



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

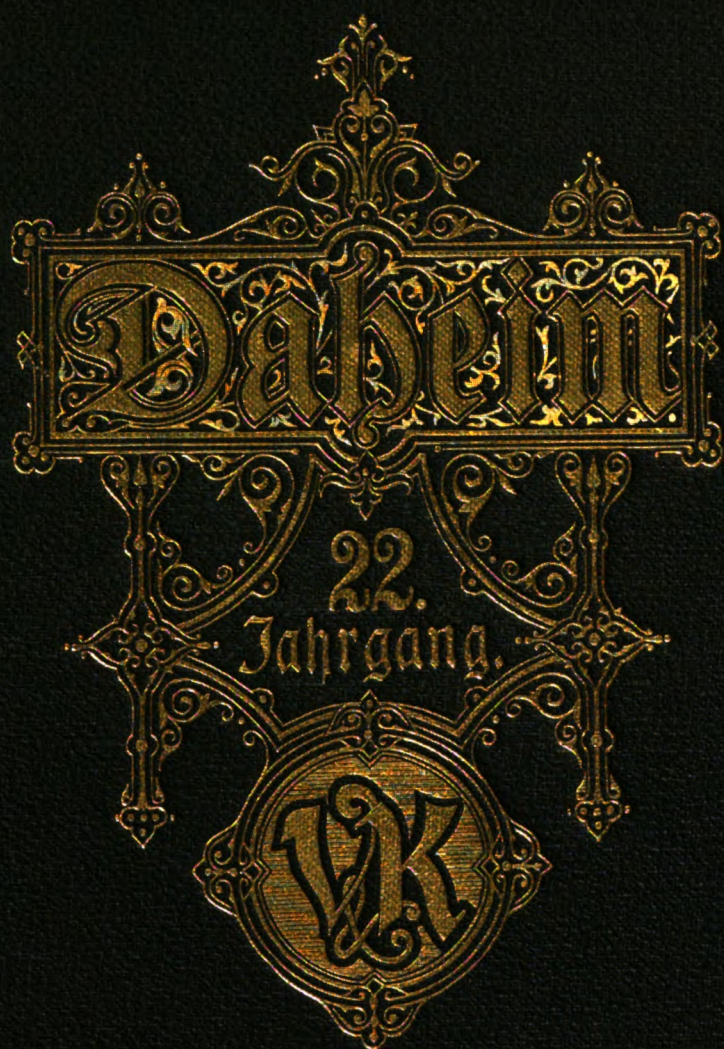
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Library
of the
University of Wisconsin



X. A. R. Brend'Amour.

$$\begin{array}{r} \cancel{12} \\ + 10 \\ \hline 22 \end{array}$$

AP
D129
22

Inhalt.

Romane, Novellen, Humoresken.	Seite
Alaska, Der Engel der. Von A. v. Perfall	517
Angeführt, Doch. Von F. Ferchle	329
Berlin-Ostende mit zehntägigem Retour- billet. Von F. Arnold	40
B'hut Gott. Von L. Bultenhardt	566
Bräute, Die, von Moorstädt. Von J. Steenhusen	417
Bruder, Sein jüngerer. Von R. von Reichenbach	806
Christrosen. Von C. Junghans	178
Geheimrat, Der Herr. Von F. Ferchle	759
Insel, Die stille. Von P. v. Szczepanski	148
Jubiläumständchen, Das. Von F. Ferchle	404
Jungherr, Der alte, und seine Liebe. Von Th. S. Pantenius	145
Kuhndes Glück, Herrn. Von P. v. Szczepanski	436
Maliboula. Von August Niemann	8
Maria, die Fremde. Von F. Bichler	737
Nase, Wie meine gerade wurde. Von F. Vogt	312
Nesse, Unser. Von L. F. Born	1
Obdachloser, Ein. Von A. Schulze	294
Pauls Geburtstag. Von F. Arnold	360
Simson und Delila. Von G. Böhm	769
Sophienstift, Im. Von Hans Warring	681
Spühing. Von Doris Freitin v. Spätgen	209
Wangelbore, Die. Von A. Schulze	822

മുദ്രിക്തം.

Geibel, Nachruf an.	Von R. Kögel .	456
Kaiser und Könige, Dem, zum 2. Ja-		
nuar 1886.	Von Rudolf Kögel .	209
Ostern. Von Karl Schniewind .		465
Weihnacht. Von Fritz Liebner .		177

Geschäfts- und Zeitbilder.

Atropolis, Die, und der Parthenon.	
Von R. Kleinpaul	508
Alttheibenberg. Von W. Frommel 676,	696
Anam, Die Christenmorde in 1. Theil.	9
Augustus, Apotheose des	310
Bayern, Aus. Totenklage. Von A. v.	
Persall	Weilage
Birma und England	121
Bischöfe, Zwei deutsche	Weilage
Börtenverein, Der, der deutschen Buch-	
händler. Von R. Winkler	501
Bulgarisches	814
Eisenbahnwesens, 50 Jahre deutschen.	
Von H. v. Spielberg	154
Frankreich, Beamtenverhältnisse im vor-	
revolutionären	283
Franzöf. Kolonie, Zubellschrift der . . .	63
Friedrichs d. Gr. letzte Lebensstage und	
Tod. Von B. Rogge	729
Friedrichs d. Gr. Kolonisationen. Von	
M. Beheim-Schwarzbach	536
Goten, Die letzten	Weilage
Herodes und die Herodäer. Von M.	
Wagner	472
Hohenzollern, Des, Einzug in Braun-	
schweig	137
Michel, Luise, „die rote Jungfrau“ . .	777
Mithrasfultus, Der, in Deutschland.	
Von C. Ziegler	526
Mobilmachung, Eine deutsche, in der	
guten alten Zeit. Von P. Schwarz .	504

	Seite
Wondſcheinmänner in Irland, Einnächtlicher Überfall durch	174
Neu-Pompeji. Von Trebe	796
Paul, Aus den Tagen des Kaiſers	607
Polen und Deutſche	342
Potsdam, Das Eſſet von. Von B. Rogge	56
Trauerspiel, Das, in Bayern	665

**Litterar- und Kunstgeschichtliches.
Biographisches.**

Albrecht, Prinz v. Preußen	1. Beil.	6
Baggesen und Schiller		223
Bibelübersetzungen, Die deutschen, vor Luther. Von L. Witte		168
Bischöfe, Zwei deutsche (Kopp. Dinder)	1. Beilage	26
Büchertisch, Allerlei vom		175
Bulgarien, Fürst Alexander von	Beil.	3
Christoterpe, Neue		203
Dunder, Max	Beilage	46
Edstein, Fr. Aug.	3. Beilage	10
Friedner, Th. Von F. Friedner		789
Frommann, Fr. Joh.	Beilage	39
Goethe, Was weiß das deutsche Volk von? Von F. Anders		297
Göfner, Johannes		364
Großvater, Als der, die Großmutter nahm. Von Pantenius		175
Harburger, Edmund		172
Heer, Buch vom deutschen		60
Hogarth, William. Von A. Rosenberg Solbeins Madonna. Von Rosenberg .		394 46
Journalistenlaufbahn, Eine deutsche (H. Böller)		245
Jung-Stilling, Zur Erinnerung an. Von R. R.		15
Kaehler Pascha. Von H. Vogt 2. Beil.		9
Kerner, Justinus, zum 100jährigen Ge- burtstage. Von Robert Koenig		825
Kunstakademie, Münchener, der neue Direktor der (Fr. A. v. Kaulbach) Beil.		49
Liszt, Franz	Beilage	46
Liszt, Roch einmal		793
Nolastück, ein Hamburger		559
Ludovisi, Juno. Von Rosenberg		271
Luitpold, Prinzregent v. Bayern Beil.		39
Luther als Bibelübersetzer. Von L. Witte		392
Lutherhandschrift, Zur Erklärung der 392.		543
Luz, Freiherr von	Beilage	44
Märchen-Buchstein, Vom. Von R. R.		408
Marrpat. Kapl. Fred. Von. R. Werner		90
Menschenliebe, Ritter ein, der (Shafes- bury). Von B. A. Schleicher		267
Menzelsfeier, Die, der Berliner Akademiker	1. 2. Beilage	15
Menzels Illustrationen zu Friedrich v. Gr. Werken. Von Rosenberg		648
Murillos Madonna. Von A. Rosenberg		190
Musiker, deutsche. Von H. Köstlin:		
1. Schillers musikal. Jugendfreund (Zumsteeg)		524
2. Goethes Musikkfreund (Zelter) . . .		555
3. Ludwig Spohr		713
4. Konradin Kreuzer		749
Oberländer, A. Von F. B.		568
Parzivalübersetzung, Eine neue. Von Böttcher		47
Piloly, Karl von. Von A. Rosenberg	Beilage	45
Posen, Der neue Generalsuperintendent von (Joh. Diefel)		681

	Seite
Büchler-Muskau, Fürst von. Von R. W.	740
Kanke, L. von. Von Pantenius . .	580
Nembrandts Gattin. Von A. Rosenber	127
Nichter, Ludw., Selbstbiographie. Von Th. H. Pantenius	167
Rinkart, Martin. Von E. Sperber . .	454
Schessel, Victor. Von Pantenius. Beil.	31
Scherer, Wilhelm. Von R. R.	780
Schichtbuch, Das, von Hänfelmann . .	95
Schiller, Eine Reliquie von	111
Schleinitz, Frh. v., Vizeadmiral	478
Schmidt, Julian. Von Th. H. Pantenius	
Beilage	29
Schmidt, G. F., der Kupferstecher. Von A. Rosenberg	220
Schumann, Robert. Aus seiner Ju- gendzeit. Von H. Röstlin	459
Spielmannsbuch e. normann. Sängers im XIII. Jahrh. Von L. H. Fischer	638
Spitzweg, Karl. Von F. W.	68
Waiz, Georg	606
Zaubergeriger, Der (Paganini)	121
Rezhmitz, G. v.	50
Beilage	
Zieten, Auf S. Spuren. Von B. Rogge	247
Zöllners Handbuch d. theol. Wissenschaften	607

Skizzen aus Heimat und Fremde.

Alma, Der Ausbruch des . . .	Beilage	37
Afrika, Deutsche Offiziere in . . .		814
Anam, Die Christenmorde in . . .	Beilage	9
Badergeichtchen aus Baden. Von Max		
Ullrich		620
Brasilien's, Entdeckungstreife im Innern		746
Cholera in Spanien, Ein Rückblick auf		
die. Von F. Fiedler		6
Cydon, Der nordamerikanische . . .		63
Dampferlinie, Eröffnung der deutschen		
ostasiatischen	Beilage	42
Deutsch-ostafrikanische Kolonie, Die, und		
ihr Begründer		617
Deutsch-Südwestafrika, Aus		300
Eifel, Durch die vulkan. Von F. Heyl		71
Einsiedler, Deutsche, in den Vereinigten		
Staaten. Von E. D. Fopp		489
Feuerdienern, Unter den. Von W. v.		
Massow		20
Florentiner Dom, Der		271
Griechische Fest, Das, der Berliner		
Künstler. Von J. Einde		684
Hagenthal, Haus, im Harz. Von R.		
Laugmann		590
Heidelberger Jubiläum, Das	Beilage	48
Hellgate, Die Sprengung von		108
Jerusalem, Der Tempelplatz in, sonst		
und jetzt		456
Kaiserswerth, Die Jubiläumsfeier in.		
Von W. Baur		809
Kamerun, Das Regierungsgebäude in		
1. Beilage		8
Kistmandscharo, Der		716
Kirscheft, Das Naumburger. Von Fr.		
Klien		794
Krieg im Frieden. Von Fr. Klien		763
Ludwig II. aufgebahrt in der Kapelle zu		
München	Beilage	41
Ludwigs II, Die Überführung d. Herzens,		
nach Altötting	Beilage	49
Markthallen, Die neuen Berliner. Von		
Th. Cofmann		635
Matrosen, Unsere ersten schwarzen Weil.		33
Medici, Villa, in Rom		287

	Seite
Museum, Das germanische zu Nürnberg. Von H. Knackfuß	425
Nord-Ostsekanal, Der. Von H. von Spielberg	284
Osterfeier, Eine deutsche, im heiligen Lande. Von Chr. Venard	474
Pergamon in Berlin. Von R. Kleinpaul	585
Ritt, Ein, durch die Wollen. Von G. Rodet	565
Sahara des Nordens, In der	540
Salomonsinseln, Die deutschen	34
Sansibar, Aus dem Reiche des Sultans von. Briefe von Konny Rohls	216
Schiffspredigt in Berlin	4
Seefest. Von H. R.	14
Seemannsleben, Aus dem. Von Chr. Venard	204
1. Freitagsegeln	346
2. Eine Lazarettdepeche	714
3. Der schrecklichste der Schrecken	327
Seemannsmission, Die deutsche. Von Fr. Giewert	717
Siebenbürgen, Bei den Volksgegnossen in. Von Joh. Reichart	601
Siege, Deutsche, im Frieden. Von H. v. Spielberg	51
Somali, Im Lande der. Von Leue	118
Sonntag, Ein, in See. Von Heims	300, 316
Südwestafrika, Aus	2
Umschau in fernen Landen.	3, 5, 6, 7, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 16, 17, 18, 20, 21, 22, 23, 25, 26, 27, 28, 30, 33, 37, 38, 40, 44, 50, 52
Varzin	233
Venedig, Eingang des Dogenpalastes in	223
Verona, Giardino Giusti in	207
Weichseldurchbruch, Vom diesjährigen	30
Weihnachtsbräuche, Süddeutsche	183
Weinversteigerung, Eine, im Kloster Eberbach. Von F. Heyl	660
Wilhelmstift bei Potsdam, Das. Von Dr. P. Heine	551
Yap, die umstrittene Insel	1
Zwischendeck eines Passagierdampfers, Im. Von R. Werner	24

Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

Chinarinde, Die Kultur der, und Dr. Gasparl	100
Gesundheitsrat 15, 48, 79, 96, 127, 176, 303, 367, 399, 431, 463, 559, 591, 607, 687, 703, 719	430
Hauschwamm, Der. Von J. Stinde	431
Haut und Haar (Dr. Clasen). Von Dyrenfurth	431
Heizungsproblem, Das. Von H. von Spielberg	782
Kofain und Kofa	2. Beilage 4
Kugeln, Lebende. Von R. Imman	491
Luftmeer, Das, und die Sonnenwirkung. Von Th. Schwarze	654
Menschenaugen, Versteinerte	111
Muschel- und Austerngift, Das. Von Dyrenfurth	200
Naturwissenschaftlich-technische Umschau	12, 14, 19, 24, 27, 28, 29, 31, 37, 38, 48, 50
Schlagfluß, Der. Von Dyrenfurth	266
Strofen, Die, und der Verein f. Kinderheilstätten an den deutschen See- küsten. Von L. Rohden	486
Staubstudien. Von J. Stinde	202
Sternhaufen und Nebelflecke. Von Dr. Klein	30
Sternschnuppen und Meteorströme. Von Dr. Klein	238
Tollwut-Schutzimpfung, Die. Von J. Stinde	557
Vogels, Entwicklung des, im Ei. Von Th. Schwarze	495

Soziales und Volkswirtschaftliches.

Arbeiterfrage, Die, in England. Von B. A. Schleicher	411
Arbeiterinnen, Die Bewegung in den Kreisen der	35
Frankreich, Beamtenverhältnisse im vor- revolutionären	283
Genußmittel, Die, im Welthandel	670
Gesindevermittlungsbureau, Ein Ber- liner. Von Th. Cofmann 1. Beilage	16
Kreuz, Der Wiesbadener Verein vom roten. Von F. Kalle	750
Mädcherbergen. Von R. R.	2
Schriftstellerleben, Das. Von Pantenius	38
Sozialistenkrawall, Londoner	23
Wohnungen, Gesunde und beagliche. Von Th. Schwarze	687
Ziehfinder, Eine Musterung der, in Leipzig	7

Vermischtes.

Abenteurer, Jugendliche	44
Abzahlung, Auf	36
Antipiraten, Die (Homes u. Feh) Weil.	19
Ball, Der erste	21
Bismarck (Da ist er)	38
Böttcherkunststück, Ein	47
Doppelgänger oder nicht? Ein. Von B. A. Schleicher	3
Einspader und Wehrader	359
Feuerwehr, Helben der Berliner, vor dem Kaiserpaar	25
Friedrich Wilhelms IV. Denkmal ent- hüllt	40
Gesellschaftsabend, Ein, beim Prinz Hein- rich in Kiel	27
Gewißheit, Wahrscheinlichkeit u. Zufall	374
Von Dr. Klein	619
Holzpapier. Von H. v. Spielberg	507
Zuteilindustrie, Die	24
Klinkhardt'schen Buchdruckerei, König Alberts von Sachsen Besuch in der	43
Kronprinz, Der, beim Brande in Eiche	522
Königs, Im grünen Rod des. Von F. Kien	18
Mittagsessen, Unterwegs mit dem Weil.	32
Modellbörse, Die Berliner. Von J. Stinde	445
Orgel, Die pneumatische. Von M. Albin	410
Ostern am 25. April. Von Dr. Klein	543
Ostersonntags, Noch einmal die Feststel- lung des	28
Pasteur, Auf dem Wege zu	591
Pergamonfest, Zum. Von J. Stinde	783
Photographie, Idealisierende. Von Th. Schwarze	52
Pflanzenzeit, In der	623
Rechtsrat 32, 64, 112, 223, 287, 351, 447, 495, 543, 575, 623	46
Repetiergewehr, Das 100 000.	22
Schenke, Vor der	20
Schlittschuhen, Auf	47
Seebade, Im	50
Stätte, an geweihter	29
Stunden, Vange	5
Toten, Zum Gedächtnis der 1. Beilage	142
Turnanstalt, Auf. Von Fr. Kien	94
Velocipeds, J. Gesch. d. Von H. Vogt	

Am Familientisch.

Ägyptische Cicerone	256
Ameise, Lebensdauer der	32
Animalisches Leben unter hohem Drucke. Von Th. Schwarze	383
Äyyl, Ein, für nervenleidende Damen	239
Bleichen, Bemerkungen über das	703
Blitzgefahr und Blitzableiter. Von Th. Schwarze	623
Branntweins, Zur Geschichte des	751
Braunschwäger Spargel	382
Brutus und seine Söhne	639
Cadet, Begräbnis der Witve	350
Christusorden, Der, d. Fürsten Bismarck	319
Chre, Die letzte	655

Ferienreise eines evangelischen Predigers. Von L. Witte	414
Gliebners Gedichte	575
Forellen, Bei den	527
Friedrich Karl, Des Prinzen, Jagdbeute	559
Friedrich Wilhs. I. Denkmal in Potsdam	558
Getier an Bord	350
Giusti, Giardino, in Verona	207
Griechen, Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten. Von G. Böttcher	479
Grimm, Die Brüder	334
Hagia Sophia, Als Preuze in der	446
Heiland, Der, i. d. Kinderbewahranstalt	223
Heiland, Der, Wein und Brot segnend. Von A. R.	479
Heimsfahrt, Auf der	494
Hessen, Altheimnishes aus	367
Jubiläum, Ein alpin	719
Junge, Was soll der — werden? Von H. Müller	111
Kuno Ludovisi. Von A. Rosenberg	271
Kaiser Wilhelm und sein Urenkel	511
Kälteerzeugung, Die künstliche. Von Th. Schwarze	415
Kirchengebäude, Das evangelische. Von L. Witte	399
Kirchentänze	415
Klostermauern, Hinter. Von R. R.	767
Knackfuß' Wandgemälde i. d. Empfangs- halle des Straßburger Bahnhofes	799
Konföderierter, Ein gefangener, auf der Feldwache nordstaatlicher Truppen	463
Landsmann, Ein schwarzer, als Schüler	431
Liebe und Trompetenblasen	751
Lofastück, Ein Hamburger	559
Lugusgläser, Neue	702
Maktabäer, Die bulgarischen	366
Medici, Villa, in Rom	287
Meeresgaben, die	335
Michaels, des Erzengels, Kampf mit Satan um Moses Leiche. Von A. Rosenberg	382
Milch, Die, ist angebrannt	671
Morgen und Abend im christl. Hause	190
Opernglashalter	431
Papierverbrauch, Der, auf der Erde	751
Papst, Ein Geschenk für den	303
Pfarrhaufe, Aus dem	383
Pferdes, Die früheste Geschichte des	814
Pflanzenstatistik	319
Photographie und Himmelskunde. Von Th. Schwarze	351
Pinakothek, Das	703
Plutarch über das Petroleum	399
Reiseerinnerung, Eine	719
Rembrandt, Unter	414
Rembrandts Gattin	127
Schachspieler, Moderne	303
I. Andersen	319
II. L. Paußen	335
III. F. H. Zudertort	351
IV. W. Steinig	
Schwäne, Die, in Berlin und Potsdam. Von Th. Cofmann	767
Sedanwort, Das erste des Kaisers	767
Spiekkameraden, Ungewöhnliche	446
Talisman, Ein	14
Taubentürme in Italien	47
Türane, Die	79
Vatikan, Die Gärten des	334
Volkssagen, pommerische, Jahns	318
Weichsel, Von der	719
Weihnachtsgabe, Die, der Münchener. Von A. Rosenberg	159
Weihnachtsgeschenk, Ein, für Freunde der Geschichte	190
Welt, Die, des Kleinen	144
Welthandel, Ein seltsamer Begriff im	175
Wetter, Durst und Trinken bei heißem	751
Von Th. Schwarze	815
Zeitalter, Das papierne. Von Th. Schwarze	

Illustrationen.

Abzahlung, Auf	36
Atina, Der Ausbruch des	37

	Seite		Seite		Seite
Akropolis, Die, von Athen. Von G. Rehender	505	Freunde, Gute. Von D. Gebler	153	Künstlers Familienbild. Von H. Stelzner	693
Albert, König von Sachsen, an den Daheimpressen	24	Freunde, Gute. Von R. Böler	357	Landleute, Unsere neuen, als Matrosen von S. M. E. „Elisabeth“	33
Allerheiligenfest: Am Wege zum Gottesacker	5	Freundschaft, Gute. Von A. Siebert	525	Lasset die Kindlein zu mir kommen! Von Fr. Uhde	212
Altötting, Die dekor. Gnadenkapelle in 1. Beilage	49	Friedrichsruh, Aus	38	Lasset die Kindlein zu mir kommen! Von F. Schubad	661
„ , Katastroph i. d. Stiftskirche zu 1. Beilage	49	Friedrich Barbarossas Einzug in Hagenau. Von H. Knackfuß	788 f.	Lebaer Fischer, Frauen der, harren auf die Rückkehr ihrer Männer	29
„ , Nische mit den Herzen Ludwigs I, II u. Max II in der Gnadenkapelle zu	49	Friedrich d. Einzigen Übergang in die Gefilde der Vollendung. Von F. W. Bod	733	Leipzig, Schlacht bei, Bauern zuschauend. Von Mende	36
Ameisenigel, Der	492	Friedrich d. Gr. auf der Terrasse von Sanssouci. Von J. F. Nügel	732	Liebhaver, Der dienstfertige. Von A. Oberländer	572
Anam, Aus den Christenverfolgungen in 1. Beilage	9	Friedrich d. Gr., Zum 100jähr. Todestage. 8 Illust.	729	Moyd, Nordd., die Schiffe des, in Bremerhaven	42
Angelegenheit, Eine wichtige. Von F. Condermann	421	Friedrichs d. Gr., 3 Kaiserbesuche am Sarge	50	Londoner Straßentumulte	23
Antipirritische Sitzung, Eine, in Berlin 1. Beilage	19	Friedrich Wilhelms I. Denkmal in Potsdam. Modelliert von R. Hilgers	552	Ludwigs I von Bayern Fahrt auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn	157
Antiquitätenhändler, Beim. Von A. Lüben	597	Friedrich Wilhelms IV. Denkmal enthüllt 1. Beilage	40	Ludwig II auf dem Paradebett	665
Apfelbier, Der gestörte. Von M. Lebling	37	Frühling, Ersehnter. Von F. Wittig	517	Ludwig II. Leiche auf dem Wege nach der Michaeliskirche	665
Arbeitsplatz, Auf dem Weg zum. Beil. 18	18	Frühlingslust. Von Ernestine Friedrichsen	709	Ludwigs II. Schlösser: Hohenschwangau	667
Athenagruppe, Die, vom Pergamonaltar	589	Fund, Ein seltener. Von D. Goldmann	105	„ II „ Neuschwanstein	668
Athena Parthenos	509	Gemma Augustea	309	„ II „ Herrenchiemsee	669
Athenetempel, Der, im Pergamonpanorama	590	Genie, Das verkannte. Von H. Weber	389	„ II „ Linderhof	669
Augustus, Der junge	827	Germanisches Museum zu Nürnberg. 11 Illust.	425. 441 ff.	Luthers eigenhändige Niederschrift der Überetzung des 23. Psalm	393
Aufsatz, Der erste. Von F. Günther	41	Gesindevermietungs-Bureau, Im Beil. Goldsuchers Abenteuer mit einem grauen Bären	16	Luthers Verlobung. Von F. Scheurenberg	164
Bach, Am. Von R. Warthmüller	9	Grünländerkabe. 2 Illust.	377	Madonna von Murillo	188
Babelleben in alter Zeit. 7 Bilder	620	Gugelmänner, Die, bei Ludwigs II. Begräbnis	541	Madonna, Die Holbeinsche, in Dresden	44
Ball, Vorbereitungen zum ersten. Beil. 21	21	Gutenbergbibel, Eine. Von Vinc. St. Verche	666	Manövern, Lustiges von unsern. 7 Ill.	764
Bauern, Russische, auf der Durchreise in Spandau	28	Hahnengeficht, Das. Von W. Hogarth	677	Markt, Rückkehr vom. Von F. Condermann	201
Bayrische Katastrophe, Die Stätte der 1. Beilage	41	Harburgeriana. 2 Illust.	395	Markthallen, Berliner. 12 Illust.	633
Berg, Schloß	41	Heidelberg, Aus. 10 Illust.	172 f.	Medici, Villa, in Rom. Von Choulant	281
Bernhardiner Hund in seiner Heimat. Von E. Wosch	349	Heidelberg. Schloß, Das	696	Meeres, Des, Gaben. Von Fr. Snyders	332 f.
Beschreibung, Nach der. Von B. Woske	185	Heidelberg. Tegen, Aus dem. 7 Ill.	48	Menzelsfeier, Die, d. Berliner Akademiker. 3 Illust.	15
Betrachtungen, Nachdenkliche. Von E. L. Grimm	205	Heiland, Der, Wein und Brot segnend. Von Carlo Dolci	468	Menzels Illustrationen zu Friedr. d. Gr. Werken. 10 Illust.	648
Beurlaubt zur Ernte. Von E. Henseler	773	Heimweg, Schlechter. Von P. Lübbecke	5	Michael, des Erzengels, Kampf mit Satan um Moses Leiche. Von Plochhorst	373
Boas und Ruth. Von D. Rethel	453	Heinrich, Prinz, als Mitwirkender bei einer Musikaufführung in Kiel	27	Mittelalter, Volksfest im. Von Paula Monje	741
Bolita, Der, oder das dreibänderige Armabill	489	Hendrichel, A., Aus seinem Stützenbuch 2 Illust.	11	Modellbörse im Flur der Kunstakademie zu Berlin	32
Brantweinfrage, Zur	22	Herbst, Im. Von E. v. Camp	85	Moden, Verschiedene. Von Vinc. St. Verche	821
Brazillen, Von d. Steinens Entdeckungsreise im Innern: In der Cachoeira; Zeichnende Suiaindianer	747, 748	Hereroland, Ein Grab im	300	Mütterchen. Von Auguste Ludwig	613
Braunschweig, Vom Einzug in. 9 Ill. 137 ff.	137 ff.	Herero, Ein getaufter	301	Nachbarskinder, Feindliche. Von Meyer v. Bremen	437
Brutus verurteilt seine Söhne z. Tode. Von L. Gen	629	Hererofrauen, Tracht der	297	Namaland, Charakterlandschaft aus	317
Bukarest, Schießversuche in	602	Hereromänner, Gruppe von	301	Namaquamädchen	316
Capet, Witwe. Von B. v. Schubert	348	Hirsch Michel. Von G. F. Schmidt	221	Niagara, Graham in einer Tonne schwimmend durch den	47
Cydon, Ausbruch eines, im Felsengeb. von Nordamerika	53	Höllenthorfelsen, Die Sprengung des, in New York	108 f.	Norddeutschen Lloyd, Schiffe des, in Parade am 30. Juni	42
Daheimpressen, König Albert v. Sachsen an den	24	Hogarth vor der Staffelei. Selbstbildnis	396	Nordernei, Das Kinderhospiz auf	488
Daheim, Ums	35	Hund, Der tolle	365	Nordpol, Winterbelustigung am	191
Deutsch-ostafrikan. Gesellschaft, Siegel der	617	Hundetheater, Eine moralische Geschichte aus dem. Von A. Oberländer	570	Norwegen, Fahrt zur Kirche in. Von H. Dahl	101
Deutsch-Somaliland, Markttag eines Küstenorts in	51	Hundewetter. Von B. Gensmer	537	Nürnberg-Fürther Eisenbahn, Die erste Fahrt auf der	156
Deutsch-Südwestafrika, Aus. 9 Illust. 297 ff. 316 ff.	316 ff.	Jerusalem, Modell des Tempelberges in. 3 Illust.	457	Oberländerproben	570 ff.
Don Juan auf der Flucht. Von Gensmer	57	Jungstillsings Jugend, Aus. Von Chodowied	15	Ostergottesdienst, Im. Von H. Stelzner	477
Dreißigjähr. Krieges, Vorpостengeficht zur Zeit des. Von B. Schuch	285	Juno Ludovisi	269	Ostern (Osterhase). Von E. Koch	473
Dresdner Gänse	10	Kabinett des Kunstlenkers, Im. Von B. St. Verche	21	Parthenon auf der Akropolis	509
Chemann, Auf d. Suche nach dem. Beil. 22	22	Kaiserswerth, Jubelfeier in. 7 Ill. 809 ff.	809 ff.	Parthenon, Gella des, mit d. Standbild der Pallas Athene. Von Rehender	508
Ehre, Die letzte. Von M. Fellmann	64 f.	Kaktusfreund, Der. Von R. Spitzweg	69	Partie 66, Eine. Von R. Böler	229
Eifel, Aus der. 9 Illust.	72	Kamerun, Das Regierungsgebäude in	8	Passagiere, Entdeckung blinder, auf einem Auswandererschiff	44
Einquartierung, Willkommen. Von Cl. Meyer	277	Karnevalsbilder. Von A. Oberländer	573	Pasteur, Sprechstunde bei. Von E. Koch	557
Eintritt in die große Stadt, Beim. Beil. 2	2	Kilimandscharo, Der	716	Pergamonaltar, Der, mit der Gruppe: Zeus im Kampf mit den Giganten	589
Eisbär, Erlegter	540	Kleinfinderausstellung, Eine	80	Pergamonfest, Das, in Berlin. 7. Ill.	681
Estimohund, Ein	540	Knochen, Der. Von A. Oberländer	570 f.	Pergamonpanorama, Das Malergerüst vor dem	585
Estimofinder auf einer Luftfahrt	541	Kollegial. Von A. Oberländer	572	Pfandleiher, Beim. Von F. Brütt	293
Feldartillerie im Feuer. Von R. Knödel	4	Konbuteur, Der schelmische. Von A. Oberländer	574	Pilaumenzeit	52
Festbraten, Der entwichte	125	Konföderierter, Ein gefangener, auf einer Nordstaatenfeldwache. Von E. Weder	461	Pfeifenschneiden. Von D. Pils	533
Feuerwehrleute, Verdiente, der Kaiserin vorgestellt	25	Kronprinz, Der, leitet die Rettungsarbeiten b. Brande in Eiche	43	Photographie, Idealisierende (Washington)	783
Florenz, Vom d. zu. Von Choulant	268	Kronprinzliche Kinder, Die, auf dem Neuen See im Tiergarten	20	Polen, Die Ausbreitung der, in Preußen Karte	344
Flucht, Auf der. Von Warthmüller	757	Kugeln, Lebende. 5 Illust.	489	Politiker, Der. Von W. Hogarth	397
Forellenfang im bayer. Gebirge. Von F. Meyer-Wismar	521	Kunstpauze. Von E. Geibel	380		

	Seite
Pontontrain und Pontoniere. Von R.	
Knüttel	61
Profit Neujahr!	Veilage 13
Quacksalber, Beim. Von Werner Schuch	485
Rechts oder links? Von C. Koch . .	265
Repetiergewehr, das 100 000., Festzug zur Feier des	Veilage 46
Rodeo, Luftschiffer, Mitt des	565
Rokokozeit, Ein Kostümbild aus der . .	781
Rottäppchen. Von Jul. v. Klever . . .	725
Salomoinseln, Ein Landsmann von den .	Veilage 34
Samoa, Bilder aus	8 ff. 12 ff. 28 f.
Schmaroker. Von H. Schaumann . . .	341
Schnabeltier, Das	493
Schuppen-Ameisensfresser, Der	492
Schwäne, Die, an der Friedr.-Wilh.-Brücke in Berlin. Von F. Wittig . .	761
Seebad, Zum ersten Mal im	14
Siebenbürger, Sachsen, Von den. 7 Jll.	716
Sonntagsgottesdienst auf einem Spreesohn zu Berlin.	1. Veilage 4
Spezia, Schießversuche in	2. Veilage 38
Spezia, Schießversuche in	604 f.
Spiel, Beim. Von C. Harburger . . .	169
Spinnstube. Von E. v. Gebhardt . . .	261
Stachelsch, Der kleine	493
St. Peter zu Rom, Blick auf. Von Choulant	329
Strandmärchen, Ein (Wer bist du?) Von Church	553
Studentkopf, Weibl. Radierung Rembrandts	413
Studentkopf, Ein. Von R. Fehr	805
Süden, Rückkehr aus dem fernen . . .	381
Südwestafrika, Deutsches Schutzgebiet in. Karte	300
Sylt, Zeitvertreib der Badegäste auf . .	Veilage 47
Teilnehmer, Stiller. Von F. Steinmetz	313
Unglückstag, Ein. Von E. Horst	361
Varzin, Aus. 7 Jllustr.	233 ff.
Velocipeds, Zur Geschichte des. 6 Jll.	94
Venedig, Eingang des Dogenpalastes zu .	Von Choulant 216
Verona, Garten Giusti in. Von Choulant .	204
„Von ihm.“ Von H. Sondermann . . .	93
Vorbereitungen, Vergnügliche. Von E. Grünner	116
Warm genug?	348
Wäsche, große, kleine. Von Hedwig Mehle	501
Was sich liebt, das neckt sich. Von W. Schmid	133
Wegelegerer, Kleine, am Wege zw. Reichenhall u. Berchtesgaden. Von C. Koch	412
Weichsel, Von den Überschwemmungen der	Veilage 30

	Seite
Weidenschälen. Von C. Geibel	405
Weihnachtsarbeiten	Veilage 12
Weihnachts-Telephon. Von C. Koch . .	180
Weihnachtswünsche	2. Veilage 11
Wilhelm, Vom 25jähr. Reg. Jubiläum des Kaisers	Veilage 14, 17
Wilhelm, Kaiser, und sein Urenkel am histor. Edfenster. Von C. Koch . . .	504
Wilhelm, Kaiser, am Sarge Friedrich des Großen	Veilage 50
Wilhelm, Kaiser, Begrüßung des, auf den Hausbergen 1877. Von F. Knackfuß	796 f.
Wilhelm, Prinz, zeigt seinen Kindern einen Bären	441
Windmühle, Die. Von W. Kobell . . .	196
Winter, Strenger. Von A. Thiele . . .	197
Wo bin ich? Von N. Ghis	549
Wüstenbrama. Von E. Kämpfer . . .	89
Wußtrau, Schloß Zietens	248, 249
„ Grabstätte Zietens auf dem Kirchhofe zu	252
„ Kirche zu	249
„ Denkmal in der Kirche zu	250
„ Aus dem Park	251
Yap, Bilder von der Insel 1. 2. Veilage	1
Zeit, Die, verächtet ein Gemälde. Von W. Hogarth	397
Ziehfinder, Eine Musterung der, in Leipzig	7
Zieten sitzend vor seinem König. Von Chodowiedt	253
Zureden hilft. Von A. Glisenti	325
Zuträgerin, Die. Von C. Harburger . .	149
Zwischendeck eines Passagierdampfers, Im	25

Porträts.

Albrecht von Preußen, Prinz	Veilage 6
Alexander, Fürst von Bulgarien	Veil. 3
Anderssen, Adolf	303
Bayern, Königin Mutter von	668
Bechstein, Ludwig	409
Berlioz	793
Claß, Dr.	745
Czerny	793
Dinder, Jul., Erzbischof von Poien . . .	Veil. 26
Dunder, Max	3. Veilage 46
Eckstein, Friedr. Aug.	3. Veilage 10
Ernst	793
Friedner, Theodor	812
Friedrich der Große. Von Bause . . .	729
Friedrich der Große. Von Chodowiedt	730
Friedrich der Große zu Pferde. Von Chodowiedt	731
Friedrich des Großen Totenmaske . . .	735
Frommann, Fr. Joh.	Veilage 39
Glabstone W. E.	345

	Seite
Hogner, Johannes	364
Grimm, Die Brüder. Von C. L. Grimm	329
Gudden, Dr. Bernhard von	Veilage 41
Harburger, Edmund	172
Hefesiel, Johannes	681
Hogarth vor der Staffelei. Selbstbildnis	396
Humann, Karl	588
Kähler Pascha	2. Veilage 9
Kaulbach, Fr. Aug. von	2. Veilage 49
Kerner, Justinus	826
Kopp, Georg, Bischof v. Fulda	Veilage 26
Kreuzer, Konradin	749
Kriehuber, Maler	793
Liütz, Franz	2. Veilage 46
Liütz's Jugendporträt	793
Liütz im Jahre 1846	793
Ludwigs II. Jugendporträt	668
Ludwig II, aufgebahrt	Veilage 41
Luitpold, Prinzregent v. Bayern	Veil. 39
Luz, Freiherr von	Veilage 44
Marrat, Kapitän. Von R. Mayer	92
Michel, Luise	777
Riemann, August	8
Oberländer, A. Gez. v. C. Harburger	569
Otto I, König von Bayern	668
Ottos I. Jugendporträt	668
Paganini. Von C. L. Grimm	121
Paulsen, Luis	319
Peters, Dr. Karl	617
Piloly, Karl von	Veilage 45
Prevorst, Die Seherin von	826
Ranke, Leopold v.	Von F. Hummel 581
Rembrandts Frau	124
Scheffel, Victor von	Veilage 31
Scherer, Wilhelm	780
Schleinitz, Freiherr von, Vizeadmiral .	476
Schmidt, der Kupferstecher. Von ihm selbst radirt	217
Schmidts Gattin	220
Schmidt, Julian	2. Veilage 23
Schumann, Rob. Von E. Wendemann	460
Shafesbury, Graf von	268
Spigweg, Karl. Von E. Grünner	68
Spohr, Ludwig	713
Steinen, Dr. R. v. d.	745
Steinen, W. v. d., Maler	745
Steinitz, W.	351
Vogt, Herrmann	60
Waig, Professor Georg	601
Washington (Durchschnittsbilder) . . .	783
Zelter, C. F. Von C. Vegas	556
Zeschwitz, Verh. v.	Veilage 50
Zieten als Premierleutnant	249
„ sitzend vor seinem König	253
„ altes Reiterbildnis von 1736	254
Zimmermann, Joh. Georg	733
Zöller, Hugo	245
Zukertort, L.	335
Zumsteeg, Joh. Rudolf	524



Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Oktober. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 1.

Unser Nefte.

Erzählung von L. F. Born.

Nachdruck verboten.
Gef. v. 11./IV. 1870.

Ein trüber Nachmittag zu Ende September erfüllte die Straßen Berlins mit Nebel und feuchter Kühle, als zwei kleine Knaben von etwa acht und vier Jahren durch den flüßigen Straßenschmutz mit müden Füßen ihren Weg nach Hause suchten. Der ältere trug unter dem Arm ein großes Brot und ein Buch aus der Leihbibliothek von nicht sehr appetitlichem Aussehen, mit der anderen Hand zerrte er den kleinen Bruder hinter sich her, der müde, hungrig und eigensinnig nur noch schwer vorwärts zu bringen war. Die Kinder sahen beide dürrig und schlecht genährt aus, aber der kindlichen Schönheit des älteren, seinen offenen, regelmäßigen Zügen, seinen kräftigen wohlgebauten Gliedern hatten Mangel und Vernachlässigung nicht viel anhaben können, während das jüngere Kind nur durch ein paar große dunkle Augen in dem bleichen, verdrießlichen Gesichtchen etwas Anziehendes bekam.

Jetzt begannen die beiden langsam die Hintertreppen eines hohen, kasernenartigen Hauses zu ersteigen. Vier davon hatten sie zu überwinden, und auf halbem Wege blieb der Kleine liegen, weinte und schrie, bis dem älteren die Geduld riß. Aber seine Püffe machten das Übel noch ärger, und als nun auch Brot und Buch die mühsam erkletterten Stufen wieder hinabrollten, wußte er sich nicht mehr zu helfen und stimmte in des anderen Wehklagen mit ein.

Da öffnete sich neben ihnen die Thür, und mit einem: „Donnerwetter, was ist denn das für ein Heidenlärm!“ steckte ein hagerer gebückter Mann in behaglichem Sonntagnachmittagskostüm den Kopf heraus. Sein Gesicht erhellte sich, als er die Kinder erblickte: „Die kleinen Reissachs? Was ist euch denn passiert, ihr Brüllaffen?“ redete er sie in gemüthlichem Tone an. „So hungrig, so hungrig!“ schluchzte der Kleine. „Ist das wahr, Georg?“

XXII. Jahrgang. 1. k.

Dieser nickte: „aber wir bringen ein Brot mit“, fügte er schnell hinzu. Georg hatte noch nie gebettelt, aber er hatte auch nichts dagegen einzuwenden, daß der gute Nachbar Schulz ihn und den kleinen Franz bei der Hand faßte und in sein Wohnzimmer führte. Dort thronte hinter dem sonntäglichen Kaffeetisch Frau Schulz in ihrer Haube mit gelben Bändern über dem breiten, roten Gesicht. Neben ihr stand eine Nachbarin. Sie war gekommen, um Herrn Schulz, der ein Flickschuster von Profession war, eine Reihe zerrissener Kinderschuhe anzuvertrauen.

Frau Schulz mochte schon ahnen, was die Kinder herinführte, denn sie begann sogleich ein paar schöne fette Stullen zu schneiden und Kaffee einzuschenken. „Was hat es mittags bei euch gegeben?“ fragte sie. „Kartoffeln — aber nur sehr wenig. Sie sind beinahe alle.“

Frau Schulz machte ein aufrichtig betrübtes Gesicht. „Nun dauert es aber nicht mehr lange, dann kriegen wir wieder Geld“, fuhr Georg zutraulich fort. „Am ersten Oktober kommt der Briefträger, und dann essen wir wieder Butter mit Kartoffeln und Schinken.“ Er hatte leise gesprochen, in unbewußtem Takt seine Mitteilungen nur an Frau Schulz richtend, aber die Nachbarin hatte sie doch gehört.

„Natürlich“, begann sie, die Arme in die Seite stemmend, „so ist es immer bei euch. Alle Vierteljahre regnet das Geld vom Himmel, und dann geht es hoch her, Speck und Schinken und feine Kleider, und wenn es alle ist, so geht ihr in Lumpen und laßt euch von anderen Leuten durchfüttern. Eure Mutter rührt nie einen Finger, um sich ehrlich was zu verdienen, und dann will sie noch was Apartes vorstellen, und gönnt anderen Leuten, die sich's sauer werden lassen, kein freundliches Wort.“

„Sie ist aber auch etwas Apartes“, entgegnete Frau Schulz nachdrücklich, während ihr Mann den Georg zwischen

seine Kniee nahm, und seine Aufmerksamkeit von dem Gespräch abzulenken suchte. „Ja, apart faul und apart hochmütig. Was geht's mich an, daß sie mal was Besseres gewesen ist? Ich muß mich wundern, daß Sie ihr immer die Stange halten, Frau Schulz.“ So ging es noch eine Weile fort, bis die Rednerin, noch vor sich hinbrummend, den Rückzug antrat. Sie hatte sechs Kinder, die immer ordentlich einhergingen, warum luden die kinderlosen Schulzens diese niemals zum Kaffee ein, gleich den kleinen Vagabunden, den Reisachs?

Georg war der Liebling der Alten, Fränzchen kein liebenswürdiger Gast. Jetzt verlangte er wieder nach mehr Zucker und Milch, während Georg, an Herrn Schulzes Knie gelehnt, mit fröhlichem Behagen in sein Butterbrot einbiß und das Ehepaar mit seinem zutraulichen Geplauder und seinen drolligen Fragen erheiterte. Für ihn war Frau Schulzens gute Stube das Paradies auf Erden, die weißen Gardinen, die polierte Kommode mit den goldenen Tassen, die Blumenstöcke und der Kanarienvogel im Fenster der Jubegriff alles irdischen Glanzes und Behagens. Es war hart, daß er sich sobald wieder davon trennen mußte, aber er wußte, daß die Verspäteten oben kein freundlicher Empfang erwartete, und war zu sehr gewöhnt, sich als unentbehrliche Stütze seiner Mutter anzusehen, um lange zu verweilen.

Nun hatte er Fränzchen nebst Brot und Buch glücklich bis ans Ziel geschleppt und lauschte einen Augenblick an der Thüre, verwundert über die fremde Stimme, welche drinnen ein lebhaftes Gespräch mit seiner Mutter führte. Sein Erstannen nahm noch zu, als er bei seinem Eintritt einen ältlichen Herrn am Tische sitzen sah. Derselbe war in feines Schwarz gekleidet und hielt einen offenen Brief in der Hand, mehrere andere Papiere lagen neben ihm. Frau Reisach ging mit hastigen Schritten in der Stube auf und ab, die schmalen Hände krampfhaft in einander geschlungen. Ihr Äußeres war ebenso dürrig und vernachlässigt wie die ganze Umgebung, aber ein paar große dunkle Augen bligten unter den feingezeichneten schwarzen Brauen, und die Bewegungen der zarten Gestalt waren von einer Leidenschaft und Unmut, wie sie nicht seltsamer gedacht werden konnte zu dem fadenfcheinigen Wollentkleid mit seinen mangelhaften Knöpfen und den schon mit grau vermischten Haarsflechten, die heute jedenfalls noch keine ordnende Hand berührt hatte.

„Es steht ganz bei Ihnen, ob Sie auf die Bedingungen eingehen wollen oder nicht“, sagte der Herr, „aber ich muß doch bitten, endlich zu einem Entschluß zu kommen, und erlaube mir dabei zu bemerken, daß der ganze Vorschlag ursprünglich von Ihnen, und nicht vom Herrn Baron ausgegangen ist. Ah, da ist wohl der in Rede stehende Knabe“, wandte er sich dann an Georg, und sein Gesicht, das bis dahin ein lebhaftes Unbehagen ausgedrückt hatte, erheiterte sich ein wenig. „Wie heißt du denn, mein Junge?“

„Georg Ulrich Reisach.“

„Ein außerordentlich hübsches Kind, gnädige — hm — Frau Reisach. Er wird gewiß sehr gefallen.“

„Meinen Sie, daß ich einen besseren Preis für ihn hätte fordern sollen, weil er so schön ist?“ herrschte die Frau ihn an. Sie sprach ein reines Deutsch und hatte eine besonders biegsame Stimme, mit der sie ihren wechselnden Empfindungen wunderbar ergreifenden Ausdruck geben konnte. Der Herr sah aus, als hätte er Lust sich zu vertriehen. Er nahm seine Zuflucht wieder zu Georg: „Höre mein Kleiner, möchtest du wohl mit mir zu deinem Onkel gehen? Er wohnt in einem großen Schloß, und wenn du bei ihm bleiben willst, bekommst du alle Tage Kuchen zu essen, und wirst einmal ein großer, reicher Herr. Was meinst du dazu?“ Das Kind riß die Augen verwundert auf, dann wanderten seine Blicke zur Mutter hinüber: „Kommst du auch mit und der kleine Franz?“ fragte er zögernd. Neue Verlegenheit des Herrn, aber Frau Reisach kniete nieder, riß ihren Sohn an sich, als wollte sie ihn erdrücken, und rief unter Schluchzen: „Nein, nein, deine Mutter soll nicht mit dir gehen, sie soll allein zurückbleiben in Elend und Verzweiflung! Nicht wahr, Georg, du willst nicht

in das große Schloß, zu den Menschen, die deine Mutter hassen und verachten? Du bleibst bei mir, mein Sohn, mein einziges Glück, mein Lebenslicht!“ Der Herr fuhr sich ratlos durch die Haare: „Meine beste Dame, ich bitte Sie um Gotteswillen — keine Szenen mehr. So kommen wir nicht weiter. Sie müssen einen Entschluß fassen.“ Die Frau rang die Hände: „Verzeihe mir, mein geliebtes Kind, daß ich dir dein Glück nicht gönnen will. Die Menschen sind zu grausam — Ulrich verlangt Unmenschliches von mir“ — und schluchzend ließ sie sich in einen Stuhl fallen. Dem Herrn schien jetzt die Geduld zu reißen, er stand auf und sagte mit barscher Stimme: „Es thut mir leid, Frau von Reisach, aber ich habe keine Zeit mehr zu verlieren, am allerwenigsten, um Vorwürfe gegen den Herrn Baron mit anzuhören. Bis morgen kann ich Ihnen noch Bedenkzeit gestatten, aber wohlgemerkt, ich komme dann zum letztenmale.“ Sie richtete sich langsam auf und drückte die Hand fest auf das Herz. „Ich werde Sie morgen erwarten“, sagte sie, plötzlich in einen kühlen, gefassten Ton übergehend, und mit einer nachlässigen Verbeugung, die wunderbar genug zu ihrem bisherigen Wesen und zu ihrer dürrigen Umgebung paßte, entließ sie den nun wieder ganz Verblüfften. Sobald sie mit den Kindern allein war, sank sie wie eine verlöschende Flamme in sich zusammen und verbarg das Gesicht mit den Händen. Georg zupfte sie ängstlich am Kleide. „Mutter, war das der Onkel, welcher mich mitnehmen will?“ „Der!“ antwortete sie und lachte verächtlich auf, „nein Georg, der sieht anders aus. Aber du sollst ihn bald kennen lernen.“

Am folgenden Tage ging Frau Reisach zur guten Frau Schulz hinunter, der einzigen Person, mit welcher sie in einer Art vertrauten Verhältnisses stand, und welche sich durch die Launen der seltsamen Nachbarin noch nie hatte verstimmen lassen. Mit ihr hatte sie eine lange Unterredung, und später, während Georg in der Schule war, kehrte der schwarze Herr noch einmal zurück. Am Abend sagte Frau Reisach zu dem Kinde: „In zwei Tagen gehst du zu deinem Onkel, Georg.“ Dabei gab sie ihm Geld: „Hole mir, was ihr am liebsten essen mögt. Mir ist alles gleich, und wir haben jetzt Geld genug.“ Georg sprang fröhlich fort; so jung er war, so hatte er sich bereits daran gewöhnt, den kleinen Haushalt zu bejorgen, und die versprochene Herrlichkeit, welche er beim Onkel finden sollte, schien bereits ihren ersten Schimmer auf seinen Lebensweg zu werfen. Aber seine Mutter genoß fast nichts von dem besseren Abendbrot, das heute auf dem Tische stand; blaß und fast wortlos ging sie während der zwei folgenden Tage umher. Georg war an ihre wechselnden Stimmungen gewöhnt, aber auch sein fröhliches kleines Gemüt lag wie unter einem Bann, erfüllt von unklarem Hoffen und Bangen.

In der Nacht vor dem großen Ereignis wachte er mit einem plötzlichen Schreck auf. Der Mond schien hell in die Stube, und bei seinem Licht sah er die Mutter regungslos zusammengesunken neben der dürrigen Bettstelle, die er mit seinem Brüderchen teilte. Er richtete sich auf und rief ihren Namen, sie hörte ihn nicht; er kletterte aus dem Bett und faßte ihre Hände, sie waren eiskalt, ihr Gesicht wie das einer Toten. Unterdeß war auch der Kleine aufgewacht und schrie aus vollem Halse. Ein maßloses Grauen erfaßte Georg, im Hemd mit bloßen Füßchen stürzte er hilfesuchend zu den Nachbarn hinunter und weckte die Guten aus ihrem friedlichen Schlummer. Frau Schulz steckte ihn in ihr eigenes Bett und ging hinauf, nach der Mutter zu sehen. Nach einiger Zeit kam sie wieder herunter, das Fränzchen auf dem Arm: „Mutter ist krank, Georg, aber es geht ihr schon wieder besser. Ihr beiden könnt meinethwegen hierbleiben. Leg dich aufs Ohr und schlafe weiter, mein Junge.“

Am andern Morgen hieß es: „Geht nicht hinauf, Mutter ist noch krank.“ Georg blieb sehr gern in der Schusterwerkstatt, spielte mit dem Bruder, schwatzte mit Herrn Schulz und sah ihm bei der Arbeit zu. Die alten Leute waren heute besonders gut gegen ihn, und die Trennung von der Mutter, vor der er immer in einer gewissen Scheu lebte, empfand er nicht schwer.

Als es Abend werden wollte, begann Frau Schulz ihn auf den Eintritt in seine neuen vornehmen Verhältnisse vorzubereiten. Er mußte sich gründlich von Kopf bis zu Fuß abshuern, und seine Gönnerin strich ihm mit einer nassen Bürste die dicken blonden Locken flach in den Nacken. An seinem besten Zeug hatte Frau Schulz die ärgsten Risse gestopft und die Schmutzstellen daraus entfernt; um nun das Werk zu krönen, beschenkte ihr Gatte den Kleinen noch mit einer abgelegten Mütze, die ihm freilich etwas zu groß war.

Mit der einbrechenden Dämmerung stellte sich der schwarze Herr ein, Frau Schulz vertrat ihm den Weg zur Stube der Nachbarin, und er schien recht zufrieden, seinen Schützling unten zu finden. Georg wurde von seiner Freundin unter heißen Thränen abgeküßt und ans Herz gedrückt. „Du lieber Gott“, schluchzte sie, „wenn ich mir das ausdenken soll, Jörgelchen, wie du mal ein vornehmer Herr sein wirst, und gehst an uns vorüber und kennst uns nicht mehr! Na, im Lichte stehen will ich dir nicht. Der liebe Gott segne dich überall, wohin du gehst, und manchmal wirst du doch noch an die alten Schulzens zurückdenken, nicht wahr?“ Herr Schulz sagte gar nichts, er war es gewohnt, daß seine Frau das Reden bei feierlicher Gelegenheit allein besorgte. Aber er steckte Georg in jede seiner Taschen eine Rosinensemmel, wie diejer sie noch nie bejessen hatte. Nun sollte er wirklich fort: „aber ich muß doch Muttern noch Adieu sagen“ erinnerte er ängstlich. Frau Schulz sah aus, als ob sie ihm die Bitte lieber abgeschlagen hätte, und der Herr trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern, dennoch aber faßte sie ihn bei der Hand und zog ihn schnell die Treppe herauf.

Im Zimmer war es schon dämmrig, die Mutter lag im Bett und rührte sich nicht. „Frau Reisch, jetzt sind wir so weit“, sagte die gute Nachbarin zögernd „der Junge will Ihnen absolut noch 'mal sehen.“ Die Kranke verbarg das Gesicht noch tiefer in den Kissen, Frau Schulz aber hob den Knaben empor: „gib ihr einen Kuß“, flüsterte sie. Er küßte das schwarze Haar, denn das Gesicht konnte er nicht erreichen, und die Mutter zog sich zusammenschauernd immer weiter von ihm zurück. Zu längerem Abschied war keine Zeit, denn Frau Schulz stellte ihn hastig wieder auf die Erde, und spedierte ihn so schnell als möglich zur Thüre hinaus. Unten angekommen faßte ihn der schwarze Herr bei den Schultern und hob ihn mit derselben Eile vor sich her. Franz schrie hinter drein, weil er mit wollte, aber ehe sich's Georg versah, saß er schon in einer Droschke und rollte mit seinem Beisitzer davon.

Er war mit Bewußtsein noch niemals anders als auf einer Karre gefahren, oder indem er sich wie andere Straßenjungen an fremde Gefährte gehängt hatte. Zunächst war er also ganz hingenommen von dem Gefühl, einmal in einer Kutische zu sitzen und die Häuser, Menschen und Gegenstände so zauberhaft schnell an sich vorbeischieben zu sehen. In den Straßen flammte das Gas auf, und er sah sich bald in ganz fremden, prächtigen Stadtteilen, wo sich aus den bunten glänzenden Schaufenstern ein breiter Lichtschein auf die von eleganten Gestalten wimmelnden Trottoirs ergoß. Jetzt hielt die Droschke vor dem Portal eines großen Hotels. Georg wurde herausgehoben und die teppichbelegte Treppe hinaufgeführt. Kellner und Portier, die er mindestens für Standesgenossen seines unbekannten Onkels hielt, sahen ihm neugierig nach.

Im Korridor der Beletage stand ein Diener in dunkelblauer Livree: „Herr Baron zu Haus, Wenzel?“ fragte Georgs Führer. „Ja wohl, Herr Sommer“ — und Wenzel öffnete die Thüre eines Gemaches, welches in Georgs Augen von überwältigender Pracht schien. Auf dem roten Plüschsofa lehnte ein Herr, welcher scheinbar mit großer Gemütsruhe die Zeitung las. Er faltete langsam das Blatt zusammen und strich die Asche von der Zigarre, während Herr Sommer sich tief verbeugte und seinen Schützling vorwärts schob. „Hier ist der Knabe, Herr Baron, ich habe alles Ihrem Wunsche gemäß besorgt.“ Der Herr neigte langsam den Kopf: „Danke, mein

lieber Sommer.“ Dann musterte er Georg mit einem langen durchdringenden Blick seiner braunen Augen. Das Kind hielt den Blick ruhig aus, es war von Natur nicht blöde, und öffnete seinerseits die Augen soweit wie möglich, um sich den Herrn Baron zu betrachten. Dieser war ein Mann zu Ende der dreißiger Jahre, von unbedeutender Figur, unter Mittelgröße und ein wenig hochschultrig. Dichte, kurze braune Haare umgaben eine breite, sehr ausgebildete Stirn, und über den ausdrucksvollen Augen hingen ein Paar starke, buschige Augenbrauen. Der Mund unter dem dunkeln steifen Schnurrbart war jetzt festgeschlossen, von scharfen Linien umgeben.

Die Prüfung war zu Ende, der Baron wandte sich mit einer unruhigen Bewegung ab und fuhr mit der Hand über das Gesicht. Dem Kinde dieje Hand zu reichen, schien ihm nicht in den Sinn zu kommen: „Wir reisen in einer Stunde ab“, sagte er dann mit gleichgültigem Tone; „wünschst du vorher noch etwas zu genießen, Georg? So lautet ja wohl dein Vorname?“ Georg sah ihn groß an und blickte sich dann, Aufklärung suchend, nach dem Manne in der blauen Livree um, der ihm einiges Zutrauen einflößte. Ein Lächeln flog über das gelesene Dienergesicht: „Der Herr Baron wünscht zu wissen, ob der junge Herr noch essen wollen, ehe wir reisen?“ „Der junge Herr?“ Georg begriff, daß er selbst damit gemeint sei. „O nein, ich habe noch zwei ganze Rosinensemmeln und eine halbe Wurst vom Herrn Schulz“ war seine zuversichtliche Antwort, und dabei holte er seinen Schatz aus der Tasche und hielt denselben in gerechtem Stolz seinem Onkel recht dicht unter die Nase. Herr Sommer und Wenzel unterdrückten ihre Heiterkeit, so gut es gehen wollte, Herr von Reisch verzog keine Miene. „Wie du willst, Georg. Setze dich denn ans Fenster, bis es Zeit ist, aufzubrechen. Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich noch mit Ihnen abrechnen, Herr Sommer.“

Georg setzte sich, wie geheißen; die Herren rechneten und schrieben mit einander, dann empfahl sich Herr Sommer, der Kellner brachte die Rechnung, und Wenzel begann die Sachen zusammenzupacken. Beim Aufbruch nahm Wenzel des Knaben Hand, was diesem in seinem Zustand stauender Betäubung sehr tröstlich war. Er empfand es schwer, daß Wenzel sich dann auf den Vord der Droschke setzte, während er selbst seinem Onkel gegenüber placiert wurde. Auch auf dem nächsten, überfüllten Bahnhof war Wenzel sein Trost, bis er sich auf den Polstern des Koupées wieder allein fand, beide möglichst weit von einander entfernt in den äußersten Ecken des Raumes. „Mache es dir bequem“, sagte Herr von Reisch, das erste und ziemlich das einzige Wort, was er auf der ganzen Fahrt sprach. Georg wußte durchaus nicht, wie er es anfangen sollte, sich's bequem zu machen, er saß ganz still und beobachtete den anderen, wie diejer sich mit der Umsicht eines geübten Reisenden auf eine lange Fahrt einrichtete. Fast regungslos verharrte Herr von Reisch dann in der einmal eingenommenen Stellung, entweder in die Dunkelheit hinausschauend, oder gerade vor sich hin starrend. Er that, als habe er Georgs Gegenwart ganz vergessen, denn er murmelte zuweilen einzelne Worte und ganze Sätze vor sich hin, und schien sich mit seinen Gedanken weit von der Gegenwart entfernt zu haben. Der herbe, gleichgültige Ausdruck seines Gesichts löste sich; träumerisch und weit geöffnet blickten die Augen in die Ferne, und ein eigentümlich warmes Lächeln leuchtete in seinen Zügen auf. Nicht auf lange Zeit, denn bald wieder erstarb das Licht in den Augen. Die Brauen zogen sich zusammen, und um die Lippen legte sich ein ironischer, fast höhnischer Zug, als verspottete er sich um das, was er eben noch selbst empfunden.

Allmählich begannen dem Kinde die Augen zuzufallen, auf der nächsten Station kam Wenzel, wickelte es vorsorglich in eine Reisedecke und bereitete ihm ein Lager, auf dem es bald fest eingeschlafen war. Auch Herr von Reisch schloß die Augen auf kurze Zeit, dann bewegte er sich wieder unruhig und streifte mit einem flüchtigen Blick den kleinen Reisegefährten, der in süßen, sorglosen Kinderschlaf versunken,

friedlich und regelmäßig atmend dalag. Die blonden Haare kräuselten sich wieder um die helle Stirn, und das schöne kleine Profil mit dem vornehmen Näschen und den vollen, halbgeöffneten Lippen hob sich licht von den dunkeln Polstern ab. Der hübsche Anblick schien nichts Anziehendes für den Baron zu haben, denn er drehte ihm bald wieder den Rücken und wandte sich nicht wieder um, bis das Ziel der Fahrt erreicht war.

Die helle Sonne eines klaren Herbstmorgens erhob sich eben über dem Horizonte, als Georg verschlafen und verwirrt von Wenzel aus dem Koupée gehoben wurde. Neben dem Gebäude der kleinen Haltestation erwartete die Reisenden ein leichter Wagen mit zwei tadellosen Pferden und einem behäbigen, ältlichen Kutscher, welcher sein Erstaunen beim Anblick des Kleinen in der dürrigen Kleidung nicht ganz zu unterdrücken vermochte. „Fahre nicht durch die Stadt, sondern über Althof, Friedrich“ befahl der Baron, und diese Vorsichtsmaßregel galt vermutlich der abgelegten Mütze des Herrn Schulz. Zunächst rollte der Wagen auf glatter Chaussee dahin, an schwerbeladenen Obstbäumen und gelben Stoppelfeldern vorüber. Dann ging es allmählich bergab, und zuletzt mit Windeseile hinunter in ein weites flaches Thal, von einem Frühschneen durchschlängelt. Unten breitete sich ein kleines Städtchen aus, mit schlankem Kirchturm, umgeben von Gärten, Wiesen und Feldern, die sich bis auf die nächsten Höhen zogen, hier und da von Waldungen unterbrochen. Darüber hinaus, nach Westen zu, erhoben sich die blauen Kuppen des nächsten Gebirges.

Der Baron wies auf das Städtchen und sagte in einem Tone, als ob er eine notwendige Vorstellung abmachen müsse: „Das ist Ensheim, Georg, und dort liegt Neuhof.“ Dabei deutete er nach dem gegenüberliegenden, waldigen Abhang, wo sich auf halber Höhe, von Bäumen teilweise versteckt, eine Anzahl großer Gebäude zeigte. Der Wagen fuhr in einem Bogen um Ensheim herum, und am Ausgang des Städtchens, dort wo er den Fluß auf einer alten hochgewölbten Steinbrücke zu passieren hatte, lag ein stattliches Gehöft. Die Front des alten, unregelmäßig gebauten Giebelhauses mit seinem hohen Dache und seinen riesigen Schornsteinen kehrte sich dem Flusse zu. Rasenplätze und schöne alte Bäume zogen sich vom Haus aus bis an das Wasser hinab. Nach der anderen Seite zu lag der Wirtschaftshof, klösterlich abgeschlossen mit einer dunklen hochgewölbten Einfahrt, daneben wohlgepflegte Küchen- und Obstgärten. Vom Wagen aus konnte man eine große, schlanke Dame beobachten, welche sich an den Spalieren zu schaffen machte.

„Das ist Althof“, erklärte Herr von Reisach, „und die Dame dort im Garten ist unsere Kousine, Fräulein Christine von Reisach. Versäume nicht, sie zu grüßen.“ Gehorham zog Georg die bewußte Mütze. Die Dame schaute auf, dankte mit steifer Reigung und wandte sich gleich wieder ab. Der Baron und sein kleiner Gefährte schienen ihr kein besonderes Interesse einzufloßen. „Dummköpfen“, fuhr Herr von Reisach fort, „daß Althof und Neuhof früher zusammen deinem Urgroßvater gehörten. Er hatte drei Söhne: Ulrich, der älteste von ihnen, erbte Neuhof, Albrecht, der Vater von Fräulein Christine erhielt Althof, und Hugo, der dritte

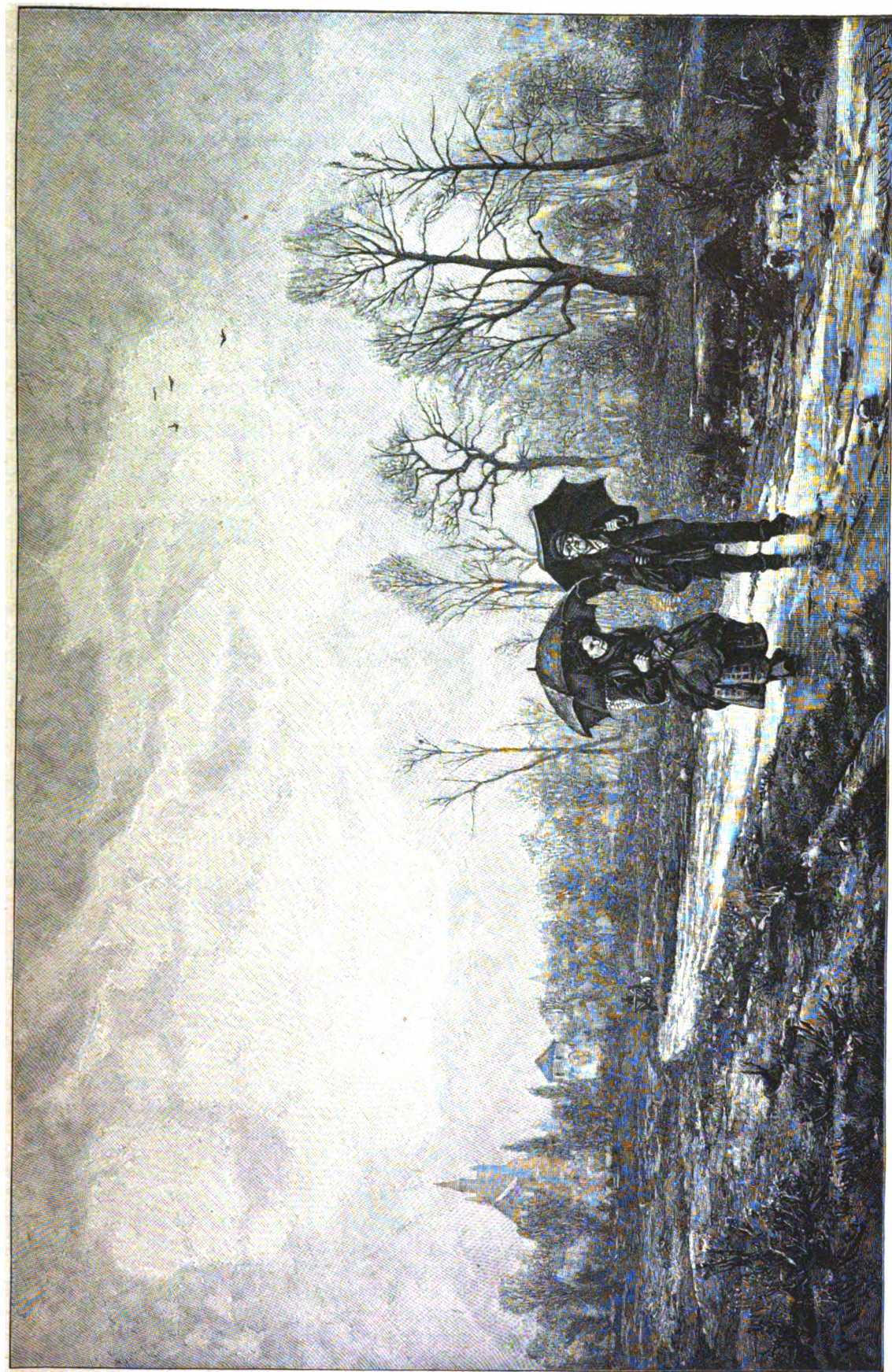
Sohn, wurde abgefunden. Der letztere hatte viele Kinder, und eine seiner Schwiegertöchter, welche ihren Mann früh verlor, lebt bei mir mit ihren zwei Kindern und ihrer Mutter, der alten Frau von Biegeleben. Mit deinem Vetter Hugo wirst du zusammen Unterricht haben.“

Georg wurde immer verstörter. Was der Onkel sagte, ging gänzlich über seine Fassungskraft, und er wagte keinen Laut von sich zu geben. Ihm war es sehr gleichgültig, daß der Weg immer hübscher wurde, je mehr man sich Neuhof näherte. In anmutigen Biegungen wand er sich die Anhöhe hinauf, durch ein Wäldchen, das sich allmählich in einen malerisch angelegten Park verwandelte. Jetzt näherten sich die Reisenden dem Schloß, — kein schwerfälliges Herrenhaus aus dem siebzehnten Jahrhundert wie Althof, sondern ein vornehmer Rokobau mit reicher Steinhauerarbeit und blitzenden Spiegelscheiben. Davor ein im Herbstschmuck prangender Blumengarten, der sich terrassenförmig zum Park hinabzog. Der Fahrweg bog nach links ab, denn die Auffahrt befand sich an der andern Seite des Hauses. Die großen Wirtschafts- und Fabrikhöfe, sowie die Häuser der Gutsangehörigen mit der kleinen alten Kirche lagen ebenfalls zur Linken, zur Rechten zog sich der waldige Park noch bis zur Höhe hinauf, die von einem zierlichen Aussichtsturm gekrönt war.

Wenzel half Georg aus dem Wagen und schob ihn vorwärts, die große Freitreppe hinauf und in die weite Treppenhalle hinein, die wie das ganze Innere des Hauses mit vornehmem Luxus und gebildetem Geschmade eingerichtet war. Dort kamen den Reisenden zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, mit zwei Kindern entgegen. Die jüngere Dame eine etwas schmachend aussehende Blondine, in kleidsamer nicht allzu tiefer Witwentracht, die ältere lebhaft, klein und rundelig, eher jugendlicher gekleidet als ihre Tochter. Vetter Hugo ein feiner schlanker Junge mit weichen Gesichtszügen, seine Schwester ein rundes, rösiges Kind von drei Jahren, das den kleinen Fremdling mit großen braunen Augen erstaunt betrachtete. Sehr erstaunt und sehr mißfällig ruhten auch die Blicke der Damen auf ihm. „Es thut mir leid“, sagte Herr von Reisach, „daß ich nicht Gelegenheit hatte, für Georg einen passenden Anzug zu besorgen. Wollen Sie die Güte haben, Frau Kousine, und noch heute das Nötige veranlassen, um ihn vollständig neu einzukleiden? Bis das geschehen, werden Sie vielleicht mit Hugos Sachen aushelfen können.“ „Sie werden ihm nicht passen“, war die widerwillige Antwort. „Ich bitte, es zu versuchen“, erwiderte ihr Vetter in einem Tone, der jede weitere Einrede abschnitt. Damit reichte er Frau von Biegeleben den Arm und führte sie in das Eßzimmer, wo das Frühstück für die übernächtigen Reisenden serviert war. Man setzte sich, und ein Diener präsentierte Georg den dampfenden Kaffee mit allem Zubehör. Georg sah den Herrn in dem feinen blauen Rock ratlos an und versuchte ihm das Ganze abzunehmen. Der andere wollte nicht loslassen, Hugo kicherte, und Kaffee und Sahne ergossen sich in einem Strom über das Damasttischuch. Dies Unglück brachte Georg um den letzten Rest seiner Fassung: er legte seinen Kopf auf den Tisch und brach in ein verzweiflungsvolles Schluchzen aus. Frau von Biegeleben griff nach ihrem Fächer, ihre Tochter wandte sich empört ab. Es war kein Wunder, daß der Anblick



Von unsern Herbstmanövern: Feldartillerie im Feuer.



Schlechter Heimweg. Gemalt von Paul Zübbede.

ihre Gefühle verlegte, denn leider besaß der neue Better nicht einmal ein Taschentuch, um seine Thränen zu trocknen. Selbst Herr von Reisch machte zum erstenmal ein verlegenes Gesicht. Freund Wenzel aber trat in dieser Krisis für das arme Kind ein: „Erlauben der Herr Baron, daß ich Frau Behrens rufe? Der junge Herr ist gewiß sehr müde.“ Und als Georg sich einigermaßen wieder beruhigt hatte, fand er sich in der Stube der sauberen, freundlichen Haushälterin wieder, die ihn speiste und tränkte, und ihn zuletzt in ein feines, weißes Bett legte, wo er tief und lange seinem neuen Leben entgegen schlief.

Ein schüchternes, an fürsorgende Liebe gewöhntes Kind wäre verkümmert in dem neuen Zustande. Aber aus so zartem Stoff war Georg nicht gemacht, und sein bisheriges Leben hatte ihn zur Fügsamkeit wie zur Selbstständigkeit erzogen. Frau von Reisch und ihre Mutter begegneten ihm mit großer Härte, ja mit Feindseligkeit, soweit es die Furcht vor dem Baron zuließ. Hatten sie doch so sicher darauf gerechnet, ihren Hugo als Erben des reichen Betters aufzuwachsen zu sehen, und nun schienen ihre Wünsche in der Hauptsache zu Wasser geworden durch Georgs Dazwischkunft, welcher dem Baron der Verwandtschaft nach so viel näher stand. Anfangs gaben Georgs ungeschickte Manieren ihnen willkommenen Anlaß zu Spott und kleinen Verfolgungen, aber das dauerte nicht sehr lange: Georg war ein geborner kleiner Freiherr, und sein neuer Stand kleidete ihn sehr gut, nachdem er erst eine gewisse Anzahl äußerlicher Unschlichkeiten begangen und verbüßt hatte.

Er erwarb sich auch Freunde in Neuhof: die Dienerschaft des Hauses fiel ihm schnell zu, ohne daß sein Dunkel ihm nur mit einem Wort die Brücke zu dem Herzen der Leute gebaut hätte. Man war ihm gewogen schon aus Opposition gegen die Damen, welche sich als Gäste des Hausherrn beständig allerlei große und kleine Herrschaftsrechte anzumachen suchten, — aber das hübsche, offenerzogene Kind wurde auch um seiner selbst willen geliebt. Für alle Gutsangehörigen war er in wenigen Wochen „unser junger Herr“, der Erbe seiner Väter im Gegenfatz zu Hugo, und es gab bald in Neuhof keinen Hund, geschweige denn einen Menschen, den er nicht kannte, keinen Winkel, in dem er nicht zu Hause und gern gesehen war. Er teilte mit Hugo den Unterricht eines guten Lehrers, und machte unter dessen strenger Aufsicht gute Fortschritte. Hugo war ein gutmütiger Junge, und der Hochmut, mit dem er anfangs auf den kleinen Bagabunden herabgesehen hatte, hielt nicht Stand vor Georgs energischen Fäusten und seiner geistigen Überlegenheit. Die kleine Marie gehörte ebenfalls zu seinen standhaften Anhängern. Sie lief ihm überall nach, sowie sie ihn nur erblickte, und war glücklich, wenn er sich herabließ, mit ihr zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rückblick auf die Cholera in Spanien.*)

Jetzt, da der schreckliche Gast vom Ganges seinen Abzug aus der pyrenäischen Halbinsel zu halten scheint, nachdem er überall Schrecken und Zerstörung gesät und Tausende von Opfern gefordert hat, werden einige Daten über den Verlauf der Epidemie nicht nur von Interesse, sondern auch für die Zukunft von Nutzen sein. Denn selbst dem Laien drängt sich die Wichtigkeit einzelner Thatfachen in Bezug auf Entstehung und Verbreitung der Seuche unwiderstehlich auf, wenn er es gleich den Ärzten überlassen muß, die für die Bevölkerung wichtigen Schlüsse und Maßregeln daraus abzuleiten oder ihre Meinung danach zu korrigieren.

Zuerst ist es merkwürdig, daß man von keiner Einführung der Cholera in Spanien reden kann. Nicht als ob die unheimlichen Absperrungsmaßregeln der Regierung im vorigen Jahr irgend einen wesentlichen Erfolg gehabt hätten: wir werden im Gegenteile sehen, welche einen traurigen Einfluß sie auf die Verbreitung der Seuche geübt haben; sondern die

Krankheit trat zuerst in den Niederungen des Segure auf, wo jedes Jahr Sumpffieber mit choleraähnlichem Charakter stattfanden, denen man aber bisher nie den Namen dieser Epidemie beigelegt hatte. So war es kein Wunder, daß als dort zuerst infolge der diesjährigen großen Überschwemmung die Massenerkrankungen anfangen, selbst unter den Ärzten ein großer Streit entstand, ob es Sumpffieber oder asiatische Cholera sei. Dieselben Bodenbedingungen, viele Kanäle, ausdunstende Sümpfe, niedrige Gegend, fanden sich in dem darauf heimgesuchten Aranjuez vor; und Saragossa wie Granada, welche ebenfalls Hauptherde der Seuche bildeten, sind durch ihren Wasserreichtum, letzteres leider auch durch seinen Schmutz und seine erbärmlichen Wohnungen bekannt, so daß es leicht erklärlich ist, wie dort das Unglück größere Ausdehnung als in irgend einer anderen Stadt annahm.

Es wird in einer alten Legende erzählt, daß der Würangel der Cholera, nachdem er sein Werk in einer volkreichen Stadt ausgerichtet, vor den Thron Gottes trat, und die Frage hörte: „Hattest du nicht Auftrag nur zehntausend zu schlagen, und nun sind hunderttausend deinem Schwert erlegen?“ Aber der Engel antwortete: „Herr, ich habe nur zehntausend getroffen; die andern fünfzigtausend hat die Furcht getötet.“ Genau so ist es in Spanien gegangen; eine unbegreifliche Furcht, mehr noch, eine schreckliche Panik hatte sich des ganzen Volkes, der Hohen und Niederen bemächtigt. Die Spanier sind sonst gewiß nicht feige; sonderlich in Fällen der Not, auch bei ansteckenden Krankheiten nehmen sie sich nicht nur ihrer Freunde und Verwandten, sondern auch der Fernerstehenden barmherzig an. Vor den schwarzen Blättern z. B. wird man vielleicht allenthalben mehr Furcht zeigen, als unter den Spaniern. Allein die Absperrungspolitik des vorigen Jahres, deren rücksichtslose Durchführung dadurch von der Regierung gerechtfertigt wurde, daß sie auf den vermeintlichen Erfolg wirksamen Schutzes hinwies, hatte es den einzelnen Dörfern und deren Razißen, wie hier in Spanien die einflußreichen Dorstyrannen heißen, nahegelegt, sich und ihre „Untertanen“ nun in derselben Weise auf eigene Faust zu verteidigen. Die Regierung aber ward zu spät ihres Irrtums gewahr, welcher das ganze Land in selbstherrliche Kantone verwandelte, und versuchte mit sehr zweifelhaftem Erfolg, dieser hygienischen Anarchie zu steuern.

Das was nun im ganzen Lande geschah, spottet jeder Beschreibung. Trotz aller Gegenbefehle der Regierung umgaben sich die Dörfer mit Sicherheitsfordons und trieben etwaige Eindringlinge mit gewaffneter Hand zurück. In Estepa z. B., in der Provinz Sevilla, vermauerten sie sogar die Eingänge einiger Straßen, die nach dem Felde führten, um auf diese Weise die anderen Eingänge um so besser bewachen zu können, damit niemand ohne Quarantäne hineindringe. In Arenda wurde eine Sanitätspatrouille, aus sechzig Männern und Frauen bestehend, erwählt, welche ihre enormen Knüppel schwingend, sogar den Ärzten und Apothekern den Eintritt verwehrte. Der Bürgermeister von Sella, in der Provinz Valencia, welcher beim Ausbruch der Epidemie sein Dorf verlassen hatte, wurde, als er später zurückkehrte, durch eine bewaffnete Schar vom Eintritt abgehalten; und als er versuchte sich den Weg mit Gewalt zu bahnen, stürzte er, von zwei Schüssen in die Brust getroffen, tot zu Boden. In Grijota, in der Provinz Valencia, wurden die Durchreisenden ins Gefängnis gesteckt, um dort ihre Quarantäne zu verbüßen. In Camuñas mußten die armen Leute im Dorf sich von Maulbeeren und Gurken nähren, während die Esel, welche ihnen Brot und Erbsen brachten, einer mehrtägigen Quarantäne unterworfen wurden. In Deva wurde ein Ehepaar vor dem Eintritt ins Städtchen so ausgeräuchert, daß die Frau Gallenerbrechen bekam. Da erhob sich ein großes Geschrei im Dorf; und obwohl die Ärmste im Hause des Arztes war, welcher versicherte, daß es keine Cholera sei, ward sie mit Gewalt nach dem Lazarett, einer halbzerfallenen Hütte geschleppt, wo der Regen und die Kälte sie so mitnahmen, daß sie an den Folgen dieser brutalen Behandlung starb. In Grajos mußte

*) Der vorstehende uns aus Spanien übersandte Bericht ist keineswegs nur in Bezug auf die Cholera, sondern auch mit Rücksicht auf das sie ablösende Karolinenfieber ebenso belehrend wie interessant.
Die Redaktion.

eine Familie, die zum Besuch ihres Landhauses dorthin kam, mitten in der Nacht entfliehen, weil die Einwohner des Dorfes das Haus umgaben und mitsamt den „infamen Eindringlingen“ verbrennen wollten. In Ventosa starb ein Bürger an der Cholera, und niemand, auch keiner aus der Familie ließ sich bereit finden, den Leichnam zu beerdigen, bis ein Fremder ihm den traurigen Liebesdienst erwies. Und doch kann man sich kaum über diese grenzenlose Furcht der Dörfer und die Selbsterherrlichkeit ihrer Schulzen wundern, wenn der Oberbürgermeister von Madrid in öffentlicher Versammlung unter dem Beifall aller Stadträte erklärt: „Ich werde Madrid vor der Cholera schützen, und bin bereit, wenn es not thut, deshalb alle Gesehe zu mißachten und die Verantwortung auf mich zu nehmen.“

Eins der ersten Blätter Madrids bemerkt mit Recht dazu: „Oft haben wir uns beim Lesen aller dieser Nachrichten gefragt, ob wir in Spanien alle toll geworden sind.“ Die Beschreibung der Pestzeiten im Mittelalter, wo alles vor der Pest floh, oder mit Flintenschüssen und Feuerbränden die Kranken abzutreiben suchte, ist hier wieder Wirklichkeit geworden. Aus Mingorria sendet der Schulze einen Cholera-kranken nach dem Hospital in Avila, im schwersten Stadium der Krankheit, gleich einem Bündel auf einem Esel festgebunden. Als sie nach Avila kamen, lag der Kranke, welcher mit nach unten hängendem Kopfe schreckliche Martern ausstehen mußte, in den letzten Zügen. Vom Stadthaus brachte man ihn zum Sitz der Provinzialregierung, von dort zum Haus des Gouverneurs, und auf diesen Gängen gab endlich der Unglückliche, mit gebundenen Händen und ohne daß ihm irgend jemand beistand, seinen Geist auf. In Puebla de Amoradiel mußten junge Knaben ihren an der Seuche gestorbenen Vater begraben, weil keiner der Nachbarn es thun wollte; ihre Mutter floh mit ihnen nach einer alleinstehenden Hütte, wo sie starb, und trotz aller Bitten der Kinder fand sich niemand, sie zu begraben. In Pamplona ward ein erkrankter Soldat nach dem Hospital gebracht; die Menge begleitete ihn und schrie, man sollte ihn aus der Stadt werfen, und als er dennoch ins Hospital aufgenommen wurde, warfen sie die Hospitalwache mit Steinen, so daß dieselbe nur durch Schüsse die Menge zerstreuen konnte.

Und nun erst die Vorsichtsmaßregeln, die Quarantäne und die Ausräucherungen! In Bilvestre bei Vitiqubino wurden alle Ankömmlinge erst rasiert und ihnen dann ihre Kleider genommen, die erst nach zweiwöchentlicher Wäsche und Desinfektion zurückgegeben wurden. In Carmena, in der Provinz Toledo, besorgten die Desinfektion der Durchreisenden einige Hirten mit einem Kessel und einer Kälberbürste, banden den Unglücklichen und besprengten ihn dann derart, daß einer in Gefahr stand, das Gesicht und vielleicht das Leben zu verlieren, wenn nicht der Arzt zur rechten Zeit erschienen wäre. Die Lazarette sind entweder baufällige Hütten, oder gar nur ein paar Bretter unter einem großen Baum, der vor Wind und Regen geringen Schutz gewährt. Aus San Sebastian wird von zwei Kutschern berichtet, welche infolge der Räucherung dem Tode nahe kamen. Die Regierung selbst aber hatte keinen festen Plan. Manche Züge, die nach Madrid kommen, ließ sie ausräuchern; kam aber ein Vergnügungszug mit vielen Reisenden der ärmeren Klasse, so wagte sie nicht, dieselben in die engen Räucherkasten zu stecken, und ließ sie frei passieren. Da ist's kein Wunder, daß allerlei Verwirrung entstand.

Gewiß hat unsern Lesern schon lange eine Frage auf der Zunge geschwebt: „Was thun denn die Ärzte?“ Über Dr. Ferran und seine Impfmethode brauche ich nach dem, was von berufener Seite darüber im *Daheim* (XXI. Jahrg. S. 744) geschrieben ist, nichts weiter zu sagen. Jedenfalls hat er dadurch außerordentlich segensreich gewirkt, daß er seine Zuversicht andern einzusößen verstanden und dadurch ganze Ortschaften und Distrikte von der tödlichen Furcht befreit hat. Vereinzelt ist leider auch der Fall vorgekommen, daß ein Regierungsarzt gezwungen werden mußte, in ein von der Seuche befallenes Dorf zu gehen; jedoch im allgemeinen haben sich die Ärzte mit treuer

Pflichterfüllung der Seuche entgegengestellt. Wären sie nur immer gerufen worden! Allein die Erkrankten verbargen die ersten Symptome, um nicht sofort in die Choleralazarette geschleppt zu werden. Einer der ersten Ärzte Madrids sagte: „Die Kranken, denen in der gegenwärtigen Epidemie die Ärzte gleich von Anfang an beigestanden haben, sind alle ohne Ausnahme gesund geworden; allein da sie nach den Hospitälern fast stets im letzten Stadium der Krankheit kommen, kam für manche selbst die letzte Ölung, die sofort angeordnet wurde, zu spät.“ Dazu hat, wieder wie im Mittelalter, der Volksaberglaube sich oft direkt gegen die Ärzte gewandt.

In Madrid selbst ist es vorgekommen, daß ein Arzt einer erkrankten Frau Laudanum verordnete. Der Mann versammelte seine Freunde, gab die ganze Quantität Laudanum seiner Kasse ein, und als der Tod derselben erfolgte, konnte der Arzt sich kaum vor der Volkswut retten. Schlimmer noch war es, daß man die Cholera als politisches Werkzeug brauchte. Die Presse sprach offen davon, daß die Cholera als in Madrid vorhanden erklärt sei, damit der König nicht nach Murcia gehen sollte; das gemeine Volk war überzeugt, daß jeder Arzt, welcher einen Krankheitsfall für Cholera erklärte, dafür 100 Mark erhielt. Bei diesem Mißtrauen gegen den Arzt haben sich viele selbst zu helfen gesucht und dadurch ihren Tod herbeigeführt. Der Gouverneur von Barcelona mußte den Verkauf von Laudanum ohne Rezept aufs strengste verbieten, denn sein Mißbrauch hat zahllose Opfer gefordert. Anderseits haben die Ärzte mit sehr gutem Erfolg Chinin angewandt, was mit den Symptomen des Sumpffiebers, welche die Epidemie zeigte, in Einklang steht.

Wenn wir bisher die Schattenseiten hervorgehoben haben, so geschah es, um zu zeigen, welch großen Einfluß Aberglauben und Furcht ausübten. Aber es wäre unrecht, die Spanier nur nach diesen Fehlern, für die manchmal das Volk kaum verantwortlich war, zu beurteilen. Von dem jungen König an, dessen überraschender Besuch in dem heimgesuchten Aranjuez dort den Mut wieder hob und die Seuche zum Bessern wandte, bis zu dem Tagelöhner, der aus freien Stücken sich zum Totengräber stellte, von den geringen Gebern und Geberinnen an bis zu den Vereinen und anonymen Wohltätern, welche unter der von Hunger und Seuche dezimierten Bevölkerung große Gaben spendeten, von dem Bischof von Granada, der unter allen sich auszeichnete, bis zu manchem armen Dorfpriester, der allein unter Scharen von Sterbenden seines Amtes waltete, haben Tausende den Beweis geliefert, daß die allgemeine Furcht nicht ihre Barmherzigkeit und Menschlichkeit besiegen konnte. Ein Elend ohnegleichen hat auch Thaten der Menschenliebe, der Selbstverleugnung und des Heldentums hervorgerufen, welche, wenn sie auch die allgemeine panische Furcht nicht zu überwinden vermochten, Hunderte gerettet und der Verbreitung der Seuche einen Damm entgegengeetzt haben. Die Wendung zum Besseren im ganzen Lande datiert aber nachweisbar von der allenthalben durch republikanische Blätter geschürten Aufregung gegen Deutschland und den deshalb aller Orten veranstalteten patriotischen Kundgebungen. In acht Tagen fiel die Zahl der Erkrankungen um 2000! Denn die allgemeine Aufmerksamkeit ward dadurch endlich von der Epidemie abgelenkt, und die Zeitungen konnten ihre Spalten mit anderen als Choleraberichten füllen. Unwissenheit und Aberglaube, die ihren schlimmen Einfluß in der Seuche geltend gemacht haben, sind freilich nicht schnell abzuschaffen; doch hat manchen die diesmalige schreckliche Epidemie die Augen geöffnet, und ihre Lehre wird in Spanien nicht ganz verloren sein.

Eine kursive Bemerkung zum Schluß, die für die Liebhaber der Statistik eine neue Fragetabelle liefern kann: Ein Statistiker will herausgefunden haben, daß von hundert, welche der Seuche zum Opfer fielen, neunzig nicht rauchten. Demnach scheint das neuerdings so viel angefochtene Kraut des Tabaks doch auch hygienische Vorzüge zu besitzen. Den Beweis für diese Behauptung müssen wir freilich dem Entdecker zu führen überlassen.

Fr. Gliedner.



Malivuka.

Eine Erzählung aus Samoa von A. Niemann.

Illustriert durch Abbildungen nach der Natur in Photographien des Herrn G. von Brauchitsch auf Samoa.

Erstickende Schwüle lagerte auf Land und Meer. Der Mond war aufgegangen, und mit Besorgnis sahen die am Strande versammelten braunen Insulaner drei große schwarze Ringe um die glänzende Scheibe gezogen. Der Himmel war düster, beim Scheine der häufigen Blitze zeigten sich lange Reihen dunkler, niedrig ziehender Wolken, die mit großer Schnelligkeit vom Meere her über die Inselgruppe von Samoa dahersflogen, obwohl nicht der geringste Luftzug zu spüren war. Kein Donner war zu vernehmen. Am Saume des Wassers, dessen Wellen phosphorisch leuchteten und mit unheimlichem Heulen immer höher anschwellen, war ein reges Treiben. Die geschmeidigen nackten Gestalten der Samoaner waren in eifriger Bewegung, um ihre Pirogen auf den Sand zu ziehen und möglichst weit hinauf auf das Land zu bringen, damit der gefürchtete, nahe bevorstehende Sturm sie nicht zerschmetterte. An einer Stelle, in einiger Entfernung vom Meere brannte ein Feuer, dessen Flammen in der stillen Luft hoch emporzüngelten und den Schiffen und Bötten, die etwa noch draußen waren, als Richtungs-punkt dienen sollten. Hier war eine kleine Gesellschaft von Fischern und Arbeitern versammelt, und sie sprachen davon, daß vor Einbruch der Dunkelheit ein Schiff auf dem hohen Meere zu sehen gewesen sei, welches gerade auf die Korallenriffe zugesteuert habe. Die Meinungen über das Schicksal dieses Fahrzeugs waren verschieden. Während einige versicherten, das Schiff sei unrettbar verloren, sprachen andere die Vermutung aus, es möchte wohl noch zur rechten Zeit in die sichere Straße zwischen den Riffen und der Insel eingelenkt sein. Gegenwärtig hatte die Finsternis das Schiff ihren Blicken gänzlich entzogen. — Während sie so miteinander sprachen, zuckte ein schwacher Blitz dicht über dem Wasser auf, dem ein Donner folgte, von derselben Stelle gingen wiederum Blitz und Donner aus, und die Samoaner erkannten, daß ein gefährdetes Schiff Signale gab. Es mußte gerade zwischen den Riffen sein, oder vielleicht schon auf einer der scharfen Bänke gestrandet sein. Doch war nicht daran zu denken, ihm vom Strande aus zu Hilfe zu kommen, denn das Meer war viel zu sehr bewegt, als daß ein Boot sich hätte hinauswagen können. Die braunen Männer liefen an den Strand hinab, bis dicht vor die schäumende Brandung, sie spähten hinaus, doch sie sahen



Samoaner Badeplatz. Nach der Natur.

Samoaner Hütten.
Nach der Natur.

nichts. Nur zuckte immer wieder der Blitz der Rannenschüsse von der bestimmten Stelle auf, und der Schall dieser Explosionen mischte sich in das Brausen des Meeres. Von Minute zu Minute stieg die Unruhe des Wassers; von den Riffen, an denen sich die Wellen brachen, donnerte es herüber, und mit hohlem Schwall pflanzte sich das

Getöse fort. So ging es die Nacht hindurch, und als der Morgen anbrach, zeigte sich die Natur noch



August Niemann.



Am Bache. Gemalt von H. Barthmüller.

schrecklicher. Der ganze Himmel war mit dunkeln Wolken bedeckt, deren Ränder kupferrot über dem Meere hingen, während sie hoch oben im Zenith ganz schwarz waren. Die Luft ertönte von den Rufen der Tropicvögel, der Fregattenvögel, der großen Meerschwalben und anderer Seevögel, welche trotz der Dürsterheit von allen Seiten herbeikamen, um auf der Insel Schutz zu suchen. Ein dichter Nebel lag bleischwer auf dem heulenden Wasser und verbarg das Schiff vor den Augen der Samoaner. Schon lange hatte dasselbe aufgehört, zu schießen, und die Insulaner wußten nicht, ob es untergegangen sei oder die Nutzlosigkeit seiner Signale eingesehen habe. Plötzlich erhob sich vom Meere her ein erschütterndes Geräusch, gleich als ob Wassergüsse unter der Begleitung von Donnererschlägen sich von Berggipfeln herabstürzten. „Der Sturm! der Sturm!“ schrieten die braunen Männer und warfen sich zur Erde nieder. Nun erhob sich unter einem rasenden Wirbelwinde der Nebel und zerflatterte in hoher Luft, und jetzt zeigte sich das Schiff, das Verdeck mit Menschen besetzt, die Raaen und Marsstangen auf das Oberdeck niedergelassen, das Notzeichen aufgehißt. Es saß auf einem Riffe fest und bot sein Vorderteil den von hoher See herbrausenden Wogen. Bei jeder neuankommenden mächtigen Welle hob sich der Bug so hoch in die Luft, daß der Kiel sichtbar wurde, und dann verschwand zugleich das Schiffshintertheil eintauchend im Wasser. Die Menschen hatten sich auf dem Vorderteil zusammengedrängt, die scharfen Augen der Insulaner sahen sie in der Entfernung wie kleine Puppen auf dem wiegenden Schiffe auf und nieder tanzen. Die großen Wellen, welche mit dem Fahrzeuge spielten, kamen alsdann brüllend zum Strande und schleuderten, indem sie zusammenbrachen, Geröll und allerhand Seegetier bis auf hundert Schritte weit ans Land. Indem sie zurückfluteten und das Ufer wieder sehen ließen, rollten sie mit heiser rasselnden Tönen Kiesel und Muscheln über den Sand hin. Bis zu den Riffen hin verwandelte sich unter den peitschenden und kreisenden Stößen des Sturmwindes das an die Insel schlagende Wasser in eine Fläche weißen Schaumes, die nur von den schwarz aufbäumenden Wogen unterbrochen wurde, und weithin zerstäubte fliegender Gischt.

Ein Schrei des Schreckens brach von den Lippen der Insulaner: das Schiff ward losgerissen, trieb mit großer Schnelligkeit eine Strecke weit auf die Insel zu und saß dann von neuem fest. Es war nunmehr nur noch eine halbe Kabelaenge vom Ufer entfernt, inmitten der wildgepeitschten Schaumfläche, und die einzelnen Gestalten der Schiffsmannschaft waren auf der Insel deutlich zu erkennen. Die Leute hatten in ihrer Not ihre Kleidungsstücke und Schuhe abgeworfen und liefen auf dem wiegenden Verdeck in Verzweiflung hin und her, als wollten sie den am wenigsten gefährlichen Platz zum Sprung in das Meer aussuchen. Denn auf Rettung des Schiffes hoffte wohl keiner mehr. Die unregelmäßigen Bewegungen des zürnenden Wassers ließen das auf scharfer Klippe hangende Fahrzeug bald völlig in der Luft erblicken und alsdann zur Seite geneigt, als müßte es umschlagen, bald von heranstürzenden Wellen völlig eingehüllt und überschüttet. Die braunen Männer am Strande hätten gern Hilfe gebracht und Belohnung erworben, aber obwohl sie schwimmen konnten wie die Fische, so wagten sie es doch nicht, sich in solche Brandung hinauszubegeben, und sie mußten sich damit begnügen, aus der Ferne zuzusehen. Jeden Augenblick erwarteten sie das Schiff zertrümmert auseinanderfallen zu sehen, und mit lebhaften Gebärden und Rufen verfolgten sie das Benehmen der gefährdeten Mannschaft. Schon hatten einige der Matrosen, Tonnen und Planen in den Händen haltend, sich hinabgestürzt in die Wellen, aber die Mehrzahl blieb noch auf dem Verdeck und schien unschlüssig zu sein. Da stieg eine Woge auf, höher und schwärzer als alle vorherigen. Mit furchtbarem Brüllen zog sie heran und näherte sich dem Schiffe. Für kurze Zeit ließ das Wasser zurück von der Klippe, als zöge die große Woge es an sich, und der dunkle Rumpf des Fahrzeuges war zu sehen, dann aber kam die Wassermasse schaumgekrönt daher und öffnete ihre dunkle Flanke. Bei

diesem Anblick stürzte sich die Schiffsmannschaft, von Furcht getroffen, hinab in die See, und nur wenige Gestalten blieben noch auf dem Verdeck, unter diesen ein junger Mensch mit langem blonden Haar und von auffallend kräftigen Gliedern. Er stand vorn auf der äußersten Spitze des Vorderteils. Als aber jetzt die riesige Woge das Schiff erfaßte, da verschwand er, und mit ihm verschwand das Schiff selbst. Die Woge brauste über das Fahrzeug hin, begrub es mit ihrer Masse, und als sie sich, zum Strande weitertosend, verlaufen hatte, da war von dem Schiffe nichts mehr zu sehen. Es war vernichtet und die Wellen spielten mit seinen Trümmern.

Von den Menschen, welche sich auf dem Schiffe befunden hatten, ward nur ein einziger gerettet. Den blondlockigen Jüngling trieb eine Welle, mit seinem totenähnlichen Körper spielend, auf den Strand, und die Insulaner zogen ihn vollends auf das Trockene. Sie merkten, daß noch Leben in ihm sei, und trugen ihn zu einer Hütte, sie pflegten ihn, verbanden ihrer einfachen Heilkunde gemäß seine Wunden, doch den ganzen Tag hindurch und auch noch die folgende Nacht blieb er bewußtlos.

Als der junge Mensch endlich wieder zum Leben erwachte, als er die Augen aufschlug und um sich blickte, da war es ihm, als sei er in einem Traume befangen. Inmitten der tosenden Wirbel, des heulenden Sturmes und der Kälte des peitschenden Schaumes hatte ihn die Besinnung verlassen, und nun umfingen ihn Licht und Wärme. Ein weiches Lager trug ihn, eine Matte bedeckte ihn, und sein Blick ward von fremdartigen Gegenständen beschäftigt, während eine behagliche Müdigkeit seine Glieder umfing. Durch die breite Thüröffnung fiel ein wunderbares Licht in den niedrigen, dämmerigen Raum: die sanft bewegten Fächer der Palmen ließen die Sonnenstrahlen nur als eine gedämpfte lichtgoldene Flut hereindringen, und ein süßer Duft von fremdartigen Blüten wehte zugleich in die Hütte. Eine Zeitlang sah der junge Mensch halb gedankenlos dem grünlänzenden Licht entgegen, dann ward seine Besinnung allmählich heller, er sah forschend umher und ward auf eine Erscheinung aufmerksam, die ihm ganz zauberisch vorkam. Ein braunes Mädchen saß zu Füßen seines Lagers auf einem Schemel und betrachtete ihn mit dunkeln, glänzenden Augen. Ihr schwarzes Haar, das in dichten Fluten die Schläfen umwallte und bis auf die Schultern herabfiel, war mit weißen Blüten besteckt, und ein dichtes Gewinde von vielfarbigen Blumen und Blättern schlang sich ihr um den Hals und bedeckte ihre Brust. Vom Gürtel abwärts umhüllte sie ein helles schürzenähnliches Tuch, und zierliche Füße sahen unter dessen Saum hervor.

Das Mädchen lächelte ihn an, stand auf, als sie seine fragende Miene bemerkte, und reichte ihm eine hölzerne Schale, die mit einer weißlichen Flüssigkeit gefüllt war. Er trank und merkte, während er sich aufrichtete, daß ihm die Glieder steif waren und alle Gelenke schmerzten. Das Getränk schmeckte ihm erfrischend, er leerte die Schale, lehnte sich dann wieder zurück und schloß ermüdet die Augen. Seltsam wogten Wirklichkeit und Märchenbilder durch seinen Kopf, während der Schlummer ihn wieder zu umfassen anfang.

Mehrere Tage dauerte es noch, bis der Jüngling seine volle Kraft wiedererlangt hatte und die Hütte verlassen konnte. Aber diese Tage waren nicht leidvoll. Die Besitzer der Hütte waren freundlich, und vor allem ihre Tochter pflegte und stützte den schwachen und im Gehen wankenden Fremdling. Sie versorgte ihn mit Ananas, Bananen und Mangofrüchten, briet ihm Fische zwischen erhitzten Steinen und labte ihn mit dem säuerlich-süßen Palmensaft aus der Kokosschale. Der Jüngling ließ es sich gefallen, nach der Arbeit und Not der Seefahrt erschien dem Matrosen die fremde Insel wie ein Paradies. In süßem Nichtsthun verbrachte er die Zeit, essend und trinkend, behaglich auf dem Lager von weichen Blättern ausgestreckt, und wenn die braunen Menschen ihn anlachten und ihm ihre Freude über seine Genesung durch Nicken und Winken kundgaben, so lachte er sie wieder an und nickte ihnen zu. Denn deutlich verstanden die Insulaner nicht, und die

Sprache von Samoa war dem Deutschen fremd. Auf die Schultern der braunen Schönheit gestützt, fing der Jüngling zu gehen an, und er bekleidete sich, da er nackt und bloß vom Meere ausgespicien worden war, nach Art der Samoaner, dem Zwange gehorchend, mit einem groben Gewande, einem bis zu den Knien reichenden Hüfttuch, welches er der Mithätigkeit seiner Wirte verdankte. Nichts war gerettet von dem gestrandeten Schiffe, dieses eine Leben hatte der Strand erhalten. Aber wenig Sorge machte sich der Jüngling, sein Gemüt war ruhig und stark, er nahm das Schicksal, wie es ihm bechieden ward. Unter den Samoanern ging er jetzt lächelnd als Samoaner umher, und nur die Farbe unterschied ihn.

Ein kleines Dorf, eine Anzahl regellos zerstreuter Hütten lag unweit des Meeresufers, dem erfrischenden Südwind ausgesetzt, und Palmen, Brotfruchtbäume, Orangenbäume und Bananen umkränzten die niedrigen Dächer und beschatteten die freien Plätze vor den Wohnungen. Müßig und glücklich lebte das braune Völkchen, spielend sah es die Zeit dahinziehen. Arbeit that ihm nicht not, denn überreich bescherte die gütige Natur saftige Früchte, und nur zum Spiel fuhren bisweilen die braunen Männer hinaus, um Fische zu fangen, und säeten, pflanzten und ernteten in den Reis- und Baumwollfeldern. Eine Zeitlang sah der Deutsche das Spiel mit an und sah zufrieden unter lächelnden Palmen, um den Tanz der braunen Mädchen in der Abendkühle anzusehen, dem Gesang der heiter versammelten Leute zu lauschen und die Sprache zu erlernen, die um ihn her erklang, aber bald ergriff ihn der Schaffenstrieb; ohne daß er es wollte, fingen seine kräftigen Hände an sich zu rühren, und mit lachendem Erstaunen sahen die Insulaner, was der weiße Mann mit dem lockigen Goldhaar zu treiben begann. In den lässig bestellten, vernachlässigten Feldern fing er an Ordnung zu schaffen, zog gerade Linien und legte Alleen von jungen Brotfruchtbäumen an; mit mächtigem Arme zerspaltete er Stämme und Äste und baute ein Haus, das von allen als ein Wunderwerk angestaunt wurde. Es hatte eine Thür und vier Fenster mit schließenden Fensterläden, es war dicht mit Palmenzweigen gedeckt, die auf regelrecht behauenen Sparren lagen, und als es fertig war und der Jüngling am Thürpfosten lehrend mit befriedigtem Stolz umherjah, da betrachteten ihn alle mit Ehrfurcht.

Aber Malivuka, die sanfte Schönheit mit den brennenden Augen und der Sammethaut, die ihn bis jetzt als Gast bewirtet hatte, sah traurig aus.

„Du willst von uns weggehen, weißer Fremdling?“ fragte sie. „Dein Vater hat nicht Raum für einen Müßiggänger“, antwortete er.

Da wandte sie sich ab und weinte.

Der Jüngling war betroffen, er ging unter den Bäumen dahin und dachte über Malivukas Thränen nach. Er kam zu dem Wasserfall, der unweit der Hütten sein Brausen ertönen ließ. Der Wasserfall von Papasea war ein Lieblingsplatz der Dorfbewohner. Unter grüngoldenem Laubdach fluteten die klarsten Gewässer und über dem Spiegel des Flusses wiegten sich Vögel mit schillerndem Gefieder und tauchten oft die Brust und die Flügelspitzen in das erfrischende Raß. Zähne Steinblöcke hemmten den Lauf des Gewässers und weißschäumend schoß die unaufhaltsame Flut über sie weg in die Tiefe. Hier stürzten sich die gewandten braunen Kinder der Natur gern in die Flut, schwammen bis zu den Felsen und ließen sich an klug gewähltem Plage von dem Falle mitten im Schaumwirbel hinabwerfen. Träumerisch setzte sich der Jüngling am Ufer nieder und sah dem stürzenden Wasser von unten zu. Eine mächtige Palme wölbte sich mit weitgeschwungenen Ästern über dem Fall. Hier warfen die Insulaner ihre leichten Gewänder im Schatten ab und glitten in den Fluß. Der Jüngling sah ihnen zu. Eine ganze Schar brauner Leute tummelte sich dort oben herum, und mit lautem Gelächter kamen sie im Schaum herabgeschossen, um dann unterhalb aufzutauchen und den Kopf zu schütteln, daß die bligenden Tropfen umherflogen. Jetzt kam auch Malivuka

mit zwei Freundinnen gegangen, und lustig warfen die Mädchen ihre Blumenketten ab. Aber Malivuka sandte einen Blick herüber zu dem Weißen, und als sie ihn sah, zauderte sie. Sie blieb unter der Palme sitzen und begleitete die Freundinnen nicht im fröhlichen Sturze.

In der klaren Flut unterhalb der Felsen schwammen jetzt die Mädchen, ihre vom triefenden Wasser hell funkelnden Haarmassen zeigten sich unweit des Plages, wo der Jüngling saß. Er winkte, und die Eine kam nahe zum Ufer. „Was hat Malivuka? Warum ist deine Freundin traurig?“ fragte er.

Da lachte das Mädchen, daß die weißen Zähne zwischen den roten Lippen schimmerten, tauchte unter wie eine Nixe und kam erst weit entfernt wieder an die Oberfläche empor. Der Jüngling aber stand auf und ging am Ufer hin zu der Stelle, wo Malivuka im Palmenschatten saß.

„Malivuka“, sagte er, „was fehlt dir?“

Sie schüttelte den Kopf und sah vor sich nieder.

„Hat dich dein Vater geschlagen?“

„Mein Vater ist sehr gut“, antwortete sie.

„Hat dich deine Mutter gescholten?“

„O nein, weißer Herr.“

„Haben deine Freundinnen dich gekränkt?“

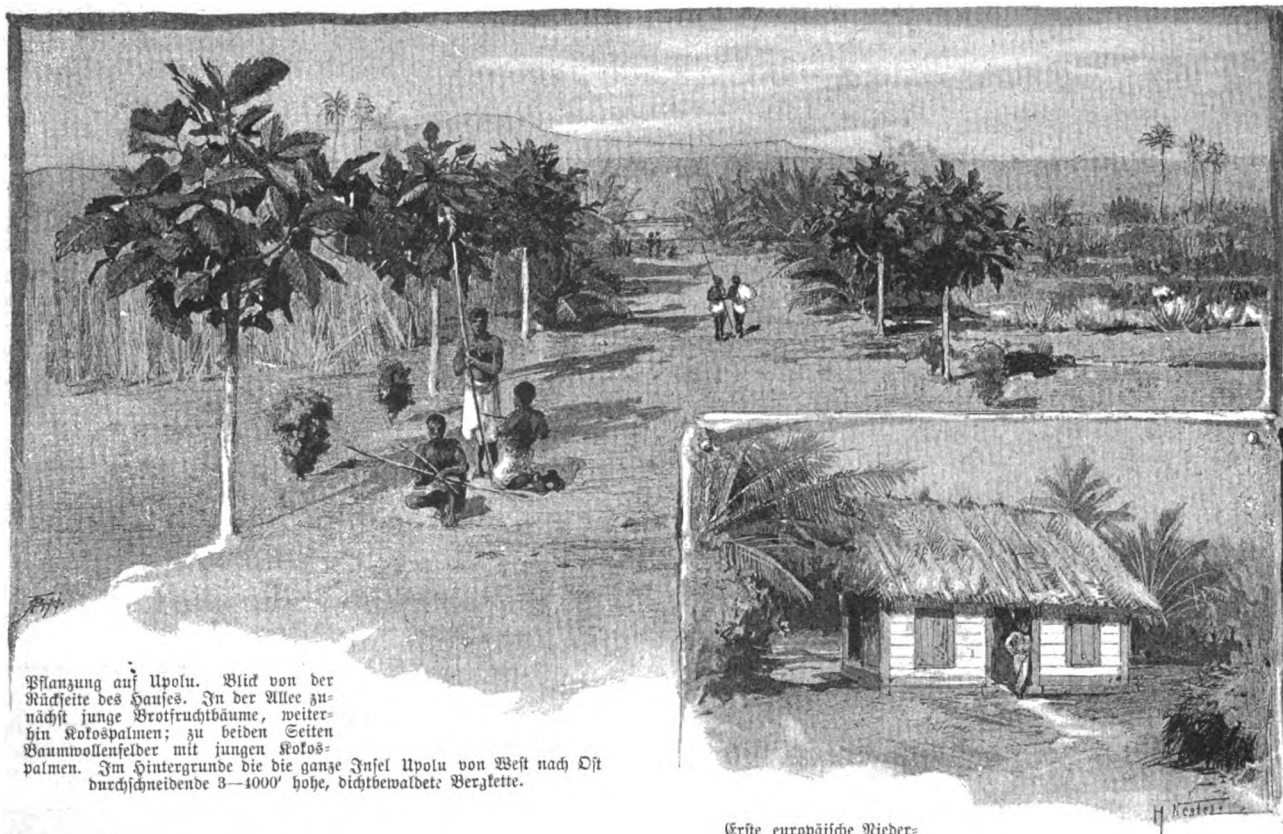
Malivuka erhob sich und schickte sich an zu gehen.

Da faßte der Jüngling sie am Arm. „Bleibe, Malivuka“, sprach er. „Wenn du traurig bist, so bin ich es auch. Ich dachte, du solltest vergnügt sein. Ich habe ein schönes Haus gebaut, und ich hoffe, Malivuka würde mit mir darin wohnen. Du hast mich gepflegt, als ich krank war, du hast mich versorgt, seitdem ich wieder gesund bin, du darfst nicht aufhören, meine Freundin zu sein. Komm mit mir in mein Haus und laß uns fröhlich sein!“

Da sah Malivuka ihn an, und ihr Gesicht war von Freude ganz rund, ihre brennenden Augen lachten und ihre weißen Zähne glänzten. Ein großes Fest ward zugerüstet. Im schönsten Schmucke ihrer Gewänder und Blumenketten versammelten sich die Frauen und Mädchen vor der Hütte Malivukas, das Haar mit roten Tüchern umwunden oder mit den leuchtenden Blüten der Baumwollstaude und mit Rosen besteckt, auch die Männer in Festkleidung, schön geflochtene Matten und bunte Tücher tragend, Hals und Brust mit Blumen geschmückt, Ringe um Arm und Bein. Lustig ertönten die Flöten und die dröhnende Trommel, fröhlich trank die Festgesellschaft die gegorenen Getränke, aus Palmsaft bereitet, und schmauste gebratene Ferkel und Fische, Rebhühner, Damswurzeln und die saftigen Früchte der segenschweren Bäume. Glücklich war das sorgenlose Völkchen. Es sang und sprang, aß und trank, lachte und scherzte auf grünem Rasen im Schatten der prachtvollen Palmen, und in glücklicher Zufriedenheit saßen der deutsche Matrose und Malivuka, die Königin des Festes, auf dem Ehrenplatz, der mit rotem Kattun belegten Rasenbank.

Nach dem Takte der Trommel schwingen sich die gescheidigen Mädchen im Wirbeltanz. Auf der braunen Haut glänzen die bunten Blumen, und reizend bewegen sich die geschnittenen Gestalten. Und immer lebhafter, immer schneller, immer wilder wird der Tanz. Der Palmwein glüht in den Abern, im Tanzen erhitzt sich das Blut, lauter und heftiger tönen Trommel und Flöten. Männer und Frauen tanzen durcheinander, eine bunte, lebensprühende Schar, helles Zauchzen, lautes Schreien und ein wilder Gesang steigen zum Nachthimmel auf, denn schon längst sank die Sonne, und mit silberner Klarheit übergießt der strahlende Mond die zauberhaft schöne Insel und läßt die Blüten in den dunkeln Gebüschen schimmern und leuchten.

Behaglich ruht der Deutsche neben seiner braunen Schönen, schlürft den Palmwein und lächelt. Sie betrachtet ihn wie ein höheres Wesen und windet ihm in ehrfürchtiger Liebe einen blütenschweren Kranz, mit dem sie die goldigen Locken umflücht. Dann neigt sich das Fest dem Ende zu, müde von Tanz und Wein sinken die Mädchen im Grase nieder und allmählich verliert sich das Völkchen. Der lächelnde Jüngling führt die Geliebte in das prächtige Haus, das er selbst erbaute.



Pflanzung auf Upolu. Bild von der Rückseite des Hauses. In der Allee zunächst junge Brotfruchtbäume, weiterhin Kokospalmen; zu beiden Seiten Baumwollensfelder mit jungen Kokospalmen. Im Hintergrunde die die ganze Insel Upolu von West nach Ost durchschneidende 3-4000' hohe, dichtbewaldete Bergkette.

Erste europäische Niederlassung auf Upolu.

Und immer prächtiger gestaltet sich diese Wohnung durch die wunderfame Kunst des weißen Mannes. Er sammelt Früchte in den Plantagen, die er angelegt, er erntet Baumwolle, Reis und Yamswurzeln; diese Schätze trägt Malivuka mit ihren jüngeren Geschwistern hinüber zu der Stadt

auf der andern Seite der Insel, wo die reichen Fremden wohnen, und verkauft sie auf dem Markte. Für den Erlös werden herrliche Dinge angeschafft: bunte Tücher für Malivuka, glänzende Halsketten, dann Rohrstühle, Rissen und sonstiges leichtes Hausgerät. Und mit kundiger Hand schlägt der weiße Jüngling Tische und Bänke zusammen: wie ein Schloß steht seine Wohnung unter den Hütten der Samoaner da. Wild umherlaufende Hühner fängt er ein und umzäunt sie mit hohem Gitter, Schweine sperrt er ein und macht sie mit Yamswurzeln und Ananas fett, immer höher wächst sein Reichthum, und obwohl er nur im Spiele arbeitet, in der Frühe des Morgens, wenn die Seeluft kühlend daherweht, so ist er doch fleißiger als alle die braunen Leute zusammengenommen, und der Segen schwillt unter seinen Händen. — Aber eines Abends ertönt ein Schreckensruf unter den Palmen. Angstvoll laufen Männer und Weiber umher und raffen ihre wenigen Habseligkeiten zur Flucht zusammen. „Was giebt es?“ fragte der Jüngling zwei Männer, die zu seiner Hütte herankamen. — „Die wilden Malaisien kommen“, antworteten sie voll Schrecken. „Ihre Schiffe sind nahe der Küste zu sehen. Es sind schreckliche Leute. Sie werden uns töten, wenn wir nicht fliehen. Sie sind sehr schlimm, sie braten und fressen ihre Feinde.“ — „Es wäre nicht gut, wenn diese Leute uns verjagten“, sprach der Jüngling und rechte den sehnigen rechten Arm, der eine schwere Axt mit haarscharfer Schneide trug. „Haben wir doch hier unsere Häuser und Felder!“ — „Was willst du machen, weißer Herr?“ fragten sie erstaunt. „Besser die Häuser verlieren als das Leben, denn die Häuser, wenn sie verbrannt sind, bauen wir wie-



Wasserfall Papafes auf Upolu.



Vornehmer Samoaner in Festtracht mit der Keule.

der, aber niemals kehrt das Leben zu den Getöteten zurück.“ — Da kam Malivuka an die Thür, sie hatte ihr Kindlein in ein Tuch gebunden und trug es auf dem Rücken, all ihren Schmuck hatte sie angelegt und schleppte in den Händen die kostbarsten Besitztümer, Tücher, Gewänder und Teppiche. „Laß uns fliehen, Herr!“ so rief sie unter Thränen und bleich vor Angst. „Hinauf ins Gebirge laß uns eilen und uns verbergen, bis die Feinde wieder abgezogen sind.“ —

„Geh zurück, Malivuka“, sagte er, „bleibe bei dem Kinde in der Wohnung. Ihr aber, ihr Männer, geht mit mir, wir wollen die Malaien in das Wasser zurückwerfen.“ — Bestürzt sahen sie ihn an. Aber sie waren voll Ehrfurcht und sahen mit heimlichem Schrecken die blauen Augen mutvoll blitzen. Gehorsam kehrte Malivuka zurück, die Männer aber folgten dem Deutschen, der machtvollen Schrittes durch die Gruppe der Hütten dahineilte und mit donnernder Stimme zu den Waffen rief. Die flüchtigen Männer blieben stehen, hörten auf seine Ermahnung, und folgsam wie die Kinder scharten sie sich um ihn. Sie ergriffen ihre Bogen und Pfeile, ihre scharfgepiketen Jagdspieße und schweren Keulen mit zierlichem Schnitzwerk in dem dunkeln geglätteten Holze. Sie zeigten einer dem andern den weißen Mann, und die beherzteren redeten den Feigen zu. „Seht dort“, sprachen sie, „der weiße Herr wird uns beschützen. Er ist sehr stark, sehr reich und sehr klug. Folgen wir ihm, er wird uns erretten!“ — Eine Schar von mehr als fünfzig bewaffneten Männern eilte an den Strand, wo die feindlichen Pirogen sich gezeigt hatten. Und voran stürmte der weiße Jüngling mit der schweren Art. Er sah wohl zehn lange, dunkle Schiffe auf dem in der Abendsonne rot leuchtenden stillen Wasser, zwei hatten angelegt, und schon standen wohl zwanzig Männer im Waffenschmuck auf dem Sande, die andern Schiffe hielten sich

noch in der schwachen Brandung und lenkten dem Lande zu. „Auf sie! Schlagt sie nieder! Werft sie in die See!“ rief der Deutsche mit dröhnender Stimme seiner Schar zu, die ihn halb in Angst und halb in Hoffnung umgab. Die Feinde am Wasser sahen den anstürmenden Haufen und wandten sich gegen ihn. Pfeile flogen durch die Luft, und ein riesiger Krieger, fast ganz schwarz von Farbe, mit hohem buntfarbigem Federschmuck auf dem Haupte, sprang mit wildem Geheul an der Spitze der Feinde den herabkommenden Verteidigern ihrer Heimat entgegen und schwang den langen schweren Speer. — Aber behender und stärker, als er vermutet hatte, kam der weiße Mann über ihn. Ehe er, vom Anblick des Weißen betroffen, seinen Speer dem unerwarteten Feinde in die Brust stoßen konnte, traf ihn die furchtbare Art auf den Kopf, zerschnitt Federputz und Haartwulst und zertrümmerte ihm den Schädel, daß er jählings zu Boden stürzte. Da überfiel Schrecken die Angreifer, gellend schrieten sie auf, ein Dämon schien ihnen die Insel Upolu zu bewachen und ihnen zürnend den Raub zu verwehren. So schnell sie laufen konnten, flohen sie zu den Schiffen zurück, und hinter ihnen wüteten jetzt mit Triumphgeschrei die Begleiter des Weißen. Fünf von den Flüchtigen fielen unter Pfeilen und Speerwürfen, die anderen warfen sich in die Flut, ließen die Schiffe im Stich und schwammen furchterfüllt hinaus in die See. Dort wurden sie von den Zurückgebliebenen aufgenommen, und mit hastigen Ruderschlägen entfernte sich die ganze Flottille aus dem Bereich ihrer Feinde. — Ein frohes Fest vereinigte von neuem die dankbaren und von Freude begeisterten Bewohner Upolus. Siegestaumel hatte sie ergriffen und ihre Verehrung für den Erretter, den Helden, den weißen Mann war grenzenlos. Sie umtanzten und bekränzten ihn. Velikama aber, der angesehenste unter ihnen, der Häuptling des Dorfes, setzte sich im höchsten Schmucke auf die Richterbank, wo er die Streitigkeiten des Völkchens zu schlichten pflegte, und erklärte den Fremdling öffentlich für den Schutzgeist des Volkes von Upolu. (Schluß folgt.)



Blumengeschmückte Frauen und Mädchen von Samoa. Nach der Natur.

Am Familientisch.

Au unsern Bildern (auf S. 5 und 9).

Es sind zwei Bilder voll Stimmung, die wir unsern Lesern heute vorführen. Hier wandert ein Pärchen bei strömendem Regen vom Markt nach Hause. Die Wege sind aufgeweicht und die Herbststürme haben das Laub von den Bäumen gefegt. Längst sind Fint und Lerche südwärts gezogen und nur schwarzgefiederte Raben und Dohlen fliegen trügend um die Baumwipfel.

Wie anders sieht es auf unserm zweiten Bilde aus! Heiß liegt die Sommer-Mittagssonne auf dem Lande, aber das dichte Laubdach des Buchenwaldes, in dem die Finken so lustig schlagen, spendet erquickenden Schatten. Noch kühler haben es freilich die Fischlein im Bach, deren Treiben Großvater und Entlein behaglich zusehen.



Bum erstmal im Seebad.

Ein Talisman.

In Algerien sind die Talismane oder Amulette die gewöhnlichen Schutzmittel gegen die stets zu besorgenden Anfälle der bösen Geister und gegen alle Krankheiten. Eines der wirksamsten und beliebtesten ist, wie ein Reisender berichtet, ein sogenanntes magisches Quadrat:

4 9 2

3 5 7

8 1 6

welches arithmetisch sehr interessant ist. Wenn man jede der drei Reihen und zwar von oben nach unten, oder von der rechten zur linken, oder auch in der Diagonale addiert, wird man jedesmal die Zahl 15 erhalten, welche eine besonders talmantische sein soll. Dem aufmerksamen Leser wird aber auch nicht entgehen, daß die Ziffern an den vier Ecken eine arithmetische in den Zahlen 2 4 6 8 enthaltene Progression bilden, ferner daß auch die vier Mittelzahlen 1 3 7 9 zusammen dieselbe Summe liefern, wie jene vier Eckzahlen, und daß die Zahl 5 im Mittelpunkt nach allen Seiten hin die mystische Zahl ergänzen hilft. Es gibt eine große Anzahl sogenannter magischer Quadrate, aber gewiß wenige, die durch die Vielseitigkeit der Kombinationen ein gleich großes arithmetisches Interesse böten.

R. F.

Seckost.

„Warum schütten sie am Bord der Dampfer immer Schlamm in den Kaffee? Warum schmeckt der Thee gewöhnlich nach gekochten Stiefeln? Warum ist die Milch spärlich und dünn? Und warum haben sie solche blutende Hammelkuppen zum Mittagessen? Ich frage, warum?“ So fragt Mr. Tilmarsh in Thaderays „Reise der

Familie Kiedlebury an den Rhein“. — und beweist damit, daß er ein recht junger Seefahrer war; ein älterer hätte durch so selbstverständliche Dinge seine Fragelust nicht erregen lassen.

Es ist unglaublich, wie schnell und unfehlbar der Mensch auf See bezüglich seines Geschmacks entartet; was für trübe Flüssigkeiten er sich als Kaffee oder Thee einsößen läßt und welch fad, warmes Getränk er zuweilen als Bier genießt. — Und nun erst die Speisen! Wenn das Schiff in See gegangen ist und eine Reise von 40—60 Tagen in Aussicht steht, dann schwindet langsam ein Geruch nach dem andern von der Tafel, an das der Kultur Mensch so gewöhnt ist, daß er es nie missen zu können glaubt. Zuerst wird die frische Milch durch eine blauweiße, in dicken Schichten auftretende Flüssigkeit ersetzt, die man „präservierte Milch“ zu nennen übereingekommen ist, die aber nur eine wässrige Lösung der „präservierten Milch“ darstellt. Dann schwindet die frische Butter, die der Steward mit Hilfe von mitgenommenem Eis drei Tage lang genießbar gehalten hat; und an ihre Stelle tritt ihre „präservierte“ Schwester, die ihr so ähnlich sieht, wie eine Wachspuppe ihrem lebendigen Ebenbild. Da wir uns in den Tropen befinden, geht dieses köstliche Produkt menschlicher Kunst bald aus dem festen in einen weniger festen Aggregatzustand über, und dann wird das Buttermesser entfernt und durch einen Löffel ersetzt, der der Lage der Dinge besser entspricht.

Hat der Seefahrer*) sich langsam an den Verlust der frischen Butter und an den Genuß des Milchwassers gewöhnt, so überrascht ihn die Nachricht kaum, wenn ungefähr am achten Tage der Reise plötzlich die Frühstückseier ganz weg bleiben, die er in den letzten Tagen schon in allerhand Verkleidungen, wie Omelettes zc. hat genießen müssen; an ihre Stelle treten Mardinen — ein sehr gesundes Gericht am frühen Morgen, wie der Messervorstand versichert — Corned beef oder „Wiedhohse“ — so hat der Seewitz den in Wiedhohsen eingemachten Ochsenbraten gekauft. Dazu gibt es Hartbrot, so viel dein Herz begehrt.

Um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr wird gefrühstückt, und mit einem wirklich fabelhaften Appetit strömen auf den ersten Schlag des in China angekauften „Tamtam“ die Messmitglieder zusammen. „Steward, was gibt's heute?“ — „Curry mit Reis!“ Der Reiscurry ist das Lieblingsgericht fast aller Seebefahrenen Leute. Das aus Indien stammende Currypulver hat sich in England längst eingebürgert; in Indien und Ostasien ist Reis mit Curry zwei- bis dreimal täglich auf dem Speisezetteln verzeichnet und wird von vielen wirklich dreimal am Tage genossen. Es ist ein gelbbraunes, aus den verschiedensten scharfen Gewürzen zusammengesetztes Pulver, aus dem die Currysauce bereitet wird, die zu ganz trocknen gekochtem Reis hinzugesetzt, prächtig schmeckt, — namentlich wenn andere Zutaten — wie frisches Huhn, Eierfuchen, Gurkensalat zc. zur Stelle sind. So gut wird es uns auf See nun nicht, aber auch mit Wiedhohsenbraten und dem Wehlfladen, den der Koch als Eierfuchen auf den Tisch schickt, schmeckt das Gericht vortrefflich und wird in großen Mengen verzehrt.

Freilich — alle Tage kann es nicht Curry geben; dafür tritt dann Hammelsohl ein — wie ein wohlgeschmeckendes „präserviertes“ Gemisch von Hammelfleisch und Wirsingsohl genannt wird; Stangenkneister — alias Macaroni mit Schinken — Corned beef mit Bratkartoffeln oder — „Laps Rausch“. — Laps Rausch ist ein Gericht, welches — wie das Schwein — seinen häßlichen Namen mit Recht trägt. Es besteht lediglich aus einem Kartoffelbrei, in welchen Salzfleisch und Zwiebeln verteilt sind, und es erscheint in seinem vollen Glanz, wenn erst an Stelle der frischen „präservierten“ Kartoffeln getreten sind; ein Wissen davon genügt, um den wütendsten Hunger für Stunden zu stillen. Traurig opfert der Steward die vollen Schüsseln den Tieren des Meeres, nur der Messervorstand hat — schandenhalber — ein gemessen Teil hinabgewürgt, aber für alle Zeiten dieses Gericht verschworen.

Um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr ist wiederum Essenszeit; und hierbei entfaltet sich erst der ganze Reichtum der „präservierten“ Genüsse. Spargel, Bohnen, Schoten, allerhand Kompots, dazu Hammel- und Ochsenbraten, Wurst und Rungenfleisch bieten ein mannigfach wechselndes Menu, welches an Sonn- und Feiertagen durch Tauben- und Hühnerpasteten, auch Lachs- und Hummermayonnaisen wesentlich bereichert werden kann.

Welches Fest aber, wenn für einen Tag der ganze Präservenschwindel ausfällt und wir „Schlachtfest“ feiern. Am Oberdeck — in improvisierten Hürden — lagern mehrere Hammel, mit Hühnern und Puten gemeinsam eingepfercht, während der Scheuerprahm drei Ferkeln als Wohnstätte angewiesen ist. Lange widerstehen die edlen Tiere den Anstrengungen des Seelebens nicht — bekanntlich werden auch Tiere seetraumt — langsam magern sie ab, wenn sie nicht bald geopfert werden, wie bei uns. In der dritten Woche gibt's frische Spanferkel: ein Fest, das tagelang vorher und nachher besprochen wird, bis das trübe Einerlei der präservierten Gerichte wieder Herz und Mund besangen hält.

*) Unter Seefahrer verstehe ich hier selbstredend nicht die Passagiere der mit allem Komfort ausgestatteten modernen Post- und Paketdampfer.

Schwerenmütig sitzen auf dem Messestisch drei Seeoffiziere, — mehr faßt das Möbel nicht, obgleich achtzehn Herren die Messe bevölkern — und beobachten die Vorbereitung zum Tischdecken; da entringt sich dem einen ein schwerer Seufzer, dem man es anhört, daß er aus vollem Herzen oder aus — leerem Magen kommt.

„Na, was gibt's denn?“ fragt der Nachbar gutmütig und klopft dem Schwerenmütigen sanft auf die Schulter. „Ach! ich möchte mal wieder so recht gut essen!“ setzt der Angeredete seinen Seufzer fort, und verständnisinnig nickt seine Leidensgefährten. — Geduld! in wenigen Tagen sind wir im Hafen, und dann beginnt der Triumph des eben noch schwer gekränkten Messevorstandes. Denn zu einem „so recht guten“ Essen verhilft dir kein ausländischer Hafen; nirgends wird das Hotelessen so schnell dem Deutschen zuwider, wie im Ausland; denn auch hier — wenigstens in Ostasien — bieten die Tafeln nur präserviertes Gemüse, und das reizlos zubereitete frische Fleisch schmeckt dem deutschen Gaumen auf die Dauer nicht; an Bord aber ist die Verpflegung dann vorzüglich, und niemand erkennt dies rückhaltloser an, als der deutsche Landsmann, der etwa zu Gäste in die Messe geladen wird. — Und wenn dann wieder ein langer Seeaufenthalt „den unaussprechlichen Schmerz vergangener Tage“ zurückerst, dann steht im Hintergrund lachend und lieblich, die gegenwärtige Bein verjüngend, die Heimat, der das Schiff in schnellem Laufe zueilt. H. K.

Nur Erinnerung an Jung-Stilling.

Heinrich Jung, der sich in seinen Schriften — wohl um seiner Verbindung willen mit den „Stillen im Lande“ — Stilling nannte und darum in der Litteraturgeschichte als Jung-Stilling fortlebt, war einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit (geb. 1740, † 1817). Er hat — außer fort- und staatswissenschaftlichen Schriften — eine ganze Reihe mystisch gefärbter Romane und Erzählungen geschrieben; „Szenen aus dem Geisterreiche“ mitgeteilt, eine „Theorie der Geisterkunde“ entworfen, eine Zeitschrift „der graue Mann“ und ein „Taschenbuch für Freunde des Christentums“ viele Jahre lang herausgegeben. Aber alles das ist heute nahezu vergessen, obgleich viel davon seiner Zeit in verschiedene europäische Sprachen übersetzt wurde und sich sogar „Stillingsgemeinden“ darum sammelten. Was von ihm fortlebt und fortleben wird, ist seine immer wieder aufgelegte und noch heute gelesene Selbstbiographie. Die Perle dieses zwischen Roman und Bericht schwebenden Buches, das den Lebensgang des merkwürdigen Mannes vorführt, ist aber der erste poetisch vollendete Teil, der 1777 unter dem Titel: „Heinrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte“ durch die Vermittelung Goethes in Berlin gedruckt wurde. Goethe, der seinem Freunde im neunten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ ein lebenswürdiges Denkmal gesetzt hat, war schon in Straßburg durch diese Lebensgeschichte gefesselt worden, die Jung „auf das anmutigste vortrug“, indem er „dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen wußte.“

Dieses Jugendbild hat von jeher die verschiedenartigsten Geister von Goethe, Wieland und Lavater bis auf Schenckendorf, Auerbach und Freiligrath gefesselt. In einem seiner schönsten Gedichte hat der Sänger des „Löwenritzes“ das „herzig kleine Buch“ als „die erste deutsche Dorfgeschichte“ und als „einen rechten Spiegel alter Bauerntugend“ gefeiert. Eine charakteristische Szene daraus stellt das Bild Daniel Chodowieckis dar, welches der ersten Ausgabe als Illustration beigegeben war. Im Lehnstuhle erblicken wir da

den Pastor Stollbein, einen „störriichen wunderlichen Mann“, der aber „außer dieser Laune gut und weichherzig“ war, ihm zur Seite den neunjährigen Heinrich, mit der Bibel in der Hand, rechts davon die hohe ehrwürdige Gestalt seines Großvaters Eberhard und daneben seinen verwachsenen schwächlichen Vater Wilhelm Stilling. Das Gerücht von dem besonders gewekten Knaben war weit umher erschollen; alle Menschen redeten von ihm und verwunderten sich. So war auch der Pastor Stollbein neugierig geworden, ihn zu sehen, und deshalb eines Tages in des alten Kohlenbrenners Hause eingeleitet. Da heißt es nun weiter in der Erzählung:

„Nachdem sich Herr Stollbein gesetzt und ein und ander Wort mit Wilhelm geredet hatte, drehte er sich gegen die Wand, und sagte zu Heinrich (der „dort grad aufstand, wie ein Soldat, der das Gewehr präsentiert und — dem Pastor immer starr in die Augen

sah“): „Guten Morgen, Heinrich!“ — „Man sagt guten Morgen, sobald man in die Stube kommt.“ — Stollbein merkte, mit wem er's zu thun hatte, daher drehte er sich mit seinem Stuhl neben ihn und fuhr fort: „Kannst du denn auch den Katechismus?“ — „Noch nicht all.“ — „Wie! noch nicht all, das ist ja das erste, was die Kinder lernen müssen.“ — „Nein, Pastor, das ist nicht das erste. Kinder müssen erst beten lernen, daß ihnen Gott Verstand geben möge, den Katechismus zu begreifen.“ Herr Stollbein war schon im Ernst ärgerlich, und eine scharfe Strafpredigt an Wilhelm war schon ausstudiert, doch diese Antwort machte ihn stutzig. „Wie betest du denn?“ fragte er ferner. — „Ich bete: lieber Gott! gib mir doch Verstand, daß ich begreifen kann, was ich lese.“ — „Das ist recht, mein Sohn, so bete fort!“ — „Ihr seid nicht mein Vater.“ — „Ich bin dein geistlicher Vater.“ — „Nein, Gott ist mein geistlicher Vater, ihr seid ein Mensch, ein Mensch kann kein Geist sein.“ — „Wie, hast du denn keinen Geist, keine Seele?“ — „Ja freilich! wie könnt ihr so einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater.“ — „Kennst du denn auch Gott, deinen geistlichen Vater?“ — Heinrich lächelte. „Sollte ein Mensch Gott nicht kennen?“ — „Du kennst ihn ja doch nicht sehen.“ — Heinrich schwieg und holte seine wohl gebrauchte Bibel, und wies dem Pastor den Spruch Römer I. Vers 19. 20. — Nun hatte Stollbein genug. Er hieß den Knaben hinaus gehen und sagte zu dem Vater: „Euer Kind wird alle seine Vorklaren übertreffen; fährt fort, ihn wohl unter der Aute zu halten, der Junge wird ein

großer Mann in der Welt.“ — Die Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Aus dem Bauernjungen ist ein berühmter Augenarzt und ein tüchtiger Professor der Nationalökonomie geworden. Der Sohn des Kohlenbrenners, den Goethe seiner Freundschaft würdigte, starb als kurbadenscher Hofrat und Vertrauter seines Landesherrn, des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden. R. K.

Gesundheitsrat.

F. V. in Mitau. Ist wohl eine Kur gegen Fettleibigkeit bekannt, die ohne wesentliche Abweichung von der gewohnten Lebensweise anzuwenden wäre?

Eine wirkliche Kur gegen Fettleibigkeit läßt sich überhaupt schriftlich nicht mitteilen; aber Ihre bedingungsweise gestellte Frage ließe sich vielleicht dahin beantworten: lieben und üben Sie möglichst harte Arbeit und lassen Sie jegliches Getränk (jede Flüssigkeit, also auch Suppen). Beides natürlich, soweit es sich durchführen läßt.

Aus den Kupferstichmappen des Daheim.



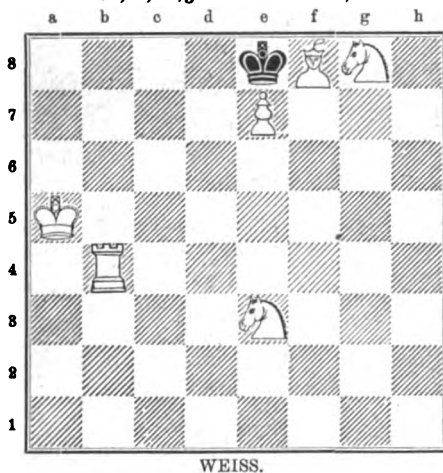
Chodowieckis Titelkupfer zu „Heinrich Stillings Jugend“. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig bey George Jacob Decker. 1777. 8°.

In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.



Schachaufgabe von S. Loyd.



WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Buchstabenrätsel.

Mit i ein Vogel, doch kein Sänger;
Mit n und o ein Vogelfänger.

2. Rätsel.

Ich liege im Schranke, vergessen, verlassen,
Im Scheintod starre ich stumm und kalt,
Doch wenn mich die Hände der Liebe erfassen,
Erwacht in mir neuen Lebens Gewalt.

Doch liegt' ich im Herzen, da bin ich lebendig.
Es blühen die Wangen, es lächelt der Mund,
Und deshalb bleibe ich stets und beständig
Der Liebe sehnlichst verlangender Grund.

K	l		s	t
N	a		a	u
P	a		o	s
S	c		r	r
A	g		d	e
S	i		n	e

einem alttestamentlichen Namen, die vierte senkrechte Reihe, in derselben Richtung gelesen, gleich einem andern Namen lautet, der aus der griechischen Sage allgemein bekannt ist.

Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

4. Homonym.

Klippen liebe ich, Korallen,
Doch noch besser mir gefallen
Rosenlippen, Esfenbein —
Mich dahinter ganz allein
Vor den Blicken zu verstecken.
Und der Länge nach zu strecken.
Bin der Themis unentbehrlich,
Doch dem Recht oft sehr gefährlich.
Teure Eide kann ich brechen
Und wie spitze Dolche stechen,
Bin geschmeidig, glatt und fein,
Ungelenk auch, rau, gemein;
Bin begeistert, inspiriert,
Und auch wie vom Schlag gerührt;
Jetzt von heiligem Feuer glühend,
Dann von giftigem Hasse sprühend.
Weil von mir man viel gelitten,
Liebt man mich meist ausgeschnitten.
So bin ich, wie auch gestaltet,
Viel begehrt, warm und erkaltet,
Aus dem Bösel, aus dem Rauch
Oder mit Rosinen auch!

Pf. 3.

5. Rätselbistikon.

Jambisch gebraucht führt als Titel
mich mancher Gelehrte,
Doch als Trochäus betont, bin ich
ein großes Plateau.

6.

		u		
		i		
	u	i	e	
	a		i	
	a		e	
		a		
	e	o	e	

3.

Die zwölf leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die sechs wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Die sieben wagerechten Reihen aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Einen der sieben Erzengel.
2. Ein Vorgebirge in Südeuropa.
3. Eine Stadt in Sibirien.
4. Einen König des Altertums.
5. Einen römischen Feldherrn.
6. Eine der Hauptpersonen in Lessings Nathan der Weise.
7. Tonkünstler.

Inhalt: Unser Neffe. Erzählung von L. F. Born. — Aus unsern Herbstmandern: Feldartillerie im Feuer. Originalzeichnung von R. Andtel. — Ein Rückblick auf die Cholera in Spanien. Von Fr. Hiebner. — Malibuta. Eine Erzählung von August Niemann. — Illustriert durch Abbildungen nach der Natur in Photographien des Herrn G. von Brauchitsch auf Samoa. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern: Schlechter Heimweg. Gemalt von Paul Tübbecke. Am Bach. Gemalt von R. Warthmüller. — Ein Talisman. — Seekost. Von G. K. — Zur Erinnerung an Jung-Stilling. Von R. K. Mit einer Illustration von Chodowiedy zu J. Stillings Jugendgeschichte. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Unsere neueingetretenen Abonnenten

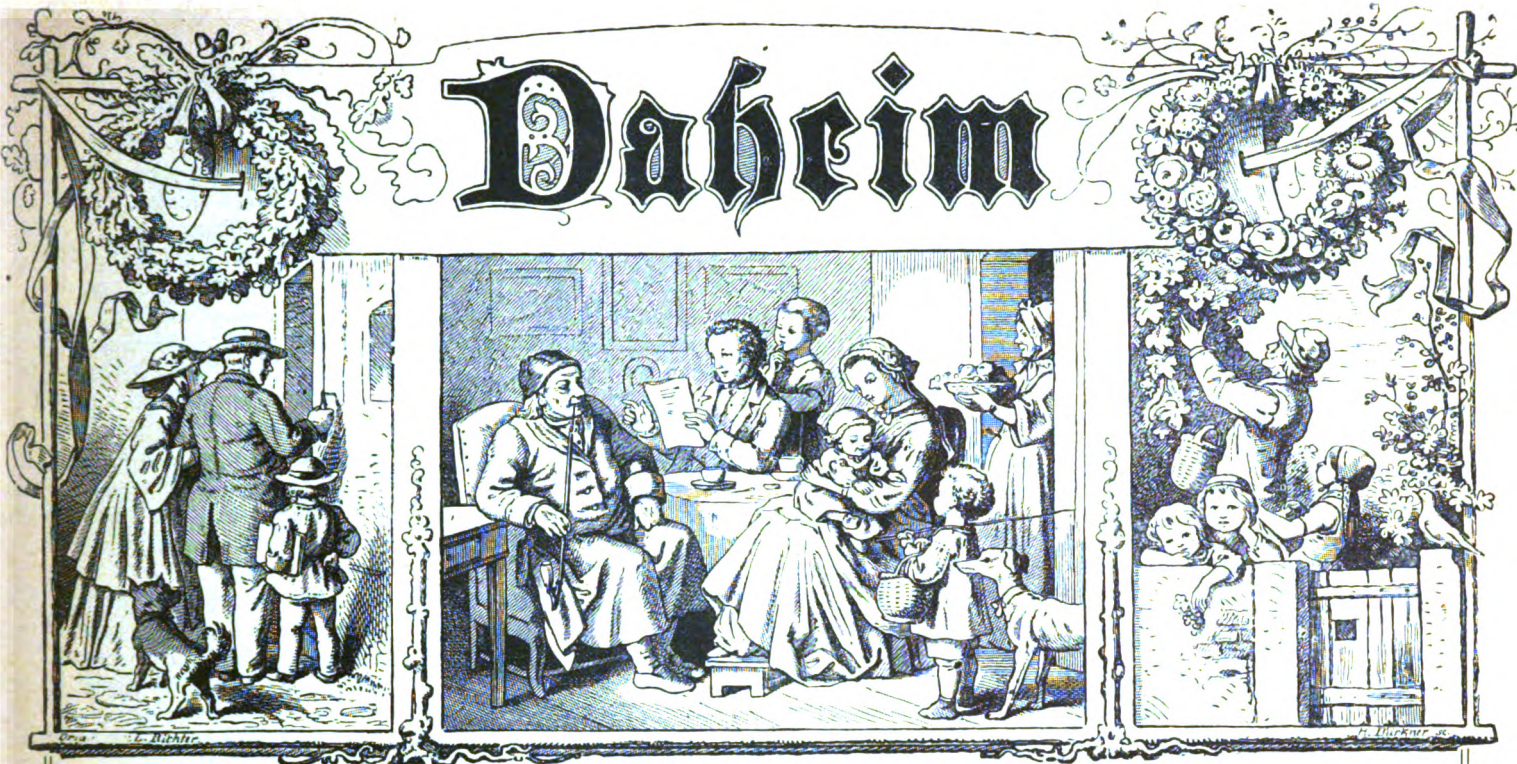
teilen wir ergebenst mit, daß der soeben beendigte XXI. Jahrgang des *Daheim*, welcher unter andern an größeren Romanen und Erzählungen enthält: *Verrechnet* von C. Bernhardt — *Herrn Fortunatus Brautfahrt* und *Die Reise nach Rothenburg* von Moritz von Reichenbach — *Die Mühle von Mohrstein* von Germanis — *Odyseus* von G. Seidel — *Souverän* von A. v. d. Elbe — *Sigrit* von F. Berg — *Der Schatz des Fräuleins* von Isleben von Hans Hillna — *Das tiefe Geheimnis* von Jos von Neuß, sowie an lustigen Geschichten und Humoresken: *Der nette Student* von Hans Arnold — *Der alte Fölsch*, eine Sechsumoreste von R. Werner — *Das gebannte Gespenst*, eine Sechsumoreste — *Im Nest* von Th. S. Pantenius und die *Militärhumoresken* von G. Fersche: *Major Nepomuk*, das *Schlachtfest*, die *Sprißfahrt nach Kleve*, noch vollständig zu haben ist und gebunden zum Preise von 10 Mark 80 Pfennig, in Nummern für 8 Mark durch alle Buchhandlungen oder wo solche nicht leicht zugänglich, von uns direkt bezogen werden kann. — Von früheren Jahrgängen sind bei uns noch vollständig vorrätig: der VIII. (1872, nur gebunden), IX. (1873), XI.—XIII. (1875—77), Preis pro Jahrgang: in Nummern 7 Mark 20 Pf., gebd. 9 Mark 60 Pf.; Johann XV.—XX. Jahrgang (1879 bis 1884), Preis pro Jahrgang: in Nummern 8 Mark, gebunden 10 Mark 80 Pf. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere ist der Betrag mit Porto den Aufträgen gleich mit beizufügen: für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf. — können fast aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem, auch oben nicht aufgeführten, Jahrgang zum Preise von je 1 Mark 40 Pf.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung unterlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Schöner & Alsfing) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Hefen bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Oktober 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 2.

Unser Nefse.

Erzählung von L. F. Born.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Gesetz v. 11./VI. 70.

Herr von Reisch trat überhaupt in kein Verhältnis zu dem Knaben; so wie es am ersten Tage zwischen ihnen gewesen, so blieb es lange Zeit hindurch. Er erfüllte seine Pflicht an ihm, und wachte besonders mit Strenge darüber, daß er in keiner Beziehung äußerlich gegen Hugo zurückgesetzt wurde. Beide wurden gleich gekleidet, wohnten mit dem Lehrer zusammen, und Georg erhielt seinen Pony und sein reichliches Taschengeld ebenso gut wie der andre. Eins aber gab ihm der Dinkel nicht, die Liebe, nach der das Kinderherz bei seiner Vereinsamung in dem unharmonischen Haushalte unbewußt verlangte. Dennoch hatte Georg einen heimlichen Zug zu ihm, er beobachtete ihn im stillen, sein Gedächtnis sammelte treulich ein, was sich auf ihn bezog, ja er trug in kindischer Weise eine Art unglücklicher Liebe zu ihm, die erst allmählich unter der gleichmäßigen Kälte des andern erstarb.

Bis vor etwa acht Jahren hatte Herr von Reisch im Staatsdienst gestanden und dann seinen Abschied genommen. Bald darauf starb sein Vater, er ging auf Reisen und ließ Neuhoß durch einen Inspektor bewirtschaften. Erst nach fünfjährigem Wanderleben ließ er sich dauernd dort nieder, und übernahm die Leitung des Gutes mit ebenso viel Energie als Erfolg. Um das öffentliche Leben kümmerte er sich wenig, soviel seine Standesgenossen sich auch bemühten, ihn dafür zu gewinnen. Aber innerhalb des Kreises, den er sich gezogen, war er rastlos thätig: es gab kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens, in dem er nicht bis auf einen gewissen Grad zu Hause war, aus dem er nicht in geistreicher, lebendiger Weise mitzuteilen verstand. Dennoch geschah es selten, daß er in der Unterhaltung von diesen Schätzen etwas zu Tage förderte. Für gewöhnlich ging durch sein ganzes Wesen ein Zug erbarmungsloser Kritik und tiefen Überdrußes. An sich

selbst wie an andere schien er stets einen so hohen Maßstab der Vollkommenheit zu legen, daß er nie zur Ruhe kam. Schwer ließ er seine Umgebung dann unter seiner Ungeduld und Verstimmung leiden, und verfolgte die Unwahrheit, die Oberflächlichkeit, wo sie ihm begegnete, mit grausam treffender Ironie, oder ließ sie mit Achselzucken an sich vorübergehen. Sein stark ausgeprägtes Selbstgefühl ließ sich durch seine Stellung und seine Verhältnisse wohl erklären: die Reischs hatten lange Zeit in der Umgegend unbestritten den ersten Platz eingenommen, und der Baron galt weit und breit für den reichsten Mann unter den ländlichen Grundbesitzern. Er hatte es vortrefflich verstanden, die günstige Lage des Neuhoß durch industrielle Anlagen auszunutzen, und sein Wohlstand war noch immer im Zunehmen begriffen. Er war freigebig und gastfrei im großen Maßstab, ohne doch in ein besonders freundliches Verhältnis mit einer der Nachbarmfamilien zu treten. Die zahlreiche Nachkommenschaft seines Onkels Hugo fand allezeit ein offenes Haus und bereitwillige Unterstützung in Neuhoß. Denn der Baron hatte einen stark entwickelten Familiensinn und einen hohen Begriff von den Pflichten eines Familienoberhauptes. Aber keiner seiner Angehörigen fand es ganz leicht, Hilfsleistungen und Gefälligkeiten von ihm anzunehmen. Seine Wohlthaten hatten immer etwas Drückendes, selbst für den leichtsinnigsten und dreistesten der Vettern. Frau Emma von Reisch und ihre Mutter verstanden es von allen Verwandten am besten, ihn zu ihrem Vorteil auszunutzen. Sie gaben stets zu verstehen, daß sie dem Vetter zur Führung des Haushalts und zur geselligen Repräsentation unentbehrlich seien, wer aber Ulrich und seine Eigenheiten näher kannte, begriff niemals recht, warum er sich die Last ihrer Gegenwart in Neuhoß auferlegte. Er stand jetzt in seinen besten Jahren, und wieviel Herzen hatte die Hoffnung,

einmal Herrin vom Neuhof zu werden, schon schneller schlagen lassen. Frau Emma hatte sicherlich einmal zu den Hoffenden gehört, aber sie schien bald und schnell den Gedanken aufgegeben zu haben, und verschwendete jetzt schon im voraus ihr Mitleid an Ulrichs zukünftige Gemahlin. „Wenn er überhaupt noch einmal heiratet!“ Die Damen von des Barons Bekanntschaft aber wollten ihn auf Frau von Reisachs Worte hin noch nicht aufgeben. Es war freilich der ganz mittellose Offizierswitwe nicht zu verdenken, daß sie eine Veränderung in Neuhof nicht wünschte und alle ihre kleinen Minen springen ließ, sobald sich eine solche Gefahr nur von weitem zeigte.

Grund zu ernstlicher Besorgnis hatte der Better ihr kaum noch gegeben, — er ging seinen eignen Weg, ganz hingenommen durch Geschäfte und Studien, und schien den Verkehr mit Frauen als die lästigste all' seiner Pflichten zu betrachten. Die Damen, Georg und Hugo sahen ihn fast nur bei Tisch, wo er das gesellschaftliche Geplauder der beiden ersten mit höflicher Gelassenheit anhörte, und nur zuweilen eine ironische Bemerkung einfließen ließ.

Indes gab es immer noch Verhältnisse, in denen der Baron eine unerwartet menschliche und weiche Seite offenbarte. Zu diesen gehörte seine Liebe zu der kleinen Marie. Sie hatte bei ihm eine Ausnahmestellung, spielte stundenlang in seinen Zimmern, welche den übrigen Hausgenossen schwer zugänglich waren. Bei Tisch saß sie neben ihm, und er fand es der Mühe wert, sie mit allerlei Spielen und Scherzen zu unterhalten. Wenn sie dabei auffauchte, konnte auch er zuweilen herzlich mitlachen. Georg und das Kind sah er nicht gern zusammen und trennte sie, wo er konnte. Das einzige Mal, wo er aus seiner kühlen Ruhe gegen den Nefen heraustrat, war bei Gelegenheit einer verunglückten Wasserpartie, welche die Kinder auf dem großen Teich im Dorf unternommen hatten. Mariechen hatte dabei das Gleichgewicht verloren und war kopfüber in das schlammige Wasser gestürzt, so daß Georg sie mit wirklicher Gefahr und großer Anstrengung wieder aufs Trockene ziehen mußte. Der Baron kam dazu, als er sie triefend nach Haus brachte, und die gnädige Tante mit der Kinderfrau eben zornig über ihn herfielen. Ohne ein Wort zu sagen, packte er den Knaben mit eisernem Griff und schleppte ihn in sein Arbeitszimmer, welches Georg bis dahin noch nie betreten hatte. Die scharfe Züchtigung, welche nun folgte, ließ der Missethäter in halber Betäubung über sich ergehen, und nachdem der Onkel ihn wieder auf die Füße gestellt hatte, sahen sich beide ganz erstaunt an; der Vorfall war ihnen gegenseitig so überraschend gekommen. Georg gewann viel schneller sein Gleichgewicht wieder, als Herr von Reisach, — über der Neugier, dem Entzücken, mit dem er sich zum erstenmal in diesen Räumen umsah, hatte er Schreck und Schmerz bald vollständig vergessen. „Oh, Onkel Ulrich,“ platzte er heraus, „darf ich mir einmal diesen Säbel ansehen? Hast du damit einem Türken den Kopf abgeschlagen? Hugo sagt, du hättest solch einen Säbel, und den Kopf des Türken eingemacht in einem Glase!“ Herr von Reisach sah ganz verdutzt aus, dann suchte ein Lächeln um seine Mundwinkel, er legte den Stoch weg und sagte trocken, aber nicht unfreundlich: „Hugo hat dir recht viel dummes Zeug aufgebunden, aber meinestwegen kannst du dir die Sachen ansehen.“

Die Zimmer mußten freilich einem lebhaften Kinde wie ein Wunderland vorkommen: alle die Gegenstände, welche der Baron von seinen Reisen mitgebracht hatte, waren hier aufgestellt, und Georg konnte sich nicht satt sehen an den Waffen und Bildern, an den ausgestopften Tieren und an dem Gewürm, das wirklich in Gläsern eingemacht, halb unkenntlich und sehr schauerlich auf den langen geschmigten Regalen umherstand. Georg wandelte wie verückt von einem zum andern, und oh Wunder! Onkel Ulrich folgte ihm und ließ sich herab, ihm einiges aus den Sammlungen zu erklären. Zuletzt traten sie sogar in die Bibliothek ein, in des Onkels innerstes Heiligtum, welches Georg immer ganz besonders geheimnisvoll erschienen war. Das große dämmerige Eckzimmer hatte einen Ausgang nach dem Garten zu, und es war den Knaben stets streng

verboten gewesen, in der Veranda vor dieser Glasthür zu spielen und zu lärmen. Nur heimlich hatten sie zuweilen versucht, durch die halbverhängten Scheiben zu lugen. Doch fanden sich Georgs hochgespannte Erwartungen einigermaßen enttäuscht. — Das Zimmer enthielt in seinen Augen gar nichts Merkwürdigen. Nur sehr viel Bücher, Mappen, physikalische Instrumente und einige Kopieen auserlesener Kunstwerke. Dem Kinde fiel nicht auf, was einem Älteren zu denken gegeben hätte, nämlich der gänzliche Mangel aller persönlichen Beziehungen und Lebenserinnerungen in des Barons Wohnung. Keine Porträts — keine Geschenke — keine Arbeit von Frauenhand. Nur Mariechens Photographie stand auf seinem Schreibtisch, und daneben das verblichene Miniaturbild eines jungen Mannes. Über dem steifen Kostüm aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts strahlten ein paar große helle Augen den kleinen blondhaarigen Enkel an, und ein aufmerksamer Beobachter konnte leicht die Familienähnlichkeit zwischen dem Bild und dem Knaben entdecken.

„Das ist Großpapa,“ ließ sich Georg vernehmen, „aber er sieht hier viel hübscher und freundlicher aus als auf dem Bilde im großen Saal.“ Onkel Ulrich nickte, und Georg wurde immer zutraulicher. Als ihn der Onkel endlich gehen hieß, mit der Verheißung, ihm bald einmal mehr zu zeigen, faßte er sich das Herz zu einer Bitte, die ihn schon lange beschäftigt hatte. Er zog ein Kewert aus der Tasche, in das er so gut wie möglich einen Silberthaler und einen Brief verpackt, und das er folgendermaßen adressiert hatte: „An meine Mutter Frau Reisach in Berlin.“ „Onkel Ulrich,“ bat er schüchtern, „willst du auf diesen Brief schreiben, was noch fehlt? Herr Trotschel sagt, die Adresse sei nicht richtig.“ Herrn von Reisachs eben noch freundliche Züge verfinsterten sich schnell, er nahm den Brief in die Hand wie einen unsaubern Gegenstand, den man mit Widerwillen berührt. „Warum hast du Geld hineingesteckt?“ fragte er kurz und scharf. „Ich habe jetzt so viel Geld,“ war die ehrliche Antwort, „und meine Mutter hat so wenig. Für diesen Thaler kann sie viel Brot kaufen, das weiß ich.“ „Die Wohnung deiner Mutter ist mir unbekannt,“ sagte der Baron, und gab den Brief zurück. „Bei Schulzens wohnt sie, aber ich habe die Straßennummer vergessen,“ entgegnete Georg niedergeschlagen. Der Baron suchte die Achseln: „Du wirst diesen Brief nicht abschicken, Georg. Übrigens kann ich dir sagen, daß deine Mutter jetzt mehr Geld hat, als früher. Sie wird vorläufig keinen Mangel wieder leiden. Geh jetzt und bitte Herrn Trotschel, sofort zu mir zu kommen.“

Er wandte sich ab. Georg richtete die Bestellung an den Lehrer aus und ging dann langsam in den Garten hinunter. Im Vorbeigehen sah er durch die offene Thüre des Wohnzimmers Frau von Reisach, welche vor dem Kamin auf einem niedrigen Sessel saß. Sie hielt ihr Töchterchen auf dem Schoß, und hatte den einen Arm um Hugo geschlungen, welchen sie zärtlich küßte. Eine bittere Empfindung zog durch Georgs kleine Seele: „Dich küßt niemand!“ Er stellte sich im Garten unter die jetzt winterlichen Bäume, an eine Stelle, wo man über Thal und Hügel hinweg in die blaue ferne Ebene schaute. Da hinaus mußte Berlin liegen, aber sein Brief konnte nicht hingelangen, denn kein Mensch wußte, wo die Mutter und Fränzchen zu finden waren.

Er hatte niemals eine recht zutrauliche Liebe zur Mutter empfunden, er litt nicht eigentlich unter der Trennung von ihr, aber die Unmöglichkeit, wieder mit Mutter und Bruder in Verkehr zu treten, legte sich ihm doch kalt und schwer aufs Herz. Ein unendliches Gefühl von Verlassenheit kam über ihn, er legte sich auf die Erde und weinte in den Rasen hinein. Doch Kinderleid dauert nicht lange, die Nähe der Essenszeit brachte ihn auf andere Gedanken, er kehrte ins Haus zurück und nahm seinen gewohnten Platz bei Tisch wieder ein. Vergeblich suchten seine Augen einen Blick von Onkel Ulrich zu erhaschen, die Scheidewand hatte sich wieder zwischen beide geschoben, und Georg betrat des Onkels Zimmer fürs erste nicht wieder.

Alle vierzehn Tage führte Herr Troschel seine Böglinge in die Kirche, Herr von Reisach begleitete sie niemals und die Damen hatten gewöhnlich dringende Abhaltung. In der von den Reisachs gestifteten Neuhofer Kirche hatten die Bewohner des Schlosses einen Kirchstuhl inne, so groß wie eine behagliche Stube, und sobald den Knaben die Predigt des alten Pfarrers langweilig wurde, konnten sie von dort aus ihre Studien machen in der Reisachschen Familiengeschichte. Die ganze Wand ihnen gegenüber war bedeckt mit Grabdenkmälern ihrer Vorfahren, mit wohlgenährten trauernden Genien, Friedens- und Kriegseemblemen und zahllosen Wappenschildern. Eins unter diesen Gebilden aber war wirklich schön zu nennen, die knieende Gestalt einer Frau von Reisach aus dem sechzehnten Jahrhundert, aus weißem Marmor, trotz ihrer steifen Tracht und Stellung von schönen Zügen und lebendigem Ausdruck. Nahe bei dieser Gestalt hatten die Althofer Reisachs ihre Plätze, und Sonntag für Sonntag konnte man dort das Fräulein vom Althof mit ihrer Gesellschafterin erblicken, in grauem oder schwarzem Anzug, dessen nonnenhafte Einfachheit die Zungen ihrer Mitschwestern öfter in Bewegung setzte. Georg sah sie von seinem Platz aus stets im Profil, und er unterhielt sich sonntäglich damit, ihr ernstes scharfgeschnittenes Gesicht mit dem der marmornen Ahnfrau zu vergleichen, um eine Ähnlichkeit zwischen beiden zu entdecken.

Christine von Reisach war eine schlank vornehme Erscheinung, sah aber älter aus, als die vierunddreißig Jahre, welche man ihr nachrechnete, eigentlich gestatteten. Es ließ sich wohl denken, daß sie ihrer Zeit eine schöne Blondine gewesen, aber ihre Schönheit war früh abgeblüht, die Züge zu groß und zu scharf geworden. In der Nachbarschaft galt sie überall für eine alte Jungfer par excellence, geizig gegen sich selbst und gegen ihre Angehörigen, thöricht wohlthätig gegen Arme, eigensinnig und menschenfeind. Wenn man dem Baron nachsagte, daß er an nichts und niemanden auf Erden und im Himmel mehr glaube, so glaubte Fräulein Christine nach der Meinung ihrer Nachbarn zu viel, und wenn jemand behauptet hätte, daß sie niemals ein anderes Buch berühre als die Bibel, daß sie faste und sich fastete, und ihre Gesellschafterin Hunger leiden lasse, so würde man das ganz natürlich gefunden haben. — Frau von Reisach haßte die Koufine im Grunde ihres Herzens, aber sie mochte es ihrer Kinder wegen nicht mit der Erbante verderben, und so wurde Hugo, schön angethan, zwei bis dreimal im Jahre mit nach Althof genommen. Georg mußte bei diesen Gelegenheiten zu Haus bleiben, und das alte Haus mit Fräulein Christine wurde für ihn allmählich ein Gegenstand lebhafter Neugier.

Einige Monate nach seiner Ankunft in Neuhof saß Frau von Biegeleben mit ihrer Tochter eines Nachmittags im Wohnzimmer, während die Knaben in der tiefen Fensternische spielten. Fräulein Christine und ihre Eigentümlichkeiten gaben den Frauen ein willkommenes Thema, um damit die Langeweile eines Wintertags zu kürzen, und dabei ließen sie sich durch die Gegenwart der Kinder durchaus nicht stören. Sie waren so gut im Zuge, daß sie das Geräusch eines Wagens ganz überhört hatten, und verloren ein wenig die Contenance, als ein Diener ohne weitere Meldung die Thür öffnete und das Fräulein vom Althof in ihrem langen grauen Mantel und großen schwarzen Hut eintrat. Diese schien ebenfalls nicht sehr angenehm überrascht zu sein. „Guten Tag Emma“, sagte sie ziemlich kühl, reichte dieser die Hand und begrüßte Frau von Biegeleben aus der Ferne. „Ich glaubte die Damen im Garten — will nicht stören. Mein Besuch gilt nur einer geschäftlichen Angelegenheit, die ich mit Ulrich abzumachen habe.“

Emma rief die Kinder herbei: „Du kennst Hugos kleinen Kameraden noch nicht, liebe Christine“, sagte sie mit ihrer sanftesten Stimme, und sandte dabei durch den Schleier ihrer blonden Wimpern beobachtende Blicke zur Koufine hinüber.

Hugo küßte der „lieben Tante“ die Hand, Georg wollte seinem Beispiel folgen, aber Christine schien seine Absicht nicht zu bemerken. Sie zog wie frierend ihren Mantel zusammen und starrte über die Kinder hinweg zum Fenster

hinaus. „Der Georg hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit seinem Großvater Reisach, findest du das nicht auch?“ bemerkte Emma. „Ich habe kein Auge für Ähnlichkeiten“, war die Antwort. In dem Augenblick erschien der Hausherr in der Thür, winkte dem Fräulein und verschwand mit ihr in seinem Arbeitszimmer. Die Zurückbleibenden wechselten einen verständnisvollen Blick: „Komm, Mama“, sagte Emma und zog die Schultern in die Höhe, „wir wollen jetzt wirklich in den Garten gehen. Ich habe genug für heute an einer so lebenswürdigen Begegnung.“

Die Knaben vertieften sich wieder in ihr Spiel, und es mochte wohl ein Stündchen vergangen sein, als die Thür unsanft aufgerissen wurde, und Fräulein Christine, gefolgt vom Baron, eintrat. Ihr sonst farbloses Gesicht war gerötet, sie begann hastig im Zimmer auf- und abzuschreiten, und ihre Hände ballten sich vor innerer Erregung. Ihr Vetter nahm Platz und begann kaltblütig den Inhalt von Frau Emmas Nästkästchen zu mißhandeln. „Ulrich, du rätselhafter Mensch“, rief sie mit ausbrechender Heftigkeit, „hast du denn kein Herz im Leibe, daß du es fertig bekommst, Tag für Tag dieselbe Lust mit dem Kinde einzuatmen — in diese Augen zu sehen! War denn nicht alles längst abgethan und begraben, und jetzt wühlst du die bittere Vergangenheit in unbegreiflicher Laune, ohne jede Veranlassung wieder auf!“ „Aus Laune?“ fragte er ruhig zurück, „wer pflegt denn sonst zu predigen von christlicher Geduld, Vergebung und Selbstverleugnung? Ich kenne meine teure Koufine nicht wieder.“ Sie stand still und schwieg ein Weilchen wie betroffen. „Ich verstehe dich nicht, Ulrich“, sagte sie dann kalt. „Wolltest du Barmherzigkeit üben, so hättest du den Knaben in einer Rettungsanstalt, meinetwegen in einer ordentlichen Bürgerfamilie unterbringen sollen. Das war der rechte Platz für ihn. Er gehört nicht mehr zu uns!“ „Das verstehst du also unter christlicher Barmherzigkeit!“ erwiderte er mit ironischer Betonung. „Wahrlich, Christine, ich werde mich noch bekehren, wenn man bei euch so billig zur Heiligkeit gelangt.“ „Lästere nicht“, fuhr sie auf, „ich weiß doch, was dich eigentlich zur Adoption des Jungen veranlaßt hat, Ulrich. Du bist wieder mit ihr in Verkehr getreten, — durch Briefe, Szenen, aufgewärmte Erinnerungen hat sie ihren Willen durchgesetzt, nicht wahr?“ Er sprang auf und schlenderte das Nästkästchen zur Erde. Sie lachte hart, aber er faßte sich schnell wieder, wies auf die Kinder und sagte gelassen: „Wir sind nicht allein, Christine.“ Sie fuhr zusammen, legte die Hände vors Gesicht und gewann mit ein paar langen, schluchzenden Atemzügen ihr gewohntes Wesen wieder zurück. „Ich möchte gehen“, sagte sie dann, „zu lange war ich schon hier.“ Ihr Vetter legte ihr den Mantel um die Schultern, sie sah ihn dabei wehmütig an: „Du thust das Deinige, um mir dein Haus immer mehr zu verleiden, Ulrich.“ „Das ist mir aufrichtig leid, Christel“, sagte er mit ungewohnter Herzlichkeit, „wir beide haben nicht soviel Freunde in der Welt, als daß wir das verlieren möchten, was wir aneinander haben.“ Sie nahm schweigend seinen Arm und ließ sich von ihm hinausführen. Die beiden Kinder sahen sich verblüfft und verschüchtert an, dann schlichen sie leise hinaus in das Treppenhaus. Von dort konnten sie beobachten, wie Christine ihren Poneywagen bestieg und mit energischer Hand die Zügel ergriff. Noch ein Neigen des Kopfes und sie fuhr davon, während ihr Vetter in tiefe Gedanken versunken ihr nachschaute.

Mehr als ein Jahr war seit jenem Tage vergangen, und Georg hatte Althof noch nie betreten. Es war zu Pfingsten, ein heißer Tag gegen Ende Mai, und Frau von Reisach war mit den Kindern auf ein benachbartes Gut gebeten. Gegen Abend wurde die Luft immer drückender, drohende Wolken begannen sich aufzutürmen, und Frau von Reisachs Gastfreunde wünschten sie zurückzuhalten. Sie aber drängte nach Haus, und meinte noch reichlich Zeit zu haben, um vor Ausbruch des Gewitters Neuhof zu erreichen. So brach die kleine Gesellschaft auf. Der Weg führte stellenweis ziemlich steil bergab, an Althof vorbei und über die steinerne Brücke. Es dauerte nicht lange, so begann der Donner zu grollen, ein heftiger Wind segte den

Pferden die Staubwolken und ersten Regentropfen in die Augen, sie begannen sehr unruhig zu werden. Frau von Reissach rief dem Kutscher zu, er möge in Althof halten, das ihnen schon ganz nahe lag. Aber kaum waren die Worte aus ihrem Munde, als ein starker Donnerschlag hernieder prasselte, und der Blitz den Wagen eine Sekunde lang wie mit Flammenmeer umgab. Die Pferde sprangen zur Seite, und jagten dann wie wahnsinnig den abschüssigen Weg hinunter an Althof vorbei auf die Brücke. Noch ein Donnerschlag, ein Schwanken, ein Krach, die Pferde stürzten zusammen und der Wagen wurde gegen das steinerne Brückengeländer geschleudert. Bis die Insassen einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen waren, hatte sich schon Hilfe aus Althof eingefunden. Fräulein Christine erließ wie ein Feldherr ihre Befehle und legte im strömenden Regen selbst mit Hand an, um Menschen und Pferde wieder auf die Beine zu bringen. Der Kutscher fluchte, die Bonne schrie mit den Kindern um die Wette, Frau Emma war halb ohnmächtig vor Schreck, trotzdem aber fand sich, daß niemand sehr ernstlich verletzt worden war, bis auf Georg, der bewußtlos ins Haus getragen wurde. Man legte ihn auf das Sofa in Christines kleinem Kabinett, während Frau Emma mit den Jhrigen das große Wohnzimmer nebenan einnahm. Das erste, was Georg vernahm, als er wieder zum Bewußtsein kam, war Fräulein von Reissachs Stimme, in hellem Kommandoton: „Fräulein Fromm, wo stecken Sie denn? Hier liegt der Junge ganz verlassen und niemand bekümmert sich um ihn.“ Fräulein Fromm, die Gesellschafterin, näherte sich dem Sofa, wich aber mit Gefreiß zurück und beteuerte, kein Blut sehen zu können. „Albernheiten!“ war die Antwort, aber das gnädige Fräulein mußte sich doch überzeugen, daß von dieser Seite keine Hilfe zu erwarten sei. „So rufen Sie jemand anderes! Wo ist Johann?“ „Bei dem gestürzten Pferde. Die Köchin ist zum Doktor und Karoline bei der gnädigen Frau.“

„Ihr habt alle heute abend euer bißchen Verstand verloren. Holen Sie mir denn wenigstens Wasser, Schwamm und leinene Tücher, — aber schnell!“ Dann schloß sie die Thür, überließ das Chaos nebenan seinem Schicksal, setzte sich zu Georg und begann vorsichtig aber gleichgültig, als sei er ein Stück zerbrochene Ware, das Blut abzuwaschen, das aus einer langen Stirnwunde quoll. Er schlug die Augen auf und stöhnte. „Wo hast du Schmerzen?“ fragte sie mit etwas unsicherer Stimme. „Mein Arm — ach mein Arm!“ wimmerte er. Der Arm war offenbar gebrochen, jeder Versuch, ihm eine bessere Lage zu geben, vermehrte nur die Qual. „Ich kann dir nicht helfen“, sagte sie in ihrer kurzen Weise, „du mußt still liegen und warten, bis der Doktor kommt.“ Er biß resolut die Zähne aufeinander und unterdrückte von nun an jeden überflüssigen Schmerzenslaut. Hätte er geweint und geschrien, so würde sie wenig Mitleid empfunden haben, aber seine energische Selbstbeherrschung berührte eine verwandte Saite in ihr, und sie begann ungeduldig den Arzt herbei zu wünschen. Doch der ersuchte Helfer brachte zunächst nur schlimmere Pein, denn das Einrichten des übel gebrochenen Armes und das Nähen der Stirnwunde war eine lange qualvolle Prozedur für das Kind. Es that ihm gar wohl, daß Fräulein Christine ihn mit sanfter Gewalt fest hielt und ihm freundlich zuredete. So gut wußte sie seinen Mut aufrecht zu halten, daß der Doktor nach vollbrachter Arbeit bewundernd sagte: „Der Junge hat sich benommen wie ein Held. Nicht wahr, gnädiges Fräulein?“ „Sehr gut“ stimmte sie ihm bei. Da schlug Georg seine hübschen, hellen Augen zu ihr auf, und ein stolzes Lächeln glättete für einen Augenblick das schmerzverzogene Gesicht. Um ihren Mund zuckte es bei dem Anblick ganz eigen, und ihre weiße schlanke Hand zitterte ein wenig, als sie ihm freundlich über die Wange strich.

Nach einer Weile wurde es still im Haus, die Verunglückten waren mit der großen, vorjündflutlichen Kutsche nach Haus gefahren worden, über die sie sich bis dahin oft genug lustig gemacht hatten. Christine hatte Georg eigenhändig umgekleidet und zu Bett gebracht, jetzt saß sie neben ihm bei dem

dämmerigen Licht einer Schirmlampe, in ihrem grauen Kleide, ein schwarzes Spitzentuch über das volle blonde Haar gebunden. Ihre Hände hielten ein großes Strickzeug in geräuschloser Bewegung, sobald sie nicht mit dem Kranken beschäftigt waren. Sie hatte viel zu beruhigen, denn Georgs fiebererregte Phantasie sah überall aus den Ecken und Winkeln des Zimmers, mit seinen tiefen Nischen und seinem fremdartigen altmodischen Hausrat, sich dunkle Gestalten erheben und als schwarze Schatten an den Wänden hinhuschen. Was aber waren die Schreckgestalten, welche ihn ängstigten, gegen die Gespenster, welche seine Pflegerin in jener Nacht besuchten, gegen all' die Geister der Vergangenheit, mit welchen sie einen langen harten Kampf zu bestehen hatte! Sie war immer bestrebt gewesen, dem Herrn, dem sie diente, eine aufrichtige und treue Magd zu sein, und vielleicht sandte Er ihr heute seinen Engel, um ihr streiten zu helfen, um ihr den Weg zu weisen aus der dünnen Wüste, durch die sie gewandelt war so manches Jahr in ein friedlicheres und fruchtbares Land. War das kranke Kind an ihrer Seite vielleicht auch ein Bote Gottes, das Kind mit den klaren Augen und dem sonnigen Lächeln? Sein Antlitz glich einem anderen, an dem ihre Blicke einst mit Wonne gehangen, aber hinter diesem Lächeln barg sich noch keine Schuld, und durch diese Augen konnte man noch bis auf den Grund einer harmlosen Kinderseele hinabsehen. Wenn sie sich entschlossen abwendete, und die neue Liebesregung in ihrer Seele zu unterdrücken suchte, so streckte sich die kleine heiße Hand immer wieder hilfesuchend nach ihr aus. Das Kind bedurfte ihrer so notwendig, und jedes liebevolle Wort, das sie zu ihm sprach, jeder Schluck Wasser, den sie ihm reichte, war ein Tropfen Lebensbalsam auf ihr eigenes, heißes, trockenes Herz, das solange in unnatürlicher Einsamkeit gedarrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Dienern des Feuers.

Von W. v. Massow.

Ein Bild voll sonderbarer und unvermittelt nebeneinander stehender Gegenätze ist es, dessen Hauptzüge ich dem Leser im folgenden vorführen will, — ein Bild, welches dem in der Erd- und Völkerkunde Bewanderten zwar nicht gänzlich fremd sein wird, dessen Einzelheiten aber gewiß als weniger allgemein bekannt angenommen werden können. Wo die letzten Ausläufer des Kaukasus sich nach Osten erstrecken und von den Fluten des kaspischen Meeres bespült werden, liegt die Halbinsel Apsheron, ein kahles, unwirtliches, bald von Stürmen umbrautes, bald von glühender Sonne versengtes Felsenland mit spärlicher Vegetation. Dieses fast einer Wüste gleichende Gebiet ist der Schauplatz des merkwürdigen Zusammentreffens einer modernen Industrie mit einer alten, halb verhallenen heidnischen Religion. Der uralte Kultus der Feueranbeter und die Ausbeutung von Petroleumquellen: — das ist eine Zusammenstellung, welche fast etwas Komisches hat; dennoch finden wir auf Apsheron beides friedlich nebeneinander!

Der Feuerkultus ist im wesentlichen dieselbe Religion, als deren Reformator in der Vorzeit der weiße Zoroaster auftrat und zu der sich auch die Völker der Meder und Perser im Altertum bekannten. Der Glaube an einen segnenden und gütigen Gott Ormuzd, dessen Plänen das Reich eines mächtigen bösen Geistes Ahriman entgegenzuwirken bestrebt ist; die Pflicht des Menschen, in diesem Kampfe zwischen den Geistern des Lichtes und der Finsternis die Werke Ormuzds zu fördern, die des Ahriman zu stören und den endlichen notwendigen Sieg des ersteren vorbereiten zu helfen; — das sind die bekannten Grundzüge dieser Religion. Keineswegs aber glaubte schon der Altperse diesen Kampf nur auf das ethische Gebiet beschränkt. Er faßt das Bild von Licht und Finsternis buchstäblich auf. Auch die sinnlichen Erscheinungsformen Ormuzds in der Natur stehen in geheimnisvoller Beziehung zu seinem Wesen, und Pflicht des Gläubigen ist es, sie vor den Einflüssen Ahrimans, d. h. vor Verunreinigungen zu schützen. Am reinsten und heiligsten aber erscheint die schöpferische und läuternde Kraft Ormuzds im Feuer; selbst



Im Kabinett des Kunstlenners: Ein seltener Stich. Gemalt von B. St. Verge.

die Sonne, von der Leben und Wärme in der Natur stammt, ist nur ein Träger dieser Himmelskraft. Der Perser alten Glaubens hält es daher für eins der wichtigsten und gottgefälligsten Werke, das Feuer, diese besondere Offenbarung seines Gottes, vor Entweihung und Unreinigkeit zu bewahren, in seiner Nähe zu beten und in Selbstprüfung und Entjagung sein Inneres läutern zu lassen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese tief sinnige Lehre sich nicht in ihrer Reinheit erhielt. Die Gefahr einer Begünstigung von Aberglauben und Trägheit lag zu nahe, als daß nicht — zumal bei der Eigentümlichkeit orientalischer Wesens — eine Entartung hätte eintreten müssen. Der Islam hat denn auch die längst gealterte Religion der Feueranbeter aus ihrer alten Heimat fast vollständig hinweggesetzt. Nur in Farsistan und den Grenzgebirgen hielten sich die vereinzeltsten Anhänger des alten Glaubens. Ein Teil flüchtete nach Indien und fand in dem für Symbolik und religiöse Anschaulichkeit empfänglichen Sinn der Bevölkerung neuen Boden. Unter den Hindus zählt das Parsentum, wie man den Feuerkultus auch wohl nennt, gegenwärtig die meisten Anhänger. Wie aber kamen die Parzen oder, wie die Neuperjer sagen, „Guebern“ nach Apischeron?

Die Kunde, daß im fernen Norden am Gestade des kaspischen Meeres ein Land sei, in welchem Flammen aus dem Erdboden emporsteigen, mochte wohl schon früh zu den Persern gelangt sein. Dann aber führten die Völkerbewegungen späterer Zeit persische Stämme in die Wohnsitze südöstlich des Kaukasus, welche sie noch jetzt inne haben. Wenn aber ein Fleck unserer Erde geeignet ist, den Guebern als Heiligtum zu erscheinen, so ist es dieser, welcher auch andern Völkern Anlaß zu abergläubischen Vorstellungen gab. Hier schien in Wahrheit ein Königreich des Feuers zu sein. Daher blieb Apischeron, auch als Persien dem Islam verfiel, der Zufluchtsort frommer Wallfahrer, welche im Anschauen und Pflegen des heiligen Elements ihre Tage verbrachten. Natürlich wurde auch die Person Zoroasters damit in Verbindung gebracht, und die — freilich durchaus unbegründete — Überlieferung bezeichnet das heutige Guebernloster als eine der heiligen Stätten, wo der weise Mann gelebt, Offenbarungen empfangen und gelehrt haben soll.

Daß sich hier bis in die neueste Zeit dieser Kultus so ungestört erhalten konnte, war eine natürliche Folge der abgelegenen Lage der Halbinsel. Überhaupt sind die Kaukasusländer im Altertum und Mittelalter von den Eroberungsbestrebungen der Weltreiche stets nur oberflächlich und vorübergehend berührt worden. Weder die Altperser, noch die Macedonier, noch selbst die Römer haben in diesen Gegenden eine wirkliche Herrschaft von einiger Dauer ausgeübt. Die meisten Spuren hat die mongolische Herrschaft hinterlassen, wie bis auf den heutigen Tag die Stärke der tartarischen Bevölkerung neben der persischen im östlichen Transkaukasien beweist. Erst in unsern Tagen nach Befestigung der russischen Macht im Kaukasus hat sich die moderne Industrie den „Dienern des Feuers“ genähert und von ihren Heiligtümern Besitz ergriffen.

Der Boden der Halbinsel enthält nämlich eine große Menge von Quellen brennbaren Erdöls, „Naphtha“ genannt, aus welchen durch Entfernen von Rückständen und flüchtigen Gasen Petroleum und Paraffin gewonnen wird, während die Rückstände selbst ein sehr billiges und vorteilhaftes Heizmaterial für Dampfmaschinen ergeben. Stellenweise ist nun der Erdboden derart mit Naphtha erfüllt, daß die flüchtigen Gase desselben bis an die Erdoberfläche dringen und den Boden völlig durchtränken. Zwar bildet sich gewöhnlich unter dem Einfluß der Witterung eine dünne Kruste, durch welche die Gase nicht hindurchdringen können; aber ein einfacher Spatenstich in die unmittelbar darunter liegende lockere und poröse Erdschicht läßt sie sofort ausströmen. Hieraus ziehen die Einwohner des Landes zu allerlei praktischen Zwecken Nutzen und nehmen gern auch einen Nebenverdienst mit, wenn sich die Gelegenheit bietet, fremden Besuchern die Wunder von Apischeron zu zeigen.

Die berühmteste Stelle dieser Art ist der Ort Surachan

bei Baku. Als ich mit einigen Reisegefährten im vorigen Jahre den Feuertempel von Surachan besuchte und wir über die halb felsige, halb sandige Höhe fuhren, auf welcher das Kloster der Guebern liegt, sahen wir eine Anzahl Leute in persischer Tracht an brennenden Feuern beschäftigt. Als sie unsern Wagen sahen, liefen sie mit lebhaften Zurufen herbei; gleichzeitig hielt auch unser Kutscher, machte uns auf die Feuer aufmerksam und sagte uns, daß es dort etwas zu sehen gäbe. Wir stiegen aus und folgten einem der Perser, welcher an einer beliebigen Stelle mit seinem Spaten den Boden etwas aufgrub. Er zog dann ein Streichholz hervor, zündete es an und hielt es über das lose Erdreich. In demselben Augenblick puffte eine riesige Flamme aus dem Boden empor und brannte hell und hoch auflackernd so lange fort, bis die Stelle wieder mit Erde zugeschüttet wurde. Ein noch viel merkwürdigeres und auffallenderes Schauspiel derselben Art kann man bei windstillem Wetter an einer Stelle der Küste genießen, wo sich die Ausströmungen der Naphthagase bis unter das Wasser fortsetzen. Hier wird einfach — der Leser wolle den etwas abenteuerlich klingenden Ausdruck recht verstehen — die Oberfläche des Wassers angezündet. In den seltensten Fällen allerdings gelingt das Experiment, da jede stärkere Bewegung des Wassers das ungehinderte Ausströmen des Gases unterbricht. Daß sich aber die Naphthaquellen noch weit in den Meeresgrund erstrecken, davon kann sich jeder überzeugen, welcher zur See den Weg an der sogenannten „Landzunge des Schah“ (russisch: Schachowa kossá), der äußersten Spitze von Apischeron, vorbei nach dem Hafen von Baku zurücklegt. Die klare, hellgrüne Farbe des Meeres ist dort hin und wieder von schwarzen Streifen unterbrochen, welche das Aufsteigen von Naphthagasen verraten.

Die oben erwähnte Möglichkeit, auf so einfache Art ein Feuer auf freiem Felde ohne Zuhilfenahme anderen Materials, als eines Streichholzes zu entzünden, ist natürlich eine große Bequemlichkeit für die Bewohner, welche sich durch Aufschichten von Steinen kleine, allerdings sehr primitive Backöfen errichten, die aber doch völlig ihren Zweck erfüllen. Derartige improvisierte Öfen bemerkten wir in dem allernächsten Umkreise in sehr großer Zahl.

Trotz der längst bekannten Eigenschaften des Erdöls hat es bekanntlich ziemlich lange gedauert, bis es möglich wurde, das daraus herzustellende Brennmaterial allgemein zu verwenden. Erst der Vorgang der Amerikaner, welche das Petroleum bei uns einbürgerten, gab der russischen Industrie Veranlassung, ihre Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet zu richten. Das Haupthindernis aber bildete die Schwierigkeit des Transports. Das russische Petroleum wurde dadurch so verteuert, daß an ein erfolgreiches Eintreten in die Konkurrenz nicht zu denken war. Erst im Jahre 1881 wurde Baku mit Tiflis und dadurch auch mit dem Schwarzen Meere durch eine Eisenbahn verbunden und eine Zweigbahn von Baku nach Surachan hergestellt. Seit dieser Zeit hat die russische Petroleumindustrie einen außerordentlichen Aufschwung genommen, und gegenwärtig fließen allein für die Nobelschen Fabriken in Baku in der Nachbarschaft letzterer Stadt über 60 Quellen. Auch auf Surachan erstreckt sich der Bereich der Industrie, und der Feuertempel selbst gehört jetzt zu dem Grundstück einer großen Fabrik.

Es ist begreiflich, daß das Vordringen einer ihnen gänzlich fremden und feindlichen Kultur die Feueranbeter von dem lange gehüteten Schauplatz ihrer Gottesverehrung allmählich aufscheucht. Während früher das Kloster beständig von andächtigen Guebern bewohnt war, erscheinen jetzt nur noch von Zeit zu Zeit Wallfahrer, größtenteils Hindus, welche nach einer gewissen Zeit in ihre Heimat zurückzukehren pflegen. Bald werden wahrscheinlich auch diese ausbleiben, und der Feuertempel wird alsdann der Verödung und dem Verfall überlassen sein. Einstweilen hat sich jedoch noch eine andere Klasse von Feueranbetern der Sache bemächtigt. Mit dem Fortschreiten europäischer Kultur in diesen Gegenden ist nämlich der Feuerkultus mehr als früher ein Gegenstand der Neu-

gier und Aufmerksamkeit geworden. Dieser Umstand wurde nicht so bald bemerkt, als er auch für die Bewohner des Landes eine große Versuchung wurde, daraus Nutzen zu ziehen. Seitdem erscheinen sehr häufig unechte Feueranbeter, welche die Erfahrung machen, daß es keine bewährtere Handhabe zum Betteln und Einsammeln von Trinkgeldern gibt, als die Neugier der Menschen anzulocken und sich auf solche Weise interessant zu machen. Diese braven Leute sind außerdem uneigennützig genug, sogar ein Übriges zu thun; sie sind nämlich viel mehr für die Unterhaltung der Zuschauer besorgt, als die wirklichen Guebern. Die letzteren nähern sich nach Erfüllung einfacher Reinigungsvorschriften dem heiligen Symbol unter den im Orient gewöhnlichen Zeichen der Andacht und Verehrung; dann verharren sie in Gebet und stiller Betrachtung. Ihre Nachahmer aber haben sich ein vollständiges System von Zeremonien und mystischen Gebräuchen ausgedacht und finden diese eigenen Ansichten über Feueranbetung viel wirksamer und vorteilhafter.

Wer in unsern Tagen das Kloster der Guebern besuchen will, wird sich eigentümlich berührt fühlen, wenn er sich plötzlich vor dem Thor eines weiten Fabrikhofes befindet und ihm dort, wie es uns ging, gesagt wird, daß er am Ziel sei. Der Portier, ein behäbiger Perser, der vor dem kleinen Häuschen zur Linken saß und behaglich seine Pfeife rauchte, empfing uns mit freundlicher Höflichkeit und erteilte uns die nötige Auskunft. Nach wenigen Augenblicken haben wir den Hof überschritten und stehen am Eingang eines Gebäudes, aus dem uns das betäubende Getöse arbeitender Dampfmaschinen entgegenschallt. Zu beiden Seiten eines langen Mittelganges sehen wir eine Reihe von mächtigen Öfen und Kesseln, aus deren halbgeöffneten Thüren eine rote Glut herüberstrahlt. Darüber ein Gewirr von sich drehenden schwirrenden Rädern und Treibriemen. Ein scharfer Petroleumgeruch erfüllt den ganzen Raum, in dem eine furchtbare Hitze herrscht. Man denkt sicherlich in dieser Umgebung eher an alles andere, als an die Spuren orientalischer Vorzeit!

Der Führer, an den wir gewiesen waren und den wir hatten herbeirufen lassen, trat jetzt heran und bat uns, ihm zu folgen. Wir gingen über den Hof an eine andere Seite der Mauer; eine schmale Pforte wurde geöffnet, und mit einem Schritte waren wir in einer vollständig fremden Welt. Wir waren im Hofe des Feuertempels. Es ist ein merkwürdiges altes Gemäuer, das einen morschen und ruinenhaften Eindruck macht. Eine hohe weiße Mauer schließt einen viereckigen, mit Gras bewachsenen Hof ein. An der Innenseite befinden sich kastenartige, enge und niedrige Behausungen, die Klosterzellen zur Aufnahme der Wallfahrer. Halb verfallen und ohne die geringsten Spuren irgend welcher Sorge für Wohnlichkeit starren diese öden, ungastlichen Räume uns entgegen, eher Höhlen, als menschlichen Wohnungen vergleichbar. Freilich werden sie ja längst nicht mehr zu längerem Verweilen benutzt, doch versicherte unser Führer, daß sie selbst in früheren Zeiten nicht anders ausgesehen hätten. Letzterer hatte, während wir die Zellen betrachteten, die heiligen Feuer rings um den Tempel entzündet. Der eigentliche Tempel nämlich liegt in der Mitte des Hofes. Es ist eine ziemlich kleine, auf vier Eckpfeilern ruhende und an den Seiten offene steinerne Halle, innerhalb deren eine Plattform die Stelle der eigentlichen Anbetung bezeichnet. Sie hat in der Mitte eine Öffnung, aus der die heilige Flamme emporlodert, wenn die Wallfahrer ihre Andacht dort abhalten. Die außerdem noch im Hofe brennenden Feuer steigen aus eisernen Röhren empor, welche in den Boden gestossen sind und ungefähr um die Höhe eines knienden Mannes daraus hervorragen. Das Flackern und Züngeln der Feuer in dem von der Außenwelt ganz abgeschlossenen Kloster bringt einen sonderbaren und unheimlichen Eindruck hervor. Man denke sich nun dazu um dieses Heiligtum versammelt braune, düstere, mumienähnliche Gestalten, von Bußübungen, Fasten und den Beschwerden einer langen Reise durch Wüsten und unwirtliche Gebirge hart mitgenommen, teils in schwärmerischem Anschauen der vermeintlichen

Erscheinung ihres Gottes, teils in dumpfem Hinbrüten versunken: — so hat man die Vervollständigung des fremdartigen und stimmungsvollen Bildes. War es uns auch nicht vergönnt, die andächtigen Hindus, welche kurz vorher angelangt waren, bei ihrem Gottesdienst selbst zu sehen, so trafen wir sie doch in Baku und konnten in Gedanken diese charakteristischen Typen in das Bild hineinversetzen, welches wir kurz vorher bei Besuch des Tempels in uns aufgenommen hatten.

Wie lange wird es dauern, und der ganze Feuerdienst gehört der Geschichte an! Wir können es wenigstens hoffen, daß über diesem seltsamen Gemisch tiefsinniger Wahrheiten, grob sinnlich aufgefaßter Allegorien und abergläubischer Vorstellungen bald das wahre Licht des Christentums aufgehen wird. Daß die nüchterne moderne europäische Prosa sich so dicht und unvermittelt neben dieses Stück Altertum gestellt hat, trägt gegenwärtig zwar nur dazu bei, die Wirkung des Gegensatzes zu vergrößern; bald aber wird das Moderne die Alleinherrschaft erlangt haben. Doch auch dieses letztere ist nicht ohne Interesse, und so wollen wir denn auch der Nachbarschaft des Feuertempels einen kurzen Besuch widmen.

Bei Balachan, einem kleinen Dörfchen nördlich von Baku und nicht weit von Surachan, befinden sich die meisten Petroleumquellen nebeneinander. Eine steinige und, wie die ganze Umgebung, vegetationslose Anhöhe an den Ufern eines Salzsees enthält die umfangreichen Anlagen zur Gewinnung von Naphtha, welches durch Röhren und Rinnen direkt in die Fabrikwerke geleitet wird, die einen ganzen Stadtteil von Baku bilden. Offne Abzugsgräben sammeln außerdem, was an Naphtha etwa beim Ausströmen aus den Quellen verloren geht. Dies ist durchaus nicht unbedeutend. Besonders, wenn bei der Bohrarbeit gleichzeitig Salzwasserquellen eröffnet sind, läßt man das durch dieselben verdünnte Erdöl einfach abfließen, und so sind viele Einsenkungen in der Nähe der Bohrstellen durch kleine Naphthateiche ausgefüllt, zwischen denen man mit Mühe einen Weg findet. Manche dieser Teiche sind bereits halb ausgetrocknet und haben an den Rändern und auf dem Boden weiße Salzkristalle abgelagert. Sie haben etwas unheimlich und Unheimliches und erwecken unwillkürlich die Vorstellung, als sei dort jedes Leben erstarben. Sie erscheinen so still und starr, und der scharfe Petroleumgeruch verschleudert viele der Tiere, welche sonst auch in die größte Einsamkeit Leben bringen. Auch wäre es schwer, hier nur den kleinsten Grashalm zu entdecken. Die langen Züge der Kamele, welche hier als Lasttiere verwendet werden, erinnern noch mehr an die Wüste. Über jeder Quelle erhebt sich ein turmartiger, hölzerner Bau in Obeliskform, welcher die Bohrmaschine aufnimmt. Die eröffneten Quellen springen anfangs unter so starkem Druck, daß das Naphtha wie eine riesige Fontäne in einer gewaltigen Säule nahezu zehn bis zwölf Meter hoch emporgeschleudert wird. Sobald als möglich wird dann aber ein Rohr eingesetzt, welches die Flüssigkeit in horizontaler Richtung in die Abzugsrinnen führt. Mit welcher Gewalt noch lange nach Eröffnung der Quelle das Erdöl ausströmt, davon konnte ich mich in Balachan überzeugen. Ein seit vier Tagen arbeitendes Werk schleuderte einen starken Naphthastrahl noch beinahe zwanzig Schritt weit. Ja, manchmal sprudeln die Quellen so gewaltig und führen soviel Schlamm mit sich, daß sie, ehe man Zeit hat, Maßregeln dagegen zu ergreifen, plötzlich ein Grundstück übersfluten und mit einer dichten Schlammdecke umhüllen. Eine kleine, in einer Einsenkung gelegene steinerne Hütte zur Aufbewahrung von Werkzeugen war auf diese Weise förmlich verschüttet und mußte nach Austrocknung des Terrains wieder ausgegraben werden. Recht bedeutende Veränderungen in der Bodengestaltung sind durch die Schlammablagerungen des abfließenden Naphtha bewirkt worden. Selbstverständlich sind die Gefahren, welche das allzu heftige Ausströmen der Quellen mit sich bringt, gering gegenüber der furchtbaren Katastrophe, welche durch unvorsichtiges Umgehen mit Feuer entstehen kann. Die Arbeiter selbst wissen, daß in einem solchen Falle eine Rettung aus dem voraussichtlich entstehenden Flammenmeer kaum möglich sein

würde. Daher unterwerfen sie sich gern einer äußerst streng gehandhabten Kontrolle.

Aus dem Bezirk der Quellen von Balachan fließt, wie erwähnt, das Naphtha durch eine Röhrenleitung nach der Stadt. Die Nobelschen Fabriken in Baku, in welchen die weitere Bearbeitung des Erdöls vorgenommen wird, sind von wahrhaft großartigem Umfang. Ein dichter schwarzer Qualm bezeichnet schon aus der Ferne dem in die Bucht von Baku Einfahrenden die Stelle, wo die „schwarze Stadt“ (Tschorny gorodok) liegt, wie die Einwohner den Komplex von Fabriken nennen. Hier also haben die modernen „Diener des Feuers“ die Stätte ihrer Wirksamkeit aufgeschlagen. Diese erscheint zwar fast zu nüchtern gegenüber dem alten Feuerkultus, dessen Nachfolgerin sie geworden ist. Wir können uns wohl heiliges Öl vorstellen, aber gerade das Petroleum nach seiner jetzigen Bestimmung ist denn doch etwas gar zu weit von dem Begriff der Heiligkeit entfernt, zumal seitdem es Petroleums und Petroleusen gegeben hat. Aber der Sache läßt sich doch noch eine andere Seite abgewinnen. So ganz ohne Poesie ist glücklicherweise keine menschliche Arbeit, auch nicht das Werk der rußgeschwärzten Arbeiter, welche in ihrer Weise an den mächtigen Kesseln den „Feuerdienst“ betreiben. Folgen wir den Ladungen, welche die Schienenstränge der schwarzen Stadt fast stündlich der Eisenbahn zuführen, so führt uns die Reise vielleicht gar in die Heimat, und wenn wir weiter forschen, so finden wir wohl den Feuergeist von Apfcheron sehr mahnend in einen stilvollen Behälter gebannt, und seine Flamme beleuchtet nicht hohlhängige, vertrocknete Guebern, sondern einen traulichen und behaglichen Kreis christlicher Deutscher.

Im Zwischendeck eines Passagierdampfers.

(Zu dem Bilde auf S. 25.)

Am Bollwerk liegt der neue Schnelldampfer, der seine zweite Reise von Deutschland nach Amerika machen soll. Die erste hat er in acht Tagen und vierzehn Stunden zurückgelegt; die Zeitungen haben überall sein Lob verkündet und nicht vergebens, denn viele Hunderte von Europamüden sind aus allen Teilen des Landes zusammengekömmt, um auf dem prachtvollen Schiffe, das in wenig mehr als einer Woche die achthundert Meilen des Ozeans durchmessen wird, die Überfahrt zu machen. Und es ist wirklich ein majestätischer Anblick, den es bietet, ein Triumph der Schiffsbaukunst. Seine gewaltigen Dimensionen imponieren und geben den Reisenden ein eben solches Gefühl der Sicherheit, wie die fürstliche und mit allem erdenklichen Komfort versehene Einrichtung der Kajüten und Kammern den angenehmsten Aufenthalt verspricht.

In stummer Bewunderung steht ein Trupp biederer Landleute auf dem Hauptdeck und schaut durch die geöffneten Türen in die Salons, die ihnen fernhaft erscheinen, bis ihnen bedeutet wird, daß ihr Aufenthalt eine Treppe tiefer, im Zwischendeck liegt. Dort sieht es freilich etwas anders aus, als ein Stockwerk höher. Ein weiter kahler Raum empfängt die Schar; in ihm herrscht ein Halbdunkel, an das sich das Auge erst gewöhnen muß, da er durch die Ohrenaugen, die runden Glaslinsen in den Bordwänden, und durch die Luten nur spärlich Licht empfängt. Statt der Kautenils und schwellenden Divans sieht man nur schmucklose hölzerne Bänke, und in der Mitte sind in langen Reihen Gerüste mit je zwei Lagerstätten übereinander aufgeschlagen, in denen jedoch Seegrasmattaken und wollene Decken die Stellen der seidenen Betten der Kajütenpassagiere vertreten. Holzstufen an den Seiten sind zur Aufnahme von Reisegegenständen bestimmt — das ist die ganze Ausstattung. Sie paßt freilich besser zu den Holzschuhen und den schwierigen Händen der Zwischendeckspassagiere, als das prachtvolle Mobiliar der Kajüten, und jeder von ihnen macht es sich auch so wohl und bequem, wie die Umstände es gestatten. Nur acht Tage! wie schnell sind sie verschwunden, und da kann man schon einzelne Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen.

Ja, es ist eine kurze Zeit, aber wie lang kann sie dennoch werden, namentlich im Zwischendeck bei schlechtem Wetter! Es ist Herbst und der Wiskajische Meerbusen sorgt genügend für letzteres. Huh! wie es weht. Die Offiziere auf der Kommandobrücke können sich kaum halten; in den Böen raffelt der Hagel eifig nieder, die See tost und schleudert das Schiff jäh umher, das sich mühsam durch die schweren Wellen seinen Weg bahnt. Um das überbrechende Wasser von den Schiffsräumen abzuhalten, sind die Luten übergelegt, und der Aufenthalt im Zwischendeck beginnt für die Hunderte auf ihm Gelagerten sehr ungemütlich zu werden. Die Dunkelheit, in der einige von der Decke herabhängende Lampen trüblich hin- und herpendeln, das Kreischen und Knarren der Balken und Planen, das dumpfe Stoßen der Schraube und Anschläge der See, der „Seelendust“ der eng zusammengepferchten Menschenmasse, der sich mit dem Fett- und Kohlengeruche der Maschine mischt — und bei

allem seefrank! Es ist zum Gotterbarmen. Da rollt eine besonders schwere See heran. Fischend bricht sie über den Bug und wälzt ihre Wassermassen nach hinten über das Deck. Sie schlagen die Luten fort und stürzen hinunter in das Zwischendeck.

Ein hundertfacher Jammergeschrei ertönt von dort herauf; die Unglücklichen glauben, ihre letzte Stunde sei gekommen. Die heftige Bewegung des Schiffes schleudert sie wild durcheinander, und verzweifelt klammern sie sich an irgend einen Gegenstand, der Rettung verheißt. Das Wasser rauscht klatschend von Bord zu Bord — es ist eine herzerreißende Szene, und unser Bild zeigt sie mit erschreckender Treue.

Und dennoch ist die Sache keineswegs so schlimm, wie sie aussieht und den armen Auswanderern vorkommt. Dem Schiffe fehlt nichts — es war nur ein Sprüher, wie die Seeleute sagen, wenn auch ein ziemlich grober. Er hat viel Schreden, Jammern, nasse Füße und Kleider, derbe Püffe und schmerzende Glieder verursacht, aber weiter kein Unglück.

Der Kapitän läßt die Maschine langsamer gehen; infolge dessen hören die heftigen Bewegungen auf und die Sprüher bleiben außenbords. Die Mannschaft schöpft das Wasser aus dem Zwischendeck und an deren Späßen sehen die geängsteten Passagiere, daß es diesmal noch nicht an Leib und Leben geht. Endlich legt sich auch Sturm und See und im Westen taucht die ersehnte Küste auf.

Welch bejlegendes Gefühl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben! Es war zwar nur eine kurze Überfahrt, aber wie unendlich lang ist sie trotzdem den Armen geworden.

Wohl verkörpert ein poetischer Schimmer das Meer und das Seeleben, aber es kann auch schrecklich prosaisch werden, namentlich bei Sturm auf dem Zwischendeck eines Passagierdampfers.

R. Werner.

Malivuka.

Eine Erzählung aus Samoa von A. Niemann.

Illustriert durch Abbildungen nach der Natur in Photographieen des Herrn G. von Brauchitsch auf Samoa.

(Schluß.)

Mehrere Tage waren vergangen seit jenem Kampfe, und friedlich lebte der Jüngling wieder in seiner gemächlichen Ruhe, da kam von der anderen Seite der Insel her ein fremdlicher Zug zu den zerstreut liegenden Hütten. Drei Reiter näherten sich, weiße Männer in europäischer Tracht auf gefattelten und gezäumten Pferden, und vor ihnen her lief ein Insulaner, der ihnen den Weg zeigte. Der ernst blickende Mann, welcher der vornehmste unter den Ankömmlingen zu sein schien, sah sich bedächtig um und lenkte sein Pferd dann auf die Hütte zu, welche den besten Anblick bot, die Hütte des jungen Deutschen. Er sah ein braunes Weib mit einem Kinde vor der Thür sitzen, und als sie furchtsam aufstand und hineingehen wollte, winkte er ihr und ließ sie durch den Führer, den braunen Landsmann beruhigen.

„Sage mir, wo ist der weiße Fremdling, der bei euch wohnt?“ fragte der Führer.

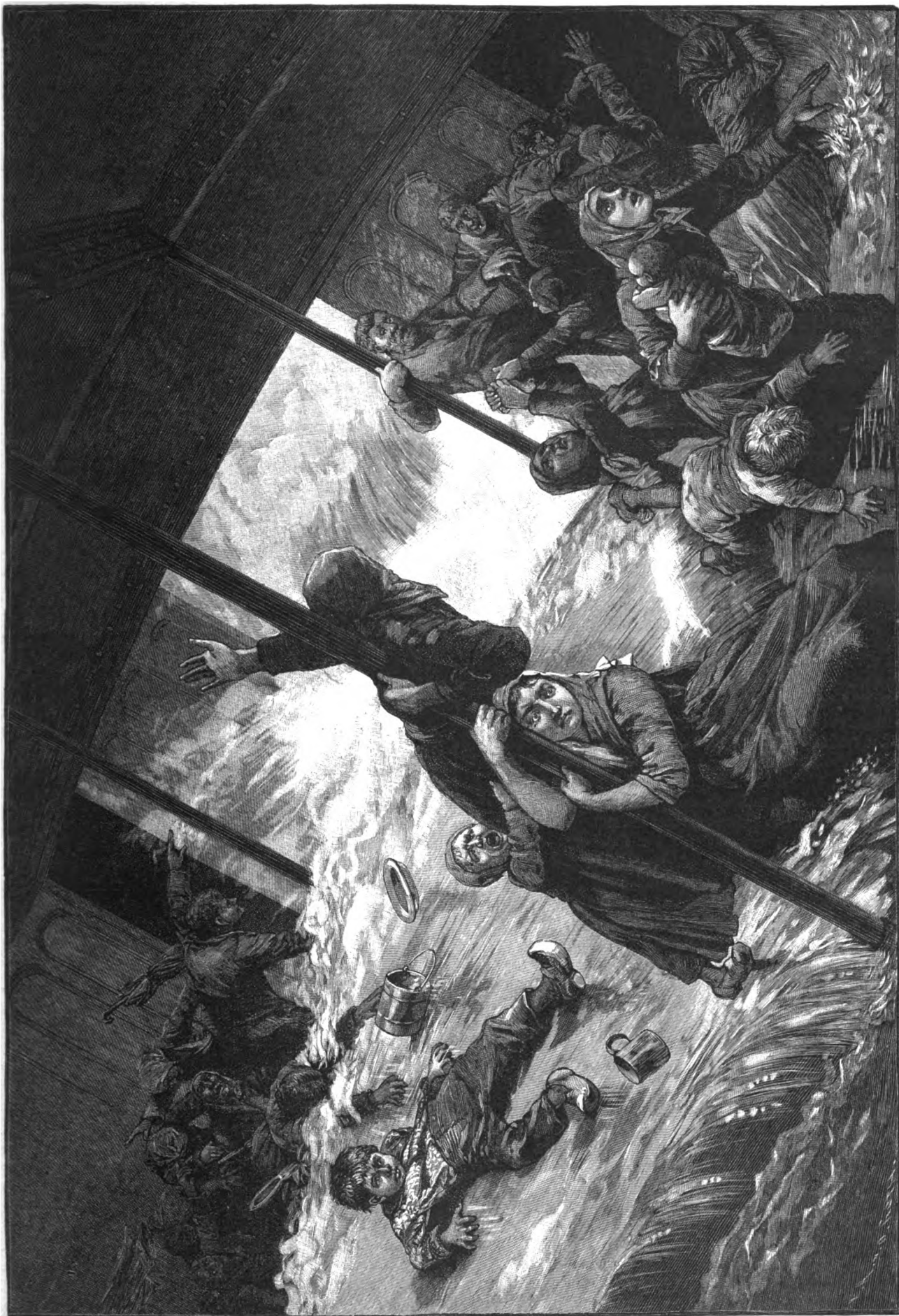
Malivuka aber hörte die Frage mit ahnungsvoller Scheu und blickte furchtsam auf die Rosse und Reiter. Sie wandte sich ab und ließ, das Kind an den Busen pressend, in die Plantage hinein, wo ihr Mann mit den Broitfruchtbäumen sich zu thun machte.

„O Herr!“ rief sie, „es sind weiße vornehme Leute aus der Stadt da, und sie fragen nach dir.“

Bewundert blickte der Jüngling sie an, ergriff unwillkürlich die Axt, die neben ihm an einem Stamme lehnte, und schlenderte verdrossenen Ganges der Hütte zu, während Malivuka mit hochklopfendem Herzen ihm folgte. Er ging auf die Reiter zu und sah sie mißtrauisch an, indem er sich an den Thürpfosten lehnte. Sie aber erwiderten seine Blicke mit Mienen unverhohlener Bewunderung, und der ernst blickende Mann, der vor den anderen hielt, konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er den starken Jüngling betrachtete, der barfüßig vor ihm stand, verbrannt von der Sonne, mit dem samoanischen Schurz und einer weißen Kattunjacke bekleidet, das schöne Gesicht mit den blauen Augen von ungebändigter Lockenfülle umwallt.

Er redete ihn in deutscher Sprache an. „Es ist mir zu Ohren gekommen“, sagte er, „daß vor einigen Tagen ein Kampf am Strande stattgefunden hat, in welchem ein Weißer sich hervorgethan hat. Sind Sie dieser Weiße?“

„Es ist ein harter Kampf gewesen“, antwortete der junge Mann, dem der Ton der Mutterprache seltsam klang.



Guswanderer im Staufender eines Passagierdampfers.

„Ich bin der deutsche Konsul in Apia,“ fuhr der Herr fort. „Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Mit diesen Worten schwang er sich vom Pferde und ging in die Hütte, während die anderen draußen blieben. Er winkte dem Besitzer der Hütte sich ihm gegenüber zu setzen und fuhr fort: „Eine deutsche Bark, namens Anna Maria, Kapitän Jan Bissar, ist vor etwa fünfzehn Monaten in diesen Gewässern verloren gegangen, ohne daß man eine Spur von dem Schiffe hat auffinden können. Gehörten Sie vielleicht diesem Fahrzeug an?“

„Ja, Herr, ich diente auf dem Schiff als Leichtmatrose.“

„Sind Sie der einzige, der gerettet wurde?“

„Ja, Herr!“

„Und wie heißen Sie?“

„Ich heiße Georg Martini.“

„Georg Martini!“ rief der Konsul ganz erstaunt. „Das ist wahrlich eine eigentümliche Fügung unerwarteten Zusammenstehens! Sie scheinen sich hier trefflich eingewöhnt zu haben, Martini, und beinahe ein richtiger Samoaner geworden zu sein.“

Er sah dabei Malivuka an, die soeben zur Thüre hereingekommen war, sich auf dem Fußboden niedergekauert hatte und den Herrn mit ängstlichen Augen anstarrte.

Der junge Mann errötete und drehte verlegen an dem Stiele der Axt, die er noch immer in den nervigen Fäusten hielt.

„Versteht dies braune Mädchen deutsch?“ fragte der Konsul. — „Nein, Herr.“

„Das ist gut, denn ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen, was Sie allein hören sollen. Mir ist vor einiger Zeit ein Schreiben aus Deutschland zugegangen, worin ich aufgefordert werde, mich nach dem Verbleib der Bark Anna Maria und namentlich nach einem Matrosen Georg Martini umzu-
thun, da man vermutet, daß die Bark in diesen Gegenden verloren gegangen sei. Georg Martini wird aus einem besonderen Grunde gesucht. Beachten Sie dies wohl! Es ist ein für Sie sehr erfreulicher Umstand. Ihr Vater interessiert sich für Sie, Martini, und will an Ihnen ein Unrecht gut machen, das er Ihrer Mutter gegenüber verschuldet zu haben meint.“

Der junge Mann errötete von neuem bis unter die Haare.

„Sie wissen doch wohl, wer Ihr Vater ist?“ fragte der Konsul. — „Nein, Herr.“

„Ich darf Ihnen den Namen nennen,“ sagte der Konsul nach einer Pause des Nachdenkens. „Es ist der Graf X.,*) ein sehr vornehmer und hochgestellter Mann. Nun Ihre Mutter verstorben ist, erinnert sich der Graf mit erneuter Lebhaftigkeit seines Sohnes und hat die Nachforschungen veranlaßt, an denen auch ich beteiligt bin. Doch war ich ohne Hoffnung auf irgend welchen Erfolg des Suchens, bis in diesen Tagen die Erzählung von einem weißen Manne, der unter den Insulanern gekämpft habe, sich in Apia verbreitete.“

Der Matrose ließ den Herrn sprechen, antwortete nichts und sah ihn nur mit einem Blicke an, der nach der Bedeutung seiner Worte fragte.

„Es ist ein großes Glück für Sie, daß ich so auf Ihre Spur gelenkt wurde, mein lieber Martini,“ fuhr der Konsul fort. „Denn sonst wären Sie vermutlich bis an Ihr Lebensende hier in diesen zweifelhaften Verhältnissen geblieben. Ihr Vater will sich Ihrer annehmen, und er ist der Mann dazu, Sie vorwärts zu bringen. Ich werde Sie auf dem nächsten Schiffe, welches nach Deutschland abgeht, in die Heimat befördern lassen. Kommen Sie zunächst nach Apia, damit wir Sie menschenwürdig ausstatten!“

Der junge Mann fraute sich mit der starken Hand in dem goldigen Haar und sah den Konsul verlegen an.

„Nun?“ fragte dieser.

„Ich mag nicht,“ sagte Martini.

„Wie? Sie wollen nicht?“ fragte der Konsul überrascht.

„Was wollen Sie nicht? Nicht nach Apia kommen? Nicht

*) Man hat den Namen des Grafen verschwiegen und ebenso den wahren Namen seines Sohnes aus Rücksicht auf noch lebende Personen mit einem vorgeschobenen verdeckt.

mit Kleidung und Geld versehen werden? Nicht in die Heimat und zu Ihrem Vater reisen, der Ihnen möglicherweise die glänzendste Laufbahn eröffnet?“

„Es gefällt mir hier gut“, antwortete der junge Mann zögernd, „und dann habe ich hier meine Frau und . . .“

„Ihre Frau?“ fragte der Konsul. „Diese Eingeborene?“

„Ja“, sagte jener, „meine Frau.“

Malivuka mußte gemerkt haben, daß von ihr die Rede war, instinktmäßig drängte sie sich an die Kniee des Gatten und preßte ihr Kind fester an sich, während ihre dunkeln Augen, fast denen eines scheuen Wildes ähnlich, von einem der Männer zu dem andern wanderten.

„Mein lieber Martini“, sagte der Konsul, „Sie sind offenbar durch den langen Aufenthalt unter diesem gutmütigen Völkchen den Anschauungen der zivilisierten Welt entfremdet worden. Es wäre besser gewesen, wenn Sie gleich nach dem Unglück, welches Ihr Schiff traf, den Anschluß an Ihre Landsleute in Apia gesucht hätten, anstatt hier Beziehungen anzuknüpfen, die Ihrer nicht ganz würdig sind. Überlegen Sie sich, was Sie thun! Natürlich will ich Ihren Gefühlen nicht zu nahe treten, aber nach meiner Kenntnis und Erfahrung hinsichtlich dieser Eingeborenen wird sich das gute Geschöpf, welches Sie Ihre Frau nennen, leicht zu trösten wissen, wenn Sie ihr Geschenke zurücklassen, die ihrem Gesichtskreise und ihren Bedürfnissen angemessen sind. Überlegen Sie, was Sie thun und ob Sie sich für immer zu den Wilden rechnen wollen. Überlegen Sie auch, was Sie einem Vater schuldig sind, der sich nach Ihnen sehnt, der alles anbietet, Nachricht über Sie zu erhalten und der gewiß, wenn Sie zurückkehren, nichts versäumen wird, Sie zu einem nützlichen und angesehenen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. — Wie ist es, wollen Sie kommen?“

Der junge Mann sah Malivuka an, blickte auf den Konsul, dachte an Deutschland zurück und sagte endlich: „Ist das alles so richtig, Herr Konsul, wie Sie es vorstellen, und ist mein Vater wirklich willens, für mich zu sorgen?“

„Würden sonst solche Anstalten gemacht worden sein, um Sie aufzusuchen?“ fragte der Konsul dagegen.

„Das ist wahr“, sagte der Matrose. „Dann will ich also kommen.“

„Es freut mich, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, mein lieber Martini“, sagte der Konsul, indem er aufstand. „Schieben Sie die Ausführung nicht zu lange hinaus. In acht Tagen geht ein Dampfer nach Hamburg ab, und mit dem Schiffe können Sie reisen.“ — „Ein sonderbarer Mensch“, sprach der Konsul draußen zu seinen Begleitern, als er mit ihnen zurücktritt. „Eine merkwürdige Indolenz in dem hübschen Kerl, so daß man kaum an seine Heldenthat gegen die Räuber von Malaisia glauben mag.“

Während dessen blieb der junge Mann in einem Zustande der Verwirrung zurück, der ihm ganz neu war, und seine verführte Miene erschreckte Malivuka. Sie fragte ihn voll Sorge, was der Besuch der vornehmen Fremden zu bedeuten habe, als er sie aber unwirsch zurückwies, zog sie sich in einen Winkel zurück, küßte ihr Kind und weinte. Martini ging durch seine Plantage, in welcher er jeden Baum und jede Pflanze kannte, und wunderte sich, wie lieb ihm das alles plötzlich geworden war. Er nahm sich vor, in der Nacht heimlich wegzugehen, ohne daß Malivuka es merkte.

Die Nacht kam heran, er warf sich auf sein Lager, blieb aber wach und harrete des günstigen Augenblicks der Flucht. Der Mond schien hell und konnte ihm den Weg nach Apia zeigen. Als ihm die regelmäßigen ruhigen Atemzüge Malivukas bewiesen, daß sie schlief, erhob er sich, stützte sich auf den Arm und sah das braune Weib und das kleine Kind an dessen Seite nachdenklich an. Was würde aus dem Kinde werden? Es war sehr niedlich. Es hatte eine helle Farbe, beinahe wie ein deutsches Kind, und seltsam glänzendes Haar, von einem Schimmer wie dunkle Bronze. Was würde aus Malivuka werden? Er betrachtete ihre samtartige Haut und sah noch die Spuren ihrer Thränen unter den langen schat-

tigen Wimpern. Der junge Mann ward noch verwirrter, als er bis jetzt gewesen war, er seufzte, er wußte nicht mehr, was er thun sollte. Endlich dachte er, das Schiff ginge ja erst in acht Tagen ab, und bis dahin würde er schon nach Apia kommen. Er wollte in einer der nächsten Nächte weggehen, es sei noch Zeit. Und dann streckte er sich wieder aus, schlief ein, und war, als er am Morgen erwachte, zufrieden, sich in der Hütte zu sehen. So ging es eine Nacht nach der andern, einen Tag nach dem andern, bis die Woche verstrichen war. Am Tage vor Abgang des Schiffes war der junge Mann in Besorgnis, der Konsul möchte etwa wiederkommen und ihn holen, als aber nichts sich ereignete, als der Termin vorüber war und das Schiff nun weg sein mußte, da kehrte ruhige Heiterkeit in sein Gemüt zurück, er vergaß allmählich, was ihn beunruhigt hatte, und lebte wieder sorgenlos wie früher. Auch Malibuka hatte ihren kurzen Schmerz vergessen und lachte wieder und sang von früh bis spät, wie ein Kind.

Ein halbes Jahr verging für die ungleiche Familie unter den Palmen und Brodfruchtbäumen in glücklicher Stille, prächtig gedieh die Plantage, und leuchtend blickte der südliche Himmel auf die niedrige Hütte herab, da ward Martini eines Nachmittags von neuem durch die Ankunft des ungebetenen Gastes überrascht, der ihn schon einmal aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte. Er sah, vor der Thür sitzend, Reitergestalten erscheinen und erkannte von weitem schon den Konsul. Bestürzt stand er auf, winkte Malibuka, die mit dem Kinde spielte, und versteckte sich mit beiden in der Anpflanzung. Als aber sein Name wiederholt gerufen wurde, kam er beschämt hervor und trat mit verdrossener Gebärde dem Besucher entgegen. „Sie haben Ihr Wort nicht gehalten, Martini“, sagte der Konsul. „Ich habe Sie vergeblich erwartet.“

Martini murmelte etwas Unverständliches in den Bart und fragte sich hinter dem Ohre.

Der Konsul stieg vom Pferde und ging mit ihm beiseite, so daß seine Begleiter die Unterredung nicht mit anhören konnten, denn er sah die Verlegenheit des jungen Mannes.

„Ich habe Ihre Wege nach Deutschland geschrieben“, sagte er, „und nun einen Brief von Ihrem Herrn Vater erhalten. Überzeugen Sie sich, daß es ihm Ernst ist mit seinem Verlangen, Sie wiederzusehen.“ Er zog ein Schreiben aus der Tasche und gab es Martini, der nun in halber Geistesabwesenheit, weil er in Gedanken bei Malibuka weilte, den eleganten Briefbogen hin und herwandte und dessen Inhalt mehreremale überflog. Graf K. schrieb dem Konsul, er möge darauf bestehen, daß der Verirrte zurückkehre, es liege ihm sehr viel daran, seinen Sohn zu sehen, und er werde ihn mit väterlicher Liebe empfangen und für ihn sorgen.

„Dieses Schreiben ist nicht das einzige, was mir in Ihrem Interesse zugegangen ist“, sagte der Konsul. Auch die Behörde hat mir geschrieben, daß ich dafür sorgen sollte, Sie zurückzuschaffen. Dazu hat Ihr Herr Vater eine Anweisung wegen der nötigen Mittel geschickt. Hier, sehen Sie, mein lieber Freund, diese Summe ist die Ihrige, wenn Sie sich entschließen, der Stimme der Pflicht und der Vernunft zu gehorchen.“

Er griff wiederum in die Tasche und zeigte dem jungen Manne eine Börse voller Goldstücke.

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen schwer fällt, sich von hier loszureißen“, fuhr der Konsul fort, als Martini noch immer schwiege und bald das Geld, bald den Brief anstarrte. „Aber Sie wollen doch wohl nicht vollständig verwildern! Sie sind doch der Angehörige eines gebildeten Volkes, Sie haben Angehörige in der Heimat. Für eine Zeitlang mag es hingehen, sich, wie Sie gethan haben, in den Naturzustand zurückzuversetzen, aber schließlich besinnt sich ein tüchtiger Mann doch auf sich selbst. Es war unrecht von Ihnen, daß Sie nicht damals schon, als Sie mir versprochen hatten, nach Apia zu kommen, Ihr Versprechen hielten. Nun aber müssen Sie der Sache ein Ende machen.“

„Aber ich mag nicht“, sagte Martini. „Ich bin hier ganz zufrieden.“ Der Konsul schüttelte den Kopf. „Ich will das nicht hören“, sagte er. „Schämen Sie sich. Das unnütze

Leben, der Umgang mit den Eingebornen hat Sie geistig heruntergebracht. Sie werden völlig verkommen, wenn Sie das noch länger fortsetzen.“

„Ja ja“, antwortete Martini, halb zustimmend. „Was will denn mein Vater mit mir machen?“

„Das weiß ich nicht. Aber seien Sie überzeugt, daß er die besten, wohlwollendsten Absichten mit Ihnen hat. Und — um zum Schluß zu kommen — Sie werden nicht nur gebeten, zurückzukehren, sondern ich erteile Ihnen hiermit den Befehl. Sie sind deutscher Unterthan, Sie sind im militärpflichtigen Alter, Sie dürfen sich nicht Ihren Pflichten entziehen. Wenn Sie nicht freiwillig kommen, so werde ich Maßregeln ergreifen müssen, die ich gern vermeiden möchte. Ich zähle also auf Ihre vernünftige Einsicht und rechne darauf, daß Sie innerhalb der nächsten drei Tage bei mir in Apia auf dem Bureau des Konsulats erscheinen werden.“

Damit wandte sich der Konsul ab, stieg wieder auf und ritt davon. Martini blieb mit dem Briefe und der Börse zurück. „Liebe Malibuka“, sagte er traurig zu dem braunen Weibe, das schüchtern von weitem gestanden hatte und nun zu ihm eilte, „ich muß weg. Aber sei ruhig, ich komme bald wieder.“ Malibuka stieß einen gelben Schrei aus und sah ihn mit so entsetzten Augen an, daß es ihm ins Herz schnitt.

„Sei still und gräme dich nicht“, sagte er tröstend. „Es hilft nichts, ich muß weg. Die vornehmen Leute wollen es, und ich muß gehorchen. Aber ich bleibe nicht für immer weg, ich komme wieder.“

„O, wohin willst du gehen?“ fragte sie voll Verzweiflung. „Ist es hier nicht schön? Sieh deinen Sohn an, das prächtige Haus und die reichen Bäume und Felder! Wird es anderswo schöner sein? Ich sterbe, wenn du mich verläßt.“

„Sei nicht so thöricht“, sagte er. „Ich komme wieder. Sieh, dies viele Gold schicken sie mir. Ich werde noch viel mehr mitbringen, wenn ich wiederkomme. In meiner Heimat ist alles noch viel prächtiger als hier. Mein Vater will, daß ich zurückkehre, und er ist ein großer Häuptling. Aber ich komme wieder, Malibuka, und dann wollen wir fröhlich sein.“

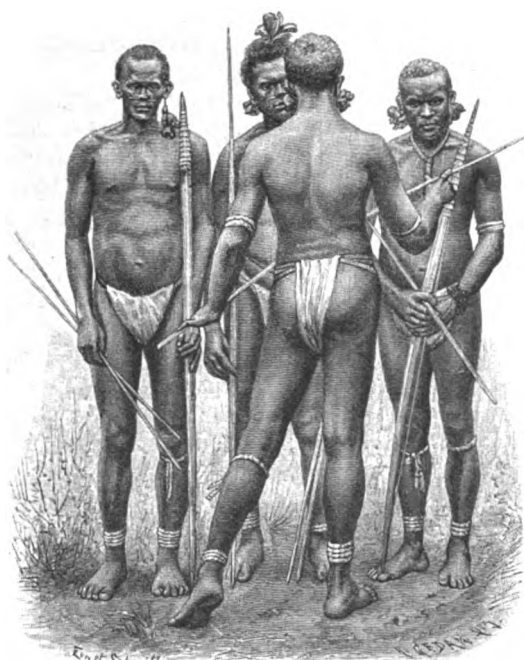
„Du wirst niemals wiederkommen, wir werden niemals wieder fröhlich sein“, sagte sie, und die Thränen strömten aus ihren Augen. „Du wirst in deiner Heimat ein weißes Mädchen nehmen und mich vergessen.“

Sie warf sich zu Boden, rang die Hände, schluchzte, zog das Kind an sich, küßte es und drückte es, und schrie dann wieder jammervoll. Martini konnte das Bild nicht länger mit ansehen. Er ging zur Seite, irrte durch die Plantage, setzte sich dann in die Hütte, las den Brief wieder und wieder, zählte das Geld und starrte aus dem Fenster nach dem Meere, das als heller Streif dort unten am Horizonte glänzte. Endlich raffte er sich auf. Es war ihm der Gedanke gekommen, er könnte Malibuka und das Kind mitnehmen. Er machte sich sogleich auf die Füße, er wollte nach Apia gehen und den Konsul fragen. Von diesem Vorzuge sagte er Malibuka nichts. Sie würde doch keinen Verstand annehmen, sagte er sich. Aber wenn er zurückkehrte und sie hole, um mit ihm übers Meer zu fahren, dann werde sie getröstet sein.

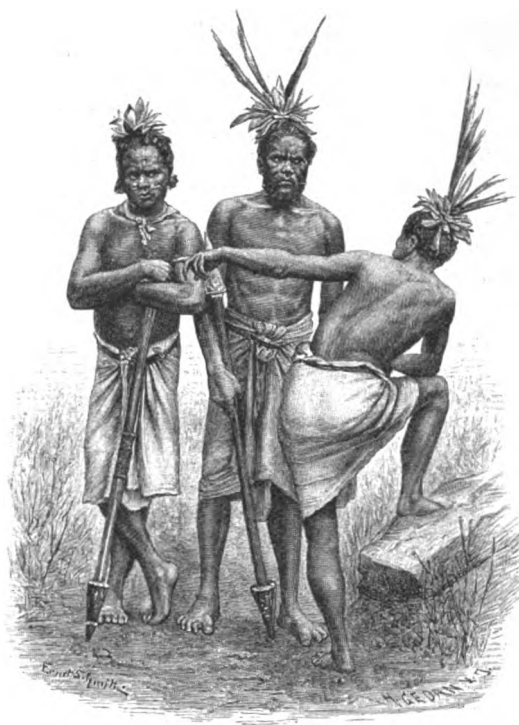
Mit mächtigen Schritten wandelte er dahin, überstieg das Gebirge und erreichte in wenigen Stunden Apia. Leicht fand er das Konsulat, trat ein, obwohl schon die Nacht hereinbrach, und fand den Konsul beim Lampenschein auf der Veranda sitzend. Eine Gesellschaft von Herren und Damen umgab ihn, und verwundert sahen sie alle auf den wunderhübschen Mann in der sonderbaren halbwildem Tracht, den der Diener hereinführte.

„Wahrhaftig, da ist er!“ rief der Konsul, der seiner Gesellschaft gerade von dem verwilderten Landsmann erzählt hatte. Er ging dem jungen Mann entgegen, führte ihn in sein Arbeitszimmer und hörte sein Begehren an.

„Geben Sie mir die Hand, mein lieber Martini“, sagte er dann. „Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sich losgemacht haben. Der erste Schritt ist der schwerste. Was Sie da sagen von Mitnehmen Ihrer braunen Gefährtin, macht Ihrem



Krieger von der Insel Malaita.



Arbeiter von der Insel Malaita.

Herzen alle Ehre, ist aber der bare Unsinn. Das arme Geschöpf wäre, von hier weggeführt, verraten und verkauft. Sie können auch keine Banane, keine Baumwollenstaude von hier mitnehmen und in Deutschland anpflanzen. Jedes Geschöpf gedeiht nur auf dem Boden, der ihm von der Natur angewiesen worden ist. Das gilt für Malivuka, wie für Sie selbst. Machen Sie keine Dummheiten! Ziehen Sie sich bei mir um, ich werde Ihnen einen Anzug geben. Kommen Sie herüber und erzählen Sie von Ihren Erlebnissen, es wird uns höchlich interessieren."

Er rief einen Diener, ließ Martini in ein Nebenzimmer führen, ließ ihm andere Kleidung bringen, und der junge Mann, wie betäubt, halb in Scham, als ein Wilder dazustehen, ließ alles mit sich geschehen. Bald trat er in der Tracht eines Pflanzers zu der Gesellschaft und erzählte, von neugierigen Fragen bestürmt und vom Wein, den man ihm bot, belebt, seinen Schiffbruch und seine Abenteuer unter den Samoanern. — Er kehrte nicht zur Hütte zurück. Von den Händen geleitet, die ihn nun ergriffen hatten, bestieg er schon am folgenden Tage ein Schiff, das nach England ging, und suchte zu vergessen. — Als Malivuka entdeckte, daß sie allein war, da stürzte sie nieder und verlor die Besinnung. Erst das Weinen des Kindes, das sich an sie schmiegte, erweckte sie, und sie blickte in der nachtdunkeln Wohnung voll Verzweiflung um sich. Dann sprang sie auf, nahm das Stöckchen auf den Arm und fing an, suchend umherzuweichen. Beim schwachen Licht des Sternenhimmels strich sie mit weitgeöffneten thränenlosen Augen umher, suchte die Felder ab, die Baumwollplantagen, die geraden Alleen von Brotfrucht bäumen, die der Stolz ihrer Besingung waren, und dann die weiterellumgebung,

das ganze Dorf. Raftlos, vom Fieber getrieben, das schlafende Kind im Arme, irrte sie umher, bis die Sonne aufging und die Dorfbewohner erwachten. Da ergriff sie die Angst, von den Landsleuten gesehen zu werden, sie kehrte in ihre Hütte zurück und sank ermüdet auf ihr Lager. Aber nur wenig Stunden schlief sie, bald ward sie vom Gram erweckt, erhob sich und eilte auf den Gipfel des Berges, von wo sie das Meer überblicken konnte. Dort spähte sie nach den Schiffen aus, die etwa mit weißen Segeln oder mit schwärzlicher Rauchfahne dahin zögen. Sie wußte wohl, wo er, den sie suchte, war, aber sie getraute sich nicht nach der Stadt zu gehen; nur das Schiff, auf dem er floh, wollte sie sehen. Schiffe kamen herein in den Hafen von Apia, Schiffe zogen hinaus; bis die Nacht hereinbrach, kauerte sie auf dem Berge, den Knaben im Arme. Ein Dampfer hatte gegen Mittag die Insel verlassen, und sie blickte ihm stundenlang nach, bis ihren scharfen Augen der kleine schwarze Punkt des enteilenden Fahrzeugs entschwinden war. Noch lange blickte sie auf den Fleck, wo sie es zuletzt gesehen hatte — war er mit diesem Schiffe davongefahren? Sie war nicht zornig. Wie der treue Hund, der seinen

Herrn verloren hat, suchte sie. Sie fühlte, daß sie des weißen Mannes unwürdig sei. In der Dunkelheit kehrte sie zurück und schlief ängstlich in die Hütte, gramvoll durchweinte sie die Nacht. Und am folgenden Tage begann das Suchen von neuem, sorgsam entwich sie den Blicken und Fragen ihrer braunen Landsleute, so lange sie konnte. Tag reihte sich an Tag, Nacht an Nacht. Er hatte gesagt, er werde wiederkommen, dies Wort allein hielt sie aufrecht. Aber ein Monat schloß sich an den andern, und er kam nicht zurück. Die besten Männer ihres Stammes besuchten



Arbeiter von der Insel Malaita.

sie, redeten ihr zu, wollten sie trösten, wollten die Hütte in Besitz nehmen, ihre Plantage bebauen. Aber sie wies alle zurück, sie blieb allein. Er hatte gesagt, er werde wiederkommen, und Malivuka blieb dem weißen Herrn treu. So schloß sich ein Jahr an das andere, dreimal vollendete sich der Kreislauf der Jahreszeiten, und noch immer war Malivuka allein mit dem heranwachsenden Kinde, dessen große blauschwarze Augen sie oft wunderbar ansahen. Sie hatte die Flaggen der Fahrzeuge kennen gelernt. Was sie in glücklichen Zeiten unbeachtet hatte vorübergehen lassen, war von großer Bedeutung für sie geworden. Sie wußte, daß er ein Deutscher war, und bald lernte sie auf ihrem spähenenden Ausblick nach dem Hafen und dem Meere hin die schwarz-weiß-roten Streifen von dem Sternenbanner und dem Union Jack unterscheiden, indem kundige Männer aus dem Dorfe, die mit Apia Handel trieben, ihr die Zeichen der fremden Nationen erklärten. Kein deutsches Schiff entging ihrem Blicke, hatte er doch gesagt, er werde wiederkehren. — Und eines Abends zeigte sich ein großes Schiff am Horizont, das die Aufmerksamkeit des Dorfes auf sich zog, nachdem Veliokama, der Häuptling, vom Gebirge niedersteigend, erzählt hatte, es sei größer und schöner als irgend ein Schiff, das bis jetzt die Insel besucht habe. Beim Untergange der Sonne sah Malivuka es jenseits der Korallenriffe mit seinen schlanken Masten und den feinen Linien des Takelwerks, und sie glaubte die schwarz-weiß-roten Streifen zu erkennen. Aber am folgenden Morgen, als sie auf den Berg zurückkehrte, da war es verschwunden, und sie ging gesenkten Hauptes in die Plantage an die Arbeit. Sie pflückte die schimmernden Flocken der Baumwolle, um sie in Apia zu verkaufen, denn sie wollte ihren Knaben kleiden, wie es dem Sohne des weißen Herrn zulang.

Die Sonne senkte sich dem Meere zu, und ihr glühendes Licht übergießte die Insel mit rotem Glanz, da schritt weit ausgreifend ein Mann über das Gebirge hin und kam auf die Hütten zu. Er war von hohem Wuchse und von breiten Schultern, unter der seemannischen Kopfbedeckung blühten blaue Augen und glänzte goldiges Haar. Hastigen Ganges kam er daher, seine braunen Wangen glühten, und suchend durchspähte sein Blick die Umgebung der Hütte Malivukas. Er sah die Hütte in verfallenem Zustande, die Stürme und der Regen hatten das Dach zerrissen, er sah die Plantage verwildert, die üppig gewachsenen Sträucher in einander verflochten zu blühender Wildnis. Er drang weiter vor, und plötzlich hemmte er seine Schritte. Er sah ein Weib zusammengelauert in den Baumwollpflanzen, halb versteckt durch eine Ananasstaude, und vor ihr stand ein Sack, in den sie hellglühende Blüten häufte. Jetzt hatte sie seine Schritte vernommen und sah empor, so daß sich unter ihrem Kinn

eine glänzende Münze zeigte. Diese Münze hatte er einst Malivuka geschenkt, dies mußte Malivuka sein — sonst würde er sie kaum erkannt haben. Wie dies Antlitz gramdurchfurcht, wie dieser Blick kummervoll war! — „Malivuka!“ rief er.

Sie schrie laut auf. Ja, es war der weiße Herr! Wie furchtbar er aussah! Sein Anzug war glänzend und kriegerisch. Am blinkenden Ledergurt hingen Waffen, das kurze Schwert der Marinetruppen und der Matrosenrevolver.

Aber sein starker Arm umfaßte sie, und ihre Furcht verging. Er war es, der weiße Herr war wiedergekommen, er hatte sein Wort gehalten. Sie weinte und lachte vor Freude, sie führte ihn in die Hütte, wo sein Söhnchen schlief, und Thränen liefen ihm über das gebräunte Antlitz, als er das rosige Bildnis sah. — Wie seltsam erschien beiden die Welt! Sie vermochten kaum zu glauben, daß sie wieder vereinigt

waren. Hatten sie geträumt? Lag die Wirklichkeit in dem alten Glück oder in der grausamen Trennung? Er stand in der Morgenfrühe wieder mit der Art in der Hand vor der Hütte und sah in die Wildnis hinein. Hier wollte er von neuem Bahn brechen und die schnurgeraden Linien der Brotbäume befreien. — Da kam sein Söhnchen gelaufen und rief der Mutter zu. Fremde schöne Männer kämen den Weg entlang, meldete er. Malivuka zuckte zusammen, sie kannte die Bedeutung vornehmen Besuchs. Er aber rechte verdroß die starken Glieder und erhob sich, um auszu schauen. Er trat vor die Hütte, und als er Uniformen erblickte, die ihm wohl bekannt waren, da biß er die Zähne zusammen und runzelte die Stirn. Währenddessen kam Veliokama herbeigelaufen, und andere braune Männer folgten ihm.

Sie hatten von der Rück-

kehr des weißen Mannes gehört und sahen nun mit Staunen einen Trupp bewaffneter Matrosen dahermarschieren.

„Was bedeutet dies, o Herr?“ fragten sie den weißen Freund, der finsternen Blickes den Gurt mit den Waffen umschnallte und sich dann trotzig an den Pfosten der Thür lehnte.

Da kamen die Matrosen schon heran, und ein Mann in goldverzierter Uniform ging vor ihnen her und rief: „Bootsmann Martini, Sie haben ohne Urlaub das Schiff verlassen. Ich fordere Sie auf, mit mir zurückzukehren.“

Martini rührte sich nicht, er blickte mürrisch den Offizier an und ließ dann seinen Blick über die Inselaner hinschweifen, die sich in seiner Nähe zusammengeschart hatten und in neugieriger Spannung zusahen.

Noch einmal wiederholte der Offizier die Aufforderung, und wiederum vertweigerte der trotzig Mann den Gehorsam, indem er unmutig die mächtigen Schultern reckte und halblaute Verwünschungen zwischen den Zähnen murmelte.

„Sie werden als Deserteur behandelt werden! Hüten Sie sich!“ rief der Offizier. Und dann, als Martinis Hand



Baumwollpflückerin auf der Insel Upolu.
Im Hintergrunde blühende Baumwollsträucher, vorn Ananasstauden.

nach dem Revolver griff, befahl er den Matrosen, den Widerständigen zu ergreifen.

„Rührt mich nicht an!“ rief dieser drohend, indem er den Revolver zog. „Ich werde schon wieder zum Schiffe kommen, aber faßt mich nicht an, oder ihr seid des Todes.“

Einen Augenblick stugten die Matrosen, dann aber gehorchten sie dem erneuten Zuruf des Offiziers und setzten sich wieder in Bewegung. Aber ein Schuß brachte, einer der Leute stürzte nieder, und als die Insulaner sahen, daß der weiße Gastfreund den Kampf aufnahm, da entflammten sie sich des Sieges über die Malaisien, und Leliotama schwang seine schön verzierte Keule. Ein allgemeiner Kampf drohte auszubrechen. Noch einmal brachte der Revolver in Martinis Hand, und dem Offizier ward von der streifenden Kugel ein Achselstück abgerissen.

Da ertönte das Kommando zum Feuern, die Matrosen, in zwei Glieder geordnet, neun Mann an Zahl, legten die Gewehre an, und während die braunen Männer voll Schrecken zurückwichen, stand in seiner übermütigen Kraft der weiße Flüchtling allein den Mündungen seiner Landsleute unerschüttert gegenüber. Aber ein wilder Schrei ertönte hinter ihm, gelenkig mit geschmeidigem Sprunge, eilte ein braunes Weib herbei und deckte mit seinem Leibe den Geliebten.

„Haltet ein!“ wollte der Offizier rufen, aber schon war es zu spät. Sein Säbel schlug zwei der angelegten Gewehre in die Höhe, aber als jetzt die Schüsse ertönten, als der blaue Rauch unter den Palmen dahinwalle, da sah er zwei Gestalten tödlich getroffen sich am Boden winden.

Malivuka schied zugleich mit dem weißen Mann, mitten durch das treue Herz getroffen, aus dem Leben. Blut benetzte den Boden, der das Glück des ungleichen Paares getragen hatte, und ein gemeinsamer Hügel wölbt sich jetzt über den Armen an der Stelle, wo sie gemeinsam den Tod fanden. Ihres Sohnes hat sich Leliotama, der Häuptling, angenommen.

Sternhaufen und Nebelflecke in den Tiefen des Weltraumes.

Von Dr. Klein.

Dem Blicke des Erdenbewohners erscheint der Himmel, der sich über seinem Haupte ausspannt, als etwas Unveränderliches und gewissermaßen Ewiges. Dieselben Sterne, die wir heute wahrnehmen, glänzten auch in der ältesten Vergangenheit. Das Buch Hiob gedankt des Orion und des Wagens und die Phönizier richteten schon nach dem kleinen Wären ihre Fahrten in den Ozeanos, ja der glänzende Sirius spielt sogar noch Jahrtausende früher, im alten Ägypten und dessen Jahresrechnung eine hervorragende Rolle. Reiche und Völker sind seitdem verschwunden, neue Nationen sind aufgetaucht, das Antlitz der Erde hat sich umgewandelt, aber droben glänzen die uralten Sterne wie seit jeher, ihr Aussehen hat sich nicht geändert und unaufhörlich ergießt sich der Strom ihrer Lichtstrahlen zur Erde. So wird es begreiflich, daß der Mensch, der ahnungsvoll zu den Gestirnen ausblickt, dort jene Unvergänglichkeit und hehre Ruhe zu finden wähnt, die er hienieden vergebens sucht. Aber wie auf der Erde so auch im Sternraum späht doch der irdische Blick vergebens nach demjenigen, was Dauer hat im Wechsel der Gestaltungen. Vergänglich ist was die Erde trägt, aber nicht minder vergänglich sind die Sterne des Himmels. Das Dasein des Menschen, geschlechts und selbst unserer Erde ist aber nur wie eine Sekunde im Leben des ganzen Sternenhimmels, und wir dürfen nimmer hoffen, unmittelbare Augenzeugen großer Umgestaltungen in dem Weltraume zu sein. Nur einzelne Szenen, großartig an sich aber bedeutungslos im Entwicklungsang des Ganzen, spielen sich hienieden vor den Augen des Erdenbewohners ab und verkünden aus unermesslichen Fernen die Geburts- oder die Sterbestunde einer Welt!

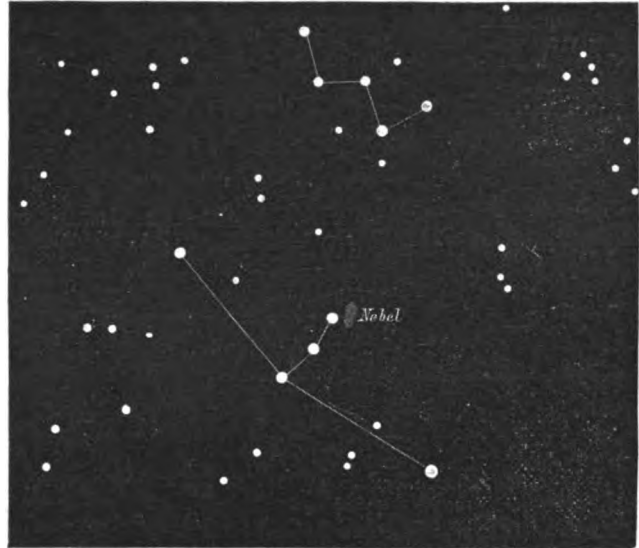
Wenn man mit mächtigen Sehwerkzeugen versehen in die Tiefen des Raumes eindringt, so begegnet man dort zwei Arten von Weltkörpern, nämlich Sternen, bald einzeln oder mehrfach, bald in Gruppen und Haufen zusammengedrängt, und Nebelflecken. Vor allem war es Fr. Wih. Herschel, der die genaue Untersuchung der Sterngruppen und Nebelflecke unternahm und damit zuerst das Entblei in die Tiefen der Himmelsräume und in den Ozean der Zeit warf. Es sind jetzt gerade hundert Jahre verflossen, als der große Mann seine selbst verfertigten Teleskope auf jenen schwachen Lichtstrahl anwandte, der unter dem Namen der Milchstraße bekannt ist und in bald breiterem bald schmalerem, teilweise auch doppeltem Zuge den ganzen Himmel umschlingt. „Als ich“, berichtet Herschel, „mein Fernrohr auf einen Teil der Milchstraße richtete, fand ich, daß es den weißen Schein in kleine Sterne auflöste. Die herrliche

Menge von Sternen aller Größen, die sich hier meinem Blicke darstellte, war zum Erstaunen. Ein Streif, dessen Sternmenge ich durch das Feld meines Teleskops oftmals in einer Stunde habe durchgehen sehen, mag wohl nicht weniger als 50 000 Sterne enthalten haben, die noch groß genug waren, daß man sie deutlich zählen konnte. Aber außer diesen vermutete ich wenigstens noch zweimal so viele, die ich nur dann und wann aufschimmern sah. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unsere Sonne sich in dieser großen Sternschicht, Milchstraße genannt, befindet, obwohl nicht im eigentlichen Mittelpunkt derselben. Es läßt sich dies aus der Gestalt der Milchstraße abnehmen, die um den gesamten Himmel in einem größten Kreise sich zu ziehen scheint, wie sie es allerdings thun muß, wenn die Sonne sich innerhalb derselben befindet.“ Auch zahlreiche Nebelflecke und Sternhaufen beobachtete Herschel um diese Zeit und fand, daß jene Nebel in seinen größten Instrumenten sich als enge, gedrängt stehende Haufen von Sternen auswiesen. Später zeigte sich, daß es auch wirkliche Nebelflecke im Weltraume gibt, zarte, duftartige Gebilde von oft merkwürdigen Gestalten, ferner Nebelsterne, nämlich Fixsterne, die mit runden, großen, leuchtenden Atmosphären umgeben sind. Auf diese Weise kam Herschel zur Überzeugung vom Vorhandensein eines wahrhaften Weltkusses, einer nebeligen, selbstleuchtenden Materie von äußerster Zartheit, die sich in so ungeheurer Menge im Raum vorfindet, daß sie „die Begriffe der Menschen übersteigt.“ In manchen Fällen zeigt sich dieser Nebel als überaus schwacher Schimmer und ohne feste, erkennbare Grenzen; in anderen Beispielen sieht man hellere, kleinere Nebelmassen nahe bei einander, wahrhafte „Nebelnester“. Dann wieder begegnet man am Himmel Nebeln, die an einigen Punkten des Innern heller sind, endlich solchen von völlig runder Gestalt. In Wirklichkeit sind sie kugelförmig und viele zeigen gegen die Mitte hin eine stufenweise Zunahme der Helligkeit, ja manche haben einen leuchtenden, sternartigen Kern im Zentrum. Herschel wies scharfsichtig darauf hin, daß wir in diesen verschiedenen Gestalten die einzelnen Phasen fortschreitender Entwicklung vom Zustande gestaltloser Nebeligkeit bis zu demjenigen eines runden Nebelballes mit sternartigem Kern vor uns sehen. Ja noch mehr: Es gibt sternige Nebel, die sich fast gar nicht mehr von Fixsternen unterscheiden und auf diese Weise ein vollständiger Übergang vom Nebel zum Stern bilden. „Diese Methode, den Himmel zu betrachten“, sagt Herschel selbst, „setzt ihn in ein neues Licht. Nun gilt die Ansicht, als gleiche er einem üppigen Garten, der eine große Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen in blühenden Beeten enthält, und wir haben den Vorteil, daß wir den Schwung unserer Erfahrung gleichsam auf eine unermessliche Dauer ausdehnen können. Denn, um das Bild aus dem Pflanzenreiche fortzusetzen, so ist es nicht einerlei, ob wir fortleben müssen, um erst nach und nach das Aufsprießen, Blühen, Früchtragen, Verwelken und Verderben einer Pflanze anzusehen oder ob eine große Anzahl von Exemplaren aus jedem Zustande, den die Pflanze durchläuft, uns auf einmal vorgeführt werden.“ Wirklich ist die Betrachtungsweise Herschels die einzig mögliche, um Licht über die Vorgänge bei der Weltentstehung im Univeraum zu verschaffen, und daß sie dabei zu Anschauungen leitet, die im großen und ganzen der Wahrheit entsprechen, das hat ein neueres Hilfsmittel der Forschung erwiesen, nämlich das Spektroskop. Während Herschel seine Schlüsse nur auf das Aussehen der Gebilde im Weltraum, die seine Teleskope ans Licht zogen, begründen konnte, hat die Spektralanalyse möglich gemacht, den Lichtstrahl selbst zum Reden zu bringen über die Natur und Beschaffenheit des Himmelskörpers, von dem er ausging. Alle glühenden, festen oder flüssigen Körper zeigen, wenn ihr Licht durch die prismenähnlichen Gläser geht, ein farbiges Band, ein sogenanntes kontinuierliches Spektrum, während ein glühendes Gas nur ein Spektrum zeigt, das aus wenigen hellen Linien besteht und die Zahl und Farbe dieser Linien gleichzeitig Aufschluß über die Natur dieses Gases gibt. Man erkennt hieraus, wie das Spektroskop imstande ist, die Beschaffenheit der Gestirne aufzudecken. In der That zeigte es sogleich, daß die Fixsterne im allgemeinen Sonnen sind wie unsere Sonne und daß auf ihnen chemische Elemente glühen, die wir auch auf der Erde kennen: Natrium, Magnesium, Wasserstoff, Calcium, Eisen, Wismut etc. Schon diese Tatsache ist von größter Bedeutung, denn sie zeigt uns, daß die stofflichen Elemente unserer Erde auch in den fernsten Fernen des Raumes vorhanden sind, mit anderen Worten, daß das Weltall, so weit wir zu sehen vermögen, einen einheitlichen Ursprung hat. Mit diesem Nachweise hatte die Wissenschaft einen Riesenschritt nach vorwärts gemacht, einen Schritt, den die größten Geister der Vergangenheit für unmöglich würden gehalten haben. Doch noch weitere Aufschlüsse folgten. Es zeigte sich bald, daß die einzelnen Fixsterne, so zahlreich sie auch sind, sich in einige große Gruppen oder Klassen unterscheiden lassen. Diese Klassen aber bezeichnen, wie besonders Professor Vogel in Potsdam mit Nachdruck betont hat, im allgemeinen die Entwicklungsphasen dieser Sterne. Mittels des Spektroskops ist es also möglich, die Sterne herauszufinden, welche noch eine gewisse Jugendlichkeit zeigen, die sich in einem höheren Glutzustande ausdrückt, und sie von andern, deren Hitze schon bedeutend vermindert ist, zu unterscheiden. Zu den Sternen ersterer Art gehört der strahlende Sirius, der in seiner Heimat unsere Sonne an Leuchtkraft bei weitem übertrifft; Sterne, die bereits deutliche Anzeichen von Alter, d. h. Abnahme ihrer Wärme verraten, sind u. a. der helle rötliche Stern Beteigeuze im Orion und der Hauptstern im Wilde des Perseus. Unsere Sonne

gehört zu einer mittleren Klasse, die durch hohe Temperatur ausgezeichnet ist, aber doch schon Spuren von Abnahme der Wärme zeigt. Sie wird also voraussichtlich länger leuchten als der Stern Beteiguse im Orion, aber Sirius wird wahrscheinlich noch Licht in den Weltraum ausstrahlen, wenn unsere Sonne längst erloschen und auf der Erde keine Spur von Menschengeschlecht mehr vorhanden ist. Es mag in gewissem Sinne vermessen erscheinen, von solchen Zeiten zu reden, und die Vorstellung eines in Nacht und Eis begrabenen, jedes Lebens beraubten Erdballes, der eine lichtlose Sonne umkreist, um zuletzt in dieser sein Ende zu finden, wehren wir gern ab, allein die Wissenschaft läßt eine andere Perspektive gar nicht zu.

Sehen wir auf solche Weise im Reiche der Fixsterne die Phasen einer bestimmten Entwicklung vor uns, so führen uns die Nebelflecke ein anderes Stadium des Weltbildungsprozesses vor Augen. Der leuchtende Weltbunst, den der geniale Herschel in ihnen einst erkannte, ist dort tatsächlich vorhanden, die bei weitem meisten Nebel sind äußerst verdünnte, leuchtende Gasmassen. Das Spektroskop zeigt in ihnen die hellen Linien glühender Gase und zwar die Linien, welche Stickstoff und Wasserstoff anzeigen. Es ist sonach kein Zweifel mehr, daß die Nebelflecke Bildungen von wesentlich anderer Art sind als die Fixsterne, in den meisten Fällen wahrscheinlich die Keime oder die Urformen zukünftiger Sonnensysteme. Wie bereits erwähnt, fand Herschel, daß viele Nebelflecke in seinen Kieseninstrumenten als dicht gedrängte Sternhaufen erschienen, andere wurden zwar nicht deutlich in Sterne aufgelöst, aber es blieb dem Anscheine nach doch kein Zweifel, daß auch sie aus Sternen bestehen, die erst an noch größeren Fernrohren einzeln sichtbar sein würden. Manche Nebelflecke sind also wirkliche Sternhaufen und das Spektroskop hat dieses bestätigt, indem es bei einigen Nebelflecken das Spektrum als Farbenband zeigte. Soweit war die Erforschung der fernsten Himmelsräume und ihres kosmischen Inhalts gebiegen, als im Jahre 1866 eine wunderbare Erscheinung eintrat. Im Sternbild der Krone flammte, am 16. Mai jenes Jahres, plötzlich ein vordem schwaches Sternchen zu einer bedeutenden Helligkeit auf; sein Licht wuchs im Zeitraum weniger Stunden um das fünfzig- bis hundertfache an. Schon in früheren Jahrhunderten hatten ähnliche Erscheinungen an andern Stellen des Himmels sich gezeigt, und der große Newton war geneigt, sie als Brand und Zerstörung eines Weltkörpers zu deuten. Jetzt bot die Spektralanalyse ein Mittel den Vorgang genauer zu studieren. Kaum war die Nachricht vom Ausflahren des Sterns in England angelangt, als der berühmte Spektroskopiker Huggins sogleich sein Instrument auf das wunderbare Objekt richtete. Hier sah er nun zu seinem Erstaunen ein Spektrum, desgleichen ihm bis dahin noch nicht vorgekommen war. Dasselbe bestand nämlich zunächst aus einem farbigen Bande mit dunklen Linien, wie es unsere Sonne zeigt, darüber aber breitete sich ein zweites Spektrum mit den hellen Linien des glühenden Wasserstoffs aus. Der Stern war also eine Sonne, ähnlich der unsrigen, aber eingehüllt in einen Nebel von glühendem Wasserstoff, der, wie Huggins aus dem Glanz seiner hellen Linien schloß, eine bedeutend größere Hitze besaß als die Temperatur des Sternes. Wie soll man diese merkwürdige Erscheinung deuten? Ist der Stern auf seinem Wege durch den Weltraum in einen Wasserstoffnebel gekommen, oder hat sich plötzlich aus seinem Innern eine große Menge Wasserstoff entwickelt, der in Brand geratend, die feste Masse des Sterns zum höheren Glühen brachte, oder sind zwei Weltkörper aufeinander gestoßen und hat der ungeheure Anprall das Ausleuchten der vereinigten Massen hervorgerufen? Jede dieser Erklärungen hat Gründe für sich. Huggins hält die zweite Deutung für die wahrscheinlichere; ich ziehe die dritte vor und glaube, daß die Erscheinung durch den Herabsturz eines Planeten auf jenen Fixstern entstanden ist. Im Jahre 1876 erschien abermals ein neuer Stern, diesmal im Schwan. Er war von goldgelber Farbe und nahm schnell an Licht ab, so daß er bald wieder an der Grenze der Sichtbarkeit stand, selbst für große Teleskope. Das Spektrum zeigte auch helle Linien, unter denen besonders diejenigen des Wasserstoffs und Stickstoffs stark hervorgeleuchteten. Bald wurde es jedoch schwächer und nach acht bis neun Monaten war es auf eine einzige helle Linie reduziert. Es glich nun völlig dem Spektrum einer besonderen Art von kleinen runden Nebelflecken, die Herschel wegen ihrer Scheibenform und gleichförmigen, matten Helligkeit, planetarische Nebel genannt hat und über deren Natur er nicht klar werden konnte. Durch das Spektroskop sind uns nun Winke über letztere geworden, denn man darf schließen, daß solche kleine Nebel, die sich äußerlich nur durch ihr Spektrum von einem Fixstern unterscheiden, die letzten uns sichtbaren Phasen einst aufgelöster Sterne bezeichnen. Wir haben also in diesen Nebeln nicht die Keime werdender Welten, sondern die Reste von solchen, vielleicht die glühenden Trümmer eines Weltenbrandes vor uns. Das Auftauchen neuer Sterne an der Himmelskugel ist eine überaus seltene Erscheinung. So weit die historische Überlieferung reicht sind nur vierundzwanzig Fälle dieser Art mit größerer Sicherheit bekannt. Man darf jedoch nicht vergessen, daß besonders früher nur Sterne, die sehr hell aufleuchteten, Beachtung finden konnten; was sich ehemals dem bloßen Auge entzog, konnte überhaupt nicht wahrgenommen werden. Daß an und für sich der Vorgang in dem nach vielen Millionen zählenden Heere der Fixsterne nicht allzu selten sein kann, beweist der Umstand, daß allein im gegenwärtigen Jahrhundert fünf Fälle dieser Art konstatiert werden konnten. Der jüngste ist der durch die Zeitungen bekannte Vorgang

im Nebelfleck der Andromeda. Dieser Nebel gehört zu den hellsten des Himmels und kann schon mit bloßem Auge als ein mattes Wölkchen wahrgenommen werden. Man findet die Stelle des Himmels leicht, wenn man sich in der gegenwärtigen Jahreszeit abends gegen acht Uhr mit dem Gesicht nach Osten wendet und bei heiterem Himmel den Blick gegen den Scheitelpunkt hinaufwendet. Man trifft dann auf mehrere helle Sterne, welche durch ihre Stellung ein lateinisches W nachahmen und das Sternbild der Cassiopeja bilden. Von hier aus etwas gegen Südosten abwärts sieht man verschiedene andere mäßig helle Sterne, welche zur Konstellation der Andromeda gehören, und hier findet man mit Hilfe der nachstehenden kleinen



Sternkarte zur Auffindung des Nebels der Andromeda.

Karte ohne Schwierigkeit den fraglichen Nebel. In dieser Karte sind die Sterne der Cassiopeja, welche zur Orientierung dienen, und ebenso diejenigen der Andromeda durch gerade Linien verbunden worden. Der Andromedanebel ist von Herschel häufig beobachtet worden, doch konnte er ihn niemals in Sterne auflösen. Im Jahre 1848 fand dagegen Bond in Cambridge in dem zentralen Teil dieses Nebels zahlreiche Sterne, von denen mehr als anderthalb tausend einzeln gezählt wurden. Daneben erschien jedoch die Nebelmaterie in den äußeren Umrissen unverändert, so daß also in jenem Gebilde Nebel und Sterne in wunderbar rätselhafter Weise vereinigt sind. Das Spektroskop zeigt auch ein kontinuierliches Spektrum, was also auf einen Sternhaufen deutet. In der zweiten Hälfte des August erschien nun nahe dem dichtesten und mittelfsten Teile des Nebels ein etwas gelblicher Stern sechster Größe. Im Fernrohr zeigt derselbe keinen Unterschied gegen die beobachteten Fixsterne, nur ist sein Licht ruhiger; bei guter Luft und in starken Ferngläsern sieht man rechts neben diesem Stern eine schwache etwas hellere Nebelanhäufung, auch stehen noch mehrere andere, sehr schwache Sternchen herum. Wir haben es hier offenbar mit einer Erscheinung zu thun, welche mit derjenigen der neuen Sterne in der Krone und im Schwan Ähnlichkeit besitzt, aber doch auch, wie das Spektroskop zeigt, davon abweicht. Das Fehlen der hellen Linien im Spektrum des neuen Sterns in der Andromeda, sowie die Lichtschwäche seines Spektrums überhaupt, sind sehr merkwürdig. Es ist jedoch offenbar noch zu früh, Erklärungen hierüber geben zu wollen, ehe die spektroskopischen Beobachtungen geschlossen sind. — Das, was wir bis jetzt über die Natur dieser oder ähnlicher Erscheinungen am Fixsternhimmel wissen, ist noch wenig, aber doch auch wunderbar viel, wenn wir die ungeheuren Entfernungen dieser Weltkörper von uns in Betracht ziehen. Unter den geringsten noch zulässigen Voraussetzungen ist der Andromedanebel mehrere hundert Billionen Meilen von uns entfernt. Nehmen wir nun an, ein denkendes und beobachtendes Wesen habe sich zur Zeit der Erbauung Roms von der Erde aus erhoben und mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel in der Richtung auf jenen Nebel zu bewegt, ununterbrochen bis zur heutigen Stunde. Wie würde diesem wohl der neue Stern sich darstellen? Genau so wie uns auf der Erde, er würde dem Beobachter trotz des langen Weges, den dieser bereits zurückgelegt hat, nicht heller und nicht größer erscheinen! Und wenn dann dieser Beobachter noch eine Million Jahre hindurch sich mit der unveränderten Geschwindigkeit einer Kanonenkugel dem Sterne näherte, so würde ihm der Stern auch immer nur als Punkt ohne merklichen Durchmesser erscheinen, an dem er nichts unterscheiden könnte, seine Entfernung würde noch stets im Unendlichen wurzeln. Der Mensch dagegen unternimmt es von der Erde aus, den unermesslichen Abgrund des Raumes mittels seiner Instrumente zu überwinden!

Um Familientisch. Lebensdauer der Ameise.

Der englische Naturforscher Sir John Lubbock, welcher sich mit dem Studieren der Ameisen beschäftigt, hat jetzt wieder einige Erfahrungen über dieselben veröffentlicht. Er hat nachgewiesen, daß die Ameisen noch nach Verlauf von mehreren Jahren ihre Freunde, die aus demselben Neste stammen, wiedererkennen; ebenso unterscheiden sie jede aus einem fremden Neste stammende Ameise, die unter sie gerät, sofort. Zwei Ameisen besitz Sir John noch gegenwärtig, die er bereits im Jahre 1874 gefangen hat und die damals schon ausgewachsen waren, jetzt also wohl zwölf Jahre alt sind. Es sind zwei Königinnen, die noch fortzuehen Eier zu legen und abgesehen von etwas steifen Beinen kein Zeichen von Altersschwäche besitzen.

Rechtsrat.

Zur Beantwortung ungeeignet sind die Anfragen von A. in S. — E. in Sp. b. B.

Ist ein Einjährig-Freiwilliger, der beerbt ist, also eigenes Vermögen besitzt, nach dem preussischen Gesetze Staatssteuern zu zahlen verpflichtet? S. a. d. S.

Nach dem Gesetze vom 25. Mai 1873 sind aktive Soldaten von der Staatssteuer nur dann befreit, wenn sie nicht aus dem Betriebe

eines Gewerbes oder der Landwirtschaft oder aus Grund- oder Kapitalvermögen ein Einkommen von mindestens 140 Thalern jährlich haben. — — —

Mit dem zunehmenden Velocipeden-Sport mehrten sich in nicht unbedenklicher Weise die Unglücksfälle, die dadurch herbeigeführt werden, daß selbst sehr ruhige Pferde, durch das plötzliche und den Tieren ungewohnte Erscheinen der Radfahrer, dieselben sehen werden und dem Jügel nicht mehr gehorchen.

Derartige Vorkommnisse gehören hier, im Harz, nicht zu den Seltenheiten und es sind selbst sehr vorsichtige Geschirrführer samt ihren Ansassen dadurch stark geschädigt.

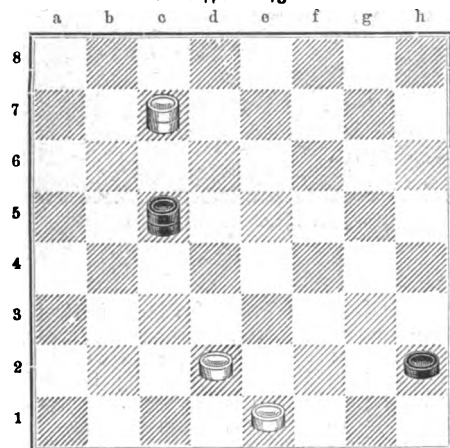
Gibt es gesetzliche Vorschriften, die das Befahren der öffentlichen Straßen mit Fahrzeugen der bezeichneten Art, die geeignet sind den Verkehr zu gefährden, verbieten oder beschränken?

Mehrere Wißbegierige.

Gesetzliche Vorschriften existieren darüber nicht, dagegen ist die Polizei berechtigt und verpflichtet, im Wege der Verordnung den Verkehr auf den Landstraßen zu regeln. Hinsichtlich der Radfahrer kann sie Verfügungen treffen, welche denselben gegen die ihnen bezeugenden Geschirre bestimmte Rücksichten auferlegt. So würde es nicht unbillig sein zu verordnen, daß der Radfahrer vor einem ihm begegnenden Gefährt abzustiegen hat. Auch kann das Radfahren auf bestimmten Verkehrswegen oder sonst gefährlichen Straßen ganz verboten werden, wie dieses in Berlin geschehen ist.

In unserer Spielecke.

Damepielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Dreißilbige Scharade.

Ein Mann an erster Stelle steht,
Ein Meister war's in Erz;
Doch nimmer er zum Gießhaus geht,
Sein Weg ging himmelwärts.

Auch heißt ein Mann so, dessen Sohn
Einst alle überragt
Und stieg empor zum Königsthron,
Wie es die Schrift uns sagt.
Die Letzten sind ein Ohrenschmaus
Im Wald, im Bruderkreis
Und auch im lieben Gotteshaus
Zu Gottes Lob und Preis.

Das Ganze dort im Frankenland
Im schönen Saalegrund
Macht dich, der nirgends Heilung fand,
Mit Gott wohl ferngesund! Pf. J.

Bilderrätsel.



(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 1.

Bilderrätsel.

Entweder — oder, eins von beiden mußt du doch.
Nun, welches willst du? Sag! — Ich sage:
weder — noch;
Wenn keins von beiden mir gefällt, ist das
mein Brauch.
Und ist mir beides recht, sag' ich sowohl —
als auch.

(Friedr. Rückert.)

Schachpielaufgabe.

1. Tb4—g4 Ke8—f7
2. Tg4—g7 Kf7—e8 oder —e6
3. Sg8—f6 oder e7—e8 D#

A.

1. Ke8—d7
2. Tg4—g7 Kd7—e8 oder anders
3. Sg8—f6 oder e7—e8 D#

1. Buchstabenrätsel.

Papagei — Papagano.

2.

Das Andenken.

3.

K	L	E	I	S	T
N	a	s	s	a	u
P	a	t	m	o	s
S	c	h	e	r	r
A	g	e	n	d	e
S	i	r	e	n	e

4. Homonym.

Zunge.

5. Rätseldistichon.

Defan.

6.

J	R	K	U	T	S	K
L	e	p	i	d	u	s
M	u	s	i	k	e	r
S	a	l	a	d	i	n
G	a	b	r	i	e	l
M	a	t	a	p	a	n
H	e	r	o	d	e	s

Inhalt: Unter Keffe. Fortsetzung. Erzählung von L. F. Born. — Unter den Dienern des Feuers. Von M. v. Massow. — Im Kabinett des Kunststellers. Bild von B. St. Verche. — Im Zwischendeck eines Passagierdampfers. Von R. Werner. Mit Illustration. — Walvuta. Schluß. Erzählung aus Samoa von August Niemann. Mit vier Illustrationen. — Sternhaufen und Nebelflecke in den Tiefen des Weltraumes. Mit Kartchen. Von Dr. Klein. — Um Familientisch: Lebensdauer der Ameise. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung für unsere Postabonnenten.

Diejenigen unserer Abonnenten bei der Post, welche ihre Bestellung auf das erste Quartal des neuen Jahrganges des Daheim zu spät aufgegeben und infolge dessen die erste Nummer dieses Quartals (XXII. Jahrgang No. 1) von ihrem Postamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerksam, daß das betreffende Postamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, soweit sie überhaupt noch zu haben sind, besorgt. Von uns direkt bezogen kostet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen sind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Transatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.

Verlag der Daheim-Expedition (Fischagen & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Oktober. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 3.

Unser Nefse.

Erzählung von L. F. Born.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./IV. 1870.

Gegen Morgen war Georg eingeschlafen, und als er erwachte, hörte er neben sich Fräulein Fromms scharfe Stimme sagen: „Es ist wahrhaftig wahr, Herr Doktor, sie war mit dem Vater dieses Jungen verlobt, richtig verlobt, sag' ich Ihnen. Die halbe Aussteuer war schon besorgt, und der Hochzeitstag beinahe bestimmt. Da lernte er die Clausnitz kennen — sie sehen und lieben war eins. Ich glaube gar nicht, daß er Fräulein Christine jemals geliebt hat, wie wäre das auch möglich, bei solchem Mangel an Sanftmut und Weiblichkeit! Nun — sie gingen beide mit einander durch, und Fräulein Christine —“ „Bitte, ich kenne die Geschichte“ unterbrach der alte Doktor den Redefluß und hob warnend den Finger auf, denn im selben Augenblick trat Christine selbst ins Zimmer. „Sie können gehen“ sagte sie zur Gesellschafterin, dann schob sie sacht ihre Hand unter Georgs verbundenen Kopf und begann ihm sein Frühstück einzulöffeln. Der Doktor sah ihr mit nachdenklichem Gesicht zu, während sie ihm über den Verlauf der Nacht Bericht erstattete und sich dagegen von ihm Nachricht geben ließ über die Kranken in der Stadt und Umgegend, welche er in ihrem Auftrage behandelte. Als er sich entfernt hatte, meldete sich ein neuer Besuch. Herr von Reisch war, gewissenhaft wie immer, zeitig aufgebrochen, um nach seinem Nefsen zu sehen. Er schien betroffen bei Georgs Anblick: „Das sieht ja übler aus als ich erwartete, Christine. Nach Emmas Beschreibung glaubte ich, wir könnten ihn gleich heute nach Neuhoß transportieren und dich von seiner Anwesenheit befreien.“ — „Ich glaube gar!“ erwiderte sie. „Emma hatte gestern völlig den Kopf verloren, — ich habe mich vergeblich bemüht, ihr begreiflich zu machen, daß er durchaus hier bleiben muß.“ — „Das thut mir sehr leid, Christine! Aber ich kann dir wenigstens die Behrens schicken, damit du mit der Pflege nichts zu thun hast, und in einigen Tagen muß der

Transport bewerkstelligt werden.“ Georg war dem Gespräch so weit gefolgt, um zu merken, daß es sich darum handelte, ihn von seiner neuen Beschützerin zu trennen, und der Gedanke dünkte ihm schrecklich. Voll Angst sah er ihr in die Augen und klammerte sich fest an das graue Kleid. Sie legte ihre Hand liebevoll auf seinen Kopf: „Ich brauche niemand“ sagte sie „und ich wünsche das Kind zu behalten, bis es wieder gesund ist. Dir kann es ja gleich sein, Ulrich.“ Der Baron legte die Hände auf den Rücken zusammen und betrachtete sie mit großen Augen, wie eine abnorme Kuriosität, die ihm bis dahin noch nie vorgekommen. Er schien um Worte verlegen, die sein Erstaunen genügend auszudrücken vermochten: „Gott steh' uns bei“, sagte er endlich, „welch' eine Laune ist das nun wieder? Wie lange ist es denn her, seit du mir vorschlugst, einen gewissen jemand in einer Rettungsanstalt oder höchstens in einer „anständigen Bürgerfamilie“ unterzubringen!“ Christine verteidigte sich mit keinem Wort, — eine feine Röte stieg in ihre Wangen, sie schlug die Augen nieder, und ein jugendlich anmutiger Ausdruck belebte ihre Züge. „Ich bitte dich, Ulrich, laß mir das Kind“, wiederholte sie, beugte sich nieder und drückte einen langen weichen Kuß auf Georgs Gesicht. Sehr erregt ergriff er sie beim Arm und zog sie vom Bett fort in die Fensternische: „Christine — Christine, willst du all' das Elend der Vergangenheit noch einmal durchmachen? Wenn wir nun ähnliches an ihm erleben, wie an denen, von welchen er herkommt? Ich kann es tragen, denn ich werde niemals mein Herz an seines Vaters Sohn hängen. Du aber wirst zum zweitenmal zur Narrin werden.“ Sie schüttelte den Kopf: „Gönne mir meine Narrheit, Ulrich“ erwiderte sie, und große Thränen rannen langsam über ihre Wangen. „Ich habe alles schon bedacht, was du mir sagen willst. Spare dir weitere Mühe; ich liebe den Jungen, und

ich kann nicht wieder von ihm lassen.“ — Solange Georg von Fieber und Schmerzen geplagt matt auf seinen Kissen lag, fanden er und „Tante Christel“, wie er sie jetzt nennen durfte, völliges Genügen aneinander. Sobald aber bessere Tage kamen, und er mit neu erwachenden Lebensgeistern noch längere Zeit still im Bett gehalten werden mußte, verfiel er einer grenzenlosen Langeweile. Die Unterhaltungsmittel, welche das alte Haus aufzuweisen hatte, waren schnell erschöpft, und was wußte Fräulein Christine von den Interessen eines neunjährigen Knaben! Ratlos saß sie eines Nachmittags am Bett ihres Schüglings, da schlug der Hofhund draußen wütend an, und ein mehrstimmiges Geklaff antwortete ihm. Georg richtete sich lebhaft auf in der Hoffnung, daß irgend ein Abenteuer die Althofer Klosterstille unterbrechen würde, und Christine trat verwundert ans Fenster. Sieh, da stand draußen die kleine Marie vom Neuhofer von des Barons Dachshunden begleitet, und blickte sehnsüchtig zu der verschlossenen Hausthür auf. Mühsam hielt sie ein junges Käpchen in den Armen fest, ihr Gesichtchen glühte von Hitze und Anstrengung, der Sonnenhut hing im Nacken, und der weiße Anzug war über und über mit Staub bedeckt. Ganz auf ihre eigene Hand, ohne zu Haus ein Wort zu sagen, war sie den weiten Umweg auf der staubigen heißen Chaussee daher gekommen, um ihrem Spielkameraden das geliebte Käpchen zu zeigen. „Nach Neuhofer würde Georg nie wieder zurückkommen“, hatte die Mama gesagt — was blieb ihr also übrig, als ihn in Althof zu suchen? Christine versuchte vergeblich den kleinen Ausreißer zur Erkenntnis seiner Missethat zu bringen, Mariechen hatte nichts im Kopf als Georg und das Käpchen, und Christinen war der Besuch ihres Kranken wegen doch gar zu willkommen. Sie fertigte schnell einen Boten nach Neuhofer ab und führte die Gäste hinauf. Georgs Gesicht verklärte sich beim Anblick der Vierfüßler; Mariechens Erscheinen, die feinetwegen allein in die weite Welt ausgezogen war, interessierte ihn durchaus nicht. Diese nahm sich seinen schnöden Undank nicht sehr zu Herzen, sie erholte sich auf Tante Christels Schoß bei süßer Milch von ihren Strapazen und lachte und jubelte mit Georg um die Wette über die drolligen Spiele der lieben Tiere, die sich's zum Schrecken des Fräuleins sämtlich auf Georgs weißem Wette bequem machten. Aber sie wehrte ihnen nicht und benahm sich überhaupt sehr schwach in ihrer neuen Tantenrolle: das Lachen der Kinder klang gar zu hell und süß durch diese öden, stillen Räume, die viele Jahre lang einen solchen Ton nicht vernommen hatten. Der Neuhofer Wagen kam ihr wie den Kindern viel zu früh, und ein beglückendes Gefühl zog durch ihre Seele, als Mariechen die Ärmchen um ihren Hals legte und zuvorkommend versicherte, daß sie morgen ganz gewiß wieder kommen werde. Um Georgs willen lud Christine auch Hugo für den folgenden Tag ein, und seitdem waren die Kinder fast täglich in Althof zu finden. Ihnen folgten andere große und kleine Freunde, und die Bresche, welche durch Georgs Ankunft in Christinens chinesisches Mauer gelegt war, erweiterte sich zusehends. Sie schloß sich auch dann nicht wieder, als Georg genesen nach Neuhofer zurückkehren mußte. Christine kam mit dem Baron und Frau von Reischach dahin überein, daß die Kinder jeden Sonntag Nachmittag und den größten Teil der Ferienzeiten bei ihr zubringen durften, sie überwand sich und bat darum als um eine Günst, die ihr vom Better mit Gleichgültigkeit, von Emma sehr bereitwillig gewährt wurde. Da Georg sich nun einmal unbegreiflicher Weise die Günst der Althofer Kousine erworben hatte, so sollten ihre Kinder wenigstens soviel wie möglich daran teil haben. Zu Weihnachten brannte für die drei ein Lichterbaum im alten Hause, im Frühjahr und Sommer wurden ihnen zu Liebe sogar die Kinder der Nachbarn und einiger Ensheimer Familien eingeladen, und durften aufräumen in den Obstgärten und an den Spazieren des Fräuleins. Der Verkehr mit den Kindern aber knüpfte die vergessenen und zerrissenen Bande mit den Eltern wieder an — jener Pfingsttag war ein Wendepunkt geworden in Christinens Leben.

Sie durfte indes das Glück, ihren Liebling dauernd in

der Nähe zu behalten, nicht lange genießen. Er und Hugo waren erst zehn Jahre alt, als Herr von Reischach schon darauf bestand, beide Knaben aufs Gymnasium zu schicken. Christine und Emma mußten sich fügen, wenn auch nicht, ohne daß erstere einen energischen Versuch gemacht hätte, Georgs Erziehung allein in die Hände zu bekommen. „Überlasse mir den Jungen ganz und für immer, Ulrich. Ich will ihn adoptieren und er soll in Zukunft Althof bekommen. Es ist zwar nur ein kleines Gut, aber wenn er etwas Gescheutes lernt, so wird diese sichere Aussicht für ihn weit heilsamer sein als die zweifelhafte Hoffnung auf dein großes Vermögen. Oder bist du wirklich entschlossen, ihn als den Erben von Neuhofer zu erziehen?“ „Wie kann ich mich darüber jetzt schon erklären, Christine? Ich bin nicht gebunden, Neuhofer dem nächsten Verwandten zu überlassen, es gibt noch genug jungen Nachwuchs in der Familie, und ich werde doch erst abwarten müssen, wie Georg sich entwickelt. Meine Schuldigkeit werde ich jedenfalls an ihm thun, und darum kann ich dir seine Erziehung unmöglich überlassen. Allen Respekt vor deinem Verstande, aber du bist so vernarrt in den Jungen, daß du mir ihn in Grund und Boden verderben würdest. Du erschwerst mir schon jetzt seine Behandlung, sei vernünftig, Christine, und füge dich.“ Sie sah ihn durchdringend an: „Wenn ich Georg adoptiere, kannst du als Vormund dein Gewissen recht wohl beruhigen. Aber ich weiß recht gut, warum du ihn mir nicht lassen willst. Im Grunde deines Herzens hängst du an Idas Kind, und kannst dich nicht entschließen, es aus der Hand zu geben. Du bist ein lebendiger Widerspruch, Ulrich!“ Darauf blieb er ihr die Antwort schuldig, aber er beharrte auf seinem Sinn und trug auch fernerhin die Kosten von Georgs Erziehung und Unterhalt. Christine durfte dem Knaben ein Taschengeld geben, mußte aber geloben, nie ohne des Vormunds Erlaubnis über eine bestimmte Summe hinauszugehen.

Die Jahre vergingen — in Neuhofer starb Frau von Biegeleben, und ihre Tochter zog mit Marie in eine kleine benachbarte Residenz, wo sie durch des Betters Großmutter ein behagliches Dasein führte. Hugo wurde Offizier und Georg begann Jura zu studieren. Die Ferien brachte der letztere in Althof zu, oder in befreundeten Häusern, die sich dem lebenswürdigen, lebenslustigen Schüler und Studenten ans angesehenen Familie überall willig aufthaten. Er war überall wohlgekommen und gewöhnte sich frühzeitig daran, in seinem Kreise eine besondere Rolle zu spielen, von den älteren bevorzugt, von den jüngeren als eine maßgebende Autorität anerkannt.

Neuhofer stand einen großen Teil des Jahres über leer. Dem Baron war das Gut zu klein geworden, er hatte in den östlichen Provinzen Besitzungen erworben und dort ein neues Feld für seine Thatkraft gefunden. Im Osten hielt er sich Monate lang hintereinander auf und brachte dazwischen häufig einige Tage bei Frau von Reischach in C. zu. An die Gründung eines Hausstandes schien er noch immer nicht zu denken, aber er war in den letzten Jahren ohne Zweifel viel genießbarer für seine Mitmenschen geworden, milder und teilnehmender, weniger schroff und mißtrauisch als ehemals.

Nur auf sein Verhältnis zu Georg erstreckte sich die günstige Veränderung nicht, dasselbe wurde im Gegenteil im Lauf der Zeit immer unerfreulicher. Beide waren zu verschieden, zu sehr aufeinander angewiesen, als daß sie auf die Dauer gleichgültig hätten aneinander hergehen können. Des Barons sichtbare Abneigung gegen den Neffen trat immer mehr hervor. Jeder Schülerstreich schon wurde diesem als ein Verbrechen angerechnet, das der Onkel nicht zu vergessen vermochte, auf das er immer wieder mit empfindlichem Tadel zurückkam, um wie viel härter noch wurden die Unbesonnenheiten der übermühtigen Studentenjahre beurteilt! Es schien, als könne der Baron das frisch aufstrebende, kräftige Leben nicht ohne Eifersucht neben sich ertragen. Georgs jugendliches Selbstbewußtsein empfand er als unleidlichen Hochmut, und das elastische sanguinische Temperament des Neffen, so verschieden von seiner eignen Art, gab ihm beständigen Anlaß zu Mißtrauen und Zweifel an dessen Zuverlässigkeit. — Georg hatte die

Schule ungewöhnlich früh verlassen können, trotzdem hatte er als Student viel Zeit verloren, er war kein Verschwender, aber seine Lebensgewohnheiten waren nach dem vornehmen, luxuriösen Neuhofer Stil zugeschnitten, und diese Gewohnheiten kleideten ihn ganz vortrefflich, wie er selbst sehr wohl wußte. Das bestimmte Jahrgeld, welches er von Onkel und Tante erhielt und das nicht knapp bemessen war, reichte niemals aus, und seine häufigen Geldverlegenheiten dienten nicht dazu, sein Verhältnis zum Onkel zu verbessern. Dennoch sah Georg keine Veranlassung sich einzuschränken oder seine Zeit ängstlich zu Rate zu halten. Galt er doch allgemein für den Erben seines Onkels und war selbst ganz davon überzeugt, daß ihm dereinst Neuhof wenigstens zufallen würde. Wozu dann sparen und im Winkel eine kümmerliche Existenz führen?

„Warum haßt mich der Onkel?“ So hatte Georg schon oft gefragt, und Christine hatte immer nur die eine Antwort darauf gehabt: „Frage ihn selbst danach!“ Aber zu einer Verständigung zwischen beiden schien es zu spät. Der Baron hatte das Vertrauen des Neffen früh im Keime erstickt, und Georgs Knabenjähwärmerei für den Onkel war längst erloschen. Sie sahen sich nur selten, und Georg benutzte jede Gelegenheit, um einem Zusammentreffen aus dem Wege zu gehen, denn er fühlte sich jetzt kaum noch im Stande, dem andern gegenüber die Schranken der gebührenden Rücksicht einzuhalten.

Zuweilen wollte Georg die Lösung des Rätsels in der Vergangenheit suchen, aber auch dort vermochte er sie nicht ganz zu finden. Der Baron hatte Georg gegenüber das Verhältnis zu seinem Bruder nie mit einem Worte berührt, Christine war Georgs zaghaften Fragen zwar nicht direkt ausgewichen, aber er empfand bald deutlich genug, wie viel es sie kostete, von der Vergangenheit zu reden. Unter harten Kämpfen schien sie es allmählich gelernt zu haben, ohne Bitterkeit an Georgs Mutter zu denken, aber je mehr sie den Sohn liebte, desto mehr mußte ihr vor der Möglichkeit grauen, daß diese Frau noch einmal ihren Weg kreuzen und Ansprüche an Georg erheben könne. Christine wollte vergeben, aber sie wünschte auch zu vergessen, das fand Georg begreiflich, und fügte sich darin. So erfuhr er erst durch andere allmählich, daß sein Vater, ein schöner, lebenswürdiger, leichtsinniger Offizier, sich mit der Kouine verlobt hatte, um wenige Wochen darauf Georgs Mutter, ein armes adliges Fräulein, zu entführen und gegen den Willen seines Vaters zu heiraten. Er war dann schnell heruntergekommen, hatte seinen Abschied nehmen müssen und war, von seinem Vater enterbt, mit seiner Frau bald ganz und gar verschollen. Georg hörte nie ohne Bedauern von seinem Vater, dem „schönen Reisach“ sprechen. Man nahm allgemein an, daß ihn Vater und Bruder in die Verlobung mit Christine hineingedrängt, und danach durch übermäßige Härte dem Untergang zugetrieben, so daß Georgs Adoption durch den Baron mehr als eine Sühne wie als ein Akt der Großmut zu betrachten sei. Georg war natürlich sehr bereit, diese Auffassung zu teilen; er lebte sich ganz in den Gedanken ein, daß der Onkel nur ein begangenes Unrecht wieder gut mache, und daß er — Georg — Sohnesrechte zu fordern habe. Es wurde ihm, warmherzig wie er von Natur war, nicht leicht, sich mit der Erinnerung an seine Mutter abzufinden. Er war kaum erwachsen, als er schon Versuche machte, sie in Berlin aufzusuchen, und als ihm das nicht gelang, ersorgte er mit großer Mühe die Wohnung seiner ehemaligen Gönnerin, Frau Schulz, die er als Witwe, alt und gebrechlich, aber im vollen Besitz ihres guten Gedächtnisses und ihrer Redefertigkeit wiederfand. Sie war über alle Maßen gerührt und glücklich, als sich ihr in dem eleganten, leutseligen jungen Herrn ihr einstiger Schützling vorstellte, aber auf das, was er zu wissen wünschte, konnte sie ihm keine Antwort geben. Frau von Reisach war bald nach Georgs Abschied von Berlin fortgezogen, das Versprechen, an Schulzens zu schreiben, hatte sie nicht gehalten, und die Adresse, welche sie bei der Abreise angegeben, war der alten Frau im Lauf der Jahre abhanden gekommen. So war denn vorläufig jede Spur verloren.

Georg hatte vor Fräulein Christine kein Geheimnis aus der Sache gemacht, und sie hatte nicht versucht, ihn von seinen Nachforschungen abzuhalten, aber sie empfand ebenso wie er selbst im Grunde der Seele ein Gefühl der Erleichterung, daß nun die Sache als aussichtslos beiseite gelegt werden durfte. Was hatte der Sohn auch von einem Wiedersehen mit der Mutter zu erwarten, was konnte er ihr bieten? Wie sollte er sich zu einem Bruder stellen, der in den bescheidensten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen war? Gewiß, es war am besten für alle Teile, daß die Trennung eine vollständige blieb.

Fast sechzehn Jahre waren vergangen, seit Herr von Reisach den kleinen zerlumpten Knaben in Neuhof eingeführt hatte, und Christine erwartete heute den Neffen, der einen Teil der großen Ferien bei ihr zubringen sollte. Das Ensthal lag im vollen Glanze eines Hochsommertages, die letzten Ähren fielen unter der Sense, und die Obstbäume neigten die Äste zur Erde unter ihrer reichen Last. Es war eine geeignete Ernte, welche man in diesem Jahre einbrachte. Georg hatte sich sein Pferd an die Bahn bestellt, und als er den wohlbekannten Weg nach Althof hinunter ritt, dünkte ihn die Heimat gar schön, das Erbe der Reisachs begehrenswert wie nie zuvor. Die Erntearbeiter grüßten ehrerbietig und zuversichtlich zu ihm herüber, und der Reitknecht ritt grinsend vor Vergnügen hinter ihm her. „Der hübsche junge Herr!“ Wer sah ihn nicht gern kommen! Zu Pferde nahm er sich besonders gut aus, und er war ein geborener Reiter. Selbst der Baron empfand auf diesem Punkt einen Schatten väterlicher Eitelkeit, er sorgte immer dafür, den Neffen gut beritten zu machen, und in Bezug auf Rosinens Vorzüge waren beide Herren einmal ganz einig gewesen. Das schöne Tier tanzte so lustig unter seinem schlanken Reiter einher, als teile es dessen stolzes Behagen. Jetzt ritt er unter dem alten Thorbogen in Althof ein. Fräulein Christine stand auf den ausgetretenen Steinplatten vor der Haustür, der Haushund tobte vor Freude ungestüm an seiner Kette, und was von den Hofleuten nicht draußen bei der Ernte war, drängte sich mit vernünftigen Gesichtern an die Fenster und Türen, um Georgs lachende Grüße und Winke zu empfangen — er kannte sie alle, und vergaß niemals ein Ensheimer Gesicht.

Solche Tage wie der heutige waren die Gipfelpunkte von Christinens Dasein, und ein Blick in Georgs helle Augen gab ihr die Versicherung, daß auch er sich der Heimkehr freue.

„Ich glaube gar, du bist noch gewachsen“, sagte sie mit etwas bebender Stimme, als er sich niederbeugte, um sich die Stirn küssen zu lassen.

„Und du bist natürlich wieder hübscher geworden“, war seine lustige Entgegnung. Und das war kein leeres Kompliment. Sie sah heute schöner aus als vor sechzehn Jahren, das beginnende Alter hatte eine mildernde Hand an die scharfen Züge gelegt, Klarheit und Friede waren mehr und mehr darin eingekehrt, ja um Mund und Augen spielte jetzt zuweilen ein Zug von Schelmerei, der ihnen sehr anmutig stand. Ihre Kleidung war noch immer von einfachem und besonderem Schnitt, aber aus reichen und gewählten Stoffen, und erhöhte das Anziehende ihrer Erscheinung.

Die ersten Stunden vergingen im heitersten Geplauder. Georg benahm sich der Tante gegenüber mit einem lebenswürdigen Gemisch von Vertraulichkeit und ritterlicher Ehrerbietung, sie aber konnte sich im langentbehrten Genuß des Beisammenseins und hörte mit Vergnügen seinen Erzählungen zu von „der Welt da draußen“, der gegenüber sie viel von ihrer ehemaligen Abneigung und Schärfe des Urteils eingebüßt hatte. War es doch seine Welt, und ihm und seinem Treiben zulieb hatte sie sich längst gewöhnt, die irdischen Dinge mit mehr Rücksicht zu betrachten als ehemals.

Der Abend fand beide unter den großen Linden am Rande des Wassers, auf der alten Gartenbank, die nicht mehr sehr fest auf den Beinen stand und die der stattliche Georg immer nur mit Vorsicht zu benutzen wagte. Christinens Anhänglichkeit an alte Möbel und ihr Absehen vor modernen Gegenständen und Einrichtungen grenzte zuweilen an Komische,

aber Georg fügte sich stets gutmütig in alle kleinen Unbequemlichkeiten des Althofer Haushalts und machte sich nur durch endlose kleine Neckereien Luft. Sich von ihm auslachen zu lassen aber gehörte für Christine zu den größten Würzen des Daseins.

„Du wirst diesmal nicht lange bei mir aushalten, Jörgel“, sagte sie jetzt.

„Ist der Onkel in Neuhof?“ fragte er dagegen.

„Nein. Er hatte Emma und Mariechen zum Beginn dieses Monats eingeladen und beabsichtigte sie in Neuhof zu empfangen, aber er kann in Ramin durchaus noch nicht abkommen und wird erst in zwei bis drei Wochen hier eintreffen.“

„Es wird ihm schwer werden, so lange auszubleiben“, fügte sie mit einigem Nachdruck hinzu.

Georgs Gesicht erhellte sich sichtlich, er unterdrückte noch bei Zeiten ein energisches „famos!“ und sagte dann: „Du wirst mich nicht sobald los werden, wie du glaubst, Tante Christel, und ich hoffe du fügst dich geduldig in dein Schicksal.“ Dabei lehnte er sich behaglich zurück und verfolgte mit vergnügten Blicken den Rauch seiner Zigarre; vor seinem inneren Auge begann sich die angenehme Perspektive der Neuhofser Jagdgründe und Reitställe aufzuthun, die er einmal gründlich ohne die lästige Gegenwart des Onkels zu genießen beabsichtigte. Christine erriet sofort den Gang seiner Gedanken und bemerkte in etwas scharfem Ton: „Wenn du länger hier bleibst, wirst du manche Rücksichten auf die Damen in Neuhof nehmen müssen, Georg.“ Er zuckte mit den Achseln: „Wir werden uns jedenfalls gegenseitig durch eine vorsichtige Zurückhaltung zu ehren suchen. Unsere Interessen berühren sich, Gott sei Dank, nicht viel. Auf die Hühnerjagd wird die Roufine doch schwerlich reflektieren.“

„Du weißt gar nicht, was sie für ein eigentümlich hübsches, liebes Mädchen geworden ist“, erwiderte sie verweisend.

„So — wirklich? Früher hatte es nicht den Anschein, als ob viel daraus werden könne. Ich erinnere mich kaum, daß ich mich je mit einem stummen, blöderen Backfisch herumgequält hätte, als damals, wo ich zuletzt die Ehre genoß. Dabei fällt mir ein, Tante Christel, weißt du denn, was man sich von Mariens Ausichten erzählt?“

Christine nickte, und Georg richtete sich mit so viel Energie aus seiner nachlässigen Stellung auf, daß die alte Bank in allen Fugen krachte. „Das ist denn doch aber eine ungeheuerliche Idee — er muß dreimal so alt wie sie selber sein!“ sagte er erregt. — „Doch nicht, Georg — sie wird bald zwanzig Jahre und der Onkel steht zu Anfang der Fünfziger. Er hat sich in letzter Zeit wahrhaft verjüngt.“

„Und was sagt die junge Dame selbst dazu?“

„Sie hängt an ihm wie ein gutes, gehorames Kind, und übrigens ahnt sie jetzt noch schwerlich etwas davon. Das ganze Gerücht

beruht bisher nur auf Vermutungen, aber ich muß bekennen, daß ich, als Marie im Frühjahr hier war, mir schon meine eigenen Gedanken gemacht hatte, ehe mir Emma noch ihre Wünsche und Hoffnungen andeutete.“

„Und du freust dich der Aussicht!“ und Georg stieß ungeduldig mit dem Fuß die Steine aus dem Wege.

„Ich freue mich, Georg“, war die entschiedene Antwort, „verdenke es mir nicht, ich wünsche dringend diese oder eine andere Heirat. Wie innig würde es mich beglücken, wenn ihm jetzt noch ein spätes Glück zuteil würde! Ich wünsche es auch deinetwegen — wer weiß, ob es nicht das beste Mittel sein würde, um mehr Klarheit in dein unerfreuliches Verhältnis zum Onkel zu bringen.“ Sie legte die Hand auf seinen Arm: „Althof bleibt dir ja in jedem Falle, und ich kenne den Onkel zu gut, um nicht zu wissen, daß er dir großmütig die Enttäuschung verfügen würde, wenn dir Neuhof entginge.“

Er erhob sich hastig und schritt, den Kopf in den Nacken geworfen, auf dem Kieswege hin und her. „Tante Emma würde triumphieren“, sagte er scharf, „ihre Tochter die Herrin von Neuhof! Übrigens wundert es mich doch, warum sie nie auf den Gedanken gekommen ist, auf mich als Schwiegersohn zu reflektieren.“

„Dir würde Emma nie ihre Tochter geben, und wenn sie die größten irdischen Vorteile damit erkaufen könnte“, versetzte Christine bestimmt.

„Weiß Gott, womit ich ihren innigen Haß verdient habe“, fuhr Georg mit gereiztem Lachen fort. „Die Klatschereien, mit denen sie im Frühjahr dem Onkel in den Ohren gelegen hat, sollen ihr unvergessen bleiben!“

„Das war, weil ihr Hugo Schulden gemacht hatte — nur darum entstanden durch sie die Geschichten von dem leichtsinnigen Leben, das du in Berlin führtest.“

„Und der Baron nahm alles für bare Münze, ohne sich die geringste Mühe zu geben, hinter die Wahrheit zu kommen“, fügte Georg bitter hinzu.

„Der Onkel ist sein Vebelang aus lauter Widersprüchen zusammenge缝t gewesen, Georg. Es ist nicht leicht über ihn zu urteilen. Er verachtet Emma im Grunde seines Herzens und durchschaut ihre ungeschickten Intrigen.“

„Trotzdem gefällt es ihm, ihren Lügen zu glauben, weil ich es bin, gegen den sie sich richten. Bitte, Tante Christel, widersprich mir nicht, ich kenne den Onkel.“

— „Und ich sage dir, Georg, daß du ihn so wenig kennst wie ein Buch, von dem du nur die erste Seite gelesen hast. Lassen wir das unfruchtbare Thema“ — fügte sie seufzend hinzu, „ich muß dich nur noch daran erinnern, wieviel wahren Grund zur Unzufriedenheit der Onkel hat. Er rechnete sicher darauf, daß du zu Ostern dein Examen machen würdest.“ — „Fange du nur nicht gleich am ersten Abend an zu predigen, Tante Christel. Dazu haben wir noch Zeit genug vor uns. Vor

Sam 18. Oktober.



Bauern aus einem Dorfe aus der Umgegend von Leipzig schauen der Schlacht bei Leipzig zu. Gleichzeitige Darstellung von Wende, gestochen von S. Richter.



Der gekörte Apfelbich. Gemalt von M. Gebbing.

dir werde ich mich nicht besser machen, als ich bin, aber dann mußt du mir auch zugeben, daß mich der Onkel bei unserm letzten Zusammensein ganz nichtswürdig behandelt hat. Wenn ich nicht der Thunichtgut bin, für den er mich zu halten scheint, so ist das wahrlich nicht seine Schuld, er wird mich durch seine maßlose Ungerechtigkeit noch einmal zum Äußersten treiben!"

Christine preßte die Lippen zusammen und trommelte mit den Fingern, als müßte sie mühsam eine Antwort unterdrücken. Sie schwieg beharrlich, und Georg, nachdem er ein paarmal hastig auf und abgegangen, setzte sich wieder zu ihr und lenkte das Gespräch in andere, angenehmere Bahnen. — Am nächsten Morgen ging Georg schon früh nach Neuhoß herauf. Wenn er den Besuch bei den Damen gleich heute abmachte, so konnte er sich nachher um so ungenierter bewegen. Zugleich hatte er übernommen an Marie eine Einladung zu überbringen, wonach sie heute nachmittag zusammen mit Fräulein Christine einen Besuch in der Nachbarschaft machen sollte. Er selbst hatte sich schon im voraus von der Fahrt dispensieren lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schriftstellerelend.

Das Schriftstellerelend ist neuerdings gewissermaßen wieder auf die Tagesordnung gesetzt worden. Einige Fälle, in denen Schriftsteller, die bei ihren Freunden für talentvoll galten, ihrem Leben freiwillig ein Ende machten, haben den Anlaß hergegeben, und wir sind in einer ganzen Anzahl von Artikeln darüber belehrt worden, daß die Nation ihren Schriftstellern gegenüber ihre Pflicht gröblich vernachlässige. Dabei fehlte es denn nicht an Hindeutungen auf Briten und Gallier, die uns in diesem Punkt angeblich sehr beschämen sollen.

Nun ist es zunächst doch sehr auffallend, daß in den konkreten Fällen niemand als die Beschwerdeführer den Namen dieser angeblichen Opfer unserer Undankbarkeit kannte. Schon daraus läßt sich entnehmen, daß die Betreffenden, wenn sie überhaupt über Talent verfügten, jedenfalls keine Proben davon zu Markt gebracht hatten. Daß wir aber als Volk selbst diejenigen schon unterstützen sollen, welche möglicherweise einmal deutsche Dichter, beziehungsweise deutsche Schriftsteller sein werden, wird selbst der leidenschaftlichste Vertreter der Undankbarkeitstheorie nicht verlangen. Sieht man ferner die einzelnen Fälle näher an, so wird man sehr bald gewahr, daß es sich um Personen handelte, welche nichts anderes als ihr eigener Wille dazu berechnete, sich für Dichter zu halten. Ein Anspruch auf die Dankbarkeit der Nation kann aber doch wahrlich nicht aus dem Besitz einiger nie zur Ausführung gelangten „Ideen“ oder aus einer gewissen Schreibfertigkeit, sondern nur aus großen dauernden Leistungen abgeleitet werden. Gewiß wir sind dem Dichter, der mehreren Generationen unsers Volkes eine Fülle von Anregung jeder Art darbot und der die fremden Nationen durch die Werke seines Talentes mit Ehrfurcht vor deutscher Art und Kunst erfüllte, Dank schuldig. Wir erkennen auch an, daß das poetische Talent dem Dichter im Wege steht, wo es sich um die feste Begründung seiner materiellen Existenz handelt. Es ist gewiß kein Zufall, daß so viele Dichter in ihrer Jugend Träumer und darum schlechte Schüler waren; es ist auch gewiß kein Zufall, daß nicht wenige Dichter bis zu einem gewissen Grade charakterlos waren, denn sie müssen ja zugleich Faust und Mephistopheles, Karl und Franz Mohr, Tell und Geßler sein; es ist endlich kein Zufall, daß, wer größtenteils in einer erdachten Welt lebt, mitunter in der wirklichen Welt wenig Bescheid weiß. Das erkennen wir an. Wir erkennen auch an, daß der Künstler mehr als ein anderer in Bezug auf seine Arbeit abhängig ist von seinem Können im Gegensatz zu seinem Wollen, daß dieses geheimnisvolle Können manchmal versagt und daß daher die Poesie sich wohl oft, aber keineswegs immer kommandieren läßt. Wohl, aber das alles gilt doch nur vom Dichter, und doch hört man mit gutem Grunde nicht über das Dichterelend klagen, sondern über das Schriftstellerelend. Wollte man in Fällen, wie in denen, welche ich im Auge habe, von dem Untergange eines Dichters reden, so würde man sehr bald

das Ungereimte empfinden, das in dem ganzen Handel liegt. Man setzt aber, natürlich ohne sich dessen bewußt zu werden, in aller Stille den Schriftsteller an die Stelle des Dichters und nimmt für ihn die Rechte in Anspruch, die nur dem Poeten gebühren. Warum soll denn ein Schriftsteller nicht ebensogut selbst für seine materielle Existenz und für ein sorgenloses Alter sorgen können, wie jeder andere Mensch? Alles, was den in diesem Punkt fehlenden Dichter entschuldigt, fällt in Bezug auf ihn weg, denn jenes Gleichmaß der geistigen Gaben, welches sich verhältnismäßig selten mit großer dichterischer Begabung vereinigt findet, ist für ihn die Voraussetzung einer erfolgreichen Wirksamkeit. Wer berufsmäßig durch die Schrift auf sein Volk wirken will, muß vor allem ein klarer, verständiger und maßvoller Mensch sein. Er muß ferner über eben so umfassende wie gründliche Kenntnisse verfügen und mit dem Charakter, den Gewohnheiten und der Bildungsstufe seines Volkes genau vertraut sein. Wird jemand, ohne diese Voraussetzungen zu erfüllen, ein Schriftsteller, so hat die Nation nicht den mindesten Grund, ihm dankbar zu sein. Nun frage ich weiter, ob die oben genannten Eigenschaften irgend jemand verhindern können, ein besonnener Bürger und ein sorgfältiger Haushalter zu sein. Doch wahrhaftig nicht.

Nun wird man mir einwenden, daß die Dinge doch nicht so liegen, wie man nach meinen Ausführungen annehmen müsse, daß sich nämlich zwischen dem Dichter und dem Schriftsteller nur sehr schwer unterscheiden lasse. Die meisten Dichter seien zugleich Schriftsteller, die meisten Schriftsteller zugleich Dichter.

Ich leugne nicht, daß dieser Einwand scheinbar schlagend ist, aber ich halte ihn keineswegs für stichhaltig. Die Grenzlinie läßt sich nicht für jeden Punkt angeben, aber sie ist deshalb nicht minder kenntlich. Die Nation weiß thatsächlich sehr genau zwischen ihren Dichtern und ihren Schriftstellern zu unterscheiden und läßt sich durch den Umstand, daß diese auch Schablonenromane schreiben und jene mitunter Artikel veröffentlichen, in ihrem Urteil nicht irre machen. In den Fällen aber, in denen die Dichter auch verdiente Schriftsteller sind, beweist schon der letztere Umstand, daß ihr Talent ihrer schriftstellerischen Berufsarbeit keine Hindernisse in den Weg legt. Kommen diese Männer wirtschaftlich nicht fort, so liegt das an persönlichen Gründen, die sich genau so fühlbar machen würden, wenn sie einen anderen Beruf ergriffen hätten.

Nun kann meines Erachtens niemand behaupten, daß ein wirklich hervorragender deutscher Dichter heutzutage in Not und Elend zu Grunde gehen kann, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht ein ganz zuchtloser, nichtsnutziger Mensch ist. Diejenigen, welche den Geschmack des Publikums trafen, sind durchaus in der Lage, sich ihr Leben behaglich zu gestalten und sich ein sorgenloses Alter zu bereiten, die übrigen werden, wie man mit Bestimmtheit annehmen kann, durch das noblesse oblige ihrer Landesfürsten oder, falls dieses aus irgend welchem Grunde nicht in Frage kommt, aus den Mitteln der Schillerstiftung diejenige Unterstützung erhalten, welcher sie bedürfen, um vor der Not des Lebens bewahrt zu sein. Es ist mir durchaus kein Fall bekannt, wo eine solche Unterstützung notwendig gewesen und doch ausgeblieben wäre.

Ganz anders freilich liegen die Dinge in Bezug auf die Schriftsteller, und da diese sich, wie wir schon sahen, vielfach ohne weiteres an die Stelle der Dichter setzen, so halten sie sich nur zu oft für berechtigt zu verlangen, daß die Nation sie vor den Folgen ihrer eigenen Thorheit oder ihres Leichtsinns schütze. Das gilt natürlich nicht von den wirklichen Schriftstellern, die diesen Namen verdienen. Diese sind in ganz richtiger Erkenntnis der Sachlage seit lange bemüht, sich und ihren Standesgenossen auf dem einzigen Wege Hilfe zu bringen, den es gibt, auf dem Wege der Selbsthilfe. Leider aber haben sie bisher so gut wie gar keine Erfolge zu verzeichnen und zwar deshalb, weil sie sich nicht entschließen konnten, nicht den, sondern einen Schriftstellerverein zu gründen. Ich meine das so: Die Klasse der Schriftsteller ist sowohl

nach den Seiten wie nach unten hin vollständig offen. Eine große Anzahl der tüchtigsten und erfolgreichsten Schriftsteller gehört zugleich anderen Berufsclassen an und hat mit denjenigen Schriftstellern, welche nur Berufsschriftsteller sind, zwar manche aber keineswegs alle Interessen gemeinsam. Auf der anderen Seite kann niemand prinzipiell angeben, wo der Schriftsteller nach unten hin aufhört. Wer einmal ein Buch über die Pflege der Kanarienvögel geschrieben oder einer Zeitung einigemal über Vorgänge auf der Straße berichtet hat, kann sich mit einem gewissen Recht als Schriftsteller bezeichnen. Es leuchtet ein, daß sich mit einem Verein, der alle diese Elemente umfaßt, schlechterdings nichts anfangen läßt. Hier kann nur dadurch Rat geschaffen werden, daß sich die anständigen berufsmäßigen Schriftsteller zusammenthun und durch ein mit eiserner Strenge und mit peinlichster Gewissenhaftigkeit geübtes Ballotement alle untüchtigen und unlauteren Elemente fernhalten.

Unglücklicherweise hat man diese Wahrheit bei der Gründung der betreffenden Vereine viel zu sehr außer acht gelassen und wenn nicht grundsätzlich, so doch thatsächlich den Zutritt jedem offen gelassen, der es für gut fand sich als einen Schriftsteller zu bezeichnen. Die Folgen sind nicht ausgeblieben. In den meisten Vereinen fand sich bald die disparateste, unerfreulichste Gesellschaft zusammen, ja einer von ihnen hat erleben müssen, daß ein „Schriftsteller“, der einen der letzten Schriftstellertage mitgemacht hatte, bald darauf wegen Diebstahls verurteilt wurde. Vor Gericht wurde konstatiert, daß der Mann vor der Schriftsteller-Episode Kellner gewesen war.

Mich haben die Erlebnisse dieses „Kollegen“ nicht weiter in Erstaunen gesetzt, denn wer als Redakteur eines großen Blattes in Leipzig lebt, hat mehr als ihm lieb ist, Gelegenheit, jenes litterarische Zigeunertum kennen zu lernen, das wie eine Wolke die eigentlichen Schriftsteller umgibt, sie in den Augen der Nation diskreditiert, jede Organisation derselben verhindert und — die Hilferufe über das Schriftstellerehend wachruft.

Ein paar Typen aus dieser Sphäre seien hier vorgeführt.

Ein Herr wünscht mich zu sprechen. Als er eintritt, sehe ich einen jungen Mann von sehr einnehmendem Aussehen vor mir. Er ist ein Jude, hat ein kluges, sympathisches Gesicht und höchst ansprechende Manieren. Er setzt mir mit stockender Stimme, aber in durchaus klarer, verständlicher Weise auseinander, daß er Schriftsteller sei, daß er die Stellung, welche er in Breslau in einer Redaktion einnahm, infolge eines Konfliktes aufgeben mußte und daß er nach Leipzig gekommen sei, um sich hier eine andere Stellung zu suchen. Hier habe er sich freilich davon überzeugt, daß er vor die falsche Schmiede gekommen, er sei nun aber von allen Mitteln entblößt. Ob ich ihm wohl helfen könne? Wenn es ihm gelänge nach Berlin zu kommen, so würde er dort, wie er hoffen dürfe, an einem daselbst lebenden Verwandten einen Anhalt finden.

Ich fragte ihn, was ihn veranlaßt habe diese Laufbahn zu ergreifen. „Mein Vater“, erwiderte er, „war ein wohlhabender Kaufmann und ich studierte im dritten Semester Medizin, als unsere Firma fallierte und ich dadurch aller Mittel beraubt wurde. Da ich nun auf der Schule stets für meine Aufsätze gelobt wurde, hielt ich es nicht für unmöglich, daß ich mir eine Stellung als Journalist erringen könne.“

Als ich ihm eine bescheidene Unterstützung zur Verfügung stellte, stieg eine Blutwelle ihm heiß in die Wangen. Es fiel ihm nicht ein, von einer Anleihe zu sprechen, er nahm das Geld als das, was es war, als eine Unterstützung, wie sie die Armut erbittet und erhält, obgleich ich ihn, um ihm die Annahme zu erleichtern, aufforderte, mir die kleine Summe zurückzuerstatten, sobald seine Verhältnisse es ihm erlauben würden. Er hat von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch gemacht und ich weiß überhaupt nicht, was aus ihm geworden ist, aber ich bin überzeugt, daß er ein durchaus anständiger Mensch war, den nur die äußerste Not veranlassen konnte einen ihm ganz fremden Mann um eine Unterstützung anzugehen.

Am folgenden Abend wünscht mich wieder ein Herr zu sprechen. Diesmal hat das Mädchen, wie man hier buchstäblich sagen kann, seinen „Charakter“ gleich durchschaut und meldet ihn mit den Worten an: „Da ist wieder einer dieser Herren. Soll ich ihn hereinführen?“

Und wieder tritt ein jüngerer „Kollege“ ins Zimmer, freilich einer von ganz anderer Art. Vor mir steht ein schäbig gekleideter junger Mensch mit einer stark geröteten Nase, einem für sein Alter ungewöhnlich entwickelten Bäuchlein und großen, roten Händen. Man hätte ihn für einen im Verbummeln begriffenen Handwerksburschen halten können. „Entschuldigen Sie“, redet er mich an, „daß ich mich an Sie wende, aber ich bin Journalist und befinde mich in der größten Verlegenheit. Ich habe meine Stellung an der K. K. Zeitung in Berlin aufgeben müssen und bin hier nach Leipzig gekommen, um mir eine neue Stellung zu suchen, aber ich kann hier nichts finden. Ich sehe ja jetzt selbst ein, daß Leipzig nicht der Ort für unsereinen ist, aber sehen Sie, man denkt, wenn man in Verlegenheit ist, unwillkürlich, es müsse sich doch im Mittelpunkt des deutschen Buchhandels am leichtesten ein Platz für einen deutschen Schriftsteller finden. Und jetzt kann ich nicht fort. Da müssen denn die Herren Kollegen helfen.“

„Ich kenne Sie ja aber gar nicht.“

„D das thut nichts. Nicht wahr, Sie werden mich doch nicht ohne jede Unterstützung gehen lassen? Nein, das thut ein deutscher Schriftsteller dem andern nicht an.“

Dabei blickt der „deutsche Schriftsteller“ mich an, halb ängstlich, halb verschmüht.

„Ich könnte Ihnen jedenfalls nur eine ganz verschwindend kleine Unterstützung gewähren.“

„D und wenn es nur 50 Pf. wären. Wenn man nichts zu essen hat, ist man auch dafür dankbar.“

Ich gab dem „Kollegen“ eine Mark und verließ ihn dadurch in einem Sturm von Entzücken. Er behauptete dafür ein Nachtlager, ein Mittagessen und sogar noch ein Glas Bier bestreiten zu können, und verließ mich tief befriedigt.

Am nächsten Abend wird wieder einer „dieser Herren“ avisiert. Es ist ein großer blonder Mann, der wie ein Schiffs-kapitän aussieht. Er ist wie ein wohlhabender Handwerker gekleidet und hat sehr ungezwungene Manieren. Nachdem er sich mir als Doktor so und so — zuletzt in Wien — vorgestellt hat, nimmt er, ohne meine Aufforderung abzuwarten, Platz. „Sie sind, wie ich höre, Kassensführer der hiesigen Schriftstellergesellschaft“, sagt er, „da bin ich denn zu Ihnen gekommen, um mir mein Viatikum abzuholen.“

„Sie irren, ich bin nicht Mitglied dieser Gesellschaft, mithin also auch nicht ihr Kassierer.“

„So? Wer ist denn das?“

„Das weiß ich nicht. Übrigens wird von den Herren, so viel mir bekannt ist, ein Viatikum nicht verabreicht.“

„Na, das wäre doch noch schöner! Man wird doch wohl als deutscher Schriftsteller in einer deutschen Stadt nicht Hungers sterben.“

Der „Kollege“ fing an mich zu amüsieren. „Sie müssen sich jedenfalls an eines der Mitglieder wenden“, meinte ich.

„Na wozu denn, wenn dort, wie Sie sagen, kein Viatikum gegeben wird. Können Sie mir nicht zehn Mark geben?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht will.“

„So. Na denn: guten Abend.“

Und hinaus schritt er und schlug die Flurthüre hinter sich zu, daß es nur so krachte.

Ich habe diese drei Typen nicht etwa fingiert, sie traten wirklich genau so, wie ich sie geschildert habe, an drei aufeinander folgenden Abenden des vorigen Herbstes bei mir auf, aber meine Bilder aus dem litterarischen deutschen Zigeunertum wären sehr unvollständig, wenn ich mich auf sie beschränken wollte. Es gibt da noch ganz andere Leute. Da wird mir ein Herr K. K. gemeldet, und herein tritt ein hagerer, krank aussehender Mann. Mit kläglichem Miene erzählt er mir,

er sei in Rußland Redakteur der Mitauischen Zeitung gewesen. Infolge eines Preßvergehens habe er dort neun Monate im Gefängnis gesessen, sei dann ausgewiesen worden und in dem preußischen Grenzort schwer krank geworden.

Dieser Bericht interessierte mich ungemein, denn einmal ist Mitau meine Vaterstadt und ich erhalte von dorthier noch heute allwöchentlich Briefe, die mich in Bezug auf dortige Vorgänge auf dem Laufenden erhalten, zweitens aber wußte ich, daß die Mitauische Zeitung unter Zensur erscheint, derartige Preßdelikten also nicht wohl begangen werden können. Der Mann war ein Schwindler.

„Können Sie mir sagen, wer jetzt Gouverneur von Kur-land ist?“ fragte ich.

„Herr von Dombrowski“, erwiderte der Mann, ohne eine Miene zu verziehen.

„Und wie heißt der Polizeimeister?“

Und wieder wurde mir mit der größten Frechheit ein polnisch klingender Name genannt, während die betreffenden Herren Deutsche sind.

„Sie sind ein frecher Schwindler“, sagte ich. „Sie sind nie in Mitau gewesen.“

„Verzeihen Sie“, hieß es jetzt, „aber ich sagte Ihnen schon, daß ich an der Grenze erkrankte. Ich habe seitdem mein Gedächtnis eingebüßt und es ist möglich, daß ich Ihnen falsche Namen nannte.“

Diese Antwort wurde so kaltblütig erteilt und doch auch wieder so kläglich, daß ich mich verblüffen ließ und wirklich nicht recht wußte, ob ich es mit einem Gauner oder mit einem geistig Gestörten zu thun hatte. So ließ ich ihn denn gehen, was ich nachher, als ich erfuhr, daß er auch andere Leute auf Grund seiner angeblichen Mitauer Gefangenschaft angebettelt hatte, lebhaft bedauerte.

Mitunter wird diese Art Vettelei einigermaßen verhüllt. Vor einem halben Duzend Jahre lebte eine Weile in einem Leipziger Hotel ein „Schriftsteller“, der Entwürfe zu Novellen, Dramen u. zum Kauf anbot. Ein Romanentwurf soll für fünfzig Mark angeboten worden sein. Da dieser Mann sich übrigens nicht an mich wandte, hatte ich leider nicht Gelegenheit, diese eigenartige Spezies persönlich kennen zu lernen.

Ich zweifle nicht im mindesten daran, daß so mancher, auf dessen Schicksal die heftigsten Anklagen über die Undankbarkeit der Nation erbaut wurden, sich in nichts über das Niveau meiner Besucher erhob.

Nun sahen wir oben, daß die Eigenschaften, welche den tüchtigen Schriftsteller machen, niemand verhindern, auch bürgerliche Tüchtigkeit zu entfalten. Leider können aber auch sie vom Schriftsteller so wenig wie von dem Angehörigen eines anderen Berufes Krankheit und Unglück mancherlei Art fernhalten, es wird daher vorkommen, daß auch berufene Schriftsteller der Armut verfallen. Das ist das Wahre an dem Schriftstellerelend und das soll immer wieder eine Mahnung an die Schriftsteller sein, Ordnungen zu schaffen, in denen der von einem harten Geschick Betroffene Hilfe finden kann. Indessen diese Mahnung richtet sich meines Erachtens nur an die Schriftsteller, gar nicht aber an die Nation. Daß erstere sich daran gewöhnt haben, sich als Privilegierte zu betrachten, daß sie es vielfach für selbstverständlich halten, daß das Volk für ihre Invaliden eintritt, hat ihnen im höchsten Maße geschadet. Es hat sie ganz mit Recht herabgesetzt in der öffentlichen Meinung und es hat ihrer eigenen Mannhaftigkeit vielfach die Sehnen durchschnitten. Wenn die deutschen Schriftsteller sich nicht endlich mit dem Begriff vertraut machen, daß sie ganz so wie alle anderen Leute für ihre Existenz zu sorgen haben, wenn sie nicht ein für allemal das Rechnen mit der „Dankbarkeit der Nation“ in wirtschaftlichen Dingen und damit den Klingbeutel aus dem Spiel lassen und die Hilferufe unterdrücken, wenn irgend ein zuchtloser Mensch, der sich gelegentlich ein paar Monate lang auch als Redakteur über Wasser hielt, einem traurigen Dasein ein noch traurigeres Ende macht — dann werden sie noch sehr lange jenes andere Schriftstellerelend

zu tragen haben, über das keine Hilferufe laut werden, das aber so manchem unter ihnen in der Seele lebt: Das Elend des Mißverhältnisses zwischen den eigenen berechtigten Ansprüchen an Achtung und zwischen dem geringen Maße von Achtung, den die Besten der Nation den Schriftstellern als solchen zollen.

Th. H. Pantenius.

Berlin — Ostende mit zehntägigem Retourbillet.

Luftige Reiseerinnerungen von Hans Arnold.

Ein wunderschöner Juliabend ging bereits in Nacht über, als wir noch immer auf der Terrasse saßen, und das Plaudern kein Ende finden konnte. Einige Flaschen Rudesheimer hatten die Stimmung in jenes behagliche Fahrwasser gelenkt, wo dem Menschen die Welt offen zu stehen scheint, und die Reisepläne stiegen von allen Seiten wie Leuchtkugeln in die Luft — freilich auch an Glanz und Vergänglichkeit nicht viel dauerhafter, als Leuchtkugeln.

Wenn eine große Familie anfängt über eine projektierte Reise zu sprechen, dann kann man die interessantesten psychologischen Studien machen!

Einer unter uns, für den dieses Thema besonders anziehend ist, saß denn auch ziemlich schweigsam in seiner Ecke und beobachtete mit heimlicher Belustigung die Eindrücke, die das Luftschloßerbauen auf das Gemütsleben des Einzelnen machte.

Zuerst entwarf der Enthusiast der Familie, welcher im Jahr durchschnittlich sechs wirkliche und fünfundzwanzig imaginäre Ausflüge unternimmt, einige himmelstürmende Pläne, denen zufolge man mit einem zehntägigen Retourbillet die ganze Welt und noch etwas darüber sehen konnte! — Der Ordnungsliebende, aber Ungefällige, wurde als einziger, „der immer alles hat“, schließlich um seinen Bäderer und die Landkarte von Europa erjucht. Er holte sie etwas murrend herbei, mit dem Vorbehalt, daß sie nicht in der Debatte zerknittert würde. Der Enthusiast zog einen Rotstift heraus und wollte die Route auf der „ganz neuen“ Karte bezeichnen, was den Ordnungsliebenden bis zur Naserei empörte und den ersten Zank in der Angelegenheit erblühen ließ.

Unterdessen studierten zwei andere den Bäderer und begannen auch eine Privatdebatte über die Hotels, in denen man übernachten wollte. Zum Glück machte man, ehe die Gemüter bis zur Siedehitze gelangt waren, die Entdeckung, daß der Bäderer ein Jahrgang von 1869 sei, also die streitigen Hotels entweder gar nicht mehr, oder doch nur noch unter total andern Auspizien existierten.

Die Familienmutter, deren Einwürfe „was wird aus den Kindern?“ als Philistrität totgeschrien wurden, rang zwischen Pflicht und Liebe die Hände, und gab wieder den schlagendsten Beweis zur Wahrheit des Jean Paulschen Wortes: „Es gibt Frauen, die immer zu gleicher Zeit mitreisen und zu Hause bleiben wollen!“

Die Großmutter und Tante bogen sich schon im voraus unter der Last der Verantwortung, welche die ihrer Obhut anvertrauten Kinder ihnen auferlegte, und die Familienmutter behielt sich innerlich vor, wenn ein Kind bis zum Momente der Abfahrt noch niesen sollte, allen Stürmen Trotz zu bieten und zu Hause zu bleiben.

Jedenfalls war aber der Entschluß, daß überhaupt gereist würde, gefaßt. Sechs Personen gingen als Teilnehmer an dem geplanten Ausflug aus der Wahlurne hervor. Die Herren waren der Enthusiast, der Herrschsüchtige, der im voraus entschlossen war, alle zu kommandieren und nur das zu bewundern, was er anregte, und der Ordnungsliebende, der zugleich den Altertumsrappel hatte und im Geist schon hausgroße Frachtkisten mit Apostelkrügen und Delfter Vasen packte, die er unterwegs billig zu erstehen dachte.

Drei Damen gehörten naturgemäß als Pendants zu den drei Herren. Da war erstens — die angstvolle Familienmutter, die nebenbei gesagt, bisher nur nach dem Prinzip des Mannes gereist war, der von Breslau nach Neumarkt fuhr und auf Befragen nach dem Grunde seines Unternehmens erklärte,

er wollte den Mond nun auch mal von der anderen Seite sehen. Die zweite war die Frau des altertumsfüchtigen Ordnungsliebenden, die in Erwartung der unterwegs zu machenden unnützen Einkäufe die Zügel schon auf der Abfahrtsstation straffer anzuziehen beschloß. Die dritte endlich war eine sehr hübsche und pikante Nichte der Familie, die als „Zeigekind“ in entscheidenden Momenten ans Koupee Fenster gestellt wurde und eine verschwiegene Balltoilette im Koffer mit sich führte. — Mit den verschiedensten, den Gemütsanlagen entsprechenden Gefühlen begab man sich an dem denkwürdigen Abend zur Ruhe.

Der Enthusiast weckte in der Nacht zweimal den Herrschfüchtigen, weil er sich eine noch schönere Reise ausgedacht hatte, die man für das halbe Geld machen könne. Der

Herrschfüchtige widersprach gereizt und schlaftrunken, und hatte den nächsten Tag Migräne von der gestörten Nacht. Infolgedessen und weil der Enthusiast täglich unzählige Male alle mühsam getroffenen Dispositionen umstieß und nach dem terminus technicus die ganze Familie „verrückt machte“, wurde beschlossen, daß er als Furier vorausfahren und sich mit der anderen Gesellschaft in Berlin treffen sollte, denn der Plan hieß: „Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet.“

Der Enthusiast fuhr denn auch glücklich voraus, nachdem er durch die vielen Pläne die anderen schon in einen Zustand der Abgespanntheit versetzt hatte, der ihnen das Gefühl verlieh, als wenn sie die ganze Reise schon aufs anstrengendste durchgemacht hätten.

Die Tage bis zur Abreise vergingen unter den mannigfachsten Emotionen. Die Nichte, die einen von den Eltern gemißbilligten Gegenstand ihrer Neigung unterwegs vergessen sollte, wollte überhaupt nicht mitreisen und mußte alle zwei Stunden durch unsanftes Aufrütteln in einen Zustand mäßiger Dankbarkeit gebracht werden. Die Frau des Ordnungsliebenden führte ihn von früh bis spät an der Hand im ganzen

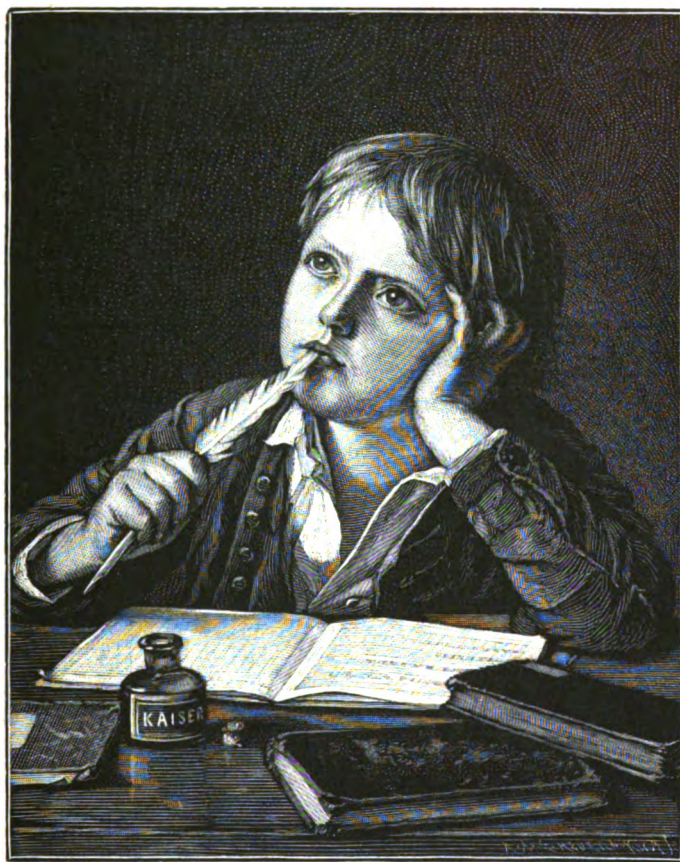
Quartier herum, um ihm zu beweisen, wie viel blaue Krüge und geschnitzte Schemel er schon über den gewöhnlichen Bedarf besäße, und um ihn zu beschwören, daß er sich nicht noch mehr dergleichen anschaffe. Der Herrschfüchtige führte bereits im voraus das eifernste Regiment über die Reisegesellschaft, und übte sie auf Spaziergängen in der Disziplin ein, indem er den Einzelnen nur so lange erlaubte, sich auszuruhen, bis er nicht mehr müde war, und dann sofort jedes längere Verweilen für ungesund erklärte. — Die Familienmutter ließ den Arzt und Freund des Hauses ohne Aufhören holen, in der

Hoffnung, er würde noch etwas an den Kindern entdecken, was ihreinen Vorwand zum Nichtmitreisen geben könnte, der Askulap erwies sich aber als hartherzig, und als die Angsterfüllte ihm mit sentimentaler Betonung zu hören gab: „Ich bin doch noch nie von den Kindern fortgewesen“, erwiderte er gefühllos: „Dann ist es die höchste Zeit, daß Sie den Anfang machen!“ — So kam der Abreisetag heran. Alle hatten schon die Nacht vor Aufregung nicht geschlafen, und die Großmutter war wie das Mädchen aus der Fremde mit einer Dosis Bromkali umhergegangen, um jedem eine Gabe auszuteilen.

Die Familienmutter wurde bleich und überwacht wie ein Schlachtopfer zur Vergnügungsreise geschleppt und verlangte so lange von den Zurückbleibenden bedauert zu werden, bis einer von diesen nicht ohne Unwillen bemerkte: „Du machst zu deinem Plaisir eine wunderschöne Reise, wir müssen zu Hause bleiben, und sollen dich noch bedauern — überlege mal!“

Der herzerreißende Abschied von den Kindern wurde dadurch noch verschärft, daß der Herrschfüchtige im letzten Moment eins derselben geprügelt hatte, und es daher nicht festzustellen war, wieviel der vergossenen Thränen auf Trennungsschmerz, und wieviel auf das Konto der Prügel kamen.

Als man nun endlich eingeschachtelt war und in zwei



Der erste Aufsatz. Gemalt von Julius Günther.

Wagen nach der Bahnstation rollte, führte der Weg noch am Hause des Doktors vorbei, der herzlos und vergnügt auf seinem Balkon stand. Durch leidenschaftliche Gesten, die er betuernd erwiderte, wurde ihm versinnbildlicht, daß er nicht vergessen solle, wie er gelobt, täglich mindestens dreimal alle Kinderköpfe anzufühlen — und nun ging es wirklich fort.

Auf dem Bahnhof fand sich die Gesellschaft noch in etwas nervöser Stimmung zusammen. Der Herrschsüchtige that sofort, als wenn er die Eisenbahn erfunden hätte und außer ihm noch nie ein Mensch darauf gereist wäre. Er befahl allen, sich nicht um ihre Koffer zu kümmern, da er alles besorgen werde. Er begab sich auch sofort nach der Gepäckerpedition, und jeder, der sich nach ihm umsah, wurde von ihm mit den härtesten Strafen bedroht.

Der Ordnungsliebende, der sich trotz alledem über das Schicksal einer besonders geliebten Hutschachtel zu beruhigen wünschte und ihm auf den Fußspitzen nachschlich, wurde sofort entdeckt und zurückgejagt, denn „Einer muß die Sache übernehmen!“

Die Verteilung der Aufgaben war rasch gemacht. Der Ordnungsliebende besorgte das Handgepäck, der Herrschsüchtige die Billets, und der Enthusiast hatte sich ersleht, die Menus entwerfen zu dürfen, da er in dieser Beziehung ein ganz besonderer Enthusiast war, und die Reisefreuden bei ihm nicht zum geringsten Teil Speisefreuden genannt zu werden verdienten. Die Damen hatten es bei dieser Verteilung der Kräfte gut, bekümmerten sich um nichts, sondern kauften sich sofort auf dem Bahnhof in § . . . einen Schmöker auf gemeinschaftliche Kosten, in dem sie abwechselnd lasen, und den sie natürlich gerade bei spannenden Stellen haßerfüllt an die Nachbarin abgeben mußten. Alle drei liebten von der Stunde an den Helden dieses Buches, einen unerträglich schönen Dragonerleutnant, Denis mit Namen, aufs heftigste, und verglichen die Männer der Wirklichkeit abfällig mit ihm, was diese zu der Versicherung veranlaßte, daß Romanhelden erfahrungsmäßig schauderhafte Ehemänner abgäben.

So ging denn die Reise an. Als wir, erschöpft von der in §. getrunkenen Tasse Kaffee, unserer einzigen bisherigen Anstrengung, in die Rissen des Wagens sanken und der Zug sich langsam in Bewegung setzte, rief der Herrschsüchtige uns an und verteilte die Billets.

Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß er einen Koffer nicht mit aufgegeben hatte, und zwar selbstredend denjenigen, den man am wenigsten entbehren konnte. Nachdem er versucht hatte, der Reihe nach allen zu beweisen, daß sie Schuld wären, und damit Fiasco gemacht hatte, schlug seine Stimmung in derartige Reue um, daß die Eigentümerin des Koffers gerührt das Odium auf sich nehmen wollte, und es entspann sich ein edler Wettstreit, der dahin auslief, daß die Streitenden sich in die Kosten einer Depesche teilten, durch die das faumselfige Gepäckstück nach Berlin nachbeordert wurde.

Das kleine Erlebnis hatte uns über drei Stationen fortgeholfen, und da die Strecke, die wir bis Berlin zu durchreiten hatten, zu den ödesten und langweiligsten aller Eisenbahnfahrten gehört, so konnten wir nur damit zufrieden sein.

Als das Ereignis genugsam besprochen war, gesellte sich ein äußerst angenehmer Reisegefährte zu uns, der ankündigte, daß er kränklicher Konstitution sei und dadurch, wie durch sein wirklich nettes Wesen, sofort die Protektion der Reisenden genoss. Schon nach kürzester Zeit hatte der Biedere, der übrigens Rudolf J. hieß, sich vorgestellt und seine Adresse für späteren Verkehr gegeben, der an Wahrscheinlichkeit dadurch aufs äußerste gewann, daß unser neuer Freund etwas hinter Upsala zu Hause war.

Die Intimität mit ihm wuchs aber rapide, auf jeder Station sorgte man für Rudolf, und als wir in K . . . zur Table d'hôte gingen, kam Rudolf, der auch nach Berlin fuhr, als selbstverständliches Familienglied mit.

K . . . , ein Kreuzungspunkt für die verschiedensten Bahnstrecken, ist durchaus kein uninteressanter Aufenthalt. Das Getriebe und Durcheinanderlaufen der Menschen, die mit den

mannigfachen Jüngen kommen und gehen, in ihren bunten Reisetouletten, vom Kastan des polnischen Juden bis zum blauen Schleier der eleganten Aristokratin — die wohlgefällige Gast, mit der jeder sich zur Table d'hôte setzt und seinen Nachbar in den zehn Minuten glauben machen möchte, daß er viel vornehmer ist als er aussieht — alles das ist für den Kenner und Liebhaber höchst belustigend.

Der Ruf „einstiegen nach Berlin!“ entriß uns den interessanten Beobachtungen; inklusive unsers neugewonnenen Rudolf sausten wir weiter.

In Frankfurt sollte Kaffee getrunken werden. Bei der unendlichen Fülle, die auf dem Bahnhof und im Zuge herrschte, und da jeder zuerst rief: „Hat Rudolf auch etwas bekommen?“ kamen wir fast um den ersetzten Labetrunk, und im letzten Moment erst gelang es einigen Ausgewählten, sich eine Tasse zu erobern.

Der Herrschsüchtige, der sich vermöge seiner Charaktereigentlichkeit rechtzeitig versorgt hatte, stand eben wohlgefällig an der geöffneten Koupéthür, seine schon bezahlte Kaffeetasse in der Hand, und schickte sich zum Trinken an: da läutete es zum drittenmal — ein elegant gekleideter Herr eilte auf den Ahnungslosen zu, der eben wie ein Posaunenengel eilig seinen Kaffee kalt blies, nahm ihm mit einem höflichen „ach, erlauben Sie!“ die gefüllte Obertasse weg und war verschwunden wie der Blitz, während unser armer Herrschsüchtiger, sprachlos vor Überraschung und Ingrimm, mit der Untertasse in der Hand stehen blieb. Die Wirkung dieses Momentes war unbeschreiblich, und da derjenige, der den Schaden hat, bekanntlich für den Spott nicht sorgen darf, so steigerte sich die allgemeine Heiterkeit aufs äußerste.

Unser Rudolf, der sehr viel Humor hatte, lachte diskret aber herzlich mit, und ich glaube fast, daß der gütige Zufall, der sich auf der ganzen Reise freundlich erwies, die Gestalt des Kaffeeraubers angenommen hatte, um uns die Strecke Frankfurt-Berlin zu verkürzen.

In Fürstenwalde erwachte in einem von uns der witzige Gedanke, es sollten sich etliche Mitglieder der Gesellschaft bei Ankunft des Zuges verstecken und dem Enthusiasten durch einen ans Fenster gestellten Vorposten einreden, daß sie nicht mitgekommen wären.

Zuerst wollte keiner derjenige sein, der sich versteckte, trotzdem alle der Reihe nach darum angefleht wurden. Dann wollten plötzlich alle sich verstecken und keiner am Fenster stehen — bis die Frau des Ordnungsliebenden, die zugleich die Stimme der ruhigen Vernunft repräsentierte, uns zu bedenken gab, daß die Sache doch auch ihre zwei Seiten habe! Wenn nun der Enthusiast bei der Ankündigung, daß der oder die nicht mitgekommen sei, erleichtert ausrief: „na, das ist kein Unglück!“ oder „Kinder, offen gesagt, ist mir das recht lieb!“ so hätte doch eine solche Äußerung genügt, um dem allgemeinen Seelenbunde einen unheilbaren Riß beizubringen, was der Reiseharmonie Eintrag gethan hätte. So wurde denn beschlossen, daß sich niemand verstecken sollte, und wir fuhrten offenkundig in den Bahnhof Friedrichstraße ein, wo uns der Enthusiast schon erwartete und durch leidenschaftliche Pantomimen beim Ankommen des Zuges andeutete, daß er in den zwölf Stunden bändeweise Erzählenswertes erlebt habe.

Der Zug hielt. — Bewegt nahmen wir Abschied von unserm Rudolf, dem wir alle Freuden der Erde in Berlin vorgeschlagen hatten, und den wir zuletzt mit einem Hinweis auf Kroll entließen. Er kreuzte unsern Lebensweg noch einmal, als wir uns mit der Unerfättlichkeit im Genießen, welche die Inhaber von Retourbillets charakterisiert, direkt vom Bahnhof nach der japanischen Ausstellung begaben.

Der Enthusiast hatte die Zeit des Alleinseins in Berlin dazu angewandt, in aller Eile Mitglied des Offiziervereins zu werden. Mit der ihm angeborenen Lebhaftigkeit liebte er nun dieses Institut sofort so glühend, daß er nicht begriff, wie er einunddreißig Jahre ohne dasselbe hatte existieren können. Was er sich in der kurzen Zeit alles im Offizierverein gekauft hatte, war nicht zu glauben. Mit triumphieren-

der Miene produzierte er ein Feuerzeug, einen Operngucker, einen Regenschirm, waschlederne Handschuhe, Zigarren, Halsfragen, Überschuhe und Taschentücher — Gegenstände, die er sämtlich auf dieser Reise unumgänglich zu brauchen erklärte. Auf unser entrüstetes Staunen gab er nur zur Antwort, „die übrigen Sachen hätte er sich in das Restaurationslokal der japanischen Ausstellung nachbestellt“ — und bedauerte uns aufs tiefste, da wir ihm sämtlich als Nicht-Mitglieder des Offiziervereins wie Barbaren erschienen.

Die Ausstellung selbst machte uns den größten Spaß. Die seltsamen, gelben Japanesen, die mit größtem Ernst und gänzlicher Unbekümmtheit um ihr Publikum ihre heimischen Fertigkeiten ausübten, während nur hin und wieder einer von ihnen den Kopf erhob und aus seinen klugen, schwarzen Schlitzaugen einen spöttisch verächtlichen Blick auf die zuschauenden Europäer warf, versetzte uns gleichsam in eine andere Welt. Und dabei war jede Gruppe so komisch-malerisch, daß man sich immer versucht fühlte, sie auf irgend einem Fächer zu verewigen. Besonders amüsant war es uns, die Entstehung der originellen japanischen Bilder zu beobachten, die ein melancholischer goldgelber Künstler mit beispielloser Schnelligkeit und Gewandtheit ausführte. In wenig Minuten entstanden jene seltsamen Vögel mit langen Schnäbeln und unmöglicher Flügelstellung, die wir im Andenken an unsere heimischen Tablett als gute Bekannte begrüßten.

Störend waren für unser Gefühl nur die europäischen Blumenmädchen, die mit Ponsfrisuren und *poudre de riz* zwischen den japanischen Rohrhäuschen Bouquets verkauften. Diese Resultate der Zivilisation konnten in dem Beschauer wirklich den Wunsch rege machen, nach Japan auszuwandern, so unangenehm stachen sie von den würdevollen Fremdlingen ab, zu denen übrigens ein wirklich schönes blondes Mädchen gehörte, das in der anmutigsten Weise Kinderspielzeug verkaufte.

Einige kleine sehr fidele Japanesen von drei bis fünf Jahren entlockten der Familienmutter Thränenströme, da sie sich durch dieselben aufs lebhafteste an ihre daheimgelassenen Kinder erinnert fühlte. Die übrige Gesellschaft, die nicht Lust hatte, mit zu weinen, zerrte die Gerührte unwillig weiter und unterdrückte ihr an einer andern Bude ein Japanesekind, damit sie nicht von neuem zerfließen sollte. — Wir beschloßen den Abend in Gesellschaft eines lebenswürdigen und geistreichen Berliner Freundes in den hübschen Anlagen, welche das Ausstellungsgebäude umgeben, und ließen es uns bei Militärmusik und Roastbeef äußerst wohl sein. Einen Schatten auf die frohe Stimmung warfen nur die unaufhörlichen Sendungen des Offiziervereins an den Enthusiasten, der schon etwas abgekühlt war und sich und uns schauernd fragte, wo er in aller Welt den Patentregenmantel, den Lederjack zur gebrauchten Wäsche und das Jagdgewehr neuester Konstruktion unterbringen werde? — welche Gegenstände ihm mit den Worten „vom Offizierverein“ einer nach dem andern überreicht wurden. Bei der dritten Sendung bot er uns der Reihe nach schon seine Besitztümer zum Einkaufspreis an, und mußte schließlich noch die Flinte als Postpaket nach Hause schicken, da die Damen einstimmig erklärten, nicht mit diesem Gegenstand im Koupee fahren zu wollen. Auch streifte der Ordnungsliebende, der, wie wir uns erinnern werden, das Handgepäck zu besorgen übernommen hatte, bei dieser unerwarteten Vermehrung seiner Berufsgeschäfte auf das entschiedenste, und der Enthusiast fühlte sich derartig hereingefallen, daß er am liebsten nach zehnstündiger Mitgliedschaft aus dem Offizierverein wieder ausgeschieden wäre.

Der Herrschsüchtige hatte indes die Damen beschützt, und war mit ihnen nach längerer Wanderung durch die Ausstellung und die Anlagen in der unmittelbaren Nähe eines fünfzig Mann starken Orchesters gelandet. Da er den Platz dort entdeckt hatte, erklärte er ihn mit großer Entschiedenheit für den einzigen, wo man vor Zug geschützt wäre, und war ganz entzückt von seiner trefflichen Wahl. Die Unterhaltung konnte, wenn sie nicht überhaupt von Trompeten und Pauken ertönt wurde, freilich nur mit höchster Kraftanstrengung der

Zungen geführt werden, und Bemerkungen, wie „ein herrlicher Abend“ oder „Berlin ist doch wirklich eine große Stadt!“ mußten ungefähr in der Tonlage hervorgestoßen werden, in der der Herrschsüchtige berufsmäßig „Bataillon — haalt“ — zu kommandieren pflegte. Aber da er es so gewöhnt war, ließ er sich dadurch nicht stören.

Gegen zehn Uhr begaben wir uns zur Bahn, um leider zu erfahren, daß keine Schlaffoupees mehr zu haben waren. Mit möglichst schonender Berücksichtigung der Familienbande wurde nun die Gesellschaft separiert und in zwei verschiedene Wagen verteilt, wo man sich für die Nachtfahrt zu arrangieren hatte. Bei aller Anstrengung und gegenseitiger Aufopferung gelang es daher nicht, sich bequem einzuschachteln.

Mit Fallen und Aufstehen, wie man zu sagen pflegt, ging die Nacht hin, und unsere Gesellschaft fand sich am nächsten Morgen bei prachtvollem Wetter in Köln auf dem Bahnhof wieder.

Der Ordnungsliebende sah zu unserer tiefsten Beschämung aus, wie eben aus der Hand des Schneiders hervorgegangen, und hätte sich vom Koupee aus direkt auf den Ball begeben können, während die übrige Gesellschaft einen etwas desolaten und zerknitterten Eindruck machte, den der graue Morgenteint noch verschärfte.

In Köln hatten wir nach deutscher Uhr eine Stunde zu verweilen, aber da von hier aus Pariser Zeit herrscht, so verdankten wir unsern wälschen Nachbarn noch dreißig Minuten Zuschlag, die zum Kaffeetrinken verwendet wurden. Der Enthusiast, der mit gewohntem Leichtsinne die Schreden der Berliner Erlebnisse schon vergessen hatte, wollte die so unerwartet gewonnene Zeit benutzen, um Eau de Cologne an der Quelle zu kaufen, und hätte beinahe die Dombesichtigung daran gegeben, um Johann Maria Farina gegenüber dem Fülchsplatz einen Verdienst zuzuwenden.

Wir saßen, die verschiedenen Pläne und Absichten besprechend, am Kaffeetisch des Bahnhofsgebäudes. Einige Plätze von uns entfernt saß ein einzelner Herr, dessen interessante Erscheinung sofort unsere Aufmerksamkeit erregte. Es war ein schlanker, blonder Mann von etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahren in höchst distinguiertem, grauem Reiseanzug und mit einem feinen, vornehmen Gesicht, das durch einen Schatten tiefer Melancholie noch besonders anziehend wurde.

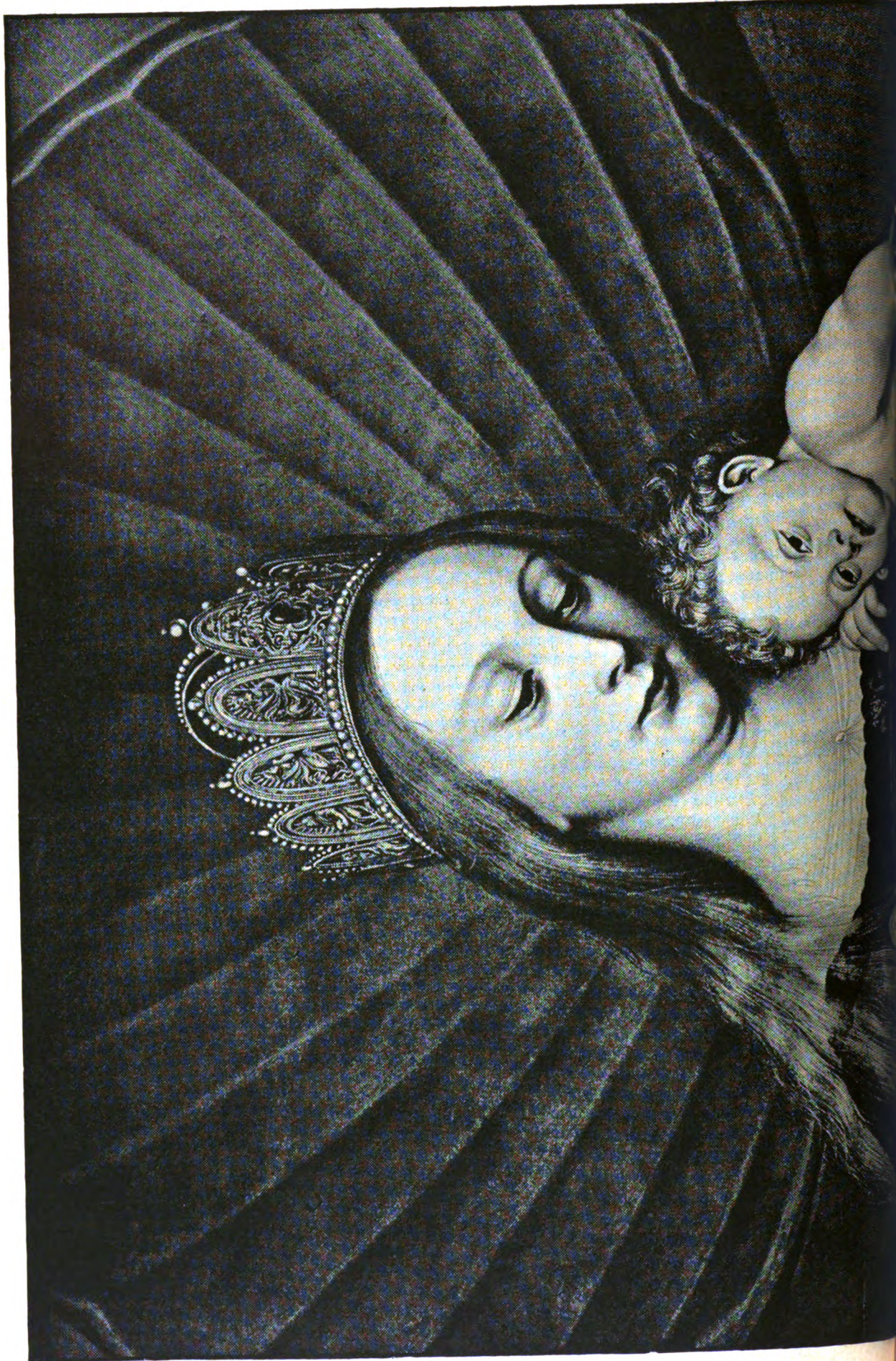
Die Herren erklärten verächtlich, „sie fänden nichts an ihm“, zwei der Damen aber umspannen ihn, wie ein altes Gemäuer, mit einem Rankengewebe romanhafter Erfindungen und machten der Nichte heftige Vorwürfe über ihren schlechten Geschmack, als sie, ihrer abwesenden Liebe treu, sich mit einem Achselzucken begnügte und behauptete, der Blonde habe drei Semmeln zum Frühstück gegessen, was zur Melancholie schlecht stimmen wolle!

Nach beendetem Frühstück, welches aus Angst vor dem Kommandoort des Herrschsüchtigen siedend heiß genossen wurde, begaben wir uns in den Dom und verlebten eine unvergeßliche Stunde in diesem größten Kunstwerk der Erde!

Es war wie ein Durchblick in eine höhere Welt, als wir aus dem Lärm und Staub der rastlosen Eisenbahn in dieses Friedensasyl treten durften, und das still erfrischte Gefühl verließ uns auch nicht, als wir nach kurzer Frist uns abermals dem Dampfwagen anvertrauten, um weiter zu laufen.

Beinahe wären wir übrigens zu spät gekommen, dank dem Enthusiasten, dessen Einkauf bei Johann Maria Farina wieder eine betrübende Wendung genommen hatte. Bei seiner bescheidenen Forderung: „eine Flasche Eau de Cologne“ war er bedeutet worden, daß man hier nur kistchenweise das beliebte Parfüm verkaufe, und da unser Enthusiast sich ganz unnötigerweise schämte, ohne Ankauf das Lokal wieder zu verlassen, so sahen wir ihn, als der Schaffner schon drohend am Koupee stand, im vollen Lauf einherjagen, ein beträchtliches Holzkästchen unter dem Arm, welches er errötend vor unsern durchbohrenden Blicken zu verbergen trachtete.

Um die sämtlichen Zeigefinger seiner Reisegefährten von sich ab und ihre Gedanken auf etwas anderes zu lenken,





Die Goldbeinige Madonna in der Dresdener Galerie.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von W. Braun & Co. in Dornach.

entwarf er sofort, noch atemlos von seinem raschen Lauf, eine blühende und höchst realistische Schilderung von der epidemischen Genickstarre, die in Köln herrsche, so daß wir alle froh waren, diesen Ort des Schreckens nach so kurzem Aufenthalt wieder verlassen zu können.

Wir bildeten ziemlich die ausreichende Zahl, um ein Koupee zu füllen, was in Anbetracht der interessanten Reisebekanntschaften, die uns vielleicht entgingen, öfter sehr bedauert wurde. Besonders betrübend war das hier, wo wir den blonden Melancholiker vom Bahnhof denselben Zug besteigen sahen, mit einer brennenden Zigarre im Munde, durch die er wahrscheinlich seinen Schmerz betäuben wollte.

Er wurde sofort nach dem Helden unsers Romans auf gemeinschaftliche Kosten Denis genannt, und wir beschloßen einstimmig, daß ihm seine Braut untreu, oder durch Elterntyrannei entrißen sei, da ein blauer Schlips des Unbekannten die Annahme verbot, daß die Auserwählte kürzlich gestorben!

In Verviers sollten wir die französische Grenze erreichen. Etwa eine Stunde vorher verstummte der Enthusiast gänzlich und versank in tiefes Nachdenken.

Der Ordnungsliebende, der schon einmal mit ihm gereist war, versicherte, aus Erfahrung zu wissen, daß er sich seine französischen Vokabeln überhöre, um den Schaffnern und Zollbeamten zu imponieren, und diese Hindeutung machte uns alle ernst, denn jeder fühlte mit Betrübniß, daß er seit der letzten Grammatikstunde erhebliche Rückschritte gemacht habe.

Die Zollrevision in Verviers hielt uns nicht lange auf, und wir behielten Zeit, uns dem Buffet zu widmen, welches mit echt französischer Zierlichkeit in der bedeckten Halle des Bahnhofs aufgestellt war. Selbst der beste Patriot konnte sich eines abfälligen Vergleichs mit heimischen Bahnhofsbuffets nicht erwehren! Die durch Alter ehrwürdigen, mit anilinfärbten Wurstscheiben belegten Semmeln, die staubigen, verstorbenen aussehenden Fruchtbonbons und die fliegenbedeckten Kirschkuchen der Heimat stachen gar zu unliebsam ab gegen dies graziöse, frische Arrangement in Verviers.

Allerliebste Pastetchen, in denen Kirschen, Pflaumen und Aprikosen zu kleinen Stillleben arrangiert waren, Teller mit zierlichen gerösteten Brotschnitten wechselten mit tranchiertem kaltem Geflügel ab, und als Mittelstück der Tafel prangte eine große Erdbeerbowle, deren Inhalt gleichzeitig erfrischte und animierte. Während wir uns auf glückliche Weiterreise zutranken, blieb uns noch Zeit genug, auch die Buffetwirte zu beobachten, die in einer Romanepisode als Hauptpersonen hätten figurieren können.

Die Frau, eine stattliche, ehemals gewiß hübsche Person, in schwarzen Atlas gekleidet, mit Schmuck behangen, Simili-Brillanten in den Ohren, die an Größe einem respektablen Sehei nichts nachgaben, kredenzte die Bowle mit dem Selbstbewußtsein einer Maria Stuart im vorletzten Akt. Ihr Mann hatte ein düsteres Mopsgeßicht, welches momentan durch mühsam zurückgedrängte Wut wahrhaft grotesk erschien. Er umschlich die atmasne Gattin mit drohenden, beobachtenden Blicken, und die menschlicher Gesinnten unter uns sahen in deren Interesse mit Wangen der Abfahrt des Zuges entgegen, da eine Szene ihr dann im tête à tête gewiß schien, in der die französische Höflichkeit sicher nicht die erste Stimme gehabt haben wird.

Da wir indes in den zehn Minuten Aufenthalt das eheliche Verhältnis doch nicht eingreifend reformieren konnten, so bestiegen wir, mit den zierlichen Fruchtkörbchen beladen, unsere Koupees wieder, und nun ging's ins schöne Belgien hinein.

Der erste französische Schaffner mit dem belgischen Löwen auf den Uniformknöpfen wurde mit Aklamation begrüßt, und der kühnste unter uns richtete in etwas unwegsamem Französisch eine längere Frage an ihn, sich dann stolz nach seinen Reisegefährten umsehend.

Der Belgier, über dessen Züge beim Anhören unsers Accents ein freundlich ironisches Lächeln flog, enttäuschte uns aber grimmig, indem er, anstatt sich in ein „gebildetes Ge-

spräch“ einzulassen, wie Reuter sagt, nur ein kurz verbindliches „oui, m'sieur“ hervorstieß, und dann an der Außenseite der Koupees weiterkletterte, ohne sich durch die rasende Schnelligkeit der Fahrt im geringsten stören zu lassen.

Die erste Strecke der Fahrt wurde uns in unliebsamer Weise durch die Besorgnis um den Ordnungsliebenden verdüstert. Dieser, der eine besondere Ehre darein setzte, daß sein frisches, elegantes Aussehen während der ganzen Fahrt das gleiche blieb, hatte sich das ungeheure Opfer gebracht, von Köln bis Verviers den Kopf regungslos steif zu halten, um seinen tadellofen Hemdtragen nicht zu zerdrücken. Infolge dieser anerkennenswerten Haltung hatten sich seine Muskeln akut versteinert — was erst männliche Selbstbeherrschung war, wurde zum traurigen Muß — er konnte den Kopf nicht mehr drehen, und wir zitterten schon davor, daß unser Reisegefährte während der übrigen Tour nur die Sehenswürdigkeiten genießen werde, die sich ihm ganz en face präsentierten. Zum Überfluß stiegen vor der Seele des plötzlich steif Gewordenen alle Beschreibungen auf, die der Enthusiast von der Genickstarre entworfen hatte — er war fest überzeugt, sich in Köln in der einen Stunde angesteckt zu haben, und rang die Hände bis zu mäßiger Höhe, wo ihm die Schultermuskeln den Dienst versagten.

Wir entwickelten uns angesichts seiner Seelenpein der Reihe nach zu freiwilligen Samaritern, und jeder rief den Leidenden, so lange seine Kräfte reichten, dann erschöpft dem nächsten Platz machend, um durch Mignoneist, Kognak und Riechsalz von Zeit zu Zeit neu belebt zu werden. Bereits vor Lüttich gewannen infolge dieser Thätigkeit die Muskeln des so allgemein Kurierten ihre Geschmeidigkeit wieder, und er konnte sich mit uns an der Fahrt durch das lieblichste Land erfreuen.

Der Zug sauste in rasender Geschwindigkeit dahin, zu beiden Seiten von Zaungeländern eingefast, an denen sich Zwergobst, mit Früchten behangen, einladend emporrannte.

Der reiche fröhliche Eindruck der Gegend, durch deren schattige blühende Fluren ein munterer Fluß, die Vesdre sich hinschlängelt, wird noch erhöht durch die prächtigsten Schlösser und Landhäuser, die bald noch an der Bahn aus geradlinigen Baumalleen hervorsahen, bald von waldigen Hügeln herunter ins Land hinein, und von dem vornehmen Wohlstand ihrer Bewohner Kunde gaben. Eine Anzahl kleinerer und größerer Tunnel, die den reizenden Anblick der Umgebung bald entzogen, bald gewährten, unterbrach hier die Fahrstraße, und so konnte es uns häufig geschehen, daß gerade in dem Moment, wo man sich entzückt auf einen besonders schönen Punkt aufmerksam machen wollte, der Zug wieder in schwarzer Dunkelheit verschwand, von der nur die Telegraphenbrähnte, wie silberne Schlangen hinlaufend, sich abhoben.

Die einzelnen menschlichen Gestalten, die dem Wege als Staffage dienten, bestärkten den Eindruck des Fremdländischen im hohen Maße. Jetzt kam ein Vater in langer Kutte, mit breitrandriger, schwarzer Kopfbedeckung des Weges daher — dann gewahrte man ein paar Bauern, mit scharfgeschnittenen, dunkeln Gesichtern, großen Strohhüten auf dem Hinterkopf, und grellfarbige Tücher oberhalb der blauen Bluse um den Hals geschlungen — es war alles malerisch und hübsch, was uns begegnete.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Die Holbeinsche Madonna des Bürgermeisters Meyer.

(Zu dem Bilde auf S. 44 u. 45.)

Während sich die Madonnenbilder Raffaels, Tizians und Murillos bei allen gebildeten Völkern einer ungemessenen Popularität erfreuen, ist es nur einem deutschen Marienbilde gelungen, sich das liebevolle Verständnis weiterer Kreise zu gewinnen: der Madonna, welche Hans Holbein der jüngere um 1526, kurz vor seiner Abreise nach England, für den Bürgermeister Jakob Meyer in Basel malte. Und gerade dieses populärste und kostbarste Kleinod der deutschen Malerei des XVI. Jahrhunderts ist uns in zwei Exemplaren erhalten, von denen das eine den Vorzug der Echtheit, das andere den der Schönheit für sich geltend machen kann. Jenes befindet

sich zu Darmstadt im Besitze der Prinzessin Elisabeth, der Gemahlin des Prinzen Karl von Hessen, dieses in der Dresdener Galerie, wo es in einem besonderen Raume auf altarartigem Fußgestell als Gegenstück zu Raffels Sigmundischer Madonna aufgestellt ist. Durch eine im Jahre 1871 in Dresden erfolgte Konfrontation beider Bilder hat sich ergeben, daß das Darmstädter Exemplar das von Holbeins eigener Hand ausgeführte Original ist, während das Dresdener Bild von einem Kopisten aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts herrührt, der sich nicht nur mannigfache Abweichungen in Formen und Farben erlaubt, sondern auch manche offenbar schon zu seiner Zeit verdunkelte Partien des Originals mißverstanden hat. Aus der Geschichte beider Bilder ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß das Original im ersten Drittel des XVII. Jahrhunderts nach den Niederlanden gekommen ist und daß sich beide Exemplare zu Ende desselben Jahrhunderts in Amsterdam befunden haben.

Wenn sich nun auch das Dresdener Exemplar als eine Kopie herausgestellt hat, so ist es nichtsdestoweniger von unschätzbarem Wert und wird als eine Perle der Dresdener Galerie gelten dürfen, auch nachdem man ihm seine Originalität genommen hat. Einmal war der ungeachtet aller Forschungen noch nicht ermittelte Kopist ein ausgezeichnete Maler, welcher seine Kunst so vortrefflich verstand, daß es von höchstem Interesse sein würde, wenn man seine Persönlichkeit ausfindig machen könnte. Dann aber — und das ist die Hauptsache — sind uns allein durch seine Kopie die liebreizenden Züge der Madonna erhalten worden. Das Darmstädter Exemplar ist nämlich in einigen wichtigen Partien durch spätere grobe Übermalungen, welche zur Zeit, wo der unbekannte Niederländer seine Kopie anfertigte, noch nicht existierten, arg entstellt, und am meisten ist davon der Kopf der Madonna betroffen worden. Wenn man also erfahren will, wie sich Holbein das Madonnenideal dachte, wird man stets das Dresdener Exemplar zu Rate ziehen müssen, welches wir deshalb auch unserer Reproduktion des Brustbildes der Madonna zu Grunde gelegt haben. Darin liegt gewissermaßen eine Entschädigung für die Illusion, welche die wissenschaftliche Forschung in ihrem unerbürdlichen Streben nach Wahrheit zerstören mußte.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß derjenige Künstler, welcher später der bevorzugte Maler des protestantischen Königs von England werden sollte, sein erstes Meisterwerk im Dienste einer katholischen Idee und eines leidenschaftlichen Vorkämpfers für dieselbe geschaffen hat. Der Bürgermeister Jakob Meier von Basel setzte Leben und Vermögen ein, um den alten Glauben gegen die neue Lehre zu verteidigen, und zu einer Zeit, wo er noch in hohem Ansehen stand, ließ er von Holbein sich und seine ganze Familie in Verehrung vor der Himmelskönigin malen. Zur Rechten der Madonna kniet er selbst mit seinen beiden Söhnen auf jenem köstlichen orientalischen Teppich, den zu unserer Zeit viele fleißige Hände nachgewebt und nachgestickt haben, zur Linken der Madonna seine erste Frau, Magdalena Ver, seine zweite Frau, Dorothea Kannegießer, und seine Tochter Anna, welche, die einzige Überlebende seiner Nachkommenschaft, später den Obersten Nikolaus Armi heiratete. Eine Tochter dieses Paares heiratete den Bürgermeister Hemigius Fesch, und dieser hat, vermutlich nach dem im Jahre 1609 erfolgten Tode seiner Frau, das kostbare Erbstück der Meierischen Familie veräußert, wodurch es in verschiedene Hände geriet und schließlich im Besitze des bekannten Komponisten und königlichen Musikdirektors in Berlin Spontini aufsaute. Von diesem erwarb es Prinz Wilhelm von Preußen im Jahre 1822 für 2500 Thaler, aus dessen Besitze es an seine Tochter, die Prinzessin Elisabeth, gelangt ist. Die Dresdener Kopie hat 1000 Zechinen — sie wurde 1743 in Venedig erworben —, also ungefähr dasselbe Geld gekostet. Wenn man bedenkt, was Dresdener Künstler, Photographen, Kunsthändler und Industrielle durch Kopien und Reproduktionen im Laufe eines Jahrhunderts durch dieses Gemälde verdient haben, so darf man wohl von nationalökonomischen Standpunkte sagen, daß 1000 Zechinen selten so nutzbringend angelegt worden sind wie hier.

Adolf Rosenberg.

Eine neue Parzivalübersetzung. *)

Von allen Erzeugnissen der höfischen Poesie des Mittelalters ist unstreitig Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ das bedeutendste, und sein Dichter steht an sittlichem Ernst, Tiefe der Gedanken und Kraft der Phantasie weit über den anderen Sängern seiner Zeit — Walter von der Vogelweide allein ist ihm darin ebenbürtig. Während aber dieser wenigstens durch einige Lieder auch weiteren Kreisen des lesenden Publikums bekannt ist, auch seinen Weg in die meisten Anthologien gefunden hat, ist Wolframs größtes Werk, der „Parzival“, nicht in weitere Kreise gedrungen und führt nur ein Scheinleben in den Literaturgeschichtsbüchern. Woher kommt das, da diese durchaus seines Lobes voll sind und ihn nicht genug rühmen können? Einmal ist es nicht jedermanns Sache, sich durch ein Epos von 25000 Versen hindurchzulesen; aber selbst wenn ein Leser die Übertragungen von Simrod und San Marte in die Hand nähme, er würde sie bald entmutigt weglegen: jener redet eine

Sprache, die nur dem verständlich ist, der das Mittelhochdeutsche beherrscht, dieser zieht dem mittelalterlichen Gedicht ein so modernes Gewand an, daß es sich stellenweise wie eine Parodie liest, und das verdient der Parzival gewiß nicht.

Wir freuen uns nun, dem Leser eine neue Ausgabe empfehlen zu können, die dem herrlichen Epos sicher eine große Anzahl neuer Freunde gewinnen wird, da sie in jeder Beziehung geeignet ist, das Verständnis dafür zu wecken und zu nähren, und ihn in einer handlichen Form und trefflichen Übersetzung bietet. In klarer und gewählter Ausdrucksweise, jedem Gebildeten leicht verständlich, führt Gotthold Vötticher uns ein in Wolframs Leben, belehrt uns über seine Werke und dichterische Persönlichkeit, insbesondere dann über den Parzival, so daß jeder Leser wohl ausgerüstet sich an die Lektüre des Epos selbst machen kann, das in reimlosen Jamben und Trochäen wiedergegeben ist. Daß Vötticher auf den Reim verzichtet hat, scheint vollkommen gerechtfertigt; denn was im Mittelhochdeutschen noch voll klingt, das hat in unserer modernen Sprache den Klang verloren, und wir verzichten gern auf den Reim dieser kurzen Verszeilen, der mit seinem Geflapper den Leser und noch vielmehr den Hörer nur ermüdet. Ferner hat Vötticher mit seinem Verständnis und sicherem Takt gekürzt, wo es nötig war; der Inhalt der weggelassenen Abschnitte — z. B. die ganze Gawan-geschichte — ist aber kurz angegeben, so daß der Faden der Erzählung ruhig weiterläuft, ein Verfahren, das wir im Interesse der Dichtung und des Lesers nur billigen können. Endlich ist noch Gelegenheit geboten, in den beigegeführten Exkursen, die kurz und knapp die Resultate der Forschungen Vöttichers und seiner Vorgänger geben, sich über die sittlichen Ideen der Zeit, über Treue, Keuschheit, Ehre, Minne und Liebe, Zucht und Maß zu unterrichten, ferner über das Rittertum und seine Eigentümlichkeiten, das höfische Leben und seine Gewohnheiten, sich Belehrung zu holen. Die Stammtafel Parzivals, sowie eine Probe des Originaltextes ist beigelegt, und ein sorgfältig gearbeitetes Register erleichtert das Auffinden einzelner Stellen.

So tritt der „Parzival“ in seinem neuen Gewande dem Reibungslosigkeits- und L. Freitag durchaus ebenbürtig an die Seite, und wir können ihn allen Freunden vaterländischer Dichtung aufs wärmste empfehlen. Ganz besonders aber steht zu hoffen, daß er, dessen sittlicher Ernst und edle Lebensauffassung mit vollem Recht stets hoch gepriesen worden ist, dem Verständnis näher gerückt, für das heranwachsende Geschlecht eine Quelle reinen Genusses werden und im Hause wie in der Schule, bei Jünglingen und Jungfrauen ein lieber Gast sein möge. — Die Ausstattung des Buches ist gut, besonders Druck und Papier, so daß es sich auch nach dieser Richtung bei sehr billigem Preise wohl empfiehlt.

Dr. D. Coste.

Taubentürme in Italien.

Zwischen Nocera und Salerno durchschneidet die Bahn das herrliche, fruchtbare Thal von La Cava, im weiten Umkreis von schön geformten und bewachsenen Bergen umgeben, von freundlichen Ortschaften unten und oben belebt. Rätselhaft erscheint dort eine Menge von schlanken Türmen, welche sich überall zerstreut an den Bergabhängen und Vorhügeln zeigen, Türme, welche den türkischen Minarets ziemlich ähnlich sind. Der Fremdling errät den Zweck dieser Türme nicht, und klärt man ihn darüber auf, so kommt ihm die Sache doch seltsam vor. Diese Türme dienen also der Taubenjagd, oder richtiger dem Taubenfang.

Ende September und im Oktober kommen große Scharen von Wandertauben durch diese Gegend, und um einen guten Fang bei dieser Gelegenheit zu machen, begibt man sich in den obern Teil des Turmes, wo sich ein paar offene Fensterchen befinden. Unten hat der Turm rings um sich eine ebene Fläche, welche man mit Futter bestreut, welches von zahmen Tauben, die im Turme haufen, gefressen wird. Kommt nun ein Schwarm wilder Tauben daher, so wirft man aus jenen Fensteröffnungen weißgefärbte Steine, die im Bogen zur Erde fallen. Die wilden Tauben sehen den Stein und halten ihn für eine Taube, welche sich auf dem Boden niederläßt, sie richten dorthin ihren Flug und lassen sich nieder, um Futter zu finden. In ihrem Verderben aber befindet sich dort ein Schlagnetz, und ehe sie sich's versehen, sind sie gefangen. Dieser Taubenfang ist dort sehr einträglich und liefert den Besitzern der Türme manchen guten Braten. — Man betreibt diesen Sport sehr eifrig und mancher sitzt in dem Turm ebenso lange und ebenso ruhig, wie ein Angler am Ufer eines Flusses.

Rückfällig.

Das „Tageim“ brachte in No. 41 des Jahrgangs 1885 unter der Überschrift „Rückfällig“ die ergreifende Geschichte eines Jünglings, der wegen einer im Zorne vollbrachten Übelthat mit Zuchthaus bestraft worden war und der nach seiner Entlassung trotz der besten Vorsätze und der thatkräftigen Unterstützung eines wohlwollenden Kriminalbeamten rückfällig wurde, weil er einmal vor der bürgerlich ehrbaren Gesellschaft als „Zuchthäusler“ gebrandmarkt war und darum, durch die Not gedrängt, wieder in die Reihe der Verführer geriet. Der Unterzeichnete macht darauf aufmerksam, daß die nach dem Vorbilde von Wilhelmsoorf bei Bielefeld errichteten ländlichen Arbeiterkolonien (es sind jetzt zwölf im Deutschen Reiche) auch den entlassenen Sträflingen der betreffenden Provinz gern ihre Thür öffnen, wenn dieselben um Aufnahme bitten. Was hinter ihnen

*) Parzival von Wolfram von Eschenbach, in neuer Übertragung für alle Freunde deutscher Dichtung erläutert von Dr. Gotthold Vötticher. Berlin, Friedberg & Wode 1885. LXXI. und 352 S. 8°. 3 Mk.

liegt, wird ihnen nicht nachgetragen, bleibt auch vor den andern Kolonisten verschwiegen. Freilich können die Kolonisten ein dauerndes Unterkommen nicht gewähren, aber doch für drei bis vier Monate einen Zufluchtsort, in dem der Sträfling sich an den Gebrauch der Freiheit gewöhnt und vor vielen Versuchungen bewahrt bleibt. Auch sind die Anstaltsvorsteher gern bereit, soweit es ihnen möglich, den abgehenden Kolonisten dauernde Arbeit zu verschaffen. Wenn christlich gesinnte Arbeitgeber, Landwirte, Kaufleute, Fabrikherren, Beamte, den Mut fassen, entlassene Kolonisten anzustellen, so werden freilich hie und da betrübende Erfahrungen nicht ausbleiben; aber sicherlich kann noch mancher durch solchen Liebesdienst, der mehr wert ist als eine Gabe an Geld, gerettet werden. Gremer, Pastor.

Arbeiterkolonie Seyda, Regierungsbezirk Merseburg.

Gesundheitsrat.

Frau v. B. Sie haben recht. „Die Ofenfrage ist für eine Hausfrau — wie für viele andere — eine wirklich brennende, ob nun viele oder wenige Zimmer geheizt werden, und eben deshalb nicht mit wenigen Worten zu erledigen. Von den „amerikanischen Ofen“ möchte im allgemeinen abzuraten sein, nicht so sehr, weil die Ofen nichts wert wären, sondern weil dieselben noch nicht hinreichend akklimatisiert sind, das Publikum ist eben noch nicht genug vertraut mit ihrem Gebrauch. Die vielfachen Klagen über die amerikanischen Ofen müssen zum großen Teil hierauf zurückgeführt werden, zum Teil aber auch gewiß darauf, daß man in Amerika andere Kohlen zur Beschickung der Ofen verwendet als bei uns, und vielleicht auch auf den Umstand, daß man von den vielen amerikanischen, sich in manchen Stücken allerdings ähnlichen, Ofensystemen nicht gerade die praktisch brauchbarsten, sondern die teuersten und elegantesten importiert hat. Am empfehlenswertesten werden für unsere Verhältnisse immer noch die Berliner Ofen sowie die Regulierfüßlöfen mit Nachlaufsaß bleiben. Sie geben die mildeste, angenehmste und für Menschen wie für das Holzwerk des geheizten Zimmers gesundeste Wärme und sind, soweit sie mit Roßs geheizt werden, auch die rein-

lichste Heizung, ein Punkt, auf den Hausfrau und Arzt gleich großen Wert legen, erstere wegen der Gardinen und Möbel, letzterer wegen der Lungen.

M. R. in P. Wir geben Ihnen auf Ihre Bitte gern einige Mittel zur Beseitigung der Warzen und zwar zum Teil deshalb, weil dazu ganz allgemein viel zu brutale Mittel benutzt werden — Scheidewasser, Salpetersäure, Höllenstein zc. Wer wird wohl mit Kanonen auf die Hasenjagd gehen? Gegen zahlreich vorhandene und sich noch vermehrende Warzen gibt es zwei sehr einfache Mittel; zunächst der einige Wochen lang fortgesetzte Gebrauch der kohlen-sauren (das heißt der weißen) Magnesia, morgens und abends einen kleinen Theelöffel voll in Wasser; ferner folgendes: Man sticht durch eine Warze, nahe der Haut eine spitze Nadel hindurch und hält dann diese in eine Kerzenflamme. Die Warze wird dabei weiß, bricht auseinander und verschwindet nach einiger Zeit. Nach beiden Verfahren kann man öfter die Beobachtung machen, daß auch die übrigen Warzen bald vergehen. Handelt es sich um eine einzelne Warze, so führt öfter wiederholtes Beseugen mit ein wenig Spanischfliegentinktur oder das längere Zeit fortgesetzte morgens und abends nach dem Waschen wiederholte Bestreichen mit einem Stüd Salmiak (nicht Salmiakgeist) zum erwünschten Ziel.

Briefkasten.

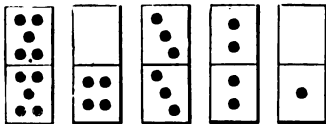
G. G. in Bln. Wenn Sie sich über die Verhältnisse der flämischen Belgier gut unterrichten wollen, so halten Sie das Wochenblatt Flandria, herausgegeben von H. Gaerndt in Brüssel (Jonker Borgstraat 121). Es ist dieses ein reichhaltiges, vortrefflich geleitetes durchaus deutsch-freundliches Blatt, dessen Sprache Sie leicht verstehen können, sobald Sie sich an die Rechtschreibung gewöhnt haben. Folgender Satz (in deutsche Orthographie übertragen) wird keine Schwierigkeit dem deutschen Verständnis bieten. De Spanjard scheinen en onbeperkt vertrouwen te hebben in de langmußigheid von Deutschlands Kaiser. Mar (aber) an alles kann een einde kommen, of an de grofste lucht tot frede. — Nicht geeignet erwießen sich die Einsendungen von J. G. in E. (Gebichte werden nie zurückgesandt). — M. R. in Schw. — L. B. in M. — H. G. in G. — Dr. C. W. — G. G. in Gr. S. — Dr. B. in St. — A. M. G. in D. — Dr. v. B. in Dr. — G. D. Fr. in G. — L. Th. in B. — S. B. in D. Die Publikationen der „Reinigung der Kunstfreunde für die amtlichen Publikationen der Königl. Nationalgalerie“ zu Berlin sind sehr schön ausgeführt, weiteres ist uns nicht bekannt. Sie werden sich wohl am besten gleich direkt an die Direktion der Nationalgalerie wenden.

In unserer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C, D und E spielen Domino. Jeder nimmt fünf Steine auf, drei Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A setzt 6-6 aus. B setzt an. C setzt an. D setzt an. E setzt an. A setzt an. Dann passen alle fünf Spieler.

Die Summe der Augen auf den drei Steinen im Talon beträgt = 11, auf dem von B angesetzten Stein = 7, auf dem Stein des C 1 mehr als auf dem Stein des D, auf dem Stein des E 1 mehr als auf dem Stein des D.

Welche Steine liegen im Talon? Welcher Stein ist von C, welcher von D, welcher von E angesetzt?

1. Rätsel.

Wenn du des Lebens Kampf und Last
In schwerem Amt getragen hast,
Dann ist willkommen 1 2 3,
Wie kurz es auch bemessen sei.

Durch Leib und Seele schier erschlaft,
Strömt wieder neue Lebenskraft.

Ah, viel zu lang gar oft bemüht
Die 2 3 1 die kurze Frist!

Neu tobt der Kampf, die Wage schwankt —
Schon sinkt der Arm — der Streiter wankt.
Doch 3 2 1 ihn stützt und hält,
Da flieht der Feind und räumt das Feld.
Pf. J.

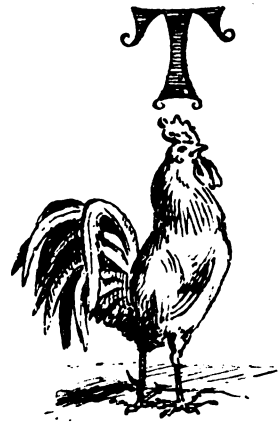
2. Rätselsprung.

			hen	er		
	de	häh'n	ber	fri		
	schau	und	die	lo	die	sinkt
him	bebt	wehn	fähn	sches	mor	scher o
er	aar	herz	gen	und	nach	auf im
	mel	vor	fri	ne	mor	ben
		der	wärts	greift	ne	
			won	gen		
steig'	von	laß	stürzt	son	aus	ho al
den	laß	nur	träu	hen	tar	ben nacht
noch	men	for	nun	des	durch	fels vom
die	schlaf	pracht	fähl	gen	und	wal wo

3. Homonym.

Ein geistig Bild wird so genannt
Von einem jeden Gegenstande.
Auch ist's die Form, durch die bekannt
Man wird in kultiviertem Lande.
Doch willst du mit Genuß es sehen,
So mußt du ins Theater gehen. G.

Bilderrätsel.



(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in No. 2.

Damenspielauflösung.

1. d 2 — e 3 D c 5 — g 1 (am besten)
2. D c 7 — b 8 D g 1 — a 7
3. e 1 — f 2 D a 7 — g 1
4. D b 8 — a 7 gewinnt.

1. Dreißilbige Scharade.

Riffingen.

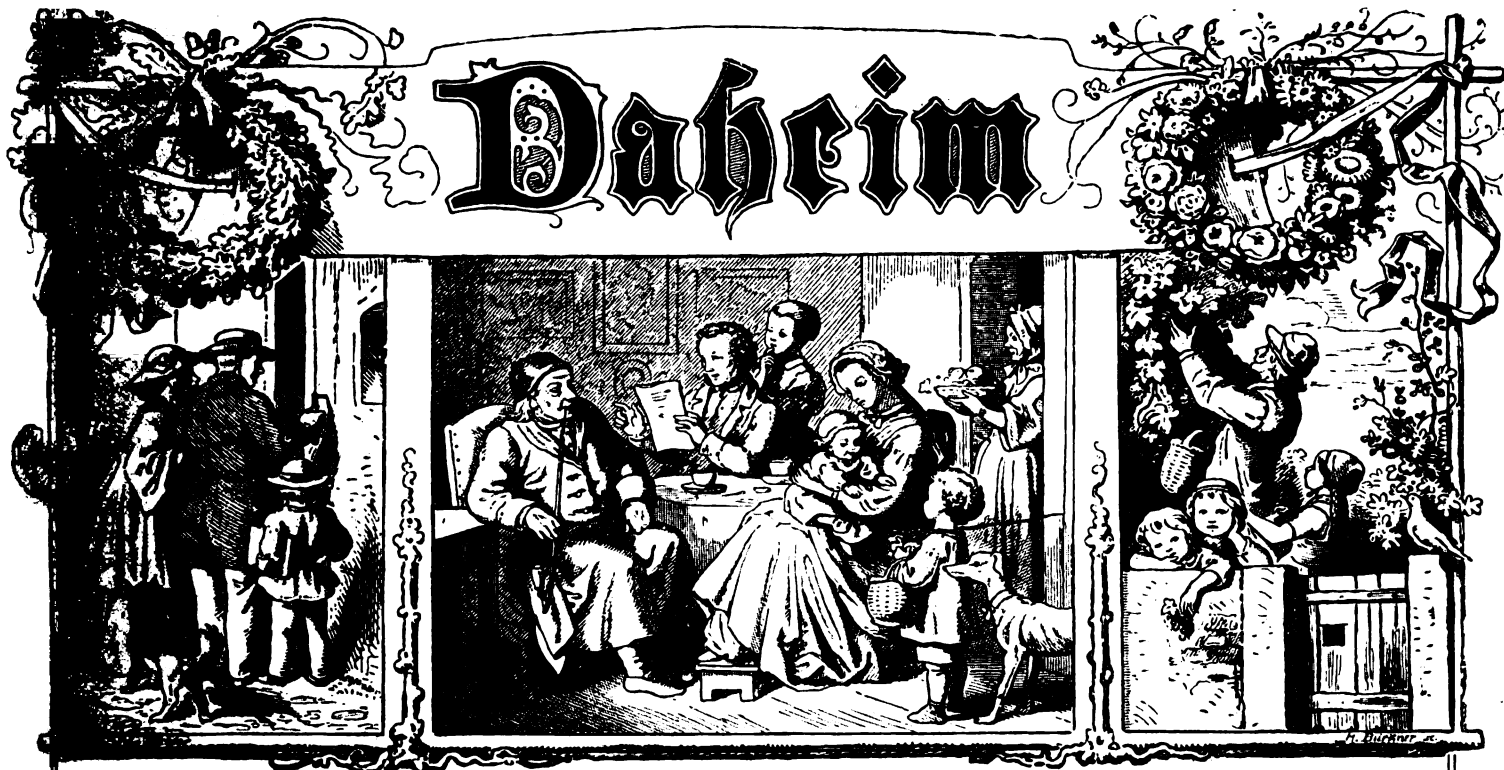
Bilderrätsel

Einer der mit der Thür ins Haus fällt.

Inhalt: Unser Neffe. Fortf. Erzählung von L. F. Born. — Bauern aus einem Dorfe bei Leipzig schauen der Schlacht bei Leipzig zu. Gemalt von Mencke, gestochen von L. Richter. — Der gestörte Apfelsieb. Bild von M. Lößling. — Das Schriftstellerelend. Von Th. G. Pantenius. — Berlin-Ofende mit zehntägigem Retourbillet. Lustige Reiseerinnerungen von Hans Arnold. — Der erste Aufsch. Bild von Julius Günther. — Am Familientisch: Die polbeische Madonna des Bürgermeisters Meyer. Von Adolf Rosenberg. — Zu der Abbildung des Dresdner Bildes von Holbein. — Eine neue Parzivalübersehung (G. Böttcher). Von Dr. Coste. — Taubentürme in Italien. — Rückfällig. Von Pastor Gremer. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Dabem-Expedition (Schlagen & Kasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Oktober 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 4.

Unser Nefse.

Erzählung von A. F. Born.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Gesetz v. 11./VI. 70.

Der nächste Weg zum Schloß, den Georg gewöhnlich wählte, führte ziemlich steil durch den schattigsten Teil des Parks, die Höhe gerade hinauf. Hier war es wie im Walde, die langen Farrentwedel hingen schwer von Thau über den schmalen Pfad, und die Morgensterne stahl sich nur in schrägen Strahlen durch das dichte Laub bis auf den Moosgrund hinab. Hier und da that man zwischen den Stämmen der alten Baumriesen einen Blick auf weite, sanft abfallende Rasenflächen und malerische Gruppen edler Bäume und Gebüsch. Georg schritt, lustig vor sich hinpeisend, rüstig vorwärts und musterte im Vorbeigehen mit kritischem Blick die Veränderungen, welche der Baron im Laufe des letzten Jahres in den Anlagen vorgenommen hatte. Es war dem Nefsen stets empfindlich, daß der Onkel ihn nie eines Wortes würdigte, in Bezug auf die Neuhofer Einrichtungen, und sich noch viel weniger die geringste Einrede gefallen ließ. Freilich mußte Georg zugeben, daß der Baron seine Sache gut verstand, denn perfekt, bis zum Überdruß perfekt war alles, was zu Neuhof gehörte. Heute indeß haften die ärgerlichen Gedanken nicht lange in Georgs Seele. Neuhof mit dem, was Generationen von Reissachs darauf geschaffen, war doch ein schönes Stück Erde, und wie sehr Georg mit allen Fasern seines Wesens, mit all seinen Zukunftsgeanken und Hoffnungen an dem heimischen Boden hing, war ihm noch bis jetzt gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen. Jetzt lichtete sich der Pfad, und mit einer kurzen Wendung gelangte Georg ins Freie an die Grenze des Blumengartens. Die Schloßfront und die Terrasse, nach Osten zugewendet, lagen schon im vollen Glanze der Morgensterne, und er stand einen Augenblick still, um den Anblick zu genießen. Nach jeder längeren Abwesenheit überraschte ihn das Schloß aufs neue, mit seinen edlen Verhältnissen, seinen phantastischen Ornamenten — mit

dem Hintergrund der waldigen Berge und der Blumenfülle zu seinen Füßen. Er verschmähte den Weg über die Terrasse und sprang seitwärts durch das Gebüsch herauf, bis an den Eingang der Veranda, durch welche man in den linken Flügel des Schlosses gelangte. Der rechte Flügel, in welchem Herr von Reissachs Zimmer lagen, hatte einen ähnlichen Vorbau, der jedoch niemals von den Gästen des Hauses benutzt wurde und der, mit dichtem Grün bezogen, intwendig mit antiken Bildwerken geschmückt, einsam und verschlafen dalag. Auf der linken Seite dagegen regte sich einiges Leben; Wenzel war eben dabei, den Frühstückstisch zu decken und sperrte schon den Mund auf zu freudiger Begrüßung, als ihm Georg durch ein schnelles Zeichen gebot, seine Anwesenheit nicht zu verraten.

Auf der weit ausladenden Brüstung der Mauer, welche die Pfeiler der Veranda miteinander verband, saß ein junges Mädchen in hellem Morgenkleid, den schmalen langen Fuß gegen die Erde stemmend. In ihrem Schoß lag ein Buch, aber sie hatte den Kopf erhoben und schaute mit ihren großen schimmernden Augen gedankenvoll über Blumen und Baumwipfel hinaus in die sonnige Ferne. Die Ranken des wilden Weins, der an den Pfeilern hinaufkletterte, bildeten einen Rahmen um die schlankte Gestalt mit den lichtbraunen welligen Haaren, welche einfach am Hinterkopf in einen Knoten zusammengengenommen, die klare hohe Stirn nicht verdeckten. Die einzelnen Züge waren ein wenig zu groß geraten für das schöne Oval des zartgefärbten Gesichts, und das verwaschene, sehr einfache Kleid — die ungenierte Stellung erinnerte noch an Georgs gefürchteten Vadsch. Sie war so in Gedanken vertieft, daß sie des Betters Annäherung erst gewahr wurde, als ein großer Busch taunasser Farrentwedel leise ihre Wangen berührte und sich auf ihr Buch niedersenkte. Mit einem

schnellen Sprung stand sie auf den Füßen und starrte dem Ankömmling erschrocken ins Gesicht. Eine flammende Röte stieg allmählich bis in ihre Schläfe hinauf, die Überraschung verwandelte sich in Verdruss, sie warf den Kopf zurück und stieß mit dem Fuß die Farrenblätter zur Seite. Georg begann sich zu entschuldigen, er hatte noch immer den Backfisch im Sinne gehabt, und geriet jetzt ein wenig aus der Fassung dieser hochgewachsenen jungen Dame gegenüber, auf die er von seiner eigenen Höhe nicht so erhaben herabsehen konnte, wie auf die meisten andern ihres Geschlechts. Doch überwand er die ungewohnte Befangenheit noch schnell genug und hatte die Kousine bald wenigstens so weit versöhnt, daß sie ziemlich steif ihre Hand in die seine legte und ihm mitteilte, daß Mama eine Brunnentur gebrauche und darum erst spät zum Frühstück erscheinen werde. Ohne ihre Einladung abzuwarten, nahm Georg am gedeckten Tisch Platz und streckte seine Glieder behaglich in dem bequemsten Korbstuhle, der sich ihm darbot. „Du wirst nicht so grausam sein und mich noch länger auf eine Tasse Kaffee warten lassen, Kousine“, sagte er bestimmt. „Ich komme heute morgen schon von der Försterei und habe von Tante Christel noch keinen Mund voll Frühstück erhalten. Wenn du mir nicht zu Hilfe kommst, wirst du das Vergnügen haben, mich vor deinen Augen verschmachten zu sehen.“ Nun lächelte sie doch ein wenig, und zwei kleine Grübchen erschienen in den Wangen, während sie mit einem halb scheuen, halb belustigten Blick die Riesengestalt und das frische Antlitz des Erschöpften streifte. Sie füllte ihm Tasse und Teller, und er beobachtete sie mit Befriedigung, während sie mit den weißen kräftigen Händen das Brot schnitt. Dann machte er sich munter an die Arbeit und unterhielt dabei abwechselnd die Kousine und den Wenzel, der immer noch hier und da am Tische zu ordnen fand, nur um den Anblick seines geliebten jungen Herrn möglichst lange zu genießen. Als der erste Appetit notdürftig gestillt war, griff Georg nach dem zierlichen Band in Goldschnitt, den Marie auf den Tisch gelegt hatte. Sie runzelte die Stirn ein wenig und machte eine Bewegung, als wollte sie ihm das Buch aus der Hand nehmen. Aber er ließ sich nicht stören: „Was hast du denn da? — Novellen — ach, nur Verse!“

„Sie hat die goldnen Augen
Der Waldestönigin“ —

bellamierte er lachend. „Welch eine Idee! Hast du schon 'mal goldne Augen gesehen, Mariechen?“ „Gib mir das Buch“, sagte sie hastig und ärgerlich. Er mußte schon wieder eintreten: „Ist es dein Lieblingsdichter, der mit den goldnen Augen? dann bitt' ich tausendmal um Verzeihung.“ Sie schüttelte den Kopf: „Von meinem Lieblingsdichter werd' ich mit dir nicht reden!“ Und dann wandte sie sich halb trotzig, halb verlegen zur Seite. Er sah sie noch einmal prüfend an und mußte der Tante recht geben, daß sich der Backfisch zu seinem Vorteil verändert habe. Wie zart war die Farbe ihrer Haut — ein unvergleichlicher Teint — und wie reizvoll das schnelle und tiefe Erröten, das die harmloseste Rederei, die leichteste Erregung ihr in die Wangen trieb! Die Augen, welche sich jetzt hartnäckig der Aussicht zuwandten, waren jedenfalls sehr schön, und von einer schwer zu bestimmenden Farbe. Wahrscheinlich, sie hatten einen goldigen Schimmer. Georg hätte ihr das gern gleich gesagt, wenn er nicht gefürchtet hätte, ihren Unwillen noch einmal auf sich herabzuziehen. Sie begann jetzt Brotkrumen zu streuen für einige Finken und Spazzen, welche schüchtern die Brocken aufspickten, schnell wieder davon fliegend, wie erschrocken über ihre eigene Dreistigkeit. Georg mußte unwillkürlich denken, daß die Spenderin selbst etwas an sich habe von einem halbgezügelter Vogel, ihr Wesen so wechselnd und unberechenbar schwanke zwischen Zutrauen und Sprödigkeit.

Wie seltsam, daß Emma von Reischach, die wohlgeschulte füsige Frau, sich solch eine Tochter erzogen hatte! Die Erziehung war wohl schwerlich schon vollendet, und das Mädchen sicher noch ein ungechliffener Edelstein, trotz ihrer neunzehn Jahre und ihrer hohen Reischachschen Gestalt. Wie wenig

wußte sie die schönen Augen Georg gegenüber zu gebrauchen, und er, an dergleichen Attaden nur zu sehr gewöhnt, empfand ihre Zurückhaltung nicht ohne Verdruss. Umso größer wurde die Lust, den Wall, hinter den sie sich unbewußt verschanzte, zu durchbrechen, aber weil er es seiner Meinung nach nur mit einem Kinde zu thun hatte, wurde es ihm schwer den rechten Ton zu treffen, und die Unterhaltung kam erst in Fluß, als sie ihm erzählte, daß sie so gern hier in Reuhof das Reiten lernen wolle. Mama habe nichts dagegen, aber des Onkels Rutscher und Faktotum, die höchste Autorität des Reitstalls, weigere sich entschieden, ihr ein Pferd zu stellen. Die goldigen Augen sahen Georg dabei so bittend und kindlich verlangend an, daß dieser, seine übrigen wichtigen Geschäfte und Obliegenheiten gänzlich vergessend, — eine wirksame Färsprache beim alten Friedrich einzulegen versprach, und sich selbst der Kousine als Reitlehrer anbot. Sie schlug entzückt die Hände zusammen und begann lebhaft zu danken, — als aber die Mutter jetzt am Eingang der Veranda erschien, brach sie schnell ab und zog sich schüchtern und linksch mit einer Handarbeit hinter den Tisch zurück.

Die Begrüßung zwischen Frau Emma und Georg war nicht eben überwältigend herzlich, und es entspann sich ein kühles, oberflächliches Gespräch, das Georg noch früher abgebrochen hätte, wenn es ihm nicht um das Vergnügen zu thun gewesen wäre, Mariens heimliche Ungeduld zu beobachten. Er that, als bemerkte er die scheuen und doch dringlichen Blicke und das Mienenspiel nicht, mit dem sie ihn an sein Versprechen wegen des Pferdes zu erinnern suchte, endlich aber hatte er doch Mitleid mit ihr und erbat sich in möglichst gleichgültigem Tone von der Mama die Erlaubnis zur Reitsunde. — Diese hatte nichts dagegen einzuwenden, — sie benutzte den Aufenthalt in Reuhof, um gründlich der Ruhe zu pflegen, und das ausschließliche Zusammensein mit der Tochter, die ihr im Grunde der Seele ebenso unympathisch wie unverständlich war, wurde ihr auf die Dauer in der ländlichen Einsamkeit oft lästig.

„So laß uns gleich diese Morgenstunde benutzen“, mahnte Georg mit lachendem Gesicht, und wie ein Pfeil schoß sie sofort hinaus, um sich umzukleiden. Schmetternd flog die Thür hinter ihr zu, so daß die Mama schmerzlich berührt die Augen schloß.

Als Georg das eigenhändig gesattelte Pferd vorführte, stand Marie schon auf der Rampe in einem improvisierten, nicht eben sehr korrekten Reitkostüm, mit tief geröteten Wangen, schwanke zwischen Entzücken und Zaghaftigkeit. Georg hatte schon mehr als eine Reitsunde dieser Art gegeben, aber noch nie war ihm das Geschäft so unterhaltend erschienen wie heute. Sie überwand nach und nach ihr anfängliches Ungeschick, ihre Scheu vor dem Pferde sowohl wie vor dem Lehrer, und als er ihr aus dem Sattel geholfen hatte und sich zur Rückkehr nach Althof anschickte, dankte sie ihm mit leuchtenden Augen und einem so herzhaften Händedruck, daß er gar nicht anders konnte, als ihr für den nächsten Tag eine Wiederholung des Vergnügens zu versprechen.

Zu Christinens Befriedigung nahm er auch an der Ausfahrt teil, und als man den Heimweg antrat, troch er sogar mit in den Bauch der alten Kutsche, statt oben auf dem Bock seine Zigarre zu rauchen. Gute Tante Christel, dir kam gar keine Ahnung davon, wem der exemplarische Reffe dieses Opfer brachte. Er verhielt sich übrigens ziemlich schweigend, und Marie schien in ernstestrigem Gespräch mit der Tante seine Anwesenheit fast zu vergessen. Christine war Mariens Gewissensrat und teilnehmende Freundin. Aus dem dünnen weltlichen Kreise, den Frau von Reischach um sich gebildet hatte, fühlte sich das Mädchen nach Althof gezogen, wie die Pflanze zum Licht, Nahrung suchend für ihr reges Gemütsleben, das sich an den Dingen dieser Welt nicht genügen lassen wollte. So mochte sie auch heute die Stunde nicht versäumen, um ihr Herz ein wenig auszuschnitten. Georg fühlte sich zuerst belustigt, dann unwiderstehlich bewegt durch diesen neuen Einblick in ihr Wesen, und konnte die Augen nicht von ihr abwenden, wie sie

ihm so selbstvergessen gegenüber saß, an Christinens Worten hängend, die Hände zuweilen im Laufe der eifrigen Rede mit einer energischen innigen Bewegung faltend, die ihr ganz besonders eigen war. Endlich bemerkte sie, daß seine Blicke lächelnd auf ihr ruhten, die lebhafteste Röte stieg wieder in ihre Wangen, sie wurde schweigsam und lehnte sich zuletzt still zurück, während Christine in der zunehmenden Abenddämmerung sanft einnickte. „Worüber denkst das große Kind jetzt nach?“ fragte sich Georg. Er hätte sie gern selbst danach gefragt, aber es war wohl gethan, daß er es unterließ, denn ihre Gedanken waren angelegentlich mit dem Vetter selbst beschäftigt, den sie heute so gut wie neu kennen gelernt hatte. Die Mama hatte ihr gesagt, daß er ein übermüthiger, frivoler Mensch sei, der seinem Onkel schon vielen Kummer bereitet habe. Aber war er nicht Bruder Hugos bester Freund und Tante Christels Liebling? Und Tante Christel war so gut, so klug und so ernst gesinnt. Jedenfalls war es darum nicht nötig, ihn zu den ganz schlechten Menschen zu rechnen. Sie mußte wünschen, ihn näher kennen zu lernen, und dann begann sie sich zu fragen, ob er wohl Wort halten und morgen wieder zur Reitschule kommen würde.

Er kam wirklich, und nachdem der Unterricht in der Bahn vorüber war, ließ er ihr zum Vergnügen das Pferd noch ein Stück durch den Park gehen. Marie hatte in ihrem Leben noch sehr wenig Aufmerksamkeiten genossen, außer der gewohnten Sorgfalt ihrer nächsten Angehörigen, und so kam es ihr fast wie ein entzückender Traum vor, daß der schöne, elegante Herr so geduldig in der Sonnenhitze neben ihrem Pferde herlief, daß er es der Mühe wert fand, ihr so viel amüsante Geschichten zu erzählen, und daß er sogar zuhörte, wenn sie ihm selbst eine schüchterne Mitteilung machte und er durch freundliche Fragen immer mehr aus ihr herauslockte. Am Nachmittag folgte ein weiter Feldspaziergang mit Tante Christel und eine traumliche Theestunde unter den Althofer Linden. So wie an diesem Tage ging es weiter, drei lange Sommerwochen hindurch. Wenn Christine zuweilen etwas verwundert war, daß Georg in diesen Ferien so sehr viel Zeit für sie und Mariechen übrig hatte, so erwiderte er ihr lachend, daß er nun einmal die Ausbildung der Koufine übernommen habe und nun auch verpflichtet sei, sich der Sache mit gehöriger Energie zu widmen. Und warum sollte sich Tante Christel nicht an dem harmlosen Verkehr der jungen Leute ergötzen, der Farbe und Leben in ihr einsames Dasein brachte?

Frau Emma war abgespannt und ruhebedürftig und fand nichts Auffallendes dabei, daß Marie jetzt mehr in Althof wie in Neuhoß zu finden war. Und Marie selbst? Für sie zählten bald nur noch die Stunden, die sie mit Georg zusammen verleben durfte, dazwischen lag nichts anderes mehr als ein süßes Erinnern, ein glückliches Erwarten.

Seit Georg Marien neu kennen gelernt hatte, erschien ihm der Gedanke einer Verbindung zwischen ihr und dem Vornamen erst recht unglaublich und unendlich, und es dauerte nicht lange, so hatte er sich überzeugt, daß Marie selbst noch keine Ahnung von dem hatte, was ihre Mutter für sie erhoffte und erstrebte. Vor seinem hellen Blick lag ihr Herzenszustand bald genug ganz offen da. Sie war dem Onkel in ihrer kindlichen, redlichen Weise treu ergeben, und ihre Mutter hatte dafür gesorgt, das Bewußtsein dankbarer Abhängigkeit beständig in ihr wach zu erhalten: „Das hat mir der Onkel geschenkt — würde der Onkel uns das erlauben, Georg?“ Diese und ähnliche Worte führte sie beständig im Munde, aber eine große Scheu vor dem älteren, unzugänglichen Manne, der vergebliche Wunsch ihn besser verstehen, ihm rückhaltlos vertrauen zu können, war daneben deutlich zu erkennen, und diese Beobachtungen erfüllten Georg mit lebhafter Befriedigung.

Nach vierzehn Tagen kam Hugo auf kurzen Urlaub nach Neuhoß, und nun waren die jungen Leute erst recht vom Morgen bis zum Abend zusammen. Georg wußte den guten, nicht eben sehr scharfsichtigen Leutnant aufs Beste zu benutzen. Hugo war immer zur Hand, wenn seine Gesellschaft

der älteren Damen wegen wünschenswert erschien, und es war dann auch nicht allzuschwer, ihn unter einem passenden Vorwand wieder auf eine Weile los zu werden. Schließlich aber wurde er doch zum unschuldigen Verräther an Georg. Er hatte so oft seine Mutter darüber klagen hören, daß Marie doch gar zu ungeschickt und sonderbar sei und gar nichts Anziehendes besäße, und so dachte er Frau von Reischach ein besonderes Vergnügen zu bereiten, als er sie lachend darauf aufmerksam machte, welch einen distinguirten Cavalier sich Marie zugelegt habe. Die Mutter hatte Mühe, ihren Schreck zu verbergen, — sie begann die gleichgültigen Augen jetzt weit zu öffnen und sah bis zum Abend des folgenden Tages schon viel mehr, als ihr Sohn sich hatte träumen lassen. Sie brachte die halbe Nacht damit zu, ein diplomatisches Schreiben an den Vetter in Ramin zu verfassen, und nachdem sie es in aller Frühe abgeschickt hatte, eilte sie nach Althof, um Christine zur Rede zu stellen. Es lag nichts näher, als dieser den unverzeihlichen Mangel an Wachsamkeit in die Schuhe zu schieben, und Christine war so erschrocken und verblüfft, daß sie gar nicht imstande war, Emmas Vorwürfe von sich abzuwehren. Sie versuchte, sich und die Koufine damit zu trösten, daß das Ganze nur eine vorübergehende Spielerei Georgs sei, um die Langeweile des ländlichen Aufenthalts abzukürzen, dann aber war es erst recht die höchste Zeit, ein Ende mit dem bisherigen Zustand zu machen.

Christine war keine Diplomatin wie Emma, und sie wußte weiter nichts zu thun, als den Neffen abends beim Thee zu fragen, ob er denn seine Reise nach Pommern ganz aufgegeben habe. Georg sah sie erstaunt an: „Hast du meine Gegenwart denn schon so satt, daß du mich aus dem Hause werfen willst, Tante Christel?“

„Das nicht, Georg“, — sie wurde ganz rot und hantierte unruhig an ihrer Theemaschine umher. Er lächelte, aber in seinen Augen blühte es ungeduldig auf, natürlich hatte er sie verstanden. Christine fühlte ihr eigenes Ungeschick und zog es vor, die weiteren Maßregeln Emma zu überlassen. Aber zwischen ihr und dem Neffen stieg es wie ein kühler Nebel auf, leicht und durchsichtig im Anfang, aber immer dichter, kälter und trennender werdend im Lauf der Tage.

Am folgenden Morgen erschien ein Bote vom Schloß in Althof: das gnädige Fräulein befänden sich nicht wohl, und der Herr Baron möchten sich zur Reitschule nicht herausbemühen. Hugo war bereits abgereist, und als Georg am Nachmittag nach Neuhoß kam, war keine der Damen zu sprechen. Am nächsten Morgen empfing ihn Frau von Reischach. Marie war eben fortgefahren, um einen lange beabsichtigten Besuch auf dem Nachbargut Erlau zu machen. Sie würde nicht vor Mittwoch zurückkehren, und heute war Montag. Am Dienstag Nachmittag wurde in Althof Georgs Pferd vorgeführt: „Wo willst du hin?“ fragte Christine. Er zögerte einen Moment mit der Antwort und wurde dunkelrot: „Nach Erlau“, sagte er dann mit fester Stimme und sah ihr gerade ins Gesicht: „Hast du etwas an Marie zu bestellen?“

„Nein, gewiß nicht“, erwiderte sie eben so bestimmt und wandte ihm den Rücken. Sie würde ihm ihr Mißfallen noch deutlicher kund gegeben haben, hätte sie gewußt, was diese zwei Tage der Trennung und der auf allen Seiten drohende Widerstand für Georg gethan hatten, und mit welcher bestimmten Absichten er den Weg nach Erlau einschlug. Den Vorwurf der Spielerei sollte ihm von nun an niemand mehr machen dürfen.

Das Pferd triefte von Schweiß nach dem übermäßig schnellen Ritt in der heißen Augustsonne, als er vor dem Erlauer Gartensaal zur Erde sprang.

Marie stand mit den Töchtern des Hauses in der Thür, um ihn zu bewillkommen. Scheu hielt sie sich im Hintergrund, bis er die andern begrüßt hatte, so daß an sie zuletzt die Reihe kam. Aber Georg hatte das Aufleuchten ihrer Augen wohl gesehen und fühlte das Zittern der Hand, die einen Augenblick in der seinen ruhte. Er wußte, daß es die überwältigende Freude nach der kurzen kummerreichen Trennung

war, die ihren Mund verstummen ließ in der fremden, lauten Umgebung. Der Gesellschaft erschien sie still wie gewöhnlich, und er unterhaltend und übermütiger denn je zuvor. Einmal nur im Laufe des Nachmittags, hinter der Tagushede, welche den Erlauer Krocketplatz begrenzte, standen die beiden unbeobachtet nebeneinander, während die übrigen in eine lebhaft Diskussion über einen streitigen Schlag vertieft waren. „Ich bin dir böse, Marie, sehr, sehr böse“, sagte er zu ihr mit dem ernsthaftesten Gesicht, das er anzunehmen imstande war, „war das hübsch von dir, mich so schlecht zu behandeln, und ohne Abschied davonzufahren?“ Die Thränen standen in ihren Augen, sie sah zu ihm auf mit dem Ausdruck der innigsten Reue und selbstvergessener Hingebung. „Verzeihe mir Georg, — wenn du wüßtest, wie schwer es mir wurde, aber die Mutter“ — In dem Augenblick schien es ihm fast unmöglich an sich zu halten und sein geliebtes Eigentum nicht da und dort angefaßt der ganzen Welt in seine Arme zu schließen.

„Ich verzeihe dir noch nicht ganz. Genugthuung sollst du mir noch geben, Mariechen, verlaß dich darauf“, und er sah sie an mit einem Blick, vor dem sich ihre Augen eilig senkten. „Herr von Reisch, Sie sind an der Reihe!“ rief es nach ihm von allen Seiten. Wie verwünschte er das Spiel und die ganze Gesellschaft! — Marie aber bewegte sich den ganzen Abend über wie in einem Traum, überströmt von einem Gefühl des Glückes, das keiner Steigerung mehr fähig schien.

Als Georg spät, in schweigender Nacht nach Hause ritt, glaubte er sein Schicksal entschieden, und seine Zukunft unauf löslich an Marie geknüpft zu haben. Die Hindernisse, die einer Verbindung mit ihr im Wege lagen, meinte er genau zu kennen. Er rechnete fest auf ihre Treue und Hingebung, und welsch einen Überfluß an Energie und Ausdauer verspürte er in sich selber! Es war freilich schade um den einfachen langsamen Weg, den ihm der erwählte Beruf vorzeichnete, um die Jahre, die vergehen mußten, bis er soweit selbstständig sein würde, um Marie von Mutter und Vormund fordern zu dürfen. Den Widerstand der beiden Frauen glaubte er leicht bewältigen zu können, und der Baron? — Hier verspürte Rosine einen Ruck und Druck von seiten ihres Reiters, daß sie gereizt in die Höhe fuhr — auch der Baron würde mit der Zeit Vernunft annehmen müssen! Noch war er nach Georgs Meinung sicher in Ramin, und war es denn ein Verrat, wenn der Nefse seine Abwesenheit benutzte, um das Band zwischen sich und Marie zu befestigen? Sie war ja noch ganz frei, und auf das müßige Gerede der Leute brauchte er keine Rücksicht zu nehmen. In unbewußtem Egoismus betrachtete er sich und Marie als den Mittelpunkt aller Dinge, und pochte rücksichtslos auf das Recht der Jugend und der Liebe.

Erzählten die Steine am Wege ihm nicht von einem anderen Reiter, der vor Jahren dieselbe Straße oft genug gekommen, bewegt von ähnlichen leidenschaftlichen Erwägungen? Hatte ihm die grüne Tagushede in Erlau nichts zugeflüstert von einem anderen Liebespaar, das an derselben Stelle sich zuerst gefunden? Nein, Georg dachte heute mit keinem Gedanken daran, daß es in Erlau gewesen, wo sich seine Eltern kennen gelernt, von wo aus sie zusammen entwichen waren. Und hätte er daran gedacht, ein Vergleich zwischen damals und jetzt würde ihm schwerlich in den Sinn gekommen sein.

Marie sollte am nächsten Tage gegen Mittag nach Neuhof zurückkehren, und am Nachmittag machte sich Georg dahin auf. Er hatte eben die Brücke betreten, als er Marie auf sich zukommen sah. Sie näherte sich ihm mit gesenktem Kopf, so daß ihr breiter Strohhut das Gesicht fast vollständig verbarg. Es fiel ihm auf, daß sie sich heute viel sorgfältiger als sonst gekleidet hatte. Für gewöhnlich ging sie achtlos mit ihrem Anzug um, und Frau Emma war zu sparsam, um ohne triftigen Grund hier auf dem Lande die guten Toiletten ans Licht zu bringen. Das Kleid von dunkler, durchsichtiger Gaze kleidete Mariens zarten Teint gar reizend, ebenso die großen, frischgepflückten Rosen, welche in dem dunkeln, reichen

Spizenschmuck dicht an dem weißen schlanken Hals befestigt waren.

Das Entzücken über die unerwartete Begegnung brachte Georg fast um alle Vorsicht und Zurückhaltung. Er ergriff ihre beiden Hände und hielt sie fest: „Du wolltest nach Althof? Komm, laß uns erst einen kleinen Gang durch den Wald machen. Tante Christel ist heute sehr schlechter Laune, und du wirst ihr zu früh kommen.“ Aber Marie schüttelte ängstlich den Kopf: „Laß mich, Georg, ich darf mich nicht aufhalten. Nur die versprochene Handarbeit wollte ich der Tante bringen, und dann gleich wieder zurückkehren. Ich muß in einer halben Stunde zu Hause sein, um den Onkel zu begrüßen. Er hat sich den Wagen zum Nachmittagszuge an die Bahn bestellt.“ „Der Onkel!“ Georg fuhr zurück, die Nachricht war zu überwältigend unangenehm, und es dauerte einen Augenblick, ehe er versuchen konnte, unter scherzender Rede seinen Schreck und seinen Ärger zu verbergen. „Du träumst wohl, Mariechen, der sitzt ja in Ramin und prügelt seine lieben Unterthanen. Er hat mehr zu thun, als jetzt hierher zu kommen und uns die Sommerferien zu verderben.“ „Pfui, Georg, wie kannst du solch häßliche Reden führen!“ — zugleich mußte sie aber doch wider Willen lachen über die ungezogene Grimasse, mit der Georg seinen Gefühlen Ausdruck gab. „Laß mich, ich bitte dich, und nimm du das Paket für Tante Christel, es ist schon viel später, als ich dachte“, und sie sah ängstlich nach ihrer Uhr. „Deine Uhr geht vor, wie immer, und dieser Zug verspätet sich regelmäßig. Ich will dein kostbares Päckchen besorgen, aber dann mußt du noch einen Augenblick hier mit mir verplaudern.“ Er setzte sich auf die breite Brüstung der Brückenmauer, Marie sah sich befangen um. Einige Arbeiter mähten den Grunt am Wasser, sonst lagen Wälder und Wiesen in heißer stiller Ruhe und Einsamkeit, nur die kleinen rastlosen Wellen der Ens jagten einander funkelnd im Sonnenschein. Ein süßer, lähmender Damm hielt sie gefangen, unmöglich konnte sie jetzt schon umkehren. „Sehe dich zu mir“, sagte er mit gedämpfter Stimme, aber sie blieb neben ihm stehen und begann einen Strauß von Blättern und Gräsern zu zerplücken, den sie in der Hand hielt. Die grünen Blätter fielen ins Wasser und glitten schaukelnd und tanzend unter die Brücke: „Sieh, wie sie sich drehen“ — sagte Marie stockend, um seine Blicke von sich abzuwenden. „Weißt du noch, wie wir als Kinder hier Schiffchen aussehten, und hofften, daß sie das Meer erreichen würden? Wie sehnte ich mich, ihnen folgen zu dürfen!“

„Schnst du dich auch heute ihnen nach, von hier fort?“

„Nein, heute nicht.“ Ein einziger Strahl ihrer Augen begegnete den seinigen, dann senkte sich der Strohhut wieder über ihr Gesicht. Er legte sich ungeniert lang auf die Mauer hin, stützte den Kopf in die Hand, und konnte nun wieder bequem beobachten, was unter dem Hut vor sich ging: „Was thust du jetzt, Mariechen?“ fragte er, als er sah, daß sie einige grüne Halme mit unsicherer Hand auf künstliche Weise verknüpfte.

„Ich mache einen Grasskranz — der gibt ein Orakel, weißt du. Wird der Kranz schön rund und völlig, so bedeutet es ein „ja“ auf die gestellte Frage, und zerfällt er in unzusammenhängende Stücke, so heißt es „nein“.“

„Was sollen dir die Grasshalme sagen, Mariechen?“

„Gar nichts!“ erwiderte sie schnell.

„Meinetwegen kannst du dir etwas wünschen.“

„Nun denn — soll ich sagen, was es ist?“

„Nein, nein, das ist gar nicht nötig. Sieh! da bin ich schon fertig — ach —“ die Halme fielen in zwei Stücke auseinander, und ein so lebhafter Ausdruck von Schreck und Enttäuschung malte sich auf ihrem Gesicht, daß Georg hell auf lachte: „Oh du abergläubisches Kind! Nimm dir's nicht zu Herzen — morgen, wenn wir zusammen in den Wald reiten, wollen wir das Orakel noch einmal fragen. Du sollst dann auch wissen, was es ist, das ich mir wünsche, mir ist gar nicht bange um die Erfüllung, mögen die Grasshalme oder die Menschen „nein“ sagen, so oft sie wollen.“ Er hatte sich bei den letzten Worten aufgerichtet und sah ihr strahlend und



Ausbruch eines Cyllons in dem Felsengebirge von Nordamerika.

siegesgewiß in die Augen. Aber ihr Gesicht blieb verstört — gestern abend noch hatte sie ihrem Kopfkissen das glücklichste, wunderbarste Geheimnis zugeflüstert, mit klopfendem Herzen war sie dann nach Haus gefahren, dem Wiedersehen entgegen, aber seit der Baron sich angemeldet, war es ihr, als habe sich eine Wolke vor die Sonne geschoben, und eine undeutliche Furcht erfüllte ihre Seele, die sie nicht ganz zu bannen verstand. Das gespannte Verhältnis zwischen Georg und dem Onkel, soweit sie es kannte, war freilich schon Grund zur Unruhe genug, und sie sagte mit gedrückter Stimme: „Morgen wird der Onkel mit mir ins Feld fahren wollen, und dann haben wir keine Zeit zur Reitsunde — es wird überhaupt anders werden jetzt, Georg, wir müssen recht rücksichtsvoll sein gegen den Onkel, Tante Christel wünscht das auch.“

„So komme ich ganz früh“, tröstete er, „der Onkel wird morgen viel zu thun haben. Du mußt nur die Kourage nicht ihm gegenüber verlieren, und mußt dir deine Selbständigkeit wahren.“ — Er wollte noch mehr sagen, als der Neuhofer Jagdwagen mit dem Baron schnell wie der Blitz an ihnen vorbeirollte. Sie hatten seine Annäherung gar nicht bemerkt, da ihre Blicke stromaufwärts gerichtet waren. Der Kutscher grüßte, Herr von Reisch nicht — Georg und Marie aber waren zu überrascht, um eine grüßende Bewegung zu machen. Sie stand einen Augenblick wie erstarrt, dann schlug sie die Hände zusammen: „Ach, Georg — Georg“, rief sie klagend, „wie soll ich mir das verzeihen!“ Und ohne Antwort und Abschied abzuwarten, stürzte sie eilig davon und war schon unter den Parkbäumen verschwunden, ehe er sich recht besinnen konnte. Da stand er nun und bohrte zornig die Absätze seiner Stiefel tief in den Sand ein. Wie war es nur möglich, ein solches Gewicht auf ein so geringes Verfaßnis zu legen? Was war das doch für ein widerwärtiger Beweis, wie anspruchsvoll der Baron in seinem Verhältnis zu Marie, wie abhängig ihr ganzes Dasein, ihr Denken und Fühlen von ihm war. Wortkarg und verdrossen saß Georg am Abend Christinen gegenüber: „Weißt du, daß der Onkel angekommen ist, Georg?“

„Ja wohl, er fuhr an mir vorüber.“

„Wie heiß es ist“, sagte sie nach einer stummen Pause und trat an die offene Gartenthür, durch die trotz der späten Stunde auch nicht der leiseste erfrischende Hauch hereindrang.

„Ja wir bekommen bald ein Gewitter, der jetzige Zustand wird allmählich unerträglich!“ und Georg schob seinen Stuhl unfsamt zurück, „Gute Nacht, Tante Christel, ich will draußen noch eine Zigarre rauchen und habe nachher zu arbeiten.“

Sie machte keinen Versuch ihm zu folgen, und starrte schweigend hinaus, wo draußen die durchglühete, durstende Erde unter einem wolkenlosen blühenden Sternhimmel lag. Das Herz war ihr schwer, wie seit Jahren nicht, und ihre Seele schwankte zwischen dem Wunsche, das Gewitter möchte reinigend herniederfahren, und der Angst vor seiner unberechenbaren vernichtenden Gewalt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet.

Luftige Reiseerinnerungen von Hans Arnold.

(Fortsetzung.)

Aber die lange, lange Fahrt — nun schon über sechs- undzwanzig Stunden! — begann doch bereits sich fühlbar zu machen, und von Zeit zu Zeit nickte einer oder der andere aus der Gesellschaft mehr oder weniger verstohlen ein.

Der Enthusiast, dem seine Lebendigkeit über das Gefühl der Ermüdung weghalf, bemerkte dies auch bei anderen Sterblichen nicht, und es konnte geschehen, daß er einen eben sanft Eingefchlummerten mit der glückstrahlenden Frage: „nun, ist es nicht schön hier?“ oder mit einem „immer munter!“ kräftig auf die Schulter schlug, was eine nicht ganz ungerechtfertigte Erbitterung bei dem Geweckten zur Folge hatte.

Die Damen waren auch schweigsam geworden. Die Familienmutter begann sich zu fragen, ob die Depesche, die von dem Normalzustand der Kinder berichten sollte, wohl

schon in Ostende eingetroffen sei, und ängstigte sich ein bißchen auf Vorrat für den Verneinungsfall. Die Frau des Ordnungsliebenden that einen tiefen Schlaf, die Nichte aber sah zum Fenster hinaus und seufzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können — teils aus Sentimentalität wegen des daheim gebliebenen Gegenstandes ihrer Neigung, teils aus Abspannung. Der Herrschsüchtige gab den allgemeinen Gefühlens Ausdruck, indem er kategorisch bestimmte: „Jetzt wird geschlafen!“

Um sich zu überzeugen, ob auch alle gehorsam wären, stellte er sich zuerst, als ob er selbst schon entschlummert sei, fuhr aber, sobald jemand sich rührte, sofort empor und konstatierte den Disziplinsfehler, bis er selbst mit gutem Beispiel voranging.

Der Ruf Ostende! erweckte uns aus unseren allseitigen Träumen. Der Herrschsüchtige, der den Ankunftsmoment verschlafen hatte und empört war, daß er uns nicht zuerst auf das erreichte Ziel hatte aufmerksam machen können, erklärte mit Entschiedenheit, „das wäre nicht Ostende!“ und tritt hierüber mit einer Ausdauer, die um so anerkennenswerter war, als er den streitigen Punkt noch nie gesehen hatte. Als der Zug aber gefühllos stehen blieb, mußte er sich doch „geben“, und stieg kopfschüttelnd aus, indem er immer noch auf einen Irrtum der Lokomotive hoffte. Bereits in Köln hatte der Enthusiast unter allgemeinem heftigen Protest nach Ostende um Zimmer telegraphiert, da sein Berliner Bankier, der zugleich die Stelle des Orakels von Delphi bei ihm vertrat, die Versicherung abgegeben hatte, daß jetzt die Höhe der Saison erklommen, und jeder Raum besetzt wäre. Alle unsere Einwürfe wurden, auf diese Autorität hin, siegreich zurückgewiesen, und der Enthusiast warnte uns beständig, uns auf dem Ostender Bahnhof in acht zu nehmen, damit uns die Fülle der ankommenden Fremden nicht zerquetsche.

Infolge dessen betraten wir mit angenehmem erwartungsvollem Schauer die Erde des berühmten Badeorts. Vorläufig bestand die Menschenmenge nur aus uns selbst und noch etwa drei anderen Ankömmlingen, was uns natürlich zu höhnischen Blicken auf den Enthusiasten berechnete, der für seine Person that, als müßte er sich durch einen Knäuel von Reisenden durchwinden.

Mit einer Dienstbeflissenheit, die ebenfalls nicht auf Überfüllung der Hotels schließen ließ, eilten die verschiedenen Portiers von ihren Hotelomnibussen herbei, um die Fremden einzufangen mit den Rufen: Océan, Continental, Plage, Littoral etc. Dieser Vorgang machte uns sofort klar, daß die Depesche zu den unnötigsten Ausgaben der Reise gehört hatte!

Da unser Schicksal schon entschieden war, folgten wir dem sehr vornehmen, äußerst englisch aussehenden Portier des Hotels C . . . , der uns herablassend winkte. Zu allgemeiner Freude wurde noch zwischen Koupee und Omnibus konstatiert, daß der blonde Denis aus Köln auch in Ostende ausgestiegen war. Händereibend ob dieser frohen Entdeckung folgten die Damen ihren natürlichen Beschützern.

Der Enthusiast, der sich von anderen Menschen inforn nicht unterschied, als er gern recht behielt, frug den Portier beim Einsteigen mit einer gewissen Gier: „Es ist wohl alles übertoll in Ihrem Hotel?“ „O nein!“ sagte der Portier würdevoll verbindlich in etwas gebrochenem Deutsch, „wir haben nicht viel Volk!“ Der Enthusiast zog sich infolge dessen gedemütigt zurück, von unseren: „sehen Sie!“ und „siehst du!“ zu seines Nichts durchbohrendem Gefühle gebracht.

Der Omnibus setzte sich in scharfen Trab, und nach einer kurzen, schweigend zurückgelegten Fahrt erreichten wir das Hotel, ein großes, prächtiges Gebäude, mehr einem Palast, als einem Wirtshaus ähnlich. Der freundliche Wirt, der aussah wie Gambrinus in verbesserter Auflage, empfing uns lächelnd mit der erhofften Depesche, die über das Befinden der Kinder beruhigte.

Wir waren zu ermüdet, um unsere im dritten Stock belegenen Zimmer noch zu ersteigen, und vertrauten uns dem Aufzug an. Zu unserer großen Belustigung sagte der vor-

nehme Portier, als wir eben einsteigen wollten, warnend: „Tritt, Madame!“ eine Zusammenstellung, welche uns ein schlesisches Küchenkraut erheiternd ins Gedächtnis rief und zugleich die nötige Vorsicht einschärfte.

Unsere Wohnung bestand aus drei aneinanderergrenzenden Zimmern. Um die ganze Etage lief ein schmaler Balkon, auf den sämtliche Wohnräume mündeten und mittels dessen man sich gegenseitig besuchen konnte. Von diesem Balkon aus sah man direkt auf die See hinaus, deren frisches, majestätisches Rauschen uns als erquicklichstes Wiegenlied am ersten Abend in Ostende in den Schlaf sang.

Wie durch Zauberschlag fanden wir beim Erwachen die Aussicht verändert. Die Ebbe war eingetreten, und wo gestern noch die dunkeln Wellen mit ihren weißen Schaumkämmen düster einherrollten, hatte sich jetzt das heiterste, bunteste Strandbild entfaltet.

Auf dem gelben, weichen Sande wuchsen wie Pilze eine Anzahl zierlicher weißer Zelte mit flatternden farbigen Fähnchen empor, um die sich als allerliebste Staffage eine Anzahl von Kindern gruppierte. Scharenweise zogen sie heran, mit kleinen Karren, Hacken und Schaufeln in den Händen, gelbe Strandschuhe an den Füßen und große Hüte auf den Köpfen. Die kleine Gesellschaft machte ganz den Eindruck, als wenn sie eben einem Kate Greenaway'schen Bilderbuch entlaufen wäre!

Inzwischen rückten die Badekarren heran. Das sind kleine, auf zwei Rädern ruhende, feste Holzbuden, innen durch eine sehr primitive, hölzerne Bank, einen Spiegel und einige Kleiderhaken für die Badenden eingerichtet. Die Fensterchen an den Seiten ermöglichen die Verbindung mit dem Kutscher, der durch dieselben seine zehn Centimes in Empfang nimmt, und durch Klopfen mit dem Peitschenstiel an die Scheibe oder auf die Wagendecke andeutet, wann er abfährt und wann er angekommen ist.

Das Gefährt bewegt sich in ziemlich raschem Tempo bis in die See hinein und kehrt auf den Standort zurück, wenn der Insasse sich im Wasser befindet. Jeder Wagen trägt seine Nummer groß und deutlich als Schild, und wehe dem Badenden, der sich diese Nummer nicht merkt. Wenn man bedenkt, daß viele Hunderte solcher ganz gleich aussehender Karren nebeneinander stehen, daß sie beständig ihren Platz verändern, und es selbst, wenn man die Nummer genau weiß, schwer genug fällt, sein Domizil wiederzufinden, dann muß man sich in die Seele eines Bedauernswerten versetzen, der im Wasser beständig 391 memoriert, und gerade dadurch mit der Zeit in die düstersten Zweifel gerät, ob sein Karren nicht etwa Nummer 931 trug!

Unsere Gesellschaft, zum größten Teil der Landesfritze unkundig, begab sich etwas schüchtern auf den Schauplatz. Zwei von uns, der Ordnungsliebende und der Enthusiast, kannten die Ostender Badegewohnheiten schon und versorgten uns mit guten Ratschlägen, wie wir uns in- und außerhalb des Badekarrens zu benehmen hätten.

Als Hauptregel wurde uns eingeschärft, uns sofort, wenn der Kutscher durch Klopfen anzeigt, daß er nun abfahren wolle, uns auf die kleine Bank niederzulassen, da sonst die Gefahr des Umfallens zu groß sei.

Die Familienmutter, welche in jeder Weise ängstlicher Natur ist, bestieg gleichzeitig mit den andern ihren Karren. Als der Kutscher klopfte, setzte sie sich so pflichttreu und nachdrücklich nieder, daß die Bank es mit Recht übel nahm und ohne weitere Vorbereitung lautlos zusammenbrach. Die Insassin rollte infolge dieser Perfidie bis an die Thür des Badekarrens und bekam infolge dessen einen plötzlichen, tiefen Abscheu gegen alle Seebäder, die so anfangen.

Ein unmerkliches, sich steigendes Rauschen um den Karren herum — ein Ruck — ein abermaliges Klopfen an die obere Wand — und man war mitten in der See!

Mit einem Gemisch von Staunen, Verlegenheit, Belustigung und Angstlichkeit, das sich nur schwer wiedergeben läßt, fand sich unsere Gesellschaft als allseitige Nixen wieder. Jede, auch die eleganteste Erscheinung — sei es Herr oder Dame — kann hier eine gewisse „Hanswurstigkeit“, wenn man dies Wort

passieren lassen will, nicht von sich abstreifen, und wenn man sich nachher wiederfieht, so bleibt der lächerliche Eindruck dieser Badetracht noch stundenlang unauslöschlich. Wer nicht so luxuriös handeln will, sich einen eigenen Anzug zu kaufen, muß sich einen solchen leihen. Man kann nicht gerade sagen, daß diese geliehenen Gewänder das Schöne mit dem Nützlichen vereinigen. Eine Art graubraune Sträflingskutte ist die durchgängige Damenuniform — die Herren tragen blau und rot-gestreifte Kostüme, und fragen sich nur, ob sie vorteilhafter quer oder lang gestreift aussehen — denn damit sind die Variationen auch hier erschöpft.

Im übrigen hat jeder genug mit sich zu thun, um Wellen und Wind abzufangen, und nachdem man die originellen Damenerscheinungen, die mit Brillantarmbändern und koketten Frisuren in der See herumspringen, eines flüchtigen Blickes gewürdigt hat, amüsiert man sich auf eigene Hand mit dem übermütigen Spiel der Elemente, und vergißt bald, daß man es anders genießt, als daheim!

Ein herrliches Frühstück erwartet den erfrischten Badegast in der Veranda des Hotels. Der Kellner Paul, ein Kosmopolit von reinstem Wasser, der in Afrika tranchieren, in Frankreich servieren, in England arrangieren und wahrscheinlich überall düpiieren lernte, gewann durch sein gutmütiges, intelligentes Wesen die allgemeine Hochachtung. Besonders erfreuend war es, wenn er die Schüssel, ehe er sie auf den Tisch setzte, erst einen Moment der Gesellschaft hinhielt, mit dem stolz bescheidenen Gesicht einer Mutter, die ein besonders wohlgeratenes Wickelkind präsentiert. Die Teller voll braunroter calvettes erinnerten einzig an die Nähe der See — im übrigen war das Menu ganz französisch, und man konnte infolge der leichten Küche eine Anzahl von Gerichten mit herrlichen Namen zu sich nehmen, ohne satt geworden zu sein. Alles war aber vortrefflich zubereitet, und der Enthusiast, der vor jeder Mahlzeit stundenlang mit dem maitre d'hôtel leidenschaftlich ernste Zwiesprachen hielt, wurde durch unser Entzücken über seine gastronomischen Kenntnisse reichlich belohnt.

Auch hier fiel wieder das Talent zur reizenden Anordnung auf. Im Speisesaal war das Dessert zum Diner schon des Morgens aufgestellt, und so oft man den Raum passierte, stand man unwillkürlich bewundernd still vor den glänzenden Fruchtpyramiden, zierlich glasierten Kuchen, Konfektkörbchen und Blumensträußen, die durch dahinter aufgestellte Spiegel verdoppelt zurückgestrahlt wurden.

Nach dem Frühstück begaben wir uns zum erstenmal auf den Hauptweg von Ostende, wo die elegante Welt in den extravaganteren Toiletten zu lustwandeln pflegt. Ein Kranz der schönsten Häuser, Hotels und Privatvillen, sämtlich mit der Aussicht aufs Meer, und in ihrer eigentümlichen Bauart, ihren hellen Farben fast an orientalische Städtebilder erinnernd, zieht sich längs des Strandes hin. Ein breiter, mit Klinkern gepflasterter Damm, die Digue, läuft in einer großen Rundung an den Häusern entlang, mit abfallenden Steinwänden, an denen zur Flutzeit die Wellen hoch emporstäuben, und die bei Ebbe durch breite Steintreppen die Verbindung mit dem Strande ermöglichen.

Den Mittelpunkt der Digue bildet der Kurssaal, der von wirklich märchenhafter Schönheit ist. Wir standen alle bewundernd still davor, und diejenigen unter uns, die schon in Ostende waren, sagten: „nun, ist das nicht herrlich?“ mit einem Gesicht, als wenn sie den Kurssaal eigenhändig erbaut hätten, wozu die Überlegenheit des „ich habe es schon gesehen“ bekanntlich leicht verlockt. Der Herrschjüchtige, gegen dessen Grundsätze es verstieß, etwas zu bewundern, worauf er nicht zuerst aufmerksam gemacht hatte, wurde von uns übrigen gereizt aufgefordert, nun einmal zu sagen, daß er sich über die Größe des Gebäudes wundere, was er denn auch wirklich zögernd zugestand.

Befriedigt über dieses glänzendste Zeugnis, das dem Kurssaal ausgestellt werden konnte, zahlte unser Schatzmeister, der Enthusiast, die erhebliche Eintrittssumme, drei Frank die Person, die uns für diesen Tag den Zugang zu dem Palasterschloß.

Der Kursaal ist ein rundes, in Kuppelform ausgeführtes Gebäude, welches an eine türkische Moschee gemahnt. Es enthält mehrere Tanzsäle, ein behagliches Lese- und Schreibzimmer, und vor allem einen wirklich unvergleichlichen Musik- und Konzertsaal. Dieser Raum, in dem 5000 Personen Platz finden und dessen Wände fast ganz von hohen Glashütern mit dem Blick auf das Meer gebildet werden, wird wohl kaum von einem ähnlichen Saal in der ganzen Welt übertroffen werden. Bei den kolossalen Dimensionen, die er aufweist, sind doch die Verhältnisse so schön, daß er nicht einen Augenblick bedrückend wirkt, und man sich mit dem größten Behagen darin aufhält.

Wir kamen eben zur Generalprobe des Abendkonzertes und amüsierten uns königlich über den Kapellmeister, der an seinem Dirigentenpult alle Stufen der Leidenschaft pantomimisch durchmachte, von der zerfließendsten Sentimentalität bei sanften Passagen bis zur rasendsten Wut, wenn ein Instrument seinen Erwartungen nicht entsprach. Sehr lustigend war auch ein Musiker, der etwas verspätet erschien, seine Flöte aus einem Schwimmanzug wickelte, und darauf losblöte — wahrscheinlich hatte er sich erst durch ein Seebad zu dieser Leistung gestärkt.

Jeden Tag ist Konzert, jeden Abend Réunion mit Tanz im Kursaal. Man geht dort in zwanglosester Weise zu jeder Stunde aus und ein, sieht ein wenig dem Tanze zu, schreibt Briefe im Bibliothekzimmer, oder sitzt auf der breiten, bedeckten Veranda und sieht auf das strahlende Meer hinaus, wo bald ein großer englischer Dampfer majestätisch herankommt, bald eine zierliche Yacht, oder ein paar flinke weiße Segelbote wie Seeschwalben vorbeifliegen.

Die kosmopolitische Gesellschaft, die sich in Ostende zusammenfindet, bot uns nicht wenig Anlaß zu lustigen und ernststen Beobachtungen, die hauptsächlich während der abendlichen Réunions ein reiches Feld fanden.

Die verschiedenen Nationen tanzen ja auch verschieden, und während die Franzosen lebhaft und nicht ohne Anmut sich dem Takte der Musik anbequemen, kriechen die Engländer wie lahme Maikäfer, oder wie Grenadiere auf dem Bataillonsball umher. Mit patriotischem Wohlgefallen konstatierten wir: „die Preußen tanzen doch am besten“, und unter denen wieder die, die in Haltung und Toilette den Offizier in Zivil erkennen ließen.

Schon am ersten Abend hatten wir unsere besonderen Lieblinge, die ihre festen Namen erhielten und immer wieder, teils beifällig, teils ironisch beobachtet wurden.

Da waren „die Badische“, zwei bildschöne, kleine Spanierinnen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, mit langen dunkeln Haaren, hochgezogenen schwarzen Augenbrauen und wundervollen Augen, über die große rote Federhüte die pikantesten Schatten warfen. Da war ferner ein unermüdliches Paar, welches jeden Abend von Anfang bis Ende zusammen tanzte, oder besser troch, ein englischer Lord von etwa neunzehn Jahren im grauen Touristenanzug — mit einer nicht hübschen, aber ganz netten jungen Dame, die nach unserer Ansicht einen besseren Kavalier verdient hätte. Sowie dieses Paar loswalzte, machte der junge Mann ein so jammervolles Gesicht, als wollte er beim nächsten Schritt bitterlich zu weinen anfangen, und diese Miene behielt er bei, bis er seine Dame auf den Platz führte, wo er dann sofort wieder ganz vergnügt auslief.

Er wurde deswegen der traurige Junge, sie wegen ihrer karikierten Ähnlichkeit mit einem reizenden Mädchen unserer Bekanntschaft das häßliche Mädchen genannt. Ob sie sich liebten, war nicht zu ergründen, in jedem Falle trochen der traurige Junge und das häßliche Mädchen den ganzen Abend mit einander in der Runde umher, und nie tanzte eines von beiden mit jemand anderm!

Während wir noch mit größtem Vergnügen saßen, hörten und Bemerkungen austauschten, wurde unsere Aufmerksamkeit durch die Erscheinung unseres Romanhelden aus Köln erregt.

Denis stand, wie es sich für einen Romanhelden paßt, mit übereinandergeschlagenen Armen finster in der Thür und betrachtete melancholisch das Treiben der lustigen Menge.

An der gegenüberliegenden Seite des Tanzsaales saß eine Gesellschaft zusammen, von der sich eine junge Dame durch wahrhaft blendende Schönheit und Anmut abhob. Ob sie unsern Denis an seine verlorene Liebe erinnerte — wie die Damen meinten —, ob sie ihm einfach als „Ding an sich“ gefiel, wie die Herren versicherten — genug, er verließ seinen Platz, näherte sich der reizenden Erscheinung, und nach wenigen Augenblicken flog das Paar im Walzertakt durch den Saal.

Wir alle gestanden uns einstimmig, daß wir nie so hatten tanzen sehen! Wenn man sonst von Schweben im Ballsaal spricht, so pflegt das eine poetische Lizenz zu sein — aber hier konnte man ohne Übertreibung sagen, daß die beiden schwebten, und ein allgemeines Murmeln der Bewunderung lief durch die Reihen der Zuschauer. Ja allmählich hörte ein Paar nach dem andern auf zu tanzen, und jedesmal, wenn Denis und die Schöne wieder antraten, blieben sie unbestritten das Königspaar des Ballsaals. Und sie wußten so genau, wie gut sie zu einander paßten, daß keins von beiden mit jemand anderm in den Reigen trat.

„Für einen Unglücklichen tanzt euer Denis recht flott!“ bemerkte der Herrschjüchtige ironisch.

„Er betäubt seinen Schmerz!“ erwiderte die Familienmutter unwillig.

„Aha!“ sagte der Herrschjüchtige.

Als Denis und seine schöne Partnerin sich mit der Zeit zurückgezogen hatten, erlahmte unser Interesse an den Freuden des Tanzes, und wir begannen uns zum Heimweg zu rüsten, von den verschiedenen Eindrücken des Tages plaudernd, und mit dem festen Vorsatz, herauszubekommen, wer Denis und wer seine bezaubernde Tänzerin sei.

Aus der heißen, lauten Halle des Tanzsaals heraus traten wir in die frische Sommernacht, deren Stille einzig durch das Rauschen des Meeres unterbrochen wurde. Dunkel und traurig rollten die Wellen eine nach der andern heran, hier und da bligte ein Stern am Himmel auf, und aus der Ferne schimmerte der Leuchtturm herüber. Wir saßen noch lange, lange auf den Steinstufen der großen Treppe und ließen uns das bunte Gewirr des Tages im Nachtwind und Wogenrauschen von der Seele spülen.

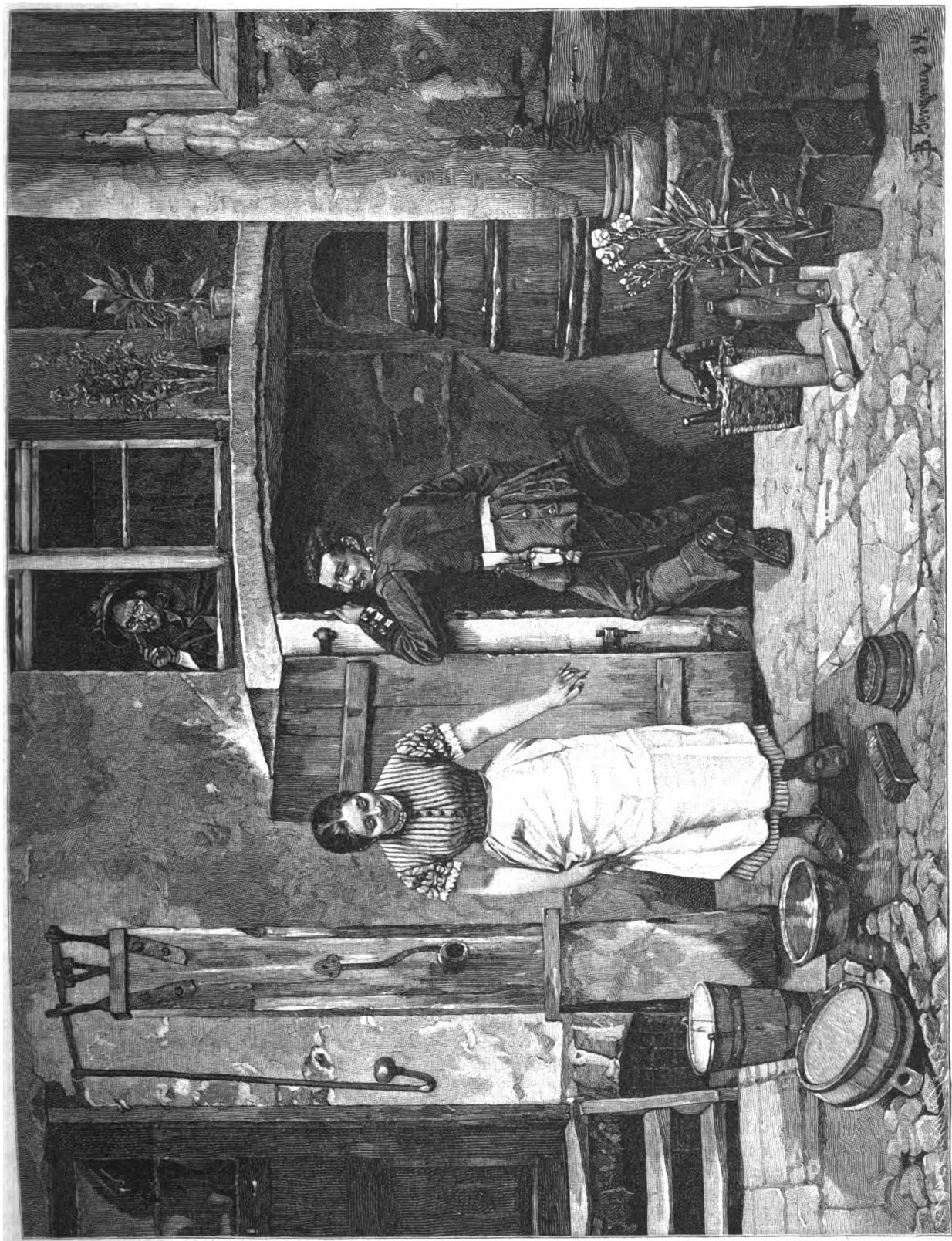
Dann gingen wir langsam und schweigend ins Hotel zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Edikt von Potsdam.

Von Bernhard Rogge.

Im Oktober dieses Jahres sind zweihundert Jahre vergangen, seitdem „der allerchristlichste König“ Ludwig XIV zu Fontainebleau die Aufhebung des Ediktes von Nantes unterzeichnete, und die reformierten Untertanen seines Reiches mit einem Federstrich aller der Rechte und Freiheiten beraubte, die König Heinrich IV nach seinem Übertritte zur katholischen Kirche seinen ehemaligen Glaubensgenossen in jenem Edikte eingeräumt hatte. Bei allen Beschränkungen, welchen die Reformierten in betreff ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit unterworfen blieben, war das Edikt doch immerhin im ganzen ein unschätzbbares Dokument der Toleranz gewesen, unter dessen Schutz sich die evangelische Kirche in Frankreich in Frieden hatte bauen und entwickeln können. Aber schon seit dem Augenblicke, in welchem Ludwig XIV nach dem Tode Mazarins im Jahre 1661 die Regierung selbständig übernommen hatte, waren den Reformierten die ihnen zugesicherten Rechte eins nach dem andern verkümmert und entzogen worden. An die Stelle der Duldung waren von neuem die unerträglichsten Bedrückungen und Verfolgungen getreten, die sich in den bekannten „Dragonaden“ bis zu gewaltsamen Befehrungsmaßregeln steigerten. Die völlige und förmliche Aufhebung des



Don Juan auf der Flucht. Gemalt von A. Genzmer.

Ediktes am 17. Oktober 1685*) war nur der letzte Abschluß einer Reihe von grausamen Maßregeln, durch welche die Lage der Reformierten in Frankreich schon längst eine völlig unerträgliche geworden war. Hatten schon vorher Tausende von Hugenotten mit ihren Familien Heimat und Vaterland verlassen, um in England und in Holland, in der Schweiz und in Deutschland Zuflucht zu suchen, so wurde die Kunde von dieser äußersten Gewaltmaßregel, an welche die Hugenotten anfangs selbst nicht glauben wollten, überall das Signal zu einer allgemeinen Flucht derselben. Zwar hatte das Aufhebungsedikt auf die Auswanderung der Protestanten die strengsten Strafen gesetzt und dieselbe mit Galeerenstrafen für die Männer, mit Gefängnis für die Frauen, mit Einziehung des Vermögens für alle bedroht. Alle Häfen und die Grenzen wurden militärisch bewacht, um die Flüchtlinge anzuhalten. Dennoch griffen sie ihrem Glauben treugebliebenen Evangelischen, alle ihre Habe, Haus und Hof, Besitz und Erwerb zurücklassend, zu Hunderttausenden zum Wanderstabe, um das Elend der Verbannung der Verleugnung ihres Glaubens vorzuziehen. Durch die mannigfachen Mittel der List, die man anwandte, wußte man die Wachsamkeit der Späher zu täuschen, vielfach auch durch Bestechungen über die Grenze zu gelangen. Da blieben die einen tagelang unter den aufgespeicherten Warenballen, unter Kohlenmassen, zwischen Gefäßen voll Wein, Brantwein, Öl und sonstigen Flüssigkeiten in leeren Tonnen versteckt, in welchen ihnen nur der Spund zum Atmen freibleib. Da brachten andere in Höhlen und Löchern, ja an den unreinlichsten Orten Tag und Nacht zu und nahmen bei der Dunkelheit in übler Luft mit Weib und Kind ihre Mahlzeiten ein. Da vertrauten manche sich fremden Schiffen an, um bei Nacht und Nebel über den weiten Ozean in schwankender Barke zu entkommen. Und wie viele Adlige, Gelehrte und reiche Kaufleute entkamen bald als Knechte hinter einem Wagen mit Mist, bald als Lakaien hinter einem als Edelmann verkleideten, stolz einhertrabenden Bauern, bald als Bettler, denen eine große Schar zerlumpter, schmutziger, weinender Kinder folgten, bald in anderen ungewohnten Rollen; wie viele hochgestellte Damen wußten sich als Dienstmädchen, Kinderfrauen, Pagen oder als Kavaliers verkleidet, durchzuschleichen, nicht selten erst auf vielen Umwegen und nach bedeutenden Bestechungen, oft auch mit falschen Pässen versehen.

Nach einer eher zu niedrig als zu hoch gegriffenen Berechnung haben in den Jahren von 1685—1700 über 300 000 Hugenotten ihr Heimatland verlassen, um in der Fremde, wenn auch unter harten Entbehrungen und Mühsalen, ihres Glaubens leben zu können.

Unter denjenigen Ländern, welchen die Flüchtlinge aus Frankreich sich zuwendeten, nimmt Brandenburg eine der ersten Stellen ein. Der große Kurfürst hatte schon bei der ersten Kunde von den Bedrückungen, denen die Reformierten in Frankreich unter Ludwig XIV unterworfen waren, das Schicksal derselben mit der lebhaftesten Theilnahme verfolgt und einzelnen Flüchtlingen gastliche Aufnahme in seinen Staaten, insbesondere in seiner Hauptstadt gewährt. Schon sein reformirtes Glaubensbekenntnis, dem er aus voller Überzeugung zugethan war, machte es ihm zur Gewissenspflicht, sich der bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich anzunehmen. Dazu kam, daß ihn durch seine Vermählung mit Luise Henriette von Oranien, einer Urenkelin Colignys, auch verwandtschaftliche Beziehungen mit dem ehemaligen Haupte und Führer der Hugenotten verknüpften, der als Märtyrer für die evangelische Sache sein Blut vergossen hatte. Umso mehr sah er es als eine Ehrenpflicht und Ehrenschuld seines Hauses an,

*) Das Datum der Aufhebung des Ediktes von Nantes wird verschieden angegeben. Erman und Reclam nennen den 18. Oktober, Weiß in seiner „Histoire des réfugiés protestants de France“ den 17. Oktober. Anderweitig wird auch der 22. als Tag der Aufhebung angegeben. Nach neueren Forschungen dürfte der 17. Oktober der Tag sein, an welchem Ludwig XIV den Widerruf des Ediktes von Nantes erlassen hat, während am 22. Oktober die Einzeichnung des betreffenden Erlasses bei der Chambre des vacations de Paris stattgefunden hat.

sich derer anzunehmen, die wiederum wie ihre Väter in den Tagen der Bartholomäusnacht um ihres Glaubens willen Verfolgung leiden mußten. Seinem staatsmännischen Scharfblick entgingen aber auch die äußeren Vorteile nicht, welche seinen durch den dreißigjährigen Krieg erschöpften und entvölkerten Staaten aus dem Zuzug fremder Einwanderer erwachsen mußten. Ackerbau, Handel und Gewerbe lagen darnieder, in vielen Städten und Dörfern stand die Hälfte der Wohnhäuser leer, deren frühere Bewohner Krieg und Pest dahingerafft hatten. Daher suchte Kurfürst Friedrich Wilhelm von allen Seiten Fremde herbeizuziehen. Von seinem Gesandten am Hofe zu Versailles, Graf Schwerin, über die Maßregeln, welche schon vom Jahre 1662 an gegen die Reformierten getroffen wurden, genau unterrichtet, hatte er schon längst einzelne französische Reformierte unter der Hand ermuntern lassen, nach Brandenburg überzusiedeln, und ihnen die wohlwollendste Aufnahme zugesichert. Infolge dessen hatten sich nach und nach verschiedene französische Familien in Berlin niedergelassen. Die Zahl derselben wird schon im Jahre 1672 auf etwa hundert angegeben, und schon am 10. Juli d. J. konnte der erste französisch-reformierte Gottesdienst zu Berlin im Hause des Herrn von Pöllnitz von einem seitens der kleinen Kolonie aus Frankreich berufenen Geistlichen, namens Fornerod abgehalten werden. Diese kleine Gemeinde bildete den Grundstock der französischen Kolonie zu Berlin. Raum hatte der große Kurfürst durch den inzwischen als brandenburgischer Gesandter an Schwerins Stelle getretenen Grafen Ezechiel von Spanheim von der Aufhebung des Ediktes von Nantes Kunde erhalten, als er diese unerhörte Gewaltmaßregel seinerseits schon am 29. Oktober mit dem „Edikt von Potsdam“ beantwortete.*) Dasselbe beginnt mit folgenden einleitenden Worten:

Edikt, betreffend diejenigen Rechte, Privilegia und andere Wohlthaten, welche Se. Churfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg denen Evangelisch-Reformierten Französischer Nation, so sich in Ihren Landen niederlassen werden, wegen der Jurisdiktion und sonst, daselbst zu verstaten gnädigst entschlossen seyn; den 29. Oktober 1685.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, Markgraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reiches Erz-Cammerer und Chur-Fürst etc.

Thun kund und geben Männiglichem hiemit zu wissen, nachdem die harten Verfolgungen und rigourensen proceduren, womit man eine zeithero in dem Königreich Frankreich wider unsere der Evangelisch-Reformierten Religion zu gethane Glaubens-Genossen verfahren, viel Familien veranlaßt, ihren Stab zu versehen, und aus selbigem Königreich hinweg in andere Lande sich zu begeben, daß Wir dannenher aus gerechten Mitleiden, welches wir mit solchen Unsern, wegen des heiligen Evangelii und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrängten Glaubens-Genossen billig haben müssen, bewogen werden, vermittels dieses von Uns eigenhändig unterschriebenen Ediktes denenelben eine sichere und freye retraite in alle unsere Lande und Provinzien in Gnaden zu offeriren, und ihnen dabeneben kund zu thun, was für Gerechtigkeiten, Freyheiten und Praerogativen Wir ihnen zu concediren gnädigst gesonnen seyn, umß dadurch die groffe Noth und Trübsal, womit es dem Allerhöchsten nach seinem allein weisen unerforschlichen Rath gefallen, einen so ansehnlichen Theil seiner Kirche heimzusuchen, auf einige Weise zu subleviren und erträglich zu machen.

Im weiteren Verlaufe des Ediktes werden dann die Flüchtlinge, die sich im Brandenburgischen niederlassen wollten, sofern sie ihren Weg durch die Niederlanden nahmen, an den brandenburgischen Residenten Romswinkel in Amsterdam verwiesen, der den Auftrag hatte, ihnen „Schiffe und andere Notwendigkeiten“ zu verschaffen, um sie aus Holland nach Ham-

*) Da in Frankreich damals schon der Gregorianische Kalender im Gebrauch war, während in Brandenburg noch nach dem julianischen gerechnet wurde, so fällt nach heutiger Rechnung der Erlaß dieses Ediktes auf den 9. November, also 21 Tage nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes.

burg weiterzubefördern, „allwo unser Hofrat und Resident, der von Gercken ihnen ferner alle Facilität und gute Gelegenheit an Hand geben wird.“ Für die aus dem südlichen und mittleren Frankreich Auswandernden wird in Frankfurt am Main der brandenburgische Rat und Resident Merian der Vermittler sein, um sie „mit Gelde, Pässeporten und Schiffen zu versorgen, und sie den Rhein hinunter bis in unser Herzogtum Kleve zu schaffen.“ Jeder Ort in den brandenburgischen Landen, einschließlich der Klevischen, Magdeburg-Halberstädtischen, Pommerischen und Preussischen Gebiete stand den Flüchtlingen oder Réfugiés, wie sie allgemein genannt werden, zur Niederlassung offen. Einige Städte werden ihnen als besonders geeignet empfohlen. Verfallene, wüste und herrenlose Häuser sollen ihnen erb- und eigentümlich überlassen, zur Herstellung derselben oder zur Erbauung neuer Häuser sollen ihnen Holz, Kalk und andere Baumaterialien unentgeltlich geliefert werden. Sechs Jahre lang sollen sie von allen Abgaben befreit bleiben. In den besonders empfohlenen Städten wird der Magistrat veranlaßt, „gewisse Häuser zu mieten, worin gedachte französische Leute bei ihrer Ankunft aufgenommen, auch die Hausmiete davon für sie und ihre Familien vier Jahre lang bezahlt werden soll.“ Den Handwerkern und Fabrikanten steht der kostenfreie Eintritt in die Zünfte frei, auch soll den Manufakturisten „mit Geld und anderen Notwendigen soviel wie möglich an die Hand gegangen werden.“ Selbstgewählte Friedensrichter sollen ihre Streitigkeiten unter einander entscheiden und ihnen zur Seite stehen bei Zwistigkeiten zwischen ihnen und den deutschen Einwohnern. „In einer jeden Stadt“, heißt es weiter, „wollen wir ihnen einen französischen Prediger halten und einen Ort anweisen, wo sie ihren Gottesdienst in altgewohnter Weise begehen sollen.“ Die Adligen, welche Hof- und Kriegsdienste nehmen wollen, sollen den einheimischen Adligen gleichstehen und „bei unserer Miliz wie auch bei allen Hofämtern und Würden ebenmäßige Gnade und Beförderung erfahren.“ Dies die wesentlichsten Bestimmungen des Ediktes von Potsdam, das eins der denkwürdigsten Blätter in der Geschichte des Hohenzollernhauses bildet.

Die Einladung des großen Kurfürsten an seine Glaubensgenossen verbreitete sich mit reißender Geschwindigkeit in ganz Frankreich, und trotz der von den französischen Beamten ausgesprengten Nachricht, daß das Edikt von Potsdam ein gefälschtes Schriftstück wäre, beeilten sich Tausende, dem hochherzigen Rufe Folge zu leisten. An 20 000, zum größten Teil dem gebildeten Mittelstande angehörige Reformierte haben in den auf die Aufhebung des Ediktes von Nantes folgenden Jahren in den Brandenburgischen Staaten Aufnahme gefunden. Mit wahrhaft väterlicher Fürsorge wurden dieselben vom Kurfürsten empfangen. Um überall in seinen Landen eine lebhaftere Teilnahme für die Not der reformierten Kirche in Frankreich zu erwecken, hatte er einen allgemeinen Betttag angeordnet, an welchem zugleich eine Kollekte gehalten wurde, die zu der Beschaffung der ersten und notwendigsten Geldmittel für die neuen Ankömmlinge verwendet werden sollte. Den Vorschlag, alle Einwohner seiner Staaten mit einer leichten Steuer zum Nutzen der Einwanderer zu belegen, verwarf er in der begründeten Besorgnis, daß eine solche Maßregel dazu dienen könnte, die Mißgunst der Landeseinwohner gegen seine Schützlinge zu erregen. Er selbst ging bei den freiwilligen Sammlungen zum Besten der Réfugiés mit dem Beispiel fürstlicher Freigebigkeit voran. „Eher soll man mein Tischgeschirr verkaufen, als daß man jene ohne Hilfe ließe“, rief er aus, als über die Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel Klage geführt wurde. So weit seine eigenen und die Mittel des Staates es gestatteten, half er mit Vorschüssen zum Ankauf von Häusern und Äckern, zur Anlage von Fabriken und Manufakturen, zur Begründung von kaufmännischen Geschäften und zum Handwerksbetriebe aus, in der sicheren Voraussicht, daß die so angelegten Kapitalien nicht verloren sein würden. Übrigens waren es keineswegs ausschließlich Arme, die in den brandenburgischen Landen eine Zufluchtsstätte fanden. Die reichsten unter den Hugenotten hatten sich freilich mehr nach England und Holland

gewandt, wohin sie schon durch ihre Handelsbeziehungen gewiesen waren. Aber auch die nach Brandenburg geflüchteten brachten zum Teil beträchtliche Kapitalien mit, oder es gelang ihnen später, einen Teil ihres in Frankreich zurückgelassenen Besitzes vor der Konfiskation zu retten. Noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts waren in Deutschland eine Menge französischer Silberstücke, sowie die sogenannten „alten Louisdor“ verbreitet, welche die Réfugiés mitgebracht hatten. — Die den besseren Ständen angehörigen Flüchtlinge wurden vom Kurfürsten und seiner Gemahlin persönlich empfangen. Die Kurfürstin und die Gemahlin des Erbprinzen, Sophie Charlotte ließen sich die Frauen der angeseheneren Flüchtlinge vorstellen, in zarter Rücksicht auf ihre Lage gestattete man denselben, in schwarzer Kleidung bei Hofe zu erscheinen. Bis an sein Ende hat der Große Kurfürst den in seinen Staaten aufgenommenen Flüchtlingen die liebevollste, wahrhaft väterliche Fürsorge gewidmet. Als er auf dem Sterbebette von den Seinen Abschied nahm, war eins seiner letzten Worte, die er an seinen Sohn und Nachfolger richtete: „Ich habe noch andere Kinder zu versorgen, die mir, wenn sie auch nicht meine leiblichen sind, doch nicht weniger nahe stehen; — vergeßt mir die französischen Flüchtlinge nicht!“

Kurfürst Friedrich Wilhelm hat die Früchte seines edlen Thuns und seiner gewaltigen Arbeiten, die eine notwendige Folge seines Ediktes waren, nicht mehr persönlich ernten können. Er starb drei Jahre nach der Einwanderung, am 29. April 1688. Aber seine Nachfolger haben es erfahren, daß ihr Ahnherr keinen Unwürdigen sein Land geöffnet hatte. Französische Industrie, nützliche Kenntnisse, und opferfreudige, fromme, treue Herzen haben die französischen Flüchtlinge als Gegengaben für die ihnen erwiesenen Wohlthaten dem brandenburgischen Staate mitgebracht. Das Wort „Réfugiés“ wurde ein Ehrenname. Die Gemahlin des großen Kurfürsten hatte eines Tages den Goldarbeiter Pierre Fromery aus Sedan zu sich rufen lassen, um ihm ihre kostbaren Krondiamanten und Edelsteine zur Ausbesserung zu übergeben. Als der Kurfürst zufällig ins Zimmer trat, vermochte er sein Erstaunen nicht zu unterdrücken, daß sie einem Fremden ohne weiteres so wertvolle Kostbarkeiten mitgeben und anvertrauen wolle. „Mais c'est un Réfugié“, so lautete die Antwort der Kurfürstin. „Es ist ein Réfugié“, das war noch lange eine hinreichende Gewähr für zuverlässige Treue und Lauterkeit des Charakters. Die Nachfolger des großen Kurfürsten sind sich bis in die neueste Zeit allezeit der Segnungen und Vorteile bewußt gewesen, welche ihre Staaten der durch das Edikt ihres großen Vorfahren veranlaßten Einwanderung zu verdanken hatten. So schreibt Friedrich der Große in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“:

„Von den 400 000 Franzosen, die infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes ihr Vaterland verließen, gingen die reichsten nach England und Holland, die ärmeren aber betriebsamsten flüchteten sich ins Brandenburgische; ihre Zahl betrug gegen 20 000! Sie halfen unsere verödeten Städte wieder bevölkern und verschafften uns die Manufakturen, die uns mangelten. . .“ Als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, machte man in diesem Lande weder Hüte, noch Strümpfe, noch Serge und sonst ein wollenes Zeug; alle diese Waren lieferte uns der Kunstfleiß der Franzosen. Sie fabrizierten Tuch, Serge, Beuteltuch, leichte Zeuge, Droget, Griset, Krepp, gewebte Mützen und Strümpfe, Viber- und Kaninchenhüte, Kasenhärene Hüte und legten Färbereien aller Art an. Einige der Flüchtlinge wurden Kaufleute und verkauften im einzelnen, was die anderen verfertigten. In Berlin siedelten sich Goldschmiede, Juweliere, Uhrmacher und Bildhauer an; die Franzosen, welche sich auf dem flachen Lande niederließen, bauten Tabak an und zogen treffliche Früchte und Gemüse auf dem Sandboden, den sie durch ihren Fleiß in treffliches Fruchmland umwandelten. So befand sich die Kurmark zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms in einem blühenderen Zustande als unter irgend einem seiner Vorgänger.

(Schluß auf S. 62.)

Vogts Buch vom deutschen Heere.

Mit militärischer Pünktlichkeit ist „Das Buch vom deutschen Heere“, wie im Frühjahr versprochen, im Oktober fertig geworden.*) Unserm Volke, dem es gewidmet, wird es aller Orten willkommen sein. Aktive und inaktive Militärs werden sich ebenso wie die Zivilisten freuen, ein erschöpfendes Gesamtbild vom deutschen Heere zu erhalten, das sie alle lieben und auf das sie alle stolz sind.

Ein gründliches und doch kein trockenes Werk bietet der



Herrmann Vogt, Oberstleutnant a. D.

unsern Lesern wohlbekannte Verfasser. Aus dem Schatz einer umfassenden militärischen Bildung entwirft er die Grundzüge des deutschen Heeres und Kriegswesens, wie sie wesentlich in der preussischen Armee sich ausgebildet haben und wie sie auch im übrigen Deutschland

jetzt fast ausnahmslos zur Geltung gekommen sind. Die Entstehung und Entwicklung der allgemeinen Dienstpflicht, die Zusammenfassung und Einteilung des Heeres, wie seine finanzielle Unterhaltung und Sicherung durch den Reichskriegsschatz in Spandau lernen wir in der Einleitung kennen. Sodann wird uns die preussische Armee vorgeführt. Wir erhalten eine dankenswerte Aufklärung über das bürgerliche Element in der Armee, über die Stellung des Kaisers und der Prinzen zu derselben, über ihre gesamte Organisation und Führung u. s. w. Insbesondere gewinnen wir einen lehrreichen Einblick in das Kriegsministerium, in den Generalstab und das Zeughaus, das Invalidenhaus und das Militärerziehungswesen vom Militärknabenerziehungsinstitut und Kadettenhaufe bis zur Kriegsschule und Kriegsakademie, endlich in unsere Festungen. Wir lernen den Sanitätsdienst, das geistliche Amt in der Armee, die Militärstrafgesetzgebung kennen. Und nun folgen die einzelnen Waffengattungen: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, ihre Geschütze und Geschosse, ihre größeren Übungen, Paraden und Manöver. Daran schließt sich eine Charakteristik der sächsischen, württembergischen und bayerischen Armee in ihrer verschiedenen Eigenart und Sonderstellung.

Diese lehrreiche Orientierung wird aber durchweg belebt durch frische, bunte Bilder aus dem Soldatenleben, wie es der Verfasser in eigenem langjährigen Dienste bei verschiedenen Waffen selbst kennen gelernt hat. Wir wohnen dem Königsgeburtstag in der Kaserne, einer Eskadronbesichtigung, einem Remontemarkt, einer Kavallerieübungsreise, einer Generalstabsreise u. s. w. bei. Wir werden in die

*) Das Buch vom Deutschen Heere, dem deutschen Volke gewidmet von Herrmann Vogt, Oberstleutnant a. D. Mit 144 Illustrationen von H. Knötel. Velsfeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 36 Bog. Preis 9 M. Eleg. geb. 10 M.



Aus Vogts Buch vom deutschen Heere. Gefechtschießen. Von H. Knötel.

Konservenfabrik zu Mainz, in das Militärreitinstitut zu Hannover, in die Kantine geführt. In launigen genrebildartigen Skizzen werden uns „die Eltern der Kompanie“ (Hauptmann und Feldwebel), der Oberst, der Adjutant, der Fähnrich, der Einjährig-Freiwillige, der Bursch, der Instruktor u. s. v. vorgestellt; der Sommer-, Herbst- und Winterdienst der Truppen wird uns anschaulich geschildert. So heißt es von einem Gefechtschießen:

„Da tauchen auf große Entfernung ausgedehnte Schützenlinien auf, in der vielfachen Verschiedenheit der Umrisse, wie sie im wirklichen Gefecht erscheinen würden, dargestellt durch eine große Zahl neben- und durcheinander aufgestellter einfacher Brettscheiben, liegender Züge, Kopf-, Brust-, Rumpf- und Knie Scheiben. Die Kompanieen des Gros rücken in die Gefechtslinie. Ein lebhaftes Schützenfeuer beginnt; „sprungweise“ gehen die Tirailleurschwärme in der Front vor, während die Kompanie der Vorhut eine umfassende Bewegung gegen die linke Flanke der feindlichen Aufstellung unternimmt.

„Es ist ein herzerfrischender Anblick, wie die kräftig geschmeidigen Gestalten der jungen Soldaten in all den ungewohnten malerischen Stellungen sich von dem heidlich gefärbten Boden abheben, wie der Versuch, Deckung vor dem feindlichen Feuer zu gewinnen, und eine möglichst bequeme Lage zum sichern Anschlag mit sich bringt. Zuerst hat sich wirklich der Truppe ein gewisses Gefechtsfieber bemächtigt, denn noch niemals sind die taktischen Bewegungsformen des Exerzierplatzes mit Gewehren zur Ausführung gekommen, welche das todbringende Geschloß in sich bergen. Allmählich aber dämpft sich die unruhig wilde Hast zur pünktlich eifrigen Pflichterfüllung herab, und die spärlichen Kläfer der nicht in der Front stehenden Offiziere scheinen ein gutes Schießresultat schon jetzt auf den Scheiben erkennen zu lassen.“

An einer anderen Stelle finden wir die „Pontoniere bei der Arbeit“ und den „Pontontrain“, der ihnen das nötige Material zuführt. Da lesen wir:

„Da es einem umsichtigen Feinde in den meisten Fällen gelingen wird, das im Lande vorhandene, zum Brückenschlage geeignete Material an Schiffen und Holz rechtzeitig zu entfernen, so suchen sich die Armeen durch Mitführung einer „Brückenequipage“ in dieser Hinsicht unabhängig zu machen. Scharfsinnige Köpfe haben sich mit der Herstellung eines Brückenmaterials beschäftigt, welches möglichst vielseitige Verwendung und kompensiöse Verpackung auf eigens dazu angefertigten Wagen gestattet. Unter solchen verschiedenen Systemen dürfte der Name der nach dem Erfinder, dem verstorbenen österreichischen Oberst Freiherr v. Virago benannten, von der österreichischen Armee adoptierten Viragoschen Brücke auch in weiteren Laienkreisen bekannt sein. Die Konstruktion der im deutschen Heere gebräuchlichen Kriegsbrücke gründet sich wesentlich auf die Anschauungen des sächsischen Generals Hoyer. Jede Division führt hier auf vierzehn Wagen in eisernen Pontons, Böden und dem nötigen Balken- und Brettermaterial die Mittel zur Überbrückung von neununddreißig Meter mit sich. Das aus zwei Divisionen bestehende Armeekorps ist daher imstande, unter Zuhilfenahme seines eignen, ihm

noch besonders zur Disposition stehenden, auf dreiunddreißig Wagen eine Brückenlänge von hundert-dreiunddreißig Metern tragenden Trains, eine Brücke von im ganzen zweihundert-undzehn Meter Länge herzustellen. — Von der Schnelligkeit der Ausführung ist im Kriege so mancher Erfolg abhängig; und um die Aufstellung der komplizierten Maschinerie einer solchen Kriegsbrücke ohne Zeitverlust bewerkstelligen zu können, um das prompte

zueinander greifen der verschiedenen Manipulationen zu ermöglichen, ist eine genaue Bekanntschaft der Mannschafft mit dem Material und wiederholte Einübung erforderlich. „Die einzelnen Pontons werden nach und nach „eingebaut“, um ebenso fortschreitend den „Belag“ zu erhalten, oder man verbindet zwei derselben schon am Ufer durch die Streckbalken zu einem „Brückenglied“, das dann auch leicht aus der fertigen Brücke wieder ausgefahren werden kann, um einem Schiff die Durchfahrt auf dem Strom zu ermöglichen.“ Hat die oberste Heeresleitung nach strategischen Rücksichten im allgemeinen die Gegend bezeichnet, in der ein Fluß zu überschreiten sein wird, so verbinden sich zunächst Generalstabs-offizier und Ingenieur zu eingehender Rekognoszierung an Ort und Stelle. Der erstere faßt die taktischen Gesichtspunkte ins Auge. Er erwägt die Möglichkeit, eine kleine Truppe zum direkten Schutze des Brückenbaues schon vor Beginn desselben auf Rähnen an das jenseitige Ufer überzusetzen, wählt den nach uns zu einspringenden Bogen des Flusses, um von den Flanken den feindlichen Störenfried unter Feuer zu nehmen, dessen Wirkung durch das diesseitige überhöhte Ufer verstärkt wird, während der Feind auf der kahlen jenseitigen Ebene ungeschützt gegen unsere hinter Büschen, Bäumen und Erdaufwürfen gedeckten Linien zum Angriff vorgehen muß. Der Ingenieur dagegen beschäftigt sich mit der technischen Seite des Unternehmens. Er prüft den Untergrund, die Breite und die Stromgeschwindigkeit. Er wählt eine flach verlaufende Uferstelle, um nicht genötigt zu sein, mit zu hohen Böden einzubauen und verlangt oberhalb des Brückenplatzes ein passendes, geschütztes Depot, um hier die Pontons und die einzelnen Brückenglieder montieren und dann mit dem Strome einführen zu können.

Zu Friedensübungen unter diesen und ähnlichen Gesichtspunkten finden alljährlich größere Pontonierübungen an einem der Ströme Deutschlands statt. Freilich hat die Friedensarbeit



Aus Vogts Buch vom deutschen Heere. Pontontrain. Gezeichnet von R. Knötel.

zunächst etwas Unbefriedigendes, weshalb auch der Sergeant Versmeher in seiner poetischen „Instruktion an seinen Avantageur“ klagt:

Ist die Brücke so vollendet Meist kommt dann ein großer Mann,
Und die Arbeit ganz beendet, Sieht sie ganz genau sich an,
Könnte sie, merk auf, mein Sohn, Lobet wenig, tadelt viel,
Wohl passieret werden schon. Hält am Ufer lange still
Aber wie dies geht auf Erden, Und befiehlt vom Pferd herab:
Wird sie das nur selten werden. „Brecht jezo die Brücke ab.“

Dieses ist der Lauf der Welt,
Wenn's die Laune auch vergällt!
Übung ist für den Soldaten
Ja die Kron' der Friedensthaten;
Naht der Krieg erst frisch, froh, frei,
Kommt der Lohn auch stets herbei.

„Die Friedensarbeit ist denn auch auf diesem Gebiete nicht umsonst gewesen, sondern mit reichem Erfolge gekrönt worden. Wer weiß es nicht, wie viel die von den Pionieren des fünften Armee Korps bei Billeneuve St. Georges geschlagene Brücke über die Seine dazu beigetragen hat, um die feindliche Hauptstadt mit eisernem Ringe umklammern zu können, und manche Kriegsbrücke, über Rhein, Mosel, Marne und Seine geschlagen, um während der Einschließungen von Straßburg, Metz und Paris die Kommunikationen unter den Truppen und nach rückwärts herzustellen, hat monatelange Dienste gethan und Zeugnis abgelegt von der Geschicklichkeit und Muthigkeit deutscher Pioniere.“

Der belehrende und lebendig schildernde Text findet eine Ergänzung und zugleich eine Ausschmückung in den reizenden Illustrationen R. Knötels, eines eben so genialen Zeichners als gründlichen Kenners des Soldatenlebens. Meisterhaft geschnitten und gedruckt, können dieselben zu großem Theil kleine Kunstwerke genannt werden. Ohne sich irgendwie aufzudrängen, helfen sie hier das Wort besser verstehen, dort den Genuß des Gelesenen erhöhen oder dienen auch nur als anmutige geistreiche Verzierung.

So stellt sich das Ganze als ein Werk aus einem Gusse dar, für das dem Verleger wie dem Verfasser gleicher Dank gebührt. Ein würdiges Seitenstück zu Reinhold Werners „Buch von der deutschen Flotte“, wird Herrmann Vogts „Buch vom deutschen Heere“ unzweifelhaft bald zu den Lieblingsbüchern unsers Volkes gehören.

R. R.



Aus Vogts Buch vom deutschen Heere. Pontoniere beim Brückenschlagen. Gezeichnet von R. Knötel.

(Schluß von S. 59.)

„Alle Kolonien, die der Große Kurfürst angesiedelt hatte, blühten erst unter Friedrich I recht auf. Dieser Fürst genoß erst den Lohn der Arbeiten seines Vaters.“

Die größte Anziehungskraft übte natürlich Berlin auf die fremden Ankömmlinge aus, die hier im Staatsdienst als Beamte, wie als Gelehrte und Künstler, als Handwerker und Gewerbetreibende am leichtesten und schnellsten ihr Glück zu machen hofften. Schon nach wenigen Jahren zählte die Berliner französische Kolonie über 7000 Seelen, zu deren geistlicher Versorgung noch zu Lebzeiten des großen Kurfürsten vier Geistliche angestellt wurden, deren Zahl sich später auf sieben vermehrte, die sich auf drei Kirchen verteilten. Nachdem der Gottesdienst zuerst noch eine Zeitlang, wie oben schon bemerkt, in den Vorzimmern des Oberstallmeisters von Pölnitz abgehalten worden war, erhielten die Réfugiés später die Schloßkapelle angewiesen und durften dann den Dom nach Beendigung des deutschen Gottesdienstes benutzen, bis sie später unter dem Nachfolger des Großen Kurfürsten mit mehreren eigenen Kirchen versorgt wurden. Die erste Kirche, welche den französischen Einwohnern Berlins zum Mitbesitze überwiesen wurde, war die Dorotheenstädtische. An derselben Stelle stehend, wo heute das stattliche Gotteshaus dieses Namens sich erhebt, war die nach der Kurfürstin Dorothea genannte und von ihr gegründete Kirche, in welche die französische Gemeinde im Jahre 1697 ihren Einzug hielt, ein schlichter einfacher Kreuzesbau, auf dem sich ein kleiner hölzerner Glockenturm erhob. Aber auch in anderen Städten der brandenburgischen Lande begründeten die französischen Flüchtlinge zahlreiche und schnell aufblühende Niederlassungen. Eine der bedeutendsten derselben wurde die zu Magdeburg. In dieser eben erst auf den Trümmern völliger Zerstörung sich neu erhebenden Stadt war der Zuzug der Fremden doppelt erwünscht. Die von ihnen mitgebrachte Industrie in Tuch, Serge, Hüten, Strümpfen trug ihrerseits dazu bei, die so günstig an der Elbe gelegene Stadt in kurzer Zeit von neuem zu einem Mittelpunkt des Handels und reichen gewerblichen Lebens zu machen. In Frankfurt an der Oder war bald kein Teil der Stadt so reinlich und so freundlich, so fruchtbar und so belebt, als derjenige, wo bis dahin, infolge der Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, die wüsten Häuser, die Brandstätten und die verödeten Gärten gelegen hatten. Fabrik entstand dort neben Fabrik; es eröffneten sich ganze Reihen neuer Kaufläden. Prachtgebäude erhoben sich aus den Trümmern. In den Wohnhäusern grüßten an den schmalen Fenstern schmucke Gardinen, blühende Orangenbäume und grüne Vogelbauer; dahinter rührten sich die flinken Händchen der brünetten Wirtin, oder des schwarzäugigen Töchterleins, dessen sauberes weißes Häubchen aus dem grünen Berstedt hervorleuchtete. Neben den Tuchmachern waren hier besonders Rückenmacher zahlreich. Auch den Tabaksbau führten die „Réfugiés“ in der Oberebene ein. Die Gärten, in denen sie ihn betrieben, behielten wohl trotzdem nicht selten den früheren Namen eines Weinbergs bei. Man würde aber irre gehen, wenn man daraus schließen wollte, daß sich die Franzosen hätten verleiten lassen, an der Oder Weinbau zu treiben. Denn im Herzen stimmten alle jenem Gaskogner Offizier bei, der, als ihm an der königlichen Tafel zu Potsdam Wein kredenzt wurde, auf die Frage, wie er ihm munde, zur Antwort gab: „Majestät, alle Krammetsvögel, welche von diesen Trauben gekostet haben, müssen an der Kollik gestorben sein.“ Unter König Friedrich Wilhelm I wurde dann neben dem Tabaks- auch der Seidenbau üblich. In den Kolonien zu Potsdam und Spandau begründeten die französischen Kolonisten Waffen- und Gewehrfabriken. Eine ganz neue bis dahin in Brandenburg völlig unbekannte Industrie war die Teppichfabrikation und die Anfertigung von Tapissereien. Die königlichen Schlösser zu Berlin, Potsdam und anderen Residenzen erhielten durch sie manchen noch heute bewunderten Schmuck. Auch Halle, Stettin, Halberstadt, Königsberg, Prenzlau sind als Orte zu nennen, in denen anscheinliche Kolonien entstanden. Die letztere Stadt, im dreißig-

jährigen Kriege fast völlig in einen Aschenhaufen verwandelt, wurde zu einem großen Teil von „Réfugiés“ wieder aufgebaut. Hier, sowie im udermärktischen Straßburg waren es zum großen Teil Tabaksbauer und Gärtner, die sich niederließen. Der noch heute in der Udermark blühende Tabaksbau verdankt ihnen seine Entstehung. In der fast völlig verwüsteten und entvölkerten Grafschaft Ruppin fanden viele der eingewanderten Flüchtlinge im Ackerbau lohnende Beschäftigung. Die beiden während des dreißigjährigen Krieges niedergebrannten Dorfschaften Groß- und Kleinziethen sind von französischen Kolonisten wieder aufgebaut und die völlig wüsten umliegenden Fluren durch sie wieder urbar gemacht worden.

Und wieviel wäre zu sagen von den Diensten, welche die Einwanderer ihrem neuen Vaterlande als Offiziere und Beamte in allen Zweigen der Staatsverwaltung, als Gelehrte und Forscher auf allen Gebieten der Wissenschaft, als Kanzelredner und Seelsorger in den Kirchen, als Lehrer und Pädagogen in den Schulen geleistet haben. Die Namen des Marschalls von Schomberg, der freilich nur für kurze Zeit in brandenburgischen Diensten blieb, des Oberst Varennes, der ein ganzes ausschließlich aus geborenen Franzosen gebildetes Regiment befehligte, des Generals de la Chieje, der der Begründer des Festungsbaues geworden ist, waren schon zu den Zeiten des Großen Kurfürsten weit berühmt, ganz zu geschweigen von dem Helden von Landsknecht La Mothe Fouqué, von l'Homme de Courbière und anderen, die später in den höchsten Ehrenstellen der preussischen Armee unvergängliche Lorbeeren erworben haben. Unter König Friedrich des Großen Fahnen dienten nicht weniger als neun Generale von französischem Ursprunge. Die Namen de Vestroq, Loucadou, du Troffel, Chappuis, de Vigny, Gauvain, de la Chevalerie, Colomb, St. Paul lehren seit den Tagen des Großen Kurfürsten in ununterbrochener Folge von Generation zu Generation in den Reihen unsers vaterländischen Heeres wieder, und ihre Träger haben auf allen Schlachtfeldern, auf denen preussische Truppen gekämpft haben, ihr Blut vergossen. Sowohl der frühere Kriegsminister von Noo als der gegenwärtige Bronsart von Schellendorff sind Nachkommen französischer Flüchtlinge; die Voreltern des ersteren sind allerdings schon früher unter Alba aus den französischen Niederlanden ausgewandert; des letzteren Stammbaum führt mütterlicherseits in dritter Linie auf einen François Drège aus Vitry en champ zurück. Die Namen Beguelin und Savigny sind mit der Entwicklung unsrer Rechts- und Staatswissenschaft zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpft; die Namen Ancillon, Erman, Thérémis, werden allezeit unter den Kanzelrednern eine der ersten Stellen behaupten. François Charpentier wurde der erste Generalarzt der preussischen Armee, nachdem er schon vorher um die Verwaltung des Hospitalwesens in Berlin sich große Verdienste erworben hatte. Es wäre ein leichtes, diesen mehr zufällig aus dem Gedächtnis herausgegriffenen Namen noch hundert andere anzureihen, zumal wenn wir bedenken, wieviele Réfugiés schon in der zweiten und dritten Generation ihre französischen Namen verdeutschelt haben. Wer denkt heute noch daran, daß der alte Buttman, der manchem mit seinen griechischen Votabeln Not gemacht hat, eigentlich Bontemont hieß, und daß der Name Wiese die Verdeutschung von Dupré ist? — In den kritischen Kriegszeiten, durch welche der preussische Staat seit den Tagen des Großen Kurfürsten wiederholt hindurchgegangen ist, haben die französischen Ansiedler ihren deutschen Mitbürgern niemals an patriotischer Gesinnung nachgestanden. Als Napoleon nach seinem Siege bei Jena im Jahre 1806 nach Berlin kam, waren die französischen Preußen auch unter denen, die sich ihm vorstellten mußten. Der ehrwürdige alte Pastor Erman ergriff bei dieser Gelegenheit den Arm des Kaisers und sagte: „Dieser Arm ist siegreich, er möge auch gnädig sein, tasten Sie den Ruf der Königin nicht an; sie ist eine vortreffliche Fürstin.“ Napoleon nahm das Wort nicht ungnädig auf. „Einer eurer Geistlichen hat mir die Wahrheit gesagt“, so äußerte er sich an demselben Tage gegen andere Reformierte.

Zum Schluß noch ein Wort über die Stellung, welche der mächtige König Ludwig XIV zu dieser Aufnahme und Begünstigung seiner flüchtigen Unterthanen einnahm, in denen er obendrein seine Feinde erblickte. Daß er über den Schutz, den sie in Brandenburg fanden, sehr ungehalten war und bald in den bekannten „königlichen Zorn“ geriet, bedarf keiner Versicherung. Er erließ ein Schreiben an den Kurfürsten, in welchem er sagte, daß Frankreich bei fortdauernder Begünstigung der Réfugiés seitens des Kurfürsten aufhören werde, die Subsidien zu zahlen, und betonte, daß er selbst sich niemals um die Angelegenheiten der Katholiken in Brandenburg gekümmert habe, der Kurfürst möge sich deshalb nicht als einen Protektor der Protestanten anderer Länder betrachten. Der König habe mit Unwillen in dem vom Großen Kurfürsten erlassenen Edikt das Wort „Verfolgung“ gelesen; es scheine, als wenn der Kurfürst einen Versuch machen wolle, das französische Bündnis zu brechen, um auf Seite des Kaisers zu treten, er werde aber alle Ursache haben, dergleichen Schritte zu bereuen.

Hierauf erwiderte Friedrich Wilhelm in sehr würdigem Tone, daß kein auswärtiges Verhältnis ihn hindern könne, in seinen Staaten zu verfügen, was er für gut halte. Was den Ausdruck „Verfolgung“ anbetreffe, so wisse er nicht, wie man jene „Dragonaden“ anders nennen solle, den Raub der Kinder von ihren Eltern, Galeerenstrafen, Morde und selbst Gräberentweihungen. Übrigens habe sein Edikt keineswegs die Absicht, die Bürger Frankreichs von dem Gehorsam zu entbinden, den sie dem Könige schuldig seien, sondern lediglich denen, welche bereits die Grenzen des Reiches überschritten, eine Freistätte in seinen Staaten anzubieten. Bezüglich der Subsidien sei ihm keineswegs das zuteil geworden, was man ihm versprochen, und er sei nicht gewillt, „Ehre und Reputation sowie die ihm zukommende Staatsraison für Geld zu verkaufen.“

Was Friedrich Wilhelm an den Glaubensgenossen in Frankreich gethan hat, das reicht allein schon hin, den Namen des „Großen Kurfürsten“ zu rechtfertigen, den ihm die Geschichte gegeben hat. Wie klein und erbärmlich erscheinen dem brandenburgischen Kurfürsten gegenüber alle die großen Herren in Purpur, welche die Furcht vor der Ungnade Ludwigs abhielt, den Unglücklichen Obdach zu geben. Wenn Frankreich Ursache hat, den Tag der Aufhebung des Ediktes von Nantes, dessen zweihundertjähriges Gedächtnis in diesem Jahre wiederkehrt, als einen der verhängnisvollsten seiner Geschichte anzusehen, so haben wir dagegen alle Ursache, den Tag, an welchem der Große Kurfürst das Edikt von Potsdam vollzogen hat, für einen der gesegnetsten in der brandenburgisch-preussischen Geschichte zu halten. *)

Am Familientisch.

Der nordamerikanische Cyklon.

(Zu dem Bilde auf S. 53.)

Einer jener entsetzlichen Wirbelstürme oder Cyklone (vergl. XXI. Jahrg. S. 815), welche unlängst unsere Nation durch den Untergang der „Augusta“ in tiefe Trauer versetzt haben, hat in Nordamerika neuerdings eine ganze kleine Stadt verwüstet. Washington Court House (Fayette County) in Ohio, einem der Weststaaten von Nordamerika, war am Morgen des 8. September eine blühende Niederlassung inmitten eines reichen Ackerbaudistriktes. Ehe die Nacht hereinbrach, hatte sie aufgehört zu existieren. Gerade vor Sonnenuntergang hatte sich im Norden eine fohlschwarze Wolke erhoben, welche plötzlich sich in einem Regenstrom entlud, durch welchen eine kegelförmige Windwolke zog, die alles, was ihr in den Weg kam, weglegte. Es waren vier Kirchen in dem solid gebauten und von 4000 Einwohnern bewohnten Städtchen. Ein Turm nach dem andern wurde von dem Wirbel ergriffen, losgerissen und in zahllosen Stückchen über die Straßen zerstreut. Feste Ziegelbauten brachen zusammen, als ob sie Kartenhäuser wären, Hunderte von

Wohnstätten wurden gänzlich zerstört; einige kamen mit dem Verlust des Daches davon. Wunderbarer Weise sind verhältnismäßig nur wenige Menschen dabei getötet worden; aber zwischen drei- und viertausend sind völlig obdachlos geworden und haben ihr ganzes Hab und Gut verloren.

Das Entsetzen über diese Heimsuchung war um so größer, als man bisher es nicht für möglich gehalten hatte, daß der „Cyklon-distrikt“ sich so weit nach Süden oder Osten erstrecken könnte. In gewissen Teilen von Nebraska und Iowa sind die Einwohner auf einen Cyklon stets vorbereitet; in der Umgegend der Stadt Omaha z. B., welche als ein Hauptquartier der heftigen Wirbelstürme gilt, haben sich die Bewohner der Meierhöfe und Landhäuser mit „Cyklon-Kellern“ versehen, d. h. Vertiefungen in der Erde, in welche sie sich bei dem Herannahen eines Sturmes eiligst flüchten.

Die eigentliche Heimat und die Brutstätte des echten nordamerikanischen Cyklons oder „Tornado“ ist aber unzweifelhaft das Felsengebirge (Rocky Mountains), das im Westen Nordamerikas sich bis in die Nähe des Polarmeeres hinzieht. Unser Bild zeigt den Ausbruch eines Cyklons daselbst mit ergreifender Treue. Der Schauplatz ist in der Nachbarschaft des La Veta-Passes in Colorado, welchen nicht selten ein solcher Wirbelsturm mit furchtbarem Ungestüm durchtobt. Diese Gebirgsküsten bedrohen indes selten Leben und Eigentum der Menschen, sondern richten nur in den Wäldern Verwüstungen an. Aber wehe, wer einem solchen Tornado in den Weg kommt! S. W.

Die Jubelschrift der französischen Kolonie.

Aus Veranlassung der am 29. Oktober dieses Jahres bevorstehenden zweihundertjährigen Jubelfeier des Ediktes von Potsdam, durch welches der Große Kurfürst den französischen Réfugiés Aufnahme und Schutz in seinen Landen zusicherte, hat das Konsistorium der französischen Kirche zu Berlin unter Mitwirkung eines hierzu berufenen Komitees eine prachtvoll ausgestattete Jubelschrift erscheinen lassen. Dieselbe führt den Titel: „Geschichte der französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen, unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Gemeinde“, und ist von dem Oberlehrer an der Luisenschule zu Berlin Dr. Eduard Muret auf Grund antiker Quellen bearbeitet. Bei dem weitreichenden Einfluß, welchen die in den brandenburgisch-preussischen Staaten aufgenommenen französischen Réfugiés auf allen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens ausgeübt haben, gestaltet sich das Werk von selbst zu einem bedeutungsvollen Beitrag für die Kulturgeschichte des brandenburgisch-preussischen Staates, insbesondere der Hauptstadt Berlin in den letzten beiden Jahrhunderten. Die erste Abteilung des Werkes gibt in siebenundzwanzig Kapiteln einen geschichtlichen Überblick über die äußere und innere Entwicklung der französischen Kolonie, von ihren ersten Anfängen bis in die neueste Zeit. Von besonderem Interesse sind in diesem Abschnitt die Mitteilungen über die Stellung, welche die Erben und Nachfolger des Großen Kurfürsten zu den Nachkommen der von ihren Ahnherrn gastlich aufgenommenen fremden Einwanderer eingenommen haben. Sie alle haben es als ein heiliges Vermächtnis desselben angesehen, der französischen Kolonie ihren landesväterlichen Schutz angedeihen zu lassen, wenn auch die ursprünglichen derselben verliehenen Privilegien und die Ausnahmestellung, bei welcher sie gewissermaßen einen Staat im Staate bildeten, im Laufe der Zeit wesentliche Einschränkungen haben erfahren müssen. Andererseits bezeugt aber auch dieser Abschnitt, wie die fremden Einwanderer je länger je mehr mit der nationalen Leben ihrer neuen Heimat aufs innigste verwachsen sind und den ihnen erwiesenen landesherrlichen Schutz mit der dankbarsten Gesinnung treuer Unterthanen vergolten haben. Die zweite Abteilung behandelt die Kirchen und Institute der französischen Kolonie in Berlin und liefert dadurch einen bedeutamen Beitrag zur Lokalgeschichte der Reichshauptstadt. Zugleich stellt derselbe der Wohltätigkeit und dem Gemeinwohl, die von Anfang an in der Berliner Kolonie heimisch gewesen sind, und denen ein meisterhaft eingerichtetes und geleitetes Hospital mit seiner besonderen Abteilung für Kinder, zahlreiche Erziehungsanstalten und Schulen, sowie eine Reihe wohlthätiger Stiftungen zum Besten von Armen, Kranken und Siechen ihre Entstehung verdanken, das glänzendste Zeugnis aus. — Die dritte Abteilung ist den Provinzialkolonien gewidmet, deren Zahl ehemals siebenundvierzig betrug, von denen freilich schon neunundzwanzig am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms III. eingegangen, oder mit den deutsch-reformierten Gemeinden vereinigt waren. Bei weitem der größte Teil dieser Kolonien gehört der Provinz Brandenburg an, aber auch in Sachsen zu Magdeburg, Burg, Neubrandenburg, Halbe a. S., Halle und Halberstadt finden wir französische Niederlassungen. Am Rhein haben lange Zeit zu Kleve, Duisburg, Wesel und Emmerich, in Westfalen zu Hamm, Minden, Soest und Bielefeld französische Kolonien bestanden. Die geringste Anziehungskraft übte begreiflicherweise der ferne Osten auf die französischen Ansiedler aus; hier sind nur in Königsberg und Danzig, sowie in den litauischen Städten Insterburg und Gumbinnen wenig zahlreiche Kolonien entstanden. — Besonders wertvoll ist die vierte Abteilung durch die in ihr enthaltenen Urkunden und statistischen Nachrichten. Unter den ersteren sind neben dem Glaubensbekenntnis der französisch-reformierten Kirche in Frankreich insbesondere die vierzig Artikel der kirchlichen Disziplin hervorzuheben, welche noch

*) Wir machen unsere Leser gerne noch auf die soeben erschienene kleine Schrift unsern geehrten Herrn Mitarbeiters aufmerksam: „Zur Erinnerung an die Aufhebung des Ediktes von Nantes am 17. Oktober 1685. Von D. Bernhard Rogge. Barmen, Hugo Klein. 34 S. (50 Pf.) D. R.“

heute die Grundlage der kirchlichen Verfassung der französisch-reformierten Gemeinden bilden. Auch das Edikt von Potsdam, sowie alle sonstigen mit demselben im Zusammenhange stehenden landesherrlichen Erlasse in betreff der Rechtsverhältnisse und Privilegien der Kolonien sind in diesem Abschnitte mitgeteilt. Zur besonderen Zierde gereichen dem Werke an hundertundzwanzig Illustrationen, mit welchen dasselbe geschmückt ist, darunter die vorzüglichsten und ausdrucksvollsten Porträts der brandenburgisch-preussischen Herrscher seit dem Großen Kurfürsten, die Bildnisse hervorragender Mitglieder der Kolonie, sowie ihrer sämtlichen Kirchen in Berlin und in den Provinzen. Der schönste Schmuck des Werkes aber ist die pietätvolle Erinnerung an die Glaubensstreue der Vorfahren und die unaussprechliche Dankbarkeit gegen die Fürsten des Hohenzollernhauses, von welcher die Blätter dieses Werkes durchweht sind.

Rechtsrat.

Die im XXI. Jahrg. Nr. 14 behandelte Rechtsfrage der Zugehörigkeit zu einer Konfession bin ich durch meine Verhältnisse noch etwas zu erweitern imstande und ich bitte in meinem und wohl auch in anderer Leser Interesse, nochmals darauf im „Rechtsrat“ eingehen zu wollen. Meine Lage ist folgende:

Mein Vater war Katholik, meine Mutter Protestantin. Mit Willen beider bin ich vom katholischen Priester getauft, erhielt dann aber, nachdem mein Vater zur evangelisch-lutherischen Kirche übertrat — während ich noch im ersten Kindesalter war — eine dem entsprechenden Erziehung und wurde ebenso konfirmiert, wobei von einem bewußten Austritt aus der katholischen Kirche bei mir natürlich nicht die Rede sein konnte.

Meiner Meinung nach liegt die Rechtsfrage, welcher Konfession

oder vielmehr Kirche ich angehöre, doch noch etwas anders. Ich bitte um gütige Auseinandersetzung.

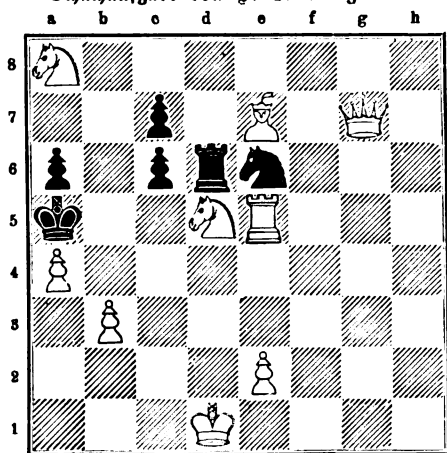
G. M.

Die von Ihnen bezogene Besprechung basierte auf dem im Königlich Sachsen geltenden Rechte, während auf Ihren Fall das preussische Recht Anwendung findet. Auch tatsächlich liegt Ihr Fall anders als jener. Für Sie greift der einfache und feststehende Grundsatz Platz, daß die Eltern die Konfession der Kinder bestimmen und daß nicht die Taufe, sondern die von den Eltern gewollte religiöse Erziehung, die Konfirmation für die Zugehörigkeit zu der Konfession entscheidet. Das preussische Recht hat speziell für gemischte Ehen ausdrücklich gesetzlich festgestellt, daß, solange die Eltern über die Wahl der Konfession für die Kinder einig sind, niemand ein Recht hat hineinzureden. Seitdem Ihr Vater Protestant geworden ist, und Sie von da ab in der Religion beider Eltern mit deren Willen erzogen sind, kann Ihre Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche keinem Zweifel mehr unterliegen.

Zu dem mehrfach besprochenen Falle betreffend Zugehörigkeit zu einer der christlichen Konfessionen geben wir nachstehend noch der Ansicht eines unserer Leser Raum, welche manches für sich hat: Was die Eintragung der Konfession bei Anmeldung des Aufgebots auf dem Standesamte betrifft, so bin ich darüber folgender Ansicht. Der beizubringende Taufschein hat für den Standesbeamten nur die Bedeutung eines Geburtscheines, er hat daraus nur die Notiz über das Alter der bei ihm sich meldenden Personen zu entnehmen. Was dagegen das religiöse Bekenntnis derselben anbelangt, so haben letztere darüber einfach ihre Erklärung abzugeben und hat der Beamte dieselbe ebenso anzunehmen und einzutragen; einer urkundlichen Beglaubigung dafür bedarf es nicht. F.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von H. E. Steegmann.



WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Zweifelhafte Scharade.

Daß meine Erste darauf dachte
Zu brechen einst des Korben Joch,
Wohl Not und Tod dem Armen brachte;
Doch, ob er starb, er lebet noch!

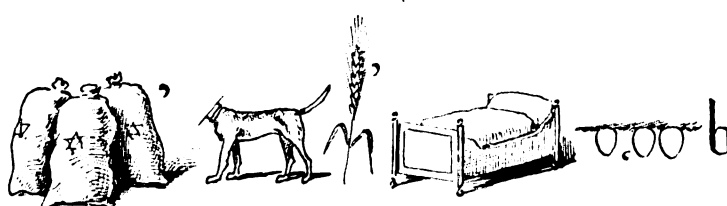
Sein Blut, das in den Sand geflossen,
Half schüren Deutschlands heißen Jörn
Und trieb zum Kampf die Landgenossen
Und ward zu einem Lebensborn.

Wenn meine Zweite wohl geborgen
Im Zentrum sich vorsichtig hält,
Ist sie geschützt vor Weh und Sorgen,
Und alles ist dann wohlbestellt.

Mag es dem Wurme nicht gelingen,
Der tüdlich an der Schale nagt,
Hinein ins Heiligtum zu dringen,
Sonst Unheil und Verfall uns tagt.

Das Ganze — eine Handelsware —
Wächst auch in deutschen Kolonie'n,
Du kannst sie seit dem letzten Jahre
Direkt aus Kamerun bezieh'n. Pf. 3.

Bilderrätsel.



2. Vierfährige Scharade.

Die Erste ist ein kleines Wort
Und ist doch ganzer Völker Hort;
Ein Schachhaus ist es — kammerreich —
Kein Schloß, kein Kloster thut's ihm gleich,
Darin in tausend glänzenden Truhen
Des Volkes edle Schätze ruhen.

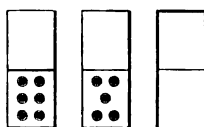
Bertilgen sollte auf Befehl
Einst die drei Letzten Israel;
Doch ob Held David sie geschlagen —
Die Schläge haben sie getragen!

Und auch das Ganze — steif und trocken,
Läßt aus dem Ersten sich nicht loden;
Denn süßer noch als Honigseim
Ist ihm sein allgewohnt „Daheim“. Pf. 3.
(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 3.

Dominoaufgabe.

Im Salon liegen:



C hat 3-3

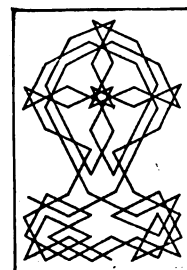
D 2-2

E 1-1

1. Rätsel.

Ruh — Uhr — Hur.

2. Schlüssel zum Rätselsprung.



Auflösung des Rätselsprungs.

Steig' nur, Sonne,
Auf die Höhen!
Schauer wehn,
Und die Erde bebt vor Wonne.
Rühn nach oben
Greift aus Nacht
Waldespracht,
Noch von Träumen kühl durchwoben.
Und vom hohen
Felsaltar
Stürzt der Nar
Und versinkt in Morgenlohen.
Frischer Morgen!
Frisches Herz,
Himmelwärts!
Laß den Schlaf nun, laß die Sorgen.

3. Homonym.

Vorstellung.

Bilderrätsel.

Unterthan.

Inhalt: Unser Neffe. Fortsetzung. Erzählung von L. F. Born. — Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Fortsetzung. Von Hans Arnold. — Don Juan auf der Flucht. Bild von H. Genzmer. — Das Edikt von Potsdam. Von B. Rogge. — Vogts Buch vom deutschen Peere. Mit H. Vogts Bildnis und drei Illustrationen von R. Knödel. — Am Familientisch: Der nordamerikanische Cyklon. Zu dem Bilde: Ein Cyklon im Felsengebirge. — Die Jubelschrift der französischen Kolonie. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Petersen & Asaßing) in Leipzig. Druck von Julius Altknecht in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.

Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Oktober. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 5.

Unser Nefte.

Erzählung von L. F. Born.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./IV. 1870.

Am nächsten Morgen machte sich Georg schon um sieben Uhr nach Reuthof auf, aber als er die Terrasse betrat, mußte er sehen, daß er dennoch zu spät gekommen war. Marie stand mit geschürztem Kleid, den großen Hut tief im Nacken an einem Rosenbusch und schnitt die verwelkten Blumen ab. Der Baron an ihrer Seite schaute ihr lächelnd und aufmerksam zu. Seine hochschulterige, etwas dürrtige Gestalt erreichte die ihre kaum, da er sich eben nachlässig auf seinen Stock stützte. Aber wie vornehm und selbstbewußt sah er trotzdem aus! Wie in seinem Leben war er recht jung gewesen, aber dafür hatten ihm die Jahre auch wenig anhaben können, und er unterschied sich nicht viel von dem Manne, der damals bei der ersten Bekanntschaft einen so lebhaften Eindruck auf den Knaben Georg gemacht hatte.

Jetzt standen sich Onkel und Nefte gegenüber und legten einen Augenblick die Hände ineinander. Der ältere scheinbar gleichgültig, der andere sichtlich erregt. „Du hattest eine gute Reise, Onkel Ulrich?“

„Wie gewöhnlich. Die Nachtfahrt war sehr angenehm.“ — „Wie weit ist man in Althof mit der Ernte?“ Noch ein paar gezwungene Fragen und Antworten — dann wendete sich Georg an Marie, die bisher schweigend ihre Arbeit fortgesetzt hatte: „Bist du bereit, Mariechen? So werde ich das Pferd bestellen.“ Ihr Blick glitt schüchtern und bittend von einem zum andern, aber sie schwieg, und der Onkel antwortete an ihrer Stelle: „Es thut mir leid, daß ich der Reistunde ein für allemal ein Ende machen muß. Mir war es sehr unangenehm zu hören, daß sie überhaupt hinter meinem Rücken angefangen wurde. Ich glaubte, du wußtest es, Georg, daß ich unter keiner Bedingung einer Dame, die mir angehört, das Reiten gestatte.“

„Einer Dame, die mir angehört“ — stärker konnte sich Herr von Reifach kaum ausdrücken — aber Georg bezwang

sich noch einmal: „Das kann dein Ernst nicht sein, Onkel Ulrich! Solch ein Vorurteil.“ — Der Baron machte eine hochmütig abweisende Bewegung: „Wir können das ein andermal erörtern. Kommst du mit uns, Georg? wir wollen jetzt zum Frühstück hineingehen.“ — „Nein? Nun dann, guten Morgen.“ — „Ich spreche dich ja wohl noch einmal, ehe du abreisest.“ Dabei zog er Mariens Arm durch den seinigen und ging mit ihr davon. Sie wandte noch einmal den Kopf, um Georg einen flehenden Blick zuzuwenden, aber dieser war schon im Park verschwunden und flog in langen, gewagten Sätzen über Stock und Stein den nächsten Abhang hinunter. — Die heißesten Stunden des Tages waren vorüber, als Marie hastig auf eine der lauschigen Bänke von Birkenstämmchen zuwies, die hier und da unter den alten Baumriesen des Parkes angebracht waren. Dies war ein ganz besonders verstecktes Plätzchen, von Baum und Gebüsch wie mit einer Mauer umschlossen. Verstört sah sie sich nach allen Seiten um, dann sank sie auf die Bank nieder und blieb dort liegen, regungslos, in gedankenloser Erschöpfung, — das farblose Gesicht gegen die harte Lehne gedrückt, die rotgeweinten Augenlider halb geschlossen. Kaum war sie noch imstande, sich zurückzurufen, was sie in den letzten Stunden alles erlebt hatte! Heute morgen, nach dem Zusammentreffen mit Georg war sie mit dem Onkel ausgefahren, und da hatte dieser ihr mit der sanftesten freundlichen Art, wie man zu einem Kinde redet, das Ansinnen gestellt, von nun an immer bei ihm zu bleiben und seine Frau zu werden. Als sie vor Schreck und Entsetzen gar nichts zu erwidern vermochte, versprach er ihr schonend, daß er geduldig auf eine Antwort warten wolle, bis sie sich erst ein wenig an den neuen Gedanken gewöhnt habe. Und danach erzählte er ihr in seiner kurzen eindrucksvollen Weise von vielen bitteren Enttäuschungen, die er erfahren, von dem langen, ein-

samen Leben, welches in den letzten Jahren erst wieder Inhalt gewonnen durch die wachsende stetige Hoffnung, seine kleine Marie ganz für sich und für das öde Neuhoß zu gewinnen. Als Marie darauf ganz verwirrt und erschüttert nach Haus gekommen, da war sie vor die Mutter beschieden worden, und diese hatte in ihrer Weise dasselbe Thema behandelt, so lange und so eindringlich, bis die Tochter in verzweiflungsvollen Thränen zusammengebrochen, in die Einsamkeit hinausgeflüchtet war. Und dann hatte sie geweint, geweint, bis ihr keine Thräne, keine Gedanken, kaum noch ein Bewußtsein übrig geblieben als das eines stumpfen hoffnungslosen Elends. Was sollte sie auch thun als weinen, das Leben war ja von jetzt ab nichts mehr als ein pfadloses Chaos, ihr Herz zerrissen von Wünschen und Pflichten, zwischen denen es keine Versöhnung gab.

Und so litt sie mit der ganzen Festigkeit, deren ihre innige kräftige Natur fähig war, bis ihr die tröstliche Empfindung kam, als dürfe sie verbluten und vergehen an dem unlösbaren Zwiespalt in ihrer Seele.

„Um Gottes willen, Mariechen, wie siehst du aus? Was ist denn geschehen?“ Sie fuhr entsetzt in die Höhe, als sie Georgs Stimme laut und hell dicht neben sich vernahm. Aber er hatte ihre kalten Hände schon in die seinen geschlossen, und ehe sie sich's versah, saß sie neben ihm, von seinem Arm gestützt, und ihr schwerer, schmerzender Kopf lag an seiner Schulter. „O Georg!“ Hilfslos sah sie zu ihm auf und las in seinem Blick nichts als Sorge und zärtliches Mitleid. Was konnte sie thun, als ihre Augen schließen und sich dem Gefühl der Erlösung und Befreiung hingeben, das sie an seiner Seite so wonnig überströmte! Ihr war, als habe sie den einzigen, rechten Hafen des Friedens erreicht, den es auf dieser Welt für sie gab, als könne sie nie wieder ihr Haupt erheben von seiner festen Schulter, als müsse seine freudige, mutige Liebe sie nun doch siegreich tragen durch alle Schrecken, die sie zu verzweifeln drohten. Eine kurze Minute freilich nur dauerte der Traum, — dann fühlte sie, wie er sie allmählich näher an sich zog, und wie seine Lippen ihr Haar berührten, leise zuerst, dann mit immer festem, leidenschaftlichem Druck, — sie schreckte zusammen und sprang auf. Aber er hielt sie fest: „Du darfst nicht fort, ehe du mir Rede gestanden hast, Marie, habe ich nicht ein Recht darauf, zu wissen was dir geschehen ist!“

„Ein Recht?“ wiederholte sie und warf mit einer schnellen, stolzen Bewegung den Kopf in den Nacken „laß mich los, Georg. Ach, ich hatte vergessen — ich kann jetzt nicht mit dir reden.“

„Du mußt“, erwiderte er herrisch, „du mußt reden, wenn du mich lieb hast, Marie. Sage mir, hast du mich lieb?“ und er schüttelte heftig den Arm, den seine Hände noch umfaßt hielten. Ihre Augen sahen in die seinen mit dem verzweiflungsvollen Ausdruck eines gehezten Wildes, sie drückte flehend die Hände vor die Brust: „Sei barmherzig, Georg, und frage mich nicht.“

Und mit einem plötzlichen Ruck machte sie sich los und flog auf den schmalen Fußsteg zu, der nach dem Schlosse führte. Er stürzte ihr nach, und sie hatte den Ausgang aus dem Gebüsch kaum erreicht, als sie hastig zurückfuhr, beinahe mit ihm zusammenstoßend. Es war der Baron, der ihr in den Weg getreten, und während Georg die Hand nach ihr ausstreckte, hatte der andere sie schon mit dem linken Arm umfaßt und erhob drohend die mit einer schweren ledernen Reitpeitsche bewaffnete Rechte gegen den Neffen. Schnell wie der Blitz war ihm Georg in den Arm gefallen, Marie machte sich los und drückte sich weiß und zitternd gegen den Stamm des nächsten Baumes. Es dunkelte ihr vor den Augen, und als sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde, lag die Peitsche zusammengeknickt auf der Erde. Die beiden Männer standen sich gegenüber, Georg hielt des Onkels Arm noch gepackt, aber jetzt ließ er die Hand sinken und stieß die Reste der Peitsche mit dem Fuß ins Gebüsch hinein. Der Baron bewegte die trockenen Lippen, aber der Ton, welcher aus seiner Kehle kam, glich keinem menschlichen Laut. „Wirfst du jetzt gehen“, knirschte er endlich, „oder soll ich meine Leute rufen?“

„Versuch's einmal“, erwiderte der andere kaltblütig, „wir wollen einmal sehen, wer von ihnen es wagen wird, mich anzurühren.“ Herr von Reisch warf einen Blick auf Marie, offenbar suchte er sich ihre Wege zu fassen, obwohl er noch immer von Kopf bis zu Füßen vor Zorn bebte: „Ich ersuche dich noch einmal, Neuhoß zu verlassen, Georg, und ohne meine Erlaubnis nicht wieder zu betreten. Noch bin ich Herr auf meinem Grund und Boden, dent' ich.“ Er ballte aufs neue die Faust — des Neffen ruhige Stellung und unbewegliches Gesicht schienen ihn fast von Sinnen zu bringen.

„Beruhige dich, ich gehe schon“, sagte Georg, und mit einem wohlberechneten Sprung, ehe der Baron ihn hindern konnte, stand er neben Marie. Er faßte ihre schlaff herabhängende Hand und drückte sie an seine Lippen: „Lebe wohl, Marie, für heute nur sage ich dir Lebewohl. Auf Wiedersehen, Geliebte!“ Dann wandte er sich und schritt langsam den Weg ins Thal hinunter.

Es dunkelte schon tief, als Georg an jenem Abend nach Althof zurückkehrte. Auf der Brücke strich ein Mann an ihm vorüber, und er erkannte den Baron, der von einem Besuch bei seiner Kousine zurückkehrte. Das Fräulein saß blaß und still hinter dem Theetisch, Georg trank eine Tasse hinunter und ging dann mit kurzem „gute Nacht“ hinauf in sein Zimmer. Während jener schwülen Augustnacht ruhten in Althof und Neuhoß nur die Diensteute und Marie von Reisch. Sie hatte aufhören dürfen zu denken und zu empfinden, und schloß den bleiernen Schlaf der Erschöpfung. Georg schritt lange Zeit in seinem Zimmer auf und ab, dann begann er einen Teil seiner Sachen zu packen, seines Bleibens sollte für jetzt nicht mehr lange sein. Aber weder jetzt, noch in den Stunden, die unmittelbar auf jenen Austritt im Park gefolgt waren, kam ihm ein einziges Mal der Gedanke, seine Ansprüche an Marie aufzugeben. Er war sich wohl bewußt, daß es auf diese Weise zu einem völligen Bruch mit dem Baron kommen mußte. Aber das sollte ihm recht sein; von der Hand, die sich eben drohend gegen ihn erhoben, wünschte er keine Wohlthaten mehr anzunehmen. Die Aussichten, welche er damit verlor, wurden ihm in seiner jetzigen Stimmung weit aufgewogen durch die neu zu erlangende Freiheit und Unabhängigkeit. Er rechnete fest auf Mariens Ergebenheit und Treue, auf die Kraft ihrer Neigung zu ihm. Hatte sie sich auch heute nicht rücksichtslos zu ihm bekannt, so konnte er ihr das verzeihen, denn des Barons tyrannische Leidenschaft mußte sie erschreckt und verwirrt haben, aber sie würde sich aufraffen und die hilflose Hand ergreifen, die Georg ihr zu bieten hatte. Warum sollte es einer energischen Treue von beiden Seiten nicht gelingen, im Lauf der Zeit dennoch zum Ziele zu gelangen? Und Tante Christine? Es mußte ihr überlassen bleiben, ob sie unter den veränderten Verhältnissen den Neffen aufgeben wollte oder nicht. Im Grunde seines Herzens hoffte er freilich sicher darauf, sie bald wieder zu versöhnen, und sollte sie wirklich eine Zeitlang sich von ihm losjagen, sollte er aus Mangel an Mitteln seine Studien abbrechen müssen, so blieben der Auswege noch genug. Er hatte schon mehr als einmal, wenn ihm die Abhängigkeit vom Onkel gar zu unselbstlich erschien, mit dem Gedanken gespielt, in ausländische Dienste zu treten, und es fehlte ihm nicht an Gönnern und vorteilhaften Beziehungen, durch welche er hoffen durfte, auf diese Weise schnell vorwärts zu kommen. Ein ungewöhnlicher Lebensweg hatte großen Reiz für ihn, besonders in dieser Stunde, da er eben die ersten Atemzüge neuer Freiheit zu thun meinte. Sein nächstes Geschäft war ein Brief an den Baron, den er nicht ohne Überlegung, aber mit fester Hand niederschrieb. Viel längere Zeit verwandte er auf einen Brief an Marie, und das Licht brannte schon längst rot und trübe im lichten Scheine der Morgenröte, als er den letzten Federzug gethan hatte, und sein heißes Gesicht einen Augenblick lang gegen das kühle Papier drückte. Wie sollte er diesen Brief befördern? Zum erstenmal fiel ihm die Schwierigkeit aufs Herz, die ihm nicht Emmas wachsame Augen, sondern Mariens eigene Gewissenhaftigkeit und das, was er ihre kindlich beschränkten Lebens-

anschauungen nannte, in Zukunft bereiten würden. Aber dazu mußte sich Rat finden, für jetzt ging er leise durch das stille Haus, fand im Hof unter den sich eben rüstenden Arbeitern einen Voten für seinen Brief an Herrn von Reisach und legte sich dann nieder, um für den kommenden „heißen“ Tag noch eine Stunde Schlaf zu gewinnen. Aber der Schlaf, als er sich einmal eingestellt, ließ ihn nicht sobald wieder los, und erschrocken und ärgerlich fuhr er auf, als er beim Erwachen sah, wie hoch die helle, heiße Sonne bereits am Himmel stand. Er ging hinunter, aber die Zimmer unten waren leer, Christine schien ihren gewohnten Morgengang durch Garten und Wirtschaft bereits angetreten zu haben. Im Wohnzimmer fand er sein Frühstück, von ihrer Hand sorgsam und zierlich zurechtgestellt, aber das kleine gewohnte Zeichen ihrer Fürsorge mutete ihn heute sonderbar an. Er hatte kaum einige Bissen genossen, als die Thür nach dem Hausflur sich öffnete und Herr von Reisach eintrat. Georg stand auf, schweigend sahen sich die beiden in die Augen. Der Baron senkte die seinigen, es lag in seinem Wesen heute morgen weder Zorn noch Härte, sondern eine gewisse Unruhe, die den Reffen fast verwirrte. Das Wiedersehen war ein so ganz anderes, als er erwartet hatte.

„Ich habe deinen Brief erhalten, Georg, und komme selbst dir eine Antwort darauf zu bringen. Das heißt — ich wollte — ich habe beschlossen, dir einige Mitteilungen aus unserer Familiengeschichte zu machen. Daraus wirst du dir deine Antwort selbst entnehmen, und wie ich hoffe, manches von dem widerrufen, was du in deinem Briefe ausgesprochen hast.“

Georg war so erstaunt, daß er nicht sogleich etwas zu erwidern wußte. Herr von Reisach sah sich unruhig um: „Hier ist kein geeigneter Ort für unser Gespräch“, sagte er.

„So bitte ich dich, mir auf mein Zimmer zu folgen“, und Georg ging voran, um den Weg zu zeigen. Oben lag der Brief an Marie, fertig adressiert, auf Georgs Schreibtisch, er verschmähte es, einen Versuch zum Verstecken zu machen, und des Barons Blicke haften einen Augenblick darauf. Georg schloß die Läden, um die Sonne aus dem kleinen, drückend heißen Gemache auszusperrn, doch blieb es immer noch hell genug, um sich gegenseitig beobachten zu können. „Willst du dich nicht setzen?“ sagte Georg, und beide nahmen sich gegenüber am Tische Platz. Der Baron schob seinen Stuhl soweit zurück als möglich war, ohne die Unterhaltung unbequem zu machen, und wandte seinem Reffen nur das Profil zu.

„Ich beginne gern damit, zu bekennen, daß ich gestern dir gegenüber in der Heftigkeit zu weit gegangen bin. Der Zorn überwältigte mich, er galt nicht dir allein, Georg — sondern einer anderen, furchtbaren Erinnerung — ich sehe ein, daß ich dir deswegen, und aus manchen andern Gründen eine Erklärung schuldig bin. Um diese zu geben, muß ich ziemlich weit in die Vergangenheit zurückgreifen.“ Hier holte er tief Atem, preßte beide Hände fest um die Lehnen seines Sessels und fuhr im Ton eines trocknen Erzählers fort: „Du weißt, daß dein Großvater in einer sehr unglücklichen Ehe lebte. Ich war erst vier Jahre alt, dein Vater konnte kaum auf den Füßen stehen, als meine Mutter Neuhoß auf immer verließ. Mein Vater lebte getrennt von ihr, wir Kinder brachten abwechselnd unsere Zeit bei ihm und der Mutter zu, doch war es mein Bruder Franz, der ihr am meisten überlassen blieb. Es war eine Schwäche meines Vaters, daß er in diesen Wechsel des Aufenthalts willigte, und die traurige Erziehung, die wir auf diese Weise genossen, hat sich bitter an uns beiden gerächt. Wir entbehrten der Heimat, der geordneten Zucht und wurden viel zu früh mit den traurigsten und unwürdigsten Verhältnissen bekannt und vertraut. Als meine Mutter starb, hatte ich längst alle kindliche Ehrfurcht vor ihr einbüßen müssen, und mich daher um so rückhaltloser und völliger an meinen Vater angeschlossen. Ich liebte und verehrte ihn unbedingt, er war für mich das Ideal eines Edelmannes, freigebig, weitherzig, vertrauend, über jede kleinliche Erwägung erhaben.

Wenn dabei ein Zug der Schwäche, ein Mangel an moralischem Mut, der durch sein Wesen ging, mir nicht verborgen bleiben konnte, so machte das unser Verhältnis zu einander nur noch zarter und wärmer. Freilich den Halt konnte er mir nicht geben, den ich sowohl wie mein Bruder zu unserm lebenslänglichen Schaden entbehrten. Wir sahen nicht viel von ihm, er war, wie du weißt, ein hochgestellter Beamter, und die angestrengteste Thätigkeit ihm willkommen, die ihn von seinen unglücklichen häuslichen Verhältnissen abzog. Meinen Bruder Franz lernte ich erst nach dem Tode der Mutter näher kennen, einen anziehenden, lebhaften Knaben, der mich ebenso bezauberte wie den Vater, welcher die Trennung von ihm schwer empfunden hatte, ohne doch den Mut zu haben, ihn der Mutter zu entziehen. Indes blieben unsere Lebenswege nach wie vor ziemlich geschieden. Neuhoß stand den größten Teil des Jahres über leer — der Vater damals gerade besonders durch Amt und öffentliches Leben in Anspruch genommen, wir Brüder auf verschiedenen Bildungsanstalten. Ich sollte in des Vaters Fußtapfen treten, Franz sich für die militärische Karriere vorbereiten. Nur die Ferien und Urlaubszeiten führten uns zuweilen zusammen. Franz fing früh an, dem Vater durch seinen unglaublichen Leichtsinns Verlegenheiten zu bereiten. Zu mir dagegen hatte der letztere ein großes, fast rührendes Vertrauen, und machte mich mehr und mehr zum Teilnehmer all seiner Sorgen und Verstimmungen. Er war fränklisch geworden, und zu den Enttäuschungen, welche ihm das Privatleben gebracht hatte, kamen noch andere sehr bittere hinzu, mit denen man seine öffentliche Thätigkeit lohnte. Ich teilte das alles mit ihm, trat mit Leidenschaft für ihn ein, und machte die Kränkungen, welche er erfahren hatte, zu meinen eigenen. So war ich schon mit Verachtung gegen die Menschen und Zustände erfüllt, unter denen ich leben und wirken sollte, ehe ich noch einmal meine Laufbahn recht begonnen hatte.

„Aber ich rede immer von mir selbst“, unterbrach sich der Baron hier mit herbem Lächeln, „entschuldige diese Abschweflungen, die dich wenig interessieren werden.“ Er ließ dem Reffen keine Zeit zur Antwort, sondern fuhr gleich darauf fort: „Nur in einer Hinsicht fühlte ich damals nicht mit meinem Vater, und das war in Bezug auf Franz. Ich hatte eine unverständige Zärtlichkeit für diesen gefaßt, und machte es immer noch möglich, seine leichtsinnigen Streiche zu entschuldigen. Lieber als an eine tiefere Schuld zu glauben, mochte ich den Vater in diesem Punkt für mißtrauisch, streng und hart halten. Franz war eben unwiderstehlich, und dann war er noch so jung, mit der Zeit sollte ihm der Verstand kommen. Und er schien zu kommen, denn Franz überraschte uns eines Tages durch die Nachricht von seiner Verlobung mit Klousine Christine, die nur wenig jünger war als er selbst. Mein Vater war übergelüchelt: „Sie würde ihn nicht nehmen, wenn nicht etwas an ihm wäre, was ihrer nicht ganz unwürdig ist“, wiederholte er immer, und seine Zufriedenheit machte offenbar einen guten, herzbewegenden Eindruck auf Franz, der bis dahin die väterliche Langmut so unverantwortlich mißbraucht hatte. Eine entschiedene Umkehr schien sich in ihm vorzubereiten. Ganz wohl war mir bei der Verlobung nicht zu Mute, aber ich überwand meine Bedenken, war ich doch damals selber in der Stimmung, alles, auch das scheinbar Unmöglichste von der Liebe einer Frau zu erwarten. Und Christine selbst verscheuchte alle Zweifel. Sie war sehr früh selbständig geworden, mutterlos wie wir selber, unter einem Vater aufgewachsen, der alle schwachen Seiten des meinigen teilte und in träumerischer Verschlossenheit dahinglebte. Sie mußte wissen, was sie that. Aufs reizendste veränderte sie sich während der Verlobungszeit. Ihr übermäßig zurückhaltendes Wesen belebte und milderte sich unter meines Bruders Einfluß, sie wurde täglich schöner, das kalte Marmorbild erwärmte sich zum Leben und stieg demütig vom unbequem hohen Piedestal zum Geliebten herab. Es war kein Wunder, daß Franz ganz hingenommen schien von seiner erstaunlichen Eroberung. Als die ersten Wochen des neuen Glückes um

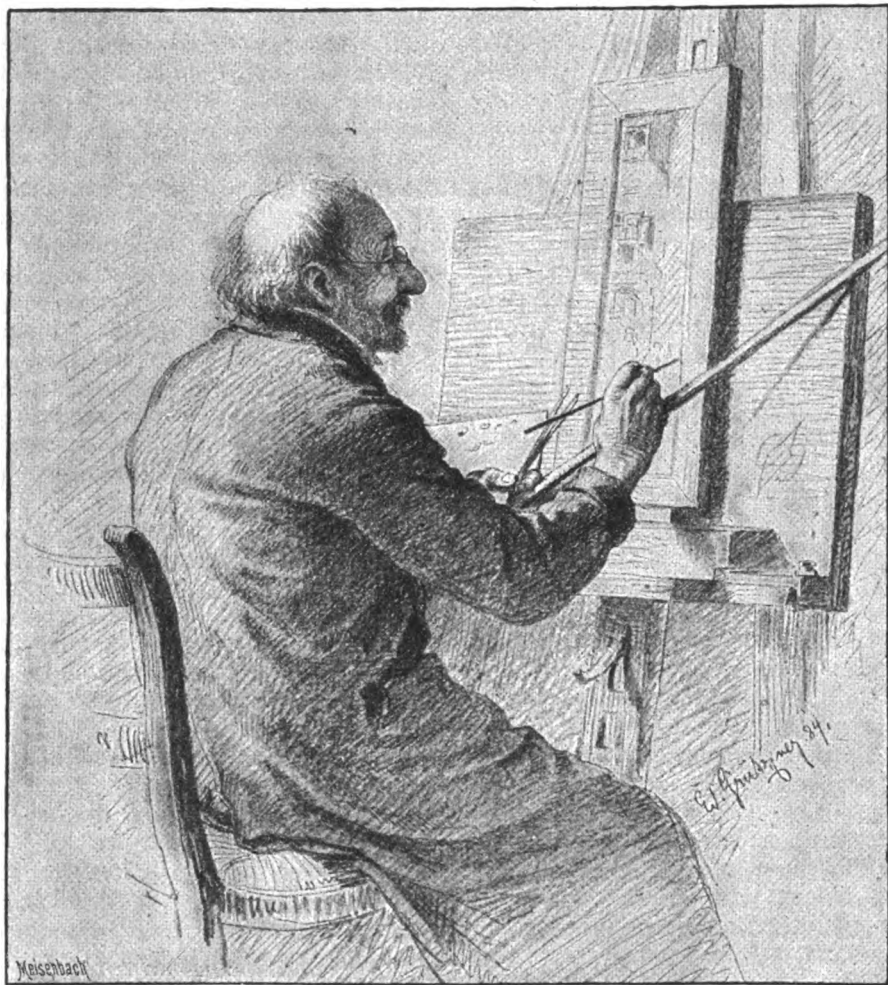
waren, gab es freilich schon Wolken am Himmel der gegenseitigen Zufriedenheit. Franz begann zuweilen gegen den ungewohnten Jügel anzugehen und Christine zu erschrecken vor der im Grunde ganz ungebrochenen Leichtfertigkeit ihres Verlobten. Ich achtete nicht genug auf diese drohenden Anzeichen, denn ich war zu sehr mit meinen eignen Angelegenheiten beschäftigt.“ Hier wandte sich der Baron noch mehr von seinem Zuhörer ab, und legte einen Augenblick die Hand vors Gesicht, als ob er Mut sammeln müsse zur Fortsetzung der verheißenen Mitteilungen. Georg, der anfangs mit Widerstreben zugehört hatte und gar nicht begriff, wo der Dunkel hinauswollte, saß jetzt vornübergelehnt, mit gespannter Aufmerksamkeit jedem Worte folgend, das von des Erzählers Lippen kam. Dieser fuhr mit gesenkter Stimme fort: „Unser Nachbargut Erlau war damals

noch im Besitz der alten kinderlosen Frau von Clausnitz, welche kürzlich eine junge, verwaiste Cousine bei sich aufgenommen hatte.“ Hier fuhr Georg hastig in die Höhe: „Meine Mutter!“ Der Baron machte eine gebieterische Bewegung: „Unterbrich mich nicht, Georg. Die alte Dame gebärdete sich als Wohlthäterin ihres Schützlings, jedermann aber bedauerte das Mädchen, deren Kräfte ganz rücksichtslos ausgenutzt wurden, und welche die traurige Existenz einer abhängigen Gesellschafterin zu führen hatte. Ihr Schicksal, ihre Jugend und Anmut wurde so viel besprochen, daß ich ihrer Bekanntschaft mit einiger Teilnahme entgegenjah, so wenig mich auch sonst die Damen der Nachbarschaft interessierten. Eines Nachmittags fuhr ich mit meinem Vater nach Erlau hinüber, wir fanden dort noch ein Ehepaar zum Besuch, man setzte sich zu den Karten, und da Fräulein von Clausnitz und ich bei der Partie überflüssig waren, so brachten wir den ganzen Nachmittag und Abend miteinander zu. Als ich Abschied nahm, stand es bei mir fest, daß ich sie zu meiner Frau machen müsse. Nach vierzehn Tagen hielt ich um sie an, sie erbat sich unter vielen Thränen Bedenkzeit — danach verlobten wir uns, zur großen Zufriedenheit der alten Clausnitz, welche vermutlich ihren Einfluß auf Ida sehr zu meinen Gunsten ausgenutzt hatte.

„Ich machte eine sehr stürmische Verlobungszeit durch, und auf Idas flehentliche Bitte blieb die Sache zunächst Geheimnis, ausgenommen vor Vater und Bruder. Ich glaubte

im Grunde ihrer Liebe sicher zu sein, und der Wechsel ihrer Stimmungen, bald eigensinnige Zurückhaltung, Trotz und Thränen, bald bezaubernde, liebliche Freundlichkeit und Fügsamkeit — fesselte mich nur um so mächtiger an sie. An ihrer Wahrhaftigkeit und Treue zu zweifeln, ihr rein weltliche Motive unterzulegen bei Annahme meines Antrags, wäre mir damals geradezu lästerlich erschienen. Ich war eben ein Narr, ein unbeschreiblich großer Narr, Georg! Es empörte mich, wenn man sie in meiner Gegenwart launisch und kokett nannte, wenn man ihr geistvolles anmutiges Geplauder kaltherzig zerlegte und „nichts dahinter“ fand. Du, Georg, hast kaum eine Ähnlichkeit mit ihr, ich hätte deine Gegenwart sonst schwerlich so oft und so lange ertragen. Ich kannte niemand, den ich mit ihr, so wie sie damals war, nur annähernd vergleichen

konnte, die ganze übrige Menschheit erschien mir ungeschlacht und schwerfällig ihr gegenüber, die wie gar nicht zur Erde gehörig nur aus Luft und Feuer geschaffen sein konnte. — Einige Wochen vergingen in Rausch und Drang, ein lebhafter Verkehr fand natürlich zwischen Althof, Neuhof und Erlau statt. Dann mußte ich zu meinem Leidwesen an die Regierung zu M. zurückkehren. Wie unfähig schwer wurde mir der Abschied von Ida, wie brennend ersehnte ich die Zeit des Wiedersehens! Nach vierzehn Tagen schon rief mich eine mir ganz unverständliche Depesche meines Vaters nach Enzheim zurück. (Fortsetzung folgt.)



Karl Spitzweg, geb. 5. Februar 1808, † am 23. September 1885.
Von Eduard Grüner.

Karl Spitzweg.

Am 23. September dieses Jahres starb zu München infolge eines Schlaganfalles sanft und ruhig der unvergleichliche Maler Karl Spitzweg, wohl der bedeutendste Humorist Deutschlands, ein Künstler von solcher Eigenart und Selbstständigkeit, daß sich mit ihm und seinen Werken kaum eine andere Erscheinung der Kunstwelt vergleichen oder als ähnlich bezeichnen läßt. In jeder Sammlung oder Ausstellung, in der sich Bilder des fruchtbaren Meisters befinden, werden dem Besucher nicht sehr große Gemälde, meist in überhöhtem Format auffallen, an denen ein kleines Stücklein blauen Himmels besonders hell und leuchtend hervortritt und zu näherer Betrachtung einladet. Dieses Stück Himmel, lustig und lachend wie ein schuldlos fröhliches Kindesauge, scheint den zutreffendsten Vergleich für die Eigenart des lebenswürdigen Meisters zu



Der Kaktusfreund. Gemalt von Karl Spitzweg. (Wiederholung aus Nr. 32 des IX. Jahrgangs.)

bieten, denn es wirkt herzerfreuend wie die köstliche Himmels-gabe — der echte ferngejunde Humor, der Karl Spitzweg unsterblich und denen, die seine Bilder kennen, zum ausgesprochenen Liebling gemacht hat. Wie eine Mozartsche Melodie, lieblich, leicht und flüssig, herzerquickend und klar, wie ein Volkslied einfach, tief und wahrempfunden, so sind Spitzwegs Bilder in Gedanken und Ausführung durchweg natürlich, voll wahrer Poesie, heiterer Charakteristik und warmen Gemüts, und wie in Ludwig Richters wunderbaren Illustrationen deutsches Wesen und Leben in schlichter Einfachheit und charakteristischer Wahrheit verklärt von allem Reize der Poesie uns entgegentritt, so sind Spitzwegs Bilder ein treuer Spiegel deutscher Art, deutscher Natur und echter bayerischer Gemütslichkeit.

Am 5. Februar 1808 zu München als der Sohn eines verdienstvollen, hochgeschätzten Bürgers der Stadt geboren, wurde Karl Spitzweg zum Apotheker bestimmt und trat nach absolvierter Lateinschule als Lehrling in die königliche Hof-apothek zu München. Mehrere Jahre hindurch stand er in dieser Eigenschaft mit dem Münchner Publikum, insbesondere den kleinen Leuten und der dienenden Klasse, in regem Verkehr und von dort her mögen manche Eindrücke datieren, welche er später als Künstler in lebenswahrer Wiedergabe verwertete. Nach dem Besuche der Universität wurde er sofort, als er sein Apothekerexamen glänzend bestanden hatte, zum „Provisor“ befördert, und wer weiß, ob nicht Karl Spitzweg als Apotheker unter Töpfen und Rezepten ein pillendrehendes und tränklemischendes Dasein bis an sein Lebensende geführt haben würde, wenn nicht zu dieser Zeit sein Vater gestorben und durch das ererbte Vermögen der junge Mann zu einer sorgenfreien Existenz gelangt wäre, welche ihm gestattete, sich seiner längst heimlich gehegten und gepflegten Lieblingsbeschäftigung, der Malerei, ganz zu widmen. Gleichwohl fühlte sich der wohlbestellte Apothekerprovisor zu einem Besuche der Akademie oder einer sonstigen Kunstschule zu alt, und so entschloß er sich denn ohne Lehrer, sich lediglich auf die eigene Kraft und Begabung und dasjenige verlassend, was er an den großen Vorbildern gesehen und für sich gelernt hatte, mit einem Bilde vor die Öffentlichkeit zu treten, das nicht geringes Aufsehen und lauten Beifall der Verständigen erregte, vor den Augen der in der Regel kurzichtigen Kritik von Profession aber wenig Gnade fand. So fleißig Spitzweg als Apotheker gewesen, so unermüdlich zeigte er sich jetzt als Künstler, und Friedrich Becht, der ihm im Leben nahe stand, schätzt die Zahl der Bilder, welche Spitzweg im Laufe seiner künstlerischen Thätigkeit malte, auf vier- bis fünfhundert. Freilich befindet sich darunter kein Bild von hervorragender Größe, denn der bescheidene Künstler verschmähte es, seine Kraft an einer seine Begabung übersteigenden Aufgabe zu erproben, er begnügte sich vielmehr damit, in kleinem Rahmen das zu schaffen, was keiner außer ihm vermochte und worin ihn kaum einer erreicht, keiner aber übertroffen hat. Er malte nur, was ihm Bedürfnis war und was ihm von Herzen ging, aber was er malte, trägt den Stempel der Eigenart und der gottbegnadeten Meisterschaft.

Seine Kunst sollte ihm nicht dazu dienen, Reichthümer oder eine durch Klame gemachte Berühmtheit zu erwerben, sie sollte, ihrem höheren Verufe treu, nicht nur ihm selbst Befriedigung gewähren, sondern Mit- und Nachwelt erfreuen und geistig und gemüthlich zu der Empfindung anregen, die ihn befeelte, so oft er in ihrem Dienste thätig war. Viele seiner Bilder hat Spitzweg verschenkt, und als ein kunstverständiger Mäcenat, der zwar schon einige seiner Bilder besaß, aber noch mehrere haben wollte, den dafür verlangten Preis beanstandete und meinte, Spitzweg solle bei dem Preise der früheren Bilder bleiben, konnte der originelle humoristische Meister in seiner komischen Art mit Recht sagen, „er wisse jetzt nicht mehr, was er für seine Bilder verlangen solle, denn die, welche der Mäcenat von früher her von ihm besaß, seien ja „geschenkt“ gewesen“, ein Umstand, an den der reiche Gönner sich wohl nicht mehr erinnerte. Das Vermögen, das der einfache Jungeselle besaß, und seine schlichten Lebensgewohnheiten — seine

Hauptnahrung war die Suppe — nötigten ihn glücklicherweise nicht, mit der Priesterschaft im Tempel der Kunst den Götendienst des Königs Mammon zu verbinden. Er bedurfte zu seinen Bildern keines kostspieligen Apparats von allerlei Zierat, Kostümen und Gerätschaften, keine kostbaren Teppiche und Vasen, Waffen und Modelle — und wenn er auch mit scharfer Beobachtungsgabe immer und überall seine Studien machte — was er malte, war nicht mühsam zusammengestoppelt und ängstlich nach der Natur kopiert, sondern so sehr aus dem Leben gegriffen und empfunden, daß, obwohl er nicht einmal den landschaftlichen oder architektonischen Teil seiner Bilder der Wirklichkeit entlehnte, sondern alles aus sich schuf, an Naturwahrheit und realistischer Ausdrucksweise keines seiner Bilder etwas zu wünschen übrig läßt. Er malte eben nur, was er durch und durch empfunden und was in ihm lebendig geworden war — er griff hinein ins volle Menschenleben, und wo er es packte, da war es interessant. Seine Wohnung am Heumarkte zu München im vierten Stocke war so bescheiden und frei von allem Luxus, wie er selbst, aber sie bot eine malerische Fernsicht über unzählige Dächer und Kamine weithin bis zu den blauen bayerischen Bergen, und wenn von dort aus der Meister die Blicke schweifen ließ über das, was unter ihm lag, so war diese äußerliche Erhabenheit zugleich ein Bild der Stellung, die sein Geist einnahm, wie sein ganzes selbstloses Wesen, das ihn hoch erhob über Tausende und den materialistischen Zug vieler seiner Zeitgenossen. Dabei war Spitzweg nicht etwa geizig, sondern vielmehr von einer seltenen Freigebigkeit, und die Staatspension, welche er genoß, floß unverkürzt in die Tasche Bedürftiger oder in die Unterstützungskasse seiner Kollegen. So sehr er es vermied, in der Öffentlichkeit genannt zu werden, und so widerlich es ihn berührte, wenn ihn die Presse lobte, so wenig suchte er glänzende Gesellschaft. Von seltener Begabung, durch lebhaftes, fast dramatische Erzählung über Personen und Begebenheiten andere zu ergözen, von außerordentlicher Klarheit des Urteils in Fragen der Kunst, vermied er doch jene Kreise, in denen oft die Unbedeutendheit zu glänzen weiß, und beschränkte sich in seinem Umgange auf wenige treue Freunde, unter denen sich auch Moriz Schwind befand, der ihn jahrelang am Sonntag früh zu besuchen pflegte. In seinem Außern blieb er sein Leben lang der biedere Apothekerprovisor, und niemand, der ihn nur vom Sehen kannte, mochte ahnen, daß in diesem alten Hause mit den runden Brillenfenstern und dem großen Rasenrter ein so feiner witziger Geist seine Wohnung genommen habe. So mannigfach auch die Gestalten sind, die er schuf und deren Aufzählung vom Einsiedler bis zum Türken kaum möglich ist — am öftesten begegnen wir dem gemüthlichen alten Kauz von Jungesellen, der er selber war. Mag derselbe nun, während er die Blumenstöcke, die sein Dachfenster schmückten, begießt, in einem Hause vis à vis ein hübsches Mädchen sehen und, in deren Anblick verloren, nicht darauf achten, daß es längst genug wäre und daß die Kanne ihre Strahlen auf die unten Vorübergehenden ausgießt, oder mag derselbe sich an alten Büchern oder an einem prächtig gedeihenden Aktus erfreuen, den er mit Liebe in dem engen, von Giebeln umragten Hausgärtchen pflegt — immer ist es der deutsche gemüthliche Philister, der uns lieb ist, wo wir ihn begegnen, nicht der launenhafte, gemüthlose Sonderling, sondern das feinfühlende herzenswarme Original, das zu seinem Glücke nichts bedarf, als das eigene Genügen. War doch Spitzweg selbst so ein stiller Gärtner, der die Kunst wie eine liebe Blume in seinem heimlichen Winkel pflegte, so daß sie die reizendsten Blüten trieb. Es liegt etwas von Goethes Faust in den winkligen Straßen, verborgenen Höfen und lustigen Hausgärtchen, in welche Spitzweg mit Vorliebe seine lebensvollen Genrebilder verlegt hat. Aber auch seine Landschaften bieten denselben Reiz, dieselbe Originalität in Farbe und Komposition, denselben Geist des Frohen und Erheiternden, der alle seine Werke beherrscht. Seinem alten Freunde Kaspar Braun widmete er zu dessen siebenzigstem Geburtstag ein Bild, welches von allen vier Seiten betrachtet eine höchst interessante Landschaft

darstellt und wie viele andere seiner Bilder beweist, daß Spizweg nicht nur Humor und Geist, scharfe Beobachtungsgabe und poetische Empfindung in seltenem Maße besaß, sondern daß ihm auch eine reiche Fülle von Phantasie zu Gebote stand.

Der Name „Kaspar Braun“ führt von selbst zu den Fliegenden Blättern, in deren ersten Bänden wir einer Reihe der köstlichsten Illustrationen begegnen, die von Karl Spizweg herrühren. Wer erinnert sich nicht mit Freude jener von illustrierten Witzblättern ohne Witz und Humor noch nicht überschwemmten Zeit, in der die „Münchener Fliegenden Blätter“, welche noch heute leuchtturmartig aus der Hochflut der humoristischen Litteratur hervorragen, von Kaspar Braun und Friedrich Schneider gemeinsam gegründet wurden? Wer hätte den Eindruck vergessen, welchen die Menschen-Menagerie hervorrief, in der Spizweg den Portier, den Banditen, den Rieraffen, den Obskuranten und Korpsstudenten, den Haus- und den Kunsttyrannen und andere mustergiltige Typen vorführte, oder wem wären die „Freikorpswachstubenfliegen“ (in Nr. 151, 160, 161, 173 der Fliegenden Blätter), „die Reisebilder“ (in Nr. 128 und 130), „die Bilder aus dem Leben auf der Straße“ gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden? Kann man sich etwas Köstlicheres denken, als den Humor, der in Spizwegs Zeichnungen lebt? — ich erinnere nur an den Paukenschläger, der nach glücklich gezählten 247 Pausen durch eine angebotene Priße aus dem Takt gebracht wird, oder an die drei Töchter, welche ihrem Vater zum Namens-tage das schöne „Quartett“ vorsingen: „Stirb durch uns, du Ungeheuer!“ Es würde den zulässigen Raum weit überschreiten, wenn wir eine nur annähernd erschöpfende Aufzählung auch nur des Besten von all dem Trefflichen, das Spizweg geschaffen, versuchen wollten. Wir wollten ja keinen Beitrag zur Kunstgeschichte liefern, sondern nur dem wackern Ehrenmanne einen herzlichen Nachruf widmen — Ihm, der in seiner Eigenart an kein Vorbild erinnert, dessen Werke an keinen andern Meister anklagen, der daselbe „Original“ als Mensch, wie als Künstler gewesen und von dem gerühmt wird, daß er trotz seines geistigen Reichthums keinen Reider hatte.

In unserer Zeit, in der die Kunst mit einer gewissen Vorliebe das sittlich und ästhetisch Häßliche in ihren Bereich zieht und fast nur mehr auf Nervenreiz und Nervenverstim-mung ausgeht, ist die Erinnerung an den Heimgegangenen zwar doppelt schmerzlich, aber zugleich doppelt erquickend, denn seine Werke sind und bleiben selbst ein Stück blauen heiteren Himmels an dem vielfach umwölkten Firmamente deutscher Kunst.

Es sei uns gestattet, diesen kurzen Rückblick auf Karl Spizweg mit den Worten zu schließen, welche der Vorstand der Münchner Künstlergenossenschaft, Herr Eugen Stieler, am Grabe des verbliebenen Meisters gesprochen hat und welche nach der Mittheilung der Allgemeinen Zeitung, zweite Beilage Nr. 270 vom 29. September also lauteten:

„Grausam hat der Tod in diesem Jahre bereits die Reihen unserer Künstlerchaft gelichtet und schon wieder hat er Einteil gehalten bei einem der Allerbesten: der hochbegabte, lebenswürdige Künstler, der treffliche, gemüthvolle Mensch, unser alter Spizweg ist nicht mehr! Wohl war es nur wenigen gegönnt, mit ihm in näherem freundschaftlichen Verkehr zu stehen, und doch haben wir alle an diesem Grabe das Gefühl eines schweren persönlichen Verlustes. Ja, wir alle haben ihn gekannt, uns allen hat er das Herz gewonnen, denn mit uns allen hat er ja gesprochen durch seine Werke, in der Sprache seiner Kunst — und in dieser Sprache lag ein eigenartiger, ein poetischer Zauber. Sie kam ja aus der Tiefe eines vollen, warmen Herzens, aus einem echten Künstler-gemüth, und darin ruhte das Geheimnis ihrer zwingenden Gewalt, ihrer herzbezwingenden Macht. Verschidenheit war der Grundzug im Wesen dieses großen Künstlers, der die Zierde unserer Kunststadt war, und in dieser seiner Verschidenheit hat er's kaum geahnt im Leben, wie viele wahre und warme Freunde ihm sein schlichtes Wesen, sein echtes Künstlertum

gewonnen und wie viele ihn im Herzen und wahrhaftig betrauern. Mit Liebe und Verehrung nennen die Kollegen deinen Namen. Als ihren letzten Gruß lege ich den Vorbeer nieder auf dein Grab. Mögest du ruhen in Frieden!“ F. V.

Durch die vulkanische Eifel.

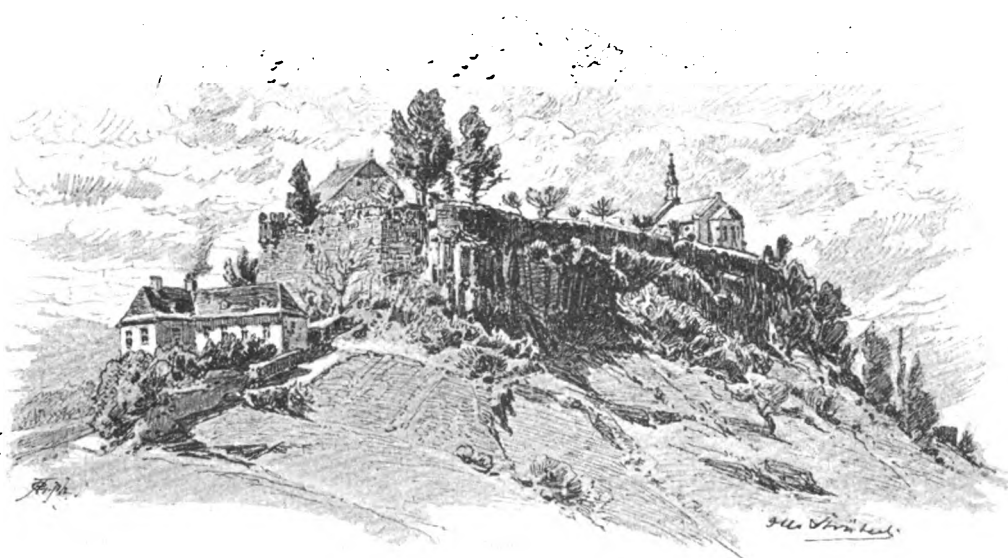
Von Ferdinand Feyl, Wiesbaden. Mit Illustrationen von Otto Strügel.

Hoch über einem sonnenvollen Gau,
Wo fleißige Männer flug den Feldbau regeln,
Erhebet sich zu starrer, schroffer Schau
Das Eifelwand mit seinen Felsenegeln,
Um deren Häupter, zackig, scharf und fahn,
Vorüberrauschend dunkle Wollen segeln.
Hier trifftst du selten Matten, frisch und grün;
Unwirtbar, grau und düster sind die Strecken,
Und der Bewohner muß sich rastlos mühen,
Im Boden hier die Saaten aufzuwecken.
Wolfgang Müller.

Vor wenigen Jahrzehnten gab es in der Umgebung des Rheines noch einzelne Strecken und Landstriche, welche für die größere Zahl der Touristen noch „unentdeckt“ waren, Landschaften, welche ihre Schönheiten jungfräulich verbargen und die nur dem Eingeweihten oder dem Naturforscher Veranlassung boten, den Wanderstab in diese Gelände zu tragen. Dahin gehörten bis vor kurzem die Thäler der Lahn und der Mosel, die Höhen des Westerwaldes, des Mayengaus und der Eifel.

Zwischen Trier und dem Rheine, eingeschlossen von Mosel, Sauer, Erft und Roder, „hoch da droben“ liegt eines der interessantesten Stückerchen deutscher Erde, eine Fundgrube für den Forscher, denn es ist ein vulkanisches Wunderland, welches sich hier ausbreitet, eine Fundgrube aber auch für den anspruchslosen Wanderer, der keine Hotelaussprüche macht und dem der eigenthümliche Charakter des Ländchens Interesse abzugewinnen vermag. Es ist ein Land alter Kultur, das mutmaßlich — dies beweisen seine vielen Burgen — früher bessere Zeiten gesehen hat, denn von allen Höhen blicken sie herab, die Schlösser der Grafen von Manderscheid, Blankenheim, Wirneburg, der Herzöge von Ahremberg, der Herren von Schöneck und Kempenich. Freilich muß man den landschaftlichen und malerischen Reizen der Eifel rüstigen Schrittes selbst nachgehen können. Nicht allzuleicht war und ist zur Zeit noch die Durchwanderung des wellenförmigen Plateaus, welches sich über den Uferbergen des Rheines erhebt. Nicht Eisenbahn und flottes Gefährt kreuzten bisher die Wege, selten und rar war die Postverbindung und teilweise ist sie's noch und nirgends flog ein schwarzbefrachteter Gangmed zur Hauglocke, den erwünschten Gast anmeldend. Dergleichen gab's nicht da droben. Still, bescheidenlich war der Einzug in die Eifelwirthshäuser und dem entsprechend auch die Verpflegung. Aber heimlich war's doch, biederherzig war die Aufnahme im Hause selbst und auf der Tafel fehlte auch hier und da die Forelle und das Wildschwein nicht. Das ändert sich nun nach und nach, wenn auch langsam, denn seit von Trier hinüber nach Bonn und Düren sich der Schienenstrang erstreckt, zieht's auch den weinseligen „Moselaner“ und den heiteren Kölner hinauf auf die Höhen und den ehemals in Hotel Clement in Gerolstein während des Sommers angesiedelten Malern gesellt sich nunmehr auch der Tourist hinzu und scheut den mühsamen Weg nicht mehr, der ihn durch Lavasand und Schlackenengerölle an dem Fuße vulkanischer Regel, an den Vertiefungen ausgebrannter Krater dahinführt. Tritt doch gerade für den Laien der vulkanische Charakter der Gegend auf jedem Schritte belehrend zutage, und eben diese eigenthümlichen Regel und Kuppen geben dem Lande Mannigfaltigkeit und Abwechslung — hier und da sogar eine gewisse Größe des Eindruckes. Melancholisch liegen sie da, die Eifelmaare, diese wunderbaren eigenthümlichen Seen, still streicht ein einsamer Raubvogel über die kaum bewegte Wasserfläche, nicht das geringste Leben zeigt sich auf dieser selbst, noch auch am Ufer-rande, und leise klagend zieht der Bergwind durch die Buchen, welche das Maar einschließen. Kein Laut sonst ringsumher.

„Ob rings die Höhn auch grüne Wälder krönen —
Hier wohnt ein tiefes, unennbares Weh,
Malglieder hörst du durch die Bäume tönen!“

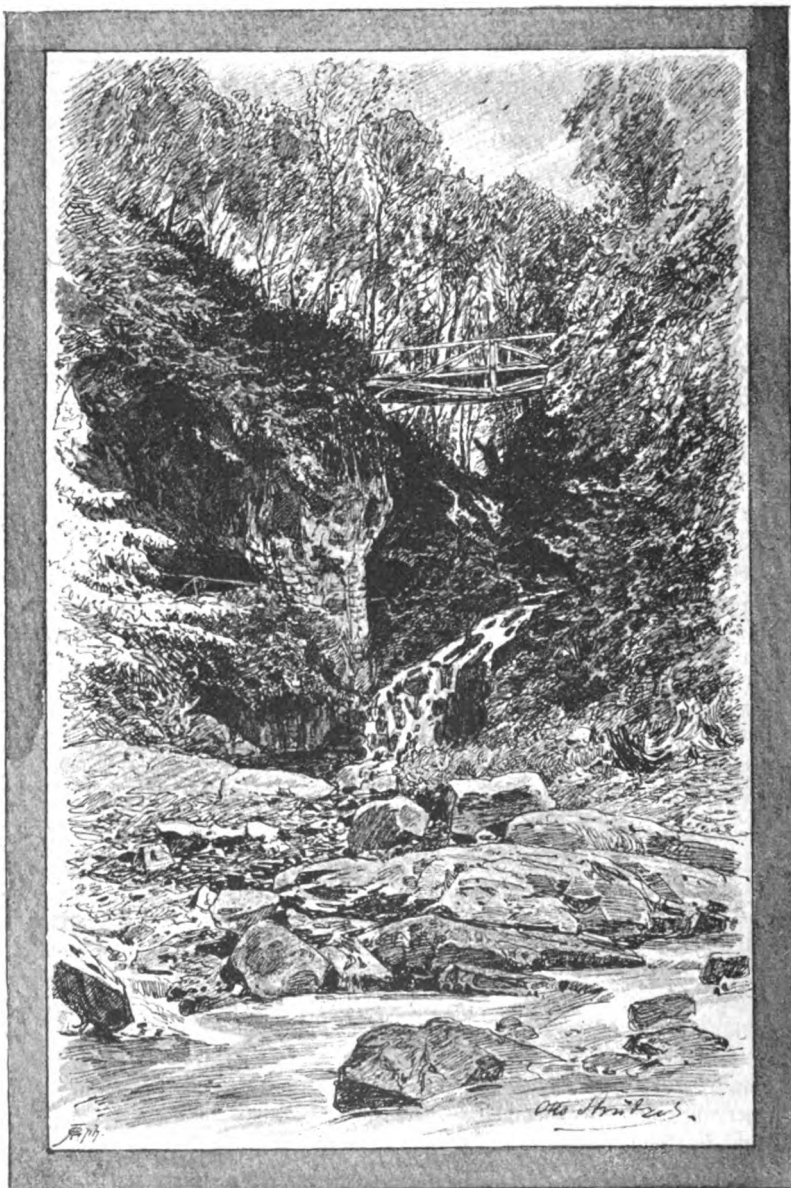


Aus der Eifel: Die Burg von Daun, Stammburg der Grafen von Daun.

Während der Rheinreisende noch droben als ein „Wunder“ angestaunt wurde, wenn er die einsamen Dörfer durchschritt, hatten die Männer der Wissenschaft, die Mineralogen, das Ländchen schon längst als ihre Domäne erklärt. Man hat die Eifel mit Recht das „Paradies der Geologen“ genannt, denn ihre hohen vulkanischen Regel haben hier in der Vorzeit Wege, Wiesen und Felder so mit ihren Laven und Basalten überschüttet, daß der Fuß des Wanderers auf dem unsicheren Untergrund rutscht, daß der Schritt erschlämmt. Diese Anhäufungen vulkanischer Gerölle, vulkanischer Auswürflinge, das Vorkommen von Schiefer, Sandstein, Kalkstein, Dolomit, Basalt, Phonolith, Trachyt, Trass und so fort auf engbegrenztem Raume, ist eine Erscheinung, wie sie dem Sach- und Fachkundigen nur hier und nirgends sonst entgegentritt. Es gibt deshalb nicht wohl einen Landstrich deutscher Erde, der mehr „studiert“ worden ist, als gerade die Eifel. Man unterscheidet die „Hohe Eifel“ mit den öfter genannten und bekannteren Höhen: hohe Acht, Kellberg und Nürburg, ein Gebirgszug, der sich nach dem Mayengau und zur Mosel hin ausdehnt — die „Bordereifel“, die Gegend von Gerolstein, Daun und Vertrich als äußerste Punkte einschließend, eine Landesstrecke, der wir heute einen Besuch zugebracht, und die „Schneeeifel“ oder „Schneifel“, ein schmaler Berg Rücken zwischen Ormond und Brandscheid, der nach den Ardennen zu auch der „hohe Venn“ (les hautes fanges) genannt wird. Über sechshundert Meter erheben sich nur wenige der Eifelberge über das Meer, aber nicht überall grünt es so üppig wie drunten am Rhein und an der Mosel, und nicht allzufrühe machen sich da droben die Wirkungen der Sonne und des Frühjahrs geltend. Im Moselthal blüht schon der Flieder, wenn da droben noch Schnee die Berge und Schluchten deckt, denn hier „fängt der Sommer stets zu spät an und der Winter kommt immer zu früh“. Auch hier hinauf führen viele Wege nach — Rom, im doppelten Sinne, denn droben liegt auch ein armieliges Dörflein mit wenigen Bewohnern, welches sich den anspruchsvollen Namen „Rom“ beigelegt hat, ganz entsprechend dem Sinne des Eifelbauers, der neben dem Aberglauben und dem Glauben an Gespenster, sich auch ein

sehr frommes Gemüt bewahrt hat — stellt er doch ein Hauptkontingent zur Echternacher Springprojektion! — Wir können den Weg vom Rheine her durch das Brohlthal, bekannt durch seine Bimssteingruben, und über den Laacher See nehmen, wir können die Bahn von Bonn oder Düren, oder von der Mosel her, von Trier aus, benutzen — oder wir fahren im Moselthale aufwärts zunächst nach Vertrich hin, und erreichen so in angenehmer Fahrt an den wechselnden Wildern der Mosellandschaft vorüber, den zweckmäßigsten Aufstieg zur „Bordereifel“. Freund-

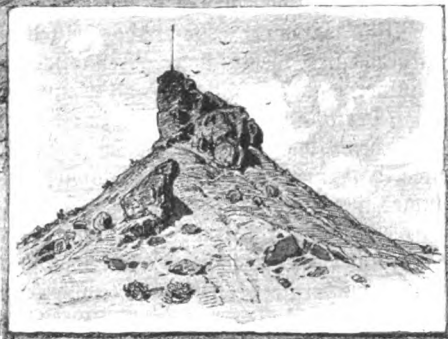
lich am Moselufer gelegen, überragt von der schönsten Ruine des Moselthales, der Marienburg, liegt das lachende Städtchen Alf, bekannt durch seinen ausgedehnten Weinhandel in den besseren Sorten der Gegend. Unter schattigem Laubdach hin, am Uferlande des



Aus der Eifel: Die Häsegrotte bei Vertrich.



Aus der Eifel: Der Rosenberg bei Manderscheid.



Aus der Eifel: Die Auburg bei Gerolstein.

wie wir es heute unsern freundlichen Lesern vorführen (S. 72). Nicht fern vom Kästeler erhebt sich die Falkenlei, ein vulkanischer Berg mit ausgebranntem Krater und Höhlen, der seltsam

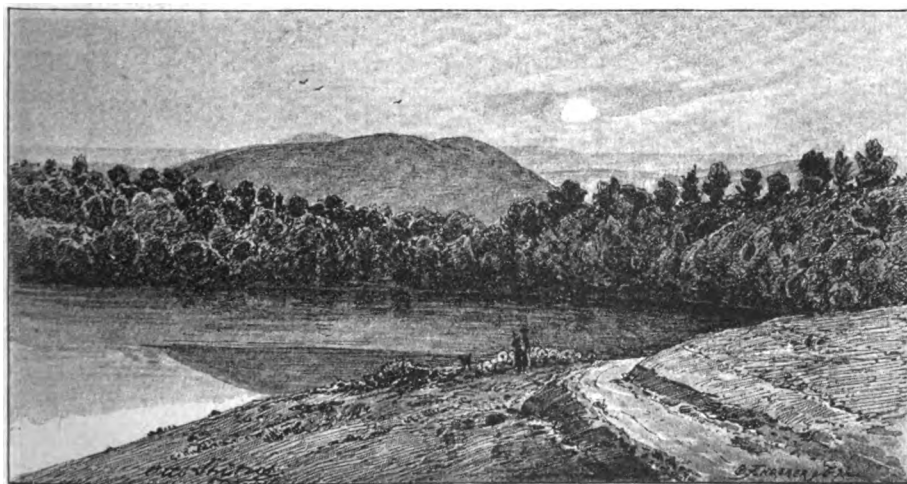
gestaltete Blöcke und verwitterte Lava zeigt — wir sind schon mitten in dem „Land aus grauer Ewigkeit.“ Ein nicht allzubeschwerlicher Aufstieg bringt uns hinauf nach Hontheim, dem ersten Eisdorfe, das uns den ganzen düsteren Charakter aller Eisdörfer sofort vor Augen führt, denn schwarz und ernst erscheinen die Häuser, die, sämtlich aus basaltischem Gestein errichtet, des Anstriches entbehren, ist doch der Eisemann sehr stolz auf seine massiven Behausungen, die nichts weniger als malerisch, dafür aber um so dauerhafter sind. Hier haben wir schon die Höhe, das Plateau erreicht!

Nesbachs, die Höhen rechts und links von schattigem Walde bestanden, führt uns unsere Wanderung bald nach dem kleinen, trauten Bade-Vertrich. Zwar erfreut uns hier nur eine Kuckapelle von sechs Mann „trefflicher Künstler“ und wir hören hier keine Joachims und Bülow's, aber Erquickung finden wir in der frischen Eifel-luft und in den Gewässern seiner alkalischen, etwa 26 Grad Réaumur warmen Quelle. Schon die Römer nutzten diese aus, und römische Altertümer finden sich hier bei jedem Neubau. Ist die Quelle schon eine Äußerung der vulkanischen Natur der ganzen Gegend, so bietet uns die naheliegende „Käsegrotte“, im Volksmunde der „Kas-“ oder „Käskeller“, die erste basaltische Erscheinung. In der allerdeutlichsten Form der sogenannten Holländer Käse, dieser „aus Milch geronnenen Wagen-räder ohne Speichen“, lagern hier eigentümliche Basalt-bildungen (Sphäroiden) in regelrechter Gestaltung, die ausgesprochensten Säulen bildend. Die Grotte hat zwei Eingänge, ist etwa neun Meter lang, nahe zwei Meter breit und zwei Meter hoch. Östlich erheben sich vierzig, westlich zwanzig Säulen, etwa zwei Meter hoch in der ange deuteten Käseform neben einander und man wird in der That versucht, die Arbeit des Meißels an dieser wunderbaren Erscheinung als unbestreitbar vorauszusetzen. Hätten wir nicht in gerade umgekehrter Gestaltung ganz ähnliche Erscheinungen droben in der Sakristei des Kirch-leins bei der Landskron im Marthal, oder gegenüber am rechten Rheinufer am Minderberg und der Erpeler Lei, man würde menschliche Nachhilfe vorauszusetzen müssen. Die Basaltsäulen selbst stehen für sich, das umgebende Gestein dagegen besteht aus Grauwackeschiefer, was die Erscheinung nur noch auffälliger macht. — Rauschende Wasser ergießen sich neben der Grotte in einem sechs Meter hohen Falle hinunter, und über das tosende Ge-wässer spannt sich die etwa zehn Meter lange Wilhelms-brücke, welche in freier Luft zu schweben scheint — ein Bild,



Aus der Eifel: Liffingen bei Gerolstein.

Was sich droben in höchststrebender Hügelform zeigt, es ist alles vulkanisches Land, abgerundete Spitzen durch flach gemuldete Thäler getrennt. Nur die Poststraße und einsame Feldwege durchkreuzen das wenig von Menschen belebte Plateau. Seitwärts liegt das Dorf Strohn und die Strohnner Mühlen — eine Gegend, die mit ebensoviel Recht die „Strohnner Schweiz“ genannt wird, als manch anderes Hügelgelände im Vaterlande sich diesen Namen beilegt — denn tief eingebettet in ein eng eingerissenes Flußthal liegt da drunten eine Ansiedelung, die in ihrer Eigentümlichkeit ihresgleichen nicht findet. Lavablöcke bedecken den Bergschrund, der Alfbach hat das Innere eines Vulkanes aufgerissen. Laut schallend tönen die Anstrengungen der Mühräder zu



Aus der Eifel: Das Pulvermaar mit dem Römerberg bei Gillenfeld.

uns herauf, die Flut peitscht die zerrissenen steilen Uferwände bei hohem Wasserstande und „zerfallener“ kann sich kein Maler die teils ärmlichen, teils im Eifelcharakter neu hergestellten Mühlen „erfinden“.

Dort drüben liegt Strogbüsch. Verfasser dieses hat immer eine besondere Ehrfurcht und Vorliebe vor diesem und für dieses Örtlein gehabt. Patriarchalisch waren der Bewohner Sitten, und der Ortschaft Bürgermeister diente ihm seiner Zeit als Führer hinüber zum Pulvermaar bei Gillenfeld für ganze — zehn Silbergroschen. Der Mann war erstaunt ob dieser fürstlichen Belohnung, denn wie er selbst damals sagte: „Es ist doch äußerst selten, daß einer da heraufkommt, und kommen Reisende, dann sind es nur „Engelänner“ und solche Narren, die rote Bücher in den Händen haben.“ Und als der Brave mein Interesse an dem unterwegs zu passierenden Römerberg (den unser Bild S. 73 wiedergibt), einem nahe fünfhundert Meter hohen Schlackenkegel mit glodenförmiger Kuppe, wahrnahm, als er meine Überraschung beim Anblick des Pulvermaares bemerkte, da brach er in die treuherzigen Worte aus: „Na, ehr seid der erscht, dör sich drinwer verwunnert, dat hamm mer alle Tag' hei! (hier). Dat is neist! (nichts).“

Wir stehen am Pulvermaar! Rings umgeben von prächtigen Buchen, umlagert von Schlackenand, dehnt sich in einer konisch-trichterförmigen Vertiefung eine Wasserfläche von beinahe einer Stunde (sechshunddreißig Hektar) im Umfange aus. Der Lavasand enthält in Mengen die kleinen rundförmigen Kapillen oder Napillen, welche durch ihre Form und dunkle Farbe in der That an Pulver erinnern. Diese Maare — auch der Laacher See ist solch ein Eifelmaar — sind, wie schon angedeutet, nur der Eifel eigene Erscheinungen. Bis nahe hundert Meter tief, erscheint das Gewässer des Pulvermaares durch die dunkle Färbung des Untergrundes tiefblau-schwarz und nirgends zeigt sich ein sichtbarer Wasserzufluß von Bedeutung. Es sind Sammelbecken des feuchten Elementes, deren eigentümliche Gestaltung von der Wissenschaft als ausgebrannte Krater erklärt wird.

Kein Gebirgssee sonst läßt sich in Form und Färbung mit den Eifelmaaren vergleichen. Wie Friedrich von Schlegel vom Laacher See singt:

„Bei Andernach am Rheine liegt eine tiefe See,
Stiller wie die ist keine unter des Himmels Höh!
Da find't nicht Grund und Boden der Schiffer noch zur Stund',
Was Leben hat und Odem, zieht hinab der Schlund.“

Über Gillenfeld hin, in dessen Nähe das Pulvermaar liegt, führt uns der Weg durch Sagler nach Schalkenmehren, einem Örtchen, das sich an einem Maare angesiedelt hat — das Schalkenmaar oder Schalkenmehrer Maar. Das Örtchen selbst liegt etwa vierhundert Meter über dem Meer, der Eifelsee ist nahe zweiundzwanzig Hektar groß, einunddreißig Meter tief, und hat einen sichtbaren Abfluß, den Alsbach, der sich in die Mosel ergießt. Dieses Maar ist sehr fischreich und bekannt ob seiner guten Fische. Nur eines kurzen aber steilen Aufstieges bedarf's hier und wir erreichen einen Bergfattel, um nahe sechzig Meter über dem Schalkenmehrer Maar gelegen, der uns plötzlich den Ausblick auf das ebenfalls fischreiche, etwa sechzehn Hektar große und achthundneunzig Meter tiefe Weinsfelder Maar (S. 77) gestattet. Wenn irgendwo, so tritt hier die ganze Stille, ja Öde der Gegend noch auffälliger in die Erscheinung, denn hier fehlt die grüne Umrahmung fast ganz, hier ist rings anscheinend kein Leben mehr thätig.

Ein einsames Kirchlein dort droben auf der Höhe, der letzte Rest eines ausgegangenen Dorfes, jetzt der Kirchhof des Dorfes Schalkenmehren, ist alles, was an Verkehr und Leben noch erinnert. Kein sichtbarer Zusammenhang verbindet die beiden Wasserflächen und der einsame, schlichte Begräbnisplatz stimmt auffällig zu der düsteren Szenerie des Ortes. Der Eindruck dieses Bildes ist so eigentümlicher Art, daß kein Eifelwanderer ihn je wieder vergessen wird.

Nicht allzufern von dieser Stelle fast erloschenen Lebens liegt das Gemeindener Maar (nahe acht Hektar groß und

sechzig Meter tief), welches freundlicher als die beiden vorgenannten Kraterseen, aber bei weitem nicht so charakteristisch erscheint.

Wir aber sehnen uns wieder nach pulsierendem Verkehr, nach dem Anblick menschlicher Thätigkeit, und flott geht's hinunter auf leidlicher Fahrstraße nach dem Kreisstädtchen Daun, das, an der muntern Eifel gelegen, sich als Eifelort durch freundliche Lage auszeichnet. Und wirtet auch heute nicht mehr unser alter Freund Grethen im sauberen Hause, so läßt sich's für den Touristen hier doch weilen — wenn auch der Ort durch seine einzige Straße, die sich um den sogenannten Schloßberg hinzieht, nicht eben an eine — Großstadt erinnert.

Droben aber liegen die Reste des Schlosses Daun, des Stammhauses der Grafen von Daun, eines Geschlechtes, welches Österreich im XVII. und XVIII. Jahrhundert gar manchen Heerführer gab, unter ihnen den Generalfeldmarschall gelobten Namens — Leopold Joseph Maria von Daun, der in den Schlachten bei Kollin und Hochkirch sich wohlverdiente Vorbeeren erwarb. General Wirich Philipp Lorenz von Daun brachte es sogar eine Zeitlang bis zum Vizekönig von Neapel. Allzuviel ist zwar nicht erhalten von dem Gemäuer, wenigstens ist nur ein später erbaute Teil des Schlosses noch bewohnbar, aber das landschaftliche Bild hebt sich von der Thalsohle gesehen wesentlich durch eine vor etwa zwanzig Jahren erbaute evangelische Kirche, die dicht neben dem Schlosse errichtet ist (S. 72).

Wir haben fast drei Stunden zurückzulegen, um an den Mineralbrunnen von Steinborn vorüber, durch das gleichnamige Dorf schreitend, den Nerother Kopf zu erreichen, einen Schlackenkegel mit den Resten zweier Burgen, deren Entstehung und Verfall nicht einmal bekannt sind.

Nach Überschreitung der Wasserscheide von Eifel und Kyll steigen wir ins Kyllthal hinab. Da grüßt uns zunächst die imposante Ruine der Casselburg, die sich auf grünumlaubter Basaltkuppe, etwa hundert Meter über die Thalsohle erhebt (S. 76). Leicht möglich aber unerwiesen ist es, daß sie ihren Ursprung einem römischen Kastell verdankt. Ihr wohlhabender und zum Teil erneuerter Burgfried mit zierlichen Erfern gewährt eine treffliche Aussicht ins Thal hinunter und auf die prächtigen umgebenden Waldungen. Die Burg war noch im XII. Jahrhundert im Besitze derer von Blankenheim und kam im XV. Jahrhundert durch das Erlöschen dieser Familie an die Grafen von Manderscheid, welche in der Eifel überhaupt weitläufigen Besitz hatten.

Nachdem die Grafen von der Mark die Casselburg um 1593 erworben, ging sie bis zur französischen Invasion an die herzoglich Arenbergische Familie über, ist aber zur Zeit Staatsdomäne.

Die Burg überrascht durch ihre Bauart sowohl, wie durch ihre Lage. Sie beginnt den Reigen der nun schnell folgenden wechselnden landschaftlichen Bilder.

„Jagdschlösser ragen aus vergangner Zeit
Dort aus den Gruppen hundertjähr'ger Bäume;
Dich grüßen Schatten der Vergangenheit:
Aus dem Fendaltum steigen auf die Träume!“

Nicht nur dem Botaniker, der hier an achthundert Pflanzenarten findet, vor allem auch dem Mineralogen bietet die Umgebung der Casselburg eine Auswahl von nahezu dreihundert verschiedenen Arten von Versteinerungen im devonischen Kalk und Dolomit. Mit diesen Auffindungen hat sich denn auch schon ein Handel entwickelt, der einzelnen Personen leidlichen Verdienst abwirft.

Wir lassen die unsern liegende Eishöhle bei Roth unberücksichtigt, denn es wird in der That mehr von ihr erzählt als sie wahrzumachen imstande ist. Es ist eine Basaltsteingrube, welche im Sommer Eis zeigt, nichts weiter. Am Ufer der Kyll hin erreichen wir in kurzer Frist Gerolstein, die „Perle der Eifel“, wie der Ort vielfach genannt wird (S. 76). Schon vor vielen Jahren, als die Eifel noch weniger besucht war denn heute, war Gerolstein ein beliebtes Standquartier für jene Künstler, welche „die Natur abzeichnen“. Heute berührt die Eifelbahn das Städtchen und die Forellen sind seltener

geworden, die Betten aber besser. Ob heute noch die „von Vandenberg“ das Posthaus, den ersten Gasthof daselbst, leiten, wissen wir zur Zeit nicht, wohl aber erinnern wir uns der Tage, in denen ein von Vandenberg, dessen elterliche „Burg“ in nächster Nähe (in Lissingen) sich erhob, den Vorstoß als freundlicher Wirt an der gemeinschaftlichen Mittagstafel des Gasthauses zur Post führte. Da gab's nichts in der Zwischenzeit — um zwölf und sieben Uhr ward gespeist, und wer auch des Touristenhungers sich kaum erwehren konnte, er mußte warten, bis es zur gemeinschaftlichen Stillung desselben ging. Dann aber saß alles, Familie des Wirtes und Gäste, vereint am gemeinsamen Tisch — der übrigens trefflich geführt war — und die Abende wurden ebenso gemeinsam verplaudert. Patriarchalisch war Haus, Wirt und Wirtin! Dann lenkte sich das Gespräch wie natürlich auf die Eifel selbst und ihre Bewohner. Da lauschten wir der wunderbaren Schilderung der Eifler Sitten in der Christnacht und zu Neujahr, am Dreikönigstag und zu Lichtmeß. Und zu der düsteren Szenerie des ganzen Bergländchens paßt auch der Glaube des Eiflers an das Wodes- oder Wudesheer (Wodansheer), an den wilden Jäger, an Nichten, Hausgeister, Kobolde, Feinzelmannchen, an Berge mit Schätzen und Teufelsjagen.

Wohl ist das Gerolsteiner Schloß eine Perle, die, von der Blankenheimischen Familie erbaut, ebenfalls später den Grafen von Manderscheid gehörte. Einer derselben ließ das Schloß — dessen Reste noch heute für die Kühnheit des ursprünglichen Baues zeugen, beim Anrücken der Franzosen 1691 selbst niederbrennen, damit der Feind sich nicht darin festsetzen konnte — jetzt zerfallen, ist es nur noch von Bauern bewohnt. Auch Baureste römischer Zeit finden sich hier, führte doch eine römische Konularstraße, von Agrippa unter Augustus erbaut, von Trier nach Köln und eine großartige Wasserleitung durchquerte die Eifel. Eine mächtige Linde dicht vor dem Orte heißt noch heute im Munde des Volkes: „die Römerlinde“ (S. 76). Von dieser Stelle aus bietet sich Burg und Ort am malerischsten.

Nicht zu freundliche Bilder mögen die Gefangenen des letzten deutsch-französischen Krieges von der Eifel mit in die Heimat genommen haben. Etwa neunzigtausend Kriegsgefangene wurden 1870 von Trier aus auf beschwerlichem Fußmarsch hinunter zum Rheine in die Festungen und Lager gebracht, und als sie im Thal von Gerolstein lagerten, schickten sie hinauf aufs Schloß und ließen die „Frau Großherzogin“ — ganz entsprechend den genauen Kenntnissen der französischen Nation in dieser Richtung — um Unterstützung und Beihilfe bitten, weil Offenbach sie, „die Großherzogin in Musik gesetzt“. Von den Gerolsteinern (Gerhardssteinern) aber lebt seit Jahrhunderten kein Sprosse mehr.

Nähe bei dem Städtchen erhebt sich ein spitzer Felskegel, die sogenannte Auburg, ein kühnes, troziges Steingebilde, welches erscheint „wie aus dem Schoß der Erde emporgeschleudert“ und das, aus fünf Dolomitfelsen mit senkrechten Wänden bestehend, in der That die Gestalt einer Burg zeigt (S. 73). Wie alle Höhen der Gegend, ist es nur eine wunderliche Form vulkanischer Thätigkeit. Dicht dabei liegt die Papentaal (Pfaffengrube), der Krater eines ausgebrannten Vulkans. Unfern Gerolstein, an der Mündung der Mos in die Kyll, erreichen wir das höchst interessante freundliche Örtchen Lissingen mit zwei Burgen, die ehemals dem alten Geschlechte der Zandt von Merle gehörten. Der Ort selbst zeigt einen gewissen Wohlstand und zeichnet sich vorteilhaft vor manchen anderen Eifelbürgern aus (S. 73). Das Museum zu Trier bewahrt zwei hier gefundene kleine Statuetten der Diana und des Merkur aus Erz, römischer Arbeit.

Wir wandern an den Ufern der Kyll weiter und erreichen, ehe wir an dem Dörfchen und der Station der Eifelbahn „Birresborn“ anlangen, den gleichnamigen Mineralbrunnen, einen Eisenäuerling wie die Eifel so viele besitzt, der ob seines trefflichen Wassers jährlich in Tausenden von Krügen versandt wird.

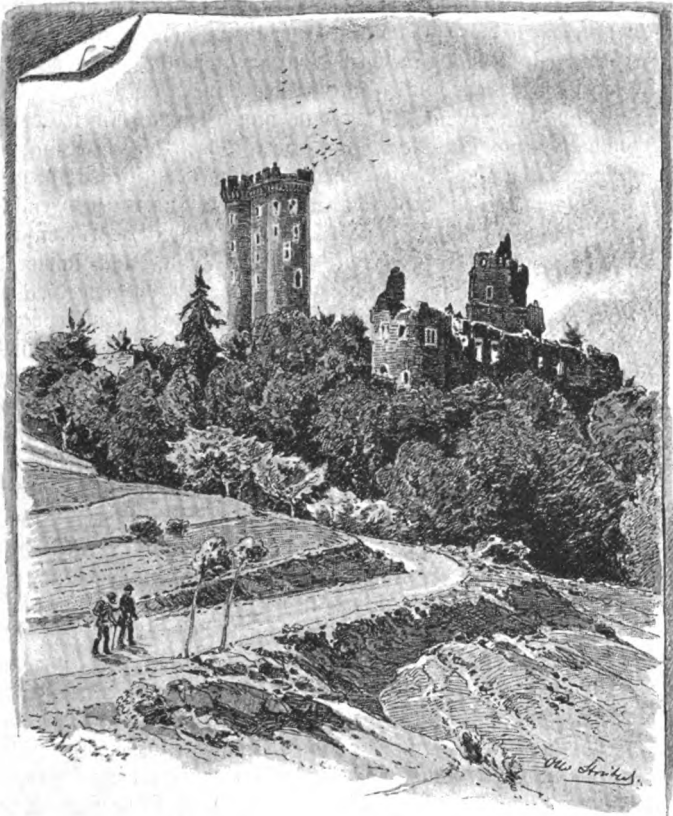
Durch den Bau der Eifelbahn wurde der unsern liegende „Brudeldries“, eine Mosette (Bergschwadern), wie auch die

Umgegend des Laacher Sees eine solche, wenn auch schwächere, kennt, durch die bauleitenden Ingenieure gefaßt und der Mineralquelle von Birresborn dienstbar gemacht. Als wir vor Jahren, auf dem Rücken eines Eifler Bauern durch die damals reißende Kyll reitend, die Mosette zum erstenmale sahen, zeigten umherliegende Insekten, ja kleinere Vögel die Wirkung der kohlensauren Gase, welche hier dem Boden entstiegen, deutlich genug. Drunten brodelten ehemals, besonders bei feuchter Witterung, die Wasser und trieben die entwickelte Kohlensäure zur Oberfläche, ein deutliches Zeichen für die noch immer da unten thätige Natur. Mit an Stricken befestigten Gefäßen holte sich ehemals der Eifelbauer, aus großen Entfernungen dahinwandernd, das brausende Wasser herauf, denn dasselbe galt ringsum als heilsames Remedium bei allen Pferdekrankheiten. Heute wird die Kohlensäure bei der Füllung der Krüge am Brunnen verwertet. Über den Goldberg an der armenförmigen Kolonie „Rom“ vorbei, durch einige ebenso arme wenn auch größere Dörfer, erreichen wir die Straßenverbindung, welche von der Eifel herab und von Daun nach dem Moselthal führt. In kurzer Frist grüßt uns das freundliche Manderscheid an der Lieser. Hier erheben sich auf zerrissenen zackigen Schieferfelsen die leidlich erhaltenen „Brüderburgen von Manderscheid“. Wir geben unsern freundlichen Lesern ein Bild von dem trefflichen Aussichtspunkte des Belvedere, welches gleichzeitig die Umgebung des Orts in ihrer charakteristischen Weise erscheinen läßt (S. 77). Die obere Burg kam aus dem Besitze der Eifelgrafen, die schon 1790 ausgestorben und welche nur in dem Ortsnamen noch eine Erinnerung zurückgelassen, an das Erzstift Trier. Von Kaiser Heinrich IV vergeblich belagert, wurde sie später zerstört, aber durch Erzbischof Hillin von Trier wieder aufgebaut. Die untere Burg blieb länger im Besitze der genannten Dynasten, doch heute — sind auch von ihr nur noch die malerischen Trümmer vorhanden.

Aber unser freundliches Städtchen hat noch eine weitere Sehenswürdigkeit in seiner nächsten Umgebung: den „Mosenberg“, unstreitig den schönsten Vulkan der Eifel, von dem Graf Montlosier erklärte: daß er überhaupt der interessanteste sei, den er je gesehen. Fünfhundert strebt der Berg über fünfhundert Meter empor, deutlich zeigen sich die erkalteten Lavaströme und Schlackenwände, welche von gewaltiger Kraftentfaltung zeugen. An seinem Fuße finden sich noch einige trockene und einige mit Wasser gefüllte kleinere Maare. Nicht leicht irgendwo sonst tritt die ehemals vulkanische Thätigkeit so zutage als hier am Mosenberg. Die Lava hat sich in verschiedenen Strömen ihren Weg durch das Grauwackegestein erzwingen, sich hoch über dasselbe erhoben, und ein Strom in südlicher Richtung hat nahe dreißig Meter hohe, zerrissene Felsen gebildet. Hier bewahrheitet sich Gottfried Kinkels treffliche Schilderung:

„Ein Land des Kampfs von grauer Ewigkeit!
Ist's nicht, als ob der Felsen fahle Firnen
Am Schöpfungstag gekämpft im grimmen Streit,
Wer höher hebt die blitzzerpellten Stirnen?
Bis dann den tiefen Erdbacht donnertönig
Basalt gesprengt, der wilde Feuerkönig,
Und überall des Urgesteines Wust
Die Kuppe hub, auf der du staunend ruhest!“

Nicht wunder kann es nehmen, daß in diesem durch mächtige Eruptionen entstandenen Berglande sich auch noch zeitweise vulkanische Thätigkeit zeigt, und so hat noch am 26. August 1878 ein Erdbeben sich auf der Eifel da am wahrnehmbarsten gemacht, wo die Spuren einstiger Arbeit der Eifelvulkane am deutlichsten zutage treten. Es schlummert hier im Innern der Erde ein Rest jener Kraft, die in vor-geschichtlicher Zeit diese Vulkane entstehen ließ. Und im Februar des Jahres 1883 erklang ein Notruf durch die Lande, weil dort droben selbst der dürftige Buchweizen und der Hafer mißraten. Und mildherzige Hände fanden sich auch, die den Ärmsten in ihren zerfallenen Wohnungen die Nachteile viel-jähriger Mißernten auszugleichen suchten. Es gibt Dörfer dort oben, die in Jahrzehnten kaum eine gute Ernte hereinbrachten. Thatkräftig griff die Regierung ein, sie sorgte für



Aus der Eifel: Die Eifelsburg im Kyllthal.

Hebung des Unterrichts, legte neue und bequemere Verbindungsstraßen an, sie beschaffte Saatfrucht, nahm seit jener Zeit Meliorationsarbeiten vor, die heute schon wesentliche Fortschritte zeigen, und so ist es gelungen, einzelne Gebirgsthäler, die früher fast verwildert waren, zu einträglichen Wiesen umzugestalten. Getreidesämereien, eingeführte fremde Kartoffeln haben sich in dem verbesserten Anpflanzungsboden bewährt, dem Flachsbau wurde besondere Aufmerksamkeit ge-

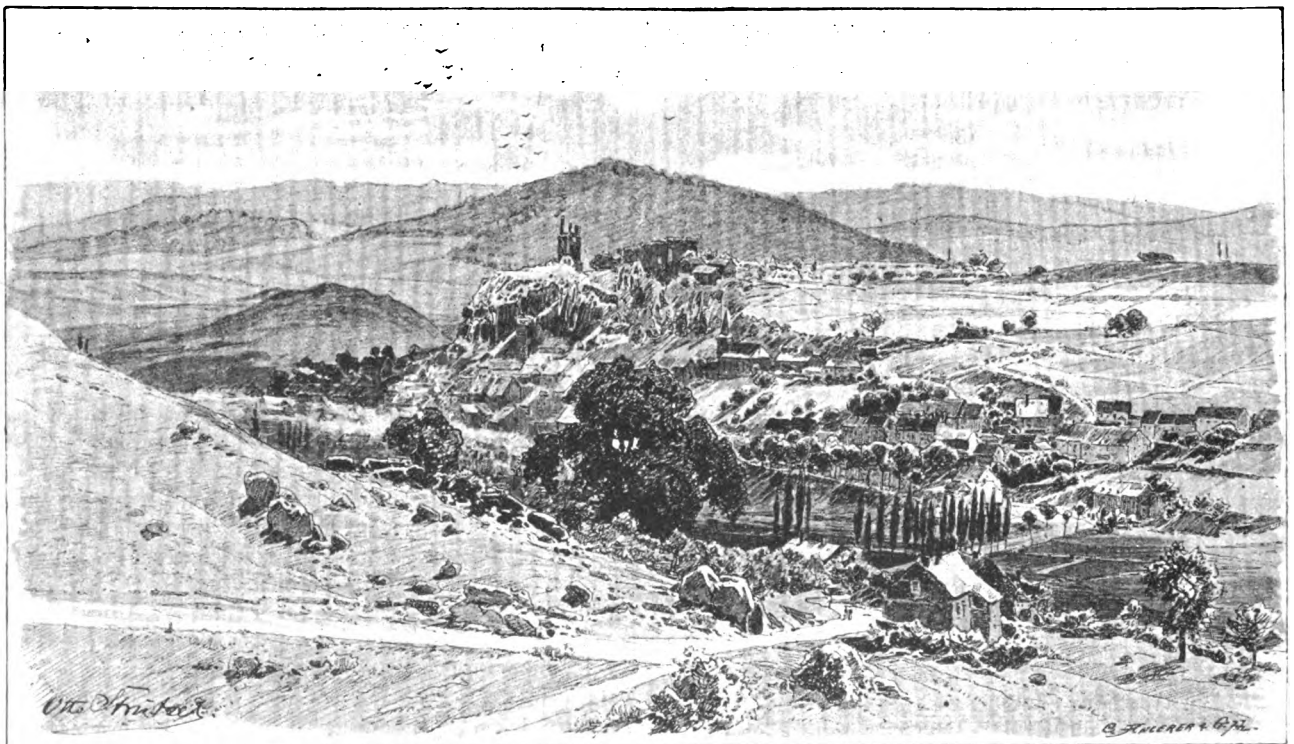
widmet, intelligente Personen wandelten das dürre Ödland zur Korbweidenkultur um, Flechtereie und Weidenverstand halfen den Wohlstand heben, und man darf jetzt wohl sagen, daß der anfängliche Widerstand der etwas mißtrauischen Bevölkerung, welche sich, wie häufig auch anderwärts, gegen das „Neue“ auflehnte, der besseren Einsicht überall gewichen ist. Die Kultur hat hier mehr als irgendwo sonst außerordentliche Erfolge erzielt. Der schlichte Eifelbauer im blauen Kittel ist zäh in seinen Anschauungen, es widerstrebt ihm, sich der totalen Umwälzung seiner Gewohnheiten zu fügen, es geht dem Bauer hier wie bei allen Bergvölkern — er will keinen Eingriff in seine altvererbten Gewohnheiten. Aber jetzt tag's auch da droben und so wird sich auch hier eine Wandlung vollziehen, die selbst diesem „verlorenen Posten“ bald eine freundlichere Zukunft in Aussicht stellt.

Berlin — Ostende mit zehntägigem Retourbillet.

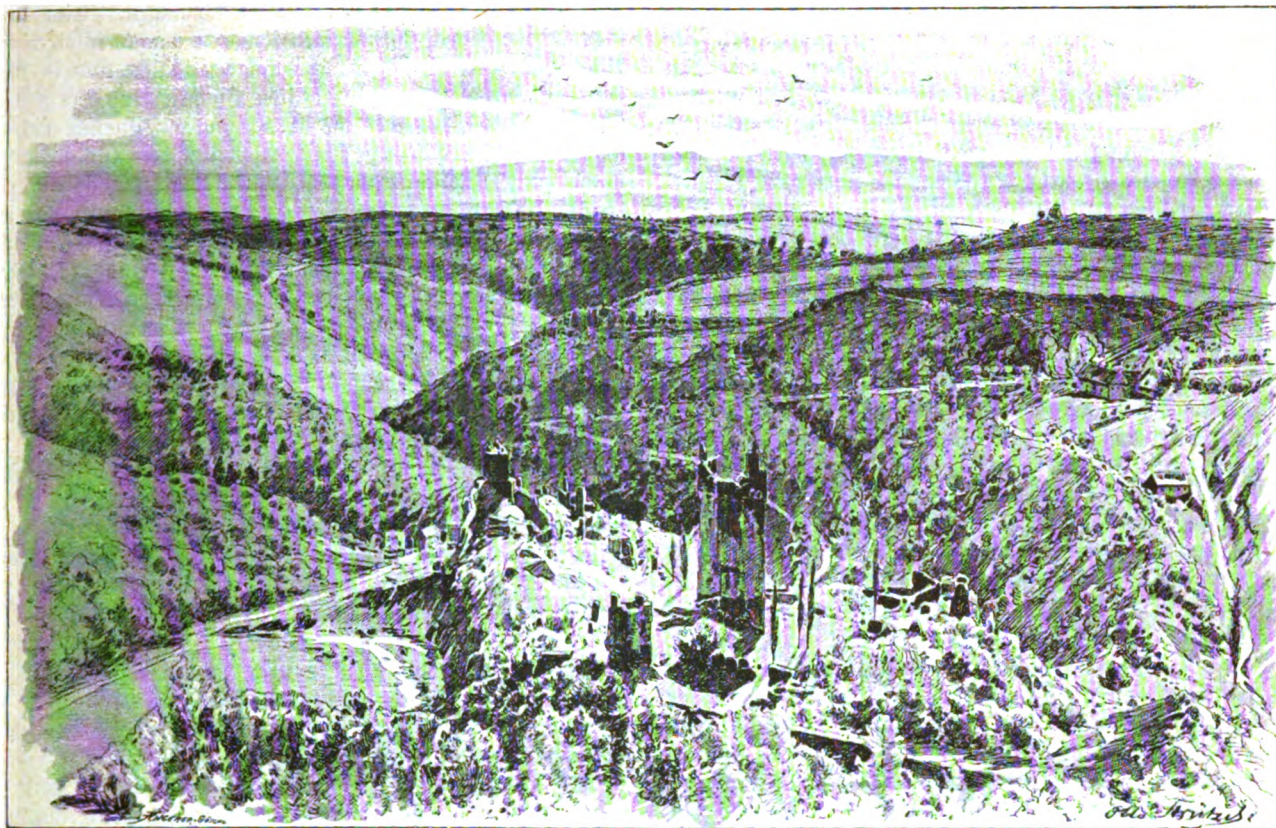
Von Hans Arnold.

(Fortsetzung.)

Für den nächsten Tag war eine Regatta aus England angefragt, und außerdem verhieß das Programm einen bal d'enfants im Kurjaal. Das schien Vergnügen genug — aber der Enthusiast hatte sich und uns noch einen Extraspaz bereit. Er stand, wie gesagt, mit dem Wirt und dem maitre d'hôtel besonders intim und erwirkte uns den Zugang zu den Küchen und Vorratskammern des Hauses. Unser Wirt, ein ewig lachender, feuerroter, dicker Mann, erklärte sich bereit uns zu führen, und wir begaben uns in die Souterrainräume. Die große Küche wurde von nicht weniger denn zwanzig Köchen belebt, deren einer nur zu braten, der andere nur die Saucen zu bereiten hatte zc. Der Saucenmann wurde am besten bezahlt und mit grenzenloser Hochachtung behandelt. Die Damen der Gesellschaft waren beständig auf geistigen Diebstahl aus und sahen den Kochgenies in aller Eile möglichst viel ab. Der Herrschfüchtige, dem der Gedanke Qualen verursachte, daß ihm jemand etwas zeigte, wollte den einen Koch über die Zubereitung von pommes soufflées belehren und entriß ihm den Kochlöffel, um durch Pantomimen seinem Französisch nachzuhelfen. Unsere allgemeine Entrüstung beschämte ihn aber so, daß er später



Aus der Eifel: Blick auf Gerolstein. (Der große Baum in der Mitte ist die Römerlinde.)



Aus der Eifel: Blick vom Belvedere auf die Ruinen des Schlosses der Grafen zu Manderscheid.

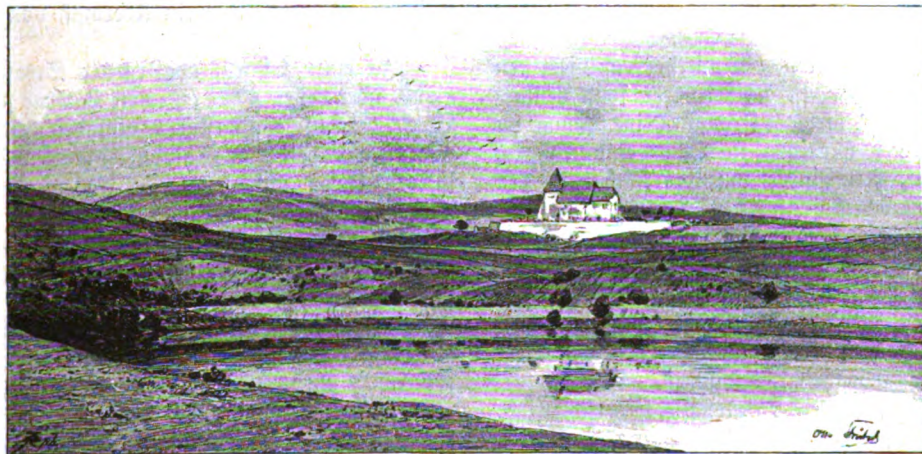
diesen Zwischenfall leugnete und sich auf alle Arten herausreden wollte. — Wir setzten unsere Inspektionsreise fort und begaben uns in die Vorratskammern, die mit ihrem Geflügel und ihren Fleischstücken, zierlich in Eis verpackt, einen Anachoreten hätten zum Gourmand machen können. Aber das Schönste war die Kaffeeküche! Am Eingang derselben stand ein ungeheurer Brenner, bestimmt fünfzig Pfund Kaffee auf einmal zu rösten, und in der Küche selbst hantierten ein Schokoladenkoch, ein Theekoch und ein Kaffeekoch. Dieser letztere hatte das Aussehen und die Würde eines Marquis aus dem Faubourg St. Germain, und wenn unser Wirt schon in seinem ganzen Dominium vor Stolz und Lachen beinahe geplatzt war, so stieg hier die Gefahr aufs höchste, und wir waren froh, als wir ihn lebend wieder oben hatten. Mit vielem Dank verabschiedeten wir uns von unserm Cicerone und begaben uns an den Strand, um die inzwischen eingelaufenen Yachten zu sehen, die sich an der Regatta beteiligt hatten. Als wir die Digue entlang gingen, schritt vor uns her ein großer, stattlich aussehender Herr in Zivil, der etwas lahmt. Nachdem wir uns alle den Kopfzerbrochen hatten, warum uns dies Gesicht so bekannt wäre, kam der Enthusiast auf den ingeniiösen Gedanken, ein Frankstück aus dem Portemonnaie zu ziehen und uns stumm hinzuhalten. Wichtig! da war das Porträt des Unbekannten — es war König Leopold

von Belgien, der mit einem Kammerherrn am Strande spazieren ging — ganz wie andere Sterbliche. Mit dem, den guten Preußen charakterisierenden Fürstenhunger jagten wir alle hinter dem Monarchen her, und einer von uns war so glücklich, zu sehen, daß er eine weißgefütterte Rocktasche hatte, was als rein menschlicher Zug erfreut zu Protokoll genommen wurde.

Der Hafen von Ostende hatte sich zur Ankunft der Yachten in festlichen Schmuck geworfen, an allen Masten und Tauen flatterte es von bunten Fahnen und Fähnchen, und dicht neben einander lagen die zierlichen Schiffe, auf denen Matrosen und Besitzer eifrig mit Ordnen und Schmücken ihrer Fahrzeuge beschäftigt waren.

Wenn man einen wirklich bezeichnenden Ausdruck für die allerliebsten, eleganten Schiffe finden will, so muß man sagen, sie sahen im höchsten Grade appetitlich aus! Das schimmernde braune Holz, aus dem sie gefertigt sind, die blendend weißen Segel, die schlanken, geraden Masten, alles das fordert die obige Benennung unwiderstehlich heraus.

Wir liebten besonders eine kleine Yacht, Stephanotis mit Namen, die einer liebenswürdigen englischen Familie angehörte. Die Eigentümer der Schiffe erschienen abends auf der Réunion, die Damen alle in Regattakostümen, mit niedlichen, kleinen Mützen, auf denen der Name ihrer Yacht gestickt war, was sehr hübsch aussah. Auf dem



Aus der Eifel: Das Weinsfelder Maar.

Rückwege vom Hafen begegneten wir Denis mit der Schönen, die in einem großen Hut mit weißen Straußfedern den Beweis lieferte, daß sie nicht nur eine Abend Schönheit sei. Im Gefolge des interessanten Paares befanden sich noch mehrere Herren und Damen, deren Erscheinung aber keine Rückschlüsse auf die Lebensstellung und gegenseitigen Beziehungen der Gesellschaft gestattete, vielmehr der Phantasie einen weiten Spielraum ließ.

Bei unserm Frühstück kam jeder mit dem Resultat der Erkundigungen zu Tage, die er über Denis und die Schöne eingebracht hatte. Von unserm Helden wußte keiner auch nur das geringste zu sagen, dagegen zeigte sich jeder orientiert, wer die junge Dame sei.

Der Herrschsüchtige hatte erfahren, sie wäre eine steinreiche Engländerin, und erklärte jede andere Annahme von nun an für unmöglich! Dem Ordnungsliebenden war versichert worden, sie sei eine ganz arme Belgierin, dazu stimmten aber die Atlastoiletten und Straußfederhüte nicht! Die Damen hielten die Schöne für eine Deutsche, der Enthusiast aber erklärte, sie sei eine Pariser Ballettänzerin.

Wenn die Wahrheit hier in der Mitte lag, so war sie schwer zu finden! In jedem Fall war die Sympathie, welche die räthelhafte beauty und Denis verband, unverkennbar, man traf sie immer miteinander lustwandelnd, und wir warteten mit Spannung auf den Augenblick, wo das Paar Arm in Arm sich präsentieren, und dadurch die Absicht aussprechen würde, nicht nur auf den Réunions von Ostende, sondern durchs ganze Leben miteinander Schritt zu halten.

Die Nichte beglückwünschte sich bereits aufs äußerste, daß sie nicht auf das Ansehen der andern Damen hin ihr Herz an den Unbekannten verloren habe; diesen hatte übrigens noch keiner von uns ein Wort sprechen hören, so daß seine Landsmannschaft vorläufig ebenso unaufgeklärt blieb, wie die seiner reizenden Tänzerin.

Unter dem kühnsten Nichtsthun, Baden, Promenieren und Muschelsammeln war der Nachmittag des dritten Ostender Tages herangekommen, und wir begaben uns um vier Uhr nach dem Kurjaal, um den bal d'enfants mit anzusehen.

Die Familienmutter wurde vorher von allen Seiten ernstlich bedroht, damit sie nicht angesichts der Kindermasse von Sehnsucht nach ihren daheim gebliebenen Kleinodien überwältigt werde. Sie gelobte das Beste, und unsere Gesellschaft betrat, gespannt auf den zu erwartenden Anblick, den Tanzsaal des Kurhauses.

Wer nun hier einen Kinderball nach deutschen Begriffen erwartet hatte, wo unbefangene Kälbchen in Hängeschürzen nach den Klängen eines Klaviers umeinander herumspringen, der wurde allerdings auf den ersten Blick eines Besseren belehrt! Im Hintergrunde des Saales war die Babelkapelle postiert, alle Mitglieder derselben in Frack und weißer Binde, wie zur großen Réunion. Im Mittelpunkte des Raumes stand ein namenlos imposanter Tanzmeister mit einem Kotelettenbart, und um diesen herum wibbelte und fribbelte eine Schar von — Kindern — oder doch von dem, was man in Ostende unter Kindern versteht.

Alle diese kleinen Geschöpfe waren mit der raffiniertesten Eleganz gekleidet, die Knaben in weißen oder sonst hellfarbigen Matrosenanzügen, mit farbiger Kravatte, eine Blume im Knopfloch — die kleinen Mädchen in Seide und Spitzen, Rosensträuße angesteckt, Armbänder um und Fächer in den fein behandschuhten Händchen.

Das Komische an den kleinen Balldamen war, daß die Pracht und die kostbaren Toiletten nur bis zum Knie reichten — von da an guckten, selbst bei elf- bis zwölfjährigen Mädchen, die unbefangenen, strumpflofen Beinchen heraus, von Sonne und Seeluft gebräunt, ein Anblick, der als das einzig Normale in diesem Raum wahrhaft erfrischend wirkte.

Die Pärchen fanden sich zu einer Polonaise, sächerschlagend, konversierend bewegten sie sich durch den Saal. Aber auch Rundtänze wurden ausgeführt, und mit Staunen sah man kleine Geschöpfe von drei bis vier Jahren sich im besten Rhyth-

mus und Takt in Polka und Walzer schwingen. Eine kleine Gruppe von etwa zweijährigen Kindern machte insofern eine Ausnahme, als sie sich an den Händen faßten und in ihren Seidenkleidchen und spitzenbedeckten Hütchen eine Art Ringeltanz ausführten — aber die überleganten Toiletten nahmen auch diesem Bilde seinen Reiz. Als eins der Modepüppchen hinfiel und kindlich losbrüllte, wirkte dieser Ton wie eine Erlösung, denn ein widerliches Gefühl konnte keiner von uns bei diesem bal d'enfants los werden. Der Herrschsüchtige gab den allgemeinen Empfindungen endlich Ausdruck, indem er, um sein Urteil befragt, die schwerwiegenden Worte sprach: „Wißt ihr, mir wird übel!“ So war uns andern im Grunde auch zumute, und wir verließen den Saal mit dem stets erhebend wirkenden Gedanken: „unsere Kinder sind mir doch lieber!“, einem Gedanken, dem besonders von der Familienmutter stolz und nachdrücklich Worte geliehen wurden.

Es hatte sich der Gesellschaft ein gewisses Unbehagen bemächtigt, und wir konnten es nicht los werden. Selbst der traurige Junge und das häßliche Aunuchen, Denis mit seiner schönen Flamme, die Réunion in ihrer vollen Pracht konnte uns nicht zertreuen — wir waren sämtlich deprimiert, und suchten nach Gründen dafür!

Diese Stimmung, die so leicht in einen allgemeinen Zanf ausartet, hing gewitterschwer über unsern Häuptern. Der Herrschsüchtige und der Enthusiast gerieten bereits wild aneinander über die Frage, ob man dem König von Belgien in seinem infognito durch Grüßen oder Nichtgrüßen sich angenehmer erweise — die Frau des Ordnungsliebenden hatte als erstes Symptom der wieder ausgebrochenen Altertumsjucht ihres Gatten zwei zentner schwere blaue Schüsseln in seinem Koffer entdeckt, deren Preis sie von ihrem Mann durch List und Gewalt herausbekommen wollte. Der Ordnungsliebende betrachtete erbittert seinen Wädeker, und behauptete, der Einband habe einen Fleck bekommen, dessen Urgeschichte er nun verfolgte, wobei er uns alle durch plötzliche Angriffe und Beschuldigungen zum Geständnis bringen wollte, daß wir in der Nähe des Werkes Bowle getrunken hätten. Der Abend drohte ungemütlich zu werden.

In solchen Momenten geht es, wie im Märchen, wo die gespannteste Situation oft durch ein einziges Wort plötzlich gelöst, und das Ungeheuer üble Laune in den strahlenden Prinzen Lustigkeit verwandelt wird.

Der Enthusiast sagte nämlich, plötzlich aus tiefem Sinnen erwachend: „Könnten wir nicht noch irgendwo ein gutes Glas Münchener bekommen?“ Eine allgemeine Verklärung folgte diesen Worten. Es war zwar schon gegen elf Uhr, aber das deutliche Gefühl, den Abend nicht so beschließen zu dürfen, überwog alle Bedenken — vergnügt und einig setzte sich unsere kleine Schar in Bewegung und durchpilgerte Ostende nach einem möglichst urwüchsigen Wirtshaus, wo man mit heimischen Gefühlen noch eine Stunde sitzen konnte.

Was wir suchten, fanden wir, nachdem alle schon in Folge des anstrengenden Tages, der späten Stunde und der allgemeinen Erschöpfung, die ein Übermaß von Vergnügen erzeugt, etwas kaput waren.

In einer kleinen, abgelegenen Straße betraten wir ein Haus, über dessen Thür eine rote Laterne uns die heimatischen Worte „Deutsche Bierstube“ einladend entgegenleuchteten ließ.

Durch das Haus hindurchschreitend, begaben wir uns in den etwas finstern, engen Hof, in welchem Tische und Bänke standen und der von dem im Biered gebauten kleinen Wirtshaus rings umschlossen war.

Die Gäste hatten dies solide Restaurant anscheinend schon alle verlassen, und nur ein verschlafener Landsmann in Kellnertracht, mit einer Serviette von zweifelhaftem Weiß über dem Arm, lehnte noch wie eine mürrische Hängebirke in der Ecke. Er verließ sie nur widerwillig, um ein Windlicht vor uns auf den Tisch zu stellen und uns haßerfüllt zu betrachten, als wir Miene machten, uns so recht dauerhaft niederzulassen. Auf unser Verlangen nach der Speisekarte erwiderte er, „es sei nichts mehr zu haben, der Wirt sei krank“ — kurz,

wir mußten uns an Bier genügen lassen, welches denn auch bald in hohen Gläsern vor uns schäumte. Der schreiende Kontrast dieser Winkelnkeipe zu unserm feenhaften Hotel wirkte so belebend auf die Gemüter, daß wir in die größte Heiterkeit gerieten, und wie in dieser empfänglichen Gemütsverfassung alles zu beglücken vermag, erwies sich, als der Ordnungsliebende, sich die Hände reibend, den ganz unmotivierten Ausspruch that: „Hier ist der Superintendent gut aufgehoben!“ Wir sahen uns sämtlich fragend nach dem geistlichen Herrn um — der Ordnungsliebende behauptete aber, gesagt zu haben: „Hier ist man, was man so nennt, gut aufgehoben.“ — Trotzdem wurde das Wort vom „gutaufgehobenen Superintendenten“ als ein geflügeltes acceptiert und von da an während der ganzen Reise in behaglichen Momenten angewandt.

Während wir uns so in dem einsamen Hofe dem sichersten Gefühle des *chez soi*, und der harmlosesten Fröhlichkeit hingaben, öffnete sich plötzlich im ersten Stock ein Fenster über unseren Häuptern, und eine klagend-drohende Stimme rief mit stark böhmisch-deutschem Accent: „Habt Ihr denn gar kein Gewissen? Soll ich denn erst herunter kommen?“

Die Wirkung dieser Frage war völlig niederschmetternd. Wir erstaunten sämtlich, als wenn der Blick vor uns eingeschlagen hätte, winkten wortlos dem Kellner, berichtigten im leiseften Flüstertone unsere Beche und schlichen mit herabhängenden Ohren aufs tiefste beschämt auf den Fußspitzen davon. Erst draußen auf der Straße sahen wir uns gegenseitig an, um in ein unauslöschliches Gelächter auszubringen, als uns die Tragweite der Situation nach und nach klar wurde.

Der kranke Wirt, an den mangelhaften Zuspruch in seiner Räuberchente gewöhnt, hatte nämlich die laute Gesellschaft unter dem Fenster für seine Kellner gehalten, die, ohne Rücksicht auf den Zustand des Prinzipals, sich im Hofe noch heitern Gesprächen hingaben, und wir Unschuldigen, Ahnungslosen, die nach des Tages Last und Hitze umhergeirrt waren, um uns hier an deutschem Bier zu erquicken, zogen wie begossene Pudel davon, und konnten uns noch eine ganze Weile nicht von unserm Schreck erholen.

Die kleine Episode hatte aber dem Tage das pikante Schlußkapitel angefügt, nach dem wir unbewußt lehzten, und befriedigt begaben wir uns zur Ruhe, wenn auch mit dem wehmütigen Gefühl, daß dies der letzte Abend in Ostden sei!

Diese Empfindung verließ uns auch nicht mehr, sie warf ihren Schleier über all' die kleinen Erlebnisse, die uns sonst täglich erheitert hatten — alles bekam den herben Beigeschmack baldigen Abschieds. Der Zeitungsträger, der jeden Tag fünf bis sechs mal mit krähennder Stimme ausrief: In — *dépendance* — Figaro — Gil Blas! — der Kellner Paul, der uns zum *déjeuner* eine Abschiedsbowle kredenzte und ein *Fühn* zu unserm Benefiz tranchierte, die Knochen zwischen zwei Tellern darüber zu *Musa* zerreibend, wie er es in Afrika gelernt hatte — der dicke Wirt mit seinem strahlenden Vollmondsgeichte — alles stimmte uns heute trübe. Selbst Denis, der eben schön und düster an der Veranda vorbeischnitt, wo wir frühstückten, vermochte die gesunkenen Lebensgeister durch seinen Anblick nicht zu heben.

Die reizende junge Dame, die ihn nach unserer Meinung über den Verlust seiner ersten Liebe zu trösten bereit war, fehlte heute an seiner Seite, und wir bedauerten alle, daß wir das Ende dieser fesselnden Ostdener Novelle nicht mit erleben würden. Aber die Abschiedsstunde hatte geschlagen, und wir rollten im Omnibus dem Bahnhof wieder zu, mit zahllosen Kleinigkeiten beladen, die wir zum Andenken an Ostden mit uns genommen hatten.

Die Familienmutter erwies sich als unangenehme Reisegeiellschaft, indem sie fünf Schaufeln und zwei Sandkarrn für die Kinder in den Omnibus schmuggelte, die bei jeder unvermuteten Bewegung des Wagens die Augen der Mitreisenden in Gefahr brachten.

Der Herrschüchtige wollte die lästigen Instrumente anfangs zum Fenster hinauswerfen, und als die Besizerin sie, wie eine

Löwin ihr Junges verteidigte, zog er sein Taschenmesser und machte versthohlene Versuche, die Stöcke anzubrechen. Die Schandthat wurde entdeckt, und die Marterwerkzeuge entgingen zu allgemeinem Mißvergnügen dem Verderben.

Als wir uns eben in unser Koupee einschachtelten, erschien zu unserer nicht geringen Freude der König Leopold mit Gefolge. Er geleitete einen fürstlichen Gast — ich glaube, einen sächsischen Prinzen — zur Bahn und entließ ihn mit den bekannten mehrmaligen, herzlichen Umarmungen, welche in solchen Fällen die Kunde durch alle deutschen Blätter zu machen pflegen.

Erfreut, aber mißgünstig, quetschten wir uns alle ins Koupeefenster, bis der letzte fürstliche Rockzipfel unsern Augen entchwunden war. Da erschien eilig und melancholisch Denis im Geleite der Schönen und einer älteren Dame, um auch in unsern Zug zu steigen. Das Interesse an unserm Helden wurde noch dadurch erhöht, daß die Schöne ihm eine Mar-schallnielrosenknospe überreichte, die er mit unbeschreiblicher Anmut in seinem Knopfloch befestigte. Der letzte Moment des Abschiedes zwischen dem Paar wurde uns leider durch den Schaffner entzogen, der seine breite Figur mit dem Ausruf: „*messieurs, vos billets!*“ in die Wagenthür und somit zwischen uns und die Aussicht klemmte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Die Thräne.

Geweint haben wir alle schon, wie es aber damit zugeht, darüber sind die wenigsten unterrichtet; es mag daher eine kurze Erläuterung über das Wesen und die Entstehung der „Thäne“ am Plage sein. Wir nennen die Thräne „bitter“ oder „salzig“, und in der That besteht sie auch nicht aus Wasser allein, sondern sie enthält außer einem ganz kleinen Teilchen Schleim auch einige Salze, wie Natron und phosphorsauren Kalk. Das schmecken wir, und wer Thränen auf einer Glasplatte verdunsten läßt, findet einen feinen Rückstand, der unter dem Vergrößerungsglas Krystalle zeigt.

Ursprungsort der Thräne ist eine Drüse, die unter dem oberen Augenlide nach den Schläfen zu liegt. Von ihr gehen einige feine Kanälchen aus, die, wie aus einem Siebe, ihren Thräneninhalt über das Auge ergießen, und zwar ist dieses fortdauernd der Fall, nicht bloß, wenn der Mensch weint, nur in geringerem Maße. Dieser feine, für gewöhnlich unmerkliche Thränenstrom ist es, der dem Auge seinen Glanz verleiht und, in Zeiten der Krankheiten beschränkt, dann ein „mattes“ Auge zurückläßt. Die zusießende Thräne muß aber auch wieder abgeführt werden, und dieses geschieht abermals durch feine Kanälchen, die im Augenwinkel liegen und nach der Nase hinführen, die bekanntlich bei heftigem Weinen auch in Mit-leidenchaft gezogen ist.

Den Nutzen der Thränen haben wir alle schon empfunden. Weht uns der Wind Staub oder Ruß in die Augen, sogleich beginnen diese zu thränen, sie werden von der nützlichen Feuchtigkeit gewaschen, und der fremde eingedrungene Körper wird fortgeführt, sofern er nur klein genug ist, um entfernt werden zu können. Auch gegen größere Eindringlinge, wie z. B. ein Sandkorn, strömen die Thränen mächtig an, wiewohl oft ohne Erfolg. Ebenso suchen die Thränen gegen starke Kälte, gegen Rauch oder Wind das Auge zu schützen, indem sie sich wie ein feuchter Mantel um das zarte Auge legen.

Endlich müssen wir noch auf jene bitteren Thränen hinweisen, die uns sowohl durch einen Schmerz, wie durch ein Seelenleiden abgepreßt werden. Auch sie müssen auf eine Thätigkeit körperlicher Art zurückgeführt werden, nämlich auf Nervenregung und auf das rasche Fließen des Blutes nach dem Kopfe und dadurch Anregung der Thränen-drüse, die nun ihre Arbeit beginnt. Hier wirkt nun, da die Nerven in Frage kommen, das Temperament mit, und je nach der Natur des letzteren sind wir mehr oder minder zum Weinen geneigt. Bekannt ist, daß manche Menschen „die Thränen in der Gewalt haben“; sie können sich in nervöse Erregung versetzen, nach Bedürfnis weinen und damit, wie z. B. Schauspieler, auch andere „anröden“, indem sie auch bei den Zuschauern die nötige Erregung hervorruhen.

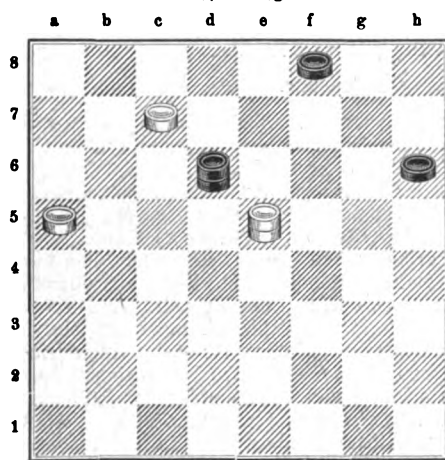
Gesundheitsrat.

D. U. in S. Wenn es die Überanstrengung des winterlichen Gesangskursus gewesen ist, die die Stimme Ihrer Tochter in einer Weise verborben hat, daß dieselbe schon nach einem Liede völlig heiß und erschöpft ist, so würde der Versuch: der Stimme durch weitere Gesangsübungen „ihre frühere Kraft und ihren Wohlklang wiederzugeben“, wohl nur eine Verschlimmerung des Übels zuwege bringen. Dem widerspricht gar nicht die Thatsache, daß die ärztliche Untersuchung den Kehlkopf „soweit gesund“ gefunden hat. Es ist ja möglicherweise ein nervöses Leiden, das der Funktionsstörung zugrunde liegt.



In unserer Spielecke.

Damesspielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

1. Akrostichon.

a a n c d h d d s e e u j f e g e h i
i f l e n n e o o r p o r r r j t t u n u n
u f ü.

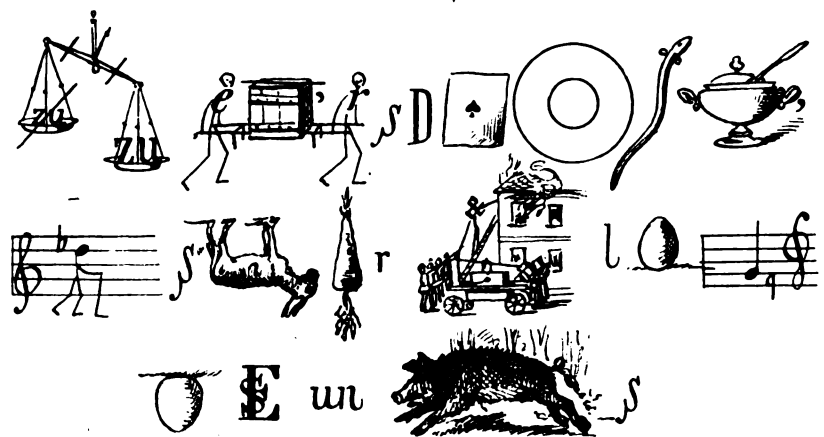
Aus den obigen Buchstaben und Buchstaben-
Zusammenstellungen sind acht Wörter zu bilden,
deren Endbuchstaben einen beliebigen Roman,
und deren Anfangsbuchstaben den Verfasser
dieses Romans nennen:

1. Manch deutsches Mädchen wird genannt wie ich,
2. Als Irlands Stadt und Grafschaft kennst du mich;
3. In Deutschland suche meine wald'gen Höhen,
4. Mich hat man einst auf einem Thron gesehen;
5. Von armen Heiden werde ich verehrt,
6. Und meine Gunst wird überall begehrt;
7. Ich nenne dir in Böhmen Stadt und Fluß,
8. Als deutscher Kaiser ich des Rätsels Schluß.

2. Rätsel.

Wenn der König der Welt den Kopf verlor
Und man legt ihm denselben zu Füßen,
Stellt die Königin eines Reiches sich vor,
Dessen Untertanen in freudigem Chor
In sonnigem Lichte uns grüßen. R. F.

Bilderrätsel.



U E un

3.

E

n r

1. n n c 4.

o h

N a 5. r b c

a t

2. b i 6. a 3.

o e

B

In der obenstehenden Wortfigur be-
steht jedes der sechs Wörter aus fünf Buch-
staben. Jedes liefert den Anfangs- oder
den Endbuchstaben für vier der fünf ande-
ren Wörter. Das fünfte und sechste Wort
haben auch einen gemeinsamen mittleren
Buchstaben.

Nach dem Muster dieser Wörtergruppe:
1. Ein Raubvogel. 2. Ein Liederkomponist.
3. Eine Oper. 4. Ein Prophet.
5. Eine Stadt in Deutschland.
6. Ein kleiner Raum.

4. Buchstabenrätsel.

Wie mit g ein Nagetier
Zaubrer wird, das sage mir! R. F.

5. Arithmetische Aufgabe.

Bei einem internationalen Schachturnier
sind neun Preise ausgesetzt. Die Summe der-
selben beträgt 10 800 Mark. Der erste Preis
übertrifft den zweiten um ebensoviel Mark, wie
der zweite den dritten, dann der dritte den
vierten um ebensoviel, wie der zweite den drit-
ten u. Wie groß ist der erste Preis?

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 4.

Schachspelaufgabe.

1. Le 7 — g 5 1. Td 6 — d 5: †

2. Lg 5 — d 2 ‡

A.

1. . .

1. Se 6 — g 5: (— f 4)

2. Dg 7 — c 7: ‡

B.

1. . .

1. anders.

2. Lg 5 — d 2 ‡

1. Palmkern.

Bilderrätsel.

Sekundärbetrieb.

2. Viersilbige Scharade.

Stodphilister.

Inhalt: Unser Nefte. Forts. Erzählung von L. F. Born. — Karl Spitzweg. Mit Porträt und Bild: Der Kaktusfreund. Ge-
malt von Karl Spitzweg. — Durch die vulkanische Eifel. Von Ferdinand Hehl. Mit neun Illustrationen. — Berlin-Ostende mit zehn-
tägigem Retourbillet. Forts. Von Hans Arnold. — Am Familientisch: Die Thräne. — Gesundheitsrat. — Eine Kleinkinderausstellung. —
In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Paderm-Expedition (Schöningh & Koenig) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 7. November 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 6.

Unser Nefse.

Erzählung von L. F. Born.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Gesetz v. 11./VI. 70.

„Nun, Georg — als ich ankam, waren sie beide verschwunden — Ida und dein Vater. Auf meinem Tisch lag ein Brief von ihr, voll leidenschaftlicher Selbstanklagen und Bitten um Vergebung. Bald darauf folgte ein ähnlicher, von Franz an den Vater gerichtet. Sie waren bereits verheiratet, und mein Bruder konnte mit seiner Frau nicht existieren ohne des Vaters Unterstützung, es mußte ihm daran liegen, seine Verzeihung zu erhalten. Ich wußte nichts Besseres zu thun, als zu einer äußerlichen Versöhnung zu raten. Schwerlich aus Mitleid oder weil mein Herz zu wirklicher Verzeihung geneigt gewesen wäre, aber es lag mir nichts daran, den beiden die Mittel zur Existenz abzuschneiden. Damals redete ich meinem Vater zu, Franz nicht zu enterben, mir allein war von einem mütterlichen Verwandten ein besonderes Vermögen zugefallen, ich sollte nach den bisherigen Bestimmungen meines Vaters Neuhof übernehmen, und wurde dann immer noch reich, ein reicher und doch fürs ganze Leben tief verarmter Mann!

„Die Zeit, welche jetzt folgte, zu beschreiben ist mir unmöglich. Zwischen Christine und mir bildete sich eine gewisse Kameradschaft des Unglücks, aber wir trugen unser Los äußerlich in sehr verschiedener Weise. Ich hatte den großen Vorteil, daß die Welt nichts erfuhr von meiner entsetzlichen Demütigung — denn Frau von Clausnitz wurde veranlaßt zu schweigen, starb auch bald darauf. Mein Vater war ganz gebrochen, er zog sich nach Neuhof zurück und führte ein lebensvolles Dasein nur noch zwei Jahre lang fort. Christine pflegte ihn aufs treueste und widmete ihre ganze Zeit den beiden alternenden Herren, von denen ihr eigener Vater den meinsten um einige Jahre überlebte. Ich selbst versuchte noch eine Weile im Amte meine Pflicht zu thun, die mir in meiner damaligen Gemütsverfassung täglich drückender und unerträg-

licher wurde. Mit deinem Vater ging es unaufhaltsam bergab. Ich erspare dir die Details. Leider riß er auch einen andern mit in sein Verderben — seinen Vetter, Hugos Vater, einen gutmütigen gedankenlosen Menschen, welcher bei demselben Regimente stand.“ Hier hielt der Baron einen Augenblick inne und sah den Nefsen scharf an, der regungslos da saß, die Augen mit der Hand beschattend. „Hättest du jene Zeiten miterlebt, Georg, so würde es dich nicht wundern, daß Emma sich dir gegenüber nicht eben freundlich verhält. Denke sie dir mit deinen Eltern zusammen in einer kleinen Garnison lebend, wo deine Mutter in der ersten Zeit ihrer Ehe die übermütige, triumphierende Schönheit ihr gegenüber spielte, während Franz durch seinen Einfluß ihr ganzes häusliches Glück untergrub, bis ihr Mann krank und verzweifelt frühzeitig starb, und sie mit ihren kleinen Kindern sich auf die Gnade ihrer Verwandten angewiesen sah. Es war ein hartes Los, und sie kann nicht vergessen, wem sie es zu danken hat.

„Sie benahm sich sehr brav in diesen schweren Verhältnissen, und mein Vater nahm mir das Versprechen ab, fortan wie ein Bruder für sie zu sorgen. Diesem Versprechen suchte ich selbstverständlich nachzukommen.

„Vor meines Vaters Tode war Franz einige Monate lang verschollen gewesen, er erschien aber kurz nach dem Begräbnis, in der Hoffnung, seine Erbschaft antreten zu können. Er täuschte sich bitter, denn mein Vater hatte, ohne mir etwas davon zu sagen, das Testament geändert und mir alles zugewendet, was er Franz dem Gesetze nach irgend entziehen konnte. Ich erklärte ihm von vornherein, daß ich nicht mehr als eine Nacht mit ihm unter einem Dache zuzubringen wünsche, und daß der Verkehr zwischen uns sich unterdes auf das aller- notwendigste beschränken müsse. Waren wir jetzt miteinander fertig, so sollte in Zukunft jede Beziehung zwischen uns ab-

gebrochen werden. Nicht das, was er persönlich mir angethan, sondern die Schande, welche er über unsere Familie, über unsern ehrlichen Namen gebracht, zwang mich so zu handeln. Er erklärte, daß er sich sobald als möglich nach Amerika einschiffen wolle, und ich trug Sorge, daß es ihm an der nötigen Summe zur Überfahrt und zum Etablissement jenseits des Meeres nicht fehlte. Außerdem verhiess ich ihm auf seine bringende Bitte eine Unterstützung für Frau und Kinder, welche er in Deutschland zurückzulassen wünschte, bis seine Existenz drüben einigermaßen gesichert sei. Als dies festgesetzt war, trennten wir uns für die Nacht. Ich fühlte mich nicht imstande zu schlafen, und als ich endlich nach Mitternacht den Entschluß faßte, mich niederzulegen, bemerkte ich, daß mir die Schlüssel zum Sekretär meines Vaters im Nebengemach fehlten, in welchem sich zufällig gerade heute eine ungewöhnlich große Summe Geldes befand. Außer mir kannte nur noch mein Bruder die innere Einrichtung und die geheimen Fächer des Sekretärs, — ich hatte noch vor kurzem in seiner Gegenwart das Geld herausgenommen, welches ihm selbst bestimmt war. Ein furchtbarer Verdacht lähmte mir fast die Glieder, als ich leise auf die Thür des Nebenzimmers zuschritt und sie behutsam öffnete. Ich hatte mich nicht getäuscht, Franz kniete vor dem geöffneten Sekretär und war eben dabei, verschiedene Papiere in seiner Brieftasche verschwinden zu lassen. Georg — wenn es möglich wäre, eine einzige von vielen bitteren Stunden meines Lebens auszulöschen, so sollte es mit dieser geschehen! Dein Vater verließ sofort das Haus — ich war am andern Morgen noch so fassungslos, daß mir das Geheimnis Christinen gegenüber entschlüpfte, allen übrigen blieb es selbstverständlich. — Soweit hatte der Baron gesprochen, als ihn ein unterdrückter Laut seines Zuhörers unterbrach. Georg lehnte leichenblaß im Stuhl zurück und faßte mit der Hand nach der Kehle, als sei er am Ersticken. Der Baron stand auf und trat zu ihm. „Die Hize“, murmelte Georg, „es macht die Hize.“ „Du brauchst dich nicht zu entschuldigen“, sagte der Baron trübe, nahm ein Glas Wasser vom Nebentisch und reichte es ihm. Georg schluckte es mit Anstrengung herunter und bedeckte sein Gesicht wieder mit der Hand. „Ist dir jetzt besser?“ fragte der Onkel nicht ohne Teilnahme, nachdem er eine Zeitlang geduldig gewartet hatte. „Ganz gut“, war Georgs Antwort, er wußte, daß der Baron noch nicht fertig war, und was ihm übrig blieb zu hören, wollte er sobald als möglich überstehen. „Mein Vater, — lebt er noch?“ fragte er stoßend und leise. „Nein“, war die Antwort, „aber wenn es dir recht ist, werde ich dir den Rest meiner Geschichte der Reihe nach erzählen.“ — „Ich bitte darum“, sagte Georg, und der Baron fuhr fort: „Den notwendigen Verkehr zwischen mir und deinen Eltern vermittelte fortan der Rechtsanwalt Sommer. Durch ihn erfuhr ich, daß Franz sich wirklich nach Amerika eingeschifft habe, und durch ihn empfing auch deine Mutter die ihr zugesagte Unterstützung.“

Nach etwa zwei Jahren brachte mir Sommer einen Brief, in welchem ein Geistlicher aus den Vereinigten Staaten ihr den Tod ihres Mannes anzeigte und ihr seine letzten Grüße übermittelte. Die Beteuerungs geschichte, welche er darin berichtete, schien mir von dem guten Manne ein wenig stark aufgefärbt. Offenbar hatte er sich lebhaft für Franz interessiert und suchte nun vor sich selbst und vor der Witwe dessen ganze letzte Lebenszeit ins günstigste Licht zu stellen. Mit dem Bekenntnis seiner Sünden war Franz immer sehr bei der Hand gewesen, wenn nämlich das Unrecht nicht mehr gut zu machen war, und die Gabe, einen jeden neuen Menschen, der ihm begegnete, für sich einzunehmen, war ihm gewiß bis zuletzt verblieben. Du würdest wahrscheinlich anders über den Brief geurteilt haben, mir aber konnte er wenig Unterschied machen.“ „Hast du den Brief noch, so gib ihn mir, ich bitte dich darum“, fiel Georg hastig ein. Herr von Reisach zuckte die Achseln: „Es thut mir leid, er ging an deine Mutter zurück. Bald darnach wußte diese es mit allerlei Listen durchzusetzen, daß ein Brief von ihr direkt an mich gelangte,

sie machte mir darin einen Vorschlag, den ich anfangs weit von mir wies, aber doch schließlich in nähere Erwägung zog. Sie bat mich nämlich mit der ihr eigenen leidenschaftlichen Inständigkeit, ihren ältesten Sohn wieder in die Familie aufzunehmen und ihn, da es noch Zeit sei, standesgemäß erziehen zu lassen. Für sich selbst versicherte sie, nichts mehr verlangen zu wollen, offenbar hatte sie all ihren Ehrgeiz, all ihre Eitelkeit auf dich übertragen, da ihr sonst keine andere Befriedigung derselben mehr zu hoffen blieb. Ich überlegte: Du warst der Enkel meines Vaters, und dieser hätte an meiner Stelle wahrscheinlich der Sehnsucht nicht widerstanden, dich an Kindesstatt aufzunehmen. Von solcher Sehnsucht verspürte ich nun zwar nichts, aber mehr und mehr erschien es mir wie eine Pflicht, dich deinen unglücklichen Verhältnissen zu entziehen und dir eine gute Erziehung zu geben. Auch deinem Bruder wünschte ich dasselbe angedeihen zu lassen, also mußte Sommer in meinem Namen deiner Mutter die Bedingungen vorlegen, unter welchen ich euch beide bei mir aufnehmen und euch als meine Nissen anzuerkennen wünschte. Vor allem verlangte ich von ihr das Versprechen, nie den Versuch zu machen, euch wiederzusehen, und jeden Zusammenhang mit euch aufzugeben. Auch sollte von jetzt ab die regelmäßige Unterstützung aufhören und sie mit einer ziemlich bedeutenden Summe ein für allemal abgefunden werden, deren Zinsen sie in den Stand setzten, sich einfach und anständig durchzubringen, ohne jedoch die Rückkehr in unsere Kreise möglich zu machen. Durch diese Maßregel gedachte ich die Trennung zwischen uns vollständig zu sichern. Es dauerte sehr lange, bis Sommer sie zu einer Entscheidung brachte. Deinen jüngeren Bruder herauszugeben weigerte sie sich entschieden, aber auch an meinen Bedingungen in bezug auf dich suchte sie immer aufs neue zu drehen und zu ändern, bis sie sah, daß sie bei mir auf diese Weise nichts durchsetzen konnte. So erhielt ich die Vormundschaft über dich, und seitdem ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen, ich habe nichts wieder von ihr gehört.“

Herr von Reisach machte wiederum eine Pause, Georg rührte sich nicht, und es war totenstill im Gemach, bis der Erzähler mit müder Stimme noch einmal fortfuhr: „Mir bleibt im Grunde nichts mehr zu sagen, als ein Wort über mein Verhältnis zu dir. Unter vielen Bedenken habe ich dich zu mir genommen, und ich habe dich heranwachsen sehen unter der beständigen Furcht, daß sich die Geschichte deines Vaters wiederholen möge. Immer aber war es mein Wunsch und Vorfaß, dir ein gerechter Erzieher und Vormund zu sein. Ich wollte dich nicht hassen wie Emma, nicht verzeihen wie Christine es gethan hat. Wenn ich dir gegenüber manches verfehlte, Georg, wenn ich dir auch heute hart erschienen bin, so mußt du bedenken, daß meine Aufgabe eine unendlich schwere war. Was unser gestriges Zusammentreffen angeht, so verzehe dich in meine Lage: was mußte ich in Erinnerung an deine Eltern empfinden, als ich dich im Park an Mariens Seite fand, nachdem ich wenige Stunden zuvor ihr meine Hand angeboten, und keineswegs eine ablehnende Antwort erhalten hatte!“

„Ich sehe das ein“, erwiderte Georg tonlos, dann stand er langsam auf, nahm den an Marie adressierten Brief vom Schreibtisch, legte ihn in das altmodische Kamin und zündete ihn an. Es wollte nicht gleich gelingen, denn seine Hände waren unsicher, endlich aber faßte die Flamme das Papier und beide Männer sahen schweigend zu, bis der letzte Funken verglimmt war.

Georg war der erste, der die Stille unterbrach: „Du wirst mir zutrauen, Onkel Ulrich, daß ich von Anfang an anders gehandelt haben würde, wenn ich das alles früher gewußt hätte. O mein Gott, warum habe ich es erst heute erfahren!“

Herr von Reisach seufzte: „Ja freilich, es wäre besser gewesen, wenn du es früher erfahren hättest. Christine hat mir oft gesagt, daß du ein Recht darauf habest, alles zu wissen. Aber ich wollte durchaus einen Strich machen durch die Vergangenheit! Sie sollte tot und begraben sein. Ich habe meinen Willen nicht durchsetzen können: das Begrabene

lebt immer aufs neue wieder auf, die Vergangenheit starrt uns unverföhnt wieder ins Gesicht der alte Haß und das alte Leid zerreißen die Seele. Sonderbar“, fügte er nachdenklich hinzu „ich hatte es mir so entseßlich gedacht, die alten Geschichten wieder über die Lippen zu bringen — nun ist mir fast leicht darnach.“

Ihm mochte leicht geworden sein, dem anderen aber war zu Mute, als könne er das Haupt nie wieder erheben unter der Last, die ihm heute auferlegt worden war. Wenn der Baron nur soviel Erbarmen hätte üben wollen, ihn jetzt allein zu lassen, aber er schien sich nicht zum Fortgehen entschließen zu können. „Du hast mir jetzt nichts weiter mitzuteilen, nicht wahr?“ sagte Georg endlich.

„Nichts weiter — ich dachte, du hättest genug an dem, was du eben gehört hast?“

„Ja — ich habe genug. Du wirst mich entschuldigen, Onkel, aber ich bin jetzt nicht imstande, das Gespräch fortzusetzen.“

Der Baron erhob sich und Georg folgte ihm bis an die Thür mit dem hilflosen Blick und den unsicheren Bewegungen eines halb Betäubten, der sich vergeblich bemüht, seiner Sinne wieder ganz mächtig zu werden. Der Onkel ergriff seine Hand: „Kann ich noch etwas für dich thun?“ fragte er zögernd.

„Ja, wenn du mir deinen Schimmel herunter schicken wolltest. Ich möchte gern hinaus — und Rosine lahm.“

„Bei der glühenden Hitze! Das werde ich nicht thun, Georg.“

„Dem Pferde soll es nicht schaden, ich mache einen langsamen Spazierritt durch den Wald.“

„Ich dachte nicht an das Pferd, sondern an dich“, war die ungeduldige Erwiderung, „du siehst ja ganz elend aus. — Nun meinetwegen“, fügte er hinzu, als der Reife schwieg, „ich werde dir das Pferd bestellen.“

Christine hatte unterdessen mit schwerem Herzen ihre Wirtschaftsangelegenheiten besorgt und war darnach lange im Garten auf und ab gewandelt, um die Unterredung zwischen Onkel und Nessen nicht zu stören. Sie saß zu Gericht mit sich selber heut, und all die Versäumnisse, all die thörichte Schwäche, deren sie sich in ihrem Verhältnis zu Georg anzuklagen hatte, alles das stieg in grausamer Deutlichkeit vor ihr auf. Mit wie andern Augen würde er gelernt haben das Leben anzusehen, wie anders würde er dem Onkel gegenüber gestanden haben, wenn ihm bei Zeiten die Wahrheit gezeigt worden wäre! Gott selbst hatte das Zuchtmittel in die Hand seiner Erzieher gelegt, und sie hatten sich seiner nicht bedient. Ulrich hatte ihr nicht gestatten wollen zu reden, aber Christine schwiege nur zu gern. Der tiefe Schatten sollte Georgs sorglose Jugend nicht verdunkeln, und wie Ulrich selbst war sie zu feige gewesen, an den alten Geschichten zu rühren. Nun war es vielleicht zu spät, denn Christine war in diesen Tagen ganz irre geworden an ihrem Pflegeohn, und alle die übeln Prophezeiungen, die Ulrich im Laufe der Jahre in bezug auf Franzens Sohn gethan,kehrten ihr heut zurück und beängstigten ihr Gemüt. Ihr Glaube an Gottes Weisheit und Liebe kämpfte mit dem Schreckbild eines unerbittlichen Schicksales, das über allem, was zu Neu- und Althof gehörte, unbarmherzig regierte, immer wieder die frischen Sprossen eines keimenden Glückes zerstörend.

Endlich glaubte sie lange genug geharrt zu haben und wandte sich dem Hause wieder zu — da ritt eben Georg vom Hofe und verschwand unter dem dunkeln Thorbogen, ohne sich noch einmal umzusehen. Er hatte nichts weiter als die Bestellung hinterlassen: das gräßliche Fräulein möge nicht mit dem Essen auf ihn warten, da er erst später zurückkommen würde.

Der heutige Tag wurde zu einem der längsten in Christinens Leben. Stunde auf Stunde verging, und Georg kehrte nicht zurück. Von Neuhoß kam keine Kunde, nicht von Ulrich und nicht von Marie, deren Befinden gestern abend selbst die nüchterne Mutter in Angst und Sorge versetzt hatte. Immer wieder an diesem langen schwülen Nachmittag lebte Christine

die Erinnerung an jene Stunden aufs neue durch, in denen ihr mit einem Schlage Jugendglück und Vertrauen zerstört wurde. War Georg auch von ihr gegangen auf Nimmerwiedersehen wie sein Vater? Was mochte alles zwischen ihm und dem Onkel vorgegangen sein? Es gab kein Schrecknis mehr, das ihre losgebundene Phantasie ihr nicht vormalte, und als die Sonne sich neigte und das längst prophezeite Gewitter in schwarzblauen, unheimlichen Wolken am Himmel aufstieg, vermochte sie ihre Todesangst nicht mehr zu bemeistern und schickte einen Boten nach Neuhoß hinauf mit der Anfrage, ob Georg dort eingekehrt sei. Aber kurz nachdem der Bote gegangen, sah sie den Ersehnten in den Hof einreiten. Der Schimmel hing müde den Kopf, der staubbedeckte Reiter stieg langsam und schwerfällig ab und trat mit schleppenden Schritten ins Haus ein. Nicht lange, so saß er neben ihr auf demselben alten Ledersofa, da er einst als Kind an jenem Gewitterabend gelegen. Wie leicht war es damals gewesen, ihm Trost und Hilfe zu bringen und ein zerbrochenes Glied einzurichten, und wie machtlos sah sie sich heute dem ersten erschütternden Schmerz, der ersten tiefen Demütigung gegenüber, deren Spuren, wie sie wohl wußte, nie wieder zu tilgen sein würden, so lange für ihn das Leben währte! Sie versuchte ihn in ihrer Weise zu erinnern an die unergründliche Weisheit und Güte Gottes, die alles zum besten lenkt, an den Nutzen der Trübsal — aber sie begegnete nur einem leeren, verständnislosen Blick. „Laß es gut sein, Tante Christel“, sagte er endlich, „gönne mir nur erst Zeit, mich an mich selbst, an meine eigene schlechte Gesellschaft zu gewöhnen. Der Onkel hat mir ja heute bewiesen, daß der Georg Reifach, den ich bis dahin kannte, eigentlich nie existiert hat!“

„Ich habe dich nie anders gekannt, Georg, als den Sohn deines Vaters“, entgegnete sie, „und der Welt gegenüber bleibst du mit Recht derselbe, der du immer warst. Dein Vater ist tot, mit Ulrich und mir geht das Gedächtnis seiner Schuld zu Grabe. Besinne dich doch! — Du stehst auf deinen eigenen Füßen, das Leben liegt noch vor dir, und du wirst sühen, wirst alle Flecken tilgen, die auf deinem Namen haften.“

„Sühen, Tante Christel! Ja, ich will sühen, soviel an mir ist! Aber hast du denn ganz vergessen, wie dir zu Mut war, als er von dir ging und dich allein ließ?“ Er glitt zu ihren Füßen nieder und drückte stöhnend den Kopf gegen ihre Kniee.

„Euch trennt kein Verrat und kein Verbrechen, keine eigene Schuld“, erwiderte sie leise, aber er schien sie nicht zu hören.

„Daß ich des Onkels Nachfolger in Neuhoß nicht werden kann“, sagte er, „daß es aus ist mit all meinen Zukunftsplänen — Tante Christel, ich wollte es tragen, wenn mir nur diese eine Hoffnung gelassen würde! Es ist hart, alles auf einmal daran geben zu sollen.“

„Du darfst mich und den Althof nicht vergessen, Georg“, sagte sie und strich zärtlich über den blonden Kopf auf ihrem Schoß.

„Althof — hier in ihrer Nähe leben, und unter des Barons Augen! Kann sein, daß einmal der Tag kommt, wo ich das ertragen lerne, aber du mußt barmherzig sein, Tante Christel, und mich heute mit dem Gedanken verschonen.“

Jetzt schwiegen sie beide, Christine saß ganz still, obwohl sie fühlte, daß die Hand, welche Georg gegen sein Gesicht preßte, feucht wurde von brennenden Thränen. Während er den Becher der Demütigung bis auf den Grund leerte, ging durch ihre liebeshungrige, herrschbedürftige Seele neben dem innigen Mitleid eine Empfindung tiefer Befriedigung. Trostsuchend war er zu ihr zurückgekehrt in der Zeit der Not, und ohne daß er es selbst wußte, tilgte er in dieser bitteren Stunde vollständiger als jemals das Unrecht, das sein Vater an ihr begangen hatte.

Inzwischen war das Gewitter mit Macht heraufgezogen, ein Blitz nach dem andern erleuchtete das kleine dunkle Gemach, und der Regen flutete förmlich vom Himmel herab. Christine

unterdrückte die Sorge um Haus und Hof und blieb ruhig an Georgs Seite, bis der scharfe Ton der Schelle an der Hausthür sie aufschreckte und in den Flur hinaustrieb. Dort stand der Baron in seinem Regenkostüm, die untersekte Gestalt von einem wasserbedachten Rock mit spitzer Kapuze bedeckt, eine seltsame Erscheinung, an der zu anderer Zeit Georg schon oft seinen Witz zu üben beliebt hatte. Das Wasser rieselte in kleinen Bächen an ihm herunter, er war ganz außer Atem vom Kampf mit dem Wetter. „Ist Georg bei dir?“ stieß er hastig hervor, sobald er seiner Kousine ansichtig wurde. Als sie seine Frage bejahte, atmete er erleichtert auf und sagte dann halb verlegen: „Ich hatte keine Ruhe zu Hause, seit dein Bote kam, und war so thöricht, mich von deinen Sorgen anstecken zu lassen. Ich glaubte wirklich, es sei ihm etwas zugestoßen.“ Georg, der eben aus der Thür des Wohnzimmers trat, hörte diese Worte noch und die Mahnung der Tante: „Du willst doch nicht wieder in das Wetter hinaus? Hier, Georg, hilf dem Onkel aus seinem nassen Rock.“ Die beiden hatten nicht darauf gerechnet, jetzt schon wieder mit einander zusammenzutreffen, aber nun war es zu spät, sich aus dem Wege zu gehen, und so traten sie alle drei ins Zimmer. Christine ließ Licht und Thee bringen, Herr von Reisch setzte sich, und ab und zu wechselten beide einige Worte über das graufige Wetter und den ersehnten Regen, während Georg am Fenster stand, die Stirne gegen die Scheiben gedrückt. Seine zerfahrenen Züge nahmen allmählich einen ruhigeren Ausdruck an, und nach einer Weile trat er auf den Onkel zu und sagte mit gesenktem Haupt, aber fester Stimme: „Bist du einverstanden, Onkel Ulrich, daß ich morgen nach Pommern abreise? Wenn ich die Einladungen, welche ich von dort erhielt, annehme, so werde ich vorläufig nicht wieder nach Enzheim zurückkehren.“ Herr von Reisch vermochte seine lebhafteste Befriedigung über diesen Vorschlag nicht zu verbergen, aber er fügte freundlich hinzu: „Ich vermute, daß du Reisegeld brauchen wirst, komm, wir wollen das doch gleich abmachen.“ Er nahm seine Brieftasche heraus und legte eine Anzahl Scheine auf den Tisch. Georg stand dabei und wurde bleich bis auf die Lippen, ein Gefühl physischen Ekels überwältigte ihn beim Anblick des Geldes aus jenem geheimen Fach in des Onkels Sekretär. Aber in Gedanken an eine drückende Verpflichtung, welcher er in nächster Zeit nachkommen mußte, durfte er die Scheine nicht von sich weisen. Er überwand sich zu einem: „ich danke“, und verließ dann hastig das Zimmer.

Christine nahm das Geld an sich. „Die Sache hat einen ganz andern Eindruck auf Georg gemacht, als ich erwartet hatte; er thut mir leid“, sagte der Baron. Sie nickte: „Das hättest du vorher wissen können, Ulrich. Aber gerade darum durfte es meinem armen Jungen nicht noch länger erspart bleiben.“

„Du bist die wunderlichste Person, die ich kenne“, fuhr er kopfschüttelnd fort, „wie hast du ihn verzogen! Du mochtest ihm kein hartes Wort sagen, und doch, wenn du es einmal für recht hieltest, ich glaube, du könntest ihn zu deinen Füßen sterben sehen, ohne einen Finger um ihn zu rühren. Ubrigens — ich kenne diese Art Menschen, sie sind leicht zu bewegen, aber der Eindruck verschwindet nachher ebenso schnell wieder. Wie lange wird es dauern, dann gleitet das Geld ihm wie früher glatt durch die Finger, und auch in anderer Beziehung wird er sich schnell zu trösten wissen.“ Der Baron schien an dieser Aussicht Gefallen zu finden, und Christine kannte ihn zu gut, um ihm zu widersprechen. Sie fragte nach Mariens Befinden. „Es geht besser — wenigstens behauptet Emma in ihrer beneidenswerten Kaltblütigkeit, daß ein paar Tage der Ruhe und Schonung genügen werden, sie wieder ganz herzustellen. Ich bitte dich, Christine, geh einmal morgen zu dem armen Kinde hinauf, ich werde es bei Emma schon durchsetzen, daß man dich zu ihr läßt.“

„Ich werde kommen, Ulrich. Aber unter einer Bedingung. Laß mich mit Marie in meiner eignen Weise reden, und unter vier Augen. Gib mir Vollmacht, ihr so viel von unserer

Geschichte mitzuteilen, wie mir gut dünkt. Nur so wird sie Georgs plötzlichen Abschied verstehen, und damit wird sich der Zwiespalt lösen, der sie jetzt halb von Sinnen bringt. Wenn du sie lieb hast, so bist du ihr vor allen Dingen völliges Vertrauen schuldig. Wir haben sie alle bisher viel zu sehr als Kind behandelt, nun büßen wir unsern Irrtum. Laß uns offen und ehrlich mit ihr umgehen und sie schützen vor den krummen Wegen ihrer Mutter. Wenn du ihr Zeit und Ruhe gönnst, Ulrich, sich nach dem Sturm zu erholen, wer weiß, ob nicht mit der Zeit —“ „Ja mit der Zeit“, fiel er hastig ein, „noch kann ich warten. Dies Interesse für Georg, es ist zu schnell entstanden, es kann nur ein oberflächliches sein, eine Phantasie, die sich bald wieder auswächst. Nicht wahr, Christine?“ „Wir müssen's abwarten“, gab sie etwas trocken zur Antwort. Es war ihr doch nicht lieb, daß Georgs Einfluß allzu gering angeschlagen wurde. Ulrich seufzte schmerzlich: „Sage ihr, was du willst, es ist zu spät, sie jetzt noch schonen zu wollen. O, Christine, Christine“, und er streckte mit einer fast flehenden Gebärde die Hände nach ihr aus. „Gib mir mein kleines Mädchen zurück, das schüchterne Kind, das ich mein eigen nannte, an dessen Anblick sich die müde, gequälte Seele erlaben durfte, das unbewußt heilend die reine Hand auf alle die alten Schäden legte. Wie zufrieden war ich, wenn bis jetzt die jungen Bengel achtlos an ihr vorübergingen, und nun hat dennoch einer von ihnen die Blume ihrer ersten Liebe gepflückt. Zu sicher rechnete ich darauf, daß sie nur für mich aufblühen könne.“ Er ging ohne Abschied hinaus und ließ Christine tiefbewegt zurück. Sie liebte ihn mit einer treuen und zähen Freundschaft, ihren Kameraden im Unglück, mit dem sie von Jugend auf in einem beständigen kleinen Krieg gelebt hatte, und wie sich ihr eigner Weg immer mehr und mehr gelichtet, so hoffte sie gläubig noch immer auf die Zeit, wo die Misttöne auch seines Lebens sich lösen würden.

Mit dieser Hoffnung im Herzen ging sie am andern Morgen, nachdem Georg abgereist war, zu Marie hinauf, und beide hatten ein langes Gespräch miteinander. Tante Christel behielt recht, Marie wurde nach dem, was ihr mitgeteilt worden, sehr viel ruhiger, und das Zusammensein mit Christel that ihr so sichtbar wohl, daß auch Emma nichts einzuwenden hatte, als die Tante vorschlug, man möge ihr das Mädchen vorläufig ganz übergeben. Frau Emma beabsichtigte zwar, sie in einige befreundete Häuser mitzunehmen, wo sie den Herbst zuzubringen gedachte, aber davor schauderte Marie angsthaft zurück, und in Neuhof konnte man sie jetzt nicht lassen. Der Baron behielt sie nur zu gern in seiner Nähe, und so siedelte sie sobald als möglich nach Althof hinüber. Still und träumend lag sie in den ersten Tagen in ihrem kleinen Stübchen auf dem Sofa, matt und müde an Leib und Seele gedachte sie an Georg wie an einen Toten, und jener goldenen, sonnigen Stunden, die sie eben erst noch in Althof verlebt hatte, als einer längst versunkenen, begrabenen Zeit.

Müßiges Hindämmern indes war auf die Dauer ihre Sache nicht, und Tante Christel hatte ihr das auch schwerlich gestattet. Im Althofer Haushalt begann man die Winter-vorräte einzuhelfen, und mitten in der drängenden Herbstarbeit hatte Christine bei dem nassen kalten Wetter viele Kranke zu pflegen und Arme zu versorgen. Es dauerte nicht lange, so hantierte Marie im Obstkeller umher, machte Krankenbesuche und bewachte in gespannter Sorge das Gedeihen der Obstbäume, mit welchen am Sonntag der ganze Haushalt traktiert werden sollte. „Die habe ich ganz allein gebadet“, versicherte sie mit dem alten, kindlich selbstvergessenen Eifer, als der Baron abends zum Thee kam, „du mußt sie versuchen, bitte.“ Was hätte er nicht willig heruntergeschluckt um jenes hellen, unbefangenen Blickes willen — gewiß, sie war auf dem besten Wege, die Eindrücke der letzten unglücklichen Episode zu überwinden.

In wenig Wochen hatte sie sich sichtbar verändert, aber nicht zu ihrem Nachteil. Ihr Wesen war gleichmäßiger geworden, und auch dem Baron gegenüber legte sie allmählich viel von der alten kindischen Scheu ab. Wenn er eine Abendstunde



Im Herbst. Gemalt von C. van Camp.
Nach dem im Verlage von P. Kaefer in München erschienenen Stich von C. Wiefmann.

in Althof zu brachte, so that sie zuweilen ungefragt den Mund auf und ließ sich in neugewonnener Selbständigkeit nicht mehr so leicht irre machen durch sein ironisches Lächeln und seine scharfe Kritik. Ein tiefes Mitleid, ein neues Verständnis hatte sie für ihn gewonnen durch Christinens Mitteilungen, und aus ihrer eignen glücklich schmerzlichen Erfahrung heraus, und darum lernte sie es, ihm mit einer freien lieblichen Freundlichkeit zu begegnen, die ihn halb beglückte, halb befremdete. Auch er hatte aufgehört, sie wie ein Kind zu behandeln, die kleinen Liebkosungen, die sie sonst von ihm gewöhnt, vermied er jetzt sorgfältig, und nur selten noch versiel er ihr gegenüber in den alten Ton des Vormundes und Gebieters. — Niemals aber kam er ohne Christinens ausdrückliche Aufforderung zum Besuch nach Althof.

Nachdem Christine sich einmal mit ihrem Pflegekind ausgesprochen, wurde Georgs Name nicht wieder zwischen ihnen genannt. Die Tante war zufrieden, daß Marie sich bei ihr wohl zu fühlen schien, und dachte nicht daran, daß es hauptsächlich die beständige Erinnerung an Georg war, welche dem Mädchen das Althofer Haus so heimisch machte. Saß Marie doch auf demselben Platz, den er sonst Christinen gegenüber eingenommen, schritt ihr Fuß doch täglich über dieselbe Schwelle, die er betreten, war sein Name und sein Andenken doch bei allen Althofern frisch und lebendig, fast als ob er gegenwärtig sei. Sie selbst war sich dessen kaum bewußt — glaubte sie sich doch geschieden von ihm für das ganze Leben. Er war ihr vorangegangen mit dem Beispiel entschlossener Opferwilligkeit, und ihr war es ein schmerzlicher Genuß, ihn darum bewundern zu dürfen. Sie schwelgte in dem Gedanken, daß es ihre Lebensaufgabe sei, die Sühne für die Schuld seiner Eltern vollenden zu helfen. Aber wie war's mit dem letzten Schritt, den diese Sühne von ihr forderte? „Noch nicht — noch nicht“, rief es in ihrem Herzen, wenn sie spät abends am Fenster ihres Stübchens stand und mit weitgeöffneten, thränenlosen Augen nach dem Schloß hinüberschaute, das hell über den Bindewipfeln schimmerte. Soweit sie es in ihrer Unerfahrenheit vermochte, erwog sie in jenen Stunden wieder und wieder die trüben, dunkeln Geschichten, welche sich in den letzten fünfzig Jahren dort abgespielt hatten, und erinnerte sich daran, daß der Herr von Neuhof da oben saß, allein mit seinen freudlosen Gedanken und seinen vergeblichen Wünschen sehnsüchtig ihrer harrend. Aber dann drückte sie die Hände ängstlich auf die Brust — noch war sie nicht bereit. Sie wollte versuchen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, vielleicht hatten jene recht, welche von dem allmächtigen Einfluß der Zeit über das menschliche Herz sprachen, und sie war bereit, sich diesem Einfluß zu erschließen. War sie so weit mit ihren Gedanken gekommen, so erinnerte sie sich an ihr Abendgebet, und wie ein gehorames Kind flehte sie zu Gott um Unterweisung und Erleuchtung, legte ihm auch zutraulich den Dinkel, seine Ruhe und sein Glück ans Herz. Aber daneben war es ihr unmöglich, jenes andern nicht zu gedenken, der jetzt ebenfalls einsam seinen Weg gehen mußte, und während sie redlich bemüht war, ihre Seele von ihm loszulösen, wurde er dennoch Abend für Abend der letzte Gedanke, mit dem sie hinüberging ins Land der Träume. Was konnte sie dafür, daß sie im Traum die goldne Zeit des kurzen Liebesglückes aufs neue durchlebte, oder wenn sie mitten in der Nacht, an allen Gliedern zitternd, entsetzt aufschreckte, weil ihr in immer neuen schrecklichen Variationen jene Szene an der Birkenbank wiederkehrte? Daß, was ihr fester Wille unter dem Auge der Tante den Tag über zurückdrängte, es forderte im Schlaf sein unwiderstehliches Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet.

Von Hans Arnold.

(Fortsetzung.)

Wer beschreibt die allgemeine Freude, als Denis nach mehrfachen, vergeblichen Stürmen auf die ziemlich überfüllten Koupees mit einem romanhaften Sake zu uns hereinprang und sich auf dem Eckplatz niederließ!

Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Die gänzliche Unsicherheit, ob unser Reisegefährte deutsch verstände, lähmte in etwas die Unterhaltung. Außerdem wollte sich jeder gern ein wenig „zeigen“, wie das in solchen Momenten dem menschlichen Charakter eigen ist. Es erfolgte ein allgemeines Sichzieren, von dem sich auch die Herren nicht ausschlossen, obgleich sie es natürlich später nicht wahr haben wollten.

Einige schüchterne Versuche, den interessanten Denis zur Teilnahme an der Unterhaltung zu bewegen, scheiterten. Er erwiderte die Fragen, die man wegen Öffnen und Schließen der Fenster in allen lebenden Sprachen an ihn stellte, mit wort- und tadellosen Verbeugungen, erwies den Damen in ritterlichster Weise jede Aufmerksamkeit, blieb aber stumm. Ob er noch an die Schöne dachte, war nicht zu ergründen, und da er die Verschwiegenheit soweit trieb, nicht einmal zu seufzen, so hatten wir keinen, auch nicht den leisesten Anhaltspunkt für die Beurteilung seiner Gefühle.

Unser Plan für diesen Tag ging dahin, in Brügge und Gent je einen Zug zu überschlagen und zum Nachtquartier in Brüssel zu sein, wo wir im Hotel F. Zimmer bestellt hatten. So stiegen wir denn in Brügge aus und verließen Denis mit dem nun bereits dreimal durchgekosteten Schmerzgefühl des Abschiedes auf Nimmernwiedersehen.

Brügge ist die interessanteste kleine Stadt, die man sehen kann! Die Empfindung, welche uns alle dort beschlich, läßt sich am besten mit der des Mannes aus Andersens Märchen vergleichen, der, mit den Galoschen des Glückes angethan, auf seinen Wunsch plötzlich um dreihundert Jahre zurückversetzt wird.

Die Straßen bestehen fast durchgängig aus uralten, zadigen Giebelhäusern, die den mittelalterlichen Charakter tragen. Ein träge hinfließender Kanal, von hohen Steinmauern eingefast, führt mitten durch die Stadt zum Hafen. Hier und da hängt ein alter Steinerker über das dunkle, stille Wasser hinaus, mit hundertjährigem Ephen bewachsen.

Die Straßen waren fast ganz menschenleer, wurden aber ab und zu auf das malerischste belebt durch die Figur einer „schwarzen Schwester“ in ihrer düsteren Nonnentracht, oder durch eine alte Flämänderin mit ungeheurem Faltenmantel, die am Stock langsam und hüftelnd wie die Heze im Märchen, in der Mittagsonne hinschlich.

Diese wunderbaren Gestalten gehörten so ganz in das Bild und versetzten so völlig in die Zeitstimmung, daß wir uns zuweilen gegenseitig anahen, um uns zu überzeugen, daß wir moderne Menschen des XIX. Jahrhunderts wirklich vorhanden und nicht auch Traumbilder seien. Der Eindruck, den die alte, düstere Kathedrale in ihrer reinen strengen Gotik macht, ist ein fast noch bewältigenderer. Auch hier lagen und knieten wieder die schwarz verhüllten Frauen stumm und regungslos vor den Heiligenbildern und in den Betschemeln, oder kauerten an der Thür, während sie den Fremden bittend eine dürre Hand aus den dunkeln Faltengewändern entgegenstreckten.

Die kalte, dumpfe Kirchenluft, die lautlose Stille, der Weihrauchduft — alles hatte etwas Unirdisches, und die Augen wandten sich wieder und wieder verlangend nach den Sonnentraubäulen, die vor den bunten Glasfenstern ihr Wesen trieben und uns verkündeten, daß da draußen Sonnenlicht, Leben und Wirklichkeit herrsche.

Über den uralten, geschwärzten Heiligenbildern hängen sowohl in dieser, wie in allen anderen belgischen Kirchen die verschiedensten Gebilde aus Wachs. Neben mannigfachen Tiergestalten sieht man menschliche Glieder, Hände, Füße, Ohren, Köpfe, Zähne — diese oft in langen Reihen aufgefädelt — Herzen in Unzahl — alles, was krank und hilfbedürftig sein kann, wird hier symbolisch niedergelegt. Uns allen ging die „Wallfahrt nach Revelar“ durch den Sinn:

„Maria, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'!“

Langsam und zögernd traten wir ins Freie, mit der knarrenden Kirchenthür gleichsam eine Welt hinter uns abschließend.

Von der Kathedrale begaben wir uns nach dem Johannes-

hospiz, zu dem man durch einen verschlossenen Hof gelangt. Hier herrscht erst recht das Altertum!

Das Hospiz mit seinem berühmten Memlingischen Schrein der heiligen Ursula und mit einer Menge anderer schöner Bilder fesselte uns aufs lebhafteste, und wir verweilten mit so großem Entzücken darin, daß wir uns das Herz des Pförtners eroberten. Infolgedessen führte uns dieser, ein unendlich fetter, wohlwollender Mönch, der aussah wie der Abt von St. Gallen, noch in die Apotheke, zu welcher sonst Fremde keinen Zutritt haben.

Wir passierten wieder den Hof, in dem eine alte kranke Nonne, von einer jungen schönen Novize geführt, im Sonnenschein langsam umherging. Die alte Frau stützte sich auf einen gewundenen hohen Stock mit handlich geschnitzter Krücke, den ihr der Ordnungsliebende gern für seine Sammlung entrißen hätte, um ihr dafür seinen Regenschirm in die Hand zu drücken. Schmerz erfüllt riß er sich endlich von dem Anblick los, aber nur um neuen Martern entgegenzugehen.

Unser dicker Mönch geleitete uns durch einen langen, mit blau und weißen Porzellanfliesen getäfelten Gang in die Apotheke.

Ein einstimmiges Ach! der Bewunderung ertönte, als die Thür sich uns öffnete, und wir blieben wie versteinert in dem Raume stehen!

Alle Wände des sehr großen Zimmers waren verstellt durch die schönsten geschnitzten Schränke mit offenen Regalen. Da, wo bei uns die kalten weißen Apothekerbüchsen mit den schwarzen Buchstaben darauf den Besucher feindlich angloßen, stehen hier die kostbarsten, urältesten Porzellankrüge in Unzahl nebeneinander, die Ingredienzien der Medikamente enthaltend. Bartmänner, Apostelkrüge und die schönsten Delfter Vasen dienen hier dem Wohl der Menschheit. Der Tisch, auf dem eine wunderschöne Wagschale mit Fuß und Ständer in getriebenem Kupfer steht, ist mit den herrlichsten alten Schnitzereien wie überladen, jedes Töpfchen und Näpfschen, das dem Auge begegnet, ist eine Kostbarkeit und Rarität.

Zwei freundliche Nonnen mit blendend weißen Kopftüchern saßen in dieser Herrlichkeit und kochten Heilkränke für das Hospital.

Was der Ordnungsliebende in diesem Gemach litt, entzieht sich jeder menschlichen Fassungskraft! Er kostete alle Qualen des Tantalus durch, und mußte sich beim Anblick jedes neuen Kruges an seiner Frau festhalten, um nicht zusammenzubrechen. Aus Rücksicht auf die Gesundheit des Reisegefährten kürzten wir den Aufenthalt in der Apotheke ab und führten ihn sorgsam bis vor die Thür, wo er ziemlich entseelt in die Arme des Enthusiasten sank, der sich an unserer Expedition nicht beteiligt, sondern in einem Estaminet — so heißen die belgischen Wirtshäuser — geknustet hatte.

Während wir uns gegenseitig mit Erzählungen von Memlingischen Bildern und alten Krügen zu übertäuben suchten, waren wir mitten in die Stadt gelangt und wollten noch das Hotel de Ville mit der berühmten Kapelle zum heiligen Blut betrachten.

Da stürzten plötzlich aus einer kleinen Gasse zwei räuberartig aussehende Männer hervor und forderten uns in einem wahrhaft greulichen Dialekt auf, näher zu kommen und einer Auktion von alten Sachen beizuwohnen. Die Frau des Ordnungsliebenden erblachte bis in die Lippen und beschwor uns durch Zeichen, ihren Mann, der in dumpfes Brüten versunken war, nicht auf die Fremden aufmerksam zu machen, aber bei dem Worte „alte Sache“ spitzte er die Ohren wie ein Schlachtroß beim Klange der Trompete und slog an der Hand eines jener Schurken in das Gäßchen hinein.

Da wir alle fühlten, daß es unmöglich war, ihn in diesem Zustand blinder Raufsucht allein zu lassen, folgten wir ihm und betraten mit ihm ein Auktionslokal, welches bis an die Decke mit den herrlichsten alten Möbeln, Uhren, Porzellangeräten und Silbergeschäßen angefüllt war.

Unsere Führer, die offenbar als Schlepper dienten, wurden von ein paar noch gefährlicher aussehenden Kerlen mit höllischem

Grinsen begrüßt. Besonders zeichnete sich ein trübsüchtiger Greis durch wahrhaft ohrenzerreißendes Geschrei beim Verstiegen aus. Er hatte, unserer Ansicht nach, die ehrenvolle Aufgabe, den Verstand der Bietenden durch diesen Spektakel zu betäuben, um sie auf diese Weise sicherer zu hintergehen.

Der Ordnungsliebende entwand sich leider unsern Händen und glitt aalgleich zwischen den Sachen hindurch, rechts und links laufend. Seine Frau hielt ihn an den Rockschößen und flehte ihn mit thränenersudelter Stimme an, doch an Weib und Kinder zu denken!

In diesem Stadium verließen wir anderen das Ehepaar, da wir uns unvermögend fühlten, diese Emotionen länger zu ertragen. Wir riefen dem für alles andere bewußtlosen Käufer noch den Namen eines Cafés als Rendezvousort zu, gestanden uns aber beim Verlassen des Auktionsgebäudes, daß wir nicht erwarten durften, ihn dort zu treffen!

Wir begaben uns jetzt nach dem Marktplatz, um das herrliche Hotel de Ville mit den umgebenden Häusern und die wunderschöne kleine Kapelle zu bewundern. In dieser letzteren fiel uns als Merkwürdigkeit die Form der Kanzel auf, welche die Weltkugel repräsentierte, was übrigens mehr eigentümlich als schön aussah. Auffallend war auf dem Rathausplatz, inmitten der fast durchgängig gotischen Bauart, ein palastähnliches Gebäude im Flamboyantstyl, ganz italienischer Geschmacksrichtung, mit einem Balkon, auf dem man sich unschwer Romeo und Julie vorstellen konnte!

Ein Glockenspiel vom Turme herab verkündete die Stunde. Diese soll zwar eigentlich keinem Glücklichen schlagen, in der Zeit der Eisenbahnen und Retourbilletts hat dieser Satz aber seine zwei Seiten, wir folgten daher dem Mahnruf und begaben uns in das Café am Markt, um uns nach so vielen ideellen Genüssen auch materiell etwas zu erfrischen und den Ordnungsliebenden mit seiner Frau zu erwarten.

Nach Ablauf einer geraumen Zeit erschien das Paar denn auch, wenn auch etwas bleich und angegriffen. Er, schwankend zwischen der Glückseligkeit, viel gekauft zu haben, und der Reue, viel ausgegeben zu haben — sie, bitter und still, nur getröstet durch unsere entschiedene Parteinahme gegen ihren kausstüchtigen Gatten.

Mehrere halbwichsige Jungen, mit Krügen und porzellanenen Wandtafeln beladen, leuchteten hinter den beiden her, und einer derselben, der etwas hinter den anderen zurückgeblieben war und eine Porzellantasche von ungefähr fünf- undzwanzig Kilo Gewicht einher schleppte, wurde von einem Polizisten angefahren, der ihn für einen unbefugten Händler ansah.

Erschrocken über diese Einmischung der Obrigkeit stolperte der unselige Vate und fiel mit seiner Rachel zu Boden. Diese barst krachend und streute zahllose Splitter über das Straßenpflaster von Brügge aus.

Ein furchtbarer Sturm brach jetzt seitens des Ordnungsliebenden los, zumal seine Lebensgefährtin noch die Äußerung fallen ließ: „Nun brauchen wir das Ding wenigstens nicht mehr mitzuschleppen!“

Nachdem wir alle beschwichtigend eingesprochen waren, wurde im hohen Rat beschlossen, die Sachen per Fracht nachschicken zu lassen. Ein verschminkt aussehender Kellner mit einer Ponyfrisur erbot sich, die Sendung zu besorgen. Als er erfuhr, daß wir in fünf Minuten fort mußten, machte er einen Kostenaufschlag von beträchtlicher Höhe und dieser mußte ihm aus Zeitmangel ohne Diskussion bewilligt werden. Wir mußten nämlich weiter, das Retourbillet, welches zu Beginn der Reise so freundlich entgegenkommend sich gezeigt, fing bereits an, als mensekel drohend den Horizont zu verdüstern, wenn wir bedachten, was noch alles zu sehen sei!

Also nach Gent! Wieder sauste der Zug durch das schöne Belgien dahin. Hier und da tauchte ein ungefügiges gotisches Thor, oder ein zierlicher Turm aus dem Laubwerk auf und der Name mancher Stadt, wie der von Mecheln, Löwen, lud zum Verweilen ein — aber — das Retourbillet! Für Gent blieben uns nur ein und eine halbe Stunde,

die Stadt sollte daher nur flüchtig mit der Droschke durchfahren werden. Dienstfertig zerstreuten sich die Herren als Kavaliere, um den Damen etwas Obst zur Erfrischung zu besorgen. Die Damen, die doch auch das Ihrige thun wollten, engagierten in der Zwischenzeit an der nächsten Straßenecke, an der man sich wieder treffen wollte, zwei Droschken und warteten, sich bequem in diesen niederlassend, die Rückkunft ihrer natürlichen Beschützer ab. Der Moment des Wiedersehens gestaltete sich indessen überraschend, denn jeder der Herren hatte ebenfalls eine Droschke genommen, in der er siegesgewiß angerollt kam, und wir sahen uns daher verlegen inmitten einer Wagenburg, die uns unbestritten zur Verfügung stand. Da wir uns nun aber, abgesehen von der unnötigen Ausgabe, nur dann sämtlicher Gefährte hätte bedienen können, wenn wir Gent gewissermaßen in Einzelhaft hätten betrachten wollen, so begannen wir diplomatische Verhandlungen mit den Kosselentern, die uns, umgeben von höhnisch lächelnden Eingebornen, noch zehn Minuten unserer kostbaren Zeit raubten.

Endlich gelang es der in allen Ländern verständlichen Sprache des Trinkgelbes, uns von einigen unserer Equipagen zu befreien, und wir fuhren in dem beglückenden Gefühl von dannen, daß jeder etwas Dummes gemacht, folglich keiner etwas vor dem anderen voraus habe. Der Herrschjüchtige und der Enthusiast, welche noch etwas rauflustig ausliefen, wurden versuchshalber freundlich aufgefordert, sich auf den Boß zu setzen, von wo aus es sich schwer in den Wagen hinein zankt, und nun ging es mit hott oder hü — wie man nun eben in Belgien sagen mag, durch das schöne Gent hindurch nach dem Beguinenkloster.

Kloster ist eigentlich keine richtige Bezeichnung für dieses Institut — es ist mehr eine Art katholischen Stifts für Jungfrauen und Witwen, die ihre Lebensstage daselbst verbringen, ohne durch ein Gelübde gebunden zu sein. Der Beguinenhof oder die Béguinage bildet gewissermaßen eine Stadt für sich, die aus einer Reihe von kleinen Häuschen besteht, in denen immer nur je eine bis zwei Schwestern zusammenwohnen. Jedes Häuschen trägt den Namen einer Schutzheiligen über der Thür und kleine Blumen- und Gemüsegärtchen trennen und verbinden diese Wohnungen der Schwestern. In das Hauptgebäude, in dem eine größere Anzahl von Beguinen zusammenwohnt, gelangt man durch einen Klosterhof, dessen Pforte uns von einer hübschen jungen Pfortnerin mit sanften braunen Augen geöffnet wurde. Auf unsere Bitte, das Innere des Hauses besichtigen zu dürfen, schlug sie uns vor, doch zuerst hinüber in die Kirche zu gehen, wo eben alle Schwestern zum Gottesdienst versammelt seien.

Wir begaben uns denn auch dorthin und empfingen den merkwürdigsten Eindruck, dessen ich mich zu entsinnen weiß.

Die Kirche, ein mittelgroßes Gebäude, war bis auf den letzten Platz von den Gestalten der Nonnen gefüllt. Jede dieser Schwestern trug ein riesengroßes weißes Tuch, welches Kopf und Oberkörper völlig gestaltlos erscheinen ließ und bei der allgemein herrschenden Totenstille das Gefühl erregte, als ob man einer gespenstischen Feier unter längst abgeschiedenen Geistern beiwohnte. Vor dem Altar stand der Priester, eine große hagere Gestalt, der an einem langen Holzgriff eine Art kohlschwarzen Besens mit Weihwasser über die Versammlung schwang.

Von Zeit zu Zeit erhob sich eine der lautlosen Gestalten, oder kniete hin, und es sah dann aus, als flöge ein riesiger weißer Vogel auf. Uns allen war beengt und unheimlich zu Sinne, und als der Gottesdienst zu Ende ging, schickten wir uns mit einem befreiten Gefühle an, die Kirche zu verlassen.

Mit uns zugleich drängten sich die Schwestern nach dem Ausgang. Jede nahm ihr großes, weißes Tuch, welches nur innerhalb der Kirche getragen zu werden scheint, vom Kopf und faltete es sorglich zusammen. Jetzt trat ein wirklich komischer Moment ein.

Wir hatten uns unter den verhüllten Gestalten fanatische Frauen mit abgehärmten Asketengesichtern vorgestellt. Als nun die Hüllen fielen, blickten uns fast ausnahmslos behäbige,

wohlwollende Matronen entgegen, deren strogend dicke, rote Wangen das beredteste Zeugnis für die Beförmlichkeit des Beguinenberufs ablegten.

Auch hatte die Schar kaum die Kirchthür hinter sich, als sich ein endloses vergnügtes Schwagen unter ihnen erhob, von der Sorte, die man in Schlesien mit den Worten: „sie gebattern!“ zu bezeichnen pflegt.

Erfreut über die gemüthliche Wendung, die die Sache genommen hatte, folgten wir dem Schwarm mit dem Gedanken, daß hier gewiß unsäglich geklatscht würde.

Das Innere des Klostergebäudes bietet nicht viel Absonderliches, abgesehen von der Küche. An der Wand dieses Raumes läuft nämlich ein langer eiserner Ofen hin, mit so viel offenen Kochstellen, als Bewohnerinnen im Kloster sind. Jede Schwester hat ihr Näpfchen oder Tiegelschen für sich, und jede hält ihr Feuerstellschen mit einem charakteristischen Holzfächer in Atem. Wir mußten unwillkürlich an die sieben Zwerge mit ihren sieben Tellerchen und Messerchen denken!

Eine kugelrunde ältsche Beguine von zuckersüßer Freundlichkeit führte uns im Hause umher, zeigte uns die schönen Brabanter Spitzen, mit deren Anfertigung man sich in der Béguinage beschäftigt, und führte uns schließlich durch ihren kleinen Garten, in dem sie uns mit lebenswürdigstem Lächeln aufforderte, uns ein Sträußchen zu pflücken. Wir waren aus tiefste gerührt durch dieses zuvorkommende Nönnchen — aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Als wir uns entfernen wollten, frug der Ordnungsliebende in unser aller Namen mit bescheidener Ehrfurcht, ob es vielleicht gestattet sei, in Anerkennung der freundlichen Führung etwas in die Armentasse des Hauses zu legen?

„Doch kaum war ihm das Wort entfahren,“ so verzerrte sich das Beguinenantlitz unserer Führerin mit wahrhaft erstaunlicher Schnelle vom strahlenden Lächeln zur tiefsten Brummigkeit, und statt uns mit einem zu Ort und Persönlichkeit passenden Segenswunsche zu entlassen, reichte sie uns kaum einen ihrer fetten Zeigefinger auf unsern Händedruck und war plötzlich so unausstehlich, wie es einer Beguine nur irgend möglich ist.

Bestürzt und verlegen verließen wir den Ort so eilig, daß wir erst draußen in der Droschke die Entdeckung machten, daß wir den Ordnungsliebenden verloren hatten! Es war nicht anders — er war im Kloster zurückgeblieben, und seine bekümmerte Gattin zitterte schon in der Erwartung, ihn im nächsten Augenblicke in der kleidsamen Tracht eines Beguinenoberst uns zum vergitterten Fenster hinaus seinen Abschiedsgruß zu winken zu sehen.

Endlich kam er — atemlos und erfreut. Er hatte sich mit der bösen Nonne versöhnt, indem er ihr außer der Armentasse noch einen ganz persönlichen, inhaltsreichen Händedruck appliziert hatte. Hinter ihm erschien unsere dicke Führerin noch einmal in der Pforte, wieder sonnig verklärt durch die Macht eines Fünffrankstückes, und den deutlichen Beweis liefernd, daß sie für die Güter dieser Erde keineswegs so abgestorben sei, wie man es hinter ihrem großen weißen Tuch vermuten sollte.

Einigermassen abgetüht durch diesen Schluß unsers Abenteuers, fuhren wir ab und erreichten den Bahnhof, wenn auch nur mit Mühe und Not, noch ehe der Zug nach Brüssel abging.

Der Enthusiast, der den ganzen Tag über nichts Ordentliches gegessen hatte, rang die Hände und riskierte es, noch nach dem Büffet zu stürzen und sich mit Lebensgefahr zu verproviantieren. Erst im letzten Moment erklomm er noch das Koupee, mit einigen Schinkensemmeln à 1 Frank beladen, die er triumphierend austeilte. Der Umstand, daß dies Gebäck ungefähr von anno 83 stammte, wirkte etwas ernüchternd auf seine Freude, er aber beschloß, sich in Brüssel durch ein unbeschreiblich schönes Souper schadlos zu halten.

Der Omnibus des Hotel de F. führte uns unserm Ziele zu, vergaß und bergab, wie das in Brüssel nicht anders geht. Wir waren sämtlich todmüde und dachten „einen langen



32 Händrarna. Gemalt von E. Kämpfer.

Schlaf zu thun.“ Man begab sich denn auch alsbald in die behaglichen Zimmer, die uns erwarteten — und nur der Enthusiast blieb im Speisesaal zurück, und vergötterte sofort den maitre d'Hotel, der ihm die annehmbarsten Vorschläge für sein Abendessen machte und dafür von ihm mit den Worten geehrt wurde: „Der Mann hat Verständnis.“

Als Dunkelheit und Ruhe wohlthuend auf die Nerven der übrigen Gesellschaft zu wirken begannen, wollte man so recht mit Bewußtsein einschlafen!

Der Enthusiast und der Herrschsüchtige wohnten in einem Zimmer, welches die beiden Gemächer der andern Gesellschaft trennte. Der erste süße Schummer wurde dadurch unterbrochen, daß der Enthusiast heraustrat und seinem Stubengefährten blumenreich erzählen wollte, was er zu Abend gegessen hatte. Der Herrschsüchtige, der gerade „im Einschlafen“ gewesen war, fuhr auf wie ein brüllender Löwe, und beide zankten sich etwa zwanzig Minuten lang so laut, daß uns anderen schließlich nichts übrig blieb, als das eigentlich von der Zivilisation verschmähte Mittel, einen Stiefel gegen die Thür zu werfen. Beinh Minuten Pause erfolgte. Wieder begaben wir uns in das Reich der Träume, um nach kurzer Rast durch einen wahren Höllenlärm nebenan wieder erweckt zu werden. Die entrüstete Frage unsers Ostender Wirtes: „Habt ihr denn gar kein Gewissen!“ lag hier wirklich nahe und wurde auch angewendet — aber die menschliche Stimme war unermöglich, den Spektakel zu übertönen.

Jemand lief neben uns ganz schnell — trapp, trapp, trapp über die Stube — machte einen Satz, als wenn er von einem erhöhten Standpunkt herunter spränge — stand still — lief wieder — dazwischen schrie die Stimme des Enthusiasten: „Halt, halt — er ist hier — er stößt sich den Kopf ein — er sitzt an der Decke“ — dann ging es wieder trapp, trapp, trapp! und die ganze Szene wiederholte sich mit geringen Variationen von neuem. Unsere Müdigkeit war bereits in das Stadium übergegangen, wo sie in krampfhaftes Heiterkeit überzuschnappen pflegt, und wir lachten, halb zornig, halb lustig, bis uns die Thränen herunterliefen.

Endlich gelang es uns aber doch, uns Gehör zu verschaffen, und die diplomatischen Verhandlungen, durchs Schlüsselloch geführt, ergaben, daß sich ein großer Nachtschmetterling im Zimmer der beiden Herren befinde, den der Enthusiast vor einem frühzeitigen Tode bewahren und der Brüsseler Nachtlust zurückgeben wollte.

Die empörte Drohung des Herrschsüchtigen: „Wenn Sie nicht jetzt sofort das Licht ausmachen und schlafen gehen, werfe ich Sie statt des Nachtschmetterlings zum Fenster hinaus“, brachte unsere überwachte Heiterkeit auf den Kulminationspunkt, setzte aber den humanen Bestrebungen des nächtlichen Schmetterlingsjägers doch ein Ziel, und wir schliefen nun wirklich ein, mit dem festen Vorsatz, vor neun Uhr morgens kein Auge aufzuthun, geschweige denn zwei.

Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Aus dem tiefsten, erquickendsten Morgenschlummer erweckte uns ein so fürchterlicher, donnernder Knall, daß wir unwillkürlich an Dynamit dachten. Entsetzt taumelten wir empor und schrieten uns gegenseitig zu „was ist denn das?“ Bumm — ein zweiter, womöglich noch lauterer Knall! Alle Klingeln wurden in Bewegung gesetzt, und der Kellner erschien. Angstvoll fragten wir nach dem Grunde dieses Frühkonzertes — es war notabene sechs Uhr morgens! — „Heute ist der Geburtstag Sr. Majestät des Königs Leopold!“ wurden wir bedeutet.

Mit dem Bewußtsein, daß nun noch neunundneunzig Schüsse zu erwarten seien, gratulierten wir Sr. Majestät innerlich recht herzlich, und gaben es auf, weiter zu schlafen. Unter dem Donner der Kanonen machten wir unsere Morgentoilette und fanden uns mürrisch und bleich im Speisesaal zusammen. Jeder schielte den andern zornig an, und als die Mutter schließlich erklärte „heute spreche ich bis Mittag kein Wort“, schlossen sich alle der geehrten Vorrednerin an und versicherten, es ebenso machen zu wollen.

Während wir noch beim Frühstück saßen, wurden Briefe

und Depeschen gebracht, die vom erwünschten Wohlbefinden der Lieben daheim Kunde gaben.

Die Mutter bekam einen Brief von ihrem fünfjährigen Georg, den sie, alle guten Vorsätze vergessend, der Gesellschaft vorlesen wollte. Dieses freundliche Anerbieten wurde aber so entschieden abgelehnt, daß die Besizerin des interessanten Schriftstückes sich beleidigt zurückzog und sich innerlich erst recht darin bestärkte, heute nicht zu sprechen.

Auf einem noch unbefetzten Plaze neben uns lag ein rosa Briefchen für einen noch zu erwartenden Gast, und die Michte wollte sich eben indiscret überzeugen, wie die Adresse laute, als die Thür aufging und sie beschämt zurückfuhr. Wer trat herein und begrüßte uns freundlich aber stumm? Denis!

Zu allgemeiner, sprachloser Aufregung nahm Denis vor dem rosa Biletchen Platz, warf einen düsteren Blick darauf und steckte es in die Tasche. Wie nahe hatte nun die Chance gelegen, uns zu überzeugen, wie der interessante Reisende hieß — und wieder war sie uns durch die Finger gegangen!

Das Zögern der Damen, welche gar zu gern die Tagespläne des Helden erfahren hätten, wurde durch die Stimme des Herrschsüchtigen unterbrochen, der, den Plan von Brüssel in der Hand, uns nach den Museen dirigierte. Gleichzeitig verkündete er uns drohend, daß wir uns nur die Bilder ansehen würden, die er als sehenswert bezeichnete, da er die Morgenstunden zum Durchblättern des Kataloges angewendet habe. Wir protestierten leidenschaftlich und einigten uns dahin, daß jeder dem andern in Museen die größte Wohlthat erzeige, wenn er sich möglichst gar nicht um ihn bekümmere, und ihn nicht durch Stoßen und Fragen, ob er dies und das schon gesehen, in seinem Kunstgenuß unterbreche. Der Herrschsüchtige fügte sich achselzuckend und hatte wenigstens die Freude des Bewußtseins, daß er dann alles besser und sachverständiger würde gesehen haben, als wir. Innerlich waren wir übrigens alle noch gar nicht „auf Kunst“ gestimmt, aber wir hatten nur diesen einen Tag für Brüssel, und wollten doch nicht abreisen, ohne die berühmten Sammlungen in Augenschein genommen zu haben.

Die Bilder in einem Museum dem beschreiben zu wollen, der nicht darin war, kommt ungefähr darauf heraus, jemand das Menü eines Diners vorzulesen, das er nicht gegessen hat.

Es genüge, daß wir unvergeßliche Stunden in den Räumen verbrachten, in Rubens, Van Dyk, Quentin Messis, Franz Hals und Teniers schwelgten — daß wir die krankhaft schönen Gebilde der Künstlerhand eines Wierz an uns vorüberziehen ließen und mit still erhabenem Gefühl, Müdigkeit und Abspannung vergessend, das Museum verließen. Vergaß und thalab liefen wir nun in Brüssel umher, standen ergriffen vor dem Egmontdenkmal, betrachteten das herrliche Rathaus, und zogen schließlich von Schaufenster zu Schaufenster, um die wahrhaft feenhaft Eleganz der Läden zu bewundern.

Herren und Damen trennten sich bei dieser Veranlassung und gaben sich in einem Estaminet am Markt Rendezvous, da die Damen jedes Kleid und jeden Mantel an der Quelle studieren wollten, und dies von den Herren „nicht zu verlangen“ war.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Frederick Marryat.

Von Reinhold Werner.

Unter den Schriftstellern der neueren Zeit haben sich wenige einer größeren Beliebtheit erfreut, als Marryat. Jedem neuen, aus seiner fruchtbaren Feder fließenden Werke wurde mit Spannung entgegengesehen, und es errang sich bald den ungeteilten Beifall von groß und klein in aller Herren Länder.

Deutschland zählte mit zu den größten Verehrern des Autors; die Übersetzungen seiner Seeromane erlebten eine Reihe von Auflagen, wenn sie auch vielfach herzlich schlecht waren, und in den fünfziger Jahren gab es bei uns wenige Gebildete, namentlich unter dem jüngeren Geschlecht, die nicht Marryat gelesen und für ihn geschwärmt hätten.

Die großen Erfolge seiner Werke verdankte Marrhat nicht sowohl seiner leichten gefälligen Schreibweise, seiner Erfindungsgabe, seinem Humor und der Kunst, die Erlebnisse seiner Helden so darzustellen, daß man sie für Wirklichkeit hielt, sondern hauptsächlich dem Stoffe selbst. Zudem er in dem größten Teile seiner Romane sich die Schilderung des Seelens zum Aufgabe machte, begab er sich damit auf ein Gebiet, das vor ihm noch von niemand betreten war, den Reiz der Neuheit für sich hatte und zugleich so viel Großartiges, Schönes und Interessantes in sich schloß, daß es bei einigermaßen geschickter Behandlung notwendig Herz und Sinn des gebildeten Publikums fesseln mußte.

In Deutschland traf außerdem das Erscheinen von Marrhats Schriften mit einem Zeitpunkte zusammen, wo sich die Blide unseres Volkes zum erstenmale wieder seit Jahrhunderten über die engen Landesgrenzen hinaus auf den Ozean richteten, wo das Verlangen nach einer Geltung zur See lebhaft erwachte und sich in allen Schichten das regste Interesse für Seewesen und alles, was damit zusammenhing, kund gab. Es war deshalb erklärlich, wenn die Werke des beliebten Verfassers gerade in Deutschland besonders fruchtbaren Boden fanden, und jedenfalls haben sie nicht wenig dazu beigetragen, jenes Interesse wach zu halten und zu mehren, sowie eine große Zahl deutscher Knaben dem seemannischen Berufe zuzuführen, die diesem und dem Vaterlande Ehre gemacht haben. Es dürfte deshalb willkommen sein, näheres über den Lebensgang des Mannes zu erfahren, an dessen Schriften so unendlich viele Deutsche Freude gehabt, sich ergötzt und belehrt haben, und die auch noch späterhin für unsere Kinder eine Quelle frohen und harmlosen Genusses sein werden.

Marrhats Familie führt ihren Ursprung bis auf die Zeiten Wilhelm des Eroberers zurück, mit dem ihre Ahnen nach England gekommen sein sollen. Er selbst wurde 1792 in Westminster geboren und hatte nicht weniger als vierzehn Geschwister. Seine Mutter war deutscher Abkunft, eine geborene von Geher, mit der sich sein früher in Amerika anässiger Vater in Boston verheiratet hatte. Die pekuniären Verhältnisse der Familie scheinen keine glänzenden gewesen zu sein; wenigstens läßt sich dies aus dem Umstande schließen, daß unser Frederik genötigt wurde, sich mit den abgelegten Kleidern eines jüngeren, ihm über den Kopf gewachsenen Bruders zu begnügen, was ihn übrigens so empörte, daß er aus allen Schulen und Anstalten, in die man ihn brachte, entlief und der Vater sich beständig auf der Jagd nach dem jugendlichen Flüchtlinge befand. Dieser lernte deshalb auch nicht sehr viel auf der Schule und war außerdem zu allen losen Streichen aufgelegt. So traf ihn eines Tages sein Lehrer auf dem Kopfe stehend und ein Buch in der Hand. „Was soll das bedeuten?“ fragte jener erstaunt. „Drei Stunden habe ich vergebens versucht, mein Pensum auf den Füßen stehend zu lernen“, lautete die unverfrorene Antwort „jetzt wollte ich es einmal auf dem Kopfe versuchen.“ Kein Wunder, daß der so geartete Knabe später als Schriftsteller nicht verlegen war, wo es sich darum handelte, seinen jugendlichen Charakteren dumme Streiche anzubilden.

Sein Vater hatte übrigens wenig Mühe, ihn wieder aufzufinden, wenn er seinen Lehrern entlaufen war. Er fand ihn regelmäßig am Meeresufer, wo er träumerisch den Blick über die wogende Fläche streifen ließ. Die See zog ihn an wie ein Magnet, und die unbezwingliche Lust, Seemann zu werden, war zu jenen großen Zeiten Englands um so erklärlicher, als die gewaltigen Schlachten von St. Vincent, Abukir, Kopenhagen und Trafalgar jedes Knabengemüt mit Enthusiasmus für die Flotte erfüllen mußten, welche in so ruhmvoller Weise in die Geschichte der Welt eingriff. Von seiten der Eltern fand Marrhat keinen Widerstand und trat mit vierzehn Jahren als Midshipman auf der Fregatte „Supérieure“ unter Befehl des Lord Cochrane ein.

Sein heißer Wunsch war erfüllt, aber welche furchtbaren Enttäuschungen und welche schweren Zeiten harnten seiner! Es herrschte damals im englischen Flottendienst überhaupt eine

große Roheit, welche durch die immerwährenden Kriege noch mehr genährt wurde, und sie machte sich nicht zum wenigsten in den Kadettenmessien breit, in denen das Faustrecht die Hauptrolle spielte, während die vorgeordneten Offiziere sich um die Erziehung der jungen Leute so gut wie gar nicht kümmerten. Die Folge war, daß ein unverhältnismäßig großer Prozentsatz von ihnen moralisch zu Grunde ging und englische Seeoffiziere im großen Ganzen keine Zierde der guten Gesellschaft bildeten. Marrhat, der eine schwächliche Körperkonstitution besaß, hatte unter diesen Zuständen, die er in seinen Werken mit drastischen Zügen oft genug schilderte, besonders zu leiden, und sagt von ihnen: „Es gab keine Art von Tyrannei, Ungeerechtigkeit und Verfolgung, welche die Kadetten nicht seitens ihrer an Körperstärke überlegenen Kameraden zu erdulden hatten.“

Er blieb drei Jahre auf der Fregatte und lernte auf ihr den Ernst des Lebens nach jeder Richtung hin kennen. Lord Cochrane war eine ungemein kriegerische Natur, der den Feinden beständig auf dem Nacken saß, und so geschah es, daß der junge Marrhat während seiner ersten Einschiffung nicht weniger als fünfzig Aktionen der verschiedensten Art und oft von ungewöhnlicher Verwegenheit bewohnte. Daß er unter solchen Umständen selbst nicht verschont blieb und bisweilen nur auf wunderbare Weise dem Tode entging, war natürlich. Einmal ward er bei einer Enterung so zugerichtet, daß man ihn nachher unter die Gefallenen auf das Deck legte. Als der Schiffsarzt lektore besichtigte, begleitete ihn ein anderer Kadett, Murphy mit Namen, von dem Marrhat vom ersten Tage seines Eintritts an stets mißhandelt war und den er deshalb auf das tiefste haßte. Murphy machte die ebenso rohe wie herzlose Bemerkung: „Hier hat ein junger Hahn ausgekragt; wunderbar genug, daß es ihm gelungen ist, den Galgen zu betrogen!“

Was keine ärztlichen Bemühungen vermocht, das bewirkten diese Worte und der Ton der verhaßten Stimme. Sie riefen den bewußtlosen Marrhat wieder ins Leben zurück und er stieß mit schwacher Stimme die Worte hervor: „Du bist ein Lügner.“ Trotz der traurigen Umgebung erregte diese Erwiderung bei den Umstehenden ein lautes Gelächter auf Murphys Kosten, während sie Marrhat davor bewahrte, als tot über Bord geworfen zu werden, wenn er auch erst nach langer schwerer Krankheit genas.

Unter solchen Verhältnissen mußte er zu einem hartgesottenen Kriegerseemann heranwachsen; daß aber trotzdem sein Inneres darunter nicht litt und er sich einen edeln Charakter bewahrte, davon lieferte er in Malta einen wahrhaft glänzenden Beweis. Derselbe Murphy, der ihn jahrelang wie der böse Feind verfolgt und noch nach seinem scheinbaren Tode so brutal sich benommen hatte, fiel über Bord. Ohne sich zu besinnen, sprang Marrhat ihm nach und rettete ihn mit Einsatz des eigenen Lebens. „Von diesem Augenblicke an“, schrieb er später seiner Mutter, „liebte ich den Menschen, wie ich nie einen Freund geliebt. Mein ganzer Haß war verschwunden — ich habe ihm das Leben gerettet.“

Überhaupt rettete Marrhat noch drei andere Matrosen durch Nachspringen auf offenem Meere und zeichnete sich auch anderweitig bei vielfacher Gelegenheit durch seinen Mut und seine Unererschrockenheit so aus, daß er verschiedentlich öffentlich belobt wurde.

Nachdem er noch drei weitere Jahre auf andern Schiffen gedient, wurde er 1812 zum Leutnant befördert, machte den englisch-amerikanischen Krieg auf der Fregatte „Newcastle“ mit, mußte aber wegen Krankheit nach England zurück. Schon damals zeigten sich die Anfänge des Leidens, das später Marrhats Tod herbeiführte, das Zerreißen kleiner Blutgefäße im Innern.

1815, also schon nach neunjähriger Dienstzeit, avancierte er zum Korvettenkapitän, eine Auszeichnung, die er seinen hervorragenden sachlichen Leistungen verdankte. Der eintretende Friede gab ihm Gelegenheit, einige Jahre am Lande zu bleiben, und er benutzte diese Muße, um mit großer Energie die Lücken



Kapitän Marryat. Stahlstich von Karl Mayer.

seines Wissens auszufüllen und sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben, welche ihn späterhin in den Stand setzten, die schriftstellerische Laufbahn zu betreten. Er that jenes mit so bedeutendem Erfolge, daß die Regierung ihm 1818 die Leitung einer Entdeckungsreise in Afrika antrug, die er jedoch ablehnte, weil er sich im folgenden Jahre zu verheiraten gedachte.

Zu dieser Zeit trat er zuerst litterarisch an die Öffentlichkeit und zwar mit dem nach ihm benannten Signalkoder für Handelsschiffe, den die meisten seefahrenden Nationen annahmen und der bis zur Schaffung eines internationalen Signalbuches vor zwei Jahrzehnten im allgemeinen Gebrauch geblieben ist.

Im Jahre 1820 wurde er als Kommandant der Korvette „Beaver“ nach St. Helena geschickt, um dort zur Bewachung Napoleons zu kreuzen und im folgenden Jahre die Nachricht von des Kaisers Tode nach England zu bringen. Marryat war ein sehr guter Zeichner; er nahm die Leiche Napoleons im Profil ab, und das bekannte sehr ähnliche Bild, auf dem dieser, auf dem Feldbette ruhend, die Hände über dem Kreuzfig gekreuzt hält, ist von ihm.

Ein hervorragender Zug in Marryats Charakter war Menschenfreundlichkeit. Er bethätigte sie nicht nur dadurch, daß er durch Nachspringen jene vier erwähnten Menschen rettete, sondern noch achtzehn andere Schiffbrüchige dankten seinen heroischen Anstrengungen ihr Leben, was die Royal Human Society durch Verleihung der goldenen Medaille und durch öffentliche Belobung anerkannte. Aber auch auf weiterem Gebiete suchte er der Humanität Dienste zu leisten. Bekanntlich gilt noch bis auf den heutigen Tag in England, das sich so stolz das freieste Land der Welt nennt, das Preßgesetz, das heißt, die Kommandanten der Flotte sind in Kriegszeiten ermächtigt, etwaige Lücken in ihren Besatzungen durch Pressen von Matrosen mit Gewalt zu ergänzen. Zu jenen Zeiten traten wegen der beständigen Kriege solche Fälle sehr häufig ein und ebenso wurde dabei mit einer Roheit, Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit verfahren, daß sich das Herz jedes Menschenfreundes dagegen empören mußte. Gegen diese Mißbräuche und das Pressen selbst trat nun Marryat in einer ge-

harnischten Abhandlung öffentlich auf, machte darin aber zugleich praktische Vorschläge, um auf andere Weise für die nötige Flottenbesatzung zu sorgen. Es ist kaum zu glauben, aber dennoch wahr, daß diese Broschüre einen tief einschneidenden Einfluß auf seine Zukunft übte. Der König Wilhelm IV betrachtete sie als einen Eingriff in die Prerogative der Krone und ließ später Marryat, der inzwischen Kapitän zur See und Ritter des Bathordens geworden war, seine Ungnade in solchem Grade fühlen, daß jener 1830 seinen Abschied aus der Flotte nahm und sich ganz der litterarischen Laufbahn widmete.

Seine erste Seenovelle „Frank Mildmay“ war bereits 1829 erschienen. Ihr folgten „Königs Eigen“ (The king's own) und „Newton Forster“, welche seinen schriftstellerischen Ruhm begründeten. 1832 wurde er Redakteur der neugeschaffenen Zeitschrift Metropolitan Magazine, in welcher bald nach einander „Peter Simpel“, „Midshipman Easy“, „Japhet, der einen Vater sucht“ (Japhet in search of a father), sowie „Jakob Faithful“ erschienen. Sie alle, namentlich aber „Peter Simpel“, wurden vom Publikum geradezu verschlungen, und wie sehr Marryat es verstanden hatte, die Leser für seine Helden auch jenseits des Ozeans zu interessieren, geht aus der originellen Thatsache hervor, daß bei Begegnung eines englischen Schiffes mit einem amerikanischen mitten auf dem Ozean der amerikanische Kapitän seinem englischen Kollegen durch das Sprachrohr nur die eine Frage zurief: „Hat Japhet seinen Vater noch nicht gefunden?“

„Das Tagebuch auf dem Kontinent“ (Diary on the Continent) gab die Eindrücke, welche Marryat während eines zweijährigen Aufenthaltes in Belgien und der Schweiz 1835 bis 1836 erhalten hatte. Ihm folgten sehr bald „der Pirat“ und „die drei Rutter“, dann „Snarley Yow“ oder der Höllehund und „der Pascha“ (The Pacha of many tales). Sie wurden sämtlich von der Kritik und dem Publikum sehr wohlwollend aufgenommen und mehrten den Ruhm des Verfassers, obwohl sie nicht alle gleichen Wert hatten. Die Krone seiner Schöpfungen blieb immer „Peter Simpel“, was sich auch in den pekuniären Erfolgen kund gab, die nach unseren Begriffen großartig genannt werden müssen, da jenes Werk allein Marryat 400 000 Mark einbrachte.

1837 unternahm Marryat eine zweijährige Reise nach Amerika. Sein Empfang dort war sehr verschieden. Bald wurde er aufs höchste gefeiert, in Toronto jedoch sogar auf offenem Markte in effigie verbrannt und von seinen Werken ebenfalls ein Autodafe veranstaltet. Er hatte dort in einem Kreise von Engländern einen Toast auf einen anwesenden englischen Marinekapitän ausgebracht, von dem vor länger als zwanzig Jahren im letzten Kriege ein amerikanisches Schiff erobert wurde. Dies verlautbarte und hatte die Yankee's in ihren patriotischen Gefühlen so verletzt, daß sie ihrem Zorne auf so eigentümliche Weise Ausdruck gaben. Marryat ließ sich jedoch nicht einschüchtern und verteidigte sich öffentlich in einer so geschickten und energischen Rede, daß die Amerikaner völlig beschämt wurden.

Nach seiner Rückkehr gab er sein „Tagebuch in Amerika“ (Diary in America) heraus, in dem Bruder Jonathan allerdings nicht glimpflich behandelt wurde. Zuvor war „Perzival Keene“ erschienen; ihm folgte bald „der arme Johann“ (Poor Jack) und im nächsten Jahre „der Schmuggler“ (The Smuggler). Letzteren nahm die Kritik scharf mit; ob mit Recht, mag dahingestellt sein. Er war nicht besser und nicht schlechter als die vorhergehenden, denen ein tieferer Gehalt zwar abgeht, die sonst aber die Vorzüge leichter Schreibweise, guter Erfindung, trefflichen Humors und treuer Schilderung des Seelebens besitzen.

Der verwöhnte Schriftsteller wurde indessen durch diese Kritik höchst unangenehm berührt und ließ in seinem Unmute die sonst so fruchtbare Feder ein ganzes Jahr lang ruhen. Erst 1842 erschien sein nächstes Werk „Masterman Ready“, mit dem er jedoch eine neue Richtung einschlug. Er hatte bemerkt, daß seine bisherigen Bücher bedeutend weniger ge-

kaufte wurden, als früher: der Geschmack des Publikums hatte sich geändert. Diese Wahrnehmung traf ihn auch insofern empfindlich, als er trotz der großartigen Summen, welche er für seine Schriften empfangen, sich in Geldkalamitäten befand. Er hatte sowohl in Amerika wie in England bedeutende Landkäufe gemacht und bewirtschaftete ein größeres Gut selbst, hatte aber damit entschiedenes Unglück und durch falsche Spekulationen den bei weitem größten Teil des Erworbenen verloren. Um sich über Wasser zu halten, spekulierte er von jetzt an auf die Jugend, von der er sich ein dankbareres und treueres Lesepublikum versprach, als von den Erwachsenen, die ihn im Stich ließen. — Er täuschte sich nicht; Masterman Ready hatte bei der Jugend einen durchschlagenden Erfolg, wurde in die verschiedensten Sprachen, als „Sigismund Rüstig“ auch in das Deutsche übersetzt und rechtfertigte vollkommen die Hoffnungen seines Verfassers. Ihm folgten „die Reisen des Monsieur Violet“, sodann „die Ansiedler“ (The Settlers) und 1845 „die Mission“ (The Mission), von gleicher Tendenz wie „die Ansiedler“ und beide überall sehr günstig aufgenommen. Während des folgenden Jahres arbeitete er an zwei neuen Werken „die Kinder der Wildnis“ (The Children of the New Forest) und „der kleine Wilde“ (The little Savage), jedoch nur das erste wurde vollendet. Das Leiden, welches ihn schon früher heimgesucht, Zerreißung von Blutgefäßen im Magen, kehrte wieder und warf ihn auf ein schweres Krankenlager, von dem er nicht wieder erstanden sollte. Dann und wann trat Besserung ein und am Schlusse des Jahres 1847 hoffte man sogar auf gänzliche Heilung, jedoch erhielt er durch den um diese Zeit erfolgenden Tod seines ältesten, von ihm so sehr geliebten Sohnes Frederick, der mit der Fregatte Avenge unterging, einen Schlag, von dem er sich nicht zu erholen vermochte. Er schwand langsam dahin und starb am 9. August 1848. „Die Kinder der Wildnis“ waren sein Schwanengesang gewesen, aber sie gehören auch zum Besten, was er geschaffen.

Marryat war Vater von vier Söhnen und sieben Töchtern; von ersteren überlebte ihn nur der jüngste. Er war ebenfalls Seeoffizier, hatte sich bereits schriftstellerisch durch zwei wissenschaftliche Werke ausgezeichnet, wurde aber 1855, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, vom gelben Fieber dahingerafft. Marryats Äußeres war nicht sehr einnehmend. Er hatte eine breite massige Stirn, tiefliegende graue Augen und einen festen geschlossenen Mund. Das in jüngeren Jahren

lockige Haar trug er später lang. Einen sehr eigentümlichen Ausdruck erhielt er durch die Augenbrauen, bei denen sowohl Höhe wie Schwung verschieden waren, was seinem Gesichte stets etwas Fragendes verlieh, sowie durch tiefe Einschnitte in Oberlippe und Kinn. Sein überaus lebhafter und rastloser Geist war eine Quelle mancher seiner Fehler und machte den Umgang mit ihm oft schwierig. Wenn er niemand hatte, den er lieben konnte, begann er Streit, nur um etwas zu thun zu haben, und häufig wußten seine Freunde nicht, wie sie mit ihm daran waren. Ebenso war er ein Projektmacher, zuweilen der wunderlichsten Art, schmiedete beständig Pläne für sich und andere und verlor dadurch beträchtliche Summen. Gut gelaunt konnte er dagegen

der lebenswürdigste Mensch sein und namentlich verstand er vortrefflich, mit jüngeren Leuten umzugehen, die er durch sein Erzählertalent und seine meisterhaften Naturschilderungen geradezu bezauberte. Er scheint ein guter Gatte gewesen zu sein und war gegen seine Kinder stets der zärtlichste und nachsichtigste Vater. Er spielte mit ihnen, gestattete ihnen, ungehindert, selbst während er schrieb, in seinem Arbeitszimmer aus- und einzugehen, und war nur in einem Punkte streng gegen sie: sie durften nie im geringsten von der Wahrheit abweichen. — Ein Grundzug in Marryats Wesen war Religiosität und dies tritt auch überall in seinen Schriften zutage, wie diese überhaupt nur eine gute Tendenz verfolgen. Sie sollen nicht nur Unterhaltungslektüre sein, wie er dies selbst ausspricht,

sondern erstreben einen höheren Zweck. Indem sie das Leben auf der englischen Flotte auch in seinen vielen Auswüchsen, Ungerechtigkeiten und Schattenseiten rückhaltslos schildern, suchen sie den Marinebehörden einen Spiegel vorzuhalten, um tadelnswerte Zustände zu bessern, und Marryat durfte mit Genugthuung sich sagen, daß er seinem Vaterlande und der Humanität Dienste leistete. Gar viele krasse Übelstände in der Flotte sind infolge seiner Schriften beseitigt oder gemildert worden. Abgesehen hiervon bleibt Marryat für uns Nicht-Engländer aber vor allem der lebenswürdige amüsante Erzähler, dessen Werke man von Anfang bis zu Ende mit gleichem Vergnügen liest, der Hunderttausende erfreut hat und noch erfreuen wird. Der Honoratiorenball in „Peter Sempel“, das Dreiecksduell in „Midshipman Easy“ sowie viele andere ähnliche Szenen in seinen zahlreichen Schriften sind Erzeugnisse eines so köstlichen Humors, daß man seine herzliche Freude daran haben muß.



„Von ihm.“ Gemalt von H. Sondermann.

Zur Geschichte des Velocipeds.

Schon seit mehreren Jahrhunderten haben erfindungsreiche Köpfe nachgewiesenermaßen wiederholt den Versuch zur Konstruktion von allerlei Fahrzeugen unternommen, welche ohne vorgespannte Zugtiere fortbewegt werden sollten. Die Lösung des Problems geschah, indem Menschen im Innern der Wagen mittels Drehung von Kurbeln die Räder in Bewegung setzten, oder durch Anwendung großer Uhrwerke. So hatte namentlich der Zirkelschmied Hans Fäntsch in Nürnberg um das Jahr 1649 einen großen Triumphwagen hergestellt,



Wagen des Krüppels Stefan Farflet.

welcher nach der Beschreibung „frei geht, wie er da vor Augen steht, und bedarff keiner Vorspannung wie ein ander Wagen, weder von Pferden, Ochsen oder anders, sondern wann man sich darauff setzt, und nimmt den Stab mit dem Wurmstopf in die Hand, so kan man den Wagen hin len-

den wo man wil, auff die recht oder lindt Seit, hinderlich oder fürlich, Berg oder Thal, wie er dann unterschiedlich mal zu Nürnberg die Festung hinauff und wieder herab gefahren, auch zum Thiergärtner Thor hinauff umb die Festung herum, und zum Lauffer Thor wieder herein, und geht solcher Wagen in einer Stund zweitausend Schritt, man kan still halten und fortfahren wann man wil, und ist doch alles von Uhrwerk gemacht, der Wagen ist so groß als ein Landfutsch, wie Rauffleut auf die Meß fahren zc.“ — Hier haben wir es mit einer mechanischen Vorrichtung zu thun, welche als treibendes Agens wirkt. In vielen anderen Fällen aber, namentlich bei einer Zahl großer prachtvoll ausgestatteter Luxusfuhrwerke, welche bereits bei einem feierlichen Aufzuge des 1519 gestorbenen Kaisers Maximilian I Verwendung gefunden haben, wird das im Innern des Fuhrwerks befindliche Räderwerk durch menschliche Kraft in Bewegung gesetzt. Praktischen Gebrauch für Verkehrszwecke hat man von allen diesen Erfindungen nie machen können, ebensowenig wie der in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts „neu aufgefundenen Wagen“, „welchen zwei Personen also Requiren und Dirigiren können, daß man alle Lasten transportiren kann wo man hin will“, nach dem Wunsche des Erfinders als Geschützlasette in den damaligen Kriegen Verwendung gefunden hat.

Diese mächtigen Maschinen sind allerdings kaum als Vorläufer des heutigen Velocipeds anzusehen, dagegen hat bereits 1504 ein Pirnaer Bürger einen „seltsamen Wagen“ erbaut, „der sollte ohne pferdt, so einer drauff saß und schraubete, für sich faren“. Die grundlosen Wege der damaligen Zeit begünstigten derartige Unternehmungen nicht, und der Erfinder scheint bei seiner theoretischen Spekulation die durch tiefen und sandigen Boden hervorgerufene vermehrte Reibung nicht in Rechnung gezogen zu haben. Jedenfalls war er nicht imstande, mit seinem Fuhrwerk die Strecke von Pirna nach Dresden zurückzulegen.

Die Konstruktion dieses pirnaischen Behälters ist uns nicht erhalten geblieben, wenn sie überhaupt allgemein bekannt gewesen, dagegen zeigt unsere erste Abbildung ein einfaches aber sinnreiches Beförderungsmittel, welches der ohne Füße geborene Stefan Farflet für seine eigenen Zwecke zusammengestellt hat.

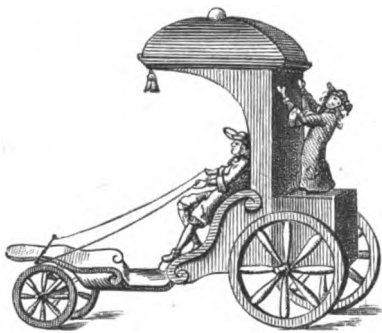
Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts (1693) geschieht eines kleinen vierrädrigen Gefährts Erwähnung, welches in den Straßen von Paris allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Der unter einem Baldachin bequemen Platz findende Besitzer lenkte den Wagen durch die an den drehbaren vorderen Rädern befestigte Lenkstange mittels zweier Leitseile. Die Fortbewegung aber geschah durch den auf dem Trittbrette stehenden Diener, welcher die Füße wie beim Vorwärtsschreiten abwechselnd hob und niederlegte und dadurch zwei mit der Hinterachse durch Zahnräder verbundene Wegscheite in Bewegung brachte. Die vier Räder dieses Fuhrwerks, von denen zwei noch dazu verhältnismäßig niedrig waren, mußten, namentlich wenn man das schlechte, holperige Straßenpflaster jener Zeit mit in Anschlag bringt, eine solche Reibung zu überwinden haben, daß an eine besondere Schnelligkeit der Fortbewegung nicht zu denken war. Und ebenso war die Arbeit des Dieners auf die Dauer gewiß sehr ermüdend, wenn er auch lediglich eine gehende Bewegung, bei der er sich mit den Händen noch am Verdeck halten konnte, auszuführen hatte, und sein Körpergewicht ohne weitere Anstrengung auf die

Wegscheite drückte. Dennoch scheinen die Pariser sich dieser kleinen Triebwagen, vielleicht als Luxusgefährt reicher Nichtsthuer oder für Kranke und Gebrechliche, in ziemlichem Umfange und auch während der Dauer eines verhältnismäßig langen Zeitabschnittes bedient zu haben, wenigstens sind sie noch 1799 in verschiedenen Exemplaren in Gebrauch gewesen.

In dem Bestreben, der menschlichen Muskelkraft eine mechanische Unterstützung zu rascherer Fortbewegung bei gleichzeitiger Kräfteersparnis zu gewähren, trat 1817 der zu Ansbach lebende Oberforstmeister Freiherr von Drais mit einer neuen Konstruktion an die Öffentlichkeit. Zwei Räder laufen hintereinander in derselben Vertikalebene, und die Reibung, dieses erste und hauptsächlichste Hindernis aller Schnelligkeit, wird durch die geringe Zahl der Räder wie den Umstand erheblich beschränkt, daß das zweite der bereits glatt gedrückten Spur des vorderen folgt. Die Höhe der Räder wird aber beschränkt, weil der auf der verbindenden Längsachse rittlings plachnende Reiter oder Fuhrmann mit den Füßen den Erdboden berühren muß. Die vorn angebrachte Querstange dient zur Befestigung des Sitzes und zum Lenken. Mit den Füßen erhält der „Draisinist“ das Gleichgewicht der Maschine und treibt dieselbe mit langen, weit ausholenden Schritten vorwärts. Es leuchtet ein, daß auf diese Weise bergauf überhaupt nicht, und auf ebener Straße nur unter besonders günstigen anderweitigen Bedingungen von Kraft- und Zeiterparnis die Rede sein kann. Auf sanft geneigter Fläche dagegen erhält das Behältnis mit dem eigenen Gewicht auch die Last des Reiters ohne weiteres Zutun des letzteren in der Vorwärtsbewegung, und unter diesen Umständen erscheint es glaublich, daß ein geübter Reiter die deutsche Meile in knapp einer Stunde durchmessen hat. Diese ursprüngliche Draisine hat in Nordamerika und auch in England ziemlich Verbreitung erfahren, wo die jungen Stutzer das „dandy-horse“ in den Alleen der großen Londoner Parks zu tummeln liebten.

Wenn aber auch die ursprüngliche Erfindung des Herrn v. Drais für die praktischen Zwecke des täglichen Lebens keine hervorragende Brauchbarkeit besaß, so ist sie doch in zwei Richtungen zu solchem Zwecke mit großem Geschick weiter ausgebaut.

Einmal konstruierte man vierrädrige Wagen, welche, zuerst bei den badiischen Eisenbahnen eingeführt, noch heute auf vielen Bahnstrecken in Gebrauch sind, von einzelnen Personen, Bahningenieuren, Zahlmeistern oder anderen Beamten zu dienstlichen Zwecken benutzt werden und in der Bezeichnung als Draisinen dem Namen des erfindungsreichen Forstbeamten eine ehrende Erinnerung gesichert haben. Auf den glatten Eisenschienen wird die Reibung der vier ziemlich hohen Räder leicht überwunden, die Fortbewegung wird durch abwechselndes Niederdrücken zweier an der Vorderachse befestigten Trittbretter vermittelt, und die Wendungen geschehen durch Einwirkung der Zugstange auf die hintere Achse. Andererseits gelang 1867, also genau ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen der ursprünglichen Draisine, dem französischen Mechaniker Michaux unter Zugrundelegung der Idee des Herrn v. Drais die Herstellung eines neuen Motors, welcher durch regelmäßige Einwirkung der Füße des Reiters oder Fuhrmanns auf kleine Trittbretter in Bewegung gesetzt wird. Das Velociped, welches seinem Steuermann einen ruhigen Sitz gewährt und dadurch die Lunge und den ganzen Körper schont, wenn auch die Beine zu arbeiten gezwungen sind erregte allgemeines Aufsehen. Herren und Damen der leichtlebigen Stadt an der Seine bedienten sich desselben vielfach und gern zu ihren Promenaden im Boulogner Hölzchen, wie auf den weitgestreckten Boulevards, und einige enthusiastische Bewunderer prophezeiten von der neuen Erfindung einen vollkommenen Umschwung aller Verkehrsverhältnisse. Ein solcher ist nun zwar nicht eingetreten und wird so lange ein frommer Wunsch bleiben, als der Gebrauch des Velocipeds seiner Konstruktion nach sich auf harte Straßen und einigermaßen ebenes Terrain beschränken muß. Immerhin hat indes das Velociped in immer steigendem Maße Verwendung zu manchen Zwecken des täglichen Lebens gefunden. Der praktische Yankee wie der Engländer bedienen sich des einfachen Fortbewegungsmittels, dessen verhältnismäßig geringfügige Anschaf-



Wagen aus dem Jahre 1693.

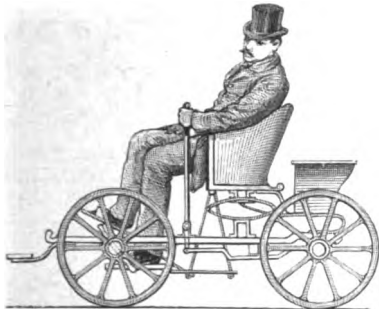


Die alte Draisine um das Jahr 1817.

funkskosten im Laufe der Zeit weder durch Auslagen für Fütterung, noch durch den Unterhalt dienender Geister zu Pflege und Wartung vermehrt werden, gern und mit Vorteil zu ihren Berufsgängen, denn die leblose Reitmaschine empfindet weder Hunger noch Durst und ist nicht zum Durchgehen oder Davonlaufen geneigt, wenn sie unbeaufsichtigt gelassen wird. Auch in Deutschland bürgert sich die Benutzung des Velocipeds in den letzten Jahren mehr ein.

Bisher sind in unserm Vaterlande freilich die an manchen Orten bestehenden polizeilichen Vorschriften einer allgemeinen Ver-

breitung des Velocipeds hinderlich gewesen. In neuester Zeit aber scheint man sich der Ansicht zuzuneigen, daß die freie Benutzung der öffentlichen Wege von Velocipedisten dem öffentlichen Verkehr nicht so hinderlich ist, als man annahm, und daher frei gegeben werden kann. Warum auch nicht? Alte, tüchtige Gebrauchspferde haben sich an das Straßengewühl einer großen Stadt und namentlich an die Eisenbahn mit



Vierträdrige Draisine von Braun.

all ihren Schrecken erst gewöhnen müssen, und das Soldatenpferd, welches im heftigen Gefnatter des Gewehrfeuers ruhig dasteht, ohne mit der Muskel zu zucken, ja den Pulverdampf mit einem gewissen Wohlgefallen durch die Rüstern zu ziehen scheint, war als junges Tier aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso furchtsam und ängstlich, wie die Mehrzahl seiner Brüder. So werden diese verständigen Haustiere auch bald nicht mehr vor dem ungewohnten Anblicke des Velocipeds zurückscheuen, wenn der letztere ihnen täglich und stündlich vor Augen kommt, namentlich wenn, wie dies in England durchweg gebräuchlich ist, der Velocipedist das Seinige zur Beruhigung ihm begegnender junger, unruhiger Tiere beiträgt. Damit wird das Hauptargument hinfällig, welches man dem freien Gebrauche des Velocipeds auf den Straßen entgegenzusetzen pflegt. Arbeiter, Handwerker, Kaufleute und Beamte aber, kurz Männer aus allen Berufsständen, denen das Geld fehlt, um sich Pferd und Equipage zu halten, sind imstande, mit Hilfe des praktischen Velocipeds nach des Tages Last und Hitze in den dumpfen Geschäftsräumen der Stadt auf angenehme und nicht sehr anstrengende Weise ihre Familienwohnung zu erreichen, welche je fernab von dem Mittelpunkt des Verkehrs in gesunder, luftiger Lage und selbst dort wählen können, wohin Pferdebahn und Eisenbahn noch nicht gebrungen sind.

Als einen Beleg für die zunehmende Verbreitung des Velocipeds kann man die große Zahl von Patenten betrachten, welche in aller Herren Ländern auf Veränderungen und Verbesserungen in der Konstruktion erteilt worden sind. Sie ist genau kaum festzustellen, wird aber die Ziffer Hundert bereits erheblich überschritten haben.

Das Michauxsche Velociped hatte drei Räder. Die jetzt gebräuchlichen zahlreichen Systeme lassen sich in zwei Hauptgruppen sondern, solche mit zwei hintereinander laufenden Rädern und dreirädrige. Jene, die Klasse der Bicycles, ermöglicht durch die geringere Reibung eine größere Schnelligkeit der Bewegung, doch erfordert es schon einen gewissen Grad von Geschicklichkeit, auf ihnen das Gleichgewicht zu erhalten. Sie werden deshalb nur von gewandteren Männern und vorzugsweise zu Sportzwecken benutzt. Von den verschiedenen Sportübungen haben wir den Daheimleisern schon früher eine knappe Schilderung zu geben versucht (2. Beilage Nr. 4, 1882).

Jeder Leser hat bereits wiederholt das Bicycle, oder ein dreirädriges Velociped, das Tricycle gesehen und ist Zeuge des eleganten und sicheren Gebrauchs derselben gewesen. Wir können deshalb an dieser Stelle auf Abbildungen verzichten und beschränken uns auf einzelne kurze Bemerkungen über die vielfachen Arten des für den täglichen Gebrauch wertvollsten Velocipeds, des langsameren, aber stabilen und leichter zu handhabenden Tricycles. Die drei Räder sind stets derartig gestellt, daß zwei Hinterräder durch eine Achse mit einander verbunden sind, während das dritte als Spigrad voraufläuft. Bei den für Herrengebrauch bestimmten Tricycles bildet nun dieses Vorderrad das eigentlich fortbewegende Agens. Der Reiter nimmt rittlings über demselben auf einem Sattel Platz und bewegt mit den auf Trittbrettern ruhenden Füßen



Hobbys Reitrab.

die Kurbeln, welche an der fest mit dem Rade verbundenen Achse angebracht sind. Bei den Damenvelocipeds befindet sich dagegen der Sitz zwischen den Hinterrädern. Die feste Achse derselben ist mit Kurbeln versehen, und diese sind mit zwei Hebeln, welche zunächst durch Treten in Bewegung gesetzt werden, in Verbindung gebracht. Hier geht die Bewegung also von den Hinterrädern aus; das vordere Rad dient zur Herstellung der Stabilität und ist mit einer Lenkstange versehen.

Man hat den Gebrauch des Velocipeds nicht allein auf festen Grund und Boden beschränkt, sondern seine Anwendung auch auf Eis und ruhige Wasserflächen ausgedehnt. Das Eisvelociped hat völlig die Form eines Herrentricycles, doch ist der Reifen des Vorderrades mit kleinen Spizen versehen, um auf der glatten Bahn überhaupt eine Umdrehung zu ermöglichen, und an die Stelle der Hinterräder treten schlichthuhartig geformte Laufseifen. Beim Wasser-velociped sind zwei lange, sehr schmale Rachen durch das zwischen ihnen angebrachte Triebrad mit einander verbunden. Die an der Achse des Wasserrades befestigten Kurbeln werden durch den hinter demselben sitzenden Fährmann getreten, welcher auch das auf die allgemein übliche Art hinten angebrachte Steuerruder führt. Auf den großen Teichen, wie sie sich in den ausgedehnten Parks englischer Lords finden, soll das Wasservelociped vielfach zu angenehmer Unterhaltung Verwendung finden. Zum Schluß wollen wir nicht unterlassen, dem freundlichen Leser zwei phantastische Auswüchse des gebrauchsfähigen Velocipeds vorzuführen. Das Reitrab des Mr. John Hobbs mißt zwölf Fuß im Durchmesser und der wie ein Seiltänzer hoch über dem Boden schwebende Steuermann steuert die Kurbeln durch eine Art von Stelzen in Bewegung. Der Erfinder behauptet, mit einer solchen Maschine, welche in der Minute fünfzig Umdrehungen machen soll, in einer Stunde fünfundsiebzig englische Meilen, also über dreißig Kilometer zurücklegen zu können, doch wissen wir nicht, ob bislang die Probe aus dem Exempel gemacht, ob überhaupt das Modell je ausgeführt und von einem schwindelfreien Reiter bestiegen ist. Im Gegensatz zu dieser Konstruktion weist Hemmings Central-Velociped dem Reiter seinen Platz im Mittelpunkt des großen Rades an. Die Maschine wird, wie aus der Abbildung ersichtlich, ebenfalls durch Treten in Bewegung erhalten und soll die Geschwindigkeit eines raschen Pferdes erreichen. Das gewölbte Schutzbach ist bestimmt, den Reiter vor dem herabfallenden Straßenschmutz zu schützen. So viel uns bekannt, hat auch diese Konstruktion, wenigstens in Europa, noch keine Aufnahme gefunden.



Hemmings Central-Velociped.

Herrmann Vogt.

Am Familientisch.

Ein Wüstenbild.

(Zu dem Bilde auf S. 89.)

Eine Szene voll Romantik gibt unser Bild wieder: Ein Araberstamm ist hinausgezogen in die Wüste, um den Räuber zu erlegen, der ihm allnächtlich die Herde dezimierte. Am Abhang eines Hügels, unter einem Mimosenbusch ward man seiner habhaft. Von allen Seiten her flogen jetzt die Speere gegen ihn und einer traf ihn ins Herz, aber mit der letzten Kraft stürzte er sich auf einen der Angreifer und beide rollten den Abhang herab. Nun liegen sie tot neben einander, zwei siegreiche, besiegte Kämpfer.

Hänselmanns Schichtbuch.

Wenn Ludwig Hänselmann etwas schreibt, so ist es immer ein feines Stück; für Schmeder eines guten eigenartigen Stils nach altdeutscher Weise ein Hochgenuss und nichts für das profane Volk. Darum empfehlen wir auch seine Schriften vor allem solchen, die mit der deutschen Kulturgeschichte gefättigt sind, und unter diesen namentlich Leuten von niederdeutscher Abkunft. Bei allen ihnen aber darf der Braunschweiger Stadtarchivar auf Freunde und Verehrer zählen, sobald sie seine Schriften gelesen. Sein neuestes Opus ist eine Bearbeitung nach der niederdeutschen, chronikartigen Schrift des Holschreibers Bothen; sie führt den Titel „Das Schichtbuch“ und enthält in der eigentümlich farbentreuen und pädenden Verhochdeutschung Hänselmanns „Geschichten vom Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292–1514“ (Goeritz und zu Putlig. Braunschweig 1886). Dieser Holschreiber Hermann Bothe, welcher die

Pöbelezeresse gegen Patrizier und Rat verabscheut, ist unserm konservativ gesinnten Stadthauptmann und Herausgeber eine sympathische Person und letzterer unterläßt es daher auch nicht, in der Einleitung mancherlei historische Analogien zu ziehen und zu zeigen, wie die Aufregungen der Demagogen „Führung fanden mit den brutalen Instinkten der besitzlosen Masse kleiner Leute“, wie solches in den verschiedenen „Putzchen“ und „Revolutionen“ zu Tage tritt; so im Aufbruch der Armut von 1513, als „ein heimliches Raunen ward bei dem Hans hinter der Mauer (dem Pöbel), der nunmehr vermeinte, seine Zeit wäre nahe, daß er Bürgermeister sollte werden.“ — Ihre Weiber wollten auch nicht die schlechtesten mehr sein, gedachten auch goldene Spangen und Gürtel zu tragen. Sotten und britten daher frei ins Gelage hinein, bufen Schleierfuchen und arme Ritter und schleppten den Männern zu, was sie irgend vermochten, dieselben lustig zu machen, damit sie um so viel beständiger darauf aus wären, Gewalt und Würden an sich zu reißen. So trafen und saßen denn nun diese Spühlbader Tag und Nacht und als sie zum rasen toll und voll waren, huben sie den Rumor an, zu dem andere sie aufhetzten.“

Gesundheitsrat.

A. E. in M. Wozu wollen Sie denn selbst den Chinawein bereiten? Es kommt wenig dabei heraus. — Gießen Sie auf 25 Gramm Königs-Chinarinde einen halben Liter Rotwein und filtrieren denselben durch ein dichtes Tuch, nachdem er bei ruhigem Stehen acht Tage lang „gezogen“ hat. Besser als diese ältere einfache Vorschrift ist folgende: Es werden 100 Gramm Chinatinktur, 100 Gramm Glyzerin und 300 Gramm Xereswein gemischt und nach dreiwöchentlichem Stehen filtriert.

Möhen. Sie würden mich zu Dank verpflichten durch die Beantwortung der Frage, ob es unter den vielen populären Büchern nicht eins über die Schönheitspflege gibt, also über die Pflege der Haut, die Erhaltung eines guten Teints und über die Behandlung des Haars, worüber niemand etwas Gewisses zu wissen scheint. Es gibt eine solche Anzahl von Schönheitsmitteln, daß einem die Auswahl schwer wird.

Als ein solches Buch empfehlen wir Ihnen: Die Haut und

das Haar, ihre Pflege und ihre kosmetischen Erkrankungen von Dr. Clasen, zu beziehen von der Verlagsbuchhandlung von D. Gündert in Stuttgart oder durch die nächste Buchhandlung. Es gelangen unaufhörlich an den Gesundheitsrat Anfragen nach der Heilung oder nach Mitteln gegen die kleinen Schäden des „Teints“: Mitesser, Nasenröte, Finnen, Warzen, Hühneraugen, Fußschwiße, Ausfallen des Haars, Entfernung überflüssiger Haare, frühzeitiges Ergrauen, unschädliche Haarfärbemittel zc., die der Gesundheitsrat an dieser Stelle nicht beantworten kann. Um so lieber nennen wir Ihnen das Buch, das für alle diese Schäden Rat weiß und namentlich auch die Pflege des Haars, sowie die Erkrankungen desselben sehr eingehend behandelt. Freilich dürfen Sie keinen bloßen „Ratgeber zur Auswahl von Schönheitsmitteln“ erwarten, denn wie es im Vorwort heißt, ist „das Buch nicht geschrieben zur Begünstigung und Bestärkung raffinierter Toilettenkünste, sondern vielmehr als Anleitung zu einer natürlichen und konservierenden, die Zukunft berücksichtigenden Schönheitspflege.“

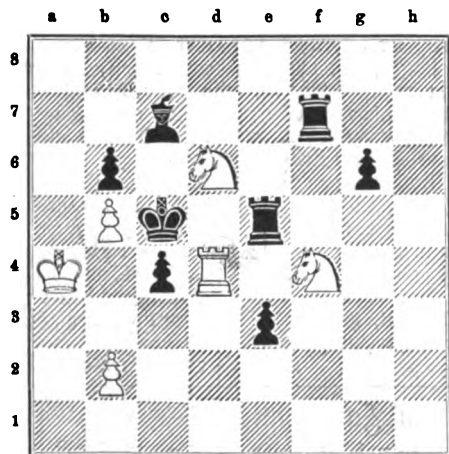
C. H. in Gohlis. Das Vernünftigste wird sein, Sie verzichten jetzt freiwillig auf den Genuß der die Zähne stumpf machenden sauren Gurken, um nicht später unfreiwillig auf die Zähne verzichten zu müssen. Den Zähnen sind alle Säuren sehr nachteilig.

Briefkasten.

M. v. Z. Die Schrift unser geschätzten Mitarbeiters, Prof. Dr. Theodor Schott in Stuttgart über „die Aufhebung des Ekkles von Rantes im Oktober 1885“ ist als Nr. 10 der Publikationen des im Jahre 1883 entstandenen „Vereins für Reformationsgeschichte“ erschienen. Sie beruht auf den gründlichsten Quellenstudien und gewährt einen lehrreichen Einblick in die Geschichte des französischen Protestantismus während des XVII. Jahrhunderts. Sie gehört wohl zu dem Gebiegensten, was die zu dem zweihundertjährigen Jubiläum erschienene Literatur aufzuweisen hat, und wird Sie in hohem Grade befriedigen. — **D. M. in G.** Unbrauchbare Gedichte wandern stets sofort in den Papierkorb; eine briefliche Mitteilung darüber machen wir niemals. — **J. Sch. in D.** Die Adresse der „Allgemeinen Deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erziehungsinnen“ ist Berlin, W. Unter den Linden 4. Direktor des Zentralverwaltungsausschusses dieser Anstalt ist der Herr Geh. Rat Greiff, Czernitz. Jüngeren Lehrerinnen ist dringend zu empfehlen, ihren Beitritt zu dieser Pensionsanstalt möglichst bald nach Erlangung der Berechtigung dazu, d. h. nach bestandener Prüfung bewirken zu wollen, da alsdann die zu zahlenden Jahresbeiträge sich erheblich niedriger stellen. Für den Hilfsfonds sind Beiträge immer noch sehr willkommen. Im Jahre 1884 hat derselbe als Unterstützungsfonds einer sehr erheblichen Anzahl von Mitgliedern erwünschte Dienste geleistet, ihnen Vabereisen ermöglicht zc.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von D. W. Carl.



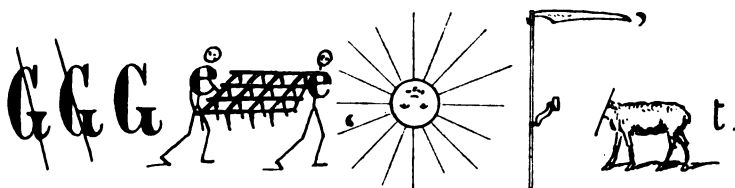
WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Dreißilbige Scharade.

Nennt man die Erste dir im Schmerz,
Das Ziel bedeutend deiner Leiden,
Erfreut dein Ohr sie wie dein Herz,
Getrennt von meinen letzten Weiden.
Die Zeit bestimmen jene Zwei.
Sie sind, begrenzend Tag' und Stunden,
Nur, wenn von Erdennot wir frei,
Nicht mehr an Endlichkeit gebunden.
Zeigt in Erfüllung deiner Pflicht
Das Ganze immer du im Leben,
Krönt, glaubst du es auch anfangs nicht,
Doch Segen und Erfolg dein Streben. E. St.

Bilderrätsel.



2. Dreißilbige Scharade.

Die Ersten sind im Platter zu beachten,
Die Letzte findet man auf Spaniens Flur.
Das Ganze sieht man feuszend schmachten
Und folgen der Geliebten Spur. W. J.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 5.

Damepielaufgabe.

1. D e 5 — h 2 D d 6 — b 8
2. a 5 — b 6 D b 8 — a 7
3. D h 2 — g 1 gewinnt

A.

2. 2 beliebig anders
3. b 6 — c 7 gewinnt.

1. Akrostichon.

Scheffel — Effehard.

Susanne

Cork

Hunsrück

Eugenie

Fetisch

Fortuna

Egea

Leopold

2. Rätsel.

Gros — Rose.

Bilderrätsel.

Schwer zu ertragen ist's, das greise Alter,
Indes geht's leise vorüber und löst leicht die Sinne uns aus.

3.

E

k l

1. l l i 4.

a s

F u 5. l d a

r p

2. a e s m 3.

n a

Z

4.

Maus — Magus.

5. Arithmetische Aufgabe.

Der erste Preis beträgt 2200 Mark.

Inhalt: Unser Neffe. Fortsetzung. Erzählung von L. F. Born. — Im Herbst. Nach dem Gemälde von C. van Camp. — Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Fortsetzung. Von Hans Arnold. — Kapitän Frederic Marryat. Mit Porträt. Ein Lebensbild von Reinhold Werner. — „Von ihm.“ Nach dem Bilde von H. Sondermann. — Zur Geschichte des Velocipeds. Von H. Vogt. Mit sechs Illustrationen. — Am Familientisch: Ein Wüstenbild. Zu dem Bilde von Ed. Kämpfer. — Hänselfmanns Schichtbuch. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Granulatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Aernig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Aernig.

Verlag der Pöbel-Expedition (Verlag & Anstalt) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 14. November. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 7.

Unser Nefte.

Erzählung von L. F. Born.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./IV. 1870.

Georg war schon vor Ablauf der Ferien wieder nach Berlin gegangen, und zu Ende Oktober erhielt Christine einen Brief von ihm, welchen sie erst nach langem inneren Kampfe zu beantworten vermochte. Georg teilte ihr darin mit, daß sich ihm jetzt gerade die vorteilhafteste Gelegenheit biete, in ausländische Kriegsdienste zu treten, und er bat dringend um ihre Erlaubnis zu diesem Schritt, wie um die Mittel zur Ausrüstung. Ein Bruch mit den alten Verhältnissen sei ihm höchst wünschenswert, um mit Gottes Hilfe das Leben neu anzufangen. Im alten scherzenden Tone versuchte er, sie auf ein glückliches Wiedersehen zu verträumen, bei welcher Gelegenheit er seine zu erobernden Vorbeeren zu ihren Füßen niederzulegen hoffe: „denn du, Tante Christel, wirst von nun an die einzige Dame meines Herzens sein und bleiben!“ An den Baron wollte er schreiben, sobald er eine zusage Antwort von ihr erhalten habe, an dessen Einwilligung war ja nicht zu zweifeln.

Was konnte Christine thun, als ihm unter heißen Thränen die gewünschte Antwort geben. Sie war völlig überzeugt, daß die Sache damit abgemacht sei, als nach einigen Tagen der Baron herüber kam, um zu ihrem großen Staunen sein Mißfallen an Georgs „unüberlegten phantastischen Plänen“ zu äußern. „Wenn er auf seinem Kopf besteht, und du ihm den Willen thust, kann ich ihn nicht hindern, denn er ist längst mündig, aber ich habe ihm geschrieben, daß ich mich durchaus nicht einverstanden erklären kann. Er sollte wenigstens sein Examen vorher machen, und wenn er dann nach reiflicher Überlegung dabei bleibt, außer Landes zu gehen, so kann er das immer noch thun mit weit mehr Hoffnung auf eine gute Karriere.“ Christine hatte sich wieder einmal in dem Vetter geirrt, als sie ihm zutraute, daß er Georg unter jeder Bedingung los zu werden wünsche, und sie mußte zugeben, daß

er in bezug auf das Examen recht hatte. Bald darauf kam denn auch ein Brief von Georg, in dem er des Barons Bedenken anerkannte und sich seinen Wünschen zu fügen versprach. Zwischen den kurzen einfachen Zeilen aber las Christine bittere Enttäuschung heraus, und auch der Baron war nicht unempfindlich gegen das Opfer, das ihm Georg durch seine schnelle Unterwerfung gebracht hatte.

Ein früher, kalter und sonnenloser Winter zog ins Land ein. Im Lauf des Novembers ging der Baron wieder nach Ramin, mit der Absicht, zu Weihnachten zurückzukehren. Marie sollte bis zum Feste bei der Tante bleiben, dann wollte ihre Mutter mit Hugo kommen, und Neuhof sollte alle seine Räume weit aufthun: der Baron wollte seine Jagden geben und Familie sowohl wie Nachbarschaft gesellig um sich versammeln. In der Zwischenzeit lebten die beiden Damen still und friedlich mit einander hin, Mariechen half der Tante die Bescherung rüsten für die Althofer Leute und die Armen, und grub manch gutes Buch zur abendlichen Lektüre in den verstaubten Bücherschränken des verstorbenen Großonkels aus. Selbst die Erscheinung des Briefträgers war in dem stillen, altmodischen Haus etwas Besonderes, und Marie lächelte vergnügt, als ihr etwa acht Tage vor dem Fest ein Brief von Hugo eingehändigt wurde: „sieh nur Tante Christel, ganz wie Hugo: das schwerste Büttenpapier, ein Monogramm so lang wie der ganze Bogen, und kaum zehn Worte auf jeder Seite.“ Beim Durchlesen aber wurde sie ernsthaft, reichte der Tante schweigend das Blättchen hin und wies mit dem Finger auf die Schlußworte: „Neulich habe ich Georg in Berlin besucht, kam aber schlecht bei ihm an. Ich fand ihn krank auf seinem Zimmer, er sah miserabel aus und hustete viel. Dabei war er so verdrießlich, wie ich ihn mein Lebtag noch nicht gesehen. Es fehlte nicht viel, so hätte er mich aus

der Thür geworfen. Er steckt bis über die Nase in den Büchern und ist meiner Ansicht nach auf dem besten Wege, sich zu Tode zu arbeiten. Ewig

Dein treuester Bruder."

"Welch ein alberner Brief", sagte Christine nach einigem Stillischweigen, "er besagt gar nichts, Hugo übertreibt immer." "Ja, er übertreibt immer", wiederholte Marie mechanisch und nähte emsig an ihrer Arbeit weiter. "Ich werde an Ulrich schreiben", fuhr Christine fort, "und ihn bitten, Georg bei der Durchreise aufzusuchen." Sie setzte sich an den Schreibtisch, aber der Brief rückte nur langsam vor, gedankenvoll starrte die Schreiberin zwischendurch vor sich nieder. Sie konnte nie vergessen, daß Ida Clausniz ihre nächsten Verwandten fast alle frühzeitig an einem Brustleiden verloren hatte, und es war nicht das erste Mal, daß sie sich Georgs wegen vor dem Erbübel ängstigte.

Marie erhob sich unterdes geräuschlos und ging in ihr Zimmer hinauf. Dort warf sie sich an ihrem Bett nieder und drückte den Kopf tief in die Kissen. Georg leidend — traurig und vereinsamt — die Vorstellung war ihr ganz neu und überfiel sie mit erstickender Angst, mit einem namenlosen Weh. Die stille Resignation, die wehmütige Ergebung, die sie sich glaubte erkämpft zu haben, war auf einmal dahin, und wieder streckte sie in leidenschaftlicher, verzweiflungsvoller Sehnsucht die Arme hinaus in die leere Luft, bis die Thränen ihr zu Hilfe kamen und sie danach allmählich wieder, äußerlich gefaßt, in den gewohnten Kreislauf des Tages eintreten konnte. Sie sagte sich, daß Tante Christel gewiß recht habe, wenn sie keinen Wert auf Hugos Mitteilungen legte — aber dennoch wollte Tag und Nacht das Bild des Geliebten jetzt nicht mehr von ihr weichen, und Tante Christel ignorierte die trüben Augen, den erzwungenen Gleichmut ihres Pflegekindes, aber sie sah mit unruhigem Herzen der Rückkehr des Barons entgegen.

Ihr Brief traf den Vetter in Ramin am Tage vor seiner Abreise, und er knitterte ihn nach dem Durchlesen verdrossen zusammen: "Was in aller Welt geht mich Georgs Katarrh an? Wenn der Junge krank ist, so mag sie selbst nach Berlin reisen. Georg würde recht dankbar sein für meinen Besuch! Es würde am besten sein, ich schicke den Wenzel vor."

Aber der Baron hatte wider Erwarten in Berlin einige Stunden Zeit übrig, und ganz gegen seine ursprüngliche Absicht fand er sich bald auf dem Wege nach des Neffen Wohnung. Georg schien keinen Besuch zu erwarten, denn als der Baron auf ein gleichgültiges "Herein" eintrat, saß er am Schreibtisch mit dem Rücken gegen die Thür gekehrt, und wandte nicht einmal den Kopf um. Herr von Reisch ließ prüfend seine Augen über das kleine düstere Zimmer gleiten: diese Wohnung war sehr viel bescheidener als diejenige, in welcher er den Neffen früher einmal aufgesucht hatte, und machte überdies einen unbehaglichen Eindruck, als ob der Bewohner es nicht der Mühe wert gehalten hätte, sich ordentlich einzurichten. Erst auf des Barons charakteristisches "Hm" fuhr Georg in die Höhe, und es lag wahrlich kein Willkommen in seiner stoßenden Begrüßung: "Du hier, Onkel?" "Ja, aber nur für einige Stunden — auf der Durchreise von Ramin." Georg räumte einige Bücher vom Sofa herunter, um wenigstens Platz zum Sitzen zu schaffen. Das: "Was suchst du eigentlich bei mir?" stand ihm deutlich auf dem Gesicht geschrieben, und der Baron frug sich in ärgerlicher Stimmung daselbe. Denn Georg schien ganz wohl auf zu sein, ein Krankenbesuch war gar nicht am Platz. Es entspann sich eine lahme Unterhaltung — Georg begann von seinen Studien Rechenschaft zu geben und sprach von den ungünstigen Chancen für das diesjährige Examen. Alles in sichtbar gezwungener Weise. Ein Hustenanfall schnitt ihm das Wort ab und gab dem Baron Gelegenheit, sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen: "O — das ist nur der Rest einer Erkältung. Ich bitte dringend, mich nicht an Tante Christel zu verraten", fügte er halb lachend hinzu, "sie glaubt mich sonst wieder auf

dem Wege zur Schwindsucht, und ich riskiere, daß sie sich mit den dicken Braunen und der gelben Ruthe aufmacht, um mich hier zu Tode zu pflegen." "Der Husten klingt nicht gut, Georg. Dergleichen soll man nicht zu leicht nehmen. — Du besonders hast alle Ursache, vorsichtig zu sein." Der andere zuckte die Achseln: "Die Schwindsucht wäre auch noch nicht das schlimmste Erbteil", sagte er herbe.

"Da hast du freilich recht", und es entstand eine Pause. Dann fragte Georg in verändertem Tone, ob der Onkel schon diniert habe. "Nein, noch nicht. Wollen wir zusammen speisen, oder bist du anderweitig gebunden?"

"Durchaus nicht, ich würde heute allein gegessen haben."

"Du bist überhaupt viel allein, wie es scheint?"

"Ja, unser Kreis vom vorigen Jahre hat sich aufgelöst, und es ist für mich nicht der Mühe wert, noch einmal anzuknüpfen."

Über der Mahlzeit im Restaurant wurde die Unterhaltung lebhafter. Herr von Reisch bemerkte mit einem gewissen Behagen, daß Georg aufzutauen begann, und er selber geriet unversehens in eine mittelstame Stimmung, bis Georg ein über das anderemal herzlich auslachte bei den witzigen Anekdoten aus des Barons eigener Studienzeit, mit denen er seine Zeitgenossen und die damaligen Verhältnisse trefflich zu charakterisieren verstand. Dabei betrachtete der Baron zum erstenmal mit einer Art von Vergnügen die klaren, intelligenten Züge seines Tischgenossen. "So hübsch wie sein Vater" — das war bis dahin immer der Gedanke gewesen, der ihm von vornherein jedes Wohlgefallen an dem stattlichen Neffen unmöglich gemacht hatte. "Die Ähnlichkeit ist im Grunde doch nur gering", sagte er sich heute. "Der Junge sieht gescheiter aus, ist aber nicht halb so schön, wie der Franz es in seinem Alter war." Und dabei ahnte er nicht, daß es doch eben die kleinen Gleichheiten in Stimme, Mienenpiel und Manieren waren, die ihm das Herz erwärmten, in unbewußter Erinnerung an den schönen, bis zur Thorheit geliebten Franz.

Als er die Uhr herausnahm, war er ganz erstaunt, zu sehen, wie wenig Zeit ihm noch vor Abgang des Zuges geblieben war. Georg bot ihm selbstverständlich seine Begleitung bis zum Bahnhof an: "Laß mich nur allein gehen, ich habe unterwegs noch Besorgungen zu machen."

"Aber ich habe vollauf Zeit" meinte Georg, der in seiner angeregten Stimmung kein Ohr hatte für den abweisenden Ton in des Onkels Antwort. So gingen sie zusammen bis an einen großen Juwelierladen, dort machte Herr von Reisch Halt und trat mit Georg ein. Er ließ sich eine Anzahl Armbänder vorlegen, wählte lange Zeit und entschied sich endlich für einen schweren goldenen Reif von edler einfacher Form. Prüfend steckte er seine starken knöchigen Finger hinein und lächelte vor sich hin in Gedanken an die weiße Hand, die mühelos hier hindurch schlüpfen würde. Recht zufrieden war er mit seinem Kauf und hatte Georg unterdes ganz vergessen. Dieser lehnte halb abgewendet an der andern Seite des Ladentisches, und erst als sich Herr von Reisch zum Gehen anschickte, begegneten sich ihre Augen. Georg war ganz bleich geworden, und schweigend schritten beide jetzt nebeneinander her, bis der Baron an der nächsten Straßenecke still stand: "Ich werde von hier aus eine Droschke benutzen, du sollst dich nicht weiter bemühen, Georg." Die Worte lauteten kurz und befelerisch, und der andere fühlte keine Neigung, sich noch ferner aufzudrängen. Auf eine kurze Spanne Zeit hatten sie die breite Kluft vergessen, die sie von einander trennte, aber ihre Wege mußten sich aufs neue scheiden, je eher desto besser. Georg griff an seinen Hut: "Glückliche Reise" sagte er, und der Baron empfand, welch ein Stück Selbstüberwindung in diesen zwei Worten lag. Er stand und sah dem Neffen nach, wie dieser mit langsamen Schritten durch die in der Eile der Festvorbereitung vorüber wimmelnden Menschen einsam seiner Wohnung zu ging. Dann sprang er hastig in seine Droschke, schlug die Thür hart hinter sich zu und zog die Reiseumütze tief über seine Augen. "Wer hat mich je danach gefragt, wieviel unglückliche einsame Fest-

tage mir beschieden wurden? Ist's mir besser im Leben geworden wie ihm? Er muß selbst sehen, wie er mit sich fertig wird.“ Aber nicht ohne einen Stachel im Gemüt fuhr er der Heimat und dem Wiedersehen mit Marie entgegen.

In Neuhoß wurde es um Weihnacht und Neujahr lebendig wie seit Jahren nicht, die Logierzimmer füllten sich, die lange Tafel im großen Saal prangte wohlbesetzt im Schmuck von Silber, Damast und Kristall, welche lange Zeit das Tageslicht nicht gesehen hatten, und das Licht der Kerzen, das Geräusch der Rede und helles Lachen drangen allabendlich hinaus in die dunkle, winterliche Stille des Gartens.

Frau Behrens und Wenzel wußten nicht, wo ihnen der Kopf stand, aber die erstere fühlte sich trotzdem in ihrem Elemente. War sie doch mit dem Inhalt der Neuhoßer Schränke und Vorratskammern, über die seit mehr denn fünfzig Jahren keine Hausfrau gekommen, so vollständig verwachsen, als wären sie ein Stück ihres eigenen Selbst, und war es ihr doch ein Hochgenuß, der Welt einmal zu zeigen, was man in Neuhoß eigentlich vermochte. Wenzel dagegen war schlechter Laune, klagte über Altersschwäche und Gliederreizen und erfüllte seine Pflichten mit grimmiger Energie.

Ein großes Diner sollte den Schluß der geselligen Freuden bilden, darum stand Frau Behrens heute mit Wenzel vor den Weinenschränken und legte ihm ein Paket schneeweißer Damastservietten nach dem andern auf die ausgestreckten Arme. Zärtlich strich sie mit ihrer rundlichen Hand über das silberne glänzende Gewebe. „Unser bestes Gedeck, Wenzel! Wissen Sie wohl, was mir ahnt? Wenn ich es das nächste Mal wieder aus dem Schranke nehme, so haben wir eine Hochzeit, oder was dergleichen. Du lieber Gott, kommende Ostern werden es dreißig Jahre, daß ich in Neuhoß bin, und keine Hochzeit, keine Taufe haben wir hier je gehabt, man möchte doch auch nicht umsonst alle die Zeit her die guten Sachen zusammengehalten haben.“ Wenzel machte ein Gesicht wie die teure Zeit und sagte gar nichts.

„Ich weiß, was Sie denken, Wenzel — aber Sie sollten unserm Herrn seine Freude doch gönnen. Ich bin auch sehr für unsern jungen Herrn, aber der hat noch lange Zeit, und kriegt noch zehn Bräute, wenn er nur den Finger danach ausstreckt. Aber der andere“ — „Der hätte mehr wie zehn bekommen können, wenn er bei Zeiten den Finger danach ausgestreckt hätte“, brummte Wenzel. „Halten Sie den Mund, Ramsell, davon verstehen Sie rein gar nichts.“

Das Diner machte Frau Behrens alle Ehre, und es war eine glänzende und sehr animierte Gesellschaft, der Wenzel und sein Gefolge im großen Salon den Kaffee präsentierte. Der Baron hatte Frau Emma und ihre Tochter gebeten, die Honneurs zu machen, und seine Augen schweiften mit großer Befriedigung zu Marie hinüber, die sich ihrer Pflichten recht gut entledigte. Auch sie sandte ihm zuweilen einen Blick zu, und die leise ängstliche Frage: „Mache ich es dir recht, Onkel?“ die in ihren Augen zu lesen war, wurde von den Gästen des Hauses ganz anders gedeutet. Es war klar, daß Herr von Reisch jetzt endlich seine Wahl getroffen hatte und wenigstens ein Teil der lieben Nächsten erkannte willig an, daß sich Marie in der letzten Zeit sehr zu ihrem Vorteil entwickelt hatte. Ihre Befangenheit passierte für vornehme Zurückhaltung, und das steife Wesen, welches sie in Gesellschaft nicht abzulegen vermochte, stimmte ganz wohl zu ihrer künftigen Stellung und Lebensaufgabe. Die hohe Gestalt im schweren seidenen Schleppkleide, welches des Barons sicherer Geschmack für sie ausgewählt hatte, schien wie geschaffen für diese hohen prächtigen Räume, und ihr schmaler Fuß schritt heute so langsam und würdevoll über die weichen Teppiche, als hätte er nie im Sommer an Georgs Seite im Walde übermüdete Sprünge über Wurzeln und Steine gethan.

Der Baron war sehr befriedigt, freudig und hoffnungsvoll bewegt, und als die Gäste fortgefahren waren oder sich auf ihr Zimmer begeben hatten, schlupfte Frau Emma in weiser Erkenntnis ihrer mütterlichen Pflichten davon, um ihm mit Marie noch einen unge störten Augenblick zu gönnen. Hastig, mit

ausgestreckten Händen kam er auf sie zu — war seine Zeit jetzt endlich gekommen? Aber sie wich angstvoll zurück und faltete mit der alten flehenden Bewegung die Hände über die Brust zusammen. Er ließ die Arme sinken, und ein solcher Ausdruck leidenschaftlich schmerzlicher Enttäuschung glitt über seine Züge, daß es dem Mädchen wie ein scharfer Stich durchs Herz ging. Sie ergriff seine Hand und preßte aufschluchzend ihre Lippen darauf. „Habe Geduld mit mir! O Onkel Ulrich, verzeihe — verzeihe mir!“ Er fuhr mit der Hand leicht über ihr Haar und wandte sich seufzend ab. „Noch nicht“, sagte er zu sich, aber „niemals, niemals“ schluchzte Marie in der Einsamkeit ihres Zimmers, und zerrte an dem schweren, goldenen Armband, das ihr der Baron heute selbst über die Hand geschoben hatte, bis ihr der Reif mit seinen scharfen Kanten die Haut vom Gelenk riß.

Zwei Tage darauf waren alle Gäste abgereist, und Neu- und Althof versanken in winterliche Stille und Einsamkeit. Von Georg und Marie hörte man nicht viel. Tante Christel war ihr Lebtag ein schlechter Korrespondent gewesen, und so war es im Grunde kein Wunder, daß sie von den jungen Leuten nur kurze kurze Briefe erhielt. Aber sie war sorgenvoll und unruhig, und ihr Vetter, der jetzt viel häufiger als ehemals in Althof einkehrte, empfand Mitleiden mit ihr, wahrscheinlich weil ihm selbst diese einsamen Wochen sehr lang dünkten. „Warum fährst du nicht einmal nach Berlin herüber?“ fragte er sie, aber dem Fräulein dünkte eine solche Reise schier unmöglich. Sie hatte Berlin vor mehr als fünf- undzwanzig Jahren zum letzten Mal gesehen, als sie mit Franz zusammen ihre Ausstattung besorgte — seitdem war eine Fahrt nach der Provinzialhauptstadt ihre weiteste Reise, und eine Nacht außer dem Hause ein unerhörtes Unternehmen gewesen. Tagelang rang sie mit dem Entschluß, nach Berlin zu gehen, und als er endlich gefaßt war, traten immer neue wirtschaftliche Ereignisse ein, welche die Abreise wieder ganz unmöglich machten. Endlich war der Brief abgegangen, mit dem sie sich bei Georg unwiderruflich anmeldete, und zu Anfang Februar machte sie sich wirklich in Person auf, begleitet von ihrer kleinen rotbackigen Jungfer, einem Althofer Kind, und angethan mit Hut und Mantel, welche den besten Willen zeigten, der Mode die nötigsten Konzessionen zu machen, denn Christine wünschte, daß der Neffe Ehre mit ihr einlegen möge. Ulrich, dessen Zureden nicht wenig dazu beigetragen, die Roufine flott zu machen, begleitete sie bis zur Station, und erhielt schon drei Tage darauf einen langen Brief von ihr, der in sehr gehobener Stimmung geschrieben war. Sie schien ganz erfüllt von dem Erfolg ihres kühnen Unternehmens und genoß nach ihrer langen Abgeschiedenheit von der Welt alle die Wunder und Merkwürdigkeiten der großen Stadt mit Staunen und jugendlichem Vergnügen. „Georg sieht leidlich aus und will nichts davon hören, daß ich schon morgen wieder abreise, wie ich es mir eigentlich vorgenommen hatte. Also bitte ich dich, lieber Ulrich, zuweilen nach Althof herüber zu sehen — länger wie eine Woche bleibe ich keinesfalls hier.“ Aber es vergingen zwei Wochen, und Fräulein Christine schien sich noch immer nicht von Berlin trennen zu können. Die einzigen Lebenszeichen, welche sie nach Ensheim sandte, waren kurze Anweisungen für den Althofer Verwalter und die Haushälterin, und diese enthielten keine Andeutung einer baldigen Rückkehr. Herr von Reisch schüttelte ein über das andere mal den Kopf, umsomehr als Georg jetzt mitten im Examen stand, und die Gegenwart einer liebenden Tante dabei nicht eben wünschenswert erschien.

Nicht lange, so meldete Georg dem Onkel, daß er das Examen glücklich hinter sich habe, und Christine fügte bald darauf mit Stolz die näheren Einzelheiten hinzu, wonach er mit Glanz bestanden hatte. Aber die Briefe brachten nichts anderes, als diese eine erfreuliche Nachricht, und der Baron begann Christines Ausbleiben unbegreiflich zu finden. Er sehnzte sich fort vom öden Neuhoß, und es war ihm sehr willkommen, daß einige Geschäfte ihn auf mehrere Tage nach Berlin riefen. Ostern gedachte er Marien wiederzusehen.

Nur einmal seit Weihnachten hatte er sich gestattet, sie zu besuchen. Er fand sie still und gedrückt, und rechnete nicht ohne Grund darauf, daß das unbefriedigende Leben, welches sie in W. zu führen hatte, seinen Wünschen sehr günstig war. In dem täglich sich wiederholenden Einerlei kleinlicher Geselligkeit und nutzloser Beschäftigung, die Frau Emma für das allein Angemessene hielt, mußte dem Mädchen die Stellung der Hausfrau in Neuhoß an des Barons Seite, als die schmerzlich vermiste Gefährtin seiner Wirksamkeit, doppelt ideal erscheinen. Sie war nicht dazu geschaffen, um die Hände müßig in den Schoß zu legen, Hand und Herz sehnten sich nach selbstverleugnender Thätigkeit; — würde sie es nicht bald lernen, die Erinnerungen des Sommers soweit abzuthun, um ohne Untreue gegen sich selbst dem Baron folgen zu dürfen?

Ganz überraschend trat Ulrich eines Tages in die Hotelwohnung seiner Kousine in Berlin ein, und fand sie eben von einem frühen Ausgang zurückgekehrt, noch in Hut und Mantel: „Nun Christel, laß dir gratulieren — unser Neffe hat seine Sache ja brillant gemacht!“ „Unser Neffe“ — das war eine Bezeichnung, die Ulrich bis dahin noch nie über seine Lippen gebracht hatte, und Christine lächelte und errötete so lebhaft, als ob sie das Referendarengamen soeben in eigener Person bestanden habe. Ihr Vetter fuhr gut gelaunt fort: „Ich bin eigentlich nur hier, um mich zu überzeugen, daß du noch unter den Lebenden wandelst, denn in Ensheim fängt man an, daran zu zweifeln. Wo steckt denn Georg? Laß uns heute mit ihm zusammen essen, du mußt doch ein Glas Champagner auf seine Gesundheit trinken.“ Aber das Lächeln war schon wieder auf ihren Lippen erloschen, sie sah den Vetter scheu von der Seite an. „Georg wirst du jetzt nicht zu Hause finden. Lieber Ulrich, laß dir sagen warum nicht. Er ist — er ist bei seiner Mutter!“ Herr von Reischach saß da, als hätte der Blitz vor ihm eingeschlagen, und Christine fuhr fort: „Soll ich dir erzählen, wie es zugegangen ist, daß wir sie fanden? Ich habe jetzt Zeit dazu, denn die Nacht durch wachte ich bei ihr. Georg und Frau Schulz lösten mich soeben ab.“ „Sie ist krank?“ fragte er stöhnend. „Ja — seit etwa drei Wochen pflegen wir sie in ihrer kleinen Wohnung, ein Transport wäre zu bedenklich gewesen — aber unsere Aufgabe wird bald zu Ende sein. Du erinnerst dich, daß ich dir einmal von der alten Schusterswitwe erzählte, welche sich Georgs in seiner Kindheit so freundlich angenommen hatte. Er machte mich mit ihr bekannt, sobald ich nach Berlin kam, und ich brachte manche Stunde bei ihr zu, um ihre rührend komischen Erzählungen aus der Vergangenheit mit anzuhören. Eines Tages kam sie in großer Aufregung zu mir; eine unbekannte Kranke hatte zu ihr geschickt, um Gottes willen ihre Hilfe erbittend, und sie erkannte in derselben Ida Reischach, die sich mühsam nach Berlin geschleppt hatte, um wie sie sagte, in Georgs Nähe sterben zu können. Natürlich ließ ich Georg sofort holen, und wir gingen zu ihr“ — „Du Christine — du gingst zu ihr“, unterbrach sie der Baron staunend. „Gewiß, um Georgs willen! Ulrich, so lange ich lebe, werde ich dies Wiedersehen nicht vergessen! Du würdest alles vergebens, wenn du jene erschütternden Stunden mit durchgemacht hättest. Sie hatte furchtbar gelitten, sage ich dir, und angesichts der großen Versuchungen, die ihre leidenschaftliche Natur in den Jahren der Verbannung hat bestehen müssen, laß uns Gott danken, daß sie nicht noch tiefer gesunken ist. Die Erkenntnis ihrer Schuld ist sehr lebendig.“ — „Verschone mich mit einer Buße auf dem Totenbett“, fiel ihr der Baron bitter ins Wort. „Das ist die letzte Rolle, die noch übrig bleibt, wenn alle andern ausgespielt sind! Meinethwegen gönne ich es dir, wenn du glaubst, noch eine Bekehrung ins Werk setzen zu können.“ „Du irrst, Ulrich“, antwortete sie ruhig. „Wollte Gott, ich wäre imstande, von einer wahrhaftigen Bekehrung mit Überzeugung reden zu dürfen. Aber das Urtheil über ihren Seelenzustand entzieht sich meinem kurzen Verstande: Sie ist zu krank, ihre Kräfte sind zu sehr erschöpft, als daß sie die Gedanken völlig zu fassen vermöchte, die ich ihr nahe zu bringen wünsche, und ich weiß nicht, wie

weit sie durch frühere Erfahrungen darauf vorbereitet ist. Ich bin zufrieden, daß sie mich nicht abweist, daß körperlicher Schmerz und Seelenangst sich zu beruhigen scheinen, wenn ich mich im Gebete um ihretwillen Gott zu nahen wage. Möge er sich ihrer und unserer erbarmen, in der letzten Stunde, die für sie nicht mehr fern sein kann.“ Der Baron sah schweigend vor sich nieder, war das Christine, die so mild und demüthig reden konnte, ohne Selbstbewußtsein und Eigenwillen, ohne alle Überhebung, als habe sie es vermocht, am Sterbebette ihrer Schuldbigerin das eigene Ich mit seinen Schwächen ganz auszuziehen? „Ihr Zustand ist hoffnungslos?“ fragte er dann. „Ja, sie liegt im letzten Stadium eines Herzleidens, das ihr schon seit Jahren wachsende Qual bereitet hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Dr. J. C. Haskarl und die Kultur der Chinarinde.

In Nr. 47 Jahrg. 1884 des Daheim findet sich ein sehr anregender Aufsatz über die Chinarinde, in welchem das Verdienst des Botanikers Justus Karl Haskarl um die Verpflanzung des Chinarindenbaumes oder vielmehr der Chinarindenbäume (der Echinonen) aus ihrer südamerikanischen Heimat in den Anden zunächst nach Java hervorgehoben wird. Berührt wird auch dabei die Fähigkeit und Thätigkeit dieses in holländischen Diensten wirkenden deutschen Gelehrten, womit er die in dieser Aufgabe liegenden ungeheuren Schwierigkeiten überwunden hat. Nur ein Mann von bedeutender Charakterstärke, rüstigsten Körpers und voll heißen Eifers für die Wissenschaft konnte ausführen, was er geleistet, konnte die Hemmnisse überwinden, welche ihm die Natur nicht bloß, sondern auch Kurzsichtigkeit der Menschen und harte Schicksalschläge bereitet hatten.

Jetzt lebt der hervorragende Mann in Kleve an „der Linde“, d. h. an jener die Stadt umziehenden prächtigen Allee von Linden, die der kurbrandenburgische Generalgouverneur Prinz Moritz von Nassau vor mehr denn zwei Jahrhunderten hat pflanzen lassen und die jetzt ihr mächtiges Laubdach zur Sommerzeit kühlend über den Wanderer wölbt. Da sie als Bäumchen eingepflanzt wurden, fand sich auf einer Thür des „Prinzenhofes“ das Verslein angeschlagen: „As de boom is groot, dan is de planter doot“, worauf Prinz Moritz sofort darunter setzen ließ: „Planten, bowen — lat uns niet verdrieten, Gy en uwe erven sult het genieten.“ Es ist wahr, die Nachkommen genießen, was der Nassauer Prinz gepflanzt — und das nach Millionen zählende Heer der Fieberkranken genießt in noch viel wirksamerer Weise, was Haskarl geholt und gepflanzt hat.

Der alte vierundsiebzigjährige Herr ruht in seinem villenartigen Hause von den Strapazen seines Lebens aus, ist dabei aber noch eifrig mit der Ordnung seines überaus reichhaltigen Herbariums beschäftigt. Drei mächtige Schränke fassen kaum die Mappen, in denen jede Pflanze nicht nur benannt ist, sondern auch auf einem besondern Zettel durch reichhaltige litterarische Nachweise charakterisiert wird, eine gewaltige Arbeitsleistung! Möchte dereinst diese Sammlung (das ist Haskarls Wunsch) in die rechten Hände fallen. So waltet er auch noch geistig kräftig seines Berufes als Mann der Wissenschaft und als guter Christ seines Amtes als Presbyter. Der gedrungenen Gestalt sieht man es wohl an, daß sie große Beschwerden zu ertragen vermochte, und aus seinem wohlwollenden heiteren Gesichtsausdruck ist wohl abzunehmen, daß er mit Leuten aller Nationen und Stände trefflich zu verkehren weiß. — Überraschend ist seine Ähnlichkeit mit Fritz Reuter. Wer von diesem ein Bild gesehen, hat auch zugleich das Haskarls gesehen. So wurde er, als er einst in Straßburg dem Bahzuge entstieg, von den dort zahlreich versammelten Studenten mit einem großartigen Vivat empfangen und mit freundlicher Gewalt in die nahegelegene Verbindungskneipe gezogen, um als Fritz Reuter, welcher mit dem betreffenden Zuge erwartet wurde, gefeiert zu werden. Erst nach längeren Auseinandersetzungen gelang des Rätsels Lösung, aber auch den Irrtum bereuten diesmal die Studenten nicht.



Fahrt zur Kirche im westlichen Norwegen. Gemalt von Hans Dahl.

Kurz sei Hasckarls Lebensgang bis zu dem Punkte berührt, da er 1852 vom holländischen Minister Pahud dem Könige Wilhelm III als der geeignetste Mann für die Übertragung der Cinchonkultur in die holländischen Kolonien bezeichnet wurde. In Kassel geboren den 6. Dezember 1811 als Sohn eines Beamten, der später als Bergrevisor nach Bonn versetzt wurde, besuchte Hasckarl das Bonner Gymnasium, absolvierte dasselbe 1827 und trat mit dem Gedanken, Botaniker zu werden und womöglich die tropische Flora näher zu erforschen, zunächst als Lehrling in den Poppelsdorfer Garten ein, bildete sich dort praktisch aus und übernahm dann 1833 die ihm durch den Gartendirektor Weyhe in Düsseldorf angebotene Leitung des gedachten botanischen Gartens. Dabei schloß er sich dem bedeutenden Mediziner Professor Wüger in Bonn an, um klinische Studien zu machen, immer sein Ziel, sich für botanische Reisen tüchtig zu machen, im Auge behaltend. Seine mannigfachen botanischen Abhandlungen machten ihn schon in weiteren Kreisen bekannt, so daß auf einer Ärzte- und Naturforscherversammlung in Bonn 1835 ein reicher holländischer Fieber, der sich für Botanik sehr interessierte, ihm das Anerbieten machte, ihm auf seinem demnächst nach Batavia absegelnden Schiffe freie Überfahrt zuzusichern. Für das Weitere würde sein dort wohnender Vetter, der ihn wie ein Kind im Hause halten werde, bestens sorgen. Nun, die Überfahrt unter einem rohen Kapitän war traurig genug, und die Aufnahme beim Vetter noch elender. Was anfangen, nachdem die Barschaft aufgezehrt? Mit Schreiberdiensten fristete Hasckarl sein Leben und kam nach vielen Widrigkeiten endlich in die Stellung eines wissenschaftlichen Leiters des botanischen Gartens zu Buitenzorg bei Batavia, der Residenz des Gouverneurs. Wohl genoß dieser Garten in Europa einen großen Ruf, aber mit Unrecht, denn richtig gesehen, war er nur ein verwilderter Park, an dessen Bäumen und Sträuchern wohl Tafeln mit Namen hingen, die aber meist falsch waren. Das Übelste dabei war, daß der unmittelbare Vorgesetzte Hasckarls ein Offizier war, der gar nicht begreifen konnte, was Hasckarl eigentlich wollte. Andererseits war es eine freundliche Fügung, daß Hasckarl in dem Gärtner Teyssman einen ihn allmählich verstehenden treuen Gehilfen fand, der auch späterhin stets auf Hasckarls Seite trat. In wenigen Jahren erwuchs unter Hasckarls Leitung, der die javanischen Gebirge nach allen Richtungen sammelnd durchzog, der Garten zu Buitenzorg zu einem Mustergarten für die Flora der Sundainseln. Leider hatte Hasckarl sich auf seinen Streifzügen zu viel zugemutet, denn er wurde so krank, daß er einen Urlaub von zwei Jahren zu nehmen sich gezwungen sah.

Seine zweite Anwesenheit in Java nach Ablauf des Urlaubs war besonders widerwärtig. Der betreffende Minister im Haag hatte auf Hasckarls persönliche Vorstellung den Gouverneur angewiesen, Hasckarl mit den nötigen wissenschaftlichen Instrumenten zu versehen, auch dessen Stellung günstiger zu gestalten. Davon geschah aber nichts, im Gegenteil stellte man sich feindlich dem Botaniker gegenüber, so daß Hasckarl 1845 seine Entlassung aus holländischem Staatsdienste nimmt. Er zieht sich nach Düsseldorf zurück, heiratet dort eine Holländerin und sucht durch wissenschaftliche Arbeiten, durch Zeitungs-korrespondenzen, durch die damals seltene Stenographie, dann durch die Stellung als Handelskammersekretär sein Leben durchzubringen. Die Familie vergrößert sich aber schnell, das Hungerjahr 1847 tritt ein und das unruhige Jahr 1848 folgt, wo, ach! wissenschaftliche Arbeiten wenig Beachtung finden. Unverzagt arbeitet er indessen Tag und Nacht.

Da gedachte man seiner wieder in Holland, wo eben die Frage der Chininkultur im eigenen Kolonialbesitz bei der Regierung zur Erwägung kam. Der Import der Chininarinde aus Südamerika wurde bei dem Raubbau immer geringer und es war der Zeitpunkt vorzusehen, wo er für das Bedürfnis in keiner Weise ausreichen konnte, eine wahrlich bedenkliche Aussicht für die ganze Menschheit. Auf Anregung des Botanikers v. Wedell hatte die französische Regierung mit großer Mühe Cinchonensamen und Stecklinge aus ihrer andinischen

Heimat sich verschafft und Anpflanzungen auf dem Atlas gemacht, aber ohne Ergebnis. Jetzt wollte Holland die Sache ernstlich in die Hand nehmen. Wer anders aber war die passendste Person zu diesem schwierigen Werke, als der schon bewährte Hasckarl? Würde er aber auch so selbstlos sein, nach so mannigfachen kränkenden Erfahrungen noch einmal in die Dienste Hollands zur Ausführung einer höchst schwierigen eigenartigen Aufgabe zu treten? Minister Pahud fragte bei ihm an, und allem Groll entsagend, nur froh, seinen wissenschaftlichen Zielen und einer großen Kulturaufgabe leben zu dürfen, erklärte er sich bereit, das Anerbieten anzunehmen. Unter dem Namen J. R. Müller schiffte er sich von Amsterdam aus im Dezember 1852 nach Peru ein und langt nach vielen Abenteuern am 1. Februar 1853 in Lima an. Als Reisezweck gibt er die Erforschung des Quellengebiets des Amazonasstroms, namentlich des Nebenflusses Ucayali nebst Zuflüssen an und findet bei der peruanischen Regierung für dieses Vorhaben Zustimmung, denn so war ihr ein Mittel in die Hand gegeben, über das eigene Land in jenen unekannten Gegenden näheres zu vernehmen. Die Hasckarl mitgegebenen Empfehlungen an Alcalben, Offiziere und namentlich auch an Geistliche haben ihm vielfach gute Dienste geleistet. Aber warum diese sonderbare Infognito, diese Täuschung? Warum nicht mit dem wahren Zwecke sofort herausgerückt? Nun deshalb, weil in den südamerikanischen Republiken bei hoher Strafe, selbst der des Leibes und Lebens, aus Handelsrücksichten jede Ausfuhr von Samen oder Stecklingen von Cinchonon unter sagt war. Jetzt wird die Schwierigkeit des von Hasckarl übernommenen Auftrags schon mehr erkennbar sein. Man erwäge aber dabei noch folgendes, um die Größe der scheinbar geringfügigen Aufgabe der wirksamen Verpflanzung der Cinchonon zu ermessen.

Die Cinchonon sind auf den östlichen Abhängen in einem Striche, der von Neugranada bis nach Chile hinein reicht, meist in den unwegsamsten Gegenden nur selten in geschlossenen Beständen, meist nur in einzelnen Exemplaren zu treffen. Diese an fünfzig Spezies reiche Pflanzenfamilie, die erst durch Hasckarl näher und näher bekannt geworden ist, umfaßt Arten von verschiedenstem Werte, auch solche, welche fast wertlos sind. Die Gewinnung der Samen und Stecklinge der besten Sorten war unabwiesliche Forderung, welche sich aber ohne eigene Erfahrung, die schwerlich sofort gewonnen werden konnte, nicht bewältigen ließ. Nur mit Hilfe der rauhen indianischen Cascarilleros (Rindenhammer) wurde es Hasckarl möglich, Samen zu bekommen und dann in Uchibamba selbst Stecklinge zu gewinnen, die nun in Baumwollbällen geborgen, mühsam bis Callao geschleppt, auf ein Schiff geladen und nach Holland adressiert wurden. Hier sei schon erwähnt, daß die Samen richtig ankamen und sofort in Leyden im Warmhause mit Erfolg ausgefäet wurden (die jungen Pflanzen sind dann späterhin nach Java geschickt worden) — daß aber die Stecklinge in Panama abhanden gekommen sind. Späterhin gelang es, in Sandia, nördlich vom Titicacasee, fünfhundert Stecklinge der besten Art, der Cinchon Calisaga, zu gewinnen, sie wiederum in Baumwollbällen zu verbergen und sie als Kontrebande auf ein zu diesem Zwecke in Islay ankerndes holländisches Kriegsschiff zu bringen. Auf seinen ein Jahr dauernden Kreuz- und Querzügen über die Parallelketten der Cordilleren von Peru, Bolivia und Chile galt es, ungeheure Strapazen zu bestehen, mit den zivilisierten Menschen spanisch und mit den Cascarilleros Quichoa zu sprechen und wo der Mayordomo und die Arrieros nicht weiter wollten, selbst Bahn zu brechen, dabei den vorgeblichen Zweck der Landeserforschung vor den Augen anderer festzuhalten und den eigentlichen Zweck geschickt zu verbergen. Hasckarls Körper erwies sich dabei so gestählt, daß er auf den Höhen von 4000 Meter von der Suracho, jener der Seekrankheit ähnelnden Bergkrankheit kaum berührt wurde und die Nebelregion der Cinchonon ebenso wohl ertrug, als das Eis der Gletscher und die schwüle Hitze der Flußthäler.

Endlich war Hasckarl (alias Müller) auf dem gedachten holländischen Kriegsschiffe unter dem Kommando des Col. Braam

Portgeest, der übel genug darauf zu sprechen war, daß er Schmugglerdienste leisten sollte, folglich auch Haskarl kaum eines Blickes würdigte. Die Cinchonobäumchen mußten nun in Warfsche Kisten gepflanzt und auf Deck an die Luft gebracht werden. Das wollte der Kommandant nur sehr ungern dulden, denn das Deck wurde dadurch verunziert. Haskarl gewährte, wie ein Bäumchen nach dem andern unter der Glut der Tropensonne abstarb und noch im Hafen von Batavia die ganze Sammlung von einer Sturzwellen aus dem Rahne herausgeworfen wurde und fast verloren gegangen wäre. Als in Vuitenzorg die Kisten ausgepackt wurden, fanden sich unter den fünfhundert Stämmchen nur achtundsiebzig allenfalls brauchbare vor.

Nun kam aber die weitere schwierige Frage zur Beantwortung: wohin sind die Stämmchen zu pflanzen, wohin die inzwischen aus Holland angekommenen Sämlinge? Die Cinchonon sind sehr eigensinnige Pflanzen, die außer in einem humusreichen Boden nur in einer Nebelregion tropischer Hochgebirge gedeihen. Finden sich auf Java derartige Punkte oder wird alle angewandte Mühe, werden alle damit verbundenen sehr großen Kosten vergebens sein? Unter den mit dieser Sache sich beschäftigenden Naturforschern hatten ja eine große Zahl bedeutender Namen eine wirtschaftlich wirksame Verpflanzung der Cinchonon überhaupt für unmöglich erklärt. Welch eine Arbeitslast und Verantwortung lag daher auf Haskarls Schultern, der zunächst in dem früher von ihm erforschten Urwalde bei Tjibodas seine Plantage begann und zwischen einzelnen Reihen junger Cinchonon Dadapbäume als Schattenspenden setzte. Wunder schön kamen diese Sämlinge und Stecklinge fort, aber es fehlte an Wachpersonal gegenüber den wilden Rühren, Hirschen etc., die in einem Nu die Anlage verwüsten konnten. Zum Bau eines Schutzzaunes konnte sich der Gouverneur nur schwer entschließen, so blieb für Haskarl nichts weiter übrig, als in einer Höhe von fünftausend Fuß in großartiger Wildnis selbst die Plantage zu überwachen. Aber leider richteten Insekten an den zarten Wurzeln große Verwüstungen an, und Hemmnisse aller Art seitens der nächsten Behörde, die alle billigen Forderungen mit der Bemerkung, „die Sache habe schon genug gekostet“, kurz abfertigte, machten doch Haskarls gutes Vertrauen oft zu schanden. — Überdies traf ihn eben damals ein überaus harter Schlag. Um seiner Familie ein sicheres Heim zu bieten, hatte er alle seine Kräfte aufs äußerste angespannt — sie nun nach jahrelanger Abwesenheit bei sich zu haben, war sein höchster irdischer Wunsch. Seine Gattin hatte sich mit den vier Kindern und einer Erzieherin in Pelvoatsluis eingeschifft — da erhob sich ein plötzlicher Sturm und dicht an der holländischen Küste versank das Schiff mit allem, was darauf. Die Nachricht von dem Untergange seiner ganzen Familie am 4. Dezember 1854 traf ihn im Januar 1855 und schmetterte den kräftigen Mann fast nieder. Jetzt machten sich auch die bösen Folgen seiner angreifenden Ausflüge auf Java bemerkbar, seine Kräfte schwanden und eine böse Dysenterie zwang ihn, das Hospital Weltevreden bei Batavia aufzusuchen. An eine Herstellung seiner Gesundheit auf Java konnte nicht gedacht werden, er mußte, wollte er nicht untergehen, einen unbestimmten Urlaub nach Europa nehmen. Derselbe wurde ihm wohl gewährt, aber nach Verlauf eines Jahres ward ihm seitens der Regierung ein Besuch um Entlassung aus dem Staatsdienst nahegelegt, „denn die Cinchononplantagen erforderten eine dauernde Kraft.“ Er reichte das gewünschte Gesuch ein, das ihm trotz wiedererlangter Gesundheit alsbald gewährt wurde, und er erhielt eine verhältnismäßig geringe Jahrespension von tausend holländischen Gulden. So trat er 1855 in das Privatleben zurück und ist bis heute in ihm verblieben.

Wie zeigte sich nun der Erfolg der Chinarindenkultur zunächst im niederländischen Indien? Waren die Anlagen wirklich derart, daß sie (wie viele befürchteten) bestenfalls nach fünfzig Jahren einen Ertrag abwarfen, der zu den aufgewandten Kosten und Mühen in keinem Verhältnisse stand?

Zum Erstaunen aller sich dafür Interessierenden kamen Meldungen nach Europa, daß die meisten zehnjährigen Pflanzen schon eine Höhe von etwa dreißig Fuß erreicht hätten. Schon

1869 gelangte die erste Sendung Rinde im Gewichte von 469 Kilogramm nach Europa, welche allen Anforderungen der Medizin aufs beste entsprach. Im März 1872 wurden 5800 Kilogramm Rinde in Amsterdam für 28 800 Mark versteigert. Im Jahre 1881 betrug die Einfuhr 82 500 Kilogramm, 1882 = 1 492 300 Kilogramm; ein alle überraschendes günstiges Resultat — überdies eine Beruhigung für die an Fiebern leidende Menschheit, denn bei dem Raubbaue und der sorglosen Naturwirtschaft der Südamerikaner betreffs der Gewinnung der unerseßlichen Chinarinde mußte eine Zeit kommen, da unverfälschte Ware nur den Reichen noch erschwinglich war. Haskarl hat, das erweist sich immer mehr, für die Zivilisation Außerordentliches geleistet: er ist der Bahnbrecher für die Thatfache, daß Südamerika eine für die Heilung der Menschheit ebenso wichtige Pflanze entnommen wurde, wie es für die Nahrung die Kartoffel und für den Genuß der Tabak ist. Wie fast allen Bahnbrechern ist auch ihm viel Mißgeschick, Neid und Kurzsichtigkeit der Menschen zu teil geworden. Was er geholt, gesät und gepflanzt, hat er selbst nicht ernten dürfen, aber zum Glück hat sich oben erwähntes Sprüchlein: „As de boom is groot, is de planter doot“ nicht erfüllt. Obwohl ein Greis, verfolgt er rastlos und freundlich teilnehmenden Sinnes die Erfolge seiner Bemühungen. Ihm ist auch die Genugthuung geworden, nicht nur zum Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften ernannt zu werden und als botanischer Schriftsteller alle Beachtung zu finden, sondern auch bei den Niederländern jetzt besondere Wertschätzung gefunden zu haben. So begrüßt ihn die angesehene Zeitung Het news van den Dag am 19. November 1883, am fünfundzwanzigsten Jahrestage seiner Promotion zum Dr. phil. honoris causa seitens der Universität Greifswald folgendermaßen: „Neben Francis Drake nimmt Haskarls Name eine unauslöschbare Stelle in der Geschichte ein, und ob er auch selbst oft sich verkannt und zurückgesetzt fühlen mußte, so möge er doch versichert sein, daß die Menschheit seine Schuldnerin bleibt und die Wissenschaft ihn hoch in Ehren hält. Braver Freund! In Ihrem hohen Alter reicht Niederland Ihnen die Hand, da Sie einen Tag erleben, der so schön und reich an Erinnerungen ist. Seien Sie versichert der Teilnahme der ganzen gebildeten Welt, für welche Sie so mutig und kräftig der Heilkunde zu Hilfe gekommen sind, indem Sie derselben die heilsame Wirkung der Chinarinde gesichert haben.“

Was die Gewinnung dieser Rinde angeht, so hatte man zuerst vorzugsweise die Äste abgehauen und diesen die Rinde entnommen. Jedoch zeigte sich, daß das Chinin in ihr bei weitem nicht so reichhaltig sich erwies, als in der dicken Rinde des Stammes. Wohl oder übel mußte man sich darein schicken, wie die Cascarilleros die ganzen Stämme zu fällen und abzuschälen. Dabei zeigte sich aber, daß die Cinchonon, so eigensinnig sie betreffs ihres Standortes sind, sich zäh und lebenskräftig zeigen, wo sie einmal gedeihen, denn aus den stehengebliebenen Baumstümpfen schlugen alsbald kräftige Zweige aus, von denen nur der passendste allein stehen zu bleiben brauchte, um alsbald wieder zu einem kräftigen Stamme zu erwachsen. Viel Licht und Luft erwiesen sich als besonders günstig für die Chininbildung. Da nun in Indien eine vernünftige Kulturwirtschaft für die Cinchonon, deren schon etliche Millionen Stämme nicht bloß auf Java, sondern auch auf Sumatra, Celebes und andern Moluden vorhanden sind, obwaltet, so ist dieselbe mit dem südamerikanischen Raubbaue, der eine verständige Pflege dieser hochwichtigen Pflanze verabsäumt, durchaus nicht zu verwechseln.

Haskarl folgt diesen Vorgängen mit aufmerksamem Auge. Möge der verdiente Mann in seinem behaglichen Hause an der Seite seiner zweiten Gattin, der Schwester seiner ersten, noch lange so rüstig bleiben, wie er es jetzt ist. Er hat auch das Verslein des Prinzen Moritz von Nassau als wahr empfunden:

Pflanzen und bauen laß dich nicht verbrießen,
Du und deine Kinder werden es genießen,

man setze nur statt „Kinder“ Mitmenschen.

C. R.

Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet.

Von Hans Arnold.

(Fortsetzung.)

Nach längerem Aufenthalte fand man sich am verabredeten Ort wieder zusammen. Die Herren, die bereits dort gemächlich bei „un bock“ saßen, empfingen die Nachzügler mit einem etwas ironischen „schon?“. Der Herrschüchtige, der nach Aussage der andern „nicht totzubringen“ war, hatte sich aber nochmals separiert und erkroch irgend einen Turm, nachdem er alle gebeten hatte, nicht mitzukommen, da sie ihn bloß aufhielten, eine Bitte, die anstandslos bewilligt wurde. Diese Einzelausflüge unternahm er teils aus Wissensdrang, teils in dem beseligenden Gefühl, dann zu den andern sagen zu können: „Da wart ihr nicht mit, und das war viel schöner als alles, was ihr gesehen habt!“

Ein kleiner Ausflug in die prachtvollen Gemüse- und Obsthallen von Brüssel erheiterte uns alle, denn die Ausstellung der Früchte und Gemüse war von wirklich bezaubernder Anmut, und es lag wieder ein Hauch von Frische über dem Ganzen, der uns das Zugeständnis abnötigte, daß die Grazien denn doch wohl unsere südlichen Nachbarn lieber haben als uns — eine Geschmacksverirrung, die man nur bedauern kann! Mit Schätzen an saumigen Pflirschen, glasroten Weichselfirschen und riesigen Johannisbeertrauben beladen, denen man der Kuriosität halber noch frische grüne Schalmandeln beifügte, kehrten wir ins Hotel zurück, mit dem Vorhaben, nach der Table d'hôte noch ein Stündchen in tiefster Abgeschlossenheit mit einem Schmöker zu verbringen, da ein moderiertes Blödsinnsgefühl sich bereits unserer zu bemächtigen begann.

Die Hoffnung, an der Table d'hôte näheres über Denis zu erfahren, trog — er erschien nicht bei Tisch, und wir konnten uns nur mit dem Trost begnügen, daß er anscheinend daselbe Retourbillet wie wir mit kleinen Abweichungen benütze, man also doch wohl noch vor Ablauf der Reise etwas über ihn herauskriegen werde.

Die allseitige Schmökerstunde, die sich wohl fast durchgängig in eine Schlummerstunde verwandelt hatte, entsprach den Erwartungen, denn erfrischt und vergnügt rüsteten wir uns, den Abend in den herrlichen Anlagen des Brüsseler Stadtgartens zu verbringen. Das Vaughall-Etablissement, von einer großen bunten Gesellschaft belebt, lockte uns durch Ankündigung eines Konzertes, und bald genossen wir „unter Bäumen süßes Träumen“ wie die Gräfin Melanie im Naturwälder, dieses Träumen wurde durch die Musik auch nicht unterbrochen, denn der Vaughallgarten ist so akustisch konstruiert, daß wir, obwohl in ziemlicher Nähe des Orchesters sitzend, doch bei größter Aufmerksamkeit nur hin und wieder einen ganz unvermittelten Geigenton oder Paukenschlag aufgingen, und es im übrigen nur den Gesten des Kapellmeisters, den aufgeblasenen Backen der Trompeter und den herauf- und herabfahrenden Armen der Geiger glauben mußten, daß unter dem Zelte vor uns Musik gemacht werde.

Besonders lustig war ein Geigen solo. Ein etwa fünfzehnjähriger Virtuos bestieg mit tiefer Verbeugung die Tribüne und fiedelte lautlos etwa fünfundzwanzig Minuten hintereinander. Donnernder Beifall belehrte uns, daß es sehr hübsch gewesen sei.

Daß wir doch nicht ganz auf einen Ohrenschmaus verzichten mußten, dafür sorgte eine Dame vor uns, deren große Brillantohrringe schon zu Wetten in unserm Kreise Anlaß gegeben hatten, da einige sie für Simili, andere für aufrichtige Edelsteine hielten. Die Khele der Besitzerin war aber ohne alle Frage echt, denn sie hustete von Zeit zu Zeit, oder besser, sie räusperte sich mit einem so merkwürdig lauten Ton, daß wir jedesmal erschreckt zusammenfahren und dachten, der Geburtstag des Königs der Belgier werde noch einmal nachgefeiert. Schließlich zählte man schon die Pausen zwischen jedem Brüllhusten und war beleidigt, wenn er länger als bis sechzehn auf sich warten ließ, denn das war so seine gewöhnliche Ruhezeit. Für diesen Genuß hatten wir a Person einen

Frank bezahlt, denn, wie gesagt, das war das einzige Konzert, das zu unsern Ohren drang.

Nachdem wir alle Stadien des interessanten Phänomens beobachtet hatten, und es bereits den Reiz der Neuheit verlor, tranken wir unser Grenat, ein beliebtes, etwas süßliches Fruchtstgetränk — aus und begaben uns auf den Heimweg. Der Enthusiast machte noch einen Abstecher, um sich eine Pferdebahnpfeife zu kaufen, da er so begeistert von dem gellenden Pfiff der dortigen Tramwaykondukteure war, daß er ohne diesen Ton nicht mehr existieren zu können glaubte. Nachdem er die eibliche Versicherung hatte abgeben müssen, nie in unserer Gegenwart zu pfeifen, wurde ihm der Ankauf gestattet, und wir wanderten durch die nächtlichen Anlagen im Vollmondschein nach dem Hotel zurück und schliefen, als wenn wir nie mehr etwas anderes thun wollten.

Am nächsten Morgen wurde nach Antwerpen aufgebrochen, Anvers, sprich Anverß, wie Freund Bädeler uns liebevoll ermahnte. Nach kurzer, erlebnisloser Fahrt langten wir an. Die Ankunft auf dem Bahnhof zeichnete sich dadurch aus, daß auf jeden ankommenden Fremden durchschnittlich zwölf Kommissionäre gerechnet waren, die uns beutegierig umdrängten, uns die Gepäckstücke entreißen wollten und uns schließlich zwangen, statt des Hotelomnibusses zwei Droschken zu nehmen, von denen sie anscheinend Tantième bezogen. Besonders ein jugendlicher Missethäter in blauer Bluse, mit kurzer Pfeife, überschüttete uns mit Vorschlägen und Anerbietungen in greulichem flammender Französisch, um sofort mürklich zu verstummen, als wir ihn für seine Suade anscheinend nicht reichlich genug belohnten — ein feiner Zug, der uns zu dem Glauben berechnete, daß er bei den Beguinen erzogen worden sei. Der Enthusiast hatte es trotz allgemeinen Widerpruchs durchgesetzt, daß wir in das H. Hotel fuhren, wogegen wir übrigen eine instinktive Abneigung fühlten. Aber da er erklärte, es wäre dies das beste, schönste, preiswürdigste nicht nur aller Antwerpner, sondern aller irdischen Hotels, so fügten wir uns seinen Wünschen.

Bereits der Empfang war deprimierend. Am Geländer der großen Treppe, die ungemütlich und teuer ausah, lehnte Madame, die Besitzerin des Hauses. Sie betrachtete uns mit feindseligen Blicken, nannte kurz und böse einen exorbitanten Preis für die Zimmer und wurde so drohend, als wir bescheiden zu remonstrieren wagten, daß wir ganz verlegen abzogen. Zu Raß und Ruhe war keine Zeit, denn knapp anderthalb Tag für Antwerpen inklusive der Weltausstellung, reicht nicht viel, wie man mir zugeben wird. Also auf nach Valencia, und hin nach den Museen, die übrigens an Schönheit sowohl was die Räume, als was die Bilder anlangt, alles bisher Gesehene in den Schatten stellten.

Wir verkrümelten uns wieder auf Verabredung gänzlich, und jeder versenkte sich nach eigenem Geschmack und Bedarf in das Betrachten der Herrlichkeiten, die hier in wahrhaft überwältigender Fülle zu sehen waren.

Die Zahl und Schönheit der Rubens'schen Gemälde erregte die tiefste Bewunderung vor der Schöpferkraft des Meisters und wir fühlten alle, daß zum Vollgenuß dieser Sammlung Jahre kaum ausgereicht hätten — und daß die flüchtigen Stunden eben genügten, um sich sehnsüchtig mehr Muße für diesen Hochgenuß zu wünschen.

Als Seltsamkeit in dem Antwerpener Museum müssen wir erwähnen, daß in einem der letzten Säle, ganz in seine Arbeit versenkt, ein Maler saß, der meisterhaft ein niederländisches Bild kopierte — aber mit den Füßen! Der Mann hatte keine Hände, er hielt den Pinsel mit den Beinen des rechten, die Palette mit denen des linken Fußes, und machte es durch einen verschieb- und verstellbaren Stuhl möglich, mit seinen Gehwerkzeugen mehr zu leisten, als mancher andere mit seinen Fingern.

Da er über die Füße graue Halbstriumpfe gezogen hatte und die Beine mit unglaublicher Geschicklichkeit brauchte, so war der Eindruck ein durchaus nicht störender. Das Wort „Raffael wäre ein großer Maler gewesen, auch wenn er ohne



Ein seltener Fund. Gemalt von Otto Goldmann.

Hände zur Welt gekommen wäre“, fiel uns ein und wir verliehen den einsamen Maler mit dem Gefühl, daß wir hier einen wirklich großen Menschen vor uns gehabt hätten — groß durch die Energie, die er bewiesen, und durch dies gänzliche Versenken in seinen Beruf, welches ihn gegen die beobachtenden Menschen völlig gleichgültig machte.

Vom Museum trennte man sich, damit jeder speisen konnte, wo und was er wollte, und demgemäß weniger oder mehr Zeit für die übrigen Sehenswürdigkeiten Antwerpens fände. Die Stadt, die wir bei dieser Gelegenheit zum Teil durchwanderten, trägt einen ganz allgemeinen europäischen Großstadtcharakter, und nur hin und wieder fällt ein interessantes Bauwerk auf.

Wir bemerkten bei unserer Tour durch die Straßen, daß die meisten Häuser gesflaggt hatten. Auf unsere Frage nach dem Grunde dieser Ausschmückung erwiderten uns verschiedene Antwerpner: „Heut ist der Geburtstag Sr. Majestät des Königs Leopold!“

„Schon wieder?“ fragten wir uns verwundert, und freuten uns nur, daß wir nicht schon in Antwerpen geschlafen hatten, da doch sicher der abermalige Geburtstag durch abermaliges Schießen wäre begrüßt worden. Kopfschüttelnd über die anormalen Belgier, die zwei Tage hintereinander geboren werden, beruhigten wir uns endlich damit, daß dies vielleicht nur ein Vorrecht des Monarchen sei, und dachten vorläufig nicht weiter darüber nach.

Nach Ablauf von etwa einer Stunde fanden wir uns alle in der Kathedrale wieder, die in jeder Beziehung wohl die großartigste der Erde ist. Das Gebäude an sich ist schon so imposant, wie kaum ein zweites, und die darin enthaltenen Kunstschätze, vor allem Rubens' Grablegung Christi, ein riesiges Gemälde, welches leider, außer zu bestimmten Stunden, durch einen grünen Vorhang verhüllt ist, würde allein die Reise nach Antwerpen lohnen.

Störend sind in solchen erhebenden Momenten nur immer die Künstler mit ihren servilen Tringeldsgesichtern und ihren vielen Erklärungen, die den Eindruck des Gotteshauses stören und verwirren.

Eine ganz besonders schöne Kanzel mit herrlichstem Schnitzwerk fesselte unsere Blicke. Sie stellt einen großen Baum mit reichstem Ast- und Blätterschmuck dar, mit Früchten beladen und von den mannigfaltigsten Vögeln belebt. Vor allem aber entzückten uns eine Reihe lebensgroßer Figuren in Holzschnitzerei, Gestalten aus der Zeit der ersten Christen darstellend, die an Lebenswahrheit des Ausdrucks und Feinheit der Ausführung keinem Marmorkunstwerke nachstehen. Vor allem war es die Gestalt einer alten Frau, welche uns entzückte und bei der die Muskulatur der Hände und des Halses so wunderbar ausgeführt war, daß jede Rinne zu sehen ist — und dabei wie himmelweit verschieden ist der Kopf und die Erscheinung der schönen Greisin von der grausamen Realistik unserer Tage und unserer Kunst.

Der Nachmittag dieses überreichen Tages war der Weltausstellung gewidmet, mit dem Vorbehalt, um sechs Uhr zur Table d'hôte zurück im Hotel zu sein, da sich, wie uns die lebenswürdige Wirtin sofort mitteilte, im andern Fall der Preis jedes Zimmers um fünfzig Prozent erhöhe.

Wir bestiegen denn den ersten Tramway, der sich durch Fahne und Aufschrift als Ausstellungswagen ankündigte, und fuhren nach dem Platz, wo abermals wehende Fahnen uns zum Eintritt aufforderten.

Zur Beruhigung manches Lesers will ich nun gleich hier die freundliche Versicherung abgeben, daß es mir nicht etwa beikommen kann, die Weltausstellung zu beschreiben — ich wüßte gar nicht, wie ich das anfangen sollte! Ich will hier nur flüchtig eine oder die andere Ausstellungsgruppe streifen, wie sie sich uns zeigte, und wie sie durch die individuelle Auffassung ja doch jedem anders erscheint. Zunächst mußten wir alle einen betrieblenden Mangel an Patriotismus in uns entdecken. Die heimischen Produkte wurden flüchtig mit einem „ach, nur aus Köln — nur aus Berlin!“ abgethan — denn

wir lechzten nach wahrhaft Weltausstellungsartigem, nach fremdländischen Erzeugnissen und womöglich fremdländischen Menschen!

So rannten wir denn eilig durch Deutschland hindurch, berührten Österreich nur flüchtig, und nachdem wir auch Frankreich unsern Erwartungen nicht entsprechend fanden, kamen wir in Italien an, das entschieden die Krone der Ausstellung genannt zu werden verdient.

Hier fesselten uns vor allem und bei der Menge des Gebotenen fast ausschließlich die Werke der bildenden Kunst; die spielende Leichtigkeit, mit der die Italiener von heute den Marmor behandeln, ist ja bekannt — aber doch erregten gerade wieder diese kleinen Marmorstatuetten immer aufs neue unser Entzücken, mit ihrer atlasweichen Form und Farbe. Eine besonders anmutige, häufig wiederkehrende Gestalt war ein Mädchen, das sich einen Schleier über den Kopf gezogen hat, unter dessen Falten das lieblichste Gesichtchen zu erkennen ist, — man fragt sich immer aufs neue, wie es möglich sei, daß die Künstlerhand dem Marmor diese schmiegsame Grazie einzuhauchen verstand!

Die wundervollen Terrakotten, die im ausgelassensten Übermut des Genies geformt schienen, die sich hier als graziose Bambinos auf dem Sockel einer Vase übereinander fugekten — dort als wild anmutige Tamburinschlägerin hingeworfen an einem römischen Kreuze lehnten — die hier mit dem Dudelsack und Murrelter einherschritten — dort kleine, etruskische Gefäße auf dem Kopf tragend, uns entgegenblickten — waren wirklich von unbeschreiblichem Reiz, und wir konnten uns von dieser Abteilung der Ausstellung gar nicht trennen.

Ganz besonders zog uns alle ein melancholischer Frauenkopf in naturfarbener Terrakotta an, mit dem römischen Kopftuch und einem zarten, sanften, traurigen Profil. Dies Gesichtchen hatte es uns förmlich angethan, und sein Reiz wurde noch wesentlich erhöht, als die Mutter und die Nichte, die noch einmal — und noch einmal dahin zurückkehrten, unsern Freund Denis entdeckten, der ebenfalls ganz in den Anblick der Terrakottendame versenkt schien.

Die beiden kehrten aufgeregt und triumphierend mit ihrer Nachricht zu den übrigen zurück, diese aber verhielten sich kühl. „Gewiß erinnert ihn das Gesicht an seine verlorene Liebe!“ seufzte eine der Damen.

„Das that die Schöne in Ostende nach allgemeiner Auffassung auch schon!“ bemerkte der Ordnungsliebende gefühllos, „und etwas Verschiedeneres, als das mädchenhafte Köpfchen hier und der übermütige Sprühtenfel dort ist doch wohl kaum zu denken!“

„Die Ostender Schöne war übrigens wirklich vom Theater!“ fügte der Herrschsüchtige auf unser Verstummen bei, „ich erfuhr es noch am letzten Morgen vom Portier des Kurhauses und habe es nur vergessen mitzuteilen! Sie ist vom Ballet in London — darum tanzte sie auch so gut!“

Die Damen blieben aber ihrer Schwärmerei trotz dieser Alarmanmeldung getreu, und beharrten dabei, daß Denis sich nur in den Strudel des Ostender Badelebens gestürzt habe, um seine unglückliche Liebe zu vergessen — er sah zu entschieden danach aus!

Der Streit ließ sich vor der Hand nicht ausfechten und wir begaben uns weiter in die Weltausstellung hinein.

Nachdem wir uns endlich von Italien getrennt und noch flüchtig über die täuschenden Imitationen alter Sachen amüsiert hatten, die mit ihren verrosteten Beschlägen, zerbrochenen Verzierungen und künstlicher Schmutzfarbe das „mundus vult decipi!“ predigten — führte uns unser Weg an einem Spiegellager vorbei — wenn ich nicht irre Eigentum eines deutschen Fabrikanten — vor dem wir überrascht stehen blieben.

Ob die Gläser besonders schön geschliffen oder ob es eine eigene Glasart war — ich weiß es nicht — aber ich habe noch nie so strahlend helle und klare Spiegel gesehen. Die Wirkung derselben war in keiner Weise durch Zuthaten beeinträchtigt, nach Art der Moraständer geschliffen ohne Einfassung und Rahmen stand das schöne Glas einfach da und

warf dem Beschauer sein Bild in fast unheimlicher Klarheit und Schärfe zurück.

Sehr erheiternd wirkten zwei Spiegel, deren einer konvex, der andere konvex geschliffen war, und die jeden, der hinein sah, als unendlich lächerlichen Zwerg oder langgestreckten Riesen erscheinen ließen.

Wer vorbeiging, warf natürlich fast ausnahmslos einen Blick in dieses Spiegeln an der Wand, und es war über die Massen ergötlich, die Mienen zu beobachten, die durch den Anblick dieser plötzlichen Selbstkarikaturen erzeugt wurden.

Zwei von uns ließen sich ganz in der Nähe nieder und verbrachten wohl eine Stunde damit, die Vorübergehenden zu beobachten. Besonders amüsant war eine englische Familie, die den nötigen Humor für die Situation hatte. Zuerst erschien ein netter, sonnenverbrannter Junge von etwa siebzehn Jahren, guckte harmlos in den Spiegel, prallte zurück und lachte so von Herzen los, wie leider sehr wenig Leute lachen. Wir beteiligten uns natürlich nach Kräften.

Nach mehrmaligen geglückten Experimenten, wie er wohl am greulichsten aussähe, verschwand der Jüngling und kehrte bald mit zwei niedlichen Schwestern zurück, die er mit ehrbarster Miene an den Spiegel geleitete, um sich an ihrem Schreck mit erneutem Jubel zu weiden. Schließlich wurde noch ein weißköpfiger, rotbärtiger Vater, der aussah, wie aus einem englischen Bilderbuch geschnitten, herbeigeschleppt, und sogar eine todmüde Mutter mit langer Oberlippe und schläfrigen Augen, die schon in einen der bereitstehenden Rollstühle gesunken war, kam nicht um den Genuß, sich in dem wunderbaren Glase zu bespiegeln.

Unsere Gesellschaft hatte sich inzwischen so gänzlich verloren, daß es undenkbar schien, wie man sich je wieder finden sollte. Einer war zuletzt in Schweden, der andere in der Türkei gesehen worden, und wieder zwei andere besuchten Angra Pequena und Kamerun, um sich mit den zukünftigen Landsleuten auf alle Fälle bekannt zu machen.

Der kleine Rest, der sich in Rußland bei den schönen Pelzen das Herz erwärmen ließ, kam nun zu dem Entschluß, in irgend einer Restauration, von denen es ja wimmelte, von den Eindrücken auszuruhen.

Die Anlagen, welche das Ausstellungsgebäude umgaben, boten Gelegenheit genug, sich zu erfrischen. Da war ein reizendes Moselhäuschen, ein Wiener Café, ein türkisches Bekt, eine tyroler Milchwirtschaft und eine Münchener Bierstube mit netter, ringsumlaufender Holzveranda. Diese letztere schien nicht überfüllt, und wir sanken todmüde auf die bereitstehenden Sessel nieder und riesen nach Bier.

Zwei halbwüchsige, furchtbar dicke Jungen in oberbayerischer Tracht taumelten bei unserm Nahen aus so tiefem Schlaf auf, wie der Küchenjunge im Dornröschen — hoffentlich nicht mit denselben betrübenden Ohrfeigen-Antecedenzen. Wir bedauerten die übrigens ganz nette, gewandten Burschen erst wegen ihrer Ermüdung, bis es sich herausstellte, daß sie nur aus Langeweile geschlafen hatten.

Ihr Restaurant hatte wenig Zuspruch, und da saßen nun die beiden Wastl, die ihrem Deutsch nach entschieden Antwerpener waren, einander gegenüber, und gähnten wie die Abgründe aus Mangel an Beschäftigung.

Sie brachten das verlangte Getränk, stellten es vor uns hin und fielen dann sofort, wie zwei maskierte Mehlsäcke, wieder in ihre Ecken zurück, aus denen sie erst durch den Ruf: „Zahlen!“ wieder emporgerissen wurden.

An uns vorüber strömte und wanderte indessen das bunteste Publikum. Aller Länder Jungen ertönten, Mähren und Weisse, Franzosen und Engländer trieben sich in Scharen in den Gängen des Ausstellungsarkades umher, und es war alles so besonders und auffallend, daß nichts auffiel. Doch — eins! ein paar dicke Holländerinnen mit Wulstärmeln und ungeheuern Faltenröcken, die gewundenen goldenen Seitennadeln wie Southdownhörner an den Schläfen, lenkten die Blicke auf sich, und gingen in dem stolzen Bewußtsein, daß

diese Aufmerksamkeit nur Bewunderung bedeute, watschelnd und selbstzufrieden einher.

Inzwischen war es sechs Uhr geworden, und wir gingen zum Tramway, in der sicheren Erwartung, daß unsere verlorenen Kleinodien, der Herrschsüchtige, die Nichte und der Ordnungsliebende sich zur Essenszeit pünktlich wieder einfänden würden. Und so war es auch! in einer halben Stunde saßen wir alle mit einer großen, fremden Gesellschaft im G. Hotel an der Table d'hôte und merkten jetzt erst, daß Ausstellung besehen nicht nur müde, sondern auch hungrig macht. Unserm armen Enthusiasten stand jetzt eine schwere Prüfung bevor. Während der ganzen Reise hatte er sich auf das Essen im G. Hotel gefreut, uns davon vorrennommiert — und nun? Ein Gericht folgte dem andern und eins übertraf das andere an schlechter Zubereitung und abscheulichem Geschmack.

Der Enthusiast, der selbstredend auch Choleriker war, drohte das ganze Hotel anzuzünden, und hätte für sein Leben gern herausgefunden, daß er überredet worden sei, hinzugehen — aber er war einer gegen zu viele —, er mußte im wahren Sinne des Wortes essen, was er sich eingebracht hatte.

Da uns der Tag an Kunst so viel geboten hatte — die gastronomische war freilich dabei nicht eingerechnet —, so sehnten wir uns jetzt alle nach etwas Natur, und der Vorschlag des Ordnungsliebenden, noch in zwei Droschken etwas an den Häfen hinaus zu fahren, fand allgemeinen Anklang.

Bald rollten wir in die Abenddämmerung hinaus, durch die engen Schiffergassen, welche die Nähe der Häfen zu verkünden pflegen, und hinaus an die prächtige Schelde.

In dem dunkelklaren Wasser bligte schon der Widerschein einzelner Sterne auf — wie schlafend lagen die großen, regungslosen Schiffe da —, ein frischer Wind strich beruhigend und sanft über das Land, und als nun gar auf unserer Rückfahrt durch die herrlichen Anlagen uns der liebe Mond begrüßte und seine märchenhaften Lichter in das zarte Grün der Bäume streute, da sagten wir alle: „Das ist doch noch schöner als die Weltausstellung!“

„Ja, ja!“ bemerkte der Enthusiast, „aber morgen gehen wir doch noch einmal hin!“

Der nächste Morgen weckte uns wieder in eigentümlicher Weise. Es wurde zwar nicht geschossen, aber geheult! Die Schlafstubenfenster des Hotels, das im Karree gebaut war, gingen auf einen großen, durch Anlagen in einen Garten verwandelten Hof hinunter, und wir hörten von dort aus die jammervollsten Töne. Ein so schluchzendes, herzbrechendes Geschrei hatten wir alle fast noch nie vernommen, und die allgemeinste Entrüstung machte sich Bahn, daß unmenschliche Eltern ihr Kind dazu mit zur Weltausstellung nahmen, um es dort so zu prügeln.

Denn es war Kindergeschrei oder Geschluchze, das unterlag keinem Zweifel, was uns hier als Morgenständchen serviert wurde. Wirklich erschüttert und von Mitleid zerrissen begaben wir uns zum Frühstück hinunter, nachdem wir vergeblich den Hof durchspäht hatten, um das Kind zu entdecken, welches unsere Teilnahme so energisch herausforderte. Je näher wir dem Frühstückstisch kamen, der auf dem Hofe sich befand, desto deutlicher und lauter ertönte das Wehgeschrei. Und nun standen wir vor der Ursache!

Man denke sich unsere Gefühle, als wir entdeckten, daß ein Papagei in einem großen, runden Käfig saß und so bitterlich weinte! Ich fühle übrigens, daß ich mit dem Ausdruck „weinen“ den Leistungen des seltenen Tierchens absolut nicht gerecht werde — ich kann nur wiederholen, er heulte laut und jammervoll, und zwar heulte er laut und unverbrossen viele Stunden lang, nur dann sich unterbrechend, wenn er mit einem widerwärtig eigensinnigen Keifton unverständlich zankte und brummte, um dann sofort wieder in seine furchtbare Spezialität auszubrechen.

Etwas so unaussprechlich Lächerliches kann man sich gar nicht denken! Das Tier mit seinem klugen, alten, krummschnäbligen Gesicht, so bald mit erstickter Stimme murren, bald laut aufbrüllen zu hören, war von geradezu unnach-

ahnlicher Wirkung, und machte mir wenigstens so viel Spaß, wie die halbe Weltausstellung.

Auf unser entsetztes Fragen, wer denn dem Papagei so viel vorgeheult habe, wurde uns bedeutet, er sei in einer Familie mit zwölf Kindern aufgewachsen, und da hätte eins zum mindesten doch immer geschrien, so daß er recht mit Muße seine Studien hätte machen können!

Und wozu war der Papagei im Hotel? „Zur Unterhaltung der Gäste!“ wurde uns erwidert, „er ist aber auch zu verkaufen — für 200 Frank!“

„Bringen wir ihn doch jemand mit!“ schlug der Herrschüchtige ironisch vor.

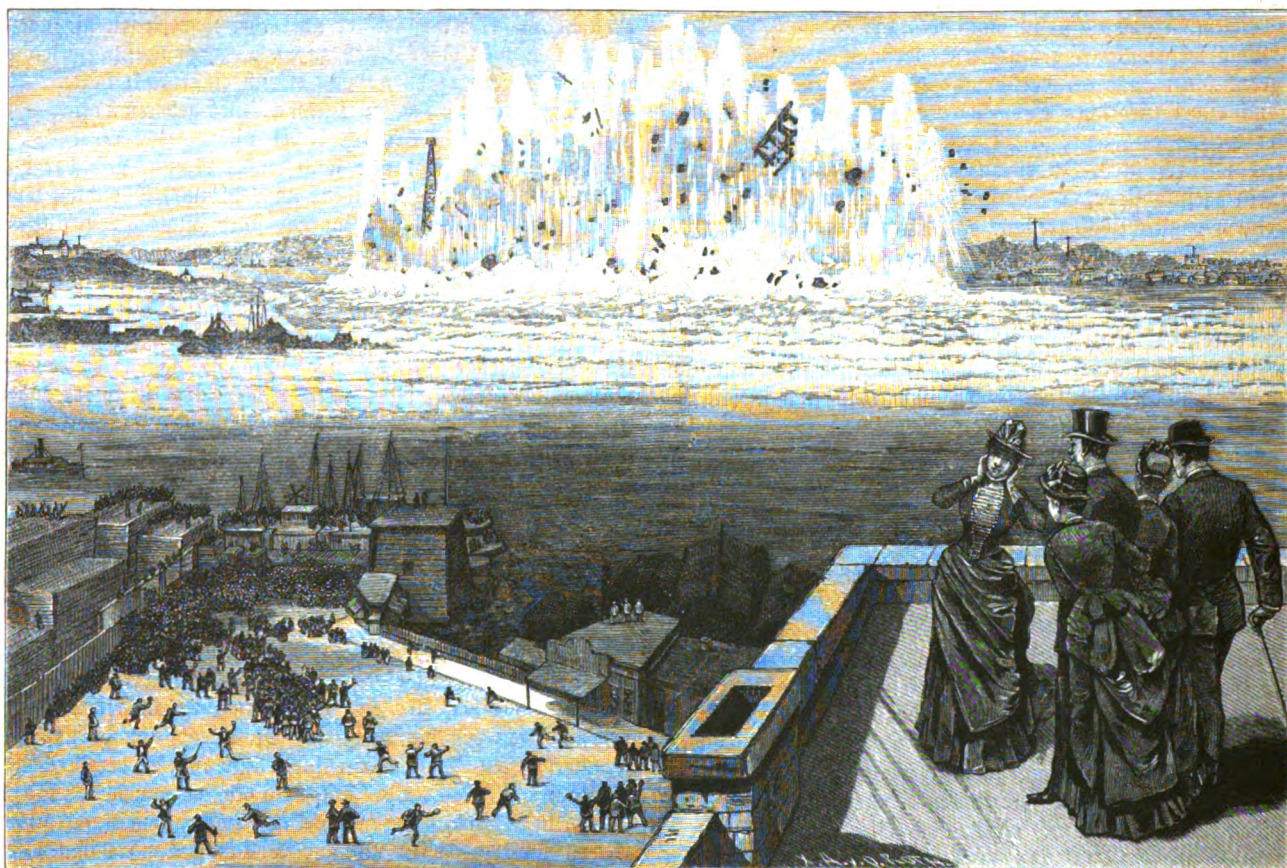
Der Enthusiast nahm das ernsthaft und trat sofort in die lebhaftesten Unterhandlungen mit dem Wirt, wie es schien

zu binden, indem wir ihm zu bedenken gaben, daß er ja viel besser thäte, sich den streitigen Vogel unter Kreuzband nachschicken zu lassen, wo er dann ungefähr gleichzeitig mit des Ordnungsliebenden Zentner-Porzellantafel anlangen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprengung von Hellgate.

Die Entwicklungsgeschichte New Yorks ist selbst für amerikanische Verhältnisse beispiellos: vor zweihundert Jahren hatte die Stadt 4000 Einwohner, vor hundert Jahren 30 000, vor dreißig Jahren bereits über 500 000 und heute mehr als 1 1/2 Millionen, ohne die zahlreichen, mit der Metropole mehr oder minder schon verwachsenen Nachbarstädte zu berücksichtigen, unter denen Brooklyn mit ebenfalls weit über einer halben



Die Sprengung des Höllenthorfelsens im Hafen von New-York. Der Augenblick der Sprengung.
Nach amerikanischen Quellen.

fest entschlossen, wenn er den Wundervogel für 199 Frank 50 Centimen bekäme, ihn sich nicht entgehen zu lassen.

„Das wäre doch einmal etwas Apartes“, rief er begeistert.

„Ja wohl — und so nett auf der Reise!“ jagte der Ordnungsliebende, „denken Sie sich den einmal so von früh bis Abend im Koupee heulend, und wenn er einmal aufhört, pfeifen Sie auf ihrer Pferdebahnpfeife.“

Die Familienmutter bekam indes sentimentale Anwandlungen, da das Geschrei sie lebhaft in ihre Kinderstube daheim versetzte, wo sie, ohne zweihundert Frank zu bezahlen, denselben Ohrenschmaus schon oft gehabt hatte.

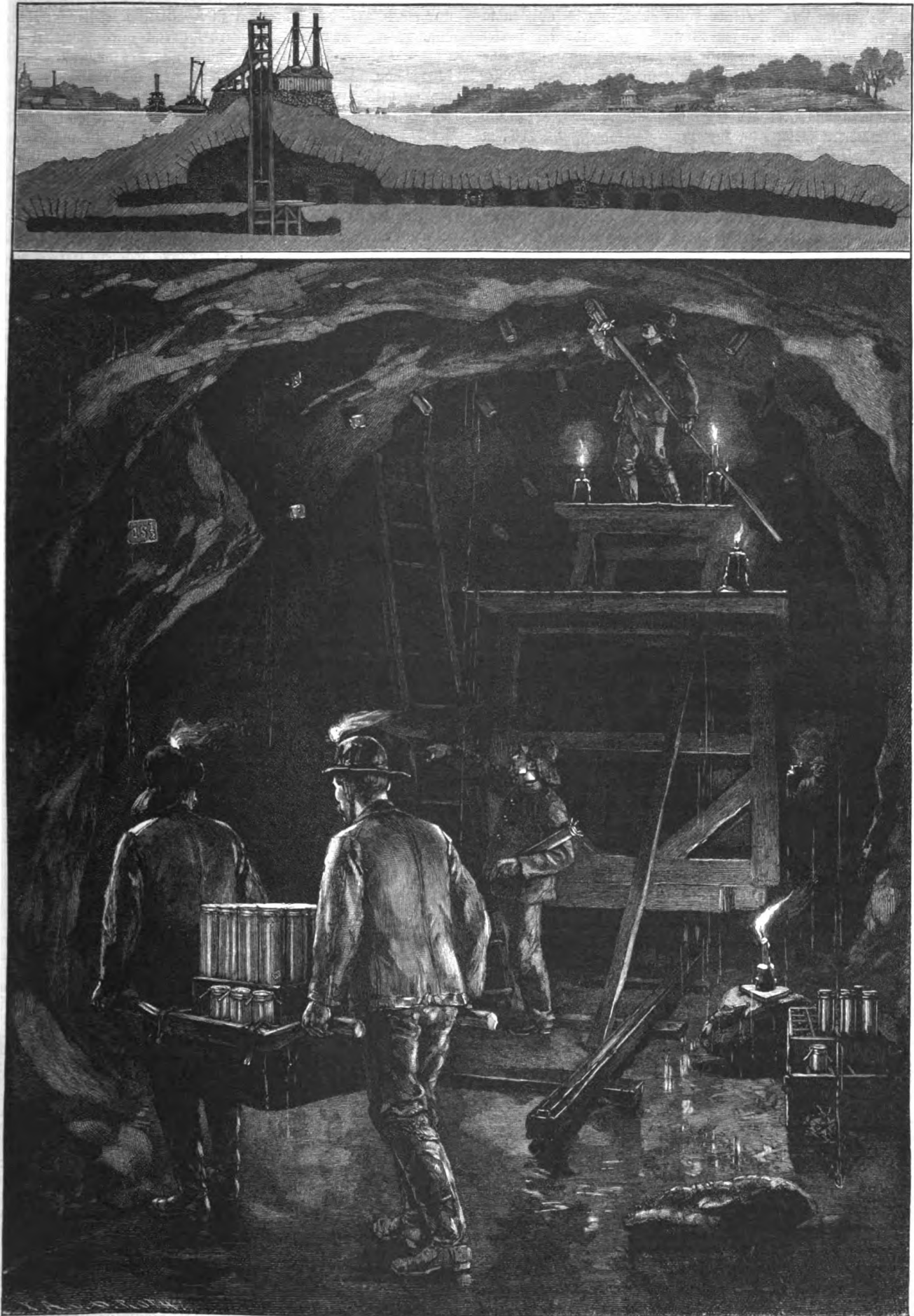
Kurz, es schien an der Zeit, daß man sich von dem merkwürdigen Tier trennte, und zugleich dem Hotel Lebewohl sagte, um noch einen letzten Besuch in der Ausstellung zu machen, und von da zur Bahn zu fahren.

Portier und Kellner verfolgten den Enthusiasten, in dem sie ihren Befreier von dem Heulbold erblickten, mit Anpreisungen des Papageis bis in die Hausthür, und wir brachten ihn mit Mühe von dem Gedanken ab, sich schon jetzt

Million obenanstellt! Mehr als 20 000 Ozeanfahrräder laufen jährlich, die Küsteneisenfahrzeuge nicht gerechnet, in den Hafen der Riesenstadt, die nur noch von London an kommerzieller Bedeutung überflügelt wird, ein, der Wert der Ladungen aller die Hafeneinfahrten passierenden Schiffe wird mit zehn Millionen Mark täglich eher zu niedrig, als zu hoch berechnet sein.

Zweifellos ist der Hafen einer der besten der Welt; durch die vorliegenden Inseln geschützt, kann er Fahrzeuge bis zu zehn Metern Tiefgang jederzeit aufnehmen, und nur die östliche Hafeneinfahrt selbst war bisher gefährdet durch zahlreiche Riffe, Sandbänke und Strudel: Hellgate — das Höllenthor — hatten sie bereits die ersten Erforscher genannt und diesen Namen hat sie bis heute behalten. Mit schrecklicher Regelmäßigkeit forderte, wie man sagt, die gefährliche Passage unerbittlich ihren Zoll von einem Schooner in der Woche und alle Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich auf die Dauer als hin-fällig. In der ersten Hälfte der sechziger Jahre entschloß sich die Regierung der Vereinigten Staaten denn auch endlich, dem Höllenthor energisch zu Leibe zu gehen — der stetig

Durchschnitt des Klufffelsens mit dem darin befindlichen sechsß Fuß tiefen Schacht und Stollen.



Die Sprengung des Höllenthorfelsens im Hafen von New-York.
Das Laden der Bohrlöcher in einem der Gänge mit Dynamitpatronen.
Nach amerikanischen Quellen.

wachsende Schiffsverkehrsverföhr ließ die Notwendigkeit einer gründlichen Besserung der Tiefenverhältnisse dringend notwendig erscheinen. Nach jahrelangen Vorarbeiten wurde im Herbst 1876 das gefährlichste der Risse bei Hallets Point durch eine gewaltige Mine gesprengt, und es ist noch in frischer Erinnerung, wie sich damals die Yankee-Ingenieure rühmten, mit dieser Sprengung, bei der beiläufig bemerkt 50 000 Pfund Sprengmaterial gleichzeitig zur Explosion kamen, den größten Schuß abgefeuert zu haben, der jemals seit Berthold Schwarz geladen wurde. Nach der Begräunung der Trümmer stellte sich heraus, daß an Stelle des fürchterlichen Risses ein etwa 26 Fuß breiter, mäßig tiefer Kanal entstanden und Hellgate damit von einem seiner größten Schrecken befreit war.

Indessen blieb das Fahrwasser immer noch recht gefährlich und es schien, als ob jene erste Sprengung denn doch die hochgepannten Erwartungen nicht voll befriedigt hätte. Wenigstens wurden schon in den nächsten Jahren die Arbeiten wieder aufgenommen und galt es diesmal das sogenannte Middle Reef auf der Westseite des Hauptkanals zu beseitigen, einen massigen Komplex von einzelnen Felsen, von denen die bedeutendsten von altersher als Flutfelsen, Negerkopf, Bratrost zc. getauft waren. Natürlich spielten die modernen Explosivstoffe, ohne welche derartige Arbeiten überhaupt unausführbar wären, die Hauptrolle: im Floodrock, dem Flutfelsen, wurde ein sechzig Fuß tiefer Schacht abgeteuft und rings um diesen durch das ausgehobene Material eine kleine künstliche Insel als Ausgangspunkt für alle weiteren Operationen geschaffen. Hier erhoben sich bald die unentbehrlichen oberirdischen Teile der Minenanlagen, die Hebeapparate und Dampfpumpen, die Maschinenhäuser und Reparaturwerkstätten, während vom Boden des Schachtes aus Galerien nach allen Richtungen durch das felsige, zähe Gestein vorgetrieben wurden. Allmählich entstanden nicht weniger als dreiundzwanzig Hauptgänge in nord-südlicher und doppelt so viele Stollen in westöstlicher Richtung in einer durchschnittlichen Entfernung von 25 Fuß voneinander — die gesamte Ausbehnung der Minengänge betrug schließlich nicht weniger als 20 000 Fuß.

Sehr verschiedenartig mußte die lichte Höhe der Stollen gehalten werden, da dieselbe wesentlich von der wechselnden oberen Wassertiefe abhängig war. Durchschnittlich ließ man 15 bis 20 Fuß Decke stehen, die ungleichartige Beschaffenheit des Gesteins rief aber dennoch nicht nur eine allgemeine Feuchtigkeit in der Grube, sondern an einzelnen Stellen auch zeitweise recht empfindliche Sturzbäche und selbst Durchsickerungen hervor, die eine umfassende Wasserförderung bedingten. Ein eigenes kleines Häuschen auf dem Grunde eines Hauptstollens war zu dem Zwecke errichtet und mit ausgiebiger Dampfheizung versehen worden, den Arbeitern das Auswechseln ihrer durchnässten Kleidung zu ermöglichen. Daß in den Stollen all die verschiedenartigen modernen Vorrichtungen zur Erleichterung des Betriebes, die Schienengeleise, die Drainagen und die Röhrenwerke für die Zuführung komprimierter Luft nicht fehlten, bedarf kaum der Erwähnung.

Aber nun zur Hauptsache! In den Stollen wurden teils in den Zwischenwänden, teils in der Decke etwa 15 000 Bohrlöcher von durchschnittlich zehn Fuß Tiefe derart angebracht, daß der spätere Wirkungsbereich der Ladung jedes einzelnen Bohrloches bis zu dem des nächstgelegenen reichte. Dynamit und ein scharf explosibles Sprengpulver (Rackarock powder — nach den Berichten ein Gemisch von Kaliumchlorat und Nitrobenzol) waren zur Füllung der Sprengpatronen bestimmt, und wenn man bei jener ersten Sprengung im Jahre 1876 rund 50 000 Pfund Explosivstoffe verbrauchte, so steigerte sich jezt der Bedarf auf fast das sechsfache; nicht weniger als 275 000 Pfund wurden in die einzelnen Kammern und Bohrlöcher verladen — eine Masse, die mehr als hinreichend gewesen wäre, um zweckentsprechend verteilt ganz New York in einen Schutthaufen zu verwandeln.

Das einzige Mittel zur Entzündung der gewaltigen Minenanlage, in der That weitaus der gewaltigsten, welche die Welt je gesehen hat, gab natürlich der allzeit dienstbereite

elektrische Funken. Man konnte sich indessen darauf beschränken, nur einen Teil der Patronen zu unmittelbar elektrischer Zündung vorzubereiten, da mit Sicherheit vorauszusehen war, daß der enorme Gasdruck und die Erschütterung des nach allen Richtungen durchwühlten Felsens den Rest gleichzeitig zur Explosion bringen würde; immerhin schloß man etwa 3000 Patronen direkt an den Leitungsdraht an. Schließlich wurde der Flut, nachdem alle Bohrlöcher wasserdicht verdammt waren, freier Eintritt in die Mine gestattet, so daß das Wasser nun gleichsam eine zweite starke Verdnmmung bildete und die Wirkung der Explosion erhöhen mußte. Übrigens sah man, obgleich die Ladung eine so unvergleichlich stärkere war als diejenige der Mine von 1876, dem Resultate mit völliger Zuversicht entgegen; die erstere Sprengung war ein Experiment, dessen Folgen selbst die erfahrensten Techniker nicht völlig im voraus übersehen konnten, da die Verwendung derartiger Massen von Explosivstoffen gänzlich neu war — diesmal rechnete man bereits mit den Erfahrungen des Jahres 1876 und war überzeugt, daß die Explosion gänzlich ohne Gefahr für die nächstgelegenen Ortschaften vor sich gehen würde.

Diese sichere Erwartung hat sich denn auch als vollkommen gerechtfertigt erwiesen; die Sprengung ist im Oktober dieses Jahres in der glücklichsten Weise ausgeführt worden und man hat in New York und den Schwesterstädten der Metropole außer einer unbedeutenden Erschütterung kaum etwas von der Explosion bemerkt, während die Schaulust der natürlich nach Zehntausenden zählenden Zuschauermenge wahrscheinlich trotz der gewaltigen Wassersäule, die sich plötzlich hundert Meter hoch aus der Brandung erhob, nur schwache Befriedigung fand. Einige Minuten nach der Sprengung rollten die Wogen wieder ruhig wie zuvor über die Stätte des wahrhaft großartigen Werkes hinweg, eines Werkes, in dem sich die Kraft des menschlichen Geistes ein dauerndes Denkmal gesetzt hat.

In der That gebührt dem Oberleiter des großen Unternehmens, dem General Newton, wie dem Leutnant Derby, dem die spezielle, verantwortungsvolle Beaufsichtigung der schwierigen Arbeiten anvertraut war, volle Anerkennung — die überaus erfolgreiche, glückliche Durchführung der Sprengung, welche mehr oder weniger allen seefahrenden Nationen zugute kommt, steht nicht unebenbürtig neben den vielen andern Errungenschaften, welche wir der fortgeschrittenen Technik der Neuzeit verdanken. S. S.

Am Familientisch.

In unsern Bildern.

Auf S. 101 und S. 105.

Die Fahrt zur Kirche führt uns in die norwegische Heimat des Künstlers, deren Bewohner und deren Landschaften Dahl meist zum Vorwurf seiner Bilder wählt. Den Norweger aber weist das unwirtliche Vaterland fast immer auf das Wasser, denn nur am Rande desselben, sei es nun eines Binnensees oder eines jener tiefen Meereseinschnitte, die man Fjorde nennt, sind die Bedingungen einer auskömmlichen menschlichen Existenz geboten. Am Wasser liegt daher auch der Mittelpunkt der weithin zerstreuten Gemeinde: die Kirche, und wer diese aufsuchen will, gleichviel wozu immer, der rüstet den Kahn und spannt das Segel. Am Sonntag gar schweben vor Beginn des Gottesdienstes von allen Seiten die Boote heran, welche die Kirchenbesucher bringen.

In eine andere Welt versetzt uns „Ein seltener Fund“. Das Auge des Kenners glaubt unter den neu eingetroffenen Resten alter Kunstübung und Kunstblüte die Weißführung des Genius erkannt zu haben und der Gelehrte blickt hochbeglückt auf den seltenen Fund. Ob dieser sich freilich auch als ein solcher bewähren wird, wenn auch die andern „Kenner“ ihn prüfen, erscheint etwas zweifelhaft. Wir fürchten, dem alten, würdigen Herrn steht eine Enttäuschung bevor, aber selbst wenn dem so wäre — das Glück dieser Stunde wird sie nicht ganz verweisen können.

Eine seltsame Doktordisputation

sand am 18. April 1778 in Erfurt statt, nämlich: „über die Krankheiten, welche durch zu lange Predigten entstehen.“ Die furiose Schrift ist in zwei Kapitel geteilt. Das erste handelt von den Krankheiten, welche dem Prediger selbst, das zweite von denen, welche den Zuhörern zustoßen können. Den letzteren werde das lange Predigen dadurch schädlich, weil es die Lust verberbe zc. R. F.

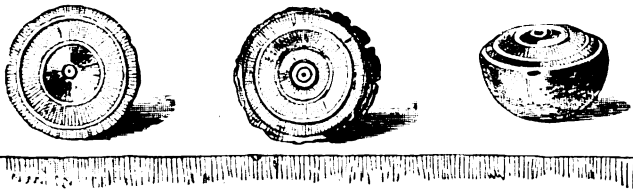
Versteinerte Menschengenügen?

Durch die Zeitungen läuft folgende Notiz:

„Die „New-Yorker Handelszeitung“ schreibt: Herr William E. Curtis, Sekretär der südamerikanischen Handelskommission, hatte von seiner Reise nach Peru eine Anzahl versteinerte menschlicher Augen mitgebracht, welche er der Firma Tiffany & Co. hier selbst übergeben hatte, um dieselben in Gold zu fassen und zwar in Form eines Halsbandes für Damen. Drei der geschicktesten Arbeiter der Firma wurden mit der Herstellung des Halsbandes betraut und alle drei erkrankten während der Arbeit an einem heftigen Fieber unter höchst sonderbaren Symptomen. Man glaubt, daß die Augen von den Leichen der Incas herrühren, welche mit starken Giften einbalsamiert wurden, und daß diese Gifte, welche auch in den Augen enthalten waren, die Krankheit der erwähnten Juweliere verursacht haben.“

Ist das möglich? wird mancher Leser gefragt haben. Zwar kennen wir wirkliche Versteinerungen von außerordentlich zarten Gegenständen, wie z. B. Insektenflügeln, in den ältesten geologischen Formationen, doch handelt es sich hier mehr um Abdrücke in einer weichen, plastischen Masse, die später verhärtete. Aber das dem menschlichen Körper entnommene Auge in Stein zu verwandeln, dazu reichen die heutigen Mittel der Wissenschaft absolut nicht hin und es handelt sich hier um einen amerikanischen Humbug, oder, wie wir berlinisch sagen würden, um einen „Mumpstz“.

Und doch ist an der Sache etwas Wahres, ja es ist möglich, daß der betreffende Amerikaner sich in einer Selbsttäuschung befindet, über die wir denselben aufklären wollen, denn die Frage ist nicht zum erstenmal gestellt worden.



Vor etwa zwanzig Jahren wurden bei der peruanischen Stadt Arica Hafenbauten vorgenommen, bei welcher Gelegenheit man ein altes Leichenfeld mit zahlreichen Mumien fand. Zur großen Überraschung der Arbeiter zeigten viele der Schädel sich mit künstlichen Augen besetzt, welche vorn konvex und nach hinten zu kugelig waren; ihre Farbe war ein starkes, durchscheinendes Rotgelb. Im Mittelpunkt bemerkte man einen etwas lichterem Kreis und um denselben herum einige weitere Kreise. Diese künstlichen Augen wurden den Leichen, nachdem man ihnen die natürlichen ausgerissen, in die leeren Höhlen gelegt, wo sie durch die eintrocknenden Augenlider festgehalten wurden. Die intensiv rotgelb glänzenden Augen geben den mit Haaren und mit eingetrockneten Fleischteilen bedeckten, nasenlosen, grinsenden Schädeln ein höchst eigentümliches, unheimliches Ansehen. Man fand sie bis jetzt nur bei einer verhältnismäßig geringen Anzahl der in verschiedenen Teilen von Peru und Bolivien ausgegrabenen Mumien.

Die Auffindung derselben erregte schon damals in Europa Verwunderung, umso mehr als man auf den ersten Blick erkennt, daß sie keine künstlichen Bildungen sind. Valenciennes und Frémy unterzogen sie einer chemischen Untersuchung und wiesen nach, daß es wirklich natürliche Augen sind und zwar von dem an der peruanischen Küste nicht selten vorkommenden Riesentintenfische (*Loligo gigas*).

So also erklärt sich das versteinerte Menschenauge und die Hoffnung, daß etwa ein junger Schwärmer das seelenvolle blaue Auge der verstorbenen Braut künftig als Verlober an der Uhrkette tragen könnte, schwindet damit. Auch daß die in Amerika jetzt Ansehen erregenden Augen von den Inkas, den altperuanischen Fürsten oder deren Mumien herrühren könnten, möchten wir bestreiten. Die vortrefflich erhaltenen Mumien der Inkas wurden einst im Sonnentempel zu Cuzco, jede auf einem Throne sitzend, aufbewahrt. Mehrere Jahre nach der spanischen Eroberung wurden sie nach Lima geführt und in einem Hofe des Hospitals St. Andres verscharret. So zerstörte der wütende Fanatismus der spanischen Konquistadoren auch diese interessanten Überreste der einst so mächtigen Könige von Peru!

Was soll der Junge werden?*)

Wenn man es den unten Genannten durch ihr segensreiches Wirken rühmlichst bekannten Vereinen Dank wissen muß, die für das gewerbliche und soziale Leben so wichtige Frage der Wahl des Lebensberufes zum Gegenstand einer Preisauschreibung gemacht zu haben,

*) „Was soll der Junge werden?“ Ein Ratgeber bei der Wahl des Lebensberufes auf dem gewerblichen Gebiete. Herausgegeben von A. von Fragstein, Ingenieur. Preisgekrönt durch den Verein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend und das Kuratorium der Diesterwegstiftung. Berlin, 1885. 2. Dehmitz Verlag (R. Appellius). Preis 1,50 Mk.

so ist fast noch mehr der glückliche Umstand zu preisen, daß sich unter den einundzwanzig Preisbewerbern eine Persönlichkeit gefunden, die der Beantwortung dieser gewiß schwierigen Frage in hervorragender Weise gewachsen war. Schon der Umstand, daß das Preisrichterkollegium, unter welchem Männer wie Professor Neuleux, Otto Jessen u. a. ihr Votum abzugeben hatten, mit Einstimmigkeit diese Schrift für würdig befunden, preisgekrönt aus der Konkurrenz hervorzugehen, dürfte ein Beweis dafür sein, daß der Verfasser mit derselben den Nagel auf den Kopf getroffen. Noch mehr überzeugt man sich davon, wenn man dem Verfasser Seite für Seite in seinen schlichten, oft von gesundem Humor durchwürzten Auseinandersetzungen folgt, die, von Gründlichkeit und liebevollem Eingehen zeugend, all das umfangreiche Material herbeitragen, das dem sorgenvollen Vater bei der Wahl des Lebensberufes für seinen Sohn von Nutzen sein kann. Der Verfasser, der mitten im gewerblichen Leben steht, hat nicht etwa vom Studiertische aus gezeigt, wo es not thut, wo der Kern der Frage liegt — er führt in richtiger Erkenntnis der heutigen komplizierten Lebensverhältnisse alle die Faktoren an, von denen die Eltern sich bei der Wahl des Berufes leiten lassen sollten, sich leider aber nicht oft leiten lassen: die Individualität des Lehrlings, die persönliche Lage der Eltern, die körperliche und geistige Befähigung etc. Er behandelt auf Grund der Thatsache, daß die Zeit des Dampfes und der Maschine, die Zeit der gänzlichen Umgestaltung des Gewerbes, einen höheren Bildungsgrad verlangt, die Fortbildungs- und gewerblichen Fachschulen, wobei er über ein reiches statistisches Material verfügt, spricht dann über die Lohnverhältnisse, über das Gesetz und die jugendlichen Arbeiter und gibt endlich in ungefähr fünfzig knapp und prägnant gehaltenen, packend geschriebenen einzelnen Aufsätzen eine Zusammenstellung der wichtigsten Berufsarten, deren Geschichte er mit kurzen interessanten Strichen skizziert, und die er nach ihrem gewerblichen und sozialen Werte zu würdigen versucht. Was uns am meisten dabei gefallen hat, ist der Umstand, daß er dem leider mehr und mehr in Verfall gekommenen alten deutschen Sprichwort: „Handwerk hat goldenen Boden“ überall mit Wärme zu seinem Recht zu verhelfen sucht, und daß er jener falschen Richtung eines großen Teils unserer Eltern, die alles zu Gelehrten und Professoren, oder doch zu „etwas Besonderem“ machen will, gehörig die Leviten liest. Wird die „liebe Eitelkeit“ der Eltern auch manchmal etwas derb abgeführt, es wird dafür nur desto gründlicher wirken, umso mehr, da jeder Unbefangene sofort herausfindet, daß der Verfasser nur von den edelsten Absichten für das Wohl der lernenden Jugend und die Entwicklung des Handwerks geleitet wird. Wir wünschen, jedem Vater ein solches Buch auf den Tisch legen zu können. Hermann Müller-Vohn.

Eine Reliquie Schillers,

die unsers Wissens noch in keiner Ausgabe seiner Gedichte bisher berücksichtigt worden ist, befindet sich in dem Stammbuche des dänischen Dichters Jens Baggesen, des Verfassers der „Barthenais oder die Alpenreise“. Der schwedische Hofmarschall Freiherr Bernhard von Weiskow, ein um seine vaterländische Litteratur hochverdienter Mann, erzählt in seiner Reisebeschreibung „Wandringsminnen“ (2. Aufl. Stockholm 1833), daß ihm Baggesen bei einem Besuche folgende Einzeichnung in sein Stammbuch geschrieben habe:

„Im frischen Duft, im ew'gen Lenz,
Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
Im Lied des Sängers unverwelklich blühen.
An Tugenden der Vorgeflechter
Entzündet er die Folgezeit.
Er sitzt, ein unbestochener Wächter,
Am Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten durch die Hand der Dichter.“

„Schiller an Baggesen.“

Baggesen hatte die Worte hinzugefügt: „Mit diesem Zuruf des edelsten germanischen Sängers empfiehlt sich dem schwedischen Dichter der dänische Liedler Baggesen.“

Schillers Stammbuchblatt trägt kein Datum, eine Vergleichung mit seinem Gedichte „An die Künstler“ wird aber, so meinen wir, die Annahme rechtfertigen, daß es aus der zweiten Periode des Dichters herrührt. R. F.

Technische Umschau.

Unsere Landwirte haben gewiß schon oft die unangenehme Erfahrung gemacht, daß hölzerne, durch eiserne Nägel zusammengehaltene Geräte, besonders wenn sie häufig der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, sehr schnell leiden und bald in der Umgebung der Nägel ganz zerfressen scheinen. Diese eigentümliche Erscheinung, die meist zur Quelle ewiger Reparaturen wird, hat Professor Kuhlmann neuerdings wissenschaftlich untersucht und festgestellt, daß sie eine Folge der Oxydation des Eisens ist, bei welcher an das Holz überschüssiger Sauerstoff abgegeben wird, der allmählich der Faser jede Elastizität raubt und ihre völlige Verwesung einleitet. Reparaturen an Geräten, bei denen dieser Uebelstand hervortritt, sind erfahrungsmäßig erfolglos und nur die Verwendung kupferner Nägel oder hölzerner Stifte gewährt sicheren Schutz.

Rechtsrat.

Durch ein Hagelwetter sind in meinem Hause Fenster zertrümmert worden; muß ich nun auf meine Kosten auch in den vermieteten Räumen neue einsetzen lassen, oder muß dies der Mieter auf seine Kosten thun?

R. R. in Bistb.

Der Vermieter ist mangels anders gearteter Vertragsbestimmungen verpflichtet, die vermietete Wohnung in wohnbarem Zustande zu erhalten. Dazu gehört natürlich auch die Erhaltung der Fenster. Sind daher die Fenster, wie im vorliegenden Falle, ohne Verschulden des Mieters beschädigt, so ist der Vermieter verpflichtet, sie wieder herzustellen. Dieselbe Verpflichtung des Vermieters würde selbst dann vorliegen, wenn der Mieter die gewöhnlichen Reparaturen im Hause vertragsmäßig übernommen hätte.

Die katholische Frau eines im Gefängnis auf ein Jahr inhaftierten evangelischen Mannes hat nicht nur das während dieser Zeit geborene Kind trotz des gegenteiligen ausdrücklichen Wunsches ihres Ehegatten katholisch taufen lassen, sondern auch den ältesten evangelisch getauften Sohn, nachdem er das schulpflichtige Alter erreicht, Ostern in die katholische Schule geschickt. Es hat uns dies eigenmächtige Vorgehen der Frau umsomehr peinlich berührt, als sie sich in ihrer großen Not nicht an die katholische, sondern an die evan-

gelische Geistlichkeit der Stadt mit der Bitte um Unterstützung gewandt und der evangelische Frauenverein auf ihr Versprechen hin, sie wollte die Kinder evangelisch erziehen lassen, sich ihrer aufs wärmste angenommen hatte. Jedenfalls hat nun die katholische Geistlichkeit die Abwesenheit des Mannes für die beste Gelegenheit gehalten, auf die Frau einzuwirken und in der bekannten jesuitischen Weise wieder einige Seelen für ihre Kreise zu gewinnen.

Selbstverständlich hat die Frau ihre mütterlichen Rechtbefugnisse überschritten. Was ist aber zu thun, den Sohn aus der katholischen in die evangelische Schule zu bringen? Die Frage ist deshalb schwierig, weil der Mann vom Gefängnis aus schwerlich bei Gericht Klage gegen seine Frau wird führen können.


S. in D.

Nach positiver Bestimmung des preussischen Landrechts hat, so lange die Eltern über den ihren Kindern zu erteilenden Religionsunterricht einig sind, kein Dritter das Recht sich einzumischen. Es muß daher lediglich der Initiative des Vaters überlassen bleiben, seine Kinder der evangelischen Erziehung zurückzuführen. Berechtigt ist er dazu unzweifelhaft hinsichtlich beider Kinder, auch desjenigen, welches katholisch getauft ist, denn nach der Deklaration vom 21. November 1803 ist es in Preußen geltendes Recht, daß eheliche Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden. Selbst durch Verträge kann kein Ehegatte den anderen zu Abweichungen von dieser gesetzlichen Vorschrift verpflichten.

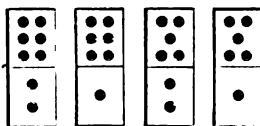
In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A und B spielen Domino. Jeder nimmt zwölf Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird ohne Kaufen gespielt.

A setzt  aus. B setzt an.

A setzt an. B setzt an. A setzt an. B paßt. A setzt noch fünf Steine an, sperrt die Partie und behält die folgenden vier Steine übrig:



Die Summe der Augen auf den zehn Steinen, welche B übrig behält, beträgt neunzig. Die vier Steine im Talon haben zusammen achtzehn Augen. Die zehn gelegten Steine haben zusammen zweiunddreißig Augen.

Welche vier Steine liegen im Talon? Welche Steine hat B gelegt?

2. Arithmetische Aufgabe.

27	27	27	27	27	27
27	65	65	65	65	27
27	65	43	43	65	27
27	65	43	43	65	27
27	65	65	65	65	27
27	27	27	27	27	27

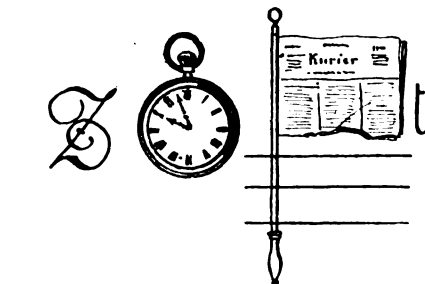
Von den 36 zweiffigen Zahlen der Figur sollen 10 gestrichen werden und zwar so, daß die Summe der übrigbleibenden Zahlen 1000 beträgt. Jede der drei Zahlen 27, 65, 43 soll wenigstens einmal gestrichen werden und wenigstens einmal übrig bleiben.

Wie oft ist die Zahl 27, wie oft die Zahl 65 und wie oft die Zahl 43 zu streichen?

3. Rätseldistichon.

Einstmals herrscht' ich als König des langobardischen Volkes,
Werden zwei Zeichen verlegt, nenn' ich ein mächtiges Reich.

R. F.



4. Siebenfilbige Scharade.

1.

Ich bin einer Königin goldenes Bett,
Bin eine von jedem gesehene Stätte,
Kein Läufer lief jemals mit mir in die Wette.

2.

Ich bin eine schier unermessliche Wiege,
Ich führte in manchem gewaltigen Kriege
Den furchtlosen Helden zum herrlichsten Siege.

1 und 2.

Ich bin eine Mutter unzähliger Kinder,
Ich mache gar manchem das Leben gelinder,
Doch liebt der Gesunde zumeist mich nicht minder.

3.

Beim Studio liebt es der Vater im Wesen,
Doch wenn gar zu hoch sich belaufen die Spesen,
So werden dem Herrn die Leviten gelesen.

3 und 4.

Wir bergen zuweilen die köstlichsten Schätze,
Erstürmen zuweilen die festen Plätze,
Zuweilen befinden wir uns auf der Heze.

5. 6. 7.

Wir werden berührt von vielen im Fluge,
Man macht uns im Walde, man macht uns im Krüge,

Es macht uns der Dumme sowohl als der Kluge.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Wir dienen dem Lande zur mächtigsten Wehre,
Wir lassen herein nicht die feindlichen Heere,
Gereichen dem deutschen Volke zur Ehre. B.

5.

Von welcher Zahl ist das Produkt der beiden Hälften um 9559 kleiner als das Produkt der drei Drittel?

Bilderrätsel.



6. Zweifilbige Scharade.

Der Mann soll noch gefunden werden,
Der meine erste Silbe rät
Von jedem Dinge, das auf Erden
Und unter Menschen vor sich geht.

In jedem Buche, jedem Schreiben
Trifft man die zweite Silbe an;
Doch immer wird es fraglich bleiben,
Ob man sie auch verstehen kann.

Als Mann vom ganzen Wort zu gelten,
Zwar mancher das Verlangen trägt;
Jedoch als solcher zeigt sich selten,
Wer viel davon zu prahlen pflegt. v. D.
(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 6.

Schachspielaufgabe.

1. Td4—d1 Weiß droht # durch 2Sd6—b7

1. Lc7—d6:

2. Td1—d5+

3. Sf4—e6 #

A.

1. Lc7—b8 (d8)

2. Sd6—e4+

3. Td1—d5 #

1. Dreifilbige Scharade.

Ausbauer.

Bilderrätsel.

Eingetragene Genossenschaft.

2. Dreifilbige Scharade.

Seladon.

Inhalt: Unser Nefte. Fortsetzung. Erzählung von L. F. Born. — Dr. J. C. Haspelt und die Kultur der Chinatinde. Von C. K. — Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Fortf. Von Hans Arnold. — Die Sprengung von Hellgate. Von F. P. Mit zwei Illustrationen. — Am Familientisch: Ein seltener Fund. Zu dem Bilde von Otto Goldmann. — Fahrt zur Kirche im westlichen Norwegen. Zu dem Bilde von Hans Dahl. — Eine seltsame Doktordisputation. — Versteinerte Menschengenossen? — Was soll der Junge werden? — Eine Reliquie Schillers. — Technische Umchau. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Panienius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.

Verlag der Pöschel-Expedition (Wetzel & Assing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 21. November 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 8.

Unser Nefte.

Erzählung von L. F. Born.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Gesetz v. 11./VI. 70.

„Es ist doch alles geschehen, was ihr Erleichterung verschaffen kann, Christine? Ich bitte über mich zu verfügen, wenn du meine Hilfe brauchen kannst.“

„Mit Geld ist wenig mehr auszurichten, und ich denke, wir haben nichts versäumt. Recht schwere Wochen machten wir mit ihr durch, besonders Georg, der arme Junge. Mir ist's gar nicht recht begreiflich, wie er es durchgesetzt hat, neben der anstrengenden Examenarbeit so viel Zeit bei ihr zuzubringen. Aber es ist sein einziger Dank für ihre heldenmütige Entsagung, und fast scheint es, als ob sein Anblick allein noch imstande ist, ihr das Leben zu fristen. Ein Lächeln, ein freundliches Wort aus seinem Munde thut mehr für sie, als alles, was wir andern ihr bereiten können. Sie darf sich entschädigen für die jahrelange Entbehrung, und wie ein Verschmachteteter am frischen Trunk, so erlabt sie sich an seiner Gegenwart. Und dann dankt sie mir für das, was ich an ihm gethan, und bittet und quält mich immer aufs neue, ich möchte ihr Gelegenheit verschaffen, auch dir ein Wort des Dankes zu sagen. Georg ist sehr gut gegen sie, aber ich weiß, daß er an ihrer Seite beständig mit einem unüberwindlichen Gefühl von Abneigung und Grauen zu kämpfen hat, und daß ihre leidenschaftliche Liebe zuweilen zur Marter für ihn wird.“

„Was ist aus dem zweiten Sohn geworden?“

„Sie hat ihn vor zwei Jahren verloren. Ihre Geschichte ist sehr traurig, Ulrich. Bald nachdem sie Georg hergegeben hatte, verließ sie, von Unruhe getrieben, Berlin, um sich mehr in der Nähe von Ensheim anzusiedeln. So zog sie nach M. und verlebte dort eine Reihe verhältnismäßig friedlicher Jahre. Das Kapital, das sie von dir erhalten, genügte, um ihr eine bescheidene, sorglose Existenz zu verschaffen, da sie sich mit Putzmakerarbeit einen kleinen Zuschuß verdiente. Zuweilen wurde ihr das bitter süße Glück zu teil,

Georg unerkannt zu sehen und zu beobachten. Selbst in Ensheim ist sie mehreremale gewesen und hat es so einzurichten gewußt, daß sie immer genau über sein Ergehen unterrichtet blieb. Aber Sorge und Kummer vermehrten sich wieder, als der kleine Franz heranwuchs. Dem klugen Knaben war seine Abkunft und sein Verhältnis zu uns Reissachs bald klar geworden. Er hatte wohl den unruhigen Ehrgeiz der Mutter geerbt, und sie war die letzte, welche imstande war, einen solchen Knaben in Zucht zu halten. Es dauerte nicht lange, so begann er sie mit Drohungen zu quälen: er wolle zum Onkel Baron gehen und ihn um Geld bitten, oder den verhassten glücklichen Bruder auffuchen und demütigen. Wollte Ida dir ihr Versprechen halten und Georg vor Unannehmlichkeiten schützen, so mußte sie sich mit Franz aus der Gegend entfernen, und so setzte sie aufs neue ihren Wanderstab weiter. Von ihren Arbeitgebern erhielt sie Empfehlungen in eine weit nach Osten gelegene Stadt, wo sie sich niederließ. Aber mit Franz wurde es je länger je ärger. Er sollte ein Handwerk lernen, aber er entließ den Meistern, trieb sich umher und verthät die geringen Mittel seiner Mutter. Keine Vorstellungen und Ermahnungen wollten fruchten, da er im Hintergrunde immer die reichen Verwandten sah, welche ihm doch schließlich aushelfen würden. Ida mußte seinetwegen ihr Kapital immer aufs neue angreifen, dazu wurde sie kränklich, hörte auf zu arbeiten und versank immer tiefer in denselben Zustand der Verzweiflung und Verkommenheit, aus dem sie sich eine Zeitlang aufgerafft hatte. Franz geriet ganz und gar in schlechte Gesellschaft, und erhielt endlich bei einer Kauferei einen Messerstich in die Brust, an dem er nach monatelangen Leiden zu grunde ging. Ida scheint kaum noch Kräfte und Energie gehabt zu haben, ihn sehr zu betrauern, mit Aufbietung ihrer letzten Mittel machte sie sich

auf den Weg nach Berlin, sie fühlte wohl ihr Ende nahen, und instinktmäßig trieb es sie noch einmal in Georgs Nähe, welchen sie in Berlin suchte. Auf welche Weise wir sie fanden, erzählte ich dir schon. — Du siehst, sie hat den Kelch des Elends bis auf die Reige geleert, und hat hier auf Erden weit härter gebüßt, als Franz selber, Gott in seiner Weisheit weiß, warum. Wenn du sie erzählen hörtest von dem Leben, das sie geführt hat, seit er sie verlassen, das Herz würde dir schmelzen.“ Christine war aufgestanden und hatte bei den letzten Worten seine Hand ergriffen: „Komm mit mir und sage ihr Lebewohl“, bat sie herzlich und dringend. „Schmerzliche hat sie all diese Jahre hindurch nach der Versöhnung mit dir verlangt, und das Bewußtsein ihrer großen Schuld gegen dich scheint immer quälender und lebendiger zu werden, je näher die letzte Stunde rückt. Ihre arme Seele sehnt sich nach deiner Verzeihung, als sei sie das Pfand eines höheren Erbarmens und eines ewigen Friedens. Ein Brief von mir an dich ging gestern ab, Gott sei Dank, du bist ihm zuvor gekommen! Zögere nun nicht länger, lieber Ulrich, bringe ihr den Frieden, ach, und erlöse dich selbst von der Last, unter der du geknechtet hast so lange Zeit.“

Der Baron neigte das Haupt tiefer und tiefer, die Hand, welche Christine gefaßt hatte, zitterte in der ihren, er mußte einigemal ansetzen zum Sprechen: „Wer sagt dir, daß ich ihr nicht verzeihen habe? Ich gebe dir Vollmacht, Christine, sage ihr was du willst von mir, alles, was zu ihrer Beruhigung dienen kann. Wozu soll ich selbst kommen? Für dieses Leben haben sich unsere Wege geteilt, und dabei soll es bleiben. Noch wenige Tage, so ist alles vorüber, und was nützt es ihr, ob sie mich vorher noch einmal gesehen, noch einmal den vergänglichsten Laut meines Mundes vernommen hat?“

„Ulrich, wir sollten Gott danken, daß er uns Zeit gibt zur Versöhnung; was wir heute versäumen, können wir an der Toten nicht wieder gut machen. Und wenn du nicht Barmherzigkeit üben kannst um Idas willen, mir und Georg zuliebe, so komm um deiner selbst willen, und Mariens wegen.“

„Jetzt ist's genug, Christine“, fuhr er heftig auf. „Was hat Marie mit dieser Sache zu thun? Ich verbitte mir, daß du ihren Namen noch einmal mit dem Idas zusammen über die Lippen bringst.“

Aber sie ließ sich nicht irre machen: „Wäre Marie hier, Ulrich, sie würde die harte Hand von sich stoßen, die nicht einen Finger rühren will, um einer namenlos Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, wüßte sie um uns zu dieser Stunde, so würde die Erkenntnis deiner Unbarmherzigkeit dein lebenslang sich stellen zwischen sie und dich, zwischen dich und ihr liebevolles, großmütiges Herz. Glaubst du das, oder nicht?“

„Du hast recht“, erwiderte der Baron kalt, „Ida und alles, was zu ihr gehört, steht zwischen mir und meinem Glück, aber ihr Tod wird mich befreien!“

„Er wird dich nicht befreien, Ulrich! Hat dich Franzens Tod von dem Schatten befreit, den sein Verbrechen in dein Leben geworfen? Wie oft hast du mir nicht gesagt, daß die Qual der Erinnerung nicht stirbt, daß die Vergangenheit immerdar mit dir fortlebt. Sieh, es gibt für dich wie für mich kein Vergessen ohne Vergebung. Habe Mitleid mit dir selbst, mein alter, geliebter Freund. Wie soll dir das neue Glück aufwachsen, wenn du nicht den alten Schutt abräumst, und den Boden bereitest. Um Mariens willen, Ulrich, komm mit mir!“

Sie streckte aufs neue die Hände nach ihm aus, Augen und Wangen glühten im Schimmer jugendlicher Begeisterung — aber der Baron wandte sich ab.

„Ich kann nicht, Christine — weiß Gott — ich kann nicht“, sagte er mit erstickter Stimme, und ein schauerndes Zittern schüttelte seine Glieder. Er griff hastig nach seinem Hut, und ehe sie ihm in den Weg treten konnte, war er zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter.

Er verbrachte einen ruhelosen Tag mit vergeblichen Versuchen, sich seinen Geschäften zu widmen. Nach einer Nacht

ohne Schlaf fand ihn der Morgen wieder an Christinens Thür. Sie war nicht zu Haus, aber die kleine Althofer Jungfer hatte ein Billet an ihn abzugeben. Hastig riß er es auseinander:

„Lieber Ulrich, Ida ist kränker, der Arzt glaubt, daß es noch heute zu Ende geht. Ich werde sie den Tag über nicht verlassen. Du findest mich bei ihr.“

Darunter war Idas Adresse in einer der abgelegenen Straßen der ärmsten Stadtgegend angegeben. Der Baron ging nach Georgs Wohnung, aber auch dieser war nicht zu Hause. Er zögerte einen Augenblick, dann stieg er in eine Droschke und rief dem Kutscher die Straße und Nummer zu, welche er soeben durch Christinens Billet erfahren hatte. Unbeweglich lehnte er in der Wagenecke, bis er vor einem hohen grauen Hause abgesetzt wurde und die schmutzigen, steilen Treppen bis zur bezeichneten Thür hinaufstieg. Wieder zögerte er und drückte die Hand vors Gesicht. Dann zog er die Klingel. Eine runzlige, behende alte Frau öffnete ihm und musterte ihn neugierig mit ein paar scharfen grauen Augen, sobald er seinen Namen nannte und Fräulein von Reisach zu sprechen begehrte. Dann führte sie ihn in ein sauber gehaltenes Vorzimmer, und auf ihr geräuschloses Zeichen an der halbgeöffneten Thür der Krankenstube trat Georg über die Schwelle und eilte hastig auf den Onkel zu. Er sah überwacht und höhläugig aus, und schien in der Erregung des Augenblickes keines Wortes mächtig zu sein. „Wie geht es?“ fragte der Baron leise.

„Sehr schwach, nach einer qualvollen Nacht. Die Stunden der Ruhe sind eine wahre Gnade.“

„So will ich nicht stören“, und Herr von Reisach machte eine Wendung, um sich zu entfernen; begierig ergriff er noch jezt an der Schwelle des Sterbezimmers den Vorwand, umzukehren. Aber Georg hielt ihn mit energischem Griff fest. „Glaubst du, daß eine Stunde Schlaf ihr die überschwengliche Wohlthat deines Besuches aufwiegt? Komm zu ihr, ich bitte dich!“ Jezt trat auch Christine zu ihnen und drückte eine Sekunde lang des Barons Hand an ihre Wange: „Sie wartet auf dich — o Ulrich, wie danke ich dir!“

Einen Augenblick später stand er an Idas Seite, und die großen dunkeln Augen, die ihn jahrelang bei Tag und Nacht verfolgt hatten, blickten zu ihm auf mit wortlos dringender Bitte, die schmale, abgeehrte Hand umklammerte flehend die seinige. Das war Ida, und auf dem Sterbebette noch immer die alte Ida. Die silbernen Haare unter Christinens schneeweißes Spitzenhäubchen gestrichen, vom altgewohnten Luzus und von sorgsamster Pflege umgeben, glich sie heute wieder weit mehr ihrem alten Selbst, als in der Zeit des harten hoffnungslosen Kampfes mit Mangel und Hilflosigkeit. Und über den Baron kam bei ihrem Anblick eine große und plötzliche Veränderung. Alles, was im Laufe der Zeit sein Herz gegen sie bewegt hatte, es schmolz in diesem Augenblick zusammen in die einzige Empfindung lebhaften Erbarmens. Wie oft schon war es ihm gelungen, diese weichen Regungen zurückzudrängen und mit Füßen zu treten — heute brachen sie unwiderstehlich durch die künstliche Mauer, hinter der sich Eigensinn und Herzenshärte so lange verschauelt gehalten. Und dies Erbarmen zitterte in seiner Stimme und lenkte seine Hand, während er sich, überwältigt von Mitleid, zu ihr niederbeugte: „Meine arme Ida!“ Georg schob ihm leise einen Stuhl hin, und er setzte sich an ihre Seite, während Christine ihre Schläfe beneigte, um die sinkenden Kräfte zu beleben, damit sie, ihrem Wunsche nach, die Bitte um Vergebung und den Dank für Georg flüstern konnte. Dann suchten ihre Augen nach ihrem Sohn, und sie tastete so lange ängstlich umher, bis sie ihres Schwagers Hand und die seine zusammengefügt hatte: „Ulrich — Ulrich, versprich mir noch das eine, daß du ihn meine Sünde auch fernerhin nie wirst entgelten lassen.“ „Ich gebe dir mein Wort darauf“, erwiderte er milde, „du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst.“ „Ich weiß“, flüsterte sie schmerzlich, in Gedanken an den eignen Treubruch. Dann schloß sie die Augen, und ein friedlicher Ausdruck, wie

der ferne Abglanz ewiger Ruhe und Versöhnung glitt über ihre Züge. Georg zog hastig seine Hand zurück — er gönnte der Mutter den Trost dieser Stunde, aber die Rolle, die er selbst dabei durchzuführen hatte, war ihm unfähig bitter und peinlich. Ida ahnte nichts von seinem wahren Verhältnis zum Onkel, von seinen Enttäuschungen und Zukunftsplänen. Sie sah in ihm den Erben von Neuhof, den vornehmen hoffnungsreichen Adoptivsohn des Barons, dessen Glück und Ansehen ihr das Opfer der langen Trennung lohnten. Weder er noch Christine hatten das Herz gehabt, ihr diese einzige irdische Befriedigung zu verkümmern.

Nur eine kurze Zeit der Ruhe war ihr noch vergönnt, dann kehrten die qualvollen Beängstigungen zurück, der Anfang des Endes. Georg hielt sie in seinen Armen, wie er es die Nacht durch schon stundenlang hintereinander gethan, das Bewußtsein schien geschwunden, und Christine mahnte den Baron, sie jetzt zu verlassen. Seine Liebespflicht war zu Ende, und sie wünschte ihm rücksichtsvoll den Anblick des hoffnungslosen Leidens zu ersparen. Aber er schüttelte den Kopf: „Ich hätte früher kommen sollen, Christine, und jetzt möchte ich sie nicht eher wieder verlassen, bis alles vorbei ist.“

Eine lange Viertelstunde nach der andern verging, noch immer kam die Erlösung nicht. Christine kniete am Bett, bald leise, bald laut betend. Der Baron und Frau Schulz standen ein wenig zur Seite, dicht bei einander, und Herr von Reisch beugte sein Haupt und faltete die Hände, unwillkürlich alle Bewegungen der alten Schustersfrau nachahmend. Endlich sah Christine, wie Georgs Arme zu zittern begannen, der Schweiß stand ihm auf der Stirn — er atmete schnell und mühsam. „Du kannst nicht mehr ausdauern, Georg“, sagte sie leise, „laß mich deine Stelle einnehmen.“ Er schüttelte ablehnend den Kopf — Da trat der Baron vor, schob ihn sanft bei Seite und legte Idas Haupt an seine eigene Brust. Georg war am Bett niedergesunken und drückte das Gesicht in die Kissen, Christine betete:

„Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade,
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.“

So harrten sie noch eine Weile, dann legte Ulrich Idas sterbliches Teil, aus dem die unruhvolle Seele sich losgerungen, sanft auf die Kissen zurück.

Es waren stille Tage, welche auf Idas Tod folgten: Christine empfand die Nachwehen der langen Anstrengungen am Krankenbett, und begann sich für die Heimkehr zu rüsten. Am Abend gleich nach dem Begräbnis wollte sie abreisen. Georg zog sich fast ganz in seine Wohnung zurück, und nur die Vorbereitungen zu der Bestattung führten ihn zeitweise mit dem Baron zusammen.

„Christine“, sagte dieser im Laufe der Tage zu seiner Kousine, „weißt du wohl, daß Georg ganz entsetzlich elend aussieht?“

„Findest du das? Nun freilich, das ist kein Wunder nach allem, was er kürzlich durchgemacht.“ „Aber weder das Examen noch die Krankenpflege würden einen gesunden, kräftigen Menschen so heruntergebracht haben. Er hustet sehr viel und sein Aussehen kommt mir unheimlich vor. An deiner Stelle würde ich es damit nicht leicht nehmen.“ Sie sah ihren Vetter unruhig an. Wie oft hatte sie sich um einen Schatten gesorgt, und dennoch fehlte es ihr jetzt an Mut, einer wirklichen ernstern Befürchtung Raum zu geben. „Ich nehme es nicht leicht, Ulrich. Aber Georg hat schon oft gehustet. Das Frühjahr und einige Wochen Gebirgsluft werden ihn wiederherstellen. Ich habe schon mit ihm ausgemacht, daß er auf einige Zeit in die südliche Schweiz geht.“

„Ihr werdet doch zusammen nach Eusheim reisen, nicht wahr?“

„Er wird mir später folgen. Wirklich, Ulrich, es ist mir unmöglich, ihn jetzt gleich in Althof aufzunehmen, und er ist zu rücksichtsvoll, um das von mir zu erwarten. Ich weiß schon im voraus, in welch greulichem Zustande ich das Haus

und die Wirtschaft vorfinden werde. Die große Wäsche und das letzte Einschlagen habe ich vor mir, außerdem ist in vierzehn Tagen Ostern, hast du denn ganz vergessen, daß ich auf deinen Wunsch Mariechen dazu nach Althof geladen habe?“ Darauf hatte der Baron keine Antwort, aber er fühlte sich sehr weich gestimmt gegen Georg, und fast ärgerlich gegen seine Kousine, bei der nach der Zeit der Erhebung und der selbstvergebenen Liebesthätigkeit das Alltagsleben in seine Rechte trat und die Sehnsucht nach dem Schlüsselkorb und der Althofer Frühjahrseinstellung ganz überwältigend wurde. Es war eine ganz neue Wendung der Dinge, daß der Baron sich berufen glaubte, den Kissen Tante Christel gegenüber in seinen Schutz zu nehmen. Bei nächster Gelegenheit sprach er mit Georg von der Schweizerreise und ermahnte ihn, nicht lange damit zu zögern. Dieser schien ungern darauf einzugehen: „Ich werde wohl reisen müssen, wenn Tante Christel es wünscht, und im Grunde ist's auch einerlei, wo ich mich aufhalte, da ich jetzt doch nicht recht arbeitsfähig bin.“ — Die müde Stimme, die lässige, schlaffe Art stachen so sichtlich ab von Georgs gewohntem Wesen, daß der Baron sich zu einem plötzlichen Entschluß gedrungen fühlte:

„Wie wär's, wenn du mich zunächst nach Neuhof begleitest, Georg?“

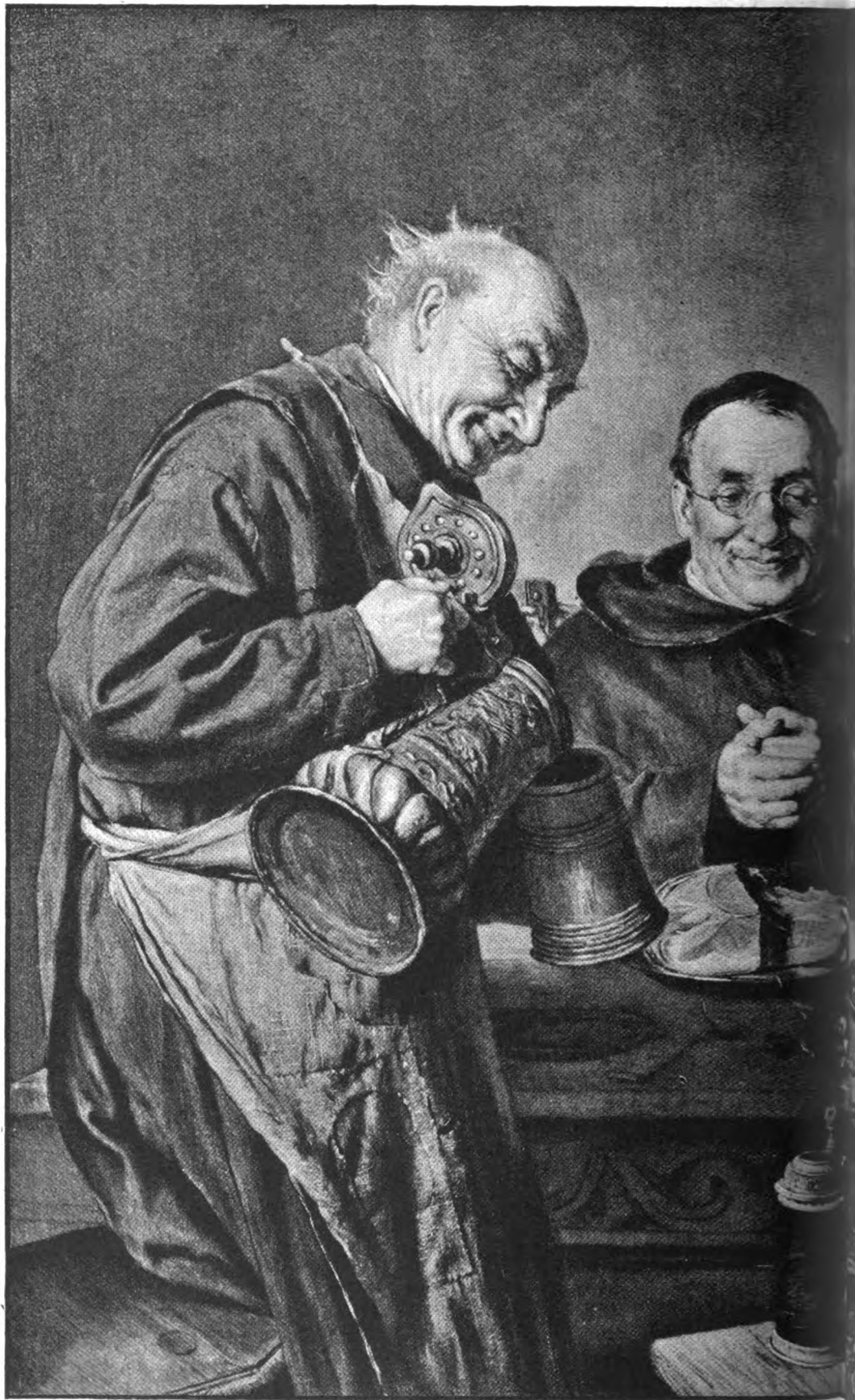
Dieser machte große Augen: „Ich denke, du erwartest zu Ostern andern Besuch“, wandte er stockend ein. „Ich werde wahrscheinlich zum Fest verreisen“, war die Antwort. „Indes — wenn du ungern mit mir kommst?“ — Aber Georg war schon vom Sofa aufgesprungen, und sein Gesicht belebte sich: „Ich ungern nach Hause gehen! das heißt, ich meine — nach Neuhof“ verbesserte er sich schnell. „Als ob ich mich nicht seit Wochen danach gesehnt hätte, nur einmal ein paar Atemzüge Eusheimer Luft zu thun! Ich versichere dich, der bloße Gedanke daran macht mich schon zu einem neuen Menschen.“ Herr von Reisch sah den Kissen erstaunt und teilnehmend an, während die Röte der Erregung schon wieder aus dessen Gesicht wich, und er halb verlegen hinzufügte: „Ich danke dir herzlich, Onkel, und werde suchen, dir nicht zur Last zu fallen.“

Alles was zur Bestattung gehörte, hatte der Baron in einfach würdiger Weise angeordnet und bestimmt, bis auf den schlichten Denkstein mit Namen und Datum, und an einem schneefallen trüben Tage zu Anfang April fanden sich die drei Reischs mit Frau Schulz zusammen ein, um Ida die letzte Ehre zu erweisen. Ein durchdringender Ostwind segte über die Gräber, und der Baron bemerkte, wie Georg einüber das anderemal zusammenschauerte. Dieser aber folgte in tiefer Bewegung den Worten des Geistlichen, und anknüpfend daran wanderten seine Gedanken zu den Gräbern von Vater und Bruder, welche in der Ferne, über die weite Erde zerstreut — nur dem allsehenden Auge Gottes bekannt — harrten auf den Ton der letzten Posaune.

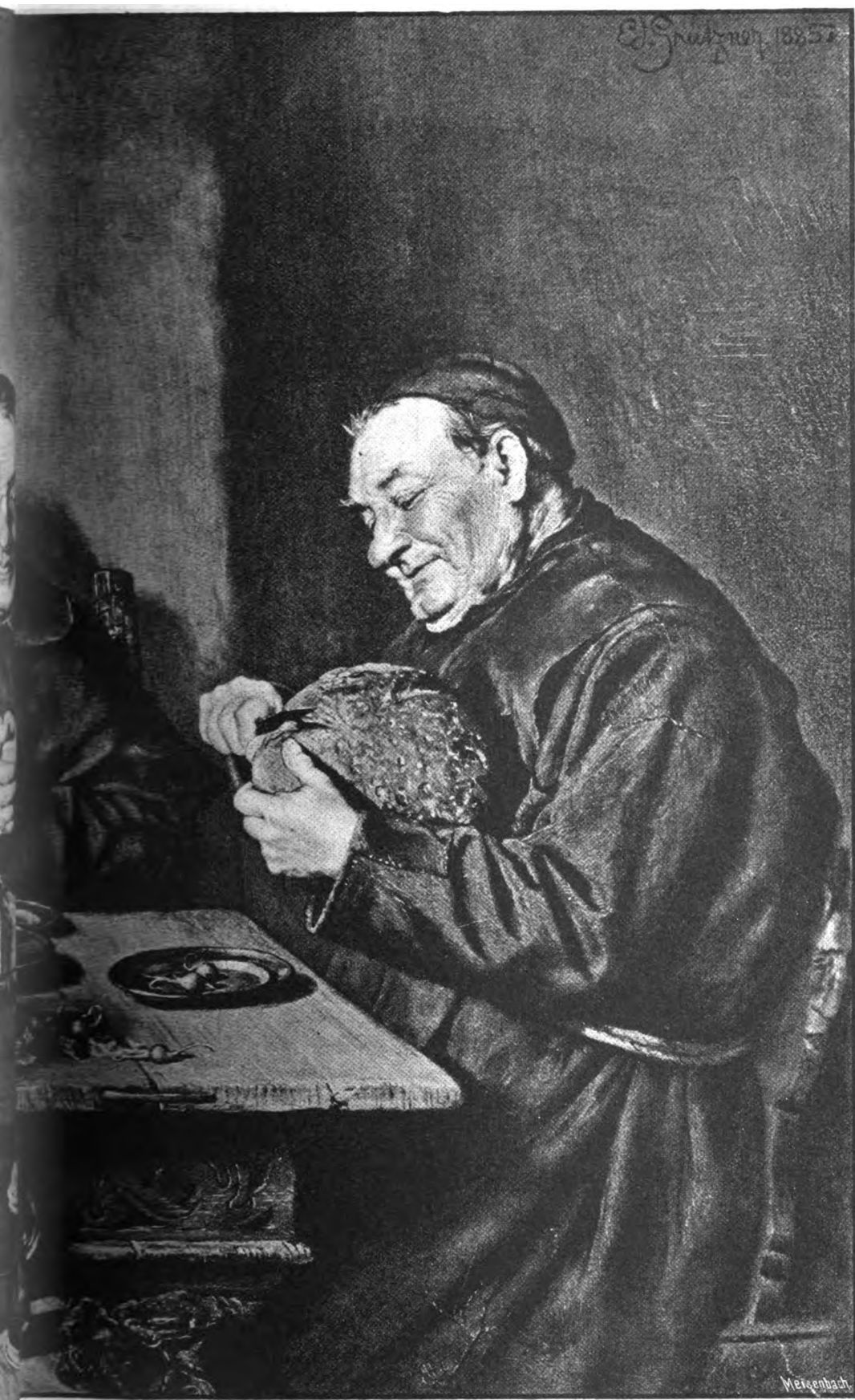
Als alles vorüber war, verabschiedete man sich herzlich von Frau Schulz, und die Herren geleiteten Christine zur Bahn, dann schritten sie noch eine Zeitlang nebeneinander her, bis ihre Wege sich trennten. Der Baron war in Gedanken vertieft und wachte aus seiner Versunkenheit erst auf, als Georg ihn anredete: „Nicht wahr, Onkel, wenn ich einmal sterbe, so laßt du mich in Neuhof begraben, dort, wo die andern Reischs liegen, nicht sehr weit entfernt vom Großvater.“

„Wie kommst du jetzt auf den Gedanken? Wenn du einmal begraben wirst, werde ich nichts mehr zu sagen haben.“ „Das kann niemand wissen. Willst du mir nicht gleich jetzt fest versprechen, um was ich dich eben gebeten habe?“ Er hielt dem Onkel die Hand hin, und dieser legte die seinige hinein: „Wie kalt du bist, Georg! Mach nur, daß du nach Hause kommst.“ Georg aber versicherte, daß ihm nichts Besonderes fehle, und stellte sich am andern Tage pünktlich zu dem Zuge ein, der beide am späten Abend nach Eusheim bringen sollte.

Fräulein Christine war es nicht beschieden, in Ruhe und Frieden ihr gewohntes Tagewerk wieder zu beginnen, denn



Vergnügliche Vorkommnisse



St. Nikolaus. Von Eduard Grüzner.

schon am zweiten Morgen nach ihrer Ankunft wurde sie durch einen eiligen Zettel von des Barons Hand nach Neuhoß gerufen. Georg war schwer an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt und bedurfte dringend ihrer Pflege. Eine halbe Stunde später fuhren die Ponies in Neuhoß vor. Der Baron erwartete seine Kousine auf der Treppe und hielt ihr beide Hände entgegen. „Warum schicktest du nicht schon in der Nacht zu mir?“ sagte sie vorwurfsvoll. „Georg wünschte nicht, daß wir dich stören sollten, und ich versichere dich, daß wir bis jetzt nichts versäumt haben. Ich fürchte, du wirst noch genug Gelegenheit haben, deine Kräfte zu brauchen.“

„Hätte ich ihn nur in Althof! Gewiß liegt er oben, zwei Treppen hoch, in einem von euren abscheulichen, öden Logierzimmern.“ Arme Tante Christel, der Schlag hatte sie zu unvorbereitet getroffen, und sie hatte noch nicht Zeit gehabt, sich in Geduld und Ergebung zu fassen, aber der Baron blieb ganz freundlich: „Nein, Christel, wir haben ihn in meine Bibliothek gebracht. Ich hatte leider versäumt, ihn hier anzumelden, und wir fanden nur meine eigene Wohnung wohl-durchwärmt und behaglich. Wenzel behauptet, die Bibliothek sei das beste Krankenzimmer im ganzen Hause, und ich werde dir gern mein Schlafzimmer nebenan abtreten, damit du in Georgs Nähe bleiben kannst.“ Sie wußte vor Erstaunen kein Wort der Erwiderung zu finden, und konnte es gar nicht fassen, daß ihr Vetter wirklich die Ruhe seines Sanktuarius Georg zum Opfer gebracht hatte, bis sie in der lustigen dämmerigen Bibliothek stand und sich mit eignen Augen überzeugte, wie gut für ihren Kranken gesorgt war. Ihm gehörte von diesem Augenblick an all ihr Denken, Fühlen und Thun, und die hingebende Pflege half ihr kräftig über die nächsten schweren Wochen hinweg. Der Ensheimer Arzt war von Anfang an bedenklich gewesen, und die berühmte Autorität, die Herr von Reisach aus der nächsten Universitätsstadt kommen ließ, konnte nicht ablegen, daß der Ausgang der Krankheit zum mindesten sehr zweifelhaft sei. Der Baron beneidete zuweilen seine Kousine, welche so wenig Zeit hatte, über den nächsten Tag hinaus zu denken und zu sorgen — ihm selbst war ein unthätiges Abwarten zugeteilt, denn die Ärzte verlangten äußerste Schonung, und Georg war nie aufgeregter und ruhloser, als wenn er den Onkel im Zimmer wußte. Dieser that indes sein möglichstes für den Kranken, ohne viel Worte darüber zu verlieren. So entsagte er Wenzels gewohnter Bedienung und ertrug mit der größten Gelassenheit jede Störung seiner übrigen Gewohnheiten. Er vertrat getreulich seine Kousine in Althof, und wurde nie ungeduldig, die vielen Erkundigungen nach Georg zu beantworten, welche von vornehm und gering täglich an ihn gerichtet wurden, denn selbst die alten Holzleserinnen und die unnützen Vuben, welche sonst in gerechter Furcht vor dem Herrn Baron schwebten, machten sich auf seinen Ritten durch Feld und Wald schüchtern an ihn heran, um eine Frage nach dem jungen Herrn zu thun. Früher hätte er diese allgemeine Teilnahme nicht ohne Eifersucht ertragen, jetzt stimmte sie zu seinen eignen Empfindungen.

Am Morgen des Ostersonntags hatte er ausnahmsweise die Nacht im Krankenzimmer übernommen, denn Christine wollte trotz einer schlaflosen Nacht den Gottesdienst nicht versäumen, Wenzel und Frau Behrens aber sollten einige Stunden der Ruhe pflegen. Georg war ein wenig eingeschlummert, Herr von Reisach saß am Fenster und bemühte sich durch Lektüre die langen Stunden zu verkürzen. Aber die Gedanken vermochten den Inhalt des Buches nicht aufzunehmen, seine Augen wanderten immer wieder zu dem Kranken hinüber, dessen fieberheißes, entstelltes Gesicht ihm zugewendet lag, und seine Ohren vernahmen mit peinlicher Genauigkeit jeden unregelmäßigen, ängstlichen Atemzug der kranken Brust. Durch das halbgeöffnete Fenster aber drang jetzt ein anderer Laut: der tiefe Ton der Ensheimer Kirchenglocken vermischte sich mit dem Gebimmel der kleinen Neuhoßer Kirche, und gesänftigt durch die Entfernung berührte er wohlthuend die gespannten Nerven des Lauschenden. Aus Rücksicht für den Schläfer stand er leise auf, um das Fenster zu schließen, aber Georg hatte sich

schon gerührt und schlug unruhig seufzend die Augen auf. „Es läutet zum Begräbniß?“ fragte er und starrte den Baron mit wirrem abwesenden Ausdruck an.

„Nicht zum Begräbniß, Georg. Es läutet zur Kirche — wir haben heute Ostersonntag.“ „Ostersonntag“, wiederholte Georg, er schien sich allmählich zu besinnen. „Onkel Ulrich, du wolltest ja zu Ostern nach W. reisen, warum bist du noch hier?“

„Ich habe meine Reise aufgeschoben und möchte warten, bist du wieder in der Besserung bist.“ „In der Besserung? — Ich bin sehr krank, Onkel. Nicht wahr? Gefährlich krank.“ „Wir haben noch keinen Grund den Mut zu verlieren.“

Ein flüchtiges Lächeln ging über Georgs Gesicht, er war jetzt ganz bei Bewußtsein und redete weiter, zum großen Unbehagen seines Onkels: „Du Erinnerst dich doch an das, was du mir neulich versprochen hast?“

„Georg, ich bitte dich, rege dich jetzt nicht auf — du täuschst dich über deinen Zustand. Ich sehe noch keine Veranlassung zu so peinlichen Erwägungen.“ „Du gönnst mir den Platz neben dem Großvater nicht“, unterbrach ihn Georg schmerzlich erregt, und versuchte sich zum Schreck des andern aufzurichten.

„Mein Gott, Georg, gewiß. Ich verspreche dir alles, was du willst. Warum sollte ich dir den Platz nicht gönnen?“

„Ich habe nichts gethan, was mich unwert macht, bei den andern zu liegen“, fuhr der Kranke aufgeregter fort, und seine Augen nahmen aufs neue den starren ängstlichen Ausdruck an. „Das war mein Vater — nicht ich — aber ich habe so lange und so viel daran denken müssen, daß ich zuweilen nicht mehr weiß, wo seine Schuld aufhört und die meine anfängt, ach und ich habe keine Zeit mehr, sie wieder gut zu machen!“ Herr von Reisach nahm die heißen Hände beschwichtigend zwischen die seinigen: „Mein armer Junge, du quälst dich mit fixen Ideen, du hast nichts verbrochen und du gehörst zu uns Reisachs im Leben und im Sterben; was die anderen, deine Eltern angeht, so fühle ich auch darin jetzt anders wie ehemals.“ „Du hast vergeben, nicht wahr?“ fuhr Georg ruhiger fort „und wir werden dir jetzt nicht mehr im Wege stehen. Der kranke Ist am grünen Baum, das waren wir, er mußte abgethan werden, und du wirst dein Leben jetzt noch einmal neu anfangen, Onkel Ulrich.“

(Schluß folgt.)

Ein Sonntag in See.

Vom Marinepfarrer Heims.

Es ist hartes Leben, das Seemannsleben, ein Leben fern von der Heimat, fern von denen, die uns lieb sind; umringt von so mancherlei Gefahren, unter denen Sturm und Wellen nicht die am meisten gefürchteten sind: und ein Leben voll rauher, steter, angestrengter Arbeit. Ich spreche von dem Leben auf einem Kriegsschiffe. Vom Deckwaschen um fünf Uhr in der Frühe, bis um neun Uhr abends dröhnend der Ruf durch alle Decke schallt: „Ruhe im Schiff“, ist's eine Kette von Segel- und Geschütz- und Gewehrergerzieren, von Dienst-, Gefechts- und Steueremannsinstruktion; vom Unterricht in Lotsen und Schießen, in Völkerkunde und Geschichte, Englisch und Rechnen; von Zeugwäsche und Zeuggliden, Handwaffen- und Geschützputzen. Dazwischen gibt's Freizeit von zwölf bis zwei Uhr mittags, und nach sieben Uhr abends; aber wie um acht Uhr im Zwischendeck und unter der Back, vorn im Schiff, die Hängematten gezurrt sind, muß die halbe Mannschaft, die Freiwache, zur Ruhe gehen, denn um Mitternacht soll sie wieder heraus in allem Wetter und bis vier Uhr die Wache nehmen, während die dann abgelöste Mannschaft bis sechs Uhr zur Koje gehen darf, und ob in den Tropen glühender Sonnenbrand die Deckplanken ausdörft oder am Kap Horn wochenlang rauhe Regenstürme über die empörte See hinbrausen, oder im Spätherbst die ungaßliche Nordsee die Heimkehrenden mit schneidend kalten Winden unfreundlich begrüßt: Dienst bleibt Dienst; und an guten und bösen Tage gilt dem

Kommandanten wie dem kleinsten Schiffsjungen der Nelsonsche Wahlspruch: „Das Vaterland erwartet, daß jedermann seine Pflicht thue!“

Aber nicht bloß die hellen, tönenden Kirchenglocken am Land rufen's am Tage des Herrn hin über die wogenden Kornfelder, über blühendes Thal und waldige Höhen, hin über die menschenwimmelnden Städte und das einsame Dorf mitten in der stillen, öden Heide: „Du sollst den Feiertag heiligen!“ — auch über die blauen, rauschenden Wogen der See, auch über die blinkende, in ewiger Unruhe atmende und arbeitende Salzflut, die öde und furchtbar einsam sich um das Menschenschifflein dehnt, das in ihr seine Straße fährt, kommt's hergezogen wie ein Hauch des Friedens, wie ein Wort der Lösung von den Fesseln harten Thuns: „Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten sollst du kein Werk thun!“ Und es liegt ein Himmelssegnen darin.

„An der Sabbater einem“, einem Sonnabend also, vergolden die ersten Strahlen der leuchtend siegreich über dem klaren Horizont hervorbrechenden Sonne die Tippen Sr. Majestät Kriegsfregatte „Unfas“. Im prächtigen Farbenspiel glänzen noch die Wolken im Osten; funkelnde Lichter tanzen auf den Wellen, die wie im Jubel und grüßender Lust sich bäumen und überkämmend in glitzernden Perlen Schaum zerfließen: da meldet auch gerade die Ordonnanz dem wachhabenden Offizier, der seit vier Uhr auf der Kommandobrücke auf und ab geht: „zwei Glas!“*) — „Schlagen!“ lautet die kurze Antwort. — Eilig rennt der Läufer nach vorn, wo die Schiffsglocke hängt, und schlägt zwei Schläge, die hell durchs Zwischendeck, die Batterie und übers Oberdeck hinschallen. „Kein Schiff mit Sand und Steinen“, tönt der Befehl von der Brücke — und damit beginnen die Vorbereitungen für den Sonntag. In Ballen und Püßen**) wird Sand in großen Mengen an Deck geschafft aus der Last. Der „Unfas“ hat zuletzt Madeira angelaufen und von dort genug des fast schwarzen, scharfen, grobkörnigen Sandes mitgenommen. Hier kommen Leute aus den Lufen hervor, mit beiden Armen so viele Scheuersteine — eine Art weichen, grauen Mauersteines — tragend, wie sie nur leisten können, und diese außerordentlich gewissenhaft austeilend: die Bootsmannsmaate streuen den Kies reichlich über die Planken des Decks aus; die Pumpen sind in voller Thätigkeit, Salzwasser aus der See heranzuschaffen, mit dem der Sand zu einem flüssigen Brei angefeuchtet wird; nun knien die Leute, die schmutziges Arbeitszeug dazu angezogen haben, auf Handspaken in Reihen nieder, je einen Stein mit beiden Fäusten fassend — und jetzt geht's los: scharr, scharr — schrumm, schrumm! Das ist ein Schurren, Kratzen, Scheuern und Schleifen! Bald trieft das Deck und sieht aus wie eine übelgepflegte Landstraße zur Regenzeit; immer neue Wasserfluten werden über die Planken ausgegossen, immer frischer Sand darüber gestreut; in gleichmäßigen Taktten werden die Steine vor- und zurückgeschoben. Die bequemen Treppen sind an Deck gelegt und werden auch geschauert, wer hinunter oder hinauf will, muß sich zu den „Jakobsleitern“ bequemen; überall tropft und rinnt und rieselt es von nicht allzureinlichem Wasser — „Wahrschau!“ schallt es hinter uns, und schwabb! spritzt uns ein Guß über Stiefel und Hosen, daß wir eiligst weniger gefahrvolle Stellen aufsuchen; dort hat der Bootsmann gerade einen Schiffsjungen an den Ohren: „Warte, du Schlingel! Du willst dich hier wohl drücken: heh? Ich werde dir nächstens noch die Löffel so lang wie ein Heimatswimpel***) ziehen“ — und es sieht wirklich so aus, als wenn er den ersten Fuß Länge von den dazu nötigen vierhundert heute herausbringen will. Weiter drüben an Backbord†), wo so riesig fleißig geschauert wird, geht der Herr Obermaat still und gemessen auf und nieder, und was er da auf dem Rücken in der nervigen Faust hält, das sieht einem

kurzen Tausende gewaltig ähnlich, mit dem er aber nur nach den lästigen Fliegen schlägt. — Da macht einer atmend eine kleine Pause und flüstert seinem Nachbar zu: „Du, sieh mal, was der Herr Obermaat für kleine Füße hat“ — „Au!“ ruft er im selben Augenblick mit schreckengedämpfter Stimme: Eine Fliege hat die Pause benutzt, um sich schnell auf seinen Rücken zu setzen, und die muß der Herr Obermaat wegjagen.

„Bald sind wir zuhause und ziehen an Land:
Dann fort zum Rudern mit Steinen und Sand!“

singt achtern auf Kampanje ein Tonangebender — nur schade, daß der Unfas erst auf der Ausreise ist und noch zwölf ein halb Monat Zudienststellung in fernen Meeren vor sich hat!

Woran ich meine,
Woran du deine
Mit „Sand und Steine“,
Woran er seine
Freude hat!“

singt eine Kameradschaft gleichzeitig vorn in der „Ruh!“ im Takt. — „Sechs Glas! Frühstück!“ schallt's von oben — und wie durch Zauberschlag wird's still! Der Kaffee mit „Hartbrot“ schmeckt doch gar so gut nach solcher Arbeit in der grellen Morgensonne.

Um halb acht Uhr geht's wieder an, aber nun ist die größte Arbeit schon gethan. Allmählich wird nun mit noch bedeutenderen Sündfluten der Schlamm von Deck „gespult“, selbiges mit „Abhebern“ und „Schwabbern“ trocken gemacht, und die erledigten Leute verteilen sich, um alles, was Messing, Kupfer und blankes Eisen ist — und das ist sehr viel auf einem Kriegsschiff — so lange mit allen Salben, Säuren und Pulvern der Neuzeit zu reiben und zu putzen, bis ihr eigen ver-schwitztes Angesicht sich darin spiegeln kann, und bis um zehn Uhr der Tambour seinen Wirbel schlägt: Geschützputzen! Im Zwischendeck wird alles mit „Presennings“, Decken aus Segeltuch, gegen jeden etwa Schmutz bringendentritt sorgfältig geschützt und so kommt, während der Nachmittags dem Zeugfliden gewidmet ist, der Sonntag heran.

In seinen ersten Anfängen kann auch er den soldatischen Stempel, der hier allem aufgedrückt ist, nicht ganz verleugnen. Da stehen sie in der Frühe wieder je um ihr Geschütz versammelt, die dazu gehörigen Mannschaften, und reiben das mächtige braune Rohr, das 2800 Pfund wiegt, mit Petroleum ab zu schönem Glanz; die blanken Eisenteile werden geölt, die grünen eisernen Lafetten mit Sorgfalt behandelt; dann ist Gewehrputzen: das heißt, daß keine liebe Mama ihr liebstes Töchterchen mit mehr zarter Sorgfalt waschen, seifen, kämmen und schön machen kann, als hier auf die feingebaute, empfindliche Kriegswaffe verwendet werden muß, und wehe dem, der sich einen Kostfleck innerhalb des Laufs nachweisen lassen kann! Es ist die Waffe des Kaisers, für die er verantwortlich ist.

Noch ist der Dienst nicht zu Ende. — „Alle Mann sich umziehen!“ schallt das Kommando. Das Oberdeck leert sich. Im Zwischendeck stehen die Leute in scheinbar wirrem Durcheinander vor ihren Kleiderkasten: das Arbeitszeug verschwindet. — „Alle Mann aus dem Zwischendeck!“ — und nun treten sie oben an, sauber in Weiß von Fuß bis zu Kopf: weiße Hosen; weißes am Hals weit offenes Hemde, daß die sonnenverbrante Brust frei bleibt; über Nacken und Schultern den breiten, blauen „Exerziertragen“ und das seidene schwarze Halstuch, da wo der Ausschnitt des Hemdes sich schließt, zum glatten, kunstlosen Schifferknoten geschlungen; auf dem Kopfe die weißbezogene Mütze mit dem in langen Enden herabhängenden seidenen Bande, auf dem die Matrosen in Gold, die Schiffsjungen in Rot den Namen des Schiffes über der Stirn tragen, und drüber die Kokarde; die Stiefel blank — so treten sie an, eine jugendkräftige, gesunde Schar, stramm in Reih und Glied ausgerichtet — alles, wohin das Auge blickt, sauber, blank, tadellos ordentlich. „Still gestanden!“ kommandiert der „erste Offizier“ — und aus der Kajüte tritt der Kommandant, mit ernstem, prüfendem Soldatenblick die Reihen abschreitend; Mann für Mann musternd, jede kleine Unordnung, jeden Fleck, jede

*) Fünf Uhr.

**) Eimern.

***) Kiesenlanger, bei Antritt der Heimreise gehißter Wimpel am Großmast.

†) Links, von hinten nach vorn gesehen, „Steuerbord“ = rechts.

Bewegung, jedes Gesicht bemerkend, prüfend, ersorschend; hier schweigend weitergehend, dort fragend, tadelnd, zur Bestrafung bezeichnend. Nichts entgeht ihm, keiner täuscht ihn; nichts besticht ihn —. „Zur Inspektion!“ schallt es jetzt durch die Decke: nach den Leuten kommt das Schiff selbst an die Reihe; vom spiegelblanken Bolzen am Oberdeck bis zur Messingschraube unten in der Maschine und bis zu den tiefsten, dunkeln Winkeln der Last — überall hin bringt sein Auge, sorgsam achtet das Gefolge seines Wortes und scheut seinen Tadel: der „Dienst“ kennt keine Rücksicht — nur die Arbeit fürs liebe Vaterland, unablässig, fleißig, treu —.

„Oberdeck stillgestanden!“ Die Besichtigung ist vorüber. „Tretet weg!“ Die Reihen lösen sich auf. „Klar machen zur Kirche auf Oberdeck!“ — Jetzt fängt der „Sonntag“ an.

Eilig kommen die Leute mit den Bänken herauf aus den Lufen des Zwischendecks und stellen sie auf bis zum Großmast hin. Hinter dem Großmast darf die Mannschaft nur in dienstlicher Arbeit sich aufhalten. Mitten auf Achterdeck wird der Altar aufgebaut, bestehend aus dem „Kirchenschrank“, über den eine schwarze Decke mit weißem Kreuz gebreitet; im Hafen, oder wenn das Schiff ruhig liegt in See, werden das Kreuzifix und die großen Leuchter aufgestellt; gegenüber sammeln sich die Offiziere im Paradeanzug — „anschlagen zur Kirche!“ In langsamen Schlägen geht die Schiffsglocke — „heiß Kirchenwimpel!“ die Flagge des Reichs geht nieder; über ihr wird der lange, breite, spitz zulaufende weiße Wimpel mit dem roten Kreuz angestekt und beide gehen an der Gaffel auf: jetzt ist das Schiff allein des himmlischen Herrn. Hell und prächtig leuchtet die Sonne vom lichtblauen Himmel herab; spülend und rauschend ziehen die dunkeln, blauen Seen, schaumig und Perlengischt versprühend, vorbei; die weißen Segel stehen voll, gebläht vom linden, kühlenden Hauch des köstlichen Windes, und: „Gnade sei mit euch und Friede von Gott“ geht der Gruß des Friedens an die einsame Schiffsgemeinde auf weitem, unendlichem Meer; aus zweihundert Röhren schallt's im hellen Kirchenton hinauf zu dem, der „seinen Pfad auch in den Wasservogen“ hat, und feierend trägt's die Musik im brausenden Festklang hinaus über die See: die alte, prächtige Weise vom Morgenstern. Und dann das Wort von dem, der auf dem Meer ging, und dem Sterne und Wellen gehorsam sind, daß es ganz stille wird, drinnen in den jungen und alten Herzen, auf dem kleinen See Genezareth und auf dem Ozean, dem unendlichen; und dann das Bitten um „eine fröhliche Heimkehr zu Seiner Zeit“ und daß Er die Kleinen und Großen daheim in Seinen Arm und Seine Pflege nehmen wolle; und dann noch den Segen zur neuen Arbeit der neuen Woche — der Pfarrer wendet sich seiner Kammer zu: „Hol nieder Kirchenwimpel!“ Die Bänke verschwinden: „Es darf geraucht werden!“

Da sitzen sie still vorn auf Oberdeck beisammen, die weißen, sauberen Gestalten, und freuen sich der Ruhe und Stille und des lieben Pfeifensummels oder der nicht immer sehr edeln Zigarre, die, wie weich und feucht sie auch von der Seefahrt geworden sein mag, doch offenbar wundervoll schmeckt. — Es ist dicht an Mittag. „Baden und Baden!“ Im Zwischendeck werden die sonst unter Deck aufgehängten langen Tische und die schon erwähnten Bänke aufgeschlagen; die je dazu bestimmten Leute holen das Essen aus der Kombüse (Küche); — da glast es mit acht Schlägen: „Alle Mann Mittag!“ pfeifen die Bootleute im Chor —; im Handumdrehen sitzt jeder auf seinem Platz und vor seiner Zinnschüssel und macht sich mit Lust und Liebe ans Werk. Heute gibt's Pflaumen mit Klößen und eingemachten Lachs dazu — und jenes köstlichste Gewürz, Hunger geheißen, hat der Seemann immer bei der Hand.

Aber was nun? Ist der Nachmittag ohne alle Arbeit und ohne die Möglichkeit spazieren zu gehen oder Freunde und Verwandte besuchen zu können, doch nicht sehr lang? — Ja, wenn der Sonntag Nachmittag für einen jungen, frischen Menschen auf See, der in der Woche schwiegend und längs Deck rennend „die Lufe durchgeholt“, nicht die köstliche Gabe süßen, innigen Schlafes hätte, der ihnen von Herzen gegönnt!

Da liegen sie, die hundertsechszunddreißig Schiffsjungen, und unter der Deck die Matrosen, bunt durcheinander, wie auf einem friedlichen Schlacht- oder richtiger Schlaffelde, wo immer nur ein wenig Schatten vom Segel oder der Bordwand aufzutreiben ist, auf den harten Planen des Decks, den Kopf auf ein Taubensch, gegen die Schiffswand oder auf das Bein des besten Freundes gelehnt; „zufrieden atmet — schnarcht auch wohl — groß und klein: hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“

Und wenn um halb drei Uhr nicht des Bootsmannsmaaten schriller Pfiff zum „Bücherwechsel“ die Schläfer weckte! Wie drängen sie sich da um den Pfarrer, der achtern am Flaggen-spinde seine Schätze aufgestapelt! Wie strecken die heut müßigen Hände sich begehrend aus nach Peter Simpel und dem „letzten Mohikaner“ und dem Robinson: „Ich möchte Nummer 6 haben!“ — „Darf ich das Buch von Herrmann dem Cherusker bekommen?“ — „Bitte, Herr Pfarrer, geben Sie mir den zweiten Band!“ — Ich möchte gern ein recht dickes!“ — und nun sitzen sie da auf Treppentufen und Ballen, auf Wasserfässern und Betings und Blöcken; hockend, auf Rücken und Magen liegend oder gegeneinander gelehnt, lesen sie mit Andacht; mit jener Freude, die nur der seltene, sauer erworbene Genuß zu spenden vermag — daneben haben sich zwei, nachdenklich aufgestützten Hauptes, auf Deck gestreckt, und zwischen ihnen steht ein kunstloses, selbstgefertigtes Schachbrett, dessen Figuren aus Korken, Knöpfen und Lichtstümpfen, mit alten Zahnstochern versehen, oder frisch aus Kartoffelabfällen geschnitten sind. — Hier hält der Herr Unteroffizier einen grauen Madeira-Papagei auf dem Daumen, und thut so schön mit seiner „Lora“, als wär's der einzige Vogel der Welt, und läßt ihn auf seinem Kopf sitzen und an den weißen Sonntagshosen hinaufklettern: „Der wird noch!“ sagt er voll Stolz zu dem Schiffszimmermeister. „Ach was, 'ne ganz gemeine Krähe ist es man!“ erwidert dieser und legt sich auf die andere Seite. — „Lora, bist du wohl 'ne Krähe? der Meister ärgert sich man, daß er dich nicht hat. Ei Lora, o Lora!“ Aus dem Zwischendeck tönt wehmütig die Zither des Kapellmeisters durch die große Stille. — Die Kniee als Pult und einen Pappdeckel als Unterlage benutzend, schreibt dort ein braver, schmucker Schiffsjunge an seine Mutter: „Liebe Mutter — in Madeira war es sehr schön. Ich war auch einmal beurlaubt. Fritz Peters und ich gingen immer zusammen und haben auch Wein getrunken, der aber sehr stark ist. Der Herr Bootsmann fiel vom Pferd, und ich bin schon viel größer und dicker geworden, denn das Essen ist sehr gut. Aber Buttermilch möchte ich trinken können, die gibt's hier nicht, und die Hühner von den Offizieren sind alle gestorben —.“

Und es wird Abend. Um sieben Uhr gibt's süßen Thee mit Weichbrot und Butter. „Die Musik zum Spielen an Deck!“ — und wie lockend die lustige Weise erschallt, da fährt's den flinken Jungen in die Beine, daß sie paarweise sich im Tanz schwingen, als wär' das Leben eitel Freude, und als wenn's nie hieße: „Enter auf!“ „Bramraa- und Oberbramraa-gäste in die Mars!“ — „Hol Geitaue!“ zc. Und wie die Musik ausscheidet, da hebt ganz bescheiden eine Harmonika an, und die Jungen setzen sich nach Freundschaften zusammen und plötzlich schallt es im frischen Kinderton:

„Wir sind die Musikanten
Und kommen aus Schwabenland“

oder in klagender Weise, wie im mühsam verborgenen Heimweh:

„Viel Blumen am Wege sieht er da blühn,
Der Wanderer muß eilend vorüberzieh'n“

und draußen singt die rauschende See ihr altes Lied vom Wandern und Reisen, vom Wechsel und Vergehen. Der Mond segelt am tiefblauen Himmel dahin und malt mit hellem, bleichem Glanz die Schatten der Takelage in scharfen schwarzen Linien auf Deck und baut eine goldene Brücke über die See. Die Sterne spiegeln sich flimmernd in der zitternden, unruhigen Salzflut — der Orion und das Kreuz und der Sirius — „Ruhe im Schiff!“ dröhnt's wieder durch alle Decke. Gute Nacht — und morgen ist's Arbeitstag!

Der Zaubergeiger.

Im vorigen Jahre sind es gerade hundert Jahre geworden, daß jener merkwürdige Künstler das Licht der Welt erblickt hat, dessen Name während der ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts alle Welt erfüllte und um dessen Haupt die allezeit geschäftige musikalische Legende schon zu seinen Lebzeiten einen ganzen Kranz von Sagen geflochten hat. Am 18. Februar 1784 wurde zu Genua Nicolo Paganini, wohl der größte Meister der Violine, den unsere Zeit gekannt hat, geboren. Eigentümlich genug war freilich schon die äußere Erscheinung des Mannes, eigentümlich genug, vom gewohnten Gebahren der Virtuosenwelt abweichend, sein ganzes Auftreten. Unscheinbar, meist von schlaffer Haltung, das schwarze Haar nicht eben stüpermäßig geordnet, trat er vor sein Publikum; nichts ließ den genialen Künstler ahnen, als das dunkle Auge in dem bleichen, mageren Antlitz. Aber wenn er die Geige nahm, den Bogen ansetzte, wenn er begann, dem wunderbaren Instrumente Klänge zu entlocken, die man noch nie gehört hatte, wenn seine feurige Phantasie sich erging in Weisen und Akkorden, die ganz wo anders herzukommen schienen, als aus der unscheinbaren Geige, die er in der Hand hielt — da wuchs die Gestalt, da blühte das Auge, da röteten sich die blassen Wangen, bis der letzte Ton verklungen war, dann sank die Gestalt wieder zusammen, zurück in die gewöhnliche lässige, gebückte Haltung, und es sah aus, als berührte ihn auch der beispiellose Enthusiasmus nur von fern, den sein wunderbares Spiel geweckt hatte. Ja, so völlig neu und überraschend, so faszinierend war die Art, wie er die Violine behandelte, daß manche — im gebildeten neunzehnten Jahrhundert! — seine Kunst auf die Einwirkung und Beihilfe seines geringeren als des Satans zurückführten. Es ist ja nicht das erste Mal, daß der Volksmund die Geigenkunst mit dem Bösen in Verbindung gebracht hat. Schon in alter Zeit hatte der sirenenhaft lodende, die Nerven intensiv anfassende Ton der Bogeninstrumente etwas Dämonisches, ja Furchterregendes für unser Volk: im Gefolge des Gebatters Tod finden sich unter anderen auch Fiedler und Pfeifer. Tartini's „Teufelsonate“ erinnert schon durch den Namen an den Bösen. Kein Instrument gebietet so souverän, wie das Bogeninstrument, über sämtliche Erregungs- und Ausdrucksmittel der Musik: über Melodie, Rhythmus, Dynamik: ihm steht die volltönende, in jedem Ton gleichsam die ganze Fülle und Tonkraft des Instruments, dessen Seele, ausströmende Gesangsmelodie, der bel canto, ebenso zur Verfügung, wie das leichtfüßige, düstige, humoristisch schäfernde Staccato; es gestattet die wichtigen, breiten, satten Klänge mit ganzem Strich, die es ermöglichen, einen Fugensatz vollkommen stilgemäß mit dem Streichorchester durchzuführen, und es gestattet anderseits wieder eine Beweglichkeit und Abstufung der Accentuierung, daß es in der That so recht als das Organ der Musik im engeren Sinne, als das Organ der tönenden Seele erscheint. Kein Wunder, daß die dichtende Sage sich alsbald mit einem Meister zu thun machte, der, wie Paganini, das unscheinbare Instrument nicht allein wie die bisher dagewesenen Künstler, ein Corelli, Vassani, Tartini u. s. f., zum seelenvollen Gesange, sondern, wie die Zeitgenossen berichten, geradezu „zum Sprechen“ zu zwingen vermochte, ihm eine Mannigfaltigkeit von Klangregistern ablauschte, daß man nicht ein Instrument, sondern ihrer viele zu hören vermeinte. Denn dies war eben das Neue, daß Paganini nicht bloß einen herrlichen, sonoren, der (vox humana) menschlichen Stimme an Beseeltheit nahestehenden Gesangston und eine fabelhafte Technik besaß, sondern die verschiedenen Klangregister des Instruments in damals völlig neuer Weise zu lebendiger Charakteristik auszunützen verstand, wofür ein sprechendes Zeugnis das „Zwiegespräch zwischen einem Esel und einer Nachtigall“ sein mag, eines seiner zugkräftigsten Vortragsstücke, das nicht sowohl durch musikalischen Gehalt, als durch die Originalität der Idee reizte, auf dem kleinen Instrumente, dessen vier Saiten so wenig Ausdrucksmittel zu bieten scheinen, gleichsam zwei völlig entgegengesetzte

XXII. Jahrgang. 8. k.

Klangindividualitäten durchzuführen. Der volle, süße Gesangston war schon den Meistern vor ihm eigen gewesen: die guten Geigenbauer der klassischen Periode des Geigenbaues (von Testori, Amati, Guarneri bis Stainer c. 1590—1650) hatten dafür gesorgt, daß das einst aus dem Orient gekommene einfache Instrument einen Ton erhielt, der es in den Stand setzte, in der Hand eines Meisters förmlich zu singen. Mit Paganini wurde die Violine das Organ der musikalischen Subjektivität und zwar in einseitiger Weise: die hochentwickelte, über alle Effekte gebietende Technik verführte dazu, das Spiel in den Dienst der augenblicklichen Empfindung und Eingebung, der Laune zu stellen. Unsere neueren deutschen Meister, ein Spohr, ein Joachim, ein Wilhelm und wie sie alle heißen, haben die enorm entwickelte Technik sich zugeeignet, dieselbe jedoch in den Dienst des vorzutragenden Kunstwerks gestellt: den musikalischen Rhapsoden — wenn wir so sagen dürfen — wieder zum Künstler im edelsten Sinne erhoben, zum Interpreten der Kunst.

Bekannt sind Paganini's Lebensumstände: der Vater, ein Kleintrümer, hat den musikalisch hochbegabten Knaben eigentlich zum Violinspieler erzogen und zwar mit strenger Energie. Erst war er selbst sein Lehrer; dann gab er ihn in den Unterricht der Violinisten Giov. Servetto und Giacomo Costa; schon mit neun Jahren debü-

tierte der Knabe öffentlich. Mit elf Jahren kam er in die Schule Rollas zu Parma. Von 1797 an machte er unter der Führung seines Vaters in Italien Konzertreisen. Sein Auftreten bei einem Musikfeste in Lucca 1797 begründete seinen italienischen Ruf; zu europäischem Ruf gelangte er erst, als er 1828 seine Reisen durch Deutschland machte, von Wien, der Musikstadt jener Tage, ausgehend. Frankreich, England, Deutschland jauchzten der fremdbartigen Erscheinung zu. Mit dem, was seine Kunst ihm ertragen, erkaufte er sich einen schönen Landsitz bei Parma. Einsam war sein Leben. Schon am 27. Mai 1840 starb er an der Kehlkopfschwinducht. Der Schreiber dieser Zeilen hat nicht das Glück gehabt, den merkwürdigen Mann zu sehen und seinem Spiel zu lauschen, aber die Violine hat er gesehen und gehört, die Paganini seinem Lieblings-schüler Camillo Sivori sterbend vermacht hat, und aus des letzteren Mund vor nunmehr sechzehn Jahren mancherlei über den Lehrmeister vernommen, dem der Schüler eine unbegrenzte Verehrung zollte. — Heutzutage würde Paganini nicht mehr solch

phänomenale Erfolge haben: was damals neu gewesen, ist mehr oder weniger Gemeingut unserer ersten Künstler geworden, und das Absonderliche, Abenteuerliche in Erscheinung und Auftreten, die überschaubare Subjektivität des Spiels, die zuweilen bizarren Virtuosen-effekte würden unser, doch einigermaßen durch das erneute Studium der Klassiker ernüchtertes Publikum nicht mehr in dem Maße blenden und hinreißten, wie unsere Väter; die Kritik würde vielleicht manches zu tabeln haben. Daß der Zauber einer unmittelbar in den Vortrag sich hineinlegenden musikalisch-dichtenden Individualität, der Zauber einer in jedem Nerv zuckenden leidenschaftlichen Empfindung alle, die ihn hörten, mächtig ergreifen mußte, wer sollte das nicht begreifen können in dem Zeitalter, das trotz aller theoretischen Bedenken sich vor den ergreifenden Kunstwerken eines der subjektivsten Komponisten, eines Wagner, gebeugt hat! Und wo ein Mensch, ein ganzer, echter Mensch kommt und sich in seiner Kunst als Komponist oder Virtuose unmittelbar selbst zu geben vermag, da wird er bei aller Einseitigkeit — ohne die es keinen Fortschritt in der Entwicklung gibt — die Herzen erobern. R.

England und Birma.

Der Ausbruch eines Krieges zwischen England und dem hinterindischen Königreich Birma steht nahe bevor; da mag es am Plage sein, einen flüchtigen, aber nicht uninteressanten Blick auf das letztere zu werfen. Die hinterindische Halbinsel umfaßt drei verschiedene Reiche: Im Osten am chinesischen

Aus unserer Sammlung merkwürdiger Bildnisse.



Nicolo Paganini. Im Jahre 1830 nach dem Leben gezeichnet von C. V. Grimm.

Meere Anam mit Tonking und Cochinchina, das jetzt den Franzosen tributär geworden ist; in der Mitte, im Stromgebiete des Menam, Siam, ein bislang unabhängiger Staat, der Freundschafts- und Handelsverträge mit den Europäern abschloß; im Westen endlich, im Stromgebiete des Irawadi, Birma oder Ava, ein erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem kühnen und unternehmenden Soldaten, Namens Alompra, zusammengebrochenes Reich. In allen drei Staaten herrscht der Buddhismus; die Sprachen sind verschieden, aber chinesische Einflüsse haben in kultureller Beziehung sich hier mit indischen verquickt, weshalb man die hinterindischen Völker auch als indochinesische bezeichnet.

Da wo Birma an Ostindien grenzt, war Gelegenheit zu Grenzstreitigkeiten zwischen Briten und Birmanen geboten; es entstand 1824 der erste birmanische Krieg zwischen beiden, welcher mit der Abtretung der am bengalischen Meerbusen gelegenen Landschaften an England endigte. Das Mündungsland des Irawadi mit seinem reichen Handel reizte die Briten zu weiteren Annexionen; die hochmütigen Birmanen gaben wiederholt Anlaß zu Beschwerden und so begann denn im Jahre 1851 der zweite birmanische Krieg, der noch günstiger für die Engländer verlief, denn das ganze südliche Birma, Pegu genannt, wurde ihnen abgetreten. Dadurch war Birma vom Meere abgeschlossen und zu einem Binnenreich am oberen Irawadi reduziert, dessen große Wichtigkeit aber darin beruht, daß von hier aus die Handelsstraßen nach dem produktreichen Süden und Westen Chinas führen. Ehe wir aber den jetzt ausbrechenden dritten Krieg ins Auge fassen, wollen wir etwas von Birma und seinem Hof kennen lernen.

Eine systematische Abhandlung à la Konversationslexikon ist langweilig und wir wollen lieber einen Augenzeugen sprechen lassen, der uns mit Land und Leuten vertraut machen soll. Dieser ist Herr Talboys Wheeler, welcher 1870 als britischer Gesandter den Irawadi aufwärts bis zur birmanischen Hauptstadt Mandalé fuhr und dessen Reiseverf. zu Rangun in britisch Birma gedruckt wurde.

Als der Dampfer die Grenze passierte, konnte Wheeler kein äußeres Zeichen des Wechsels entdecken. Da rief auf einmal der Kapitän: „Dort ist einer gekreuzigt worden!“ Auf einem Gerüst in Form eines liegenden Kreuzes sah man einen Mann ausgestreckt, Arme und Beine an den vier Balken befestigt. Er schien noch nicht lange geendet zu haben; zwei Geier hatten sich auf ihm niedergelassen. Das gab den Vorgeschmack.

Nach vierzehntägiger Fahrt von Rangun ab landete Wheeler bei der Hauptstadt Mandalé, wo damals König Moung-lon residierte. An Bord kam ein Engländer, welcher für den König eine Baumwollspinnerei gebaut hatte, der aber starken Zweifel hegte, daß sie je in Betrieb gesetzt werden dürfte, obwohl sie bezahlt sei. Jones, so hieß der Engländer, erzählte gleich allerlei Hofgeschichten. Ein französischer „General“, de Facieu mit Namen, sei beauftragt, sechs junge Birmanen nach Europa zu begleiten, um zwei derselben zu Admiralen, zwei zu Generalen und zwei zu Luftballonfabrikanten auszubilden. Mittlerweile kam die Botchaft von Frankreichs Niederlagen im deutschen Kriege auch bis zu den Ufern des Irawadi, worauf der französische „General“ in Ungnade fiel und der König seine Augen nach Berlin wandte! Das Erziehungsprojekt nahm nun eine andere Gestalt an. Ein Deutscher sollte drei Birmanen nach Berlin bringen, deren einer zum Admiral, der andere zum General und der dritte zwar nicht zum Luftballonfabrikanten, sondern zum Politiker à la Bismarck ausgebildet werden sollte. Unter dessen aber traf die Kunde ein, ein weißer Elefant sei in den nördlichen Wäldern gefunden worden, und dieses Ereignis beschäftigte den König dermaßen, daß auch das deutsche Erziehungsprojekt fallen gelassen wurde.

Kein übles Stück birmanischer Diplomatenkunst ist das folgende, welches sich kurz nach Wheelers Ankunft ereignete. Eines Tages erging das Gebot, daß die Europäer fürberhin

kein Kalb und keine Kuh mehr in Birma schlachten dürften. Major Mac Mahon, der britische Agent in Mandalé, der nicht gesonnen war, auf seine Koteletten und Beefsteaks zu verzichten, aber auch kein Ärgernis erregen wollte, ließ sein Kalb auf den Dampfer bringen, um es so auf britischem Grund und Boden schlachten zu lassen. Die Sache war aber ruckbar geworden und die birmanische Polizei konfiszierte die unschuldige Kreatur auf dem Wege zum Dampfer. Dann entstand eine diplomatische Korrespondenz, der birmanische Minister des Auswärtigen sprach schließlich sein Bedauern über den Fall aus und ersuchte Major Mac Mahon, sein Kalb wieder abzuholen. Das sei nicht seine Sache, erwiderte dieser, man müsse ihm das Kalb schicken. Die Kalbfrage fing an, verwickelt zu werden. Keiner siegte, keiner wich. Endlich fand der Asiate einen Ausweg: er meldete dem Major, es seien noch zwei andere Kälber eingebracht und niemand mehr sei imstande zu unterscheiden, welches das englische sei; der Major möge nun selbst nachsehen, welches das seinige sei!

Der Premierminister oder Pachan Mengei ließ Herrn Wheeler sagen, daß Sr. Majestät ihn gnädigst empfangen wolle, und am 23. November fuhr er in einem mit Ochsen bespannten Wagen feierlich zu Hofe. Der Minister empfing die Ankömmlinge auf das höflichste und das Hofgesinde warf sich ganz korrekt auf den Bauch. Man setzte sich, hockte und kauernte, genoß Thee, Obst und Kuchen und plauderte über dies und das. Dann brach man auf und wandelte von Hof zu Hof dem Allerheiligsten entgegen. Am Fuße der Palasttreppe zogen alle die Schuhe aus, und so ging es in den Spiegelssaal. Hier setzte man sich auf einen Teppich und nun trat der König ein. Auf einem Sofa, etwa fünf Meter von der Gesellschaft entfernt, nahm er Platz. Vor ihm stand ein Tischchen, bedeckt mit goldenem und silbernem Geschirr, welches die schon bejahrte erste Königin herbeigetragen hatte. Der König, eine angenehme Erscheinung, betrachtete den Engländer durch ein Opernglas und fing dann ein politisches Gespräch an, das wir übergehen. Dagegen möge eine Anekdote von einem reisenden britischen Advokaten hier Platz finden, welcher kurz vor Wheeler zur Audienz beim Könige gelangt war. Der Advokat ließ es sich nicht nehmen, in seinem richterlichen Kostüm, Talar und Perücke, vor der Majestät zu erscheinen. Des Königs Umgebung war bei diesem Anblick völlig zermalmt, der König selbst schüttelte sich vor Lachen. Er fragte: was die Perücke koste; der Advokat nahm die Frage bildlich, überschlug rasch die Kosten seiner juristischen Laufbahn und erwiderte: 10 000 Rupien. Jetzt war auch der König außer Fassung, und er ließ sich auch gegen Wheeler über den hohen Preis der englischen Perücken aus.

Dieser König, den uns Wheeler geschildert hat, starb am 1. Oktober 1878, und einer seiner Söhne, der junge Thibo (Thebaw der Engländer) kam zur Regierung. Er hatte bis dahin in einem buddhistischen Kloster gelebt und man erwartete von ihm ein gutes Regiment. Sofort ließ er seine Brüder mit ihren Weibern und Kindern ins Gefängnis setzen, aus Furcht, einer derselben könne ihn vom Throne stoßen. Dann suchte er sich möglichst viel Geld zu verschaffen und führte eine große Anzahl von Lotterien ein, die dem ohnehin spielwütigen birmanischen Volke das Geld aus der Tasche lockten. Dann fing der Jüngling an zu trinken und nun zeigten sich bei ihm die Spuren jenes Wahnsinnes, welcher in seiner Familie erblich ist: die Mordmanie seines Großvaters Tharrawadi trat zu tage. Thibo begann damit, die Hofherolde zu töten, weil sie ihm nicht genug Ehrfurcht erwiesen hatten, ihn, dem vermeintlichen Herrscher über ganz Asien, für den alle übrigen Könige nur Vasallen waren. Als einer seiner Minister in einem Gewande vor ihn trat, welches nicht nach seinem Geschmade war, durchbohrte er ihn mit der Lanze. Nur dem Einflusse des britischen in Mandalé angestellten Agenten war es zu danken, daß Thibo nicht sofort seine eingekerkerten Brüder hinschlachten ließ. Als aber die Nachrichten von den Niederlagen der Engländer gegen die Zulu aus Afrika nach Birma gelangten, als Thibo sah, daß die sonst so gefürchteten

rothaarigen Barbaren selbst von nackten Schwarzen geschlagen werden konnten, da verlor er den Respekt vor denselben und ungeniert begann er nun die großartigsten Schlächtereien, Menschenopfer, wie sie zahlreicher und schauerlicher nicht in Dahomé dargebracht werden. Eingeleitet wurde die Mekelei nach altbirmanischem Brauche dadurch, daß die Opfer, zu zweien und dreien aneinander gebunden, aus ihren Zellen vor den König geführt wurden, dem sie ihre Verehrung bezeigen mußten. Der Kopf der Prinzen wurde nach vorn über gebeugt mit den Füßen zusammengebunden und nun mit einem Keulenschlag in den Nacken das Opfer hingerichtet; Blut darf dabei nicht vergossen werden, denn der betreffende ist Prinz. Bei den Prinzessinnen verfuhr man umgekehrt: ihnen wurde der Kopf nach hinten übergezogen und der Tod durch einen Keulenschlag auf die Kehle herbeigeführt. Kaltblütig sah der einundzwanzigjährige König, wie so seine Geschwister hingemordet wurden; sein Bruder Mechaja flehte um das Leben; es half nichts. Prinz Thongzai dagegen höhnte und schimpfte den König, der, dadurch aufgebracht, nur noch mehr wütete. Eine große gemeinsame Grube nahm die Schlachtopfer des königlichen Mörders auf. Nachdem die Prinzen und Prinzessinnen abgeschlachtet waren, kamen andere hochgestellte Personen an die Reihe. Dem Gouverneur Moung Oke wurden Nase und Mund mit Schießpulver gefüllt und dieses dann mit einem Licht entzündet. Wir können weitere Schenßlichkeiten König Thibos mit Rücksicht auf den Anstand nicht wiedergeben; wir erwähnen nur noch, daß die Zahl der aus reinem Wahnsinn Hingemordeten viele hundert betrug. Niemand wurde es gestattet, während des Gemetzels den Palast zu verlassen; Musik ertönte unterdessen, damit man nicht das Geschrei der Gemordeten hörte. Mit Hohn gelächter erwiderte Thibo die Vorstellungen, die ihm der britische Agent Shaw machte; das seien Dinge, die ihn nichts angingen, hieß es, und der Haß Thibos gegen die Engländer stieg zu einem solchen Grade, daß jene, um ihr Leben besorgt, es vorzogen, Mandalé zu verlassen.

Seitdem ist das Verhältnis zwischen England und Birma ein gespanntes. Französische Abenteuer erlangten am Hofe des Königs das Übergewicht und wußten es dahin zu bringen, daß den Franzosen verschiedene Privilegien und Monopole eingeräumt wurden, wodurch der britisch birmanische Vertrag verletzt und die britischen Interessen geschädigt wurden. Vor allem aber ist es das große handelspolitische Interesse, welches England an der durch Birma nach China führenden Straße hat, das hier zum Eingreifen der Briten zwingt. Interessen der Kultur, der Humanität und des Handels vereinigen sich also bei dem bevorstehenden Kriege, bei welchem getrost unsere Sympathieen auf englischer Seite sein können.

Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet.

Von Hans Arnold.

(Fortsetzung.)

Unser Weg zur Ausstellung wurde an diesem Morgen noch mit Einschluß des Hafens zurückgelegt, den wir ja nur in nächtlicher Dunkelheit gesehen hatten.

War gestern hier alles tiefe Ruhe und Stille gewesen, so herrschte heute in der Morgenstunde rührigstes, thätigstes Leben an dem mächtigen Wasserspiegel, auf dem von nah und fern Schiffe kamen, Schiffe gingen, Schiffe lagen. Ankommende Waren wurden am Lande ausgepackt und verladen, tieffonnenverbrannte Matrosen mit charakteristischen Seemannsgesichtern hantierten mit Tauen und Segeln umher, oder schlepten große Säcke, in denen, wie man sich hin und wieder überzeugen konnte, rohe Baumwolle sich befand. Einer von uns stahl ein ganz kleines Stück davon und trägt es bis zum heutigen Tage im Portemonnaie als direktest bezogenes überseeisches Produkt.

Durch die Kühnheit des Enthusiasten, der das Talent besaß, sich zu allen Sehenswürdigkeiten mit Güte und List Zutritt zu verschaffen, wurde es uns möglich, ein riesiges,

nach Amerika bestimmtes Auswandererschiff zu sehen, was höchst interessant war.

Die drei Abstufungen der Wohnräume bildeten eine recht schlagende Illustration zur sozialen Frage: Die erste Klasse hatte die luxuriösesten Salons, mit dunkelgrünen Samtmöbeln, Drehfauteuils, schweren Stoffgardinen und prächtigen Hängelampen. Entsprechend diesem Wohnraum waren die Schlafkabinen mit allem erdenklichen Komfort eingerichtet.

Die zweite Klasse erinnerte in Aussehen und Einrichtung an ein recht einfaches Schulpenzionat zweiten Ranges — und die dritte! Du lieber Himmel! In einem fast licht- und luftlosen Raume, der zugleich zur Aufbewahrung der gebrauchten Wäsche diente, standen dicht nebeneinander eine Reihe schmaler hölzerner Bettstellen, von denen der Inhaber der ersten, an dem winzigen Fenster gelegenen, vielleicht noch, wenn das Glück gut war, zu einem Atemzug frischer Luft gelangen konnte — die andern aber sicher nicht!

Unwillkürlich malten wir uns die Möglichkeit aus, daß hier ein Kranker oder auch nur Erschöpfter seine Ruhe und Erholung finden sollte — und wir wandten uns mit dem wehmütigen Schauer ab, der uns allen Verhältnissen gegenüber beschleicht, deren Unzuträglichkeit wir einsehen, ohne ihnen abhelfen zu können.

Die Besichtigung des Schiffes wurde uns übrigens wesentlich erleichtert durch unsern Cicerone, einen kleinen, zwerghaften Barbier, der als Fremdenführer und Hanswurst engagiert zu sein schien, und uns seine höchst albernen Witze gratis in den Kauf gab. Als er uns zum Schluß noch in sein Frisierkabinett einführte und die Damen der Gesellschaft menschlins mit einem Refraichisseur überfiel, um sie mit Parfüm zu bespritzen, übermannte uns der Abscheu vor diesem kleinen Ungeheuer, und wir machten uns eiligst auf den Rückweg, mit der allseitigen Versicherung, daß dieser Barbier genügen könnte, um schon auf dem Festlande Anwandlungen von Seekrankheit hervorzurufen.

Unser erster Gang in der Ausstellung galt diesmal den modernen Bildern, die, ebenso wie alle andern Erzeugnisse der Kunst und Industrie nach Ländern gruppiert, in einem besonderen Gebäude sich befanden. Diese Ausstellung war höchst interessant und wirklich erfreuend durch die Menge schöner Gemälde, die man hier beisammen sah, und die zugleich die Möglichkeit gewährte, sich vergleichend an den Leistungen der verschiedenen Nationen zu ergötzen.

Die altmodisch Erzogene unter uns konnten freilich nicht umhin, den stark realistischen Zug der ganzen neueren Schule an ihren Nerven zu empfinden! Das Wort „ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ findet auf unsere modernen Maler fast keine Anwendung mehr, denn mit Vorliebe sieht man große Talente Stoffe erwählen, die den trostlosesten Nachtseiten des Lebens entnommen sind. Da wendet man sich denn mit um so größerem Genuß einem Defregger zu, dessen Selbstporträt uns alle entzückte, und freut sich, daß die wirklich größten Geister unserer Zeit es doch nicht verschmähen, auch lichtvolle Bilder zu malen und zu erdenken.

Frappierend schön und apart war ein ganz bestimmtes Genre von Bildern, die uns nur in der Abteilung Frankreich auffielen. Sie stellten meist nur eine lebensgroße Figur dar, deren Kleidung genau in Muster und Farbe mit dem Hintergrund übereinstimmte, ohne an lebensvoller Wirkung dadurch im geringsten einzubüßen. Zwei dieser Bilder sind uns besonders im Gedächtnis geblieben. Das eine stellte einen Polichinell dar, einen halbwüchsigen Knaben mit großen, dunklen Augen, ganz in weißen, wundervoll gemalten Atlas gekleidet, von weißem, faltigem Hintergrund sich abhebend. Das zweite, wohl reizvollste Bild der Ausstellung, führte uns ein bezauberndes Mädchen von etwa sechzehn Jahren in seltsam phantastischer Tracht vor, die mit träumerisch kindlichem Ausdruck vor sich hinblickt und ein Tamburin hoch über dem Kopfe schwingt.

Farbe und Form dieses Gesichtchens waren von unbeschreiblicher Lieblichkeit, die ganze Gestalt war in hellrote,

seidig glänzende Stoffe gekleidet, mit blitzartigen Goldarabesken durchzogen — und wieder entsprach der Hintergrund in Farbe und Muster genau dem Anzug der Hauptfigur. Es lag ja ohne Frage eine technische Effekthascherei in diesem Arrangement, aber sie wirkte — und die Malerei war unübertrefflich in ihrer Art. Einen trüben Schatten warf uns auf die Ausstellung, daß der Enthusiast und der Ordnungsliebende sich schon am Eingang zu zanken begonnen hatten und, um ungestört zu bleiben, gleich im ersten Zimmer auf einer Ottomane sich niederließen, wo sie angesichts der deutschen Malerschule ihren Streit mit mehr oder weniger Sanftmut ausfochten. Nach dem alten Ausspruch, daß Leute sich nie langweilen, wenn sie sich zanken, enteilte ihnen denn die Zeit im Fluge — sie konnten sich nicht von einander trennen, und bisweilen nahm die lebhafteste Debatte einen so vernehmlichen Tonfall an, daß einer oder der andere der lieben Angehörigen aus Spanien oder Rußland herbeigestürzt kam und mit Maria Stuart um Mäßigung flehte. — Wir andern machten die Runde um das ganze Gebäude, was gewiß zwei Stunden in Anspruch nahm, und als wir zum Ausgangspunkt, eben dem erwähnten „deutschen“ Saale zurückkehrten, saßen die beiden Streithähne noch mit roten Köpfen vor demselben Bilde und zankten sich. Das bekannte Kunstmittel, jedem von seinem Standpunkte aus recht zu geben, verfehlte auch hier seine beschwichtigende Wirkung nicht — wir trennten die erhitzten Gemüter — einer mußte den Zug anführen, der andere beschließen, und sie wurden per Zwangsmaßregel nach dem Hauptgebäude der Ausstellung dirigiert.

Unser Diner sollte auf Wunsch des Enthusiasten diesmal in ganz eigenartiger Weise und Anordnung genossen werden — nämlich in dem amerikanischen Eisenbahnzug, der gleich am Eingang aufgestellt war und ein Restaurant enthielt.

Dieser Zug leistete an Komfort wirklich das Unglaublichste! Ehe wir uns dorthin begaben, kamen wir nach der Musikabteilung, die wir gestern noch nicht besichtigt hatten. In diesem recht großen Raume standen die verschiedensten Instrumente: Orgeln, Orchestrions mit Paukenschlägen, Triangel, Violinen und eine Anzahl von Klavieren und Pianinos. Alle diese Mar-

werkzeuge der Zivilisation wurden ohne die geringste Rücksicht auf einander von früh bis abend gleichzeitig probiert und man konnte sich in dem ohrenzerreißenden Wirrwarr nur dadurch retten, daß man irgend eine Melodie, wie einen Vogel sing, und nicht mehr losließ, die anderen Geräusche als Akkompagnement betrachtend. So hatten wir den Fledermauswalzer erhascht, neben dem eine Amolltonleiter, von einem unverdroffenen Engländer dort geübt! ein Orchestrionpotpourri aus Lohengrin, ein Violinsolo mit der Gnadendarie, und ein „Botans Feuerzauber“ auf einem großen Konzertflügel einherlief. Am Ausgang angelangt, waren wir wirklich ganz betäubt, und als eine italienische Feier neben uns mit dem Refrain aus dem Bettelstudenten frisch einsetzte: „mir ist manches schon passiert, aber so etwas noch nicht!“ gab dies unsern Gefühlen den erschöpfendsten Ausdruck. Der Enthusiast war uns vorauseeilt und erwartete uns, das Menü in der Hand, am Eisenbahnzuge des Sleeping Car.

Das war nun wirklich originell! In einem mit allem erdenklichen Komfort ausgestatteten Salonwagen nahmen wir unser Diner ein, zu dem wir von einem Billeteur richtige Fahrtscheine hatten lösen müssen — ein uniformierter Schaffner ging, während wir speisten, ab und zu, wie auf einer Station, und man hatte das angenehme Gefühl, gleichzeitig zu reisen und an Ort und Stelle zu sein.

Der Enthusiast war so hingerissen von diesem Arrange-



Rembrandts Frau Saskia van Ulenburgh.

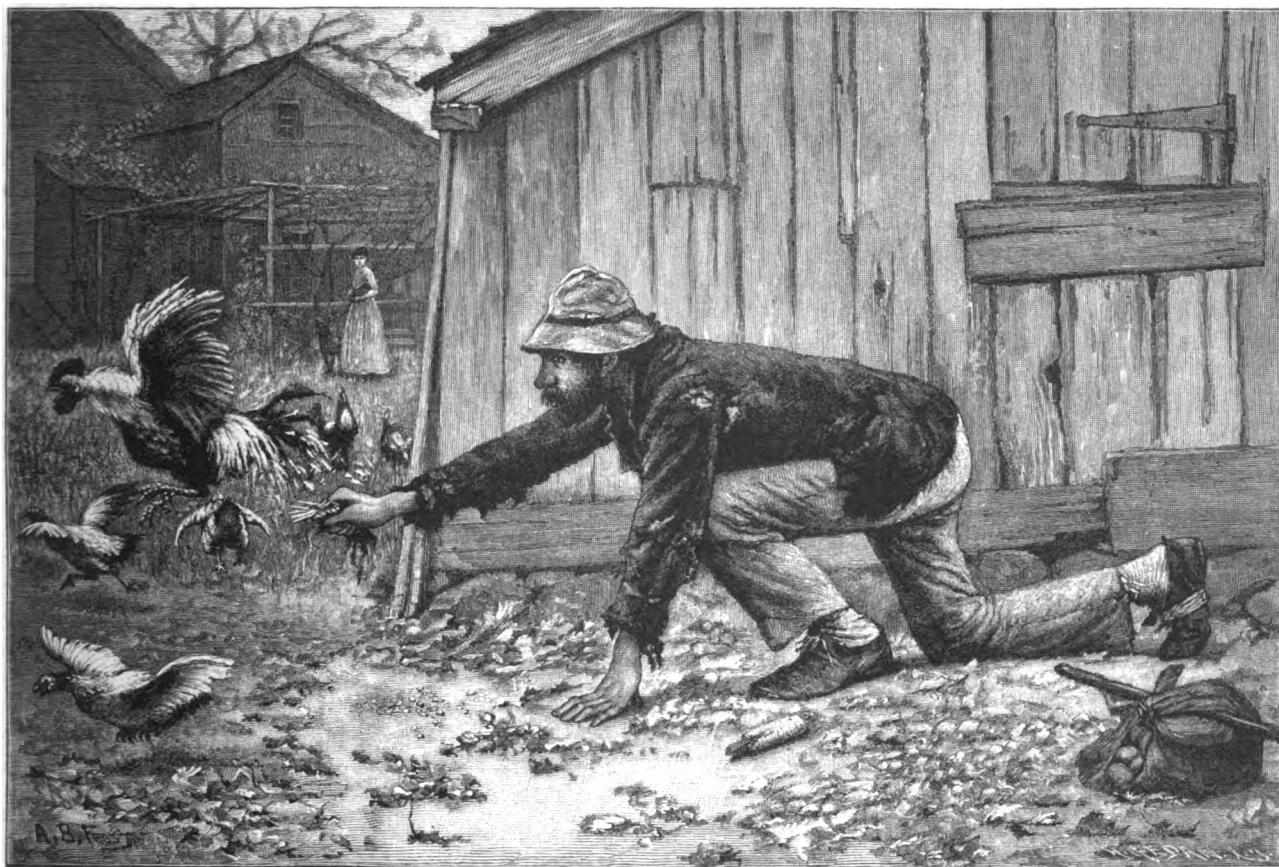
Nach der im Berliner Kupferstichkabinett befindlichen Silberstiftzeichnung Rembrandts.
„Dit is naer mijn huisvrouw geconterfeit do sij 21 jaer oud was den derden dach als wij getrouwt waeren de 8^o junijus 1633.“

ment, das auch kulinarisch seinem Ideal entsprach, daß er sich schon nach dem Preise eines Retourbilletts nach Amerika erkundigte — was notabene auf dem von uns inspizierten Dampfer auf ein Jahr Gültigkeit hat! — und stark ans Auswandern dachte, um „drüben“ manchmal in diesem Zuge sein Mittagsbrot einnehmen zu können.

Aber aus dieser Pseudoeisenbahn rief uns die Zeit zur wirklichen Eisenbahn. Es war beschlossen worden, noch einen Abstecher nach Spa zu machen, da unsere Zeit dafür ausreichte und wir ja mit dem Prinzip gereist waren, in den zehn Tagen alles zu sehen, was die Augen fassen konnten. So hieß also die Losung für den heutigen Abend und den nächsten Morgen Spa! Wir fuhren zum Bahnhof und fanden, obgleich der Zug überfüllt war, doch alle in einem Koupee Platz, in welches im letzten Moment ein corpulenter Mann, entschieden ein Antwerpener Handelsherr, als Zugabe ein-

geregt, wie bei einem Wettrennen — da setzt sich der Zug in Bewegung! Der intelligente Bediente zieht, rasch entschlossen, eine Semmel aus der Tasche, wickelt die Depesche um sie, und wirft das Paketchen mit größter Kraftanstrengung in den fahrenden Zug. Aber o weh — allzugut ist schlimm, sagt das Sprichwort — die Semmel mit ihrem wichtigen Begleitschein flog freilich zu dem einen Koupeefenster hinein — aber ebenso zu dem zweiten hinaus aufs freie Feld — der Zug fauete weiter — und wenn wir alle in dem Moment ebenso geistreich aussahen, wie der arme dicke Herr, so konnten wir uns nur freuen, daß wir keinen Spiegel im Koupee hatten.

Das Betrübenende an diesem wahrhaft urkomischen Vorfall war, daß keiner zu lachen wagte, oder doch nur sehr verstohlen und heimlich, denn bei aller Belustigung über den originellen Ausgang der Sache mußte man ja dem armen Depeschenerwartenden noch kondolieren! Er war übrigens



Der entwichene Festbraten.

geschmuggelt wurde. Dieser neue Reisegefährte war in großer Unruhe, sah beständig zum Fenster hinaus und räsonnierte vor sich hin. Schließlich schüttete er uns sein Herz aus und erzählte, daß er eine wichtige kommerzielle Nachricht per Depesche erwartete. Da er aber mit diesem Zuge fort müsse, habe er seinem Bedienten eingeschärft, falls das Telegramm nach seiner Abfahrt ankäme, es ihm sogleich nachzubringen.

Der Abend war warm und windstill, man konnte daher ohne Besorgnis vor Zug und Rheuma beide Fenster des Koupées öffnen. Das eine okkupierte freilich der dicke Herr, der sich alle Augenblicke bis an die Kniee hinausbog, um nach seiner Depesche zu spähen.

Der Schaffner erschien, schlug die Wagenthüren zu, und — ein kurzer, gellender Pfiff — es schien, als sollte unser dicker Herr wirklich ohne seine Depesche abreisen.

Da stürzte ein gallionierter Diener atemlos auf den Perron und „hoch in seiner Linken schwingt er die Depesche mit freudigem Winken!“

Der dicke Herr winkt ebenfalls — wir alle sind so auf-

so niedergeworfen von dem Schreck, daß er sehr bald einschief und erst in Bepinster wieder erwachte, wo er uns verließ und uns so mißtrauisch ansah, als wüßte er, wie herzlich wir unser Lachen nachgeholt hatten, während er von dem Telegramm und der Semmel träumte.

Der Zug von Antwerpen nach Spa kriecht wie eine altersschwache Schnecke einher, und zum Überfluß muß man in den vier Stunden dreimal umsteigen. Für diese Fatalität entschädigte uns freilich die entzückende Gegend, die an die schönsten Partien des Schwarzwaldes erinnert.

In Bepinster bekamen wir wieder einen Reisegefährten, diesmal wohl den originellsten, der uns beschieden war. Ein schöner, sehr elegant gekleideter alter Herr, mit würdigem weißen Bart, bestieg, vom Schaffner kräftig unterstützt, mühsam das Koupee, so daß wir den Eindruck erhielten, als wäre er etwas gebrechlich. Er grüßte uns mit besonderer, fast auffälliger Freundlichkeit und erzählte uns sofort, daß er in Lüttich gewesen sei und dort sehr gut diniert habe. Jetzt führe er nach Spa, wo seine chère femme ihn im Hotel erwarte.

Es war nach wenig Minuten nicht mehr daran zu zweifeln, daß der gute Greis bei seinem Diner dem Wein mehr zugesprochen hatte, als es der chère femme erwünscht sein konnte. Er erklärte auf jeder Station, „dies wäre Spa!“ und wollte sich zum Wagen herausschürzen, wovon man ihn nur mit Gewalt zurückhalten konnte.

Der Enthusiast, dem vielleicht in seinem Leben schon einmal ähnlich ums Herz gewesen war, nahm sich des alten Herrn mit Leidenschaft an und redete fleißig auf ihn ein. Der erheiterte Wiedermann, der sich uns im Laufe einer Viertelstunde etwa siebenmal mit den Worten vorstellte: „je suis Fontaine!“ erwiderte die Neigung des Enthusiasten sofort, nannte ihn in etwas mangelhaftem Deutsch „mein lieber, kleiner Affe!“ und wollte ihm durchaus ein Fünffrankstück schenken. Bisweilen überwältigten ihn seine Gefühle so, daß er, in der ritterlichsten Weise den Hut abnehmend, sich an die Damen wandte und sagte: „mesdames, permettez, que je erie un peu!“ worauf er einen fürchterlichen Fuchzer ausstieß. Er verkürzte uns die Zeit bis Spa aufs äußerste, denn er war durchaus nicht roh oder unangenehm, sondern nur eben ungeheuer vergnügt.

In Spa saß er dem Schaffner in die Arme und wurde vom Enthusiasten nach seinem Hotelomnibus geleitet, der neben dem unseren hielt. Als Abschiedsgruß für uns schlug er so drohnd mit dem Stock gegen die Wagenfenster, daß wir zitterten, er werde sie in Trümmer schlagen, wir sahen ihn dann dem Omnibuskutscher unaufhörlich Geld geben, und dieser wies es weniger energisch zurück, als der Enthusiast.

Herr Fontaine fuhr eher ab als wir. Als wir nach einigen Minuten auch durch die Stadt rollten, sahen wir vor einem Hotel einen ungeheuren Menschenhaufen, der jauchzend den Bemühungen unsers Freundes zusah, die Hausthür und die chère femme wieder aufzufinden.

In Spa wohnten wir wieder in einem Hotel de F., welches unbeschreiblich gemüthlich und zugleich komfortabel war. Das Haus liegt entre cour et jardin, von jedem Straßenlärm abgeschieden, und macht den vornehmsten Eindruck. Der Speisesaal geht in einen großen, schattigen Garten hinaus, in den die Berge in duftiger Mondlichtklarheit hineinragen. Die tiefe, köstliche Stille der Sommernacht war uns allen unbeschreiblich wohlthuend nach den anstrengenden, lauten Tagen in Antwerpen, so daß es wie ein Strom frischen Lebens durch unsere Adern ging. Hier war der Superintendent wirklich gut aufgehoben! — Nach einem Souper, welches den Enthusiasten in bezug auf seine Amerikapläne wieder schwankend machte, begaben wir uns todmüde zur Ruhe und streckten uns mit den behaglichsten Gefühlen aus.

Ich halte es für unumgänglich nötig, dem nachfolgenden Erlebnis feierlich vorauszuschieben, daß diese Nacherinnerungen sich stets streng an die Wahrheit halten, und wenn sie auch wohl hier und da, wie Walter Scott gesagt hat, einer Geschichte ein Mäntelchen umgeben und einen Stock in die Hand gedrückt haben, so ist doch im großen und ganzen nur Erlebtes geschildert worden.

Daß ich an dieser Stelle dies nochmals nachdrücklich betone, hat seinen Grund darin, daß mir sonst sicher niemand glaubt, daß wir in Spa um sechs Uhr morgens wieder durch knatternde Kanonenschüsse geweckt wurden, und daß auf unser in weinerlichem Ton vorgebrachtes Fragen nach dem Grund dieser erneuten Schrecklichkeit uns zum drittenmal die Antwort wurde: „heute ist der Geburtstag Se. Majestät des Königs Leopold.“

Was war da zu machen! Man mußte sich eben der Thatsache fügen, daß der König Leopold jeden Tag Geburtstag feierte und jeden Tag früh um sechs Uhr durch hundertundeinen Schuß begrüßt wurde, ohne Rücksicht auf den Morgenschlummer seiner Unterthanen, geschweige reisender Ausländer.

Heut waren wir darüber aber wirklich am Ende unserer Kräfte angelangt, und der Ordnungsliebende, der kalkweiß, mit ausgebildeter Migräne im Speisesaal lehnte, begab sich sofort nach dem Frühstück in die Apotheke, um sich ein Brause-

pulver als Gegengift gegen die Salven geben zu lassen. Der Apotheker fühlte angesichts dieser Qualen ein menschliches Mitleiden, erklärte, er hasse das Knallen auch aus tiefster Seele, und wollte das Brausepulver nicht bezahlt nehmen, so daß der Ordnungsliebende, der sich nicht wollte traktieren lassen, schließlich den dreifachen Preis des Medicamentes für die Armen von Spa erlegte.

Unterdes wanderten wir übrigen vergnügt in den reizenden Anlagen umher. Spa hat von seiner früheren Größe noch die anmutigsten Reste zurückbehalten — herrliche Villen, schöne Gärten, Läden, die an Geschmack und Eleganz selbst die von Ostende übertreffen, dabei hat sich das Publikum, dem dieser Luxus zu verdanken, mit der Spielbank zugleich verloren, und wohlthuendste Ruhe und Stille umgibt den Kurgast.

Wir waren alle so entzückt von Spa, daß wir in der ersten halben Stunde hinziehen wollten. Nachdem wir aber die zweite halbe Stunde da waren, gestanden wir uns zögernd, daß es dort doch eigentlich recht langweilig sei, und zogen wieder weg.

Wir nahmen eine Menge niedlicher Sachen aus Spaholz mit, Büchsen mit Beilchensträußen bemalt, Lineale und Federhalter, und als besondere Niedlichkeit kleine, täuschend nachgeahmte Marienkäferchen als Vorstedenadeln. Der Mittagszug entführte uns schon wieder nach dem neuen Aufenthalt. Die Segel waren nun schon stark heimwärts gestellt, und eine kurze Rheintour sollte das Ende der Fahrt bilden. So nahmen wir denn gerührt Abschied von dem schönen Belgien, und fuhren ins liebe Vaterland hinein!

Das Wetter, welches uns die ganze Zeit über treu geblieben war, blieb auch jetzt herrlich, warm und klar, und im schönsten Abendsonnenglanze lag das Siebengebirge vor uns, als wir nach sechsstündiger Fahrt in Rolandsöck anlangten.

Während der größte Teil der Gesellschaft nach dem Rolandsbogen hinaus ging und mit entzückten Augen über den Rhein hinüber nach dem Drachensfels sah, blieb der Enthusiast in Rolandsöck zurück und braute eine Bowle, mit der er uns bei unserer Rückkehr stolz empfing.

Viele, viele Stunden, bis tief in die Nacht hinein saßen wir auf der Terrasse. Die Sonne sank in den grünen Wellen des Stromes unter, ein blasser Stern nach dem andern kam am Abendhimmel herauf — dann stieg der Mond groß und sanft über den Bergen empor — und nun zog's uns alle mächtig nach dem Wasser hinunter. Ein Boot wurde angerufen, die große Bowle mit Gläsern mit hinein genommen, und mit leisen, taktmäßigen Ruderschlägen flogen wir hinaus in die Sommernacht. Die Insel Nonnenwerth lag schwarz und schweigend vor uns, ganz fern unterschieden wir leisen, mehrstimmigen Gesang der Nonnen, nur wie das Echo wirklicher Töne.

Dann ließen unsere Bootleute die Ruder sinken — still und lautlos trieben wir mit dem Strom, auf dem weit und breit unser Fahrzeug das einzige war. Man hätte so hinausgleiten mögen in die große, schöne, duftige Welt, und nie mehr daran denken, daß man landen — und stranden kann! Die Prosa des Lebens machte aber doch ihr Recht geltend — der Bowlenlöffel klapperte bedenklich auf dem Grunde des Gefäßes — und der Vorschlag, noch ein wenig Rheinwasser nachzufüllen, wurde mit geteilten Gefühlen aufgenommen. Wir schöpften aber doch aus dem Strom, schon um das Gefühl zu haben, daß wir vom Rhein selbst mitgetrunken hätten! Das Boot trieb sachte und allmählich dem Lande zu — noch ein Hoch auf den Rhein scholl in die stille Nacht hinaus, und wie auf Verabredung flogen die Gläser weit in den Strom — ein Dankopfer, wie es gewiß selten mehr von Herzen gekommen ist!

Wir blieben die Nacht in Rolandsöck, mit der Absicht, den nächsten Morgen zu Schiff von Königswinter nach Köln zu fahren.

Das war Montag — und Montag abend mußten wir in Berlin sein, so gebot uns das Retourbillet, dessen Sklaven wir nun einmal waren.

Am nächsten Morgen herrschte, wie beim Rodenstein, „ein Nebel weit und breit“, der die Aussicht so zweifelhaft machte, daß wir erst schwankten, ob wir die Besteigung des Drachensfels nicht lieber aufgeben sollten.

Aber die allgemeine Lust, den Versuch zu wagen, siegte, wir begaben uns aufs neue ins Boot — daselbe, in dem wir den Abend vorher die unvergeßliche Rheinfahrt gemacht hatten — und ließen uns nach Königswinter übersetzen.

Das Morgenbild des herrlichen Stromes in seinen duffigen Nebelschleiern, die das Siebengebirge bald zeigten, bald verbargen, hatte wieder einen eigenen Reiz. Die Frische der frühen Stunde stimmte uns selbst frisch, und wir hätten alle Stundenlang so hinrudern mögen — ins Blaue hinein, möglichst vergessend, daß die schöne Reise sich nun schnell und schneller ihrem Ende zuneige.

Als wir in die Nähe von Nonnenwerth kamen, stieß eben ein Kahn von der Insel ab und fuhr so langsam weiter, daß wir ihn noch überholen konnten. Ein blonder Mann, den großen Strohhut weit von der Stirn geschoben, der selbst die Ruder führte, saß in dem kleinen Fahrzeug — und wer war es? — unser Denis! Diese einsame Fahrt nach Nonnenwerth war Wasser auf die Mühle derjenigen unter uns, die dem Unbekannten so konsequent einen Roman angedichtet hatten.

„Nun ist es ganz klar!“ meinten die Damen, „das Mädchen, das er liebt, ist von ihren grausamen Eltern gezwungen worden, ins Kloster zu gehen, und er hat ihr eben am Sprechgitter ein letztes Lebewohl gesagt!“

Die Rührung über dieses Kapitel in unserer Dichtung war allgemein; die Umgebung paßte auch gar zu prächtig dazu — wenn überhaupt irgendwo ein Roman spielt, so mußte er hier spielen!

Jeder spann während der Fahrt an den Fäden seiner Gedanken weiter, und so kamen wir in Königswinter an, eben noch zur Zeit, um uns Willets zur Bahnradbahn zu lösen.

Die sentimentalischen Gemüther unter uns verabscheuten diese Einrichtung! Die Poesie des Bergsteigens leidet ja entschieden, und wird allgemach ganz verschwinden, wenn bei jeder etwas beträchtlichen Anhöhe ein Dampfproß sich breit macht, um den Schaulustigen hinaufzuziehen, oder besser zu stoßen, denn die Lokomotive befindet sich hinter den Wagen!

Das Vergnügen, sich halb tot zu laufen — das stolze Gefühl unserer Jugendtage, so und so viel Meilen gemacht zu haben, das wird bald zu den Traditionen gehören, zu denen jetzt schon die Personenposten mit den feineren Unterschieden von Hauptwagen und Bechaise sich gesellen, und von denen die heutige Generation mit etwas überlegenem Lächeln sich erzählen läßt.

Heut indes hatten wir alle Ursache, die Fortschritte der Kultur zu segnen, denn per pedes apostolorum wären wir schwerlich so schnell wieder nach Königswinter gekommen, wie wir mußten, um das Schiff noch abzuwaschen.

Zehn Minuten Aufenthalt auf dem Drachensfels — klingt das nicht schon entsetzlich prosaisch? Aber wie die Verhältnisse lagen, hätten wir in sechzig Minuten auch nicht mehr von der Aussicht gehabt, aus dem einfachen Grunde, weil keine da war. Ein undurchdringliches, wogendes Nebelmeer lag uns zu Füßen und verwehrte neidisch jeden Blick ins Thal und über den Strom.

Der Herrschsüchtige behauptete allerdings, er sähe etwas, und bedauerte uns um unserer schlechten Augen wegen, da er aber unvermögend war zu definieren, was er sah, so gönnten wir's ihm von Herzen!

In Königswinter wieder angelangt, vermifften wir plötzlich den Ordnungsliebenden. Nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit konnte er doch hier kaum alte Möbel kaufen — seine Frau freilich, die ihn besser kannte, erklärte, daß der Ort noch auf keiner Landkarte stünde, in dem er nicht einen neuen Staubfänger für die Häuslichkeit ausbuddeln. „Wenn's nur keine Truhe ist!“ seufzte sie resigniert, und unser Buzeden, daß sie doch die wenigstens sicher nicht als Handgepäck mitnehmen konnte, vermochte sie nicht zu trösten. (Schluß folgt.)

Um Familientisch.

Bu unsern Bildern (auf S. 116—117 und 125).

Eduard Grüner liefert den glänzendsten Beweis, daß ein genialer Künstler auch auf einem kleinen, engbegrenzten Gebiet immer wieder Lorbeeren pflücken kann. Seine Spezialität sind die Mönche und zwar nicht die ästhetischen, sondern die fröhlichen, naiven Mönche, die in dem Kloster wesentlich eine Ruhestätte für weltfahrene, ältere Junggesellen sehen. Er hat zwar auch andere prächtige Bilder aus dem Volksleben geliefert, aber stets kehrt er wieder mit Vorliebe bei seinen lustigen Heiligen ein. Hier nun entwickelt er einen Humor, eine Feinheit der Charakteristik und eine Vielseitigkeit, welche den Beschauer immer wieder zu neuer Bewunderung hinreißt. Diese Bilder haben nur sehr selten einen satyrischen Beigeschmack, meist sind sie ebenso harmlos wie die wiedergegebenen Wein- und Bierkenner in der Kütte, und man bricht bei ihrem Anblick unwillkürlich in ein herzliches Gelächter aus.

Einen andern Charakter trägt das Bild von M. V. Frost. Einer jener Vagabunden, denen jetzt durch die Arbeiterkolonien so energisch und so erfolgreich zu Leibe gegangen wird, benutzt den günstigen Augenblick, in dem kein Wächter in der Nähe ist, um sich zu einem Huhn zu verhehlen. Hoffentlich verrät ihn das Geschrei der Bedrohten und er erhält statt des erhofften Hühnerbratens nur eine Prügelsuppe.

Rembrandts Gattin. (Hierzu das Bild S. 124.)

Die anmutige Zeichnung, deren Original, mit dem Silberstift ungemein zart und geistvoll auf Pergament angeführt, sich im Berliner Kupferstichkabinett befindet, ist eines der kostbarsten künstlerischen Erinnerungszeichen an Rembrandts kurzes Eheglück mit der von ihm so oft verherrlichten Saskia van Ulenburgh. Das hübsche Köpfchen von einem breitrandigen, blumengeschmückten Strohhut beschattet, sitzt die junge Frau anscheinend an einer Fensterbrüstung, auf welcher der rechte Arm liegt, während der linke das Haupt stützt. Nur ein Meister wie Rembrandt war imstande, mit wenigen, anscheinend flüchtigen Strichen eine so bezaubernde Wirkung hervorzubringen. Freilich legte er in diese Zeichnung auch eine Fülle glücklicher Empfindungen hinein, die wir aus der unter ihr befindlichen Inschrift herauslesen können, welche nicht weniger merkwürdig ist, als die Zeichnung selbst. Sie lautet nämlich in holländischer Sprache: „dit is naer mijn huisvrouw geconterfeit do sij 21 jaer oud was den derden dach als wij getrouwt waeren de 8^{en} junijus 1633, d. h. dies ist nach meiner Hausfrau abgebildet, da sie einundzwanzig Jahre alt war, am dritten Tage, nachdem wir getraut worden waren, am 8. Juni 1633.“ Das Merkwürdige an dieser unzweifelhaft von Rembrandts Hand herrührenden Inschrift ist nämlich der Umstand, daß das von ihm angegebene Datum der Trauung — Tag und Jahreszahl — nicht mit dem wirklichen, im Amsterdamer Eheregister eingetragenen Datum übereinstimmt. In dem amtlichen Buche liest man nämlich: „Am 22. Juni 1634 sind in Ehe getreten Rembrant Harmens van Rijn, zu Amsterdam wohnend und Saskia van Ulenburgh, jetzt zu Francken wohnhaft.“ Um den auffallenden Widerspruch zwischen der amtlichen Eintragung und der Inschrift auf der Zeichnung zu erklären, bleibt kaum etwas anderes als die Annahme übrig, daß Rembrandt die Inschrift später aus dem Gedächtnis hinzugefügt und dabei den Irrtum begangen hat. Nach unseren Begriffen würde ein solcher Irrtum unentschuldigbar sein und sogar als ein Zeichen von Leichtsinne betrachtet werden können. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß die damalige Zeit es mit Namen und Daten durchaus nicht genau nahm. Rembrandt selbst schrieb sich mit und ohne d. Der Name Saskias kommt in den Urkunden in sehr verschiedenartiger Schreibweise vor. Da ist es denn verzeihlich — und bei der bekannten Künstlerzerstreutheit doppelt verzeihlich, wenn Rembrandt bei einem so wichtigen Datum seines Lebens einen Gedächtnisfehler beging. Saskia starb nach sehr glücklicher Ehe bereits 1642. Vielleicht hat Rembrandt die Inschrift erst nach ihrem Tode hinzugefügt. Man hat die Zeichnung übrigens eine Zeitlang für eine Fälschung gehalten, gegen welche aber schon an und für sich innere Gründe sprechen. Überdies haben Nachforschungen über die Geschichte der Zeichnung ergeben, daß der Gedanke an eine Fälschung auszuschließen ist. Ein Fälscher vermag nicht so geist- und empfindungsreich zu zeichnen; er müßte denn selbst ein so großer Meister wie Rembrandt sein. Adolf Rosenberg.

Gesundheitsrat.

Charlotte F. Mch. Mit der Frage, wann und ob Sie Ihrer Tochter ein Korsett sollen tragen lassen, berühren Sie ein Thema, das man in zwei Worten kaum erledigen kann. Es ist ganz ohne Frage, daß es viel besser wäre, wenn die Menschheit das Korsett gar nicht kannte. Selbst von dem wirklichen Schnüren gänzlich abgesehen, über dessen große Schädlichkeit ja weiter keine Meinungsverschiedenheiten herrschen, hat doch auch das mäßig festzuginde Korsett seine Schattenseiten für die Gesundheit und die normale Entwicklung des wachsenden weiblichen Körpers. Man kann es öfters von ganz vernünftigen Frauen, die sich in der That nicht im mindesten „schnüren“, hören, daß sie ohne das Korsett gar nicht auskommen könnten, „sie seien zu sehr daran gewöhnt, sie verliören ohne dasselbe alle Haltung, es fröre sie“ u. Das Korsett, auch das nicht schnürende, verhindert aber



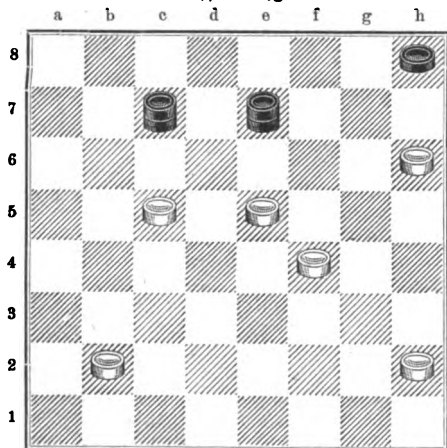
Verlorene Liebesmüh.

das Rückgrat an seiner vollen freien Beweglichkeit, und damit eine kräftige Ausbildung der Rückenmuskulatur. Wenn nämlich die Muskulatur nicht ununterbrochen in lebhaftester Übung und Funktion bleibt, so verkümmert sie nach und nach und bleibt in ihrer Entwicklung zurück. Darin liegt der Grund, daß die Korsettträgerinnen „allen Halt verlieren“, sobald der gewohnte, durch das Korsett gebotene Halt mangelt, und daß die Muskulatur des Rückens den Dienst zu versagen droht, sobald die schwachen Kräfte auf sich selbst angewiesen sind. Diese mangelhafte Ausbildung und Funktion eines Teiles des Muskelsystems wirkt aber auf einen mehr oder weniger großen Teil der Muskulatur in demselben hemmenden Sinne zurück, und bei dem großen Anteil, den gerade die Muskeln an der Entstehung der körperlichen Wärme haben, hat dies gewiß auch für das Wohlbefinden und Gedeihen des ganzen Organismus seine große, wenn auch nicht eben fördernde Bedeutung. Aber andererseits hat es seine Schwierigkeiten für die einzelnen, sich gegen das Korsett gänzlich ablehnend zu verhalten; nicht bloß, weil die ganze weibliche Kleidung auf das Korsett berechnet ist, sondern weil die Gewalt der Sitte und die Macht der Mode bei den einzelnen schwerer ins Gewicht zu fallen pflegen, als die Rücksichten auf die Gesundheit und die wirkliche und bleibende Schönheit.

V. B. in D. Die Idee, Scheintote vor dem Erstickungstode durch ein den Sarg mit der äußeren Luft in Verbindung setzendes Rohr zu bewahren, die nach Ihrer Mitteilung bereits patentiert wurde, ist gar nicht so übel. Wir würden aber den Vorschlag machen, den Apparat noch durch ein Telephon, etwa zum Totengräber, zu vervollständigen; denn auf großen und alleinliegenden Kirchhöfen möchten die Rufe der Unglücklichen ziemlich ungehört verhallen. Das Ersticken im Sarge ist gewiß etwas Schreckliches, aber gewiß nicht so schrecklich, als das noch viel länger dauernde Verhungern. Besser und einfacher wird es aber immer sein, wenn man in dieser Beziehung sicher gehen will, die Beerdigung aufzuschieben, bis die Veränderungen des Leichnams (z. B. die Totenflecken) jeden Zweifel über den Zustand beseitigen. Andererseits würde das Öffnen der Pulsadern nicht nur zur Erkennung des Scheintodes, sondern auch eintretenden Falles zu einer schleunigen und quallosen Beendigung der Leiden des Wiedererwachenden dienen.

In unserer Spielecke.

Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Zweifelhafte Scharade.

Alles rennet, flüchtet sich,
Läßt die Erste schnell im Stich,
Bläst der Sturm; doch droht Gefahr,
Kämpft dort kühn der Männer Schar.
Auf die Zweite mancher zielt,
Wenn der Herbstwind damit spielt;
Nimmer braucht's der Virtuoso;
Zählst du nicht, wirst du es los.
Oft mein Ganzes nur umhüllt
Trug, der sich die Taschen füllt,
Gibt dem Kraute guten Schein; —
Kaufst du's, ist der Schade dein!

W. J.



Die Buchstaben in dem Kreuz lassen sich so umstellen, daß die senkrechte Reihe, von unten nach oben gelesen, einen Herzog, die wagerechte Reihe, von links nach rechts gelesen, ein Gewässer bezeichnet. Ersetzt man das Fragezeichen durch einen Buchstaben, so nennt die eine der beiden Reihen einen Dichter, die andere ein Maß.

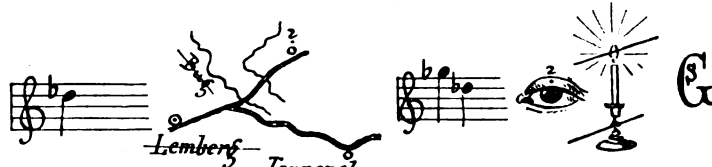
3. Dreifelhafte Scharade.

Die ersten Zwei hat Gottes Hand
Bewirkt zu allen Zeiten,
Mag auch moderner Verstand
Dies vornehm oft bestreiten.

Die Dritte tönet laut und hell
Und stößt auch hin und wieder;
Das Ganze aber ist ein Quell
Der schönsten deutschen Lieder. v. D.

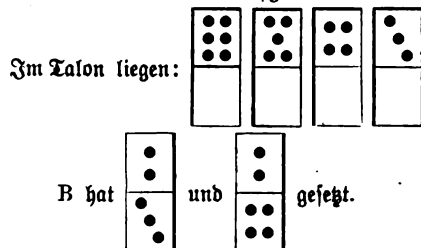
(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 7.

1. Dominoaufgabe.



B hat und gefegt.

2. Arithmetische Aufgabe.

Streich man die Zahl 27 dreimal, die Zahl 65 fünfmal und die Zahl 43 zweimal, so ist die Summe der übrigbleibenden Zahlen = 1000.

3. Rätselbistichon.

Albin — Albin.

Bilderrätsel.

Zur Zeit tagt in Berlin ein deutsches Parlament.

4. Siebenfelhafte Scharade.

Ostseeflottenstation.

5. Von der Zahl 66.

6. Zweifelhafte Scharade. Grundsatz.

Inhalt: Unser Nefte. Fortsetzung. Erzählung von L. F. Born. — Ein Sonntag in See. Vom Marinepfarrer Heims. — Nicolo Paganini, der Zauberer. Mit Porträt von C. L. Grimm. — England und Birma. — Berlin-Ötende mit zehntägigem Retourbillet. Fortsetzung. Von Hans Arnold. — Am Familientisch: Vergnügliche Vorbereitungen. Zu dem Bilde von Ewald Gröbner. — Der entwichene Festbraten. Zu dem Bilde von A. B. Frost. — Rembrandts Gattin. Zu dem Bilde von Rembrandt. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Aussendung unbenutzter eingekaufter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Aoenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Aoenig.

Verlag der Pöhlmann-Expedition (Pöhlmann & Altmann) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 28. November. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886.

1886. № 9.

Unser Nefte.

Erzählung von L. F. Born.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./IV. 1870.

Wie erleichtert fühlte sich der Baron, als Wenzel jetzt eben eintrat, um ihn abzulösen, und so schnell er vermochte, eilte er hinaus ins Freie, um seiner Bewegung Herr zu werden. Dies Dasein, wie oft hatte er es heimlich erwünscht, als einen Stein des Anstoßes, eine Quelle der Bitterkeit und des Argernisses, und wieviel hätte er jetzt darum gegeben, um es erhalten zu können. War es wirklich schon zu spät? Fast schien es so, denn die nächsten Tage brachten keine Änderung, nur ein allmähliches Sinken der Kräfte, und es gehörte Christinens thätige Energie dazu, um den Mut noch nicht ganz zu verlieren. Bei Georg schien der Gedanke an Genesung gar nicht mehr aufzutauchen.

Eines Tages hatte ihn auf seinen Wunsch der Ortsgeistliche besucht, und nachdem dieser gegangen, lag er still mit geschlossenen Augen. Christine saß neben ihm, und der Baron an seinem Lieblingsplatz im Fenster, aber ohne von Georg bemerkt zu werden. „Ich habe dir etwas zu sagen“, begann der Kranke nach einer Weile. „Daß es jetzt sein und versuche noch ein wenig zu ruhen“, bat Christine, aber er tastete ängstlich nach ihrer Hand. „Nein, jetzt — jetzt, Tante Christel, morgen ist's vielleicht zu spät.“ Er gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie ein kleines, silbernes Medaillon von seiner Uhrkette lösen möge. Sie gehorchte, um ihn nicht durch Widerspruch zu erregen. „Für Mariechen — versprich, daß du es ihr geben willst“ und seine Hand presste krampfhaft die ihrige. Sie zauderte und sah erschrocken nach dem Baron hinüber. Georgs Sprache war nur ein tonloses Geslüster, aber Herr von Reischach saß so nah, er mußte dennoch jedes Wort verstehen. „Du sollst es ihr nicht jetzt gleich geben, erst nach langer, langer Zeit, wenn sie Onkel Ulrichs Frau geworden, und alles vergessen ist. Grüße sie dabei von mir. Dann kann der Onkel nicht mehr zürnen, und du sollst ihr

auch dann nicht sagen, wie sehr lieb ich sie gehabt habe. Versprich mir das alles.“ „Ich verspreche“, sagte sie so ruhig, als sie es vermochte. Der Baron rührte sich nicht. Georg begann noch einmal: „Du darfst mich nicht zu sehr betrauern, Tante Christine! Es ist am besten so für uns alle, besser für Marie — für mich selbst. Ich gehörte nicht hierher. — Althof — Hugo ist ein guter Junge, ein besserer Erbe für Althof — du wirst das einsehen lernen.“ Er konnte nicht weiter reden, und als sich seine Augen zwischen Schlummer und Bewußtlosigkeit wieder geschlossen hatten, zog sich Herr von Reischach geräuschlos zurück und Christine gestattete sich die Wohlthat der Thränen.

„Die Nacht ein wenig ruhiger“, lautete am andern Morgen die neueste Nachricht aus der Krankenstube, und nach einigen Tagen schwankender Furcht und Hoffnung stieg der Doktor nach seinem Morgenbesuch mit strahlendem Gesicht in den Wagen, vom Baron selbst begleitet und mit kräftigem Händedruck verabschiedet. Es war eine sichtliche Wendung zum Bessern eingetreten, aber freilich entzog sich die völlige Heilung noch aller Berechnung und im günstigsten Fall hatte Georg bei monatelanger Schonung und sorglichster Pflege doch nur eine sehr langsame Genesung zu erwarten. Wie gern aber ließ sich Christine für jetzt an diesen ersten Fortschritten genügen, und ihr Vetter ging umher, als sei ihm eine Zentnerlast von den Schultern genommen. Er wurde nicht müde, allen Fragenden die guten Nachrichten zu wiederholen, und es ereignete sich das Unerhörte, daß man ihn hier und da mit seinen Neuhofern scherzen hörte. Georg selbst fragte noch kaum nach dem Urteil, das man ihm gesprochen, er war zufrieden, wieder ohne Schmerzen atmen zu können, und die Todesgedanken samt allen Ereignissen der letzten Monate lagen hinter ihm wie ein wirrer Traum, auf den er sich

allmählich erst wieder zurückbesinnen mußte. Christine wollte gern ihren Kranken noch recht lange in diesem zuträglichen, gedankenlosen Zustande erhalten, und hätte darum den Baron am liebsten ganz aus der Bibliothek verbannt. Aber dieser ließ sich sein Hausherrnrecht nicht nehmen, und für Georg waren seine Besuche das große Ereignis des Tages: erwartungsvoll, die Augen auf die Thür geheftet, lag er da, sobald die Zeit dazu gekommen war, und schon der nahende Schritt des Onkels trieb ihm die flüchtige Röte ins Gesicht. Viel wußten die beiden noch nicht miteinander anzufangen, sie hatten zu lange als Fremde aneinander hingelebt, und die jüngsten gemeinschaftlichen Erfahrungen durften nicht berührt werden. Der Nefse war befangen, wie ein blöder Schulknabe, und der Onkel mußte sich oft lange auf ein freundliches, unverfängliches Wort besinnen. Dagegen hörte er mit stillem Vergnügen den harmlosen Plaudereien zu, mit denen Christine und Wenzel den Kranken zu unterhalten wußten. Besonders heiter war der Verkehr mit Wenzel: Georg kannte den Alten genau und wußte ihm die drolligsten Erzählungen und originellsten Betrachtungen zu entlocken, die um so spaßhafter für die Zuhörer waren, je ernsthafter Wenzel sie vortrug. Georg war überhaupt ein lebenswürdiger Patient, dankbar für die kleinste Erleichterung und in schweren Stunden immer empfänglich für Trost und Teilnahme. Der Onkel konnte nicht umhin, die gleichmäßige Standhaftigkeit und das elastische Temperament zu bewundern, mit deren Hilfe Georg die drückende Abhängigkeit und Gebundenheit seiner Lage ertrug und sich über die tausend Unannehmlichkeiten der wechselnden Genesungszeit hinwegsetzte.

Allmählich machten Onkel und Nefse allerlei neue Entdeckungen aneinander und die Neuhofer Interessen wurden zunächst das stärkste Band der Vereinigung. Der Baron begann dem Nefsen jedes kleine Ereignis aus der Wirtschaft mitzuteilen, anfangs um ihn zu unterhalten, bald aber aus eigner Neigung und aus Bedürfnis. Georg wagte allmählich Fragen zu thun, durfte sogar Urteile und Zweifel aussprechen, ohne zu verletzen. An des Onkels Arm machte er seine ersten kurzen Spaziergänge auf der sonnigen Terrasse, und Herr von Reisach ließ sich's nie nehmen, ihn auf den Ausfahrten in Wald und Feld zu begleiten, die ihm mit der Zeit gestattet wurden. Nicht ohne Nührung sah der Baron, mit welcher Freude der Genesende jeden Baum, jedes Stück Ackerland nach der langen Trennung begrüßte, mit welcher Wonne er die Luft der Heimat einsog. Der Baron liebte Neuhoß mit einer Art Leidenschaft, in den langen Jahren seiner Einsamkeit war er zu dem Ort in ein persönliches Verhältnis getreten und er hatte in Georg immer nur den selbstsüchtigen, unzuverlässigen Erben gefürchtet, der zerstören würde, was er aufgebaut, vernachlässigen, was er gepflegt hatte. Jetzt begann er einzusehen, daß Georg nicht nur viel Anhänglichkeit an Neuhoß, sondern auch die nötige Begabung besaß, um ihm ein nützlicher Mitarbeiter zu werden. Vielleicht ein besserer Herr für Neuhoß, als der Baron selbst, der sich nur mit den Trümmern dessen, was er einst gewollt und geliebt, in diese Thätigkeit geflüchtet hatte, während Georg nie ein anderes Ziel gekannt hatte, als ein Landedelman zu werden, und seine Studien immer nur als Vorbereitung zu dieser ersehnten Lebensstellung betrachtet hatte.

Von des Barons Reise nach W. war gar nicht mehr die Rede. Er ließ die Damen dort Ende Mai ruhig nach Pyrmont abreisen, da Marie nach der Aussage ihrer Mutter einer stärkenden Kur bedurfte, und unterdessen gab sich Georg dem neu gewonnenen Freunde immer mehr hin. Bald wagte er sogar dem Onkel gegenüber den scherzhaften, zärtlich neckenden Ton anzuschlagen, der ihm natürlich war, und der Baron ließ sich das mit Wohlbehagen gefallen. Christine erschrak zuweilen fast davor, wie sehr Georgs Verkehr mit dem Onkel an die Art und Weise erinnerte, mit der sein Vater einst den Bruder behandelt und beherrscht hatte. Aber sie wußte, daß alle Berechnung Georgs Charakter fern lag, er war sich seiner neuen Macht über den Onkel noch kaum bewußt, und genoß bis jetzt die Zeit des Zusammenseins mit dem gedanken-

losen Behagen der Genesung. Christine freilich begann allmählich unruhig zu werden, der Baron schien doch gar nicht zu bedenken, wie sehr er dem Nefsen den schließlich unvermeidlichen Abschied von Neuhoß erschwerte. Sie hätte gern an eine baldige Trennung gemahnt, wenn Georgs Gesundheit die Möglichkeit einer Reise oder einer regelmäßigen Beschäftigung schon gestattet hätte.

Indes machte er langsame Fortschritte, und als im Juli der Professor, welcher seinetwegen im Frühjahr konsultiert worden war, wieder nach Neuhoß kam, lautete dessen Urteil über alles Erwarten günstig. Freilich war nach seiner Meinung eine gründliche Heilung nur von einer langen, gewissenhaften Schonung zu erwarten, in Jahr und Tag durfte von anstrengender Arbeit nicht die Rede sein, und sobald Georgs Kräfte es erlaubten, sollte er ins Gebirge gehen, den Winter aber im tiefen Süden zubringen.

Georg war bei der Konferenz mit dem Arzte nicht zugegen gewesen und der Baron suchte ihn in der Bibliothek auf, um ihm das Resultat mitzuteilen. Er sah zerstreut auf, als der Onkel eintrat, und hatte offenbar an ganz andere Dinge, als an den Arzt gedacht, von dessen Ausspruch nach menschlichem Ermessen Leben und Gesundheit für ihn abhing. „Ich bringe gute Nachrichten“, sagte Herr von Reisach und seine Stimme zitterte ein wenig vor Erregung. Georg hörte die Auseinandersetzung schweigend mit an, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn: „Da muß ich also bald abreisen!“

„Mit der Abreise hat es noch keine Eile. — Aber Georg, du hast mich doch verstanden? Dies ist weit mehr als wir erwarten konnten. P.s. Ausspruch berechtigt uns zu den besten Hoffnungen.“

„Meine Herstellung bleibt doch immer eine sehr unsichere Sache“, erwiderte Georg, ohne aufzusehen.

„Kannst du dich denn gar nicht mit uns freuen?“ fragte der Onkel vorwurfsvoll.

„Verzeihe mir“, sagte Georg mit einem raschen Aufblick seiner hellen Augen, „ich bin nicht undankbar, aber ich habe mich ganz entwöhnt, an die Zukunft zu denken — ich muß erst wieder lernen zu leben und zu hoffen. Laß mir noch ein wenig Zeit, und du sollst mit mir zufrieden sein.“

Die laute, muntere Stimme des Arztes unterbrach das Gespräch, und während er und Christine sich zu Georg setzten, verließ der Baron stillschweigend das Zimmer.

Spät am Abend, nachdem der Professor abgereist und Georg zur Ruhe gegangen war, wanderte Herr von Reisach mit Christine noch lange im Garten auf und ab, in ein eifriges Gespräch vertieft. Am andern Morgen fehlte der Hausherr am Frühstückstisch, Christine richtete einen Gruß von ihm an den Nefsen aus. „Er hat sich schnell entschlossen und ist mit dem Morgenzug nach W. abgereist. Emma hat wieder einmal allerlei Anliegen und bombardiert ihn schon längst mit dringenden Briefen.“

„Da wird er eine heiße Reise haben“, bemerkte Georg. Ihn selbst schien die Hitze zu drücken, denn er lag eine Zeitlang still ohne sich zu rühren auf dem Sofa. Aber als Wenzel ein paar große Wappen herbeibrachte, richtete er sich auf: „Schön, Wenzel — mache mir den Arbeitstisch zurecht wie gewöhnlich.“

Der Baron hatte von seinen Reisen her noch eine Menge Bilder, Photographieen und Zeichnungen aufbewahrt, welche seit Jahren auf eine ordnende Hand warteten. In letzter Zeit hatte er sich mit Georg zusammen an die Arbeit gemacht, um diesem für die Stunden erzwungenen Müßigganges eine Zerstreuung zu verschaffen. Für beide war es eine reizvolle Beschäftigung geworden, denn Georg nahm sich der Sache mit großem Eifer an, und der Baron wurde über den alten Erinnerungen so mittheilhaft, daß Georgs kindliche Neugier in betreff des Türkenjäbels in reichem Maße befriedigt wurde.

Heute aber zitterten seine Hände, indem er die Blätter umwandte und ordnete, so daß Christine ihm die Wappen wegnehmen wollte. „Laß mich nur, ich möchte die Arbeit so gern zum Abschluß bringen, und ich habe doch nur noch wenige Tage vor mir, ehe ich abreise.“

„Du bist recht wunderbar — als ob wir dich jetzt schon reisen lassen würden.“

„Ich bin viel kräftiger als du denkst“, damit stand er auf und ging mit langen Schritten in der Veranda auf und ab.

Am nächsten Tage schrieb der Baron, daß Frau von Reisachs Angelegenheiten ihn wider Erwarten lange in W. zurückhalten würden, und es vergingen fünf Tage, ehe er in Neuhoß eintraf.

„Wie ist's euch ergangen?“ frug er, als man wieder zusammensaß. „Nicht zum besten“, meinte Christine, „die Zeit ist uns lang geworden ohne dich, Ulrich.“

„Also ihr habt euch gelangweilt — nun, dafür bekommt ihr auch jetzt eine große Neuigkeit zu hören. Paß auf, Christel: Hugo hat sich verlobt.“ Die Nachricht that die beabsichtigte Wirkung, Georg sprang wie elektrifiziert vom Sofa auf, und der Baron hatte genug zu thun, um alle Fragen zu beantworten, mit denen er bestürmt wurde. Er schien sehr befriedigt; die Braut war die Tochter eines sehr vermögenden Industriellen, nicht eben hübsch, aber angenehm und wohl-erzogen. „Hugo hätte in keine besseren Hände kommen können. Der Vater ist ein ausgezeichnete Mann, ich freue mich darauf, seine Etablissements einmal mit dir zusammen anzusehen, Georg.“

„Und was sagt Emma dazu?“

„Als ich nach W. kam, schwankte sie noch, wie sie sich zu der bürgerlichen Schwiegertochter zu verhalten habe. Aber meine Zustimmung beruhigte sie über diesen Punkt und Fräulein Hanna Walker weiß sich trefflich bei der Schwiegermama in Respekt zu setzen.“

Nachdem Christinens Neugierde gründlich befriedigt worden, begann sie nach Marienchen zu fragen. „Das Dad scheint ihr nicht eben gut zu bekommen“, war die Antwort, „aber ich glaube, daß ihr mein Besuch wohl gethan hat. Übrigens werdet ihr sie bald selbst sehen, im Laufe der nächsten Woche kommt Emma mit den Kindern her, um dir das Brautpaar zu präsentieren, Christine. Herr Walker ist leider zu beschäftigt, um sie jetzt zu begleiten.“

Als Georg sich am Abend zurückzog, sagte er zum Baron: „Wie wär's, wenn du mich schon übermorgen reisen ließe, Onkel Ulrich? Mich verlangt nach Luftveränderung, die Hitze hier bekommt mir schlecht.“

„Es wird dir auf ein paar Tage nicht ankommen, und wie unfreundlich würde es gegen Hugo sein, jetzt gerade fortzugehen. Auch kannst du nicht ohne Wenzel reisen, und die alte Seele würde unglücklich sein, wenn sie das Familienfest nicht mitfeiern sollte. Er hat bisher nicht viel Fröhliches mit uns Reisachs erlebt.“ Der Baron seufzte. „Ich kann Wenzel ganz gut entbehren“, beharrte Georg. „Das bildest du dir nur ein“, war die kurze Antwort, „laß die Sache ruhen, Georg, ich wünsche, daß du bleibst.“ Gegen einen so bestimmt ausgesprochenen Wunsch war nichts zu machen, und Georg mußte sich fügen.

In den folgenden Tagen suchte der Onkel weniger als sonst Georgs Gesellschaft auf, auch Christine brachte mehr Zeit wie bisher in Althof zu. Das vertrauliche Stilleben der letzten Wochen war unterbrochen, und doch schien es Georg, als ob er allein den Wechsel schmerzlich empfände. Die beiden andern waren in gehobener Stimmung und sprachen viel und unbefangen von dem zu erwartenden Besuch. So mußte denn Mariens Verlobung bereits eine abgemachte Sache sein, und der Baron im Vertrauen auf Georgs Rechtlichkeit ein Wiedersehen nicht mehr fürchten.

„Wer weiß, ob die helleren Tage für uns Reisachs nicht jetzt anbrechen werden“, sagte er einmal in Georgs Beisein zu Christine, und diesen überkam dabei mit neuer Macht die alte Empfindung, daß er selbst nicht mehr voll zu den Reisachs gehöre, daß sein Dasein sich von ihnen ablöse: „Wie der franke Ast vom gesunden Stamm.“

Die Woche war noch nicht zu Ende, als sich das Brautpaar eines Morgens zu Mittag anmeldete, in Mariens Begleitung, da Frau von Reisach sich nicht wohl befand. Hugo hatte

nur kurzen Urlaub, und sie gedachten nur bis zum folgenden Morgen in Neuhoß zu bleiben. Der Baron gab das Telegramm an Georg: „Es macht sich alles aufs beste“, sagte er befriedigt. „Emmas Indisposition kommt uns sehr zu statten.“ Sein Knecht überhörte diese Worte und drehte das Papier langsam zwischen den Fingern umher: „Du wirst mir doch erlauben, Onkel, heute in deinem Zimmer zu bleiben? Das Brautpaar wird so liebenswürdig sein, mich hier aufzusuchen.“

„Das Diner wird dir natürlich erlassen, Georg, aber es ist gar kein Grund vorhanden, warum du nicht wie gewöhnlich heute nachmittag mit uns zusammen sein willst.“

„Wenn du es wünschst.“

„Gewiß wünsche ich es. Du darfst mir den Tag nicht verderben, Georg!“ Dabei legte er einen Augenblick die Hand auf des Knechts Schulter und sah ihm voll in die Augen.

Nach einer Stunde hörte der einsame Lauscher in der Bibliothek den Wagen vorfahren und seinen gespannten Sinnen entging kein Laut der begrüßenden Stimmen, deutlich unterschied er sie voneinander, sowie die leichten Fußtritte, welche sich die Treppe hinauf in die oberen Zimmer bewegten. Dort sollten die Damen ablegen, und dann wurde unten im kleinen Gartensaal gespeist. Später vernahm Georg das Ab- und Zugehen der Diener und das Klingeln der Gläser, welche dem „frohen Tage“ zu Ehren geleert wurden. Langsam, sehr langsam rückte der Zeiger der großen Uhr in der Bibliothek vorwärts — aber jeder Tag hat einmal ein Ende, so würde auch dieser vergehen — und dann war das Schwerste überstanden.

Zwischendurch erschien Wenzel mit Georgs Essen strahlend von Kopf bis zu Fuß im doppelten Glanze seiner neuesten Livree und eines glückseligen Gesichtes, und Georg zog mit einem „Nun Wenzel?“ die Schleusen der Mitteilung auf. „Na — der Herr Baron stellten mich gleich vor, als den Jugendfreund vom Herrn Leutnant, und das gnädige Fräulein schüttelten mir die Hand und sagten, sie hätten schon so viel von mir gehört, daß sie sich sehr freuten, meine Bekanntschaft zu machen. Der Herr Leutnant meinten dann, ich hätte wohl nicht gedacht, daß er jemals in seinem Leben einen so klugen Streich machen würde. Ich sagte: Verzagen müsse man an keinem Menschen, und der Herr Leutnant würden ja doch nun auch immer älter. Dann lachten sie alle sehr vergnügt, und bei Tisch hielten der Herr Baron eine so schöne Rede, wie ich sie mein Lebtag noch nicht gehört habe. Die Damen weinten alle dabei.“ „Beschreibe mir doch die Braut einmal, Wenzel?“ Dieser räusperte sich diplomatisch: „S hm — hm — sie hat ganz das richtige Maß, nur einen Kopf kleiner wie der Herr Leutnant selbst. So weiß und rot wie unser Fräulein ist sie freilich nicht — ich hätte geglaubt, der Herr Leutnant würden einmal mehr auf das Äußere sehen — aber auf die roten Backen kommt es nicht an, junger Herr.“ In dieser Weise führte Wenzel die Unterhaltung noch eine Zeitlang fort, dann begann er außen auf der Veranda den Kaffeetisch zu arrangieren, und auch Georg trat heraus, um hier die Gesellschaft zu erwarten. Vom Garten her drangen Stimmen zu ihm herüber, er lehnte sich an den nächsten Pfeiler der Veranda und sah von dort aus Christinen mit dem Brautpaar zwischen den Rosen lustwandeln. Ganz in seiner eignen Nähe aber stand der Baron mit Marie im Gespräch vertieft. Georg konnte deutlich jeden Zug an ihnen beobachten, während der Pfeiler ihn selbst verbarg. Der Baron schien ihr etwas zu erzählen. — Sie stand dicht vor ihm, die Augen voll zu ihm aufgeschlagen, schien sie ihm jeden Ton von den Lippen zu trinken. Georg konnte die einzelnen Worte nicht vernehmen, aber wozu das auch? Der erregte Ausdruck ihres Gesichtes war für ihn nicht wohl mißzuverstehen. Jetzt sah er, wie der Baron einen kleinen blühenden Gegenstand in ihre Hand legte, und darauf ihren Arm durch den seinen zog. Dann wandten sich beide und schlossen sich, immer noch Arm in Arm, den andern an. Der Lauscher in der Veranda stand regungslos, die Stirn fest gegen die scharfe Kante des Pfei-

lers gedrückt; er hatte das Maß der Zeit verloren und richtete sich erst langsam in die Höhe, als die Stimmen von draußen sich aufs neue näherten, und das Brautpaar durch den mittleren Eingang in die Veranda trat. Er ging ihnen entgegen, und eifertig legte Hugo die Hand seiner Verlobten in die des Freundes: „Na, Georg, alter Junge — hier ist sie, und was sagst du zu ihr? — Aber Mensch, wie siehst du aus?“ unterbrach er sich erschrocken, „mein Gott, wie hast du dich verändert!“

„Heißt das Manier?“ fiel Tante Christel ärgerlich ein, „wenn du Georg vor vier Wochen gesehen hättest, so würdest du ihm heute gratulieren.“ „Sie kennen ja Hugo länger als ich, Herr von Reisach“, scherzte die Braut, während Georg ihr die Hand küßte, „so werden Sie wissen, daß er nie bei irgend einer Gelegenheit das Passende sagt. Ach, Sie ahnen nicht, wie viel ich jetzt mit ihm auszustehen habe, mir wird immer schon heiß und kalt zu Mute, wenn er nur den Mund aufthut.“ „Darum eben nehme ich dich, Hannchen“, versicherte Hugo vergnügt, „du hast so viel Takt und bist so gescheit, daß es für uns beide ausreicht und immer noch etwas übrig bleibt. Nicht wahr?“ Der Onkel, der jetzt mit Marie herbeigekommen war, applaudierte lächelnd: „Bravo Hugo! Er hat doch schon profitiert im Umgang mit dir, liebe Hanna.“ Unter den hin- und hergehenden Scherzreden reichte Georg Marien die Hand, dann verfügte man sich an den Kaffeetisch. Das Brautpaar nahm neben Georgs Lehnstuhl Platz, und bald war zwischen den dreien ein lebhaftes Gespräch im Gang. Wenzel hatte ganz recht gehabt, über Fräulein Hannas äußere Vorzüge nicht zuviel Worte zu machen — ihr Gesicht war unregelmäßig, bräunlich und edig, aber die klugen, lebhaften Augen und die schöne Gestalt stimmten gut zu dem sichern, bescheidenen Wesen, mit dem sie sich unter den neuen Verwandten bewegte. Aus Georgs Zügen wich allmählich der gespannte Ausdruck von vorhin, er begann mit neugierigen Seitenblicken auf Hugo der Braut allerlei gemeinschaftlich erlebte Abenteuer aus der frühen Jugendzeit ihres Verlobten zu erzählen, und diese ging mit großem Vergnügen darauf ein. Ihr wohlklingendes Lachen klang ein- über das anderemal hell durch die Veranda, während Hugo behaglich schmunzelnd dabei saß und Tante Christine munter in denselben Ton einstimmte — sie war heut sehr aufgeräumt und schien großes Gefallen an dem neuen Familienmitglied zu finden. Der Baron hatte den Arm über Georgs Stuhl gelegt und hörte mit einem zerstreuten Lächeln zu.

Marie hatte sich auf die niedrige Mauer der Veranda gesetzt, fast in derselben Stellung, in der sie Georg an jenem sonnigen Morgen zuerst gesehen hatte. Auch sie schien nur dem Pfad ihrer eignen Gedanken zu folgen. Wie damals hatte sie sich der Aussicht in die Ferne zugewendet und ihr Gesicht trug noch die Spur tiefer Bewegung. Feucht schimmerte es in den dunkeln Augen und um den Mund zuckte es zwischen Lachen und Weinen. Zuweilen versuchte Hugo, an sie zu appellieren, wenn die andern es ihm zu arg machten, aber er fand nicht viel Unterstützung bei ihr.

Nach einer Weile erhob sich Christine: sie habe in Althof zu thun und wolle sich auf ein Stündchen verabschieden. „So begleiten wir dich ein Stück“, entschied Herr von Reisach, „Hanna soll noch einen Teil des Parkes kennen lernen.“

Die andern folgten ihm bereitwillig, nur Georg nahm die Zeitung vom Tisch auf, als denke er zu bleiben.

„Geh mit uns, Georg“, sagte der Baron, und gehorsam ergriff dieser den dargebotenen Arm. Marie ging auf des Onkels anderer Seite und er begann von Georgs Reiseplänen zu reden. Marie that schüchtern einige Fragen in bezug darauf. „Er sieht nicht aus, als hätte er viel Reiseleust“, sagte der Onkel zu ihr, „aber ich denke, wenn wir ihn wiedersehen, soll er uns danken, daß wir ihn weggeschickt haben.“ „Wir besuchen dich auf unserer Hochzeitsreise“, tröstete Hugo, „aber jammer schade ist's doch, Alter, daß du nicht Brautführer sein kannst.“ Die Hochzeitsreise verdrängte bald wieder jedes andere Thema — bis Tante Christel ihren eignen Weg den

Berg hinunter einschlug, und die andern sich seitwärts in die Anlagen wandten.

Onkel Ulrich schien dabei Georg zu vergessen, er ging mit dem Brautpaar voran, und zwar in einem Tempo, das Georg nicht einzuhalten vermochte. Bald mußte dieser sich schnell atmend an einen Baum lehnen. „Geh doch voraus, Mariechen“, bat er, „ich folge euch gleich nach.“ Sie schüttelte den Kopf. „Laß uns hier unter der Hängeweide einen Augenblick ausruhen, bis du dich erholt hast“, und damit bog sie die langen zarten Zweige des Baumes auseinander und trat auf die Bank zu, welche hier wie in einer dichten grünen Laube stand. Ruhig setzten sich die beiden, sie ließ ihm gewissenhaft Zeit sich zu erholen, und erst nach einer Weile schlug sie mit prüfend ängstlichem Blick die Augen zu ihm auf. „Das Gehen wird mir noch ein wenig schwer“, sagte er leichtthin, „aber ich mache täglich Fortschritte, du brauchst mich nicht so bedenklich anzusehen, Mariechen. Frage nur den Onkel danach.“

„Ja — der Onkel rechnet fest — ganz fest auf deine Herstellung —“ und Georg fühlte, wie sich die braunen Augen mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Teilnahme auf ihn hefteten. Sie hatte immer eine absonderliche Gabe des Mitleides gehabt. Georg erinnerte sich, daß sie als Kind kein krankes Tier sehen konnte, ohne Thränen zu vergießen.

„Der Onkel baut Häuser auf Professor P.s Ausspruch — und es wäre undankbar, wenn ich ihm und Tante Christel zuliebe nicht das meinige thäte, um gesund zu werden. Du glaubst nicht, Mariechen“, fuhr Georg lebhafter fort, „was der Onkel in dieser Zeit an mir gethan hat. Meine Zunge versagt mir, wenn ich versuche auszusprechen, welch ein treuer, großmüthiger, nachsichtiger Freund er mir geworden ist. Der Dank eines langen Lebens würde eine schwache Vergeltung sein. Ich segne dies schwere Jahr, denn es hat mir ihm gegenüber die Augen geöffnet und mich ihm für immer in Liebe und Verehrung verbunden. Und dir vor allem, Marie, möchte ich bekennen, mit welcher tiefen Demüthigung ich mich der Gesinnungen erinnere, die ich früher gegen ihn gehegt habe.“

Sie sah ihn strahlend an: „Er ist der selbstloseste, der gütigste aller Menschen, Georg, und ich bin überglücklich, daß auch du das erkannt und erfahren hast. — Aber Georg“, fügte sie stöhnend hinzu, „du weißt noch nicht alles — du weißt nicht, wie besonders gut er gegen mich gewesen ist.“

Er lächelte wehmüthig: „Gegen dich, Mariechen — das wird ihm nicht schwer geworden sein, aber wenn du wüßtest, was es ihn gekostet hat, meine Schuld zu vergessen.“

„Nicht deine Schuld, Georg“, erwiderte sie leise, „ich weiß, was du meinst. Laß es dir recht sein, daß mir Onkel und Tante die Geschichte ihrer Jugend — den Tod deiner Mutter mitgeteilt haben.“

Er war sichtlich überrascht, und als sie den dunkeln, veränderten Ausdruck seines Gesichtes wahrte, fügte sie hastig hinzu: „Es geschah theils dir zuliebe, Georg — um — um deine Abreise im vorigen Sommer zu erklären.“

Eine schnelle brennende Röthe bedeckte ihr Antlitz, Georg aber erwiderte ruhig: „Ich verstehe — sie thaten sehr recht daran. Du wirst danach mein Benehmen verziehen und den Onkel nur um so besser kennen gelernt haben. Marie — ich trage schwer an der Schuld meiner Eltern und es beglückt mich, zu wissen, daß deine Hand sie zum Teil ausgleichen und versöhnen wird. Laß mich dir dafür danken: ich werde vielleicht in langen Jahren nicht, vielleicht niemals wieder Gelegenheit dazu haben.“

Er nahm ihre Hand und zog sie an seine Lippen, dann machte er eine Bewegung um aufzustehen und weiterzugehen. Marie aber hielt ihn zurück: „Georg — höre mich an — du bist im Irrtum. Ich liebe den Onkel von ganzer Seele, aber ich kann — ich werde — er wird mich niemals zu seiner Frau machen.“ Die Blut ihrer Wangen erlosch bei diesen atemlosen Worten, sie wurde noch bleicher als ihr Gefährte. Beide saßen eine Weile stumm nebeneinander, der Wind rührte leise an den Weidenzweigen — eine Biene summte schwerfällig vorüber.



Was sich liebt, das neckt sich. Gemalt von Matthias Schmid.

„Ich verstehe dich nicht“, sagte Georg endlich kurz und heiser.

„Da ist nichts zu verstehen — ich sagte dir ja, Georg, daß du keine Ahnung davon habest, wie gut er gegen mich gewesen ist.“

„Aber seit wann?“

„Als er zuletzt nach B. kam, da sah er, daß ich traurig und unglücklich war, und er gab mich frei, Georg — ganz frei, und nahm der Mutter das Versprechen ab, daß sie mich seinetwegen nie wieder quälen würde.“

Er bedeckte das Gesicht und wandte sich von ihr ab. Sie saß wartend neben ihm, mit verschlungenen Händen und wechselnder Farbe.

„Geh nach Hause, Marie“, sagte er dann in demselben Ton wie vorhin. „Es wird spät und sie warten auf dich. Ich werde dir bald folgen.“ „Georg!“ Der erschrockene, klagende Ton war nicht mißzuverstehen.

„Hast du denn kein Erbarmen mit mir!“ fuhr er sie heftig an, „willst du, daß ich von Sinnen komme, wenn du noch länger neben mir bleibst.“

„Aber warum —?“

„Warum, warum —? Kann ich auf Kosten des Onkels glücklich sein und genießen — kann ich dich an einen Kranken binden, der vielleicht den Winter nicht erlebt? Und deine Mutter — dein Vater und der meinige — Geh, geh, Mariechen! Mit dem Onkel werde ich reden und du sollst diese Stunde vergessen. — O, warum hat man dir das Wiedersehen nicht ersparen wollen!“

Ein freudiges Licht war in ihren Zügen aufgegangen, bei seiner hastigen, verzweiflungsvollen Rede. „Wenn der Onkel selbst einen Strich macht durch die Vergangenheit, Georg — soll ich nicht das Recht haben, ein Gleiches zu thun? Wenn er uns großmütig die Wege ebnet, sollen wir seine überschwängliche Güte abweisen? Und wenn mein Vormund mir gestattet nach Neuhoß zu kommen, sollte ich etwa ‚nein‘ sagen und ihm Vorsicht und Weisheit predigen? Mein Liebster, wenn du mir Schmerz und Bangen ersparen wolltest, so solltest du wissen, daß es dazu zu spät ist. Frage mich nicht, wie ich diese Wochen und Monate der Qual und Angst um dich überstanden habe — laß uns die Stunde genießen, und nicht um die Zukunft sorgen!“

Lange noch, ehe sie ausgerebet, hatte er sie in seine Arme gezogen, aber er schaute noch immer wie betäubt auf sie nieder, wie ein Mensch, der so lange im Dunkeln gewandelt hat, daß ihn das Licht des neuen Tages blendet.

„Ich verstehe dich nicht“, wiederholte er noch einmal, „jenes Gespräch auf der Terrasse heute nachmittag? Ich sah euch mit meinen eigenen Augen, Marie — was sagte dir der Onkel? — Was gab er dir?“

„Sie suchte einen Augenblick in den Falten ihres Kleides, dann hielt sie ihm die flache Hand hin — das silberne Medaillon, welches er für sie bestimmt hatte, da er sich sterbend glaubte, lag darauf. „Möchtest du es zurücknehmen, Georg?“

Christine saß bereits wieder mit dem Better und dem Brautpaar beim Thee im Gartensaal, aber Georg und Marie fehlten noch immer und das Fräulein konnte sich nicht versagen, zuweilen unruhig hinaus zu sehen und von Leichtsinn und Abendluft zu reden. In Hannas hellem Kopf begann eine neue Idee aufzudämmern, die im Lauf der nächsten Stunden immer deutlichere Gestalt annahm, obgleich die beiden Vermissten bald sehr ruhig und ernsthaft miteinander eintraten und Georg den leeren Platz neben dem Onkel einnahm, ohne Marien ferner besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie schälte Pflirsche für ihn und den Onkel und alle drei waren sehr schweigsam. Auch das Gespräch der übrigen geriet ins Stocken und das Brautpaar begann sehnsüchtige Blicke hinaus zu thun nach der Terrasse, wo die Rosen ihre Düste in die warme Abendluft hauchten und der Abendstern am blassen Himmel aufdämmerte. Georg neigte sich zu Marie hinüber und flüsterte ihr etwas ins Ohr, da stand sie auf und hing sich an Tante Christels Arm — das Fräulein mußte mit

hinaus, um den Abendstern anzuschwärmen, sie mochte wollen oder nicht. Onkel und Nefse aber blieben allein.

Georg ergriff des andern Hand und bedeckte sie mit heißen Küßen. „Es ist zuviel — zuviel, was du an uns thust. — Marie ist sehr dankbar, aber dennoch wird sie nie ganz begreifen, wieviel dich unser Glück gekostet hat, Onkel Ulrich.“

„Versuche nie, es ihr begreiflich zu machen, Georg. Nimm du, was dir Gott bescherte — ich rechne nur auf die Rückkehr des fröhlichen Vertrauens, das sie als Kind zu mir hatte und das ich selber zerstörte, weil ich es in etwas anderes umzuwandeln strebte.“

„Einen übermenschlich hohen Preis hast du dafür gezahlt“, erwiderte Georg mit schwankender Stimme. „Noch eins“, fuhr er nach kurzem Schweigen fort. „Was soll aus ihr und ihrem jungen Leben werden, wenn ich von dieser Reise nicht mehr zurückkehre?“

„So Gott will, wirst du leben — leben für mich, für sie — für Neuhoß. Was mich betrifft, so möchte ich dieses letzte Jahr nicht ungeschehen machen, mit dem was es mir nahm, und was es mir brachte. Auf dich wird es ankommen, Georg, dem Rest meines Lebens Inhalt und Wert zu geben. Ich bin noch nicht geheilt von der Thorheit, immer wieder mein Alles auf eine Karte zu setzen, laß mich denn einmal, ehe ich sterbe, erleben, das mein Vertrauen nicht weg- geworfen war.“

Georg drückte des Onkels Hand gegen seine Brust. „Dazu helfe mir Gott“, sagte er mit leiser, fester Stimme.

Der Baron hat jenen Tag nie bereut: Georg durfte im nächsten Sommer gesund, gebräunt und breitschulterig nach Neuhoß zurückkehren. Die folgenden anderthalb Jahre vergingen ihm unter fleißiger Vorbereitung für seinen landwirtschaftlichen Beruf, dann wurde er mit Marie in der kleinen Neuhoßer Kirche getraut, und beide gründeten zunächst in Ramin ihren Hausstand, wo Georg nach des Barons Wunsch seine selbständige Thätigkeit beginnen sollte. Aber Herr von Reischach begann sich allmählich sehr einsam in Neuhoß zu fühlen — er sowohl wie Tante Christel kamen zu der Erkenntnis, daß sie beide nicht mehr jung seien, und daß eine frische Kraft ihnen und der geliebten Heimat zufließen sollte. Also geschah es, daß Georg und Marie nach den mühsamen aber zufriedenen Lehrjahren in Ramin nach Ensheim übersiedelten. An einem Herbsttage, klar wie jener, an dem Georg zuerst diese Straße gekommen, zog der junge Baron mit Frau und Kind in das festlich geschmückte Neuhoß ein, das ihm heute ein anderes Gesicht zeigte, wie damals. Herr von Reischach stand mit Christine auf der Freitreppe, er reichte Georg zum Willkommen die Hand und küßte Marie auf die Stirn, dann aber streckte er die Arme aus nach dem helläugigen kleinen Ulrich, den ihm Mariechen willig überließ und der sich, erschreckt durch die lauten Bivats der getreuen Neuhoßer, fest an den wohlbekannten Freund anschlengelte.

Wie die jungen Leute mit den eigenjinnigen alten Herrschaften fertig werden würden, hatte im Kreise der wohlwollenden Nachbarn und Freunde im voraus viele Bedenken erregt — zu aller Erstaunen aber fügten sich die drei Generationen trefflich in einander. Georg ist in seinem Kreise schnell ein gesuchter, vielbeschäftigter Mann geworden, der die Wahrheit an sich erfährt, daß auch das köstlichste Leben nichts anderes, denn Mühe und Arbeit ist. Aber er hat elastische Schultern und der Onkel lächelt bewundernd, wenn er den Nefsen so leicht und schnell die Kränkungen und Enttäuschungen verwinden sieht, die ihm selbst das Leben verbittert und seine Kräfte gelähmt haben. Er sonnt sich an Georgs Erfolgen und ist es wohl zufrieden, wenn dieser mit sicherer Hand manche Frucht pflückt, die ihm selber nicht hat reifen wollen.

Der kleine Ulrich und seine Geschwister sind für Ulrich und Christine der Mittelpunkt des Daseins geworden. Natürlich gehen ihre Erziehungsprinzipien weit auseinander, aber im Grunde ist bei beiden die Behandlung ziemlich dieselbe und zeichnet sich weder durch Konsequenz noch durch Härte aus. Ebenso kommen sie nie mit ihrer Ansicht über die An-

lagen und Vorzüge der Kleinen überein: von Christinchen mit dem Stumpfnäschen behauptet Christine stets, daß sie Georgs „griechisches Profil“ geerbt habe, während der Onkel überzeugt ist, daß sie ihrer Mutter Ebenbild wird.

Jeden Sonntag nachmittag bringen die Neuhofer unten bei Tante Christel zu, Georg vor allem, sobald es ihm sein unruhiges, vielbeschäftigtes Leben gestattet. Onkel Ulrich und Marie aber thun jedesmal vorher noch einen Gang nach dem Begräbnisplatz der Reifachs, der am waldigen Abhang, unfern der Kirche still und verborgen liegt. Dort schläft zu den Füßen des Ahnherrn seit zwei Jahren ein kleines schönes Marielchen, das in Onkel Ulrichs Armen gestorben ist und dessen Verlust den ersten tiefen Schatten in ihrer Mutter Glück geworfen hat. Georg stört um des Onkels willen niemals dieses Zwiegespräch, und Marie erzählt ihm nachher von den guten, hoffnungsreichen Reden, die sie dann mit ihrem getreuten Freunde führt. Gewiß — der Baron hat sich sehr verändert — der Himmel ist hell über ihm geworden und die Wolken haben sich verzogen. Das lichte Abendrot vor herabsinkender Nacht aber verheißt den künftigen Anbruch eines neuen ewigen Tages.

Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet.

Von Hans Arnold.

(Schluß.)

Der Enthusiast bekam bereits — nicht Eisenbahn-, aber Dampferfieber, obwohl das Schiff auch noch nicht entfernt in Sicht war. Aber das Gefühl, die Häupter seiner Lieben nicht vollzählig zu sehen, wenn gleich der Moment eintreten kann, wo man sie alle braucht, ist immer unbehaglich, und der Enthusiast stieß laute Verwünschungen aus, die an die Adresse des Ordnungsliebenden gerichtet, und inzwischen von dessen Frau etwas übel genommen wurden.

Endlich — anscheinend noch bedeutend rechtzeitig, tauchte der Vermißte freudeglühend auf und hatte zwei kupferne Schalen in einem Gemüsekeller gekauft, deren eine er seiner Frau sofort für den Rest der Reise zum Tragen einhändigte. Die Gattin war mit Recht über diesen Anlauf erbittert und erklärte die neuen Besitztümer für Spucknapfe außer Diensten, mit denen sie allerdings eine betrübende Ähnlichkeit nicht verleugnen konnten. Allen Versuchen, zu erfahren, was die beiden Wesen gekostet hätten, setzte der glückliche Käufer ein ehernes Schweigen entgegen, was zu den schlimmsten Vermutungen Anlaß gab.

Inzwischen blickten wir noch immer sehnsüchtig nach dem Schiff — es kam nicht und kam nicht! Die Sache war über den Spaß, denn wenn wir den Anschluß nach Köln nicht erreichten, war unser Retourbillet dahin. Endlich — nachdem uns von den Ortskundigen einstimmig versichert worden war, daß bei dem herrschenden Nebel die Ankunft des Dampfers sich um Stunden verzögern könne, schrieben wir schweren Herzens die Stromfahrt in den Schornstein und bestiegen die Eisenbahn, übrigens gleichzeitig mit Denis, der anscheinend ganz dieselbe Tour machte wie wir, und dessen ausländisches Prestige sich durch die Rückkehr in deutsche Verhältnisse etwas zu vermindern begann. Er konnte übrigens noch immer zu einer fremden Gesandtschaft gehören, denn es hatte ihn noch keiner von uns ein Wort sprechen hören.

Mit ernüchterter Empfindung hörten wir die bekannten Stationsnamen ausrufen — es war doch etwas anderes, wenn der Schaffner Verbiers, Riège oder Pepinster in den Wagen meldete! Man kam sich dann selbst so fremdartig vor! Die Fahrt dehnte sich in dieser abgekühlten Stimmung vor unserer Phantasie aus, wie eine endlose Wüste, und keiner sprach mehr, als ganz und gar unumgänglich schien.

In Deuz stieg eine Frau mit einem Steckfisenkinde zu uns ein, welches nach Art jugendlicher Reisenden sich alsbald angenehm machte. Es brüllte nach dem Schema des Antwerpner Papagei, und zwar niedlicher Weise so lange der Zug in Bewegung war, und schwieg nur auf den Stationen.

Die Koupees waren alle so überfüllt, daß an Aus- und Umsteigen nicht zu denken war — man mußte eben Schweigen

und dulden! Die Mutter des widerwärtigen Säuglings, die uns übrigens wirklich leid that, versuchte das möglichste, um den kleinen Balg zu erheitern. Sie setzte und legte ihn abwechselnd, sie klopfte ihn, als wenn die Motten hineingefommen wären und herausgeklopft werden sollten — das Kind blieb unerbittlich! Endlich auf einer Station kam die beklagenswerte Besitzerin des Lärmengels auf den Gedanken, das Kind möchte Hunger haben!

Vier Minuten Aufenthalt mußten ja genügen, die Flasche zu erwärmen — schnell wie der Blitz legte sie das kreischende Paketchen mit einem „erlauben Sie!“ in die Arme des Enthusiasten, der der Thür zunächst saß, und verschwand in der Restauration. Der Enthusiast gehörte zu der gar nicht seltenen Sorte von Männern, die kleine Kinder aus tiefster Seele verabscheuen — er hatte noch nie eins auch nur nahe gesehen, geschweige denn angefaßt, und sich den Haß unserer mitreisenden Familienmutter durch sein entschiedenes Ablehnen jeder Beziehung zum Inhalt ihrer Kinderstube schon mehrfach zugezogen. Sein Zustand war daher unbeschreiblich und wir lachten alle so sehr über die hilflose, ekelerfüllte Miene, mit der er das Baby auf dem weit von sich gestreckten Arme balancierte, daß wir Zeit und Ort vergaßen und uns die Tragweite der Situation erst klar wurde, als die Thür des Koupees donnernd zuslog und der Zug sich in Bewegung setzte. Wir hatten die Mutter abgelassen und das Kind behalten! Das war nun wirklich eine schlimme Geschichte! Der Enthusiast, außer sich, wie nie in seinem Leben, sprang auf und redte das unselige Kind mit verzweiflungsvoller Gebärde zum Fenster hinaus, so daß wir ihm entsetzt in den Arm fielen, da es ausfiel, als wollte er es ins Blaue hinein der Mutter nachwerfen.

Inzwischen fing das Kind aufs neue an, herzhast zu schreien. Der Enthusiast, dem es noch immer niemand abgenommen hatte, schaukelte es mit so wilden Mienen und Bewegungen, wie der Menschenfresser im „Däumling“, bis sich endlich die Damen erbarmten und ihm den kleinen Meerergreis entrißen. Mittels eines Stückchens Zucker und einer Taschentuche wurde ein improvisierter Lutschtbeutel hergestellt und unsere so unvermutet um ein Mitglied vermehrte Gesellschaft saß ziemlich bedrückt da und war nur bestrebt, den Leu nicht wieder zu wecken, der sich jetzt endlich zur Ruhe geschrien hatte.

Was nun eigentlich gemacht werden sollte, darüber war man schnell im klaren. Auf dem nächsten größeren Haltepunkt, also in Köln, mußte die zweifelhafte Errungenschaft deponiert und eine Depesche an die Verlierstation entsendet werden, wo die arme Mutter jetzt wohl händeringend um ihre Flasche herumsprang.

Unter den Damen hatte sich eine kleine, böshafte Verschwörung organisiert, sie versicherten dem Enthusiasten einstimmig, sie trügen das Kind nicht aus dem Koupee — er hätte es übernommen und müßte es wieder abliefern! Diese Drohung wurde um so energischer festgehalten, als der Enthusiast sich seit Königswinter in furchtbarer Aufregung über eine berühmte, schöne Schauspielerin befand, die mit uns im selben Zuge reiste und die er gern einmal bei Tageslicht gesehen hätte: der Gedanke, mit einem Wickelkind im Arm bei dieser Schönheit vorbeizudefilieren, war für einen jungen Mann allerdings nicht gerade verlockend.

Man ließ ihn in seiner Angst bis Köln, wo alles vor ihm ausstieg und ihn freundlich aufforderte, mit „seinem“ Kinde nachzukommen. Er fügte sich — was wollte er auch machen? — und erschien auf dem Perron, das Kind unter dem Arm, wie ein Bündel Alten, ein Anblick, der ihn sofort von seiner Verpflichtung entthob, denn das konnten die Damen unmöglich mit ansehen!

Das arme kleine Baby wurde dann am Buffett abgegeben und wie ein Rollschinken deponiert; wir bestellten uns zum Überschuß Nachricht nach Berlin, ob und wann die Mutter wieder bei ihm angelangt sei, und fuhrten unendlich erheitert durch den wunderlichen Zwischenfall weiter.

Die ursprüngliche Absicht war, von Berlin aus sofort die Nacht durch weiter zu fahren bis nach S. . . , dem Ausgangspunkt und, was die Eisenbahn betrifft, auch dem Endpunkt unserer Reise.

Der Gedanke, von einem Morgen früh um sieben bis den nächsten Morgen früh um sieben in einer Tour zu fahren, erschien uns aber mit jedem Augenblick weniger verlockend, und der Herrschsüchtige gab den allgemeinen Gefühlen Worte, indem er uns die entsetzliche Möglichkeit vor Augen malte, nach dieser unmenslichen Tour uns früh um sieben mit den Daheimgebliebenen freuen, und ihnen gähnend und überwacht von unseren Odysseusfahrten erzählen zu müssen! Diese Vorstellung überwog alle anderen Gründe! Die Mutter, welche zehn Tage fern von den Kindern gewesen war, und den ersten nicht mehr überstehen zu können behauptete, wurde überstimmt, indem man ihr jedes Gelächter auf der Reise als Zeichen gänzlicher Gefühllosigkeit gegen das Schicksal ihrer Nachkommenschaft vorrechnete, und man lavierte in den Zustand hinein, wo man sich ungeheuer auf etwas freut, was vor fünf Minuten noch als gänzlich ausgeschlossen erschien.

Jeder hatte plötzlich noch viel in Berlin zu thun, der Enthusiast wollte bei Töpfer frühstücken und sich nach einem Ostender Vorbild die Haare schneiden lassen — der Ordnungsliebende hatte an einem seiner Handschuhe eine Naht entdeckt, die zu plagen drohte, und deren Wiederherstellung er um keinen Preis einer dilettantischen Hand anvertraut hätte — der Herrschsüchtige bedurfte schwarzweißen Zwirns zum Festein einer militärischen Arbeit, durch die er den Rest seines Urlaubes ausfüllen wollte — und die Damen hatten sämtlich „nichts Ordentliches anzuziehen“, und gedachten die Jägerstraße abzupatrouillieren, um sich auf Konto der Reisefasse noch einige Toilettegegenstände zu kaufen, die von den Herren für „ganz unnötig“ erklärt wurden.

Das wahrste aller wahren Worte: „Alles nimmt ein Ende“, paßt auch auf die Fahrt von Königswinter nach Berlin. Der Ruf „Bahnhof Friedrichstraße!“ mahnte uns, die müden Glieder zu strecken und ins Centralhotel zu wandern. Aber vorher sollte noch ein Moment von unendlicher dramatischer Wichtigkeit sich vor uns entrollen! Wir erlebten in pleno in der überraschendsten und erschöpfendsten Weise das Schlußkapitel des Romans, in den wir unsern Denis verflochten hatten — und mußten nun plötzlich alles, was wir zu wissen brauchten!

Denis stieg schön, düster und elegant aus seinem Koupée! Sein suchender Blick irrte über die Menge. Da eilte eine kleine, kugelrunde, gemüthliche Frau herbei, mit zwei ebenfalls kugelrunden, niedlichen Kindern an der Hand, während ein Kinderermädchen ein sehr verschlafenes drittes hinterhertrug, und flog unserm Denis um den Hals.

„Nun, Kinder! sagt dem Papa guten Tag“, ermahnte sie die kleine Gesellschaft, damit den letzten Zweifel in uns vernichtend! Nun mußte Denis ja auch sprechen — und er sprach! Wie wir alle lauschten, brauche ich nicht erst auszumalen!

„Wie war es denn in Ostende?“ frug die kleine Frau, während sie sich vergnügt in den Arm unsers Romanhelden einhaakte.

Da that Denis zum ersten- und letztenmal während unserer ganzen Bekanntschaft den Mund auf, sagte gedehnt „Na!“ — und ging dann mit Frau, Kindern und Kinderermädchen ab, unser Roman war zu Ende!

Mit Zug und Recht hätten auch unsere Reiseerlebnisse nun zu Ende sein können und sein müssen. Aber der Schluß unserer Fahrt und die Ankunft zu Hause krönte das ganze Unternehmen und war in Anfang und Verlauf so originell, daß alles andere dagegen uns im Moment des Erlebens wie Kinderspiel erschien.

Wir verließen Berlin am nächsten Mittag, nach endlosem Umherschweifen in den Straßen und Stehenbleiben an allen Schaufenstern, wie es der Provinziale in der Reichshauptstadt einmal nicht lassen kann.

In S. . . hörte für uns, wie schon erwähnt wurde, die Eisenbahn auf, und wir mußten etwa noch eine Stunde Weges mit eignen Pferden zurücklegen, die denn auch telegraphisch zur Station beordert waren.

Wir kamen abends um zehn Uhr an und suchten beim Laternenschein unsere Wagen auf.

Die zwei altbewährten, höchst soliden Kosselenker aber, die sich der allgemeinsten Achtung und Liebe in der Familie erfreuen, verharrten, statt uns eifrig und erfreut zu begrüßen, mumiengleich und regungslos auf ihren Plätzen. Ein wiederholtes gesteigertes Anrufen hatte keinen Erfolg — endlich erklimmte der Enthusiast den ersten Wagen und rüttelte den versteinerten Friß etwas unsanft an der Schulter, was die überraschende Folge hatte, daß der so Berührte, ohne ein Laut von sich zu geben, in eine gestaltloses Bündel zusammen sank.

Starr vor Erstaunen, und noch unfähig zu begreifen, was hier vorging, richteten wir unsere Blicke nach dem zweiten Wagen — und siehe da: der Kutscher Nr. 2 hing wie eine am Stengel geknickte Lilie bereits zu dreiviertel über das Spritzleder herunter. Das Unglaubliche war Thatsache! Wir sahen uns eine Weile starr an, und sagten dann nur das inhaltschwere Wort: „Beide!“ Ja — beide Kutscher hatten, ob in der Freude des bald zu erwartenden Wiedersehens mit uns, ob durch sonstige psychische oder physische Gründe bewogen, sich so total betrunken, daß eine Fahrt unter ihrer Leitung ziemlich gleichbedeutend mit Selbstmord gewesen wäre.

So wurden denn mehrere Packträger beordert, die ächzend und lachend die beiden gleichgestimmten Seelen wie Kollis von ihren Böden hoben und in den Fonds des zweiten Wagens lehnten. Zur Sicherheit wurde ihnen ein ziemlich schwerer Korb auf die Füße gestellt, der das mangelnde Gleichgewicht zu ersetzen hatte. Der Enthusiast mußte auf dem ersten Wagen Platz nehmen und uns, die Damen und den Ordnungsliebenden heimkutschieren, der Herrschsüchtige okkupierte den zweiten Kutscherstiz und hatte die ehrenvolle Aufgabe, die beiden, ihrer Sinne beraubten Pretiosen an den Ort ihrer Bestimmung zu schaffen.

Es wurde die Parole: „langsam fahren“ ausgegeben, und der merkwürdige Zug setzte sich in Bewegung. Doch schon nach wenigen Augenblicken erscholl ein donnerndes „Halt!“ aus dem zweiten Wagen. — Es stellte sich heraus, daß der eine Kutscher die Mühe vom Kopf verloren hatte, und da keiner außer dem Herrschsüchtigen die Pferde auch nur einen Moment halten konnte, so mußte von unserm Wagen aus Hilfe requiriert werden.

Endlich kamen wir nach mehreren ähnlichen Unterbrechungen, halbtot vor Lachen, zu Hause an.

Dort wurden nun Gärtner, Pferdeknechte und andere freiwillige Hilfsstruppen angeworben, um die Koffer und die Kutscher vom Wagen zu heben und ins Haus zu tragen.

Das war unser letztes Abenteuer auf der zehntägigen Reise, und eben weil es das letzte war, nahm es unsere Gedanken so in Anspruch, daß den ganzen nächsten Tag von nichts anderm die Rede war, und einer der Daheimgebliebenen kopfschüttelnd bemerkte: „Dazu reisen die guten Leute in zehn Tagen um die halbe Welt, um dann nur davon zu sprechen, wie sie die betrunkenen Kutscher nach Hause gefahren haben! Da könnt ihr's ja ein andermal dabei bewenden lassen — das ist entschieden billiger und bequemer!“

Wem die schöne, unvergeßliche Reise auf diese Art allzu alltäglich und prosaisch abzuschließen scheint, der möge sich vergegenwärtigen, daß hier eben nur erzählt wurde, was sich wirklich zugetragen hat. Da wir übrigens unterwegs so viel und so oft lustig gewesen waren, so paßte dieser scherzhafte Schluß gut zum Ton der ganzen Fahrt. Diese ließ freilich auch noch eine ernstere Empfindung zurück — das Gefühl herzlicher Dankbarkeit für so ungetrübte Tage und Stunden. Dankbar erkannten wir die Wahrheit des alten Liedes:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.“



Vom Einzug in Braunschweig: Morgenstimmung des 2. November, Zugzug vom Bahnhofe.

Des Hohenzollern Einzug in die Welfenstadt.

„Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein!“ Dieses Wort der Schrift fiel mir ein, als ich am Morgen des Festtages Tausende und aber Tausende zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen und mit der Eisenbahn der Stadt zueilten sah, in die am 2. November Prinz Albrecht von Preußen als erwählter Regent des Landes Braunschweig seinen feierlichen Einzug hielt. Überall begegneten uns in den reichgeschmückten Straßen froh bewegte Menschen, und der Jubel hatte volle Berechtigung, denn das Wittwenjahr war vorüber; ein neuer Freier aus königlichem Blute zog ein, um die Trauernde zu trösten und dem verwaisten Lande ein neuer Vater zu sein.

Treu, wie nur eine Stadt, so hat Braunschweig stets, seit es den welfischen Herzögen unterthan geworden, an diesen gehalten, oft ist ihre Treue erprobt und stets bewährt gefunden worden. Das Andenken an die Herzöge, die ihr Blut für Deutschlands Befreiung geopfert haben, ist tief in die Herzen der Bürger hineingewachsen, es ist ihnen unvergänglich geblieben. Acht Jahrhunderte hat das edle Haus der Welfen seit Heinrich dem Löwen in diesem Lande und dieser Stadt

regiert, Geschlechter sind gekommen und gegangen, Sinn und Sitte haben sich vielfach verändert, andere Namen und andere Häuser, andere Verkehrswege und Geseße sind über das Land gekommen, aber die Treue zum Welfenhaufe zog sich durch



Vom Einzug in Braunschweig: Gruppe der Schulkinder aus dem Festzuge.

die Jahrhunderte hindurch wie ein roter Faden. Aber gleichläufig ging neben diesem ein anderer roter Faden einher durch die Geschichte von Stadt und Land. Auf urdeutschem Boden, wo niemals, soweit die Geschichte zurückreicht, ein fremdes Volk gewohnt, ist die Stadt vor mehr als einem Jahrtausend gegründet worden; das alte Brunswik nahm seinen Ursprung unter dem kräftigen Stamme der Sachsen, und deutsch ist die



Vom Einzug in Braunschweig: Der Festzug auf seinem Wege über die Brücke zur Stadt.

Stadt stets geblieben, alle Einheitsbestrebungen haben in ihr, wie im ganzen Lande, immer die treueste Förderung gefunden. Die alte Welfenstadt, das alte Welfenstammland, sie waren allzeit gut kaiserlich gesinnt, und als das Reich uns wiedererstand, als unter dem machtvollen Szepter der Hohenzollern wieder Fürsten und Völker des deutschen Vaterlandes geeinigt wurden, da hat niemand sich ehrlicher und freudiger der Gesamtheit angeschlossen als jenes alte Welfenland. Diese deutsche Gesinnung, sie ist der zweite rote Faden, der durch des Landes Geschichte sich hindurchzieht.

Und als nun vor Jahresfrist der letzte der Braunschweiger Herzöge zu der langen Reihe seiner Ahnen versammelt und in der Krypta des ehrwürdigen Braunschweiger Domes beigesetzt wurde, da wurden Stadt und Land vor die Frage gestellt, ob sie mit dem welfischen Prätextendenten gehen, oder ob sie Kaiser und Reich die Ehre geben wollten. Sie haben nicht lange gezögert: Am 21. Oktober haben einstimmig die Abgeordneten des Landes den Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten Braunschweigs gewählt und damit bewiesen, wie deutsche Gesinnung, des Vaterlandes Einheit und Größe ihnen über alles gehen. — In diesem Sinne wurde am 2. November 1885 der neue Regent jubelnd begrüßt von der alten Hauptstadt, die ihr Festkleid angelegt hatte und in Freude jauchzte, wie schon zweimal in den Tagen des jetzt lebenden Geschlechts: als sie 1861 ihre tausendjährige Gründung und 1881

das fünfzigjährige Jubiläum des letzten Herzogs feierte.

Von Berlin kommt der Prinz mit seiner Gemahlin. Dort hat ihm der Kaiser die Erlaubnis gegeben, die Regentschaft über Braunschweig anzunehmen.

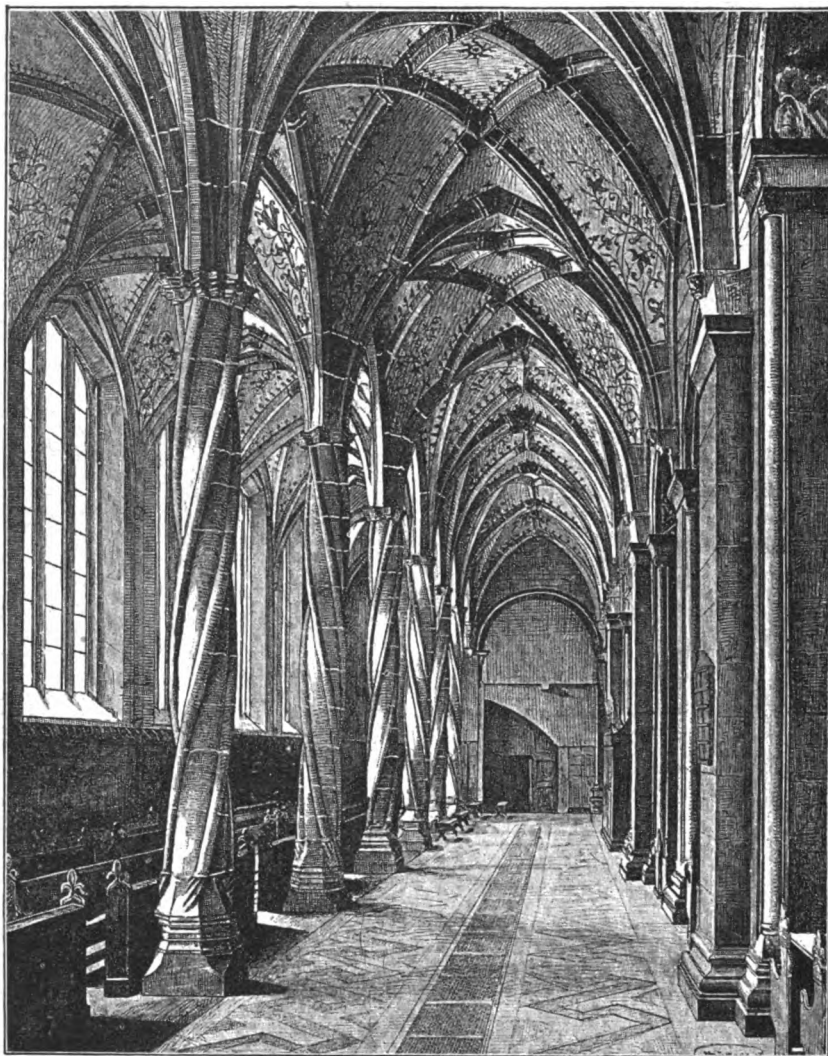
In Helmstedt, wo einst der Sachsenapostel Ludgerus das Christentum gepredigt, wo noch jetzt die öden Hallen der 1574 von Herzog Julius gestifteten und in der westfälischen Zeit aufgehobenen Hochschule ihre prächtigen Renaissancegiebel zeigen, betritt der Prinz zuerst Braunschweigs Boden, und hier begrüßt ihn der Regenschaftsrat und er nimmt aus dessen Händen die Regierung des Landes, „um sie in derselben Weise fortzusetzen, wie der unvergessliche, hochselige Herzog zum Wohl und Heile des Herzogtums und in Rücksicht auf die guten Beziehungen zu Kaiser und Reich.“

Weiter geht der Zug, geführt von der Lokomotive „Wismar“, über althistorischen Boden. Dort liegt Supplingen-

burg, der Stammsitz des Kaisers Lothar, durch dessen Tochter Gertrud seine großartigen Güter an die Welfen kamen. Hier also erwuchs der Welfen Macht in Norddeutschland. Auch an der Grabstätte dieses Kaisers vorüber fährt der Prinz, an Königs-Lutter, berühmt durch die 1135 in großartigen Verhältnissen erbaute Stiftskirche, der edelsten Basilika Norddeutschlands.

Noch ein halbes Stündchen und die zahlreichen, schlanken Türme der zukünftigen Residenz des Prinzen tauchen auf. Von Laubgewinden umzogen schauen ihm die mächtigen Säulen der großartigen Braunschweiger Bahnhofshalle entgegen, die Kanonen donnern, die alten Glocken der Stadt läuten ihr

Willkommen, vieltausendstimmiger Jubelruf ertönt, dicht geschart, Kopf an Kopf steht die Menge, den neuen Herrscher erwartend, und alles, was Beine hat, ist nach dem Bahnhof hin und der anschließenden Triumphstraße geeilt, um den Einzug des Herrschers zu schauen. — Es ist eine wahrhaft königliche und echt deutsche Erscheinung, dieser blonde, blauäugige Hohenzoller, der in der Uniform seines brandenburgischen Dragonerregiments, geschmückt mit dem Bande des Ordens Heinrichs des Löwen, am Arme die Gemahlin aus Altenburgischem Hause, seinem Eisenbahnwagen entsteigt, um hier die huldigenden Worte des Landtagspräsidenten von Belthelm anzuhören, der im Namen des ganzen Herzogtums sprach. Und jetzt war der Augenblick gekommen, daß seit langen, langen



Aus Braunschweig: Nördliches Seitenschiff im Dom zu Braunschweig.

Jahren die Braunschweiger wieder einmal einen Regenten unmittelbar zum Volke sprechen hörten, der menschlich ihnen nahe trat, greifbar zwischen ihnen stand und mit warmer, weithin-tönender Stimme dankte für den Empfang und die Regierung antrat, „um das Wohl und Heil des Landes zu fördern und die guten Beziehungen zu Kaiser und Reich zu pflegen“.

Jetzt tritt der Prinz hinaus aus der weitgeschwungenen Halle des Bahnhofes und überschaut von der Freitreppe die künftige Residenz. Die Musik der in Braunschweig liegenden Siebenundsechziger spielt das „Heil dir im Siegerkranz“, der Regent schreitet die Front der Kompanie ab und besteigt dann mit seiner Gemahlin einen mit sechs schönen Braunen bespannten Staatswagen, um den Einzug in seine neue Residenz zu halten.

Wohl haben wir Braunschweiger den Prinzen hier schon öfter gesehen, wenn er in seiner Eigenschaft als Komman-

dierender des zehnten Armeekorps zu uns aus Hannover herüberkam; der großen Menge aber war er doch fremd geblieben — fremd wie der eigene Herzog uns war. Es leben zahlreiche Braunschweiger, denen der verstorbene Herzog Wilhelm persönlich ganz unbekannt geblieben war; der alte Herr war zum Mythos geworden; man verehrte ihn, weil er seiner Väter Sohn und der Herrscher im Staate war. Mehr aber konnte man beim

besten vorhandenen Willen von uns Braunschweigern nicht verlangen. Sahen wir doch unsern Herzog nur äußerst selten; selbst im Theater saß er hinter einer vorgezogenen Gardine; als er, wohl gegen seinen Willen, bei seinem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum eine Fahrt durch die Stadt machen mußte, fuhr er in einem geschlossenen Wagen; einen großen Teil des Jahres war er abwesend auf seinen Jagdschlössern: in Sibyllenort, in

Blankenburg, früher auch in Hiebing bei Wien u. Persönlich griff er nie in die Geschichte des Landes ein, doch ließ er gute Minister gewähren, und dies war sein Verdienst. Um die Stadt kümmernte er sich nicht, und den ihm nahegelegten Ausbau der wiederentdeckten Reste der Burg seines großen Ahnherrn, der Dankwarderode in Braunschweig,

lehnte er ab. Verheiratet war Herzog Wilhelm nie, und die Wünsche seiner Braunschweiger nach dem Besitze einer Landesmutter hat er nicht erhört. So gab es auch kein Hofleben in Braunschweig, der letzte Herzog, der noch einen Hofstaat besaß, war der 1806 bei Jena tödlich verwundete Karl Wilhelm Ferdinand. Dann kam die Fremdherrschaft. Sein Sohn Friedrich Wilhelm fiel 1815 bei Waterloo, dessen ältester Sohn, Karl, der Diamantenherzog, wurde 1830 verjagt. Auch er starb unbeweibt. Ihm folgte Wilhelm, der letzte Braunschweiger Herzog aus Welfen-

stamm. Den überreichen einsamen Mann, der in einem der schönsten Schlösser Deutschlands residierte, hat es nie in die höheren weiblichen Sphären hinaufgezogen. So hat Braunschweig achtzig Jahre lang wohl Herrscher, aber keinen Hof gehabt und diesem Zustande sollte nun durch die neue Ordnung der Dinge ein Ende bereitet werden, denn der Prinz-Regent zog ein am Arme einer feinen, lebenswürdigen Frau. — Da,

wo die eiserne Brücke über den westlichen Arm der Oder vom Bahnhofe nach der Stadt führt, war die Ehrenpforte derselben errichtet, und hier war es, wo in einer vom Herzen kommenden Rede der Oberbürgermeister Pöckels das sichtlich von dem Empfangsjubel ergriffene Regentenpaar begrüßte und im Namen der Stadt das Gelöbnis ablegte, „im innigen Festhalten an dem Bunde, welche das Braunschweiger Volk mit der erlauchten Dynastie der Hohenzollern bereits durch unsern erhabenen Kaiser verbindet, Ew. königlichen Hoheit unwandelbare Treue bewahren zu wollen.“ In das Hoch des Oberbürgermeisters stimmten jauchzend die Tausende und aber Tausende ein, die hier versammelt waren. Da standen die Spitzen der Stadt, die Geistlichkeit, die Behörden, die Schar der weiß-

gekleideten blühenden Jungfrauen, welche mit Blumen und Gedicht der Regentin huldigten.

Es hätte sich vom Bahnhofe aus zur Fahrt nach dem Schlosse die mit schönen neuen Gebäuden geschmückte und breite Friedrich-Wilhelmstraße nebst ihrer Fortsetzung empfohlen. Aber das wäre ein Weg gewesen, wie ihn jede moderne Großstadt zeigt, der Weg hätte nicht Braunschweig, die alte mächtige Quartierstadt der Hansa mit ihren mittelalterlichen Bauten, ihren krummen Gassen und schönen Kirchen,

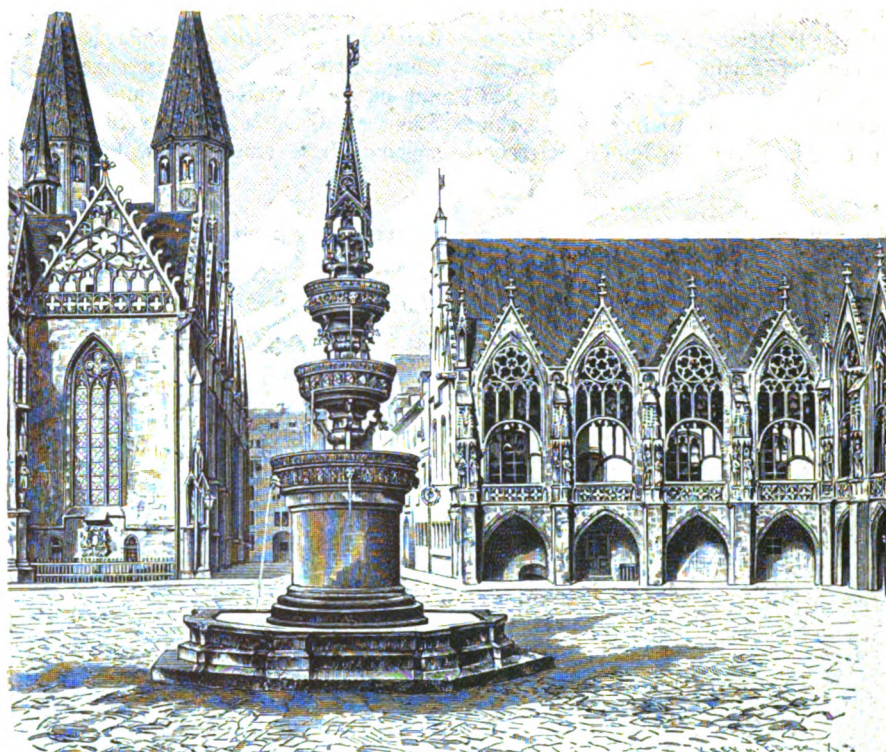


Aus Braunschweig: Grabfiguren Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mechthild in dem von ihm 1172–1194 erbauten Dome zu Braunschweig.

Diese bald nach dem Tode des fürstlichen Paares gefertigten Figuren gehören zu den hervorragenden Beispielen der hohen Kunstentwicklung in Deutschland besonders in den sächsischen Landen, im Laufe des XIII. Jahrhunderts.

mit ihren herrlichen Brunnen und feinen Giebeln dem Auge des Prinzen gezeigt. Das alte historische Braunschweig, die Stätte uralter bürgerlicher Kraft und Thätigkeit, sollte das Paar sehen, und so lenkte denn der Zug durch die prächtig geschmückte Ehrenpforte unter den wehenden Fahnen in deutschen, braunschweigischen und preussischen Farben über den Bankplatz und den Eiermarkt nach dem Altstadtmarkt hin, dieser Perle der mittelalterlichen Architektur Braunschweigs.

Über die Kopf an Kopf gedrängte Menge hinwegschauend fiel des Prinzen Blick zunächst auf die Martinikirche, welche im XIII. und XIV. Jahrhundert durch fromme Patrizier im



Martinikirche.

Marktbrunnen.

Rathaus.

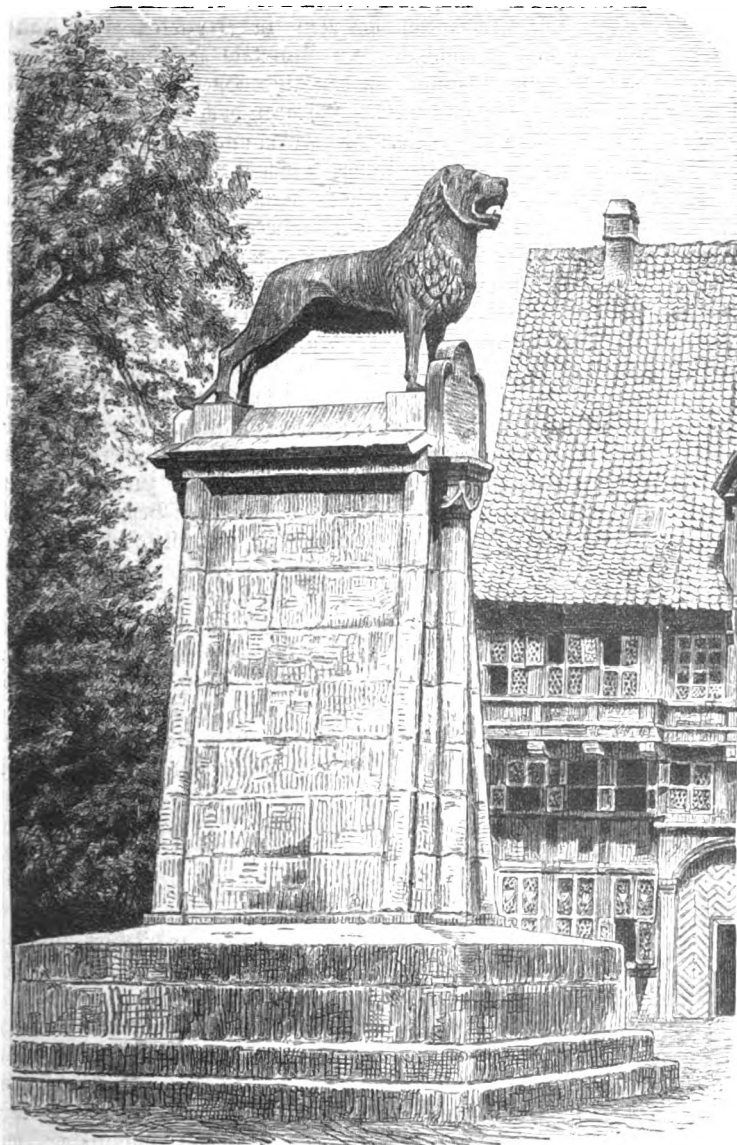
Aus Braunschweig: Der Altstadtmarkt.

gotischen Stile erbaut und überreich mit plastischem Schmucke geziert wurde. Unter den Heiligen an der Außenseite des Chors finden wir auch eine Statue Luthers, bereits kurz nach der Reformationszeit hier angebracht, während im Innern, fast gleichaltrig, das Selbstbildnis des Steinmeßers Hans Jürgen zu sehen ist, welcher durch die in Watenbüttel bei Braunschweig erfolgte Erfindung des Spinnrades berühmter geworden ist. So schön auch diese gotische Kirche ist,

sie wird bei weitem übertroffen durch einen Profanbau, durch das im Nordwesten des Altstadtmarkts gelegene Altstadt-rathaus, eines der schönsten Rathäuser Deutschlands, mit



Vom Einzug in Braunschweig: Begrüßung des Prinzen und der Prinzessin Albrecht durch die Ehrenjungfrauen.



Aus Braunschweig: Der von Heinrich dem Löwen im Jahre 1166 zu Braunschweig als Zeichen fürstlicher Oberhoheit errichtete eiserne Löwe.

herrlichen Lauben, seinem Maßwerk und Statuen der Ahnherren des Welfenhauses, die heute verwundert darein geschaut haben mögen, als ein Hohenzoller seinen Einzug als Regent in die alte Welfenstadt hielt. Mit-ten auf dem Markte aber plätscherten die Wasser des zierlichen im Jahre 1408 errichteten, gotischen, aus Blei gegossenen Brunnens mit der Muttergottes und dem Reichsadler, mit den Wappen der sieben Kurfürsten und zahllosem anderen Zierat. — Doch des Haltens an dieser Stätte, die manch blutiges Schauspiel sah zur Zeit, als Plebejer und Patrizier hier miteinander stritten, ist nicht, und des Prinzen Fahrt geht weiter nach dem Kohlmarkt hin, wobei er das Gewandhaus

oder Kliphaus passiert, dessen wunderbarer Renaissancegiebel eine der schönsten architektonischen Zierden seiner neuen Residenz ist. Dann aber, als er vom Kohlmarkt links abbog, mag es dem hohen Herrn gewesen sein, als würde er in der krummsten, finsternsten, engsten mittelalterlichen Straßen eine versezt. Der Zug windet sich durch die Schuhstraße, die schon vor sechshundert Jahren als platea aulorum bekannt war, um durch die Vor der Burg genannte Straße, vorbei an dem großen Biwegischen Hause, in welchem Joachim Heinrich Campe die Schulbuchhandlung begründete, einzutreten in den Bann der alten Welfenburg, an die Stätte, von der Heinrich des Löwen Wirksamkeit ausging, wo er arbeitete, betete, baute und seine großangelegten Pläne entwarf. Was hier auf dem Burgplatze das Auge schaut, es ist unzweifelhaft des Löwen Werk: so wie der Lauenstein, der Dom und die Burg vor uns stehen, sind sie vor siebenhundert Jahren von ihm erbaut worden, wenn auch der Zahn der Zeit manches davon zerstört und spätere Hand einiges geändert hat. Der eiserne Löwe, der Lauenstein, wie er in den Chroniken genannt wird, wurde von Heinrich im Jahre 1166 als Sinnbild seiner landesherrlichen Gerichtsbarkeit aufgestellt. Der Löwe, ein Werk einheimischen Kunstfleißes, ist ein Wahrzeichen Braunschweigs geworden, gleichsam ein Nationalheiligtum, denn als 1806 der napoleonische Kunst- räuber Denon auch dieses ehrwürdige Kunstwerk nach Paris schleppen wollte, da war es nahe daran, daß in Braunschweig darüber ein Aufrüst ausbrach, und der Leu blieb auf seinem Postament. An diesem Kunstwerke ist nichts beschädigt, es ist, abgesehen von der Vergoldung, so auf uns gekommen, wie es Heinrich der Löwe hinstellte — aber nur wenige Schritte weiter, und ein Bild trauriger Verwüstung steht vor uns — das Bild des Welfenhauses und seines greisenhaften Unter- ganges. Da liegen die Reste der Burg Dankwar- derode, jenes herrlichen romanischen Baues, in dem der Löwe residierte. Es sind traurige Ru- inen, die erst 1880 hier unter den Resten der zum Abbruch verurteilten ehemaligen Kaserne zum Vor- schein kamen und durch deren offene Fenster nun der Wind heult, aber immerhin noch so weit erhal- ten, daß eine Wiederherstellung möglich und wün- schenswert erscheint. Der Stadt sind die hohen Kosten nicht zuzumuten, das Land hat es abgelehnt, des Löwen Burg wieder zu erbauen, und den reichen alten Herzog Wilhelm, der lachenden Erben sein großes Vermögen hinter- ließ, hat jene Stamm- burg seiner Ahnen kalt gelassen. So liegt sie noch da in Ruinen, die mehr und mehr zerfallen. — Im Süden ist dieser hi- storisch so wichtige Platz von der dem heiligen Bla- sius gewidmeten Dom- kirche begrenzt. Auch diese ist von Heinrich dem Löwen erbaut und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet wor- den. Hier sammelte er eine große Fülle von Kunstschätzen an, die er zum Teil aus dem fer- nen Orient mitbrachte. Er wollte dadurch für



Vom Einzug in Braunschweig: Der Fackelzug der Feuerwehr.

sich und seinen Stamm eine Hauskapelle und eine Grabstätte schaffen, die eines königlichen Geschlechts würdig gewesen wäre. Noch sind es — köstlich restauriert — dieselben Mauern und Wölbungen, die Heinrich der Löwe gebaut, als er von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückkehrte. Der siebenarmige Leuchter darin, dessen Kerzen an allen hohen Festtagen leuchten, hat auch dem Löwen geleuchtet. Der Altar ist noch derselbe, an dem jener Fürst vor siebenhundert Jahren opferte, und neben der Kirche grünt noch, wiewohl nur noch ein Stumpf, die alte Welfenlinde, die der Löwe gepflanzt haben soll. Unten in der Krypta, da liegen die Fürsten aus dem Welfenstamm, bis herab auf Wilhelm den Besten. In der Mitte aber ruht der Erbauer selbst neben seiner englischen Gemahlin Mechtildis; zwei große Decksteine, mit den vorzüglich gearbeiteten überlebensgroßen Figuren des fürstlichen Paares, schließen das Grab. Heinrich hält das Modell des Domes in der Rechten, das entblößte Schwert in der Linken. Nicht weit davon, dem Altare zu, liegt sein Sohn Kaiser Otto IV († 1218). Wenig nur hat die Neuzeit an diesem pietätvoll restaurierten Münster gethan; die größte That ist das im gotischen Stile gehaltene nördliche Seitenschiff, 1469 von Herzog Wilhelm dem Siegreichen erbaut.

Doch vorbei an diesen Stätten der Vergangenheit! Schauen wir mit dem Einziehenden, der jetzt die imponierende Fassade des herzoglichen Residenzschlosses vor sich auftauchen sieht, in die Zukunft. Es ist 1831 erbaut an Stelle des abgebrannten alten Schlosses; auf dem Mittelbau thront die wundervoll in Kupfer getriebene, von Rietischel modellierte Brunonia, ein Viergespann feuriger Rössen lenkend, und vor der Hauptseite auf dem weiten, nach dem Bohlwege zu gelegenen Plage erheben sich, überlebensgroß, die Reiterstatuen derjenigen beiden Braunschweiger Herzöge, die in den napoleonischen Kriegen ihr Leben für das Vaterland dahingaben: Karl Wilhelm Ferdinand und sein Sohn Friedrich Wilhelm.

Als der Zug mit dem Hohenzollern in den Schloßhof einlenkte, da bliesen die Trompeter der hier aufgestellten braunschweigischen Husaren das „Heil dir im Siegerkranz“ und von dem Hofmarschall empfangen betraten der Prinz und die Prinzessin nun ihr neues Heim. Oben auf den Binnen des Schlosses wehten schon die Flaggen des Reichs und die von Braunschweig — zwischen beiden nun steigt die Flagge des preussischen Prinzen empor, der Regent von Braunschweig geworden ist. Über dem Welfenschlosse flattert lustig der preussische Aar.

Was sollen wir noch von Tafeln und Theatervorstellungen erzählen, von all der Freude und Lustbarkeit, die im alten Braunschweig an jenem unvergeßlichen zweiten November herrschte? Mit dem Ständchen der Sänger am späten Abend, die von der fackeltragenden Feuerwehr begleitet wurden, endigte der schöne Tag, der allen zur Ehre und Freude gereichte.

Das Trauerjahr ist vorüber, neue Hoffnung in die Zukunft erfüllt die Braunschweiger und im nationalen, echt deutschen Sinne arbeiten sie weiter mit am Wohle und Gedeihen des ganzen Vaterlandes.

Auf Turnanstalt.

Militärische Erinnerungen von Fritz Klien.

„Mit kühnem Mute aus dem Bett
Schwingt sich der Turner Hoppensiebt.“

Diesen beliebten Reim vor mich hinstummend und ihn zugleich ins Praktische übersetzend, verließ ich eines schönen Morgens mein Lager. Ich hatte allen Grund zur Fröhlichkeit, denn mein sehnlichster Wunsch hatte sich verwirklicht: ich war zur Zentraltturnanstalt kommandiert, der in der Offiziersturnstunde bewiesene Eifer hatte seine Früchte getragen. Als mein Truppenteil zu dem Kommando heran war, bezeichnete mich mein Kommandeur als die dazu geeignete Persönlichkeit. Es war aber nicht allein die Lust am Turnen

und an sonstigen Leibesübungen, welche mein Herz mit Freude erfüllte, nein auch die Aussicht trug viel dazu bei, dieses Mal, anstatt wie gewöhnlich Rekruten zu exerzieren, fünf ganze Monate die Herrlichkeiten der Großstadt genießen zu können, die sich meine Phantasie in den glühendsten Farben ausmalte. Ein kleiner Kummer mischte sich aber doch in meine Seligkeit. Von Kameraden, welche die Turnanstalt bereits absolviert hatten, waren Schreckensdinge berichtet worden, das Gewicht der dort gebräuchlichen Bajonettgewehre war darnach ein schier unglaubliches und nahm bei jeder neuen Erzählung noch um einige Pfunde zu. Es hieß, daß man in der ersten Zeit nach vollendetem Dienst nur mit Hilfe seines Burschen die Stiegen zu seiner Behausung erklimmen könne und in Bezug auf Zubettgehen ganz auf den Zustand eines Widelkindes herabsinke. Angesichts dieser Umstände legte ich mir die gewissenhafte Frage vor, ob mein Körper wohl imstande sein würde derartige Anstrengungen auszuhalten. Wenn ich mir aber überlegte, wie gesund doch eigentlich die Kameraden ausgesehen hatten, wenn sie von Turnanstalt zurückgekommen waren, wieviel freier, selbstbewußter sie in ihren Bewegungen und in ihrem Auftreten geworden waren, so tröstete ich mich und dachte an das gute deutsche Sprichwort: „Es wird nicht alles so heiß gegessen, als es gekocht wird.“

Wenn ich in so recht behaglicher Stimmung in meine Erinnerungen zurückgreife, dann steht unwillkürlich vor meinem geistigen Auge das kleine rote Haus in der Scharnhorststraße. Man sieht es ihm von außen gar nicht an, daß es die Stätte ist, von wo aus der turnerische Geist, das Verständnis für körperliche Übungen in der Armee seinen Impuls und seine Nahrung erhält. Man sieht es ihm ebensowenig an, welch prächtige Fülle von Jugendkraft und Jugendlust es jährlich in seinen Mauern birgt. Noch wie heute ist der Tag in meinem Gedächtnis, an welchem ich zum erstenmal die große Mittelhalle betrat. Eine wahre Musterkarte von allen Uniformen des Heeres, die Bayern allein ausgenommen, war hier bereits vertreten. Man machte sich bekannt und war natürlich ganz besonders erfreut, wenn man einen alten Freund aus dem Kadettenkorps oder aus der Kriegsschule fand, mit dem man seine Ansichten über den neuen halbschneiderischen Beruf austauschen konnte. So mancher blickte wohl auch mit gerechtfertigtem Mißtrauen auf die Turngeräte, auf die gefürchteten Gewehre und wohlverwahrten Säbel und Rapiere ringsumher, mit denen er nun bald Bekanntschaft machen sollte. Plötzlich lautlose Stille — das Lehrpersonal, den Dirigenten an der Spitze, trat ein. Man wurde verlesen und alsdann nach der Größe in drei Cöten eingeteilt. Jeder Cötus zerfiel wieder in zwei Infanterie- und eine Kavallerieabteilung. Nachdem man die Bekanntschaft seines Cötuslehrers und seines Abteilungslehrers, des sogenannten Hilfslehrers gemacht hatte, wurde man vom Dirigenten herzlich willkommen geheißen, ermahnt, sich morgen um acht Uhr recht pünktlich zum Beginn des Unterrichts einzustellen, und war alsdann für diesen Tag entlassen.

Am nächsten Morgen begab ich mich bei Zeiten in die Turnanstalt! Die glänzenden Uniformen von gestern waren verschwunden und hatten einer brillanten Allgemeinheit Platz gemacht. Nur einige wenige, welche sich wohl noch nicht mit ihrem Schneider in betreff des neuen Anzugs verständigt hatten, ragten wie schwarze Felsen aus diesem grauen Meere hervor. Alles wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Sah sich der eine schon mit Grausen auf eine ihm allerdings unerklärliche Art und Weise auf der schwindelnden Höhe eines Querbaums angelangt, so dachte der andere wieder, er werde den Herren schon zeigen, was er alles könne. Beide sollten sich täuschen. Die ersten Anforderungen waren sehr gering und erstreckten sich auf die allereinfachsten Dinge. Mancher, welcher geglaubt hatte, eine tadellose militärische Haltung zu besitzen, wurde hier eines Bessern belehrt. Auch nicht der kleinste Fehler entging dem scharfen Blick des Hilfslehrers oder Hilfspredigers, wie er scherzhafter Weise genannt wird. Dieser Herr „predigte“ denn auch in der lebenswürdigsten

und dabei bestimmtesten Weise so lange, bis jeder Fehler in der Haltung verschwunden war. Diese Reminiszenz an die Rekrutenzeit kam denen, die schon so manches liebe Mal selbst Rekruten ausgebildet hatten, sauer an. Und doch, wie notwendig war sie, damit eine ordentliche Grundlage geschaffen werden konnte. Das militärische Turnen und Fechten soll ja nicht allein den Körper geschmeidig machen, nein, es soll auch zu jeder Zeit die militärische Form und Straffheit zum Ausdruck bringen. Dabei ist auch das Geringste von Bedeutung und selbst der kleine Finger muß bei dem einen so liegen wie bei dem andern. Bei einer so sachgemäßen Leitung kamen wir denn, ohne es selbst recht zu merken, von Stunde zu Stunde mehr vorwärts. Auf das Einfache folgte das Schwierigere, auf das Schwierigere das Schwerste, und ehe einige Wochen vergingen, tönten die Säle wieder von schneidigem Stoß und scharfem Hiebe und so mancher führte schwierige Übungen an den Geräten, welche er früher angestaunt hatte, jetzt mit der größten Leichtigkeit selbst aus. Dabei fühlte sich jeder wohl und frisch; da war keine Rede von irgend welchen Samariterdiensten des Burschen beim Treppensteigen und Zubettgehen. Kecker Mut, sicherer Blick, schwellende Muskeln und welch prächtiger Appetit! Lächelnd sehe ich sie vor meinen Augen aufsteigen, jene Berge von belegten Brötchen und harten Eiern, all die unzähligen Weißen und Kulmbacher, die in den Erholungspausen spurlos verschwanden.

Wo so viele junge Leute sich zusammenfinden, da kann auch der Humor nicht fehlen. Kleine Neckereien waren an der Tagesordnung. Besondere Freude bereitete es den großen Herren aus Cötus A, wenn die Kleinen aus Cötus C gelegentlich in ihren Fechtsaal kamen. „Da kommen unsere Kinder, unsere Liliputs“, wurden sie begrüßt. Da sich der Witz aber nicht nach der Körperlänge richtet, mußten sich die Kleinen zu rächen und taufte den Cötus A zur allgemeinen Heiterkeit den „Elefantenstall“. Dabei hatte es aber nicht sein Bewenden, denn als eines Tages wiederum eine Abteilung der Kleinen, von einem baumlangen Hilfslehrer geführt, den Fechtsaal von Cötus A betrat, schallte ihnen entgegen: „Seht, da kommt der Rattenfänger von Hameln.“ Ungeheurer Jubel belohnte diesen Witz und der betreffende Hilfslehrer behielt den Namen des Darstellers der Titelrolle in dem damals sehr beliebten Schauspiel als bleibenden Spitznamen.

Hatte man nun während fünf Stunden des Tages Last und Hitze getragen, so stand der Nachmittag jedem zur freien Verfügung. Das Meer des großstädtischen Lebens lag vor uns, sonnig, glückverheißend, und wir stürzten uns hinein, unbekümmert ob wir uns des Schwimmens kundig zeigen würden. Was war da aber auch für einen Kleinstädter nicht alles zu sehen und zu erleben. Eine geraume Zeit brauchte man allein, um nur einen allgemeinen Überblick über die in der Residenz aufgestapelten Kunstschätze zu erhalten. Theater und Konzerte waren auch für den weniger Bemittelten zu erreichen und das großstädtische Gesellschaftsleben in seiner Großartigkeit und Mannigfaltigkeit öffnete sich für jeden, welcher sich darum bemühte. Um aber eine Großstadt an allen Stellen packen zu können, wo sie interessant ist, mußte man sich gelegentlich auch des eigentlich verbotenen Zivils bedienen. Es ist mir immer amüsant gewesen, wie wenig sich der Offizier und Turner selbst im Zivil verleugnen kann. Nicht allein der provinzielle Schnitt der bürgerlichen Kleidung oder der Umstand, daß er im Winter gelegentlich einen Sommerpaletot trägt, wird häufig zum Verräter, nein, noch mehr der schwungvolle, wiegende Gang, die ganze Art seines Auftretens. Als ich eines Tages die Pierdebahn benutzen wollte und anstatt den nächstfolgenden Wagen abzuwarten, einem schon ziemlich weit entfernten nachstürmte, hörte ich, als ich mich auf den Perron schwang, wie ein Mann zu seinem Gegenüber sagte: „Det is doch sicher ein Zentralbozer.“ Dies ist nämlich die vulgäre Bezeichnung der zur Zentraltturnanstalt kommandierten Offiziere. Auch in der Wahl seiner Vergnügen geht so ein echter und rechter Zentralbozer seine bestimmten Wege. Wo sich eine Gelegenheit findet, Kräfte zu zeigen, sei es in der „Neuen Welt“ beim

Ringeschlagen oder im Tunnel des Konzerthauses beim Kraftmesser, da ist er zu finden. Auch der Skating-Rink war aus diesem Grunde zu meiner Zeit sehr beliebt. Die Kunst des Skatens hatte aber selbst für einen eifrigen Turner seine Schwierigkeiten. Als ich sie zum zweitenmale ausübte, sagte der Aufwärter, welcher mir beim Anschnallen der Rollschuhe behilflich war: „Id gloobe, Herr Leutnant, es is dat Beste, id schnalle Ihnen die Dinger gleich uf den Rücken.“ Fast noch mehr als dieser impertinente Rat ärgerte mich die Durchsichtigkeit meines Intognitos.

Aber auch in seiner freien Zeit blieb man mit der Zentraltturnanstalt in Verbindung. Reizende Feste, für welche schon Wochen vorher die nötigen Vorbereitungen getroffen wurden, sorgten dafür, daß sich die kommandierten Offiziere auch außerhalb des Dienstes ihrer Zusammengehörigkeit bewußt wurden. Kleine musikalische oder theatralische Aufführungen komischen Inhalts, Kouplets oder sonstige spaßhafte Vorträge lieferten den Beweis, daß selbst wochenlange Beschäftigung mit Dingen, welche die Hände rauh und die Finger schwielig machen, die geistige Regsamkeit nicht zu unterdrücken vermag. Wem Talente in dieser Hinsicht versagt worden waren, der blieb in den Grenzen seines gegenwärtigen Berufs und zeigte sich als Akrobat, als Clown oder Seiltänzer. Bei diesen Festen, welche auch von unsern Bekannten und Freunden aus der Berliner Garnison mit Vergnügen besucht wurden, trat uns Allduitsland mit seiner ganzen Vielseitigkeit und all seinen Eigentümlichkeiten entgegen. Lernte man im Fechtsaal die Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme in Bezug auf ihre Körperkraft und ihre Charaktereigenschaften kennen, so war es hier die Eigenart ihrer geistigen Beanlage und ihres Humors, welche zum Vergleich herausforderte. Der Preuße, in all seinen Schattierungen mehr oder weniger gesetzt, war bestrebt, selbst im Scherz etwas möglichst Ganzes, Fertiges zu geben, dem redegewandten und fangeskundigen Sachsen sagten spaßhafte Improvisationen am meisten zu und bei den Württembergern und Badensern kam die ganze Fülle von derbem Humor und Tiefe des Gemüths, wie sie in der Sprache des Südens ihren reizenden Ausdruck findet, zur Geltung. Ging ich nach Beendigung eines solchen Festes in gehobener Stimmung durch die stillen Straßen, um noch irgendwo einen schwarzen Kaffee oder einen Schlummerpunsch zu genießen, dann dachte ich im Stillen: „Glückliches Vaterland! Überall eine festgefügte Waffenbrüderschaft! Sei es, wo es gilt zum Wohl des Vaterlandes zu lernen, oder wo man bei Becherklang scherzt und tollt.“

Fünf Monate, reich an Anstrengung und an Genuß, sind keine Ewigkeit! Wie rasch flogen sie dahin, und ehe wir es uns versahen, war der Tag herangekommen, welcher als der Abschluß des ganzen Lehrkurses angesehen wird, der Tag der Vorstellung vor Seiner Majestät dem Kaiser und König. Höher schlug uns das Herz. Jeder fühlte eine ganz besondere Kraft in seinem Arm, da es galt seinem Kriegsherrn das Schönste und Beste seiner Kunst zu zeigen. Mit Freude und Wohlwollen ruhte das Auge des greisen Herrn auf den jugendlichen Gestalten seiner Offiziere. Sah er doch, daß das Werk, welches er geschaffen, weiter geführt und mit treuem Herzen gehütet hatte — seine Armee — gedieh und überall Früchte trug. War man ja doch auch hier bemüht gewesen, die Eigenschaften zu hegen und zu pflegen, durch welche wir groß geworden sind: Berufstreue, frischen Mut und Thatkraft.

Mit diesen Eindrücken im Herzen kehrte ich zum Truppenteil zurück, um das, was ich gelernt, auf andere zu übertragen. Lange dauerte es, bis das Übermaß an Kraft, für welches man in der Garnison nicht dieselbe Verwendung hat wie auf der Turnanstalt, sich herabminderte. Erst die häufige Versicherung meiner Kameraden, daß sie auch ohne fernere Weise von meiner Kraft und Ausdauer überzeugt seien, vermochte meinen turnerischen Thatendrang zu zügeln, aber immer wird mir die auf der „Boganstalt“ verlebte Zeit eine liebe und werthe Erinnerung bleiben.



Zwischen Himmel und Erde.

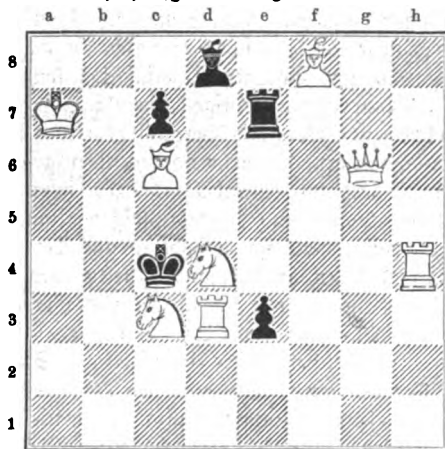
Am Familientisch.

Die Welt des Kleinen.

Es ist oft und mit Recht hervorgehoben worden, daß sich jene reizvolle Welt des Kleinen, welche uns das Mikroskop erschließt, leider auch dann nicht ohne weiteres kennen lernen läßt, wenn wir uns in den Besitz eines solchen setzen. Es geht mit diesem wie mit einer Geige, in der die bezauberndsten Melodien wohnen, die aber erst, was in ihr ist, enthüllt, wenn ein Meister sie handhabt. Und doch reizt es uns immer wieder, einen Blick zu thun in die Geheimnisse der Tier- und Pflanzenwelt und jene feinen Gebilde zu bewundern, neben denen auch die zartesten Erzeugnisse unserer Industrie plump und grob erscheinen. Wie weit steht auch die mit der größten Sorgfalt gearbeitete Nähnadel hinter dem Stachel der Bienen zurück! Darum ist auch die Beschäftigung mit dem Mikroskop, selbst wenn sie nur als Spiel betrieben wird, im höchsten Grade fesselnd und belehrend. Da ist es denn sehr erfreulich, daß die moderne Technik es fertig bringt, Mikroskope herzustellen, die, auch dem wenig Bemittelten zugänglich, doch ausreichen, das dem unbewaffneten Auge Unsichtbare sichtbar zu machen und durch Vorführung einer Auswahl von Wundern aus der Welt des Kleinen die Lust anzuregen, tiefer in diese einzudringen. So bringt u. a. Paul Wächter (Berlin S. O., Köpnickstraße) ein Universalaschenmikroskop in den Handel (à 6 Mark), das bei fünfzigmaliger Vergrößerung Bilder von ganz vorzüglicher Klarheit und Schärfe angibt. Man kann zu diesem Taschenmikroskop auch noch eine Sammlung von fünfzig vorzüglichen Präparaten aus dem Tier- und Pflanzenreich erhalten nebst einem erläuternden Führer in die mikroskopische Welt, welche das Mikroskop selbst für solche zu einem wertvollen Besitztum machen, denen es sozusagen nur um ein interessantes und belehrendes „Bilderbuch“ zu thun ist.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von Fr. Weiss.



Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

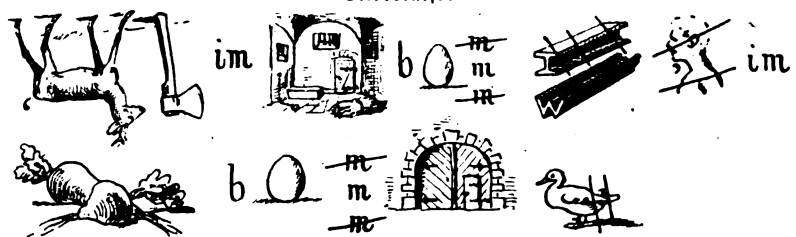
1. Rätselrätsel.

Die folgenden drei Strophen („Geistesgruß“ von Goethe) enthalten (aber in anderer Reihenfolge): 1. Eine Göttin der Griechen. 2. Ein Mineral. 3. Ein berühmtes italienisches Fürstenhaus. 4. Eine Himmelsgegend. 5. Einen großen Strom. 6. Ein Haustier. 7. Ein Kartenblatt. 8. Einen Fluß.

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helben edler Geist.
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sehne war so stark,
„Dies Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälst' in Ruh,
„Und du, du Menschenschifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu!“



2. Dreißilbige Scharade.

Es gleichen meine ersten Beiden
Bald Ungetümen riesengroß,
Bald Lämmern, die am Gange weiden,
Bald auch des wilden Heeres Troß.

Im Begeten sitzen wadere Leute,
Dicht an des wilden Stromes Flut,
Dem abgerungen sie als Beute
Ihr Land, gar fruchtbar, fett und gut.

Dort klingt's von lautem Sange wieder,
Sobald das Wetter sicher ist;
Auch nennt sich so, der süßre Lieder
Uns gab, ein großer Komponist.

Wenn heiß und still die Sonne brüht,
Kein Lüftchen sähelel uns umweht,
Dann wohl, wenn Gott es nicht verhütet,
Das Ganze brausend niedergeht. Pf. 3.

3.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind.
Urahne und Großmutter zählen fürwahr
Zusammen einhundertundfünfzig Jahr.
Großmutter und Mutter aber nur können
Dreihundachtzig Jahr ihr Gesamtalter nennen.
Das Alter der Mutter ohne Rest
Durch das des Kindes sich teilen läßt.
Das Alter des Kindes nimm so viel mal,
Als anzeigt des Kindes und der Mutter Zahl;
So weißt du, wie alt zusammen sind
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind.
Nun rechne genau, wie alt sie waren,
Und sag' es mir an in ganzen Jahren.

Bilderrätsel.

4. Vierßilbige Scharade.

Die ersten Zwei sind dir verhaßt,
Wird das für dich zur schweren Last,
Was einst als Schmutz dich zierte;
Und ist an Geld dein Beutel leer,
So drücken dich nicht minder schwer
Die Dritte und die Vierte;
Und überm Ganzen sitzt gebückt
Der Schüler und ist hochbeglückt,
Wenn er's zu Ende führt. v. D.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 8.

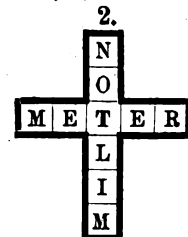
Damenspielaufgabe.

1. e5 - d6
2. h2 - f4
3. h6 - f4 gewinnt.
1. Dc7 - g3
2. Dc7 - g5

1. Zweißilbige Scharade. Deckblatt.

Bilderrätsel.

Des Brot ich eß, des Lied ich sing.



3. Dreißilbige Scharade. Wunderhorn.

Inhalt: Unser Nefte. Schluß. Erzählung von L. F. Born. — Was sich liebt, das neßt sich. Nach dem Bilde von Matthias Schmid. — Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Schluß. Von Hans Arnold. — Des Hohenzollern Einzug in die Welfenstadt. Mit neun Illustrationen. — Auf Turnanstalt. Von Fritz Kien. — Am Familientisch: Die Welt des Kleinen. — In unserer Spielecke.

Für die Rückendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Aoenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Aoenig.
Verlag der Poesie-Expedition (Poesie & Aoenig) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Dezember 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 10.

Der alte Jungherr und seine Liebe.

Von Theodor Hermann Pantenius.

Ein Afrikareisender erzählt, er sei einmal gezwungen gewesen, sich vor ihn verfolgenden Löwen auf einen Baum zu flüchten und habe dort drei Tage lang ohne Speise und Trank aushalten müssen. In dieser furchtbaren Lage habe ihn nur der Gedanke aufrecht erhalten, daß seine derzeitigen Leiden doch noch unvergleichlich geringer seien, als diejenigen, welche er als Jüngling an jedem Sonntag ausstand, wenn er an dem Familienmüttageffen bei einer Tante teilnehmen mußte.

Diese Anekdote fällt mir ein, sobald ein Zufall mich einmal an das Gut Behrsen erinnert. Behrsen war bis zur Aufhebung des alleinigen Güterbesitzrechtes des kurländischen Adels ein bürgerliches Lehn, das heißt, es konnte auch von Bürgerlichen erb- und eigentümlich besessen werden und gehörte in meiner Jugend Frau Bernhardsine Tuch (mit kurzem „u“), geborenen Tuch. Diese Dame, die Witwe eines Rechtsanwaltes in Mitau, war von Vater- und Mutterseite her eine Kousine meiner Mutter, war mit ihr zusammen im Hause meines Großvaters erzogen worden und blieb bis zu ihrem Tode durch eine innige Freundschaft mit ihr verbunden. Als Frau Tuchs Mann starb — er erkrankte, während er sich bei starkem Eisgang über den Fluß setzen ließ, um eine Fahrt zu unternehmen, die nicht die mindeste Eile hatte — blieb Frau Tuch mit zehn Kindern zurück, lauter Söhnen, von denen der älteste elf Jahre und der jüngste drei Monate alt war. Aber diese Frau war der Situation gewachsen. Sie zog nach Behrsen, nahm Feld- wie Hauswirtschaft selbst in die Hände und entwickelte eine bewunderungswürdige Thätigkeit. In der ganzen Hauptmannschaft gab es nirgends so schöne Felder wie in Behrsen und nirgends wurde so vorzügliches Geflügel erzogen wie dort. Dabei fand sie noch reichlich Zeit, sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern, die von Hauslehrern unterrichtet und bis zur Universität vorgebildet wurden. Daß

die zehn jungen Tuchs alle einmal studierten, verstand sich von selbst, denn nur die äußerste Dummheit konnte einen Sohn dieses Geschlechts vom Studium absolvieren. In diesem Falle wurde er Kaufmann, blieb aber dann immer ledig, einesteils, weil er es natürlich nie zu einer selbständigen Stellung brachte, andernteils aber auch, weil ein instinktives Gefühl ihm die Verechtigung, eine so gebildete Familie fortzupflanzen, absprach.

Mit dieser Familie nun sind bereits meine frühesten Erinnerungen eng verbunden, denn selbst als mein Vater noch lebte — und er starb doch schon, als ich fünf Jahre alt war — verbrachten wir alljährlich einige Wochen in Behrsen und später wurden oft vier bis sechs Wochen daraus. O, diese Wochen! Ich konnte von früh auf weder Behrsen noch seine Bewohner leiden. Das Wohnhaus dort hatte, obgleich es groß und geräumig war, doch einen eigentümlichen, dumpfen, mir höchst unsympathischen Geruch, wie er alten aus Feldsteinen erbauten Häusern nicht selten anhaftet. Die Speisen waren mit Zwiebeln angerichtet und der Garten, der wesentlich Obst- und Gemüsegarten war, entsprach ebenfalls durchaus nicht meinen Neigungen. Und nun erst die Bewohner! Mutter und Söhne waren ein so nüchternes, frohsinniges, geselliges Geschlecht und ihr ganzes Sinnen und Denken war so ausschließlich auf Positives, auf Dinge gerichtet, die man mit Augen sehen und mit Händen greifen konnte, daß mein Dichtergemüt auf das energischste gegen sie Stellung nahm. Wenn die ganze Familie nach dem Abendessen zusammensaß und dann über irgend eine alte Anekdote so laut und herzlich lachte, daß die Spiegel an den Wänden ins Schwanken gerieten, so drehte sich mir das Unterste zu oberst und ich empfand die tiefste Abneigung gegen diese harmlosen und guten Menschen. Sie ihrerseits wußten mit mir auch nichts anzufangen. Ich erschien ihnen als ein verschlossener, durchaus unzugänglicher Knabe, dessen

Gegenwart ihnen keineswegs angenehm sein konnte, zumal sie alle der Überzeugung waren, daß meine Mutter mich auf das unverantwortlichste verwöhne. Ich glaube, Tante Tsch und ihre sämtlichen Söhne waren der Meinung, daß es mir vorzüglich bekommen sein würde, wenn jedes von ihnen mich einmal tüchtig hätte durchprügeln können, und sie hätten sich dieser Aufgabe auch wohl gern unterzogen. Ich muß übrigens — der Wahrheit die Ehre gebend — bekennen, daß — wenn ich die Gesinnung der Familie richtig deute — sie ihre Neigungen aus Rücksicht auf meine Mutter in ihrem tiefsten Innern verschlossen. Ich habe in Behrsen nie ein unfreundliches Wort gehört, freilich auch nur selten ein wirklich freundliches.

Unter diesen Umständen versetzte mich die Nachricht, wir würden dann und dann nach Behrsen fahren, jedesmal in die äußerste Verzweiflung und es bedurfte seitens meiner Mutter der energischsten Drohungen, damit ich überhaupt in den Wagen stieg und später in Behrsen mehr als: „ja“ und „nein“ sprach.

Da diese Leiden sich alljährlich wiederholten und da das stets gleiche Leben in Behrsen der Erinnerung keinerlei Haltepunkt bietet, so weiß ich mich nicht zu entsinnen, wann der Mann, von dem ich heute hier erzählen will, zum erstenmal in meinen Gesichtskreis trat, zumal er mir auch dann noch so manches Jahr ein Fremder blieb. Wahrscheinlich geschah es schon, als die beiden ältesten Söhne des Hauses zum erstenmale von der Universität nach Hause kamen und nach der gastfreien Sitte des Landes mehrere Kommilitonen für die Ferien mit nach Hause brachten. Später war Häberle immer irgendwo Hauslehrer.

Die Jahre vergingen und die älteren Tschs verließen schon die Universität, während von den jüngeren einer nach dem andern sie bezog. Schließlich ging auch der jüngste Sohn — er war fünf Jahre älter als ich — nach Dorpat — mit ihm schied auch der letzte Hauslehrer und Tante Tsch blieb allein in ihrem Behrsen, was dieser durchaus geselligen Natur noch schwerer geworden sein muß, als andern Frauen in gleicher Lage. Umso mehr genoß sie es, wenn dann endlich die Ferien die Söhne brachten, sowohl die älteren, die bereits im bürgerlichen Leben standen, wie die fünf Studiosen. Kamen doch überdies die zehn nicht allein, denn fast jeder brachte noch einen Freund mit und außerdem gab es mehrere Herren, die als Hausfreunde ganz regelmäßig ihre Ferien in Behrsen verbrachten. Unter zwanzig Personen waren zu Weihnachten und im Sommer gewiß nie im Hause, oft genug aber dreißig.

Diese zahlreiche Gesellschaft von jungen durch gemeinsame Universitäts Erinnerungen eng verbundenen Männern genoß nun das Leben in ihrer Weise und jeder trieb mit äußerstem Behagen in dem Strom — nein, das ist ein falsches Bild — jeder paddelte mit Behagen in dem sonnendurchwärmten Teiche des Lebens auf Behrsen. Der Kaffeetisch stand von sieben bis zehn Uhr gedeckt und versammelte nach und nach die ganze Gesellschaft, die vollzählig war, wenn die Kaffeetassen den Tellern Platz machten und das zweite Frühstück serviert wurde. Wenn dieses verzehrt war — etwa um halb zwölf Uhr, zog sich alles zurück. Einige der Herren machten mit Flinten auf dem Rücken einen Spaziergang, andere badeten in dem kleinen Bach, der an ein paar Stellen Tümpel bildete, in denen ein Mann vom Wuchse der Tschs etwa bis an die Brust mit Wasser bedeckt war, die dritten saßen in einer Hopfenlaube im Garten und plauderten. Um ein Uhr wurde dann zu Mittag gegessen, was mit dem darauf folgenden Kaffee die Zeit bis drei Uhr ausfüllte. Nun schloßen alle Mittag bis fünf, tranken Thee bis sechs Uhr und gingen, ritten oder fuhren spazieren bis acht. Von acht bis neun aß man zu Abend, nach dem Abendessen wurde dann bis elf Uhr gezecht, wobei auch gesungen wurde.

Wie deutlich stehen diese Abende noch in meiner Erinnerung! An den großen runden Tisch, der die Ecke der vierfensterigen „großen Stube“ von Behrsen einnahm, ist noch ein langer viereckiger geschoben und um beide saßen die zehn Tschs, ihre Freunde, Tante Tsch, meine Mutter und ich.

Die ersteren haben alle eine auffallende Familienähnlichkeit: blondes Haar, Gesicht wie Milch und Blut, gerade Nasen, prachtvolle Zähne und mächtige Körper. Nur die Augen sind der Farbe nach verschieden: die einen haben blaue, die andern braune Augen. Auf dem Tische stehen eine Bowle, ein Zigarrenkasten, mehrere Becher mit selbstgemachten Zigaretten und zwei Moderaturlampen, um welche ein Meer von Tabakrauchwolken wogt. Diese Wolken hängen auch über unsern Köpfen, erfüllen das ganze Zimmer, die ganze Enfilade, denn bis auf Häberle und die beiden Frauen rauchen alle Anwesenden. Jetzt wird ein Lied gesungen, das eine höchst merkwürdige, sich überstürzende Melodie hat, die einigermaßen an den schottischen Pibroch erinnert und das, wenn ich mich recht erinnere, ein kurisches Farbenlied war — oder war es eine Art kurländischer Nationalhymne? Jedenfalls handelte es sich um kein gemeines Studentenlied, denn es wurde immer mit einem Vivat, *crescat* zc. geschlossen.

Das Lied ist heruntergehäpelt und es tritt eine Pause ein.

„Was mag eigentlich aus Karl Eberfeld geworden sein?“ fragt einer der Tschs. Und nun werden Karl Eberfelds Eigenschaften einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Von Karl Eberfeld kommt man auf Gustav Eberfeld, von diesem auf dessen Freund Richard Erz und so geht es fort. Man sprach in Behrsen überhaupt fast ausnahmslos nur über Personen, vorausgesetzt natürlich, daß nicht gerade von den Dorpater Landsmannschaften die Rede war.

Das weiße Haar und darunter das rosige Gesicht von Tante Tsch leuchten weithin durch die Rauchwolken. Ein glückseliges Lächeln spielt um ihren Mund. Auch meine Mutter, der ein freundliches Gesicht die Gabe verliehen, am Umgang mit Menschen jeder Art Behagen zu finden, blickt höchst zufrieden. In dem ganzen Kreise bin ich der einzige, der sich nicht behaglich fühlt, aber ich verhalte mich so still, daß man meine Gegenwart vergißt und sie daher nicht störend empfindet.

Das ganze Treiben erschien mir damals platt und schal und ich war nicht instande, den guten Eigenschaften dieser Menschen irgend gerecht zu werden. Es kam noch ein Umstand hinzu, der sie mir noch unangenehmer machte, als sie es ohnehin schon waren. In einem so großen Kreise von müßigen jungen Männern entwickelt sich sehr bald das Bedürfnis, jemand zum Gegenstand von Redereien zu machen, und diese werden schon deshalb fleißig kultiviert, weil sie in dem Redenden ein angenehmes Gefühl geistiger Überlegenheit über den Geredeten auch dann wachrufen, wenn eine solche im übrigen keineswegs vorhanden ist. Die Opfer dieser Redlust sind ja oft keineswegs einfältig, es sind vielmehr häufig nur übertriebene Gutmütigkeit und Höflichkeit des Herzens, sowie eine gewisse Schwäche des Entschlusses, die sie veranlassen, das Gefühl der eigenen Würde mehr als billig beiseite zu setzen. In Behrsen nun war Häberle der Gegenstand der allgemeinen Redlust und man war unermüdlich immer neue Streiche zu ersinnen, die ihn mystifizierten, ihn in Verlegenheit setzten oder für einen Augenblick seine Entrüstung wachriefen. Nicht als ob diese Streiche irgend einen bössartigen Charakter getragen hätten — die zehn Tschs und ihre sämtlichen Freunde waren höchst gutmütige Menschen und sie alle liebten Häberle aufrichtig und herzlich — aber sie waren immerhin mitunter derb genug. Mir nun sind diese Art Scherze von jeher im höchsten Grade zuwider gewesen und wo diese Verkehrsform mir entgegentrat, hat sie mich immer mit dem Gefühl lebhafter Abneigung gegen ihre Urheber wie gegen ihre Opfer erfüllt.

An die Stelle der in Aussicht gestellten Schläge, die allein den Knaben nach Behrsen brachten, waren längst die Thränen meiner Mutter getreten, die nun dem Jüngling gegenüber den gleichen Erfolg hatten, aber die Leiden des Besuches ergingen alljährlich über mich. Sie waren indessen in den letzten Jahren nicht mehr so groß wie früher. Um nämlich dem Zusammensein mit unsern Wirten möglichst zu entgehen, hatte ich mich dort mit großer Energie der Beob-

achtung des Vogellebens zugewandt, sammelte Vögel, Nester und Eier und führte ein Tagebuch über das Gesehene. Nur die beiden Hauptmahlzeiten mußten nun noch auf dem Altar der Sohnesliebe geopfert werden, im übrigen fand man es natürlich, daß meine Passion mich den Tag über in Wald und Feld festhielt. Mir aber erwuchsen solchergestalt aus der Qual der Sommer in Behrsen Interessen, die noch heute meine Rußestunden in der angenehmsten Weise ausfüllen.

Es war im Sommer meines letzten Schuljahres, als wir wieder nach dem mir so verhassten, meiner Mutter aber so lieben Behrsen aufbrachen. Das Haus war in diesem Jahr noch voller als sonst, denn drei der Tuchschen Söhne hatten im Laufe des Winters geheiratet und brachten ihre Frauen mit: liebe, gute, rotwangige Geschöpfe aus Goldingen, Hasenpoth oder Piltten, die über die Scherze ihrer Männer und Schwäger ganz so herzlich lachen konnten wie diese selbst und sich in Behrsen unbeschreiblich wohl fühlten. So reichten denn selbst die zahllosen Gastzimmer von Behrsen nicht aus, und obgleich ich sonst immer ein eigenes erhalten hatte — ich glaube weniger aus Rücksicht auf mich, als um niemand dazu zu verurteilen, mein Stubengenosse zu sein — mußte ich diesmal eine Stube mit dem „alten Jungherrn“ teilen. So aber hieß seit einiger Zeit Häberle, denn das Landvolk und deshalb auch das Gefinde nennt in Kurland einen ledigen Herrn „Jungherr“ und fügt, wenn derselbe schon in ein höheres Alter trat, ein „alter“ hinzu. Obgleich Häberle nun eigentlich für dieses Prädikat noch zu jung war, drang daselbe doch bald aus der Gefindestube in die Herrenzimmer und wurde auch dort in Gebrauch genommen.

Der alte Jungherr also und ich bekamen ein Zimmer.

Nun war ich damals ein höchst anmaßender, hochfahrender und empfindlicher Jüngling und ich muß in Behrsen erst recht unausstehlich gewesen sein, es ist daher kein Wunder, daß Häberle bei all seiner Herzensgüte ein einigermaßen sauer-süßes Gesicht machte, als er nach dem Abendessen mit seiner weichen, ungemein wohlklingenden Tenorstimme mir gegenüber äußerte, er freue sich, daß wir während der nächsten Wochen Stubengenossen sein würden. Ich antwortete nur mit einer Verbeugung und zog mich möglichst bald auf mein Zimmer zurück. Ich empfand es als eine schwere Kränkung, daß man mich mit einem Manne, der „sich mopfen“ ließ, zusammen untergebracht hatte.

Da ich am andern Morgen eine Exkursion zu einem nicht allzuweit entfernten See unternehmen wollte, dessen Röhricht und dichtumbuschte Ufer eine reiche Ausbeute versprachen, legte ich alle nötigen Utensilien: Eierlöffel, Dornhandschuhe, mit Baumwolle gefüllte Kästchen u., schon ehe ich zu Bett ging, zurecht.

Ich war noch wach, als Häberle heraufkam. „Ist es erlaubt?“ fragte er, als er meine Schätze gewahr wurde, und fragte dann nach der Bestimmung der einzelnen Stücke. „Ich könnte mich“, bemerkte er schließlich, „nicht entschließen, den Vögeln die Bohnungen, die sie sich mit so viel Mühe errichteten, zu rauben.“

„Die Vögel sind ja keine Menschen“, erwiderte ich.

„Das freilich nicht, aber sie sind doch etwas sehr Ähnliches.“

„Keineswegs“, war meine Antwort, „sie haben vielmehr kaum mehr mit uns gemeinsam als die Pflanzen.“

„Das müssen Sie näher begründen“, meinte Häberle und ich hielt ihm nun einen längeren Vortrag, in dem ich ihm meine Auffassung des Tierlebens entwickelte. Diese war ihm ganz neu und fesselte ihn sichtlich. Er richtete eine Anzahl Fragen an mich, und da diese durchaus verständlich und sachgemäß waren — obgleich Häberle vom Leben in der Natur gar nichts verstand — so regten sie mich zu immer lebhafteren Ausführungen an.

Häberle hatte sich unterdessen entkleidet und zu Bett gelegt. Es fiel mir auf, daß sogar sein Nachthemd vorn eine hübsche Stiderei trug. Häberle war überhaupt immer sehr sorgfältig gekleidet und trieb namentlich mit Wäsche einen

damals in Kurland unerhörten Luxus. Sie war nicht nur von vorzüglicher Beschaffenheit, sondern wurde auch täglich gewechselt.

Ich erschrak, als mein Blick zufällig auf meine Uhr fiel und ich gewahr wurde, daß es schon Mitternacht sei. „Jetzt müssen wir aber aufhören“, meinte ich, „denn in drei Stunden will ich wieder draußen sein.“

„Wie schade“, erwiderte Häberle, „ich hätte Ihnen gern noch länger zugehört, aber ich sehe ein, daß Sie jetzt schlafen müssen.“

Damit löschte er die Lichter aus.

Unser Gespräch hatte mich so erregt, daß ich nicht einschlafen konnte. Da ich mich nun, um den Schlaf zu finden, hin- und herwarf, merkte Häberle, daß ich noch wach war. „Es wäre doch schade, wenn Sie recht hätten“, sagte er plötzlich. „Die Vorstellung, daß ein Vogelweibchen in liebender Sorge auf seinen Eierchen sitzt, ist so viel schöner, als jene, nach welcher in diesem Fall ein stupides Geschöpf ohne jedes Bewußtsein einem in ihm liegenden Naturtriebe Folge leistet, ohne alle persönliche Anteilnahme.“

„Es kommt in diesen Dingen nicht darauf an, was schön ist, sondern auf die Wahrheit.“

„Ach, diese leidige Wahrheit!“ flüsterte Häberle und seufzte.

Ich verhielt mich nun, um ihn nicht zu stören, ganz still und ich glaubte auch, er sei eingeschlafen, als ich mich aber beim ersten Morgengrauen erhob — eine durchwachte Nacht war mir damals nichts Ungewohntes — und leise nach meinen Kleidern griff, sagte er: „Und Sie wollen wirklich schon fort?“

„Verzeihen Sie, daß ich störe“, erwiderte ich, „ich fürchte, ich habe Sie überhaupt um den Schlaf gebracht.“

„O, ich bitte Sie, ganz und gar nicht“, war die Antwort.

„Ich leide leider an Schlaflosigkeit und unsere Unterhaltung hat nur die Wirkung gehabt, mir in angenehmster Weise die Zeit zu verkürzen.“

Als ich draußen war, befand ich mich in einer höchst merkwürdigen Stimmung. Jener „alte Jungherr“, den ich noch gestern Abend so von ganzem Herzen verachtete, hatte es mir angethan, obgleich ich vergeblich darüber nachsann, wodurch diese Wendung zu seinen Gunsten in mir hervorgerufen worden war.

Unser Gespräch hatte durchaus keinen intimen Charakter gehabt, Häberle hatte überhaupt fast gar nicht gesprochen und doch —

Am nächsten Abend plauderten wir wieder bis tief in die Nacht hinein. Diesmal war von Dingen die Rede, in bezug auf die er Bescheid wußte. Ich steckte damals tief in den Minnefängern, Wolfram, Gottfried u. — du liebe Zeit — was treibt man in jenen Werdetagen nicht? — und schwärmte für Volks- und Kunstgesang gleich sehr. Zu meiner Überraschung erwies sich auch Häberle als ein feiner Kenner und geschmackvoller Beurteiler dieser Poesieen, doch wurde er nur der Lyrik gegenüber so recht von Herzen warm.

Von nun an übten diese Abendstunden einen großen Reiz auf mich und merkwürdigerweise auch auf Häberle aus. Letzteres erklärt sich wohl daraus, daß er in Behrsen niemand hatte, mit dem er ähnliche Gespräche hätte führen können. Er war nämlich, wie sich erwies, voll litterarischer Interessen und ungemein belesen. Er war seit lange Hauslehrer im Hause eines kurländischen Edelmannes, der in Litauen be-sitzlich war, des hochgebildeten Mannes einer hochgebildeten Frau, und da diese drei Menschen in der polnischen, ihnen unsympathischen Welt ganz aufeinander angewiesen waren, suchten und fanden sie im Ponieweski'schen Kreise des Gouvernements Kowno ihr Glück in einer Bibliothek, die alles enthielt, was ihr Volk an ausgezeichneten litterarischen Erzeugnissen hervorgebracht hatte und noch hervorbrachte.

Wie schön waren diese nächtlichen Stunden und wie lebhaft leben sie noch in meiner Erinnerung! Draußen geht ein heftiger Gewitterregen nieder, trommelt auf dem Dach und stürzt plätschernd in die Pfützen unter unsern Fenstern. Häberle liegt, den ganzen Oberleib auf die Kissen gelegt, auf

dem Rücken im Bett und der Schein des Lichtes auf seinem Nachttisch fällt hell auf sein Gesicht. Hellblondes, ziemlich langes, auf dem Scheitel und an den Schläfen schon spärliches Haupthaar umrahmt ein merkwürdig weiches Antlitz. Alle Züge in diesem, vor allem Nase, Lippen und Kinn haben etwas Weiches, heben sich nur wenig von den übrigen Gesichtszügen ab. Auch die hellblauen Augen blicken weich, freundlich, träumerisch. Die Hände liegen gefaltet über der Decke, wie die eines Kindes, das im Begriff ist sein Abendgebet zu sprechen, Arm und Oberleib sind von blütenweißem Linnen, das auf der Brust eine zierliche Stickerei zeigt, umhüllt. Ich werfe mich, während ich rede, im Bett hin und her, liege bald auf dem Leibe, indem ich mich auf die Ellbogen stütze, bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, richte mich auf und sinke wieder nieder, rauche vor allem eine unglaubliche Menge Zigaretten — er verändert seine Lage durchaus nicht. Ich erhebe mich, werfe in bezug auf Autoren und Kritiker mit: Schaf, Narr, Esel, Schurke um mich, brauche anderseits lauter: „herrlich“, „prächtig“, „himmlisch“, „wundervoll“ — er bleibt immer gleich maßvoll, gewählt in der Sprache, zurückhaltend im Lob, nachsichtig im Tadel.

So fliegt die Rede hin und wieder, bis der eine oder der andere entdeckt, daß es eins oder zwei ist. Dann heißt es: „Nun das besprechen wir morgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die stille Insel.

Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szecsepanski.

Herr Wilhelm Tallendier und seine Schwester Minchen gehörten zu der Minderheit der Glücklichen in Berlin, ohne daß auch nur einer ihnen ihr Glück beneidet hätte. Denn beide, er ein alter Junggeselle, sie eine alte Jungfer — lebten still und zurückgezogen auf dem ererbten Grundstücke, von dessen versteckter Existenz hinter den es von allen Seiten einschließenden vierstöckigen Häusern wohl nur die nächsten Nachbarn, die sich aus ihren Hinterfenstern an dem Grün des Tallendierschen Gartens erlaben konnten, eine Ahnung hatten. Sie trugen ihr Glück nicht zur Schau, sie suchten es in sich selbst und Neidern pflegt nur Blendwerk in die Augen zu stecken.

Trotz ihres französischen Familiennamens waren die Geschwister Tallendier echte, mit Spreewasser getaufte Berliner Kinder. In der lebhaften Beweglichkeit des alten Fräuleins zeigte sich vielleicht noch ein Rest des französischen Blutes, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Stammvater der deutschen Tallendiers auf märkischen Sandboden verpflanzt war — in dem alten Junggesellen hätte man höchstens einen Müller oder Schulze vermuten können. Aber so still das Leben der Familie Tallendier in der deutschen Reichshauptstadt anklingen sollte, so geräuschvoll hatte es begonnen.

Horace, der aus Frankreich eingewanderte Stammvater, war ein rühriger Kopf gewesen, seines Zeichens ein Gärtner, der durch seine Heirat mit einer Berliner Bürgerstochter das ausgedehnte Grundstück zwischen der Friedrichstraße und Charlottenstraße nahe der Sternwarte erwarb und auf diesem eine Gärtnerei errichtete, an der die Berliner ihr blaues Wunder erleben sollten. Damals war Berlin freilich noch keine Weltstadt, die sich durch nichts mehr imponieren läßt — jedermann sprach von den Riesenspargeln, welche Horace Tallendier züchtete, indem er schwarze Flaschen auf die hervorbrechenden Köpfe stülpte, und zur Zeit der Rosenblüte gaben sich die Vornehmen und Reichen in seinem Garten ein Rendezvous, um dort die neuesten Rosenarten zu bewundern und sich auf den grüngefrachten Bänken in den lauschigen Lauben den Kaffee schmecken zu lassen, welchen die deutsche Madame Tallendier eigenhändig bereitete, und der sich eines nicht geringeren Rufes erfreute, als die Gartenerzeugnisse ihres französischen Gemahls. Die Besitzer der Vergnügungsorte „Unter den Zelten“ wurden darüber sogar so eifersüchtig, daß sie sich in einer

Bittschrift an den König wandten, durch einen Nachspruch der Schädigung ihres Gewerbes Einhalt zu thun. Dieser aber restriktierte, daß in seinen Landen die Fremden in ihrem Fortkommen zu unterstützen seien, und daß man ihnen ihren Verdienst nicht mißgönnen dürfe. Horace Tallendier war dankbar für den königlichen Schutz, und wenn er auch bis an sein Lebensende die deutsche Sprache in einer wahrhaft grausamen Weise mißhandelte, so gab es doch keinen begeisterteren Preußen als ihn in der Residenzstadt der preussischen Könige. Er starb, nachdem er seine einzige Tochter wohl ausgestattet verheiratet hatte, und sein einziger Sohn, der niemals die französische Sprache erlernte, wie sein Vater niemals die deutsche erlernt hatte, setzte das Geschäft mit gleichem Glücke fort.

Es kümmerte diesen wenig, daß nach Meinung der Leute er mit seinen Kindern weniger Glück hatte, als mit seinem Geschäfte. Auch er hatte deren zwei, einen Sohn und eine Tochter, aber auf den ersteren war nichts von der praktischen Thakraft seines Vaters und seines Großvaters übergegangen — er war ein schüchterner Junge, der am liebsten zu Hause hockte — und die letztere hatte sich in jungen Jahren durch die Nachlässigkeit einer Kindsmagd eine Hüftverrenkung zugezogen, von der ihr für ihr ganzes Leben eine entstellende Verkrümmung der Gestalt verblieb. Nachdem Papa Tallendier den Schmerz über den Unfall überwunden hatte, tröstete er sich damit, daß er seine Tochter nun nicht von sich zu lassen brauche, denn ein Freier, meinte er, werde sich schwerlich für sie finden. Und wenn man ihn bedauerte, daß sein Sohn so ganz aus der Art geschlagen scheine, wies er nicht ohne Stolz darauf hin, daß, wo zwei Generationen so tüchtig vorgearbeitet hätten, sich die dritte wohl ein beschauliches Stilleben gönnen dürfe.

Als auch ihm sein letztes Stündlein geschlagen und man sein sterblich Teil neben den Särgen seiner Eltern und der ihm im Tode vorausgegangenen Ehehälfte in dem alten Familienbegräbnis auf dem Jerusalemer Kirchhofe zur Ruhe gesetzt hatte, war es mit der Gärtnereiherrschaft der Familie Tallendier freilich vorbei. Die dritte Generation liebte wohl den Garten und pflegte ihn, aber nicht mit der kaltherzigen Berechnung des Geschäftsmannes, sondern mit dem gemütvollen Herzen eines Menschen, der unter Blumen und Bäumen aufgewachsen ist. Und selbst wenn Tallendier, der Sohn des Begründers, noch länger gelebt hätte, er würde den alten Ruf der Gärtnerei kaum haben aufrecht erhalten können. Es waren andere Zeiten gekommen — vor den Thoren wurden Spargel auf vielen Morgen Ackerlandes gezogen, und die in dem Garten der Tallendiers sorgfältig unter Regen und Glasscheiben gezogenen Trauben konnten im Ansehen und in der Süßigkeit nicht mit denen konkurrieren, welche der Dampfwagen vom Rhein, aus Ungarn und noch entfernteren Gegenden in ungeheuren Quantitäten heranzuführte. Die dritte Generation gab die Gärtnerei auf — sie hatte es nicht nötig, einen neuen Kampf um die Existenz zu beginnen, sie konnte mit dem von den Vätern Ererbten auf dem Grund und Boden, auf dem der Wohlstand der Familie emporgewachsen war, sich den Luxus eines behaglichen Stillebens gönnen. Das Grundstück verlor mehr und mehr seinen früheren Charakter, es wurde inmitten der sich rings um dasselbe immer höher und immer weiter dehrenden Steinmauern zu einer stillen, grünen Insel, auf der zwei Menschen glücklich und zufrieden lebten.

Wilhelm Tallendier hatte während seines ganzen Lebens nur eine Sorge gekannt — die nämlich, daß seine Schwester Minchen sich verheiraten könne. Aber Minchen Tallendier war eine verständige Person. Wenn ihr Vater auch im Unrecht blieb und so mancher kam, der sich den Anschein gab, als übersehe er die Hüftverkrümmung, die als die Folge jenes unglücklichen Sturzes zurückgeblieben war, so überließ Minchen selbst sie doch niemals. Sie führte die scheinbare Blindheit ihrer Anbeter darauf zurück, daß ihr in Berliner Stadtbildungen angelegtes Vermögen ihnen in die Augen gestochen haben müsse, und wenn sie damit auch dem einen oder andern der Freier und vor allen Dingen sich selbst unrecht that, denn



Die Butterträgerin. Von G. Harburger. Aus der Minderen bunten Wappe. Verlag der Verlagsgesellschaft für Kunst und Wissenschaft in München.

es war manches in ihr, was ihre körperliche Verunstaltung wohl hätte vergessen machen können, so hatte sie doch niemals Ursache, ihre mißtrauische Vorsicht zu bereuen.

Die Geschwister waren nebeneinander alt geworden, Herr Tallendier wohl noch ein wenig vorzeitiger als seine Schwester. Deren Augen schauten immer noch klar und mit französischer Lebhaftigkeit in die Welt, und wenn sie in ihrem Kleide nach verschollener Mode, einen bis auf die Ellbogen herunterreichenden Kragen über den Schultern, der das Unglück ihrer Jugend verdecken sollte, durch den Garten schritt, konnte man an ihr immer noch eine gewisse Biederlichkeit der Bewegungen wahrnehmen, die an jene Zeit erinnerte, in der die Damen noch niedrige Schuhe, mit Kreuzbändern geknüpft, und kurze Kleider trugen. Während die beiden Menschen schon wieder anfangen, die Köpfe tiefer zu tragen, wölben die Bäume des Tallendierschen Gartens, die schon Schatten gespendet, als jene das Licht der Welt erblickt hatten, immer stolzer ihre Kronen und immer majestätischer breiteten sie ihre Äste aus. Es war eine Wonne, unter ihnen umherzuwandeln, und wenn man von der staubigen Straße durch Thorwege und lange Höfe in ihren Schatten trat, glaubte man eine andere Welt entdeckt zu haben. Mit den Bäumen waren auch die rings die stille Insel einschließenden Häuser gewachsen, Stock um Stock, und das Brausen der Weltstadt tönte über die himmelhohen Steinwände nur wie das Rollen der Meereswogen, wenn man ihm von geschützter Stelle hinter den Dünen lauscht.

Die Geschwister Tallendier waren nicht unglücklich darüber, daß die sie einschließenden Mauern sich immer höher gen Himmel dehnten. Sie waren nicht nur stolz auf ihren Garten, sie waren auch stolz auf ihre Vaterstadt, und sie waren gute Patrioten, die in dem rapiden Anwachsen Berlins zur Weltstadt das Symbol der Macht und Größe des Vaterlandes erblickten. „Im verflossenen Jahre hat Berlin wieder um fünfzigtausend Einwohner zugenommen“, pflegte Herr Tallendier seiner Schwester aus der Jahresstatistik der „Vossischen“ vorzulesen, und in seiner Stimme bebte die Ehrfurcht vor dem Genius des einstigen Fischerdorfes, auf das jetzt die ganze Welt mit gespannten Augen blickte. „Auf dem Sandboden des Wedding, wo wir als Kinder auf Eseln ritten, ist eine neue Stadt entstanden“, sagte er ein anderes Mal und legte die Zeitung fort, überwältigt von dem rapiden Wachsen der Stadt. „Wie es groß wird, unser Berlin! Es wird größer werden als London, München — die größte Stadt der Welt!“ Und München ließ die ruhelos klappernden Holznapeln, mit denen sie unaufhörlich wollene Tücher strickte, einen Augenblick in den Schoß sinken und nickte stolz und freudig mit ihrem klugen, kleinen Kopfe. „Warum sollte es nicht größer werden, Wilhelm? Wir haben ja Sand ringsum, meilenweit, und der gibt den besten Baugrund.“

Die zu einer Riesin angewachsene Vaterstadt flöhte den beiden Menschen keine Furcht ein. Als die Hintermauern der ihr Grundstück einschließenden Häuser emporwuchsen, daß sie selbst die Kronen der höchsten Bäume ihres Gartens überragten, glaubten sie nicht daran, daß diese Mauern eines Tages einstürzen und unter ihren Trümmern das kleine Gärtnerhaus, das noch der Großvater gebaut, begraben könnten.

Herr Wilhelm Tallendier rieb sich vergnügt die Hände: „Das ist gut so, das hält uns den Staub ab! Die Sonne können sie uns ja doch nicht verbauen, dazu ist das Grundstück zu groß!“ Und wenn München ihm an einem Frühlingsmorgen den ersten blühenden Firsichsweig, den ersten blühenden in ganz Berlin, vor seinen Platz auf den Kaffeetisch stellte und dazu ein Gesicht machte, als habe der liebe Gott sich ihr zuliebe zu einem Ausnahmzwunder herbeigelassen, dann gab sich Herr Wilhelm Tallendier den Anschein, als ob er für ihre kindische Freude kein Verständnis habe, und sagte so von oben herunter: „Was ist denn da Verwunderliches, München? Jeden Herbst wird das Firsichspalier gedüngt, und die Sonne scheint mit ihren ersten Strahlen darauf, gegen den Nachtfrost haben wir die Strohecken, und den Nordwind hält uns das Fabrikhaus vom Leibe!“ Aber wenn ein Fremder an solchem

Tage kam, dann zeigte er ihm doch das blühende Zweiglein, und wenn es ein Schläuer war, der sich bei dem alten Herrn in Gunst setzen wollte, dann rühmte er es wie ein köstliches Kleinod und konnte sicher sein, bei Herrn Tallendier seinen Zweck zu erreichen.

Niemals hatten die beiden gedacht, daß dort, wo ihre Wiege gestanden hatte, nicht auch einst ihr Sarg stehen würde. Wer konnte sie zwingen, das Ererbte aus der Hand zu geben? — Niemand, und daß sie selbst freiwillig jemals zu einem solchen Entschluß gelangen könnten, das wäre etwas so Ungeheuerliches gewesen, daß ihnen dieser Gedanke nicht einmal im Traume gekommen war.

* * *

„Was mag er nur wollen?“ fragte Herr Tallendier unbehaglich und unsicher, als das Dienstmädchen ihm eines Tages meldete, daß ein Herr ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. „Sally Lichtenstein, Agent, Kommissionsär und Grundstücksmakler“ stand auf der Karte, welche das Mädchen dem alten Herrn überreicht hatte, und wenn dieser den gleichen oder einen ähnlichen Namen auch schon auf manchem Firmenschilder Berlins gelesen zu haben glaubte, so konnte er sich doch nicht erinnern, mit einem Manne dieses Namens in persönlichem oder geschäftlichem Verkehr gestanden zu haben. Herr Tallendier war in der Zurückgezogenheit seines Lebens gegen unbekannte Menschen ein wenig mißtrauisch geworden, und die Karte zwischen den Fingern drehend, wiederholte er noch einmal: „Was mag er nur wollen?“

München Tallendier aber hatte außer dem einen Fehler, für den sie nichts konnte, ihre körperliche Verunstaltung, noch einen andern, der ihr nicht gut stand — das war eine unbändige Neugierde. „Laß ihn doch hereinkommen, er wird dir's schon sagen“, erwiderte sie auf die wiederholte Frage, und das Dienstmädchen nahm das, als sei es ein Auftrag von dem Herrn selbst, und eilte hinaus, den Unbekannten eintreten zu lassen.

Herr Sally Lichtenstein mußte wohl von der Bedeutung seiner Person wie von der seines Auftrages gleich überzeugt sein, denn ehe ihn noch die Geschwister ordentlich in das Auge gefaßt hatten, saß er schon zwischen ihnen und war mitten in einem langen Vortrage, bei dessen Kraftstellen er sich abwechselnd gegen Herrn Tallendier und seine Schwester verneigte, gegen das alte Fräulein immer noch ein wenig tiefer als gegen den Hausherrn. Er sprach von lebendem und totem Kapital, von der Pflicht gegen die Angehörigen, von der rapiden Steigerung der Berliner Grundstückspreise, und währenddem hatte Herr Tallendier das Gefühl, als ob ihm selbst der Atem ausgeinge, obgleich doch nicht er, sondern Herr Sally Lichtenstein seine Lunge anstrengte, und Fräulein München erhielt den Eindruck, daß der Fremde ein ausnehmend gescheiter Mensch sein müsse. Aber als Herr Sally Lichtenstein die Pointen seines Vortrages am Schluß zusammenfaßte und zu der Überzeugung kam, daß es für die Geschwister nichts Vernünftigeres geben könne, als das Grundstück, auf dem sie geboren und alt geworden, zu einem annehmbaren Preise loszuschlagen, da wurde der gescheite Mensch in Fräulein Münchens Augen ein Unverschämter, und Herrn Tallendier stieg das Blut mit solcher Behemung zu Kopfe, daß er einen Schlaganfall fürchtete, von seinem Stuhle aufsprang und sich durch eine Zimmerpromenade Erleichterung zu schaffen trachtete. Herr Sally Lichtenstein merkte wohl, daß er allzu schnell vorgegangen war, und deshalb fügte er seiner Rede einen sanft wie Öl hingleitenden Epilog hinzu, in dem er ein Loblied auf den Tallendierschen Garten sang und das Gefühl der Anhänglichkeit an die heimatische Scholle für einen der „edelfsten Instinkte der Menschheit“ erklärte. Natürlich hatte er darauf noch ein „aber“ im Hinterhalt, und nach diesem „aber“ kam endlich auch Herr Tallendier zu Worte.

„Wie hat Ihnen jemand sagen können, daß wir unser Grundstück zu verkaufen beabsichtigen?“ fragte Herr Tallendier, zornrot vor dem Agenten stehen bleibend. „München“,

wandte er sich mit dem Tone moralischer Entrüstung an seine Schwester, „unser Grundstück, unsern Garten!“

Herr Sally Lichtenstein war offen genug, einzuräumen, daß ihm niemand von einer solchen Absicht der Geschwister gesprochen habe. Aber das Riesenwachstum der Stadt dränge von selbst darauf hin, die „toten Grundstücke“ — Herr Lichtenstein meinte die keine Rente gebenden — aus dem Zentrum verschwinden zu machen. Er war im besten Zuge, seine Rede noch einmal zu halten, aber Herr Tallendier schien nicht willens, sie noch einmal anzuhören. Er wiederholte seine Frage nach dem Urheber der Verkaufsidee so oft und in immer gesteigerter Tonart, daß Herrn Lichtensteins beruhigende Erläuterungen immer wieder unterbrochen wurden, und dabei trat Herr Tallendier immer näher vor den Stuhl des Agenten, so daß dieser endlich sich von seinem Sitze erheben und ein paar Schritte zurücktreten mußte — der Thüre zu, die nach dem Ausgang führte. Es sah sich ordentlich gefährlich an, wie die beiden Männer sich heftig gestikulierend gegenüberstanden und jeder dem andern das Wort im Munde abzuschneiden trachtete, und Fräulein Minchen, die bisher eine ruhige Zuschauerin abgegeben hatte, begann auch wirklich, sich zu fürchten. Nicht etwa, daß ihr Bruder sich vergessen und mit dem Fremden in ein Handgemenge geraten könne — dazu kannte sie seine friedfertige Natur zu gut — aber daß die Erregung ihm seine asthmatischen Beschwerden zuziehen werde, an denen der alte Herr schon lange zu leiden hatte. Fräulein Minchen eilte also ihrem Bruder zu Hilfe, und wie sie plötzlich hochauferichtet vor dem Agenten stand, hatte sie trotz ihrer hohen Schulter etwas Imponierendes in ihrer Erscheinung, und als Herr Lichtenstein nur den ersten Ton ihrer Stimme gehört hatte, wußte er, daß er die Schlacht verloren hatte.

„Nun ist's genug, Herr Lichtenstein“, sagte Fräulein Minchen kurz und bündig. „Sie hören, daß wir nicht verkaufen wollen, und mein Bruder hat zu thun. Sie brauchen sich nicht wieder zu bemühen.“

Der Agent fühlte heraus, daß damit die Verhandlungen vorläufig abgeschnitten waren, und er fügte sich dem entscheidenden Eindrucke, welchen mehr die Klangfarbe von des alten Fräuleins Stimme, als ihre Worte auf ihn machten. Im nächsten Augenblick hatte er sich mit einer eiligen Verbengung hinter die Thüre zurückgezogen. Aber noch einmal steckte er seinen Kopf hinter dieser Deckung hervor und schmetterte in das Zimmer hinein: „Eine halbe Million Mark! Bares Geld! Ich kann es Ihnen morgen auf den Tisch zählen!“

Fräulein Minchen überhob ihn der Mühe, die Thüre zum zweitenmale zu schließen, indem sie selbst dieselbe energisch in das Schloß klinkte, und dann lachte sie lustig hellauf über das verdußte Gesicht des Agenten.

„Der dumme Mensch; als ob wir das Geld nötig hätten“, sagte sie zu ihrem Bruder, der erschöpft von der Aufregung sich in das Sofa hatte fallen lassen und sich mit dem bunten Seidenfoulard die glühende Stirne wischte. Damit schien das Intermezzo für die Geschwister erledigt. Herr Tallendier erholte sich allmählich von seiner Aufregung und beide sprachen im Laufe des ganzen Tages kaum noch über die Angelegenheit, als ob sie es überflüssig gefunden hätten, über einen so lächerlichen Gedanken wie den Verkauf ihres Grundstückes noch Worte zu verlieren.

Aber die Aufregung mußte Herrn Tallendier doch nicht gut bekommen sein. Noch niemals in seinem ganzen Leben hatte er so lange vergebens auf den Schlaf gewartet als in der Nacht, die diesem Tage folgte. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere, wunderte sich darüber, daß ihn ein ganz gleichgültiger Mensch, den er wahrscheinlich niemals wiedersehen würde, so hatte alterieren können, bemühte sich, nicht mehr an ihn zu denken, und plötzlich überraschte er sich dabei, wie er halbblau vor sich hingemurmelt hatte: „Fünfhunderttausend Mark! Fünfhunderttausend Mark!“ Wenn er sich recht erinnerte, wiederholte er das schon eine ganze Weile, obgleich er im Augenblicke gar nicht an Sally Lichtenstein und sein Kaufgebot gedacht hatte. „Fünfhunderttausend Mark!“ —

die bunten Ringe, die vor ihm getanzt hatten, während er mit den offenen, schlaflosen Augen in das dunkle Zimmer starrte, verdichteten sich plötzlich zu lauter blanken Goldstücken, er sah sie vor sich, einen ganzen Haufen, er wühlte mit den Fingern darin — und doch hatte Herr Tallendier in seinem ganzen Leben keine Anlage gehabt, ein Geizhals zu werden. Aber eine halbe Million! — Ob es dem Agenten wohl wirklich Ernst mit seiner Offerte gewesen sei, dachte Herr Tallendier, oder ob er das nur so gesagt habe, um ihm einen Küder vorzuhalten? — Wenn er ihn doch hätte fragen können, aber damit war es nun zu spät. Minchen hatte ihm ja gesagt: „Sie brauchen sich nicht wieder zu bemühen“, und wie hatte sie das gesagt — er würde nicht wiederkommen! Ob es wohl noch einen zweiten Menschen in ganz Berlin gab, der eine halbe Million für das Grundstück bot? — Und wieder tönte es: „Eine halbe Million! Fünfhunderttausend Mark! Fünfhunderttausend Mark!“ — Herr Tallendier murmelte es nicht mehr halbblau vor sich hin, dazu schämte er sich selbst in seiner Einsamkeit viel zu sehr, aber es klopfte ihm in den Schläfen und es suchte ihm in den Fingerspitzen, mit denen er auf der Bettdecke umhergriff. Es war nicht recht von Minchen gewesen, den Menschen so vor die Thüre zu setzen. Gegen einen Mann, der fünfhunderttausend Mark in der Tasche hat, ist man höflicher, den läßt man wenigstens ausreden, meinte Herr Tallendier, und dann, was verstand Minchen von Geschäften, wie konnte sie jemand die Thüre weisen, der gekommen war, mit ihm über Geschäfte zu reden. Er war böse auf sie, denn ihm gehörte das Grundstück, ihr Vermögen hatte der Vater schon bei Lebzeiten in Stadtsobligationen angelegt, damit es nicht zu Streitigkeiten kommen konnte, im Falle sie doch einmal auf die Idee verfallen wäre, sich zu verheiraten. Sie hatte sich nicht verheiratet, zum guten Teile feinethwegen hatte sie es nicht gethan — Herr Tallendier war ehrlich genug, auch das in Betracht zu ziehen — er hätte sich auch das Grundstück ebensovienig ohne Minchen wie Minchen ohne das Grundstück denken können, aber unrecht war es doch von ihr, denn er war der Herr im Hause. Und Herr Tallendier redete sich in einen ordentlichen Groll gegen seine Schwester und in seinen Schläfen hämmerte es weiter: „Fünfhunderttausend Mark“, bis die Sonne durch den halbmondförmigen Ausschnitt des altmodischen Fensterladens einen goldenen Strahl in das Zimmer warf und er endlich in einen unruhigen Schlummer fiel.

* * *

Herr Tallendier sah nicht gut aus, als er am nächsten Morgen am Kaffeetische erschien, und Minchen hatte recht, wenn sie ihn im Stillen mit einer Rose verglich, mit einer von den großen gelben, die die Köpfe hängen ließen, wenn die Mittagssonne ein paar Stunden auf sie herniedergebrannt hatte. Mehr noch als sein Aussehen aber beunruhigte sie, daß er nicht klagte, sondern sie mit einer schlecht gespielten Munterkeit über seinen Zustand zu täuschen versuchte. Er pfiß durch die Zähne, während er in der Zeitung blätterte, und das Pfeifen gehörte sonst weder zu seinen Gewohnheiten, noch konnte Minchen sich erklären, wo er gerade diesen entseßlichen Gassenhauer aufgefangen hatte. Er trommelte zur Abwechslung mit den Fingern auf den Tisch, und das Ungehörteste, er stand dreimal auf und trat an das Fenster, um in den Garten hinauszusehen. Bei dem dritten Male konnte Minchen ihre Ungeduld nicht länger bezähmen, sie fragte ihn, was es denn eigentlich da draußen zu sehen gäbe. Herr Tallendier war sich seines sonderbaren Benehmens wohlbewußt, denn er wurde rot, als ob er über einem Unrecht ertappt worden sei.

„Ich möchte nur wissen, sagte er mit einem mißglückten Versuch, unbefangen zu lächeln, „ich möchte nur wissen, was dieser Lichtenstein mit dem Grundstücke anfangen würde, wenn wir es ihm verkauften. Eine halbe Million Mark! Wie wird er da jährlich die Zinsen heraus schlagen!“

Natürlich ließ sich Minchen durch solche Vorwände nicht täuschen; sie merkte wohl, daß das nicht ihres Bruders wahre

Gedanken waren, und es verstimmte sie, daß er zum erstenmale im Leben ihr etwas verheimlichte. Die beiden Geschwister gingen den ganzen Tag mit verschlossenen Gesichtern aneinander vorüber. Gegen Abend aber hielt es Herr Tallendier nicht länger aus; er mußte sich seine Gedanken von der Seele reden, er mußte auch zugleich zu erfahren suchen, wer dieser Lichtenstein eigentlich war, der ihm eine halbe Million angeboten hatte. Er eilte in ein nahegelegenes Weißbierrestaurant, das einzige, welches er seit Jahren zu besuchen pflegte, dessen Wirt als eine lebendige Chronik galt.

Es war noch früh, und das Lokal noch wenig besucht; der Wirt hielt es für seine Pflicht, Herrn Tallendier Gesellschaft zu leisten. Und dieser fühlte sich, als sei ihm eine Zentnerlast von der Seele gewichen, nachdem er ihm die große Neuigkeit anvertraut hatte, daß ihm ein Herr Lichtenstein eine halbe Million für sein Grundstück geboten.

„Ein schönes Grundstück“, sagte der Wirt bedächtig, „aber es hat keine Straßenfront, Herr Tallendier, und eine halbe Million ist viel Geld. Wenn Sie verkaufen wollen — den Lichtenstein kenne ich, das ist ein solider Mann; natürlich kauft er nicht für sich selbst, aber er arbeitet für gute Häuser.“

Der Wirt war ein Fuchs. Er kannte nicht nur Herrn Lichtenstein, sondern er hatte diesem auch die besten Ratschläge erteilt, wie Herr Tallendier „genommen“ werden müsse, und als der Agent ihm von seinem mißglückten Besuch Bericht erstattete, hatte er sich anheischig gemacht, den alten Herrn weiter zu bearbeiten, gegen einen Anteil am Gewinn natürlich — „Provision“, wie man das nennt.

„So, so“, erwiderte Herr Tallendier, „also es ist ihm wirklich Ernst mit seinem Gebot. Aber was will er mit dem Grundstück machen? Sie sagen selbst, es ist viel Geld; wie wird er die Zinsen herbeibringen?“

Der Wirt zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht eine Aktiengesellschaft, die ein Fabrikgrundstück braucht, oder ein Konsortium, das einen Zirkus bauen will. Mit dem Zirkus wird es seine Richtigkeit haben, ich habe so etwas reden gehört“

Er wußte natürlich ganz genau, worum es sich handelte. Der Magistrat suchte Terrain für die projektierten Markthallen, das Grundstück des Herrn Tallendier war in dieser Gegend das einzige geeignete, und die Eingeweihten wußten genau, daß seine Erwerbung von der Stadt in sichere Aussicht genommen war. Das „Konsortium“, von dem Herr Lichtenstein beauftragt war, beabsichtigte nichts anderes, als das Grundstück billig von Herrn Tallendier zu kaufen und es teuer an die Stadt zu verkaufen. Wenn dieses Konsortium wirklich fünfmalhunderttausend Mark dafür bezahlte, so hatte es für die Stadt doch einen Wert von sechsmaalhunderttausend, und hunderttausend Mark waren verdient, in wenigen Wochen vielleicht.

Davon sagte der Wirt Herrn Tallendier natürlich nichts. Wenn dieser überhaupt verkaufen wollte, würde er es dann doch vorgezogen haben, direkt an die Stadt zu verkaufen, und der Wirt wie Herr Lichtenstein wären um ihre „Provision“ gekommen.

„Es ist wohl möglich, Herr Tallendier“, fuhr der Wirt fort, „daß Sie Herrn Lichtenstein einmal abends hier treffen. Er pflegt ab und zu eine Weiße bei mir zu trinken.“

Herr Tallendier sagte nichts dazu, obgleich er danach fieberte, den Agenten wiederzusehen. Aber als er nach Hause kam, erzählte er seiner Schwester ganz detailliert von dem beabsichtigten Zirkusbau und was es dann für ein Leben auf dem stillen Grundstück geben werde.

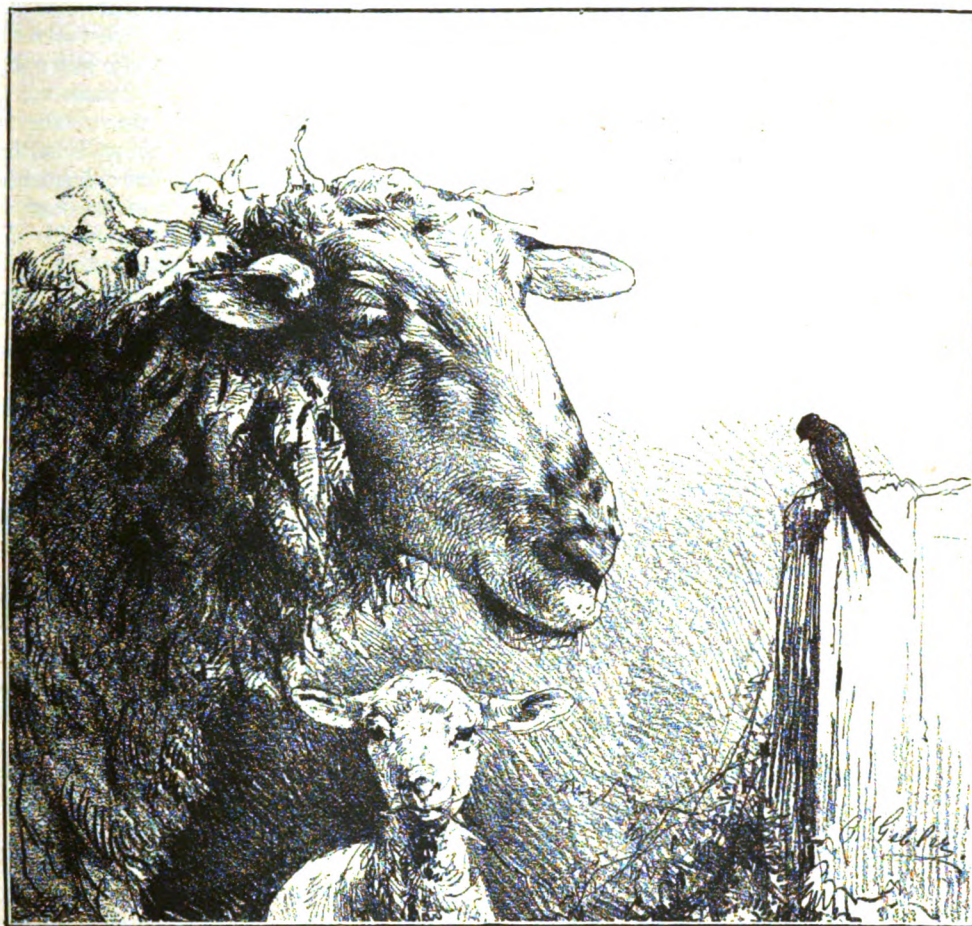
„Ja, denkst du denn im Ernst daran, zu verkaufen?“ fragte Minchen erstaunt.

Herr Tallendier versicherte ganz entrüstet, er habe niemals einen Augenblick daran gedacht, aber er vermied es, seine Schwester anzusehen. Sie konnten doch aber beide sterben, und ein solch großartiges Projekt habe wohl noch einige Jahre Zeit bis zu seiner Ausführung, und ihre Erben, die von ihres Waters Schwester stammende Nachkommenschaft, würden nicht

einen Augenblick sich besinnen, eine halbe Million für das Grundstück zu nehmen. Wenn die nicht schon lange auf das Geld warteten, sei es eigentlich Pflicht gegen sie, ein so gutes Gebot anzunehmen, meinte Herr Tallendier, aber gerade deshalb wolle er ihnen den Gefallen nicht thun.

Mit seiner böshaften Bemerkung über die vermeintlichen Erbschleicher stieß Herr Tallendier bei seiner Schwester nun allerdings auf entschiedenen Widerspruch. Er hatte es auch eigentlich nicht böse gemeint; er war nur auf das Kindervolk nicht gut zu sprechen, das ihm nichts als Geräusch in das stille Haus brachte und für die Heiligtümer seines Gartens kein Verständnis hatte. Minchen aber liebte die Kinder, von denen sie die meisten aus der Taufe gehoben hatte, und besonders das älteste, ein halberwachsener Junge, der in dem Lichtenfelder Kadettenkorps zu einem schneidigen Vaterlandsverteidiger vorbereitet wurde, war ihr ganzer Stolz. Wenn er Sonntags auf Urlaub kam, gab sich Minchen den Anschein, als müßte des jugendlichen Kriegers wegen die ganze Nachbarschaft in Aufregung geraten, und ihr Ehrgeiz kannte keine kühneren Träume, als sich einst, wenn ihn die Epauletten schmücken würden, von ihm die Friedrichstraße entlang geführt zu sehen. Des Jungen Wunsch war es, Kavallerieoffizier zu werden, aber die Mittel seiner Eltern reichten um so weniger für eine so kostspielige Karriere aus, als noch eine ganze Anzahl von Geschwistern darauf warteten, anständig untergebracht zu werden. Nun hätte Minchen wohl das Ihrige thun können, um den Wunsch ihres Lieblings und den eigenen — denn das Kasseln von Kavalleriefäbeln dünkt auch alten Damen noch Musik — zu ermöglichen, aber sie dachte zu gerecht dazu, um den Einen so auffallend zu bevorzugen. Wenn das Grundstück verkauft würde, dann war freilich genug da, um das für alle zu thun, wonach für den Einen Minchens Wunsch stand — sie sprach es noch nicht offen aus, aber sie meinte, es sei doch besser, sich noch bei Lebzeiten an dem Danke für freiwillige Wohlthaten zu erfreuen, als nach dem Tode über der reichen Hinterlassenschaft vergessen zu werden. Auch das alte Fräulein träumte in der nächsten Nacht, und auch Minchen erzählte ihrem Bruder nichts von dem, was sie im Traum gesehen hatte. Sie fürchtete, von ihm damit geneckt zu werden, daß ihr in ihren alten Tagen noch ein Ulanenleutnant erschienen sei, wenn dieser Leutnant auch ihr Neffe und Patenkind war.

Zum erstenmale während eines langen Zusammenlebens getrauten Bruder und Schwester sich nicht, offen gegeneinander zu sein. Beide gewöhnten sich an den Gedanken, das Grundstück verkauft zu sehen, aber wenn sie miteinander darüber sprachen, gaben sich beide den Anschein, als ob sie nur deshalb das Thema wieder hervorgehoben hätten, um ihrer Indignation über eine solche Zumutung von neuem Ausdruck zu geben. Es trat etwas Fremdes zwischen sie, und als Herr Tallendier eines Abends aus dem jetzt täglich von ihm frequentierten Weißbierrestaurant zurückkehrte und mit künstlich angenommener Festigkeit erklärte, der Verkauf seines Grundstücks an ein von Herrn Sally Lichtenstein vertretenes Konsortium sei perfekt geworden, hatten beide keine rechte Freude davon, obgleich sie den im Stillen gehegten Wunsch endlich erfüllt sahen. Herrn Wilhelm Tallendier beunruhigte es, daß seine Schwester scheinbar gleichgültig eine Nachricht aufnahm, von der er glaubte, daß sie ihm die lebhaftesten Vorwürfe einbringen müßte, und Fräulein Minchen machte sich Vorwürfe darüber, daß sie allzuviel Gewicht auf das Unterstützungsrecht der Verwandten gelegt und dadurch den Bruder zu dem entscheidenden Schritt veranlaßt haben könnte. Die nächste Zeit brachte ihnen Unruhe genug, um beiden das Bedeutungsvolle des übereilten Schrittes vorläufig nicht ganz klar werden zu lassen. Herr Sally Lichtenstein hatte auf einer baldigen Übergabe des Grundstückes bestanden; in aller Eile mußten eine neue Wohnung gesucht und die Maßregeln für den Umzug getroffen werden. Der Winter ging zur Neige, auf der stillen Insel streckten die Bäume ihre unbelaubten Zweige in die feuchtkalte Luft, und das Unwirkliche des Anblickes machte den alten



Gute Freunde. Von D. Gebler. Aus der Münchener bunten Mappe. Verlag der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.

Bewohnern das Scheiden leichter. Sie hatten eine Etage Ausgangs der Potsdamerstraße genommen, in einer jener neuen eleganten Mietskasernen mit Erfern und Balkons, und der Blick auf den gegenüberliegenden botanischen Garten sollte sie für die aufgegebene Heimat entschädigen. Für die neue Wohnung paßte natürlich die alte Einrichtung nicht, aber nachdem Möbelhändler, Tapezierer und Dekorateur ihre Schuldigkeit gethan hatten, konnte Minchen sich in dem Bewußtsein „stilvoll“ hergerichteter Zimmer sonnen, und der zukünftige Ulanenleutnant erklärte bei seinem ersten Sonntagsurlaub, daß alles „famos“ und mit den anspruchlosen Stuben in dem alten Gärtnerhause gar nicht zu vergleichen sei.

Aber der hinkende Bote ließ nicht lange auf sich warten. Fräulein Minchen machte die Erfahrung, daß es ein großer Unterschied ist, ob man auf dem eigenen Grund und Boden als unumschränkter Gebieter herrscht, oder ob man sich in einer Mietskaserne der das Zusammenwohnen vieler erträglich machenden Hausordnung fügen muß. Mit der Wäsche an einen bestimmten Tag, mit dem Ausklopfen an bestimmte Stunden gebunden zu sein, verstimmte sie und verleidete ihr die ganze glänzende Wohnung, und Herr Tallendier kam eines Tages gar auf die Idee, daß er eigentlich als ein recht unnützer Mensch auf der Welt sei. Das eigene Grundstück hatte ihm, wenn auch nicht eine wirkliche Thätigkeit, so doch mancherlei Beschäftigung geboten, und sein Herumhantieren in dem Garten war ihm eine notwendige Bewegung gewesen. In der neuen Wohnung gab es nichts, auch gar nichts für ihn zu thun, und

was er sich so schön gedacht hatte, auf seinem Balkon zu sitzen und das Erwachen und Fortschreiten des Frühlings in dem großen Park gegenüber zu genießen, erwies sich an dem ersten schönen Apriltage als unmöglich, denn es zog trotz aller Schutzmaßregeln so fürchterlich, daß es nicht auszuhalten war. Herr Tallendier wurde immer mürrischer und melancholischer, während er sonst nur eine stille und harmlose Natur gewesen war. Um so mehr erschrak Minchen, als er eines Tages in einen hellen und heftigen Zorn geriet, so daß er die Zeitung, in der er gerade gelesen hatte, zusammenballte und in einer wahren Wut von sich schleuderte. Herr Tallendier sprach verworrenes Zeug von Betrügern, und daß er einen Prozeß anfangen werde, und er hatte doch weiter nichts gelesen als die kurze Notiz, daß sein Grundstück, welches er für fünfmalhunderttausend Mark verkauft hatte, jetzt für sechsmalhunderttausend Mark in den Besitz der Stadt übergegangen sei, und daß man mit den Räumungsarbeiten für den darauf beabsichtigten Bau einer Markthalle bereits begonnen habe. Herr Tallendier ging wirklich zu einem Anwalt, um ihn zu bewegen, gegen Sally Lichtenstein und Genossen auf Herausgabe von hunderttausend Mark zu klagen, aber bei dem besten Willen fand der Mann des Rechtes keinen Punkt, an dem er den Hebel für einen langwierigen und lohnenden Prozeß hätte ansetzen können.

Das gab Herrn Tallendier den Rest. Er konnte es nicht verwinden, daß er das Grundstück, auf dem er geboren und alt geworden war, um schnödes Gold, das an sich für ihn gar keinen Wert hatte, aus der Hand gegeben, und daß

er dabei von einem Schlaupfopf noch übers Ohr gehauen worden war. Er verfiel sichtlich, aus dem behäbigen alten Herrn war in wenigen Wochen ein hinsfälliger Greis geworden, der voller Unruhe und persönlicher Gereiztheit sich selbst zur Last wurde. Selbst Minchen verstand ihren Bruder nicht mehr; ihr, die sich in den neuen Verhältnissen zwar auch nicht behaglich fühlte, die sich aber doch mit guter Miene in das Unabänderliche fand, fehlte jeder Schlüssel zu der plötzlichen Umwandlung ihres Bruders, denn er schämte sich, ihr über die eigentlichen Motive, welche ihn zu dem Verkaufe veranlaßt hatten, ein offenes Geständnis zu machen.

Seitdem der Rechtsanwalt Herrn Tallendier klar gemacht hatte, daß es ganz aussichtslos sei, der hunderttausend Mark wegen einen Prozeß anzufangen, hatte dieser sich um das fernere Schicksal seines ehemaligen Grundstückes nicht mehr gekümmert. Er vermied es sogar, mit Minchen von alten Zeiten zu reden, als ob er jede Erinnerung an die Vergangenheit gewaltsam ersticken wolle. Eines Tages aber führte ihn ein Geschäftsweg die Friedrichstraße hinunter, und als er sah, daß das Vorderhaus, welches ehemals sein Grundstück von der Straße getrennt hatte, schon der Erde gleich gemacht war, um einen bequemeren Zugang für die Baufahrwerke zu schaffen, konnte er es doch nicht unterlassen, stehen zu bleiben und einen Blick auf die stille Insel zu werfen. Da sah es freilich nicht mehr still und auch nicht mehr so anmutig aus als sonst. Arbeiter waren mit dem Auskarren von Erde beschäftigt, Bauleute waren gerade daran, das Dach des ehemaligen Gärtnerhauses abzudecken, die Pflanzungen waren ausgerodet oder niedergetreten. In dem Stamme der alten Linde aber, die noch viel älter war als die drei deutschen Generationen der Familie Tallendier zusammengenommen und die ihr Stolz gewesen war, arbeitete dicht über dem Erdboden die Säge. Und als Herr Tallendier noch stand und der Verwüstung zuschaute, spannten sich ein Duzend Arbeiter an das um die Krone des Baumes geschlungene Seil und unter taktmäßigem Anrufen zogen sie an. Da neigte sich der Stamm und mit donnerndem Krachen stürzte er zu Boden. Herrn Tallendier war es, als ob ihn einer der riesigen Äste getroffen habe. Er vergaß seinen Geschäftsgang und schritt langsam und gesenkten Hauptes weiter, und als er sich wiederfand, saß er auf der verwitterten Holzbank vor dem alten Erbbegräbnis seiner Familie und weinte bitterlich.

Das Erbbegräbnis müsse in Stand gesetzt werden, sagte Herr Tallendier, als er nach Hause zurückkehrte, und obgleich Minchen den Kopf dazu schüttelte und sich über den plötzlichen Einfall verwunderte, schickte er doch schon nächsten Tages Maurer hinaus, die mit dem Abputz des kapellenartigen Häuschens beginnen mußten. Tag für Tag kam Herr Tallendier, setzte sich schweigend auf die Bank und sah ihnen bei ihrer Arbeit zu. Er war nicht mehr nervös und reizbar, er war still und folgsam wie ein Kind geworden, so still, daß Minchen sich darüber der Sorge nicht erwehren konnte. Er hörte auch mit seinen Kirchhofbesuchen nicht auf, nachdem die Maurer ihr Werk vollendet hatten. Täglich wanderte er hinaus, und täglich wurde seine Gestalt gebrechlicher, sein Gang mühseliger; aber auf seinen Bügen lagerte wieder der friedliche, gutmütige Ausdruck, den er während seines ganzen Lebens getragen hatte, bis ihm der Versucher genah und er zu schwach gewesen war, ihm zu widerstehen. Als Minchen eines Tages gerade anfang, sich über sein langes Ausbleiben zu ängstigen, brachte man ihr die Nachricht, daß man ihn auf der Bank vor dem Erbbegräbnis gefunden habe, den Kopf auf die Brust gesunken, die Hände im Schoß gefaltet, sanft in das Jenseits hinüber geschlummert.

Minchen gab ihre lange bewahrte Selbständigkeit auf und zog zu den Verwandten, nachdem sie den Bruder zu Grabe geleitet hatte. Die Blätter färbten sich schon herbstlich, und die Mauern der neuen Markthalle wuchsen schon über Mannshöhe aus dem Tallendierschen Grundstück hervor. Der Volksmund sagt, daß ein Bau Glück bringe, wenn er ein Menschenleben forderte...

Fünfzig Jahre deutschen Eisenbahnwesens.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum der ersten deutschen Bahnstrecke.

Am 8. September 1829 legte Georg Stephensons Lokomotive „Rocket“ bei ihrer ersten Probefahrt auf der Liverpool-Manchester Bahn anstatt der erwarteten zehn englischen Meilen in der Stunde deren dreißig zurück: dieser Tag bedeutet den Beginn einer neuen, großartigen Epoche der Kulturgeschichte. Die Eisenbahn zwar, wie die Anwendung der Dampfkraft zum Tragen von Lasten auf der Spurbahn, datiert um Jahrzehnte zurück und treffend sagt Georg Stephenson selbst: „The locomotive is not the invention of one man, but of a nation of engineers — die Lokomotive ist nicht die Erfindung eines Mannes, sondern einer Nation Mechaniker! „Aber die Schienenstrecken mit Pferdebetrieb und ebenso die langsam vorwärts-kriechenden Puffing Bills der schottischen Grubenbahnen konnten nur lokalen Zwecken dienen — erst indem Stephenson seinem Dampfwagen durch das Blasrohr eine um das Vielfache gesteigerte Dampferzeugungskraft gab und durch die Siederöhren des Kessels die Feuerungsfläche verzehnfachte, erst indem er seiner Rocket die Fähigkeit verlieh, den Menschen fünfmal geschwinde über den gleichsam verkleinerten Erdball zu tragen, denn jener sich ehemals fortzubewegen vermochte, mit einem Wort erst durch die Schnelligkeit der Lokomotiv-fahrt konnte die Eisenbahn sich die Erde erobern.

Ein Eroberungszug war es in der That, den das beflügelte Rad mit jenem Septembertage 1829 antrat, ein Eroberungszug, dem selbstverständlich auch die Gegner nicht fehlten. Es besaßen nicht alle den prophetischen Blick Goethes, der schon 1830 sagte (Gespräche mit Eckermann): „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht Eins werde; unsere guten Chaussees und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige thun!“ Bekannt ist, wie sich z. B. in Preußen zwei hochverdiente, einflußreiche Staatsbeamte, der Finanzminister von Rothe und der Generalpostmeister von Nagler, der Neuerung entschieden widersetzten und daß es schließlich erst den Bemühungen des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV gelang, diese Hindernisse zu überwinden — bekannt ist auch der klassische Ausspruch des Königs Ernst August von Hannover: „Ich will keine Eisenbahnen im Lande; ich will nicht, daß jeder Schuster und Schneider so schnell reisen kann als ich.“ Das Memoire eines preussischen Offiziers führte die Eisenbahnen auf ein sündhaftes Streben nach Allgegenwart zurück und ein Dr. Alexander Lips wies noch im Jahre 1833 in einer urdrolligen Schrift über die Unanwendbarkeit der Eisenbahnen auf Deutschland nach, daß die Bewegung des Dampfwagens auf der glatten Spur weder ein Fahren noch ein Fliegen sei — sondern ein Schießen, das man weder leiten noch unterbrechen könne, dem sich die menschlichen Atmungsorgane aber auf das entschiedenste widersetzen dürften.

Was bedeuteten alle diese Einwürfe und Bedenken gegen die siegende Macht der gewaltigen Neuerung? Am 15. September 1830 war die Liverpool-Manchesterbahn eröffnet worden — zehn Jahre später verbanden die eisernen Schienenstränge bereits alle Hauptstädte Englands in einer Ausdehnung von 1340 Kilometern. Schon im Jahre 1834 ließ der König Leopold den belgischen Kammern einen Gesetzentwurf zum Bau eines das ganze Land umfassenden Bahnnetzes vorlegen, Frankreich verfügte 1840, obgleich der Minister Thiers in der heftigsten Weise dem Bahnbau widerstrebte, über 400 Kilometer, Nordamerika über mehr als 5000 Kilometer Bahnlänge.

Drei Jahre nach der Eröffnung der ersten englischen Linie regte sich der deutsche Unternehmungsgeist: eine Gesellschaft, aus angesehenen Kaufleuten und Beamten bestehend, erließ am 14. Mai 1833 eine Einladung zum Bau einer Bahn von Nürnberg nach Fürth. Der finanziellen Berechnung lagen die Ertragsresultate der Linie Manchester-Liverpool zu Grunde: die Jahreseinnahmen waren auf 29 200 Gulden, der Überschuß auf 16 400 Gulden veranschlagt, für die Verzinsung des Anlagekapitals rechnete man auf 12 1/2 Prozent.

Der Prospekt, der Gedanke des Bahnbaues überhaupt fand zunächst nur heftige Entgegnungen; im bayerischen Ministerium erklärte man zu jener Zeit geradezu, wenn England sich durch die Eisenbahnen ruinieren wolle, müsse man es gewähren lassen, für Deutschland liege kein Grund vor, diese Thorheit nachzuahmen, und als die „thörichten Gründer“ auf ihrem Projekt beharrten, setzten die Ausstellungen des bayerischen Oberberggrats von Baader wenigstens durch, daß man beschloß, Dampfkraft und Pferdebetrieb nur abwechselnd auf der Bahnstrecke in Anwendung zu bringen. Am 19. Februar 1834 erhielten die Gesellschaftsstatuten die königliche Bestätigung — am 7. Dezember 1835 rollte über die von dem trefflichen Ingenieur Denis erbaute Linie der erste Eisenbahnzug auf deutschem Boden! Wir stehen somit in der ersten Dezemberwoche 1885 vor dem fünfzigjährigen Jubiläum des deutschen Eisenbahnwesens.

Klein und unbedeutend war jenes erste deutsche Bahnunternehmen, geringfügig war das für die wenigen Kilometer zwischen Nürnberg und Fürth angelegte Kapital, das kaum 200 000 Gulden erreichte — geringfügig sicher auch die Bedeutung der Strecke in wirtschaftlicher und politischer, wie in militärischer Beziehung. Dennoch erscheint ihre Eröffnung heute als ein wichtiger Meilenstein deutscher Kulturgeschichte und jener ehrfurchtsamen Nürnberger Bürger, Herr Jakob Schnerr, hatte ganz recht, wenn er in seinem Festkarmen sang:

„Glück auf, mit Gott! Der Anfang ist geschehen,
Es liegt die Strecke Bahn!
Und soll's nach Ost und Westen weiter gehen,
So knüpft man eben an.“

Verweilen wir deshalb noch ein wenig bei jenem 7. Dezember und dem Ereignis, das er brachte.

Unser Bild ist nach einer gleichzeitigen leicht kolorierten Kupferradierung in Besitz des germanischen Museums angefertigt und ist höchst anschaulich. Ein gleichzeitiger Bericht meldet u. a.: „Schon um sieben Uhr machte sich Nürnberg zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen auf den Weg, um zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein. Gegen acht Uhr waren bereits die meisten Aktionäre und Direktoren, sowie die zu der Feierlichkeit eingeladenen Gäste von nah und fern versammelt. Man betrachtete lange Zeit den soliden Bau der Bahn, die zum Teil elegant gebauten Passagierwagen, neun an der Zahl, aber die freudigste und nicht zu erschöpfende Aufmerksamkeit widmete man dem Dampfwagen selbst, an welchem jeder so viel Ungewöhnliches, Rätselhaftes zu bemerken hat, den aber in seiner speziellen Struktur nach äußerem Ansehen, selbst ein Kenner nicht zu enträtseln vermag.“ Es folgt nun eine Beschreibung der Lokomotive und heißt dann weiter: „Als der Dampf sich stark zu entwickeln begann, regnete es aus der sich augenblicklich bildenden Wolke durch die etwas rauhe Morgenluft auf uns herab; ja der Gegensatz der glühenden Dämpfe und der Atmosphäre machte, daß zugleich ein Hagelstaub niederfiel.“ Nun wurde ein Hoch auf den König ausgebracht, es fiel ein Kanonenschuß und der Zug setzte sich mit etwa zweihundert Personen in Bewegung. „Die Fahrt wurde an diesem Tage noch zweimal wiederholt. Das zweite Mal bin auch ich mitgefahren und ich kann versichern, daß die Bewegung durchaus angenehm, ja wohlthuend ist. Wer zum Schwindel geneigt ist, muß es freilich vermeiden, die vorüberfliegenden, näher gelegenen Gegenstände ins Auge zu fassen.“ „Es imponiert, wenn man den Wagenzug mit seinen zweihundert Personen wie von selbst... vorüber und in die Ferne dringen sieht... Pferde auf der nahen Chaussee sind beim Herannahen des Ungetüms scheu geworden, Kinder haben zu weinen angefangen und manche Menschen, die nicht alle zu den Ungebildeten gerechnet werden dürfen, haben ein leises Beben nicht unterdrücken können.“

Unser zweites Bild, welches ebenfalls nach einer gleichzeitigen, leicht kolorierten Kupferradierung angefertigt ist, zeigt die erste Fahrt des Königs Ludwig I auf der Eisenbahn. Sie fand am 17. August 1836 statt.

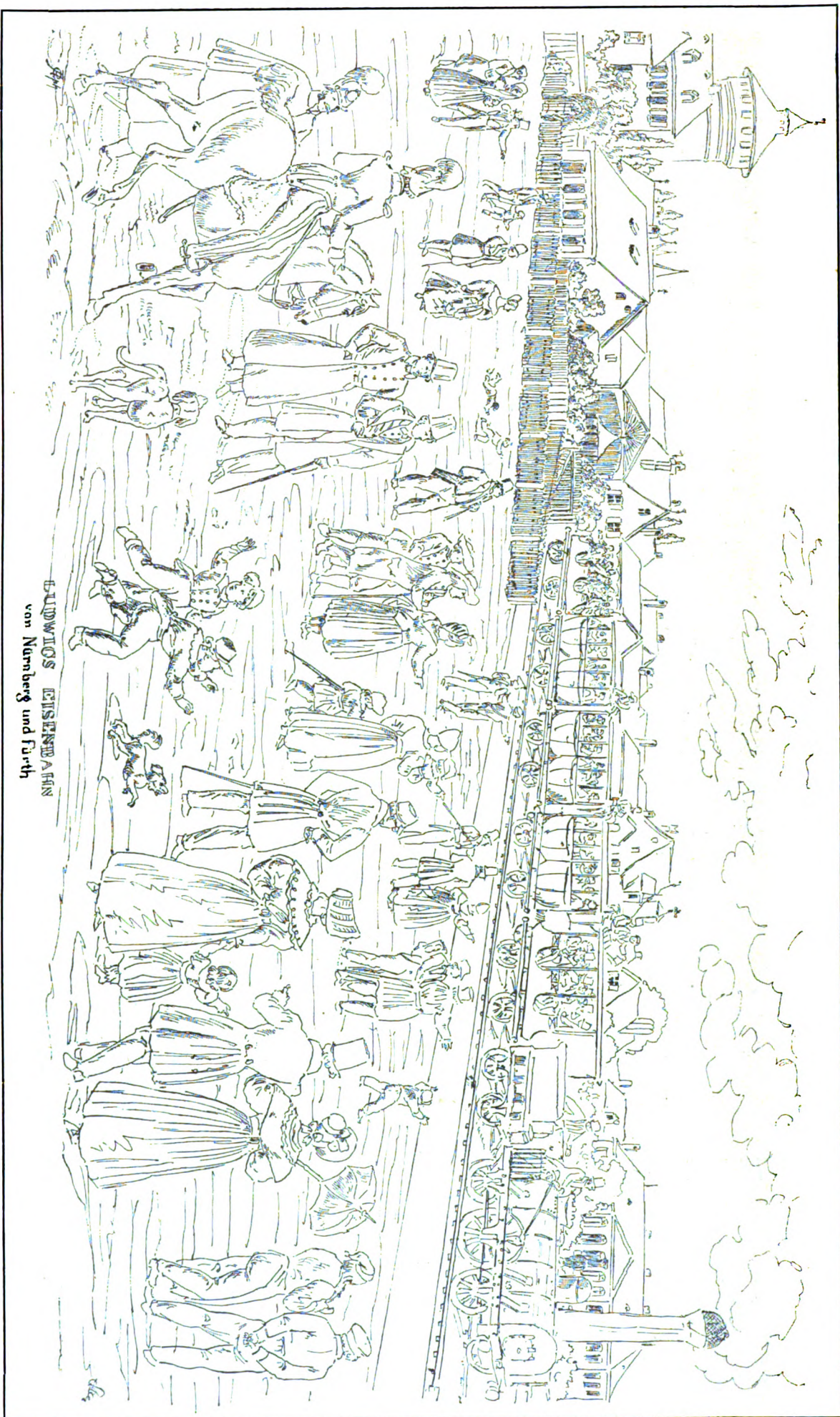
Nicht uninteressant ist schließlich auch das primitive Fahr-

billet der Leipzig-Dresdener Bahn, das wir gleichzeitig reproduzieren. Man sieht ihm an, wie sehr die Eisenbahn damals auch noch den Leitern derselben und den Fachleuten überhaupt imponierte.

Es hatte nur des ersten Anstoßes bedurft, um dem deutschen Unternehmungsgeiste die richtige Fährte zu weisen — wie im Fluge entstand jetzt eine Strecke nach der andern, schloß eine Schienenverbindung an die nächste an, wozu sich über alle Gauen des Vaterlandes immer mehr und mehr sich verdichtend das eiserne Netz. 1836 wurde die erste wirtschaftlich wichtige Strecke Leipzig-Dresden eröffnet, schnell fügte sich die Linie nach Magdeburg, welche den größten Meßplatz Deutschlands mit der Elbe verband, und die weitere Bahn nach Hamburg, nach dem Meere, an. Friedrich List veröffentlichte seine epochemachenden Schriften über den Ausbau des deutschen Bahnnetzes und zeichnete mit wahrhaft prophetischem Blick die Bedeutung, die Ausdehnung desselben — eine Schar junger, strebender Techniker, zum Teil in England unter Stephensons Meisterleitung geschult, widmete die ganze, reiche Fülle enthusiastischer Überzeugung und gestaltungskräftigsten Wissens dem großen Werke. Der Erfolg that ein übriges; überraschend schnell verstummten die anfänglichen Bedenken, man lernte an den neuen Verkehrswegen nicht nur die persönliche Bequemlichkeit, man lernte ihren wahren Wert nach allen Richtungen hin kennen und schätzen. Das schöne Wort, welches Kronprinz Friedrich Wilhelm bei der festlichen Einweihung der ersten preussischen Strecke von Berlin nach Potsdam, am 29. Oktober 1838 sprach: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf!“ machte die Runde durch ganz Deutschland, das kaum fünf Jahre nach der Eröffnung der ersten Linie bereits über 469 Kilometer Bahnen verfügte. Und wiederum ein halbes Dezennium später hatte sich erfüllt, was Friedrich List in seiner schon 1834 erschienenen Broschüre „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen“ vorausgesehen, was er mit klaren Strichen vorgezeichnet hatte: fast all die Linien, welche auf der kleinen, ewig denkwürdigen Karte, die er jener Schrift beigab, eingetragen waren, die Strecken von Basel nach Frankfurt, von dort nach Kassel, Hannover und Bremen, nach Gotha, Leipzig und Berlin, das einerseits über Magdeburg und Hannover mit Minden und Köln, andererseits mit Breslau und Königsberg in Verbindung gesetzt war, die Strecken von Leipzig einmal über Dresden nach Prag, zum andern über Nürnberg und München nach dem Bodenseebecken waren in der kurzen Frist von kaum fünfzehn Jahren vollendet worden! Man kann wohl sagen, daß das Bahnsystem Deutschlands, welches schon im Jahre 1850 nur noch von dem Englands an Ausdehnung überflügelt wurde, die Netze aller europäischen Staaten aber längst hinter sich gelassen hatte, damals in seinen Grundzügen bereits geschaffen war. Wie rapide sich aber sein weiterer Ausbau vollzog, geht wohl am besten aus der nachstehenden Tabelle hervor, welche das allmähliche Anwachsen des Gesamtnetzes ziffernmäßig belegt. Es standen nämlich in Deutschland im Betrieb Kilometer Bahnlänge:

1840	1845	1855	1865	1875	1880	1881	1882	1883
469	2143	7826	13900	27981	33634	33837	34381	35581

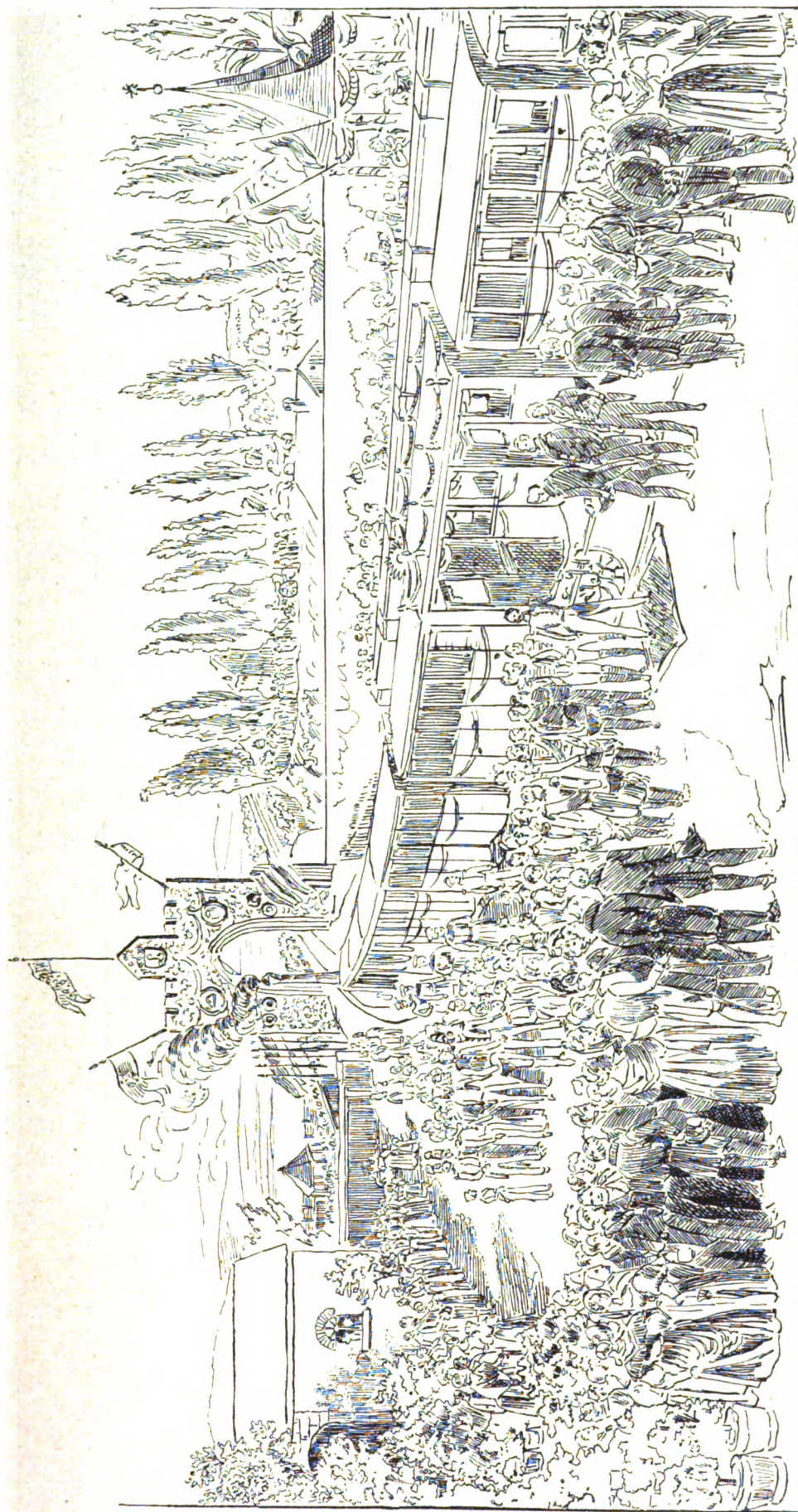
Diese überraschend schnelle Entwicklung muß aber umsomehr auffallen, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, unter denen sie stattfand — Verhältnisse, die so ganz anders lagen, als in dem Mutterlande des Eisenbahnwesens, in England. Deutschland war kapitalarm, die Industrie, der Handel, in großen Gebieten auch die Bodenproduktion waren wenig entwickelt, die einzelnen Emporen lagen weit auseinander, die Bevölkerung war zum Teil noch dünn: die Eisenbahn mußte vielfach erst den latenten Verkehr freimachen, sie konnte nicht überall von vornherein mit positiver Sicherheit auf große Erträge rechnen. Man mußte deshalb billig bauen und in der That ist das auf den Kilometer der deutschen Bahnen ver-



LUDWIGS EISENBAHN
von Nürnberg und Fürth

Bum fünfzigjährigen Eisenbahnjubiläum in Zeitschrift: Die erste Fahrt auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn am 7. Dezember 1835.
Genauere Abbildung des gleichzeitigen Originals im Obermainischen Museum zu Nürnberg.

wandte Anlagekapital, das sich auf durchschnittlich 270 000 Mark berechnen läßt, um mehr als die Hälfte geringer als das der englischen und um ein Drittel geringer, als das der französischen oder belgischen Bahnen, wobei der geringere Bodentwert allerdings nicht unerheblich mitgesprochen hat. Man wollte aber nicht nur billig, man wollte auch — und das charakterisiert noch heute den deutschen Bahnbau und den mit diesem ja untrennbar verwachsenen Betrieb — solide und gut bauen. In jenen Perioden, in denen der Bahnbau sich zu einer großen Industrie gestaltete, hat man vielfach harte Vorwürfe gegen die deutschen Regierungen erhoben, weil sie ohne Ausnahme den Bau mit der größten Sorgsamkeit überwachten und mit äußerster Strenge auf die genaueste Erfüllung aller Vorbedingungen eines guten Betriebes hinarbeiteten: heute wird sich niemand verhehlen, daß gerade diese Sorgsamkeit und Strenge das deutsche Bahnwesen, wie M. M. von Weber treffend hervorhebt, in bezug auf Sicherheit von Leib und Leben zum besten der Welt gemacht hat und, möchten wir hinzufügen, zum leistungsfähigsten in militärischer Hinsicht. Die Grundzüge unseres Bahnnetzes entwickelten sich zu einer Zeit, als ein einziges Deutschland nur in kühnen Träumen existierte. Der Bau der deutschen Bahnen wurde daher keineswegs von einheitlichen Gesichtspunkten aus entworfen oder geleitet, das weiland deutsche Reich sah dem Entstehen und Aneinanderwachsen der einzelnen Linien ziemlich



**Fahrt KÖNIG LUDWIGS I. von BAYERN auf der Eisenbahn
von Nürnberg nach Fürth.**

Zum fünfzigjährigen Eisenbahnjubiläum in Deutschland. Genaue Nachbildung des Originals im Privatbesitz zu Nürnberg.

teilnahmslos zu: einige Regierungen nahmen den Bau unmittelbar in die Hand, andere überließen ihn der privaten Initiative, in den meisten Staaten bildete sich das sogenannte gemischte System heraus, indem der Staat einzelne Linien baute und für andere Konzessionen an private Gesellschaften vergab. Wenn trotz dieser Mannigfaltigkeit der Entstehungsformen, die häufig aber gerade durch ihre scharfe Konkurrenz den Ausbau des Gesamtnetzes ungemein förderte, eine Einheitlichkeit geschaffen und bewahrt wurde, so ist dies wesentlich das Verdienst des „Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen“, dessen Thätigkeit in keiner räumlich auch noch so beschränkten Skizzierung unsers Bahnwesens mit Stillschweigen übergangen werden kann. Im Jahre 1847 gegründet, um „durch gemeinsame Beratungen und einmütiges Handeln das eigene Interesse und das des Publikums zu fördern“, hat der Verein auf das gesamte Eisenbahnwesen Deutschlands und nicht minder Österreich-Ungarns den umfassendsten und segensreichsten Einfluß ausgeübt. Die sogenannten „technischen Vereinbarungen“, das Vereinswagenregulativ, das Reglement für den Güterverkehr, aus welchem später das staatliche Betriebsreglement für die Eisenbahnen Deutschlands sich aufbaute, diese und zahlreiche andere Publikationen wirkten fortlaufend auf die so überaus notwendige Einheitlichkeit aller Betriebsformen hin, während das vortreffliche, seit Jahren von Dr. W. Koch mit ungemeiner Umsicht redigierte Vereinsorgan und die regelmäßigen Technikerversammlungen einen steten Austausch aller auf den verschiedenen Zweigen des Bahnwesens gemachten Erfahrungen ermöglichten. Der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen umfaßt außer sämtlichen deutschen auch heute trotz aller politischen Veränderungen noch dreißig österröisch-ungarische Bahnen mit 18366, und zwölf fremdländische Linien mit 4344 Kilometer Betriebslänge; unter den letzteren befinden sich u. a. das ganze rumänische, ja bekanntlich auch von deutscher Initiative geschaffene Netz, die niederländischen, ein Teil der belgischen Bahnen und die Strecken Warschau-Bromberg und Warschau-Wien.

Was das stille, aber überaus aner kennenswerte Wirken des Vereins begonnen — durch staatliches Eingreifen wurde es vollendet: die übereinstimmenden Festsetzungen der Verfassungen erst des norddeutschen Bundes, dann des deutschen Reiches regelten das Eisenbahnwesen nach einheitlichen Prinzipien und unterstellten es gleichzeitig der Aufsicht des Reiches; durch das Gesetz vom 27. Juli 1873 wurde endlich in dem Reichseisenbahnamt eine oberste Aufsichtsbehörde geschaffen. Gleichzeitig aber begann sich allmählich die Erkenntnis Bahn zu brechen, daß die Verstaatlichung sämtlicher Schienenstränge ein Gebot der Notwendigkeit und Gerechtigkeit sei — eine Erkenntnis, welche übrigens mehr oder minder in fast allen Ländern Europas in derselben Epoche Platz gegriffen hat. In England und in Frankreich hatte das gleiche Bedürfnis schon längst zu einer Fusionierung der einzelnen Linien in wenige große Hauptgesellschaften geführt, in Deutschland kam es in der Aufsaugung der kleineren Unternehmungen durch den Staat zum Ausdruck — oder vielmehr durch die Staaten, die, wie man wohl annehmen darf, dem Reiche damit nur vorgearbeitet haben. In Sachsen, Württemberg, Bayern und Baden hatte sich der Umschwung schon früher vollzogen, Preußen ging, von des Fürsten Bismarck persönlichster Initiative angeregt, seit 1875 energisch auf das große Ziel los. Es ist hier nicht der Ort, die

Vorzüge des Staatseisenbahnsystems zu erörtern, ja es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man heute, nachdem gerade die Erfolge der zentralisierten preussischen Verwaltung unter der kräftigen Hand des Ministers Maybach selbst die enträgiertesten Gegner des Systems zu bekehren angefangen haben, sie nochmals konstatieren wollte — wir begnügen uns zu registrieren, daß in Deutschland heute etwa 29 000 Kilometer Bahnen bereits im Staatsbesitz oder doch in staatlichem Betriebe sind.

Neben den großen Hauptlinien des Verkehrs erfordern aber auch die kleinen Ädern und Äderchen unsere Aufmerksamkeit. Jene gewinnbringenden Strecken waren schnell entstanden, diese konnten nur langsam und allmählich aus dem Bedürfnis heraus erwachsen, es mußte für sie erst durch neue Formen des Betriebes und teilweise auch des Baues das Recht und die Möglichkeit der Existenz geschaffen werden: und doch stehen die Sekundärbahnen an wirtschaftlicher Bedeutung den Vollbahnen sicher um nichts nach und die Zukunft wird lehren, daß die Verastelung des großen Hauptnetzes noch viel weiter getrieben werden kann und muß, als man heute vielleicht anzunehmen geneigt ist. Im deutschen Reich sind durch die „Bahnordnung für Eisenbahnen untergeordneter Bedeutung“ vom 12. Juni 1878 feste und doch dehnbare Normen für derartige Unternehmungen geschaffen worden und alle Bundesstaaten haben sich beeifert, sei es durch Subvention, sei es durch direkte Übernahme des Baues diese zu lange vernachlässigten Schwestern der Vollbahnen zu fördern. Daß man auch hier verstanden hat, billig zu bauen, ergibt sich vielleicht am besten aus der Thatfache, daß z. B. der Kilometer der Brölthalbahn nur 23 000, der Feldbahn 28 000 Mark Anlagekapital erforderte; ebenso ließen sich die Betriebskosten enorm ermäßigen: während dieselben auf den Kilometer der deutschen Vollbahnen reduziert im Jahre 1880 etwa 13 000 Mark betrugen, bedingte der Betrieb auf der Feldbahn nur 1700 Mark für den Kilometer.

Fünfzig Jahre deutschen Eisenbahnwesens! Was liegt nicht alles zwischen dem Damals und dem Jetzt und wie bedeutungsvoll haben die eisernen Schienenwege in diesem halben Jahrhundert mitgewirkt, nicht allein in materieller, sondern auch in geistiger Beziehung! Wer wollte den gewaltigen Einfluß verkennen, den die Bahnen auf die Hebung des nationalen Wohlstands, auf Produktion und Absatz der Industrie, wie der Landwirtschaft ausgeübt haben — wer dürfte aber auch ihre Einwirkung auf die Entwicklung der engeren geistigen Wechselbeziehungen zwischen Norden und Süden, zwischen dem Osten und dem Westen unsers Vaterlandes leugnen, wer in Abrede stellen, daß sie dem unheilvollen Geist kleinstaatlicher Kirchturnspolitik mehr Abbruch gethan haben, als tausend schöne Reden von der Einheit des Reichs! Und als dann Deutschland unter Preußens Führung den letzten großen Kampf auskämpfte, in dem jene Einheit endlich mit Blut gekittet wurde, was haben die deutschen Bahnen in jener schweren Zeit geleistet! Wir wollen nicht von dem strategischen Wert dieser Leistungen für die Konzentration der Armee sprechen,

aber ihrer Bedeutung für den Nachschub des Heeres, für die Erhaltung der Schlagfertigkeit müssen wir hier ebenso gedenken, wie derjenigen Wirksamkeit, welche sie im Sinne schönster Humanität bei der Evakuierung des Kriegsschauplatzes von Kranken und Verwundeten, in der Aufrechterhaltung auch der rein mensch-



lichen, privaten Beziehungen zwischen den fernen Kriegern und der Heimat entfaltet. Nicht weniger als 240 426 Kranke und Verwundete sind im Laufe des Feldzugs durch die Bahn zurücktransportiert worden und hundertfünf Millionen Briefe, Postkarten und Pakete trug das geflügelte Rad als teure Pfänder der Liebe im privaten Verkehr über die Grenze.

Fünzig Jahre deutschen Eisenbahnwesens! Am 7. Dezember 1835 besaß Deutschland in der kleinen Nürnberg-Fürther Bahn seine erste Strecke von sechs Kilometern Länge und mit einer Lokomotive ausgerüstet — heute kurfieren auf den 35 000 Kilometern unsers Bahnnetzes 11 000 Maschinen und 245 000 Personen- und Lastwagen. Nicht weniger als 9250 Millionen Mark waren 1882 in den deutschen Bahnen angelegt, nicht weniger als 224 000 Personen und 180 000 Tons Güter wurden täglich auf ihnen befördert und, was nicht übersehen werden darf, das riesige Anlagekapital rentierte sich mit durchschnittlich fünf Prozent: die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 970 Millionen, die Gesamtausgaben auf 534 Millionen Mark! Wenn irgend etwas, so sprechen diese Zahlen für die gesunde Entwicklung unsers Eisenbahnwesens, sie gestatten, mit Stolz auf die vergangenen fünf Jahrzehnte zurückzublicken, sie berechtigen zu einem fröhlichen „Glück auf!“ für die Zukunft.

Hanns von Spielberg.

Um familiäres.

Die Weihnachtsgabe der Münchner.

(Zu den Bildern auf S. 149 und 153.)

Zum zweitenmale haben sich Münchener Künstler und Schriftsteller verbunden, um durch eine artistisch-literarische Gabe, die jedem Geschmack zusagt, um einen Platz auf dem Weihnachtstische zu werben. Der erste, im vorigen Jahr gemachte Versuch muß sehr glücklich ausgefallen sein, denn die „Münchener bunte Wappe“ (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft) hat ein noch stattlicheres Gewand angelegt und tritt bei weitem solider auf, als bei ihrem ersten Schritt ins Dasein, ohne ihren Preis erhöht zu haben. An der Preisfrage, die ebenso wichtig ist wie die Fragenfrage, ist vor Jahren ein ähnliches Unternehmen, das „Düsseldorfer Künstleralbum“, gescheitert. Oder dürfen wir dieser Thatfache einen tieferen Grund unterlegen? Dürfen wir glauben, daß nicht äußere Umstände, sondern das ewige Gesetz des irdisch Geschaffenen, die Notwendigkeit des „Werdens und Vergehens“, die Ursache davon gewesen ist? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß München augenblicklich — und zwar währt dieser Zustand schon fünf oder sechs Jahre lang — der Vorort oder richtiger Hauptort deutscher Kunst ist, soweit dieselbe durch die zur Zeit populärste aller Künste, die Malerei, mit allem, was drum und dran hängt, vertreten wird. Eine Meinungsverschiedenheit kann nur insofern entstehen, als man hinsichtlich der Überlegenheit zwischen München und Berlin schwanken könnte. Leider muß aber gesagt werden, daß Berlin zwar die Autorität des Reichszentrums und seine Künstlerchaft die Protektion der Reichsbehörden hinter sich hat, daß die Berliner Künstler jedoch nicht eine so festgeschlossene Körperschaft sind, im gegebenen Falle nicht so energisch vorgehen, um ihre Interessen zu wahren, wie es die Münchener thun. Diese verhältnismäßig große Einigkeit, soweit in einer Künstlerrepublik überhaupt von Einigkeit die Rede sein kann, hat sich besonders glänzend in der letzten internationalen Kunstausstellung gezeigt und sie hat vielleicht zuwege gebracht, daß die Münchener Kunst eine nach bestimmten Richtungen scharf ausgeprägte Physiognomie darbietet. Auch die „Münchener bunte Wappe“ kann man als ein Symbol dieser einheitlichen Bestrebungen betrachten. Die Großen haben mit demselben Eifer ihre Beiträge geliefert wie die Kleinen, und ein jeder hat sich zudem bemüht, etwas beizusteuern, wodurch seine künstlerische Eigenart charakterisiert wird.

Wenn man die Zeichnungen durchblättert, welche in diesem Jahre ungleich sauberer und gefälliger von Angerer und Göschl reproduziert worden sind, durchleitet man das ganze Gebiet der Münchener Kunst, von dem ersten feierlichen Piloth, welcher eine Epigone aus der Jugend des großen Kurfürsten dargestellt hat, und dem gemütvollen Defregger, dessen taufische, herzige Bronie die Galerie seiner Mädchenbilder aus dem Gebirge um ein prächtiges Exemplar vermehrt, bis zu den köstlichen Zeichnern der „Liegenden Blätter“, dem geistvollen Charakteristiker Edmund Harburger und dem niemals um einen lustigen Einfall verlegenen Oberländer. Was zwischen diesen Extremen liegt, gibt uns ein anschauliches Bild von dem Reichtum an künstlerischen Individualitäten, dessen sich die Münchener Schule zu erfreuen hat. Mit vollem Recht hat man den schneidigen und genialen Illustrator Wilhelm Diez an die Spitze gestellt, von dessen Laufbahn Hr. Becht in seiner originellen Manier eine drastische Schilderung entwirft. Seine Richtung ist dann weiter durch Ludwig Löffy und Klaus Meyer, den Stolz der neuen Schule, vertreten.

Aus der Reihe der älteren Künstler begegnen wir dem bis zur Bizarrerie geistvollen Leubach, dem gefühlreichen Benschlag, Gabriel Nag mit einer seltsam durchgeistigten Studie nach der „Seherin von Prevorst“, den Klosterhumoristen Eduard Grünner, F. A. Kaulbach, den man wohl den Münchener van Dyk nennen kann, Liezenmayer, Lindenschmit und Karl Raupp, der seine Motive gern dem Chiemsee und dem Leben seiner Anwohner entnimmt. Um das Interesse unserer Leser für den Reichtum der „Münchener bunten Wappe“ rege zu machen, haben wir zwei Beiträge ausgewählt, welche von zwei ebenso eigenartigen als künstlerisch in sich abgeschlossenen Talenten herrühren. Es ist die Spezialität des Tiermalers Otto Gebler, eines Pilotyschülers, gleichsam, wenn man so sagen darf, in das Gemütsleben des scheinbar stumpfsinnigsten aller Haustiere, des Schafes, einzudringen und den „Schafstopp“ gewissermaßen zum Schauplatz gefühl- oder doch wenigstens teilnahmevoller Regungen zu machen. Inwiefern ihm dies bei der Vorführung der „guten Freunde“ gelungen ist, können unsere Leser selbst beurteilen. Jedenfalls weiß er den Zeichnistift ebenso virtuos und scharf zu handhaben wie Edmund Harburger, dessen Genrebilder aus dem bürgerlichen Leben mit den besten Schöpfungen der niederländischen Kleinmeister wetteifern können. Wie schlagend und drastisch ist das knappe Profil der alten Frau umrissen, welche sich für den empfangenen Trunk durch einen ausführlichen Bericht über alle aufregenden Ereignisse in der Nachbarschaft dankbar erweist!

Wie die Künstler scheinen auch die Dichter und Schriftsteller, welche zur Münchener Schule im weitesten Sinne gehören, eine Ehre darin gesucht zu haben, sich an dem lokalpatriotischen Unternehmen zu beteiligen. Männer wie Graf Schach, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, Julius Groffe, Hermann Lingg, Wilhelm Herz, Gregorovius und der jüngst verstorbene Volksdichter Karl Stieler sind hier vertreten, und bei den meisten handelt es sich nicht um wenig belangreiche Findlinge aus vergessenen Schiebsäckern des Schreibstisches. Die wie aus blinkendem Erz gegossenen Terzinen des Grafen Schach „Luca della Robbia“ und der ergreifende Monolog der Zigeunerin von Julius Groffe sind dichterische Perlen von reinstem Glanz, denen sich der Essay von Gregorovius über neue Schicksale alter Ruinen, die Reiseschilderung „Zwischen zwei Kontinenten“ von Reber und die bayerische Dorfgeschichte von Maximilian Schmidt würdig anreihen.

Adolf Rosenber.

Rechtsrat.

Einem jungen Manne waren während seiner Studienzeit auf einer preussischen Universität die Kollegienhonoreare gestundet worden. Derselbe starb vor eineinhalb Jahren, ohne die einige hundert Mark betragende Schuld berichtigt zu haben. Sein Nachlaß bestand nur in einigen Aliebern und Büchern, deren Wert, soweit sie überhaupt veräußert werden konnten, nicht entfernt hinreichte, um die Begräbniskosten zu decken. Die Eltern, ohne jegliches Vermögen, auch ohne eigenes Einkommen, leben ausschließlich von den Unterstützungen Verwandter. Nun erhalten dieselben von der p. Quästur die Aufforderung, den Schuldbetrag binnen vier Wochen einzulösen oder den Nachweis beizubringen, daß sie der Erbschaft rechtzeitig gerichtlich entsaugt haben.

Genügt hier nicht der Nachweis, daß weder Vermögen noch Einkommen vorhanden ist? Hasten überhaupt für dergleichen Schulden noch andere als der Kontrahent selbst? Wäre es möglich, daß im gerichtlichen Verfahren etwa die Möbel z. B. der Eltern in Anspruch genommen würden? Wiebe nicht noch der Ausweg, die einzelnen Deponenten um Erlaß der Schuld zu bitten, oder sind diese vielleicht schon durch die Quästur bezahlt worden? J. in G.

Die Schuld des Sohnes geht auf die Eltern als Erben über, wenn dieselben nicht rechtzeitig der Erbschaft entzogen oder von der Rechtswohltat des Inventars Gebrauch machen. Im letzteren Falle brauchen sie nicht mehr zu bezahlen, als sie geerbt haben. Sonst hasten sie in voller Höhe, und es kann im Wege der Zwangsvollstreckung ihre Habe angegriffen werden.

Die Bitte um Schuldverlaß bleibt natürlich offen. In der Regel wird die Quästur die Honorare schon ausgelegt haben.

Durch die Fluren des meinem Vater gehörigen Bauerngutes führt ein Wirtschaftsweg, welcher weniger von Geschirren meines Vaters selbst als von denen des dortigen Rittergutes befahren wird behufs Bestellung der hinter den Grundstücken meines Vaters gelegenen Felder. Dieser Wirtschaftsweg ist früher einmal öffentlicher Weg gewesen, ist aber als öffentlicher Weg eingezogen worden (laut Protokoll, in der Amtshauptmannschaft zu Plauen befindlich), weil sich mein Vater dazu verstand, unentgeltlich Boden zu gewähren zu einem neuen, besser gelegenen öffentlichen Wege, welcher den eingezogenen teilweise ersetzt.

Meinem Vater ist damals der Boden des eingezogenen Weges urkundlich als Eigentum überwiesen worden, und er bezahlt auch seitdem die Grundsteuer der darauf entfallenden Einheiten.

Trotzdem hat nun mein Vater bisher gebuldet, daß der Rittergutsbesitzer den Weg, wie oben angeführt, noch benützt. Unzuträglichkeiten (Fahren in die Wiese beim Ausweichen und ähnliches), die sich in neuerer Zeit gesteigert haben und meinen Vater empfindlich schädigen, legen ihm jetzt jedoch die Maßnahme nahe, den Weg von jetzt ab für die Rittergutsbesitzer zu schließen, umso mehr, als

diesen möglich ist, auf einem kleinen Umwege durch zugehörige Grundstücke die Bestellung der fraglichen Felder zu bewerkstelligen.

Es fragt sich nun: Hat mein Vater das Recht, nachdem der Weg einige zwanzig Jahre, seit er als öffentlicher Weg eingezogen ist, in oben beschriebener Weise benutzt worden ist, mit Schließung desselben vorzugehen?

Wenn ja, welche Rechtsmittel würden anzuwenden sein bei etwaigem Widerstande von Seiten des Ritterguts-Pächters oder -Besizers?

Müßte mein Vater dann auch jedem andern, der diesen Weg einmal befahren wollte, die Benutzung desselben verbieten?

I. in P.

Durch die Einziehung des Weges als öffentlichen Weges hat derselbe diesen Charakter verloren, und es ist der Grund und Boden Gegenstand des Privateigentums geworden.

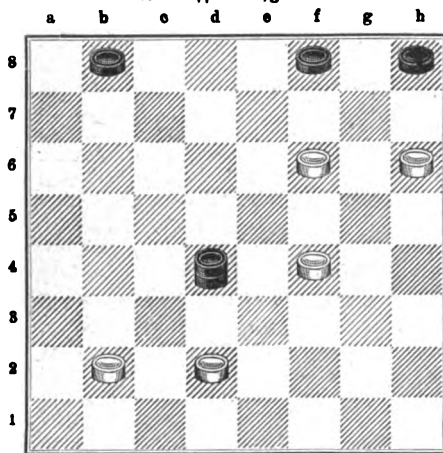
So lange der Weg ein öffentlicher war, konnte weder der Rittergutsbesitzer noch sonst jemand Rechte an demselben erwerben. Sofern daher seit der Einziehung dieses Weges noch keine dreißig Jahre verflossen sind, mithin eine Ersizung nicht stattgefunden hat, ist Ihr Vater berechtigt, dem Rittergutsbesitzer im Wege der Klage die weitere Benutzung des Weges zu untersagen. Eine eigenmächtige Sperrung ohne Klage empfiehlt sich um deswillen nicht, weil der Rittergutsbesitzer im Besitze und deshalb in der Lage ist, eine eigenmächtige Sperrung im Wege der Besitzstörungsklage zu beseitigen.

Briefkasten.

H. P. in Hannover. Kopra ist zerhackte und getrocknete Kokosnuss. — **M. M.** Fragen Sie bei einem Mechaniker nach. — **Älteste Abonnentin in D.** Wenn das möglich wäre, hätte es Ihrer Anregung nicht bedurft. — **S. R. in Dr.** Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, starb zu Celle 1705. Sein Land Lüneburg kam mit dem neu erworbenen Lauenburg, da er nur eine Tochter Sophie Dorothea hatte, an seinen Neffen, den Kurfürsten Georg Ludwig von der Kalenberg'schen Linie. Dieser, ein Sohn des Kurfürsten Ernst August, wurde 1714 als Georg I. König von England. Er war mit Sophie Dorothea vermählt. Sie ist die bekannte „Prinzessin von Ahlden.“ — **H. von L. in Königsberg.** Einen Sitzungsplan und das Mitgliederverzeichnis der Generalsynode können Sie für 1 Mt. 50 Pf. vom Kanzleirat Hermann Gräger, Berlin SW., Galtisches Ufer 32, I. beziehen. — **M. Z. in Dr. Stifte,** welche mit Tinte schreiben, gibt es allerdings, sie kosten aber 11 Mt. Wenn Sie sich an eine größere Papierhandlung, z. B. Rühlus in Leipzig. — **G. M. in R.** Die Ablehnung stets zu motivieren ist schon deshalb nicht möglich, weil wir, um zu ermitteln, warum wir eine Erzählung nicht brauchen können, dreimal mehr Zeit nötig haben, als um zu wissen, daß wir sie nicht brauchen können. Und nun gar das dem Autor begreiflich machen! Wir sind ja auch keine Akademie der „schönen Literatur“, sondern eine Redaktion und zwar eine sehr beschäftigte. — **M. P. in G. ad 1.)** „Die Sitten der guten Gesellschaft“ von Marie Ralm (Stuttgart, J. Engelhorn) dürfte Ihren Wünschen entsprechen. Ob sich dergleichen auf literarischem Wege lernen läßt, bleibt freilich fraglich. ad 2) Die Berufswahl unserer Töchter von A. von Fragsstein. Wittenberg, R. Herold. — **M. v. P. G.** in R. Künstlerisch hübsch ausgestattete Spielkarten, sowohl deutsche wie französische, hat J. D. Weigel in Leipzig in den Handel gebracht. Ertere hat Bürger, letztere Däpler entworfen. Illustrierte Stat- und Wüstbücher sind bei J. A. Kern in Breslau erschienen. Eben dort auch in neuer Folge ein illustriertes Buch der Rastencien (5 Mt.). Dergleichen macht man jetzt sehr hübsch. In Sachen von Jagdeinladungs-, Wende- und Glückwunschkarten etc. thun Sie am besten sich an die Gebrüder Obpacher in München zu halten, auf deren schöne Arbeiten wir ja schon mehrfach hingewiesen haben.

In unserer Spielecke.

Damenspielangabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Dreißilbige Scharade.

Eines Gottesmannes Feind,
Meine Erste, hat gemeint
Luft und Licht ihm abzulassen
Durch den Nachspruch hoher Herren.
Doch es wurden desto weiter
Meine Letzten — immer breiter —
Ließen Luft und Licht hinein
Aber Eulenbrut zur Pein.

Und jetzt steht trotz Nacht und Bann
Hinter mir der beste Mann
Seinem Feind zum blassen Reide,
Seinem Volk zur Augenweide.

Mag noch manches Gnadenjahr
Durch mein Ganzes, spiegelklar,
Er beglückt hernieder schauen
Und am Gottesreiche bauen! Pf. J.

2. Deschiffrier-Aufgabe.

1. 2. 3. — 4. 5. 6. 7. 8. — 9. 10. 2.
- 3. 8. 7. — 11. 10. 12. 12. 13. 14. 15. 3.
7. — 13. 6. 13. — 14. 5. 7. — 15. 13. 8.
16. 2. 17. 8. 16. 2. 7. 12. 15. 10. 18. — 3.
8. 15. — 15. 13. 8. 16. 2. — 7. 10. — 18.
6. 19. 13. 12. — 16. 19. 13. — 17. 10. 13.
5. — 3. 8. 15. — 20. 10. 3. 8. 2. 7. 8. 8.
- 3. 10. 19. 13. — 10. 13. 2. 8. — 20. 10.
3. 8. 2. — 7. 8. 16. 2.

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten 3. lauten. Die fünf Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Einen weiblichen Vornamen 2. Eine der Hauptpersonen in „Don Carlos“. 3. Einen Ausdruck hoher Freude. 4. Einen Propheten. 5. Eine Person, die in Sagen und Märchen eine große Rolle spielt. K.

4. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| A | A | B | B | E |
| E | E | E | E | E |
| I | I | I | I | L |
| L | L | L | M | O |
| R | S | S | S | U |

Bilderrätsel.

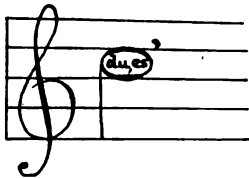


3. Akrostichon.

ar, ah, b, be, d, de, e, e, e, er, eh, er,
f, ge, h, ie, il, l, li, lif, m, n, n, n, o, or, p,
ra, t, ter, u, u, u, v, ve, ve.

Aus den obigen Buchstaben und Buchstaben-Zusammenstellungen lassen sich neun bekannte Wörter bilden, deren Anfangsbuchstaben einen berühmten Komponisten nennen und deren Endbuchstaben, in umgekehrter Reihenfolge gelesen, den Namen eines andern hervorragenden Komponisten ergeben.

1. Als Feldherr siegte ich in mancher Schlacht,
2. Mich zierte einer Kaiserkrone Pracht,
3. Ich bin in Schleswig ein bekannter Ort,
4. Ich werde oft genannt beim edlen Sport,
5. Ein Meister bin ich in der Töne Reich,
6. Ich hänge an des Altbau's grünem Zweig,
7. Ich eine Stadt im schönen Schweizerland,
8. Wie ich ward eine Muse einst genannt,
9. Ich bin gewiß dir als Prophet bekannt.



5. Vierstilige Scharade.

Die ersten Beiden schleichen,
Wie alle ihresgleichen,
Ihr Opfer zu erreichen.
Die andern Beiden schmerzen
Im tiefbetäubten Herzen,
Dabei ist Lust und Scherzen.
Des Ganzen schwere Plagen
Sind gar nicht auszufagen.

O weh mein Kopf und Magen! B.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 9.

Schachspielaufgabe.

1. Sc3 — b5 1. Te7 beliebig
oder e3 — e2
2. Td3 — c3# oder Sd4 — e6#
1. 1. Kc4 — b4 oder — c5
2. Sd4 — b3#

1. Turm steht = Efte.
2. Das Schiff = Aff.
3. Sonne war = Nawa.
4. So stark = Ost.
5. Becher angefüllt = Pera.
6. Leben stürmt = Ens.
7. Ruh. Und = Fund.
8. immer zu = Erz.

Bilderrätsel.

Lieber im Gefängnis bei einem Weisen,
als im Paradies bei einem Thoren.

2. Dreißilbige Scharade. Wollenbruch.
3. Urahne 91, Großmutter 59, Mutter 24,
Kind 6 Jahre.

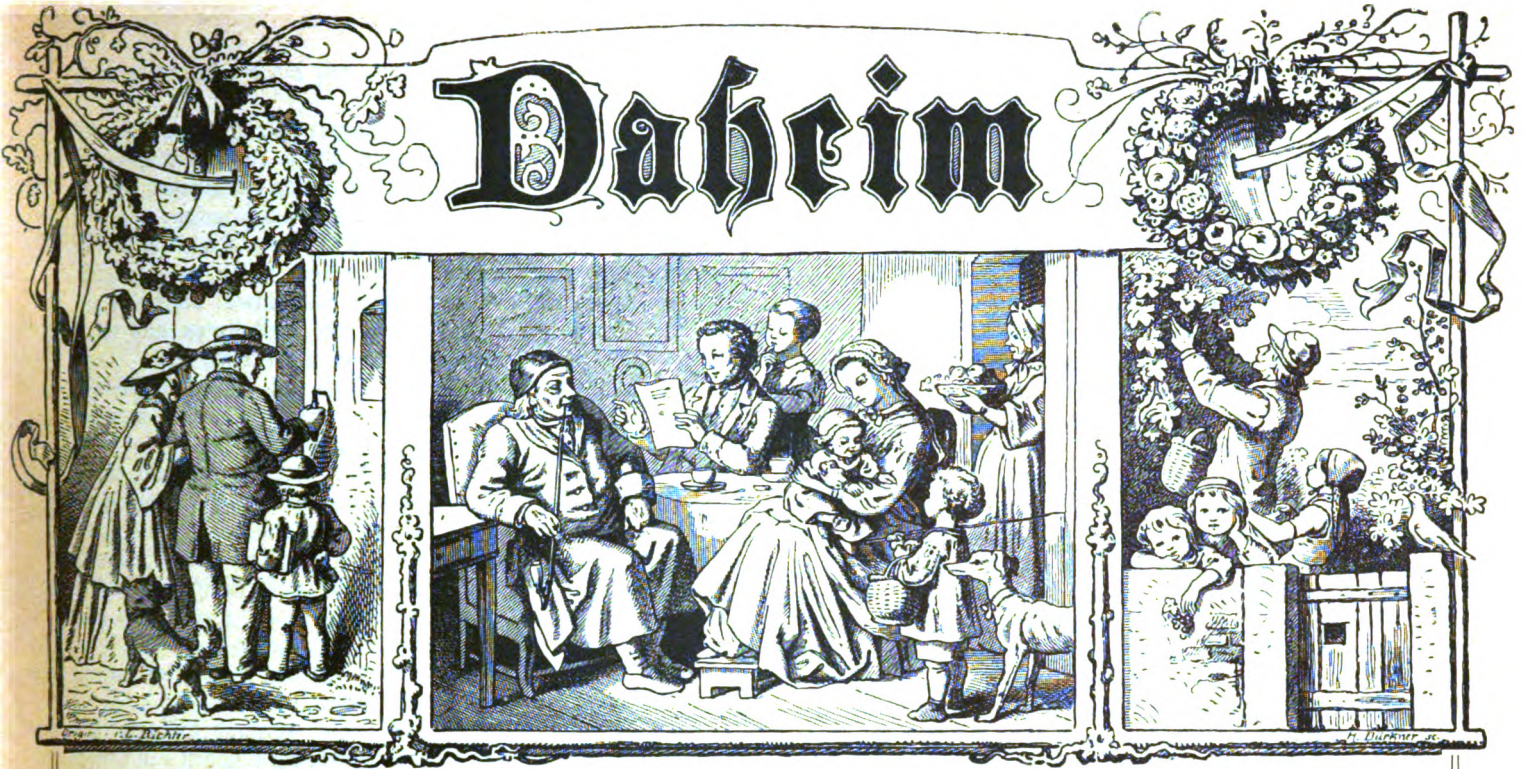
4. Vierstilige Scharade. Kettenrechnung.

Inhalt: Der alte Jungherr und seine Liebe. Von Theodor Hermann Pantenius. — Die stille Insel. Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szcepanowski. — Fünfzig Jahre deutschen Eisenbahnwesens. Mit drei Illustrationen. Von Hanns von Spielberg. — Am Familientisch: Die Weihnachtsgabe der Münchener. Zu den Bildern von E. Harburger und Otto Gebler. — Rechtsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Aoenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Aoenig.
Verlag der Pöschel-Expedition (Pöschel & Altmann) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Dezember. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 11.

Der alte Jungherr und seine Liebe.

Von Th. H. Pantenius.
(Fortsetzung.)

Jetzt werden die Lichter ausgelöscht, aber wir sind wie gefangene Vögel, zirpen noch ein paarmal, ehe es wirklich still wird. „Gegen das, was Sie zuletzt sagten, ließe sich immerhin das und das einwenden“, meint der eine, oder: „Kennen Sie auch das und das von ihm?“ Gewöhnlich fügt er aber gleich selbst hinzu: „Doch, das müssen wir morgen erörtern.“ Und nun wird es still und die Musik des Regens, das Plätschern und Rinnen ringsum jingt uns in den Schlaf.

Es war merkwürdig: wir waren nur auf unserm Zimmer Freunde und zwar auch nur am Abend. Unten, unter den Tuchs, verhielten wir uns kaum anders, als in all den Jahren vorher und selbst wenn wir am Tage auf unserm Zimmer zusammentrafen, kam nie ein Gespräch in Gang. Dieser Umstand entsprach durchaus meinen romantischen Neigungen. Hätte ein dritter um unsere Abende gewußt, sie wären mir nicht halb so lieb gewesen.

Eins freilich störte mich immer: daß Häberle seinen Freunden gestattete, in solcher Weise mit ihm zu scherzen. Indessen, da ich auch jetzt fast den ganzen Tag über allein durch Feld und Heide schweifte, brauchte ich nicht allzuoft ein Zeuge dieser mich jetzt wahrhaft empörenden Späße zu sein.

Eines Tages kehrte ich früher als gewöhnlich aus dem Walde zurück. In dem Augenblick, als ich die Hand nach der Thürklinke unsers Zimmers ausstreckte, wurde die Thür von innen geöffnet und einer der jüngeren Tuchs trat heraus. Als er mich gewahr wurde, lächelte er verschmüht, sagte aber nichts und ging fort. Ich blickte mich mißtrauisch im Zimmer um, konnte aber nicht entdecken, welche Beobachtung meinen Better mit so viel innerer Heiterkeit erfüllt haben konnte.

Bald darauf kamen Häberle und ein halbes Duzend Tuchs herauf und ich bemerkte jetzt, daß es auf eine „Wopserci“ abgesehen war. Ich hätte mich unter einem Vorwande leicht

entfernen können, wurde aber durch eine gewisse Neugierde festgehalten. Was konnten sie nur vorhaben? Scheinbar waren sie nur durch den Wunsch hinaufgeführt worden, ein unten begonnenes Gespräch fortzuführen, saßen auf den Stühlen, Tischen und Betten umher, rauchten Zigaretten und plauderten. Nach einiger Zeit sah einer von ihnen nach der Uhr und bemerkte, man würde gleich zu Tisch gehen müssen. Häberle warf nun die Oberkleider schnell ab, um sich zu waschen, und ich sah aus den Gesichtern der Tuchs, daß der „Spaß“ jetzt losgehen mußte, ahnte aber noch immer nicht, worin er bestehen könnte. Jetzt näherte sich dem Waschapparat und beugte sich zu ihm nieder, fuhr aber plötzlich entsetzt zurück und taumelte gegen den Fußrand meines Bettes. Die Herren brachen in ein schallendes Gelächter aus. In der Waschschüssel schwamm ein ungewöhnlich großer Regenwurm, gegen diese Tiere aber, wie überhaupt gegen alles Gewürm, hatte Häberle eine unüberwindliche Abneigung. Kroch ihm eine Raupe über die Hand oder trat er auf eine Kröte, so schrie er auf wie ein Bäckfisch und wurde kreidebleich.

Das Gelingen dieses Späßes animierte die Tuchs zu weiterem Vorgehen. Sie umringten Häberle und beschworen ihn, die Gelegenheit zu benutzen, um über diese Idiosynkrasie Herr zu werden. Für einen „alten Jungherrn“ schide es sich doch durchaus nicht, so schreckhaft zu sein. Häberle wies diese Zumutung zurück, aber in so heiterer Weise, daß seine Quäler dadurch nur noch mehr gereizt wurden, den Scherz fortzusetzen. Nach längerer Wechselrede fielen sie über ihn her und bemühten sich, sein Gesicht in die Waschschüssel zu tauchen. Häberle wehrte sich, aber seine Gegenwehr behielt in der That immer etwas Komisches und so hätten die Übermütigen ihre Absicht wohl ausgeführt, wenn nicht während des Hin und Her plötzlich Häberles Hemd von oben bis zum

Gürtel zerrissen wäre. Dieser Umstand brachte die Herren gewissermaßen wieder zu sich. „Sei nicht böse, alter Jungherr“, hieß es, „du weißt ja, wie wir es meinten.“

Sie meinten es in der That nicht schlimm. Dieses derbe Geschlecht liebte auch derbe Späße und jeder von ihnen hätte zur Not auch einen solchen über sich ergehen lassen, ohne sich sonderlich viel daraus zu machen. Mich aber erfüllte diese Szene mit einem unbeschreiblichen Widerwillen gegen die ganze Gesellschaft und wäre ich schon Student gewesen, ich hätte zweifellos trotz Mutter, Freundschaft und Verwandtschaft ihnen allen miteinander das Wort entgegengeschleudert, welches mir die einzig zutreffende Bezeichnung für sie zu erhalten schien. So aber mußte ich, wohl oder übel, meinen Grimm hinunterschlucken.

Ich hatte mich, als der Tumult begann, an das Fenster zurückgezogen und blickte, mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz gelehnt, auf das Treiben. Wie nun Häberle mit dem zergaunten Haar und dem zerrissenen Hemd sich von der Gruppe loslöste und auf die neben mir stehende Kommode zuschritt, sah er aus wie der Teilnehmer an einer Schlägerei im Krug und ich blickte mit unverhohlter Verachtung auf ihn, zumal ein Lächeln um seine Lippen zu beweisen schien, daß ihm der Spaß nicht weiter unangenehm gewesen war.

Häberle zog, ohne mich anzublicken, ein Schiebsfach der Kommode auf und beugte sich über dasselbe, indem er nach einem Hemde suchte. In diesem Augenblick gewahrte ich, daß ein paar Thränen schnell über seine Wangen liefen und in die Schublade fielen, er selbst aber that, als ob er nicht gleich das rechte Hemd finde, und als er sich wieder aufrichtete, umspielte schon wieder sein gewöhnliches, gutmütiges Lächeln seinen Mund.

Der Eindruck, den diese Thränen auf mich machten, war groß und ein heißes Mitleid mit dem, der sie geweint hatte, stieg in mir auf, aber ich verhärtete mein Herz absichtlich und gab mir alle Mühe, das Gefühl der Verachtung festzuhalten. Ich begab mich hinunter, suchte meine Mutter auf und beschwor sie, indem ich ihr über den Vorgang, dessen Zeuge ich soeben gewesen war, berichtete, mit mir Behrsen zu verlassen. Allein meine Mutter blieb in diesem Punkt jetzt ebenso fest wie bisher immer. So sehr sie mich auch gewähren ließ und so sehr sie sonst den Wünschen ihres einzigen Kindes auch dann Rechnung trug, wenn dieselben thöricht waren, sobald Behrsen in Frage kam, wurde das anders. Sie war eben mit Tante Tuch durch eine Freundschaft verbunden, gegen die selbst ich vergeblich Sturm lief. So setzte sie mir denn auch jetzt auseinander, daß ein solcher Scherz zwar keineswegs zart, aber doch auch nicht so unerhört roh sei, wie ich ihn auffasse. Die jungen Leute wären wohl durch die Lust des Augenblicks weiter fortgerissen worden, als ihnen selbst lieb sei, und wenn ich acht gäbe, würde ich gewiß bemerken, daß sie den Spaß durch verdoppelte Freundlichkeit und Herzlichkeit gegen Häberle gut machen würden. Man müsse die Menschen nun einmal verbrauchen, wie sie wären, und habe nicht das Recht zu verlangen, daß sie sich nach unsern Wünschen, die ihnen ja noch dazu oft gar nicht bekannt wären, richten sollten. Ich sei der Allerjüngste und überdies Gast in diesem Kreise, ich hätte mich daher in den in demselben herrschenden Ton zu schicken. Häberle selbst sehe überdies diese Dinge gar nicht so sentimental an wie ich.

Als ich darauf erklärte, daß ich wenigstens jedenfalls noch heute Behrsen verlassen würde, legte meine Mutter ihrerseits sich aufs Bitten, und als die ersten Thränen in ihren Augen schimmerten, war der Handel wieder einmal dahin entschieden, daß ich blieb.

Ich blieb, aber ich legte meinen Zorn über den abgeschlagenen Sturm auf meiner Mutter Herz auch noch auf die Schultern Häberles, und als ich in der That bemerkte, daß den Tuchs ihr Betragen vom Vormittag sichtlich leid that und daß sie es durch verdoppelte Herzlichkeit gegen Häberle gut zu machen suchten, redete ich mir ein, daß ihr Verhalten immerhin

entschuldbar sei, während Häberle mir als ein durchaus verächtliches Geschöpf erschien.

Als wir am Abend unser Zimmer betraten und Häberle mit der Frage, ob ich Diez: „Die Poesie der Troubadours“ kenne, unser Gespräch wieder in das übliche Fahrwasser lenken wollte, erwiderte ich mit einem so kurzen und scharfen: „nein“, daß er keine weitere Frage an mich richtete. Damit hatte ich ja nun ganz zufrieden sein müssen, statt dessen verspürte ich aber ein heißes Verlangen, von ihm noch einmal angerebet zu werden. Doch das geschah nicht, wir entkleideten uns vielmehr schweigend und legten uns auch so zu Bett.

Nun waren bisher mit Rücksicht auf Häberles Schlaflosigkeit die Läden unsers Fensters immer geschlossen worden — wir befanden uns in der Zeit der hellen Nächte — und zwar von dem, der zuletzt mit dem Auskleiden fertig war. Diesmal hatte Häberle sie schließen müssen, er ließ sie aber offen.

Ich liebte von jeher die hellen nordischen Nächte über alles und hätte daher froh sein müssen, endlich wieder einmal eine genießen zu können — was ging mich künftig Häberles Schlaflosigkeit an? — statt dessen fragte ich, wenn auch mit rauher Stimme: „Soll ich die Läden schließen?“

„Danke, soweit ich in Frage komme, möchte ich bitten, sie offen zu lassen“, war die Antwort.

Ich war innerlich empört. Ich verstand Häberle so: „Ich weiß, daß du mir mit den geschlossenen Läden ein Opfer brachtest. So lange du liebenswürdig gegen mich warst, nahm ich es auch gern entgegen, jetzt aber, wo du mich beleidigt hast, bitte ich dich, davon abzusehen.“ War das nun nicht unerhört? Derselbe Mann, der sich von den Tuchs in so unglaublicher Weise mißhandeln ließ, ohne ihnen ihre Rohheit irgend nachzutragen, nahm sich heraus mir gegenüber den Verletzten zu spielen, weil ich einmal auf ein von ihm angeregtes Gespräch nicht sofort eingegangen war! Aber so geht es, wenn man höflich ist! Hätte ich den Mann von anfang an so schlecht behandelt wie die Tuchs, er hätte mein kurzes „nein“ ganz in der Ordnung gefunden. Aber er soll bald einsehen, daß mir an seiner Meinung auch nicht das mindeste gelegen ist.

Es war eine warme, helle Sommernacht und alles, was in einer solchen seine Stimme vernehmen läßt, machte Musik nach Herzenslust. Die Frösche in den beiden Teichen quakten um die Wette, die Wachtelkönige in der Wiese schrien, die Wachteln im Kornfelde riefen, die Nachtschwalbe schnurrte über den Garten hin. Ich konnte, wenn ich zu Häberle hinüberblinzelte, seine Gesichtszüge deutlich erkennen. Er lag wie gewöhnlich auf dem Rücken und hielt die Hände gefaltet über der Decke. „Ganz wie ein Weib“, dachte ich, „wie eine Frau, die nach glücklich beendetem Wochenbett den Besuch ihrer Freundinnen erwartet! Er ist ja auch nur ein Weib. Man sollte ihn nicht den „alten Jungherrn“ nennen, sondern das „alte Weib“.“

Ich blinzelte wieder hinüber nach dem „Weib“. Es schien mir jetzt, als ob ein tief schmerzlicher Zug um den Mund Häberles läge. Mir war seltsam zu Mute. Ich warf die Decke ab, aber auch das Betttuch lastete noch schwer auf mir. Und wenn er ein Weib ist, dachte ich weiter, was kann er dafür? Er ist einmal ohne Hörner und Zähne, wehrlos zur Welt gekommen. Und wenn dem so ist, ist es dann edel, daß ich diese Wehrlosigkeit auch meinerseits mißbrauche? Kein echter Mann greift doch ein Weib an. Und dann — er weinte vorhin, er leidet also unter seiner Wehrlosigkeit, leidet vielleicht schwer. Es war ihm vielleicht eine große Freude, daß er mit mir Dinge besprechen konnte, die ihn interessierten, während seine Freunde keinerlei Verständnis für sie haben! Er genoß es vielleicht aus tiefster Seele, daß ich nie mit ihm scherzte, ihn nie neckte! Ob er wohl Augehörige hatte? Vermutlich nicht, wenigstens sprach er nie von ihnen. Ob er wirklich ganz allein stand in der Welt? Wahrscheinlich, denn es war immer nur von seinen Freunden die Rede. Großer Gott, wie traurig muß das für einen so weichen Menschen sein! Vielleicht war es diese Vereinsamung, die ihn veran-

laßte, sich so viel von den Tuchs gefallen zu lassen. Wußte er doch, daß sie ihn in ihrer Weise herzlich liebten. Es ergriff mich ein tiefes Mitleid mit dem einsamen Manne, der da so still und ergeben drei Schritt von mir in seinem Bett lag und litt, durch mich litt!

Wie heiß und schwül es in der Stube war! Und dann die Stimmen draußen! „Du brichst ihm das Herz! Du brichst ihm das Herz!“ quakten die Frösche; „himmelschreiend, himmelschreiend“, schrie der Wachtelkönig; „tot, morgen tot, tot, morgen tot“, rief die Wachtel.

Ich blickte wieder zu Häberle hinüber. Er lag noch immer bewegungslos da, den Kopf ein wenig zur Seite gewandt, der Wand zu.

Wie er so still dalag mit einem Antlitz, das mir jetzt den Ausdruck sanfter, stiller Ergebenheit zu tragen schien, erinnerte er mich an den ersten Menschen, den ich mit Bewußtsein sterben sah. Ich hatte als Knabe das heiße Verlangen, einmal ansehen zu dürfen, wie ein Menschengestalt sich vom Leibe löst. Als ich nun erfuhr — ich war damals etwa zehn Jahre alt und auf dem Lande in Pension, daß ein armer Knecht im Sterben liege, bot ich alles auf, um Zeuge seines Todes sein zu dürfen. Der Sterbende war ein sehr armer Mann, der selbst in seiner Lebenssphäre Schiffbruch gelitten hatte und nun halb und halb aus Mitleid auf dem Hof mit Holzsägen, Gartenarbeiten zc. beschäftigt wurde. Ich steckte mich hinter den Bauer des Bauernhofes, in dem der Alte sein Zimmerchen hatte — das Stüd spielte noch in der Zeit der Frone — und bat diesen um die Erlaubnis. Der Bauer wollte anfangs nichts davon wissen, meinte aber schließlich, die Sache würde sich einrichten lassen, wenn ich der Frau des alten Jakob ein kleines Trinkgeld geben könne. Nun verfügte ich eben über eine Münze, die etwa vierzig Pfennige wert war, und damit bestach ich wirklich die Frau, ein stumpfsinniges altes Weib mit breiten Backenknochen und nach oben geschlitzten Augen. „Kommen Sie heute abend, Jungherrchen“, sagte sie, indem sie das Geld in die Tasche steckte, „vor Mitternacht stirbt er jedenfalls.“ Es gelang mir denn auch, mich nach dem Abendessen fortzusteulen und ich kam gerade zu rechter Zeit, denn ich hatte noch nicht eine halbe Stunde in dem engen, nur durch einen an der Wand befestigten Kienspan erleuchteten Stübchen verweilt, als der alte Mann starb. Das Köcheln, das Sterben des Alten hatten mir nichts geboten, es verlief alles, wie ich es mir gedacht hatte, aber dann empfing ich einen unvergeßlichen Eindruck. Nachdem nämlich die Frau dem Toten mit einer Kupfermünze die Augen zugebückt und den Körper zurecht gerückt hatte, lag auf dem Antlitz des Alten ein solcher Ausdruck des Friedens und dieser kontrastierte so seltsam mit den hageren, scharfen, vergränten Zügen, daß ich von der tiefsten Rührung ergriffen wurde und in heftiges Weinen ausbrach. Der Eindruck, den ich empfing, war durchaus derselbe, den eine vollendet zur Darstellung gebrachte Tragödie wahrhaft: Mitleid, Furcht und doch auch wieder ein Gefühl wehmütiger Befriedigung zogen erschütternd durch meine Seele. Ich weinte und schluchzte auf dem ganzen Wege nach Hause und weinte mich schließlich, als ich unbemerkt wieder in mein Bett gelangt war, in den Schlaf. Noch lange nachher kehrten diese Gefühle in ihrer ganzen Stärke zurück, sobald ich an den alten Jakob erinnert wurde.

Wie mir nun damals das Antlitz des Toten in einem Augenblicke eine lange Geschichte menschlicher Leiden erzählt hatte, so erweckte auch jetzt wieder der Anblick des still daliegenden Mannes, den ich beleidigt hatte, mein Mitleid in solchem Grade und die Reue überwältigte mich so sehr, daß ich jäh aufsprang und mit einem Satz an Häberles Bett war. „Verzeihen Sie mir!“ stieß ich hervor.

Häberle wandte mir, ohne irgend eine Überraschung kund zu geben, den Kopf zu, umarmte mich, zog mich an sich wie eine Mutter ihr reines Kind und küßte mich. „Ich dachte es mir, daß Sie kommen würden“, sagte er, „und ich freue mich, daß Sie kamen. Nicht meinetwegen, nein, Ihretwegen.“ „Verzeihen Sie mir“, wiederholte ich nochmals.

Häberle drückte mir zärtlich die Hand. „Sie zürnen mir, weil ich mich von meinen Freunden so necken lasse“, sagte er, „und Sie haben große Lust mich deshalb zu verachten. Vielleicht werden Sie anders empfinden, wenn Sie in der Lage sein werden zu verstehen, wie es kam, daß sich in mir jene Instinkte nicht ausbilden konnten, die Sie an mir vermiffen. Ist es Ihnen recht, so will ich Ihnen ein wenig von meinem Leben erzählen. Aber kehren Sie vorher in Ihr Bett zurück.“

Ich holte mir meine Decke, schlug sie mir um den Leib und nahm so auf dem Rande von Häberles Bett Platz. Er wollte durchaus, daß ich mein Bett aufsuchte, aber ich bestand auf meinem Willen. Ich wußte damals in der That nicht, was eine Erklärung ist.

„Was Sie für ein troziger, selbständiger Mensch sind“, sagte Häberle lächelnd. „Sie sind es geworden, weil Sie als einer Wittve Sohn aufwachsen und weil Ihre Mutter Sie ganz gewähren läßt und, wie es scheint, immer ganz gewähren ließ. Eine solche Erziehung hat ja ihre großen Gefahren — aber das andere Extrem ist, wie ich glaube, doch noch schädlicher. Auch mein Vater starb, als ich noch ein kleines Kind war — ich habe keinerlei Erinnerung an ihn. Er war ein Ausländer, ein Schwabe, und war als Hauslehrer ins Land gekommen. In dem Hause, in welchem er diese Stellung einnahm, lernte er meine Mutter kennen, die aus dem Erzgebirge stammte und Gouvernante war. Sie gewannen sich lieb und um sich heiraten zu können, ließ mein Vater sich in Mitau als Privatlehrer nieder. Als er starb, blieb meine Mutter völlig mittellos zurück, aber Sie kennen ja die Wohlthätigkeit unserer Landsleute. Die Edelleute, in deren Hause meine Eltern thätig gewesen waren, verpflichteten sich zu kleinen Beiträgen, ebenso die Direktoren der Privatschulen, an denen mein Vater unterrichtet hatte, auch einige meinen Eltern ganz fremde Personen kamen der Witwe zu Hilfe. So kam denn so viel zusammen, daß wir, wenn auch nur in den bescheidensten Verhältnissen, leben konnten. Wir bewohnten während meiner ganzen Schulzeit zwei Stübchen in einem Hause gegenüber der Kapellerschen Badeanstalt und wir lebten dort sehr glücklich. Meine Mutter, deren ganzes Erdenglück ich bildete, ließ mich buchstäblich nicht aus den Augen. Wenn ich ins Gymnasium ging, begleitete sie mich bis zum Behrschen Hause, und wenn ich aus demselben kam, fand ich sie schon dort vor. Aber sie ging nicht nur mit mir spazieren, sie arbeitete auch mit mir und zwar so, daß sie mit mir Lateinisch, Griechisch, Mathematik lernte und in diesen Dingen selbst bis zur Prima wenigstens einigermaßen Schritt mit mir halten konnte. Ich war von Natur ein sanfter Knabe und hing natürlich mit der zärtlichsten Liebe an meiner Mutter. Außerdem war unser einförmiges Leben so wunderbar schön, daß nie in mir die Lust wach wurde, mich dem steten mütterlichen Umgange zu entziehen. Schließlich war auch der Verkehr mit den Büchern so viel schöner als der mit meinen oft so wilden Mitschülern, denen ich durch den steten Umgang mit einer klugen und hochgebildeten Frau in der geistigen Entwicklung immer etwas voraus war.“

Häberle seufzte.

„Meine Mutter“, fuhr er fort, „hat mir ja so eine wunderbar schöne Jugend bereitet, aber in dieser Erziehung lag doch auch etwas ungemein Verweichlichendes. Ich wuchs auf wie eine Pflanze im Warmhause, die sich des Sonnenlichtes und ihres Wachstums freut und der ein sorgsamer Gärtner alle Gefahren fern hält. Ich entwickelte mich auch so schnell wie eine solche, ich war eben siebzehn Jahre alt geworden, als ich mein Abiturientenexamen machte.“

„Die Frage, was nach Absolvierung desselben aus mir werden sollte, war natürlich schon lange von uns erwogen worden. Einer der Edelleute, die meine Mutter unterstützten, hatte sich erboten mir das zum Studium nötige Geld vorzustoßen, meine Mutter war aber der Meinung, daß ich für die Universität noch zu jung sei, und wünschte daher, daß ich erst noch ein paar Jahre Privatunterricht erteilen sollte. Daraus ergaben sich, meinte sie, auch sonst noch gewichtige Vorteile, in-



Die Geburtsstunde des evangelischen Pfarrhauses.
Außer Luther und Katharina von Bora befinden sich auf dem



ers Verlobung. Gemalt von J. Scheurenberg.
Klaus Kranach und Stadtschreiber Reichenbach mit Familie.

dem ich einmal durch die Repetition mir die Schulkenntnisse noch mehr zu eigen mache und indem ich ferner mir ein Stümperchen erwerben könne. Die Trennung von ihr kam nicht zur Sprache, wird aber wohl auch schwer ins Gewicht gefallen sein.

„Niemand war froher als ich, daß alles beim alten bleiben konnte. Ich hatte schon als Tertianer angefangen Unterricht zu erteilen, ich unterrichtete gern und ich kann wohl sagen auch mit Erfolg. Infolge dessen fand ich auch jetzt mit Leichtigkeit so viel Stunden, als ich nach dem Wunsche meiner Mutter erteilen sollte.

„Da traf mich, nachdem ich etwa dreiviertel Jahr in solcher Weise privatisiert hatte, das Ungeheure: meine Mutter starb. Das ungewöhnlich hohe Frühjahrswasser hatte nicht nur unsern Hof, sondern auch die ganze Straße bis hart an die Palaisstraße unter Wasser gesetzt, so daß wir nur zu Boot aus unserm Hause und zu ihm gelangen konnten. Eines Tages nun fiel meine Mutter durch einen nicht aufgeklärten Zufall aus dem Boot in das eiskalte Wasser und dieser Unfall zog ihr eine Erkältung zu, deren Folgen sie nach wenigen Tagen erlag.

„Sie, der Sie von klein auf gewohnt sind, über Ihre Handlungen selbst zu entscheiden, können sich unmöglich denken, wie völlig fassungs- und ratlos ich zurückblieb. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich nicht feige bin, aber in den ersten Nächten, die ich allein in der Wohnung verbrachte, fürchtete ich mich wie ein Kind. Ich, der ich nie mehr bares Geld in Händen gehabt hatte als ein äußerst bescheidenes Taschengeld, ich sollte nun ganz selbständig disponieren, selbst an alles Mögliche, an meine Toilette, meinen Tisch, meine Wohnung denken, selbst mit allerlei Leuten verhandeln! Sie können sich denken, wie das alles ausfiel.

„Im August ging ich nach Dorpat, um dort Theologie zu studieren, wie meine selige Mutter es gewünscht hatte. Da die Landsleute dort von der Schule her daran gewöhnt waren, mich meine eigenen, einsamen Wege gehen zu sehen, so machten sie keinen Versuch, mich näher an sich zu ziehen, ich blieb daher „Wild“, mietete mir jenseits des Embachs ein kleines Stübchen, das auf ein kleines aber sauberes Gärtchen hinausging, und lebte meinen Studien.

„Meinen Verkehr bildeten ausschließlich einige Kommilitonen, die mich im Kolleg kennen gelernt hatten. Ich kann nicht sagen, daß sie mir eigentlich sympathisch waren, aber ich war viel zu schüchtern, um meinerseits neue Bekanntschaften anzuknüpfen, und wollte anderseits doch auch nicht ohne jeden Umgang leben.

„So vergingen sechs Semester. Da geschah es eines Tages, daß ich am Nachmittag nach Novum hinausgegangen war und mir dort eine Tasse Kaffee hatte geben lassen. In dem Zimmer saßen außer mir noch je eine Gruppe Livländer und Kurländer, lauter Fische, wie ich nachher erfuhr. Die ersteren, die zuviel getrunken hatten, fingen an auf mich zu sticheln und versetzten mich dadurch in tödliche Verlegenheit, denn ich wußte durchaus nicht, wie ich mich meiner Gegner erwehren sollte. Da kam mir unerwartete Hilfe. Der eine der Livländer, ein hagerer, lang aufgeschossener Jüngling mit einem feingeschnittenen aber einfältigen Gesicht, machte nämlich die Bemerkung: „Es ist doch höchst wunderbar, daß es unter uns Burschen Leute gibt, die vollständige Kaffeeschwester sind.“ Da rief plötzlich eine tiefe Bassstimme von den Kurländern her: „Viel merkwürdiger ist es aber, daß es unter uns dumme Jungen gibt, die, wenn sie Handel suchen, die Streitlustigen links liegen lassen und sich an die Friedfertigen halten.“

„Der so sprach, war Christian Tsch. Er kam, als er mit den Livländern fertig war, an meinen Tisch, setzte sich neben mich und sagte: „verzeih, daß ich mich in deine Angelegenheiten mische, aber man hat mir gesagt, daß du ein Kurländer wärest, und es schien mir, als ob du in solchen Handeln nicht Bescheid weißt.“

„Ich dankte ihm herzlich und fragte ihn, ob ich vielleicht in dieser Angelegenheit noch etwas thun könne. Schlagen

könne ich mich freilich nicht, da mein Gewissen mir den Zweikampf verbiete.

„Daß es gut sein“, erwiderte er, „an mir soll es nicht liegen, wenn das livische Jungchen nicht Liebe kriegt, die er allenfalls als von zweien erhalten quittieren kann, und mit den fünf andern will ich auch schon fertig werden. Siehst du, für einen rechten Kurlischen sind sechs Livische doch eigentlich noch kein Fraß, an dem man sich sattessen kann. Aber wie heißt du? Ich habe wohl dein Gesicht, nicht aber deinen Namen behalten.“

„Von jenem Tage an bekam ich Fühlung mit der Curonia. Ich lernte durch Christian erst Karl Tsch, dann die beiden Eberfelds, endlich die meisten ihrer Freunde kennen. Wenn ich nun unter diesen auf dem Markt stand, trat bald auch dieser oder jener meiner einstigen Schulkameraden an mich heran und erneuerte meine Bekanntschaft, und so geschah es, daß ich eines Tages auf die Korpskneipe kam. Hier eröffnete sich mir nun eine ganz neue Welt, die Welt sorglosen, derben Lebensgenusses. Sie zog mich mächtig an, diese Welt, und hielt mich bald mit tausend Armen umschlungen. Nicht, daß ich ausschweifend gewesen wäre — nein, Gott sei Dank, ich habe mir keine schwere Sünde vorzuwerfen — wohl aber lebte ich leichtsinnig dem Tage und schlug mir alle Gedanken an die Zukunft aus dem Sinn. Schließlich setzte aber das Versagen meiner Mittel diesem Treiben ein Ziel. Ich riß mich gewaltsam los und nahm eine Hauslehrerstelle im Hause eines Edelmannes in der Tassenschen Hauptmannschaft an. Ich hatte damals nur die Absicht, mir die nötigen Mittel zu erwerben, um meine Studien fortsetzen zu können, allein — allein“ — Häberle atmete schwer — „allein, es traf mich damals ein großes Leid und ich hatte später keinerlei Veranlassung mehr, mir eine selbständige Stellung zu wünschen.“

Häberle schwieg und blickte lange vor sich hin. Nur Frösche, Wachtelkönig und Wachtel riefen in das schweigende Zimmer hinein: Brekekekex, pätsch-pätsch, pickernick!

„Verstehen Sie jetzt“, fuhr Häberle nach einer Weile fort, „warum ich den Tschs wohl einen Scherz gestatte, der Ihnen unzulässig erscheint? Sie sind mir immer die treuesten Freunde gewesen, dieses Haus ist mir seit lange zur Heimat geworden. Soll ich da nicht auch einmal einen Scherz hinnehmen, der mir nicht gefällt? Und dann: schließlich trage doch nur ich selbst die Schuld daran, wenn man gern in neckendem Tone mit mir verkehrt. Wüßten Ihre Vettern, daß sie mir wehthun, sie hörten gewiß auf mich zu necken, aber ich glaube, sie würden ungern damit aufhören, und deshalb würde es auch mir leid thun, wenn sie es thäten.“

Häberle hielt mir die Rechte hin, ich ergriff sie und drückte sie herzlich. Dann suchte ich mein Lager auf und dachte darüber nach, welches große Leid wohl Häberle in jenem Hause getroffen haben könne. Ohne Zweifel hatte er geliebt, unglücklich geliebt. Vielleicht eine Tochter des Hauses.

„Sie brach ihm das Herz! Sie brach ihm das Herz! — himmelschreiend, himmelschreiend — tot, längst tot, tot, längst tot“ — so rief es draußen, bis von dorthier ein Jubellied erklang, erst einstimmig, leise, vom Boden her, wie verschleiert, dann im Chor, lauter und lauter, höher und immer höher, freier und immer freier.

Die Leichen waren erwacht und stiegen jauchzend zum Himmel empor.

Häberle und ich waren wieder ganz in unser altes Verhältnis zurückgetreten, das heißt wir verkehrten am Tage fast gar nicht miteinander, verbrachten aber den späten Abend und einen Teil der Nacht mit eifrigen Diskussionen über litterarische Themata.

Ich bin nie neugierig gewesen, aber in diesem Fall trug ich doch ein heißes Verlangen zu erfahren, welch ein Erlebnis Häberle veranlaßt hatte, so definitiv mit dem Leben abzuschließen. Indessen darüber ließ sich Auskunft nur von ihm selbst erwarten, und ich konnte kaum annehmen, daß er den Schleier lüften würde, der diesen Teil seiner Vergangenheit verhüllte. Und doch sollte das geschehen.

Meine Behrensche Leidenszeit — die übrigens diesmal weniger als sonst eine gewesen war — war abgelaufen, am nächsten Morgen sollten wir das Gut verlassen. Zugleich schien auch das Wetter umschlagen zu wollen, der Himmel war wenigstens zum erstenmal seit langer Zeit bedeckt, doch war es warm und windstill und es fiel kein Regen. Überall hatte man mit der Heuernte begonnen und der süße Duft des Heues erfüllte die Luft. Man fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre, aber man empfand sie doch auch als etwas schwül und drückend. Man wird an solchen Tagen schnell müde.

Ich hatte am Nachmittage einen größeren Spaziergang gemacht und nahm meinen Rückweg über den Blauberg. So heißt nämlich eine unbedeutende Anhöhe in der Nähe von Behren, die wohl ein sogenannter Burgberg ist, das heißt einst eine kleine Lettenburg trug und ihren vielverheißenden Namen lediglich dem Umstande verdankt, daß sie sich aus einer durchaus flachen Umgebung erhebt. Auf diesem Berge nun, dessen Seiten ganz von Kiefern bedeckt sind, liegt ein Friedhof, auf dem das umwohnende Landvolk seine letzte Ruhestätte findet.

Da die Bauern damals noch sehr arm waren, so trugen auch ihre Kirchhöfe noch einen wenig gepflegten Charakter und über der ganzen Stätte mit ihren niedrigen Grabhügeln, die nur kleine, schnell vergängliche Holzkreuze schmückten, lag eine tiefe Melancholie.

Davon wußten nun freilich die Goldhähnchen, die hier in großer Zahl hausten und mich hierher gelockt hatten, nichts, sie trieben vielmehr zwischen den roten Kieferstämmen in der muntersten Weise ihr Wesen. Da ich meine Aufmerksamkeit ausschließlich ihnen zuwandte, hatte ich es gar nicht bemerkt, daß ich allmählich den fast verwachsenen Graben und den tief eingesunkenen Wall, die den Friedhof von seiner Umgebung schieden, überschritten hatte und mich bereits zwischen den Gräbern befand. Ich schrak daher zusammen, als ein: „Nun, was beobachteten Sie so eifrig?“ mir anzeigte, daß ich nicht allein war. Als ich auf- oder vielmehr niederblickte, gewahrte ich Häberle. Er saß auf einer Bank — wenn man zwei noch mit ihrer Rinde bekleidete Birkenpfosten und ein darüber gelegtes schmales Brett so nennen kann — zwischen einem Grabhügel, der erst vor kurzem aufgeschüttet sein konnte, und einem offenen Grabe.

„Was haben Sie sich für ein melancholisches Ruheplätzchen ausgesucht?“ bemerkte ich. Ich wußte nicht recht, ob ich bleiben oder gehen sollte.

„Ich sehe gern einmal in ein Grab, das noch des Toten harret“, erwiderte Häberle, indem er ein wenig beiseite rückte.

Ich nahm neben ihm Platz. Die Kiefern strömten einen starken, betäubenden Geruch aus, in weiter Ferne bellte ein Hund, unter uns hörte man das Quietschen und Kreischen, das ungeschmierte Wagenräder, die sich um hölzerne Achsen drehen, hervorbringen.

„Man verliert sich da“, fuhr Häberle fort, „unwillkürlich in Gedanken darüber, wen sie hier wohl zur letzten Ruhestätte betten werden. Ist es ein Greis, der froh war das Endziel seiner Wanderung erreicht zu haben, oder ein junges, lebensfrisches Blut, dem ein hartes Geschick ein Leben nahm, das frohsinnig als höchstes Gut empfunden wurde? Oder ist es“ — hier zögerte Häberle ein wenig — „ein in Sturm und Graus Verirrter und Verflagener, der hier ein schützendes Obdach sucht und findet?“

Da ich schwieg, fuhr Häberle nach einer Weile fort: „Ich liebe diese Friedhöfe der Bauern und ich wünschte, einmal auf einem solchen, also etwa auf diesem hier, begraben zu sein. Auf den städtischen Kirchhöfen folgen Prunk und Eitelkeit den Toten nach bis aufs Grab und halten sie damit gleichsam noch im Irdischen fest, während hier schon wenige Jahre auch die letzte Erinnerung an sie beseitigen — ein Vorrecht der Ewigkeit.“

Das Kreischen kam unterdessen immer näher, man hörte jetzt auch das Rumpeln und Stoßen des Wagens in den tiefen Geleisen und das „Eh! Na! Eh! Wirfst du wohl! Eh! Ich werde dich! Warte du Heide!“ womit das Pferd angetrieben

wurde. Endlich wurde auch das Fuhrwerk zwischen den Kiefern sichtbar. Ein kleines fahl-schwarzes Pferdchen, hager wie ein Skelett, war vor einen Karren gespannt, wie man sie selbst damals nur noch selten zu sehen bekam. Ein viereckiges, längliches Holzgestell auf zwei hölzernen Achsen und vier unbeschlagene plumpe Räder — das war alles. Auf dem Karren aber lag ein Sarg aus einfachen Kiefern Brettern und zwar nicht aus neuen, weißen, sondern aus solchen, die Regen und Wind grau gefärbt haben.

Zwei Männer, beide alt und gebückt, mit grauen Stoppeln um Wangen und Kinn, banden den mit einem Strick auf dem Wagen befestigten Sarg los und trugen ihn keuchend den Rest des Berges hinan. Als sie uns gewahr wurden, setzten sie ihre schwere Bürde zu Boden, kamen barhäuptig auf uns zu und küßten den Saum unserer Röcke.

„Wen begrabt ihr da?“ fragte Häberle. „Meine Tochter, gnädiger Herr, meine Tochter“, erwiderte der eine der Alten. „Laßt euch durch uns nicht stören.“

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Richters Selbstbiographie.

„Meine Jugend war arm, verkümmert, vielfach bedrückt und meine Lehrzeit war nur Arbeitszeit gewesen; ich lernte nichts oder wenig dabei. Nun kam ich nach Rom und von allen Seiten wurde mein durstiger, hilfsbedürftiger Geist angeregt; ich war übergelüftet und ein reiches Leben und Streben begann. Mein Ideal lag auf der Seite der historischen Landschaft, welche ich auf meine Weise zu entwickeln dachte. In die Heimat zurückgekehrt, erfaßte mich sehr bald wieder die Not des Lebens. Ich hatte glücklich, aber doch vielleicht zu früh geheiratet, wodurch der Weg erschwert wurde. Der Druck, welcher auf mir lag, in den sieben Meißner und den ersten, darauffolgenden Dresdner Jahren war so groß, daß mein Streben, in den Gärten des Parnasses, wo die hohen edlen Blumen blühen, ein Plätzchen zu erlangen, unerreichbar schien. Da kam der Holzschnitt auf, der alte Dürer winkte und ich pflegte nun diesen Zweig. Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf den Gipfel des Parnasses, so blühte sie doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon und der einsame Naturfreund erquidete sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten. Soli Deo Gloria!“

Mit diesen Worten zog Meister Richter wenige Tage nach der schönen Feier, zu der sein achtzigster Geburtstag den Anlaß gegeben hatte, die Bilanz seines Lebens! Aus ihnen spricht der ganze Mann, sie geben auch in gedrängter Kürze den Inhalt des schönen Buches wieder, in dem dieser Mann uns ein großes Stück seiner Entwicklung als Mensch und als Künstler vorgeführt hat. Schön aber ist dieses Buch in jedem Sinn, und es gibt nur wenige, die einen so weiten Leserkreis verdienen und zweifellos auch finden werden. In wunderbar ansprechender, zum Herzen gehender Sprache erzählt uns hier ein großer und guter Mensch von einem Leben, arm an äußeren Ereignissen, aber reich an inneren seelischen Vorgängen. Scheinbar hat Richter es von Kindheit auf bis in sein Mannesalter schwer genug gehabt, und doch war er ein gottbegnadeter Mensch und hatte es auch wieder leicht vor vielen, vielen anderen. Dieser sanften und doch so festen Natur bleibt der innere Zwiespalt, bleiben das heiße Verlangen der Leidenschaft, das trotziges Aufbäumen wider die menschlichen Ordnungen, die Zweifel an den göttlichen ganz oder fast ganz eripart. Sein Wesen ist wie ein lauterer Duell. Wohl können äußere Eindrücke das Wasser für kurze Zeit trüben, wohl kann Unsauberes hineingeraten, aber bald stellt das frisch nachquellende die alte Klarheit wieder her, bald ist das Fremde wieder ausgeschieden. Ein milder, freundlicher Sonnenschein ruht allezeit auf diesem Lebenspfade und dankbaren Herzens schreitet der Wanderer rüstig auf ihm hin. Nur kurze Zeit trüben religiöse Kümmernisse diesem den zufriedenen Sinn, auch sie weichen bald der felsenfesten, beglückenden Überzeugung, daß er im Heilande den Halt gefunden für Leben und Sterben, für Zeit und Ewigkeit. Eine ihn ganz erfüllende, ihn ganz beglückende Frömmigkeit durchzieht von seinem zweiundzwanzigsten Jahre an sein Leben. Damals hat sein Freund, der Livländer Maybell, ihn die Bibel, die Richter als Katholik erst vor kurzem kennen lernte, verstehen gelehrt und Richard Rothe, der in jenen Tagen preussischer Gelandtschaftsprediger in Rom war, hat das Verständnis noch geschärft. Von nun an gibt es für ihn keinen Zweifel mehr. Wie er das Christentum verstand, hat er so aufgezeichnet: „Christus ist kein System der Moral, predigt überhaupt nicht Moral, sondern dringt auf eine Veränderung, eine Umkehr im innersten Zentrum des Menschen, eine Veränderung der Gesinnung — Wiedergeburt. Die Wiedergeburt ist deshalb ein Ge-

heimnis, ein göttliches Wunder im Menschenherzen, denn sie kann ebensowenig willkürlich gemacht werden, wie man willkürlich sich nicht wahrhaft begeistern oder einen genialen Gedanken haben, oder eine große Erfindung machen kann. Aber sie kann und muß vom Menschen vorbereitet werden; der Mensch kann durch ein ernstes, innerliches Zusammenfassen disponibel dafür werden. Doch auch da müssen Lebensführungen, Inneres und Äußeres zusammenwirken, um den rechten Moment herbeizuführen. Es ist also immer ein Wert der Gnade, jedoch nicht ohne Zutun des Menschen. Gottes Wirken und des Menschen Trachten schlingen sich hier in so feine Fäden zusammen, die nicht mehr mit dem Verstande zu lösen sind und deshalb ein göttliches Geheimnis bleiben. Beten und Fasten, innerliche und äußerliche Vorbereitung können der Geburt des Lebens aus und in Gott die Wege bahnen.“

Und wie der Mensch so der Künstler. Für einen Christen dieser Art gibt es keine doppelte Buchführung. Auch seine Kunst stellt Richter in den Dienst Gottes wie sein Leben. Und wie dieses einfüßig ist im alten deutschen Sinne des Wortes, so ist es auch jene. Es ist, als ob Mensch und Künstler ihr lebenslang ein Kind geblieben wären im Sinne jenes: So ihr nicht werdet wie die Kindlein. Und wie diese Einfalt sich bei uns Deutschen — Gott sei Dank dafür — wohl öfter finden mag, als bei andern Völkern, so ist Richter auch ein durchaus deutscher Mann, insbesondere ein deutscher bürgerlicher Mann. Eine der edelsten Blüten, die das deutsche Bürgertum, wie es die letzten beiden Jahrhunderte schufen, je hervorbrachte, steht hier vor uns. Da sind die wunderbare Gemütsart, die rührende Bescheidenheit, die unerschütterliche Pflichttreue im großen und kleinen, die tiefe Frömmigkeit, und doch fehlen ganz und gar die Enge, die Beschränktheit, die Niedrigkeit der Gesinnung, die Unbuddhaftigkeit, die nur zu oft den Revers der Medaille bilden. Ein edler Künstlerstirn hat hier alles geädelt und geläutert.

Ich habe absichtlich mehr von dem Menschen als von dem Künstler gesprochen und zwar deshalb, weil auch Richter selbst in seinem Buch das Schwergewicht auf die Entwicklung des ersten legt, dann aber auch, weil der letztere in unserm Blatte mehr als einmal von berufener Hand gewürdigt wurde. Im übrigen sollen ja diese Zeilen unsere Leser nur darauf hinweisen, welch eine Fülle von Anregung und Genuß nach den verschiedensten Seiten hin dieses Buch ihnen gewähren wird. Sein Titel lautet: „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederchriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Heinrich Richter, Frankfurt a. M. Johannes Alt 1885.“ Th. S. Pantenius.

Die deutschen Bibelübersetzungen vor Luther.

Von Leopold Witte.

Wem wäre es heutzutage nicht bekannt, daß es auch schon vor Luther deutsche Bibelübersetzungen gegeben hat! Wer es noch nicht gewußt hätte, dem würde es das Jubeljahr 1883 gesagt haben, wenn nicht durch Freundes, so doch durch Feindes Mund. Der bitterböse „Gottlieb“, der damals in sechsundvierzig Briefen aus Hamburg, „zur Verteidigung der Kirche“ ein volles Faß von vergifteter Lauge über Luther und die Protestanten ausgoß, wirft (auf S. 871 der Sammelausgabe) die Frage auf: „Hat Luther etwa das Verdienst, die Bibel unter der Bank hervorgezogen und das Bibelstudium neu angeregt zu haben? Freilich fingen uns das die Späßen auf allen Dächern in allen möglichen Tonarten ununterbrochen vor, allein es ist mit dieser Behauptung, wie mit so vielen andern Ruhmeskränzen, die Luthers Haupt zieren sollen. Sieht man genauer zu, zerfließt der Nebelstreif.“ Er konstatiert, nach Janssens Geschichte des deutschen Volkes, daß vor der Kirchentrennung mindestens fünfzehn Bibeln in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart gedruckt seien, er spricht die Vermutung aus, „die Arbeit des Reformators habe sich darauf beschränkt, schon vorhandene katholische Bibelübersetzungen in den sächsischen Kanzleistil umzusetzen“ und beklagt schließlich (S. 876), daß nur so wenig Protestanten „sich noch jene wahre aufrichtige Verehrung des heiligen Wortes bewahrt haben, wie solche unter uns Katholiken stets üblich war und bleiben wird.“

Was es mit dieser „wahren und aufrichtigen Verehrung des heiligen Wortes“ in der römischen Kirche für eine Bewandnis hat, ist freilich eine eigene Frage. Bei der Verkündigung von der Sündlosigkeit der Jungfrau Maria am 8. Dezember 1854 machte Pius IX. auch nicht einmal den Versuch, das bisher in der römischen Kirche so viel bestrittene Dogma durch eine Stelle des Neuen Testaments zu begründen; vier höchst unglücklich gewählte alttestamentliche Aussprüche mußten wenigstens den Schein wahren, als habe man vor dem

geschriebenen Worte Gottes gegenüber der Tradition — und „die Tradition bin ich“, sagte Pius nono! — noch wirklichen Respekt. Als aber vor vierhundert Jahren die von der römischen Kirche im Lutherjubiläum so viel gerühmten vorreformatorischen deutschen Bibelbrüche sich zu häufen begannen, war die offizielle Kirche keineswegs damit zufrieden. Der allmächtige Berthold, Bischof von Mainz, dieser „Spezialtochter der römischen Kirche“, erließ am 4. Januar 1486 für seinen fast das halbe Deutschland umfassenden Sprengel ein Edikt, in welchem jene Übersetzungen scharf getadelt wurden. „Ist denn wohl“, so rief er aus, „die deutsche Sprache in stande wiedergegeben, was über die tiefsten Spekulationen der christlichen Religion geschrieben ist? muß man da nicht aus seinem eignen Gehirn für die Dinge unverständliche Bezeichnungen neu bilden, oder, wenn man bei den alten bleibt, den wahren Sinn fälschen, eine Gefahr, vor der wir uns bei den heiligen Schriften umsomehr zu fürchten haben. Denn wer erwartet denn von rohen und ungelehrten Menschen und vom weiblichen Geschlechte, wenn ihnen die heilige Schrift in die Hand fällt, daß sie den wahren Sinn herausfinden werden! Man nehme den Text des heiligen Evangeliums oder die Briefe Pauli — jeder einigermaßen Verständige muß doch zugeben, daß man da eine Menge zu ergänzen und aus anderen Schriften hinzuzudenken hat.“ Auch Geiler von Kaisersberg klagte, es sei ein böses Ding, daß man die Bibel zu deutsch drucke, denn man müsse sie ja viel anders verstehen, als dastände!

In Bezug auf diese vorlutherischen deutschen Bibelbrüche hat sich nun neuerdings eine Streitfrage erhoben, die zu den interessantesten und eingreifendsten der Kirchengeschichte sich auszubilden den Anlauf nimmt.

Sehen wir uns diese alten Übersetzungen zunächst für sich an. So viel steht fest, daß bis zum Jahre 1518 mit Sicherheit vierzehn verschiedene Bibelbrüche in hochdeutscher Übersetzung gezählt werden konnten, — sämtlich in Folio, nur die sogenannte neunte, welche vor mir liegt, in Hochquart. Die drei ersten in Mainz, Straßburg und Augsburg etwa um 1465 erschienenen stimmen fast wörtlich mit einander überein; der vierte Druck, der etwa im Jahre 1470 in Nürnberg besorgt wurde, gibt eine Überarbeitung des bisherigen Textes in sprachlicher und in sachlicher Beziehung; alte Ausdrücke werden beseitigt, wie *Misel* = *Aussatz*, *Leichtrest* = *Begräbnis*, *Brautlauf* = *Hochzeit*; aber auch die Übersetzung ist vielfach verändert — sei es nun nach einem andern zu Grunde liegenden Text, oder, wie die Vertreter der entgegengesetzten Meinung behaupten, in bestimmtem dogmatischen Interesse. Die weiteren zehn Bibelbrüche, acht aus Augsburg und je einer aus Nürnberg und Straßburg, erbauen sich wieder auf der vierten Ausgabe und bringen nur vereinzelte, zum Teil mundartliche Veränderungen.

Darüber besteht unter den Forschern Einstimmigkeit, daß diese sämtlichen vierzehn Ausgaben der deutschen Bibel auf eine ursprüngliche Übersetzung zurückzuführen sind. Auch das steht fest, daß sie ohne Ausnahme weder im Alten noch im Neuen Testamente den hebräischen oder griechischen Text benutzt haben: sie sind Verdeutschungen der sogenannten Vulgata, das heißt der von dem Kirchenvater Hieronymus († 420) gefertigten lateinischen Bibelübersetzung, welche später von dem Tridentinischen Konzile als dem Grundtexte gleichwertig erklärt wurde, und von welcher im Mittelalter zahllose Abschriften mit ebenso zahllosen Varianten im Umlaufe waren.

Es wird den Lesern nicht ohne Interesse sein, etliche Proben von diesen vorlutherischen deutschen Bibeln zu erhalten. Die bekannte Stelle Hebräer 11, 1, die in der letzten von Luther selbst besorgten Ausgabe seiner Bibelübersetzung von 1545 folgendermaßen lautet: „Es ist aber der glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet Und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet. Durch den haben die Alten zeugnis überkommen. Durch den glauben mercken wir, daß die Welt durch Gottes wort gemacht ist, das alles das man siehet aus nichte worden ist“, hat in der ersten Straßburger Bibel (von ca. 1465) folgende Gestalt: „Wann der glaube ist eine enthabung der Ding der man hat zuversicht und in der offnung



Weim Spiel. Gemalt von C. Harburger. Originalholzschnitt des Dageim.

der die do nitt erschinen. Wann in diesem gewonnen gezeug die alten. Wir vernemen mit dem glauben die welt jesein gemacht mit dem Wort gotz das die gesichtigen wurden vor den ungesichtigen.“ Die vierte deutsche Bibel gibt die Stelle so wieder: „Aber der gelaub ist ein substanz der ding, der man hat zuuersicht vund ein stätter anhang der ding die da nit erschinen. Wann in diesem haben ervolget die gezügknuz die alten. Wir vernemen mit dem gelauben das die welt seyen zugefüget mit dem wort gotz daz die gesichtigen wurden auß den vnlichtigen.“

Der Hamburger „Gottlieb“ berichtete auf S. 875 seiner Briefe: „Im Lutherhaufe zu Eisleben zeigt man zwei alte Bibeln; es sind zwei alte, katholische Bibelübersetzungen aus vorlutherischer Zeit. Die eine, in hochdeutscher Mundart, ist im Jahre 1483 durch Antonius Koburger in Nürnberg gedruckt. Die andere ist noch älter, und hat die niederdeutsche, kölnische Mundart. Es ist bereits verschiedentlich bemerkt worden, daß auch diese Übersetzung mit der Luthers merkwürdig übereinstimmt, so daß es scheint“ — und hier kommt die oben erwähnte Äußerung, „die Arbeit des Reformators habe sich darauf beschränkt, schon vorhandene katholische Bibelübersetzungen in den sächsischen Kanzleistil umzusetzen.“ Auch diese Nürnberger Bibel von 1483 ist mir zur Hand. Um das Urteil von „Gottlieb“ zu beleuchten, gebe ich aus dieser „katholischen“ Übersetzung die ersten Worte der Bibel. Sie lauten. „In dem anfang hat got beschaffen Hymel vnd erden. aber dye erde was eytel vnd lere. vnd die vinsternus warn auff dem antlig des abgrunds. vnd der geist gots svebet oder ward getragen auff den wassern.“ Die wundervolle Lutherische Übersetzung des 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln etc.“ lautet hier: „Der Herr regieret mich vnd mir gebricht nichts. vnd an der stat vnd weyde do sagt er mich. Er hat mich geführt auff dem wasser der widerbringung. er beferet mein seel. Er füret mich auß auff die fteyg der gerechtigkeit, umb seinen namen.“ etc. „Du hast eruehjet mein haubt in dem öl, vund mein kelsch macht trunden wie lauter er ist.“

Und nun zu unserer Kontroverse.

Das vielbesuchte Marienbad in Böhmen gehört der benachbarten großartigen Prämonstratenserabtei Tepl. In diesem Kloster befindet sich eine handschriftliche deutsche Übersetzung des Neuen Testaments auf Pergament von sechshundertdreißig Seiten, welche der Bibliothekar des Klosters, Pater Klimesch, in drei Abteilungen 1881—84 durch den Druck veröffentlicht hat. Die Handschrift stammt augenscheinlich aus dem XIV. Jahrhundert, ist von drei oder vielleicht vier, aber gleichzeitigen Händen geschrieben, da das Pergament, dessen sich die Schreiber bedient haben, in allen Teilen gleichartig ist. Zwischen dem Galater- und dem Epheserbrief steht, wie auch in den alten deutschen Bibelgedrucken (in den mir zugänglichen 9. und 12. gleichfalls), die „epistel Pauli zu den Laodociern“; hinter dem Matthäusevangelium einerseits aber, und am Schlusse des Buchs andererseits finden sich noch andere Zusätze, die zu den überraschendsten — sagen wir Ergebnissen oder Folgerungen? geführt haben. Übrigens ist auch das Format des Manuskripts ein auffallendes: der geschriebene Text steht auf Seiten von 83 mm Höhe und 54 mm Breite, also fast um ein Fünftel kleiner als unsere gewöhnlichen Neuen Testamente in 32er Format, etwa in der Größe von Visitenkartenphotographien. Jedenfalls war das Büchlein dazu bestimmt, in der Tasche umhergetragen zu werden.

Unter den erwähnten Zusätzen zu diesem Neuen Testamente, auf demselben Pergament wie der Rest und von derselben Hand wie die Paulinischen Briefe geschrieben, ist der wichtigste der vorletzte: von den „sieben Stücken des heiligen Glaubens“ handelnd. Nicht nur die Aufzählung dieser Glaubensartikel (1. Dreieinigkeit, 2. Schöpfung der Welt, 3. Gesetzgebung auf Sinai, 4. Sendung des Sohnes „von dem hymel in dem leib der seligen mayd“, 5. Erwählung der „wunnlichen kirchen“, 6. Auferstehung des Fleisches und 7. das „ewige gericht“) — sondern auch die Begründung derselben durch

hinzugefügte Bibelstellen stimmt nämlich vollständig überein mit Schriftstücken, welche unbestritten und unbestreitbar den Waldensern angehört haben, also jener Sekte des Mittelalters, die auf den frommen Rhoner Bürger Waldus (gegen 1170) zurückzuführen ist und noch heute, nachdem sie im XVI. Jahrhundert die reformatorischen Grundsätze anerkannt hat, als die gesegnetste evangelische Kirchengemeinschaft Italiens den Leuchter des biblischen Bekenntnisses hoch hält. Waldus selbst ließ sich die Evangelien in die romanische Sprache übersetzen und lernte sie auswendig, und das eigentümlich Charakteristische der nach ihm benannten Waldenser ist von vornherein das Verlangen gewesen, die Bibel in der Landessprache zu besitzen, sie dem Gedächtnis einzuprägen und mit diesem Schätze lehrend und predigend in den Ländern umherzuziehen. Da sie von der herrschenden Kirche blutig verfolgt wurden, so breiteten sie sich allmählich über ganz Südeuropa aus. Am Rhein, an der Donau, in Franken, in Böhmen, ja in der Mark finden sich ihre Spuren in der Geschichte; speziell für Böhmen steht fest, daß im XIV. Jahrhundert zahlreiche dortige Waldenser von der Inquisition verfolgt worden sind.

Jene „sieben Stücke des christlichen Glaubens“ nun sind nichts anderes, als die Übersetzung der waldensischen „articles de la fe“, welche in romanischer Sprache in einer Genfer und einer Dubliner Handschrift vorhanden sind, und von denen auch in der Straßburger Bibliothek ein lateinischer Text existierte, der veröffentlicht, aber seitdem verloren gegangen ist. Die Identität beider Stücke ist durch keine Künste der Auslegung oder anderweitige Manipulationen aus der Welt zu schaffen; sie steht für jeden, der die beiden Texte, den romanischen und den deutschen des Tepler Manuskripts vergleicht, mit unumstößlicher Gewißheit fest. Ein junger römisch-katholischer Gelehrter, Dr. Franz Jostes, der in dieser Angelegenheit ein Schriftchen (Die Waldenser und die vorlutherische Bibelübersetzung) herausgegeben hat, weist wohl darauf hin, daß auch sonst in katholischen Katechismen von sieben Glaubensartikeln die Rede sei, aber er selbst muß zugeben, daß andere Katechismen deren nur fünf oder sechs haben, und die sieben von Jostes abgedruckten Artikel des Mainzer Katechismus, „der von alten Zeiten her bis zum Jahre 1850 in Gebrauch war“, haben offenbar mit jenen Waldensischen nicht viel mehr als die Siebenzahl gemein (1. Dreifaltigkeit, 2. Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt; 3. Erlösung durch Christi Leiden und Tod; 4. die Gnade Gottes ist uns notwendig zur Seligkeit; 5. diese Gnade wird uns durch die Kirche zuteil; 6. die Seele des Menschen ist unsterblich; 7. Gott belohnt das Gute und bestraft das Böse).

Auf jene sieben Artikel, wie sie sich auch in jener Tepler Handschrift finden, wurden die Geistlichen der mittelalterlichen Waldenser vor ihrer Weihe verpflichtet. An der Stelle, wo das erwähnte Straßburger lateinische Manuskript diese Notiz mitteilt, heißt es nun weiter: „ebenso wird der zu Ordinierende über die sieben Sakramente befragt, nämlich die Taufe etc.“ Nun findet sich in dem Tepler Neuen Testament als Schluß der ganzen Handschrift und auf die sieben Glaubensartikel unmittelbar folgend auch ein Verzeichnis der „Sieben Heiligkeit der Kirchen, mit dem die Kirche wirt derhaben“ (getragen, gehoben) „als mit sieben geistlichen Seulen“. Diese „Heiligkeiten“ oder Sakramente sind, in einer auch sonst bei den Waldensern sich findenden Reihenfolge: „1. tauf, 2. rewe, 3. predung und gemeinsamunge des protez, 4. ee, 5. salbung dez oles, 6. auflegung der hende, 7. ordnung des priesteramtes und der dyaken.“ Daß die Waldenser bis in die Reformationszeit hinein an der Siebenzahl der Sakramente mehr oder weniger festgehalten haben, ist bekannt.

Außer den genannten Stücken am Ende der Handschrift stehen, wie gesagt, nach dem Evangelium des Matthäus noch einige andere Beifügungen, die der Erwähnung bedürfen. Zunächst ein kurzes Wort des Vaters der mittelalterlichen Mystik, „des zweiten Augustinus“, Hugo von S. Victor in deutscher Übersetzung, warum Christus „den andern“ kein Gebot, den Aposteln („den Voten“) zu beichten, gegeben habe, als er ihnen

Gewalt gab die Sünde zu vergeben. Ferner ein Perikopenverzeichnis für das kirchliche Jahr, in welchem neben den Sonn- und Feiertagen der Kirche unter den „Heiligen“ nur die zwölf Apostel, Johannes der Täufer, die Jungfrau Maria und der heilige Georg bedacht werden. Endlich einige lateinische Auszüge aus Predigten von Johannes Chrysostomus und Augustinus, welche das Bibellesen für die Laien, die es nötiger hätten als die Geistlichen, und ebenso die Laienpredigt sowie die Pflege der Frömmigkeit durch Almosengeben, sittliche Lebensführung, Fürsorge für das Heil der Familienglieder etc. empfehlen.

Dies sind die eigentümlichen Beilagen des Tepler Kodex.

Was dieselben nun aber erst so wichtig macht, ist dies, daß der Text der ersten deutschen Bibeldrucke, soweit es sich um das Neue Testament handelt, fast vollständig mit dem Text des Tepler Manuskripts übereinstimmt; eine Thatsache, auf welche der katholische Pater Klimesch, der Herausgeber der Tepler Handschrift, selbst als auf ein unbestreitbares Faktum hingewiesen hat. Alle übrigen Bibeldrucke basieren, wie wir gesehen haben, auf jenen ersten, und so liegt der Text des Tepler Manuskripts oder Abschriften desselben für das Neue Testament sämtlichen vorlutherischen Bibelausgaben Deutschlands zu Grunde. Was hat es aber mit diesem Tepler Neuen Testament für eine Bewandnis? Wie kommen jene Zusätze in die Klosterhandschrift, von denen der eine zweifellos waldensischen Ursprung hat, und die andern jedenfalls in der Nachbarschaft von einem waldensischen Schriftstücker nicht überraschen?

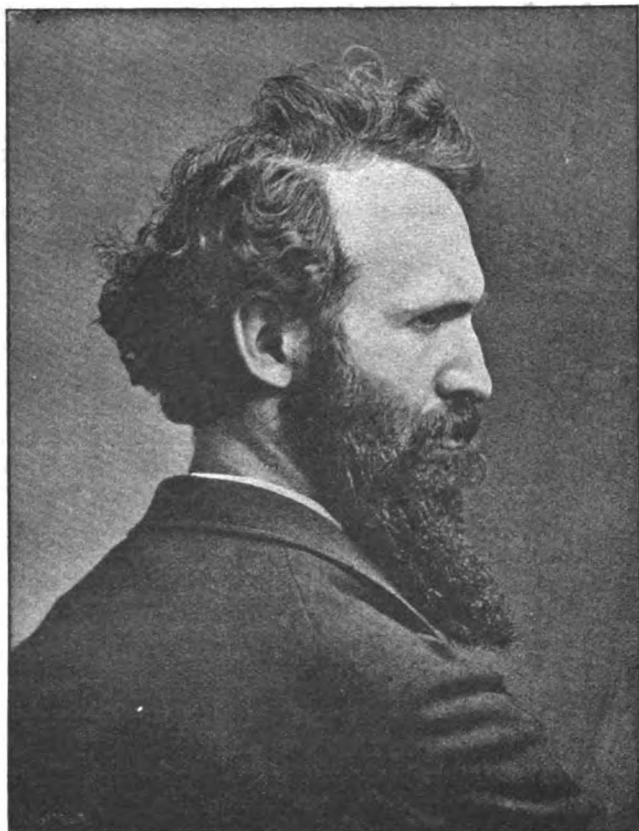
Die Schlussfolgerung scheint keine andere sein zu können — und sie ist gezogen worden — als: die Tepler Handschrift stammt von den Waldensern her, und danach wäre das deutsche Neue Testament (wenn nicht vielleicht gar die ganze Bibel, deren Deutsch mit dem neutestamentlichen konform ist) in den verschiedenen Drucken des XV. Jahrhunderts nicht von der römischen Kirche, sondern von der durch die Kirche verfeierten Gemeinschaft der Waldenser der deutschen Christenheit geschenkt worden. Das behauptete zuerst der Staatsarchivar Dr. S. Keller in Münster in einem vielbesprochenen aber auch vielfach anfechtbaren Buche: Die Reformation und die älteren Reformparteien (1885), in welchem schließlich die Reformation selbst und zuletzt auch in gewissem Sinne Freimaurerlogen und Rosenkreuzer, ja Lessing und Kant auf die Anregung des waldensischen Geistes zurückgeführt wurden. Das behauptete sodann mit größerer Vorsicht und Besonnenheit der Sekretär der Würzburger Universitätsbibliothek Dr. Hermann Haupt in einem besondern Schriftchen: „Die deutsche Bibelübersetzung der mittelalterlichen Waldenser in dem Kodex Teplensis und der ersten gedruckten deutschen Bibel nachgewiesen. Mit Beiträgen zur Kenntnis der romanischen Bibelübersetzung und Dogmengeschichte der Waldenser, 1885.“ Gegen die letztere Schrift besonders ist die vorher genannte Broschüre von Dr. Jostes gerichtet, auf welche Haupt, wie verlautet, eine ausführlichere Antwort vorbereitet; die Theologen der römischen Kirche ihrerseits werden auch wiederum nicht schweigen, und so gehen wir voraussichtlich noch wichtigen und tiefgreifenden Erörterungen entgegen.

Dr. Haupt nimmt an, daß wir in dem Tepler Kodex ein für die Bedürfnisse eines waldensischen Geistlichen eingerichtetes Neues Testament vor uns haben, das derselbe auf seinen mannigfachen Kreuz- und Quersügen durch das Böhmerland, und vielleicht weiter hinaus, bei sich führte, und aus dem er den zerstreuten Glaubensgenossen gelegentlich, und zwar besonders an den Sonntagen und kirchlichen Festen vorlas. Bei der über die Waldenser am Ende des XIV. Jahrhunderts in Böhmen ausbrechenden Verfolgung mochte auch das kleine handliche Neue Testament in die Hände der Inquisition gefallen und auf irgend eine Weise in das Prämonstratenser-Kloster von Tepl gekommen sein.

Freilich wissen wir von waldensischen Übersetzungen des Neuen Testaments ins Deutsche sonst noch nichts Bestimmtes; die vereinzeltten Spuren, welche Dr. Haupt aus früherer Zeit nachweist, betreffen nur Stücke des Neuen Testaments;

erst der Straßburger Kodex von 1400 erwähnt die deutsche Bibel der Waldenser. Doch spricht freilich die Vermutung dafür, daß diese treuen Bibelleute auch in Deutschland sich bald eine dem Volke verständliche heilige Schrift werden besorgt haben. Dr. Haupt glaubt in dem Tepler Texte eine Reihe auffallender Übereinstimmungen mit der romanischen Bibelübersetzung der Waldenser erkennen zu müssen. Er behauptet, die romanische Bibel weiche sehr vielfach von dem verbreitetsten Vulgatatexte des Mittelalters ab, und in diesen Abweichungen folge die Tepler Handschrift überaus häufig dem romanischen Texte. Außerdem aber sei ein waldensisches Charakteristikum, daß der Ausdruck „des Menschensohn“ in der romanischen Bibel regelmäßig mit „filho de la vergena“ (der Jungfrau Sohn) übersetzt werde — und so habe auch der Tepler Text fast ausnahmslos an den betreffenden Stellen den Ausdruck „sun der maid“. Endlich übersehe die Tepler Handschrift das Wort Gehenna, Hölle — eine einzige Stelle ausgenommen — allemal mit „Angst“ oder „Angst des Feuers“ — eine Eigentümlichkeit, die sich erst daraus verstehen lasse, daß die romanische Bibelübersetzung der Waldenser das Wort allezeit mit „pena“ wiedergebe, wie denn die gesamte waldensische Litteratur noch Ende des XV. Jahrhunderts an der Bezeichnung „pena“ Pein für Hölle festgehalten habe.

Allein in allen diesen letztgenannten Punkten scheint Dr. Franz Jostes die Aufstellungen von Haupt in ihrer Zuverlässigkeit erschüttert zu haben. Er hat nachgewiesen, daß der Ausdruck „Sun der Maid“ auch außerhalb der Waldenserslitteratur allgemein im Gebrauche war, und betont mit Recht, daß weder diese Bezeichnung, noch die von „Angst“ für „Hölle“ irgend welche den Waldensern eigentümliche dogmatische Bedeutung habe. Auch andere Schwierigkeiten bleiben noch ungelöst; vor allem die Frage: Wie kam die römische Kirche dazu, eine in Häretikerkreisen entstandene Bibelübersetzung allmählich zu acceptieren und Auflage über Auflage davon ungehindert in den Druck gehen zu lassen? Wenn Dr. Haupt auch im einzelnen nachweist, daß die sogenannte vierte deutsche Bibel eine durchgehende Revision des bisherigen Textes (der drei ersten Drucke) vorgenommen hat, wie das ja auch sonst längst bekannt war, so dürfte ihm doch kaum die Berechtigung zugestanden werden, diesen vierten Druck „die katholische Überarbeitung der waldensischen Bibelübersetzung“ zu nennen; eine Überarbeitung in katholisch-kirchlichem Interesse ist diese vierte Bibel eben nicht, es scheint ihr nur ein anderer Vulgatatext vorgelegen zu haben, als den älteren Ausgaben. Der Erzbischof Berthold von Mainz fand in der Geldgier der Buchdrucker den Erklärungsgrund für die Ausbreitung der deutschen Bibeln; mit dem von Haupt hervorgehobenen Drange des Volkes nach eigener Belehrung und Erbauung zusammengekommen könnte dies wohl die vierzehn Bibeldrucke in hochdeutscher Sprache bis 1518 einigermaßen verständlich machen. Allein eine Hauptsache bleibt den Freunden des waldensischen Ursprungs unserer alten deutschen Bibel doch noch nachzuweisen übrig, daß nämlich in der That jener Tepler Kodex nur durch die Zusammenhänge mit den Waldensern seine Erklärung findet. Die Vereinigung mit dem waldensischen Glaubensbekenntnis in dem Neuen Testament von Tepl gewährt ihnen allerdings eine sehr feste Verteidigungsstellung. Doch wird es nötig sein, alle sonstigen handschriftlichen Bibelübersetzungen des Mittelalters, die sich noch hier und da in Bibliotheken finden, zur Vergleichung mit dem Tepler Manuskript heranzuziehen, um dessen Eigenart ins rechte Licht zu stellen. Mit gespannter Erwartung sehen wir den Arbeiten entgegen, welche in dieser Richtung bereits unterwegs sind. Es wäre in der That höchst merkwürdig, wenn Dr. Haupt mit dem Schlussworte seiner Schrift recht behielte: „Auch in dieser Beziehung ist das Resultat unserer Untersuchung bedeutsam genug, indem sie uns zeigte, daß das deutsche Volk seine erste gedruckte Bibel und damit einen der ersten und mächtigsten Impulse zu einer freieren Regung der Geister den ‚bibelgläubigen Regern‘, den Waldensern, zu danken hat.“



E. Harburger.

Edmund Harburger. Ein Malerhumorist.

Zu den charakteristischen Erscheinungen unserer Zeit gehört es, daß trotz der gewaltigen Gegensätze all der sie bewegenden Elemente, trotz des Ernstes der sozialen Fragen, trotz des immer schwierigeren Kampfes ums Dasein kaum je in höherem Maße und allgemeiner der Sinn für Humor sich geltend machte, als gerade heutzutage. Faßt man die Produktionen des Humors lediglich nach ihrer Quantität ins Auge, so kann man wohl sagen, daß eine solche Fülle von Humor noch niemals zu Tage getreten ist. Man begegnet ihr auf Schritt und Tritt, überall in allen Gestalten, und es wäre diese Erscheinung nicht möglich, wenn für dieselbe nicht ein allgemeines Bedürfnis bestände. Daß diesem Juge der Zeit auch die bildende Kunst folgen mußte, kann uns nicht wunder nehmen, und so besitzen wir denn besonders in Deutschland eine stattliche Reihe von Humoristen mit Pinsel und Stift, die sich des Beifalls und der Vorliebe des Publikums erfreuen, das sich in gleichem Maße gegen die Leistungen der strengen Historie gleichgültig verhält, als es sich für jeden Ausdruck des Heiteren empfänglich und dankbar erweist. Es walten hier dieselben Umstände ob, welche es mit sich bringen, daß auf der Bühne Tragödie und Schauspiel bei weitem nicht jene Zugkraft zu üben vermögen, deren sich ein heiteres Volksstück oder eine moderne Operette überall erfreuen. Es ist selbstverständlich, daß die Humoristen mit dem Pinsel und Stift, welche wir hier zunächst in Betracht ziehen, ihre Stoffe vorzugsweise den Kreisen entnehmen, welche im Leben noch ihre charakteristische Originalität gegenüber dem nivellierenden Strom allgemeiner Bildung bewahrt haben, und wie wir auf den Gemälden der alten Niederländer dem Volksleben oft in seinen derbsten Erscheinungen zu begegnen pflegen, so sind die Stoffe dieser modernen Malerhumoristen ebenfalls zum größten Teile dem Alltagsleben entnommen. Diese Wahl der Stoffe soll indessen denselben keineswegs zum Vorwurfe gereichen, wenn nur der Realismus nicht in dem Maße überwiegt, daß der Künstler, die ideale Aufgabe der Kunst außer acht lassend, im Gedankenlosen, Rohen und Gemeinen unter-

geht, sondern sich bewußt bleibt, daß die Quelle und das Ziel jedes Kunstwerkes die durch Schönheit verkörperte Wahrheit ist.

Einer der trefflichsten Malerhumoristen unserer Tage, dessen künstlerische Ausdrucksweise trotz aller urwüchsigen Natürlichkeit und kräftigen Volkstümlichkeit doch nie des schönen Wohlklanges entbehrt, ist zweifellos Edmund Harburger, dessen Zeichnungen wohl jedem unserer Leser aus den Münchener Fliegenden Blättern in wohlgefälliger Erinnerung sind. Kernig und warm in Form und Farbe, charakteristisch und wahr im Ausdruck, fein und edel im Vortrag und gemütvoll im Gedanken — das sind die Bezeichnungen, welche wir den Leistungen dieses Künstlers gegenüber für zutreffend erachten, mag derselbe nun seinen eigenen Gedanken in Stift und Farbe Ausdruck geben, oder als Illustrator fremden Ideen mit seinen originellen Zeichnungen dauernde Gestalt und Leben verleihen.

Edmund Harburger ist am 4. April 1846 zu Eichstätt als der Sohn eines Kaufmanns geboren, verbrachte jedoch seine Jugend in Mainz, wohin schon im Jahre 1847 seine Eltern gezogen waren. Von seinem sechsten Lebensjahre an in einer Privatschule unterrichtet, kam er im Alter von fünfzehn Jahren in die Lehre, um das Baugefäß zu erlernen. Schon in früher Jugend regte sich in dem Knaben der lebhafteste Wunsch, Maler zu werden, und der Beruf, zu dem man ihn bestimmte, hatte, wie das bei besonders begabten Söhnen so häufig der Fall ist, für ihn wenig Anziehendes. Gegen die Neigung des jungen Menschen, sich der Kunst zu widmen, wußte man von allen Seiten genug Einwände, denn es liegt nun eben in ihrem Wesen, daß die Kunst den wenigen Ausgesuchten, denen sie die Sehnsucht nach ihrem Dienste als unwiderstehlichen Drang ins Herz gelegt hat, nicht jene klar vorgezeichnete Laufbahn in Aussicht zu stellen vermag, wie sie

Harburgeriana.



Überflüssige Kleidung. „Gnädige Frau, der Kaminkehrer kommt!“
(Aus den Fliegenden Blättern.)

jeder andere Beruf im Leben für sich hat. Es ist deshalb auch nichts erklärlicher, als daß Eltern und Erzieher, denen die Sorge für einen jungen Menschen obliegt, in der Regel den sicher vorgezeichneten gewöhnlichen Weg eines bestimmten Lebensberufes der möglichen Irrfahrt einer Künstlerlaufbahn vorziehen und trotz alles zu tage tretenden Talentess ihre Pfleglinge nur ungern sich der Kunst widmen sehen. So hatte auch unser Künstler seine liebe Not, bis es ihm endlich gelang, im Jahre 1866, also in seinem zwanzigsten Lebensjahre nach München zu kommen, um seiner Herzensneigung folgen und sich der Malerei widmen zu können. Er dankt dieses der Hilfe eines lieben, guten Bruders (Wilhelm Harburger),

des Herrn Dietrich in Mainz, „die Näherin“ und „der Bauern-doktor“, welche nach Amerika wanderten, „Jung und alt“, „ein Bittgesuch“, „die Gemütlichen“, „Schnaderhüpfel“, „auf der Brücke“ und endlich „die Kartenspieler“, welche wir unseren Lesern im Holzschnitt vorführen.

Harburgers Bilder bedürfen keines Kommentars und keiner Erläuterung, sie erklären sich selbst deutlicher und bestimmter, als es irgend eine ausführliche Darlegung vermöchte. Wie trefflich spricht sich, um bei diesen „Kartenspielern“ zu bleiben, die Verlegenheit aus, in der der eine Spieler sich befindet, wie er sich am besten aus der schlimmen Lage ziehen könne, in welche ihn die schlaue Berechnung seines Gegners

Harburgeriana.



Ein Kind unserer Zeit. Die kleine Elsa ist von der Mama bestraft worden. Voll bitteren Bornes zieht sie ihren Mantel an und will fortgehen. — „Wo willst du hin, Elsa?“ — „Nach — Amerika — Mama!“ (Aus den Fliegenden Blättern.)

der seit dem Tode des Vaters die Sorge für die Familie auf sich genommen hatte und ihm die nötigen Mittel dazu gab.

Drei Jahre lang lebte Harburger ernst und eifrig Studien durch Zeichnen nach der Antike, bis er unter Professor W. Lindenschmitts Leitung seine ersten Bilder malte. Harburger wendete sich dem Genrefache zu, welches offenbar seiner Begabung am meisten entsprach.

Das erste Bild war „der Dorfbarbier“. Ihm folgte eine stattliche Reihe anderer Genrebilder, von denen die meisten in Privatbesitz übergingen. Wir erwähnen „der Städter auf dem Lande“, angekauft vom Münchener Kunstverein, „Jägerlatein“, im Besitze des Herrn Architekten Krebs in Mainz, „Mensch, ärgere dich nicht“, im Besitze des Herrn Dr. Hess in Mainz, „am stillen Herd“, im Besitze des Herrn Kommerzienrates Spindler in Berlin, „die Rübenspälerinnen“, im Besitze

gebracht hat, während dieser sich im stillen freut, daß ihm sein Plan gelungen und es jenem nicht möglich sein werde, den feinen Angriff zu parieren. Der Schmied, als unparteiischer Zuschauer, unterhält sich bei diesem Spiele sichtlich ebenso gut, als wir, wenn wir das Bild betrachten.

Harburgers Bilder erfreuen sich im Kunsthandel stets günstiger Aufnahme und haben nie lange zu warten, bis sich ein Kunstfreund findet, der sie kauft. Diese Anziehungskraft liegt jedoch nicht so sehr in den populären Stoffen, sie liegt vielmehr vorzugsweise in dem natürlichen kräftigen Vortrag des Künstlers, dessen satte Farbe und technische Behandlung einen besonderen Reiz auf jeden Beschauer übt. Außer den oben erwähnten Bildern existieren von Harburger noch viele kleinere, einzelne Figuren und Köpfe, welche alle ihre Abnehmer gefunden haben.

Aber auch größere Aufgaben wußte Harburger glücklich zu lösen; so befindet sich ein Bild mit lebensgroßen Figuren, „Die Erziehung des Bacchus“, im Besitze des Herrn Kommerzienrat Lang in Wiesbaden und im Auftrage des Herrn Bauunternehmers Usinger in Mainz malte er sieben friesartige Bilder: „Die Künste und das Kunsthandwerk“ darstellend.

Harburger versteht aber nicht nur mit Pinsel und Farbe Beifall zu gewinnen, auch mit dem Stift allein hat er Werke geschaffen, welche seinen Namen zu einem der hervorragendsten machen. Wir meinen die vielen Hunderte von Illustrationen, welche Harburger seit mehr als dreizehn Jahren für die „Fliegenden Blätter“ gezeichnet hat, deren Herausgeber es verstanden, den anfangs fast schüchtern auftretenden Künstler zu ermuntern und zu fördern. Harburgers Gestalten zeigen im allgemeinen nicht die Übertreibung, welche das Wesen der eigentlichen Karikatur ist, der Hauptton ist stets auf die Charakteristik gelegt und doch wirken sie nicht weniger erheiternd und erfreulich. Im Gegenteil, die charakteristische Auffassung erzeugt ein dauerndes Wohlbehagen, als es die komische Übertreibung für sich allein zu erzeugen vermag, und gerade darin liegt ja der große Vorzug des deutschen Humors, daß er nicht mit pikantem Raketenfeuer momentan verblüßt, sondern uns dauernd erwärmt und während er unsere Lachmuskeln erregt, auch unserm Gemüte wohlthut. Wir erinnern hier zunächst an jene markigen Trinkergestalten, welche in origineller Weise unser Nationalübel — den Durst bekämpfen. Auch Harburgers Studenten sind nicht von jener Art von Musen söhnen, die morgens sich beim Friseur scheiteln lassen, sie tragen ihren „Stiefel“ und kein Tabak ist ihnen zu beizend. Nicht minder kernig sind seine Spießbürger, und kann man sich eine köstlichere Gestalt denken, als jenen Professor der Chemie, der das Wasser als einen Stoff bezeichnet, der den Menschen früherer Zeiten als Getränke diente? Seine Lumpen und Verbrecher sind vollendete Typen, seine Damen und Bacchische voll Grazie und Eleganz, und wie tief ergreifend ist die „arme Näherin“, die auf die Frage:

„Was schaffst du, o fleißiges Mädchen?
Was nährst du so emsiglich — sprich!“

antwortet:

„Ein Brautkleid, das mach' ich für andere,
Ein Sterb'kleid, das mach' ich für mich.“

Die beiden hier wiedergegebenen Illustrationen: „ein Kind unserer Zeit“ und „überflüssige Melbung“ rechtfertigen wohl für sich schon genügend unser Urteil, wenn wir sagen, daß Harburger als humoristischer Illustrator in Deutschland einer der besten und bedeutendsten ist.

Eine auch nur annähernd erschöpfende Aufzählung all der trefflichen Zeichnungen, mit denen Harburger alle Freunde gefunden Humors seit Jahren erfreut, ist hier nicht möglich und wir verweisen in dieser Richtung nur auf das im Verlage von Braun und Schneider erschienene: „Harburger-Album“, das eine fünfundsechzig Zeichnungen umfassende Auswahl aus der großen Zahl von Illustrationen enthält, welche die Fliegenden Blätter von ihm gebracht haben.

Edmund Harburger ist aber auch im Leben und im Umgange der lebenswürdige, wahre, einfach bescheidene Mensch, als welcher er sich in seinen Zeichnungen und Bildern zeigt. Sein Atelier in der Max-Josefsstraße zu München trägt ganz den originellen Charakter seiner Kunst. Es sind eigentlich drei Räume in einem Raum beisammen. Das Atelier selbst, von einem großen breiten Oberlicht erleuchtet, enthält verschiedene fertige und unfertige Skizzen und Studien. Die dem Fenster gegenüberliegende Wand ist in drei Abteilungen geteilt und zeigt uns zunächst eine Wirtsstube in reizendem Halbdunkel mit obligatem kleinen Bogenfenster, der getäfelte Wand und dem Bierstiel; an diese Stube schließt sich eine Galerie, auf welcher sich ein Kirchenchor mit Orgel befindet, welche Harburger vortrefflich zu spielen versteht und deren Ton den denkbar größten Gegensatz zu einem unterhalb der Galerie befindlichen winzigen Spinett bildet, während die

dritte Abteilung eine Schusterwerkstätte darzustellen scheint, wenigstens hängt über derselben als Schild ein großer Stiefel. Von dem eigentlichen Atelierraum führen einige Stufen zu einem höher gelegenen reizenden Schreibstübchen, das durch kostbare alte Kästen, sehr seltsame Musikinstrumente, Bücher und dergleichen zu einem kleinen Altertumsmuseum gestaltet ist, in welchem einem Künstler, wie Harburger, wohl von selbst jene heimlich frohe Stimmung kommen mag, die in seinen Bildern einen so frischen urwüchsigen Ausdruck findet. Möge die Günst der heiteren Muse noch lange Harburgers Arbeiten lächeln und seine gediegene Kraft voll und schaffenslustig erhalten, damit er aus dem reichen Vorne seines Könnens mit immer herzerfreuenderen Gaben jung und alt erquide.

F. B.

Um Familientisch.

Luthers Verlobung.

(Zu dem Bilde auf S. 164—165.)

Es ist ein hochbedeutsamer Augenblick, den J. Scheurenberg uns auf unserm Bilde in so fesselnder Weise vorführt: Die Geburtsstunde des evangelischen Pfarrhauses. Was diese aber für unser Volk bedeutete, weiß jeder Kenner unserer Geschichte und unsers Volkslebens. Schier endlos ist die Zahl hervorragender Männer, deren Wiege in einem Pfarrhause stand, sehr groß die Zahl der um die Nation hochverdienten Geschlechter, deren Stammbaum in einem Pfarrhause wurzelt. Welch einen Einfluß sodann der Friede des Pfarrhauses und das musterhafte Familienleben, welches es doch fast immer umschließt, auf die Litteratur und Kunst wie auf das Leben der Eingepfarrten allezeit geübt haben und noch üben — das braucht an dieser Stelle wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.

Als Katharina von Bora in der Nacht vor dem Ostersfest 1523 aus dem Kloster Nimpsch geflohen war, da fand sie Unterkunft im Hause des Stadtschreibers Philipp Reichenbach in Wittenberg. Hier lernte Luther sie kennen und schätzen. Er wollte sie anfangs mit einem Geistlichen verheiraten, sie weigerte sich aber und soll geäußert haben, sie würde wohl Luthers Weib werden, nicht aber eines anderen. Nun war eben die Stunde gekommen, in der Luther selbst sich gedrängt fühlte, den Schritt, den er anderen so oft angeraten, auch seinerseits zu thun, das heißt zu heiraten und damit vor aller Welt Zeugnis davon abzulegen, daß die Ehelosigkeit nicht die höhere, die Ehe die niedere sittliche Stufe, sondern daß sie eine christliche Ordnung sei wie andere auch, also eine gottgewollte Ordnung. Da fiel sein Blick auf Katharina und er glaubte in ihr die Frau gefunden zu haben, deren er bedurfte. In der von früh auf von religiösen Kämpfen durchzitterten Brust des Reformators war kein Raum geblieben für die Minne, seine Heirat war eine Vernunft- heirat, aber es erwuchs aus ihr bald das herzlichste Eheverhältnis, dem es auch keineswegs an der Poesie eines solchen fehlte.

So begab Luther sich denn an einem Sonntag des Jahres 1525 mit seinem Freunde, dem Maler Lukas Kranach, zu den Reichenbachs und hielt um Katharina an, die freudig zusagte. Am Abend des 13. Juni fand in Luthers Wohnung in Gegenwart von Bugenhagen, Jonas, Lukas Kranach und Frau und Professor Apel die Trauung statt, der am 27. Juni ein größeres Hochzeitsmahl folgte.

Siebzehn Jahre später hat Luther seiner Frau in seinem Testament das Zeugnis ausgestellt, daß sie ihn „als ein fromm, treu ehelich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten.“

Das Originalgemälde unsers Bildes ist im Auftrage der Ver- bindung für historische Künste gemalt und im Besitze derselben.

Ein nächtlicher Überfall durch „Mondscheinmänner“ in Irland.

Das neueste Verbrechen, welches soeben aus der irischen Grafschaft Kerry gemeldet wird, wirft ein grelles Licht auf irische Zustände und auf die Stimmung des irischen Landvolkes gegen die englische Regierung und die von dieser beschickten englischen Farmer und Großgrundbesitzer. Die „Moonlighters“ oder Mondscheinmänner sind Banden bewaffneter Landarbeiter und Tagelöhner, welche bei Nacht die Dekrete der geheimen Nationalligue ausführen. Nun lebte nicht weit von dem reizenden See von Killarney ein wohlhabender Gutsbesitzer englischer Abkunft, namens Curtin. Derselbe war Katholik und hatte sich auch den Forderungen der Nationalligue insofern gebeugt, daß er ihr wiederholtlich bedeutende Geldbeiträge hatte zufließen lassen. Nur hatte er sich immer standhaft geweigert, der Ligue seinen Vorrat an Feuerwaffen auszuliefern.

Am 13. November, gegen acht Uhr abends, saß der jüngste Sohn des Curtin, ein neunzehnjähriger junger Mann, mit den vier Anechten und fünf Mägden seines Vaters vor dem loderbrennenden Feuer in der großen Küche, welche sich gleich links von der Eingangstüre befindet. Plötzlich wird die äußere Thüre, welche noch nicht verriegelt war, heftig aufgerissen, und gleich darauf erscheinen vier Männer in der Küche. Sie sind alle mit scharf geladenen Büchsen

bewaffnet und ihre Gesichter sind durch schwarze Kalifoliarben verhüllt. Der Hauptmann setzt dem jungen Georg Curtin die Flinte an die Brust und verlangt von ihm die Herausgabe aller im Hause befindlichen Waffen. Georg verweist den Kerl an seinen Vater, da er nicht wisse, wo jener dieselben aufbewahre. Mittlerweile ist die Tochter, welche im daranstoßenden Gemache alles gehört hat, zu dem alten sechzigjährigen Vater, der sich in einem der hinteren Zimmer befindet, geeilt, und derselbe ist schnell in eine Kammer im ersten Stockwerk hinaufgegangen, um seine Büchse zu holen. Wie er zurückkehrt, versperrt ihm unten an der Treppe die ganze Bande, etwa zwölf an der Zahl, den Weg. Der alte Mann setzt die Flinte an die Schulter, um die Eindringlinge zurückzuschrecken; in demselben Augenblick sind zwölf Gewehrläufe auf ihn gerichtet und zwölf Kugeln pfeifen durch die Luft. Zu gleicher Zeit wird die den Hausflur erhellende Lampe ausgelöscht und der alte Mann fiert im Dunkeln mitten in die Bande hinein. Jetzt stürzen die zwei Söhne und die Tochter auf den Kampfplatz. Daniel, der ältere Sohn, wird von drei Kerlen angegriffen; Georg wirft sich auf einen derselben, setzt ihm die nervigste Hand auf die Kehle und wirft ihn zu Boden. Daniel sucht einem anderen Kerl die Flinte aus der Hand zu winden. Der Bandit reißt einen Revolver aus seinem Gürtel und will eben auf Daniel abdrücken, als die Tochter ihn von hinten umschlingt und seine Hand niederschlägt. Der Vater hat inzwischen wieder geladen, er feuert zum zweitenmale und trifft den Hauptmann in den Schenkel. Die zwei Söhne, welche sich inzwischen einer Flinte und eines Revolvers bemächtigt haben, machen jetzt auch davon Gebrauch. Die Mondscheinmänner schießen noch einmal, ohne zu zielen, und ergreifen sodann die Flucht. Der alte Curtin ruft aus, daß er verwundet sei, und daraufhin eilt der jüngere Sohn hinter den Flüchtlingen her und sendet ihnen noch einen bleiernen Gruß nach. Der Vater geht, trotz einer schweren Wunde, doch noch ohne Hilfe die Treppe hinauf nach seiner Schlafstube; aber sein Zustand verschlimmert sich rasch, und nach drei Stunden schon tritt der Tod ein. Er selbst hatte, wie sich nachher herausstellte, zwei Mitglieber der Bande zu Boden gestreckt.

Die Knechte und Mägde, welche während des ungleichen Kampfes auch nicht die geringste Hilfe geleistet hatten, weigerten sich jetzt auch, nach der nächsten Stadt zu gehen, um die Polizei von dem Vorgange in Kenntnis zu setzen, da sie sich vor der Rache der Nationalgarden fürchteten. Der junge Georg Curtin mußte daher selbst diesen Gang thun. Das Eingreifen der Polizei war schnell und energisch. Schon wenige Stunden nach dem Tode ihres Opfers waren die meisten Mitglieder der Bande, welche im Dorfe anwesend waren und von der Curtinschen Familie erkannt worden waren, in sicherem Gewahrsam. Am nächsten Tage wurden sie auf der Eisenbahn nach dem Trauer-Gefängnis weiterbefördert. Als die Gefangenen aus dem Stationsgebäude austraten, wurden sie von einer großen Volksmenge mit stürmischen Hochrufen begrüßt. Man fürchtete, daß die Geschworenen sich weigern werden, die Verbrecher schuldig zu sprechen. Denn wenn es sich um ein Verbrechen gegen die verhaßten „Sachsen“ (Angelsachsen oder Engländer) handelt, sind irische Geschworene imstande, den klarsten Beweisen Trost zu bieten.

Als der katholische Dorfpfarrer am nächsten Sonntag in der Kirche seinem Unwillen über die ruchlose Vebenthat Ausdruck gab, stand die Mehrzahl der Anwesenden auf und verließ die Kirche. Zu solch einem blinden Haß gegen Gesetz und Recht hat die englische Regierung das irische Volk durch lange Jahrhunderte von Mißregierung und ungerechter Willkür gebracht.

B. A. Schleicher.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

Es ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer deutschen Gegenwart, daß die Nation mit vollem Bewußtsein zu den Traditionen der früheren Geschlechter zurückkehrt und alle Verbindungen, welche die Generation von heute mit den früheren noch verbindet, liebevoll pflegt. Die Tage, in denen wir uns gebärdeten, als ob wir hinter dem Zaun geboren wären, sind vorüber, wir wissen, daß wir ein reiches, schönes Erbe von unsern Vorfahren überkamen, und wir sind bemüht, es unverkürzt und ungeschädigt unsern Nachkommen zu übermitteln.

Das gilt auch auf literarischem Gebiet. Wir nehmen auch hier ein Inventar des Hausrates auf und wir entdecken mit Vergnügen, daß er reiche Schätze enthält, nicht nur für Arbeitszimmer und Plauderstübchen, sondern auch für die Kinderstube. Wie anmutig, launig und ansprechend sind jene Fabeln und Lehrgedichte von Lichtner, Gellert, Pfeffel zc., die drei Generationen die Jugend erheiterten und erst, da der Winter des Ungeschmacks seine letzten, kältesten Tage brachte, durch die abgeschmackten Treibhausblüten der Kindergärtchenpoesie verdrängt wurden. Wir verstehen sie jetzt wieder und wir kehren frohen Mutes zu ihnen zurück.

Da kommt es denn sehr gelegen, daß unter dem Titel: „Als der Großvater die Großmutter nahm“ soeben bei Fr. Wilh. Grunow eine Gedichtsammlung erschienen ist, in der wir in reizender Ausstattung — es sind hierin die alten Almanache nachgeahmt — alle jene Gedichte und Lieder gesammelt wieder finden, welche wir älteren einst im Flügelkleide mit so viel Vergnügen auswendig lernten: Johann der Seifensieder, der Tanzbär, die Geschichte vom Hute, vom getreuen Phylag, vom armen Greis, vom guten, dummen

Bauernknaben, vom Peter in der Fremde zc. Ich habe in dieser Sammlung nichts vermißt.

Das Buch selbst aber enthält noch mehr. Zwei andere Abteilungen geben uns auch diejenigen Lieder und lyrischen Gedichte, welche entweder als solche oder als Opernarien in den Tagen, da der Großvater die Großmutter nahm, Gemeingut der Nation waren, jetzt aber oft nur noch in ein paar Zeilen oder auch nur in einer Fortleben.

Das auch in literaturgeschichtlicher Beziehung sehr interessante Buch wird durch eine treffliche Vorrede eingeleitet, der ich recht viele Leser wünsche. Th. H. Pantenius.

Allerlei vom Büchertisch.

Der diesjährige Weihnachtsbüchermarkt bringt auch allerlei aus der Feder unserer Mitarbeiter. Da sind zuerst „Fünf neue Novellen“ von Hans Arnold (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), von denen unsere Leser zwei noch nicht kennen. Beide tragen einen durchaus ernstlichen Charakter und es ist interessant, unsern Meister des Familienhumors hier als Schilderer erster Lebensführungen zu begegnen. Er erweist sich auch hier als ein Erzähler, dem man mit Vergnügen lauscht.

Mehrfach vertreten ist der liebenswürdige Heinrich Seidel mit „Vorstadts geschichten“ und Geschichten „Aus der Heimat“, beides in der reizenden Ausstattung, die A. G. Liebeskind seinen Verlagsartikeln gibt. Unsere Leser kennen die Anmut und die sympathische Feinheit, welche diesen Erzähler schnell zu einem Liebling gerade des Familientheaters gemacht haben.

In anderer Art feiselnd ist der neueste Roman von Sophie Junghaus: *Hellbuntel* (Karl Reisher, Leipzig). Die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege wird uns hier in ansprechenden Bildern vorgeführt und es fehlt nicht an jener feinen Charakteristik namentlich der Frauen, durch die sich die Verfasserin so vorteilhaft vor manchen Mitstreibern auszeichnet.

Leider noch nicht zu unsern Mitarbeitern gehört Arthur Hombrecht, von dem ebenfalls ein historischer Roman vorliegt und zwar ein höchst beachtenswerter: *Fritz Kannacher* (Wilhelm Herz, Berlin). Der Verfasser führt uns in die Tage, in denen der Große Kurfürst den Widerstand der Rhode und Kalkein brach und Ostpreußen in den neuen Preußenstaat organisch eingliederte. Seine Erzählung ist aus der Fülle geschöpft, voll von interessanten Personen und Ereignissen und nach Sinn und Ausführung gleich ansprechend. Sie sei zumal auch unsern baltischen Lesern bestens empfohlen, die sich durch sie wunderbar angeheimelt fühlen werden.

In längst vergangenen Tagen spielend und doch kein historischer Roman ist *Aphrodite* von Ernst Eckstein. Es ist eine höchst anmutige, von der Sonne Altgriechenlands durchleuchtete Erzählung, der der Kultus der Schönheit, von dem sie berichtet, selber in hohem Grade zu staten gekommen ist.

Von alten Sachen sei auf eine Sammlung „Ausgewählter Werke“ von Jeremias Gotthelf (Julius Springer, Berlin. Pro Band 1 Mt.) hingewiesen. Der markige Dichter sei nicht nur den Volks- und Schülerbibliotheken, sondern auch allen Literaturfreunden empfohlen, welche eine höchst eigenartige dichterische Persönlichkeit und eine markige Sprache zu würdigen wissen. Manche der kleinen Erzählungen, z. B. das *Erbeermaeli*, sind doch wahre Perlen. Th. H. Pantenius.

Ein seltsamer Begriff im Welthandel.

Das vortreffliche Werk von R. v. Scherzer: „Das wirtschaftliche Leben der Völker“ bringt in die neueste Zeit hineinreichende Zusammenstellungen über den Stand der internationalen Handelsbeziehungen der Welt, die der Verfasser für die Gegenwart, natürlich ohne die gegebenen Ziffern für mehr als nur annähernde zu bezeichnen, jährlich insgesamt auf die Kleinigkeit von rund fünfunddreißig Milliarden Mark im Import und etwa gleich hoch im Export bewertet. Sehr interessant sind die sich anschließenden Erörterungen über den seltsamen Begriff der Unterbilanz in der Handelsbilanz der einzelnen Staaten. Bekanntlich bezeichnet man als „Unterbilanz“ die Differenz zwischen Ausfuhr und Einfuhr und die graue Theorie hat in dem Bestehen einer Unterbilanz die Thatsache erblickt wollen, daß es mit dem Gedeihen des Handels und der Industrie des betreffenden Staates schlecht bestellt sein müsse. Obenhin betrachtet, scheint es ja allerdings so. Die Ziffern des Imports und Exports als unumstößlich beweiskräftig angenommen, gibt der mit Unterbilanz arbeitende Staat mehr aus, als er einnimmt. Höchst merkwürdig ist es nun, daß England für 2450 Millionen (fast 50%) mehr importiert, als es ausführt, daß der Export Frankreichs um 1105 Millionen, der Hollands um 111 Millionen, der Belgiens um 226 Millionen vom Import überflügelt wird, mit einem Wort, daß die größten und reichsten Handelsstaaten der Erde an der schrecklichen Krankheit der Unterbilanz rettungslos erkrankt sind. Die ganze Theorie von der Unterbilanz ist eben auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart nicht anwendbar, die Zahlen der Statistik sind, rein mechanisch aufgestellt, wertlos: in Wirklichkeit findet ein Austausch von Leistungen und Gegenleistungen zwischen den einzelnen Ländern statt, der sich ziffermäßig nicht darstellen läßt. Die Schiffe der einen

Nation, sagt Scherzer treffend, leisten Arbeit für andere Völker und werden dafür bezahlt, das Kapital des einen Landes wird teilweise in Unternehmungen der diesseitigen Staatsangehörigen in fremden Ländern angelegt, und was als Entgelt für jene Dienste, als Resultat dieser Unternehmungen dem eigenen Lande zufließt, ist Gewinn, obwohl es in die Handelsbilanz nicht eingestellt werden kann. Außerdem besitzt die ausgeführte Ware im Ausland höheren Wert, als der Exportwert beziffert wird, die importierte wird im Herkunftslande billiger eingekauft, als sie im Inlande verkauft wird, und der Gewinn aus diesen Unterschieden fällt meist der Nation zu, aus deren Initiative das Handelsgeschäft hervorging. In Wirklichkeit verwandelt sich dadurch häufig, vielleicht meist, für England sicher stets die Unterbilanz, die sogenannte passive Handelsbilanz, in eine aktive. Welchen Wert hat nun aber jener seltsame Begriff, den wir trotzdem in allen Lehrbüchern sorgsam registriert finden? F. Sp.

Gesundheitsrat.

W. M. in B. Hierdurch bitte ich Sie ganz ergebenst, mir ein ausführliches Buch über Nervenkrankheiten nachweisen zu wollen.

Als ein solches sei Ihnen das Buch: „Über gesunde und kranke Nerven von Professor R. von Krafft-Ebing (Verlag von Laupp, Tübingen)“ bestens empfohlen. Dasselbe ist sehr an-

ziehend, allgemein verständlich und so ausführlich geschrieben, daß Laien es verstehen können, wenn auch die von entbehrlichen Fremdwörtern trostlose Redeweise des Buches den Beweis liefert, daß dem rühmlich bekannten Verfasser die wissenschaftlich-medizinische Schreibart weit geläufiger ist, als die gemeinsprachliche sogenannte populäre, in der sich unvertennbar das Streben kundgibt, für die Deutschen deutsch zu schreiben; es läßt sich in dieser Sprache ja auch so ziemlich jeder Gedanke ausdrücken. Das betrifft zwar nur eine Nebensache, aber der wichtigsten eine. Das Buch an sich kann man nur willkommen heißen in einer Zeit, wo jeder seine „Nerven“ hat. Nur dürfen Sie keine ausführliche Darstellung der Krankheiten der Nerven in dem Buch erwarten. Dafür fehlt dem Laien nicht bloß jedes Verständnis, sondern auch jede Anwendung.

Briefkasten.

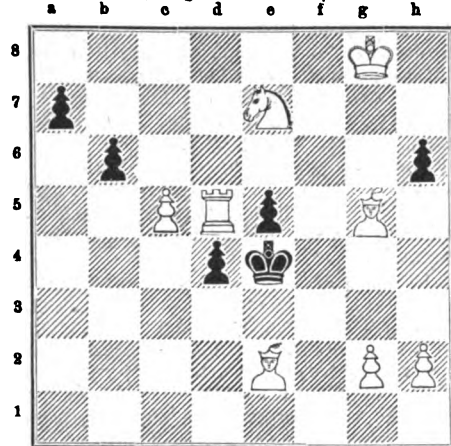
Eugenie: Reider Papierkorb. C. v. M. in G. Eine Sammlung der bekanntesten Weihnachtslieder hat die Schlesinger'sche Musikbuchhandlung unter dem Namen „Kleines Weihnachtsalbum“ (4 50 Hfg.) herausgegeben. Dr. B. in B. Schaffen Sie sich den „Kaiserkalender“ für 1886, herausgegeben im Auftrage des Allgemeinen Deutschen Heimvereins von Gunold Müller von der Fabel an und Sie werden sich überzeugen, daß wir auch in Norddeutschland über ein gut Stück gute Laune, Mutterwitz und neckische Satire verfügen. Der bereits in dritter Auflage erschienene Kalender (Berlin NW. A. Haack, Dorotheenstr. 55) enthält gereimten und unge-reimten, gezeichneten und gemalten Frohsinn vollauf.

In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.



Schachaufgabe von E. Pland.



Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Wortfette.

Mit Hilfe der folgenden Angaben sind 15 dreisilbige Wörter zu suchen und zu einer Wortfette so zu verbinden, daß die Endsilbe eines jeden Wortes gleich der Anfangsilbe des nächsten lautet, ebenso die Endsilbe des letzten Wortes gleich der Anfangsilbe des ersten. Die 15 Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen:

1. Ein Buch des alten Testaments.
2. Eine Stadt in Spanien.
3. Eine andere Stadt in Spanien.
4. Eine der Hauptrollen in „Don Juan“.
5. Eine der Hauptrollen in Schillers „Verschwörung des Fiesko“.
6. Einen berühmten Maler.
7. Einen Sohn des Kaisers Friedrich des Zweiten.
8. Eine Krankheit.
9. Einen weiblichen Vornamen.
10. Eine Inselgruppe Polynesiens.
11. Einen Erdteil.
12. Einen alttestamentlichen weiblichen Namen.
13. Eine Stadt in Syrien.
14. Eine Stadt in Griechenland.
15. Eine Stadt in Italien.

Der Sohn eines Festungskommandanten hatte zu seinem Geburtstage einen Beutel mit Marmorkugeln geschenkt bekommen. Da es Regenwetter war, konnte er draußen damit nicht spielen, daher versuchte er Pyramiden daraus zu bauen, wie er dieses bei den Kanonenkugeln oft gesehen hatte. Zunächst versuchte er eine vierkantige Pyramide zu bauen, d. h. er richtete es so ein, daß die Spitze von einer, die nächst untere Schicht von vier und die darunter befindliche Schicht von neun z. Kugeln gebildet wurde. Dabei blieb keine Kugel übrig. Darauf versuchte er aus denselben eine dreikantige Pyramide zu fertigen, d. h. die Spitze wurde aus einer, die folgende Schicht aus drei, die darauf folgende aus sechs, die weitere aus zehn z. Kugeln gebildet und nun blieben ihm, trotzdem die dieser Pyramide eine Schicht mehr gegeben als der vorhergehenden, noch doppelt soviel Kugeln übrig, als er an dem Tage Jahre alt geworden war. Wieviel Kugeln enthielt der Beutel? P.

3. *)

In welchen Jahren dieses Jahrhunderts wird Schillers Geburtstag — der 10. November — auf einen Sonntag fallen?

*) Diese Aufgabe kann mittels des jüngst im Mag. Spohrschen Verlag zu Leipzig erschienenen vom Rechtsanwalt Richard Weithner erfundenen „Gregorianischen Rauberkalenders“, einer billigen kleinen Kartontafel mit zwei Schiebern (enthaltend die Säkulen, deren Jahre, die Wochentage und Monatsnamen) sofort gelöst werden, wenn man unter das Säkulum 18 „Sonntag“ und darunter den „Montagstag 10“ schiebt; es stehen die betreffenden Jahre in der Kolonne unter Monat „November“.

Überhaupt übertrifft dieser Kalender, aus welchem auch sofort zu erfahren ist, welcher ein Wochentag irgend ein helles Datum war, ist oder sein wird, alle ähnlichen Tabellen und Berechnungen durch Kürze und Einfachheit.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 10.

Damesspielaufgabe.

1. f4—e5
2. e5—d6
3. d6—e7
4. h6—f8 D gewinnt.

1. Dreisilbige Scharade. Esfenster.

2. Deschiffrier-Aufgabe. Und flöße von des Gotthards Höh Als Rheinsteinstrom der Rhein, So möcht' ich wohl der Bodensee, Doch ohne Boden sein.

Bilderrätsel.

Kauf's in der Zeit, so hast du es in der Not.

3. Akrostichon.

Beethoven — Meyerbeer.

BelisaR
EugeniE
EdernföR
TraB
SilleR
OlivE
BeveR
EuterpE
RahmR

4. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| R | I | E | S | E |
| I | U | B | E | L |
| E | B | O | L | I |
| S | E | L | M | A |
| E | L | I | A | S |

5. Vierstilbige Scharade. Regenjammer.

Inhalt: Der alte Jungherr und seine Liebe. Forts. Von Th. F. Pantenius. — Ludwig Richters Selbstbiographie. Von Th. F. Pantenius. — Die deutschen Bibelübersetzungen vor Luther. Von Leopold Witte. — Edmund Harburger. Mit vier Illustrationen. Von F. B. — Am Familientisch: Luthers Verlobung. Zu dem Wille von J. Scheurenberg. — Ein nächtlicher Überfall durch „Mondscheinmänner“ in Irland. — Als der Großvater die Großmutter nahm. — Allerlei vom Büchertisch. — Ein seltsamer Begriff im Welt-handel. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unbenutzter eingekaufter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig. Verlag der Pöschel-Expedition (Pöschel & Koenig) in Leipzig. Druck von Julius Altknecht in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Dezember 1885. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 12.

—*— Weihnacht. —*—

Von Fritz Griedner.

Du heller Weihnachtsmorgen
Nach dunkler Winternacht!
In Bethlehem verborgen
Dein Glanz den Hirten lacht.
Sie knien vor der Krippe,
Sie huld'gen ihrem Herrn,
Und ihre frohe Lippe
Preist Christ, den Morgenstern.

In Leid und Nacht und Dunkel
Und Sehnsucht ungefüllt,
Strahlt dieses Sterns Gefunkel;
Des armen Kindleins Bild,
Das uns zu Lieb gestiegen
In Kampf und Leid der Zeit:
In diesem Zeichen siegen
Wir bis inwigkeit.

Des Herzens Trost und Lagen,
Die wilde Leidenschaft,
Sind hier in Wonn geschlagen
Durch dieses Kindleins Kraft.
Hier heilen alle Wunden,
Stolz muß und Hoffart fliehn,
Wenn wir in selgen Stunden
Vor dieser Krippe knien.

Dem Kindlein gleich zu werden
Ist aller Weisheit Ziel.
Sucht nicht auf dieser Erden
Der eitlen Künste viel:
Seid mit den Kindern fröhlich,
Laßt sie euch Lehrer sein;
„Das Herz wird nimmer selig,
Bis es geworden klein.“

Das ist die Weihnachtsfeier
Und rechte Weihnachtslust,
Das Herz atmet freier,
Es hebt sich froh die Brust,
Wenn erst der eigne Wille
Ist in den Staub gelegt,
Und in des Herzens Stille
Sich Gottes Liebe regt.

Denn Gottes Lieb zu künden
Kam dieses Kind herbei;
Macht rein von allen Sünden,
Und von uns selbst uns frei.
Was keinem sonst beschieden,
Dies Kindlein uns besichert:
Es bringt den selgen Frieden
Vom Himmel auf die Erd'.

Du heller Weihnachtsmorgen,
Der ew'gen Freude Pfand,
Führ' frei von Kampf und Sorgen
Uns bald ins lichte Land
Zu der Erwählten Orden,
Wo wir auf Himmelsbau'n
Den Christ, der Kind geworden,
Das liebe Christkind schaun.

Christrosen.

Ein Weihnachtsmärchen von Sophie Junghans.

Der Winter war einmal, vor ein paar hundert Jahren, gar sehr hart, und allenthalben litten die armen Leute unter der schlimmen Witterung. In dem Dörflein Buchroda schmachteten die Bewohner derzeit unter der Hand zweier unerbittlichen Herren; der eine war besagter harter Winter, der andere aber ihr nicht minder strenger Burgherr, der Ritter Grimmer von Zachen. Dem gehörte der Ort und alles Waldgebiet weit umher erbeigentlich, und er ließ den Bauern nichts von ihren Fronen und Abgaben nach, auch wenn es die Witterung und der letzten Jahre kärgliche Ernten den Leuten schier unmöglich machten, die Leistungen zu thun und den Zins aufzubringen.

Im allerlehten Häuschen des Dorfes, nach dem Walde zu, war die Not schon seit Jahren so recht zu Hause. Darinnen wohnte eine fremde Frau, eine Witwe mit ihrem Töchterlein. Ihr Mann war einst auf der Reise mit Weib und Kind gerade bis hierher gekommen. Er war ein gelehrter Arzt gewesen, sich selber aber hatte er das Kraut wider den Tod nicht zu verschreiben gewußt, und so war er hier verstorben. Das armselige Häuslein hatte die Witwe an sich zu bringen vermocht mit dem wenigen, was ihr blieb. Seitdem nun spann und darbt sie darin.

Und mit ihr spann ihr Töchterlein Benigna. Die schmale Kost hatte man dem Kinde bisher nicht angesehen, es war ein schlankes, zierlich kräftiges Reh, auch nach Haar und Augen einem solchen ähnlich; und auf den Wangen lag ihm eine Röte, wie sie die Erdbeere zeigt, ehe sie voll gereift ist. Die hatte wohl der Wald darüber gehaucht, in dem Benigna, wenn die Mutter sie nur irgend vom Spinnen ließ, beerensuchend gerne herumstreifte.

In diesem bösen Winter aber wurde die Not in dem kleinen Hause zum erstenmale bitter und grausam, und unter dem Eisestrich aus ihren tödlichen Augen verging endlich das liebliche Rot von Benignas Wangen fast ganz und ihre zarte Rundung verlor sich auch.

Die Mutter war an Gliederschmerzen erkrankt. Schon lange konnte sie nicht mehr spinnen; nun lag sie gar und vermochte die steifen Glieder nicht zu rühren. Benigna pflegte ihrer, so gut sie vermochte. Der geringe Erlös aus dem versponnenen Garn reichte zur Erhaltung der Kranken noch kaum, über des Mädchens Lippen war schon lange nur noch trocknes Brot gegangen, und das nähte sie jetzt oft heimlich mit ihren Thränen.

Von den Nachbarn war wenig Hilfe zu hoffen, und Benigna mochte keine begehren. Die waren selber arm und viele auch hart und böse; dazu hatte sie die eiserne Rute des Fronvogtes gemacht.

So war unter bitterem Kummer für die beiden die heilige gefegnete Zeit herangekommen, in der unser Herr einstmals, auch in Armut und Niedrigkeit, Mensch geworden ist. Benigna saß in den trüben, stillen Tagen an der Mutter Bette, die ihr sonst, in besseren Stunden, so mancherlei vom Wundersegen der Christzeit erzählt hatte, und auch wohl anderes, was noch aus den uralten Heidenzeiten her die Leute der ebenfalls wunderbaren Zeit der Zwölfnächte zutrauten.

Jetzt stöhnte die arme Frau und sprach wenig, und es war alles so traurig, daß aus der tiefsten Not heraus das Mädchen endlich meinte, es müsse nun auch für sie in diesem Dunkel bald von irgendwoher ein Licht erglänzen, des ahnungsvollen Segens der heiligen Zeit müßten auch sie durch ein holdes Wunder theilhaftig werden.

Und endlich fiel ihr ein: wie, wenn es mir gelänge, Christrosen zu brechen! Die Rosen, welche das heilige Kind, wenn es zur Zeit seines Geburtsfestes die Erde alljährlich wieder besucht, mit geheimnisvollem Segen am winterlich dürrer Strauche hervorgerufen hat!

Der Herr, so hatte die Mutter einst dem Mädchen erzählt, hatte in seiner göttlichen Milde Mitleid selbst mit dem

wilden Dornengezweig, das die steinharten Menschen ihm um das Haupt gewunden und festgedrückt hatten, so daß unter den Dornen sein heiliges Blut floß. Denn der Dorn hatte ja an dieser Schmach keinen Anteil, sondern wider Willen hatte er sich um Gottes Haupt biegen lassen müssen. Da verzich der Herr nicht nur dem Dornbusch das unfreiwillige Leid, das er ihm gethan, sondern er segnete ihn auch. Und seitdem tragen die Dornen Rosen.

Die Rosen aber liebte das Kind Jesus. Und weil zur Winterszeit, darein sein Geburtstag fällt, auf Erden von selber keine blühen, so streift er wohl, wenn er alsdann heimlich hienieden wandelt, um die Kinder zu erfreuen, sacht mit den Händlein über einen kahlen Rosenstrauch, an dem er vorbeikommt. Und siehe, in der heiligen Christnacht bedeckt sich ein solcher gesegneter Strauch über und über mit strahlenden Blüten. Glücklich die Augen, die das Wunder sehen; nur wenigen ist es noch beschieden gewesen! Und glücklich auch die Hand, die von den Rosen bricht. Sie bringen Glück und Segen ins Haus, sie heilen alle Krankheiten und beschützen den, der sie bewahrt, vor jedem Übel!

So hatte die Mutter erzählt. Und je länger Benigna darüber nachdachte, und je öfter sie das schmale, blasse Gesicht dort auf dem Rissen, mit den schmerzverzogenen Lippen, thränenden Blickes streifte, desto fester wurde in ihr der Entschluß, in der Christnacht nach den Wunderrosen auszugehen.

Rosensträucher aber gab es dazumal in Buchroda nicht gar viel. Wilde Rosen barg der Wald, soweit Benigna ihn kannte, nicht. Und die armseligen Dörfler pflegten keine Blumen. Im Burggärtlein, in dem des gestrengen Herrn von Zachen Weichlieferin ihre Küchenkräuter zog, ja, da stand auch ein Rosenbusch, aber wie hätte Benigna sich dorthin gewagt!

Aber sie wußte noch einen Ort. Ein halb Stündlein weit in den Wald hinein lag ein verfallenes Kloster. Der Feind hatte dasselbe vor vielen Jahren aus dem Grunde zerstört, so daß wenig mehr als die kahlen Mauern und der Glockenturm standen, und nur hier und da ein Bogen des zerborstenen Gewölbes oder ein einsamer Pfeiler. Im ehemaligen Gärtlein der Nonnen aber wucherten die Pflanzen weiter, die sie gehegt, und da stand, am Fuße eines uralten steinernen Kreuzes, auch ein herrlicher Rosenstrauch.

So recht mit einemmale war dem Mägdlein der Gedanke an diesen einsamen Ort gekommen. Und nun war ihr auch zu Mute, als müsse sie dorthin, als werde dort und nirgends anders das liebliche Wunder geschehen.

Den ganzen Tag vor der Christnacht klopfte ihr das Herz, so daß sie fast meinte, die Mutter müsse es hören. — Die arme Frau war durch das Elend endlich mürrisch und herb geworden. Nichts konnte ihr das Mädchen heute zu Dank machen; sie schmälte, daß ihr die Arbeit nicht rascher von der Hand gehe. „Man sollte meinen, man habe es mit einem Kinde zu thun und bist doch eine Dirne von fast sechzehn Jahren!“

Aber Benigna achtete darauf nicht groß; sie trug nur ihre Rosen im Sinne und wie sie es anfangen könne, zu tiefer Nachtzeit unbemerkt aus dem Hause zu kommen. Spät abends hatte sie der Kranken aus Kräutern, die sie kannte, einen kräftigen, schmerzstillenden Trank bereitet, darauf war diese eingeschlummert, und wie die Nacht vorrückte, schlief sie noch, sanfter und fester als gewöhnlich. Da zündete Benigna ein Laternen an und schlich fort.

Draußen verbreitete nur der festgefrorene Schnee eine matte Helle und ein eifiger Nebel füllte die Luft. Aber unverzagt schlug Benigna den Weg nach dem Walde ein. Dort war sie zu Hause und getraute sich trotz Nacht und Schnee zu dem verfallenen Kloster sich wohl hinzufinden. Eben begann vom Dorfe das Glöcklein zu läuten, das zur Christmesse rief, aber sein Ton drang nur schwach durch die nebelige Luft.

Zu eben dieser Zeit saß in einem Gemache der Burg beim hellen Feuer der gestrengte Herr von Zachen hinter dem Krüge mit gewürztem Wein, und ihm gegenüber ein Gast,

der zum Feste gekommen war. Das war aber niemand anders als der junge Herr Luitbert, seiner verstorbenen Schwester Sohn, des unvermählten Burgherrn einziger Verwandter und Erbe, und zugleich auch der einzige Mensch, dem der harte Herr von Zachen zugethan war, so weit er es vermochte.

Die armen Fröner im Dorfe hofften von der künftigen Herrschaft eine bessere Zeit und wohl mochten sie das, denn der Junker Luitbert schien heiteren Sinnes und guten Gemüthes, ganz anders als sein Oheim. Von Person war er hoch und schlank und man sah ihm gern in das freie, stolze und ehrliche Angeischt.

Von der Christmessa hielt Herr Grimmer von Zachen nichts, deshalb war er beim Weine sitzen geblieben, als der Kaplan dieselbe zu halten hinabgestiegen war. Jetzt sagte er zu dem Junker:

„Und wie ist's, Luitbert, willst du mir immer noch kein junges Weib bringen, auf daß ihr beide dann hier mit mir hauset und mir das alte Nest wohnlicher macht?“

Junker Luitbert neigte langsam den braunlockigen Kopf. „Zum Freien hat mir noch keine so recht Lust gemacht, Oheim“, sagte er. „Und dann bin ich, wie Ihr wißt, an eine Bedingung gebunden, die so leicht keine erfüllen wird.“

Er lächelte dazu, der Alte aber schüttelte mürrisch den Kopf. „Wie hieß das aberwitzige Orakel?“ fragte er.

„Ein frommer Einsiedler, der meiner seligen Mutter so manches über ihre Zukunft anvertraut hat, was alles eingetroffen ist, der weißsagte ihr, die rechte Braut für mich werde mir einst ungesucht begegnen, und daran solle ich sie erkennen, daß sie einen Blumenkranz trüge, während mir das Eis im Barte starre.“

„Das ist ja bärer Unsinn“ — brummte Grimmer von Zachen wieder. „Eis und Blumen, das kommt nimmermehr zusammen! Ich glaube, der schlaue Waldbruder hat gemeint, daß du, wie ich, als Junggeselle grau werden solltest. Das aber leid' ich nicht, Luitbert“, — und der Alte hob seinen Krückstock und zog ingrimmig die buschigen weißen Brauen zusammen. „Und lange seh ich's auch nicht mehr so mit an; ich gedenke noch zu erleben, daß deine Ruben hier um mich herumspringen!“

„Nun, bis zum Grauwerden hab' ich noch lange Zeit“, lachte der Junker. „Seid nicht unwirsch, Oheim, und thut mir Bescheid auf ein gutes Wort, das heißt: Unverhofft kommt oft.“

Etwas besänftigt hob Herr Grimmer die silberne Kanne an den Mund. Der junge Luitbert hatte sich indessen zum Fenster gewendet. Das war bei Tage ein Lieblingsausblick von ihm, denn es ging auf den Wald hinaus, und den Forst liebte er, der mit Leib und Seele Jäger war, über alles. Hier aus dem Fenster hatte er sogar schon manchen Schuß gethan, auf Gevögel, welches drüben in den himmelhohen Wipfeln horstete.

Jetzt lag draußen die Nacht, und doch blickte der junge Jägersmann so eifrig hinüber, als vermöchten seine scharfen Augen das Wild zu erspähen, das drüben in dem schützenden Dunkel umherschlich.

Indessen hatte sich draußen der Nebel gehoben, wie man einen Schleier wegzieht. Der Schnee glänzte, und die schwarzen Ruinen starrten von der weißen Decke in die Höhe. Da war es dem Jüngling mit einemmale, als sähe er drüben im Dickicht ein Lichtlein flimmern. Das bewegte sich, verschwand und kam wieder. Dem Herrn Luitbert dünkte es gar seltsam, und es fiel ihm ein, daß ja die Christnacht sei, von der man sich wunderliches erzählte. Und wenn es von Menschen herührte? Wer hätte in dem mitternächtigen Forste etwas zu suchen, es müßten denn Schatzgräber oder wilderndes Gesindel sein?

Den Jüngling kam eine unwiderstehliche Lust an, der Sache nachzuforschen. Als jetzt der Kaplan wieder hereintrat, der die Messe rasch erledigt hatte, entfernte er sich, vom Oheim kaum bemerkt, hing draußen die Büchse über die Schulter und gewann durch ein Seitenpförtchen in der Mauer und durch

den trocknen Graben das Freie. Und dann glitt er in der Richtung, in der das Licht ihm erschienen war, in den schwarzen Forst hinein.

Benigna war indessen hochklopfenden Herzens auf einem Pfade, den sie wohl kannte, in den Wald eingedrungen. Wo der Schein ihrer Leuchte die Ruinen streifte, da glänzten diese silbern bereift; sie hatte alte Freunde unter den knorrigen Riesen, an denen sie erkannte, daß sie auf dem richtigen Wege war. Die Eule flog, vom Lichtschein aufgeschreckt, mit klagen-dem Rufe vor ihr her; die Augen des Fuchses oder der Wildkatze funkelten zur Seite grünlich aus dem Dunkel, aber das achtete sie nicht. Der Weg, der zur schönen Sommerszeit unmerklich kurz war, dünkte ihr lang; endlich aber fiel der erste Strahl des Lichtes auf schneebedecktes Gemäuer. Da atmete Benigna hoch auf; sie war am Ziele.

Sie stieg nun über die Trümmer hin. Die waren mit Ranken übersponnen, an denen sie so manchen Herbst schon Beeren gepflückt hatte, daher sie Schritt und Tritt kannte. Durch den Klosterhof schritt sie und auf ein ehemaliges Pförtchen zu, von dem nur noch die Pfeiler standen. Dahinter lag, was einst der Nonnen Gärtlein gewesen war. Wie nun aber Benigna in dem zerbrochenen Pförtchen stand und vor sich blickte in undurchdringliche Nacht, die da lag, wo sie hatte Rosen pflücken wollen, da entsank ihr mit einemmale der Mut. Sie ließ die Leuchte aus der Hand fallen, deren schwaches Lichtlein das Dunkel nur dunkler zu machen schien, ein Grausen kam sie an und sie schlug weinend die Hände vor das Angeischt.

Wie sie so zusammenschauernd stand, unendlicher Vangigkeit hingegeben, da stellte sich ihrem innern Auge mit einemmale mit wunderbarer Klarheit das Bild der kranken Mutter dar, wie sie daheim auf dem Schmerzenslager seufzte. Und da war es ihr, als rinne ihr Blut von neuem warm und mit ihm ziehe ein unverzagter Mut durch alle ihre Adern. Sie ließ die Hände sinken, entschlossen, durch Nacht und Graus ihren Weg fortzusetzen.

Mit Erstaunen nahm sie aber wahr, daß in den wenigen Augenblicken ringsumher eine Veränderung vorgegangen war. Der eisige Nebel war vergangen; in der stillen Luft webte eine Helle, wie vom aufgehenden Monde, so daß sie alles ringsumher deutlich erkennen konnte. Da, unfern von ihr, ragte das steinerne Kreuz in die Höhe, an dessen Fuß der Rosenstrauch wuchs, und hinter dem Kreuze schien gerade der Mond hinter den Wolken hervorbrechen zu wollen.

Nun ging Benigna vorwärts, über den hartgefrorenen flimmernden Schnee auf das Kreuz zu. Mit einemmale aber fühlte sie sich wie von einer unwiderstehlichen Macht festgehalten; es war, als wurzle ihr Fuß am Boden. Sie empfand dabei aber keine Furcht, nur ein Schauer, wie von einer überwältigenden Ahnung, durchrieselte sie.

Hinter dem Kreuze wurde es heller und heller, so daß die Form desselben immer deutlicher erschien. Aber nicht vom Monde rührte jener Schein her: er entfernte sich jetzt seitwärts von dem Kreuze, und Benigna blickte mit Erstaunen auf das wandelnde, sanfte Licht, welches nun, da es näher kam, Gestalt anzunehmen schien. Und jetzt, in stillem, seligem Entzücken erkannte sie deutlich, was sie sah, ein Kind war es in verklärter Lichtgestalt, welches ruhig wandelnd einherkam.

Längst war Benigna, die Hände über der Brust gefaltet, in die Kniee gesunken. Das Kind kam näher, sein göttlicher Blick traf auch sie, doch ohne bei ihr zu verweilen, es schien weniger zu sehen, als daß es himmlisches Licht, geheimnisvolle Seligkeit aus unergründlichen Augen auf alles umher ausstrahlte.

Und nun wandelte es dem Kreuze zu. Dieses war ein roh gehauenes, verwittertes Kreuzifix, und das Bild des Gekreuzigten daran eine erbarmungswürdige Jammergestalt. Und vor derselben verweilte jenes Kind, und Benigna sah, wie es das Auge hob und das Jammerbild dort oben mit dem stillen, kindlichen Himmelsblick sinnend betrachtete. Dann — des Mägdeleins Herz stand vor freudigem Schauer fast still —



„Geda, Knecht Ruprecht!“

Penlon



„Was will das kleine Volk?“

streckte es seine Hand aus, fuhr sanft über den am Fuße des Kreuzes stehenden Rosenstrauch hin und wandelte weiter — weiter und weiter in die dunkle Winternacht hinein. Schwächer und schwächer wurde der Glanz, der von der himmlischen Gestalt ausgegangen war, bis sie endlich nur noch wie ein ferner Stern erschien, und dann im nächtlichen Dunkel auch dieser verschwand.

Doch aber war es nicht finster, wie es vorher gewesen war. Um das Kreuz herum schien von dem Himmelslichte immer noch ein verlornen Schein zu weben. Und nun trugen Benigna's Füße sie hin, und nun sah sie das liebliche Wunder: der vorher kahle und dürre Strauch war über und über mit Rosen bedeckt, die alle in einem sanften Lichte glühten.

Wonnige Thränen tauten des Mägdleins Augen auf die Himmelsblumen nieder. Wie sie Zweig um Zweig brach, wußte sie selber kaum. An das Herz gepreßt, trug sie die Rosenzweige davon; in der Pforte wendete sie sich noch einmal um. Aber das Kreuz stand wieder dunkel da, kaum vermochte sie es zu erkennen gegen den grauen Himmel. Ein eifiger Wind fuhr durch das Gemäuer; Benignas kleine Leuchte, die sie hier am Boden gelassen hatte, flackerte auf, das Mädchen raffte sie auf und eilte davon, so schnell ihre Füße vermochten.

Jetzt galt es, die heimische Hütte ungesehen, vor allem aber unangesprochen zu erreichen. Denn es wußte Benigna wohl, wenn man auf solch einem geheimnisvollen nächtlichen Gange, wie sie ihn that, nur ein Wort sprach, so war alles vergebens gewesen und die Wunderkraft desjenigen, was man von dem schweren Wege mit sich nach Hause trug, mochte es nun sein, was es wollte, gebrochen.

Sie eilte, was sie konnte, mit einemale aber stockte ihr Fuß. Dicht neben ihr aus dem Gebüsch rief eine gebietende Stimme ihr ein Halt entgegen.

Das arme Kind stand zitternd, wie auf böser That betroffen. Sie wagte endlich, scheu zu demjenigen aufzusehen, der sie angerufen hatte. Schlimmes schien er gegen sie nicht im Sinne zu haben; wohl aber mochte er verwundert sein, ihr hier zu begegnen. Er nahm ihr die Laterne aus der Hand, leuchtete ihr ins Gesicht und fragte sie, was sie zur Nacht allein hier im Walde treibe.

Auf diese Frage aber erhielt Herr Luitbert, denn dieser war es, keine Antwort. Staunend betrachtete er noch immer das schlanke Kind, wie es zitternd vor ihm stand, ein paar dornige kahle Zweige fest gegen die Brust gedrückt, und aus flehenden Augen, gerade wie ein stummes, scheues Wild zu ihm aufschaute. War sie etwa wirklich stumm? Er hatte seine Frage wiederholt und wieder sprach sie nicht, aber jetzt legte sie mit flehentlichster Gebärde den Finger auf den Mund und streckte dann die Hand bittend nach ihrer Leuchte aus, die er noch immer hielt.

Da fühlte Junker Luitbert sein Herz erweicht; auch begann er zu ahnen, daß er sie wohl in einem Wert, wie es das Volk in der Christnacht vornimmt, möchte gestört haben. Und etwas Böses, das sah er ihren frommen Augen an, war es gewiß nicht gewesen.

„Geh deines Weges, Kind“, sagte er mit freundlicher Stimme, und gab ihr die Leuchte zurück. „Aber eile, daß du heimkommst, denn der Forst ist zu dieser Stunde nichts für deinesgleichen.“

Sie sah ihn dankbar an und eilte dann weiter. Herr Luitbert folgte ihr unbemerkt im allerleichten Schimmer ihres Lämpchens so lange, bis sie aus dem Walde war, damit dem jungen Kinde in der öden Nacht kein Harm geschehe.

Als Benigna in ihre Hütte trat, schloß die Mutter noch, aber mit einem Zug des Schmerzes im Gesicht. Leise legte das Mädchen ihr einen Rosenzweig auf die Brust, und da war es mit einemale, als atme die Schlummernde sanft und tief, wie sie lange nicht gethan, und als ziehe ein holder Traum an ihrer Seele vorüber, denn sie lächelte im Schlafe.

Die übrigen Zweige stellte Benigna sorgfältig in ein Krüglein mit Wasser. Wohl erschienen sie jetzt kahl, aber das

Mägdlein wußte doch, daß sie zu der Stunde, da einst das Wunder der Geburt unseres Heilands sich vollzog, Rosen getragen hatten!

Am andern Morgen, am heiligen Christtage, schien eine festliche Ruhe und ein heiliger Friede in der Hütte Einkehr gehalten zu haben und so blieb es Tage lang. Die Mutter war an jenem Morgen wunderbar gestärkt und heiter erwacht; und Benigna, das Wunder, was sie geschaut hatte, in ihrem Sinne hin und her bewegend, saß still beseligt neben ihr. Hinaus brauchte sie tagelang nicht, eine mildthätige Hand hatte den Holzvorrat draußen, der auf der Reige gewesen war, unbemerkt erneuert.

So verging den beiden ein Teil der wunderbaren Zeit der zwölf Nächte, da, wie schon unsere Urväter glaubten, alle guten unsichtbaren Gewalten segenspendend die Erde beschreiten. Stille war endlich in der Winternacht das alte Jahr ausgegangen und nun stieg der erste Morgen des neuen herauf. Benigna sollte zur Kirche gehen; es war bitter kalt draußen und wollte gar nicht hell werden. In der dämmernden Stube hatte sie ihr verblichenes aber hochgehaltenes Festkleid angelegt, aus dem Brautgewande der Mutter gemacht. Endlich brach der Tag, ja sogar ein Strahl der matten Winter Sonne durch die kleinen Scheiben; da stieß Benigna mit einemale einen hellen Jubelruf aus: „Mutter, Mutter, meine Christrosen!“

Selig lächelnd und andächtig hob sie das Krüglein in die Höhe: das Wunder hatte sich erneuert, ein jeder der erst kahlen Zweige trug eine Reihe Rosen! Und nun erzählte sie, knieend am Bette der Mutter, was ihr in der Christnacht begegnet war. „Du hast mir immer gesagt, liebes Mütterlein, die Christrosen brächten Heil und Segen! Und haben sie dir nicht schon wunderbar Linderung deiner Schmerzen gebracht?“

Die Kranke war innig gerührt. Von Benigna umfassen, richtete sie sich im Bette auf, was ihr vor kurzem noch nicht möglich gewesen war. Sie hob einen der Zweige an ihre Lippen, sie sog beseligt den himmlischen Duft ein. Dann aber blickte sie ihre Tochter an. „Du gutes Kind“, sagte sie, „das hast du für mich gethan! Aber die Christrosen werden auch dir Segen bringen.“

Und nun ergriff sie den schönsten Zweig, bog ihn leicht zum Kranze und drückte das Rosenkrönlein auf der knieenden Tochter goldig glänzendes Haar. Beide hatten ein schon mehrmals wiederholtes leises Pochen an der Thüre nicht gehört, jetzt öffnete sich dieselbe, und ein Mann in ritterlicher Tracht stand auf der Schwelle. Er trug einen pelzverbrämten, reichen Mantel, und der Reif des eifigen Wintermorgens flarrte in dem Rauchwerk und in des Fremden Bart, so daß derselbe weiß erschien.

Und über diesen bereiften Bart fuhr er jetzt mit der Hand und starrte zugleich unverwandt zu dem Mägdlein im Rosenkranze, welches sich schier erschrocken aufgerichtet hatte, als wie zur wunderbarsten Erscheinung hinüber.

Als er aber jetzt endlich höflich das Barett abnahm, sahen die Witwe und ihre Tochter, daß er ein noch junger und zudem ein gar schöner und ansehnlicher Herr war.

Sich tief verneigend trat er auf Benigna zu, und dabei hing sein Auge immer noch an ihrem rosig strahlenden Angesicht und an dem Rosenkrönlein auf ihrem Scheitel.

Jetzt besann sich endlich Benigna auf die seltsame Zier und wollte sie abnehmen, der Ritter aber wehrte ihr. „Laßt noch, holde Jungfrau“, bat er, „damit ich auch zu glauben vermag, was ich schaue... Trauen wir doch unseren Augen kaum, wenn wir ein Wunder erblicken.“

„Ja, ein Wunder ist es auch, edler Herr“, sagte die Mutter jetzt, „denn das sind Christrosen, die mein Kind in der heiligen Nacht gepflückt hat.“

Da blickte der Fremde das Mägdlein scharfer an, und vom Blick des einen zum andern ging es wie ein Erkennen. Dann aber wendete er sich zur Mutter und sprach:

„Mich führt das Anliegen eines braven Mannes hierher. Ich selber bin Luitbert von Bachen. Ehe ich Trier verließ,

um meinen Oheim hier zum Feste zu besuchen, trug mir der Abt Bernhard Sturm von Sanct Marien mit großem Ernste auf, zu erkunden, ob, wie er vernommen haben wollte, die Witwe seines gelehrten Freundes Ulfinger in dieser Gegend wohnhaft sei und wie es ihr gehe."

"Wie es mir geht, seht Ihr selber, Herr", sagte die kranke Frau mit einem traurigen Blick auf das ärmliche Gelaß. "Ja, hier in diesem Bette ist der Doktor Anselmus gestorben. Ich bin seine Witwe und das da ist Benigna, unser armes, einziges Kind."

"Arm nicht länger", sagte der Herr Luitbert. Er ergriff Benignas Hand und blickte ihr mit feierlicher Rührung lange und tief in die Augen. Und in dem Blicke entbrannten die beiden gegeneinander in heißer Liebe, von der wohl schon in der heiligen Christnacht im Walde ein Keim in die Herzen gesunken war. Und dann trat er Hand in Hand mit dem Mägdelein an das Lager der Mutter und kündete ihr mit ernstesten Worten, wie in dieser Stunde eine bisher unbegreifliche Verheißung seines Lebens wunderbar in Erfüllung gegangen sei.

So reihte sich denn ein Wunder ans andere, und hingerissen von der Weihe der Stunde gab die Mutter den beiden ihren Segen.

Und siehe, auch der gestrenge Burgherr widerstrebte nicht, als ihm die Begebenheit zu Ohren kam. Ob ihn nun die Anmut Benignas, die Liebe zu seinem Schwestersohne oder der Zauber der Christrosen überwand, genug, er hieß die Wahl des Junkers Luitbert gut, und nicht lange, so zog Benigna als junge Herrin mit ihrem Gemahl auf Burg Rachen ein. Und von Stunde an begann dort ein milderer Geist zu walten, unter dem die armen Unterthanen aufleben zu heiterm Mute und Gedeihen. Frau Benigna wurde, wie schon ihr Name verhielt, die Helferin in jeder Not und die gleich einer Heiligen verehrte Wohlthäterin aller. Christrosen zu sehen ist ihr aber doch nur jenes eine Mal in ihrem Leben beschieden gewesen.

Süddeutsche Weihnachtsbräuche.

Hat das Daheim seinerzeit durch Bild und Wort geschildert, wie die armen Kinder in Westfalen am Martinsabend singend umherziehen, um Gaben an Obst zc. einzusammeln, so dürfte es vielleicht nicht minder interessant sein zu erfahren, wie die Kleinen, die auf der süddeutschen Hochebene an den Ufern des Lech und der Iller zu Hause sind, es anfangen, um einen ähnlichen Zweck zu erreichen.

Da gesellen sich in der Woche vor Weihnachten einige Knaben zusammen, ziehen vor, oder auch in die Häuser und singen:

"Gegrüßt seist du Maria, du himmlische Zier,
Du bist voller Gnaden, der Herr ist mit dir!"
"Die Thür ist verschlossen, die Fenster sind zu;
Wer ruft mich da drauß in der nächtlichen Ruh?"
"Ich bin der Engel Gabriel, nach Gottes Beschluß
Soll ich dir verkünden den himmlischen Gruß.
Du sollst jetzt empfangen Gottes einigen Sohn,
Mit dem wirst du sitzen auf dem göttlichen Thron."
"Es soll so geschehen", spricht Maria voll Freud,
Benedeit sei dein Name in alle Ewigkeit! —

Oftmals hört man auch in langsamer, flagernder Melodie:

Maria sitzt an der Krippe im Stall bei Ochs und Kuh;
Sie singt: „Mein liebes Jesulein mach deine Augen zu.
Wir sind gar arm, wir haben nichts, kein Butter und kein Schmalz,
Kein Mehl, kein Brot, und nicht ein Körnlein Salz.
Keine Schüssel und kein Pfännlein, zu kochen dir das Mus (Brei),
Für deinen Leib kein Hemdlein, das macht mir großen Verdruss.
Ich bitt Euch liebe Christen, schenkt mir ein Bröcklein Brot
Und einen Pfennig, ich sag Euch tausendmal (vergelts Gott)!

Selbstverständlich richten die Sänger die beiden letzten Zeilen im eigenen Namen an ihre Zuhörer, die denn auch in der Regel, gerührt durch die Schilderung von der Armut des Jesuskinds, die bescheidene Bitte gern erfüllen.

In manchen Bezirken ist auch noch der Klopferstag in Gebrauch, vor undenklicher Zeit eingeführt, um den Überfluß an Obst aus dem Hause des Gartenbesizers in die Hütte der Armut abzuleiten. Am Donnerstag vor Weihnachten klopft es schon bei Tagesanbruch an Thür oder Fenster: Poch, poch, und eine jugendliche Stimme ruft dazu:

Holle, holle Klopferstag,
Wer niz gibt, der ist net brav. —

Man öffnet und draußen stehen, der Kälte wegen dicht verhüllt, ein paar Kinder, in der einen Hand einen kleinen hölzernen Hammer mit langem Stiel, mit der andern halten sie den offenen Armkorb erwartungsvoll entgegen. Man spendet Apfel, Nüsse, getrocknete Birnen und Pflaumen, wer's vermag auch Güttele und Seckele (kleine Zucker- und Honigluchen); mit dem landesüblichen 'Geltsgott' troffen die Kleinen weiter, vors nächste Haus.

In den meisten Dörfern ist der Herr Lehrer so rücksichtsvoll, heute die Schule erst um neun Uhr beginnen zu lassen, wer aber die Schuljahre schon überstanden hat, geht nicht mehr klopfen, so gern er's auch möchte. „Was fällt dir ein? ruft die Mutter der dreizehnjährigen Manni zu, die im Kopfstuch, mit Korb und Hammer in der Hand in die Stube tritt, „so ein großes Mädele und klopfen, das wär' eine Schand.“ — „Ja“, jagt diese, „aber der Pepi mücht halt gar so gern mit, und heut ist auch net so arg kalt, gelt Mutter?“ Diese lächelt während und den kleinen Bruder auf dem Arm geht's hinaus in den Wintermorgen. Die Sonne ist eben aufgegangen und übergießt den Schnee, der die Hausdächer bedeckt und an den Bäumen und Sträuchern haftet mit rötlichem Schimmer, auf allen Wegen und Stegen kreuzen sich kleine, trippelnde Gestalten, lachende Augen, vom Frost geröthete Wangen schauen aus den verhüllenden Tüchern hervor.

Nach der Heimkehr füllen sich, namentlich da wo der Geschwister mehrere ausgezogen sind, große Behälter mit den eingesammelten Gaben und eine gute Hausfrau richtet es ein, daß es den Kindern auf lange hinaus nicht an einer willkommenen Zugabe zum Vesperbrot fehlt.

Der alte Jungherr und seine Liebe.

Von Th. S. Pantenius.

(Fortsetzung.)

Die beiden brachten den Sarg ans Grab und legten die Stride zurecht, um ihn hinunterzulassen. Häberle nahm die Mühe ab, trat an den Sarg und sprach mit bewegter Stimme ein Vaterunser. Dann halfen wir den beiden den Sarg in die Gruft senken und warfen zuerst drei handvoll Erde auf ihn. Als Häberle das that, fielen auch ein paar Thränen mit in das Grab. Ich sah ihn jetzt zum zweitenmal Thränen vergießen. Jedesmal liefen sie ungemein schnell über die Wangen, als ob sie sich ihres Daseins schämten und sich schnell verbergen wollten.

Als der Sarg in die Gruft gesenkt war, traten wir ein wenig zurück. Die beiden Männer schaufelten das Grab zu und formten schließlich einen kleinen Hügel über demselben. Dann nahm der eine die Schaufel über die Schulter und ging, ohne uns weiter zu beachten, dem Mägdelein zu, während der andere den Spaten in die Erde stieß, sich auf den Stiel stützte und dem Gefährten nachsah. Er wollte uns offenbar eine Mitteilung machen, wartete aber vorher die Entfernung des Genossen ab. Dieser riß nun mit einer rohen Bewegung den Kopf des Pferdchens, das an einigen spärlichen Grashalmen naskte, in die Höhe, wandte das Fuhrwerk um und fuhr davon.

Es war während des Begräbnisses kein Wort gesprochen worden. Jetzt bemerkte der Bauer: „Ein armer Mann, der Matthias. Er hatte nur dies eine Kind. Sie that von jeher nicht gut — zog in die Stadt — als sie zurückkam, da hatte man die Bescherung. Es ist nur gut, daß sie gestorben ist. Fünf Fuß Erde können viel Schande zudecken. Ein armer Mann, der Matthias, ein sehr armer Mann!“

„Seid Ihr ein Verwandter von ihm?“ fragte ich.

„Nein, gnädiger Jungherr. Ich bin der Totengräber. Ich half dem Matthias, weil er ganz fremd ist in der Gemeinde und weil er sehr arm ist. Außer mir hätte ihm gewiß niemand geholfen. Die Leute lieben ihn nicht. Wie sollen sie ihn auch lieben, er spricht das Jahr über keine drei Worte. Ich liebe ihn auch nicht, aber sehen Sie, gnädiger Jungherr, unsrerer muß den Leuten helfen, ob wir sie lieben oder nicht. Auch wer so arm ist wie der Wolf im Walde, dies Haus hier muß ihm offen stehen. Und dieser Berg hier ist wie eine Burg, wer hier liegt, dem kann kein Feind mehr etwas anhaben. So bin ich denn“, schloß der Totengräber mit einem Lächeln, zugleich des elendesten Bettlers Diener und ein stolzer Burgherr.“

„War er hart gegen die Tochter?“ fragte ich.

„O du barmherziger Gott, was hat er sie geschlagen!“ war die Antwort. „Er hat sie von klein auf geprügelt, daß es einen Stein erbarmen konnte. Sie wissen, gnädiger Jung-herr, Weiber und Kinder müssen geprügelt werden — ohne Belehrung geht es da nicht — aber der Matthias — na, an Prügel hat es ihr nicht gefehlt. Deshalb hätte sie nicht so sterben müssen. Er hat sie mit Ruten geschlagen und mit Stöcken und mit dem Leibriemen und mit der Fahrleine. Nein, was die Prügel anbetrifft, in Bezug auf sie hätte sie so geraten können, daß die gnädige Frau sie hätte in den Hof nehmen und zu ihrer Jungfer machen können. Aber sie war immer wie eine auf dem Heuboden geworfene Kage, die hält sich auch stets für sich und läuft davon, wenn ihr jemand in die Nähe kommt, gleichviel ob im Guten oder im Bösen. Na, jetzt ist sie in meinem Gefängnis. Da heißt es still halten. Durch das Sandgitter ist noch keiner entwichen.“

Ich gab dem philosophischen Totengräber, der mich, während er sprach, aus kleinen grünen Augen unter überhängenden weißen Brauen hervor mit einem seltsam verschmizten Ausdruck ansah — er machte sich offenbar in seiner Weise über mich lustig — ein kleines Trinkgeld. Er küßte mich auf den Armel, verabschiedete sich in gleicher Weise von Häberle und ging dann mit geschulterter Schaufel davon, wie mir schien in sehr munterer Stimmung.

Ich wandte mich jetzt nach Häberle um, weil ich erwartete, daß auch wir ausbrechen würden. Er hatte wieder auf der Bank Platz genommen, sich aber so gesetzt, daß er mir fast ganz den Rücken zuwandte. „Wollen wir gehen?“ fragte ich, indem ich auf ihn zutrat. Jetzt erst wahrte ich, daß er weinte, und zwar so, daß ihm die Thränen wieder in jener seltsamen, hastigen Weise über die Wangen rollten, wie Quecksilberkügelchen. Ich habe nie, weder vorher noch nachher, wieder einen Menschen so weinen sehen.

„Soll ich gehen?“ fragte ich halblaut.

Häberle ergriff meinen Arm und lud mich durch einen sanften Druck ein, neben ihm Platz zu nehmen. Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen, schneuzte sich, räusperte sich, hustete und atmete so hastig wie jemand, der unter einem asthmatischen Anfall leidet. Dann begann er: „Ich sagte Ihnen an jenem Abend, daß mich einmal ein großes Leid betroffen hat. Wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen heute von jenem Leid erzählen.“

„Wird es Sie nicht angreifen?“

Häberle schüttelte den Kopf. „Einerlei“, erwiderte er, „die Erinnerung an jene Tage ist übermächtig. Ich erzählte Ihnen, daß ich die Universität verlassen mußte, weil es mir infolge des Leichtsinnes, mit dem ich das Treiben meiner Freunde mitmachte, an den nötigen Mitteln fehlte. Ich wurde nun Hauslehrer bei dem Schloßhöfchen Einhorn. Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Nein.“

„Er ist und war damals schon ein höchst liebenswürdiger Mann und auch die Baronin war eine treffliche Frau. Beide trugen mit echt christlicher Ergebenheit ein schweres Leid und ließen sich durch dasselbe in jeder Beziehung vertiefen. Sie verloren nämlich allmählich alle ihre Kinder. Diese waren, ohne an einer Krankheit zu leiden, doch immer kränklich und starben in dem Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren, ohne daß man eine Ursache hätte angeben können. Der Arzt sagte mir einmal im Vertrauen, daß diese Erscheinung seiner Überzeugung nach die Folge fortgesetzter Inzucht sei — die Kinder stammten in der That von vier Generationen Vetter und Kousine her — die Einhorn's aber ahnten — Gott sei Dank dafür — nicht, warum ihre Lieblinge dahinsiechten, und erblickten darin eine unbegreifliche Fügung Gottes, der sie sich demütig zu unterwerfen hatten.“

„Als ich nach Schloßhof kam, lebten nur noch zwei Kinder, Leo und Gella. Leo war zwölf, Gella zehn Jahre alt, beide nach Gemüt und Art entzückende Geschöpfe, beide aber auch

von jener geheimnisvollen Kränklichkeit, der durch kein ärztliches Mittel beizukommen war.“

„Ich lebte mich schnell ein in Schloßhof. Der Baron und seine Frau zogen mich an, ich liebte die Kinder und die Kinder liebten mich. Mit den ersten trieb ich am Abend fleißig Bibelstudien und ich empfing aus den Gesprächen mit diesen fortgeschrittenen Christen eine Fülle von Anregung.“

„Außer mir war noch eine Gouvernante im Hause, ein liebenswürdiges, schon älteres Mädchen, ein Fräulein Baumgarten, das seit einer Reihe von Jahren mit einem livländischen Theologen verlobt war. Auch sie hatte mancherlei erlebt und gedacht und paßte gut in unsern Kreis, es erfüllte uns daher mit sehr gemischten Gefühlen, als sie uns eines Tages mitteilte, daß ihr Bräutigam ein Pastorat erhalten habe und daß sie im Herbst heiraten würde. Wir gönnten ihr ja ihr Glück von Herzen, dachten aber mit Schrecken daran, daß eine Fremde an ihre Stelle treten mußte, eine Fremde, von der niemand vorher wissen konnte, ob sie in unsern Kreis passen würde oder nicht.“

„Indessen, es mußte ein Ersatz geschafft werden und die Baronin und Fräulein Baumgarten suchten eifrig nach einer neuen Gouvernante.“

„Die letztere hatte sich unter anderen auch an den Direktor der Schule gewandt, in der sie selbst ausgebildet worden war, und von diesem lief nun ein Brief ein, in welchem er eine Schülerin, die soeben erst seine Schule verlassen und ihr Examen absolviert hatte, auf das wärmste empfahl. Fräulein Marianne Thorschmidt, schrieb er, sei zwar noch jung und sie habe noch nicht als Gouvernante gewirkt, sie sei aber weitaus die beste Schülerin gewesen, die er je gehabt habe, und er zweifle nicht daran, daß sie eine ganz vorzügliche Lehrerin werden würde.“

„Fräulein Thorschmidt?“ wiederholte der Baron, nachdem Fräulein Baumgarten uns den Brief vorgelesen hatte, „ist Ihnen der Name jemals vorgekommen?“

„Wir verneinten. „Sie mag aus Riga oder aus Livland stammen“, meinte Fräulein Baumgarten.“

„Ja, das ist möglich“, versetzte der Baron.“

„Wir beriethen nun, ob es ratsam sei, eine so junge, noch nicht erprobte Kraft zu engagieren. Die Einhorn's und ich hatten Bedenken, Fräulein Baumgarten aber trat warm für das junge Mädchen ein. „Es gibt gewiß viele Häuser“, sagte sie, „in denen ich nie zum Engagement einer frisch von der Schule kommenden Gouvernante raten würde, aber im konkreten Fall scheint mir das nicht nur unbedenklich, sondern sogar entschieden rätlich. Bei dem intimen Verkehr, den Sie mit uns unterhalten, müssen Sie etwaige Fehlgriiffe der Gouvernante sehr bald entdecken und bei der Liebe, die dieselbe Ihnen ohne Zweifel in kurzer Zeit entgegenbringen wird, wird es Ihnen auch leicht fallen, sie zu redbessern. Andererseits hat eine so junge Lehrerin eine Frische und einen Eifer, den man bei Mädchen, die schon seit einer Reihe von Jahren unterrichtet, naturgemäß nur selten findet.“

„Gegen diese Ausführungen ließ sich in der That kaum etwas einwenden. Fräulein Baumgarten schrieb auf Wunsch des Barons noch einmal an den Direktor und fragte an, ob ihm vielleicht auch die Familienverhältnisse des jungen Mädchens bekannt wären. Die Antwort ging dahin, daß der Befragte hierüber leider nur sehr ungenügende Auskunft erteilen könne. Er wisse nur, daß Herr Thorschmidt Pächter eines kleinen Gutes im Oberlande und Wittwer sei. Jedenfalls lebe die Familie in dürftigen Verhältnissen, denn Marianne habe in der Stadt im Hause einer sehr armen Familie gelebt, die für ein Spottgeld Pensionäre nahm und sie natürlich auch entsprechend verpflegte. „Die Baronin wird trotzdem mit ihren Manieren zufrieden sein“, fügte der Direktor hinzu.“

„Der Baron fand diese Auskunft wenig befriedigend, jetzt nahmen aber auch die Baronin und ich die Partei der Unbekannten. So fügte er sich denn und ließ es geschehen, daß seine Frau an Fräulein Thorschmidt schrieb. Die Antwort, die umgehend einlief, war mit einer schönen deutlichen aber



Nach der Bescherung. Originalzeichnung von B. Wolke.

ganz männlichen Hand geschrieben. Auch der Inhalt des Schreibens und der Stil hatten etwas Männliches. Das junge Mädchen schrieb überaus klar aber auch sehr kurz. Kein Wort wäre entbehrlich gewesen.

„Dieses Schreiben rief wieder eine Diskussion hervor. Dem Baron mißfiel es entschieden. „Ihr werdet sehen“, rief er, „wir bekommen da ein höchst anmaßendes Geschöpf ins Haus. Ein Mädchen, das mit achtzehn Jahren eine solche Handschrift und einen solchen Stil schreibt, muß eine sehr hohe Meinung von sich selbst haben und sich durchaus als ‚fertig‘ fühlen. Da können wir es denn nur zu leicht erleben, daß mit ihr ein fremdes und störendes Element in unser friedliches Haus kommt. Ich kenne überdies die Sphäre, aus der sie voraussichtlich stammt. Nirgends sind die Ansprüche höher, nirgends die Leistungen geringer als in ihr.“

„Das Urteil des Barons erschien uns anderen voreilig und ungerecht. Wir nahmen die Angegriffene eifrig in Schutz und setzten es durch, daß mit ihr abgeschlossen wurde. Ganz wohl war uns dabei freilich nicht, aber es wäre uns, wie wir meinten, in jedem andern Fall nicht anders gegangen.

„Mit dem Beginn der Ferien ging Fräulein Baumgarten fort und ich begab mich hierher.

„Als ich am Schluß der Ferien nach Schloßhof zurückkehrte, war Fräulein Thorschmidt noch nicht eingetroffen, man hatte aber bereits nach ihr geschickt und erwartete sie am folgenden Tage.“

Häberle hielt hier inne und seufzte schwer. Dann fuhr er fort: „Wir, das heißt die Baronin, die Kinder und ich, saßen nach dem Essen auf der Freitreppe beim Kaffee, als der Wagen mit der neuen Gouvernante vorfuhr. Sie war ein sehr schönes Mädchen von ausgesprochen brünettem Typus. Ihr Großvater war, wie ich nachher erfuhr, aus Baden ins Land gekommen, als Küster.“

Häberle schwie wieder eine Weile. Es wurde ihm sichtlich schwer, von jener Zeit zu berichten, und doch drängte es ihn, mich mit diesen Erinnerungen bekannt zu machen. „Die Baronin“, hieß es weiter, reichte Fräulein Thorschmidt die Hand, hieß sie freundlich willkommen und sprach die Hoffnung aus, daß es ihr in Schloßhof gefallen würde. Sie drückte letzteres, ihrem frommen Sinn entsprechend, ungefähr so aus: „Möge Gottes Gnade es fügen, daß Sie sich in Schloßhof wohl fühlen können.“ Fräulein Thorschmidt verneigte sich schweigend, es schien mir aber, als ob aus ihren großen dunkeln Augen Verwunderung spräche.

„Die Baronin hieß nun Gella ihre Gouvernante in deren Zimmer führen. Die Kleine stand etwas betreten da, Fräulein Thorschmidt war so ganz anders als Fräulein Baumgarten, sie reichte aber schließlich ihr Händchen hin, um die Führung zu übernehmen. Indessen, die Hand der Kleinen wurde nicht ergriffen: „Bitte, gehen Sie voraus“, hieß es, während Fräulein Thorschmidt auf die Thüre zuschritt.

„Ich warf unwillkürlich einen Blick auf die Baronin. Sie war über und über rot geworden, sagte aber zunächst nichts, sondern griff nach ihrer Handarbeit. Erst nach einer Weile schickte sie Leo unter einem Vorwand fort und fragte dann: „Glauben Sie, daß Fräulein Thorschmidt Gellas Hand nicht sah oder daß sie sie nicht sehen wollte?“

„Letzteres scheint mir doch ganz ausgeschlossen zu sein“, erwiderte ich.

„Nicht wahr?“ meinte die Dame. „Mein Mann hat mich aber mit seinen Befürchtungen so unsicher gemacht, daß ich alle Unbefangenheit verloren habe.“

„In diesem Augenblick kam Gella wieder zu uns. „Nun, hast du das Fräulein hinaufgeführt?“ fragte die Mutter.

„Die Kleine nickte nur, brach dann aber in Thränen aus, umschlang den Hals der Mutter und weinte bitterlich.

„Die Mutter streichelte ihr das Blondhaar und fragte: „Ist Fräulein Thorschmidt unfreundlich gegen dich gewesen?“

„Die Kleine schüttelte energisch den Kopf. Wir brachten nicht mehr aus ihr heraus als den Stoßseufzer: „Sie ist so ganz anders, als Fräulein Baumgarten war.“

„Als Fräulein Thorschmidt zum Abendessen herunterkam, war auch der Baron zurückgekehrt. Er begrüßte sie mit dem schönen Willkomm: „Der Herr segne Ihren Eingang und Ihren Ausgang“ und wieder und jetzt ganz unverkennbar zeigte ihr Gesicht einen verwunderten Ausdruck.

„Nach dem Essen berieten wir gemeinsam den Lehrplan für das Semester. Da die Baronin den Religionsunterricht selbst erteilte, bildeten wir ein Lehrerkollegium von drei Personen. Wir wurden bald einig und ich erfreute mich an der durchaus verständigen Weise, in der sich das junge Mädchen bei dieser Gelegenheit äußerte. Sobald wir aber mit unsern Beratungen fertig waren, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück.

„In Schloßhof begann und schloß der Tag mit einer gemeinsamen Andacht, an der sich auch das ganze Hausgefinde beteiligte. Es wurde erst ein Vers gesungen, dann sprach der Hausvater ein kurzes Gebet. Ein zweiter Vers und das Vaterunser schlossen die kurze Feier.

„Es fiel mir während der Morgenandacht auf, daß Fräulein Thorschmidt nicht mitsang. Infolge dieser Wahrnehmung blickte ich unwillkürlich auch während des Gebetes zu ihr hinüber. Sie hatte auch jetzt den Kopf nicht geneigt, sondern blickte ernst und nachdenklich auf den Baron. Was sollte das? War sie eine Ungläubige?

„Hierüber mußte ich unwillkürlich nachdenken, ich war daher, so sehr ich mir auch Mühe gab, meine Empfindungen zu beherrschen, beim Beginn des Unterrichtes so zerstreut, daß Leo mich mehrmals verwundert anblickte.

„Der Unterricht sollte übrigens heute nicht lange währen, denn der Baron ließ mich durch den Diener bitten, möglichst sofort in sein Arbeitszimmer zu kommen.

„Als ich sein Kabinett betrat, stand die Baronin mit dem Rücken an die Schmalseite des Schreibtisches gelehnt, während der Baron mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging. Beide waren sichtlich in hohem Grade erregt.

„Das ist eine schöne Geschichte, Herr Häberle“, rief der Baron. „Die neue Gouvernante ist soeben bei meiner Frau gewesen und hat ihr erklärt, daß sie künftig an unseren Andachten nicht teilnehmen würde.“

„Er blieb stehen, drehte seinen langen Schnurrbart und blickte mich fragend an.

„Aber warum denn nicht?“ fragte ich erschreckt.

„Das ist das Beste. Sie hat gesagt, sie sei keine Christin und wolle daher auch nicht als eine solche erscheinen.

„Ist es möglich!“ rief ich. Ich traute in der That meinen Ohren nicht. Dergleichen kommt ja auch — Gott sei Dank dafür — bei uns sonst nicht vor.

„Was nun thun?“ fragte der Baron weiter. „Käme es nur auf mich an, so würde ich diese — diese — diese junge Heidin noch heute am Tage fortschicken, meine Frau aber will das nicht zulassen. Sie behauptet, daß wir in dem Eindringen dieses Elementes eine Fügung Gottes zu sehen hätten und uns daher nach Kräften bemühen müßten, unsererseits aus dem Mädchen eine Christin zu machen.“

„Ja, das behaupte ich“, nahm nun die Baronin das Wort. „Ist das Evangelium in uns zu einer lebendigen Kraft geworden, so kann es unmöglich ohne Einfluß auf ein so junges Gemüt bleiben. Dürfen wir, die wir in dem Gekreuzigten den einzigen Weg zur Seligkeit sehen, ein Lamm, das auf verirrter Bahn den Weg in unsern Hof fand, ohne weiteres fortreiben oder müssen wir es dem guten Hirten zuführen, der uns selber weidet?“

„Liebste Frau“, rief der Baron mit kaum unterdrücktem Unwillen, „du hättest recht, wenn es sich um ein Kind handelte, allein jenes Mädchen soll bei uns nicht erzogen werden, sondern erziehen. Sie ist nicht ein Lamm, sondern ein Warden, der sich in unsern Hühnerstall geschlichen hat. Sollen wir den sein Wesen treiben lassen und uns unterdessen mit der Hoffnung trösten, daß wir ihn vielleicht einmal zahm machen werden?“

„Du thust ihr doch unrecht, Ulrich“, versetzte die Baronin freundlich. „Sie hat sich nicht heimlich in unser Haus

geschlichen, sondern hat gleich am ersten Tage ehrlich und offen Farbe bekannt. Da ich ihr schrieb, daß ich den Religionsunterricht selbst erteile, konnte sie umsomehr glauben, daß ihre religiöse Verirrung uns nicht allzusehr stören würde. Auch hat sie, wie sie mir selbst sagte, nicht gehäht, daß die Religion in unserm Empfinden und Leben eine so bedeutsame Rolle spielt."

"Der Baron brauste auf. „Du bist mir ganz unbegreiflich“, rief er. „Lehrt man denn die Religion nur in der Religionsstunde, oder muß jeder Unterricht, den Christen erteilen, sich zu einem Religionsunterricht gestalten? Kann ein Heide Geschichte vortragen, ohne daß zugleich mit der Kenntnis der historischen Thatfachen auch die heidnische Gesinnung des Lehrers ihren Einzug in die jungen Gemüter hält? Kann es denn ohne Einfluß auf die Kinder bleiben, wenn ihre Lehrerin dem Gebet fern bleibt, zu dem sich ihr ganzes Vaterhaus versammelt?“

"Du hast ganz recht“, erwiderte die Baronin sanft, „und das öffentliche Argernis, das entstehen würde, wenn Fräulein Thorschmidt unsern Andachten fern bliebe, muß allerdings unter allen Umständen vermieden werden, allein ich hoffe, daß sie hierin wird mit sich reden lassen. Im übrigen aber sollten wir, meine ich, unserm Gott Zeit lassen, seine Wunder zu thun, und abwarten, ob der Geist unsers Hauses nicht ohne jede Propaganda unsererseits seine Wirkung thun wird. Wer von uns weiß, welche traurigen Lebenserfahrungen dieses junge Herz gegen die Heilswahrheit verschlossen haben und ob nicht schon die Ruhe, die Fräulein Thorschmidt hier genießen kann, auf sie wirken wird wie ein milder warmer Sommerregen auf verhärtetes Erdreich.

"Der Baron war nicht überzeugt, er gab aber schließlich dem Drängen seiner Frau nach, unter der Bedingung indessen, daß die Gouvernante auch künftig den Andachten beizuhole.

"Diese Bedingung wurde erfüllt und Fräulein Thorschmidt stand nun während unserer Andachten regelmäßig unter uns, den Kopf etwas vorgebeugt, die Augen mit einem merkwürdig sprechenden, sinnenden Ausdruck auf den Hausherrn gerichtet.

"Ich kann leider nicht sagen, daß ihre Gegenwart dazu beitrug, meine Andacht zu vertiefen, ich mußte vielmehr immer an sie denken wie an ein interessantes Rätsel. Es war ja auch in der That so vieles rätselhaft an ihr. Dadurch, daß sie an der Abendandacht teilnahm, war sie gezwungen, in der Zeit zwischen dem Abendessen und dem Gebet in unserm Kreise zu verweilen. An religiösen oder an solchen Gesprächen, die sich auf das sittliche Verhalten des Menschen bezogen, beteiligte sie sich mit keinem Wort. Sie saß dann, über ihre Arbeit gebeugt, still da, ein merkwürdiges, höchst fesselndes Bild. Über der nicht hohen aber ungemein breiten Stirn lag eine unglaubliche Fülle schwarzblauen Haares, das in dichten breiten Flechten um den Hinterkopf gewunden war. Die fein geschnittene gerade Nase und ein reizender, kleiner Mund gaben dem Gesicht etwas Zartes, wozu aber das breite, harte, wie aus Granit gemeißelte Kinn gar nicht recht paßte. Wenn sie nun längere Zeit schweigend dasaß, erhielt ihr Antlitz einen so leidenden Ausdruck, daß es mir bald zweifellos war, daß ein schwerer Kummer sie bedrückte. War dagegen von weniger ernsten Dingen die Rede, so nahm wohl auch Fräulein Thorschmidt an dem Gespräch teil. Sie zeigte dann eine auffallend nüchterne, kluge Denkungsweise. „Es ist, als ob Fräulein Thorschmidt nur Verstand habe“, klagte die Baronin. „Sie weiß alles ab, was sich nicht entwickeln läßt wie ein mathematischer Lehrsatz.“

"Die Kinder klagten auch. Sie hatten eine Art scheuer Ehrfurcht vor Fräulein Thorschmidt, aber sie liebten sie nicht. Fräulein Baumgarten war doch ganz, ganz anders, behaupteten sie.

"Um mich kümmerte sich Fräulein Marianne nicht mehr, als es die Rücksicht auf unsere gemeinsame Aufgabe durchaus mit sich brachte. Auch führte sie unsere Verhandlungen in einem mir bisher ganz fremden, ich möchte sagen rein geschäftlichen Stil. Es war alles so klar und formal, als ob zwei Ad-

vokaten sich verständigten, die gemeinsam einen Prozeß führen sollten.

"Diese Nüchternheit zeigte sich auch in ihrem litterarischen Urteil. Es erschienen damals eben die Stifterischen Erzählungen und wir fanden die größte Freude an ihnen, Fräulein Marianne aber erwiderte auf die Frage, ob sie auch ihr gefielen, kurz ab: „Gar nicht.“

"Und doch hatte sie Verständnis für die Kunst, ganz ungewöhnliches Verständnis, wie ich bald sehen sollte. Pastor von Schloßhof war damals ein Rosenstock, ein alter Herr aus der alten Schule, der sein Amt auffaßte wie etwa ein Domherr des Mittelalters das seinige. Er fand sich mit seiner Gemeinde so kurz wie irgend möglich ab und lebte im übrigen ganz seiner Kupferstichsammlung, zu der er den Grund einst als Kandidat auf einer Romreise gelegt hatte und deren vervollständigung und Vermehrung seit vielen Jahren die ganze verhältnismäßig große Einnahme des Junggesellen in Anspruch nahm. Sobald nun Fräulein Marianne von dieser Sammlung gehört hatte, äußerte sie das lebhafteste Verlangen, dieselbe kennen zu lernen. Die Baronin, die mit ihr ins Pastorat fuhr, erzählte uns dann, daß unsere schweigsame Hausgenossin dort sofort äußerst lebhaft geworden sei und den alten Pastor durch ihre Fragen und durch das feine Verständnis, das in denselben zutage getreten, in das größte Entzücken versetzt habe. Seitdem fuhr Fräulein Marianne, so oft die Umstände es erlaubten, in das etwa eine halbe Meile entfernte Pastorat.

"An einem Sonntag wollte ich den Pastor von Berghof besuchen, während es Fräulein Marianne wieder zu ihren Kupferstichen zog. Da nun aber zufällig mehrere Pferde krank, und die übrigen anderweitig beschäftigt waren, so daß nur zwei disponibel blieben, schlug Herr von Einhorn vor, ich solle Fräulein Marianne am Morgen im Pastorat abholen und sie am Abend wieder von dort abholen. Ich fürchtete, daß sie es unter diesen Umständen vorziehen würde, zu Hause zu bleiben, sie willigte aber ohne weiteres ein.

Damals merkte ich, daß ich Marianne liebte, von ganzer Seele liebte. Die Aussicht, morgen mit ihr allein über Land zu fahren, bewirkte, daß ich am Abend nicht einschlafen konnte und lange, lange wach blieb.

Der Morgen war herrlich. Ein kühler Wind strich über die Stoppeln, an denen die Fäden der Spinnen in allen Regenbogenfarben glänzend hingen, der Himmel war wolkenlos, die Sonne schien warm, ohne doch durch ihre Strahlen irgend zu belästigen. Vom Park her, dessen Baumgruppen im Gelb jeder Art prangten, erfüllte der Geruch des gefallenen Laubes die frische Luft, man atmete unwillkürlich in tiefen Zügen. Auch die Pferde empfanden den Reiz dieses Morgens, sie wieherten und scharren ungeduldig. Nun kam Marianne, wir stiegen ein und der Wagen rollte schnell dahin auf der spiegelglatten Landstraße.

"O wie schön!“ rief Marianne. Sie sah heute so frisch und sorgenlos aus, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ihre Wangen waren leicht gerötet, um den halb geöffneten Mund spielte ein freudiges Lächeln.

"Sie sind von anderer Art als ich und Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich zu blöde war, um auch nur ein Wort zu sprechen. So schwieg ich denn, blickte Marianne nur an und nahm das schöne Bild auf mit Sinnen, Herz und Hirn.

"Welch eine Wohlthat“, sprach Marianne, mehr zu sich als zu mir, „endlich einmal dieser dumpfen, wehraucherfüllten Luft entronnen zu sein und nun für eine Weile in einer Welt leben zu dürfen, in der nicht von Sünde, Strafe, Leiden und Sterben die Rede ist.“

"Ich erschrak. „Fräulein Thorschmidt“, sagte ich, „ist Ihnen wirklich die Ideenwelt, in der wir andern Trost und Stärkung finden im Leben wie im Sterben, eine so durchaus fremde?“

"Sie sah mich an mit jenem ruhigen, sinnenden Ausdruck, mit dem sie sonst während des Gottesdienstes den Baron zu betrachten pflegte. „Ja“, erwiderte sie dann, „sie ist mir





Madonna von Murillo. Original in der Dresdener Galerie.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Braun & Komp. in Dornach (Schw.), Vertreter Hugo Grotzer in Leipzig.

durchaus fremd. Mehr als das — sie ist mir verhaßt. Ist denn dieses Leben nicht schon ohnehin traurig genug, müssen wir es uns auch noch durch die Anschauung verbittern, daß alle Regungen unsers Herzens, alle Triebe unserer Natur sündhaft sind? Dieses Dasein ist doch wahrhaftig schon an sich kaum erträglich, ist da die Vorstellung nicht unleidlich, daß, wenn endlich das Leid ein Ende hat, ein anderes beginnt, und jetzt gar ein endloses? Sie werden mir sagen, daß jenes endlose Dasein ein Leben der Seligen sein wird, aber Ihre Lehre verkündet ja, daß keineswegs alle in dieses selige Leben eingehen werden. Doch genug davon. Sie sind natürlich so unduldsam wie alle Christen und fühlen sich daher durch meine Worte beleidigt. Ich habe das nicht beabsichtigt. Nein, bitte, antworten Sie mir nicht. Verderben Sie mir und sich nicht die paar frohen Stunden, die wir jetzt genießen dürfen. Es herrscht ja ringsum Sonntagsstille, Sonntagsfrieden, wollen auch wir sie nicht durch einen Streit entweihen.“

„Es drängte mich Marianne zu sagen, daß diese Sonntagsstille, dieser Sonntagsfrieden doch ganz und gar nur aus dem Christentum hervorgegangen waren, aber ich unterdrückte die Worte, die mir auf die Lippen kamen, und schwieg. Es war das vielleicht unrecht, ich fand aber im Augenblick nicht die Kraft, ihrem Gebot zu widersprechen.“

„Sie ahnen gar nicht, wie schönen Stunden ich entgegengehe“, nahm Marianne wieder das Wort. „Der liebe, alte Herr begibt sich, sobald er mich begrüßt hat, wieder in sein Arbeitszimmer, um an seiner Predigt weiter zu schmieden, und geht dann in die Kirche, ich aber schlüpfe in das Zimmer mit den großen Mappen und kann mich nun drei Stunden lang in aller Stille an der durch kein Nachdenken gestörten Lebenslust meiner Holländer erfreuen.“

„So sprach sie, sie, die eben noch das Leben als eine unerträgliche Last bezeichnet hatte. Was verträgt sich nicht alles in einem Menschenherzen nebeneinander!“

„Man wird nicht müde“, fuhr Marianne fort, „diese holländischen Bauern zu betrachten. Jeder Morgen bringt ihnen ihre bestimmte, einfache Arbeit, der ihre kräftigen Glieder gewachsen sind. Ist diese dann vollendet, so sitzen sie vergnügt vor ihren Häusern, in ihren Schenken, rauchen aus ihren Thonpfeifen und sehen behaglich dem Tanz der Jungen zu oder tanzen, wenn sie selbst jung sind, vor den Alten. Kein grübelnder Gedanke verdirbt ihnen den Augenblick, kein Zweifel an dem eigenen Können. Wir andern aber, wir Gebildeten, wir führen ein Leben wie Kranke, die die Welt nur in Spiegeln sehen. Ich habe oft bedauert, nicht ein Bauernmädchen zu sein. Ich glaube, ich wäre dann gesund und glücklich.“

(Schluß folgt.)

Um familientisch.

Au unsern Bildern.

„In der großen Stube ist die Heimlichkeit“ singen die Kinder in den Tagen vor Weihnachten. Nun, die Heimlichkeit ist nicht nur in der großen Stube, sie ist überall, im ganzen Hause. Wo sind da nicht Pakete und Päckchen aufbewahrt, welche Stube darf da ohne weiteres betreten werden! Werden doch überall fleißige Hände emsig bewegt und ihr Werk soll überraschen! Da muß selbst der Vater wieder hinaus, wenn er zu früh heimkehrte, und zwar gerade, wenn die Töchter schon erwachsen sind und auf wirkliche Heimlichkeit dringen. So lange sie noch klein sind, lassen sie sich wenigstens einreden, daß man ihr Treiben nicht durchschaue und allen Ernstes glaube, die ersten Strümpfe, welche die kleinen Händchen stricken, seien für den Onkel bestimmt.

Ein reizendes Bild ist Meister Kochs „Weihnachtsstrophon“. Was für ein prächtiger alter Herr ist dieser Onkel Nikolas oder wie wir den Weihnachtsmann sonst nennen wollen! Man sieht ihm ordentlich die Lust an, mit der er seine Schätze aussteilen wird, sich und den kleinen Bestellern zur Freude.

Ist dann die Bescherung vorüber, so geht es am andern Morgen im frohen Gefühl des neuen Reichthums, trotz der frühen Jahreszeit, hinaus vor die Thüre, denn die guten Freunde und getreuen Nachbarn müssen doch auch sehen, was das Christfest gebracht hat und daß die kleine Thüringerin ihre Puppe ebenso geschickt im Umschlagemantel zu tragen weiß, wie nur irgend eine erwachsene Landmännin ihr leidhaftiges Kind.

Über der ganzen Festzeit aber, in Vorbereitung, Feier und

Nachklang, schwebt die Jungfrau mit dem Heiland der Welt, der hinabstieg vom Himmel auf die Erde, um unser Los zu teilen, von uns zu nehmen der Sünde Leid und uns zu bringen den Frieden. Dessen sind wir froh, wir und unsere Kinder, die wir nun alle Kinder Gottes geworden sind.

Eine Madonna von Murillo.

(Zu dem Bilde auf S. 188 u. 189.)

Als die religiöse Malerei auf dem Boden Italiens in flachen Manierismus und gedankenlose Routine ausgeartet, als das klassische Madonnenideal Raffaels in Vergessenheit geraten war, wuchs in Spanien, im Lande eines tieferen und inbrünstigeren Glaubens, eine neue religiöse Kunst heran, welche ihre Kraft aus völlig nationalen Elementen gezogen hatte. Die Spanier empfanden tiefer und glühender als die Italiener; viel eifersüchtiger als diese wachen sie über den Eigentümlichkeiten ihres Volkes, und deshalb hat auch ihre Kunst selbst in denjenigen Meistern, welche zum Gemeingut der gebildeten Welt geworden sind, ein nationales Gepräge bewahrt. Velasquez und Murillo sind erst Spanier, dann Künstler. Aber die überzeugende Berechtigung des letzteren hat die nationalen Schranken niedergeworfen und das Verständnis seiner Werke jedem erschlossen, der die Sprache des Herzens versteht. Ihm ist es gelungen, nach Raffael noch ein neues Madonnenideal über die Welt zu verbreiten, das rein Menschliche mit dem Göttlichen, das heimlich Vertraute mit dem Verehrungswürdigen so eng zu verschmelzen, daß die Anhänger aller Konfessionen, welche das in der Madonna verkörperte und zu höchstem Glanz erklärte Symbol der Mutterliebe heilig halten, in der Bewunderung des Sevilianer Meisters einig sind. Bartolomé Estéban Murillo (1617–1682) gilt zwar als der spezifische Maler des Katholizismus und mit Recht, denn kein anderer Maler hat die mysteriösesten Dogmen des Katholizismus, welche am meisten zur Trennung der beiden Konfessionen beigetragen haben, mit so leidenschaftlicher Glut und mit einem so feurigen und berausenden Kolorit verjüngt wie Murillo. Wenn der Protestant aber auch von manchen seiner Darstellungen, nicht seine innerste Überzeugung, sondern nur sein künstlerisches Gefühl sympatisch berührt fühlt, so steht doch das Madonnenideal Murillos seinem Herzen nicht fern, am wenigsten, wenn Murillo die Madonna mit dem heiligen Kinde schildert. Eines seiner populärsten Madonnenbilder besitzt die Dresdener Galerie. Wie man aus unserer Wiedergabe des Gemäldes sieht, stellt dasselbe nur eine schlichte Mutter aus dem Volke dar, welche auf einer Steinbank sitzt. Aber der gottergebene, demüthvolle, von der Größe ihrer Mission erfüllte Gesichtsausdruck erhebt die Frau in eine höhere Sphäre, in die geheimnisvolle Höhe der Göttlichkeit, und in dem ernsten Blick des Kindes spiegelt sich die Vorahnung des dornenvollen Berufes, welchem der zukünftige Heiland der Welt entgegenght.

Nadolf Rosenberg.

Morgen und Abend im christlichen Hause.

Wir Christen wissen, daß jeder Tag uns Kampf bringt, Kampf gegen uns selbst, vielleicht auch Kampf gegen das Böse, das aus anderen und durch andere an uns herantritt und wir wissen auch, daß wir in diesem Kampfe ganz gewiß unterliegen werden ohne die Hilfe dessen, der uns versprochen hat, daß er uns nie verlassen wird, wenn wir ihn um seine Hilfe bitten. Ein Christ ohne Morgen- und Abendgebet wäre deshalb wie ein Kriegermann, der ohne Waffen in den Kampf geht. Dieses Gebet wird still gesprochen und soll still gesprochen werden, denn es ist seinem innersten Wesen nach subjektiv. Nur Gott weiß und nur er braucht auch zu wissen, welche Anfechtung uns gerade heute zu schaffen macht. Daneben soll aber in einem christlichen Hause auch ein anderes Gebet hergehen, ein objektives, ein Gebet, an dem alle Hausgenossen teilnehmen. Am schönsten ist es ja, wenn der christliche Hausherr auch diese Andacht selbst frei zu gestalten weiß, aber das zu thun sind nur wenige imstande. Den anderen werden zwei Bücher willkommen sein, die Stadtpfarrer Heinrich Spengler soeben herausgegeben hat (bei Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig). Sie heißen: Morgen- und Abendgebet (geheftet 2 Mk. 60 Pf., gebunden 4 Mk.) und geben für jeden Tag des Jahres eine kurze Andacht. Ein Bibelwort eröffnet sie, es folgt eine bedeutsame Bemerkung, meist aus dem Munde eines hervorragenden Glaubenszeugen, ein kurzes Gebet schließt sich an und ein oder ein paar Verse bilden den Schluß. So entsprechen diese Andachten ganz dem praktischen Bedürfnis und sie werden manches Wort in die Seelen von alten und jungen Hausgenossen säen, das seinerzeit aufgehen und reiche Früchte bringen wird, den Empfängern zum Heil, Gott zur Ehre.

Ein Weihnachtsgeschenk für Freunde der Geschichte.

Bei dem lebhaften Interesse, das unsere geschichtlich gerichtete Zeit allen historischen Studien entgegenbringt, ist ein guter historischer Atlas fast in demselben Grade Bedürfnis für jeden Gebildeten wie ein geographischer, es wird daher den weitesten Kreisen willkommen sein, zu erfahren, daß der historische Handatlas, den die geographische Anstalt von Velhagen & Klasing als Gegenstück zu dem allbekannten geographischen von Richard Andree herausgibt, jetzt fertig vorliegt. In diesem: „Professor G. Drouhens allgemeiner historischer Handatlas in sechsundneunzig Karten mit erläuterndem Text“ ist mit vereinten Kräften in der That ein

vortreffliches Werk geschaffen, und es kostet nicht mehr als sein geographisches Pendant, nämlich nur 20 Mark, obgleich die Vorarbeiten naturgemäß unvergleichlich zeitraubender und kostspieliger waren.

Hier liegt nun die gesamte historische Entwicklung der Menschheit in einer Reihe von Kartenbildern vor. Die den Alten bekannte Welt eröffnet den Reigen, Ägypten, Palästina, Griechenland, Rom folgen, die romanischen und germanischen Staatenbildungen schließen sich an. Andere Karten öffnen dem Blick die übrige Welt, die, ohne die Kultur zu schaffen, von ihr beeinflusst wird oder gegen sie reagiert. Eine große Anzahl von Nebenkarten und Kärtchen, die Stadt- oder Schlachtpläne zc. darstellen, erläutern die Einzelheiten.

Ganz besondere Sorgfalt ist natürlich auf die deutsche Geschichte verwandt. Ungemein interessant sind die Karten, welche die historische Entwicklung Preußens, sowie der deutschen Landesterritorien wiedergeben und uns zeigen, wie die Gebiete der Wettiner, der Wittelsbacher, der Welfen allmählich zusammenkamen, oder über welche Landschaften die Hanse sich ausdehnte. Dasselbe gilt auch von den Karten, welche die Entwicklung des Zollvereins, des deutschen Eisenbahnsystems, die Militärorganisation Deutschlands oder die deutschen Rechtsverhältnisse zeigen.

Doch genug davon. Was solch ein Atlas enthält, wenn er auf der Höhe seiner Aufgabe steht, weiß ja mehr oder weniger jeder, der für einen solchen Interesse hat und daß die Ausführung eine vortreffliche ist, dafür bürgen die Namen der Firma, des Herausgebers und der fachgelehrten Herren, deren Auge prüfend auf den einzelnen Blättern geruht hat. Ganz neu ist der Text zu dem Atlas, zu dem sich eine große Anzahl hervorragender Gelehrter unter der Leitung des Professors W. Arndt in Leipzig zusammengethan hat. Das Wort tritt hier in der bedeutungsvollsten Weise, erläuternd und ergänzend, zu dem Kartenbilde. Auch dieser Text wird den Besitzern des Atlas zu einer Quelle reicher Belehrung werden.

So sei denn nochmals auf das schöne Unternehmen hingewiesen und zwar gerade jetzt, wo wir Männer ja so oft dadurch den Unwillen unserer Lieben erregen, daß wir keine Wünsche haben. Wer den Droysenschen Atlas noch nicht hat, und befindet sich in dieser Lage, der sollte sich ihn wünschen. Er wird es nicht bereuen, denn es gibt, ganz abgesehen von dem Nutzen, der dem Besitzer vielleicht für seine Studien aus dem Atlas erwächst, kaum eine interessantere Beschäftigung für müßige Stunden, als auf diesen Karten das Werden und Vergehen der großen Reiche zu verfolgen, aus deren

Wechselbeziehungen im Laufe der Jahrtausende die politischen Zustände der Gegenwart hervorgingen.

Lassen wir einmal unseren Blick sinnend über die Karten gleiten, welche uns die Geschichte unseres Volkes enthüllen. Die Germania magna, wie Tacitus sie uns schildert, zeigt uns das Vaterland in den schwankenden Umrissen der fernsten Vergangenheit (Nebenkärtchen: Germania magna nach Ptolomäus). Dann treten mit der „Völkerwanderung“ und der „Staatenbildung beim Untergang des weströmischen Reiches“ jene Stämme deutlicher hervor, welche bestimmt waren, in der Vermischung mit romanisierten Keltten die romanischen Völker zu bilden (zwei Nebenkärtchen). Nun kommen die Staatengebilde der Merowinger (drei Nebenkärtchen) und der Karolinger an die Reihe. Das politische Schwergewicht ist aus den Stammländern in die eroberten Landschaften verlegt, aber die beste Kraft wird aus den ersteren bezogen und es läßt sich voraussehen, daß diese sich emanzipieren werden. Dargestellt auf zwei Nebenkarten. Das „Deutschland um das Jahr 1000“ gehört sich selbst, aber noch sind die Stämme fast ebensoviele Völker. (Nebenkärtchen: Verbreitung des Christentums.) „Mitteleuropa zur Zeit der Staufer“: Mitteleuropa ist hier gleich Deutschland, das im Stadium höchster Machtentfaltung steht, aber schon ist jener unselige Partikularismus am Werk, der das Verderben bringt und buntschedig tritt er zu tage. In „Deutschland im XIV. Jahrhundert“ und „Deutschland im XV. Jahrhundert“ ist das Unglück schon geschehen, aus den Großen des Landes sind fast selbständige Fürsten geworden und „Die Kreiseinteilung“ sichert allen Gernegroß ihre Stellung. „Deutschland zur Zeit der Reformation“, „Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges“ (Nebenkärtchen: Magdeburg) und „Deutschland im XVIII. Jahrhundert“ zeigen uns das römische Reich als Gegenstand des Spottes für Deutsche und Nichtdeutsche und „Deutschland nach dem Reichsdeputationshauptschluß“ (welch ein Name!) bereitet schon auf den Jammer „Deutschland im Jahre 1812“ vor (Nebenkärtchen: Schlachtfelder der Befreiungskriege).

Gott sei Dank, die abwärtsgerichtete Bewegung hat ihr Ende erreicht. Mit dem vielgeschmähten „Der deutsche Bund“ tritt erst Stillstand ein, dann geht es wieder aufwärts und „Der deutsch-französische Kriegsschauplatz“, sowie die Schlachtenpläne zu den drei letzten großen Kriegen verkünden uns, daß wir auch politisch wieder ein großes Volk werden wollten und geworden sind.

Wie belehrend ist ein Stündchen über diesen Karten verbracht!

Th. S. Pantenius.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 11.

Schachspielaufgabe.

1. Se7—c6 1. Ke4—d5:
2. Sc6—b4† 2. Kd5—e5:
 (—e6,—e4)
3. Lg5—e7 oder Le2—g4 (d3) #

A.

1. . . . 1. Ke4—f5
2. Td5—e5† 2. Kf5—g6
3. Sc6—e7 #

B.

1. . . . 1. h6—g5:
2. Td5—e5† zc.

1. Wortkette.

Asien — Enzio — Otranto — Toledo —
Doria — Aleppo — Podagra — Granada —
Daniel — Elvira — Rafael — Elfriede —
Delila — Larissa — Samoa.

Bilderrätsel.

Es ist nicht klug gar viel zu wagen, um kleinen Vorteil zu erwischen.
Das heißt, wie man pflegt zu sagen, mit einer goldnen Angel fischen.

2.

1) 140 Kugeln; denn

$$1 + 4 + 9 + 16 + 25 + 36 + 49 = 140$$

und

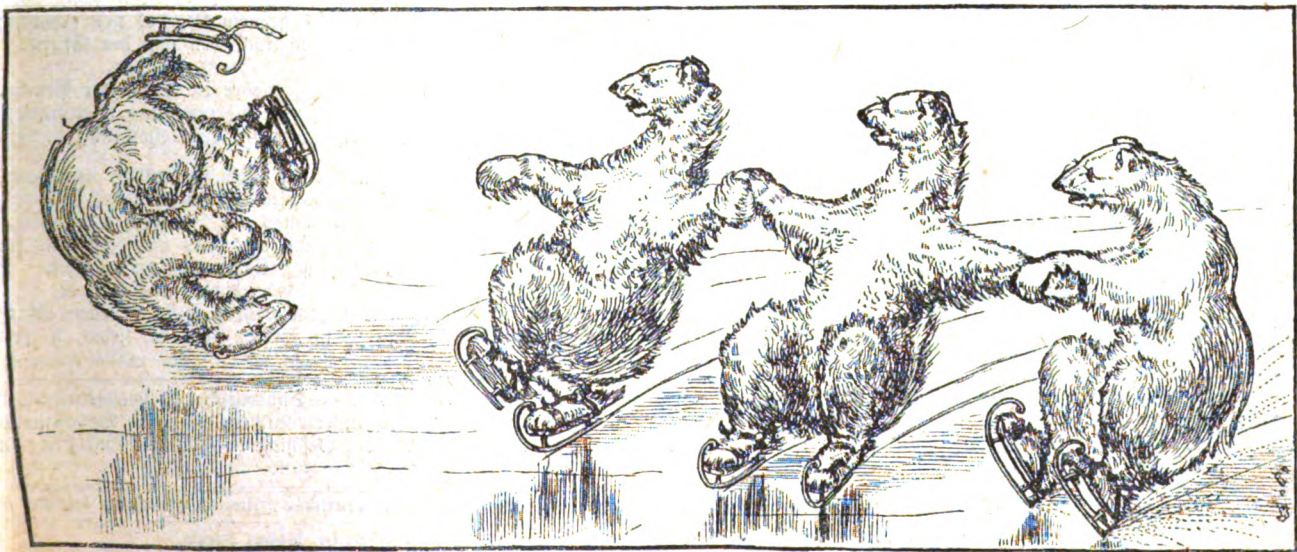
$$1 + 3 + 6 + 10 + 15 + 21 + 28 + 36 = 120,$$

woraus weiter folgt, daß der Knabe an dem

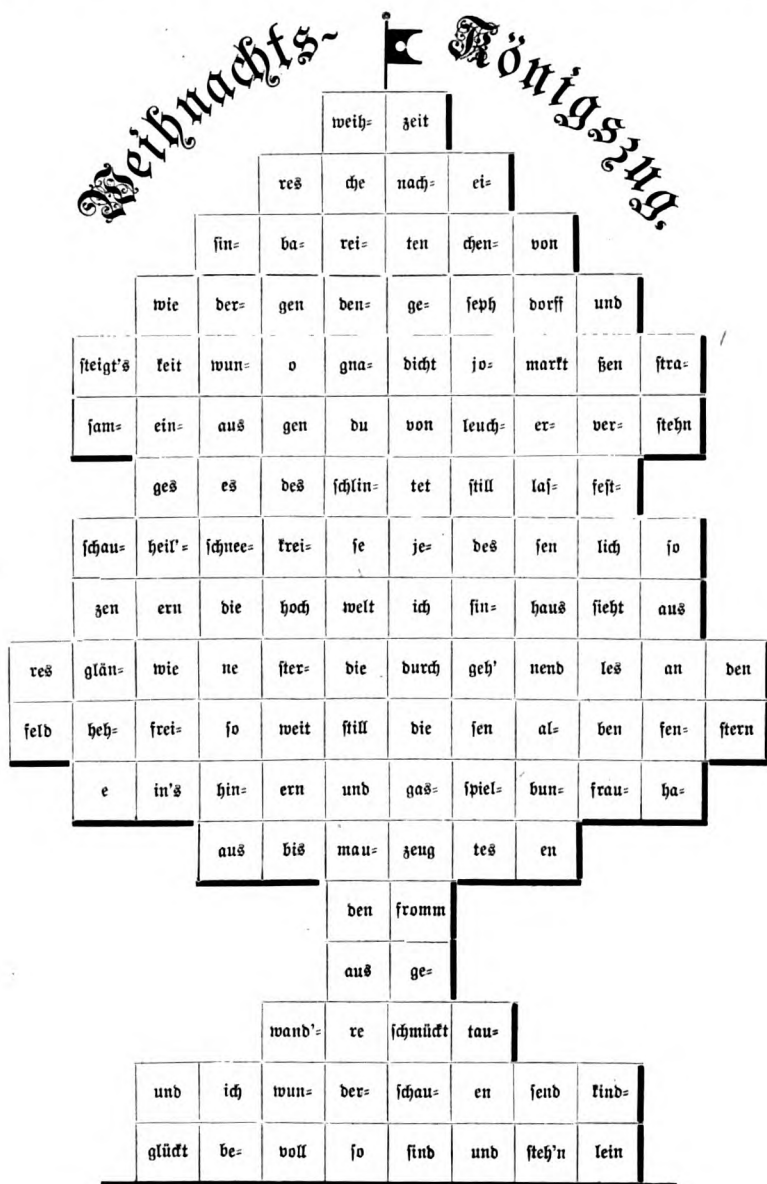
$$\text{Tage } \frac{140 - 120}{2} = 10 \text{ Jahre alt wurde. In}$$

der Aufgabe ist auch die Zahl der Schichten der Pyramiden unbestimmt gelassen, wollte man diese aber größer oder kleiner nehmen, so würde man das Alter des Kindes zu groß, bezüglich zu klein erhalten; auch würde sich für dieses Alter — wie dieses die Aufgabe verlangt — keine ganze Zahl ergeben.

3. In den Jahren 1889 und 1895.



Winterbelustigung am Nordpol: Die verunglückte Schlange.



1.

Buchstabenversetzung.

1. Daniel 2. Serail 3. Kamerun 4. Tafel
5. Zier 6. Vorste 7. Theodor 8. Sem
9. Geiz 10. Schwiele 11. Rose 12. Linse
13. Fahne 14. Leben 15. Latona 16. Bucher
17. Dahn 18. Streit 19. Rasche 20. Brief
21. Serbe 22. Minoz 23. Kroat.

Aus jedem der obigen dreiundzwanzig Wörter läßt sich durch Umstellen der Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen dreiundzwanzig Wörter ergeben einen Festgruß an unsere Leser.

2. Silbenrätsel.

ar bach brandt ce che de di e el eu ge ja
lai lem tob me mu rem ry sa sa tah thu u.
Aus den obigen vierundzwanzig Silben lassen sich neun Wörter bilden und so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben wie ihre Endbuchstaben eine Stadt in Palästina nennen. Die neun Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen: 1. Einen Heidenapostel. 2. Einen der Urväter der Israeliten. 3. Einen Richter der Hebräer. 4. Einen der jüdischen Erzbäter. 5. Ein Schiff. 6. Einen berühmten Maler. 7. Eine Frauengestalt der griechischen Mythologie. 8. Eine Stadt in Österreich. 9. Eine Stadt in Nordamerika.

Inhalt: Weihnacht. Gedicht von Fritz Hiedner. — Christrosen. Von Sophie Junghans. — Süddeutsche Weihnachtsbräuche. — Der alte Jungherr und seine Liebe. Forts. Von Th. H. Pantenius. — Am Familientisch: Zu unsern Wibern. — Eine Wadonna von Murillo. — Morgen und Abend im christlichen Hause. — Ein Weihnachtsgeschenk für Freunde der Geschichte. — Winterbelustigung am Nordpol. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unbenutzter eingedruckter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Reichsmark gleichgültig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Dasein-Expedition (Wetzel & Knaack) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

3. Zweitilbige Scharade.

Tief schwarze Nacht bedeckt den Himmelsbogen;
Laut heulend rast des wilden Sturmes Mut
Und peitscht das Meer; auf bäumen sich die
Wogen

Wie Schmerzdurchwühlt, es ächzt und stöhnt die
Flut,

Und stolze Schiffe, fröhlich ausgezogen,
In fernem Land zu suchen Gold und Gut,
Wirft weit umher das graue Spiel der Wellen,
Bis sie an steiler Klippenwand zerfellen.

Zum Himmel hebt der Mensch das schreckens-
fahle,

Verzweiflungsvolle Angesicht empor
Und fleht um Hilfe; — da mit einem Male
In höchster Not zerreißt der Wolkenflor,
Und freundlich glänzt mit sanftem Silberstrahl
Als Führer durch die Nacht ein Stern hervor,
Daß, wer noch nicht versank im Wogenbette,
Zum sichern Hafen mit dem Schiff sich rette.

Als solcher Stern in schweren Sturmeszeiten
Erschien mein Erstes einst in dunkler Nacht,
Um rettend auf den rechten Weg zu leiten,
Wen schlimmer Irrtum von ihm abgebracht.
Uns allen kann er Trost und Heil bereiten
Durch seines Glanzes wunderbare Macht;
Doch willst du dich des Segens nicht berauben,
Mußt du an seine Kraft und Sendung glauben.

Bist du das Erste, soßt du stets gedenken
Des Namens wert zu sein in Wort und That;
Zum Weg des Heils fannst du auch viele lenken,
Die abgeirrt sind auf verkehrten Pfad;
Auch du fannst reichlich Trost und Hilfe schenken
Dem armen Nächsten, der in Not dir naht.
Das rechte Mittel lehrt die rechte Stunde;
Du mußt nur lieben tief im Herzensgrunde.

Und bist du selbst von schwerem Leid umgeben,
Daß heiß die Thräne deinem Aug' entquillt,
Kann tröstend frohe Hoffnungen beleben
In deiner Seele meines Zweiten Bild.
Du siehst es oft in rauhem Sturm erbeben,
All seinen reichen Schmuck zerzaust er wild,
Es windet sich in namenlosem Harne,
Laut seufzt es auf und ringt die nackten Arme.

Bald scheint das Leben ganz aus ihm ent-
schwunden,

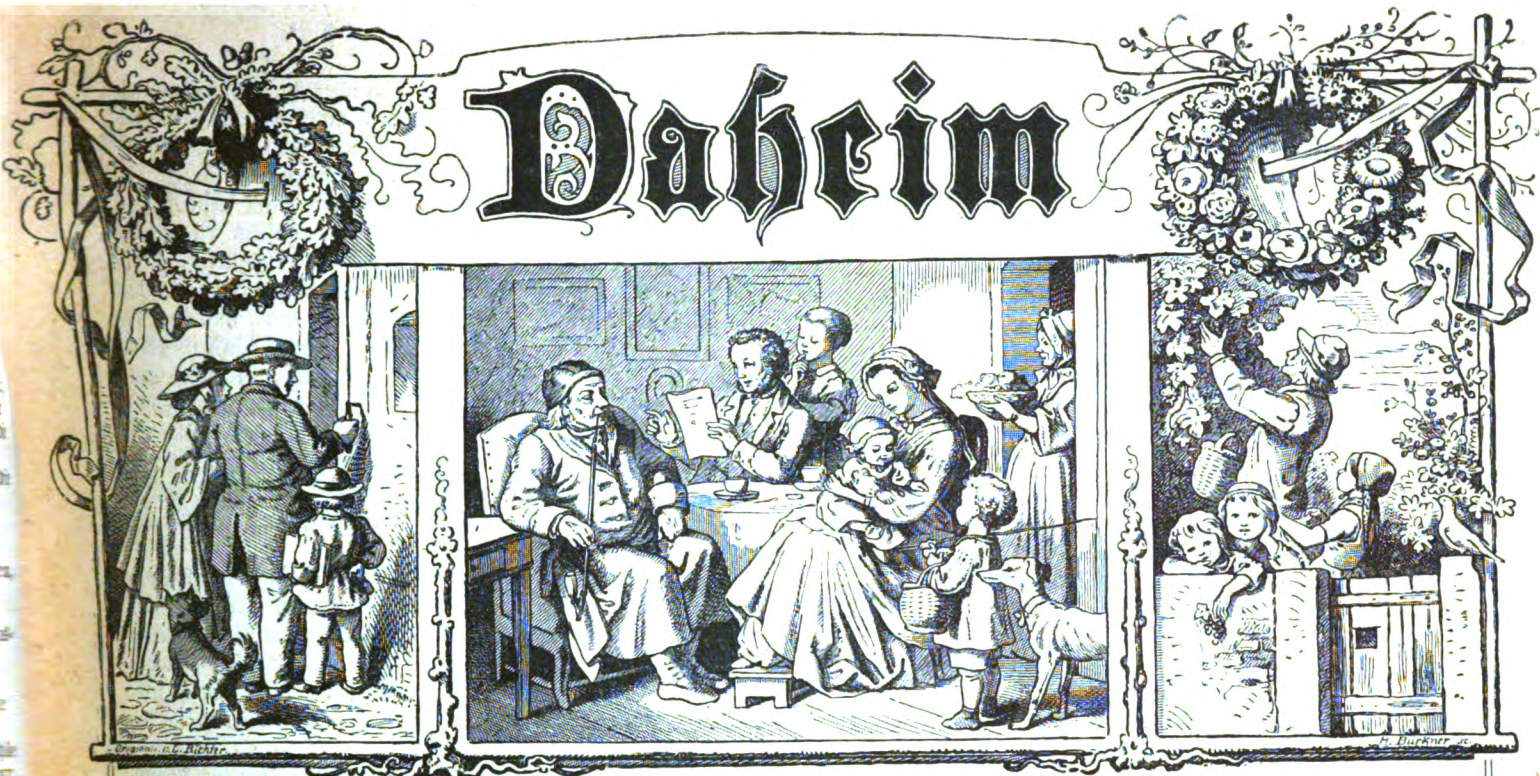
Lang steht es da starr wie in Todesnacht;
Und dennoch sehen wir es rasch gesunden,
Wenn aufgetischt vom Lenz es neu erwacht;
Und jener Schmuck, den ihm der Sturm ent-
wunden,

Rehrt reichlich wieder in verjüngter Pracht.
So lehrt es uns, Verzweiflung überwinden
Und Kraft zu neuer Lebenshoffnung finden.

Steht du im süßen Walddesdust des Ganzen,
Das, hold von seinem Lichterglanz verklärt,
Die Kinder rings mit Jubelruf umtanzen,
Vergiß es nicht, was Eins und Zwei uns lehrt,
In ihre jungen Seelen tief zu pflanzen
Als schönste Gabe, die es uns beschert:
Der Weg zum wahren Glück ist allen offen,
Wenn sie im Herzen glauben, lieben, hoffen.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Dezember. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 13.

Der alte Jungherr und seine Liebe.

Von Th. S. Pantenius.

(Schluß.)

„Wie Sie reden!“ rief ich.

„Ja, wie ich rede“, wiederholte Marianne, „das klingt Ihnen wohl wunderbar genug. Verzeihen Sie, daß ich von solchen Dingen mit Ihnen spreche, ich weiß selbst nicht, wie es geschah, es ist sonst wahrhaftig nicht meine Art, andere Leute mit meinen Gedanken und Empfindungen zu behelligen.“

„Ich stotterte betreten, daß ihr Vertrauen mich ehre, sie schüttelte aber den Kopf und meinte, ich solle nur solche Redensarten lassen, sie stünden mir doch schlecht zu Gesicht. Dann fragte sie mich, ob es mir in Dorpat gefallen habe, und ließ sich von dem dortigen Studentenleben erzählen.“

„Nur zu schnell war das Pastorat erreicht. Marianne reichte mir die Hand und verließ den Wagen. „Also heute abend auf Wiedersehen“, sagte sie.“

„Ich war an jenem Sonntag ein sehr zerstreuter Gast, denn immer wieder kehrten meine Gedanken zu dem Mädchen zurück, das, von Zweifeln zerrissen, ohne des Glaubens Halt, einsam einen dornigten Pfad wandelte. Ich war in jeder Beziehung froh, als ich endlich aufbrechen konnte, und ich zählte unterwegs die Minuten, bis der Kutscher endlich in den Hof des Pastorates einbog.“

„Marianne hatte mich schon erwartet, sie verabschiedete sich nur noch kurz von dem Pastor und dem alten Fräulein, das ihm die Wirtschaft führte, und stieg dann in den Wagen. Nach wenigen Augenblicken waren wir auf der einsamen Landstraße.“

„Es war ein windstiller aber kalter Abend und die Sterne standen blizend, schimmernd, leuchtend mit seltener Klarheit am Himmel. Man hörte nichts als das Aufschlagen der Roßhufe auf der harten Landstraße und das Rollen der Räder. „Fräulein Thorschmidt“, sagte ich, „verzeihen Sie, daß ich noch einmal auf unser Gespräch von heute morgen zurückkomme, aber ich habe den ganzen Tag lang über Ihre Worte

nachdenken müssen. Können denn nicht auch wir Gebildeten unserer Aufgabe gerecht werden und uns dann am Abend zufrieden unser verrichteten Tagewerks freuen?“

„Ich blickte zu Marianne hinüber, aber es war so dunkel, daß ich ihre Gesichtszüge nicht unterscheiden konnte.“

„Unterrichten Sie gern?“ fragte sie ihrerseits.

„Ja, sehr gern“, erwiderte ich.

„Dann haben Sie Glück“, war die Antwort. „Wie aber, wenn Sie nicht gern, wenn Sie nur höchst widerwillig unterrichten, wenn es Ihnen eine Qual wäre, mit Kindern zu verkehren?“

„Gilt das von Ihnen?“

„Ja.“

„Ich erschrak. „Das ist für Sie freilich ein großes Unglück. Aber können Sie nicht hoffen, daß es Ihnen mit Gottes Hilfe gelingen wird, sich für einen Beruf zu erwärmen, der so schön, so reich, so lohnend ist wie der eines Lehrers?“

„Marianne schwieg eine Weile. „Nein“, sagte sie dann, „ich kann das nicht hoffen. Und das meinte ich eben heute morgen. Die Arbeit des Landmannes kann niemand anwidern, der nicht gerade arbeitscheu ist. Sie setzt keinerlei bestimmte Anlagen, keinerlei Neigungen voraus, jeder, der fleißig und gewissenhaft ist, kann sie verrichten und ihren Lohn empfangen. Wie anders stehen wir da! Ein gebildetes Mädchen muß Gouvernante werden, kann gar nichts anderes werden, und doch setzt dieser Beruf gewisse Eigenschaften, gewisse Neigungen voraus, die durchaus nicht Gemeingut jedes weiblichen Geschöpfes sind. Ich persönlich werde nie Freude daran finden, Kindern die Elementarkenntnisse beizubringen oder zu älteren Mädchen über Thatsachen zu reden, deren wirklichen, ursächlichen Zusammenhang und deren Bedeutung ich ebenso wenig verstehe wie Sie selbst oder irgend ein anderer Mensch.“

„Sie übertreiben doch ein wenig“, wandte ich ein. „Die Lehrerin ist ja doch nicht darauf angewiesen, überall aus dem Eigenen zu schöpfen, es stehen ihr doch zahlreiche Hilfsmittel zu Gebot. Macht sie von diesen in ausreichendem Maße Gebrauch, so kann sie sehr wohl hoffen, daß es ihr mit Gottes Hilfe gelingen wird, einen Einblick in seine Ordnungen zu gewinnen.“

„Herr Häberle“, erwiderte Marianne, „lassen Sie, wenn wir uns verständigen sollen, ein für allemal Ihren ‚Gott‘ und seine Hilfe aus dem Spiel. Ich bin ihm auf meinem Lebenspfade nie begegnet und wenn ich auf seine Hilfe gewartet hätte, statt mir selbst zu helfen, so wäre ich längst verstorben.“

„Ich war diesmal auf ein solches Verbot besser gefaßt als am Morgen. „Nein, Fräulein Thorschmidt“, erwiderte ich, „das werde ich nicht thun. Wie sollte ich meinen Gott verleugnen? Auch ist er Ihnen gewiß allezeit nahe gewesen, wenn Sie ihn auch leider nicht erkannt haben.“

„Ich wartete vergeblich auf eine Antwort. Marianne schwieg.“

„Fräulein Marianne“, sagte ich nach einer Weile, „Sie sprachen heute morgen von der Intoleranz der Christen. Ist es nun tolerant, wenn Sie von mir verlangen, ich solle im Gespräch mit Ihnen den verleugnen, der für mich unschuldig in den Tod gegangen ist?“

„Ich will das nicht verlangen“, erwiderte sie, aber ich finde, daß wir von zu verschiedenen Standpunkten ausgehen, um uns verständigen zu können.“

„Fräulein Marianne“, rief ich, „ist denn eine Religion, die so verschiedene Menschen wie den Baron, die Baronin und mich ganz und gar erfüllt und uns wahrhaftig doch nicht schlechter macht — ist eine solche Religion es nicht wenigstens wert, daß man ihr näher tritt und sie ernsthaft prüft?“

„Und Sie glauben, daß diese Leute es ernstlich meinen?“

„Gewiß“, rief ich. „Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß es anders sein könnte? Was sollte wohl diese mit allen Gütern der Welt so reich ausgestatteten Menschen veranlassen, hier, in der Stille ihres Landgutes, zu heucheln?“

„Nun, vielleicht die Erwägung, daß diese Knechtsreligion vorzüglich geeignet ist, Knechte im Gehorsam zu erhalten.“

„Ich war empört. „Fräulein Marianne“, rief ich, „dieser abscheuliche Gedanke kam nicht aus Ihrem edlen und guten Herzen. Wer hat ihn Ihnen eingegeben?“

„Marianne schwieg wieder eine Weile. Dann sagte sie: „Herr Häberle, wir dürfen solche Gespräche wirklich nicht führen. Sie sehen selbst, daß ich Sie beleidige oder wenigstens verlege, sobald ich den Mund aufstue.“

„Nein“, rief ich, „ganz im Gegenteil. Wir müssen recht oft miteinander sprechen, damit wir uns verstehen lernen. Wir beide haben eine Prüfung nicht zu scheuen, es kommt nur darauf an, daß wir uns wirklich näher treten.“

„Der Wagen hielt vor der Freitreppe. Als wir uns im Vorzimmer verabschiedeten, sagte Marianne: „Wir wollen es versuchen, Herr Häberle“, und reichte mir die Hand. Sie hatte eine große, auffallend weiße Hand mit langen, schmalen Fingern. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich diese Hand hätte festhalten können fürs Leben!“

Häberle schwieg, von seinen Empfindungen überwältigt. Ich blickte unwillkürlich auf seine ineinander gefalteten Hände. Es waren kleine, runde, weiche Hände mit kurzen, dicken Fingern, Hände wie die einer starken älteren Frau. Ich begriff, daß diese Händchen jene Hand, die Häberle soeben beschrieben hatte, nicht festhalten konnten.

„Seit jenem Abend“, nahm Häberle seine Erzählung wieder auf, „verkehrten wir viel miteinander und das umso mehr, da die Zeit der großen Jagden eine Menge uns fremder Edelleute ins Haus brachte, so daß — wie alljährlich für diese Periode — unser idyllisches Stillleben ohnehin zerstört war. Wie wieder ist mir ein so seltsames Wesen entgegengetreten wie dieses Mädchen. Für alles, was mit dem Verstande nicht erfaßt werden kann, fehlte ihr schlechterdings jedes Verständnis.“

Der Mensch könne nie über den Menschen hinaus, behauptete sie. Nicht Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, sondern die Menschen bildeten sich immer wieder Gott nach ihrem Bilde. Was über dem Menschen, außer dem Menschen sei, was vor seiner Geburt, was nach seinem Tode geschehe, wüßten wir nicht, würden wir nie wissen. Auch hatte sie vor dem historisch Gewordenen keinerlei Ehrfurcht, ja sie ging so weit zu behaupten, daß die Geschichte durchaus nur ein Hindernis des Fortschrittes sei, ein Arsenal, aus dem sich zu allen Zeiten die Bedrücker ihre besten Waffen geholt hätten wider die Unterdrückten. Es erschien ihr durchaus möglich und in hohem Grade wünschenswert, diese ganze, große, bunte Gotteswelt bürgerlicher Ordnungen Stück für Stück abzubauen und nach einem einheitlichen Plan wieder aufzubauen. Die einzige Periode der Vergangenheit, bei der zu verweilen es sich verlohne, sei die der großen französischen Revolution.

„Sie können sich denken, mit welchem Staunen und welchem Schrecken ich gewahr wurde, wie hier ein in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsenes kurisches Mädchen die verruchten Ideen eines Danton und Robespierre in sich aufgenommen und sich ganz zu eigen gemacht hatte. Und doch war dieses selbe Mädchen so durchaus offen, wahr, gut und pflichttreu, daß ich sie von ganzer Seele liebte.“

„Ich hätte so gern Näheres von Mariannens Jugend und ihren Familienverhältnissen gewußt, aber sie sprach nie von ihnen und ich fühlte wohl, daß es sich da um sehr traurige Dinge handelte. Ich schwieg daher.“

„Marianne setzte unterdessen ihren Verkehr im Pastorat eifrig fort und auch der Pastor mußte an seiner Schülerin viel Freude haben, wenigstens schickte er ihr jetzt auch an den Wochentagen nicht selten seinen Wagen, um sie für den Nachmittag ins Pastorat zu bringen.“

„Eines Abends hatte Marianne mir abermals auseinandergelegt, wieviel naturgemäßer doch das Leben der Bauern sei als das unsrige. Am Nachmittag des folgenden Tages hielt wieder der Schlitten des Pastors vor der Treppe und ich war hinausgegangen, um Marianne fortfahren zu sehen. Wir hatten zum erstenmal Bahn und der Schnee lag blendend weiß und kalt über dem Hof und der Landschaft. Während ich auf Marianne wartete, fiel es mir auf, wie gut der Kutscher des Pastors aussah. Als sie kam, fragte ich in französischer Sprache: „Könnten Sie sich denken, die Frau jenes Mannes zu werden?“ Ich lachte dabei und erwartete eine scherzhafte Antwort, Marianne aber blickte mich ernsthaft an und erwiderte: „Wenn er mich liebte, gewiß.“

„Um Gotteswillen, Herr Häberle“, rief ich, „sie hat doch nicht den Kutscher geheiratet?“

Häberle stand auf und ging mit auf den Rücken gelegten Händen auf dem schmalen Raum zwischen den Gräbern ein paarmal auf und nieder. Dann nahm er wieder neben mir Platz und fuhr, ohne meine Frage zu beantworten, in seiner Erzählung fort.

„Ich konnte diesen Ausspruch gar nicht vergessen und so oft ich mir auch versicherte, daß es sich ja nur um den paradoxen Ausspruch eines dialektisch in die Enge getriebenen Debattierers handeln könne, so blieb doch eine Unruhe in mir, die mich nicht wieder verließ. Sie können sich unmöglich vorstellen, wie schrecklich jene Tage waren. So sehr die Erkenntnis davon mich auch demütigte und vor mir selbst erniedrigte, so war ich doch eifersüchtig, eifersüchtig auf einen Kutscher! Ich beobachtete den Mann und ich knüpfte, sobald sich die Gelegenheit dazu bot, ein Gespräch mit ihm an. Er mochte etwa einige dreißig Jahre alt sein, und war von mittlerer Statur. Er hatte blondes Haar, ein langes, schmales, bartloses Gesicht mit dem Teint eines Mädchens und große hellblaue Augen, die ruhig und verständig in die Welt blickten. Auch sein Sinn war, so weit ich das ermitteln konnte, ein durchaus verständiger. Diese Beobachtung beruhigte mich etwas, denn es ließ sich nicht annehmen, daß er auf den Einfall kommen könne, seine Augen zu Marianne zu erheben.“

„So vergingen einige Wochen. Dann zeigte mir ein Zwischenfall wieder einmal, wie sehr Marianne unter den Verhältnissen, unter denen sie lebte, litt. Ich ging an einem klaren Wintertage im Park spazieren. Wir hatten in der Nacht Rauchfroß gehabt und die weiten Anlagen waren in einen Feengarten verwandelt worden, der jetzt, im hellen Sonnenschein, entzückend schön war. Ich hatte mich ganz in den Anblick dieser wunderbaren Bildungen Gottes versenkt und fuhr zusammen, als plötzlich die Kinder durch die Büsche brachen und mich umklammerten.“

„Wo kommt ihr her? fragte ich, indem ich ihnen die von der Kälte geröteten Waden streichelte. „Wir sind Marianne davon gelaufen“, berichtete Gella. „Wir gingen mit ihr spazieren und langweilten uns wie gewöhnlich furchtbar. Sie glauben gar nicht, wie furchtbar langweilig Fräulein Marianne ist. Da gewahrten wir Sie. Und nun sehe ich Leo an und Leo sieht mich an und dann ging es davon, so schnell uns die Beine trugen.“

„Ich erschrak, denn wenn ich auch wußte, daß die Kinder Marianne nicht liebten, so hatte ich bisher doch nicht geglaubt, daß die Dinge so schlimm ständen. Als ich ihnen vorstellte, daß sie sofort zu Marianne zurück müßten, weigerten sie sich anfangs geradezu. „Wir können sie nicht leiden“, erklärte Leo. „Wenn sie mit uns allein ist, so spricht sie kaum drei Worte und man sieht es ihr an, wie schwer sie selbst die über die Lippen bringt. Nie macht sie einen Scherz, nie lacht sie.“

„Sie ist ja nicht eigentlich unfreundlich“, sagte Gella, „aber auch nie freundlich. Wir haben doch immer das Gefühl, ihr nur zur Last zu sein.“

„Ich redete nun den Kindern ins Gewissen und sie erklärten sich schließlich auch bereit, sich von mir wieder zu Marianne führen zu lassen. Wir fanden diese in einer Allee, in der sie in der ihr eigenen Haltung, mit etwas nach vorn geneigtem Kopf, langsam ihren Weg verfolgte. Als wir noch etwa hundert Schritte hinter ihr waren, riefen die Kinder: „Fräulein Marianne! Fräulein Marianne!“ Marianne blieb stehen und sah sich nach uns um, setzte aber dann ihren Weg fort und zwar mit schnellen Schritten.“

„Ich begriff, daß sie nicht eingeholt werden wollte, ich hielt daher die Kinder, die ihr nachlaufen wollten, zurück und schlug mit ihnen einen andern Weg ein. Ich führte sie zu ihrer Rutschbahn, spielte dort so lange mit ihnen, bis sie ihrerseits sich ein Spiel ausgedacht hatten, das ihnen Freude machte, und eilte dann davon, um Marianne aufzusuchen. Das wurde mir insofern nicht schwer, als ich ihre Spur auf dem frischen Schnee leicht verfolgen konnte. Sie hatte, den Park durchkreuzend, die Landstraße gewonnen und ich sah sie auf dieser in der langsamen, zögernden Weise von vornhin weitergehen. Eine dünne Schneeschicht hatte auch die Straße weiß gefärbt, überall, so weit das Auge reichte, lag die schimmernde Schneedecke, von der sich nur Mariannens in dunkle Gewänder gehüllte Gestalt abhob.“

„Ich eilte, so schnell ich konnte, hinter ihr her. Als ich sie eingeholt hatte, sah ich, daß sie geweint hatte. „Fräulein Marianne“, rief ich, „verzeihen Sie den thörichten Kindern, sie wußten nicht, was sie thaten.“

„Marianne schüttelte den Kopf. „Die Kinder thaten ganz recht“, erwiderte sie mit zuckenden Lippen, „was sollen sie auch mit mir anfangen! Ich bin eine schlechte Gouvernante und es ist unrecht, daß ich eine bleibe.“

„Ich redete Marianne in jeder Weise zu, doch die Flinte nicht gleich ins Korn zu werfen und zunächst noch eine Weile zu versuchen, ob es ihr nicht gelingen würde, an ihrem Berufe mehr Freude zu finden als bisher, aber sie schüttelte immer nur den Kopf. „Es wäre gewissenlos, noch länger ein Amt zu bekleiden, dem ich nicht gewachsen bin“, wiederholte sie.“

„Und was dann?“ fragte ich schließlich.

„Da verlor Marianne für einen Augenblick ihre Selbstbeherrschung. „Ja, was dann!“ rief sie. Sie rief die Worte laut, gellend, und sie klangen wie das, was sie waren, wie

der lang verhaltene Schmerzensschrei einer bis zum Tode gequälten Menschenseele. Nie werde ich diese furchtbaren Worte vergessen.“

Häberle sprang wieder auf und wandelte wieder zwischen den Gräbern hin und her. Diesmal schneller und länger als bisher.

„Am Abend“, fuhr er fort, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, „nahm mich die Baronin beiseite und teilte mir mit, daß Marianne ihr gekündigt habe. Sie hatte geradezu gesagt, sie habe erkannt, daß sie sich nicht für den Beruf einer Gouvernante eigne. Als die Baronin dann in sie drang, ihr zu sagen, wie sie sich denn ihre Zukunft denke, hatte Marianne erwidert, sie habe in dieser Beziehung noch keinen definitiven Entschluß gefaßt.“

„Die Baronin fragte mich schließlich, ob ich vielleicht näheres über Mariannens Familienverhältnisse wisse. Als ich diese Frage verneint hatte, erklärte die herrliche Frau in ihrer energischen, werththätigen Weise, daß sie Marianne unter keinen Umständen aus dem Hause lassen würde, ehe sie über ihr ferneres Schicksal Gewißheit habe. „Da mag nun mein lieber Mann sagen, was er will“, schloß sie, und fügte dann, indem eine feine Röthe ihr blaßes Gesicht überflog, schnell hinzu: „Ihnen ist das auch recht? Nicht wahr?“

„Ich küßte ihr die Hand und sie kehrte zu ihrer Gesellschaft zurück.“

„In jener Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Die Baronin, Marianne und ich befanden uns in den Alpen. Es war eine helle Mondnacht und die schneebedeckten Gipfel der Berge hoben sich deutlich von einander ab, wir aber befanden uns in einem tiefen Thal, in dem es sehr dunkel war. Der Berg, der sich unmittelbar vor uns erhob, war ebenfalls in der oberen Hälfte beleuchtet, in der unteren dunkel, ich wußte aber, daß sich ein schmaler Pfad an seiner Seite emporwand. Weiter oben war er eine kurze Strecke weit deutlicher zu sehen und er entzog sich dem Auge erst, wo er sich, aufsteigend, hinter dem Berge verlor. Ich wußte, daß Marianne den Pfad suchte, konnte sie aber, obgleich ich mich in ihrer unmittelbaren Nähe befand, nicht sehen. „Ich muß ihn finden“, hörte ich Marianne sagen, „er allein führt zum Glück.“ „Um Gottes willen“, flüsterte die Baronin neben mir, „halten Sie Marianne zurück. Sie wissen ja —“ Ich wußte in der That, was sie meinte. Dort, wo der Pfad sich scheinbar um den Berg wand, hörte er in Wahrheit an einem jäh abfallenden Abgrund auf. Wer ihn, ohne das zu wissen, verfolgte, mußte notwendig ein furchtbares Ende finden. Ich tastete daher mit entsetzlicher Angst nach Marianne, aber ich konnte sie nicht finden. Plötzlich hörte ich sie wieder sprechen, diesmal aber aus weit größerer Entfernung. „Ich Arme“, klagte sie, „ich muß nun ganz allein meinen Weg gehen und niemand gibt mir das Geleit, weder Gott noch Menschen, weder Glaube noch Freundschaft, weder Hoffnung noch Erinnerung. Aber nur mutig vorwärts, der Weg ist steil, aber er führt zum Glück.“

„Ich befand mich in einem entsetzlichen Zustande. Ich wollte, ich müßte ihr zurufen: „nein, nein, dieser Pfad führt nicht zum Glück, er führt zum Verderben“, aber ich brachte keinen Laut hervor.“

„Es war ganz still in der Finsternis, so daß ich deutlich das Klopfen meines Herzens hören konnte. Sie wird den Pfad nicht finden, dachte ich und atmete erleichtert auf. Da hörte ich plötzlich einen Stein rollen und dann wieder einen. Dann hörte ich es auch knirschen und rutschen, wie wenn jemand eine mit Steinschutt bedeckte Halbe emporsteigt und das Geröll gibt unter seinen Tritten nach. Großer Gott, sie hatte den Pfad gefunden, ihn betreten!“

„Herr Häberle“, flüsterte neben mir die Baronin in höchster Angst, „wenn Sie jetzt nicht auch den Pfad finden und sie einholen, so ist sie verloren.“

„Ich fühlte, daß sie recht hatte, aber ich war wie gelähmt und blickte nur voll Entsetzen auf das vom Mond beschienene Stück des Pfades. Und da wurde auch schon Ma-

riannens schwarze Gestalt sichtbar. Sie hatte die Hände auf dem Rücken gekreuzt, den Kopf nach vorn gebeugt und stieg so mit großen Schritten schnell bergauf.

„Die Baronin klammerte sich mit heftigem Druck an meinen linken Arm, wir beide zitterten wie Espenlaub.

„Dort, wo der Pfad sich verlor, an der verhängnisvollen Stelle, lag es wie ein leichter Nebel, hing es wie ein aus Mondesstrahlen und Nebelwölkchen gewobener Schleier, durchsichtig und doch verhüllend. Jetzt stand Marianne dicht vor ihm, jetzt schritt sie hindurch und verschwand.

„Wir waren im entscheidenden Augenblick beide in die Kniee gesunken und lauschten mit höchster Anstrengung. Anfangs blieb alles still, dann aber klang es zu uns herüber, wie ein kaum vernehmbarer Schrei, nein, wie das Echo eines Schreies, der in weiter, weiter Ferne ausgestoßen wurde.

„Wir blieben auf den Knien und beteten für Mariannens Seele, bis der Mond über die Bergwand sah.

„Dann kam der Baron auf uns zu. Er sah freidebleich aus.

„Tot?“ hauchte die Baronin.

„Ja, tot“, erwiderte der Baron.

„Da that mein Herz so weh, daß ich erwachte.“

Häberle hatte, während er mir von seinem Traum erzählte, seine Hand auf meinen Arm gelegt, ich fühlte, daß der Mann am ganzen Leibe bebte.

„Schonen Sie sich“, bat ich.

Er schüttelte den Kopf. „Am Morgen“, fuhr er fort, „wurde ich wieder zu dem Baron gerufen und wir berieten zu dreien, was in bezug auf Marianne geschehen sollte. Die Einhorn bewiesen jetzt so recht, welch eine Fülle von Herzengüte und werthätiger Christenliebe in ihnen lebte. „Sie wissen, Herr Häberle“, sagte der Baron, „daß ich es nur meiner Frau zuliebe dulde, daß Fräulein Thorschmidt die Lehrerin unserer Kinder blieb. Erziehen soll nur der Erzogene. Jetzt aber, wo das junge Mädchen selbst zu der Erkenntnis gelangt ist, daß es sich zur Zeit zur Erzieherin nicht eignet, bin ich weit davon entfernt, sie teilnahmslos ihrem Schicksal zu überlassen. Sehe ich recht, so ist das, was sie drückt, der erzieherische Teil ihrer Thätigkeit, es kommt daher darauf an, ihr eine Stellung zu verschaffen, in der dieser zurücktritt. Als Lehrerin an einer größeren Schule wird sie vielleicht mit Erfolg und innerer Befriedigung wirken. Nun scheint es aber, als ob ihre Verhältnisse es ihr nicht erlaubten, so lange ohne eine regelmäßige Einnahme zu bleiben, bis eine entsprechende Stellung gefunden ist. Sie hat ihr erstes Vierteljahrsgehalt, wie ich zufällig erfuhr, fast abzugslos an ihren Vater geschickt. Ich habe mich nach diesem Vater erkundigt, er ist ein müßiger, in jeder Beziehung verkommener, mit Gott und aller Welt zerfallener Mensch. Hier also muß geholfen werden, ich bin aber überzeugt, daß Fräulein Thorschmidt meine Hilfe zurückweisen wird, denn wer anständig aus einer Welt wie die ihres Elternhauses hervorging, der hat fast immer einen krankhaften Stolz. Da müssen Sie mir nun helfen. Sie haben uns ja so oft von Ihrer Freundin Tsch erzählt. Schreiben Sie an die Dame, legen Sie ihr die Verhältnisse offen dar und bitten Sie sie, Fräulein Thorschmidt einen beliebigen hohen Vorschuß zur Verfügung zu stellen, mir aber zu gestatten, daß ich ihn thatsächlich hergebe. Das Eintreten von Frau

Tsch ließe sich durch Ihre Korrespondenz mit der Dame hinreichend motivieren.“

„Ich wandte dagegen ein, daß wenn Marianne eine Unterstützung von seiner Seite zurückweisen sollte, sie eine solche doch gewiß noch viel weniger von Frau Tsch annehmen würde, aber der Baron meinte, das sei doch etwas anderes. Marianne habe ohne Zweifel den Adel und würde vielleicht leichter die dargebotene Hand annehmen, wenn es die einer bürgerlichen Dame sei.

„Ich befand mich während dieses Gespräches in der seltsamsten Lage, denn ich durfte der Angst, die mich erfüllte, durchaus nicht Ausdruck verleihen. Möglicherweise war diese ja auch ganz unnütz und ich sah nur Gespenster.

„Sie werden sich wundern, daß wir bei allen unseren Erwägungen den Pastor, der doch offenbar in besonders nahen Beziehungen zu Marianne stand, ganz aus dem Spiel ließen, es geschah das aber mit gutem Grunde, denn seine Beziehungen zum Herrenhause waren höchst gespannte. Der alte Mann, der sich seine kunstgeschichtlichen Kreise nur höchst ungern kreuzen ließ, hatte es dem Baron sehr übelgenommen, daß dieser ihn ein paarmal darauf aufmerksam machte, daß ein Geistlicher schließlich doch zu anderen Dingen da ist, als um Kupferstücke zu sammeln, und er sah überdies in unsern religiösen Bestrebungen im besten Fall nur pietistische Verirrungen. Der Pastor kam nie auf den Hof und die Beziehungen waren ganz abgebrochen worden, wenn nicht die Baronin sie nach ihrer vermittelnden Art in der Weise gepflegt hätte, daß sie von Zeit zu Zeit im Pastorat einen Besuch machte.

„Unter diesen Umständen erschien mir der selbstlose Vorschlag des Barons in der That beachtenswert, ich beschloß aber doch Marianne vorher darüber zu befragen, ob sie glaubte, daß der Unterricht an einer Schule ihr mehr Befriedigung gewähren würde, als die verhasste Gouvernantenstellung.

„Die Einhorn waren damit einverstanden, sie rieten mir aber, den ganzen Handel mit der größten Vorsicht zu betreiben. „Gott wird uns diese Täuschungen gewiß verzeihen und alles zu einem guten Ziel hinausführen“, meinte die Baronin.

„Ich forderte Marianne am nächsten Tage auf, mit mir einen Spaziergang zu machen, und sie ging auf meinen Vorschlag ein. Es war ein trüber, nebeliger Tag. Der Rauch, der aus den Schornsteinen drang, stieg nicht zum Himmel empor, sondern wand sich am Dach entlang dem Boden zu, ein feiner Regen hatte die Äste der Bäume und Sträucher des Schnees beraubt, so daß sie nackt und unschön in die Luft starren.

„Fräulein Marianne“, sagte ich, „Sie wollen uns verlassen?“ — „Ja“, war die Antwort. „Ich fühle, daß ich

meinem Berufe nicht gewachsen bin, da ist es meine Pflicht, ihn aufzugeben.“ — „Sie meinen den Beruf einer Erzieherin?“ bemerkte ich. — „Marianne sah mich verwundert an. „Natürlich“, erwiderte sie. — „Aber Sie wollen Lehrerin bleiben? Nicht wahr, Sie wollen sich eine Stellung an einer Schule zu verschaffen suchen?“ — Marianne schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte sie, „ich habe daran nicht gedacht. Es wäre das ja auch nur ein halber Schritt. Ich würde auch keine gute Lehrerin sein.“ — „Aber wie denken Sie sich denn Ihre Zukunft, Fräulein



Die Windmühle. Radirt von Wilhelm Kobbell



Strenger Winter. Originalzeichnung von A. Thiele.

Marianne? Verzeihen Sie mir mein Fragen, aber Sie wissen ja, wie sehr ich an Ihrem Schicksal teilnehme.

„Marianne schwieg lange und blickte vor sich nieder. Endlich sagte sie: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen diese Frage später beantworte, wenn, wenn — ich sie mir selbst zu beantworten weiß.“

„Sie sah mich dabei aus ihren großen, dunkeln Augen freundlich an und reichte mir die Hand.“

Häberle sprang wieder auf und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. „Ich wußte von Anfang an“, fuhr er fort, „daß meine Liebe eine hoffnungslose war, daß Marianne mich nicht liebte, ich hatte ihr deshalb nie meine Liebe gezeigt, aber in diesem Augenblick verließ mich die Selbstbeherrschung. Ich hielt ihre Hand fest und sagte ihr, daß ich sie über alles liebe und immer lieben würde.“

„Sie hörte mich an, bleich und erschreckt, und sie ließ mich ausreden, dann aber sagte sie im Tone unbeugsamer Entschlossenheit: „Nein, Herr Häberle, ich wäre keine Frau für Sie und Sie wären auch kein Mann für mich. Sie verstehen mich im Grunde nicht und ich verstehe Sie nicht. Ich würde Sie elend, Sie würden mich nicht glücklich machen. Nein, Herr Häberle, daraus kann nie etwas werden.“

„Ich war außer mir und verlor den letzten Rest meiner Selbstbeherrschung. „Marianne“, rief ich, indem ich mit beiden Händen ihre Hand ergriff, „wohl, ich will verzichten, aber schwören Sie mir, daß jenes Scherzwort damals auf der Treppe, als der Kutscher des Pastors vor derselben hielt, eben nur ein Scherz war und weiter nichts.“

„Ich sah ihr ins Gesicht, mit ungeheurer Spannung. Ich sah, wie es da seltsam zuckte und arbeitete, aber sie wurde ihrer Bewegung Herr, richtete sich auf und sagte fest: „Nein, Herr Häberle, jenes Wort war kein Scherz. Ich werde jenen Mann, der mich liebt wie Sie, heiraten und ich werde mich bemühen, ihm eine Lebensgefährtin zu werden, wie er sie braucht.“

„Ich ließ ihre Hand fahren und eilte davon wie ein Rasender.“

Häberle schwieg und starrte lange vor sich hin. Auch ich schwieg. Was er mir erzählte, war so durchaus unerhört, so ganz unglaublich! Die Kluft, die den Gebildeten von dem Ungebildeten trennt, ist ja überall groß, in dem Kurland jener Tage aber erschien sie schlechthin unüberschreitbar. Der Mann, dem jenes Mädchen die Hand reichen wollte, verstand wahrscheinlich nicht zu lesen, seine Anschauungen, seine Gewohnheiten konnten mit denen Mariannens durchaus nichts gemein haben. Wenn sie ihn heiratete, verzichtete sie damit auf alle Früchte der Kultur, stieg sie zur untersten sozialen Stufe herab.

„Am Abend“, nahm Häberle den Faden seiner Erzählung wieder auf, „schrieb ich einen langen Brief an Marianne und beschwor sie, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie antwortete mir mündlich. Ihr Entschluß sei ein endgültiger, hieß es, doch bat sie mich, ihn niemand mitzuteilen, und ich versprach ihr das auch nach einigem Zögern.“

„Es kamen nun furchtbare Tage, die mich fast um meinen Glauben brachten. Das Gefühl der erlittenen Demütigung, Eifersucht, vor allem die Sorge um Marianne quälten mich unbeschreiblich.“

„Ich mußte mich überzeugen, wie mein glücklicher Nebenbuhler selbst über die Dinge dachte, ich ging daher an einem Tage, an dem er, wie ich wußte, Marianne abholen sollte, ihm möglichst weit entgegen und bat ihn dann, indem ich Ermüdung vorschützte, mich in seinen Schlitten aufzunehmen. Sobald ich in diesem saß, fragte ich dann gerade heraus: „Johann, Ihr wollt das gnädige Fräulein heiraten?“

„Ich sah, wie er erschraf, aber er faßte sich schnell.“

„Gnädiger Jungherr“, erwiderte er zögernd, „das gnädige Fräulein glaubt, daß es mein Weib wird werden können.“

„Und Ihr liebt das gnädige Fräulein?“

„Er blickte mich an, mißtrauisch, vielleicht auch etwas furchtsam, aber er antwortete doch mit einer gewissen Entschlossenheit: „Ja, gnädiger Jungherr!“

„Und wie denkt Ihr Euch Euer künftiges Leben? Wollt Ihr Kutscher bleiben?“

„Er blickte mich wieder mißtrauisch an. „Das weiß ich noch nicht“, erwiderte er. „Vielleicht. Vielleicht auch nicht.“

„Johann“, sagte ich entschlossen, „Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht eben erfreut war, als ich erfuhr, daß das gnädige Fräulein Euch heiraten will, und zwar schon deshalb nicht, weil ich es selbst von ganzem Herzen liebe, aber da ich jetzt einsehe, daß ich sie doch nicht auf andere Gedanken bringen kann, so möchte ich wenigstens wissen, welchen Weg Ihr zu fahren gedenkt. Ihr könnt mir ganz und gar vertrauen, Johann.“

„Johann hatte die ganze Zeit über das Pferd in scharfem Trabe erhalten, jetzt trieb er es noch mehr an. Es lag ihm daran, unsern Zusammensein ein möglichst schnelles Ende zu bereiten. „Gnädiger Jungherr“, sagte er, „ich kann Ihnen das alles nicht sagen, weil ich es nicht weiß. Darüber wird das gnädige Fräulein selbst bestimmen.“

„Ich war tief niedergeschlagen. Welch ein Glück konnte aus einer solchen Ehe hervorgehen!“

„Johann, der mich von Zeit zu Zeit von der Seite anblickte, mochte wohl merken, wie es in mir ausfiel, seine Beobachtungen flühten ihm jedenfalls ein gewisses Vertrauen ein. Er verhielt das Pferd erst und ließ es dann im Schritt gehen. Das Tauwetter, das noch immer anhielt, hatte die Bahn verdorben und die Schlittenkufen knirschten von Zeit zu Zeit auf dem Kies der Landstraße.“

„Gnädiger Jungherr“, sagte Johann, „ich hätte ja nie solche Sünde gethan und meine Augen zu dem gnädigen Fräulein erhoben, wenn das gnädige Fräulein auch nur ein bißchen stolz gewesen wäre. Das gnädige Fräulein aber unterhielt sich immer mit mir, wie wenn ich seinesgleichen gewesen wäre, da habe ich das gnädige Fräulein lieb gewonnen, lieber wie die eigene Seele. Aber wie hätte ich Knecht es wagen sollen zu hoffen, daß das gnädige Fräulein mich sollte heiraten wollen. Trotzdem hat das gnädige Fräulein mir oft, wenn ich sie abholte, gesagt, daß das Leben von uns gemeinen Bauerleuten ihr lieber sei, als das herrschaftliche. Da wurde ich schon dreister und dachte: Gott kann alles. Wenn es sein Wille ist, so kann auch das gnädige Fräulein mich lieb gewinnen. Da sagte mir das gnädige Fräulein einmal, daß ihr Großvater doch nur ein Knecht und daß ihres Großvaters Vater auch nur ein Knecht gewesen sei. Da dachte ich: Wenn sie doch nicht aus einem großen Geschlecht ist, sondern von einfachem Herkommen, da wird es keine allzugroße Sünde sein und Gott wird es dir verzeihen, wenn du nach ihr verlangst. Und halten will ich sie ja auch wie meinen Augapfel.“

„Ich schwieg. Was sollte ich auch zu dem allen sagen? Johann erzählte mir nun doch, wie er sich die Zukunft dachte oder vielmehr wie Marianne sich beider Zukunft dachte. Die Stellung im Pastorat sollte aufgegeben und eine andere als Knecht in einem zum Pastorat gehörenden Bauernhof angenommen werden. Der Schritt vom Vollknecht zum Inhaber eines Bauernhofes war ja damals noch leichter als jetzt, Johann konnte also hoffen, allmählich ein solcher zu werden und damit wenigstens in die Aristokratie seiner Sphäre einzurücken.“

„Ist es dem Pastor bekannt, daß Ihr das Fräulein heiraten wollt?“ fragte ich schließlich.

„Ja“, war die Antwort. „Er wollte anfangs nichts davon wissen, als aber das gnädige Fräulein mit ihm sprach, hat er es mir erlaubt.“

„Der Beginn der Weihnachtsferien rückte unterdessen näher und näher. Marianne hatte auf die besorgte Frage der Baronin erklärt, daß sie zunächst ins Pastorat übersiedeln würde, jede weitere Auskunft in bezug auf ihre Zukunftspläne aber verweigert. So mußte auch ich schweigen, so schwer mir das auch wurde.“

„Nur zu bald kam dann der Tag, an dem Marianne unsern Kreis für immer verließ. Es war am Nachmittage. Um vier Uhr wollte Marianne aufbrechen. Draußen wirbelte

ein arger Schneesturm und verwehte Wege und Stege. Ich stand in meinem Zimmer am Fenster und blickte hinaus in die vor dem Sturm tanzenden Flocken. Die Luft war von ihrem tollen Durcheinander so erfüllt, daß es kaum möglich schien, bei diesem Wetter glücklich ins Pastorat zu gelangen. Wie mancher mochte überhaupt heute den Weg verfehlen und dann irre gehen, bis ihn die Kräfte verließen und er hinanft zu einem einsamen Tode. Welch ein Bild des Lebens! Und Marianne wollte hinaus in dieses Wetter, in dieses Leben!

„Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter. Es war die Mariannens. Ich hatte ihr Klopfen, ihr Eintreten nicht gehört.

„Marianne“, rief ich, „gehen Sie nicht. Sehen Sie hinaus, das da, das ist das Leben. Wie sollen Sie da Ihren Weg finden!“

„Sie blühte mich an mit dem seltsamen sinnenden Ausdruck, den ich so oft beobachtet hatte, den ich so liebte. „Nein“, sagte sie, „reden Sie mir nicht ab. Ich muß diesen Weg gehen. Ich fühle es, nur so kann ich nützen, befriedigen, Frieden finden. Und nun leben Sie wohl — —“

Häberle wandte sich ab und schwieg lange. „Sie drückte mir die Hand“, fuhr er dann fort, während seine Hände das Taschentuch zu einem Ball zusammenrollten, „und ging. Ich aber warf mich auf mein Bett. Ich habe sie nicht fortfahren sehen, ich habe sie nie wiedergesehen.“

Ich wartete eine Weile auf die Fortsetzung der Erzählung, aber Häberle schwieg. „Und sie heiratete wirklich jenen Menschen?“ fragte ich.

Häberle nickte. „Ich sprach noch an jenem Abend mit den Einhorn, erzählte ihnen alles und bat sie, auch meinerseits Schloßhof verlassen zu dürfen. Sie willigten ein und schon am nächsten Tage verließ ich die Stätte, an der ich so reiche, schöne und so entsetzlich qualvolle Tage verlebt hatte.“

„Und was wurde aus Marianne?“

Häberle holte seine Brieftasche hervor und entnahm derselben einen Brief, den er mir schweigend reichte. Der Brief lautete:

„Mein teurer Freund!

Als Sie vor einem Jahr von uns schieden, haben Sie mich, Mariannens nicht eher zu erwähnen, als bis Sie selbst mich um Nachrichten von ihr baten. Letzteres ist nicht geschehen, trotzdem glaube ich in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich heute Ihren Wunsch nicht berücksichtige. Am Grabe muß jede Selbstsucht schweigen, auch die der Selbsterhaltung. Ja, am Grabe, teurer Freund. Gott weiß, wann das Maß seiner Prüfungen erfüllt ist und er löst dann durch den Tod Bande, aus denen wir Menschen keinen Ausweg finden. Marianne hat aufgehört zu leben und zu leiden. Heute nachmittag haben wir sie auf dem Friedhof, der für sie ein rechter Friedhof wurde, bestattet.

O was gäbe ich darum, wenn ich sagen könnte, sie sei als eine Christin, ergeben in den Willen Gottes, gestorben. Aber ich darf Sie nicht belügen und wir können ja überdies hoffen, daß ihr Geist nun, da er von allen irdischen Fesseln befreit ist, die Wahrheit erkennt und sich reuig dem zuwendet, zu dem niemand unerhört flehte. Fehlte ihr auch die wahre Erkenntnis, so meinte sie es doch auf ihre Weise gewiß ehrlich. Kam doch nie ein Wort des Spottes über ihre Lippen!

Doch Sie werden näheres wissen wollen.

Marianne setzte ihren Willen durch und wurde bald nach Weihnachten die Frau jenes Mannes. Sie hat dann fast ein Jahr lang an seiner Seite das Leben eines Knechtsweibes geführt, in des Wortes voller Bedeutung. Der Mann war im Frühling als Knecht in einen der Bauernhöfe des Pastorates übergesiedelt und Marianne erfüllte alle Pflichten, welche dem Weibe eines solchen auferlegt sind. Sie erfüllte sie im vollsten Umfange, aber eben das brachte ihr den Tod. Ihr Körper war diesen Anstrengungen nicht gewachsen und schon während der Erntearbeiten entwickelte sich das Leiden, dem sie erliegen sollte.

Ich hatte sie absichtlich zunächst nicht aufgesucht, denn

ich fühlte, daß ich ihr jetzt nur lästig fallen konnte, ich behielt sie aber natürlich im Auge und war in bezug auf sie gut unterrichtet. Sobald ich nun von ihrer Erkrankung hörte, fuhr ich zu ihr. Ich hoffte, daß sie jetzt vielleicht zugänglicher sein würde, allein meine Hoffnung erwies sich als vergeblich. Sie wies nicht nur jede Hilfe, sondern im Grunde auch meine Gesellschaft kurz und entschieden ab. Sie that das, obgleich sie bereits schwer krank und so verändert war, daß ich sie kaum noch erkannte. So konnte ich denn, so schwer es mir auch wurde, ihr nur durch den Arzt allerlei kleine Erleichterungen zukommen lassen. Erst als sie gestorben war, fuhr ich wieder hin. Ich erfuhr, daß sie in der letzten Zeit noch verschlossener gewesen war als sonst. Auch hatte sie es, wie es scheint absichtlich, so einzurichten gewußt, daß während der Todesstunde niemand bei ihr war.

Der Mann schien, obgleich er doch gewiß wenig genug von ihr gehabt hatte, sehr betrübt zu sein.

Das Antlitz der Toten trug einen durchaus sanften, friedlichen Ausdruck. Ein Haarlödchen, das ich von ihrem Haupte schnitt, lege ich hier bei.

Heute nachmittag haben wir sie begraben. Ich war trotz der heftigen Kälte hingefahren, um ihr das letzte Geleit zu geben.

Die einzige Bestimmung, welche Marianne in bezug auf ihr Begräbniß getroffen hat, geht dahin, daß keinerlei Erinnerungsszeichen ihr Grab bezeichnen soll.

Es wird Sie noch interessieren, teurer Freund, daß Marianne keinen Versuch gemacht hat, die Irrlehren, die ihr das Leben verdarben, auf ihre Umgebung zu übertragen. Wir waren in dieser Beziehung anfangs nicht ohne Sorge.

Leben Sie wohl, mein lieber Herr Häberle. Was ich Ihnen schrieb, wird Ihnen sehr wohl thun, aber Sie wissen ja, Gott sei Dank dafür, wo es nie versagende Heilmittel gibt gegen jeden Schmerz.

Gella liegt leider seit vier Wochen an einem geschwollenen Bein darnieder, während Leo noch immer mit seinen Augen zu thun hat. Beide, sowie auch mein lieber Mann grüßen Sie herzlich.

Ihre ganz ergebene
Gella Einhorn.

P. S. Die Rede des Pastors war unglaublich thöricht. Wann wird das Konsistorium endlich ein Einsehen haben und diesem Unfug ein Ende machen?

D. D.“

Es war nicht ganz leicht den Brief zu lesen, denn die Schrift war an vielen Stellen verwischt. Es mochte manche Thräne darauf gefallen sein. Häberle hatte den Brief offenbar, seit er ihn empfing, immer mit sich geführt.

Häberle that den Brief wieder in die Brieftasche.

„Wollen wir gehen?“ fragte er.

„Ich verstehe, daß Ihnen später nichts mehr daran liegen konnte, sich eine selbständige Stellung zu erringen“, sagte ich, indem ich mich erhob.

Häberle nickte.

Es war bisher ganz still gewesen in der Natur, jetzt zum erstenmal bewegte ein sanfter Windhauch die Wipfel der Böhren. Es klang fast wie ein Seufzer.

Am andern Morgen verließ ich Behren und im Herbst ging ich nach Deutschland, wo über der Fülle neuer Eindrücke das Bild Häberles nur zu schnell aus meinem Gedächtnis verschwand. Die Jugend lebt der Gegenwart, nicht der Erinnerung. Ich fürchte, daß ich in den vier Jahren, die ich fern von der Heimat verbrachte, auch nicht ein einziges Mal an Häberle gedacht habe. Ich wurde aber gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr an ihn erinnert. Als ich nämlich, um ein Bad zu nehmen, in die unter dem Scherznamen „die Pumpe“ bekannte Badeanstalt trat, fand ich dort unter andern auch Christoph Tsch. Wir schwammen zusammen über den Fluß und plauderten von diesem und jenem. Als wir uns am andern Ufer, bis zum halben Leibe im Wasser stehend, ein wenig ausruhten, schlug Christoph ein paar mal die Arme

über der Brust zusammen. Diese Bewegung brachte mir plötzlich, ich weiß selbst nicht recht wodurch, jene Stunde ins Gedächtnis, in der sie Häberle mit dem Regenwurm neckten, und damit stand auch sein Gesamtbild wieder vor mir.

„Was ist aus Häberle geworden?“ fragte ich.

„Aus dem alten Jungherrn? O, der ist seit zwei Jahren tot. Sein Abscheiden ging uns allen sehr nahe. Er war eine liebe alte Haut!“

Damit warf Christoph sich wieder in die aufrauschende Flut und wir schwammen zurück. Vor uns tanzten überall Köpfe über dem Wasser, Köpfe von alten Freunden und lustigen Gefellen. Dazu war das Wasser so warm, der Himmel so blau und die Sonne schien so hell! Und endlich, ich war zwei- und zwanzig Jahre alt! Es war kein Augenblick darnach, eines Toten zu gedenken.

Erst viel später habe ich in einsamen Abendstunden oft des alten Jungherrn gedacht und seiner Liebe.

Das Muschel- und Austerngift.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Die Massenvergiftungen zu Wilhelmshaven, wo durch den Genuß von Riesmuscheln (*Mytilus edulis*) neunzehn Personen gefährlich erkrankt und vier gestorben sind, haben in weiten Kreisen Aufsehen erregt und die erneute Aufmerksamkeit der Ärzte auf das merkwürdige Gift dieser Weichtiere gelenkt — rätselhaft schon um seiner Launenhaftigkeit willen, da die Tiere, die es beherbergen, zu Zeiten ein nicht nur kräftiges, sondern auch ganz unschädliches, zu andern hingegen ein höchst bedenkliches Nahrungsmittel liefern.

Das Gift steht nach den Zufällen, die es hervorbringt, in einer Reihe mit dem einiger anderer Wassertiere, der Austern, Krebse und verschiedener Fische. Unter den letzteren sind es im adriatischen Meer die Thunfische, bei uns die Barbe und der Hecht, deren Roggen sich, namentlich im Mai, oft schädlich zeigt; der Barbenroggen enthält sogar ein geradezu gefährliches Gift. Auch die Sechtleber soll mitunter giftige Eigenschaften entwickeln. Von Krebsen, Garneelen und Hummern sind nicht selten unzweifelhafte Vergiftungserscheinungen beobachtet worden; ebenso von Austern; dem Genuß der venetianischen werden cholerähnliche Folgen zugeschrieben.

Das Gift dieser Tiere äußert seine Wirkung in drei verschiedenen, nicht selten aber miteinander vermischten Erkrankungsformen. Bald treten hauptsächlich Affektionen des Darmes hervor, wie eine Art Cholera: Brechdurchfall, Wadenkrämpfe, Kälte der Haut, Ohnmachten. Diese Form erscheint meist nach dem Genuß giftiger Hechte und Barben und nimmt in der Regel einen günstigen Verlauf. Die mit Ausschlägen sich darstellende Form der Vergiftung bewirkt: Nesselsucht, Rotlauf, Hautjucken, Hals- und Kopfschmerz und kommt besonders nach dem Genuß giftiger Thunfische, Krebse und Garneelen vor. Am gefährlichsten ist die paralytische Form mit Lähmungssymptomen im Gebiete des Nervensystems: äußerste Hinfälligkeit, Brustbeklemmung, Schwierigkeit oder Unvermögen zu sprechen, Pupillenerweiterung, unwillkürliche Bewegungen der Arme und Beine, Gefühl von Absterben der Gliedmaßen, Tod bei vollem Bewußtsein nach zwei bis drei Stunden. Und gerade die Muscheln sind es, deren Genuß oft solche gefährliche Zufälle herbeiführt.

Für die Giftigkeit der Riesmuscheln, welche neuerdings sich in so üble Erinnerung gebracht haben, finden wir in den Jahrbüchern der Medizin vielfache Belege. Morvan berichtet von einer Vergiftung von zehn Personen, von denen drei starben. — Im Juli 1860 wurden in Tralee in Großbritannien einundzwanzig Personen unter folgenden, von Swaine Taylor erzählten Umständen vergiftet. Eine Frau sammelte einige Muscheln, welche sie auf dem Grunde des Schiffkanals gefunden hatte. Sie verteilte dieselben unter ihre Nachbarn, und während der Nacht wurde die obengenannte Personenzahl von Vergiftungssymptomen befallen. Drei Kinder starben und sechs befanden sich in Lebensgefahr. — Im Jahre 1799 hielt eine Schar Kleuten ihre Raft in dem Perissund und sättigte sich an einem Gericht Riesmuscheln; das Gift derselben wirkte so schrecklich, daß innerhalb zweier Stunden mehr als hundert Menschen starben. — Auch den Austern wurden mitunter schlimme Dinge nachgesagt. In Tilburg (Holland) erkrankten im Jahre 1851 nach Hasselt von neunzehn Personen, welche zusammen fünfhundert Stück verzehrt hatten, zwölf zum Teil ziemlich ernst und unter Erscheinungen, welche nicht auf einen verdorbenen Magen, sondern auf Ergreifen des Gehirns hindeuten. Zwei Wöchnerinnen, denen man einige Austern verabreicht hatte, starben an Apoplexie. Übrigens verläutet auch, daß manche heillose Delikatessenhändler sich kein Gewissen daraus machen, Austern durch Aufbewahrung in Grünspanwasser grün zu färben, um ihrem Fleisch dadurch das Ansehen der englischen zu verleihen. Doch hoffentlich beruht diese Mähr nur auf Verleumdung.

Worin besteht denn nun aber das Wesen des Muschel- und Austerngiftes, und wie geschieht es, daß dasselbe zu der einen Zeit nicht den geringsten Nachteil, zur anderen ernste Krankheit und Ver-

derben anstiftet? Der Lösung dieses Rätsels ist die Wissenschaft erst ganz neuerdings um einen erheblichen Schritt näher gekommen; den Anstoß dazu aber verdankt sie den traurigen Vorgängen am Jade-bujen.

Viele Schriftsteller waren früher geneigt, die Vergiftungserscheinungen auf gleichzeitig eingelegtes Kupfer zurückzuführen. Weil die geöffneten Muscheln nicht selten auf dem Kupferbelag der Schiffe genistet hatten, und selbst in freischwimmenden das Blut zuweilen bläulich und kupferhaltig gefunden wird, glaubte man dies Metall als Urheber der Vergiftung ansuldigen zu dürfen. Stimmt doch eine Anzahl der Krankheitssymptome, welche nach dem Genuß der Muscheln auftreten, auffallend mit denen der Kupfervergiftung überein. Dennoch ist diese Deutung, die alsbald auch bei den Ereignissen von Wilhelmshaven in Kurs gesetzt wurde, durchaus von der Hand zu weisen. Viele als giftig erprobte Muscheln enthielten weder eine Spur von Kupfer, noch stammten sie von Orten, wo solches Metall zu finden war. Ja, zahlreiche Kriegsgefangene, welche im Anfang dieses Jahrhunderts auf französischen Schiffspontons auf dem Kupferbelag derselben angewachsene Muscheln Monate hindurch tagtäglich in Menge verzehrt hatten, blieben völlig gesund. Und wenn auch Seewasser an vereinzelter Stellen sich kupferhaltig zeigt, so ist das doch bei süßem niemals der Fall.

Manche Forscher haben daher die Existenz eines besonderen Muschelgiftes gänzlich geleugnet und die nach dem Genuß von Muscheln sich offenbarenden Krankheitssymptome auf eine sogenannte Zbio-synkrasie (Magenlaune) zurückgeführt, wie es ja nicht selten geschieht, daß gewisse, sonst ohne jeden Nachteil genossene Speisen uns unter Umständen schlecht bekommen, und namentlich gekochte Muscheln als sehr schwer verdaulich bekannt sind. Allein die Erscheinungen gekochter Verdauung weichen doch von denen einer so eigenförmlich verlaufenden offenbaren Vergiftung sehr ab, und können doch unmöglich ganze Reihen von Todesfällen verursachen. Auch würde es bei Annahme einer Zbio-synkrasie unerklärlich sein, warum sogar Hunde, Katzen und andere Haustiere nach dem Genuß von Muscheln zugrunde gingen, und zwar unter Zufällen, die durchaus für eine stattgehabte Vergiftung sprechen.

Eine weit größere Wahrscheinlichkeit dagegen besitzt die Vermutung, daß die periodische Giftigkeit der Muscheln und Austern mit Vorgängen der Befruchtungs- und Brunstzeit, wobei die Säftemischung eine krankhafte Beschaffenheit annimmt, zusammenhänge, ähnlich dem Barben- und Hechtrögen, dessen krankmachende Eigenschaften hauptsächlich während der Laichzeit sich äußern. In dieser Zeit sind die Eier der Muscheln (nach Husemann, Handbuch der Toxikologie) in eine weiße, milchige Flüssigkeit gehüllt, welche außerordentlich leicht in Fäulnis übergeht. Die Neigung zu fäuliger Zersetzung wird nicht wenig noch durch den Umstand begünstigt, daß die Fortpflanzungszeit dieser Schalthiere gerade in die heißen Sommermonate fällt. Infolge gleicher Vorgänge verliert auch die Auster, wie jedem Gourmand bekannt, in den Monaten ohne ihren Wohlgeschmack. Außerhalb ihres Elements verdirbt das Muschelfleisch bei warmer Witterung sehr schnell; daher auch das in vielen Ländern mit Recht bestehende Verbot, Muscheln während des Sommers zu Markt zu bringen. Übrigens kommen Muschelvergiftungen, wenn auch nur selten, auch im Herbst und sogar im Winter vor.

Ein großes öffentliches Unglück bringt gewöhnlich das Gute mit sich, daß es zu Nachforschungen über seine Ursachen und die Mittel und Wege, seiner Wiederkehr zu steuern, anspornt. Ähnlich verhält es sich mit dem bedauernswerten Ereignis von Wilhelmshaven; das Muschelgift ist auf die Tagesordnung der Wissenschaft gekommen, und seine Erkenntnis dadurch in wenigen Wochen mehr gefördert worden, als bisher im Laufe von Jahrzehnten.

Aus der von den Professoren Birchow und Salkowski vorgenommenen Untersuchung der vom Kreisphysikus des Jadegebietes, Dr. Schmidtman nach Berlin gesandten verdächtigen Muscheln sind folgende Ergebnisse als die wichtigsten mitzuteilen. Eigentümlich ist der Geruch der giftigen Muscheln, welcher dem aus einer geöffneten Büchse voll verdorbener Sardinen oder Austern hervorbringenden gleicht, der aber nicht von Zersetzung entsteht, sondern auch dem lebenden Tiere anhaftet. — Das Gift zeigte sich bei den damit gemachten Versuchen als ein äußerst heftig wirkendes. Ein großer Hund verendete, kurz nachdem er sechs bis sieben Muscheln verzehrt hatte; eine Kage erkrankte sehr schwer, obwohl sie nur etwas Brühe von den gekochten Muscheln verschluckt hatte. Rantchen und Frösche gingen nach dem Genuß von Muschelfleisch schnell zu Grunde. Durch Kochen erleidet die Giftwirkung keine Veränderung; sowohl die rohen, als auch die gekochten Muscheln und die daraus bereitete Suppe waren in hohem Grade giftig. Das Gift läßt sich durch Alkohol ausziehen und ist höchst wahrscheinlich ein Alkaloid, es ähnelt in seiner Wirkung dem Kurare (Fleischgift), welches die sämtliche Muskelthätigkeit lähmt. Nach den Versuchen Salkowskis soll es durch Eindampfen mit einigen Tropfen kohlensauren Natrons unschädlich gemacht werden. Das Alkaloid ist also ein flüchtiges.

Die Schalen der giftigen Muscheln scheinen häufig gestreift zu sein. Dies wäre, wenn es sich bestätigte, ein wichtiger Fingerzeig für den Genuß unschädlicher und die Vermeidung verdächtiger Muscheln. Doch bedarf der Gegenstand noch der Aufklärung.

Einmal in den Händen der exakten Naturwissenschaft wird das Muschelgift seiner noch vorhandenen Rätsel hoffentlich bald entkleidet sein.



Rückkehr vom Markt. Gemalt von H. Sondermann.

Staubstudien.

Von Julius Stinde.

Es ist merkwürdig, daß wir nicht mehr von dem Staube zu leiden haben, als es in Wirklichkeit geschieht. Wer da weiß, wie leicht der Staub ist und ein wie geringer Aufwand von Kraft dazu gehört, ihn aufzuwirbeln; wer ferner bedenkt, wie große Massen Materie in Form von feinem und feinstem Staube auf unserm Planeten Erde vorrätig sind, der muß sich die Frage vorlegen, woher es wohl kommen mag, daß die unteren Schichten der Atmosphäre nicht aus lauter Staubluft und Staubwolken bestehen, sondern sich zu Zeiten einer außerordentlichen Reinheit und Klarheit erfreuen. Bei besonders günstigen Gelegenheiten — wenn es nämlich stäubt — wird die Luft mit den kleinsten Trümmern von zermalmtem Gestein, zerpulvertem Erdreich, zersehten und zersehten pflanzlichen und tierischen Resten erfüllt, wie solche durch die Räder der Fuhrwerke, den Fuß der Tiere, den Tritt des Menschen auf den Pflasterstraßen und Wegen tagtäglich aufgewühlt werden. Dann hebt der Wind die kleinen Bruchstückchen auch größerer Gebilde auf und führt sie von dannen, bald neue Mengen aufrührend, bald fortgeschleppten Staub ablegend.

Wir rechnen aber auch die zartesten Kohlentelchen mit zu dem Staube, die als Rauch und Ruß den Schornsteinen entqualmen, wir finden im Staube die Pollenkörner der Blüten und fast immer entwicklungsfähige Lebewesen pflanzlicher oder tierischer Art. Der Luftzug führt ebensowohl das Pulver des zermahlenden Chausseesteines mit sich fort, wie die Eier des Wandwurmes, die Sporen der Schimmelpilze, wie die Bazillen aus dem vertrockneten und zerstäubenden Auswurf eines Lungensüchtigen, von denen mehrere Millionen in den Raum eines Kubikmillimeters gehen, in ein Kästchen, dessen Wände den zehnten Teil eines Zentimeters im Quadrat haben.

Nach den Berechnungen Miquels, der sich seit 1875 mit Staubuntersuchungen beschäftigt, atmet ein auf dem freien Lande lebender Mensch täglich etwa 300 000 Keimzellen von Schimmelgewächsen und anderen Kryptogamen ein, sowie gegen 2500 Bakterien.

Man muß erstaunen, daß überhaupt noch Menschen leben, wenn man erfährt, welche Massen seiner mikroskopischen Todfeinde der Sterbliche stündlich einatmet und mit dem Speichel verschluckt, der Keime aus der eingeatmeten Luft aufnimmt. Eine einfache Rechnung wird uns zeigen, daß eine so reiche Ausfaat, wie sie wirklich stattfindet, gar nicht notwendig ist, ihm das Leben zu nehmen. Dazu genügt schon ein einziger Bazillus.

Nehmen wir an, daß der Bazillus sich in einer Stunde in zwei lebensfähige gleiche Wesen teilt und daß die Nachkommen — dem natürlichen Vorgänger entsprechend — dasselbe Verfahren einhalten. Wir haben dann, der bekannten Rechnung des Brahmanen folgend, der auf jedes Feld des Schachbrettes die doppelte Anzahl von Weizenkörnern sich zum Lohn abbedang, als auf dem vorhergehenden lagen, nach Ablauf der ersten Stunde zwei, nach der zweiten vier, nach der dritten acht, nach der vierten sechzehn... nach der vierundzwanzigsten bereits über sechzehn Millionen Bazillen, die von einem Urahnen abstammen. Nach zwei Tagen ist ihre Zahl auf $281\frac{1}{2}$ Millionen angelaufen.

Die moderne Medizin sieht in manchen der Bazillen die Erreger von Krankheiten, deren Bekämpfung dem Arzte selten gelingt; Mikroskop und Rechnungen bestätigen auch hier wieder das Mahnwort des frommen Sängers: Witten in dem Leben sind wir vom Tod umfängen. Wir mögen vom Staube lernen, daß wir Staub sind.

Thätige Vulkane schleudern binsteinartigen Staub hoch in die Luft. Im Jahre 1783 warf der Skaptaar Töful auf Island solche Mengen feinen Staub aus, daß ein „trockener Nebel“ entstand, der vier Monate lang die Atmosphäre trübte und bis Syrien und dem Altaigebirge verfolgt werden konnte. Hundert Jahre später trat bei dem Ausbruch des Sunda-vulkans Krakatoa eine sehr ähnliche Erscheinung auf, denn der

schlammige Regen in dem holländischen Städtchen Wageningen und der bei Madrid gesammelte bestaubte Schnee ergaben bei der mikroskopischen Untersuchung, daß der beide Male gewonnene feste Staub genau mit den auf Java gesammelten vulkanischen Aschenproben übereinstimmte.

Müssen wir uns nicht über die verhältnismäßige Reinheit der Luft wundern, wenn wir den Quellen des Staubes einige Aufmerksamkeit geschenkt haben?

Gibt es eine Macht, welche bewirkt, daß die Staubteilchen sich baldmöglichst aus der Luft entfernen? Welchen Naturgesetzen gehorchen die Trübungen der Atmosphäre, von denen wir doch durch die Erfahrung wissen, daß ihre Dauer eine vorübergehende ist, wenn nicht Ursachen außergewöhnlicher Art, wie die Vermehrung von Fabrikshornsteinen, anhaltende Dürre oder ähnliche Anlässe auch außergewöhnliche Zustände herbeiführen?

In der That muß der Staub zwingenden Gewalten folgen, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, und wenn diese auch den Physikern wohl bekannt sind, so wurden doch höchst interessante Wechselwirkungen entdeckt, deren Erkenntnis mancherlei bislang unerklärte natürliche Erscheinungen dem Verständnis näher rückt und vorteilhafte Einrichtungen auf dem Gebiete der Industrie sowohl wie auf dem des gewöhnlichen Lebens zur Folge gehabt hat.

Aufgewirbelter Staub setzt sich allmählich „zu Boden“, wie der Sprachgebrauch sagt. Der Anziehung der Erde — der Schwere — kann sich kein Körper entziehen.

Aber der Staub folgt nicht der Schwere allein. Jede Hausfrau weiß, daß er sich überall ansetzt und um so leichter haften bleibt, je leichter er selber ist. Er überzieht die glatten Flächen der Fensterscheiben und der Spiegel wie ein feiner Hauch, er hängt mit Vorliebe an den Ranten der Möbel und vermehrt die Arbeit des Abwischens in den modernen Renaissance-zimmern um ein Erkleckliches, namentlich im Winter.

Nur einen Gegenstand flieht der Staub während der kalten Jahreszeit. Das ist der geheizte Ofen.

Große Körper ziehen kleinere Körper an.

Die Erde zieht, wie wir an jedem fallenden Gegenstande sehen und aus dem Gewichte der Körper wahrnehmen können, alles Körperliche an. Aber der Staub wird, sobald er fein genug ist, auch von Gegenständen angezogen, die eine hinreichende Masse besitzen, um der Erdanziehung die Beute zu entreißen. Ein winziges Staubkörnchen, das z. B. einer senkrecht stehenden Spiegelscheibe nahe genug kommt, wird von dieser angezogen und festgehalten, ein Staubteilchen jedoch, welches der Anziehungskraft der Spiegelscheibe gegenüber zu groß ist, folgt der Anziehungskraft der Erde.

Aus diesem Grunde findet sich der hauchartige Staub an glatten, polierten, senkrechten Flächen und den kunstgewerblichen Ranten der Möbel. Bei dieser Anziehung kleinster Teilchen spielt jedoch die Wärme eine merkwürdige Rolle. Warme Flächen stoßen nämlich den Staub ab, während kalte ihn anziehen.

Es wurden, um diese Eigenschaft des Staubes zur deutlichen Anschauung zu bringen, zwei Spiegel sehr nahe einander gegenüber befestigt und in einen Kasten gestellt, der mit einer dichten Wolke von Magnesia-Staub erfüllt war. Der eine Spiegel war vorher erwärmt, der andere besaß die gewöhnliche Temperatur. Nach kurzer Zeit wurden die Spiegel herausgenommen und nun zeigte sich, daß der warme blank geblieben war, während der kalte sich weiß mit Magnesia-Staub bedeckt hatte. Dieser Versuch erklärt auch, warum sich soviel Ruß an den kalten Wänden der Schornsteine absetzt und nicht in die Luft geführt wird.

Durch eine Anzahl weiterer Experimente wurde ferner festgestellt, daß eine feuchte warme Fläche den Staub doppelt so stark abstößt, als eine warme trockene. Diese Beobachtung erklärt, warum die Menschheit noch nicht an den eingeatmeten Keimen der Bazillen und Bakterien zugrunde gegangen ist.

Die in gesunde Lungen gelangenden Staubteile finden nämlich keine bleibende Stätte, da die Wärme und Feuchtig-

keit der Lungen eine schützende Wirkung an der Oberfläche der Luftröhren ausübt und den Staub der Luft abstößt, so daß er nicht mit den Wandungen in Berührung kommt.

Stellte man eine warme, feuchte Fläche in einen Strom dicken Rauchs, so blieb sie rein und ungeschwärzt, während eine ähnliche kalte Fläche sich in derselben Zeit mit Ruß überzog.

Die Abstoßung des Staubes von den feuchtwarmen Oberflächen der Luftwege der Lungen scheint die Wirkung klimatischer Kurorte zu erklären und läßt darauf schließen, daß der wohlthuende Einfluß kühler Seeluft oder der kälteren Luft geeignet gelegener Höhenorte eng mit diesen physikalischen Erscheinungen zusammenhängt.

Andererseits kennen wir erfahrungsgemäß die Schädlichkeit des fortgesetzten Aufenthaltes in staubigen Räumen. Die Häufigkeit von Lungenkrankheiten bei Steinmetzen, Bildhauern und Gewerbetreibenden, welche mit stark stäubenden Materialien zu arbeiten gezwungen sind, liefert den direkten Beweis für die Ansicht, daß, wenn der Lunge mehr Staub zugeführt wird, als die feuchtwarmen Oberflächen der Luftwege abzustoßen vermögen, die nachteiligen Folgen sich um so leichter geltend machen.

Man rechnet den Staub zu den gewerblichen Schädlichkeiten, deren Entfernung geboten ist, und versucht Abhilfe durch Ventilation zu schaffen; es wird aber von den Rauchzügen mancher Fabriken giftiger Dampf in die Luft entlassen, dessen Entfernung nicht gelang. Erst neuerdings hat die wissenschaftliche Forschung — wiederum die ernste prüfende Beschäftigung mit dem scheinbar geringfügigen Staube — eine überraschende Einwirkung der Elektrizität auf den Staub entdeckt, welche von großer Tragweite zu werden verspricht.

Wird in einen mit Staub erfüllten Raum durch geeignet angebrachte Spitzen Elektrizität von hoher Spannung (sog. Reibungselektrizität) entladen, so ballen sich die Staubteilchen zu dichteren Flocken, welche sich ansetzen oder zu Boden fallen, indem sie dem Gesetze der Anziehung gehorchen. Eine Kammer, die durch Verbrennen von Terpentin so dicht mit Rauch angefüllt worden war, daß ein Gaslicht in demselben nicht mehr gesehen werden konnte, wurde durch die Entladungen einer Elektrifiziermaschine in einer Viertelstunde derart vom Rauch befreit, daß man hineingehen konnte. Die Luft war rein, aber die Wände, die Gasröhren und die metallischen Gegenstände zeigten sich mit dichtem, klebrigem Ruß bedeckt.

Dasselbe Verhalten zeigen die giftigen Dämpfe der Blei- und Arseniköfen, welche man in kilometerlangen Kanälen zu verdichten sucht, teils um sie als Marktware zu gewinnen, teils um ihre Vegetation und Leben schädigenden Einflüsse so viel wie möglich zu beschränken. Wird jedoch für elektrische Entladungen in diesen Kanälen Sorge getragen, so ballen Gistdunst und Gistrauch sich zu festeren, schwereren Klumpen, als sonst der Fall ist, welche sich gut absetzen und so vollständig ausscheiden, daß die den Kanälen entweichenden Gase frei von metallischem Staub sind. Der Mehrerwerb an Bleirauch, Arsenik, Zinkweiß u. a. m. soll die Kosten der Elektrizitätserzeugung zu diesem Zwecke um ein Erhebliches überwiegen.

Aber nicht nur feste Rauchteilchen verdichten sich, sondern in gleicher Weise verwandelt sich auch Wasserdampf unter der Einwirkung der Elektrizität in Wassertropfen und ein aus Wasserdampf, Terpentinrauch und den Gasen brennenden Schwefels gebildeter Nebel, der dem berühmten Londoner Nebel unheimlich gleich, wurde ebenfalls zur Abklärung gebracht. Man hofft, nicht nur die Luft in Tunneln durch einfache elektrische Entladungen reinigen zu können, sondern auch den Londoner Nebel, wenn auch nicht ganz beseitigen, so doch abschwächen zu können, indem man künstliche Gewitter macht.

Wer sollte nicht schon freudig die lustreinigende Wirkung der Gewitter beobachtet haben? Ein Gewitterregen wirkt im Sommer in der That ganz anders als ein gewöhnlicher Regenguß. Die Fähigkeit der Elektrizität, den Staub zusammenzuballen und zu vertreiben, trägt zur Reinigung der Luft außerordentlich bei.

Während eine elektrische Wolke über einer Gegend steht, wirkt sie induzierend auf die Erde unter ihr und versetzt sie in einen elektrischen Zustand, so daß auch in den unteren Regionen das Fallen und Absetzen des Staubes stattfindet wie in den oberen der Atmosphäre, in der Nähe der Wolke und der Blitze. Die Luft der unteren Schichten enthält die Keime der Bazillen und Spaltpilze, welche Gärungsprozesse einleiten, sobald sie auf den entsprechenden Nährboden geraten.

Es ist bekannt, daß man seit alter Zeit behauptet, ein Gewitter mache die Milch sauer und verderbe Eßwaren, die man aufbewahrt. Von der strengen Wissenschaft wurde dieser Bauernaberglaube nicht beachtet, bis jetzt wieder von der Wissenschaft nachgewiesen ist, daß die Gewitterelektrizität durch das Niedererschlagen des Staubes die Säuregärung viel besser ermöglicht als zu anderer Zeit.

So bestätigen die Staubstudien zu guter Letzt noch, daß die Volksweisheit auch ihre Berechtigung hat und daß man nicht gut daran thut, altväterliches Wissen, das sich seit Jahrhunderten erhielt, deshalb gänzlich zu verwerfen, weil es bislang nicht von Fachgelehrten approbiert wurde.

Neue Christoterpe.

Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolf Kögel, Wilhelm Baur und Emil Frommel. 1886. C. Ed. Müller, Bremen. 387 S.

Wieder ein Band der Neuen Christoterpe! Für so manches christliche Haus bedeutet das allemal eine Freude; denn das schöne Jahrbuch ist in der That ein reichsprudelnder Quell von Erbauung, Belehrung und Erquickung, so daß es seinen Namen: „Christenergözung“ mit Recht trägt. Wir können hier nicht daran denken, auf einzelne der verschiedenen zwanzig Nummern besonders einzugehen, wiewohl es dem Berichterstatter am liebsten wäre, wenn er die tiefen Eindrücke, die er wieder und immer wieder bei dem Lesen des Buches erhalten hat, durch Neubelebung und Wiedergabe auch bei anderen hervorrufen könnte. Nur das Wichtigste soll wenigstens oberflächlich gestreift werden. — Von Erzählungen gibt es diesmal nur eine: Nikolaus Fries, der Uermüde und nie Ermüdete, hat, wie im vorigen Jahre, so diesmal seinen Beitrag geliefert. Dafür findet sich von dem Verfasser der *Armata*, Heinrich Steinhausen, eine liebliche Geschichte „Magister Celestin“, in den Düstern einer gewissen Altertümlichkeit und Sonderlichkeit gehüllt, wie die meisten der Steinhausenschen Erzählungen und dadurch besonders anziehend. Unter den Betrachtungen und Aufsätzen eröffnet Paul Kleinerts „Buch Hiob im Lichte des neuen Testaments“ den bunten und diesmal besonders glänzenden Reigen. Der Gedanke, der jedem tiefer forschenden Leser des Buches Hiob sich allmählich mit geradezu überraschender Klarheit aufdrängt, daß nämlich in den Seelenerfahrungen des eben alttestamentlichen Dulders die Rechtfertigung allein aus dem Glauben zur Darstellung kommen soll, ist von dem Verfasser mit ebensoviel Verständnis wie Feinheit der Form durchgeführt worden. — Es folgt Leopold Wittes „Vittoria Colonna“, eine Ergänzung zu seinen Arbeiten über Michelangelo und über die kirchlichen Zustände Italiens zur Zeit der Reformation. Es hat etwas unendlich Rührendes, in die Seelenkämpfe dieser hohen Frau hineinzublicken, die den reformatorischen Grundgedanken innerlich so nahe trat und doch, gebrochenen Herzens und gebrochenen Leibes, sich unter den bannenden Spruch ihrer Kirche beugte, nach welchem jene Wahrheit verderblicher Irrtum sein sollte. Ihre religiösen Lieder, von denen Witte eine ganze Anzahl nach eigener Übersetzung in seine Arbeit verwoben hat, schmeicheln sich mit einem süßen Wohlklang ins Herz und gehören zu dem Schönsten, was die christliche Poesie aufzuweisen hat. — Eine lehrreiche Studie gibt der Meister auf diesem Felde L. Wiese über „Leidige Tröster“, das heißt, über die armen Dichter und Dichter des Altertums, die nicht imstande gewesen sind, sich selbst oder andere über die Nöte und Kümernisse des Lebens hinweg zu trösten; eine Herzens- und Seelenarmut, die sich überall wiederholt, wo der einzig wahre „Tröster“ fehlt, wie L. Wiese das auch an den neuerdings wieder so viel gerühmten „Briefen Wilt. v. Humboldts an eine Freundin“ nachweist. — Max Reichard in Posen gibt eine lange und schöne Arbeit über „Blaise Pascal“, den Jansenistenfreund, und die Geschichte seiner Gesinnungsgenossen im Kloster Port Royal; die Entstehungsgeschichte seiner „Briefe an einen Provinzialen“, sowie die Mitteilungen daraus und aus den Pascalschen „Pensées“ sind außerordentlich anziehend. — Von Otto Funke ist ein in seiner bekannten anschaulichen, an die Zeitverhältnisse der Gegenwart (wenn auch vielleicht ein wenig zu oft und zu gewaltsam?) anknüpfenden Weise gehaltener und hier erweiterter Vortrag über „Johannes Chrysostomus, einen Priester nach dem Herzen Jesu Christi“ abgedruckt. — Eine wahre Fundgrube köstlicher Geistesblitze und erwärmender Herzensbekenntnisse öffnet sich in dem Aufsatz „Lichtstrahlen aus finsterner Zeit. Aus Briefen Joh. Mich. Sallers an Gräfin Auguste Eleonore zu Stolberg-Wernigerode.“ — Endlich

gibt Wilhelm Baur eine lebenswürdige Skizze über „die Elemente des jugendlichen Lebens.“ — Natürlich fehlt Emil Frommel nicht; eine „Sommerabendsplauderei“ über „Erinnerungen an Gastein“ setzt, wie die Lachmuskeln des Lesers, so auch im nächsten Moment, nach der Weise des echten Humors, sein tiefstes Empfinden in Bewegung. Zu den „Causeries“, aber ernsterer Art, möchte auch der kleine sehr zu beherzigende Aufsatz von Marie Krummacher über „die Flattergeister“ zu rechnen sein, sowie die Erinnerungen Rudolf Kögels an „einen Künstlerabend in Dresden“, wo fast lauter Heimgegangene in lebendiger Charakteristik auftreten: Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Richter, August Gaber, Wilhelm Herbst, Dehme, Rietschel, Hähnel u. a. Zum Schluß sei noch der Gedicht von Kögel, Gerol, Fürstin Reuß, Max Frommel, Renata Deutner und August Schwarzkopf gedacht. Die Palme aber gebührt dem unerreicht herrlichen und im Innersten erschütternden Gedichte des gewaltigen Charles Kingsley „Sancta Maura“, welches in der gelungenen Übersetzung von Theodor Kähler hier mitgeteilt ist; ein Dramatiker von Gottes Gnaden redet da und keiner wird es lesen können ohne Erbeben vor der Wahrheit und hinreißenden Macht heiligster Christusliebe, die aus dem Munde der jungen Märtyrerin redet.

Aus dem Seemannsleben.

Freitagssegeln.

Von Chr. Benkard.

Im Hafen von Malta lag eine Reihe stolzer Kriegsschiffe vor Anker. Die mächtigen Panzerfregatten bildeten einen Teil der englischen Mittelmeerflotte, welche während des russisch-türkischen Krieges in der Bosphor geankert hatte und nun aufgelöst war. Zwischen den Kolossen nahm ein schwedisches Kanonenboot ein bescheidenes Plätzchen ein und etwas weiter draußen spiegelten sich eine amerikanische und eine deutsche Korvette in der azurblauen Flut. Die letz-

tere führte den Heimatswimpel im Großtop, für alle übrigen Schiffe ein Gegenstand des Neides, denn sie mußten noch unbestimmte Zeit draußen bleiben. Dafür hatte aber auch die „Minerva“ zwei Jahre im Mittelmeer gekreuzt und ihre Mannschaft zum Teil schon über ihre Zeit gebient, sie hatte also Anspruch auf Freude und Leid, welche die Heimreise mit sich bringt.

Der lange weiße Wimpel — ein Fuß per Mann der Besatzung wird oft gerechnet —, welcher von der Spitze des Großmastes in kühnem Bogen über den Kreuztop hinweg durch die Lüfte weht und sein mit blanken Messingfingeln beschwertes Ende in den Fluten kühlt, verheißt nämlich noch manche Prüfung vor der Freude des Wiedersehens. Auf der Heimreise gilt es putzen und scheuern, manövrieren und exerzieren und vor allem den leidigen Kleidersack in Ordnung bringen; wer dies mitgemacht hat, weiß, was es bedeutet.

Der Kommandant der „Minerva“ hätte nun der Inspektion seines Schiffes durch den Chef der Admiralität allerdings ruhig entgegensehen können. Seine Leute, denen er nie zuviel zumutete, waren tüchtig und willig; wenn sie mit anderen Schiffen in demselben Hafen lagen, mußten sie

bei dem täglichen Bramstengenmanöver die Ersten sein, das fand jeder selbstverständlich. So hatten sie gestern Abend nach ihrer Ankunft den Engländern gleich etwas vorexerziert, so daß diese ganz verwundert nach dem deutschen Schiffe hinübersehen und meinten, das ginge nicht mit rechten Dingen zu. Und dennoch war heute die „Minerva“, wie sehr der Kommandant auch wetterte, zurückgeblieben und die Engländer hatten den Sieg errungen. Es lag nicht an einem unglücklichen Zufall oder dem Fehlgriff eines Einzelnen, sondern an dem Mißmut und der Unlust aller.

Gestern hatte die Korvette, westwärts steuernd, den Hafen von La Valette erreicht und das östliche Mittelmeer lag hinter

ihr. Nicht zum erstenmal besuchte sie diese Insel, auf der sich Morgen- und Abendland die Hand reichen, die Matrosen kannten schon lange die Straßen und Wirtshäuser und viele von ihnen hatten sich hier auf der Zentralfstation einen Schatz zugelegt. Mit diesen schwarzäugigen Mädels galt es nun einen flotten Abschied zu feiern und dies war für den nächsten Sonntag vorgeesehen. In dem Vorgefühl dieser Freude wurde ein brillantes Manöver ausgeführt, und ohne Murren Kohlen eingenommen und Reinschiff gemacht, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete: „Morgen geht's in See.“ Dies klang unglaublich. Anfangs hielt man die Nachricht für eine Erfindung des Offizierssteward oder für eine Lazarettbesuche, doch die Bestätigung blieb nicht aus. Diese traf die Mannschaft wie ein Blitz aus heiterem Himmel. „Was sollen die Mädels von uns den-



Aus dem Garten Giusti in Verona.
Originalzeichnung von L. Th. Choulant.

ken“, sagte der eine, „der Alte ist verrückt geworden“, der andere, und alle waren darin einig, daß man sich eine solche Gewaltthat eigentlich nicht brauchen gefallen zu lassen.

Ein alter Oberbootsmannsmaat, der mit einigen Kameraden an der Reiling stand und das gleiche Thema besprach, nahm die Sache noch ernster als die übrigen.

„Wenn morgen nicht Freitag wäre, wollte ich noch gar nichts darüber sagen“, meinte er, „aber Freitags in See gehen, taugt nichts. Mögen sie's Aberglauben nennen oder nicht, es ist klar und deutlich erwiesen. Wurde nicht der fliegende Holländer verdammt, weil er Freitags segelte? Hat es nicht Vater Werner in seinem Buch von der deutschen Flotte selbst gesagt? — Was gilt's, es gibt ein Unglück, entweder so oder so.“

Eine halbe Stunde später war Flaggenparade mit Bramstengenmanöver; letzteres fiel so schlecht aus wie noch nie.

„Da haben wir schon den Anfang“, brummte die Teerjache von vorn, „eine solche Blamage zum Abschied! Na, wartet nur, es kommt noch besser.“

Der Kommandant, welchen die Trägheit seiner Leute fast zur Verzweiflung gebracht hatte, schritt mit finsterner Miene an

der Hinterlufte auf und nieder und murmelte abgerissene Sätze zwischen den Zähnen:

„Abichtlich geschehen. — Weiß, was es bedeutet. — Freitag. — Verfluchter Aberglaube. — Nur erst draußen sein — schon austreiben!“

Was er in dieser Stunde gelobt hatte, suchte er treulich zu halten, aber es fiel ihm schwer genug.

Am Freitag morgen war die „Minerva“ vor der Flaggenparade abgedampft; der Kommandant wollte es nicht darauf ankommen lassen, mit dem Manöver noch einmal hineinzufallen. Auf hoher See, wo es niemand sah, konnte er ja nach Herzenslust exerzieren lassen und den Kerls begreiflich machen, auf wen es ankommt.

Und richtig, so kam es auch. Kaum war Malta außer Sicht, so ging es los nach Herzenslust: Bramstengen auf und nieder, Marssegel wechseln, Generalmarsch, Feuerlärm, Kleidermusterung, kurz alles was „Steine erweichen und Menschen rasend machen kann.“

Aber der Matrose ist nur bedingungsweise ein Mensch, sondern mehr Amphibium, das kaltes Blut hat und sich nicht so leicht rasend machen läßt. Um dahin zu gelangen, müssen schon außergewöhnliche Mittel angewendet werden.

Auch diese wurden gefunden.

Acht Tage waren seit der Abreise vergangen und der alte Oberbootsmannsmaat prophezeite das zweite Freitagsunglück, größer und schrecklicher als das verpfuschte Manöver in Malta.

Die Mannschaft hatte am Donnerstag bis in die dunkle Nacht hinein exerziert und erst um Mitternacht die Segel geborgen und die Raan an den Wind gebraht. Der frische Ostwind verwandelte sich in einen kräftigen West und nun hieß es „voll Dampf vorwärts“, denn heute sollte Gibraltar erreicht werden.

Kaum waren die Posten abgelöst, als die Bootsmannspfeife ertönte, ein seltenes Ereignis während der Hundewache.

„Die Fockmastdivision der Wache in die Maschine zum Kohlenmannen!“ lautete der Befehl.

„Was ist los?“ fragten sich die Matrosen, „wir in die Maschine? Na, da hört aber doch alles auf! Sind wir nicht die ganze Woche über genug geschunden worden und jetzt sollen wir auch noch vor den Feuern stehen! — Nein, das ist zu arg, dafür sind die Heizer da!“

„Die Fockmastdivision der Wache antreten zur Musterung!“ hieß es jetzt. Die Namen wurden aufgerufen und hinunter ging's in den Heizerraum.

Das wirkte; der Kommandant hatte ein Mittel gefunden, die Leute müde zu machen. Der Seemann ist ausdauernd und zähe; wenn es sein muß, steht er Tag und Nacht in Sturm und Regen an Deck, ohne zu murren, er steigt in die Takelage, wenn ihm der Wind die Kleider vom Leibe reißt, aber die Arbeit unter Deck kann ihn schrecken. Und nun gar in die Maschine! Wenn im Freien das Thermometer auf 30° Réaumur zeigt, soll er unten vor den Feuern stehen, oder in einem niedrigen, stauberfüllten Kohlenbehälter Steinkohlen schaufeln; dazu ist er nicht angelegt. Doch er dient auf einem Schiff, „welches außerhalb der heimischen Gewässer allein fährt“, wie die Kriegartikel besagen, und jedes Vergehen wird bestraft, als sei es im Felde vor dem Feinde begangen; folgt daraus: Ordre parieren!

Mit fürchterlichem Fluchen steigen die Gemaßregelten in die Unterwelt hinab, wo ihnen die Arbeit angewiesen wird. Etwas tröstet sie einigermaßen dabei, sie erfahren von den Heizern, daß sie nicht die Laune des Kommandanten hierher berufen hat, sondern die Bitte des Ingenieurs. Man hat seit der Abfahrt von Malta durch das Kreuzen und die unnötigen Evolutionen zu viel Heizungsmaterial verbraucht und nun müssen die Kohlen aus den hintersten Behältern hervor geholt werden. Diese Arbeit kann das Maschinenpersonal nicht allein bewältigen.

In der ersten halben Stunde melden sich zwei Mann



Nachdenkliche Betrachtungen. Radirt von C. L. Grimm.

krank, sie klagen über Kopfschmerz und Atemungsbeschwerden und werden an Deck geschickt. Da sich die Zahl der Kranken in der nächsten Viertelstunde verdreifacht, wird der Arzt geweckt und zu Rufe gezogen. Dieser ist ärgerlich ob der Störung und erklärt die Leute für gesund: „Marsch, an die Arbeit!“ Nun wird es mit dem Ohnmächtigwerden versucht, Fieber und Taubheit wird geheuchelt und um ein Uhr bittet der Ingenieur um andere Mannschaften, da er mit der Bande nichts anfangen könne. Nun kommt die Großmastdivision an die Reihe, dann die Kreuzmast- und Wackdivision und endlich ist die Wache herum.

Beim Frühstück, welches alle Mann außer den Leuten am Ruder und auf Posten vereinigt, entwickelt der alte Maat zum zwanzigsten Mal seine Gründe zu einem Unfall, der am heutigen Freitag passieren müsse. Aber es gelingt ihm nicht, seine Kameraden oder Untergebenen „gruselig“ zu machen, ihren Mund umspielt ein schadenfrohes Grinsen. Aus der Maschine war die Rinde herausgedrungen, die Kohlen gingen zu Ende und es sei kaum möglich, noch zwei Stunden Dampf zu halten.

„Geschieht ihm recht!“ hört man da und dort, „was schindet er uns auch. Hätte er den Ostwind benutzt, so könnten wir schon im Atlantik sein; jetzt hat er nun den Schaden!“

Auf dem Hinterdeck steht der Kommandant bei dem Navigationsoffizier und blickt nach der spanischen Küste hinüber, zuweilen auch durch das Maschinenskylight hinunter. Die Maschine arbeitet noch wacker, aber wird sie es packen? Die Felsen von Gibraltar sind schon deutlich im Westen zu sehen, aber durch die Meerenge läuft der Strom mit vier Knoten Fahrt dem Schiffe entgegen, der Wind ist auch konträr und wer könnte sich rühmen, unter diesen Verhältnissen durch die Straße von Gibraltar gekreuzt zu sein?

Die Ruttergäste werden zum Loggen kommandiert, das Resultat ist kein erfreuliches: Acht Knoten Fahrt durch das Wasser, davon ab vier Knoten Strom, bleiben nach Adam Riese vier Meilen über Grund per Stunde.

Der Kommandant läßt den Ingenieur an Deck kommen. „Wie sieht es unten aus?“ ruft er ihm entgegen.

„Schlecht, Herr Kapitän. Wir haben kaum noch dreißig Zentner Kohlen und selbst diese sind zum Teil unbrauchbar, weil es nur kleines Zeug ist.“

Der Höchstkommandierende sinnt einen Augenblick nach und beginnt wieder:

„Wir müssen unbedingt heute nach Gibraltar kommen, sorgen Sie also für Dampf. Von jetzt ab wird die Asche nicht mehr über Bord geschüttet, sondern sie wird mit Theer und Talg getränkt und nochmals in die Feuer geworfen. Das nötige Material schicke ich Ihnen hinunter.“

Ohne ein Wort der Erwiderung legt der Ingenieur die Hand an die Mütze und verschwindet in der Luke. Auf dem Verdeck erfreut sich die Mannschaft dieser Folge des Freitagssegelns, die sie vom Exerzitium und allem übrigen Dienst dispensiert. Ob er seinen Kopf wohl durchseht und hinkommt?

Unfinn! Die Schlacken sind bald ganz ausgebrannt und dann hat's ein Ende.

Gegen Mittag erscheint der Ingenieur wieder an Deck, aber diesmal ungerufen. Er meldet, die Asche habe jetzt trotz des darüber gegossenen Fettes keine Heizkraft mehr.

Der Kapitän wirft einen Blick auf das nahe Ziel und stampft mit dem Fuß auf.

„Läufer! Rufen Sie den Zimmermeister.“

Der Ingenieur macht große Augen, als sich der Kommandant an den Gerufenen wendet:

„Zimmermeister, die Kohlen sind zu Ende und jetzt ist's an Ihnen für Heizungsmaterial zu sorgen. Lassen Sie alle Sägen und Beile an Deck schaffen und was an Holz entbehrlich ist, zerschneiden und zusammenhauen. In der Not frisst der Teufel Fliegen.“

Der Meister ist starr vor Entsetzen. Er murmelt etwas von schlechtem Wetter, von Notmasten und Reserverestungen, aber der Befehl wird wiederholt und er gehorcht.

Zehn Minuten später gleicht das Deck einem Bauplatz. Die Matrosen, welche gleich zur Hand sind, wo es etwas kaput zu machen gibt, machen sich mit einer wahren Wollust über die Rundhölzer her. Zuerst geht's an die Seesegelspiere, dann kommen die Reserverestungen, die Bootsmasten, kurz alles, was Holz heißt und nicht niet- und nagelfest ist, wandert in den finstern Orkus hinab.

Statt der braunschwarzen Rauchmassen entsteigt ein leichtes blauweißes Wölkchen dem Schlot, dem hundert schadenfrohe Blicke folgen. „Das dauert keine Viertelstunde; geschieht ihm ganz recht!“

Die Schraube dreht sich langsamer und langsamer, noch ein Schlag und sie steht. Das Schiff schießt noch eine Strecke vor, bis es der Strom zurücktreibt, so daß es, ohne dem Steuer zu gehorchen, quer im Winde liegt.

„Alle Mann auf, klar zum Manöver! Segel los! Enter auf!“

Hiermit wird ein letzter Versuch gemacht, das Ziel zu erreichen, aber er mißlingt. Mag das Schiff auch noch so dicht am Winde liegen, so verliert es durch den Strom wieder das, was es aufkreuzte, und endlich muß der Rückzug angetreten werden.

„Auf mit dem Ruder! Braß voll!“

Die Korvette fällt langsam ab und steuert mit vollen Segeln die spanische Küste entlang nach Malaga zu. Von der Arbeit ausruhend, sitzt die Mannschaft auf dem blanken Deck — die Rundhölzer sind ja verbrannt — und stellt Betrachtungen über die Thatsache an, daß Wind und Wetter sich selbst einem Kapitän zur See nicht fügen. Man denkt wehmütig an Malta und ist überzeugt, daß die hier verlorene Zeit dort wesentlich besser ausgenutzt worden wäre. „All die Schinderei fiele von selbst weg, wenn er bis zum Montag gewartet hätte; er will uns nur fischen, das ist das Ganze. Doch wir werden sehen, wer am weitesten kommt; in Malaga machen wir es gerade so wie in Malta.“

„Das ist schon die zweite Strafe für das Freitagssegeln“, brummt der alte Obermaat, „das dritte Mal kommt's noch besser.“

Abermals sind acht Tage vergangen und wieder steuert die „Minerva“ auf Gibraltar zu, diesmal aber mit voller Kraft der Maschine.

Die letzte Woche war für die Mannschaft noch strapazioser als die vorhergehende, aber auch die Manöver waren schlechter gegangen. Infolge dessen durfte kein Mann einen Fuß ans Land setzen, obgleich der deutsche Klub in Malaga zu Ehren der Landsleute ein Fest veranstalten wollte. Schon Dienstags war das Schiff wieder seelbar, doch der Kommandant ließ erst am Freitag die Anker lichten und in der Zwischenzeit wurde wie rasend exerziert, denn es war Unerhörtes geschehen: die „Minerva“ ließ sich von einem spanischen Kriegsschiff vorbeiergerzieren. „Er zwingt uns doch nicht“, sagten die Matrosen, und der alte Obermaat brummte: „heute ist wieder Freitag.“

Allerdings war es Freitag. Man merkte es am Generalmarsch, dem auch noch Feuerlärm folgte, und vor allem erkannte man den Wochentag am Essen: Erbsen, Bohnen und Graupen, das ist die ledere Skala an Bord und die Reihenfolge ist zuverlässiger als der Kalender. Während zu den Erbsen gesalzener Speck verabreicht wird, gibt es, wenn Bohnen an der Tagesordnung sind, Pötsfleisch. Das letztere, dem man stets nachsagt, es habe schon dreimal die Reise um die Erde gemacht, ähnelt in seinem Aussehen sehr einem Stück Mahagoniholz und Janmaat behauptet, mit dem inneren Werte gehe es ebenso. Hier von mögen auch die Schiffskommandos überzeugt sein, denn Dienstags und Freitags wird, um das Fleisch genießbarer zu machen, jeder Tischgenossenschaft ein Eßgeschirr voll Essig zugeteilt, zugleich ein Schutzmittel gegen den gefürchteten Skorbut. Die Wackschaften — je ein Mann der Tischgenossen — treten alsdann im hinteren Zwischendeck mit den Gefäßen an, wo diese am Eingang der Spirituslast von dem Bottelier, dem Proviantverwalter, gefüllt werden.

Heute geht es dabei lauter zu als gewöhnlich, denn der Bottelier verweigerte erst die Essigausgabe und jetzt sucht er fluchend zwischen den Fässern herum. Endlich scheint er das richtige gefunden zu haben und steckt es an.

Der Mann, dessen Eßgeschirr zuerst gefüllt wurde, eilt durch das Zwischendeck und setzt es seinem Backsteinsten vor. Dieser betrachtet aufmerksam die Flüssigkeit, er führt sie an die Nase, trinkt einen Schluck und — seine Augen leuchten auf — bei Gott, es ist Wein!

Im Nu wird die Verwechslung allgemein ruchbar. Der Bottelier hat einen über den Durst getrunken und im Dufel ein Faß Malaga angestekt; jetzt gilt es, aus dem Irrtum Kapital zu schlagen. Dies gelingt um so leichter, als der Rausch des Proviantverwalters sehr bedeutend ist, so daß es ihm kaum auffällt, heute so viel Essig ausgeben zu müssen. Die Reihe der Backschaften nimmt gar kein Ende, sie kommen mit Kaffeegeschirren und Theekesseln, die er arglos füllt. Die deprimierte Stimmung der Mannschaft hebt sich von Minute zu Minute und schon fangen die losen Vögel gar an zu singen.

Inzwischen hat die „Minerva“ die Reede von Gibraltar erreicht und hochklopfenden Herzens gewahrt der Kommandant das englische Panzergeschwader, welches bereits von Malta eingetroffen ist. Gern wäre er noch draußen geblieben, bis die Abendmanöver vorüber sind, aber würde ihm dann nicht nachgesagt werden; er suche sich einer weiteren Blamage zu entziehen? Er glaubt die höhnischen Blicke der englischen Offiziere auf sein Schiff gerichtet, welches vor vierzehn Tagen so schmachlich unterlag; die Scharte muß ausgewetzt werden, komme heraus, was da will!

Mit dem Rufe: „Alle Mann auf, klar zum Anker!“ wird die Mannschaft, welche sich nach der Mahlzeit außergerwöhnlich laut in der Batterie und auf dem Oberdeck unterhielt, auseinander gesprengt. Nachdem das Schiff verankert ist, bleiben die Leute in Gruppen auf Deck stehen, sehen nach den Panzerschiffen hinüber, in die eigene Takelage hinauf und erwarten das Signal zum Abendmanöver. Dem Höchstkommmandierenden kommen die Matrosen sehr erregt vor; sollten sie am Ende gar eine neue absichtliche Niederlage planen? Die Haare sträuben sich ihm bei diesem Gedanken, aber was kann er thun, um es abzuwenden? Drohungen und Strafen helfen nichts, das hat er in der letzten Zeit genug erprobt, und gute Worte geben, geht ihm wider die Natur. Vielleicht wäre es das Geratenste, — doch halt! da geht schon auf dem englischen Admiralschiff das Signal hoch und der Tanz beginnt.

„Bram- und Oberbramraaen, Bramstengen an Deck. Enter auf!“

Die Tops- und Bramsegelsgäste laufen wie die Raketen nach oben und — was ist das? — Die Leute sind ja rein toll! Mit einer wahren Wut stürzen sie auf die Jollen, als ob sie die Taue zerreißen wollten. „Klar überall! — Keil die Raan! Lüft' Stengen! — Fier weg! Enter nieder!“

Der Kommandant ist sprachlos vor Erstaunen, ein solch' brillantes Manöver hat er noch nie gesehen! Er sieht mit Stolz auf die Masten seines Schiffes, dann nach den Engländern, die immer noch nicht fertig sind, und endlich auf seine Leute, die, nach Atem ringend, mit leuchtenden Augen an der Reiling stehen. Es fällt ihm schwer aufs Herz, sie in den letzten vierzehn Tagen so hart behandelt zu haben. „Es sind doch brave Kerls“, brummt er vor sich hin, „und verdienen eine Belohnung.“ Dann wendet er sich an den Läufer vor der Kommandobrücke:

„Der Bottelier soll an Deck kommen!“

Es dauert lange, bis der Proviantmeister erscheint und mit leichenfahlem Gesicht und umflorten Augen auf den Kapitän zuschwankt. Dieser mustert ihn mit einem mißtrauischen Blick und sagt:

„Stecken Sie eines der Weinfässer an, die ich in Malaga an Bord schickte. Ich wollte sie zwar mit nach Hause nehmen, aber die Leute sollen heute etwas Besonderes haben.“

Der Bottelier rührt sich nicht und sieht mit einer unsag-

bar kläglichem Miene zu dem Gestrengen auf. Seine Kniee schlottern, er will reden, aber die Sprache versagt ihm.

„Sie sollen den Malaga anstecken. Verstehen Sie kein Deutsch?“

„Herr — Herr Kapitän“, lallt der Ärmste mit schwerer Zunge, „der Wein — ich habe mich heute mittag geirrt — statt Essig — beide Fässer leer.“

Der Kommandant schlenkert dem Unglücklichen einen vernichtenden Blick zu und ist im Begriff, ein kräftiges Donnerwetter vom Stapel zu lassen, aber er bringt es nicht fertig. Seine Freude über den glänzenden Sieg ist zu groß, und war nicht einzig und allein der Wein die Ursache? Er faßt sich also schnell.

„Geben Sie Schnaps für die Mannschaft aus!“

Ein langer, vielstimmiger Lachruf der Bootsmannspfeifen versammelt abermals alle Mann an Deck. Bunt durcheinander tritt groß und klein zu beiden Seiten des Verdecks an und empfängt das Labfal.

Auf der Kommandobrücke schreitet der Kapitän auf und nieder und brummt vor sich hin: „Das war allerdings Freitagsspech! Wie die Kerls so unschuldig dreinschauen und den Fusel hinuntergießen, als hätten sie nicht erst vor einer Stunde meinen Malaga vertilgt. — Also deshalb das gute Manöver! Nun, jetzt bin ich wegen der Inspizierung beruhigt, ich kenne den Zauber. Wie konnte ich auch nur Gewalt anwenden und den alten Spruch vergessen:

Mit Speck fängt man Mäuse,
Mit Branntwein Matrosen.“

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Zum deutschen Winter gehört der deutsche Wald und zum deutschen Walde der deutsche Hirch. So oft dieser König unserer Wälder auch dargestellt worden ist, immer wieder ruht unser Auge mit Vergnügen auf der prächtigen Erscheinung und man versteht den Geschnad des reichen Mannes, der sich einen Wildpart schuf mit Rotwild darin.

Ein trauliches Bild aus dem Leben unserer Bauern führt uns H. Sondermann vor Augen. Das Ehepaar, das sich da auf der Rückkehr vom Markt mit den beiden unersündlichen Schweinchen quält, hat die künftigen Böglinge bereits liebevoll ins Herz geschlossen und wird sie gewiß hegen und pflegen wie die eigenen Kinder, bis sie heranwachsen und — der Schlachter kommt. Dann wird das eine Auge thränend auf den Lieblingen, das andere freudig glänzend auf den blanken Thalern ruhen. Die Bierbeinigen aber werden ihrer Bestimmung gerecht werden, das heißt man wird sie anessen.

Ein and' Bild: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Ein Gleichnis war der Baumriese menschlicher, trogiger Kraft, ein Gleichnis ist er nun menschlicher Vergänglichkeit. Das erwägt der Mönch, der sinnend neben dem ungeheuren Strunk steht und nachsinnt über die Eitelkeit alles Vergänglichen.

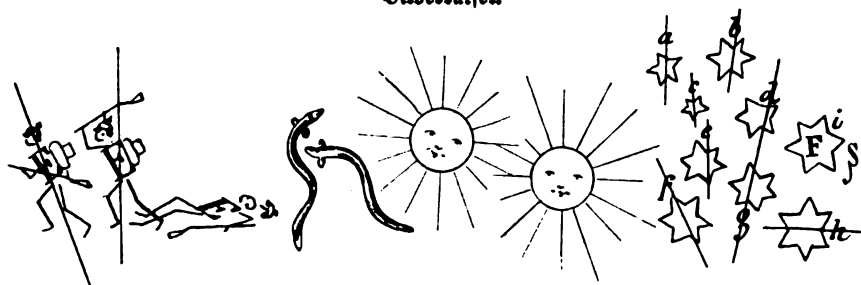
Giardino Giusti in Verona.

Zu dem Bilde auf S. 204.

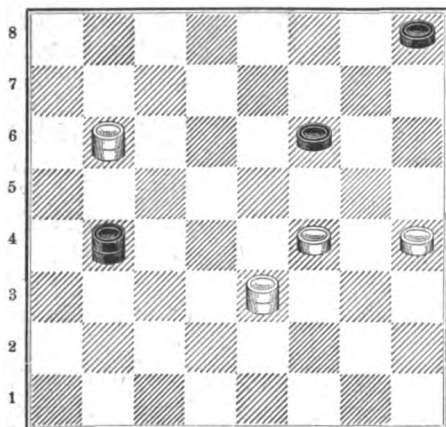
Wer Verona als ersten Haltepunkt auf Italiens Boden betritt, nachdem er die Alpen passiert, der findet in dieser alten Stadt schon alles beisammen, was charakteristisch ist für Italiens Städte: Mächtige Monumente aus der Römerzeit, wie die Arena, mittelalterliche Denkmäler von hoher Vollkommenheit und dabei den Zauber der Natur, der in Veronas weitberühmten Gärten uns entgegentritt.

Giardino Giusti wird mit Recht von den Reisenden besucht und angestaunt. Hier hebt sich der anfangs ebene Boden bald zu schroffer Steigung, hier stehen, von breiten Gängen durchschnitten und von dämmernden Seitenpfaden durchkreuzt, Veronas älteste Bäume, hochragende mächtige Cypressen, die älter sein sollen, als die ältesten Paläste der Stadt. Dazwischen aber wuchert südlische Vegetation: Lorbeer und Myrte, Kirchlorbeer, Oleander und Ananhus. Tränmerisch überhöhet stehen die nackten Marmorbilder im Dickicht, gestürzte Götter, die sich geslüchtet haben in das schöne Asyl, das sie mit ewigem Grün beschirmt. Auch römische Inschriften finden sich in Menge, die in Felsen und Grotten in die Wände eingelassen sind. Das herrlichste Bild aber, das uns der Garten Giusti bietet, stellt sich uns auf der Terrasse dar, die wir mit einer Wendeltreppe erklimmen. Da liegt ein weiter, unermesslicher Kreis vor uns, dessen letzte Ringe fast im Dufte mit dem Horizonte verschwimmen — die ferne Kette des Apennin und im Norden die Alpen. Näher herangerückt dehnt sich die lombardische Ebene aus und zu unserm Fuße, durchrauscht von der Etich, die Stadt mit ihren Türmen und Palästen — ein zauberhaftes Bild.

Bilderrätsel.



| a | b | c | d | e | f | g | h |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
|---|---|---|---|---|---|---|---|



1.

2. Zweifelhige Scharade.

Bedenke klüglich auch das Ende —
Sei auf dein wahres Heil bedacht!
Halt rein das Herz und rein die Hände —
Dann hast das Ganze du gemacht!!

¶ 3.

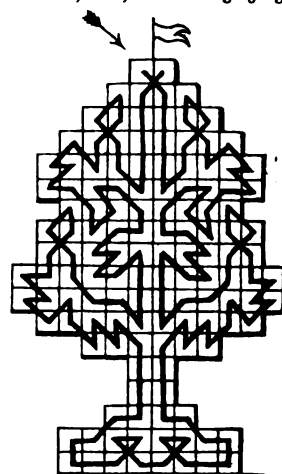
Fühst du mich tief in treuem Herzen
 Gleich einer Macht, die alles zwingt,
 So folgst du, wär' es selbst mit Schmerzen,
 Mir schließlich immer unbedingt.
 Sprich! kennst du mich und sahst im Leben
 Du schon 'res je, als meinen See,
 Von grünen Höhen rings umgeben,
 Dem fernher winkt der Gletscher Schnee?
 O nimm mich, laß dich von mir tragen
 Zu mir, zu meinen Bergen hin!
 Mag Vorsicht dir auch täglich sagen,
 Es sei geraten, mich zu flieh'n! E. St.

4.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | A | B | A | | | |
| | | | C | C | C | | | |
| | | | C | D | E | | | |
| E | E | E | G | H | H | H | I | I |
| I | I | I | K | L | L | L | L | N |
| N | N | O | O | O | R | R | S | S |
| | | | S | T | T | | | |
| | | | T | U | U | | | |
| | | | W | Z | Z | | | |

6. Einen Gegner Luthers.
7. Einen Teil des Auges.
8. Eine Himmelsgegend.
9. Ein Mineral.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)



Sterne hoch die Kreise schlingen;
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen; —
O du gnadenreiche Zeit!

1. Giland 2. Israel 3. Neumark 4. Falte
5. Reiz 6. Oberst 7. Herodot 8. Ems
9. Sieg 10. Reichsfel 11. Gros 12. Infel
13. Hafen 14. Rebel 15. Altona 16. Cherub
17. Hand 18. Triest 19. Schema 20. Fieber
21. Ebers 22. Simon 23. Tarof.

Jakob
 Egedē
 Rembrandt
 Utaſ
 Samuel
 Archē
 Raibach
 Eurndicē
 Methuiale M.

3. Zweifelhafte Charade. Christbaum.

So können wir hoffen, daß unser nächstes Quartal unsern Lesern mancherlei Genuß und Anregung bieten wird.

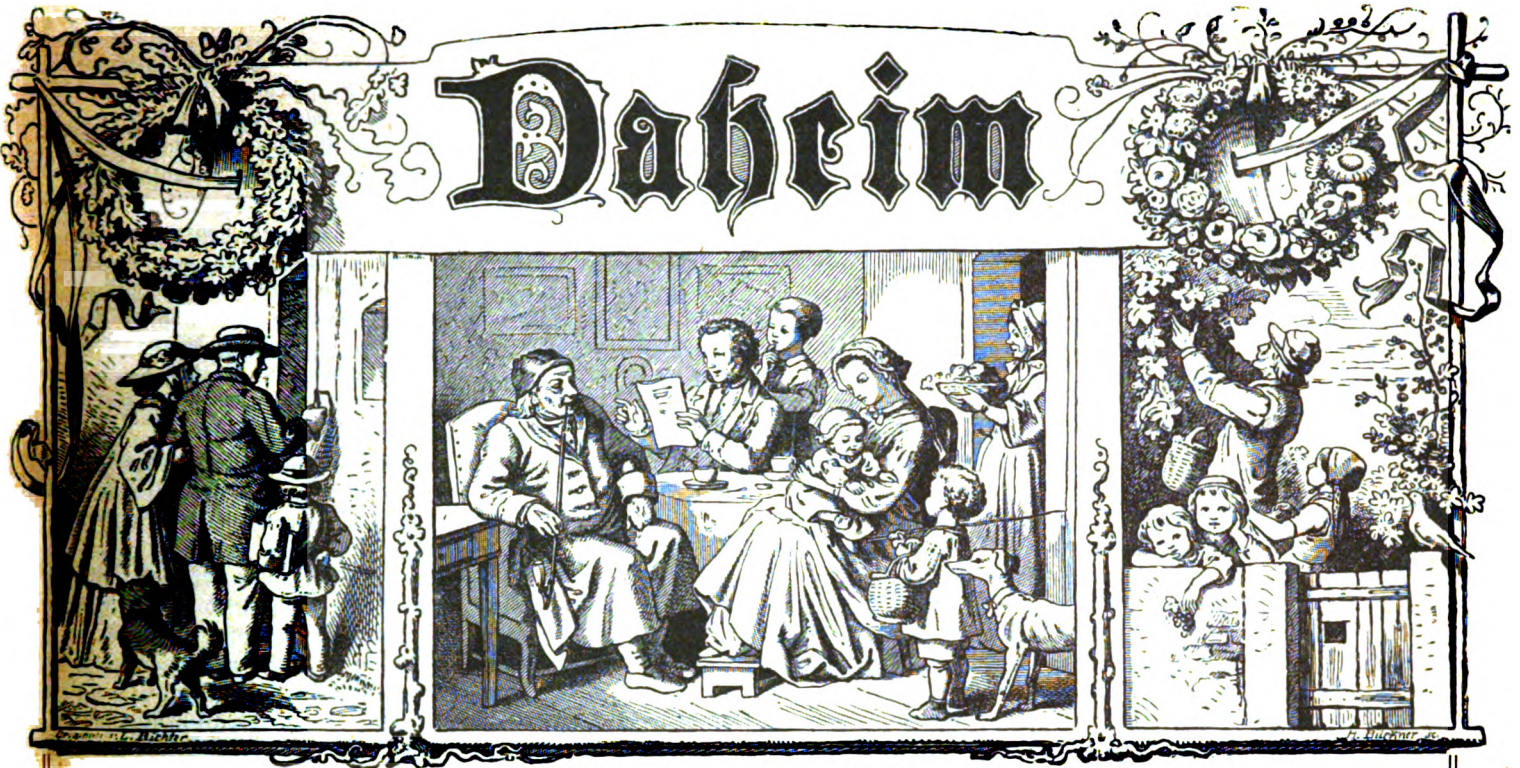
Die Redaktion und Expedition des Papeim.

Inhalt: Der alte Jungherr und seine Liebe. Schluß. Von Th. H. Pantenius. — Das Muschel- und Austerngift. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Staubstudien. Von Julius Stinde. — Neue Christoterpe. — Aus dem Seemannsleben. Von Chr. Bentard. — Am Familientisch: Strenger Winter. Zu dem Bilde von A. Thiele. — Rückkehr vom Markt. Zu dem Bilde von H. Sondermann. — Aus dem Garten Giusti in Verona. Zu dem Bilde von L. Th. Choulant. — Nachdenkliche Betrachtungen. Zu dem Bilde von C. L. Grimm. — In unserer Spielede.

Für die Rücksendung unbenutzter eingekannter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Panenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Pöschel-Expedition (Weyhagen & Maaß) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Januar. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 14.

Dem Kaiser und Könige zum 2. Januar 1886.

Drei Kronen hat Dir Gott beschied
Und jede strahlt in reichem Glanz.
Die erste, die Dein Haupt geehrt,
Das ist die Krone Preußenlands.
Auf blankem Schild, mit reis'gem Heer,
So schwebte sie vom Fels zum Meer,
Von ernsten Pflichten ist sie schwer —
Sie wuchs durch Dein: „ich diene!“

Das zweite Diadem ward Dein,
Der Väter Traum, der Dichter Wort —
Verschollen schien's. So liegt im Rhein
Versenkt der Nibelungenhort.
Du hobst den Schatz, Du löst'st die Schmach,
Daran das Herz Luitens brach, —
Dir jauchzen alle Stämme nach:
Sie Kaiser und sie Deutschland!

Dich grüßt ein dritter Ehrenschild,
Das ist Dein graues weißes Haar.
Als wären sie ein leichter Druck,
Trägst Du die achtundachtzig Jahr.
Urenkel spielen vor Dir hin,
Dich hegt das Herz der Kaiserin,
Dich hegt des Volkes treuer Sinn
Und betet für Dein Alter!

Wer bin ich, rufst Du heute aus,
Wer bin ich, daß mit ihrer Macht
Die Hand des Herrn mich und mein Haus
Bis hierher wunderbar gebracht?
Drei Kronen sind nicht ohne Leid.
In Kampf und Unruh wogt die Zeit.
Still winkt der Kranz der Ewigkeit, —
Auf Gott steht meine Hoffnung!

Rudolf Kögel.

Sphing.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.

Erstes Kapitel.

Eine kalte sternhelle Dezembarnacht war es. Die Sichel des abnehmenden Mondes stand im Osten fast horizontal mit dem Turme der Trinitykirche von New-York. Das rastlose bis in die spätesten Nachtstunden auf- und niederbrausende Getriebe und Geräusch der Weltstadt war mit einemmale verstummt, die Riesenstadt hielt ihren kurzen Schlummer. Das Anschlagen eines Hundes oder das Kreischen eines offengebliebenen Fensterladens waren die einzigen Laute, welche zuweilen die feierliche Ruhe unterbrachen.

Ernst und mit beinahe unheimlicher Deutlichkeit dröhnten daher plötzlich die Schläge irgend einer Uhr, die dritte Morgen-

stunde verkündend, an das Ohr zweier einsamer Wanderer, die, in festgeschlossene Pelzüberröcke gehüllt, von der oberen Stadt kommend, den unteren Teil des Broadway durchmaßen und in eine der rechts gelegenen Seitenstraßen gemächlichen Schrittes ablenkten. Es schien, als sei dieser nächtliche Spaziergang ihnen eine Erholung oder Erfrischung, denn der größere der beiden Herren atmete in langen Zügen die kalte Winterluft ein und strich sich mit der entblößten Hand über das erhitzte Gesicht.

„Was Teufel, schon drei Uhr!“ sagte er laut auf-lachend, daß die Zähne blendend aus den vollen roten Lippen hervorleuchteten. Es war eine reckenhafte Gestalt mit blühen-

dem Antlitz und dichtem blonden Backenbarte. „Das dünkte mir eine lange Sitzung, Jack — wahrhaftig! Du hast mir die letzte Nacht an Land noch urvergnügliche Stunden bereitet, alter Junge! Werde lange daran denken, wenn ich für Monate die Planen unter meinen Füßen habe, und mich an das fröhliche Lachen und die scherzhaften, heiteren Gespräche erinnern, während ich wieder nichts höre, als das Brausen und Heulen des Sturmes und das Krächzen der Möven! Weißt du, Bruder, ich bin heute in einer recht sentimentalen Stimmung — merkwürdigen Stimmung, möchte ich lieber sagen — wie sie solch alten Seebären gar nicht überfallen sollte, zumal, wenn man für ein halbes Jahr Abschied nimmt — he?“

Der kleinere der beiden Spaziergänger hatte seinen Arm in den des Begleiters geschoben und man sah deutlich, daß er diesen kräftig, ja zärtlich, an sich drückte.

„Vielleicht ist dir auch das ‚Scheiden‘ noch nie so schwer und sauer geworden, wie heute, Herbert?“ fragte er, indem er die dunkle Bibernütze etwas tiefer in den Kopf rückte, dadurch mit der Hand sein Gesicht halb verdeckend. Doch blieb dem hellen Falkenauge des Seemannes der schelmische Ausdruck in den markierten Zügen des Bruders nicht verborgen. Wie abweichend, spreizte er plötzlich alle fünf Finger der linken Hand auseinander und rief laut, so daß seine volle Stimme in der toten stillen Straße von den gegenüberliegenden Häusern ein Echo fand:

„Nein, nein, Jack! Nichts derart, wie du meinst! Bis jetzt wenigstens nicht. Ich kann mich noch nicht binden — zur Ruhe setzen. Mein Gott, so laßt mir doch nur Zeit! Die Koufine deiner Frau ist gewiß lieb, gut und schön — alles, was man von einem Mädchen sich nur wünschen kann. Allein —“, er zögerte eine Weile und fuhr jetzt mit den Fingern durch den krausen Bart — allein ich denke mir, daß die Liebe für ein Weib, die ein ganzes Leben vorhalten soll, von einem andern Kaliber sein muß, als ich imstande wäre, für Amy zu fühlen.“

Der ältere der Herren brummte bei diesen Worten nur etwas in seinen über die Ohren gezogenen Pelzkragen, der Seemann setzte daher schnell hinzu:

„Das findet sich vielleicht später — wenn ich zurückkehre. Ich sagte dir ja bereits: laßt mir nur Zeit!“ Er wiegte leicht den Kopf und starrte dabei gedankenvoll ins Leere. „Sei mir nicht böse, Bruder, daß ich eure Wünsche unberücksichtigt beiseite schiebe, mich taub und blind zeige gegen solch verlockende Aussichten! Aber es regt sich ein Etwas hier in meiner Brust, welches mir fortwährend zuzurufen scheint: ‚Warte, Herbert, warte!‘“

„Unsinn!“ erwiderte der andere halb verdrießlich. „Möchte wohl wissen, auf was du mit deinen sechsunddreißig Jahren, mit deiner brillanten Stellung als Kapitän der ehrenwerten A. K. Linie eigentlich noch warten sollst! Immer voller Ergregtheiten und Überspanntheiten! — Genau, wie du als Knabe gewesen bist, zeigst du auch jetzt dich noch oft, Herbert! Ich will es nicht hoffen und wünschen; allein gerade dieser romantische Zug deines Charakters, der einem geborenen Amerikaner nun vollends ganz unähnlich ist, wird dir noch einmal einen Streich spielen, der — der dich dann vielleicht zur Vernunft bringt, mein Junge! Luisa und ich haben uns während deines Aufenthalts an Land wirklich die größte Mühe gegeben, die Sache dir leicht und bequem zu machen, alle erdenklichen Gelegenheiten inszeniert, damit du Amy dich nähern könntest. Du hast sie in der großen Welt, du hast sie im Hause kennen gelernt, hast dich also überzeugen müssen, welche Perle dieses Mädchen ist; und schließlich, das von mir als Vormund wohlangelegte Vermögen spielt, sollte ich denken, doch auch noch eine Rolle. Wenngleich du selbst ja immerhin ganz gut situiert bist und dein reichliches Auskommen hast, so sind heutzutage 150 000 Dollars bares Geld sicher nicht zu verachten. Und — vor allem, Amy liebt dich, Herbert! Das sieht ja ein Kind. Aber du bleibst immer auf demselben Flecke — äußerlich wenigstens. Hast du heute

— beim Abschiede — nicht ein klein wenig verraten, daß — daß die Trennung dir schwer wird? Es schien mir doch . . .“

„Nein, Jack!“ unterbrach der Seemann ihn kurz, sich eine Zigarre aus der Tasche holend und sie langsam anbrennend.

Die beiden Herren hatten nun verschiedene Nebenstraßen, wo hohe Tenementhäuser oder sogenannte Mietkasernen die elenden Wohnungen der ärmeren Bevölkerung von New-York enthalten, passiert und näherten sich allmählich den Docks. Das trübe Wasser des North-River, welches die Manhattaninsel von dem Staate New-Jersey scheidet, schimmerte in der hellen Sternennacht bereits graublau zu ihnen herüber. Leise, wie träumend, bewegten sich die Wimpel und Masten der vor Anker liegenden Schiffe hin und her. Auch hier im Hafen war es Nacht, wirkliche, schlafende Nacht geworden.

„Siehst du meinen Steamer liegen, Jack?“ fragte der Kapitän plötzlich, nachdem beide schweigend eine Weile vorwärts geschritten waren. „Dort ist er, wenn du den Kopf ein klein wenig nach links wendest!“

„Bewahre! Nicht einen Schimmer davon sehe ich. Wie sollte ich auch — auf fast dreihundert Schritte! Habe nicht deine Augen, Herbert, die eulenartig im Finstern etwas zu unterscheiden vermögen; und dann kann ich mich hier unten überhaupt schlecht orientieren. Natürlich bringe ich dich bis in deine Kojе und nehme dort noch einmal ordentlich Abschied. Wann startest du?“

„Gegen acht Uhr morgen früh. Gott lob! sage ich, Jack! Denn es zieht mich wieder mächtig hinaus auf die See. Die Luft hier ist so schwer und drückend, der Raum so eng.“ Ein tiefer Atemzug begleitete diese Worte.

„Hast du viele Passagiere, Herbert?“

„Nur einige Geschäftsleute. Wir segeln, wie du ja weißt, nach Batavia — verheulenes Klima! Da ist es immer spärlich damit bestellt. Ich nehme eine Ladung Kaffee und Reis auf, und von dort mache ich durch das chinesische Meer einen Abstecher nach Hongkong, um für den Theekonsum meiner Vaterstadt zu sorgen. Eine hübsche Reise das, nicht? Vor Juli laufe ich hier nicht wieder ein, Jack — wenn alles gut geht!“

Die Augen des älteren Bruders ruhten bei diesen halb scherzenden, jedoch mit einem leisen Anfluge von Bemerkt gesprochenen Worten unverwandt auf den hübschen, männlichen Zügen des jungen Kapitäns. Sie berührten ihn peinlich und ließen sein Herz erbeben. Wie fröstelnd schüttelte der kräftige Mann sich plötzlich und zog den Kragen des Pelzes noch höher hinauf.

Jakob Lee, der wohlhabende New-Yorker Bankier, dem, wie seine Freunde und näheren Bekannten behaupteten, jede sentimentale Regung fremd war, der alles — ja das ganze Leben — nur mit den nüchternsten, schärfsten Geschäftsaugen betrachtete, und der, wenn auch ein vortrefflicher, musterhafter Ehemann, so doch nichts weniger als ein zärtlicher Gatte und Vater war — hatte dennoch eine schwache empfindliche Stelle in seiner Brust. Einen Namen gab es, der von des kalten Mannes Lippen stets weich und liebevoll floß, der seinem schroffen Charakter und rauhen Gemüte gefühlvolle Saiten abzulocken verstand — das war der Name seines um zwölf Jahre jüngeren Bruders. Nach den Begriffen von Jakob Lee konnte sein Vaterland nichts Edleres, Vollkommeneres und männlich Schöneres aufweisen, als den jungen Seekapitän Herbert Lee. Er ganz allein — da beide früh verwaist waren — hatte den Knaben aufgezogen, ihm und seinen Studien täglich viele Stunden seines arbeitsreichen Lebens gewidmet, kein Opfer gescheut, dem jungen Bruder eine nach jeder Richtung hin glänzende Erziehung angedeihen zu lassen. Die teuersten Lehrer wurden ihm gehalten. Das Deutsche, wie Französische ward ihm schließlich ebenso geläufig wie seine Muttersprache, und alle diese Ausgaben bestritt Jakob Lee aus eigenen Mitteln. Herberts Vermögen blieb, Zins auf Zins gelegt, unangestastet bis zu seiner Volljährigkeit in des Bruders Bankhause verwahrt.

Allein Jakob Lee hatte dafür auch ehrgeizige Pläne mit seinem Lieblinge. Er sollte einstmals einen namhaften poli-

tiſchen Poſten bekleiden. Herberts glänzende, ihm von Mutter Natur ſo reich verliehene Geiſtesgaben ſollten dem Vaterlande zugute kommen. In hochſchwebenden Träumen ſah er den Bruder ſchon als Gefandten an einem auswärtigen Hof, wenn nicht gar als Präſidenten der Vereinigten Staaten. — Doch wurden dieſe Illuſionen gar bald zerſtört. Der junge Amerikaner hatte nur einen Wuſch, eine Leidenschaft und ein Intereſſe — das Meer! Weder Bitten und Vorſtellungen noch Borneſeausbrüche des älteren Bruders vermochten Herberts Entſchluß zu ändern. Mit achtzehn Jahren trat er in die Seebienſte des Vaterlandes und jezt befehligte er bereits ſeit neun Jahren einen Dampfer und war dabei der zufriedeſte, glücklichſte und unabhängigſte Menſch von der Welt.

Für Jakob Lee war das natürlich ein herber Schmerz, und der ſtolze, ehrgeizige Mann konnte die Enttäuſchung lange nicht überwinden, aber an der abgöttiſchen Liebe für den jungen Bruder änderte dieſe Wendung nichts. Es geſellte ſich nur noch eine ſtete Sorge und Angst hinzu, und die Gedanken des kühnen, überlegten Geſchäftsmannes weilten während der kompliziertſten Berechnungen häufig draußen auf offener See. Manch ſtilles Gebet entſtieg dann ſeinem brüderlichen Herzen, worin er den Liebling dem Schutze des Höchſten empfahl.

Auch heute wollte er es ſich nicht nehmen laſſen, den jungen Kapitän, welcher nur widerwillig ſeine Hünengeltalt einem Gefährten anvertraute, ſelbſt nach dem Schiffe zu bringen. Herr Lee, der ſelbſt den Weg nach der unteren Stadt niemals zu Fuß zurücklegte, hatte ſogar die ſpäte Nachtiſtunde nicht geſcheut, um dem geliebten Bruder das Geleite zu geben.

„Du biſt und bleibſt ein Narr, Herbert, dich immer wieder dem unſicheren Elemente zu überlaſſen!“ begann Jakob Lee nach einer kleinen Pauſe in ziemlich ärgerlichem Tone, aus dem man jedoch deutlich den kaum verhaltenen Schmerz erkennen konnte. „Könnteſt hier in Ruhe ſitzen, dein ſchönes Heim und eine reizende Frau haben, dein Leben nach Herzensluſt genießen! Statt deſſen mußt man ſich nun wieder monatelang um dich ängſtigen und Gott danken, wenn du mir ab und zu von irgend einem obſkuren Hafenplaze Nachricht gibſt. Wahrhaftig, du verdienſt gar nicht eine ſolche Fülle von Liebe, du undankbarer Menſch!“

„Ja, ich bin ganz glücklich, wünſche mir wirklich nichts Beſſeres von der Welt!“, war die lachend gegebene Antwort.

„Dumheiten! Fordere die Götter nicht heraus! In der Idee, in der Einbildung biſt du es allerdings. Aber du haſt ja noch gar keinen klaren Begriff davon, was „Glück“ bedeutet. Anſpruchslos biſt du, das iſt alles. Ein Stück Salzleiſch, ein ſteifer Grog und blinkender Sonnenschein über dir befriedigen deine Bedürfniſſe ſo vollkommen, daß alle Reize des irdiſchen Lebens dich durchaus kalt laſſen. Zwar weiß ich nicht, wie es mit ſchönen Frauenaugen beſtellt iſt? Habe zu wenig Gelegenheit, dich zu beobachten.“ Herr Lee ſah den Kapitän ſcharf von der Seite an.

Herbert Lee antwortete nicht. Seine Blicke waren ſtarr nach einem vielleicht zwanzig Schritte von ihnen entfernten Hauſe gerichtet, deſſen Thür plöglih aufgeriſſen wurde. Zwei Perſonen, die miteinander rangen, erſchienen auf der nach der Straße führenden Treppe, und in demſelben Augenblicke tönte auch eine zitternde Stimme in deutſchen Lauten zu den Brüdern herüber:

„Wenn du mir das Geld nimmſt, dann ſtürze ich mich in den Fluß. Allmächtiger Gott, ich will — ich kann dieſes Elend nicht länger ertragen! Erbarmt ſich denn niemand meiner?“

In wilder Haſt war eine große ſchlankte Frau die Stufen herabgeſprungen. Beide Hände hatte ſie krampfhaft an die Bruſt gedrückt und ihr Schluchzen klang ſchauerlich durch die Stille der Nacht.

Allein ſchon erreichte ſie der Verfolger, und aufs neue entſpann ſich ein verzweifelter Kampf, in welchem der Mann offenbar den Sieg davongetragen haben würde, wenn ſich nicht der Kapitän mit raſchen Schritten der nächtlichen Szene genähert hätte.

„Biſt du verrückt, Herbert, dich da hinein zu miſchen?“ Jakob Lee hielt den Bruder am Armel feſt. „Paß ſchlägt ſich, Paß verträgt ſich! Der Schutzmann wird das Geſindel ſchon zur Ruhe bringen. Komm, vorwärts!“

Indes, dieſe Warnung war in den Wind geſprochen. Die kraftvollen Arme Herberts hatten die bebende Frau bereits befreit. Ein wuchtiger Stoß ſchleuderte den Angreifer zur Seite, ſo daß er im erſten Moment wie betäubt ſchien; dann aber wollte er ſich, in eine Flut von Verwünſchungen und Drohungen ausbrechend, wiederum auf ſein Opfer ſtürzen.

Nun erſt fiel der Blick des Seekapitäns auf die hilfeſuchend an ihn ſich ſchmiegende Geſtalt. Sie reichte ihm wohl bis über die Schulter. Der Kopf war dicht und feſt von einem ſchwarzen Spizentuche umwickelt, nur tief im Nacken ſchimmerte goldig blondes Haar, in kleinen Ringeln ſich kräufelnd, unter der Hülle hervor. Als die feurigen blauen Augen halb neugierig, halb mitleidig, den neidiſchen Schleier, der den oberen Teil des Geſichtes verdeckte, zu durchdringen ſich bemühten, bog die Frau daſſelbe ſchau und gewandt zur Seite. Die Hände aber, die ſeine Rechte mit angſtvollem Drucke umklammert hielten, dünkten ihm fein und ſammetweich zu ſein. Eine Ahnung ſagte ihm, daß das unglückliche fremde Weib, welches ſein Arm nun ſchützend umſchlang, jung und ſchön ſein müſſe. Sollte der romantiſche Zug in ſeinem Charakter ſobald ſchon, nachdem der Bruder jene Äußerung gethan, ihm einen Streich ſpielen?

Weder Tuch, noch Mantel bewahrten die ſchlanken Glieder vor der kalten ſchneidenden Nachtluft, nur ein dünnes ſchwarzes Gewand, das einſt vielleicht Anſpruch auf Eleganz hatte machen können, ſchmiegte ſich dicht an auffallend ſchöne Formen.

„Wer gibt Ihnen ein Recht, mir in den Weg zu treten, Herr?“

Mit drohenden Geſten und funkelnden Augen verſuchte jezt der ſo ſchnell Überwundene dem Sieger ſeine Beute wieder zu entreißen. Er war ein Mann von vielleicht zwei- unddreißig Jahren, mittelgroß und unterſetzt. Sein aufgebunſenes, verſchwommenes Geſicht mit den gläsernen Augen bezeugte nur zu wohl, daß böſe Leidenschaften ihn vollſtändig im Banne hielten. Auch ſein Anzug war von ſchäbiger Eleganz, und ſein ganzes Auftreten, ſowie der Ausdruck der Stimme, verrieten den Mann, der einſt der beſſeren Geſellſchaft angehört hatte.

Herr Lee ſtand einige Schritte ſeitwärts. Er ſchaute mit dem den Amerikanern eigenen Gleichmuth der Entwidlung dieſer Szene entgegen. Nur als der zornige Mann noch einmal rief: „Geben Sie die Lady frei, Herr!“ ſtieß Jakob Lee ein kurzes Lachen aus und ſagte höhnlich:

„Hörſt du nicht, Herbert? Du ſollſt die Lady von den Dockſ freigeben!“

„Nein!“ rief der Kapitän, „die Dame ſteht jezt unter meinem Schutze, und ich werde ſie vor roher Brutalität zu ſchützen wiſſen. Wenn Sie das Fräulein noch einmal anzurühren und zu beläſtigen wagen — ſo breche ich Ihnen das Handgelenk wie morſches Holz entzwei! So — jezt laſſen Sie meinen Arm loß, Herr, und ſcheren Sie ſich zum Teufel!“

Ein wildes Gelächter erklang gleich einer ſchriillen Diſſonanz durch die ſtille Nacht.

„Oho, ich wäre gewiß nicht abgeneigt, Ihnen dieſe Dame zu überlaſſen. Sie iſt mir ohnedies bei den teuren ſchlechten Zeiten eine Laſt geworden. Nur müßte ich vorher erſt um die Summe Geldes bitten, die ſie bei ſich führt, und welche zu unſerem Streite die Veranlaſſung gab. Wir können die Sache dann ſofort in Ordnung bringen.“

„O himmliſche Barmherzigkeit, was ſprichſt du, Anton! Hier — hier iſt das Geld; nimm es nur! Ich will es jezt nicht länger. Nur halte ein mit ſolch wahnſinnigen Reden! Allmächtiger Gott, was müſſen Sie von mir denken, Herr?! — Der, welcher dieſe gottesläſternden Worte führt — die mich mit Zorn und Scham erfüllen — hat kein Recht dazu, es zu thun —; er redet irre, Herr! Denn er iſt ja —“ ſie ſtockte ſchluchzend und Kapitän Lee fühlte heiße Tropfen auf



„Lasset die Kindlein zu m
Photographie-Verlag des ...



Die Kinder der Armen. Gemalt von Fritz Uhde.
Museum und Wissenschaft in München.

seine Hand herabperlen — „er ist ja — mein Gatte —, ich bin ja — sein angetrautes Weib!“

Mit Blitzschnelle entwand sie sich ihrem Beschützer, stürzte, wie von Furien gejagt, die Treppe wieder hinan — und verschwand wieder in dem Hause, aus dem sie vor kaum fünf Minuten gekommen war.

Einen Augenblick stand Herbert Lee, wie versteinert, da. Der Ton dieser klangvollen, glockenreinen Stimme zitterte noch, gleich Musik, in seinen Ohren. — „Sein angetrautes Weib!“ — Schlass und kraftlos waren ihm die Arme nun herabgesunken, und das flammende blaue Auge richtete sich auf denjenigen, welcher das höchste, heiligste Recht der Erde an dieser Frau besaß und daselbe in frevelhaft roher Weise soeben von sich werfen wollte. Ein Blick der tiefsten Verachtung traf den Elenden. Am liebsten hätte er das Scheusal zu Boden gestreckt, doch brachte der hohnvoll triumphierende Ausdruck des aufgedunsenen Gesichts ihn schnell wieder zur Besinnung.

Die redenhafte Figur richtete sich plötzlich hoch und stramm empor, und auf dem Abfaze sich umwendend, sagte er zu dem nähertretenden Bruder:

„Komm, Jack! Es ist hohe Zeit, daß ich drüben bei mir nach dem Rechten sehe.“ Und seine Hand unter Herrn Lees Arm schiebend, eilten beide, ohne ein Wort weiter zu wechseln, mit ruhigen Schritten dem Wasser zu.

Der junge Kapitän lehnte an der Brüstung seines Dampfers, als Jakob Lee nach kurzem Abschiede über die Landungsbrücke nach dem Quai zurückkehrte.

„Sage Luisa und den Kindern noch viel Liebes von mir! Werde den Kleinen etwas recht Apartes nach Hause bringen. Lebe wohl, mein lieber Jack!“

Herr Lee drehte sich noch einmal halb um und rief über die Schulter, während seine Stimme vor innerer Bewegung zitterte:

„Soll ich Amy nichts bestellen?“

„Ja so, Amy!“ war die einigermaßen zerstreut gegebene Antwort. „Übermittle auch ihr meinen Gruß!“

Der Morgen begann mit schwachem Schimmer im Osten bereits zu grauen. Aber Kapitän Herbert stand nach Stunden noch immer auf der Kommandobrücke seines Schiffes, die Arme verkränkt, mit schvermüthigen Augen ins weite Meer hinausstarrend. Leise und monoton rauschende Wellen schlugen an die eiserne Brust des riesigen Dampfers. Die frische Brise wehte in die trockenen, lose herabhängenden Segel und ließ das Sternenbanner lustig flattern. So vertraut und wohlbekannt diese Töne ihm waren — heute blieb sein Ohr taub dafür. Deutlich und klar hörte er im Geiste stets nur jene helle Glockenstimme:

„Ich bin ja sein angetrautes Weib!“

Zweites Kapitel.

Das fashionable Long Branch an der Küste von New-Yersey stand auf der Höhe der Saison. Die ersten heißen Julitage hatten die Aristokratie von New-York in das muster-giltigste aller amerikanischen Seebäder hinausgeführt. Die bisher verödet und leer dastehenden kleinen Privatvillen waren mit einem Schlage belebt und bevölkert, und wie bunte Schmetterlinge flatterten die übereleganten Damen in ihren lichten Sommertoiletten von früh bis spät am Strande auf und ab.

In geringer Entfernung von New-York gelegen — so daß den Geschäftsleuten nach Schlusse der Kontore es möglich ist, draußen mit ihren Familien sich zu vereinen — kann man Long Branch sowohl zu Wasser, als zu Lande erreichen. Die Fahrt mit dem Dampfboote durch die Bai bis Sandy Hook ist sogar eine der schönsten, welche man sich denken kann. Riesige, im modernsten Stile angelegte Hotels und elegante, wenn auch nur in Holz aufgeführte Villen und Cottages mit breiten, lustigen Veranden ziehen sich bis zum Meeresstrande hinab. Überall, fast auf allen Spazierwegen, sind Ruheplätzchen und kleine Pavillons errichtet, die den Fremden zum Niedersitzen einladen. Aber Long Branch hat einen großen,

in der heißen Zeit sich außerordentlich fühlbar machenden Fehler: es ist völlig schattenlos. Das, was in Newport, dem weltberühmten Seebade Amerikas, dem Sinne und Auge des Naturfreundes unaussprechliche Reize bietet, die schöne Vegetation, verbunden mit den prächtigsten Gärten und Gartenanlagen, welche dort fast jede der kleinen Residenzen umgeben — das fehlt in Long Branch gänzlich. Nur eine gelbweiße Sanddüne zieht sich ununterbrochen die ganze Meeresküste entlang.

Deffenungeachtet ist Long Branch eines der beliebtesten und belebtesten Seebäder der atlantischen Küste. Wer zur Hochsommerzeit dem Staube und der unerträglichen Hitze New-Yorks entfliehen, für einige Wochen sich in einem dieser Miniaturhäuschen am Strande einquartieren, täglich die durch tropische Glut erschafften Glieder in die salzige Flut tauchen kann, der erscheint sich wirklich wie neugeboren. Nur wirkt auf den Deutschen der allzufreie und ungenierte Verkehr zwischen Herren und Damen — in und außer dem Wasser — einigermaßen störend, wie denn überhaupt der ganze Typus des amerikanischen Badelebens einen eigenen Charakter an sich trägt.

Die Amerikanerin ist nie besonders arbeitssam und fleißig, hier aber, wo aller lästige Zwang der Großstadt abgeworfen wird — hier unter dem wolkenlosen, azurblauen Himmel — angesichts des ewig wechselnden Meeres — scheint sie das dolce far niente im allerausgedehntesten, weitesten Begriffe genießen zu wollen. Nur drei Dinge gibt es in Long Branch, welche auf die amerikanische Schönheit einen Reiz ausüben, sie völlig in Anspruch zu nehmen und ihr ein Interesse abzugewinnen verstehen. Dieses sind: das Baden, das Toilettemachen und das — Kokettieren!

Die ausgesprochenen Schönheiten dieser Saison waren die Töchter von Frau Everett, der Witwe eines vor Jahresfrist gestorbenen Handelsheeren aus dem Westen, welche sich in New-York niedergelassen und durch ihr äußeres Auftreten, durch ihren Reichtum und ihren Geschmack viel von sich reden machte.

Böse Zungen behaupteten zwar, der selige Herr Papa sei in Cincinnati durch „Schweinefleisch“ zu diesem kolossalen Vermögen gelangt, und er habe als Packer in einem riesenhaften Schlachthause die kaufmännische Karriere begonnen. Doch reiche Leute müssen es sich eben gefallen lassen, daß über sie gesprochen und an ihnen gemäkelt wird.

Frau Everett und ihre schönen Töchter besaßen indes auch viele Freunde, und es war ihnen ausnehmend gut und schnell gelungen, in den exklusiven Kreisen der New-Yorker Aristokratie festen Fuß zu fassen. Kürzlich erst hatte die alte Dame eine allerliebste kleine Villa in Long Branch käuflich erworben und glänzend ausstatten lassen; und hier hielt die gastfreie, lebensfrohe und durchaus achtbare Familie nun förmlich Hof.

Einen besonderen Hakt und wirkliche Freundschaft fand die Witwe bei Frau Luisa Lee, der noch jungen, stattlichen, allgemein beliebten Gemahlin von Herrn Jakob Lee, welche den Verkehr und Umgang mit den beiden geistreichen, von Witz und Lebensfreude übersprudelnden Mädchen Susy und Abeline Everett im Interesse ihrer kleinen stillen, etwas reservierten und pedantischen Kousine Amy Mansfield auffallend protegierte.

Herr Jakob Lee war, wie alljährlich, auch in diesem Sommer mit Frau und Kindern für einige Wochen nach Long Branch gekommen, besaß jedoch dort keine Villa, sondern wohnte in einem der großen, mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Hotels, wo nichts ihn sein elegantes Haus in New-York vermissen ließ. Ein jeder Tag führte nun die beiden befreundeten Familien zusammen, und es dünkte Frau Luisa Lee, als sei das melancholische Gesichtchen ihrer kleinen Kousine Amy während ihres hiesigen Aufenthaltes bereits heiterer geworden. Die allgemeine gute Laune wirkte auch auf sie ansteckend, und als nun gar eines Abends Jakob Lee mit einer geöffneten Depesche in den auf Frau Everetts Veranda versammelten Kreis der Damen trat und verkündete, sein

Bruder, Kapitän Herbert, würde in der allernächsten Zeit, nachdem er von seiner Reise glücklich zurückgekehrt sei, hier eintreffen und die ihm leider nur kurz zugemessene Freiheit in Long Branch bei den Verwandten genießen — da gab es des Neckens und Schäkerns unter der Jugend kein Ende.

Der zierliche Salon von Frau Everett, dessen Glashüben und bis zum Fußboden reichende Fenster einen zauberischen Blick auf die See gewährten, war meist der Schauplatz der fröhlichen Zusammenkünfte. Im blühendsten, verführerischsten Rokostile eingerichtet, bot dieser kleine Raum einen deutlichen Beweis dafür, was Reichtum und Geschmack vereint herzustellen vermögen. Irisfarbene Seidendraperieen fielen zeltartig aus der Mitte der Decke an den Wänden herab und die reizendsten vergoldeten Amoretten, deren runde Arme die schweren Falten an den vier Ecken des Zimmers, wie neugierig, in die Höhe hoben, schienen oftmals über das ganze pausbäckige Gesicht zu lachen, wenn Adeline Everett, die jüngere der beiden schönen Schwestern, nach dem Frühstück inmitten eines Flors von jungen Mädchen ihre sprudelnden Witze und Anekdoten zum besten gab.

An diesem Nachmittage waren bereits einige Tropfen vom Himmel gefallen und die im Westen sich dunkel aufstürmenden Wolkenmassen drohten das seit Wochen anhaltend gute Wetter in langweilige Regentage umzuwandeln. Eine längst projektierte Bootkorsofahrt sollte deshalb auch nicht stattfinden — zur größten Betrübnis der Jugend. Und so hatte die kleine Gesellschaft, die daran teilnehmen wollte, sich wieder einmal in Frau Everetts Salon zusammengefunden. Zwei Herren und vier junge Mädchen vertrieben sich plaudernd und musizierend die Stunden, während Frau Luisa Lee, eine große üppige Frau von vielleicht dreißig und einigen Jahren, mit dunklem Haar und sprechenden braunen Augen, deren Ausdruck unbeugsamen Stolz und eine gewisse Härte verriet, in vertraulichem Gespräche mit der Dame des Hauses, einer sehr distinguiert aussehenden alten Dame, auf der Veranda Platz genommen hatte. Beider Blicke flogen jedoch zuweilen lächelnd und prüfend nach dem Innern des Zimmers.

Die jungen Fräulein Everett waren hoch aufgeschossene, überschlankte Gestalten mit rötlichbraunen, starken Haaren und wahren Blütenteint, wie nur die amerikanische Jugend ihn aufzuweisen vermag. Große, lebhaft, lichtbraune Augen, die jedoch zuweilen einen beinahe rötlichen Schimmer annahmen, gaben diesen, sich auffallend ähnelnden Gesichtern einen pikanten Reiz. Haltung, Bewegungen und die aus kostbaren gelblichen Spitzen bestehenden Toiletten waren von gesuchtester Eleganz.

Am Klavier intonierte soeben eine reizende kleine Brünnette verschiedene Melodien aus dem Lohengrin, als Susy Everett sich plötzlich von ihrer Kouchette erhob und, völlig ungeniert, mit sicherer, gut geschulter, wenn auch etwas schwacher Stimme den Text dazu sang. Die Damen auf der Veranda hatten ihre Sessel etwas näher geschoben und die Unterhaltung unterbrochen.

„Diese Musik versteht das arme Menschenherz wirklich zu bezaubern. Sehen Sie, Amy, Mama weint schon wieder!“ rief die übermütige Adeline, nach der Glashür deutend, als der Gesang verstummt war. „Was meinen Sie, Herr Roberts, wenn solch ein Schwanenritter plötzlich in Long Branch erschiene? Amüsant wäre es sicher; aber bethören würde er uns Jantees doch nicht.“ Sie wiegte sich selbstbewußt in ihrem Schaukelstuhle und bewegte den eleganten Federfächer mit einer gewissen Grandezza. „Das heißt“, fügte sie hinzu, „wenn statt des Ritters eine herrliche Märchenjungfrau, blond und blauäugig, mit einemmale hier auftaucht, so würde ich eine Garantie doch nicht übernehmen!“ Die hübschen Augen halb zusammenkneifend, sah sie dabei den beiden Herren schalkhaft lachend ins Gesicht. „Das Mysteriöse übt ja auf Männerherzen stets einen unüberwindlichen Reiz aus.“

Die Angeredeten blickten wie auf Verabredung zu einer am Fenster lehrenden hohen Frau hinüber, die sich bisher an der

Unterhaltung nicht beteiligt hatte. Sie verharrte auch jetzt in ihrer Teilnahmslosigkeit. Adeline Everett aber fuhr in ihrer lebhaften Weise fort:

„Wenn ich in einer großen Stadt, wo man mich nicht kennt, mit einemmale als deutsche Prinzessin oder dergleichen auftreten, einen interessanten Hofstaat um mich bilden und Millionen, gleich Kieselsteinen, austreuen würde — glauben Sie nicht, Herr Roberts, daß die halbe Männerwelt mir dann zu Füßen läge?“

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, Fräulein“, entgegnete der junge Amerikaner lächelnd.

„O, es war von Kindheit an mein glühendster Wunsch“, fuhr das junge Mädchen fort, „einmal etwas Absonderliches zu erleben. Es ist so schrecklich langweilig, nichts anderes zu sein, als immer und immer nur Adeline Everett! Ich möchte einmal irgendwo als Fee auftauchen, um dann, einer Fata Morgana gleich, wieder zu verschwinden. Ich liebe das Extravagante, deshalb habe ich auch meine Mutter überredet, für den nächsten Winter mit uns nach Paris und Deutschland zu gehen. Das ewige Einerlei unsers Landes ist so ermüdend. Sie, Herr Roberts, sollten uns eigentlich begleiten!“

„Um Sie immer wieder an das ewige Einerlei Ihres Vaterlandes zu erinnern“, erwiderte Roberts sarkastisch. „Nein, Fräulein Adeline. Ich werde mir von Ihren Triumphphen nur erzählen lassen und geduldig abwarten, bis Sie, ermüdet und ermattet vom Genuße all der fremden Herrlichkeiten, in die Heimat zurückkehren. Vielleicht kommt dann einst der Augenblick, in dem Sie denken und sagen, daß Hausmannskost allen ausländischen Lederbissen vorzuziehen ist!“

„Nichts für den Kenner!“ war die Entgegnung.

Alle lachten. Adeline sprang auf, drehte ihrem Anbeter den Rücken und eilte auf das Fenster zu, in welchem die Dame im schlichten Sommerkleide noch immer stand.

„Roberts ist ein eitler Narr!“ flüsterte sie dort. „Nicht wahr, Rose, es war gut, daß ich ihn tüchtig abblitzen ließ!“

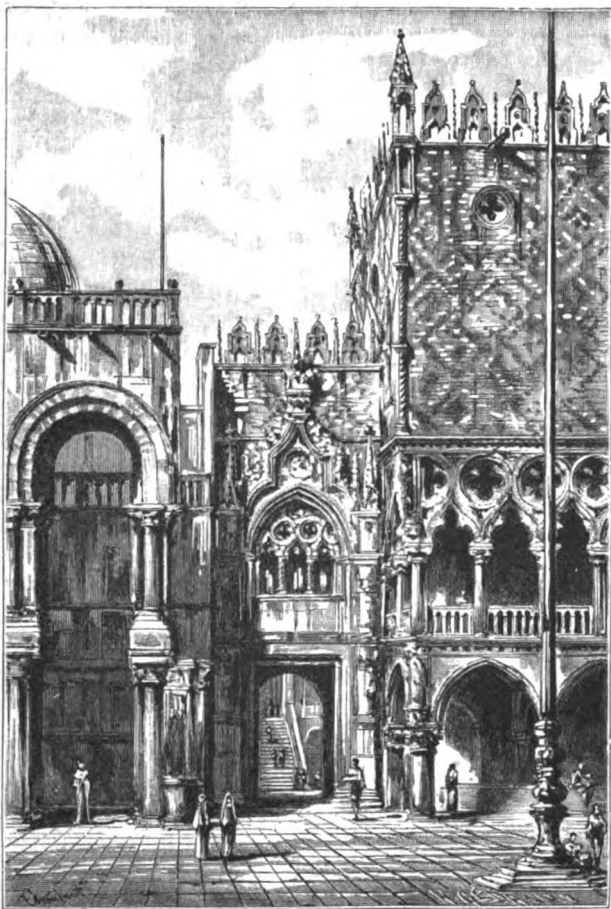
„Nicht ganz, Adeline!“ war die leise Antwort. „Herr Roberts ist von allen Herren Ihrer Bekanntschaft derjenige, welcher mir am meisten inneren Halt, am meisten Charakterstärke zu besitzen scheint; wenigstens nach deutschen Anschauungen. Sie sollten ihn nicht ernstlich erzürnen.“

„Also er gefällt Ihnen wirklich, Rose?“ fragte die junge Dame halb besänftigt, indem sie den Gegenstand des Gesprächs von der Seite beobachtete. „Ich bilde mir ein, daß ein Amerikaner vor Ihren Augen überhaupt keine Gnade finden könne. Darum brenne ich förmlich darauf, deutsche Herren kennen zu lernen. Übrigens könnte Kapitän Lee wohl als das Urbild eines Deutschen gelten. Sie kennen ihn noch nicht, Rose?“

Die Angeredete schüttelte den Kopf. „Ein prachtvoller Mann“, fuhr Adeline fort. „Lez möchten aus der kleinen Amy und ihm gern eine Partie machen, doch heißt er noch immer nicht an, obgleich das arme Ding im tiefsten Grunde ihres keuschen Herzens für ihn erglüht. Vielleicht plagt die Bombe, wenn er jetzt zurückkommt und Amy in ihrem ganzen mädchenhaften Liebreize wiederfindet. Ich würde es ihr wünschen! Sie ist ein himmlisches Wesen, aufopfernd, wahr, edel und immer nur besorgt für andere. Es ist merkwürdig; solche vortreffliche Menschen finden selten das verdiente Glück. Von vornherein liegt eine Art Märtyrernatur in ihnen; wegen unsereins...“

„Was schwagt ihr beide denn da so geheimnisvoll mit einander?“ fragte Susy Everett auf deutsch und klopfte mit den schlanken Fingern auf den vor ihr stehenden Tisch. „Singen Sie uns lieber eines Ihrer süßen deutschen Volkslieder, Rose! Die Herren haben Sie noch nie gehört, und Frau Lee und Mama waren ja gestern ganz überrascht durch Ihre herrliche Stimme. O bitte — bitte, singen Sie!“

„Gern, Fräulein Susy, wenn auch mein einfacher Gesang ein solches Lob kaum verdient.“



Eingang des Dogenpalastes zu Venedig.
Originalzeichnung von L. Th. Choulant.

Die hohe Gestalt des jungen Mädchens trat jetzt aus dem Fenster heraus in die Mitte des Salons. Herr Thomson, der ältere der beiden anwesenden Herren, sprang sofort empor und rückte den verschobenen Pianostuhl wieder zurecht.

Rose Hallstein, die deutsche Gesellschafterin der beiden Fräulein Everett, war eine wunderbar bestechende Erscheinung, und obgleich sie im Vergleich zu den andern beiden Mädchen einfach gekleidet war, so machte sie ihnen dennoch den Rang der Schönheit streitig. Das vollendete Ebenmaß ihrer jugendlichen Figur drängte die übermäßig schlanken Gestalten der Schwestern in den Hintergrund, während Amy Mansfield, obschon reizend gewachsen, ihr kaum bis zur Schulter reichte. Mit besonderer Anmut wurde der feine Kopf, dessen goldblondes Lockengekräusel sich einer modernen Frisur nur widerwillig fügte, getragen. Aber das regelmäßig geschnittene, liebliche Antlitz mit den feuchtschimmernden lichtblauen Augen drückte stets einen so tiefen Ernst, eine so auffallende Melancholie aus, um den feinen Mund prägten sich schon so herbe Linien aus, daß das jugendliche Gesicht immer wie durch einen Schatten verdunkelt erschien. Jeder, der die junge Dame zuerst sah, mußte unwillkürlich denken, wie sehr diese Züge durch einen lebensfrohen Ausdruck gewinnen müßten. Rose Hallstein lächelte niemals, und ihre heitere Umgebung hatte sich bereits darein gefunden. Anfangs hatten die spottlustigen jungen Mädchen wohl ihre Bemerkungen darüber gemacht. Nach und nach aber, als sie das sanfte, kluge und vielseitig gebildete Mädchen liebgewonnen hatten, verstummte jedes anzügliche Wort und Frau Everett, eine welterfahrene praktische Frau, bemühte sich, diesen Umstand völlig unbeachtet zu lassen, indem sie wohl ahnte, daß ein herbes Leid dem jungen Antlitze jenen charaktervollen Stempel aufgedrückt haben mußte.

Von einer ihr sehr befreundeten älteren Amerikanerin, welche sich nun ganz in Italien niedergelassen hatte, war die Deutsche ihr sehr warm empfohlen worden, und als damals, bei dem Engagement, das schlichte, blasser Mädchen in Hut und Mantel vor ihr stand, vermutete sie nicht im geringsten, daß

sich später eine so außergewöhnliche Schönheit aus ihm entpuppen würde.

Frau Everett war zwar stets freundlich und gütig gegen das Gesellschaftsfräulein und räumte ihr auch einen angenehmen Platz in ihrer Familie ein; trotzdem betrachtete sie oft die prächtige Gestalt und das edelgeformte ernste Gesicht mit heimlichem Neide und, wenn Herren sich in der Gesellschaft der Töchter befanden, sogar mit eifersüchtigen Blicken. Vielleicht würde die alte Dame sich manchmal noch liebevoller gegen die junge Deutsche gezeigt haben, wenn nicht Frau Luisa Lee sie fortwährend gegen dieselbe eingenommen hätte. Die stolze Frau des reichen Bankiers bemühte sich, die in ihren Augen so unbedeutende Person in der auffallendsten Weise zu ignorieren. Es war ihr sogar schon einmal gelungen, Frau Everett zu überreden, daß es besser sei, das Gesellschaftsfräulein zu entlassen, doch legten Susan wie Abeline dagegen den heftigsten Protest ein. Und so war denn Rose Hallstein im Hause der amerikanischen Familie geblieben. — —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reiche des Sultans von Sansibar.

Briefe an eine Verwandte*) von Conny Mohls.

I.

An Bord der „Verona“ Febr. 1885. Rotes Meer.

Meine liebe L.

Zum drittenmal nach Afrika! Wer hätte mir das früher zugetraut!? Ich selbst sicher nicht! Und dieses Mal wieder allein; aber ich verliere den Mut nicht. Mit Gerhard bin ich zweimal dahin gereist, das erste Mal von Marseille aus über Malta nach Tripolis, das zweite Mal nach Kairo. Auf der Heimreise von Tripolis hatte ich zwar meine deutsche Jungfer mit, aber diese war mir unterwegs eher eine Last, als eine Hilfe, da sie sich auf das Reisen nicht verstand. Und darf ich nicht auch die Reise nach Neapel, die ich einst mit Frau Professor Zittel unternahm, hierher rechnen? jene Reise, die wir unternahmen, um unsere Männer, die aus der libyschen Wüste heimkehrten, schon etwas früher als in der Heimat „ins Joch zu spannen“, wie Gerhard zu sagen liebt.

Du fragst, wie ich so schnell fertig geworden bin? Nun, ich hatte eben alles schon vorbereitet. Als Frau v. R. in Berlin mir schrieb, ich könne nun getrost abreisen, Gerhard sei in Sansibar angelangt, erhielt ich auch schon ein Telegramm von ihm, das freilich nur aus dem Worte „abreisen“ bestand. Die Telegramme von und nach Sansibar sind nämlich sehr teuer, wie ich selbst zu meinem größten Leidwesen mehrfach erfahren mußte.

Meine Ausrüstung hatte ich also schon vorbereitet, so daß ich nur noch einzupacken hatte. Die letzten Tage in Weimar, in unserm sonst so traulichen Heim, waren recht ungemütlich, aber unsere Bekannten waren so teilnehmend, daß ich auch über sie gut hinwegkam. Ich habe es auch mit großer Dankbarkeit empfunden, daß die Großherzogin, die Erbgröfherzogin und Prinzess Elisabeth mich so huldvoll entließen; aber denk Dir, als der Großherzog und der Erbgröfherzog mich noch am letzten Tage besuchten, hatte ich gerade nur noch zwei Stühle, alle anderen Möbel waren schon fort.

In Leipzig blieb ich noch vierzehn Tage bei Tante B., so daß ich also eigentlich von dort aus meine Reise antrat. In München waren Zittels am Bahnhof und hatten außer Blumen auch wundervolle Butterbrote für mich eingepackt. Du wirst denken: wie prosaisch! Ich urteilte ganz anders. Mein ganzes Koupee lag noch voller Blumen, die mir meine lieben Leipziger Freunde gespendet hatten, aber ich war sehr hungrig, da machten die Butterbrote einen großen Eindruck auf mich. Mit München verließ ich Deutschland.

Wann werde ich es wiedersehen? Wie früher ging es

*) Diese Briefe, die ursprünglich nur für die Adressatin bestimmt waren, wurden uns auf unsere Bitte von der Verfasserin behufs Veröffentlichung überlassen. Unsere Leser werden der Dame dafür gewiß ebenso dankbar sein wie wir. D. R.

nun in einer Tour über Verona nach Brindisi. Bis Bologna war ich ganz allein, dann aber stieg eine sehr nette und mitteilende Italienerin ein, deren Mann, wie sie sagte, in Lecce als Kommandant fungiert. Fast wären wir von hier aus nach einer andern Stadt gekommen. Meine neue Reisegefährtin, welche schon im Koupee saß, erwiderte auf meine Frage, ob dies der Zug nach Brindisi sei: „si, Signora“; als ich aber den Zugführer, nachdem er schon so und so oft sein „pronto“ und „partenza“ gerufen, noch einmal fragte, ob dies der Zug nach Brindisi sei, erfolgte die Antwort: „per Roma!“

Raum hatten wir Zeit, noch heraus- und in den richtigen Zug nach Brindisi hineinzuspringen. Wir blieben während der ganzen Fahrt allein, und wenn es an diesem Tage auch für Italien recht kalt war, so ergöhte ich mich doch fortwährend an dem schon so schönkeimenden Frühling. Um so schöner war dies sonnige Bild der wunderbaren apulischen Ebene, als zur Rechten der Apennin noch überall mit Schnee bedeckt war. Und Weimar hatte ich bei — 16° R. und im Schlitten verlassen! Nur in Foggia, wo die Bahn nach Neapel abzweigt, war ein längerer Halt, den ich benutzte, um ein italienisches Mittagsmahl einzunehmen, während meine Reisegefährtin sich mit Selbstmitgebrachtem stärkte. Deutsche Zungen würden an meinem Mahl manches auszusetzen gehabt haben, denn Öl bildet anstatt Butter die Zuthat, womit man das Fleisch und den Fisch bereitet, aber daran hatte ich mich während meines einjährigen Aufenthalts in Tripolis genugsam gewöhnt. Ich habe die italienische Küche jetzt sehr gern.

Endlich kamen wir abends um elf Uhr in Brindisi an. Obwohl ich schon einmal da gewesen war, kam ich mir doch recht einsam und verlassen vor, denn der Bahnhof liegt ziemlich weit ab von der eigentlichen Stadt. Ich fühlte meine Einsamkeit um so mehr, als meine Begleiterin von ihrem Gatten, einem stattlichen Oberst in Uniform, empfangen wurde. Aber wie liebenswürdig waren diese guten Leute. Raum hatten sie ihre Gepäckangelegenheiten besorgt, als der Oberst sich meiner und meiner Sachen annahm, und dann beide nicht davon abstan-

den, mich nach dem Hôtel des Indes orientales zu begleiten. Dort verabschiedeten wir uns. Sie fuhr noch am selben Tage nach Lecce weiter, während ich hier anderthalb Tage Aufenthalt hatte, um den Dampfer zu erwarten, der mich nach Alexandrien bringen sollte.

So war ich denn in diesem großen Hotel mutterseelenallein. Es war in dem geräumigen Zimmer, das natürlich keine Heizvorrichtung hatte, so kalt, daß ich meinen dicken Wintermantel anziehen mußte, um mich zu erwärmen. Das war um so notwendiger, da ich noch viel zu schreiben hatte, Du kennst ja meine ausgedehnte Korrespondenz nach allen Windrichtungen hin. Gerhard hatte mir gesagt, daß es in Brindisi keineswegs uninteressant sei und man dort recht gut während einiger Tage seine Zeit mit Genuß verbringen könne. Er hatte mir von dem dortigen englischen Konsul erzählt, der eine schöne Antiquitätensammlung besäße, und von einem alten freundlichen Priester, der ihm einst bereitwilligst die Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt hatte, aber was half das, da ich die Namen der Herren nicht kannte. Waren sie überhaupt noch da? Jetzt schlug es Mittag! Der Oberkellner



Der Kupferstecher G. J. Schmidt. Von ihm selbst radiert zu Petersburg im Jahre 1758.

kam und fragte, ob ich Table d'hôte essen wollte. Obschon ich sonst gerade nicht gern an Table d'hôte speise, besonders wenn ich allein reise, willigte ich doch ein, da mir der Kellner eine sehr verführerische Beschreibung von der Mannigfaltigkeit der Gäste machte. Die Tafel war in der That riesig groß, und es waren auch verschiedene Menschen anwesend, sie verließen aber alle den Saal, als das Essen begann, und übrig blieben nur — der Hotelbesitzer und ich. Die andern, die alle Brindisier waren, hatten sich mit einem Glase vino del passe begnügt.

Sonntags langte der Dampfer von Venedig hier an und ankerte, nachdem er außerhalb der Stadt Kohlen genommen, dicht vor meinem Hotel. Obschon er erst in der Nacht von Sonntag auf Montag abgehen sollte, da der Mail-Zug aus London erst dann eintrifft, ging ich doch sofort an Bord und machte es mir in meiner Kabine bequem. Ich fand sämtliche Damen im „saloon“ um einen Ofen gruppiert, an welchem sie

ger, da ich noch viel zu schreiben hatte, Du kennst ja meine ausgedehnte Korrespondenz nach allen Windrichtungen hin. Gerhard hatte mir gesagt, daß es in Brindisi keineswegs uninteressant sei und man dort recht gut während einiger Tage seine Zeit mit Genuß verbringen könne. Er hatte mir von dem dortigen englischen Konsul erzählt, der eine schöne Antiquitätensammlung besäße, und von einem alten freundlichen Priester, der ihm einst bereitwilligst die Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt hatte, aber was half das, da ich die Namen der Herren nicht kannte. Waren sie überhaupt noch da? Jetzt schlug es Mittag! Der Oberkellner kam und fragte,

ihre Füße wärmten, und obgleich mir das anfangs etwas überflüssig erschien, sah ich bald ein, daß es ganz nützlich war. Nachts bekam ich eine sehr nette ältere Engländerin als Schlafgefährtin, die mir alle möglichen Liebenswürdigkeiten erwies. Sie ging nach Kairo, um ihren bei Tel el Kebir verwundeten Sohn nach London zu holen.

Von der Reise läßt sich sonst wenig sagen. Wir hatten eine köstliche Fahrt, das Meer war wie mit Öl begossen und wir gingen sogar den letzten Tag nur mit halbem Dampf, um nicht zu früh anzukommen, da man nachts nicht in den Hafen von Alexandrien einfahren darf. Wir ankerten also um zwei Uhr morgens auf der Reede vor Alexandrien. Ich stand sehr zeitig auf und konnte nun einen prachtvollen Sonnenaufgang bewundern, die Sonne stieg so klar und goldig über die schlanken Minarets Alexandriens auf — es war herrlich! Um acht Uhr besuchten mich Herr Friedheim und Herr Menshausen, Freunde meines Onkels Professor Schweinfurth. Er selbst befand sich damals auf einer Wüstenreise zwischen dem roten Meere und dem Nil. Da wir zwei Stunden Aufenthalt hatten, forderten die Herren mich auf, eine Spaziersfahrt durch die Stadt zu machen, und ich war gern bereit, da es mich interessierte, die Spuren der Zerstörung Alexandriens von 1881 zu sehen. Erst jetzt fängt man wieder an zu bauen und zu restaurieren. Um zehn Uhr brachten mich die Herren wieder an Bord und bald darauf bestiegen wir Reisenden die Waggonn, um unsere Fahrt fortzusetzen. Es ist so bequem eingerichtet, daß man vom Dampfer nur einige Schritte zum Waggon hat, doch dürfen nur die P. a. O. steamer an dieser Stelle anker. Die Fahrt nach Suez war staubig und ziemlich warm. Die schauderhaften Waggonn waren überdies noch überfüllt. Wir saßen zu sieben im Koupee und jeder hatte natürlich viel Handgepäck. Ich fuhr mit drei sehr netten englischen Ehepaaren, die nach Kalkutta reisen wollten. Die Herren waren Beamte. Die Landschaft wechselte aber so rasch die Szenerie, die Baumwollen-, Reis-, Mais- und Zuckerrohrfelder standen so üppig, längs der Bahn zogen so merkwürdige Gestalten einher, die Büffel badeten sich in den Pfützen mit solchem Behagen, daß von all dem Schauen mir die Zeit schnell verging. Um neun Uhr abends langten wir in Suez an, Herr Konsul Meyer empfing mich, brachte mir aber eine sehr unangenehme Nachricht, indem er mir sagte, ich würde wohl in Aken längeren Aufenthalt haben, da der Dampfer, der mich nach Sansibar bringen soll, Port-Said noch nicht passiert hat. Das wäre nun sehr fatal, läßt sich aber nicht ändern. Ich hoffe immer noch, daß sich die Nachricht nicht bestätigt.

Ohne Aufenthalt in Suez ging es nun an Bord des Dampfbootes, auf dem ich dieses schreibe. Diese Schiffe der britischen P. a. O. Linie sind viel größer und eleganter eingerichtet, als die im Mittelmeer gehenden. Sie durchfurchen aber auch den gefährlichen Golf von Aken und zum Teil den „stillen“ Ozean. Einige von ihnen gehen nach Bombay, nach Indien, andere nach Melbourne und Australien. Zufällig geht die „Verona“ nach Melbourne, ich benutze daher die Gelegenheit, direkt aus meiner Kabine an meine teure Freundin zu schreiben, deren Gatte dort jetzt Italien vertritt, und — nun weißt Du schon, wen ich meine — bei denen ich ein ganzes Jahr in Tripolis geweilt habe.

Dieses Mal habe ich eine Kabine für mich allein, denn obgleich das Schiff nicht wenig Passagiere hat, so ist es so groß, daß man den Damen alle nur möglichen Bequemlichkeiten gewähren kann. Auch die Kälte des Februar, die sich auf dem Mittelmeer noch so bemerkbar machte, daß der Salon geheizt wurde, hat jetzt einer angenehmen Frühlingsluft Platz gemacht.

Nun muß ich Dir doch noch einige Worte über die Lebensweise an Bord sagen. Leider bin ich ein schlechter sailor, wie die Engländer sagen; ich genieße daher nur halb die Reize, die das Meer, und besonders das Mittelmeer, das wir eben verlassen haben, in so hohem Maße bietet. Also des Morgens um sechs Uhr bringt mir die Stewardeß Thee vors Bett, so dunkel wie Kaffee. Sie war anfangs sehr erstaunt, daß ich den Thee ohne Milch verlangte. Die Engländer, die doch so

große Theekenner sein wollen, trinken nämlich merkwürdigerweise den Thee meist mit Milch. Ich stehe noch nicht gleich auf, sondern gewöhnlich erst um acht Uhr, um welche Zeit ein warmes Bad bereit ist, dann wird gefrühstückt. Die Engländer gehen hierbei gleich sehr ernsthaft vor und man serviert ein komplettes warmes Essen. Mein Zustand erlaubte mir nicht, daran teil zu nehmen, die Stewardeß brachte mir aber einige leichte Speisen. Dann ging ich auf Deck, beschäftigte mich mit Lektüre oder Handarbeit, suchte mich im Englischen zu vervollkommen, oder betrachtete stundenlang die prächtigen Ufer, die in verschiedensten Formen wie ein Wandelbild an uns vorbeizogen.

Mittags wird geluncht, d. h. ein kaltes Frühstück serviert, und hieran beteiligte ich mich in der Regel, denn die säuerlichen Speisen, Salate, Früchte zc. konnte mein halb seckranter Magen noch am besten vertragen.

Abends um sechs Uhr war die Hauptmahlzeit. Erstaune nicht, meine Liebe, wenn ich Dir sage, daß zum Diner die Herren und Damen in Toilette erschienen; d. h. die, welche nicht seckrant waren, denn diesen letzteren wird das ganze Leben, was äußere Form anbetrifft, sehr gleichgültig. Die englischen Ladies halten darauf, womöglich jeden Tag dreimal in einem andern Anzug zu erscheinen und Fächer und Handschuhe dürfen selbstverständlich nicht fehlen. Die Herren zeigen ihre gesellschaftliche Bildung dadurch, daß sie zur Tafel einen dunklen Rock anlegen, während sie zum Frühstück und Lunch in hellen Röcken erscheinen. Es wird Dir komisch erscheinen, wenn ich Dir sage, daß wir Herren an Bord haben, welche ebenfalls dreimal des Tages Toilette machen. Man sagt und glaubt bei uns immer, die Franzosen wären Modenarren, Dandies, swells, Pischüttz, oder wie man sonst jetzt in Paris und Berlin die Geden nennt; aber sie sind armselige Schlucker gegen die jungen Engländer, welche morgens früh in einem nicht zu beschreibenden Kostüm herumwandeln, dann — das scheint jetzt Mode zu sein — zur Frühstückszeit in buntfarbten hellen Anzügen auftreten, und endlich abends zum Essen einen Gesellschaftsanzug tragen. Und das noch dazu an Bord eines Schiffes!

Es gab nur eine Dame an Bord, welche gleich mir stets in demselben Reiseanzug auch zu Tisch erschien. Ich glaube, wir wurden deshalb bemitleidet, im übrigen aber waren alle Passagiere, auch die Damen, sehr zuvorkommend und Steifheit trat im Umgang nicht zu tage.

Zu Tisch konnte ich erfreulicherweise immer erscheinen. Die Unterhaltung, die nur englisch geführt wurde, war lebhaft. Ich saß neben dem Kapitän, einem äußerst gutmütigen älteren Herrn, dann kamen Herren und Damen bunt durcheinander, die Herren junge, schmucke Männer. Ich war noch nicht in England, aber die Engländerinnen, welche ich im Auslande gesehen habe, waren fast immer schön und die Engländer stattlich. — Nach Tisch ging man wieder auf Deck und verweilte dort noch einige Zeit, ich zog mich aber immer früh in meine Kabine zurück; am Thee abends habe ich nie teilgenommen. So ist nun ein Tag wie der andere und doch bringt jeder Tag auch auf dem roten Meere Neues.

Vorbei ging's nun beim Sinai, dessen großartige Formen, blau übergossen, aus dem blauen Meere auftauchen. Du erinnerst Dich wohl, daß, wie so viele Reisende, die das rote Meer befuhren, auch Gerhard, der es mehrere Male durchschiffte, eine Erklärung über die rote Farbe dieses Meeres zu geben versuchte. Ich grüble nicht darüber nach, aber hier ist es nicht rot, sondern blau, so schön blau, daß selbst das tyrrenische Meer in seiner Farbe ihm nicht gleichkommt.

Je weiter wir nach dem Süden kamen, desto wärmer wurde es, so daß schon nach vierundzwanzigstündiger Fahrt von Suez beim Essen ein mächtiger Punsch, d. h. ein großer Fächer in Bewegung gesetzt wurde, um uns Kühlung zuzufächeln.

An Bord der „Abyssinia“. Aken. Februar 1885.

Du wirst an meinen krummfüßigen Schriftzügen, liebe L., schon gemerkt haben, daß die Bewegungen eines Schiffes und

ein halbfranker Zustand dem Brieffschreiben nicht eben förderlich sind. Was soll ich Dir noch vom roten Meere erzählen? Wir verloren bald die Küste aus dem Gesicht, passierten einige Inseln mit Leuchttürmen, kamen bei Perim, der kleinen Insel in der berühmten Straße Bab el Mandeb (bei diesem Worte, welches ich in der Geographiestunde nie behalten konnte, fällt mir ein, daß Gerhard mir gesagt hat, ich solle nicht Straße Bab el Mandeb, sondern nur Bab el Mandeb sagen) vorbei, dann lag Aden, das berühmte heiße Aden, vor uns. Und von hier, von diesem Eden — wie die Engländer aussprechen — schreibe ich Dir. In den letzten Tagen war das Wetter stürmisch geworden, so daß ich den ganzen Montag in meiner Kabine lag, d. h. ohne eigentlich seekrank zu sein. Um vier Uhr nachmittags wagte ich mich wieder hinauf und blieb bis zum Abend oben. Am Dienstag ging es mir noch schlechter und kurz vor Aden war ich recht elend. Sowie der Dampfer geankert hatte, fühlte ich mich besser und ich ging auf Deck. Ein schrecklicher Wirrwarr herrschte dort und um das Schiff herum. Rakte Neger in kleinen Kanoes boten sich an, heruntergeworfenes Geld aus dem Wasser zu holen, und führten das auch mit unglaublicher Geschicklichkeit aus. Inzwischen war es dunkel geworden — die Sonne geht hier jetzt um halb sechs Uhr unter —, der Sturm tobte recht arg und ich dachte mit Zittern und Zagen an meine Überfahrt zum andern Schiff, das ziemlich entfernt lag. Die Boote konnten nur mit Mühe ans Schiff heran und es dauerte minutenlang, ehe sie für einen Augenblick anlegen konnten, um gleich wieder von den Wogen abgestoßen zu werden. Und dann die Aussicht, sich von lauter unheimlichen Gestalten in der Nacht (es war inzwischen neun Uhr geworden) hinüber rudern zu lassen! Ich glaubte ernstlich, mein letztes Stündlein würde auf dieser Überfahrt eintreten. Der Kommandant war aber so freundlich, mir einen der Schiffsoffiziere mitzugeben; dieser brachte mich mit großer Sicherheit die hohe, steile, schwankende Schiffstreppe, von der man mir kurz vorher „zur Veruhigung“ erzählt hatte, sie sei beim Aussteigen in Malta gebrochen und vier Passagiere seien ins Wasser gefallen, hinunter und hob mich ins Boot. Alle Zurückbleibenden verfolgten meine Abfahrt mit großer Teilnahme, denn ich war der einzige Passagier nach Sansibar. Unterwegs schlugen die Wellen ganz über unser Boot weg und wir mußten uns dann immer verbergen. Mich wundert nur, daß ich nicht seekrank wurde und sehr ruhig bei dieser gefährlichen Fahrt war, obgleich mir inzwischen der Atem ausging. Nachher nahm uns glücklicherweise eine Dampfbarkasse ins Schlepptau, sonst wären wir, wie mein Begleiter sagte, zwei Stunden unterwegs gewesen. Endlich langten wir nach einer guten halben Stunde an Bord der „Abyssinia“ an. Sowohl mein freundlicher Beschützer als ich waren sehr betroffen über das, was wir hier sahen. Lauter fragwürdige Gestalten lungerten um uns herum und ich dachte einen Augenblick, ich sei auf ein Sklavenschiff geraten. Kein höherer Schiffsoffizier war zu sehen, selbst keine Stewardess auf dem Schiffe. Wie man mir nachher sagte, hatte man meine Ankunft nicht erwartet, weil ich mit dem Dampfer einer andern Kompanie kam; gewöhnlich werden die Namen der Passagiere telegraphiert. Der mich begleitende Schiffsoffizier empfahl mich schließlich den unheimlichen Gestalten und fuhr fort.

Während meine Kabine zurecht gemacht wurde, wartete ich im Salon. Dort setzte sich ein junger Mann zu mir, der sich als der Schiffsarzt vorstellte und das erste weiße Gesicht war, das ich an Bord sah. Ich ließ mir vor allem den Schlüssel für meiner Kabine geben. Heute bei Tageslicht sieht aber alles nicht so schlimm aus, wie abends und nachts vorher. Ich bin der einzige Passagier an Bord. Diese Nacht soll es fortgehen. Der Kommandant, der heute endlich sichtbar wurde, war so freundlich, mich an Land mitzunehmen und mir die einzige Schenswürdigkeit Adens, die Wasseranlagen, zu zeigen. In kolossalen Reservoirs wird das Regenwasser aufgefangen und durch Röhren der Stadt zugeführt. Die Fahrt in einer sehr anständigen Droschke dauerte zwei Stunden und ich habe ganz Aden gesehen. Die eigentliche Stadt liegt nicht

am Hafen (dort befinden sich nur die Hotels, Konsulate und einige andere Häuser), sondern eingeschlossen in einem Bergkessel, und es ist hier so heiß, daß man Aden „die Hölle“ nennt. Natürlich von Bäumen und Sträuchern keine Spur.

Lamu an Bord der „Abyssinia“. Februar.

Gestern Abend habe ich von hier aus in alle Windrichtungen hin Korrespondenzkarten geschickt, damit Ihr erfahrt, daß ich noch lebe. Heute fange ich nun, nach achttägiger Pause, mit der näheren Beschreibung an, d. h. viel zu erzählen habe ich nicht, da, wie immer auf See, ein Tag gleichförmig wie der andere vergeht, wenn man nur Himmel und Wasser sieht, und ich froh bin, wenn einer wieder überstanden ist. Augenblicklich ist es neun Uhr morgens. Ich schreibe an Deck und trage schon einen ganz leichten Tropenanzug, sowie einen Riesenstrohhut. Die ersten Tage hier an Bord habe ich nur in meiner Kabine zugebracht (der Kommandant hat mir seinen Salon eingeräumt), ich war nicht eigentlich seekrank, aber fiebrig und elend. Heiß war es nur nachts. Ich schloß nämlich meine Fenster schon sehr zeitig, weil ich Angst vor Motten und allem möglichen anderen Getier hatte. Ich belastete denn auch in der That mein Gewissen durch einen Mord, indem ich ein Tier tötete, das nicht zu den Unheimlichkeiten des menschlichen Lebens gehört und in der Todesstunde einen unangenehmen Geruch verbreitet. Zu der folgenden Nacht sah ich wieder so ein Tier, drückte mit Widerwillen und furchtbarer Kraftanstrengung darauf los und am Morgen bei Tageslicht entpuppte der Leichnam sich — als Wassermelonenfarn! Glücklicherweise blieb es von der Sorte bei dem einzigen Exemplar. Aber große Käfer, hier kukerutsch, in Deutschland Schwaben genannt, erschrecken mich oft, und als ich neulich ein Stückchen Schokolade essen will, wimmelt es in der Blechtrommel von Tausenden von ganz kleinen röllchen Ameisen. Wie sie dort hineingekommen sind, weiß ich nicht. Die Küche hier an Bord ist schlecht, fade und geschmacklos. Zwiebeln bilden den Hauptbestandteil, und wenn ich mir z. B. mutton shops kommen lasse, erhalte ich einen Teller voll Zwiebeln mit einem mikroskopisch kleinen Stückchen Fleisch. Die Zwiebeln schmecken hier aber nicht so scharf wie bei uns, und ich glaube, der Koch braucht sie kaum thränenden Auges zu präparieren.

Mombassa. Februar.

Ich bin sehr ungehalten über den Kapitän! Wir sind eben hier angekommen und bleiben ohne Grund bis morgen liegen. Führen wir heute Abend noch ab, so könnten wir morgen früh vor Sansibar liegen, so werden wir erst am Montag dort sein! Mombassa liegt sehr hübsch und hat eine prachtvolle Vegetation. Besonders herrliche Adansonien stehen dicht am Ufer. Wir sind aber vom Lande zu weit entfernt, als daß ich eine nähere Beschreibung von ihm entwerfen könnte. Die vorige Nacht habe ich ziemlich schlaflos verbracht, ein greulichs Tier, das ich für einen Skorpion hielt, ängstigte mich. Schließlich holte ich mir den Steward, der es verschleuchte, denn töten wollen diese Leute kein Tier. Ich muß noch zwei Nächte an Bord dieses fürchterlichen Schiffes zubringen!

Sansibar im März 1885.

Nun bin ich schon bald drei Wochen in Sansibar, habe aber noch nicht geschrieben, da der Dampfer erst in acht Tagen nach Europa geht und ich die ersten Eindrücke auf mich wirken lassen wollte. Leider gibt es hier nur einmal im Monat Verbindung mit Europa, und nicht wie ich meinte, alle vierzehn Tage. An diesen Übelstand werden wir uns sehr gewöhnen müssen; viele der hiesigen Europäer sind jedoch ganz zufrieden damit. Sie scheinen also wenig geistiger Anregung zu bedürfen. Ich kam hier also am Morgen des 23. Februars an und wurde von Gerhard und Kapitän Valois, Kommandant der „Gneisenau“, im deutschen Boot, unter deutscher Flagge, und von deutschen Matrosen gerudert, empfangen. Außerdem begrüßten mich an Bord der Vertraute des Sultans im Namen seines Herrn, der französische

Konsul, unser alter Bekannter aus Tripolis, Herr Winkler, Gerhards Privatsekretär, und einige deutsche Herren. Da hier große Wohnungsnot herrscht, haben wir uns erst noch einige Zeit im Hotel behelfen müssen, das nicht allzuschlecht ist und den Namen Grand Hôtel de l'Afrique centrale führt. Als aber bald nach meiner Ankunft der Dswaldsche Dampfer mit unsern Sachen kam und der englische Generalkonsul uns das Haus des englischen Konsulatsarzes, der jüngst gestorben, zur Verfügung stellte, zogen wir hier hinein und sind seit acht Tagen schon ganz gemächlich eingerichtet. In drei Monaten steht uns dann ein neuer Umzug bevor, wir beziehen dann aber ein sehr schönes, stattliches Konsulatsgebäude, an dem jetzt noch stark gearbeitet wird, da es ein ganz neues Haus ist. Augenblicklich sind wir leider in der unangenehmsten Jahreszeit. Es ist bei gänzlicher Windstille sehr heiß und nun beginnt noch die Regenzeit, die bis Ende April dauert, dann soll aber eine herrliche Zeit kommen. Ich war wenige Tage gar nicht wohl, jetzt geht es aber wieder besser, man gewöhnt sich hoffentlich an die Hitze. Wir sind beide immer wie gebadet und ich halte in der einen Hand stets einen Fächer, in der andern ein Taschentuch. Gerhard fühlte sich gottlob sehr wohl, er leidet dazwischen an Zahnweh, sieht aber frisch aus und ist munter und vergnügt. Ich habe leider nur sehr wenig von ihm, da er fast den ganzen Tag über im Bureau ist. Ich sehe ihn zum Frühstück um halb elf, dann holt er mich gegen fünf zu einem Spaziergang ab, der bis sechs dauert, und um sieben essen wir. Bull, unser treuer aber etwas bissiger Hund, dessen Vaterland Abessinien ist und der in Weimar immer der Schakal genannt wurde, ist auch glücklich angelangt, leidet aber vorläufig sehr an der Hitze. Er liegt den ganzen Tag auf dem Steinfußboden des Vorhauses, während er sich in Weimar am liebsten einen Platz mit doppeltem Teppich aussuchte. Der Kanarienvogel dagegen fühlt sich sehr wohl, und je ärger der Lärm auf der Straße ist, desto lauter schmettert er. Die Vegetation der Insel ist tropisch und sehr schön. Man hat Kokos- und Arekapalmen, Mango, Adansonien, Orangen, Nellen und Bäume, deren Namen ich vorläufig noch nicht kenne. Dabei immer wunderschönes Grün unter den Bäumen und nicht den ewigen Sand wie in Tripolis. An Früchten gibt es auch eine große Auswahl, eben jetzt beginnt die schöne Ananaszeit. Blumen gibt es in Hülle und Fülle.

Für heute lebt wohl; ich schreibe jetzt, da noch viele andere Briefe geschrieben sein wollen, und hoffe, daß diese lange Epistel auf der weiten Reise nicht verloren geht, sondern glücklich in Deutschland anlangt.

Der Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt.

Von Adolf Rosenberg.

Aus der deutschen Kunstgeschichte des vorigen Jahrhunderts haben sich nur wenige Namen in unsere Zeit herüber gerettet. Die Diktatur des französischen Geschmacks erstreckte sich so sehr auf alle Künste und Kunstfertigkeiten, daß die deutschen Fürsten nicht bloß ihre Sänger, Tänzer, Dichter, Philosophen, Köche und Friseure, sondern auch Maler, Architekten und Bildhauer aus Frankreich kommen ließen, die sich dann in nicht geringer Zahl dauernd in Deutschland ansiedelten. Es waren selbstverständlich nicht immer Kräfte ersten Ranges, aber der Glanz des französischen Namens war so unantastbar,

daß man sich selbst die stümperhaftesten Leistungen gefallen ließ, wenn sie nur die französische Signatur trugen. Die neuere Forschung hat sogar herausgebracht, daß eine ganze Reihe ausgezeichneter Schöpfungen der Architektur und der dekorativen Künste, welche von tüchtigen deutschen Meistern ausgeführt worden sind, zu ihrer Zeit und noch lange nachher unter französischer Firma gingen, weil man damals einem Deutschen nichts Gescheiters zutraute. Umgekehrte Fälle, daß es deutsche Künstler im Auslande zu Ehre und Ruhm gebracht hätten, sind im vorigen Jahrhundert äußerst selten. Um so stolzer dürfen wir auf diese wenigen sein, welche dem deutschen Namen auch bei Fremden Achtung verschafft haben. — Der Zeichner und Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt ist einer von ihnen und zugleich einer von denjenigen, deren Grabsteineblätter und Radierungen noch heute



Aus G. F. Schmidts Radierungen: Seine Gattin, nach dem Leben im Jahre 1753.

das begehrenswerte Ziel von Kunstsammlern und Kunstfreunden bilden. Er wurde am 24. Januar 1712 zu Berlin als der Sohn eines armen Tuchwebers geboren, also just an dem Tage, an welchem im Königsschlosse an der Spree der Mann das Licht der Welt erblickte, dem der Sohn des Webers nachmals eine Reihe seiner besten Blätter widmen sollte. Vierunddreißig Jahre später gab dieser Schmidt ein Bildnis des jugendlichen Eroberers von Schlesien heraus, auf welches er bereits die stolze Inschrift setzen konnte: Fridericus Magnus Rex Borussiae (Friedrich der Große, König von Preußen). Der Lebensgang des Künstlers hat mit dem des Königs manche Ähnlichkeiten. Auch Georg Friedrich Schmidt — er selbst schrieb sich George — mußte eine harte Jugend durchmachen, und erst durch mancherlei Trübsal und Mühseligkeiten brach sich sein Genius die Bahn zu dem ersehnten Ziele seines Strebens. Auch er hatte mit einem Vater zu kämpfen, welcher nur auf das Praktische hinauswollte. Wenn man sich die damaligen armseligen Verhältnisse in Preußen ver-

gegenwärtigt, kann man dem alten Schmidt nicht einmal einen Vorwurf daraus machen, daß er seinen Sohn mit dem zwölften Jahre aus der Schule nahm und ihn zu seinem eigenen Handwerk heranzog. Bei diesen engen Verhältnissen der Familie und des Vaterlandes ist es aber um so wunderbarer, daß sich Schmidts zeichnerische Begabung unter dem Druck des Hand-

damals eine ganz andere und viel wichtigere Rolle als heute, weil sie sich nicht bloß auf die Wiedergabe fremder Vorlagen zu beschränken brauchte, sondern die gegenwärtig der Photographie und dem Holzschnitte zugefallenen Aufgaben zu bewältigen hatte. Wer sein Bildnis an Verwandte, Freunde, Klienten u. verschenken wollte, der ließ es in Kupfer stechen,



Aus G. F. Schmidts Radierungen: Hirsch Michael. Porträtstudie nach dem Leben, Berlin im Jahre 1762.

werks überhaupt entwickeln konnte. Sein Kunsttrieb äußerte sich wie bei allen bedeutenden Künstlern dadurch, daß er alles, was ihm vor die Augen kam, mit dem Zeichenstift auf dem Papier nachbildete. Seine erste Lehrmeisterin war also die Natur, und sie blieb es noch eine Zeitlang, bis Schmidt sich endlich das Herz faßte, die Direktoren der Akademie um ihre Fürsprache anzufragen. Es fand sich aber kein Maler, der den mittellosen Jüngling ohne Entgelt in die Lehre nehmen wollte. Erst der Kupferstecher Busch kam den Wünschen der Direktoren, welche den begabten jungen Mann protegierten, willfährig entgegen. So wurde Schmidt durch einen Zufall in die Laufbahn eines Kupferstechers gedrängt, und er konnte diesem Zufall nur dankbar sein. Die Kupferstecherkunst spielte

und von der Kupferplatte konnten so viele Abzüge gemacht werden, als Bedarf vorhanden war. Nicht minder umfangreich und für den Künstler einträglich war das Gebiet der Bücherillustration. Auch für dieses war das Vorbild Frankreichs maßgebend gewesen, wo industrielle Verleger auf den Gedanken kamen, sowohl die Werke ihrer Klassiker als der schnell produzierenden Lieferanten für den Tagesbedarf durch Einschaltung von künstlich verzierten Anfangsbuchstaben, von Vignetten, Titeltupfern und die Hauptmomente der Handlung darstellenden Kompositionen ihren Käufern annehmbar zu machen. Um dem Geschmack der wohlhabenden Gesellschaft entgegenzukommen, sahen sich die Buchhändler genötigt, auf die allgemeine Triviolität der Gesinnung einzugehen, und so

entstand die ungeheure Masse der sogenannten „galanten Blätter“, welche der Kupferstecherkunst des vorigen Jahrhunderts ein gemeinsames Gepräge gegeben haben. Es muß zum Ruhme der beiden größten deutschen Kupferstecher jener Epoche, Chodowiecki und unsers Schmidt, gesagt werden, daß sie sich niemals soweit erniedrigt haben, ihre Muse in den Dienst der „galanten“ Unterhaltung einer sittenlosen Gesellschaft zu stellen.

Bei seinem Lehrer Busch konnte Georg Friedrich Schmidt nicht viel lernen; aber der Lehrer war einsichtsvoll genug, um seinem Schüler auf den richtigen Weg zu helfen. Er legte ihm Kupferstiche und Radierungen klassischer Meister vor, damit Schmidt nach ihnen seine Technik vervollkommen und erweitern konnte, und so lernte der junge Künstler zum erstenmale Rembrandt und andere niederländische Radierer kennen. Der Kunst allein konnte er sich übrigens nur drei Jahre lang widmen. Da trat an ihn die Notwendigkeit heran, seiner Militärpflicht zu genügen, und sechs Jahre mußte er im Artilleriekorps dienen, bis er auf Verwendung des Feldmarschalls von Grumbow seinen Abschied erhielt. In seinen Freistunden hatte er unablässig seiner Kunst gelebt und sich durch kleine wohlgelungene Arbeiten einige Gönner erworben. Nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst erwarb er sich seinen Unterhalt durch Zeichenunterricht, besuchte aber nebenbei gewissenhaft die Akademie, wo er in dem nachmaligen Architekten Friedrichs des Großen, W. von Knobelsdorff, einen Freund für das Leben gewann. Seine Intelligenz hatte sich inzwischen so weit entwickelt, daß er zu der Überzeugung gekommen war, nur in Paris zu der vollständigen Beherrschung aller technischen Mittel und zu einer Erweiterung seiner Kunstanschauungen gelangen zu können. Das Geld zu einer Reise nach Paris hatte er durch eine Reihe von zehn Kupferstichen zu dem Werke von Jakob Esner „Beschreibung der griechischen Kirche in der Türkei“ erworben. Es waren nur hundert Thaler; aber sie reichten bei den damaligen Transportmitteln so weit aus, daß Schmidt über Straßburg, wo er mit dem Kupferstecher Johann Georg Wille (1715—1808) bekannt wurde, Ende Juli 1736 glücklich in Paris eintraf, ohne von allen Mitteln entblößt zu sein. Der Hofmaler Friedrichs II, Pesne, hatte ihm eine Empfehlung an Laocret, den Schüler und Nachahmer Watteaus, gegeben, und durch dessen Vermittelung fand Schmidt Beschäftigung bei dem Kupferstecher Larmessin. Es war kein eigentliches Lehr-, sondern mehr ein Arbeitsverhältnis. Schmidt mußte um geringen Lohn für Larmessin Stiche nach Laocret und anderen anfertigen, welche der Meister möglichst vorteilhaft zu verwerten suchte. Schmidt muß sehr bald so große Erfolge erzielt haben, daß er mit Larmessin einen Pakt einging, nur für ihn arbeiten zu wollen. Es währte aber nicht lange, und Schmidt ließ sich durch den industriellen Kunsthändler Obieuvre bewegen, insgeheim für diesen einige Bildnisse zu stechen. Obieuvre zahlte ihm zwar nur zwanzig Livres für das Stück; aber Schmidt baute auf diesen Nebenverdienst die Hoffnung, sich auf eigene Füße stellen zu können. Er arbeitete nun unabhängig für Larmessin und Obieuvre auf Bestellung. Dabei war er jedoch genötigt, gelegentliche Illustrationen zu den schlüpfrigen Erzählungen von Lafontaine zu zeichnen und zu radieren, was seinem Charakter und seiner ernsten Kunstanschauung zuwider war.

Auch wurde sein künstlerischer Ehrgeiz dadurch verletzt, daß Larmessin nicht nur die materiellen Früchte von Schmidts Thätigkeit, sondern auch dessen Ruhm für sich in Anspruch nahm. Er gestattete nur, daß Schmidt von jeder Platte zwölf Abdrücke mit seinem Namen machen durfte. Dann ließ Larmessin den feingien auf die Platte setzen, und so gingen die Schmidtschen Arbeiten unter falscher Flagge durch die Welt. Trotzdem gelang es dem fleißigen Künstler, seinen Namen bekannt zu machen, besonders bei denjenigen französischen Malern, welche geschickte Stecher zur Reproduktion ihrer Arbeiten brauchten. So nahm sich unter andern der ausgezeichnete Bildnismaler Hyacinthe Rigaud seiner an und verschaffte ihm mehrere Aufträge, deren einer, der Stich des Bildnisses des

Erzbischofs von Cambrai, ihm dreitausend Livres und eine goldene Dose einbrachte. Der Erzbischof war sogar so großmütig, ihm die Platte zu überlassen, und Schmidt zog aus dem Verkauf der Abdrücke einen weiteren Gewinn. Nach französischen Begriffen war aber erst die Aufnahme in die königliche Akademie der Künste der Vorhof, durch welche man in den Tempel des Ruhmes gelangen konnte. Larmessin und Rigaud munterten den deutschen Künstler auf, sich um die Aufnahme zu bewerben. Aber der Umstand, daß er Protestant war, verstiess gegen die Statuten der Akademie. Doch war Schmidts Tüchtigkeit bereits so allgemein anerkannt, daß auch dieses Hindernis beseitigt wurde. Der Generalkontrollleur Orry brachte die Angelegenheit bei dem Könige zur Sprache, und dieser gab seine Genehmigung. Als Aufnahmarbeit wurde ihm der Stich des Porträts des Malers Mignard nach Rigaud übertragen, und als er die Platte im Jahre 1744 vollendet hatte, erfolgte seine Aufnahme in die Akademie. Inzwischen hatte Schmidt jedoch einen Ruf des Königs von Preußen erhalten, als Hofkupferstecher mit einem Jahresgehalt in seinen Dienst zu treten, und die Aussicht, die gewonnenen Fertigkeiten in seiner Heimat verwerten zu können, war so verlockend für ihn, daß die Bemühungen seiner Protektoren, ihn unter Zusage einer Pension von zwölftausend Livres und freier Wohnung im Louvre an Paris zu fesseln, vergeblich blieben. Im September 1744 kehrte Schmidt nach Berlin zurück. Er gründete sich hier einen Hausstand, indem er am 27. Oktober 1746 Dorothea Luise Wiedebandt, die Tochter eines Berliner Kaufmannes, heiratete. Die Ehe muß eine sehr glückliche gewesen sein, da er seine Gattin mehrere Male ebenso liebevoll sorgsam in der Ausführung, wie geistvoll in der Auffassung porträtiert hat. Eines der frühesten dieser Bildnisse, eine aus dem Jahre 1753 datierte Radierung geben wir in einer Facsimilenachbildung wieder. Es ist ein anmutendes, echt hausmütterliches Gesicht, und der Umstand, daß sie Schmidt bei der Nahaarbeit dargestellt hat, scheint ebenfalls auf ihre guten Eigenschaften als Hausfrau zu deuten. Die technische Behandlung der Radierung ist für uns insofern interessant, als sie uns lehrt, wie sich Schmidt schon damals an Rembrandt angeschlossen und nicht nur nach einer gleichen Leichtigkeit in der Führung der Radirnadel, sondern auch nach ähnlichen Lichteffekten strebte.

Bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte Schmidt in Berlin vollauf zu thun. Als dann aber sein Verdienst geringer wurde, folgte er im Jahre 1757 mit Genehmigung des Königs einem Rufe an den russischen Hof nach Petersburg, wo er sich auf fünf Jahre verpflichtete. Ehre und Gold wurde ihm hier in Fülle zuteil. So erhielt er z. B. für einen Stich nach dem Bildnis der Kaiserin von Jocké, an welchem er freilich zwei Jahre zu thun hatte, eine außerordentliche Belohnung von tausend Dukaten. In die Zeit seines Aufenthalts in Petersburg fällt auch das radierte Selbstbildnis des Künstlers (1758), welches wir wiedergeben. Schmidt hat dabei den kuriosen Einfall gehabt, die Fensteröffnung mit dem Neze einer Spinne zu überziehen, als ob er damit andeuten wollte, daß er sich über seinen Arbeiten nicht einmal die Zeit nähme, seinen Kopf zum Fenster hinauszustrecken. An dieser Radierung sieht man auch deutlich, welche Fortschritte Schmidt inzwischen in der Nachahmung des Rembrandtstils gemacht hatte. Es ist ein echt Rembrandtsches Motiv, die Stirn mit einem breitkrempigen Hute zu beschatten und die untere Gesichtshälfte scharf zu beleuchten. Aus diesem Zusammenspiel von Licht und Schatten ist das Rembrandtsche Hell Dunkel erwachsen, welches Schmidt schließlich so geschickt nachzuahmen verstand, daß nicht wenige seiner Radierungen in die Reihen der Sammler als „echte Rembrandts“ hineingekommen sind.

Diesen Rembrandtstil kultivierte Schmidt besonders in den letzten Jahren seiner Thätigkeit zu Berlin, wohin er im September 1762 zurückkehrte. Seine Verwandtschaft mit Rembrandt wurde noch dadurch enger, daß er mit Vorliebe alte Juden zum Gegenstand seiner Darstellung machte. Eines der am meisten charakteristischen Blätter dieser Art ist unter dem

Namen „Hirsch Michel, der Jude von Potsdam“ (s. unsere Abbildung) bekannt. Nicht bloß die technische Behandlung, sondern auch die Auffassung der Formen zeigt, wie tief sich Schmidt in den Geist Rembrandts eingelebt hatte. Für die Sammler am gefährlichsten sind jedoch die Blätter, welche Schmidt nach Originalen Rembrandts radiert hat, wie z. B. „Rembrandts Mutter“, die sogenannte „Prinzessin von Dranien“, und das „Selbstbildnis Rembrandts“. Wer aber auch wirklich einen Schmidt für einen Rembrandt gekauft hat und erst nachträglich auf den durch Tilgung des eigentlichen Stechernamens ermöglichten Betrug aufmerksam geworden ist, hat trotzdem keinen Schaden erlitten. Schmidts Blätter sind mit Recht außerordentlich geschätzt, und wer sich heute im Besitze eines vollständigen Schmidtschen Wertes — es umfaßt nur etwa 200 Nummern — befindet, wird von den Sammlern beneidet. Es gibt genug Blätter des Meisters, welche in den Auktionskatalogen mit „selten“ und „sehr selten“ bezeichnet werden, zumal in guten Abdrücken. Nach seinem Tode wurden nämlich seine Platten von ungeschickten Kupferstechern aufgearbeitet, und die von diesen Platten gemachten Abdrücke geben nur ein falsches Bild von der Virtuosität unseres Meisters.

Schmidt ist nicht alt geworden. Er starb am 25. Januar 1775, also einen Tag nach seinem dreundschaftigsten Geburtstage. Es heißt, daß der Tod seines einzigen Sohnes, der ihm durch sein unordentliches Leben großes Herzeleid bereitet hatte, seinen eigenen Tod beschleunigte. Doch hatte er genug geschaffen, um seinem Namen ein ehrenvolles Andenken zu sichern.

Um familiäntisch.

Der Heiland in der Kinderbewahranstalt.

(Zu dem Bilde auf S. 212 u. 213.)

Es wird wohl kaum ein Leser unsers Blattes das Uhdese Bild: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ betrachten, ohne zunächst eine gewisse Verwunderung über den seltsamen Vorwurf zu empfinden. Wir befinden uns mitten im heutigen deutschen Volksleben, unter deutschen Dorfskindern. Ein deutsches Mädchen unserer Tage überwacht den Kreis der Kleinen, der Volksschüler steht im Hintergrund, deutsche Bauern der Gegenwart treten durch die Thüre. Den Mittelpunkt des Ganzen aber bildet der Heiland der Welt in der Erscheinung, in welcher er wohl einst auf Erden wandelte.

Ist das erste Befremden überwunden, so erkennen wir bald, wo der Maler hinaus will. Das Bild soll uns in seiner Weise verständlich machen, daß der Heiland nicht nur zu den Juden in Palästina kam, sondern auch heute noch unter uns wandelt und überall bei uns ist, wo wir uns in seinem Namen versammeln zu einem Thun nach seinem Gebot. Im Leben sehen wir ihn ja nicht und spüren seine Nähe nur an der Wärme der Liebe und der Freudigkeit des Schaffens, die uns in solchen Stunden erfüllen, der Künstler aber will ihn auch dem sinnlichen Auge vorführen und hält sich dazu, kraft seiner Kunst, für berechtigt. Gibt man das zu, so erscheint unser Bild höchst reizvoll und bedeutend. Andererseits hat diese zuerst von Eduard von Gebhardt eingeschlagene und von Fritz Uhlde weiter fortgeführte Richtung auch lebhaften Widerspruch gefunden und es läßt sich ja auch ohne Zweifel mancherlei gegen sie einwenden.

Jedenfalls wird es unsere Leser interessieren, das merkwürdige Bild kennen zu lernen.

Eingang des Dogenpalastes in Venedig.

Ich begreife, weshalb so viel von venetianischen Mondschennächten erzählt und geschrieben wird. Ich habe sie so wunderschön erlebt, wie sie nur die kühnste Einbildungskraft sich erinnern mag. Es macht einen bewältigenden Eindruck, wenn man sieht, wie die Schreie hinter der Hauptkuppel der Markuskirche steht und den Knopf verhilbert. Dann rückt sie weiter hinter den Campanile, den freistehenden Glockenturm, erhebt dann den ganzen Platz, die Piazzetta und wirft ihr Licht in den Kanal.

Die lustigen Epibogen des Dogenpalastes, des Palazzo ducale, machen im Mondschein einen besonders heiteren Eindruck; sonst aber erinnert dieses Staatsgebäude Venedigs mit der spärlichen Menge Fenster mehr an eine Festung oder Burg, die von Schönheiten des Innern nicht viel ahnen läßt. Die eine Seite des im Viereck gebauten Palastes liegt der Markuskirche gegenüber, die zweite stößt an die Piazzetta, die dritte an das Meer, die vierte ist nur durch einen schmalen Kanal von den Kerkergebäuden getrennt und mit ihnen durch die zwischen Himmel und Erde geschlagene Seufzerbrücke verbunden.

Der Palast, im Auslingen des italienisch-gotischen Stils erbaut, hat ein durchaus eigenartiges Gepräge. Wir sehen eine Reihe von Epibogengängen mit Säulen, die keine Basis, aber gewaltige Ka-

pitale haben. Der Bogengang dient als Stütze für eine zweite Kolonnade, deren durchbrochener Fries wieder die aus rosenrotem und weißem Marmor aufgeführte Palastmauer trägt. Dieser sozusagen lichte und offene Teil, auf welchem das Volle und Massive ruht, bildet zu dem letzteren einen so wirkungsvollen Gegensatz, da das Licht, wenn es auf die massiven Teile fällt, die Säulen, die Bogen und Verzierungen nur noch schlanter erscheinen läßt. An diesem wunderbaren Bauwerke Calendarios wird das Massive vom Leeren und Lustigen getragen.

Wir sprechen hier nicht von den Kunstschätzen und der herrlichen Architektur des Innern; nur über den Haupteingang des Palastes, den das Bild darstellt, noch ein paar Worte. Er liegt an der rechten Schmalseite neben der Markuskirche und ist als Porta della Carta bekannt; diesen Namen trägt er nach den Regierungsbeschlüssen, die in früherer Zeit hier angehängt wurden. Das Thor ist ein fast zwanzig Meter hohes, schönes, gotisches Bauwerk mit zierlichen Dekorationen, errichtet in der Mitte des XV. Jahrhunderts.

Baggesen und Schiller.

In Nr. 7 dieses Jahrganges findet sich „am Familientische“ die Mitteilung einer „Reliquie Schillers“ mit dem Bemerkten, daß die unter dieser Bezeichnung verstandenen Verse des deutschen Nationaldichters „unseres Wissens noch in keiner Ausgabe seiner Gedichte bisher berücksichtigt worden.“ Zu dieser Bemerkung sei hier ein kurzes Wort der Erwiderung und Ergänzung gestattet.

Jene „Reliquie“, die Gedenkerse, welche Schiller einst in das Stammbuch des dänischen Dichters Jens Baggesen geschrieben, und die jetzt in der erwähnten Notiz aus einer Reisebeschreibung des schwedischen Hofmarschalls Freiherrn Bernhard von Deeslow mitgeteilt werden, gehören in der That schon seit etwa neun Jahren der deutschen Schiller-Litteratur an. Sie finden sich zuerst abgedruckt 1876 in der „deutschen Rundschau“ Bd. VII (April-Juni) in der Einleitung zu den „Briefen von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen.“ Und noch im Herbst desselben Jahres haben die Verleger der „D. Rundschau“, Gebr. Paetel, Berlin, auch eine Buchausgabe dieser Briefe nebst Einleitung erscheinen lassen.

Soviel uns bekannt, hat Michelsen jene Stammbuchverse aus der dänischen Biographie Baggesens entnommen (von dem Sohne des Dichters herausgegeben), die jedoch augenblicklich zur Vergleichung nicht zur Hand ist. Aber es verdient wohl der Erwähnung, daß der Abdruck bei Michelsen bis auf ein Wort und einen Buchstaben mit dem neulichen „am Familientische“ des Dabheim übereinstimmt. Der „Dänische Liedler“, wie er sich hier selbst bezeichnet, hat — seiner Proteusnatur zum Trost — den „Zuruf des edelsten germanischen Sängers“ mit großer Treue in das Gedenkbuch des „schwedischen Dichters“ abgeschrieben. Nur „am Vorhof“, nicht „im Vorhof der Unsterblichkeit“ findet er den Dichter als „unbestochenen Wächter“, und unverwehlich sieht er die Ruhmeskränze blühen, die dem deutschen Dichter „unvergänglich“ sind.

Wenn aber bei der neulichen Mitteilung gesagt worden: „Schillers Stammbuchblatt trägt kein Datum“, so darf dazu heute bemerkt werden, daß in der Einleitung von Michelsen unter den Versen das Datum: „Jena 1790“ steht, das nur aus der genannten Biographie Baggesens stammen kann. Michelsen bezeichnet daher diese Verse als „die einzigen uns bekannten Schillerischen Verse aus diesem Jahre“, was ja den Wert der „Reliquie“ nur erhöhen kann. Im Sommer 1790 geschah bekanntlich zu Jena die erste Begegnung der beiden Dichter, jener Besuch Baggesens bei Schiller, der für das ganze Leben des letzteren so entscheidungsvoll werden sollte. Es war ja Baggesen, der bei seiner Rückkehr nach Kopenhagen durch das Feuer seiner Begeisterung für den Verfasser des Don Carlos und die lebhafteste Schilderung der bedrängten Lage Schillers in Herzog Friedrich Christian und Graf Schimmelmann den ersten Gedanken dazu Anregte, hier ihrerseits aus der Ferne hilfreich einzugreifen und durch das Auerbieten des Jahrgeltes den Geist des deutschen Dichters aus den drückenden Fesseln pekuniärer Sorge und Not zu befreien.

Noch sei hier daran erinnert, daß nach Michelsen im Sommer 1793 bei dem zweiten Besuche Baggesens in Jena Schillers Gattin in das Stammbuch des Dänen das freundliche Wort einschrieb: „Die Menschen sind nicht nur beisammen, wenn sie zusammen sind, auch der Entfernte lebt uns.“ M. M.

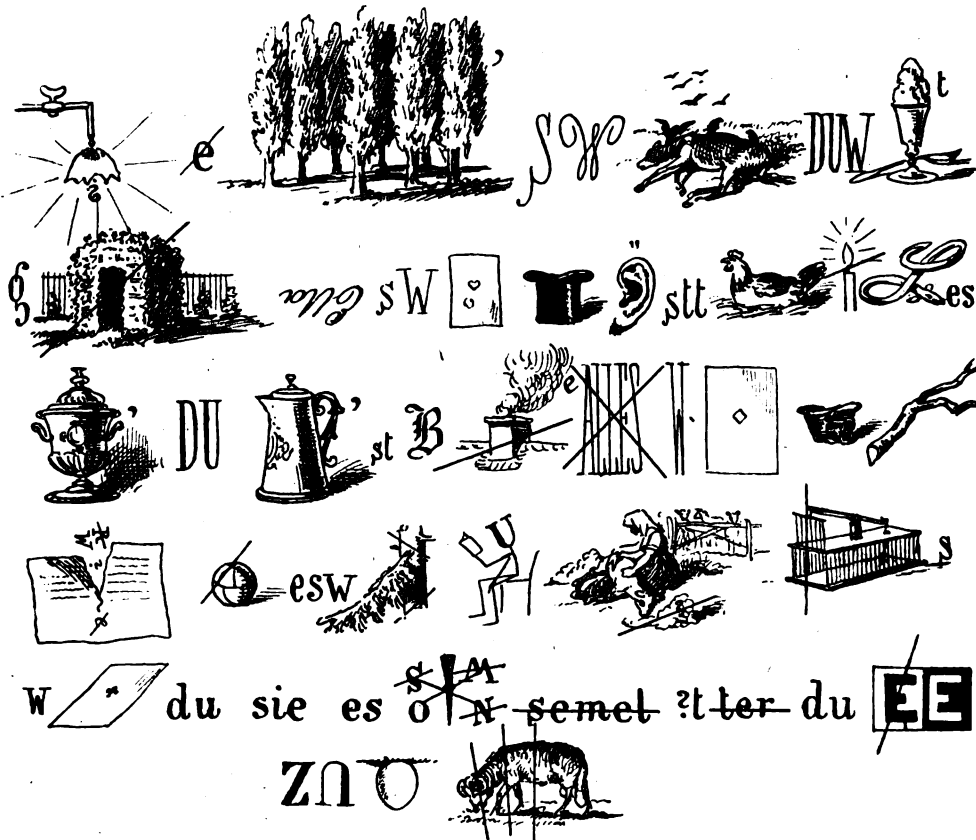
Richtsrat.

Der hiesige evangelische Männer- und Jünglingsverein, dessen stellvertretender Präses ich bin, bedarf zu seiner weiteren Entwicklung die Rechte einer juristischen Person. An wen oder an welche Behörde hat er sich dieserhalb zu wenden? Welche Dokumente hat er dabei einzureichen? Entstehen ihm aus dieser Sache bedeutende (oder überhaupt) Kosten? Und wie lange werden wir ungefähr auf die Verleihung warten müssen? G. St. in M.

Die Verleihung der Rechte einer juristischen Person ist ein Akt der Staatsgewalt. Der Antrag ist unter Angabe des Wesens und Zwecks der Vereinigung, sowie unter Beifügung einer Mitgliederliste an die betreffende Regierung zu richten.

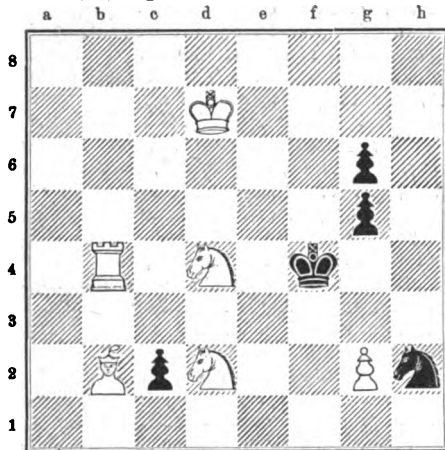
Besondere Kosten werden unsers Wissens nicht erhoben.

In unserer Spielecke. Bilderrätsel.



W du sie es o ~~s~~ ~~n~~ semel ? t ter du **EE**
ZNU

Schachaufgabe von M. Ehrenstein.



Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Buchstabenversetzung.

- | | | | |
|------------|-----------|-------------|------------|
| 1. Feier | 2. Mino | 3. Mais | 4. Altar |
| 5. Name | 6. Tarent | 7. Edam | 8. Niere |
| 9. Bosen | 10. Bauer | 11. Altona | 12. Jota |
| 13. Senfe | 14. Enfel | 15. Heizung | 16. Reich |
| 17. Serail | 18. Otter | 19. Terne | 20. Ostern |

Durch Umstellung der Buchstaben ist aus jedem der obigen zwanzig Wörter ein anderes zu bilden. Behält man die Reihenfolge der neuen zwanzig Wörter bei, so ergeben die Anfangsbuchstaben den Anfang einer bekannten Ballade.

2. Zweifelhige Scharade.

Mein Erstes trägt auf dieser Erde
Mehr oder minder jedermann,
Doch macht es weniger Beschwerde
Dem, der's geduldig tragen kann.

Der Weise denkt und gibt die Zweite,
Der hohle Dummkopf spricht sie gern;
Zum Gange pilgern viele Leute,
Als einem hellen Hoffnungsstern. B. F.

3. Homonym.

Die Erste hemmt dich, rißt und schlägt,
Denn sie ist scharf und zugespitzt;
Doch wenn sie gar den Lasthof schwingt,
Die Seele sie dir bannt und zwingt.
Die Zweite deckt Australiens Land,
Doch ist es uns auch wohlbelannt
Als Plaudertäschlein lobesam
Von einem hochberühmten Mann.
Das Ganze ist wenig beliebt,
Wenn man ihm keine Bildung gibt;
Doch wenn du es verebelt hast,
Trägt süße Frucht wohl jeder Ast.
Ein wonnig Blütenwunder — traun!
Ist es gar lieblich anzuschau'n.

Pf. 3.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 13.

Bilderrätsel.

Eine totale Sonnenfinsternis.

Damesspielaufgabe.

- | | |
|-------------------|---------------|
| 1. De3—d2 | 1. Db4—e1 |
| 2. f4—e5 | 2. f6—d4 |
| 3. Db6—f2 | 3. De1—g3 |
| 4. h4—f2 | 4. h8—g7 |
| 5. f2—g3 | 5. g7—f6 (h6) |
| 6. g3—f4 gewinnt. | |

1.

96 Personen führen III. Klasse, 48 Personen II. Klasse.

2. Zweifelhige Scharade.

Fortschritt.

3. Homonym.

Zug.

4.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | E | C | K | | | |
| | | | B | O | Z | | | |
| | | | E | R | Z | | | |
| W | E | I | H | N | A | C | H | T |
| C | O | R | N | E | L | I | U | S |
| S | C | H | I | L | L | I | N | G |
| | | | L | I | D | | | |
| | | | T | U | A | | | |
| | | | O | S | T | | | |

Unsere neuen Abonnenten,

welche mit Neujahr eingetreten sind und das erste Quartal dieses Jahrgangs (Nr. 1—13, Oktober, November, Dezember 1885) nachzu beziehen wünschen, zur Nachricht, daß solches zum gewöhnlichen Preise von 2 Mark von jeder Buchhandlung oder Postanstalt, auch von uns direkt gegen Einsendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur zu erhalten ist. Dasselbe enthält außer einer Fülle von interessanten, belehrenden und unterhaltenden Artikeln und einem reichen Bilderschmuck an Erzählungen: Unser Reife, Erzählung von L. F. Born — Malivuka, Erzählung aus Samoa von A. Niemann mit Illustrationen — Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet, lustige Reiseerinnerungen von Hans Arnold — Der alte Jungberr und seine Liebe von Theodor Hermann Pantenius — Christrosen, ein Weihnachtsmärchen von Sophie Jungbans. Von früheren Jahrgängen des Daheim, die sich, wie das eben abgelaufene Quartal vortrefflich zur Lektüre an den langen Winterabenden eignen, sind noch vollständig zu haben: der VIII. (1872, nur noch in wenigen Exemplaren gebunden), IX. (1873), XI—XIII. (1875—77), Preis pro Jahrgang: in Nummern 7 Mark 20 Pf., elegant gebunden 9 Mark 60 Pf.; und die neueren XV.—XXI. (1879—1885), Preis pro Jahrgang: in Nummern 8 Mark, elegant gebunden 10 Mark 80 Pf. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere ist der Betrag nebst Porto dem Auftrage in Briefmarken gleich mit beizufügen: für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf. — können zur Vervollständigung fast aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem, auch oben nicht aufgeführten Jahrgange zum Preise von je 1 Mark 40 Pf.

Inhalt: Dem Kaiser und Könige zum 2. Januar. Von Rudolf Kögel. — Sphinx. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Aus dem Reiche des Sultan von Sansibar. Briefe an eine Verwandte von Lonny Kohns. — Der Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt. Mit drei Illustrationen. Von Adolf Rosenberg. — Am Familientisch: Der Heiland in der Kinderbewahranstalt. Zu dem Bilde von Fritz Uhde. — Eingang des Dogenpalastes in Venedig. Zu dem Bilde von L. Th. Choulant. — Baggesen und Schiller. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Pfeiffer & Koenig) in Leipzig. Druck von Justus Altmeyer in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Januar 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 15.

Sphinx.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.
(Fortsetzung.)

Der an sie ergangenen Bitte folgend, legte Rose nun Taschentuch und Fächer auf das Instrument, wendete, indem sie sich mit ihrem gewöhnlichen Ernst niederlegte und die schlanken Finger einen Moment auf den Tasten ruhen ließ, den Kopf noch einmal etwas gegen Susy Everett und fragte halblaut:

„Wünschen Sie, daß ich das kleine Lied von gestern singe?“

„Ja, bitte! Und dann noch einige andere, Rose! Ihre Stimme hat etwas süß Bezauberndes an sich. Ein schmeichelnder, verführerischer Reiz liegt in diesen Tönen, die uns wirklich für Augenblicke allem Irdischen entrücken.“

Dann hob Susy die kleinen Hände und gebot den Herren, welche sich lebhaft mit Amy Mansfield unterhielten, auf ebenso ungenierte, wie für sie charakteristische Art Schweigen. Alles verstummte sofort. Auch Adeline hatte sich wieder in einen Sessel gleiten lassen, dabei aber eine Position angenommen, daß Herr Roberts das feine Profil mit dem reizenden Näschen fortwährend im Auge haben mußte, obgleich sie selbst den jungen Mann noch zu ignorieren schien.

Rose sang. Ganz leise intonierend, schwoll die prächtige Altstimme nach und nach zu einer Fülle und Kraft an, für welche der kleine Salon beinahe nicht Raum genug bot.

Susy hatte recht. War es nun der melancholische Klang der wunderbaren Stimme, oder war es der meisterhafte Vortrag der Lieder — es trat ein fast andächtiges Schweigen ein. Die kleine Amy schmiegte ihr zierliches Köpfchen dicht an Susys Schulter, und ab und zu rollten Thränen über die rosigten Wangen, während Adeline jetzt ihr hübsches Gesicht ihrem Verehrer ganz zugewendet hatte. Der kindische Trotz war aus den braunen Rehaugen gänzlich verschwunden und es gelang Herrn Roberts, einen halbversöhnenden Blick aufzufangen. Nun sah er unverwandt zu Boden.

Den Kopf auf eine ihrer brillantenfunkelnden Hände gestützt, schien Frau Everett ganz in die Musik versunken zu sein und nur Frau Luisa Lees Antlitz drückte Ermüdung aus. Sie gähnte zuweilen hinter dem Fächer oder zupfte und glättete ab und zu an den Schleifen ihrer korinthischen Atlasrobe. Plötzlich jedoch belebten sich ihre schläfrigen Züge und ein helles Rot verbreitete einen unverkennbaren Freudenschimmer darüber. Ihr scharfer Blick hatte in der Thür, die nach dem Speisesalon führte, eine männlich schöne Gestalt mit blondem Haupte gesehen und in ihr Herbert Lee erkannt. Dieser stand, von den Portieren noch halb verborgen, unbeweglich da und blickte nach der singenden Dame hinüber.

Weder die freundlichen Winke der Schwägerin, noch der liebenswürdige Gruß von Frau Everett, die den Ankömmling gleichfalls wahrgenommen hatte, vermochten den Kapitän aus der Verzauberung zu erlösen, in deren Bann er zu stehen schien. Erst, als das Lied beendet war und die junge Welt sich erhob, um Fräulein Rose einige Komplimente zu sagen, richtete sich der Seemann aus seiner lauschenden Stellung empor, strich mit der Hand über die Stirn und trat dann schnell auf die Dame des Hauses zu.

Alsogleich ward der neue Gast von allen Seiten auf das herzlichste bewillkommen. Amy Mansfield reichte dem Kapitän tieferglühend die kleine Rechte, die übrigen überschütteten ihn mit Fragen.

Rose Hallstein, welche noch am Klavier stand und die Noten ordnete, wurde anfangs den Besuch nicht gewahr, bis das laute fröhliche Stimmengewirr sie veranlaßte, sich langsam umzuwenden.

„Um Gotteswillen, Rose, was ist Ihnen?“ Mit diesem Ausruf umfaßte Adeline, die nur wenige Schritte entfernt stand, jetzt die wankende Gestalt der jungen Deutschen. Rose

klammerte sich totenblaß an das Instrument. Der prachtvolle Perlmutterfächer, den sie wieder in die Hand genommen hatte — ein Geschenk von Frau Everett — war jäh zu Boden gefallen und lag zerbrochen auf dem Teppich.

Außer Adeline und Amy Mansfield hatte niemand den kleinen Zwischenfall, die blitzartige Veränderung in dem sonst so ruhigen Angesichte wahrgenommen. Die letztere trat jetzt teilnehmend auf Rose zu, aber diese wehrte sie ab. „Es war nichts, wirklich nichts — nur eine augenblickliche Schwäche. Wie gut Sie sind, Adeline! Meine teure Amy, ich danke Ihnen herzlich!“

Die sanften Augen von Fräulein Mansfield ruhten sorgenvoll auf den wachsblassen Zügen Roses und sie preßte eine ihrer herabhängenden Hände zärtlich an die Brust.

„O, natürlich wirkt die arge Hitze der letzten Tage nachteilig auf Ihre Nerven, Rose!“ flüsterte Adeline, indem sie die Deutsche liebevoll in einen Sessel drückte. „Trotzdem haben Sie so lange gesungen. Wie leid mir das thut! Kommen Sie, meine Liebste! Ich führe Sie schnell hinauf in Ihr Schlafzimmer; dort legen Sie sich nieder.“

„Nein, nein! Mir ist schon wieder besser. Um Gotteswillen nur kein Aufsehen! Sie wissen ja, Frau Everett verabscheut dergleichen Szenen. Und nun gar jetzt, wo Sie eben neuen Besuch erhalten haben. Sie sollten lieber...“

„Ich habe noch gar keine Gelegenheit gefunden, Ihnen die Hand zu schütteln, Fräulein Adeline Everett!“ sagte Kapitän Lee jetzt dicht an Rose Hallsteins Sessel. „Verzeihen Sie mein unzeremonielles Erscheinen, allein Frau Lees Dienerschaft sagte mir, daß meine Verwandten sich hier befänden — und — es drängte mich, dieselben wiederzusehen.“

Während der Kapitän so sprach, ruhten seine Blicke mit unterhöhlener Überraschung auf der jungen Deutschen.

„Darf ich bitten, mich dieser Dame vorzustellen?“

„Kapitän Herbert Lee — Fräulein Rose Hallstein, unsere Freundin!“ sagte Adeline heiter und ließ die klugen Augen von dem einen zu der anderen schweifen. Merkwürdig! Die beiden Menschen schauten sich an, als ob sie sich schon vorher einmal begegnet seien und nur jetzt beide nicht wüßten, wo?

„Fräulein Hallstein scheint Sie an jemand zu erinnern, den Sie kennen, Kapitän?“ fragte Fräulein Everett, um die ins Stocken geratene Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen. „Es ist sonderbar, als Herr Thomson dort Rose zum erstenmal sah, war auch er ganz frappiert und meinte, hier in New-York auf dem Boote der Fulton-Ferry einer Dame begegnet zu sein, die ihr wie aus dem Gesichte geschnitten gleich sah, und doch war gar kein Gedanke daran, daß Fräulein Hallstein selbst jene Dame gewesen sein konnte. Solche Ähnlichkeiten kommen vor. Oft erinnert aber auch nur ein Augenaufschlag, ein Lächeln oder der Klang der Stimme der einen Person an die andere.“

„Jawohl, die Stimme!“ entgegnete Herbert gedankenvoll, indem er auf die feinen schlanken Hände der Deutschen herabschaute. Dann schwieg er wieder, und Adeline dachte:

„Mein Gott, was sind die Seelenleute doch für langweilige, formlose Menschen!“

Jetzt trat die übrige Gesellschaft hinzu, und die Unterhaltung wurde allgemein.

Das trübe, unsichere Wetter war nun definitiv in einen feinen Regen umgeschlagen, und man lachte und scherzte über den Nachhauseweg in wasserdichten Mänteln und Überschuhen. Da noch eine halbe Stunde von der Dinerzeit trennte, so wollten die beiden Everetts ihre Gäste nach dem Hotel zurückbegleiten. Zumal Frau Lee drängte nach Hause, da ihr Gatte in jedem Moment aus New-York eintreffen konnte und sie ihm die Freude des Wiedersehens mit dem Bruder keinen Augenblick vorenthalten wollte.

„Sie dispensieren mich wohl, Adeline? Herr Roberts wird Ihnen gern wieder das Geleite bis hierher geben“, sagte Fräulein Hallstein. Ihre sonst so klare Stimme klang dumpf.

„Aber Liebste, Sie müssen es sich wirklich abgewöhnen, sich so abhängig zu gebärden“, war die lachende Antwort. „Das will Mama gar nicht. Thuen Sie doch ganz, was Ihnen beliebt, Rose! Wir sind es ja, die von Ihnen Gefälligkeiten

empfangen. Es ist kaum glaublich, wie Sush und ich das Deutsche gelernt, und wie Sie es verstanden haben, unsere bescheidenen Kenntnisse zu erweitern. Ich selbst staune jetzt über mich.“

„Bei Ihren Gaben war das nicht schwer“, erwiderte Rose, indem sie die Hand der jungen Freundin sanft drückte.

„Also auf Wiedersehen bei der Mahlzeit, liebe Rose!“ Und Adeline sprang davon.

Der Weg zum Hotel, wo Herr Jakob Lee mit seiner Familie wohnte, war nicht weiter, als etwa zehn Minuten; Kapitän Herbert ging an Amys Seite. Die kleine Brünette hatte die Kapuze ihres Regenmantels dicht über den zierlichen Kopf gezogen, so daß ihr Begleiter, welcher einen großen Schirm vorsorglich über sie hielt, nur das weiße Nasenspitzen und ein wenig von den rosigen Wangen erspähen konnte.

„Ich habe mich dieses Mal unbeschreiblich auf die Heimkehr gefreut, Amy!“ begann der Seemann, indem er sich tiefer zu dem jungen Mädchen herabbeugte.

„Wirklich? Sie waren auch lange fort, Kapitän Lee!“

„Ist Ihnen die Zeit besonders lang erschienen?“

Die Rosenglut, womit das zarte Gesichtchen überhaucht war, dünte ihm bei seiner Frage um einige Schattierungen dunkler zu werden. Eine Antwort blieb aber aus, und beide gingen schweigend weiter.

„Seit wann ist Fräulein Hallstein in der Familie Everett?“ fragte der Kapitän plötzlich, wie aus tiefem Sinnen auffahrend.

„Ich glaube seit etwa sechs Monaten. Sush und Adeline lieben sie zärtlich, und Frau Everett schien recht froh über diese Acquisition. Die beiden Mädchen zeigen jetzt unbedingt mehr Interesse an höheren Dingen als früher, und diese günstige Veränderung ist allein dem Fräulein zuzuschreiben. Ich selbst mag sie auch sehr gern. Sie ist eine auffallend schöne Erscheinung. Finden Sie das nicht auch?“

Kapitän Lee schüttelte eben den nassen Regenschirm ab und hatte den Kopf ein wenig nach der andern Seite gewandt.

„Ich? — O ja, ich finde sie sehr hübsch.“

Man war am Hotel angelangt, und alle traten gemeinsam ins Haus.

Drittes Kapitel.

Seit jenem Regennachmittage, welcher Kapitän Lee in den Kreis seiner Familie zurückgebracht hatte, waren etwas über zwei Wochen verflossen. Der prächtigste, goldigste Sonnenschein lag nun wieder über der Meeresküste, und Long Branch schwelgte in Wohlsein und Vergnügen.

Herr Jakob Lee saß in seinem großen, reichausgestatteten Hotelzimmer. Er arbeitete nicht, obgleich die während seines achtstägigen Aufenthaltes im Bade angehäuften Korrespondenzen in einem großen Haufen vor ihm lagen. Mürrisch, fast finster, schaute er hinaus auf die im Sonnenlichte funkelnde und glitzernde Wasserfläche und blickte gedankenvoll auf die den weißen Sand des Strandes mehr und mehr bespülenden Wellen der steigenden Flut.

Herr Jakob Lee war an diesem lachenden Sommernachmittage in sehr schlechter Laune. Seine hohe Stirn legte sich in tiefe Falten, und die durchdringenden dunklen Augen bewegten sich unstät hin und her. Neben ihm stand eine Kristallkaraffe mit rubinrothem Karet. Vor kaum zwanzig Minuten hatte der Diener dieselbe gefüllt auf den Schreibtisch gesetzt, jetzt war sie schon fast leer. Von neuem einsinkend, stürzte Lee den Wein in einem Zuge hinunter. Dann schob er die Flasche beiseite, erhob sich und schritt einigemal erregt durch das Zimmer.

„Herbert muß fort von hier! Ich werde ihn zu überreden suchen, mit mir eine kleine Reise zu machen“, sprach er in abgerissenen Sätzen. „Ein wahres Unglück! Das halbe Bad macht schon seine Glossen darüber! Und an der ganzen Geschichte sind nur die beiden Everettschen Gänse schuld mit ihrem kindischen Geschnatter. Sie haben nun einmal an dieser Person einen Narren gefressen und posannen ihre vermeintlichen Vorzüge in die Welt. Schön — arm — und schutzlos! Da ist mein Herr Bruder natürlich gleich bei der Hand, den Protektor zu spielen, während die arme Amy...“

„Darf ich dich für einige Minuten stören, Jakob?“

Frau Luisa Lee steckte ihren Kopf zur Thüre herein.

„Nun, was bringst du, meine Liebe?“ fragte der Gemahl mit ausgesuchter Höflichkeit.

Die stattliche Frau war bereits ins Zimmer getreten und hatte sich, hoch aufatmend, in einen Lehnstuhl geworfen. Lee blieb erwartungsvoll vor ihr stehen.

Dieses Ehepaar lebte in einem eigentümlichen Verhältnis. Ein jedes war reich, im höchsten Grade verwöhnt und anspruchsvoll. In ihren Ansichten und Handlungen äußerlich streng rechtlich, suchte jeder Teil im Kreise der Bekannten als der bessere, edlere betrachtet zu werden. Wenn Herr Lee für einen wohlthätigen Zweck hundert Dollar gezeichnet hatte, so notierte Frau Luisa gewiß hundertundfünfzig. Wo es galt, den Namen Lee vor der Öffentlichkeit mit Ehren zu repräsentieren, da zauderten der Bankier und seine Gemahlin überhaupt nie, die wohlgefüllten Börsen bereitwillig und mittheilig zu öffnen. Außerdem suchte Lee etwas darin, für das Muster eines amerikanischen Ehemannes zu gelten. Stets lebenswürdig und von chevalereskem Benehmen, bemühte er sich, die leisesten Wünsche seiner Gattin zu erfüllen. Es war ungewiss, ob beide auf ausgezeichnetem Fuße miteinander standen. Die näher Eingeweihten glaubten freilich zu wissen, daß Lee seine stattliche kluge Frau ein wenig fürchte und sich ihr nur freiwillig unterordne, um sich keine Blöße zu geben. Diese guten Freunde behaupteten ferner, Lee verstehe das Gebot der ehelichen Treue sich ganz nach seinem Gefallen zurecht zu legen, so daß es, trotz allen guten Einverständnisses, doch schon zu recht leidenschaftlichen Szenen zwischen den Gatten gekommen sei. Aber das waren nur Vermutungen, und da kein Mensch etwas Bestimmtes wußte, so behielt der Name Lee nach wie vor seinen guten und reinen Klang.

„Ich habe es bisher vermieden“, begann Frau Lee, „eine Angelegenheit mit dir zu besprechen, welche, so peinlich und fatal sie auch ist, doch erörtert und überlegt sein will!“

Frau Luisa hatte sich, wie das ihre Art war, ganz in den Sessel zurückgelegt und schaute durch das Vordrögen auf den im Zimmer auf und ab promenierenden Gatten.

„Welche Angelegenheit, mein Herz?“ Herr Lee blickte bei dieser Frage starr auf das Muster des persischen Teppichs herab.

„Ich bitte dich, spiele doch nicht Komödie mit mir, Jakob!“ rief die Dame ungeduldig. „Du weißt recht gut, worauf ich ziele!“

„Du meinst vermutlich Herbert?“ kam es jetzt aus Herrn Lees Munde.

„Natürlich! Deine Mienen haben mir schon seit acht Tagen verraten, daß du in bezug auf ihn wahre Folterqualen auslebst. Das trifft nun zwar bei mir nicht zu; allein ich verlange von dir, daß diesem Skandal — anders kann ich die Sache wirklich nicht nennen — endlich ein Ende gemacht wird!“

Der Bankier blieb vor seiner Frau stehen und blickte ihr voll ins Gesicht.

„Skandal? Wie verstehst du das, Luisa?“

„Guter Himmel! Diese kokette Person hat deinen Bruder ja förmlich bezaubert. Der früher so besonnene, kühle Herbert begeht mit einemmale Thorheiten, wie kaum ein Zwanzigjähriger. Sobald Frau Everett und die Mädchen zum Baden gehen — Fräulein Rose beliebt es nicht, sich daran zu beteiligen — spaziert er vor aller Augen mit der Gesellschaftlerin am Strande auf und ab und schneidet verliebte Gesichter, daß die Leute fast mit Fingern auf das Paar zeigen. Und nachmittags ist er ja, wie du weißt, ein stehender Gast bei Everetts.“

Frau Luisa holte tief Atem und machte eine kleine Pause. Der Gemahl erwiderte keine Silbe.

„Aber, Jakob! Du bist ja, wie ein Taubstummer!“ hieß es jetzt. „So rede doch! Was soll unter diesen Umständen aus Amy werden? Alle unsere Bekannten glauben bestimmt, daß es nun zwischen ihr und Herbert zur Erklärung kommen würde. Siehst du denn nicht, wie das Kind mir täglich schmäler und bleicher wird? Und, was das Schlimmste ist, sie muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Sufy und Adeline nehmen sie ja überall hin mit, und in ihrer grenzenlosen Gutherzigkeit läßt sie alles über sich ergehen. Soeben

komme ich von Frau Everett. Ich habe sie gebeten, jene Person Knall und Fall zu entlassen, oder wenigstens auf eine gute Manier fortzukomplimentieren. Mein Gott, mit Geld kann man doch viel thun! Nun behauptet die Dame aber, Fräulein Hallstein sei durchaus anständig, und ihren Töchtern lieb und wert. Wenn Kapitän Lee auch Gefallen an ihr fände und sie mit Huldigungen überschütte, so sei doch von ihrer Seite nicht das geringste gethan worden, um das zu provozieren. Auch könne sie Herbert das Haus nicht verbieten, es wäre daher vielmehr Sache seiner Verwandten, ihm die nötigen Winke zu erteilen. In diesem zweiten Punkte muß ich ihr recht geben, nenngleich ich die Rücksicht für dieses Mädchen nicht begreife. Adeline und Sufy beherrschen ja aber die Mutter ganz und gar. — Ja, nun rate und hilf du, Jakob! Du bist der einzige, der über Herbert etwas vermag! Gibst du das nicht selbst zu?“

Herr Lee war an das Fenster getreten und trommelte an die Glasscheiben.

„Oder bist du etwa zaghaft geworden?“ hieß es weiter. „Fürchtest du dich gar, dem Bruder, der all sein Lebtag nur die größte Liebe und Hingebung von dir genossen hat, einmal mit Strenge gegenüberzutreten und ihm zu sagen: „Herbert, vergiß nicht, was du dem Namen Lee schuldig bist? Freilich ist er ja ein gereifter Mann und sollte das allein wissen. Allein, auch Männer können straucheln!“

Ein boshafter Blick flog zu dem Gatten hinüber, aber dieser bemerkte ihn nicht, da die steigende Flut plötzlich sein volles Interesse in Anspruch nahm. Erst als die Dame sich von ihrem Sessel erhoben hatte und langsam zu ihm herangetreten war, wandte er sich halb um und schaute ihr ungeduldig, fast ärgerlich ins Gesicht.

„Laß uns jetzt zur Sache kommen, Jakob“, rief Frau Lee jetzt. „Was hast du für eine Idee? Seit Wochen sehe ich ja, daß du dich mit einem Plane herumträgst. Wo es sich um Herberts Wohl und Wehe handelt, bist du ja stets der opferfreudigste, selbstloseste Mensch“, fügte sie nicht ohne Bitterkeit hinzu. „Hältst du es für geraten, daß wir alle von hier abreißen? Auf diese Weise wäre mit einemmale dieser Liebelei ein Ziel gesteckt.“

„Du hältst die Sache also nur für eine Liebelei, Luisa?“ fragte der Bankier kalt.

„Natürlich; wofür sonst?“ Das volle Antlitz der Dame überzog sich bei diesen Worten mit einer unwilligen Röte.

„Ich fürchte, Herbert hat die Absicht — hat bereits den festen Entschluß gefaßt — das Gesellschaftsfräulein zu heiraten!“ Herr Lee sagte das zögernd, mit finster zusammengezogener Stirn und scharfer Betonung.

„Jakob, bist du rasend? — Heiraten — das namenlose Mädchen?!“ lachte Frau Luisa gellend und stieß dabei mit solcher Heftigkeit an den Schreibtisch, daß das Trinkglas und die Karaffe klirrend aneinander schlugen. „Wie kannst du einen solchen Unsinn nur aussprechen — und noch dazu mir gegenüber? Was bringt dich auf den abscheulichen Gedanken? Da kenne ich Herbert doch besser. Er ist exzentrisch — gewiß; er ist manchmal auch ein bißchen überspannt, aber er wird nie vergessen, was er seinem Namen und uns schuldig ist!“

„Nein, Luisa! Du kennst ihn eben nicht“, gab Herr Lee ruhig zurück. „Nur ich weiß, was in diesem Athleten mit dem vertrauenden Kinderherzen vorgeht! Du siehst nicht, wie eine einzige mächtige Regung — die Liebe — alle vernünftigen Gedanken in ihm zu Grunde gehen läßt, ich aber habe seit Jahren diesem Moment, in dem die schlummernden Gewalten in Herberts Brust zum Durchbruch kommen würden, mit Furcht entgegengesehen, weil ich wußte, daß einst die Leidenschaft wie eine helle Flamme jäh in ihm aufstodern und ihn mit aller Kraft in ihrem Banne haften würde.“

Herr Lee sprach ungewöhnlich heftig und erregt. „Die kleine Amy“, fuhr er fort, „hat es leider nicht verstanden, diese Gefühle zu erwecken. Jetzt ist seine Neigung auf eine Fremde, auf eine uns ganz Unbekannte, auf eine Ausländerin gefallen.“

Mit zornfunkelnden Augen und tief erblaßt blickte Frau Luisa in das Gesicht des Gatten. Doch bewirkte der schmerzliche

Ernst in seiner Stimme, daß die heftige Entgegnung, welche ihr auf den Lippen schwebte, zunächst nicht ausgesprochen wurde.

„Aber mein Gott! Du — du wirst das verhindern! Du darfst es — du allein hast ein Recht dazu!“

Er zuckte die Achseln.

„Ich will es versuchen“, erwiderte er, „das gebietet mir die Pflicht, aber ich zweifle an dem Erfolge. Herbert hat einen Eisenkopf, wie wir ja bereits genugsam erfuhren — damals, als er unseren Bitten zuwider zur See ging. Du weißt das ebensogut wie ich, Luisa! Auch fürchte ich, daß sein Entschluß seit einer Woche völlig reif geworden ist. Er wartet nur noch auf eine günstige Gelegenheit, um mich mit seinen Wünschen bekannt zu machen. Darauf warte auch ich. Das ist dann der Zeitpunkt, wo ich sprechen kann; und ich hätte es auch ohne deine teilnehmende gütige Aufforderung und Mahnung gethan, meine Liebe.“

Herr Lee gähnte leicht und wandte den Kopf wieder dem Fenster zu.

„Gewiß, davon bin ich ja überzeugt“, war die Antwort.

„Darum sagte ich bereits, du wärest der einzige, der hier helfend einschreiten könne. Ich habe mir freilich nicht träumen lassen, daß diese kleine Affaire einen so gefährlichen Charakter annehmen würde!“ setzte sie halb flüsternd hinzu, indem sie ihre Hand sanft auf des Gatten Arm legte. „Nun begreife ich auch deine tiefe Verstimmung und deine merkliche Niedergeschlagenheit während der letzten Tage, mein teurer Jack! Ich habe mir oft ganz andere Gedanken und Sorgen darüber gemacht.“

Sie sah ihn mit ihren klugen lebhaften Augen durchdringend an, und es hatte fast den Anschein, als läge eine versteckte Zärtlichkeit in ihrer Stimme, allein Herr Lee kannte seine schöne Frau nur zu gut. Luisa zeigte sich nur dann weich und hingebend gegen den Gatten, wenn sie seinen Beistand zur Förderung irgend welcher Pläne nötig hatte. Seit beinahe Jahr und Tag war es ihr glühendster Wunsch, die kleine reiche Erbin — Amy Mansfield — mit dem Schwager zu verheiraten, und da niemand in der ganzen weiten Welt Einfluß auf Herbert hatte, als Herr Lee, so geschah es nicht ohne Absicht, daß die kluge Frau plötzlich ihre noch immer schönen Augen so warm zu dem Gemahl emporzuschlug.

Herr Lee nahm im übrigen diesen Blick mit der größten Ruhe und Gelassenheit entgegen. Behutsam, als handele es sich um zerbrechliche Ware, nahm er die seine weiße Hand von seinem Arme und entgegnete ironisch:

„Du hast es ja stets verstanden, mir in der Seele zu lesen, Luisa, und so triffst du denn auch dieses Mal das Richtige! Ja, Herberts Zukunft erfüllt mich mit drückenden Sorgen. Seine romantischen Träume — seine etwas ideale Lebensanschauung, haben ihm ein trügerisches, in verführerischen Farben schillerndes Luftschloß aufgebaut, wonach er in seinem kindlichen Sinne jetzt gierig die Hand ausstreckt. Dieses blendend schöne Mädchen — ein soches ist Rose Hallstein entschieden, auch du wirst das einräumen müssen —“ (Frau Luisa rümpfte hier ein wenig die Nase und sah verächtlich zur Seite) — „dieses schöne Mädchen also erscheint Herbert jetzt als das verkörperte Ideal seiner Wünsche! Ihre Armut, die abhängige Stellung, in der sie sich befindet, und ihre eigene apathische Art — alles das webt und zaubert in meines Bruders Augen einen Heiligenschein um das goldbloßige Haupt —; und dennoch erfüllt der Gedanke, sie könne Herberts Weib werden, mich mit unendlicher Bangigkeit. Denn ich bin überzeugt, daß das Mädchen eine Vergangenheit hat —“

„Zweifelloos“, fiel Frau Lee dem Gatten schnell ins Wort, während ein triumphierendes Leuchten über ihr Gesicht flog. „Das wußte ich von dem Augenblick an, in dem sie mir bei Frau Everett vorgestellt wurde, und ich freue mich, daß du meine Ansicht teilst, Jakob! Jede Bewegung, jeder Augenaufschlag dieser Person ist die vollendetste Kosterie, mit der sie die blinden Männer zu fesseln weiß — ab und zu auch Frauen, wie Susy und Adeline Everett. Darin beßige ich einen haarscharfen Blick. Der Verdacht allein genügt mir übrigens, um das Urtheil zu sprechen. Ich halte sie für . . .“

„Natürlich!“ unterbrach der Bankier seine Frau heftig. „Du bist stets sehr rasch bei der Hand, zu verdammen — wahrhaft genial darin, alle Fehler und Schwächen deiner Mit-schwestern herauszufinden, Luisa! Das weiß ich längst. Meist habe ich dir nicht widersprochen. Hier aber kann ich es nicht unterlassen, dir entschieden entgegenzutreten. Du urtheilst falsch, du urtheilst hart und ungerecht!“

„Jakob, ich bitte dich, mäßige dich!“ stieß die Dame empört hervor.

„O, ich bin ganz ruhig, Liebe! Du hast mich vorher meinen Satz nicht vollenden lassen. Gewiß ist es auch meine Überzeugung, daß Fräulein Hallstein eine Vergangenheit hat, aber nicht eine solche, wie du zu denken scheinst. Wenn ich dir versicherte, daß die Idee, sie einst als Herberts Frau zu sehen, quälende und peinigende Sorgen in mir wachruft, so meinte ich damit nur, daß ich dem Bruder ein Wesen zur Seite wünschte, dem die rauhen Stürme des Lebens nicht bereits den Blüten Schnee vom Herzen gestreift! Rose Hallstein aber ist meiner Ansicht nach ein Weib, das bereits herben Seelenschmerz erfahren und — überwunden hat. Diese tieftraurigen Augen erzählen nur zu deutlich von schwerem Leid. Sie ist zu ernst, zu verschlossen für den warmfühlenden heißblütigen Herbert. Und dann vor allem — sie ist eine Deutsche. Das sind die Gründe, welche mich veranlassen, gegen eine voreilige Verbindung zu sein. Du aber — als Frau Everetts Freundin — solltest in deinen Äußerungen vorsichtiger sein über eine junge Dame, welche die volle Teilnahme dieser Familie genießt. Fast könnte es mir scheinen, als betrachte Frau Luisa Lee die dem armen Mädchen von Mutter Natur so reichlich verliehenen, glänzenden Vorzüge mit eifersüchtigen Blicken — besonders, da du von jeher Schönheit als den größten Fehler des weiblichen Geschlechts, ja als den Grund und Ursprung aller Übelstände und Schäden unsers Jahrhunderts anzusehen beliebtest!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reiche des Sultans von Sansibar.

Briefe an eine Verwandte von Conny Kohns.

II.

Sansibar, April 1885.

Liebe L. . .

Obgleich meine letzte Post erst vor wenigen Tagen abgegangen ist, fahre ich doch heute schon in meinen Berichten fort, da ich Dir brüthwarm über eine große Festlichkeit berichten möchte, die der Sultan der deutschen Kolonie gab. Es geschah dies zum erstenmal, während die Engländer und Franzosen schon öfter von ihm gefeiert worden sind. Er schickte einige Tage vorher seinen Vertrauten zu Gerhard und beauftragte ihn, unter den Offizieren der Gneisenau und unter der deutschen Kolonie je zehn Personen nach Belieben für das Fest auszuwählen. Da aber nach gehaltener Umschau, besonders in der deutschen Kolonie, es Gerhard gar nicht möglich erschien, den einen oder den andern zu bevorzugen, so schrieb er zurück, ob er nicht auch noch die und die Leute einladen könne, worauf die lebenswürdige Antwort erfolgte, Gerhard möge jeden einladen, den er nur einladen wolle. Da wurde denn gar keine Ausnahme gemacht.

So kam der große Tag heran. Sämtliche Eingeladenen versammelten sich um sieben Uhr morgens bei uns auf dem Konsulat, und wir fuhren in einer langen Wagenreihe — die Wagen hatte der Sultan zur Disposition gestellt — nach dem anderthalb Stunde von hier entfernten Landhaus Tschueni. Man fährt fast durch die ganze Stadt, was ganz interessant wäre, wenn man nicht fortwährend für sein Leben zu fürchten hätte. Die Sultanskutschler, es sind Hindus, fahren nämlich immer en carrière, und da die Straßen nicht viel breiter sind als die Wagen selbst, so ist man in steter Angst, beim Umbiegen ein Haus anzurennen, oder mit zerbrochenen Achsen und zerrissenem Geschirr liegen zu bleiben. Aber so oft wir auch schon spazieren gefahren sind, so ist uns doch, gottlob, noch nie etwas Ernstliches passiert. Man kann eben die Geschicklichkeit der Kutschler nicht genug bewundern. Freilich,



Eine Partie Schandjochzig. Gemalt von Karl Böker.

was infolge der Schnelligkeit des Fahrens und der Enge der Straßen passiert, zumal wenn durch Haufen von Menschen gejagt wird, das erfährt man meistens erst später; so bemerke ich denn gleich hier, daß ein Wagen der Gäste bei der Rückfahrt, zwar glücklicherweise keinem Menschen, wohl aber einem Esel die Beine zermalmt haben soll. Bei uns dürften so schmale Straßen gar nicht befahren werden, oder höchstens im Schritt. Steht doch z. B. in unserm lieben Weimar, wo man die vorhandenen Wagen zählen kann, an allen Straßenecken „Schritt fahren.“ Und was für breite Straßen hat Weimar im Vergleich zu Sansibar! Passiert es nun gar, daß einem in diesen schmalen Gassen ein anderer Wagen begegnet, so ist das Unglück voll, man muß aussteigen, die Pferde werden ausgespannt, und die Wagen zurückgeschoben. Hilfreiche Hände sind übrigens immer bereit; überdies sind außer dem Kutscher stets noch zwei Lakaien auf dem Wagen, einer der vorn sitzt und ein anderer als Standesperson hinten. Diese reparieren etwa losgegangene Schnallen, zerrissenes Geschirr zc. auf der Stelle. Dergleichen ereignet sich nämlich bei jeder Fahrt.

Ehe man aus dem Hüttenstadtviertel herauskommt, schließt dasselbe links mit einem herrlichen, mitten in hohen Kokospalmen und buschigen Orangenbäumen gelegenen Anwesen ab. Es ist das ein dem französischen Bischof gehöriges Landhaus, das von einer sehr lebenswürdigen Französin bewohnt wird. Diese Dame ist uns persönlich bekannt. Sie verwendet ihre Reichtümer ausschließlich zu Samariterdiensten, verabreicht kranken Eingebornen unentgeltlich Medizin und nimmt sie, wenn es not thut, auch bei sich auf und verpflegt sie. Madame Chevalier, so heißt die Dame, die in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein muß und mir sehr sympathisch ist, hat noch eine Gefährtin, Mademoiselle Duclos, eine Elsaßerin, und beide Damen walten ihres schweren uneigennütigen Berufes mit großer Liebe und Hingebung. Madame Chevalier erzählt mir oft, mit welch widerlichen Krankheiten sie zu thun hat, und wie wenig Dank sie für ihre Thätigkeit erntet. Ja mit rührender Resignation erzählt sie mir, daß es auch wohl vorkäme, daß Kranke manchmal, um ihren bleibenden Dank für Verpflegung und Medizin auszudrücken, heimlich davongehen, zugleich mit den geliehenen Kleidungsstücken, der Bettwäsche und anderen leicht zu transportierenden Gegenständen.

Ist man aus der eigentlichen Stadt heraus, so kommt man über einen langen Damm, und nun geht's durch eine lange, stets sehr belebte Straße, die aus lauter Kaufläden besteht, aber sehr unangenehm zu passieren ist, da man hier die furchterlichsten Gerüche einzuatmen gezwungen ist. Hier liegen nämlich halbtrockene Haifische und andere Delikatessen der Eingebornen aus, die die Luft manchmal förmlich verpesten. Endlich gelangt man ins Freie und nun beginnt eine herrliche, leider nur zu schnelle Fahrt. Auf mein „asti“, „asti“ (langsam auf Hindustani) hört der Kutscher nicht, sondern jagt immer gleichmäßig schnell vorwärts. Hinter uns leuchte ein armes schwindstüchtiges Pferd bei dieser tollen Fahrt ganz entsetzlich — der Kutscher achtete aber nicht darauf.

Nun kommen wir an einem Landhause des Sultans, an verschiedenen Schambas reicher Hindus und Araber vorbei, und befinden uns unterdessen stets mitten in der prächtigsten Tropenvegetation. Nelfen und Zuckerrohrpflanzungen ziehen sich rechts und links hin, wir durchfahren Orangenwälder und befinden uns dann wieder in einer Allee von Arefapalmen und Kasuarinen, während sich ab und zu der Blick auf das Meer eröffnet, rechts aber die Landschaft durch anmutige mit Nelfenbäumen bestandene Hügel stets ein anderes Bild bietet.

Endlich langten wir um halb neun Uhr in Tschueni an. Wir wurden hier vom Vertrauten des Sultans empfangen, und sofort in einen mit Spiegeln und Kronleuchtern überreich dekorierten Riesensaal geführt, in dem wir zu einer schön gedeckten Tafel genötigt wurden. Feinstes Porzellan, schönes Damastischzeug, geschliffenes Glasgeschirr und Gold- und Silberzeug gab es hier in Überfülle. Der Tisch sah prachtvoll aus und war mit Blumen und Früchten schön geschmückt. Wir zählten zwölf verschiedene Sorten frischer Früchte: Ba-

nanen, Drangen, Apfel, Mangos, Ananas, Datteln, Feigen, Trauben zc. Natürlich hatte der Sultan sich die Äpfel aus Europa kommen lassen, ebenso die Trauben, denn obgleich es deren in Sansibar gibt — der französische Bischof schickte uns gleich nach unserer Ankunft eine Schüssel herrlich aussehender blauer, in Sansibar gewachsener Trauben — so sind sie doch sehr sauer.

Aber weiter in der Beschreibung der Festlichkeit. Eigentlich könnte ich sie mit drei Worten abmachen: Essen, Essen und nochmals Essen! Denn, wenn Du glaubst, es sei mit diesem ersten sehr vollständigen Frühstück vorbei gewesen, so irrst Du, wie Du gleich sehen wirst. Das Fest sollte den ganzen Tag dauern, wir mußten daher selbst für Unterhaltung sorgen. Aber da war ja im Hofraum ein Karussell mit einer Orgel. Das war schon etwas. Also nach dem Frühstück amüsierten wir uns mit Karussellfahren. Dann hat der Sultan dort draußen eine Zuckersfabrik und ein arabischer Scheich machte uns auf Wunsch des Sultans die ganze Fabrikation anschaulich, vom Beginn, wie das Zuckerrohr zerstampft wird, bis zu dem Moment, wo der Zucker geläutert herausfließt. Das war sehr interessant, nur war die Hitze in dem Raum entsetzlich! In den Tropen in einer Zuckersiederei!

Inzwischen boten Diener Limonade, Sherbet, Kaffee oder andere unschuldige Getränke an. So verging die Zeit bis zum zweiten Frühstück, das um eins serviert wurde. Gerhard hatte mittlerweile vergebens beim Vertrauten des Sultans durchzusetzen versucht, daß das Frühstück und das Mittagessen in einem serviert wurden, konnte aber nur erreichen, daß vom Abendessen abgesehen werden sollte, und auch das nur, weil er aufs bestimmteste erklärte, gegen acht Uhr abends wieder zu Hause sein zu müssen.

Dies zweite Frühstück war ebenfalls ein komplettes warmes Mittagessen. Nun packten auch die Herren ihre Vorräte an Getränken aus. Der Sultan, als strenger Mohammedaner, gibt bei seinen Gastmahlen weder Wein noch Bier, nicht einmal Sekt, den doch die meisten Mohammedaner zur „Limonade“ rechnen. Da ein guter Deutscher aber nicht wohl einen ganzen Tag ohne das ordentliche Maß zubringen kann, hatten die Herren mit Bewilligung des Sultans selbst für die Getränke gesorgt, so daß an nichts Mangel war.

Mittlerweile war es recht warm geworden. Einige Herren benutzten die Zeit, um die vom Sultan zur Verfügung gestellten Bäder zu gebrauchen, andere zogen sich zurück, um zu lesen, oder auch, wie Frau Buchholz sagt, „die Augen zu wärmen.“ Ich habe Gerhard, obgleich er für alle Fälle ein Buch mitgenommen hatte, stark im Verdacht, daß er, trotz der immer größer werdenden Hitze, augenkalt geworden war. Die Mehrzahl aber versammelte sich auf dem Balkon, der Schutz vor der Sonne bot und auf dem sich eine angenehme Brise vom Meere her verspüren ließ. Noch heute gedenke ich dankbar des Leutnants Jacobs von der Gneisenau, der in seiner unerschöpflichen Laune ein lustiges Stück nach dem andern erfand. Er arrangierte z. B. lebende Bilder, ohne irgend welche Dekorationsstücke; mein Regenmantel, Sonnenschirme zc. genügten ihm und erzielten den besten Effekt. Eine Scharade muß ich Dir doch vorführen: unser deutscher Diener Karl mußte fortwährend um einen der Herren herumspringen. Das sollte heißen: — Du wirst es wohl kaum erraten? — „der Knabe Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.“ Auch „und ich hab' sie doch nur auf die Schulter geküßt“ kam zur Aufführung zc.

Endlich war es fünf Uhr nachmittags geworden, und es ertönte der Ruf zum Mittagessen. Die Tafel im großen Spiegelsaal war wieder aufs reizendste dekoriert, frische duftende und farbenprächtige Blumen, sowie Berge der seltensten Früchte verdeckten das schöne Leinwandzeug und auch die Speisen ließen nichts zu wünschen übrig. Aber wer konnte, trotz der Reize derselben, noch essen! Hier hast Du das Menü, das wir auf schön gedruckten, mit den Initialen des Sultans versehenen Karten erhielten. Es wird Dich, da es in Sansibar in der Küche des Sultans zusammengestellt wurde, gewiß interessieren. Suppe, ein sehr schönes Fischgelee, Tauben mit grünen Erbsen,

Filet mit Austern, Rücken mit Champignons, gebratene Hammelteule mit Johannisbeergelee, Gänsebraten mit Äpfeln, Hühner und Ochsenzunge mit Bohnen, Enten mit Oliven, Gänseleberpasteten, Spargel, zwei Puddings, Büdler-Rustkautz, Nachtisch 2c. Dies alles, nachdem man schon den ganzen Tag über nichts weiter gethan wie essen! Gerhard brachte in sehr hübschen Worten das Wohl des Sultans aus, und der Vertreter desselben nahm den Toast entgegen, stieß aber mit Wasser an. Wir waren vom Wetter sehr begünstigt, denn obgleich wir jetzt in der Regenzeit sind, so daß es täglich wolkenbruchartig regnet, fiel kein Tropfen und es ging ein angenehmer Wind.

Es war schon dunkel, als wir zurückfuhren, aber wir kamen ohne Unfall wieder zu Hause an. Als wir indeffen abends zu Bett gehen, sehe ich, wie Gerhard Chinin nimmt. Auf meine Frage, ob er Fieber verspüre, antwortet er mir: „Ich nehme es, damit mir die Längeweile gut bekommt.“ Du weißt, wie wenig Gerhard solche „Bummeltage“ liebt. Hat man je so was gehört! Chinin gegen Längeweile!

Das Chinin spielt überhaupt eine große Rolle bei uns und ich bin froh, daß es wenigstens ein Mittel gibt, um alle bösen Einflüsse bekämpfen zu können. Gerhard sagt zwar, das Klima sei gar nicht so schlecht und er befände sich sehr wohl; dabei ist sein Appetit aber wie der eines Kindes, und auch mich hat das Fieber schon gepackt gehabt. Zehn Tage lang war ich sehr elend, ich litt nicht nur am Fieber, sondern auch am Magen. Nichts konnte ich bei mir behalten und ich habe sechs Tage lang nichts gegessen. Stets aber hatte ich großen Durst und ich habe einmal den Saft einer ganzen großen Ananas getrunken. Ich bin in dieser kurzen Zeit ganz mager geworden. Mein guter Mann aber, an dem eine Krankenpflegerin verloren gegangen ist, hat mich rührend gepflegt und mich schnell wieder hergestellt. Gerhard behauptet, meine Krankheit sei durch die Wohnung verursacht, in der wir uns jetzt befinden. Diese, die, wie ich Dir schrieb, Sir John Kirk uns zur Verfügung stellte, ist zwar sehr geräumig, das Haus ist aber alt und etwas baufällig. In unserm Schlafzimmer regnet es immer ein, so daß wir mit unsern Betten stets rücken mußten, je nachdem es hier und da durch die Lage träufelte. Dazu die entsetzlichen Moskitos, die, ich weiß nicht wie, trotz der Netze ihren Weg in das Innere der anscheinend dicht verhangenen Betten zu finden wissen.

Am Tage vor dem beschriebenen Feste gaben wir dem französischen Konsul und seiner Familie, unsern Bekannten von Tripolis her, das Geleite. Sie sind leider nach Port Said verlegt. Die vornehmsten Leute der europäischen Kolonie waren an Bord. Wir fuhren mit einem Boote der „Gneisenau“ hin und unser Boot war von allen Booten das schmuckste. Dies erkannten auch alle neidlos an. Unsere deutschen Jungen sehen so stramm und gesund aus, daß es eine wahre Freude ist.

Augenblicklich regnet es wolkenbruchartig. Ihr habt keinen Begriff von solchen tropischen Regengüssen. Bei uns würde man denken, die Welt ginge unter, hier aber geht das tagelang so fort. Spät nachmittags klärt es sich übrigens meistens auf. Ich habe mich eben über ein Negerkind amüsiert. Es stellte sich splitternaht unter eine Traufe und nahm so eine Douche. Da der Strahl sehr stark war und von sehr hoch herabkam, muß es ordentlich gepeitscht worden sein. Das Kind schrie denn auch und sprang wie ein Teufelchen umher, amüsierte sich aber herrlich. Die Pfützen werden auch gleich zum Wäschewaschen benutzt, und jetzt liegen überall Weiber an ihnen und klopfen ihre Wäsche. Andere sammeln das Regenwasser unter den Traufen. Im übrigen sind die Wäscheverhältnisse hier sehr traurig. Alle meine schöne Wäsche wird wohl bald hin sein. Sie wird hier auf Steine geschlagen, geklopft und mit Bimsstein gerieben, der Schmutz aber bleibt drin und nur die Wäsche verdirbt. Eine europäische Wäscherin könnte hier schönes Geld verdienen, den alle klagen, aber man thut nichts, um Abhilfe zu schaffen.

Kaisers Geburtstag wurde hier auch festlich begangen. Morgens zehn Uhr versammelten sich alle Deutschen bei uns und wir fuhren nach der „Gneisenau“, wo Gottesdienst statt-

fand. Alle Herren waren im Frack, Gerhard in Uniform. Die Offiziere waren natürlich auch alle in Gala und die Mannschaft in schönen weißen Anzügen. Mit Begleitung der Musikkapelle wurde zum Anfang und zum Schluß ein Choral gesungen, und Kapitänleutnant Buhrig las eine Predigt vor. Der Gottesdienst fand auf Deck statt und war sehr feierlich. Nachher lud uns Kapitän Valois ein, in seine Räume zu kommen, wo wir in Champagnerbowle auf des Kaisers Wohl tranken. Gerhard und ich fuhren dann gleich zurück, da um zwölf Uhr die Konsuln kommen sollten. Auch sämtliche Deutsche kamen nochmals und es wurde Sekt gereicht. Um zwölf Uhr feuerte die Gneisenau einundzwanzig Schuß ab und auch die beiden hier liegenden englischen, sowie des Sultans Kriegsdampfer gaben je einundzwanzig Schuß. Um sieben Uhr war Diner von dreißig Personen bei uns, ich nahm aber nicht teil an ihm. Ich unterhielt mich aber auch allein ganz gut, da die Gneisenaukapelle spielte. Gerhard brachte des Kaisers Wohl aus, es wurde dreimal begeistert „Hoch“ gerufen und „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen. Das ganze Haus war von den Matrosen der Gneisenau herrlich mit Palmen und Fahnen geschmückt. Geseißt wurde oben auf dem bedeckten flachen Dach, das auch mit Palmen, Fahnen und Blumen wundervoll geschmückt war. Der Sultan hatte so viel Blumen geschickt, daß der ganze Tisch damit bedeckt war und man kaum ein Tisch Tuch nötig gehabt hätte. Außerdem schickte er morgens zwei Kisten, Körbe voll herrlichen Obstes und andere in Sanftbar als Delikatessen geltende Sachen, z. B. Wiener Waffeln, Makkaroni, eingemachte Früchte mit deutschen Etiketten 2c. Auch lieferte er, was Euch gewiß sehr sonderbar vorkommen wird, verschiedene Formen sehr schönen Eises. Der Sultan hat nämlich eine Eisfabrik, aus welcher jeder Eis, und zwar zu verhältnismäßig billigen Preisen bekommen kann. Den Konsuln schickt er das Roheis ohne Bezahlung, und veranstalten sie größere Festlichkeiten, so sendet er ihnen auch zubereitetes Gefrorenes.

Man kann auch alle anderen leiblichen Genüsse in Sanftbar erhalten, zumal im Laden „der große Susa“, wo man von der Stednadel bis zum Hut, vom Mehl bis zu den feinsten Konserven alles kaufen kann. Der Name Susa bedeutet hier so viel wie bei uns Schulze oder Müller, denn jeder dritte Mann heißt so, auch unser Koch. Bei Susa habe ich mir schon ganz gute Schuhe machen lassen, und Gerhard einen weißen Anzug und einen Hut. Man sagt mir, daß Susa sogar Damentouilletten anfertigt, nur muß man ein Kleid als Modell mitgeben, dieses wird dann so genau als Muster benutzt, daß, falls sich ein Loch darin befindet, auch das nachgemacht wird (?). Es gibt hier auch einen sehr guten Fleischer, bei dem ich sogar meine schriftlichen Bestellungen auf deutsch machen kann. Das Rind- und Hammelfleisch ist recht gut, und es gibt gewöhnlich alle vierzehn Tage auch Kalbfleisch, was extra vorher angefragt wird. Wird aber ein Schwein geschlachtet, was sehr selten vorkommt, so wird vorher eine Subskriptionsliste herumgeschickt und man unterschreibt auf zwei, drei oder fünf Pfund, je nachdem der Bedarf. Man spricht davon, ein Abonnement auf Schweinefleisch einzurichten, so behaupten wenigstens die Spaßvögel. Hühner, Enten, Perlhühner, Tauben sind billig und gut. Butter gibt es selten, sie kommen dann aus Madagaskar. Gemüse gibt es wenig: eine Sorte Kohl, Spinat, Eierfrucht, Kürbis, Gurken, Tomaten 2c. Kartoffeln werden hier nicht gezogen, sie kommen aus Bombay, sind aber sehr gut. Hier wachsen süße Kartoffeln, die mögen wir aber nicht, oder doch höchstens als Püree mit einer scharfen Sauce.

Bull fängt an, sich an die Hitze zu gewöhnen und läuft, wie in Weimar, leidenschaftlich gern spazieren. Wir gehen täglich von halb fünf bis sechs Uhr mit ihm aus. Er ist hier ebenso gefürchtet wie in Weimar, aber er hat auch wie dort einige Häuser, die er auf seinen einsamen Spaziergängen mit seinem Besuche beehrt. Ich habe mich zu Kaisers Geburtstag über seine Klugheit amüsiert. Er sollte während des Dinners bei mir bleiben und ich hatte die größte Mühe mit ihm, da er

absolut fort wollte. Als er nun sah, daß ihm nichts half, that er, als wenn er sich übergeben müßte, denn er weiß, daß er dann immer hinausgejagt wird. Er erreichte damit auch seinen Willen und spazierte ganz vergnügt hinauf, hat alle Herren begrüßt und sich schließlich zwischen Gerhard und Valois hingelegt. Er schämte sich wohl, als einziger Herr bei mir bleiben zu müssen.

Neulich haben wir auch den Besuch des Sultans gehabt. Er ließ sich einige Tage vorher anmelden, da für seinen Besuch einige Vorbereitungen getroffen werden müssen. Über das Sofa im Saal wurden die deutsche und die sansibarische (ganz rote) Flagge gehängt, und wir hatten noch mindestens zwei Dugend Stühle hineintragen lassen, da der Sultan immer mit großem Gefolge kommt. Um neun Uhr morgens marschierte das Militär auf und bildete Spalier vom Schloß bis zu uns, etwa einen halben Kilometer weit, während die Musikkapelle sich vor unserm Hause aufstellte. Gerhard war in Uniform und ich hatte ein schwarzsamtenes Kleid an. Du rufst gewiß: „o, bei der Hitze“, aber es war mir gar nicht zu heiß, denn wir befinden uns jetzt in der sogenannten kühlen Jahreszeit, das heißt wir haben immer noch $+20$ bis 21° R. Tag und Nacht, aber kühler wird es hier nicht. Wir schlafen auch jetzt noch bei offenem Fenster, haben aber Jalousien vor.

Außer uns waren noch Dr. Jühlke und Herr Winkler zugegen. Um halb zehn Uhr fuhr der Sultan vor, das heißt, er mußte in einiger Entfernung von unserm Hause aussteigen, da unsere Straße so eng ist, daß unmöglich ein Wagen ganz herankommen kann. Er kam achtpännig angefahren, mit einem schön betretenen Kutscher und einem sehr eleganten Lakaien auf dem Bod. Vor und hinter dem Wagen sprengten berittene Leibwachen in roter Uniform. Gerhard und die beiden oben genannten Herren gingen dem Sultan entgegen, derselbe packte Gerhard am Arm und sie kamen so herauf. Ich begrüßte den Sultan am Eingang des Saals, er gab mir sehr freundlich die Hand, kniff mich tüchtig in den Arm und schob mich vor. Dann setzte er sich aufs Sofa unter die deutsche Fahne, Gerhard unter die sansibarische und ich nahm rechts vom Sultan Platz. Nun strömte das ganze Gefolge des Sultans herein, wenigstens dreißig Mann, darunter Brüder, Onkel und Verwandte des Sultans. Die Unterhaltung führten aber nur der letztere und Gerhard und zwar arabisch, wir andern saßen stumm wie die Fische herum. Der Sultan wandte sich dazwischen mit einer Frage an mich und Gerhard beantwortete sie. Unterdessen spielte die Musik die Nacht am Rhein und das Preußenlied. Es wurde Kaffee und Scherbet gereicht. Natürlich wurde dem Sultan zuerst präsentiert, er befahl aber durch eine Handbewegung, daß mir zuerst gereicht werden sollte, dann Gerhard und dann erst ihm. Er ist überhaupt sehr höflich, nicht mehr jung, nicht besonders schön, aber außerordentlich sympathisch. Er hatte ein weißes Gewand an und drüber einen schwarzen mit Goldblitzen besetzten Kaftan (wie die Russen) und auf dem Kopfe einen Turban. Am kleinen Finger der linken Hand hatte er einen haselnußgroßen Diamant. Dieser Besuch dauerte ein halbes Stündchen, dann zogen alle mit demselben Zeremoniell ab. Nun werde ich wohl nächstens die Sultanin besuchen müssen. Es gibt eine einzige Dame seines aus einundsiebzig Frauen bestehenden Harems, die diesen Namen führt. Gestern Abend ist er mit der ganzen Gesellschaft für zwei Tage auf ein Landhaus gefahren, damit sie sich dort an der freien Luft, am Karussell und an der russischen Schaukel erfreuen können. Sie dürfen nur in der Dämmerung ausfahren und ich glaube nur einmal im Monat. Es reitet dann jemand der ganzen Wagenreihe voraus und scheucht die Männer aus dem Wege.

Da es an Bismarcks Geburtstag furchtbar regnete und wir deshalb auf dem Dache nicht decken konnten, unser Wohnzimmer aber zu klein ist, verlegte Gerhard das Diner, an dem einige zwanzig Personen teilnahmen, ins Hotel, wo wir zuerst gewohnt haben. Das Fest ist dort sehr hübsch ausgefallen und das Diner soll ganz vorzüglich gewesen sein.

Inzwischen hat uns leider die Gneisenau verlassen. In

den letzten Tagen ihrer Anwesenheit fanden noch alle möglichen Festlichkeiten statt, wir speisten noch beim Kommandanten, die Offiziere gaben eine Bouteille an Bord, und auch an Land gab es Feierlichkeiten. Es wird nun ganz still hier werden und wir vermissen zumal den Kapitän Valois, der ein häufiger und stets gern gesehener Gast bei uns war.

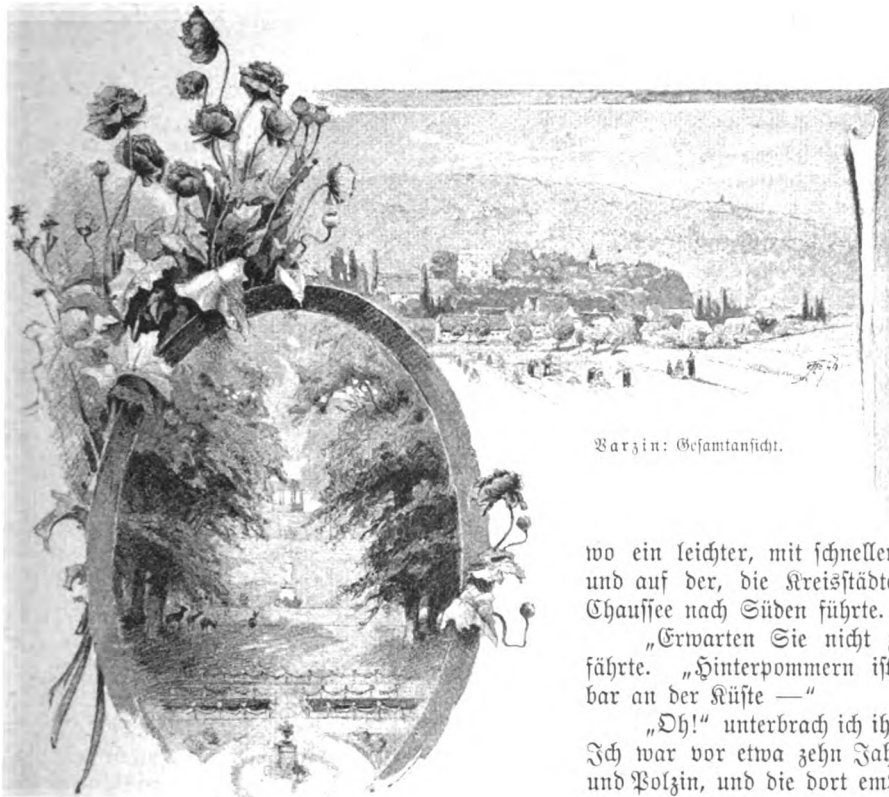
Jeden Freitag gibt es hier ein großes militärisches Schauspiel, nämlich morgens und nachmittags Parade vor dem Palais des Sultans. Die Soldaten sollen gut gedrillt sein. Ihr General ist ein Engländer, Namens Matthews, und dessen Adjutant ein Maltese. Augenblicklich gehen die Truppen mit ganz guter Musik durch die Straßen, gerade wie in Berlin und in allen deutschen Städten gefolgt von der johlenden Jugend und erwachsenen Nichtsthuern.

Heute haben wir wieder ein Diner. Es gilt Monseigneur de Courmont, évêque de Bodona, einem sehr liebenswürdigen Herrn, einem deutschredenden Vater, den vorhin genannten französischen Damen, dem Vertreter des französischen Konsuls Monsieur Piot, den jungen D'Swalds und einem ungarischen Baron, dessen Name so lang und schwer auszusprechen ist, daß wir ihn schlechtweg Baron Béla nennen.

Kapitän Valois, der uns fast täglich auf unsern Spaziergängen begleitete, wird nicht nur von uns vermisst, sondern auch von den vielen professionellen Bettlern. Unser gewöhnlicher Spaziergang führt in südlicher Richtung über einen breiten Damm nach dem Festlande. Auf diesem Damm geht man am liebsten gegen Abend spazieren, da man um diese Zeit den fahrenden und reitenden Eingebornen begegnet. Europäer sieht man nur selten und wir sind wohl die einzigen, die regelmäßig spazieren gehen. Höchstens begegnet man den Herren, die zum Lawn-Tennis-Platz pilgern, denn daß es einen solchen auch hier gibt, kannst Du Dir denken. Wo zwei oder drei Engländer versammelt sind, gibt es eine Kirche und einen Tennis-Platz.

Am Ende, dort wo der Damm sich mit dem Festlande vereinigt — wie komisch, daß man diese kleine Insel Sansibar als Festland bezeichnen muß, um sie von der noch kleineren Stadinsel zu unterscheiden — sitzen immer zwanzig bis dreißig Bettler jeden Alters und jeden Geschlechtes. Sie haben das Privilegium, hier milde Gaben entgegennehmen zu dürfen, und die Vorübergehenden bedenken diese Ausgestoßenen der Menschheit, denn meistens sind es Aussätzige oder mit Elefantiasis Behaftete — die wirklich so dicke Beine haben wie Elefanten — reichlich. Am meisten erhielten sie aber immer von Kapitän Valois, der vorher seine Taschen mit den dicken Kupfermünzen angefüllt hatte, und nun das Geld regnen ließ. Jetzt ersetzen wir seine milde Hand, und bei der Genügsamkeit der armen Geschöpfe, die still und duldbend auf dem Boden hocken, ist das auch keine allzu schwere Aufgabe. Einer dieser armen Leute, der am wenigsten widerlich aussieht, begrüßt uns schon von weitem und ruft: „yambo Bibi, yambo Bana“, — „guten Tag Herrin, guten Tag Herr“ — und wenn wir einmal einen Bettler übersehen haben, macht wieder dieser selbe uns auf unsere Unachtsamkeit aufmerksam. Vergnügt sind sie übrigens trotz ihres Elendes, denn wenn Bull einmal etwas zu dicht an sie heranzukommen sucht und sie beschuppert, so entsteht ein allgemeines Gelächter und Gekreische.

Unser Weg führt uns auch oft zur englischen Missionsstation, die jedenfalls eine der schönsten Lagen außerhalb der Stadt hat. Sie liegt mitten in einem schönen Park, denn Park darf man die Umgebung wohl nennen, obgleich von keinen kunstgerechten Wegen die Rede ist. Auch die Gebäude sind, von weitem gesehen, nicht nur großartig, sondern machen auch einen wundervollen, fast mittelalterlichen Eindruck. Dieser schöne Anblick wird noch durch das riesige Kreuz erhöht, welches über all den hohen Palmen hervorragt und das große Gebäude krönt. Gerhard, der sich sehr für diese Anstalt interessiert, hat mich auch schon einmal in das Innere hineingeführt und die Missionare zeigten uns sehr bereitwillig und liebenswürdig ihre Anstalt.



Aus Varzin: Bild in den Park.

Varzin.

In der fernen Sübsee, deren eine Inselgruppe seit der deutschen Besitzergreifung den Namen Bismardarchipel trägt, ist einer Insel dieses Archipels der Name Neupommern beigelegt; zu ihr gehört die bergige, waldbedeckte Gazellenhalbinsel, deren höchster Punkt eine weite Aussicht auf Land und Meer gewährt. Dieser Berg auf Neupommern ist Varzin benannt worden, heißt also ebenso wie das noch vor zwanzig Jahren fast unbekannte Dorf in Hinterpommern, dessen Name freilich seit 1867 tausendfach in Wort und Schrift wiederholt und in aller Welt Munde gewesen ist. Der Berg Varzin hält auch in jenen fernen Gegenden die Erinnerung wach an alle die Gedanken und Pläne, die im pommerschen Varzin entstanden und gefördert sind, und soll die an ihm vorbeifahrenden Seeleute mahnen, des Mannes zu gedenken, der deutschen Ruhm und deutsche Größe wie kaum ein anderer erhoben und gefestigt hat. Nicht aber von jenem fernen Varzin will ich heute den Lesern berichten, sondern von dem traulichen Schloß und Dorf in Hinterpommern, dem Lieblingsitz des Reichskanzlers, dem er trotz Schönhäusen und Friedrichsruhe noch immer dieselbe Zuneigung wie früher bewahrt hat, und zu dem mich vor kurzem ein glücklicher Zufall geleitete. — Im Beginn des Herbstes saß ich nach vollbrachtem Tagewerk am Abend in einem Hotel in Rügenwalde; meine für den folgenden Morgen geplante Abreise hatte aufgeschoben werden müssen, und mißmutig sann ich darüber nach, wie der folgende Tag in dem kleinen Rügenwalde hinzubringen sei, als mir plötzlich Varzin, kaum drei Meilen von dem

nahen Schlawe entfernt, in den Sinn kam, und zugleich der langgehegte Wunsch wieder in mir erwachte, diesen Besitz des Fürsten Bismard kennen zu lernen. Mein Gegenüber, ein Grundbesitzer aus einem der Nachbartreise, lobte meinen Plan und lud mich ein, morgen mit ihm mit der Eisenbahn nach Schlawe zu fahren und von da ab seinen Wagen zur Fahrt bis zu dem Bismardschen Dorfe Wuffow zu benutzen, wo er zu thun habe. Von dort sollte ich leicht zu Fuß nach Varzin gelangen können; zurück böte die Eisenbahn von Hammermühle, dicht bei Varzin, die beste Gelegenheit. Schnell schlug ich ein, und der nächste Morgen fand uns gegen zehn Uhr auf dem Bahnhofe in Schlawe,

wo ein leichter, mit schnellen Pferden bespannter Wagen uns erwartete und auf der, die Kreisstädte Schlawe und Rummelsburg verbindenden Chaussee nach Süden führte.

„Erwarten Sie nicht zu viel von der Gegend“, sagte mein Gefährte. „Hinterpommern ist zwar mein Vaterland, aber hier, unmittelbar an der Küste —“

„Oh!“ unterbrach ich ihn, „machen Sie Hinterpommern nicht schlecht. Ich war vor etwa zehn Jahren einmal in der Gegend von Tempelburg und Polzin, und die dort empfangenen landschaftlichen Eindrücke gehören zu meinen schönsten Reiseerinnerungen. Wie wunderschön ist zum Beispiel der Blick vom Königswerder bei Draheim auf die mächtige, schimmernde Fläche des großen Drazigsees mit seinen Waldufern, und wie lieblich ist die Gegend bei Polzin und der Unterförsterei Fünffsee — Wirklich, Hinterpommern besitzt schöne Landschaften in Menge, und Sie dürfen Ihre Heimat nicht gering schätzen.“ So sprach ich und erging mich noch des weiteren im Lobe Pommerns.

Mein Gefährte war sichtlich über meine aufrichtige Anerkennung seiner Heimat erfreut, sein Herz ging auf, die Schleißen seiner Verebbarkeit öffneten



Aus Varzin: Die Ecke des neuen Teils vom Schloß mit Fürst Bismarcks Arbeitszimmer.

sich, und während wir schnell auf der Chaussee den südlich sich zeigenden Hügelgruppen und den hinter ihnen liegenden Varziner Gütern zueilten, erfuhr ich alles, was meine Kenntnisse über die Gegend erweitern und auffrischen konnte. Vorläufig zeigten sich in rascher Folge die in unmittelbarer Nähe der über flaches, freies Feld führenden Chaussee liegenden Rittergüter Qualzow, Rufferow und Wusterwitz, von denen mir als hübsch gelegen das dem Herrn von Below-Saleske gehörende Rufferow auffiel; hinter Wusterwitz standen an der Chaussee uralte Buchen und Eichen und bald umgab uns der meilenweit sich erstreckende, teils zum Gute Wusterwitz, teils zu den Herrschaften der Fürsten von Hohenzollern und Bismarck gehörende Wald.

„Sie wissen“, erzählte mein Gefährte, „daß Fürst Bismarck die Herrschaft Varzin schon 1867 von seiner 400 000 Thaler betragenden Dotation dem bisherigen Besitzer, einem Herrn von Blumenthal abkaufte; sie bestand, abgesehen von Varzin selbst, damals aus vier andern Gütern: Wuffow, auf dessen Areal wir uns gerade befinden, Pudiger, wo der Fürst, damals noch Graf, beim Sturz mit dem Pferde drei Rippen brach, Chomitz und Wisdom, sowie dem Vorwerk Charlottenthal. Er kaufte dann noch Seelitz und 1874 Alt-Chorow, sodaß jetzt sieben Rittergüter, außer Charlottenthal, zur Herrschaft Varzin gehören. — Für die ausgedehnte Besitzung, deren 30 000 Morgen aber zum Teil sehr schlechten Boden haben, ist seit 1867 ungemein viel gethan worden. Namentlich sind die Waldbestände wesentlich gebessert und man

hat dadurch einen Absatz für das Holz geschaffen, daß an dem die Herrschaft durchströmenden Wipperflusse in geringer Entfernung von Varzin Holzpapier- und Pappfabriken gebaut sind, die, mit aller Kunst der Neuzeit von Pächtern betrieben, reichen Ertrag abwerfen. Neuerdings führt auch eine vom Fürsten gebaute Chaussee von Wuffow durch Varzin nach dem Wipperthale, während die hier die Besitzung durchschneidende Eisenbahn Varzin sowohl mit der Bahnlinie Stettin-Danzig, wie mit der königlichen Ostbahn in Verbindung bringt. Sie sehen, daß Varzin in ausgiebigster Weise mit den Hauptverkehrsadern der Provinz verbunden ist, wenn es auch über drei Meilen von Schlawe, der nächsten größeren Stadt, entfernt liegt. Sie hätten Varzin früher sehen sollen, — das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Jeder Kenner merkt sofort, daß der Besitzer ein Mann ist, der nicht nur ein Land, sondern auch ein Gut verwalten kann!“

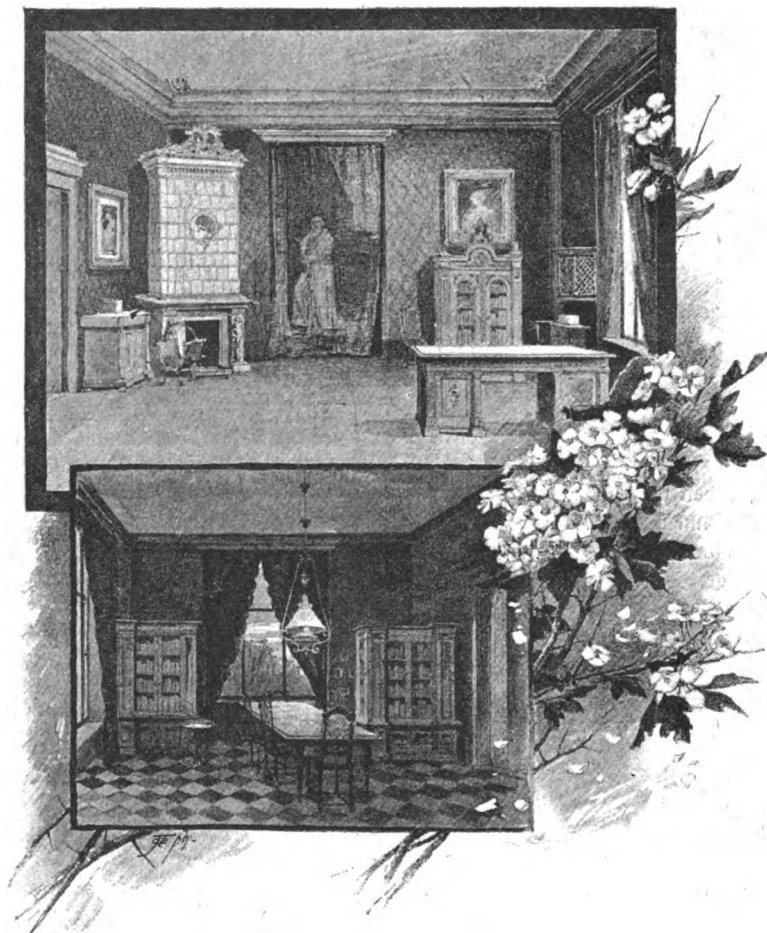
Wir waren unterdes durch die Forsten hindurch auf freies, weisses Land gekommen und vor uns lag Wuffow, das Pfarrdorf von Varzin, mit seiner hochgelegenen Kirche; auf einer Wiese, nahe am Dorfe, standen ein halbes Duzend Rehe, un-

bekümmert um die auf dem Felde arbeitenden Leute und das Geräusch unsers Wagens.

„Früher gab es hier nur wenig Wild“, meinte mein Begleiter, „aber der Fürst, der ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber ist oder wenigstens war, schloß bald nach seiner Hierherkunft mit den Nachbargütern einen Vertrag zur Schonung des Wildes, und jetzt sieht man die Rehe oft in Rudeln von sechzig bis siebzig Stück; sie kommen dicht an die Dörfer heran und sind in Varzin oft sogar im Garten.“

Unser Wagen fuhr rasselnd auf dem Steinpflaster nach Wuffow hinein — ein Dorf wie viele andere in den östlichen Provinzen, mit einfachem, wohl vom Inspektor bewohntem

Gutshause und gut gehaltenen, aber keineswegs großartigen Wirtschaftsgebäuden. Hier verließ ich den Wagen, mein Begleiter zeigte mir noch den Weg und ich setzte meine Reise zu Fuß nach Varzin fort, das etwa drei Kilometer von Wuffow entfernt liegt. Zuerst sieht man von dem hinter Anhöhen liegenden Dorfe nichts; hat man letztere erstiegen, so zeigt sich das Dorf in der Tiefe liegend, das Schloß aber bleibt durch die Bäume des Parks verdeckt, während rechts, südlich vom Wege, der den Park bildende Buchenwald sich erhebt und jenseits des Dorfes bewaldete Hügel die hübsche, friedliche Landschaft abschließen. Links von unserm Wege, aber von diesem aus nicht sichtbar, liegt, vielleicht eine halbe Stunde entfernt, der unbedeutende Varziner See, an dessen Ufern früher Reiherr in großer Zahl nisteten. Namentlich nahe vor dem Dorfe



Aus Varzin: Graf Herberts und der Räte Arbeitszimmer, unten die Bibliothek.

führt ein Privatweg rechts am Rande des Parkes direkt nach dem Schlosse; wir setzen aber unsern Marsch auf dem Hauptwege nach dem Dorfe fort, das übrigens nichts Besonderes zeigt und außer den in mehreren Gruppen verteilt liegenden Wirtschaftsgebäuden nur Tagelöhnerwohnungen alter Art und einige Bauernhöfe zeigt. Die auf der hier befindlichen fürstlichen Oberförsterei angebrachte Bitte, Schloß und Park besichtigen zu dürfen, wird freundlich gewährt, da der Fürst nicht anwesend ist, und ich wende mich schnell dem am Südeinde des Dorfes liegenden Schlosse zu, dem eigentlichen Ziele meiner Reise.

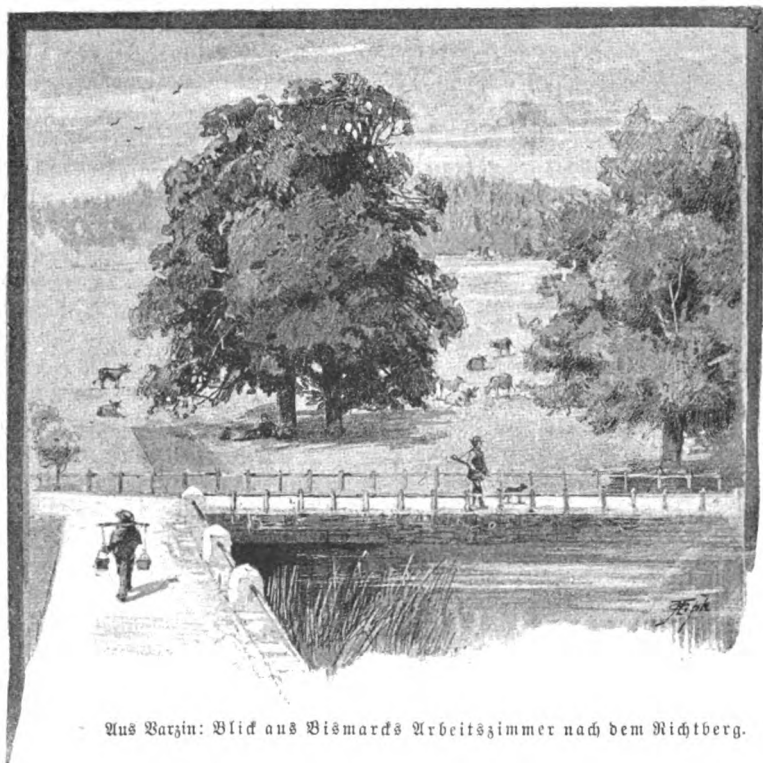
Den meisten Besuchern Varzins wird es gewiß ähnlich gehen wie mir: sie werden, wenn sie den Schloßhof betreten, zuerst das Gefühl einer gewissen Enttäuschung empfinden. Ist dies das Schloß des Fürsten Bismarck, des Reichskanzlers, der außer der Herrschaft Varzin noch den mächtigen Sachsenwald, Reinsfeld und Schönhausen besitzt? Dieses gelbgetünchte, einfache einstöckige Haus, mit vier Fenstern Front im Erdgeschoß und fünf Fenstern Front im ersten Stock, mit seinen beiden niedrigen lang vorspringenden Flügeln, die einen ziem-

lich engen, kahlen Hof einschließen und augenscheinlich als Logierräume für Fremde, hauptsächlich aber als Wirtschafts- räume, Wohnungen für Dienerschaft und dergleichen benutzt werden? Vom Hofe aus gesehen, entspricht das Schloß in der That keineswegs dem Bilde, das man sich vom Wohnsitz eines Grandseigneurs macht, und auf vielen Gütern einfacher Landedelleute finden sich weit stolzer blickende Herrenhäuser. Aber dieser Blick von der Hofseite auf das Barziner Schloß ist auch der ungünstigste, den rechten Überblick gewinnt man erst von den Höhen des Parkes; man sieht nämlich dann, daß außer dem am Ende des XVII. Jahrhunderts von einem Herrn von Bzewitz gebauten, vorher erwähnten Hause auch die beiden Flügel bis zur Rückseite nach dem Park zu weitergehen, daß ein Gewächshaus an den westlichen Flügel angehängt und dem östlichen Flügel ein Anbau hinzugefügt ist; schließlich hat Fürst Bismarck selbst in den siebziger Jahren an der Ostseite des Hauses durch Berliner Architekten einen einstöckigen Anbau neu errichten lassen, der zwar äußerlich sehr einfach gehalten, aber doch mit prächtigen, vornehmen Räumen ausgestattet ist. So stellt sich das Schloß, vom Park aus gesehen, als ein über hundert Schritte langer Bau dar, der sich aus mehreren Häusern mit verschiedenartigen Dächern zusammensetzt, und gerade durch diese Verschiedenheit malerisch und originell wirkt. Das ganze Haus ist mit Ausnahme des grauweiß gehaltenen Neubaus gelb getüncht. Vom Hofe aus ersteigt man auf vier Stufen die zeltartig überdachte Vortreppe und tritt dann in das Haus, das nun schon seit achtzehn Jahren so oft den großen Staatsmann Deutschlands zur Ruhe und Erholung in seinen Mauern gesehen hat.

Das ursprüngliche, alte Herrenhaus, das massiv gebaut ist und in seinem Frontgiebel über dem ersten Stock das Wappen der Familie von Blumenthal zeigt, enthält in seinen beiden Geschossen außer der Flur und dem Treppenhause acht Zimmer, von denen die vier sehr geräumigen des ersten Stocks Logierzimmer, die des Parterre Wohn- und Gesellschaftsräume sind; daran schließen sich die teils als Schlaf-, teils als Gesellschaftsräume benutzten nach dem Park gelegenen Zimmer der beiden Flügel und schließlich im Osten der neue Anbau, der im Parterre lediglich die vom Fürsten bewohnten Räume, im oberen Geschos Schlaf- und Gesellschaftsräume enthält. Uns interessieren hauptsächlich die Parterrezimmer, die, im Laufe zweier Jahrhunderte entstanden, verschieden hoch sind; aber gerade in dieser Verschiedenheit spürt man den Geist der einzelnen Erbauer und ihrer Zeit. Das Haus bekommt dadurch etwas Gemütlisches und Wohnliches. Aus der einfachen, mit einigen Geweißen geschmückten Eingangshalle — ich finde keinen andern Ausdruck, obwohl das Wort „Halle“ für den zimmerartigen Raum nur schlecht paßt — gelangt man geradeaus weitergehend in das nach dem Park gelegene, ziemlich enge Treppenhause, das fast ganz durch eine alte, schwerfällige Eichenholzstiege ausgefüllt wird; eine Thür führt von hier auf die Veranda des Gartens. Nach der Eingangshalle zurückkehrend, wenden wir uns zuerst in das links liegende Zimmer, das mit seinen beiden Fenstern auf den Hof hinausgeht, in früherer Zeit, ehe der neue Anbau existierte, das Arbeits- und Wohnzimmer des Fürsten war und jetzt als Arbeitszimmer seiner Begleiter, des Grafen Herbert, des Legationsrats Bucher und anderer, aber auch als Empfangszimmer benutzt wird; der Blick aus den Fenstern auf den kahlen Hof ist nicht besonders freundlich, die Einrichtung ist, wie im ganzen Hause, zwar nicht luxuriös, aber gediegen und vornehm. Sie besteht hier aus Eichenmöbeln. Auffallend ist es, wie wenig Ölgemälde, überhaupt Kunstgegenstände von größerem Wert in den Zimmern vorhanden sind; man findet nur wenige Ölbilder, einige Vasen und Bronzestatuen, hauptsächlich aber Kupferstiche und Holzschnitte und, noch zahlreicher als diese, Photographieen. Nirgendso begegnet uns jenes tausendfache Allerlei, jene Fülle von kostbaren Kleinigkeiten und Schmuckgegenständen, die neuerdings zur Ausstattung eines eleganten Hauses gehören. In diesem ersten Zimmer findet man große Photographieen, u. a. eine, die den König am

Morgen der Schlacht von Königgrätz, von seinen Generalen umgeben, darstellt, ferner aber auch ein wirkliches Kunstwerk, einen dem Fürsten geschenkten Gobelinteppeich (als Thürvorhang): Heinrich IV im Schloßhof von Canossa. — Ein Kamin, mit Ofen verbunden, ist natürlich auch in diesem Zimmer; ich sage „natürlich“, weil es wohl kaum ein Zimmer im Schlosse gibt, in dem sich nicht dieses Lieblingsmöbel des Fürsten findet. Aus diesem Raum, der in der Erinnerung an frühere Jahre unwillkürlich feierlich stimmt, gelangt man in das elegant, wenn auch keineswegs üppig ausgestattete Zimmer der Fürstin, in dem man mit Freude die Beobachtung macht, daß sich auch diese nur ungern von älteren, ihr liebgewordenen Möbeln trennt; das hübscheste an diesem Zimmer, so angenehm und freundlich es auch durch seine Einrichtung und seine Größenverhältnisse wirkt, ist aber der entzückende Blick ins Freie, auf den Park mit seinem bis zum Tempel auf der Höhe ansteigenden Doppelwege, der uns sofort verstehen läßt, warum der Fürst einst gerade Barzin gekauft hat, und warum er es bis auf den heutigen Tag besonders liebt. Man sieht nämlich fast unmittelbar in einen prachtvollen Buchenwald auf nicht unbedeutender, ansteigender Höhe, vom Hause nur durch einen schmalen Garten getrennt, so recht ein Bild des deutschen Waldes mit seinem Schatten und heiligen Grauen. Man weiß ja, wie enthusiastisch der Reichskanzler die Natur und namentlich den Wald liebt, wie begeistert er früher dem edlen Weidwerk oblag. Sind doch auch hier die Wände des großen oberen Treppensflurs bedeckt mit Jagdtrophäen aller Art. Auf der Veranda in Barzin, oder am Fenster eines der auf den Park blickenden Zimmer, am besten aber im Parke selbst, versteht man leicht die Worte, die Fürst Bismarck einmal vor langer Zeit an Frau von Arnim, seine Schwester, schrieb: „Ich habe rechte Sehnsucht nach Land, Wald und Faulheit“ oder die bekannte Stelle aus einem Briefe des Jahres 1851 an die Fürstin: „Mir ist, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet, gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, dir und den Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt.“ Diese Liebe zur Natur, zum Walde, diese Lust am Umherschweifen auf Heide und Flur, die Jagdleidenschaft der jüngeren Jahre, sie waren es, die dem Fürsten Barzin mit seinem Wald am Hause, mit seinen ausgedehnten Forsten begehrenswert erscheinen ließen, und die ihn immer wieder dorthin zurückführen.

An das Zimmer der Fürstin schließen sich Voudoir und Schlafzimmer. Jenseits des Treppensflurs ist ein Gesellschaftsraum, der seine Verlängerung in einem Billardzimmer findet, von dem aus Glashüren nach dem Garten und dem Gewächshause sich öffnen. Nach dem Hofe zu liegt das Eßzimmer, in dem alte eingelegte Möbel unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen — im allgemeinen aber bieten alle diese Räume in ihrer Ausstattung kaum etwas Besonderes, sie sind die Wohnräume eines vornehmen Hauses, aber ohne besonderen Glanz. Wir kehren durch die „Eingangshalle“ in das zuerst erwähnte Canossazimmer zurück und gelangen durch dieses in einen längeren Korridor, der uns dem neuen östlichen Anbau, dem Kastell des Fürsten zuführt. Die Zimmer dieses, nach den Entwürfen des Reichskanzlers selbst erbauten Flügels machen einen etwas andern Eindruck als die übrigen Räume des Schlosses, sie sind höher, luftiger, mit breiten Fenstern ausgestattet, aus denen man entzückende Ausichten auf den Buchberg des Parkes, auf den Richtigberg — eine südöstlich am Schloß liegende bewaldete Anhöhe — überhaupt auf Park und Gut genießt. Die aus meist hellen Eichenmöbeln zusammengestellte Einrichtung ruft den Eindruck der Behaglichkeit, nirgends aber den der Weichlichkeit hervor. Da ist zuerst das Vorzimmer, aus dem man in die Bibliothek gelangt; in letzterer sind die Bücher, zum Teil sehr schön eingebunden, in Schränken untergebracht. Sie scheinen der Mehrzahl nach politischen, geschichtlichen und nationalökonomischen Inhalts zu sein, auch eine Geschichte Stendals ist vorhanden, jener Stadt, in der bekanntlich Bismarcks Ahnen einst eine bedeutende



Aus Varzin: Blick aus Bismarcks Arbeitszimmer nach dem Richtberg.

Rolle spielten, und deren Ehrenbürger er seit 1875, dem Jahr seines sechzigsten Geburtstages, ist. Als Wandschmuck sind hier große Holzschnitte aus der heiligen Geschichte und einige Porträts von Ahnen des Fürsten angebracht. Uns zieht es natürlich schnell in das Wohn- und Arbeitszimmer des Fürsten, das mit seinem, auch auf einem unserer Bilder enthaltenen Erker, mit seiner lieblichen Aussicht auf die Buchen des Parks, auf die Felder und Waldhügel des Gutes der anmutendste Raum im ganzen Schlosse ist. Die Wände sind hier hoch mit Holz getäfelt, die Decke zeigt in ihrer Anlage eine gewisse Schwere und das Eigentümlichkeit ist aber ein riesiger, fast die ganze Wand einnehmender, aus grünen, glasierten Kacheln erbauter Kamin, so groß, wie ich noch nirgends, auch nicht in Frankreich, eine ähnliche Feuerstätte gesehen habe; er enthält neben anderem Schmuck in einer Nische die weiße Büste des Kaisers, als dessen Diener und Vasall Bismarck sich so gern selbst bezeichnet. Auch Wappen verschiedener Art zieren ihn und in der Mitte steht der eigengewählte Wahlspruch des Fürsten: „In trinitate robur“, den er Wilhelm Busch gegenüber einmal mit den Worten verdeutschte: „Im dreieinigen Gotte meine Kraft.“ Das wird gewiß richtig sein, aber den eigentlichen Bismarckschen Wahlspruch hat der eiserne Kanzler auch zu wahren gewußt: „Das Wegefräut sollst stehn la'n, Hüt

di, Jung', 's find Messeln dran!“ In dieses Zimmer paßt die Redengefalt des Fürsten am besten hinein, seine Einrichtung ist etwas schwer, aber doch gemütlich und jedenfalls originell; vom Arbeitstisch aus schweift der Blick leicht über die sonnige Landschaft, und der Platz am Kamin wird seinesgleichen schwer finden, wenn riesige Eichenflöße auf den mächtigen Kofst gelegt sind und lustig prasselnd langsam verbrennen. Ungern verlassen wir dieses Zimmer, dem sich die Schlafkammer unmittelbar anschließt — aber mächtig treibt es uns hinaus in den herrlichen Wald, zu den Buchen und Eichen des Parkes!

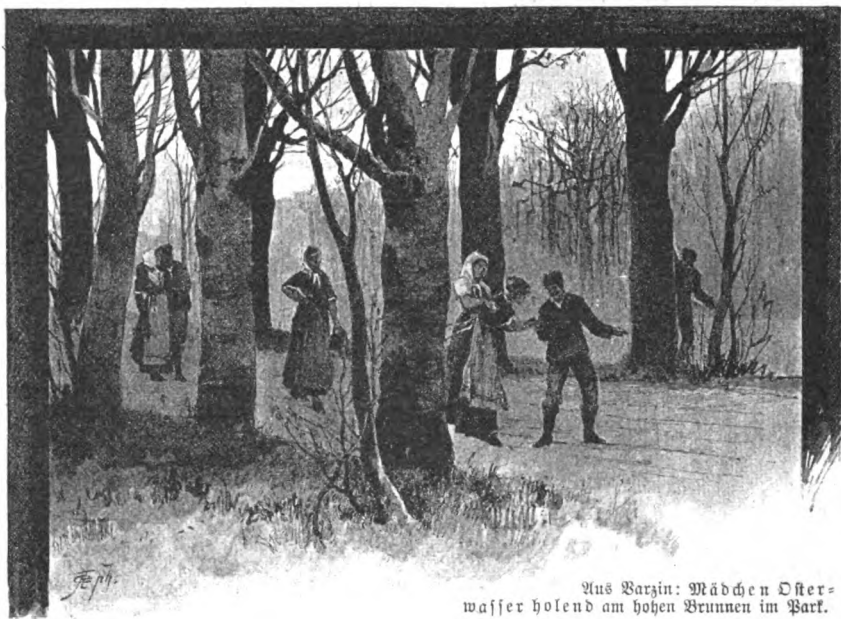
Es gibt gewiß noch schönere und kunstvoller angelegte Parks und Gärten, als den von Varzin, aber kaum wird einer zu finden sein, in dem so prächtiger Wald unmittelbar an das Wohnhaus herantritt. Zwischen beiden liegt nur ein schmaler Garten, ohne höheres Gebüsch, mit Blumenbeeten, Rasen, einigen Statuen und einem schmalen Teich, über den in der Verlängerung der Veranda eine weiße Brücke führt, und der wohl das Reservoir für das am Fuße der Höhe sich sammelnde Wasser bildet. Jenseits der Brücke steigt dann die mit alten Stämmen dicht besetzte Höhe an, ein nicht unbedeutendes Wäldchen, das durch zahlreiche, gutgehaltene Fußwege, durch einige Fahrstraßen und in der Mitte durch einen terrassierten, breiten Doppelweg durchschnitten wird; letzterer führt geradewegs die Höhe hinan, auf der ein kleiner bingengebäcker Holztempel für den auf der Veranda Stehenden den Abschluß bildet, wenn auch der Weg sich noch jenseits des Tempels fortsetzt. Der Park enthält hauptsächlich Buchen, hier und da auch Eichen in sehr schönen Exemplaren, in den

entfernten Teilen Nadelholz, namentlich auch auf den in den Park hineingezogenen Ruppen des Richtberges, zu denen man auf gutgepflegten Wegen, über einen, einen schnellfließenden Bach überbrückenden Steg gelangt, in welcher einige herrliche alte Eichen stehen. Vom Richtberge aus, aber auch auf anderen Wegen erreicht man schnell die Varziner Forsten und das nur etwa drei Kilometer entfernte Wippertal, dessen Fabriken bei der Fuchsmühle und Hammermühle gewiß oft vom Fürsten besucht werden. Nirgends ist der Park, ganz im Gegensatz zu Friedrichsruhe, von einer Mauer oder Einzäunung umschlossen, oft hören die Wege gestellartig einfach am Rande des Holzes auf, so daß man im Herbst, oder wenn der Acker gerade brach liegt, zu Pferde oder zu Fuß sofort ins Freie hinaus gelangen kann. Die Rehe sollen oft, wie mir erzählt wurde, dicht an das Schloß herankommen und auch jetzt, als ich am Rande des Parkes stehend einen Blick auf das Feld warf, standen sie in größerer Zahl dicht vor mir. Es sah so aus, als ob sie nach ihrem Herrn aus-



Aus Varzin: Der hohe Brunnen im Parke.

schauten, der ja auch noch vor kurzem dagesewesen war. Auch ich dachte, als ich mit vollem Behagen an der frischen, würzigen Luft im stillen, hohen Walde dahinschritt, der Fürst müsse mir entgegenkommen, mit seiner mächtigen Gestalt, im Jagdrock und Schlapphut, den Stod in der Hand, vielleicht mit Schmierstiefeln angethan, in denen er sich ja „am wohlsten“ fühlt, weit weg von der Zivilisation.“ Kam er nun selbst auch nicht, so spürte man doch gerade im Park, seinem Lieblingsaufenthalt, seinen Geist und seinen Einfluß; überall sieht man, wie umsichtig für die jungen Schonungen gesorgt ist, wie gut auch die schmalsten Wege gehalten, mit welchem Verständnis die Bänke im Park mit dem Blick auf eine hübsche Aussicht oder auf eine schöne Baumgruppe angelegt sind. Einen hübschen Blick auf Wald und Schloß hat man vom Tempel auf der Höhe; noch näher dem Schlosse, abseits vom Hauptwege, auf steiler Höhe liegt ein zweiter binsengebedelter und mit Schutzwänden gegen den Wind versehener Holzbau, zu dessen Füßen, kaum hundert Schritt vom Hause, ein munterer Quell sprudelt „der hohe Brunnen.“ Ein mit Feldsteinen eingefasstes rundes Bassin nimmt das klare Wasser auf, eine schmale Holzbrücke, nur auf einer Seite mit schwankem Geländer versehen, führt durch das Bassin zum Quell, neben dem ein einfacher Holztisch zum Hinsetzen des Kruges oder Glases steht; manchmal hat hier der Fürst einen frischen Trunk geschöpft, wenn nicht Professor Schwenninger sein Beto gegen das Trinken am Morgen eingelegt hat. Von hier aus führt eine schöne Allee prächtiger Buchen an der Westseite des Schlosses, am Gewächshause vorbei zum Dorfe — wie manches zärtliche Wort, wie mancher Kuß mag hier gewechselt sein, wenn die der Landesfite folgenden Varziner



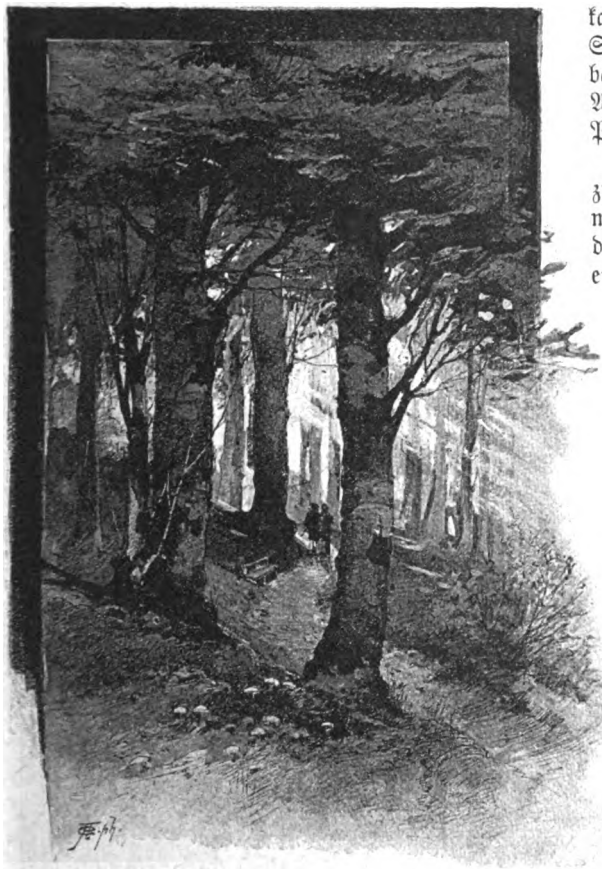
Aus Varzin: Mädchen Osterwasser holend am hohen Brunnen im Park.

Mädchen im Grauen des Morgens vom hohen Brunnen Osterwasser holten und von ihren Liebhabern erwartet wurden. Eigentlich darf hierbei kein einziges Wort gesprochen werden, also auch kein Wort des Widerspruches.

Wie sehr Fürst Bismarck an seinen Begleitern aus dem Tierreiche hängt, ist jedermann bekannt. Der „Reichshund“ Tiras kommt ihm nicht von der Seite, und auch hier im Park stößt man mehrfach auf Dentzeichen an solche Freunde aus früherer Zeit; da liegen zwischen Schloß und Tempel, auf halber Höhe des Doppelweges Sultan, der Vorgänger des jetzigen Favorithundes, auch Sultl genannt, und seine Freundin Flora, auch Flörchen gerufen, begraben, zwei kleine Steinplatten mit den Namen bezeichnen die Ruhestätte ihrer Überreste. Jenseits des Tempels, auf einer breiten Kuppe des Buchberges zieht ein auffallend langes und breites Grab die Aufmerksamkeit auf sich, die Aufschrift auf einer Steinplatte lautet: „Röschen 1866 bis 1884“ und hält die Erinnerung an das Pferd wach, das den Reichskanzler 1870 getragen und nun hier Ruhe gefunden hat. Wie im Schlosse sich oft die Freude am Gewohnten und Althergebrachten bemerkbar macht, so zeigt sich auch hier im Park deutlich die Neigung, das Alte zu konservieren, die Erinnerung an Liebgewordenes, selbst an Pferde und Hunde, wach zu halten.

Pfeilschnell fliegt die Zeit dahin, die dem Aufenthalt in Varzin zugemessenen Stunden sind schon fast vorüber, und wohl oder übel muß der Park verlassen werden, aber ich darf noch einmal in die Zimmer des neuen Anbaues blicken, um ihre Erscheinung recht meinem Gedächtnis einzuprägen. Welche Erinnerungen müssen sich für den Fürsten an die Räume des Varziner Schlosses knüpfen, Erinnerungen rein privater, aber auch hochpolitischer Art. Wir gewöhnlichen Sterblichen wissen nur, daß er hier Ruhe und Erholung von schwerer Arbeit gefunden, daß er hier Krankheiten selbst lebensgefährlicher Art durchgemacht hat, wie jene Nervenkrankheit im Jahre 1870 vor Ausbruch des Krieges, oder daß hier Familienfeste, z. B. die silberne Hochzeit des fürstlichen Paares 1872 gefeiert worden sind; wir hören auch dann und wann, daß irgend ein Staatsmann oder Botschafter dort gewesen ist oder gewesen sein soll — aber was in dieser Waldeinsamkeit im Herzen und Kopf Bismarcks gelebt hat, das können wir nur ahnen.

Noch ein Blick aus dem Erkerfenster des Arbeitszimmers auf die sanft ansteigende Höhe des Buchberges mit den prächtigen Baumgruppen dicht am Schloß, ein Lebenswohl dem Wahlsprüche „in trinitate robur“ am großen Kamin und dann durch das Canossazimmer mit der jetzt zusammengekrachten Portiere auf den Hof und in das Dorf. Mein Rückweg führt mich an den emsig schaffenden Fabriken im Wipperthale, den deutlich sprechenden Zeichen des landwirtschaftlichen Sinnes des Fürsten, vorbei nach der Station Hammermühle, von wo



Aus Varzin: Partie am Buchberg im Park.

die Eisenbahn mich über Schlawa nach Rügenwalde zurückführt. Ein erinnerungsreicher Tag liegt hinter mir, unauslöschlich haben sich Schloß und Park Barzin meinem Gedächtnis eingeprägt.

Möge der große Kanzler des deutschen Reiches noch oft in Barzin Ruhe und Erholung finden.

Sternschnuppen und Meteorströme.

Von Dr. Klein.

Die Thatsache, daß von Zeit zu Zeit am nächtlichen Himmel sternartig leuchtende Punkte aufblitzen, eine Strecke weit dahinschießen und dann lautlos verschwinden, ist seit uralten Zeiten bekannt. Ebenso weiß man, daß zu gewissen Epochen die Zahl dieser Sternschnuppen sehr groß ist, und in den Annalen der Völker begegnet man nicht selten der Bemerkung, es seien „feurige Lanzen“ am Himmel sichtbar gewesen, allein genauere Beachtung haben die Meteore erst seit kaum hundert Jahren gefunden. Es ergab sich nun, daß besonders um die Zeit des 10. August und des 11. oder 12. November Sternschnuppen in großer Anzahl auftraten, doch wurden auch gelegentlich in anderen Monaten reichliche Sternschnuppenfälle beobachtet. Die großartigsten Erscheinungen traten am 11. und 12. November 1799, sowie am 12. und 13. November 1833 ein und man vermutete, daß beide Phänomene auf einen und denselben Meteoroschwarm zurückzuführen sein dürften, der nach je 33 bis 34 Jahren für uns sichtbar werde. Diese Vermutung hat sich in der That bestätigt, denn im November 1866 wiederholte sich die Erscheinung. Ferner fand sich, daß diese Meteore aus einem Punkt im Sternbilde des großen Löwen ausstrahlen, d. h. wenn man die scheinbaren Bahnen oder hellen Striche, welche diese Sternschnuppen am Himmel zeigen, rückwärts verlängert denkt, so treffen sie fast alle auf einer kleinen Fläche in jenem Sternbilde zusammen. Man nennt diesen Ort am Himmelsgewölbe den Ausstrahlungspunkt oder Radianten der Sternschnuppen. Der Radiant der Augustmeteore liegt im Sternbilde des Perseus, weshalb man diese Sternschnuppen auch häufig als Perseiden bezeichnet. Kennt man die wirkliche Geschwindigkeit der Sternschnuppen und die Lage des Radianten am Himmel, so kann man die Bahn, welche die Meteore im Weltraum beschreiben, durch Rechnung feststellen. Solche Rechnungen haben die beiden Astronomen Schiaparelli und Leverrier vor etwa zwanzig Jahren für die Sternschnuppenschwärme des August und November ausgeführt und dabei das merkwürdige Resultat gefunden, daß die Bahnen derselben völlig den Bahnen des Kometen gleichen, ja, es fand sich sogar, daß in der Bahn eines jeden der beiden Sternschnuppenschwärme auch ein Komet einhergeht, jedoch an einem andern Punkte der Bahn als der betreffende Sternschnuppenschwarm. Es läßt sich denken, wie überraschend diese Entdeckung sein mußte, da sich nun unerwartet eine nahe Verwandtschaft zwischen den Kometen und den Sternschnuppen herausstellte. Die nächste Frage war jetzt die: Welcher Art ist diese Verwandtschaft? Sind die Kometen nur Ansammlungen von Sternschnuppen oder sind letztere Teile vom Kometenschweife? Diese Frage ist keineswegs so leicht zu beantworten, als es dem Laien auf den ersten Anblick erscheinen mag, nur so viel ist ganz sicher, daß die Meteore keineswegs mit den Kometenschweiften in Zusammenhang gebracht werden dürfen. Schiaparelli hielt gleich anfangs dafür, daß durch die Auflösung gewisser Kometen Meteorströme entstehen, und diese Deutung hat im Jahre 1872 eine unerwartete Bestätigung erhalten.

In jenem Jahre traten die Sternschnuppen in der Nacht des 12. bis 13. November nur schwach auf, wie auch erwartet wurde, allein in den Abendstunden des 27. ereignete sich, völlig unerwartet, ein großartiger Meteorregen: Tausende von Sternschnuppen, in allen Größen und Farben, viele darunter in der Helligkeit von wahren Feuerkugeln, tauchten am Himmelsgewölbe auf und zwar kamen sie alle aus dem Sternbilde der Andromeda. Das Außerordentliche, völlig Unerwartete der Erscheinung verhinderte jedoch nicht, daß die Astronomen sich sogleich

die Frage nach dem Zusammenhange derselben mit einem Kometen vorlegten, besonders da an jenem Abende die Erde sich in sehr großer Nähe der Bahn eines bereits seit vielen Jahren bekannten Kometen befunden haben mußte. Dieser Komet, welcher nach seinem Entdecker der Bielasche Komet genannt wird, gehört überhaupt zu den merkwürdigsten Himmelskörpern, die wir kennen. Er bewegt sich um die Sonne in einer länglich kreisförmigen (elliptischen) Bahn mit einer Umlaufzeit von etwas über sechs ein halb Jahren. In seinem Äußeren bot der Komet früher nichts Besonderes dar, allein als er 1845 zurückkehrte, hatte er sich völlig geteilt, so daß nun zwei Kometen an Stelle eines einzigen erschienen. Bei der nächsten Wiederkehr 1852 waren beide Kometen auch noch vorhanden, ihre Entfernung von einander war aber bereits auf mehrere Hunderttausend Meilen gestiegen. Seitdem hat man diesen Doppelkometen nicht mehr wiedergesehen, auch dann nicht, als er, wie im Winter 1865—66, sehr gut hätte sichtbar sein können. Mit Recht erregte dieses Verschwinden eines Weltkörpers großes Aufsehen unter den Astronomen, denen nichts übrig blieb als anzunehmen, das Gestirn habe sich aufgelöst, der erste Fall dieser Art, der sich sozusagen unter den Augen der Wissenschaft vollzogen hatte. Natürlich konnte der Komet nicht in nichts versinken, sondern seine Trümmer oder die Teile, in welche er sich aufgelöst, mußten sich irgendwo in seiner Bahn und zwar zunächst noch nahe an dem früheren Orte des Gestirns befinden. Nun kam die Erde diesem Punkt der Bahn des Bielaschen Kometen am 27. November 1872 außerordentlich nahe, und da sich an jenem Abende der oben erwähnte großartige Sternschnuppenfall ereignete, so war es naheliegend, diesen mit dem aufgelösten Kometen in Beziehung zu bringen. Professor Klinkerfues kam durch eine richtige Überlegung zu der Überzeugung, daß die erwähnten Sternschnuppen auch nach ihrem Vorüberzuge bei der Erde vielleicht noch gesehen werden könnten und zwar in ihrer Gesamtheit, etwa als eine kometenähnliche matte Lichtwolke. Da diese Meteore sich in der Richtung gegen das am südlichen Himmel stehende Sternbild des Centauren bewegten, so mußte man sie dort wahrnehmen. Es war jedoch keine Zeit zu verlieren, wenn es überhaupt gelingen sollte, diese Meteorwolke oder diesen Kometen noch von der Erde aus zu sehen. Deshalb telegraphierte Klinkerfues an die Sternwarte zu Madras: „Suchen Sie Bielas Komet im Sternbilde des Centauren.“ Wirklich fand der Astronom zu Madras auf dem bezeichneten Orte einen schwachen Kometen, der nach einigen Tagen wegen anhaltender Trübung des Himmels nicht mehr gefunden wurde. Es war leider nicht möglich, die Bahn dieses Kometen zu berechnen, doch kann es kaum ernstlich bezweifelt werden, daß er mit dem Sternschnuppenschwarme des 27. November in engerem Zusammenhange steht. Mag er nun einer der beiden Bielas sein und nur noch wahrgenommen werden können, wenn er sich nahe bei der Erde befindet, oder mag er ein außerordentlich feiner Nebel sein, der die Sternschnuppen des 27. November auf ihrer Bahn begleitet, jedenfalls war klar geworden, daß diese Meteore sich in der gleichen Bahn um die Sonne bewegen wie einst Bielas Komet. Sonach war zu erwarten, daß sich dieser Meteoroschwarm in späteren Jahren wieder zeigen werde, und die genauere Untersuchung ließ es wahrscheinlich erscheinen, daß besonders in der Zeit um den 27. November 1885 herum ein großer Sternschnuppenfall eintreten werde. Diese Vermutung hat sich, wie jedem bekannt, glänzend bestätigt. An jenem Abend sind viele tausend Sternschnuppen sichtbar geworden und zwar kamen fast alle aus dem Sternbilde der Andromeda nahe vor dem Stern Gamma her. Da dieses Sternbild gerade hoch am Himmel, in der Nähe des Scheitelpunktes stand, so leuchteten die Meteore besonders um den Zenith herum in Scharen auf. Bisweilen konnte man fünf bis sechs Sternschnuppen gleichzeitig aufblitzen sehen. Viele zogen leuchtende Schweife hinter sich, auch neblige Massen sah man unter den Sternen fortziehen. Die Berichte, welche mir aus allen Gegenden Deutschlands von Freunden der Himmelsbeobachtung sowohl als auch von

Personen, die sonst die Sterne weniger beachten, zuziehen, schildern übereinstimmend die Pracht der Erscheinung. Mehrere Beobachter hatten die glückliche Idee, die Sternschnuppen mit Hilfe des Fernrohrs zu betrachten, und sahen dabei, daß die Schweife bisweilen wunderbare Verschlingungen und Verzerrungen ihrer Gestalt erlitten, ja in einzelnen Fällen förmliche Schlingen bildeten. Eine Schätzung der wirklichen Zahl aller damals überhaupt in den Bereich unserer Atmosphäre getretenen Meteore ist mißlich, höchst wahrscheinlich aber sind Hunderttausende von Sternschnuppen bei jener Gelegenheit aufgetaucht. Man kann also mit Recht von einem wirklichen Sternschnuppenregen sprechen, darf aber dabei nicht vergessen, daß kein einziges dieser leuchtenden Meteore den Erdboden erreicht hat. Diese Thatsache ist völlig sicher, dennoch widerspricht ihr die Volksanschauung, nach welcher die Sternschnuppen aus einer gewissen gallertartigen Materie bestehen sollen, die nicht gerade sehr selten aus der Luft auf die Erde falle. Forscht man genauer nach der inneren Berechtigung dieser Volksmeinung, so erkennt man bald, auf wie schwachen Füßen sie steht. Ich habe alle bekannt gewordenen Fälle, in welchen Beobachter sogenannte Sternschnuppenmaterie herabfallen sahen, gesammelt. Kein einziger darunter ist völlig einwurfsfrei; meist fanden die Beobachter eine gallertartige Materie erst am Tage, welcher dem Abende folgte, an dem sie eine Sternschnuppe erschauen sahen. Die größten Täuschungen sind hier nicht ausgeschlossen, denn das Urtheil, ob eine Sternschnuppe nah oder fern, hoch oder niedrig am Erdboden dahinstreicht ist ganz unsicher. Wer den Sternschnuppenfall am vergangenen 27. November beobachtet hat, wird schwerlich geneigt sein, die Entfernung dieser Meteore vom Erdboden auf mehrere Meilen zu schätzen, weit eher wird er glauben, die wahrgenommenen Sternschnuppen hätten sich in der Region der Wolken bewegt. Diese letztere Meinung aber wäre ganz irrig, denn es ist völlig sicher, daß jene Meteore mehrere Meilen hoch durch die Atmosphäre zogen, in Höhen, die weit über denjenigen liegen, in welchen sich unsere Witterungserrscheinungen abspielen. In der Nähe von Köln sollte jedoch, Zeitungsnachrichten zufolge, am Abend des 27. November gleichzeitig mit dem Aufleuchten der Sternschnuppen ein Meteorstein herabgefallen sein und zwar auf das niedrige Dach eines Schuppens, vor den Augen mehrerer Leute, welche den Sternschnuppenfall betrachteten. Der Stein, welcher in meinen Besitz gelangte, erwies sich als ein gewöhnlicher Wimpstein mit einer dicken Kruste versehen, die jedoch kein Schmelzungsprodukt ist, sondern von einer öligen Feuchtigkeit herrührt, die in die obersten Poren des Steins eingedrungen ist. Die Augenzeugen, welche den Stein aus der Luft herabfallen sahen, mögen daher immerhin wahrheitsgetreu berichtet haben, jedenfalls aber ist der aus der Höhe kommende Stein in unmittelbarer Nähe des Ortes emporgeworfen worden, wahrscheinlich von dem Arbeiter einer Schleiferei. Bis jetzt weiß niemand, aus welchen Materialien die Sternschnuppen bestehen, nur so viel scheint sicher zu sein, daß die einzelnen aufleuchtenden Partikelchen recht klein sein müssen und höchstens ein Gewicht von wenigen Gramm haben können. Man schließt dies aus der Helligkeit des Aufleuchtens. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Sternschnuppenmaterie in den höchsten Luftregionen völlig verdampft und vergast, wenigstens ist eine solche Annahme für denjenigen nicht unannehmbar, der weiß, daß die Meteore mit einer Geschwindigkeit von sechzigtausend bis hiebzigttausend Meter pro Sekunde in die Atmosphäre treten und durch den Reibungswiderstand, den sie hier erleiden, zu hoher Glut erhitzt werden müssen.

Ganz anders als die Sternschnuppen verhalten sich gewisse Feuerkugeln, die bisweilen unter heftigen Detonationen zerpringen und Stein- oder Eisenmassen auf den Erdboden herabschleudern. Diese Meteorite bieten uns das einzige Beispiel von Körpern, die aus dem Weltraum in unsere Hände gelangen, die wir befühlen, zerteilen und im chemischen Laboratorium analysieren können. Vielleicht sendet jede explodierende Feuerkugel Trümmer von Meteoriten zur Erde, aber nur in

verhältnismäßig seltenen Fällen werden diese wirklich aufgefunden. Am 25. November 1833 sah man in einem großen Teile von Mähren eine helle Feuerkugel am Himmel dahinziehen, die nahe bei dem Orte Blansko über einem Walde mit furchtbarem Donner zerplatzte. Ein in der Nähe befindlicher Mann hörte ein Säusen in der Luft, gleich als wenn ein Gegenstand nahe bei ihm zu Boden fälle, suchte am nächsten Tage auf dem betreffenden Flecke nach und fand einen vier Lot schweren Meteorstein. Da es unwahrscheinlich war, daß nur dieses Steinchen herabgekommen sei, so beschloß Baron von Reichenbach den Wald systematisch absuchen zu lassen. Mit fünfundzwanzig Mann hielt er einen ganzen Tag lang Nachsuche und man fand wirklich noch zwei kleine Steine, die sich als Meteorite erwiesen. Am folgenden Tage wurde mit sechsundvierzig Arbeitern gesucht, Resultat: nichts. Am dritten Tage suchten siebenundsechzig Arbeiter, Resultat: ein Stein von fünf Lot. Am vierten Tage Nachsuche mit vierundsiebzig Arbeitern; kein Resultat. Am fünften Tage waren sechsundachtzig Mann aufgeboden, man fand zwei sehr kleine Steinchen. Am sechsten Tage suchten hundertundzwanzig Mann; Resultat: nichts. Am siebenten Tage zog man mit zweiundachtzig Mann aus und fand wiederum ein kleines Meteorsteinchen. Am achten Tage waren abermals hundertundzwanzig Mann aufgeboden, aber mittags trat Schneefall ein und machte allen weiteren Nachforschungen ein Ende. Ich habe dieses Beispiel hier angeführt, um zu zeigen, wie überaus schwierig es ist, einen niedergefallenen Meteorstein, dessen Fallort man nur im allgemeinen kennt, aufzufinden. Sonach wird jeder leicht begreifen, daß populäre Erzählungen, denen zufolge irgend jemand eine am nächtlichen Himmel dahinschießende Sternschnuppe in seiner Nähe niederfallen zu sehen meinte und am andern Tage an dem vermeintlichen Orte auch wirklich „Sternschnuppensubstanz“ fand, schon an und für sich kein Vertrauen verdienen. Absolut unmöglich ist es natürlich nicht, daß auch einmal unter gewissen Verhältnissen, bei einem Sternschnuppenfalle irgend ein Meteorkörper auf den Erdboden käme und sein Herabfallen wissenschaftlich sicher nachgewiesen würde, aber bis heute ist ein über jedem Zweifel stehender Fall dieser Art noch nicht konstatiert.

Am Familientisch.

In unserm Bilde auf S. 229.

Vor auf die Beiden wohl die Partie Sechsendsechzig spielen mögen? Sollte es um einen Kuß gehen oder gar scherzhaft um die Partie durchs Leben? Es liegt sicher nicht umsonst Herz-As auf dem Tisch. Er scheint ein horrendes Spiel zu haben — Edern-Wenzel und Edern-As in der Hand — und sie wird wohl nicht ungern verlieren, wenn sie sich auch hartnäckig wehrt, wie es bei dem schönen Geschlecht in Stadt und Land von altersher hergebracht ist.

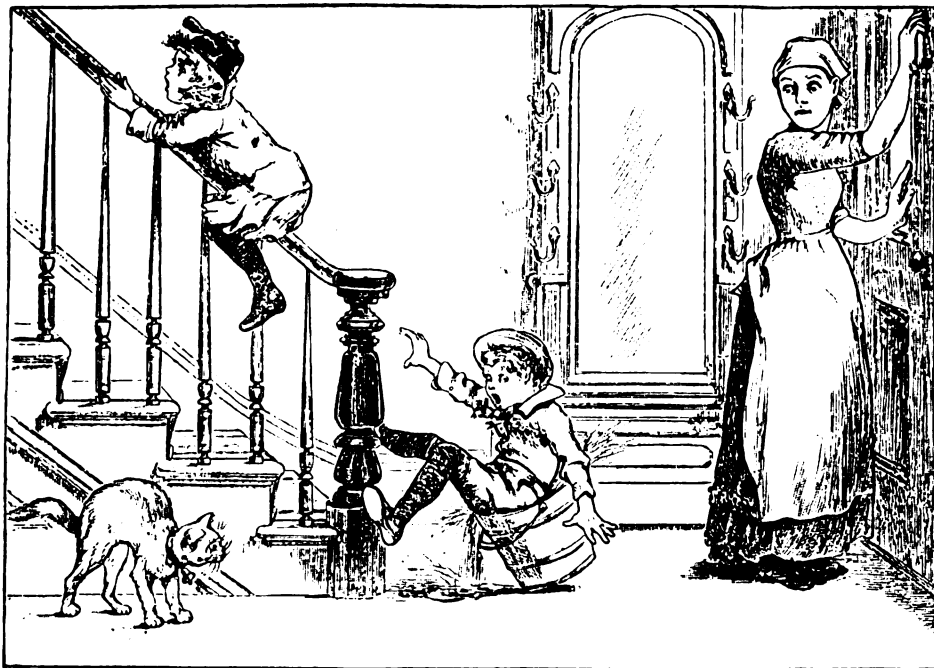
Ein Asyl für nervenleidende Damen.

In Ballenstedt am Harz ist vor fünf Jahren unter der Leitung von Fräulein Birr ein Pensionat für leidende Damen höherer Stände eröffnet worden. — Ich selbst und viele, die dort Genesung fanden, fühlen uns in dankbarer Liebe angeregt, für dies Haus zu zeugen und leidenden Mitschwestern eine Stätte zu nennen, wo auch sie mit Gottes Hilfe Genesung finden können.

Auch den Herren Ärzten möchte ich dieses Haus zur rechten Würdigung empfehlen. Bietet es doch ein oft unerlässliches Mitteilglied in dem Heilverfahren für Gemüthsleidende (nicht Irtsinnige). Viele solche Leidende überfüllen die Anstalten, die doch nicht der geeignete Platz für diese Leiden sind. Hier dagegen finden sie, auf langjährige Erfahrung gestützt, Verständnis ihres Zustandes. Ich rede von solchen, die unter Angst, Zweifel, geistiger Gebundenheit, zeitweiser Erblähmung des Willens zc. stehen, die einer eingehenden Gemüthspflege, lieblicher Eindrücke und wechselvoller Beschäftigung und Anregung in Haus und Garten bedürfen — von solchen, denen die Eindrücke der Anstalten erspart werden können und darum auch erspart werden sollten — erspart werden müßten!

In der Villa Maria soll aufgenommen werden, was im eigenen Heim zeitweilig nicht bleiben kann. Bleichsucht, Hysterie, leichte nervöse Leiden, Melancholien aller Krankheiten finden hier Berücksichtigung, gute Pflege, gesunde Luft, alle gewohnten Annehmlichkeiten zc. nach innen und außen. Ihnen ist hier ein sympathischer Familienkreis geschaffen, wie er hübscher kaum gedacht werden kann.

Ein unbeabsichtigter Schlußeffekt.



Das Ende des Treppengeländers.

Es vereinen sich selten so viele Vorzüge wie hier; nächst gesündester Luft herrliche Natur, reizendste Haus- und Garteneinrichtung, passender Umgang nach außen — jedoch ohne Zwang — anerkannte ärztliche Hilfe und Rat. Vor allem aber eine Persönlichkeit, die, auf lange Erfahrung gestützt, in diesem Wirken wie selten jemand in sich vereinigt, was dazu gehört an Erbarmung und Liebe, an Kraft und Weisheit, an Glaubensinnigkeit und Tiefe und an heiterer, gesunder Lebenspraxis. — Hier kann ein verdunkeltes Gemüt zu Licht und neuem Leben kommen. Ich — wir alle, die den Segen dieses kräftigenden helfenden Einflusses genossen, können nie genug rühmen von aller dieser Geduld, tragenden Kraft, weisen Liebe.

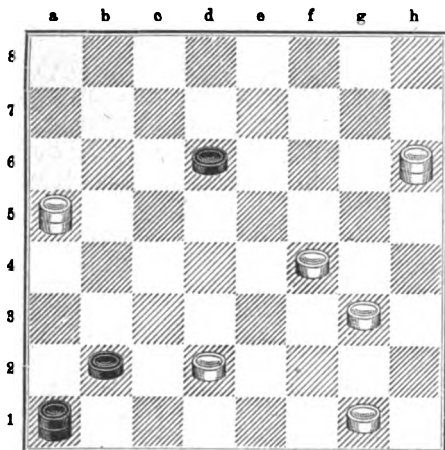
Nicht mehr als sechs bis acht Damen sollen Aufnahme finden, damit einer jeden einzeln ihr volles Recht werden könne in der eingehenden Pflege — und wahrlich auf Mutterherzen trägt die liebe Hausmutter die Schmerzen und Sorgen ihrer Kinder.

Möchte die teure Stätte noch vielen, vielen zum Segen werden und zum Anstoß eines neuen Lebens.

Schleswig, im November 1885.
Fernanda v. L.

In unserer Spielecke.

Damespielanfrage.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

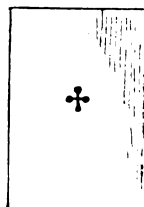
1. Dreißilbige Scharade.

Die beiden Ersten sind ein Material für ein sehr stark benutztes Futteral, Mit dem die dritte Silbe man umhüllt, Nachdem man sie mit Fleisch und Wein gefüllt.

Auf Zauberflügeln trägt mein ganzes Wort Zu Abenteuern wilde Knaben fort In raschem Flug zum fernen West hinaus Weit übers Meer und fesselt sie ans Haus.

v. D.

Bilderrätsel.



2. Rätsel.

Auf den Kopf getreten werden Ist mein Los auf dieser Erden. Stets bin ich ein armer Wicht, Doch entbehrlich bin ich nicht. Schlägst du mir den Kopf vom Rumpfe — Wohl! So dient's mir zum Triumphe: — Bräunlich schön und appetitlich Bin ich dann und — klein und niedlich! Doch geseht, ich müßte leiden, Daß sie mir den Hals abschneiden, Dann — den Frieden künd'ge ich! — Wahre dich — sonst stößt du dich!! Pf. J.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 14.

Bilderrätsel.

Sage nicht alles, was du weißt, Glaube nicht alles, was du hörst, Thu nicht alles, was du kannst, Brauche nicht alles, was du hast, Wiße nicht alles, was du liebst, Wolle nicht alles, was du siehst, So bist du weise zu jeder Frist.

Schachspielaufgabe.

1. Sd2—f1 1. Sh2—f1:
2. Sd4—f5† 2. Kf4—f5:
3. g2—g4#

A.

1. . . . 1. Kf4—e5
2. Sd4—b3† 2. Ke5—d5 oder —f5
3. Sf1—e3 oder —g3#

B.

1. . . . 1. c2—c1D
2. Sd4—e2†c.

Anderer Varianten ähnlich.

1. Buchstabenverfegung.

| | | | |
|--------|--------|---------|--------|
| Eifer | Simon | Siam | Zalar |
| Amen | Natter | Dame | Zrene |
| Nepos | Auber | Latona | Zajo |
| Essen | Nelle | Ziehung | Erch |
| Israel | Zorte | Ernte | Nestor |

(Es stand in alten Zeiten.)

2. Zweißilbige Scharade.

Kreuznach.

3. Homonym.

Dornbusch.

Zur gefälligen Beachtung für unsere Postabonnenten.

Diejenigen unserer Abonnenten bei der Post, welche ihre Bestellung auf das zweite Quartal des neuen Jahrganges des Daheim (Januar, Februar, März 1886) zu spät aufgegeben und infolge dessen die erste Nummer dieses Quartals (XXII. Jahrgang No. 14) von ihrem Postamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerksam, daß das betreffende Postamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, sofern sie noch zu haben sind, besorgt. Von uns direkt bezogen kostet jede Nummer mit Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen sind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Inhalt: Ephing. Forts. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Aus dem Reiche des Sultans von Sansibar. Briefe an eine Verwandte von Donny Rohls. II. — Barzin. Mit sieben Illustrationen. — Sternschnuppen und Meteorströme. Von Dr. Klein. — Am Familientisch: Eine Partie Sechshundschzig. Zu dem Bilde von Karl Böker. — Ein Ayl für nervenleidende Damen. — In unserer Spielecke.

Für die Ausendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Garantatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Roenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Roenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Felsagen & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmannhardt in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Januar 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 16.

Sphinx.

Roman von Doris Freiin von Spaettgen.

(Fortsetzung.)

Die schöne Fran lachte jetzt hell auf. Spott, Hohn und unterdrückter Ärger lagen in diesem Lachen.

„Bravo, bravo! Mein musterhafter Gemahl nimmt ja gleichfalls Stellung für diese geheimnisvolle Schönheit, die allen Männern von Long Branch ein Rätsel zu raten aufgibt! — Die tieftraurigen Augen jener Sphinx verfehlten also nicht, auch auf den gestrengen Herrn Bankier einen mächtigen Zauber auszuüben? Vortrefflich, mein Lieber! Eine prächtige Entdeckung! Natürlich, Herbert darf dieses Mädchen nicht heiraten! Du wirst alles aufbieten, das zu verhindern. Aber hier — bei Frau Everett soll sie bleiben — ganz selbstverständlich! Und wehe dem, der dieses reine Götterbild mit Verdächtigungen zu beschmutzen wagt! Glaubst du aber, Jakob, ich würde trotz alledem dulden, daß diese Person länger in meiner Nähe bleibt? Jetzt werde ich handeln, verlasse dich darauf! Denn nun bin ich vollständig orientiert. O, über euch kurzsichtige Männer! Ein kaum ausgesprochener Gedanke — ein nur leise hingeworfenes Wort verrät und entschleiert oft den ganzen Abgrund eurer Herzen. Aber eine kluge Frau läßt sich so leicht nicht täuschen! Gute Nacht, Jakob!“

„Luisa, bist du toll geworden?!“

„Aber schon war die Dame, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, hinausgerauscht.“

Ein geraume Zeit sah Herr Lee stumm und regungslos nach der Thür, durch welche soeben seine Frau verschwunden war. Dann langte er nach der Kristallkaraffe, goß den letzten Rest in den Becher und stürzte den Wein hastig hinunter. Darauf nahm er seinen Hut und verließ mißmutig das Hotel.

Der Abend hatte sich bereits über Long Branch herabgesetzt. Aber die feuchtwarme, schwere Luft, die, im Gegensatz zu der kühlen Atmosphäre seiner Zimmer, Herrn Lee ent-

gegenschlug, bot ihm keine Erquickung. Trotzdem blieb er, aufatmend, einige Minuten vor dem Hause und ließ den müden Blick über das zauberisch schöne Bild vor seinen Augen hingleiten. Wo im Westen vor kaum zehn Minuten die Sonnenscheibe blutrot versunken war, da erschienen jetzt Himmel und Meer wie in Purpurglut getaucht, so daß selbst die Schaumkämme der sanft tändelnden Wellen vom zartesten Rosenhauch überhaucht waren. Die vor wenigen Tagen noch so hoch und wild brausende See glich heute einem im Mutter Schoße schlummernden Kinde.

Langsam und gedankenvoll schritt der ernste Mann am Strande entlang.

„Eine kluge Frau läßt sich so leicht nicht täuschen!“ murmelte er. „Aber du bist nicht klug, Luisa, bist nie klug gewesen! Gerade deine vermeintliche Klugheit, deine maßlose Herrschsucht und dein Ehrgeiz waren es, die dir nach und nach des Gatten Herz entfremdet haben. Stets war dein Sinn nach außen gerichtet. Du hattest keinen andern Wunsch, als zu glänzen, wozu der gutklingende Name des Mannes, dem du gnädig die Hand gereicht, genügenden Anlaß bot. Ich aber, ich habe nie gemurmelt, nie geklagt — nicht einmal geseufzt habe ich, habe Jahre hindurch den Musterehemann gespielt, wenngleich in einem prunkvollen, öden Heim nie — niemals — mir dafür ein Dank oder eine Anerkennung zu teil wurde. Und doch staunte die Welt über dieses bewunderte, glückliche Paar!“

„Das glückliche Paar!“ rief der Bankier plötzlich stehend bleibend, mit schneidendem Hohn. „O! wohl entsinne ich mich noch eines Abends — fünf Jahre etwa mochten wir verheiratet sein, und unsere jüngste Tochter hatte wenige Tage vorher den zweiten Geburtstag gefeiert — das letzte Fest einer glänzenden Saison war verrauscht und ich begleitete Luisa nach Hause — müde, abgespannt und durch Vergnügungen und

Luftbarkeiten gesättigt bis zum Übermaß — wünschte und ersehnte ich im tiefsten Innern des Herzens nichts, als den süßen Frieden eines häuslichen Glückes. Damals gab es noch Momente, wo der Gedanke an das Glück der Ehe mir das Höchste, Heiligste der Erde dünkte! — Luisa hatte den Pelzmantel zu Boden fallen lassen und stand nun in ihrer imposanten Schönheit — umflossen von einer Atlasrobe, den stolzen Nacken und die wunderweißen Arme brillantenfunkelnd, vor mir und schaute mich an. — War es eine Einbildung, daß ich einen sanften, zärtlichen Schimmer in ihren Augen zu erkennen vermeinte? — Da überkam mich ein heißes Verlangen nach Liebe. Damals lebten ja noch edle, reine Gefühle hier in diesem nun so abgestumpften Herzen; damals liebte ich sie ja noch mit jener Liebe, die keine Grenzen findet in ihrer Geduld und Hingebung — und die — die eine Thorheit ist. — In glühenden Worten beschwor ich sie, den gleißenden Schimmer der Weltfrau abzuwerfen — nur mir — einzig mir und den Kindern zu leben. Ich flehte sie an, mir ein Heim — ein richtiges, süßes Heim zu schaffen, wie ich es mir in meinen Träumen ausgemalt hatte. Ich trat an sie heran, ich umarmte sie. Sie aber stieß mich unwillig zurück.

„Der Wein hat dir den Verstand getrübt, Jakob“, sagte sie kalt. „Daß mich los! Du zerdrückst meine kostbaren Blumen. Ich bin wirklich nicht in der Stimmung, deinen Unsinn anzuhören! — Schlafe den Rausch aus, Jakob, und sei kein Narr!“

„Damit ging sie.

„Ein Narr! O, das war in der That die richtigste, passendste Bezeichnung für mich! Fünf lange Jahre war ich ja nichts anderes gewesen. Ich stieß unwillkürlich einen Wutschrei aus. Heute noch höre ich jenen leidenschaftlichen Ton, der sich mir damals aus dem Herzen rang. Und doch sind die bitteren, verzweifelte Gefühle, die in jener unseligen Zeit in mir tobten — Gott Lob! nun längst tot und begraben. — Ich bin seitdem meine eigenen Wege gegangen und das Blatt hat sich gewandt. Luisa wurde unruhig. Es kamen leise, fast schüchterne Bemerkungen, versteckte Andeutungen, nicht mißzuverstehende Winke — Luisa wurde eifersüchtig! Die kühle Gemessenheit des stolzen Weibes wandelte sich plötzlich in leidenschaftliches Feuer. Schon beim Frühstück wurden mir versöhnende Worte serviert — mittags gab es Szenen, abends Thränen — ich aber, ich lachte! Ja, so ändern sich die Zeiten, und mit ihnen die Menschen!“

„Ich bin gerächt, entschädigt und — glücklich in meiner Weise. Man muß es nur verstehen, sich das Leben nach Geschmack zu präparieren, wie eine Auster. Die ist auch ein jeder auf seine eigene Art.“

Herr Lee knöpfte den leichten Sommerrock zu und schlug mit eiligen Schritten den Weg nach Frau Everetts Villa ein. Es schien, als habe er einen Entschluß gefaßt, den er so schnell als nur irgend möglich zur Ausführung bringen wollte.

Viertes Kapitel.

„Es thut mir herzlich leid, liebe Rose, daß ich Sie bitten muß, diesen Nachmittag allein zu verbringen!“ sagte Frau Everett freundlich.

„Aber, liebe Frau Everett!“ war die Antwort. „Das thut ja nichts. Ich bin sogar froh, einmal einen Abend da draußen auf der Veranda, angelehnt an den unvergleichlichen Meeres, in aller Stille verbringen zu können. Es liegt ohnehin in meinem Zimmer viel angefangene Arbeit, und ich hoffe, bis zu Ihrer Rückkehr den Paravent für Susys Geburtstag zu Ende bringen zu können. Wenn die jungen Mädchen hier sind, komme ich doch nicht dazu.“

„Immer fleißig und gefällig! Sie sind wirklich bewundernswert, mein Kind!“ sagte die alte Dame lächelnd, indem sie dabei ihre lehmgelben Handschuhe bedächtig zuknöpfte. Sie war bereits in Gut und Umhang. „Ich bitte Sie hauptsächlich um Frau Lees willen, hier zu bleiben, da die Dame in der Regel nach dem Diner etwas zu mir herüberkommt und es entschieden unangenehm empfinden würde, wenn sie

das ganze Haus leer fände. Teilen Sie ihr, bitte, mit, daß ein Telegramm meines Bruders, der auf seiner Reise nach Europa für einige Stunden durch New York kommt, mich und die Kinder nach dem Grand Central Hotel gerufen hat. Sie wissen ja, liebe Rose, Frau Luisa ist etwas sensibel; sie verlangt nun einmal Rücksichten und kann dieselben auch beanspruchen!“

Das junge Mädchen sah zu Boden, ohne etwas zu erwidern.

„Sie mögen Frau Lee nicht besonders, Rose! Wie?“

„Nein, Frau Everett!“ war die offene Antwort. „Die Nähe dieser Dame wirkt stets erkältend auf mich. Wenn ihre großen brennenden Augen sich durchbohrend auf mich richten, so habe ich immer das Gefühl, als versuchten sie auf dem Grunde meiner Seele zu lesen. Ich kann mich übrigens auch nicht erinnern, daß ihr Mund je ein gütiges Wort mir gegenüber gesprochen hätte. Zumal in der letzten Zeit...“

Rose stockte, da der alten Dame Blicke jetzt ernst und forschend auf ihr ruhten.

„Frau Lee“, bemerkte Frau Everett jetzt, „ist eine hochangesehene Frau, und ich als Fremde muß ihr ein wenig den Hof machen. Das bringen die Verhältnisse nun einmal mit sich. So — Sie meinen also, in der letzten Zeit sei Frau Lee noch kälter und unfreundlicher gegen Sie gewesen? Wissen Sie nicht, warum, Rose?“

Die großen Augen der Deutschen wurden durch einen Thränenfleck verdunkelt, als sie fast schluchzend hervorstieß:

„Frau Everett! Um Himmelswillen! Sie — Sie werden doch nicht auch denken — was Aveline mir vor wenigen Tagen angedeutet hat — was alle Welt hier glauben soll? — Nein, nein, so ungerecht und grausam sind Sie nicht! Und Sie werden auch nicht dulden, daß man meinen Namen in den Staub zieht — daß man Unedles von mir denkt? — Lassen Sie mich fort von hier, teure Frau Everett! Ich fühle mich nicht stark genug, diesen boshaften Andeutungen die Stirn zu bieten, obgleich mein Gewissen vollständig rein und ruhig ist. — Gestatten Sie mir...“

„Aber, Rose, wer sagt Ihnen denn, daß ich an das müßige Geschwätz der Leute glaube?“ Die alte Dame hatte liebevoll nach einer der schlaff herabhängenden Hände gegriffen. „Unsinn — fortgehen! Sie müssen nun erst recht hier bleiben, um dem Gerede die Spitze abzubereiten. In meinem Hause — unter meiner fernerer Protektion können Sie das ganz ruhig. Wir haben Sie ja nun genügend kennen und schätzen gelernt, liebes Kind, wir wissen auch ganz genau, daß von Ihrer Seite nicht die kleinsten Avancen gemacht worden sind! Daher werden wir alle für Sie einstehen und Sie von dem so stürmischen, lästigen Anbeter zu befreien suchen!“

Wieder ruhten Frau Everetts Augen einige Sekunden prüfend auf dem schönen, in leidenschaftlicher Erregung zuckenden Antlitz.

„Glauben Sie mir, Rose“, fuhr sie dann fort, „zwei Monate verflossen sind, ist Kapitän Lee der glückliche Bräutigam von Amy Mansfield! Frau Luisa ist ganz die Frau dazu, diese Angelegenheit wieder in Ordnung zu bringen — und Sie sind dann glänzend gerechtfertigt!“

Die Angeredete hatte den blonden Kopf nach dem Meere hin gewandt, und die verschränkten Arme preßten sich einen Moment heftig gegen die Brust.

„Die Seeleute sind nun einmal anders geartet und organisiert, als unsere prosaischen, blasirten Landherren“ — fuhr Frau Everett, langsam im Zimmer auf und niedergehend, fort — „zumal, wenn sie nach langer Fahrt wieder ans Land kommen. Sie glauben dann, das Privilegium zu besitzen, sich Hals über Kopf in das erste hübsche Gesicht, das ihnen in den Weg läuft, zu verlieben. Solche Passionen verfliegen indes, wie der Rauch einer Zigarre. Davon könnte ich Ihnen eklatante Beispiele liefern. Mein Gott — es ist ja eigentlich auch kaum zu verwundern, wenn Kapitän Herbert sich wie alle anderen an Ihren Triumphwagen spannt. Sie wissen ja ebensovoll, wie ich, welche Sensation Ihr Erscheinen hier

in dem Bade gemacht hat. Sie sind nur glücklicherweise vernünftiger, als tausend andere Mädchen und Sie lassen sich Sinn und Herz durch fade Schmeicheleien nicht bethören. Eben diese Zurückhaltung, liebe Rose, ist es, welche mich und meine Töchter so sehr für Sie einnimmt!"

"Wie kann ich Ihnen jemals für so viele Güte und Teilnahme danken, teure Frau Everett!" flüsterte Rose Hallstein tief bewegt. "Seit einigen Tagen hat es mit zentnerschwerem Drucke auf meinem Herzen gelegen. Erst Ihre liebevollen Worte lassen mich wieder einigermaßen aufatmen. Gottlob, ich bin nicht so einsam und schutzlos, wie ich fürchtete. Sie alle werden für mich einstehen! O, nun mag kommen, was will — ich bin gefeit!"

Und in stürmischer Hast drückte sie Frau Everetts Hände an ihre Brust.

"Um Gotteswillen, Rose, was haben Sie? Sie sind ja in einer schrecklichen Erregung!" fragte die alte Dame erschrocken. "Ich bitte, fassen Sie sich, denn ich höre meine Töchter kommen. Ein andermal mehr über diesen Punkt. Und mein Wort darauf, daß Sie an mir eine treue Freundin besitzen, liebes Kind!"

Gleich darauf traten Susy und Adeline mit froher Miene und freudestrahlenden Augen in den Salon. Es war ihnen eine gleiche heitere Liebenswürdigkeit und Anmut eigen, die einen der schönsten Vorzüge der beiden Schwestern bildeten. Obwohl ihnen selbst Sorgen und Kummernisse nur vom Hörensagen bekannt waren, so war es ihnen doch ein Herzensbedürfnis, Freude und Frohsinn auch um sich zu verbreiten. Während Frau Everetts ernster und verschlossener Charakter etwas zu Hypochondrie hinneigte, verstanden die beiden Sonnenstrahlen des Hauses: Susy und Adeline, es meisterlich, die trüben Wolken von der Mutter Stirn hinwegzuschmeicheln.

"Bist du fertig, Mütterchen?" rief Adeline, indem sie vor den hohen Pfeilerspiegel trat und mit Rennerblicken von oben bis unten ihre reizende Sommertoilette musterte.

Die Damen sprachen mit Rücksicht auf die projektierte Reise nach Europa gewissenhaft nur deutsch miteinander — Frau Everett ziemlich gebrochen, die jungen Mädchen dagegen schon merkwürdig geläufig.

"Ich warte bereits seit einer halben Stunde auf meine saumseligen Töchter", entgegnete die Mutter gutmütig. "Aber, Adeline, welche Eleganz! Warum hast du nicht, wie Susy, dein Promenadenkostüm angezogen? Das wäre entschieden praktischer für einen Nachmittag in dem staubigen New York."

"Adeline war eigensinnig. Ich habe ihr dasselbe gesagt", bemerkte die ältere Schwester mit einem schalkhaften Lächeln, während sie den zierlichen Regenschirm zusammen-drehte. Dann trat sie zu Fräulein Hallstein und flüsterte leise:

"Herr Roberts sprach diesen Morgen davon, daß er heute ebenfalls ein Geschäft in der Stadt zu besorgen hatte. Begreifen Sie nun, Rose, warum Adeline ihr bestes Pferd aus dem Stalle holt? Die beiden Menschen benehmen sich zum Totlachen. Sobald sie zusammen sind, geraten sie in Streit, auf ein paar hundert Schritt Distanz aber gibt es die reinen Mitrailleurssalven von schmach tenden Blicken. Ein Entweder — Oder scheint mir als die einzige Rettung", setzte sie etwas lauter hinzu.

"Jawohl, entweder wir erreichen noch das Fünfuhrboot, oder wir kommen zu spät. Leben Sie wohl, Rose!" Frau Everett trat mit diesen Worten auf die Veranda und beide Töchter folgten ihr. "Um neun Uhr sind wir wieder zurück, um dann zusammen den Thee zu nehmen."

Die Damen schritten die Stufen hinab und schlugen den Weg nach dem Dampferlandungsplatze ein. Der schmerzliche Seufzer, welcher von den Lippen der jungen Deutschen ihnen folgte, glich fast einem versteckten Schluchzen. Wie in tiefer Abspannung sank Rose Hallstein dann in einen Stuhl und ihre blauen Augen blickten müde hinaus in die See.

"Sie wollen für mich einstehen, diese guten warmfühlenden Menschen, unter denen ich seit Jahren, seit entsetzlichen Jahren, zum erstenmale wieder ein trautes Heim, Liebe und Freund-

schaft gefunden habe", murmelte sie dumpf vor sich hin. "O Gott, sei barmherzig und laß mich ihnen diese Güte nicht mit Undank lohnen! Rose Hallstein ist eine Kockette, die auf eine reiche Partie ausgeht! Kapitän Lee liegt vollständig in ihren Banden!" So geht es heute bereits von Mund zu Mund. Aber Frau Everetts und ihrer Töchter Name genügen, um die standalsüchtigen Menschen vom Gegenteil zu überzeugen. Die bettelarme deutsche Gesellschafterin hat auch nicht einen Finger gerührt, um das Herz des Seemannes zu entflammen. Er allein ist der Schuldige, er verfolgt sie mit seinen glühenden Huldigungen, läuft ihr nach auf Schritt und Tritt! O, wie höre ich Adelines beredte Worte, mit denen sie kampfbereit Partei nimmt für das schutzlose Mädchen! Wie fühle ich, daß durch Susys warme Verteidigung die Vorurteile zerstreut werden und sich in Sympathie und Teilnahme verwandeln. — Er allein ist der Schuldige, der die längst ihm bestimmte Braut vernachlässigt und dadurch den Zorn des Bruders und die Feindschaft seiner Schwägerin trotzig herausfordert. So läuft die Rede vielleicht morgen schon von Haus zu Haus. Die öffentliche Meinung dreht sich ja, wie die Wetterfahne auf dem Dache! — Und dennoch — ich verdiene kein Mitleid, kein Erbarmen! Ich muß den Blick zu Boden schlagen, wenn Frau Everetts ehrliche Augen auf mir ruhen. Ich bin doch schuldig, ich bin falsch und schlecht gegen Amy, das süßeste, beste Geschöpf der Erde. Der gefährliche Funke, welcher beim ersten Begegnen mit ihm in mein Herz fiel — er ist ja bereits zur Flamme geworden. Da hilft kein Leugnen — kein Kämpfen: ich liebe Herbert Lee! Mit wahnsinniger Freude erfüllt mich jedes Wort des lästigen Anbeters, wild klopft mein Herz, wenn seine kraftvolle Hand beim Abschied meine Finger mit warmem Drucke umschließt. Aber ich will und kann ihm ja nichts sein — niemals! — Und doch — eine innere Stimme sagt mir, daß er das nicht glaubt — daß die Leidenschaft mir aus den Augen hervorsprüht! Wird er sich noch länger täuschen lassen? O Allmächtiger, übe Gnade! — Wie soll das enden?!"

Rose Hallstein bedeckte das Antlitz mit beiden Händen, und unaufhaltsam perlte Thräne nach Thräne herab durch die Finger. Welch eine Wohlthat war es, sich einmal ungestört den schmerzlichen Gedanken und Empfindungen, die sie bewegten, hingeben — die verhasste Maske der Gleichgültigkeit abwerfen zu können!

Stunde auf Stunde verrann. Die Sonne mußte längst ins Meer gesunken sein, denn der Abend warf seine Schatten bereits auf das von Geisblatt dicht umzogene Geländer der Veranda.

Rose dachte nicht mehr daran, die so dringende Arbeit, von der sie Frau Everett gesprochen hatte, aus ihrem Zimmer zu holen. Sie hatte die Gegenwart völlig vergessen —; vergessen sogar die schöne, kraftvolle Gestalt, deren Auge so mild und sanft auf ihr zu ruhen pflegte. Ihre Gedanken weilten in weiter Ferne.

Aber, wo war sie denn — träumte sie? — Ein dunkelgerötetes Männergesicht, mit glühenden Augen und cynisch lächelnden Lippen, beugte sich fast über sie, während eine leise, tiefe Stimme schmeichelnd an ihr Ohr schlug. Erschreckt fuhr Rose empor. Nein! Wie kindisch mußte ihr Benehmen dem Herrn erscheinen? Es war ja Herr Jakob Lee, der neben ihr stand.

"So allein! Und so in Gedanken, Fräulein Rose?" fragte der Amerikaner, indem er ihr freundlich die Hand reichte.

Rose berührte sie nur leicht und erhob sich schnell.

"O, bitte! Lassen Sie sich doch nicht stören", meinte Herr Lee, "behalten Sie ruhig Platz! Wenn Sie gestatten, verweile ich einige Minuten bei Ihnen. Hier oben genießt man ja einen zauberisch schönen Blick auf das Meer. Ich habe Sie doch nicht etwa erschreckt, liebes Fräulein? Als ich zufällig unten vorüberging, sah ich das helle Kleid einer Dame durch das Laub der Veranda schimmern, folgte einem raschen Impulse und schritt die Stufen hinan. Ist Frau Everett nicht zu Hause?"

„Nein, die Damen sind nach New York gefahren, um dort mit Verwandten zusammenzutreffen“, erwiderte Rose höflich, indem sie den Gast zum Niedersitzen aufforderte.

„Ah so! Deshalb so vereinsamt!“

Herr Jakob bog sich, ehe er Platz nahm, ein wenig vor und versuchte, dem jungen Mädchen in die Augen zu schauen.

„So eine feierlich stille Stunde in der Abenddämmerung wirkt oft nachteilig auf die Nerven!“ fuhr er in so gönnerhafter Weise fort, daß sie verwundert aufblickte. „Gestehen Sie zu, Fräulein Rose, daß vorhin das Heimweh Gewalt über Sie bekommen hat?“

„Ich habe niemals Heimweh, Herr Lee!“ lautete die kurze Entgegnung.

„Niemals?! Das ist ein großes Wort. Ich möchte das übrigens als unnatürlich bezeichnen. Das sympathische Band früherer Verhältnisse und alter Beziehungen läßt sich so leicht nicht zerreißen. Ich hatte mir gedacht, daß gerade die Erinnerung an das Vergangene diese holbe Schwermut auf Ihre Stirn gezaubert habe.“

Er erhielt keine Antwort. Er bemerkte auch nicht, daß Fräulein Hallstein tief erblaßt war und mit halbabgewandtem Gesichte starr und regungslos auf die See hinausblickte.

„Sie besitzen wohl keine Eltern mehr, Fräulein Rose?“ fuhr der Bantier fort.

„Nein, o nein! Nur einen Bruder, der aber nie besonders brüderlich gegen mich gewesen ist und mit dem ich seit lange schon jede Verbindung abgebrochen habe. Ich bin herübergekommen, um mir hier mein Brot zu verdienen“, erwiderte Rose hastig, als ob sie dadurch allen lästigen Fragen eine Ende zu machen wünsche. Die Gesellschaft Herrn Lees war ihr plötzlich beängstigend. Sie dachte an Frau Everett.

— Was mußte Frau Luisa glauben, wenn sie ihren Gatten zu dieser Zeit, in einem tête-à-tête mit der Ausländerin, fand? Die schöne Aussicht hatte er doch nun genügend bewundert. Warum ging er nicht? — Sie wurde unruhig; denn sie bemerkte, daß seine Augen jeder ihrer Bewegungen folgten.

„Wissen Sie, Fräulein Rose, daß es in Long Branch einen Mann gibt, der die wärmsten, innigsten Sympathieen für Sie hat?“

Es ging wie ein Messerstich durch Rosés Herz. Sie glaubte, er meine Herbert.

„Dieser Mann“, fuhr Herr Lee fort, „würde es als das höchste Glück erachten, auf diesem ernstern, verschlossenen Antlitz — auf diesen stummen Lippen ein seliges Lächeln hervorzubringen zu dürfen. Man nennt Sie hier ‚die Sphinx‘. Lassen Sie diesen Einen das süße, unerklärliche Rätsel lösen! Seien Sie nicht grausam und gestehen Sie, daß unter der kalten steinernen Hülle dennoch ein heißes Herz schlägt, daß menschliche Gefühle sich in ihm regen! Ahnen Sie nicht den Namen dieses Mannes, Rose, der Sie anbetet, und der Gold und Reichthum — ja alles, was er besitzt, zu Ihren Füßen legen möchte, nur um dieses Lächelns willen?“

Seine Hand faßte mit schnellem Griffe nach der ihren. Mit leidenschaftlichem Druck hielt er sie fest.

„Herr des Himmels!“ rief Rose. „Sie — Herr Lee — Sie sagen mir das? Und gerade in Ihnen habe ich stets meinen größten Widersacher, meinen erbittertsten Feind vermutet!“

Rose schwieg, von ihren Empfindungen überwältigt. — War denn der Bruder gekommen, um bei ihr für den Bruder zu stehen? Hatte der stolze Mann sich wirklich herabgelassen, das unbedeutende, arme Mädchen — die Fremde um die Hand für Kapitän Herbert zu bitten? — Und Amy? — Frau Luisa? — Was war denn geschehen? — In wilden, ungereimten Gedanken wirbelte es durch ihren Kopf. Deshalb also kam Herr Lee zu ihr?

„So wenig Zutrauen haben Sie zu mir, liebe Rose?“ fragte der Amerikaner jetzt, indem er seine sonore Stimme zum leisesten Flüstern herabdämpfte. „Schau doch wirklich so entsetzlich bärbeißig aus, daß Sie sich vor mir fürchten, liebes Kind? Nun aber sind Sie wohl überzeugt, welchen Freund Sie an mir besitzen — einen Freund, dem es daran

liegt, Sie glücklich und froh zu wissen? — Rose, warum antworten Sie mir nicht?“

„Weil ich Sie noch nicht verstehe — weil ich mir sagen muß, es ist eine Unmöglichkeit! O, dringen Sie nicht ferner in mich, Herr Lee! Ihre Freundschaft beglückt mich tief — trotzdem...“

Sie stockte; denn ein leises Knirschen wie von Tritten auf dem Kies ließ sie erschrocken zusammenfahren. Allein alles ringsum blieb still. — Rechts von dem Hause, dicht an der Veranda hin, führte ein schmaler Weg nach den Wirtschaftsräumlichkeiten und nach dem hinteren Eingange der Villa. Einer der Domestiken mochte ihn betreten haben.

„Trotzdem sagen Sie ihm, daß ich das unseligste Geschöpf der Erde bin“, setzte sie schnell und hochaufatmend hinzu — „daß er Mitleid mit mir haben möge!“

„Ihm?“ fragte Herr Lee plötzlich auffpringend. „Warum spielen wir länger Versteck miteinander, süße Rose? Wissen Sie denn nicht, daß ich es bin, der Sie anbetet — leidenschaftlich — wie...!“

Sein Arm zog die wankende Gestalt an sich, aber sie entwand sich ihm mit Blitzesschnelle. Zu Tode erschrocken starrte sie in sein gerötetes, verduhtes Gesicht. Dann richtete sie sich hoch auf und rief mit vor Schmerz und Born bebender Stimme:

„Sie reden wie ein Wahnsinniger oder wie ein Elender, Herr Lee! In beiden Fällen werde ich Ihnen zu antworten wissen. Gewiß — in dem steinernen, undurchdringlichen Rätsel leben und regen sich menschliche Gefühle, aber es sind nur die Gefühle des Hohnes — der Erbitterung — des Hasses! Die verschlossenen Lippen der Sphinx können auch überfließen in Worten — aber nur in niederschmetternden Worten der Verachtung!“

Mit krampfhaftem Drucke hatte der Amerikaner die Lehne eines eisernen Gartenstuhles erfaßt. Die Röthe seiner Wangen war gewichen und über das markierte Gesicht zuckte es, wie Ärger und Verlegenheit. Aber es galt jetzt, sich geschickt und gewandt aus der Schlinge zu ziehen.

Er trat, allen Mißmut und jede Befangenheit unterdrückend, stolz auf sie zu, blickte sie hochmütig von oben bis unten an und fragte höhnisch:

„Sagten Sie nicht eben, daß Sie mich bisher als Ihren Widersacher, als Ihren Feind betrachtet hätten, Fräulein Hallstein? Wohl, fahren Sie fort, das zu thun! Ich bin ein launenhafter Mensch, der im Handumdrehen seinen Geschmack und seine Gefühle ändert.“

Er lachte kurz und rauh.

„Nur über eins möchte ich noch aufgeklärt werden — darüber nämlich: wen Sie denn vorhin unter ‚ihm‘ verstanden? Einigermassen kann ich mir freilich den Zusammenhang denken; doch möchte ich das gern noch einmal aus Ihrem eigenen Munde hören, holbe Sphinx! Bezieht dieses mysteriöse Ich sich vielleicht auf Kapitän Herbert Lee? Haben Sie am Ende wohl gar gedacht, ich würde den Brautwerber bei Ihnen machen? Ha, ha ha! Wahrhaftig eine kostbare Idee! Darf ich gefälligst fragen, ob ich recht verstanden habe?“

„Ja, Herr Lee, das habe ich gedacht!“ kam es bestimmt und fest aus Rosés Munde. „Ich will lieber das heiligste Geheimnis meines Herzens preisgeben — als zu ertragen, daß Sie glauben könnten, ich hätte das verächtliche Geständnis Ihrer Gefühle nur eine Sekunde ruhig angehört!“

Ernst und ruhig klang Rosés melodische Stimme durch die feierliche Stille des Sommerabends. „Mein Leben war eine gar schwere Kette von Demütigungen, Schmerz und Leid“, fuhr sie fort — „aber ein Lichtbild gab es doch darin —; das war der Augenblick, in dem die schöne, edle Gestalt Ihres Bruders in seiner ritterlichen Kraft zuerst mir vor die Augen trat! — Und nun gehen Sie, mein Herr, und rufen Sie es in alle Winde, daß ich mich vermaß, den Blick zu Herbert Lee zu erheben — daß ich ihn in thörichter, hoffnungsloser Liebe geliebt habe! — Jetzt aber befehle ich Ihnen, mich zu verlassen, Herr Jakob Lee!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Journalistenlaufbahn.

Es wird in deutschen Blättern oft genug von amerikanischen und englischen Journalisten erzählt, von der wunderbaren Thatkraft, mit der sie die reichen Mittel, welche ihre Blätter ihnen zur Verfügung stellen, im Interesse der Berichterstattung verwenden, von ihrer unermüdblichen Ausdauer, ihrem Mut, ihrer Geistesgegenwart. Nun, die Zeit, in welcher nur die Fremde solche Männer ausbildete, ist für uns vorüber. Auch deutsche Zeitungen verfügen jetzt über solche Kräfte und wissen sie zu verwenden. Von der Laufbahn eines solchen Journalisten soll hier heute erzählt werden.

Dieser Journalist heißt Hugo Böller.

Hugo Böller, am 12. Januar 1852 bei Schleiden (in jenem Grenzgebirge, dessen deutscher Teil Eifel und dessen belgischer Ardennen heißt) als der jüngste Sohn eines Fabrikbesitzers geboren, verlor im zartesten Kindesalter die Mutter und mußte, da die eigene, rauhe Heimat keinerlei Gelegenheit zu besserer Erziehung darbot, schon mit dreizehn Jahren das elterliche Haus verlassen. Nachdem Böller auf den Gymnasien zu Düren und Duisburg die Sekunda und in Berlin, wo ein älterer Bruder damals die Bauakademie besuchte, die Prima absolviert hatte, begann er sich auf den Universitäten von Berlin und Bonn dem Studium der Jurisprudenz zuzuwenden. Wohl fesselte ihn die Rechtskunde in hohem Grade, aber wiederholte Ausbrüche eines in seiner Familie erblichen Lungenleidens nötigten ihn, jeden Sommer längere Zeit in dem Kurort Lipp Springs, die Wintermonate dagegen in dem milden Klima von Montreux am Genfer See zu verleben. Den Gegensatz, in welchem der Ehrgeiz des jungen Mannes zu der damaligen mädchenhaften Zartheit seines Körpers stand, schildert ein kleines, Montreux den 12. Januar 1872 datiertes Gedicht, welches ihm eine mütterliche Freundin (Frau M. von Scheel, geb. Gräfin von Bülow) zu seinem zwanzigsten Geburtstag widmete. Es lautet:

Bald spricht ein neues Leben
Uns aus des Winters Schoß;
Gesundheit, frisches Streben
Sei dann dein glücklich Los!

Wir ist's oft trüb erschienen,
Besonders aber heut,
Daß deiner heitren Mienen
Kein Mutteraug sich freut.

Wie hört' am frohen Lachen
So gern ihr Ohr sich satt.
Und müßt' du Sorge machen,
Sie würde doch nicht matt.

Doch wenn die Frühlingsblume
Dir hold im Leben spricht,
Dein weißes Haupt mit Ruhme
Der Lorbeer einst umschließt,

Dann wird's dir deutlich scheinen,

Als hörtest du sie an:

„Gottlob, aus meinem Kleinen
Ward doch ein ganzer Mann!“

In der Absicht, sich unter dem milderen Himmel Südamerikas eine, womöglich politische Laufbahn zu eröffnen, reiste Böller 1872 zum Studium der Landessprache zunächst nach Spanien. Der Zufall verschlug ihn auf afrikanischen Boden, wo er, sich mit kaufmännischen Plänen tragend, zwei Reisen ins Binnenland von Marokko ausführte und, von den französischen Offizieren mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, an einem kleinen Feldzuge in Algerien teilnahm. Inzwischen

rief der Ausbruch des Bürgerkrieges Böller nach Spanien zurück. Persönlich mit dem sogenannten Diktator Salvochea bekannt, durchlebte er das Aufkommen und den Sturz der Kommuneherrschaft in Cadix, sah die Erstürmung Sevillas und machte sich den „Scherz“, einige an seinen Vater gerichtete und die politische Lage des Landes schildernde Berichte für die „Kölnische Zeitung“ kopieren zu lassen. Wie groß war sein Erstaunen, als eine Woche später diese Berichte, an die er kaum mehr gedacht hatte, in allen Kaffeehäusern auf das lebhafteste erörtert wurden. Nun schrieb Böller unter dem Titel: „Bilder aus Algerien“ eine Reihenfolge nicht weniger gut aufgenommener Aufsätze über jene vielgeschmähte französische Kolonie, deren genaues Studium ihn schon damals und im Gegensatz zu so ziemlich der gesamten öffentlichen Meinung zum glühendsten Anhänger einer deutschen

Kolonialpolitik gemacht hatte. An die journalistische Laufbahn dachte Böller noch so wenig, daß er zunächst ein ganzes Jahr lang, dem Studium der Kunst- und Denkmäler obliegend, das Becken des Mittelmeeres bereifte. Ein Machtwort des Vaters, dem er bei der Leitung der elterlichen Fabriken zur Seite stehen sollte, rief Böller 1874 aus Sizilien nach Deutschland zurück. Er erkannte bald, daß sich seinem Ehrgeiz in dem abgelegenen Berglande kein geeignetes Feld eröffnen würde. Entschlossen, abermals auf eigene Faust in die weite Welt hinaus zu pilgern, stattete er auf der Durchreise durch Köln dem Chefredakteur der Kölnischen Zeitung, Dr. August Schmitz, einen Besuch ab. Die Antwort auf Böllers Anfrage lautete, wie leicht erklärlich, verneinend und ablehnend. Aber als Böller, bereits im Weggehen und ganz zufällig seine Berichte aus Spanien erwähnte, stuzte der Chefredakteur und bat ihn zu bleiben:

„Sie haben diese Aufsätze geschrieben? Seltsam!“

„Und doch ist es so.“

„Wie alt sind Sie denn?“

„Zweiundzwanzig Jahre.“

Einige Wochen später gehörte der Zweiundzwanzigjährige einem Redaktionskollegium an, das außer ihm größtenteils im journalistischen Dienst ergraute und in der deutschen Literatur mit Anerkennung genannte Personen umfaßte. Seiner anfänglichen Thätigkeit auf volkswirtschaftlichem Felde mußte Böller entsagen, weil seine, des Sprößlings einer altindustriellen Familie, Ansichten mit denen des damaligen Liberalismus nicht ganz übereinstimmten. Aber zur auswärtigen Politik übergehend und alljährlich auf Reisen ausgesandt, die ihn fast ganz Europa kennen lehrten, leistete Böller auch in Leitartikeln tüchtiges.

Im März 1878, als die französische Weltausstellung zuerst von sich reden machte, erhielt Böller auf der in Brühl gelegenen Villa des damaligen Leiters der Kölnischen Zeitung den lakonischen Auftrag:

„Reisen Sie übermorgen nach Paris, bleiben Sie ein halbes Jahr dort und schreiben Sie Feuilletons, wie sie Haddländer 1867 für uns geliefert hat.“

„Das dürfte mir schwer fallen.“

„Versuchen Sie es und es wird schon gehen.“

Der Erfolg war ein deraartiger, daß Böller noch im



Hugo Böller.

gleichen Jahre als Vertreter der Kölnischen Zeitung zu dem über das Schicksal der Balkanhalbinsel entscheidenden Kongresse nach Berlin entsandt wurde, wo damals die Blüte des europäischen Journalismus versammelt war. Von vielen Diplomaten und auch von solchen, welche den politischen Standpunkt der Kölnischen Zeitung nicht billigten, mit ihrem Vertrauen beehrt, gelangte Zöllner früher als irgend ein anderer Journalist in den Besitz des Berliner Vertrages und der Berliner Protokolle. Schon waren in seinem provisorischen Bureau von mehreren Duzend Schreibern die umfangreichen Aktenstücke kopiert, schon war die Hälfte des mehrere hundert Seiten starken Manuskriptes telegraphisch nach Köln befördert worden, als zu Zöllners großem Erstaunen jener Diplomat, dem er die außerordentliche Vergünstigung verdankte, erschien und um Aufschub der Veröffentlichung bat.

„Es wäre der größte journalistische Erfolg gewesen, der mir bisher beschieden worden“, erwiderte Zöllner, „aber da Sie mir haben nützlich sein wollen, wäre es mehr als undankbar, wenn ich um dieses Erfolges willen Ihnen schadete.“

Mit schwerem Herzen telegraphierte Zöllner nach Köln, daß die Veröffentlichung unterbleiben möge.

Sein Ideal war eine teilweise Ummodelung der deutschen Presse nach englischem Muster. Von der Überzeugung ausgehend, daß im Gegensatz zu den kosmopolitischen Anschauungen des Goetheischen Zeitalters eine stärkere Betonung aller materiellen und nächstliegenden Bestrebungen im nationalen Interesse geboten sei, wollte er an Stelle der grübelnden Leitartikel Thatfachen und eine möglichst schnelle, allerdings nur mit sehr großen Mitteln durchführbare Berichterstattung, an Stelle der allgemeinen Menschenliebe eine fest abgegrenzte nationale Politik setzen und vor allem die schwer wiegenden überseeischen Interessen Deutschlands besser berücksichtigt wissen, als dies bis dahin geschehen war. Ein in diesem Sinne gehaltenes Memorandum, welches er dem Inhaber der Kölnischen Zeitung übergab, führte Anfang 1879 zu dem Auftrage, mit unbeschränkter Freiheit des Handelns eine alle fünf Weltteile berührende zweijährige Reise um die Erde zu machen. Kaum hatte Zöllner die Ergebnisse dieser ersten journalistischen Weltreise verarbeitet und in einem zweibändigen Werke „Rund um die Erde“ (1880, Verlag von M. Dumont-Schauberg in Köln) niedergelegt, als der Inhaber der Kölnischen Zeitung, Herr A. Neven Du Mont ihn, und zwar diesmal nach Südamerika und Westindien, zu einer neuen Reise entsandte, die ihn bis Ende 1882 in Anspruch nahm. Die Früchte dieses zweiten, dem überseeischen Deutschland, dem deutschen Handel und der deutschen Kolonialpolitik gewidmeten Unternehmens waren: „Die Deutschen im brasilianischen Urwalde“ (zwei Bände, Verlag von W. Spemann in Stuttgart), „Der Panamakanal“ und „Pampas und Anden“.

Wenn auch zunächst keine größere Reise mehr in Aussicht genommen war, so wurde das Leben des nun einmal als Reiseschriftsteller bekannt gewordenen Mannes darum doch noch kein ruhigeres. Eines Tages (es war ein Freitag) von seinem Vorgesetzten gefragt, ob er am Montag zu dem vorausgesetzlichen Feldzuge der Engländer nach Ägypten abreisen wolle, wo er durch frühere Erfahrungen recht gut Bescheid wußte, konnte Zöllner schon am nächsten Montag, also zehn Tage später einem Gefecht bei Alexandrien beiwohnen. Obwohl schon die Strapazen der Feldzüge in Asien (Niederländisch-Indien) und Peru (Südamerika), sowie manche andere Unternehmungen, wie z. B. ein Ritt quer durch Südamerika bewiesen hatten, daß Zöllners Körper durch das mehrjährige ununterbrochene Leben in freier Luft gestählt worden sei, so machte es doch erst der ägyptische Krieg so recht ersichtlich, daß aus dem zarten Knaben und Jüngling ein harter, wetterfester Mann geworden sei. Allen Gefechten des Krieges und auch der berühmten Schlacht von Tel-el-Kebir beiwohnend, erreichte Zöllner die ägyptische Hauptstadt gleichzeitig mit der Avantgarde der englischen Kavallerie, nachdem er allein am letzten Tage nicht weniger als siebzehn Stunden im Sattel

geessen hatte. Sein Leben war häufig genug und auch noch am Tage der Schlacht von Tel-el-Kebir in Gefahr gewesen. Vom Herzog von Connaught, dem Sohne der Königin von England, benachrichtigt, daß ein allgemeiner Angriff auf die feindlichen Verschanzungen bevorstehe, verließ Zöllner, begleitet von seinem Diener und einem schwedischen Berichterstatter, gegen Mitternacht das englische Lager, geriet aber im Dunkel der mondlosen Nacht unter feindliche Kavallerie und verdankte, scharf verfolgt, sein Entkommen einzig und allein der Schnelligkeit seines arabischen Hengstes. Die ungnädige Weigerung des Khediv, ihn an der bald darauf ins Werk gesetzten Sudanexpedition teilnehmen zu lassen, bewahrte ihn vor dem Schicksal des Leutnants von Sedendorff und anderer Mitglieder der bis auf den letzten Mann niedergemetelten englisch-ägyptischen Armee.

1883 gehörte Zöllner zu jenen drei bevorzugten Vertretern deutscher Zeitungen, welche in beinahe offizieller Stellung den deutschen Kronprinzen auf seiner Reise durch Spanien und nach Rom begleiten durften. Auf seinen zahlreichen und beinahe ununterbrochenen Reisen hatte Zöllner mehr als hinreichend Gelegenheit, die Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der hochentwickelten englischen Berichterstattung nachzuahmen und in manchen Fällen zu übertreffen. Als der deutsche Kronprinz den Papst besuchen sollte, harpte namentlich die zahlreiche katholische Bevölkerung der Rheinprovinz mit größter Spannung des ersten Berichtes. Es kostete Zöllner allein mehrere Tage mühevollster Arbeit, um bloß die eine schwerwiegende Vergünstigung zu erhalten, daß sein an dem betreffenden Tage abzufendendes Telegramm die in Italien übliche und sehr zeitraubende Zensur nicht zu passieren brauchte. Und nun erst die übrigen Vorbereitungen.

Als der Kronprinz um 4 Uhr 30 Minuten die päpstlichen Gemächer verließ, hielt an jeder Seite der ausgedehnten vatikanischen Paläste ein auf Zöllner wartender Wagen. Jede gewonnene Minute brachte dem begünstigten Reiter, der Zöllner zum großen Telegraphenamt brachte, eine höhere Belohnung. Das Ergebnis war, daß schon um neun Uhr abends ein mehrere Spalten füllender und einige Tausend Worte zählender Bericht in vierzig- bis fünfzigtausend Exemplaren von Köln aus in alle Welt versandt werden konnte.

Im Sommer 1884, als sich Zöllner auf einer Erholungsreise befand, traf ihn die telegraphische Anfrage, ob er eine Expedition nach Westafrika unternehmen wolle. Da der nächste Wörmannsche Dampfer schon in einigen Tagen abfahren sollte, war eine derartige Eile geboten, daß astronomische Instrumente, Waffen, Tropenkleider, Chemikalien u. im buntesten Wirrwarr in die Reisekoffer und Kisten hineingesteckt werden mußten. Im Togolande angelangt, gelang es Zöllner, den Ehrgeiz der Kaufleute und Missionare zu entflammen und mit seiner schnell angeworbenen Truppe von bewaffneten Lastträgern wenigstens so weit ins unbekannte Binnenland vorzudringen, als dies ohne Waffengewalt und Blutvergießen möglich war. Der Zufall führte ihn mit dem deutschfeindlichen Polen Rogozinski zusammen, in dem er trotz der Verschiedenartigkeit des politischen Standpunktes einen ebenso liebenswürdigen wie gebildeten Menschen fand und mit dem er, von einigen Duzend Schwarzen begleitet, in achttägiger Expedition den Gipfel des erst dreimal vorher erstiegenen Götterberges, die höchste Bodenerhebung von Westafrika, erklimmte. Rogozinski hatte kurz vorher einen Teil des Kamerungebirges den Engländern in die Hände gespielt und Zöllner ließ ihn keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er, wenn ihm dieses Glück beschieden sein sollte, wenigstens den Rest des zauberhaft schönen Gebirgslandes für Deutschland erwerben würde. Der Zufall wollte, daß Zöllner, nicht ohne Gefahr die feindlichen Stellungen passierend, gerade am Vorabend der bekannten kriegerischen Ereignisse den Kamerunfluß erreichte und als Kapitänleutnant Riedels Begleiter an der Erstürmung der vom Feinde besetzten Uferhöhe bei Königs Bell Stadt teilnehmen konnte. Zöllners ausführliches Telegramm über dieses Gefecht ist dann vom Fürsten Bismarck in der

bekannten Reichstagsitzung vom 12. Januar 1885 verlesen worden.

Durch Rogozinskis Vorgehen und dasjenige der mit ihm verbündeten Viktorialeute beunruhigt, übertrug der Reichskommissar Dr. Nachtigal Herrn Zöllner außerordentliche und wohl niemals vorher einem deutschen Journalisten zu teil gewordene Vollmachten, gemäß denen er Protektoratsverträge abschließen und nach Gutdünken irgend welche Gebiete im Kamerungebirge unter den Schutz des deutschen Reiches stellen durfte. Auf dem Börmannschen Dampfer Dualla und begleitet von Sr. M. Kanonenboot „Möwe“ ist alsdann Zöllner zur friedlichen Eroberung des Kamerungebirges ausgezogen. Begleitet von zwei schwedischen Elefantenjägern und fünfundzwanzig bis an die Zähne bewaffneten Schwarzen hat er, obwohl seine und Rogozinskis kleine Armee sich mehrfach gefechtsbereit gegenüber standen und obwohl er bei Buea durch zehnfach überlegene Macht und durch die Meuterei der eigenen Leute zurückgetrieben wurde, dennoch jedes Blutvergießen vermeidend, acht kleine Königreiche unter den Schutz seines Vaterlandes gestellt und sich seines Auftraggebers, des Dr. Nachtigal, vollstes Lob verdient. Für Zöllners körperliche und geistige Energie mag es Zeugnis ablegen, daß, als er den wichtigen Gebirgssort Soffo erreichte, ihm von seinen Begleitern bloß noch ein Weißer und zwei Schwarze zur Seite standen; alle übrigen waren unter den unerhörten Strapazen dieser Gewaltmärsche zusammengebrochen und unterwegs liegen geblieben. Später begleitete Zöllner den Generalkonsul auf jener abenteuerlichen und beschwerlichen Expedition ins Mahingebiet (westlich von den Nigermündungen), wo sich Dr. Nachtigal wahrscheinlich den Keim des Todes geholt hat. Mußten doch die Reisenden ohne jeden Schutz gegen den Sonnenbrand täglich etwa sechzehn Stunden lang in Kanoes sitzen, die so schmal waren, daß sie bei der leisesten unbedachten Bewegung umkippt sein würden. Und dazu die Pestatmosphäre einer Sumpflandschaft! Eine noch viel bedeutendere Expedition ins Binnenland und zwar womöglich bis zum Stromgebiet des Congo sollte von Batanga aus unternommen werden. Aber als Zöllner, der vorausgeeilt war, um Träger anzuwerben und mit den Binnenkönigen Übereinkünfte abzuschließen, nach Erledigung aller Vorbedingungen zurückkehrte, war Dr. Nachtigal inzwischen erkrankt und abgereist.

Obwohl Zöllner während der angestrengtesten Zeit seiner Thätigkeit von hundertundzwanzig Nächten bloß neunundzwanzig in einem Bette, die übrigen dagegen in feuchtigkeitsstriefenden Urwäldern oder in erbärmlichen Negerhütten geschlafen hatte, obwohl er die größte Zahl seiner Berichte bei dem elenden Licht eines in eine palmölgefüllte Kürbisschale gelegten Lappens mit einer Riste als Stuhl und zwei anderen Risten als Schreibtisch hatte abfassen müssen, so waren ihm dennoch ohne die leiseste Spur von Unwohlsein beinahe neun Monate dieses ebenso erfolg- wie strapazenreichen Lebens beschieden gewesen. Erst in Gabun, wo er sich ein wenig Ruhe gönnen zu dürfen glaubte und dann noch heftiger am Congo ergriff ihn das tödliche und in immer schlimmerer Form sich wiederholende Fieber. Das Schlimmste befürchtend, entsagte Zöllner einem weiteren Vordringen am Congo und beschleunigte die Rückkehr. Nach einjähriger Abwesenheit in Lissabon landend und im Fluge das von den Schrecken der Cholera heimgesuchte Spanien durcheilend, war Zöllner noch so leidend, daß er jeden Augenblick als choleraverdächtig in Quarantäne gesteckt zu werden fürchtete und sich noch in Barcelona aus dem Eisenbahnwagen in den Gasthof tragen lassen mußte. Mit zahlreichen von, aus allen Schichten der Bevölkerung stammenden Anerkennungschriften empfangen, von mehreren geographischen Gesellschaften zum Ehrenmitglied ernannt und vom Reichslanzler Fürsten Bismarck durch die Annahme der Widmung seines Werkes ausgezeichnet, vollendet Zöllner nunmehr seine vierbändige Schilderung der deutschen Besitzungen in Westafrika — die eingehendste Schilderung, welche wir überhaupt über diese Länder besitzen.

Auf Zietens Spuren.

Zum hundertjährigen Gedächtnis seines Todestages. Von B. Rogge.

„Am 27. Januar 1886 werden es hundert Jahre, da der General der Kavallerie Hans Joachim von Zieten die treuen Augen im Tode schloß, die so oft für seines königlichen Herrn Sicherheit wachten.“ Mit diesen Worten beginnt die Widmung der neuesten Biographie des alten mit dem Namen und den Kriegen Friedrichs des Großen zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpften Zieten, in deren Veranstaltung der Erbe seines Namens, Graf von Zieten-Schwerin auf Wustrau, dem Urahn aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages ein würdiges Denkmal auf schriftstellerischem Gebiete gestiftet hat.*)

Im Hinblick auf diesen Gedenktag mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir unsern Lesern in Bild und Schrift die Stätten vergegenwärtigen, die auf Zieten Bezug haben.

Zietens Geburtsort und Heimat ist das an der Südseite des halbmondförmig von Norden nach Süden sich erstreckenden Ruppiner Sees malerisch gelegene märkische Rittergut und Dorf Wustrau. An der Stelle des erst von Zieten selbst in dem anspruchslosen Stile des vorigen Jahrhunderts erbauten Herrenhauses, das unter dem jetzigen Besitzer Graf Zieten-Schwerin durch den Anbau eines Flügels zu einem stattlichen Schlosse erweitert worden ist und, von herrlichen Baumgruppen überragt, am Seeufer sich erhebt, stand vordem ein sehr bescheidener, nach den Schilderungen der Zeitgenossen unansehnlicher, Fachwerkbau, in welchem Hans Joachim von Zieten am 14. Mai 1699 das Licht der Welt erblickt hat. Das Gutchen, das sein Vater, Joachim Matthias von Zieten, ererbt hatte, wurde, als er es übernahm, auf einen Wert von etwa viertausend Thalern abgeschätzt, so daß die Vermögensverhältnisse des Vaterhauses fast ärmliche zu nennen sind. Auch seine Mutter, Elise Katharina, geb. von Jürgas aus dem Hause Ganzer, war ohne Vermögen. Unser Zieten war das zweite Kind und der erste Sohn aus dieser Ehe. Außer ihm wurden seinen Eltern noch ein früh verstorbener Sohn und vier Töchter geboren. Wie sehr Zietens Vater als schlichter, märkischer Landwirt von der Sorge um seine Landwirtschaft hingenommen und ausschließlich auf den bescheidenen Ertrag seiner Scholle angewiesen war, beweist der im Wustrauer Kirchenbuch eingetragene Vermerk, daß die Taufe, welche die frommen Eltern der damaligen Sitte gemäß gern bald nach der Geburt hätten vornehmen lassen, „der einfallenden Gerstensaat wegen“ leider erst am Pfingstmontag, fünfzehn Tage nach der Geburt stattfinden konnte. Diese bedrängte äußere Lage blieb auch auf die Erziehung Hans Joachims nicht ohne Einfluß. Nur ganz vorübergehend konnte ihm ein Hauslehrer gehalten werden, im übrigen blieb er sich selbst überlassen. Der äußere Druck, der auf dem Elternhause lastete, und der durch die Nichtachtung und den Übermut der reicheren Gutsnachbarn und fortwährende Streitigkeiten mit denselben noch empfindlicher wurde, ist ihm, wie er später selbst erzählte, schon in früher Kindheit eine Veranlassung geworden, ernstlich und anhaltend über Mittel und Wege nachzudenken, durch welche der Ertrag des väterlichen Gutes gehoben und dadurch dem Spott und der Geringschätzung der übermütigen Gutsnachbarn vorgebeugt werden könnte. Schon früh zeigte Hans Joachim Neigung zum Soldatenstande. Gelegentliche Besuche der benachbarten Garnisonstadt Ruppin, wo er den militärischen Exercitien zusah, bildeten die einzige Abwechslung in dem sonst gleichförmigen Leben auf dem väterlichen Gute. So wurde er denn dem in Neu-Ruppin liegenden Infanterieregiment von Schwendi, dessen Chef mit dem Zietenschen Hause befreundet war, unerachtet seiner unansehnlichen und schwäch-

*) Hans Joachim von Zieten, eine Biographie von Dr. Georg Winter, königl. Archivar am Staatsarchiv zu Marburg. Leipzig. Dunder und Humblot. Das Werk, dessen Widmung der verstorbene Generalfeldmarschall und Chef der Zieten-Fusaren Prinz Friedrich Karl noch bei seinen Lebzeiten angenommen hatte, hat nun leider nur dem Andenken des hohen Entschlafenen gewidmet werden können.

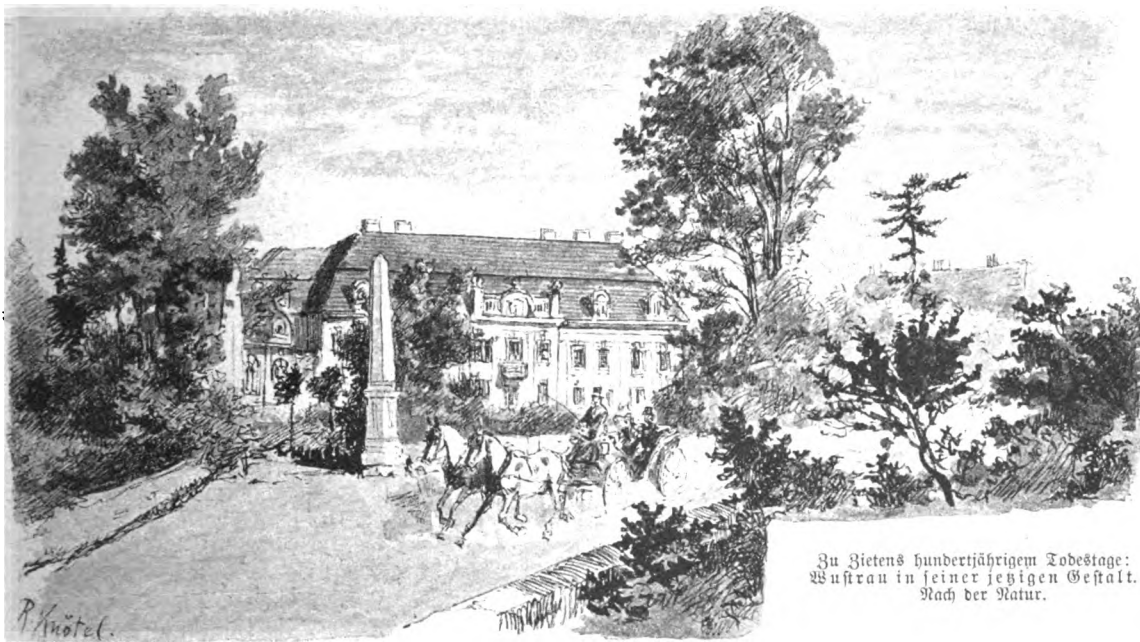
lichen Leibesbeschaffenheit im Jahre 1716 eingereicht. In der Hoffnung auf ein freundliches Entgegenkommen bei dem den Eltern befreundeten Chef, war er wohlgemut nach Neu-Ruppin gezogen. Um so schmerzlicher war seine Enttäuschung, als ihm hier seitens des Kommandanten ein barscher und kalter Empfang zu teil wurde, bei welchem nicht einmal die gewöhnlichen Regeln gesellschaftlichen Anstandes gewahrt blieben. Der junge Bieten ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern widmete sich mit Eifer und Verständnis seiner militärischen Ausbildung. Aber er sollte seine militärische Laufbahn mit einer Reihe von Mißerfolgen beginnen. Zwar wurde er am 7. Juli 1720 zum Fähnrich ernannt und schon im Jahre 1722 hatte er als solcher vier Hintermänner. Auch scheint der an Stelle des bisherigen Kommandeurs von Schwendi an die Spitze des Regiments gestellte Generalmajor Graf Schwerin, der spätere Generalfeldmarschall, keineswegs mit dem jungen Fähnrich Bieten unzufrieden gewesen zu sein. Er bezeichnet ihn in seinem Qualifikationsberichte als „gottesfürchtig, herzhast, nüchtern, gut hausälterisch und fleißig im Dienst“. Freilich fügte er aber auch hinzu, daß er „gar klein von Gestalt und von schwacher Stimme für das Kommandieren sei“. An dem Mangel der Körperlänge, auf welche König Friedrich Wilhelm I so großen Wert legte, scheint seine Weiterbeförderung gescheitert zu sein. Wiewohl schon im November 1723 der älteste Fähnrich im Regiment, wurde er ein über das andere Mal übergangen. Immer wieder wurden jüngere Kameraden, die eine stärkere Stimme und größere Statur hatten, ihm vorgezogen. Als dies zum viertenmal geschehen war, riß ihm endlich die Geduld und er beschwerte sich in einem vom 28. Juli 1724 datierten Immediatgesuch beim König. Die königliche eigenhändige Entscheidung auf der Rückseite dieses Writtschreibens lautete kurz und bündig: „Soll seine Dimission haben.“

So mußte denn der junge Fähnrich wieder auf die ländliche Scholle des väterlichen Gutes zurückkehren, dessen Erbe und Besitzer er inzwischen durch den am 19. Januar 1720 erfolgten Tod seines Vaters geworden war. Die unfreiwillige

Muße, zu der er hier verurteilt war, benutzte er dazu, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen. Der Wert des von dem Vater ihm hinterlassenen Gutes hatte sich zwar dank der unermüdblichen Thätigkeit und Sorgfalt, welche derselbe auf die Verbesserung seiner Landwirtschaft verwendet hatte, auf 8000 Thaler gesteigert; aber von dem Ertrage desselben mußte das Leibgedinge der Mutter bestritten und außerdem den vier Schwestern Hans Joachims ihr Anteil ausgezahlt werden. Ihm selbst verblieben etwa 4000 Thaler; außerdem aber hatte ihm der Vater einen langwierigen Rechtsstreit mit den Gutsnachbarn unerledigt hinterlassen, der seine persönliche Anwesenheit in Wustrau nötig machte. Trotzdem behielt er den Wiedereintritt in den militärischen Dienst unablässig im Auge und er benutzte seine Reisen nach Berlin, die er in Angelegenheit seines Rechtsstreites wiederholt machen mußte, dazu, sich dem Könige in Erinnerung zu bringen. Als er eines Tages in Erfahrung gebracht hatte, daß der König die in Insterburg stehenden Wutenowschen Dragoner von fünf auf zehn Schwadronen zu vermehren beabsichtige, erfaß er sich die Wachtparade, die der König im Lustgarten abhielt, zur Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des hohen Herrn auf sich zu ziehen. Es gelang ihm, seine Bitte um Wiederanstellung anzubringen, und der gerade wohlgelaunte König verlieh ihm nicht nur eine Offiziersstelle bei den zu errichtenden Litauischen Dragonerschwadronen, sondern er ließ ihm auch sein Leutnantspatent auf den 1. August 1724, den Tag seiner Entlassung als Fähnrich, zurückdatieren. Mit dem besten Willen, sich durch Eifer im Dienst die Zufriedenheit des Königs und seiner Vorgesetzten zu erwerben, begab er sich nach Tilsit, das seiner Schwadron zum Garnisonort angewiesen war. Gern erzählte er in späteren Lebensjahren von einer Lebensgefahr, die ihm beim Übergang über die Weichsel drohte, bei dem es ihm nur durch besondere Geistesgegenwart gelang, sich und eine ihm anvertraute Zahl von Remontepferden glücklich durch den Eisgang zu retten. Kaum hatte er das letzte Joch der schwankenden Brücke mit seinen Pferden überschritten, als dasselbe von den anstürmenden Eisschollen fortgerissen wurde, um



Zu Bietens hundertjährigem Todestage: Schloss Wustrau, Stammschloß Bietens, in seiner früheren Gestalt. Nach einem alten auf Schloss Wustrau befindlichen Ölgemälde.



Zu Zietens hundertjährigem Todestage:
Wustrau in seiner jetzigen Gestalt.
Nach der Natur.

spurlos in den Wellen zu verschwinden. Das älteste der zahlreichen Bilder des „alten Zieten“, die im Wustrauer Schlosse aufbewahrt werden, stellt ihn als jungen Offizier bei den Ruthenowschen Dragonern dar und zeigt die Jahreszahl 1726.

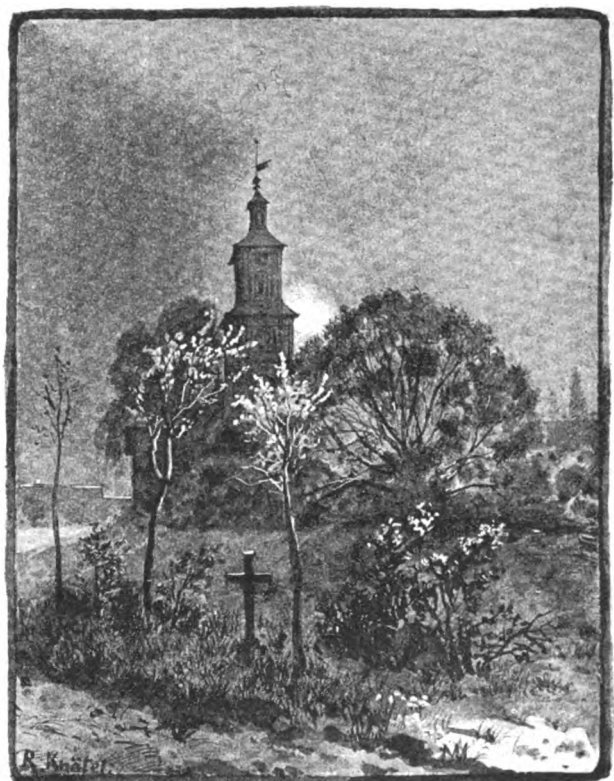


Zu Zietens hundertjährigem Todestage: G. J. v. Zieten als Premierleutnant im Regimente von Ruthenow- Dragonern zu Tilsit 1726. Nach einem alten Original im Schlosse zu Wustrau.

dem aber Zieten jedenfalls eine Reizbarkeit und Empfindlichkeit an den Tag legte, wie sie mit der Subordination schwer zu vereinigen ist. Mehrfache ärgerliche Auftritte führten schließlich zu einer Herausforderung zum Duell von seiten Zietens, die ihm eine halbjährige Festungsstrafe eintrug. Nach Erledigung derselben kam es wirklich zum Duell, das diesmal von dem Vorgesetzten herbeigeführt wurde. Das Ende war ein Kriegsgericht, bei welchem Zieten zur Dienstentlassung verurteilt wurde. So schien abermals seine militärische Laufbahn völlig gescheitert zu sein. Der ehrgeizige Leutnant kehrte im Jahre 1730 wiederum nach Wustrau zurück, zunächst mit keiner anderen Aussicht als der, in der Bewirtschaftung des väterlichen Gutes seinen Beruf zu finden. Eine kleine Hoffnung auf Rückkehr in den Dienst eröffnete sich ihm in dem der Kassation beigefügten Befehle, daß er sich nach seiner Ankunft in Berlin persönlich bei dem König zu melden habe. Es war zudem eine günstige Fügung, daß

Unter einer weißen Uniform mit blauen Aufschlägen trägt Zieten auf diesem Bilde einen Stahlkürass. Auch in dem neuen Dienstverhältnis schien über der militärischen Laufbahn Zietens ein Unstern zu walten. Er geriet mit seinem nächsten Vorgesetzten, dem Rittmeister seiner Schwadron, in einen dienstlichen Zwist, der zwar von diesem veranlaßt gewesen sein mag, bei

tiger Depeschen und dergleichen verwendet werden sollte. Generalmajor von Buddenbrock, der nachmalige Generalfeldmarschall, brachte für eine der Leutnantsstellen Zieten in Vorschlag und es gelang ihm auch, die anfänglichen Bedenken des Königs zu überwinden. Seine kleine Gestalt, die ihm sonst in den Augen Friedrich Wilhelms I so hinderlich war, ließ ihn gerade für die neue Truppe als geeignet erscheinen. Aber der König unterließ es nicht, ihn nach Wusterhausen kommen zu lassen, um ihn dort persönlich in Gegenwart seines zukünftigen Vorgesetzten, des Oberstleutnant von Benedendorf ernstlich auszusprechen und vor neuen ärgerlichen Händeln zu warnen, ihn auch dem neuen Vorgesetzten zu besonderer Aufsicht zu befehlen. So sehen wir ihn von nun an in dem Beruf, in welchem er dem König und dem Vaterlande so erfolgreiche Dienste leisten sollte. Mit dem Dolman, dem beschnürten Pelz und der Filzmütze bekleidet, beginnt er



Zu Zietens hundertjährigem Todestage: Die Kirche zu Wustrau.
Nach der Natur.

in demselben Jahre, in welchem zum zweitenmale Zietens Entlassung erfolgte, in Potsdam eine Leibhusarenkompanie errichtet wurde, die aus drei Offizieren, sechs Unteroffizieren, einem Trompeter, einem Fahnen- schmied und sechzig Husaren bestehen und zunächst für den persönlichen Dienst des Königs zur Versorgung wich-



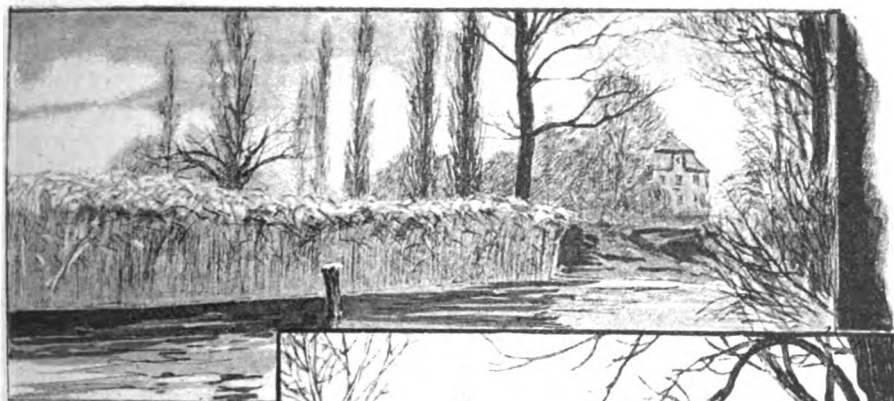
Zu Zietens hundertjährigem Todestage: Denkmal in der Kirche zu Wustrau.

die neue Laufbahn, auf der er sich zum „Vater aller Husaren“ und zum berühmten Reitergeneral emporarbeiten sollte. Schon am 1. März 1731 wurde er zum Rittmeister befördert und zum Befehlshaber einer neugebildeten in Beelitz stationierten Husarenkompanie ernannt. Dieselbe hatte in erster Linie Polizei- und Postillonendienste zu versehen und etwaige Deserteure einzubringen. Erst 1735 brachte Zieten einen kurzen Feldzug am Rhein. Gerade in dieser Zeit, in der er mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, gründete er sich eine glückliche Häuslichkeit durch seine Vermählung mit Leopoldine Judith von Jürgas aus dem Hause Ganzer, aus welchem auch seine Mutter entstammt war.

Es waren schwere Lehrjahre, die Zieten unter der Regierung Friedrich Wilhelms I hatte durchmachen müssen. Um so schneller sollte er unter dessen Sohn, Friedrich dem Großen, mit dessen Namen der seine zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpft ist, von Stufe zu Stufe zu hohen Ehren emporsteigen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, im einzelnen Zietens Thaten und Husarenritte, die er in drei Kriegen zum Teil unter den Augen seines Königs ausgeführt, zu verfolgen und aufzuzählen. Wir müssen uns darauf beschränken, nur die wichtigsten Momente seiner weiteren Feldlaufbahn hier hervorzuheben. Schon im ersten schlesischen Feldzuge, in welchem die preussische Kavallerie noch nicht zu entscheidender Geltung gelangte, offenbarte sich die Bedeutung des kühnen Reiterführers in so hohem Grade, daß er, als Major in den Krieg gezogen, als Oberst und Chef heimkehrte. Die ersten Vorbeereiser pflückte er in dem Gefecht von Rothschloß am 17. Mai 1741, in welchem es ihm gelang, den österreichischen Husarenführer Baronay, der einst am Rhein sein Lehrmeister

gewesen war, durch einen kühnen Angriff zu überfallen und ihm einen bedeutenden Fouragetransport abzunehmen. Das kühne und erfolgreiche Reiterstück trug ihm den Orden pour le mérite ein. Zugleich war bei diesem Anlaß die hussarische Überlegenheit Zietens über den bisherigen Kommandeur Oberst von Wurmb in so auffallender Weise zu Tage getreten, daß sich der König veranlaßt sah, den letzteren zu entlassen und Zieten, der inzwischen zum Oberstleutnant befördert worden war, an seiner Stelle zum Kommandeur der „Leibhusaren“ zu ernennen. Kaum zwei Monate später, am 22. Juli 1741, erfolgte bereits seine Beförderung zum Oberst. Gleichzeitig wurden die bisher getrennten drei Schwadronen Leibhusaren und die bis dahin in Preußen stehenden drei Schwadronen Bronikowski-Husaren zu einem Regimente vereinigt, das fortan den Namen „Zietensche Husaren“ führte. Im Archiv zu Wustrau befindet sich die vom 24. Juli 1741 aus dem Lager von Frankenstein datierte, vom König unterzeichnete und besiegelte „Kapitulation über ein Regiment Husaren vor den Oberst Hans Joachim von Zieten“. Als dann im folgenden Jahre der König in Mähren eingerückt war und sein Hauptquartier in Znaim hatte, ist Zieten mit seinen Husaren bis in die unmittelbare Nähe Wiens, bis nach dem Dorfe Stoderau vorgezogen. Deutlich vermochten die keden Husaren den Stephansdom zu erkennen; sie hatten sich der feindlichen Hauptstadt so weit genähert, wie es niemals vor oder nach ihnen preussischen Truppen gelungen ist. Wien wurde von panischem Schrecken ergriffen. Das Landvolk in der Umgegend flüchtete scharenweis in die Hauptstadt, während sich Zieten mit der Eintreibung von Kontributionen und Lebensmitteln begnügte.

Die kurze zwischen dem ersten und zweiten schlesischen Kriege liegende Frist wurde in unermüdlicher Arbeit zur weiteren Ausbildung der Husaren ausgenützt, deren Wert Friedrich der Große in dem ersten Kriege kennen und schätzen gelernt hatte, und unter denen, welche den König dabei unterstützten, nahm Zieten eine der ersten Stellen ein. Um die neugebildete Truppe zu desto größerem Eifer anzuapornen, ließ es der König auch an äußeren Auszeichnungen in ihrer Bekleidung und Ausrüstung nicht fehlen. Bei einer Revue, die der König am 27. Mai 1743 in Schöneberg abhielt, erregten die Offiziere des Zietenschen Husarenregimentes durch den Paradeanzug, in welchem sie an diesem Tage zum erstenmal erschienen, die allgemeinste Bewunderung. Statt der früher gebräuchlichen Mäntel trugen sie über dem Dolman reich mit Gold verzierte, in orientalischem Geschmack mit Sternen, Halbmond und Sonne besetzte Tigerfelle, deren Ränder mit Zobel eingefast waren. Dieselben waren teils von der Königin Mutter, teils vom König geschenkt. Die Zobelmütze des Regimentchefs und der Schwadronsinhaber zeichnete sich vor der der anderen Offiziere dadurch aus, daß sie mit einem beweglichen Adlerflügel verziert war, welcher sich an einer vergoldeten, oben mit einer Krone versehenen Stange drehte. Goldene Fangschnüre, goldbetrefftes Paradezaumzeug, reich beschnürte Schabracken und gelbe Saffianstiefel vervollständigten diese Paradeausrüstung. Das von Zieten bei den Paraden getragene Tigerfell nebst seiner Zobelmütze mit dem Adlerflügel wird jetzt in einem der oberen Säle des Zeughauses aufbewahrt. Eine andere Verschönerung seiner Uniform errang sich Zietens Regiment durch seine eigene Tapferkeit im zweiten schlesischen Kriege. Bei einem Rekognoszierungsritte, den Zieten mit seinen Geschwadern unternahm und bei dem er mit feindlichen Husaren seines alten Lehrmeisters Baronay zusammentraf, vertauschten die Zietenhusaren die schmuckeren feindlichen Säbeltaschen mit ihren eigenen, und als man vor Prag anlangte, war das ganze Regiment mit neuen Säbeltaschen versehen, die sie den österreichischen Kameraden abgenommen hatten. Auf ein ebenfalls dem zweiten schlesischen Kriege angehöriges Ereignis ist auch der ehrende Beiname „Zieten aus dem Busch“ zurückzuführen. Zieten hat ihn aus den böhmischen Wäldern mit heimgebracht. Seine Husaren gehörten der von dem Generalleutnant von Nassau befehligten Avantgarde an und streiften von Tabor aus bis gegen Budweis hin vor, an



In Zietens hundertjährigem
Jodestage: Aus dem Wust-
trauer Park. Nach d. Natur.

dem Flüßchen Malsch aufwärts. Dichtes Buschwerk entzog sie den Blicken der am andern Ufer stehenden Feinde. Einige Zietensche Husaren fanden eine Furt, welche den Übergang über den Fluß ermöglichte. Aus dem dichten Buschwerk hervorbrechend, setzte Zieten im Angesicht des Feindes mit einigen Schwadronen durch das Flüßchen hindurch und fiel den feindlichen Husaren in die Flanke. Die Einnahme von Budweis war die Folge dieses kühnen Reiterangriffes. Die Ta-



pferkeit, welche Zieten bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, wurde am 3. Oktober 1744 vom Könige durch die Ernennung zum Generalmajor belohnt, unter Zurückdatierung seines Generalpatentes auf den 1. Februar. Einen weiteren Beweis königlichen Wohlwollens erhielt er noch in demselben Jahre durch die Gewährung einer jährlichen Pension von zwölfhundert Thalern, die der König in dem begleitenden Schreiben als „eine Marke seines besonderen Wohlwollens“ bezeichnete. Gelangte überhaupt die Reiterei in diesem Kriege zu größerer Geltung, so zeichneten sich doch die Zietenschen Husaren vor allen anderen Reitertruppen durch ihre leichte Beweglichkeit und Findigkeit aus.

Der Zieten immer erster, wenn Preußen avanciert,
Hingegen immer letzter, wenn Preußen retririert.

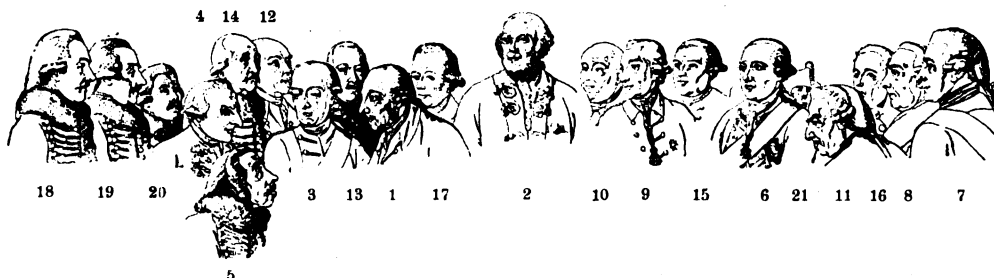
Seine berühmteste Leistung nicht bloß in diesem Kriege, sondern wohl in seinem ganzen Leben war der Zietenritt von zwölf Meilen, den er am 19. Mai 1745 mit sechshundert Husaren mitten durch die Feinde hindurch von Kamenz nach Jägerndorf unternahm und glücklich ausführte. Es galt dabei, dem Markgrafen Karl, der, von der Hauptarmee abgeschnitten, bei Jägerndorf stand, den Befehl des Königs zur Vereinigung mit der Hauptarmee zu bringen. Die zwischen dem königlichen Hauptquartier und dem Markgrafen schwärmenden Feinde waren bereits so zahlreich, daß einzelne Feldjäger oder Ordonnanzen nicht mehr durchzukommen vermochten. „Gottesfürchtig und dreiste“, wie Scherenberg sagt, führte Zieten den schweren Auftrag aus. Unter den in Wustrau aufbewahrten Zietenbildern befindet sich auch eine Zeichnung, die an diesen denkwürdigen Ritt erinnert und Zieten darstellt, wie er, auf dem Neustädter Kirchturm stehend, mit seinem klugen und scharfgeschnittenen Gesicht mit den lebhaften Augen Umschau hält, nach allen Seiten genau die Stellung der Feinde

erforschend. Auf der Rückseite des schlichten von jeder phrasenhaften Ausschmückung freien Berichtes, den Zieten dem Könige über diesen Ritt erstattet hat, auf dem er sich in der Nähe von Hohenploh durch ein ganzes feindliches Dragonerregiment durchschlagen mußte, hat der König die kurzen aber bedeutsamen Worte vermerkt: „ich wähle Sehr mit Seiner Klugen konduite So wohl, als so viel erzeugter Bravour zufrieden.“ Es wäre noch manches von wohl gelungenen Husarenstreichen aus diesem Feldzuge zu berichten, auf die wir hier nicht eingehen können. — Auf die thatenfrohe Kriegsarbeit folgte nun wieder der einförmige Friedensdienst, in welchem es Zieten viel weniger gelang als im Felde, den strengen Anforderungen des Königs zu genügen. Im Wustrauer Archiv wird ein nicht weniger als schmeichelhafter Brief des Königs aufbewahrt, in welchem dem Allerhöchsten Unwillen und großen Mißfallen über die „Desordre und wilde Wirtschaft, wozu sowohl Offiziere als Gemeine bei dem Zieten anvertrauten Regimenter sich seithero gewöhnt haben“, der unverhohlene Ausdruck gegeben wird. Man ersieht aus diesem Schreiben, wie aus anderen Kundgebungen, daß es Zieten an der dem Könige wünschenswerten Schärfe gegen die Untergebenen vielfach fehlen ließ. Es mag sein, daß in den mannigfachen Erzählungen von heftigen Szenen, die sich bei Manö-

vern und Revuen zwischen Zieten und dem Könige zugetragen haben sollen, Wahrheit und Dichtung sehr gemischt sind; immerhin aber bleibt es Tatsache, daß sich die Unzufriedenheit des Königs auch in mancherlei Zurücksetzungen, die Zieten erfahren mußte, und gegen die er vergeblich vorstellte, kundgab. Persönliche schwere Schicksalsschläge, von denen er gleichzeitig betroffen wurde, trugen auch noch das Ihrige dazu bei, seine Verstimmung zu vermehren. Nachdem ihm im Jahre 1751 sein einziger Sohn gestorben war, hatte er im Jahre 1756 auch den Tod seiner Gattin zu beklagen. Sie wurde in der Kirche zu Wustrau beigesetzt, wo sich ein im Geschmack der damaligen Zeit ausgeführtes Denkmal derselben befindet.

Mehr noch aber als diese schmerzlichen Erfahrungen zehrte die Ungnade des Königs an seiner Gesundheit, und er reichte kurz vor dem Beginn des siebenjährigen Krieges ein Abschiedsgesuch ein. Vergeblich versuchte der König durch den General Winterfeld, den er zu ihm entsandte, den tapferen Reitergeneral, auf dessen Dienste er jetzt gerade den größten Wert legen mußte, zur Zurücknahme des Abschiedsgesuches zu bewegen. Als aber schließlich der König selbst in seiner Wohnung in der Kochstraße zu Berlin erschien und dem Schmollenden mit den Worten: „Höre Er zu müssen auf, es soll alles vergessen sein. Sei Er vernünftig; König und Vaterland haben ein Anrecht darauf“ die Hand zur Versöhnung bot, da strahlte das „alte Husarengesicht“ vor Freude, und mit der Krankheit war es vorbei. Schon am 20. August brach er an der Spitze seines Korps an die sächsische Grenze auf, nachdem er kurz vorher zum Generalleutnant ernannt worden war. Das in Wustrau aufbewahrte Diplom trägt den eigenhändigen Vermerk: „Aus eigener höchster Bewegung.“

Wir müssen darauf verzichten, Zietens unvergängliche Verdienste, die er unter den wechselvollen Geschichten des sieben-



Erkennungsumriß der Porträts auf Chodowieckis Stich: Bieten sitzend vor seinem König.

1. König Friedrich II. 2. Prinz Friedrich Wilhelm (II). 3. Prinz Ferdinand, Bruder des Königs. 4. Herzog Friedrich von Braunschweig. 5. Hans Joachim von Bieten, General der Kavallerie. 6. Richard Joachim Heinrich v. Möllendorf, General und Gouverneur. 7. Friedr. Wilh. v. Bartenberg, Generalleutnant. 8. Heinrich Gottl. v. Braun, Generalleutnant u. Kommandant. 9. Joach. Bernh. v. Britzow, Generalmajor und Inspekteur d. Kavallerie. 10. Levin Rudolph v. d. Schulenburg, Generalmajor u. Kriegsminister. 11. George Ernst v. Solzenborn, Generalmajor und Chef der Artillerie. 12. Dietrich Gosen v. Dolfs, Obrist und Kommandant d. Gensdarm. 13. Erich Magnus v. Wolfradt, Major u. Kommandant des Bietenschen Husarenregiments. 14. Joh. Fried. v. Lenz, Major des Bietenschen Husarenregiments. 15. George Fried. v. Tempelhof, Major der Artillerie. 16. Karl Otto v. Wedel, Leutnant und Adjutant des Regiments von Waldeck. 17. Ludw. Fried. v. Garten, Leutnant und Adjutant desselben Regiments. 18. George Wilh. Probst, Leutnant und Adjutant des Generals v. Bieten. 19. Karl Heinr. v. Eichstädt, Leutnant u. Adjutant des Generals v. Bieten. 20. Fr. Christ. Lud. v. Bieten, Sohn des Generals v. Bieten, Leutnant bei seines Vaters Regiment. 21. Eine Schildwache.

jährigen Krieges, in den Tagen glücklicher Erfolge wie schwerer Niederlagen um das Vaterland sich erworben hat, auch nur annähernd zu würdigen, noch weniger kann es unsere Aufgabe sein, die Frage zu erörtern, welche Fehler er etwa hier und da sich hat zu schulden kommen lassen. Genug, daß so lange die preußische Geschichte von Friedrichs siebenjährigem Ringen mit Feinden ringsum erzählt, auch Bietens Name unvergessen fortleben wird.

Selbstverständlich wird in Wustrau alles, was an diese große Zeit erinnert, mit besonderer Pietät behandelt. Da ist der große früher im ersten Stockwerk befindliche, jetzt in das Erdgeschoß des Anbaues verlegte Speisesaal, mit den lebensgroßen Brustbildern, teilweise auch Kniestücken von Offizieren des Bietenschen Regiments geschmückt, die mit wenigen Ausnahmen alle auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges den Heldentod gestorben sind. Hier Oberst von Seelen, der bei Hochkirch fiel, und von dem Bieten selbst, als einmal jemand das Bild desselben betrachtete, in seiner echten Bescheidenheit sagte: „Der Mann war mehr wert, als wir übrigen alle.“ Dort Rittmeister von Vangen, der später als Major mit einem einzigen Bataillon des Regiments Markgraf Karl beim Überfall von Hochkirch den Kirchhof gegen die immer erneuten Angriffe der Österreicher verteidigt hat; da von Heinicke, der bei Zornsdorf fiel, nachdem seine Bieten-Husaren wesentlich zum glücklichen Ausgang der Schlacht beigetragen hatten. An die Namen von Reizenstein, von Bohar und Legrabdy knüpfen sich Erinnerungen tollkühner Husarenstrieche, durch die es ihnen gelang, einen Transport von fast vierhundert österreichischen Remonten auf

thüringischem Gebiet aufzuheben. Sie alle, die in ihren Bietenschen Rotröcken mit ihren Schnauzbärten und Tigerfellen so grimmig von der Wand herabsehen, hängen da als Vertreter des Hufarengeistes, den der Hufarenvater Bieten ihnen eingehaucht hat. Mit welcher Ehrfurcht betrachtet man den Schlachtfeldsäbel, den der heldenmütige Reiterführer während des ganzen Feldzuges getragen, aber nur ein einzigesmal im ganzen Verlaufe desselben zum Einhalten benutzt

hat. Das letztere geschah in der Schlacht von Torgau am 2. November 1760, in der er sich, als er in Begleitung einer einzigen Ordonnanz fortgeritten war, um die Stellung des Feindes zu rekonoszieren, plötzlich von sechs österreichischen Husaren umringt sah. Im buchstäblichen Sinne hieb er sich durch.

Wir bemerken übrigens, daß es ein schlichter preußischer Hufarensäbel ist, wie ihn jeder Offizier trug. Der türkische Ehrensäbel, den Friedrich der Große Bieten nach dem zweiten schlesischen Kriege zum Geschenk gemacht hat, befindet sich nebst dazu gehöriger Säbeltasche im Besitze des Bietenschen Husarenregiments, und wird von diesem als ein Vermächtnis seines berühmten Chefs und als ein teures Andenken hoch geehrt. Eine andere Reliquie aus Bietens Feldzugsjahren ist ein zusammenlegbares Spind, das er auf seinen Jüngen mit sich zu führen pflegte, um in den oft so unwirtlichen und unordentlichen Quartieren ein verschließbares Gefäß für wertvolle Gegenstände und wichtigere Dokumente zu haben.

Auch die Uhr, die Bieten auf seinen Feldzügen benutzte und die ihm so manche Stunde banger erwartungsvoller Entscheidung angezeigt hat, wird in Wustrau mit anderen Wertstücken aufbewahrt. Nach der Rückkehr aus dem siebenjährigen Feldzuge konnte Bieten auch wieder daran denken, seinem Familienstammgut einige Sorgfalt zu widmen. Das alte baufällige Wohnhaus hatte er schon im Jahre 1747 durch einen Neubau zu ersetzen begonnen, der nun seiner Vollendung entgegengeführt wurde. Zu einem traulichen und behaglichen Heim wurde ihm das neue Herrenhaus aber erst dadurch, daß er demselben eine neue Herrin und Hausfrau gab, indem er sich am 23. August 1764



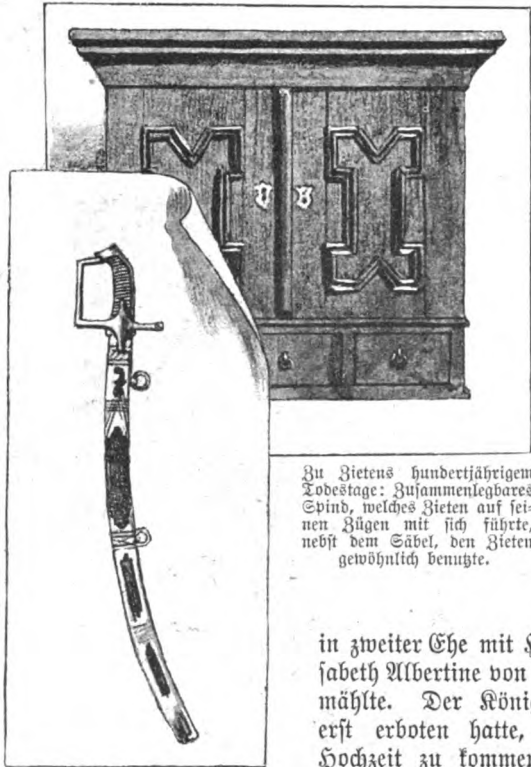
Zu Bietens hundertjährigem Todestage: Grabstätte Bietens auf dem Kirchhofe zu Wustrau. a. Grabstätte Bietens, b. Grabstätte seiner zweiten Frau. Dahinter befinden sich die Gräber von Bietens Eltern. Rechts im Vordergrund ein Denkstein gesetzt vom Bietenschen Husarenregiment bei Gelegenheit einer am 21. August 1863 hier selbst abgehaltenen Parade zu Ehren Bietens.



gezeichnet und geschnitten von J. B. Schreyer

Niethen Sitzend vor seinem Thron
 Das Amt des Königs
 Der hundertjährigen Götter der Welt
 hundertjährig genannt

im 3. Bande



Zu Zietens hundertjährigem Todestage: Zusammenlegbares Spind, welches Zieten auf seinen Rügen mit sich führte, nebst dem Säbel, den Zieten gewöhnlich benutzte.

in zweiter Ehe mit Hedwig Elisabeth Albertine von Platen vermählte. Der König, der sich erst erboten hatte, selbst zur Hochzeit zu kommen, „um auf selbiger zu tanzen“, sandte einen kostbaren Brillantring als Hoch-

zeitsgeschenk. Noch über einundzwanzig Jahre hat der damals schon fünfundsechzigjährige Husarengeneral an der Seite seiner zweiten Gattin in glücklichster Ehe gelebt. Zur Vollendung des Glückes, das er in derselben fand, gehörte es, daß ihm am 6. Oktober 1765 ein Sohn geboren wurde, bei dem der

König Patenstelle übernahm und zu dessen Taufe er mit sämtlichen königlichen Prinzen und Prinzessinnen persönlich in dem in der Kochstraße gelegenen Hause Zietens erschien. Seinem Täufling, der die Namen Friedrich Christian Ludwig Emil erhielt, legte der König ein Kornetpatent in die Wiege. Später wurde demselben auch die Anwartschaft auf eine Domherrenstelle in Halberstadt verliehen. Ein zweiter Sohn, der Zieten im Jahre 1771 geboren wurde, starb schon nach wenigen Wochen. Auf ihn folgte dann im Jahre 1773 eine Tochter, die schon in ihrem fünfzehnten Lebensjahre mit einem Graf Nöbern vermählt, aber bereits nach Jahresfrist von demselben geschieden wurde. Sie heiratete bald darauf einen Rittmeister Hans Balthasar von Zieten auf Voegow. Die einzige Tochter Zietens aus erster Ehe war mit einem Herrn von Wahlen Jürgas vermählt.

In den auf die Verbesserung und Erweiterung seines Gutes gerichteten Bestrebungen wurde Zieten auch vom Könige unterstützt, der ihm zur Aufbesserung seines Wirtschaftsbetriebes zehntausend Thaler schenkte. So konnte er, trotzdem daß er es niemals verstanden hat, Schätze zu sammeln, noch im hohen Alter aus eigenen Mitteln der Dorfkirche seines Geburts- und Heimatortes einen stattlichen Turm erbauen.

Es bedarf nicht erst besonderer Erwähnung, daß unter den zahlreichen Zietenbildern, welche die Räume des Wustrauer Schlosses in allen seinen Teilen schmücken, auch jene allbekannten Szenen aus Zietens alten Tagen nicht fehlen, wie er an der königlichen Tafel inmitten einer lebhaften Unterhaltung eingenickt war, oder wie der Monarch bei einer Tour im Schlosse einen Stuhl herbeiholen ließ und ihn nötigte, sich niederzusetzen (welche Szene unser nach Chodowiecki's Stich reproduziertes Bild darstellt), oder wie sein König mit entblößtem Haupte, den Hut in der Hand, neben seinem General die Front seines Regiments abritt.

Als Zieten im Januar 1786 zu seinem gewöhnlichen Winteraufenthalt in Berlin von Wustrau abreiste, sagte er zu seinem Seelsorger: „Ich bin bereit; ich bin fertig, wenn Gott will.“ Ruhig und friedlich, wie er in seinen letzten Lebens-



Ordonnanz Krebs.

Oberst von Wurmb.

Adjutant Gyllet.

Rittmeister von Zieten.

Zu Zietens hundertjährigem Todestage: Altes Reiterbildnis im Schlosse zu Wustrau, gemalt im Jahre 1786.

jahren gelebt hatte, war auch sein Ende. Noch am 26. Januar war er abends fröhlich und heiter im Kreise der Seinen. Erst nach dem Abendessen klagte er über ein Unwohlsein, dem aber weder er selbst noch die Seinen eine Bedeutung beilegten. Am nächsten Morgen um sechs Uhr ist er sanft und ohne Kampf verschieden. Sieben Monate später folgte der König seinem Avantgardengeneral. Unter den Dokumenten, die in Wustrau aufbewahrt werden, befindet sich auch das Beileidschreiben des Königs an Zietens Witwe, welches der selbst tödlich Erkrankte an dieselbe gerichtet und eigenhändig unterzeichnet hat. Zieten hatte ausdrücklich angeordnet, daß er in Wustrau neben seinen am Eingang in die Kirche ruhenden Eltern bestattet sein wollte. Nachdem die Leiche im Sterbehause zu Berlin (jetzt Kochstraße Nr. 62) zwei Tage öffentlich ausgestellt war und Tausende herzugeströmt waren, um noch einmal das Antlitz des alten Helden zu sehen, der zu den beliebtesten Persönlichkeiten der Hauptstadt gehörte, wurde sie am 31. Januar zu Wustrau beigesetzt. Der noch erhaltenen Leichenpredigt des Ortspfarrers Drake war als Text das Wort Psalm 146, 5 zu Grunde gelegt: „Wohl dem, des Hilfe der Gott Jakobs ist, des Hoffnung auf den Herrn, seinen Gott, stehet.“ Ein einfacher großer Sandstein, auf dem einige Waffen und ein Faszessbündel als Symbol der Feldherrnwürde angebracht sind, deckt das Grab des Helden, neben dem seine zweite im Jahre 1818 verstorbene Gemahlin unter einem gleichen Sandstein ihre Ruhestätte gefunden hat. In der Kirche ließ die Familie dem entschlafenen Helden, der ihren Namen zu unvergänglichem Ruhme erhoben hat, ein von dem Bildhauer Kade entworfenes Denkmal errichten, das in Anlage und Ausführung an viele ähnliche aus dem vorigen Jahrhundert stammende Denkmäler erinnert. Ein Sarkophag und eine Urne mit dem trefflich gearbeiteten Reliefsporträt in weißem Marmor, dahinter eine abgestumpfte Pyramide, zur Rechten und Linken Frauengestalten, die von den einen für Urania und Minerva gehalten, von den andern als symbolische Darstellung der Frömmigkeit und Tapferkeit erklärt werden, bilden die Bestandteile des Denkmals. Die Figur zur Linken, die Tapferkeit, wendet, auf einer Löwenhaut sitzend, trauernd das Haupt von der Urne. Die Spitze des Schwertes ist der Erde zugewendet; in der Rechten hält die Gestalt einen Lorbeerkrantz. Auf ihrem Schilde sind der Feldzug am Rhein und die ersten und letzten Schlachten der drei schlesischen Kriege eingegraben. Das Denkmal trägt die auf dem Sarkophag eingegrabene Inschrift:

Mit Friedrich lebt er
Im Jahrbuche der Geschichte.
Bewundert als Held, geliebt als Mensch und Christ.
Glücklich waren durch ihn
Die weinend das Denkmal ihm setzten
Gattin und Kinder.

Im Arbeitszimmer des Schloßherrn steht das Modell des unter König Friedrich Wilhelm II auf dem Zietenplatze in Berlin dem General errichteten Standbildes von Schadow. Bekanntlich stellt ihn daselbst mit übergeschlagenem Bein, die Hand am Kinn dar, als fänne er über einen Husarenstreich nach. Zieten war aber nichts weniger als ein Grübler und die ihm dort beigelegte Gebärde sinnenden Nachdenkens findet an seinem Charakter keinen Anhalt. Der Berliner Witz hat sich daher nicht ohne Grund dieser ungeschichtlichen Darstellung bemächtigt, indem er die Hand am Kinn auf die Frage deutet: „Ob ich mir heute wohl rasieren lasse?“ Auch eine Kolossalporzellanvase im Wustrauer Schlosse, ein Geschenk König Friedrich Wilhelms IV an den Sohn des Generals zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, zeigt auf ihrer Rückseite eine Abbildung des Zieten Denkmals auf dem Wilhelmplatz. Das beste Bildwerk vom „alten Zieten“ hat Tassaert angefertigt, eine Büste überlebensgroß in Formmasse, nach der von ihm selbst abgenommenen Totenmaske. Sie ist geradezu sprechend, während eine Ausführung derselben in Marmor aus späterer Zeit von unbekanntem Meister ganz kalt läßt. Beide befinden sich ebenfalls im Wustrauer Schlosse. Beiläufig sei hier auch eines Denkmals gedacht, welches das Zietensche

Husarenregiment seinem Chef gewidmet hat, und das sich in der Berliner Garnisonkirche befindet, sowie der Pyramide, die Prinz Heinrich in Rheinsberg den Helden des siebenjährigen Krieges hat errichten lassen, unter denen Zieten einen hervorragenden Platz einnimmt, während der Prinz, auch über den Tod hinaus die persönliche Abneigung bewahrend, Winterfeld aus der Reihe der von ihm gefeierten Helden ausgeschlossen hat.

Wustrau ging in den Besitz des oben erwähnten einzigen Sohnes Zietens über, der es als die Hauptaufgabe seines Lebens erachtete, alle auf den großen Vater bezüglichen Erinnerungen in Wustrau zu sammeln. Vom König Friedrich Wilhelm IV in den Grafenstand erhoben, starb er als Rittmeister und Landrat a. D., Wirkl. Geheimer Rat und Ritter des Schwarzen Adlerordens am 29. Juni 1854. Er war der letzte männliche Sproß des Hauses Zieten-Wustrau. Ein mächtiger Feldstein deckt die einem Hünengrabe ähnliche Gruft, die er sich schon bei seinen Lebzeiten unter einer schönen großen Linde auf dem Wustrauer Kirchhof hat herstellen lassen. Als König Friedrich Wilhelm IV im Jahre 1842 Wustrau besuchte, führte ihn der Graf auch an die Linde, um ihm das seit 1801 fertige Grab zu zeigen. Der König wies auf eine Stelle des Rieselfeldsteins und sagte: „Zieten, der Stein hat einen Fehler!“ worauf der alte Herr erwiderte: „Der drunter liegen wird, hat noch mehr.“*) Durch letztwillige Verfügung hatte er seine Nichte Karoline von Schwerin geb. von Zieten zur Erbin von Wustrau eingesetzt, nachdem er aus diesem alten Zietensitz Fideikommiß gestiftet. Die Halbschwester des Grafen war ohne Deszendenz verstorben, die einzige rechte Schwester des letzten Zieten auf Wustrau, Albertine, war, wie oben bemerkt, in zweiter Ehe mit dem Oberstleutnant Hans Balthasar von Zieten auf Voegow verheiratet. Deren mit dem Landschaftsrat von Schwerin-Janow verheiratete Tochter ist die Mutter des jetzigen Besitzers von Wustrau, welcher im Jahre 1860 unter dem Namen von Zieten-Schwerin in den Grafenstand erhoben wurde. Der Doppelname und die Grafenwürde gehen nur auf solche Besitzer von Wustrau über, welche aus der Deszendenz des jetzigen Besitzers hervorgehen.

Noch müssen wir zweier Denksteine erwähnen, die Zietens Sohn und der gegenwärtige Besitzer von Wustrau unweit der Grabstätte des Husarenregiments haben errichten lassen zur Erinnerung an die Huldigung, welche die dankbaren Söhne dem „Hnherrn aller Husaren“ hier an seinem Grabe dargebracht haben. Auf dem großen Rasenplatz, der die Kirche umgibt, erhebt sich, etwa hundert Schritt vom Grabe Hans Joachims entfernt, ein hoher, zugespitzter Feldstein, der auf einer Eisenplatte die Inschrift trägt:

„Im Jahre 1851 den 21. April stand an dieser Stelle das Blüchersche Husaren-Regiment, um den hier in Gott ruhenden Helden, den berühmten General der Kavallerie und Hnherrn aller Husaren Hans Joachim von Zieten in Anerkennung seiner hohen Verdienste durch eine feierliche Parade zu ehren.

Ruhe und Friede seiner Asche!
Preis und Ehre seinem Namen!
Er war und bleibt der Preußen Stolz!

Ein zweiter ähnlicher Feldstein, noch näher dem Grabe, gibt von einer ähnlichen Huldigung Kunde, welche das Zieten-Husarenregiment seinem ersten Chef hier dargebracht hat, indem es auf demselben heißt:

„Im Jahre 1863 am 21. August zog das Zietensche Regiment mit fliegender Standarte zu Pferde vor diese Stätte. — An dem Grabe des alten Helden stand es mit Stolz gewürdigt zu sein noch jetzt seinen Namen zu führen — es stand hier in der festen Hoffnung, dereinst wie seine tapferen Ahnen mit Gottes Hilfe für seinen König zum Tode oder zum Siege zu gehen.“ —

Die Hoffnung des Regimentes sollte bald in Erfüllung gehen. Wenige Monate später rückte es nach Schleswig aus, um in drei Feldzügen kurz hintereinander „auf Zietens Spuren“ unvergängliche Lorbeeren zu pflücken.

*) Siehe Fontane, Wanderungen durch die Mark.

Um Familientisch.

Ägyptischer Cicerone.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit Edward Lane seine „Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter“ der Öffentlichkeit übergab. Diese Schilderungen sind unübertroffen, ja sie erlangten im Laufe der Jahre gewissermaßen den Ruf der Klassizität und der beste Beweis von ihrer Unerflichkeit schien in dem Umstande geboten, daß kein neuer Autor es wagte, auf unabhängiger Bahn Lanes Spuren zu folgen. Groß ist indessen die Masse der in genanntem Zeitraume erschienenen Werke, welche Ägypten, sein Volk und das Land zum Gegenstand hatten. Hofgeschichten und Palastintrigen aus Mohammed Alis Zeit haben allein ganze Reihen von Bänden angefüllt; eine Flut von Reiseerinnerungen, wo Erlebnisse während einer dreimonatlichen Dahabiefahrt zum Besten gegeben werden, samt, wenigstens abgerechnet, in die Vergessenheit zurück, während sachmännische Werke von kundiger und gewandter Hand einen dauernden Platz sich in der Litteratur über Ägypten eroberten. Die deutsche Litteratur hat sich solcher Bücher nicht zu schämen und Werke wie die eines A. von Kremer, Stephan, Lütke, Klunzinger haben sich einer wohlverdienten Aufnahme zu erfreuen gehabt.

Dieses alles bezieht sich auf das moderne Ägypten. Aber kaum geringer ist die Litteratur über das alte klassische Niland, das schon als „Wunderland der Pyramiden“ für die liebe Jugend zurecht gemacht wurde. Was Lane für die heutigen Ägypter in der Darstellung leistete, das that sein Landsmann Wilkinson für die monu-

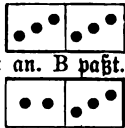
mentalener Bewohner des Nillandes — doch ein Werk, welches in ebenmäßiger Weise alt und neu zusammenfaßte, von kundiger Hand herrührte und in geschmackvoller Form den Mann der Wissenschaft wie ein großes gebildetes Publikum zu fesseln vermochte, ein solches Werk fehlte. Aber auch diese Lücke ist ausgefüllt von einem berufenen Fachmanne, bei dem die Kenntnis des alten und neuen Ägypten sich trefflich vereinigte. Georg Ebers bietet uns den überarbeiteten Text seines großen und teuren Prachtwerkes Ägypten jetzt in der handlichen Form zweier mäßiger Oktavbände unter dem Titel „Cicerone durch das alte und neue Ägypten“ (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt) zu einem erschwingbaren Preise. Gerade die Verquickung von alt und neu ist es, die in ihrer erfrischenden Abwechslung jenes Buch so anziehend macht, welches in der That seinem Titel entspricht, ein belehrender Cicerone zu sein, der überall da eingreift, und tiefer ergründend die Dinge weiterführt, wo der trodene Reiseführer verlagert. Und so sehen wir denn die Geschichte, die Kultur und die Menschen, das Land und die Natur des wunderbaren Niltalles überall an der Hand der ersten Quellen und der eigenen Anschauung des verdienten Ägyptologen vorgeführt und durch manche belehrende Abbildung erläutert. Nicht nur aber als Reisebegleiter für die Glücklichen, welchen es vergönnt ist, den Boden Ägyptens zu betreten, mag das schöne Werk empfohlen sein, sondern auch als Lehr- und Studierbuch daheim, für alle jene, welche sich mit der ältesten Kulturstätte unsers Globus und ihren auch heute fesselnden und in Europas Politik eingreifenden Verhältnissen vertraut machen wollen.

R. A.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B und C spielen Domino. Jeder nimmt sieben Steine auf. Sieben Steine bleiben im Talon. Es wird nicht gekauft. A setzt aus. B paßt. C setzt an. A setzt an. B paßt. C setzt an. A sperrt die Partie mit an Zwei.



Die Summe der Augen auf den fünf aufgesetzten Steinen beträgt 20, die Summe der Augen auf den sieben Steinen des Talons beträgt 30.

Welche sieben Steine liegen im Talon?

2. Zitatenträtsel.

Eine bekannte Stelle aus einem Drama von Schiller besteht aus acht Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden acht Zitaten enthalten sind; also das erste in 1, das zweite in 2 etc.

1.

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte.

2.

Nur die Dumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

3.

Ach, sie haben einen guten Mann begraben.

4.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

5.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

6.

Früh übt sich, was ein Meister werden will.

7.

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst
vergebens.

8.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

3.

Der Todestag eines berühmten Feldherrn läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben finden. Addiert man Datum, Monatszahl und Jahreszahl, so erhält man als Summe die Zahl 1659. Die Jahreszahl ist um 1616 größer als das Datum und um 1621 größer als die Monatszahl.

Inhalt: Sphing. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Eine deutsche Journalistenlaufbahn. Mit Hugo Böllers Porträt. — Auf den Spuren Bietens. Text von B. Rogge. Mit elf Illustrationen von R. Knödel. — Um Familientisch. Ägyptischer Cicerone. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

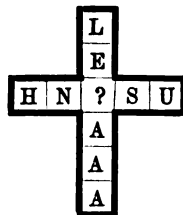
Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.

Verlag der Jachin-Expedition (Verlag von J. A. A. A.) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Bilderrätsel.



4. Kreuzrätsel.



Die neun Buchstaben in den Feldern des Kreuzes sind so umzustellen, daß die wagerechte Reihe, von links nach rechts gelesen, eine der Hauptrollen in einer beliebigen Oper und die senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, eine deutsche Stadt nennt. Setzt man dann noch einen Buchstaben statt des Fragezeichens, so ergibt die wagerechte Reihe einen Propheten und die senkrechte Reihe eine deutsche Stadt.

5. Zweifelhafte Scharade.

Meine Erste schließt zusammen,
Was sich zu ergänzen strebt,
Was erglüht in Liebesflammen
Und in eblem Frieden lebt.

Meine Zweite will dich schützen
Auf des Lebens rauhem Pfad;
Doch sie wird dir schwerlich nützen
Aus Stramin und Goldbrofat.

Meines Ganzen wilde Gluten
Hat die Erste rasch gedämpft
Und gepeitscht mit blauen Ruten,
Als sie vollen Sieg erkämpft.

Pf. J.

6. Homonym.

Ohne mich vergeht im Leid
Auch ein Mann vor Traurigkeit.

Ohne mich verjumpt der Quell,
Fließt er noch so silberhell.

Ohne mich verliert an Schein
Auch der schönste Edelstein.

Ohne mich bleibt ohne Macht,
Was auch noch so tief gedacht:

Doch das schwerste Rätsel schafft
Aus der Welt — schnell meine Kraft!

Pf. J.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)
Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 15.

Damesspielaufgabe.

- | | |
|--------------------|----------|
| 1. f4—e5 | 1. d6—h2 |
| 2. d2—c3 | 2. b2—d4 |
| 3. Da5—c3 | 3. d4—b2 |
| 4. Dh6—c1 gewinnt. | |

1. Dreifelhafte Scharade.

Lederstrumpf.

Bilderrätsel.

Übermaß sprengt das Faß.

2. Rätsel.

Zweide.

Briefkasten.

Alter Schachfreund in Kassel. Nur unsere Lösung der Schachaufgabe in Nr. 9 von Wells ist richtig. Nach 1 Sc3—b5 kann Kc4—b4 oder—c5 folgen. In beiden Fällen folgt 2 Sd4—b3. Ihre Lösung durch 1 Sc3—a2 dagegen ist unrichtig; denn auf Kc4—c5 folgt 2 Th4—h5 keineswegs, wie Sie sich irrthümlich einbildeten; denn der Kc5 kehrt nach c4 zurück. Also künftig etwas vorsichtiger!

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Hefen bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Januar 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 17.

Sphinx.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.
(Fortsetzung.)

Ein funkelnder Blick flog aus dem dunklen Männerauge zu der schönen Gestalt hinüber. War es Haß oder Bewunderung, was aus ihm sprach?

„Regelrecht hinausgeworfen!“ sagte er dann mit malitiösem Lächeln, indem er Rose eine steife, kalte Verbeugung machte. „Manchem Menschen gelingt es wunderbar, unter der Maske des Märtyrertums einen verklärenden Nimbus um sich zu verbreiten und gewissen kurzlichtigen Leuten Sand in die Augen zu streuen, bis — ein falscher Schachzug das ganze wohlberechnete Spiel mit einem Schlage verdirbt! Auf Wiedersehen also unter der schützenden Obhut von Frau Everetts mütterlichen Fittichen, holde Sphinx!“

Mit diesen Worten wandte er ihr brüsk den Rücken, um die hölzernen Stufen hinabzuschreiten. Zugleich aber drang ein rauher, kurzer Ausruf gurgelnd über seine Lippen und er griff mit einer Hand tastend in die Luft. Am Fuße der Treppe tauchte plötzlich die hohe Gestalt seines Bruders Herbert aus dem dichten Gebüsch von weißblühendem Laurus hervor. Mit einem Satz die schmale Stiege emporspringend, schob dieser jetzt den Bruder mit einer Gebärde der Verachtung beiseite.

„Rose — Rose — ich hörte alles!“ kam es in leidenschaftlichen Lauten, hastig und stoßweise aus seiner Brust, indem er strahlend vor Freude, mit flammenden Augen und zuckenden Lippen vor ihr stand. Auch ihre, eben noch so bleichen Wangen hatten sich mit tiefster Glut überzogen. Ein Bild der holdeften Scham — lehnte sie ihm gegenüber.

„Nun lasse ich mich nicht mehr durch Ihre Kälte abweisen, Rose“, rief der Kapitän, „denn ich habe ja jetzt in Ihrem Herzen gelesen. Nun dürfen Sie meiner Werbung nicht länger zu entfliehen suchen — weiß ich doch, daß Sie mich lieben! Dieser Augenblick gibt mir das Recht, Sie künftig

zu beschützen. Glauben Sie mir, es wird nicht wieder vorkommen, daß ein frivoler, gewissenloser Mensch Ihnen mit solchen Reden je wieder zu nahe treten wird. Ich würde ihn vernichten, und wäre es auch mein eigener Bruder!“

Ein zornflammender Blick traf Herrn Lee, aber dieser sah, wieder völlig gefaßt, in herausfordernder Haltung dem Sturme ruhig entgegen.

„Bisher durfte ich für Sie keine Lanze brechen“, fuhr Kapitän Lee laut und heftig fort, „nun aber, da mein nächster Blutsverwandter, der Mann, in dem ich bis heute den väterlichen Freund und treuesten Ratgeber sah, das Mädchen, welches ich liebe, in frevelhafter Weise zu beschimpfen wagt — nun werfe ich alle Rücksichten und Bedenken beiseite — nun erkläre ich...“

„Herbert, du redest wie ein Rasender!“ unterbrach ihn der Bankier. „Weißt du, was ich für dich that?“

Wild und zornig blickte der Seemann in das kalte Angesicht.

„Ich wollte ja nur den Bruder vor einer Thorheit bewahren“, fuhr der Bankier fort, „deshalb prallen die Pfeile deines Zornes machtlos an mir ab. Bedenke und beherzige den wohlgemeinten Rat des väterlichen Freundes, Herbert Lee! — Und nun — gute Nacht!“

Stolz erhobenen Hauptes schritt Jakob Lee nun vollends die Treppe hinab, und ging mit ruhigen Schritten der Straße zu.

Für einen Augenblick glitt ein tiefschmerzlicher Ausdruck über Kapitän Herberts edle, offene Züge. Sollte — konnte eine leidenschaftliche Aufwallung das durch jahrelange Freundschaft und warme brüderliche Gefühle — durch die innigsten Interessen festgewordene Band ihrer Herzen trennen? — Hatte nicht Jakob stets, so lange Herbert zurückzudenken vermochte, ihm die rauhen Lebenspfade zu ebnen gesucht? —

Wenn auch des Bruders jähe Natur und sein energischer, vor keinem Hindernisse zurückschreckender Charakter niemals wählreisch in den Mitteln war, um zum Zwecke zu gelangen — so blickte doch bei allem, was er immer that, stets die Liebe zu ihm als das einzige Leitmotiv hindurch. Und nun heute — hier! — Ein unruhiger Blick flog hinüber zu der stummen, bewegungslosen Gestalt, die scheu und voll Angst bis in die äußerste Ecke des kleinen Plateaus zurückgewichen war. — „Aber nein, und tausendmal nein!“ schrie es jetzt wild auf in Herberts Herzen, „nur ein Schwächling vermag hier eine Entschuldigung gelten zu lassen!“

Was sein Ohr eben vernommen hatte, das trieb zum raschesten Handeln, zur Ausführung eines seit lange gefaßten unerschütterlichen Entschlusses.

„Dich nur liebe ich, Rose“, sprach der Kapitän, indem er auf das Mädchen zutrat, „in dir ist alles vereint, was ich von irdischem Glücke je erhofft und erträumt habe!“

Das Knie gebeugt, den edlen Kopf gesenkt, so lag er nun vor ihr, gleich einem jugendschönen Rittersmanne, dem die Königin seines Herzens nach gewonnenem Turnier den Siegespreis überreichen soll. — Aber der Mund der königlichen Maid blieb stumm.

„Rose, hier auf den Knien flehe ich Sie an“, fuhr er fort, „sagen Sie mir, was ich thun kann, um das höchste — um mein einziges Glück zu erringen?“

Er ergriff ihre herabhängende Hand mit schüchternem Drucke, aber sie entzog sie ihm schnell.

In kurzen Angstrufen drang es jetzt über Rosés Lippen: „Stehen Sie auf, Kapitän Lee — ich beschwöre Sie — und halten Sie ein mit jenen Worten — ich darf sie nicht hören! — Wenn nur ein Funke von Achtung für mich in Ihnen lebt — so stehen Sie auf!“

Sofort sprang er empor.

„Ich thue alles, was Sie wünschen. — Aber Sie sind grausam, Rose!“ rief er, während seine Brust sich unter einem schweren Seufzer hob, und herber Schmerz um seine Lippen zuckte. „Fühlen Sie denn kein Mitleid mit dem Manne, der ja nur um den kleinsten Hoffnungsschimmer aus Ihren ernstesten Augen bittet — der, seit er Sie gesehen hat, nur einen Wunsch, nur eine Sehnsucht kennt!“

„Erinnern Sie sich noch jenes Augenblicks“, fuhr er fort, „als ich vor zwei Wochen, von meiner Reise zurückgekehrt, hier“ — er wies durch die offene Glashür nach Frau Everetts zierlichem Salon — „so ganz unerwartet eintrat? Damals hörte ich nur Ihre süßen Lieder, Rose! Aber diese Laute klangen mir bekannt und vertraut, wie unvergeßliche Töne aus längstvergangenen Tagen. Hat meine früh verstorbene Mutter einst so gesungen? — Hatte ich von dieser Glockenstimme nur geträumt? Ich weiß es nicht. — Aber als Sie mir dann Ihren Kopf zuwandten, Rose — da regte sich wieder jenes unerklärliche Etwas in meiner Brust und rief: „Diese liebst du ja schon lange; hast du stets geliebt!“ Der tiefe Blick Ihrer unergründlichen Augen, der warme Druck Ihrer samtweißen Hand — alles das sagte mir dann Tag für Tag, daß Sie in meinem Herzen gelebt, als mein Ideal, seit — ja, ich weiß selbst nicht, seit wann! — Solche Gefühle verdanken ihren Ursprung einem höheren Walten. — Rose, geben Sie mir noch immer keine Antwort? Begreifen Sie nicht, daß zu dieser Stunde mädchenhafte Schüchternheit und kindischer Trotz die Segel streichen müssen? Verstehen Sie nicht, daß der Mann, welcher das heilige Geständnis der Liebe bereits vernommen — und wenn es auch unfreiwillig gegeben wurde, ein Recht hat auf sie? Oder halten Sie mich für einen Schwächling, der nicht den Mut hat, um dieser Liebe willen jeder Drohung, jedem Angriff mit lachendem Munde zu trozen?“

Er trat dicht an ihre Seite und legte seinen Arm, wie schützend, um ihre Taille.

„Herbert!“ kam es wie ein Hauch über ihre Lippen, und ihre Gestalt bebte. „Gehen Sie — lassen Sie mich; — ich darf und will Sie nicht hören!“

„Nein, Rose! Ich gehe nicht, nicht eher wenigstens, als bis ich eine Antwort von Ihnen habe.“

Er versuchte es, sie noch fester an sich zu pressen, aber schnell und gewandt war sie seinen Armen entschlüpft. „Sprechen Sie morgen mit Frau Everett! Holen Sie sich Rat bei ihr — für sich und mich!“ rief sie mit fliegendem Atem. „Sie ist wahr und edel — ihrer Entscheidung werde ich mich fügen.“

Ein einziger kurzer Blick, welcher Herbert ins Herz traf. Dann schlug die Glashüre des Salons klirrend hinter ihr zu. Sie war fort. —

Herbert Lee blickte ihr lange nach, dann zog ein strahlendes, siegesgewisses Lächeln über seine männlichen Züge, und ein kurzer Freudenruf brach sich aus der übertollen Brust Bahn.

„Sprechen Sie mit Frau Everett! Ob ich das thun will, Rose, süße Rose? Ich werde in aller Form um deine Hand bei ihr anhalten. Und die ehrenwerte alte Dame müßte keine Amerikanerin sein, wenn sie Kapitän Lee einen Korb erteilte! — Freilich, auf tausenderlei Bedenken mache ich mich gefaßt! Ist sie doch nicht umsonst intim befreundet mit Frau Luisa. Aber sie wird sich in das Unabänderliche fügen! — Arme Amy!“ flüsterte er dann seufzend, während eine Wolke flüchtig über sein heiteres Gesicht zog. „Gegen unser Verhängnis können wir nicht ankämpfen! Und es ist so vielleicht besser für dich, arme Kleine! Du verdienst ein glücklicheres Los, als einen Vatten, der dich nur geachtet und geehrt — nie tief und wahr geliebt haben würde. Und nun gilt es noch einen bösen Strauß auszufechten, mein Herr Bruder, sowohl mit dir, als mit deiner stolzen Frau! Da heißt es: biegen oder brechen!“

Mit diesen Worten stieg er die Veranda hinab und schlug denselben Weg ein, auf dem kaum zwanzig Minuten vorher Jakob Lee das Haus verlassen hatte.

Fünftes Kapitel.

Als Frau Lee nach dem Zwiesgespräch das Zimmer ihres Mannes verlassen hatte, war die schöne Frau, schwer atmend, mit zornig emporgeworfenen Lippen auf dem Korridor stehen geblieben. — Dann zog Frau Luisa ihr Taschentuch hervor und fuhr damit ängstlich schnell über die Augen.

Ein paar Stunden später betrat Frau Luisa das Kinderzimmer, wo ihre beiden kleinen Töchter von acht und sechs Jahren unter der Aufsicht einer französischen Bonne an einem niedrigen Tische saßen und bunte Papierpuppen auschnitten.

Der so ungewohnte Besuch ließ alle drei erstaunt und fragend aufschauen. Bergingen doch oft Wochen, ehe die Mutter einmal die Kleinen besuchte. Es genügte ihr meist, wenn die Bonne dieselben, in tadellos eleganten Spitzenkleidchen mit riesenbreiten Schärpen und zierlichen Molièreschuhen, täglich präsentierte. Dann drückte sie einen flüchtigen Kuß auf die pikanten, dunkeläugigen Gesichtchen und hielt damit ihre mütterlichen Pflichten für abgethan.

Früher kamen die beiden Mädchen, Lizzy und Clary, auch regelmäßig zum Diner —, der einzigen Mahlzeit, welche ihnen in Gesellschaft der Eltern gestattet war, da aber Herr Lee die üble Angewohnheit hatte, den Kindern stets die Taschen voll Dessert zu stecken, so hielt Frau Luisa es für zweckmäßiger, daß sie mit der Bonne allein speisten. Infolge dessen waren sie, trotz der angeborenen Lebhaftigkeit, ein wenig schüchterne, ernste, altkluge Kinder geworden, die gelegentlich die junge Französin durch treffende Bemerkungen über das Verhältnis der Eltern nicht wenig in Erstaunen setzten.

Heute begrüßte Frau Luisa die Bonne, die sich sofort erhoben hatte, auffallend freundlich und sie zog, während sie sich auf einem kleinen Stuhle niederließ und liebevoll mit der Hand über Lizzys dunklen Krauskopf strich, die kleine sich sträubende Clary fast ungestüm auf ihren Schoß. Sie dachte in diesem Augenblick durchaus nicht daran, daß die kostbare Garnierung von Points d'Alençon, welche kasadenartig den vorderen Teil der Robe zierten, zerdrückt oder gar zerrissen werden könnte.

„Ihr macht ja erschrockene Gesichter, als ob es gar keine Freude für euch wäre, daß Mama euch hier aufsucht? Nun, Clary, mein Liebling, sage mir doch schnell einmal, ob du mich auch recht lieb hast?“

Die Kleine blickte scheu zu dem Fräulein hinüber und antwortete nicht.

„Clary hat gestern gesagt, daß sie sich vor der Mama fürchte; — und den Papa könne sie gar nicht mehr leiden, seit er uns keine Bonbons mehr gibt!“ pläzte Lizzy naseweis heraus. „Liebe haben wir nur zu Mademoiselle Cecile — und Bobby, der beißt niemals und läßt sich gern sein dickes, zottiges Fell streicheln!“

Die Französin zeigte eine entsetzte Miene, aber Frau Lee bedeutete sie, zu schweigen.

„So, so!“ meinte die Dame, indem sie auch ihr ältestes Töchterchen ganz nahe an sich heranzog. „Warum fürchtet ihr euch denn vor der Mama? Könnt ihr mir nicht den Grund dafür angeben?“

Einen Moment stupten die Kinder, aber der sanfte, zutrauliche Ton, in welchem die Mutter zu ihnen redete, machte ihnen Mut, die vollen kleinen Herzen zu erleichtern.

Jetzt war es Clary, die das dunkle Köpfchen hob und süß lächelnd der Mutter ins Gesicht schaute. Dieser fiel es heute zum erstenmale auf, daß die Augen der beiden Kinder sehr an die ihres Vaters erinnerten. Die Kleine aber sprach offenerherzig:

„Weil du nicht immer so lieb bist, wie jetzt, Mama. Manchmal siehst du so böse aus, wie die Frau Königin, Schneewittchens garstige Stiefmutter! — Und dann haben wir einmal gesehen, wie du Papas Hand unartig fortgestoßen hast. Du bist es ja auch gewesen, die uns verboten hat, mit euch zu speisen. Und es ist doch so langweilig, immer allein in der Kinderstube zu essen. Da drüben war es viel schöner.“

„Also würdet ihr mich lieber haben, wenn ich euch erlaube, wieder zu uns herüberzukommen?“ fragte Frau Luisa.

Die beiden nickten und schauten verwundert in das ihnen heute so fremd erscheinende Gesicht der Mutter. — War das wirklich die Mama, die, wenn sie ihnen bisweilen auf der Treppe oder in der großen lustigen Halle des Hotels begegnete, sonst immer nur mit kühlem, zerstreutem Kopfnicken an ihnen vorüberschritt — rauschend und raschelnd in den prächtigen Kleidern? Heute schauten ihre Augen so ganz anders.

„Nein! Jetzt würde sie sich gewiß nicht mehr vor ihr fürchten“, dachte Lizzy, die ältere. Sie faßte plötzlich die weiche, warme Hand der Mutter fest in die kleinen Finger und flüsterte ganz leise, so daß die Französin, welche sich diskret in eine Fensternische zurückgezogen hatte, es nicht hören konnte:

„Wir wollen dich ebenso lieb haben, wie Mademoiselle Cecile; aber...“ Die Kleine zögerte.

„Aber — was aber?“ fragte Luisa rasch, während ihre Blicke, wie gebannt, an den rosigen Lippen hingen.

„— aber du mußt auch dem Papa sagen, daß er freundlicher mit uns ist — wirklich freundlich!“ Die Kleine legte eine scharfe Betonung auf das Wort. „Er streichelt uns wohl die Backen“, fuhr die Kleine fort, „aber er spricht fast gar nicht und er macht immer ein so gelangweiltes Gesicht. Er sollte zuweilen mit uns spazieren fahren, wie Dolly Andersons Papa es täglich thut — im kleinen Pannwagen. Vor einigen Tagen haben sie uns einmal mitgenommen. O, das war herrlich!“

„Und nun sage du, Clary, auch deine Wünsche!“ meinte die Mutter zärtlich. „Ich möchte versuchen, einiges davon zu erfüllen.“

Das Kind hatte bisher mit den vielen kleinen und großen Goldmünzen an Frau Luisas Armband gespielt. Jetzt hielt es mit dieser Beschäftigung inne und sagte schnell:

„Ich — ich möchte immer bei Mama bleiben!“

Dabei schlang sie die runden Armechen liebevoll um der

Mutter Hals, während das Gesichtchen in tiefstem Purpur erglühte und sich verlegen an ihrer Brust verbarg.

Fühlte das ohne Liebe aufgewachsene Kind in diesem Augenblick, daß es noch etwas weit Höheres und Schöneres gäbe, als alle die Herrlichkeiten seines kleinen, verwöhnten Lebens? So warm und süß hatte es sich noch nicht geruht — so sanft und schmeichelnd hatte noch niemals eine Hand über die krausen Locken gestrichen.

Frau Luisa verstummte. Die süßen Worte aus dem unschuldigen Kinderherzen fielen ihr anlagend aufs Gewissen. Was war sie bisher den Kleinen gewesen? — Nichts — eine Fremde! — Niemals hatte sie bisher empfunden, welchen Schatz die Vorsehung ihr in diesen lieblichen Geschöpfen gegeben hatte. Mutter Sorge — Mutterglück kannte Frau Luisa bisher nicht. Und doch gab es, zumal in letzter Zeit, Augenblicke, in denen die stolze Frau oft verzweifelt die Arme ausstreckte — in heißer Sehnsucht nach einem freundlichen Wort. Vereinsamt und freudenleer erschien ihr jetzt ihr bisheriges Leben. Der helle Glanz, welcher es Jahre hindurch überstrahlt hatte — er war ein künstliches Licht gewesen, das wohl die Kraft besaß, zu erleuchten, aber nicht zu erwärmen. Konnte das anders werden? Ihres Vaters Liebe schien ja längst erkaltet und erstorben zu sein. Und doch — nicht völlig liebeleer blieb die Zukunft! Schlügen ihr nicht diese zwei kleinen Herzen warm entgegen?

Leidenschaftlich drückte Frau Luisa das reizende Kind an ihre Brust, und langsam erhob sie ihre überströmenden Augen, aber plötzlich nahmen die dunklen Sterne wieder den alten harten Ausdruck an, während über Gesicht und Nacken der schönen Frau sich ein flammendes Rot ergoß und sie die kleinen Arme heftig von ihrem Halse löste. Er — an den sie in einer weichen Regung noch eben gedacht hatte, dessen Bild sie in den Kinderaugen wiederfand — der Vatte — der Vater — er stand dort in der halbgeöffneten Thüre. Sein Gesicht erschien bleich und verstört; doch wich der finstere Ausdruck bald einem sprachlosen Erstaunen. War das, was sich dort seinen Blicken bot, nicht das Trugbild einer erhitzten Phantasie?

Wie versteinert blieb Herr Lee eine Weile am Eingange stehen. Erst als die Kleine vom Schoße der Mutter herabgeglitten, und auch die junge Französin mit überraschter Miene näher gekommen war, besann er sich darauf, daß ihn ein besonderer Grund hierher geführt hatte. Das anmutige Bild war verflogen und er sprach kühl in dem alten, gemessenen Tone:

„Habe die Güte, Luisa, so schnell wie möglich nach Frau Everetts Villa zu schicken! Vielleicht bemüht du dich auch selbst oder sendest Mademoiselle Cecile. Amy ist plötzlich erkrankt. Das Kammermädchen ist hier und berichtet, Fräulein Hallstein habe keine Kousine ohnmächtig auf dem Teppich des Salons gefunden, noch ehe die Everetts aus New York zurückgekehrt waren. Ich traf dich nicht in deinem Zimmer und glaubte, du wärest ausgegangen. Daher wollte ich Mademoiselles Beistand erbitten“, setzte er gleichsam als Entschuldigung für sein Erscheinen hinzu.

„Was ist's mit Amy?“ forschte Frau Lee, indem sie aufsprang und dem Vatten erschrocken, aber doch mit einem unglaublichen Ausdruck ins Gesicht schaute. „Ich bitte dich, mir die volle Wahrheit zu sagen, Jakob! Andeutungen sind mir verhasst. Frau Everetts Rückkehr? Wo war sie denn? — Vielleicht eine Stunde nach dem Diner sandte ich Amy hinüber, um den Damen sagen zu lassen, daß ich Kopfschmerz hätte und heute nicht zum Thee kommen könnte. Natürlich vermutete ich die Kleine mit Susy und Adeline zusammen. Unter dessen muß in der Villa etwas passiert sein.“

Herr Lee blickte zu Boden und eine heiße Blutwelle stieg ihm ins Gesicht. Dann bemerkte er, indem er den Kopf hastig in den Nacken warf: „Da du meinen Worten nicht zu glauben scheinst, so wäre es das Beste, du gingest selbst hinüber, Luisa!“

„Wo ist Herbert?“ fragte Frau Luisa kurz, und ein mißtrauischer Blick flog abermals zu dem Vatten hinüber.

„Ich hörte ihn vor etwa dreiviertel Stunde nach Hause kommen und in sein Zimmer gehen. Wünschst du, daß ich ihn rufe? Soll er dich begleiten, Luisa?“

„Unsinn, ich gehe allein! Gute Nacht, Kinder!“

Frau Lee bog sich herab, und zwei kleine rosige Mündchen streckten sich ihr zum Kusse entgegen.

„Komme bald wieder!“ flüsterte Clary der Mutter leise zu.

Diese nickte und verließ, ohne ihren Mann anzublicken, das Zimmer.

* * *

Amy Mansfield lag auf einer Chaiselongue in Rose Hallsteins Zimmer. Ihre dicken schwarzen Böpfe fielen an der rechten Seite des schlanken Körpers herab, und ihre weißen, kinderkleinen Hände waren über der Brust gefaltet. Eine krankhafte Blässe lag noch auf den lieblichen Zügen; allein das dunkelblaue Auge hatte den starren Ausdruck, welcher Frau Everett mit Entsetzen erfüllt hatte, schon wieder verloren. Das Bewußtsein war zurückgekehrt.

Susy und Adeline konnten sich trotzdem nicht beruhigen. Sie überschütteten Rose mit Fragen nach dem Hergang und doch konnte diese ihnen nur mitteilen, daß sie Amy in der Dämmerstunde, nachdem sie selbst die Veranda verlassen, bewußtlos im Salon gefunden hatte. Das Vermuten und Kombinieren der jungen Mädchen wollte kein Ende nehmen, bis Frau Everett es für geraten hielt, die lebhaften Töchter mit guter Manier hinauszuschicken, zumal Herr Roberts die Damen von New York zurückbegleitet und um die Erlaubnis gebeten hatte, in der Villa den Thee einnehmen zu dürfen.

Nur Rose Hallstein war bei dem jungen Mädchen zurückgeblieben. An dem Raminjims brannte eine dichtverhangene Lampe und verbreitete in dem lauschigen Gemach ein sanftes Dämmerlicht, das nur eben noch hell genug war, um das goldblonde Haupt Rosés erkennbar zu lassen. Unverwandt ruhten Amy Mansfields Augen auf dem schönen blassen Antlitz. Noch war kein Wort gesprochen worden.

„Rose!“

Aus tiefem Sinnen emporfahrend starrte Rose zu der Leidenden hinüber.

„Haben Sie einen Wunsch, Fräulein Mansfield?“ fragte sie. „Soll ich den nassen Umschlag auf dem Kopf erneuern, oder wünschen Sie vielleicht zu trinken?“

„Ja — ich habe einen Wunsch — einen sehr großen!“ war die Antwort — „einen Wunsch, der, wenn er erfüllt würde, meine Zukunft zu lichten vermöchte!“

Rosés Augen hasteten mit ängstlicher Spannung auf dem Mädchen.

„Wir haben nicht mehr viel Zeit, Rose!“ fuhr diese fort. „Bald wird Luisa hier sein — und doch muß es noch heute völlig klar werden zwischen uns.“

Die Leidende richtete sich auf. „Ich wünsche, daß Sie morgen — Herbert Lee — das so heiß ersehnte Jawort — geben, Rose!“

Rose fuhr auf, aber sie schwieg.

„Kommen Sie hierher an das Sofa, Rose! Es ist mir unmöglich, laut zu sprechen, und will ich auch nicht, daß man uns hört. — So — ich danke!“

Hoch aufgerichtet, mit bleichem Antlitz stand Rose am Fußende des niedrigen Ruhebettes. Amy Mansfield hatte sich wieder zurückgelegt. Unruhig wogte ihre Brust unter den hastigen Atemzügen.

„Ich habe alles gehört, was er Ihnen sagte, Rose — Wort für Wort! Und ich habe es still getragen, bis — bis eine mitleidige Ohnmacht mir die Sinne raubte. Wissen Sie, daß ich Herbert geliebt habe, Rose? — daß ich ihn noch liebe, von ganzem Herzen liebe.“

Ein Schluchzen erstickte die immer leiser werdende Stimme.

„Amy, haben Sie Erbarmen mit mir!“ bat Rose flehend.

„Still, still! Lassen Sie mich zu Ende reden! Es muß herunter von diesem armen Herzen — die Last des Schmerzes, die auf ihm liegt, ist zu schwer. — Ja, ich habe ihn geliebt

und ich habe gehofft bis zu dieser Stunde! Ich wollte nicht glauben, was um mich her die Menschen flüsterten: daß eine Leidenschaft für Sie ihn erfaßt habe, daß er nach mir mit keinem Blicke mehr schaue! Ich hielt das alles für Verleumdung! — Da führte mich ein unseliges — nein, ein glückliches Verhängnis hierher in Frau Everetts Salon — und nun — weiß ich es mit unerschütterlicher Gewißheit, daß sein Herz Ihnen gehört.“

„Amy, um des Himmels Barmherzigkeit willen! Sprechen Sie nicht so. Ich schwöre Ihnen, ich bin schuldlos! Kapitän Lee ist frei — frei, wie er es bisher war — und Sie sollen von meiner Gegenwart bald erlöst sein! Dann muß, dann wird er zu Ihnen zurückkehren, Fräulein Mansfield!“

Rose wandte sich ab, Amy aber sprang auf und ergriff ihre Hand, während Thräne um Thräne über das bleiche, süße Gesichtchen herabtropfte.

„Rose, liebe Rose“, rief sie, „so verstehen Sie mich doch recht! Nicht Ihre Schuld ist es, daß Herbert dem Banne dieser Bauberaugen erlegen ist, daß diese Glockenstimme sein Herz in Fesseln schlug. Glauben Sie wirklich, ich könne so thöricht sein, noch weiter für mich zu hoffen? Nein, Rose! Diesen Wünschen habe ich vorhin da unten in dem Salon für alle Zeit entsagt! Wer Herbert kennt, wie ich ihn kenne, der weiß, daß diese Liebe ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist. Nicht das jäh aufflackernde Feuer einer flüchtigen Neigung, noch der vergängliche Rausch einer blinden Leidenschaft sind es, welche einen solchen Sturm in seinem Herzen hervorbringen konnten. Ich kenne ihn, ich weiß, daß er niemals, so lange noch ein Atemzug in ihm lebt, von Ihnen lassen wird!“

Das liebrendende Gesicht mit den thränenfeuchten Augen war flehend zu Rose emporgerichtet.

„Sie dürfen Herbert morgen nicht zurückweisen“, sprach sie weiter, „denn Sie lieben ihn ja auch! Auch das ist mir vorhin klar geworden, Rose! Ich — Amy Mansfield — ich will es, daß — Sie sein Weib werden, daß Sie ihn glücklich machen!“

„Nein, Amy, das darf und wird nie geschehen!“ rief Rose entsetzt, indem sie ihre Hände von den kleinen kalten Fingern zu lösen suchte. „Und wenn es auch sein dürfte, so müßte ich mich doch im tiefsten Grunde meiner Seele verachten, wollte ich ein solches Opfer von Ihnen annehmen. Was bin ich gegen Sie? Was gilt meine Liebe gegen die Ihre? Wie kommen Sie überhaupt dazu, mir — der Fremden — ein Glück in den Schoß werfen zu wollen, nach dem Ihr eigenes Herz sich mit glühendem Verlangen sehnt?“

Amy Mansfield sah eine Weile stumm zu Boden. Dann sagte sie leise: „Ich wünsche es, weil mein höchstes Erdenglück das seine ist, Rose! Nicht Ihnen bringe ich das Opfer; — o nein! Ich will nicht besser scheinen, als ich bin. Nur für ihn — für Herbert — dünkt mich keines zu schwer.“

Jetzt war es Rose, die schwieg. Prüfend schaute sie in die sanften Augen des lieblichen Mädchens.

„Sagen Sie sich zu mir“, bat Amy jetzt, „und lassen Sie sich von mir erzählen, wie alles so kam. Es liegt mir viel daran, daß Sie mich richtig beurteilen.“

Und den Blick gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet, begann Amy Mansfield mit leiser Stimme:

„Ich war ein kränkliches, schwächliches Kind. Bis zu meinem fünfzehnten Jahre — und auch noch später war meine Konstitution die eines zwölfjährigen Kindes. Früh verwaisst, fand ich im Hause von Luisa Lee eine freundliche Aufnahme. Herr Lee ist ein gewissenhafter, tüchtiger Geschäftsmann, und ich bin überzeugt, daß mein Vermögen sich unter seinen Händen bedeutend vermehrt hat. Für mein äußeres Wohl sorgte Luisa in ihrer Weise. Jeder noch so thörichte Wunsch wurde mir erfüllt, und doch fühlte ich mich nicht wahrhaft glücklich. Das zarte, schwache Kind vermiste ein warmes Mutterherz, an welches der kleine schwächliche Körper sich anschniegen konnte; es vermiste Worte der Liebe und Teilnahme. Diese sich immer gleich bleibende kühle Höflichkeit, diese gewissenhafte aber kalte Sorgfalt meiner Verwandten preßten mir oft Thränen



Spinnstube. Gemalt von Eduard von Gebhardt.

des leidenschaftlichsten Schmerzes aus. Nur einer war da, der mich die süße kleine Amy nannte, mich liebevoll auf den Schoß nahm und zärtlich über mein Haar strich; — das war Herbert Lee. — Ich besaß Spielgefährten in Menge; aber ich mochte sie alle nicht leiden, weil ich wußte, daß sie heimlich über mich lachten und mich die Miniaturprinzessin nannten. Nur dieser eine trat immer schützend für mich ein, vertrat mich, wenn es galt, aufs ritterlichste. Er war ja damals schon ein erwachsener Mensch; denn er zählte dreizehn Jahre mehr, als ich. Aber das hinderte Herbert nicht, sich der kleinen Amy stets liebevoll zu widmen, ihr stundenlang vorzulesen, ihr kleine Schiffe zu schnitzen und dieselben in einem Waschkübel vom Stapel zu lassen. Alle meine Gedanken, so lange ich mich überhaupt entsinne, welche gehabt zu haben, alle meine Wünsche und Hoffnungen konzentrierten sich auf — Herbert. Als er dann zur See ging und viele Monate abwesend war — da wurde mir erst recht klar, daß seine Gegenwart allein meinem Dasein einen Reiz zu geben vermochte. Langsam und freudenlos schlichen die Tage und Wochen bis zu seiner Rückkehr hin. Mein Vormund und Luisa nannten mich immer Herberts kleine Frau, und ich hörte es nur zu gern. Auch später noch, als ich bereits zur Jungfrau — nicht heran-gewachsen, sondern herangereift war, errötete ich bei diesem Scherznamen nicht. War es denn nicht selbstverständlich, daß ich einmal Herberts Frau wurde? Galt nicht auch, wenn er nach langer Abwesenheit zurückkehrte, seine erste Frage mir? War ich es nicht, die, wenn die Pflicht ihn wieder abrief, seinen letzten Händedruck erhielt? Wußte ich nicht auch, daß ich ihn liebte, immer lieben würde? Und nun — nun weiß ich doch, daß er mich nicht liebte, mich nie lieben wird. —

„Er wird Sie wieder lieben, Amy“ — rief Rose. Es werden ihm die Augen aufgehen, und er wird Ihren unschätzbaren Wert erkennen!“

Roses Stimme hatte einen rauhen, tonlosen Klang.

„Niemals, niemals!“ rief das junge Mädchen. „Versuchen Sie es nicht, mich zu trösten, ich will keinen Trost. Ich will nichts, als ihn glücklich machen! Darin soll der Dank liegen für das Übermaß von Güte und Freundschaft, womit er so lange mein armseliges Leben erhellt und verschönt hat. Ich bin seine Schuldnerin — nichts weiter! Jetzt, wo das hilflose, schwache Mädchen ihm einen kleinen Teil ihrer Schuld abtragen kann — jetzt will ich keinen Augenblick an mich denken! — Eine weise Vorsehung richtete es so ein, daß ich gerade heute hierher kam und alles hören mußte. Mein Weg liegt klar vor mir. Ich schwanke nicht mehr — Rose! Mein Entschluß ist gefaßt. Sie haben die unbedeutende Geschichte meines Lebens nun vernommen! Nicht eine Falte meines Herzens blieb Ihnen verborgen. Dafür verlange ich Vertrauen gegen Vertrauen! Sagen Sie mir wahr und offen, ob Sie Herbert lieben, ob Sie ihn glücklich machen wollen?“

„Amy!“

Das bleiche Gesicht Roses erglühte und sie fuhr jäh zusammen.

„Nun, Rose, wird es Ihnen so schwer, das süße Geheimnis zu verraten?“ bat Amy schmeichelnd, und ihr zarter Arm schlang sich zärtlich um Roses Nacken. „Liegt Ihnen denn gar nichts an der Freundschaft der kleinen Amy?“

Kein Laut kam über die fest zusammengepreßten Lippen und Roses Blick sah glanzlos ins Weite. Amy Mansfield hatte von dem Namen, den man Rose beigelegt hatte, gehört. Glück sie jetzt nicht wirklich einem jener steinernen Rätsel? Unwillkürlich klangen ihr die Verse Heines durch den Sinn:

„O schöne Sphing! O löse
Das Rätsel, das wunderbare!
Ich hab darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre!“

„Ich will nicht ferner in Sie dringen, Rose! Weiß ich doch bereits genug“, sagte Amy nach einer langen Pause. „Nur das eine müssen Sie mir versprechen, daß Sie ihn nicht abweisen werden! O Gott, ich könnte den Gedanken nicht ertragen, daß er unglücklich wird! Verdient gerade er doch das

größte, unermesslichste Glück der Erde! Wohl verstehe ich Ihre Bedenken, achte ich Ihr Zögern. Ein solcher Schritt will natürlich tausendmal überlegt sein. Kennen Sie ihn doch kaum. Und außerdem werden Sie ja wohl auch der Zustimmung Ihrer Verwandten in Deutschland dazu bedürfen?“

Rose schüttelte den Kopf.

„Um so besser! Dann steht Ihnen nicht das Geringste im Wege“, meinte Amy lächelnd. Aber ihr Lächeln war müde, sterbensmatt. Die kleine, schwächliche Gestalt begann leise zu zittern. Hatte der „felsenste“ Entschluß den letzten Rest ihrer Kraft erschöpft? War die Aufgabe, bei der Nebenbuhlerin für den Geliebten um Erhörung zu bitten, doch eine allzuschwere gewesen?

Sie richtete einen flehenden Blick auf die regungslosen Züge Roses. Da drang ein leiser Angstschrei über die bisher verschlossenen Lippen, und Rose Hallstein lag, den Kopf tief in Fräulein Mansfields Schoß vergraben, auf ihren Knien. Leidenschaftliches Schluchzen erschütterte den ganzen Körper.

„Ich will es thun — ich will es thun, Amy! O, ich liebe ihn ja von ganzem Herzen!“ kam es stoßweise aus der schweratmenden Brust. „Aber ich bin solcher Seligkeit nicht wert! Ist es denn denkbar, daß der große, gütige Gott dort oben das Füllhorn des Glückes über ein so unbedeutendes, armes Geschöpf wie mich ausschüttet — während diejenige, die seit Jahren heilige Rechte an jenen Mann besitzt, in stummer Entsagung beiseite treten soll? — Wie ein wildes Durcheinander von Wonne und Schmerz wirbelt es durch mein Hirn! O, fragen Sie heute nichts weiter — Amy! Es gehören ja fast übermenschliche Kräfte dazu, diesem Ansturme zu widerstehen! — Und doch! Wenn ich nun dennoch sagte: es darf nicht sein? Was dann?“

„Rose!“

Wieder flog ein angstvoller Blick zu dem schmerzhaft zuckenden Antlitz Roses hinüber. Diese aber fragte nach längerem Schweigen:

„Haben Sie vorhin auch gehört, daß ich ihm sagte, er möge mit Frau Everett sprechen? Nur ihrer Entscheidung wolle ich mich fügen?“

„Ja, ich hörte alles.“

„Wohlan, möge sie entscheiden. Sie war es, die in der Stunde der Not sich meiner mütterlich angenommen hat. Sie und ihre warmherzigen Töchter waren es, die mir Teilnahme und Freundschaft entgegenbrachten, in deren Hause ich eine Heimat fand. Sie soll jetzt über meine Zukunft entscheiden. Gerade sie, die auch mit Ihnen und Frau Lee befreundet ist, wird ein unparteiisches Urteil sprechen!“

Lautes Reden vor der Thüre ließ die jungen Mädchen erschrocken zusammenfahren.

„Um Gotteswillen, man kommt! Kein Wort davon, Rose!“ bat Amy ängstlich, indem sie schnell ihre frühere Lage auf dem Sofa wieder einnahm. „Ich füge mich Ihren Wünschen.“

Jetzt trat Frau Luisa Lee in Begleitung von Susy Everett ins Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reiche des Sultans von Sansibar.

Briefe an eine Verwandte von Lony Rohlf's.

III.

Sansibar, im Mai 1885.

Liebste L. . . .

Ihr könnt Euch denken, mit welcher Sehnsucht diesmal der Dampfer erwartet wurde, da er sich um drei Tage verspätete. Immer und immer wieder wurde ausgeschaut, ob sich keine Schiffsmafen am Horizonte zeigten. Auch der Turm beim Palais des Sultans wurde eifrigst beobachtet, denn dort wird stets, wenn ein Schiff in Sicht ist, eine Fahne aufgezogen. Uns war der Tag seiner Ankunft gerade nicht sehr gelegen, da wir große Festlichkeit im Hause hatten. Seit acht Tagen befindet sich hier ein italienisches Kriegsschiff im Hafen, mit dem Reisenden Cecchi an Bord. Sämtliche Herren machten

uns sofort ihren Besuch und wir hatten sie zum Donnerstag zum Essen eingeladen; außer ihnen noch die hiesigen Konfuln und die hervorragendsten Deutschen. Nach dem Essen, um halb zehn Uhr kamen dann auch noch die übrigen Deutschen und diejenigen italienischen Offiziere, die am Essen nicht teilgenommen hatten. Also ein großer rout! Ich habe mich sehr gut unterhalten, obgleich ich die einzige Dame war. Alle in Sansibar anwesenden Nationen waren vertreten: — d. h. wenigstens in je einer Person — Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer, Österreicher, Amerikaner, ja sogar ein Russe: der Leibarzt des Sultans Dr. Gregory. Bei diesem Herrn ist eine deutsche Gouvernante im Hause, Fräulein Treppen, die ich sehr gern habe und mit der ich oft musiziere.

Der Sultan hatte zu dieser Festlichkeit für sehr schöne Blumendekorationen sorgen lassen. Gerhard hatte natürlich wieder Konfusion gemacht, da er jetzt den Kopf so voll hat und sich um diese Sachen nicht viel kümmern kann, und einige der Herren schon um sieben, die andern um halb acht Uhr eingeladen. Natürlich wurde mir dieser Irrtum in die Schuhe geschoben — es ist so angenehm, einen Bligableiter zu haben.

Die Italiener kommen nun auch oft des Abends, so daß unser Haus ganz international geworden ist. Besonders Kapitän Cecchi und der Kommandant des „Agostino Barbarigo“ besuchen uns häufig. Besterer sagt, er schliefe besser, wenn er abends „quatre mots“ rede, und ist überhaupt sehr unterhaltend und amüsant. Neulich habe ich einmal so herzlich mit ihm lachen müssen, daß Gerhard sich nachher nach dem Grunde meiner Heiterkeit erkundigte.

Die Regenzeit scheint ziemlich vorüber zu sein, denn wir haben jetzt oft blauen Himmel und kühlen Südwind dabei. Ich glaube aber doch, daß die frischeste Zeit die Regenzeit ist, was ja auch ganz natürlich wäre, da doch die Sonne weniger scheint. Wir haben jetzt immer zwei Grad mehr, also 22° R., und das merkt man gleich. In den Zimmern ist die gleiche Temperatur und es kühlt sich auch nachts nicht ab. Trotzdem baden wir jetzt weniger als anfangs, wo wir zweimal täglich badeten. Jetzt benutzen wir immer gewärmtes Wasser. So verwöhnt man sich.

Von unserer Dienerschaft habe ich dir, glaube ich, nichts geschrieben. Es sind Suaheli — Eingeborne — und Goanesen — indische Portugiesen aus Goa. — Unser Koch Jack — „der Hausknecht“ wird er genannt, da er meist das kocht, was ihm am liebsten ist — ist Goanese wie fast alle Köche bei den Europäern. Er bekommt ein sehr hohes Gehalt, 51 Mark monatlich, und thut weiter nichts als kochen. Alles übrige besorgt der Küchenjunge. Jack ist ein sehr guter Kerl und scheint auch nicht zu trinken, wie es die meisten seines Handwerks thun sollen. Nur einmal hatte ich ihn im Verdacht, sich ein Rauschchen angelegt zu haben. Ich ließ ihn zu ungewöhnlicher Zeit heraufrufen und er erschien zitternd und mit verbundenem Kopf. Auf meine Frage, was ihm fehle, antwortete er, er hätte das Fieber. Er sah wirklich jämmerlich aus.

Wenn ich meinen Kaffee trinke, erscheint Jack und legt mir Rechenschaft ab. Gleich nach dem Frühstück verschwindet er — mitunter aber schon morgens um halb fünf. Ich denke mir, er geht zur Messe, da er ein frommer Katholik ist. — Nach dem Diner geht er wieder fort und um neun liegt er schon im Bett. Alle Köche sollen es hier so machen, ja die Mehrzahl schläft sogar außer dem Hause. Herr Oswald behauptet, sein Koch hielte eine Spielbank und er kochte schlecht, wenn seine Bank gesprengt sei, gut nur, wenn er gewonnen habe. Vielleicht hatte mein armer Jack an dem Tage, wo er so jämmerlich aussah, auch sein Gab und Gut verspielt.

Unsere übrige Dienerschaft sind, wie gesagt, Suaheli. Man nennt sie hier „boy“, Gerhard hat aber den englischen Namen in unserm Hause verboten, und wenn wir von ihnen sprechen, sagen wir „unsere Leute“ oder wir rufen sie bei Namen. Einer von ihnen heißt Fridolin und einer Tamino — d. h. Gerhard hat ihnen diese schönen Namen gegeben, da die ihrigen

ähnlich lauteten — die übrigen heißen Ali oder Mohammed zc. Fridolin kann etwas Deutsch sprechen, da er einmal auf einem deutschen Schiff nach Hamburg gefahren ist. Man muß aber, damit er uns besser versteht, wie zu einem kleinen Kinde zu ihm sprechen. Z. B. „du — gehen — hin —, fragen — wann — kommen? Du — sagen — Ali — bringen — Wasser“ zc. Es passiert dann wohl, daß Ali statt Wasser einen Stuhl oder ein Glas bringt, aber man kann doch mit solch einem Schwarzen in seiner Sprache reden und hoffentlich wird er bald mehr lernen. Die übrigen Leute sagen schon ganz gut „guten Morgen“ und „gute Nacht“, wissen auch was „Brot“, „Butter“, „Eis“ und dergleichen ist, sind überhaupt ganz intelligent. Aber einen großen Fehler haben sie, Glas und Porzellan behandeln sie, als wenn es aus Eisen wäre, Du kannst dir keinen Begriff davon machen. Wenn das zerbröckelt so weiter geht, haben wir bald kein Glas, kein Porzellan mehr. Wir wollten, da die Zerstörungen ein großes gemacht werden, den Schaden den Leuten am Lohn abziehen, sie streiften aber und wollten es sich nicht gefallen lassen und jetzt muß man gute Miene zum bösen Spiel machen. Ein Duzend Teller sind in der kurzen Zeit schon kaputt gegangen und von den Gläsern mag ich gar nicht reden. Ich erwähne nur, daß z. B. von vierundzwanzig Wassergläsern — acht noch übrig sind!

Weibliche Dienstboten kennt man hier nicht und nur in Familien, wo Kinder sind, werden solche genommen. Meist sind es auch Goanese. Es wird aber viel über sie geklagt. Mir schien es anfangs unmöglich, ohne weibliche Dienstboten existieren zu können, und doch geht es jetzt ganz gut. Wenn man es eben nicht anders haben kann, gewöhnt man sich leicht an Dinge, die einem beim Erzählen unglaublich erscheinen.

Die eingeborenen Frauen tragen sich hier in „Taschentücher“ gewickelt. Es sieht sehr lächerlich aus, denn es sind buntgedruckte Tücher, die noch halbdugendweise zusammenhängen. Sie schneiden diese Tücher nicht durch, wie wir es thun würden, sondern umwickeln sich damit, wie mit einem Shawl. Es sieht ganz malerisch aus und sie wissen sich sehr schön zu drapieren. Man sieht mitunter die merkwürdigsten Muster bei diesen Tüchern, so sah ich z. B. bei einer Frau Sonne, Mond und Sterne, und die Sonne strahlte gerade in der Mitte des Rückens. Eine andere hatte als Muster lauter Basen zu ihrem Kleidungsstück gewählt. Manche tragen aber auch selbst nach unserm Geschmack recht hübsche Muster. Bei einer Frau sah ich eine Landschaft und machte Gerhard ganz begeistert auf „die Wartburg“ aufmerksam. Ich glaubte wirklich unsere stolze Burg auf dem Anzug einer sansibarischen Schönen bewundern zu können. Leider zerstörte mir Gerhard die Illusion, indem er mir sagte, die Tücher würden alle in England gemacht und es sei irgend ein englisches Schloß. Die deutschen Tücher haben bei den Suahelidamen noch keinen Beifall gefunden, trotz einiger Versuche. Die Engländer sollen sie auch billiger liefern. Ich glaube, solch ein Kleidungsstück kostet nur ungefähr 1 Mark.

Sehr amüsant ist es zu sehen, wie eine Sansibarschöne sich bei dem Einkaufe einer neuen Toilette beträgt. Über den Preis wird nicht viel gefeilscht, da derselbe immer ziemlich derselbe ist, die Wahl der Muster wird ihr aber sehr schwer, der Ladenjüngling muß ihr sehr viel verschiedenartige Muster vorlegen und oft dauert es Stunden, ehe sie handelsseinig werden.

Die Ohren und Nasen der Frauen sind immer sehr geschmückt und manche durchlöchern eine Seite der Nase, um einen großen silbernen Nagel, oder auch eine Münze oder kleine Goldstücke hineinzustecken. In den Ohrmuscheln tragen sie zehn bis zwölf kleine weiße Nägelchen; leider habe ich nicht herausbekommen können, woraus dieselben bestehen. Ihre Haartrachten sind sehr merkwürdig und verschiedenartig. Am lächerlichsten sehen sie aus, wenn sie ihr Haar in Straßen eingeteilt haben, denn anders kann man die vielen Rillen, die man auf ihrem Kopfe sieht, nicht nennen. Hinter unserm

Hause wohnt, glaube ich, eine Friseurin, wenigstens sehe ich dort den ganzen Tag über eine Frau hocken, die immer den Kopf eines andern Weibes im Schoße hat und mit einem sehr merkwürdigen Instrument darauf herumhantiert.

Die reichen Suahelidamen, die Araberinnen und Indierinnen gehen natürlich besser gekleidet, man sieht sie aber auch seltener.

Mit großer Geschicklichkeit tragen die Weiber zwei, ja oft auch drei große Gefäße übereinander auf dem Kopf, ohne dieselben mit den Händen zu halten. Ist das Gefäß einmal etwas zu voll und das Wasser läuft auf ihren halbnackten Oberkörper, so gibt es ein furchtbares Gejohle und Gejauchze. Immer sind diese Frauen vergnügt, immer heiter. Sie haben wirklich ein beneidenswertes Temperament. Neulich entstand hinter unserm Hause ein großer Rast. Ich glaube es handelte sich um etwas sehr Geringsfügiges, aber es klingt immer gleich, als wenn Hunderte Streit hätten, da hier nicht nur die Weiber — wie man abscheulicherweise bei uns sagt — sondern auch die Männer eine große Keh- und Zungenfertigkeit entwickeln. Gerhard und ich konnten eine Frau nicht genug anstaunen, die mit einer Grazie Posen einnahm und Handbewegungen machte, um die eine Klara Biegler oder Frau Wolter sie hätten beneiden können.

Die eingebornen Männer tragen nur einen Schurz, aber die wohlhabenderen darüber ein schönes weißes Hemd. Auf dem Kopfe haben sie eine weiße, gestickte Mütze, die sie sich selbst sehr kunstvoll fertigen und die ziemlich teuer ist. Ich glaube so eine Mütze kostet ungefähr acht Mark. Überhaupt ist solch ein Dandanzug nicht billig. Dazu kommen noch ein Dolch, ein Spazierstöckchen, eine blühende Blume im Munde und ein „lion“ von Sansibar ist fertig. Unsere Leute gehen ebenso gekleidet. Die Goanesen tragen sich europäisch. Hierbei will ich gleich bemerken, daß das Galatostium der europäischen Herren aus schwarzer Tuchhose, Weste aus demselben Stoff und einem weißen Jäckchen besteht, wie sie bei uns die Konditorjungen tragen. Vielleicht ganz praktisch der Hitze wegen, aber nicht schön.

Von den Fenstern aus meinem Zimmer sehe ich auf einen Brunnen, und da entfaltet sich ein Leben, gerade wie bei uns in Deutschland an demselben Ort. Den ganzen Tag über kommen und gehen die Weiber und es ist ein Getöse und Gelächter ohne Ende. Ich bin überzeugt, daß dort ebenso geklatscht wird wie bei uns. Dazwischen gesellt sich auch ein Züngling hinzu. Dann werden das Gelächter und die Unterhaltung noch lauter und animierter. Rabalen und Liebesgeschichten spielen sich gewiß auch dort ab, denn wenn der Züngling wieder fortgeht, entsteht meist Streit. Das Verhältnis zwischen den Männern und Weibern, d. h. zwischen Negern und Negerinnen ist hier überhaupt ein sehr freies. Unterhaltungen werden aus hundert Schritt Entfernung angeknüpft und fortgesetzt, wenn sich die miteinander Redenden auch gar nicht mehr sehen. Geschäftert wird auf der Straße sehr viel und abends entsteht oft großer Lärm. Gegen Europäer sind die Eingebornen sehr freundlich und „yambo, yambo sana“, wird einem immerfort zugerufen. Yambo sana ist ein besonders freundlicher Gruß. In Tripolis waren die Leute viel fanatischer, da wurde dem Europäer viel nachgeschimpft, ja manchesmal sogar nachgeworfen. Ich habe dort selten ein freundliches „ssalam“ gehört.

Inzwischen sind wir auch endlich umgezogen und augenblicklich ganz eingerichtet. Wir sind recht zufrieden, denn im Vergleich zu unserer andern Wohnung ist diese ein Paradies. Wir haben recht große, hohe und lustige Räume. Augenblicklich sind sie fast zu lustig, denn es bläst ein tüchtiger Wind, gerade von der Seeherseite her. Die Sonne sehen wir direkt im Meer verschwinden und haben jeden Abend die herrlichsten Dämmererscheinungen. Unser Saal ist ganz europäisch eingerichtet und erregt hier großes Erstaunen. Die meisten Einrichtungen bestehen hier nur aus leichten Rohrmöbeln, oder aus wundervoll geschnitzten indischen Geräten, die für das hiesige Klima für praktisch gehalten werden. Wenn man aber

glaubt, in schwellende Polster zu sinken, merkt man schnell, daß man sich auf einer harten Bank befindet. Nur Oskwalbs sind schön und bequem eingerichtet und ihre Räume sind außerordentlich groß und hoch. Ihr Haus ist jedenfalls das schönste in ganz Sansibar, nach europäischem Stil und auch mit Komfort gebaut, sodaß das unsrige, obschon es ganz neu ist, weit dagegen zurücksteht. Wir haben die Wände und Decken bunt streichen lassen, während man sie hier meist nur weiß getüncht sieht. Die dunklen Portiären und Gardinen, die wir mitgebracht haben, dienen hier nicht zum Verhängen der Fenster und Thüren, das würde zu viel Luft wegnehmen, sondern um die Wände oberhalb und seitwärts derselben zu schmücken. So sieht es bei uns wirklich ganz wohnlich aus.

Vor kurzem gab der britische Generalkonsul Sir John Kirk ein großes Fest in seinem wundervoll gelegenen Landhause. Seine Familie wohnt schon seit einem Jahr in England, weil für die Erziehung heranwachsender Kinder in Sansibar bis jetzt keine Einrichtungen bestehen. So wurden denn die Honneurs von ihm und den übrigen Herren des Konsulats gemacht. Wir gingen zu Fuß nach der Wohnung des englischen Vizekonsuls, Mr. Craknell, wo eine ganze Reihe von Wagen des Sultans der eingeladenen Gäste harzte, und fort ging's nun über den langen Damm dem Süden zu.

Das Landhaus Sir Johns — so wird der englische Generalkonsul hier schlechtweg genannt — liegt auf einer Landspitze, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die nach der Stadt zu sich öffnende Bucht und auf die Stadt selbst hat. Ehe man ankommt, fährt man durch eine schöne Allee von Kokospalmen und Kasuarinen, letztere sind Bäume, die etwa so aussehen wie Tamarisken, die man ja als Gebüsch auch bei uns hat, zeigen also eine entfernte Ähnlichkeit mit unseren schönen Lärchenbäumen. Weit prächtiger noch ist die Anpflanzung um die Wohnung. Was nur das gegenüberliegende Festland an seltenen Pflanzen bietet, und was auf Madagaskar, den Komoren und Seychellen an schönen Gewächsen zu haben ist, blüht und grünt hier. Sogar vom fernen Indien und Amerika hat Sir John Pflanzen kommen lassen. Auch Vanille, Kakao, Kaffee, Nelkenpflanzen — kurz, ein wirklicher botanischer Garten zieht sich um die Besitzung hin.

Das Haus selbst ist gerade nicht sehr geräumig. Es enthält unten einen großen Saal, einige Nebenzimmer, dann oben einen eben solchen Saal und Schlafzimmer. Alles aber ist elegant und bequem eingerichtet, so daß auch Fremde aufgenommen werden können. Daneben sind die Gebäude für Küche und Wirtschaft, die Besitzung ist also ein vollkommenes Gut. Sie bringt Sir John auch schon eine hübsche Rente ein, denn wie er mir sagte, hat er zweihundert tragende Kokospalmen und jede Palme soll jährlich vier Mark einbringen.

Dabei fällt mir ein schmachthafes Gericht aus Kokospalmen ein. Das Herz der Palmkrone wird in ganz dünne Scheiben geschnitten und als Salat mit einer Mayonnaïsesauce präpariert. Es schmeckt ganz vorzüglich. Auch als Gemüse gekocht, ist es gut zu genießen und erinnert dann sehr an Spargel. Da aber mit der Benutzung des Herzens der Palme der ganze Baum ausgeht, sind diese Gerichte selbst in Sansibar ein seltener Genuß. Unser alter Jack brachte es uns jedoch öfters, ohne daß wir viel dafür zu zahlen brauchten, und ich vermute, daß er wohl gute Freunde hat, die ihm den „Palmkohl“ bringen, wenn ein unnützer Baum gefällt werden muß. Eine Freundin von Kokosnußmilch bin ich bis jetzt nicht geworden. Ein einziges Mal hat sie mir einigermaßen gemundet, als wir einen längeren Spaziergang gemacht hatten, ich sehr müde und durstig war, und wir uns bei der Schamba (Landhaus) eines Hindus erholten, der uns dann freundlichst einige Nüsse zur Erfrischung anbot. Die Nuß selbst schmeckt ähnlich wie Haselnuß. Aber ich komme auf das Fest bei Sir John zurück. Alle Gäste waren allmählich versammelt. Leider nur Herren, denn Frau Cheney, die sehr angenehme Frau des amerikanischen Konsuls, ist für einige Zeit gesellschaftsunfähig, und das französische Konsulat ist augenblicklich nur durch einen

nicht verheirateten jungen Herrn vertreten. Frau Van der Elst, die Gemahlin des belgischen Konsuls, hatte abfagen lassen.

Es verlief alles sehr hübsch. Sir John hatte im Freien unter einem riesigen Mangobaum decken lassen und wir waren sehr vergnügt. Es gab bei Tisch auch deutsches Bier, eine Aufmerksamkeit, die, wie Sir John mir sagte, er Gerhard hatte erweisen wollen. Leider umsonst, da Gerhard nie Bier bei Tisch trinkt. Die Blumen waren dieses Mal aus Sir Johns Garten und wie schön waren sie und wie wohlriechend, besonders die Frangipani, eine äußerst wohlduftende Blume. Von Früchten waren mir die Guajava neu, die auch aus dem Garten Sir Johns stammten. Das Eis und das Gefrorene kamen aus dem Haushalt des Sultans.

Nach dem Essen wurde promeniert, lawn tennis gespielt und geschossen aus Pistolen und Revolvern. Dann machten wir einen reizenden kleinen Spaziergang. Durch dichtes Gestrüpp und Buschwerk führt ein ganz schmaler Pfad zur alleräußersten Spitze der Insel, wo ganz im Grünen versteckt ein altes Gemäuer sich befindet, Sir John meint, es rühre noch von den Portugiesen her. Heute ist es ein viel benutzter Fetischtempel der Eingebornen, wohin sie pilgern, um alte Lumpen, Tücher und andere Dinge aufzuhängen und zu weihen.

Gerhard war nach dem Essen verschwunden und ich vermutete, daß er sich zurückgezogen habe, um zu „lesen“, da sah ich ihn die Allee heraufkommen mit einem der auch eingeladenen „reverends“. Er hatte unterdessen die in der Nähe gelegene Missionsanstalt besucht — nicht zu verwechseln mit der bei der Stadt Sansibar gelegenen, die man university mission

nennt — und war ganz entzückt von der schönen Einrichtung. Wie er mir sagte, werden hier junge Sklavenmädchen bis zu einem gewissen Alter erzogen und dann verheiratet. Ob sie auch Christen bleiben, wenn sie einmal aus dem Bereiche ihrer Erzieher heraus sind, konnte freilich niemand mit Bestimmtheit sagen. Die Engländer haben hier einen großen Missionsapparat, dem zwei Bischöfe vorstehen. Die hier wohnenden Deutschen wollen nichts von ihnen wissen; ich glaube, sie verkehren auch nur in unserm Hause, aber die Herren sowohl wie die Damen, die wir kennen lernen, sind sehr nette und lebenswürdige Leute. Auf der englischen Mission, dicht bei der Stadt, wohin wir Sonntags manchmal spazieren gehen, finden wir gewöhnlich, man denke nur am englischen Sonntag! die kleinen Regernaben mit Ball oder anderen lärmenden Spielen beschäftigt! In unserer nächsten Nachbarschaft befindet sich das französische Hospital, das unter der

Leitung der mère supérieure Luitgarde steht und bei welchem auch sechs „Schwestern“ beschäftigt sind. Es ist dort auch eine Kinderschule, wo verschiedene weibliche schwarze Böglinge im Lesen, Schreiben und Arbeiten unterrichtet werden. Wenn diese Mädchen erwachsen sind, werden sie nach Bagamoyo geschickt, wo sich auch eine vorzüglich organisierte Missionsanstalt befindet, und dort verheiratet. Außerdem ist es eine Art Kindergarten, da die Goanesen und auch einige Europäer ihre Kinder zum Lernen und Spielen hinschicken. Ich gehe öfter hin, da ich die „Mutter“ Luitgarde, die aus Mauritius stammt, gern habe, und ich wohne besonders gern der Singstunde der Böglinge bei, die in französischer Sprache sehr hübsch und wohlklingend geistliche Lieder singen. Eine der Schwestern unterrichtet sie darin.

Im Hospital soll man ganz vorzüglich versorgt sein und es befinden sich immer Kranke dort. Manche gehen auch nur hin, um sich etwas aufzufrischen, da Pflege und Verpflegung gleich gut sein sollen. Ich glaube sie nehmen aber nur Europäer, indes einerlei welchen Glaubens. Die Mutter Luitgarde, die mit besonderem Stolz ihren deutschen Namen hervorhob, schickt mir häufig Blumen, und was namentlich Gerhard sehr angenehm ist, Radieschen, Petersilie und Salate aus ihrem schönen Garten, den die Böglinge selbst in Ordnung halten. Auch die „Väter“ der algerischen Mission und die vom St. Esprit versorgen uns mit diesen, hier raren Delikatessen, so daß wir fast täglich davon genießen können.

Zum Schluß muß ich Dir von einem sehr wichtigen und interessanten Ereignis Mitteilung machen, nämlich von meinem

Besuch bei der Sultantin. Ich habe ja schon verschiedene Harems in Ägypten besucht, und war bei der Vizekönigin und den übrigen ägyptischen Prinzessinnen, freute mich aber doch, als der Tag herannahete, wo ich mich zur Sultantin von Sansibar begeben sollte. Daß der Harem des Sultans aus einigen siebzig Damen bestehen soll, habe ich dir schon erzählt. Nur eine einzige von ihnen führt den Namen „Sultana“. Diese soll sehr selten europäische Damen empfangen, höchstens die Frauen der Konsuln, und da es deren wenige in Sansibar gibt, so kommt sie auch nicht oft in die Verlegenheit. Der Sultan soll diese Besuche nicht lieben. — Da ich weder der arabischen Sprache noch des Kisjuaheli mächtig bin, die Sultantin aber keine der europäischen Sprachen spricht, bat ich Fräulein Treppen, die vorhin erwähnte junge Deutsche, die sehr gut Kisjuaheli sprechen soll, mich als Dolmetsch zu begleiten, und sie war auch so freundlich, mei-



Rechts oder Links? Gezeichnet von C. Koch.

ner Bitte zu willfahren. Am bestimmten Tage um vier Uhr nachmittags holte sie mich ab und in Begleitung des Vertrauten des Sultans traten wir bei ziemlichem Regen zu Fuß die Wanderung an; es lohnte sich nicht, zum Palast zu fahren, da er nicht weit entfernt ist. Leider merkte ich gleich, daß wir nicht im Harem selbst, der einen andern Eingang hat, empfangen wurden, sondern im Gebäude, das der Sultan bewohnt und wo er auch die Europäer empfängt.

Wir wurden daher auch nur von Männern eskortiert. Wir mußten einige sehr steile, mit Teppichen belegte Treppen erklimmen, — an jedem Absatz wechselten unsere Führer — und wir befanden uns schließlich vor einer arabisch gekleideten, mit einer Maske versehenen Dame. Die Maske war aber nicht so dicht, daß ich nicht hätte sehen können, daß die Dame jung und schön sei. Nun hatte mir Frau Ledoule, die Gattin des neulich abgereisten französischen Konsuls, gesagt, die Sultantin sei alt und häßlich; so glaubte ich zuerst irgend eine Hofdame oder dergleichen vor mir zu sehen, und umsomehr wurde ich darin bestärkt, als die Dame uns an der Treppe empfangen hatte, obgleich ich von Gerhard wußte, daß der Sultan auch die Herren so empfängt.

Die maskierte Dame gab uns sehr freundlich die Hand, führte uns durch eine Halle in einen europäischen Salon, nötigte uns auf einen Divan zum Sitzen und nahm uns gegenüber Platz. Nun merkten wir erst, daß wir die Sultantin selbst vor uns hatten. Von Sklavinnen, deren es in den ägyptischen Harems zu Hunderten gibt, war nichts zu sehen, wir waren ja aber auch nicht im Harem, sondern in einem der Säle des Sultans.

Die Sultantin trug ein goldgewirktes Gewand und drüber ein zweites von noch weicherem Stoff. Die sogenannten „Pumphosen“ waren von schwerem Seidenstoff. Ihre unbefleckten Füße steckten in spitzen Pantoffeln. Die Nägel an Händen und Füßen waren mit Henna rötlich gefärbt. An den Händen, am Halse, in den Ohren, hatte die Dame eine Menge wertvoller Schmuckgegenstände, ja an den Ohren hing ihr wenigstens ein Pfund Gold herunter. Kaum saßen wir, als drei kleine Mädchen hereinkamen, uns die Hand gaben und sich dann uns gegenüber setzten. Zuletzt kam ein sehr hübscher kleiner Knabe herein, bei dessen Erscheinen die Sultantin sich erhob, worauf wir natürlich dasselbe thaten. Der kleine Knabe gab uns freundlich die Hand und setzte sich dann zu seinen Geschwistern. In der Nase hatte der kleine Kerl verschiedene Ringe mit Brillanten hängen, die ihm bis dicht vor den Mund herunterbaumelten. Die Sultantin war sehr freundlich und so viel ich sehen konnte, jung und hübsch. Sie fragte, wie es mir hier gefiele, und bedauerte, daß ich nicht arabisch spräche (sie ist eine arabische Prinzessin aus Maskat, Kousine des Sultans, sie hat keine Kinder), und wir erzählten ihr einiges von Deutschland. Ich sagte ihr, daß es mir in Sansibar gut gefiele, schilderte, welchen mächtigen Eindruck die schöne Vegetation auf mich mache, und fragte sie, da wir ein Klavier im Nebenzimmer hatten stehen sehen, ob sie auf denselben spiele. Sie verneinte es, sagte aber, sie höre sehr gern Musik, und fragte, ob wir Klavier spielten, was von uns bejaht wurde.

Inzwischen wurde uns Kaffee und Scherbet gereicht und nach ungefähr einer Viertelstunde, als die Unterhaltung stockte, stand ich auf, um mich zu verabschieden. Sie bedauerte unser schnelles Fortgehen, begoß unsere Taschentücher mit Rosenöl und geleitete uns wieder bis an die Treppe. Sie hat einen sehr angenehmen, sympathischen Eindruck auf mich gemacht.

Der Sultan hat auch zugegen sein wollen, wurde aber angeblich durch eine Zahnoperation daran verhindert.

Die Einrichtung des Empfangszimmers war, wie gesagt, ganz europäisch. Das Zimmer liegt über dem Empfangsalon des Sultans. Schwere Teppiche bedecken den Fußboden, schöne Glaskronleuchten hängen von der Decke herunter. Die Wände sind mit großen Spiegeln geschmückt, die Stühle, Sofas und Divans mit Plüsch und Seidendamast überzogen. In der Mitte des sehr großen Saales stehen Etagere mit allerlei

Gegenständen und Kippfächern. Was aber alles zu sehen war, kann ich nicht sagen, da ich mich nicht so neugierig umschauen wollte.

Fräulein Treppen und ich verspüren noch immer in unseren Kleidern das Rosenöl. Anfangs ist der Geruch desselben, in dem verschwenderischen Maße, wie er uns zu teil wurde, nicht angenehm und erst wenn es anfängt sich zu verflüchtigen, wirkt es sympathisch.

Weshalb uns die Sultantin nicht im Harem empfing, kann ich nicht angeben.

Der Schlagfluß.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Eben noch war die Saite erklingen, von des Meisters Strich zu süßem, vollem Ton bewegt. Da hoch — ein greller Mißklang, und geborsten, für immer verstummt, hängt die Saite hinunter. Solch jäher Riß geht oft auch durch das wunderbar gestimmte Saitenspiel des menschlichen Lebens — Schlagfluß nennen wir ihn, wenn er auf natürliche Weise erfolgte. Es liegt etwas Erschreckendes, Unheimliches in diesem so oft gehörten Wort; wir denken an eine Gewalt, die von hinten her den Ahnungslosen niederschlägt, einen Arzhieb, der wuchtig den Baum ins Mark trifft. Gestern noch im Vollbesitz der Kraft unter uns gewandelt, ja vielleicht vor einer Minute noch heiter und lebensfrisch — und jetzt eine Beute des Todes. Jede andere Krankheit läßt uns Zeit, an das Ende zu denken, diese fällt uns meist unvorbereitet. Keine Todesart verkündet uns erschütternder und eindringlicher die Wichtigkeit des Staubgeborenen. Einige Tropfen Blutes, ins Gehirn ergossen, strecken den Riesen dahin, stürzen den Adlerflug des Dichters, begraben den Eroberer mit seinen Plänen. Wie wahr ist das Sängervort: „Rasch tritt der Tod den Menschen an!“

Noch nicht gar lange wissen wir, daß tödliche und lebensgefährliche Zufälle, so weit sie vom Gehirn ausgehen, fast immer auf einem plötzlichen Bluterguß ins Innere desselben beruhen. Noch bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte des alten Galen Lehre, daß die Apoplexie — so lautet im Griechischen der Name der Krankheit — durch ein Stocken oder Austreten der Lebensgeister im Gehirn verursacht werde. Erst die großen Ärzte Friedrich Hoffmann und Giovanni Battista Morgagni erkannten und erwiesen am Sezientisch, daß die Apoplexie vielfältig aus Zerreißung von Blutgefäßen im Gehirn entstehe. Da aber bei vielen vom Schläge Getroffenen mit dem bloßen Auge anatomische Veränderungen sich gar nicht nachweisen ließen, so hielt man sich zur Annahme einer zweiten Art von Apoplexie, der nervösen, für durchaus berechtigt. Doch hat sich das Gebiet der letzteren mit der steigenden Kenntnis der Vorgänge im kranken Gehirn mehr und mehr verengt, und für nervöser Natur werden heutzutage nur solche plötzliche Todesarten angesehen, welche durch heftige seelische Eindrücke, als: Freude, Zorn, Schrecken hervorgerufen werden.

Brüchige Beschaffenheit der kleinen Blutgefäße im Gehirn bildet in der Regel die nächste Ursache des Blutergusses, gleichwie ein durch langen Gebrauch abgenutzter und mürbe gewordener Schlauch allmählich seinen Inhalt austreten läßt. Je zahlreicher und größer die entstandenen Öffnungen, um so stärker der Ausfluß. Beim apoplektischen Anfall ergießt sich das Blut fast immer nur aus ganz kleinen Gefäßen, und nur ein Pünktchen ist es, was aus dem Riß hervortritt. Und doch kann, wenn die Öffnung sich nicht stopft, oder wenn eine Reihe von Gefäßen zerbarst, die ergossene Blutlache den Umfang eines Hühnerreies und darüber erreichen. Zu einer solchen Katastrophe führt insbesondere eine oft in den höheren Jahren ganz unmerklich sich einstellende Erkrankung der feinsten Hirnarterien, wobei die Wandung derselben sich ausbaucht, verdünnt und ihre Elastizität einbüßt, und nun der anprallenden Blutwelle keinen Widerstand mehr entgegensetzen kann. In diesen Milianeurysmen des Gehirns ist neuerdings die Hauptursache des Schlaganfalles entdeckt worden. Doch begünstigt

alles, was den Blutdruck im Innern des Gehirns befördert: Vergrößerung der linken Herzkammer, heftige Gemütsaufregungen, übermäßige Körperanstrengung, starkes Pressen, völlige Mäßigkeit u. den Eintritt des Ereignisses. Trinker und Berauschte sind Schlagflüssen sehr ausgesetzt. Daß Korpulenz, gedrungener, vierschötiger Körperbau und Kurzhalsigkeit zur Apoplexie besonders disponieren, galt ehemals als unumstößlicher Erfahrungssatz; doch kehrt sich die Apoplexie an keinen Körperbau; sie trifft Magere und Lange so gut wie Fette und Kleine und hängt wesentlich nur vom Zustande der Blutgefäße im Gehirn ab. Und sie sucht nur darum häufiger das Alter nach fünfzig heim, weil die erwähnte Erkrankung der Hirngefäße zu ihrer Entwicklung einer längeren Reihe von Jahren bedarf. Es gibt genug Achtzigjährige, welche bei gedeihlichem Körperumfang sich des besten Wohls erfreuen und noch lange nicht zu sterben gedenken, und Schwächlinge, welche schon in den Vierzigern vom perfekten Schlag gerührt wurden.

Dem Anfall gehen bald Vorboten voran, bald erscheint er wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Im erstern Fall zeigen sich Tage, Stunden, oder auch nur Minuten vorher Schwindel, Kopfschmerz, Gedanken Schwäche, Erstarrung oder krampfartige Zuckungen eines Körperteils. Doch wäre es gewagt, auf solche schwankende und vieldeutige Zeichen allein, wie sehr auch dieselben zur Vorsicht mahnen, das Herannahen eines Schlagflusses zu prophezeien.

Durch den Bluterguß werden die Hirnsfasern auseinandergedrängt, gequetscht und zertrümmert; die Blutflache drückt, je größer sie ist, um so stärker auf die umgebenden Gehirnteile; bei längerer Dauer entsteht eine fettige Entartung der Nervenfasern. Da aber die seelischen Vermögen an die Unversehrtheit derselben gebunden sind, so erfolgt auch im Moment des Blutaustritts eine Aufhebung des Bewußtseins, der Empfindung und Bewegung. In der That, wie von einem Schläge getroffen, stürzt der Kranke nieder — eine plumpe, willen- und regungslose Masse; ob sie sich je wieder erheben wird, hängt ganz von dem Umfang und Sitz des Blutergusses ab. Große Ergüsse in die Substanz, die Hirnhöhlen, die Brücke oder das verlängerte Mark bewirken meist augenblicklichen oder binnen vierundzwanzig Stunden eintretenden Tod; kleinere gestatten die Hoffnung auf Erholung und teilweise Genesung. Werden die Atemzüge röchelnd, die Gliedmaßen kühl, und bedeckt sich der Körper mit kaltem, klebrigem Schweiß, jagt der Puls in schnellen, oder gar unzählbaren Schlägen, so steht ein übler Ausgang zu befürchten.

Bei den nicht sofort tödlich endenden Fällen finden wir folgendes Krankheitsbild: Der Kopf ist rot oder rotblau, doch zuweilen blaß, die Pupillen verengt, die Respiration blasend, schnarchend, die Halsadern klopfen, der Puls ist verlangsamt. Die Hauptkennzeichen aber bestehen in Verlust des Bewußtseins, sowie des Gefühls und der Bewegung entweder auf einer oder auf beiden Körperseiten. Der Kranke ist unfähig, die gelähmten und wie Blei schweren Teile auch nur um eine Linie zu bewegen; kein äußerer Reiz vermag ihm die Spur einer Empfindungsäußerung zu entlocken. Auch im Gesicht bekunden sich die Zeichen der Lähmung; die Muskeln und der Mundwinkel der getroffenen Seite hängen schlaff herab; das Gesicht scheint schief verzogen. Die natürlichen Absonderungen stocken oder entziehen sich umgekehrt der Willkür.

Die weitere Entwicklung der Dinge richtet sich nach der Fortdauer oder dem Aufhören der Blutung. Steigt die Blut, so vernichtet sie in kurzem das Leben; fällt sie, dann begibt sich Meistens die Natur ans Werk, um den Leck zu stopfen, die Wunde zu heilen. Gegen den zweiten bis fünften Tag bildet sich in der Umgebung des Herdes ein entzündlicher Zustand, welcher den Zweck hat, die gesunden Gewebe von den erkrankten zu sondern. Sehr kleine Ergüsse können zur Aufsaugung und Vernarbung gelangen, größere nie. Bei ihnen verwandelt sich im günstigen Falle das Gerinnsel im Laufe der Zeit in eine von einer Art Haut umschlossene Flüssigkeit, wodurch eine förmliche, für das ganze Leben fortdauernde Kapsel im Gehirn entsteht. Wo aber solche Abgrenzungen nicht zustande

kommen, da wirkt der Blutaustritt als ein Fremdkörper, welcher die zarten Gehirnsfasern zerstört und in der Umgebung breite Erweichung hervorruft, die kleinen Haargefäße anfrisst und öfters neue Blutergüsse verursacht.

Diese Verhältnisse sind für die Gestaltung der geistigen Funktionen eines vom Schläge Betroffenen maßgebend, aber nicht minder beeinflussen sie auch das körperliche Wohlbefinden und namentlich die Bewegungsfähigkeit der Gliedmaßen.

Nach Tagen tiefer Betäubung und Schlassucht erwacht der Kranke in einem Mittelzustand zwischen Bewußtsein und Benommenheit. Wird er noch einmal sich vom Lager erheben? Wird er wieder zur früheren Vollkraft des Geistes und Leibes gelangen? Wird die lallende Zunge je wieder verständlich sprechen? Was haben doch wenige Tage aus einem thatkräftigen lebensvollen Menschen für eine Ruine gemacht! Der hier hilflos daliegt, ist nur ein Schatten seines ehemaligen Selbst, bei jeder Regung fremder Hand bedürftig, zu jeder Stunde auf die opferbereite Liebe der Seinen angewiesen. Die Hand kann nichts ergreifen, der Fuß nicht stehen, noch gehen. Vergebens müht er sich ab, für einen Gegenstand das Wort, für ein Verlangen den Ausdruck zu finden. Kein Verlaß mehr auf das Gedächtnis. Auch der Verstand trübt sich und vermag die einfachsten Operationen nicht mehr zu bewältigen, bis ihn allmählich die Nacht des Blödsinns umdunkelt — nur der Magen zeigt und behält eine fast übernatürliche Gesundheit! — Und gerade diese Zustände entwickeln oft eine zähe, fast unverwundliche Dauer, und lange Jahre können vergehen, bevor dem geistigen Tod auch der erlösende leibliche sich hinzugesellt.

Dieser Ausgang in ein schier endloses Vegetieren gehört freilich nicht zu den regelmäßigen, aber auch ebensovienig zu den seltenen. Eine vollständige Genesung nach glücklich bestandnem apoplektischen Anfall möchte kaum vereinzelt vorkommen, wohl aber oft lange Zeit anhaltende Besserungen, die einem leidlichen Wohlbefinden nicht viel nachgeben. Doch geht es ohne einen Denktzettel, als: Gedanken- und Gedächtnisschwäche, Schwindel, periodische Schmerzhaftigkeit und Gebrauchsmängel im Bereich der Gliedmaßen fast nie ab. Die Heilung schreitet langsam von unten nach oben fort, indem erst die Beine, später die Arme, dann die Gesicht- und Zungenmuskeln, zuletzt der Verstand frei werden, bleibt aber schließlich bei einem gewissen Grade stehen. Ich habe Personen gekannt, welche nach einem Schlagfluß auf einem Ohr stocktaub, mit kraftlosem Arm und Bein sich noch über ein Vierteljahrhundert herumschleppten. Auch eine gewisse Sonderbarkeit des Charakters, weinerliche Stimmung und mehr oder weniger kindisches Betragen bleiben nicht selten zurück.

Der schlimmste hinfende Bote folgt aber in der Neigung zum Rückfall; ein Schlagfluß pflegt sich bald früher, bald später zu wiederholen; er ruft dem Betroffenen ein ernstes memento mori! zu, und mahnt zu höchster Vorsicht in Speise und Trank, maßzuhalten namentlich in jeder Art von Alkohol, zu pünktlicher Regulierung der Verdauung. Aber auch der Geist bedarf seiner sorgfältigen Diät und muß anstrengenden Arbeiten entsagen, vor Leidenschaften und Gemütsbewegungen sich hüten.

Wie wohlthätig auch im Anfall selbst ein sofortiger Aderlaß sich zeigt, so ist doch vor den gewohnheitlichen Blutentleerungen, welche den Verfall nur beschleunigen können, dringend zu warnen!

Ein Ritter der Menschenliebe.

Von B. A. Schleicher.

Gegen die Mittagsstunde des 8. Oktober war der große Platz vor der Westminsterabtei trotz des unaufhörlich niederströmenden Regens von einer ungeheuren, meist der arbeitenden Klasse angehörigen Menschenmenge angefüllt. Auf allen Gesichtern lag tiefe Trauer, und alles strebte der mächtigen Kathedrale zu, welche schon Tausende in ihren herrlichen Räumen aufgenommen hatte. Denn in dieser Nationalgruft und Ruhestätte der edelsten Söhne Englands sollte zu jener Stunde



Der „gute Graf“ von Shaftesbury.

von London verliehen wurde, und nun klagten sie an seinem Grabe. Der gemeine Mann fühlte eben, daß der edle Tote, obwohl Heraldiker seinen Stammbaum auf die Plantagenets zurückführten, doch im wahren Sinne des Wortes ein Mann des Volkes gewesen war.

Das Leben, dessen letzte Szene sich dort in der Westminsterabtei abspielte, war ein langes und an herrlichen Früchten reiches gewesen. Am 28. April 1801 geboren, durfte Anthony Ashley Cooper, der siebente Graf von Shaftesbury, mehrere Jahre vor seinem Tode das fünfzigjährige Jubiläum seiner Arbeit im Dienste der Menschenliebe feiern. Für diese Aufgabe hatten ihn das Leben und die Erfahrung ausgerüstet. Denn seine Erziehung war die gewöhnliche eines jungen Engländers aus guter Familie. Das heißt, er hatte acht Jahre lang in der großen Public School von Harrow lateinische Verse gemacht und Cricket und Football gespielt, darauf aber vier Jahre in Christ Church College, Oxford, dem Studium des Aristoteles und mit spartanischer Strenge ausgeführten Ruderübungen auf der Themse obgelegen. Mit einundzwanzig Jahren bestand er das Universitätsabschlußexamen in litteris

humanioribus mit großer Auszeichnung und promovierte zum Baccalaureus artium. Drei Dinge, welche ihm für seine spätere Laufbahn von großer Bedeutung waren, nahm er mit sich von Oxford hinweg: eine ausgezeichnete Konstitution, eine gute Fertigkeit im öffentlichen Reden und einen festen Glau-

ben an Gott. Sein bedeutendes Rednertalent hatte er auszubilden Gelegenheit gehabt in den Debatten des großen Oxford Studentenkubs, der Union, welche dem Unterhause des Parlaments genau nachgebildet ist. Sein Christentum hatte eine dauernde Färbung erhalten von der damals in Oxford vorherrschenden ultraprotestantischen Richtung. Sonst aber unterschied er sich in nichts von hundert anderen jungen Engländern, wenn sie die Universität verlassen. Kräftig, praktisch, warmherzig und enthusiastisch war dieser Jüngling, aber weder seine Freunde, noch er selbst konnten ahnen, daß er dereinst ein mächtiger Vorkämpfer sein würde für die Sache der Armen und Unterdrückten.

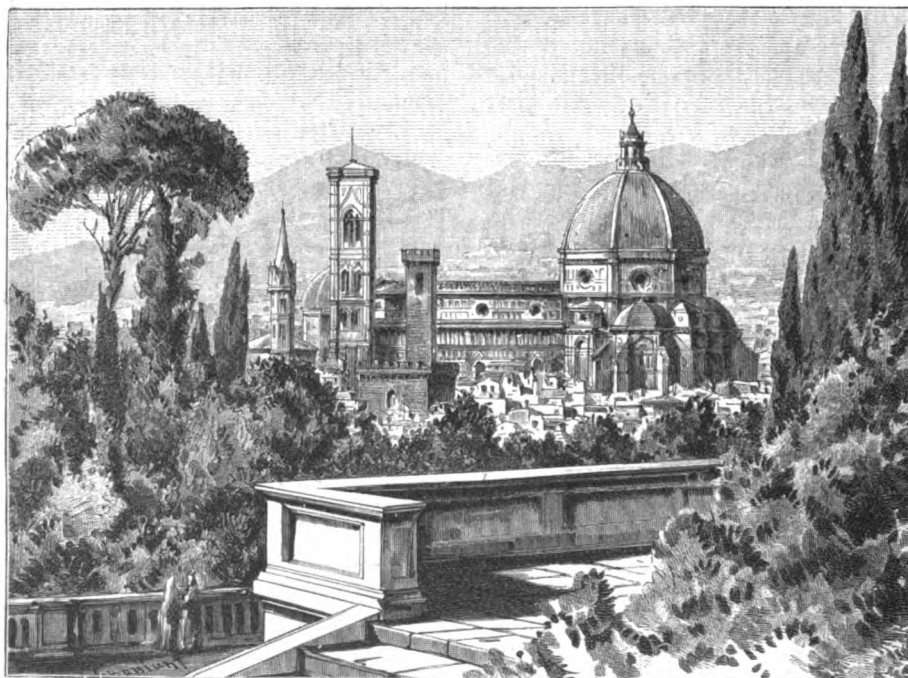
Auch die nächsten zehn Jahre schienen ihn seiner Lebensaufgabe nicht viel näher zu rücken. Im Jahre 1826 wählten ihn die Konservativen von Woodstock in das Unterhaus, und dort brachte ihm sein hervorragendes Rednertalent bald eine zwar untergeordnete, aber doch für einen so jungen Mann sehr ehrenvolle Stelle im Ministerium des Herzogs von Wellington ein. Vier Jahre später fand er ein gutes und frommes Weib in der Tochter des Grafen Cooper. Alles schien sich zu einer schnellen und glänzenden Karriere für ihn anzulassen.

Da, bald nach seiner Verheiratung, machte er die Bekanntschaft eines Mr. Sadler, welcher schon viele Jahre mit großer Aufopferung aber wenig Erfolg die Sache der in den Rattunfabriken beschäftigten Kinder verfolgt hatte. Die Bekanntschaft verwandelte sich bald in eine aufrichtige Freundschaft. Lord Ashley — so hieß der nachherige Graf Shaftesbury bis zu dem im Jahre 1851 eintretenden Tode seines Vaters — begann sich für die Bestrebungen seines Freundes zu interessieren und dieselben auch persönlich im Parlament zu befürworten. Aber die Sache war ihm doch noch nicht Lebensberuf geworden. Kurz darauf jedoch, bei den Parlamentswahlen von 1833, verlor Mr. Sadler seinen Sitz, und nun drang er inständigst in Lord Ashley, für ihn in die Bresche zu treten. Diesen Bitten wurde noch schwereres Gewicht gegeben durch eine Deputation von Fabrikarbeitern, welche ihn beschwor, ihr und ihrer Kinder Anwalt

bei der Volksvertretung zu werden. Lord Ashley beschloß, sich die Sache mit eigenen Augen anzusehen. Die eine Hälfte der Gesellschaft weiß nicht, wie die andere lebt, und während Ashley den Eifer seines Freundes bewunderte, hatte er doch viele Ausagen desselben unwillkürlich für starke Übertreibungen gehalten. Aber jetzt stellte er Nachforschungen an Ort und Stelle an, und was er da sah, erschütterte ihn bis in die tiefste Seele

und besiegelte seine Berufung zu dem heiligen Amte, dem er dann sein ganzes Leben weihte.

In den Rattunfabriken Manchesters, Bradfords und anderer Fabriksstädte Mittelenglands wurden eine sehr große Anzahl — fast 400 000 — Knaben und Mädchen beschäftigt.



Der Dom zu Florenz vom Michelangeloplatz aus. Gezeichnet von L. Th. Choulant.

Da es nicht genug Kinder an Ort und Stelle gab, so wurden dieselben in großen Scharen aus den Armenhäusern Londons und anderer Bevölkerungsmittelpunkte eingeführt. Es herrschte damals große Not in England; die Armenhäuser waren überfüllt, und die Steuerzahler waren froh, die jugendlichen Brotesser unter dem euphemistischen Vorwande, daß dieselben in die Lehre gegeben würden, loszuwerden. Die Konkurrenz für diese Waisenfinder, welche ihren „Lehrmeistern“ gesetzlich auf neun Jahre verpflichtet wurden, war so groß, daß ein Fabrikbesitzer sich erboten haben soll, mit jedem Duzend ge-

sunder Kinder ein blödsinniges in den Kauf zu nehmen. Diese „Lehrlinge“ nun, die nach Hunderttausenden zählten und von denen die Hälfte nur sieben bis acht Jahre alt waren, befanden sich in einem Zustande der abscheulichsten weißen Sklaverei. Sie mußten in Abteilungen, die sich Tag und Nacht immerfort ablösten, etwa vierzehn bis fünfzehn Stunden täglich arbeiten. Die Atmosphäre der Fabriken war pestilenzialisch; in vielen Fällen wurden die armen Kleinen auf das grausamste mißhandelt; ihre Lebensweise war so ungesund, daß jährlich etwa fünfundfünfzig Prozent von ihnen starben. An Schulunterricht für die Kinder wurde überhaupt nicht gedacht und ihr sittlicher Zustand war ganz unglaublich verwahrlost. „Gar manches Mal“, sagte Lord Ashley, „habe ich an den Fabrikausgängen gewartet, um die Kinder herauskommen zu sehen. Der Anblick der Hunderte von gebückten, apathischen und leichenblassen kleinen Geschöpfen drückte einem das Herz ab. Verkrüppelte und verwachsene Gestalten erblickte man zu Hunderten, ja

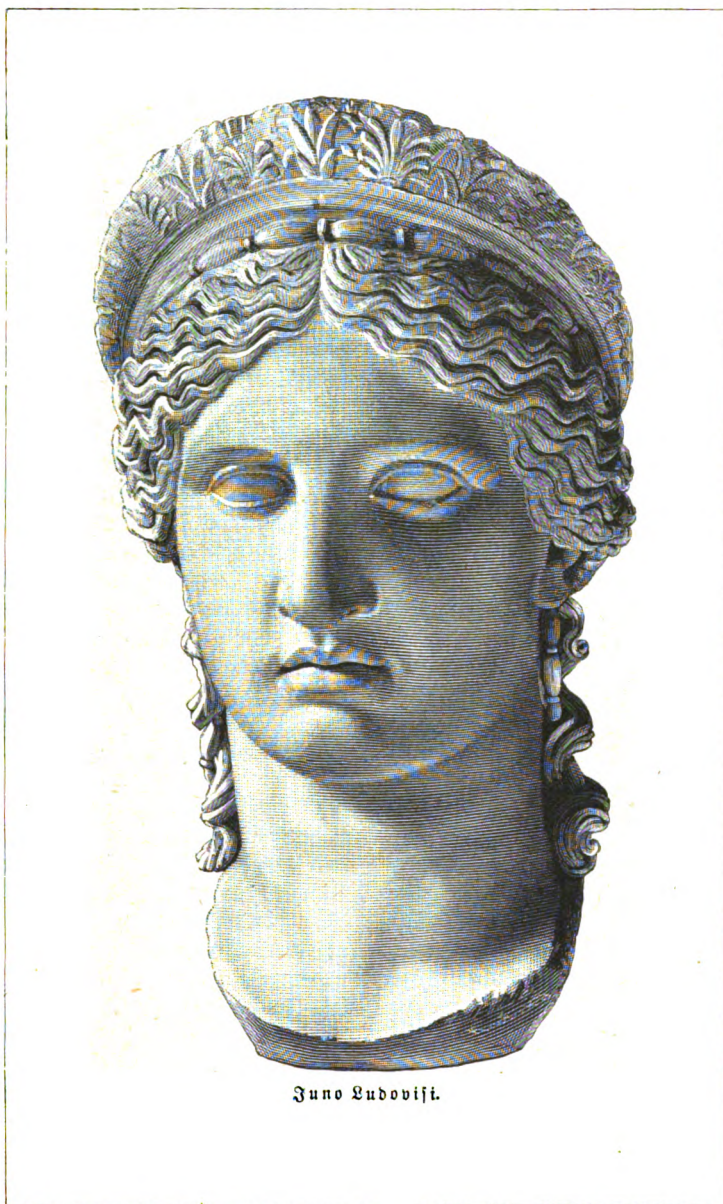
zu Tausenden. Ein Freund brachte mir einst eine ungeheure Anzahl zusammen. Sie sahen aus, wie eine lange Reihe verzerrter Buchstaben. Das Kartenstecken wurde an vielen Orten von fünfjährigen Kindern verrichtet, und bald nach Mitternacht konnte man oft Mütter ihre weinenden Kleinen nach der Fabrik nehmen sehen.“ Dazu kam, daß mit fünfzehn Jahren die Überlebenden für die Arbeit untauglich waren, und auf diese Weise, da sie keine andere Arbeit verstanden, in eine Verbrecherlaufbahn hineingetrieben wurden.

Das Elend, welches er mit eigenen Augen geschaut, war entscheidend für den jungen Edelmann, der bisher große Bedenken gehegt hatte, ob er den Bitten seines Freundes und der Arbeiter nachgeben sollte. Er legte Lady Ashley die Sache vor und fragte sie, ob sie sich mit ihm auf Jahre viel-

leicht der gesellschaftlichen Verkennung, die sicher kommen werde, und der Ungemütlichkeit eines Philanthropendaseins aussetzen das Herz habe. Die treue Gehilfin antwortete: „Geh mit Gott, denn Er hat dich dazu berufen.“

Nun hieß es, die Sache der unglücklichen Kinder dem Parlament an die Seele legen, und das hielt schwer, denn damals waren die Tage der Reformbill und der Abschaffung der Korngesetze, und alle Gemüter waren mit politischen Fragen erfüllt. Endlich gegen Ende des Jahres 1833 verschaffte sich Lord Ashley Gehör. Mit erschütternden Worten schilderte

er das Elend der armen Kleinen. Dann legte er dem Hause die sogenannte „Zehnstundenbill“ vor: Kinder unter dreizehn Jahren sollten überhaupt nicht in Fabriken arbeiten; diejenigen zwischen dreizehn bis achtzehn sollten nur drei Tage in der Woche zehn Stunden täglich, oder sechs Tage in der Woche fünf Stunden täglich arbeiten, und diesen letzteren sollten ihre Arbeitgeber wöchentlich eine gewisse Anzahl Stunden Schulunterricht erteilen lassen; außerdem sollte es Fabrikinspektoren geben, welche darnach sehen sollten, daß diese Verordnungen auch wirklich befolgt würden. Aber die Fabrikbesitzer waren sehr stark im Parlament vertreten, und durch ihren Einfluß ging die Bill nur in sehr verstümmelter und vollständig unwirksamer Form durch. Man sagte, daß die Zehnstundenbill ausländischer Konkurrenz Thür und Thor öffnen und der englischen Rattunindustrie den Garaus machen würde. Ja, man verdächtigte den Urheber der Bill, weil er, wie man sagte, als Großgrundbesitzer ein natürlicher Feind der Fabrikindustrien sei.



Juno Ludovisi.

Lord Ashleys Freunden entsank der Mut, aber er beharrte in festem Gottvertrauen. „Schlage nur lange genug auf den Nagel“, sagte er, „so geht er doch zuletzt in die Wand.“ Von 1834 bis 1850 war die Zehnstundenbill sein „Karthago muß zerstört werden“. Ein Jahr nach dem andern legte er sie in mehr und mehr ausgedehnter und praktischer Gestalt vor das Unterhaus. Man nannte ihn einen beschränkten Narren mit einer fixen Idee; ein schlecht verhehltes Hohnlächeln erschien auf vielen Gesichtern, wenn er sich im Parlament erhob, um nochmals einen Hammerschlag auf seinen hartnäckigen Nagel zu führen. Aber Lord Ashley ließ sich durch nichts beirren. Er hatte die Genugthuung, daß schon vor 1850 verschiedene Bills durchgingen, welche immer mehr das Gesetz von 1833 verbesserten und wirksam machten. Endlich, im Jahre 1850, war aller Wider-

stand geschwunden. Die provisorischen Bills hatten die Befürchtungen der Fabrikbesitzer nicht bewahrheitet; die entschiedensten Widersacher Ashleys waren seine warmen Freunde geworden; und als die Zehnstundenbill in jenem Jahre durchging, war sie ein kräftiger Schutz, nicht nur für die jugendlichen Kattunarbeiter, sondern auch für die in anderen Industriezweigen und besonders in den Kohlenbergwerken beschäftigten Kinder und Frauen.

Die Lage dieser letzteren war mindestens ebenso klagenwert, wie die ihrer Leidensgenossen in den Kattunspinnereien. „In den Kohlenbergwerken von Staffordshire, Shropshire, Warwickshire, Leicestershire und Derbyshire“, sagte Lord Ashley i. J. 1840, „werden die kleinen Knaben und Mädchen schon mit fünf, sechs, sieben Jahren zur Arbeit geschleppt. Umweit Oldham habe ich winzige Wesen von vier Jahren in den Bergwerken gefunden; hier und da habe ich gesehen, wie man noch jüngere Kinder in ihren Nachthemden in die Gruben nahm. Sie arbeiten vierzehn Stunden des Tages, oft ganz nackt, in niedrigen, von Wasser, Schmutz und tödlichen Gasen erfüllten Schächten. Dort müssen sie wie Zugvieh einen bis drei Zentner schwere Kohlenkarren ziehen. Dem Kinde wird ein Gürtel um die Hüfte gebunden, von diesem Gürtel geht zwischen den Beinen hindurch eine Kette, welche an dem Karren befestigt ist. Das Kind geht auf allen Vieren und zieht auf diese Weise den Karren entlang durch unterirdische Gänge, welche so niedrig und übelriechend sind, wie eine gemeine Kloake. Die sittliche Versunkenheit und die körperliche Verwahrlosung der in den Kohlengruben zusammengepferchten Männer, Frauen und Kinder ist haarträubend.“ Ebenso schlimm stand es mit den in den Tabakfabriken und hundertfünfzig anderen Industrieen beschäftigten Frauen und Kindern. Allen diesen von der unerbittlichen Rücksichtslosigkeit des Kapitals bis aufs Blut Gequälten brachte die „Zehnstundenbill“ von 1850 Erlösung und Schutz. Gleich am Anfange seiner Reformatorienlaufbahn hatte Lord Ashley es sich zur Regel gemacht, die Lage der Schutz- und Hilfsbedürftigen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Seiner kräftigen Konstitution durfte er ungestraft die größten Strapazen auferlegen, und zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, konnte man ihn auf irgend einer Forschungsexpedition sehen, etwa in den Kattunspinnereien Manchesters, oder in den Kohlengruben Northhamptons, oder wohl auch in dem Diebesviertel Ostlondons. „Es sieht traurig aus in Ostlondon“, sagte Lord Shaftesbury kurz vor seinem Tode, „und doch ist es heute ein Paradies, verglichen mit dem Ostlondon der vierziger Jahre.“ Auf seinen Wanderungen durch die Londoner Straßen fiel ihm die ungeheure Anzahl der dort hausenden verkommenen Kinder auf. Dieselben waren „fett, frech und schmutzig wie Londoner Späßen, aber dabei verkümmert und blaß, und den Späßen weit unterlegen in der Abrundung ihrer Umriffe. Im Westende verkaufen sie Streichhölzer oder betteln die Vorübergehenden an. In der City sind sie schon zahlreicher. In Whitechapel und Spitalfields wimmelt es von ihnen. Thut man seiner Nase Gewalt an und folgt ihnen in ihre Schlupfwinkel, so findet man alles, was die Sinne beleidigt und die Sittlichkeit untergräbt. Dabei sind sie trotz ihres verhungernten Aussehens und ihrer aus wenigen Lumpen bestehenden Kleidung lebhaft und ausgelassen.“ Bis vor fünfzehn Jahren gab es in England keine öffentlichen Schulen und keinen Schulzwang. In einer Straße in Shoreditch allein fand Lord Ashley zweitausend Kinder, die nie in einer Schule gewesen waren. Er warf sich nun mit ganzer Seele in die Aufgabe, Abhilfe für diese Mißstände zu schaffen. Beständig warnte er die Regierung, daß sie nicht ungestraft den Unterricht dieser Millionen von armen Kindern vernachlässigen dürfe. „Sie sind nicht Pflüchblüten oder Seifenblasen, die ihr mit einem Hauch eures Mundes wegblasen könnt, sie sind die Saat einer kommenden Generation.“ Da die Regierung taub gegen diese Vorstellungen blieb, besann sich Lord Ashley nicht lange, sondern machte sich stracks selbst mit bezeichnender Energie an die Lösung der Aufgabe. An der Spitze eines Komitees gleichdenkender Männer organisierte er (1845) ein System von

sechzig „Ragged Schools“ oder „Berlumptenschulen“ für London. Der Unterricht fand des Abends statt. Die Gegenstände waren Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion. Die Schulen wurden durch freiwillige Beiträge unterhalten, wovon große Summen aus Lord Ashleys Tasche kamen. Wie das Rohmaterial der Berlumptenschulen beschaffen war, ersieht man aus der folgenden Beschreibung. „Von den 2345 Tinsassen von fünfzehn Schulen gestehen 162, daß sie im Gefängnis gewesen sind; 116 sind ihren Eltern davongelaufen; 170 schlafen in verrufenen Häusern, 249 auf der Straße, 253 ernähren sich durch Betteln; 597 haben weder Mütze, noch Schuhe, noch Leibwäsche; 68 sind Kinder schwerer Verbrecher und 306 sind Waisen.“ Es hielt schwer, solchen Kindern eine Idee von Disziplin beizubringen, und die Szenen in der Schule waren zuerst höchst stürmischer Natur. Aber allmählich wurden die wilden Geschöpfe zahmer, und aus den kleinen „Straßenbeduinen“ entwickelten sich mit der Zeit ordentliche, gefestigte Staatsbürger. „Während der ersten fünfzehn Jahre kamen 300 000 zerlumpte Rekruten für das große Verbrecherheer Londons in unsere Schulen und gingen als anständig gekleidete, nützliche Mitglieder der Gesellschaft und oft als wahre Christen daraus hervor.“ Die Berlumptenschulen gediehen unter der persönlichen, allgegenwärtigen Leitung des Grafen auf das großartigste, bis vor kurzem der Staat sich des Volksunterrichtes annahm. Doch thun die Berlumptenschulen auch jetzt noch gute Dienste unter den Verwahrlosten. Auch kann man wohl sagen, daß das energische Vorgehen und der schlagende Erfolg Shaftesburys die englische Regierung moralisch gezwungen hat, sich endlich um die Erziehung des Volkes zu bekümmern. In den Berlumptenschulen gab es eine Anzahl kleiner Bagabunden, denen man, um sie vor den bösen Einflüssen des Straßenlebens zu bewahren, eine Heimat und einen Lebensunterhalt verschaffen mußte. Zu diesem Zwecke wurde unter Shaftesburys Leitung die „Schuppuerbrigade“ begründet, deren rotuniformierte Mitglieder, mit Wüststopp, Bürsten und Block ausgerüstet, zuerst in den Hallen der Weltausstellung von 1851, sodann in den Straßen der City, für 2 Pence dem Publikum die Stiefel wuschten. Die „Brigade“ hatte einen glänzenden finanziellen Erfolg und steht jetzt auf eigenen Füßen.

Die äußerst mannigfaltige sozialreformatrische Thätigkeit Shaftesburys während der letzten dreißig Jahre seines Lebens können wir nur in flüchtigen Umrissen zeichnen. Er war einer der Hauptgründer der „Reformatory und Refuge Union“, welche jetzt in 589 Anstalten nahezu 50 000 jugendliche Verbrecher für ein ordentliches Leben erzieht. Sodann agitierte er unermüdlich für sanitäre Reform auf der Straße und im Hause, und ihm ist es besonders zu danken, daß London jetzt die gesündeste Großstadt der Welt ist. „Gesundheit und Sittlichkeit“, sagte er, „sind auf das innigste verknüpft; will man die Leute besser machen, so thut es Predigen allein nicht: man muß ihnen auch gute Drainage, gute Luft, gute und gesunde Häuser, und einen reichlichen Zufluß guten Wassers geben.“ Namentlich waren die „allgemeinen Logierhäuser“ Ostlondons wahre Kloaken von Schmutz und Unsitlichkeit und fruchtbare Brutstätten von Epidemien, bis Shaftesbury es durchsetzte, daß dieselben unter sanitäts- und sittenpolizeiliche Aufsicht gestellt wurden. Diese letztere Verordnung bezeichnete Dickens als die beste Bill, welche je im Parlamente durchgegangen wäre. Im Jahre 1867 bewog Shaftesbury das Oberhaus zur Unterdrückung des Unwesens der „Landarbeiterhorden“, welche, aus Erwachsenen und Kindern beider Geschlechter bestehend, während der Erntezeit von einem Grundbesitzer zum andern zogen und zu den größten Unsittlichkeiten Anlaß gaben. Auch die Kranken in Irrenanstalten haben ihm ihre Erlösung von oft unbarmherziger Behandlung und ungesunden Umgebungen zu verdanken. Der religiösen Verwahrlosung der arbeitenden Klassen suchte er durch die Einrichtung sonntäglicher populärer Gottesdienste in den Theatern abzuhelpen, und brachte im Oberhause die darauf bezügliche Bill trotz energischen Widerstandes durch. Der ritualistischen Einführung römischer Gebräuche und Messgewänder in die

Staatskirche widersetzte er sich auf das entschiedenste, und bot bei der Besprechung der „Kirchenbill“ alles auf, den Ritualismus gesetzlich strafbar zu machen. Man darf ihn aber deshalb nicht der Unduldsamkeit zeihen, in seinen kirchlichen Ansichten war der Graf vielmehr höchst liberal und teilte durchaus nicht die etwas engherzige Exklusivität der Anglikaner gegen die Dissenters.

Auch sein liebes Ostlondon hat er während dieser Jahre nicht vergessen. Gar manchesmal hat er, sich ganz allein unter die Diebe jenes Stadtteils wagend, große Scharen derselben zu einem dampfenden „Supper“ versammelt und dann herzliche und eindringliche Worte zu ihnen gesprochen. Seine Liebe rührte die verstockten Herzen, und unter den Dieben erfreute sich der Graf einer ebenso großen Popularität wie unter den „Costermongers“, welche auf von Eseln gezogenen Karren Obst und Gemüse in den Londoner Straßen verkaufen. Für das materielle und religiöse Wohlfühlen dieser letzteren hat Shaftesbury durch persönlichen Rat und Beistand außerordentlich viel gethan; pflanzte er sich doch selbst einen Costermonger zu nennen. Die Dankbarkeit der Costermongers fand kurz vor dem Tode des Grafen ihren Ausdruck in der Präsentation eines prächtigen Esels, Namens Coster, der denn auch im gräflichen Parke bis an sein vorzeitiges Ende das Gnadenbrot aß.

Aber die Sympathie Shaftesburys beschränkte sich nicht auf die innere Mission. Er war auch ein warmer Freund der Juden- und Heidenmission. Dies ersieht man schon daraus, daß er der Präsident fast sämtlicher englischen Missionsgesellschaften gewesen ist. Oft und laut hat er im Parlament seine Stimme erhoben gegen den schändlichen von der englischen Regierung den Chinesen aufgezwungenen Opiumhandel, welcher die Arbeit der Mission in China untergräbt. Auch die unterdrückten Christen in der Türkei und besonders Syrien haben an ihm einen mächtigen Fürsprecher gehabt. Den meisten Engländern der jetzigen Generation schwebt sein Bild vor als Vorjehender der jährlichen Versammlungen der Freunde der inneren und auswärtigen Mission. Der ungeheure Saal in Exeter Hall ist von der Tribüne bis zum hintersten Sitze von einer etwa 5000 Seelen zählenden Versammlung angefüllt. Auf einmal tritt eine lautlose Stille ein. Vorne auf der Tribüne erscheint eine ehrwürdige Gestalt mit weißem Haar und markigen, von himmlischer Liebe verklärten Zügen. Und in dem stürmischen nimmer endenwollenden Jubel- und Beifallsgeheul, welches seine Erscheinung begrüßt, liegt besser als Worte sie auszudrücken vermögen, die huldigende und dankbare Liebe des englischen Volkes zu seinem „guten Grafen Shaftesbury.“

Am Familientisch.

Der Florentiner Dom. (Zu dem Bilde auf S. 268.)

Das ist Florenz! ruft der Reisende aus, wenn er die wohlbekannte, so oft abgebildete Silhouette des berühmten Domes sich am Himmel erheben sieht, der über der Stadt emporragt, die in breiter Campagna am Arno liegt und vielfach zerstreut an den grünen Elbaumhängeln heraufsteigt, von Mauern umgürtet, großartig und schön durch die Schar ihrer Türme und edelgeformten Paläste.

Nur vom Dom soll hier kurz gesprochen werden, denn wir uns durch die belebte Schusterstraße (Via Calzajoli) nahen. Zur Linken das achteckige Taufhaus, Baptisterium, woran die drei weltberühmten Erzthüren, zur Rechten der Dom und frei daneben der Glockenturm, Campanile, ganz mit farbigem Marmor bekleidet. Unwiderstehlich entrollen sich bei deren Anblick großartige Bilder aus Italiens Kunstschaffen, denn ein Jahrhundert reicht hier dem andern die Hand und offen liegen die Keimkräfte ganzer Zeitalter der Kunst. In mystischen Dunkel verliert sich der Ursprung des pantheonartigen Taufhauses, des zum Teil aus echt antiken Säulen und Gebälkstücken aufgerichteten Baues. An dieser ältesten Kirche der Stadt hat einer der Hauptkünstler der Renaissance, Filippo Brunellesco, seine Studien gemacht und seine Bildsäule erhebt sich auch hier nur wenige Schritte davon an der Südfseite des Domes. Brunellesco blickt freudig hinauf nach der riesigen Domkuppel, seinem kühnsten und kolossalsten Werke, das durch seinen mächtigen Umriß das ganze turmreiche Florenz und die breite mit Willen besäete Thalebene prachtvoll beherrscht. Auch in der Nähe betrachtet wirkt Brunellescos Kuppel gewaltig, besonders im Osten gesehen, wo sie aus dem Kapellentanz des Chors wie ein Gebirge emporsteigt, über ihrer von großen Rundfenstern durchbrochenen Fronscheit in acht Marmortrippen sich zusammensprengend und darauf noch die dreiundzwanzig Meter hohe

Prachtlaterne tragend. Stände diese Laterne auf ebener Erde, sie bildete selbst schon ein Prachtgebäude aus edlem Marmor. Brunellesco, der Meister (gestorben 1446) erlebte noch die ganze Wölbung der Kuppel, die er mit zwei Schalen übereinander erhob, und noch den Beginn der Laterne, die genau nach seinem Modell ausgeführt wurde.

Der Dom, mit farbigem Marmor verkleidet, zeigt florentinisch-gotischen Stil und als die feinste Blüte dieser so zierlichen Kunst erhebt sich frei daneben der nach Giotto's genialem Entwurf errichtete Glockenturm. Unverjüngt, in fünf immer höher werdenden Stockwerken steigt er empor, ein ungeheurer Denkmalspfeiler, oben durchbrochen von prachtvollen Spitzbogenfenstern.

Das Innere des Domes ist, gegenüber den reich ausgestatteten Kirchen Italiens, höchst einfach, ja teilweise schmucklos. Es wirkt mehr durch sich, als durch Schmuck. Mächtig treten die schönen Verhältnisse hervor im mildgedämpften Schein der hohen gemalten Glasfenster und grauliches Dämmerlicht fließt lautlos durch den gottgeweihten, kühlen, erhabenen Raum.

Die Juno Ludovisi. (Zu dem Bilde auf S. 269.)

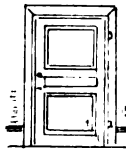
Der edle, anscheinend so klar blickende Marmorkopf, welcher unter dem Namen der „Juno Ludovisi“ als eine der klassisch vollendetsten Schöpfungen des griechisch-römischen Altertums bekannt ist, birgt dennoch so viele Rätsel in sich, daß wir auch hier demütig bekennen müssen: Unser Wissen ist Stückwerk! Nur das eine ist sicher, daß die edelsten Geister unsers Volkes, Goethe, Schiller, Windelmann, und viele andere in der Bewunderung dieses herrlichen Kunstwerks einig sind. Während die heutige archäologische Kritik den überlieferten Ruhm manch einer von Windelmann gepriesenen Antike untergraben und verbunkelt hat, ist die Juno Ludovisi unangefastet geblieben. Vielleicht hat das Geheimnis ihrer Herkunft die Kritik im Raume gehalten. Man weiß nämlich nicht einmal, woher dieser kolossale Frauenskopf gekommen ist.

Es war im Jahre 1622, als der Kardinal Lodovico Ludovisi, der Neffe Gregors XIV, die berühmte, nach ihm benannte Villa auf dem Terrain der Gärten des Sallust zu Rom erbauen ließ. Die Gärten des Sallust waren später in den Besitz der römischen Kaiser übergegangen, welche dieselben mit den erlesensten Kunstwerken schmückten. Bei dem Bau der Villa wurden mehrere ausgezeichnete Skulpturen gefunden. Ob auch der Junokopf, ist ungewiß. Der Kardinal kaufte zu den gefundenen noch andere Antiken aus den Willen Ermini, Cesi, Cesarini und Ottens in Frascati hinzu, so daß die Juno auch auf dem Grunde einer der letzteren Willen gefunden sein kann. Der Kopf muß an seinem ursprünglichen Aufstellungsorte zu einer stehenden oder sitzenden Kolossalfigur gehört haben, von welcher er entweder abgebrochen worden ist oder in welche er von Anfang an hineingefügt worden war. Erst durch Windelmann, den Begründer der antiken Kunstgeschichte, fand die Juno Ludovisi ihre ästhetische Würdigung. Er erklärte sie als den schönsten aller erhaltenen Junoköpfe und hat darin wenigstens recht behalten, wenn man auch später die Annahme, daß der Kopf in klassischer griechischer Zeit ausgeführt sei, mit vollem Recht bestritten hat. Es fehlt diesen milden, anmutigen Zügen die erhabene Strenge altgriechischer Kultusbilder und deshalb fühlte sich auch der Dichter der „Iphigenie“ von dieser Idealschöpfung so bezaubert, daß er schrieb: „Es war dies meine erste Liebhabt in Rom! In göttlicher Hoheit und Feiterkeit wie ein Gesang Homers!“ Noch schöner und treffender als Goethe hat uns Schiller den Zauber erklärt, welchen dieses Bild auf jeden denkenden und empfindenden Menschen übt. Er schreibt im fünfzehnten der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes: „Es ist weder Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Kopf einer Juno Ludovisi zu uns spricht, es ist keines von beiden, weil es beides ist. Zudem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe, aber indem wir uns der himmlischen Goldseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand: da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte.“

Es wäre vermessen, dieser Analyse eines mit Scherblick begabten Dichters noch etwas hinzuzufügen. Nur noch einiges Historische und Archäologische. Man hat geglaubt, daß der Kopf der Juno Ludovisi eine späte Kopie nach jenem Standbilde sei, welches der griechische Bildhauer Polyklet um 420 v. Chr. für den Peratempel in Argos geschaffen hat. Andere Archäologen sind dagegen der Ansicht, daß Alkanenes, ein Schüler des Phidias, der Schöpfer dieses Junoideals gewesen sei. Ein Dritter endlich, der Direktor der Berliner Antikengalerie Professor Conze, wirft die verhängliche Frage auf: „Sollte in diesem Kolossalkopf nicht eine königliche Aphrodite (Venus regina) zu erkennen sein?“ Wenn der Kopf wirklich in den Gärten von Sallust oder in einer Villa zu Frascati gefunden worden ist, würde diese Frage sehr berechtigt sein. Derselbe seine Stillenmer hat darauf hingewiesen, daß das Ornament des Diadems den Charakter der römischen Kaiserzeit an sich trägt. Und damit werden wir uns bescheiden müssen, bis weitere Funde neue Aufklärung gebracht haben: die Juno Ludovisi ist die römische Nachbildung eines in der besten griechischen Zeit entstandenen Götterideals, eine Nachbildung, die vielleicht zur Kultbildung und Verherrlichung einer römischen Kaiserin gedient hat. Adolf Rosenberg.

In unserer Spielecke.

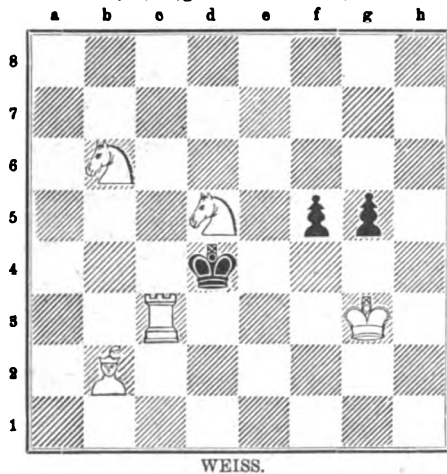
Bilderrätsel.



hT & OL...owsky



Schachaufgabe von S. Aspa.



Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1.

a a a an ber bo co de be di e el ge go ha i
in le li li li lip ma mil mo mo man mus
ment na nun nu ner o on pri ra ri se se us za.

Aus den obigen 42 Silben sind mit Hilfe
der folgenden Angaben 14 dreisilbige Wörter
zu bilden.

Nennt man die Mittelsilbe eines dreisil-
bigen Wortes das Herz, so ist:

1. Mit Herz ein See, ohne Herz eine Frauen-
gestalt der griechischen Mythologie.
2. Mit Herz eine Zahl, ohne Herz ein Herzog.
3. Mit Herz eine Stadt in Italien, ohne
Herz ein weiblicher Vorname.
4. Mit Herz ein König, ohne Herz der Erste.
5. Mit Herz ein Feldherr, ohne Herz ein Bier-
föhrer.
6. Mit Herz eine Kurve, ohne Herz ein weib-
licher Vorname.
7. Mit Herz ein alttestamentlicher Name, ohne
Herz eine der Hauptrollen in Don Carlos.
8. Mit Herz eine Stadt in Hessen-Nassau,
ohne Herz eine Stadt in den Reichslanden.
9. Mit Herz eine Stadt in Spanien, ohne
Herz eine Stadt in Österreich-Ungarn.
10. Mit Herz ein weiblicher Vorname, ohne
Herz ein Getränk.
11. Mit Herz ein Färbestoff, ohne Herz ein
beliebter Roman.
12. Mit Herz ein Denkmal, ohne Herz ein
Augenbild.
13. Mit Herz Bewohner einer deutschen Stadt,
ohne Herz Bewohner einer schweizer Stadt.
14. Mit Herz ein weiblicher Vorname, ohne
Herz ein Abschiedswort.

2. Zweisilbige Scharade.

Die Erste hält der Handelsmann
In allen Farben feil;
Die Handelsfrau, so viel sie kann,
Sucht in dem Grün ihr Heil.
Dem Riesen, der's gelästert hat,
Gar übel das bekam,
Denn Haupt und Schwert dem Goliath
Der kleine David nahm.
Legst du nicht fest der Zweiten Grund,
Willst du zu hoch hinaus:
Wie bald, so fällt's zur bösen Stund'
Und sinkt in Schutt und Graus!
So bau, mein Volk, auf Recht und Ehr',
Das Ganze halt im Stand:
Ist rein dein Schild und scharf die Wehr,
Bleibt wohlbehalten das Land. Pf. 3.

4. Zweisilbige Scharade.

Natur und Sitte haben streng entschieden,
Daß meine Erste stets den ersten Platz erhält,
Derweil die Zweite immer war zufrieden,
Ob man sie oben- oder untenan gestellt.
Mein Ganzes, eines Hauses treuer Spiegel,
Bekundet, wie man steht und was man vor
sich bringt.
Ein Kleinod ist es hinter Schloß und Riegel,
Dahin kein unberufenes Späherauge dringt.
Pf. 3.

5. Homonym.

Leicht kann ich schwere Lasten heben,
Wenn man mich gut geschmiert, —
Genau kopieren nach dem Leben,
Wenn man mich gut studiert.
Ich berg' in mir der Weisheit Fülle
Trotz meiner Efelshaut,
Und oft hat man in meiner Hülle
Schon pures Gold geschaut. Pf. 3.

6. Viersilbige Scharade.

Die Sonne sinkt, und wie nun allgemach
Die ersten Zwei den längern Schatten weichen,
Tönt der zwei Letzten Lied ihr sehnend nach,
Dem süßen Ton der Flöte zu vergleichen.
Doch, eh' entschwunden ganz die ersten Zwei,
Schallt Waffenlärm und lautes Schrei'n und
Rufen.
Das Ganze führend, fliegt ein Schwarm herbei,
Es dröhnt das Feld von flüchtiger Rasse Hufen.
Dann wieder Stille rings in Flur und Hain —
Der Letzten Lied erstarb im Waffentosen,
Und lautlos schmiecht in der zwei Ersten Schein
Der Mond des Sängers Stirn mit bleichen
Rosen. Et.

7. Homonym.

Geatmet werd' ich und gegessen,
Geformt, gewoben und gemessen.
Du bist in mir und ich in dir.
Bielartig rings in allen Landen
Ist, was da lebt, aus mir entstanden
Und lehrt, gelöst, zurück zu mir. E. St.
(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

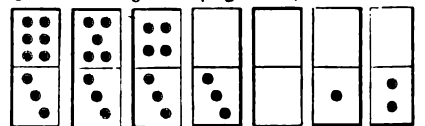
Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 16.

Bilderrätsel.

Ein Winkelabvokat.

1. Dominoaufgabe.

Im Talon liegen die folgenden sieben Steine:



2. Bitatenrätsel.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

3. 16. November 1632 (Todesstag Gustav
Adolfs).

4. Kreuzrätsel.



5. Zweisilbige Scharade. Hundischuh.

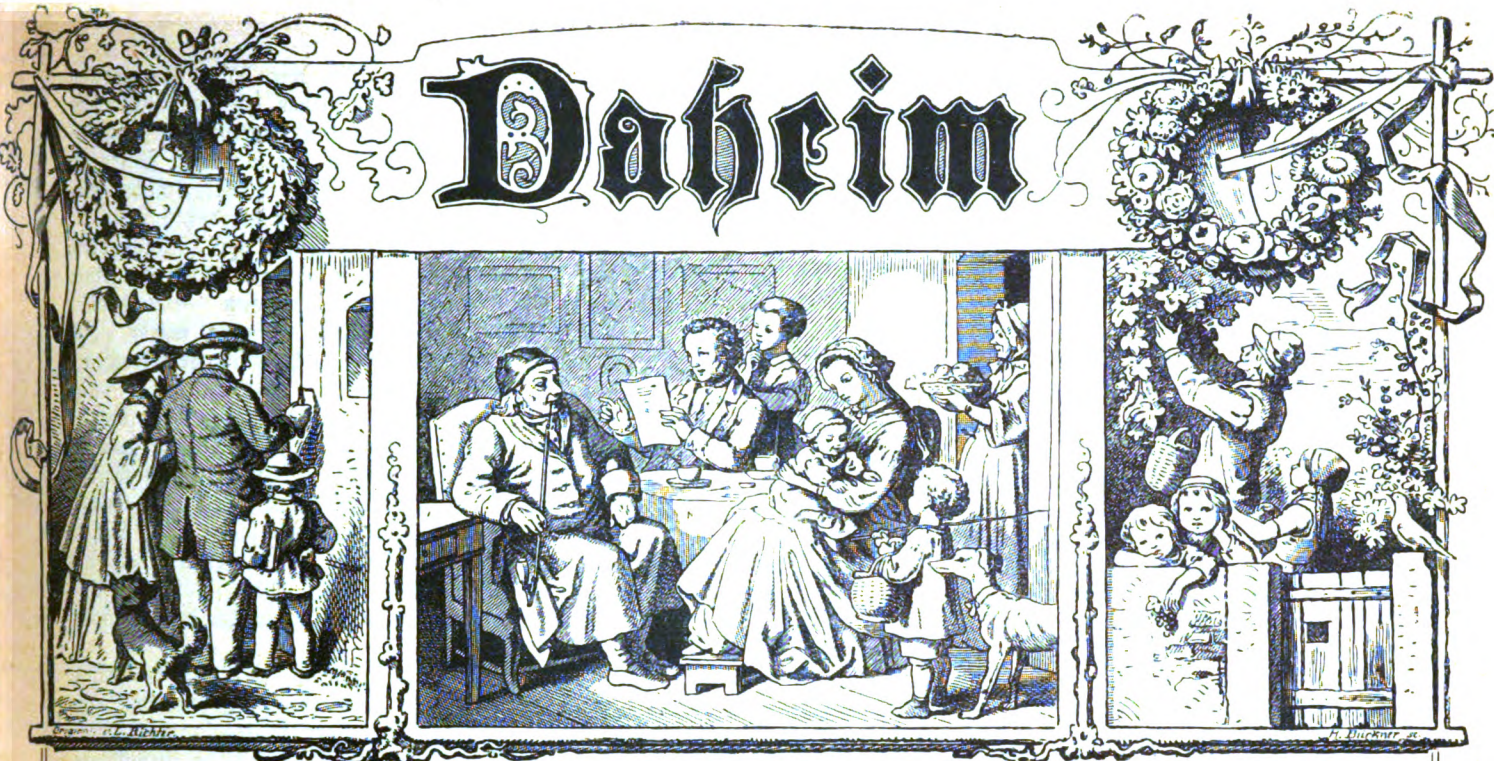
6. Homonym. Fassung.

Inhalt: Sphing. Fortf. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Spinnstube. Nach dem Bilde von Eduard von Geb-
hardt. — Aus dem Reiche des Sultans von Sansibar. Briefe an eine Verwandte von Long Rohlf. III. — Der Schlagfluß. Von
Dr. M. Dyrenfurth. — Ein Ritter der Menschenliebe. Mit Porträt von Shaftesbury. Von B. A. Schleicher. — Am Familientisch: Der
Florentiner Dom. Zu dem Bilde von L. Th. Choulant. — Die Juno Ludovisi. Zu dem Bilde. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unversandt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Garantie in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Poesie-Expedition (Poesie & Musik) in Leipzig. Druck von Julius Asthhardt in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Hefen bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Januar 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 18.

Sphing.

Roman von Doris Freiin von Spaettgen.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

„Ich füge mich Ihren Wünschen!“

Diese Worte der kleinen Amy sollten die opferwillige Ergebung, das fügsame sanfte Gemüt des jungen unglücklichen Mädchens auf eine gar harte Probe stellen.

Es kamen Tage der bittersten Kämpfe, sowohl nach innen, wie nach außen — Tage, wo das jungfräuliche Herz vor Leid und Wehe fast brechen wollte — und wiederum Tage, wo alle selbstsüchtigen Regungen und Gefühle tapfer hinabgekämpft wurden, wo der rosige Mund der stillen, anspruchslosen Amy für die Nebenbuhlerin in flammender Beredsamkeit manch schweren Strauß ausfocht.

Long Branch war eine Woche hindurch in großer Aufregung und Spannung. Kapitän Herbert Lee, der vielbegehrte, ja angebetete, geistvolle Seemann, welcher unter den schönsten und reichsten Mädchen New Yorks hätte Umschau halten dürfen — der Bruder des angesehenen Bankiers — er hatte sich mit einem deutschen Gesellschaftsfraulein verlobt.

Das war die wunderbare Mär, die acht Tage lang im Wasser, wie auf den Spaziergängen am Strande — an der Tafel der großen Hotels, wie auf den Verandas der Privatvillen, mit allen möglichen Details und Ausschmückungen verhandelt und kritisiert wurde.

Da die Frauen im allgemeinen in ihrem Urtheile viel scharfer und unbarmherziger sind, als die Männer, so waren sie es auch jetzt in erster Reihe, die das Ereignis geradezu empörend fanden, und der bisher nur aus Rücksicht für Frau Everett und ihre Töchter unterdrückte, oder doch nur im engsten Kreise ausgesprochene Widerwille gegen das schöne deutsche Mädchen machte sich nun in den härtesten Ausdrücken Luft. Hatte man anfangs, als Kapitän Lee der jungen Dame den Hof zu machen begann, gesagt, Rose Hallstein sei eine Kokette,

so hieß es jetzt, zumal in den Kreisen der exklusiven Gesellschaft, einstimmig, sie wäre eine Abenteuerin.

Das Urtheil der Herrenwelt war weniger streng, da bei derselben ein wichtiger Faktor zu gunsten Rosés mitsprach, ihre Schönheit nämlich, in Verbindung mit ihrer interessanten Melancholie und ihrer undurchdringlichen Kälte und Verschlossenheit. Adeline Everett hatte recht gehabt mit dem Ausspruch: „Mysteriöses übt auf Männerherzen einen unwiderstehlichen Reiz aus!“ — Die jungen lebenslustigen Amerikaner von Long Branch beneideten — innerlich wenigstens — den Seemann um sein Glück.

Rätselhaft blieb es, daß Jakob Lee und dessen Frau sich bei dem ganzen Handel so vollständig passiv verhielten. Man hatte entschieden heftige Szenen und Familienzwürnisse erwartet und gefürchtet, da ja Frau Luisas Stolz zur Genüge bekannt war. Allein alles blieb still und friedlich, und die beiden Familien Everett und Lee verkehrten in derselben freundschaftlichen Weise mit einander wie bisher. Am wunderbarsten erschien es aber, daß selbst Fräulein Mansfield, welche ihre vielen Freunde nur in Trauer und Thränen zu sehen erwartet hatten, sich stets in unbefangenster Weise und mit heiterem Gesichte und mitunter sogar in Gesellschaft von Fräulein Hallstein zeigte. Auch auf das Verhältnis der Brüder schien die überraschende Wendung keineswegs störend zu wirken, da der Kapitän nach wie vor dieselbe Wohnung inne behielt und auch ferner an dem Familiendiner der Geschwister theilnahm. Darüber beruhigte sich denn nach und nach die Klatschsucht des eleganten Bades.

Gab es doch nur wenige Menschen, denen ein tieferer Einblick in die Verhältnisse der Lees gestattet war. Zu diesen gehörte Herr Henry Roberts, Mitarbeiter des New York Herald und anerkannter, wenn auch bisher nicht eben glück-

licher Anbeter von Fräulein Adeline Everett. Aber was immer sein kluges Auge und sein scharfer Kombinationsgeist zu erraten oder zu entdecken glaubten — keine Silbe davon kam über die Lippen des in jeder Beziehung edel und vornehm denkenden jungen Mannes. Seine Freundschaft zu den Everetts, wie seine Verehrung für Kapitän Herbert waren so groß und warm, daß er, wenn ihm spitze Redensarten über jene Verlobung zu Ohren kamen, in der entschiedensten Weise für die Betreffenden eintrat. Als er damals die Damen am Abend von New York zurückbegleitet hatte und tags darauf in der Villa vor sprach, erzählte ihm die lebhaftes Susy, selbst noch aufs höchste erregt, in ihrer drastischen Art das Folgende:

„Denken Sie, Herr Roberts! Kapitän Lee hat bei Mama in unserer Gegenwart in aller Form um Rose Hallsteins Hand angehalten. Es war ein höchst wichtiger Augenblick. Natürlich schien Frau Everett wie aus den Wolken gefallen zu sein, und wir waren es mit ihr. Mama wurde blutrot im Gesicht, als sie das Blut plötzlich seine Zirkulation aus. Dann rief sie einmal über das andere: „Das geht ja aber nicht, das ist ja aber eine Unmöglichkeit!“ Ich sehe noch Herbert vor mir stehen — mit einem Lächeln um den Mund, welches nur zu deutlich zeigte, ihm sei nichts unmöglich. Und richtig, schließlich hat Kapitän Lee Mama windelweich gesprochen. Er holte das Blaue vom Himmel herunter, um sie zu überzeugen, daß sein Entschluß bombenfest stehe. Alle Bedenken, alle Fatalitäten und Schrecknisse, die ihm Mama vorhielt, wußte er mit wahrhaft diplomatischer Gewandtheit zu widerlegen. Wirklich, die Szene war grandios, das versichere ich Ihnen, Herr Roberts! Bisher habe ich nie einem Manne tiefe Gefühle zugetraut, nun aber — seitdem ich Herbert Lee gehört habe — mit meinen eigenen Ohren gehört habe — nun will ich auf Ehre nicht mehr darüber lachen, noch spotten, wenn jemand, das heißt, wenn ein Mann erklärt, an gebrochenem Herzen sterben zu müssen.“

Herr Roberts hatte bei diesen Worten ein kurzes Lachen ausgestoßen; doch klang dasselbe einigermassen gezwungen, und es flog eine heiße Röte über seine Stirn, während die klaren, braunen Rehaugen ihn unverwandt musterten.

„Und was meinen Sie, was Mama endlich gesagt hat?“ fuhr Susy fort. — „Ja, hat sie gesagt! Ich glaube, sie that es schon um der lieben Ruhe willen, denn ich bin fest überzeugt, daß Herbert uns sonst Fräulein Hallstein bei erster Gelegenheit entführt hätte. Was in aller Welt würde es auch genügt haben, wenn Mama nein gesagt hätte? Es war ja nur eine Form, daß er bei Mama anfragte. — Als dann Rose gerufen wurde, und nun zwar noch schüchtern und wortlos, aber doch in ihrer ganzen Schönheit an Herberts Seite stand — da ging uns allen wirklich das Herz über. War es doch, als ob dieses schöne Paar zusammengehörte, für einander geschaffen sei! Mama wurde so weich, wie ich sie seit lange nicht gesehen habe. Thränen schimmerten in ihren guten Augen, als sie halb glücklich, halb in Verzweiflung ausrief:

„Kapitän Lee, Sie sind ein Mann und wissen, was Sie thun und verantworten können, Ihren Verwandten und Ihrem Gewissen gegenüber!“ (Damit meinte sie Amy.) „Aber zu verdienen ist es Ihnen nicht, wenn Sie frei nach Ihrem Herzen wählen. Sie wissen, daß wir alle Rose lieben und ihr nur Gutes gönnen. So muß ich denn diesen Abschluß als eine Fügung von oben ansehen. Nehmen Sie also meinen Glückwunsch und meinen Segen!“ Herbert fiel nun der Mama beinahe um den Hals, aber Rose rührte sich nicht, sondern stand wie eine Bildsäule vor uns. Auch als Kapitän Lee ihr den ersten bräutlichen Kuß auf die Lippen drückte, blieb sie steinern und kalt. Adeline fand dieses Benehmen entzückend und urapart, ich muß aber doch sagen, daß ich mir eine solche Liebeszene bisher stets ganz anders vorgestellt habe!“

Herr Roberts war dieser lebhaften Schilderung mit sichtlichem Interesse gefolgt. Als das junge Mädchen eine Pause machte, fragte er kopfschüttelnd:

„So sind sie also wirklich verlobt?“

„Fest und unwiderruflich! Ja, wer hätte das gedacht — damals, als wir alle hier in diesem Zimmer zusammen saßen, und Kapitän Lee so überraschend eintrat? Freilich — bald darauf erkannte man wohl, daß der Seemann Feuer gefangen hatte. Sagen Sie mir ehrlich, Roberts, haben Sie geglaubt, daß es zu einer Heirat kommen würde?“

„Nein, Fräulein Susy! Ich konnte mir nicht denken, daß Kapitän Lee die seit so lange gehegten Wünsche seiner Familie so mir nichts, dir nichts umstoßen — und ohne des Bruders Einwilligung eine Ehe eingehen würde. Ich fürchte, es kommt noch zu sehr fatalen Auseinandersetzungen.“

„Unsinn!“ lachte Susy heiter. „Da ist nichts mehr auseinanderzusetzen. Herbert hat es schlaue angestellt, daß er Amy für seine Sache zu gewinnen wußte. Wie er das zuwege gebracht, bleibt mir freilich ein Rätsel. Nun werden die stolze Frau Luisa und Herr Jakob wohl gute Miene machen müssen! Übrigens muß ich Ihnen noch sagen, daß Mama ausdrücklich und aufs entschiedenste darum gebeten hat, als völlig neutral betrachtet zu werden. Was immer zwischen den Verwandten sich abspielen sollte, sie wollte damit absolut nichts zu thun haben.“

Susy und Herr Roberts saßen an einem der geöffneten, jedoch durch seidene Vorhänge halbverdeckten Fenster im Salon der Villa. Plötzlich wurde die Portiere auseinandergezogen und Adeline, die mit der Mutter aus dem Bade zurückkehrte, trat ein.

Anfangs stutzte sie. War ihr stets fügsamer, geduldiger Verehrer doch endlich seiner Sklaverei müde geworden und hatte sich der nachgiebigeren, sanfteren Schwester zugewandt? Es zuckte gleich einem schmerzhaften Stiche durch das sorglose Herz des schönen Mädchens, und der übermütige Ausdruck, der für gewöhnlich aus ihrem Antlitz sprach, wich einer ängstlichen Schüchternheit. Adeline Everett ahnte nicht, wie überaus reizend sie gerade in diesem Augenblick aussah, wie viel tausendmal lieblicher und hübscher, als mit spöttelhaft flackernden Augen und moquant zuckenden Lippen.

Der scharfe Blick des jungen Amerikaners nahm diesen Mienenwechsel mit Überraschung und Freude wahr. Es wurde ihm schwer, sie anzureden, da dann voraussichtlich die alte kampflustige Stimmung wieder zurückkehren mußte. Er stand daher nur auf und erwartete schweigend das Näherkommen der jungen Dame.

„Ich denke, du wolltest zu Amy hinübergeben, Susy?“ fragte Adeline, zur Schwester gewandt, während sie ihn nur eines kurzen, stummen Kopfnickens würdigte.

„Allerdings wollte ich das. Aber da mich Herr Roberts durch sein Erscheinen erfreute, so blieb ich und dachte, es sei ja noch nachmittags Zeit, die Kleine aufzusuchen — zumal ich diesen Gratulations- oder nennen wir es lieber Kondolenzbesuch bei Lees so lange wie möglich hinausschieben möchte!“

„Ich hörte soeben von Fräulein Everett die wunderbare Geschichte von Kapitän Herberts Verlobung“, sagte Herr Roberts, sich nun zu Adeline wendend. „Man braucht wirklich nicht ins Ausland zu reisen, um interessante Dinge zu erleben, Fräulein Adeline! Auch unsere Heimat bietet deren genug.“

Sein bedeutungsvoller Blick traf jetzt zum erstenmale den ihren, aber aus diesem sprach wieder der gewohnte Übermut. Wie ein böser, nicht zu verschönernder Geist hatte er von neuem sein Hauptquartier in diesen schönen, bligenden Augen aufgeschlagen.

„Finden Sie denn, daß eine Verlobung etwas so Interessantes und Merkwürdiges ist, Herr Roberts?“ fragte sie leicht hin, indem sie den Strohhut von der durch das rasche Gehen erhitzten Stirn nahm und an den langen Handschuhen nestelte. „Das ist ja doch ein recht alltäglicher Vorgang! Damit ist der Roman zu Ende, und die Prosa des Lebens beginnt! Huh!“ Sie schüttelte sich.

„O nein, Fräulein Everett! Damit fängt meistens der Roman erst an“, war die schlagfertige Entgegnung.

„Das wollen wir unserer Rose nicht wünschen!“ meinte Susy. „Beiden nicht! Denn auch Herberts heißer Wunsch

geht — wie er uns erst heute morgen versicherte — nur auf ein ruhiges, friedliches Heim. Ich denke mir, daß er doch wohl den Abschied nehmen wird, jetzt muß er aber im Oktober wieder fort, er will daher schon in einigen Wochen heiraten.“

Herr Roberts langte nach seinem Hute, da Adeline auf die Veranda hinausgetreten war und ihm den Rücken zuwandte. „Wollen Sie schon gehen?“ fragte Susy verbindlich.

„Ja, Fräulein Everett! Ich möchte Kapitän Lee aufsuchen.“

Der junge Amerikaner empfahl sich mit einer artigen Verbeugung gegen Susy. Erst nach einigen Minuten, als es Adeline beliebte, sich umzudrehen, gewahrte diese, daß er gegangen war.

In dem von Herbert Lee bewohnten Hotel wurde Herrn Roberts der Bescheid, daß der Kapitän mit dem Zwölfuhrboot nach New York gefahren sei und betreffs seiner Rückkehr nichts hinterlassen habe. Erst nach zwei Tagen war es dem jungen Schriftsteller möglich, wieder vorzusprechen, und er vernahm mit Genugthuung, daß der Kapitän sich soeben in seine Zimmer begeben hatte.

Vor dem Portale des Hotels hielt ein entzückender, mit zwei allerliebsten sizilianischen Ponies bespannter Wagen, von dessen Bedientensitz ein kleiner Kutscher mit belustigend-nichtachtender Miene auf jeden vorüberschreitenden Fußgänger — natürlich also auch auf Herrn Roberts — herabsah. Es reizte diesen zu erfahren, wer wohl das niedliche, funkelnagelneue Gefährt besteigen würde. Seine Neugierde wurde bald befriedigt. Frau Luisa erschien in höchst eleganter Gestalt, an jeder Hand eines ihrer kleinen Töchterchen führend, und hob vorsorglich und behutsam die glückstrahlenden Kinder in den Wagen. Da fiel ihr Auge auf den sich vor ihr verneigenden Herrn Roberts, und die eben noch so heiteren Züge verfinsterten sich sichtlich. Sie grüßte nur kurz; dann nahm die schöne Frau dem Kutscher die Zügel aus der Hand und fuhr in raschem Trabe davon.

„Aha!“ dachte der junge Mann lächelnd. „Frau Luisa wittert meine Sympathie für das neuverlobte Paar. Was der gute Herbert im engsten Kreise zu hören bekommen mag, das möchte ich gerade nicht unter die Tagesnotizen meiner Zeitung aufnehmen! Übrigens geht das ja auch keine Seele etwas an.“

Herr Roberts suchte die Achseln und ging einigemal um die großen, kunstvollen Teppichbeete des im Geschmacke der holländischen Gärten angelegten Vorplatzes herum.

„Und doch“ — philosophierte er — „wer ist die Braut? Ein Gesellschaftsfräulein?! — Gut! — Intim befreundet mit den Everetts? — Noch besser! — Aber was war sie früher? — Eine so junge und so schöne Dame aus leidlich guter deutscher Familie kommt doch nicht so mutterseelenallein nach Amerika, um sich hier eine Existenz zu schaffen? Da finden sich doch wahrlich im eigenen Lande genügend Arbeit und Erwerb! Und doch fühle ich aufrichtige Teilnahme mit ihrem Schicksale, ja ich bin sogar davon überzeugt, daß nur eine traurige Veranlassung das arme Wesen in die weite Welt geführt hat.“

Herr Roberts schritt jetzt durch das Portal die Stufen zur zweiten Etage hinan.

Oben, auf dem Korridor vor Herbert Lees Zimmer, ging dessen malaiischer Diener, in der kleidsamen Tracht der amerikanischen Matrosen, langsam auf und nieder. Obwohl Roberts den Menschen bereits von früher her kannte, so fiel es ihm heute doch wieder ganz besonders auf, daß dieses dunkle Gesicht, trotz der dicken Wadenknochen und der weitgeschliffenen Augen, neben dem Ausdrucke von treuherziger Offenheit auch einen Zug von Verstand und Einsicht offenbarte. Von muskulösem, athletenhaftem Körperbau, in der Größe seinem Herrn nicht viel nachstehend, konnte Raki für eine in ihrer Art anziehende Persönlichkeit gelten.

„Ist der Kapitän zu sprechen?“ fragte Roberts, indem er dem in strammer Haltung vor ihm stehenden Diener freundlich zunickte.

„Ich werde Sie sogleich melden, Herr!“ war die mit einem fremdländischen Accent gegebene Antwort.

„Sagen Sie, Herr Henry Roberts wünsche seinen Besuch zu machen! Sagen Sie auch, daß ich vorgestern schon einmal hier gewesen bin.“

Der Diener verschwand und kehrte nach kaum einer Minute zurück mit der Meldung, daß der Gast seinem Herrn sehr willkommen sein würde.

Als dieser eintrat, schritt Herbert Lee, die Arme auf dem Rücken, das blonde lockige Haar ziemlich derangiert, mit weit geöffnetem Uniformrock, in tiefen Gedanken auf und ab.

„Ah, Roberts! Das ist hübsch“, rief er dem Eintretenden herzlich entgegen, indem seine Züge sich bemerkbar erhellten. „Wissen Sie, daß ich dieses vermaledeite Loch hier mit all dem klatschfüchtigen, glattzüngigen Gesindel satt habe! Werde Gott danken, wenn ich erst wieder draußen bin und hier alles in Ordnung ist!“ Dabei drückte er dem Besucher kräftig die Hand und sah ihm freundlich in die Augen.

„Ich komme, um Ihnen meine Glückwünsche zu bringen, Kapitän!“ erwiderte Roberts. „Ihre Verlobung war zwar eine große Überraschung für mich, aber sie hat mich gefreut.“

„So — Sie haben sich darüber gefreut?“ meinte Herbert Lee. „Außer den Beteiligten gibt es übrigens, glaube ich, nicht viele Leute, die das thun — die Everettschen Mädchen etwa ausgenommen, deren wahren Wert ich erst in den beiden letzten Tagen recht schätzen gelernt habe. — Die Mutter? Nun, sie ist eine zu kluge, welterfahrene Frau, um sich gegen eine unabänderliche Sache aufzulehnen, aber ich bin fest überzeugt, daß sie mich in tiefsten Innern dahin wünscht, wo der Pfeffer wächst!“

Roberts blickte scharf in das edle Antlitz, das heute nur zu deutliche Spuren von Unruhe und Erregung zeigte. Dann sagte er teilnehmend:

„Ich habe es mir wohl gedacht, daß Ihnen aus Ihrer Verlobung manche Unannehmlichkeiten erwachsen werden, Kapitän Lee. Eben deshalb komme ich hierher, um Ihnen, falls Sie meiner Hilfe bedürfen, diese anzubieten! Wie sehr ich Sie verehere, wird Ihnen ja nicht unbekannt sein. Ich bitte Sie daher, über mich, als über einen treuergebenen Freund, ganz und gar zu verfügen!“

Herbert blickte freudig überrascht auf und sagte, indem er seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, ernst:

„Das ist das erste herzliche Wort, welches ich seit meiner Verlobung gehört habe. Ich danke Ihnen, Roberts, und ich werde mich Ihres gütigen Anerbietens erinnern. Sie sind Jurist, nicht wahr?“

Der Angeredete bejahte.

„Das trifft sich gut“, fuhr der Kapitän fort, „Sie können mir da mancherlei mir sehr wertvolle Ratschläge geben, in bezug auf Kapitalanlage und Vermögensbestimmungen. Ich selbst bin in solchen Dingen ganz unerfahren; denn bisher...“ er unterbrach sich. — „Es wäre sehr freundlich, wenn Sie mir in diesen Dingen ein wenig an die Hand gingen. Ein Mann, der sich einen eigenen Herd gründet, muß vor allem sein Haus bestellen — besonders ein Seemann, dessen Leben den Elementen preisgegeben ist.“

Beide nahmen Platz. Roberts bemerkte mit Verwunderung in Kapitän Herberts sonst so besonnenem Wesen eine gewisse Unruhe.

„Sie haben wohl schon von den Everetts gehört, daß ich unsern Hochzeitstag“ — bis jetzt war der Name Rose Hallstein zwischen ihnen nicht genannt worden — „auf den zwanzigsten August festgesetzt habe?“

„Ja, Fräulein Susy erzählte mir davon. Da Sie im Oktober schon wieder fort müssen, so finde ich es sehr begreiflich, daß Sie die Hochzeit nicht länger hinauschieben wollen. — Werden Sie sich in New York niederlassen?“

„Gott bewahre! Das sollte mir einfallen!“ rief der Seemann rasch. „Ich war vorgestern drüben in Hoboken und habe mir dort ein nettes kleines Haus angesehen, welches ich gern käuflich erwerben möchte. Es gefällt mir in jeder Be-

ziehung; auch scheint der Preis dafür nicht zu hoch. Würde es Ihnen unbequem sein, einmal mit mir hinüberzufahren, lieber Roberts?"

"Gewiß nicht, Kapitän! Ich wiederhole, es machte mich glücklich, Ihnen dienen zu können."

Es trat eine Pause ein. Roberts glaubte zu erkennen, daß Herbert eine Frage auf dem Herzen hatte.

"Ist mein Bruder Ihnen seit — seit jenem für mich so wichtigen Tage begegnet?" stieß er endlich rauh und kurz hervor, indem er die großen blauen Augen ängstlich auf den Besucher richtete.

"Nein!" versetzte Herr Roberts gepreßt.

Der Seemann starrte einige Sekunden ins Leere. Dann sprang er empor und ergriff hoch und schwer atmend des Gastes Hand.

"Herr Roberts", sagte er, "lassen Sie mich frei und offen reden! Es ist sonst kein Mensch hier in dieser erbärmlichen Sandwüste, zu dem ich Vertrauen haben könnte. Jeder, der mich ansieht und anspricht, denkt im Innern ganz gewiß das Gegenteil von dem, was er sagt!"

Die kräftige Faust schlug heftig auf den Tisch.

Ersten Blickes schaute der Schriftsteller zu dem Freunde empor, aber er antwortete nicht.

"Und mein Bruder?" fuhr der Kapitän fort. — "Roberts, Sie kennen ja meinen Bruder, Sie wissen, welch inniges Band uns ein Menschenalter hindurch verknüpft hielt, Sie wissen auch, daß er mit der aufopfernden Liebe eines treuen Vaters stets für mich gedacht und gesorgt hat! — Und nun? — Kann wirklich eine einzige Mißstimmung, das Fehlschlagen eines Planes oder einer Hoffnung, ein herbes Wort, die jahrelange Uneinigung zweier Herzen zueinander vernichten? Gilt mein Glück ihm denn nichts — nichts? — Ist es denkbar, daß er daselbe seinem unbändigen Stolz opfern will? Jakob ist seit jenem Tage wie verwandelt. Wir grüßen uns, wir sprechen miteinander — vom Wetter — über alltägliche Dinge, speisen auch an einem Tische — aber damit sind wir auch fertig. Kein warmer Liebesblick trifft mein Auge. — Ja, was noch mehr ist — meine Braut — das Mädchen, welches ich mir zum Weibe erkoren habe — es scheint für den Bruder und die Schwägerin nicht zu existieren. Kalt grüßend gehen beide, wenn sie bei Frau Everett mit Rose zusammentreffen, an ihr vorüber. Das ertrage ich nicht, Roberts! Schmerz und Jörn zerreißen mir das Herz; allein ich troste ihnen! — Wollen sie mich durch diese Nichtachtung von meinem Entschlusse abbringen, einen Wortbrüchigen aus mir machen? — Sie irren sich. Ich leide unter diesen Verhältnissen, denn ich bin keine Natur, welche alte teuere Liebesbände achtlos zerreißt, aber dennoch will ich ihnen den Beweis liefern, daß jene Gefühle nichtig sind gegen die, welche in meiner Brust für Rose leben!"

"Sie müssen einen Ausgleich herbeizuführen suchen, Kapitän", sagte Roberts. "Sie dürfen sich nicht in eine so verbitterte, unversöhnliche Stimmung hineinreden. Wenn die erste Enttäuschung im Bruderherzen ausgetobt haben wird, wenn Herr Lee sehen wird, daß es nicht nur jähes Auflauern, sondern eine feste, unerschütterliche Liebe ist, was Sie zu diesem Schritte bewogen hat — dann werden ja die alten Empfindungen in seinem Innern wieder aufleben. Glauben Sie mir das, Kapitän Herbert!"

Der Seemann schüttelte ungläubig das Haupt und erwiderte dumpf: "Ich fürchte, daß mit dem Augenblick, in dem ich Rose in mein Haus führe, jede Ausöhnung zwischen uns für immer unmöglich wird. Frau Luisa wird nicht umsonst das Feuer schüren."

"Meinen Sie? Worin wurzelt denn eigentlich die Abneigung der stolzen Frau gegen Ihre Braut?" fragte Roberts.

"Ich weiß es nicht", versetzte Herbert, die Stirn in finstere Falten ziehend. "Vielleicht darin, daß sie eine Deutsche ist."

"Darf ich mir eine offene Frage erlauben, Kapitän? Sie entspringt nur dem warmen Interesse, das ich für Sie hege."

"D bitte, fragen Sie, was Sie immer wollen!"

"Sie sprachen eben von Ihrer bevorstehenden Vermählung. Da ich Ihnen gern in jeder Beziehung nützlich sein möchte, so erlaube ich mir, mich darnach zu erkundigen, ob Sie die nötigen Schritte dazu bereits gethan haben?"

"Schritte gethan? — Nein!" sagte der Seemann gebehnt. "Macht denn das etwa Umstände?"

"Gewiß nicht! Aber einige Legitimationspapiere, wie zum Beispiel: Taufschein, Paß u. werden immerhin erforderlich sein. Sie sind ja hier genügend bekannt, aber ich würde raten, daß Sie sich jene Schriftstücke, soweit sie Ihr Fräulein Braut betreffen, von ihr ausbändigen lassen. Schon um Ihrer Verwandten willen müssen Sie dies bald thun, Kapitän! Finden Sie das nicht auch in der Ordnung?"

Herbert hörte mit steigender Bewunderung dem jungen Manne zu. Sein wetterbraunes Antlitz zeigte in diesem Augenblick den Ausdruck eines Kindes, und Roberts konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser im Kampfe gegen die entfesselten Elemente so erprobte und gestählte Mann im praktischen Leben staunenswert unerfahren war.

"Daran habe ich freilich bisher nicht gedacht!" meinte der Kapitän, indem er seinen Gast hilfesuchend anblickte.

"Mein Gott, was sind das für langweilige dumme Geschichten. Ich verstehe so gar nichts von all dem Zeuge! Roberts, dabei müssen Sie mir helfen! Ich bitte Sie aufrichtig darum. Oder, was noch viel besser und liebenswürdiger wäre, gehen Sie selbst zu meiner Braut, erklären Sie ihr die Geschichte und bitten Sie sie um die nötigen Papiere."

"Ich?" fragte der junge Schriftsteller. "Das geht nicht. Wie käme ich dazu. — Was sollte Fräulein Rose davon denken?"

"Unfinn! Freilich geht das!" rief Herbert lebhaft. Der Gedanke elektrisierte ihn förmlich. "Ich autorisiere Sie, Roberts! Von heute ab sind Sie mein geschäftlicher Ratgeber, mein Anwalt, was Sie wollen. Ich genehmige im voraus alles, was Sie thun. Sind Sie nun einverstanden?"

"O gewiß, Kapitän Herbert. Verzeihen Sie, daß Ihre Bitte mich anfangs so frappte! Nun, da ich über sie nachgedacht habe, finde ich sie sehr begreiflich. Ich verspreche Ihnen, das für Ihre Vermählung Erforderliche zu besorgen."

"Vielen Dank! Sie leisten mir einen großen Dienst", rief Herbert Lee. "Und wann fahren wir zusammen nach Hoboken?"

"Bestimmen Sie den Tag, Kapitän! Außer am Mittwoch stehe ich jederzeit zu Ihrer Verfügung."

Beide schüttelten sich die Hände, und es schien Roberts, als sei die Stimmung Kapitän Herberts bei seinem Scheiden eine viel freiere und leichtere geworden.

Siebentes Kapitel.

Das Verhältnis zwischen dem Leeschen Ehepaare war in eine neue Phase getreten. Seit jenem leidenschaftlichen Ergüsse vor Herberts Verlobung trat es täglich klarer und schärfer zu Tage, wie sehr beide eine Begegnung, eine Aussprache, ja ein Alleinsein mieden.

Als Jakob Lee den Entschluß des Bruders seiner Frau mitteilte, suchte sie nur in der für sie charakteristischen Weise mit den Schultern und äußerte, daß sie durch diesen traurigen Vorfall weniger in Mitleidenschaft gezogen werden würde, als er. Sie habe genug gewarnt. Jetzt sei es lediglich seine Sache, die Folgen seines Unglaubens zu tragen. Sie selbst wolle mit der ganzen Angelegenheit unbehelligt bleiben.

Jornig wandte der Bankier sich um, verließ seine Gemahlin und kehrte ohne jede Erwiderung in sein Zimmer zurück.

Jakob Lees zähe, widerstandsfähige Natur schien gebrochen. Laut aufstöhnend sank er in einen Sessel. Alles, was er bisher gethan hatte, war umsonst geschehen! Sein Bruder, ein Lee, heiratete eine landfremde Abenteurerin! Und doch hatte der Großvater der beiden Brüder Oberst Jakob



Willkommene Ginquartierung. Gemalt von Claus Meyer.

A. Lee, im Jahre 1776 zu Philadelphia in der Unabhängigkeitshalle an George Washingtons Seite gestanden, als der große General sein Vaterland für von der englischen Herrschaft befreit erklärte. Und nun kam ein Lee, ein Mann von Mut und Kraft, aber ein Knabe an Lebenserfahrung und Weltanschauung, und wollte das stolze Gebäude der Leeschen Familienüberlieferungen, das über ein Jahrhundert unangestastet dagestanden hatte, über den Haufen werfen — wollte die Grundsätze des Geschlechts mit übermütigem Troze mißachten! Nie hatte bisher ein Lee sich mit einer Ausländerin vermählt! — Herbert versprochen — sein Wort verpfändet — an eine Fremde, die sich noch dazu in einer abhängigen Stellung befand.

Das war ein Gedanke, der wie verzehrendes Feuer in Herrn Jakobs Innerem brannte. Keine Rettung, kein Ausweg zeigte sich; das Unglück war geschehen. Es war nicht daran zu denken, daß Herbert noch nachgeben würde. Die Liebe hatte den unerfahrenen Mann taub und blind gemacht — die erste Leidenschaft für ein schönes Weib. Ja, schön war diese Rose, das konnte Jakob Lee nicht in Abrede stellen. Er mußte ja aus eigener Erfahrung, was es hieß, im Banne dieser gefährlichen Augen zu stehen.

Als Herbert sich früher schon einmal, vor langen Jahren, als Jüngling, in seinem Durste nach Abenteuern und Gefahren der brüderlichen Autorität entwand, hatte Jakob Lee in wilden, leidenschaftlichen Bornesauszbrüchen getobt und gewettert und den Bruder einen trohigen, eigenwilligen Knaben, einen undankbaren Thoren gescholten. In immer neuen Lamentationen war die bittere Enttäuschung über seine vereitelten Pläne, der Ärger über Herberts Halsstarrigkeit aus dem empörten Herzen hervorgeprudelt. Jetzt aber blieb sein Mund stumm, denn jetzt hatte der so heißgeliebte Bruder, für den der sonst so selbststüchtige, kalt überlegende Mann sein eigenes Herzblut mit Freuden hingegeben hätte, ihm einen vernichtenden Streich versetzt — ja bis ins Lebensmark hinein ihn in seinem Stolge getroffen!

Jakob Lee setzte sich an seinen Arbeitstisch und griff nach seiner Feder. Nur in der Arbeit konnte er hoffen, wenigstens zeitweilig zu vergessen, was ihn quälte.

Die nächsten Wochen brachten keinerlei Änderung in den Verhältnissen der Familie. Jakob Lee war mehr denn je drüben in New York, und wenn er des Abends nach Long Branch zurückkehrte, zeigte er sich noch einsilbiger und verschlossener als sonst. Immerhin sorgten gute Freunde und Bekannte treulich dafür, daß ihm, wie seiner Gattin über jede Begebenheit in der Everettschen Villa berichtet wurde. So war es ihm auch kein Geheimnis geblieben, daß Herbert entschlossen war, seine Vermählung mit Rose Hallstein in zwei Wochen zu feiern, und zwar drüben in New York, unter dem Beistande von nur zwei Trauzeugen außer den Everetts. Auch von dem Hauskauf in Hoboken hörte Herr Lee, sowie daß sein Bruder das kleine Haus mit wahrhaft verschwenderischem Luxus habe einrichten lassen. Bald darauf teilte Frau Luisa eines Tages ihrem Gatten beim Essen in ihrer kurzen schroffen Weise mit, sie beabsichtige mit Amy und den Kindern Long Branch zu verlassen, um für einige Wochen in dem nördlicher gelegenen Bade Saratoga Aufenthalt zu nehmen. Zwei Tage darauf war die schöne Frau fort.

Niemals vorher war es Jakob Lee aufgefallen, daß ihm die Gesellschaft von Weib und Kind, obgleich sie alle still und teilnahmslos an ihm vorüberschritten, doch zur Gewohnheit geworden war, jetzt aber kam es ihm in Long Branch sonderbar öde und einsam vor. Oft war es ihm, als müsse er der schönen, imponierenden Frauengestalt, an jeder Hand eine kleine zierliche Elfe, auf der breiten Stiege begegnen, wie das in letzter Zeit mehrfach geschehen war. Und nun gar, wenn er sich an die mit prächtigem Glas und Silbergeschirr, wie mit einer Fülle von Früchten und Blumen reichbesetzte Tafel zum einsamen Mittagmahle niederließ — dann schob er wohl den Römer, in dem der edle Rebensaft funkelte, mißmutig beiseite und legte die Serviette auf den Tisch, ohne die aufgetragenen Speisen berührt zu haben. Herbert begegnete

er in diesen Tagen nicht. Bekannte erzählten ihm, der Kapitän sei vielfach in New York und Hoboken beschäftigt.

So rückte denn endlich der von der einen Seite heiß ersehnte, von der andern Seite gefürchtete 20. August heran. Von frühem Morgen an stand die Sonne am wolkenlosen Himmel, und nur wer je einen amerikanischen Sommer erlebt, weiß, was es bedeutet, wenn die Hitze dort ihren Höhepunkt erreicht hat. Sengend lagen die glühenden Strahlen auf dem gelben Dünenlande des Strandes, der nur am Abende nach Sonnenuntergang den Tummelplatz der eleganten Welt abgibt, sonst aber ein Bild der Verlassenheit bietet. Sämtliche Jalousien der gegen Mittag gelegenen Fenster waren fest geschlossen, und auch von den Bewohnern und den Kurgästen ließ sich niemand blicken.

Um die Mittagstunde wurde die Thürglocke zu dem nach rückwärts gelegenen Eingange der Villa Everett heftig in Bewegung gesetzt, so daß dem aus seiner behaglichen Ruhe aufgestörten Neger bereits eine Flut von Scheltworten auf den Lippen schwebte, sobald er aber geöffnet hatte, prallte er erschrocken zurück und versuchte dem erschlafften Körper eine stramme Haltung zu geben. Vor ihm stand Herr Jakob Lee in eigener Person.

Der Schwarze trat ehrerbietig beiseite, um den bekannten Gast an sich vorübergehen zu lassen, aber der Bankier blieb an der obersten Treppenstufe stehen und fragte kurz:

„Kapitän Lee ist doch hier?“

Die Antwort lautete bejahend.

„Gut, so gehen Sie zu meinem Bruder und sagen Sie ihm, ich wünsche ihn zu sprechen, das heißt, ich bäte ihn, mich nach meinem Hotel zu begleiten, da die Unterredung keinen Aufschub leide!“

Der Neger zögerte; dann warf er schüchtern ein:

„Kapitän Lee feiert heute seine Hochzeit und fährt in einigen Stunden mit den Damen nach New York. Die Wagen sind zu zweieinhalb Uhr bestellt, damit das Dreiehrboot benützt werden kann. Ich weiß daher nicht, ob ich jetzt stören darf.“

„Richten Sie meinen Auftrag aus!“ brauste Herr Lee auf. „Sagen Sie dem Kapitän, ich verlange unter allen Umständen, ihn einige Minuten ungestört zu sehen!“

Der Neger ging. Gleich darauf näherte sich Herbert mit raschen Schritten der Eingangstür. „Aber um des Himmelswillen!“ rief er, „willst du dir denn draußen den Sonnenstich holen, Jakob?“

Es geschah seit Wochen zum erstenmale, daß der Kapitän in so unbefangenen heiterem Tone zu dem Bruder sprach; und es war unverkennbar, daß Herrn Lees Erscheinen an diesem Tage ihn in eine freudig erregte Stimmung versetzte.

„So komm doch herein und sage mir, was du von mir wünschst oder was ich für dich thun kann!“

„Danke!“ war die Erwiderung. „Ich muß dich vielmehr für einige Minuten zu mir hinüber bitten — in mein Arbeitszimmer, Herbert!“

„Das geht nicht! Das kann ich jetzt nicht!“ stieß der Seemann ungeduldig hervor. „Ich habe heute —, es ist —, du weißt . . .“

„Ja wohl, ich weiß, daß du heute Hochzeit hältst, Herbert!“ lautete die Antwort. „Aber gerade deshalb muß ich dich vorher noch einen Augenblick allein und ungestört sprechen!“

Das offene blaue Auge des Kapitäns ruhte eine Weile durchdringend auf dem finstereblickenden Manne, dessen kräftige Gestalt sich klar und scharf von dem lichten Hintergrunde abhob.

Dann aber langte er nach seinem Hute, der in dem Vorsaale hing, und sagte dumpf:

„Gut, ich begleite dich —, wenn du es durchaus wünschst! Hoffentlich sind deine Mitteilungen nicht betrübender Art?“

Sie schritten über den Hof, den schmalen Weg an der Veranda entlang. Jakob Lee wandte den Kopf nach rechts. Die Erinnerung an jenen Abend dort oben war ihm fatal.

„Betrübender Art?“ wiederholte er. „Wie man es nehmen will!“ Dann gingen sie schweigend weiter und ge-

langten nach kaum zehn Minuten in des Bankiers kühles, durch geschlossene Jalousieen und Vorhänge verdunkeltes Gemach.

Nachdem Jakob Lee Schirm und Hut beiseite geschleubert und sich aufsteigend in einen Stuhl geworfen hatte, sagte er im gleichgültigsten Tone:

„Willst du nicht Platz nehmen? Die Hitze ist heute wahrhaft geisttödtend.“

„Ich bin genügend daran gewöhnt; das macht mir nichts“, erwiderte Herbert unwillig. — „Bitte, teile mir mit, was du mir zu sagen hast, Jakob! Meine Zeit ist gemessen.“

„Sogleich! Du bist also entschlossen, dich heute mit jener Rose Hallstein zu vermählen?“

Die kraftvolle, schöngeformte Hand des Seemannes griff in das Plüschpolster eines Sessels, während er kurz und bestimmt erwiderte:

„Fest entschlossen! Hast du mich nur deshalb hierher geführt, um mich das zu fragen?“

„Ja — und nein! — Das heißt, ich habe dir eine Mitteilung zu machen, und ich werde dann dieselbe Frage noch einmal an dich richten. Du weißt, daß ich, seit du mir deinen Entschluß mitteiltest, mit keinem Worte an diese Angelegenheit gerührt habe, Herbert — weil mir dein Charakter zur Genüge bekannt ist, und weil ich — obgleich ich das Haupt unserer Familie bin — es nicht für nötig hielt, dich, einen Lee, auf die Rücksichten, die du auf diesen Namen zu nehmen hast, aufmerksam zu machen. Du weißt ja auch genau, wie ich denke, und stets denken werde, und wie tief deine Handlungsweise mich schmerzt und empört. Aber das sind Dinge, die mit dem, was ich dir jetzt sagen will, nichts zu thun haben. Heute —“ Jakob Lee richtete sich auf und sah den Bruder durchdringend an, „heute appelliere ich an deine Ehre als Mann!“

„Jakob! Was soll das heißen?“ brauste Herbert auf. „Wage es nicht, Beleidigungen gegen meine Braut auszusprechen! Es käme dann zu einem Bruche zwischen uns, zu einem unheilbaren Bruch!“

„Halte deine Heftigkeit und deinen Zorn zunächst noch zurück, Herbert!“ erwiderte der Bankier mit eisiger Kälte. „Höre mich vielmehr einige Minuten ruhig und gefaßt an! — Ich hatte gestern Abend eine sonderbare Begegnung, und ich halte es für meine Pflicht, dich von ihr in Kenntnis zu setzen.“

Der Kapitän kreuzte die Arme über der Brust und schritt, den Bruder keines Blickes würdigend, im Zimmer auf und nieder. „Ich muß etwas weiter ausholen“, begann Jakob Lee. „Der alte Tom ist nämlich gestern Abend gestorben. Dir ist der alte treue Diener unsers seligen Vaters wohl kaum noch Erinnerung, da sich schon bald nach dessen Tode die Eisenbahnkatastrophe ereignete, die dem armen Teufel beide Beine kostete. Jedenfalls aber hast du Toms Namen ausprechen gehört. Der unglückliche Krüppel fiel ja meinem Mitleid und meiner Fürsorge anheim. Auch wirst du wissen, daß ich alle die Jahre hindurch gewissenhaft für ihn sorgte und es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen ließ. Er war drüben in der Mulberrystreet und ich ließ ihm außer dem Gelde für Kost und Miete noch manches Scherlein zufließen. Gestern nun erhalte ich ein Schreiben mit der Nachricht, daß Tom sein letztes Stündlein herannahen fühle und den innigen Wunsch geäußert habe, mich noch einmal wiederzusehen, um, wie er sich ausgedrückt hatte, seinem Wohlthäter zu danken, zugleich aber auch um mir verschiedene Andenken unsers Vaters, die noch in seinem Besitze wären, zu übergeben.“

Herbert blieb auf seinem langsamen Gange durch das Zimmer einige Male stehen und schaute mit unverkennbaren Zeichen von Ungebuld in des Erzählers Gesicht, aber dieser fuhr ruhig fort:

„Ich ging zu ihm und habe dem armen Kerl die Augen zugebrückt. Er ist jetzt am besten aufgehoben. Ich hatte mir eine Droschke genommen, ließ den Wagen an der Ecke der Mulberrystreet halten und ging das letzte Stück zu Fuß. Eine greuliche Gegend das. Armut und Elend starren einem aus jedem Hause, aus jedem Gesichte entgegen. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reiche des Sultans von Sansibar.

Briefe an eine Verwandte von Long Kofisa.

IV.

Sansibar, Juni 1885.

Liebste L....

Nach vergeblichem Warten traf endlich, statt am Dienstag, am Donnerstag der Postdampfer ein, und zwar so spät, daß er draußen liegen bleiben mußte. Du kannst Dir die Enttäuschung denken, als man merkte, der Dampfer käme abends nicht mehr herein. So mußte man sich denn bis zum Freitag Morgen gedulden. Ich glaube wir werden uns nie an diese einmonatliche Verbindung mit Europa gewöhnen können. Ehe man Antwort auf seine Fragen erhält, vergehen immer drei Monate. Früher hat der Sultan einmal im Monat Dampfer nach Aden geschickt, so daß also eine regelmäßige vierzehntägige Verbindung mit Europa bestand, da sich die Fahrten aber nicht rentierten, hat er sie bald wieder einstellen lassen. Nach Kalkutta, und zumal nach Bombay hat er aber eine ziemlich regelmäßige Verbindung eingerichtet. Wir stehen ja nun zwar durch das Kabel mit Europa in Verbindung, das Telegraphieren ist aber so teuer — das Wort kostet fast acht Mark — daß man es zum Privatgebrauch nur im äußersten Notfall gebraucht. Sir John freilich hat es gut, denn er erzählte mir neulich, er bekäme jede Woche von seiner Frau aus London ein Telegramm und antworte ihr auch ebenso oft. Diese Telegramme sollen ihm nichts kosten. Die Reuterschen Depeschen, die hier dazwischen ausgegeben werden, sind von so speziell englischem Interesse, daß man sich oft nur über sie ärgert; was geht es uns z. B. an, wer im Derby-Rennen gewonnen hat?

Mit dieser Post ist auch Kapitän zur See Herbig angekommen. Da er uns schon von Wilhelmshaven her bekannt ist, so war uns sein Eintreffen eine angenehme Überraschung. Pfingsten, das liebe Feste, war gekommen und ist vorüber gegangen auf eine recht deutsche Weise, indem es die ganzen Festtage über ununterbrochen gestürmt und geregnet hat, obgleich die Regenzeit jetzt offiziell vorüber ist. Glaube aber nicht, daß es, wie vielleicht bei Euch, nieselte und pladderte, nein, wolkenbruchartig strömte der Regen vom Himmel herunter. Ich hatte die schöne Absicht, das Fest auf deutsche Art mit einer Landpartie zu feiern, ich wollte nämlich, da es tagsüber zu heiß ist, sämtliche Deutsche einladen, uns abends bei Mondenschein in einem zwanzig Minuten von hier gelegenen reizenden Garten, der einem Hindu gehört, auf eine Maibowle zu besuchen. Ich habe getrockneten Waldmeister mitgebracht, und Elisabeth erinnert sich gewiß noch der „getrockneten Bowle“, von der sie, wie sie behauptet, einmal zu Weihnachten bei uns ein Häufchen bekam. Meine schöne Absicht verregnete aber leider.

Ich lud also die Deutschen am Pfingstmontag zu einer „Maibowle“ hier ins Haus. Sie wurde vorzüglich befunden und erregte allgemeine Bewunderung.

Wir werden hier wirklich mit Liebenswürdigkeiten überschüttet und es vergeht fast kein Tag, wo nicht irgend jemand etwas als Besonderes Geltendes herschickt. Gestern z. B. schickte Sir John eine selten große und schöne Anona, eine Frucht, die äußerlich wie ein großer Tannenzapfen aussieht und wie Creme schmeckt. Herr Winkler brachte eine Riesenjamswurzel, aus der wir für das Mittagessen ein sehr schönes Püree bereiteten, und der jüngere Dsowal schickte eine sehr merkwürdige Pflanze, deren Namen ich noch nicht weiß, die aber überall fortwuchert, wo man sie hinlegt. Sie braucht keine Erde, kein Wasser, nur Luft. Die jungen Dsowals sind überhaupt sehr aufmerksam und liebenswürdig gegen uns, und zeigen sich gefällig, wo sie nur können.

Neulich besuchte uns einer der Usagara-Herren in seiner schmutzen Uniform vom Garde-Königin-Regiment. Es kam mir ganz heimatisch vor, einen deutschen Leutnant vor mir zu sehen, und es wird wohl noch öfter vorkommen, da hauptsächlich Offiziere nach Usagara gehen. Gewundert habe ich mich, wie wenig neugierig die Eingebornen hier sind. Als sich der Leutnant auf der Straße zeigte, sah sich kaum jemand nach ihm um und er war doch eine noch nie in Sansibar ge-

sehene Erscheinung. Selbst die jungen dunkelhäutigen Damen ließen ihn anscheinend ruhig an sich vorbeipassieren, welche Revolution aber in ihrem Innern entstanden sein mag, kann ich freilich nicht beurteilen. Wie laufen dagegen bei uns die Menschen einem Neger nach!

Mit jeder Post kommen jetzt neue Usagarareisende an. Sie halten sich aber hier meist nicht lange auf. Ihr Haus, das sich uns schräg gegenüber befindet, wird augenblicklich nur noch von zwei Herren bewohnt. Gestern sind verschiedene andere per Dhaw (großes Segelboot) abgereist. Sie schifften sich hinter dem Konsulat ein und es war amüsant zu sehen, wie die beiden großen Segelboote beladen wurden. Es wurde mehr gelärmt als gearbeitet, und die hundertundsiebzig Träger, die dabei beschäftigt waren, sprachen und schrien alle zu gleicher Zeit. Einer plumpste ins Wasser, da gab es ein Heidengejohle. Drei Offiziere sind die Hauptführer und es ging bis jetzt noch sehr militärisch her. Einer der Herren hatte in der Hitze des Gefechts einem Träger eine Ohrfeige gegeben; das hatte ein höherer Offizier gerügt und gesagt: „Welchen Sie es unserm Befehlshaber.“ „Zu Befehl,“ erwiderte der junge Mann, „ich melde gehorsamst, ich habe einem Neger eine Ohrfeige gegeben.“ „Wenn er es verdient hat, schadet es nichts, mein Sohn“, meinte darauf der gütige Vorgesetzte.

Ich leide hier viel an Kopfweh und Migräne und es vergeht fast kein Tag, an dem ich nicht davon geplagt werde. Es hängt wohl damit zusammen, daß man eigentlich immer in der freien Luft ist und oft in tüchtigem Zuge sitzt.

Ihr seid jetzt mitten im Sommer, wir mitten im Winter. Ihr habt den längsten, wir den kürzesten Tag gehabt. In dessen geht hier die Sonne eigentlich das ganze Jahr hindurch zu gleicher Zeit auf und unter: gegen sechs geht sie auf, gegen sechs geht sie unter. Es variiert nur um einige Minuten. Den Winter müßt Ihr Euch auch durchaus nicht winterlich vorstellen, denn die Bäume behalten ihr Grün, d. h. sie wechseln die Blätter, ohne daß man es gewahr wird. Auch die Blumen blühen weiter, der Rasen behält sein frisches Grün, und das Thermometer kommt nie unter 20° R., aber wir haben den schönen frischen Südwind, der die Temperatur um einige Grad kühler erscheinen läßt. Wäre es immer so wie jetzt, wir hätten ein herrliches Klima. Ist der Wind dagegen einmal nicht zu spüren, was Gottlob jetzt selten vorkommt, dann ist es gleich unerträglich heiß und Taschentuch und Fächer werden in Bewegung gesetzt. In unserm Schlafzimmer und auch im Wohnzimmer ist es recht lustig, so daß wir bis jetzt noch nicht den Punkah (großer Fächer) nötig gehabt haben.

Ganz unerwartet ist gestern Graf Pfeil eingetroffen, von dem in den letzten Tagen das Gerücht ging, er sei ermordet. Glücklicherweise war es falsch und es bedeutet hoffentlich ein recht langes Leben, damit der energische junge Mann der Ostafrikanischen Gesellschaft noch recht viele Dienste leisten kann. Kaum angekommen und ziemlich geschwächt von den Strapazen seiner Reise, plant er schon wieder eine neue.

Nachtigals frühzeitigen Tod erfuhren wir erst mit der letzten Post und Du kannst Dir denken, wie erschüttert wir waren. Er war ja ein langjähriger, guter Freund Gerhards, der uns oft in Weimar besuchte, wo dann beide in afrikanischen Erinnerungen schwelgten. Er hätte noch lange dem Vaterland und der Wissenschaft nützen können!

Wir leben hier viel geselliger als in Weimar und es vergeht fast kein Tag, wo nicht abends der eine oder der andere sich einfindet. Ein sehr lieber Gast ist uns stets der ungarische Baron Béla Rakowski, ein äußerst liebenswürdiger und sehr gescheiter junger Mann. Er spricht wenigstens zehn verschiedene Sprachen und soll in ihnen allen gleich perfekt sein. Gerhard sagt, daß er z. B. das Arabische wie ein Araber spricht, im Tonfall, in der Gebärde, in allem soll er keinem andern nachstehen. Dazwischen singt er uns arabische Lieder vor und sagt Koransprüche her, in derselben leiernden monotonen Weise, wie es die Araber thun. Gehe ich an einer Moschee vorbei, oder begegnet mir ein Bettler auf der Straße, immer glaube ich den Baron Béla zu hören.

Jetzt sind wir im Ramadan, der Fastenzeit der Mohammedaner. Von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang dürfen sie weder essen, noch trinken, noch rauchen, es wird daher die Nacht zum Tage gemacht. Unsere Leute sind deshalb jetzt immer müde und abgespannt und machen mehr Dummheiten als gewöhnlich. Diese Fastenzeit dauert von Neumond zu Neumond. Glücklicherweise ist es jetzt kühl, sonst denke ich mir das Entbehren des Trinkens besonders hart.

Der Sultan schickt uns eben eine Menge der schönsten Früchte, Rosen und Jasmin. Es sind darunter Früchte aus Kalkutta, Madras, Bombay. Eins seiner Schiffe ist aus Indien heimgekehrt und da ist er denn stets sehr freigebig im Verteilen. Rosen sind hier so rar, wie bei uns Syringen im Winter, und nur der Sultan hat welche in seinem Garten. Dabei fällt mir ein, daß ich dir noch gar nicht von der Musik, die dort spielt, erzählt habe.

In unserer nächsten Nähe nämlich befindet sich ein Garten des Sultans, in dem an jedem Mittwoch von vier bis sechs die Kapelle des Sultans konzertiert. Dieses Vergnügen ist nur für die Europäer bestimmt. Die Kapelle besteht aus Goanesen und spielt gar nicht so übel. Die Konzerte wurden, als der Sultan sie zuerst einrichtete, mit der Sansibarhymne begonnen, als aber die Europäer unterließen ihren Hut zu lüften und aufzustehen, wurde es den Musikanten untersagt, sie zu spielen. Der Garten selbst könnte sehr schön sein, wenn er etwas besser gehalten wäre. Denn es sind dort Blumen und Früchte vertreten, die selbst in Sansibar selten sind. Früher durfte man sich wohl einzelne Blumen pflücken, da aber in letzter Zeit einige Europäer ganze Sträucher mit nach Hause genommen haben sollen, hat der Sultan es jetzt ganz untersagt. Wir sind übrigens bis jetzt noch nicht sehr oft dort gewesen, denn wir ziehen eine ordentliche Promenade diesem steifen Sitzen vor. In einem gepflasterten, ziemlich schmalen Gange stehen sich dort nämlich zwei Reihen Stühle gegenüber und da sitzen denn auf der einen Seite die Damen, auf der andern die Herren.

Der Sultan hat vor längerer Zeit beim Hause Oswald einen kleinen Dampfer bestellt, der zu Vergnügungsfahrten für seine Damen bestimmt ist. Derselbe ist beim „Sultan“ in Stettin gebaut worden und wird hier fertig gestellt. Herr Oswald hatte mich schon vor längerer Zeit gebeten, wenn das Schiff soweit sei, die Taufe desselben zu übernehmen, und am 11. Juni sollte nun der feierliche Akt des Stapellaufes vor sich gehen. Es geschah denn auch in sehr feierlicher und außerordentlich schöner Weise.

Die Werft stößt dicht ans Oswaldsche Haus und von ihrer Terrasse aus wurde die Taufe vollzogen. Um halb zwei versammelte sich so ziemlich die ganze europäische Kolonie bei Oswalds. Der Sultan wohnte dem feierlichen Akte vom Zollhause aus, das gegenüber liegt, unsichtbar bei. Als er den Befehl zum Beginn gegeben hatte, traten wir alle auf die Terrasse und gingen dicht an den Rand derselben. Ich zer-schellte nun eine Flasche Limonade — der Mohammedaner wegen durfte es kein Wein sein — und hielt eine Rede, die also lautete: „Ich taufe dich Tschuccuani.“ — So lautet der Name eines Landhauses des Sultans. Das mit Fahnen und Palmen reizend geschmückte Schiff glitt jetzt erst langsam, dann immer schneller in die Fluten. Ein endloser Jubel brach unter den nach Tausenden zählenden Eingebornen los und auch wir wehten mit Taschentüchern, resp. Hüten. Seit langem hatte man in Sansibar ein solches Schauspiel nicht gesehen, die Begeisterung und das Staunen waren daher groß. Es wurde dann noch Champagner gereicht, Gerhard brachte das Wohl des Sultans aus und um halb drei war alles vorbei. Der Sultan war so entzückt gewesen, daß er Oswald gleich dekoriert hat. Nachher kamen sämtliche Arbeiter der Werft in den Oswaldschen Hof, jubelnd und singend, und verlangten eine Belohnung, die ihnen in Gestalt von Pesos (Kupfermünzen) auch hinuntergeworfen wurde. Es war ein Heidenlärm!

Neulich kamen hier fünf schiffbrüchige deutsche Matrosen in einem kleinen Boot an. Sie hatten ihr Schiff an der Küste

verloren und waren fünf Tage hierher unterwegs gewesen. Gerhard hatte viel Arbeit mit ihnen; ihr Boot wurde verkauft, ihre Erlebnisse wurden zu Protokoll genommen und Gerhard verschaffte ihnen vom Sultan freie Fahrt nach Bombay. Der Sultan sagte: „Und wenn du hundert Matrosen schicken willst, so will ich sie befördern.“

In dieser Nacht starb der belgische Konsul Van der Elst, der neulich auf dem Fest bei Sir John noch sehr lustig gewesen war, ganz plötzlich an der Dysenterie und einige Stunden darauf wurde er schon beerdigt. Das geht hier rasch! Im Laufe von zwölf Stunden: lebendig und unter der Erde! Der Trauerzug, der an unserm Hause vorbei kam, war sehr feierlich. Voran schritten englische Seesoldaten, ihnen folgten die italienischen Matrosen, dann kam die katholische Geistlichkeit — augenblicklich sind hier viele Priester, denn allein mit der letzten Post langten neun von ihnen an — endlich der Sarg, mit der belgischen Fahne bedeckt, über welcher die Uniform lag, mit seinen Dekorationen. Hinter dem Sarge schritten Sir John, Gerhard und Monsieur Piat, alle in Uniform, dann folgten die Kommandanten des englischen und des italienischen

Kriegsschiffes, die Offiziere und fast die ganze europäische Kolonie. Neulich haben wir eine wunderschöne Mondscheinsegelfahrt gemacht. Kapitän Herbig speiste bei uns, ausnahmsweise schon um sechs, und um halb acht schifften wir uns auf der Döswaldschen Yacht ein. Herr Döswald hatte uns schon oft aufgefordert eine solche Tour mit ihm zu machen, ich bin aber etwas hastig

auf dem Wasser, da ich sofort seefrank werde. Da es indessen an diesem Abend sehr ruhig war, fast zu ruhig für eine Segelfahrt, nahmen wir endlich seine Einladung an. Außer uns waren noch Herr Kunholt, der Kanzler des Konsulats, Herr Winkler und Baron Béla mit. Döswald hatte die Kajüte reizend mit Palmen und Fahnen geschmückt und ein mit allen möglichen Getränken und kalten Speisen gedeckter Tisch gab uns die Gewißheit, daß wir weder hungern noch dürsten würden. Da wir erst gegen Mitternacht heimkehrten, sind die Schüsseln allmählich auch leer geworden. Wir hatten auch für Musik gesorgt und ein Orchester mitgenommen, das bald lustige, bald traurige Weisen ertönen ließ. Außerdem erfreute uns Baron Béla mit arabischen und ungarischen Gefängen. Als wir bei der Rückfahrt beim italienischen Kriegsschiff vorbeifuhren, spielte unsere Orgel aus „Ernani“, beim Engländer „God save the Queen“, beim Amerikaner „home sweet home“ und beim Sultanlichen wurde ein Straußscher Walzer gespielt, da die Sanfibarische Hymne nicht im Programm war. Diese ist übrigens gar nicht häßlich und endet im Text mit „o glücklich Sanfibar“.

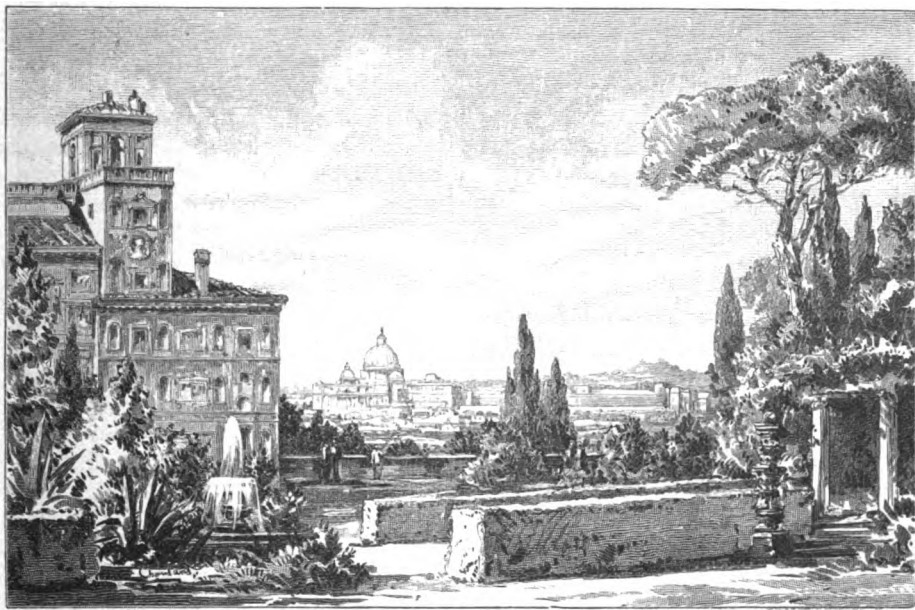
Einen Tag nach dieser Segelfahrt machten wir mit Kapitän Herbig eine Mondscheinseeltour, abends um zehn Uhr. Es war das erste Mal, seit wir hier sind, daß wir uns bei einem Spaziergang, obgleich wir sehr schnell gingen, nicht erhitzten.

Die Landschaft sah wunderschön im Mondlicht aus, und als wir beim „Schlangenteich“ vorbeikamen, suchte ich Herbig etwas ängstlich zu machen, was mir leider nicht gelang. Sir John hat uns nämlich gesagt, daß es in dem einen Teich, in dem Bull täglich mit großem Widerstreben sein Bad nimmt, Schlangen gibt. Ich habe freilich bis jetzt keine zu sehen bekommen, gehe aber seitdem doch nur mit einem kleinen Unbehagen an dem Teich vorüber und auch für Bull haben wir eine andere Badestelle gefunden.

Im Juli 1885.

Daß Gerhard abgereist ist, habt Ihr gewiß schon durch den Telegraph erfahren und alle meine Nachrichten werden daher etwas veraltet bei Euch eintreffen, denn Ihr werdet ihn inzwischen wohl schon gesehen haben und er kann Euch alles viel genauer und besser erzählen, als ich in meinen flüchtigen Briefen. Das Schreiben ist hier, ich kann Dir die Versicherung geben, keine Kleinigkeit, denn selbst die unbedeutende Handbewegung bringt einen in Transpiration und dabei müssen Rücken und Flügel mit dem Fächer verscheucht werden. Ich kann wohl sagen, daß mir eine Trennung von

Gerhard — und ich habe deren doch schon viele durchgemacht — noch nie so schwer geworden ist, wie dieses Mal. Es ist ja auch noch nie dagewesen, daß ich in Afrika und Gerhard in Europa weilte. Was läßt sich aber dabei machen! Hoffentlich dauert die Trennung nicht lange. — In der vorigen Woche hörte die Fastenzeit der Mohammedaner auf und es folgten drei Festtage, die, als man den



Villa Medici mit Blick auf den Vatikan in Rom. Originalzeichnung von L. Th. Choulant.

Mond erblickte, durch Kanonenschüsse sämtlicher hier liegenden Kriegsschiffe eingeleitet wurden. Dreimal täglich wurde gedonnert, die Schiffe waren sehr schön beslaggt und abends fand vor dem Palast Feuerwerk statt. Ich habe während der drei Tage viel und oft am Fenster gestanden, um die gepuzte Welt vorbeiziehen zu sehen. Jeder hatte sein bestes Zeug an, man sah aber manchmal wahre Affengestalten. Hauptsächlich waren die Kinder mit Gold- und Fitterland überladen. Einige, Kinder reicher Araber, hatten wirklich an Goldstübereien und Schmucksachen ein Vermögen an sich. Am lächerlichsten schmückten sich die eingebornen Weiber. Ich habe Dir neulich schon geschrieben, sie teilten ihre Haarfrisur in Straßen ein. Nun waren diese Straßen, wahrscheinlich um besonders schön zu erscheinen, mit gelber Farbe gezeichnet und einzelne hatten auch ihr Gesicht ganz gelb gemacht. Es sah verteuelt aus! Gelb ist hier jedenfalls eine besonders feine Farbe, denn für gewöhnlich bemalen sich die Weiber und auch die Kinder mit Blau. Die Augen sind mit dunkelblauer Farbe umrandet und auf das Gesicht sind lauter blaue Tüpfchen gezeichnet. Außerhalb der Stadt ist ein Kirchhof und davor ein großer freier Platz, Rasimoha genannt, auf dem die Gneisenau-Mannschaft einmal exerziert hat. Der Kirchhof scheint merkwürdigerweise auch Vergnügungsort zu sein, man spielt dort Karten und andere Spiele und in diesen drei Festtagen war

dort Haupttrübel. Es war ein lebhaftes farbenreiches Bild, das sich dem erstaunten Europäer darbot. Der Kirchhof liegt schon an und für sich sehr malerisch; denkt Euch dazu die tropische Vegetation, den blauen Himmel, die bunten Gestalten, das Geschrei und Gejohle, und Ihr werdet begreifen, wie sehr wir gefesselt wurden. Auf Kapitän Herbig, der, seit Gerhard fort ist, so freundlich ist, mich täglich zum Spazierengehen abzuholen, machte dieser Anblick auch großen Eindruck, obgleich er doch schon viel in der Welt gesehen hat. Ich bin einmal ganz allein dort vorübergegangen, das heißt nur mit einem Diener. In Tripolis hätte ich das nie gewagt und in Kairo erst recht nicht. Herbig sah sich an dem Tage die Parade und die Schießerei vor dem Sultanspalast an. Die vom General Matthews neuunterworfenen (?) Stämme, von denen Abgesandte hier sind, führten Tänze und Kriegstänze auf, als ich gerade vorbeiging. Geschrei war die Hauptsache dabei. Einer jagte einem andern Krieger mit Schild und Lanze nach, dieser fiel hin, wurde erstochen — das heißt nicht in Wirklichkeit — und dann wurde sein Leib geknetet, wahrscheinlich um ihn wieder lebendig zu machen. Kinder hatten sich Masken, gelbe Fragen mit langen Nasen, vors Gesicht gebunden und erschreckten die übrigen, Drachen stiegen, ja, es hatten sich Verkäufer mit Erfrischungen, Kokosnüssen, Orangen u. niedergelassen, kurz, man konnte fast glauben, einem thüringischen Vogelschießen oder einer Kirmse beizuwohnen. — Am dritten Tage dieser Festlichkeiten empfing der Sultan die Europäer und fastete dann noch privatim sechs Tage. Als die vorüber waren, fuhr er mit seinem ganzen Gefolge hier vorbei nach seinem Landhause, wo er die Herren wohl bewirtet hat.

Nun noch einiges über meinen letzten recht bunt verlebten Sonntag. Um zwölf Uhr war ich zum Frühstück zu den Italienern auf ihr Schiff geladen, und da der amerikanische Konsul Mr. Cheney mit seiner Frau auch teilnehmen sollte, nahm ich die Einladung an. Cheneys holten mich ab und wir fuhren in ihrem Boot an Bord. Die Italiener hatten Gerhard und mich schon öfter eingeladen, wir hatten aber im letzten Moment immer wieder abgefragt, da es uns zu stürmisch schien und wir beide nicht allzu seefest sind, nun war aber jedesmal hinterher das schönste Wetter geworden. Kaum hatten indessen Cheneys und ich das Boot betreten und wir befanden uns auf dem Wasser, so brach ein Unwetter los, wie man es eben nur in Sansibar erleben kann. Unsere Matrosen konnten nicht vorwärts kommen, Mr. Cheney verlor seinen Hut, wir Damen wurden klatschnaß und der italienische Kommandant hielt es für angebracht, uns zwei Rettungsboote entgegen zu schicken. So schnell wie das Unwetter gekommen war, so schnell ging es auch wieder vorüber, und als wir beim „Barbarigo“ ankamen, schien die freundlichste Sonne. Unter großem Gelächter bestiegen wir den hübschen Aviso, mußten aber gleich in die Kommandantenkajüte, um etwas Toilette zu machen, da die unsere sehr derangiert war, besonders die von Frau Cheney, die ganz weiß gekleidet war. Ich hatte wenigstens meinen Hut gerettet, indem ich meinen Sonnenschirm aufgespannt hatte, und war zum Glück dunkel gekleidet. Frau Cheney mußte eine Kaskette des Kommandanten aufsetzen, da ihr Hut ganz unbrauchbar geworden war. Der Kommandant veranstaltete nach dem Frühstück eine Regatta mit seinen Matrosen und die Gewinner erhielten zwei Luisd'or. Sie hatten es gar nicht leicht, denn das Meer war ziemlich aufgeregt. Um vier Uhr fuhren wir wieder zurück und ich habe dann noch mit Kapitän Herbig im Sultanswagen eine Spazierfahrt nach Tschuccuani gemacht.

In unserer Nachbarschaft haben wir ungefähr ein Duzend Negerhütten liegen. Der Sultan hatte schon früher gesagt, sie sollten fortkommen, obgleich sie uns wenig störten. Heute werden die Hütten nun wirklich abgerissen und obgleich die Leute doch ihre Wohnung verlieren — eine Entschädigung erhalten sie nicht — herrscht eine bewunderungswürdige Heiterkeit unter ihnen.

Mit den herzlichsten Grüßen an alle Lieben in B.

Deine L.

V.

Venedig, Mitte September 1885.

Liebste L. . . .

Wie das so schnell gekommen ist, daß ich nun wieder in Europa bin, das sollen diese Zeilen noch melden, denn ganz direkt lehre ich nun von hier nach Weimar zurück und nach den aufregenden und aufreibenden Zeiten können weder Gerhard noch ich daran denken, jetzt zu Euch zu kommen, um mündlich und persönlich unsere Gedanken auszutauschen.

Am 6. August telegraphierte mir Gerhard sofort zurückzukommen, da beschloß ich denn gleich, nicht die Post abzuwarten, sondern die erste sich darbietende Gelegenheit zur Heimkehr zu benutzen. Glücklicherweise für mich schiedte der Sultan am 10. August seinen Dampfer „Nooka“ nach Indien, und ich beschloß über Bombay zu fahren, zumal der Sultan mir für mich und unsern Diener freie Passage anbot. So verließ ich denn Sansibar, nachdem ich noch den großartigen Anblick der hereinkommenden deutschen Flotte gehabt hatte. Du kannst Dir denken, wie ich mich freute, Kapitän Valois mit der „Gneisenau“ und die Offiziere dieses stolzen Schiffes wieder begrüßen zu können. Und wie ich in einem Boot der Gneisenau vor Monaten gelandet war, so ließ Kapitän Valois mich auch in seinem Boot an Bord des Sultansdampfers bringen. Ich schiffte mich im selben Augenblick ein, als der Sultan die Kommandanten der deutschen Schiffe in feierlicher Audienz empfing. Noch an Bord der „Nooka“ hörte ich die Klänge der „Wacht am Rhein“. Ich hatte eine vorzügliche Kabine und war in jeder Beziehung viel besser untergebracht, als auf der Hinreise, auf dem Dampfer der britischen India Kompanie. Der Kapitän des Schiffes, der erste Offizier und der Maschinist sind Deutsche. Die Reise bis Bombay dauerte zehn Tage und war ziemlich stürmisch; da wir mit günstigem Winde fuhren, langten wir aber einen Tag früher an, als wir gerechnet hatten.

An Passagieren waren, außer Kapitän Herbig und mir, nur Hindu und Araber an Bord. Schmutziges Volk, das nur von Reis lebt: Morgens Reis mit Curry, mittags Reis mit Zwiebeln und abends Reis mit Apfelsinen. Es wurden täglich zwei Zentner Reis konsumiert, und wenn Ihr die riesigen Schüsseln gesehen hättet, die herbeigetragen wurden, würde Euch dieses große Quantum nicht in Erstaunen gesetzt haben. Erst aßen die Männer allein, und hinterher erst die Frauen und Kinder. Es machte mir viel Vergnügen, den Mahlzeiten dieser Leute von meinem Stuhl aus zuzuschauen.

Schon am Tage vor unserer Ankunft in Bombay beluden sich die Hindudamen mit Schmucksachen. Eine jede hatte Gold und Silber — oft recht hübsch, ja schön gearbeitete Spangen, Arm- und Fußbänder, Gürtel- und Haarschmuck — gewichtsweise auf dem Körper. So trugen sie ihr Vermögen mit sich herum. In Bombay begegneten mir sogar Bettelweiber mit silbernen Arm- und Fußspangen. Solch ein Schmutz sieht schön und seltsam aus, wenn er noch durch neue buntseidene Gewänder gehoben wird. Da fällt mir ein, daß, als ich reiste, unser alter Koch, dessen Frau in Goa lebt, mir ein einheimisches Gewand brachte, das ich zum Andenken mitnehmen sollte. Ich vermute, es war ein ursprünglich für seine Gattin bestimmtes Staatskleid. Der gute Jack, thranenden Auges sagte er mir „good bye“.

In Bombay! Wie hätte ich mir träumen lassen können, je nach dieser Stadt zu kommen! Da hätte ich noch eher geglaubt, nach Mursud oder Rukra zu gelangen, als nach Indien! Aber ich war wirklich in Asien!

Zu dem Entzücken, wieder festen Fuß unter mir zu haben — am ersten Tage schaukelte der Boden unter mir — kam nun noch der Genuß, wieder inmitten der Zivilisation zu sein, denn in Sansibar kann davon bis jetzt doch keine Rede sein. Hier aber ist alles fast wie bei uns. Wir bezogen ein vorzügliches Hotel, das Esplanadenhotel, und hatten hinlänglich Zeit — sechs Tage waren wir dort — diese interessante Stadt kennen zu lernen. Nicht wenig trug unser deutscher Konsul

dazu bei, uns mit all den Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen. Er lud uns zu seinem „Bungalo“ außerhalb der Stadt ein, und hier hatten wir Gelegenheit, den Luxus und die schöne Einrichtung der in Indien lebenden Europäer zu bewundern. Wenn ich „wir“ sage, so meine ich immer Kapitän Herbig und mich; dieser hat sich meiner in nie zu vergeßender Weise aufs lebenswürdigste angenommen. Ich besuchte mit ihm auch das Parsitheater, wo ein nicht endenwollendes Lustspiel gegeben wurde. Wir verstanden nichts davon, lachten aber doch mit und zwar recht oft und herzlich.

Es wurde recht spät und ich fragte durch Zeichen eine neben mir sitzende Parsidame, wie viel die Uhr sei. Sie war sehr verständig: statt zu antworten, zeigte sie mir eine wundervolle kleine goldene Damenuhr, damit ich selbst nachsehen möge, und schien sich zu freuen, als ich die Uhr sehr bewunderte.

Aber Bombay ist so bekannt, namentlich bei Euch in Bremen — auch unser deutscher Konsul in Bombay ist ja ein Bremer — daß ich Dir kaum etwas Neues darüber sagen kann. Die Vegetation ist nicht so üppig wie in Sansibar, obgleich gerade jetzt hier die Regenzeit ist. Soll ich noch vom tower of silence erzählen, wo die Parsi ihre Verstorbenen hinhängen, um sie von den Geiern fressen zu lassen? Mich schaudert jetzt noch, wenn ich daran denke, oder wenn ich im Geiste die Spaziersfahrt dahin mit Kapitän Herbig wiederhole.

Nach sechs Tagen schlug endlich die Stunde der Abfahrt. Wie prächtig war der Dampfer, auf den wir nun übersiedelten! Wenn ich nur Nutzen davon gehabt hätte. Aber gerade auf der Fahrt bis Aden war ich ganz besonders elend. Im roten Meere war es einigermaßen kühl, da wir einen erfrischenden Wind spürten, war es aber windstill, so glaubte ich in der Nähe eines Ofens zu sein. Die meisten Passagiere schliefen oben, ich zog es aber vor in meiner Kabine zu bleiben, die ich für mich allein hatte. Wir waren nur wenig Passagiere — ungefähr siebzig bis achtzig I. Kajüte — die Strecke von Suez nach Alexandrien wurde durchflogen und dann ging es nochmals an Bord. Nur noch drei Tage Seereise, aber auch diese nicht ohne Krankheit. Je mehr ich mich Europa näherte, desto ungeduldiger wurde ich, dauerte doch unsere Reise schon fast fünf Wochen! In Brindisi traf mich ein Telegramm von Gerhard mit der Mitteilung, er sei in Venedig, um mich dort zu erwarten. Mein elender Zustand bewog mich den Dampfer zu verlassen und mit der Bahn durch Italien zu reisen. Als dann unser Zug in der Halle von Venedig einlief, winkte Gerhard schon von weitem, und nun mit ihm wieder vereint, schließe ich meine langen Episteln und die kurzen von Woche zu Woche beginnen wieder.

Beamtenverhältnisse im vorrevolutionären Frankreich.

Wie in der englischen Armee bis zu dem großen Kriege von 1870 die niederen Offizierstellen käuflich waren — eine Einrichtung, welche in der ganzen übrigen Welt mit Kopfschütteln und Erstaunen betrachtet wurde — so war in dem vorrevolutionären Frankreich eine umfassende Kategorie von anderen Stellen käuflich, nämlich diejenigen des Beamten- und Richterstandes. Wie uns Taine in dem neuesten Bande seiner „Entstehung des modernen Frankreich“*) erzählt, waren im alten Frankreich, wie jetzt noch die Notars- oder Börsenmaklerstellen, fast alle niederen oder mittleren Ämter Privat-eigentum. Die Stellen beim Amtsgericht, beim Steuergericht, beim Salzamt, beim Oberlandesgericht, beim Zollamt, bei der Münzkammer, bei der Jagd-, Forst- und Wasserverwaltung, beim Handelsgericht, die Präsidenten-, Beisitzer- und Anwaltsposten an den verschiedenen Zivil-, Verwaltungs- und Straftribunalen, die verschiedenartigen Plätze der Schatzmeister, Kontrolleure und Einnahmer in allen Zweigen des Steuerwesens, sowie zahlreiche andere Ämter waren seit mehr als hundert Jahren vom Staate für Geld derart verkauft worden, daß sie endgültig in die Hände ihrer Käufer fielen, die dann denselben Besitzanspruch daran hatten, als wenn es sich um Grundstücke gehandelt hätte. Die Stellen konnten daher von ihren Inhabern rechtsgültig zu beliebigen Preisen und unter Zuhilfenahme von öffentlichem Angebot und öffentlicher Nachfrage an Kaufslustige weiter veräußert werden, welche übrigens den der Stellung angemessenen Wissens- und Bildungsgrad durch Bestehen von mehr oder weniger schwierigen Prüfungen nachzuweisen hatten. Dabei erhalten wir

aus den von Taine mitgeteilten, aus unumstößlichem Aktenmaterial geschöpften Thatfachen für viele derartige Fälle ganz andere Anschauungen, als sie bisher von den „das Volk ruinierenden Blutsaugern“ der alten französischen Beamtenhierarchie gang und gäbe waren. Die Stellen kosteten vielfach Summen, zu denen ihr Erträgnis nach unsern jetzigen Begriffen in einem geradezu lächerlichen Mißverhältnis stand. So erschien 1784 im „Journal de Trohes“ folgende Anzeige: „Zu verkaufen die Stelle eines Beisitzers am Steuergericht zu Sezannes; Jahreserträgnis acht- bis neunhundert Livres, Verkaufspreis 100 000 Livres.“ Das wäre also eine Verzinsung von noch nicht ganz ein Prozent! Freilich wird dagegen berichtet, daß die — allerdings einträglichen — Steuereinnahmestellen etwa um das Zehnfache ihres Ertrages verkauft wurden, so z. B. die von Rethel, welche selbst bis vierzehntausend Frank jährlich einbrachte, für 150 000 Frank — der Käufer mußte aber auch außer dem Kaufpreis die sehr beträchtliche Stellenwechselgebühr entrichten, die auch für Ämter weniger lukrativer Art bestand, so daß z. B. der Richter d'Espréménil für seine Stelle am königlichen Gericht zu Paris außer dem Kaufpreis von 50 000 Livres volle 10 000 Livres Stellenwechselgebühr bezahlen mußte. Es wird ausdrücklich erzählt, daß man für eine Stelle, die dreihundert Livres einbrachte, 40—50 000 Livres bezahlt hätte und dem eben erwähnten Richter d'Espréménil, der doch für seinen Posten 60 000 Frank bezahlt hatte, blieb nach allen Abzügen ein Jahreserträgnis von ungefähr sieben Frank!

Für solche Mißverhältnisse aber hielten sich die Inhaber der Stellen, die naturgemäß an und für sich wohlhabende Leute sein mußten, reichlich entschädigt durch das Ansehen, dessen sie sich erfreuten, durch das Gefühl der Sicherheit, daß sie dieses Ansehen lebenslanglich genießen würden, und durch das Bewußtsein, daß die Stelle, je länger man sie inne habe, desto mehr an Bedeutung — auch für die Kinder — gewinnen müsse. Zugleich wurde man durch sein Amt Mitglied einer mächtigen und einflußreichen Korporation, in der einer für alle und alle für einen standen, und wo die Menge der einzelnen bürgerlichen Genossen es durchzusetzen verstand, daß der Rechtsanspruch eines der Ihrigen sogar gegen einen Angehörigen der sonst allmächtigen Aristokratie zum Siege gelangte. So saß der Advokat Pernot auf dem Balkon der Comédie Française, als der Graf Chabillant herbeikam und ihn von seinem Plaze verdrängen wollte. Der Advokat ließ sich das nicht gefallen, der Graf aber rief die Wache herbei und ließ ihn einsperren. Pernot strengte einen Prozeß an, die Freunde des Grafen verwendeten sich beim Justizminister für ihn. Die Aristokratie interessierte sich für die Angelegenheit, aber der gesamte Advokaten- und Sachwalterstand legte sich für den Kollegen ins Mittel. Chabillant bot nun dem Beilebigen für den Fall des Abstandes von der Klage 40 000 Livres an, wurde aber abgewiesen. — Das Ergebnis war, daß der Graf gerichtlich zur Zahlung von 6000 Frank nebst Zinsen an die Armen und zur Drucklegung und Veröffentlichung des Urteils in zweihundert Exemplaren verurteilt wurde.

Eine derartige Stellung in einem Staate, wo sonst die mit dem Hofe eng zusammenhängende Aristokratie sich geradezu alles erlauben konnte, erklärt wohl schon zum Teil die obigen Stellenpreise. Daß aber, abgesehen von solchen äußerlichen Ehren, auch die Sicherheit der Stellung bedeutend ins Gewicht fiel, daß das Bewußtsein einer gewissen Unabsehbarkeit den Einzelnen ruhiger, fester, unabhängiger nach allen Seiten machte, dürfte ebenso klar sein. Unser Gewährsmann, der das große Unternehmen gewagt hat, den Franzosen über ihre „große Revolution“ rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, kommt bei der Betrachtung der jetzigen Art der Stellenbesetzung in Frankreich zu einer Anschauung über die alte, doch gewiß auch oft recht bedenkliche Methode, die sich in folgenden Sätzen ausdrückt. „Der Beamte von damals war weit unabhängiger, als der jetzige. Er brauchte nicht zu befürchten, plötzlich, vielleicht aus politischen Gründen oder auf den Bericht eines Intendanten hin, entlassen oder versetzt zu werden, wie es heutzutage vorkommt, um dem Schicksal eines Deputierten oder dem Werkzeug eines Ministers Platz zu machen. Denn das hätte damals zu viel Geld gekostet, weil man ihn hätte entschädigen müssen, außerdem aber gab es genug Wege des Schutzes, der Verteidigung, der Einsprache, denn jeder hatte seine ganze Genossenschaft hinter sich. — Damals war der Beamte fast unabsehbare, er konnte seinen Posten daher mit Würde und Sicherheit bekleiden, ohne genötigt zu sein, seinen Blick täglich hauptstadtwärts zu richten, von Zeit zu Zeit persönlich in Paris zu erscheinen, um in den Büreaux umherzuspüffeln und sich mit seinen Gönnern auf gutem Fuße zu erhalten. — Er war der Sohn seiner Gegend, stetig, zufrieden, nicht von Schnelzug nach einem Avancement geplagt. Er begnügte sich mit einer Laufbahn innerhalb seiner Körperschaft und seiner Stadt, dachte gar nicht an eine Änderung, lebte sich in die Verhältnisse ein, eignete sich Körpergeist an, erhob sich über den individuellen Ehrgeiz hinaus und bestrebt sich, die Interessen und Vorrechte seines Standes und Berufes gegen alle Anfechtungen in Schutz zu nehmen.“

Das ist eine Seite der Medaille, welche in den landläufigen Darstellungen des Frankreichs vor 1789 bisher so gut wie gar nicht zur Erwähnung gekommen und — so wenig jeder Vorurteilslose ihre Schattenseiten verkennen wird, die besonders in den letzten Worten der angeführten Stelle liegen — doch sicherlich in hohem Maße der Beachtung wert ist.

R. W.

*) Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisierte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band. Das revolutionäre Frankreich. 3. Abteilung. Leipzig, A. Abel.

Der Nord-Ostseekanal.

Voraussichtlich werden die nächsten Monate bereits die Entscheidung über eine Frage bringen, welche weite Kreise unsers Volkes — und zwar nicht nur die im engeren Sinne interessierten — seit langer Zeit beschäftigt: dem Reichstag ist der Gesetzesentwurf über die Ausführung der lange geplanten Verbindung zwischen beiden deutschen Meeren, des vielgenannten, vielgepriesenen und vielangefochtenen Nord-Ostseekanals vorgelegt worden und man darf, insoweit sich für parlamentarische Entscheidungen überhaupt eine Prognostik stellen läßt, wohl mit Gewißheit annehmen, daß der Antrag der verbündeten Regierungen heute günstige Aufnahme finden wird.

Das Daheim hat bereits in einem früheren Jahrgang (1880 Nr. 28), als die verschiedenen Entwürfe zuerst greifbarere Gestalt annahmen und die preußische Regierung die generellen Vorarbeiten für das große Unternehmen anordnete, ein knappes Resümee über die damaligen Projekte gebracht. Bei der zweifellosen Wichtigkeit des Nord-Ostseekanals scheint es uns aber angebracht, sowohl die hochinteressante Entwicklungsgeschichte desselben in ihren mannigfachen, wechselvollen Phasen, wie den gegenwärtigen, auf eingehenden Studien beruhenden Bauplan und endlich die Bedeutung der zukünftigen Wasserstraße an sich nach den verschiedenen in Frage kommenden Beziehungen hier noch einmal eingehender zu erörtern.

Es ist bekannt, daß jetzt bereits eine Schifffahrtsverbindung der Nord- und der Ostsee durch den sogenannten Eiderkanal besteht. Weniger bekannt dürfte es sein, daß der letztere keineswegs der älteste Wasserweg zwischen beiden Meeren ist, daß vielmehr die Bestrebungen einen solchen anzubahnen bis in das Mittelalter zurückreichen. Schon gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts schufen die Lübecker im Interesse ihres weitausgreifenden Handels eine Verbindung zwischen der Trave und der Elbe durch den, noch heute für kleinere Fahrzeuge benutzten sogenannten Stednitzkanal, während das im XVI. Jahrhundert aus kleinen Anfängen mächtig emporblühende Hamburg sich im Jahre 1525 eine noch kürzere Wasserstraße unter Benutzung der Alster und Bille vorübergehend herstellte.

Den Gedanken einer direkten Aneinanderkettung der beiden Meere finden wir aber zuerst in einem interessanten, auf der Universitätsbibliothek zu Kiel aufbewahrten Schreiben des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorp an den Kaiser Maximilian II., datiert vom 16. August 1571, ausgesprochen, in dem es u. a. heißt:

„Vndt wirdt bey meiner Stadt Kiell an der Ost See belegen die gelegenheit erspuret vndt befunden das man einen graben ungefehrlich zweytausent Rutten lang eine Schiffarth durch eplichen See vndt Alven bis In den Wasserfluß, die Eider genennt, kant gemachet werden.“

Widrige politische Verhältnisse mögen in jener Zeit die Ausführung dieses Wasserweges verhindert haben, aber die in jenem Schreiben angegebene Route war so augenscheinlich die brauchbarste, daß sie unmittelbar zur Grundlage desjenigen Projektes wurde, welches die dänische Regierung im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts bearbeiten und endlich in den Jahren 1777—1784 ausführen ließ. Es war ein für damalige Verhältnisse immerhin großartiges Unternehmen, der alte Eiderkanal, dessen hundertjähriges Bestehen im Jahre 1884 gefeiert werden konnte. Bei Holtenau an der Kieler Bucht ausgehend steigt der Kanal mittels dreier Schleusen bis zur Höhe des sieben Meter über dem Ostseespiegel gelegenen Flemhuder Sees und dann mittels zweier weiterer Rastenschleusen bis zur Obereider hinab, welche schließlich durch eine letzte große Schleuse bei Rendsburg von der Untereider abgeschlossen ist. Die Länge dieser Strecke beträgt dreiundvierzig Kilometer, die Länge der Eider von Rendsburg bis zur Mündung in die Nordsee, auf deren Schiffbarmachung zugleich mit dem Kanalbau bedeutende Anstrengungen verwandt werden mußten, hundertsebenunddreißig Kilometer, die ganze Wasser-

straße ist also hundertachtzig Kilometer lang und war seiner Zeit in der That die größte künstliche Kanalverbindung in ganz Europa. Der Bau hatte über neun Millionen Mark heutiger Währung erfordert, eine für das XVIII. Jahrhundert enorme Summe.*) Der Verkehr steigerte sich jedoch, nachdem im Jahre 1785 nur 438 Schiffe den Kanal passiert hatten, sehr schnell: 1805 wurden bereits von 3417 Fahrzeugen die sehr hohen Kanalabgaben erhoben und diese Zahl blieb annähernd konstant, bis die Herabsetzung jener Hebungen im Jahre 1865 eine neue Steigerung des Verkehrs hervorrief; im Durchschnitt der letzten zehn Jahre ist der Kanal von je 4500 Schiffen passiert worden.

Trotz dieser anscheinend bedeutenden Schiffsbewegung ist jedoch nicht zu verkennen, daß dem Eiderkanal heute nur ein kleiner Bruchteil der Gesamtheit derjenigen Verkehrsrelationen zufällt, welche zwischen Ost- und Nordsee überhaupt bestehen, daß er hauptsächlich nur dem örtlichen und dem nahegelegenen Küstenverkehr dient. Von vornherein nur in mäßig großem Profil — er hat eine Breite von neunundzwanzig Meter am Wasserspiegel und von achtzehn Meter am Boden bei einer Tiefe von vier Meter — und zum Teil in so bedeutenden Krümmungen ausgeführt, daß schon Fahrzeuge mittlerer Länge ihn nicht passieren können, entspricht er den gewaltigen Dimensionen und dem Tiefgang unserer modernen Seeriesen in keiner Weise, er ist im besonderen auch für Kriegsfahrzeuge, ganz flachgehende Kanonen- und Torpedoboote ausgenommen, gänzlich unbenutzbar. Zudem aber nimmt die Fahrt durch den Kanal von Holtenau bis Tönning hauptsächlich der Zwischenschleusen halber eine unverhältnismäßige Zeit in Anspruch, ein Dampfer braucht durchschnittlich fünfzehn Stunden, ein Segelschiff drei bis vier Tage, die Schleusen erschweren ferner den geordneten Schleppbetrieb und das Freihalten vom Eise. Schon frühzeitig traten aus diesen Gründen verschiedene Projekte sowohl für einen direkten anderweitigen Durchstich, wie für einen Umbau des alten Eiderkanals auf, erst nach der Einverleibung der meereschlungenen Herzogtümer in Deutschland gewannen dieselbe aber positivere Fassung und die preußische Regierung ließ bereits 1864 durch den Geheimen Oberbaurat Lenze genauere Studien an Ort und Stelle vornehmen, die auch schon zu einer zahlenmäßigen Veranschlagung der Baukosten führten. Auf dem Lenzeschen Entwurf baute sich dann später der vielerörterte Plan des unermüdlichen Dahlström auf, der wie kein anderer für das Zustandekommen des Kanals gewirkt hat und dessen Name für alle Zeiten mit der Geschichte desselben verknüpft bleiben wird.

Fest stand von vornherein für fast alle neueren Projekte, daß der Kanal, schon um ihn unabhängig von der künstlichen Wasserspeisung und damit fähig zu machen, einer unbegrenzten Schiffsfrequenz genügen zu können, als ein offener Durchstich ohne Zwischenschleusen gebaut werden müsse, während an seinen beiden Endpunkten wegen des zu Zeiten recht bedeutenden Niveauunterschiedes der Nord- und Ostsee unbedingt Schleusenanlagen geboten bleiben. Fest stand ferner, daß die Profilverhältnisse des Kanals von vornherein derart zu bemessen sein würden, daß selbst die größeren Ozean-, und vor allem die Dampfer unserer Kriegsmarine ihn jederzeit passieren und daß sich selbst größere Fahrzeuge im Kanal ohne Störung des Verkehrs begegnen könnten — es ergab sich aus diesen Forderungen ein Querprofil mit einer oberen Breite von 60 Meter, einer Sohlenbreite von 28 und einer Tiefe von 8,5 Meter, Dimensionen also, welche diejenigen des Suezkanals, der allerdings jetzt auch verbreitert und vertieft oder durch einen Parallellkanal ergänzt werden muß, wenn er den Bedürfnissen des Verkehrs voll entsprechen soll, noch übertreffen.

War man über diese Grundzüge der Anlage fast allzeitig einer Ansicht, so gingen die Meinungen über die zu wählende Trace ziemlich weit auseinander. Für den westlichen Aus-

*) Diese Daten sind einer bei Gelegenheit des hundertjährigen Bestehens des Kanals von der Stadt Rendsburg herausgegebenen Jubelschrift entnommen und beruhen durchweg auf archivalischen Feststellungen.



Worpostengeficht zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Gemalt von H. Schuch.

gangspunkt bot sich eigentlich zwar allein die Elbmündung dar, da nur diese selbst für die größten Schiffe dauernd ausreichende Tiefe besitzt, während alle Flüsse Westholsteins, die Eider nicht ausgenommen, durch mehr oder minder bedeutende Barren gesperrt sind und eine künstliche Hinausschiebung der Kanalöffnung über die Watten der Westküste nicht nur unverhältnismäßige Bau-, sondern auch sehr hohe Unterhaltungskosten erfordern würde. Als östlicher Ausgangspunkt war früher die Travemündung in Vorschlag gebracht worden, seit aber Kiel zum ersten deutschen Kriegshafen erwählt war, konnte nur die Kieler Bucht ernstlich in Frage kommen. Diese beiden Endpunkte — die Elbmündung und die Förde von Kiel — einmal als feststehend angenommen, handelte es sich für die Führung der Trace im wesentlichen um eine geschickte Benützung des Terrains, vor allem der vorhandenen Wasserläufe, die ganze Frage spitzte sich daher zu einem Recheneispiel zu, in dem die Faktoren Erdbewegungs- und Grunderwerbskosten die Hauptrolle spielten.

Sind wir recht unterrichtet, so kamen vier Tracen zur engeren Wahl: die erste führt von Störort unter Benützung der Stör nach der Senke von Bordesholm und sollte in das Süden des Kieler Hafens auslaufen. Ihre Länge war auf 80 Kilometer, die zu bewegende Erdmasse auf 95 Millionen Kubikmeter berechnet — sie schied jedoch bald aus den weiteren Erwägungen aus, da der südliche Teil des Kieler Hafens durch starke Schiffsfrequenz, durch Werft- und Dockanlagen bereits zu sehr belastet ist, um den Kanalverkehr aufnehmen zu können. Die zweite Linie schloß sich bis Bordesholm der ersten an, sollte dann aber den Kieler Binnenhafen nördlich umgehen und erst bei Wyk in die Förde münden; ihre Länge würde 86 Kilometer betragen, die zu bewegende Erdmasse sich aber auf 107,7 Millionen Kubikmeter steigern. Eine dritte nördlichere Trace, deren Länge auf 87 Kilometer angegeben wird, begann bei Brunsbüttel, führte über Westensee ebenfalls nach Wyk und bedingte eine Erdbewegung von 85,4 Millionen Kubikmeter. Die vierte nördlichste und längste Linie endlich geht von Brunsbüttel unter Benützung der Holtenau und Wiselau auf Wittenberge, schließt sich hier der Eider und später dem jetzigen Eiderkanal an, um wie dieser bei Holtenau zu münden — 97 Kilometer lang erfordert sie doch nur die geringste Erdbewegung, nämlich nur 58 Millionen Kubikmeter, und zugleich auch die geringsten Grunderwerbskosten, da sie auf fast zwei Dritteln vorhandenen Wasserläufen folgt. Diese letzte Trace, für welche J. S. schon Lenke plaidierte und für die Dählström entschieden eintrat, ist die heute endgültig gewählte. Nach den bereits an die Öffentlichkeit gelangten Motiven des bezüglichen Gesetzentwurfes schließt der Gesamtkostenentwurf mit 156 Millionen Mark ab; an jährlichen Unterhaltungskosten sind einschließlich einer Erneuerungsrate für die der Abnutzung unterliegenden Bauteile 1 900 000 Mark veranschlagt. Die Mittel zur Deckung der vom Reich zu übernehmenden Kosten sollen durch eine Anleihe beschafft werden — Preußen selbst als der zunächst interessierte Bundesstaat würde jedoch eine größere Summe à fond perdu zuzuschießen haben, für deren Bemessung zunächst die Kosten für einen bei Ablehnung der Vorlage unbedingt nötigen Umbau des jetzigen Eiderkanals, die auf 40 Millionen Mark veranschlagt werden, in Betracht kommen. Außerdem würden die erheblichen Vorteile, welche die Provinz Schleswig-Holstein unmittelbar aus dem Kanal zieht, eine weitere Erhöhung der preussischen Zuschußquote voraussichtlich bedingen.

Unter allen Umständen bedingt also auch die billigste Linie einen Aufwand, der so enorm ist, daß die ernstesten Erwägungen Platz greifen müssen, wenn es sich um die Feststellung der Notwendigkeit oder des Nutzens der Kanalverbindung handelt. Es genügt keineswegs, wie es leider nur zu vielfach beliebt worden ist, mit allgemeinen Schlagworten auf die Bedeutung einer den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Wasserstraße zwischen beiden Meeren hinzuweisen, und auch die zweifellose Tatsache, daß der Kanal die Landwirtschaft und Bodenkultur der herrlichen Elbherzogtümer und

deren lokalen Verkehr ungemein entwickeln und heben wird, kann für die Anlage eines so gewaltigen Baukapitals seitens des Reichs nicht allein entscheidend sein — wir haben in Deutschland genug arme Gegenden, welche der Erschließung durch den Ausbau geeigneter Kommunikationslinien immer noch harren. Auf der andern Seite wird man aber auch das Projekt nicht ausschließlich von dem Ausfall nüchterner Rentabilitätsberechnungen, die an sich stets sehr unzuverlässig zu sein pflegen, abhängig machen dürfen: die Vorteile, welche der deutsche Handel und besonders die deutsche Reederei auf indirektem Wege durch die Kanalverbindung gewinnen können, lassen sich ebensowenig mit auch nur annähernder Bestimmtheit zahlenmäßig feststellen, als man die volle Wichtigkeit der Wasserstraße für unsere Kriegsmarine, wie sich jene unter den verschiedenen und wechselvollen Kriegslagen gestalten kann, annähernd zu registrieren vermag. Jedes eingehende Studium zeigt aber doch die ganz eminente Bedeutung des Kanals nach allen soeben erwähnten Beziehungen hin, und je mehr man sich in die einschlägigen Verhältnisse vertieft, desto klarer und unwiderleglicher sprechen dieselben für seine Notwendigkeit.

Was zunächst seine strategische Wichtigkeit anbetrifft, die auch der Feldmarschall Moltke, im übrigen vom wirtschaftlichen Standpunkt aus kein besonderer Freund des Unternehmens, rückhaltslos anerkannte, so beweist ein Blick auf die Karte, daß der Kanal allein imstande ist, die positive Unabhängigkeit der Hälfte der deutschen Seekräfte gegenüber dem Wohlvollen oder — der Feindseligkeit der nordischen Nachbarn sicher zu stellen, eine Unabhängigkeit, die unter Umständen sonst vielleicht erst im Ernstfall durch die Wucht der Waffen erzwungen werden müßte. Nur der Kanal garantiert, vorausgesetzt natürlich, daß seine Endpunkte in ausreichendster Weise durch Befestigungen gesichert sind, das Zusammenwirken der beiden in der Ost- und Nordsee stationierten Teile unserer Flotte, er schafft die Möglichkeit, überraschend mit geeinten Kräften östlich wie westlich der Herzogtümer aufzutreten, den Schwerpunkt der aktiven Verteidigung unserer Küstengebiete je nach Bedürfnis verschieben zu können. Gerade jene langgedehnten Gestade machen aber das schnelle Zusammenfassen der maritimen Mittel im höchsten Grade wünschenswert, ja notwendig.

In hervorragender Weise wird der Kanal dem deutschen Küstenverkehr, der von der Statistik des Reichs auf etwa 36 000 Fahrten jährlich berechnet wird, zu gute kommen. Ein interessanter Artikel der Hamburger Börsenhalle wies noch vor kurzem mit Recht darauf hin, daß die deutschen Ostseehäfen heute einen kürzeren Weg nach der Ostküste Englands als nach den deutschen Nordseehäfen haben, daß der Kanal aber den Seeweg von jenen nach der Themsemündung um etwa zweihundert, nach den Elb- und Wesermündungen um fast vierhundert Seemeilen abkürzt, was einer Zeitersparnis von etwa vierundzwanzig Stunden für Dampfer, von etwa vier Tagen für Segelfahrzeuge entspricht. Jetzt kann, um nur ein schlagendes Beispiel herauszugreifen, die westfälische Rohle, das rheinische Eisen schwer mit den Produkten des englischen Bergbaues an allen Ostseehäfen konkurrieren, mit der Schöpfung der neuen Wasserstraße wären ihnen neue, große Absatzgebiete erschlossen. Es ist bezeichnend, daß sich die Handelskammern von Bremen und Köln ganz in dieser Richtung äußerten: die letztere sprach es geradezu aus, daß der Kanal für die Interessen des überwiegenden Teils des gesamten Reichsgebietes, insbesondere aber für den Ackerbau treibenden Osten und den industriellen Südwesten Deutschlands von so hervorragender Bedeutung sei, daß eine Verwendung von Staatsmitteln für denselben als vollkommen gerechtfertigt angesehen werden müsse. Soll der nationalen Arbeit Förderung und Unterstützung gewährt werden, so sei hier (wie bei dem gleichzeitig erörterten Rhein-Weser-Elbekanal) ein Punkt, wo für den internen Güteraustausch Großes geleistet werden könne.

Nicht nur die Abkürzung der Fahrzeit ist jedoch in Rechnung zu stellen, sondern auch die erhöhte Sicherheit der Schifffahrt. Tatsächlich gilt die Fahrt um Kap Skagen von alters

her als überaus gefahrvoll, man berechnet die Zahl der alljährlich bei der Fahrt um das Kap Skagen verunglückenden Fahrzeuge aller Nationen auf durchschnittlich zweihundert; nach amtlichen Angaben sind allein von 1877—1881 auf dieser Route zweiundneunzig deutsche Schiffe verloren gegangen, während neunundsechzig weitere Fahrzeuge auf der Nord-Ostseefahrt verunglückten, ohne daß der Ort des Unterganges festzustellen gewesen wäre — sehr wahrscheinlich also, daß auch von diesen letzteren noch ein Prozentsatz auf die Reise um das Kap Skagen entfällt. Die Asskuradeure nehmen für diese Route daher nicht ohne Grund eine höhere Prämie als selbst für die Fahrt über den Ozean — bei der verhältnismäßigen Kürze und der damit zusammenhängenden häufigen Wiederholung der Fahrten zwischen Nord- und Ostsee innerhalb einer jährlichen Versicherungsfrist würde die Ersparung dieser Erhöhung der Versicherungsprämie eine größere Rolle spielen, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Auf alle Fälle wird sie und die bedeutende Ersparnis an direkten Fahrtkosten aber genügen, um weitaus den größten Teil aller interessierten Fahrzeuge zur Benutzung des Kanals zu bestimmen, wenn die Kanalabgaben nicht allzu hoch normiert werden.

Damit kommen wir auf das schwierigste Kapitel: die direkte Verzinsbarkeit oder die Nichtrentabilität des in dem Kanalbau anzulegenden großen Kapitals, die natürlich von den beiden Faktoren „Verkehrsgröße“ und „Höhe der Kanalabgabe“ bedingt wird. Die zweckmäßigste Durchfahrtsgebühr ihrerseits ist wenigstens einigermaßen im Voraus zu berechnen, da für ihre Feststellung die Ersparnis an Fahrtkosten, welche der Schiffsführer durch die Benutzung des Kanals gewinnt, zu Grunde gelegt werden kann. Es hat denn auch auf der Basis einer derartigen Berechnung Herr Dahlström, nachdem er die Ansicht der verschiedensten interessierten nautischen Gesellschaften eingelesen, die Höhe der Durchfahrtsgebühr für Segelschiffe pro Registertonne (1000 Kilogramm Last), je nach der Art der Ladung auf fünfunddreißig bis sechzig Pfennig, für Dampfer auf fünfzig Pfennig bis eine Mark veranschlagt — eine Fixierung, welche für die späteren, von der Regierung zu wählenden Sätze zwar durchaus nicht maßgebend, aber immerhin sicher annähernd richtig sein wird, wie denn auch die Motive der Gesetzesvorlage 75 Pfennige „vorbehaltlich einer Spezialisierung“ in Aussicht nehmen. Weit unsicherer ist jede Berechnung der voraussichtlichen Schiffsfrequenz, sie muß mehr oder minder stets auf Vermutungen, auf einer sehr allgemeinen Abschätzung der in Frage kommenden Verkehrsrelationen beruhen. Herr Dahlström berechnet die zu erwartende Verkehrsmasse auf sechs Millionen Registertonnen Dampfer- und zwei Millionen Tonnen Seglerlast und die gesamten Betriebseinnahmen auf rund sechs Millionen Mark; nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß der Anschlag des eben genannten Herrn die jährlichen Unterhaltungskosten auf 1,1 Millionen normiert, sodaß sich ein Überschuß von fast fünf Millionen ergeben und damit allerdings eine entsprechende Verzinsung des Anlagekapitals gewährleistet sein würde. Die Regierungsvorlage stellt fest, daß zur Zeit den Sund jährlich 35 000 Schiffe passieren und daß der Schiffsverkehr der deutschen, russischen, finnischen und schwedischen Ostseehäfen, sowie des Kopenhagener Hafens ausschließlich der für die Frage der Abkürzung des Seewegs nicht in Betracht kommenden Plätze nach dem Durchschnitt der letzten fünf Jahre von 1877—1881 rund 24 000 Dampf- und Segelschiffe mit etwa 8,3 Millionen Registertonnen Rauminhalt betragen habe. Selbst wenn man annimmt, daß von diesen Fahrzeugen auch in Zukunft eine größere Anzahl, denen es auf Zeitersparnis nicht ankommt, die Fahrt um Skagen wählen wird, kann man die Zahl der den Kanal passierenden Schiffe auf etwa 18 000 im Jahre sicher ohne zu sehr fehlzugreifen veranschlagen. Wenn man nun aber auch die Frequenz für die ersten Betriebsjahre noch bedeutend geringer annehmen will, so muß man doch andererseits mit einer stetigen Steigerung derselben rechnen, da das Vorhandensein einer derartigen neuen Kommunikation erfahrungsmäßig den Verkehr rapide entwickelt. Als die erste

Bahnstrecke in Preußen, die Linie Berlin-Potsdam, gebaut werden sollte, ließ ein hochgestellter Verkehrsbeamter einen Monat hindurch die Zahl der täglich auf der Chaussee zwischen beiden Orten kursierenden Lastwagen und Passanten feststellen, und wollte auf Grund des geringfügigen Ergebnisses das Bedürfnis noch einer Schienenverbindung durchaus verneinen; — als seinerzeit bei den Vorschlägen für den Suezkanal eine Durchfahrtsgebühr von zehn Frank pro Registertonne in Ansatz gebracht wurde, war in den Kreisen der englischen Interessenten fast nur eine Stimme darüber, daß kein Schiff eine derartige Abgabe zahlen könne, wie aber haben die tatsächlichen Ergebnisse alle derartigen Berechnungen Lügen gestraft?!

Aber selbst die Möglichkeit oder vielleicht sogar die Wahrscheinlichkeit angenommen, daß die unmittelbare Rentabilität des Anlagekapitals nicht durchaus gesichert erscheint, so wird man darum die Möglichkeit des ganzen Kanalbaues keineswegs verneinen dürfen. Der Staat darf nicht rechnen wie der Privatmann, er darf nicht ausschließlich die Plusmacherei im Auge haben, sondern muß selbst mit Opfern weitere Ziele verfolgen. Daß aber gerade der Nord-Ostseekanal nicht nur in strategischer, sondern auch in handelspolitischer Beziehung eine unleugbare große Bedeutung und zwar für die weitesten Kreise Deutschlands hat, meinen wir gezeigt zu haben — er wird ein im besten Sinne nationales Werk sein!

Hanns von Spielberg.

Um Familientisch.

Villa Medici in Rom.

(Zu dem Bilde auf S. 281.)

Wer von Santa Trinita de' Monti den bekannten Weg zum Monte Pincio hinaufsteigt, der kommt an dem leuchtenden Gebäude vorüber, das jetzt als *Academia di Francia* bezeichnet wird, früher aber *Villa Medici* hieß. Es ist ein bezaubernder Blick, den man von hier aus über die ewige Stadt hat mit St. Peter im Hintergrund, eine Aussicht, verwandt jener, die man vom benachbarten Pincio genießt. Dies schöne Stückerbe mit den herrlichen Gärten ist Eigentum Frankreichs und hat seine Geschichte. Im Jahre 1665 stiftete Ludwig XIV eine Akademie der bildenden Künste für die französische Nation in Rom; fünfundzwanzig Stipendiaten sollten in derselben freien Unterricht genießen und ihre Arbeiten jährlich im April öffentlich ausgestellt werden. Erst hatte die Akademie ihren Sitz am Corso, als aber 1809 Rom dem französischen Reiche einverleibt wurde, bemächtigte sich Napoleon der Villa Medici, die im Besitze des Großherzogs von Toscana war, und verlegte die Akademie in das schöne weiße Gebäude, das mit seinen beiden Ecktürmen und den herrlichen Gartenanlagen von fast allen Punkten Roms sichtbar ist. In ihm standen einst die medizeische Venus, die Niobidengruppe und viele andere ausgezeichnete Antiken, die während des XVIII. Jahrhunderts von den Großherzogen nach Florenz geholt wurden. Durch Vergleich mit dem toskanischen Hofe im letzten Pariser Frieden ist die Villa förmlich an Frankreich abgetreten worden.

Rechtsrat.

Ein Berliner hat die hiesige Jagd gepachtet. Zur Vertilgung der Füchse ließ er durch andere Gift und zwar das schärfste, Strichn, hinter dem Wall meines Gartens legen. Meine und des Nachbarns Hunde haben davon gefressen und waren infolge dessen sofort freipiert. Ich möchte daher um die gefällige Beantwortung folgender Fragen bitten:

1. Hat ein Jäger das Recht, ohne vorherige Bekanntmachung ein solch scharfes Gift in der Nähe des Dorfes zu legen?
2. Darf jemand das Gift, das er auf einen Gistchein erhalten hat, anderen aushändigen?
3. Steht mir das Recht zu, event. auf Entschädigung zu klagen?

II. in A.

Das Legen von Gift in die Nähe der Wohnungen, an Stellen, welche für Menschen und Haustiere leicht zugänglich sind, ist eine schuldvolle Handlungsweise, welche den Thäter für alle Folgen verantwortlich macht und zum Ersatze des angerichteten Schadens, im vorliegenden Falle des Wertes der Hunde, verpflichtet. Als Thäter hatten der Auftraggeber sowohl als der Beauftragte. Selbst eine vorherige Bekanntmachung würde ihm nicht zur Entschuldigung gereichen. Das Überlassen von Gift an andere ohne polizeiliche Erlaubnis ist von unserm Strafgesetzbuch mit Strafe bedroht.

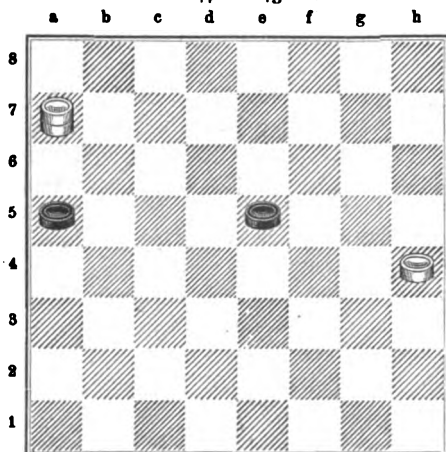
Berichtigung.

In Nr. 13 hat sich in der Besprechung der „Neuen Christoterppe“ leider ein sinnentstellender Fehler eingeschlichen. Es muß dort Zeile 13 von oben heißen: „Diesmal keinen Beitrag geliefert“ statt „seinen Beitrag geliefert“. Die Redaktion.

In unserer Spielecke. Bilderrätsel.



Damesspielaufgabe.



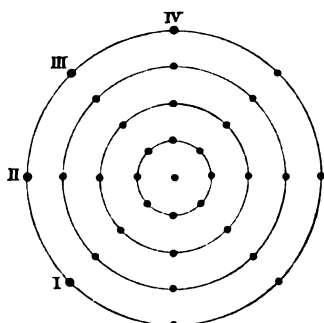
WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Zweifelhige Scharade.

Meine Erste, eine Frage,
Tönt aus aller Kinder Munde
Dir entgegen alle Tage,
Unbeirrt zu jeder Stunde.
Meine Zweite, Millionen
Nennen liebend sie ihr Eigen
Und, wo immer Menschen wohnen,
Wird man sie mit Stolz dir zeigen.
Und mein Ganzes, dies Jahrhundert
Sah's in seiner Dichter Kränze
Biel getadelt, laut bewundert,
Noch in seinem vollen Glanze. St.

2. Kreispunkträtsel.



Nach dem obigen Muster, in welchem jeder Punkt einen Buchstaben bezeichnet, ist mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wortfigur zu bilden. Zu suchen sind vier Wörter, welche aus je neun Buchstaben bestehen und einen gemeinsamen Mittellaut haben. Die vier Wörter (aber in anderer Reihenfolge) nennen:

1. Einen Teil von Oberitalien.
2. Ein europäisches Fürstentum.
3. Eine berühmte Königin.
4. Einen jetzt regierenden Fürsten.

Die Anfangsbuchstaben der vier Wörter ergeben einen alttestamentlichen, männlichen Namen.

2. Räffelsprung.

| | | | | | | | | | | | |
|-------|------|--------|--------|-------|---------|------|-------|-------|-----------|-----------|-----|
| | | dust | und | blüt' | ges | spen | es | blu | des | | |
| | | und | schein | bet | last | und | ta | her | schweigst | | |
| gälb | sche | straß' | der | forg' | blüdt | fü | me | auf | le | Wald | de |
| benb | a | nem | luft | auf | pfad | die | welt | der | frie | folgt | je |
| fri | mit | naht | und | in | ler | ein | und | stil | er | ruh | es |
| ket | a | benb | wirb's | und | vö | im | rief | hin | raft | dem | nie |
| stern | let | ein | und | lau | als | stil | die | schla | felt | schweigst | und |
| der | niz | be | blatt | so | au | gel | halm | zu | thal | der | her |
| spie | und | blu | ne | feld | und | mal | fen | zu | ler | rie | das |
| me | fant | in | schum | und | gar | auf | tag | schon | aß | zen | rüh |
| | | son | die | bis | sei | ein | auch | tau | sei | | |
| | | mert | still | Die | schlaf' | zum | still | hin | du | | |

3. Arithmetische Aufgabe.

Jemand hat vier würfelförmige Gefäße, welche so gestaltet sind, daß die Kante eines jeden folgenden Gefäßes eine Einheit größer ist, als eine Kante des vorhergehenden. Werden die drei kleineren Hohlwürfel angefüllt und der gesamte Inhalt in das größte Gefäß gegossen, so wird dieses genau voll.

Wie groß ist von jedem dieser Hohlwürfel eine Kante? P. p.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Räffels und Aufgaben in Nr. 17.

Schachspielaufgabe.

1. Sd5—f4
2. Kg3—f3
3. Tc3—c6#

A.

1. . . .
2. Tc3—c6+
3. Tc6—e6#

B.

1. . . .
2. Tc3—c4+
3. Lb2—c1#

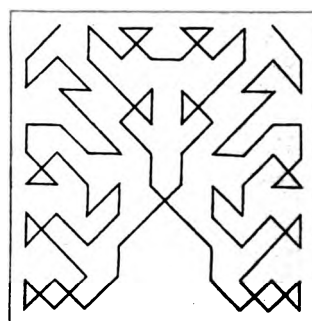
Bilderrätsel.

Thue recht und eile,
Doch rate mit Weile.

1. Iseo
2. Million
3. Ancona
4. Priamus
5. Marins
6. Ellipse
7. Eboit
8. Hagenau
9. Zamora
10. Abete
11. Indigo
12. Monument
13. Berliner
14. Amande.

2. Zweifelhige Scharade.
Zeughaus.

3. Schlüssel zum Königszug.



Auflösung des Königszugs.

Wieder senkt ein träumend Schweben
Sich auf die verblühte Welt.
Goldne Frucht schwillt in den Zweigen,
Goldne Garbe steht im Feld.
Bringt, was Flur und Hain erschufen
In der Sommertage Frucht!
Nacht auch Ihr des Altars Stufen
Mit des Jahres reifer Frucht!
Bringt auch Ihr die Lebenspenden,
Oh' die Welt des Winters Raub!
Beh', wenn Euren leeren Händen
Nur entflattert welkes Laub.

Julius Lohmeyer.

4. Zweifelhige Scharade.
Hauptbuch.

5. Homonym. Rolle.

6. Vierfelhige Scharade. Hellebarbe.

7. Homonym. Stoff.

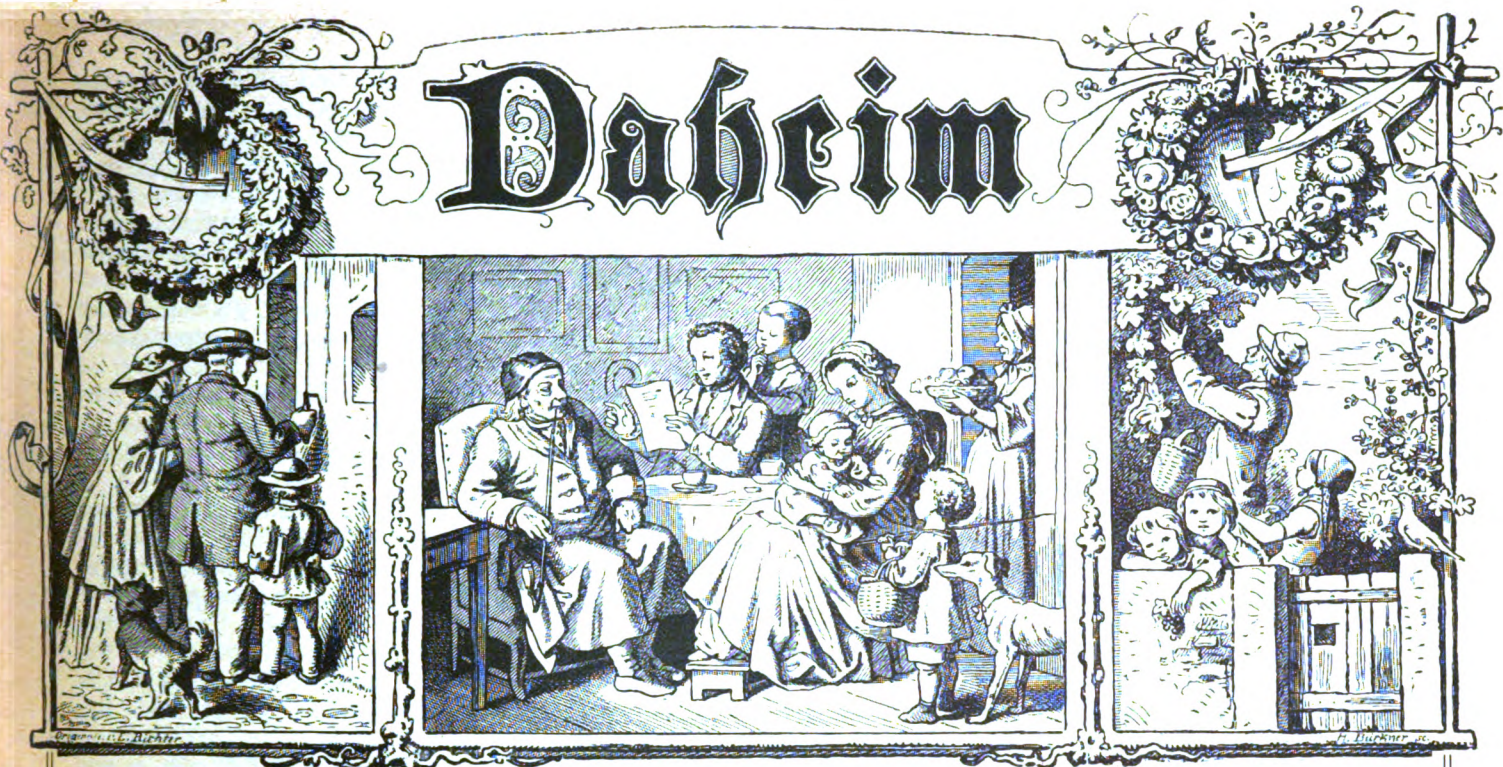
Inhalt: Spring. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Willkommen! Einquartierung. Nach dem Bilde von Claus Meyer. — Aus dem Reiche des Sultans von Sanfibar. Briefe an eine Verwandte von Lony Kohns. IV. u. V. — Beamtenverhältnisse im vorrevolutionären Frankreich. Von R. W. — Der Nordostseefanal. Von Hanns von Spielberg. — Vorpustengeficht zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Nach dem Bilde von W. Schuch. — Am Familientisch: Villa Medici. Zu dem Bilde von L. Th. Choulant. — Rechtsrat. — Berichtigung. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unterlangt eingesandter Manuscripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige F. antatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.

Verlag der Paderm-Expedition (Paderm & Alsfing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Februar 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 19.

Sphinx.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.
(Fortsetzung.)

„Als ich den Rückweg antrat, mochte es vielleicht zehn Uhr geworden sein, und es brannten bereits kümmerliche Gaslampen in den miserablen Straßen. Ich schaute scharf geradeaus, um meine Droschke nicht zu verfehlen. Da kommt mir mit hastigen Schritten eine hohe Frauengestalt entgegen. Gang und Haltung schienen mir bekannt. Es gibt nicht viele Leute, die in gleicher Weise den Kopf zu tragen wissen.“

Herr Lee hielt hier inne, während Herbert mit unnatürlich erweiterten Augen neben ihm stand:

„Und wer war diese Dame?“ fragte er.

„Wer war diese Person — willst du sagen. Sie trug nämlich ein dunkles grobes Tuch um die Schultern, und die übrige Kleidung war diesem entsprechend. Trotzdem würde ich an dieser Gestalt nicht achtlos vorübergeschritten sein. Wir streiften uns fast und ich hörte deutlich das ungestüme, schnelle Atmen ihrer Brust. — Da hob sich der bisher gesenkte Kopf, und das Licht einer Gaslaterne fiel grell auf ein marmorbleiches Antlitz.“

Wieder machte Jakob Lee eine Pause und blickte forschend auf den Bruder.

„Die Dame“, fuhr er dann fort, „welche ich die Ehre hatte, mutterseelenallein bei einbrechender Nacht inmitten einer der elendesten Straßen von New York zu treffen — war: Rose Hallstein! — Erkläre dir nun selbst das Weitere!“

Herbert sprang empört auf und rief: „Das ist eine Lüge! Eine schamlose Lüge! Meinst du, ich werde diesen schändlichen Einflüsterungen Gehör schenken? Glaubst du, das reine, edle Bild meiner Rose in meinen Augen ungestraft trüben und verzerren zu dürfen?“

Er hatte des Bruders Arm gepackt und umschloß ihn mit eisernem Druck. Aber nicht eine Muskel zuckte in dem Gesichte Jakob Lees. Regungslos hielt er dem Wutanfalle stand.

„Widerrufe, was du soeben gesagt hast, Jakob, oder — beim Allmächtigen — ich weiß nicht, was ich thue!“

Der kalte Blick Jakob Lees brachte den erregten Mann wieder zur Besinnung; er taumelte zurück und ließ den Arm los.

„Widerrufe!“ bat er noch einmal, und jetzt fast flehend.

„Wenn du es nicht aus Mitleid mit ihr thust — mit einem schutzlosen Mädchen, das nichts auf Erden besitzt, als ihren Ruf — so erbarme dich meiner, Jakob.“

Der Bankier rührte sich nicht. — Herbert aber rief jetzt:

„Bin ich nicht ein Thor? Und wenn du zwanzigmal meine Braut zu dieser Stunde und in dieser Gegend getroffen hättest, was befagt denn das? — Gibt dir das ein Recht, unwürdige Gedanken über sie zu hegen, geschweige denn, laut werden zu lassen? — Kennst du mich so wenig, Jakob, daß du glauben kannst, irgend etwas in der Welt vermöchte mein Vertrauen zu ihr zu erschüttern?! Gibt es nicht tausend Anlässe, welche Rose in jene Straße geführt haben können wie dich? — Pah! Ich war ein Narr, mich über deine Erzählung zu ereifern! — War das alles, was du zu mir zu sagen hattest? — Dann bedauere ich den Weg hierher, die verlorene Zeit und Mühe. Lebe wohl, Jakob!“

Der Kapitän griff nach seinem auf dem Tische liegenden Hut und wandte sich der Thür zu, Jakob Lee aber sprang auf und rief mit fieberhafter Angst im Auge: „Herbert!“

„Was willst du, Jakob? Ich habe keine Lust, mir länger meine kostbare Zeit rauben zu lassen. Auch dieser letzte Versuch ist mißglückt, mein Herr Bruder! Du bist der Sklave deines unbändigen Hochmuts, Jakob! Deshalb will ich mich bemühen, alles, was ich in letzter Zeit Bitteres und Kränkendes von dir erfahren habe, zu vergessen. Darum vergebe ich dir, Jakob! Nur eines verlange ich von dir:

Bisher hast du Rose Hallstein mit stetem Mißtrauen — mit Schmähreden und mit Beleidigungen verfolgt — du sowohl wie deine Frau! Rose hat es unter ihrer Würde gehalten, auch darüber zur Rede zu stellen. Von heute — von dieser Stunde ab — werde ich aber jedem ferneren Worte, welches über sie gesagt wird, zu begegnen wissen. Ich verlange also von dir — nicht aus Rücksicht gegen Rose oder gegen mich selbst etwa — nein, nur um des Namens willen, den fortan auch sie tragen wird, daß ihr von diesen Verfolgungen absteht! Willst du das thun, Jakob?"

Es erfolgte keine Antwort. — Der Bankier war an seinen Schreibtisch getreten und wandte dem Bruder den Rücken zu. Seine Haltung zeigte, daß das Gute mit dem Bösen einen erbitterten Kampf in der Brust dieses Mannes zu bestehen hatte. Er wollte — konnte Herberts Blicke jetzt nicht begegnen. Unter allen Umständen mußte er jetzt fest bleiben.

"Ich bin sehr weit davon entfernt, eine Annäherung zu versuchen — das wäre nach allem, was vorgefallen ist, eine Unmöglichkeit", sagte der Seemann sehr ruhig, nachdem eine Weile unter tiefstem Schweigen verstrichen war. Er stand dicht an der Thür und drehte den Hut, wie unschlüssig, in der Hand hin und her. Dann langte er plötzlich, als ob ein schneller Entschluß ihn antriebe, in seine Brusttasche und holte ein kleines Päckchen daraus hervor, das er vor den Bruder hinlegte.

"Dies das durch, Jakob", sagte er. "Eigentlich hätte ich früher daran denken können, dir diese Schriften zu geben, da solche Dinge für dich ja von Bedeutung sind. Für mich selbst haben jene Blätter so gut wie keinen Wert, obgleich ich nicht leugne, daß der Inhalt mich überraschte. Es sind die Legitimationspapiere meiner Braut."

Jakob Lee blickte überrascht auf und griff hastig nach dem kleinen Paket.

Ein in deutscher Sprache — (Lee war derselben vollkommen mächtig) — ausgestellter Taufschein war das Erste, was ihm aus dem Umschlage entgegenfiel.

"Geboren zu Linz am 5. Juni 1855." Also fünfundzwanzig Jahre", dachte er, das Schriftstück mit der Vornette prüfend. Besonders jung war demnach Rose nicht mehr! Aber was stand da? "Des K. K. Obersten a. D. Freiherrn von Hallstein und Sendenberg, und der Ernestine, geborenen Gräfin von Rottenheim Tochter!"

Der Bankier sah die Papiere sorgfältig durch, dann schüttelte er gedankenvoll den Kopf, wickelte sie wieder sorgsam in ihre Hülle und gab alles dem Bruder zurück.

Herbert war seinen Bewegungen mit Unruhe gefolgt; jetzt fragte er ungeduldig:

"Hältst du 'Fräulein von Hallstein' nun für wert, den Namen Lee zu tragen, Jakob?"

Ein kurzes spöttisches Lachen gab ihm Antwort.

"Diese Blätter bedeuten für mich wenig genug", erwiderte Jakob Lee gemessen. "Wer bürgt mir für deren Echtheit?"

"Jakob, was wagst du?"

Der Bankier hob beschwichtigend die Hand.

"In meiner langjährigen Praxis als Geschäftsmann, durch die ich mit Leuten von allen Nationalitäten in Verbindung komme, habe ich mancherlei Erfahrungen gemacht. Ein hochklingender Name allein imponiert mir durchaus nicht. Angenommen aber auch, dieser Taufschein gehöre wirklich dem Gesellschaftsfräulein der Everetts, bewahrheitet sich dann meine Voraussetzung nicht erst recht? Liegt dann nicht erst recht der Vergangenheit des Mädchens etwas Geheimnisvolles — Rätselhaftes zu Grunde? Warum schickt ein Vater sein Kind — und noch dazu eine so schöne Tochter — allein ins Ausland? Ich bin ein Skeptiker, Herbert — mag sein, einer von der schlimmsten Sorte; aber bisher haben mich meine Augen noch selten getäuscht! Dich treibt das feurig aufbrausende Blut der Jugend, das heiße Herz zu unüberlegtem Handeln, mich aber leitet und warnt der kühle Verstand des welt-erfahrenen Mannes. Und noch eines ist es, was mich dazu

getrieben hat, mit dem Aufgebot aller Kraft und Überlegung dich von jenem Schritte zurückzuhalten." — Zum erstenmale seit langen Wochen zitterte hier durch die Stimme des Bankiers wieder jener weiche zärtliche Klang von einst. — "Herbert! Mein Vater hat seinen einzigen Sohn mehr lieben können, als ich dich geliebt habe! Du bist mein Schmerzenskind gewesen. Dein Glück stand — und steht mir höher, als irgend etwas in dieser aus Selbstsucht und Materialismus zusammengesetzten Welt. Diese Liebe half mir über manche Enttäuschung im eigenen Dasein hinweg. Ich hatte ein Ziel — einen Lebenszweck. — Das ist nun vorüber!"

Die Brust des finsterblickenden Mannes hob sich unter einem schweren Seufzer. Der Kapitän stand noch immer bewegungslos auf derselben Stelle, die Augen mit einem tropigen Ausdrucke zu Boden gerichtet.

"So gehe denn deinen selbstgewählten Weg, Herbert, und greife mit beiden Händen in das Füllhorn Fortunnens! Bedenke aber, daß die aus Romantik und Idealismus zusammengesetzten Lustgebilde im nüchternen, prosaischen Leben der Ehe gar bald versiegen! Mögest du das so heißersehnte Glück wirklich finden und an dich zu fesseln verstehen! Das ist das Einzige, was ich dir wünsche! Setzt bin ich zu Ende mit allem und ich will dich nicht länger zurückhalten. Lebe wohl, Herbert!"

Der Kapitän stand einen Augenblick still und es war, als beabsichtige er, die herabhängende Rechte des Bruders zu ergreifen, aber er sprach schließlich nur ein leises "Lebe wohl, Jakob!" und verließ dann schnell das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Es war Herbst geworden. Der Oktoberwind strich bereits über die in buntem Farbenschmuck prangenden Wälder an der atlantischen Küste, und wenn auch um Mittag die Sonne noch recht heiße Strahlen herabsandte, so lagerten dafür morgens und abends dichte Nebel mit erkältendem Hauche auf dem Häuserlabyrinth der Manhattaninsel und verwehrt stundenlang jeden freien Ausblick auf das Meer.

Und doch ist der Amerikaner glücklich, wenn die langen silberglikernden Spinnfäden des "Indianersommers" durch die Fluren ziehen. Dann atmet der Landmann, wie der Städter freier auf. Das ist die schönste, gesegnetste Zeit jenes Landes, zumal der östlichen Staaten. In saphirblauer und smaragdgrüner Färbung wechselnd, zeigt der Ozean sich Tage, ja oft Wochen hindurch spiegelglatt, wie ein Binnensee, und nichts verrät, daß die Aquinoktialstürme noch vor kurzem mit furchtbarer Gewalt an den Küsten von New York und New-Jersey getobt haben.

Es war Herbst geworden. — Jedes aus dem Süden kommende Schiff brachte das köstlichste Obst und am Washingtonmarkt in New York häuften sich Berge von Ananas, von roten und gelben Bananenbüscheln zu unglaublicher Höhe auf, während endlose Reihen von Körben die Pfirsiche von Delaware bargen. Trauben, Kokosnüsse, kalifornische Äpfel und Birnen von fabelhafter Größe, riesige grüne Wassermelonen — das alles bot sich hier in malerischem Durcheinander dem Auge des Besuchers dar. Der Fremde, der zum erstenmale den Washingtonmarkt betritt, staunt und kann seine Blicke kaum losreißen von diesem farbenprächtigen Bild, der Einheimische aber blickt prüfend, und zu diesen Prüfenden gehörte heute auch Mati, der, einen großen Korb am Arme, mit Kennernmiene an den Frucht- und Fischständen des Marktes auf- und niederschritt.

"Zum Hofmeister eines feinen Hauses aufgerückt!" dachte der Malaie schmunzelnd, indem sein kluges Auge funkelte. "Und doch scheint auch das der kleinen Wildtate nicht zu imponieren! Diese Deutschen sind ein närrisches Volk! Ja, wenn Mary eine Irische oder gar eine Farbige wäre — dann hätte ich mir schon längst einen Ruß von diesen rosiggen Lippen stibigt. Allein das ist eine Sprödigkeit, ein Geziere und Gethue an dem Mädchen, als wenn sie eine Prinzessin wäre. Sie will Frau Rose Lee nachahmen, aber sie fällt nur zu oft aus der Rolle und nennt mich einen Eiel! — Einen Eiel? Im

Umgänge mit ihr bin ich vielleicht einer — da könnte sie wohl recht haben; aber sonst, was den Dienst anbelangt, so weiß der Kapitän recht gut, wem er sein Vertrauen geschenkt hat — und, bei meiner Seemannschre! er soll sich in Maki nicht getauscht haben!“ Maki klopfte mit seiner breiten, hellbraunen Hand vergnügt an den mit allen möglichen Waren gefüllten Marktkorb. „Jeder Cent wird notiert und berechnet — und es hat noch jeden Monat gestimmt, genau wie bei der Bank in New York.“

„Wie viel kosten diese beiden elenden Ananas?“ fragte er, indem er im Vorüberschreiten zwei prachtvolle Exemplare an den grünen Büscheln in die Höhe hob. „Bierzig Cent? Wie? Das ist ja ein wahres Sündengeld! Sie glauben wohl, ich wäre ein Fremder, weil ich euer erbärmliches Kauderwelsch schlecht spreche? Dreißig gebe ich. Sind Sie damit zufrieden?“

Und wirklich durfte Maki mit wohlgefälligem Blicke die schönen Früchte in den Korb packen.

„Wie sie es nur allein wird aushalten können!“ begann Maki nach einer Weile wieder sein Selbstgespräch, während er nun langsam der Hobokenfähre zuschritt. „Ich meine die Lady. Der kleinen Mary macht meine Abreise wohl kaum Schmerzen!“ setzte er leuchtend hinzu. „Und der Kapitän gar! Der geht schon seit vielen Tagen mit der alten finsternen Galte zwischen den Brauen einher; da weiß ich genau, daß ihn ein Kummer drückt. — Ja, ja, die Weiber müssen nun einmal zu Hause gelassen werden, das ist Seemannslos. Hart mag es aber sein, sich trennen zu müssen, wenn man noch nicht zwei Monate verheiratet ist. Da hat man ja das Glück kaum gelost. Und was das für ein Glück ist! Wie die Turteltauben sind sie miteinander!“

Eine halbe Stunde später hatte Maki das Haus seines Gebieters erreicht.

Hoboken bietet wenig Anziehendes. Es ist eine stille, verräuchert aussehende Stadt, die, wenn der Fremde sie, direkt von New York kommend, betritt, einen tristen, schläfrigen Eindruck macht. Es hat aber doch auch einige hübsche Straßen aufzuweisen, und zwar in der Nähe der Dampferlandungsplätze. Dort findet man schöne Häuser in modernem Stile und reizende Villen mit Gärten, sonnigen Veranden und zierlichen Blumenparterres. Gar mancher Schiffskapitän hat hier nach langjährigem Dienst zum letztenmale Anker geworfen und sich ein Heim geschaffen. Aber auch viele Familien noch aktiver Seeleute führen in der stillen kleinen Hafenstadt ein friedliches behagliches Dasein.

Solch einen Platz, fern vom Geräusche der großen Welt, in fast ländlicher Ruhe und Einsamkeit, hatte auch Herbert Lee gesucht und gefunden. In größter Abgeschlossenheit wollte er sein junges Eheglück genießen und er hätte dazu in der That keinen geeigneteren Ort wählen können. Der Erwerb dieser Villa gereichte ihm täglich mehr zur Freude, da der an ein unruhiges, unstätes Leben gewöhnte Seemann nun erst das wohlthuende Gefühl empfand, ein eigenes Heim zu besitzen. Ein schattiger, lauschiger Garten hinter dem Hause — eine überdachte, mit Aristolochia umwachsene Veranda an der Front der Villa und bequeme sonnige Zimmer im Innern — befriedigten die Bedürfnisse des Paares vollkommen. Das kleine Haus war, wenn auch nicht, wie die geschäftigen Zungen vor Herberts Heirat behauptet hatten, mit verschwenderischem Luxus, so doch elegant und äußerst geschmackvoll eingerichtet. Kapitän Lee besaß eine Unmasse kostbarer Gegenstände, welche er auf seinen vielen Reisen nach und nach erworben hatte und in denen oft ein viel höherer Wert steckte, als er selbst vermutete; diese waren bisher in seiner Junggesellenwohnung in New York wenig zur Geltung gekommen. Jetzt aber hatten der seine Geschmack und das richtige Verständnis seiner jungen Gemahlin sie entdeckt und jedem Stücke den gebührenden Platz in dem neuen Heim angewiesen.

Der neugegründete Haushalt bestand nur aus einer älteren, irländischen Köchin, dem deutschen Kammermädchen Mary und dem jungen Diener und Haushofmeister Maki. Die kleine Mary

hatte bereits in Frau Everetts Diensten gestanden, sich aber von dieser die Vergünstigung erbeten, Fräulein Hallstein, an der sie mit großer Verehrung hing, in den neuen Hausstand begleiten zu dürfen.

Der Malaie benutzte den hinteren Eingang nach der im Souterrain gelegenen Küche und ließ sich, indem er den schweren Marktkorb auf den blickblank geschauerten Tisch stellte, schwer seufzend auf einen Stuhl fallen.

Die Köchin war nicht anwesend. Nur Mary, eine dralle, bildhübsche Brünette mit bräunlich angehauchtem Teint und schönen, aber stets halbverschleierten, grauen Augen, stand am Bügelbrett und hantierte geschäftig mit der Tollscher. Sie erwiderte Makis Gruß durch stummes Neigen des Kopfes, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. Der junge Diener seufzte noch einmal und diesmal etwas lauter.

„Nun, war der Korb so schwer oder der Weg so weit, Maki?“ fragte Mary leichthin, während sie den Zeigefinger zum Munde führte, um die Temperatur der Tollscher zu prüfen. „Mein Himmel, wenn Sie seufzen! Sie haben ja ein Leben, wie der liebe Gott in Frankreich. Das bißchen Einkaufen und Servieren ist doch eine wahre Kinderei. Aber die Männer sind nie zufrieden und nie dankbar für das, was ihnen ein gütiges Geschick in den Schoß wirft.“

„So? Sie wissen ja gar nicht, weshalb ich seufze, Mary“, entgegnete der junge Mensch, indem er sich langsam erhob und die mitgebrachten Waren aus dem Korbe packte. Ein halb schmachsender, halb schelmischer Blick flog zu dem hübschen Mädchen hinüber. „Soll ich es Ihnen verraten?“

„Nein, nein, ich danke!“ rief sie rasch, indem sie das Gesicht auf die Arbeit herabbeugte. „Ich trage gar kein Verlangen darnach. Ihre Wünsche und Gefühle sind mir so gleichgültig, wie — nun wie das Stück Fisch dort vor Ihnen auf dem Tische!“

„Das ist ja sehr menschenfreundlich gedacht!“ erwiderte er in betäubtem Tone, obgleich es um seine Mundwinkel zuckte, wie von verhaltenem Lachen. „Sehen Sie denn nicht, daß ich Heimweh habe, Sie kurzlichtiges Mädchen! Heimweh nach meinem Vaterlande — nach der See — kurz gesagt, ich halte es hier nicht länger aus — ich will fort — fort!“ Dabei schlug er die beiden mitgebrachten Ananas so gewaltsam auf den Tisch, daß der Korb in bedenkliches Schwanken geriet.

„Fort?“ fragte Mary, die Augen mit erstauntem Blicke zu ihm aufschlagend. „Also es gefällt Ihnen hier nicht, Maki, und Sie ziehen das schreckliche, abenteuerliche Leben auf See — heute hier, morgen dort — einer friedlichen Heimat vor?“

„Gewiß, tausendmal!“ entgegnete er, mit dem Kopse nickend. „Was habe ich denn hier? Pah! Da draußen gibt es immer Abwechslung — schöne Länder — schöne Mädchen! Wer weiß, ob wir uns dann noch einmal wiedersehen, Mary! In vierzehn Tagen sage ich Ihnen lebwohl!“

„Wirklich? Sind Sie denn Ihrer Sache so sicher? Manchmal kommt es doch anders, als man denkt.“

Das junge Mädchen warf bei diesen Worten den hübschen Kopf mit den an Stirn und Nacken widerspenstig sich kräuselnden Locken zurück und sah den Diener herausfordernd an.

„Ich hörte gestern, als ich Frau Lee frisierte und der Kapitän eintrat, diesen äußern, daß er die Idee habe, Sie hier zu lassen — zu unserm Schutze. Nun, was meinen Sie dazu, Herr Maki?“

„Hat der Herr das wirklich gesagt?“ rief der junge Malaie, sich erschrocken emporrichtend, und stand mit einem Sage an ihrer Seite. „Wirklich und wahrhaftig? Alle Wetter, ich soll den ganzen Winter über hier bleiben — bei Ihnen und der gnädigen Frau im warmen Neste? Mary, diese Aussicht könnte mich doch am Ende das Heimweh vergeffen machen. Sehen Sie mir doch nur einmal in die Augen; dann werden Sie sich überzeugen, daß ich vorhin nur Scherz gemacht!“ Er ergriff eine ihrer Hände und hielt sie fest.

„Ach was, lassen Sie mich los!“ grollte die Jose und wandte das Gesicht zur Seite, während sie sich seinem festen

Griffe zu entwinden suchte. „Denken Sie etwa, es mache mir Spaß — oder gar Freude, wenn Sie uns den ganzen lieben Tag lang auf den Hacken sitzen? Ich wünschte, Sie gingen dahin, wo...“

„Mary!“

„— wo noch mehr solch dunkle schiefäugige Gesellschaft zu finden ist! Bitte, vergessen Sie nicht, daß ich eine Deutsche bin, Herr Maki!“

Der Malaie gab die Hand frei und dunkle Blut schoß ihm ins Antlitz, als er entgegnete: „Ich werde das nie mehr vergessen, Fräulein Mary!“ Dann wandte er sich schnell ab und stieg die Treppe zur oberen Etage hinan.

In dem Augenblick aber, in dem er an der äußeren Hausthür vorüber kam, betrat sein Gebieter die Halle.

Der Kapitän trug die Uniform, der Malaie nahm daher, dienstlich grüßend, sofort eine stramme Haltung an. Der Kapitän dankte mit zerstreutem Blick und kurzem Kopfnicken. Dann aber, als er schon seine Zimmertüre geöffnet hatte, wandte er sich noch einmal um und rief:

„Ist Frau Lee im Garten oder bei der Toilette?“

„Das weiß ich nicht, Herr“, war die Antwort, „da ich soeben erst vom Washingtonmarkt zurückgekehrt bin. Mary wird darüber Auskunft geben können. Soll ich sie fragen?“

„Das ist nicht nötig. Ich möchte übrigens ein paar Worte mit dir reden, Maki! Tritt hier ein — so!“ — Beide überschritten die Schwelle. — „Ich komme soeben von dem ‚State of Florida‘. Am 30. Oktober segeln wir; es ist alles zur Abfahrt bereit.“

Der junge Diener blieb stumm und regungslos vor seinem Herrn stehen.

„Du freust dich natürlich auch darüber, daß das faule Leben ein Ende nimmt?“ meinte der Kapitän freundlich, während ein wehmütiges Lächeln um seine Lippen spielte.

„Ja, Herr, sehr!“

„Wirklich? Ich dachte mir, der Abschied würde dir vielleicht nicht ganz leicht werden — dieses Mal, he?“

Der Kapitän sah dem jungen Burschen ins Auge. Dieser neigte verlegen das Haupt und entgegnete schüchtern:

„Nein, Herr, ich gehe gern fort!“

„So? Dann thut es mir leid, dir sagen zu müssen, daß du dieses Mal hier bleiben mußt, Maki! Jim Mac Baten wird deinen Posten übernehmen, und ich will versuchen, ohne dich fertig zu werden, mein Junge!“ Kapitän Lee näherte sich seinem Diener und legte die Hand auf dessen Schulter: „Dir, Maki, vertraue ich mein Haus an! Deine Anhänglichkeit und Treue sind mir genügend bekannt und ich darf, wenn ich dich hier lasse, beruhigt abreisen. Frau Lee wird an dir, denke ich, einen Schutz haben.“

„Bei Gott, den soll die gnädige Frau haben. Ich will die Villa wie meinen Augapfel hüten!“ rief der junge Mensch lebhaft. „Es wird mir gewiß schwer, Herr, zurückzubleiben, während die Kameraden draußen sind — und es wird mir noch viel schwerer, dem Kapitän nicht zur Seite bleiben zu dürfen, aber ich will das gern verschmerzen bei dem Gedanken, daß der Herr mich seines Vertrauens für wert erachtet, mich, einen armen Mischling.“

Der Kapitän schüttelte den Kopf und bemerkte nachdenklich:

„Ich ahne, wohinaus diese Andeutungen laufen! Mein Junge, Vorurteile lassen sich schwer besiegen!“ Der Blick des Seemanns glitt bei diesen Worten über den Diener hinweg, ins Leere.

„Übrigens noch eins, Maki!“ begann Herbert Lee nach wenigen Minuten in vollkommen ruhigem Tone. „Du sollst morgen hinüber nach New York zu Herrn Jakob Lee. Du wirst ihm einen Brief überbringen und ihm sagen, daß unsere Abreise auf den 30. Oktober festgesetzt ist. Ich werde dir auch eine Botschaft für Fräulein Mansfield mitgeben.“

„Ja wohl, Herr!“

„Gut, melde dich morgen vormittag bei mir.“

Der Kapitän trat ans Fenster und öffnete beide Flügel,

so daß die Strahlen der Mittagsonne gleich einem Lichtmeere ins Zimmer hereinstuteten. Er stand eine Weile schweigend da und schaute auf die stille Straße. Er hatte die Anwesenheit des Dieners vergessen, als er sich endlich umwandte, fragte er daher:

„Du bist noch hier, Maki?“

„Ja, Herr, ich glaubte, Sie hätten mir noch etwas zu bestellen!“

„Nein, ich bedarf deiner nicht mehr. Du kannst gehen!“

Kapitän Lee rückte den Sessel wieder an den Schreibtisch und ließ sich nieder. Er warf auf dem Tisch ausgebreitete Atlanten und Schiffskarten achtlos durcheinander und suchte nach einem Briefbogen und einem Rouvert. Der Kapitän war kein eifriger Korrespondent, er schrieb nur selten und immer ungern. Auch jetzt hielt er den Gänsekiel mißmutig in der Hand. War es doch nicht etwa besser, wenn er selbst hinüberfuhr, um dem Bruder ein Lebenswohl zu sagen? Seit jener Abschiedsstunde in Long Branch hatte er dessen Haus nicht mehr betreten und von keiner Seite war der leiseste Annäherungsversuch gemacht worden. Nur von Amy Mansfields Hand empfing er nach seiner Hochzeit ein Schreiben, das zwar kurz, aber in dem alten freundschaftlichen Tone gehalten war. Sie sagte ihm, daß sie sich seines Glückes freue, und bat ihn, nie zu vergessen, daß sie ihm stets eine wahre treue Freundin gewesen sei und eine solche auch bleiben werde — ihm und Rose! Der Verwandten erwähnte sie nur flüchtig, teilte aber mit, daß Jakob Lee seit einiger Zeit über körperliches Unbehagen klagte, weshalb ihn der Hausarzt einer strengen Kur unterworfen und ihm jede geistige Arbeit und Anstrengung aufs ernste unterzählt habe. Schließlich schrieb Amy noch, daß sie, wenn es dem jungen Paare nicht störend wäre, gern einmal nach Hoboken kommen und das neue Heim in Augenschein nehmen würde.

Herbert hatte diese freundlichen Worte bis heute nicht beantwortet. Er wollte mit der Vergangenheit abgeschlossen haben und keine fremdes Auge sollte in das Heiligtum seines Glückes hineinschauen. Nein, auch Amy sollte das nicht — sie gerade am wenigsten! Kannte er doch die Gefühle, die sie für ihn hegte, nur zu gut. Sie wollte offenbar in opferfreudiger Selbstverleugnung als guter Geist, als segenspendende Fee in seinem jungen Heim erscheinen. Das erschien ihm unnatürlich, unzulässig.

Fast zwei Monate hatte Herbert gelebt, wie in einem Märchen aus ‚tausend und eine Nacht‘. Sein so heiß und glühend ersehnter Wunsch, der Besitz Rosés, war ihm erfüllt. Rose war sein! Und seit ihr ernstster Mund ihm in seliger Stunde gestanden hatte, daß jeder ihrer Gedanken ihm gehöre — seit er täglich wahrte, wie die düsteren Wolken, welche über den reinen, edlen Zügen lagen, sich mehr und mehr lichteteten und das schöne Antlitz zuletzt strahlte in einem Ausdrücke, der sein Herz wild schlagen ließ — da erschien Herbert Lee wohl ein jeder Tag als ein Wonnetag. Rose erschien ihm als der Inbegriff eines holdseligen Weibes. Ihr reiches Wissen, der ideale Zug ihres Geistes erfüllten den gebildeten, weit gereisten Mann immer wieder mit Staunen und Bewunderung. Wie anders war sie doch als die vergnügungssüchtigen, oberflächlichen Frauen seines Landes! Mädchen, wie Susan und Adeline Everett vermochten durch ihre pridelnde Munterkeit und ihre sprühende Lebenslust für Augenblicke auch das Herz eines ernststen Mannes zu gewinnen, allein an ihrer Seite das ganze Leben zu verbringen, erschien Herbert jetzt wenig verlockend. Und doch! — und doch war Herberts Glück nicht ganz ungetrübt. So sehr er auch bemüht war, die letzte Unterredung mit seinem Bruder aus seinem Gedächtnis zu tilgen — es wollte ihm nicht ganz gelingen. Was veranlaßte damals seine Braut, sich nach jener entlegenen, elenden Straße zu begeben? War diese Begegnung nur eine Täuschung — oder gar nur eine Erfindung gewesen? — Aber nein, der Kapitän wußte nur zu genau, daß Jakobs Mund keine Lüge aussprechen würde. Und eine Frage wollte durchaus nicht über seine Lippen. Und darüber keimte das Miß-



Beim Pfandleiher. Gemalt von H. Brütt.

trauen fort und wuchs hoch und höher in seiner Seele. — Der Blick aus seines Weibes Auge erschien ihm oft so rätselhaft, ihre Rede so zerstreut, ihr Kuß so kühl, daß ein brennender Schmerz sein Herz zusammenpreßte. Hatte Rose wirklich ein Geheimnis vor ihm, hielt sie ihn ihres Vertrauens nicht für würdig — ihn, der ihr nun doch am nächsten stand auf Erden? — Allgütiger Gott, hatte der Bruder doch recht gehabt, als er jene düsteren Äußerungen über Rosas Vergangenheit laut werden ließ? — Von Angst gefoltert, schreckte Herbert oft des Nachts empor aus festem Schlafe, und sein Blick ruhte dann forschend auf dem sanft und friedlich schlummernden Weibe an seiner Seite. Konnten diese Züge wirklich trügen? Beim Himmel! Dann war die ganze Welt nur eine einzige große Lüge!

Herbert schalt sich jetzt einen Thoren, einen Elenden, der eines solchen Glückes nicht wert sei! Der helle Tag, der Zauber ihres Wesens, verschleuchten später auch die leisesten Spuren eines Verdachtes. — Aber die dunklen Schatten des Mißtrauens kehrten wieder zurück.

Wenn er an den länger werdenden Abenden im Schaukelstuhle lag und dem Gesange seiner jungen Frau lauschte, während sie mit ihrer weichen, bestrickenden Stimme, in der süßen Sprache der Töne, von Liebesglück und Seligkeit zu ihm redete — zu ihm allein — da brauste es aufs neue wild empor in Herberts Brust! Hatte sie je einem anderen Manne so gesungen? Hatten diese Lippen jemals einem anderen zugelächelt? — Von der Vergangenheit sprach sie ja niemals, und er — er fühlte eine wahre Scheu, daran zu rühren.

Rose war fein, sein holdes tugendhaftes Weib, und dennoch sagte ihm zuweilen ein undefinierbares Gefühl, daß eine fremde Gewalt, ein störendes Etwas zwischen ihnen stand. — Was war das?

So stritten Schmerz, Eifersucht und Mißtrauen mit Liebe und Leidenschaft täglich in der Brust des jungen Gatten.

Eines Abends — es war ein grauer, regenschwerer Tag gewesen, und die Dunkelheit war noch früher hereingebrochen als gewöhnlich — eines Abends hatte jene ihm so unheilsvoller dünkende Frage sich von seinen Lippen losgerungen. Im kühlsten, gleichgültigsten Tone ward sie gesprochen, während das Blut wie mit Hämmern an seine Schläfen schlug und der Atem ihm fast die Stimme raubte. Er hatte Rose gefragt, ob sie es gewesen wäre, die am Abende vor ihrer Hochzeit in Mulberrystreet gesehen worden war? Seine Blicke hatten, während er fragte, das Antlitz seiner Frau mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Obdachloser.

Ein Bild aus dem Berliner Leben.
Von Adolf Schulze.

Der Winter ist eingezogen und mit ihm Schnee und Eis und bittere Kälte. Wohl dem, der jetzt einen warmen Überzieher und Stiefel mit soliden Doppelsohlen sein eigen nennt. Wohl auch vor allen Dingen dem, der das angenehme Bewußtsein hat, abends nach des Tages Mühen ein schützendes Dach und ein warmes Bett zu finden! Hast du wohl schon einmal darüber nachgedacht, lieber Leser, wie dir zu Mute wäre, wenn du das alles entbehren müßtest? ... Nein! nicht wahr? ... Und doch gibt es Menschen in solcher Lage.

Wir sind in Berlin. Ein kalter, feuchter Winterabend hat sich auf die Hauptstadt herabgeseigt. Die Straßenlaternen brennen trübe; obgleich es nicht geregnet hat, sind die Bürgersteige naß und schlüpfrig.

Hinter dem Thorwege einer Mietkaserne steht ein junger Mensch von zwanzig Jahren. Die Beine übereinander geschlagen, die Hände in die Taschen gesteckt, lehnt er zusammengekauert in der dunklen Ecke. Die Leute, welche nach Hause kommen und ihn bemerken, eilen mit einem scheuen Seitenblick an ihm vorüber die Treppen hinauf, ihrer warmen Stube zu. „Ein Pennbruder!“ denken sie; „wer weiß, was das für ein Mensch ist.“ — Ja, wer weiß es! ... O, wenn die Menschen alles wüßten!

Heinrich Schröder ist ordentlicher Leute Kind, aber die

Eltern starben schon, als er noch bei einem Tischler in der Lehre war. Er war ein fleißiger Arbeiter und sein Meister hatte im allgemeinen nicht über ihn zu klagen. Nur ein wenig vorlaut und naseweis konnte Heinrich mitunter sein; indessen — der strenge Meister verstand es, sich Respekt zu verschaffen, und so ging es, bis er achtzehn Jahre alt wurde und ausgelernt hatte. Als Geselle kam er nach Berlin in eine Werkstatt, in der nicht so strenge Zucht herrschte. Hier wuchs sein Selbstbewußtsein und mit demselben sein Widerspruchsg Geist. Eine Zeitlang ertrug der neue Meister das, dann aber wurde Heinrich entlassen. Während er neue Arbeit suchte, gingen seine Ersparnisse darauf. Auf der neuen Arbeitsstelle trieb er es aber nicht viel besser, und als er nach einiger Zeit wiederum entlassen wurde, mußte er ein Stück nach dem andern von seiner Habe verkaufen. Schließlich konnte er auch die Miete für seine Schlafstelle nicht mehr bezahlen, und als seine Wirtin sah, daß seine Verhältnisse sich nicht besserten, vermietete sie die Stube, welche er bisher innegehabt hatte, anderweitig. So sah er sich denn obdachlos und ohne Subsistenzmittel auf der Straße, der Not und dem Elend preisgegeben.

Am dem Abend, wo wir ihn im Thorwege trafen, hatte Heinrich bereits eine an Entbehrungen und Abenteuern reiche Zeit hinter sich. Er hatte verschiedene Nächte wegen Obdachlosigkeit auf dem Polizeigewahrsam zugebracht und auch schon mehrfache Haftstrafen wegen Bettelns abgebüßt. Doch das war im Sommer gewesen und der Sommer ist die goldene Zeit für die Obdachlosen. Allein nun war der Winter da, was sollte jetzt aus ihm werden? Vor vierzehn Tagen hatte er in Perleberg seine letzte Haftstrafe angetreten und gestern bei seiner Entlassung hatte sich die bisher immer noch erträgliche Temperatur in nebelige Winternächte verwandelt. In der vergangenen Nacht war es ihm geglückt, in dem Asyl für Obdachlose ein Unterkommen zu finden, aber heute war er zu spät gekommen, der Hunger hatte ihn zu lange aufgehalten, er hatte die Zeit verbettelt ... Hunger thut weh.

Was sollte jetzt aus ihm werden? Schauernd legte er sich die Frage vor und preßte die Arme an den Leib, die Kälte wich nicht, nur ein leises Knistern ließ sich bei der unwillkürlichen Bewegung vernehmen. Ein bitterer Schmerz zog bei dem Geräusch durch seine Seele: es wurde durch die längst verfallenen Pfandscheine verursacht, welche er immer noch in der Tasche trug.

Inzwischen war es zehn Uhr geworden und die Wirtin des Hauses kam, um das Gas auszudrehen. Ihr scharfes Auge hatte den Fremden bald entdeckt: „Schon wieder ein Strolch“, dachte sie und verwies ihm mit kurzen, harten Worten den Aufenthalt auf dem Flur. Wortlos kam er der Aufforderung nach und trat auf die Straße, auf die soeben ein feiner Regen herabzurieselte begann. Eine Weile blieb er unschlüssig stehen und das volle Licht einer nahen Straßenlaterne fiel auf sein von dem langen Aufenthalt in freier Luft gebräuntes, fast lederartiges Gesicht, dem man die ausgestandenen Leiden und Entbehrungen kaum ansah. Nur die Augen waren unnatürlich groß und zuweilen rief das hineinfallende Licht der Laterne ein unheimliches Flackern, wie von herannahendem Fieber in ihnen hervor. Den Reim dazu hatte er sich bereits vor seiner Haft in den kalten Nächten, die er im Freien zubrachte, geholt. Und wie hätte auch ein Mensch in so elendem Zustande den Unbilden der Witterung Trost bieten können? Unter seinen Stiefeln fehlten die Sohlen, seit langer Zeit schon lief er nur noch auf den Brandsohlen und statt der Strümpfe trug er ein Paar durchlöcherter baumwollene Fußlappen, die er während seines Aufenthaltes in Perleberg wenigstens einmal hatte auswaschen können. Die dünnen Sommerhosen hingen schlaff auf die Füße herab, der leiseste Windstoß schüttelte sie hin und her und ließ die Umrisse der nackten Waden scharf hervortreten. Der Rock war mit einem Stück Bindfaden über der Brust zusammengebunden und an dem am Halse sichtbaren Hemde fehlten ebenfalls die Knöpfe, so daß die Kälte ungehinderten Zutritt hatte. Das einzige Glied seines Körpers, das sich eines genügenden Schutzes

erfreute, war der Kopf. Dichtes blondes Haar und eine warme blaue Tuchmütze bedeckten denselben.

Während Heinrich noch so da stand, zitternd und schauernd im Fieberfrost, kam der Wächter, um das Haus zu schließen. Seine hohen Schaffstiefel mit dreifachen Sohlen und der mit warmer Wolle gefütterte Wintermantel erinnerten Heinrich auf das Schmerzlichste an seine Blöße und mit doppelter Gewalt kam die Kälte über ihn. Den Kopf gesenkt, um wenigstens die Brust etwas zu schützen, schlich er von dannen. Die Beine waren ihm steif geworden; er vermochte nicht, schnell zu gehen. Nach und nach jedoch beschleunigten sich seine Schritte; die beiden Gespenster, welche ihn trieben, Frost und Hunger peitschten ihn erbarmungslos vorwärts. Als er etwa eine Stunde lang umhergeirrt sein mochte, konnte er nicht weiter; die Müdigkeit überwältigte ihn; fast im Gehen fielen ihm die Augen zu. Vor einem Hause, in dem sich ein Restaurant befand, blieb er stehen. Auf dem hellerleuchteten Hausflur sah er rechts einige Stufen, welche nach dem Lokal führten, und links die mit dicken Kofosläufern belegte Treppe. Er erinnerte sich des Hauses; ganz oben im vierten Stock hatte er schon einmal auf der Treppe übernachtet, ohne daß ihn jemand entdeckt hatte. Vielleicht ließ man ihn auch diese Nacht in Ruhe, und wenn nicht, nun so konnte es ihm ja schlimmstenfalls nur ein paar Ohrfeigen eintragen. Er mußte schlafen, im Schlafe für ihn wenigstens nicht. Ohne sich umzusehen, stieg er die Treppen hinan. Aus dem Restaurant tönte ihm Gläserklang und fröhliches Lachen nach, während der würzige Geruch frischen Bratens seinen Hunger dergestalt reizte, daß sich unwillkürlich ein dumpfes Stöhnen seiner Brust entrang und wider seinen Willen heiße Thränen seinen Augen entströmten. Doch was half das alles! Den fröhlichen Menschen dort unten wäre es freilich leicht gewesen, sein Elend wenigstens für diese Nacht aus der Welt zu schaffen und sie hätten es vielleicht auch gern gethan; aber was wußten sie von seinem Elend? Konnte er sie um Hilfe anrufen? Sobald er nur die Thür geöffnet hätte, würde ihn der Wirt oder ein Kellner schleunigst und mit möglichst wenig Aufsehen wieder hinausgeschoben haben. Das Elend stört die Freude; es macht einen unangenehmen Eindruck, es könnte sogar dem einen oder dem andern der Gäste den Appetit verderben. Ein kluger Wirt wird niemals Bettler in seinem Lokale dulden. — Traurig schlich Heinrich hinauf. Im vierten Stock, auf der dritten Stufe von oben, ließ er sich nieder. Hier war es wenigstens trocken und auch einigermaßen warm. Ohne sich weiter zu besinnen, zog er seinen Rock aus, um sich mit demselben zudecken — er wärmt dann besser — und legte sich zum Schlafen zurecht, indem er den Kopf auf die oberste Stufe stützte. Er dachte nicht mehr daran, daß ihm hier oben etwas Unangenehmes geschehen könne; er wollte nur schlafen, vor allen Dingen schlafen, was nachher geschah, war ihm gleichgültig.

Für eine Stunde etwa behauptete die Müdigkeit wirklich die Herrschaft über Frost und Hunger, ein unruhiger Schlaf senkte sich auf seine Augenlider. Dann vernahm er im halb-wachen Zustande, wie jemand die Treppe heraufkam. „Er wird wohl zwei oder drei Treppen hoch wohnen“, dachte Heinrich und versuchte weiter zu schlafen. Halb im Traum hörte er das Klappern einer Streichholzschachtel, dann stand plötzlich ein Schutzmann vor ihm und leuchtete ihm mit brennendem Streichholz in das Gesicht. Der Beamte war ein dienstfertiger Mann. Er wußte, daß die Obdachlosen mit Vorliebe dieses Haus zum Übernachten wählten, und pflegte dasselbe auf seinen Patrouillengängen öfter zu revidieren.

„Was machen Sie hier?“ fragte er barsch.

Heinrich vermochte nicht zu antworten; er wollte sich erheben, um das Weitere abzuwarten, aber die eingeschlafenen Beine versagten ihm den Dienst. Lautlos brach er wieder zusammen.

„Na, kommen Sie nur zu sich“, sagte der Schutzmann zugreifend, um ihn zu unterstützen; „warum sind Sie nicht nach dem Asyl gegangen?“

„Ich bin zu spät gekommen“, antwortete Heinrich mechanisch.

„So, und dann denken Sie hier oben pennen zu können und jagen den Leuten, die nach Hause kommen, Angst ein. Vorwärts, machen Sie, daß Sie fortkommen, hier haben Sie nichts zu suchen.“ Er zündete ein zweites Streichholz an und warf einen flüchtigen Blick auf die Thüren, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei.

Heinrich war inzwischen aufgestanden und wankte, sich am Geländer festhaltend, langsam die Treppe hinunter; der Schutzmann ging mit brennendem Streichholz neben ihm, um im Notfalle sofort zugreifen zu können. Als sie unten auf dem immer noch erleuchteten Flur angekommen waren, hieß er ihn stehen bleiben, um ihn genauer zu betrachten.

„Haben Sie eine Legitimation bei sich?“ fragte er.

Heinrich überreichte seinen Lehrbrief und die Pfandscheine. Während er zitternd vor dem Beamten stand, prüfte dieser die Papiere. Die Pfandscheine belehrten den kundigen Hüter des Gesetzes, daß er es mit keinem notorischen Verbrecher, sondern nur mit einem erst seit kurzem dem Elend Unterlegenen zu thun hatte. Der bis dahin ernste und unbewegliche Ausdruck seines Gesichtes wurde um einige Linien milder, es schien sogar etwas wie Mitleid in seinem Auge aufzuleuchten. Er überlegte einen Augenblick, ob er den Mann nicht mit nach der Wache nehmen sollte, aber man hätte ihn ja dort doch sofort wieder entlassen. Wohin sollte es auch führen, wenn die Tageliebe erst wußten, daß bei schlechtem Wetter auf der Wache ein Asyl für sie vorhanden sei? — Er sah ein, es ging nicht. Und doch wurde es ihm schwer, den Elenden in die Nacht hinauszustoßen. Seine Hand spielte schon eine Zeitlang mit einem Schnupfennigtiid, das er für den nächsten Morgen zu einer Tasse Kaffee bei seinem zweiten Patrouillengange bestimmt hatte. Sollte er es ihm geben? Er hielt es wohl auch einmal ohne Kaffee aus und um acht Uhr kam er ja nach Hause, wo seine Frau und Kinder ihn in der warmen Stube zum Frühstück erwarteten.

Während er noch zögerte, hatte Heinrich sich langsam nach dem Ausgange gewandt. An der Thür schlug ihm der eisige Wind den Regen ins Gesicht. Mit einem heftigen Schütteln fuhr er unwillkürlich zurück.

„Armer Kerl“, dachte der Schutzmann und holte die Hand mit dem Geldstück hervor. „Hier haben Sie einen Groschen, damit Sie sich wenigstens eine Tasse Kaffee und eine Schrippe kaufen können, eine Kaffeeklappe werden Sie schon irgendwo auffinden.“

Mechanisch nahm Heinrich das Geld. Er dankte nicht einmal dafür; aber der Beamte erwartete auch keinen Dank.

Albermals schlich Heinrich in die Nacht hinaus. Fast unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach der Charlottenstraße. Dort kannte er eine Kaffeeklappe, welche die ganze Nacht über geöffnet war. Mechanisch stieg er die schmalen Kellerstufen hinab. Das Lokal war verhältnismäßig leer. In dem vorderen Raume, wo sich das Büffet befand, bemerkte man nur den Wirt, der sich mit dem Spülen von Tassen die Zeit vertrieb. In dem Nebenraume, der so niedrig war, daß ein Erwachsener nur notdürftig aufrecht darin zu stehen vermochte, saßen vier Droschkentutcher und spielten Sechszundsechzig, mit Karten, auf denen kaum noch eine Farbe zu erkennen war. In der Ecke, nahe dem Eingange, stand ein kleiner, eiserner Kanonenofen, dessen rote Glut das Zimmer mit einer dumpfen, trockenen Hitze erfüllte. Eine einzige schirmlose Gasflamme schien wie ein einsamer Stern in der mit dichtem Tabaksqualm geschwängerten Atmosphäre zu schweben, während durch das mit einem Gitter versehene Kellerfenster der blasser Schein einer Straßenlaterne hereindrang. Heinrich nahm unmittelbar neben dem glühenden Ofen Platz und bestellte eine Tasse Kaffee nebst zwei Schrippen. Die Hitze schien seine Lebensgeister für einen Augenblick neu zu beleben; begierig schlürfte er das heiße Getränk und aß das trockene Weißbrot dazu. Für einen Augenblick durchströmte eine wohlthuende Wärme seinen Körper, und etwas wie neuer Lebensmut schien seine Sinne zu beleben. Bald jedoch machte die ungeheure physische Ermüdung ihre Rechte geltend. Mit trampfhafter Anstrengung versuchte der

Arme noch eine Weile gegen den ihn mit unwiderstehlicher Macht überwältigenden Schlaf anzukämpfen, aber vergebens. Immer häufiger sank sein Kopf auf die Brust herab und nach wenigen Minuten stürzte er mechanisch die Arme auf den Tisch, um in einen fast totenähnlichen Schlummer zu versinken.

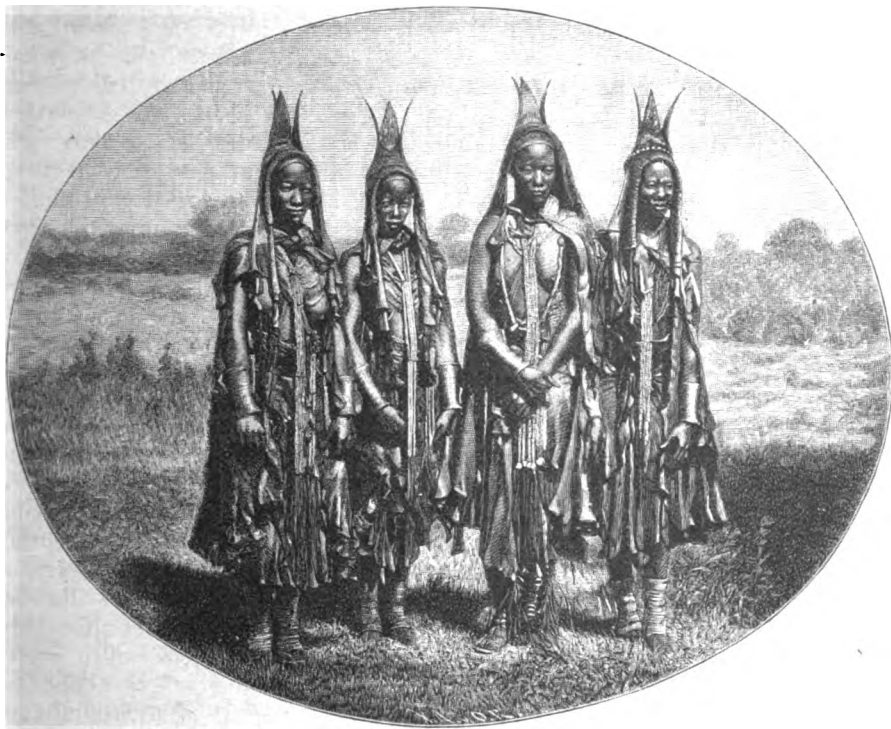
So lange nur die wenigen Gäste anwesend waren, drückte der gutmütige Wirt ein Auge zu. Nach und nach aber wurde es lebendiger in dem Lokal. Straßenfeger in ihren leinenen Rücken und schweren Stiefeln kamen polternd herabgestiegen, um eine „Tasse Warmen“ zu trinken; einige Wächter von benachbarten Privatgrundstücken stellten sich ein; auch einzelne Nachschwärmer, die vor dem Schlafengehen ihre Nerven erst ein wenig beruhigen wollten, kamen lärmend hereingestürzt. Nun mußte auch der Wirt den Geschäftsrückichten Rechnung tragen. Mit kräftiger Faust faßte er Heinrich am Kragen und hob ihn empor: „Heda, Sie!“ rief er, „hier ist keine Penne; wenn Sie schlafen wollen, denn gehen Sie nach's Asyl, hier haben Sie nu lange genug geschnarcht.“ . . . Der Wirt sowohl wie seine Gäste waren an kräftige Mittel gewöhnt und auch Heinrich fand nichts Besonderes in der Art, wie er geweckt wurde. Dampfen Sinnes und noch halb im Schlafe stieg er die Stufen hinan. Draußen aber in der kalten Luft wurde er nur zu schnell wieder munter. Der plötzliche Temperaturwechsel that seine Wirkung. Heinrichs Körper bebte im Fieberfrost, seine Zähne klappten auf einander, ihm war, als ob glühende Nadeln ihm von allen Seiten in das Fleisch drängen. Er begann zu laufen; er wußte aus Erfahrung, daß dies das einzige Mittel war, um wenigstens einigermaßen warm zu werden. Aber wie lange sollte er das aushalten! Er trabte die Linden hinab, nach dem Brandenburger Thor. Die Straße war um diese Zeit fast menschenleer. Ab und zu begegnete er einem Wächter oder Schuhmann. Die Hüter der Nacht blieben wohl einen Augenblick stehen, wenn er an ihnen vorbeieilte, um ihm nachzusehen, aber nach kurzer Pause setzten sie ruhig ihren Gang fort. Ein Obdachloser! Wie viele begegneten ihnen in jeder Nacht! Unbehelligt eilte Heinrich weiter. In vornehmer Ruhe blickten die Paläste des Pariser Platzes auf ihn herab. Dort ruhten sie, die Großen dieser Erde, hinter glänzenden Spiegelscheiben! Sie hätten ihm helfen können, sie hätten ihm auch helfen wollen, aber was wußten sie von ihm und seiner Not? Weiter, weiter! rief es in seinem Innern. Der scharfe Wind am Thore trieb ihn zurück. Er kehrte um und lief die andere Seite der Linden hinauf. Als er an den blinkenden Schaufenstern vorbeikam, hinter denen so viel Kostbarkeiten aufgestapelt lagen, blitzte ein Gedanke in seiner Seele auf: Wie, wenn er eine derselben zertrümmerte? dann fand er sofort Obdach! Dann brauchte er nicht mehr zu hungern noch zu frieren; er hatte jeden Abend sein warmes Bett, alle Not hatte ein Ende. Er ging langsamer. Wie mancher hatte nicht schon auf diese Weise sich geholfen? Was lag denn an einer solchen Scheibe? Den Besitzer des Ladens traf ja kein Schaden, den bezahlte die Versicherungs-gesellschaft . . . Ein Kampf entspann sich in seiner Brust, aber er war nur von kurzer Dauer. Wenn er die Scheibe zertrümmerte, kam er ins Gefängnis und das wollte er nicht. Schon die Haftstrafen wegen Bettelns lasteten schwer auf seiner Seele, aber sie erschienen ihm wenigstens nicht entehrend, ihretwegen, das wußte er, kam er nicht ins schwarze Buch der Polizei; aber Gefängnis, nein! so weit wollte er es nicht kommen lassen . . . Er eilte weiter. An der Charlottenstraße bog er rechts ab; in den engeren Straßen wehte der Wind nicht so heftig und trieb ihm auch den Regen nicht so unbarmherzig ins Gesicht. Straßen auf und Straßen ab ging es weiter, aber immer langsamer wurde sein Gang. Immer verschwommener, immer unbestimmter wurden die Gegenstände vor seinen Augen. Ach wenn es doch erst Morgen werden wollte! Am Moritzplatz sah er nach der Normaluhr. Barmherziger Gott, sie zeigte auf drei und ihm war, als ob er bereits eine Ewigkeit umhergewandert wäre. Wie gebrochen wankte er weiter; immer aus einer Straße in die andere. Mehrere Male war er bereits nahe daran gewesen hinzu-

stürzen, aber er hatte sich wieder aufgerafft. Ja wenn die Kälte nicht gewesen wäre und das Fieber! Endlich aber verließen ihn die Kräfte. An der Ecke der Seidel- und Alten Jakobsstraße stolperte er über eine etwas hervorragende Granitplatte und schlug der Länge nach mit dem Gesicht auf das Pflaster. Eine Blutlache bildete sich unter seinem Kopfe, aber er blieb ruhig liegen. Eine wohlthätige Ohnmacht hatte seine Sinne umfassen; er fühlte nichts mehr . . .

Nach einer Weile fand ihn der Wächter des betreffenden Reviers. „Na, der scheint gut geladen zu haben“, brummte er, als er ihn von weitem liegen sah. Er faßte ihn an die Schulter und versuchte ihn aufzurichten; nach kurzem Bemühen sah er jedoch, daß seine Kraft hier nicht ausreichte, er eilte daher zurück und holte einen Schutzmann herbei, der sich kurz zuvor in sein Wachtbuch eingetragen hatte. Nach einigen erneuerten fruchtlosen Versuchen, den Unglücklichen zum Bewußtsein zurückzurufen, luden sie ihn in eine Droschke und fuhren mit ihm nach der Polizeiwache. Als sie ihm dort das Blut aus dem Gesicht gewaschen hatten, wurden sie gewahr, daß sie es mit einem Kranken zu thun hatten; Heinrich phantasierte; das Fieber war bei ihm zum Ausbruch gekommen. Nach kurzem Verweilen wurde er von neuem in eine Droschke gepackt und ein Schutzmann fuhr mit ihm nach der Charité.

Als er hier nach Verlauf von vierzehn Tagen zum ersten Male wieder zur Besinnung kam, lag das Vergangene wie ein wüster Traum hinter ihm. Eine barmherzige Schwester saß an seinem Bette und sprach ihm freundlichen Trost zu. Wie wohl fühlte er sich bei ihren gütigen Worten; es schien ihm, als ob er ein ganz anderer Mensch geworden wäre. Nach und nach jedoch kehrte ihm das Bewußtsein seiner hoffnungslosen Lage zurück und mit jedem Tage der fortschreitenden Besserung wuchs auch die Sorge um seine Zukunft. Der Schwester, welche ihn pflegte, blieb dieselbe natürlich nicht verborgen und auf ihre Veranlassung besuchte ihn der Geistliche der Anstalt. Der menschenfreundliche Diener des Wortes Gottes empfand die lebhafteste Teilnahme für den jungen Menschen und seiner thatkräftigen Unterstützung war es zu danken, daß derselbe als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben wurde. Er traf Sorge, daß Heinrich bei seiner Entlassung Aufnahme in einer benachbarten Arbeiterkolonie fand, aus der er nach Ablauf eines Vierteljahres, mit einem neuen Anzug versehen und einem Sparpfennig in der Tasche, von neuem den Weg durch das Leben begann, diesmal aber um eine Summe von Erfahrungen reicher, die ihn sein ganzes Leben hindurch vor Schaden hüten wird.

Und nun noch einige kurze Betrachtungen zu diesem alltäglichen Bilde aus dem Leben einer Großstadt. Was wäre wohl aus dem jungen Menschen geworden, wenn nicht seine Erkrankung das Einschreiten der öffentlichen Mildthätigkeit gebieterisch erheischt hätte? Wie viele Tausende stehen nicht jezt wie er mitten im harten, erbarmungslosen Winter! Wohl haben die meisten von ihnen ihr Elend selbst verschuldet, aber wie leicht bricht es doch auch oft herein, und wie schwer ist es für den Unglücklichen, sich wieder daraus zu erheben! Die staatliche Hilfe allein ist hier machtlos, aber der Privatmildthätigkeit bietet sich ein weites Feld dar, auf dem sie großen, unendlichen Segen stiften kann; nur sehen muß sie das Elend. Mit wie geringen Mitteln ist einem Unglücklichen oft zu helfen und welchen Segen vermag der Christ hier zu stiften. Ein alter Rock, ein Paar abgelegte Stiefel sind oft hinreichend, um einen Verkommenen in stand zu setzen, wieder um Arbeit anzufragen, die man ihm sonst nie gewähren würde. Wie mancher von ihnen kämpft mit dem letzten Rest der Verzweiflung gegen die Versuchung, welche ihn in den Abgrund hinabzuziehen droht, und niemand ist da, ihm die rettende Hand zu reichen! Es ist nur zu leicht, das Elend auf sich herabzuziehen, aber Heldennut gehört dazu, es zu tragen, ohne der Versuchung, die es mit sich bringt, zu erliegen.



Aus Deutsch-Südwestafrika: Tracht der Hererofrauen. Vorderansicht.

Kleinstädtereien. Von Fritz Anders.

I. Was weiß das deutsche Volk von Goethe?

Es war einige Wochen vor der Einweihung des Goethe-denkmals Schapers in Berlin, als ich mit dem Künstler zusammen den Kurfürstenteller aufsuchte. Dort trafen wir einen Kreis von Künstlern der Feder und des Stiftes, deren Namen dem Leser sicher bekannt sind, aber ich will sie lieber nicht nennen. Natürlich kam sogleich die Rede auf das Goethe-denkmal, und es wurde mitgeteilt, daß sich Schaper entschlossen habe, nichts weiter als den Namen „Goethe“ auf dem Postamente anbringen zu lassen. Das fand allgemeine Billigung, nur einer der Herren meinte: „Herr Professor, ich würde gar nichts schreiben.“ — „Nanu? wieso?“

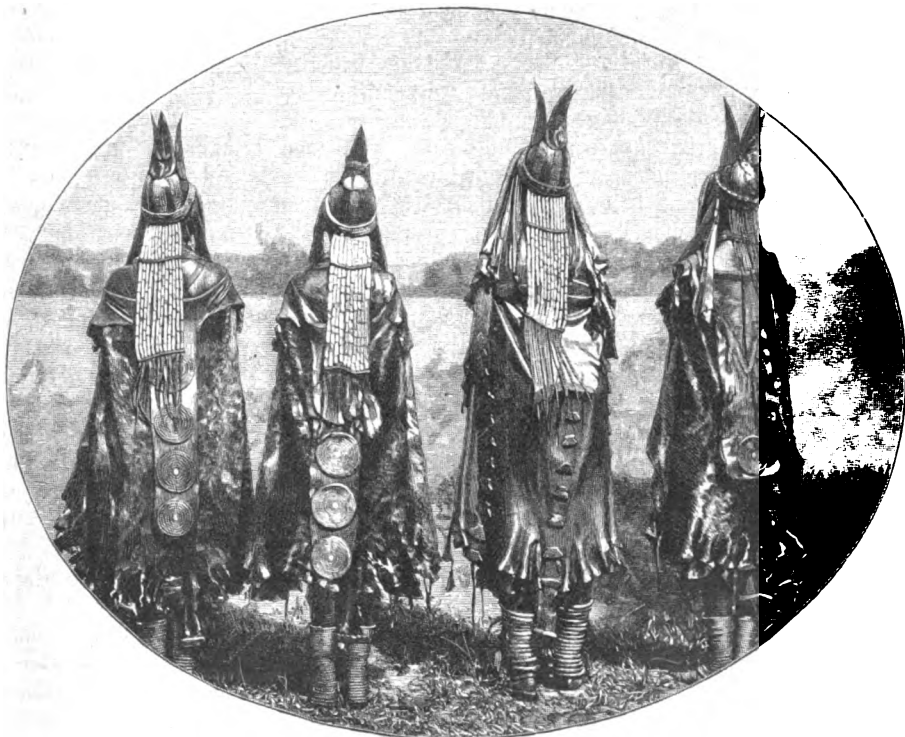
— „Das deutsche Volk kennt seinen Goethe. Goethe ist der Dichter der Nation. Wird ein Mann mit seinem Sohne vor dem Monument stehen und zu ihm sagen: Sieh, mein Sohn, das ist Goethe, so wird er, weiß Gott, Ihre Inschrift nicht brauchen.“ — Ich erlaubte mir einige bescheidene Zweifel auszudrücken. Ich könne zwar nicht wissen, wie erleuchtet die verehrlichen Väter und Söhne in der Residenz seien, aber dafür glaube ich eintreten zu können, daß in der „Provinz“, die denn doch auch zur Nation gehöre, das Bild Goethes so gut wie unbekannt sei. — „Unmöglich!“

Es ist ja unmöglich die Nation zu fragen, was sie von Goethe wisse, und ich hatte auch nicht in den mir zugänglichen Kreisen diese Frage gestellt, sondern nur aus Analogie geschlossen, daß dieser mir bekannte Kreis von Goethe nichts wissen könne. Man konnte ja aber die Sache nachholen. Hierbei trat eine neue interessante Frage in den Vordergrund. Wir leben in

einer Zeit, in welcher Bildung in großem Maßstabe produziert wird. Wie ein Platzregen strömt diese Bildungsmaße auf das Land nieder. Die oberen Schichten werden also mit Bildung gesättigt, aber was dringt von dieser Kultursut in die Tiefe ein? Bis in welche Schichten dringt es ein? Durch welche Kanäle, in welcher Mischung und mit welcher Wirkung? Das sind Fragen, denen ein kulturgeschichtliches Interesse nicht abgesprochen werden kann. Den meisten Erfolg verspricht es, die Untersuchung bei einer mittleren Schicht zu beginnen, die einerseits nicht zu stark, und den Strömungen des Tages noch zugänglich ist, die sich andererseits aber auch von der etwas exotischen Gruppe der bildungsgefättigten oberen Tausende unterscheidet und der großen Masse des Volkes noch näher steht. Eine solche Schicht bietet eine kleine Stadt. Wenn wir also Kleinstädtereien schreiben, sollen es nicht Satiren oder Humoresken sein, sondern Untersuchungen im Grundwasser der mittleren Schicht. — Kommen wir also auf unsere Goethefrage zurück. Meine Aufgabe war festzustellen: Was weiß Langenzieritz von Goethe?

„Meine Herren“, rief ich, „ich mache mich anheischig, dies Goethebild, wenn es keine Unterschrift hat, sowohl dem Vater wie dem Sohne ebensogut als Schiller und als Lessing, wie als Mozart oder als Raffael vorzustellen, ohne Widerspruch zu finden.“

Es erhob sich ein Sturm von Einwendungen. Das sei ja ganz unglaublich, ich müßte wohl das Volk nicht kennen, wenn ich so etwas behaupte. Das ließ ich mir nun nicht gefallen. Ich behauptete, daß ich schon von Berufs wegen das Volk besser kennen müsse als Leute, die ihr Lebtag nicht aus den künstlichen Verhältnissen einer großen Stadt heraus-



Aus Deutsch-Südwestafrika: Tracht der Hererofrauen. Rückansicht.

gekommen wären, und verstieg mich zu der Behauptung: Wenn das Volk keine Ahnung von dem Gesicht Goethes hat, so liegt darin nicht der geringste Vorwurf — Dichter sind nicht dazu da, angesehen, sondern gelesen zu werden — „das Volk“ kennt aber Goethes Schriften ebensowenig wie sein Porträt.

„Über Hempel, Reclam, Cotta —“

— „Drucken Goethes Werke in Hunderttausenden von Exemplaren, die man kauft, einbinden läßt, hinstellt und nicht liest — so wenig wie die Bibel, die ebenfalls in unzähligen Exemplaren gedruckt, aber nur von einer kleinen Gemeinde gelesen wird. Und was Goethe anlangt, so ist dieser gar nicht der Dichter der Nation, sondern nur eines kleinen, feingebildeten und feinfühlenden Kreises.“

„So bestreiten Sie, daß es nationale Dichter gibt?“

„Ja, das bestreite ich, insofern unter einem nationalen Dichter ein solcher verstanden wird, den die ganze Nation mehr als dem Namen nach kennt.“

Ich muß gestehen, so tapfer ich auch damals meinen Satz verfochten habe, einen andern als einen Indizienbeweis hätte ich nicht antreten können. Um mich vor mir selbst gegen den Vorwurf tendenziöser Parteilichkeit zu rechtfertigen, wandte ich mich zuerst dahin, wo in Langenzieritz das geistige und speziell literarische Leben pulsiert, an den Bildungsverein. Was irgend Anspruch auf Bedeutung in unserer Stadt macht, ist ganz selbstverständlich Mitglied dieses Vereins; nur die Geistlichkeit, der Postdirektor, der Major a. D. von Stechbeutel und noch etliche andere, deren reaktionäre und kulturfeindliche Gesinnung genugsam bekannt ist, haben sich fern gehalten. Wenn auch die Lehrerschaft sich zum größeren Teile absentiert, so geschieht es nur darum, weil diese einen eigenen Verein hat und weil bei der Aufforderung zum Beitritt ein formeller Fehler gemacht wurde, der sehr übel vermerkt worden ist. Dagegen ist die Presse vertreten durch Herrn Buchbindermeister Säuberlich, den Besitzer des Lokalblattes, sowie dessen Faktor, die Kunst durch den Herrn Kantor und den Herrn Stadtmusikdirektor, welche beiden Personen indessen nie zu gleicher Zeit anwesend sind, da sie sich nicht ansehen können; ferner sind da der Redakteur Kohnheim und unser Lokaldichter, Herr Rentier David; die Industrie ist vertreten durch Herrn Lederfabrikanten Brade, die Kaufmannschaft durch sechs oder sieben Herren, die jedoch selten da sind, da die Bildungsabende meist mit dem Skatabend in der Loge zusammentreffen; die Bürgerschaft durch diejenigen Herren Väter und Gatten, welche ihrer Frauen und Töchter wegen mitkommen müssen, und die Beamten durch den alten Herrn Amtsgerichtsrat, einige Kontrolleure und Sekretäre. An der Spitze des Vereins steht der Redakteur Kohnheim, der seinem Berufe entsprechend der Litteratur besondere Pflege angedeihen läßt. Auf diese literarische Thätigkeit kann Langenzieritz stolz sein; ist es doch den genannten Herren gelungen, auf dem Spittelkirchhof das Grab Gottfried Töppers, eines zwar nicht sehr bekannten Dichters, aber Zeitgenossen Goethes, trefflichen Bürgers, Lyrikers und Menschen zu entdecken. Dem Andenten dieses Mannes als Dichter, Mensch und Langenzieritzer wurde pietätvolle Sorge zugewandt; ein Denkmal ist zwar noch nicht gestiftet worden, doch wird das Grab vom Verschönerungsverein gepflegt und fast wäre selbst eine Sammlung zum Besten der Hinterbliebenen zustande gekommen, wenn nicht ein vorlauter Mensch die Frage dazwischen geworfen hätte, man müsse doch erst feststellen, ob Gottfried Töpfer auch Nachkommen habe.

Am Stiftungsfeste fand große Sitzung statt, zu der ganz Langenzieritz erschien, teils des Vortrags, teils des Gänsebratens, teils des Tänzchens wegen. Ich ging des Vortrags wegen hin, denn dieser sollte über die Beziehungen Gottfried Töppers zu Goethe handeln. Der Saal des Schießhauses war mit den üblichen sechs Fahnen und den ebensoviel Pappwappen festlich decoriert. Zur Feier des Tages war auf dem Podium ein Vorstandstisch aufgestellt und mit zwei Lichtern bepflanzt. Hier nahmen der Herr Amtsgerichtsrat, der sich mit einigen geheimnisvollen Akten bewaffnet hatte, sowie zwei andere Herren Platz und für den Vortragenden war ein Schul-

katheder herbeigebracht. Auch das übliche Glas Wasser fehlte nicht. Im Vordergrund saßen die Damen, teils würdevoll, teils lebhaft animiert, im Hintergrunde standen links die Ballherren, die von der Sorge um Kravatte und Schnurrbart gänzlich in Anspruch genommen waren und in ihrer gänzlichen Faltenlosigkeit wie ausgestopft ausfahen, rechts die Herren Väter, durch deren Reihen eine sichtliche Bewegung ging, so oft die Thür geöffnet wurde und Bratenbüfte in das Sitzungszimmer eindringen. „Donnerschlag“, sagte mein Freund, der dicke C. R. Meyer, „man kriegt ja die reinen Pfützen auf der Bunge.“

Jetzt erschien Herr Kohnheim und hielt seinen Vortrag. Wir erfuhren, daß die große Zeit der Befreiungskriege ganz besonders geeignet gewesen sei, Männer wie Gottfried Töpfer hervorzubringen, wie denn auch Goethe das literarische Produkt des siebenjährigen Krieges sei. Beide seien Dichter gewesen, der eine der Dichter der Nation, der andere der Dichter von Langenzieritz, beide hätten notwendigerweise einen inneren Drang zu einander haben müssen. Die denkwürdige Begegnung in Jena habe übrigens nicht am 30., sondern am 31. Juli und auch nicht um vier, sondern um sechs Uhr stattgefunden. Nicht festzustellen sei, ob hierbei Goethe gesagt habe: Guten Abend, lieber Töpfer, oder Guten Abend, alter Töpfer. Der Einfluß Goethes finde sich sichtlich in den Töpperschen Gedichten. Eine dieser Dichtungen sei wahrscheinlich sogar eine Originalarbeit Goethes; sie laute:

„Die Nachtigall, sie war entflohn,
Nun kehrt sie froh zurücke,
Die alten Lieder singt sie schon
Von neuer Lieb' und neuem Glücke.“

Aus inneren und äußeren Gründen wurde dargethan, daß dieses Gedicht, nicht das bekannte: „Die Nachtigall, sie war entfernt“ das Original sei. So könne man sich glücklich preisen, in Gottfried Töpfer einen Dichter sein nennen zu dürfen, der nicht allein dem deutschen Parnassus, sondern ganz besonders Langenzieritz zur Zierde gereiche. (Bravo!)

Eine Diskussion fand glücklicherweise nicht statt, ich hätte sonst vielleicht doch nicht den Mund halten können und hätte dann schwerlich einen so guten Platz bei Tisch erhalten, als mir zuteil ward, nämlich mitten unter den jungen Damen von Langenzieritz. Endlich kam man zu sitzen. Die Unterhaltung begann. Wie der Vortrag gefallen habe.

„Sehr nett — es war reizend — wirklich sehr interessant.“

Was denn so interessant gewesen sei. „Nun Gottfried Töpfer und überhaupt Goethe und die Begegnung in Jena.“ Ob man Goethe kenne. „Natürlich, wir waren ja neulich mit dem Theaterzuge in Weimar und haben den Faust gesehen.“ — „Es war sehr schön.“ — „Rein Fränzel, es war gar nicht sehr schön, es war so heiß und der Faust war zu klein und besonders auch viel zu dick.“ — „Ich bin auch einmal in den Räubern gewesen.“ — „Und Marie Stuart ist doch auch ein sehr schönes Rührstück.“ — „Und besonders die kleine Schmidtsfeld — schwarzer Samt und Atlas — prachtvoll.“ Das sei ja ganz hübsch, aber man könne ja nicht immer nach Weimar fahren, ob denn die Damen auch zu Hause sich mit den Klassikern beschäftigten. „Natürlich, Mama hat mir ja erst zu Weihnachten Goethes Werke geschenkt.“ Ausgezeichnet von Mama, aber ob Fräulein Marie auch in Goethes Werken gelesen habe, nicht geblättert, wirklich gelesen. Fräulein Marie wollte ausweichen, ward ärgerlich, fing an sich ein bißchen zu schämen und sagte zuletzt lachend:

„Da Sie es durchaus wissen wollen — nein.“

„Aber Mariechen“, riefen die andern, „der schöne rote Einband und überhaupt Goethe und noch nicht gelesen!“

„Macht euch doch nicht! Habt ihr ihn denn gelesen? Nein, ich weiß es ganz genau, daß ihr nur so thut, und das soll der Herr Doktor auch wissen.“ Proteste und große Sensation, aber Fräulein Mariechen ließ sich nicht einschüchtern.

„Was werden Sie nur von mir denken, Herr Doktor! Ich habe wirklich versucht Goethe zu lesen, aber es war schrecklich langweilig. Und Mama wollte es auch nicht.“

Das war der Anfang einer Unterhaltung, in der des weiteren und tieferen auf Goethe eingegangen worden wäre, wenn nicht mitten hinein das Tanzsignal erklungen und mein junges Volk wie die Tauben davongeflogen wäre. Nun nahm ich im Kreise der älteren Damen und zwar neben Frau C. R. Meyer Platz. Man fragte, wovon wir uns so lebhaft unterhalten hätten. — Von Goethe. — Was die jungen Mädchen dazu gesagt hätten. „Ihre Fräulein Tochter, Frau Meyer, erklärte Goethes Werke zu besitzen, aber noch nicht darin gelesen zu haben. Sie wollten es nicht haben.“

„Ja, Herr Doktor“, entgegnete Frau Meyer, „das ist allerdings so! Sie werden wahrscheinlich denken, wir seien hier in Vangenzierisch sehr zurück, aber ich kann Ihnen versichern, wir haben in unsern Verhältnissen für Gedichte keine Zeit. Bedenken Sie nur, wir sind täglich mit den jungen Leuten aus dem Geschäft vierzehn Personen bei Tisch; das will doch besorgt sein, und ich werde älter und kann es nicht mehr allein. Da muß Marielchen ganz ordentlich helfen. — Und abends kommt es auch nicht dazu. Mein Mann hat nun einmal kein Interesse daran; er hat den ganzen Tag über den Kopf voll im Geschäft und will den Abend nicht mit schweren Dingen unterhalten sein, sondern etwas Gutes zu essen haben. Da muß denn zuerst für den Vater gesorgt werden, und an Goethe kommt man nicht.“

„Sie haben recht, der Frieden im Hause ist mehr wert als Goethe studieren, und wenn er noch so schön eingebunden ist. Aber, warum haben Sie denn Goethes Werke angeschafft?“

„Weil die andern sie auch haben und weil sie gerade billig angeboten wurden. Sehen Sie, das ist hier überall so: In die Schule reden wir nicht hinein, da mögen die Kinder lernen, was sie brauchen; hernach gehen sie noch ein Jahr in die Pension, dann müssen sie im Haushalte helfen und dann heiraten sie. Ich sagte meinem Manne, es müsse doch auch etwas für die Bildung geschehen, er antwortete aber: ‚Varisari! Bei uns ist auch nichts für die Bildung geschehen und wir sind doch durch die Welt gekommen.‘“

Ei, ei, lieber Goethe, mit dir steht es schlecht in Vangenzierisch!

Am späteren Abend trat ich in das Rauchzimmer, wo die Herren Skat spielten und der Redner des Abends bemüht war, noch einmal einen Auszug seines Vortrages an den Mann zu bringen. Dazu meinte der Vertreter der Presse, der gerade glücklich tourniert hatte: „Nun hören Sie aber auf mit Ihrem Trätisch. Sicheln sticht.“

Frau C. R. Meyer hatte geäußert, daß man die Geistesbildung der Schule überlasse. Es war daher natürlich, daß ich meine Augen auf die Schule und zwar zunächst auf die Lehrerschaft richtete, um meine Goetheuntersuchung fortzusetzen. Es traf sich so günstig, daß gerade im pädagogischen Vereine ein Vortrag über die deutschen Klassiker in der Volksschule gehalten wurde. Ein Vortrag! Heutzutage ist dies die beliebteste Bildungsform; man kann auch nicht leugnen, daß es eine nicht auszudrückende Arbeitslast bedeutet, der Arbeit eines andern zuzuhören. Ich ging also hin und hörte ein Referat, in dem die Stielschen Regulative mit ihren „sogenannten Klassikern“ gebührend abgefertigt und dagegen die eminente Bildungskraft, welche unsern Klassikern innewohne, gerühmt wurde. Goethe sagt: Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und Menschen. Schiller sagt: Es strömen des Gefanges Wellen — hervor aus nie entdeckten Quellen. Seneca sagt: Einige führen sich selbst zur Tugend an, andere bedürfen dazu eines Führers. („Hat einmal wieder den kleinen Wohlfahrt ausgeschrieben“, bemerkte hierzu hinter mir ein indistrete Stimme, „hat keine Ahnung von Goethe.“) Darum, meine Herren, es gilt das Palladium der Volksschule zu verteidigen. Nur Finsterlinge und Heuchler können es unternehmen, dem Volke diesen hehren Born der Wahrheit zu verschließen. Lassen Sie uns unentwegt einsehen für unsere Dichter. Ein Volk ehrt sich selbst in seinen Dichtern. (Bravo.)

Ich unterließ nicht, dem Redner meine Hochachtung zu

bezeugen und ihm meine Verwunderung über seine eminente Belesenheit auszudrücken. Ich begriff, daß ein Mann, der der Jugend unsere Klassiker erschließt, in ihnen wohl bewandert sein müsse. Nur könne ich mir nicht recht vorstellen, wie die Sache in der Schule praktisch behandelt werde. — O, das gehe ganz gut, ich möchte doch einmal hinkommen und zuhören.

Das that ich denn auch umgehend.

Die Behandlung war etwa folgende: Lehrer: Ich habe euch von Goethe erzählt. Was weißt du mir von Goethe zu sagen? — Kind: Goethe, der größte deutsche Dichter, wurde in Frankfurt am Main am 28. August 1749 geboren. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte und wirkte er am Hofe zu Weimar und starb am 22. März 1832 mit dem Ausrufe: Mehr Licht. Lehrer: Von diesem Goethe befindet sich ein Gedicht in unserm Lesebuche. Schlagt auf Seite 289: Das Heideröslein. Es wird mehrmals gelesen, darauf wird die richtige Betonung hineingebracht, dann liest die Klasse im Chöre:

Sah ein Knab ein Röslein stehn — —
Röslein — auf der Heide.

Darauf schreitet man zur Besprechung. Wie lautet die Überschrift? Was ist ein Heideröslein? Wo befand sich also das Röslein? Nenne eine Heide. — Die Lüneburger Heide. Wer sah das Röslein? Was sagte der Knabe? Das Röslein spricht. Unterschied von Fabel und Parabel. Unterschied von Dornen und Stacheln. Die Dornen haben Stacheln, die Rosen haben Dornen. Warum hat die Rose Dornen? Weil sie auf der Rinde angewachsen sind u. Moral: Wer eine Rose unvorsichtig anfakt, sticht sich. Sei nicht wild, so kannst du auch eine Rose ohne Messer pflücken. Hierauf ging der Lehrer zu dem einfachen nackten Sage: — Ein Knabe sah ein Röslein — über. Fasse zusammen, was wir von Goethe gelernt haben. Kind: Goethe, der größte deutsche Dichter, wurde in Frankfurt am Main am 28. August 1749 geboren. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte und wirkte er am Hofe zu Weimar und starb am 22. März 1832 mit dem Ausrufe: Mehr Licht! Er ist der Dichter des Heiderösleins.

„Es ist nicht gerade viel, was die Kinder lernen“, meinte der Herr Lehrer, „sie können aber doch sagen, daß sie in der Schule auch Goethe gehabt haben.“

Dies also ist besagtes Palladium. Hatte nicht der alte Stiel recht, wenn er lieber keine, als solche Klassiker in der Volksschule habe wollte? Es scheint demnach höchst unwahrscheinlich, daß ein Vater aus dem Volke, wozu doch auch der nicht unbemittelte Handwerker zählt, mit seinem Sohne vor dem unbeschriebenen Goethemonument stehen und zu seinem Sohne sagen würde: Sieh, mein Sohn, das ist Goethe, der Dichter des Heiderösleins.

Natürlich durfte ich bei meiner Untersuchung unsern Vokalichter als Sachverständigen nicht übergehen. Ich setzte ihm meine Erfahrungen auseinander. Er amüsierte sich köstlich, sowohl darüber, was ich in der Volksschule gefunden, als auch darüber, daß ich unternommen hatte, den Spuren Goethes in der Volksschule nachzugehen: „Lieber Herr“, sagte er, „Sie verlangen denn doch zu viel. Im Grunde ist Goethe nur der Dichter der Gebildeten.“

„Sehr gut, aber wo fangen die an? Doch wohl mindestens bei Ihnen und in Ihrem Hause. Gretchen, komm einmal her. Sage einmal, was weißt du von Goethe?“ Gretchen, ein Bäckfisch von vierzehn Jahren, genierte sich, aber schoß zuletzt mit schönstem Aplomb los: „Goethe, unser größter nationaler Dichter, wurde geboren . . .“ „Gut, das wissen wir — weiter!“ „Sein Vater, der Rat Goethe, war ein begabter Verehrer Friedrichs des Großen. Nachdem er von seiner Mutter die dichterische Anlage geerbt hatte, lebte er in Weimar in einer Sturm- und Drangperiode und schrieb . . .“ „Aha, er schrieb . . .“ „Werther, Götz von Berlichingen, Tasso, Faust, die Wahlverwandtschaften u.“ „Gretchen, das ist ja enorm. Erzähle mir doch etwas von Götz von Ber-



Aus Deutsch-Südwestafrika: Ein mit Büffelhörnern geschmücktes Grab bei Okahandja im Hererolande.

lichingen.“ „Göb von Verlichingen? Das Abendrot des untergehenden Rittertums wird erleuchtet durch die Gestalt Göb von Verlichingens, eines Helden, welcher die Idee der Freiheit...“ „Genug Gretchen. Hat euch denn der Herr Rektor etwas aus Göb vorgelesen?“ „Nein!“ „Auch nichts anderes?“ „Nein. O doch, aus Tasso, aber das war schrecklich langweilig.“

„Das ist ja haarsträubend!“ rief Herr David, der noch nie daran gedacht hatte, seine Tochter nach dem zu fragen, was sie in der „Litteraturgeschichte“ lernte, „also das nennt dieser Ritter von der traurigen Gestalt, dieser Rektor, Bildung von Herz und Geist. Gretchen, ich selbst werde dir Goethe vorlesen. Wissen Sie was, Herr Doktor, es gibt allerdings nationale Dichter, aber nicht in dem Sinne, wie man zumeist annimmt. Der klassische Dichter, der, offen gestanden, doch auch meist mehr oder weniger veraltet ist, befruchtet die modernen Dichter und bringt so, durch deren Mund, ins Volk.“

„I, sehen Sie mal! Die Idee ist nicht schlecht. Aber hüten Sie sich, daß man nicht auf die Idee kommt, der Kultus, den Ihr Herren von der Feder den großen Dichtern darbringt, sei nicht ohne Eigennutz.“

„Wie so?“

„Nun, Ihr treibt die Pferde vor dem großen Wagen an, um eure kleine Karre hintendran zu hängen.“

Aus Deutsch-Südwestafrika.

Mit Illustrationen nach Photographieen aus dem Besitze des Barmer Missionshauses.

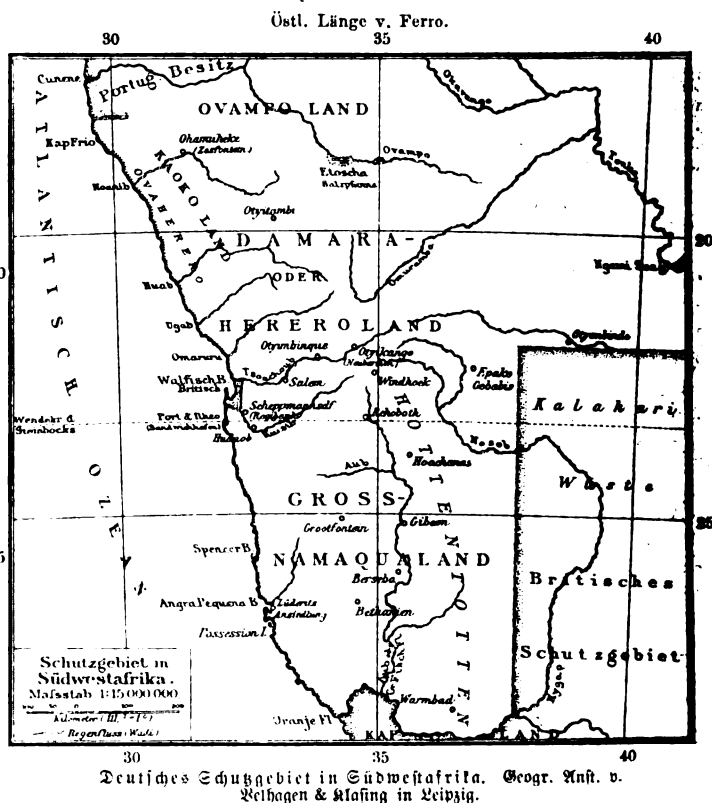
I.

Die rasche Aufeinanderfolge und die mächtige Ausdehnung der deutschen Kolonialerwerbungen in den letzten paar Jahren ist Ursache gewesen, daß man den ersten Anfang derselben schon heute wenig beachtet und kaum noch von dem unternehmenden Bremer Kaufmann F. A. E. Lüderitz redet, welcher doch hier als Bahnbrecher aufgetreten ist und dessen Namen für alle Zeiten in der Geschichte der deutschen Kolonien genannt werden wird. Die „Wüstenei“, wie Übelwollende und Unwissende jenes Südwestafrika bezeichnen, scheint sich unterdessen ganz leidlich entwickeln zu wollen, es ist aus der ursprünglichen kleinen Erwerbung Lüderitz' nun schon ein großes, sehr großes Schutzgebiet entstanden und ein Häuptling nach dem andern im Innern hat die schwarz-weiß-rote Flagge aufgezogen.

Lüderitz hat durch Kaufverträge vom 1. Mai und 25. August 1883 die Küste vom Oranjefluß nordwärts bis zum 26. Grad südlicher Breite in einer Ausdehnung von zwanzig geographischen Meilen landeinwärts von dem Kapitän Josef Fredericks, dem unabhängigen Beherrscher von Bethanien und Großnamaland, erworben.

Der Generalkonjul Dr. Nachtigal hatte dann im Oktober 1884 im Namen des Reichs mit Fredericks einen Schutz- und Freundschaftsvertrag geschlossen; gleich darauf verkaufte Peter Haibib, der Häuptling von Scheppmannsdorf, sein Gebiet zwischen dem 26. Grad und 22. Grad südlicher Breite — ausgenommen die Walfischbai — an Lüderitz und verschiedene andere Deutsche. Andere Häuptlinge im Innern, wie Jan Jonker Afrikaner, Hermann van Wyk, der Häuptling von Rehoboth, Manasse Narebib von Hoachanas, Isaak von Verseba, endlich der berühmte Kamaherero haben sich gleichfalls unter deutschen Schutz gestellt, so daß nun ganz Südwestafrika vom Oranjefluß im Süden bis Kap Frio im Norden — die englische Walfischbai ausgenommen — und im Innern bis zu 37° 40' östlicher Länge v. Ferro deutsches Schutz-

gebiet ist. Über die Verhältnisse des Landes, seine Beschaffenheit, Klima, Naturprodukte wollen wir hier nur nebensächlich reden, da darüber in einem früheren Aufsatze des Daheim gesprochen wurde; mehr wollen wir uns mit den daselbst bewohnenden Menschen befassen, und da treffen wir denn im Norden auf die Ovaherero, auch Damara genannt, und im Süden auf die Nama, weniger gut als Namaqua bezeichnet. Beide Völker sind sehr verschieden von einander und stehen sich bis auf den heutigen Tag feindlich gegenüber, wiewohl unter beiden das Christentum festen Boden gefunden hat. Hier liegt ein Rassenkampf vor, denn die Herero sind Neger, die zu der großen weitverzweigten Vantufamilie gehören, die Nama dagegen sind ein Stamm der Hottentotten. Beschäftigen wir uns zunächst mit den Herero, welche offenbar noch nicht allzulange in dem Lande wohnen, wiewohl es zweifelhaft ist, woher sie gekommen sind. Ihr Land liegt unter dem Wendekreis des Steinbocks und im August, wo unser Sommer zu Ende geht, fangen warme Westwinde zu wehen an und binnen kurzem ist die Vegetation versengt und zerstört. Zugleich fegen Wirbelwinde mit grauenreger Schnelligkeit durch das Land und jagen ungeheure Sandäulen von dreißig, vierzig Meter Höhe und entsprechen-





Aus Deutsch-Südwestafrika:
Zacharias, ein getaufter Herero.

den Blitzen, sind im September und Oktober nicht ungewöhnlich; aber die regelmäßige Regenzeit beginnt nicht vor Dezember und Januar, worauf sie mit wenig Unterbrechung bis zum Mai andauert. In diesem Monate und im Juni herrschen austrocknende Ostwinde, welche die Haut rauh machen. Im Juli und August sind die Nächte am kältesten und es ist nicht ungewöhnlich, daß man in diesen Monaten halbzollbickes Eis findet. Schnee fällt selten.

Über ihren Ursprung haben die Ovaherero eine Tradition, nach welcher sie samt den Tieren ihres Landes von einem Baume stammen. Damals herrschte tiefes Dunkel; da zündete ein Herero Feuer an, welches die Zebra, Büffel, Giraffen und anderen wilden Tiere in die Wildnis scheuchte, während Ochsen, Schafe, Hunde sich furchtlos um die lodernden Feuerbrände sammelten und Ursache waren, daß die Ovaherero eine Ration von Viehzüchtern wurden. Der Baum aber, von dem das Volk ausging, wird noch bei einem Omarum ge-

nannten Orte gezeigt. — Was die religiösen Anschauungen dieses Volkes betrifft, so verdanken wir die besten Nachrichten darüber dem Missionar Hugo Hahn. Nach ihm glauben die Herero, daß Himmel und Erde, Menschen und Tiere von dem „Uralten“, dem höchsten Wesen oder Maturu geschaffen wurden; er war es auch, der die Herero aus dem Baume hervorgehen ließ. Neben Maturu wird noch Obembo (Wind, Geist) genannt und mit dem Glauben an diese beiden hängt auch der Glaube an

der Stärke vor sich her. Manchmal sieht man, wie der Reisende Andersson bezeugt, zehn bis fünfzehn solcher Sandsäulen nebeneinander treiben. Die Herero nennen sie „Regenbettler“, ein sehr passender Name, da sie gewöhnlich dem Regen unmittelbar vorausgehen. Regengüsse, begleitet von Donner und blenden-

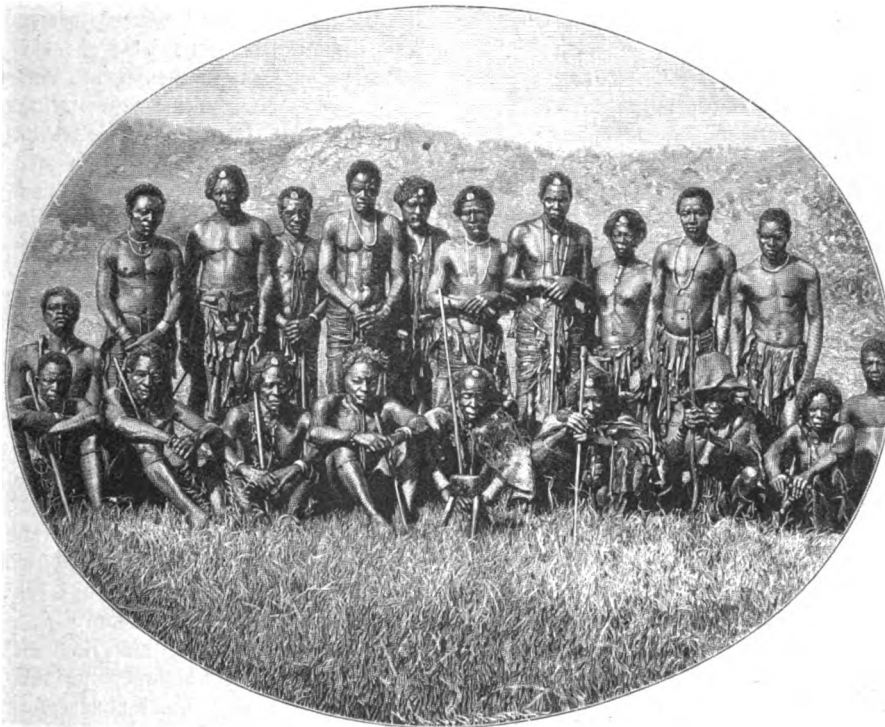
die Fortdauer der Seele nach dem Tode zusammen, denn ihr religiöser Dienst bezieht sich zunächst auf die Seelen der Verstorbenen und erst in zweiter Linie auf Maturu. Ihr Kultus ist daher wesentlich Ahnendienst; den Ahnen gelten ihre Opfer, an die Ahnen richten sie ihre Gebete.

Wenn man die Herero fragt, woher sie die vielen religiösen Gebräuche, wie Opfer, Speisegesetze, Beschneidung bekommen haben, so antworten sie zunächst von ihren Vorfahren und diese wieder bekamen sie von Maturu. Neben dem Ahnendienst findet sich auch derjenige des Feuers. Vor jeder Hütte brennt ein „heiliges Feuer“, welches Maturu dem Volke selbst gab. An der Feuerstelle (Okuruo) schlachtet man die Opfertiere, kocht man deren Fleisch, versammeln sich die Ältesten zur Beratung. Das heilige Feuer wird von einem jungen Mädchen gepflegt; verläßt der Stamm seinen Wohnsitz, dann geht dieses Mädchen mit einem Feuerbrande vom heiligen Feuer allen voraus und sorgsam wird acht gegeben, daß es nicht verlösche. So wird es zur neuen Wohnstätte übergeführt, und weiter gehütet. Der Feuersdienst bei den Herero ist ein schöner Ausdruck ihres Familienlebens, das zeigt sich durch folgende sinnige symbolische Handlung. Der Segen des Vaters, dessen Kind einen neuen Hausstand gründet, besteht darin, daß er demselben Feuer von seiner Feuerstelle mitgibt.

Bemerkenswert ist, daß bei den Herero das Kastensystem besteht und zwar erbt die Kaste von der Mutter auf die Kinder. Zauberei ist bei ihnen, wie bei allen Negervölkern, in hohem Maße gang und gäbe und der Tod wird weniger natürlichen Ursachen, wie dem Einflusse böser Mächte zugeschrieben. Auch Wahrsager haben sie, die ihre Lose vermittels kleiner Steine werfen; die Zukunft wird durch Traumdeuterei ergründet.

Die Sprache dieses Volkes ist ein Dialekt der großen

Bantusprache, welche über einen ungeheuren Raum Afrikas gesprochen wird: von Kamerun an bis zu den großen Seen, da wo der Nil entströmt und von da südlich bis zum Kapland hin. Nur im äußersten Südwesten sind die Buschmann- und Hottentottensprachen von dieser großen Sprache verschieden. Sie hat eine besondere Weichheit und Harmonie der Laute, ist klangvoll, biegsam und schmiegsam. Durch unsere rheinischen Missionare ist die Hererosprache zur Schriftsprache geworden und hat ein eigenes



Aus Deutsch-Südwestafrika: Gruppe von Herero- oder Damaramännern.

Alphabet bekommen, ja es sind schon mehrere Bücher in derselben gedruckt worden: die Bibel, übersetzt von Hugo Hahn, der kleine Luthersche Katechismus, Kirchenlieder, Erzählungen etc. Da bereits früher im Daheim (XXI. Jahrg. Nr. 34) die Mission unter den Herero besprochen wurde, so können wir hier über dieselbe hinweggehen.

Die Herero sind ein von Natur ziemlich träges Volk, das aber viel Geschick zur Erlernung von Handarbeiten zeigt

und sich recht schnell in europäischen Handwerken zurecht findet. Auch im Unterricht verraten sie nicht unbedeutende Gaben; Sprachen erlernen sie meistens erstaunlich schnell. Europäischer Ackerbau ist durch die Missionare eingeführt worden. Das Volk hat ein offenes, fröhliches Gemüt, das auch in ihrem Volksnamen ausgedrückt ist, welcher die „Fröhlichen“ bedeutet. Sehr interessant sind ihre sozialen Zustände. Es ist z. B. bemerkenswert, daß die Frauen bei weitem nicht alle häuslichen Arbeiten zu verrichten haben, sondern sich mit den Männern darin teilen. Abends sitzen Männer und Frauen zusammen, singen und schwagen oder tanzen auch wohl im Kreise, wobei sie in die Hände klatschen und allerlei Pantomimen machen.

Bei den Herero bestehen drei Formen des ehelichen Verhältnisses: Monogamie, Vielweiberei und Vielmännerei. Vorherrschend und unter dem Einflusse des Christentums zum Siege gelangend, ist die Monogamie. Die Vielweiberei scheint erst später aufgetaucht zu sein, und es ist stets eine Frau die „große“ Frau. Wie schon gesagt sind die Weiber nicht unterdrückt, ja sie haben oft großen Einfluß. Höchst selten schlägt ein Herero seine Frau und wenn er es thut, so läuft sie davon. Der englische Reisende Galton erzählt von den Hererodamen, die sich in seiner Gesellschaft befanden, folgendes: „Die Achtung des Mannes vor der Frau war eine große Schwierigkeit in Bezug auf Disziplin, denn ich hatte die Frauen meiner Reisegesellschaft oft zu bestrafen und konnte die Männer nicht dazu bringen, daß sie dieselben für mich prügelten; ich aber war natürlich viel zu galant, als daß ich dieses durch andere Hände hätte thun lassen. Sie ärgerten mich mit ihrem fortwährenden Schwagen fast zu Tode; ich muß aber zugestehen, daß sie viele gute Eigenschaften haben; sie waren geduldig, wenn auch nicht weiblich nach unseren Ideen.“

Wie bei einem viehzüchtenden Volke natürlich besteht die Kleidung der Herero aus Leder; die Nacktheit, wie sie bei anderen Negervölkern vorkommt, ist schon durch die klimatischen Verhältnisse ausgeschlossen. Die Felle, in welche sie sich kleiden, sind meist mit einer Salbe aus Fett und rotem Oler bestrichen und diese Pomade erhält auch die Haut des Trägers geschmeidig. Am eigentümlichsten ist die Kleidung der Frauen, welche geradezu grotesk zu nennen ist. Sie tragen nämlich von der Verheiratung an eine helmartige lederne Kopfbedeckung, welche mit Perlschnüren geschmückt ist und an deren hinterem Teile drei Lederlappen steif wie Gehörhörner in die Höhe stehen. Schnüre von Elfenbein- oder Eisenperlen, bis zu zwanzig Pfund schwer, hängen hinten bis auf die Fersen herab. Lederne Sandalen, zahlreiche Kupfer- und Eisenringe an Armen und Beinen, Perlschnüre um den Hals vervollständigen den Aufzug, der im Holzschnitte von hinten und vorne dargestellt ist.

Wie Hahn hervorhebt, ist bei den Herero das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ein sehr schönes und pietätvolles. Wie der Häuptling der Patriarch des Stammes, so ist der Vater der Patriarch der Familie. Für die Pietät der Kinder gegenüber den Eltern spricht am schönsten die rührende Sitte, daß der Herero bei den Thränen seiner Mutter schwört.

Von einer ausgebildeten Justiz kann bei diesem Volke nicht die Rede sein. Der Häuptling ist der oberste Richter des Stammes, daneben existiert das Faustrecht, besonders die Blutrache. Wird jemand ermordet, so sind die nächsten Verwandten verpflichtet, seinen Tod zu rächen; der Blutrache im kleinen entsprechen im großen die Fehden zwischen den einzelnen Stämmen. Da kein gemeinsames Oberhaupt da ist, muß in streitigen Dingen der Kampf entscheiden. Der Verlauf ist gewöhnlich folgender: Eine schöne Herde lockt die Habgier eines Häuptlings, er überfällt die Hirten und führt im Triumph die Beute heim. Repressalien folgen und oft zieht sich eine Fehde jahrelang hin, bis sie mit einer Entscheidungsschlacht oder einem Vergleiche endigt. Die Art der Kriegführung besteht meist in Neckereien und eine große Schlacht ereignet sich selten. Die Beraubten verfehlen nie den Siegern eine Gesandtschaft auf dem Fuße nachzusenden und diese um

Rückgabe eines Teiles des Viehes zu bitten, und diese Bitte findet fast stets großmütige Erhörung. Neuerdings sind, seit Einführung der Feuerwaffen, die Kämpfe blutiger geworden und es haben Schlachten zwischen Herero und Namaqua stattgefunden, bei denen jederseits dreihundert bis vierhundert Mann im Felde standen und Hunderte von Erschlagenen die Wahlstatt deckten.

Klagend und weinend sammelt sich der Stamm um seine Toten und unter besonderen Gebräuchen wird der Erschlagene oder Verstorbene bestattet. Man bringt Totenopfer, indem man Ochsen schlachtet, legt Trauerkleidung an und zieht dann weiter. Kehrt der Stamm, was häufig geschieht, zur Grabstätte später zurück, so werden dem Toten abermals Opfer gebracht und es wird Milch auf seinem Grabe gespendet. Väter und Mütter versammeln in der Regel, wenn sie den Tod herannahen fühlen, ihre Kinder um sich, ermahnen und segnen dieselben schließlich, indem sie die Hände auf ihrer Kinder Haupt legen und ihnen alles Gute wünschen. Eine gewiß schöne und rührende Sitte.

Die Gräber der Häuptlinge stehen meist am Fuße ansehnlicher Bäume. In das enge, aber ziemlich tiefe Grab senkt man die Leichen in sitzender Stellung mit dem Angesichte nach Norden gekehrt. Särge kennt man nicht, dagegen umhüllt man die Leiche mit Fellen. Um das Grab herum macht man Dornenhecken und legt Steine darauf, damit die Hyänen es nicht ausscharren. Eine Menge Rinder, je nach dem Reichtum des Verstorbenen, wird geschlachtet und zum Totenopfer dargebracht. Die Hörner derselben befestigt man auf dem Grabe, auf dem man auch Bogen und Pfeile des Häuptlings niederlegt. Schrecklich ist die Sitte, daß wenn Frauen sterben und Kinder hinterlassen, diese nicht selten mit der Mutter begraben werden. Unser Landsmann, der Missionar Rath, war einmal so glücklich ein Kind zu retten, das nahe daran war, mit der Mutter verscharrt zu werden.

Neben den vielen schönen Zügen, die wir hier von den Herero mitgeteilt haben, fehlt es aber auch bei diesem Volke nicht an schwarzen Schattenseiten. Andersson bemerkt, daß es im Hererolande verhältnismäßig wenig alte Leute gäbe, was zum Teil seine Ursache im Mangel an Mitleid für bejahrte und altersschwache Personen haben möge. „Manchmal scheint es sogar, als böten sie alles auf, was in ihrer Macht steht, um den Tod eines solchen Unglücklichen zu beschleunigen.“ Missionar Hahn sah einmal eine arme alte Frau, die fast blind und nicht mehr imstande war, für sich selbst zu sorgen; er hatte Mitleid mit ihr und gab ihr täglich, was sie zu ihrem Lebensunterhalte brauchte. Ihr Bruder, der diesen Vorteil nicht auch genoß, wurde neidisch über die seiner Schwester erwiesene Bevorzugung und faßte heimlich den Voratz, sie aus dem Wege zu schaffen. Diesen Plan führte er so aus, daß er unter dem Vorwande, nach Wurzeln zu graben, sie mit sich an einen Ort nahm, wo es gänzlich an Wasser fehlte, und hier überließ er sie ihrem Schicksal. Ein Knabe, der sie begleitete, versicherte, daß der unnatürliche Bruder, als er einige Tage später wieder dahin kam und seine Schwester noch am Leben fand, sie mit der Keule auf den Kopf schlug, bis der letzte Lebensfunke erloschen war.

Große Sinnlichkeit und Faulheit sind die Hauptfehler der Herero. Gern überlassen sie ihre Arbeit den Sklaven, welche entweder die Nachkommen verarmter Familien ihres eigenen Stammes sind, oder eingefangene Bushmänner.

Milch ist die Hauptnahrung der Herero. Sie trinken sie stets aus derselben Schüssel, die man nicht anders reinigt, als daß man sie durch die Hunde auslecken läßt; dieses infolge von Aberglauben, da man wähnt, die Kuh würde aufhören Milch zu geben, wenn man das Gefäß auswüsch. Mit Ausnahme des erbeuteten Wildes essen sie nur wenig Fleisch. Gerbenvieh schlachten sie selten, meist als Opfer, bei Hochzeiten und Begräbnissen.

Eine außerordentliche Rolle spielt der Ochse, ja er ist die Hauptsache, um die sich alles dreht, denn sie sind wesentlich ein Hirtenvolk, dessen Reichtum in seinen Herden

besteht. Die Schafe, um mit diesen zu beginnen, tragen im Hererolande keine Wolle, dagegen haben sie dicke Fettschwänze, die ein vortreffliches Schmalz liefern, welches bei den in ihrem Lande wohnenden Europäern die Butter vertritt. Diese Fettschwänze werden bis fünf Kilogramm schwer und behindern die Schafe im Gehen. Hauptsache aber bleibt das Rindvieh, welches gleichfalls vom europäischen verschieden ist. Es ist schlank, starkknochig, mit kleinen harten Klauen und liefert vortreffliche Zug- und Reitochsen. An ihnen sind die Hörner, deren Spitzen zwei Meter von einander absteigen, das merkwürdigste und nach der Größe dieser mächtigen Hörner wird der Wert der Tiere bestimmt, die im Range neben Weib und Kind stehen. Die Rinder sind das Lieblingsthema in Gesprächen und Gefängen des Herero. Mit der größten Sicherheit findet er zwischen Hunderten von Ochsen die seinigen heraus, und wäre es auch nur einen einzigen, den er am Tage zuvor gekauft. Kommt seine Herde von fünfhundert bis siebenhundert Stück von der Weide nach Hause, so wird er sofort merken, nicht nur ob ein Ochse überhaupt fehlt, sondern auch welcher ausgeblieben ist. Es fehlt ihm ein bekanntes Gesicht. Die Herden sind es, mit denen die Kosten für Bündnisse, für Heiraten, für Einkäufe und manche religiöse Zeremonie bestritten werden und wer kein Vieh hat, ist eine Null unter seinen Stammesgenossen.

Diese Herden sind aber auch für die Herero von verderblichen Folgen gewesen, denn sie waren die stete Quelle von Haber und Krieg zwischen ihnen und ihren südlichen Nachbarn, den Namaqua. Eine schöne Herde lockt in jenen Gegenden, wo der Unterschied zwischen Mein und Dein noch nicht überall streng geschieden ist, die Habgier eines anderen Häuptlings, er überfällt die Hirten und führt im Triumph die Beute heim. Wiedervergeltung folgt und oft zieht sich eine Fehde jahrelang fort, bis sie mit einem Vergleich oder einer entscheidenden Demütigung des eines Teiles endigt. Herden von 10 000 Stück, die früher ein einziger Herero besaß, kommen jetzt nicht mehr vor, dafür haben die Kriege mit den Nama geführt, welche im Jahre 1825 begannen. Noch im verflossenen Jahre ist zwischen beiden Teilen eine große Schlacht geschlagen worden. Somit haben die Kämpfe jetzt gerade sechzig Jahre gedauert. Beide Teile stehen nun unter dem Schutze Deutschlands, das hoffentlich, zum Nutzen aller, hier Ruhe und Ordnung schaffen wird.

Um familiäntisch.

Moderne Schachspieler: I. Anderssen.

Man darf wohl behaupten, daß der deutsche Genius wesentlich dazu beigetragen hat, das edle Schachspiel zu der Höhe der Ausbildung zu erheben, auf der es sich jetzt gegen Schluß des XIX. Jahrhunderts befindet. Die erste Anregung ging von Berlin aus, wo in den vierziger Jahren die Meister von Bilguer, Sledow, Hanstein, von Heydebrandt und der Lasa, Horwitz, Mayet gemeinschaftlich die Theorie des Spiels studierten und in beständiger Übung gegen einander ihre Kräfte maßen. An sie schlossen sich dann noch zahlreiche andere. Bei der großen Verbreitung, die das

Schachspiel in deutschen Landen gefunden hat, wird es unsere Leser interessieren, wenn wir ihnen Bilder der hervorragendsten modernen Schachspieler vorführen. Wir beginnen mit einem Deutschen und zwar mit Karl Ernst Adolf Anderssen. Er wurde in Breslau am 6. Juli 1818 geboren und studierte Philosophie und Mathematik. Seit dem Jahr 1847 fungierte er als Lehrer am Friedrichsgymnasium. Im Frühjahr 1851 hielt er sich während eines mehrmonatlichen Urlaubs in Berlin auf und fand Gelegenheit mit den dortigen stärksten Gegnern



Adolf Anderssen.

Karl Mayet und Jean Dufresne, zu denen später auch Max Lange aus Leipzig und Ernst Falkbeer aus Wien sich gesellten, in zahlreichen Partien seine Kräfte zu messen und zu steigern. Bald übernahm er auch im Verein mit Jean Dufresne die Redaktion der Berliner Schachzeitung und wurde von der Berliner Schachgesellschaft zu einem Londoner Turnier als Vertreter Deutschlands entsandt. Nach seiner Rückkehr aus England, wo er einen großen Triumph gefeiert hatte, trat er in seine Berufstätigkeit als Lehrer am Friedrichsgymnasium wieder ein. Im Jahre 1856 wurde ihm die Professur übertragen und bei Gelegenheit des hundertjährigen Jubiläums des Friedrichsgymnasiums ernannte ihn die Breslauer Universität zum Ehren doktor.

Zur Übung im Schachspiel blieb ihm bei seiner ausgedehnten Berufstätigkeit nur geringe Muße. Dem Mangel an regelmäßiger Übung mit ebenbürtigen Gegnern war wohl auch die Niederlage zuzuschreiben, die er im Dezember 1858 zu Paris in dem Weltkampfe mit dem amerikanischen jugendlichen Schachmeister Paul Morphy erlitt. Er trug jedoch auf dem zweiten großen Schachturnier zu London, welches bei Gelegenheit der dortigen Weltausstellung 1862 stattfand und ebenso auf dem Norddeutschen Schachkongress zu Hamburg 1869 den ersten Preis davon. Auch bei dem internationalen Schachturnier, welches 1870 in der Zeit zwischen der französischen Kriegserklärung und der Schlacht bei Weißenburg in geringer Entfernung von den feindlichen Truppen zu Baden abgehalten wurde, errang er den Sieg. Im Jahre 1874 erlangte er bei dem Wiener internationalen Schachturnier den dritten Preis, dann 1876 in dem großen Wettkampfe zu Leipzig wiederum den ersten Siegespreis.

Anderssen, ein Mann von freundlichen und burschikosen Umgangsformen, war stets von einem Kreise ihn verehrender Jünger umgeben, mit denen er gemeinschaftlich die Theorie des Spiels in praktischer Übung erforschte. Seine noch lebenden ältesten Gegner sind von Heydebrandt, Jean Dufresne, Max Lange, Ernst Falkbeer und Luis Paulsen.

Ein Geschenk für den Papst.

Der Name des wilden Dakotahäuptlings Sitting Bull ist lange Zeit ein Schrecken für die Weißen im Westen der Vereinigten Staaten gewesen. Tapfer und zugleich barbarisch hat er gegen die Truppen der Vereinigten Staaten gekämpft, aber er ist doch gebändigt worden und jetzt kommt die Nachricht, daß Sitting Bull sich hat taufen lassen. Er ist Katholik geworden und hat seine besondere Ehrfurcht vor dem heiligen Vater durch ein höchst eigentümliches, echt indianisches Geschenk bewiesen, welches vor kurzem durch Monsignore Martin Merry, den apostolischen Vikar für Dakota, nach Rom zu Leo XIII. gebracht worden ist. Es besteht dasselbe aus einem Indianerrod aus Büffelfell, der zugleich als Zeugnis seiner Belehrung zum Katholizismus gelten soll. Dieser Rod ist nämlich mit Zeichnungen nach Indianerart bedeckt, die konzentrisch ein Mittelbild umgeben. Im äußeren Kreise sehen wir Sitting Bull noch als Indianerhäuptling, mit der Lanze und dem Kriegsschmuck versehen, wie er einen Skalp nimmt; der zweite Kreis zeigt seine verschiedenen in Gruppen sitzenden Weiber und der dritte eine Kriegsberatung seiner vornehmsten Gefährten. Endlich das Mittelstück zeigt die Belehrung. Sitting Bull verneigt sich vor dem apostolischen Vikar und übergibt ihm die Friedenspfeife, während die alten heidnischen Medizinmänner erschreckt davoneilen.

Es ist dieses also eine Art Bilderschrift, welche leicht verständlich die Geschichte des belehrten Indianerhäuptlings erzählt.

Gesundheitsrat.

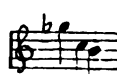
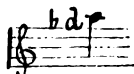
J. N. in Antwerpen. Das Daheim hat gewiß nie zum Aderlaß als zu einem Heilmittel bei der Bleichsucht geraten. Im übrigen sollten Sie die Behandlung Ihrer Tochter ganz dem Arzte überlassen, der sich hoffentlich jene Idee eines deutschen Arztes, Blutarme durch Blutentziehung zu heilen, die ihrer Paradoxie wegen ihre Anhänger findet, nie zu eigen machen wird. Vielleicht thäte Ihrer Tochter eine gründliche Klimaänderung, etwa eine Badereise ins Hochgebirge not.

b. N. Westend-Stettin. Ihre Fragen lassen sich selbstverständlich an dieser Stelle nicht beantworten; lassen Sie uns Ihre Adresse zu brieflicher Beantwortung zugehen.

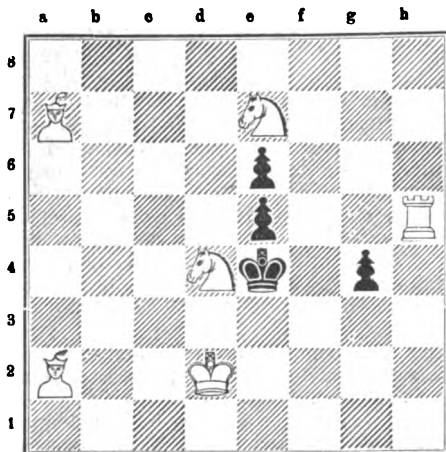
Heyfarth. Im Interesse einer lungenkranken Lehrerin bitten wir um Mitteilung von einfachen und nicht kostspieligen Pensionaten in den bekannten Luftkurorten für Lungenleidende. Es gibt unseres Wissens solche Pensionate in Görbersdorf und Dabos und wahrscheinlich auch anderswo. Unsere freundlichen Leser teilen uns gewiß die betreffenden Adressen mit.

Rigard. Als ein vollkommen unschädliches, schnell wirkendes und auch sehr haltbares Mittel zur Entfernung unliebsamer Haare können wir Ihnen das uns seiner chemischen Zusammensetzung nach genau bekannte „deutsche Enthaarungspulver“ des Apotheker Wegener in Reinfeld i. H. empfehlen. Das wirkliche „Böttgerische Depilatorium“ scheint nicht mehr vertrieben zu werden. Seine geringe Haltbarkeit und sein widerlicher Geruch waren allerdings auch Uebelstände, die wohl einen Ersatz nötig machten, wie er in dem genannten Mittel in sehr glücklicher Weise geboten wird.

In unserer Spielecke. Bilderrätsel.



Schachaufgabe von J. Rayner.



WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Arithmetische Aufgabe.

Stellt man eine gewisse vierziffrige Zahl vor die Zahl 57, so beträgt die dadurch entstehende sechsziffrige Zahl den vierten Teil von derjenigen sechsziffrigen Zahl, welche man erhält, wenn die vierziffrige nicht vor sondern hinter 57 gestellt wird.

Welche vierziffrige Zahl ist gemeint?

2.
0
i t
1 z e t 1
n c
E 5 i m e R
l e
2 l 6 0 g 3
e u
R

In der obenstehenden Figur besteht jedes der sechs Wörter aus fünf Buchstaben. Jedes liefert den Anfangs- oder Endbuchstaben für vier der fünf andern Wörter. Das fünfte und sechste Wort haben auch einen gemeinsamen mittleren Buchstaben.

Nach dem Muster dieser Wörtergruppe läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben eine andere bilden:

1. Ein beliebiger Romanschriftsteller unserer Zeit.
2. Eine Pflanze.
3. Ein namhafter französischer Opernkomponist.
4. Ein hervorragender deutscher Komponist.
5. Ein männlicher Vorname, den man durch Umstellung der Buchstaben des Wortes „Garbe“ erhalten kann.
6. Ein Name (bekannt aus der griechischen Mythologie), der durch Umstellung der Buchstaben des Wortes „Graum“ zu bilden ist.

3. Wortfette.

Sieben zweisilbige und sieben dreisilbige Wörter sind mit Hilfe der folgenden Angaben zu einer Wortfette zu verbinden. Die Endsilbe eines jeden Wortes ist gleich der Anfangsilbe des nächsten und die Schlussilbe des letzten gleich der Anfangsilbe des ersten. Auf ein zweisilbiges folgt immer ein dreisilbiges, auf ein dreisilbiges immer ein zweisilbiges Wort.

Die vierzehn Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen:

1. Eine Baumfrucht.
2. Eine der neun Mäusen.
3. Eine italienische Hafenstadt.
4. Einen alttestamentlichen weiblichen Namen.
5. Einen alttestamentlichen männlichen Namen.
6. Einen Monat.
7. Einen Fluß auf der pyrenäischen Halbinsel.
8. Einen Kaiser.
9. Einen orientalischen Titel.
10. Ein Abschiedswort.
11. Einen weiblichen Vornamen.
12. Ein lyrisches Gedicht.
13. Einen weiblichen Vornamen.
14. Einen Vierfüßler.

4. Homonym.

Hast du pünktlich mich vollzogen,
Bleibt man dir auch wohlgewogen,
Und es blüht Geschäft und Haus,
Wo ich fliege ein und aus.

Hast du sorgsam mich beschidet
In der Saatzeit, dann erblickst
Hoffend deine Seele auch
Goldne Frucht nach altem Brauch.

Hast du treu mich ausgerichtet,
Bleibt zu Dank man dir verpflichtet,
Denn Verwirrung richtet an,
Wer mich nicht behalten kann. Pf. J.

5. Füllrätsel.

| | | | |
|---|---|---|---|
| H | * | * | r |
| B | * | * | a |
| L | * | * | e |
| S | * | * | e |
| N | * | * | s |
| S | * | * | a |

Die vierundzwanzig leeren Felder des obenstehenden Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die sechs wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben, und daß sowohl die dritte als auch die vierte senkrechte Reihe eine Rolle in einem Drama von Schiller nennt.

Die sechs wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Einen Gott der Griechen.
2. Einen deutschen Komponisten.
3. Einen beliebigen Schriftsteller unserer Zeit.
4. Eine Stadt in Rumänien.
5. Ein Drama von Goethe.
6. Eine Stadt in Ostindien.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 18.

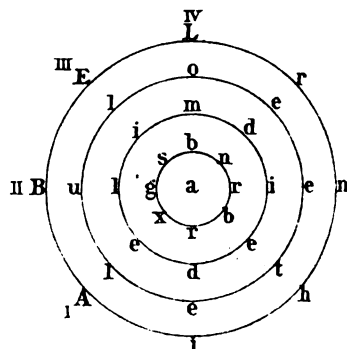
Damesspielaufgabe.

1. Da 7—c 5 1. e 5—f 4 am besten.
2. h 4—g 5 2. f 4—h 6
3. Dc 5—e 7 gewinnt.

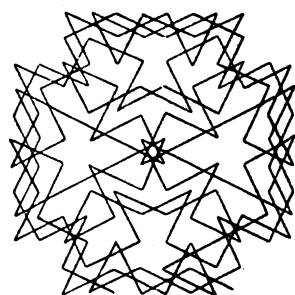
Bilderrätsel.

Einer Geiß gehört kein langer Schwanz,
sonst hätt' sie einen.

1. Zweisilbige Scharade.
Wieland.
2. Kreispunkträtsel.



3. Schlüssel zum Rätselsprung.



Auflösung des Rätselsprungs.

Die Sonne sank, der Abend naht
Und stiller wird's auf Straß' und Pfad,
Und süßer Friede, Ruh und Raft
Folgt auf des Tages Sorg' und Last.

Es schweigt der Wald, es schweigt das Thal;
Die Vögel schlafen allzumal,
Sogar die Blume nickt ein
Und schlummert bis zum Tag hinein.

Schon rieselt nieder kühler Thau
Auf Halm und Blatt in Feld und Au,
Im Laube spielt frische Luft,
Und Blüt' und Blume spendet Duft.

Der Abendstern mit glühnem Schein
Blickt in die stille Welt hinein,
Als rief' er jedem Herzen zu:
Sei still, sei still, und schlaf' auch du.

4. Arithmetische Aufgabe.

Die Kanten der Hohlwürfel sind: 3, 4, 5, 6 Einheiten lang.

Inhalt: Sphing. Forts. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Beim Pfandleiher. Nach dem Bilde von E. Brütt. — Ein Obdachloser. Ein Bild aus dem Berliner Leben von Adolf Schulze. — Kleinstädtereien. Von Fritz Anders. — Aus Deutsch-Südwestafrika I. Mit sechs Illustrationen. Von R. Andree. — Am Familientisch: Moderne Schachspieler. — Ein Geschenk für den Papst. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Ausföndung **unberlangt** eingefandter Mannstripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der **Post-Expedition** (Felsbagen & Alafung) in Leipzig. Druck von Julius Altkhardt in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Februar 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 20.

Sphing.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.

(Fortsetzung.)

Das schöne Gesicht blieb ganz ruhig; nur ein trüber Schatten — o er kannte ja diesen Ausdruck von früher her nur zu gut — flog darüber hin, als sie mit fester Stimme erwiderte:

„Ja, Herbert! Ein trauriges Geschäft, eine Pflicht führte mich dahin. Ich weiß auch, daß ich Jakob Lee begegnete. Warum fragtest du mich nicht früher darnach? Ich hatte es längst erwartet!“

Die großen blauen Sterne blieben voll zu ihm aufgeschlagen, während sie so sprach. — Und Herbert war beruhigt, besiegte sogar — für heute. Er hatte nicht weiter gefragt und war nur, wie in stummer Abbitte, vor ihr niedergekniet, sein in Schmerz und Glück zuckendes Antlitz in ihrem Schoß verbergend.

Diese Szene hatte Maki belauscht, und das Ergreifende jenes Momentes ging dem warmherzigen Burschen gar nicht aus dem Sinne.

Der Kapitän blickte jetzt empor zu dem Bilde seiner Frau, das über seinem Schreibtisch hing. Wie schön war dieses Bild! Und wie schön war erst das Original des Bildes! Und dieses Original, seine Rose, sollte er nun monatelang nicht sehen, den schmelzenden Ton ihrer süßen Stimme nicht hören!

Der Brief an den Bruder — überhaupt alles, woran er eben noch gedacht, was unklar in seinem Herzen sich geregt hatte — alles war vergessen bei dem einen Gedanken an die bevorstehende Trennung.

„Herbert!“

Eine weiche Hand strich plötzlich sanft über sein Haar und ließ ihn wie aus einem Traume emporfahren.

Rose war leise ins Zimmer und an seine Seite getreten und bog sich besorgten Blickes zu dem Gatten nieder.

XXII. Jahrgang. 20. k.

„Was hast du, Herbert?“ fragte sie teilnehmend und schaute ihn prüfend in die jetzt so trüben blauen Augen. „Quält dich eine Sorge, die du mir verbirgst?“

„Eine Sorge? Was ich habe, willst du wissen?“ rief er aufspringend, während seine Arme sie mit wilder Zärtlichkeit umschlangen. „Rose! Ich soll mich an den Gedanken gewöhnen, fünf Monate lang ohne dich zu sein!“ stieß er leidenschaftlich hervor.

„Diese Zeit wird vorübergehen, Herbert!“ flüsterte sie, indem sie in tiefer Bewegung das Gesicht an seiner Brust barg. „Denke an das Wiedersehen!“

„Ja, sie wird vorübergehen, aber wie?“ sagte er dumpf. „Sechzehn Jahre lang habe ich nur für meinen Beruf gelebt, den ich mir abringen und erkämpfen mußte vom Schicksale, und ich war stets der zufriedenste, glücklichste Mensch unter der Sonne. Nun aber — nun gestehe ich offen ein, daß mein Bruder einst recht gehabt hat mit seinen Prophezeiungen. Reiselust und Jugendübermut sind verflogen. Als höchstes Gut erscheint dem gereiften Manne nun die heimatliche Scholle! Dies wird die letzte meiner Fahrten sein. Ich werde um meinen Abschied einkommen. Bist du damit einverstanden, Rose?“

Die Antwort war ein Freudenschrei.

„Nun wollen wir beide nicht mehr trauern, sondern froh in die Zukunft blicken“, rief die junge Frau mit überströmenden Augen. „Ich werde dir schreiben, Herbert, so oft es geht, das heißt, sobald die Briefe dich erreichen können! Ich meinerseits werde hier, in unserm Heim, wo jedes Stück mich an dich und unser Glück mahnt, die Bangigkeit schon bekämpfen können!“

„Mein Liebling!“ erwiderte er, indem er sie innig an sich drückte.

„Ich bin sehr froh, daß du Maki hier läßt“, fuhr Rose

lebhaft fort. „Einen gewissenhafteren, treueren Menschen kann ich mir zu meinem Schutze nicht wünschen, und ich denke mir, er bleibt gern hier. Du weißt ja, daß er...“

„O, du meinst Mary!“ unterbrach sie der Kapitän, indem er sich erhob und nun mit seiner Frau Arm in Arm langsam auf und nieder wandelte. „Ich glaube es gern, daß das Herz des heißblütigen Burschen in hellen Flammen aufgegangen ist — allein ich fürchte, zu seinem Unglück. Die kleine Deutsche wird sich schwerlich entschließen, ihn, der einer andern Rasse angehört, zum Manne zu nehmen. Ich kann es ihr auch nicht verdenken, obgleich Maki ja in seiner Art eine interessante Persönlichkeit ist. Erinnerst du dich noch, Rose, wie Adeline damals in Long Branch im Scherze äußerte: Wenn sie nicht Fräulein Everett wäre, möchte sie Makis Frau sein?“

Kapitän Lee lachte hell auf.

„Denkst du wirklich daran, daß es zu einer Heirat zwischen ihnen kommen könne, Herbert?“ fragte Rose überrascht.

„Gewiß! Warum nicht? Wer so viel in andere Länder und Verhältnisse hineingeschaut hat, wie ich, der streift Vorurteile von sich ab. Und was willst du? Makis Mutter war so weiß und blond, wie du, Rose, eine stattlich schöne Holländerin. Seinen Vater kannte ich freilich nicht. Sie starb am gelben Fieber, etwa drei Jahre, nachdem sie mir den damals siebzehnjährigen braunen Burschen übergeben hatte. Er hat sich auch eine hübsche runde Summe zurückgelegt. Sie könnten ja beide in unseren Diensten bleiben — kurz, es fehlt nur am Javort deiner kleinen Rose. Wie wäre es, wenn du in meiner Abwesenheit dich ein wenig mit Ehe stiften abgäbest, Rose? — Wie?“

Die junge Frau schüttelte den Kopf und erwiderte ernst:

„In solchen Dingen muß man Gott walten lassen!“

„Ja, du hast recht, Rose! Es war ja auch nur ein Scherz. — Hast du übrigens wieder etwas von den Everetts gehört? Es thut mir deinetwegen leid, daß sie gerade diesen Winter über fortbleiben.“

„Seit den flüchtigen Zeilen, die Susy mir sandte und worin sie ihre Ankunft in Berlin meldete, weiß ich nichts Näheres von ihnen. Ich gestehe, daß die guten Menschen mir sehr fehlen. Die beiden eleganten schönen Mädchen werden übrigens in der dortigen Gesellschaft Aufsehen erregen und — vielleicht als Bräute zurückkehren.“

„Beide?“ fragte der Kapitän.

„Du denkst an Roberts“, entgegnete Rose. „Adeline ging mit großen Erwartungen, das Herz voll Illusionen und den Kopf voll phantastischer Luftschlösser, hinüber nach der alten Welt. Ich fürchte, bis jetzt hat dein liebenswürdiger Freund blutwenig Chancen diesen bunten Schmetterling zu erfassen. Man wird ihr fabelhaft huldigen, das weiß ich im voraus. Und das will und wünscht sie ja auch; noch mehr fürchte ich, daß das Leben in einer andern Sphäre auf den erregbaren Sinn des jungen Mädchens keinen guten Einfluß ausüben wird. Adeline ist ein Wesen, das schnell Geschmack findet an verschwenderischer Pracht und gleisnerisch schimmernden Ausserlichkeiten. Sie wird sich mit offenen Armen in den Strudel der Gesellschaft werfen.“

„Nun, nun“, meinte Herbert lächelnd, „Roberts ist nicht ein Mann, der so leicht die Flagge auf Halbmaß hißt. Wie es mir scheint, kennt er den Gegenstand seiner stillen Neigung vollkommen und was das Klügste ist, er besitzt eine wahrhaft bewundernswürdige Langmut. Hoffen wir, daß er einst dafür belohnt wird. — Weißt du, Rose!“ sagte der Kapitän dann, indem er plötzlich zu einem andern Thema übersprang, „der heutige Tag ist so schön, laß uns eine kleine Bootsfahrt unternehmen! Hättest du Lust?“

„Gewiß!“ war die heitere Entgegnung, während die junge Frau an den Schreibtisch trat und den darauf zurecht gelegten Briefbogen verwundert betrachtete.

„Willst du dich also in einer Stunde bereit halten, Rose? Zum Essen um fünf Uhr sind wir bequem wieder zurück.“

„In einer Stunde?! Ich brauche ja nur den Hut aufzusetzen, Herbert, und einen Plaid zu nehmen für etwaigen Regen. Dann bin ich fertig!“ versetzte Rose, ihm glücklich in die Augen schauend.

„So?“

Das Wort kam gedehnt, halb mißbilligend über des Seemanns Lippen und seine Blicke glitten musternd an ihrem einfachen, obwohl tadellos sitzenden, schwarzen Kleide herab.

„Warum legst du so wenig Wert auf elegante Toilette, Rose?“ fragte er zögernd, indem er die Falten des schlichten Gewebes zwischen die Finger nahm. „Wolle? Seit unserm Hochzeitstage habe ich dich, meine ich, nie mehr in Seide gesehen, Rose!“

Das schöne Gesicht der jungen Frau war mit einem Male blutrot übergossen.

„Ich bin an Einfachheit gewöhnt“, erwiderte sie leise.

„Unsinn! Du könntest aber immerhin — da ich es gern möchte — diese puritanerhafte Angewohnheit ablegen. Damit will ich nicht gerade sagen, daß du den Everetts nachahmen sollst, bei denen die ‚Dame‘ erst anfängt, wenn das Kleid von — von — na, wie heißt doch die Schneiderseele in Paris, welche sich eine einzige Toilette mit Summen bezahlen läßt, die dem Werte einer ganzen Schiffsladung gleichkommen?“

„Worth!“ entgegnete Rose kurz.

„Richtig! Aber wenn du willst, so bestelle dir nur auch bei Worth ein halbes Duzend Toiletten! Trage nur nicht immer diese monotonen Kleider aus solchem Plunderstoffe, mein Liebling! Du darfst nicht vergessen, daß du jetzt Frau Lee bist! Ich entsinne mich übrigens, daß auch Adeline dich zuweilen mit deiner Einfachheit neckte und sogar einmal behauptete, du müßtest kolossale Ersparnisse machen, da du doch nicht ein Beutel von deinem Toilettegelde verbrauchtest. Das scheint mir jetzt auch der Fall zu sein. Nicht?“

Er hatte ihre Taille umfaßt und bog sein lachendes Gesicht zu ihr herab. Ein tiefschmerzlicher Ausdruck in dem ihren machte ihn stutzen, und wieder strich es wie ein erkältender Hauch über sein Herz.

„Ich wollte dich nicht tranken, Rose!“ sagte er gepreßt.

„Es ist nur meine Liebe zu dir, die dem herrlichen Wilde deiner Schönheit den würdigen Rahmen zu geben wünscht. In meinen Augen bist du ja freilich in jedem Gewande anziehend, aber die Welt soll nicht denken, daß Herbert Lee ein Knauser geworden sei. Glaubst du nicht, Rose, daß die Menschen, obwohl wir beide hier so still und zurückgezogen leben, uns dennoch beobachten und ihre Bemerkungen machen? Eben deshalb müssen wir darauf bedacht sein, ihnen keinen Stoff zu unnützen Reden zu geben. Hoffentlich wirst du das beherzigen und bedenken!“

Der Ton, in welchem der Seemann sprach, war ruhig und freundlich, aber zum erstenmale in ihrer kurzen Ehe erschien es Rose, als klänge ein bestimmter, fester Wille aus ihm hervor.

„Deine Wünsche zu erfüllen wird stets mein innigstes Bestreben sein, Herbert“, erwiderte sie schüchtern. „Ich bitte dich, mich immer auf meine Fehler aufmerksam zu machen. Auch an das Glück muß man sich gewöhnen“, setzte sie hinzu. Dann verließ sie, nur mühsam die Thränen unterdrückend, das Gemach.

Der nächste Tag brachte wieder sonniges klares Herbstwetter, und es schien fast, als wolle der Sommer mit all seiner Wärme und seiner Pracht wieder zurückkehren. Nur die bunte Färbung der Bäume und das hier und da lichter gewordene Gesträuch verrieten, daß die zweite Hälfte des Oktober bereits überschritten war.

Maki hatte sich bald nach dem Frühstück nach New York begeben, und Herbert stand bereits seit einer Stunde draußen auf der Veranda und schaute unverwandt die Straße entlang.

„Dort kommt er; eben biegt er um die Ecke!“ rief der Kapitän erregt, und wandte sich nach dem offenen Fenster um, in dem Rose mit einer bunten Seidenstickerei beschäftigt saß. Herbert hatte sie mit dem von ihm an Jakob gerichteten

Schreiben bekannt gemacht, und sie fand den in warmem brüderlichen Tone gehaltenen Abschiedsgruß vollkommen in der Ordnung.

„Was du für scharfe Augen hast!“ entgegnete die junge Frau, indem sie zu ihm hinaustrat. „Du glücklicher Mensch!“ Ihre Worte sollten unbefangen, heiter klingen; allein ihr ängstlich-sorgenvoller Blick strafte sie Lügen.

Der Malaie kam nur langsam näher, er beeilte jedoch, sobald er des Kapitäns ansichtig wurde, seine Schritte. Nach kaum drei Minuten stand er auf der Treppe und zog ein zierliches Koubert aus der Tasche.

Herbert Lee erkannte sofort das Monogramm wie die seine Handschrift von Amy Mansfield, und stieß einen Seufzer der Enttäuschung aus.

„Hast du nur diesen Brief? Hast du Herrn Lee nicht gesehen, Maki? Gab er dir keinen Brief für mich?“ fragte der Seemann schnell.

„Nein! Von der Herrschaft habe ich niemand gesehen. Einer der Diener brachte mir dieses Schreiben. Das ganze Haus schien mir übrigens in großer Unruhe und Besorgnis zu sein, da Herr Lee...“

Er stockte; denn sein Herr faßte erschrocken seinen Arm.

„Was ist es mit meinem Bruder? So rede doch!“ schrie Herbert heftig.

„Herr Lee soll plötzlich erkrankt sein“, fuhr Maki verlegen fort. „In dem Briefe wird ja wohl alles stehen, Herr. Als ich unten im Dienerzimmer wartete, erzählte mir der Hausmeister, ein netter, redseliger Mann, daß sich schon seit Wochen unverkennbare Symptome hier oben —“ (der Malaie legte den braunen Finger an die Stirn) — „bei Herrn Lee gezeigt hätten. Gestern Abend sei dieser beängstigende Zustand wieder in eine wahre Tobsucht übergegangen, was das ganze Haus in Schrecken versetzt habe. Drei Ärzte sind sofort...“

Rose gab dem Diener einen Wink zu gehen, da Herbert seinen Worten kein Gehör mehr schenkte. Mit zitternden Händen riß er das leicht zusammengefaltete Billet auseinander und durchslog den Inhalt. Die Gattin stand hinter ihm und blickte über seine Schulter in den Brief.

Die flüchtig hingeworfenen Zeilen enthielten nicht mehr, als Makis Mund eben verraten hatte — eine graufige niederschmetternde Kunde. Ein akuter Anfall von Gehirnschwäche hatte den kraftvollen, klar denkenden Mann in einen Zustand vollständiger Stumpfheit versetzt. Das Leiden hatte sich, wie Amy Mansfield mitteilte, bereits vor Wochen durch leichte Störungen der Sinne gezeigt, man hatte diese aber anfangs für die Folgen heftiger Nervenkopfschmerzen gehalten, bis dann die eigentliche Krankheit zum Ausbruch gekommen war. Die Ärzte hatten sich übrigens schließlich dahin geäußert, daß bei Lees ungeschwächter Körperkonstitution noch auf Heilung zu hoffen sei. — Amy stellte es Herbert ganz anheim, den Bruder zu besuchen, sagte ihm aber vorher, daß das Wiedersehen kein erfreuliches sein würde, weil der Eindruck, den der unglückliche Mann mache, ein wahrhaft herzergreifender sei. Nicht einmal Luisas Züge — sie hatte die Pflege des Vaters allein übernommen — riesen in dem Kranken auch nur einen Schimmer der Erinnerung hervor.

Am Schluß des Briefes wünschte Amy für den Fall, daß sie Herbert vor seiner Abreise nicht mehr sehen sollte, ihm glückliche Reise. Auch sprach sie die Hoffnung aus, daß die dunklen Schatten, welche sich über das Haus Lee herabgesenkt hätten, bei seiner Rückkehr wieder geschwunden sein würden. Rose sandte sie einen kurzen Gruß, äußerte aber kein Wort mehr von dem Wunsche, das junge Paar zu besuchen.

Der Ton des Schreibens war, obwohl freundlich, doch auffallend kühl und Herbert konnte zwischen den Zeilen lesen, daß seine Zurückhaltung nach ihrem ersten Briefe das warmfühlende Mädchen tief verletzt hatte.

Die Hand, welche den Brief gehalten hatte, sank kraftlos am Körper herab und ein leises Stöhnen entstieg der breiten Brust des Kapitäns. Rosas Augen suchten die seinigen, aber er wandte das Haupt zur Seite und schwieg lange. — Auch

sie, die Heißgeliebte, sollte nicht sehen, wie der erste heftige Schmerz sein Herz durchwühlte und ihm verräterische Thränen in die Augen trieb. Jawohl, es waren dunkle Schatten, die jetzt das Haus Lee umnachteten. Amy hatte nur zu recht!

„O Herr, warum sendest du mir diese Prüfung?“ dachte der Seemann, indem er zu dem blauen Firmamente empor schaute. „Warum mischest du so bittere Vermutstropfen in den Becher des Glückes? Der böse Geist der Zwietracht, der die Bruderherzen bis jetzt auseinander drängte, er hat nun einem noch unheimlicheren weichen müssen! Mäeutiger, lasse es noch einmal Licht werden für den unglücklichen Mann! Sollte das wirklich das Ende sein von so viel Lebenslust, Arbeitskraft und Energie — das Ende von so viel Mühe und Sorge um den Bruder?“

Weiche Finger schlangen sich um die krampfhaft zusammengeballte Männerhand und ihr sanfter Druck führte Herbert Lee zurück in die Gegenwart, erinnerte ihn wieder daran, daß das Liebste, was die Erde ihm zu bieten vermochte, an seiner Seite stand.

„Rose, mein Schatz, mein Glück!“ stieß er leidenschaftlich hervor und zog die schöne Frau an seine Brust. „Mein Lebensweg ist nicht dunkel, der große gütige Gott gab mir ja dich!“

Neuntes Kapitel.

„Liebe, liebe Mama! Warum hast du nur jetzt alle Tage so rote Augen? Siehe, deine Lider sind ja schon ganz dick“, flüsterte Clary zärtlich, indem sie mit ihrem kleinen Finger die Augen der Mutter leicht berührte — „fast so, wie bei der alten Bertie unten in der Küche, die immer so gedunsen und häßlich einhergeht — und das darf doch nicht sein!“

Frau Lee saß um die Stunde des zweiten Frühstücks in Gesellschaft der Töchterchen im Speisezimmer. Es war die Zeit, welche sie jetzt regelmäßig ihnen widmete. In offener, kindlicher Weise plauderten Lizzy und Clary nach Herzenslust, denn jede Spur von Scheu oder Befangenheit vor der Mutter war längst verfliegen und die frühere Ängstlichkeit hatte sich in zärtliche Hingebung verwandelt. In allen Dingen mußte jetzt Mama herhalten. Sie mußte, wenn die kleinen lebhaften Mädchen einmal aneinander gerieten, den Streit schlichten und in allen wichtigen Fragen der Kinderstube den Ausschlag geben.

Heute indes saß Frau Lee schweigsam und gedankenvoll auf dem gewohnten Plaze. Sie hatte den Kopf in den hochlehnigen Sessel zurückgelegt und die weißen Hände im Schoße gefaltet. Lizzy und Clary standen dicht vor ihr und schauten, nach Kinderart, unverwandt in das traurige Gesicht.

„Sei doch still, Clary, mit deinen dummen Reden!“ entgegnete statt der Mutter nun Lizzy. „Weißt du denn nicht, daß Mama Kummer hat über die Krankheit von Papa? Aber du bist noch nicht verständig genug, das zu begreifen“, setzte sie mit altkluger Miene hinzu, indem sie liebevoll das Armchen um Frau Luisas Nacken legte. „Aber du darfst dich nicht so grämen, süße Mama, wirklich nicht! Denn — denn der Papa hat es ja gar nicht verdient; er ist ja niemals freundlich und gut gegen dich gewesen und uns hat er in der letzten Zeit kaum mehr beachtet!“

„Das lag an seiner Krankheit, mein Liebling!“ flüsterte Frau Luisa Lee, indem sie den gesenkten Kopf aufrichtete. „Lieb hat er euch immer gehabt und...“ sie zögerte.

„— und dich auch?“ fragte das Kind forschend weiter.

„O ja, früher wohl!“ war die leise Antwort, und zwei Tropfen rannen langsam in den Schoß hinab. Die beiden Kinder drückten sich scheu aneinander. Der stumme Schmerz wirkte beängstigend auf die kleinen Seelen.

Unterdessen waren der Hausmeister und ein farbiger Diener eingetreten und deckten den Speisetisch. Das schwere massive Silberzeug, die großen Fruchtschalen und kunstvollen Jardinières — Frau Lees ganzer Stolz, weil sie zumeist noch aus dem Nachlasse des berühmten Großvaters stammten — wurden von dem Diener auf die Tafel gehoben. Geräuschlos gingen beide hin und her. Seit Herrn Lees Krankheit war die vor-

nehme Ruhe des weitläufigen Hauses in wahre Grabesstille verwandelt. Selbst die Glocke, welche sonst die Familienglieder für gewöhnlich zu den Mahlzeiten rief, schwieg seit Wochen.

Nach einigen Minuten traten auch Amy Mansfield und Mademoiselle Cecile in das Zimmer. Erstere begrüßte die Kousine herzlich und küßte die Kinder auf die Stirn. Das Frühstück ward schweigend eingenommen. Nur Lizzy's und Clary's kindliche Fragen und Bemerkungen unterbrachen zuweilen die Stille. Des Hausherrn Platz blieb unbesezt, doch wurde täglich ein Kouvert für ihn aufgelegt, als ob er in jedem Augenblick hereintreten und sich an der Mahlzeit beteiligen könnte. Frau Luisa wünschte das so. Sie selbst saß dem Fenster gegenüber, so, daß das Licht der Herbstsonne voll auf ihre schönen Züge fiel. Aber das einst so frische Antlitz war jetzt schmal und abgehärmt, und krankhafte Blässe gab ihm ein älteres Aussehen.

„Wie geht es heute?“ fragte Amy, nachdem man sich erhoben und Mademoiselle die Kinder zum Spaziergange mit sich genommen hatte.

„Genau, wie es gestern ging, und wie es voraussichtlich noch Wochen — Monate und länger fortgehen wird!“ entgegnete Frau Luisa dumpf. „Meinst du, ich verstehe nicht in Dr. Sexton's Mienen zu lesen, Amy? Ich frage nicht, und er sagt nichts; und doch errate ich jeden seiner Gedanken. O, ich weiß es ja, Jakob's Zustand ist hoffnungslos!“

„Großer Gott“, rief das junge Mädchen, „das wäre ja entsetzlich! Aber nein, nein, Luisa“, fuhr sie fort und schlang liebevoll den Arm um den Hals der Kousine, „du siehst zu schwarz! Hörtest du nicht, wie Dr. Sexton gestern Abend äußerte: Ruhe und Geduld ist in diesem Falle das Einzige, was ich verordnen kann! Er sagte auch, daß eine Krisis kommen werde und kommen müsse. Wann, bliebe freilich eine Frage, die er nicht zu beantworten wisse. Von Hoffnungslosigkeit hat er aber nie gesprochen.“

Das liebliche Gesicht des jungen Mädchens bog sich zärtlich zu der Kousine herab, die in stummer Resignation vor sich hinstarrte. „Dr. Sexton hat mich auch, daß ich darauf bringen solle, daß du dich nicht allzusehr angreiffst. Auf die Länge könntest du das nicht aushalten und ertragen, Luisa! Willst du denn aber auch wirklich durch die steten Nachtwachen deine eigene Gesundheit zu Grunde richten?“

„Es thut mir wahrlich nichts, und ich will die Sorge für ihn keinem Fremden anvertrauen!“ entgegnete Luisa mit einem Anfluge der früheren schroffen Festigkeit. „Soll ich den Unglücklichen etwa den Händen eines Dieners überlassen?“

„Jackson, der doch bereits seit zehn Jahren Herrn Lee seine Dienste widmet, wird nicht ungeschickt und lieblos mit ihm umgehen, Luisa!“ versetzte Amy beharrlich. „Wenigstens ablösen könntet ihr euch, damit du doch zuweilen einmal eine Nacht im eigenen Bett und nicht immer nur auf dem Sofa im Zimmer deines Mannes verbringen könntest. Und — hier zögerte Amy etwas — „und dein Mann würde dich wohl kaum vermissen, da es ihm ja leider in seinem derzeitigen Zustande einerlei ist, wer für ihn sorgt.“

„Das weiß ich wohl!“ klang es hart von Luisas Lippen. „Was ich thue, geschieht ja aber auch um meiner selbst willen! Versuche nicht, mich davon abzubringen, liebe Amy! Aber jetzt muß ich hinauf zu Jakob. Es ist die Stunde, in der Dr. Sexton in der Regel kommt.“

Sie erhob sich und verließ mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen, Kleine!“ das Gemach.

Eine Etage höher lagen die Privaträume Lees — Arbeits-, Schlafzimmer und Salon — alle in einer Reihe. Sie waren mit gediegenem Geschmack ausgestattet. Jakob Lee legte viel Gewicht auf äußere Pracht und er liebte es, sein Auge an all den Herrlichkeiten seines Hauses zu erfreuen. Sein Salon enthielt ausgewählte Gemälde. Jedes Möbel war nicht allein von namhaftem Werte, sondern auch so placiert, daß es zur Verschönerung des Ganzen beitrug.

Die peinliche Ordnung, welche sonst in diesen Räumen

herrschte, war jetzt aus ihnen verschwunden, man hatte sie hergerichtet für einen Kranken. Inmitten des eleganten Salons stand, mit Kissen und Decken beladen, ein Krankenstuhl, und buntblumige, kattunene Wandschirme stachen seltsam von der prunkvollen Umgebung ab.

Der willensstarke Mann, der einst hier nach Willkür geschaltet und gewaltet hatte, saß jetzt zusammengebrochen, den Kopf in die aufgestützten Arme gelegt, an einem der Fenster und schaute mit leerem, glanzlosem Blicke hinab auf die an der Ecke des Hauses sich kreuzenden Straßen. Ein älterer Diener räumte soeben von dem Tische die Reste der kürzlich eingenommenen Mahlzeit fort. So leise und behutsam dies auch geschah, so klirrten dennoch Glas und Porzellan aneinander und der Hausherr fuhr mit einer heftigen Kopfbewegung herum und rief:

„Macht nicht solch einen Höllenlärm! Das kann ja kein vernünftiger Mensch aushalten! Was thun Sie dort?“ Lee ergriff die Hand des Dieners, welcher eben eine Weinkaraffe auf das Präsentierbrett setzte. „Das bleibt hier — punktum! Ich will es so!“

„Der Herr Doktor hat Ihnen nur zwei Glas gestattet“, warf der Diener ein, ohne die Flasche freizugeben.

„Der Doktor ist ein Esel! Wie kann der einfältige Kerl sich überhaupt unterstehen, in meine Angelegenheiten hineinzureden!“ grüllte der Kranke, während sein geistloser, gläserner Blick über das Zimmer glitt. „Im Weine allein liegt Wahrheit; er klärt den Verstand und belebt die erschlafften Lebensgeister. Her damit!“

Ein rascher Griff entwand dem Diener die Flasche. Sie hoch emporhaltend, sprang der unglückliche Mann bis ans äußerste Ende des großen Zimmers.

„Jakob, gib sofort Jackson den Wein zurück!“

Eine feste, klare Frauenstimme rief diese Mahnung vom Eingange her, und wie leises Zittern ging es bei diesen Tönen durch die abgemagerten Glieder. Der Arm mit der siegreich eroberten Flasche sank schlaff herab. Ein Fall, ein Klirren, und der blutrote Wein floß über den Teppich. Gesenkten Hauptes, schuldbewußt, flüchtete der Kranke hinter einen Sessel. Ja — Frau Luisas, seiner Gattin, bestimmt und eindringlich gesprochene Worte waren es, denen der Leidende sich stets widerspruchslos fügte. Er fürchtete den Klang dieser Stimme und beugte sich der Gewalt derselben, wie ein jähzorniges Kind dem ernststen, festen Blicke der Mutter.

Frau Lee trat dicht an ihren Gatten heran und nahm die abgekehrte Hand in ihre weichen Finger, während ein inniger zärtlicher Blick das stiere Auge traf. Sie führte ihn dann wie ein schwaches Kind zu einem bequemen Stuhle.

„Du bist müde, Jacky!“ flüsterte sie liebevoll, nachdem er Platz genommen hatte, und rückte die Kissen zurecht. „So, nun magst du ein paar Stunden ruhen! Liegst du so nicht gut? Soll ich bei dir bleiben — ja?“

Ein irrer Blick flog zu dem bleichen, schönen Frauenantlitze empor. Dann fragte er, die schlanke Hand behutsam streichelnd, halb neugierig, halb scheu:

„Wie heißt du eigentlich? Bist du die schöne Rose, der das kalte Herz doch endlich geschmolzen ist? — Nein — nein, du bist die Sphinx! Jetzt weiß ich es genau. Dieses steinerne Gesicht und die festgeschlossenen Lippen kenne ich.“

Frau Luisa erblickte und wandte sich mit zusammengepreßtem Munde ab, während ihre Brust sich in leidenschaftlichster Erregung hob und senkte. Er aber fuhr fort:

„Dich will ich nicht, gehe, gehe! Sende mir die — andere! Ihren Namen kenne ich nicht, aber sie ist sanft und zart, nur ihr folge ich gern.“

Der strenge, harte Zug um Frau Luisas Mund wich nach den zuletzt gesprochenen Worten einem nachdenklichen Ausdruck. „Die andere!“ dachte sie, indem sie die mageren Finger des Gatten warm umschloß. War sie selbst die andere, welche der Ärmste meinte? Hatte er vielleicht doch das unbestimmte Gefühl, daß jene Hand, die so sanft und zart mit ihm umzugehen wußte, einem Wesen angehörte, in dessen Herzen



Gemma Augustea, geschnittener Druy mit der Beherzichung des Augustus. Eine der größten und schönsten erhaltenen Gemmen des Altertums.
Größe des Originals im 1. Ring- und Antikensabinet in Wien.

Gefühle sprachen, die wärmer — o tausendmal wärmer waren, als das, was die Welt Teilnahme und Mitleid nennt?

Das freundliche Lächeln auf Frau Luisas Lippen beruhigte den Leidenden. Indem er den müden Kopf zur Seite legte, sanken die Lider schwer herab. Die weiche Rechte seines Weibes fest in der seinen haltend, war Jakob Lee nach kurzer Zeit in tiefen Schlaf verfallen. Stunde um Stunde saß die treue Wächterin regungslos an seiner Seite. Wenn jetzt die kleine Clary in der Mutter Angesicht geschaut hätte, würde sie nicht mehr gefragt haben, weshalb ihre Augen so dick und rot erschienen; — nun, wo Frau Luisa sich vor jedem neugierigen Blicke geschützt wußte, wo sie den lästigen Zwang, die zur Schau getragene kalte Ruhe abwerfen durfte, nun brach der längst verhaltene, tapfer bekämpfte Schmerz wieder einmal fessellos hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Apotheose des Augustus“.

Die Szene, welche die sogenannte Gemma Augustea*) der Wiener Sammlung darstellt und die man sich gewöhnt hat die Apotheose des Kaisers Augustus zu nennen, weil uns in derselben der mächtige Mann in einem Augenblick großen Erfolgs in idealer Auffassung also nach antiker Weise in der Umgebung von Gottheiten gedacht vor Augen gestellt wird, erinnert uns an eines der interessantesten, bedeutungsvollsten und wohlthätigsten Menschenleben, von denen die Geschichte zu melden weiß: ein Menschenleben, das der wissenschaftlichen Forschung wie der populären Betrachtungsweise immer neue Seiten darbietet, und das auf mehrfache Weise auch in die Entwicklung unsers eigenen Volkes eingegriffen hat. Von Kaiser Augustus hat auch der sonst wenig Geschichtskundige eine gewisse Vorstellung: man kann ihn in gewissem Sinne zu den populären Gestalten der Weltgeschichte zählen. Schon ein Kirchenschriftsteller des II. Jahrhunderts, der Bischof Melito von Sardes, findet es bedeutsam, daß das Christentum, das er als eine der Monarchie natürlich verwandte Philosophie bezeichnet, zur Zeit des Augustus, der Zeit der höchsten und friedlichen Blüte des römischen Reiches, erschienen sei, und unsere mittelalterlichen Geschichtsschreiber knüpfen bekanntlich die Deutschen Könige als römische Kaiser ganz unmittelbar an diesen ersten römischen Kaiser an: „im Jahre der Menschwerdung 1152 wurde der Herzog Friedrich von Schwaben von den Fürsten zum König gewählt und regierte als der vierundneunzigste seit Augustus.“ lesen wir z. B. bei Otto von Freising oder seinem Fortsetzer.

Der Vorgang, den die Gemma darstellt oder den sie idealisiert, fällt in den letzten Teil dieses Lebens, in das Jahr 8 n. Chr., welches man als das neununddreißigste seiner Regierung — seit der Entscheidungsschlacht von Actium 31 v. Chr. — bezeichnen kann, in eine Zeit also, in welcher die Monarchie festgegründet war: und man kann sagen, daß diese Darstellung selbst dafür ein klassischer Ausdruck — ein klassischer Ausdruck des schon durchaus monarchisch gewordenen Zeitbewußtseins sei. Ein großer Sieg ist nach langem und mühevollen Kampfe errungen worden. Im Jahre 6 n. Chr. hatte der Stiefsohn des Kaisers, der, nachdem das Cäsarische Haus durch eine Reihe von Todesfällen verödet war, allein für die Nachfolge übrig blieb, Tiberius Claudius Nero, die Lösung der damals wichtigsten Frage auswärtiger Politik, die Brechung der wachsenden Kräfte Germaniens übernommen: wie er eben soweit war das Reich des Markomannenkönigs Marbodus, den ersten

eigentlichen Germanenstaat, von dem wir wissen, von zwei Seiten zugleich anzugreifen und den Sitz dieses Staates, das Land Böhmen zu überwältigen, brach in dem benachbarten Lande Pannonien ein großer Aufstand los, der, alsbald nach Dalmatien hinübergreifend, das ganze Land von der mittleren Donau bis zum adriatischen Meer und den Nordostgrenzen des italischen Landes selbst in einen Feuerherd der Empörung und des Volkskrieges verwandelte, und die große strategische Kombination, mit welcher Tiberius die Macht Marbodus zu überwältigen gedachte, über den Haufen warf. Die Lage war überaus kritisch, wenn Marbodus gemeinschaftliche Sache mit diesen aufständischen Nationen machte. Daß er es nicht that, sondern der Versuchung, mit den Römern als Gleicher mit Gleichen einen Bundesvertrag abzuschließen, erlag und den Aufstand nicht unterstützte und nicht benützte, war für Rom ein großer Glücksfall und zugleich ein Beweis der hohen staatsmännischen Befähigung des Tiberius. Auch so brauchte man mehrere Jahre, 6—8 n. Chr., den gefährlichen Krieg zu beenden. Jetzt aber ist er zu Ende: aber nicht der Höchstverdiente, der Sieger in zahllosen Gefechten und in dem großen Kriege, nicht Tiberius ist die Hauptperson auf der durchaus von monarchischem Geiste getragenen Komposition. Wohl steht die geflügelte Siegesgöttin ihm zur Seite, aber er steigt vom Wagen herab in der bescheidenen Haltung des Unterthans, ein Blatt oder etwas der Art in der Hand, das Gesicht nach dem Imperator hingewandt, welcher deutlich genug als der eigentliche Sieger, als derjenige, dem alles im Staate, auch der Sieg gehört, gekennzeichnet wird. Augustus sitzt auf dem Throne, die Göttin Roma ihm zur Seite, zu seinen Füßen der Adler Jupiters, den Tacitus mit so viel Nachdruck den „römischen Vogel“ nennt: neben ihm, hinter und unter seinem Throne Gestalten, welche den Frieden und die ruhige Geschäftigkeit und ihren Segen vorstellen oder andeuten. Eine mächtige Gottheit hält den Kranz in schwebender Haltung über seinem Haupte; vom Himmel her leuchtet das glückliche Sternbild, unter welchem der Kaiser geboren ist. Der Mann, der vom Wagen steigt, schon den fünfzigsten nahe, wird den Kaiser einst — noch sechs Jahre sind diesem in den Sternen zugeschrieben — in seinem hohen Amte folgen, er ist schon durch Adoption ins Haus der Cäsaren übergetreten: der neben dem Wagen steht, ist Tiberius' Neffe Germanikus — der Sohn des im Jahre 9 v. Chr. in Deutschland verstorbenen Drusus Germanikus — den Tiberius nach Augustus' Geheiß in demselben Zeitpunkte, wo er selbst von Augustus adoptiert worden, zum Sohn und Nachfolger angenommen hat. Es sind also drei imperatorische Männer auf dem Bilde vereinigt und man kann wohl sagen, die Abbildung atmet nicht nur einen monarchischen, sie atmet einen entschieden dynastischen Geist und es hätte der kontrastierenden Szenen des unteren Teils, der Zurüstungen zur Errichtung eines militärischen Siegeszeichens, der Herbeischleppung panonischer Gefangener nicht bedurft, um uns zu sagen, daß hier ein großer Sieg der herrschenden Roma und der regierenden Dynastie verherrlicht werden soll.

So läßt sich ohne Zwang der Gedanke, der bei dieser Komposition dem Künstler vorgeschwebt hat, fassen. In dem Augenblick, welchen sie festhält, stand der Kaiser Augustus in der That auf der höchsten Höhe seiner Macht, welche zusammenfiel mit der tiefgreifendsten Wirksamkeit des römischen Reiches. Man pflegt wohl — und in gewissem Sinne mit Recht — auf die Huldigungen, welche Schmeichelei, Furcht oder Gewohnheit den Mächtigen darbringt, vom Standpunkt historischer Würdigung geringes Gewicht zu legen, und es ist bekannt genug, zu welchem Zerrbild diese dem Imperator dargebotenen Huldigungen unter den nachfolgenden Cäsaren geworden sind. Sie trugen schon dem Cajus Julius Cäsar und noch mehr dem Augustus gegenüber einen für unser Gefühl einigermaßen befremdenden Charakter. Wir wissen wie die Dichter ihn ohne weiteres mit dem überlieferten mythologischen Apparat als Gott behandeln und zwar thut dies nicht bloß der knechtische Ovid und der weiche Virgil, sondern auch Horaz, der sich auch in der neuen monarchischen Ordnung der

*) Erklärung der Gemma Augustea: „Auf dem Throne sitzen die Göttin Roma und Kaiser Augustus. Über ihnen ist das Sternbild des Steinbockes, unter welchem der Kaiser geboren war, angebracht; hinter ihnen eine Gruppe von Personifikationen seiner glücklichen Regierung. Von dem, von Viktoria geführten Triumphwagen steigt des Kaisers Stiefsohn Tiberius herab, um über die Unterdrückung der Rebellion der panonischen und illyrischen Stämme (6—9 n. Chr.) dem Kaiser zu berichten. Neben dem Wagen Germanicus. Im unteren Fries errichten Legionäre ein Siegeszeichen über der klagenden Pannonia und dem gefesselten Danubius; von den Verbündeten der Römer werden Gefangene herbeigeschleppt.“

Dinge, wo alles nach dem kräftigen Ausdruck des römischen Geschichtschreibers „dem Knechtstum sich entgegenstürzte“, die Unabhängigkeit des gebildeten Mannes, der zu verzichten und sich zu bescheiden weiß, bewahrt hatte: ja dieser letztere thut es auf eine Weise, aus der man wohl erkennt, daß hinter jenen den Mächtigen zum Gott erhebenden Worten, den Worten der dichterischen Apotheose, ein wirkliche Empfindung, ein tieferer Gedanke sich verbirgt. Und bloße leere Schmeichelei war es auch nicht, wenn in den Provinzen allenthalben Heiligtümer des Augustus und der Göttin Roma, so wie sie auf unserm Bilde vereinigt gedacht sind, sich erhoben und schon bei seinen Lebzeiten ein Augustuskultus sich verbreitete, der nach seinem Tode noch mehr Nachdruck und Ausdehnung gewann. Dieser monarchische Kultus, der ganz unzweifelhaft populär war und dem sich die biegsamen und schmiegsamen Formen und Formeln des Polytheismus willig zur Verfügung stellten, war — darüber kann man sich bei näherer Betrachtung nicht täuschen — der nicht etwa befohlene oder erzwungene, sondern im wesentlichen durchaus freiwillige Ausdruck des Wohlgefühls, welches der nach den kriegerischen Wirren dreier Generationen durch Octavianus Augustus' Verdienst hergestellte Friedenszustand hervorrief. So empfand der eigentliche Römer, — die Bevölkerung Italiens, für welche der Sturz der Aristokratie des Optimatentums eine Wohlthat war und welche ihren eigenen italischen Boden jetzt nicht mehr als Kampfplatz für den ehrgeizigen Hader der Großen herzugeben brauchte; — die unterworfenen Völker, die Provinzen aber bekamen jetzt erst die Segnungen eines sicher geordneten Friedenszustandes zu empfinden, der sich über den ganzen Raum der von der Natur so mannigfaltig gesegneten, mit den Errungenschaften einer nach Jahrtausenden zählenden Kultur ausgestatteten Mittelmeerländer erstreckte. Die Bevölkerungen hatten davon eine klare Vorstellung. Recht deutlich tritt dies bei dem Aufstand hervor, der nach dem Sturze des cäsarischen Hauses die Rheingegenden und Gallien ergriff: „werden, was die Götter verhüten mögen, die Römer geschlagen“ — so lassen sich die Vertreter der Friedenspartei unter den Galliern vernehmen — „was kann dabei herauskommen als Kriege aller Nationen unter einander?“ Sie stellen die Frage: ob Freiheit, ob Friede? und ziehen, da beides zusammen sich nicht behaupten läßt, den Frieden, das heißt das römische Imperium vor. Es war das tiefe Gefühl der Segnungen des allgemeinen Friedenszustandes, den die Monarchie, die Monarchie mit gesicherter Nachfolge, verbürgte, was jene überschwenglichen Euldigungen hervorrief.

Es läßt sich wohl die Frage aufwerfen, wie der Mann selbst in seinem Innern sich gegenüber diesen Euldigungen und göttlichen Ehren, an welche unser Bild erinnert, verhalten habe? ob er sich von dem Idealismus der halb poetischen halb religiösen Auffassung der neuen Gewalt und Staatsform, die sich in denselben ausdrückt, selbst irgendwie ergriffen gefühlt habe, wie man — freilich mit Unrecht — von Alexander dem Großen behauptet hat, daß er an seine göttliche Abkunft, die ihm in Ägypten durch Priester Mund geoffenbart worden, selbst geglaubt habe.

Die bekannte Erzählung in der Biographie des Suetonius berichtet, daß Augustus, als er im fünfundsechzigsten Jahre eines von beispiellosen Erfolgen und Ehren erfüllten Lebens dem gemeinen Los der Sterblichen anheimfiel, an die Vertrauten, die an seinem Sterbelager standen, noch die scherzende Frage gerichtet habe: ob sie meinten, daß er die Komödie des Lebens, den *Mimus vitae*, mit Geschick zu Ende gespielt habe? Dies würde eine sehr kühle, sehr skeptische, sehr realistische Auffassung des menschlichen Lebens und der Aufgabe, die dasselbe ihm, dem ersten Mann seines Zeitalters, gestellt hatte, beweisen, und ob er nun in seinen letzten Augenblicken eine Äußerung dieser Art gethan habe oder nicht: daran ist kein Zweifel, daß er in der That diese kühle und realistische Anschauungsweise gehabt hat. Man darf weiter gehen und sagen, daß sein Lebensgang von Anfang an diesen Realismus ihm aufgezwungen, für eine idealistische Auffassung keinen Raum gelassen habe. Als ein neunzehnjähriger Jüng-

ling oder Knabe nach römischer Ausdrucksweise, plötzlich, trat er die verhängnisvolle Erbschaft an, für welche ihn der Dictator, sein Großvater und Adoptivvater Caius Julius Cäsar erst sorgfältig hatte ausbilden wollen. Diese Erbschaft abzulehnen war unmöglich, sie annehmen, setzte ihn sofort denselben Gefahren aus, denen Cäsar soeben erlegen war: vor allem aber brachte seine Stellung als Erbe und Adoptivsohn Cäsars ihn nun in die Mitte eines Wirrsals sich bekämpfender selbstsüchtiger Interessen, wo er, der Jüngling, die Menschen sofort von ihrer schlechtesten Seite kennen lernte und von Anfang an mit diesen schlechtesten Seiten der Menschennatur rechnen mußte. Indem er das Erbe Cäsars und dessen Verpflichtungen mutig antrat, gewann er Gunst beim Volke und bei den Veteranen, die in ihm zugleich den Rächer ihres ermordeten Feldherrn sahen; er bietet sich der Senatspartei als Werkzeug gegen den ersten der cäsarischen Vertrauten, Antonius, der den Versuch machte, Cäsars Rolle ohne dessen hohen Geist im Sinn eines vulgären Ehrgeizes weiterzuspielen. Als die Optimaten Miene machen ihn zu beseitigen, nachdem er ihr Geschäft gegen den Antonius besorgt hatte, verbündet er sich ohne Bedenken mit dem von ihm geschlagenen Antonius gegen den Senat: um sich zu behaupten, muß er Freund und Feind binnen kurzer Frist zweimal wechseln und so rasch verhärtet sich auch ein noch jugendliches Gemüt in dieser Welt kaltherzigen Ehrgeizes und rücksichtsloser Selbstsucht, daß er ohne weiteres seine Einwilligung zu den Mordtaten der Gegner gab und zuließ, daß auch in seinem Namen Blut in Strömen vergossen wurde. Hier war nirgends ein Mann, ein Name, eine Sache, an welche ein edler Enthusiasmus hätte anknüpfen können. Selbst die Grundlage seiner Stellung, die Pflicht, das Blut seines Adoptivvaters, des Dictators, an dessen Mörder zu rächen, hatte nichts, was man mit Idealen in Beziehung bringen konnte. Über die leidenschaftlichen Männer alle aber, welche von den verschiedenen Parteistellungen aus sich bekämpften, hatte er einen Vorteil, der ihm den schließlichen Sieg verbürgte: er selbst hatte keine starken Leidenschaften. Dies verschaffte ihm auch im zweiten Teil seiner Laufbahn, von der Schlacht bei Philippi 42 v. Chr. bis zur Schlacht bei Actium 31 v. Chr. die entschiedene Überlegenheit über alle seine Gegner, und namentlich über den gefährlichsten derselben, den Antonius, dem er an militärischem Geschick und an natürlicher Kraft nicht gewachsen war. Und dies ist ein weiteres Moment, das den Octavianus zum kalten, rechnenden, gebul digen Realisten machte; er mußte vielfach andere für sich handeln lassen, da ihm die physische Kraft, die Frische der Gesundheit, wie die unmittelbare Kriegsaktion sie verlangt, nur in spärlichem Grade zugemessen war: ein schöner Mann von gewinnender Anmut des Beizeigens, war er doch niemals ein gesunder Mann. Dadurch gewöhnte er sich, an sich zu halten, sich zu beherrschen, durch langes und einsames Denken oder ruhiges Nachsichlegen mit einigen Vertrauten über seine Zwecke und über die Mittel zu diesen Zwecken völlig mit sich ins reine zu kommen. Er überrückte nichts: über ein Jahrzehnt hatte er den Antonius neben sich, den er doch schon frühe von seinen schlimmsten Seiten kennen gelernt hatte, vertrat, verständigte sich mit ihm lange Jahre, er wartete, bis dieser leidenschaftliche und schlechte Mann sich selbst ruiniert hatte. Mit dem Siege bei Actium trat Octavianus seine eigentliche Regierung, die Alleinherrschaft, an, ein dreißigjähriger Mann, und er bekleidete sie nun noch volle zweiundvierzig Jahre lang. Die Natur dieser Herrschaft, welche ein beständiges Rücksichtnehmen, ein vorsichtiges Benutzen der Menschen, ein Zurückdrängen falscher, ein Zurückdrängen wirklicher Gefühle und Empfindungen verlangte, ließ bei einem Manne, der in früher Jugend die Menschen von ihren schlechten oder zum mindesten ihren schwachen Seiten kennen gelernt hatte, keinen Enthusiasmus und keinen idealen Schwung zu: schon deswegen nicht, weil sie dem Regenten ein ungeheures Detail, eine erdrückende Masse von Einzelarbeit auferlegte. Daß er sich dieser mit voller Hingebung widmete, ist zweifellos, und man erhält den Eindruck, daß diese strenge Arbeitsamkeit im

Dienst der ihm gestellten Regentenaufgabe das Ideale in seinem Leben gewesen sei, dessen kein bedeutendes Menschenleben völlig entbehren kann. Während Dankbarkeit, Schmeichelei, Eigennutz ihm alle denkbaren Ehren entgegentrugen und aufdrängten, blieb er in seinem Leben — seiner Wohnung, Kleidung, Nahrung einfach: in vierzig Jahren hatte er zu Rom dasselbe Schlafzimmer Sommer und Winter im Gebrauch und den monarchischen Glanz scheint er gestillt gemieden zu haben, geschweige daß jene monarchischen oder göttlichen Ehren ihn in seinem innersten Bewußtsein tiefer berührt hätten, ihn, den die unaufhörlich sich folgenden Verschwörungen und Attentate stets an den Gegensatz zwischen den Ehren und den Gefahren seiner Stellung mahnten. Eines aber vor allem kam hinzu, um diesen Mann, der in der Welt eine Stellung einnahm, wie niemals vor ihm ein Sterblicher, selbst Alexander der Große nicht, sie gehabt, bei jener realistischen und kritischen Lebensanschauung festzuhalten, die sich in jenem angeblichen letzten Wort des Sterbenden ausspricht: es war der schroffe Gegensatz öffentlicher Erfolge und häuslichen Mißgeschicks, der seinen Lebensgang charakterisierte. Das Schicksal hatte ihm einen Sohn versagt; seine einzige Tochter, ein unbändiges Weib, das den Versuchungen der hohen Stellung nicht gewachsen war, mußte er schließlich gänzlich aus seiner Nähe verbannen und verstoßen, seine Enkel Caius und Lucius Cäsar, die er besonders gern um sich hatte, wie andere ihm nahestehende Verwandte starben ihm einer nach dem andern weg, und er empfand dies schwer: denn aus allem, was uns überliefert ist, aus der Färbung der Worte und Äußerungen, die ihm zugeschrieben werden, können wir schließen, daß eine gemüthliche Ader in ihm schlug, wie er denn auch seinen Klienten und Sklaven gegenüber als ein milder gutmüthiger Herr galt.

So macht uns die Szene, welche das antike Kunstwerk vergegenwärtigt, doch noch einen andern und einen ernsten Eindruck. Es ist kein glücklicher Mann, der den Siegestranz dort empfängt. Und wie könnte es anders sein? Eine Stellung in der Geschichte der Menschheit wie Augustus sie einnimmt — eine Wirkung auf viele Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus kann nur mit vielen Opfern von Menschenglück und vor allem mit Verzicht auf einen reichlichen Teil des eignen Glückes gewonnen werden. D. J.

Wie meine Nase gerade wurde.

Sporterrinerungen aus dem alten Hannover.

Von den verschiedensten Seiten wird fortwährend meine schöne Nase bewundert. Selbst Künstler von Ruf haben ihren urgermanischen Typus anerkannt und ich bin, im Vertrauen gesagt, geradezu etwas eitel in dieser Richtung geworden. Das Merkwürdigste an der Geschichte ist, daß ich in meiner ersten Jugend als häßlich galt, denn:

Schief saß die Nase im Gesicht,
weiter sah man Böses nicht.

Von dem Zufall nun, der die Nase gerade rückte und mich so verschönte, daß ich mich jetzt unter die Stattlichen meines Geschlechts rechnen darf, möchte ich erzählen.

Haben Sie einmal von Walsrode gehört? Wahrscheinlich nicht. Walsrode ist eine kleine mitten in der Lüneburger Heide gelegene Stadt.

Als ich 1856 zum erstenmal dorthin kam, gab es dort nur zwei von schmalen, niedrigen Häusern begrenzte Parallelstraßen, auf denen das Gras wuchs, durch ebenso viele Quergassen miteinander verbunden, und in der Mitte einen Kirchturm. Das war die ganze Herrlichkeit. In nächster Nähe befand sich sodann eine Pulvermühle, die wahrscheinlich, wie die meisten Pulvermühlen alle paar Jahre einmal in die Luft flog, und ein von schattigem Park und Garten umgebener klosterartiger Komplex von Gebäuden in der Stadt, der als adeliges Stift unverheirateten Damen einen angenehmen Ruheplatz bot. Das waren die Sehenswürdigkeiten der Stadt, die im übrigen auch eine Schwadron Cambridge-Dräger beherbergte. Von dem lebendigen Treiben, das eine preussische Schwadron in einer kleinen Garnison hervorruft, war übrigens in Walsrode

nichts zu spüren. Das lag in den Organisationsverhältnissen der hannoverschen Reiterei, denen zufolge die Truppe nur für eine kurze Zeit zum „Exerzieren“ sich versammelte. Im übrigen waren nur der Rittmeister mit ein oder zwei Offizieren, der Wachtmeister und wenige Stammmannschaften beim Schwadronstab anwesend.

Was führte mich in diese kleine, stille Stadt? Nun, hier versammelte sich alljährlich für kurze Zeit eine höchst fidele, lebenslustige Gesellschaft. Der Walsroder Barforce-Jagdverein hatte sich den Platz, gerade seiner einsamen Lage wegen, als Hauptquartier ausersehen, und seit vielen Jahren strömten im Herbst die Gutsbesitzer und die Offiziere aus allen Ecken und Enden des Königreichs dort zusammen, um dem fröhlichen Geläut der Meute über die braune Heide zu folgen. Das ganze Ding war einfach genug eingerichtet, aber erfreute sich gerade deshalb eines besonderen Zuspruchs. Der Jahresbeitrag betrug, wenn ich nicht irre, einen Louis, wie man dort und damals sagte, und erhöhte sich auf das Doppelte, wenn das Mitglied die Jagden besuchte. Die ganze Saison umfaßte nur eine Woche. Donnerstags, Freitags und Sonnabends wurde gejagt, der Sonntag-Nachmittag mit seiner Steeple-Chase, bildete den Glanzpunkt der Vereinigung, dann folgten drei weitere Jagdtage und die Sache war beendet. Die minimalen mit dieser Art, die Sache anzufassen, verbundenen Kosten konnte jeder Offizier erschwingen, wenn er sich überhaupt mit seinen Mitteln einzurichten verstand, und auch das Leben in Walsrode war, wenn auch nach norddeutscher Manier anständig und auf vornehmem Fuß eingerichtet, doch einfach und billig. Vor allen Dingen war das Spiel verpönt und ich erinnere mich noch sehr gut, daß gerade wir Jüngeren eines schönen Tages den berühmten Bankhalter Fuchs vor die Thüre speidierten, der unaufgefordert zugereist war und sein Roulette bereits im Gasthause aufgeschlagen hatte. Auch Champagner durfte den streng befolgten Satzungen des Vereins nach nicht getrunken werden. Dafür gab es, wie überall in Hannover, guten Rotwein und täglich eine Ananasbowl, wegen deren köstlicher Mischung der Wirt eines wohlverdienten Rufes genoß.

Wir befriedigten unsere materiellen Bedürfnisse in einem dicht vor der Stadt gelegenen einfachen Gartenlokal. In dem von hohen Bäumen beschatteten Hause, das nur aus dem vom turmhohen Dache überragten Erdgeschosß bestand, ward uns die Tafel gedeckt, an der wir uns des Morgens beim Kaffee oder Thee begrüßten, zu dem ein herzhaftes Stück kaltes Fleisch nicht verschmäht wurde. Dann ging es hinaus auf die Heide, und abends kamen die Jagdfreunde abermals zusammen, um bei den Klängen der für die Saison herbeigeholten Regimentsmusik dem Braten wacker zuzusehen. Eine berechnete Eigentümlichkeit bildeten die nach bestimmter Form und Verzierung von einem Pappkünstler des Ortes hergestellten breiten und mit dem Namen des Besitzers in Goldschrift versehenen Serviettenringe. Jeder holte sich am Tage der Ankunft den Ring aus dem Wandschrank hervor und trug auf der Innenseite gewissenhaft mit Blei die Jahreszahl ein, so auf ewige Zeiten seine Anwesenheit für die bestimmte Saison bekundend.

Nichts fördert bekanntlich einen mächtigeren Appetit und bringt einen so gesunden Durst zu tage, als das stundenlange Reiten in Wind und Wetter. Während des späten Mittagessens, bei welchem der in keinem Jahre fehlende Präsident des Vereins, einer der größten Grundbesitzer des Landes, regelmäßig den Vorsitz führte, wurde deshalb den guten Dingen dieser Welt alle Ehre angethan, und in Folge der an hannoverschen Offizierskreisen gebräuchlichen Sitte des gegenseitigen Zutrinkens pflegte gegen Ende der Mahlzeit eine allgemeine Heiterkeit zu herrschen. Nicht daß man des Guten zu viel gethan hätte, und unfähig zu allerlei Scherz und Kurzweil gewesen wäre. Im Gegenteil: der tolle Übermut war an der Tagesordnung. Oft trug der Präsident die von ihm gewissenhaft in einen gewaltigen Folianten aufgezeichneten Jagderlebnisse vor, und mit viel Gelächter wurde dann der Versuch gemacht, seine exzentrische Schreibweise durch allerhand



Stiller Teilnehmer. Gemalt von J. Steinmeyer.

Schnurren und Floskeln noch zu überbieten. Oder die Jüngeren suchten sich unter lebhafter Anteilnahme der gescheiterten Herren in Kraftstücken und Proben körperlicher Gewandtheit zu überbieten. Oder wir arrangierten eine Steeple-Chase zu Fuß. Zu diesem Zwecke wurde der Speisesaal ausgeräumt; mehrere auf die hohe Kante gestellte Tischplatten dienten zum Hochsprung, ein auf der Erde ausgebreitetes Tisch Tuch bezeichnete den Graben. Nachdem sich die Teilnehmer an der Eingangsthüre aufgestellt hatten, erhob der mit dem Ehrenamt des Starter Betraute ganz geschäftsmäßig das an einem Schirm befestigte Tuch als Startersflagge. „Sind die Herren fertig? Los!“ Nun galt es, frei über die Tischplatten hinweg zu springen und sich aus dem einen offenen Fenster an der Giebelwand hinauszuschwingen. Dabei gab es denn gleich von vornherein ein arges Drängen und Stoßen. Nun ging es um das Haus herum, wieder zur Thüre hinein, abermals über die Hindernisse fort aus dem Fenster hinaus; und dieser

Umlauf mußte sechsmal wiederholt werden, bis der Erste mit einem Tusch zum Sieger erklärt ward und sich durch einen ordentlichen Schluck zu neuen Thaten stärkte.

Ein köstliches Vergnügen bildete jedesmal das sogenannte Anblasen der Jagd. Jedermann bewaffnet sich mit einem hölzernen Kochlöffel und einem großen Stück Kreide. Das Tafeltuch wird entfernt und der Tisch reichlich mit Kreide beschmiert — man verzeihe den wenig schriftgemäßen Ausdruck in Ermangelung eines bezeichnenderen. Cornu I aus der Kapelle bläst ein Jagdsignal, und der Herr, der die Rolle des Huntsman übernommen hat, feuert mit lautem Zuruf die Hunde zur Suche an. Jaghaft schlägt ein junger unerfahrener Hund an, indem ein Löffel senkrecht auf der Kreide hin und her gerieben wird: die lange Peitsche verweist ihn zur Ruhe. Ein zweiter Hund gibt Hals. Auch er hat noch nicht die richtige Fährte aufgenommen und wird abgeklappt. Da endlich verkündet des alten Benno tiefe Stimme, daß der Hase

gefunden ist, nach und nach fallen die übrigen ein, Peitschenknallen und die volle Musik begleiten den Lärm, der wirklich von dem Geläute einer in voller Jagd befindlichen Meute schwer oder gar nicht zu unterscheiden ist, und mit dem jauchzenden Halali beim Tode des Hasen schließt nach einem langen „run“ die Sache ab. Die rotwangigen und rotarmigen Küchenmädchen haben mit vor Freude und Verwunderung glänzenden Gesichtern zur Thüre hineingeguckt. Ein solcher Skandal ist nach ihrem Geschmack. Sie haben morgen doppelte Arbeit mit dem Scheuern der Tische, doch das verschlägt ihnen nichts. Sind sie doch eines guten Trinkgeldes von den freundlichen und freigebigen Gästen gewiß. Anders die Hausfrau. Ihre sämtlichen Kochlöffel sind verdorben, und wenn sie auch den Wert ohne Feilschen ersetzt bekommt, so weiß sie doch nicht, woher geschwind eine neue Garnitur in dem kleinen Neste nehmen.

In der Regel beschloß man den Steeple-Chase-Tag in jedem Jahre mit der beschriebenen Festlichkeit, wie denn alles in Walsrode mit einer gewissen Etikette gehandhabt wurde. So machten wir am ersten Tage, vor dem Ausrücken zur Jagd, stets dem Kloster einen Staatsbesuch. Die Musik marschierte voran und wir Notröcke zu Pferde hinterdrein. Vor dem Hauptportale des alten ehrwürdigen Gebäudes ward Halt gemacht. Die Äbtissin erschien auf dem Söller, um die Ansprache unseres Präsidenten durch einige verbindliche Worte zu erwidern, und wir waren entlassen. Abends wurde der Besuch in lustiger Weise wiederholt, und auch darauf hatten sich die Damen des Stifts lebenswürdig genug vorbereitet. Das in den Laubgängen des Gartens abgehaltene Konzert lockte halb Walsrode hinaus. Bei dieser Gelegenheit ward nun mit den hübschen Bürgermädchen und den niedlichen Josen aus dem Kloster — natürlich in allen Ehren — angebandelt, die sich einige Komplimente über ihr frisches Aussehen von den Fremden ganz gern gefallen ließen, oder man durchtobte gleich einer Schar böser Geister die langen Korridore und leeren Säle, die Keller und Treppen des Klosters, die sämtlich zu diesem Zwecke weit offen standen. Nur die von ihnen bewohnten Gemächer hielten die alternden Jungfrauen verschlossen. Im übrigen ließen sie uns ruhig gewähren. Vielleicht mochte ihnen eine Abwechslung in dem ewigen Einerlei ihres Daseins ganz gelegen kommen, selbst wenn diese in Späßen bestand, die etwas über den gewohnten Salonton hinausgingen.

Wir waren in unserm Gartenrestaurant so sehr unter uns und so ungeniert, wie nur immer möglich. Aber wie schon der abendliche Besuch im Kloster zeigt, brauchten wir uns mit unsern Tollheiten, die nun einmal zum Gewohnheitsrecht geworden waren, nicht auf diesen Ort zu beschränken. Die Bewohner von Walsrode waren ebenso weit davon entfernt, in unserm Gebaren junkerlichen Hochmut oder dergleichen zu wittern, wie wir von dem Gedanken, die braven Bürger dadurch kränken, demütigen oder gar beleidigen zu wollen. Wir machten uns eine Ungebundenheit des Benehmens zu nütze, die uns im gewöhnlichen Leben nicht gestattet war, und die Walsroder nahmen selbst kleine Ausschreitungen so harmlos auf, wie sie an sie herantraten.

Die meisten regelmäßigen Besucher der Walsroder Jagden hatten ein bestimmtes Quartier, und wohl alle waren im Laufe der Zeit in ein wärmeres Verhältnis zu ihren Wirten getreten. Diese persönlichen Beziehungen zwischen Fremden und Einheimischen, die nicht gelöst waren, wenn man bei der Abreise den geringen, verabredeten Mietzins erlegt hatte, mochten auch dazu geführt haben, daß die letzteren zuerst die ausgelassenen Streiche jener mit Nachsicht angesehen hatten, später aber selbst ihren Spaß daran hatten. Wenn nämlich einmal die ersten Jagdtage ruhig verlaufen waren, weil es vielleicht an einem „Fähnchenführer“ gefehlt hatte, so war es gar nicht selten, daß eine Aufforderung einlief, man möge doch einmal „etwas loslassen“, die Stadt hätte ja sonst nichts von den „Jagdherrn“.

Nach einer solchen Mahnung ward denn auch eines Abends ein glorioser Fackelzug in Szene gesetzt, zu dem das

Material, ich weiß nicht mehr woher, stets zur Stelle war. Dichtgedrängt waren die Walsroder der Musik und unserer imposanten Schar durch alle Straßen gefolgt. Als aber die Menge sich verlaufen hatte, schlichen verschiedene Übeltäter nach einem Hause zurück, vor dem vorher ein leerer Erntewagen bemerkt worden war. Geschäftig, still und leise ward derselbe in seine einzelnen Teile zerlegt, dann die Stücke in ein ganz anderes Quartier der Stadt getragen, mit Hilfe einer irgendwo aufgegabelten Leiter ein Heuboden erstiegen und hier der fremde Wagen wieder emsig zusammengesetzt, so daß die Deichsel als Wahrzeichen aus der Bodenlücke herausah.

Doch damit noch nicht genug. In der Hauptstraße fiel ein Haus gegen seine Umgebung als besonders niedrig auf, und es ward deshalb der Beschluß gefaßt, dasselbe abzudecken, und so dem Eigentümer Veranlassung zu geben, sein Besitztum höher wieder aufzubauen. Gesagt, gethan. An der Thoreinfahrt des Nachbarhauses kletterten die Gewandtesten empor und erreichten glücklich den Dachfirst. Das Entfernen der Dachziegel machte sich nun leicht und rasch. Klipp, Klapp rasselten die Steine auf das Pflaster herunter, ohne daß wir in unserer wohlwollenden Thätigkeit durch die Hausbewohner, durch die Nachbarn oder gar die Sicherheitsbehörden irgendwie gestört worden wären. Kein Anzeichen ließ darauf schließen, daß die Insassen des so demolierten Hauses überhaupt etwas Außergewöhnliches bemerkten.

Als wir etwa in der zehnten Vormittagsstunde des folgenden Tages uns zum Rendezvous begaben, begegnete uns der von seinem Eigentümer wiedergefundene und zurückgeholte Wagen, und das Triumphgeschrei, das die begleitende Straßengugend beim Anblick der Reiter erhob, belehrte uns, daß die Attentäter erkannt waren und daß der Spaß gut aufgenommen sei. Anders schien es sich mit dem dachlosen Hause zu verhalten. Ruinenhaft ragten die Holzparren in die Luft, keine Hand hatte sich gerührt, um den Schaden auszubessern, und mit scheuem Blicke zogen wir deshalb dort vorüber. Das böse Gewissen ließ uns nicht ruhen. Während des Rittes wurden die Köpfe zusammengesteckt. Wir fanden selbst, daß wir in diesem Falle denn doch die Grenze des Erlaubten überschritten hätten, und wurden einig darüber, daß es am besten sein würde, noch am selben Abend durch eine Deputation aus unserer Mitte den geschädigten Besitzer um Verzeihung bitten zu lassen und ihm eine entsprechende Entschädigung für den verursachten Schaden anzubieten. Nur über die Höhe der letzteren gingen die Meinungen auseinander. Während die praktischen Leute meinten, daß fünf Thaler schon eine ganz hübsche Buße ausmachen würden, für die der Mann sein Haus zweimal wieder eindecken könnte, stimmten andere großartiger veranlagte Naturen für eine runde Abfindung von vielleicht zwanzig oder gar fünfzig Thalern, um die heikle Sache ohne weiteres Aufheben ein für allemal tot zu machen.

Wir waren noch nicht zu einem Entschluß gekommen, als die Angelegenheit eine neue, uns ganz überraschende Wendung nahm. Meine Wirtin überreichte mir nämlich beim Absteigen vom Pferde ein in amtlichem Format groß gefaltetes und gesiegeltes Schreiben. Ungestim und hangen Herzens riß ich den Umschlag ab. Konnte der Mensch schon geklagt haben? Ernst blickende Gesichter kopfschüttelnder Vorgesetzter, die Anklagebank, Wertweise, Strafen tauchten vor meinem Auge auf. Beim flüchtigen Durchlesen des Briefes wird sich dann mein erschrockenes Gesicht wohl merklich aufgehheitert haben; jedenfalls war eine schwere Last von mir gewälzt. Wie ich ging und stand, im roten Frack und mit kotbespritzten hohen Stiefeln eilte ich zu einem andern Sünder. Wir trommelten auch die übrigen zusammen und nun wurde das vermeintlich gerichtliche Vorladungsschreiben in Gemeinschaft durchgenommen und die weiter zu ergreifenden Maßregeln beraten.

Das große Format mit dem dicken Siegel war eine Attrape gewesen und der Bogen enthielt — Knittelverse.

„Eines Abends um halb zwölf Uhr
Beliebte es einigen Herren eine Tour
Zu machen auf mein Dach.“

Der Eingang lautete noch ernst genug, dann aber wurde im weiteren auseinandergelegt, daß dem briefschreibenden Hausbesitzer durch den „hübschen Spaß“ der von allen Walsroder Bürgern so gern gesehenen Herren einbarer Schaden von zwölfseinhalf Silbergrößen, sage zwölfseinhalf Silbergrößen erwachsen sei.

„Deshalb mögen Sie mit zwölfseinhalf Größen überkommen, Dann soll es Ihnen sein unbenommen, Nächstes Jahr zu kommen wieder auf mein Dach.“

So schloß diese denkwürdige Epistel. Wer war froher als wir. Der Redegewandteste der Schar wurde sofort abgesandt, um mit den sauber in Papier gewickelten Größen — das Anerbieten einer größeren Summe hätte Herrn Rodemacher entschieden beleidigt — unsern Dank zu überbringen für die freundliche Aufnahme unserer Ausschreitung. Aber dem lebenswürdigen Manne gebührte eine allgemeine, öffentliche Anerkennung. Deshalb wurden jetzt, nachdem die Angelegenheit glatt verlaufen war, auch die älteren Herren ins Vertrauen gezogen und mit der Wiederholung des Fackelzuges in der denkbar großartigsten Weise eine Ovation für Herrn Rodemacher beschlossen.

Der vorschreitenden Musik, die ihre besten Weisen spielte, folgte zunächst die mit Blumen und Blättern reichgeschmückte Bahre mit dem Hasen, der nach Jägergebrauch später den Flammen überliefert werden sollte, auf den Schultern von acht nach Art von allerlei Walzgetier ausgestaffierten Herren, und dahinter kam die lange Reihe der Fackelträger, von denen sich heute auch die Senioren nicht ausgeschlossen hatten. Vor dem Hause des Herrn Rodemacher wurde Halt gemacht, der Präsident betonte unter Hinweis auf den Vorfall vom gestrigen Abend die Rücksicht der Walsroder und das zwischen ihnen und den Gästen herrschende gute Einvernehmen und brachte ein Hoch auf Herrn Rodemacher aus, das dieser mit freundlichen Wünschen für den Jagdverein erwiderte. Dann ging es weiter. Unter den üblichen Ceremonien ward der Hase zur Erde gelegt und die Fackeln türmten sich über ihm zum Scheiterhaufen, dessen glühende Bohre hoch in die Luft dem dunkeln Nachthimmel zustrebte. In das Gemisch von Knütteln, trockenen Zweigen, Holz- und Torfstüben, das jedermann eifrig herzutrug, um die Glut zu mehren, flog plötzlich auch eine Männermütze. Wir glaubten, in einer beginnenden Rauferei habe vielleicht ein Bursche dem andern die Kopfbedeckung entrisen und sie dem Feuer überantwortet, und wandten uns deshalb erstaunt und unwillig nach der Seite, woher das Projektil geschleudert war. Da blickten wir in Herrn Rodemachers vor Stolz und Freude strahlendes Angesicht: „Lassen Sie nur, meine Herren, ich bin Kürschner. Eine Mütze kann ich mir schon wieder machen, aber dies ist der glücklichste Tag meines Lebens.“

Das war ein Tag in Walsrode. Doch, ich bemerkte mit Schrecken, daß ich vom Hundertsten ins Tausendste gekommen bin, und will deshalb auf die Geschichte von meiner Nase zurückkommen.

Ich war Infanterist und erst vor kurzer Zeit durch Abkommandierung zum Stabe in den Stand gesetzt, Pferde zu halten. Deshalb trug ich in diesem Herbst zum erstenmale stolz den roten Frack mit den Goldknöpfen, auf denen die magischen Buchstaben W. P. J. B. die Zugehörigkeit zu unserm Vereine bekundeten, und am Sonntag wollte ich auch mein Debüt auf der Hindernisbahn geben. Ich hatte für diese Steeple-Chase einen sechsjährigen Wallach, Galgenholz genannt, dessen Abstammung von Slashing Harry oder dem „schläflichen Heinrich“, wie der hannoversche Bauer den berühmten Hengst nannte, und der Galena das beste im Lande vorhandene Blut bekundete. Der Braune machte seinem Namen Ehre, denn er war zäh wie Galgenholz, dabei schnell und ein passionierter Springer. Aus diesen Gründen wurde mir allgemein, trotz meiner geringen Erfahrung, eine gute Chance für den Sieg zugesprochen. Das wurmte einen älteren Premierleutnant von den Dragonern, der zwar selbst kein besonderer Held im Sattel war und auch eigentlich kein Pferd besaß, das er mit

Aussicht auf Erfolg in dem Rennen besteigen konnte, aber doch seinem gewaltig knöchigen Halbblutfuchs Conqueror — alle Tiere mußten englische Namen haben, um für voll zu gelten, und teilweise ist das auch noch so — engagiert hatte, um dem Infanteristen das Handwerk zu legen, um mich „tot zu reiten“, wie er sich ausdrückte. Meine guten Freunde hinterbrachten mir natürlich die löbliche Absicht des blutdürstigen Buermester, und wir haben herzlich mitsammen darüber gelacht, denn ich durfte hoffen, vom Fleck weg ihm davonzugalloppieren, so daß ihm wahrscheinlich jede Gelegenheit fehlen würde, mir einen Poffen zu spielen.

Am Ablaufsposten fand sich nur ein kleines Feld zusammen. Da erschienen außer meiner Wenigkeit, wenn die Herren mir erlauben wollen, daß ich sie mit den ehemals üblichen Spitznamen hier bezeichne, nur noch Ahlo, der gleich mir die Streifen des Generalstäblers trug, aber „geborener“ Kavallerist war, auf seinem rattenschwänzigen Vollblutler Firebrand, ferner der Husar Konstantin mit Beefsteak, einem unzuverlässigen Engländer, den nur die reiterliche Meisterschaft seines augenblicklichen Besitzers glatt über die Hindernisse hinwegzwang, Anton, gleichfalls von den Gardehusaren, mit einem kleinen, unbedeutenden Hengste und endlich nicht zu vergessen Buermester auf Conqueror.

Die Bahn war von einem alten Praktikus mit vielem Geschick in nächster Nähe der Stadt abgesteckt und führte über eine Reihe natürlicher, teilweise recht bedeutender Sprünge. Unter ihnen bildete die aus gesammelten Feldsteinen errichtete Mauer, welche, an einem Hange gelegen, die Grundstücke zweier Nachbarn von einander schied, das erste, kaum hundert Schritt vom Ablauf befindliche Hindernis. Sonst gab es an Sensationsprüngen auf der fast dreiviertel Meilen langen Strecke noch einen festen Bretterzaun, über den unser Weg in einen Forstgarten hinein- und hinausführte, und den allen alten Walsrodern wohlbekannte Wasserlauf in den Wiesen dicht vor dem Ziel.

Wir zogen unsere Platznummern. Richtig, das Pech begann gleich damit. Ich bekam auf Nummer fünf den linken Flügel der Gesellschaft und befand mich gerade der höchsten und unangenehmsten Stelle der Mauer gegenüber. Mit dem Fall der Flagge waren wir ab. Die anderen Herren schlüpfen geschickt durch eine an der rechten Ecke der Mauer befindliche Lücke. Das durfte ich der Festigkeit meines Pferdes wegen nicht wagen, ich wollte mich auch möglichst fern von meinem Freunde Buermester halten, und ging gerade den Weges bergab gegen das Hindernis an. Was ich im stillen gefürchtet hatte, geschah. Galgenholz hatte noch keine Zeit gefunden, den Rücken ordentlich herzugeben, übersprang sich und pardauß — wir lagen auf der Nase.

Zwar waren Pferd und Reiter im Nu wieder auf den Beinen, aber ich hatte im Sturze die festgehaltenen Zügel über den Kopf des Pferdes gezogen, der Martingal hatte sich verschlungen, und der Knoten in den Zügeln war zu kurz gewesen, genug, es vergingen kostbare Minuten, bis ich die Reife fortsetzen konnte. Der vierte Finger der linken Hand, welcher die Zügel teilt, war unbrauchbar, und ich zog sie deshalb durch die volle Hand. Auch das Gesicht schmerzte, aber blutete nicht, und ich achtete nicht weiter darauf.

Die übrigen Reiter waren hinter einer Tannenschonung verschwunden. Eiligst folgte ich ihnen und entdeckte auch fern am Horizont einen roten Rock. Nun hieß es für Galgenholz gehen. Anton prügelte sich mit seinem Hengst vor einer Hürde herum und war bald überholt, auch Konstantin in nicht zu ferner Zeit geschlagen, so daß ich mich wieder auf einem ganz guten Plage befand, als wir uns dem Bretterzaun näherten. Nur Ahlo hatte von der Schnelligkeit seines Pferdes ausgiebigen Gebrauch gemacht und einen großen Vorsprung gewonnen. Die Führung gegen die hohe Pflanze überließ ich Conqueror; er konnte mir ja eine willkommene Bresche brechen und ich vermied eine freiwillige oder unfreiwillige Kollision, wenn ich mich zurückhielt. Das Erstere geschah. Mit der ganzen Gewalt seines schweren Körpers gegen die Holzwand

anschlagend, durchbrach der Wallach dieselbe und kam wohl dabei ins Straucheln, blieb aber auf den Beinen. Ich machte mir diese Gelegenheit zunutze und ging durch die entstandene Lücke. Wie eine Schlange wand Galgenholz sich nun in seinem letzten Point durch die eng gepflanzten Bäume hindurch, in denen

Buermester nur langsam vorwärts kam, flog einem Vogel gleich über die jenseitige

Umzäunung fort und sprang wenige Längen hinter Firebrand über den letzten Graben.

Ich nahm nun alle meine

Kunst zusammen, um im

Auslauf meinen

braven Wallach nach

vorn zu bringen. Aber Ahlo

war mir darin doch über und

ich mußte mich

mit dem zweiten Plaze begnügen: Einen Kopf hinter Firebrand, so lautete der Richterspruch. Das war wirklich fatal und ohne den dummen Zwischenfall an der Mauer hätte ich mein erstes Rennen sicher in die Tasche gesteckt. Doch daran war nun nichts mehr zu ändern, besser machen mußte die Parole lauten. Conqueror kam als Dritter an und nach einer Weile passierten auch die beiden andern noch den Richter.

Als nach der Aufregung des scharfen Rittes eine gewisse körperliche Erschlaffung eintrat, begannen die Schmerzen in der Hand und im Gesichte sich fühlbarer zu machen. Ich ritt nach der Stadt zurück, ließ aber dann den Arzt rufen, da zu den Schmerzen sich auch eine tüchtige Geschwulst gesellte. Finger und Nasenbein waren gebrochen. Der Erste wurde mit Hilfe eines Zigarrenkastenbedeckels geschient, und beide Körperteile mußten ordentlich gekühlt werden, sonst war die Sache weiter nicht gefährlich. Deshalb ging ich, den Arm in der Schlinge und eine große Kompresse über der Nase, trotz eines gewissen Wundfiebers auch zu Tisch. Der Erste, der mir entgegentrat, war mein sportlicher Feind, und mit dem lachenden: „Na, Buermester, ganz tot haben Sie mich doch nicht gekriegt“, schlug ich in seine dargebotene Hand ein. Der Mann war wie ausgetauscht. Er mochte sich innerlich seiner thörichten Reden wegen Vorwürfe gemacht haben, und als er nun hörte, daß ich davon gewußt, erschien ihm sein Benehmen wohl noch in bedenklicherem Lichte. Er entschuldigte sich nicht, aber er bewies durch die That, wie sehr ihn seine Brutalität reute. Ich mußte bei Tisch sein Nachbar sein und mit zarter Sorgfalt sorgte er während des Essens heute und an den folgenden Tagen dafür, daß meine linke Hand in einem Kübel mit Wasser bequem ruhte, erneuerte die Eisumschläge auf der Stirn, schnitt mir das Fleisch klein und behandelte mich ganz wie den intimsten Freund und Bruder. Wir lernten uns dadurch gegenseitig kennen und schätzen und haben später oft scherzend der Gelegenheit gedacht, die uns zusammengeführt hatte.

Die Heilung meiner Blessur nahm einen normalen Verlauf, doch blieb der Finger krumm, während eine gütige Natur der Nase eine verbesserte Stellung im Gesichte anwies, eine Stellung, die sie bis heute behauptet hat.

Herrmann Vogt.



Aus Deutsch-Südwestafrika:
Namaquamädchen.

Aus Deutsch-Südwestafrika.

Mit Illustrationen nach Photographieen aus dem Besitze des Harner Missionshauses.

II.

Gänzlich verschieden von den Herero, welche den Norden des deutschen Gebiets bewohnen, sind ihre südlichen, ihnen feindlich gegenüberstehenden Nachbarn, die Namaqua oder richtiger Nama. Das zeigt nicht nur ein Blick auf das Äußere dieses Hottentottenstammes, sondern auch die Sprache, die ungemein schwierig zu erlernen ist, wiewohl schon die Bibel (durch unsern Landsmann Krönlein) in dieselbe übersetzt wurde. Die Schwierigkeit der Aussprache wird durch die sogenannten Schnalzlaut oder Klicks verursacht, welche durch das Anstoßen der Zunge an den Gaumen in vier verschiedenen Arten hervorgebracht werden. Unter den Namaqua steht es als eine ausgemachte Thatsache fest, daß es für jeden, der nicht von Kindesbeinen an unter ihnen gelebt, unmöglich ist, die Sprache richtig reden zu lernen. Diese Erfahrung machen sie an ihren eigenen Kindern, die ihre Jugend unter den Kolonisten verlebt und englisch oder holländisch sprechen gelernt haben; kehren diese zu ihrem Volke zurück, so lernen sie nie ordentlich ihre Muttersprache reden. Amraal, einer der angesehensten Namahäuptlinge, konnte nie, obgleich er ein Alter von neunzig Jahren erreichte, seine Muttersprache geläufig reden, weil er in seiner frühesten Jugend nicht zu Hause gewesen war.

Während die früher geschilderten Herero Verstandesmenschen sind, gelten die Nama mit Recht als leicht erregbare Gefühlsmenschen. Sie sind rührig, leicht entzündbar, rachsüchtig, doch verflachen die Gefühle ebenso schnell, wie sie entflammt sind. Ihr beständiger Trieb nach großen Unternehmungen und tapferen Thaten artet leicht in Raubsucht aus, der leichte Sinn verwandelt sich in Leichtsin, die Wandelbarkeit des Charakters ruft alle wilden Eigenschaften wach, als Zähjorn, Hant, Tobsucht, Grausamkeit. Dieser tiefgreifende Unterschied in dem Charakter der beiden unter deutschem Schutze stehenden Völker zeigt sich besonders in ihrem Verhalten gegenüber dem Christentum. Die Herero wollen stets von dem, was ihnen gepredigt wird, mit Vernunftgründen

überzeugt sein. Die Namaqua dagegen werden schnell und leicht vom Christentum erfaßt. Doch hat die Erfahrung die Missionare gelehrt, in solchen Fällen sehr vorsichtig zu sein, denn dieselben Leute, die unter Bußthränen in Sad und Asche lagen und herzzerreißende Bußpredigten an ihre eigenen Landsleute hielten, sind nur zu oft einige Wochen dar-



Aus Deutsch-Südwestafrika:
Namaquamädchen.

auf die erbittertsten Feinde und Verfolger der Missionare gewesen. Darum hat auch das Evangelium bei den Herero tiefere Wurzel als bei den Namaqua gefaßt. Dazu kommt, daß die Namaqua in einem außerordentlichen Hochmute sich gern über die Weißen stellen und alles verachten, was nicht zu ihnen gehört. Außer dem Branntwein ist es höchst wahrscheinlich gerade dieser unbeugsame Hochmut, welcher die reißend schnelle Ab-



Aus Deutsch-Südwestafrika: Charakterlandschaft aus Groß-Namaland.

nahme des Volkes herbeiführt, das nun schon auf 60 000 Köpfe zusammengeschmolzen ist.

Noch immer ist ein Teil der Namaqua Heiden und glaubt an den großen Zauberer Heitsi-Eibib, um dessen rätselhafte Persönlichkeit sich ein ganzer Mythentkreis gebildet hat. Einst war er mit einer großen Volkschar auf der Reise und ein Feind verfolgte sie. Bei der Ankunft an einem Wasser sprach er beschwörend: „Wasser, öffne dich, daß ich hindurchgehen mag, und schließe dich hinterwärts.“ So fand es statt, er und die Seinigen kamen sicher hindurch, als aber auch die Feinde die Öffnung im Wasser benutzen wollten, schloß sich dasselbe über ihnen und ertränkte sie. Der Mond und Heitsi-Eibib sind identisch und daher verehren die Namaqua auch den Mond. Mit solchen religiösen Vorstellungen ist ein grenzenloser Aberglaube und auch Zauberei verbunden. Geisterglaube ist unter ihnen sehr verbreitet. Sie geben vor Ahnungen zu haben. Mondfinsternis erfüllt sie mit Schrecken und hält sie von Unternehmungen ab. Die zu einer Gesellschaft gehörigen Leute zu zählen, gilt als ein besonders schlimmes Omen, weil man glaubt, daß einer aus der Schar sterben müsse. Ein Missionar, der einst, unbekannt mit diesem Aberglauben, seine Arbeiter zählte, hätte die Unkenntnis fast mit dem Leben gebüßt. Auf sein Bitten jedoch wartete man erst den Einfluß des Zählens ab und als sich keine verderblichen Folgen zeigten, ließ man ihn frei. Auch haben die Nama Zauberer, die vermöge mancher Erfahrung und Kenntnis der Krankheit treffliche Heilmittel kennen und oft glückliche Kuren ausführen, aber auch große Schwindeleien verüben. Einst konnte ein Missionar das Zaubertreiben eines solchen Menschen nicht länger mehr ansehen und verlangte von ihm, er solle einmal einen Beweis seiner Zauberkraft ablegen, indem er ein dargebotenes Handtuch hinabschludde. Alles war sehr gespannt, wie der Mensch seine Aufgabe lösen würde. Kalt lächelnd würgte er zum nicht geringen Erstaunen des Missionars und zur Glaubensstärkung seiner abergläubischen Namaqua das Handtuch hinunter, so obfiegend. So berichtet Th. Hahn, der unter den Namaqua geboren wurde und aufwuchs. Bündnisse mit Geistern und Zauberei sind unter ihnen allgemein und nicht selten haben Sklaven oder Buschmänner die Opfer schändlichen Aberglaubens werden müssen. So ließ ein Haupt-

ling in dem Glauben, seine untergebenen Buschmänner hätten durch Zauberei den Tod seines Sohnes verschuldet, diese bei lebendigem Leibe in Gruben verbrennen.

Die Namaqua sind ein entschieden poetisch angelegtes Volk, unter dem es an Dichtern nicht fehlt. Sie lieben es, die Wechselfälle des Lebens zu besingen und die Außenwelt in den Kreis ihrer Phantasie zu ziehen. Ein Sieg über die Feinde, Freude über einen lieben Gast, eine glückliche Jagd oder Ärger über eine empfangene Strafe, Hader und Zwist zwischen Eheleuten und auch die Liebe werden von ihnen besungen. Mütter pflegen die Säuglinge auf den Schoß zu nehmen und zu besingen, etwa wie folgt:

Du Sohn einer helläugigen Mutter,
Du weisfichtiger,
Wie wirst du einst das Wild aufspüren,
Du, der du starke Arme und Beine hast,
Du starkgliedriger,
Wie wirst du sicher schießen und die Herero berauben,
Und deiner Mutter ihr fettes Vieh zur Speise bringen.
Du Kind eines starken Vaters,
Wie wirst du einst starke Ochsen bändigen.

Ein Missionar, der unverheiratet zu den Namaqua gekommen war, holte sich nach einigen Jahren eine Frau aus der Kapkolonie. Bei der Rückkehr wurde er auch mit einem Liebes begrüßt, worin es von seiner Frau hieß:

Die du einhergehst mit langen schwarzen Haaren,
Du Tochter einer weißen Mutter,
Du weiße Frau,
Du, deren Gewand nachschleppt,
Daß der Staub gesegt wird
Und hinter dir aufwirbelt.

Ein gemeinsames Oberhaupt haben die Nama nicht; sie zerfallen in zehn oder zwölf Stämme. Jeder Stamm hat seinen eigenen Häuptling, dessen Würde in männlicher Linie erblich ist. Außer dem, daß er der reichste Mann ist, hat er vor seinen Unterthanen keine Auszeichnung voraus, höchstens ist seine Hütte etwas größer und beim gemeinschaftlichen Mahle erhält er das beste Stück Fleisch. Es herrschen mancherlei gute Gesetze und Einrichtungen bei den Namaqua. Steigt der Reisende auf dem Platze ab, so sind besondere Beamte da, die seine Pferde und Ochsen in Empfang nehmen, abfüttern, tränken und weiden. Der Fremde wird mit Milch,

Fleisch, Wasser und Holz versorgt und hat einen Schutzmann, der ihn bedient und vor den Belästigungen der Kinder schützt. Zu seiner Aufnahme ist ein reinliches Mattenhaus errichtet, in welchem der Schutzmann bei ihm schläft und das Feuer brennend erhält. Bezahlung zu fordern fällt keinem ein, und es ist in das Belieben des Fremden gestellt, ob er ein Geschenk machen will. Wunderbar ist eine Begrüßungsritte, die obgleich sehr unsauber, doch hier erwähnt werden soll, weil sie charakteristisch ist. Der Häuptling befiehlt nämlich — zur Prüfung des Charakters des Fremden, wie es heißt — daß bei dessen Ankunft sein ganzer Stamm sich Hände und Gesicht mit frischem Kuhdünger bestreicht und so den Fremdling küßt und umarmt. So wurde die Frau des hochverdienten, jetzt verstorbenen Missionars Vollmer in Gegenwart ihres Mannes von sämtlichen Männern eines Namadorfes, die sich auch mit frischem Kuhdünger eingerieben hatten, umhastet und abgeküßt. Obgleich es in Vollmers Brust kochte, zeigte er äußerlich eine kaltblütige Gelassenheit. Die Folge dieses Verhaltens war, daß er später mit großem Segen unter diesem Volke arbeitete. Kuhdünger vertritt auch die Seife bei den Namaqua, von denen wir noch manches wenig Saubere zu erzählen wüßten, geböte uns nicht die Rücksicht auf die Leserinnen damit einzuhalten. Allerlei Ungeziefer verzehren sie mit Vergnügen. Vor einem schönen Hasenbraten oder unserm Hühnerfleisch zeigen sie großen Ekel, während sie große Eidechsen, Ameisencier mit Milch gekocht und derlei Sachen gern verschlecken.

Vielweiberei ist bei den Nama gestattet, kommt aber verhältnismäßig selten vor; die Liebe der Eheleute zu einander ist oft eine innige und die Kinder werden gut behandelt. Um sie gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen, reibt man sie mit Butter ein und dieses ist der einzige Reinigungsprozeß, dem die kleinen Wesen unterworfen werden. Gegen die Kinder sind die Eltern sehr zärtlich, ja sie freuen sich, wenn sie so stark geworden sind, daß sie die Alten prügeln können! Haben sie dann doch die Überzeugung, daß sie sich erfolgreich eines Feindes erwehren können. Während von einzelnen Reisenden behauptet wird, die Nama setzten ihre altersschwachen Eltern aus, liegen andererseits Beispiele vor, daß die Kinder ihren verstorbenen Eltern das zärtlichste Andenken bewahren. Beim Tode des Vaters pflegt der Sohn einen Vord zu schlachten und dessen Leiche mit dem Blute des Tieres zu bestreichen, dann wird sie in Matten eingewickelt in die Gruft versenkt.

Man hat die Hottentotten wohl als eine verkommene Rasse bezeichnet. Von den Überresten derselben im Kaplande mag das richtig sein, von den Nama aber kann dieses in keiner Beziehung gelten, denn bei ihnen hat sich die urwüchsige Naturkraft noch vollständig bewahrt. Und woher sollten auch Entnervung und Schwäche kommen? Besteht doch die Jugend des Nama in einer fortgesetzten Reihe von Körperübungen. Solange der Kraal an Flüssen liegt, wird eifrig geschwommen. Das Jureiten von jungen unbändigen Ochsen macht sie schon früh zu gewandten Reitern. Zum Ringen, Springen, Laufen auf den Händen findet sich tagtäglich auf dem Felde hinter der Herde die beste Gelegenheit. Auf der Jagd stärkt sich der Mut und das Selbstbewußtsein, das Auge wird geschärft und übt sich im Spurfuchen. Das versteht wohl keiner besser als der Nama, mag die Spur über harten Thonboden, Steinplateaus oder weiche sandige Flächen führen, wo der Wind sie leicht unkenntlich macht, überall weiß der Nama ihr zu folgen und genau das Alter derselben zu bestimmen. Er weiß genau, wem von seinen Kindern die Spur angehört, ob es „Ohnehorn“, „Blas“, „Langohr“, „Krummschwanz“ gewesen. Ebenso unterscheidet er die Spuren der Menschen, er weiß, ob die Fährte von einem Herero oder von einem seiner Stammesgenossen herrührt.

In Gefahren zeigt der Nama Geistesgegenwart und Gewandtheit. Folgende Geschichte erzählt Th. Fahn, dem dafür die Verantwortung zukommt. „Ein Nama schlief des Nachts auf der Reise an einem Feuer, welches allmählich zusammen-

brannte. Als er es wieder schüren will, sieht er neben sich ein Paar Augen aus der dunkeln Nacht blitzen. Es ist ein Löwe, der, zum Sprunge niedergetauert, seinen Rachen mit den furchtbaren Zähnen weit aufreißt. Während nun der Löwe springt, stößt der Nama mit aller Macht seine nervige Faust in des Löwen Rachen, packt dessen Zunge bei der Wurzel, reißt, kneift und zwick sie, bis der Löwe vor Schmerz sich seines Gegners zu entledigen sucht und, als ihm dieses gelungen, mit eingeknicktem Schwanz das Weite sucht.“

Ihr Vieh pflegen die Nama, festliche Gelegenheiten ausgenommen, nicht zu schlachten. Lieber schnüren sie sich den Hungergurt etwas enger und begnügen sich mit Milch und wilden Zwiebeln. Schlachten sie aber, dann beginnt ein Schmausen, das man nur als Fresserei bezeichnen kann. Man fängt wirklich an an Wunder zu glauben, wenn man sieht, welche Fleischmassen hinuntergeschlungen werden, und es ist ein Rätsel, wo diese Mengen bleiben. Ununterbrochen flammt ein Feuer unter dem brodelnden Kessel; fortwährend wird Fleisch hineingethan und herausgenommen. Ist der Nama gesättigt, so rollt er sich, der Verdauung halber, auf der Erde hin und her, was besonders gern die jungen Damen thun. Drei Mann verzehren in einer Nacht einen fetten Hammel oder fünf Mann in anderthalb Tagen ein junges Rind.

Unter ihren geistigen Fähigkeiten ist besonders die Fähigkeit, fremde Sprachen zu erlernen, bemerkenswert. Sehr viele Nama sprechen deutsch, holländisch und englisch. Schon in der ältesten Chronik des Kaplandes, in van Riebeecks Tagebuch, wird bemerkt, daß die dortigen Hottentotten bald das Holländische sich angeeignet hatten. Weiter ist bemerkenswert ihre Reigung und Befähigung zur Musik. Allgemein in Südafrika ist berühmt der hottentottische Kirchengesang, d. h. da, wo das Christentum bei ihnen bereits zur Geltung gelangte. Bei den reinen, klangvollen Stimmen machen sich zu gleicher Zeit die nach dem Takt ertönenden Schnalzlauten durchaus nicht schlecht, da sie entschieden den Rhythmus des Gesanges heben. Neudischastlich gern kaufen sie von den Tauschhändlern allerlei musikalische Instrumente, wie Maultrommeln, Harmonikas, Geigen, in deren Handhabung sie es zu großer Vollkommenheit bringen, ja sie gehen so weit, daß sie nach europäischen Mustern sich selbst Geigen bauen.

Wie schon hervorgehoben wurde, hat das Christentum, dank dem Eifer tüchtiger Glaubensboten, unter den Nama Wurzel gefaßt. Freilich sind noch viele Scheinchristen, während bei vielen anderen die Überzeugung und der Glaube feststehen. Ein Mann hatte sich zum Abendmahl gemeldet; allein da er bis zur Verteilung desselben trotz seines Bemühens mit seinem Gegner einen Streit nicht zum Austrag bringen konnte, so enthielt er sich des Abendmahls. Als sein Missionar ihn dann nach dem Grunde des Ausbleibens fragte, antwortete er nur: Matthäus V. 23, 24.

R. Andree.

Um Familientisch.

Jahns Pommersche Volksagen.

Seitdem die Gebrüder Grimm gleichsam wie mit einer Wünschelrute in ihren Haus- und Kindermärchen ein weites Gebiet erschlossen, das uns die Seele des Volkes kennen lehrte, haben sie treue und zahlreiche Nachfolger gefunden. Ihnen hat sich jetzt in Dr. Ulrich Jahn ein neuer Jünger angeschlossen, der das Volkstümliche, das in Pommern noch vorhanden ist, erhalten und der Nachwelt überliefern will, ehe es gänzlich vor dem Anstrome der modernen Kultur dahinschwindet. Seine Joeben bei Danneberg in Stettin erschienenen „Volksagen aus Pommern und Rügen“ sind ein Buch, welches in seiner glücklichen Fassung gleichzeitig dem Gelehrten genügt und dem Laien, groß wie klein, eine echt volkstümliche Lektüre bietet, welche in anmutiger, doch echter Form die Reste des Heidentums, die Zwerge und Geister, die Riesen und Lindwürmer, die verwunschenen Dinge, Teufel, Hexen, Wetterwölfe und Wampyre in pommerscher Fassung uns vorführt.

Auch der Humor, echt niederdeutsch gefärbt, kommt dabei zur Geltung und es ist uns, als ob wir bei Fritz Reuter die Eskimos die Erbdache schmieren sehen, wenn wir die Geschichte von Michel und dem Monde lesen, die bei Anklam erzählt wird. Einem Anechte ging es sehr schlecht, denn sein grausamer Herr gönnte ihm keine ruhige Stunde. Als ihn nun einst der Pastor so traurig sah, tröstete er ihn mit den Worten: „Nun, Michel, wenn du erst tot

sein wirft und im Himmel bist bei den lieben Engeln, dann wirft du dich auch nicht mehr so viel zu quälen brauchen, wie hier auf Erden.“ „Ja, Herr Pastor“, antwortete der Michel, „das sagen Sie wohl. Wenn ich aber erst dort bin, dann heißt es auch: Michel, geh hierhin, Michel, geh dahin, Michel, puß die Sterne und den Mond und morgens früh muß ich die Sonne anstecken! Wenn nun der Halbmond am Himmel steht, dann sagen die Leute: Michel hat den Mond nicht fertig gepußt, darum hängt er nur halb heraus.“

Wie der Volksgeist auch heute noch fortarbeitet im Schaffen von Sagen, erkennen wir daran, wie er die Cholera sich zurecht gelegt hat, die erst vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert in Deutschland austrat. Die Landleute in Pommern glauben nicht, daß sie eine gewöhnliche Seuche sei, sondern halten sie für ein bewußtes dämonisches Wesen (der vorgahnte Bacillus), welches je nach seinem Gutdünken in diesem Orte alle Bewohner tötet, während es jenen gnädig verschont. Ein Franzose soll sie 1831 absichtlich nach Pommern gebracht haben, um das Land zu entvölkern. Eines Tages kam in Stettin ein Mann mit einer großen Kiste aus Thor, der unbemerkt bei der Wache vorbei wollte. Diese bemerkte ihn aber, hielt die Kiste an und untersuchte sie. Da fand man in der großen eine kleinere; in dieser fand wieder eine und das ging eine ganze Zeitlang so fort, so daß man immer auf eine kleinere Kiste kam. Als man aber endlich die kleinste öffnete, da fand man darin ein ganz kleines, kleines Männchen, das war der Franzose, der die Cholera in die Stadt bringen wollte.

Der „Christusorden“ des Fürsten Bismarck.

Die Thatsache, daß Leo XIII dem Fürsten Bismarck den in der Überschrift genannten Orden verlieh, nimmt dem deutschen Sprichwort seine Geltung: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.“ — Es ist eine durchaus neue Thatsache, daß ein römischer Papst einem Protestanten einen Orden verleiht, und wenn wir auf das in lateinischer Sprache abgefaßte Schreiben blicken, mit welchem Leo XIII die Insignien jenes Ordens begleitete, so stehen wir wieder vor einer durchaus neuen Thatsache. Der Papst spricht dem deutschen Reichskanzler seine Dankbarkeit aus und schreibt wörtlich: „Wir bezeugen Dir die Gesinnung unserer Dankbarkeit, weil vorwiegend auf Deinen Rat uns die erwünschte Gelegenheit geboten wurde, ein edles, der Eintracht und dem Frieden dienendes Amt auszuüben, welches zwar in der Geschichte des Papsttums nicht neu dasteht, aber doch seit langer Zeit nicht verlangt wurde.“ — Ein solches oder ein ähnliches Wort hat ein Papst seither weder geschrieben noch gesprochen. Dasselbe gilt von dem Passus jenes Briefes, worin der Papst der Weisheit und dem politischen Scharfblick unsers Reichskanzlers rückhaltlose Anerkennung zollt und sagt, daß hauptsächlich letzterem das deutsche Reich seine Macht und Größe zu danken habe.

Der Orden selbst ist sehr alt und hat eine interessante Geschichte. Am Abend des 11. März 1314 loderte in der Nähe von Paris auf einer Seineinsel das Feuer jenes Scheiterhaufens, auf welchem Jakob von Molay, Großmeister der Tempelherren, infolge Befehles des Königs von Frankreich Philipp des Schönen, inmitten einer ungeheuren Volksmenge verbrannt wurde. Vorher waren zahlreiche Tempel teils infolge der Folter, teils in schrecklichen Gefängnissen und auf dem Scheiterhaufen gestorben. Der Papst hatte den Orden für immer aufgehoben, König Philipp hatte die reichen Güter desselben sich angeeignet und so war der Tempelorden der Habsburger dieses Fürsten zum Opfer gefallen.

Ein Rest der Tempel sammelte sich in Portugal um den edlen Gilles Martinez und gründete einen monchartigen Verein nach Regel des heiligen Benedikt. Die Mitglieder nannten sich: „Ritter Christi“, ihre Zahl wuchs und schon im Jahre 1319 wurden ihnen vom König von Portugal bedeutende Privilegien zuteil, denen der damalige Papst Johann XXII dieselben Rechte hinzufügte, welche bisher die Tempel genossen hatten. Der Orden, unmittelbar unter dem Papste stehend, wollte Mönchtum und Rittertum miteinander vereinigen, jedes Mitglied hatte die drei bekannten Mönchsgelübde abgelegt, blieb aber dabei ein Kriegermann im blinkenden Harnisch, der das Roß zu tummeln und das Schwert zu schwingen verstand. blieb in Portugal der Ordensmittelpunkt, so breitete er sich doch auch über Spanien aus, und mußte der einzelne Ritter dem Gelübde der Armut leben, so hinderte dies den Orden als solchen nicht, reich und immer reicher an Geld und Gut zu werden. Kriegerstolz zu erwerben fehlte es ihm nicht an Gelegenheit. Auf, gegen die Mauren! So lautete die Losung, und letztere mußten vor den wuchtigen Hieben der Christuskrieger weichen. Nach und nach fühlten die Ritter zu sehr die drückende Last der beschränkenden Mönchsgelübde und sahen sich in ihrer Hoffnung nicht getäuscht, als sie an ihren obersten Gebieter, Papst Alexander VI, die Bitte richteten, sie von diesem Joche zu befreien. Die Bitte ward gern erfüllt, doch wollte der genannte nicht allen Einfluß auf jenen Orden fahren lassen und beehielt sich das Recht vor, die Ritter jenes Ordens zu ernennen und ihnen die zu dem Ende erforderlichen Insignien zu verleihen. Alexander VI, welcher 1492 auf den Thron gelangte, nachdem er als spanischer Kardinalbischof den Namen Rodrigo Borgia getragen, ist also der erste Papst gewesen, welcher die Insignien des Christusordens verlieh. Seltsam: eben dieser Papst war es, dem zwei mächtige Reiche das Schiedsrichteramt in einer Besitzfrage übertrugen. Die beiden streitenden Reiche waren Spanien

und Portugal und es galt, den Teil zu bestimmen, den jedes dieser beiden an Amerika haben sollte. Alexander VI entlegte sich seiner Aufgabe bekanntlich durch einen Strich auf der Karte. — Fast vierhundert Jahre sind verflossen, und wiederum ward ein Papst gebeten, zwischen zwei Mächten nicht eben zu entscheiden, aber doch zu vermitteln. Alexander VI war der erste, welcher die Insignien des Christusordens verlieh, Leo XIII ist bis jetzt der letzte, der dies that. Im übrigen dürfen wir diese beiden Männer nicht miteinander vergleichen. Wer Alexander VI war, erhellt zur Genüge daraus, daß ein Machiavelli der einzige gewesen ist, der ihn gelobt hat.

Die Christuskrieger waren also durch päpstliches Dekret ohne Schwierigkeit von dem Joch ihrer Mönchsgelübde befreit und in Stand gesetzt, ein „freies Leben“ zu führen, d. h. gänzlich zu verweltlichen. Europa war ihnen und ihrem ritterlichen Thatendrang zu eng, sie wandten daher ihren Blick auf Afrika und die daselbst befindlichen Besitzungen des portugiesischen Königreichs. Der Herrscher des letzteren ging auf ihre Wünsche ein, froh, sich auf diese Weise den Besitz jener Länderstrecken zu sichern und außerdem einen regelmäßigen Tribut zu genießen. Der Orden siedelte also nach Afrika über und gelangte dort zu großartigem Einfluß und immensen Reichthümern. Hier träumte er von völliger Unabhängigkeit und erlebte, daß Hochmut vor dem Fall kommt.

Die stolzen Ritter weigerten dem König von Portugal ferneren Tribut und dieser verklagte sie beim Papst Julius III, welcher verfügte, daß alle von den Rittern Christi in Afrika erworbenen Besitzungen dem König von Portugal gehören sollten. Zugleich bestimmte er den jedesmaligen König dieses Reiches zum Großmeister des Ordens. — Diese Verfügung vom Jahre 1550 war das Totengeläute des letzteren, der nach und nach das Zeitliche segnete, um schließlich, von niemand betrauert, zu sterben. Welche Macht er einst besaß, erhellt aus der Thatsache, daß er in vierhundertfünfzig Komtureien ausgebreitet war.

Von jenem Ritterorden blieb nur eine Reliquie, nämlich die in den Händen des Papstes befindlichen Ordensinsignien.

Jahrhunderte hindurch waren die Päpste äußerst freigebig im Verteilen jener Ordenszeichen, neuerdings aber ward es in dieser Hinsicht anders. Fürst Bismarck ist zur Zeit der einzige, welcher den „Christusorden mit Diamanten“ besitzt. Th. Fr.

Pflanzenstatistik.

In unsern Gärten werden ungefähr 2300 verschiedene Pflanzen gezogen, die irgend einen Nutzen haben. Von diesen werden 1140 zu medizinischen oder verwandten Zwecken benutzt, 283 liefern essbare Früchte und Samen, 117 geben Gemüse, 104 besitzen essbare Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, 40 gehören zu den Getreidearten, 21 geben Sago, etwa ebensoviel liefern Zucker und Honig, 6 geben Honig, 30 fette Öle. Also dienen an 600 wirkliche Pflanzenarten (die bloßen Varietäten nicht mit eingerechnet) zur Nahrung. 8 Arten liefern Wachs, 76 Farbstoff, 16 Natronsalze, 40 werden als Futtergewächse kultiviert und 200 werden zu verschiedenen technischen und gewerblichen Zwecken verwendet. Giffige Pflanzen werden etwa 250 kultiviert, unter ihnen 66 narotische, sonst meistens reizend giftig wirkende, die überhaupt in überwiegender Anzahl auf der Erde vorkommen sind. — Der vor kurzem in Breslau verstorbene berühmte Botaniker Göppert hat diese statistischen Resultate in seiner Abhandlung: „Die officinellen und technisch wichtigen Pflanzen unserer Gärten“ veröffentlicht. R. F.

Moderne Schachspieler: II. Luis Paulsen.

Zu den hervorragendsten ebenbürtigen Gegnern Anderssens gehört der deutsche Meister Luis Paulsen aus Nassengrund (geb. 1839), Sieger in zahlreichen Turnieren. Er gewann bei mehrjährigem Aufenthalt in Amerika als Teilnehmer des großen amerikanischen ersten Turniers, dessen erster Sieger Paul Morphy war, den zweiten Preis. Auch in dem Meistertwettkampf zu Leipzig, der zur Feier von Anderssens fünfzigjährigem Schachjubiläum 1877 abgehalten wurde, erkämpfte er den ersten Preis, während der Jubilar Anderssen nur zum zweiten gelangte. Im Gegensatz zu Anderssen dem großen Angreifer pflegt man Luis Paulsen als den großen Vertheidiger zu bezeichnen. In der That ist von beiden Meistern ihrer Individualität entsprechend die Theorie planmäßig durch die wichtigsten Erfindungen bereichert worden.

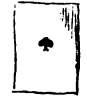
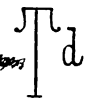


Luis Paulsen.

In unserer Spielecke. Bilderrätsel.



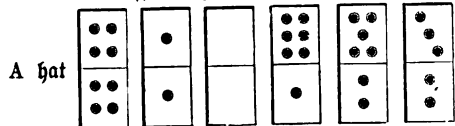
NN.



1. Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird ohne Kaufen gespielt und immer nur ein Stein gesetzt.

A und C spielen zusammen, ebenso B und D.



und setzt aus.

B paßt. C setzt an. D paßt. A setzt an.

B paßt. C sperrt die Partie mit .
A und C gewinnen dadurch zusammen 125 Points (die Summe der Augen auf den noch nicht angelegten 20 Steinen).

Die Summe der Augen auf den vier Steinen im Talon beträgt 19. Die Summe der Augen auf den sechs Steinen des B ist um zwei größer als die auf den sechs Steinen des D.

Welche vier Steine liegen im Talon? Welche

Steine sind außer gesetzt?

Wieviel beträgt die Summe auf den sechs Steinen des B, wie viel auf denen des D?

Die vier Steine, welche C übrig behält, haben zusammen vierzehn Augen.

2. Geographisches Kreuzrätsel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| A | A | A | A | A | B | B |
| C | D | D | F | G | G | C |
| E | E | E | E | E | E | E |
| I | I | I | L | L | L | L |
| N | N | N | N | O | O | O |
| R | R | R | R | R | S | S |
| S | S | T | U | V | Y | Z |

Die Buchstaben der obigen Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben, und daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet. Die sieben wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Eine Halbinsel.
2. Eine Stadt in Spanien.
3. Eine Stadt auf Sicilien.
4. Ein europäisches Königreich.
5. Die Hauptstadt dieses Königreichs.
6. Einen Strom in Afrika.
7. Eine Stadt in Italien.

3. Homonym.

Im Hause hat es niemand gern,
Und aus dem Munde junger Herrn
Verleht es oft die Damen.
Doch stets noch ehren wir den Klang
Des Wortes, das einst den Meißel schwang,
Als hochberühmten Namen. v. D.

4. Rätsel.

Weiß ist mein Fleisch und schwarz die Haut;
Gut preussisch bin ich, doch vertraut
Gar innig auch mit Baiernland,
In Dorf und Stadt dort wohlbekannt.

In Stücke kannst du mich zerschneiden,
Ich hab' dabei nicht viel zu leiden,
Und nimmst du mir auch aus dem Leibe
Mein Herz — ich dennoch reich verbleibe. Pf. 3.

5. Rätselsprung.

| | | | | | | | |
|-----|-------|-------|--------|-------|--------|-------|-----|
| | | men | weg | und | mir's | | |
| | ter | wenn | hat | kom | ge | men | |
| sie | werd' | ist | mut | nom | schein | nicht | so |
| ich | weg | sei's | der | und | das | gen | nen |
| ich | wie | hat | ge | dir | ben | gen | ge |
| mit | die | ge | ge | licht | sagt | son | tro |
| | der | hat | mich | stor | be | sein | |
| | | ragt | herbst | und | den | | |

6. Homonym.

Zahllos ziehen rasche Kiele
Rauschend durch den Ozean;
Doch kein Schifflein kam' zum Ziele
Ohne mich auf seiner Bahn.
Daß ich nützlich bin auf Erden,
Liegt wohl auf der flachen Hand,
Denn es kann nicht fertig werden
Ohne mich ein einz'ges Land.
Dennoch bin ich schlecht gelitten;
Ob ich groß bin oder klein.
Werde eifrig stets bestritten,
Denn es muß — gestritten sein.
Nun, so gebt dem Mann die Ehre,
Der mich hält mit fester Hand,
Und daß Aller Wohl sich mehre,
Trag' mich willig jeder Stand. Pf. 3.

7. Buchstabenrätsel.

Mit D hat das Rätsel ein Haupt voll Verstand.
Mit L gilt als Haupt es von Leuten und Land.
Doch beiden hat es in früheren Tagen
Mit S ihre Häupter oft abgeschlagen. v. D.

8. Vierfüßige Scharade.

In meiner ersten stecken oft die Füchse,
In meiner vierten steckt das Rohr der Büchse,
Und in den mittlern zwei'n ein Meister steckt,
Sind sie betriebfam, klug und aufgeweckt.
Jetzt trifft als Aktienunternehmer man
Das ganze Wort in vielen Städten an;
Und, angelockt vom glänzenden Prospekt,
Wird häufig auch viel Geld hineingesteckt;
Jedoch in Gründertaschen bleibt zum Schrecken
Der Aktionäre der Gewinn oft stecken. v. D.

9. Zweifüßige Scharade.

Wer die Erste fleißig regt,
Wird bald zu der Zweiten kommen.
Seiner Freiheit sich entschlägt,
Wer das Ganze angenommen. v. D.

10. Rätselbistichen.

Aus sechs Zeichen besteht mein Wort
und nennt eine Baumfrucht.
Fügt du ein Zeichen noch ein, nennt
dir mein Wort ein Gebäud.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 19.

Schachspielaufgabe.

1. La 7 — b 8
2. Th 5 — e 5
3. Se 7 — c 6
1. Ke 4 — d 4
2. g 4 — g 3

A.

1. e 5 — d 4
2. Th 5 — f 5
3. La 2 — d 5 oder Tf 5 — f 4
2. e 6 — f 5: oder anders

Andere Varianten leicht.

Bilderrätsel.

Argwohn riecht den Braten, bevor das Kalb
geschlachtet ist.

1. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl 1428.

2.

S

r p

1 e u o 4

b h

E 5 d g a r

r e

2 i 6 r b 3

c u

A

3. Wortkette.

| | | | |
|------|----------|--------|--------|
| Tajo | Josua | Abel | Delila |
| Lama | Marone | Nero | Romeo |
| Obe | Dezember | Bertha | Thalia |
| Uga | Gaëta | | |

4. Homonym.

Bestellung.

5. Füllrätsel.

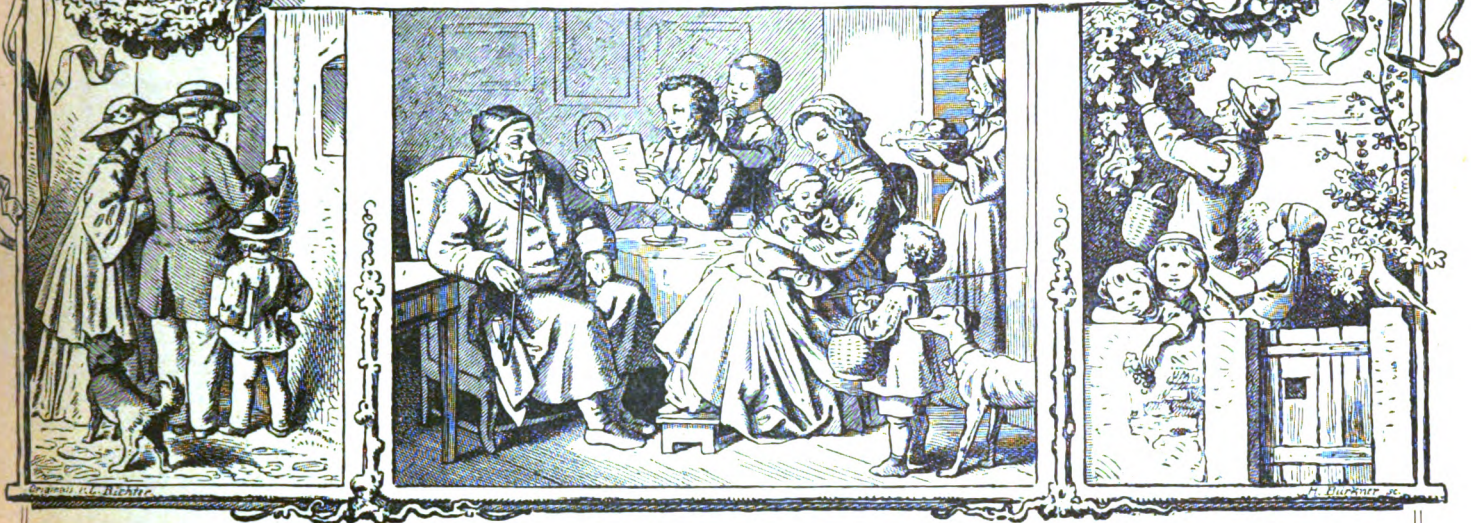
| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| H | I | L | L | E | R |
| B | r | a | i | a | |
| L | a | H | o | r | e |
| S | t | i | n | d | e |
| N | e | r | e | u | s |
| S | t | e | l | l | a |

Inhalt: Sphing. Forts. Roman von Doris Freiin von Spaettgen. — Die Apotheose des Augustus. Mit einer Illustration. — Wie meine Nase gerade wurde. Von Herrmann Vogt. — Stillter Teilnehmer. Nach dem Bilde von F. Steinmetz. — Aus Deutsch-Südwestafrika. II. Mit drei Illustrationen. Von R. Andree. — Am Familientisch: Jahns Pommersche Volksagen. — Der „Christusorden“ des Fürsten Bismarck. — Pflanzenstatistik. — Moderne Schachspieler. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in **deutschen** Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Pabst-Expedition (Verlag & Kustung) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Hefen bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Februar 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 21.

Sphinx.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.
(Fortsetzung.)

Das stille Leidensgesicht dort mit tief eingefallenen Schläfen, die abgekehrte Gestalt, die wachsblassen dünnen Hände ohne Blut und Kraft — alles, worauf ihre von Thränen trübten Augen jetzt ruhten, stand mit harter Anklage gegen sie auf, mahnte sie daran, daß sie ihre Pflicht versäumt habe, als es noch Zeit war — daß ihre Härte, ihr Hochmut, ihre maßlose Selbstsucht eigenhändig Stein um Stein des festen, sicheren Gebäudes gelockert und entfernt hatten, bis der stolze Bau haltlos in sich zusammengebrochen war.

„Zu spät!“ schrie es wild auf in Luisas Herzen. Was nützte dem unglücklichen Manne jetzt all ihre Liebe und Hingebung? Die Neue kam zu spät; sein Zustand war ja hoffnungslos!

„Nein, allmächtiger Vater, nein — nicht hoffnungslos!“ kam es in kurzem, flehendem Gebet über die bebenden Lippen. „Jeden Tag, jede fernere Stunde, ja das ganze Leben will ich ihm widmen; nicht erlahmen, noch erschlaffen sollen mein Mut und meine Kraft — nur lasse ihn mir, o Herr; nimm ihn nicht von mir und den Kindern! Lasse mir das Bewußtsein, daß er da ist, daß ich ihn sehe, daß ich für ihn sorgen kann!“

Endlich wurde auch sie ruhiger und gefasster. Der scharfe Geist versuchte zurückzustrahlen in die jüngste Vergangenheit, versuchte es, sich die Krankheitsursachen und -Symptome zu erklären. Und wenn es für die beklagenswerte Frau in diesem Jammer eine Beruhigung, einen Trost gab, so war es die Thatfache, daß nicht sie allein, sondern auch Herberts Handlungsweise dazu beigetragen hatte, Jakobs Verstand so zu verwirren. In seinen Phantasieen war der Kranke mit dem Bruder wieder völlig ausgesöhnt, und es schien, als sei sein wirrer Geist in diesem Punkte um Jahre zurückgeschritten. Immer sprach er nur von dem Knaben Herbert, der seine Hoffnungen und Erwartungen einst glänzend erfüllen würde.

Jetzt schwamm der Kapitän bereits seit Wochen wieder auf hoher See. Frau Luisa war von seiner Abreise durch Amy unterrichtet worden. Sie hatte ihm weder vergeben, noch zürnte sie ihm. Das Wohl und Wehe des Schwagers war ihr in nebelgraue Ferne entrückt. Mehr beschäftigte sie ihre kleine Cousine Amy Mansfield, deren ruhiges, gefasstes Wesen ihr ein unlösbares Rätsel blieb. War denn das sanfte Mädchen dem stattlich schönen Kapitän nur in brüderlicher Liebe zugethan gewesen — oder hatte seine Leidenschaft für die verführerische Fremde die Verwandte so tief verletzt, daß sie von der eigenen vollständig geheilt war?

Die Thüre nach dem Vorsaale hatte sich während Frau Luisas schmerzlichen Betrachtungen behutsam geöffnet und der alte Kammerdiener Jackson verkündete ehrerbietig, daß Dr. Sexton dem Kranken seinen Besuch zu machen wünsche.

Zehntes Kapitel.

Seit mehreren Tagen bereits brauste der Novembersturm an New Jerseys Küste, und die Lotsen von Hoboken hatten böse Zeit. Tag und Nacht strichen die kleinen festgebauten Fahrzeuge an den gefährlichen, klippenreichen Stellen der Einfahrt in die Bai, bis zum Leuchtturm von Sandy Hook heran, den Schiffen entgegen, und mancher Dreimaster, manch stolzer Dampfer dankte dem Mute und der Unererschrockenheit der amerikanischen Lotsen sein sicheres, glückliches Einlaufen in den Hafen. Auf dem Lande aber fiel der Regen in Strömen.

Um die Dämmerstunde eines solchen Tages war es, als Rose Lee, ungefähr fünf Wochen nach des Gatten Abreise, mit völlig durchnähten Kleidern und Schuhen, vom Landungsplatz der New Yorker Dampfschiffahrt kommend, ihrem Hause zuschritt. Die Nacht des Sturmes war so groß, daß sie den Schirm schließen und Hut und Garderobe dem Regen preis-

geben mußte. Trotzdem beschleunigte die junge Frau ihre Schritte keineswegs. Warum hätte sie auch eilen sollen? Ihr kleines Heim war ja leer, niemand Liebes erwartete sie dort. Vielleicht rastete und tobte in diesem Augenblick der Sturm draußen auf dem weiten Ozean noch schlimmer, und Herbert mußte in vom Regen durchnässten Kleidern ihm auf Deck standhalten.

Endlich war die Villa erreicht und die Glocke gezogen. Das frische Gesicht der Jose, welche die Thüre öffnete, zeigte bei dem Anblicke der Gebieterin unverkennbar den Ausdruck von Freude.

„Ich habe mich schrecklich um Frau Lee geängstigt!“ rief sie, indem sie schnell den nassen Mantel von den Schultern der Herrin nahm.

„Wir gehen gleich hinauf in mein Schlafzimmer, Mary!“ entgegnete Rose — „ich muß mich vollständig umkleiden.“

Mary hing den Mantel ausgebreitet über einen Kleiderrechen im Vorfaal, und sie stiegen die Treppe hinan. Wohlthuende Wärme schlug hier Rose entgegen, und sie dehnte behaglich die erstarrten Glieder. Es war dasselbe Zimmer, welches bisher der Gatte mit ihr geteilt hatte. Das große amerikanische Himmelbett nahm fast eine ganze Wand ein, während an der gegenüberliegenden Seite, um den hohen englischen Kamin herum, bequeme Lehnstühle standen, was dem Gemache einen ungemein gemüthlichen Anstrich verlieh.

Mary kniete nieder und löste das völlig durchweichte Schuhwerk von den eiskalten Füßen Roses.

„Ich habe mich, so ganz mutterseelenallein im Hause, gefürchtet“, plauderte sie. „Das Unwetter wurde ja von Stunde zu Stunde schlimmer. Im Schlot unten in der Küche heult und klagt es oft, als ob die arme, unruhige Seele eines Verstorbenen darin versteckt sei!“

„Allein?“ fragte Rose zerstreut.

„Zarwohl, allein! Ellen ist wegen des zerbrochenen Fensterladens in des Herrn Zimmer zum Tischler gegangen, und bei ihrer Leidenschaft für das Schwagen dürfen wir sie vor dem Abendessen kaum erwarten. Maki aber ging gleich nach Frau Lee denselben Weg zum Ferryboote hinunter, so daß ich glaubte und hoffte, Sie hätten ihm befohlen, mitzufahren.“

„Ich? — Nein!“ entgegnete die junge Frau erstaunt. „Er ist noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein.“

„Wohl, dann wird er wohl etwas für die Haushaltung auf dem Markte zu besorgen haben“, sagte Frau Lee leicht hin, nun den weichen, bequemen Schlafrock anlegend. Doch verriet ein nervöses Zittern um den Mund eine gewisse innere Erregung.

Mary bemerkte das, sagte aber, während sie die nassen Kleidungsstücke über den Arm nahm, nur:

„Um diese Zeit? Ubrigens hatte er bereits heute morgen alles Nötige eingekauft.“

Rose wandte sich ab, trat an den Toilettentisch, strich ihre Locken glatt und sagte dann ruhig, die kleine Jose durch den Spiegel beobachtend:

„Makis Wege und Gänge scheinen dich ja sehr zu interessieren — wie?“

Mary schloß eine dunkle Röte ins Gesicht, als sie auflachend entgegnete:

„O, nicht im mindesten! Ich fürchte nur, daß er sich um Dinge bekümmert, die ihn nichts angehen.“ Damit eilte sie hinaus.

Rose fuhr zusammen und heiße Blut trat auf ihre Stirn.

Also auch Mary wußte, daß der Diener der Frau seines Herrn bei ihren Fahrten nach New York heimlich folgte, um ihre Wege dort zu erspähen und zu beobachten. Hatte sie doch diese Bemerkung schon selbst gemacht, sich aber bemüht, die Begegnungen mit Maki nur dem Zufall zuzuschreiben. Erst die Worte der Jose beunruhigten sie ernstlich. Was wollte Maki? War es nur die Sorge um des Gebieters Gattin, die ihm zu Hause keine Ruhe ließ? Oder . . . oder

hatte der Kapitän den Malaien beauftragt, ihr Thun und Treiben während seiner Abwesenheit zu beobachten? — Voll Angst preßte die junge Frau die Hände ans Herz und sank in einen Sessel.

„Thorheit!“ rief sie dann, wieder aufspringend. „Das thut Herbert nicht! Nein, es ist alles nur Täuschung, und ich sehe Gespenster. Herberts Vertrauen zu mir hat nie gewankt!“

„Herberts Vertrauen!“ wiederholte sie noch einmal, indem sie unruhig auf und nieder schritt. „O, glücklich ist, wer es voll und ohne jeden Rückhalt geben kann! Herbert, Herbert! Ich kann die zentnerschwere Bürde, die mein Gewissen belastet, kaum ertragen. Ob der Allmächtige solche Sünde, wie ich sie an dir begangen habe, wohl einst vergeben wird? Oder gibt es für diese Schuld keine Sühne?“

Die junge Frau trat ans Fenster und schaute in den Nebel hinaus. Die entlaubten Bäume der Straße bogen sich im Winde, und zuweilen klatschten schwere Regentropfen wie eine Handvoll Sandkörner an die Glasscheiben.

Wohl zehn Minuten stand Rose dort, ohne sich zu rühren.

„Verzeihen Sie, daß ich noch einmal störe“, sagte Mary dann, indem sie den Kopf ins Zimmer steckte, „aber ich vergaß vorhin zu melden, daß heute nachmittag zwei Briefe angekommen sind. Der eine kommt aus Berlin, der andere trägt eine ganz fremde, sonderbare Marke.“

Rose ergriff mit zitternder Hand die Briefe und öffnete sie. Von weit her — von sehr weit her hatte der mit der „sonderbaren Marke“ sie zu finden gewußt.

Die erste Nachricht von dem Gatten! Sie war wie ein Sonnenblick aus dunklem Gewölke. — Die Augen strömten Rose über von Glück und Seligkeit, und das Herz jubelte bei jedem neuen Liebesworte, auf das die Blicke fielen. — Heiße Sehnsucht, unwandelbare Treue, Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen — alles das füllte die engbeschriebenen Seiten des Briefes.

Der zweite Brief kam von Susy und lautete:

„Teure Rose Lee!“

„Wie schön klingt dieser Name, und es macht mir große Freude, Sie so nennen zu können. Weiß ich doch, daß in ihm all Ihr Hoffen und Wünschen sich vereinigt hat. Eigentlich ist es wahrhaft rührend von Ihnen, daß Sie in Ihrem jungen Glück und bei der kurzen Frist, die Sie nur an der Seite Ihres Gatten verbringen durften, noch Zeit fanden, an Ihre Freundinnen zu schreiben. Das danken Abby und ich Ihnen recht innig!“

„Meine Zeilen finden Sie nun schon in Einsamkeit, Rose! Ich denke es mir, offen gesprochen, entsetzlich, einen Seemann zum Gatten zu haben. Wenn ich meinen Mann nicht einmal ganz für mich besitzen soll — so bleibe ich tausendmal lieber alte Jungfer.“

„Aber Sie wollten von uns hören, meine Liebe!“

„Wir sind also noch immer in Berlin, wo es uns ausnehmend gut gefällt, und wir bleiben voraussichtlich auch noch bis Anfang Februar hier. Dann will Mama — der neuen Frühlingsmoden wegen — mit uns auf einige Tage nach Paris, und so gegen den 9. oder 10. schiffen wir uns in Havre nach New York ein, um zum 22. Februar wieder zu Hause einzutreffen. Sie wissen ja, daß an diesem Tage alljährlich Washingtons Geburtstag mit einem entzündenden Kostümfest in der Musikakademie gefeiert wird, das wir als gute Amerikanerinnen nicht versäumen dürfen.“

„Was übrigens die guten Amerikanerinnen anlangt, so kann man nur mehr Mama und mich dazu zählen. Adeline ist seit unserm Aufenthalte in Berlin plötzlich gut kaiserlich geworden. Mit wahrer Geringschätzung schaut sie auf die Präsidentenwirthschaft der Vereinigten Staaten herab und spricht mit Begeisterung von dem greisen Kaiser und seiner Familie; bekommt sie Bismarck einmal zu sehen, so gerät sie förmlich in Ekstase!“

„Gestern nachmittag ging ich mit Adeline die Linden entlang — da standen die Menschen in dichten Reihen vom

kaiserlichen Palais an bis zum Brandenburger Thore Spalier bildend, so daß wir nicht unterlassen konnten, zu fragen, was denn eigentlich los sei? Ganz verwundert schaute man uns an, und wir erhielten die kurze Antwort: „Seine Majestät wird von der Spazierfahrt zurück erwartet!“ Schnell drängte Abby, mich fortziehend, sich durch das Menschengewühl und bald standen wir dicht vorn an der Straße. Haben Sie wohl eine Ahnung, Rose, wie lange wir dort gewartet? An die dreiviertel Stunden! Ich konnte kaum mehr stehen, aber Adeline ließ mich nicht los.

„Endlich kam der Kaiser. Von weitem schon sah man des Leibjägers weißen Federbusch im Winde flattern; wie dumpfes Brausen tönten die Hurrarufe aus der Ferne zu uns herüber — immer näher und lauter! Als die Equipage dicht an uns vorüberrollte und der freundliche alte Herr unsern ehrfurchtsvollen Gruß leutselig erwiderte, brach Adeline in Thränen der Begeisterung aus, und ich mußte sie schnell hinwegführen, weil bereits viele neugierige Augen auf uns ruhten.

„Wenn der gute Roberts jemals Aussicht gehabt hat, das Herz meiner Schwester zu erobern, so ist dieselbe jetzt total verloren — er mußte denn, wie ein Chamäleon, sich zu verwandeln verstehen und ihr plötzlich als Leutnant der roten Gardehusaren vor die Augen treten. Einen simplen Amerikaner, den Mitarbeiter irgend einer Zeitung, wird sie nie mehr zum Gatten wählen!

„Wir wohnen brillant im . . . Hotel unter den Linden. Mama ist fabelhaft splendide. Es scheint ihr Spaß zu machen, daß man ihren unbedeutenden Töchtern einige Aufmerksamkeiten schenkt. Aber die Menschen sind auch von der größten Zuverlässigkeit. Überall öffnet man uns Thür und Thor. Unserm Gesandten sind wir dafür zu großem Danke verpflichtet.

„Augenblicklich ist es ziemlich still in Berlin. Die Hauptsaison beginnt erst im Januar, und wir freuen uns nicht wenig auf sie.

„Denken Sie, liebe Rose! Die kleine Amy hat mir auch geschrieben; doch waren ihre Nachrichten wenig erfreulicher Art. Sie sind doch natürlich durch Herbert — (pardon, daß ich Ihren Herrn Gemahl noch zuweilen so familiär nenne!) — davon unterrichtet. Wir alle bedauern Herrn Jakob Lee von Herzen. Wie schrecklich ist das für die Familie. Wenn er aber in Dr. Sertons Händen ist, so kann man versichert sein, daß das Denkbare und Undenkbare geschehen wird, ihn zu kurieren. — Und Frau Luisa, diese kaltherzige Frau, soll den Gatten mit solch rührender Hingebung pflegen. — Denken Sie an mich, Rose! Herr Lee wird genesen, und ein neues, freilich etwas spätes Glück wird dem Ehepaare erblühen! Der liebe Gott thut nichts halb! Ich habe eine wunderbare Gabe, den Leuten die Zukunft zu prophezeien. — Möchte nur der Himmel dann auch eine volle Ausöhnung der Brüder zuwege bringen! Das wünsche ich Ihnen und Herbert von ganzer Seele!

„Die kleine Amy ist ein Engel! Sie schreibt mit rührender Teilnahme von Ihrem Glücke, mit inniger Verehrung von Ihnen selbst, Rose! Ja, es gibt vieles zwischen Himmel und Erde, was auch über meine Schulweisheit hinausgeht.

„Die Menschheit staunt über unser Deutsch. Das ist nur Ihr Verdienst, teure Frau Lee! Allein wir fahren auch unermüdlich fort, uns darin weiter auszubilden, sind überhaupt neben allen Vergnügungen sehr fleißig, — studieren und treiben die schönen Künste, wozu sich hier die beste Gelegenheit bietet.

„Gar zu bald aber erwarten Sie keinen Brief wieder, denn wir müssen doch aufs neue etwas erlebt haben, damit es sich lohnt, Ihnen von uns Nachricht zu geben.

„Wenn Sie Herrn Roberts sehen, so grüßen Sie ihn, das heißt, nur von mir!

„Gottes Segen mit Ihnen, teure Rose, und einen schönen Gruß von

Ihrer treuen Susy Everett.“

Die junge Frau seufzte und blickte eine Weile gedankenvoll vor sich hin. Armer Roberts, dachte sie.

Unten in der Küche war inzwischen die Hängelampe angezündet worden und beleuchtete jeden Winkel des sauberen Gemaches. Ein lustiges Feuer knisterte auf dem Herde, und ein appetitlicher Duft entströmte dem Beefsteak unter den Händen der Köchin. Die kleine Rose zupfte, glättete und bürstete unterdessen die Garderobestücke der Herrin, wobei sie dem jungen Diener, welcher mit untergeschlagenen Armen am Serviertische lehnte, halb den Rücken kehrte und ihm gar keine Beachtung schenkte.

Ellen, die etwas corpulente, ältliche Köchin, war die einzige, welche die Konversation führte. Ihre langen Herzensergüsse über das Wetter, über den lieben Nächsten und über das jammervolle Dasein im allgemeinen beantwortete Maki immer nur durch ein kurzes „Hm!“ oder „So?“ Endlich jedoch fuhr sie, die langzinkige Gabel hoch emporhaltend, ungeduldig herum und rief:

„Ich glaube gar, Sie schlafen, Maki! Ist das eine Schwerfälligkeit und Bequemlichkeit jetzt unter den jungen Leuten! Gerechter Himmel! Da war es zu meiner Zeit anders. Damals flogen die Diener mit dem Präsentierbrett durch die Luft! Jetzt aber beeilen Sie sich, Maki, wenn Sie nicht wollen, daß Frau Lee eine gebratene Schuhsohle statt eines fastigen 'steaks' zum Abendessen bekommt! Schieben Sie schnell die Schüssel dort in die heiße Röhre —, in fünf Minuten bin ich fertig! Wie steht es mit der Theemaschine —, ist die schon oben? Sie wissen ja, daß die gnädige Frau alles auf einmal angerichtet liebt, nicht heute den Thee und morgen das Fleisch und die Kartoffeln?“

„Der Tisch ist in Ordnung!“ entgegnete Maki kurz, indem er dem Befehle der Köchin nachkam. Sein finsternes Gesicht hatte sich trotz der drolligen Scheltworte nicht erhellt. Schweigend nahm er dann die Speisen in Empfang und verließ mit ihnen die Küche.

„Sagen Sie, Mary, was ist denn eigentlich dem in die Krone gefahren?“

Die Angeredete zuckte nur leicht die Schultern und bog den hübschen Kopf nach der anderen Seite.

„So? Sie also wissen es auch nicht?“ sagte Ellen, die listig blinzeln den Augen auf das junge Mädchen richtend. „Dachte es mir eigentlich, daß Sie den Monsieur wieder einmal gründlich abgeführt haben, Mary! Verdient hätte er es wohl; denn es ist ja eine wahre Schande, wie der braune Bursche um Sie herum charmeriert hat, als ob er ein und derselbe Schlag wäre mit uns Christenmenschen.“

„Maki ist schon als kleines Kind getauft worden“, erwiderte Mary mit zornig aufgeworfener Lippe. Die Kleiderbürste fiel zur Erde, und, als sie sich nach ihr gebückt und sie gefunden hatte, lag dunkle Purgurglut über dem hübschen Gesicht.

„Tra la la — getauft oder nicht! Ein Hering bleibt ein Hering, ob er gewässert, mariniert oder gar gebraten wird!“ erwiderte boshaft die Köchin, nun den Tisch für das eigene Mahl herrichtend. „Mich hätte meine Mutter grün und blau geschlagen, wenn ich gewagt hätte, einem Farbigen nur einen Blick zu schenken.“

„Jedenfalls thaten Sie dann wohl, ihn zu unterlassen, Ellen!“ gab Mary scharf zurück.

Ellen bemerkte den Sarkasmus, der in den Worten lag, nicht, und fuhr fort, als ob ihr Geist in ferne Zeiten zurückstreife:

„Ja, ja, Mary, Sie hätten mich einmal sehen sollen, als ich noch jung war! Dazumal war es anders, als jetzt, dazumal hielt man noch auf Zucht und Ordnung, während heutzutage . . .“

Der Schluß dieser Betrachtung verlor sich in einem dumpfen Murren; denn der junge Malaie erschien, das Tablett im Arme, wieder in der Küche.

„Schon fertig!“ rief Ellen ihm zu, indem sie Maki die

Speisen abnahm und sie zum Wärmen noch einmal in die heiße Ofenröhre schob. „Seit der Kapitän fort ist, lohnt es sich wahrlich kaum mehr der Mühe, für Frau Lee zu kochen. Ein Stückchen, wie mein Daumnagel groß, hat sie sich ab-geschnitten. Das begreife ich nicht. Essen muß doch der Mensch! Herzleid auszustehen mit einem leeren Magen ist doppelt schwer. Na, kommen Sie nur, Mary, und trinken Sie eine Tasse Thee! Das ist ein Labial bei dieser Temperatur.“

Alle drei nahmen Platz, und das Abendessen wurde eingenommen. Der gesunde Appetit ließ sogar in dem Redestrom der alten Köchin eine Pause eintreten, so daß für eine Viertelstunde nur das Klappern des Geschirrs, wie das Ticken der großen Wanduhr vernehmbar war.

Mary schielte zuweilen nach dem finsternen Gesicht des jungen Dieners; aber kein Zug darin verriet, daß er das bemerkte.

Schnell hintereinander wurde der vom oberen Stockwerk nach dem Souterraing führende Glockenzug zweimal geläutet. Das galt Mary. Messer und Gabel aus der Hand legend, stand sie sogleich auf und beeilte sich, dem Rufe der Gebieterin nachzukommen.

Als sie nach einer halben Stunde, eine leere Wasserkaraffe in der Hand, vom Schlafzimmer der Herrin herunterkam, stand Maki vor der äußeren Glashür, welche nach der Veranda führte, im Begriff, die Läden zu schließen. Beide stupten einen Augenblick und der Malaie trat in der für ihn charakteristischen gewandten Weise schnell zur Seite, um das junge Mädchen an sich vorbei zu lassen, allein Mary blieb nicht nur stehen, sondern schritt sogar an ihn heran, faßte seinen Arm und sagte mit gedämpfter, aber angstvoller Stimme:

„Maki, um des Allmächtigen willen! Was ist es mit Frau Lee? Warum fährt sie seit des Kapitäns Abreise so oft nach New York hinüber? Ich weiß, daß Sie die Herrin ebenso hoch halten und verehren wie ich — daß Sie es als Sünde ansehen würden, auch nur einen unedlen Gedanken über sie zu hegen. Denn man darf ja nur in ihre traurigen Augen blicken, um überzeugt zu sein, daß hinter jener schönen Stirn nichts Schlechtes sich versteckt. Trotzdem foltert mich die Angst Tag und Nacht, und ich zermartere mir das Hirn nach einer Erklärung, weil ich Sie immer ernster und finsterner werden sehe, Maki — weil ich deutlich fühle, daß ein schweres Unheil über unser Haus heraufzieht!“

Das anhängliche Mädchen bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht. Regungslos stand der Diener neben ihr.

„Erbarmen Sie sich meiner und sprechen Sie ein Wort, Maki!“ fuhr Mary in flehendem Tone fort. „Glauben Sie, daß ich die Geheimnisse meiner teuren Herrin nicht zu hüten wüßte? O, ich kenne sie ja viel — viel länger, als Sie! Freilich — sie fuhr auch von Long Branch aus zuweilen nach New York; aber doch nicht so oft. Und dann blieb sie nicht halb so lange fort, wie jetzt.“

Der junge Malaie heftete bei den letzten Worten seine Blicke durchdringend auf den rofigen Mund; dann fragte er kurz:

„Wissen Sie, ob Frau Lee Verwandte in New York besitzt? Hat sie im Seebade jemals Besuche bei sich empfangen?“

„Nein, so viel mir bekannt ist, nicht, und ich habe sie stets sagen hören, daß sie ganz mutterseelenallein, ohne irgend welchen Anhang, hier in dem fremden Lande ist!“ entgegnete Mary. „Es geht ihr wie mir selbst — und das ist es gerade, warum ich sie so lieb habe. Aber nicht wahr, Maki, auch Sie denken nur Gutes von Frau Lee? Was veranlaßt Sie dann aber, die Fahrten und Gänge der Herrin zu beobachten? Wollen Sie mir nicht Ihre Sorgen und Befürchtungen mitteilen, Maki?“

„Ich trage meine Sorgen und Befürchtungen allein“, erwiderte Maki scharf. „Vergessen Sie übrigens nicht, daß ich nicht Ihresgleichen — daß ich ein Farbigter bin, Mary!“

Darauf drehte er die Flamme, welche auf Befehl der

Hausfrau auch die Nacht über in der Halle brennen blieb, zur Hälfte zu und eilte mit einem flüchtigen „Gute Nacht!“ die Stufen zu seinem im dritten Stockwerke gelegenen, kleinen Mansardenzimmer hinauf.

Rose hatte die Rose zur Ruhe geschickt. Im langen weißen Nachtgewande und mit aufgelöstem Haar saß sie jetzt vor einem aufgelegenen Kommodensack und betrachtete aufmerksam die darin befindlichen Dinge. Endlich entnahm sie dem Sack ein lose zusammengebundenes Paket Kleidungsstücke und legte dasselbe auf den Schoß. Das Bündel war von nicht großem Umfange. Plötzlich lösten sich die Schleifen des Bandes und ein kleiner, kaum eine halbe Spanne großer Kinderschuh fiel auf den Fußboden. Rose bückte sich schnell nach ihm und warf einen scheuen Blick auf die Thüre, ob auch kein unberufenes Auge ihn gewahrt habe. Nachdem sie so dann den kleinen Schuh wieder an dem alten Plaze geborgen und die Schlingen des Bandes sicherer ineinander gezogen hatte, legte sie das Päckchen in die Schublade zurück, breitete ein weißes Tuch darüber und schloß das Fach. Den Schlüssel verwahrte sie dann am Busen.

Kein Seufzer kam über die festgeschlossenen Lippen Roses und dennoch zeigte ihr bleiches Angesicht, daß ein tiefes Wehe in dem jungen Weibe kämpfte.

Elftes Kapitel.

Es war ein böser, harter Winter für das stattliche Haus in der fünften Avenue. Die bekümmerte Miene und das bedenkliche Kopfschütteln Dr. Sertons ließen die Bewohner oft das Schlimmste fürchten. Es gab Tage, ja Wochen, in denen der Kranke, in völligen Stumpfsinn verfallen, von seiner Umgebung gar keine Notiz nahm und nur für Essen und Schlafen Sinn hatte. Die wilden Wutausbrüche, welche der Dienerschaft stets einen panischen Schrecken einjagten, hörten zwar auf, die neuen Symptome waren aber noch bedenklicher. Erst das Eintreten der mildernden Witterung, insbesondere aber die wärmependenden Strahlen der Februarsonne schienen einen günstigen Einfluß auf das Gemüt des Unglücklichen auszuüben. Er lachte jetzt wieder vor sich hin, klopfte den alten Jackson vertraulich auf die Schulter oder strich sanft und liebevoll, zärtliche Worte murmelnd, über die schöne Hand von Frau Luisa, seiner treuen, unermüdblichen Pflegerin. In Frau Luisas Herzen regte sich ein leises Hoffen, aber der Arzt hatte auf ihre schüchternen Andeutungen und halbausgesprochenen Fragen immer nur das einzige Wort: die Krisis!

Eines Tages bat Dr. Serton Frau Luisa, die kleinen Mädchen, denen bisher der Eintritt in des Vaters Zimmer nicht gestattet worden war, zu dem Leidenden zu führen. Als sie eintraten, ruhten Dr. Sertons Augen forschend und unverwandt in denen des Kranken, allein das, was er zu erspähen hoffte, gewahrte er nicht. Der Kranke sah mit denselben blöden, glanzlosen Blicken, mit denen er jeden Fremden betrachtete, auch auf die sich schüchtern und angstvoll an die Mutter schmiegenden Kleinen. Kein Schimmer des Wiedererkennens war auf dem hageren, eingefallenen Angesichte wahrzunehmen. Als Frau Luisa die Händchen der Kinder in die des Vaters legte und dabei zärtlich flüsterte, es seien ja Lizzy und Mary, da sah er sie nur verwundert an, nickte einigemal verständnislos mit dem Kopfe und schloß bald darauf die Augen, ein Zeichen, daß der Besuch ihn langweilte.

Dr. Serton gab einen leisen Wink, und Frau Luisa führte die Kinder mit blutendem Herzen hinaus.

Amey Mansfield kam oft zu dem kranken Vormunde; allein auch ihre sanften Züge vermochten kein Erkennen in der umnachteten Seele zurückzurufen, obgleich es schien, als ob der Leidende sie nicht ungern sähe. Der erfinderische Geist des jungen Mädchens erdachte in der That oft etwas Neues für ihn, wie z. B. seidene Säckchen voll bunter Achatkugeln, die er in kindischem Behagen durch die mageren Finger gleiten ließ, oder ein ähnliches Spielzeug.

Als sie einmal wieder bei dem Kranken war, bat sie der Arzt, ihn ins Vorzimmer zu begleiten.



Zureden hilft. Gemalt von A. Glisenti.

„Ich erlaube mir, mich mit einer Bitte an Sie zu wenden, Fräulein Mansfield!“ begann der schwächliche, alte Herr dort. „Es wäre mir peinlich, Frau Lee gegenüber an ein Thema zu rühren, welches schmerzliche Erinnerungen in ihr wachrufen könnte. Obwohl ich Ihnen allen ein Fremder bin, mußte ich mich doch berufsmäßig über die Verhältnisse Ihrer Familie informieren. Ich hoffe, daß Sie die so natürliche Scheu, dem fremden Manne gegenüber, ablegen und nur den Arzt in mir sehen werden.“

„O, wir hegen ja ein festes, unerschütterliches Vertrauen zu Ihnen, Dr. Sexton!“ war die Antwort. „Ihr Erscheinen bringt jedesmal neuen Mut und frische Hoffnung in unsere Herzen.“

„Ich thue meine Pflicht!“ erwiderte der Arzt einfach. „Darf ich dabei auf Ihre Hilfe rechnen?“

„Selbstverständlich, wenn ich Ihnen irgend dienen kann!“ Amy Mansfield nötigte den alten Herrn zum Niederstehen, und beide nahmen Platz.

„Eine Ausöhnung der Brüder hat, so viel ich weiß, nicht stattgefunden“, begann der Arzt. „Hat Herr Lee vor dem Ausbruche seiner Krankheit seines Bruders öfters erwähnt?“

„Nein, nie mehr! Es schien mir, als scheue mein Vormund die leiseste Andeutung über jene Zeit in Long Branch; und Kapitän Lee hat ja auch nie den Versuch gemacht, eine Versöhnung herbeizuführen.“

„Gut; jetzt ist er fort, nicht wahr?“

„Ja, seit dem Oktober.“

„Und wann ungefähr kann sein Dampfer wieder hier sein?“

„Genau weiß er das wohl selbst nicht, er schrieb mir aber, daß es vielleicht im April geschehen könne.“

„Sie also stehen mit dem jungen Paare noch in Verbindung, Fräulein Mansfield? Wohl! Dann wird es Ihnen ja nicht schwer werden, meinen Wunsch zu erfüllen.“

„Ich stehe eigentlich nicht im Verkehr mit ihnen“, sagte das junge Mädchen schnell, indem eine leichte Röte ihre zarten Wangen färbte. „Ich habe nur einmal an den Kapitän geschrieben und dann erst nach Monaten Antwort erhalten.“

„So?“ Der Arzt sah, wie in tiefe Gedanken versunken, vor ihr, aber sein scharfes Auge beobachtete jede Miene, jeden Zug ihres Gesichts. „Würden Sie mir wohl ein Bild von Kapitän Lee und von dessen junger Gattin verschaffen können, Fräulein Mansfield?“ fragte er nach einer Weile.

„Ein Bild?!“ rief Amy erschrocken. „Ich weiß nicht — ich fürchte . . .!“ Sie stockte.

„Arrangieren Sie die Sache, wie Sie wollen, mein Fräulein, aber dies ist die Bitte, welche ich an Sie richte. Ich muß unter jeder Bedingung ein möglichst ähnliches Bild des Paares — die Photographie des Kapitäns, die ich unten hängen sah, genügt mir nicht — sobald als möglich in Händen haben! Noch lieber wäre es mir freilich, wir könnten den Bruder selbst zur Stelle schaffen, allein das ist ja unmöglich!“

Dr. Sexton blickte einige Sekunden gedankenvoll vor sich hin, dann fragte er: „Oder glauben Sie, daß die junge Frau drüben in Hoboken sich entschließen könnte, in das Krankenzimmer Ihres Vormundes zu kommen?“

Amy Mansfield erhob abwehrend die kleinen Hände und rief rasch:

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht verlangen, Dr. Sexton!“

Nach allem, was vorgefallen ist, wäre es unartig, eine solche Zumutung an sie zu richten, und — und sie würde das auch niemals thun!"

"Wohl", erwiderte der Arzt ruhig, indem er mit der Hand glättend über seinen Cylinder strich. "Lassen wir es zunächst bei den Bildern. Das Weitere wird von dem Erfolge, den ich mit ihnen erziele, abhängen."

Amy blickte fragend auf den Arzt und dieser fuhr fort: "Wir müssen bei dem Kranken die Erinnerung auf den Punkt zurückzuführen suchen, von dem die Krankheit möglicherweise ausging. Vielleicht verstehen Sie jetzt, wo ich mit meinen Andeutungen hinauswill? Der Versuch kann ja scheitern, aber es soll nichts unversucht bleiben; und wenn nicht alle meine Erwartungen trügen, so ist auch ein Erfolg möglich!"

"Und wenn Herr Lee wirklich die Züge des Bruders wieder zu erkennen vermöchte, würde der arme undüsterste Geist dann imstande sein, die dunklen Schatten von sich abzustreifen?" fragte Amy atemlos. "Würden wir darin den Anfang der Genesung zu suchen haben?"

"Nein, mein Kind!" erwiderte der alte Herr ernst. "Das Wort 'Genesung' ist ein zu schwerwiegendes, als daß wir es jetzt schon so frei aussprechen dürften. Der Erfolg, den ich zu erzielen wünsche, birgt einen Hoffungskeim in sich. Wir ringen mit fast unüberwindlichen Mächten, und im Hinterhalte lauert stets — der Tod!"

Der Arzt schob mit diesen Worten den Sessel zurück und eine Weile standen sich beide lautlos gegenüber.

"Ich werde Ihnen die gewünschten Bilder verschaffen, Dr. Sexton!" sagte Amy endlich.

"Wohl, das habe ich von Ihnen erwartet, Fräulein Mansfield!" entgegnete der Arzt.

"Noch eine Frage, Herr Doktor. Darf ich meiner Kouzine davon erzählen?"

"Nein, noch nicht! Ich werde es seinerzeit selbst thun. Meinen Dank im voraus, und ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Noch am selben Nachmittage hielt die elegante Equipage Jakob Lees vor der Villa Herberts in Hoboken. Mary und der junge Malaie machten nicht wenig verdunkelte Gesichter, als Fräulein Mansfields zarte Gestalt ihr entstieg.

Rose war zu Hause und kam dem Besuch mit ausgestreckten Armen entgegen. "Seien Sie herzlich willkommen, Amy", rief sie, "in meinem Heim, das ich ja, wie all mein Glück, Ihnen verdanke!"

In den liebevollen Zügen des jungen Mädchens suchte und arbeitete es; dann aber schlang Amy ihre kleinen Arme fest um den Hals Rosés und rief schluchzend:

"Ihnen — nur Ihnen gönne ich es, Rose, und bei Gott im Himmel, keine Spur von Reid oder Mißgunst regt sich in meinem Herzen. O, viel — viel eher wäre ich gekommen, hätte ich gewußt, daß ich kommen durfte, daß ich hier gern gesehen bin!"

Nach einiger Zeit trug Amy ihre Bitte vor. Es wurde ihr nicht leicht, Rose um eine Gefälligkeit für die Familie zu bitten, die sie in so verletzender Weise zurückgestoßen hatte. Die junge Frau hörte anfangs mit festgeschlossenen Lippen zu und erst, als der Besuch von dem schweren Leiden des Vorwundes und von der rührenden Geduld und Hingebung seiner Gemahlin berichtete und auseinanderlegte, daß der berühmte Arzt sich viel von dem Mittel verspreche, leuchtete in den großen, lichtblauen Augen ein milder Ausdruck auf. War es nicht Herberts Bruder, für welchen Amy bat? Rosés Geist flog hinaus in die Ferne, hinaus auf die hohe See zu ihm — zu dem Gatten. O, warum war er nicht hier, um zu raten, um zu bestimmen!

Jakob Lee war ihres Gatten Bruder, aber — Long Branch — der einsame Abend auf der Veranda — die Worte, welche er damals zu ihr gesprochen; das alles tauchte wieder vor ihr auf. Diesem Manne sollten ihre Züge einen Schimmer von Erinnerung zurückgeben?! Und doch — der Kranke war sein Bruder.

Rose erhob sich, eilte hinab in das Zimmer des Kapitäns und kehrte nach wenigen Minuten mit der Photographie, welche über Herberts Sekretär hing, zurück. Glücklich strahlend nahm Amy das Bild in Empfang, während Rose jetzt an den eignen Schreibtisch trat und ein sprechend ähnliches Bild ihres Gemahls herabhob. Als das junge Mädchen auch dieses in Empfang genommen, kam ein leises "Gott lohne es Ihnen!" über die rosigen Lippen. Amy wollte dann aufbrechen, aber Rose überraschte ihren Gast mit der Nachricht, daß Susy sich in Berlin verlobt habe. Der Bräutigam sei ein junger Engländer von guter Familie, der seine Braut nach New York zu begleiten gedenke. Dort würde auch im Laufe des Frühlings die Hochzeit des jungen Paares gefeiert werden. — Die Nachrichten über Adeline waren weniger erfreulicher Art. Gerade sie sollte darauf gedrungen haben, die Rückreise nach Amerika zu beschleunigen. Susys Brief, den Rose herbeiholte, lautete:

"Ja, meine Liebe, wer hätte das gedacht, als ich im September die Heimat verließ — ich natürlich am wenigsten! Und doch ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß ich Braut bin — Braut! — Ich sehe mich jetzt oft — das heißt öfter als gewöhnlich in dem Spiegel, um zu erspähen, ob auf meinem Angesichte etwas davon zu bemerken ist, wovon mein Herz so voll ist. Man findet es! — Aber ich muß Ihnen erst meinen Bräutigam in aller Form vorstellen, liebe Rose! Er ist Herr James Allan Westmoreland, der Besitzer von Mooreland-Castle, augenblicklich bei der K.lichen Gesandtschaft und der Bruder des Earl of D...; Sie sehen, welch eine brillante Partie Ihre unbedeutende Susy Everett macht!"

"Bei dem letzten Ball in der englischen Gesandtschaft sah ich ihn zum erstenmale — aber ich glaube, als wir an diesem denkwürdigen Abende nach Hause fuhren, da wußten wir beide, daß die Worte: 'Liebe auf den ersten Blick' eine tiefe Bedeutung haben!"

"Und wie es dann weiter kam? Nun, wir sahen uns öfter und schließlich besuchte er uns. — In meiner Mutter liebem alten Gesichte muß es wohl zu lesen gewesen sein, daß solch ein Mann ihr für ihre verwöhnte Susy nicht unwillkommen wäre!"

"Eine Personalbeschreibung meines Allan sende ich nicht, denn wir sind, so Gott will, am 21. Februar in New York, und da er uns begleitet, so werden Sie ihn ja selbst kennen lernen. Gefallen wird er Ihnen, Rose; davon bin ich überzeugt. Im Mai soll die Hochzeit sein und — aber ich erzähle Ihnen das Nähere lieber mündlich."

"Das ist der fröhliche Teil meines Briefes. Was ich noch weiter zu sagen habe, wird mir schwerer niederzuschreiben."

"Adeline hat einen hochliegenden, sinnverwirrenden Traum gehabt. Eine glänzend schillernde Fata morgana blendete mit trügerischem Scheine den klaren Blick ihres Auges. Sie glaubte bereits eine Fürstenkrone auf ihrem Haupte zu sehen. Arme, thörichte Schwester! Der Traum ist aus!"

"Zu Anfang der Berliner Saison fand Adeline in einem russischen Fürsten einen leidenschaftlichen Verehrer. Ein eleganteres Paar gab es nicht! Er, ein stattlicher Mann mit kühn geschwungener Adlernase und klugen Augen, die heiß und kalt machen konnten — sie voll Liebreiz und mädchenhafter Anmut, sprühenden Geist und übermütigen Humor auf den Lippen und im Blick! Ich sehe sie noch vor mir stehen, an jenem uneligen Abende, welcher entscheidend in ihr Schicksal eingreifen und ihre phantastischen Träume grausam vernichten sollte. An diesem Abend aber, an welchem sie wohl seinen Antrag erwartete, hat er ihr, welche in seinen Augen freilich nur eine namenlose Amerikanerin ist, Dinge gesagt, die, wenn ich ein Mann wäre, mich bewogen hätten, ihn kalten Blutes über den Haufen zu schießen!"

"Adelines lebende Lippen enthielten uns noch am selben Abende alles. Der Worte, die sie ihm erwidert, vermochte sie sich nicht mehr zu erinnern, aber er wird ihre Antwort nie vergessen. Adeline ihrerseits hat jetzt begreiflicherweise nur den einen Gedanken: Fort, fort!"

"Erinnern Sie sich noch, wie meine arme, liebe Schwester

einst sagte, sie wolle und wünsche einmal etwas Absonderliches — Abenteuerliches zu erleben? Wohl, nun hat sie ihren Roman gehabt! Möchte derselbe dazu beitragen, ihren romantischen Sinn in das ruhige Gleis des Alltäglichen zu lenken! Im übrigen flehe ich zu Gott, daß ihr Jugendmut nur für kurze Zeit unterdrückt, nicht gebrochen sein möge!"

So schrieb Susy Everett und ihre Worte klangen in den Herzen von Rose und Amy, die sich jetzt trennten, noch lange nach. Die letztere brachte die Bilder unbemerkt nach Hause und harrete ängstlich der Stunde, in welcher der Arzt sie in Empfang nehmen sollte. Dieser stellte sich denn auch pünktlich zur verabredeten Zeit ein. Als Amy mit den Bildern ins Zimmer trat, gewahrte sie sofort, daß er mit Frau Luisa bereits gesprochen hatte. Eine unnatürliche Röte lag heute auf dem jetzt immer so bleichen Antlitz der schönen Frau und sie schritt mit über der Brust gekreuzten Armen in heftiger Erregung im Zimmer auf und nieder. Es war noch ziemlich früh am Tage und der Kranke hatte sein Schlafkabinett noch nicht verlassen.

Amy verließ das Zimmer wieder, Dr. Sexton aber stellte die Bilder mitten auf einen Tisch, so daß sie dem geisteschwachen Mann sofort ins Auge fallen mußten. Seine sonst so gleichmäßig ernsten Züge waren heute erregt, und zuweilen flog ein unruhiger Blick, aus welchem Ungeduld und Besorgnis sprachen, nach der Thür, aus der der Kranke in jedem Augenblick hervortreten konnte. Von Zeit zu Zeit flog auch ein scharfer Blick zu Frau Luisa hinüber, die dem Tische, auf dem die Bilder standen, den Rücken kehrte. Sie hatte nicht eine Silbe auf seine Mitteilung in bezug auf das gewagte Experiment geäußert, allein sein durchdringender Geist kombinierte richtig und er fühlte heraus, daß er in dem Leechen Familiendrama den schmerzenden Nerv berührt hatte.

Jetzt öffnete der alte Kammerdiener die Thüre des Schlafgemachs und Jakob Lee trat über die Schwelle. Das glückliche, harmlose Lächeln eines Kindes lag um den einst so charaktervoll und willensstark gezeichneten Mund und das große, früher so gebietend, jetzt aber blöde und ausdruckslos blickende Auge richtete sich in aufleuchtender Freude auf den für ihn servierten Frühstückstisch am Fenster.

Die helle Morgensonne schien auf den einladend winkenden Platz und ließ das reiche Silbergerät funkeln und blitzen. Frau Luisa eilte dem Gatten entgegen und versuchte ihn sanft in die Kissen des Stuhles zu drücken, plötzlich aber trat Dr. Sexton hinzu und schob den schweren Sessel herum, so daß das ganze Zimmer sich dem Auge des Leidenden darbieten mußte. Verwundert, aber keineswegs ärgerlich schaute Lee dem Störenfried ins Angesicht. Dann vertiefte er sich in das Frühstück.

Endlich war der starke Appetit des Kranken befriedigt. Er schob die leere Tasse beiseite, lehnte sich, wie nach einer mühsam vollbrachten Arbeit, schwer aufsteigend in den Fauteuil zurück und ließ die trüben Augen neugierig durch das Zimmer gleiten. Frau Luisa stand, einen Arm um seine Schulter geschlungen, neben dem Gatten, und Dr. Sexton lehnte an dem Tische, auf dem die verhängnisvollen Bilder ihren Platz gefunden hatten.

Plötzlich wurden des Kranken Blicke starrer. Die Pupillen erweiterten sich unnatürlich, und er stand, die zitternden Hände auf die Armlehnen des Sessels stemmend, in einem Augenblick auf den Füßen. Bögernden Fußes, mit weit vorgestrecktem Kopfe schlich er näher und machte erst wenige Schritte vor dem Tische Halt. Kurz und angstvoll ging der Atem, ein Ausdruck von wilder Leidenschaft beherrschte die hageren Züge. Die blutleere, dünne Hand griff nach den glänzenden, reichgeschnitzten Rahmen, fuhr aber dann an das sich unruhig hin und her bewegendes Haupt. Es war, als ob der wirre Geist nach einer Stütze suche, als ob ein leises Dämmern der Erinnerung in der Seele eintrat.

Ein paar Sekunden ruhte der Blick noch durchdringend auf den schönen Zügen von Bruder und Schwägerin und wie ein Blitzstrahl zuckte es über das eingefallene Gesicht.

Dann taumelte er, streckte die Arme in die Luft und sank mit dem gellenden Aufschrei:

„Herbert! — Die Sphinx!“

halt- und bejammungslos in die Arme seiner Gattin.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Seemannsmission.

Von Franz Siewert.

Der Stand der Seeleute ist wohl zweifellos derjenige, um welchen sich die humane Fürsorge und die christliche Liebesthätigkeit bisher am wenigsten bemüht hatten. Das ist erst neuerdings anders geworden. Einmal nämlich haben sich infolge der tiefgreifenden Veränderungen in dem Seefahrtsbetriebe unter den Seeleuten Zustände herausgebildet, die nicht so bleiben konnten; sodann leiden die Seemannschaften unter dem Zudrang aus anderen Klassen ausgestoßener Menschen so sehr, daß die Lage der Seeleute keineswegs mehr eine so materiell günstige und sozial gesunde ist wie früher. In dieser Erkenntnis hat man versucht, sie gegen die Gefahren ihres Berufes sicherzustellen und ihren hinterlassenen Frauen und Kindern eine sorgenlose Existenz zu schaffen. Es geschah das durch die nautische Unfall- und Krankenversicherung. Eigentlich wohlthätige Einwirkungen von Gesellschaften wegen sind indessen unsern Seeleuten bisher nicht erwiesen worden und es hat des Beispiels anderer Staaten bedurft, damit die christliche Liebesthätigkeit sich auch unsern Seeleuten zuwandte. Unter den Ländern, welche uns in dieser Beziehung ein mahnendes Beispiel geworden sind, müssen Norwegen und Schweden in erster Linie genannt werden. In Skandinavien hat seit Jahren eine „Seemannsmission“ eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. Sie verfolgt neben den geistlichen auch praktische Zwecke zum Besten der nordischen Seeleute und hat gerade auch in dieser Richtung besondere Bedeutung erlangt. Die Seelsorge steht natürlich im Vordergrund des Programmes, ist doch der germanische Seemann von Natur ein tiefreligiöser Mensch. In zweiter Linie steht die Bekämpfung der Trunksucht, ein Übel, welches den Nordländern viel zu schaffen macht, mit welchem aber die deutschen Seeleute viel weniger als man glaubt zu thun haben. Im übrigen bemüht sich die skandinavische Seemannsmission den seefahrenden Söhnen ihres Landes „alles das zu verschaffen, was sie haben müssen oder brauchen können, wo sie abgelohnt ans Land steigen: ein zusagendes gutes Heim, Unterhaltungen förderlicher Art, Sparkassen etc.“ Sie hat, um diese Bedürfnisse den Seeleuten auch in der Fremde zugänglich zu machen, in vielen auswärtigen Häfen, welche besonders von der skandinavischen Flagge frequentiert werden, ihre „Seemannsheime“ errichtet, Anstalten, die gleich unsern „Herbergen zur Heimat“ den einkommenden Seeleuten ein gastliches Unterkommen, Wohnung, Essen und Trinken zu billigen Preisen bieten, Lese- und Spielzimmer enthalten und mit einer Bank für Ersparnisse und Stellenvermittlungsbüreaus etc. verbunden sind. Wer mit seemannischen Verhältnissen auch nur etwas vertraut ist, wird uns zugeben, daß allein schon dieses letzteren Punktes wegen die Organisation von „deutschen Seemannsheimen“ nach diesem Muster einen Segen für unsere Seeleute bedeuten würde. Die Stellenvermittlung, das sogenannte „Verheuern“, liegt jetzt hauptsächlich in den Händen von sogenannten „Heuerbasen“, auch „Kriings“ oder „Landhaie“ genannt. Diese Heuerbase unterhalten in den Hafenorten kleine Wirtschaften, die mit „Logis“ für Seeleute verbunden sind, und beschäftigen sich nebenbei mit der lukrativen Vermittlung von Stellen an Bord der Schiffe für Matrosen und Schiffsjungen. Die Sitte, daß die Schiffskapitäne die Leute selbst dingen, hat ja längst aufgehört und in allen Hafenstädten haben diese „Heuerbase“ das Vermittlungsgeschäft an sich zu reißen verstanden. Wer eine gute Heuer (Stelle) auf einem guten Schiffe haben will, der muß opfern, sehr reichlich opfern, sonst blickt der Heuerbas kühl bis ans Herz hinan, 20, 30, auch 40 Mark ist der Preis, den das Opfer zahlen muß. Daneben aber erwartet der

Heuerbas, daß der Hilfsuchende auch in der Schenke, die mit jenem Kontor für Stellensuchende verbunden ist, hübsch draufgehen läßt und sein Quartier in seinem „Kost- und Logierhaus“ aufschlägt. Junge Leute verschmerzen nach erfolgter Ernüchterung ja bald die Einbuße, aber die Familienväter? Nun, die sind eben an Bord desto sparsamer, um das Verlorene wieder einzubringen. Am allerschlimmsten werden die Schiffsjungen, zumal Kinder wohlhabender Leute, oder vielmehr diese letzteren selbst mitgenommen. Hier heißt es nicht „opfern“, hier muß „geblutet“ werden. Und das „reelle Geschäft“ dreht sich in solchen Fällen meist um Hunderte. Man liest in den Zeitungen des Binnenlandes häufig diese oder eine ähnliche Annonce: „Eltern, welche beabsichtigen, ihren Sohn zur See gehen zu lassen, werden von dem Unterzeichneten Placements an Bord guter Schiffe, die nach Westindien und nach der Südsee gehen, empfohlen. Praktische und komplette Seeausrüstungen werden zu billigen Preisen offeriert.“ Solche Ankündigungen sind nur zu oft die Lockrufe dieser sauberen Vögel, man nehme sich deshalb in acht, auf dieselben zu hören. Das Heuerbaswesen ist eine wahre Rute für die Seeleute.

Das vortreffliche norwegische Beispiel ist in Deutschland nicht unbeachtet geblieben. Der „Zentralauschuß für die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche“ hat diese Art praktischer Humanitätsbestrebungen in bezug auf Anwendbarkeit auf deutsche Verhältnisse geprüft, sich von ihrer Brauchbarkeit überzeugt und sich deshalb zu ihrer Einfügung in sein Programm entschlossen. Auf Grund der gegebenen Anregung ist die „deutsche Seemannsmission“ bereits in einigen größeren Versammlungen zur öffentlichen Verhandlung gekommen — so in den vorjährigen Versammlungen des pommerischen und des westpreussischen Provinzialvereins für innere Mission — und auch verschiedene kirchliche Organe von Nord- und Mitteldeutschland haben auf ihre Bedeutung hingewiesen. Der Zentralauschuß hatte sich hierauf, unterstützt von Beihilfen der zuständigen Staatsbehörden, dazu veranlaßt gesehen, in der Person des Pastors Harms in Sunderland zunächst einen ersten Delegierten nach den bedeutendsten Hafenorten Englands und Schottlands zu entsenden.

Die „deutsche Seemannsmission“ hat sich für England als erstes Versuchsfeld ihrer Arbeiten nicht bloß deshalb entschieden, weil die bei weitem größte Zahl der überhaupt von deutschen Schiffen gemachten Reisen nach englischen Häfen gerichtet ist, sondern auch weil auf den englischen Schiffen deutsche Seeleute am zahlreichsten dienen. Von allen Reisen, welche deutsche Schiffe im Jahre 1883 aus heimatischen Häfen unternahmen, hatten 1893 englische Häfen zum Ziel, während doch nur 492 nach China, 402 nach niederländischen Häfen, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 332, nach Brasilien 369, nach Ostindien 239, nach Japan 139, nach Australien 162 zc. gerichtet waren. Über die Zahl der unter englischer Flagge dienenden deutschen Seemannschaften fehlen einstweilen noch statistische Nachweise. Immerhin werden diese Verhältnisse aus der Tatsache zu beurteilen sein, daß im Frühjahr des letzten Jahres in England ein Delegiertenkongreß von 90 000 englischen Seeleuten und Reedern getagt hat, von welchem u. a. eine Resolution an das Parlament beschlossen wurde, in welcher dieses um Maßregeln zur Beschränkung der Konkurrenz deutscher Seeleute und zur Wahrung der britischen Nationalität bei den englischen Schiffsbesatzungen angegangen wurde.

Der erste Experte der deutschen Seemannsmission, Herr Pastor Harms aus Sunderland, hat alle wichtigen Häfen der englischen und schottischen Küsten besucht und die Einrichtung einer Missionsorganisation in vielen „für dringend notwendig gefunden.“ Wir entnehmen seinem Berichte, daß in erster Linie hierzu Hull-Grimsby, Liverpool, die Häfen am Bristolkanal und London berücksichtigt werden müßten. Die Zahl der nach Hull kommenden deutschen Seeleute beläuft sich jährlich, ungerechnet diejenigen, welche auf englischen Schiffen und Fischereifahrzeugen fahren (und die Zahl dieser deutschen See-

leute ist sehr beträchtlich, weil Hull-Grimsby die größten Fischereihäfen sind), auf mehr als 2000. Es ist in Hull unter Leitung des Geistlichen der dortigen deutschen evangelischen Gemeinde und des kaiserlich deutschen Konsulats ein Komitee gebildet worden, welches zunächst die Errichtung eines Lesezimmers für unsere Seeleute in die Hand genommen hat und nach Erledigung dieser Aufgabe sodann an die Begründung eines „Seemannsheim“ nach dem geschilderten norwegischen Muster gehen wird. Die Mittel werden zum Teil von der Mission der deutschen evangelischen Kirche gegeben werden, im übrigen aber erwartet man dort, ebenso wie an den anderen englischen Seeplätzen Unterstützungen von den in England lebenden Deutschen, vor allem aber auch Beiträge von allen Freunden unserer Seeleute, insbesondere von der Kaufmannschaft in unseren Seestädten. Liverpool-Virtenhead wird jährlich von dreitausend deutschen Seeleuten besucht. Es gibt außer London keine Stadt in England, welche so viele Fallstricke für den Seemann aufzuweisen hätte, wie Liverpool. Park Lane ist die Hauptverkehrsstätte der Seeleute aller Nationen. Hier findet man Haus an Haus Schlafstätten und Wirtschaften für Seeleute, sowie Kramläden aller Art. Das Äußere dieser Häuser ist durch Flaggen, Abbildungen und Bewillkommungsgrüße in allen Sprachen auf das Anlocken der Seeleute eingerichtet. Herr Harms schildert mit drastischen Worten die Versuchungen, welche hier an das Ehr- und Sittlichkeitsgefühl der deutschen Seeleute herantreten und er motiviert die Begründung eines deutschen Seemannsheimes in Liverpool umso dringender, weil über diesen Hafen jährlich etwa 26 000 deutsche Auswanderer ihren Weg nehmen, die ohne Rückhalt an einer nationalen Fürsorge ebenfalls den verderblichen Einflüssen der englischen Lasterhöhlen ausgesetzt sind. In den Häfen am Bristolkanal in Cardiff, Swansea, Bristol, Gloucester und Newport sind die Zustände von dem Delegierten ähnlich angetroffen worden. Die Skandinavier haben diese fünf Häfen am Bristolkanal zu einem Bezirke mit dem Mittelpunkt in Cardiff zusammengefaßt und von der deutschen Seemannsmission wird jetzt der gleiche Schritt beabsichtigt. London stellt der deutschen Seemannsmission unter allen Häfen die größten Aufgaben. In den Londoner Docks verkehren alljährlich 1000 deutsche Schiffe und die Zahl der deutschen Seeleute hat sich im Jahre 1883 auf 16 034 belaufen. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß mindestens 3000 deutsche Seeleute jährlich in den Schlafstätten am Lande logieren und daß außerdem noch 2000—3000 deutsche Seeleute unter englischer Flagge jährlich nach London kommen. Die Gesamtzahl deutscher Seeleute ist hier mithin auf etwa 22 000—25 000 zu berechnen. Alles was über sittliche und physische Gefahren deutscher Seeleute im Auslande gesagt werden kann, findet im höchsten Maße nach Umfang und Inhalt Anwendung auf diesen Weltplatz. Die deutsche Seemannsmission soll deshalb in London ihren Hauptsitz etablieren, einen erfolgreichen Anschluß an die gleichen Arbeiten unserer Nachbarn im Norden, der Skandinavier und Dänen suchen und auch eine erprobliche Zusammenarbeit mit der in London höchst rühmlichen British and foreign sailors mission und der Association for supplying the scriptures to foreign seaman einleiten. Seitens des deutschen Generalkonsulats ist in London eine wirksame Unterstützung zugesagt worden, und da zugleich dem von Herrn Harms organisierten Londoner Komitee die ersten Vertreter der mehr als 100 000 Mitglieder zählenden deutschen Kolonie beigetreten sind, darf erwartet werden, daß der Zentralauschuß für die innere Mission in London ein hervorragend fruchtbares Feld seiner Arbeiten zum Besten der deutschen Seemannschaften finden wird. In den schottischen Häfen endlich sind die Vorbereitungen ebenfalls wirksam gefördert worden. Wie in England, so haben sich auch in Schottland die konsularen Reichsvertreter mit ersten Kaufleuten an die Spitze der Agitation gestellt und die in zahlreichen Lokalkomitees getroffenen Vereinbarungen haben auf einer in der deutschen Kirche zu Edinburgh abgehaltenen Konferenz dortiger Freunde der deutschen Seemannsmission dadurch erhöhten Ausdruck



Die Brüder Grimm. Nach dem Leben gezeichnet und radirt von C. L. Grimm im Jahre 1843.

und Beschluß gefunden, daß sich für Schottland ein großes Generalkomitee mit dem Sitze in Edinburgh gebildet hat, welches sich alljährlich versammeln soll, um im direkten Verkehr mit dem Zentralauschuß in Berlin die leitenden Geschäfte zu besorgen.

Auf diesem Gebiete wird übrigens nur dann ein gedeihlicher Erfolg zu erreichen sein, wenn das Interesse und die Unterstützung weiterer Volksteile für diese Bestrebungen geweckt wird. Der im Dienste des ganzen Landes stehende Seemann hat ein hartes Los. Sein Beruf, notwendig und wichtig für unsern ganzen Handel und Wandel, ist ein äußerst mühseliger. Während die Schifffahrt den Landbewohner mit vielem versorgt, was zum Leben nothut und was zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt, muß der Seemann oft auch das Notwendigste entbehren. Ist der Seemann auch nicht bewußt selbstlos, so muß er es doch thatsächlich sein, wie das Schiff, auf dem er lebt, welches vieles holt und bringt, aber nichts für sich. Herr Harms schrieb in einem seiner letzten Berichte an den Zentralauschuß, daß man in England keineswegs mehr ein gleichmäßiges Interesse an der Fürsorge für deutsche Seeleute nehme, obgleich mehrere Gesellschaften, wie z. B. die British and Foreign Sailors Society, ihre Dienste auch fremden Seeleuten zu teil werden lassen. Die Antwort, welche Herr Pastor Harms auf dem Sekretariate dieser Gesellschaft erhalten, als er um Unterstützung für unsere Seeleute gebeten hatte: „You Germans should look after your sailors!“ „Ihr Deutschen solltet für eure eigenen Seeleute sorgen!“ ist charakteristisch für die dortige Auffassung und zumal jetzt bei der vorwärtsschreitenden Kolonialpolitik haben die Sympathieen für die German sailors viel verloren.

Wie groß die Unterstützungen sind, mit welchen die Heimat in anderen Ländern für das Wohl ihrer Seeleute in der Fremde sorgt, wird aus folgenden Zahlen hervorgehen. Norwegen hat im Jahre 1884 115 832 Kronen für die Zwecke seiner Seemannsmission aufgebracht, Schweden 50 000 Kronen und von der schwedischen Regierung sind allein 20 000 Kronen gespendet worden. Dänemark hat im letzten Jahre 22 720 Kronen für die Seemannsmission im Auslande verausgabt und von der Regierung dieses Landes waren 4000 Kronen zum Besten dieser Bestrebungen zur Verfügung gestellt worden. In Deutschland, dem zweitgrößten Seehandelsstaate, aber sind die Spenden bisher gleich Null gewesen. England steht natürlich unter allen Staaten obenan. Trotz der einzigartig vorgeschrittenen Organisation seiner Seemannsmission haben hier die Spenden zum Besten dieses Zweckes im letzten Jahre wieder eine Höhe von etwa 600 000 Mark erreicht. Herr Harms hebt in seinem beregten Berichte hervor: „Was für die deutsche

Seemannsmission bisher geschehen ist, ist zum größten Teil mit englischem Gelde geschehen. Ich will allerdings lieber deutsche Seemannsmission mit englischem Gelde treiben, als nichts für unsere Seeleute thun, aber recht demütigend ist es doch, daß man für die deutsche Seemannsmission englische Hilfe in einem solchen Maße in Anspruch nehmen muß, wie dies bisher geschehen ist.“

Wenn die Bestrebungen, über die wir unsern Lesern im Vorstehenden einen Überblick zu geben versucht haben, Erfolg haben sollen, muß die heimatliche Unterstützung derselben eine wirksamere werden, wir wünschen daher, daß im Leserkreise des Daheim zahlreiche Freunde der Seemannsmission erstehen möchten.

Dem Seemann drohen Gefahren aller Art, und da man erkannt hat, daß es recht und billig ist, den notleidenden Klassen zu Lande die öffentliche Fürsorge zuzuwenden, so muß man die Notwendigkeit hierzu auch für den Seemann anerkennen. Die deutsche Seemannsmission ist ein Unternehmen, welches um so größeren Anspruch auf Beachtung hat, weil gesunde Zustände im Schifffahrtsbetrieb eine wunderthätige Wirkung auf die wirtschaftliche Wohlfahrt jeder seefahrenden Nation ausüben. Je mehr Deutschland sich bestrebt, seine Seehandelsstellung zu konsolidieren, desto mehr muß es auch bemüht sein, den Stand, der diese Stellung trägt, mit Liebe zu pflegen.

Doch angeführt.

Militärhumoreske von Hermann Ferschte.

Oberst Lengsfeld war zum Kommandeur der 1. Artillerie-Brigade ernannt worden. Diese Nachricht war für die Beteiligten, wie es im Liede heißt, „Blitz und Schlag zugleich.“ Die Aufregung im Offizierkorps war eine gewaltige und teilte sich in kurzer Zeit auch den Avancierten und den Mannschaften der Brigade mit. Nichts war natürlicher, denn der betreffende Herr war in der gesamten Artillerie als ein äußerst schneidiger und strenger Vorgesetzter bekannt, der unnachsichtlich jeden Bopf abschnitt, jeden Schlenbrian beseitigte und jede Mittelmäßigkeit haßte. Unzählige Anekdoten waren über ihn



Aus den Gärten des Vatikan: Blick auf St. Peter zu Rom. Gezeichnet von L. Th. Choulant.

im Umlauf und alle liefen darauf hinaus: er sieht alles, er weiß alles, er kennt alles und ihn führt keiner an. Und ebenso unerwartet und plötzlich, wie die Nachricht von seiner Ernennung, war er selbst da. Er erschien bei der Sonntagsparade auf Königsgarten, machte seine Meldungen ab und trat dann an sein erwartungsvoll harrendes nunmehriges Offizierkorps heran. Wie er von solchen, die ihn bereits kannten, geschildert worden war, so sah er aus: fast sechs Fuß groß, breitschultrig, blatternarbig, mit einem wehenden braunen Schnurrbart — massiv und imponierend. Mit freundlichen Worten begrüßte er die Offiziere und Avancierten seiner Brigade und versicherte jedermann, der seine Schuldigkeit auch fernerhin thun würde, seines Wohlwollens, unterhielt sich sodann mit einzelnen und begrüßte alte Bekannte auf das heiterste und jovialste.

„Ist sich zwar ein höllisch strammer Kerl“, sagte Unteroffizier Lewandowski, ein Vollblutpöle, zum Sergeanten Pauli, „scheint aber nicht so schlimm zu sein, als man ihn machen — sich mal, wie er freundlich lacht.“

„Warte es nur ab“, knurrte Pauli leise, „ich kenne ihn von Stettin her, wo er meiner Zeit Artillerieoffizier vom Platz war. Ich sage dir, wenn der lacht, lacht der Teufel aus ihm! Sollst mal sehn, wie er mit uns umspringt — die alten Hauptleute an der Majorsecke können sich gratulieren und man immer einpicken. Der sieht dir durch ein dickes eichenes Brett, ihm entgeht nichts und er läßt sich von keinem ein X für ein U machen — wirft es schon spüren.“

„Ach was, Freundchen liebes“, lachte der leichttherzige Pöle, „wird sich nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird; Lewandowski hat sich keine Angst; thut er seine Sache, thue ich meine Sache — punktum.“

Oberst Lengsfeld hatte das Kommando über die Brigade nunmehr übernommen, und in den Batterien der Feldartillerie, sowie bei den Kompanien der Festungsartillerie herrschte jene bekannte Thätigkeit und Aufregung, welche allen Detailbesichtigungen vorauszuweichen pflegt. Das waren schwere Tage für die Herren Chefs und manches siedende Donnerwetter hagelte instanzweise von oben herab, bis es auf den Köpfen der Kanoniere schließlich sitzen blieb. Der Oberst war überall, sah alles, lobte, was ihm gefiel, und tadelte, was seinen Beifall nicht fand, aber er tadelte mehr, als er lobte — nicht etwa in lauter Weise unter Fluchen und Schimpfen, wie das ja leider früher mitunter vorkam, sondern mit ernstem, ruhigem und bestimmtem Ton, der übrigens unter Umständen recht ironisch und sarkastisch werden konnte. Überall bewies er, daß er den Dienst bis in die geringfügigsten Details kannte, und alle seine Urteile und Kritiken trafen den Nagel auf den Kopf. Vieles Veraltete schaffte er ab, vieles Praktische und Neue ordnete er an und letzteres fand, wie das so zu sein pflegt, nicht immer den Beifall seiner Untergebenen. So hatte er bei Gelegenheit der Besichtigung der Batterieställe bemerkt, daß die Kardätschen*), womit die Pferde gepußt werden, zu schnell abgenutzt wurden, er ordnete daher an, man solle derartige Puzinstrumente von Stroh anfertigen und beim Puzen benutzen. Diesem Befehl wurde natürlich sofort allseitig nachgekommen, es stellte sich jedoch sehr bald heraus, daß die Anfertigung derartiger Kardätschen sehr mühsam war und mit der schnellen Abnutzung derselben in keinem Verhältnis stand, man gab daher beim Puzen der alten guten Bürstenkardätsche nach wie vor den Vorzug.

Als der Oberst eines Tages wiederum durch die Ställe ging, hingen an allen Geschirr- und Reitzzeugständen die von ihm empfohlenen Strohkardätschen und die in seiner Begleitung befindlichen Batteriechefs glaubten deshalb mit Sicherheit auf einige anerkennende Worte rechnen zu dürfen. Der Oberst aber sah die Kardätschen und sagte ironisch lächelnd:

„Aha, da sind ja auch meine Strohkardätschen! . . . Sehr schön, meine Herren, sehr schön — aber gebraucht werden

sie nicht, denn dazu hängen sie viel zu hoch, . . . die Kerls sind viel zu faul, um nach Gegenständen des täglichen Gebrauchs so hoch zu langen.“

Die Hauptleute sahen sich verlegen lächelnd an, denn der Oberst hatte recht.

„Ja, meine Herren“, lachte dieser heiter, „mich führt man nicht an.“

Nachdem die Batterien und Kompanien gründlich inspiziert worden waren, ging es an die Besichtigung des Kolonnenmaterials. Dasselbe wird nur im Kriege gebraucht, während des Friedens in den Wagenhäusern und Kammern aufbewahrt und steht unter Aufsicht der für den Kriegsfall zu Kolonnenführern designierten Offiziere, meistens Premierleutnants, welchen die nötigen Unteroffiziere als Kapitän d'armes beigegeben sind. Zu jeder Kolonne gehörte eine Feldschmiede, damals noch ein ziemlich kompliziertes Fahrzeug mit einem großen ledernen Blasebalg.

„Diese Blasebälge“, belehrte der Oberst, „dürfen nicht zusammengeklappt stehen bleiben; die Lederfalten ruhen sich mit der Zeit ab und brechen und das Ding wird dadurch unbrauchbar; man zieht deshalb den Blasebalg auf und stützt ihn durch einen Stock.“

Premierleutnant Krause, dessen Kolonne zunächst daran kam, raunte seinem Kapitän d'armes einige Worte zu und dieser entfernte sich eilig. Bald darauf ging der Oberst zur Besichtigung der nächsten Kolonne über und Leutnant Krause blickte sehr stolz und selbstzufrieden herein, als er den Blasebalg seiner Feldschmiede gestützt sah. Eine lobende Anerkennung konnte ihm nun nicht entgehen.

„Aha“, rief der Oberst scheinbar sehr befriedigt, als er die Stütze bemerkte, „da sehe ich ja einmal einen aufgezogenen Blasebalg. Sehr gut, Herr Leutnant Krause, . . . nur schade, daß Ihnen diese Idee erst jetzt gekommen ist; ist nämlich, wie die Fingerabdrücke auf der bestaubten Kiste beweisen, eben erst gemacht. Wollen die Herren sich doch ein für allemal merken, daß man mich nicht anführen kann.“

Sprach's und ging weiter. Nach Besichtigung des sagernden Materials ging man zur Inspizierung der Kammern über. Dieselben sind von einander durch Bretterverschlüsse getrennt und beherbergen die gesamte Ausrüstung einer Kolonne. Die Zwischenwände zwischen den einzelnen Kammern sind natürlich so dünn, daß man in der einen genau hören kann, was in der andern gesprochen wird. Jeder Kapitän d'armes harrete mit seinem Kammergefreiten ängstlich in seinem Lokal der Dinge, die da kommen sollten, und namentlich Sergeant Pauli, der Kapitän d'armes einer Munitionskolonne, welcher vor dem Oberst auf Grund seiner alten Bekanntschaft mit demselben einen heillosen Respekt hatte, horchte angestrengt hin, um die in den Nebenkammern abgegebenen Monita und Kritiken zu erhaschen und sich schleunigst zu rüge zu machen.

„Die Kardätschen dürfen nicht so offen daliegen“, hörte er den Oberst sagen, „man verpackt sie am besten in Säcke und hängt sie oben an die Balken, damit die Ratten und Mäuse nicht daran können.“

„Haben Sie gehört, Matschukat?“ rief Sergeant Pauli seinem Gehilfen zu. „Schnell Säcke her und die Kartätschbüchsen hinein; wir wollen dem Oberst doch zeigen, daß wir unsere Sache verstehen. . . . So . . . nur schnell, . . . gut . . . nun zugebunden und die Säcke da an die Haken gehängt. Nun schnell herunter, . . . sie kommen schon!“

Als der Oberst mit seiner Begleitung das Kammerlokal betrat, standen Kapitän d'armes und Kammergefreiter wie die Bildsäulen da und spielten die Unbefangenen, während Premierleutnant Bachstein mit hoher Befriedigung wahrnahm, daß sein alter Sergeant belehrt war. An den Deckbalken hingen eine Partie schwerbelasteter Säcke und dehnten und reckten sich aus, daß der riesenhafte Oberst Mühe hatte, darunter weg zu kommen.

„Was zum Geier haben Sie denn in den Säcken drin, Sergeant?“ fragte der Oberst und ein sonderbares Lächeln glitt über sein podennarbiges breites Gesicht.

*) Nicht zu verwechseln mit den Kartätschen, womit geschossen wird.

„Die Kartätschbüchsen, Herr Oberst!“ meldete der Sergeant selbstzufrieden und pffiffig lächelnd.

„Die Kartätschbüchsen!“ rief der Oberst. „Ei, sehen Sie mal, Mosje Schafskopp — die Kartätschbüchsen in Säcke verpackt! Da hat der verehrte Herr was gehört und will nun den Pffifkus spielen. Ich habe vorhin Kardätschen und nicht Kartätschen gemeint. Glaubt Er neunundneunzigfach dämlicher Korporal vielleicht, daß die blechernen Kartätschbüchsen von den Mäusen aufgefressen werden? Und Er, Herrr, bildet sich ein, mich, den Oberst Lengsfeld, anführen zu können? Na, da hört alles auf!“

Als darauf am Abend der niedergeschmetterte Sergeant mit seinem Freund Lewandowski im Danziger Wachs saß, seine Niederlage beichtete und durch Genehmigung mehrfacher Schnäpse die zerrissenen Saiten seines Innern wieder in den richtigen Akkord zu bringen suchte, tröstete ihn der letztere und sagte:

„Freundchen liebes, laß nur gut sein, hast dich wollen recht klug sein, bist dich Schafskopp gewesen, mach' dein' Sach' andermal besser. Sagt immer, läßt sich nicht anführen, wird am End' mal angeführt; wenn er's vermutet am wenigsten — vielleicht räche ich dir, alter Schafskopp.“

„Na du wärst mir auch gerade der rechte“, brauste der Sergeant auf, „willst du etwa den Oberst anführen? da mußt du früher aufstehen. Ich habe von dem ersten Versuch gerade genug.“

„Gibst du Quart Schnaps, Bruderherz, wenn Lewandowski Oberst anführt?“ fragte der Unteroffizier.

„Zwei trinken wir!“ rief der Sergeant eifrig.

„Gibst auch Pfund Worscht dazu?“

„Ja, zum Donnerwetter, von der feinsten sollst du haben.“

„Gut, Pauli liebes! Paß auf, ich Oberst anführen und du zwei Quart Schnaps und Pfund seine Worscht geben, . . . schmedt mich schon im vorneaus“, sagte Unteroffizier Lewandowski und rieb sich die Hände.

Nachdem Oberst Lengsfeld seine Brigade bis in die kleinsten Details besichtigt und überall scharfe Kritik geübt und neue Anleitungen gegeben hatte, blieb er dabei nicht stehen, sondern erschien fast täglich unvermutet auf den Exerzier- und Reitplätzen, um die Ausbildung von Mann und Roß zu überwachen. Namentlich war sein Augenmerk auch auf die Ausbildung der Remonten gerichtet und er stellte dabei Anforderungen, die oft beim besten Willen nicht zu erfüllen waren, obwohl die Remonten stets von den besten Reitern der Batterie, namentlich auch von Unteroffizieren, geritten werden. Zu den Remontenreitern einer der Batterien gehörten auch Sergeant Pauli und Unteroffizier Lewandowski, unsere beiden alten Bekannten; Premierleutnant Behrend, einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Brigade, kommandierte diese Tour.

Eines Morgens erschien der Oberst, ging von Tour zu Tour und blieb endlich bei der letztgenannten stehen, um die Leistungen derselben eingehend zu besichtigen.

Die jungen Remontepferde sind eben auch Rekruten, welche zum Dienst ausgebildet werden müssen wie die Mannschaften, und zwar schwer zu behandelnde. Es ist nicht genug, daß ein guter Remontereiter die Theorie der Reitkunst inne hat, er muß auch alle Feinheiten der Praxis auszuüben verstehen und vor allen Dingen Energie und Geduld besitzen, um das rohe Pferd nach und nach dahin bringen zu können, daß es dem Willen des Reiters Folge leistet. Da der letztere nun das Pferd mit Schenkeln und Zügeln regiert, so muß er ferner vor allen Dingen einen ruhigen Sitz und eine weiche Faust haben.

Letztere nun war ein Stedenpferd des Obersten und die Anforderungen, welche er in dieser Beziehung an die Reiter stellte, waren kaum zu erfüllen. „Die Faust des Reiters muß so weich sein, daß das Pferd mit dem Gebiß beständig spielt und im Maule schäumt“, das war sein täglicher Refrain bei allen Reittouren. Und nun gab man sich überall verzeifelnde und oft vergebliche Mühe, dem Oberst zu Willen zu sein und Schaum zu erzeugen.

Der Oberst musterte also die Remontetour des Premierleutnant Behrend und kam auch sofort bei seinem Stedenpferde an.

„Herr Leutnant Behrend, Ihre Remontereiter haben allesamt zu harte Fäuste; die Pferde schäumen nicht — nur einsehe ich dort, das hat wirklich Schaum vor'm Maule — wie heißt der Reiter?“

Premierleutnant Behrend übersah seine Tour und richtig, das Pferd des Unteroffizier Lewandowski hatte das Maul voll Schaum.

„Unteroffizier Lewandowski, Herr Oberst“, erwiderte der Leutnant salutierend.

„Das scheint ein tüchtiger Reiter zu sein — sorgen Sie dafür, daß auch die übrigen ihm nachsehen“, sagte der Oberst und wandte sich einer anderen Reittour zu.

Nun war der gute Lewandowski zwar ein ganz brauchbarer Unteroffizier, keineswegs aber ein hervorragender Remontereiter, welcher den übrigen als Muster vorgestellt werden konnte. Leutnant Behrend war daher nicht wenig verwundert, gerade ihn loben zu hören; die Tatsache jedoch war nicht abzuleugnen: Lewandowskis Pferd schäumte wirklich und der belobte Reiter machte ein sehr pffiffiges Gesicht und blinzelte seinem Spezialfreund Pauli zu.

Dieses Stück spielte nun täglich; alle übrigen Unteroffiziere quälten sich nach Schwierigkeit vergeblich ab, ihre Pferde zum Schäumen zu bringen, Lewandowski jedoch spielte den Unbefangenen und strich sein Lob schließlich als etwas ganz Selbstverständliches ein, denn sein Pferd hatte stets Schaum vorm Maule. Mit diesem seinem Erfolg schwoll nun aber dem leichtblütigen Polen der Kamm ganz gewaltig und er hänselte die übrigen Unteroffiziere derartig, daß dieselben, weit entfernt seine Superiorität anzuerkennen, anfangen, ihm auf die Finger zu sehen, da sie alle darüber einig waren, daß Lewandowski dem Oberst und ihnen allen ein A für ein U mache. Derselben Ansicht war auch Leutnant Behrend, dem der Sergeant Pauli unter der Hand mitgeteilt hatte, daß Lewandowski sich vorgenommen habe, den Oberst anzuführen. Man gab sich nun alle mögliche Mühe, den durchtriebenen Polen, der das Renommee der ganzen Remontetour geschädigt hatte, abzufassen, und beobachtete denselben unausgesetzt, namentlich beim Zäumen und Satteln der Pferde.

Eines Tages hatte Leutnant Behrend sich in der Futterkammer versteckt, von wo aus er den Stand des Pferdes, welches Lewandowski ritt, genau übersehen konnte. Der nichts ahnende Unteroffizier sattelte sein Pferd mit aller Ruhe und pffif dabei ein lustiges Liedchen, dann holte er eine Selterwasserflasche aus der Tasche und der auf der Lauer stehende Leutnant glaubte nicht anders, als daß der allezeit durstige Pole noch vor dem Reiten einen tüchtigen Gieß nehmen wolle. Es kam aber anders. In der Flasche befand sich eine dicke Flüssigkeit, die mit Schnaps nicht die geringste Ähnlichkeit hatte — offenbar Seifenschaum, welchen der schlaue Pole dem Pferde, nachdem er ihm die Trense aufgelegt hatte, in das Maul goß. Dasselbe fing darauf an zu prusten und taute lebhaft auf das Gebiß, so daß die Schaumflocken weit in den Stallgang hineinslogen. In demselben Augenblick erschien der nunmehr vollständig auf der Höhe der Situation angelangte Leutnant mit äußerst vergnügtem Gesicht und sagte:

„Poß tausend, Lewandowski, Ihr Gaul schäumt ja schon wie ein Barbier, ehe er noch Ihre zarte Faust gefühlt hat; da wird ja der Herr Oberst wieder eine unbändige Freude haben. Sergeant Pauli!“

„Herr Leutnant!“ rief der Angerufene dienstlich zurück und eilte herbei.

„Nehmen Sie doch mal Ihrem Freunde Lewandowski die Flasche da aus der Tasche, ich befürchte, er thut sich damit beim Reiten Schaden“, befahl der Leutnant.

Lewandowski wurde verlegen, konnte es aber nicht hindern, daß sein Freund Pauli ihm die Flasche aus der hinteren Rocktasche hervorzog.

„Da haben Sie die weiche Faust des gepriesenen Reit-



• Des Meeres Gaben. Altniederländischer Fischmarkt. Schabkunstblatt von Carlom



en Gemälde von Snyder's und Jan van Boekhorst in der Ermitage zu St. Petersburg.

künstlers“, lachte der Leutnant, nahm dem Sergeanten die Flasche ab, entkorkte sie und goß sich eine Probe des Inhalts auf die Hand.

„Seifenschaum, so wahr ich lebe“, lachte der Leutnant belustigt. „Der Witz ist kostbar; der Herr Oberst werden entzückt sein.“

„Ach, bester Herr Leutnant“, flehte der abgefaßte Schläuberger, „zeigen Sie es doch nicht Oberst an, ich kriege ja die Schwerenot. Habe ja nur wollen Wette gewinnen von Freund meiniges; hat behauptet, Oberst könne nicht werden angeführt — habe ich ihn doch angeführt und Wette gewonnen.“

„Ganz recht, mein Guteater“, rief der Leutnant lachend, „der Witz wird aber erst klassisch und lebensfähig, wenn der Herr Oberst erfährt, daß Sie ihn angeführt haben, deshalb muß er es erfahren. Haben Sie einmal A gesagt, so müssen Sie auch B sagen — und den Hals kann's ja nicht kosten. Wischen Sie nun mal erst gefälligst dem Gaul das Maul aus und dann vorwärts zum Reiten hinaus!“

Die Remontetour war kaum aufmarschiert, als auch schon der Oberst erschien und dieselbe mit kritischem Blicke musterte. Unteroffizier Lewandowski wurde bald blaß, bald rot und gab sich die verzweifeltste Mühe, sein Handgelenk spielen zu lassen und sein Pferd zum Schäumen zu veranlassen, der Gaul aber schien die Absicht zu merken, bis in die Trense und that nichts dergleichen. Premierleutnant Behrend lächelte in sich hinein und wartete seine Zeit ab; denn im Grunde genommen machte ihm die Situation ungeheuren Spaß und er versprach sich von der Geschichte, wenn er sie heute abend den Kameraden im Kasino erzählen würde, einen großartigen Erfolg. War doch der Oberst, der stets betonte, daß niemand ihn anführen könne, nun doch gründlich angeführt worden.

„Ich sehe, Leutnant Behrend, daß Ihre Remontereiter noch immer zu harte Fäuste haben“, sagte der Oberst, nachdem er die Aufstellung besichtigt hatte, „auch das Pferd des Unteroffizier Lewandowski schäumt heute nicht. Wie kommt das? Der Mann war bisher der einzige, welcher meinen Intentionen nachgekommen ist.“

„Verzeihen, Herr Oberst“, sagte Leutnant Behrend, indem er lächelnd salutierte, „das wird wohl nun auch vorbei sein.“

„Wie so? Was meinen Sie damit?“ brauste der Oberst auf.

„Der Unteroffizier Lewandowski hat uns durch unerlaubte Mittel angeführt, Herr Oberst“, sagte Leutnant Behrend lächelnd.

„Uns angeführt?“ rief der Oberst erstaunt. „Was soll das heißen? Mich führt man nicht an!“

„Dennoch, Herr Oberst, hat er auch Sie angeführt“, sagte der Leutnant sehr ruhig und erzählte nun, wie er sich längst gewundert habe, daß Lewandowski sein Pferd zum Schäumen gebracht habe, während die übrigen Avancierten, welche weit bessere Reiter seien, dies nicht erreichen konnten. Heute nun habe er denselben dabei betroffen, wie er seinem Pferde Seifenschaum in das Maul gegossen und es auf diese Weise zum Schäumen gebracht habe.

„Seifenschaum!“ schrie der Oberst. „Da muß doch ein heiliges Kreuzdonnerwetter dreinschlagen! Und damit habe ich mich wirklich anführen lassen! Herrrr!“ schrie er den blaß gewordenen Missethäter an, „Ihnen soll ja ein siedendes Donnerwetter auf den verfluchten Pollackenschädel fahren! Wie ist Er dreimalverdammt Korporal auf die niederträchtige Idee gekommen, seinen Oberst anführen zu wollen? Antwort!“

„Habe ich Wette gemacht, gnädigster Herr Oberst“, sagte Lewandowski mit ruhiger Stimme, denn er fühlte sehr wohl, daß der Oberst es gar nicht so böse meinte und offenbar die kleine ihm gewordene Lehre mit Humor hinnahm.

„Wette gemacht, mich anzuführen? Um was?“ examinierte der Oberst weiter.

„Zu Befehlen, Herr Oberst!“ bekannte der Unteroffizier.

„Um zwei Quart Schnaps und Pfund seine Wurscht.“

„Da muß der Teibel dreinschlagen!“ rief der Oberst,

„und der Kerl hat die Wette richtig gewonnen“, fügte er zum Leutnant gewendet hinzu.

„Zu Befehlen, Herr Oberst“, sagte der und salutierte.

„Ja, ja, weiß schon“, lächelte der Oberst, „wird euch allen unbändige Freude machen. . . So laufe und freße Er denn seine Wette auf“, wendete er sich zu Lewandowski, „daß Er seinen Oberst angeführt hat, das will ich Ihm verzeihen, daß er aber einem königlichen Dienstpferde Seifenschaum in den Hals gegossen hat, dafür hat Er drei Tage Mittelarrest, Er verdammt Schwerenöter.“

Leutnant Behrend hatte nicht nötig, die lustige Geschichte im Kasino zum Vortrag zu bringen, der Oberst war klug genug, die Sache von der spaßhaften Seite aufzunehmen und erzählte sie selbst, wobei er unter Lachen zugab, daß er auf diese Idee doch nicht gekommen wäre und daß es ihn freue, von dem verschmißten Pollacken noch etwas zugelehrt zu haben.

Am andern Morgen nach dem Füttern und Putzen wanderten die beiden Freunde, der Sergeant Pauli und der Unteroffizier Lewandowski, Arm in Arm dem Norden der Stadt zu. Daß es sich um einen Arrestantentransport handelte, merkte kein Mensch — Pauli hatte nämlich den angenehmen Auftrag, seinen Freund Lewandowski nach Nummer Sicher zu bringen und ihn daselbst auf drei Tage kalt stellen zu lassen.

„Schadt' nix, Brüderchen“, lachte der Arrestant, „habe ich doch Wette gewonnen und Oberst angeführt. Is sich doch Lewandowski jetzt großer Mann geworden und werden alle Herren Offiziere lachen über das Spaß und werden sich anstoßen, wenn sie mir sehen und werden sagen: Da geht Lewandowski, was hat Oberst angeführt! Außerdem habe ich mein Brüderchen Pauli, das sich mit die Kartätschen schaffkopfmäßig blamiert hat, gerochen und Wette gewonnen — für Seifenschaum zwei Quart Schnaps und Pfund sein Wurscht, is sich ganz gut Geschäft — weißt du, Bruder, kannst gleich damit Anfang machen da drüben in der Schenke.“ Und da Pauli gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden hatte, so nahm er nach frommer Häschersitte seinen Arrestanten „still in der Mitte“ und schwenkte mit ihm nach der bezeichneten Schenke ab, wo sie gemeinschaftlich des „trauten Trunkes Trostes-tropfen“ zu sich nahmen.

Um Familientisch.

Die Brüder Grimm. (Zu dem Bilde auf S. 329.)

Es ist ein wunderbar ansprechendes Bild, dieses Porträt der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, das ein dritter Bruder Ludwig Grimm angefertigt hat. So wie sie in Wirklichkeit ihr ganzes Leben lang Seite an Seite standen und zusammen wirkten, verschmelzend gleichsam zu einer Persönlichkeit, so erscheinen sie hier auf dem Bilde. Die Brüder Grimm — so hießen Jakob und Wilhelm schon früh, diese Bezeichnung behielten sie bis zu ihrem Tode und als „Brüder Grimm“ werden sie fortleben im dankbaren Gedächtnis der Nation, so lange diese ihre Sprache behält, jene Sprache, welche die Brüder Grimm so liebten und die ihre Bestrebungen so förderten. Die Sprache aber war ihnen so lieb und wert, weil sie in ihr den Ausdruck des innersten Empfindens der Nation, der „Volksseele“, wie sie es ausdrückten, erkannten und weil diese „Seele“ des deutschen Volkes ihnen das Liebste war, was sie von geistigen Gütern auf Erden hatten.

Unser Bild rührt aus dem Jahre 1843 her. Jakob steht hinter Wilhelm. Beide sind hier nach dem Leben aufgenommen, von einem dritten Bruder, von Ludwig Emil Grimm, der damals bereits auf der Höhe seines Könnens stand. Jakob und Wilhelm waren Ludwig väterliche Freunde gewesen — die Geschwister verloren schon früh Vater und Mutter — er blieb ihnen immer ein treuergebener Bruder, es ist daher anzunehmen, daß wir es hier mit dankbar verständnisvoll aufgefaßten Bildnissen zu thun haben. Hatte doch Ludwig Grimm überhaupt einen sichereren Blick für das Charakteristische einer Persönlichkeit und auch seine Technik — er arbeitete vielfach nach der Natur auf der Kupferplatte — war ganz geeignet, seinen Porträten ein Unmittelbares zu sichern, das auf dem Umwege der Vorzeichnung leicht verloren geht.

Die Gärten des Vatikan.

Hast du ein Permesso? Ohne eine solche Erlaubnis- und Eintrittskarte kannst du in Rom wenig sehen und erlangen. Man braucht es tagtäglich und deshalb wird täglich Jagd darauf gemacht; man holt und kauft sich Permesso, man versorgt sich bei Konjulu,

Bankiers und in den Gashöfen damit und ohne Vermieſſo könn-
 ihr auch die großen vatikanischen Gärten nicht beſuchen, zu denen
 der Eingang gegenüber dem Antikenmuſeum des Vatikans liegt.
 Aber wenn Seine Heiligkeit der Papſt ſeine Spazierfahrt in den
 weiten Gärten hält, die der einzige Ort ſind, welchen er außer dem
 Vatikan betritt, dann iſt es niemand geſtattet dort ſich aufzuhalten.

Die Gärten, mit Terraffen und Statuen geſchmückt, von breiten
 Straßen und Wegen durchzogen, die von Kilometerlangen Hecken
 immergrüner Geſträuche begrenzt ſind, voller Springbrunnen und
 ſchöner Blumenparterres, liegen am Süabhängen des berühmten va-
 tikanischen Hügels und ſind im Oſten vom vatikanischen Palaſt, im
 Süden von der bekannten leoninischen Mauer begrenzt. Stehſt du
 hoch und ſchauſt du nach Süden, ſo ſannſt du hier, von herrlichen
 Gewächſen umrahmt, die Kuppel des modernen Weltwunders in
 voller Pracht vor dir aufſteigen ſehen, Sankt Peter, den Mittelpunkt
 der ganzen katholiſchen Chriſtenheit und deren größte, ſchönſte Kirche,
 in welcher der Kölner Dom, die Londoner Paulskirche und die
 Sophienkirche in Konſtantinopel ſich verlieren!

Des Meeres Gaben.

Gemälde von Frans Snyders in der Ermitage zu St. Petersburg.
 (S. 332 und 333.)

Durch die humaniſtiſchen Studien, welche in den Niederlanden
 frühzeitig eine liebevolle Pflege fanden, wurde den niederländiſchen
 Malern ſchon in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts der
 Geſchmack an Darſtellungen mit ſinnbildlicher, allegoriſcher und mo-
 raliſierender Tendenz eingeſöſt. Sie beſieſerten ſich, allgemeine, aus
 dem Verſtand mit klaſſiſchen Schriftſtellern und Dichtern geſchöpfte
 Lebenswahrheiten zu Bildern zu geſtalten, welche bei der realiſtiſchen
 Reizung dieſer Künſtler zu lebensvollen Genreſtücken wurden, die
 immer enger an ihre Umgebung anknüpften. Die älteſten Bauern-
 bilder von Hieronymus Bosch und ſeinem bahnbrechenden Nachfolger,
 Pieter Brueghel dem älteren, ſind Illuſtrationen zu Weiſheits-
 ſprüchen, Sentenzen und allgemeinen Vorſchriften der Moral. Wenn
 Brueghel die vier Jahreszeiten darſtellen wollte, ſo malte er nicht
 etwa vier weibliche allegoriſche Figuren mit entſprechenden Attri-
 buten, ſondern er ſtellte den Winter durch ein verſchneites Dorf, in
 welchem der bethelehemitſche Kindermord vor ſich geht, und den Sommer
 durch ein Kornfeld mit Schnittern dar. Neben den vier Jahres-
 zeiten waren die vier Elemente ein beſonders beliebter Gegenſtand
 der Darſtellung, bei welcher die Maler ebenfalls durchaus realiſtiſch
 verfuhrten, höchſtens daß ſie als Staffage mythologiſche und allego-
 riſche Figuren einführten. Um den Nutzen zu veranſchaulichen,
 welchen das Feuer der Menſchheit bringt, thut Jan Brueghel vor
 unſern Augen die Schmiede des Vulkan auf, die mit den kunſt-
 vollſten Erzeugniſſen der Waffen- und Goldſchmiedekunſt angefüllt
 iſt, und um auch den Revers der Medaille zu zeigen, bringt er im
 Hintergrunde einen feuerſpeienden Berg und eine brennende Stadt
 an. Die Hauptſache aber, worauf es ihm und den Künſtlern gleicher
 Richtung ankam, war die maleriſche, bis zur höchſten Virtuofität
 ausgebildete Darſtellung von Tieren, Früchten und kunſtreichen
 Werken der Menſchenhand. Während Brueghel noch ſeinen Ruhm
 in einer mikroſkopiſch ſeinen Wieberegabe ſeiner lebenden und toten
 Modelle ſah, wurde durch Rubens und ſeine Schule dieſem Zweige
 der Malerei ein Zug nach dem Großartigen und Breiten aufgeprägt.
 Nach der Trennung der niederländiſchen Provinzen entwidelte ſich
 aus ſolchen Darſtellungen auf holländiſchem Boden die „Stillleben-
 malerei“, welche ſich, wie ſchon der Name ſagt, nur mit der toten
 Natur beſchäftigt. Die lebhafteren, heißblütigeren Flämänder brachten
 aber mit größerer Vorliebe den Menſchen in Zusammenhang mit
 den köſtlichen Gaben einer verſchwenderiſchen Natur.

Einer die vier Elemente verſinnlichenden Bilderreihe gehört auch
 das Gemälde der Petersburger Ermitage an, welches wir nach einem
 Schabkluſtſtück des engliſchen Stechers Richard Earlom (1743—1822)
 reproduzieren. Wenn nicht eine alte Überlieferung uns lehrte, daß
 wir in dieſen mit glänzender Bravour ausgeführten Malereien die
 Allegorien der vier Elemente vor uns haben, würden wir ſie für
 große Genrebilder halten, welche einen Fiſch-, Wildpret-, Gemüse-
 und Früchtemarkt darſtellen. Es lag aber die Abſicht vor, den Segen
 zu ſchildern, welchen die Natur den Menſchen durch das Zusammen-
 wirken von Waſſer, Erde, Luft und Feuer ſpendet. Jener Über-
 lieferung zufolge wurden dieſe Gemälde von Frans Snyders (1579
 —1657), dem großen Rubensſchüler, für einen Biſchof von Gent,
 namens Triest, gemalt. Aus deſſen Beſitz kamen ſie ſpäter in das
 Bildhaus der Goldſchmiede nach Brüſſel, und zur Zeit, wo ſie
 Earlom ſah, befanden ſie ſich in der Houghtongalerie in London,
 aus welcher ſie ſchließlich in das kaiſerliche Muſeum der Ermitage
 gelangt ſind. Zu Earloms Zeit nahm man an, daß die Figuren
 von Rubens, welcher ſehr häufig mit Frans Snyders zuſammenge-
 arbeitet hat, und von Jan van Voſthorſt, genannt der lange Jan,
 (1605—1668) gemalt worden wären. Indeſſen hat die neuere
 Forſchung ergeben, daß die Hand des Rubens in dieſen Figuren
 nicht zu erkennen iſt. Jan van Voſthorſt wird zwar als ein Schüler
 von Jakob van Jordanes bezeichnet, indeſſen hat auch er wie alle
 Künſtler der damaligen Antwerpener Schule den allgewaltigen Ein-
 fluß von Rubens erfahren, der ſich auf unſerm Bilde namentlich in
 dem Geſichtstypus der beiden Figuren kundgibt.

Was das Meer von Bewohnern, die für den Menſchen Wert
 haben, beherbergt, finden wir in der offenen Butte der beiden Fiſch-
 händler auf dem langen Tiſche ausgebreitet und in Fäſſern und
 metallenen Schüſſeln aufbewahrt: Aale, Weiſe, Seezungen, Stein-
 butten, Heringe, Hummern, Krabben, Languſten, Rochen. Auf dem
 Erdboden liegt ſogar neben zwei großen Sechſchilbkräuten ein Delphin.
 Zwei Robben ſtreuen ſich noch ihres Lebens, während dem auf dem
 Aulternſäſchen liegenden Fiſchräuber bereits der Garauſ gemacht
 worden iſt. Wenn man heute die engen ſchmutzigen Straßen Ant-
 werpens in der Nähe des Hafens durchwandert, wird man noch
 häufig auf ähnliche Fiſchläden ſtoßen, wie ſie Snyders zum Modell
 gebietet haben. Zu Schiffe wurden auch Fiſche und Schalltiere aus
 den ſüdlischen Meeren, beſonders aus dem mittelländiſchen, nach Ant-
 werpen gebracht, nach welchen Snyders und andere Stilllebenmaler
 in ihrem heimiſchen Meere nicht vorkommende Tiere, wie Zitter-
 rochen und Languſten, ſtudieren und kopieren konnten. Snyders
 hatte übrigens die ſüdlische Tierwelt auch aus eigener Anſchauung
 kennen gelernt, da er etwa ein Jahr lang in Italien geweſen war.

Obwohl die meiſten dieſer Allegorien, Stillleben, Rüchen- und
 Marktſtücke nur einen dekorativen Zweck hatten und in den Wohn-
 und Speiſezimmern der einem frohen Lebensgenuß huldigenden
 Niederländer dazu dienten, gleichſam die maleriſche Begleitung einer
 Mahlzeit zu bilden, die Ekluſt zu reizen und nach der Mahlzeit ein
 angenehmes Echo in der Erinnerung zu erwecken, thaten ſich die
 Künſtler in der ſubtilen und naturgetreuen Ausführung der Tiere,
 Blumen und Früchte nie genug. Neben der rein maleriſchen Ab-
 ſicht, zur Entſaltung des höchſten Farbenglanzes und einer vollen-
 deten Farbenharmonie zu gelangen, legten ſie auf die gewiſſenhafteſte
 Nachbildung des Geſehenen großen Wert, und ſo wird auch Sny-
 ders Fiſchreich, wie wir glauben, in allen Einzelheiten vor der
 ſtrengſten Prüfung eines Naturkundigen rühmlich beſtehen.

Adolf Roſenberg.

Moderne Schachſpieler. III. J. H. Zukertort.

Zu den bedeutendſten Schülern Anderſſens gehört J. H. Zukertort,
 geboren 1843 in Lublin, der während ſeines mehrjährigen Aufent-
 halts in Breslau, wo er Medizin ſtudierte, in beſtändiger Übung
 mit Adolf Anderſſen ſeine Meiſterſchaft erwarb. Einer der größten
 Kenner der Theorie, ſpielt er ſchnell und glänzend und beſitzt eine
 außerordentliche Fertigkeit im Blindſpiel. In den Jahren 1868 bis
 1870 lebte er in Berlin als Redakteur der „Neuen Berliner Schach-
 zeitung“ und gab in Gemeinſchaft mit Jean Duſſesne das „Große
 Schachhandbuch“ heraus. Da er in Berlin keineswegs diejenige
 Anerkennung fand, die ſeinem Talente gebührte, ſiedelte er 1871
 nach London über, wo er bald die glänzendſten Erfolge im Kampfe
 mit den engliſchen Meiſtern hatte. Im Pariſer Schachturnier 1878
 gewann er den erſten Preis, während Anderſſen, der ſich ebenfalls,
 jedoch bereits im leidenden Zuſtande, daran beteiligte, nur den
 ſechſten gewann. Demnächst hat er in allen folgenden Turnieren
 Proben ſeiner außerordentlichen Spielſtärke wie auch der Genialität
 ſeiner Erfindungsgabe gegeben. Den größten Triumph feierte er
 jedoch im letzten Londoner Meiſterturnier, in welchem er
 mit zweiundzwanzig Gewinnpartien den erſten Preis errang, wäh-
 rend der zweite Sieger Wilhelm Steinitz nur neunzehn Points
 zu erreichen vermochte.

Die in dieſem Turnier von ihm gegen Blackburne gewonnene Partie iſt eins
 der größten Meiſter-
 ſtücke und darf gewiß
 nicht neben die ſogenannte
 unſterbliche Partie
 Adolf Anderſſens als
 ebenbürtige Leiſtung ge-
 ſtellt werden. In einem
 größeren Match ſchlug
 er 1881 den engliſchen
 Vorämpfer J. H. Black-
 burne. Nach ſeinem
 Londoner Siege begab er
 ſich nach Amerika, machte
 dort eine große Rundreiſe
 und kämpfte faſt in allen
 großen Städten ſiegreich
 gegen die anerkannteſten
 transatlantiſchen Notabili-
 täten des Schachſpiels.
 Großes Aufſehen erregten
 ſeine Blindvorſtellungen.
 Er iſt nämlich imſtande,
 mehr als zwanzig Par-
 tien gleichzeitig ohne Anſicht des Brettes mit größter Schärfe und
 Feinheit der Berechnung zu ſpielen. Zukertort iſt von kleiner Ge-
 ſtalt und dem äußeren Anſchein nach recht ſchwächlich. In der That
 aber erfreut er ſich einer vorzüglichen Geſundheit und beſitzt eine
 unverwundliche Nervenkraft. Er liebt den Humor, iſt ſehr witzig
 und zeigt ſich als heiterſter Geſellſchafter in den Feſtlichkeiten, welche
 die Schachturniere zu begleiten pflegen.

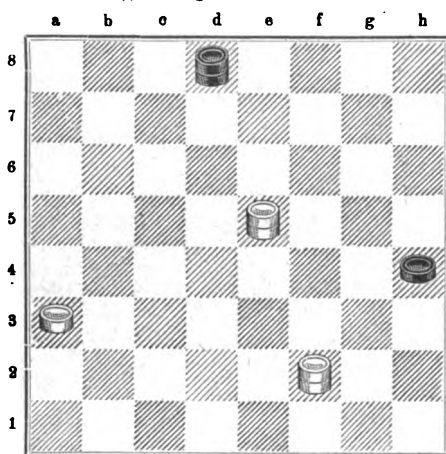


J. H. Zukertort.

Bilderrätsel.



Damesspielaufgabe von C. Stam8.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Zweifelhafte Schärade.

Ist das nicht grundverkehrte Welt,
Wie's ist mit manchem Mann bestellt!
Der hart und fest zusammen schlägt,
Was lose aufgezo-gen worden;
Der Dur in Röll zu lösen pflegt
Mit weichen, schmelzenden Afforden!
Der nimmt am liebsten stillbergnügt —
Seht! hinter seinem Stuhle Platz; —
Und auf dem Pulte dieser liegt
Und geht in Szene Satz für Satz!!
Doch wer des Mannes Namen kennt,
Die Welt nicht „grundverkehrt“ mehr nennt.
F. F.

2. Synonym.

Ein Abbild ist es, kein Original —
 Sei's kurz, sei's lang, breit oder schmal.
 Ein Muster ist es in des Schülers Hand
 Und des Gelingens lockend Unterpfand,
 Denn wer nicht schöpferisch weiß zu gestalten,
 Verfällt gar leicht chaotischen Gewalten.
 Doch willst du Meister sein, so laß dir sagen:
 Das Einerlei verdirbt den besten Magen!
 Pf. S.

3. Arithmogriph.

| | | | | | | |
|---|----|----|----|----|----|--|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | sehr bekannter Komponist. |
| 2 | 7 | 2 | 8 | 9 | 10 | Stadt in Italien. |
| 3 | 11 | 5 | 12 | 13 | 5 | deutscher Dichter. |
| 4 | 14 | 15 | 10 | 5 | 4 | Land in Afrika. |
| 5 | 16 | 16 | 4 | 4 | 17 | eine Flüssigkeit. |
| 6 | 10 | 5 | 4 | 17 | 10 | eine Oper des in der ersten
Zeile genannten Kompo-
nisten. |

Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten dasselbe Wort wie die erste, die Schlußbuchstaben ebenso dasselbe Wort wie die letzte Zeile.

Ist alles richtig gefunden, so lassen sich aus den 24 Buchstaben der vier senkrechten Binnenreihen folgende Wörter zu je 4 Buchstaben bilden: 1. eine Person aus Schillers Wallenstein, 2. ein Getränk, 3. ein Baum, 4. eine Wasserpflanze, 5. eine Zahl, 6. eine niedere Gottheit der Römer. — Anders geordnet ergeben die Endbuchstaben dieser Wörter dasselbe wie die meisten Glückslose.

4. Arithmetische Aufgabe.

| | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 |
| 25 | 64 | 64 | 64 | 64 | 64 | 64 | 64 | 25 |
| 25 | 64 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 64 | 25 |
| 25 | 64 | 25 | 81 | 81 | 81 | 25 | 64 | 25 |
| 25 | 64 | 25 | 81 | 81 | 81 | 25 | 64 | 25 |
| 25 | 64 | 25 | 81 | 81 | 81 | 85 | 64 | 25 |
| 25 | 64 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 64 | 25 |
| 25 | 64 | 64 | 64 | 64 | 64 | 64 | 64 | 25 |
| 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 | 25 |

Von den 81 zweiziffrigen Quadratzahlen unserer Figur sollen 27 gestrichen werden und zwar so, daß die Summe der übrigbleibenden = 1886 ist.

Jede der drei zweiziffrigen Zahlen 25, 64, 81 soll mindestens einmal gestrichen werden und mindestens einmal übrig bleiben. Wie oft ist die Zahl 25, wie oft die Zahl 64, wie oft die Zahl 81 zu streichen?

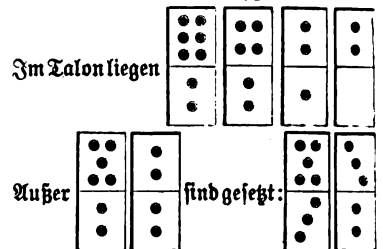
(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 20.

Bilderrätsel.

Gebranntes Kind scheut das Feuer.

1. Dominoaufgabe.



B hatte auf seinen sechs Steinen achtundvierzig Augen, D sechsundvierzig Augen.

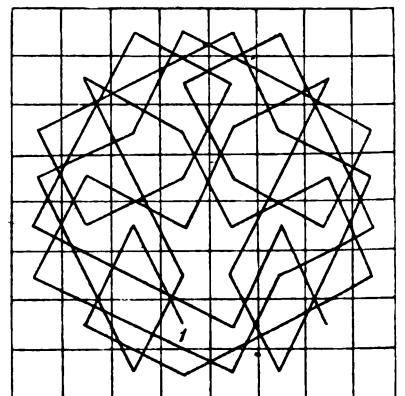
2. Geographisches Kreuzrätsel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|----------|---|---|
| S | E | R | B | I | E | N |
| S | e | n | e | <u>g</u> | a | l |
| I | t | a | l | i | e | n |
| B | e | l | g | r | a | d |
| F | l | o | r | e | n | z |
| S | y | r | a | c | u | s |
| C | o | r | d | o | v | a |

3. Homonym. Rauch.

4. Rätsel.
Rettich.

5. Schlüssel zum Rätselsprung.



Auflösung des Rösselsprungs.

Mich hat der Herbst betrogen,
Dir, Mutter, sei's gesagt:
Die Schwalb' ist weggezogen
Und hat mir's nicht gesagt.
Und hat mit weggenommen
Das Licht, den Sonnenschein;
Und wenn sie wieder kommen,
Werd' ich gestorben sein.

6. Homonym. Steuer.

7. Buchstabenrätsel.
Denker, Lender, Hender.

8. Viersilbige Charade.
Baugesellschaft.

9. Zweifelhige Scharabe.
Sandgelsb.

10. Rätseldistichon.
Marone — Mafrone.

Inhalt: Epling. Forts. Roman von Doris Frelin von Spaettgen. — Zureden hilft. Nach dem Bilde von A. Glisenti. — Die deutsche Seemannsmission. Von Franz Siewert. — Doch angeführt. Militärhumoreske von Hermann Ferschle. — Am Familientisch: Die Brüder Grimm. Zu dem Porträt. — Die Gärten des Vatikan. Zu dem Bilde von L. Th. Choulant. — Des Meeres Gaben. Zu dem Bilde von Snyder und Jan van Bodhorst. — Moderne Schachspieler. — In unserer Spielede.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingelangter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen Freimarken gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.

Verlag der Daheim-Expedition (Kopenhagen & Alsfing) in Leipzig. Druck von Julius Alsfinghardt in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Februar 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 22.

Spring.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.
(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

„Maki, Maki!“ rief Mary. „So hören Sie doch und öffnen Sie die Hausthüre! Es ist Frau Lee, die klopft. Gottlob, daß sie endlich da ist!“

Es war um die Mitternachtsstunde und die kleine, kümmerlich flackernde Lampe, welche im Souterrain des Hauses an der Wand hing, zeigte nur undeutlich die Umrisse von Marys Gestalt.

Rose hatte bald nach dem Diner wieder eine jener sich jetzt sehr oft wiederholenden Fahrten nach New York unternommen und schien erst jetzt von ihr zurückzukehren.

„So kommen Sie doch, Maki. Es klopft schon wieder!“ tönte die helle Stimme der Rose nochmals. „Wie Sie nur schlafen können! Mich ließ die Angst um Frau Lee kein Auge schließen.“

Schlaftrunken sprang der Diener empor und eilte die Stufen hinan. Auch im Vorsaal brannte die Gaslampe nur trübe.

„Ach, so allein von drüben herzukommen — mitten in der Nacht!“ Mary schüttelte sich.

„Frau Lee sind solche Wege ja nicht ungewohnt“, erwiderte Maki, während er sich bemühte, das schwere Sicherheitschloß der Thüre zu öffnen. „Leuchten Sie, bitte, einmal näher, Mary! Es klemmt hier irgendwo. — So, ich danke! Nun geht es.“ Und kreischend drehte die wuchtige Hausthür sich in den Angeln.

Mary hielt die Lampe empor, und das Licht fiel grell auf die eintretende Gestalt. Beide prallten zurück und ein jäher Ausruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen:

„Allmächtiger Gott, der Kapitän!“

Ja, da stand er wirklich, der Kapitän. Seine großen Augen blitzten übermüht, und ein glückseliges Lächeln umspielte den härtigen Mund.

„Hab' euch wohl aus bestem Schlummer aufgestört, he?“ rief er. „Ihr laßt mich lange genug warten. Aber, das soll kein Vorwurf sein, wußtet ihr doch nichts von meinem Kommen!“

Damit trat der Kapitän in den Vorsaal, warf die Mütze beiseite und ließ sich von Maki den Überrock von den Schultern nehmen. Mary stand bewegungslos auf ihrem Plage und ein eisiger Schauer rieselte durch ihre Adern. War das gefürchtete Unheil nun doch über das stille, friedliche Haus hereingebrochen?

„So, Kinder, nun bin ich, gottlob, wieder da!“ rief der Kapitän tief aufatmend und öffnete die Thür seines Arbeitszimmers. „Gehe hinein und mache Licht, Maki!“

Der Diener befolgte stumm den Befehl, während der Kapitän an Mary herantrat und, sie freundlich auf die Schulter klopfend, in seiner leutseligen Weise fragte:

„Meine Frau ist doch die ganze Zeit über wohl gewesen? Glauben Sie, daß Frau Lee überrascht sein wird?“

„Ja, Herr, sehr!“ lautete die leise Entgegnung.

„Wohl, stören Sie die gnädige Frau um Gotteswillen nicht, Mary! Ich werde diese Nacht hier auf dem Sofa schlafen. Aber schaffen Sie mir eine heiße Tasse Thee mit Rum! Zu Abend gegessen habe ich bereits auf dem Dampfer.“

Mit diesen Worten trat er in sein nun hellerleuchtetes Zimmer und ließ die Blide wohlgefällig und glücklich lächelnd darüber hinschweifen. In strammer Haltung, der ferneren Befehle gewärtig, stand Maki neben der Thür.

„Wie ist es euch unterdessen ergangen, mein Junge?“ fragte der Seemann heiter, indem sein leuchtender Blick auf dem reizenden Bilde seiner schönen Frau über dem Schreibtische ruhte.

„Alles ging ruhig im alten Gleise fort“, erwiderte Maki, indem er finster zu Boden blickte.

„Warum sagst du das mit einer solchen Leichenbittermiene?“ fragte Lee, ihn schärfer ins Auge fassend. Dann aber fuhr er zusammen und rief heftig:

„Herr des Himmels! Du verbirgst mir doch nicht eine schlimme Kunde von drüben? Sechs Wochen sind es her, seit der letzte Brief meiner Frau mich erreichte. Ist drüben in New York etwa — mein Bruder...?“

„Nein, o nein, Herr!“ fiel Maki ihm schnell ins Wort. „Gestern traf ich den alten Jackson, welcher mir, mit Freudenthränen in den ehrlichen Augen, erzählte, daß Dr. Sexton äußerte, man könne, wenn der liebe Gott seine gnädige Hilfe weiter spende, anfangen, etwas Hoffnung zu schöpfen.“

Der angstvoll gespannte Ausdruck in des Kapitäns Zügen wich, und ein tiefer Atemzug erleichterte die gepresste Brust.

„Weißt du noch Näheres über die Krankheit meines Bruders, Maki?“ fragte er erregt, während sein Blick, wie gebannt, an des Dieners Lippen hing.

„Nicht viel mehr, Herr! Der alte Jackson erzählte nur noch, daß der Doktor durch ein wunderbares Experiment Herrn Lees krankes Gehirn von dem fürchterlichen, lähmenden Druck befreit habe. Nun sei das bisherige Leiden in ein Nervenfieber übergegangen, an dem der Kranke seit fast sieben Wochen darniederliege. Wenn er das glücklich durchmache, dann —; doch Frau Lee wird ja dem Kapitän mehr und ausführlicher darüber berichten“, setzte der Malaie schüchtern hinzu. „Fräulein Mansfield ist einigemal hier gewesen und hat genaueres erzählt.“

„Also Fräulein Amy war hier?“ fragte der Seemann und blickte gedankenvoll vor sich hin.

Die Jose trat mit dem Theebrette herein. Der Kapitän blickte zerstreut zu der anmutigen Gestalt hinüber, während der junge Malaie sofort wahrte, daß Mary rotgeweinte Augen habe, und daß das Porzellangeschirr in ihren Händen bedenklich aneinander klirrte. Schnell sprang er hinzu und setzte das Tablett auf einen Tisch.

„Frau Lee ist doch nicht etwa erwacht?“ fragte der Seemann besorgt und schaute dabei Mary zum erstenmale voll ins Gesicht. „Wann ging meine Frau heute zu Bett?“

Seelenangst und Entsetzen lagen in dem Blicke, den das junge Mädchen bei diesen Worten dem Malaie zuwarf. Er — nur er konnte und mußte reden! Sie vermochte es nicht. — Aber beide standen stumm und regungslos vor ihrem Herrn.

„Nun, warum spricht ihr nicht?“ fragte der Kapitän ungeduldig und blickte erstaunt von der einen zum andern. „Du bist heute so merkwürdig unruhig in deinem Benehmen, Maki! Was bedeutet das? Ich will nicht fürchten, daß du während meiner Abwesenheit in der Ausübung deiner Pflicht dir etwas hast zu schulden kommen lassen?“ setzte er streng hinzu. „Reden Sie, Mary!“

„Frau Lee ist — ist — bis jetzt — noch gar nicht...“ stotterte das arme Mädchen.

„Was? Noch gar nicht zur Ruhe gegangen?“ rief der Seemann in lebhafter Freude und eilte zur Thüre. „Und das erfahre ich erst jetzt?“

Der Malaie aber nahm jetzt all seinen Mut und seine Willenskraft zusammen und stieß rauh, in abgerissenen Sätzen hervor:

„Frau Lee ist fort — seit heute nachmittag — sie ist — noch nicht — zurückgekehrt!“

„Fort!“ wiederholte Herbert Lee mechanisch, als ob er die wahre Bedeutung dieser Worte sich erst klar machen müsse. „Warum sagtet ihr mir das nicht früher?“

„Der Kapitän hatte bisher nicht darnach gefragt“, erwiderte der Diener dumpf.

„Wißt ihr, wohin meine Frau gegangen ist?“

Das wilde, leidenschaftliche Zucken seines Gesichts ließ jetzt beide erzittern.

„Nach New York. Frau Lee fuhr stets nur dorthin, wenn sie die Villa verließ.“

„Besuchte sie denn etwa Fräulein Mansfield?“

„Nein!“

„Aber Frau Lee fuhr öfters hinüber, seit ich fort war?“

„Ja, Herr! Zwei- bis dreimal in der Woche.“

Totenstille herrschte für einen Augenblick im Zimmer. Dann sagte der Kapitän:

„Es ist doch möglich, daß meine Frau zu Fräulein Amy fuhr. Vielleicht ist sie dorthin gerufen worden — vielleicht...“ Die Stimme versagte ihm. Er wollte die Worte mit Festigkeit und Ruhe sprechen, aber sie glichen dem Angstschrei einer gemarterten Seele.

„Geht! Ich brauche euch vor der Hand nicht mehr!“ kam es dann in rauhem Befehle über des Seemanns Lippen. „Und haltet euch bereit, wenn — wenn meine Frau zurückkehrt!“

Schweigend und gesenkten Hauptes gingen Mary und der Malaie hinaus.

„Fort!“ — Noch einmal rang sich das Wort aus Herberts Munde, und die muskulösen Arme fielen schlaff am Körper herab, während das eben noch so stolz getragene Haupt auf die Brust sank. So verharrte er, wie von einem Blitzstrahl betäubt, eine Weile.

Vor kaum einer Stunde war die „State of Florida“ drüben in New York am Dock gelandet. Aber den Kapitän litt es nicht mehr — keinen Augenblick länger als nötig war, auf dem Dampfer. Zu ihr — zu ihr trieb es ihn fort — hinüber in sein Heim. Er wollte die Teure nicht aus ihrem Schlummer stören, er mußte nur das süße, berauschte Gefühl noch heute empfinden, in ihrer Nähe — unter einem Dache mit ihr zu weilen! — Und nun — war sie fort!! Die Uhr auf dem Kamin zeigte ein Viertel vor eins! War es denkbar, daß Rose sich bei Amy aufhielt? Oder bei den Everetts? Hatten die letzteren die Freundin in deren Einsamkeit — auch einmal über Nacht bei sich behalten wollen? Oder — Herr des Himmels — daran dachte er erst jetzt — konnte ihr nicht ein Unfall zugefallen sein drüben in dem wilden Gewühle und Getreibe New Yorks? — Der Kapitän sprang auf, riß die Thüre zum Vorsaal auf und wollte nach Mütze und Paletot greifen.

Dort aber schritt der Malaie, beide Arme über der Brust gekreuzt, langsam auf und ab. Wie ein Messerstich zuckte es durch des Seemanns Herz.

Der junge Diener fuhr zusammen und richtete sich stramm empor, aber sein Blick begegnete nicht dem seines Gebieters, sondern hastete scheu am Boden. Herbert Lee wahrte die Veränderung an dem braunen Burschen, und in ungestüher Bewegung strichen seine Hände über die Stirn. Wie war ihm denn? Sprach das ängstlich-unstäte Wesen des Malaie nicht, wie ein offenes Buch? Gab es hier etwa eine Lösung — eine Aufklärung? Hatte Maki nicht vorhin gesagt, daß seine Frau einigemal wöchentlich hinüber nach der Stadt fuhr? Wußte die Dienerschaft, wohin sie ihre Wege richtete? — Ja, nun begann er sich darauf — auch Mary schien verstört. Krampfhaft ballte sich bei diesem Gedanken seine Faust zusammen — und dennoch zögerte er; die ihm angeborenen edlen Gefühle sträubten sich dagegen, den Diener, den Untergebenen nach seines Weibes Thun und Treiben zu befragen!

Allein da regte sich schon wieder die wilde Angst in des jungen Gatten Brust. Das Vorgefühl eines nahen Unglücks presste ihm das Herz zusammen; wie konnte er noch zögern, schwanken in solcher Stunde?

„Maki!“

Den Kopf geneigt, kam der Malaie bis dicht zu seinem Herrn heran.

„Du weißt, wohin Frau Lee gefahren ist?“

Die Worte des Kapitäns wurden ernst und ruhig gesprochen.

„Nach New York, Herr!“ war die Antwort.

„Das hast du mir schon einmal gesagt. Das genügt mir nicht. Aber da ihr beide es mit solcher Sicherheit zu wissen scheint, so muß ich annehmen, daß Frau Lee euch vielleicht mitteilte, wen sie drüben wohl besuchte, oder welche

besondere Veranlassung sie hatte, diese Fahrten öfters zu unternehmen?"

"Die gnädige Frau hat mit uns nie darüber gesprochen", erwiderte der Malaie, indem er zum erstenmale die Augen erhob. Der siehende Ausdruck in denselben verriet dem Kapitän nur zu deutlich, daß der sonst so treue, anhängliche Mensch heute etwas vor ihm verbarg. Wild und heftig wallte es daher in ihm auf, und der Zorn färbte seine Stirn blutrot.

"Ich frage dich noch einmal, Maki, wohin fuhr meine Frau heute? Wenn sie es dir auch nicht gesagt hat, so weißt du es dennoch!"

"Ja, Herr! Ich weiß es", kam es nach langer Pause über die erblaßten Lippen des Dieners, während sein Gesicht eine fast aschgraue Färbung zeigte.

"Gut. So hilf mir den Überrock anziehen und mache dich selbst bereit! Du wirst mich jetzt dorthin begleiten, Maki!"

Es war ein feiner Widerspruch duldbender Befehl des Vorgesetzten. Gleichwohl rührte Maki sich nicht von der Stelle. Zum erstenmale, seit er in des Kapitäns Diensten stand, gehobte er nicht.

Da übermannte die Leidenschaft das Herz des unglücklichen Gatten. Mit eisenfestem Griffe packte er die Schulter des Dieners, riß ihn wild empor und schrie mit bebender Stimme:

"Beist du mir so Treue und Ergebenheit? Ist das der Dank dafür, daß ich in blindem, unerschütterlichem Vertrauen dir mein Heiligtum zu hüten gab? Willst du, verwegener Bursche, meinem Gebote trogen? — Oder — oder hat Frau Lee dir am Ende gar befohlen, gegen mich zu schweigen? Spielt ihr alle gegen mich ein falsches Spiel?"

"Nein, Herr! Frau Lee befahl mir nichts!"

Der entschiedene, feste Ton machte Herbert stutzen. "Warum redest du dann nicht, Maki?" fragte er. "Siehst du nicht, daß Angst, Sorge und Ungewißheit mich fast zur Verzweiflung treiben? Habe ich denn nicht ein Recht, nach den Wegen meiner Frau zu fragen? Ich will — ich muß die Wahrheit wissen! Fort! Hole deine Mütze; du wirst mich nach New York geleiten! Keine Gegenrede — kein Zögern mehr! Ich befehle es dir, Maki!"

Nur ein ächzender Laut war vernehmbar. Dann stürzte der junge Diener auf die Kniee nieder und rief flehend:

"O, Herr, befehlen Sie das nicht! Ich kann — ich darf Ihnen nicht folgen. Verflucht will ich sein, wenn dieser Mund je eine Silbe davon verrät, was mein thörichtes Vorwitz erlauscht und erspäht hat! Alles, was der Kapitän sonst in dieser Welt von mir verlangt und erheischt, bin ich mit Freuden bereit, zu thun und zu opfern! — Nur dieses eine vermag ich nicht! Ich kann das Geheimnis meiner Herrin nicht verraten!"

Herbert Lee griff krampfhaft nach einem in der Nähe stehenden Stuhle. Die große Gestalt wankte. War es nur der Zorn über die freie Sprache des Untergebenen, der all seine Nerven im tiefsten Innern erbeben ließ? Wurde es nicht plötzlich Nacht — rabenschwarze Nacht vor seinen Augen?

"Das Geheimnis der Herrin!" Also es gab ein solches? Rose, seine Rose — sein angebetetes, vergöttertes Weib, hatte einen dunklen, unaufgeklärten Punkt — eine Schuld vielleicht in ihrem jungen Leben, die sie dem Gatten zu verbergen suchte? So waren ihr süßer Blick, ihr Lächeln, ihr Kuß — nur Lüge — schmähliche Heuchelei! In grausamer Deutlichkeit trat jedes einzelne Wort, das der Mund seines Bruders damals über Rose gesprochen hatte, ihm wieder vor die Seele. Verlaßt hatte er jede Warnung — jeden Rat! Sprach denn der reine, sonnenklare Aufschlag ihres großen Auges nicht all diesen Reden und Schmähungen Hohn? Er glaubte an sie; sein unerschütterliches Vertrauen, seine tiefempfundene Liebe für sie wußten immer, wo es auch sei und selbst im eigenen Herzen, die Reime und Regungen eines Mißtrauens zu unterdrücken!

Und nun kam sein Diener und wagte die heiligste, empfindlichste Stelle in des Gebieters Busen mit rohem Griff zu berühren! Was hatte denn sein Vorwitz erlauscht und er-

späht? — Das Geheimnis, welches er selbst nicht erfahren durfte? — Und er, Herbert, was war er? — Wie nennt die Welt den Gatten, der nach langer, langer Reise in sein Heim zurückkehrt und sie — sein Weib — die Hüterin von seines Hauses Ehre — inmitten der Nacht — fort — ausgeflogen findet? — Siedend heiß strömte ihm das Blut nach den Schläfen.

"In wessen Diensten stehst du, Maki?"

Die Stimme, welche das plötzlich fragte, klang schneidend, wie der Hieb eines haarscharfen Schwertes.

"O Herr, haben Sie Erbarmen!" — flehte der Malaie, das ehrliche, thränenüberströmte Angesicht zu dem Gebieter emporrichtend — "nicht mit mir — nur mit ihr — und mit sich selbst!"

"Erbarmen für mich selbst, du Thor?!"

Ein entschliches Lachen gellte durch den hohen Vorsaal — laut und schauerlich. Es war ja keine Gefahr mehr vorhanden, die Herrin aus dem Schlummer zu wecken.

"Schweig! Ich bedarf deines Mitleids nicht; — und stehe auf! Das ist keine Stellung für den Matrosen, wenn der Kapitän zu ihm spricht!"

Der Malaie stand schnell wieder auf den Füßen. Kein Glied, keine Muskel zuckte mehr; aber unaufhaltsam rollten die kristallinen Tropfen über die braunen Wangen.

"Vor wenigen Minuten befahl ich dir, du solltest mich nach New York begleiten. Das ist nun nicht mehr nötig; ich fahre nicht. Aber hier — auf dieser Stelle wirst du mir jetzt eingestehen — Wort für Wort, als ständest du vor einem höheren Richter, was in meiner Abwesenheit sich zugetragen hat, wann, wie oft und zu welchen Stunden Frau Lee nach der Stadt fuhr, in welche Gegend derselben und was für — Geschäfte sie dort abzuwickeln gehabt hat?"

Die eisige Ruhe, in welcher der Kapitän jetzt sprach, war beängstigend.

Ein Zittern ging durch des jungen Dieners Körper. Dann stieß er, die Stirne in düstere Falten gezogen, rauh hervor:

"Herr — ich kann es nicht!"

"Maki", rief Herbert außer sich, "du wagst mir das zu bieten — mir, der dir nur Wohlthaten und Güte erwiesen, der Jahre lang über dir gewacht hat, wie ein väterlicher Freund? Ist das Vertrauen gegen Vertrauen? Treibe mich nicht zum Äußersten, Maki — und sprich!"

"Nein, Herr! Dieser Mund verrät das Geheimnis seiner Herrin niemals! Verstoßen Sie mich — töten Sie mich auf der Stelle! Ohne jede Klage werde ich alles erdulden, aber reden — reden kann ich nicht."

Ein schwerer, wuchtiger Schlag fauste nieder auf das Haupt des unglücklichen Burschen. Maki taumelte und stürzte dann, indem er noch im Fallen die Hände gegen seinen Kapitän bittend erhob, kraftlos nieder.

Noch ein Wutblick traf die Gestalt an der Erde; dann fiel die Thüre nach des Gebieters Zimmer trachend ins Schloß.

Der geschlagene, fast betäubte Mann hörte nicht, daß leise, flüchtige Tritte in hastigem Laufe die breite Stiege des oberen Stockwerkes herabkamen, und das Knistern und Rauschen eines Frauengewandes schlug nicht an sein Ohr, aber er kam zu sich, als eine weiche Hand ihm sanft über den lichtbraunen Nacken strich, der Hauch eines blühenden Mundes seine von Thränen feuchten Wangen berührte und eine weiche Stimme zu ihm sprach:

"Maki, lieber — lieber Maki! Dort oben der Allgütige, der alles sieht und hört, der tief in unsere Herzen hineinzuschauen vermag — er wird das, was Sie heute gethan haben, zum Segen wenden!"

Wie traumumfungen schlug Maki die großen Augen auf. War es denn wirklich Mary, die so sprach, die neben ihm am Boden kniete und deren weiche Hand so zärtlich über seine brennende Stirn hinwegglitt? Gab es also doch eine Seele, welche mit ihm fühlte, die das Opfer, das er der Herrin eben gebracht hatte, zu würdigen verstand? — Und diese Seele

lebte in ihr — in Mary, die er liebte, der sein Herz vom ersten Sehen an schon so warm und ungestüm entgegenschlug! Sie verachtete ihn nicht — sie empfand sogar Teilnahme und Mitleid mit ihm, dem armen Mischling! Großer Gott, was war denn geschehen? O, nun schmerzte das wundte Haupt nicht mehr. Wohl arbeitete und kämpfte es noch gewaltig drinnen in der übertollen Brust und unartikulierte Laute quollen verräterisch aus ihr hervor; aber das war nicht Schmerz, nicht Wehe über jene unverdiente Züchtigung, noch Verzweiflung über den Jorn des geliebten und geehrten Kapitäns. Das, was jetzt so wild und ungestüm in Mafis Busen tobte, ihm den Blick durch heiß aufsteigende Thränen verdunkelte und die klare Stimme im Schluchzen erstickte — das war allein nur Glück!

„O, weinen Sie nicht länger, Mafi!“ bat Mary von neuem, und ihre warmen Finger schlangen sich dabei um des Malaien Rechte. „Ich habe alles von dort oben aus angehört. Nicht Neugierde war es — da sei Gott vor! — aber der schreckliche Jorn des Kapitäns — die Angst um Sie...!“ sie hielt inne und bog das tieferglühende Antlitz ganz zu ihm herab. „Tausend, tausendmal danke ich Ihnen, daß Sie standhaft geblieben, Mafi, daß Sie Frau Lee nicht verrieten an ihn! Denn was immer dieses schreckliche Geheimnis bergen mag — gut, ehrlich und — ihrem Gatten treu ist sie dennoch!“

Nur ein Seufzer kam über des jungen Dieners Lippen.

„Es wird sich noch alles aufklären, glauben Sie mir!“ fuhr Mary tröstend fort. „Wenn Frau Lee zurückkehrt, wird sie dem Kapitän die Wahrheit eingestehen. Denn — denn, was sich so innig liebt, das läßt sich nicht voneinander“, flüsterte sie kaum hörbar.

Aber Mafi vernahm es doch, und er fühlte, daß leise sein Kopf an ihre Brust gedrückt ward. Das unbändige, heiße Blut des Sohnes einer wärmeren Zone wallte wild in ihm auf, alle unterdrückte und monatelang bekämpft gewesene Leidenschaft brach jäh aus seinem Herzen. Ein Rausch erfaßte ihn, und mit einem Jauchzen umschlangen seine Arme die zierliche Gestalt. Ein Kuß — brennende Lippen schlossen den rosigten Mund! Ward er geraubt — ward er erwidert — wer kann es sagen? — Nun aber sprang Mary wie eine Gazelle auf ihre Füße.

„Mafi, Sie töten mich! Herr des Himmels, wer erlaubt Ihnen, mich zu küssen? Sie Vär!“ Damit eilte sie davon.

Ja, das hatte wieder Mary, die wilde, trohige Mary gesprochen. Ist denn alles nur ein kurzer, süßer Traum gewesen? dachte Mafi.

Dreizehntes Kapitel.

Grau und nebelig war der Morgen endlich angebrochen. Endlich! So dünkte es wenigstens dem finsterblickenden Manne, der unverwandt vom Fenster seines Wohnzimmers hinab auf die öde verlassene Straße schaute.

Um die sechste Stunde vermochte er schon wieder Häuser und Bäume in unbestimmten Umrissen zu erkennen, aber das fahle Licht des heraufdämmernden Tages war heute so träge, daß die tiefen Schatten der Nacht ihm nur langsam wichen.

Licht und Klarheit! Ein dumpfes Achzen drang aus der Brust des einsamen Mannes. Mußte es denn nicht endlich Tag werden? Der jetzt noch getrüübte Blick — mußte er nicht bald in sanfte Helle — vielleicht in einen goldig strahlenden Morgen hineinschauen, in dessen Schoße sich neue Hoffnung, Glück und Frohsinn bargen?

Fünf lange, bange Stunden hatte Kapitän Lee seit jenem heftigen Auftritt mit dem Diener schon gewartet. Sein fieberhaft klopfendes Herz erzitterte bei jedem neuen Schläge der Uhr, sein durch Angst und Grabesstille ringsum geschärftes Ohr vernahm auch den leisesten Laut inner- und außerhalb des Hauses. Sie mußte — mußte endlich kommen!

Herbert trat hinaus in den Vorjaal. Das Gasflämmchen flackerte noch, aber auch der matte Tageschein warf bereits ein dürriges Licht über die Halle. Nichts regte sich. Am

Fußboden, mit dem Kopfe auf der untersten Treppenstufe, lag der Malaie in festem Schlaf.

Herbert Lee trat dicht an ihn heran und schaute mitleidig auf den Schläfer. Ein glückliches Lächeln umspielte den üppigen Mund desselben. Die blendend weißen Zähne bligten, die Hände waren über der breiten Brust gefaltet. Hatte der Traumgott dem armen Burschen das eben noch erdulbete Leid vergessen gemacht? Waren es vielleicht heitere, lichte Bilder, die seine Seele umgaukelten, oder hatten ahnungsvolle Gefühle nun plötzlich Form und Gestalt angenommen?

„Armer Mafi!“ flüsterten des Seemanns Lippen; aber gleich darauf preßten sich seine Hände in wildem Schmerz an seine Schläfen. „Nein, glücklicher Mafi! Wer so in tiefstem Seelenfrieden zu schlummern vermag, dem hat der Himmel die Bürde des Daseins leicht gemacht. Ich aber, ich — o Rose, Rose! Du wirst nicht so an mir gesündigt haben, daß ich dir nicht verzeihen könnte?“

Nur die tiefen Atemzüge des Schlummernden gaben eine Antwort. Mit todesmattem Blicke wandte Herbert das Haupt weg und schritt langsam nach dem Arbeitszimmer zurück. Aber horch! War das nicht wie ein leiser Tritt draußen auf den Steinfliesen der Veranda? Herberts Herz zuckte zusammen. Stunden — entsetzliche Stunden waren ihm in Furcht, Hoffnung und Verzweiflung vergangen — in verzehrendem Verlangen nach dem Augenblicke, wo ein Geräusch von außen ihm ans Ohr schlagen, wo ihr leichter Fuß die Stufen zum Hause hinansteigen würde. Hundertmal hatte er in dieser trostlosen Nacht sich alles wiederholt, was er ihr sagen — was er fragen wollte. Nun aber, wo der herbeigesehnte Augenblick eintrat — nun war er ohne alle Fassung!

Da — der leise Klang der Hausglocke — schwach und zaghaft zitterte er durch die Halle; dann folgte ein stärkeres Pochen. Es weckte weder den Diener aus seinen Träumen, noch Mary. Auch bei ihr mußte die tiefe Ermattung des Körpers über guten Willen und Pflichtgefühl gesiegt haben.

Herbert richtete sich auf, er hat jetzt alle Schwäche und jedes Schwanken überwunden. Marmorkalt und starr sind seine schönen Züge, aber die Brust hebt und senkt sich nicht mehr unter jenen ächzend hervorgerostenen Atemzügen, wie vorher. Nur in den großen, flammenden blauen Augen zuckt und flackert die Leidenschaft. Er dreht den Schlüssel und öffnet die Thüre.

„Herbert!“

Der kurze Ton glich dem letzten Aufschrei eines zum Tode gekehrten Wildes. — Zu Tode gekehrt! — Aber der mitleidige Tod kam nicht in diesem entsetzlichen Augenblick. Kein Blitzstrahl schmetterte die regungslose Frauengestalt barmherzig zu Boden. Leben sollst du, Rose, weiterleben! Öffne nur die schwer herabgesunkenen Lider und blicke auf! Es ist ja Herbert, dein heiß- und zärtlich geliebter Gatte, welcher vor dir steht, er, den jede Faser deines Herzens herbeigesehnte, dem deine Arme sich im Geiste schon tausendmal entgegenstreckten, dort steht er vor dir — in seiner ganzen Schönheit und männlichen Kraft — zurückgekehrt von langer, endlos langer Reise — heim — zu dir!

Mehrere Sekunden blieben die Gatten stumm und regungslos.

„Komme herein, Rose! Ich sehe, die Überraschung, mich zu finden, macht dich sprachlos. Seit Mitternacht warte ich auf dich. Tritt hier in mein Arbeitszimmer! Ich habe mit dir zu reden.“

Jedes seiner Worte war mit äußerster Ruhe gesprochen. Weder Jorn noch Heftigkeit brausten der unfeligen Frau entgegen; und doch klang die Stimme hart und ganz verändert.

Die Augen starr zu Boden gerichtet, schritt sie an ihm vorüber.

Schweigend betraten beide das Gemach. Noch brannte die Lampe auf dem Tische; und neben ihr stand die unberührt gebliebene Tasse. Der graue Schein eines nebeligen Morgens lag über jedem Gegenstande. Nur vom Fenster her fiel ein hellerer Strahl auf die hohe Gestalt der jungen Frau und



Schmarhofer. Gemalt von Heinrich Schumann.

zeigte die wachsfarbene Blässe, die tiefe Erschöpfung der schönen regelmäßigen Züge. Der schwere nasse Mantel war ihr von den Schultern gefallen; aber auch die übrige Kleidung verriet die Spuren eines Ganges auf schmutzigem Wege in feuchtem Morgennebel.

In der Mitte des Zimmers blieb Herbert stehen und richtete die großen Augen unverwandt auf sie.

O, warum sprach sie nicht? Warum hob sie die Hände nicht bittend empor und rief:

„Herbert, vergib — vergib! Verurteile nicht, bevor du mich gehört hast! Laß mich das qualvolle, zerrissene Bild meines Innern dir voll und ganz enthüllen!“

Aber Rosas Mund blieb verschlossen, steinern jeder Zug des bleichen Angesichts.

„Ich glaube, dich wohl nun um eine Aufklärung über deine Handlungsweise bitten zu dürfen“, begann Herbert endlich dumpf. „Zuerst die Wahrheit, Rose, die volle Wahrheit — über alles, was du vom Anbeginn — vom ersten Tage unserer Ehe an mir vorenthalten hast! Dann erst werde ich sprechen und — richten! Aber sonnenklar muß es jetzt werden zwischen uns beiden — ich muß wissen, ob ich bisher ein blinder Thor gewesen bin! Ich muß wissen, ob es unter unsers Herrgotts blauem Himmel so viel Trug und Schamlosigkeit gibt! Sprich offen, Rose! Keinen Namen nenne mir —“ (abwehrend hob er beide Hände), „sage nur ‚ja‘ ...“, seine Stimme versagte ihm — „und du bist frei, Rose — frei, als ob ein Herbert Lee nie den Wahnsinn begangen hätte — dich zu lieben! Nur ein kurzes Ja oder Nein will ich hören!“

Die junge Frau schnellte bei dieser Frage jäh empor und das plötzliche Aufdämmern einer schrecklichen Ahnung zuckte mit Blitzesschnelle über ihr schönes Gesicht. Sie wandte und preßte beide Hände heftig gegen die wogende Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Polen und Deutsche.

Es war hohe Zeit geworden, daß etwas im Osten geschah, damit der Polonisierung und dem vorbereiteten Abfall der östlichen Provinzen Preußens ein Riegel vorgeschoben wurde. Kultur und Unkultur, Deutschtum und Polonismus, stoßen dort hart aufeinander und die bald tausendjährige Arbeit unsers Volkstums sollte dort um ihre Resultate gebracht werden. Nur blinder Parteieifer, Unwissenheit oder Böswilligkeit konnten Ursache sein, daß im deutschen Reichstage und im preussischen Landtage eine Anzahl von Abgeordneten der nationalen Sache den Rücken wandten — wer mit den Verhältnissen vertraut war, der segnete das Vorgehen der preussischen Regierung, welche nicht freiwillig im Osten abzugeben gewillt war. Hier kann die aktuelle politische Frage nicht weiter verfolgt werden; sie dient uns nur als Ausgangspunkt, um einige Blicke auf die deutsche Kulturarbeit in den ehemals polnischen Landen Preußens zu werfen und dabei das Verhältnis von Deutschen und Polen zu erörtern.

Wie heute ein großer deutscher Auswandererstrom sich nach Westen über das Weltmeer wälzt und schon Millionen unserer Landsleute in Amerika angesiedelt sind, so sah das Mittelalter die Deutschen in großer Masse nach Osten hin ziehen und gewaltige Landstrecken, die ehemals slawisch waren, für die deutsche Sprache und das deutsche Reich gewinnen. Bereits im X. Jahrhundert, als die Polen, von Kaiser Otto I. besiegt, zum Christentum übergetreten waren, beginnt der Zug der Deutschen in die Lande an der Weichsel; es waren Geistliche, Kaufleute, Krieger. Klöster und Bischöfe und deutsche Edelleute zogen — namentlich seit dem XIII. Jahrhundert — Ackerbauer und Handwerker nach sich. Polen war dünn besiedelt, der Pole war ein „Ackertrager“, der mit einem Pfluge den Boden bearbeitete, während der Deutsche den tiefgehenden Pflug mitbrachte. Magdeburgisches Recht galt bald in den polnischen Städten, deren Bürgerschaft zum guten Teil eine deutsche war, ja, in der Haupt- und Krönungsstadt Krakau war die deutsche Bevölkerung so zahlreich, daß unter den Syndikatsakten derselben alle Schriftstücke bis zum Jahre 1583

entweder deutsch oder lateinisch abgefaßt sind; erst von jener Zeit an kommen auch polnische vor.

Neuen deutschen Zuzug nach Polen brachte die Reformation, welche in dem heute grundkatholischen Lande bald so starke Verbreitung fand, daß 1563 die Protestanten den Katholiken rechtlich vollständig gleichgestellt wurden. Den einwandernden Protestanten war es zu danken, daß im XVII. Jahrhundert eine gewisse Blüte in den polnischen Städten sich bemerkbar machte und daß noch heute viele Städtebewohner in Kongresspolen die Zeichen deutschen Ursprungs tragen. Alles, was in diesen kleinen Städten an gesellschaftlichem Zusammenhang vorhanden ist, knüpft sich an die deutschen Kolonisten. Der Handel, der Gewerbebetrieb ist in den Händen der Deutschen, der deutschen Urbömmlinge oder der Juden. Das Kunstwesen, das unter dem Schutze des Magdeburger Rechts blühte, kam aus Deutschland und erhielt sich bis auf unsere Tage. Kalisch und Lodz, mitten in Russisch-Polen gelegen, sind noch heute deutsche Industriestädte!

Als 1772 Westpreußen und der Regedistrikt preussisch wurden, 1793 der übrige Teil der jetzigen Provinz Posen erworben und 1815 der polnische Besitz Preußens im Wiener Frieden endgültig gefestigt wurde, nahm der Zuzug der Deutschen in die polnischen Landschaften einen neuen Aufschwung. Wie aber sahen diese aus? verwildert und völlig verwahrlost — das sind die richtigen Ausdrücke.

Schon Friedrich II. hatte daran gedacht, Westpreußen ein deutsches Ansehen zu geben; er wußte, daß mit den Polen selbst nichts anzufangen sei, und richtete sein Augenmerk auf deutsche Einwanderung. Er befahl daher in einer Kabinettsorder „die Attention auf Pfälzer, Schlesiener, Thüringer, Mecklenburger zu richten, die im Rufe tüchtiger Arbeiter ständen, schlechterdings aber keine Stockpolen anzunehmen.“ Es wurde preussische Justiz eingeführt, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Fronden ermäßigt, das Hypothekenwesen geregelt und Schulen gegründet. In den verödeten Städten wurden neue Gebäude aufgeführt, dem unbemittelten Adel wurden Vorschüsse bewilligt, den Landleuten setzte man Prämien für Pferde- und Schafzucht aus und brachte Merinoböcke aus Spanien — kurz das Land empfing eine Fülle von Segnungen, von denen es zur Zeit der polnischen Wirtschaft keine Ahnung hatte. Mit ganz besonderer Vorliebe leitete der König persönlich die Einwanderung der Deutschen nach Posen und unter den Ankömmlingen waren am stärksten protestantische Schwaben vertreten, deren Kindesfinder noch jetzt in Sprache und Sitte von den Norddeutschen sich unterscheiden.

Wie die Zustände unter den annektierten Polen selbst waren, erkennen wir aus den folgenden (bei v. Bergmann mitgeteilten) Schilderungen: Die Mehrzahl des Landvolkes (in Westpreußen) lebte in Zuständen, welche den protestantischen Beamten jämmerlich erschienen. Wer einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten, nur die Sauerkirchsbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt. Stubenöfen waren unbekannt, selten wurde ein Licht angebracht, nur der Rienspan erhellte das Dunkel. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie wie Kohl zur Suppe kochten, von Seringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Vederbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. — Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Fackelpflug selbst und klaperte in seinen Holzpantoffeln auf dem ungepflasterten Fußboden seiner Hütte. Selbst auf den Gütern der größeren Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirtschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer erkrankte, fand keine andere Hilfe als die Geheimmittel einer alten DorfFrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheken. Wer ein Haus bauen wollte, mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Volk in ohnmächtigem Kampfe mit

den Herden der Wölfe; wenig Dörfer, in welchen nicht in jedem Winter die Haustiere durch jene dezimiert wurden.

Wie eine herrenlose Prärie behandelte der Preußenkönig seinen neuen Erwerb, fast nach Belieben setzte er die Grenzen und schob sie hin und her. Der König selbst schrieb damals seinem Bruder Heinrich: „Ich habe dieses Preußen gesehen; ich glaube Kanada ist ebenso kultiviert als Pommern“ und an anderer Stelle: „Man hat mir ein Stück Anarchie gegeben, mit dessen Umwandlung ich beschäftigt bin.“

Einen äußerst belangreichen Einblick in die Kulturverhältnisse der an Preußen gekommenen polnischen Landstriche gewährt auch ein Brief des Geheimen Finanzrats von Götting an den Dichter Gleim. Derselbe stammt aus dem Jahre 1793 und bezieht sich auf den Landstrich zwischen Mejeritz und Posen. Es heißt da: „Bürger und Bauer sind, wie Sie leicht denken können, mit der preußischen Besitznehmung sehr zufrieden und in der That gewinnen sie auch viel dadurch. Es ist unglaublich, was sich der begüterte Adel gegen die übrigen Stände bisher erlaubt hat. Der Adel scheint sich gutwillig in sein Schicksal zu ergeben. Die, welche den roten Adlerorden erhalten haben, brüsteten sich nicht wenig damit, und um die Landratsstelle bewarben sich eine unglaubliche Menge Kandidaten. Im ganzen ist die Nation um ein volles Jahrhundert gegen die Einwohner der alten Provinzen zurück. Es wird viel Mühe und Geduld kosten sie gesitteter und reinlicher zu machen. In ganz Posen, so bedeutend die Stadt auch ist, gibt es kein Wirtshaus, worin ein rechtlicher Mensch abtreten könnte; und logiert man auch im besten Privathaus, so bekommt man dennoch weder Handtuch noch Waschecken noch anderes und am wenigsten ein Bett. Drei Nächte mußte ich auf einem Gartensofa liegen, ehe meine neuen Matratzen fertig wurden. Der Adel macht großen Aufwand in Equipagen und Livreen; diese waren ebenso modern und glänzend als in Berlin. Alle Damen schminken sich, sie mögen es nötig haben oder nicht; sie tragen sich sehr bloß und nach ihren Nationalbegriffen von Schicklichkeit läuft es gar nicht wider den Wohlstand, sich von Bekannten auf die Brust küssen zu lassen. Dagegen wird sich nicht leicht eine zu einem Kusse auf den Mund entschließen.“*)

Ist es notwendig, solchen polnischen Zuständen gegenüber das Bild der Rehrseite zu entfalten, zu zeigen, was die deutsche Kulturarbeit auf allen Gebieten in Posen und Westpreußen leistete? Wir glauben nicht, daß selbst die Polen hier deren sittigenden und bessernden Einfluß, den kolossalen Umschwung leugnen werden, und daß nur dem Deutschen dieser zuzuschreiben ist, ergibt doch ein Blick auf das russische und österreichische Polen, die beide weit hinter dem preußischen Polen zurückstehen. So sehr aber in hundert Jahren auch Preußen in seinen polnischen Landen für die Kultur arbeitete, vermochte es doch nicht dieselben auf die volle Höhe der altpreußischen Provinzen zu erheben, denn noch heute stehen dieselben in mancher Beziehung trotz aller aufgewendeten Mühe zurück. Ganz unzweifelhaft hängt es mit der polnischen Nationalität zusammen, daß in den östlichen Landesteilen Preußens die meisten Menschen Deutschlands wohnen, die nicht lesen und schreiben können. Die beste Übersicht über die Analphabeten eines Landesteiles erhält man durch die Rekrutenprüfungen und diese haben ergeben, daß die ganz deutschen Landschaften Preußens von 0 bis 1 Prozent Rekruten aufzuweisen haben, welche nicht lesen und schreiben können. Wo aber Polen wohnen, tritt sofort eine ganz gewaltige, sprungweise Steigerung in dieser Beziehung hervor. Im Regierungsbezirk Oppeln beträgt die Zahl der Analphabeten über sechs, in Danzig über neun, in Marienwerder und Bromberg über elf und in Posen

gar über fünfzehn Prozent! Diese ungünstigen Zahlen werden nur durch die Polen, welche jene Lande bewohnen, veranlaßt, denn bei den Deutschen in Posen und Westpreußen steht die Schulbildung annähernd auf gleicher Stufe wie in den altpreußischen Ländern.

Stehen somit die Deutschen der polnischen Bevölkerung in bezug auf Schulbildung weit voran, so ist dieses auch in moralischer Beziehung der Fall, wie sich statistisch nachweisen läßt, denn der verhältnismäßige Prozentsatz der in die Zuchthäuser Posens eingelieferten Sträflinge polnischer Nationalität ist größer als jener der Deutschen, gegen Polen werden verhältnismäßig mehr Strafsachen angestrengt als gegen Deutsche.

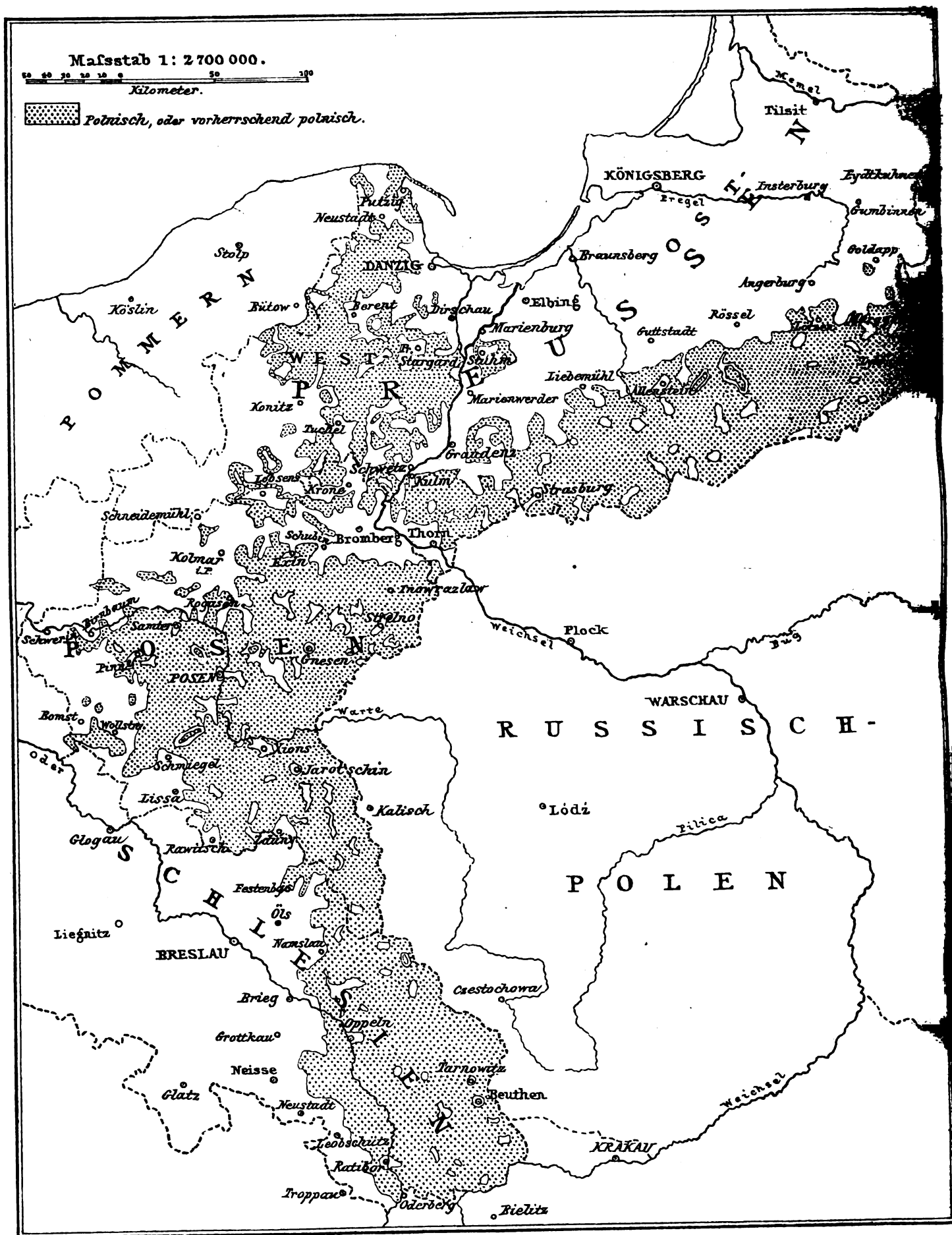
Die polnischen Lande Preußens sind heute sämtlich stark national gemischt und kein einziger Kreis in denselben ist heute mehr rein polnisch. Wie groß aber die Zahl der Deutschen und der Polen in denselben sei, läßt sich nur annähernd angeben, da eine große Anzahl zweisprachiger Leute dort existiert und die Ausnahmen nach der Nationalität viel zu wünschen übrig ließen, auch seit 1864 nicht wieder vorgenommen wurden, so daß man oft gezwungen ist, auf die Konfessionen zurückzugreifen, da — in Posen wenigstens — Konfession und Nationalität sich im allgemeinen decken.

Wir wollen, um die vorhandenen Gegensätze nicht unnötig zu verschärfen, nur nebenbei die Rolle erwähnen, welche der Katholizismus in dem deutsch-polnischen Kampfe spielt und die deutlich genug durch die Parteinahme des „Zentrums“ für die Polen charakterisiert wird. Kaum eine andere Nationalität hängt dem Katholizismus mit größerer Wärme an, als die polnische, wiewohl einst die Reformation weite Kreise Polens gewonnen hatte. Wie der Adel das Handeln, so bestimmt in Polen die Geistlichkeit das Denken des Volks und diese Geistlichkeit rekrutiert sich stark aus dem Adel, der somit in Sachen Polens der maßgebende Faktor bleibt und schon aus diesem Grunde die demokratische Partei überwiegt. Proudhon sagte dieses einmal in der Formel zusammen: „Polen hat der Welt noch immer nichts anderes zu bieten als seine Aristokratie und den Katholizismus.“ Wie groß nun aber auch aus politischen oder ethnographischen Gründen die Abneigung der Polen gegen uns Deutsche ist, sie wird noch wesentlich dadurch gesteigert, daß der Protestantismus in Deutschland vorherrscht. Protestantisch ist dem Polen soviel wie deutsch, katholisch soviel wie polnisch, und daher heißt schlechtweg der Protestantismus „deutscher Glaube“ (niemiecka wiara). Man kann die polnischen Bauern erzählen hören, wie der Teufel Luther zu Wittenberg an eine Brücke angenagelt habe, wo er noch hänge, und aus Edelmanns Munde das Wort hören: „Für Geld schlägt der Deutsche seinen Vater tot.“ Gelegentlich aber gilt auch der deutsche Katholik nichts beim Polen — weil er Deutscher ist, wie denn 1871 der katholische Gesellenverein polnischer Nationalität in Posen es ablehnte, mit dem katholischen Gesellenverein in Köln in Verbindung zu treten, weil er nicht deutsch korrespondieren wolle!

Auf der beifolgenden Übersichtskarte ist gezeigt, wo in Preußen Polen wohnen und wie weit dieselben sich verbreiten. Es sind darauf mit Punktierung diejenigen Landesteile ausgezeichnet, welche ganz oder teilweise polnisch redende Bevölkerung aufweisen; innerhalb derselben befinden sich aber überall deutsche Minoritäten, bald schwächer, bald stärker, und diese deutschen Minoritäten setzen sich bekanntlich auch nach Russisch-Polen fort. Was die Anzahl der Polen in Preußen betrifft, so haben wir schon einmal gesagt, daß es sehr schwierig sei dieselbe zu bestimmen, worüber man bei von Bergmann (zur Geschichte der Entwicklung deutscher, polnischer und jüdischer Bevölkerung in Posen) nachlesen möge. Wir geben daher hier nur die ungefähren, abgerundeten Bevölkerungsziffern für die vier in Betracht kommenden Provinzen.

| | | |
|------------------------------|------------------------------|----------------|
| Ostpreußen | 1 900 000 Einwohner darunter | 390 000 Polen |
| Westpreußen | 1 400 000 „ „ | 450 000 „ |
| Posen | 1 600 000 „ „ | 880 000 „ |
| Schlesien | 3 900 000 „ „ | 830 000 „ |
| 8 800 000 Einwohner darunter | | 2550 000 Polen |

*) Der Brief ist mitgeteilt in der seit kurzem erscheinenden gehaltreichen und interessanten Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, welche Staatsarchivar Dr. B. Endrusat herausgibt. Die neue historische Gesellschaft ist ein wissenschaftlicher Sammelpunkt der Deutschen in den ehemals polnischen Landschaften Preußens. Wir empfehlen dieselbe auf das angelegentlichste allen Lesern des Daheim; durch den Beitritt zu derselben erfüllt man eine nationaldeutsche Pflicht (Meldungen an Dr. Endrusat in Posen).



Zur Polenfrage: Die Ausbreitung der Polen in Preußen.

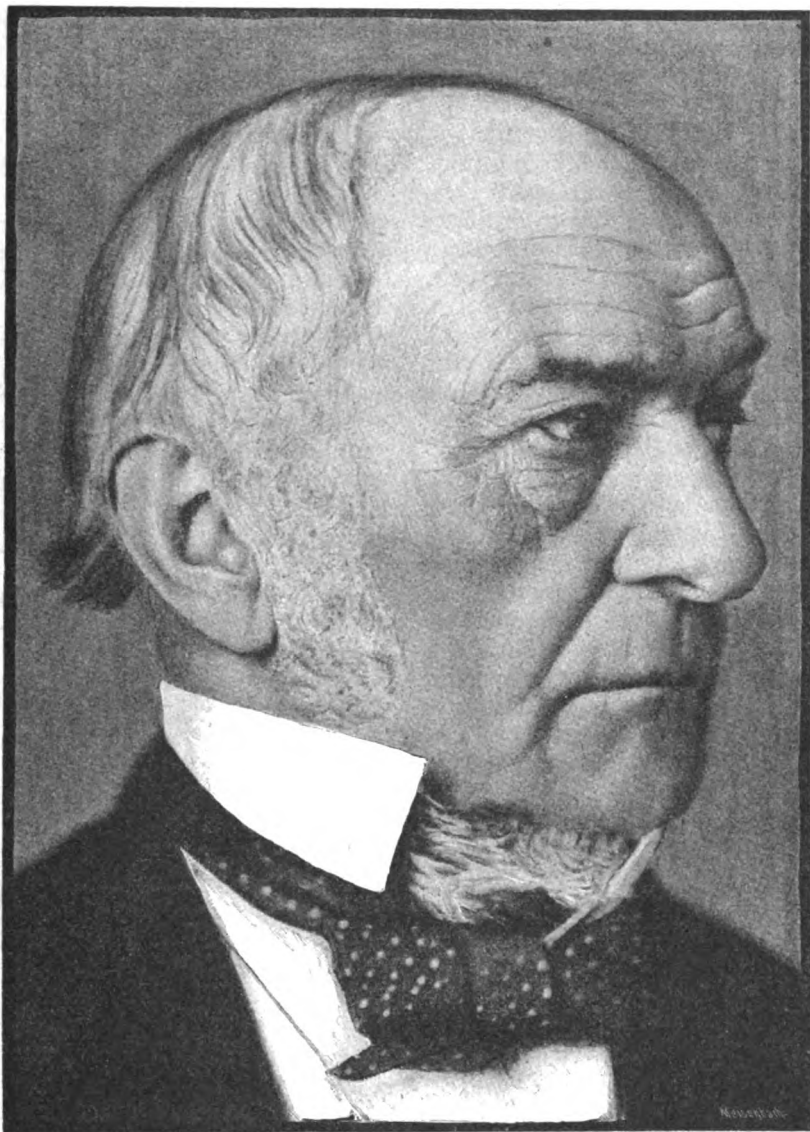
Somit macht die polnische Bevölkerung in jenen vier Provinzen etwa ein Viertel aus. Aber die Zahl allein thut es nicht, denn die größere Mührigkeit, Intelligenz und Wohlhabenheit ist auf Seiten der Deutschen, denen selbst die größeren Städte innerhalb des polnischen Sprachgebiets (Posen; Gnesen selbst noch über die Hälfte Deutsche) gehören, ebenso auch die bedeutenderen Güter. In Posen gehören von den selbständigen, d. h. nicht im Gemeindeverbande stehenden Gütern 59 Prozent (999 600 Hektar) den Deutschen und 41 Prozent (692 900 Hektar) den Polen. Nach Berechnungen, welche kürzlich angestellt wurden, halten sich in bezug auf den Ge-

samtbesitz an ländlichem Eigentum in der Provinz Polen und Deutsche jetzt noch die Wage, d. h. jede Nationalität hat 1 374 000 Hektaren im Besitz, was insofern für die Deutschen ein günstiges Resultat ist, als sie den kleineren Teil der Bevölkerung ausmachen. — Was wir Deutsche durch ehrliche Arbeit und nach dem Rechte der Eroberung in den polnischen Ländern erworben haben, was der Pflug und die Betriebssamkeit gewonnen, das soll wieder verloren gehen — wenn die Polen darüber zu verfügen hätten. Denn Polen in seiner größten Ausdehnung, nicht kleiner als es in den Grenzen vom Jahre 1772 war, soll wieder aufstehen; das ist das Ziel und Streben der nationalpolnischen Partei in Preußen, Österreich und Rußland. Es geht dieses aus vielen offenerzigen Ausprüchen,

den Proklamationen des Nationalkomitees von 1863, aus der bekannten Rede, die Fürst Ladislaus Czartoryski 1868 zu London hielt, und manchen anderen Äußerungen hervor. Das alte zusammeneroberte Polen, in dem kaum ein Drittel der Einwohner polnisch sprach, soll wieder erstehen und von Smolensk bis an die Oder, von Danzig bis zum Schwarzen Meere reichen. Ganz Litauen und die westrussischen Gouvernements, Ost- und Westpreußen, Posen und Galizien sollen zum Reiche des weißen Adlers gehören; Gdansk (Danzig) und Krolewiec (Königsberg) werden polnische Häfen, Torun, Grabsionz, Koftrzyn (Thorn, Graudenz, Küstrin) polnische Grenzfestungen gegen die Deutschen. Die alte Lärmtrompete wird immer und immer wieder geblasen; wie aber lautet das Echo?

Auf der berühmten mit einem Slawenkonfögreß verknüpften ethnographischen Ausstellung zu Moskau sprach Fürst Tscherskaski: „Es gibt Thatfachen in der Geschichte, welche niemand aus derselben verwischen kann. Eine solche Thatfache hat sich zwischen Polen und Russen vollzogen. Wenn wir annehmen, daß es keine Macht auf Erden gibt, welche imstande wäre den natürlichen Lauf der Flüsse aufzuhalten, so gibt es auch keine Macht auf der Welt, welche die Beziehungen Polens zu Rußland ändern könnte.“ So denken die Russen. Die Polen würden sich umschauen, wenn sie etwa in Litauen wieder herrschen wollten! Durch vier Jahrhunderte hindurch, von

1386 bis 1772, haben es sich die Polen angelegen sein lassen, das ehemalige Großfürstentum Litauen zu polonisieren und katholisieren. Wie in Serbien und in der Herzegowina der serbische Adel aus Eigennuh mohamedanisch wurde, so nahm in Litauen der Adel den Katholizismus an und polonisierte sich; das Volk jedoch blieb litauisch und würde eine polnische Herrschaft weit von sich weisen, falls sie wieder käme. — Und die preussischen Anteile, die in dem Zukunftspolen aufgehen sollen? Nun, sie sind jetzt überwiegend von Deutschen besiedelt und wie es in politischer Beziehung mit einer Wiedervereinigung steht, darüber haben die letzten Tage uns ja Auskunft gebracht. Blicke Galizien übrig, wo die Polen Schoßkind der österreichischen Regierung sind; aber auch Galizien besitzt in



William Ewart Gladstone.

den Ruthenen einen polenfeindlichen Stachel. Dieses von den Polen geknechtete, dem griechischen Glauben angehörige, zu den Kleintrussen zählende Volk wirft russische Sympathieen gegenüber dem Polonismus in die Waagschale.

Im Jahre 1863 hat der russische General von Erkert ein graphisches Werk herausgegeben, in welchem er die Nationalitäten in den alten polnischen Ländern darstellt, die zum ehemaligen Königreiche gehörten. . . Sie umfassen jetzt über achtundzwanzig Millionen Menschen. Das wäre schon ein hübsches Reich — wie aber verteilen sich diese achtundzwanzig Millionen nach der Nationalität? Da sehen wir neun Millionen Polen, gegen neun Millionen Russen, gegen sechs Millionen Deutsche, über zwei Millionen Litauer und Letten, über

zwei Millionen Juden. Und über alle diese wollen die Polen herrschen!

Ein wiederhergestelltes Polen würde stets auf der Seite unserer Feinde zu finden sein, worüber kein Zweifel aufkommen kann; namentlich würde Frankreich einen Verbündeten an den Polen finden. Im Kriege 1870 gegen Deutschland kämpften die polnischen Emigranten an der Seite der Franzosen, sie bildeten eine eigene Legion unter Cipowski und ihr General Boffat-Hauka fiel unter französischer Fahne. Überall sehen wir die Polen auf der Seite unserer Feinde — wir aber sollen ihnen freundschaftlich gegenüber treten oder gar mit Dr. Windthorst Thränen über Polens Untergang weinen! Laubheit und Nachgiebigkeit, sogenannte nationale Toleranz, hat dazu geführt, daß mehr und mehr die Polen in Polen erstarrten und bereits begannen, angriffsweise gegen das Deutschtum vorzugehen. Zulebend hat noch im Jahre 1884 die Posener Zeitung Drendownik die Erfolge des Polentums aufgezählt. Es heißt da, vor zehn Jahren habe man auf dem flachen Lande sich noch wenig um Politik gekümmert; jetzt aber sei dank der Agitation ein großer Fortschritt bemerklich. „Die polnischen Volkszeitschriften beweisen es am klarsten, wie der polnische Mittelstand sich in politischer Beziehung seitdem entwickelt hat. Vor zehn Jahren gab es in Polen nur zwei derartige Zeitungen, gegenwärtig existieren sechs, und alle haben so viele Leser, daß sie doch bestehen können. Damals gab es keine Leute im Mittelstand (Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende), welche für ihr eigenes Geld sich polnische Bücher kauften, daher von Geistlichen und Adelligen Parochialbibliotheken angelegt wurden. Heute kauft sich der polnische Mittelstand selbst zu Hunderten, ja zu Tausenden Bücher. In Preußen erscheinen gegenwärtig acht bis zehn polnische Kalender, sie finden alle Absatz, wiewohl vor zehn Jahren noch wenig davon die Rede war. Fragt man, was diesen Fortschritt bewirkt habe, so muß man bekennen, daß es der Kulturkampf sei, der dies alles gefördert hat. Durch denselben ist das polnische Volk aus dem Schlafe geweckt und auf Wege geführt worden, auf denen es fühlt, daß es nicht nur katholisch, sondern auch polnisch ist. Auf diesen Wegen hat es gelernt aus eigenen Kräften an der Erhaltung seiner polnischen Nationalität zu arbeiten. Der Nutzen, den der Kulturkampf gebracht, besteht in der Erweckung des nationalen Geistes im polnischen Volke. Soll dieser Nutzen nicht wieder verloren gehen, so muß das polnische Volk weiter arbeiten an der Errettung und Erhaltung seiner Nationalität.“

Daß unter der nationalen Propaganda auch die polnische Sprache wieder an Ausdehnung gewonnen hat, ist eine Tatsache, und Hand in Hand mit der katholischen Kirche wurden deutsche Gemeinden polonisiert, wie an dem Beispiel der Bamberger bei Posen (Daheim XIX. Jahrg. Nr. 14) gezeigt wurde. Ja, nach den protestantischen Masuren in Ostpreußen hinüber erstreckt sich die Hekerei; dort ist ein polnisches Blatt gegründet und für das Landvolk berechnet worden, welches zunächst dieses mit dem nationalen Gegensatz gegenüber den Deutschen bekannt machen soll.

So liegen die Dinge. Welche preussische Regierung hätte sich da nicht einer schweren nationalen Pflichtverletzung schuldig gemacht, wenn sie nicht eingegriffen und das rollende Rad des polnischen Nationalfanatismus zum Stillstande gebracht hätte? Hoffen wir, daß sie energisch vorwärts gehe; das deutsche Volk steht hinter ihr und jene, die, durch Parteieifer verblindet, ihre Stimme im undeutschen Sinne abgeben, sind zum Glück so ohnmächtig, daß sie völlig unbeachtet bleiben dürfen. Die Polen, das steht in der Geschichte fest, haben ihr Unglück selbst verschuldet und Europa würde kein Dienst mit einem rekonstruierten Polenreiche geleistet. Es ist eingetroffen, was auf dem Reichstage 1861 ihr eigener prophetischer König Johann II Kasimir anscrief: „Der Moskowiter wird Litauen zu seinem Anteil erwählen, dem Brandenburger Großpolen offenstehen, das Haus Österreich Krakau für sich passend finden.“ Der Mann sprach hundert Jahre vor der ersten Teilung. A. Gehhoff.

Die Lazarettdepeche.

Skizze aus dem Seemannsleben von Chr. Bentard.

Ist ein Kranker schon unter normalen Verhältnissen dauernd wert, so ist er es an Bord eines Schiffes, insbesondere eines Kriegsschiffes, in erhöhter Potenz.

Zuvörderst hat es naturgemäß Schwierigkeiten, bis er, sofern seine Krankheit nicht äußerlich erkennbar ist, überhaupt als Kranker betrachtet und in Pflege genommen wird. Die Ärzte müssen ja fürchten, einen Drückerberger vom Dienst zu befreien. Am schlimmsten sind sie auf Rheumatismus zu sprechen, dessen Vorhandensein sehr schwer nachzuweisen ist, und wenn sie Verdacht schöpfen, versuchen sie alle Mittel, um den Simulanten gesund zu machen, als da sind: Hungertur, Castoröl u. Haben sie indessen einen Mann als wirklich krank befunden, so wird er natürlich sehr sorgfältig gepflegt. In dem von der Vorkammer oder dem Zwischendeck durch eine Holzwand getrennten Lazaretraum wird ihm eine Koje eingeräumt, seine Temperatur wird stündlich gemessen, und wenn es der Stabsarzt für notwendig erachtet, bekommt er auch bessere Kost.

Was nun die Ruhe, diesen Hauptfaktor in der Krankenbehandlung, anbetrifft, so kann in dieser Beziehung nichts verabreicht werden. Des Dienstes gleichgestellte Uhr geht ihren Gang unbeirrt weiter, und mögen dem Armen da unten die Schläfen fast zerpringen, über ihm rast das Manöver und poltern die Geschütze. Kommt nicht bald Land in Sicht, so daß seine Überführung in ein Hospital bewirkt werden kann, dann steht er unglaublich rasch vor der Alternative: „entweder du wirst gesund oder der Segelmacher näht dich ein und eine Kanonenkugel reißt dich in die Tiefe.“

Doch derartige Fälle kommen nur sehr vereinzelt vor; woher sollen auch die kräftigen jungen Männer bei einfacher Kost und steter Bewegung in frischer Luft krank werden? Dagegen gibt es hartnäckige Erkältungen, Fieber und kleine Verwundungen, und diejenigen, welche daran leiden, sind meist ganz zufrieden mit ihrem Schicksal. Die Zeit ihres Krankseins ist für sie eine Erholung, wie etwa eine Badereise für den Landbewohner, nur wesentlich billiger. Sie schlafen sich ordentlich aus, spielen am Tage Karten und unterhalten sich, bis sich eines Morgens in ihnen die Seemannsnatur und das Verlangen nach der Arbeit regt und sie freiwillig wieder in Dienst gehen. Das Lazarett wird leer und nur einer bleibt als permanenter Stammgast zurück. Es ist ein in seiner Art seltenes Exemplar, das einige Aufmerksamkeit verdient.

Friedrich Spindel ist ein „Hochdeutscher“, hat ein Gymnasium besucht, wo er es bis zur Tertia und zugleich bis zu einer Länge von nahezu sieben Fuß brachte. Zum Studieren hatte er keine Lust — seine Landsleute munkelten etwas von relegieren — und der Kaufmannsstand konnte ihn auch nicht länger als zwei Jahre fesseln, dann ging er zur See. Die zehnmonatliche Reise, welche er auf einem Hamburger Kaufahrteischiffe machte, genügte, um ihn bei der Marine als „Seemann von Beruf“ eintreten zu lassen, wo er sich während der Rekrutenzeit am Lande nicht wenig auf seine praktischen Fertigkeiten und Erfahrungen zugute that. Auf das Mittelmeer-Banzergeschwader kommandiert, sah er bald ein, daß ihm noch ungefähr alles fehlte, was von einem Matrosen verlangt wird, und da bei dem anstrengenden Dienst ohnehin nicht viel herauskam, beschloß er krank zu werden. Eine kleine Wunde am Schienbein, von der er vergessen hatte, wo sie herrührte, bewirkte seine Aufnahme ins Lazarett und etwas Salz, welches er allnächtlich in die offene Stelle rieb, ließ diese nie heilen. Endlich begann sie aber dennoch zu vernarben, denn der Oberstabsarzt hatte Lunte gerochen, ließ das Bein auf ein Brett schnallen und den Verband durch einen Posten überwachen.

Nun galt es innerlich krank zu werden. Der Patient verschaffte sich Essig, den er in großen Quantitäten trank, um seiner Hautfarbe ein ungesundes Aussehen zu verleihen, und mittels Aufschlagen der Ellbogen brachte er den Puls in fieberhafte Thätigkeit, während er das Quecksilber im Thermo-

meter durch heimliche Reibung auf vierzig Grad trieb. Zwar trauten ihm die Ärzte immer noch nicht, aber alle sonst so probaten Mittel scheiterten an diesem hartnäckigen Fall. Der Kranke erduldet Hunger und Durst, ertrug die Schwitzkur wie ein Salamander, verschlang Chinin wie Streuzucker und galt endlich als wirklich leidend.

Jetzt begannen seine Chancen zu steigen und er entwiderte Lazarettgehilfen und Leidensgefährten gegenüber eine Unterhaltungsgabe, die ihn fast unentbehrlich machte. Die Ärzte, welche sich daran gewöhnt hatten, ihn als ein notwendiges Übel zu betrachten, fragten kaum noch nach seinem Zustand, gewannen aber seiner Persönlichkeit einiges Interesse ab. Spindel war es, der dem Oberstabsarzt die Thür öffnete und gewissermaßen die Honneurs machte, er zeigte sich bei allerlei kleinen Handleistungen geschickt und wußte sich durch fließendes Lesen der lateinischen Aufschriften der Flaschen und Dosen in der Apotheke als gebildeter Mann zu gerieren. Schließlich machte er sich noch durch freiwilliges Abschreiben der ärztlichen Krankenberichte nützlich und brachte es so weit, daß ihm, wenn dies möglich war, zur Förderung seiner Genesung Spaziergänge am Land verordnet wurden.

In Saloniki, wo das Schiff jetzt seit nahezu sechs Wochen lag, mußte er auf die letztere Vergünstigung verzichten. Die Panzerflottille war in den Orient gesandt worden, um Sühne für den Konsulmord in Saloniki zu fordern, und es erschien nicht geraten, die Besatzungen, geschweige denn einen einzelnen Mann, zu beurlauben, während in der aufgeregten Stadt alle möglichen Gefahren drohten. Um nun nicht ganz unthätig zu sein, gab sich Spindel dem eifrigen Studium der Zeitungen hin, welche ihm aus der Heimat nachgeschickt wurden, und setzte eine Ehre darin, seinen Kameraden mit einem uner-schöpflichen Schatz von Neuigkeiten aufzuwarten. Mit der Wahrheit nahm er es selbstredend nicht sehr genau, vielmehr kombinierte er aus den unschuldigsten Notizen mit einem erstaunlichen Phantasieaufwand welterschütternde Ereignisse, die stets willige Hörer fanden. Zwar galten diese Lazarettbesuche, wie der Matrose solche Nachrichten nennt, nicht als unbedingt glaubwürdig — einer hatte sogar Spindel auf Schwindel gereimt — aber der Entensfabrikant wußte seine Ware doch immer an den rechten Mann zu bringen.

Augenblicklich war die Gelegenheit dazu günstiger als je zuvor.

Der „Kaiser“ lag schon wochenlang mit den übrigen deutschen Panzerschiffen vor Saloniki, ohne daß die aktions-lustige Mannschaft, welche auf ein sofortiges Bombardement der Stadt gerechnet hatte, Veranlassung gefunden hätte, seine Kriegstüchtigkeit zu erproben. Tägliche Exerzitium am Geschütz, häufige Übungen von Generalmarsch und Boote klar zum Gefecht erschwerten den Dienst im höchsten Grade und doch wollte es noch nicht zum Klappen kommen. Im Lazarett war auf Grund der vorliegenden und nichtvorliegenden Nachrichten schon zu wiederholten Malen mit mathematischer Genauigkeit der Tag berechnet worden, an dem es „losgehen“ sollte, aber vergeblich. Man wußte, daß der französische Admiral in den deutschen Geschwaderchef drang, dem türkischen Oberbefehlshaber in Saloniki bezüglich der verlangten Genugthuung ein Ultimatum zu stellen, und war ernstlich böse, von Berlin aus keinen Befehl zum Dreinschießen zu bekommen.

Heute abend standen die Matrosen und Seefoldaten an Deck und tauschten ihre Meinung über die Sachlage aus. Der französische Admiral hatte den ganzen Nachmittag mit dem deutschen auf dem „Kaiser“ konferriert, und daß dabei nicht über Kleinkinderangelegenheiten verhandelt wurde, sah man an den ernsten Gesichtern der beiden Befehlshaber und dem stummen Händedruck, mit dem sie sich verabschiedeten. Dann schritt der Kommandant die Batterie ab und deutete, mit dem ersten Offizier flüsternd, auf die Stadt; — natürlich, die weißen, weithin sichtbaren Minarets waren die besten Zielpunkte für das Geschützfeuer. Daß etwas in der Luft schwebte, darüber war man einig, an positiven Nachrichten fehlte es aber.

An der Gefechtslaterne in der Panzerbatterie stand ein

biederer Kassube und studierte mit großer Mühe in einem alten Buche ohne Deckel. Das Deutsche war nicht seine Muttersprache und das Lesen bei dem schlechten Licht keine kleine Aufgabe, umsomehr sprach sein Eifer für den spannenden Inhalt der Lektüre. Es war eine Seeräuber-geschichte und dazu noch eine wahre, wie auf dem Titelblatt stand; holländische Matrosen und Malaien waren scharf aneinander und die Handgranaten und Mastspalter flogen nur so.

„Na, bist du bald fertig, Grabowsky?“ fragte plötzlich eine Stimme und eine schmale Hand legte sich auf die Schulter des Lesenden.

Dieser fuhr erschrocken zusammen und starrte die hagere Riesen-gestalt mit furchtsamen Blicken an. Doch er beruhigte sich, als er sah, daß er es nicht mit einem malaiischen Piraten, sondern mit Spindel zu thun hatte, der als Eigentümer des schönen Buches wohl ein Recht zu der Frage hatte.

„Morgen lese ich den Rest“, erwiderte er.

„Das heißt, wenn du überhaupt noch lesen kannst.“

„Wie so?“

„Nun, ich meine nur. Zwischen heute und morgen kann viel passieren; ich weiß, was ich weiß.“

Mit diesen geheimnisvollen Worten wollte sich Spindel entfernen, aber der andere folgte ihm nach.

„Du, Spindel! Was weißt du denn?“

„Es wird nichts verraten, sonst wissen es gleich wieder alle.“

„Mir kannst du es aber doch sagen“, versetzte Grabowsky und faßte den Drückeberger am Arm. „Es geht doch nicht etwa heute nacht los?“

„Allerdings. Willst du mir fest versprechen nichts weiter zu sagen?“

Statt der Antwort legte der Matrose die schwierige Rechte aufs Herz und blickte gespannt auf das französische Zeitungsblatt, welches Spindel auseinanderfaltete.

„Hier steht es.“

„Daß es losgeht?“

„Ja“, entgegnete der Drückeberger, steckte die Zeitung wieder zu sich und ging.

Den andern überlief es kalt. Er war kein Feigling, aber daß die Geschichte, die er heute gelesen hatte, Kinderspiel war gegen das Bevorstehende, daran zweifelte er keinen Augenblick.

„Aus Spindel ist nicht mehr viel herauszubringen“, sagte er sich, „doch eins muß ich noch wissen: Wann?“

Auch das sollte er erfahren: „Heute nacht um zwei Uhr.“

Grabowsky war ein praktischer Mensch, der sich vom Gefühl nicht beherrschen ließ. Es dauerte nicht lange, so begann er zu überlegen, was zu thun sei, und bald sah er der Zukunft ruhiger entgegen, als mancher andere es im gleichen Falle gethan haben würde. Einen Augenblick zweifelte er noch an der Glaubhaftigkeit der Nachricht, aber wo hätte er Bestätigung derselben erhalten können? Doch halt — der Kommandantensteward war ja sein Landsmann, der mußte auch davon wissen.

Er begab sich sofort auf die Wanderschaft durch das Schiff und fand den Gesuchten in der Kombüse, wo er bei dem Koch seine Pfeife rauchte. Auf den Ruf des Kameraden und dessen heimliche Frage, ob es wirklich losgehe, legte er die Stirn in Falten und antwortete schnell gefaßt:

„Ja, allerdings — das heißt: Wie so?“ Er konnte doch nicht eingestehen, daß er von einer dienstlichen Angelegenheit nicht unterrichtet sein sollte.

Der Landsmann erzählte ihm, was er gehört hatte, aber ohne Quellenangabe, worauf der Steward versetzte:

„Das weiß ich schon lange, ich sagte aber nichts, weil es geheim bleiben soll. Ob um zwei Uhr Generalmarsch angeschlagen wird, ist übrigens noch ungewiß, der Kommandant erzählte mir vorhin, daß er selbst noch im Zweifel sei, wie er es machen solle.“

Jetzt wußte der Kassube genug. Er blickte respektvoll zu dem Kameraden auf, der mit dem Kapitän auf so ver-



Warm genug?

trautem Fuße stand, und verschwand, nachdem er Schweigen gelobt hatte, in der Luke.

Nun galt es, sich gegen alle Eventualitäten zu rüsten. Als Vorbramraagaß war Grabowsky während des Gefechtes im Mars stationiert. Es ist dies die etwa sechzig Fuß über Deck befindliche Plattform, welche der Landbewohner mit Vorliebe „Masstorb“ nennt, obgleich von Körben keine Spur zu sehen ist. Hingegen ist an der Hinterseite ein Geländer angebracht, an welchem die Scharfschützen, nachdem sie mit übergehängter Büchse aufgeentert sind, ihre zusammengeschnürten Hängematten befestigen. Hinter dieser, gegen Flintenkugeln sicheren Verschanzung legen sich die Bramraagaßte platt auf den Bauch und suchen dem Feinde die Offiziere wegzuschießen. Wird dagegen eine Landung beabsichtigt, so bringen sie ihre Waffen in einen der Kutter und überlassen die Verteidigung des Schiffes den zurückbleibenden Batteriemannschaften.

Welcher von beiden Fällen stand nun bevor? Aller Wahrscheinlichkeit nach der erste, denn man mußte die Stadt doch erst gehörig bombardieren, ehe an eine Landung zu denken war. „Wenn sich nur die Engländer nicht hineinmischen, dann

ist's schon gut“, dachte der Matrose und warf einen besorgten Blick durch die nächste Kanonenpforte auf die türkenfreundlichen englischen Panzerschiffe, welche draußen ankerten.

Nachdem alles zur Ruhe gegangen und die Ronde passiert war, erhob sich einer der Schläfer in der Batterie leise und kleidete sich an. „Ich will zuerst fertig sein“, murmelte er in den Bart, „und vor allen Dingen meine Waffen herbeiholen. Bis die andern angezogen sind, bin ich schon an Deck und brauche mir nicht auf den Treppen Hände und Füße zertreten zu lassen. Wie der Blitz laufe ich dann nach oben und suche mir im Mars den besten Platz aus.“

Als er das Seitengewehr umschnallte, hielt er plötzlich den Atem an. In der Offiziersmesse wurde laut gelacht und mit den Gläsern angestoßen.

„Nacht nur, in fünf Stunden ist's anders! So — jetzt noch das Gewehr und dann mit dem ganzen Kram in die Hängematte. Hier draußen werde ich abgefaßt und die paar Stunden kann ich noch schlafen; wer weiß, wie's morgen aussieht.“

Der Matrose schwang sich nicht ohne einige Schwierigkeiten in die Hängematte und nahm die Jägerbüchse in den Arm. Bequem war seine Lage nicht, auch drückte das Seitengewehr arg, aber wer konnte das ändern?

Wie klug hatte er gehandelt!

Mitternacht war kaum vorüber, als auf dem französischen Admiralschiff ein Signalschuß fiel; eine Sekunde später rasselte der Generalmarsch durch das Schiff.

Grabowsky sprang auf die Beine, zurrte im Handumdrehen seine Roje und trug sie samt seinen Waffen durch das Gewühl der entsetzten Kameraden an Deck. „Brav!“ rief ihm der Admiral zu, „Grabowsky ist der erste, das will ich mir merken.“

Stolz auf das Lob seines Vorgesetzten wollte er antworten, daß es ihm an Mut nicht fehle, aber er wäre bei dem furchtbaren Lärm ringsum nicht gehört worden. Von den Admiralschiffen stiegen tausend Signalraketen auf und zerknallten in der Luft, in der Batterie rannte alles wild durcheinander und nun begann auch schon das Feuer.

Vom Mars aus konnte er die Wirkung der schweren Geschosse so recht beobachten. Einen glühenden Feuerschweif



„Witwe Capet.“ Totengräber mit dem Sarge der Marie Antoinette auf dem Mabelainetirchhofe.
Gemalt von W. von Schubert.

nach sich ziehend, flogen sie aus den Pforten der Schiffe in die unglückliche Stadt, hier und dort zündend und überall Vernichtung austreuend. Die Strandbattereien waren bald zum Schweigen gebracht und im Schein der brennenden Häuser sah man die Türken landeinwärts fliehen. „Geschieht euch recht, warum laßt ihr die Konsuln nicht zufrieden!“

Das Bombardement neigte sich, als die Flucht der Besatzung die Stadt wehrlos gemacht hatte, bald dem Ende zu und Grabowsky bedauerte nur so ganz unthätig bleiben zu müssen, denn für Gewehrfeuer war die Entfernung zu groß. Da bemerkte er, daß die englischen Schiffe, auf die kein Mensch geachtet hatte, Dampf aufmachten und verdächtige Manöver ausführten. Wie der Blick war er an Ded und machte dem Admiral von dem Vorfall Meldung; doch da kam auch schon die erste Breitseite der „Devastation“ herangesaust. „Ded euch!“ kommandierte der Geschwaderchef und wie niedergemäht lag die Mannschaft auf dem Boden. — „An die Geschütze! Batterie-weise feuern, Batterie fertig — Feuer!“ — Die Engländer hatten sich in der Stärke ihrer Gegner offenbar verrechnet, denn man bemerkte deutlich, welch furchtbare Verwirrung die Granaten verursachten. Breitseite über Breitseite schlug in den Panzer der „Devastation“ ein und jetzt — war das nicht das Signal zum Rückzug? — „Sie reißen aus!“ rief der Admiral. „Noch eine Breitseite und dann an die anderen.“ — Er hatte zu früh frohlockt, denn plötzlich kam eine türkische Flotte um das Vorgebirge gedampft und griff in das Gefecht ein. Die Franzosen räumten, als sie sahen, daß es schief ging, das Feld und überließen es ihren Verbündeten, sich allein mit dem übermächtigen Feind herumzuschlagen.

Jetzt zeigten die Deutschen erst recht ihren Heldenmut. „Laßt die Feiglinge fliehen“, hieß es, „es war nichts anderes von ihnen zu erwarten“, und mit erneuter Wut entbrannte die Schlacht.

Der „Kaiser“ war durch die Türken von den übrigen deutschen Schiffen abgeschnitten worden und sah sich allein dem Feinde gegenüber. Mit dem Mut der Verzweiflung wurde gekämpft. Wo die Granaten die Geschützmannschaften weggesetzt hatten, sprangen neue Leute hinzu, die Feiger ver-

ließen die Maschine, die Krankenpfeiler das Lazarett, ja selbst Spindel, der notorische Drüdeberger, schleppte Kartouschen herbei und achtete nicht des Kugelregens. Aber es war umsonst; ein Geschütz um das andere wurde demontiert, ein türkisches Schiff lancierte dem „Kaiser“ einen Torpedo in die Flanke und langsam begann er zu sinken.

„So wollen wir sie noch im Tode vernichten“, rief der Admiral und winkte Grabowsky herbei.

„Hier“, sprach er, „ist die brennende Lunte. Sie waren der erste im Kampf, darum soll auch Ihnen die Ehre zu teil

werden, uns samt dem Feinde in die Luft zu sprengen. Gehen Sie in die Pulverkammer und harren Sie dort meines letzten Befehles.“ Der Kaiser nahm stolz das Nordwerkzeug aus der Hand des Admirals entgegen und schritt der Lunte zu. Ehe er hinabstieg, warf er noch einmal einen Blick zum Himmel und sah, wie das todeswunde Schiff mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft auf die Feinde zu dampfte, um sie unter dem Hurra seiner braven Besatzung mit sich in die Luft zu reißen. Dann stieg er zur Pulverkammer hinab. — „Feuer!“ ertönte es auf der Kommandobrücke, ein donnerndes Hurra brauste durch die Luft und rasch entschlossen warf er die Lunte in die Pulvertonne. Ein-, zweimal bligte es in den schwarzen Rörchen auf, dann erhob sich eine Feuergarbe vor seinen Blicken, ein Krach —

„Seht doch nur den verrückten Kerl an, legt der sich mit

Flinte und Säbel in die Klappe und rennt sich beinahe den Schädel an den Deckbalken ein!“

Der Schlafkamerad Grabowskys, der diese Worte gesprochen hatte, wies lachend auf den Ärmsten, der sich Stirn und Augen rieb und verwundert um sich blickte. Als er das schadenfrohe Gelächter vernahm und seine Knochen befühlte, die ihm durch die stundenlange innige Verührung mit Säbel und Gewehrlauf furchtbar schmerzten, bedauerte er fast, nur geträumt zu haben. Doch was half das alles, er mußte den Spott samt der Beule über dem Auge hinnehmen.

Bis er an Deck kam, war er bereits mit seinem Schicksal ausgesöhnt, plötzlich aber leuchtete es in seinen Augen, die auf einer langen schmalen Gestalt hafteten, unheimlich auf.



Bernhardiner Hund in seiner Heimat. Habierung von E. Bosch.
Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Spindel stand an der Nagelbank und erzählte, wie er den Wasserpölschen genarrt habe. Da — pardau! — hatte er eine Ohrfeige, die ihn seiner ganzen Länge nach zu Boden streckte. „Siehst du, es geht los! Hier in der Zeitung steht's! — Da hast du die Vergütung für deine Lazarettbesuche!“

Um Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Von unsern Bildern mahnt das Bildnis Gladstones an die hohe Politik und ihre Wechselfälle. Hat doch das englische Volk in seiner für uns andere Europäer so unbegreiflichen Weise den greisen Staatsmann, der während der letzten Jahre nach unserer Auffassung seinem Vaterlande nur Niederlagen nach außen und Unheil im Innern gebracht hat, wieder einmal zu seinem tatsächlichen Regenten gemacht. Obgleich nun die Sympathien des größten Theiles unserer Leser dem Gegner Gladstones Salisbury gehören dürften, werden doch auch diese die Tüchtigkeit des Mannes mit Interesse betrachten, von dessen Entschlüssen heute zum nicht geringen Theile die Geschichte der Welt abhängen.

Gladstone ist am 29. Dezember 1809 geboren und seit 1833 als Politiker thätig. Minister war er 1834—35; 1843—45; 1852 bis 55; 1865—66; 1868—74; 1880—85; 1886. Diese Zahlen geben ein redendes Bild von dem Lebenslauf des immerhin merkwürdigen und zweifellos vom reinsten Patriotismus getriebenen Mannes. Gladstone ist übrigens nicht nur Politiker, sondern auch ein tüchtiger Gelehrter.

In eine andere Welt führen uns unsere Genrebilder. Der Besuch im zoologischen Garten der schwäbischen Hauptstadt wirkt ungemein drollig. Die braven Schwarzwälder werden hier aber auch in der verblüffendsten Weise angebettelt. Der Kaskadu über ihnen schreit, der Bär brummt, der Affe greift nach Zucker, selbst am gestalteten Gänse mit breiten Beuteln unter dem Hühnerschnabel wackeln heran und die Dohle kneipt den Wein aus dem Römer.

Der Bernhardiner stellt sich uns in seiner schneebedeckten Heimat vor. Dort ist er kein Luchshund, sondern ein treuer Gehilfe seiner menschenfreundlichen Herren, und wenn draußen der Schneesturm die Pfade verweht und das Auge blendet, findet sein Geruch noch zur rechten Stunde den erstarrten Betirrteten.

Das Begräbnis der Witwe Capet.

Es ist die letzte Szene vom letzten Akte eines der erschütterndsten Trauerspiele, die unser Bild uns vorführt, eines jener Trauerspiele, die sich nicht auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, sondern in dieser selbst abspielen und die doch ganz denselben Eindruck machen wie das vollendetste Kunstwerk des genialsten Dichters. Mitleid mit dem und Furcht vor dem Menschenlose flößen sie ein und doch richten sie auch wieder unser Gemüt auf, denn der Seele von Gottes Ebenbild ist es ja möglich, sich auch im Untergange zu erheben über alles, was menschliche Bosheit zu erschaffen vermag, und die irdischen Schladen abstreifend, mit Worten und Gefühlen des Verzeihens hinüberzugehen aus dieser Welt des Irrthums und der Sünde in Gottes Himmelreich.

Die Verderbnis des Hauses Bourbon und des Hofes haben ihr Werk gethan, die verkaufte „Österreicherin“, die doch so ganz Französin geworden war, gilt dem Volke als die Verkörperung alles Bösen, alles Frankreich Feindlichen. Damit sind alle Versuche, die „der einzige Mann“ in der königlichen Familie, eben Marie Antoinette, anstellte, das Königtum zu retten, von vornherein lahm gelegt. In wenigen Jahren ist alles zusammengebrochen, was fünf-hundert Jahre Königsarbeit geschaffen haben, ist der Thron zerbrochen, der Adel vertrieben, die Religion geächtet. Schon hat auch der König es mit dem Tode von Hentershand gebüßt, daß er mit den Fähigkeiten und Neigungen eines wackeren Handwerkers Frankreich regieren mußte. Jetzt leidet die blutgierige Gesellschaft, die zur Zeit über die Kräfte des Landes verfügte, nach dem Blute der Österreicherin.

Am 15. Oktober 1793 stellt man die Königin vor das Gericht. Die Anklage lautet auf Hochverrat, begangen durch Marie Antoinette, Witwe von Louis Capet. Das alles ist eine Posse mit dem Schasott als gräßlichem Hintergrund, aber sie wird richtig zu Ende gespielt. Das Gericht, welches keins ist; der Ankläger, der auch nicht den mindesten Schuldbeweis vorbringen kann; die Verteidiger, denen man eine Viertelstunde Zeit für die Vorbereitung läßt; die Zeugen, die nur Gerüchte mitteilen können — das alles spielt sich ab wie auf der Bühne. Die Schuld, um derentwillen die Königin sterben muß und die darin besteht, daß sie die Königin war, wird mit keiner Silbe erwähnt, aber sie ist entscheidend. Das Urteil wird einstimmig gefällt.

Am Morgen des 16. Oktober ist ganz Paris auf der Straße, an den Fenstern, auf den Dächern. Dreimalhunderttausend Menschen wollen eine Königin, die nie ein Verbrechen beging, geschweige denn ein todeswürdiges, zum Nichts, nein zum Schlachtplatz führen sehen. Vor dem Gefängnis hält ein plummes, von einem Schimmel gezogenes Gespann. Als Sitz dient ein Brett, die Räder sind schmutzig.

Drinnen ist schon in frühesten Morgenstunden einer jener Priester erschienen, die zugleich Gott und dem Wohlfahrtsausschuß dienen zu

können meinten. Die Königin hat seinen Beistand zurückgewiesen, aber sie duldet seine Gegenwart. Um sieben Uhr hat sich der Hentler zu ihr gesellt und die Königin hat sich selbst das schneeweiß gewordene Haar abgeschnitten. Um elf Uhr bindet man ihr die Hände auf den Rücken, der Hentler schlingt ein Seil um die Ellbogen und folgt ihr dann. Die Königin schwingt sich trotzdem leicht in den Wagen und will über das Brett wegsteigen, aber man bedeutet sie, sie müsse dem Pferde den Rücken zulehnen. Sie und der Geistliche nehmen auf dem Brett Platz, der Scharfrichter und sein Gehilfe stehen an die Wand des Wagens gelehnt. Man hat gesagt, daß an diesem Tage nur diese beiden Hentler wußten, was man der königlichen Frau schuldig war. Sie ging eine Frau furchtlos, mannhafter in den Tod. Eine Stunde lang fuhr sie dahin unter allen Beschimpfungen, die ein bis zum Wahnsinn erhitzter Pöbel ausstoßen kann. Was ging das sie an! Sie war fertig mit dem Leben und seinen Trieben. Sie hatte ihren Verfolgern verziehen und folgte mit ruhigem, festem Schritt den Spuren eines andern, der, noch unschuldiger als sie, einst eine ähnliche Bahn wandelte. Nur zweimal erblickte sie: als ein Kindchen vom Arme der Mutter aus ihr ein Kußhändchen zuwarf und als sie das Königsschloß zuerst erblickte. Sie gedachte ihrer unseligen Kinder.

Um ein Viertel auf eins war alles vorüber. Am Abend schrieb der Totengräber von Madeleine folgende Rechnung:

Ein Sarg für die Witwe Capet . . . 6 Livres
Grab und Totengräber . . . 25 Livres.

Die Rechnung aber, welche an jenem Tage die Weltgeschichte für die Franzosen aufstellte, haben diese mit fast hundert Jahren voll Unruhe und Blutvergießen bis heute noch nicht bezahlen können.

Getier an Bord.

Es ist eine bekannte, nicht bestrittene Thatsache, daß der Seemann mit besonderer Liebe an Tieren hängt; je nach den Weltteilen, in die ihn sein Beruf führt, wechselt der Gegenstand seiner Neigung — mit gleicher Häufigkeit umfaßt er in Japan jugendliche Bären und die Singvögel, die man dort so reichlich findet — in Afrika Affen und Papageien — ja den Vogel Strauß und einen Adler haben wir gezähmt auf Deck spazieren gehen sehen; — der heimatische Hund — oft genug zugleich mit seinem Erbskind, der Kacke, findet sich selbstredend auf jedem deutschen Handelsschiff.

Es läßt sich nicht schwer eine Erklärung dafür finden; das Bedürfnis, Liebe zu geben und sich Dankbarkeit zu sichern, schlummert in jeder Seele und niemand kann von diesem Drang weniger Gebrauch machen, als der Seemann, den wochen- und monatelang nur Himmel und Wasser umgibt; bei seinen Kameraden findet er meist keine Gegenliebe, so wendet er sich dem Tiere zu, das gerade an Bord für Wohlthaten aller Art empfänglich und dankbar ist.

Und welche Quelle immer neuer Heiterkeit bietet ein Affe, dem Mast und Takelage ein geradezu unergründliches Gebiet der Thätigkeit eröffnen; dann wieder kann er stundenlang sich an seinen Herrn klammern und ihm bei den verschiedensten Geschäften, wie Augenbordsmalen, Segelsliden etc. Gesellschaft leisten. — Und wieder, wie erhebt ein kleiner Vogel die öde Schiffskammer, wenn er sein Lieb hinausgeschmettert in den engen Raum, den Schläfer zur Arbeit zu wecken; und welche Freude gewährt es, wenn das zahme Tierchen aus der Hand sich sein Futter holt, beim Eintritt seines Herrn das Köpfchen wendet, und — freigelassen — von selbst den Käfig wieder aufsucht.

Leider halten sich alle exotischen Gäste nicht lange an Bord; nach kürzerer oder längerer Frist unterliegen sie — sei es dem Wechsel des Klimas oder der meist nicht genügenden Kost. — Aber auch dann gehen sie nicht ganz verloren; ein rechter Seemann versteht sich auf das Ausstopfen vieler der gelehrtesten Vogelhändler; kunstgerecht wird der Balg aufgeschritten, das Eingeweide entfernt und die Höhle mit dem geliebten Tabak ausgefüllt; dann wird der Schnitt fein zugenäht, nachdem noch vorher die Augen durch Glas geachtet erseht sind, und nun gewährt der tote Liebling auch fernerhin seinem Besitzer die Freude seines Anblicks.

Aber es gibt noch andere Tiere an Bord, die kein Mensch mitbringt, die keiner liebt, die mit allen Kräften verfolgt und getödtet werden, und die nach ruhmlosem Ende ein schmähliches Begräbnis finden.

Zu diesen ungeliebten Gästen gehören zunächst die Ratten; inmitten der Nacht erwacht man — ein eigentümliches klapperndes Geräusch an der Thür ist zu hören, als wolle sie jemand öffnen; kaum ist das Licht angezündet, so springt mit blitzähnlicher Geschwindigkeit eine Ratte am Schrank in die Höhe und verschwindet unter den Deckbalken in einem Hohlraum, der, wie sich später herausstellt, mit der Vorratskammer in Verbindung steht; das Loch wird mit kupferbeschlagener Holzplatte vernagelt und der Kupferpanzer ist nur zu nötig, denn dicke Holzbohlen, Gummi, ja Bleiplatten widerstehen den scharfen Zähnen der Tiere nicht.

Vor einiger Zeit war in den Zeitungen die traurige Geschichte eines jungen Mädchens zu lesen, die vor Schreck tot umfiel, weil ihr eine Ratte auf der Straße über die Schuhe lief! Wohl den Seelenten, daß sie weniger sensibel sind! Wenn „Ruhe im Schiff“ gepiffen ist und der ermüdete Matrose in sanftem Schlummer von der Heimat träumt, dann beginnt die Arbeit der Ratten, die meist der Durst aus ihren Schlupfwinkeln hervorsteucht; auf Deck springen

se ungeniert zwischen den Füßen der Offiziere umher, die unter dem kühlen Abendhimmel ein Plauderstündchen halten, um blüßschnell ausenbords zu verschwinden, wenn ein Verfolger sie bedroht; im Zwischenfall aber halten sie jede Reserve für überflüssig. Schreiend, juchzend tost die wilde Jagd über den Boden, verfolgt von dem nächststen aller Schiffstiere — der Kaze. Von Zeit zu Zeit werden Rattenester gefunden — in einer leeren Futschachtel — in einem Boot — vor allem häufig in der Proviantkiste — finden sich nackte Rättchen — oft noch klein zu zwölf bis zwanzig zusammen — ein herrlicher Anblick — besonders für den glücklichen Besitzer der Mütze oder des Fußes, den sich die brave Mutter zum Wochenbett erkoren!

Nicht Kagen, nicht Fallen sind imstande, das Tier gänzlich zu vertilgen; als der beste Feind der Ratten hat sich die eiserne Schiffswand erwiesen; die auf eisernen Schiffen gegebenen Verhältnisse sind der Ratte nicht günstig; sie läßt sich auf solchen ungen nieder und stirbt dort bald gänzlich aus.

Nächst der Ratte ist auf Schiffen, die lange in tropischen Gegenden fahren, die Schwabe — meist Kakerlaken oder Kakerlak genannt, der unangenehmste Schmarotzer. Zu Hunderten findet man dieses braune 1—3 Zentimeter lange Tier auf Schiffen, die lange in den Tropen bleiben; dreist kriechen sie auf Tischen und Sofas herum, um blüßschnell der drohenden Hand zu entfliehen, zerstören Kleider und Polster, Stiesel und Proviant und hinterlassen getödtet einen unangenehmen Geruch.

Weniger zudringlich, aber noch gefährlicher sind die Motten, die nicht wie jene beim Eintritt in kältere Zonen verschwinden; es gibt schwer Geschäbte, die diesen tierischen Tieren absichtliche Bosheit zuschreiben: wie anders wäre es zu erklären, daß sie von zwei nebeneinanderhängenden Röcken stets den besseren wählen, und sich dort nur da vergraben, wo kein Schneider der Welt den Schaden ausbessern kann?

Kann sieht, der Seemann hat noch mit andern Feinden zu kämpfen, als mit den Elementen, die ihn umgeben; diesen hat er sein Leben, jenen seine Kleidung abzurufen!

Die Photographie und die Himmelskunde.

Man darf behaupten, daß die neuesten und bedeutendsten Entdeckungen im Gebiete der Himmelskunde der Photographie zu danken sind. Hat doch ein bedeutender Astronom kürzlich den Ausdruck gesagt, daß man nunmehr die Beobachtung der Himmelserscheinungen der lichtempfindlichen Platte des Photographen überlassen könne. Gegenwärtig sind wohl alle bedeutenden Sternwarten mit photographischen Apparaten ausgerüstet. In allen Weltteilen werden von den astronomischen und physikalischen Beobachtungsstätten aus womöglich täglich Sonnenphotographien abgenommen und die wichtigsten Teile der Milchstraße, sowie die meisten Sternbilder sind mittels photographischer Aufnahmen in getreuer Weise bis herab zu den nur mit den stärksten Fernrohren sichtbaren Sternen fünfzehnter Größe auf Sternkarten wiedergegeben worden. Der eine solche Karte benutzende Astronom kann sicher sein, daß bis herab zur fünfzehnten Größe kein Stern vergessen worden ist, während das stärkste Fernrohr höchstens noch das Glimmen von Sternen sechzehnter Größe wahrnehmen läßt. Eines der besten Instrumente für Sternphotographie besitzt jetzt die Pariser Sternwarte und es besteht dieses Instrument aus zwei nebeneinander in einem weiten viereckigen Rohre vereinigten, nur durch eine Scheidewand getrennten starken Fernrohren, wovon das eine zum Beobachten und Richten, das andere aber zur Aufnahme des photographischen Bildes dient. Es kann damit das Bild eines Himmelsfeldes von fünf Grad im Quadrat aufgenommen werden, wobei man die Gradeinteilung des Himmels sich gleich derjenigen des Erdglobus zu denken hat. Auf einer solchen Karte sind beispielsweise dreitausend Sterne abgebildet, wovon nur zwei mit bloßem Auge sichtbar sind, welches bei scharfem Bild noch Sterne fünfter bis höchstens sechster Größe wahrnehmen kann. Außer zwei sind also alle Sterne dieser Karte zwischen sechster und fünfzehnter Größe. Zur photographischen Aufnahme der kleinsten ist eine Zeit von anderthalb bis zwei Stunden nötig, während die Bilder der größten Sterne sich schon in einem Bruchteil Sekunde entwikkeln. Es werden dazu sogenannte Bromgelatintrockenplatten benutzt, deren Empfindlichkeit so weit gesteigert werden kann, daß sie das Bild eines Lichtstrahles von $\frac{1}{200}$ Sekunde Dauer noch deutlich wiedergeben. Es folgt daraus, daß man mit solchen Platten auch eine abgeschossene Flinten- oder Kanonenkugel auf ihrem Fluge durch die Luft abbilden kann. Von sehr großer Bedeutung ist auch die photographische Abbildung der Sternensichtspektra. Doch davon ein anderes Mal.

Th. Schwarze.

Rechtsrat.

Kann ein Gasthofsbesitzer einem Gaste Bier u. verweigern, ohne sich der Beleidigung schuldig zu machen?

Wenn z. B. ein Gastwirt mit seinem Nachbar, der auch Geschäftsmann ist, in Feindschaft lebt und jener darauf ausgeht, den andern wegen Polizeicontravention zur Anzeige und Bestrafung zu bringen, kann da der Gastwirt — ohne sich der Beleidigung schuldig zu machen — dem andern Bier verweigern, wenn er sich womöglich alle Abende um die Polizeistunde einfündet, um zu sehen, ob der Wirt noch Gäste hat, abgesehen davon, daß der Wirt ihn mit Eintritt der Polizeistunde eo ipso abweisen kann?

§. in N.

Der Gastwirt ist durchaus berechtigt, jedem, der ihm nicht gefällt, die Bewirtung zu verweigern und seine Wirtschaft zu verbieten. Es ist dieses Recht ein Ausfluß des Hausrechts und der Gewerbe-freiheit, und die Ausübung dieses Rechtes kann niemals als Beleidigung angesehen oder sonst strafbar werden.

Meine Nichte ist neunzehn Jahre alt. Im ersten Halbjahre ihres Lebens verlor sie die Mutter durch den Tod, seitdem steht sie unter einem Vormund, ihrem wieder verheirateten Vater, der weder lesen noch schreiben kann. Sie selbst war noch immer und ist heute noch bei ihren Großeltern mütterlicherseits, welche sie auch großgezogen. Familiengestaltungen machen ihre Verheiratung wünschenswert; Gelegenheit hierzu ist da, aber der Vormund verlangt die ihm nach dem Gesetz zustehende Erlaubnis. Was ist in dem Falle zu thun?

A. G. in S.

Nach dem Reichs-Personenstandsgeetze steht nur großjährigen Kindern das Recht zu, bei Versagung der Einwilligung zur Verheiratung aus unzureichenden Gründen vermittels der Plage die richterliche Ergänzung dieser Einwilligung zu fordern. Da Ihre Nichte erst 19 Jahre alt ist, so muß sie bis zum vollendeten 21. Lebensjahre warten.

Moderne Schachspieler: IV. Wilhelm Steinitz.

Unter den jüngeren Schülern Anderssens nimmt Zukertort offenbar den ersten Platz ein. Nach seinen Siegen in Paris und London entstand zwischen ihm und dem Böhmen Wilhelm Steinitz eine Nebenbuhlerschaft, die allmählich sehr gereizt wurde und endlich den Charakter einer in den englischen Schachorganen öffentlich ausgetragenen Fehde annahm.

Steinitz hat in dem internationalen Wiener Turnier 1873, an dem auch Anderssen teilnahm, den ersten, ebenso im zweiten Wiener Turnier den ersten Preis gemeinschaftlich mit dem russischen Meister Simon Winawer erkämpft. Dagegen nahm er im letzten Londoner Turnier erst den zweiten Platz dicht hinter Zukertort ein, der einen Vorsprung von drei Gewinnpartien ihm gegenüber hatte.

Steinitz ist ein sehr eifriger, überaus scharfsinniger, weit rechnender Spieler, der der österreichischen Schachschule angehört, die sich ganz unabhängig von der deutschen (Berliner) Schule entwickelt hat. Ihre berühmtesten Heroen sind die bereits verstorbenen Ungarn Szen und Löwenthal, ferner die in Wien lebenden Ernst Falkbeer und Baron Kolisch, der aus dem ersten unter den Aufzügen Louis Napoleons in Paris 1867 veranstalteten Turniere als erster Sieger hervorging.

Kurz nach seinem Eintreffen in London spielte Zukertort im Jahre 1872 mit Steinitz einen Match, der mit einer vollständigen Niederlage Zukertorts abschloß. Allein in den folgenden zehn Jahren hat die Spielstärke des letzteren sich erheblich gesteigert, so daß die Frage, wer von beiden dem andern überlegen sei, als bis jetzt unentschieden angesehen werden muß.

Zu den Eigentümlichkeiten des Meisters Steinitz gehört die Vorliebe für gewisse Eröffnungsformen, die sein geistiges Eigentum sind und die auch theoretisch gerechtfertigt sein mögen, jedoch im praktischen Spiel am Schachbrett in Turnieren, in denen die für die Züge verwendbare Zeit in festgesetzte Schranken gebannt ist, ihre sehr bedenkliche Seite haben. So wurde Steinitz in den letzten Turnieren mehrfach ein Opfer seiner theoretischen Kapricen. Immerhin muß man es als ein Zeichen der Ehrlichkeit seiner Überzeugungen ansehen, daß er sie bei den ernsthaftesten Gelegenheiten öffentlich ins Feuer führte. — Er lebt jetzt in New York als Redakteur einer Schachzeitung.

Der Match zwischen ihm und Zukertort, in dem es sich um den Schachthron handelt, ist nach langen diplomatischen Verhandlungen augenblicklich zur Verwirklichung gelangt. Ein hoher Siegespreis (2000 Dollar) ist ausgesetzt. Der Kampf wird in Amerika zum Austrag gebracht. Zukertort hat den Weg über den Ocean zurückgelegt. Die ersten fünf Partien wurden zu New York im Manhattan Schachklub gespielt. Zukertort verlor die erste (am 11. Januar) und gewann hierauf vier Partien hintereinander. Der zweite und dritte Gang des Matches wird in St. Louis und New Orleans gespielt. Sieger im Gesamtkampfe ist derjenige der beiden Gegner, der zuerst zehn Partien gewonnen hat. Über den Ausgang werden wir Gelegenheit haben, weitere Mitteilung zu machen.

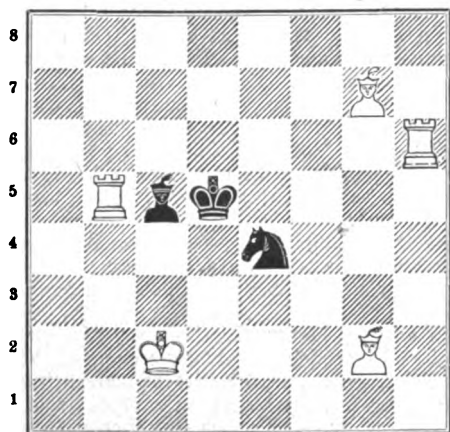


Wilhelm Steinitz.

Bilderrätsel.



| a | b | c | d | e | f | g | h |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
|---|---|---|---|---|---|---|---|



WELSS

1. Zweifelhige Scharade.

Die Zweite wird, wie ich erseh,
Geschrieben leider ohne c,
Doch steht's in jedermanns Belieben,
Das c gefälligst einzuschreiben:
Dann ist es enge oder weit,
Wie's jeder liebt, schmal oder breit.
Ich lieb es schwarz, du hell und licht,
Er leicht und weich, sie grob und dicht;
Ihr liebt es kurz, wir lang gestreckt,
Damit den ganzen Mann es deckt.

Troßdem ſteht ohne c und Hauch
Ein Gottesmann im Ganzen auch,
Der iſt voll Schwung und liebreich
Und wärmt uns Geiſt und Herz zugleich.
Er wandelt zwiſchen Graßhalm
Wie unter träumeriſchen Palmen,
Gibt Wert und Glanz auch dem Geringſten
Und pfückt auch Roſen ſchon zu Pfingſten;
Anmuthig in des Winters Haus
Legt er der Blumen Teppich aus,
Und durch der alten Hütte Rißen
Läßt er des Himmels Sterne blißen;
Ja bringt durch Tod und Höllengraß
Und bringt auch noch den letzten Strauß.

¶ 3.

Die Erste zeigt dir fern und nah
Der Dinge Ort und wo's geschah.
Wer auch vom freudenreichsten Ort
Die Zweite wandert mit Vergnügen,
Deß Glück ist sicher und gebiegen,
Der Zufall nimmt es ihm nicht fort.
Dann ist das Ganze er mit Freuden,
Und Fürsten mögen ihn beneiden.
Das Ganze wird mit Ehren auch genannt
Als Hausfreund in dem ganzen deutschen Land.
St.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| . | r | | | z | | | c | . |
| | . | l | | d | | t | . | . |
| | | . | t | m | | . | | t |
| | r | | . | s | . | | r | . |
| | l | | | . | n | d | | |
| | | s | . | e | . | | | n |
| | r | . | s | | l | . | | |
| | . | | c | k | | | . | n |
| . | | p | | t | | r | | . |

1. Einen hohen Berg in den Pyrenäen.
2. Eine Hafenstadt auf der Halbinsel Krim.
3. Einen berühmten Eroberer.
4. Die Helden eines mittelalterlichen Volksbuchs.
5. Einen Kurort in Preußen.
6. Einen der berühmtesten Schachspieler der neuesten Zeit.
7. Eine Landschaft des alten Griechenlands.
8. Eine große Stadt an der Donau.
9. Einen letzten Willen.

Aus meiner Ersten nimmer schwand,
Und wird es nie im Leben,
Die Zweite, welche deine Hand
Von dir mir hat gegeben.
Von Herzensreinheit werd ich dich
Stets als das Ganze hegen,
Bis daß ins kühle Grab sie mich
Mit meiner Liebe legen. v.

b. D.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| A | A | A | E | E |
| E | I | I | M | N |
| N | N | O | O | R |
| R | R | R | S | S |
| T | T | T | T | T |

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Bilderrätsel.

Aber nur wenige besitzen die gewichtige
Facultas tacendi.

1. D e 5 — g 3 1. D d 8 — a 5
2. a 3 — b 4 2. D a 5 — c 3 (— d 2)
 oder — e 1
3. D f 2 — g 1 oder D g 3 — h 2 gewinnt.

1. . . . 1. D d8—e7 (f6, g5)
2. D f2—g1 gewinnt.

2. Sonnt. Leisten.

Wagner
Amalfi
Goethe
Nubien
Essenz
Nienzi.

Die aus den Buchstaben der senkrechten Binnenreihen zu bildenden Wörter lauten in richtiger Ordnung: Faun, Sent, Alge, Moist, Eibe, Zehn (= Nieten).

Die Zahl 25 ist sechsmal, die Zahl 64 sechzehnmal, die Zahl 81 fünfmal zu streichen; denn $42 \times 25 + 8 \times 64 + 4 \times 81 = 1886$.

Inhalt: Sphing. Forts. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Polen und Deutsche. — Die Lazarettdepeſche. Aus dem Seemannsleben. Von Chr. Benſard. — Warm genug? — Bernhardiner Hund in ſeiner Heimat. Nach dem Bilde von E. Boſch. Am Familientiſch: Gladſtone. Zu dem Porträt. — Schmarozer. Zu dem Bilde von Heinrich Schaumann. — Das Begräbniß der Witwe Capet. — Die Photographie und die Himmelskunde. — Rechtsrat. — Moderne Schachſpieler. — In unſerer Spielecke.

Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt** ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Naheim-Expedition (Fischagen & Alsfing) in Leipzig. Druck von Julius Altknecht in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 6. März 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 23.

Sphinx.

Roman von Doris Freiin von Spaettgen.
(Fortsetzung.)

„O himmlische Barmherzigkeit! Was redest du, Herbert?“
rief sie. „Nicht so — nicht in dieser Weise habe ich gesündigt.
Allmächtiger Gott! So tief gesunken wähest du mich bereits,
daß ein so gräßlicher Verdacht in deiner Seele Raum fand?“
Und, wie um den fassungslosen Schmerz zu verbergen,
wandte sie das Haupt von ihm ab.

Plötzlich stieß Herbert Lee einen Schrei aus. Dann
stürzte er einige Schritte vorwärts und hob die Arme gen
Himmel, als ob von dort — aus der Hand des höchsten
Richters — ihm Aufklärung und Beistand werden müsse.

Ein längst vergessener, aus seiner Erinnerung völlig ver-
wischter Augenblick tauchte plötzlich in blendender Helle vor
seiner Seele auf. Hilfesuchend schmiegt sich die weichen
Arme eines hochgewachsenen Weibes an seine Glieder, und
eine Stimme, die alle Saiten des ehrlichen, unentweigten
Mannesherzens erzittern machte, tönte noch einmal an das
entzückte Ohr! — Und dort — jene Frau im armseligen
schwarzen Gewande, welches jede ihrer wundervollen Formen
frei hervortreten ließ — jene Frau mit dem feinen Kopfe
und den eigenartigen, stolzen und doch so schmiegsamen Be-
wegungen — sie mit dem goldblonden Lockenhaar, das unter
einer schwarzen Spigenhülle sich leicht hervorkräuselte — jene
Frau dort war es, die ihm damals begegnete. Hatte sie nicht
einst ähnliche — nein, fast dieselben Worte, mit derselben
schmerzzerfüllten Stimme gerufen? — Gott, o Gott, ist er
denn wahnsinnig geworden, gleich seinem Bruder? Sah er
Schemen und Trugbilder vor sich? — Rose — seine Rose,
die er geliebt hatte, als sein höchstes Ideal, als sein fleden-
loses edles Weib, die er gehütet und bewahrt hatte vor jedem
rauben Hauche — was hatte Rose mit jener Unglücklichen
gemein, welche in Angst und Verzweiflung sich dem Schutze
eines fremden Mannes anvertraute — dem Schutze vor der

Roheit und Brutalität des eigenen — Gatten?! Ihres
Gatten — sein angetrautes Weib!

Den beklagenswerten Mann umgab schwarze, undurch-
dringliche Finsternis; jeder Glücks- und Hoffnungsschimmer
versank in endlose, grauliche Nacht! — Betrogen von ihr! —
Fassung, Überlegung und Ruhe — wo waren sie hin!?

Eine eiserne Faust erfaßte in jähem Griffe die Schulter
der schönen Frau. Mit entsetzten Blicken starrte sie in das
zornglühende Gesicht des Gatten.

„Elende Heuchlerin!“ rief Herbert. „Ich habe dich er-
kannt. Der gerechte Gott will nicht, daß dieses schamlose
Spiel noch weiter fortgeführt wird! Die Binde ist gefallen;
ich bin ernüchtert!“

Das blonde Haupt tief auf die Brust herab gebeugt, laut-
und regungslos, hielt Rose seinen Worten, wie dem schmerz-
zenden Griffe seiner Rechten stand.

„Den damals, in jener verhängnisvollen Dezembarnacht,
für dich eintretenden Mann hat ein gütiges Geschick dir noch
einmal in den Weg geführt. Verflucht sei diese Stunde! Der
blinde Thor hat sich in dem ihm gestellten Netze mühelos
fangen lassen. Er war ja einer unsicheren Existenz bei weitem
vorzuziehen, auch wenn diese zur Zeit nicht übel war. Die
Vergangenheit sollte ausgelöscht werden. Jede Erinnerung an
eine abenteuerliche Laufbahn sollte unter dem stolzen Namen:
Frau Lee begraben werden, aber bei meiner Ehre — du wirst
ihn nicht länger tragen und verunglimpfen! Gott sei Dank,
es gibt in meinem Vaterlande noch Mittel und Wege, ein so
unwürdiges Band, wie es uns beide verknüpft — (eine ver-
ächtliche Gebärde stieß die unglückliche Frau beiseite) — zu
lösen! Heute noch verlassen Sie dieses Haus, Madame!“

Herbert richtete sich zu seiner vollen Höhe auf. „Für
Ihre Zukunft soll übrigens gesorgt werden, so daß Sie nie

mehr in die Lage zu kommen brauchen, drüben in den Gegenden der Dock's Ihr Quartier aufzuschlagen — wenn Sie es nicht etwa vorziehen sollten, zu Ihren hochadeligen Verwandten nach Deutschland zurückzukehren!"

Rose taumelte ihm entgegen und erhob mit dem Ausdruck des Entsetzens die Arme, aber er trat zurück.

"Bevor diese Stunde uns für immer scheidet", fuhr er gebietend fort — "sollen Ihre Lippen mir noch bekennen, daß Sie ein falsches Spiel mit mir getrieben haben. Ich muß von Ihnen selbst hören, ob Sie, Madame, mit jenem Weibe, welches ich aus eines Trunkenbolde's Hand befreite, identisch sind? Das ist das Einzige, worauf ich noch bestehe. Dann sind Sie frei!"

"Ja, ich bin es!" klang es ihm jetzt fest und klar entgegen.

Herbert wandte sich ungestüm ab. Hatte diese Sirenenstimme ihn nicht schon einmal verführt?

"Gut, so gehen Sie! Wir sind nun zu Ende!"

"Zu Ende!"

Wie ein Schrei der Verzweiflung hallten diese, von Rose wiederholten Worte durch das Zimmer. Dann eilte sie auf ihn zu und sank mit einem leidenschaftlich hervorgestoßenen: „Herbert!“ vor ihm nieder auf die Kniee.

Das Bestreben des Kapitäns, sich aus der Umschlingung zu befreien, blieb vergeblich. Die weißen vollen Arme hielten ihn krampfhaft umklammert, als ob es keiner Macht der Erde möglich sein sollte, dieses von ihm als unwürdig bezeichnete Band zu trennen.

"Erbarmen, Herbert!" zitterte es in leise flehenden Lauten zu ihm empor. „Herbert! Jener Trunkenbold, wie du ihn nanntest, war ja — mein Gatte! Er war es einst, aber als ich dein Weib wurde, war er es nicht mehr!"

"Schweig, Heuchlerin", rief Herbert „und beslecke dein Gewissen nicht mit neuen Lügen! Mich zum zweitenmale zu täuschen, gelingt dir nicht! Glaubst du, es verlange mich noch darnach, in den schwarzen Abgrund deiner Vergangenheit zu schauen? Wie und wo du gefehlt, ist ohne jede Bedeutung für mich. Du hast dich an mir versündigt, das genügt. Sparen Sie jedes fernere Wort zu Ihrer Rechtfertigung! Es ist umsonst. Diese Stunde trennt uns für immer!"

"Herbert, einen einzigen kurzen Augenblick höre mir noch zu, ehe du mich von dir stößt!" bat die Unglückliche mit hocherhobenen Armen. „Jedes deiner Worte, die gleich Keulen schlägen auf mein Haupt niederfallen, verdiene ich nur zu wohl — alles — alles. Keine Reue tilgt die Schuld, keine Sühne gibt es dafür! Ich habe des Himmels Strafe vorausgesehen. Zu groß war das Glück und die Seligkeit für mein sündiges Herz. Und dennoch, Herbert, siehe ich zu dir; hier auf den Knieen lasse mich dir eine Beichte ablegen; nicht eine Falte meines Innern soll dir länger verborgen bleiben. Beim Allmächtigen, als ich soeben die Stufen dieses teuren Hauses hinaufschritt, stand bei mir fest, bei deiner Rückkehr das unselige Geheimnis, welches ich wie eine Sklavenskette hinter mir herschleppte, dir frei und offen zu enthüllen. Lasse es dazu auch jetzt noch nicht zu spät sein! Vielleicht — o vielleicht regt sich dann ein schwacher Funke der Vergebung — des Mitleids in deiner Brust. Nur die Liebe war es — die allmächtige, heiße Liebe zu dir, die mich sündigen ließ. Willst du mich hören, Herbert? Darf ich sprechen?"

Die azurblauen großen Augen, thränenfeucht — das reizende Gesicht, durch die Erregung jetzt rosig überhaucht und in seinem ganzen bstrickenden Liebreize zu ihm aufgerichtet — so lag das schöne Weib vor seinen Füßen. Wie gebannt hingen Herbert's Blicke für Sekunden an diesen Zügen. War das wirklich Lüge, was hier zu ihm sprach? — Warum schlug dann sein Herz so wild? Warum faßte plötzlich die starke Hand so ungestüm an die linke Seite? Lebte dort im tiefsten Grunde doch ein Etwas versteckt, das stärker und gewaltiger war, als aller Jorn, alle Bitterkeit und alle Leidenschaft des Schmerzes, des gekränkten Mannesstolzes?

Immer heller und intensiver wurde der Lichtstrahl, der vom Fenster her die knieende Frauengestalt umfing. Weiche,

zarte Reflexe spielten jetzt auf dem goldig-blonden Scheitel, von dem das neidische, schwarze Spitzengewebe nun völlig herabgesunken war. Sollten seine unseligen Augen sich noch einmal satt sehen an dem bezaubernd verführerischen Bilde ihrer märchenhaften Schönheit?

Fort — fort mit diesem Blendwerk des bösen Geistes! Herbert Lee hat in den fünf langen Stunden dieser Nacht, Tropfen um Tropfen, den Becher des Glüdes versiegt gesehen. Nur ein schaler, bitterer Nachgeschmack war ihm davon geblieben; fort daher mit allem, was an jenen Rausch noch erinnerte! Das Gaukelspiel war aus.

"Nein, Madame", sagte er, „ich danke für diese Beichte! Früher hätte diese Leidensgeschichte mich vielleicht zu rühren vermocht. Jetzt aber ist es zu spät. Dem erbittertsten Gegner, dem grimmigsten Feinde könnte ich vergeben, nicht aber der Frau, die gewissenlos mit meinem heiligsten Empfinden ihr Spiel trieb. Sie verachte ich."

Rose, welche eben noch demütig und zerknirscht vor ihm im Staube lag, bittend um einen sanften Blick — sie stand jetzt, in elastischem Sprunge emporschnellend, wieder fest und sicher auf ihren Füßen, hochaufgerichtet, in stolzer Haltung, flammende Röte der Scham und des Jornes auf der Stirn.

"Halt ein!" Wie ein Befehl wurde ihm das Wort entgegengeschleudert. „Wenn du mich nicht mehr als dein Weib betrachtest, dann hast du auch kein Recht, mich wie eine Magd zur Rede zu stellen und mich zu erniedrigen. Ich verdiene deinen Jorn; aber niemals werde ich dulden, daß man meiner Ehre als Frau zu nahe tritt. Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts gethan habe, was als verächtlich bezeichnet werden könnte. Ich will die gegen dich begangene Schuld nicht beschönigen. Ich habe schwer gefehlt, das weiß ich wohl, und jeder Tag, jede bitterfüße Stunde an deiner Seite sagte es mir. Aber ich war vermessen genug zu hoffen, daß die von jener allgütigen Hand dort oben in mein Herz gepflanzten Gefühle, die rein und lauter sind gleich der ewigen Wahrheit, mein Vergehen mildern könnten. Es war nur ein Traum, aber nichts berechtigte dich so zu mir zu sprechen. Und glaube nicht, Herbert Lee, daß ich mich noch einmal so vor dir demütigen werde. O, niemals — niemals mehr! Ich verlasse — zu dieser Stunde noch — dein Haus. Auch ich betrachte das unwürdige Band bereits als zerrissen. Nie wird mein Fuß deinen Weg mehr kreuzen. Ich schwöre es dir! Lebwohl!"

Ein kaum merkliches Neigen des Kopfes, und — sie war fort.

Vierzehntes Kapitel.

Frau Everetts Wohnung befand sich im oberen Teile New York's, in nächster Nähe des Centralparkes. Zwar glich eines der eleganten Braunksteinhäuser der Gegend zwischen der fünften und sechsten Avenue genau dem anderen; aber dessenungeachtet verriet die stolze Fassade den Blicken des Fremden sofort, daß er sich in den exklusiven Vierteln von Manhattan-Islands Geldaristokratie befand.

Frau Everett und ihre Töchter bewohnten dieses Haus allein, das heißt, sie pflegten nur einige Wintermonate dort zuzubringen, weil es nun einmal zum guten Tone gehörte, den größten Teil des Jahres in Bädern oder in Europa zu verleben. Wenn auch Susy damals an Rose schrieb, sie seien in Berlin brillant logiert gewesen, wenn auch die Ansprüche der jungen Mädchen durch der Mutter Generosität auf Reisen zu einer fast unglaublichen Höhe herangewachsen waren, sie konnten doch nirgends mehr Befriedigung finden, als im eigenen glänzenden Heim in New York. Dort stand wirklich alles, was ihr Herz begehrte, zu ihrer Verfügung.

Seit fast einem Monate waren Mutter und Töchter wieder zu Hause und sie sahen sich alsbald von Freunden und Bekannten umringt. Da Susy's Verlobter, Herr Westmooreland, die Familie begleitet hatte, so war natürlich jedermann begierig, das glückliche Paar zu sehen und zu beglückwünschen.

Von Adeline wurde in dieser Zeit weniger Notiz genommen, da alle sich mit der strahlend schönen Braut beschäf-

tigten. Sonst wäre es mehr aufgefallen, wie sehr die junge Dame sich oft zurückhielt.

Nur einen gab es, dessen ernste Augen, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot, das liebreizende Mädchen beobachteten. Dieser eine war Henry Roberts, der, sobald die Everetts zurückgekehrt, nach altgewohnter Weise in dem gastfreien Hause aus und ein ging. Es war verbreitet worden, daß Adeline infolge der vielen rauschenden Festlichkeiten der Berliner Saison körperlich nicht ganz wohl sei, aber das Auge einer jahrelang im Herzen still verschlossenen Liebe läßt sich nicht täuschen. Roberts fühlte, daß irgend ein rauher Hauch über das teure braunlockige Haupt hinweggestreift sein mußte. Höflich, aber kalt und zurückhaltend, war ihm Adeline zuerst begegnet. Jede Spur der früheren Red- und Spottlust, des oft heißen Witzes und der sprudelnden Laune schien in dem Mädchen abgestorben. Ihre Unterhaltung war kurz und zerstreut, und oft richteten sich ihre schwermütigen Blicke gedankenvoll ins Leere.

In so mancher Stunde zerbrach sich der junge Schriftsteller den Kopf darüber, was diese auffallende — noch wußte er nicht, ob traurige oder glückliche — Veränderung in Adeline Everett hervorgebracht hatte. Natürlich vergeblich!

Henry Roberts ging nicht öfter und nicht seltener als früher zu den Everetts. Sein Wesen zeigte dort eine so ausgesprochene Gelassenheit, ja eine so an Gleichgültigkeit streifende Ruhe, daß Adeline nicht unterlassen konnte, sich darüber zu wundern. Der junge Mann erschien ihr seit der Heimkehr viel anziehender und männlicher als früher, wo seine stets offen zur Schau getragenen Huldigungen, der heiße Blick seines Auges, die feurig beredten Worte seines Mundes, oder auch sein Sarkasmus, dem sie zuweilen nicht ganz gewachsen war, das sensible Mädchen oft heftig und ungeduldig gemacht hatten. Er selbst mußte übrigens jene Zeit der kindischen Tändeleien total vergessen haben. Nicht eine Miene verriet Adeline, daß sein Inneres noch einen Schimmer des einstigen Interesses für sie bewahrte. Verührte sie das peinlich — oder gar schmerzlich? — Gewiß ist, daß sie oft über diesen Punkt nachdachte.

Die Everetts waren, wie fast alle reichen Amerikaner, strenggläubige Presbyterianer, und wenn sie in New York anwesend waren, so verging kaum ein Sonntag, ohne daß Mutter und Töchter in der kleinen eleganten Kirche der fünften Avenue ihren Platz einnahmen. Auch Roberts besuchte regelmäßig den Gottesdienst. Früher war es ein der Familie stillschweigend gezollter Freundschafts tribut, seit der Rückkehr der Everetts hatte man sich aber dort noch nicht wieder getroffen.

An einem Sonntag war Adeline allein in die Kirche gegangen, da die Mutter in Begleitung des Brautpaares schon mit dem ersten Zuge zu einem in der Nähe lebenden Verwandten gefahren war, bei welchem Susy sich vor der Abreise nach England verabschieden sollte.

In reizendem, sich eng an ihre schönen schlanken Formen schmiegendem braunen Blüschkostüm, das blendend weiße, zarte Gesichtchen durch die raue Frühjahrsluft rösig überhaucht, trat Adeline Everett an diesem Morgen aus der Kirche. Ihre suchenden Blicke hatten Roberts während des Gottesdienstes wahrgenommen, und es hatte sich der Wunsch — o nein, wünschen konnte man es nicht nennen — es hatte sich die Frage in ihr geregt, ob er sich ihr wohl später nähern und ihr seine Begleitung anbieten würde. Und siehe da! Fast zugleich mit ihr überschritt auch er in dem dichten Gewühle die Schwelle des Gotteshauses.

Dem jungen Mädchen klopfte das Herz zum Zerspringen. Nun mußte er sie doch endlich sehen! Sollte sie langsamer gehen — zögern? Sein sonst so scharfes Auge schaute heute gleichgültig über den Menschenstrom.

Aber nun! — Stukte er nicht einen Moment? Jetzt hatte er sie erkannt. Man ging bereits den breiten asphaltierten Fußweg der fünften Avenue entlang — er an der einen, sie an der andern Seite. Roberts lüftete den Hut zu

artigem Gruß, aber zu ihr hinüberzufliegen über die Fahrstraße hinweg, wie er es vor einem halben Jahre gewiß gethan hätte — daran dachte er heute nicht. Er unterhielt sich vielmehr lebhaft und sehr angelegentlich mit mehreren hübschen jungen Mädchen, welche Adeline kannte. Ein brennender Schmerz durchzuckte ihr Herz. Sie war ja vergessen — nach ihr fragte er nicht mehr; sie konnte getrost allein nach Hause gehen! Sie zog den Halbschleier so tief wie möglich über das Gesicht, damit man das, was unter den langen Wimpern plötzlich verräterisch hervorquoll, nicht sehen konnte, und eilte nach Hause.

Während die Mutter und die Schwester sich in der ersten Zeit nach der Rückkehr nicht wenig über den apathischen Zustand, in den Adeline verfallen war, gesorgt hatten, machten sie jetzt nach vier Wochen die überraschende Beobachtung, daß das junge Mädchen sich fortwährend in einer inneren Erregung befand.

Wenn alle gemüthlich plaudernd bei einander saßen und sich zufällig ein Besuch melden ließ, so schrak Adeline zusammen und dunkle Blut bedeckte ihre Stirn. Oft stand sie halbe Stunden lang an einem der hohen Balkonfenster des vorderen Zimmers, von dem aus die Straße zu überschauen war, und sah unverwandten Blickes hinab. — Erwartete sie dort jemand?

Susy schüttelte verwundert das Köpfchen und verhandelte über diese Symptome mit dem Bräutigam. Dieser ging in seiner offenerzigen Weise sogleich direkt auf das Ziel los, und verriet der schönen Braut ohne alle Umschweife, was sein scharfer Kombinationsgeist längst erraten hatte, daß nämlich Adeline eine tiefe Liebe für Henry Roberts empfand.

Susy fuhr bei dieser überraschenden Enthüllung, blaß und vor Freude zitternd, vom Stuhle empor, wie jemand, dem plötzlich ein großes Glück in den Schoß fällt. In überquellender Härtlichkeit schlang sie die Arme um ihres Mlans Hals und rief mit thränendem Auge:

„O, ich blindes, dummes Mädchen! Seit vier Wochen bin ich stündlich, bei Tag und bei Nacht, mit Adby zusammen, meine, jede ihrer Mienen zu kennen, und trübe mir das eigene Glück durch den steten quälenden Gedanken, daß die arme Schwester jene Tage von Berlin nicht vergessen kann. Und nun sagt mir dieser superkluge Mensch, der hier kaum noch warm geworden ist, daß das, was seit Jahren unser größter, innigster Wunsch gewesen ist, sich in aller Heimlichkeit und Stille vorbereitet. O Mlan! Ich könnte vor Entzücken über diese Nachricht einen Luftsprung machen!“

Mlan erwiderte in seiner gemessenen, ruhigen Art, jedoch mit schallhaft zuckenden Mundwinkeln, daß es ihm unendliches Vergnügen bereiten würde, diese Probe gymnastischer Übungen an seiner holden Braut zu bewundern. Ein Kuß schloß ihm den Mund.

Mlan versicherte ferner, daß er, der seiner schönen Schwägerin Exzentrität und Reizbarkeit hinreichend kennen gelernt habe, Roberts' jetziges Benehmen außerordentlich richtig fände. Nur ein äußerst feiner Schachzug könne ihm diese Königin erobern.

Eines Nachmittags erzählte Mlan beiläufig und im gleichgültigsten Tone, als ob er von des jungen Mädchens Anwesenheit kaum Notiz nähme, daß der geistreiche Schriftsteller Henry Roberts auffallend viel im Hause des Herrn Pfarrer Stanton aus und ein ginge, wo sich zwei reizende, heiratfähige Töchter befänden.

Das waren jene beiden Mädchen, deren Gesellschaft an jenem unseligen Sonntage Roberts der Adelinens vorgezogen hatte. Adeline wußte das recht gut und ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Sie blieb für einen Augenblick vor dem Schwager stehen, als ob ihr eine Frage auf der Seele brenne; dann aber eilte sie mit erblassenen Wangen aus dem Zimmer.

Niemand — niemand sollte sehen oder erraten, was brinnen in der jungen Brust so mächtig arbeitete. Keiner durfte ahnen, daß tausend bittere Thränen im stillen Gemache,

tief in die Kissen des Divans hinein vergossen wurden. Eine jahrelang treu bewahrte Neigung hatte sie, in ihrer unzähligen Sucht nach Abenteuern, in ihrem wahnwitzigen Ehrgeiz, nichtachtend beiseite gestoßen. Und nun, da das kranke Herz nach einem echten, wahren Glücke Verlangen trug — nun war der Mann, welchen sie früher verachtet hatte, endlich des vergeblichen Harrens müde geworden. Und das mit vollem Rechte! Gab es doch bessere und begehrenswertere Mädchen, als Adeline Everett!

Nach wochenlanger trüber und nebeliger Witterung war an einem der letzten Märzstage endlich die so lange verdeckt gebliebene Sonne wieder einmal zum Vorschein gekommen.

Adeline, welche von jeher die Gewohnheit hatte, sich früher als Sush zu erheben, war an diesem Morgen, sobald sie die gelben Spizenvorhänge aufgezogen und einen Blick hinausgeworfen hatte, angenehm und freudig überrascht. Es mochte vielleicht acht Uhr sein, und doch funkelten bereits goldige Sonnenstrahlen in den hohen Spiegelscheiben der gegenüberliegenden Häuser. Das junge Mädchen seufzte erleichtert auf. War es ihr doch, als sei dadurch von ihrem Herzen eine drückende Last genommen.

Die Schwestern hatten ein gemeinschaftliches Schlafzimmer inne. Daneben lag ihr Salon, oder wie Sush scherzweise sagte, ihr Raritätenkabinett. In diesem Zimmer befand sich nämlich von jedem Orte, welchen sie seit einer Reihe von Jahren im In- und Auslande besucht hatten, ein Andenken. Von den unscheinbarsten Nippes und Glasgefäßen bis zur wertvollen Skizze eines Achenbach und Makart, oder bis zur altmeisterlichen Porzellanfigur von namhaftem Werte fanden sich hier Schätze in Fülle. Ein geniales Durcheinander von Mädchenliebhabereien und seltenen Kostbarkeiten.

Adeline zog leise die Thüre des Schlafzimmers hinter sich zu, damit die Schwester nicht aus sanftem Schlummer erwache. Dann ließ sie sich in einen Sessel gleiten und faltete gedankenvoll die Hände.

„Henry!“ flüsterten die rosigten Lippen kaum hörbar. „O, hast du denn gar keine Erinnerung mehr an jene Zeit, nach der ich mich so heiß zurücksehne? Wenn wirklich, wie du es ja tausendmal gezeigt, dein Herz für mich in Liebe schlug, wie kann sie dann so ganz erstorben sein? Ach, warum habe ich nur damals Rosés Rat nicht befolgt? Sie hat mich stets gewarnt, mich stets gebeten, die Saiten nicht zu hoch zu spannen.“

Aber, was war das? Waren ihre Blicke noch durch Schlaf getrübt? — Wie entsezt starrte Adeline nach der Thür. Dort stand ja Rose.

Mit einem Ausrufe des Schreckens — denn die Züge der jungen Frau, wie deren leichenhafte Blässe, bezeugten nur zu deutlich, daß eine traurige Veranlassung sie hergeführt haben mußte — eilte Adeline der Freundin entgegen und umfaßte zärtlich ihre Gestalt, die sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

„Allmächtiger Vater, es ist ein Unglück geschehen, Rose?“ stieß sie voll Angst hervor. „Der Kapitän — das Schiff?! Erbarme dich Gott! Mir bleibt das Herz stehen. Reden Sie schnell, Rose! O, nur etwas Entsetzliches kann Sie so verändert und verstört haben! Sagen Sie mir nur, ob er noch lebt, Rose?“

Ein stummes Nicken war die einzige Antwort.

„Der Himmel sei gelobt! Ich atme ordentlich auf,“ sagte Adeline ruhiger, indem sie dem Gaste, der alles mit sich geschehen ließ, Hut und Mantel abnahm und Rose zu einem Sitze führte. Die Brust der jungen Frau wogte leidenschaftlich. Noch vermochte die Tiefsferregte nicht zu sprechen und lehnte nur, todmatt, den Kopf an Adelinens Schulter.

„Rose, liebes, theures Herz! Es wird ja nicht so schlimm sein, wie Sie denken — wenn er nur lebt! Sie sind ja so stark und mutig und stets bereit, zu helfen und zu trösten. Fassen Sie sich!“

Die zarte Hand Adelinens strich liebevoll über den blonden Scheitel.

„Abdy! Eine Unglückliche — eine Verstoßene kommt zu Ihnen — um Schutz zu bitten — für einen Tag!“ rang es sich endlich in abgerissenen Worten über die zitternden Lippen. Verständnißlos, aber dennoch aufs äußerste erschrocken, schaute Adeline auf sie herab. „O, es ist vermessen von mir“, fuhr Rose fort, „daß ich das Haus Ihrer teuren, verehrten Mutter mir als Zuflucht wähle; aber es gibt ja in der großen, fremden Stadt hier keine Seele, die Theilnahme für mich fühlt. Ihre Güte — die glücklichen, unvergeßlichen Monate, welche ich bei und mit Ihnen verleben durfte, geben mir den Mut, in der Stunde der größten Noth Ihren Beistand zu ersuchen! Darf ich hier bleiben, Fräulein Everett?“

„Hier bleiben?“ fragte Adeline. „Es war Ihre Pflicht, zu uns zu kommen, Rose! Es muß uns freuen, daß Sie uns Ihres Vertrauens auch ferner für wert halten.“

„Jetzt, nachdem es zu spät ist!“ rief die junge Frau mit tiefer Bitterkeit. „O Adeline! Ich verdiene keine Rücksicht, kein Erbarmen; denn ich habe auch gegen Sie alle gefehlt.“ Wieder richteten sich die klaren Mädchenaugen fragend auf das marmorbliche Angesicht.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Rose!“ stammelte Adeline nun auch ihrerseits befangen. „Sie sind so erregt. Wenn Sie erst ruhiger geworden sind, werden Sie mir ja alles sagen und erklären. Sprechen Sie aber jetzt nicht!“

„Nein, nein, jetzt nicht!“ rief Rose, indem sie die Hände abwehrend erhob. „Ich vermöchte es auch nicht; denn meine Pulse schlagen wie im Fieber. Nur Ruhe — etwas Ruhe nur verlange ich.“

Die Lider sanken schwer herab, und matt und kraftlos legte sie sich zurück in den Sessel. Dann aber rief sie, sich plötzlich aufrichtend:

„Ich vergaß in meinem Elend, Ihnen zu sagen, daß ich mein Kammermädchen mitgebracht habe. Sie kennen ja Mary. Ich gebot ihr, draußen im Vorзал bei meinem wenigen Gepäck zu warten. Gestatten Sie ihr so lange, bis — bis ich stark genug sein werde, dieses Haus zu verlassen, hinunter zu Ihrer Dienerschaft zu gehen?“

„Selbstverständlich, meine Liebe! Aber wir wollen Mary erst einmal hereinrufen, damit sie mir behilflich ist, es Ihnen etwas bequem zu machen.“

Mit diesen Worten öffnete Adeline die Thüre und hieß das junge Mädchen, welches sich schüchtern auf einen Stuhl gesetzt hatte, ins Zimmer treten.

Die kleine Rose hatte noch rot- und dickverweinte Augen, und es war ersichtlich, daß der Abschied von Hoboken ihr nicht leicht geworden war. Auf Adelinens Geheiß entledigte sie ihre Herrin des schweren, engen Kleides und bemühte sich, ihr mit Hilfe des jungen Mädchens ein weites leichtes Gewand anzulegen. Auch die erstarrten Füße wurden vorsorglich in Adelinens Pantöffelchen gesteckt, dann bettete man die erschöpfte Frau bequem und weich auf das Sofa.

Adeline klingelte und gab der eintretenden Jungfer den Befehl, Frau Everett von dem Besuche Mitteilung zu machen und eines der Fremdenzimmer in Bereitschaft zu setzen. Frau Lee würde voraussichtlich einige Tage in New York bleiben.

Rose versiel bald in tiefen Schlaf. Mit innigem Mitleid betrachtete Adeline das bleiche Gesicht. Was hatte die noch vor wenigen Wochen so glückliche Frau in einen solchen Zustand zu versetzen vermocht? Hing alles vielleicht mit Herberts Bruder zusammen? Aber nein, der war ja selbst schwer krank. Oder etwa mit Frau Luisa? — Das junge Mädchen fand keine Erklärung, und sie wie die mittlerweile herbeigekommene Schwester sahen in ahnungsvollem Bange Rosés Enthüllungen entgegen.

Die Stunde des gemeinschaftlichen Frühstücks war vorüber, und noch immer lag Rose im Salon der Fräulein Everett in festestem Schlaf.

Frau Everett äußerte sich unterdessen mißbilligend über das Verhalten der jungen Frau. Sie sprach die Meinung aus, es müsse jedenfalls zu einem kleinen oder größeren Konflikt zwischen Rose und dem Kapitän gekommen sein, der



Gute Freunde. Gemalt von Karl Böker.

vielleicht eher, als sie erwartet hatte, zurückgekehrt war. Daß Frau Lee ihr Haus und den Gatten so mir nichts, dir nichts verließ, fand sie sehr unrecht, und sie sprach den Wunsch aus, ihre Töchter möchten sich nicht unnötigerweise in diese peinlichen Dinge mischen. Sie ihrerseits wolle Rose immerhin für einige Tage gern willkommen heißen; das verlange sowohl die Gastfreundschaft im allgemeinen, wie besonders auch die Rücksicht, welche man der einstigen Gesellschafterin schuldig sei. Von dieser selbst aber erwarte sie, sie würde taktvoll und feinführend genug sein, ihr mehr zu ersparen.

Obwohl Susy und Adeline ziemlich selbstständig erzogene junge Damen waren, und die nachsichtige Mutter ihnen in fast allen Dingen freies Spiel ließ, so wagten sie doch keine Entgegnung, denn die Ehe zwischen Rose Hallstein und Kapitän Lee war ein Punkt, über welchen Frau Everett nur schwer hinweggekommen war, und der ihr bereits mehrfach die Äußerung entlockt hatte, solche über das Knie gebrochene und gegen alle Regeln der Vernunft geschlossene Heiraten nähmen niemals ein gutes Ende.

Seufzend und mit bekümmerten Herzen verließen die Schwestern die Mutter, und selbst das heitere Gesicht des Bräutigams vermochte es heute nicht, eine Wolke von Susys Stirn hinwegzuschleichen.

Der Vormittag verging in gedrückter Stimmung. Da sich um die Zeit des Essens regelmäßig Gäste einfanden, so ließ Rose, die nun bequem und ungestört logiert war, um die Vergünstigung bitten, allein speisen zu dürfen, wozu ja ihr leidender Zustand ausreichende Entschuldigung bot. Gleich-

wohl hielt sie es für ihre Pflicht, Frau Everett den schuldigen Besuch zu machen. Sie sagte ihr, sie würde ihre Güte nicht lange in Anspruch nehmen, da sie die Absicht hege, mit dem nächsten fälligen Hamburger oder Bremer Dampfer zu ihrem Bruder nach Europa zurückzukehren. Traurige Verhältnisse — hier rannen helle Tropfen über Rosas bleiche Wangen — zwängen sie, Amerika zu verlassen und sich unter den Schutz des einzigen noch lebenden Verwandten zu stellen. Sie gestehe nun selbst ein, daß die Vermählung mit Kapitän Lee ein Unrecht ihrer- und eine Übereilung seinerseits gewesen sei. Das Geschehene ließe sich dadurch wieder gut machen, daß sie ihm die Freiheit zurückgäbe.

Frau Everett war zu klug und zu diskret, um die niedergedrückte junge Frau mit Fragen zu belästigen. Sie sagte nur, daß dieser Schritt sich, wenn einmal gethan, kaum je wieder zurückthun lasse, daß er daher reiflich überlegt und bedacht sein wolle. Ein durch Gottes Rathschluß und des Priesters Hand zusammengefügtcs Band dürfe ohne triftige Gründe nicht leichtsinnig und frevelhaft gelöst werden. Rose würde das ja wohl bedenken. Damit schloß die für beide Theile peinliche kurze Unterredung.

Zwei Tage später verließ Rose das Haus der Menschen, die während ihres vierjährigen Aufenthalts in New York ihr allein Freundschaft und Theilnahme bewiesen hatten — für immer! Sie bekam noch Billets für sich und die kleine treue Mary, welche durch kein Zureden zu bewegen gewesen war, von der teuren Herrin zu lassen, auf dem zur Abfahrt bereit liegenden Bremer Dampfer. Susy und Adeline boten ihr

bis zuletzt noch bei allem hilfreiche Hand. Als dann die Trennungsstunde schlug und die junge Frau ihnen ein verriegeltes Päckchen überreichte, worauf die inhaltschweren Worte standen: „Zu Rose Hallsteins Rechtfertigung! Von meinen liebsten und besten Freundinnen Susy und Adeline Everett in Gegenwart von Amy Mansfield zu eröffnen!“ — da brach der mühsam bekämpfte Schmerz bei beiden unaufhaltsam hervor.

„O, gehen Sie nicht, Rose!“ rief Susy. „Werfen Sie nicht Heimat, Existenz und Glück im ersten Zorn und Schmerz leichtsinnig von sich — um unsertwillen nicht und um feinetwillen nicht! Die Reue kommt sonst zu spät. Was nützen uns diese Blätter, wenn Sie fort sind! Glauben Sie, daß Sie in unserm Herzen einer Rechtfertigung bedürfen? Bleiben Sie, und ich vernichte sie sofort!“

In ängstlicher Hast hielt die junge Frau ihre Hände über das Paket.

„Nein, Susy! Die Welt wird mit Steinen auf mich werfen, wie — er es bereits gethan hat. Eben deshalb sollen Sie und die süße Amy wissen, daß ich nicht ganz so schlecht bin, als ich scheine. Ich habe die letzten Nächte über diesen Aufzeichnungen zugebracht. Ich verlange als Liebesdienst, daß Sie diese Zeilen lesen.“

Damit riß Rose sich los.

Die Hamburger, wie die Bremer Dampfer verlassen Amerika von Hoboken aus. Noch einmal schaute das umflorte Auge Rosens hinüber nach dem Schauplatz stillen Friedens — nach der Stätte der bittersten, herbsten Kämpfe — dorthin, wo Herberts kleines Haus lag. Dann betrat sie sicheren, festen Schrittes den mächtigen Dampfer. Es war die höchste Zeit. Gleich darauf wurden die Anker gelichtet, die Landungsbrücke abgebrochen und das Signal zur Abfahrt gegeben.

Am Ufer standen mehrere hundert Menschen, Väter, Brüder, Schwestern, die den Abreisenden das letzte Geleit gaben. Mancher Scheideblick flog hinüber nach dem Deck, weiße Tücher wurden geschwenkt, zärtliche Worte noch einmal zugerufen.

In stummer Ergebung lehnte Rose an der Brüstung. Ihr warf niemand einen Abschiedsgruß zu, keine teure Hand winkte ihr zum letztenmale! Und das war gut. — Wie viel schwerer mußte die Abreise sein, wenn geliebte Augen von dort drüben nach ihr schauten — wenn . . . Rose wollte nicht weiter denken. Es war ja alles vorüber.

Mary stand bleich, mit zitternden Lippen, die Hand an die Brust gedrückt, dicht neben ihr; aber sie weinte nicht mehr. Unzählige Thränen hatte sie, seit sie die Villa verlassen, bereits vergossen; jetzt aber waren sie versiegt. Dachte das treue Mädchen in diesem Augenblick wohl auch zurück an ihn, den tapferen Burschen, dessen heißer Kuß noch auf ihren Lippen brannte? Waki lag noch in festem Schlaf, als Rose in wilder Eile das Haus verließ.

Aber was ging da drüben vor? — Rose und Mary schauten ängstlich nach dem Landungsplaz. Eine große, kräftige Gestalt drängte sich in atemloser Hast durch das dichte Menschengewühl. Jetzt — jetzt hatte er die Vordersten beiseite geschoben und stand nur wenige Ellen unterhalb des Dampfers. Zitternd wie Espenlaub, faßte Mary nach der Bordwand. Schmerz, Schreck und Glück malte sich deutlich in ihren Zügen.

„Das ist ja Waki!“ stieß sie hervor, während ihre Wangen sich blutrot färbten und ihr Auge wie geblendet an dem jungen Manne hing.

Auch Rose prallte fassungslos einige Schritte zurück. Hatte Herbert den Diener nach ihr ausgesandt? War er etwa in der Nähe?

Jetzt hatte der Malaie die beiden Frauen erkannt. Er regt schwenkte er den Hut durch die Luft.

„Mary“, rief er, „ich komme nach, nach Europa. „Und der Kapitän kommt gewiß auch nach, früher oder später. Leben Sie wohl, Mary, leben Sie wohl, gnädige Frau!“

Der Dampfer entfernte sich mehr und mehr vom Ufer, aber so lange daselbe sichtbar blieb, sahen die Frauen auch Waki sein Tuch schwenken.

Fünftehntes Kapitel.

„Ich muß Sie energisch darum bitten, daß Sie sich für einige Stunden niederlegen, Frau Lee! Der Kranke bedarf, wie ich gestern schon andeutete, Ihrer augenblicklich nicht, während Ihnen selbst die äußerste geistige und körperliche Erschöpfung aus den Augen spricht.“

So sprach Dr. Sexton zu Frau Luisa, während er, im Fortgehen begriffen, den Cylinder bereits in der Hand hielt.

Die Thüre des Schlafzimmers, in dem Jakob Lee lag, stand halb offen. Seit langen, endlos langen Wochen — seit jenen sonnigen letzten Tagen des Februar, wo Herberts und Rosens Bilder eine so erschütternde Wirkung auf den Geisteskranken hervorgerufen, hatte der Unglückliche dort drinnen auf seinem Schmerzenslager gelegen. Und in dieser ganzen Zeit hatte Luisa ihn mit nie ermüdender Treue und Sorgfalt gepflegt.

„Dr. Sexton“, sagte Luisa leise, „dürfen wir noch hoffen?“

„Hoffen? Gewiß!“ war die mit lächelndem Munde gegebene Antwort.

Es flog ein Sonnenschein über ihre Züge, und sie griff ungestüm nach seiner Hand. „Dr. Sexton“, rief sie, Sie lieber treuer Freund! Sie hoffen? Ist es wirklich möglich, daß er . . .?“ Weiter kam sie nicht; die Stimme versagte ihr und sie verdeckte das zuckende Gesicht.

„Frau Luisa Lee“, war die Antwort, „Sie selbst bedürfen vor allem der größten Schonung. Es ist meine heilige Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen. Denken Sie an die Kleinen — an Ihren Gemahl!“

Aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Das erste beruhigende Zeichen in den Zügen des bisher stets so steinern blickenden Mannes machte sie fassungslos.

„Frau Luisa“, sagte der Arzt sanft, „ich hoffe nicht nur, nein, ich glaube, daß Ihr Gatte genesen wird.“

Frau Luisa blickte ihn wie betäubt an. „Genesen!“ murmelten die bleichen, zitternden Lippen. Dann aber brach Frau Luisa in heftiges Schluchzen aus und sank, von Wonne und Dankbarkeit erfüllt, in die Kniee. — Als sie das gebeugte Haupt wieder erhob, war sie allein.

O barmherziger Gott! War es kein Traum, was sie soeben vernommen hatte? Sie erhob sich und eilte in das Schlafzimmer.

Der alte Jackson, welcher am Fußende des großen, nach dem Fenster hin verhangenen Bettes saß, erhob sich beim Anblicke der Gebieterin und seine Augen gewahrten voll Freude den Ausdruck der Wonne und des Entzückens in den schönen Zügen seiner Herrin. Frau Luisa schlug leise und behutsam die damastene Bettgardine ein wenig auseinander. Da lag er, dessen Leben an einem Haare gehangen — ja, was noch tausendmal schlimmer war, dessen Geist bereits ewiger Finsternis verfallen zu sein schien — da lag er, das leicht ergraute Haupt zur Seite geneigt, zum erstenmal in einem gesunden Schlaf. Seine Brust hob und senkte sich so gleichmäßig, wie bei einem schlummernden Kinde. Freudetrunk schaute Luisa in das abgekehrte, teure Antlitz.

Sie kniete, unbekümmert um des alten Dieners Gegenwart, vor dem Bette nieder und sendete ein heißes, aus tiefster Seele kommendes Dankgebet hinauf zu Gott.

Dann richtete sie sich auf.

„Jackson“, befahl sie, „Dr. Sexton wünscht, daß ich mich für einige Stunde niederlege, und ich fühle selbst, wie sehr ich der Ruhe bedarf.“ Ich möchte unterdessen Herrn Lee nicht allein wissen, für den Fall, daß — daß er erwacht. Darum lasse ich Fräulein Mansfield bitten, einstweilen meine Stelle zu vertreten. Klingeln Sie und schicken Sie William zu meiner Nichte. Der Arzt wollte in zwei Stunden wieder hier sein.“

Noch einen langen Blick warf Frau Luisa auf den schlummernden Gatten. Dann verließ sie eilig das Gemach. —

Die nächsten Tage brachten für das Haus in der fünften Avenue, welches monatelang nur eine Stätte der Angst und Sorge gewesen war, einen kaum geahnten Umschwung. Wie eine fast unglaublich klingende Kunde wurde es zuerst leise und schüchtern geflüstert, dann lauter und bestimmter wiederholt

und weiter erzählt, daß Jakob Lee in ungetrübter Geistesfrische erwacht sei. Dieser Tag wurde in jeder Beziehung ein denkwürdiger für das Haus Lee. Frau Luisa ließ an die gesamte Dienerschaft reiche Geschenke austheilen und beauftragte ihren Anwalt, der New Yorker Irrenanstalt eine namhafte Summe zu übermitteln. Ihr Glück und ihre Dankbarkeit kannten keine Grenzen.

(Fortsetzung folgt.)

Einlader und Mehrlader.

Seit mehr als einem Jahrzehnt wogt der Kampf zwischen den Anhängern des Einladers und denen des Mehrladers, des Repetiergewehrs, herüber und hinüber. Erst in letzter Zeit ist eine verhältnismäßige Ruhe eingetreten, die Spalten der europäischen Militärlitteratur sind nicht mehr wie bisher von Artikeln über die „beste“ Bewaffnung der Infanterie überfüllt. Es würde indessen ein grober Irrtum sein, wenn man annehmen wollte, daß die Frage selbst zu Grabe getragen sei: sie hat sich nur vertieft. Die Versuche auf den Schießständen der Armeen sind mehr oder minder zum Abschluß gekommen, die Prüfungskommissionen haben sich eine feste Ansicht gebildet, die prinzipiellen Bedenken gegen die konstruktiven Einzelheiten der verschiedenen Systeme sind, nachdem diese selbst sich in geradezu überraschender Weise vervollkommen haben, verstummt. Es herrscht heute fast überall die Überzeugung, daß ein gut konstruierter moderner Mehrlader keineswegs ein für den gemeinen Mann allzunkomplizierter Mechanismus sei, die neueren Systeme tragen allen berechtigten Wünschen in bezug auf gleichzeitige Verwendung der Waffe als Mehrlader oder als Einlader Rechnung, die ausgedehnte Anwendung der Maschinenarbeit hat schließlich auch den Herstellungspreis der Gewehre bedeutend ermäßigt.

Wie die konstruktiven Fragen, so sind auch die taktischen allmählich in ein ruhigeres Fahrwasser eingelenkt und das ist schließlich das Ausschlaggebende. Vom Standpunkt des Waffentechnikers aus konnte es ja von vornherein gar keinem Zweifel unterliegen, daß ein Gewehr, welches, wie die Mehrzahl der Repetiergewehre, bei sonst gleicher Leistungsfähigkeit in der Minute fast die doppelte, mindestens aber die um ein Drittel vermehrte Schußzahl abzugeben vermag, als jeder Einlader, das bessere sein müsse. Anders der Taktiker. Ihm kann dieses konstruktive Ergebnis an sich keineswegs genügen, selbst wenn er den Wert der erhöhten Feuergeschwindigkeit für einzelne Gefechtsphasen vollauf würdigt; er muß sich vielmehr die Frage vorlegen, ob ihr nicht schwerwiegende Nachteile im praktischen Gebrauch der Waffe gegenüberstehen, ob es möglich sein wird, trotz jener Steigerung der Schnelligkeit des Schießens das Feuer der im Gefecht stehenden, physisch und moralisch aufs höchste angespannten Infanterie fest in der Hand zu behalten, ob der Munitionsverbrauch nicht ein so gewaltiger werden kann, daß die Gefahr des Verschießens gerade dann eintritt, wenn die wirkliche Entfaltung des Kampfes oder seine volle Ausnutzung erst bevorsteht.

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, die Anhänger der Mehrlader haben nach vielen Beziehungen hin das Recht, sich auf kriegsgeschichtliche Erfahrungen aus der Vergangenheit zu stützen, denn dieselben Bedenken, welche die Taktik heute gegen das Repetiergewehr vorbrachte, waren im wesentlichen seiner Zeit dem Hinterlader, besonders der Zündnadelwaffe gegenüber ins Treffen geführt worden und die Thatfachen haben sie glänzend widerlegt. Die Feuerdisziplin der preussischen Infanterie bewährte sich vielleicht niemals glänzender als im Jahre 1866 und die Statistik desselben Feldzuges wies nach, daß der Munitionsverbrauch der mit Vorderladern bewaffneten österreichischen Infanterie während des ganzen Krieges im Durchschnitt vierundsechzig Patronen, der preussischen aber nur — sieben Patronen betrug. Aber es ist mit der Statistik eine eigene Sache, Zahlen beweisen nur, wenn sie wirklich in die richtige Beleuchtung gesetzt werden und so lag denn der geringe Munitionsverbrauch im Jahre 1866 nur in dem Umstand begründet, daß unser enorm überlegenes Gewehr die Infanteriekämpfe überraschend schnell entschied — ein Vorteil, mit dem wir in einem zukünftigen Kriege kaum je werden rechnen dürfen. Und wenn man andererseits wieder die Erfahrungen von 1870/71, die Thatfache, daß auch in diesem Feldzuge nur ganz ausnahmsweise Munitionsmangel eingetreten ist, als beweiskräftig anführen will, so ist dem denn doch entgegenzuhalten, daß in jenem glorreichen Kriege unser Infanteriegewehr nicht halb soviel als das feindliche wirkte und deshalb die Artillerie manche Aufgabe übernehmen mußte, die eigentlich im Wirkungskreis der Schwestermasse liegt. Die Franzosen haben wiederholt ihr geistlich großgezogenes Schnellfeuer mit dem empfindlichsten Patronenmangel bezahlt, Bazaine gibt zum Beispiel selbst an, daß ihn dieser zu der für die deutsche Armee so überaus vorteilhaften Unthätigkeit am 17. August zwang. Man wird daher im allgemeinen mit Sicherheit annehmen müssen, daß in jedem zukünftigen Kriege, in dem sich gleich gut bewaffnete Heere gegenüberstehen — und die Bewaffnung der Armeen aller Großmächte ist heute annähernd konform und wird es voraussichtlich bleiben — der Munitionsbedarf ein wesentlich gesteigerter werden wird, welcher zweifellos kein Heer um einen bedeutenden Zeitraum hinter den andern zurückbleiben würde, wird auf alle Fälle nur einer der Faktoren für diese Steigerung sein. Der Munitionsertrag im Gefecht ist aber ein heute noch ungelöstes Problem und zwar be-

sonders für ein Heer, das, wie das deutsche, stets seine Hauptkraft im Angriff gesucht hat und suchen muß. Die Frage ist also sehr berechtigt, ob man der gesamten Infanterie eine Waffe in die Hand geben darf, welche es dem gemeinen Mann ermöglicht, in der Aufregung des Gefechtes, vielleicht völlig unbewußt, seine gesamte Taschenmunition in vier bis fünf Minuten zu verfallen? Und weiterhin: Wenn erfahrungsmäßig schon heute die natürliche Erregung der Schützen, der enorme Gefechtslärm und schließlich der Pulverdampf die Leitung der Schützen Schwärme aufs äußerste gefährden, kann eine Schützenlinie, in der jedes Individuum nicht wie jetzt etwa fünf, sondern fünfzehn bis zwanzig Schuß in der Minute abzugeben imstande ist, überhaupt noch in der Hand der Führung bleiben?

Es war wiederum Sache des Konstrukteurs, diesem vollauf begründeten, sehr ersten taktischen Bedenken Rechnung zu tragen und — das ist der Kernpunkt der Sache — es ist ihm dies wenigstens bis zu einem Grade gelungen, der die praktische volle Verwendbarkeit des Repetiergewehrs dann ermöglicht, wenn eine außerordentlich gute Ausbildung der Truppe gesichert ist. Die Mehrzahl der neueren Systeme und zwar ebensowohl diejenigen mit festem, unmittelbar mit der Waffe verbundenem, wie die mit losem, im Gebrauchsfall anhängbarem Magazin beschränken in gewisser Beziehung die Anwendung des Repetierfeuers und legen die Eröffnung desselben gewissermaßen in die Hand des Führers. Damit ist aber nicht nur die Möglichkeit gegeben, die Truppe fest zusammenzuhalten, sondern vor allem auch auf kurze, entscheidende Momente ein verheerendes Schnellfeuer zusammenzubringen, vor und nachher aber mit der Munition haushalten zu können.

Und welches ist nun das beste der zahlreichen Systeme, welche in dem letzten Jahrzehnt auftauchten, auf den Schießständen aller europäischen Heere erprobt und in einer höchst umfangreichen Literatur kritisch beleuchtet wurden? Ist es das Frühwirth-Gewehr, das Österreich bereits bei seiner Gendarmerie einführt, ist es die Kropatschewskaja, mit der Frankreich die Marine bewehrt, ist es das schweizer Vetterli-System oder eines der neuen Modelle von Mauser, Krag, Hotchkiss oder Vetterli? Verdient vielleicht vor allen diesen Systemen mit festem Magazin eins der Modelle mit losem Magazin, bei dem womöglich die seitwärts an das Gewehr schloß angehängte Patronenachschickel selbst den Repetierer bildet, verdient unter diesen Konstruktionen wieder diejenige von Lee, Wölbe oder Kraka den Vorzug? Wir beiseite lassen uns mit der Antwort, kann man doch nicht leugnen, daß fast jedes Modell seine ihm eigentümlichen Vorteile bietet — und daß ihre Gesamtleistungsfähigkeit doch annähernd auf gleicher Höhe steht. Die Chance, daß heute eine Armee sich ein Gewehrssystem schaffen kann von einer Überlegenheit, wie sie einst das deutsche Heer in seiner epochemachenden Zündnadelwaffe besaß, ist allem Anschein nach für immer vorüber — es sei denn, daß die Entdeckung einer andern treibenden Kraft unser heutiges Schwarzpulver verdrängt. Diese Möglichkeit ist allerdings nicht ausgeschlossen, ja man darf wohl sagen, daß das Schießpulver nicht mehr ganz dem sonstigen Stande der modernen Technik entspricht; könnte man dasselbe durch einen Explosivstoff ersetzen, der ohne die starke Detonation des Pulvers und ohne seine heftige Rauchentwicklung gleiche oder erhöhte Wirkung besäße, so würde diese Veränderung zweifellos gewaltige Umwälzungen hervorrufen. Hier bietet sich dem Erfindergenie noch ein weites Feld.

Aber das sind Zukunftsideen — wir müssen mit der Gegenwart rechnen und von ihrem Wissen und Können das Brauchbarste uns zu nütze machen. Es kann nach dem Gesagten gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Einführung eines Repetiergewehrs in den Armeen der Großmächte nur eine Frage der Zeit ist, thatsächlich wird von dem Tage ab, an welchem in einem dieser Heere eine Magazinwaffe eingeführt oder, sagen wir lieber, die Neubewaffnung offiziell beschlossen und dieser Beschluß bekannt geworden ist, ein Wettlaufen zwischen allen übrigen beginnen, es jenem gleichzutun. Nur die Kostspieligkeit der ersten, nach Millionen bewerteten Anschaffung ist es, welche bis heute die Angelegenheit in der Schwebe hält; ob sich hinter den Kulissen — trotzdem zum Beispiel bei unserm westlichen Nachbar — bereits allmählich die Arsenale mit einer zukünftigen, neuen Armeebewaffnung zu füllen beginnen, wagen wir nicht zu entscheiden. Früher oder später, vielleicht eher als man glaubt, wird aber auch an Deutschland die Lösung der Frage herantreten und wir wollen nur hoffen, daß unsere Volksvertretung den patriotischen Mut zur Bewilligung der nötigen Millionen besitzt. Daß die Heeresverwaltung sich über das zu wählende System dann schlüssig gemacht haben wird, braucht kaum hervorgehoben zu werden — es ist über die eingehenden deutschen Versuche mit verschiedenen Modellen ja mehr als gut an die Öffentlichkeit gedrungen. Schließlich wird bei der voraussichtlichen mindestens annähernd gleichwertigen Bewaffnung in den Zukunftskriegen der Erfolg doch stets der Truppe zufallen, welche ihre Waffe am besten zu gebrauchen versteht, ja gerade die Einführung des Repetiergewehrs muß die Bedeutung der guten Ausbildung, der sorgsamsten Schulung steigern. Nur in der Hand einer selbstdisziplinierten Infanterie, die unter den mannigfachen, Leib und Seele erzeigenden Einflüssen des modernen Gefechtes Ruhe, Besonnenheit und Gehorsam zu bewahren gelernt hat, werden die Vorzüge der neuen Waffe zur vollen Geltung kommen. In der Erhaltung dieser Disziplin müssen wir daher nach wie vor unsere Hauptaufgabe sehen.

S. S.

Pauls Geburtstag.

Von Hans Arnold.

Die Familie des Doktor Lademann, die aus Vater, Mutter und drei Söhnen bestand, war seit kurzer Zeit durch die Anwesenheit eines Gastes um ein Mitglied vermehrt worden.

Eine sehr niedliche Nichte der Hausfrau, Anna Lang, erschien eines schönen Tages, wie das Mädchen aus der Fremde, ohne besondere Anmeldung, und sollte ein paar Wochen der Tante im Hause helfen. Anna war eigentlich nicht ganz leichten Herzens von Hause fortgegangen — denn sie hätte gar zu gern den Ausfall des Affektorgamens mit erlebt, das in nächster Zeit zu erwarten stand, und an dem sie gewissermaßen persönlich beteiligt war. Ein ihrem Herzen nahestehender junger Mann, Walter Kieding, sollte in diesen Tagen das Urteil über Sein und Nichtsein empfangen, und Anna war sich ziemlich klar darüber, daß von diesem Urteil auch die Entscheidung über ihre Zukunft abhing. So hielt sie sich denn einigermaßen „hangend und bangend in schwebender Pein“ bei den Verwandten auf und fuhr beim Ton der Klingel jedesmal so heftig zusammen, daß ihr der Onkel Doktor schon etwas Nervenberuhigendes verschreiben wollte.

Ein Logierbesuch mit einer heimlichen Liebe kann unter Umständen seine großen Schattenseiten haben, da es wirklich kein Vergnügen ist, beständig eine Trauernde um sich zu sehen, welche die Augen rollt, wenn der Veierkasten spielt, die bei harmlosen Äußerungen über Jugendthorheiten, die anscheinend gar nichts mit der Sache zu thun haben, weinend das Zimmer verläßt, und die eine Bartheit der Behandlung verlangt, welche im alltäglichen Leben nicht gut durchzuführen ist.

Zu diesen Naturen gehörte übrigens Anna nicht. Sie war ein viel zu vernünftiges junges Geschöpf, um diese Zeit, die nun einmal durchgemacht werden mußte, sich und anderen durch Kopfhängen zu verderben, und sie blieb in ihrem mädchenhaften Übermut so standhaft lustig und guter Dinge, daß ein ganz besonderer Scharfblick dazu gehörte, um zu vermuten, daß es ihr manchmal schwer ums Herz war.

Die Anwesenheit dieser niedlichen kleinen Person im Hause der Verwandten wurde indessen für alle Mitglieder der Familie ein Ereignis, und der Doktor hatte nicht ganz unrecht, wenn er ironisch bemerkte: „wie viel Köpfe ein junges Mädchen in acht Tagen verdrehen kann, ist kaum zu glauben!“

Der brave Mann hätte sich selbst nicht ganz ausnehmen dürfen, denn bis zu einem gewissen Grade unterlag auch er dem Zauber der allerliebsten Nichte. Er suchte seine etwas verrostete Galanterie von vor zwanzig Jahren hervor und beteiligte sich auf onkelhafte Art an den allgemeinen Fuldigungen, bis seine Frau sich erkundigte, ob er wirklich glaube, daß ihm dergleichen noch gut zu Gesicht stünde, und damit eine leichte Beschämung bei ihrem Gatten hervorrief.

Rudolf, der sechzehnjährige Primaner, befand sich zur Zeit gerade in dem Stadium, in dem die Pfeile Amors am allerleichtesten treffen. Es war noch keine halbe Stunde nach Annas Ankunft vergangen, als der Jüngling schon von einer verzehrenden Leidenschaft für sie ergriffen wurde. Bei seiner Unerfahrenheit in derartigen Empfindungen ließ ihm jedermann seine Gefühle vom Gesicht ab, und man war roh genug, ihn bisweilen in Gegenwart der Angebeteten damit aufzuwickeln, wobei er dann alle Leiden des jungen Werther durchlebte und stark mit dem Gedanken umging, beim Baden zu ertrinken. Er sprach diese Absicht im vorgerückten Stadium auch der Kousine gegenüber aus, wurde aber von ihr durch ein gefühlloses „bitte sehr!“ zugleich ermutigt und ernüchtert, so daß er die Ausführung des Vorjages noch aufschob.

Zunächst begnügte er sich damit, in einem Grade eitel zu werden, daß es nicht mehr anzusehen war. Sein etwas knapp zugemessenes Taschengeld verschwand in ungewohnter Eile und verwandelte sich in Schlipse, die in den leuchtendsten Farben seine Empfindungen wie durch die Blumenprache versinnbildlichten. Die Eleganz seiner Erscheinung nahm täglich zu, und er machte sogar den verzweifeltsten Versuch, sich

die Haare brennen zu lassen. Eines Tages erschien er in tödlicher Verlegenheit mit stark geröteten Wangen und einem Lockenkopf bei Tisch. Dieses Experiment hatte die Wirkung, daß der Vater, nachdem er ihn eine Weile stumm betrachtet hatte, in die Worte ausbrach: „Junge, wenn du wüßtest, was du mit dieser Frisur für ein unendliches Schafsgesicht hast!“ worauf Rudolf infolge eines plötzlich eintretenden Nasenblutens herausstürzte und erst abends wieder im Familientreife erschien, nachdem er seinen Kopf durch kalte Douchen in die normale Glätte wieder zurückversetzt hatte.

Anna amüsierte sich herrlich über ihren jugendlichen Anbeter, und erlaubte sich nur, wenn ihn seine Gefühle zu überwältigen drohten, ihn durch eine kühle Prinzessinnenmiene, die sie vortrefflich anzunehmen verstand, wieder zur Vernunft zu bringen. Nützte das noch nichts, so griff sie wohl auch zu drastischeren Mitteln. Rudolf hatte vor einiger Zeit mit der Kousine ein Vielliebchen gegessen, und zu seiner unaussprechlichen Freude gewonnen. Seine Erwartungen in bezug auf das in Aussicht stehende Präsent erstiegen nun eine wahrhaft schwindelnde Höhe. Nachdem er von einer Zigarettasche geträumt hatte, und ihm dieser schöne Gedanke durch ein „du rauchst doch nicht etwa schon?“ zerstört worden war, verirrte sich seine Phantasie in zartere Regionen, und er fing an, an die Möglichkeit zu glauben, daß Anna ihm eine Lode zu schenken beabsichtige!

Leider beging er die Unvorsichtigkeit, diese Erwartung auszusprechen, und entschied dadurch die Wahl der Geberin aufs schnellste. Sie benutzte mit malitöser Freude die Gelegenheit, ihrem Vetter symbolisch anzudeuten, welchen Grad der Männlichkeit er in ihren Augen ungefähr besäße, und als er bis über die Ohren errötend ein ziemlich großes Paketchen von ihr in Empfang nahm, wurde er durch den Anblick eines unzerreißbaren Bilderbuchs geradezu vernichtet. Diese Angefichts der ganzen Familie erlebte Blamage warf ihn für einige Tage so darnieder, daß die Mutter schon die leise Hoffnung aussprach, er könne am Ende noch einmal vernünftig werden — aber die Besserung hielt nicht lange vor, und zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, loberte sein Herz schon wieder aufs heftigste.

Fritz, der zweite Sohn des Hauses, ein Quartaner, befand sich gerade in dem Stadium, in dem er von früh bis spät, beim Aufstehen und beim Frühstück, liegend, stehend, sitzend, ja sogar „zum Einschlafen“ mit den Fingern in beiden Ohren Rabanis las, und jede Unterbrechung, sowie erst recht jede Erinnerung an seine Schularbeiten mit unartikulierten, grunzenden oder flehenden Lauten abwehrte. Trotz dieser Hingabe an litterarische Genüsse vermochte er sich aber dem Zauber der Kousine auch nicht ganz zu entziehen. Seine Fuldigungen trugen freilich noch ein vorwiegend rüpelhaftes Gepräge und kulminierten in dem großmütigen Anerbieten, die Verehrte im Vogen zu unterrichten, was von dieser dankend abgelehnt wurde. Aber diese brennefesselartige Knospe trug doch auch schon den Keim zu der künftigen Rose erster Liebe in sich, und man konnte es der Hausfrau nicht verdenken, wenn sie auf ein Kompliment über die reizende Nichte etwas säuerlich erwiderte: „ja, ja, das ist alles recht schön, aber sie macht mir die Jungens ganz verdreht — es ist nichts mehr mit ihnen anzufangen!“

Seit einigen Tagen herrschte in der Familie ohnehin eine gewisse Aufregung. Paul, der jüngste Sohn des Hauses, sollte am 1. Juli seinen vierten Geburtstag feiern, und ein stiller, aber erbitterter Kampf über die Art, wie dieser Tag festlich begangen werden könnte, fand zwischen den Eltern statt.

Der Vater bekannte sich zu der ganz vernünftigen Ansicht, daß ein Kindergeburtstag überhaupt keiner besonderen Extrajpässe bedürfe, daß vielmehr der feierliche Aufbau, der Besitz unendlicher, neuer Reichtümer an Spielsachen, das sich Übernehmen an Torten und Bonbons, und der düstere, aber unvermeidliche Altschluß mittels eines Rhabarbertränkchens schon an sich Feier genug sei.

Die Mutter widerlegte sich aber dieser nüchternen Auf-



Ein Unglückstag. Gemalt von Emil Forst.

fassung des Jubeltages nach Kräften, sie wollte dem Kleinen eine Kindergesellschaft einladen! Für sie war Pauls Geburtstag das größte Fest des Jahres. Paul war so schlau gewesen, sich erst einzustellen, als die Geschwister schon ziemlich groß und aus dem Verziehalter heraus waren, daher hatten bei ihm das erste Zähnen, das erste gesprochene Wort und die erste Ungezogenheit wieder ganz den Reiz der Neuheit, durch den es die ältesten Kinder meist so besonders gut haben. — Der bekannte Ausspruch eines zarten Pädagogen, daß zu viel Liebe noch keinem Kinde geschadet habe, fand bei Paul vorläufig noch keine Anwendung! Es muß leider zugestanden werden, daß er grenzenlos ungezogen war und den Beinamen „der Moloch“, den ihm die Brüder beigelegt hatten, nicht ganz unverdient trug. Das Nesthäkchen war bis zu einem gewissen Grade ein Fabelwesen, welches in zwei Gestalten lebte. In der Phantasie seiner Mutter war Paul ein zartes, liebliches Geschöpfchen, welches so wenig zu sich nahm, daß die Redensart: „wovon das Kind lebt, begreife ich nicht!“ in der Familie des Doktors zum geflügelten Wort geworden war — ein stets unterdrücktes, beklagenswertes Kind, welches an unzähligen, geheimnisvollen Übeln litt und bei besonders stark hervortretender Ungezogenheit sofort für unwohl erklärt wurde: „Ihm ist nicht richtig“, hieß es — „ich kenne das Kind!“ Damit wurde jeder fühlbare Eingriff in die Erziehung als Mißhandlung eines Leidenden abgeschnitten. In Wirklichkeit war Paul ein dicker, unbändiger Bengel, der seine Fäustchen zum Angriff und zur Verteidigung zu brauchen mußte, der tüchtig aß und trank, wenn es ihm schmeckte, und der nur dann appetitlos war, wenn unbeliebte Gerichte auf dem Tisch erschienen. — Paul war ferner ein kleiner egoistischer Despot, der Mutter und Geschwister tyrannisierte und vom Vater nur verstoßen einmal abgeprügelt wurde, wenn seine natürliche Beschützerin auf einem Damentafel war. Dies Experiment hatte dann gewöhnlich ein paar Tage mäßiger Artigkeit und Sanftmut zur Folge, in denen die Mutter von Angst gefoltert wurde, daß Paul zu gut für diese Welt sei, bis er durch Rückfälligkeit in seine frühere Ungezogenheit beruhigte.

Fritz und Rudolf besuchten, wie gesagt, schon die Quarta und Unterprima des Gymnasiums und fanden sich mit stoischer Ruhe in die verhältnismäßige Zurücksetzung, die ihnen Pauls halber zu teil wurde. Sie begnügten sich damit, sich nur durch gelegentliche Püffe an dem kleinen Bruder zu verführen, wenn dieser es einmal zu arg trieb, und sie ängstigten dann die Mutter durch die Aussicht, daß man „es“ Paul in der Schule schon austreiben werde!

Wie im Interesse des „Moloch“ gewöhnlich alles durchgeführt wurde, so auch die Kindergesellschaft. Das Dienstmädchen wurde entsendet, um mit einer „Empfehlung von der Frau Doktorin“ eine Horde kleiner Jungen und Mädchen im Alter von zwei bis fünf Jahren zum nächsten Nachmittag zur Schokolade zu entbieten. — Die großen Jungen hatten an Pauls Geburtstag frei, da gleichzeitig die Ferien anfangen. Die Mutter konnte sich daher auf eine thätige Mitwirkung ihrer Söhne verlassen, wenngleich die Aufforderung an Fritz, „mit zu spielen“, bei diesem einen krampfartigen Wutanfall zur Folge hatte.

Einige Geschenke blieben am Vorabend noch zu besorgen, und die Hausfrau bat Anna, sie zu diesen Kommissionen zu begleiten. Rudolf, der sich sonst bei Anlässen, wo es Pakete zu tragen galt, mit männlicher Energie brühte, erinnerte sich plötzlich, daß er noch zu „seinem“ Schuhmacher gehen müsse, und schloß sich der Expedition an, zum geheimen Verdruß der Mutter. Letztere hatte nämlich, wie wir schon gesehen haben, gar keinen Humor für die zarten Gefühle ihrer Söhne, sondern erklärte jedes Aufdämmern der Liebe in diesem Alter einfach für abgeschmackt.

Die kleine Kavalkade setzte sich in Bewegung und Rudolf genoß das unaussprechliche Glück, vor einigen Läden mit der Koufine zu warten, während die Mutter drin Einkäufe machte. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß ein schlanker, junger Mann von sehr elegantem und sicherem Auftreten, dem

man auch ohne die große Schmarre über der Wange den ehemaligen Korpsstudenten auf zwanzig Schritt ansah, des Paares ansichtig wurde — stugte — grüßte — und von Anna tieferröthend wieder gegrüßt wurde, während sie den Better mit auffällig veränderter Stimme auf die reizenden Bleisoldaten im Schaufenster aufmerksam machte und diesen dadurch tödlich beleidigte, da er daraus schloß, daß Anna ihn noch eines Interesses für derartige Dinge fähig halte.

Er machte seinen Gefühlen Luft, indem er, dem Grüßenden feindlich nachstarrend, zu seiner Koufine bemerkte: „Ein rechter Ged!“

Anna erwiderte nur: „Findest du?“ worauf Rudolf ermutigt weiter frug: „Woher kennst du ihn?“

Anna sah ihren jungen Verehrer einen Augenblick scharf an, dann sagte sie ruhig: „Kinder müssen noch nicht alles wissen!“ und ging der Tante entgegen, die eben aus dem Laden trat.

Selbst dieser schmerzliche Moment sollte aber noch nicht den Höhepunkt von Rudolfs Leiden bilden. Die Mutter erklärte, als er zögernd an dem Laden des Schuhmachers stehen blieb, daß sie auch da etwas zu bestellen habe, und betrat mit ihm und Anna die geweihten Räume, indem sie beim Anblick ihres erröthenden Sohnes gefühllos meinte: „Habe dich doch nicht, lieber Junge — Stiefel sind ja nichts Unpassendes!“

Rudolf mußte dann in Gegenwart der Geliebten seine Stiefelbestellung machen — „zum Ball“, wie er großartig bemerkte. „Da nehmen wir Kalbleder, junger Herr“, sagte der Schuhmacher und rief durch diese Anrede in Rudolf den Entschluß wach, nie wieder bei dem Unverschämten einen Stich arbeiten zu lassen. Aber es sollte noch ganz anders kommen! Die Mutter sagte in der harmlosen Absicht, einen kleinen Scherz zu machen, lächelnd zu dem Meister: „Ja, ja, das hätte das Kalb auch nicht gedacht, daß es noch einmal auf den Ball gehen würde!“

Der Schuhkünstler sah darauf unsern Rudolf mit väterlichem Wohlwollen an und meinte freundlich: „I, lassen Sie ihn doch — man ist ja nur einmal jung!“

Rudolfs Gesicht spottete in diesem Augenblick jeder Beschreibung! Er mußte es erleben, daß die Mutter und Anna — o Bitterkeit der Bitterkeiten! — in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen — und er hat es sich in seinem ganzen Leben als Beweis größter spartanischer Selbstbeherrschung angerechnet, daß er den Meister nicht auf der Stelle erdroßelte, der ihn — ihn — den Unterprimaner im ersten Stadium einer hoffnungslosen Leidenschaft, mit einem — Kalbe verwechselte!

Düster schlich er neben den Damen her. Mußte er doch auch verschiedene Päckchen tragen, die ihm die Mutter verbindlich überreichte, und die ihn in seinen eigenen Augen auf tiefste entwürdigten.

Es war dämmerig geworden, als man zu Hause anlangte. Der Vater befand sich noch außerhalb, Paul und Fritz aber konstruierten im Kinderzimmer eine geheimnisvolle „Überraschung“ für die Eltern und begrüßten jede Annäherung eines Erwachsenen mit angstvollem Kreischen und drohenden Indianersprüngen auf den Eindringling zu. Rudolf verarbeitete seinerseits die Charakterzüge Karls des Großen mit mäßigem Enthusiasmus zu einer deutschen Arbeit.

So fand sich denn ein ruhiges Plauderstündchen für die Hausfrau und Anna, welches von ersterer dazu benutzt wurde, der Nichte etwas auf den Bahn zu fühlen — eine Lieblingsbeschäftigung älterer Damen, bei welcher auch unsere Hausfrau große Gewandtheit an den Tag zu legen pflegte. Den Anlaß dazu bot in diesem Fall der Umstand, daß ein Bekannter des Hauses, ein Regierungsrat Born, ein Mann in den „besten Jahren“, die bekanntlich so heißen, weil sie nicht mehr die guten sind, unverkennbare Lust zeigte, sich von dem allgemeinen Huldigungsfieber anstecken zu lassen und Anna sein etwas altbackenes Herz zu Füßen zu legen.

„Sage mir, Annchen“, begann die Tante in dem vertraulichen Ton, den die Dämmerstunde begünstigt, „was hast du gegen Born? Du bist eigentlich recht unfreundlich, wenn er da ist!“

Anna sah einen Augenblick vor sich nieder, dann sagte sie ruhig: „Ich habe gar nichts gegen ihn, Tante — aber —“
 „Run — aber?“ drängte die Tante, die sich auch darin nicht von andern ihres Geschlechts unterschied, daß sie für ihr Leben gern Heiraten stiftete.

„Aber vielleicht habe ich etwas für jemand andern!“ brachte Anna nicht sehr kunstgerecht ausgedrückt, aber mutig hervor, während sie tief errödete.

Die Tante sah sie erstaunt an.

„Das hätte ich dir freilich nicht angemerkt!“ sagte sie kopfschüttelnd, „bei deinem Übermut!“ Anna schwieg und lachte.

„Was ist denn der „jemand anders“?“ fuhr die Tante in etwas inquisitorischem Tone fort.

„Referendar!“ erwiderte Anna kurz und kühn.

Die Tante sah entsetzt aus.

„Also er hat noch nicht einmal das dritte Examen gemacht!“ konstatierte sie mißbilligend.

„Nun, wenn er nur zwei gemacht hat!“ erwiderte Anna vergnügt, das ist doch schon eine ganze Menge! Denke mal, Tante, wenn du oder ich auch nur ein halbes machen sollten, das würde eine schöne Geschichte werden!“

„Ist er denn nett?“ forschte die Tante weiter.

„Nett?“ rief Anna feurig, „er ist — o ja, er ist ganz nett“, setzte sie in plötzlicher sehr kühlem Ton hinzu.

„Von der Nettigkeit allein kann man aber nicht leben!“ fuhr die Tante fort, „es wäre recht unvernünftig, Anna, wenn du einer solchen aussichtslosen Sache wegen einen wohl-situierten, ordentlichen Mann ausschlägest! Wäre es etwa nicht unvernünftig?“ fuhr sie, durch Annas Schweigen gereizt, in lauterem Ton fort.

Das junge Mädchen sah sie nachdenklich an, dann sagte sie so recht aus vollem Herzen: „Ach Tantchen — ist es denn nicht manchmal das Vernünftigste, was man thun kann, etwas unvernünftig zu sein?“

Ehe die Tante Zeit fand, gegen diese durchaus unstatthafte Sentenz Protest einzulegen, wurde die Thür aufgerissen. Fritz und Paul stürzten herein, zu einem prügeln den Knäuel geballt, weil keiner dem andern die Verkündigung der hochwichtigen Neuigkeit gönnen wollte, und überschrien sich: „Es ist Besuch da!“

Die Mutter nahm die Visitenkarte, die deutliche Spuren des um sie entbrannten Kampfes zeigte, mit ziemlich gleichgültiger Miene in Empfang; „das wird wohl Papa gelten“, sagte sie, und beschied Fritz: „sage nur, ich wäre beschäftigt!“ Fritz flog hinaus, nachdem er auf die Frage: „Wie sollst du sagen?“ durch empörtes Wiederabschnattern des Auftrages geantwortet hatte. Das kleine Intermezzo spielte sich so rasch ab, daß Anna jetzt erst Zeit fand, einen Blick auf die Karte des abgewiesenen Besuchers zu werfen.

„Walter Rieding — ach Tante!“ rief sie halblaut und erschreckt.

„Nun — was gibt's denn?“ frug die Tante überrascht. „Ach so!“ fügte sie bedauernd hinzu, als sie Annas erblaßtes und betrübtes Gesichtchen bemerkte, „das war wohl Er? Ja, mein Kind — wenn ich geahnt hätte, daß der junge Mann überhaupt hier am Orte ist, da wäre ich allenfalls auf die Idee geraten! Nun, er wird ja wiederkommen! — ich muß jetzt sehen, ob Pauls Geburtstagskuchen nicht zu lange bäckt!“

Mit der dem vorgerückten Lebensalter eigenen Indifferenz gegen die wichtigsten Ereignisse in Herzensaffären verließ die Hausfrau bei diesen Worten das Zimmer und Anna blieb allein. Sie vergoß einige zornige Thränen über diese unliebsame Begebenheit. Wer konnte wissen, ob Rieding nicht nur auf Stunden hier — ob das Examen bestanden oder verfehlt war? Morgen, an Pauls Geburtstag, würde sich schwerlich Zeit finden, einen Besuch anzunehmen! Die Tante hatte ja für nichts Sinn und Gedanken, als für Paul, und behandelte dies Fest mit einer Wichtigkeit, als wenn er der erste Junge in Europa wäre, der seinen vierten Geburtstag feierte!

Die Mutter hatte sich unterdessen in die Küche begeben, um sich nach dem Kuchen umzusehen und zugleich den

Befehl zu erteilen, daß jemand in Nacht und Nebel in die Stadt laufe, um die vergessenen Geburtstagslichterchen für Paul zu kaufen.

Sie kam eben recht, um sich an dem Schauspiel zu erfreuen, wie ihre Köchin Pauline vor dem Kutscher und einem schnurrbärtigen „Kousin“, der sich's mit einer furchtbaren Zigarre bequem machte, eine dramatische Vorstellung gab, die darin gipfelte, daß sie — die Doktorin — karikiert dargestellt wurde, wie sie das Mittagessen bestellte — eine Szene, die die beiden Männer mit donnerndem Beifall aufnahmen, und die recht zärtliche Gefühle für Pauline in der Brust der Hausfrau erweckte.

Enttäuscht befahl sie kurz die Herbeischaffung von Geburtstagslichtern, worauf Pauline sich mit auffälliger Freundlichkeit bereit erklärte, den Gang zu besorgen, und mit dem Kousin abzog.

Der Abend verging allen in etwas bedrückter Stimmung. Der Vater war verdrießlich, weil seine Frau die Kindergesellschaft doch durchgesetzt hatte — Fritz hatte Paul gehauen, „gerade am Abend vor seinem Geburtstag“, und war zur Strafe um halb neun Uhr ins Bett geschickt worden. Anna hatte verweinte Augen, antwortete nur in einzelnen Silben und filierte wie ums tägliche Brot. Rudolf, den der Kummer seiner Angebeteten in seinem jetzigen Zustand fast zerfließen machte, saß den ganzen Abend ihr gegenüber und himmelte sie so an, daß es der Vater nicht mehr mit ansehen konnte.

Nachdem er eine Weile durch Trommeln auf dem Tisch seine Nervosität bekundet hatte und dies sonst allgemein gefürchtete Signal nicht beachtet worden war, begann er spöttisch: „Nun, Rudolf — hast du dich schon erklärt?“

„Vater!“ rief Rudolf flammendrot.

„Na ja — wenn du das nicht beabsichtigst, dann laß das sentimentale Gesichterschneiden — es ist ja widerlich!“ sagte der Vater ungerührt.

Rudolf erhob sich würdevoll.

„Ich gehe zu Bett!“ erklärte er strafend.

„Bitte — thue deinen Gefühlen keinen Zwang an“, meinte der Doktor gemüthlich, „es ist dir ganz gesund, zeitig schlafen zu gehen!“

Man begab sich übrigens allseitig bald zur Ruhe, um in Pauls Geburtstag hinein zu schlafen, auf den sich die Mutter fast noch mehr freute als das Kind.

Es ist eine eigenthümliche, aber nicht wegzuleugnende Thatsache, daß Ereignisse, Tage und Dinge, die vorher viel besprochen werden und von denen man Wunder erwartet, mit einer gewissen Malice gerade das Gegenteil von dem entwickeln, was sie versprochen. Bekanntlich arrangieren infolge dieser Beobachtung Gutsbesitzer ein Gartenfest, wenn sie sich einen Landregen wünschen, da ein solches in Aussicht genommenes Plaisir fast immer den gewünschten Erfolg zu haben pflegt. Pauls Geburtstag sollte wieder einen glänzenden Beweis für die Richtigkeit dieser Theorie liefern.

Die großen Jungen waren noch auf eine Stunde ins Gymnasium gegangen, wo Schluß und Pensurverteilung stattfand — ein Moment, der mit Zittern erwartet wurde, und dem öfter starke häusliche Gewitter mit gelegentlichem Einschlag folgten. Paul, dem schon in seinem Bettchen von allen Seiten knieend gehuldigt und gratuliert wurde, erwachte vertrießlich, wollte sich nicht anziehen lassen und schlug um sich. Da das Kind an seinem Geburtstage doch nicht gestraft werden durfte, so zog sich der Prozeß des Ankleidens in ungebührliche Länge. Paul entwand sich zwischen dem Überwerfen jedes neuen Kleidungsstückes den Händen der Mutter und stürzte sich immer wieder kopfüber ins Bett, wie eine Fischotter in den Strom. Die Mutter erklärte, er habe nicht ausgeschlafen, und deckte ihn gegen Seitenangriffe des Vaters mit ihrer ganzen Person. Endlich war das schwere Werk gethan. Paul, noch mit einer männlichen, halbgetrockneten Fähe auf jeder Wade, stand erwartungsvoll an der Thür des Geburtstagszimmers, mit jenem angenehmen Gruseln des Klingeltons wartend, das wir in späteren Jahren nie mehr zu empfinden vermögen.

(Fortsetzung folgt.)



Johannes Gohner
geb. 1773
geb. 1773 (14. Aug. 1854) geb. von Gohner.

Johannes Gohner.

Ein Bahnbrecher der Mission.

Zuerst ein Blick auf das Bild, dem die folgenden Zeilen als Kommentar dienen sollen. Nicht wahr — ein liebes Angesicht, auf dem der Friede Gottes geschrieben steht? Ein greiser Johannes! Von jenen Tagen an, die er Ende 1797 durchlebte, als es voll und ganz seine Lebenslösung wurde: „In Wort und Werk und allem Wesen sei Jesus und sonst nichts zu lesen“ ein treuer Diener seines Heilandes, dem aber auch, wie Johannes dem ersten, der Donnerohncharakter keineswegs gefehlt hat. Welche Milde strahlt aus diesen freundlichen Augen und wie viel Festigkeit kündigt doch der energische Mund!

Ohne Zweifel wäre es höchst fesselnd, Schritt für Schritt dem bewegten, arbeitsvollen, fruchtreichen Leben zu folgen, welches Johannes Gohner geführt hat; den frischen schwäbischen Bauernknaben auf die niedere und hohe Schule zu begleiten; erst mit dem Studiosus der Theologie, dann mit dem jungen Kaplan in den Kreis jener edlen frommen katholischen Lehrer und Freunde zu treten, von welchen er den ersten Anstoß zu seinem Glaubensleben empfing; dann einen Blick in die großen inneren Kämpfe des nach Frieden mit Gott ringenden römischen Priesters und in die mannigfaltigsten Verfolgungsleiden zu thun, welche die unmütterliche Kirche über ihn verhängte; wie sie ihn hegte von Ort zu Ort, und wie er weder in Bayern noch in Preußen, noch in Rußland, noch in Sachsen seinen Fuß ruhen lassen konnte; wie er doch, wenn er seinen Wanderstab weiter setzen mußte, überall Hunderte und Tausende zurückließ, denen er ein Führer zu Gott geworden — aber das alles können wir nur flüchtig andeuten, so gern wir auch auf dieser und jener Station ein wenig Halt machten und z. B. seine großartige Petersburger Wirksamkeit schilderten.

Es ist bekannt, wie der dreiundfünfzigjährige Mann, der

am liebsten nur ein Christ sein wollte ohne jeden kirchlichen Beinamen, sich endlich 1826 entschloß, zur evangelischen Kirche überzutreten. Er hätte am liebsten den Schlüssel zu den evangelischen und auch zu den katholischen Kanzeln gehabt. „Aber“ — schrieb er — „das dulden die Menschen nicht. Einer allein oder keiner.“ Und wie steil ist ihm wieder die Treppe gemacht worden, die ihn endlich auf die Kanzel der Bethlehemskirche in Berlin geführt hat! Wie kleinlich behandelte damals das brandenburger Konsistorium den über Deutschlands Grenzen hinaus weitberühmten, frommen, wackeren Mann! Man kann es wohl begreifen, wie der große Kirchengeschichtler Neander, als er den erfahrenen und im Dienste seines Heilands bereits ergrauten Mann ganz kandidatenmäßig examinieren sollte, erklärte: „Recht von Herzen schäme ich mich, einem Manne Fragen über das wahre gläubige Christentum vorzulegen, der davon so viel mehr weiß als ich selbst.“ Aber da es Gohner nur um Arbeit, nicht um Ehre zu thun war, so ertrug er auch diese Demütigungen. „Was möchte man Ihm zu Liebe nicht alles thun — durch die Hölle gehen wäre ja nicht zu viel“, schrieb er nach der ihm so peinlichen Examenformalität an eine Freundin.

Wieder verbietet der knapp bemessene Raum eine Charakteristik des feurigen Predigers, des selselnden Katecheten, des treuen Herzenskundigen Seelsorgers, des gesegneten Schriftstellers. Nur ein Beispiel von der Schlagfertigkeit, mit welcher der allezeit gesammelte Mann auch die Gegner zu packen und zu gewinnen verstand. Es sind Steinseger in der Mauerstraße beschäftigt, in welcher die Bethlehemskirche liegt. Sie sehen Gohner kommen, der zur Predigt geht. Einer ruft: „Paßt auf, Kameraden, jetzt gibt's einen Hauptspaß“, und als der Greis naht, hält er ihm die Schnapsflasche entgegen, trinkt ihm zu und spricht: „Profit, Bruder.“ Alles lacht. Und Gohner? Er blickt den Sprecher fest und freundlich an und sagt: „Ich kann trinken, wenn ich will, aber du mußt trinken, wenn du auch nicht willst“ und geht ruhig weiter. Das Wort mурmt den Spötter. Er will beweisen, daß er ein freier Mann ist, und beschließt, den nächsten Tag nicht zu trinken. Unendlich langsam schleicht der Tag vorüber; aber am zweiten Tage hält er es nicht mehr aus und kommt zu dem Pastor, der ihm den Stachel ins Gewissen geböhrt hat. „Ja“, sagt Gohner, „das wußte ich wohl, Sie müssen trinken. Wollen Sie aber von diesem Branntweinteufel befreit werden, so müssen Sie zu einem andern gehen, der Ihnen den Durst auf ewig stillt.“ Und der Steinseger war nicht vergeblich gekommen.

Unvergängliche Denkmäler hat sich der rastlos thätige Mann in den Werken der innern und äußern Mission gesetzt, die er zu Berlin ins Leben rief. Schon 1833 stiftete er den heute noch bestehenden Männerkrankenverein, dessen Mitglieder sich zu Krankenbesuchen verpflichteten in der ganzen Stadt, und bald darauf den noch segneteren Frauenkrankenverein mit der Aufgabe: Hilfsbedürftige, arme und verlassene Kranke des weiblichen Geschlechts in allen Teilen der Stadt aufzusuchen, zu trösten, zu pflegen und zu unterstützen. Als eine naturgemäße Folge dieser Thätigkeit entstand ein paar Jahre später das große Elisabethkrankenhaus, in welchem bis zu Gohners Tode mehr als sechstausend Kranke an Leib und Seele gepflegt worden sind und hundertsechzig freiwillige Pflegerinnen freudig den Glenden gebient haben. Nachdem der dreiundsechzigjährige Greis sein Pfarramt an der Bethlehemskirche niederlegte, hat er noch zehn Jahre lang täglich seine seelsorgerischen Rundgänge durch die Krankenstuben dieser ihm so lieben Anstalt gemacht und durch seine Worte des Trostes viel Erquickung gespendet. Dieses nach seiner Gemahlin genannte Elisabethkrankenhaus besuchte einst auch Friedrich Wilhelm IV. Beim Abschied fragte der Gohner sehr wohlgeneigte König, ob er ihm denn nicht irgend einen Wunsch erfüllen könne. Da antwortete Gohner: „Ja, ich

habe einen großen herrlichen Wunsch; ich wünsche, daß mein König einst die Krone des ewigen Lebens empfangen möge.“

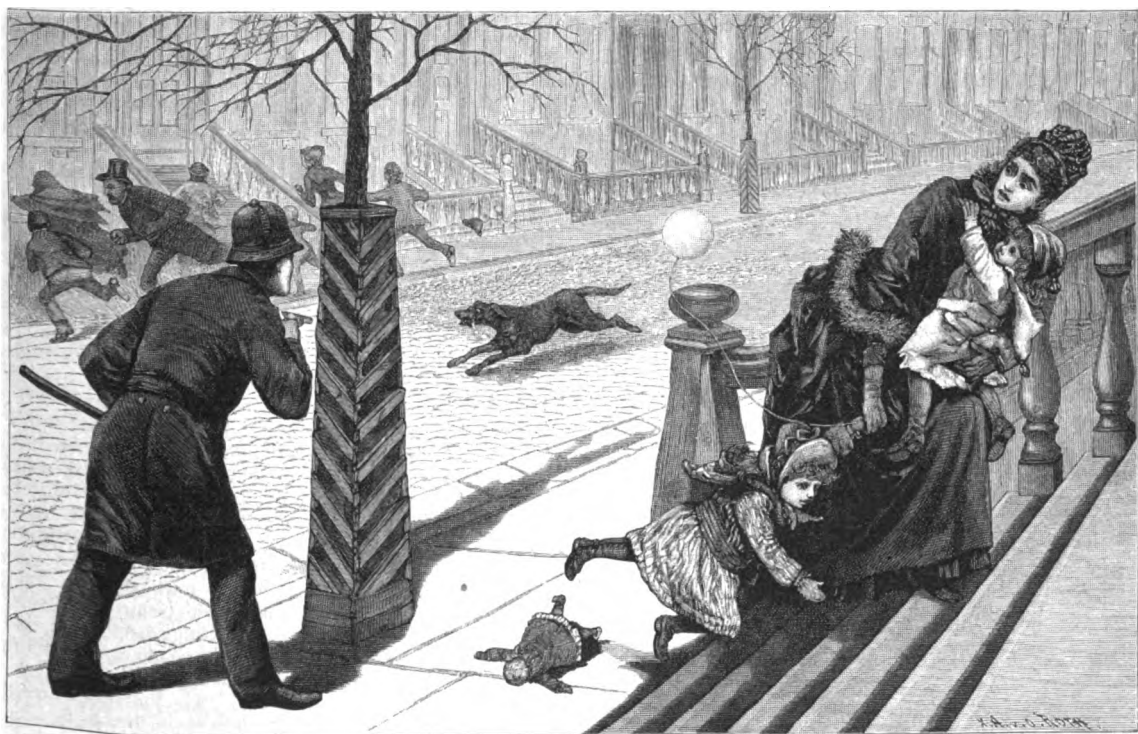
Mit einem Worte wenigstens müssen wir auch der Kinderbewahranstalten gedenken, deren Götter, wenn wir nicht irren, sieben ins Leben gerufen hat. Vierundzwanzig Jahre lang war es ihm vergönnt, diesen Anstalten vorzustehen und von den 17 000 Kindern, welche während dieser Zeit durch dieselben gegangen sind, hat manches ein Samenkorn des ewigen Lebens mit hinweggenommen, das dieser freundliche Säemann in seine Seele gelegt hat.

Am bekanntesten ist Götters Name aber durch das geworden, was er für die Heidenmission gethan hat. Die Liebe zu diesem Werke war schon zu derselben Zeit in seinem Herzen erwacht, wo er den Heiland gefunden und lieben gelernt hatte. In der römischen Kirche war von einem Missionsleben damals nichts zu spüren; so kam es, daß der junge katholische Priester sich von dem jugendfrischen Missionsgeiste ergreifen ließ, der damals durch die evangelische Christenheit wehte. Er las die evangelischen Missionsnachrichten, hielt Missionsstunden über die evangelische Missionsarbeit und sandte später auch Beiträge an die evangelische Missionsanstalt in Basel. In der Bethlehemschule, an die er dann als evangelischer Pfarrer berufen wurde, war durch seinen Vorgänger, den originellen Pastor Jänike, der Missionsthätigkeit noch früher eine Stätte bereitet als in Basel; aber die gekränkte Eitelkeit eines sich zurückgesetzt glaubenden Mannes ließ Götter in dieses Erbe nicht eintreten. So diente er denn der 1823 gegründeten Berliner Missionsgesellschaft, an deren Spitze heute D. Wangemann steht. Als diese Gesellschaft 1833 ihre ersten Boten nach Südafrika abordnete, hielt Götter auf Schleiermachers Kanzel die tief einschlagende Festpredigt, in der er den Satz nach allen Seiten entwickelte: „Ich behaupte, evangelische Missionen oder die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern und zu allen Zeiten und also die Sendung evangelischer Prediger zu allen Völkern und zu allen Zeiten ist zur Fortpflanzung des Christentums, zur Beseligung der Völker, unsrer Mitmenschen und miterlösten Brüder, das unerläßlichste, in der Natur des Christentums gegründete und

zugleich das allersegnetste und erfreulichste Geschäft, die heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder evangelische Christ zu der seinigen, die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte.“

Die Mitarbeit Götters an dieser südafrikanischen Gesellschaft war eine bedeutende, aber leider keine dauernde. Er war nicht der Mann, der nur zum Staate einem Vorstande angehören wollte. Gab er einmal seinen Namen her, so wollte er auch mitraten und thaten und das, was er für recht hielt, auch durchsetzen. Bei aller Demut und liebenswürdigen Freundlichkeit, die ihn zierte, war er doch auch ein wenig Einspänner. Dreierlei gefiel ihm an der südafrikanischen Gesellschaft nicht: die wissenschaftliche Waffenrüstung, die man den Missionaren anlegte, die Betonung des lutherischen Sonderbekenntnisses, auf die man sie verpflichtete, und der Bau eines neuen Missionshauses. Er wollte alles viel einfacher und wie er meinte apostolischer haben; daß die Missionare gläubige Jünger Jesu seien, das war ihm die Hauptsache. Dazu wollte er, daß sie durch ihrer Hände Arbeit sich — wenigstens zeitweise — ihr Brot selbst verdienen sollten. Man kann nicht sagen, daß der teure Mann mit dem allen im Rechte war; auch hat der Erfolg keineswegs gerade diese originalen Ideen durchweg gerechtfertigt. Dennoch ist und bleibt Götter ein großer Missionsbahnbrecher. Nicht bloß, weil — wie sein gleichartiger holländischer Mitarbeiter, der bekannte Pastor Heldring einmal sagte — weil auch Kroaten und Panduren sein müssen, sondern weil er ein Anreger war und Kräfte in Bewegung setzte, die ohne ihn gebunden geblieben wären.

Götter zog an wie der Magnet das Eisen. Er dachte nicht daran, eine eigene Mission zu beginnen; aber duzendweise kamen ihm die jungen Leute ins Haus und begehrten von ihm zu Missionaren ausgebildet zu werden. Und er that's, weil er Gottes Wink und Weisung darin sah. Er sorgte für die Nahrung des Geistes, für die des Leibes mußten sie selber sorgen, und der himmlische Missionsdirektor sorgte für das übrige. Noch war kein Jahr vergangen, da kam ein biederer Schotte aus Australien, Pastor Long, und holte sich achtzehn



Der tolle Hund. Scene aus der New Yorker Tollwutepidemie. Nach amerikanischer Quelle.

von Gofners Kindern auf das große dortige Arbeitsgebiet. Noch hatten diese ihr Reiseziel nicht erreicht, da kloppte schon ein anderer merkwürdiger Mann, der staatskirchliche, später baptistische englische Geistliche Start, an die Thür des Berliner Missionsvaters und bat um Arbeiter für Indien, die er aus eigenen Mitteln ganz zu erhalten versprach. Er war sehr reich und verwendete alles, was ihm Gott gegeben hatte, für Gott. Zwölf nahm er gleich mit, andere folgten.

1844 waren abermals vier Gofnersche Sendboten in Kalkutta gelandet, die eigentlich zu den Karenen gehen sollten, aber durch eine besondere providentielle Führung zu den Kolhs, einem verkommenen Bergvolke zu Tschota Nagpur, kamen, wo sie ein vor andern gesegnetes Arbeits- und Erntefeld fanden, mit welchem Gofners Name für immer verbunden bleiben wird. Zwar anfangs wollten die Missionare den Mut sinken lassen, denn nach vierjähriger saurer Arbeit hatte sich noch kein einziger bekehrt. Aber Gofner schrieb: „Ob sich die Kolhs bekehren oder nicht bekehren, das sei euch ganz gleich. Betet und prediget ruhig fort, wir hier wollen auch beten.“ Und siehe! bald kamen einzelne Kolhs und begehrten die Taufe. 1850 wurden die Erstlinge getauft, denen bald ganze Scharen gefolgt sind, im Laufe von noch nicht vier Jahrzehnten wohl gegen 50 000, von denen allerdings nur etwa 32 000 zur Gofnerschen Mission gehören. In dem furchtbaren Aufstande, der 1857 in Indien ausbrach, bewährte die christliche Kolhs-Gemeinde ihre Glaubens- und Unterthanentreue aufs glänzendste. Zubeleb schrieb damals der vierundachtzigjährige Greis: „Wir müssen alle die Kolhs kriegen, der Teufel soll keine Gräte behalten, als etwa die der Heiland wegwirft, weil sie faule Fische sind und nichts taugen.“ Es sind dann nach Gofners Tode freilich auch schlimme Zeiten gekommen in der Kolhsmission: Streit unter den Missionaren, Spaltung in einen deutschen und einen englischen Zweig und die böse Einschlebung der Jesuiten; auch haben manche „faule Fische“ weggeworfen werden müssen. Aber die Freude über die große Ernte überwog doch immer die Bekümmernis über alle diese Trübungen. — Zu einer großen Ernte gehören aber auch viele Arbeiter. Das sollte die deutsche Christenheit nicht vergessen und der gesegneten Kolhsmission mehr Teilnahme zuwenden als bisher. Gerade jetzt thut das dringend not.

Aber auf Australien und Indien beschränkten sich die Gofnerschen Aushebungen nicht. Seine Jüglinge gingen auch nach Nordamerika, Neuseeland, Westafrika, Neuguinea und auf verschiedene Sundainseln. Man staunt, wenn man hört, daß allein im ersten Jahrzehnt achtzig und bis zu seinem Tode (1858) hundertvierzig Missionare von Gofner ausgesandt worden sind. Von 1850 an ging eine stattliche Zahl nach niederländisch Indien. Die Anregung dazu kam von dem originellen holländischen Pastor Feldring aus Hemmen, einem Gofner geistesverwandten Manne, der auch auf dem Gebiet der Mission ganz seine Ideen teilte. Feldring besuchte den alten Gofner in Berlin und dieser war so von dem geistesfrischen Manne eingenommen, daß er ihm beim Abschied zurief: „Feld bring durch und laß dich nicht hemmen.“

Wir können hier leider die Arbeit dieser vielen Boten Gofners nicht weiter verfolgen; auch haben keineswegs alle bedeutende Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen. Manche haben nur Pionierdienst gethan und die Frucht ihrer Arbeit ist andern in den Schoß gefallen; manche, die viel Treue im kleinen bewiesen, sind gänzlich unbekannt geblieben; manche haben als Kolonisten segensreich gewirkt; viele sind in den Dienst englischer und holländischer Gesellschaften getreten. So verdankt z. B. die holländische Mission auf Neuguinea zwei wackeren deutschen Missionaren Gofners, Geißler und Ossow, ihre Begründung. Der große Mann würde ohne Zweifel noch Größeres geleistet haben, hätte er den Wert der Ordnung auch im freien Missionsdienste etwas höher geschätzt als er in Wirklichkeit that, und so viel Organisationsgabe beseffen, als Anregung von ihm ausgegangen ist. Aber es gibt eben mancherlei Gaben und wir dürfen bei einem Manne nicht alles suchen. Gofner war viel gegeben und mit dem

Pfunde, das ihm anvertraut war, hat er als ein guter Haushalter Gottes treu gewuchert bis in sein fünfundachtzigstes Jahr hinein. Mit vollem Recht hat Dr. Büchfel an seinem Grabe erklärt: „Er hat mehr gearbeitet als wir alle.“ Obgleich er genötigt worden war, einen förmlichen Missionsverein zu gründen, so blieb Gofner doch bis in sein hohes Alter nicht bloß die Seele des Ganzen, sondern auch, wie er scherzend zu sagen pflegte: „Inspektor, Hausvater, Sekretär, Padesel.“ Alle Bücher führte er selbst, ebenso den weitläufigen Briefwechsel; das Missionsblatt: „Die Biene“ schrieb er allein, der Unterricht lag wesentlich in seiner Hand und auf Komiteeberatungen hat er sich nicht viel verlassen. Geldnot hat er nie gehabt. Im Gegenteil: er hatte Überfluß und hinterließ ein Missionskapital von 150 000 Mark. Das kam daher, weil er mehr die Bet- als die Bettelglocke gezogen hat und selber ein sehr fröhlicher und reichlicher Geber gewesen ist.

Am Dienstag in der stillen Woche 1858 ging er in seinem fünfundachtzigsten Jahre, in Frieden heim.

Wir können das Gedächtnis Gofners nicht besser in Ehren halten, als wenn wir das Missionswerk, welches er uns hinterlassen hat und das nach seinem Namen genannt ist, kräftig unterstützen, daß es blühe und wache und Früchte trage bis in die fernsten Zeiten. Das wäre das schönste Denkmal, welches die evangelische Christenheit deutscher Nation ihrem Gofner errichten kann. G. B.

Am Familientisch.

Au unsern Bildern.

Wer hat sie nicht schon erlebt, diese Unglückstage, an denen das Unglück kein Ende nimmt! Die Zahnbürste entgleitet der Hand und fällt in den Staub, der Hemdenknopf springt ab, das Rasiermesser nimmt statt des Bartes die Haut fort zc. Und was das unglücklichste an diesen Unglücksfällen ist — kein Mensch bemitleidet uns um ihretwillen, im Gegenteil, man lacht noch über uns wie über unsern unglücklichen Mönch.

Kinder und Tiere sind von Natur gute Freunde und wenn es ein Mägdlein und ein Jidlein ist, sind sie es besonders. Haben sie doch beide Quecksilber im Leibe, und wenn sie einmal stillstehen, ist es nur wegen des Ausruhens.

Mitunter freilich wird auch das Haustier fürchterlich, selbst das treueste, der Hund. Das haben sie neulich in den nordöstlichen Staaten von Nordamerika erfahren müssen. Dort herrschte nämlich eine Tollwutepidemie und tagtäglich erscholl der Schreckensruf: Ein toller Hund! Dann ergriff Mann und Weib die Flucht, wie billig, und nur der Schutzmann mußte an die Bestie heran und ihr nach dem Leben trachten. Nach den Zeitungen soll man freilich schließlich auch dem harmlosesten Stöter ans Leben gegangen sein, falls er aus irgend einem Grunde ein betretenes Gesicht machte, aber in solchen Fällen ist Vorsicht besser als Nachsicht.

Die bulgarischen Makkabäer.

Es ist noch nicht lange her, da wurde Europa in Erstaunen versetzt durch die Nachricht von den tapferen Taten der bulgarisch-jüdischen Legion, welche in den Kämpfen der Bulgaren gegen die Serben bei Sitowiza die Hälfte ihrer Mannschaft, nämlich zweihundertfünfzig von fünfhundert, verloren hatte, ein Prozentjaß des Verlustes, wie er nur selten von einzelnen Truppenkörpern in den mörderischsten Schlachten erreicht worden ist. Fürst Alexander von Bulgarien aber belobte die tapfere Juden-schar als die würdigen Nachfolger der Makkabäer und bestete dem Führer derselben, David Misrach, eigenhändig die Tapferkeitsmedaille an. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Heldenthat, die in einem jüdischen Pester Blatte ihren Ursprung hatte, durch die Presse Europas und die Neugierde, welche daran geknüpft wurde, war diese: Es ist pure Verleumdung, daß die Juden nicht tapfer sind und keine guten Soldaten abgeben, im Gegenteil, sie sind tapferer und aufopfernder für das Vaterland als alle übrigen Völker.

Wer aber die Juden und ihre militärischen Anlagen kannte, mußte mit dem Kopfe schütteln, zumal wenn er wußte, daß unter den zwei Millionen Einwohnern Bulgariens nur 14 000 Juden waren, Kinder, Weiber und Greise eingerechnet, und daß von diesen schon der achtundzwanzigste Mensch unter die Waffen hätte eilen müssen, um jene Legion zu bilden. Die Zweifler haben aber recht behalten und es hat sich jetzt herausgestellt, daß jene bulgarisch-jüdische Legion eine schamlose Erfindung zur größeren Glorifizierung der Juden gewesen ist. Solchem Gebaren gegenüber mag es am Plage sein, einmal etwas über die wirkliche militärische Tüchtigkeit und Tapferkeit der Juden zu erzählen.

Wenn ein Volk militärisch beanlagt und tapfer ist, so gehört das zu seiner Art und es gibt hierin soviel Unterschiede, wie Völker.

Beim einen treten jene Eigenschaften mehr, beim andern weniger hervor. Daß nun aber die Juden zu jenen Nationalitäten gehören, die im hohen Grade unmilitärisch sind, ist längst als notorisch bekannt und läßt sich auch ziffermäßig nachweisen. Statt nun von jüdischer Seite hierüber zu schweigen, wird das Gegenteil behauptet und immer wieder die Fabel von der besonderen Tapferkeit der Juden aufgesperrt. Auch die paar Israeliten, welche 1870 das eiserne Kreuz erhielten, werden stets wieder mit ihren Namen durch die Judenpresse genannt, damit man glauben soll, der jüdischen Tapferkeit wäre kein Ende. „Die Kraft eines stehenden Heeres“, sagt ein berühmter jüdischer Gelehrter, der russische Akademiker Chwolson, „besteht in der strengen Disziplin, wobei jeder einzelne Soldat sich vollkommen dem Willen seines Vorgesetzten unterwirft; dies thut aber der Semite nicht; denn er gehorcht nur dann, wenn es ihm Vorteil bringt oder wenn er einsieht, daß er gehorchen muß.“ David hat in der ersten Zeit seiner Regierung, wo er als Befreier auftrat, nur nationale Truppen gehabt; in der späteren Zeit dagegen, wo er seine Kriegsunternahmen ausdehnte und angreifend auftrat, mußte er fremde, offenbar nichtsemitische Soldtruppen in seine Dienste nehmen, und das Gleiche war mit den Makkabäern der Fall, die auch Fremde in ihren Diensten hatten.

Die überall statistisch dargelegene geringere körperliche Tüchtigkeit der Juden, die vielen erblichen Leibesfehler, die ihnen anhaften, verursachen in den europäischen Heeren ihre geringere Brauchbarkeit und den geringeren Procentsatz, mit dem sie in den Armeen vertreten sind, gegenüber der allgemeinen Durchschnittszahl. Richtig hat von den russischen Juden gezeigt, daß sie keine große Neigung zum Waffendienst besäßen und daß bei Ergänzung der Schützen, der Kavallerie und der Spezialwaffen auf sie nicht zu rechnen ist, daß sie dagegen als Nichtkombattanten, Schreiber u. gute Dienste leisten. Die Zahl der sich der allgemeinen Wehrpflicht entziehenden Juden ist in Rußland unglaublich groß, so daß für die Aushebung derselben besondere Bestimmungen getroffen werden mußten.

Dr. Blechmann, selbst ein Jude, der sich mit der Anthropologie seiner Volksgenossen beschäftigt hat, gibt zu, daß die zwanzigjährigen Juden sich noch gar nicht zur Ausübung der Militärpflicht (in Rußland) eignen, er verlangt für sie erst Stellung im dreißigjährigen Jahre, wenn sie sich mehr entwickelt haben. Das Verhältnis des Brustumfangs zur Körpergröße ist bei den Juden, nach derselben Autorität, ein weit ungünstigeres als bei allen übrigen Völkern des großen Reiches.

Über die Juden in der deutschen Armee liegen uns keine Nachrichten vor, welche über die angeregte Frage Auskunft geben könnten. Aber Österreich-Ungarn, wo über anderthalb Millionen Juden wohnen, liefert uns einige recht interessante Data. Es hat sich dort die bemerkenswerte Thatsache herausgestellt, daß alle die verschiedenen christlichen Konfessionen, also Katholiken, Protestanten, Griechisch-Katholische u. im Heere mit derselben oder nahezu derselben Procentzahl vertreten sind, wie ihr Bevölkerungsprozent beträgt. So zählt man 68,6% Katholiken im Lande und 67,5% im Heere, 3,6% Lutheraner im Lande und 3,8% im Heere. Aber die Juden? In Österreich-Ungarn zählt man 4,5% Juden, im Heere aber nur 2%. Also dienen um mehr als die Hälfte Juden im österreichischen Heere weniger, als es der Bevölkerungs-ziffer nach der Fall sein sollte!

Wie kommt denn das? Wir wissen, daß im allgemeinen die Juden schwächer und körperlich geringwertiger als die Völker sind, unter denen sie wohnen. Im übrigen gibt ein Aufsatz in der österreichischen militärischen Zeitschrift darüber Auskunft (1882, Heft 5), welcher den Titel führt: „Zur Selbstverlummung im k. k. Heere.“ Da heißt es und wird bewiesen: „daß es eine bekannte ausschließliche bei der mosaischen Bevölkerung Galiziens vorkommende Thatsache ist, daß die Eltern in vorzüglicher Weise mitunter schon in der zartesten Jugend ihre Kinder jenen Operationen unterziehen lassen, welche die Stellungspflichtigen zu Militärdiensten untauglich machen. Selbstverständlich fallen solchen Operationen nur die vollkommen geunden und kräftigen Individuen zum Opfer, da die Kränklichen und Gebrechlichen an und für sich gegen die Assestierung gesichert sind.“ Und nun folgt die Statistik der künstlichen Krankheiten, eine erbauliche Liste und vortreffliches Beweismaterial für die alle übrigen überragende jüdische Tapferkeit, welche die jüdische Presse uns dummen anderen Leuten mit ihren bulgarischen Makkabäern wieder einmal vorlegen wollte.

Solche Bestrebungen sind übrigens nicht neu und es ist uns Deutschen schon im Beginne des Jahrhunderts ähnlich wie heute den Bulgaren ergangen. Saul Ascher, der alles Deutsche verspottete, schrieb 1815 in seiner „Germanomanie“, daß die Juden das Hauptverdienst in den Freiheitskämpfen gehabt hätten: „Man vergißt, daß Deutschlands Heere in dem Kampfe gegen Frankreich unterlag, ehe noch die Juden in ihrer Mitte daran teilnahmen, und erinnert sich nicht, wie folgenreich sie in den Jahren 1813 und 1814 kämpften, als die Juden aus Rußland, Polen, jüdischer Schriftsteller, der damals gegen die Professoren Rüks und Fries zu Felde zog, versicherte dreist, daß bei Belle Alliance allein Armee dort insgesamt nur vierundzwanzig Offiziere verloren hatte! Solche Lügen gebären sich also stets wieder aus demselben Geiste!

Altheidnisches aus Hessen.

Ein evangelischer Pfarrer, Dr. Wilhelm Kolbe in Marburg, hat es sich angelegen sein lassen, in seiner Heimat denjenigen Sitten und Gebräuchen nachzuspüren, welche sich auf einen altheidnischen Ursprung zurückführen lassen. Und er hat da sehr viel gefunden, wiewohl über mancherlei, was er in seinem Werke (Heidnische Sitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. Marburg, Elwert 1886) als ursprünglich heidnisch anführt, Zweifel bestehen mögen. Sicherlich sind in Hessen noch Reste der alten Schmausereien vorhanden, die ehemals auf Gräbern abgehalten wurden. Nur durch die härtesten Strafen konnte Karl der Große dieselben einst ausrotten und doch erinnert bei dem heidnischen Landvolke noch daran das sogenannte „Leidmahl“, das „Leed“, welches den Leichenbegleitern im Trauerhause vorgesetzt wird; in Frankenberg ist dasselbe schon auf eine Brezel reduziert worden. Oft, sagt Pastor Kolbe, machen die Leichenversammlungen mehr den Eindruck einer Hochzeitsgesellschaft.

Nach an die altheidnische Sitte des Feuerbesprechens erinnert noch manches. Dem heidnischen Landgrafen schrieb man die Kraft zu, das Feuer bannen zu können, wie denn noch als 1785 die Hospothek in Marburg brannte, der gerade dort anwesende Landesheerr, Landgraf Wilhelm IX, das Haus umschritt und das Feuer besprach. „Augenblicklich fielen die Flammen in sich zusammen und erloschen.“ Diese Kraft übte der Landgraf noch wiederholt in Kassel. Bei Rotenburg, wo Lohkulturen sind, werden Gras und Laubwert bei denselben angezündet, um dann in die Asche Buchweizen zu säen. Damit das verheerende Element den übrigen Wald nicht ergreife, wurde es von einem Manne besprochen.

Das Heilen mit Sprechen ist in Hessen noch sehr im Schwange. Fließendes Blut bannt man mit folgendem Spruch:

Ich ging einmal durch ein Gäßchen,
Da sah ich Wasser und Blut fließen.
Das Wasser ließ ich fließen,
Das Blut that ich verfließen.
Im Namen des Vaters u.

Gebrochene Gliedmaßen werden in absentia von den Zauberkünstlern noch immer kuriert. Statt des Leidenden wird einem zerbrochenen Stuhl oder Tischbein der nötige Verband mit Schindeln angelegt und ein Spruch gesprochen. Der so verbundene Stuhl darf hierauf neun Tage lang nicht gerückt, noch berührt werden. „Und siehe, der franke Godel oder das hintende Schaf, die vorher mit gebrochenem Bein einherhumpelten, können nach dieser Zeit wieder auf die Füße treten.“

Berühmt wegen seiner Sichtkuren war der erst 1885 zu Römershausen verstorbene Kirchenälteste Hartmann Gesse, welcher als erste Bedingung der Hilfe den Glauben des Kranken an die Heilung hinstellt und durch Gebote wirkt. Die Ab- oder Zunahme der Krankheit pflegte derselbe, ohne den Kranken zu sehen, „durch messen“ an seiner blauen Schürze festzustellen. Und noch eine altheidnische Heilart. Zur Zeit des letzten Mondviertels ziehen oft ganze Scharen Sichter auf den Marburg benachbarten Reuhof. Dort werden die Kranken vor Sonnenaufgang in den Birkenwald geführt, jeder an einen anderen Baum, und alsdann wird der Spruch gesagt:

Ich stehe hier vor Gottes Gericht
Und verknüpfe meine Sicht.
Alle meine Krankheit am Leibe
Soll in dieser Birke verknüpft bleiben.

Dabei knüpft der Heilkünstler einen Knoten in einen Birkenzweig.

Gesundheitsrat.

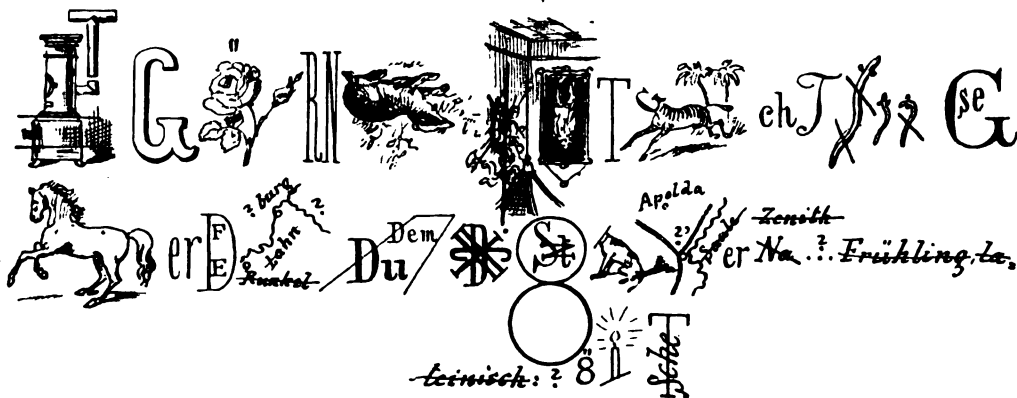
Hr. L. in Ronneburg. Das Mittel, welches Sie als Ersatz der Morphiumeinspritzungen im Auge haben, ist das Cocain, das noch gefährlicher zu sein scheint als Morphinum. Das Morphinum durch das Cocain ersetzen, heißt also den Teufel durch Beelzebub austreiben. — Wir können diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne die Laien dringend vor der Morphiumspritze zu warnen. Die Morphinumsucht hat nachgerade den Charakter einer sozialen Gefahr angenommen und zwar insbesondere für die gebildeten Stände. Schon die vielen Inserate der „Anstalten für Morphinumsüchtige“ sind Beweis genug dafür. Kein Laie sollte sich deshalb je in dem Gebrauch der Morphinumspritze vom Arzte unterweisen lassen und kein Arzt sollte je einen Laien das Morphinum einspritzen lehren. Es ergibt das mit Sicherheit einen weiteren Fall von Morphinumsucht. Daß ein Arzt einem Laien die Morphinumspritze zum beliebigen Gebrauch in die Hand gibt, kann nur in dem Fall entschuldigt werden, daß es sich um zweifellos unheilbare und in kurzer Zeit zum Tode führende Krankheiten handelt (z. B. Krebs, unheilbare Rückenmarksleiden u.); in jedem andern Fall ist es ein Alt großer Gewissenslosigkeit oder mindestens großer Leichtfertigkeit und sollte noch mehr unter Strafe gestellt werden, als das Verabreichen von Morphinum seitens eines Apothekers ohne ärztliches Rezept. Ein Fall von Morphinumsucht bedeutet für eine Familie immer ein namenloses Unglück, ein weit größeres noch als die Trunksucht.

H. in Schn. Zur Beantwortung ungeeignet.

Abonnent C. in Kiel. Über die im Anzeigenteil angekündigten Gebrauchsgegenstände vermag die Redaktion keinerlei Auskunft zu geben.

In unserer Spielecke.

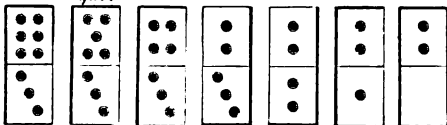
Bilderrätsel.



1. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je sieben Steine auf. Es wird nicht gekauft. Gesezt wird immer nur ein Stein, entweder ein Doppelsstein oder ein anderer Stein.

A hat:



A setzt aus und gewinnt die

Partie dadurch, daß er zuerst seine Steine los wird. B behält einen Stein übrig.

Im Ganzen sind dreizehn Steine gesezt. C und D hatten zusammen auf ihren vierzehn Steinen 20 Augen mehr als A und B auf ihren vierzehn Steinen zusammen.

Welchen Stein behält B übrig?

2. Homonym.

Du siehst es, wo in großen Breiten
Der edle Weizen ward bestellt,
Und dort, wo rings von allen Seiten
Ein Pferch Schäflein umschlossen hält.

Auch dort, wo man den Wald gelichtet
Mit Art und Spitze, Säg' und Beil;
Und hier, wo man zum Joll verpflichtet,
An der Karosse Seitenteil.

Du hörst's beim Sang der Nachtigallen,
Beim Lied der Lerche, wenn sie freigt,
Wenn Donner trachen, Hämmer fallen,
Die Turmuhr laut die Stunde zeigt.

Du fühlst es, sobald stürmisch rolet
Durch Kopf und Herz dein heißes Blut,
Und spüßt es, wenn du arg getollst,
Und hast verspielt Hab und Gut.

Oft hat das Schicksal es gesendet
Gleich wie der Blitz aus heit'rer Luft;
Oft hat es gnädig Gott gewendet, —
Rehrt's wieder — öffnet's dir die Gruft!

Pf. J.

3. Scherzfrage.

Wie kann man aus den vier Wörtern „Zweige“, „Rost“, „Jnn“, „Ei“ ein einziges Wort bilden?

4. Dreisilbige Scharade.

Bringt der Sturm die Erste zum Erbrausen,
Überläuft den Menschen wohl ein Grausen,
Und er läßt die beiden Letzten schweigen.
Sind vorüber dann die schweren Stunden,
Kommt die Sonne wieder sich zu zeigen,
Mag ihm wohl das Ganze trefflich munden.

P.

5. Rätsel.

Einst klopfte ich an Roma's Thor
Und sprengte seine Riegel.
Wie Lavaglut schoß ich hervor
Aus des Gerichts Schmelzriegel.

Als Gott auszahlt' der Sünder Lohn,
Der Rache ließ die Bügel,
In Staub warf der Cäsaren Thron,
Die Stadt der sieben Hügel.

Mein Name schier verklungen ist
Gleich einer alten Sage,
Seit meinen Troß gebeugt der Christ,
Getilgt des Landes Plage.

Doch bin unsterblich ich im Lied
Und trage edlen Samen,
Dem Dichter gleich, dem Gott beschied
Umlautend — meinen Namen. Pf. J.

6. Dreisilbige Scharade.

Die erste Silbe war halb entflohn,
Und ich gedachte zu scheiden;
Denn müde war ich und hatte schon
Ergriffen die letzten Beiden.

Ich sehnte mich aus dem Kreise fort,
Und wollte heimlich entweichen,
Um mich daheim mit dem ganzen Wort
Ins warme Bett zu schleichen.

Da hemmte plötzlich ein donnernd „Halt“
Beim Weggehn meine Schritte.
Die Becher hielten mit Gewalt
Mich fest in ihrer Mitte.

Und da's unmöglich war zu fliehn,
So muß' ich mich bequemen,
Damit ich nicht das Ganze schien,
Mit ihnen es zu nehmen. v. D.

7. Homonym.

Wer davon die Fülle hat,
Fürchtet blassen Hunger nicht,
Und doch wird der nimmer satt,
Der zuvor sie nicht zerbricht.

Einstmals war es schwere Zeit,
Da erklang sein frohes Lied
Schmetternd in den heißen Streit,
Den kein waderer Deutscher mied.

Weh! Da sank auch er dahin;
War Verlust sein früher Tod,
Brachte er uns doch Gewinn,
Und wir essen deutsches Brot!

Pf. J.

8. Homonym.

Ob ich geformt aus Ästen,
Ob aus des Landes Besten,
Das Alter füge ich,
Das Reich beschütze ich. Fr. St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 22.

Bilderrätsel.

Sich regen bringt Segen;
Ein Hund, der sich regt,
Jagt mehr als ein Löwe, der sich legt.

Schachspielaufgabe.

1. Th6 — b6
1. Kd5 — c4
2. Lg2 — e4:
2. Lc5 zieht
3. Le4 — d3 #

1. Zweisilbige Scharade.

Gerol.

2. Zweisilbige Scharade.

Daheim.

3. Diagonalrätsel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| K | r | e | u | z | n | a | c | h |
| M | a | l | a | d | e | t | t | a |
| T | e | s | t | a | m | e | n | t |
| P | r | e | s | s | b | u | r | g |
| A | l | e | x | a | n | d | e | r |
| M | e | s | s | e | n | i | e | n |
| G | r | i | s | e | l | d | i | s |
| B | l | a | c | k | b | u | r | n |
| E | u | p | a | t | o | r | i | a |

4. Zweisilbige Scharade.

Sinnbild.

5. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| A | O | S | T | A |
| O | T | T | E | R |
| S | T | E | R | N |
| T | E | R | N | I |
| A | R | N | I | M |

Schach.

Herrn E. G. in Breslau. Die Aufgabe Nr. 19 ist ganz richtig, nur scheint es Ihnen unbekannt zu sein, daß die schwarzen Bauern schlagen können. Auf 1 Se7 — g6 folgt o5 — d4: und wie wollen Sie dann das Matt mit dem zweiten Zuge erzwingen?

Inhalt: Sphing. Fortf. Roman von Doris Freiin von Spaettgen. — Gute Freunde. Nach dem Bilde von Karl Böker. — Einlader und Mehrlader. Von H. P. — Pauls Geburtstag. Von Hans Arnold. — Ein Unglückstag. Nach dem Bilde von Emil Fort. — Johannes Gohner. Zu dem Porträt. — Der tolle Hund. Nach amerikanischer Quelle. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern. — Die bulgarischen Matfabär. — Mittheilung aus Pessen. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuscripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigefügt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig. Verlag der Paderm-Expedition (Paderm & Alsfing) in Leipzig. Druck von Julius Alsfinghardt in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Hefen bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 13. März 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 24.

Sphing.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.

(Fortsetzung.)

Jakob Lee war zur vollen Geistesklarheit erwacht, aber er blieb noch lange ein Kranker, der der Pflege im höchsten Grade bedurfte.

Er hatte keine Erinnerung an die Vergangenheit und wußte weder, wie lange er krank gewesen, noch überhaupt was mit ihm vorgegangen war. Nur fragte er unermüdlich, als ob er sich über die Vergangenheit neu orientieren müsse. Da war es denn für Amy, welche jetzt fast immer an des Vormundes Seite saß, keine leichte Aufgabe, stets auf kurze diplomatische Antworten gefaßt zu sein. Hatte doch der Arzt streng verboten, dem Kranken die volle Wahrheit zu sagen. Nun war es aber, als ob Herr Lee eben von einer langer Reise zurückgekehrt sei und sich über die jüngsten Begebenheiten zu informieren wünsche. Er fragte nach den Kindern, erkundigte sich unbefangen und teilnehmend nach Herbert, redete von Geldsachen und verlangte, seinen Geschäftsführer zu sprechen. Außerdem aber war es, als schwebte noch eine besondere Frage auf seinen Lippen, als schweife sein Auge mitunter prüfend und suchend durch das Gemach. Öffnete sich dann die Thür, so versuchte er, sich etwas aufzurichten — zu erspähen, wer wohl eingetreten sei — und sich dann, enttäuscht und seufzend, wieder in die Kissen zurückzulegen. Mit Herzklopfen fragte sich das junge Mädchen, was den Kranken so bedrückte, wußte sie doch, daß im Nebenzimmer Luisa voll banger Sehnsucht dem Augenblick entgegen sah, in dem der geliebte Gatte stark genug sein würde, ihren Anblick zu ertragen. Suchte er sie?

Frau Luisa harrete ungeduldig der Stunde des Wiedersehens, aber sie wagte nicht, es ohne die Einwilligung des Arztes herbeizuführen, und dieser zögerte noch. Im übrigen kam ein Umstand ihrer Ungebuld zu Hilfe.

Seit die günstige Wendung in der Krankheit des Gatten mehr und mehr bekannt geworden war, nahm man sie von

allen Seiten in Anspruch. Sie durfte den vielen Freunden und Bekannten, welche in der schweren Leidenszeit treulich zu ihr gehalten und sie mit Beweisen der Teilnahme fast überschüttet hatten, jetzt nicht mehr ungesehen und ungesprochen die Thüre weisen. Die erste Etage des Hauses wurde aber nicht leer von Besuchern und jeder bemühte sich, ihr seine tiefgefühlte Freude zu bezeugen.

Auch Frau Everett begegnete Frau Lee nun zum erstenmale wieder. Hatte auch seit der Zeit der Abreise beider Familien aus Long Branch eine Mißstimmung zwischen ihnen bestanden, so war doch inzwischen alles ausgeglichen und vergessen worden. Liebenswürdig und herzlich, wie früher, trat Frau Luisa den Everetts gegenüber und gratulierte Susy aufrichtig zu ihrer Verlobung. Für einen Augenblick flog das kluge Auge auch zu Adeline hinüber, aber die bereits auf den Lippen schwebende Frage wurde schnell unterdrückt, da das junge Mädchen zu Boden blickte. Susy erkundigte sich natürlich nach Amy, und Frau Lee erwiderte, daß ihre Kousine jetzt ganz durch die Pflege des langsam Genesenden, der sich von niemand so gern pflegen lasse, wie von ihr, in Anspruch genommen sei.

Die Schwestern warfen sich einen bedeutsamen Blick zu. Sie verstanden, daß der Zeitpunkt noch nicht gekommen war, um Amy zu ersuchen, mit ihnen gemeinschaftlich die von Rose hinterlassenen Papiere zu lesen.

Es war am vierten Tage nach der Krisis, als Jakob Lee sich Dr. Sexton gegenüber zum erstenmal selbst über seinen Zustand aussprach. „Ich bin gewiß kränker gewesen, als ihr mir eingestehen wollt“, sagte er (man hatte ihm bisher nur von einem Nervenfieber gesprochen) — „aber ich glaube, daß sich bei mir nicht allein eine körperliche, sondern auch eine geistige Wiedergeburt vollzogen hat. Ich fühle mich so leicht und

frei wie seit lange nicht. Der liebe Gott hat es sehr gnädig mit mir gemacht. Und wie soll ich Ihnen danken, Doktor? Ich fühle es tief, daß Sie mehr — tausendmal mehr an mir gethan, als was des Arztes Pflicht Ihnen gebot. Aber Jakob Lee wird — mit Gottes Hilfe — ja nicht lange mehr dieser erbärmliche Schwächling bleiben — und dann, Dr. Sexton — die Stimme des Leidenden zitterte — „dann weiß ich auch, wem allein ich die Genesung zu danken habe!“

„Mir allein?“ meinte der Doktor in einem Tone, in dem Scherz und tiefe Bewegung um die Oberherrschaft stritten. „Nein, Herr Lee! Dagegen muß ich protestieren. Ich habe eine gar treue, standhafte Gehilfin gehabt, ohne deren Beistand wir vielleicht niemals so weit gelangt wären!“

Herrn Jakobs erstaunte Blicke flogen zu der kleinen Amy hinüber, aber der Arzt schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte er, „Fräulein Mansfield hätte diese Pflege wohl schwerlich auszuhalten vermocht. Die Absicht allein genügt dabei nicht. Nein, eine Frau mit eiserner Willensstärke und fast männlicher Kraft hat viele Monate lang“ — er betonte diese Worte scharf — „hilfreich und stets bereit an Ihrem Lager gestanden.“

Das durch die Krankheit unnatürlich groß gewordene Auge des Kranken richtete sich mit einem Ausdruck ängstlicher Spannung auf sein Gegenüber. Der Arzt aber fuhr mit gehobener Stimme fort: „Derartige Aufgaben löst nur ein Wesen, dem Herzensangst und Sorge um den teuren Kranken Nerven von Stahl und unerschütterliche Ausdauer verleihen! Gewiß, Herr Lee, Sie erraten bereits, wen ich meine. Sonst wird Ihnen diese kleine lebenswürdige Dame“ — er wies auf Amy — „gern jede Aufklärung geben, dann aber danken Sie ihr, der Ihr voller Dank gebührt, Ihrer edlen, schönen Gattin! Guten Morgen, Herr Lee!“

Und schneller, als man es der kleinen, gebrechlichen Gestalt des alten Herrn zugetraut hätte, war Dr. Sexton aus der Thüre.

Mehrere Minuten verstrichen, ohne daß der Kranke einen Laut von sich gab. Dann sprach er:

„Amy! Dr. Sexton sagte, du mögest mir über meine Krankheit — über...“ — Lee stockte — „über alles — was sich während meiner Krankheit zugetragen hat, berichten. Ich fasse kaum, daß — Luisa mich mit viel Geduld und Hingebung gepflegt haben soll! Ist denn das wahr? Kann es denn möglich sein, daß sie, deren Sinn bisher nur auf Außerlichkeiten gerichtet war, Monate ihres Lebens geopfert hat, um sich der Pflege ihres kranken Mannes zu widmen?“

Jakob Lee wandte das Gesicht dem Mündel zu und ergriff zärtlich Amys Hand.

„Meine kleine, liebe Amy!“ sprach er weiter, „ich muß — ich will jetzt auf der Stelle die volle Wahrheit wissen! Rede — rede, mein Kind, und glaube nicht etwa, daß deine Enthüllungen mich erregen oder gar erschrecken könnten! Nur die Ungewißheit wirkt nachteilig auf meine Gesundheit. Amy, ich sehne mich nach ihr! Ich warte täglich — ja stündlich darauf, daß sie dort in der Thüre erscheinen wird. In meinen Träumen und Phantasien sah ich sie stets vor mir! Aber sie? Alles kommt — alles freut sich darüber, daß ich noch lebe — nur sie — nur mein Weib kommt nicht. Rufe sie herbei, Amy, aber erzähle mir, ehe du sie ruffst, offen, wie es um mich stand.“

Amy ergriff die Rechte ihres Vormundes und begann. Offen und ohne Rückhalt erzählte sie dem überraschten Manne von dem schweren, fast unheilbar erscheinenden Leiden, das ihn eine so endlos lange Zeit in Banden gehalten hatte. Nur Dr. Sextons Experiment mit den Bildern verschwieg sie seinem Befehle gemäß.

In atemloser Spannung lauschte Herr Lee diesen Enthüllungen. Als aber dann das junge Mädchen von Luisa zu berichten begann, da richtete sich der Kranke empor und beugte den Kopf dicht zu ihr hinüber, damit keines ihrer Worte ihm verloren gehen könne.

War es nicht, als ob Engelstimmen zu ihm redeten? Seine Träume, Wünsche, Hoffnungen — alles, was das heiße

Herz des leidenschaftlichen Mannes einst so wild und unbändig schlagen gemacht, was er jahrelang in stillem Schmerz und Grimm hatte überwinden und betäuben müssen, schien sich nun erfüllen zu wollen. Seine trotz aller erstrebten Kälte und Gleichgültigkeit doch niemals ganz unterdrückte Liebe für sein Weib schien plötzlich in dem Herzen der stolzen, unnahbaren Frau Erwiderung gefunden zu haben!

Waren das etwa auch noch wilde Fieberträume, wie sie ihn so oft, so qualvoll gepeinigt? O nein. Als die Hand, mit der er sich die Augen verhüllt hatte, herabsank — da saß die kleine Amy nicht mehr an ihrem Plage — wohl aber stand Dr. Sextons tapfere, unermüdlige Gehilfin in der Thüre.

Der eben noch so hilflose Mann saß aufrecht in den Kissen und streckte die schwankenden Arme der Gattin entgegen.

„Luisa!“ rief er und sie flog an seine Seite und sank in die Kniee.

„Luisa! Ich weiß alles!“ flüsterte Lee, während es unaufhaltsam über seine hageren Wangen tropfte und er die Fassungslöse umschlang. Sie verbarg das Gesicht in die Decke und nur ein Schluchzen drang zu ihm empor. „Nicht eine Falte deines edlen Herzens ist mir verborgen geblieben, Luisa. Bei Gott im Himmel, ich habe das nicht verdient!“

„Nichts — nichts weißt du, Zach, oder doch nur das, was andere dir sagen konnten!“ rief die erregte Frau, indem sie die magere Hand des Gatten leidenschaftlich an die Lippen preßte. „Du weißt nicht, daß ich Tag und Nacht zum Allmächtigen gebetet habe, er möge dich mir zurückgeben, wie du einst warst — geistesklar und gesund. Ich habe dich dem Tode abgerungen von Gott und er ist gnädig gewesen, weil — weil ich ohne dich nicht leben konnte — nicht leben wollte, Zach! Nun aber lasse ich mir diesen, von mir einst so frevelhaft und leichtsinnig vernachlässigten Platz an deiner Seite durch keine Macht der Erde mehr entreißen! O, versuche es noch einmal mit mir, Jakob!“

Die dunklen Augen richteten sich mit einem Blicke zu ihm auf, der ihn schwindeln ließ. „Von jetzt an will ich nur dein treues, demütiges Weib sein“, fuhr Luisa fort. Alle Sünden und Thorheiten meines früheren Lebens liegen hinter mir. Für nichts hat dieses Herz mehr Raum, als für die Liebe zu dir!“

Wie traumumfängen lauschte der Gatte diesen in wilder Zärtlichkeit hervorgesprudelten Worten. Dann aber zog er die bebende Frau, so weit sein schwacher Arm es vermochte, zu sich empor und rief, indem ein Schimmer der einstigen Energie über sein Gesicht zuckte:

„Mit tausendfachen Zinsen will ich dir diese Liebe zurückzahlen, mein süßes Weib.“

Sechzehntes Kapitel.

Eine lachende Frühlingssonne warf ihre Strahlen zum geöffneten Fenster herein. Die Spägen zwitscherten lustig im jungen Laube der Bäume, und der kräftige, würzige Duft von frischem Grün erfüllte das Gemach. Überall Licht, Wärme und Leben! In dem golddurchfluteten Raume saßen drei anmutige Mädchengestalten, wie in einem lebenden Bilde dicht bei einander.

Amy Mansfield hatte heute Susy und Adeline Everett den längst erbetenen und längst versprochenen Besuch abgestattet. Sie war jetzt, wo der Vormund seiner Genesung entgegen ging und unter der sorgenden Pflege der Gattin wohl geborgen war, ihrer täglichen Samariterpflichten enthoben und konnte wieder an sich selbst denken.

Amys Kindergesichtchen zeigte niemals viel Farbe und Frische, jetzt aber, da Susy ihr in kurzen, klaren Worten über Rosas plötzliches Erscheinen und ihre Reise oder richtiger ihre Flucht nach Europa, sowie über das verstörte Aussehen und den hoffnungslosen Schmerz der jungen Frau berichtete, zog eine so tiefe Blässe darüber hin, daß Adeline aufs höchste erschrak.

„Wir dürfen übrigens den Vorfall nicht so tragisch auffassen“, rief sie, „wir wissen ja noch gar nicht, was die Pa-

piere hier enthalten. Wer weiß, was sie miteinander gehabt haben. Der Kapitän ist ein leidenschaftlicher, aufbrausender Mann, und Rose kennen wir ja auch als reizbar und empfindlich. Kleine Ursachen — große Wirkungen! Es hat einen Streit gegeben, der sie veranlaßte, bei ihrem Bruder Schutz zu suchen. Das finde ich ganz natürlich. — Der verlassene und wohl bald zur Besinnung gekommene Ehemann wird aber jetzt sein Unrecht schon eingesehen und bereut haben. Ich bin überzeugt, ehe vierzehn Tage um sind, segelt Herbert Lee ihr nach! — Nicht? — Warum schütteln Sie so traurig das Köpfchen, Amy? Sie werden mir doch zugeben, daß ich meine Leute kenne?“

Amy schüttelte den Kopf. „Herbert“, sagte sie, „hat gestern bei Luisa schriftlich angefragt, wann er den Bruder besuchen dürfe. Sie zeigte mir das Schreiben. Es war ein herzlich, teilnehmender Brief. Luisa war tief gerührt; ich aber“ — Amy sah verlegen zu Boden — „ich verstehe seine Worte jetzt anders und lese zwischen den Zeilen, daß Herbert beabsichtigt, das einstige, zärtlich-brüderliche Verhältnis wieder herzustellen. Jede Silbe ist eigentlich ein Zugeständnis, daß er damals ein Unrecht begangen hat. Es liegt eine indirekte Abbitte vor — er möchte Geschehenes ungeschehen machen — er . . .“

„Nicht doch! Sie sind doch eine schreckliche Pessimistin, Amy!“ unterbrach Adeline abwehrend. „Daß Herbert an Frau Luisa geschrieben hat, ist brav und sieht ihm ähnlich. Aber wie können Sie glauben, daß er dieser stolzen Frau gegenüber seine Rose — selbst wenn sie ihn noch so tief gekränkt hätte — bloßstellen würde! Fällst du das für möglich, Susy?“

„Nein!“ war die kurze Entgegnung. „Und doch finde ich, daß wir alle völlig im Dunkeln tappen. Aber das hier wird uns Licht bringen.“ Damit begann Susy die Siegel des Schreibens zu brechen. Das Manuskript, das Rosas schöne, feste Handschrift zeigte, wurde frei und Susy las:

„Ich habe einen harten Kampf kämpfen müssen, ehe ich mich entschloß, Ihnen diese schriftliche Beichte abzulegen, denn mein Herz trieb mich, Ihnen, was mein Herz beschwert, mündlich zu enthüllen. Und doch konnte ich das nicht. Ich hätte es nicht ertragen können, Sie und Amy sich in Schmerz oder gar in Verachtung von mir abwenden zu sehen. Und doch konnte ich nur die volle Wahrheit sagen oder — nichts! — Darum ist es besser, daß Sie diese verhängnisvollen Zeilen erst lesen, wenn ich von Ihnen fortgegangen bin. Vielleicht können Sie dann auch das, was ich durch mein Fortgehen zu sühnen suche, besser verstehen.“

„Wie Sie bereits durch die Papiere, die ich Ihnen vor meiner Hochzeit zeigte, wissen, gehöre ich einer alten österreichischen Adelsfamilie an. Ein edler, hochtönender Name ist in meinem Vaterlande aber oft nur eine Last, wenn die äußeren Verhältnisse ihm nicht entsprechen und er uns jede freie Bewegung wie ein Fußseil hemmt. Dort gibt es nicht nur Tausende armer abligier Mädchen, sondern auch junger Männer, die geistig zu Grunde gehen und ein jammervolles Dasein führen, nur weil sie den Mut nicht haben, den Ballast eines vornehmen Namens über Bord zu werfen, oder sich trotz desselben durch Arbeit und Fleiß, wie jeder andere Mensch, eine sorgenfreie Existenz, einen Wirkungskreis zu schaffen.“

„Aber was nützen diese Betrachtungen. Die schöne Ansicht, daß Arbeit adelt, die in Ihrem Vaterlande gilt, wird in den Kreisen, in denen ich geboren bin, noch lange nicht, vielleicht niemals Eingang finden.“

„Ich wuchs also in Verhältnissen auf, in denen die Vorurteile des Kastengeistes jede freiere Lebensanschauung unterdrückten. Ich habe das oft tief empfunden und bitter beweint, aber was half es meiner jungen, himmelanstrebenden Seele, daß sie an diesen drückenden Fesseln rüttelte! Und doch lag von frühester Jugend an ein geheimer Trieb nach höheren Zielen in mir. In unbezähmbarem Drange lernte und studierte ich, so daß ich, wenn ich als Mann geboren wäre, mir bequem und leicht den Weg zu einer selbständigen Karriere gebahnt hätte, aber ich war ja nur ein armes abliges Fräulein, die Tochter der verwitweten Baronin Hallstein, geborenen Gräfin

Rottenheim, welche, nach den Wünschen einer stolzen, ehrgeizigen Mutter, mit den ihr — zu ihrem Unglück — von der Natur verliehenen körperlichen Reizen in der großen Welt glänzen, durch eine reiche, standesgemäße Heirat die drückend gewordene pekuniäre Lage der Familie heben und dem alten Namen neuen Nimbus verleihen sollte. Wie wäre da daran zu denken gewesen, daß Rose von Hallstein, ihrem brennenden Wunsche gemäß, als Erzieherin in die Fremde hätte gehen können, um sich durch ihren Fleiß das tägliche Brot zu verdienen?!

„Mein Vater war, als ich kaum dreizehn Jahre zählte, gestorben und hatte seiner Gattin nur eine kümmerliche Pension hinterlassen. Wir waren zwei Kinder. Mein Bruder war damals bereits Offizier in einem österreichischen Kavallerieregimente, aber gerade er beanspruchte fast die Hälfte unserer knappen Einkünfte. Durch die allzugroße Güte eines schwachen Vaters verwöhnt und rücksichtslos von Jugend auf, fragte er nie danach, womit Mutter und Schwester ihr Leben fristen würden. Rose soll sich einen reichen Mann suchen. Dazu ist sie, denke ich, hübsch und klug genug — das war seine, mit herzlosem Lachen ausgestoßene Erwiderung, wenn bittere Klagen über unser glänzendes Elend, über die nicht mehr zu deckenden Schulden von der reizbaren und doch indolenten Mutter ausgestoßen wurden.“

„O, wie haßte ich damals diesen Bruder! Wollte er doch mein junges Leben dem ersten besten gutsituierten Manne opfern — um des Geldes willen, das er so leichtsinnig ausgab — um der Familie willen, deren Ruhm er doch wahrlich nicht vermehrte! Und er hat es gethan. Was vermag auch ein schwaches Mädchen gegen die überzeugenden — bittenden — befehlenden Worte einer halb verzweifelten Mutter — gegen das drohende Gespenst des Ruins?“

„Lassen Sie mich über jene trübe Zeit schnell hinweggehen! Wenn ich jetzt, nachdem Jahre verflossen sind, daran zurückdenke, so steigt das peinigende Gefühl in mir auf, daß ich damals anders — energischer hätte handeln können und müssen, daß ich nicht so willenlos unwürdige Fesseln um meine Hände schmieden lassen durfte. Allein mit achtzehn Jahren ist man noch ein Kind.“

„Susy — Adeline! Ich war nicht mehr Rose Hallstein, als Frau Everetts Güte mir einen Platz in Ihrem teuren Hause einräumte, ich war die Witwe eines in Elend und in Verkommenheit zu Grunde gegangenen Mannes!“

Susy ließ das Manuskript in den Schoß sinken und blickte sprachlos vor Überraschung zu den beiden Zuhörerinnen hinüber. Auch Adeline sprach keine Silbe und Amy hatte ihr Antlitz mit den Händen bedeckt und weinte.

Susy aber las weiter:

„Eine offene Darlegung meiner Verhältnisse hätte mir sicher Ihre Achtung und Teilnahme nicht entzogen, aber es gab einen unseligen Punkt in meinem beklagenswerten Dasein, welcher mir, sobald ich den Mut gefunden zu haben glaubte, die Wahrheit zu enthüllen, immer wieder den Mund verschloß.“

„Indes ich greife meiner Erzählung voraus und ich muß mich doch so kurz wie möglich fassen, damit Ihre Geduld nicht auf eine allzulange Probe gestellt wird.“

„Der mir von Mutter und Bruder zum Gatten bestimmte Mann, welchen ich, ehe man mich mit ihm verlobte, nur wenige Male gesehen hatte, trug gleichfalls einen Namen von gutem Klang und war ein sogenannter Großgrundbesitzer in einer gesegneten schönen Gegend meiner Heimat. Beim Pferdeverkauf und Sport hatte mein Bruder seine Bekanntschaft gemacht. Nach seinen überschwenglichen und vielfach übertriebenen Berichten ließ sich von der Pracht und Solidität seiner herrlichen Besitzungen kaum eine Beschreibung geben. Herr von R . . . sollte dort wie ein souveräner Fürst herrschen und es verstehen, durch Intelligenz und durch seine immer größere Dimensionen annehmenden industriellen Anlagen sein ohnehin großes Vermögen zu verdreifachen. Mein bloßer Anblick sollte genügt haben, um ihn in heißer Liebe für mich entbrennen und den Wunsch in ihm aufsteigen zu lassen, alles, was er sein eigen nenne, mir zu Füßen zu legen.“

„Solches und ähnliches flüsterte man mir täglich ins Ohr. „Davon aber, daß Herr von R. . . Nächte hindurch mit den Offizieren der nahen Garnisonen trank, die wildesten Orgien feierte und Unsummen verspielte — davon sprach mein liebevoller Bruder wohlweislich nicht. Wozu auch? Warum sollte ein solcher Mann sein Leben nicht in vollen Zügen genießen? Ein paar tausend Gulden mehr oder weniger kamen ja bei ihm gar nicht in Betracht — und überdies mußte das alles nach seiner Heirat mit mir ein Ende nehmen!

„Thörichter, kurzschichtiger Mensch! Du verkaufst deine unglückliche Schwester an einen Satan!

„Das tolle, leichtsinnige Leben nahm kein Ende, auch als ich als junge Frau in dieses Mannes Haus einzog. In meinem kindlichen Sinne wußte ich damals nur noch nicht, daß ich selbst nur ein Spielzeug einer flüchtigen Laune war.

„Und doch bemächtigte sich meiner zuweilen ein unbestimmtes, ahnungsvolles Gefühl schon im ersten Jahre unserer Ehe. Das oft so gedunsene Antlitz meines Vaters mit den stieren, blöden Augen erfüllte mich mitunter mit Grauen. Später machte ich dann auch die schreckliche Entdeckung, daß all der schillernde Glanz um mich herum ein trügerischer war, daß die Festigkeit dieses allerdings großen Besitzes nur auf schwankenden Füßen stand. Noch bis zur Brutalität gegen sein Weib, hart und ungerecht gegen seine Untergebenen, durch Trunk und durch die Leidenschaft des Spieles zuweilen bis zur Unkenntlichkeit entstellt — so war der Mann, an welchen ein grausames Geschick mich gekettet hatte — das war das Glück, von dem Mutter und Bruder mir mit Entzücken gesprochen hatten.

„Zwei Jahre vergingen, ehe die Welt eine Ahnung bekam von der wirklichen Lage der Dinge. Die einzige Person, die den Zusammensturz deutlich voraussah, der das ganze jämmerliche Bild dieser Existenz täglich vor Augen stand — war ich. Ich litt, aber ich schwieg standhaft. Nicht eine Klage kam meinen Verwandten gegenüber je über meine Lippen. Aus Rücksicht auf den Mann, für welchen ich nicht das Geringste fühlte, that ich das nicht — o nein! Ich war zu stolz, mein Elend frei zu enthüllen. Alles kann ich eher ertragen, als Mitleid. Jene Zurückhaltung und Verschlossenheit, die Sie ja an mir kennen, lag von jeher in meinem Charakter. Meine Erziehung, die niemals warmen Beziehungen zu Mutter und Bruder, wie die traurigen Verhältnisse, in die ich ohne mein Verschulden hineingeraten war, mochten wohl dazu beigetragen haben, daß ich alles, was meine Seele bedrückte, tief im Innersten verborgen und verschlossen hielt. Ich hatte keine Freundin, weil mein Herz keiner Aussprache bedurfte, weil ich eben nicht mitteilbarer Natur war — weder in Freud, noch Leid. Man meinte, daß etwas Geheimnisvolles, Unaufgeklärtes stets meine Person umgäbe, und man gab mir deshalb in der Heimat den Beinamen: Turandot. Damals lächelte ich darüber; als ich aber später in Ihr Haus kam, im vergangenen Sommer mit Ihnen in den fashionablen Kreis des eleganten Vadelebens von Long Branch trat und dort die Sphinx genannt wurde, that es mir weh. War ich denn dazu verdammt, den Stempel eines ungelösten Rätsels mit mir herumzutragen? War es der versteinerte Schmerz, der ihn mir ausdrückte?

„Gegen Ende des zweiten Jahres meiner Verheiratung starb nach kurzem Krankenlager, aber an einem langjährigen Leiden, meine Mutter. Der Himmel hat ihr viel erspart, denn bald nach ihrem Tode brach das bisher nur künstlich aufrecht erhaltene Gebäude von Herrn von R. . . s Wohlstande und Reichtum jäh zusammen.

„Diese Zeit lebt nur noch dunkel wie ein banger Traum in meiner Erinnerung, fast vergessen und verwischt durch andere, schmerzlichere Ereignisse meines Lebens. Nur ein Tag steht noch klar und deutlich vor mir, der Tag, an dem mein Bruder mir mit harten, kurzen Worten erklärte, ich müsse meinem Manne in die neue Welt folgen! Alle Einwendungen, daß ich meine Kenntnisse doch viel besser im eigenen Lande verwerthen und mir dort viel leichter eine Existenz schaffen

könne, beantwortete er damit, daß die Frau immer zum Manne gehöre und daß es sündhaft und herzlos von mir wäre, nachdem ich Glück und Glanz mit dem Gatten geteilt, ihn jetzt allein einer trüben, unsicheren Zukunft entgegentreten zu lassen. Wenn auch Herr von R. . . durch falsche Spekulationen und jugendlichen Leichtsinns in dieses Unglück geraten sei, so wisse er doch sicher und bestimmt, daß jener mich wahrhaft liebe. Ich allein könne auf ihn zum Guten einwirken, ihn auf dem rechten Wege erhalten, ihm behilflich sein, ein neues arbeits- und gewinnreiches Leben zu beginnen. Wenn nur ein Funke von Gefühl und Überlegung in mir lebe, so dürfe ich unter keiner Bedingung zurückbleiben! Übrigens würde er mich nie in sein Haus aufnehmen. Mein Bruder hatte sich nämlich bald nach mir gleichfalls verheiratet und zwar mit einer der besten Partien unserer Gegend. Auch war er in seinem Regimente bereits zum Rittmeister avanciert, so daß er fürchten mochte, die bankerotten Verwandten könnten ihm zur Last fallen und ihn in seiner hohen gesellschaftlichen Stellung genieren. Mehr diese Erwägung, als wahre Teilnahme für die Schwester mag ihn veranlaßt haben, so entschieden darauf zu bringen, daß ich den Gatten begleitete. Ich meinerseits widersehte mich damals — in meiner halbvergeßelten Lage — nicht lange. Auch reizte mich ein Gedanke. Konnte das Land, wohin Tausende zogen, die den redlichen Willen und die Kraft zur Arbeit in sich fühlen, nicht auch mir einen Wirkungskreis erschließen?

„So gingen wir denn hinüber in die Vereinigten Staaten.

„Zwischen dem Abschiede aus der Heimat und dem Tage, an dem ich Ihrer teuren Mutter Haus betrat, lag ein Zeitraum von drei Jahren. Sie, die Sie diese Zeilen lesen, können sich nicht denken, was jene drei langen Jahre mir an Elend gebracht haben. Nichts von alledem, was ich mir in thörichter Hoffnung erträumt und ersehnt hatte, sollte sich für mich — für uns verwirklichen!

„Herr von R. . . sank von Stufe zu Stufe. Trunk und Spiel hielten den unglückseligen Mann vollständig in Banden. Jeder Erwerb fiel stets diesen gräßlichen Leidenschaften zum Opfer. Jeder Tag brachte mir ein Ringen und Kämpfen um das tägliche Brot — um das nackte Leben — eine lange Kette von Demütigungen und bitteren Enttäuschungen.

„Aber ich höre Sie fragen, warum ich die unwürdigen Fesseln geduldig ertrug — weshalb ich sie nicht brach und den charakterlosen Mann verließ, um mir selbständig eine Existenz zu schaffen? — Ja, warum that ich das nicht? — Meine Hand zittert, indem ich diese Worte niederschreibe — und doch sehnt mein armes Herz sich darnach, die schwere Sünde, welche ich gegen Sie, gegen Herbert beging, zu enthüllen und zu beichten. Nicht Schmach und Schuld sind es, die mir das Blut in die Wangen treiben, mir die Augen durch stets neu hervorquellende Thränen verdunkeln! O Susan, Adeline, Amy! Das, was ich so scheu und sorgfältig vor aller Welt verbergen mußte, war das Süßeste, das Trostreichste, was des Himmels Gnade dem schmergeprüften Weibe zu geben im Stande war — das Mutterglück!

Wieder sank die Hand der Leserin in den Schoß. Kein Laut kam über die Lippen der drei jungen Mädchen. Staunen, Schreck und Schmerz über das soeben Vernommene machten sie völlig sprachlos und es vergingen mehrere Minuten, ehe Susan weiter zu lesen vermochte.

„Schon im ersten Jahre unsers Aufenthaltes in New York wurde uns ein Kind geboren — eine Tochter. Man weigerte sich lange, angeblich aus Rücksicht auf meine große Schwäche, mir das Kind zu zeigen. Noch heute steht das häßliche, aber doch gutmütige Gesicht der alten Pflegerin deutlich vor meinen Augen, wie sie mit sanften Worten meine Ungeduld und Sehnsucht zu beschwichtigen suchte.

„Mich beschlich ein banges, ahnungsvolles Gefühl. War ich krank — kränker, als ich wußte — oder — o, wie schlug mein gequältes Herz in Furcht und Zagen! — oder war irgend ein Unglück mit der Kleinen geschehen — lebte sie vielleicht nicht mehr? Hatte die weiße Vorsehung das arme Würmchen



Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan um die Leiche des Moses.
Nach dem Gemälde von V. Blochhorst im städtischen Museum zu Köln.

vielleicht von der Erde genommen, um es vor einem Leben voll Not und Elend zu bewahren? Ich aber flehte bei Tag und Nacht, daß Gott mir das Einzige, was mir das jammervolle Dasein noch erträglich machen könne, nicht rauben möge! „Es war ein vermessen, frevelhaftes Gebet.

„Endlich brachte man mir meine Tochter. — Sie lag zur Feier des wichtigen Augenblickes mit zierlichem weißen Tüchchen und Häubchen angethan, in den Kissen des Tragettes. Meine Arme griffen leidenschaftlich nach dem hilflosen Wesen. Thränen der Freude verdunkelten mir die Augen. Da sah ich, wie die alte Wärterin, die mir das Kind reichte, sich mit schmerzlich zuckenden Lippen abwandte. Was bedeutete das? — Meine bebenden Finger hoben die tief herabhängenden Spitzen des Häubchens empor — o Gott! Das war mein Kind, der kleine zarte Engel, nach welchem mein unruhiges Herz seit Wochen so ungestüm verlangte?

„An meiner Brust ruhte ein elendes, verunstaltetes Wesen — mit tierisch-blödem Gesichtsausdruck und verkrüppelten Gliedern. An Stelle des süßen Kindermundes starrte mir ein Rachen entgegen, und wo meine Blicke nach rosigen runden Händchen suchten — fanden sie nur ein paar kleine, unförmige Stummel! — Darum also war mir der Anblick der Kleinen bisher entzogen worden!

„Was soll ich Ihnen von meinem Schmerze erzählen? — Ich starb nicht. O, wie viel vermag ein Menschen-, zumal ein Mutterherz zu ertragen! Auch diese harte Prüfung ertrug ich, neben allem anderen; doch nein, nein, was schreibe ich denn — ich ertrug sie nicht, ich dankte Gott unzähligmal für sie, für dieses Kind, an welchem mein Herz, trotz seiner Ungehalt, mit jeder Faser hing. In heißer Mutterliebe nahm ich das kleine unglückliche Wesen in die Arme — zu ihm floh ich an die kleine Wiege, wenn der Jähzorn und die Roheit des Vaters mich verfolgten. War ich doch gefeilt an diesem Plaze, denn der Anblick seines elenden Kindes brachte selbst ihn stets wieder zur Besinnung.

„So vergingen die Jahre. Es kamen Zeiten, wo ich für mich und die Kleine kaum die nötige Nahrung, nur die dürftigste Kleidung besaß, wo der herzlose Gatte und Vater das, was er durch irgend welchen Glücksfall am Tage verdiente, des Nachts wieder verspielte und vertrank. In der elendesten, schlechtesten Gegend der Stadt — in der Nähe der Docks — mietete er uns eine kümmerliche Wohnung und überließ uns dort nun völlig unserm Schicksale.

„Aber weshalb den Schleier über diesem düsteren Bilde noch mehr lüften? — Nur von einer einzigen Nacht muß ich Ihnen noch erzählen. — von einer schrecklichen, unheimlichen Nacht! Es war gegen die dritte Morgenstunde, als mein Gatte, aufgeregt, das Gesicht durch genossene Spirituosen dunkel gerötet, nach Hause kam. Ohne Rücksicht auf das schlafende Kind zu nehmen, verlangte er, polternd und scheltend — ich selbst saß noch angekleidet im Zimmer und arbeitete — brückte eine Summe Geldes von mir, die er, wie er höhnlachend mit gierigfunkelnden Augen äußerte, Tags zuvor in meinem Nähkorbe entdeckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gewißheit, Wahrscheinlichkeit und Zufall.

Von Dr. Klein.

Eine der schädlichsten Gewohnheiten der meisten Menschen ist die Leichtfertigkeit, mit der sie Dinge für gewiß ansehen, die es in Wirklichkeit durchaus nicht sind, mit der sie Behauptungen als wahr hinstellen, die bei Nichte betrachtet oft nur eine geringe Wahrscheinlichkeit besitzen. Die wenigsten sind sich klar darüber, welcher Abgrund zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit liegt; für sie ist ihr Wissen von einer Sache und die Gewißheit desselben ziemlich gleichbedeutend und bei dem, was sie für wahr halten, verwechseln sie meistens Wahrheit mit Wahrscheinlichkeit. Die größten Fortschritte der Menschheit knüpfen sich aber ausnahmslos an solche Leute, welche dasjenige, was andere ohne weiteres für gewiß hielten, zunächst bloß für wahrscheinlich erachteten und von diesem Standpunkte aus sich erst Gewißheit verschaffen wollten. Die

Gelehrten Salamancas hielten für gewiß, daß die Erde eine flache Scheibe sei, Kolumbus war dagegen von dieser Gewißheit nicht so sehr überzeugt und entdeckte Amerika. Wenn wir uns recht besinnen, so finden wir, daß es verhältnismäßig nur wenig Ereignisse gibt, die man mit aller Strenge gewiß nennen muß. Zu diesen gehört z. B. unsere eigene Existenz, sie ist das gewisseste von allem, was es für uns gibt. Ereignisse dagegen, welche durch das Zeugnis anderer bestätigt werden, haben daneben nur eine mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit, die allerdings so groß sein kann und meist auch ist, daß man sie praktisch von der Gewißheit nicht zu unterscheiden braucht. Hierher gehören z. B. die sogenannten geschichtlichen Wahrheiten. Wir glauben sie, wir lassen sie gelten, haben nichts wider sie einzuwenden und bedienen uns ihrer gelegentlich, um fernere historische Schlüsse darauf zu gründen. „Wir alle glauben“, sagte einst Lessing sehr treffend, „daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte auf diesen Glauben hin irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte diesem Glauben zufolge aller Kenntnis auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebensowohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilos, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts als auf die Gedichte des Homer gründet.“ Dagegen wird niemand anstehen, den Lehren der Geometrie eine unbedingte Gewißheit beizulegen, weil sie eben Wahrheiten sind, denen keine geschichtliche Gewißheit gleichkommen kann. Man begreift hiernach leicht, wie es mit der Gewißheit über besondere Vorgänge im gewöhnlichen Leben beschaffen sein wird, die sich von Mund zu Mund fortpflanzen. Noch schlimmer aber ist es mit außerordentlichen Ereignissen, über welche wir uns durch Zeugenaussagen unterrichten wollen; es ist dabei stets wahrscheinlich, daß ein Teil dieser Aussagen auf Täuschung oder Übertreibung beruht. Der große Mathematiker Laplace hat die Glaubwürdigkeit, welche eine unter bestimmten Umständen überlieferte, angebliche Thatsache schließlich noch besitzt, ziffermäßig geprüft. Bezeichnet man die absolute Richtigkeit einer Erzählung durch die Zahl 1, die Unmöglichkeit derselben durch 0, so ist offenbar die Glaubwürdigkeit derselben schon sehr hoch angenommen, wenn wir sie zu 0,9 taxieren. Nehmen wir jetzt an, eine Thatsache werde durch zwanzigmaliges Wiedererzählen überliefert und die Glaubwürdigkeit jeder Wiedererzählung sei zu 0,9 angenommen, also der absoluten Richtigkeit ziemlich nahe, dann läßt sich mathematisch beweisen, daß die schließliche Überlieferung nach zwanzigmaligem Wiedererzählen nur noch $\frac{1}{10}$ Wahrscheinlichkeit besitzt, das heißt mit andern Worten: von acht Vorfällen werden zuletzt sieben völlig unrichtig oder entstellt, und nur ein einziger wird der Wahrheit gemäß dargestellt.

Beispiele dieser Art gehören in das Gebiet der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die bei Berechnung von Lebensversicherungen, Krankenkassen u. c. eine große Rolle spielt und überhaupt so viele interessante Anwendungen gestattet, daß es sich lohnt, an dieser Stelle etwas näher darauf einzugehen, natürlich nur so weit, als dies ohne Voraussetzung besonderer Vorkenntnisse möglich ist.

Nehmen wir einen gewöhnlichen Würfel, dessen sechs Seiten der Reihe nach mit 1, 2, 3, 4, 5, 6 Punkten (Augen) bezeichnet sind, so wird, wenn wir ihn aus Geratewohl hinwerfen, jede Seite ebenso gut wie die andere oben liegen können, oder es ist ebenso wahrscheinlich, daß die Seite mit 1 Auge oben liegt, wie die Seite mit 2, oder mit 3, oder mit 4, 5, 6 Augen. Keine Seite hat in dieser Beziehung einen Vorzug vor der andern und nur so viel weiß ich voraus, daß bloß sechs Fälle möglich sind, von denen bei jedem Wurf einer eintritt. Wenn ich daher eine Wette eingehe, daß beispielsweise beim nächsten Wurf die Seite mit 6 Augen oben liegt, so ist von den sechs überhaupt möglichen Fällen nur ein einziger

mir günstig, und die Wahrscheinlichkeit, daß ich meine Wette gewinne, ist $\frac{1}{6}$, während mein Gegner $\frac{5}{6}$ aller Chancen für sich hat. Würde ich dagegen wetten, daß beim nächsten Wurf entweder 1, 2 oder 3 Augen oben liegen, so würden von den sechs überhaupt möglichen Fällen drei mir günstig sein, also die Hälfte, und die Wahrscheinlichkeit wäre $\frac{1}{2}$. Man sieht hieraus, daß die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses gleich ist der Zahl der seinem Eintreffen günstigen Fälle, dividirt durch die Anzahl aller überhaupt möglichen Fälle. Das ist sehr einfach und leicht begreiflich. Nehmen wir jetzt zwei Würfel und werfen wir dieselben gleichzeitig auf den Tisch. Da jeder Würfel sechs Seiten hat und jede Seite des einen gleichzeitig mit irgend einer des andern Würfels oben liegen kann, so sind überhaupt $6 \times 6 = 36$ Fälle möglich. Wenn ich jetzt wette, daß bei einem beliebigen Wurf mit beiden Würfeln die Zahl der oben liegenden Augen zusammen gleich 8 sein soll, so kann man fragen, wie viele Fälle für mich günstig sind. Man findet leicht aus Versuchen, daß sowohl wenn bei dem einen Würfel 2 und beim andern 6, als auch 3 und 5, 4 und 4, 5 und 3, 6 und 2 Augen oben liegen, meine Wette gewonnen ist. Dies sind 5 Fälle unter 36, die Wahrscheinlichkeit, daß ich meine Wette gewinne, ist daher $\frac{5}{36}$ oder mit anderen Worten unter je 36 Würfen mit 2 Würfeln werden durchschnittlich 5 für mich günstig und 31 ungünstig ausfallen. Hätte ich auf die Zahl 4, als Summe der oben liegenden Augen beider Würfel gewettet, so würden drei Fälle für mich günstig sein, bei der Zahl 7 hätte ich sechs günstige Fälle u. s. w. Beim Werfen mit mehreren Würfeln ist also nicht jede Zahl als Summe der oben liegenden Augen gleich wahrscheinlich, sondern es gibt eine Zahl, welche unter allen die wahrscheinlichste ist. Man findet diese Zahl, wenn man, bei Benutzung der gewöhnlichen sechsseitigen Würfel, die Anzahl der Würfel mit $3\frac{1}{2}$ multipliziert. Bei zwei Würfeln ist also die wahrscheinlichste Summe der geworfenen Augen 7, bei vier Würfeln 14, bei sechs Würfeln 21 u. s. w. Mit anderen Worten heißt dies: Wenn man sehr viele Würfe mit jedesmal zwei Würfeln macht, so wird die Summe der oben liegenden Augen häufiger 7 sein, als irgend eine andere Zahl, und ebenso wenn man eine große Anzahl Würfe mit jedesmal vier Würfeln macht, so wird man häufiger 21 als Gesamtsumme der Augen eines Wurfs finden, als 20, oder 18, oder irgend eine andere Zahl. Bei einer für beide Teile gleich billigen Wette müssen die gegenseitigen Einsätze im richtigen Verhältnisse zu den Chancen stehen. Wenn ich wette, mit zwei Würfeln beim Aufwerfen sofort zwei gleiche Zahlen der oben liegenden Augen zu werfen, so sind von 36 überhaupt möglichen Fällen 6 für mich günstig, 30 dagegen ungünstig. Die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens verhält sich also für mich zur Wahrscheinlichkeit des Verlierens wie 1 zu 5, ich kann daher billigerweise nur auf eine Wette eingehen, bei der ich im Verlustfalle 1 Mark, 1 Thaler u. s. w. zahlen habe, im Gewinnfalle dagegen 5 Mark, 5 Thaler u. s. w. erhalte. Würde ich auf die Bedingung eingehen, im Gewinnfalle nur das Vierfache dessen zu erhalten, was ich einsetze, so würde ich in Nachteil geraten und dieser Nachteil würde immer größer, je häufiger ich die Wette wiederholte. In einem solchen Falle befindet sich thatsächlich der Lotteriespieler. Sein Einsatz ist im Verhältnisse zu der Wahrscheinlichkeit des Gewinnes viel zu hoch, er wird daher, je länger er spielt, um so sicherer zu Schaden kommen und ebenso, je mehr Lose er nimmt. Das letztere wird auch einleuchten, wenn man bedenkt, daß ein Spieler, der sämtliche Lose einer Lotterie kaufte, den größten Verlust haben würde, indem er die Differenz zwischen dem Gesamtpreise der Lose und der Summe der Gewinne allein zu tragen hätte. Man findet häufig, daß Spieler diejenigen Nummern einer Lotterie wählen, welche seit geraumer Zeit nicht herausgekommen sind, andere wiederum diejenigen bevorzugen, welche häufig herauskamen. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung zeigt, daß beide Meinungen unbegründet sind, denn die stattgehabten Ereignisse haben in diesen Fällen auf die zukünftigen keinen Einfluß und die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens läßt sich hier durch keinerlei Kombination ver-

größern. Anders liegt die Sache, wenn zwei Personen ein Spiel spielen, bei dem die größere oder geringere Geschicklichkeit einen gewissen Einfluß auf den Ausgang des Spieles hat. Wenn man vorher nicht weiß, welcher von beiden der bessere Spieler ist, so muß man annehmen, daß es derjenige ist, welcher die beiden ersten Partien gewinnt. Kennt man dagegen den besseren Spieler, so kann man nicht auch umgekehrt mit gleichen Einsätzen wetten, derselbe werde auch die beiden ersten Partien gewinnen.

Wie oben hervorgehoben wurde, müssen bei einer gerechten Wette die Einsätze sich wie die Wahrscheinlichkeiten des Gewinns verhalten und das Gleiche muß, wie jedem sofort einleuchtet, überhaupt bei allen Glücksspielen stattfinden. Wenn mein Gegner eine zehnfach größere Wahrscheinlichkeit des Gewinns hat als ich, so muß auch sein Einsatz zehnmal höher sein als der meinige, kurz es muß eine vollständige Proportionalität der Spieleinsätze mit den Chancen bei einem rechtlichen Spiele stattfinden. Diese mathematische Bedingung zeigt sich nun aber in der Wirklichkeit bisweilen nicht ausreichend. Es würde z. B. nicht leicht jemand bereit sein, in einem Spiele, in welchem er eine Million Chancen für den Gewinn und eine Chance Aussicht hat zu verlieren, auch wirklich eine Million Mark gegen eine Mark einzusetzen. Hier scheint der sogenannte gesunde Menschenverstand mit den Ergebnissen der Wahrscheinlichkeitsrechnung in Widerspruch zu sein. Allein bei der obigen Bedingung, daß die Einsätze genau den Gewinnchancen entsprechen müssen, ist stillschweigend vorausgesetzt worden, daß, sofern die Anzahl der Spiele unbeschränkt ist, beide Personen gleich reich sein müssen. Ist dies nicht der Fall, so wächst der Nachteil des einen Spielers in dem Maße als der andere an Besitz gewinnt. Dies ist auch der Grund, weshalb der Spieler von Profession sich notwendig ruinieren muß. Indem er nämlich alle Spielpartien annimmt, bilden die andern Spieler recht eigentlich einen einzigen Gegner von unbegrenztem Vermögen, und nun beweist die Wahrscheinlichkeitsrechnung mit zwingender Notwendigkeit den Untergang des Einzelnen als ein Ergebnis, das kein Glückstern abwenden kann.

Die Wahrscheinlichkeit, daß zwei von einander unabhängige Ereignisse gleichzeitig stattfinden, ergibt sich, wenn man die Wahrscheinlichkeit des einen Ereignisses mit derjenigen des andern multipliziert. So ist die Wahrscheinlichkeit, mit einem Würfel sofort 6 Augen zu werfen, gleich $\frac{1}{6}$, weil unter 6 überhaupt möglichen Fällen nur ein günstiger ist. Die Wahrscheinlichkeit, mit einem zweiten Würfel sofort 6 Augen zu werfen, ist für sich ebenfalls gleich $\frac{1}{6}$, die Wahrscheinlichkeit aber, daß bei einem Wurf mit 2 Würfeln jeder derselben 6 Augen zeigt, ist gleich $\frac{1}{6} \times \frac{1}{6}$ also $\frac{1}{36}$, weil unter 36 überhaupt möglichen Fällen nur ein einziger günstig ist. Genau ebenso groß ist natürlich die Wahrscheinlichkeit, mit einem Würfel zweimal hintereinander die gleiche Augenzahl zu werfen. Würde man dreimal hintereinander mit einem Würfel die gleiche Augenzahl werfen wollen, so hätte man dafür die Wahrscheinlichkeit $\frac{1}{6} \times \frac{1}{6} \times \frac{1}{6}$ gleich $\frac{1}{216}$ d. h. durchschnittlich würde sich dieser Fall nur einmal bei je 216 Würfen einstellen. Hierher gehört auch die folgende interessante Aufgabe. Es sind zwei ganz zufällig gewählte siebenstellige Zahlen untereinander geschrieben und es soll die Wahrscheinlichkeit bestimmt werden, daß man beim Subtrahieren der unteren Zahl von der oberen niemals zu borgen braucht. Es ergibt sich, daß dies in tausend Fällen durchschnittlich nur fünfzehn mal der Fall sein wird. Ein sehr instruktives Beispiel, welches zeigt, wie die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses rasch geringer wird, wenn es verlangt wird, daß es sich häufig wiederholen soll, gibt Hagen. Man habe 100 gleiche Münzen, dieselben werden aufgeworfen und man fragt nach der Wahrscheinlichkeit, daß beim Herabfallen gleichzeitig alle Münzen mit dem Wile oder alle mit der Schrift nach oben liegen. Diese Frage ist gleichbedeutend mit der, wie oft man die 100 Münzen aufwerfen müsse, um durchschnittlich einmal den Fall eintreffen zu sehen, daß alle Wile oder alle Schriftseiten nach oben zeigen. Ich will die Antwort

mit den Worten Hagens geben: „Wenn man in jeder Sekunde einmal die Münzen aufwerfen könnte und ununterbrochen das Spiel fortsetzte, so würde man in einem Jahre 31 567 600 Würfe machen. Wenn nun selbst alle menschlichen Bewohner der Erde oder rund 1000 Millionen Menschen mit derselben Schnelligkeit und ohne Unterbrechung Tag und Nacht hindurch dieses Spiel trieben, so würde dennoch nicht etwa in einem Jahre oder Jahrhundert ein solcher Wurf vorkommen, sondern man könnte nur erwarten oder eins gegen eins darauf wetten, daß bei allen diesen Spielen erst in 43 000 Milliarden Jahren einmal der Fall käme, daß alle Würfel aufgeworfen werden.“

Die Wahrscheinlichkeitslehre findet eine interessante Anwendung auf die Untersuchung der mathematischen Möglichkeit von Irrtümern bei Urteilsprüchen der Gerichte. Bei aller Erfahrung und Vorsicht der Richter, bei aller Wahrschaffigkeit der Zeugen ist absolute Gewißheit doch nur in verhältnismäßig wenig Fällen erreichbar, meistens kann nur eine allerdings hohe und für die Praxis ausreichend erscheinende Wahrscheinlichkeit gewonnen werden. Irrtum ist also, der ganzen Sachlage nach, durchaus nicht ausgeschlossen, womit ja auch die tägliche Erfahrung übereinstimmt. Man kann nun freilich nicht in einem bestimmten einzelnen Falle die Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit eines Urteils ziffermäßig darlegen. Für die Sicherheit der Gesellschaft und für die, welche man den Angeklagten schuldig ist, ist aber, wie Poisson sehr richtig bemerkt, nicht die Kenntnis dieser Wahrscheinlichkeit in Beziehung auf ein einzelnes besonderes Urteil von Wichtigkeit, sondern die Kenntnis dieser Wahrscheinlichkeit in Beziehung auf die Gesamtheit der in einem oder mehreren Jahren von den Gerichtshöfen gefällten Urteile, welche sich aus der Beobachtung und der Rechnung ergibt. Die Wahrscheinlichkeit der Unrichtigkeit eines beliebigen Verdammungsurteils mit der Wahrscheinlichkeit multipliziert, daß es stattfinden wird, ist das wahre Maß der Gefahr, welcher die Gesellschaft die unschuldig Angeklagten aussetzt, und ebenso läßt sich das Maß der Gefahr berechnen, welcher die bürgerliche Gesellschaft ausgesetzt ist und die man ebenfalls kennen muß, weil es die Größe dieser Gefahr ist, welche allein die etwaige Verurteilung eines Unschuldigen rechtfertigen kann. In dieser Frage kann die Wahrscheinlichkeitsrechnung durch nichts ersetzt werden. Wie könnte man auch sonst beurteilen, ob etwa ein aus zwölf Geschwornen bestehendes Schwurgericht, bei dem mindestens acht gegen vier Stimmen erforderlich sind, dem Angeklagten oder der bürgerlichen Gesellschaft eine größere oder geringere Garantie gewährt, als ein anderes Geschwornengericht, welches z. B. aus neun Geschwornen besteht, die aus derselben Liste wie die vorigen genommen sind, für die aber eine andere Stimmenmehrheit vorgeschrieben ist! Der Laie ahnt wohl kaum, welche großartige Einwirkung auf den Prozentsatz der Verurteilung durch solche Veränderungen hervorgerufen wird. Ein Beispiel ist daher nicht unangebracht. Bis zum Jahre 1830 wurden in Belgien die Kriminalprozesse durch Gerichte entschieden, welche aus fünf Richtern bestanden, und es war zur Verurteilung eine Mehrheit von drei Stimmen gegen zwei erforderlich. Damals wurden durchschnittlich von je 100 Angeklagten 83 verurteilt. Im Jahre 1830 wurde die alte Gerichtsordnung verändert und 1831 geschah die Einführung der Schwurgerichte und eine Majorität von sieben Stimmen gegen fünf genügte zur Verurteilung. Augenblicklich änderte sich das prozentische Verhältnis der Verurteilten zu den Angeklagten, so daß nunmehr durchschnittlich von 100 Angeklagten nur 60 verurteilt wurden. Sehr irren würde man aber, wenn man die angegebenen Verhältnisse von 83 und 60 Prozent als solche betrachten wollte, die sich von Jahr zu Jahr erheblich änderten, sie sind vielmehr ungewöhnlich stabil und zwar in ebenem hohem Grade, als die Zahl der Verbrechen oder der Geburten und Todesfälle. Die Thatsache, daß sich im Eintreten der meisten Erscheinungen, welche wir im gewöhnlichen Leben als zufällig bezeichnen, eine bestimmte Gesetzmäßigkeit offenbart, sobald man nur eine hinreichend große

Anzahl von Fällen ins Auge faßt, gehört überhaupt zu den merkwürdigsten Ermittlungen der Wissenschaft. So sind z. B. Verbrechen gegen das Eigentum oder gegen Personen in einzelnen gewiß völlig zufällige Ereignisse, insofern ihr Eintritt in jedem Falle nicht vorausbestimmt werden kann und von unberechenbar vielen Zufälligkeiten abhängt. Ebenso hängt es von unkontrollierbaren Verhältnissen ab, ob ein Verbrecher ergriffen und schließlich ob er überführt werden kann und daraufhin verurteilt wird. Untersucht man aber, wie groß die Zahl der Verbrechen und der Verurteilungen in einem ganzen Lande ist, so erkennt man, daß hier Jahr für Jahr sich sehr ähnliche Verhältnisse herausstellen. Es wurden beispielsweise in Frankreich 1825 vor den Kriminalgerichtshöfen über 1897 Verbrechen gegen Personen verhandelt, im Jahre 1826 war die Anzahl derselben 1907, 1827 1911, im Jahre 1828 1844, dagegen kam es nie vor, daß sich diese Zahl in einem Jahre auch nur auf 2500 erhob oder auf 1500 erniedrigt hätte. Von den Angeklagten wurden unter je 100 verurteilt: im Jahre 1825 46, 1826 51, 1827 50, 1828 47. Man sieht, wie nahe diese Zahlen übereinstimmen und daß jemand 1828 mit großer Sicherheit hätte wetten können, es würden im Jahre 1829 von je 100 eines Verbrechens gegen Personen Angeklagten nicht mehr als 50 und nicht weniger als 45 verurteilt. Und diese Wette hätte er gewonnen, denn in Wirklichkeit wurden 1829 von je 100 Verbrechern der bezeichneten Art 46 verurteilt und ebenso viel im darauffolgenden Jahre. Betrachten wir die Verbrechen gegen das Eigentum, so finden wir, daß 1825 von je 100 dieserhalb Angeklagten in Frankreich 46 verurteilt wurden, 1826 51, 1827 50, 1828 47, 1829 47, 1830 46, also auch hier erscheinen Jahr für Jahr nahezu dieselben Zahlen, doch sind diese von den obigen völlig verschieden und es haben bei den Verbrechen gegen das Eigentum bedeutend mehr Verurteilungen stattgefunden als bei Verbrechen gegen Personen. Es ist nun aber keineswegs eine geheime Kraft oder Macht, welche Jahr für Jahr diese und keine andere Zahl von Verbrechen und von Verurteilungen verlangt, sondern diese Zahlen sind die Resultate des Zusammenwirkens sehr verschiedenartiger und komplizierter Verhältnisse, die sich durchschnittlich von Jahr zu Jahr gleich bleiben und dadurch auch nahezu gleiche Einwirkungen hervorgerufen. Diese zeigen sich dann bei statistischen Untersuchungen in bestimmten wenig veränderlichen Ziffern als sogenanntes Gesetz der großen Zahlen. Die Möglichkeit, den Irrtum zu schätzen, welchem Geschworene oder Richter bei Urteilsprüchen ausgesetzt sind, gründet sich auf gewisse statistische Erhebungen und deren Behandlung nach den mathematischen Regeln der Wahrscheinlichkeitslehre. Der große Geometer Poisson, der sich um die Begründung dieser Art von Untersuchung unsterbliche Verdienste erworben, hat 1831, gestützt auf die statistischen Angaben über Frankreich, die betreffenden Wahrscheinlichkeiten berechnet. Damals betrug die zur Verurteilung erforderliche Stimmenmehrheit mindestens 8 gegen 4 und mildernde Umstände wurden nicht berücksichtigt. Es wurden 743 Personen von den Schwurgerichten verurteilt und die Rechnung ergab, daß von diesen ungefähr 5 nicht hätten verurteilt werden sollen. Ebenso hätten von 1303 Freigesprochenen ungefähr 233 nicht freigesprochen werden sollen. Die Wahrscheinlichkeit der Schuld eines Verurteilten war nur um $\frac{1}{50}$ von der Gewißheit verschieden, und die Wahrscheinlichkeit der Freisprechung eines Angeklagten, obgleich er verurteilt war, war nahezu $\frac{1}{50}$, so daß ein Fall dieser Art unter je sechs überhaupt durchschnittlich vorgekommen sein wird. Diese Resultate beziehen sich lediglich auf Verbrechen gegen Personen; sehen wir nun zu, was sich bezüglich der Verbrechen gegen das Eigentum ergibt. Wegen solcher wurden 3355 Personen schwurgerichtlich verurteilt, die Anzahl derer, die nicht hätten verurteilt werden sollen, findet sich zu nur zwei. Freigesprochen wurden 2205 Individuen, unter denen 159 hätten verurteilt werden müssen. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Verurteilter schuldig war, ist nur um $\frac{1}{500}$ von der Gewißheit verschieden und die Wahrscheinlichkeit der Unschuld eines Freigesprochenen ist nahezu $\frac{1}{50}$.

Allgemein betrachtet, kann man fragen, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß ein von einer bestimmten Mehrheit von Richtern gefällter Urteilspruch der Gerechtigkeit entspricht. Der sogenannte gesunde Menschenverstand hält schon ein Urteil für um so wahrscheinlicher richtig, je größer

die Majorität der Richter ist, welche sich dahin ausgesprochen. Die tiefere Untersuchung ergibt nun, daß bei einem aus 12 Geschwornen bestehenden Kollegium und einer Majorität von 11 gegen 1 auf je 587

Verurteilte einer kommt, der nicht hätte verurteilt werden sollen, bei einer Majorität von 10 gegen 2 kommt einer auf je 89 Verurteilte, bei 9 gegen 3 einer auf je 22, bei 8 gegen 4 einer auf je 8, bei 7 gegen 5 bereits einer auf etwa 4 Verurteilte. Natürlich gelten diese Wahrscheinlichen Verhältnisse nur bei einer sehr großen Anzahl von Verurteilten, aber man sieht aus diesen Zahlen, wie sehr sich die Wahrscheinlichkeit eines der Gerechtigkeit angemessenen Spruches mit der vorgeschriebenen Majorität, welche die

Entscheidung liefert, verändert. Ist es uns also auch in vielen, ja den meisten Fällen nicht beschieden, absolute Gewißheit zu erzielen, so lehrt doch die Wissenschaft eine höhere Gesetzmäßigkeit in vielen Erscheinungen erkennen, die man gewöhnlich als zufällig bezeichnet, ja, an der Hand der Statistik wird es möglich, die Anzahl der Verbrechen annäherungsweise voraus zu bestimmen, die im nächsten Jahre stattfinden werden, ebenso wie die Gesamtzahl der Geburten oder Todesfälle.

XXII. Jahrgang. 24. K.

Pauls Geburtstag.

Von Hans Arnold.

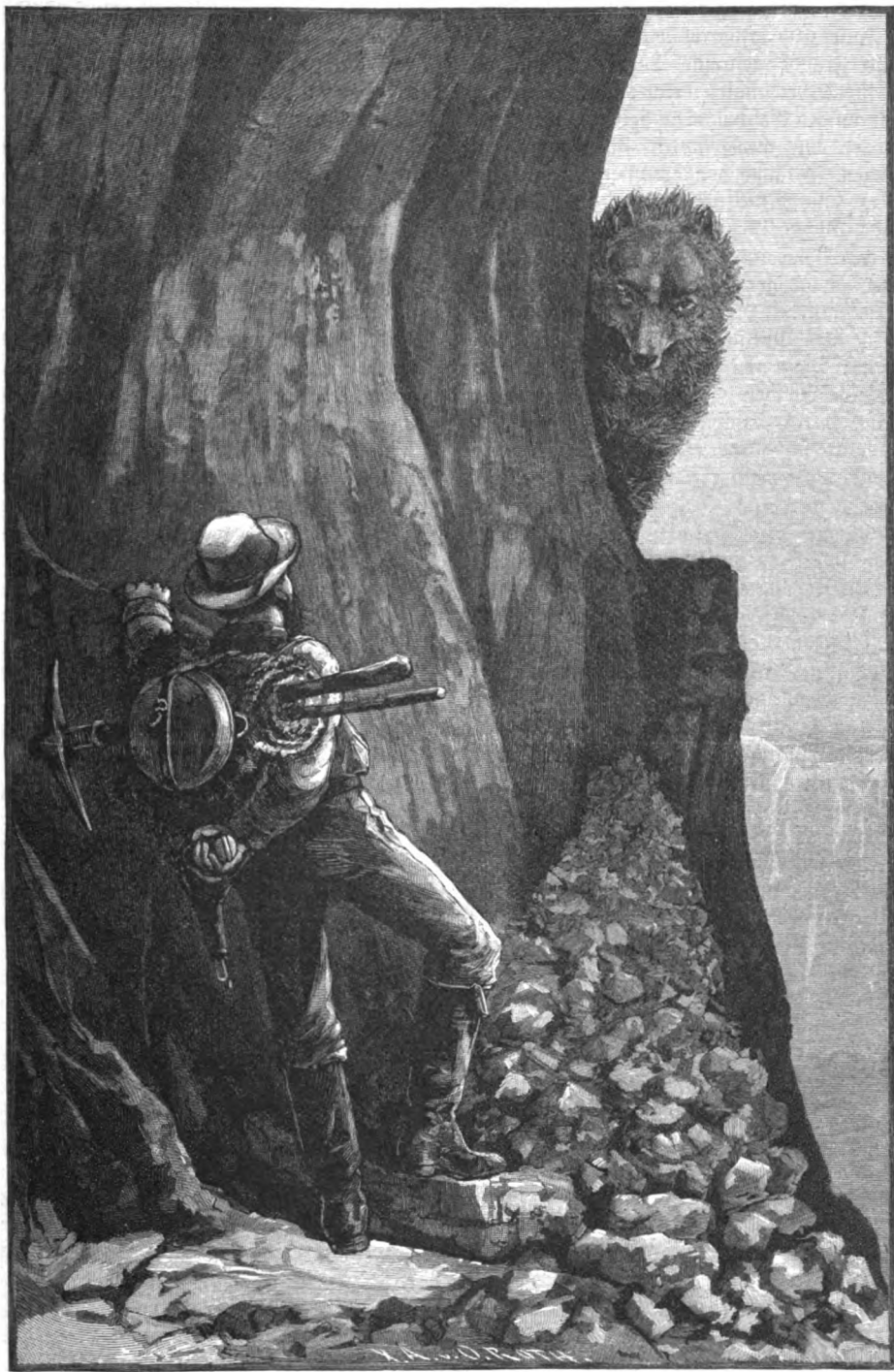
(Fortsetzung.)

Der kleine Geburtstagsstisch war mit allerhand niedlichen Gaben geschmückt und die ganze Familie stand um denselben

gruppiert, als der schrille Ton der Tischglocke den Helden des Tages hereinrief. Zögernd näherte er sich dem Tisch, und blieb stumm davor stehen. Die inzwischen heimgekehrten Brüder, welche ihn auf ihre eigenen wertvollen Geschenke zuerst aufmerksam machen wollten, wurden von der Mutter zurückgeschickt: „laßt ihn sich nur alles ganz allein ansehen!“ — Als das Schweigen gar zu lange dauerte, fragte die Hausfrau: „Nun, Paulchen, was gefällt dir denn am besten?“ worauf er mit der den Kindern eignen, unliebenswürdigen Offenheit murmelte: „Ich habe ja kein Pferd bekommen — du hast gesagt, ich bekäme ein Pferd!“ — Das war deprimierend! Der Vater wollte sich empört auf den Undankbaren stürzen, die Mutter aber

trat eilig vor und versicherte, es sei wahr — sie habe ihr Versprechen vergessen und das Kind sei völlig in seinem Rechte! Paul wurde durch detaillierte Erklärungen über die anderen Sachen beschwichtigt und riß alles an sich, nachdem er zur maßlosen Enttäuschung der Brüder an seinem Geburtstagsstisch geleckt hatte, ihn dadurch für sein unbestrittenes Eigentum erklärend.

Die Diensthoten des Hauses nahen nun mit köstlichen



Eines Goldsuchers Abenteuer mit einem grauen Bären im Felsengebirge von Amerika.
Nach amerikanischer Quelle.

Gaben aus dem Fünfzigpfennigbazar, von prunkendem Außern und zweifelhafter Haltbarkeit, die mit allgemeinem Dank gelohnt wurden. Noch größere Rührung würden diese Opfer erweckt haben ohne die schon oft gemachte Erfahrung, daß die überraschende Kunde aus Kindesmund: „Mama, die Pauline hat auch einen Geburtstag — den 10. Oktober“ — rechtzeitig zu den Ohren der Herrin gelangen werde, wo dann die Wiedererstattung der Gaben nach dem Prinzip von Wurst und Speckseiten mit Zins und Zinseszins erwartet wurde.

Der mühsam zur Freude gepreßte Paul, dessen Seele immer noch nach dem Pferde verlangte, welches ihm entgangen war, mußte indes doch auf den Geschmack an seinen Spielsachen gekommen sein, denn er war weder durch Güte noch durch Gewalt dahin zu bringen, so lange von der Beschäftigung mit ihnen abzustehen, bis er seine Milch getrunken hatte. Schließlich machte der Vater kurzen Prozeß, hob ihn wie einen zappelnden Klotz auf die Arme und trug ihn zum Frühstückstische, Paul nahm aber ein großes Horn mit, welches bei ihm den Vogel abgeschossen hatte. Dieses Musikinstrument, ein wahres Marterwerkzeug der Zivilisation, vermochte nur einen einzigen tiefen, heulenden Ton von sich zu geben, und diesen entlockte ihm der glückliche Besitzer ohne Pause immer wieder. Zwischen jedem Schluß Milch erscholl der wehmütige Mißklang und niemand wollte sich dazu bekennen, das Horn geschenkt zu haben, welches dazu bestimmt schien, eine schreckliche Plage für die Familie zu werden.

Der Vater benutzte die erste Pause in den musikalischen Genüssen, um Rudolf und Fritz mit durchbohrenden Blicken nach ihren Beugnissen zu fragen. Rudolf erklärte, die seinigen nicht zeigen zu können, so lange die Damen anwesend wären, und der Vater ließ ihm diesmal so viel Schonung angedeihen, daß er eine etwaige abfällige Kritik seines Betragens, seines Fleißes und seines Aufmerksams nicht vor der reizenden Koufine anhören mußte. War doch mit Sicherheit anzunehmen, daß die Liebe die häuslichen Leistungen wesentlich beeinträchtigt haben würde. Fritz dagegen legte, sprungbereit auf einem Beine stehend, die Fensur vor den Vater hin und begab sich dann auf einen gesicherten Platz, von wo aus er die Mienen des Familienhauptes angstvoll beobachtete und für den Prügefall durch fieberhafte Pantomimen eine etwaige Intervention seitens der Mutter erbat.

Als der Vater nach beendigter Lektüre ihm das interessante Schriftstück mit einem unerwartet nachsichtigen „na!“ zurückgab, stieß er einen erleichterten Seufzer aus und erging sich sofort in einer blühenden Schilderung seines Klassenlehrers, der einem „man sagt“ zufolge schon einmal einen Schüler skalpiert und Fritz selbst ein anderes Mal so geschüttelt habe, daß ihm alle Knöpfe an der Jacke gleichzeitig abgerissen seien — wahrhaftig!

„Na Paul, freue dich, wenn du zu dem kommst!“ setzte der Erzähler, der übrigens für einen so grausame Strafen Erdulenden recht munter ausfah, hinzu.

„Rache doch nicht dem Kinde an seinem Geburtstag angst!“ wehrte die Mutter ab. „Paulchen, nicht wahr, du wirfst so fleißig sein, daß der Lehrer nie böse zu sein braucht?“

Paul, der eben wieder das furchtbare Horn blies, schüttelte nur wortlos den Kopf und wurde jetzt wieder zu seinen Spielsachen entlassen, nachdem der Vater noch erklärt hatte, länger als den Geburtstag über dulde er das Horn nicht in seinem Hause — „davon kann man ja das Nervenfieber bekommen!“ setzte er ärgerlich hinzu.

Den Vormittag über ergoß sich ein Strom von eigenartigen Gratulanten über die Doktorfamilie, wie sie eben nur bei einem Kindergeburtstag in die Erscheinung treten. Alle alten Jahrgänge von Kinderfrauen, die schon Rudolf auf den Knien gewiegt hatten, und die ihn zu seiner unaussprechlichen Wut noch duzten, traten zahlos, kopfwadellnd und schwabend an, beteuerten, um keinen Preis vom Geburtstagskuchen essen zu wollen, ließen sich erbitten, und saßen schließlich wie eine kurze und gedrängte Übersicht der bösen Feen im Dornröschen um den Tisch. Die Konversation bestand

hauptsächlich in sich überbietenden Reminiszenzen aus der Kinderzeit der Söhne des Hauses, wobei jede eine besondere Ehre darein setzte, daß ihr Schutzbefohlener die meisten Krankheiten durchgemacht habe, und so und so oft „aufgegeben“ gewesen sei. Während sich zwischen zweien dieser Parzen ein erbitterter Streit entspann, ob Fritz oder Paul den Reuchhusten schwerer gehabt hätte, winkte Anna dem beglückten Rudolf: „Komm, man wird ganz schwindlig von dem vielen Reden!“

Rotglühend vor Seligkeit stürzte Rudolf in sein Zimmer, adonisierete sich in aller Eile nach Kräften, wobei er die „vorige“ Minna schmerzlich vermisse, die ihm mittels eines ausgedienten Kochlöffels den Scheitel über den ganzen Kopf vollendet herzustellen gewußt hatte, besprengte sich mit Eau de Cologne, borgte sich heimlich ein feines Taschentuch von der Mutter und schritt dann mit dem Air eines unabhängigen Privatmannes in reiferen Jahren neben der Koufine her.

Rudolf hatte Unglück mit seiner Kourmacherei, das muß zugestanden werden! An der nächsten Straßenecke lauerte eine Horde Blumenmädchen und Blumenknaben mit den ausgesuchten Verbrechergesichtern, die ja merkwürdigerweise von dem zarten Handel mit Sträußchen fast unzertrennlich sind, und boten mit schneller Erkenntnis der Sachlage dem Jüngling ihre verkitteten Rosenbouquets an: „Für das schöne Fräulein, gnädiger Herr Baron!“ Der geschmeichelte Rudolf wählte nun das schönste Bouquet aus und überreichte es Anna mit einem Blick, der seine Augen in Gefahr brachte, nie wieder in ihre normale Lage kommen zu können. Dann zog er sein Portemonnaie, mit dem festen Entschluß, sich keinesfalls etwas herausgeben zu lassen, und wenn es seine letzte Mark gegolten hätte. Zu seinem sprachlosen Entsetzen befand sich aber nichts in dem Geldtäschchen, als ein verbogenes, belgisches Fünfcentimesstück, der einstige kühne Anfang zu einer Münzsammlung, der nie Nachfolger gehabt hatte, und zugleich ein Charakteristikum für die Vollständigkeit von Rudolfs übrigen Sammlungen. Mit dem leidenschaftlichen Wunsche, zehn Klaster tief unter der Erde zu sein, überlegte Rudolf eben, wie er am schnellsten dahin käme, als Anna, seine Lage durchschauend, ihm mit einem feinen Lächeln zu Hilfe kam.

„Du hast nur Scheine und Gold, Rudolf“, sagte sie unbefangen, „laß mich einmal Bankier spielen!“

Sie bezahlte das Sträußchen und ging dann ruhig mit dem Vetter weiter, bis sie aus der Hörweite der Blumenmädchen waren. Dann aber konnte sie sich ein frisches, spöttisches Lachen nicht versagen.

„Guter Junge!“ sagte sie und klopfte ihrem vernichteten Begleiter auf die Schulter, „laß doch das Kourmachen noch ein bißchen — es will ja alles gelernt sein!“

„Eine unbestrittene Wahrheit, mein gnädiges Fräulein!“ sagte in diesem Augenblick eine Stimme hinter ihr, und Walter Nibbing erschien wie aus der Erde gewachsen an ihrer Seite. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie so ohne Zeremonie auf der Straße anspreche — aber ich trage schwer an einem ganzen Paket Grüße aus W., und will sie gern abliefern! Leider hatte ich gestern nicht den Vorzug, Ihnen und Ihrer Frau Tante meine Aufwartung machen zu dürfen — ich wollte mir erlauben, Ihnen anzuzeigen, daß ich mein Affektorexamen glücklich bestanden habe!“

Anna ließ ihn unbehindert weiter sprechen. Sie war von einer so großen Verlegenheit ergriffen, daß sie außerstande war, ein Wort zu erwidern. Nur beim Schluß der Rede blickte sie hastig auf, und „ich gratuliere!“ sagte sie leise und schnell.

Nibbing schien ganz befriedigt. Er stellte sich mit größter Verbindlichkeit Rudolf vor und fragte ihn, ob er hier studiere — ein feiner Zug, der ihm unter weniger erschwerenden Umständen das Herz des Primaners sicher gewonnen haben würde. Jetzt aber war der gute Junge zu tief in seine Gefühle versunken, und schritt wie ein wahrer Othello neben dem jungen Paar her. Nibbing hatte sich mit großer Seelenruhe den beiden Spaziergängern angeschlossen und befand sich bald mit

Anna in einem jener Gespräche, die aus tausend angeknüpften Fäden bestehen, und in die Vergangenheit zurückreichen, an der Rudolf, wie er ingrimmig fühlte, gar keinen Teil hatte.

Er beschloß daher an der nächsten Straßenecke sich zu rächen, nahm mit der in der letzten Tanzstunde gelernten Verbeugung den Hut ab und sagte mit bitterem Hohn: „Du bist ja in bester Gesellschaft, Anna — ich werde nach Hause gehen.“

„Rudolf!“ rief Anna erschrocken — aber es war zu spät — ihr jugendlicher Kavalier hatte schon das Weite gesucht — erst mit würdevollem Gange, wie ein Tragöde, bald aber in einem Geschwindsschritt, der jeden Versuch, ihn einzuholen, zur lächerlichen Jagd auf offener Straße gestaltet hätte.

Anna blieb stehen.

„Ich sage Ihnen nun auch Lebewohl, Herr Rieding“, begann sie etwas steif, „ich will versuchen, meinen Vetter einzuholen!“

„Lassen Sie ihn doch laufen, gnädiges Fräulein“, bemerkte Rieding gemüthlich, „ein so großer Junge wird sich doch auch ohne Schutengel nach Hause finden! Sie wollen nicht? — nun dann beantworten Sie mir wenigstens eine Frage —! Eher gehe ich Ihnen nicht von der Seite!“

„Was wollen Sie denn wissen?“ fragte Anna und sah zu Boden.

„Ich hatte das Vergnügen, den gestrigen Abend in der hiesigen Ressource zu verleben“, fuhr der junge Mann fort, „dort sprach man viel von einer bevorstehenden Verlobung in der hiesigen Gesellschaft!“

Er schwieg und blickte sie erwartungsvoll an. Anna sah unverbrüchlich ernsthaft aus.

„So?“ sagte sie in fragendem Ton, „das ist ja interessant!“

„Als baldiger, glücklicher Bräutigam wurde ein Regierungsrat Born oder Bronn oder so ähnlich genannt“, fügte Rieding hinzu, während ein finsterner Zug auf seinem Gesicht erschien, der ihn, wie Anna innerlich konstatierte, sehr gut klebete, „und der Name der Braut wurde auch erwähnt — ich glaube aber doch, daß ich da auch ein Wörtchen mit zu reden hätte!“

Da Anna noch immer schwieg, fuhr er in ausbrechender Ungebuld fort: „Ich wollte mich also nur erkundigen, ob meine Reise hierher, die ursprünglich einen ganz andern Zweck hatte, vielleicht dazu angewendet werden kann, Ihnen meinen ergebensten Glückwunsch abzustatten! Nun bitte“, fuhr er heftig fort, „sagen Sie ein Wort — darf man Ihnen bald gratulieren?“

Sie sah ihn flüchtig an.

„Vielleicht!“ sagte sie halblaut.

Er wurde ganz blaß.

„Nun dann leben Sie wohl!“ rief er mit veränderter Stimme und wandte sich, um sie eilig zu verlassen. Aber in dem Augenblick sagte sie leise, fast, wie zu sich selbst: „es fragte sich nur, wozu man mir gratulieren kann!“

Er blieb stehen.

„Was meinen Sie damit?“

Sie lachte übermüthig: „nun, es könnte ja mein Geburtstag sein — oder Neujahr kommt auch, wenn Sie so lange warten wollen!“

Er mußte wider Willen lachen und atmete tief auf.

„Nun gehen Sie aber!“ fuhr Anna dringend fort, „wenn uns jemand hier nebeneinander gehen sähe — ich glaube, die Tante wäre sehr böse!“

„Bin ich denn so entseßlich?“ fragte er lächelnd, und bückte sich, um ihr ins Gesicht zu sehen.

„Es scheint doch!“ erwiderte sie ernsthaft.

„Ich habe drei Tage Urlaub“, sagte er in fliegender Hast, da sie ihren Schritt immer mehr beschleunigte, und wohne bei meinem Freunde Curtius.“

„Ach!“ rief sie überrascht.

„Ja ja, mein gnädiges Fräulein — die Gärten grenzen nachbarlich zusammen — Sie wissen nicht, daß ich gestern Abend, wie ein kleiner Junge, der Kirschen stehlen will, stundenlang auf der Gartenmauer gesessen und beobachtet habe, wie Ihr grüner Anbeter mit Ihnen Krocket spielte.“

„Das verdanken Sie aber dem Regierungsrat Born“, sagte sie vergnügt, „der hat mir als ganz besondere Vergünstigung erlaubt, in seinem Garten Krocket zu spielen, auch darf heute nachmittag in demselben Garten eine Kindergesellschaft zu Ehren meines kleinsten Vettters stattfinden, nachdem wir alle eidlich haben versichern müssen, daß keiner der kleinen Gäste auf den Rasen treten, oder einen Grassalm anfassen würde.“

Der junge Mann sah sein reizendes Gegenüber so in Gedanken versunken an, daß er gar nicht zuhörte. Erst bei den letzten Worten fuhr er aus seinem Sinnen empor.

„Ja, und wann sehe ich Sie noch einmal, mein gnädiges Fräulein? ich habe Ihnen notwendig etwas zu sagen — was Sie schon lange wissen! Darf ich heute meinen Besuch noch einmal wiederholen?“

„Nein, nein!“ rief Anna eifrig, „heute ist Pauls Geburtstag — da hat niemand Zeit, Sie anzunehmen!“

„Werden Sie die Kindergesellschaft heute im Garten beaufsichtigen?“ fuhr er zaghaft fort.

„Ei behüte!“ gab sie freundlich zurück, „das glauben Sie ja nicht!“

„Oder“ — begann er wieder.

„Der Onkel!“ rief Anna, verschwand wie der Blitz von seiner Seite und eilte mit auffälliger Freude dem Doktor entgegen, der eben den Heimweg antrat. Er duldete es gern, daß Anna ihren Arm in den seinen schob und so ehrbar mit ihm davon ging, als sei sie nie mit jemand Gefährlicherem, als einem alten Onkel spazieren gegangen.

Was blieb Rieding übrig, als nach einem vergeblichen Versuch, noch einen Gruß aufzufangen, grollend seine Schritte weiter zu lenken, freilich nicht ganz befriedigt, aber doch auch mit dem sichern Gefühl, daß zwischen ihm und Anna alles in Ordnung sei, und es nur einer passenden Gelegenheit bedürfe, um eine völlige Aussprache herbeizuführen, der Anna bisher noch immer mit mädchenhafter Gewandtheit ausgewichen war.

Die Mittagsmahlzeit vereinigte die Familie wieder. Pauline, die Küchenfee, hatte die Suppe versalzen, und dann, als Folge eines darüber erteilten Verweises, bei offener Küchentür mit erhobener Stimme einen Monolog gehalten, in dem sie über die Kindergesellschaft räsonnierte und die Hoffnung aussprach, man werde nicht erwarten, daß sie sich um dieselbe bekümmern würde — zu Kindern habe sie sich nicht vermietet.

Paul litt wieder an Appetitlosigkeit, warf den Löffel auf die Erde und wollte nichts zu sich nehmen, da er den ganzen Morgen aus allen mitgebrachten Zuckertüten gegessen hatte und somit für eine rationelle Ernährung unzugänglich geworden war.

Man aß in etwas rascherem Tempo, da die kleinen Gäste schon um drei Uhr eingeladen waren. Die Mutter paktierte ohne Aufhören mit Fritz, der nicht „herein“ kommen wollte, da ihm die Geladenen zu klein waren. Er simulierte sogar körperliche Leiden, um von seinen Verpflichtungen als Repräsentant des Hauses befreit zu werden, da er aber bei genauester Nachforschung als einziges Symptom nur anzugeben vermochte, ihm sei „komisch“, so wurde die ärztliche Behandlung des Falles in der Form des Vorschlages eingeleitet: „Du willst wohl Umschläge von ungebrannter Asche?“ Diese sinnig zarte Umschreibung des Stodes war ein alter Familienausdruck. Auch besserte sich das Befinden des Leidenden zu sehend, als man anfang, zu bedauern, daß er unter diesen Umständen wohl auf die Torte würde verzichten müssen!

Das Enderesultat der diplomatischen Verhandlungen bestand darin, daß Fritz die Erlaubnis bekam, sich einen Altersgenossen zu Hilfe zu bitten, nach dessen Umgang er schon lange schmachtete. Der Betreffende war ein Russe. Er hieß zwar Meywaldt, sollte aber nur gebrochen deutsch sprechen, was ja



Kunstpauſe. Gemalt von Caſimir Geibel.

ſtets eine beſondere Anziehungskraft ausübt. Er war Friſzens Ideal und der Abſcheu der Eltern, da Friß beſonders raffinierte Ungezogenheiten ſtets mit der Bemerkung einleitete und entſchuldigte: „der Mehwaldt macht's auch ſo!“

Erfreut trabte Friß mit dem letzten Wiſſen ab, um Mehwaldt zu holen, der aber vorher verſprechen mußte, keinen Kleineren zu prügeln, und nur unter dieſer Bedingung ſich dem feſtlichen Kreiſe zugeſellen durfte.

Rudolf hatte ſich an der Unterhaltung bei Tiſch gar nicht beteiligt, ſondern nur Anna von Zeit zu Zeit düſter drohende Blicke zugeworfen. Er verſchmähete in herausfordernder Weiſe Trank und Speiſe und vermochte nur der Torte nicht zu widerſtehen, da Süßigkeiten vorläufig noch eine unüberwindliche Verſuchung für ſein männliches Gemüt waren. Anna war von beſtrickender Liebeshwürdigkeit gegen ihn, und der Doktor ſagte während der eilig abgehaltenen Mittagsruhe verwundert zu ſeiner Frau: „Man lernt doch die Mädchen nicht aus! Das große Ding, die Anna, macht ſich ſo niedlich um Rudolf, als wenn er ein erwachſener Menſch wäre! Wie lange wird ſie übrigens noch hier bleiben?“ ſetzte er verdrießlich hinzu, „es iſt ja wirklich eine alberne Wiſtſchaft mit dem Jungen!“

Die Mutter zuckte die Achſeln — ſie hatte ihre eigenen Gedanken bei dem ſonderbaren Betragen der beiden, und ſchoß nicht gar zu weit vom Ziel, wenn ſie dachte: „Anna hat etwas vor und Rudolf weiß darum!“

Inzwiſchen klingelte es unaufhörlich. Der Duft von nicht ganz unverfälfchter Schokolade für wenig blaſierte, kindliche Gaumen erfüllte das Haus, und ſehr glatt gekämmte, gepuſte Kinder kamen, eines nach dem andern, ſtumm und ſehr verlegen an. Ein Gaſt wurde noch hereingetragen, er konnte zwar laufen, zog aber bißweilen noch die Beſörderung auf dem Arme ſeiner Wärterin vor, die neß mit mehreren anderen Joſen zum Schreck der Mutter mit da blieben, da ihre Schutzbefohlenen ſich ſonſt gefürchtet hätten. Die eine Begleiterin ſtellte ſich ſofort vor: „Ich bin das ‚Fräulein‘ von der kleinen Ella“, um ſich die gebührende Titulatur von vornherein zu ſichern. Dieſes Fräulein war entſetztlich affektiert und erzog mit gezierter Stimme ohne Aufhören an der kleinen Ella: „Nun, Ella, gib ein hübsches Händchen — Ella, gib ein artiges Knirſchen, Ella, gib ein hübsches Geräch“, ſo

daß die beklagenswerte Ella nicht zu Atem kam und wie eine Pagode nach allen Seiten hin knigte und nickte.

Paul empfing ſeine Gäſte, ohne ſich ſehr durch Höflichkeit anzustrengen. Er warf zunächſt einen ſprechenden Blick auf ihre Hände, um ſich zu vergewiſſern, daß ihm auch keiner den Geburtstagstribut vorenthalten habe, nahm dieſen dann eilig entgegen und mußte zum Danken leider immer aufs neue ermahnt werden.

Der ganz kleine Gaſt, der Franz hieß und in deſſen Köpfchen der Begriff, daß Geben ſelig ſei als Nehmen, noch durchaus unentwickelt war, brach bei der Zumutung, ſein Geſchenk abzuliefern, in Thränen aus und man ließ ihm die Schachtel auch, um die peinliche Szene nicht zu verlängern. Er nahm ſie dann mit an den ſchönen, weißgebedekten Tiſch, wo er ſich vorſichtshalber auf ſie ſetzte, damit ſie ihm ſicher ſei.

Die Geſellſchaft war endlich vollzählig, der Serviettenvorrat der Familie war herbeigeſchafft und zur Schonung der Toilette den Gäſten vorgebunden, und dieſe konnten nun glücklich darauflos ſchmauſen.

Es fehlte übrigens nicht an bedauernswerten Zwischenfällen. Ein derber Karl, deſſen Begriff von geſelligen Freuden bißher nur darin zu beſtehen ſchien, daß er ſeine Nachbarn puffte und an den Haaren zog, war neben einen empfindſamen Julius placiert worden, der keinen Spaß verſtand und in lautes Wimmern ausbrach. Die beiderſeitigen Mütter, die „auf ein Stündchen“ mitgekommen waren, um ſich die kleine Geſellſchaft anzusehen, mußten gezwungen Partei gegen ihre Söhne nehmen, wobei Karls Mama dem weinenden Julius innerlich für weiblich, die glückliche Beſitzerin von Julius aber wieder Karl für roh erklärte und jede ſich freute, den andern nicht zum Kinde zu haben. — Eine Unterbrechung der Tafelfreuden fand auch inſofern ſtatt, als es ſich herausſtellte, daß dem Senior der Geſellſchaft ein Mauseßahn wackelte. Dieſer mußte nun aus Beſorgnis, er könne mit dem Zwiebad verſchluckt werden, unter Thränen operiert werden, ein Vorgang, der brennendes Interesse bei den anderen Kindern erregte und mindeſtens ſo gut war, wie eine Theatervorſtellung.

Nach aufgehobener Tafel machte man ſich ans Spielen. Die meiſten geſelligen Unternehmungen ſcheiterten leider daran, daß die Gäſte noch zu klein waren, um die Pointe der Sache

zu verstehen, und als man eine etwas lärmende „Reise nach Jerusalem“, entrierte, schickte der Mieter aus dem ersten Stock herauf und ließ flehentlich um Ruhe bitten, da schon zwei Prismen von seinem Kronleuchter abgefallen waren.

Die Beschäftigung mit Pauls neuen Sachen ging auch nicht recht, denn Paul wollte in unbegrenztem Eigentumsinn nichts borgen und spielte immer gerade mit dem, was sich ein Gast erkoren hatte. Der kleine Franz setzte seine Wirte dadurch in tödliche Verlegenheit, daß er händeklatschend und stehend alles geschenkt haben wollte. Als ihm dies verwehrt wurde, packte er sich hinterrücks das Hängeschürzchen voll und machte sich bereit, damit abzugehen. Bei diesem ungesetzmäßigen Vorgehen wurde er attrapiert und ihm der Raub wieder abgenommen, worauf er in ein so entsetzliches Geschrei ausbrach, daß er „weg blieb“ und man allerseits Gott dankte, daß er überhaupt wieder zu sich kam.

Die kleine Versammlung bildete nun Gruppen nach Neigung und Instinkt, wobei sich nur der Übelstand herausstellte, daß der empfindsame Julius an einer Art Verfolgungswahn laborierte und ohne Aufhören zu seiner Mutter kam, um ihr mit Thränen zu klagen: „Die lassen mich nicht mit spielen, der hat gesagt, er borge mir die Peitsche nicht!“ worauf er dann immer wieder getröstet und per Zwangspaß der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben wurde. Das fatalste Mitglied des Kreises war eine unsäglich tugendhafte, beständig klatschende Elfe, die von Paul auf Grund der einfachen Angabe: „sie hat Voden“, zur Kindergesellschaft befohlen war, und die in edler Selbstgerechtigkeit beständig Reden über sich im Vergleich mit den andern hielt. „Paul nimmt, ohne zu fragen, nicht wahr, das ist doch unartig? Ich frage immer, wenn ich etwas nehme! Ach, Paul weint noch — solch ein großer Junge — ich bin viel kleiner und weine nie!“

In diesem Stil ging es fort, bis Pauls Mutter einen wahren Haß auf die gelockte Elfe warf und ihres Sohnes Ungezogenheit viel erfreulicher fand, als diese Sorte Artigkeit nach pharisaischem Zuschnitt.

Die Doktorin, der Anna getreu zur Seite stand, fühlte sich nach der ersten halben Stunde schon so angegriffen, daß sie immerfort die Uhr befragte, diese aber verfolgte mit entsetzlicher Langsamkeit ihren unerbittlichen Lauf und zeigte erst ein Viertel nach vier, als man gern halb sechs von ihrem Antlitz gelesen hätte. Die Stunde einer verhältnismäßigen Erlösung brach endlich insofern an, als man von fünf Uhr ab die Erlaubnis hatte, den regierungsrätlichen Garten mit Vorsicht zu benutzen und die mitgekommenen Mütter sich nun empfahlen.

Teils auf eigenen Füßen, sich nicht führen lassend, teils auf portativem Wege gelangte der gesellige Kreis die Treppen hinab, und unter Gottes freiem Himmel wurde es auch Frit und Meywaldt gestattet, sich an der allgemeinen Heiterkeit zu beteiligen und mitzuspielen. Rudolf sah von dem oberen Fenster aus düster zu, wie Anna sich mit den Kindern herumjagte, und behielt sich innerlich vor, beim Auftreten der als Glanzpunkt des Tages verheißenen kalten Speise zu erscheinen,

trotz Rabale und Liebe, da er gar nicht einsah, warum Frit davon allein profitieren sollte!

Die beiden Quartaner setzten dann sofort einige Spiele in Szene, bei denen sie mit großer Herrschsucht die Hauptrollen an sich rissen. Nichtsdestoweniger fühlten sich die übrigen Teilnehmer durch ihre Anwesenheit sehr geehrt und beugten sich blind dem Joche der beiden Matadore.

Die Mutter, welche bereits todmüde war, ließ sich in einer etwas verborgenen Laube nieder und holte das Stüchchen Nachmittagschlaf nach, welches ihr heute abgeknapst worden war. Die Kinder waren artig und beschäftigt, denn die Bonnen begannen eben mit ihnen ein sehr affektiertes Spiel mit Rundgesang, von dem sich Frit und Meywaldt natürlich ausschlossen und Arm in Arm den Garten durchschlichen, um auf Unthaten zu finnen.

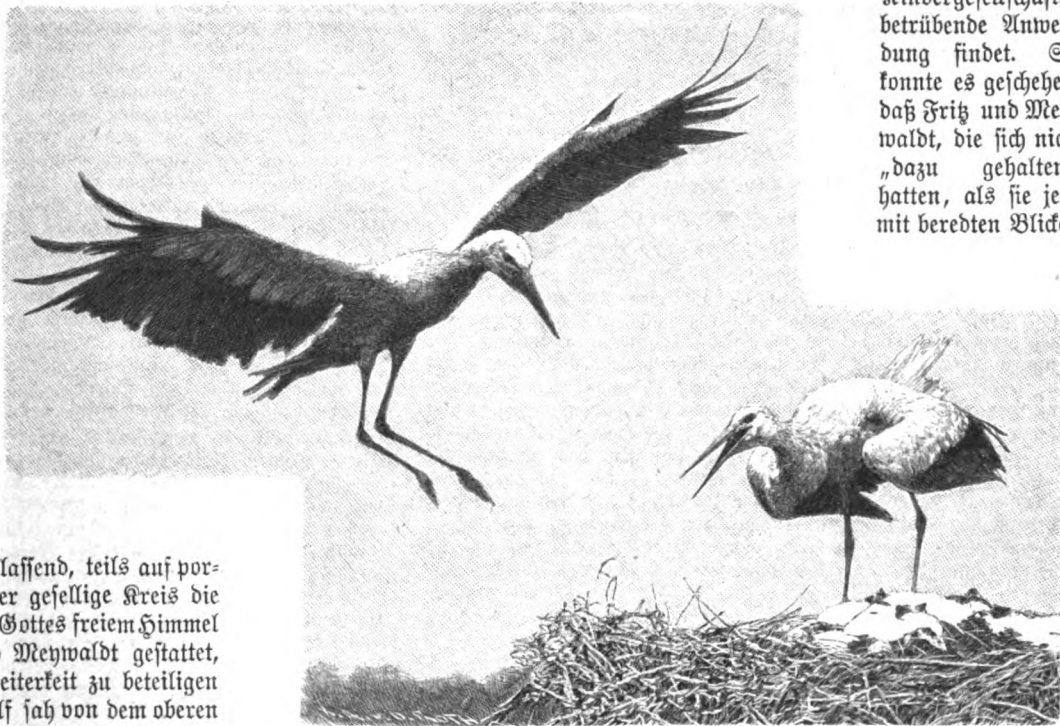
Da alles so versorgt und gemütlich war, konnte es niemand Anna verdenken, wenn sie sich auch nach Ruhe sehnte. Daß sie an diesem heißen Julinachmittag lieber im Garten blieb, als auf ihrem Zimmer, war auch natürlich, und daß ihr Weg sie schließlich an die Mauer führte, welche die Nachbargrundstücke trennte, wird jedem einleuchten, der dieser Geschichte mit gebührender Aufmerksamkeit gefolgt ist.

Die trennende Wand war noch bequemer für ein Liebespaar, als die berühmte des Sommernachtsstraums, man konnte sich prächtig darüber hinweg unterhalten!

Walter Nieding, der schon den ganzen Nachmittag mit der Ausdauer einer reisenden Frucht in der Sonnenhitze geschmort hatte, ersah den Moment, seine Angebetete zu sprechen, mit großer Gewandtheit und saß rittlings auf der Gartenmauer, als Anna sich näherte, was diese natürlich grenzenlos überraschte.

Wir wissen nun auch dieses Paar versorgt und ziehen uns zurück, teils aus Diskretion, teils aber auch, weil wir den großen Augenblick nicht vergessen wollen, in dem die kalte Speise sich, wie ein goldener Kern blank und eben aus der Hülse gelöst, vor den Blicken der Kinder präsentierte und nach möglichst gerechten Prinzipien verteilt wurde. Die Mutter hatte mit nationalökonomischer Vorsicht erst eine Speise preisgegeben und eine zweite in Reserve behalten, da das Prinzip „je mehr

da ist, umsomehr wird gegessen“ auf Kindergesellschaften betäubende Anwendung findet. So konnte es geschehen, daß Frit und Meywaldt, die sich nicht „dazu gehalten“ hatten, als sie jetzt mit berechneten Blicken



Rückkehr aus dem fernen Süden.
Nach einer Augenblicksphotographie aus dem Verlage von C. Anschütz in Lissa.

antraten, abschlägig beschieden wurden. „Ja, jetzt ist's zu spät!“ hieß es, da es der Mutter natürlich gar nicht einfiel, wegen dieser beiden Würdigen das Ebenmaß der zweiten Form zu zerstören.

Meywaldt, dem, wie bereits erwähnt, eine bedeutende Anlage zu Gaunertum innewohnte, ließ nach diesem betrübenden Bescheid seine Blicke umhergleiten und entdeckte in einer verborgenen Ecke die Reserve Schlüssel, was er seinem Busenfreunde sofort mitteilte. Alsogleich reiste der Plan in der Seele der beiden Verbündeten, sich durch List oder Gewalt dieser verborgenen Herrlichkeit zu bemächtigen, und sie zogen wie zwei Verschwörer wieder ab, unzertrennlich nach dem Grundsatz, daß nichts fester aneinander knüpft, als ein gemeinsam begangenes oder geplantes Verbrechen.

(Schluß folgt.)

Am Familientisch.

Au unsern Bildern.

Die fatale Begegnung des Goldsuchers mit dem Grizzly-Bären, die unser Bild so lebhaft veranschaulicht, führt den Beschauer so recht in jene Welt der südlichen Felsengebirge, in der heute alle Abenteuerer zusammenströmen, welche durch das Auffinden einer Goldader plötzlich reich werden wollen. Gegen diese Landschaften waren die Golddistrikte Kaliforniens ein Paradies, denn dort rauschte meist der Wald über den Hütten der Goldgräber, während hier kein Baum Schutz vor den Winterstürmen gewährt. Die fahlen, nur mit Kaktuspflanzen spärlich bestandenen Felsplateaus sind von Tausende von Fuß tiefen Einschnitten, den Kanons durchschnitten, deren Hänge oft senkrecht gegen den Fluß abfallen, der die Thalsöhle füllt.

Diese Wildnis nun durchstreift mit Pistart und Revolver der furchtlose Goldsucher, der sich nicht darauf beschränkt in den Minen zu arbeiten, sondern selbst Gold oder Silber führende Adern finden will. Unersehroden und kaltblütig sieht er täglich dem Tode ins Gesicht, der ihm von allen Seiten droht. Wehe ihm, wenn er sich in der Wildnis verirrt: er muß verschmachten. Wehe ihm auch, wenn ein anderer etwa gleichzeitig mit ihm goldentaltendes Quarz fand: nur einer von beiden wird die Stätte lebend verlassen. Und nun die skalpflüsternden Indianer und der König jener Einöden, der Grizzly-Bär. Ahnungslos klimmt der Einsame den steilen Hang empor, auf dem jeder Fehlschritt ihm Verderben bringen muß. Da sieht er plötzlich den Bären vor sich. Er ist verloren, wenn seine Kugel nicht gerade das Auge des Ungeheuers trifft und es hinabstürzen macht in die Tiefe. Aber er wird es treffen, denn tausend Gefahren haben ihn gestählt.

Friedlicher geht es im deutschen Walde her, wo die beiden Frauen plaudernd ihre Reisigbündel schnüren. Die Zeit, in der auch hier Meister Braun aus dem Busch brechen konnte, ist längst vorüber.

Das Storchchenpaar auf dem Nest verkündet uns die frohe Botschaft: „Es muß doch Frühling werden.“ Die ist heuer doppelt willkommen.

Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan um die Leiche des Moses.

(Hierzu das Bild von B. Blochhorst, S. 373.)

Die großen Meister des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts, dann Cornelius, Overbeck, Führich und ihre Schüler haben unsern modernen Künstlern die Behandlung biblischer und allgemein religiöser Stoffe so außerordentlich schwer gemacht, daß nur selten dem einen oder dem andern ein Werk von origineller Erfindung und genialem Wurf gelingt. Zu den wenigen biblischen Bildern dieser Art, deren Wirkung voraussichtlich auch in einer fernen Zukunft nicht erlöschen wird, gehört die Schöpfung Blochhorsts, welche wir heute unsern Lesern in einem wohl gelungenen Holzschnitt vorführen. Den ersten Gedanken zu seiner Komposition gab dem Künstler der neunte Bers der Epistel Judä ein, welcher lautet: „Michael aber, der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte und mit ihm redete über den Leichnam Moses, durfte er das Urteil der Lästerung nicht fällen, sondern sprach: Der Herr strafe dich!“ Diese Stelle bezieht sich auf eine talmudische, angeblich aus der Zeit um 250 v. Chr. herrührende Überlieferung, welche in der Midrasch Rabot der Gemara des Talmud enthalten ist. Nach dieser Sage erteilte Gott der Herr dem Erzengel Michael den Befehl, „die Seele des Moses zur Ewigkeit abzurufen. Der Satan, der Böseste der Bösen, widersetzte sich diesem Vorhaben und machte Ansprüche auf die Seele des Verstorbenen wegen eines Mordes, den dieser einst im Jorne über einen gequälten Juden an einem Ägypter verübt hatte. Michael aber und andere Himmelsboten schilderten vor Jehovah die Seele des Moses als rein und über alle anderen erhaben, und Gott bestimmte sie zur höchsten Seligkeit.“ Der jüdischen Poesie fehlt bekanntlich die Fähigkeit des plastischen Ausdrucks in den Grenzen der Endlichkeit. Erst

dem Altmeister Goethe ist es gelungen, diesen Stoff plastisch zu gestalten und zwar in einer Strophe der „Zahmen Xenien“:

Über Moses Leichnam stritten
Selige mit Fluchdämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten sie doch kein Verschönern!
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Püstrichgeister;
Engel brachten ihn zu Grabe.

Der Künstler ist dann noch einen bedeutsamen Schritt weiter gegangen, indem er die hebräische Überlieferung zu einem Kampfe zwischen dem Lichte und den Mächten der Finsternis vertiefte. Unter dem Schutze des leuchtenden Erzengels, welcher mit seinem flammenden Schwerte die Nachtgestalt Satan abwehrt, wird der Leichnam des Moses von drei kleinen Engeln zum himmlischen Vater emporgetragen. Die Komposition der Gruppe und die Formengebung der einzelnen Figuren verbindet die dramatische Kraft Michelangelos mit der Anmut Raffaels. Der Dämon verschwindet und der Konflikt löst sich in erhabener Harmonie. Die Majestät des Todes bleibt vor dem Eingriff des Fürsten der Hölle unberührt. Der geistige Inhalt des Bildes wird durch die koloristische Stimmung noch weiter erläutert: ein goldiges Licht umfließt die Gestalten der triumphierenden Engel. Der Leichnam Moses ruht in meisterhaft durchgeführtem Halbdunkel und tiefe Schatten entziehen die groteske Gestalt des Satans dem Auge des Beschauers.

Bernhard Blochhorst war sechsunddreißig Jahre alt, als er dieses Gemälde begann. Am 2. März 1825 zu Braunschweig geboren, widmete er sich anfangs in Berlin, dann in Dresden der Lithographie. Später ging er nach München, wo er sich unter der Leitung Pilotys zum Maler ausbildete, und dann nach Paris. Die französische Hauptstadt galt damals als die hohe Schule der Malerei, und das Atelier Coutures, des größten Farbenzaubersers damaliger Zeit, war der Hauptziehungspunkt von Schülern aller Nationen. Hier arbeitete Blochhorst ein Jahr lang und machte dann eine Reise durch Belgien und Holland und später nach Italien. Rubens und die venezianischen Meister sagten ihm damals besonders zu. Nach seiner Rückkehr ließ er sich anfangs in Leipzig, dann in Berlin nieder. Das Mosesbild entstand in den Jahren 1861 bis 1863, ist aber trotzdem eine Schöpfung aus einem Guß, der nichts hinzuzufügen und nichts abzuschneiden ist. Im Jahre 1866 erhielt er einen Ruf als Professor an der Kunstschule in Weimar, wo er vier Jahre lang eine erprießliche Lehrtätigkeit ausübte. Dann ging er wieder nach Berlin, wo er noch heute trotz seiner sechzig Jahre und trotz schwerer Schicksalschläge unermüdet weiter schafft. Seine Arbeit teilt sich zwischen der religiösen Malerei und dem Bildnis: auf beiden Gebieten hat er seitdem noch viele rühmliche Erfolge errungen. Der „Moses“ aber wird sein dauerhaftester Ruhmestitel sein.

Adolf Rosenberg.

Braunschweiger Spargel.

Den Ruhm, den besten Spargel zu ziehen, hat sich die alte Welfenstadt treu zu wahren gewußt: Braunschweiger Spargel gehen, wie Braunschweiger Pfefferkuchen, durch die ganze Welt; selbst Berlin, das durch seinen Riesentonsum der Gärtnerei seiner Vororte einen ganz ungeahnten Aufschwung gegeben hat, deckt immer noch den Bedarf an „Primaware“ aus den Braunschweiger Plantagen. Was Wunder, daß der Spargelbau rings um Braunschweig eine beispiellose Ausdehnung gewonnen hat, daß z. B. ein einziges Geschäft über fünfhundert Morgen Spargelfelder bebaut, die Aktien-Spargelbau-gesellschaft im Jahr etwa 400 000 Pfund des köstlichsten Gemüses allein durch die Bahn versendet, während die großen Konserdefabriken in ihrer liebevollen Fürsorge für die Winteraison annähernd die gleiche Menge konsumieren. Ist es nun wirklich nur der Braunschweiger Boden, der diese Erfolge großgezogen hat? Ein kleines, allen Gartenfreunden zu empfehlendes Büchlein vom Hofrat Dr. Brinkmeier „das Braunschweiger Spargelbuch“, welches kürzlich im Verlag von August Schröter-Flmenau erschien, plaudert indistinkterweise alle die Geheimnisse der egoistischen Spargelzüchter an der Oder aus und merkwürdigerweise erklärt der lediglich auf praktischen, eigenen Erfahrungen fußende Verfasser, daß Braunschweiger Boden freilich ganz vortrefflich für Spargelplantagen geeignet sei, daß man aber im allgemeinen den Vorzug unserer Gourmands fast überall mit gleichem Erfolg anbauen könne. Er gibt zwar zu, daß manche Gegenden (und nicht nur Braunschweig allein) Spargel von vorzüglicherem Aroma liefern als andere, aber diese feinen Differenzen seien lediglich Geschmacksache und fielen z. B. für die Hauptabnehmer, für die Konserdefabriken, gar nicht ins Gewicht. Nur eine gewisse Schwerfälligkeit der Gärtner, ihr starres Festhalten an einer längst überlebten, umständlichen Kulturmethode, meint Dr. Brinkmeier, hindert in den meisten Provinzen den Spargelbau im großen, und er hat zweifellos recht: der Unterschied zwischen der langwierigen und kostspieligen Kultur und der Düngerverschwendung, wie sie auf den meisten Gütern noch heute üblich ist, und dem Betrieb der Braunschweiger Züchter leuchtet jedem aufmerksamen Auge sofort ein. Gerade jenes alte, umständliche Anbausystem verbietet aber den meisten Gutsherren die Anlage großer Plantagen, und doch gibt

es kaum einen Zweig des Gemüsebaues, der gleich sicher und lukrativ ist: der durchschnittliche jährliche Reingewinn eines Morgens stellt sich unter Zugrundelegung der heutigen Preise in Braunschweig auf 1200 bis 1500 Mark! Freilich ist der Spargel ein Konsumartikel wie jeder andere, und die Gefahr einer Überproduktion liegt nahe, aber bisher wenigstens hat der vermehrte Anbau der Steigerung des Bedarfs noch nie voll genügen können. Der Spargel, ehemals eine Sonntagspeise auf den Tischen der Wohlhabendsten, ist heute mindestens in den Städten während der Saison in jeder Küche zu finden und der riesige Konsum der Konservefabriken ist selbst in Braunschweig selten voll zu befriedigen. Die Leichtigkeit der Postversendung und das billige Porto endlich ermöglichen auch denjenigen Züchtern, welche nicht unmittelbar bei großen Verkehrscentren wohnen, die Konkurrenz. Unsere deutsche arg bedrängte Landwirtschaft hat allen Grund, sich auf Spezialitäten zu werfen, und gerade zweckmäßige Gartenkulturen bieten hierzu eine vortreffliche, leider noch viel zu wenig gewürdigte Gelegenheit. H.

Aus dem Pfarrhause.

Die Lebensbeschreibung eines tüchtigen Mannes oder einer edlen Frau haben immer einen besonderen Reiz. Es liegt ja in der Natur der Dinge, daß nur in dieser oder jener Weise hervorragende Menschen einen Geschichtsschreiber ihres Lebens finden, aus ihrem Werden und Schaffen geht aber immer eine gewisse Anregung auf den Beobachter über. Man will es machen wie sie und legt sich die Frage vor, wodurch sie denn wurden, wie sie waren.

Der Mann, auf dessen Lebensbild diese Worte hinweisen sollen, gehörte in keinem Sinn zu den Großen dieser Erde, er war nur ein schlichter sächsischer Pfarrer, aber zugleich ein selten tüchtiger Geistlicher, darum hat sein Sohn, der bekannte volkswirtschaftliche Gelehrte Viktor Böhmert, wohlgethan, sein Bild in einer kleinen Schrift festzuhalten: Der Pfarrer von Roßwein (Gotha, Andreas Berthels, 1886). Gerade in unsern Tagen, in denen man in verschiedensten Sinn den Pfarrer dazu drängt, sich nicht rein auf die geistlichen Aufgaben seines Amtes zu beschränken, sondern auch in sozialer oder gar in politischer Beziehung der Führer seiner Gemeinde zu werden, wird es zumal die Geistlichen unter unsern Lesern interessieren, die Bekanntschaft des Pfarrers von Roßwein zu machen.

Dieser greift überall zu, wo es ihm die Interessen seiner Gemeinde zu verlangen scheinen und wo es sich um Dinge handelt, die er verstehen lernen kann. Zwei hochbedeutsame Einschränkungen, die aber den Erfolg verbürgten und verbürgen. Im übrigen ist er so fromm, gut, klug und bildungsfreundlich wie — Gott sei Dank — viele deutsche Pfarrer, und in seinem Hause weht jene Luft voll Familienglück, bewusster Beschränkung und freudiger Arbeitshingabe wie — Gott sei Dank — in vielen deutschen Pfarrhäusern. Wer aber kehrt nicht, wenigstens zu kurzer Rast, gern in diesen ein und wer erfreut sich nicht gern an jenen! Th. S. Pantenius.

Animalisches Leben unter hohem Drucke.

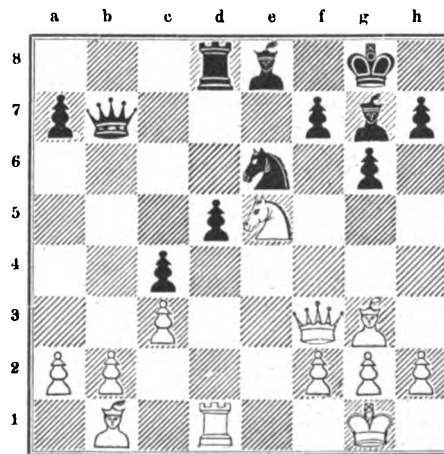
Bekanntlich hat man neuerdings die Tiefen des Ozeans eifrig durchforscht. Während man die mittlere Tiefe des Meeres zu etwa 3600 Meter annehmen kann, beträgt die größte bis jetzt gemessene Meerestiefe etwas über 8500 Meter, das ist 340 Meter weniger als der höchste Berg der Erde, als welcher der Gaurisankar im Himalayagebirge gilt. Aber bis auf Tiefen von 5000 Meter hat man noch zahlreiche, oft wunderbar gestaltete und bisher unbekannte fisch- und molluskenartige Geschöpfe entdeckt. Wenn man nun bedenkt, daß der Druck einer Wassersäule von 10 Meter schon einem Atmosphärendrucke, das ist unserm gewöhnlichen Luftdrucke entspricht, der mit einem Kilogramm Gewicht auf jedem Quadratcentimeter der Erdoberfläche und allen darauf befindlichen Geschöpfen lastet, so ergibt sich, daß die in 5000 Meter Meerestiefe lebenden Geschöpfe einem mit 500 Atmosphären, das ist mit 500 Kilogramm auf jeden Quadratcentimeter ihres Körpers lastenden Drucke ausgesetzt sind, wobei dieselben allerdings dadurch vor dem Zerquetschtwerden bewahrt bleiben, daß dieser Druck von innen wie von außen mit gleicher Kraft wirksam ist. Somit können auch ganz zart erscheinende, doch sonst entsprechend organisierte Weichtiere diesem Drucke widerstehen und trotz seiner Wirkung nach ihrer Art ein fröhliches Leben genießen. Neuerdings hat Dr. Renard in Paris in dieser Beziehung direkte Versuche mit kleinen Krustentierchen (sogenannten Cyllophen), wie man solche im Sommer in Teichen findet, angestellt, wobei er diese Geschöpfe in einem beiderseits durch starke Glascheiben und vorn mit einem Vergrößerungsglas versehenen Rohre mittels einer Druckpumpe einem Wasserdrucke bis zu 400 Atmosphären unterwarf. Indem das Innere des Rohres von einem hellen Lichte durchstrahlt wurde, konnten die darin befindlichen Tierchen stark vergrößert, wie bei der bekannten Laterna magica, an der weißen Wand sichtbar gemacht und genau beobachtet werden. Erst bei einem Drucke von 100 Atmosphären zeigten die Tierchen etwas Unruhe, bei 200 Atmosphären sanken sie zuckend zu Boden und bei etwa 400 Atmosphären Druck starben sie allmählich ab. Wurde dann aber der Druck alsbald langsam wieder gemildert, so lebten sie wieder auf und wurden munter wie vorher. Nur bei längerer Dauer dieses furchtbar hohen Druckes verfielen sie wirklich dem Tode. Th. Schwarze.

Aus dem Schachkampfe Steinitz - Zukertort. (Vgl. Nr. 22.)

In St. Louis wurde demnachst der Kampf fortgesetzt. Steinitz gewann dort vier Partien. Die folgende gehört dem New Yorker Gange an.

Spiel des Lopez.

- | Weiß: Steinitz. | Schwarz: Zukertort. |
|---------------------------------------|---|
| 1. c2—e4 | 1. e7—c5 |
| 2. Sg1—f3 | 2. Sb8—c6 |
| 3. Lf1—h5 | 3. Sg8—f6 |
| 4. 0—0, gute Fortsetzung | 4. Sf6—e4; |
| 5. Tff1—e1, hier wird gewöhnlich | 5. Sc4—d6, am |
| d2—d4 vorgezogen | besten |
| 6. Sf3—e5: | 6. Sc6—e5: |
| 7. Te1—e5† | 7. Lf8—e7 |
| 8. Lb5—f1, wohl die sicherste Antwort | 8. 0—0 |
| 9. d2—d4 | 9. Le7—f6 |
| 10. Te5—e1 | 10. Tff8—e8, um die |
| | offene Reihe nicht dem Gegner zu lassen. |
| 11. c2—c3 | 11. Te8—e1: |
| 12. Dd1—e1: | 12. Sd6—f5 |
| 13. Lf1—c4 | 13. d7—d6 auf d7— |
| | d5 würde 14. Lc4—d5; Dd8—d5: |
| | und 15. De1—c8† folgen. |
| 14. Sb1—d2 | 14. Lc8—c6 |
| 15. Lc4—d3 | 15. Sf5—h4 |
| 16. Sd2—e4 | 16. Sh4—g6 |
| 17. Lc1—d2 | 17. d6—d5 |
| 18. Se4—c5(?) | 18. Le6—c8 |
| 19. De1—c3 | 19. b7—b6 |
| 20. Sc5—b3 | 20. Dd8—d6 |
| 21. De3—e8† Zukertort hat absichtlich | 21. Sg6—f8 |
| Gelegenheit hierzu gegeben, um | |
| später die Dame mit Tempoverlust | |
| zurückzudrängen. | |
| 22. Ta1—e1 | 22. Lc8—b7, der Läufer |
| | wird nun sehr |
| | günstig entwickelt. |
| 23. De8—e3 | 23. Sf8—e6 |
| 24. De3—f3 | 24. Ta8—d8 |
| 25. Df3—f5 | 25. Se6—f8, erzwungen |
| 26. Lc1—f4 | 26. Dd6—c6 |
| 27. Sb3—d2 | 27. Lb7—c8 |
| 28. Df5—h5 | 28. g7—g6 |
| 29. Dh5—e2 | 29. Sf8—e6, man be- |
| | obachte die Feinheit dieser Springerzüge. |
| 30. Lf4—g3 | 30. Dc6—b7, in der |
| | Absicht, c7—c5 zu |
| | spielen. |
| 31. Sg1—f3 | 31. c7—c5 |
| 32. d4—c5: | 32. b6—c5: |
| 33. Sf3—e5 | 33. c5—c4 |
| 34. Ld3—b1 | 34. Lf6—g7 |
| 35. Te1—d1 | 35. Lc8—d7 |
| 36. De2—f3, drohend mit dem Se5 | 36. Ld7—e8, fein pa- |
| den Bauer c4 zu schlagen. | riert, eine Falle. |



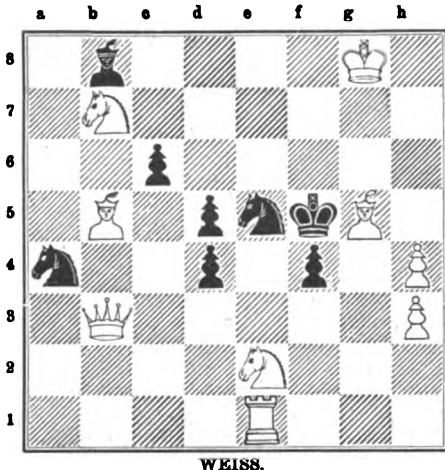
WEISS.

37. Se5—c4: ein Fehler, der die Partie kostet.
38. Td1—d8:
39. Df3—e2
37. d5—c4; mit Recht läßt Zukertort die Dame einfallen, da auf 38. Df3—b7; durch Td8—d1† folgen würde.
38. Se6—d8; da nun der Springer d8 die Dame deckt, hat Schwarz eine Figur erobert.
39. Sd8—e6 Steinitz gab jetzt die Partie auf.

In unserer Spielecke. Bilderrätsel.



Schachaufgabe von M. V. Holst.



Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Zitatenträtsel.

Der Refrain eines bekannten Liedes besteht aus neun Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden neun Zitaten enthalten sind. Also das erste Wort in 1, das zweite in 2 u.

(1) Der König darob sich verwundert schier Und spricht: „Der Becher ist dein.“

(2) Das Leben ist der Güter höchstes nicht.

(3) Ich bin, spricht jener, zum Sterben bereit Und bitte nicht um mein Leben.

(4) Drum prüfe, wer sich ewig bindet, Ob sich das Herz zum Herzen findet.

(5) Der ist besorgt und aufgehoben.

(6) Drum soll der Sänger mit dem König gehen, Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

(7) Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen.

(8) O, daß sie ewig grünen bliebe Die schöne Zeit der jungen Liebe.

(9) Es kann ja nicht immer so bleiben.

2. Vierfilbige.

Vier Silben sind's, womit der Musensohn Bezeichnet seines Geistes Ernährerin, Die Mutter ihm und Vater zeigt vereint. Die Mutter zeigt die Mitte offenbar Und, geht sie fort, was dann zurück noch bleibt, Ist das, womit der Durck den Vater eint.

3. Rätsel.

Ein Held war es im Positiv, Scharf auf der Wacht, als mancher schlief, Dem König treu, fernest und brav — Sein Schwert wie Blitz einschlug und traf! Ein Märtyrer und ein Prophet Der Fahne, die heut siegreich weht. Doch schreitest du zur Steigerung, Tritt auf mit hohem Geisteschwung Ein edler Sänger, der uns gab Die Lösung, eh' er stieg ins Grab, Zum heiligen Kampf fürs Vaterland, Für Freiheit, für der Einheit Band. Pf. 3.

4.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|--|
| | A | A | A | | | | | | |
| | A | A | A | | | | | | |
| | A | A | B | | | | | | |
| D | D | D | E | E | E | E | G | G | |
| G | I | I | I | L | L | L | M | N | |
| N | N | O | O | O | R | R | S | S | |
| | S | S | T | | | | | | |
| | T | T | T | | | | | | |
| | T | U | Z | | | | | | |

Die Buchstaben der obigen Figur sind so umzustellen, daß die senkrechte und ebenso die wagerechte Mittelreihe einen englischen Staatsmann nennt. Die neun wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Einen englischen Schriftsteller.
2. Einen berühmten Athener.
3. Einen englischen Staatsmann.
4. Einen orientalischen Titel.
5. Einen Kirchenfürsten.
6. Ein Heereszeichen.
7. Eine Singstimme.
8. Einen Vierfüßler.
9. Einen Monat.

5. Dreifilbige Scharade.

Es wird ein Schauer dich erfassen, Wenn von den Ersten ich berichte, Wie sie im Anfang der Geschichte Des Weibes Herkunft ahnen lassen. Plötzlich erweckt zu neuem Leben Durch Kräfte, welche lange schliefen, Bernimmst du in der Erde Tiefen Die Letzte oft mit Angst und Beben.

Das Ganze wird verfeßt, gegeben Bei raschem Gang in dichter Menge; Doch weichst du leicht ihm aus im Leben, Hältst du dich fern von dem Gedränge. Fr. St.

6. Homonym.

Ich mache fest, was lose ist, Ich hege dich, wenn alt du bist: In mir erhältst du Unterweisung, Für Leib und Seele reiche Speisung Und führst du mich mit Künstlerhand, Bring ich dir Ruhm im ganzen Land. Pf. 3.

7. Zweifilbige Scharade.

Zu meiner Zwei bestimmt auf Erden Wirft du, nennst eine Eins du dein, Als Ganzes zwei in eins nie werden, Wirft du die Zwei in dir nicht sein. Fr. St.

8. Dreifilbige Scharade.

Das Ganze ist verheißend dir, Und eins und zwei sind dir schon hier Als wohlverdienter Lohn beschieden, Bist du die drei an wahrem Frieden. Fr. St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 23.

Bilderrätsel.

Oft größern Schaden hat gebracht Ein kleiner, als ein großer Feind; Weil du vor dem dich nimmst in acht, Und jener dir verächtlich scheint.

1. Dominoaufgabe.

Die Summe der Augen auf den 28 Steinen des ganzen Spiels beträgt 168. Daher hatten C und D zusammen auf ihren 14 Steinen 94 Augen, A und B zusammen 74 Augen. Die Summe der Augen auf den sieben Steinen des A betrug 38, auf den sechs angelegten Steinen des B 34. Also war der Stein, welchen B übrig behielt:



2. Homonym. Schlag.

3. Scherzfrage.

Aus denselben fünfzehn Buchstaben, aus denen die vier Wörter: Zweige, Kof, Inn, Ei bestehen, kann man „ein einziges Wort“ bilden.

4. Dreifilbige Scharade. Seesunge.

5. Rätsel. Gothe — Goethe.

6. Dreifilbige Scharade. Nachtmütze.

7. Homonym. Körner.

8. Homonym. Stab.

Inhalt: Sphing. Fortf. Roman von Doris Frein von Spattgen. — Gewißheit, Wahrscheinlichkeit und Zufall. Von Dr. Klein. — Pauls Geburtstag. Fortf. Von Hans Arnold. — Am Familientisch: Zu unsern Wildern. — Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan um die Leiche des Moses. Zu dem Bilde von B. Blochhoff. — Braunschweiger Spargel. — Aus dem Pfarrhause. — Animalisches Leben unter hohem Drucke. — Aus dem Schachkampf Steinitz-Zukertort. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig. Verlag der Pöhlmann-Expedition (Fischelagen & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 20. März 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 25.

Sphinx.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.

(Fortsetzung.)

„Es mochten vielleicht zwanzig Dollars sein, welche ich trotz meiner erbärmlichen Lage, mir dennoch — in Monate während der Arbeit — für einen unvorhergesehenen Fall, wie Krankheit oder dergleichen, als Notgroschen zusammengespart hatte. Starrer Schrecken lähmte meine Glieder, denn ich wußte, daß jetzt auch dieses Geld den Weg alles übrigen gehen würde. Leugnen half nichts — er hielt ja bereits die mit Papier umwickelten Dollars in seinen vor Leidenschaft zitternden Händen. Da packte mich eine wilde unbezähmbare Wut. Schmerz, Verachtung und Angst verliehen mir Riesenkräfte. Er sollte — durfte mir diesen letzten Sparpfennig nicht rauben! — Ein fester Griff nach seinem Arme hielt den im Forteil begreifen Mann zurück — ein kurzes Ringen, und das kleine Päckchen war wieder in meinen Händen. Ohne jede Überlegung sprang ich, wie wahnsinnig, die Treppe hinab und eilte auf die Straße, ohne zu wissen, wohin? Nur der Drang leitete mich, das Geld — das Geld zu sichern!

Der Verfolger war mir schon auf den Fersen; noch heute höre ich seinen keuchenden Atem, die vor Wut klanglos gewordene Stimme. Auf der äußeren Treppe entspann sich ein neues Ringen. Ich aber entfloß bis auf die einsame, totenstille Straße. In fieberhafter Angst streckte ich die Arme zum Himmel und flehte um Hilfe. — Hatte der Allgütige dort oben meine Bitte vernommen — sandte er einen Retter? — Ein jugendlicher Mann von hünenhafter Gestalt tauchte plötzlich aus dem Dunkel vor mir auf, stieß meinen Angreifer mit dem einen seiner starken Arme beiseite und umfaßte mich schützend mit dem andern. Ich vergaß in diesem Augenblick die Furcht und Angst vor des Gatten Roheit — ja die Sorge um das Geld, vergaß auch die Scheu des Weibes gegenüber dem fremden Manne. Nur die beglückende — beseligende Empfindung, daß ich Schutz gefunden hatte, regte sich in meiner

Brust! Wo kam der Retter her, was bewog ihn, einer Unglücklichen seine Hilfe anzubieten? — Mein Antlitz vermochte er ungeachtet aller Mühe, mir unter die mein Haar bedeckende Spigenhülle zu schauen, nicht zu sehen, weil ich den Kopf stets zur Seite wandte, aber ein einziger Blick ließ mich deutlich seine Züge erkennen. — Und von Stunde an habe ich jenes schöne, in Form, Schnitt und Ausdruck so edle Antlitz nie mehr zu vergessen vermocht. Überall, wohin ich auch ging — im Wachen und im Traume verfolgten mich seine flammenden blauen Augen; stets hörte ich seine markige, zornbebende und doch so weiche Stimme. Mein Retter, mein ritterlicher Beschützer aber war — Herbert Lee!

„Ersparen Sie mir Ihnen mitzuteilen, welche beleidigenden und schmachvollen Worte und Reden auf diese Begegnung folgten! Ich weiß es selbst kaum mehr. Ich entsinne mich nur, daß ich dem innerlich wutschnaubenden, aber hohnvoll und cynisch lachenden Gatten das ungeliebte Geld vor die Füße schleuderte und, wie von Furien gejagt, ins Haus zurückfloß.

„Das war der Schluß des Trauerspiels. In derselben furchtbaren Nacht brachte man mir den Vater meines Kindes bewußtlos heim. Der Schutzmann, welcher in der Nähe des City Hall Parks die Ronde machte, hatte Herrn von K. . . ohne jede Besinnung auf einer Bank liegend gefunden. Kein Zeichen einer Verabreichung — das Portemonnaie mit einigen wenigen Dollars steckte noch in der Brusttasche des Rodes — keine Spur einer Gewaltthat konnte man an ihm entdecken. War er von Abspannung und den genossenen geistigen Getränken überwältigt, dort in strenger Winternacht erstarrt — oder hatte ein Unwohlsein ihn des Bewußtseins beraubt? Wer vermöchte darüber Aufklärung zu geben. Er atmete noch; aber der schnell herbeigerufene Arzt konstatierte

eine Gehirnlähmung und bereitete mich darauf vor, daß mein Gatte den nächsten Tag nicht erleben würde.

„Als die Sonne an diesem Abend hinter dem Häusermeer von Manhattan Island zur Rüste ging, da hatte eine weise und gerechte Hand dem Dasein des unglücklichen Mannes ein Ziel gesteckt — ich war Witwe! Ich stand nun allein, arm und verlassen mit dem kranken Kinde in der fremden Stadt! — O, wie oft haben Sie, Adeline, mich in Ihrer Unschuld gefragt, warum ich nicht lächeln, nicht fröhlich sein könne gleich anderen! Wissen Sie jetzt, was mir Frohsinn, Jugendmut und Lebensfreude von der Seele gestreift hatte?

„Mehrere Tage verbrachte ich in dumpfer Teilnahmslosigkeit, aber die rauhe Hand der Verhältnisse weckte mich nur zu bald und ich raffte mich auf.

„Der Hauswirt verlangte seine Miete, verschiedene Leute, denen Herr von K... etwas schuldete, wollten ihr Geld haben. O Gott, und ich besaß nichts — nichts! Kein Wert- oder Schmuckstück aus früheren, besseren Tagen war vorhanden; das alles hatte ich ja längst hingeben müssen. Verzweifelt durchsuchte ich meine geringen Habseligkeiten, da fielen mir einige Ellen alter, vergilbter Spitzen in die Hände — Points von edelster, feinsten Arbeit, die, wie meine verstorbene Mutter stets erzählte, dem Brautrode einer Ahnfrau ihrer Familie entstammen sollten. Herr von K... wußte von ihrer Existenz nichts. In mir selbst war während der gramvollen, letzten Jahre jede Erinnerung an sie vollständig ausgelöscht worden.

„Ich betrachtete den Fund als einen Fingerzeig von oben. Besaßen die alten gelben Points etwa wirklich einen realen Wert?

„Während mein Töchterchen schlummerte, arrangierte ich, so gut es eben ging, meine kümmerliche Toilette und eilte hinauf nach dem Broadway, wo ich den Laden einer Spitzenhändlerin entdeckt hatte. In meiner Unerfahrenheit überlegte ich nicht, daß ich besser gethan hätte, mit den Spitzen zu einem Antiquar zu gehen. Aber eine unsichtbare Hand leitete mich an diesem Tage, denn ihm verdanke ich das große, unschätzbare Glück Ihrer Bekanntschaft — und noch mehr!

„Die alte freundliche Frau, der ich schüchtern meine Spitzen vorlegte, meinte zwar — obwohl sie mir sogleich offen erklärte, daß die Spitzen einen recht bedeutenden Wert repräsentierten und von seltener Feinheit und großem Alter seien — sie selbst könne sie nicht kaufen, sie habe aber eine gute Kundin, eine vornehme alte Dame oben in der Stadt, welche die schönste und kostbarste Spitzensammlung besäße; an diese Dame wolle sie mir eine Empfehlungskarte mitgeben. Es sei ja möglich, daß Frau Gray Gefallen an ihnen fände und sie kaufe.

„Ich dankte der gütigen Ratgeberin aufrichtig und saß bereits am folgenden Nachmittage in einem mit allem Luxus ausgestatteten Boudoir Frau Gray gegenüber.

„Der erste Eindruck, den die Dame auf mich machte, war ein beängstigender. Die große, männlich-starkknöchige und plumpe Gestalt, die aufgeworfenen Negerlippen, das häßliche, bräunliche, teilweise bärtige Gesicht und die grau gemischten struppigen Haare, im Gegensatz zu der prächtigen Seidentoilette — alles das stieß mich zurück und ich mußte mir Gewalt anthun, um mein Anliegen ruhig anzubringen. Stumm und regungslos saß die Frau in ihrem Lehnstuhl, als sie aber die Augen aufschlug, fühlte ich, daß mir wohl und warm ums Herz wurde.

„Menschenfreundlichkeit, Herzensgüte und warme, aus tiefster Seele kommende Teilnahme leuchteten mir hier entgegen. Aber was soll ich noch weiter sagen! Sie kennen ja diesen Engel in der unschönen Gestalt.

„Die Dame erkundigte sich nach meinem Namen, nach meiner Heimat, meinen Verhältnissen, und fragte, wie es denn käme, daß ich ein so wertvolles Stück zu veräußern gesonnen sei. Ich erwiderte zögernd, daß die Not mich zwänge. Da drang Frau Gray nicht weiter in mich, aber ich bemerkte, daß ihre Blicke fortwährend auf mir haften.

„Die Spitzen schienen ihr nicht nur zu gefallen, das alte

gelbe Gewebe verfehlte sie vielmehr in wahres Entzücken, so daß sie freimütig erklärte, solche Points in der eigenen Sammlung kaum zu besitzen. Zugleich fragte sie, wie ich zu ihnen gekommen sei, und meinte, daß sie dieselben nur dann kaufen würde, wenn ich fest entschlossen sei, mich von ihnen zu trennen. Ich entgegnete, daß sie aus dem Nachlasse meiner Großmutter stammten, und daß ich sie aus pekuniären Rücksichten fortgeben müsse.

„Die Summe, die Frau Gray mir bot und sofort aushändigte, überstieg alle meine Erwartungen. Mehr aber noch als das Geld erfreuten mich die teilnehmenden, tröstenden und liebevollen Worte der alten Dame. Sie bat mich, Vertrauen zu ihr zu fassen, und gestattete mir, so oft ich wünschte, wieder zu kommen, um ihr nach und nach das, was mich bedrückte, mitzuteilen. Es sei nicht Neugierde, was in ihr den Wunsch wachriefe, näher mit mir bekannt zu werden, sondern der Wunsch, mir Mittel und Wege an die Hand zu geben, um mir und meiner Tochter — ich hatte Frau Gray gesagt, daß ich Witwe sei — eine Existenz zu schaffen. Tief gerührt und viel leichteren Herzens verließ ich das Haus der menschenfreundlichen alten Dame.

„Frau Gray hielt ihr Wort. Ich blieb fast einen Monat hindurch täglich — für einige Stunden — ihr Gast. Sie freute sich stets über mein Kommen und ich genoß den Segen ihres Vertrauens und ihrer wärmsten Teilnahme. Ohne Scheu teilte ich ihr nun alle meine Sorgen mit.

„Nur zu bald trennte uns leider das Schicksal. Frau Gray war, wie Sie ja wissen, trotz anscheinender Rüstigkeit, von schwacher Gesundheit, und ihre Lungen konnten den rauen Winter ihrer Vaterstadt nicht vertragen. Der Arzt schickte sie nach der Riviera. Seitdem habe ich meine Wohltäterin, die sich noch bis heute in Italien aufhält, nicht wieder gesehen.

„Das übrige wissen Sie, teure Susy und Adeline! Noch jetzt klopft mein Herz bang und freudig, wenn ich des Tages gedenke, an welchem Frau Gray mich Ihrer verehrten Mutter als Fräulein Hallstein vorstellte und mich frug, ob ich die Gesellschafterin der beiden Fräulein Everett werden möchte? Ob ich es wollte! Mein Herz schlug Ihnen bereits warm entgegen, ehe ich Sie kannte — und diese Ahnung hat mich nicht getäuscht!

„Ich blickte Frau Gray erschrocken an, als sie mich so ohne weiteres bei meinem Mädchennamen nannte; aber sie winkte mir zu, und ich wagte keine Entgegnung. Als Frau Everett uns verlassen hatte, sagte sie mir, daß sie mit voller, reiflicher Überlegung gehandelt habe und ich von da ab in den Kreisen, denen ich nun wieder angehören solle, immer für Rose Hallstein gelten müsse. Die Existenz des kranken Kindes, wie meine unglückliche Ehe, müsse ich unter den sich so über alles Erwarten glücklich gestaltenden Verhältnissen völlig geheim halten. Sie sei eine alte welterfahrene Frau, welche die Vorurteile und Schwächen ihrer Landsleute genau kenne. Ich möge daher den wohlgemeinten Rat ohne Scheu befolgen.

„Rose Hallstein! — War denn alles, was ich seit sechs Jahren — seit ich diesen Namen abgelegt — erlebt und erlitten hatte, nur ein wüster Traum gewesen? — Und sollte ich mein Kind, das arme, kleine, elende Mädchen fortan der Obhut und Pflege fremder Hände anvertrauen? Sprach das nicht aller Mutterliebe Hohn?

„Und doch hatte die teure Wohltäterin recht. Nur wenn ich frei und ungebunden war, durfte ich diese Stellung annehmen — nicht mit dem verunstalteten, jämmerlichen Wesen, dessen Anblick allein den Menschen ein Grauen einflößte! — Ich war gezwungen, für des Kindes Unterhalt zu sorgen, und wann fand sich je wieder eine so günstige Gelegenheit wie hier, wo die Fürsprache meiner Gönnerin mir eine so reich bezahlte Stellung zugänglich machte?

„Nach schweren, bitteren Kämpfen willigte ich ein, und Rose Hallstein betrat Frau Everetts Haus.

„Hiermit könnte ich meinen Bericht schließen, denn was

nun folgt, das haben Sie ja alle mit erlebt. Und doch bin ich noch nicht zu Ende. Wie soll ich Ihnen meinen Zustand schildern, als Herbert Lee — mein ritterlicher Beschützer in jener graufigen Nacht — in Ihrer Villa zu Long Branch mir plötzlich gegenüber stand? Ich liebte ihn und wurde taub gegen alle Mahnungen und Regungen des Gewissens. Amy! Jetzt spreche ich allein zu Ihnen, Sie Reine — Starke! Sie haben es über sich gewonnen, einem Herbert Lee zu entsagen — ich nicht! Mit einer Lüge auf den Lippen, gab ich dem edelsten, besten Manne das Jawort!

„Aber, wenn ich dazu verdammt wäre, alles Elend, allen Gram meines Daseins noch einmal zu durchkosten — ich würde dennoch den süßen Traum eines kurzen Glückes an seiner Seite nicht hergeben. Von ihm — nur eine kleine Spanne Zeit — geliebt worden zu sein, wägt millionenfach alles Erdenleid auf!

„Ich weiß nicht, ob sich in Herberts Brust je ein Mißtrauen regte. Fragend hat er mich oft angeschaut, und ich erbehte dann unter diesem Blick; aber er vermied es, an frühere Zeiten und Verhältnisse zu rühren. Seiner leidenschaftlichen, rüchhaltslosen Liebe zu mir, wie seinem durch und durch edlen Charakter widerstrebte es, an mir peinliche Dinge zu rühren; unbedingt und voll vertraute er mir — und gerade das war es ja, was mir jede Stunde an seiner Seite vergällte. — Ob es damals wohl noch Zeit gewesen wäre, ihm das alles zu enthüllen, was hier in diesen Blättern steht? — Ob er vergeben hätte — Mitleid gefühlt hätte mit der Frau, die ihn so grausam betrogen? Was hilft es, jetzt noch darüber nachzudenken, nun es zu spät ist!

„Ich hatte mein Kind in der Mulberrystreet, einer kümmerlichen Gegend von New York, bei einer leidlich anständigen irländischen Familie untergebracht. Nun sind ja aber Leute, welche sich zu solchen Samariterdiensten hergeben, wohl meist wahre Vampyre in Geldsachen. Dem Kinde aber durfte es natürlich an nichts fehlen, und so kostete mich dessen Pflge fast alles, was ich durch Frau Everetts Großmuth zu erwerben im Stande war.

„Begreifen Sie nun, teure Abby, wohin alle Ersparnisse gingen — warum ich selbst genötigt war, mich in die einfachsten und billigsten Stoffe zu kleiden?

„Von Zeit zu Zeit trug ich eine Summe Geldes dahin. Ist es Ihnen aufgefallen, daß ich öfters für einige Stunden allein ausging, wenn wir uns in New York aufhielten — oder auch von Long Branch nach der Stadt hinüberfuhr? Befinnen Sie sich wohl noch darauf, wie jener Herr Thomson, welcher in dem Bade bei Ihnen verkehrte, stuchte, als er mir vorgestellt wurde, und später geäußert haben sollte, er sei auf einem Fährboote einst einer Dame begegnet, die mir ganz fabelhaft glühe. Ich selbst war es gewesen und ich erinnerte mich auch genau seiner Züge. Aber unser Zusammentreffen fiel in eine Zeit, in der ich noch nicht bei Ihnen weilte.

„Während der ersten Wochen meiner jungen Ehe vermochte ich nicht oft, meine Tochter zu besuchen, und nur während der Stunden, in denen Herbert auf seinem Dampfer in Anspruch genommen war, gelang es mir, mich ab und zu für kurze Zeit hinüber zu stellen. Sein zärtlich liebendes Auge suchte mich ja sofort nach seiner Rückkehr. Und doch waren gerade damals mein Herz und meine Gedanken unaufhörlich bei dem armen, verlassenen Wesen in New York. Mein Kind war krank! Trotz aller Pflge, bester Nahrung und guter Aufsicht schwanden die Kräfte zusehends, verzehrten sich die nur schwach glimmenden Lebensgeister mehr und mehr. Die kleinen verküppelten Glieder wurden schlaff und das Bewußtsein des zarten Geschöpfchens flackerte, einem verlöschenden Flämmchen gleich, nur noch manchmal auf. Des Arztes Ausspruch lautete dahin, daß es das dritte Jahr kaum überschreiten würde.

„Was habe ich in dieser Zeit gekämpft und gelitten — inmitten der größten irdischen Seligkeit!

„Zwei Monate nach meiner Verheirathung war ich allein. Herberts Dampfer schwamm auf hoher See. Der Abschied

hatte mir fast das Herz gebrochen! Vielleicht sagte mir schon damals eine innere Stimme, daß mit ihm auch das Glück fortzog, um nie mehr zurückzukehren!

„Am Schmerzenslager meines Kindes suchte ich nun Trost. — Ich scheute nicht Wind, noch Wetter (es war ja Spätherbst geworden), um hinüber nach New York zu fahren. Nun, da er fort war, gehörte jede Stunde meines einsamen Daseins dem unglücklichen teuren Kinde. Über meine Zeit konnte ich ja nach Belieben verfügen, wer fragte darnach, ob ich zwei oder sechs Stunden von Hause fern blieb? In der unaufhörlichen Sorge und Herzensangst überlegte ich nicht, daß meine Dienstleute mich beobachteten. Später erst fiel es mir auf, daß der treuen Mary ehrliche Augen zuweilen in banger Frage auf mir ruhten.

Als ich eines Nachmittags langsamen Schrittes die Stiegen des Hauses herabkam, in dem mein Töchterchen weilte — stand Maki in dem Halbdunkel des düsteren Flures. Der jähe Schreck ließ mich fast in die Kniee sinken; aber schnell faßte ich mich und eilte, als hätte ich den Malaien gar nicht bemerkt, so unbefangen wie möglich an ihm vorüber dem Ausgange zu. War es aber wirklich nur ein Zufall, daß Herberts Diener mir dort begegnete? — Oder? — Ich weiß nicht, wie ich an diesem Nachmittage nach Hause kam. Die quälendsten Vorstellungen und Gedanken zermarterten mein Hirn.

„Seitdem habe ich Maki noch oft — sehr oft in der Nähe der Mulberrystraße und des verhängnisvollen Hauses in derselben angetroffen. Ich las nur Theilnahme in seinen Augen; und doch ließ mir die Angst keine Ruhe mehr, denn Herbert war ja sein Gebieter!

„So kam endlich jene Nacht, in der die kleine unschuldvolle Seele meines Kindes, wie ein weißer Schmetterling, die häßliche, unschöne Hülle verließ und aufplatterte zum ewigen Lichte!

„Ich war schon am Nachmittage nach New York gefahren — zum letztenmale! — Allen Schmerz und Gram — alle Reue habe ich an der kleinen Wiege noch einmal durchgekämpft. Heiß und inbrünstig flehte ich zu Gott, mir die Sünde, welche ich an Herbert — an dem Kinde begangen hatte, zu vergeben! O, nur um seinetwillen beging ich sie ja; sein Auge sollte sich an dem Anblicke des elenden, verunstalteten Kindes nie entsetzen! — Zugleich aber schwor ich in diesen schmerzlichen Stunden, daß ich mit dem Augenblicke, in dem das arme kleine Herz zu schlagen aufhörte, dem Gatten eine offene, unumwundene Beichte ablegen wollte — was immer auch dann für mich selbst kommen mochte!

„Aber der Tag und der Abend vergingen und die kleine Seele konnte sich nicht losringen von dem hinfälligen Körper. Stunde um Stunde saß ich schluchzend, händeringend, betend an dem Sterbelager. Endlich — der Morgen dämmerte bereits mit mattem Scheine durch die verhangenen Fenster — endlich war es vorüber!

„Einen letzten, heißen Kuß preßte ich noch auf die wachsgelbe Kinderstirn; zum letztenmale dankte ich mit stummem Händedruck den mehr ungeduldbigen, als teilnehmenden Pflgern, überreichte ihnen eine verhältnismäßig bedeutende Summe Geldes und eilte dann, todesmatt und todeswund im Herzen, fort aus dem Hause, welches nur noch die kalte Hülle meines Lieblings barg — in mein teures, trautes Heim, wo alles Licht und Leben atmete, wo süße Erinnerungen an ihn mich täglich — stündlich umfingen!

„O, warum hatte Gott nicht auch mir, zugleich mit meinem Kinde, die Augen geschlossen zum ewigen Schlafe? Warum mußte ich leben und den ganzen Jammer eines Menschenherzens, den Becher des Leides bis zur Hefe durchkosten? Als ich an jenem unseligen Morgen mit vor Ermattung und Abspannung zitternden Gliedern die Stufen zu unserm Hause emporstieg und klopfte, öffnete Herbert mir die Thür!!

„Sie erlassen mir, zu wiederholen, was, nachdem ich in sein Zimmer getreten war, sich zwischen uns abspielte. Er hat mich ja geliebt mit der ganzen Hingebung seines edlen,

treuen Herzens! Und das wird mir in dem einsamen, freudenleeren Leben, welches jetzt vor mir liegt, ein starker Trost bleiben. — Aber was er damals, wenn auch im gerechten Borne, mir entgegenschleuderte, als ich ihm eingestand, daß ich jenes Weib gewesen, welches er einst aus den rohen Händen des eigenen Vaters befreit hatte — das still und geduldig hinzunehmen, brachte ich nicht über mich. Mein Stolz bäumte sich dagegen auf — ohne Aussprache bin ich gegangen.

„Möge Gott die Wunde, welche meine Hand ihm geschlagen, barmherzig heilen!

„Jene Rose, die unter den Strahlen seiner Augen, im Sonnenglanze eines unerhofften Glückes für eine kurze Zeit neu erblüht war — sie hat ein rauher Sturmwind entblättert — verweht! Er aber, er wird vergessen!

„Ihnen jedoch, die Sie durch all die trüben und lichten Tage in treuer Freundschaft an mir festgehalten, mir geglaubt und vertraut haben — bis zur letzten Stunde — Ihnen sollte das Rätsel der Sphinx nicht ungelöst bleiben!

„Ich bin am Ende. Ich habe nichts mehr zu sagen, als Lebewohl — nichts, als innige warmempfundene Segenswünsche für Ihr Wohl! Gott schütze und behüte Sie alle!

Rose.“

Lange herrschte tiefes Schweigen, denn keines der Mädchen wagte den ergreifenden Eindruck, welchen diese Enthüllung in den jungen Herzen hervorgerufen hatte, durch ein Wort zu stören. Dann aber sprang Adeline auf und ging in heftigster Erregung mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Arme, arme Rose!“ flüsterte Susy, indem sie die inhaltsschweren Blätter wieder in das Rouvert schob und dasselbe auf den vor ihr stehenden Tisch legte.

Amy blieb lautlos und blickte, die kleinen Hände im Schoß gefaltet, in tiefen Gedanken vor sich hin.

„Arm, sagst du?“ rief Adeline, indem sie stehen blieb. „Unglücklich, bellagenswert ist sie, aber nicht arm! Hat sie nicht Herberts Liebe besessen, besitzt sie sie nicht noch? Denn welcher Mann vermöchte eine Rose zu vergessen!“ Mit großen Schritten eilte sie wieder über den Teppich. „Solch ein Elend, solcher Jammer kann entstehen, wenn zwei Menschen, die sich lieben, sich nicht verstehen und nicht verstanden haben — wenn Stolz, Mangel an Vertrauen oder gar Trotz einen immer tiefer werdenden Abgrund zwischen ihren Herzen reißen!“

Das mühsam bekämpfte Schluchzen brach jetzt hervor, und, das Taschentuch vor das glühende Antlitz pressend, eilte Adeline nach ihrem Schlafgemache.

„Abby, was ist dir?“ rief die Schwester, allein die Thür war bereits geschlossen.

„Was gedenken Sie mit diesen Papieren zu beginnen, Susy?“ fragte Fräulein Mansfield, welche die ganze Zeit über kein Wort gesprochen hatte, jetzt.

Überrascht schaute Susy zu Amy hinüber. Dann fragte sie zögernd:

„Meinen Sie etwa, daß wir sie vernichten sollen, Amy? Soll ich sie den Flammen übergeben?“

Amy breitete, sichtlich erschrocken, schnell die Hände über die Handschrift, als wolle sie dieselbe vor einem solchen Ende schützen.

„Nein, nein, Susy! Nicht das!“ stieß sie atemlos hervor. „Lassen Sie mir diese Schriften — nur für eine kurze Zeit! Ich will — ich muß...!“ Sie vermochte nicht weiter zu reden.

Susy Everett begriff jetzt, wo Amy hinauswollte. Sie sprang auf, umschlang die Freundin mit beiden Armen und rief:

„Amy! Jetzt erst verstehe ich Ihre Frage! Und ich Thörin hatte daran gar nicht gedacht. O, Sie Gute, Starke!“

Stürmische Küsse bedeckten Fräulein Mansfields liebliches Kindergeicht. „Eilen Sie! Barmherziger Gott, das Lebensglück zweier teurer Menschen hängt ja an diesen unscheinbaren Blättern. Schon zu lange zögerten wir! Alles Bittere,

Schmerzliche in Herberts Brust wird schwinden, wenn er erst Rose verstanden hat! Und auch du, Abby, lieber süßer Trostkopf, auch du wirst deinen Henry einst verstehen!“

Siebzehntes Kapitel.

Frau Everett trat, bereits zum Diner angekleidet, aus ihrem Zimmer in der oberen Etage des Hauses und schritt, an den Armbändern nestelnd, langsam über den Flur, der nach den Empfangszimmern führenden Treppe zu. Plötzlich wandte sie den Kopf zurück, dem ihr folgenden Kammermädchen zu und sagte leichtthin:

„Melde Fräulein Adeline, daß wir Besuch zu Tische haben, Maggie! Herr Roberts und einige seiner Freunde sind eben gekommen. Meine Tochter macht wohl noch Toilette? Wie?“

„Fräulein Abby ist noch nicht zurück“, entgegnete die Angeredete. „Bald nach dem Frühstück ließ sie sich von Marsh-ton den Braunen anspannen. Den Groom hat sie nicht mitgenommen. Der Kutscher meinte zwar, das sei doch etwas gewagt, besonders jetzt im Frühling, der vielen Wagen und Fußgänger im Centralpark wegen, aber Fräulein Abby sagte, daß sie ebenfogut wie er das Pferd zu handhaben verstände, und fuhr davon.“

Frau Everett eilte schnell die Treppe hinab, aber als sie in das Empfangszimmer trat, wo ihre Gäste mit dem Brautpaare heiter plauderten, lag über den feinen bleichen Zügen der alten Dame eine merkbare Röte. Sie begrüßte die Herren etwas zerstreut, näherte sich Susy und flüsterte ihr schnell ins Ohr: „Abby ist noch nicht zurück. Sie ist, wie Maggie mir eben mitteilte, vor vier Stunden in den Park gefahren und hat mit ihrer bekannten Unvorsichtigkeit den Groom nicht mitgenommen. Ich ängstige mich, daß ihr ein Unfall zugestoßen sein könnte. Wußtest du nichts davon?“

„Nein, Mama!“ erwiderte die junge Braut erschrocken. „Ich habe sie seit heute morgen, wo Amy bei uns war, nicht mehr gesehen, da ich, wie du ja weißt, mit Allan die letzten Abschiedsvisiten zu machen hatte. Aber Sorge dich nicht, Mama. Abby ist vielleicht — nein, wahrscheinlich in der Stadt bei Bekannten.“ Damit schlang Susy liebevoll und tröstend den Arm um der Mutter Schulter. „Sie kommt gewiß noch zum Essen. Wollen wir daher unsere Besorgnisse nicht erst laut werden lassen. Und selbst, wenn sie es nicht thut, brauchen wir uns nicht zu ängstigen. Wir sind ja, denke ich, an ihre Eigenheiten und Exzentritäten hinlänglich gewöhnt.“

„Leider Gottes!“ versetzte Frau Everett seufzend und wandte sich den Gästen zu.

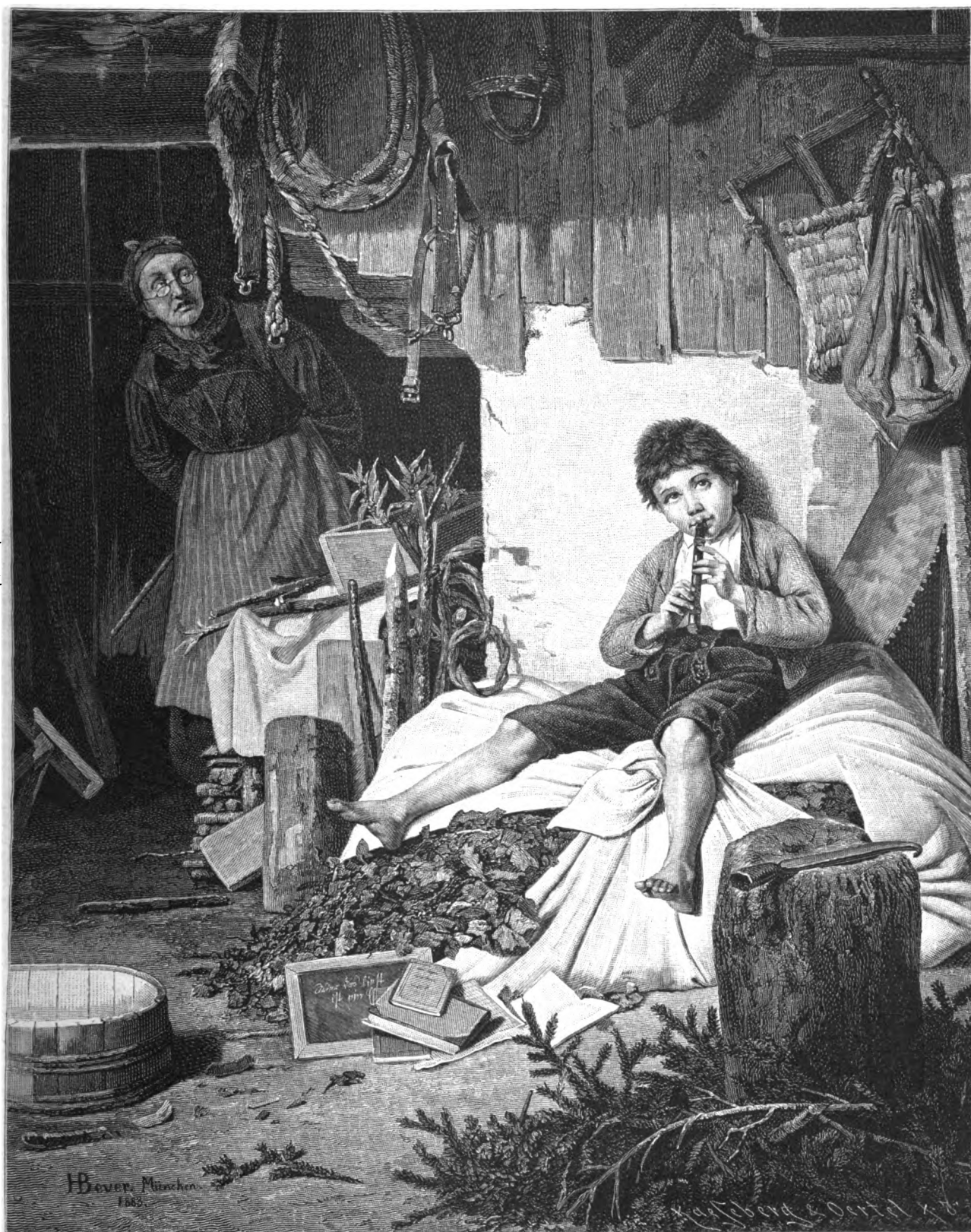
Als aber die Speisestunde schlug und Adeline noch nicht zurückgekehrt war, wurde auch die Schwester ängstlich. Sie wußte ja nur zu wohl, in welcher leidenschaftlichen Erregung das junge Mädchen durch Rosas Enthüllungen geraten war. Und in diesem Zustande war die Tollkühne allein hinausgefahren in das Menschen- und Wagensgewühl des Centralparks! — Sollte sie ihre Befürchtungen dem Verlobten mitteilen? Er hatte bereits nach der Schwägerin gefragt, die Mutter aber hatte geantwortet, Adeline sei von einer Ausfahrt noch nicht zurückgekommen.

Als man sich hinunter ins Speisezimmer begab, bemerkte Susy, daß Roberts Augen ängstlich forschend umherschweiften und daß sich ein Zug von Enttäuschung und Schmerz um seinen Mund lagerte.

Das Speisezimmer befand sich, wie meist in den amerikanischen Privathäusern, zu ebener Erde. Man hatte die Thüre desselben noch nicht erreicht, als einer der farbigen Diener sich in sichtbarer Erregung Frau Everett näherte, offenbar, um ihr eine Meldung von Wichtigkeit zu machen.

„Nun, was gibt es, John?“ fragte diese und blieb erschreckt stehen. „Sie sehen ja ganz verstört aus? — Großer Gott — Adeline!“ stieß sie dann laut und angstvoll hervor. „Reden Sie, John! Was ist geschehen? — Schnell — alles — alles!“

(Fortsetzung folgt.)



Das verkannte Genie. Gemalt von J. Heber.

Pauls Geburtstag.

Von Hans Arnold.

(Schluß.)

Der Zufall erwies sich den Freunden günstig, denn als sie flüchtend und sich verabredend durch die Büsche schlichen, gewahrten sie das lehrreiche Schauspiel eines soeben verlobten Brautpaares. Walter Rieding übersprang, ohne die beiden Unholde zu gewahren, die Mauer, und Fritz und Meywaldt assistierten mit brennendstem Interesse und nur durch gegenseitige Knüffe und Püffe ihre Freude ausdrückend, der ersten Umarmung des ahrungslosen Paares. Sofort reiste in beiden Seelen der Plan, wie diese Situation praktisch zu verwerten sei. So lautlos, wie sie gekommen waren, schlichen sie wieder fort. Anna und Rieding waren begreiflicherweise zu sehr in ihre Unterhaltung vertieft, als daß sie in diesem entlegenen Teil des Gartens an Lauscher gedacht hätten, und nichts störte die Ausführung des ruchlosen Vorhabens.

Der strategische Grundgedanke des Unternehmens der beiden Helden bestand darin, zunächst die Laube zu isolieren, um die herum die Kinder sich jagten, und in der die Mutter, symbolisch betrachtet, als Drache den Schatz hütete, der erobert werden sollte.

Auf dem Schleichwege nach dem Orte der That bot sich den Blicken der Jungen ein Kaninchenstall dar, der sofort ihre Aufmerksamkeit fesselte. Nach kurzer Überlegung, ob sie nicht selbst mit den Tinsassen spielen sollten, wurde dieser Plan zum Heil der Kaninchen aufgegeben, dagegen das Thürchen des Holzstalles aufgesperrt und die sanften, glühäugigen Bewohner der süßen Freiheit zurückgegeben. Nun rannten die Jungen zu der Kinderschar und brachten mit dem Rufe: „Die Kaninchen sind draußen!“ eine Wirkung hervor, welche ihre eigenen Erwartungen übertraf. Schreiend, jauchzend, unter Stoßen und Drängen stürzte die kleine Bande davon und improvisierte eine rücksichtslose, tobende Jagd über die Teppichbeete des Regierungsrats, welche dieser doch zur besonderen Heilighaltung anempfohlen hatte.

Die Mutter, welche sich gerade hinterdrein begeben wollte, um dem Sport ein Ziel zu setzen, wurde von Fritz und Meywaldt durch Gesichterschneiden, Plinken und Winken zurückgehalten.

„Wir wollen dir mal was zeigen!“ flüsterte Fritz bedeutsam.

„Was habt ihr denn?“ fragte die Mutter mißtrauisch.

„Komm nur!“ drängte Fritz und zog die Verwunderte mit sich, während Meywaldt seine Schritte bedenklich verlangsamte und sich allmählich ganz von dem Paar trennte. Mit dem Eifer eines Jägers, der dem Wilde auf der Spur ist, führte Fritz die Mutter auf allerlei Schleichpfaden vorwärts und zerrte sie zu seiner Privatbelustigung sogar durch eine Hecke, bis sie sich an der Mauer befanden.

„Sieh mal!“ stieß er dann triumphierend hervor, und wies mit seinem selbst an Ferientagen nicht ganz kintreien Zeigefinger nach dem Brautpaar.

Die Hausfrau kam eben dazu, als ein junger Mann, den sie mit einiger Kombinationsgabe sofort als den besprochenen Rieding erkannte, ihrer Rechte einen Kuß gab, und niemand, der die Sachlage über sah, konnte ihr das laute und empörte „aber Anna!“ verdenken, mit dem sie wie eine zornige Bombe in den weihen Moment hereinplagte. Sie setzte eben an, um ihren Gefühlen Worte zu geben, als Anna ihr mit einem hastigen „Tante, er hat das Examen bestanden — er ist Assessor!“ — jeden Einwand abschnitt, und nun erst den Bräutigam in aller Form vorstellte.

Er wurde von der Hausfrau noch etwas steif begrüßt, da sie einen entschiedenen Abscheu gegen Verlobungen unter freiem Himmel hegte, bei der die Nachbarschaft aus allen Fenstern zusehen konnte, und da es ihr außerdem sehr fatal war, daß Fritz den großen Moment mit angesehen hatte, der auf seine Jahre doch in keiner Weise berechnet war. Sie machte nun aber gute Miene zum bösen Spiel und lud den jungen Mann ein, mit heraufzukommen und den Abend in

der Familie zu verleben, während man an Annas Eltern telegraphieren und sich so jede Verantwortlichkeit von der Seele wälzen wollte.

Inzwischen war Fritz in vollem Zagen nach der Laube zurückgekehrt, wo er zu seiner großen Enttäuschung Meywaldt schon vorfand, der inzwischen die Speise aus ihrem Versteck geholt und angefangen hatte zu essen, wodurch er sich eines ganz ungerechtfertigten Vorsprungs vor seinem Freunde erfreute. Fritz wollte nun um so eifriger sein Teil nachholen und beide löffelten eiligst draußlos, indem sie sich aus Furcht vor Entdeckung nur mit halb unterdrückter Stimme zankten und die Löffel, ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung, auch gelegentlich zum Angriff und zur Verteidigung benutzten.

Das Sprichwort „unrecht Gut gedeiht nicht“ sollte aber auch hier wieder einmal eine glänzende Bestätigung finden. Rudolf betrat den Garten, ohne zu ahnen, daß der Gegenstand seiner Neigung sich in demselben Augenblick als neuerlobte Braut sehr vergnügt auf dem Wege zu seines Vaters Studierzimmer befand, um daselbst einen vorläufigen onkelhaften Segen in Empfang zu nehmen. Der Primaner lenkte seine Schritte nach der Laube, wo er die Mutter zu finden erwartete. Statt dessen bot sich ihm dort der unerwartete Anblick seines Bruders, der mit Meywaldt noch ganz in die nutzbringende Beschäftigung mit dem Flamri vertieft war. Rudolf, dem seine unglückliche Liebe, vereint mit Hunger, eine Empfindung innerlicher Leere verursacht hatte, fühlte sich bei diesem Schauspiel von gerechtem Zorn übermannt. Er gab diesem auch in thatkräftiger Weise Ausdruck, indem er sich den Hochgenuß gewährte, die beiden Busenfreunde durchzubläuen, die sich ihrerseits durch gemeine Kniffe, wie sie jedem Quartaner zu Gebote stehen, auf der Höhe der Situation zu erhalten suchten, ja selbst als weiblich verachteten Kunstgriff des Stragens nicht verschmähten. Die Kindergesellschaft eilte, durch den Lärm angelockt, herbei und betrachtete mit einem aus Grausen und Wonne gemischten Gefühl den Kampf, der nur auf Paul keinen Eindruck machte, da er schon öfter das Vergnügen gehabt hatte, dergleichen mit anzusehen.

Während solchergestalt im Garten die entfesselten Leidenschaften tobten, hatte der Doktor oben auch einen Kampf zu bestehen und zwar mit seinem eigenen Ich, welches bekanntlich nicht immer der am leichtesten zu besiegende Feind ist.

Der Hausherr war müde und abgespannt aus der Praxis gekommen und hatte sich in sein Studierzimmer begeben. Dort beglückwünschte er sich im stillen, daß er von der Kindergesellschaft so wenig merke, und rechnete nach der Uhr erfreut aus, daß der Greuel ja nun voraussichtlich bald ein Ende haben müsse.

Er legte sich im bequemen Hausrock aufs Sofa und bereitete sich mit jenem sichern Gefühl auf ein Stündchen ungestörter Ruhe vor, das uns alle immer stutzig machen sollte, da erfahrungsmäßig es gerade solche Augenblicke sind, die einer Flut von Besuchern, Meldungen und Störungen Thor und Thür öffnen. Der Doktor sollte das jetzt wieder an sich erfahren.

Eben fühlte er, wie ihm bei dem Leitartikel über das europäische Gleichgewicht sanft und selig die Augenlider schwer wurden, als sich Tritte seiner Thür nahen und statt, wie er hoffte, vorüberzugehen, deutlicher wurden. Die Pforte öffnete sich und seine Frau erschien, gefolgt von Anna und einem fremden jungen Mann, dessen Erscheinen ihn die Invektiven, die der Doktor eben zur Begrüßung seinen Damen entgegenzuschleudern wollte, bis zu gelegenerer Zeit verschieben ließ, da dergleichen sich doch en famille immer besser macht.

„Herr Assessor Rieding!“ stellte die Doktorin vor.

Mit einem nicht sehr gut geheuchelten: „ich freue mich sehr“, erhob sich der ärgerliche Hausherr, und hatte zu seinem Entsetzen noch eine thränenreiche Umarmung seiner Rechte zu überstehen, die ihm ihre Verlobung mitteilte und ihn in überströmender Rührung bat, ihrem Bräutigam liebevoll entgegen zu kommen. Der Doktor entsprach dieser Aufforderung vorläufig durch ein unartikuliertes Brummen und sah seine Aus-

sichten auf ein Schlummerstündchen angesichts dieser Emotionen in unabsehbare Ferne gerückt.

Seine Frau steigerte die Qual des Gestörten noch, indem sie zur Abfassung der Depesche einen Bogen Papier nebst Feder dem Schreibtisch des Vaters entnahm, der darin, wie alle Männer, einen Eingriff in seine heiligsten Rechte erblickte und, während er mit dem gerührten Brautpaar konferierte, angstvolle Seitenblicke nach seinem Eigentum warf.

Als nach und nach die hochgehenden Wogen der Gefühle sich legten, hörte man unheilverkündenden Lärm auf der Treppe. Die Kindergesellschaft, die angesichts des weltbewegenden, neuesten Ereignisses fast vergessen worden war, wälzte sich wie ein verheerendes Element näher und stellte neue Unruhe in Aussicht.

In der gehobenen Stimmung des Festtages wurde das Heiligtum des Vaters nicht respektiert und Paul öffnete geräuschvoll die Thür, um mit unzweifelhafter Überättigung hereinzurufen: „Die werden noch nicht abgeholt!“ Auf Paul wirkte das Ungewohnte entschieden nicht vorteilhaft, er litt sichtlich unter dem Übermaß der Freuden, die sich heute in materieller und ideeller Gestalt auf ihn gehäuft hatten, und gab durch ein herzliches und öffentliches Gähnen seine vollständige Übereinstimmung mit Falstaffs Worten kund: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles wär' vorbei!“

Hinter ihrem mißvergnügten Wirt erschien die Schar der Geladenen. Ein Gast deutete durch eine bandagierte Stirn auf düstere Erlebnisse, deren Ursprung von Paul durch ein entschiedenes und unprovociertes: „ich war's nicht!“ in kriminalistisches Dunkel gehüllt wurde.

Der Doktor sah mit feindseligen Blicken auf die Kindergesellschaft, die statt sich mit Hüten und Mäntelchen in dem erwünschten Stadium des Abschiednehmens zu befinden, ganz den Eindruck machte, als wollte sie sich hier oben noch einmal häuslich niederlassen.

Diese fatale Aussicht gewann dadurch realen Boden, daß die Hausfrau errötend eingestand, sie habe das Ende des Festes in ihrer ihr jetzt selbst unbegreiflichen Verblendung auf neun Uhr festgesetzt — über eine Stunde nach der Zeit, wo Paul sonst durch Zubettgehen die Familie zu zeitweisem Aufatmen zu veranlassen pflegte.

Dem Doktor wurde bei diesem Gedanken schwarz vor den Augen! Es lag ja auch wirklich viel auf seinen Schultern!

Erstens mußte er zwei Liebenbe an seinem Tisch ertragen, die bekanntlich zwar ein Anblick für Götter, aber doch für Menschen sehr langweilig sind — und dann sollte er noch bis neun Uhr den ohrenzerreißenden Spektakel einer Kindergesellschaft erleiden — es war, um die Fassung zu verlieren! Die kleinen Gäste mußten auf jeden Fall entfernt werden, und da in der Liebe, wie im Kriege alle Mittel gelten, so führte unser Geburtstagsvater den ersten Gedanken aus, der ihm durch den Kopf schoß, ohne zu überlegen, wie weit derselbe loyal und dem Völkerrrecht entsprechend sei.

Er hob Paul mit einer Härlichkeit, die sonst bei Vätern für unmännlich gilt, auf seine Kniee und flüsterte ihm ins Ohr: „Nicht wahr, du möchtest gern schlafen gehen, mein Junge?“ worauf Paul laut und unhöflich schrie: „Ja, die sollen weggehen, die sollen jetzt nach Hause gehen!“

Der Vater gebot ihm Schweigen und wandte sich dann an seine Frau: „Elisabeth, der Junge ist nicht ganz wohl, du habtest schon recht heute früh — ich habe ihn mir eben angesehen — der kriegt die Masern!“

Diese mit erhobener Stimme gesprochenen Worte übten auf die Kinder und besonders auf die Bonnen die Wirkung aus, die ein Weib, der unter die Hühnerschar fährt, zu veranlassen pflegt. Mit und ohne Entschuldigungen, aber stets in blinder Hast verabschiedete sich Pauls Kindergesellschaft, und während die angstvolle Mutter ihren Jungen nach Masern durchsuchte, retirierte die ganze Bande und nahm sich kaum Zeit, ihre Hüte und Mützen zusammen zu suchen.

Nur zwei tollkühne Kinderfrauen wahrten das Decorum, indem sie trotz Maserngefahr und Ansteckungsangst ihre Bög-

linge veranlaßten, einzeln jedem Anwesenden die Händchen zu geben und sie ermahnten, zu bitten, daß Paulchen, wenn er wieder gesund sei, auch einmal zu ihnen kommen möge — eine vage Einladung, die aber Paul nach seiner bestimmten Zusage an beide Parteien: „Ich komme morgen!“ unbedingt für bare Münze zu nehmen schien.

Als der letzte Gast sich entfernt hatte und man sich in der wohlthuenden Ruhe und Stille erst bewußt wurde, wie groß der Lärm des Tages gewesen sei, ergriff die Mutter ihren Paul, um ihn nun auch sofort zu Bett zu bringen und dem üblichen Verziehen noch eine Extradosis a conto der Masern hinzuzufügen. Ihr Mann aber hielt sie zurück — er sah sehr vergnügt aus.

„Wie kann sich eine alte Doktorsfrau so ins Bodshorn jagen lassen!“ sagte er behaglich, „hast du schon einmal ein Maserkind gesehen, das so munter aussieht?“

Die Mutter sah ihn erstarrt an, während das Brautpaar in ein herzliches Gelächter ausbrach.

„Nein, nimm mir's nicht übel!“ rief sie dann empört, „das ist doch zu arg!“

„Sei du ganz still!“ erwiderte der Doktor ruhig, „und bedanke dich bei mir! Ohne meinen klugen Einfall säße die furchtbare Bande samt den sechs Fräuleins und Kinderumhnen noch zwei Stunden hier und du hättest morgen die schönste Migräne! Statt dessen trinken wir jetzt gemüthlich Thee und Paul darf zur Geburtstagsfeier aufbleiben und mit am Tisch essen!“

Dieser letzte Schachzug war wieder eine sehr kluge Konzeption des Doktors an das Mutterherz, und da die Doktorin im stillen sehr froh war, ihre Kindergesellschaft los geworden zu sein, so ließ sie Gnade für Recht ergehen und hieß das Abendbrot auftragen.

Die Tafelfreuden wurden noch durch eine kleine Treibjagd auf die Söhne des Hauses verzögert, die sich endlich, inklusive Meywaldts, atemlos, zerraut und sich noch auf der geweihten Schwelle des väterlichen Zimmers puffend, einsanden.

Als Rudolf nach dem Grunde dieses wenig salonsfähigen Auftretens befragt wurde, erklärte er mit giftigen Blicken auf seine Genossen: „Die haben die zweite kalte Speise allein aufgegessen!“ was der Mutter einen Stich ins Herz gab, da sie die pièce de résistance dem unerwarteten Besuch vorzuwerfen beschloß. Friß wurde übrigens mit einem „na freu' dich auf morgen!“ auf Bitten des Brautpaares vorläufig amnestiert, Meywaldt aber als böses Prinzip mit einem etwas unzeremoniösen: „du kannst jetzt nach Hause gehen!“ von den Genüssen des gedeckten Theetisches ausgeschlossen.

Rudolfs Empfindungen, als ihn der „neue Vetter“ mit ahnungsloser Freundlichkeit begrüßte, vermag keine Feder zu schildern! Im tiefsten Grunde seiner Seele entglomm ein akuter, aber desto rasenderer Haß gegen das weibliche Geschlecht, der ihn veranlaßte, mehrere Monate hindurch nur mit wahrhaft erschütterndem Ausdruck per „die Weiber“ von allen Damen zu sprechen und greuliche Erfahrungen über die Treulosigkeit der Mädchen anzudeuten, wodurch er in der Meinung seiner Klasse sehr stieg. Die Eltern hegten übrigens die stille Hoffnung, daß dieser Haß bis nach dem Abiturientenexamen vorhalten würde, da, wie der Vater meinte, dann noch reichlich Zeit zu solchen Dummheiten vorhanden wäre!

Zur Zeit mußte er seine Gefühle freilich beherrschen, denn der Vater schlug eben an das Glas und ließ kurz und bündig das Brautpaar leben — ein Toast, dem zu Ehren Rudolf sein Glas mit einer Miene leerte, wie Sokrates den Giftbecher — ein Toast, der Paul beleidigte, da er hochleben wollte und erst mit Gewalt zum Mitanstößen gebracht werden konnte — ein Toast, den Friß durch nervenerschütterndes Hochgeschrei feierte, und endlich ein Toast, der die sehr abgespannte Mutter zu der bescheidenen Bitte veranlaßte: „Kinder, wenn sich wieder einmal jemand verlobt, dann sucht euch aber einen andern Tag aus, als Pauls Geburtstag — es war doch etwas viel des Guten heute!“

Luther als Bibelübersetzer.

Von Leopold Witte.

Nachdem wir vor einiger Zeit unsern Lesern Mitteilungen über die vorlutherischen deutschen Bibelübersetzungen und die sie betreffende neueste Kontroverse gemacht haben, bringen wir heute das wohlgelungene Faksimile aus einer Handschrift der

Übersetzung
Luthers selbst.

Das selbe ist
in einem Hoch-
quartbande

der Berliner
Universitäts-
bibliothek ent-
nommen, wel-
cher sechs

verschiedene
Nummern in
sich vereinigt.

Die erste
Handschrift

enthält die la-
teinischen An-
merkungen

Luthers zum
fünften Buche
Mose; Nr. 2

bis 6 sind
eigenhändige
Manuskripte

Luthers zu
seiner deut-
schen Bibel-
übersetzung,

von ihm selbst,
wie unsere Ab-
bildung zeigt,

mannigfach
mit roter Lin-
te korrigiert

und am Ran-
de in lateini-
scher und deut-
scher Sprache

mit Bemerkun-
gen versehen,
die augenscheinlich

bei einer spä-
teren Revision
mit späterer

Feder hinzu-
gefügt wor-
den sind. Diese

fünf Num-
mern enthal-
ten 2) das

Buch Hiob,
vollständig;

3) den Psal-
ter, unvoll-
ständig (Psalm 148; — Psalm 80, 9 ff.; Psalm 95, 6 u.);

4) die Sprüche Salomo, vollständig bis auf ein Blatt, worauf das 20. Kapitel vom 19. Verse und das 21. bis zum 16. Verse befindlich waren; 5) den Prediger Salomo, vollständig, und 6) das Hohe Lied Salomo, ebenfalls voll-
ständig. Die auf den Seiten befindlichen mit Rötel vermerkten Segenzeichen beweisen, daß die Handschriften dem Drucker wirklich zu Grunde gelegen haben.

Aus der dritten Nummer dieses Bandes stammt unser

Faksimile mit der Wiedergabe des 23. Psalms in Luthers Übersetzung; der Schluß des 22. und der Anfang des 24. Psalms befinden sich außerdem noch auf dem Blatte.

Mit Psalmen hat Luther bekanntlich sein großes Übersetzungswerk begonnen; die im Anfang des Jahres 1517 von ihm herausgegebenen „Sieben püsspsalm mit deutscher außlegung nach dem schriftlichen synne u.“ sind überhaupt die erste

Schrift, die

er selbst dem

Drucker über-
geben hat;

„eine Aus-
legung der

Bußpsalmen
in deutscher

Sprache: das
kündete von

vornherein
den Reforma-
tor und den

Mann des
Volkes an“,

sagt der Her-
ausgeber der
neuen kriti-
schen Gesamt-
ausgabe der

Werke Lu-
thers. Die

Psalmen ha-
ben Luther

auch sonst
wiederholt be-
schäftigt; wie

kein anderes
biblisches

Buch hat er
gerade den

Psalter wie-
der und wie-
der bearbei-
tet, so daß

einige Psal-
men in fünf-
und mehrfa-
cher Verände-
rung des deut-
schen Textes

von seiner
Hand vorlie-
gen. War ihm

doch, nach der
Vorrede von
1528, der

Psalter eine
„fein Enchi-
ridion oder

Handbuch“,
von dem er

sagen konnte:
„mich dünkt,
der heilige

Geist habe selbst wollen die Mühe auf sich nehmen und eine kurze Bibel und Exempelbuch von der ganzen Christenheit oder aller Heiligen zusammenbringen, auf daß, wer die ganze Biblia nicht lesen könnte, hätte hierin doch fast die ganze Summa verfaßt in ein klein Büchlein.“ Und in der Vorrede zu den Psalmen aus der letzten Bearbeitung von 1545 schrieb er: „Billig sollte ein jeder Christ, der beten und andächtig sein will, ihm den Psalter lassen sein Büchlein sein; und wohl gut wäre, daß ein jeglicher Christ denselben so

Erklärungstafel zu dem Blatt aus Luthers Psalmübersetzung auf S. 395.

[regnum dei]
der herr hat ein reich
Denn [das reich ist des herrn]
[volckern]
Und er ist ein herr unter den heyden
[Es] [haben] essen und betten an alle fetten auff erden. [Es] [tun] [sich]
beugen sich für ihm alle die him dem staub liegen [beugen]
und der [heißt] seyne seele nicht [beym] leben leßst
Ein same wird ihm dienen
[vom]
[dem] herrn wird man verkündigen zu kindeskind
Sie werden kommen und seine gerechtigkeit predigen
dem volck das geborn ist, das ers thut.

XXIII.

Ein Psalm David

D er herr ist mein hirtte
mir wird nichts mangeln (ministerium Domini [e]narratur?)
[Er hat mich lassen]

da viel gras steht
Er laßt mich weiden [hinn der wohnung des grases]
[furet] zum [aus] das mich [erquidet] erfullet ?
Und [muret] mich [am] wasser [guter ruge]?
[erquidet]

lassam ani-
mam reducit

Er [feret widder] mehne seele
[er] [furet] mich auff rechte[m psalm] umb seyns namens willen
Und ob ich schon wandert him finstern tal. furcht ich seyn ungluck
denn du bist bey mir

Dein stab und steden trosten mich
[fur] [gegen] [seynde]
Du bereitest mir eynen tisch [zu gegen] mehne[n] verfolgen
du machst mein heubt fett mit ole, [mein selch ist salt mit der
und schendest mir voll ein fette]

Gutts und barmherzicheit werden mir nachlaufen mein
leben lang

[bleiben] [die sene]
und werde [wonen] him hause des herrn [so lange zeit]

XXIII.

Ein Psalm David

D ie erde
[as land] ist des herrn und was drynnen ist
der erdboden und wer drynnen wonet

Erklärung: Die deutsche Glosse rechts vom ersten Verse des XXIII. Psalms war nicht zu entziffern. — Wohnung des Grases — wörtlich nach dem Hebräischen; „in habitaculis herbosis“ hat Luther selbst in seiner lateinischen Psalmauslegung (Erlanger Ausgabe tom. XVII S. 204). — ruge = ruhe. — erfullet = kühl macht, erfrischt; in Grimms Lexikon wird es nur als intransitiv gebraucht erwähnt; die Psalmausgabe von 1528 hat: „erfullet“. — feret widder — wörtlich nach dem Hebräischen; vulgata: convertit; — fette = Fettigkeit, wie in Jesaja 10, 27.

Geist habe selbst wollen die Mühe auf sich nehmen und eine kurze Bibel und Exempelbuch von der ganzen Christenheit oder aller Heiligen zusammenbringen, auf daß, wer die ganze Biblia nicht lesen könnte, hätte hierin doch fast die ganze Summa verfaßt in ein klein Büchlein.“ Und in der Vorrede zu den Psalmen aus der letzten Bearbeitung von 1545 schrieb er: „Billig sollte ein jeder Christ, der beten und andächtig sein will, ihm den Psalter lassen sein Büchlein sein; und wohl gut wäre, daß ein jeglicher Christ denselben so

der herr ^{schmiedet} mit eyn reych
 denn das ~~reych~~ ist des herren
 und er ist eyn herr unter den heyden
^{Leib} ~~er~~ essen und ^{Leib} ~~besten~~ an alle ^{hoffen} ~~hoffen~~ auff erder ^{aus dem} ~~aus dem~~ bringen
 bringen fast für yhem alle der yhem dinstzeit liegen
 und der holt steyn stehe nicht liegen leben ist.
 byn sonne wird yhem dinsten
^{dem} ~~dem~~ herren wird man verführen zu Ende und
 der werden steyn und steyn geschickte freiden
 dem wolt das geboren ist, das ers thut

^{XXIII}
 byn psalm David

er herr ist mein hirt
 mir wirt nichts mangeln
^{da} ~~da~~ ^{von} ~~von ^{gras} ~~gras~~
 er leyt mich weiden ^{da} ~~da~~ ^{von} ~~von ^{gras} ~~gras~~
 und ^{er} ~~er~~ ^{regiet} ~~regiet mich ^{das} ~~das~~ ^{weide} ~~weide~~ er laket
^{er} ~~er~~ ^{regiet} ~~regiet mich ^{das} ~~das~~ ^{weide} ~~weide~~ er laket
 er furet mich auf rechtien pfad ^{er} ~~er~~ ^{weide} ~~weide~~ er laket
 Und ob ich schon vermerke ym finstern thal. fürcht ich dem angest
 denn du bist bey mir
 dein stoch und stoch trosten mich
 du bringst mich eyne icht zu ^{dein} ~~dein~~ ^{stoch} ~~stoch~~ ^{trosten} ~~trosten~~
 du machst mich breiter stie mit dir, ^{und} ~~und~~ ^{stoch} ~~stoch~~ ^{trosten} ~~trosten~~
 gottes und barmherzikeit werden mich ^{und} ~~und~~ ^{stoch} ~~stoch~~ ^{trosten} ~~trosten~~
 leben lang
 und werde ^{bleiben} ~~bleiben ^{zu} ~~zu ^{stoch} ~~stoch~~ ^{trosten} ~~trosten~~
 byn psalm David~~~~~~~~~~~~

er ist
 abtand ist des herren und rang drynnen ist
 der erdboden und rang drynnen

übete und so geläufig darinnen würde, daß er ihn von Wort zu Wort auswendig könnte. . . . Wer den Psalter und Vater-unser recht beten lernet, der hat wohl beten gelernt, weit über alle Gebete, sonderlich weil der Psalter nun von Gottes Gnade verständlich verdeutscht ist."

Noch ehe im Jahre 1524 der dritte Band der Übersetzung des Alten Testaments erschien, gab Luther den Psalter als besonderes Büchlein zum täglichen Gebrauch den Christen in die Hände. 1528 erschien eine neue Auflage, 1531 wiederum, 1534 das ganze Alte Testament. Und jedesmal wieder feilte Luther an dem deutschen Ausdruck, um, bei freier Behandlung des Buchstabens, seiner Sprache einen immer schöneren Wohlklang und echt deutsche Farbe zu geben. In der Nachschrift zum Psalter von 1531 heißt es: „Ob jemand klügeln wollte und fürgeben, wir hätten den Psalter zu fern von den Worten gezogen, der sei bei sich selbst klug und laß uns diesen Psalter ungetadelt. Denn wir haben's wissentlich gethan und freilich alle Worte auf der Goldwage gehalten, und mit allem Fleiß und Treue verdeutschet, und sind auch gelehrter Leute genug dabei gewesen. Doch lassen wir unseren vorigen deutschen Psalter" (von 1524) „auch bleiben um derer willen, so da begehren zu sehen unser Exempel und Fußstapfen, wie man mit Dolmetschen näher und näher kommt. Denn der vorige Psalter ist an viel Orten dem Hebräischen näher und dem Deutschen ferner; dieser ist dem Deutschen näher und dem Hebräischen ferner." Und in dem Sendschreiben vom Dolmetschen (und Fürbitte der Heiligen), 1530, erklärte er: „ich hab mich deß geflissen in Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. . . . Ah, es ist das Dolmetschen nicht eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehöret dazu ein recht fromm, treu, fleißig, forchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübet Herz!"

Unser Facsimile bietet nun ein recht anschauliches „Exempel und Fußstapfen“, wie Luther mit Dolmetschen dem guten deutschen Ausdruck „näher und näher“ gekommen ist. Der ursprüngliche Entwurf enthält noch eine Reihe von Hebräismen, die sein Sprachgefühl wohl empfand und zu beseitigen suchte, deren letzte Spuren aber (für diesen Psalm) erst in der Ausgabe von 1531 verschwanden. Das Facsimile ist der von Luther zu seiner ersten Ausgabe der Psalmen von 1524 ausgearbeitete und für den Druck mit den roten Korrekturen versehene ursprüngliche Text. Die Randglossen mag er vor der letzten Korrektur, etwa beim erbaulichen Gebrauch für sich selbst, einmal hinzugefügt haben; wenigstens wird dies für die lateinischen Bemerkungen gelten, welche eine andere Feder als der Text verraten und zur Erklärung einer schwerer verständlichen Wendung in seinem deutschen Ausdruck dienen. Die Glosse rechts vom ersten Verse des 23. Psalms ist augenscheinlich deutsch, aber in ihrem zusammenhängenden Sinne mir nicht klar geworden. Die hier wiedergegebene Textgestalt behielt Luther auch in den weiteren Ausgaben seines Psalters bei, welche 1525 und 1528 erschienen. In der neuen Revision von 1531 kommt zuerst der Text unserer jetzigen Bibeln vor, den er auch in den Psalterdrucken, die bei seinen Lebzeiten noch erschienen 1533, 1534, 1535, 1538, 1541 (zwei Ausgaben, Quart und Oktav), 1542, 1544 (zwei Ausgaben mit Summarien von Luther), sowie in der letzten Ausgabe der ganzen Bibel von 1545 nicht wieder veränderte.

Bei seiner Übersetzung des 23. Psalms, auf deren Besprechung wir uns hier beschränken, haben ihm offenbar der zweite und fünfte Vers am meisten Mühe gemacht. Gleich beim ersten Ansätze gefiel ihm die perfektische Form des Zeitwortes nicht; er strich das Perfektum aus und fing eine neue Zeile im Präsens an. Die „Wohnung des Grajes“, eine Wendung, die er nicht etwa der alten lateinischen Übersetzung des Hieronymus verdankte (die Vulgata hat: in loco pascuae an der Stätte der Weide), behagte ihm bei erneuter Durchsicht auch nicht; er änderte mit roter Tinte hinein: „da viel

Gras steht“, wie im zweiten Versgliede für das „Wasser guter ruge“ ein „Wasser, das mich erulet“ gesetzt wurde. (Das zunächst bei der Revision geschriebene „erquide“ ward wieder ausgestrichen, da es im folgenden Verse für das steifere „er keret widder“ unentbehrlich erschien.) 1531 verwandelte Luther dann den ganzen Vers in die uns jetzt geläufige Form: „er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.“ Die in unserer Nachbildung stehende rote Korrektur für den unschönen ersten Entwurf: „mein Reich ist satt mit der Fette“ hat Luther als guten und bezeichnenden Ausdruck belassen: er „schenket mir voll ein“. Das etwas matte Schlußwort: „so lange Zeit“ ist in das nicht weniger matte und im Rhythmus des Verses noch ungelentere: „die Lenge“ verwandelt; jetzt hat die Lutherbibel korrekt und mit gutem Tonfall das vollklingende: „immerdar“. Und nun wurden nur noch zwei Änderungen über das in unserm Texte Gegebene hinzugefügt: statt des allzu drastischen „nachlaufen“ des 6. Verses das einfache: „folgen“, und im 5. Verse für das „fettmachen des Hauptes“ die edlere Form: „du salbst mein Haupt mit Öl“.

So haben wir hier ein handgreifliches Beispiel von der Sorgfalt und Unermüdlichkeit Luthers in der Herstellung eines guten deutschen Textes. Unter dem Schutze dieser allezeit bessernden, nachhelfenden, verschönernden und verdeutschenden Treue Luthers stehen jedenfalls auch die Bemühungen unserer Zeit, dem christlichen Volke eine lesbare, verständliche und in gutes Deutsch gefasste Bibel in die Hand zu geben. Als eine Warnungstafel aber, des „Guten“ in dieser Beziehung nicht zu viel zu thun, mögen hier noch ein paar Worte Luthers über seine eigne Arbeit aus dem bereits erwähnten „Sendschreiben vom Dolmetschen“ stehen: „Ihr mögt wohl sagen, daß ich das Neue Testament verdeutscht habe, auf mein bestes Vermögen und auf mein Gewissen; habe damit niemand gezwungen, daß er's lese, sondern frei gelassen, und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. Ist niemand verboten, ein bessers zu machen. Wer's nicht lesen will, der laß es liegen. Ich bitte und seire niemand drumb. Es ist mein Testament und meine Dolmetschung, und soll mein bleiben und sein. Habe ich drinnen etwa gefehlet, (das mir doch nicht bewußt und freilich ungern einen Buchstaben mutwilliglich wollte unrecht verdolmetschen), darüber will ich die Papisten nicht zu Richter leiden“ (die ihn darüber angegriffen hatten, daß er Röm. 3, 28 „allein durch den Glauben“ übersetzt habe, während das „allein“ im Griechischen nicht steht).

William Hogarth.

Von Adolf Rosenberg.

Die Sittenmalerei, das heißt jener Zweig der malerischen Darstellungskunst, welcher das Leben und Treiben der mittleren und niederen Volksklassen im Hause und in der Öffentlichkeit aufsucht, ist das kulturgeschichtliche Erzeugnis des germanischen Nordens. Niederländer und Deutsche sind die ersten Sitten- und Genremaler gewesen, in den Niederlanden ist dann während des XVII. Jahrhunderts das Sittenbild zur höchsten künstlerischen Vollendung ausgebildet, und heute ist die Überlegenheit auf diesem Gebiete der Kunst ein erfreuliches Besitztum der Deutschen. Die ersten Darstellungen des bürgerlichen Daseins entstanden in jenem Teil der Niederlande, welcher an Frankreich grenzt und dessen Bevölkerung stark mit romanischen Elementen durchsetzt ist. Hier herrschte die unbefangene Freude am Dasein vor und man sah das Ziel der Lebensklugheit darin, sich nicht mit Grillen zu plagen. Die Bewohner der östlichen Provinzen, welche die Notdurft des Lebens dem Meere abzurufen und auch im Binnenland allerlei harte Kämpfe mit den Bodenverhältnissen zu bestehen hatten, waren von vornherein ernster veranlagt als die prunkliebenden, Handel und gewerbliche Handarbeit betreibenden Flämänder. Sie moralisierten gern, sie betrachteten eine Schilderung bürgerlicher Vergnügungen als ein wirksames Moment, um die Leute vor Böllerei und verwandten Aus-



Das Hühnengesetz. Nach einer Radirung von William Hogarth.



Hogarth vor der Staffelei, die Muse des Lustspiels malend. Selbstbildnis.
Unten an der Staffelei lehnt seine Bergliederung der Schönheit.

schweifungen zu warnen. Die ältesten holländischen Genrebilder haben daher nur den Zweck von bildlichen Moralpredigten. Es muß gesagt werden, daß diese Moralpredigten ihren Zweck nicht erfüllten, und deshalb ließen die Künstler schließlich die Moral beiseite und malten die Dinge, die sie trotz besten Willens nicht ändern konnten, wie sie waren. Sie hielten sich streng an die Wirklichkeit und suchten ihre rein künstlerischen Neigungen dadurch zu befriedigen, daß sie das Kolorit zu einer noch nie zuvor erreichten Vielseitigkeit und Vollkommenheit ausbildeten und der Natur so nahe kamen, wie es einem Menschen nur möglich ist. Man war allmählich zu jener Höhe der Weltanschauung gelangt, von welcher aus gesehen sich das Gewimmel des Erdendaseins in eitel Humor auflöst. Das satirische Element, die absichtliche Karikatur war allmählich aus dem gemüthvollen Kreise hinausgedrängt worden.

Erst gegen Ende des XVII. Jahrhunderts wurde, noch weiter hinauf im Norden Europas, der Künstler geboren, der dem Sittenbilde wieder eine moralisierende oder satirische Tendenz geben sollte. Es ist William Hogarth, derjenige unter den englischen Malern, welcher in Deutschland am populärsten geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Die Verschiedenartigkeit des englischen Lebens von dem unsrigen hat die bildende Kunst Englands stets verhindert, in deutsche Empfindung und Gewöhnung einzudringen. Nur Hogarth bildet eine Ausnahme. Wir standen im vorigen Jahrhundert dem englischen Leben und der englischen Litteratur, namentlich der letzteren, ungleich näher als heute. Die englischen Romane und bürgerlichen Schauspiele drangen viel tiefer in unser Volksleben ein als gegenwärtig, weil wir damals der englischen Litteratur keine ebenbürtige eigene an die Seite zu



Die Zeit veräuchert ein Gemälde. Von William Hogarth.

setzen hatten. Lessing, Goethe und Schiller kamen erst zur Geltung, als Hogarth, der ebensogut zur Litteratur wie zur Malerei gehört, bereits gestorben war. Zur Stärkung der Popularität dieses englischen Künstlers trat noch ein sehr wichtiges Moment hinzu. Ein hervorragender Satiriker und ausgezeichnete Stilist, der Göttinger Universitätsprofessor Lichtenberg, welcher sich auf zwei Reisen in England mit dem dortigen Leben vertraut gemacht hatte, gab seit 1794 eine von Meigenhausen veranstaltete Nachbildung der Hogarth'schen Kupferstiche mit ausführlichen Erläuterungen heraus, in denen er seinen glänzenden Witz, seine große satirische Begabung nach allen Richtungen hin schillern und leuchten ließ. So sind für Deutschland Hogarth und Lichtenberg zwei unzertrennliche Persönlichkeiten geworden, und allmählich hat man es verlernt, zwischen dem Maler und dem Satiriker zu unterscheiden. Man weiß nicht mehr, ob Hogarth Lichtenberg oder Lichtenberg Hogarth im Gedächtnis der Gegenwart erhalten hat.

Immerhin ist der englische Künstler eine so merkwürdige und für seine Zeit charakteristische Persönlichkeit, daß man sich gern mit ihm beschäftigt, obwohl er uns mehr ein pathologisches und kulturgeschichtliches, als ein rein künstlerisches Interesse einflößt. Seine geschichtliche Bedeutung besteht einerseits darin, daß er ein Künstler von scharfem nationalen Gepräge ist, andererseits darin, daß er die ehrliche Absicht hatte, das schamlose Treiben, die Liederlichkeit und Verworfenheit seiner Zeitgenossen durch satirische Genrebilder zu geißeln und eine bessere Moral zu begründen. Daß er diese Absicht nicht erreichte, ist bei der Schwäche des menschlichen Geschlechts selbstverständlich und in diesem Falle um so erklärlicher, als Hogarth von den Schwächen, die er geißelte, selbst nicht frei war. Dabei war er keineswegs ein Heuchler: seine unbändige Laune trieb ihn dazu, alles Verwerfliche, was er bei anderen sah, an den Branger zu stellen, und er selbst geriet in den heftigsten Borna, sobald man ihm mit gleicher Münze heimzahlte. Es ist sogar die Vermutung nicht ausgeschlossen, daß der berühmte Satiriker den Keim zu seinem frühzeitigen Tode durch den übermäßigen Ärger gelegt hat, welchen ihm seine Gegner, die sich ebenfalls ihrer Haut wehrten, so gut sie konnten, in Zeitungsartikeln und Broschüren bereitet haben.

William Hogarth wurde am 10. Dezember 1697 in London als der Sohn eines Schullehrers, der nachmals Korrektor in einer Druderei wurde, geboren. Da sich das künstlerische Talent des Knaben frühzeitig auf dem üblichen Wege der Einzeichnungen von allerhand unnützen Darstellungen in die Schulhefte offenbarte, wogegen die Kunst der Rechtschreibung gründlich vernachlässigt wurde, schickte man den jungen Hogarth zu einem Silberschmied in die Lehre, wo er jedoch nicht die Verfertigung von kunstvollen Gefäßen erlernte, sondern Namenszüge, Wappen und Kronen in Löffel und Präsentierbretter eingravieren mußte. Er wurde also zum Graveur ausgebildet, und da sein künstlerischer Drang immer mehr wuchs, war vom Graveur bis zum Kupferstecher nur ein Schritt. Bei der Gravierung von Wappenschildern soll ihm die Lust zur Karikatur zuerst gekommen sein, indem er den „heraldischen Ungeheuern“, welche er zu gravieren hatte, menschliche Züge verlieh. Während dieser Lehrzeit kam sein Talent zur Satire auch noch insofern zum Ausbruch, als er mit seinen Lehrgenossen oft in Fehde geriet. Eine Narbe auf seiner Stirn, welche er sein lebenslang mit sich herumtrug, war ein Denktettel an diese Jugendzeit. Nachdem sie überstanden war, etablierte sich Hogarth selbständig als Kupferstecher. Es gelang ihm auch, Aufträge von Buchhändlern zu erhalten, und er arbeitete sich bald so hoch empor, daß er die Kunstschule eines sehr geachteten und gesuchten Malers, Sir James Thornhill, besuchen konnte. Nicht etwa, um sich als Kupferstecher weiter auszubilden. Darüber war dieses frühreife, seltene Genie längst hinaus. Er wollte bei dem berühmten Akademiker nur die technischen Hilfsmittel kennen lernen, um Bilder, wie Raffael, Michelangelo und Correggio zu malen. Diese drei waren gewissermaßen der Dorn in seinem Fleische, die Nägel zu seinem Sarge. Auch später, als er selbst schon ein berühmter Künstler war, konnte er es gar nicht fassen, daß man ein Bild von Correggio teurer bezahlte, als sechs von den seinigen.

Wenn ihm auch der Besuch der Thornhill-Academy künst-



Der Politiker. Von William Hogarth.

lerisch nicht viel nützte, so brachte er dem jungen Streber doch einen reellen Gewinn ein. Es gelang ihm, die Liebe der Tochter des Meisters zu erringen, und da letzterer seine Einwilligung verweigerte, so half sich Hogarth nach englischer Manier. Er entführte das junge Mädchen, heiratete es, und schließlich mußte der Schwiegervater gute Miene zum bösen Spiel machen, zumal Hogarth später auch Beweise von seiner Künstlerkraft ablegte, welche die Existenz des jungen Paares sicherten. Wie fast stets in solchen Fällen — wir erinnern nur an das Beispiel Gottfried Schadows — hat denn auch der Ruhm des Schwiegersohnes den des Schwiegervaters weit überstrahlt. Die Biographen erzählen, daß die auf so gewaltsame Weise zustande gekommene Ehe eine sehr glückliche gewesen sei. Indessen wird auch manches berichtet, was gegen Hogarths Solidität als Ehemann spricht. Die Schauspielerin Peg Woddington, eine nichts weniger als tugendhafte Person, wird als seine Geliebte bezeichnet, und er scheute sich nicht, die niedrigsten Branntweinschenken, Spielhöllen, übelberufene Häuser und andere Spelunken des Lasters zu besuchen, um darin seine Studien nach der Natur zu machen. Er scheute vor keinem Hindernis, vor keiner Unbequemlichkeit zurück, wenn es galt, eine interessante Physiognomie zu erfassen oder zu einer lohnenden Spekulation zu gelangen. Als der achtzig Jahre alte schottische Hochverräter Lord Lovat zur Hinrichtung geführt werden sollte, machte er unterwegs unter dem Vorgeben, plötzlich erkrankt zu sein, bei St. Alban Halt. Hogarth benutzte schnell diesen Aufschub, wußte sich bei dem Gefangenen Eingang zu verschaffen und malte in wenigen Sitzungen das Porträt des Greises, den der Humor bis zu seiner Todesstunde auf dem Schafott nicht verließ. Hogarth fertigte nach der Skizze schnell eine Radierung an, und zehn Tage lang mußte die Presse arbeiten, bis die Nachfrage nach dem Porträt des Gerichteten befriedigt war. Die Fähigkeit des Künstlers, gewissermaßen im Fluge Physiognomien in sein Gedächtnis aufzunehmen, oder auf einem Stück Papier flüchtig festzuhalten, war außerordentlich stark ausgebildet. Als er einmal im Gedränge sein Skizzenbuch nicht hervorholen konnte, zeichnete er die Physiognomie einer Persönlichkeit, welche ihn durch irgend eine Außerlichkeit gefesselt hatte, auf den Daumennagel seiner linken Hand mit solcher Ähnlichkeit, daß seine Freunde in Erstaunen gerieten.

Hogarth verdankt seine Ausbildung im wesentlichen sich selbst. Wenn irgend ein Vorbild auf ihn Einfluß gehabt hat, so waren es die geistvollen Radierungen des Flämänders Callot, welcher ebenfalls bereits die Gebrechen seiner Zeit geißelte. Aber die Zuthat des satirischen, des humoristischen, ja des grotesken Elementes ist doch Hogarths alleiniges Verdienst. Daß es ihm mit seiner Absicht, die Menschheit zu bessern, heiliger Ernst gewesen ist, kann gar nicht bezweifelt werden. Seine satirischen Kupferstiche gegen das Hasardspiel, gegen die Branntweinpest u. führten wirklich dazu, daß einige Spielhöllen geschlossen und die Zahl der Schnapsläden verringert wurde. Nur vergriff er sich oft in der Wahl seiner Mittel. Er wollte den Teufel durch den Teufel austreiben und gab gewissen Darstellungen, so z. B. dem berühmten Cyklus „die Laufbahn einer Dirne“ einen küsternen Anstrich, der nicht wenig zu ihrem Erfolge beitrug. So fand diese Bilderreihe zwölftausend Abnehmer, und man muß leider sagen, daß sich die größere Zahl der Subskribenten mehr durch die Frivolität der Schilderung als durch die moralische Absicht des Künstlers bestechen ließ.

Die satirischen Pfeile Hogarths richteten sich aber nicht bloß gegen diese Mächte des menschlichen Daseins. Er suchte auch die nationalen Eigentümlichkeiten und Neigungen seiner Landsleute lächerlich zu machen, wofür der von uns abgebildete „Hahnenkampf“ ein bezeichnendes Beispiel bildet. Am höchsten erhob er sich aber in seinen politischen Satiren, in welchen er freilich auch seiner grotesken Laune am meisten die Bügel schießen ließ. Hogarth liebte es, einen Gedanken novellistisch oder dramatisch auszuspinnen, und einen solchen Cyklus zunächst in Öl zu malen und danach in Kupfer

zu stechen. So besteht das schon erwähnte „Leben einer Dirne“ aus sechs Blättern, die „Heirat nach der Mode“, Hogarths berühmtestes Werk, dessen Originalgemälde sich in der Nationalgalerie zu London befinden, ebenfalls aus sechs Nummern, das „Leben eines Lieberlichen“ aus acht Blättern und eine politische Satire „die Wahl eines Parlamentsmitgliedes“ aus vier Nummern. Mit großem Geschick verstand es Hogarth bei der Bearbeitung dieser Cyklen jedesmal den Höhepunkt einer Handlung herauszugreifen, so daß jedes Blatt für sich allein verständlich ist und keines in seiner drastischen Wirkung durch ein anderes beeinträchtigt wird. Jene Wahlgeschichte ist in vier Momente gegliedert, welche unter dem Titel „Der Wahlschmaus“, „die Parlamentswahl“, die Stimmenfammer“ und der „Triumphzug der Gewählten“ bekannt sind. Die Originalgemälde befinden sich im Soanemuseum zu London. Sie wurden damals von dem intimen Freunde Hogarths, dem Schauspieler David Garrick, welcher auch die poetische Grabchrift des Künstlers, leider in sehr schlechten Versen, verfaßt hat, für zweihundert Pfund gekauft. Als nach Garricks Tode sein Nachlaß versteigert wurde, erwarb sie Sir John Soane für den achtfachen Preis, für 1650 Pfund.

Jede Komposition Hogarths verlangt ein eingehendes Studium, weil der Künstler die Eigentümlichkeit hatte, nicht nur jedes Gemälde über und über mit Figuren vollzupropfen, sondern auch allegorische Anspielungen „hineinzugeheimnissen“, die sorgfältig aufgesucht sein wollen. So sieht man z. B. auf dem Gemälde „die Stimmenfammer“ rechts das Borderteil eines Fahrzeuges, welches aus dem englischen Löwen gebildet ist, der sich anschickt, die französische Lilie zu verschlingen. Im Hintergrund sitzt ein Mann auf einem Balken, an welchem das Wirtshauschild „Zur Krone“ herabhängt, und ist beschäftigt, den Balken zu zersägen, ohne dabei zu bedenken, daß auch er herabstürzen muß, sobald die Krone fällt. Die Franzosen waren der Gegenstand seines heftigsten politischen Hasses. Gegen sie sind auch die beiden Blätter „das Roastbeef von Alt-England“ und „das Thor von Calais“ gerichtet, welche von den Engländern für die besten Satiren Hogarths gehalten werden. Die Neigung zur Allegorie teilt Hogarth mit den meisten Künstlern seiner Zeit. Eine rein allegorische Komposition gibt unsere Abbildung „die Zeit beräuchert ein Gemälde“ wieder. Sie bedarf einiger Worte der Erläuterung. Nach Lichtenberg ist der Stich eine Satire auf die Altertümler, welche die alten Gemälde den modernen vorziehen. Ein schlechtes Bild soll dadurch gut gemacht werden, daß es der Gott der Zeit mit seiner Tabakspfeife anraucht. Da er es schon mit seiner Senfe durchstoßen hat, kann man über den Wert des Bildes nicht in Zweifel sein. Der Gott sitzt auf einer antiken Marmorfigur, deren Hand abgeschlagen ist, und neben ihm steht ein Gefäß mit Firnis (Varnish). Die griechische Inschrift oben am Rahmen bedeutet nach Lichtenberg: „Die Zeit hat mich gekrümmt, ein weiser Künstler, nur was er schafft, ermattet unter seiner Hand.“

Mit dieser Satire gegen die alten Bilder machte Hogarth nur seinem tiefen Schmerze darüber Luft, daß einmal ein Bild von Correggio für 400 Pfund verkauft worden war, während er für die sechs Bilder des Cyklus „Heirat nach der Mode“ nur 160 Pfund erhalten hatte. Nicht zufrieden mit den großen Erfolgen, welche er durch seine Sittenbilder errang, suchte er die höchste Befriedigung seines Ehrgeizes darin, mythologische Bilder wie Correggio und religiöse Gemälde im Stile Rembrandts auszuführen. Obwohl alle diese Versuche überaus kläglich ausfielen, war er fest davon überzeugt, alle alten Meister durch diese trivialen und ordinären Malereien in den Schatten gestellt zu haben. „Die schwerste aller Künste“, sagt einer seiner Biographen, Beaumont-Newhall, „die Kunst der Selbsterkenntnis, ist ihm stets verschlossen geblieben.“ Ebenso unglücklich war sein Versuch, als Schriftsteller zu glänzen. Er gab unter dem Titel „Zergliederung der Schönheit“ eine Kunstlehre heraus, in welcher er die Behauptung aufstellte, daß das Geheimnis der Schönheit in der Wellen- oder Schlangenlinie enthalten sei. „Die menschliche

Gestalt", so begründet er seine Ansicht, „ist in ihren Bestandteilen bei weitem mehr als jeder andere Gegenstand in der Natur aus Schlangenlinien gebildet, was ein Beweis ihrer über alles andere erhabenen Schönheit, zugleich aber auch dafür ist, daß ihre Schönheit aus jenen Kurven hervorgeht.“ Hogarth war so stolz auf seine Entdeckung, daß er diese „Linie der Schönheit und Grazie“ auf der Palette auf seinem Selbstporträt anbrachte.

Der Künstler starb am 26. Oktober 1764 in London, wurde aber auf dem Kirchhofe in Chiswick bei London, wo er ein kleines Landhaus besaß, begraben. Seine Schrift, seine Historienbilder, seine Porträts werden allmählich der Vergessenheit anheimfallen, nicht so seine Sittengemälde, deren satirische und kulturgeschichtliche Bedeutung durch keine Wandlung des Zeitgeschmacks, durch keine ästhetische Kritik erschüttert werden kann.

Um familiärentisch.

Das evangelische Kirchengebäude.

Ein Ratgeber für Geistliche und Freunde kirchlicher Kunst, herausgegeben mit Vaurat Dr. Mothes in Leipzig und Architekt Prüfer in Berlin von Viktor Schulke, Professor der Theologie. Leipzig. Georg Böhm 1886. 139 S.

Es ist nur ein kleines Büchlein, das uns hier vorliegt; aber inhaltreicher, zweckmäßiger und brauchbarer werden wenige gefunden werden. Prof. Viktor Schulke, durch seine Forschungen auf dem Gebiete der christlichen Archäologie, namentlich durch sein vortreffliches Kataombenbuch (1882) vorteilhaft bekannt, hat sich mit zwei Fachmännern: Dr. Mothes, der schon mehrere schöne Kirchen gebaut, und dem Herausgeber des noch lange nicht genug geschätzten „Archivs für christliche Kunst“, Architekt Prüfer in Berlin, verbunden, um ein den praktischen Bedürfnissen der evangelischen Gemeinde in Bezug auf ihr Gotteshaus in jeder Beziehung entsprechendes Hilfsbuch zu schaffen, das in seiner Pfarrbibliothek fehlen sollte. Es ist unglaublich, welche Fülle von Stoff in diesen wenigen Bogen enthalten ist, und wofür alles der auf diesem Gebiete Fragende hier eine Antwort findet. Eine kurze Einleitung spricht sich zunächst über das Verhältnis des Christentums und der Kirche zur Kunst überhaupt aus. Man könnte fragen, ob der Verfasser — und das ist in allen nicht eigentlich technischen Abschnitten Dr. Schulke — mit Recht der Skulptur unter den Schwesternkünsten die innere Beziehung zum Christentum abspricht und in ihr den eigentlichen Grundgedanken der antiheldnischen Weltanschauung wiederfinden will. Michelangelo's Pietà z. B. oder Ghiberti's wunderbare Silberbibel in Erz an den Thoren der Florentiner Taufkapelle könnten ernstliche Bedenken gegen eine solche Behauptung erheben. Auch ist wohl nicht ganz passend, „die große griechisch-römische Kulturwelt als die Stätte der Geburt der christlichen Kirche“ zu bezeichnen (S. 3). Im übrigen billigen wir die Grundgedanken der kurzen Einleitung vollkommen.

Der erste Teil des Buches gibt nun auf S. 5—20 einen kurzen Überblick über die Geschichte des christlichen Kirchenbaues, welche an der Hand guter Illustrationen alles Wesentliche, das Verständnis der Entwidlung Bedingende vorführt. Ein zweiter Teil (S. 21 bis 30) gibt die Theorie des evangelischen Kirchengebäudes. Als die entscheidenden Punkte für den evangelischen Kirchenbau sind nach dem Verfasser festzuhalten: 1. die praktisch-liturgischen Bedürfnisse der Gemeinde, 2. der kirchliche Charakter des Gotteshauses, 3. die Wahrung des religiös-symbolischen Elementes im ganzen und einzelnen, 4. der Anschluß an die bisherige kirchliche Tradition. In Bezug auf den zu wählenden Stil scheidet Dr. Schulke von vornherein nicht nur den für den protestantischen Predigtgottesdienst ungeeigneten Kuppel- oder Zentralbau und die profan heidnische Renaissance aus, um sich für die ausschließliche Wahl zwischen Romanik oder Gotik zu entscheiden, sondern auch die altchristliche Basilika; er behauptet, daß in ihr „das religiös-symbolische Moment gar nicht, der kirchliche Charakter und die künstlerische Seite nur unvollkommen zu ihrem Rechte gelangen.“ Ob das wohl ganz richtig ist? Und ob nicht vielleicht, zumal für kleinere Gemeinden, ein auch mit geringeren Mitteln schmuckvoll herzustellender Basilikabau den Bedürfnissen völlig entsprechen kann? — zumal da bei dem gotischen wie bei dem romanischen Stile die Erzielung einer guten Aufsicht, wie mir der Oberbaurat Stüler einmal sagte, immer mehr oder weniger das Resultat des Zufalles bleibt? Die Potsdamer Friedenskirche, bekanntlich nach der römischen Basilika San Clemente gebaut, wahrlich doch gewiß den kirchlichen Charakter sowie das religiös-symbolische und künstlerische Moment!

In dem dritten Teile (S. 31—62) finden wir nun von der Hand des Baurates Mothes zusammengestellt einen wahren Schatz von praktischen Hinweisen über die technische Ausführung des Baues, zunächst in Bezug auf Grundanlage und Aufbau, dem sich dann ein ebenso vorzüglicher vierter Abschnitt, der längste von allen, S. 63—126, über die innere Ausstattung des evangelischen Kirchen-

gebäudes, an dem alle drei Herausgeber mitgearbeitet haben, anschließt. Hier ist geradezu nichts vergessen, was in Frage kommen kann, wenn eine evangelische Gemeinde eine Kirche bauen will. Eine reiche Auswahl von Grundrissen zu ein-, zwei- und dreischiffigen Bauten in romanischer und gotischer Form, sowie zwei mit großem Geschick und überraschender Raumbenutzung entworfene Tafeln von architektonischem Detail über den äußeren und inneren Aufbau in beiden Bauarten erleichtert die Entscheidung bei der Wahl, zumal der praktische Herr Baurat nicht unterlassen hat, genaue Verhältniszahlen für den Raumbedarf nach der Kopfzahl der Gemeinde, sowie eine Kostenberechnung für den Raummeter in Dorfkirchen und Kapellen (ohne Turm, mit Dachreiter, mit Turm) und in städtischen Kirchen (einfach, mit Turm, und etwas stattlicher) beizufügen. Für den inneren Ausbau und Schmuck, sowie für die kirchlichen Gerätschaften bieten die vortrefflichen Abbildungen des vierten Teiles durchweg gute und stilvolle Muster. Da finden sich Bemerkungen über den Fußboden, den Altar, das Kreuzifix (ein Kreuz ohne Körper möchte ich nicht mit Viktor Schulke gänzlich verwerfen, S. 83), die Altarleuchter, den Kelch, Ciborium und Abendmahlskannen, liturgische Bücher, Taufbecken und Taufgerät, Kanzel und Lesepult, Gestühle, Opferstock, Verstaßeln, Gedächtnistafeln, Beleuchtung, Orgel, Gloden zc. In der Kirche muß alles echt, gut und so viel als möglich stilvoll sein; was ich selbst in einer Gemeinde vorgefunden habe: gläserner Kelch, kupferne Patene, zinnerne Kanne und hölzerner Hostienschachtel, das soll und darf nicht in unserer Kirche vorkommen. Auch über die beste Heizung spricht sich Theod. Prüfer aus (S. 72); er entscheidet sich, bei Zentralheizung, für das Niederdrucksystem, wenn nicht die bequemeren und billigeren Gasöfen vorgezogen werden. — Ein letzter Teil (S. 127—132) beschäftigt sich noch mit dem äußerst wichtigen Kapitel der Restaurierung und Pflege der Kirchen und gibt wohlzu beachtende praktische Winke für Küster, Pfarrherr und Pfarrfrau, sowie für Gemeindefürsorge und Vertretung in Bezug auf den Zeitpunkt, die Art, die Ausdehnung und die Technik bei nötig werdenden Reparaturbauten. Den Schluß bildet endlich der Abdruck der Dresdener (1856) und der Eisenacher (1861) Regulative für den evangelischen Kirchenbau, so daß alles, was in das betreffende Gebiet einschlägt, in dem Büchlein bequem und handlich beisammen ist; wer weiteres begehrt, der findet auch die Spezialliteratur am Fuße der Seiten oder in besonderen Abschnitten angegeben. Kurz — Professor Schulke hat sich ein Verdienst erworben, daß er diese willkommene Publikation ins Werk gesetzt hat. Möge nun eine reichliche Benutzung der schönen Arbeit das fleißige und geschickte Autorentiumvirat für seine Mühe belohnen.

Leopold Witte.

Plutarch über das Petroleum.

Erst neuerdings ist man, wie es scheint, auf eine bisher nicht beachtete Bemerkung über das Vorkommen des Petroleums in der Lebensbeschreibung Alexanders des Großen von Plutarch aufmerksam geworden. Die Stelle lautet in möglichst wortgetreuer Übersetzung: . . . Und in dem Gebiete von Ekbatana wurde er (Alexander) besonders überrascht durch eine Feuerfäule, welche einer unerschöpflichen Quelle entströmte. Er bewunderte auch eine Flut von Naphta, die nicht weit davon so reichlich floß, daß sie einen See bildete. Naphta ist in vieler Beziehung ähnlich dem Erdpech, aber sie ist viel leichter entzündbar. Bevor noch eine Flamme dieselbe berührt, schon aus der Ferne fängt sie Feuer und oft entzündet sich dann die ganze umgebende Luft. Die Barbaren, welche dem Könige die leichte Entzündbarkeit des Stoffes zeigen wollten, begossen nachts mit einer nicht sehr großen Menge die Straße, welche nach seinem Hause führte, und indem sie sich am anderen Straßeneinde aufstellten, berührten sie mit ihren Fackeln den getränkten Boden. Die Flamme erfaßte denselben und augenblicklich stand die ganze Straße in Flammen.

Th. Schwarze.

Gesundheitsrat.

C. S. W. in S. „Someriana“ ist nichts weiter als Vogelknöterich, ein ganz allgemeines Unkraut, das in dem „Sibirien“ d. h. den abgelegenen Teilen jeder Großstadt gedeiht, also wohl auch vor der Thür des ehrenwerten Erfinders.

M. N. D. Ich ersuche höflichst um Angabe eines Mittels zur Beseitigung des lästigen Abschilfern's von harter Haut neben den Fingernägeln bei sonst wohlgepflegten Händen.

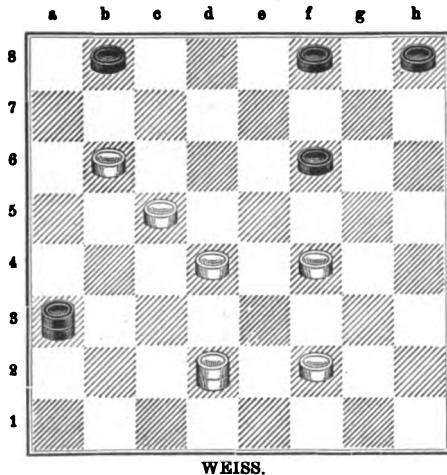
Dies Abschilfern pflegt einzutreten bei dem Gebrauch schlechter d. h. zu scharfer Toiletteseife. Da gute Seifen ja nicht zu den häufigen Dingen gehören, so empfehlen wir Ihnen den Gebrauch von „überfetteter flüssiger Glycerinseife“ oder einer andern nicht scharfen (wenn auch noch so wohl parfümierten) Seife; außerdem dürfen Sie das tägliche fleißige Zurückschrägen des Nagelsalzes mit einem kleinen beinernen Instrument nicht veräumen.

E. in Nettelt. Große verhärtete, jahrelang bestehende Mandeln, welche eine näselnde Sprache bedingen, müssen allerdings radikal entfernt werden. Üble Folgen hat die Operation nicht. Zu ihrer Ausführung bedarf es weiter keines Spezialisten, jeder Arzt, der überhaupt operiert, macht sie ohne weitere Vorbereitungen.

A. W. in D. Nennen Sie uns Ihre Adresse zu brieflicher Antwort.

In unserer Spielecke.

Damesspielaufgabe.



WEISS.
Weiß zieht und gewinnt.

1. Palindrom.

Aus den Buchstaben der Wörter „Auge“, „Bauer“, „Gerber“ einen aus vier Wörtern bestehenden Satz zu bilden, welcher vorwärts und rückwärts gelesen, gleich lautet. C. v. G.

2. Füllrätsel.

. a — . p r . c h — . a . h — r . c . . s
— . . r — . a i . . r — m . . d — h . .
t — b . . f — . h . — f . . m m . . —
n a . . n —
. . r — f . . i . t — . a . — m . . — d
. . . n . d . e . — . e . r n — . . n —
g . . g . n — . a t . . — . a b . . —
. . d — b . — h . — . r m . . — e
u . e . — n d — . n . — . n . c h . e f
. h n . — . e . d —
. n . — . e i . . — . e i . h . — g . .
t — . . r — . . n n — u . . — . c h .
— . s — . a . n . s — . l . e . d —
. . n n — b . . h . — . e i . — . l . d
— z u . — . i . f . n — . i . — . i e . —
o . n . r — f . . n . — f . . n . — a . e .
. . r — . a u . e . i . h . — e . b . f
. r . — . c h . — . h r — . c h . n . . t —
. u r . n — . d e .
. h r — f . i . n . n — . ü . p c h . n
— t . . t g . . — . c h . — a . f — u .
r — . i . c h . e f . c h . —
. c h — . r . g . — . a . h — d e . —
a . n . — . e . r . i . e . f . — . c h . —
e i . . m — . a . . — . i . h . —
(. a . . . e . o .)

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

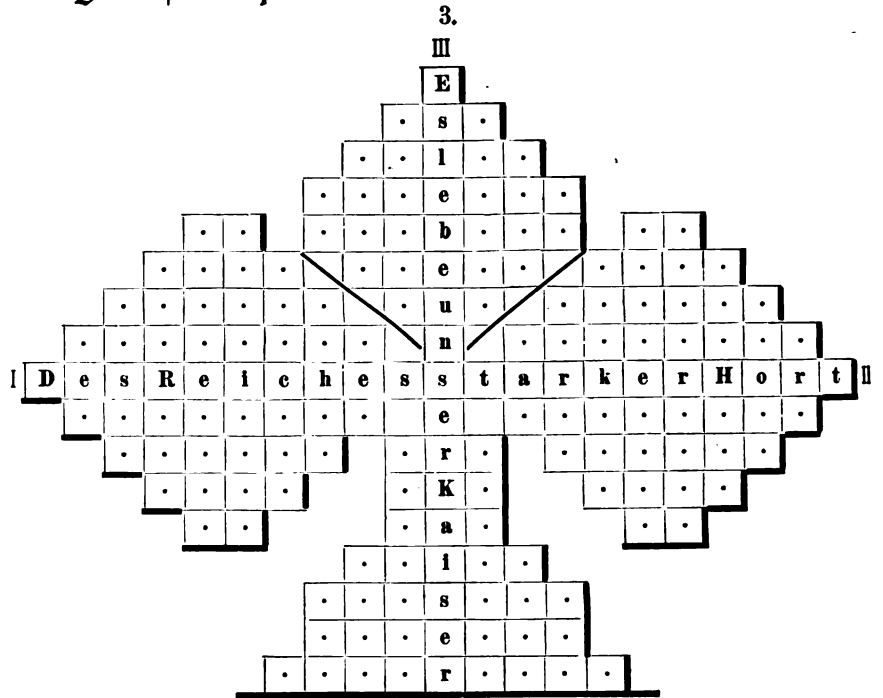
Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 24.

Bilderrätsel.

In Sommertagen rüste deinen Schlitten,
Und deinen Wagen in Winters Mitten.

Schachspielaufgabe.

1. Db3—f3 1. Se5—f3:
2. Se2—g3† 2. beliebig
3. Lb5—d3#



Nach dem obigen Muster, in welchem jeder Punkt einen Buchstaben bezeichnet, läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wortfigur bilden. In I und II sind die einzelnen Reihen von oben nach unten, in III und IV von links nach rechts zu lesen.

In I bezeichnen die acht Wörter, aber in anderer Reihenfolge, 1. einen großen Nebenfluß des Rhein, 2. ein deutsches Herzogtum, 3. einen Kirchenfürsten, 4. einen Ort an der Somme, denkwürdig durch einen Sieg der Deutschen im Jahre 1871, 5. einen alttestamentlichen männlichen Namen, 6. eine europäische Hauptstadt, 7. eine große Stadt in Italien, 8. einen Namen, welchen mehrere brandenburgische Kurfürsten geführt haben.

In II bezeichnen die acht Wörter, aber in anderer Reihenfolge, 1. eine preussische Provinz, 2. eine europäische Hauptstadt, 3. eine Goldmünze, 4. einen deutschen Dichter unsern Jahrhunderts, 5. eine französische Festung, 6. einen Schweizer Kanton, 7. eine Stadt in Westfalen, 8. einen allverehrten Monarchen.

In III bezeichnen die sechs Wörter, aber in anderer Reihenfolge, 1. eine löbliche Eigenschaft, 2. ein deutsches Schutzgebiet, 3. ein Heereszeichen, 4. einen jetzt regierenden König, 5. eine Himmelsgegend, 6. einen Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft.

In IV bezeichnen die sieben Wörter, aber in anderer Reihenfolge, 1. eine europäische Hauptstadt, 2. einen Vogel, 3. eine Stadt in Holland, 4. ein Mineral, 5. ein Grenzgebirge, 6. einen Teil eines Dramas, 7. einen fürstlichen Titel.

- A.
1. . . . 1. Kf5—g6
2. Df3—h5† 2. beliebig
3. S#

- B.
1. . . . 1. Sa4—c5
2. Se2—g3† 2. beliebig
3. D#

Hauptspiel.

1. . . . 1. Kf5—e6
2. Df3—d5† 2. beliebig
3. S oder L# (Andere Spielarten ähnlich.)

1. Zitatenträtsel.

Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

2. Bierfilbig.

Alma mater — Mama — Alter.

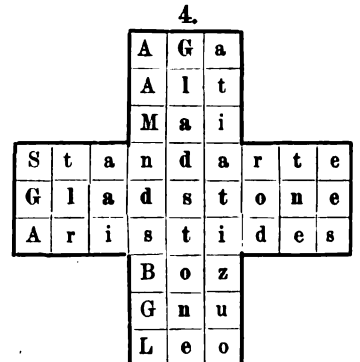
3. Rätsel. Schiller.

5. Dreißilbige Scharade. Rippenstoß.

6. Homonym. Stift.

7. Zweißilbige Scharade. Hausherr.

8. Dreißilbige Scharade. Himmelreich.



Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das zweite Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, die Bestellung auf das dritte Quartal (April bis Juni 1886) sofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Paßim-Expedition in Leipzig.

Inhalt: Sphing. Forts. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Das verkannte Genie. Nach dem Bilde. — Pauls Geburtstag. Von Hans Arnold. Schluß. — Luther als Bibelübersetzer. Mit einem Blatt von Luthers eigenhändiger Niederschrift des 23. Psalms. Von Leopold Witte. — William Hogarth. Mit vier Illustrationen. Von Adolf Rosenberg. — Am Familientisch: Das evangelische Kirchengebäude. — Plutarch über das Petroleum. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unterlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in Deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Roedig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Roedig.

Verlag der Paßim-Expedition (Wellsen & Alsting) in Leipzig. Druck von Julius Alstingh in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 27. März 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 26.

Sphing.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.

(Fortsetzung.)

Roberts trat zurück und seine Hand faßte unwillkürlich nach dem Geländer der Treppe. So hatte die bange Ahnung, die den ganzen Tag über gleich einem Alp auf seiner Brust gelegen, ihn doch nicht getäuscht!

„Es ist ein Vote hier, Fräulein Everett hat einen kleinen Unfall gehabt — mit dem Wagen — oben im Park.“

Susy schrie entsetzt auf.

„Hier ist ein Bettel, welchen Fräulein Abeline sendet und den ich sofort abliefern soll!“

Frau Everett griff mit bebender Hand nach den nur mit Bleistift flüchtig hingeworfenen, gar nicht kovertierten Zeilen. Sie lauteten:

„Liebe, süße Mama! Sei nicht böse, daß ich Euch einen solchen Schreck einjage — ich bin selbst darüber ganz untröstlich! Der Braune lief heute wie toll, und ich konnte die Bestie schließlich nicht mehr halten. Es ist ihm aber nichts passiert — nur der niedliche Wagen ist kaputt! Nun, ich bezahle den Schaden von meinem Toilettegelde. Thue mir nur die Liebe an und laß mich abholen! Ich liege hier am anderen Ende des Centralparks — dort, wo die Füchse sich gute Nacht sagen, in einer miserablen Spelunke. Im Winter bewahrt man hier wohl das Gartengeräte auf, vielleicht ist es auch der Eselstall! Verzeihe — verzeihe nur, liebe Mutter! Deine Abby ist manchmal etwas losbändig — und heute war ein Tag, an dem ich am liebsten mit samt dem Wagen direkt in den Fluß hineingefahren wäre oder — Auf Wiedersehen, so bald als möglich! Abeline.“

„Gott sei Dank!“ rief Westmooreland tief aufatmend. „Sie lebt und ist heil und gesund davon gekommen, das ist die Hauptsache!“

„Wo steht das aber, Allan?“ rief Susy, bleich und zitternd. „Müggiger! Sie liegt vielleicht mit zerbrochenen

Gliedern auf einem elenden Strohlager — meine süße, schöne Abby — und schrieb nur, um uns nicht noch mehr zu erschrecken, nichts davon!“

„Aber Susy! Sei doch nicht so schrecklich aufgeregt!“ meinte der Bräutigam. „Begreifst du denn nicht, daß ein Mensch, der in solchem Tone schreibt, nicht schwer verletzt sein kann! Diese Zeilen kennzeichnen unsere Abby wieder einmal so recht. Zuerst kommt der Braune, dann der Wagen — ihre Person ist Nebensache. Eine Schramme wird sie vielleicht davongetragen haben, aber gebrochen ist gewiß nichts! Was meinen Sie, Roberts?“ setzte Allan dann schalkhaft hinzu. „Wir wollen aber jetzt dafür sorgen, daß bei Zeiten einem Unglück vorgebeugt wird. Sie kommen doch mit, Henry? Ich fahre hinauf, um meine waghalsige Schwägerin zu holen. He?“

Der Angeredete warf nur einen kurzen, forschenden Blick hinüber zu der alten Dame. Was er in ihren klugen, thränen-schimmernden Augen las, war ganz geeignet, jedes Bedenken in ihm niederzukämpfen. Ein Leuchten flog über Henry Roberts' Stirn, als er entgegnete:

„Gewiß — wenn Sie glauben, daß meine unbedeutende Person dabei von Nutzen sein kann!“

„Schelm!“ raunte Westmooreland dem jungen Manne leise ins Ohr, indem er ihn unter den Arm faßte.

„Gut, Mama! Dann wird es das Beste sein, Sie lassen die Suppe noch einmal warm setzen, und die Herrschaften haben die Güte, sich eine Weile zu gedulden. In längstens dreiviertel Stunden sind wir zurück. Auf frohes Wiedersehen allerseits!“

Mit diesen Worten zog er Roberts eilig mit sich fort.

Es war zwar nicht gerade ein Eselstall, aber doch ein sehr primitives kleines Bauwerk, halb Schuppen, halb Hütte,

in dem Adeline Everett nach ihrem durch Gottes Hilfe noch gnädig abgelaufenen Unfälle zeitweilig Unterkunft gefunden hatte.

Einige Arbeiter waren dem, wie toll einherjagenden Pferde mit dem Reste des zierlichen Phaëtons begegnet und hatten das über und über schaumbedeckte, an allen Gliedern bebende Tier zum Stehen zu bringen vermocht. Da sie ein Unglück vermuteten, gingen sie der Wagenspur nach und fanden, vielleicht vierhundert Schritte entfernt, eine junge elegante Dame, an der Erde sitzend, die ihnen fröhlich zurief, daß sie dem Himmel danke, endlich Menschen zu sehen, welche ihr behülflich sein könnten, sich zu erheben. Sie habe sich beim Herauspringen aus dem Wagen den linken Fuß dermaßen verstaucht, daß es ihr unmöglich sei, allein auch nur einen Schritt vorwärts zu thun. Mit Hilfe eines alten freundlichen Mannes, der ihr in seinem breiten irischen Fargon Mut zusprach, gelang es dem jungen Mädchen endlich, jene Hütte zu erreichen. Der Alte zeigte sich auch sofort bereit, nach der neunundfünfzigsten Straße hinabzueilen, um den Thyrigen Nachricht zu bringen.

Adeline saß auf einem notdürftig aus Stroh und alten Decken zusammengestellten Ruhebette, in dunstiger, rauchiger Luft, inmitten alter Tonnen und Kisten, aber die Thüre stand weit offen, und durch dieselben drangen die goldig roten Strahlen der bereits im Sinken begriffenen Sonne.

War die Natur, in welche Adelines Auge hinausschaute, denn wirklich so zauberisch schön? War das erste, lichte Laub der Bäume und Sträucher stets so zart und grün, der Himmel im Frühling immer so tief und blau? — Oder schien es ihr nur heute so? Ja, was war denn eigentlich heute? — Das junge Herz klopfte plötzlich beängstigend wild. War das der Schreck über eine dreiste Schwalbe, die aus Versehen durch die Thüre in den düsteren Raum hineingeschossen kam und dicht an ihrem Kopfe vorbeislog? — Adeline war merkwürdig zu Mute. Statt traurig zu sein und sich Vorwürfe über ihren Unverstand und Leichtsinns zu machen, wurde es in ihrer Brust nicht still vor lauter närrischen, seligen Gedanken.

Der alte Arbeiter fand glücklicherweise einen Bleistift und ein weißes Blatt Papier in seinem abgegriffenen ledernen Taschenbuche, und Adeline konnte jene flüchtigen Worte nach Hause schreiben. Eine reichliche Stunde mußte jetzt wohl verfloßen sein, seit der Mann hinuntergefahren war. Die Pferdebahn brachte ihn doch sicherlich in dreißig bis fünfunddreißig Minuten bis zu der Wohnung ihrer Mutter.

Inzwischen hielten draußen vor dem Hüttchen zwei andere Leute den gemächlich grasenden Braunen, welchen Adeline durch den Rahmen der Thüre ebenfalls beobachten konnte. Das Pferd war doch ein böses Tier, dachte sie lächelnd.

Der jetzt hoch angeschwollene Knöchel, welchen sie mit ihrem Taschentuche fest umwunden hatte, brannte heftig. Vielleicht mußte sie nun viele Wochen lang das Zimmer hüten — wie dumm! Aber daß der Phaëton, Mamas Lieblingswägelchen, zerschmettert war, das schmerzte sie noch mehr. — Wer wohl kommen würde, sie zu erlösen — Susy? — Nein, aber Allan und einer der Diener kommen bestimmt. — Es war doch ein großer Segen, daß sie diesen Schwager besaß — sie hatte ja keinen Bruder — keinen Vater, der ihr und der Mutter ein Schutz — eine Stütze hätte sein können! — Aber Allan ging ja nun fort — und dann? — Adelines Gesicht war durch den Schrecken und alle diese wirren Gedanken recht bleich geworden, und die schönen Augen schauten sinnend hinaus in die Frühlingspracht des Parks.

Jetzt wurde es fast dunkel in dem kleinen Raume. Ein Mann trat — nein, ein Mann stand zögernd mit gebücktem Haupte in der niedrigen Thüre. — Aber das war doch nicht Westmooreland, der sich, durch das Dämmerlicht spähend, zu ihr hinüberbeugte. Diese dunkle Bodenfülle, dieses blasse, geistreiche Gesicht — diesen seit ihrer Rückkehr stets so kalt und sarkastisch lächelnden Mund — das alles kannte Adeline nur zu wohl.

— Ein Jubelruf klang dem Eintretenden entgegen: „Henry!“

O, was hatte sie gethan? Das Glück, die Freunde, ihn

zu sehen, ließen sie ganz vergessen, daß er ihr ja ein Fremder war.

Aber Adeline hatte nicht lange Zeit, über ihre Unbesonnenheit nachzudenken. Die Aussicht nach dem Parke wurde wieder frei; dafür lag aber eine jugendliche Männergestalt neben ihr am Boden, und Henry Roberts' Arme preßten sie in nicht mehr zurückdrängender Leidenschaft an seine Brust.

„Abdy, meine Abdy!“ flüsterte er. „Endlich rufst du mich — endlich darfst du kommen! Und nun wirst du mir auch gestehen, was ich seit seligen Wochen in deinen Augen gelesen habe! Abdy, ist nun alles gut? Willst du mir — mir ganz allein angehören?“

Er erstikte zwar die Antwort durch seine Küsse, aber er mußte doch wohl eine erhalten haben, denn er bog plötzlich das tieferglühende Mädchenantlitz etwas zurück, so daß das Licht darauf fiel, und sagte, wenngleich unter heftiger Erregung, lächelnd:

„Auch jetzt wäre ich noch nicht gekommen, hätte nicht das bedeutungsvolle ‚Oder‘ in deinen Zeilen mir heute die Pforten der irdischen Seligkeit erschlossen! Adeline, meinstest du damit wirklich...?“

— den Tod — oder leben mit dir, Henry!“ hauchten ihre glühenden Lippen, und sie preßte das teure, heißgeliebte Haupt an ihre zarte Brust, als ob sie es nie mehr freigeben könne.

„Aber du bist verwundet!“ rief Henry jetzt, indem er den vorgestreckten, mit dem Tuche umwundenen Fuß betrachtete.

„Flügelhahn — nichts weiter!“ war die in dem alten neckischen, alle Männer bezaubernden Tone gegebene Antwort. „Stuße du nur dem wilden Vogel die Schwingen vollends, Henry!“

Roberts wollte im Übermaß seiner Gefühle noch einmal vor ihr hinknien, da tönte aber eine kräftige Stimme an beider Ohr:

„Das sind ja schöne Dinge, Schwägerin Abdy! Und einen allerliebsten Winkel hast du dir ausgesucht — zum Empfange solcher Gäste! Das muß man sagen! Aber ich denke, du bist zufrieden mit dem, den ich dir mitgebracht habe. Nicht?“

„Allan!“

Es gelang dem jungen Mädchen endlich, sich zu erheben, und sie wankte nun, von des Geliebten Arm umfassen, dem Schwager entgegen.

„Allan! wußtest — ahntest du denn...?“ sie zögerte tief erröthend — „Warum hast du ihn denn mitgebracht?“

„Aus purem Erbarmen, Kind! Weil ich nicht wollte, daß zwei leidlich vernünftige Menschen an einem Spleen, wie er mir bei Amerikanern noch niemals vorgekommen ist, zu Grunde gehen sollten!“

Adeline drückte bewegt des Schwagers Hand.

„Susy wird dir für alles danken, Allan!“

„Gewiß! Dich, wilde Hummel, hätte ich mir auch niemals in mein altes verständiges England hinübernehmen mögen!“ versetzte Westmooreland lächelnd.

Henry Roberts hielt das schöne Mädchen fest umschlungen und wiederholte nur:

„Sie ist ja zahm geworden!“

Einige Minuten später saßen alle drei in dem Cab, welches die Herren nach dem Parke gebracht hatte. Westmooreland war so höflich, den beiden Liebenden den Rücksitz zu überlassen und bat nur darum, sich eine Zigarre anzuzünden zu dürfen. Der Qualm, welchen er um sich verbreitete, ließ ihn dann sein Gegenüber nicht sehen.

„Henry, ich habe dir auch eine Beichte abzulegen!“ flüsterte Adeline, das Köpfchen dicht an des Geliebten Schulter schmiegend. „In Berlin — du weißt noch nicht — aber ich habe dich stets geliebt, freilich ohne es zu wissen — bis ich endlich zur Besinnung kam! Soll ich dir...?“

„Nicht doch, mein Liebling. Ich weiß, daß du mein bist, und das ist mir genug!“ war die Antwort. — Allan, welcher große Ringel in die laue Abendluft paffte und deren

Flug mit Vergnügen verfolgte, hörte absolut nichts. — „Ich sagte dir ja schon früher einmal, Abby: ausländische Lederbissen verderben den Magen!“ Besinnst du dich noch darauf?“ Sie drückte seinen Arm und schwieg.

Frau Everetts Diner hatte an diesem denkwürdigen Abende durch das allzulange Wärmen doch den feinen Geschmack eingebüßt. Aber das bemerkte nur die Köchin. Die Herrschaft speiste heute ohne jedes Verständnis.

Seligen Blickes hing das Mutterauge an ihrer Jüngsten, deren thörichtes Herz nun endlich die treue Liebe desjenigen zu würdigen verstand, den sie der teuren Tochter seit Jahren bereits zum Schutz und Schirm erkoren hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Drüben in Hoboken im kleinen stillen Hause, in dem Rose einst lange einsame Monate hindurch des geliebten Gatten harrte, war es nun noch stiller und verlassen geworden.

Der Herr des Hauses war nur sehr selten daheim. Wenn Herbert auch bereits vor der letzten Reise sein Abschiedsgeßuch eingereicht hatte, so wartete er bis jetzt doch noch vergeblich auf dessen Bewilligung. Die Schiffsahrtsgesellschaft, für welche er segelte, wollte einen ihrer besten Kapitäne nicht so leichten Kaufes hergeben. Herbert war daher fast den ganzen Tag über auf seinem Dampfer beschäftigt, der einer gründlichen Reparatur bedurfte.

Herbert sah an jenem Morgen Rose und Mary das Haus verlassen und ließ es, stumm und ohne ein Glied zu rühren, geschehen. Als der Malaie dann, des Bornees seines Gebieters nicht gedenkend, mit glühendem Gesicht zu ihm stürzte und ihm berichtete, Frau Lee und Mary seien fort, erfolgte nur ernst und gefaßt die Entgegnung, er wisse das sehr wohl, wünsche aber über diesen Gegenstand kein Wort mehr zu hören. Er befahl dann die Fenster und Möbel in Roses Zimmern zu verhängen und die Thüren zu verschließen. Er selbst siedelte ganz in die untere Etage der Villa über. Der übrige Teil des Hauses blieb unbewohnt. Raki bemerkte einmal, daß der Kapitän sich spät abends, den Schlüssel in der Hand, nach oben begab. Was ihn wohl in jene öden Räume trieb?

Raki beantwortete übrigens die neugierigen und boshaften Auslassungen und Fragen der Köchin in seiner Weise. Er hatte sich eine lange Geschichte ausgedacht: Frau Lee sei nach ihrer Heimat berufen worden, um eine kolossale Erbschaft einzulassieren. Das habe keinen Aufschub geduldet, daher die schnelle Abreise. Der Kapitän und er würden ihr wohl folgen. Die alte Ellen glaubte merkwürdigerweise trotz ihrer sonstigen Schlaueit und ihrer feinen Spürnase diese allerdings mit dem unbefangenen Gesichte erzählte Fabel.

Herbert war jetzt viel bei seinem Bruder. Jakob Lee war nun längst aus dem Bett und das bisher so hagere Gesicht begann sich bereits ein Klein wenig zu runden. Der Ausdruck desselben, wie das klar und heiter schauende Auge trugen wohl ebenfalls dazu bei, sein Aussehen zu verbessern. Den Blicken des alten Arztes bot sich nun täglich ein reizendes Bild des häuslichen Glückes, wenn der Rekonvaleszent, umgeben von Weib und Kindern, den treubewährten Freund empfing. Und gerade zu einer solchen Stunde trat auch Herbert, nach dreivierteljähriger Trennung, dem Bruder gegenüber. Die Brüder sanken sich in stummer Rührung in die Arme, und Jakob rief tiefbewegt:

„Daß alles ruhen und vergessen sein, mein Herbert! Eine Hand, deren Walten und Wirken ich jetzt erst verstehen gelernt habe, ist über die rauhen, herben Saiten unserer Herzen hinweggeglitten. Jene trübe Zeit, in der wir uns zum erstenmale im Leben nicht verstanden, soll ausgelöscht sein aus unserm Gedächtnis. Ich selbst bin ein anderer geworden, Herbert!“

Ein anderer! O, wie schnitten diese Worte dem Seemann ins Herz. Zum Greise fast schien ihm der einst so jugendkräftige Mann verwandelt.

„Und nun, Herbert, da du gekommen bist, deinem — trotz alledem — treusten Freunde in alter Liebe die Hand zu reichen, nun“ — (Jakob stockte und zögerte einige Sekunden) — „nun bringe uns auch deine Frau — deine Rose! Nicht wahr, Lizza, sie soll uns willkommen sein?“

Frau Luisa nickte freundlich, aber der Kapitän stand, wie zur Bildsäule erstarrt, stumm und regungslos vor den Verwandten. Sollte er jetzt rufen: „O, Jakob, ich habe und besitze kein Weib mehr! Das, was du vor Monaten mir im Borne ins Gesicht geschleudert, hat sich gleich einem Fluche erfüllt.“ Nein, das vermochte Herbert nicht. Eine unüberwindliche Gewalt schnürte ihm die Kehle zu. Er konnte, durfte Rose nicht preisgeben — nicht in diesem schönen, stimmungsvollen Augenblicke — nicht jetzt, wo jener einst so maßlos stolze, unversöhnliche Mann — er, der Älteste der Lees, einen solchen Ausspruch that — wo auch die hochmütige Schwägerin ihm zugelächelt und des Gatten Wunsch bestätigt hatte!

Aller Schmerz, den der unglückliche, verlassene Mann seit Wochen durchkostet und zu überwinden gehabt hatte, faßte sich in einem einzigen schrecklichen Augenblicke zusammen. Diese Stunde war für Herbert die bitterste, die er je erlebt hatte.

„Ich danke euch — ihr seid sehr gütig!“ kam es endlich klanglos über seine Lippen, während die kräftige Hand über die von dicken Tropfen bedeckte Stirn fuhr. „Aber augenblicklich bin ich nicht imstande, eure herzliche Bitte zu erfüllen.“ Fast gewaltsam stieß er die Sätze hervor. „Meine — Frau ist . . .“ (o Himmel, was sollte er sagen — wo war sie — wo konnte sie sein?) — „ist zu ihrem Bruder nach Österreich gereist, welcher dringend nach ihrem Besuch verlangte.“

Da war es heraus — eine völlig aus der Luft gegriffene Lüge! Dazu also war es bereits gekommen, daß Herbert Lee, dessen offener Charakter alles, was mit Unwahrheit nur im entferntesten zusammenhing, verabscheute und haßte, wie die Sünde — daß er zu solchen Mitteln greifen mußte! — Eine dunkle Glut schoß dem Kapitän ins Gesicht. Aber weder Jakob Lee, noch seine Frau legten dieser Erregung und Befangenheit eine Bedeutung bei. War es nicht natürlich, daß der junge Ehemann schmerzlich davon berührt war, nachdem er selbst von langer Reise kaum zurückgekehrt, sein geliebtes, junges Weib so bald schon wieder hergeben zu müssen?

„So, so!“ sagte Jakob Lee, mit Bedauern das Haupt wiegend. „Du wirst sie natürlich in Kürze heimholen. Dir fällt eine solche Reise ja nicht schwer, Herbert! Umso mehr freue ich mich, dich vorher noch gesehen zu haben, mein Junge! Und wenn ihr wieder da seid — so weist du jetzt, daß wir Geschehenes und Gesprochenes gern vergessen machen möchten!“

„Jakob!“ stieß Herbert dumpf hervor.

Aber der Bruder, welcher den Arm um ihn geschlungen hatte und mit ihm im Zimmer langsam auf und ab wandelte, ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern plauderte weiter: daß er heute so fröhlich und guter Dinge wäre, wie seit lange nicht, und daß nur noch Herbert gefehlt hätte, um sein Glück vollkommen zu machen.

Schon nach einer Stunde brach der Kapitän auf, weil er sich außer Stande fühlte, jene ihm so schmachvoll dünkende Rolle den Geschwistern gegenüber weiter zu spielen, doch entließ Jakob Lee den Bruder nicht, ohne ihm das Versprechen abgenommen zu haben, sobald als möglich wiederzukommen.

Aus tiefster Brust aufatmend wandte Herbert hinaus. Es war das alles so wußt, Vergangenheit und Gegenwart versanken in der trostlosen Finsternis der Zukunft. Er hielt für einen Augenblick inne, um sich zu sammeln, ehe er die Straße betrat.

Das Vorzimmer, in dem er sich befand, stieß an das Arbeitszimmer des Hausherrn. Aus diesem kam ihm jetzt Amy Mansfield entgegen.

„Herbert!“ rief sie atemlos, indem sie die zarten Hände an die Brust drückte, „warten Sie einen Augenblick.“ Das liebliche Gesicht war sehr bleich; die Augen funkelten in unnatürlichem Glanze, und zwei brennend rote Flecken auf den

Wangen verrieten die fieberhafte Aufregung, in der sich das junge Mädchen befand.

Der Kapitän erschraf. Was war mit Amy vorgegangen? Hatte ein verstecktes inneres Leiden jene Veränderung — nein, jene Verheerung in den sanften Zügen hervorgebracht? Anderen, die sie täglich sahen, mochten diese Symptome nicht auffallen, denn sonst würde Luisa von ihnen gesprochen haben, er aber, der ihr seit Monaten zum erstenmal wieder begegnete — er war entsetzt.

„O, zürnen Sie mir nicht, Herbert“, bat Amy, „daß ich Sie jetzt erst begrüße! Ich freue mich ja so sehr, daß Sie zurück und hierher gekommen sind; aber ich wollte bei dem ersten Wiedersehen nicht stören. Ich saß indessen hier und hörte, als ich dann eintreten wollte, was Sie von Rose sprachen. Herbert!“ — sie ergriff hier seine beiden Hände — „daß, was Sie eben sagten, hat Gott Ihnen in den Mund gelegt. Rose ist in Wien bei ihrem Bruder!“

Der Seemann prallte zurück. „Ja, ja — auch in Roses Namen danke ich Ihnen, Herbert! Denn hier“ — Amy langte in die Tasche ihres Kleides — „hier, nehmen Sie das mit nach Hause — lesen Sie es, und — dann werden Sie wissen, was die Pflicht Ihnen gebietet — was Sie zu thun — zu sühnen haben! Glück auf den Weg, Herbert, lieber, lieber Herbert!“

Sie drückte ihm das Manuskript in die Hand, sah noch einmal mit warmem Blicke zu ihm empor und eilte dann hinaus.

Als Maki am Morgen nach des Kapitäns Besuche bei seinem Bruder in des Gebieters Schlafzimmer trat, fand er diesen zu seiner Verwunderung bereits angekleidet. Das Bett war unberührt.

Der ehrliche Bursche stutzte und schaute verstohlen zu dem Herrn hinüber, welcher kerzengrade, mit hocherhobenem Haupte, mitten in der Stube stand. Wunderbar — ganz wunderbar schauten heute diese, seit der Abreise der Frau sonst stets so finsternen Augen. Es leuchtete und flammte in ihnen fast wie damals, als er die schöne blonde Frau zum erstenmale in sein Haus führte.

„Maki!“ sagte der Kapitän, „packe meinen Koffer; in drei Tagen reisen wir! Aber nur meine Zivilsachen! Wir reisen zusammen — nach — Europa!“

Kein Laut, kein Freudenschrei drang über die Lippen des treuen Dieners, aber er preßte beide Hände vor das Gesicht, und Herbert Lee hörte, daß er schluchzte. — Und er selbst? — Sollte der Untergebene sehen, wie es auch über seine Wangen heiß und unaufhaltsam rollte und rieselte — wie die breite Brust kämpfte, weil sie all den Jubel, all das Glück nicht mehr zu tragen vermochte? — Er stürzte hinaus in den Garten.

„Hab ich es Ihnen nicht vorhergesagt, Ellen!“ rief Maki am Abend, als die Koffer bereits gepackt in der Halle standen, der dicken Köchin lustig zu, indem er sie stolz und überlegen anlächelte. „Ich kenne meinen Kapitän gut und weiß genau, was er denkt, auch wenn er den Mund nicht aufthut! Jetzt geht's hinüber, und wir...“

„— holen die Erbschaft!“ fiel sie ihm rasch ins Wort, während die Flügel ihrer langen Nase lüftern bebten.

„Natürlich — eine tolle Erbschaft! Und ich krieg' auch mein Teil! Na, Sie werden Augen machen, Ellen — Augen, sage ich Ihnen!“ — und Maki sprang wie besessen davon.

„Wann geht der nächste Schnellzug nach Baden?“ fragte ein großer, breitschultriger Herr in fashionablem Reiseanzuge, mit blondem, krausen Badenbarte und schönen, gebietend blickenden, blauen Augen, der im Wartesaale erster Klasse des Südbahnhofes in Wien auf und ab schritt.

„Euer Gnaden können gleich den nächsten Zug benutzen!“ entgegnete der Kellner. „Alle fünfzehn Minuten geht ein Zug nach Baden. Er wird gleich angezeigt werden. — Be-
fehlen Gnaden sonst noch etwas?“

Ein Gulden glitt aus den weißen wohlgepflegten Fingern in des Kellners Rechte, der sich in tiefen Bücklingen verneigte.

(Schluß folgt.)

Das Jubiläumsständchen.

Humoreske von Hermann Ferschke.

An einem vielbesungenen Flusse im mittleren Deutschland liegt das freundliche Residenzstädtchen Rudolfshausen, umrahmt von herrlichen Waldbergen und überragt von dem alten fürstlichen Residenzschlosse, der Rudolfsburg. Im Sommer wird das an der Touristenstraße belegene Städtchen von Luftschnappern und Durchreisenden überschwemmt, wodurch den Einwohnern nicht nur ein hübscher Verdienst erwächst, sondern auch in ihr einförmiges Leben eine sehr wünschenswerte Abwechslung gebracht wird. Hat sich aber mit Ende August der Strom der Sommerfremden allmählich verlaufen, dann übernimmt die alte Langeweile wiederum ihre seit langen Jahren konkurrenzlos ausgeübte Herrschaft. Am meisten aber langweilt sich Seine Durchlaucht der Fürst Gerhard Rudolf III. Höchsts selber — und das ist nur zu natürlich. Er ist seit lange Wittwer, sein einziger Sohn ist ebenfalls bereits gestorben, sein Neffe und Thronerbe hat, was ihm niemand verdenken wird, es vorgezogen, Offizier zu werden und steht als Rittmeister in Berlin. Der einzige Minister des Ländchens regiert mit einigen Räten so viel eben zu regieren ist und inkommodiert Serenissimus höchstens dann und wann mit einem kurzen Vortrag behufs Einholung einiger Unterschriften. Die Sorge um die ehemalige bewaffnete Macht des Ländchens hat schon seiner Zeit der Norddeutsche Bund und später das Deutsche Reich auf sich genommen — so ist denn Sr. Durchlaucht nur noch die Jagd übrig geblieben. Aber auch dieses fürstliche Vergnügen hat er nach und nach aufgeben müssen, da zunehmende Korpulenz und abnehmende Kräfte sich hindernd in den Weg stellten. So sitzt denn der alte Herr allein auf seinem großen, weitläufigen Schlosse, in welchem die ganze Einwohnerschaft des Städtchens ganz bequem Platz gehabt hätte, und langweilt sich. Gerhard Rudolf ist aber keineswegs, was eigentlich gar nicht wunder nehmen würde, ein mürrischer und verbrießlicher Herr, sondern im Gegenteile frohmütig und ein Freund guter und schlechter Wiße. Er liebt seine Unterthanen wahrhaft, teilt mit ihnen Freude und Leid und interessiert sich für alle und alles; am meisten natürlich für das, was in seiner kleinen Residenz passiert. Er kennt jedermann und verschmäht es nicht, bei seinen täglichen kleinen Promenaden die ihm Begegnenden anzureden und sich von ihnen alles mögliche erzählen zu lassen. Er vertieft sich dabei in die kleinsten Details des menschlichen Lebens im allgemeinen und seiner kleinstädtischen Residenzler im besonderen, läßt sich von einem alten Mütterchen erzählen, daß sie neulich zum fünftenmale Großmutter geworden sei und daß ihr Jüngster nächstens von den Soldaten loskommt und dann Schuhmacher Winnes älteste Tochter heiraten wird, hört mit Interesse die Auseinandersetzungen eines kleinen Ökonomen an, welcher über schlechte Zeiten klagt, droht einem paar Bengel, die sich eben prügeln wollen, mit dem Stock und nicht einem vorübergehenden hübschen Mädchen freundlich zu. Fürst Gerhard Rudolf läßt es übrigens nicht hierbei bewenden, und wenn er auch nicht jedem, der ihm etwas vorklagt, sofort mit offener Börse beispringt, so weiß er doch wirklicher Not rechtzeitig abzuhelpen und hat schon manchen braven, in unverschuldetes Unglück geratenen Bürger stillschweigend wieder auf die Beine gebracht. Dafür nennen ihn denn auch seine Unterthanen „unsere gute Durchlaucht“, und da das Volk heutzutage mit dergleichen Ehrentiteln nicht eben verschwenderisch ist, so dürfen wir wohl mit Recht annehmen, daß der Fürst denselben verdient hat.

Nachdem ich nun, wie es sich gehörte, dem geneigten Leser zuvörderst Se. Durchlaucht den Fürsten Gerhard Rudolf vorgestellt habe, beeile ich mich, denselben nunmehr mit der Hauptperson meiner kleinen, wahrhaften Geschichte bekannt zu machen und zwar mit dem Herrn Hofchirurgen Friedrich August Lebrecht Pöpke, Inhaber der Zivilverdienstmedaille am weißen Bande, Mitglied des Stadtrates, Ehrenmitglied des Krieger- und Militärvereins und Direktor des Armbrustschützenvereins. Wenn ich die sämtlichen Titel dieses hervor-



Weidenschälen. Thüringische Dorfszene. Gemalt von C. Geibel.

ragenden Mannes hier gleich angeführt habe, so will ich nur der Kürze wegen mich davon dispensieren, die Bedeutung des gedachten Herrn für Rudolfshausen und weitere Umgegend noch ausführlicher hervorheben zu müssen. Das Gesagte wird genügen, zumal wenn ich noch hinzufüge, daß Päpfe Faktotum und, wie er von sich selbst sagte, ein Freund des Fürsten war.

Herr Päpfe war ein hochangesehener Bürger der Stadt, sein Wort war ausschlaggebend im Stadtrat und seine Stellung zur Durchlaucht brachte es mit sich, daß er auch in den höheren Schichten der Rudolfshäuser Gesellschaft eine dieser Stellung angemessene Beachtung fand. Er ließ sich dadurch jedoch nicht beirren, blieb schlicht und einfach und nutzte seinen immerhin nicht unbedeutenden Einfluß auf den Fürsten weder zu seinen eigenen Gunsten, noch zu Gunsten seiner zahlreichen Schmeichler aus. Dies wußte der Fürst sehr genau und deshalb schätzte er seinen alten Jugendgespielen, den Sohn eines ehemaligen Schloßgärtners, um so höher.

Der Kammerdiener Serenissimi war zwar in allen Toilettenkünsten wohlverfahren, der hohe Herr jedoch nahm nur seinen alten Freund Päpfe in Anspruch. Dieser erschien jeden Morgen zur bestimmten Stunde, um Durchlaucht zu rasieren und andere Geheimnisse der Toilettenkunst an Hochdemselben auszuüben. Dabei wurde denn alles mögliche verhandelt, wobei Päpfe jederzeit mit Ernst seiner stillschweigend übernommenen Verpflichtung eingedenk war, den hohen Herrn über alles in der Stadt Vorgekommene auf dem Laufenden zu erhalten. Durchlaucht interessierte sich für alles, am meisten jedoch für irgend einen guten Witz, und konnte dabei herzlich lachen, wenn Päpfe in seiner drastischen Weise Vortrag hielt.

Eines schönen Morgens saß der Fürst wie gewöhnlich am Frühstückstisch und rauchte behaglich seine Meerschaumpfeife; pünktlich zur gewohnten Stunde trat Päpfe ein.

„Wünsche ganz gehorsamst guten Morgen, Durchlaucht — famos Wetter heute — gestatte mir, die erste Rose aus meinem Garten tiefergebenst zu überreichen“, rief der Hofchirurgus und traf die nötigen Vorbereitungen, um dem Fürsten den Bart abzunehmen.

„Mojen, Päpfe“, grüßte der Fürst freundlich wieder, „danke für die Rose — stelle sie mal da in das Glas und gieße Wasser drauf. Scheinst es ja heute wieder sehr eilig zu haben — was gibt's denn neues im Städtchen?“

„Wüßte nichts Besonderes heute zu vermelden, Durchlaucht“, rapportierte Päpfe — „Rudolfshausen rüftet sich zum Empfang der Sommergäste. Der Photograph Vinde will jetzt auch vermieten, läßt eine Stube neu tapezieren, die Frau Photographin kommt mit dem Wirtschaftsgelde nicht aus — na, uns kann's egal sein. Das Geld, das mir Durchlaucht für die alte Lorenzen gegeben haben, habe ich abgeliefert, läßt sich auch schönstens bedanken, hat geheult vor Freude. Die alte Johanne bei Sanitätsrats — Durchlaucht werden sie schon kennen — sie hat früher rote Haare gehabt und ist die Tochter von dem verstorbenen Parkwächter Böhnke — wissen Sie noch, Durchlaucht, der uns dazumal abfaßte, als wir über das Wildgatter kletterten und uns die Hosen zerrissen — feiert morgen ihr fünfundsingzigjähriges Dienstjubiläum.“

„Soso, Päpfe, ja, ich kenne die alte Fregatte ganz gut, war früher ein ganz passables Mädel“, sagte der Fürst. „Ja, der alte Böhnke, ihr Vater, war ein Teufelskerl, scherte sich den Kuckuck um meine Prinzlichkeit und berief sich nur immer auf seine Instruktion.“

„Instruktion, Durchlaucht, Instruktion, sagte er“, lachte Päpfe und der Fürst lachte mit.

„Dem alten Reß müßte man eine Freude machen, Päpfe“, meinte der Fürst. „Was meinst du, Päpfe? Fünfundsingzig Jahre bei der Frau Sanitätsrätin aushalten, ist 'ne Sache und Kriegsjahre zählen doppelt.“

„Durchlaucht können ihr ja eine Bibel schenken“, riet Päpfe und weckte das Rasiermesser eifrig.

„Geht nicht“, brummte Serenissimus, „hat sie gewiß schon lange — soll die Medaille haben für treue Dienste.“

„Die Kriegsmedaille?“ fragte Päpfe lachend.

„Eigentlich stände sie ihr zu — werde es besorgen“, lachte der Fürst. „Sonst kein Witz passiert, Päpfe? S'ist recht langweilig bei euch.“

„Noch nicht, Durchlaucht“, sagte Päpfe, „aber es soll einer passieren. Mir kommt eine große Idee, Durchlaucht — morgen früh berichte ich das weitere.“

Herr Päpfe hatte eine Idee und beeilte sich, dieselbe auszuführen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung im menschlichen Leben: je enger die Menschen nebeneinander wohnen und je mehr sie aufeinander angewiesen sind, desto mehr suchen sie einander das Leben sauer zu machen und befehlen sich ohne Unterlaß aus Selbstsucht, Überhebung, Neid und Eigensinn. Gerade in den kleinen Städten wird darin das Menschenmögliche geleistet. In Rudolfshausen wütete damals neben den sonstigen laufenden Fehden ein Sängerkrieg, der zwar mit dem ehemaligen Tanhäuserkrieg auf der Wartburg nicht die mindeste Ähnlichkeit hatte, in den betreffenden Kreisen jedoch große Aufregung hervorrief und mit großer Erbitterung der Parteien ausgefochten wurde. In dem Städtchen bestand nämlich seit mehr als fünfzig Jahren ein Gesangverein, zu welchem, wie das in der Natur der Sache liegt, Mitglieder aus allen Schichten der Bevölkerung gehörten, da man bei Aufnahme derselben mehr auf eine gute Stimme, als auf Vermögen, Stand und Rang sah. Nun gibt es allerwärts, und in kleinen Städten ganz besonders, Leute, die sich für etwas Besseres halten als ihre Mitbürger, selbst wenn es Unbefangenen noch so schwer wird, dieses Bessere herauszufinden. Man fühlt sich eben als ein höheres Wesen, stellt sich demnach höher, und wird nun diese Selbsterhöhung von andern stillschweigend anerkannt, so ist der Rangunterschied da, man weiß nicht wie. Dem Einen schließen sich andere Gleichgesinnte an, und die Sezession ist fertig. So war es auch in Rudolfshausen. Der Herr Kaufmann Färber hatte durch einige glückliche Spekulationen nach und nach ein schönes Vermögen erworben. Die Volksstimme wollte zwar behaupten, es sei dabei nicht immer reinlich und zweifelsohne zugegangen, es war das aber eine Behauptung, welche Herrn Färbers eigene Wertschätzung keineswegs beeinträchtigte und ihn nicht abhielt, sich für ein höheres Wesen seinen minderbegüterten Mitbürgern gegenüber zu halten. Herr Färber war zwar ein eifriger Sänger, aber der alte Gesangverein fing an, ihm zu gemischt vorzukommen, weshalb er schon längst darnach trachtete, die besseren Elemente desselben zum Austritt zu bestimmen und einen neuen Verein zu gründen. Das längst Angestrebte kam wirklich zur Ausführung, als der Gesangverein eines Abends einem achtbaren Mitbürger bei Gelegenheit seiner goldenen Hochzeit ein Ständchen gebracht hatte. Besagter Jubilar war ein schlichter Handwerker und Herr Färber, sowie sein geringer Anhang, erklärte, daß der Gesangverein nicht dazu da wäre, Straßenzugänge zu geben, er wolle sich nicht länger in dieser Weise entwürdigen lassen und erkläre hiermit seinen Austritt; sein Anhang folgte nach und gründete einen andern Verein, der sich unter dem stolzen Namen „Vieberhort“ ankündigte. Diese Sezession machte begreiflicherweise in der Stadt kein geringes Aufsehen und trug keineswegs dazu bei, den an und für sich schon unbeliebten Kaufmann Färber in der Achtung seiner Mitbürger zu heben, da man allseits mit Recht darüber erbittert war, daß dieser Gernegroß einen so alten Verein in seinem Bestande erschüttern wollte und einen ehrwürdigen und achtbaren Bürger, dem man eine wohlverdiente Ovation dargebracht hatte, durch derartige wegwerfende Redensarten kränkte und beleidigte. Am aufgebrachtsten darüber war unter anderen Herr Päpfe, teils weil er früher selbst ein eifriges aktives Mitglied des Gesangvereins gewesen war, teils weil er mit dem alten Jubilar in freundschaftlichem Verhältnis stand. Nun kam der Tag der Rache.

Päpfe eilte vom Schloß direkt zum Kaufmann Färber, welcher ebenfalls zu seinen Kunden gehörte, um seine Idee zur Ausführung zu bringen. Ein Barbier ist bekanntlich verpflichtet, seinen Kunden die Neuigkeiten der Stadt zu überbringen; selbstverständlich kam Päpfe dieser Verpflichtung täg-

lich gewissenhaft nach, und da er nicht verfehlte, dabei auch hier und da die Ansichten Serenissimi mit einzuflechten, so waren seine Geschichten und Mitteilungen natürlich von allgemeinem Interesse und selbst der stolze Herr Färber verschmähte es nicht, geeigneten Falles davon Notiz zu nehmen. Hierauf baute Pöppe seinen Plan. Als er den hohen Herrn gehörig eingeseift hatte, warf er die Bemerkung hin: „Der Sanitätsrat Pfeifer feiert auch heute ein Jubiläum.“ Färber biß sofort an.

„Der Sanitätsrat? Ein Jubiläum?“ fragte er neugierig. „Was für ein Jubiläum mag der wohl feiern?“

„Ich kann es wirklich nicht genau sagen“, entgegnete der verschmitzte Barbier. „Durchlaucht machte nur eine Andeutung und gab dabei zu verstehen, daß eine offizielle Feier weder in seinem, noch in des Sanitätsrats Sinne läge — Sie wissen ja, daß die beiden alten Herren ein öffentliches Schaugepränge nicht lieben — Durchlaucht würde es jedoch sicherlich sehr gern sehen, wenn seinem alten Leibbarzt sozusagen aus der Mitte der Bürgerschaft heraus eine kleine Aufmerksamkeit zu teil würde.“

„Etwa eine Serenade oder so etwas Ähnliches“, rief Herr Färber und ein großer Gedanke stieg in seiner ehrwürdigen Seele auf.

„Ganz recht, Herr Färber“, sagte Pöppe und nahm dem fertig Barbiereten mit einer Verbeugung die Serviette ab, „ich glaube, daß Durchlaucht sich darüber sehr freuen würde. Schade nur, daß niemand eine Ahnung davon hat, der Gesangsverein würde sich gewiß beeilen, dem Wunsche des Durchlauchtigsten nachzukommen.“

„Pöppe!“ rief Herr Färber und reichte dem alten Intriganten fordbial die Hand hin, „Pöppe, ich bin immer Ihr Freund gewesen, zeigen Sie nun auch, daß Sie der meinige sind. Der Gesangsverein darf davon nichts erfahren, und wenn Sie reinen Mund halten, wird er nichts erfahren. Ich bin stets ein loyaler Unterthan gewesen und will das auch heute beweisen. Serenissimus sollen sehen, daß jeder seiner Wünsche mir Befehl ist. Pöppe, nicht wahr, Sie schweigen?“

„Herr Färber“, beteuerte der alte Heuchler, „auch Ihre Wünsche sind mir Befehl: Ich schweige!“

„Dann haben wir gewonnen!“ jubelte Färber. „Ich trommele sofort den Wiederhört zusammen und wir bringen dem Sanitätsrat heute abend eine Ständchen, wie es in Rudolfshausen noch nicht dagewesen ist.“

„Das soll ein Wort sein, Herr Färber“, sagte Pöppe und schüttelte demselben die Hand. „Zeigen Sie nun mal Rudolfshausen, was Sie können.“

„Noch eins, Pöppe“, rief Herr Färber dem sich Entfernenden nach. „Haben Sie wirklich keine Ahnung, was für eine Art Jubiläum gefeiert wird? Man könnte sich doch dann mit den Gesangstücken besser einrichten — es muß doch etwas Passendes ausgewählt werden.“

„Darüber hat Durchlaucht allerdings keinerlei Andeutungen gemacht“, sagte Pöppe. „Es soll, wie gesagt, nichts in die Öffentlichkeit kommen, jedoch glaube ich annehmen zu dürfen, daß es sich um ein Dienstjubiläum handelt.“

„Das genügt, Pöppe, das genügt“, rief Herr Färber. „Ich sehe, Sie sind wirklich mein Freund und ich werde Ihnen das nicht vergessen. Adieu Pöppe.“

Während letzterer schmunzelnd und vor sich hin lachend seinen weiteren Geschäften nachlief, fest entschlossen, ganz gegen seine Gewohnheit, vorläufig zu schweigen und dem Geschick seinen Lauf zu lassen, warf sich der Herr Kaufmann Färber eiligst in seine Kleider, um sofort, wie er gesagt, die Trommel zu rühren und seine speziellen Sangesbrüder auf die Höhe der Situation zu schrauben. Heute mußte der große Wurf gelingen: Rudolfshausen sollte inne werden, was der Wiederhört zu leisten im Stande sei, der alte überständige Gesangsverein sollte endlich begreifen lernen, daß es doch eine andere Sache sei, wenn er, Färber, etwas in die Hand nimmt, und Serenissimus würde sich sicherlich dankbar bezeigen, wenn seinem alten Leibbarzt, der persona gratissima seiner Einsam-

keit, eine derartige Ovation gebracht würde. Das letzte Ziel seines Ehrgeizes, der Kommerzienrattitel, stand ihm vor Augen und beflügelte seine Schritte. Es bedurfte weder der Verebbarkeit des Demosthenes noch des Cicero, um die Mitglieder des Wiederhört für seine Idee zu gewinnen, das Schlagwort „Serenissimus wünscht es“ genügte vollkommen, um den notwendigen Enthusiasmus für die große Sache zu erregen und alle zu sofortiger Probe in dem Hinterzimmer des Gasthofes „Zum tapferen Ritter“ zu versammeln.

Der Sanitätsrat wohnte am Anger, einem großen von vielen Restaurations- und Gartenlokalen eingerahmten Platz, der auf einer Seite offen ist und von der längs des Flusses sich hinziehenden Promenade begrenzt wird. Dieser hübsche mit Anlagen versehene Platz dient den Bewohnern der Stadt und auch den im Sommer anwesenden Fremden namentlich des Abends als angenehmer Aufenthaltsort. Obwohl nun letztere noch nicht eingetroffen waren, hatten sich am Abend die umliegenden Restaurationslokale frühzeitig mit Gästen gefüllt und ortskundige Augen machten die stillschweigende Bemerkung, daß namentlich die zahlreichen Mitglieder des Gesangsvereins sämtlich gegenwärtig waren. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese auffallende Erscheinung auf eine gewisse Thätigkeit Pöppes zurückzuführen sucht. Man wartete offenbar auf irgend ein Ereignis, welches in die Erscheinung treten sollte, obwohl niemand recht wußte, um was es sich eigentlich handelte. Man wartete und trank Bier dazu. Endlich wurde es Licht und zwar im wahren Sinne des Wortes. Von der Rudolfsstraße her bewegte sich ein von Stocklaternen beleuchteter kleiner Zug von Männern, umgeben von zahlreicher Straßenjugend, gegen den Anger hin. Im Ru hatten sich alle Wirtshäuser geleert und alles eilte dem Laternenzuge entgegen. Diesem Schritt der Herr Kaufmann Färber, angehan mit schwarzem Frack, weißer Weste und Halsbinde nebst glänzendem schwarzem Cylinderhut, stolz voran, ihm folgten seine sieben Sangesbrüder, ebenfalls in Gala. Ein allgemeines „Ah“ der sich mehr und mehr ansammelnden Menge diente Herrn Färber zur nicht geringen Befriedigung, er küßte leicht den Hut und in seinen Mienen lag ein Ausdruck großer Genugthuung. Vor dem Hause des Sanitätsrats angekommen, gruppierten sich die Sänger nach den Stimmen hinter den Laternen — ein Feldherrnblick des Herrn Färber auf seine kleine, treue Schar, eine kurze energische Handbewegung und

„Dies ist der Tag des Herrn“

das alte schöne, immer gern gehörte Lied tönte in den stillen Abend hinein.

Der Sanitätsrat Pfeifer war ein alter, jovialer Herr, dem trotz seines so ernsten Berufes ein guter Witz über alles ging, weshalb er auch bei dem ähnlich veranlagten Fürsten in hoher Gunst stand. Daß der Merwelts-Pöppe auch hier bereits vorgearbeitet hatte, wird kaum einem Zweifel unterliegen. Als sich draußen der Gesang hören ließ, lachte der Sanitätsrat still vor sich hin, sein Lachen wurde jedoch laut und anhaltend, als das zweite Lied ertönte:

„Du bist wie eine Blume
So hold, so schön, so rein.“

„Na, das paßt ja vortrefflich“, rief er aus, „da will ich doch hinausgehen und dem Herrn Kommerzienrat in spe den Staat ein wenig stechen.“ Gesagt, gethan; das Lied war zu Ende und der Sanitätsrat trat vor die Thür, begrüßte die Sänger und sagte:

„Meine Herren, ich erlaube mir namens der Jubilarin, die eben abwesend ist — ich glaube, sie ist Wasserholen gegangen — (allgemeines Stutzen der Sänger, Herr Färber versärbt sich) Ihnen den besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit auszusprechen. Unsere Fette dient heute fünfundsiebenzig Jahre bei uns (Unruhe unter den Sängern, Herr Färber wird bald blaß, bald rot) und ist sie auch nicht mehr mit einer Blume zu vergleichen, so hat sie doch diese lange Reihe von Jahren in treuer Pflichterfüllung —“

Länger konnte der aus allen seinen Himmeln gestürzte Herr Färber nicht an sich halten, zumal aus der Mitte des

in großer Anzahl anwesenden Publikums sich recht schöne Bemerkungen und höhnische Zurufe hörbar machten.

„Herr Sanitätsrat“, sagte er mit vor Wut zitternder Stimme, „wir haben geglaubt, daß Sie ein Jubiläum feiern und wollten Ihnen eine Aufmerksamkeit erweisen, indessen —“

„Herr Färber“, unterbrach ihn lächelnd der Sanitätsrat, „es ist selbstverständlich, daß wenn unsere Fette ein derartiges Jubiläum begeht, wir dasselbe von Herzen mitfeiern, da wir die Nächsten dazu sind; die Aufmerksamkeit, welche Sie dem alten, braven Frauenzimmer erwiesen haben, trifft deshalb mich und meine Familie mit. Doch da kommt ja die Jubilarin und kann Ihnen selbst den wohlverdienten Dank abstatuen.“

Und in der That trat Fette mit der gefüllten Wasserbutte auf dem Rücken, offenbar sehr erstaunt, in den Kreis der Sänger.

„Liebe Fette“, sprach der Sanitätsrat mit angenommenem feierlichen Ernst, „die Herren Sänger des Liederhort haben in Erfahrung gebracht, daß du an dem heutigen Tage fünf- undzwanzig Jahre bei uns in Dienst stehst. In vollkommener, und ich kann sagen, gerechter Würdigung dieser seltenen That- sache und in Anerkennung deiner Treue und Anhänglichkeit hat der Sängerverein Liederhort dir soeben ein Ständchen gebracht und zwar durch eine Auswahl von Liedern, welche auf diesen Tag und deine Person ganz besonders Bezug nehmen (lautes Rachen im Publikum); ich hoffe, daß dir dieser Beweis ehrenvoller Anerkennung nahe geht.“

„Nu äben!“ hauchte die aufs äußerste gerührte Fette und versuchte, da man mit einer gefüllten Wasserbutte sehr vorsichtig umgehen muß, einen Knix zu machen, welcher Versuch jedoch die Folge hatte, daß das Wasser überschwappte und Herrn Färbers glänzenden Cylinder bespritzte.

„Sprich also“, fuhr der Sanitätsrat würdevoll fort, „diesen Herren deinen Dank aus.“

„Nu äben!“ schluchzte der gerührte alte Küchendragoner. „Und noch dazu der reiche Herr Färber!“ Neuer Knixversuch — schwupp — neuer Wassererguß über die ganze Sängerschar. — „Scheenen Dank ooch, meine Herren!“ Knix — schwupp — allgemeines Gelächter. Die ebenfalls pudelnasse Jubilarin verschwand mit dem übriggebliebenen Wasserrest in der Hausthüre, wohin sich der Sanitätsrat ebenfalls bereits zurückgezogen hatte, und die Sänger wollten nun gleichfalls den Rückzug antreten. Das ging aber so schnell nicht, denn die Menschenmenge war zu dicht und überall tauchten in derselben die schadenfrohen Gesichter der Gesangsvereinsmitglieder auf — nur Pöple, der irgendwo eine gedeckte Aufstellung genommen hatte, von der er alles mit ansehen konnte, wurde nicht gesehen.

Endlich ging man auseinander, die Zuschauer in sehr animierter Stimmung, die armen blamierten Sänger mit Wut im Herzen. Was in dem Innern des Herrn Kaufmann Färber vorging — wer wäre imstande, dies ausreichend zu schildern? Er, der große, exklusive Färber, der mit seinem kleinen Anhang nur deshalb aus dem Gesangsverein ausgeschieden war, weil derselbe einem einfachen Bürger ein Ständchen gebracht hatte, hat einem Dienstmädchen ein Ständchen gebracht und sich schauderhaft blamiert! Ha . . . Rache! Das war sein einziger Gedanke. Aber wer war der Anstifter dieses nichtswürdigen Komplottes? Sollte Pöple — sein Freund Pöple . . . ? Ja, niemand anders, als der intrigante Bartschaber war es! Na warte, Pöple!

So und ähnlich schrie die Stimme in seinem Innern, als er sich schlaflos in seinem Bett umherwälzte, aber, so sehr er sein Gehirn auch abmarterte, nirgends fand er eine Hand- habe, wo er den alten Verschwörer fassen konnte, der als Hof- chirurg Seiner Durchlaucht fest und unantastbar da stand und in der Bürgerschaft einen bei weitem größeren Anhang hatte, als er, Färber, selbst. Das eben ist der Fluch einer verkannten Größe, daß sie einsam zwischen der blöden Menge umher- wandelt!

Als Pöple am andern Morgen der Durchlaucht seine

Aufwartung machte, konnte er Hochdieselben mit dem ver- sprprochenen Wize dienen und der alte Herr lachte, daß ihm die Thränen über die gefurchten Backen liefen. Aber nicht nur er, die ganze Stadt lachte mit und freute sich, daß der stolze Färber sich mit seinem Liederhort so gründlich blamiert hatte.

In Frankreich pflegt man zu sagen, daß die Lächerlich- keit töte, nun bei uns macht sie auch gerade keinen Spaß. Die nächste Folge dieser Blamage war, daß der Liederhort sich schleunigst wieder auflöste und die sieben Anhänger des Herrn Färber diesen verließen und reuig zu dem alten Gesangs- verein zurückkehrten. Herr Färber aber, der unablässig auf Rache sann und von seiner einsamen Höhe auf den Pöbel herabblitzte, fand endlich ein Mittel, sich an Pöple zu rächen, er ließ sich einen Vollbart stehen und erklärte dem letzteren, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Als auch das auf niemand einen sonderlichen Eindruck machte, verkaufte er sein Geschäft und zog nach Berlin in der Voraussetzung und Überzeugung, daß man in einer großen Stadt große Männer besser zu würdigen wisse. Ob sich seine Voraussetzungen er- füllt haben, wissen wir nicht; in Rudolfshausen hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

Dom Märchen-Beckstein.

Nächst den Brüdern Grimm hat sich der thüringische Dichter Ludwig Beckstein am meisten um die Hebung und Ausmünzung des deutschen Märchen- und Sagenschatzes ver- dient gemacht. Als „Märchen-Beckstein“ wird er deshalb unter unserm Volke fortleben, wenn auch seine eigenen Dich- tungen, die jetzt bereits fast nur den Literaturhistorikern be- kannt sind, einst ganz vergessen sein sollten. Und doch hat Ludwig Beckstein manches Erfreuliche geschaffen, das auch heute noch Beachtung verdient und das ein Wort der Erinne- rung an ihn rechtfertigt.

Am 24. November 1801 zu Weimar geboren und früh verwaist, wurde Ludwig Beckstein von seinem Oheim, dem bekannten Ornithologen und Forstmann Johann Matthäus Beckstein, in Dreißigacker erzogen. Nachdem er das Lyceum in Meiningen absolviert hatte, erwählte er 1818 die Apotheker- kunst als Lebensberuf, wodurch die ihm angeborene und im Hause seines Oheims gepflegte Liebe zur Natur, namentlich zur Pflanzenwelt neue Nahrung fand. Frühzeitig erwachte in ihm der dichterische Trieb. Ohne seine Pflichten zu ver- nachlässigen, schrieb er in seinen Freistunden Gedichte und Erzählungen für verschiedene Zeitschriften, auch ließ er 1823 bereits ein selbständiges Buch erscheinen, die „Thüringischen Volksmärchen“, die ganz im Stil der Musäus'schen Märchen gehalten waren. Zehn Jahre war er als Pharmazeut thätig gewesen, als sein Landesherr, Herzog Bernhard zu Sachsen- Meiningen, durch seine „Sonettenkränze“ angesprochen, ihm im Jahre 1828 die Mittel zu einem dreijährigen Univer- sitätsstudium gewährte. Nachdem er in Leipzig und in München Philosophie, Geschichte, Literatur und Kunst studiert hatte, kehrte er nach seiner Heimat zurück, wo ihm der Herzog zunächst seine Kabinettsbibliothek anvertraute und ihn dann auch an der öffentlichen Bibliothek zu Meiningen als Biblio- thekar anstellte.

Im Jahre 1832 begründete Beckstein mit mehreren Gleichstrebenden den Hennebergischen altertumsforschenden Verein, dem er bis an sein Lebensende als Direktor vorstand und den er namentlich für die Lokalgeschichte ungemein wirk- sam zu machen verstand. Auch hat er selbst einige Schriften über die Geschichte seiner engeren Heimat veröffentlicht, welchen von Kennern wissenschaftlicher Wert beigegeben wird. Seine hervorragende Leistung auf diesem Gebiete ist die große Mo- nographie: „Geschichte und Gedichte des Minnesingers Otto von Botenlauben“, eines Grafen von Henneberg: ein Werk, das bei aller Berücksichtigung der politischen Geschichte und der Litteraturgeschichte unsers Volkes auch spezialhistorische und die engere Heimat betreffende Zwecke verfolgt. Freilich war er kein zünftiger Fachgelehrter, noch ein schulgemäßer Alter- tumsforscher. „Poesie und Wissenschaft“, sagt sein Sohn,

Professor Reinhold Bechstein, „trennte sich bei ihm niemals völlig. Sie durchdrangen, befruchteten, ergänzten sich wechselseitig in seinem Schaffen. — So beginnt er seinen thüringischen Sagenschatz, der doch sicher auch einen gelehrten Zwerd verfolgen sollte, mit einem Eingangsgedicht. — Seiner Eigenart war er sich wohl bewußt. Er selbst spricht es einmal aus: „Mir kommt es nicht in den Sinn ein gelehrter Mythen- und Sagenforscher sein zu wollen; meine Stellung ist die des volkstümlichen Sagensammlers und Sagen darstellers!“

Anderseits waren die meisten seiner Dichtungen von geschichtlichem Geiste erfüllt und durchdrungen, und ein Zug war ihnen allen gemeinsam: die Treue gegen die Überlieferung. So beruhen seine Romane: „Die Weissagung der Libussa“, „das tolle Jahr“, „Grumbach“ auf eingehenden gewissenhaften Studien, und in „Berthold der Student“ entwarf er ein lebensvolles und historisch treues Bild von der Entstehung und dem ersten Wirken der deutschen Burschenschaft. Seine größeren epischen Dichtungen: „Die Haimonskinder“ und „Jaufus“ (mit Konturen von Moritz von Schwind) schließen sich ziemlich genau dem Gange der alten Volksbücher an. Zu bedauern ist, daß die Leichtigkeit, mit welcher Bechstein die Form beherrschte, ihn verführte, zu viel und zu rasch zu schreiben. Seine in Sammlungen vereinigten Novellen umfassen allein zwölf Bände. Dazu kommen siebenundzwanzig Bände Romane, unter denen „die Fahrten eines Musikanten“ wohl am meisten Beifall errangen und verdienten. Auch im Drama hat er sich mehrfach versucht, aber nur ein Trauerspiel im Druck erscheinen lassen. Sein letztes und bedeutendstes episches Gedicht: „Thüringens Königshaus“ erschien erst nach seinem Tode. In allen diesen Dichtungen offenbart sich ein lebenswürdiges, gemüthvolles und gewandtes Talent, und ein frischer Hauch aus den heimatischen Wäldern und Bergen berührt uns darin ebenso wohlthuend wie die ungesuchte Einfachheit und Wahrhaftigkeit der Darstellung, die freilich den Mangel an Erfindung nicht zu ersetzen vermag.

Die ersten Ergebnisse seines Sammelfleißes legte er in dem Buche: „Der Sagenschatz und die Sagentreise des Thüringer Landes“ nieder. Nach Grimms Vorgange erzählt er darin die Sagen ohne dichterische Ausschmückung getreu nach den alten Berichten oder nach dem Munde des Volkes. Sehr bescheiden drückt er sich über sein Verhältnis zu den Brüdern Grimm aus. Er sagt: „Wenn ich selbst weit von der Annäherung entfernt bin zu glauben, ich könne in dem Sagengebiet auch nur ähnliches leisten, wie jene hochverdienten Männer, so erhebt und tröstet mich schon das Bewußtsein, Steine zum Bau getragen zu haben.“ Den Sagenforschern dient dieses Hauptwerk seines Lebens noch bis heute als Quelle, wie er denn auch die Genugthuung erlebte, daß dasselbe in Grimms Mythologie mehrfach erwähnt wurde. — Auf diese Sammlung folgte 1842 der „Sagenschatz des Frankenlandes“ und 1853 „das deutsche Sagenbuch“, welches tausend Sagen aus allen Teilen unsers Vaterlandes enthält. Dazwischen war 1845 sein „Deutsches Märchenbuch“, von Ludwig Richter reich illustriert, erschienen, welches seitdem fast alljährlich neu aufgelegt wurde (1883 in 34. Auflage). Durch das Märchenbuch wurde Bechsteins Name in die weitesten Kreise getragen. Ursprünglich wollte er übrigens damit auch der Wissenschaft dienen.

Die erste Ausgabe enthielt ein Vorwort, welches den Unterschied zwischen Sage, Märchen und Mythe darlegte, und unter den Titeln jedes einzelnen Stückes waren die Quellen, aus welchen er geschöpft hatte, genau bezeichnet. Auf Wunsch des Verlegers blieben aber das Vorwort und die Quellennachweise, die dem Buche einen zu gelehrten Anstrich gaben, von der zweiten Auflage an fort, und von nun an drang das Buch erst recht unter das Volk und namentlich in die Kinderwelt. Über die Erzählungsweise und über die Benutzung mündlicher Quellen spricht sich Bechstein im Vorworte aus. Er sagt:

„Der verschiedene Ton in der Erzählung ist von selbst bedingt durch die Stoffe; auch die Märchenblumen müssen verschiedene Farben haben. Hilfreiche Hand boten im Niederschreiben volkstümlicher Märchen meiner Heimat eine junge talentvolle Dichterin, Wilhelmine Mylius in Themar, dann der Dichter Ludwig Köhler aus Meiningen u. a.“ Sein Sohn, Reinhold Bechstein fügt in seiner Schrift: „Ludwig Bechstein in seinem wissenschaftlichen Wirken“, noch darüber hinzu: „Daß er die ihm mündlich und schriftlich mitgeteilten Märchen in eine bestimmte Form bringen und stilistisch genießbar machen mußte, versteht sich von selbst. Das ist aber auch alles, was er selbständig dem überlieferten Stoffe gegenüber als Herausgeber geschaffen hat. Hierauf ist besonders Gewicht zu legen, weil man nur zu häufig, und nicht bloß bei Kindern, der Anschauung begegnet, als habe Bechstein die Märchen „gemacht“, d. h. erfunden und gebichtet. Sein Verdienst, die Märchen nur gesammelt, ausgewählt und redigiert zu haben, ist darum kein minder großes. Ja gerade in ihrer Treue und Echtheit findet die Sammlung ihren inneren und zugleich ihren wissenschaftlichen und bleibenden Wert.“

Im Jahre 1856 erschien das „Neue deutsche Märchenbuch“, welches ebenfalls keine erfundenen, sondern nur solche Märchen enthielt, deren Stoffe er teils mündlicher Überlieferung, teils Schriftquellen entnom-



Ludwig Bechstein, geb. 1801, † 1860.

Ludwig Bechstein

men und selbständig bearbeitet hatte. Doch ist die Behandlung eine freiere als in der ersten Sammlung, und einige der Stoffe sind ganz und gar umgedichtet. Diese zweite Sammlung, die wissenschaftlich betrachtet einen niedrigeren Rang einnimmt als die erste, errang einen noch größeren buchhändlerischen Erfolg; in dreißig Jahren hat sie fünf und vierzig Auflagen erlebt.

Zum Schluß möge noch erwähnt werden, daß Beckstein nicht bloß auf Sammlung und Darstellung von Sagen und Märchen bedacht war, sondern daß er auch suchte über ihr Wesen, ihre Bedeutung und ihre Litteratur zu belehren. Wertvoll sind in dieser Beziehung insbesondere seine Abhandlung „über den ethischen Wert der deutschen Volksagen“ und sein größeres Werk: „Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes.“

Seit 1844 bei der Ordnung des Hennebergischen Gesamtarchivs beschäftigt, wurde er 1848 von den vier Teilhabern (Meiningen, Preußen, Weimar, Coburg) als gemeinschaftlicher Archivar angestellt. Aus dieser Thätigkeit, der er bis ans Ende seine Kräfte widmete, ohne sein Lieblingsgebiet das Märchen und die Sage zu vernachlässigen, wurde er durch den Tod am 14. Mai 1860 zu Meiningen herausgerissen.

R. R.

Ostern am 25. April.

Seit der Gregorianische Kalender überhaupt eingeführt ist, tritt erst zum drittenmale, und zwar im gegenwärtigen Jahre, der Fall ein, daß das Osterfest auf den 25. April fällt, das späteste Datum, mit welchem es überhaupt zusammenfallen kann. Das Gleiche ereignete sich zuletzt im Jahre 1734 und vor diesem im Jahre 1666. Bis die Menschheit ins neue Jahrtausend eintritt, wird derselbe Fall sich nur noch ein einziges Mal wiederholen, nämlich im Jahre 1943, und dann erst im Jahre 2038 wiederkehren. Das früheste Datum auf welches Ostern fallen kann, ist der 22. März und dies trat seit Einführung des gregorianischen Kalenders ein in den Jahren 1598, 1693, 1761 und 1818, wird sich aber erst im Jahre 2285 wiederholen. Die Schwankungen im Datum des Osterfestes umfassen fünf Wochen und die äußersten Grenzen werden durch den alten Spruch bezeichnet: Ostern fällt nicht vor dem Benediktustage und nicht nach dem Marzfasttage. Man muß es bedauern, daß das Osterfest und mit ihm eine ganze Reihe hervorragender Festtage nicht auf ein bestimmtes Kalenderdatum fixiert sind, sondern durch die Monate März und April hin und her schwanken, allein auf absehbare Zeit hinaus wird dies schwerlich geändert werden. Es dürfte deshalb nicht uninteressant sein, an dieser Stelle einiges über die Bestimmung des Ostertages zu sagen.

Die frühesten Christen, von jüdischer Abkunft, feierten ihr Osterfest gleichzeitig mit dem Passah der Juden am 14. des jüdischen Monats Nisan. Dies ist der Tag des ersten Vollmondes nach der Nachtgleiche des Frühlings und derselbe kann also auf jeden Wochentag fallen. Viele Christen der beiden ersten Jahrhunderte machten jedoch den zweiten Tag nach dem 14. Nisan zum Hauptfesttage, wieder andere feierten den Freitag nach dem ersten Frühlingsvollmonde. Erst das Konzilium zu Nicäa setzte fest, daß Ostern an einem und demselben Sonntage und zwar dem ersten nach dem ersten Frühlingsvollmonde zu feiern sei, und verbot nachdrücklich zugleich mit den Juden Passah zu halten. Als Frühlingsanfang nahm man den 21. März an und benutzte zur Bestimmung des Ostervollmondes die schon früher von dem Griechen Meton entdeckte Thatsache, daß nach je neunzehn Jahren die Vollmonde wieder auf denselben Jahrestag fallen. Aber nur sehr langsam wurde eine Einigung der abendländischen und morgenländischen Kirchen über den Tag des Osterfestes erzielt, so daß erst mit dem Ende des achten Jahrhunderts allgemeine Übereinstimmung herrschte. Dann begann sich aber, mit dem Ablauf der ferneren Jahrhunderte, immer klarer herauszustellen, daß die angenommene Osterberechnung ungenau sei und zwar sowohl weil die julianische Jahresrechnung fehlerhaft, als auch weil der neunzehnjährige Mondcyclus um noch anderthalb Stunden zu kurz war. Im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts betrug der Fehler des Kalenders bereits zehn Tage, der Tag der Frühlingsnachtgleiche war bereits auf den 11. März zurückgewichen, während man nach der Osterrechnung dafür den 21. März anjah. Ostern fiel also in Wirklichkeit immer später in den Frühlings hinein und man konnte leicht berechnen, in wieviel Jahrhunderten es völlig in den Sommer, ja in den Winter fallen werde. Deshalb unternahm Papst Gregor XIII seine berühmte Reform des Kalenders, deren geistiger Urheber aber der Kalabrese Luigi Lilio ist.

Man hätte zur Bestimmung des Datums des Ostertages die astronomische Berechnung des ersten Frühlingsvollmondes anwenden können, allein, einem alten Gebrauch folgend, behielt Lilio die sogenannte cyklische Bestimmung bei. Um diese verständlich zu machen und ihre Anwendung zu zeigen, muß ich einige calendariische Erläuterungen vorausschicken.

In der Kalenderrechnung bezeichnet man die einzelnen Tage des Jahres, vom 1. Januar ab, mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets, indem man bei jedem achten Tage wieder mit A beginnt, im Schaltjahre aber dem 24. und 25. Februar den nämlichen Buchstaben erteilt. In jedem Gemeinjahre haben alle Sonntage denselben Buchstaben, den man Sonntagsbuchstaben nennt; im Schaltjahre haben dagegen die Sonntage nach dem 25. Februar einen anderen Buchstaben als die vorhergehenden.

Im julianischen Kalender lehren die Sonntagsbuchstaben nach einer Periode von $4 \times 7 = 28$ Jahren in derselben Reihenfolge wieder und man nennt diese Periode den Sonnenzirkel. Das Geburtsjahr Christi gilt als zehntes Jahr des Sonnenzirkels und das achtundzwanzigste Jahr desselben hat den Sonntagsbuchstaben A. Um den Sonnenzirkel irgend eines Jahres nach Christo zu finden, hat man nur nötig, die Jahreszahl um 9 zu vermehren und die Summe durch 28 zu dividieren, der Rest ist der Sonnenzirkel. Den entsprechenden Sonntagsbuchstaben findet man dann aus der folgenden Tabelle:

| Sonnenzirkel | Sonntagsbuchstabe | Sonnenzirkel | Sonntagsbuchstabe |
|--------------|-------------------|--------------|-------------------|
| 1 | G F | 15 | C |
| 2 | E | 16 | B |
| 3 | D | 17 | A G |
| 4 | C | 18 | F |
| 5 | B A | 19 | E |
| 6 | G | 20 | D |
| 7 | F | 21 | C B |
| 8 | E | 22 | A |
| 9 | D C | 23 | G |
| 10 | B | 24 | F |
| 11 | A | 25 | E D |
| 12 | G | 26 | C |
| 13 | F E | 27 | B |
| 14 | D | 28 | A |

Für 1886 hat man als Sonnenzirkel 19 und daher als Sonntagsbuchstabe E. Doch ist dies der Sonntagsbuchstabe des julianischen Kalenders, der gregorianische ist (bis zum Jahre 1900) um fünf Stellen (Buchstaben) voraus, also für 1886 heißt er C. Bereits oben wurde des von Meton entdeckten neunzehnjährigen Mondzirkels gedacht; man nennt nun die Zahl, welche angibt, das wievielte Jahr irgend ein gegebenes Jahr in diesem Cyclus ist, die goldene Zahl. Man findet sie, indem man 1 zur Jahreszahl addiert und die Summe durch 19 dividiert, der Rest ist die goldene Zahl. Für 1886 heißt sie also 6. Hat man auch diese Zahl gefunden, so ergibt sich das Datum des Osterfestes innerhalb des Zeitraums von 1700 bis 1900 leicht aus der folgenden Tabelle, welche die sogenannte Obergrenze für jede der goldenen Zahlen enthält. Das Osterfest fällt stets auf den nächstfolgenden Sonntag nach dem Datum der Tabelle.

| Goldene Zahl | Obergrenze | Goldene Zahl | Obergrenze |
|--------------|-------------|--------------|-------------|
| 1 | 13. April E | 11 | 24. März F |
| 2 | 2. A | 12 | 12. April D |
| 3 | 22. März D | 13 | 1. G |
| 4 | 10. April B | 14 | 21. März C |
| 5 | 30. März E | 15 | 9. April A |
| 6 | 18. April C | 16 | 29. März D |
| 7 | 7. F | 17 | 17. April B |
| 8 | 27. März B | 18 | 6. E |
| 9 | 15. April G | 19 | 26. März A |
| 10 | 4. C | | |

Aus dieser Tabelle ersieht man, daß 1886, welches die goldene Zahl 6 hat, die Obergrenze der 18. April ist und das Fest auf den nächsten Sonntag fällt. Da nun der Sonntagsbuchstabe von 1886 C ist, so ist am 18. April Sonntag, das Osterfest also sieben Tage später oder am 25. April.

Wir wollen nun die obige Tabelle benutzen, um zur Probe das Datum des Osterfestes im Jahre 1811 zu bestimmen. Der Sonnenzirkel 1811 + 9 = 1820, für dieses Jahr ist gleich dem Reste von 28, also gleich Null

b. h. = 28. Der Sonntagsbuchstabe ist im julianischen Kalender = A, im gregorianischen = F. Die goldene Zahl ist gleich dem Reste von 1811 + 1 also = 7. Die Obergrenze ist also am 7. April und der

Wochenbuchstabe dieses Tages ist F, der Sonntagsbuchstabe ist auch F. Am 7. April 1811 war also Sonntag und das Osterfest fiel auf den folgenden Sonntag, den 14. April.

Dieses Beispiel wird genügen, um zu zeigen, wie einfach man mit Hilfe obiger Tabelle das Datum des Osterfestes im gegenwärtigen Jahrhundert bestimmen kann. Man sieht zugleich, daß Ostern am spätesten fallen wird in dem Jahre, welches die goldene Zahl 6 und den Sonntagsbuchstaben C hat, was im laufenden Jahre der Fall ist. Das früheste Osterfest fällt dagegen in die Jahre, welche die goldene Zahl 14 und den Sonntagsbuchstaben D haben.

Weiß man einmal das Datum des Ostertages, so findet man daraus sogleich auch die Monatsdaten aller davon abhängigen beweglichen Feste. Der Sonntag Septuagesimä fällt 63 Tage vor, der Pfingstsonntag 49 Tage nach Ostern. Acht Tage nach Pfingsten ist Trinitatisfest etc.

Die Beweglichkeit des Osterfestes ist ein altüberkommener Übelstand, der um so mehr beseitigt werden müßte, als die Beziehung des Overtages zum Vollmonde nichts anderes ist als eine Anlehnung an die jüdische Jahresrechnung, die auf dem Mondjahre beruht. Am besten wäre es wohl, das Osterfest ein für allemal innerhalb enger Grenzen zu fixieren, etwa durch die Bestimmung, daß dasselbe stets am ersten Sonntage nach der Frühlingsnachtgleiche gefeiert würde, gleichgültig ob der Mond scheint oder nicht.

Dr. Klein.

Die Arbeiterfrage in England.

Von B. A. Schleicher.

Die Handelskrise, unter welcher nach einer Periode der Überproduktion schon seit einigen Jahren fast die ganze zivilisierte Welt leidet, macht sich in England ganz besonders fühlbar, einestheils weil in England ein langjähriger außerordentlicher Nationalwohlstand hoch und niedrig übermäßige Anforderungen an das Leben zu stellen gewöhnt hat, andererseits aber auch, weil durch die Handelspolitik der Regierung ausländischer, besonders deutscher und amerikanischer Konkurrenz Thor und Thüre offen stehen. Seit etwa zehn Jahren krankt das Land an einer immer schlimmer werdenden kommerziellen Blutung: von Jahr zu Jahr nimmt die Ausfuhr ab, während die Einfuhr eine ebenso stetige Zunahme zeigt. In letzter Zeit sehen sich sogar die höheren Klassen gezwungen, ihre Ausgaben bedeutend einzuschränken; für die Arbeiter aber gestaltet sich dieses allmähliche Schwinden von Englands industriellem Prestige zu einer ernststen Lebensfrage. Seit 1876 sind die Löhne einmal um das andere herabgesetzt worden, und jetzt sehen sich in London allein zwischen dreißig- und vierzigtausend Arbeiter zu unfreiwilligem Müßiggang verurteilt. Unter den Eisenarbeitern im Norden Englands ist das Verhältnis ein noch ungünstigeres. Immer lauter und dringender wird der Ruf nach der Rückkehr zu einem mäßigen Schutzzolltarif. Im Verlaufe dieser Agitation hatte nun am 8. Februar das Komitee des Londoner Arbeitervereins eine „Massenversammlung“ nach dem imposanten Trafalgarplatz einberufen und besonders die beschäftigungslosen Arbeiter dazu eingeladen. Der Sozialdemokratenverein hörte von diesem Meeting und beschloß, bei dieser Gelegenheit aus der Not der Arbeiter Kapital für seine eigene Propaganda zu schlagen. Während die Schutzzollagitatoren den „Ausländer“ und die ausländische Konkurrenz denunzierten, langten sozialistische Wühler an Ort und Stelle an und begannen die nach vielen Tausenden zählende, hungrige Menschenmenge zu einer revolutionären Bewegung aufzustacheln. Ihre Worte fanden zwar bei den anständigen Arbeitern gar keinen Anklang, zündeten aber unter dem zahlreich vertretenen Proletariat. Nach dem Meeting durchzogen mehrere starke Rotten die Straßen des Westendes, zerbrachen fast alle Fenster, plünderten die Läden, zerschlugen Equipagen und beraubten und mißhandelten anständig gekleidete Fußgänger.

Die Zeitungsnachrichten über diese Ausläufe und die Zerstörung von Fabrikgebäuden durch aufgeregte Menschenmengen in Leicester und anderswo haben vielleicht bei vielen den Eindruck zurückgelassen, daß England am Vorabend einer Revolution stehe, die Einzelheiten dieser Unruhen beweisen aber vielmehr, daß für den Augenblick wenigstens solche Befürchtungen unbegründet sind. An den Ausläufen beteiligte sich nämlich nur das Proletariat, nicht aber die Arbeiter, und es wird allgemein berichtet, daß die Reden der Sozialisten auf dem Trafalgarplatz bei der Mehrzahl der Anwesenden nur Gelächter und gutmütige Belustigung hervorriefen. Die englischen Sozialistenführer sind meistens Enthusiasten aus den höheren Ständen oder — Deutsche. Wie wenig Anhang sie unter den Arbeitern haben, zeigte sich bei den jüngsten Parlamentswahlen, wo die einzigen sozialistischen Kandidaten in zwei fast ausschließlich von Arbeitern bewohnten Wahlbezirken, der eine nur siebenundzwanzig, der andere nur einunddreißig Stimmen erhielten. Der sprichwörtliche praktische Sinn des Engländer macht sich eben auch hier geltend und läßt ihn instinktiv die Unmöglichkeit des Sozialismus erkennen.

Außerdem wissen die Arbeiter Großbritanniens gar wohl, daß sie zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen und daher mit dem allgemeinen Stimmrecht, das sie ja jetzt fast haben, alle ihre Wünsche auf konstitutionellem Wege durchsetzen können. Eine Revolution wäre darum für sie kaum der Mühe wert. Ist doch der Geist der neuesten englischen Gesetzgebung der Geist der politischen Revolution.

Um das Wesen der sozialen Frage in England richtig zu würdigen, müssen wir auf die Stellung der englischen Arbeiter näher eingehen. Der Kern derselben sind die „artisans“ oder „mechanics“, die Fabrikarbeiter, welche sich auf einen „trade“, ein Handwerk oder einen Industriezweig verstehen. Dann gibt es noch die „labourers“ oder städtischen Tagelöhner, und die Landarbeiter oder „agricultural labourers“. Einen Bauernstand besitzt England nicht; auf dem Lande findet man nur Großgrundbesitzer, Großpächter und Landarbeiter, und da infolge amerikanischer Konkurrenz der Ackerbau hoffnungslos darniederliegt, strömen die letzteren jetzt scharenweise in die Städte und schließen sich den schon so wie so zu zahlreichen städtischen Tagelöhnern an. Trotzdem würde die materielle Lage des englischen Arbeiters eine sehr günstige sein, wenn er mit dem Seinigen ordentlich umzugehen verstünde. Der Landarbeiter erhält durchschnittlich 13 Mark wöchentlich bei freier Wohnung; die städtischen Tagelöhner bekommen 3 bis 4 Mark den Tag, und der Fabrikarbeiter verdient wöchentlich 40 bis 60 Mark. Dabei kostet das Pfund Weizenbrot etwa 10½ Pfenning, und die Kolonialwaren sind billiger als in Deutschland. Aber der britische Arbeiter ist daran gewöhnt, von der Hand in den Mund zu leben, und das gilt besonders von dem ungeschickten Arbeiter, der am wenigsten verdient. Hat er etwas, so ist ihm das Beste nicht gut genug, kommt aber schlechte Zeit oder Krankheit, so hungert er oder geht in das Armenhaus. Auch heiratet er oft mit sechzehn oder siebzehn Jahren und hat schon ehe er mündig wird mehrere Kinder und eine schmutzige unordentliche Frau, welche ihre Mädchenjahre als Fabrikarbeiterin verbracht hat und weder wirtschaften, noch nähen, stricken oder kochen kann. Dabei ist in London und den andern größeren Städten für die Behausung der Armen nur in höchst unzureichender Weise gesorgt. Der Tagelöhner, den seine Beschäftigung zwingt, im Innern der Stadt zu wohnen, zahlt 4 bis 6 Mark die Woche für eine einzige Kammer; und obwohl der industrielle Arbeiter sich meistens für dieselbe Summe ein Häuschen in einer der Vorstädte mieten kann, so ist doch auch sein Heim oft nichts weniger als gemütlich. Das frühe Heiraten, die Unfähigkeit der Frauen, ihre häuslichen Pflichten zu erfüllen, die Unwissenheit und Roheit, welche dem Arbeiter selbst jeden geistigen Genuß verschließt und ihn für seine Mußestunden auf die Freuden der Schnapschenke oder der faden und unsittlichen Musikhallen anweist, machen ihn nur zu leicht zu einem Opfer der Trunksucht. Nur wenn man weiß, welchen Umfang dieses Nationalflaster in England angenommen hat, und wie sehr sich die Trunksucht des Engländer an Intensität von der anderer Nationen unterscheidet, kann man den Temperenzvereinslern und der „Heilsarmee“ ihre Überspanntheiten zugute halten, selbst wenn man erkennt, daß sie die Sache am verkehrten Ende anfangen und für den wirklichen Grund des Übels gar kein Verständnis haben. Das Trinken des gemeinen Mannes in England hat etwas Tierisches. Der Deutsche trinkt der Heiterkeit und geistigen Anregung wegen, der Engländer um betrunken zu werden. Zu diesem Zwecke sind die berausenden Getränke möglichst stark. Daß es dem englischen Trinker auf Gemütlichkeit nicht ankommt, zeigt er dadurch, daß er sein Bier am Schenkisch stehend genießt. Der jährliche Konsum von geistigen Getränken beläuft sich auf 2800 Millionen Mark, oder 70 Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Es soll damit aber nicht gesagt sein, daß alle oder daß auch nur eine überwiegende Mehrzahl der englischen Arbeiter Trunkenbolde seien; es hat vielmehr seit der Einführung des Schulzwanges (1870) die Mäßigkeit besonders unter der jüngeren Generation so außerordentliche Fortschritte gemacht, daß während der letzten

Zeit die Spirituosensteuer einen jährlichen Minderertrag von 100 000 000 Mark ergibt. Die Unwissenheit und Roheit der niederen Klassen sind aber noch immer sehr groß. Sie spricht schon aus der Erscheinung der Leute. In keinem Lande begegnet man so vielen brutalen Gesichtern wie hier.

Sieht man am Sonntagmorgen Hunderte dieser Leute, die manchmal kaum dem Knabenalter entwachsen sind, ohne Respekt vor sich selbst oder anderen, die Hände in den Hosentaschen und die kurze Thonpfeife im Munde, mit schlaffer Körperhaltung und nichtsflegendem oder tierischem Gesichtsausdruck, gegen Laternenpfähle oder Wände gelehnt oder vor dem Bierhause umherlungern, so steigt einem Deutschen unwillkürlich der Wunsch auf, daß man sie in einen deutschen Soldatenrock stecken könnte, um ihnen Disziplin, Regsamkeit und eine stramme Haltung beizubringen. Ein starker Animalismus im Nationalcharakter, welcher bei den Gebildeten als frische Männlichkeit erscheint, zeigt sich hier als unversetzte Roheit. Diese Roheit findet einen noch unwürdigeren Ausdruck in der schlechten Behandlung, welcher die Frauen der niederen Klassen von seiten ihrer Männer ausgesetzt sind. Unter den besseren Klassen Englands hat die

Frau eine höhere Stellung, als in Deutschland; der typische englische Arbeiter aber betrachtet seine Frau als ein Stück Vieh und läßt die ganze Brutalität seiner Natur an ihr aus, stößt sie mit den Füßen, schlägt sie mit dem Schürreisen und denkt, er sei dabei vollständig in seinem Recht. Daß bei einer solchen entwürdigenden Stellung des weiblichen Geschlechts der sittliche Standpunkt des englischen Arbeiters ein sehr nied-

riger ist, würde sich von selbst verstehen, auch ohne die haarsträubenden Enthüllungen der „Pall Mall Gazette“, welche im vergangenen Sommer die schauerlichen Zustände in den unteren Schichten der englischen Großstädte zu öffentlicher Kenntnis brachten. In gewissen Kreisen der

städtischen Tagelöhner sind wilde Ehen fast die Regel, und die Kinder wachsen ohne Zucht und ohne Furcht vor Gott oder den Menschen heran. Zwar gibt es so viele Sonntagschulen, daß fast jeder Arbeiter als Kind eine solche besucht haben könnte; aber man muß leider sagen, daß die Sonntagschule, vielleicht aus Mangel an geeigneten Lehrkräften, ihre Aufgabe und die Hoffnungen, welche man einst auf sie setzte, nicht erfüllt hat. Die Arbeiterbevölkerung steht im ganzen und großen hier der Kirche und dem Christentume fremd, gleichgültig oder feindlich gegenüber. Zu diesem Resultate mag wohl auch die Exklusivität, welche bis vor einem Vierteljahrhundert die Geistlichkeit der Staatskirche kennzeichnete und sie stolz und kalt auf den gemeinen Mann herabbllicken ließ, beigetragen haben. Wenn Sonntags die Glocken zur Kirche rufen, sind es nur die obere und die Mittelklasse, welche der Einladung folgen; kaum ein Viertel der Gemeinde besteht



Kleine Wegelagerer am Wege zwischen Reichenhall und Berchtesgaden.
Eine Skizze aus der Sommerfrische von C. Koch.

aus Arbeitern und zwar meist aus Frauen. Die meisten Arbeiter lungern am Sonntag im Werktagskleide auf den Straßen umher, scharen sich um atheistische Volksredner in den Parks und auf den öffentlichen Plätzen, oder warten vor den während des Gottesdienstes geschlossenen Wirtschaftsthüren. Alle diese Umstände fallen um so mehr in die Augen, weil die soziale Trennung der Klassen in England auch eine räum-

liche Trennung bedeutet; in jeder größeren Stadt gibt es ein Westende und ein Ostende, ein von den Reichen und ihrem Anhang bewohntes Stadtquartier und ein Armenviertel. In Deutschland findet man oft die verschiedenen Schichten der Gesellschaft in demselben Hause — wohlhabende Familien zu ebener Erde und im ersten Stockwerk, Arme in der Dachwohnung und im Keller; die Kinder spielen zusammen, und die Bessergestellten stehen den Ärmern mit Rat und That bei. Dieser Umstand und die allgemeine Wehrpflicht, welche Gebildete und Ungebildete in nahe Berührung bringt, mildert den Zwiespalt der Klassen und trägt unzweifelhaft viel zur moralischen Hebung des Arbeiterstandes bei.

In London hingegen kommen die Bewohner des Ostendes nur nach dem Westende, um Demonstrationen im Hyde-park zu machen, während für die Leute im Westende Ostlondon ein unerforschtes Weltteil ist, von welchem sie schaurige Beschreibungen in den Zeitungen lesen, und zu dessen Westen sie Hunderte und Tausende von Pfunden an den

Lordmair schicken. Das- selbe Verhältnis wiederholt sich an fast allen andern bedeutenderen Orten. Trotz der ungeheuren Anstrengungen, welche in England für die Hebung des Volkes gemacht werden, trotz unzähliger Traktate, Evangelienversammlungen und Straßenpredig-

ten, trotz unendlicher Summen, welche mit fürstlicher Freigebigkeit für wohlthätige Zwecke gespendet werden, verharrt doch ein großer Teil des Volkes nach wie vor in Roheit und Barbarei, während die gährende Kluft zwischen den Reichen und Armen sich von Jahr zu Jahr erweitert, weil eben keine versöhnende persönliche Berührung zwischen den beiden Klassen stattfindet.

Der Gegensatz der Klassen ist also in England viel schärfer, als bei uns. Und doch macht der Sozialismus bei den englischen Arbeitern so wenig Glück, daß er gezwungen ist, sich mit der Jüngerenschaft des Straßengefindels zu begnügen. Der englische Arbeiter steht zwar in technischer und allgemeiner Bildung auf einem niedrigeren Niveau als sein deutscher Vetter, er ist aber praktischer. Der uns Deutschen eigentümliche Glaube an das Ideal als solches, der uns in den Augen

anderer Völker als Träumer erscheinen läßt, in Wirklichkeit aber unsere Größe ausmacht, hat den deutschen Sozialisten auf Abwege geführt, der englische Arbeiter bleibt dagegen dem nüchternen Charakter seiner Nation treu und läßt sich auf nichts ein, das nicht unter den gegebenen Umständen als praktisch ausführbar erscheint. Der deutsche Sozialist träumt von dem kommunistischen Staat; der bessere und strebsamere Teil der englischen Fabrikarbeiter sucht Schutz gegen die Willkür des Kapitals und Sicherstellung seiner Existenz und findet sie in dem Kooperationsprinzip. Zum vollen Verständnis der sozialen Frage in England ist es notwendig, daß wir auf

diese Bestrebungen und besonders auf die „Trades Unions“ oder Industrievereine etwas näher eingehen. Den Kern der englischen Arbeiter, d. h. die geschicktesten, fleißigsten, mächtigsten und intelligentesten von ihnen, hat man unter den Industrievereinigern zu suchen. Ein „Trades Union“ oder Industrieverein ist eine Verbindung der in demselben Industriezweige beschäftigten Arbeiter und hat den doppelten Zweck, die Interessen der Teilnehmer den Arbeitsherren gegenüber zu wahren und anderseits durch Errichtung von Hilfskassen die Mitglieder und ihre Familien in Krankheitsfällen sicher zu stellen. Das Vereinskomitee hat ein scharfes Auge auf jede Ver-

besserung in der Lage des betreffenden Industriezweiges; hebt sich dieselbe, so verlangt das Komitee von den Arbeitgebern sofort eine verhältnismäßige Lohnerhöhung, wird eine solcheweigert, so stellen alle der Union angehörigen Arbeiter sogleich die Arbeit ein und werden während des Streiks aus der Vereinskasse unterhalten. Zu dieser Kasse muß jedes Vereinsmitglied, so lange es Beschäftigung hat, wöchentlich eine gewisse Summe beisteuern; dafür sorgt der Verein für ihn in Zeiten von Krankheit oder Arbeitslosigkeit und nach seinem Tode in gewissem Grade auch für seine Familie. Die bedeutendsten dieser Arbeiterverbindungen sind die der „Vereinigten Tischler und Zimmerleute“ und die der „Vereinigten Maschinisten“, und unter den Angehörigen dieser Vereine ist wirkliche Not ganz unbekannt. Über den Erfolg der Bewegung wurden bei dem „Trades Union Congress“ im September 1883 die fol-



Weiblicher Studienkopf. Eigenhändige Radierung Rembrandts aus dem Jahre 1635.

genden Ziffern veröffentlicht. Der Maschinenbauerverein hatte im Jahre 1867 33 000, im Jahre 1882 50 000 Mitglieder und ein jährliches Einkommen von 2 480 000 Mark; im Jahre 1867 zählten die Dampffesselmacher 6405 Mitglieder, aber fünfzehn Jahre später zählten sie fast 30 000 und hatten ein jährliches Einkommen von 1 340 000 Mark. Die Eisengießer haben 12 000 Mitglieder und an Beiträgen und Zinsen fließen jährlich 840 000 Mark in die Vereinskasse. Während der Handelskrise von 1876 bis 1882 zahlten sieben der größeren Industrievereine fast vierzig Millionen Mark an arbeitslose Mitglieder. Die Gesamtzahl der „Unionisten“ in Großbritannien beläuft sich auf fast anderthalb Millionen, und jedes Mitglied trägt je nach seinem Verdienste wöchentlich fünfzig Pfennig bis zu einer Mark bei. Nach amtlichen Berichten haben die gesamten auf dem Prinzip der Kooperation oder Gegenseitigkeit beruhenden Arbeiterverbände in England und Wales (mit Einschluß der Industrievereine) etwa sechseinhalb Millionen Mitglieder mit einem Kapital von über 1500 Millionen Mark.

Aber trotz des erfreulichen Fortschrittes, den diese Bestrebungen besonders in den letzten Jahren gemacht haben, muß es doch in England allein zehn bis fünfzehn Millionen Menschen geben, welche ohne irgend einen Gedanken an die Zukunft, Tag für Tag von der Hand in den Mund leben, und welche in harter Zeit der Mangel überfällt wie ein gewappneter Mann. Diese bilden den unwissendsten, rohesten und verkommensten Teil des englischen Volkes. Sollte die kommerzielle Erschöpfung, an der das Land schon seit einem Jahrzehnt leidet, auch weiterhin ihren Fortgang nehmen, so dürfte allerdings von dieser rohen und verzweiferten Menge das Schlimmste zu befürchten sein. Edle christliche Männer, welche auf das innigste mit den Umständen und der Stimmung des niederen Volkes vertraut sind, und deren Urteil man deshalb nicht unberücksichtigt lassen darf, haben es vor kurzem öffentlich ausgesprochen, daß „die englische Gesellschaft sich über einem Pulvermagazin befindet, welches nur des zündenden Funkens bedarf.“ Aber nach reiflicher Überlegung muß man dennoch diese Ansicht als überspannt bezeichnen. Es geht, wie schon gesagt, bereits seit längerer Zeit die politische Revolution in England auf mehr oder minder „konstitutionellem“ Wege vor sich, und auf diesem Wege werden die englischen Arbeiter dieselbe wohl auch durchzuführen versuchen. Das Unglück ist nur, daß, wie jeder denkende Mensch in England eingesteht, bei dieser parlamentarischen Mißwirtschaft das Land seit Jahren überhaupt nicht mehr regiert wird, und daß daher von dieser Seite auch nicht der geringste Versuch zur Lösung der sozialen Frage erwartet werden darf. Werden aber die englischen Arbeiter für sich selber das thun können, was die weise Fürsorge des Staates für die deutschen gethan hat? Oder wird der zunehmende Druck des ungehemmten Kapitalismus das Volk zur Verzweiflung und auf die Barrikaden treiben? Dies sind Fragen, welche nur die Zukunft entscheiden kann.

Um Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Die „Weidenschäler“ von C. Geibel führen uns mitten ins Thüringer Volksleben. Kein Wunder, denn es gibt wohl keinen zweiten Maler, der der Thüringer Art so ins Herz gesehen hat und die dort lebenden Menschen so treu wiedergegeben weiß, wie eben Geibel. Der nicht selten herbe Ernst des Hesses ist bei dem Wetter in Thüringen auch noch vorhanden, aber es ist bei ihm ein Element von Geselligkeit und Heiterkeit hinzuge treten, das ihn als Übergang zu dem mitteilsamen, lebhaften Mißstamm der weisnischen Sachsen erscheinen läßt. Nirgends in Nord- und Mitteldeutschland feiert man so oft und mit solcher Hingabe Feste wie in Thüringen. An das historisch überkommene Vogelschießen haben sich die Turner- und Sangesfeste geknüpft und die Jubiläen jeder Art. Das frohsinnige Volk ist stets bereit, den Abend und ein Stück Nachmittag über irgend etwas und dabei selbst „zu feiern.“ Auch bei der Arbeit geht es meist munter her wie in unserm Falle. Das Weidenschälen ist ebenso die Arbeit der armen Leute wie die Ziege ihr Tier. Es wirft wenig genug ab und ist deshalb nur dort im Schwange, wo der Ackerbau die Bevölkerung nicht mehr ernähren kann und es

noch auch an Fabrikstädten fehlt. Das trifft an den Ufern der Saale und Elbe zu und da entstehen deshalb auch Körbe ohne Zahl. Die den Überschwemmungen ausgelegten Wiesen gewähren ein vortreffliches Gebiet für Weidenanpflanzungen und die zahlreiche, intelligente Bevölkerung weiß diesen Umstand wohl zu benutzen. Da die Arbeit des Weidenschälens wie die des Korbflechtens meist eine gesellige ist, entspricht sie auch der Sinnesart der Thüringer in hohem Grade.

Eine reizende Erinnerung an die Sommerfeste im Hochgebirge spendete Meister Koch in den drei kleinen Bajuwaren, welche der Meinung sind, daß sie auch etwas von der schönen Aussicht und all den Freuden haben müssen, die der Großstädter in ihren Bergen genießt.

Unser Rembrandt.

Zu dem Bilde auf S. 413.

Der entzückende Studienkopf Rembrandts, den wir heute unsern Lesern vorführen, ist eine der schönsten Radierungen des Meisters und zugleich von größter Seltenheit. Es sind überhaupt nur drei Exemplare bekannt, von denen sich das eine im Museum zu Amsterdam, das zweite in der Bibliothek von Paris, das dritte im British-Museum befindet. Unser schöner Schnitt ist nach einer Photographie des Pariser Exemplares angefertigt.

Nach Abdruck dieses Kopfes radierte Rembrandt noch zwei Frauenköpfe auf die Kupferplatte und schuf auf diese Weise die Blätter, die unter dem Namen „Studie der drei Frauenköpfe“ bekannt sind.

Ferienreise eines evangelischen Predigers.

Zeitgeschichtliche Studien von Hermann Dalton. Bremen und Leipzig, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. 1886. 400 Seiten.

Wer doch auch so schöne Ferienreisen machen könnte, wie dieser bevorzugte Petersburger Pastor! Einmal geht's nach der Iberischen Halbinsel, und „die evangelische Bewegung in Spanien“, ein frisches, mit warmer Liebe geschriebenes Büchlein, gibt Kunde von den Reiseeindrücken, die der fein beobachtende Fremdling einsammelt; oder es wird „ein Gang durch Londoner Wohltätigkeitsanstalten“ gemacht; oder der Reisende läßt in einem gedruckten Berichte „Streiflichter auf das kirchliche Leben Hollands“ fallen. 1868 ging's ins gelobte Land, wovon die „Reisebilder aus dem Orient“ Zeugnis gaben; vor zwei Jahren erschienen die „Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien“, in denen der durch die Länder ziehende Apostel Paulus im Geiste begleitet ward, nach Philippi, Thessalonich, Athen, Smyrna, und von Caesarea nach Rom. Diesmal hat der Glücklich, der aber zugleich ein sehr fleißiger und sorgsam Forschender ist, gar fünf europäische Länder hintereinander aufgesucht und gibt uns in dem oben genannten wunderhübschen Buche Bericht. Wer es zur Hand nehmen und lesen will, der findet jedenfalls Belehrung, Erquickung, ja Erbauung und nach vielen Seiten hin eine umfassende Vereinerung seines Wissens. Denn überall holt der vielbesessene Autor Altes und Neues aus seinem wohlfortierten Schatze hervor und stellt das Selbsterlebte und Gesehene in das erhellende Licht der Vergangenheit.

Nur auf einigen Wegen können wir hier den Verfasser begleiten und unsern Lesern Kunde von dem mannigfaltigen Stoffe geben, den sie im Buche selbst finden werden. Zuerst ist Hermann Dalton im Sommer 1884 nach Deutschland gereist und hat sich in Berlin und Bielefeld länger aufgehalten, um die Arbeiten Stöckers und Bodelschwinghs aus eigenem Augenschein kennen zu lernen. Seine Urteile über beide Männer und ihre Tätigkeit, die er in den beiden ersten Kapiteln seines Buches nebeneinander stellt, lauten, wie das nicht anders zu erwarten war, in liebenswürdiger Weise sympathisch. Er versteht's und legt den Finger darauf, wie Stöcker nur aus der Not seines Amtes heraus und in brennendem Erbarmen mit den Verführten seiner Gemeinde in die sozialdemokratischen Versammlungen und in seine ganze politische Tätigkeit hineingetrieben worden ist. „Durch manchen Irrtum mußte er sich wohl Bahn brechen; auch der eine oder andere Fehler ist gemacht worden, zum Teil daraus entsprungen, daß der Neuling wissenschaftlich noch strittige Einzelfragen als bereits endgültig gelöste Forderungen hinstellt. Aber diese Fehler sind zum Teil über der Ausreifung abgestreift, zum Teil haften sie jedem Menschenwert an...“ Stöcker führt wuchtige Fieber, hat eine scharfe Klinge und ist dabei in hohem Grade kampfesfreudig, wie nur einer es sein kann, der von der Wahrheit seiner Überzeugung völlig durchdrungen ist. Was er vertritt, ist ihm Besitz seines heiligen Glaubens, ist ihm anvertrautes Gut, an dem er mit allen Fasern seines Wesens hängt. In diesem seinem evangelischen Glauben, in dieser seiner feurigen Liebe für Kaiser und Vaterland liegt das Geheimnis seiner Kraft und seines gewaltigen Einflusses.“ So urteilt der Ausländer über den viel geachteten und viel bewunderten Streiter. — Mit Freuden folgt man dem Reisenden aus der Lärmen, kampfdurchtobten Hauptstadt zu den stillen Friedenswerken Bodelschwinghs nach Bielefeld und Wilhelmshorst und sieht ein Bild der heilsamen Liebe nach dem andern entstehen und sich füllen.

Aber den Reisenden selbst treibt es weiter. Er will noch im Juli zu der allgemeinen Versammlung der Presbyterianer in Belfast, und so folgen wir ihm zunächst zu einem mehrtägigen Aufenthalt in London und Sheffield, wo es diesmal gilt — Dalton ist überall schon ein oder ein paar mal früher gewesen! — den „General“ Booth

und seine seltsame „Heilsarmee“ kennen zu lernen. In der That, so abstoßend und so widerwärtig uns Deutsche das laute und aufdrängerische Treiben dieser „Soldaten Christi“ anmutet, die nächstens auch uns mit einer „Invasion“ bedrohen werden: ein gewisses Maß von Verständnis dafür vermittelte Dalton dem Leser, wie die Arbeit von Booth in England so rohe und so robuste Formen hat annehmen können. Im äußersten Osten Londons begann vor zwanzig Jahren der von den Methodisten bekehrte Booth die eigene Missionsarbeit unter den Verkommensten der mächtigen Weltstadt. Das ganze Jahr hindurch bot die dortige Wüstenei, die Hundgrube der Lumpensammler und Hunde, das Bild eines elenden Jahrmarktes, mit Trödelbuden, Quacksalbern, ausgestellten Mißgeburten, Riesen, Zwergen etc. Mitten unter diesen Marktstreichern und Hänfeliängern, mitten unter diesem Gejohle und Schmutz, selbst in den naßkalten Herbsttagen allem Unbill des Wetters preisgegeben, steht Booth täglich, fast stündlich in den traurigen Lärm sein Evangelium hinausgeschreiend, seinen Worten gewaltigsten Gestalt verschaffend. Die Menge flutet teilnahmslos an der hageren Gestalt vorüber, die wie die anderen schreit und doch so gar nichts zu zeigen hat. Booth hält aus. In den Zwischenpausen betrachtet er seine begünstigteren Kollegen an den Buden; er lernt von ihnen, lauscht ihnen die knappen Reden, die banalen Witze ab, mit denen es gelingt, das bishigen Aufmerksamkeit der Leute zu fesseln und dann ihre Ware im Handumdrehen an den Mann zu bringen. So lernt er von den fremdlichen Einseitigern heute, morgen, am dritten Tage. Der Lehrling hat bald seine Meister überholt. Er hat wochenlang auf dem wüsten Platz ausgehalten, die hagere, auffällige Gestalt, einem geschickt abgefaßten Insekt ähnlich, das täglich die Augen auch des mindesten Zeitungselesers an sich zieht, eine gewandte Reflekt. Und er drang durch. Die Neugierigen blieben einen Augenblick vor dem standhaften Straßenprediger stehen; seiner Geschicklichkeit genügte der Augenblick, ihre Lachmuskeln zu erregen, ihren Beifall oder Spott — es war ihm gleich — zu erringen und dann rasch ihnen ein schlichtes Wort ins Gewissen zu werfen, das sie veranlaßte, am nächsten Tage wieder zu kommen, ihnen den Stachel auszuziehen. Und so hatte er gesiegt. Rücksichtslos war alles abgestreift, was auch nur von fern an Kirche oder Schule erinnern mochte. Booth verlegte dadurch kein frommes Gefühl; zu denen er redete, die hatten nicht mit andern Gewohnheiten zu brechen, um dieser neuen Weise zugänglich zu werden. Seine Rede war knapp, scharf geätzt, der rohen Umgebung mit gesundem Mutterwitz entnommen, dem Jargon glücklich abgelautet, mit Paulenschlägen die Stelle des Herzens treffend, wo auch bei dem Rohesten die Gottesfurcht und die Sehnsucht nach Heil haften. Man mag im Buche selbst lesen, welche ungeheuren Erfolge der Mann mit seiner ganzen an der Arbeit sich beteiligenden Familie errungen hat, mit welchen staunenswerten Selbstmitteln er operiert, aber auch in wie mechanischer und oberflächlicher Weise die „Befehrlungen“ vor sich gehen, die „Schlägen des Herrn“ geschlagen werden, und welche Gefahren Dalton mit Recht der Lauterkeit und Wahrheit des Christentums aus dieser völlig verweltlichten Art der „Kriegsführung“ erwachsen sieht.

Der vierte Abschnitt des Buches führt uns zur presbyterianischen Versammlung nach Belfast mit ihren vielen Reden, ernstlichen Beschlüssen, herzlichen Beweiisungen von Gastfreundschaft und britischer Opulenz. Eine sehr anziehende Geschichte der Christianisierung Irlands und der protestantischen, namentlich der presbyterianischen Kirche auf der grünen Insel führt in die Verhandlungen der Belfast Versammlung ein.

Das fünfte Kapitel führt uns nach Frankreich und zu den Leiden der französischen Märtyrerkirche, deren gemeihten Boden der Verfasser an einer Stätte durchwandelt, wo die protestantischen Söhne der mißhandelten, verfolgten, vertriebenen, gemordeten Hugenotten eine edle Rache barmherziger Liebesthaten ausüben: in die Anstalten des glaubensgewaltigen John Vost in Laforce, auf einem Hügel des herrlichen Dordognethales. Es ist vielleicht der ergreifendste und erhebendste Abschnitt des ganzen Buches und sollte von allen Arbeitern der Innern Mission gelesen werden.

Aus Frankreich geht's dann nach Italien zu den Waldensern, dem Israhel der Alpen, deren heroische Glaubensgeschichte in lebendigen Bildern dem Leser vor die Augen geführt wird. Zuletzt wendet sich der unermüdete Reisende wieder nordwärts und durchquert ganz Mitteleuropa, um in Kopenhagen den Versammlungen der Evangelischen Allianz beizuwohnen und sich mit evangelischen Brüdern aus der ganzen Welt an der Glaubenseinheit und Liebesgemeinschaft unserer protestantischen Kirche zu erquicken, die kein straffes Papstregiment, nicht dieselbe Verfassung und Kultusform, kein allmächtiger Beichtstuhl und tödender Gewissenszwang zusammenhält, und die doch sich eins weiß im Bekenntnis zu dem Einen Herrn und Heiland und in der einheitlichen Predigt von der freien Gnade Gottes in Christo und der treuen Gebundenheit an seine heilige Pflicht und ewige Ordnung. — Mit Dank nehmen wir von dem belehrenden und so liebenswürdig mittheilenden Führer Abschied, der längst wieder in seinen „weitabgelegenen Teil unserer evangelischen Kirche im hohen Norden“ zurückgekehrt ist, und wünschen ihm, daß er unter Gottes Gut noch manche ähnliche Reise unternehmen und von der reichbestetzten Tafel seiner Erfahrungen und Erlebnisse so treffliche Brosamen an andere hungrige Gemüther mittheilen möge.

Leopold Witte.

Die künstliche Kälteerzeugung und die verbesserte Eismaschine.

Die künstliche Erzeugung von Kälte beruht auf der Anwendung gewisser verdampfbarer Flüssigkeiten oder gepresster Dämpfe, welche sich in einem ihnen freigegebenen Raume ausdehnen und dabei Wärme verschlucken. So wird bekanntlich das Wasser benutzt, um durch seine Verdunstung und dabei erfolgende Ausdehnung zur heißen Sommerszeit kühlend zu wirken. Noch kräftiger wird diese kühlende Wirkung von leicht verdampfenden Stoffen, wie Äther, Alkohol und Ammoniak ausgeübt. Ferner kann man dazu flüssige schweflige Säure, flüssige Kohlensäure und noch verschiedene andere durch Druck und Abkühlung mehr oder weniger leicht flüssig oder gar fest zu machende, weit unterhalb des Gefrierpunktes schon siedende, das heißt rasch wieder in den luftigen Zustand übergehende Gase zur künstlichen Erzeugung von Kälte mittels sogenannter Kälte- oder Eismaschinen benutzen. Zu diesem Zweck bestehen derartige Maschinen in der Hauptsache aus einer Druck- oder Kompressionspumpe, sowie aus mehreren Behältern, worin die benutzte Substanz abwechselnd verdichtet und dann wieder der Ausdehnung überlassen wird. Bei dieser Ausdehnung nimmt dann die Substanz sehr stark Wärme auf und dadurch kann man Wasser nicht nur abkühlen, sondern auch in feste Eisblöcke verwandeln. Während man nun bisher in derartigen Maschinen immer nur eine der obengenannten Substanzen, also z. B. Ammoniak, oder schweflige Säure, oder wohl auch flüssige Kohlensäure benutzte, hat neuerdings Professor Pictet in Genf gefunden, daß eine solche mit Dampf betriebene Eismaschine viel leichter arbeitet und also bei gleicher Betriebskraft viel mehr Eis stündlich fabrizieren läßt, wenn man in derselben ein Gemisch von schwefliger Säure und Kohlensäure verwendet. Versuche, welche mit einer bisher bloß mit schwefliger Säure betriebenen Eismaschine in einer Brauerei angestellt wurden, haben gezeigt, daß mit dem erwähnten Gemisch die Eismaschine in derselben Zeit reichlich doppelt so viel Eis herstellen ließ wie vorher, wodurch natürlich das Eis viel billiger zu stehen kommt.

Th. Schwarze.

Kirchentänze.

David tanzte um die Bundeslade und Tänze im Gottesdienst der christlichen Kirche kommen auch heute noch vor, zwar nicht bei uns in Deutschland, wohl aber in fremden Ländern. So schildert der Reisende Tylor einen sehr interessanten Tanz, den er in der großen Klosterkirche zu Chalma in Mexiko sah, einen Tanz, welcher nach unserer Ansicht einen recht heidnischen Beigeschmack hat. Die Musik war durch einen alten Harfner und durch eine Geigerin vertreten; die Tänzer marschierten auf: acht Knaben in kurzen Röckchen, das Haupt mit Federn geschmückt, und acht weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen im Haar. Diese Kleider, sagt Tylor, waren wohl etwas modernisiert, erinnerten aber sonst an die Tage Montezumas. Die Tänzer stellten sich mitten in der Kirche dem Hochaltar gegenüber auf und begannen zu unserm unaussprechlichen Erstaunen eine Polka zu tanzen. Dann kam ein Walzer, dann ein Schottischer, wieder ein Walzer und zuletzt eine Quadrille. Sie tanzten sehr gut und benahmen sich so, als hätten sie europäische Bälle besucht. Die einheimischen Zuschauer betrachteten diese Tänze als eine selbstverständliche Sache, der Engländer aber war sprachlos vor Erstaunen. Die Musik war dem Ganzen entsprechend. Als die Quadrille beendet war, nahm jeder Tänzer seine Tänzerin bei der Hand, eine Reihe wurde gebildet und die ganze Schar rückte in Linie gegen den Hochaltar vor, wo sie niederkniete. Die übrige Versammlung folgte diesem Beispiel. Dann erhob sich jedermann und die Ceremonie war vorüber.

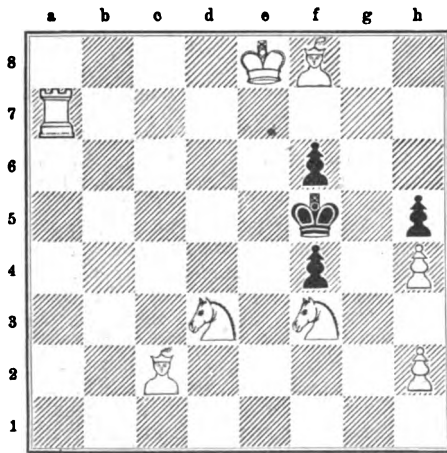
Auch die heidnischen Azteken tanzten so in ihren Tempeln vor der spanischen Eroberung bei ihren Festen und man wird wohl nicht fehlgreifen, wenn man in den obigen Tänzen eine direkte Folge des heidnischen Brauches sieht.

Briefkasten.

M. G. W. Ihnen und vielen anderen Interessenten teilen wir mit, daß das Bild von Köbbede: „Behüt dich Gott, es war' so schon gewesen“, von dem wir in Nr. 39 des XX. Jahrg. eine Holzmittelproduktion brachten, von Herrn Rupprecher Joh. Lindner in München in Kupfer gestochen wurde in der Größe von 40 zu 53 cm. Wir haben das fertige Blatt und freuen uns Ihnen sagen zu können, daß dasselbe einen prächtigen Himmerdruck abgibt. Der Stich hat allgemein so gefallen, daß ihn der Münchner Kunstverein als Prämienblatt für seine Mitglieder für 1885 angelaufen hat. Ob der genannte Herr das Blatt schon in den Handel gebracht hat, wissen wir nicht. Sie werden das Nähere von demselben leicht erfahren können, wenn Sie sich direkt an ihn wenden. Seine Adresse ist: Joh. Lindner: München, Altmühlburgerstraße Nr. 1. — **Br. G.** in **Neukirch** a. S. Nord-Industrie-Zeitung. Organ der Nordmarchenvereine. Leipzig, G. Weigel (6 W. 50 Pf.), dürfte Ihren Wünschen entsprechen. — **Frau Jse B.** in **M.** Das „Journal de Geneve“. **Gl.** bei **M.** Beide sind frei von katholischen Tendenzen. — **J. G. S.** in **Ch.** Kola und Paraguanthe sind ganz verschiedene Dinge. — **Abonement in Solmsünden.** In jeder größeren Kaffee- und Buchhandlung sind Abdruckbilder zu haben. — **M.** in **B.** Klein, ist uns nicht bekannt. Sie können Sie auch nur auf das verweisen, was im Dabemanziger steht. — **O. J. Stettin.** Über die unglückliche Sidonia von Borde, die am 19. August 1620 in Stettin als Bauerin hingerichtet wurde, erfahren Sie Näheres in einem kleinen Bude: „Bilder aus dem Marienburger Klosterleben“ von Pastor H. Knappe. Das auch sonst kulturhistorisch interessante kleine Buch, dessen Reinertrag zur Gründung eines Heimathauses für alleinlebende kranke oder fidele Frauen und Jungfrauen aus Pfarr-, Lehrer- und anderen Beamtenfamilien bestimmt ist, ist für 1 M. aus dem Diakonissenhaufe Verbanen bei Stettin oder vom Verleger zu beziehen.

In unserer Spielecke.

Motto: „Quo res cunq̃ue cadent.“



WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Homonym.

Ein Silberband zieht es durch deutsche Gauen,
Doch kannst du's auch in engem Raume schauen,
Wo emsig es die lieben Frauen ziehen,
Derweil wir Männer es mit Eifer fliehen.
Denn wer mit ihm wird willenlos gezogen,
Ist um der goldenen Freiheit Gut betrogen.
Pf. 3.

Damenspielaufgabe.

- | | |
|------------------------|-----------|
| 1. c5—d6 | 1. Da3—e7 |
| 2. b6—c7 | 2. b8—d6 |
| 3. f4—g5 | 3. f6—h4 |
| 4. d4—e5 | 4. d6—f4 |
| 5. Dd2—d8 und gewinnt. | |

1. Palindrom.

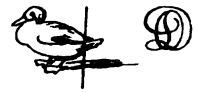
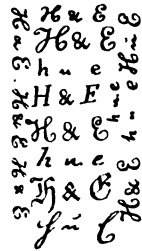
Aus den Buchstaben der Wörter: Auge,
Brauere, Gerber erhält man den Satz „Euer
Grab barg Neue“.

2. Füllrätsel.

Da sprach nach rechts der Kaiser milde: „Habt
Dank, ihr frommen Knaben!
Ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den
güt'gen Vater haben,
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechte-
söhne seid —
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht
des Mannes Kleid!
Dann blüht sein Bild zur Linken hin, wie
Donner Klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch! Ihr schändet
euren Adel.
Ihr feidnen Püppchen, trohet nicht auf euer
Milchgesicht!
Ich frage nach des Mann's Verdienst, nach sei-
nem Namen nicht.“

Karl Gerol.

Bilderrätsel.



2. Dreisilbige Scharade.

Oft steht die Erste an des Heeres Spitze,
Doch als Gemeiner ist sie stets in Hast;
Der Kunst stets fern, auch fremd dem Müssensitze,
Gibt's ohne sie doch keine Wissenschaft.

Die Zweit' und Dritte sind ein nützlich Wesen,
Das leichten Fluges sich des Lebens freut;
Das Ganze hat zum Vorbild man erlesen,
Obgleich man seine Nähe meistens scheut. St.

3. Homonym.

Das Wildbret war es, das einst im Schloß
Zu Gotha Soubises Tafel zierte;
Doch als der Seydlitz auf schnellem Roß
Seine kühnen Dragoner zu Tische führte,
Da war es der Franzmann selber schon:
Denn eh' er den siegesgewissen Ton
Der Reiterfanfare noch hörte blasen,
Da war er schon selber geworden zum Hasen.
D. S.

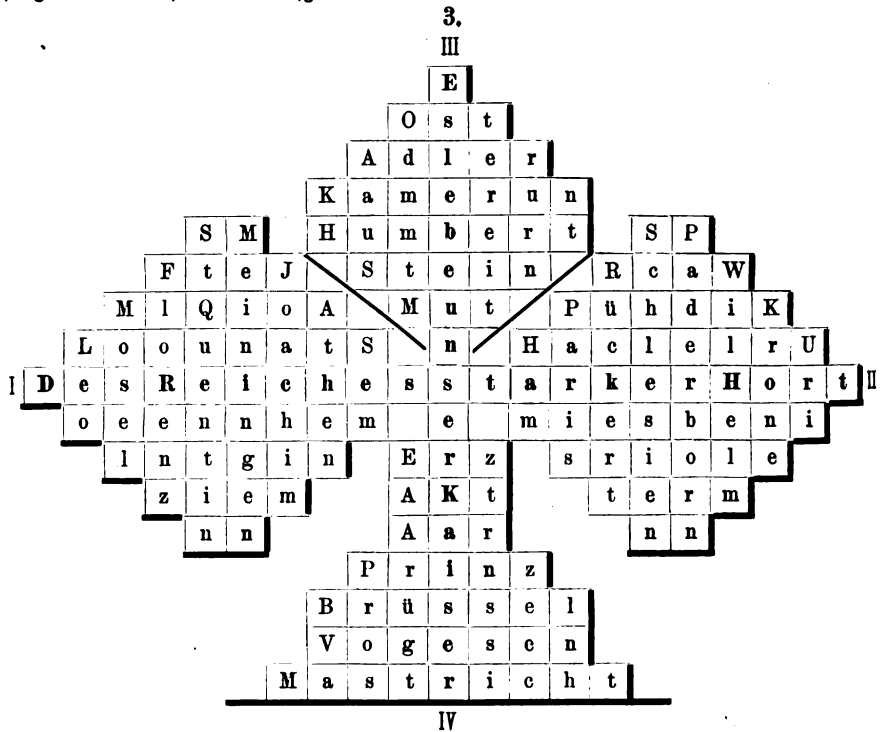
4. Zweisilbige Scharade.

In die erste Silbe trat ich ein;
Doch die zweite hab' ich nie verwendet,
Mich der ersten pflichtgemäß zu weihn
Darum mußte rasch für mich beendel
Notgebrungen auch mein Ganzes sein. v. D.

5. Homonym.

Wünschet der Vater mich hoch für die Tage
des eigenen Alters,
Soll ich doch niedriger sein, wenn er mich
sucht für den Sohn.
Ist das gerecht? Oder darfst du Raben-
vater ihn schelten,
Daß um sich selber er mehr, als um die
Kinder sich sorgt?
Nein! Denn bin ich für ihn nur gut, wenn
ich hoch bin geworden,
Dedst sich bei mir doch nicht gleich „niedrig und
schlecht“ für den Sohn. D. S.
(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 25.



Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, die Bestellung auf das dritte Quartal (April bis Juni 1886) sofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.
Das dritte Quartal wird mit einem höchst eigenartigen und fesselnden Roman von V. Steenhufen (Verfasser von: „Die Dämmerstunden im alten Hause“, Daheim XV. Jahrg.) „Die Bräute von Mohrstadt“ eröffnet werden und unter anderen Erzählungen eine reizende Novelle von Gottfried Böhm (Verf. von: „Der Schrei der Natur“, Daheim XVIII. Jahrg.) „Simson und Delila“ sowie den Schluß der „Sphinx“ enthalten.
Die Redaktion und Expedition des Daheim.

Inhalt: Sphinx. Forts. Roman von Doris Frein von Spaettgen. — Das Jubiläumskränzchen. Humoreske von Hermann Fersche. — Vom Märchen-Beckstein. Mit einer Illustration von R. A. — Ostern am 25. April. Von Dr. Klein. — Die Arbeiterfrage in England. Von B. A. Schleicher. — Am Familientisch: Weibenschälen. Zu dem Bilde von E. Geibel. — Kleine Wege-
lagerer am Wege zwischen Reichenhall und Berchtesgaden. Zu dem Bilde von E. Koch. — Weiblicher Studentkopf. Eigenhändige Radierung Rembrandts aus dem Jahre 1635. — Ferienreise eines evangelischen Predigers. Von Leopold Witte. — Die künstliche Kälterzeugung und die verbesserte Eismaschine. — Kirchentänze. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unverlangt eingesandter Manuscripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Aoenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Aoenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Fischagen & Alsfang) in Leipzig. Druck von Julius Alsfang in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 3. April 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 27.

Die Bräute von Moorstätt.

Erzählung von V. Steenhufen.

1. Die Gail.

Heiß schien die Junisonne auf einen grünen Feldweg, der von der Hofstelle her zwischen wallenden Kornfeldern dahin lief. Es war um das Jahr 1840, gegen drei Uhr nachmittags.

Auf dem ganzen Wege war es einsam und so still, daß man die Bienen summen hören konnte. Hin und wieder tönte ein fernes Brüllen von der Weide her oder der gedämpfte Schall von Mädchenstimmen aus einer entlegenen Wiese, denn es war die Zeit der Heuernte. Die grünen Erdwälle auf beiden Seiten des Weges waren mit einer Fülle lieblicher Feldblumen geschmückt, die hier, von den breiten Gräben gespeist, besonders üppig wuchsen. Das Buschwerk auf dem Wall, das sogenannte Knick, breitete sein Laub ungehindert aus und gewährte manchen schattigen Ruheplatz in dem saftigen Grün am Grabenrande. Ein leichter Wind kräuselte das Wasser des Grabens und bewegte Baum und Busch in fast regelmäßigem Auf- und Niederschwanke.

Der Name dieser in dem öderen Teil von Holstein liegenden Gegend war Moorstätt. Man begriff darunter drei Höfe: Graslamp, Piillamp, Trälamp und im weiteren Sinne das Dorf Ramped, wohin die drei Höfe eingepfarrt waren.

Der Ursprung des Namens Moorstätt ist dunkel; man findet ihn auch nicht auf der Landkarte, sondern nur im Munde der Leute. Der Boden ist, bis auf ein paar kleine Dorfstrecken, durchaus nicht moorig. Ebenso dunkel ist die Entstehung eines alten Reimspruchs, der damals in hohem Ansehen stand und in den Spinnstuben mit einem gewissen behaglichen Gruseln citirt wurde. Er lautete:

Wenn Piillamp leih (darniederliegt),
Wiel Graslamp sleiht (aufrecht steht),
Denn Trälamp sleiht (schlägt zu Boden)
Und Ramped weih (stürmt, weht)
Bit Moorstätt heel (ganz) to Grunde geiht (geht).

Das Dorf Ramped liegt nämlich an einem wasserreichen Bach, hier Aue genannt, wo sich die Wetter zu brechen pflegen.

Von den drei Höfen war nur der kleinste, Piillamp — Eigentum des Peter Duhs — ein wirklicher Bauernhof geblieben; Graslamp, der größte, war seit zehn Jahren im Besitz eines wohlhabenden und tüchtigen Landwirts, namens Philipp Rittler, der dort ein stattliches Herrenhaus gebaut und den Namen des Gutes, seiner zweiten Frau zu Ehren, umgeändert hatte. Es hieß jetzt Cäcilienlust.

Auch Trälamp war in herrschaftliche Hände übergegangen, aber erst seit kurzer Zeit, und der neue Besitzer war in der Gegend noch wenig bekannt.

Von der Stelle des Feldwegs aus, die wir im Sinne haben, konnte man ganz Moorstätt überschauen. Über schwanken Baumwipfeln erhob sich das hohe Dach des Herrenhauses von Cäcilienlust, zu dem diese Felder gehörten. In nordwestlicher Richtung sah man die Gebäude von Piillamp; nach Südwesten zu, an der Chaussee, lag der Weidenbusch, ein sehr besuchter Krug. Seinen Namen hatte er wahrscheinlich von dem angrenzenden, von Weiden umstandenen Teich erhalten, dessen Gemässer man von hier aus, trotz der Entfernung, in der Sonne glitzern sah. Der Krüger, Ebbe Thapffen, war etwas indolenter Natur, und die Schenkwirtschaft würde wohl nicht so gut gedeihen sein, wäre nicht seine Tochter Annemarie, eine ländliche Schöne voll Thakraft und Verstand, ein Anziehungspunkt für die Moorstätter gewesen.

Rechts von dem Feldwege, nach Osten zu, zeigten sich von dem tiefer gelegenen Trälamp nur die Gipfel der Bäume und weiter weg, im Nordost, die Kirchturmspitze von Ramped.

Jetzt wurde die tiefe Einsamkeit unterbrochen. Es hallten Schritte, erst von fern, dann immer näher, den Fußsteig entlang, der von Trälamp her in den Feldweg auslief. Die

Schritte waren die eines Mannes von hohem kräftigen Wuchs; sein Alter ließ sich schwer bestimmen, es schien zwischen dreißig und vierzig zu schwanken. Dicht hinter ihm ging ein großer Neufundländer. Der Hund stieß von Zeit zu Zeit seine Schnauze bald in die herabhängende Hand, bald in die Kniekehlen seines Herrn, als wolle er ihn aus seinem Sinnen aufschrecken.

Die Kleidung dieses Mannes war sehr einfach, dem Beruf des Landwirts angemessen, sein Wesen aber mußte jedem Beobachter auffallen. Die Haltung und die Wendung des Kopfes hatten etwas Gebietendes, das rabenschwarze Haar umrahmte ein Gesicht, das niemand vergessen konnte, der es einmal gesehen hatte. Dicke, buschige Augenbrauen zogen sich fast in gerader Richtung über den blizenden dunkeln Augen hin und stießen in der Mitte zusammen; die Stirn war auffallend niedrig. Dies alles gab ihm etwas Düsteres, und wenn er von Born übermannt wurde, sogar ein furchtbares Aussehen, denn dann funkelten die Augen unheimlich, und die Stirnader lief hoch auf; ein Anblick, der in seinem Schrecken einen nahenden Sturm zu verkünden schien. Und doch gab es nur wenige, die je ein zerstörendes Wetter wirklich erlebt hatten; die Wolke zog meist vorüber, der zündende Blitz blieb aus. Wer es aber gewagt hätte, in ruhigen Augenblicken tiefer in diese Augen zu schauen, z. B. jetzt, da sein Blick über die Gegend streifte, der würde einen Ausdruck von unendlichem Weh, von ungestillter Sehnsucht darin haben lesen können. Um es kurz auszudrücken, es lag in diesem Gesicht so viel Widersprechendes, daß es den Beschauer nur abzustoßen schien, um ihn gleich darauf wieder anzuziehen.

Nach kurzem Verweilen schritt der Mann, das Herrenhaus im Rücken, den sich lang hindehnenden Feldweg entlang, bis er an ein Heß (hölzerne Gitterthür) gelangte, mit dem das Gut nach dieser Seite hin abschloß.

Jenseit des Heß lag ein Terrain von wüster Beschaffenheit, auf dem sich selbst die Heide nur kümmerlich nährte. Die ganze Gegend hat leichten, nicht sehr fruchtbaren Boden und kann nur mit vielen Opfern in Kultur gehalten werden. Hier aber erschien eine solche überhaupt unmöglich. Der Besitzer dieser öden Strecke hielt es sichtlich nicht der Mühe wert, an das undankbare Erdreich Mühe und Kosten zu wenden, denn mit Ausnahme einzelner verkrüppelter Bäume wuchs hier nichts als Heidekraut. Selbst der Hund drückte sein Mißfallen über diesen Zustand der Dinge aus, denn als er mit einem Satz über den kleinen Steg gesprungen war und dann den Boden ringsum beschoberte, fuhr er vor diesen rauhen Kindern Floras zurück und entlockte dadurch seinem ersten Herrn ein mattes Lächeln. Von hier aus sah man einen grünen Schimmer wie von einer Baumgruppe, und dahin lenkten jetzt die beiden Wanderer ihre Schritte.

Mann und Hund arbeiteten sich etwa zehn Minuten lang mühsam durch die sandige Erde hindurch, in die man alle Augenblicke einsank. Der Mann mit gleichgültiger Ruhe, denn er war schon wieder in tiefen Gedanken, der Hund mit hängendem Schwanz und gesenkten Ohren, wodurch er sein Mißvergnügen über diese seltsame Promenade in seiner Weise ausdrückte. Die Baumgruppe vor ihnen schien sich zu einem Gehölz zu erweitern, erwieß sich aber endlich als eine vierfache Reihe dichtstehender Buchen, die in elliptischer Form einen Erdhaufen umgaben. Nachdem der Wanderer fast die Runde um sie gemacht hatte, zeigte sich ein schmaler Eingang zwischen den Bäumen, der sich bei jedem Schritt erweiterte. Er ging durch den dunkeln Gang — die dichtbelaubten Bäume ließen hier keinen Sonnenstrahl durch — und befand sich bald vor dem geheimnisvollen Etwas, das hier auf so seltsame Weise eingeschlossen war. Es war ein Tümpel, von einem Erdwall umgeben, der nur einen Zugang offen ließ. Das Wasser erschien fast schwarz in dem tiefen Schatten. Rankes Unkraut, durch Luft- und Lichtmangel farblos geworden, bedeckte die innere Seite desalles, und wie es so an der offenen Stelle über den Rand des Wassers hing, schienen es verräterisch dem achtlosen Fuß des Nahenden die Gefahr ver-

bergen zu wollen, um ihn hinabzulocken ins sichere Verderben. Was dieser einsame Wassertümpel mitten auf öder Heide zu bedeuten hatte, beschäftigte die Gedanken des Mannes, während der Hund die sonnige Außenseite vorzog und mit ängstlich bittendem Schweifwedeln am Eingang zurückblieb. Sein Herr hatte früher in der Marsch tiefe Mergelgruben gesehen, die sich allmählich mit Regenwasser füllen, mitten im freien Felde Cisternen bilden, und durch ihre Tiefe wie durch ihren abschüssigen Rand im höchsten Grade gefährlich sind, aber in dieser Gegend war nirgends Mergel zu finden. Sein nächster Gedanke war, daß dies in heidnischer Zeit der Hain irgend eines blutgierigen Götzen gewesen sei, dem man entweder Opfer geschlachtet oder sie in diesen Schlund hinabgestürzt habe, denn daß das Wasser unermesslich tief sei, sagte ihm ein ganz bestimmtes Gefühl. Es aber auf seine Tiefe hin mit dem Stod zu untersuchen, hinderte ihn eine seltsam beklemmende Empfindung, die fast einem Grausen gleich. Mochte es nun die plötzliche Kühle und Dunkelheit nach dem raschen Gange in der sonnigen Heide sein oder eine äußere Wirkung seines innern Unbehagens, kurz, er fühlte sich von eisiger Kälte durchschauert und wandte sich rasch, um den unheimlichen Ort hinter sich zu lassen.

Als er aus dem Baumkranz heraustrat, knurrte der Hund leise. Sein Herr fuhr empor und sah sich um. Nur wenige Schritte von ihm entfernt, saß auf einer erhöhten Stelle im Heidekraut eine alte Frau. Im ersten Augenblick erschien sie ihm fast wie ein böser Geist, als die Hüterin dieses düsteren Hains. Er legte die Hand auf den Kopf seines vierfüßigen Lieblings und sah sich die Gestalt genauer an. Es war übrigens nichts Besonderes an ihr zu sehen. Er hatte eine alte Frau in Bauerntracht vor sich, der das graugesprenkelte Haar, nur unvollkommen von einem schlechten Kopftuch bedeckt, wild um die Stirn hing. Auf dem Schoß hatte sie ein Bündel Kräuter und in der Hand einen krummen, knotigen Stab, den sie sich von einem der mißgestalteten Bäume geschnitten haben mochte. Nach einigem Besinnen that er einen Schritt auf die Frau zu und fragte, auf das Buchenwäldchen zeigend:

„Was ist das hier?“

Die Frau hob den Kopf in den Nacken, ließ ihn aber gleich wieder sinken und sah ihn von unten auf mit einem scharfen, forschenden Blick an, antwortete aber nicht. Ihr breites, ediges Kinn bewegte sich wunderbarlich auf und nieder, und ein böser, troziger Ausdruck lag in ihren Zügen. Als der Mann eine ungeduldige Gebärde machte, legte sie die Hand an das Ohr und schüttelte mit dem Kopfe.

Laut und scharf wiederholte er seine Frage.

Noch einmal sah sie ihn, diesmal von der Seite an und sagte dann mit tiefer, rauher Stimme:

„Wat lohnt dat?“

Bei dieser Frage entschwand der letzte Rest romantischer Ideenverbindung. Lächelnd griff er in die Westentasche und zog ein kleines Silberstück heraus, das er ihr hinhielt. Sie aber schüttelte unwillig den Kopf und drehte ihm den Rücken zu.

Mit einer Miene, in der sich Spott und Unwille zu mischen schienen, nahm er jetzt einen Geldbeutel heraus; es funkelte Gold und Silber durch die seidenen Maschen. Er wählte ein sogenanntes Drittelstück, etwa zwei Mark nach unserm heutigen Münzfuß. Bei dem Klappern des Geldes kehrte die Frau sich herum und verriet dadurch, daß ihre Taubheit von vorhin fingiert war. Er steckte die Börse ein und reichte ihr das Geldstück mit einem Gesicht, welches deutlich zeigte, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen sei. Die Frau nickte wie zustimmend und sagte, das Geld ergreifend, indem sie seine Hand dabei festhielt und gleichzeitig einen raschen Blick auf seine Handfläche warf:

„Dat Water hier is de Güll.“

„Was heißt das, die Güll?“

„Weet He nich, wat de Güll is? Dat Water hett keenen Grund; seh He her!“

Sie hob einen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn mit aller Macht über den Wall in das dunkle Gewässer. Es

flatschte auf, und man hörte das Plätschern eine ganze Weile, aber kein Aufschlagen ließ sich vernehmen. Das Wasser mußte jedenfalls sehr tief sein.

„Warum ist der Wall hier?“ fragte er nach einer Pause. Sie antwortete wie vorhin auf Plattdeutsch:

„Das kann Ihm wohl keiner sagen. Das Wasser is beherzt. Kein Mensch geht hier ran, wenn Mondschein is. Denn is der Mond klein, so zieht er den Leuten ein Unglück über den Hals, und sie müssen sich zweimal begraben lassen. Kommt aber einer, der was Böses gethan hat, bei Vollmond an die Güll, der muß 'reinsinken; sobald er an den Wall kommt, zieht's ihn rein, da hilft ihm kein Deubel nich. Sochen Rien, der seine Mutter totschlug, und Anna Mahn, die ihr Kind umgebracht hat, sind beide drin versoffen. Und weiß Er was?“ rief sie in ganz verändertem Tone, indem sie die runzelige Hand mit dem Stabe nach dem schauerlichen Ort ausstreckte — „Nehm Er sich man in acht, Herr Waldheim auf Träslamp! Er wird nich in der Güll verkaufen, nee, das nich; aber was Er gethan hat, das weiß Er nich, und was Er nicht gethan hat, das brüdt Ihm das Herz ab. Wenn wieder die Junifonne grad so über der Güll steht als heut, denn werden wir das nich sehen, Er und ich nich, denn wir werden alle beide fest schlafen; oh so fest, so fest!“ wiederholte sie, und ihre Augen blickten starr; das breite Kinn bewegte sich wieder auf und ab wie in leisem Murmeln, und ihr Kopf sank auf die Brust.

Der so Angeredete war zusammengefahren; ein Blick des Jorues schoß aus seinen Augen. Dann warf er, die Lippen fest zusammenpressend, einen scheuen, suchenden Blick um sich her, zuckte endlich mit einer Gebärde der Ungeduld die Achseln, piff seinem Hunde und schritt, sich rasch abwendend, in entgegengesetzter Richtung wie vorhin um die seltsame Baumpflanzung herum. Nach einigen hastigen Schritten sah er sich plötzlich einem etwa zehnjährigen Jungen gegenüber, der im Schatten einer Buche kauerte und das ganze Gespräch mit angehört haben mußte. Verlegen, mit dem Finger im Munde, saß der kleine Kerl da. Als aber der fremde Herr, den er noch nie gesehen hatte, ihn mit einem wilden Blick ansah und gleich darauf die alte Kräutersammlerin am anderen Ende erschien, stieß das Kind ein gellendes Geschrei aus und lief davon. Ein höhnisches Lachen der Alten begleitete seinen eiligen Rückzug.

2. Bei den Rügen.

Der kleine Flüchtling war — während der Besitzer von Träslamp die Richtung geradeaus einschlug, und die Frau sich um Bäume und Erdröcken herum im Bidsack auf der Heide fortbewegte — quersfeldein bis zu dem Weideplatz gelaufen, wo sich jezt die Rüge aus dem Stall von Cäcilienlust Tag und Nacht aufhielten. Er kletterte den Wall hinauf, zwängte sich durch das Gebüsch, sprang mit einem Satz in die Koppel hinein, lief noch ein paar Schritte und warf sich dann, an allen Gliedern zappelnd, auf die Erde nieder, indem er laut schluchzte und von Zeit zu Zeit einen Angstlaut ausstieß, bis endlich sein Vater, der alte Kuhhirt, herbeikam. Nachdem dieser seinem Treiben eine Weile zugesehen hatte, schüttelte er ihn derb und rief:

„Jung! plagt dich der Deubel? Was machst du für Fagen? Bist du verrückt geworden?“

Nach wiederholtem Zuruf und Schütteln brachte der Kleine endlich mit gebrochener Stimme hervor:

„Ich hab' den Teufel gesehen! Den Teufel und die Heze! Sie waren beid' bei der Güll.“

„Bei der Güll?“ rief der Alte entsezt. „Was hast du bei der Güll verloren! Unterstehest du dich nochmal an die Güll zu gehen, so schlage ich dir die Knochen entzwei!“

Der Junge schien diese Drohung, die wohl schon öfter ohne weitere Folgen ausgestoßen worden war, nicht sonderlich zu beachten. Er richtete sich auf, rieb sich die Augen mit den Fingerringen und wiederholte halb weinerlich, halb trotzig:

„Ich hab' den Teufel gesehen!“

„Wie sieht er denn aus, Jens?“ frug sein Vater neugierig.

„Er ist ganz schwarz und hat große, feurige Augen, so groß!“ erwiderte Jens, mit der hohlen Hand die Dimension angehend, wobei seine Furcht als Vergrößerungsglas wirkte. „Die alte Heze hat 'nen Besenstiel in der Hand und wollt' grad auf mich los reiten, da kniff ich aber aus!“

„Du Döskopf! Maitag ist ja alllang vorbei, wo sie auf den Bloßberg reiten! Aber ochsendumm ist das von dir, daß du mit der Heze anbindest; die hezt uns nun gewiß ein Unglück über den Hals. Muschee Urian is nich so schlimm als sie; der läßt mit sich reden! Weißt was? wir wollen die Ohlsche en Pot voll Milch geben und sobald ich in die Stadt komm, bring ich ihr en Stuten (Weißbrot) mit, denn wird sie uns wohl zufrieden lassen. Aber nu man flink und rühr dich! Derweil wir hier schnaden, sind Buntrod und Matrose in den Weizen eingebrochen! Die Beester sind rein toll! Lauf und treib sie zurück!“

Mit einiger Mühe und Not gelang es, die widerspenstigen Rüge durch eine Lücke im Knick über die schon von vielen Angriffen allmählich niedergetretene Wallecke zurückzubringen. Es mußte die größte Ruhe und Vorsicht dabei angewendet werden, sonst wäre durch die aufgeregten Tiere großer Schaden im Weizenfelde angerichtet worden.

Unterdes hatten sich die übrigen Rüge auf der Koppel zusammengebrängt und sahen erwartungsvoll nach der Gegend hin, wo das Klappern der Eimer längs des Feldwegs das Nahen der Melkerinnen verkündete. Bald darauf zeigten sich die drallen Mägde am Heck und zogen im Gänsemarsch ein. Die erste in der Reihe war ein ganz junges Mädchen, das durch ihr niedliches Gesichtchen und ihren feinen Gliederbau von den übrigen vorteilhaft abstach. Sie war so knapp und kleidsam angezogen, wie keine der andern, obwohl sich die Mägde immer zum Gang auf die Regel (Wesplaz) nett anziehen. Das blonde Haar, glatt gescheitelt, hinter das kleine steife Mützchen von schwarzem Samt gestrichen, das nur den Hinterkopf bedeckt und von breitem seidnen Band in einer Schleife unter dem Kinn gehalten wird, die weißbodige Kattunjacke mit kurzen haushigen Ärmeln, die blendend weiße Schürze mit den doppelten Bändern, um den roten Rock ein wenig aufzuschürzen, die weißen Strümpfe in verhältnismäßig kleinen, zierlichen Schuhen — das alles kleidete sie allerliebste; der sanfte Ausdruck ihres Gesichtes aber verriet einen freundlichen Sinn. Es zeigte sich auch bald, daß ihr alle genogen waren, ihre Kameradinnen nicht minder als die etwas strenge Wirtschafstamsell oder wie man hier sagt, Meierin, die mit einem Strickzeug in der Hand und einem zierlichen Körbchen am Arm den Zug beschloß. Sie war eine ältliche, aber immer noch ganz hübsche Person und hatte ein Wesen, das unwillkürlich Respekt einflößte. Sie verstand die Meierei aus dem Grunde und war nie ungerecht und launisch, weshalb sie trotz ihres scharfen Regiments immer gute Mägde hatte, mit denen sich etwas anfangen ließ.

Die Meiereimädchen kettelten nun die Milcheimer von den Haken der hölzernen Tracht los, die sie quer über Schultern und Rücken getragen hatten, und gingen mit einem blanken Messingkeßel in der einen, dem kurzbeinigen Bod in der andern Hand hin, um sich jede eine Kuh zu suchen. Denn die Tiere lassen sich nicht gern von ungewohnten Händen melken. Trotzdem waren sie hier und da obstinat, und obwohl sie sich kurz vorher nach dem Melken gesehnt hatten, drehen sie jezt manchmal kurz um, wenn die Melkerin in die Nähe kam. Diese war dann genötigt, mit manchem Tosen: „Kumm Buntrod“ oder „Kumm Tügel“, eine ganze Strecke hinter ihnen herzugehen, bis es gelang, sie sanft in den Nacken zu krauen und endlich zum Stehen zu bringen. Manche ließen sich ohne die Hilfe des Hirten überhaupt nicht regieren. Dieser hatte jezt der hübschen jungen Magd eine große weiße Kuh zugeführt. Als sie sich gesetzt hatte, legte er, an der andern Seite stehend, seinen Arm über den Rücken der Kuh und faßte sie an den Hörnern. In dieser Stellung beugte er sich zu dem Mädchen herab und sagte leise:

„Die Beester sind rein toll heute; man kann sie kaum

regieren! Ich glaub', sie sind schon behergt. Was ich sagen wollt... Marielen, Krischan Duhs schickt dir Bort (Nachricht), daß er heut' abend nich nach Graskamp zu gehen kann, sein Alter ist ihm zu arg auf den Haden."

Marielen antwortete nicht gleich. Sie legte den Kopf an das rauhe Fell der Kuh und mollt schweigend weiter. Endlich sah sie auf mit hochroten Wangen und feuchten Augen und erwiderte ebenso leise:

"Er wird sehen, Matthies, es wird nix mit uns beiden. Peter Duhs will 'ne reiche Braut für seinen Sohn."

"I wo, Marielen, du mußt nich gleich die Kurasch verlieren. Was sein soll, schickt sich wohl."

"Er hat gut reden, Matthies. Vezten Herbst waren es drei Jahre, daß wir miteinander gehen."

"Das kann all noch gut werden. Der Alte is man engbrüstig; er kann sterben; er kann auch seinen Sinn ändern. Aber wie ist mir denn? Die Leute sagen ja, daß der lange Klas aus Jütland dich gern leiden mag."

Marielen warf die roten Lippen auf und zog so heftig an dem leeren Guter, daß die Kuh unruhig wurde.

"Der?" sagte sie dann mit großer Geringschätzung, "der eklige Mensch? Das ist ein dummer Schnad von Ihm, Matthies."

"Der nich?" fragte der Hirt mit nedischem Tone. "Aber was sagst du denn zu Steffen Holst, der in Träskamp dient? Er ist ein schmucker Kerl und hat sich was gespart."

"Steffen is Dörthe ihr Schatz", sagte Marielen noch schärfer als vorhin. "Er denkt nich an mich und ich denk nich an ihn."

Die Erwiderung des Hirten auf diese unwillige Rede wurde durch ein Getreisch der übrigen Mägde unterbrochen. Er ging, so rasch es ihm sein Phlegma erlaubte, zu ihnen und fand, daß eine Kuh, welche die Mamsell pflichtschuldigst hatte nachmelken wollen, da sie dem betreffenden Mädchen nicht recht traute, ihr einen Schlag versezt hatte. Sie war vor Schreck darüber mit dem Dreibein umgefallen, die Kuh aber suchte mit erhobenem Schweif und großen Sprüngen das Weiße. Als Matthies der Mamsell aufgeholfen und den umgestürzten Kessel vom Boden aufgenommen hatte — zum Glück war er kurz vorher in den großen Eimer ausgeleert worden — murmelte er:

"Heut hat der Deubel sein Spiel!"

"Was redet Er vom Teufel!" sagte unwillig die Mamsell. "Schäm' Er sich doch zu fluchen!"

Die Mägde lachten. Sie wußten, daß Matthies nie eine Antwort schuldig blieb, und freuten sich auf das Wortgefecht, das in Aussicht stand. Beide pflegten sehr eifrig zu werden, und die Mägde hofften, daß die Mamsell ihnen dann nicht so scharf auf die Finger sehen würde. Die Erwiderung ließ denn auch nicht lange auf sich warten.

"I wo!" sagte Matthies. "Das is man, daß ich davon red! Kein Mensch glaubt heutzutage an den Teufel!"

"Weil der böse Feind so schlau ist, daß er sich anstellt, als sei er gar nicht vorhanden. Wenn Er in die Kirche ginge, wie es sich für einen Christenmenschen schickt, so hätte Er gehört, wie der Herr Adjunkt die Zuhörer warnte, ja nicht den Teufel leichtsinnig im Munde zu führen."

Der Kuhhirt steckte die Zunge in die Backe und zwinkerte der zunächst sitzenden Magd listig zu. Dann sagte er, indem er mit dem Daumen über die Schulter zeigte:

"Na, wenn's der Herr Adjunkt selber sagt, dann muß man das ja glauben und denn is es auch an dem. Der Deubel is da günt (drüben) arg zu Rehr gegangen. Mein Junge hat ihn gesehn, und die Herz war auch dabei."

"Dummes Zeug, Matthies! Wie kann Er so abergläubisch sein?"

Jetzt stellte sich Matthies recht breitpurig hin, griff mit beiden Daumen in die Ärmel seiner Jacke und sagte mit angemessener Heftigkeit:

"Wenn ich sag, der Deubel is nich da, denn schilt Mamsell, und wenn ich sag, er is da, schilt Mamsell auch. Wie soll unser einer daraus klug werden? Na, wenn's der

Teufel nich gewesen is, die Herz is da. Das weiß jedes Kind in Moorstätt, die alte Mutter Praatsch is eine Herz. Mir hat sie mal das kalte Fieber angehegt; ich werd's ihr gedenken!"

"Ja, Mamsell, das ist an dem", sagte eine der Mägde. Sie waren eine nach der andern gekommen, um ihre vollen Kessel in den Eimer zu schütten, und verweilten dort unter allerlei kleinen Vortwänden, um zuzuhören.

"Frau Duhs da günt", sie zeigte auf das Bauerngehöft, "hat mir das lezt erzählt. Sie hatte en paar Zwillinge, so'n paar kleine nüdliche Jungens von en Jahrene drei, gesund und frisch wie Milch und Blut. Da mal des Morgens vor Tau und Tag kommt die Praatschen rein und verlangt zu trinken. Kein Mensch mag gern etwas mit ihr zu thun haben. Die Duhsen gibt ihr denn zu trinken und kramt in der Stube rum, denn sie wollt' nich mit ihr schnaden. Na, die Altsche sezt den leeren Tassentopf auf den Rükentisch, geht nach das Bett hin, wo die beiden Kinder zusammen schlafen thäten, und fängt da an zu schwögen und zu wunderwerken und sagt: 'Ach, was sind das für 'ne paar hübsche dralle Jungens. Mag Sie viel Freud' dran erleben!' Frau Duhs sagt, es wär' ihr kalt den Pudel heruntergelaufen, so hatt' sie sich gegrä't. Na, denn geht die Praatschen weg und is noch nich zum Hof naus, denn fangen die Kinder an im Schlaf zu kreischen, und kriegen das mit Krämpfen, daß ihnen der Schaum vor'm Maule steht. Frau Duhs is ganz verblüfft und kann kein Glied rühren vor Schreck. Denn kommt ihr Mann und fragt, was da los is und warum sie dasteht und glockt und sich hat. Er geht an das Bett ran, da sind die Kinder beide tot. Das is wahrhaftig wahr; fragen Sie alle Leute hier herum."

(Fortsetzung folgt.)

Sphinx.

Roman von Doris Frein von Spaettgen.

(Schluß.)

"Nein, ich danke! Schicken Sie mir aber meinen Diener, der draußen auf dem Perron steht! Sie werden ihn an seinem fremdländischen Exterieur erkennen."

Der junge Mensch sprang davon. Wenige Minuten später trat Maki in tabellos seinem Zivil in den Saal. Ein fedes dunkles Hütchen saß auf seinem kurzgeschnittenen schwarzen Haar, und eine funkelnagelneue Atlaskravatte wetteiferte an brennender Farbe mit dem Zipfel des seidenen Taschentuches, das unternehmend an der linken Seite des Rockes aus der Tasche hervorlugte.

Maki sah nicht halb so hübsch aus, als daheim im losen, kleidsamen Matrosenkostüm, das den lichtbraunen Nacken und die kräftige Brust zum Teil frei ließ. Die neue Tracht mußte ihn beengen, denn sein Gang war steif, seine Bewegungen waren pathetisch. Nur die Augen, die klugen, feurigen Augen waren dieselben geblieben; sie hätten ihn verraten, selbst wenn er im härenen Gewande eines Büßers einhergegangen wäre.

Der Zug gab das erste Signal zur Abfahrt, und Herbert verließ, in Begleitung des Dieners, den Saal.

Herbert glaubte sich, als er am Nachmittage mit dem von Hamburg kommenden Schnellzuge in den Nordbahnhof zu Wien einfuhr, am Ziele seiner ihm endlos erscheinenden Reise. In wilden Schlägen klopfte sein Herz. Eines dieser tausend und aber tausend Dächer mußte sich ja über das teure blonde Haupt ausbreiten und es schützen — ja schützen! War sie nicht geflohen — hatte nicht der eigene Gatte in seinem Zorn und in seiner Eifersucht sie hinausgetrieben in die Weite — hinaus aus ihrem Heim, wo die Schwerkgeprüfte das erste Glück ihres Lebens genossen? Hatte sie denn wirklich Schutz gefunden bei dem herz- und lieblosen Bruder? Vielleicht — dieser Gedanke erfüllte ihn mit Entsetzen — vielleicht war sie wieder fortgegangen — weiter in die Welt hinein?

Es wurde Herbert nicht schwer, in Wien die Wohnung von Rosas Bruder aufzufinden, da dessen Name sehr bekannt war. Der Kapitän erfuhr auch, daß Herr von Hallstein wegen Kränklichkeit den Abschied genommen hatte und Witwer sei. Er ließ nun Maki mit dem Gepäck im Hotel zurück,



Eine wichtige Angelegenheit. Gemalt von H. Sondermann.

bestieg einen Fiaker und fuhr in größter Erregung nach der dem Kutscher bezeichneten Adresse.

Der Wagen hielt vor einem eleganten Hause in guter Lage. Als Herbert klingelte, erschien ein grauköpfiger, mürrisch dreinschauender Portier an der Thür.

„Ist Frau Rose Lee zu Hause?“

Der alte Mann schaute ihn verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Wohl, ich meinte eigentlich den Major von Hallstein!“ fuhr der Kapitän ungeduldig fort. „Er wohnt doch in diesem Hause?“

„Ja!“ lautete die Erwiderung, „aber die Herrschaft ist verreist, nach Baden. Der Herr Major ist konstant und braucht die warmen Schwefelbäder draußen.“

„Baden?“ Herbert hatte nie von einem Baden bei Wien gehört. Sein Herz preßte sich ängstlich zusammen. Aber der Portier sprach ja von „draußen“. So mußte der Ort wohl in der Nähe sein!

„Wissen Sie, ob eine Dame — eine junge Dame — den Baron begleitete?“ fragte er mit fast versagender Stimme.

„Ja wohl. Die Schwester des Herrn Major, welche seit einigen Wochen bei ihm zum Besuch ist.“

Der Kapitän riß den Schlag auf, und der Fiaker rollte davon. — — —

Ein schweres Gewitter hatte sich am zeitigen Nachmittag über dem anmutigen Thal unterhalb des Wiener Waldes entladen, in dem das Ortschaft Baden liegt. Der Regen ließ nun nach wochenlanger Hitze und Dürre Menschen, Tiere und Pflanzen neu belebt aufatmen. Gegen Abend hörte er auf, und ein würziger, nervenerfrischender Duft durchzog jetzt die Gegend. Wohl lagerten noch dunstige Wolken an den Höhenzügen und verhüllten gleich Schleiern die mit Fichten und Schwarztannen bewachsenen Hügel, aber im Thale zitterten schon wieder die hellen Strahlen der Abendsonne im taufrischen nassen Grase.

Badens schönster Teil ist das Helenenthal, wo eine besuchte Pension, das Hotel Sacher, gleichsam als Warte den Eingang des Thales ziert. In steingrauer Majestät erheben sich rechts und links davon die beiden Burgruinen Raueneck und Rauenstein. Der Garten und die nächste Umgebung dieses Etablissements bilden fast zu allen Tagesstunden den Sammelplatz eleganter Kurgäste, da von hier aus die reizendsten Spaziergänge in das Thal und den Wald unternommen werden.

Um die siebente Abendstunde hielt vor der Eingangsthüre des Hotels Sacher ein leichter Rollstuhl, in dessen Kissen sich ein höherer österreichischer Offizier, in loser Interimsuniform, zurücklehnte. Der Diener, welcher den Sessel bis hierher geschoben hatte, stand, den Hut in der Hand, seitwärts, um des Herrn Befehle entgegen zu nehmen. Ein Mann, der kaum das vierzigste Lebensalter überschritten haben konnte, dessen Züge aber schon ein fast greisenhaftes, verfallenes Aussehen zeigten, warf die dicke Decke, die über seine Füße ausgebreitet gewesen war, von sich und versuchte, beide Hände auf des Bedienten Arm stemmend, mühselig ein Bein nach dem andern aus dem Wägelchen zu heben. Endlich stand die hochgewachsene, magere Gestalt aufrecht. Allein die Anstrengung des Aussteigens mußte für ihn doch sehr groß gewesen sein, denn noch vermochte der Leidende keinen Schritt vorwärts zu thun.

„Ich finde, es wird täglich schlechter mit mir, Stephan!“ sagte er halb scherzend zu dem Diener.

„Der Herr Major haben auch noch nicht die volle Zahl der Bäder genommen“, lautete die tröstende Entgegnung — „und der Hofrat meinte ja, die Wirkung zeige sich erst später.“

„Larifar! wer seit Jahren in so vielen Bädern herumgereist ist und alles nur Erdenkliche vergeblich gebraucht hat, wie ich, der verliert schließlich den Glauben an alle diese sogenannten Heilquellen. Na, gib mir deinen Arm, Stephan! Wir wollen halt unser Bestes versuchen!“

Damit bewegten beide sich langsam und vorsichtig die wenigen Stufen hinan und traten ins Haus. In demselben Augenblicke kam eine gleichfalls hochgewachsene junge Dame, in Hut und anliegendem dunklen Regenmantel, der die pracht-

volle Figur knapp umschloß, die Treppe herab. Als sie dem Herrn gegenüberstand, stützte sie und blieb stehen.

„Nun, wohin, Rose? Du hast hoffentlich Überschuhe an, denn die Wege sind vom Regen völlig durchweicht. Nimm dich in acht. Die Abendluft ist in unseren Bergen küdlich!“

Um eine halbe Kopfeslänge überragte der leidende Mann noch die hochgewachsene Frauengestalt, und obwohl sein Bart- und Haupthaar das dunkelste Braun aufwies, so war dennoch eine ganz auffallende Ähnlichkeit in den Gesichtern unverkennbar.

„Ich will nur einen kleinen Spaziergang hinüber nach der Hauswiese machen, Josef!“ war die Antwort. Das bisher gesenkte Antlitz hob sich bei diesen Worten, und das Licht, welches durch die noch immer halbgeöffnete Thür in den Hausflur drang, fiel voll auf die schönen ernsten Züge von Rose Lee. „Die Luft oben ist so entseßlich schwül“, sagte sie, „daß ich es kaum zu ertragen vermag. Ich muß hinaus ins Freie. Sagen Sie Mary, sie möchte mir in dreiviertel Stunden entgegenkommen, Stephan! Zum Thee bin ich zurück. Adieu!“

Sie blickte den Bruder nicht noch einmal an, reichte ihm auch nicht die Hand. Nur ein kurzes Nicken ward ihm zu teil, dann verließ sie das Haus.

Es war nicht das erste Mal, daß der Freiherr von Hallstein seiner Schwester, seit sie sich bei ihm aufhielt, einen merkwürdigen Blick nachsandte, in welchem ohnmächtiger Grimm und eine gewisse staunende Bewunderung miteinander stritten. Das einst so stille, duldbende Mädchen, welches ein Wort aus seinem Munde früher stumm und fügsam gemacht hatte, war jetzt als selbständige, ernste und charaktervolle Frau zu ihm zurückgekehrt. Rose hatte ihm früher in flüchtigen Worten den Tod ihres Vaters mitgeteilt, seit jener Zeit aber ihn ohne jede Nachricht gelassen. Herr von Hallstein nahm an, daß es der Schwester gut gehen müsse, und machte sich ihretwegen keine Sorgen. Umso mehr war er erschrocken, als die fast vergessene, nun so blendend schön gewordene Frau eines Tages plötzlich vor ihm stand und ihn fragte, ob er sie für einige Wochen als Gast bei sich aufnehmen wolle.

War sie gekommen, um Rechenschaft zu fordern für ihr von seiner grausamen Hand zertrümmertes Jugendglück? Oder hatte sie vielleicht gehört, daß er ein wohlhabender kinderloser Mann geworden war? — Im höchsten Grade argwöhnisch und mißtrauisch, bemühte sich der Major schon in den ersten Stunden ihres Beisammenseins, jede Miene der Schwester zu studieren. Aber sie blieb undurchdringlich verschlossen, fast rätselhaft in ihrem Wesen. Ihr Auftreten, ihre Toilette, die Begleitung eines Kammermädchens — alles deutete darauf hin, daß sie sich nicht in kümmerlichen Verhältnissen befand. Was aber meinte sie damit, nur für einige Wochen sein Gast bleiben zu wollen?

Schon der Abend nach ihrer Ankunft sollte ihm übrigens völlige Klarheit bringen. In offener, rückhaltsloser Erzählung — ohne sich oder ihn zu schonen — enthüllte die junge Frau ihre Lebens- und Leidensgeschichte während der verfloßenen Jahre. Genau so, wie es in jenen Aufzeichnungen stand, erzählte sie dem Bruder, was sich ereignet hatte.

Stumm und ohne die Schwester mit einer Silbe zu unterbrechen, folgte Herr von Hallstein ihren Worten. Als sie von der Not und dem bitteren Elend erzählte, in welches sie durch den ersten Mann geraten war, flog wiederholt eine flüchtige Röte über seine kahle Stirn, und er drehte verlegen an den langen Spitzen seines Schnurrbartes.

Als sie endlich schwieg, kam übrigens kein Ausruf des Bedauerns oder der Theilnahme über seine Lippen, und nur ein halb mißbilligender, halb bedauernder Blick streifte Rose, als er nach langer Pause achselzuckend entgegnete:

„Du hast im ganzen recht unüberlegt und kopflos gehandelt, Rose!“

„Wie meinst du das, Josef?“

„Dein Mann, jener Herr Lee, hatte dennoch kein Recht und keinen Grund, dir sein Haus zu verbieten. Seine Handlungsweise war ungesellich und du brauchtest dich nicht im mindesten daran zu kehren. Das ist alles Unsinn, was du da

von gekränktem Stolz und dergleichen spricht. Heutzutage wirft man eine sorgenfreie, schöne Existenz nicht wie ein lästiges Spielzeug beiseite. Was gedenkst du denn ferner zu beginnen, Rose? Wie bist du in pekuniärer Hinsicht mit deinem Amerikaner auseinander gekommen?"

"Ich bitte dich, Josef, berühre diesen Punkt nicht; es ist mir entsetzlich, davon zu sprechen!" rief die junge Frau heftig. "Mein Entschluß ist längst gefaßt. Ich gehe als Erzieherin nach England."

"Thörin!" brummte Herr von Hallstein zwischen den Zähnen. Dann betrachtete er die Schwester wieder eine Weile nachdenkend und sagte endlich:

"Ich will dir einen Vorschlag machen, Rose! Mein Haus bedarf einer leitenden Frauenhand — ich selbst einer Pflegerin. Der alte Stephan wird schon wacklig. Gib jene abenteuerlichen Ideen auf und bleib bei mir! Wir wollen versuchen, uns, so gut es bei der Verschiedenheit unserer Charaktere geht, ineinander einzuleben. Was meinst du dazu?"

Rose schüttelte den Kopf. "Nein, Josef", erwiderte sie, "ich danke dir für dieses Anerbieten! Nichts in der Welt könnte mich bewegen, hier — bei dir — in der mir so völlig fremd gewordenen Heimat mein Leben zu beschließen. Nur im rüstigen Schaffen — in der Arbeit — im Ringen um die Existenz kann ich Befriedigung — Vergessen finden. Zur Krankenpflegerin bin ich nicht geeignet. Willst du mich übrigens noch bis zur Beendigung deiner Kur in Baden bei dir behalten, so danke ich dir. Später aber laß mich ziehen!"

Der Major erkannte bald, daß an diesem Entschluß nicht zu rütteln war. Er sah ein, daß er jeden Einfluß auf die Schwester verloren hatte — es war daher über diese Angelegenheit seither kein Wort mehr zwischen den Geschwistern gewechselt worden.

In langen Bügen die balsamische Luft einatmend, schritt Rose auf dem anmutigen Wege zur sogenannten Hauswiese — einem mitten im Walde gelegenen, von herrlichen Bäumen dicht umschlossenen Rasenplane — dahin. Die Sonne hatte sich bereits hinter den hohen Laubkronen verborgen, nur ab und zu bligten ihre letzten Strahlen, wie Scheidegrüße, durch das Walddesbild.

Rose blieb stehen und ließ den Blick über die waldigen Höhen der Heimat hingleiten. Die Natur ruhte in tiefstem Frieden; kein Blatt regte sich. Mußte es nicht doch wohlthunend sein, nach des Lebens Kämpfen hier auszuruhen? — Und doch — schon bei der bloßen Vorstellung schüttelte Rose heftig den Kopf. Eine Heimat haben wir ja nur dort, wo wir einst glücklich waren. O, sie hatte auch eine solche! Ein kleines, grünumranktes, trautes Haus tauchte in ihrem Geiste auf — ein Haus, weit — weit drüben über dem Meere. Die Glasthüren der Veranda waren geöffnet, und sie selbst stand — strahlend und glücklich — auf der Treppe; denn dort, den Weg — die schattige Straße entlang — kam er ja — kam Herbert — mit schnellen, elastischen Schritten — winkend und grüßend!

Die Gegenwart war versunken. Traumumfängen blickte Rose hinein in den duftenden Wald, den Weg zurück, den sie eben gekommen war.

Plötzlich aber fuhr sie, zu Tode erschrocken, entsetzt zurück. Das, was ihre Phantasie ihr eben so lebhaft und süß vorgezaubert hatte, stand ja da leibhaftig vor ihren Blicken.

"O Gott, sei barmherzig!" stöhnte sie, indem sie die Arme gegen den hochwogenden Busen drückte. Nein, es war noch nicht tot da drinnen, wie sie eben noch gewöhnt hatte! Heiße Blutwellen strömten von dem unseligen Herzen brausend nach den Schläfen und trübten ihre Sehkraft. Und doch klang es klar und deutlich zu ihr herüber:

"Rose!"

Das war zu viel — das war mehr, als Rose zu ertragen vermochte! Kam er wirklich, um das Undenkbare zu sagen: "Rose, ich kann das Leben ohne dich nicht ertragen! Komm an mein Herz und beichte mir! Ich will dich geduldig anhören und vergebe dir im voraus alles!" Jetzt fühlte sie, daß

immer noch Hoffnung im Grunde ihrer Seele geschlummert, daß sie nie geglaubt hatte an eine ewige Trennung von ihm!

Sie war auf eine Bank gesunken, und ihr Kopf preßte sich gegen das harte Holz.

Da hoben zwei kraftvolle, muskulöse Arme, deren Druck sie nur zuwohl kannte, sie in jäher Hast empor und ihr Name klang in weichen, vor Bärtlichkeit und Leidenschaft zitternden Lauten zu ihr nieder.

Hatte sich ihr plötzlich der Himmel erschlossen? Fühlte die arme gequälte Seele sich doch emporgetragen zum Throne dessen, der durch seine unendliche Gnade für und für Trost spendet hatte in ihr blutendes Herz! War jene lange Leidenszeit doch durch diese einzige Stunde ausgelöscht!

"Rose! Kannst du mir vergeben? Glaubst du, daß meine Liebe — mein ganzes Leben, welches mit jedem Pulschlage dir gehört, im Stande sein wird, das, was ich in arger Verblendung — in einem Anfall von Wahnsinn dir angethan, jemals zu sühnen? Rose, o sprich und sage mir das, wonach mein Herz verlangt hat in unerträglicher Sehnsucht!"

Das blondlockige Haupt lag an des Gatten Brust — stumm — in seligem Entzücken. Was sollte sie auf diese Frage erwidern? War er es nicht, der vergeben mußte? — Und dennoch kam er zu ihr!

"Rose! Bis hierher also bist du geflohen?" flüsterte Herbert leise, die Lippen auf den blonden Scheitel pressend. "Und wenn du tausendmal geschworen hättest, mir nie mehr zu begegnen, so wußte ich dich doch zu finden. Bis an das Ende der Welt wäre ich dir nachgereist — jedes Land — jede Stadt hätte ich durchstreift nach dir, seit..."

Er stockte und zog Rose noch fester an sich. Sie richtete zum erstenmale die tiefblauen Augen zu ihm empor. Eine stumme, angstvolle Frage zitterte in diesem Blicke.

"Herbert?!"

"— seit ich weiß, wie schwer du an deiner Schuld getragen, wie sehr du durch sie gelitten hast."

Leise weinend schlang sie die Arme um den Hals des Geliebten.

"Herbert, Herbert! So weißt du — so läsest du...?"

"Deine Beichte, mein teures Weib. Jede Silbe habe ich gelesen — wohl hundertmal gelesen, bis sich alles mir tief in die Seele gegraben. Nie vergesse ich jene Nacht, Rose, als Amy mir — mir diese Blätter überreicht hatte! Geweint, geschluchzt und gejubelt habe ich, wie ein Knabe — nein, was rede ich, wie ein Mann, dem sich das höchste Glück, das er für immer verloren glaubte, wieder erschließt. Und nun sprich kein Wort mehr über Vergangenes! Das Unglück war es, welches deine Lippen verschloß, lasse jetzt das Glück es vollbringen, daß die Sphinx sich verwandelt in ein lebensfrohes, vertrauendes Weib! Soll es so sein, meine Rose?"

"Ja, Herbert!"

Ein Kuß besiegelte den neuen Bund.

Der Gatte schlang zärtlich und schützend den Arm um die teure Wiedergefundene, deren schöner Kopf an seiner Schulter lehnte. So schritten sie in seligem Vergessen langsam den Weg zurück.

Ein leichter Wind rauschte sanft in den hohen Laubkronen und mahnte an den Wellenschlag des Meeres. Fester zog der Seemann das junge Weib an seine Brust, um nun nie mehr von ihr zu lassen.

Aber klang das nicht wie Menschenstimmen herüber aus der Ferne? Fast erschreckt blieben beide stehen, und Rose entwand sich der Umschlingung. Sie wollte ihr neuerrungenes Glück nicht profanen Blicken preisgeben. Es schienen ein Mann und eine Frau zu sein, die miteinander redeten. Ein heller Ausruf des Entzückens — darauf nur halb vernehmbare, unterdrückte Schluchzen gleichende Laute — dann war für eine Weile alles still.

Zögernd schritten Herbert und Rose weiter. Als sie aber wieder die schimmernden Augen zu dem Gatten erhob, stugte sie über den Ausdruck von Schelmerei, der aus den seinen ihr entgegenblitzte. Sie verstand ihn nicht. Da ergriff

er plötzlich ihre Hand und zog sie eilig mit sich fort. Der Weg machte hier eine sanfte Biegung; doch nun lag die saftig grüne Wiesenmatte frei vor ihnen — und dort — Herbert und Rose blieben hinter einem Strauch stehen — dort, keine dreißig Schritte von ihnen entfernt, saßen Maki und Mary dicht bei einander auf einer Bank. Der dunkle Kopf der kleinen Rose schmiegte sich zärtlich an die Brust des kräftigen Malaian, der strahlenden Angesichts zärtliche Worte ihr zuflüstern schien. Hatte der schelmische Liebesgott auch hier das kaum Glaubliche zu vollbringen vermocht?

„Komm“, rief Herbert. Damit zog er seine Frau aus dem Versteck, und wenige Sekunden später standen sie vor den überraschten jungen Leuten.

Wie mit Blut übergossen, sprang Mary von der Bank empor und stand, Maki fast den Rücken kehrend, in halb trotziger, halb hilfseuchender Stellung neben dem Malaian, während dieser, die flammenden Augen zu Boden schlagend, sein neues Reisehütchen unbarmherzig maltraktierte.

„Ich sehe, daß du die kurze Zeit, die du hier bist, schon gehörig auszunutzen verstanden hast, Maki!“ sagte Herbert Lee so ernsthaft, als er es vermochte.

„Ich wollte den Kapitän bitten, daß ich — daß wir...“ stotterte Maki.

„Wohl, ich begreife, was du mir sagen willst“, unterbrach ihn Herbert. „Und Sie, Mary, haben Sie sich die Sache auch reiflich überlegt? Ihr künftiger Mann ist kein Weißer.“

Die verfängliche Frage genügte, um bei dem jungen Mädchen jede Verlegenheit zu verschleuen. Es zuckte um Marys Mund, als ob es in der überquellenden Brust zwischen Thränen und Seligkeit kämpfte. Die Hände der Gebieterin an die Lippen pressend, rief sie offen: „O, Frau Lee! Ich habe den Maki so lieb — so lieb — und er weiß es jetzt auch.“

„Kapitän“, jubelte Maki, „sie kommt mit uns nach Amerika.“ Damit ergriff er Marys Hand und beide eilten davon.

„Auf denn — nach Amerika!“ flüsterte nun auch Herbert Lee seiner Frau zu.

„Auf nach — der Heimat,“ verbesserte sie leise.

Schluß.

Ein Zeitraum von zwei Jahren hatte in dem sich schließlich doch so licht und freundlich gestaltenden Dasein des Kapitän Lee und seiner jungen Gemahlin nichts verändert. Das, was er in unbestimmter Sehnsucht stets vermißt und nach dem er so schmerzlich verlangt hatte, das offene Vertrauen seines Weibes, besaß er jetzt im vollsten Maße. Das Glück vollbrachte wirklich eine wunderbare Wandlung im Charakter der jungen Frau. Ihre Verschlossenheit und Zurückhaltung verschwand mehr und mehr und alles, was das edle, warmfühlende Herz bewegte, redete jetzt auch aus dem schönen Gesicht und den strahlenden Augen.

Herbert Lee hatte bald nach seiner Rückkehr den Abschied erhalten, aber ein Mann mit langjährigen Erfahrungen, wie er, gibt das Interesse für seinen Beruf nicht auf; er beteiligte sich daher nicht nur mit bedeutenden Kapitalien, sondern auch durch seine Arbeit an der Schifffahrtsgesellschaft, für welche er so lange Zeit als Kapitän gefsegelt war, und fand in dieser Beschäftigung reichliche Befriedigung.

Selbstverständlich führte er seine Rose gleich nach der Rückkehr in des Bruders Haus, wo man ihr mit Freundlichkeit und Achtung begegnete, ohne daß sich jedoch gleich ein intimeres Verhältnis oder ein lebhafterer Verkehr entwickelt hätte. Die Charaktere der beiden Schwägerinnen waren eben so ganz verschieden. Oder schlummerte vielleicht in Frau Luisas Busen auch noch ein schwaches Fünkchen jenes Feuers, welches einst so verheerend gewirkt hatte? Herberts feinem Gefühle blieb es nicht verborgen, daß eine Scheidewand zwischen beiden bestand, welche durch äußere Freundlichkeit und konventionelle Formen nur spärlich verdeckt wurde. Deshalb ging er in Jakobs Hause viel mehr aus und ein, als Rose, obgleich sich auch zwischen die Bruderherzen ein Etwas gedrängt und das vor Herberts Heirat bestandene Band gelockert hatte.

Jakob Lees Denken und Trachten war in eine andere Bahn gelenkt, seit Herbert aufgehört hatte, der Stammhalter der Familie zu sein. Und überdies ward das, wonach des ehrgeizigen Mannes Herz sich Jahre hindurch umsonst gesehnt hatte, sein größter Wunsch erfüllt. In dem schönen Hause der fünften Avenue wurde ein Sohn geboren, und dieses wichtige Ereignis erfüllte Jakob Lee und Frau Luisa mit solchem Entzücken, daß alles übrige für beide völlig interesselos schien.

Doch nicht alles. Es konnte Frau Luisa nicht verborgen bleiben, daß ihre sanfte Kousine Amy zusehends dahinschwand, und in dem Engelsgesicht des lieblichen Geschöpfes nur zu deutlich ein frühes Ende geschrieben stand.

Dr. Seyton, der treue Freund und Berater, konnte das, was sein Auge längst entdeckt hatte, nicht ferner verschweigen, und die niederschmetternden Enthüllungen des Arztes warfen über allen Frohsinn und alle Zufriedenheit des Leeschen Hauses einen trüben Schleier.

Abeline Everett war eine recht vernünftige junge Frau geworden und wohnte, zur großen Freude der Mutter, welche Susy mit tiefer Wehmut in die Ferne ziehen sah, in New York, man durfte aber ihren damaligen Ausspruch, sie sei zahm geworden, nicht allzu wörtlich nehmen. Herbert Lee, vor dessen Falkenblicke sich schwer etwas verbarg, wollte sogar einmal bemerkt haben, daß die elegante junge Frau bei einem Besuche, den er dem Ehepaar abstattete, einem eigenwilligen, unartigen Kinde gleich, heimlich den Teppich mit dem zierlichen Füßchen bearbeitete. Und ein anderes Mal meinte er, sie mit rot verweinten Augen angetroffen zu haben. Henri Roberts verstand es aber wundervoll, den unerbittlichen Hausherrn zu spielen, und es stand ihm, wie der Kapitän seiner Frau erzählte, die Miene des ernstesten, gefestigten Ehemannes ausgezeichnet. Wochten sich immerhin mitunter kleine Szenen zwischen dem jungen Paare abspielen, sehr glücklich waren beide doch, und versöhnt hatten sie sich noch immer wieder, da dieses Versöhnen — nach Abelines Meinung — gerade das Süßste und Reizvollste in der Ehe war. Was sind auch Sommertage ohne Gewitterstauer!

Drüben in Hoboken, im grünumrankten kleinen Hause, hatte sich unterdessen eine Veränderung vollzogen, welche freilich den Kapitän und seine Rose nicht direkt berührte, immerhin aber ihre Herzen in eine freudig erregte Stimmung versetzte. Bei den jungen Eheleuten Maki und Mary hatte sich ein wichtiges Familienereignis vollzogen. Ein süßes, kleines Mägdlein hatte im Mansardenstübchen der Villa das Licht der Welt erblickt und schien eine wahre Miniaturausgabe der blühenden Mutter zu sein, da es sich von deren zarter weißer Haut nur durch eine gelblichere Färbung unterschied. Maki gebärdete sich wie närrisch vor Freude und hätte in seinem Glückstaumel das kleine Würmchen am liebsten in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen, um es betrachten zu lassen. Rose aber, die sich in liebevollster Weise der jungen Mutter, wie des Kindes annahm, legte dagegen ein entschiedenes Veto ein. Auf alle Glückwünsche und Ausrufe der Verwunderung über dieses allerliebste, helle Töchterchen gab Mary stets nur die kurze Entgegnung: sie würde sich über die Kleine noch vielmehr gefreut haben, wenn sie Maki ähnelte.

Auch nach Monaten noch überraschte der Kapitän sein angebetetes Weib mit dem Kinde der Dienerin auf dem Schoß, und seine Blicke ruhten dann wehmutsvoll traurig auf dem anmutigen Bilde.

Die untere Etage der Villa blieb kinderleer. Einmal schlang Rose den Arm um des Gatten Nacken und flüsterte, ihm warm ins Auge schauend, heiter, obgleich doch ein tiefer Ernst aus ihren Worten klang:

„Daß es gut sein, Herbert! Wir dürfen mit dem gütigen Gott nicht hadern. Denke an die Vergangenheit! Es wäre uns ja auch sonst ein zu reiches Glück zuteil geworden. Begnüge dich mit mir allein!“

Und der Seemann beugte stumm sein Haupt, preßte das schöne Weib fest an seine Brust und lächelte zufrieden!



Germanisches Museum zu Nürnberg: Gesamtansicht von der Stadtwallseite.

Das germanische Museum zu Nürnberg.

Von H. Knappfuß.

Wie keine andere deutsche Stadt, gewährt das ehrwürdige Nürnberg mit seinen gewaltigen Mauern und ragenden Türmen, mit seinen stolzen gotischen Kirchen und seinen stattlichen Patrizierhäusern ein Bild von der Erscheinung einer mächtigen und reichen mittelalterlichen Stadt. Wer die Straßen und Gassen durchwandert, dem bieten sich auf Schritt und Tritt Bilder der Vergangenheit dar, die um so eindrucksvoller wirken, als sie, von dem vollen Leben der Gegenwart beseelt, nicht zugleich auch Bilder der Vergänglichkeit sind, wie etwa die Paläste Venedigs. Durch das rastlose Getriebe des lebenden Geschlechts hindurch blickt der Geist der Vorzeit aus den Thorbogen und aus den schmalen Fenstern der hohen Giebelwände, aus Erkerchen und Türmchen, aus überwölbten Einfahrtshallen und prächtigen Höfen, und erzählt von dem Bürgerstolz und Bürgerfleiß, von der Handwerksgeistlichkeit und der hohen Kunst der Geschlechter, die vor Jahrhunderten hier wohnten.

Wohl nirgendwo wird derjenige, der sich für das Leben und die Ereignisse der Vergangenheit interessiert, so lebhaft wie hier in Nürnberg angeregt, sich mit den künstlerischen und gewerblichen Erzeugnissen der deutschen Vorzeit eingehender zu beschäftigen und sich aus großen und kleinen Einzelheiten ein anschauliches Bild aufzubauen von dem Leben, Denken und Empfinden, von dem Streben und Können unserer Vorfahren. Und dieser Neigung in reichlichstem Maße zu folgen, bietet dem Freunde der deutschen Kunst- und Kulturgeschichte das germanische Museum die ausgezeichnetste Gelegenheit dar, eine Anzahl von kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen, die an Vollständigkeit wie an Übersichtlichkeit kaum ihresgleichen haben, eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und des Genusses.

Die Gründung eines germanischen Nationalmuseums wurde im Jahre 1852 zu Dresden von der Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsforscher, welche unter dem Voritze des Prinzen Johann von Sachsen, des nachmaligen Königs, dort tagte, beschlossen, und Nürnberg wurde zur Stätte dieses Museums bestimmt.

Die Anfänge der Sammlung, welche in dem mächtigen Turm des Tiergärtnerthors ihre erste Aufstellung fand und welche am 15. Juni 1853 feierlich eröffnet wurde, waren verhältnismäßig klein. Die Grundlage derselben bildeten die Privatsammlungen des Freiherrn Hans von Aufseß, welche dieser zu dem gemeinnützigen Zwecke so lange herlieh, bis sie vom Museum käuflich erworben werden konnten.

In ganz Deutschland fand die Gründung des von der Frankfurter Bundesversammlung als deutsch-nationale Anstalt anerkannten Museums lebhaften Beifall, und durch Geschenke und Beiträge von Fürsten und Regierungen, sowie von Privatpersonen und Genossenschaften wuchsen die Sammlungen schnell. In allen größeren deutschen Städten wurden sogenannte Pflugschaften gebildet, denen die Aufgabe zufiel, weitere Kreise für das Museum zu interessieren. Die Räume des Turmes wurden bald zu klein, und ein Privathaus mußte hinzugemietet werden. Im Jahre 1856 erwarb die Anstalt



Germanisches Museum zu Nürnberg: Kreuzgangflügel im Augustinerbau.

die Ruine des ehemaligen Karthäuserklosters. Die Karthause mit ihrer Kirche wurde wieder aufgebaut und den Zwecken des Museums angepaßt. Dies war der Anfang des ausgedehnten Gebäudekomplexes, welcher nach den Plänen des gegenwärtigen Direktors Dr. A. Effenwein errichtet worden und zum Teil noch im Bau begriffen ist.

Die vielgestaltigen Räumlichkeiten des Museums sind an sich schon eine Sehenswürdigkeit.

Wer vom Bahnhof kommend sich vor dem Frauenthor links wendet und dem Stadtwall folgt, sieht nach wenigen Schritten ein stattliches altersgraues Gebäude mit einem schönen, durch alle Stockwerke hindurchgehenden Erker über den doppelten Mauerkranz emporragen (Abb. S. 425). Es ist das ehemalige Augustinerkloster, welches in den Jahren 1873—1875 von seiner ursprünglichen Stelle, wo der neue Justizpalast errichtet wurde, hierhin übertragen und im Anschluß an die Karthause wieder aufgebaut wurde. Von letzterer sieht man links und rechts nur geringere Teile hervortreten. Auf der rechten Seite lehnt sich ein prächtiges offenes Stiegenhaus an das Augustinerkloster, dem in einiger Entfernung gegenüber ein großer stattlicher Neubau von Tag zu Tag seiner Vollenbung näher rückt (auf der Abbildung noch nicht zu sehen). Weiter zurückliegend erblicken wir rechts vom Augustinerbau einen hohen Staffeligiebel, der zu den umfangreichen Bauten gehört, welche in den Jahren 1877 bis 1884, größtenteils aus vom deutschen Reich bewilligten Mitteln, aufgeführt wurden.

Eine andere Gruppe von Gebäuden stellt sich dem Auge dar, wenn wir uns von der inneren Stadt aus dem Museum nähern, der vorderen Karthäusergasse folgend, an deren Ecke das gotische Steinbild eines Mönchs an die ursprüngliche Bestimmung des Hauses, welches wir zuerst betreten, erinnert. Einen Überblick über das Ganze dürfen wir hier in der engen Gasse noch viel weniger erwarten als vom Stadtgraben aus. Aber überaus malerisch ist der Anblick, der sich uns hier bietet (Abb. S. 428). Wir folgen der düstern Mauer, welche errichtet worden ist, um die Stätte strenger Zurückgezogenheit und stiller Betrachtungen von der geräuschvollen Außenwelt zu scheiden. Wir sehen die Mauer überragt von verschieden gestalteten Bauten mit mannigfaltigen Dächern und Giebeln, mit Erkern und Türmchen und mit den turmspitzenartigen Bedeckungen der Dachfenster, welche für die alte Architektur Nürnbergs so charakteristisch sind. Die oberen Teile der Gebäude, welche wir hier erblicken, sind durchgehend neu aufgeführt; nur ganz links sehen wir alt und ehrwürdig den schlichten Giebel der ehemaligen Kirche emporragen.

Wir durchschreiten die Klosterpforte, über welcher die Inschrift „Germanisches Museum, Eigentum der deutschen Nation“ die veränderte Bestimmung des Hauses verkündet. Wir stehen dem ehemaligen Haupteingang der Kirche gegenüber, welche jetzt durch eine Inschrift als „Kunsthalle“ bezeichnet ist. Alte in Stein gemeißelte Wappen sind in die Mauern der Gebäude, welche uns umgeben, eingelassen, reiche schmiedeeiserne Träger und phantastische Wasserspeier ragen hervor. Der Eingang zu den Sammlungen (Abb. S. 428) befindet sich an dem linken Seitengebäude unter einer reizenden kleinen gotischen Vorhalle mit prächtiger Maßwerkalustrade. Neben dieser Eingangshalle steht ein antiker Steinfarkophag am Boden, über ihr sehen wir eine gemalte Sonnenuhr, und neben dieser begrüßt uns von einem Steinschild herab des deutschen Reiches Nar.

Durch einen kleinen Vorraum gelangen wir in einen Kreuzgang, welcher mit drei langen Flügeln die ehemalige Kirche umzieht. Die Sammlungen beginnen in einem gleich am Anfange des Kreuzganges sich an diesen anlehnenden Saal, der auf Kosten des deutschen Reiches erbaut und mit der Büste Kaiser Wilhelms geschmückt ist. Hier erblicken wir Gegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit, die ältesten Zeugnisse des Daseins von Menschen in unserm Vaterlande: Waffen und sonstige Geräte aus Stein, Knochen und Renntiergeweih, Töpferwaren und Reste von Geweben, an denen sich hier und da schon Spuren des Geschmades an Verzierungen zeigen als

erste Urfänge künstlerischen Sinnes. Nachbildungen von anderwärts vorhandenen Stücken vervollständigen die Übersicht über jene Denkmäler einer von keinem Lichtstrahl der Geschichte erhellen Zeit.

Einen Einblick in eine schon höher entwickelte Kulturstufe gewährt uns der zweite Saal, wo Waffen, Gefäße und Schmuckgegenstände aus Bronze aufgestellt sind, und wo Gold-, Silber- und Bronzemünzen, von den Barbaren des Nordens in roher Nachahmung griechischer Geldstücke geprägt, einen schon in jener Urzeit entwickelten Handelsverkehr beweisen.

Über der Betrachtung der aufgestellten Gegenstände dürfen wir nicht vergessen, den Räumen, in denen sich dieselben befinden, einen Blick zu schenken. Nach den Entwürfen des Direktors Effenwein sind die meisten Gemächer architektonisch und malerisch prächtig ausgestattet. Vielsach nimmt diese Ausstattung auf Spender besonderer Gaben Bezug; auf diese Weise ist die Karthause „ein großes monumentales Stammbuch geworden, in welchem durch eine entsprechende Stiftung sich zu verewigen ein würdiges Streben der besten Kreise unserer Nation ist.“

So ist die Decke des ersten Saals mit den Wappen einer Anzahl von Städten geschmückt, welche gemeinschaftlich diese Decke herstellen ließen. Die Wände des zweiten Saals zeigen einen Fries von Wappen und unter demselben eine Inschrift, welche die Bedeutung dieses heraldischen Schmuckes erklärt, zugleich eine kurze Geschichte des Hauses gibt, in welchem wir uns befinden, und auf die besondere Ehrwürdigkeit gerade dieses Gemaches hinweist. Sie lautet:

„Die Karthause, jetzt Sitz des germanischen Nationalmuseums, wurde im Jahre 1381 von Marquard Mendel gegründet, und Kaiser Wenzel legte am 16. Februar jenes Jahres den ersten Stein in Gegenwart einer großen Versammlung weltlicher und geistlicher Fürsten. Die Umfassungswände gegenwärtigen Raumes sind diejenigen der Zelle, in welcher der Stifter wohnte. Im Laufe des XV. Jahrhunderts wurde die Karthause vollendet. Nachdem 1521 das Kloster aufgehoben war, dienten die Gebäude verschiedenen Zwecken und verfelen mehr und mehr. Ein Teil derselben wurde im Jahre 1821 abgetragen, und es wurde wohl damals das Ganze zerstört worden sein, wenn nicht Kronprinz Ludwig von Bayern es gerettet hätte, derselbe, welcher noch nach dem Rücktritt von der Regierung im Jahre 1857 die Mittel dazu gab, daß das germanische Nationalmuseum die Karthause kaufen konnte, und später noch eine Summe zum Wiederaufbau des östlichen Kreuzgangflügels schenkte. Sofort wurde am Wiederaufbau gearbeitet. Eine beträchtliche Gabe spendete König Ludwig, eine andere die königlich bayrische Staatsregierung. Viele freiwillige Gaben wurden sofort auch von anderen zu diesem Zwecke gespendet, die auf ihre Kosten einzelne Teile errichten ließen, welche mit ihren Namen versehen sind. Das Gedächtnis derjenigen, welche größere Gaben zum Bau geschenkt haben, ohne daß bestimmte einzelne Teile davon den Namen tragen, sei hier der Nachwelt festgehalten. Auch den vielen Spendern kleinerer Gaben sei, gleich diesen, gebührend gedankt. 1857—1872.“

Auch der nächstfolgende Raum ist mit einem Wappenfries geziert, der die Namen fürstlicher Personen angibt, welche zum Bau beigeuert haben. Dieser Raum enthält in Deutschland gefundene Denkmäler der römischen Kultur. Wir betreten hier das Reich der Geschichte. In zwei benachbarten Höfen, welche sich zwischen dem Kreuzgang und der Kirche ausdehnen, begegnen wir den gleichaltrigen Erzeugnissen germanischer Kultur; wir sehen die Eisenwaffen, mit denen unsere Vorfahren den Römern entgegen traten, und das köstliche Geschmeide mit seiner eigenartigen, in reichem Formenpiel sich ausspinnenden Ornamentik, welches kunstreiche Männer, die ihr Geschlecht wohl auf Wieland den Schmied zurückführten, zu fertigen wußten. Neben prachtvollen Originalstücken fesseln namentlich die Nachbildungen des reichen Goldfundes von Petreosa unsere Aufmerksamkeit, bei dem wir mit der phantastisch-barbarischen Kunst diejenige der am Nord-

gestade des schwarzen Meeres angesiedelten Griechen verbunden sehen. Bestimmte geschichtliche Daten liefern uns die Münzen der Goten, Vandalen, Franken und anderer germanischer Wandervölker. Die Räume, in welchen diese Gegenstände zur Schau gestellt sind, bedurften keiner besonderen Ausschmückung; sie sind an sich interessant genug. Man blickt an der Außenwand der Kirche mit ihren Strebepfeilern und einem Treppentürmchen empor und schaut zwischen dem Maßwerk der hohen Fenster, deren Spitzen sich unter dem Glasdach der Höfe verlieren, hindurch auf die Rippengewölbe der Kirche.

Eine eigenartige und unvergleichliche Sammlung finden wir in dem Kreuzgange selbst. Der römischen Halle gegenüber mit den Denksteinen römischer Soldaten, die auf deutschem Boden ihr Ende fanden, beginnend, reiht sich hier Monument an Monument. Es ist eine stattliche Folge von Abgüssen nach Grabmälern, welche uns neben einer vollständigen Übersicht über den Entwicklungsgang der deutschen Bildnerei einen Einblick in die Geschichte selbst gewähren durch die Grabchriften und die Bildnisse einer großen Anzahl von Persönlichkeiten, von denen viele bestimmend in die Geschichte Deutschlands eingegriffen haben. Da sehen wir in derjenigen Gestalt, in welcher die Zeitgenossen sie der Nachwelt überliefert haben, unter anderen den Gegenkönig Heinrich IV., Rudolf von Schwaben, den trotzigen Sachsenherzog Heinrich den Löwen mit seiner Gemahlin, den einflussreichen Mainzer Erzbischof Siegfried von Epstein mit den beiden von ihm gekrönten Königen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland; dann Rudolf von Habsburg mit den treuherzigen Bürgen seines furchtreichen Antlitzes, Erzbischof Konrad von Hochstetten, den Gründer des Kölner Doms, sowie den staatsklugen Erzbischof von Mainz und Erzkanzler des deutschen Reiches Petrus von Aspelt mit den drei von ihm gekrönten Fürsten, den Kaisern Heinrich VII. und Ludwig von Bayern und dem Böhmenkönig Johann, ferner König Günther von Schwarzburg in voller Waffenrüstung und mit einer schmerzlich klagenden Inschrift, König Ruprecht von der Pfalz mit Gemahlin, dann die schöne unglückliche Agnes Bernauer, Gemahlin Herzog Albrechts III. von Bayern, dessen Versöhnung mit seinem Vater nach dem, um des gewaltsamen Todes des schuldlosen Weibes willen entbrannten Krieg auf dem prachtvollen Grabmal dargestellt ist, welches zur Zeit dieser Herzoge ihrem Vorfahren, dem Kaiser Ludwig, errichtet wurde; weiterhin erblicken wir den Grafen Eitel Friedrich IV. von Zollern mit seiner Gemahlin Magdalena von Brandenburg und den Herzog Erich I. von Braunschweig mit seiner Gemahlin Katharina von Sachsen.

Wir haben jetzt, bei Denkmälern des XVI. Jahrhunderts angelangt, die drei Kreuzgangflügel der Karthause durchwandert und außer an der Betrachtung des Einzelnen uns auch an dem prächtigen malerischen Anblick erfreut, welchen jeder dieser langgestreckten Räume mit der dichtgeordneten Reihe von Monumenten auf der einen, mit den schönen Maßwerkfenstern auf der andern Seite gewährt. Diese Fenster sind bunt verglast, zum Teil mit modernen Glasgemälden, welche von Fürsten und Privatpersonen, von Adelsgeschlechtern, Vereinen u. gestiftet sind, zum Teil mit prachtvollen alten Originalen, welche einen Überblick über die Entwicklung der Glasmalerei vom XII. bis zum XVI. Jahrhundert gewähren.

Um die Reihe der Denkmälabgüsse weiter zu verfolgen, verlassen wir im dritten Kreuzgangflügel die Karthause und biegen über eine mit schönem Geländer geschmückte Treppe (Abb. S. 429) in den hier anstößenden Kreuzgang des höher gelegenen Augustinerklosters ein. Das erste Grabmal, welches wir hier erblicken, ist dasjenige Martin Luthers; weiterhin sehen wir den Maler der Reformation Lukas Cranach, dann Götz von Berlichingen, der vor einem Bilde des Gekreuzigten knieend dargestellt ist. Im dritten Flügel des Augustiner-Kreuzganges (Abb. S. 425) sind nicht nur an den Wänden Gedächtnistafeln und Grabplatten, unter denen uns namentlich die Abdrücke zweier gravierten Messingplatten mit den Bildern Herzog Heinrichs des Frommen von Sachsen und seiner Gemahlin interessieren, angebracht, sondern auch auf dem Boden

sind Grabmäler mit vollrund gearbeiteten liegenden Figuren aufgestellt; diese zeigen uns die geharnischten Gestalten der brandenburgischen Markgrafen Georg Friedrich und Joachim Ernst. An dem Eckpfeiler gegenüber diesen Monumenten sehen wir über der lebensgroßen holzgeschnittenen Figur einer Heiligen gemalte Totenschildehen, wie solche zum Gedächtnis der Verstorbenen an den Kirchenpfeilern aufgehängt zu werden pflegten. Die schönen Maßwerkfenster auch dieses Kreuzganges sind mit herrlichen Glasgemälden geschmückt, welche uns die Geschichte dieser Kunst vom XVI. Jahrhundert bis zur Gegenwart erzählen. Neben ausgezeichneten großartigen Werken befinden sich hier vorzüglich interessante kleinere Arbeiten, welche einst in den Fenstern der Wohnungen der Hof, der Tucher und der anderen stolzen Nürnberger Geschlechter prangten. Das eingehende Studium dieser kleinen Meisterwerke ist überaus anziehend; mit ihren Bildnissen, Wappen und Sinnprüchen erzählen auch sie ein Stück Kulturgeschichte. Was könnte z. B. sprechender den Geist einer durch wilde Ereignisse bewegten und dennoch genussfrohen Zeit charakterisieren, als die übermütige Devise, welche ein junger Patrizier seinem Bildnis hinzufügt:

„Je ne désire rien en cette vie
Qu'un beau cheval et belle amie,
Or et argent quand je voudrai,
Le paradis quand je mourrai“ —?

Am Ende des Kreuzgangflügels, welcher die Hochgräber der brandenburgischen Markgrafen enthält, führt eine Treppe wieder in die Karthause hinab. Hier befinden wir uns in einer Erweiterung des Ganges, wo wir hinter schönen Granitsäulen fünf vom österreichischen Kaiserhause gestiftete Fenster mit den Wappen der österreichischen Kronländer erblicken. Das größte Werk der Glasmalerei aber, welches das Museum besitzt, finden wir, wenn wir bis zur Ecke des ersten und des zweiten Kreuzgangflügels der Karthause zurückkehren. Am Ende des Mittelflügels, welcher den Namen „Ludwigsgang“ führt, weil dieser Teil des Gebäudes auf Veranlassung und auf Kosten König Ludwigs I. von Bayern in den Jahren 1868 bis 1870 wieder aufgerichtet wurde, ist hier eine hohe Halle (Abb. S. 429) angebaut, deren Spitzbogengewölbe farbenreich geschmückt ist und deren Wände unterhalb mit einem Teppichmuster bedeckt sind, in welchem das gräflich Zollernsche mit dem burggräflich Nürnbergischen Wappen und dem Drachenhaupt des Zollernschen Helmschmuckes wechselt. Es ist die „Wilhelmshalle“, so genannt nach unserm Kaiser, der im Jahre 1860 das große Prachtfenster gestiftet hat, welches wir in der hohen Abschlusssche dieser Halle erblicken. Nach A. von Krellings Entwurf in der königlichen Glasmalerei zu Berlin ausgeführt, zeigt dieses Fenster eine Darstellung der Grundsteinlegung der Karthause zu Nürnberg. Wir sehen, wie dem Burggrafen Friedrich, dem Ahnherrn Kaiser Wilhelms, in Gegenwart Kaiser Wenzels und einer glänzenden Versammlung der Hammer überreicht wird, mit welchem er die üblichen drei Schläge auf den Grundstein thun soll; wir sehen den Stifter der Karthause Marquard Mendel und im Gefolge des Burggrafen zwei Ritter mit Helm und Schild der Herren von Aufsess, sowie noch mehrere andere Personen, die wegen der Beziehungen ihres Geschlechts zu der Karthause und dem Museum hier angebracht sind. Außer diesem hervorragenden Erzeugnis der modernen Glasmalerei enthält die Wilhelmshalle nur noch das Originalmodell des Wormser Lutherdenkmals von Rietschel und einen Abguss nach dem Grabmal des Herzogs Ulrich von Württemberg und seiner Gemahlin Agnes.

Gegenüber der Wilhelmshalle sind jederseits die beiden der Ecke zunächstliegenden Kreuzgangfenster offen gelassen. Durch diese gelangt man in einen viereckigen Ausbau (Abb. S. 429), dessen vier verglaste Fenster mit den Wappen der preussischen Provinzen geschmückt sind. Auch diese Glasgemälde sind Geschenke von Mitgliedern des Hauses Hohenzollern; die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen und Fürst Karl Anton von Hohenzollern haben dieselben gestiftet. Diese Halle schließt einen Brunnen ein, der von einem Adler gekrönt wird, einem



Germanisches Museum zu Nürnberg: Innerer Eingang.

Abgüsse des Adlers, der den alten Marktbrunnen zu Goslar ziert.

An die Außenseite des Ludwigsganges sind auf Kosten des deutschen Reiches umfangreiche Räumlichkeiten angebaut worden, welche einen in romanischem Stil gehaltenen Kreuzgang einschließen und dem

kunst sinnigen deutschen Kronprinzenpaar zu Ehren als „Viktoriabau“ und „Friedrich-Wilhelmsbau“ bezeichnet werden. Haben wir schon in den beiden Klosterkreuzgängen eine ganze Geschichte der deutschen Bildnerkunst an den

Grabmälern verfolgen können, so finden wir hier eine

Zusammenstellung von Abgüssen der hervorragendsten deutschen Skulpturwerke aus der romanischen und der gotischen Stilperiode. Wir betreten zuerst

den Viktoriaaal, der sich gleich neben dem Eingang zur Wilhelmshalle öffnet. Schon von außen gewahren wir zwischen den schönen romanischen Säulen, welche die Böhlungen tragen, bekannte ausgezeichnete Werke des Mittelalters. Zwischen zwei Erzeugnissen antiken Erzgusses hindurch, der Värin und dem Pinienzapfen, welche Karl der Große aus Rom oder Ravenna nach Aachen zum Schmucke eines Münsters brachte, sehen wir links an der Wand die Augsburger Domthüre, einen deutschen Erzguß des XI. Jahrhunderts, vor der zweiten Säule des Saals den sogenannten Krodoaltar zu Goslar, einen Erzguß aus derselben Zeit, dahinter dann den Goslarer Kaiserstuhl, ferner die mit phantastischen Drachenkämpfen bedeckte Säule an der Krypta des Doms zu Freising und viele andere kunstgeschichtlich wichtige Bildwerke. Im Innern der schönen zweiteiligen Halle, deren Böhlungen und Wände mit ebenso sinnreichen wie geschmackvollen Malereien in romanischem Stil nach Entwürfen des Direktors Essenwein reich und prächtig geschmückt sind, und in dem reizenden neu erbauten Kreuzgang, welcher sich derselben anschließt, bietet sich uns die reichste Fülle von Werken, welche uns in ihrer Nebeneinanderstellung aufs lebendigste vor Augen führen, wie die Bildnerkunst in Deutschland von naiven Anfängen an im Laufe dreier Jahrhunderte allmählich zu einer bewundernswürdigen Höhe gelangte. Die auf zierlichen Säulchen ruhenden Fensterbogen des Kreuzganges sind offen und gestatten überall den Durchblick in einen Hof, in dessen Mitte ein Zementabguß des riesigen Bremer „Roland“ steht. Dieser Kolos gehört der entwickelten gotischen Kunst an. Die vorzüglichsten Erzeugnisse dieser Kunst des späteren Mittelalters finden wir in Abgüssen zusammengestellt in dem dem Vikoriabau gegenüber an den romanischen Kreuzgang anstoßenden Friedrich-Wilhelmsbau. Der Hauptraum dieses Baues ist ein auf schlanken gotischen Säulen ruhender ornamental ausgeschmückter Saal, in welchem sich so viel Schönes vereinigt, daß man gern wiederholt hierhin zurückkehrt, um in eingehendem Betrachten zu genießen.

Die Veranschaulichung der Geschichte der Skulptur wird vervollständigt durch die Sammlung von Abgüssen nach Werken des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, welche sich im ersten Stod befindet. Ehe wir aber die breite Treppe betreten, welche vom romanischen Kreuzgang aus hinaufführt, und neben

welcher, damit auch die neueste Bildhauerkunst hier vertreten sei, die Originalmodelle von Rauchs Dürerstatur zu Nürnberg und von Afingers Arndtstatue zu Bonn aufstellung gefunden haben, müssen wir vorher den übrigen ebenerdigen, noch sehr ausgedehnten Räumlichkeiten unsere Aufmerksamkeit widmen. Verlassen wir den Friedrich-Wilhelmsbau durch einen an den großen Saal anstoßenden Lichthof, in welchem namentlich die köstlichen Figuren tanzender



Germanisches Museum zu Nürnberg: Äußerer Eingang ins Museum.

Narren die Aufmerksamkeit fesseln, deren Originale gegen Ende des Mittelalters für das Münchener Tanzhaus geschnitten wurden, so befinden wir uns wieder im Karthäuserkreuzgang, an dessen Ende, den österreichischen Fenstern gegenüber, wir wieder in einen kleineren eingebauten Kreuzgang gelangen. Zwei Flügel desselben enthalten eine hochinteressante Sammlung von Modellen zu dem mannigfaltigsten Gerät, hauptsächlich zu allen Arten von Geschützen, aus dem XVII. bis XIX. Jahrhundert. Der dritte Flügel enthält Abgüsse von künstlerisch und stofflich gleich wertvollen Werken der kirchlichen Kleinkunst des Mittelalters. — Von hier gelangen wir in die Kirche. Der Eindruck dieses an sich schon bewundernswürdigen hohen gotischen Raumes mit der Fülle der Schätze, die er einschließt, ist geradezu überwältigend. Hier sind mittelalterliche Originalwerke kirchlicher Skulptur aufgestellt. Vorherrschend ist es die spätgotische Kunst vom Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts, welche wir hier bewundern können. Schimmernd in Vergoldung und Farbenpracht stehen eine ganze Anzahl von großen reichen, geschnitzten Altarschreinen da; Bruchstücke von solchen und andere Heiligenbilder reihen sich an den Wänden gedrängt aneinander. Der berühmteste Bildschnitzer jener Zeit, Veit Stoss, ist durch mehrere Meisterwerke vertreten. Ebenso sind von Tilman Riemenschneider und von Michael Pacher ausgezeichnete lebensgroße Bildwerke vorhanden. Neben den Holzskulpturen erblicken wir nicht minder vortreffliche Werke aus Marmor und aus gebranntem Thon. Dazwischen sehen wir in Glaskästen köstliche kleine Schnitzwerke aus Elfenbein, von denen die schönsten dem XIV. Jahrhundert angehören, und herrliche Werke der kirchlichen Goldschmiedekunst von der früheren

Zeit bis zum Schlusse des Mittelalters. Man braucht weder Fachmann zu sein noch Spezialstudien machen zu wollen, um die Reigung zu empfinden, in diesem Raume ganze Tage zu verbringen, bloß um zu schauen und zu genießen, um sich zu erfreuen an dem Herrlichen, das unsere Vorfahren zum Schmuck der Gotteshäuser in Kunst und Kunsthandwerk zu schaffen vermochten. An den Wänden erblicken wir zwischen und über den Skulpturwerken zahlreiche Gemälde kirchlichen Inhalts, welche der nämlichen Zeit angehören wie jene. Weiter oben hängen Totenschilder in großer Zahl. Auch Kopien von gemalten Glasfenstern sind angebracht. Sei-

dene Fahnen, unter denen sich eine riesengroße Landesknechtsfahne mit dem burgundischen Wappenzeichen, eine Nürnberger Schützenfahne aus dem XVI. Jahrhundert und eine Nürnberger Bürgerwehrafahne aus dem dreißigjährigen

Kriege befinden, hängen an langen Stangen aus der Höhe herab. — Wie viel Fleiß und Geschick das Mittelalter selbst auf die Ausschmückung des Fußbodens der Kirchen verwandte, darüber belehrt uns eine höchst interessante Sammlung von verzierten Thonsfliesen.

Fast fremdartig mutet uns in dieser Umgebung Wilhelm von Kaulbachs berühmtes Wandgemälde an: „Kaiser Otto III steigt in die Gruft Karls des Großen hinab“, eine Stiftung des Künstlers selbst. Gleichwie dem jugendlichen Kaiser sich bei dieser Gelegenheit ein Blick in die Vergangenheit öffnete, so erschließt uns das Museum die Tage der Vorzeit und breitet deren Schätze vor uns aus; das ist der Sinn des Bildes an dieser Stelle.

In den beiden Seitenkapellen der Kirche setzt sich die Sammlung kirchlicher Altertümer fort. Die südlich (links vom Chor aus) gelegene Kapelle, welche durch ein schönes spätgotisches Netzgewölbe ausgezeichnet ist, gibt in ihrer Einrichtung ein anschauliches Bild von der reichen Ausstattung solcher Räume im späteren Mittelalter. Unter den Kronleuchtern, die hier hängen, befindet sich einer, der von einem Sohne des berühmten Seefahrers Martin Behaim in die Katharinenkirche zu Nürnberg gestiftet wurde.

In der Mitte der andern Kapelle ist der mit getriebenem Silber bekleidete Prachtschrein aufgestellt, in welchem die Kleinodien des h. römischen Reiches deutscher Nation aufbewahrt wurden, bis dieselben im Jahre 1796 vor den heranrückenden Franzosen geflüchtet werden mußten. Bis dahin hing der Schrein mit seinem kostbaren Inhalt an den Ketten, welche wir unter demselben liegen sehen, von einem zweiten Kasten umgeben, im Chor der Nürnberger Spitalskirche am Gewölbe. Unter den übrigen Kostbarkeiten dieser Kapelle sind namentlich die prachtvollen gestickten Messgewänder von Interesse, welche wir in Glaskästen hinter schützenden Vorhängen erblicken. Eine an der Eingangswand aufgehängte rotseidene Prozessionsfahne ist von keinem Geringeren als von Albrecht Dürer bemalt.

(Fortsetzung folgt.)



Treppenaufgang zum Augustinerbau.

Kaiser Wilhelmshalle.



Germanisches Museum zu Nürnberg: Die Hohenzollernhalle.

Der Hausschwamm.

Von Julius Stinde.

Es werden die meisten Leser des Daheim vom Hausschwamm gehört haben. Viele kennen ihn gewiß vom Ansehen und manche werden darunter sein, denen er empfindlichen Schaden zufügte. Leider merkt man erst, daß der Schwamm, wie wir ihn hier auch kurzweg bezeichnen wollen, sich eingestellt hat, wenn er mitten in seinem Zerstörungswert begriffen ist, wenn er die Bretter der Dielen so mürbe fraß, daß sie einbrachen oder wenn er stützende Balken derart zum Tragen untauglich machte, daß Gefahr für die Bewohner des Hauses im Anzuge war.

Der Schwamm sieht im jugendlichen Zustande wie weißes Spinnengewebe aus und macht einen durchaus harmlosen Eindruck, aber mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitet sich dies scheinbare Gespinnst. Es wächst in Gestalt langer dürrer Fäden in das Holz hinein und überzieht die Mauern mit fächerförmigen Ausbreitungen, sobald es die nötige Feuchtigkeit findet und nicht vom Tageslicht getrocknet wird. Gar rasch klettert es am Mauerwerk in die Höhe bis zur nächsten Balkenlage, um in das Holz einzudringen, das es zerstört. Es ist beobachtet worden, daß der Schwamm vom Keller aus bis oben in den Dachstuhl drang und Fäden trieb, welche mehrere Meter lang waren.

Um so rasch zu wachsen und so ungeheuer an Masse zuzunehmen, bedarf er, wie jeder andere Pilz, der Nahrung und der Feuchtigkeit. Seine Nahrung entnimmt er dem Holze.

Man hat aus einer Holzbohle, deren Mitte vom Schwamm stark angegriffen war, während die Enden unversehrt blieben, zwei gleichgroße Stücke ausgeschnitten, eins aus dem zerstörten, das andere aus dem gesunden Teile. Als diese Stücke auf die Waagschale gelegt wurden, hätte eins ebensoviele wiegen müssen wie das andere, wenn das Holz gesund gewesen wäre, jetzt aber war das vom Schwamm zerstörte Stück über die Hälfte leichter, als das unzerstörte.

Wo ist dieser Verlust hingekommen, was ist aus ihm geworden? Die Hälfte der Holzsubstanz ist Schwamm geworden, aus ihm sind die weißen Fäden entstanden, welche wie Spinnengewebe aussehen, an den Mauern emporkriechen und in feuchten Räumen zahlreiche Flüssigkeitstropfen absondern, um deren willen ihm auch der Name Thranenpilz beigelegt wurde.

An den ausgezogenen Stellen stirbt der Schwamm ab, während seine Fortsätze weiterkriechen und neue Nahrung suchen.

Um nun zu wissen, welche Substanzen der Schwamm dem Holze entzogen hat, ist es notwendig, ihn chemisch zu analysieren, ihn zu verbrennen und zu ermitteln, aus welchen Stoffen seine Asche besteht, denn die festen Bestandteile dieser hat der Schwamm dem Holze geraubt.

Professor Dr. Polad in Breslau hat den Hausschwamm jüngst untersucht und er gelangte zu höchst überraschenden Resultaten, die, wie wir später sehen werden, nicht nur wissenschaftlich interessant, sondern auch von größtem praktischen Nutzen sind.

Zunächst stellte sich heraus, daß der Hausschwamm zu den stickstoff-, Fett-, Phosphorsäure- und Kalium reichsten Pilzen gehört und hierin sich der Trüffel nahe verwandt zeigt. Während diese jedoch ein hochgeschätzter Champignon ist, kann der Hausschwamm in keiner Weise als Nahrungsmittel gebraucht werden, sondern erregt nach Aufwands Anspruch schon durch seine übelriechende Ausdünstung Krankheiten, weshalb der Aufenthalt in schwammbefallener Wohnung als gesundheitsgefährlich gilt.

In der Asche fanden sich ungewöhnlich große Mengen von phosphoräurem Kalium, die der Pilz nur dem Holz entzogen haben kann, und da besonders das Nadelholz arm an diesen Substanzen ist, so muß der Pilz bei seinem außergewöhnlichen Bedarf an dieser Mineralsubstanz auch ungeheure Mengen von Holz zerstören und auslaugen, um rasch wachsen zu können.

Hieraus erklärt sich der Umstand, daß ein verhältnismäßig gering erscheinendes Hausschwammgespinnst große Verwüstungen anrichtet und daß der Pilz meistens erst dann bemerkt wird, wenn er bedeutenden Schaden gethan hat.

Je reicher ein Holz an Nährsubstanzen für den Pilz ist, desto geeigneter wird es bei Anwesenheit von Feuchtigkeit und Ausfluß von Licht für die Keimung und Entwicklung des Schwammes. Auch Ammoniak und Wärme fördern die Auskeimung der Sporen (Fruchtkeime), woher sich das häufige Vorkommen des Schwammes in der Nähe von Dungstätten und modernen Abfällen erklärt.

Die auffallende Thatsache, daß der Hausschwamm in den letzten Jahrzehnten immer größere Verheerungen in den Gebäuden veranlaßt und immer weitere Verbreitung gefunden hat, während gerade die ältesten Häuser von ihm verschont bleiben, wurde die Ursache zur Untersuchung der Bedingungen, welche dem Wachstum des Pilzes Vorstoß leisten. Vor allen Dingen war es notwendig zu untersuchen, welche Rolle die Beschaffenheit des Holzes bei der Entwicklung des Pilzes spielt.

Man wußte, daß es nicht gleichgültig ist, in welcher Jahreszeit das Bauholz gefällt wird, daß Winter- und Sommerholz beachtenswerte Unterschiede zeigen.

Unsere Vorfahren waren praktische Leute, die ihre Erfahrungen gerne in Sprüche und kurze Regeln zusammenfaßten, die sie ihren Nachkommen als Erbteil hinterließen. Später, als man so unge-

heuer aufgeklärt wurde, ward mit vielem anderen auch die sogenannte Bauernweisheit in die Kumpellammer geworfen und die neue Klugheit der einfältig klingenden Erfahrung früherer Zeit vorgezogen, wenn auch nicht immer mit günstigem Erfolge. Vom Holzfällen heißt es in einer solchen alten Bauernregel:

Höre, was ich dir will weiter sagen
Wer Holz abschlägt in den letzten zweyen Tagen
Des Christmonats, desgleichen im ersten
Des neuen Jammers, solch währet am sehrsten.
Es bleibt unverfault, und frißt kein Wurm nicht
Je älter, je härter, der Reis spricht
Auch wird's im Alter einem Steine vergleicht.

Die alten Häuser bleiben vom Schwamm verschont, wogegen Neubauten ihm verfallen, weil damals, als jene gebaut wurden, die oben angeführte Bauernregel noch galt, welche neuzeitlich insofern nicht mehr geachtet wird, als man es mit der Fällzeit des Bauholzes nicht genau nimmt. Unsere Alten schälten den zu fällenden Baum im Frühjahr erst und ließen ihn so bis zum Spätherbste stehen, wobei der Baum schon in den äußeren Jahresringen eintrocknete, ohne zu springen, die Säfte stiegen nach oben zur Ausbildung des Gezweiges, und nachdem alle Blätter abgefallen waren, haute man den Baum um.

Unsere Alten kannten den Schwamm, die Holzkrankheit der neuen modernen Häuser, kaum dem Namen nach, uralte Holzhäuser und Fachwerkbauten haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, weil eben die praktische Erfahrung geachtet und befolgt wurde.

In der That besteht ein großer Unterschied zwischen dem im Frühjahr und dem im Winter oder nach der alten Methode gefällten Holze.

Das im Saft gefällte Frühjahrsholz enthält nämlich nach Professor Dr. Polads Untersuchung fünfmal mehr Kalium und achtmal mehr Phosphorsäure und ist reicher an Stickstoff, als das Winterholz.

Wie vorhin erwähnt, ist der Hausschwamm ein Kalium- und Phosphorfresser und wird sich daher am üppigsten in dem Holze entwickeln, das ihm diese Nährsubstanzen bietet — im Frühjahrsholze. Die Thatsachen stimmen mit dem chemischen Befunde vollkommen überein. Prof. Polad hat durch diese ausgezeichneten chemischen Untersuchungen zur Lösung der Schwammfrage außerordentlich viel beigetragen, und indem seine Arbeiten die alte Bauernregel wissenschaftlich bestätigen, verhilft er früherer praktischer Erfahrung wieder zu ihrem Rechte. Er ließ sich jedoch nicht an den gewonnenen Resultaten genügen, sondern erweiterte seine Experimente dahin, daß er die Sporen — die Keimzellen — des Hausschwammes in geeigneter Weise, sowohl auf feucht und vollständig im Dunkeln gehaltenes Winter-, als auch auf Frühjahrsholz aussetzte.

Die Ergebnisse waren nicht minder überraschend, als die auf chemischem Wege erhaltenen Aufschlüsse.

Das Winterholz hielt sich vom April 1884 bis jetzt unverändert. Die Sporen keimten nicht und blieben ebenfalls unverändert, wie der mikroskopische Befund ergab.

Ganz anders gestalteten sich dagegen die Verhältnisse auf einem Stücke Holz, das von einem im April 1884 gefällten Baume stammte. Im Anfang des Jahres 1885 machte sich stellenweise ein weißer, spinnwebartiger Überzug bemerkbar, und auch die Absonderung der kennzeichnenden „Thranen“ konnte bemerkt werden. Überall fand sich das Holz von Pilzfäden durchzogen, und war braun und zerreiblich geworden.

Somit ist der untrügliche Beweis geliefert, daß nur das im Saft gefällte Holz als der geeignete Nährboden für die Keimung und weitere Entwicklung des Hausschwammes angesehen werden kann.

Aber auch nach verschiedenen anderen Seiten hin sind diese Versuche lehrreich.

Sie zeigen, daß die Sporen des Hausschwammes einer geraumen Zeit zu ihrer Keimung bedürfen, daß die auf die Oberfläche des Holzes fallenden Keime zuerst Schläuche in das Holz senden und erst dann auf der Oberfläche als Spinnengewebe erscheinen, nachdem das Innere des Holzes mit Fäden durchzogen ist.

Die Sporen keimen nur, wenn sie geeignete Nahrung finden. Diese bietet ihnen der Saft des Frühjahrsholzes. Das Winterholz hat den an Kalium und Phosphorsäure reichen Saft nicht und deshalb können die Sporen auf demselben nicht zur Anfangsteilung gelangen. Aus diesem Grunde bleiben die alten Häuser vom Schwamme verschont, deren Bauholz nach der väter Weise gefällt wurde.

Ferner sind Feuchtigkeit und Dunkelheit zur Keimung notwendig. Hat sich jedoch der Schwamm einmal in dem Frühjahrsholze entwickelt, dann ergreift er von da aus jedes andere Holzwerk ohne Unterschied und setzt sein Zerstörungswert auch an Tapeten, Elgenmälden, Steinwand und Mauerwerk fort.

Die Sporen des thranenden Hausschwammes sind sehr klein, vier Millionen derselben füllen den Raum eines Kubikmillimeters. Sie reisen in den Fruchtbehältern des ausgewachsenen Pilzes, die ihren Inhalt mit großer Kraft auf weite Entfernungen fortzuschleudern.

Die Heimat des Hausschwammes ist noch nicht ermittelt. An lebenden Bäumen ist er bis jetzt noch nicht gefunden worden, er wurde bisher nur in menschlichen Wohnungen angetroffen. Da er

gegen Kälte empfindlich ist, liegt die Vermutung nahe, daß er aus dem Süden einwanderte.

In Rußland soll es jedoch ganze Wälder geben, aus denen kein Bauholz entnommen wird, weil dasselbe stets dem Schwamm verfallt, eine Beobachtung, die für das Vorkommen des Pilzes in lebenden Bäumen spricht und zu weiterer Forschung auffordert.

Jedenfalls aber ist dadurch viel gewonnen, daß man erkannt hat, in welchem Wechselverhältnis die Fällzeit des Holzes zu der Entwicklung des Hauschwammes steht. Als bewährte Gegenmittel gegen den verderblichen Gast sind Ventilation und Trockenheit seit langer Zeit im Gebrauch. In feuchten Lokalitäten hat man neuerdings sich gegen das Weiterwuchern des Schwammes durch Salicylsäure mit Erfolg geschützt. Es wurden zu diesem Zwecke fünf Gramm Salicylsäure in einem Liter Spiritus gelöst und mit Wasser verdünnt. Der Anstrich des Holz- und Mauerwerkes genügt, den vorhandenen Schwamm zu töten und ihn gänzlich zum Verschwinden zu bringen. Man kann hierzu die unreine billigere Säure benutzen, die sich vielleicht zum Imprägnieren von Holz bewähren dürfte, das für feuchte und dunkle Räume bestimmt ist.

Um familiäntsch.

Ein schwarzer Landsmann als Schüler.

Vor einiger Zeit ging durch die Blätter die Nachricht von einem jungen Kameruner, der sich in Deutschland aufhält, um deutsche Sprache und Bildung zu lernen. Mit Bezug auf diesen kleinen, hoffnungsvollen Sohn der Tropen sind folgende Mitteilungen den Lesern des *Daheim* vielleicht von Interesse. „*Ndjo di Vouge*“ — so heißt er — ist ein Neffe des vielgenannten Königs Aqua und in Quastadt geboren. Er ist ein frischer, intelligenter Junge von dreizehn Jahren und zeigt großen Verstand. Er möchte gern als Dolmetscher später verwandt werden, und da es in Kamerun nur Gelegenheit gibt Englisch zu lernen, ist er von seinem Vater durch Vermittelung eines Marineoffiziers nach Deutschland geschickt. Er selbst erzählt darüber in seiner Sprache, der Sprache der Dualla (*Diwalla*) folgendes: „*Nupo'nda manawa mapoino o diwalla nde ohsapo njuwilleno smiti o patri o diwalla na amapula muna nja diwalla amalaneo o mbowabu.*“ Das heißt auf deutsch etwa so: „Zu der Zeit als ein Kriegsschiff nach Kamerun (*Diwalla*) gekommen ist, wandte sich ein Offizier an Herrn Schmidt, der in der Faktorei in Kamerun ist, und sagte, er wolle einen Knaben von Kamerun mit sich in seine Heimat nehmen.“ Wir fahren gleich in deutscher Sprache fort: „Und Herr Schmidt fragte seinen Freund in Kamerun, und sein Freund sagte auch: „Ja, ich gebe meinen Sohn.“ Und er hat ihn gegeben. Und der Offizier hat den Knaben genommen und ist am Ufer geblieben. Dann sind wir nach Abo gegangen zum „Palaver“, und wir brachten Kum ma Mbage (Kum, Sohn des Mbage, genannt *Lapsoiso*) nach Kamerun. Und Kum ist zurückgegangen in seine Stadt und baut seine Stadt wieder auf. Diese Geschichte von Kum ist zu Ende.“ Die bekannten Ereignisse in Kamerun schildert der Kleine wie folgt: „Bei dem Streite zwischen Dovo Glame (genannt *Glame Nosi*) und Ndu'mbe (genannt *King Bell*) in Bonapoiiso (Nosi) hat Dovo die Stadt des Ndu'mbe verwüstet. Und da ist ein Kriegsschiff von Dammann (Deutschland) gekommen nach Kamerun. Nun geht Ndu'mbe zum Admiral und erzählt es ihm, und der Admiral hat auch Soldaten in die Stadt Bonapoiiso geschickt und sie schließen auf Bonapoiiso. Und Dovo ist geflohen und nach Zabafalaki gegangen. Und Nwange ma Ngandaku (der Dolmetscher) ist nach Zabafalaki gegangen, um Dovo nach Kamerun zu holen und den Streit mit Ndu'mbe zu beendigen. Und der Streit ist beigelegt, und Dovo ist zurückgekehrt in seine Stadt und der Streit zwischen Dovo und Ndu'mbe ist zu Ende.“ Wie interessant müßte es sein, von diesem kleinen Burschen eine Schilderung seiner Reise zu hören! Welchen Eindruck mögen alle die neuen Erscheinungen auf ihn gemacht haben! Aber eine solche Erzählung ist eine Unmöglichkeit. Für all das Neue hat er keine Worte, und die Kraft des Geistes ist von einem so jungen Menschenkind nicht zu erwarten, daß er die Eindrücke selbständig verwertet und seine eigentümliche Auffassung wiedergibt. So hat z. B. die Linientaufe, jener bekannte Marinekerz, einen unaussprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. Aber nur der Name „*Neptun*“ ist in seinem Gedächtnis geblieben. Für alles übrige hat er keine Worte. Auch von Sansibar weiß er nichts zu erzählen. Der Admiral wußte alles, erklärt er, von dem „Palaver“ hätte er nichts gehört. Und, daß er in Stettin angekommen und aus Bollwerk gegangen ist, fügt sich ihm wieder in einen Satz: „Nach der Zeit bin ich gekommen in eine Stadt in Dammann. Der Name der Stadt ist Stettin. Und wir sind gegangen nach dem Platz, wo alle die vielen Schiffe der Weißen liegen.“ Dann ist's aber wieder zu Ende und auf alles Fragen erklärt er, er könnte das seinen eigenen Landsleuten nicht erzählen. Augenblicklich vertieft sich dieser schwarze Unterthan des deutschen Kaisers in die Geheimnisse der deutschen Grammatik, da er das Englische nicht mehr lernen will. Freilich handelt es sich dabei um sehr einfache Dinge, wie um Deklination und Konjugation. Aber welche Geheimnisse liegen in diesen Elementen der flektierenden Sprachen für einen Kopf, der gewöhnt ist, sich mit Präfixen zu befassen!

M.

Spernglashalter.

Das Halten des Spernglases mit erhobenen Armen ist unbequem und bei engerem Zusammensitzen im Theater für die Umgebung störend, es dürfte daher eine Vorrichtung erwünscht sein, welche gestattet, das Spernglas ohne Hebung des Armes in geeigneter Richtung vor die Augen zu bringen. Eine solche Vorrichtung wird durch den patentierten Spernglashalter dargeboten, welcher aus einem dreiteiligen, in sich selbst zusammenschiebbaren Metallstabe besteht, der am unteren Ende einen bequemen Handgriff darbietet, während das obere Ende eine Klemme zur Aufnahme des mittleren Teiles des Spernglases darbietet. Der aus Neusilber oder Nickel bestehende Halter hat an und für sich ein gefälliges Aussehen und wird in mehr oder minder eleganter Ausstattung geliefert. Zusammengeschoben ist derselbe kaum eine Spanne lang, während er im ausgezogenen Zustande fast die dreifache Länge darbietet und also mit unterhalb aufruhendem Arme das Spernglas bequem in die Höhe der Augen bringt. Zu beziehen ist der wegen seiner Bequemlichkeit empfehlenswerte Apparat von der Firma Karl Hirsch & Co. in Berlin W. Leipzigerstraße 2. Th. S.

Gesundheitsrat.

„Die Haut und das Haar. Ihre Pflege und ihre kosmetischen Erkrankungen. Von Dr. med. F. C. Clafen.“

Nur dem rohen Knirser ist es gleichgültig, ob er durch seine äußere Erscheinung gefällt oder abgestößt, daher ist mit Recht die Pflege der leiblichen Schönheit zu allen Zeiten und bei allen Kulturvölkern hochgehalten worden. Von jeher auch hat, wo Mutter Natur in dieser Beziehung mit ihren Gaben gar zu sehr gespart, die Kunst redlich und — unredlich das Ihre gethan, um jener nachzuhelfen. Und so ist denn die Erzeugung von Schönheitsmitteln zu einer riesigen und gewinnreichen Industrie emporgewachsen. Täglich strömen die Zeitungen von pomphaften Teint- und Haarwuchsmitteln — allein nirgends sehen wir den gewissenlosen Schwindel sich so breit machen, wie auf diesem Gebiet — und das nicht nur auf Kosten unseres Geldbeutels, sondern auch, und noch schlimmer, auf Kosten unserer Gesundheit. Unter dem Aushängeschild eines wohlklingenden Namens und einer Hülle von reizender Eleganz birgt sich fast immer ein wertloses, im günstigsten Fall unschädliches Mittel, oft aber ein höchst gefährliches Gift.

Durch das vorliegende Werk sucht der Verfasser das wichtige Gebiet der Schönheitspflege vom ärztlichen Standpunkt zu behandeln, und daselbe den unbefugten Händen der Parfümeure und Quacksalber zu entreißen, um es den eigentlich berufenen der Ärzte zurückzustellen. Und dies Streben ist ihm in vorzüglicher Weise gelungen. Nachdem er in den ersten Kapiteln den anatomischen Aufbau, die physiologischen Einrichtungen und die gesundheitliche Pflege der Haut eingehend beleuchtet, schildert er in dem vierten bis neunzehnten ihre Verzerrungen und die besten kosmetischen Mittel, dieselben zu beseitigen. Er belehrt uns über Verfärbungen und Flecke, Sprödigkeit und Rissigkeit der Haut, Wargen, Hühneraugen, Leichdrüsen und Ballen, übermäßige Schweißbildung, Mitesser, Finnen, Kupfer- und rote Nase, Gries und ähnliche Feinde des guten Teints, so wie über Krankheiten und Pflege der Nägel.

Ein anderer Abschnitt ist dem Haar gewidmet. Wir werden über Bau und Pflege desselben: Reinlichkeit, Kämmen, Bürsten, Frisieren, Schneiden, Färben des Haares, Kopfbedeckung und Perücken und über die wichtigsten Haarkrankheiten: übermäßigen Haarwuchs, Haarschund mit seinen Ursachen: Schinn, nässende und scharende Flechten, Grind, Weichselkopf, kreisförmige Kahlheit und über das Ergrauen des Haares unterrichtet. Sogar der Bart und seine Pflege gehen nicht leer aus. Wir erhalten ferner Auskunft über ein schönes, einfaches, bequemes und völlig unschädliches Verfahren, Haare zu färben: die persische Haarfärbung, und im Anhang eine Zusammenstellung von zweiundsechzig Schönheitsmitteln (Zungfernmilch, rote Lippenpomade, Schminkepulver, Sommerprossenwasser, Rosenmilch, Violettpuder etc. mit genauer Angabe ihrer Bestandteile und Ausschluß der gifthaltigen).

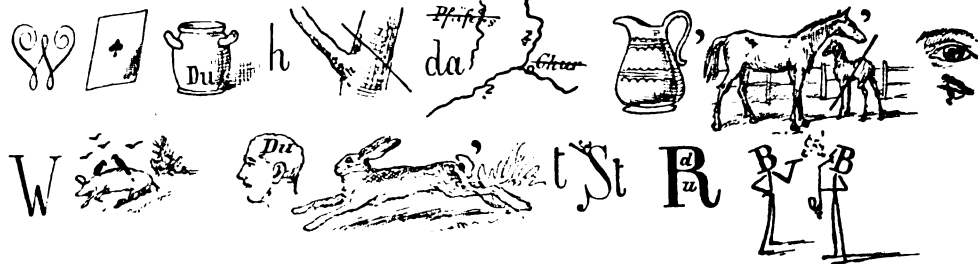
Wir können das treffliche, gehaltvolle, in klarer und fesselnder Sprache geschriebene Werk jedem, der auf seinen äußeren Menschen Wert legt, nur dringend empfehlen, und sind überzeugt, daß es am Toiletentisch sich schnell einen Platz als unentbehrlicher Ratgeber für Schönheit und Gesundheit erobern wird.

Dr. M. Dyrenfurth.

A. S. Eine Vorrichtung gegen das Schnarchen soll noch erst erfunden werden. Das Schnarchen entsteht durch das Atmen bei weitgeöffnetem Munde während des Schlafes und würde sich vielleicht durch ein über Kopf und Kinn festgebundenes Tuch beseitigen lassen (ähnlich wie man es bei Zahnweh angewendet sieht). Ein Instrument zum „Taubmachen des Gehöres“ soll das Antiphon sein; versuchen Sie, ob dasselbe auch das Getöse des Schnarchens für Ihr Ohr auszulöschen vermag.

L. D. in L. Das Brennen von Benzinlampen als Nachtlicht ist vollkommen unschädlich für die Gesundheit.

Bilderrätsel.



A, B, C, D, E, F spielen Domino. Jeder nimmt vier Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:

| | | | |
|----|-----|------|-----|
| • | • | • | •• |
| •• | ••• | •••• | ••• |

A setzt

| | |
|---|-----|
| ● | ● ● |
|---|-----|

 auß. B setzt an. C setzt

an. D sperrt die Partie mit einem Doppelstein.
B hat auf den drei Steinen, welche er übrig
behält, zehn Augen mehr als A, C gleich B,
D gleich B.

Die Summe der Augen auf den vier Steinen des E ist gleich derjenigen auf den vier Steinen des F.

Die Summe der Augen auf den vier
gesetzten Steinen beträgt 6.

Wie groß ist die Summe der Augen auf den vier Steinen im Talon? Wie groß die Summe der Augen auf den vier Steinen des E oder des F?

8 q g — f 7 w w — f 5 b 6 5 w 5 w — g 5 t —
b 7 q q 5 —:

„q 8 q — v w t 4 1 n 5 — x 7 n n — 8 q g — m n
4 t!“

g4-8qw5t-36n15npv-b4qq5t-
36tgw-wt18p5q-g5t-15tc5q-
341t.=

1567tg5fw — c8p — 156vv5vw5q
— m4vrh5 —

6q-a7tg-8gg-v3g-t556qw-
pfln1fw-a58mpfln4aa-6a-mt

3 p p 5 t - 8 a g - v f 14 a g 5 -
a 5 v - 15 6 f 15 v - 4 n w 5 a - b 5 6 a a =

g4—tt3vv5q—g65—68b5nqg5q
—15tc5q—

6q—m46v5t—36n15nvv—p4f1w—
a5v—56a6f5a—a58mvpf15a—t56

[illegible]

15 t p 4 q q — 12 n w 9.

Setzt man mit Hilfe der folgenden Angaben statt der Zahlen die entsprechenden Buchstaben, so erhält man neun bekannte Namen. Die Anfangs- und die Endbuchstaben derselben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Wunsch, der alle patriotischen Deutschen befeßt.

1 2 3 3 4 5 6 7 8 Ein Heerführer.

2 9 3 9 7 7 Fin Meer.

3 7 10 7 5 11 12 Eine Hauptstadt in

Asien.

3 11 13 3 6 13 Eine Kriegswissen-

0 11 0 0 14 31 schaft. 216 11 11 11

9 11 8 2 14 11 Ein Schlachtenort
in Mähren

7 9 3 2 15 6 10 6 in Böhmen.
Name eines Sonnen

7 9 3 2 15 6 10 6 Name eines Sonntags.

1 11 12 1 7 9 Ein großer Strom.

12 7 6 9 9 7 Eine Stadt in

Preußen.

7 6 8 7 5 Ein Fluß in Nord-

deutschland.

| | | | |
|------------|-------------|-----------|------------|
| 1. Giam | 2. Rinde | 3. Malta | 4. Sieg |
| 5. Arno | 6. Kroat | 7. Matter | 8. Hafen |
| 9. Rüne | 10. Senje | 11. Norma | 12. Drfan |
| 13. Rette | 14. Vech | 15. Traun | 16. Niere |
| 17. Steig | 18. Schauer | 19. Amen | 20. Stinde |
| 21. Gave | 22. Graus | 23. Jota | 24. Reim |
| 25. Ernste | 26. Etel | 27. Selma | 28. Entel |
| 29. Eham. | | | |

Aus jedem der obigen neunundzwanzig Wörter läßt sich durch Buchstabenversetzung ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen neunundzwanzig Wörter ergeben einen patriotischen Spruch.

(o e = ö, u e = ü.)

5.

Zähler und Nenner eines Bruches betragen zusammen 100. Vermindert man Zähler und Nenner um je 5, so ist der Wert des Bruches, welchen man dann erhält $= \frac{2}{3}$. Welches ist der zuerst gedachte Bruch?

welche mit 1. April d. J. eingetreten sind und die beiden ersten Quartale dieses Jahrgangs (Nr. 1—26, Oktober 1885 bis März 1886) nachzubeziehen wünschen, zur Nachricht, daß solche zum gewöhnlichen Preise von 2 Mark pro Quartal von jeder Buchhandlung oder Postanstalt, auch von uns direkt gegen Einfindung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frantatur zu erhalten sind. Dieselben enthalten außer einer Fülle von interessanten, belehrenden und unterhaltenden Artikeln und einem reichen Bilder Schmuck an Erzählungen: Unser Neffe, Erzählung von L. F. Born — Malibuka, Erzählung aus Samoa von A. Niemann mit Illustrationen — Berlin-Östende mit zehntägigem Retourbillet, lustige Reiseerinnerungen von Hans Arnold — Der alte Jung Herr und seine Liebe von Theodor Hermann Pantenius — Christrosen, ein Weihnachtsmärchen von Sophie Jung Hans — Pauls Geburtstag von Hans Arnold, sowie den Anfang des Romans von Doris Freilin von Spaettgen: Ephyra, worauf wir unsere neuen Abonnenten noch ganz besonders aufmerksam machen. Von früheren Jahrgängen des Daheim sind noch vollständig zu haben: der VIII. (1872, nur noch in wenigen Exemplaren gebunden), IX. (1873), XI—XIII. (1875—77), Preis pro Jahrgang: in Nummern 7 Mark 20 Pf., elegant gebunden 9 Mark 60 Pf.; und die neueren XV.—XXI. (1879—1885), Preis pro Jahrgang: in Nummern 8 Mark, elegant gebunden 10 Mark 80 Pf. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere ist der Betrag nebst Porto dem Auftrage in Briefmarken gleich mit beizufügen: für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf. — Können zur vervollständigung fast aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem, auch oben nicht aufgeführten Jahrgange zum Preise von je 1 Mark 40 Pf. Daheim-Expedition in Leipzig.

Inhalt: Die Bräute von Moorstätt. Erzählung von J. Steenhufen. — Sphing. Schluß. Roman von Doris Freim von Spaettgen. — Eine wichtige Angelegenheit. Nach dem Bilde von H. Sondermann. — Das germanische Museum zu Nürnberg. Mit sechs Illustrationen. Von H. Knackfuß. — Der Hauschwamm. Von Julius Stinde. — Am Familientisch: Ein schwarzer Landsmann als Schüler. — Opernglashalter. — Gesundheitsrat. — In unserer Epilecte.

Für die Rücksendung **unterlangt** eingefandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **Deutschen Reichsmarken gleichzeitig** beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.

Verlag der **Dahleim-Expedition** (Kopenhagen & Alsfing) in Leipzig. Druck von **Julius Altmeyer** in Leipzig.

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 10. April 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 28.

Die Bräute von Moorflätt.

Erzählung von N. Steenhufen.
(Fortsetzung.)

Die andern nickten und bestätigten die Sache mit solchem Ernst, daß ein augenblickliches Schweigen entstand. Dann fing wieder eine an:

„Die Karten kann die alte Braatschen auch schlagen, aber sie sagt keinem was Gutes. Mir hat sie geprophezeit, ich soll einen unverschämten reichen Mann kriegen, aber er ist häßlich wie die Nacht und wird allens durchbringen und verkaufen.“

„Ja und Fieken Voos sagt . . .“ begann wieder eine — aber hier trieb die Ramsell, der das Gespräch unangenehm wurde, die Messerinnen zur Arbeit, und alles ging nun rasch und schweigend von statten. Als sie mit Messen fertig waren und die Ramsell alles, was mit den achtzig Rühen vorgenommen war, sorgfältig in ihr Notizbuch eingetragen hatte, legte jede der Mägde die buntfarbige Milchtracht über die Achseln, hatte an jeder Seite einen schweren Milcheimer ein, so voll, daß ein hölzerner Teller, das Bricken, auf die Milch gelegt wurde, um sie vor dem Überschwappen zu bewahren, und so gingen sie langsam im Takt hintereinander her. Matthies hatte sich indes am Wall zu thun gemacht, wo er eine Flasche mit Milch versteckte, die er hinter dem Rücken der Meierin sich zu verschaffen gewußt hatte. Als Marielen, diesmal die letzte, durch das Heß ging und der Hirt sich anschickte, es hinter ihr zu befestigen, sagte er halblaut zu ihr:

„Na, Marielen, willst du dir nicht auch die Karten legen lassen, damit du weißt, ob du Krischan Duhs oder den langen Klas freien sollst? Das muß ja nicht die Braatschen sein, ob schon sie das gut versteht.“

„Ree, Matthies“, sagte Marielen. „Unser Herr Pastor, bei dem ich in die Kinderlehr gegangen bin, hat uns Mädchen das streng verboten. Er sagte uns öfter den Spruch vor: „Daß nicht unter euch gefunden werde ein Wahrsager, oder Zeichendeuter, oder ein Tagewähler, oder der die Toten fragt;

denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel.“ Ich setze mein Vertrauen auf Gott, Matthies, und nicht auf Teufel und Hexen.“

3. Trätkamp.

Waldheim — die sogenannte Heze hatte seinen Namen ganz richtig angegeben — schritt eine Stunde später den jetzt wieder einsamen Feldweg zwischen den grünen Wällen hin. Daß er weit umhergewandert war, in dürrer Sand und Heidekraut, zeigten die bestaubten großen Stiefel und eine gewisse Müdigkeit in Gang und Haltung, die sein Fido getreu kopierte. Er stand an der Wendung des Weges einen Augenblick still und betrachtete die vor ihm liegenden Gebäude von Cäcilienlust, als sei er ungewiß, ob er nicht dort zu einem nachbarlichen Besuch einkehren sollte. Von hier aus sah die Hofstätte allerdings, zumal nach der ermüdenden Wanderung, einladend genug aus. Ein Postkett — die Leute nannten es durchgängig Buschkett, obwohl es nicht aus Büschen, sondern aus recht ansehnlichen Bäumen bestand — umschloß das Wohnhaus von der Rückseite. Die Abendsonne lag golden auf dem Dach und den wallenden Wipfeln; alles sah so friedlich aus, es schien Waldheim anzuziehen und ihm zu winken — aber er wandte sich mit einem Seufzer dem Fußsteig zu, der an Kornfeldern vorüber ihn wieder auf sein eigenes Gebiet brachte. Hier blickte er scharf um sich, blieb mehrmals auf seinen Stab gelehnt stehen und schien eifrig zu überlegen und zu kombinieren. Der düstre Ausdruck schwand aus seinen Zügen; als er dann weiter schritt, war sein Gang elastischer, seine Haltung straffer geworden. Was ihn auch in seinem Innern quälen mochte, er empfand den Segen geistiger Regsamkeit, thätkräftigen Strebens, indem er plante, und alle die Dinge schon fertig vor seinem Geiste standen, die er auszuführen beschloß hatte.

Er verfolgte schon seit einiger Zeit einen Baumgang und stand jetzt an dem weiten offenen Eingangsthor seines eigenen Hofes. Auch hier wuchsen in der Umgebung des Wohnhauses Bäume aller Art, ein schwacher Rest nur — wenn man der Sage trauen kann — von dem Baumreichtum, der hier einst bestanden hatte. Manche wollten sogar behaupten, daß der Hof davon seinen Namen Trätkamp habe, besonders von der hinter dem Hause befindlichen Koppel, der sogenannten Rosskoppel, die statt mit Wällen, mit Bäumen eingefast war und an die sich ein Gehölz schloß. Das Wohnhaus war nichts weiter als ein Bauernhaus, ganz nach alt-sächsischer Art gebaut, mit dem Giebel dem Hofe zugekehrt. Die große Eingangstür des Hauses, die aus vier Theilen bestand, war jetzt nach unten zu geschlossen, und über der Halbtür ragte mit halbem Leibe ein Mann hervor, anscheinend ein Bauer, in Hemdsärmeln, roter Weste und Zipfelmütze, der aus einem silberbeschlagenen Meerchaumkopf rauchte. Daß er aber kein Bauer war, hätten die Gesichtszüge und das ganze Gebahren des Mannes dem Menschenkenner sogleich verraten. Bei dem Anblick des zurückkehrenden Gutsherrn verschwand er hastig. Einen Augenblick darauf hatte er die beiden Flügel der großen Thür geöffnet und stand ohne Pfeife und Zipfelmütze, mit einer Art Livree bekleidet, in devoter Haltung an der Schwelle. Sagen wir es gleich, daß dies der alte Calm, Haushofmeister und Vertrauensperson Waldheims, war und daß er die Bauerntracht nur in Ausübung einzelner Ämter — er hatte deren viele — zu tragen pflegte.

Mit kurzem, aber nicht unfreundlichem Gruß trat Waldheim über die Schwelle. Er stand jetzt auf der großen Tenne. Rechter Hand waren die Balken und Ketten, mit denen im Winter die Kühe gefesselt wurden, die jetzt Tag und Nacht draußen die Sommerfriße genießen durften. Der Charakter bäuerlicher Einfachheit war überall festgehalten, aber mit einer bis ins kleinste sich erstreckenden Sorgfalt und Reinlichkeit verbunden, was allein schon zeigte, daß dies Haus nicht von Bauersleuten bewohnt wurde. Dem Hausthor gegenüber lag der große von Ziegelsteinen erbaute Herd. Eine Frau von mittlerem Alter war daran beschäftigt. Auch sie trug Bauerntracht, aber der Stoff derselben war so gut, die Wäsche so blendend weiß, und die ehrerbietige Verneigung, mit der sie den Herrn begrüßte, so entschieden einem andern Lebenskreise angehörig, daß das Ganze fast an die Schäferspiele erinnerte, mit denen sich die Herren und Damen am Hofe von Versailles zu belustigen pflegten. Es fehlte hier nur eins — das heitere Behagen. Denn so sehr auch die Kontraste, die mehr und mehr sichtbar wurden, einen komischen Eindruck machen mochten, es lag über dem Ganzen etwas Peinliches, um nicht zu sagen Unheilswangeres, und man fühlte bald, daß hier nicht mutwilliger Scherz, sondern bitterer Ernst waltete.

Zu beiden Seiten des Herdes führten enge Thüren in die Wohnräume, denn hier war alles nach der Väter Sitte unter einem Dach vereinigt. Das einzige, wodurch den modernen Anforderungen Rechnung getragen wurde, war der Schornstein über dem Herd. Die Alten liebten es, ihren Speck über der Tenne aufzuhängen und den durchziehenden Rauch zum Räuchern desselben zu benutzen. Links hinaus, zwischen Herd und Tenne, führte eine Thür in den kleinen Hausgarten.

Sido löschte jetzt seinen Durst an einem altertümlich geformten Gefäß im Hintergrunde. Unterdessen sagte Waldheim:

„Ich habe den Wasserlauf untersucht und die Schleusen und Gräben nicht recht in Ordnung gefunden. Sieh, daß du für die nächste Woche ein paar Leute schaffst, die das zurecht machen können. Weißt du, ob noch sonst jemand im Mitbesitz der Gräben ist?“

„Herr Mittler auf Cäcilienlust. Er braucht diesen Wasserlauf aber selten; denn seine Wiesen liegen alle nach der anderen Seite hin. Bauer Duhs auf Pülkamp hat auch einen Anteil daran, und das ist ein alter Querkopf.“

„Ist Martin aus Neumünster zurück?“

„Noch nicht ... Herr ... Waldheim.“

„Bleibt lange aus. Ist mein Bruder zu Hause?“

„Zu Befehl ... Herr ... Waldheim.“

Jedesmal stockte der alte Calm bei dem Namen, als ob er etwas hinunterschluckte; ein Manöver, das seinen Herrn hie und da zum Lächeln reizte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür zur Rechten des Herdes; ein junger Mann kam heraus und ging auf die beiden zu. Das erste, was an ihm auffiel, war seine schlaffe, nachlässige Haltung. Er ging mit den Händen in den Taschen die Tenne entlang, blieb dann Waldheim gegenüber stehen und sagte tonlos:

„So spät erst zurück, Wolfgang?“

„Wie du siehst, Leo,“ erwiderte der ältere Bruder, und ein Schatten ging über seine Züge.

Der junge Mann war bedeutend jünger als sein Bruder; er war schwächling und nicht groß, hatte ein sehr regelmäßiges Gesicht, kastanienbraunes Haar und blaue Augen. Wer die Brüder so zusammen gesehen hätte, würde unbedingt dem älteren mehr Zutrauen geschenkt haben. Leo konnte — wir werden das später inne werden — sehr munter und sehr liebenswürdig sein, aber in seines Bruders Gesellschaft zeigte er ein ganz anderes Wesen. Er sah im höchsten Grade verdrossen und teilnahmslos aus. Die Brüder sahen sich fast nie in die Augen, hatten aber die sonderbare Gewohnheit, sich unaufhörlich gegenseitig zu beobachten. Dies geschah von Wolfgang's Seite mit einem gespannten unruhigen Blick, von Leo's mit einem düstern verbissenen Ausdruck, während in seinem Gespräch und in seinem ganzen Wesen eine ans Beleidigende grenzende Gleichgültigkeit zutage trat. Es war, als ob er des Bruders Thun und Treiben im Grund der Seele verachte. Wolfgang hingegen schien die Worte mit Vorsicht zu wägen, und es lag zuweilen in seinem Gesicht ein Ausdruck rührender Liebe und Besorgnis; seine Stimme klang dann sanft und weich, aber dies alles schien an Leo abzuspringen. So schleppte sich auch jetzt das Gespräch in kurzen Sätzen hin und verstummte endlich ganz.

Das Unbehagen, das hieraus erwuchs, schien sich auch den Untergebenen mitzuteilen, wenigstens bestrebten sie sich möglichst schnell und geräuschlos die Vorbereitungen zum Abendessen zu beenden. Eine junge Magd half dabei Teller und Schüsseln in das Gärtchen tragen. Es war fast wie eine Erleichterung, als Calm kam und meldete:

„Es ist angerichtet.“

Die Herren setzten sich in Bewegung. Wolfgang ließ Leo vorangehen, blieb einen Augenblick bei der Wirtschafterin stehen und fragte halbblau:

„Haben Sie zufällig durch das Gespräch der Leute von einem Ort in der Heide gehört, den man die Güll nennt?“

„Allerdings, Herr Waldheim“, erwiderte sie ebenso; „Grete hat mir davon erzählt. Es soll ein schauerlicher Ort sein, der von allen gemieden wird. Was die Güll bedeutet, weiß ich nicht; aber sie geben ihr auch einen noch viel schrecklicheren Namen; sie heißt: die nasse Grabkammer.“

In dem Gärtchen stand unter dem breiten Schattendach einer Linde der mit Sorgfalt gedeckte Tisch. Es war ein lieblicher Ort, voll blühender Sträucher, wo jedes Fleckchen ausgenutzt war, und wo sich kein Unkrautstengel sehen lassen durfte, denn dies war die Domäne Calms! Die Tafel war von Eichenholz und zeigte zwei ganz verschiedene Einrichtungen. Es lagen zwei Tischtücher darauf, das am oberen Ende war grob und trug weiter nichts als eine Schüssel mit der landesüblichen Grüte und an dem Gedeck, das aus einem hölzernen Löffel und einem tiefen Teller bestand, einen gefüllten Milchkrug. Das andere Ende war mit einem feinen Gedeck belegt, doch so, daß zwischen beiden Tischtüchern ein Spalt war, als wären sie durchgeschnitten. Auf dem letzteren Tischtuch befand sich ein Couvert mit silbernem Messer und Gabel, Bier, Wein, Dessert &c. Dem Gedeck entsprachen auch die Speisen. Als Leo an der Zurüstung zu dem einfachen Mahle seines Bruders vorüberging, zuckte er geringschätzig die Achsel. Es verging eine geraume Zeit, ehe ein Wort gesprochen wurde.

Endlich sagte Wolfgang — er hatte sein einfaches Mahl schnell beendet und den Teller zurückgeschoben — als er aufwärts blickend einige trodene Zweige an dem Baume bemerkte:

„Es ist doch recht schade, daß man den Bäumen so wenig zu Hilfe kommen kann, wenn sie einmal kränkeln. Sieh nur, Leo, der ganze Ast drüben ist krank. Ob er nicht Wasser genug hat, Calm?“

Leo warf einen flüchtigen Blick hinauf und erwiderte:

„Das ist mir sehr einerlei; meinethalben könnten alle Bäume hier ausgerodet und statt ihrer Kartoffeln gepflanzt werden.“

Wolfgang antwortete nicht gleich, sondern versank in Gedanken. Dann sagte er nach längerer Pause, als ob gar keine Unterbrechung stattgefunden hätte:

„Es fehlt der Linde wohl an Wasser. Sieh bald danach Calm; sie schluckt bis zu zwanzig Eimern.“

Dann nach einer abermaligen Stille:

„Wenn der Wasserlauf in Ordnung kommt, hoffe ich von der Zellwiese in diesem Jahre noch Grumt zu ernten.“

„Eine schöne Gegend!“ höhnte Leo, „wo man die Wiesen staunen muß, damit sie nicht verdorren.“

„Ei, mir scheint“, gab Wolfgang unbeirrt zurück, „wir sollten lieber dankbar dafür sein, daß wir die Aue haben und so durch das Wasserstaunen die Wiesen beriefeln können. Mir gefällt der kleine Gewinn besser, den ich mir erst durch Mühe verschaffen muß, als die Üppigkeit, die mir nichts zu thun übrig läßt.“

Leo machte eine ungeduldige Bewegung und winkte Calm, ihm einzuschwenken. Er betrachtete den Schaum des Bieres so aufmerksam, als wolle er die Lösung eines Problems daraus erkennen. Sein ganzes Thun zeigte deutlich das Bestreben, des Bruders Worte, ja selbst seine Existenz zu ignorieren. Aber Wolfgang bemerkte es diesmal nicht: er sah vor sich hin ins Leere; sein Blick nahm eine gewisse Starrheit und einen seltsamen Glanz an, als erblicke er etwas mit geistigem Auge. Dann murmelte er:

„Wie schrecklich würde es sein, wenn der Mensch nicht diesen Thatendrang hätte, wenn er nicht die Wildnis zu bewohnbaren Stätten umwandeln könnte, wenn überall nur wilde Tiere hausten“

Er hielt plötzlich inne, und sein Blick ward düster wie die Nacht. Leo blickte auf und sah den Bruder forschend von der Seite an. Mit leisem Trippeln, mit sichtlichem Unbehagen ging der alte Diener um den Tisch, bis ihm die Wirtschafterin von der Thür her winkte. Er ging zu ihr hin, kam aber gleich wieder zurück und meldete:

„Martin ist zurück, und der Vogt möchte die Disposition für morgen holen.“

Wolfgang fuhr auf. Im Nu verschwand der düstere Blick. Er fragte lächelnd:

„Hat sich der Vogt so ausgedrückt, Calm?“

„Nein, nein . . . Herr Walbheim“, sagte der Alte, ärger schluckend als je; „er sagte: Ich will mal mit den Herrn snacken, wat wi morgen angeben wüllt.“

„Martin muß noch warten; ich will dem Vogt in meiner Stube Bescheid sagen. Willst du mich entschuldigen, Leo? ich denke, wir sind beide mit dem Abendessen fertig.“

Leo antwortete nur dadurch, daß er aufstand, seinen Stuhl zurückstieß und, die Hände in den Taschen, sich dem anstoßenden Gemüsegarten zuwandte, wo er in einem Gedengang finsternen Blickes auf und nieder schritt. Wolfgang sah ihm eine kleine Weile zu und ging dann, von einem plötzlichen Impuls getrieben, dem Bruder nach. Gerade als dieser sich wieder wandte, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit tiefer Bewegung:

„Leo, ist es denn nicht genug, daß wir beide so unglücklich sind? Müßen wir uns auch noch durch Groß und Feindschaft das Leben verbittern? Laß uns gemeinschaftlich tragen, was nicht zu ändern ist.“

Leo hatte sich ein wenig zurückgewandt, aber Wolfgang suchte vergebens in seinem Gesichte nach einer Spur weicherer Empfindung. Er erwiderte hart und trocken:

„Ich war darauf gefaßt und bereit, die Folgen meiner Denk- und Handlungsweise durch das traurigste, entsetzteste Leben zu tragen, aber es wird mir eine unlösliche Aufgabe gestellt, wenn man fordert, daß ich denen verzeihen soll, die mich verraten haben.“

„Ich habe dich nie verraten, Leo, du weißt es — das unfelge Verhängnis . . .“

Aber Leo schob die Hand des Bruders entschlossen von seiner Achsel und wandte ihm den Rücken.

Wolfgang sah ihm traurig nach, wie er langsam, in sich gekehrt, seine Wanderung fortsetzte. Endlich wandte er sich zurück und ging rasch zum Garten hinaus auf die Tenne, wo der Vogt, ein stämmiger junger Bauer, seiner wartete. Er winkte ihm und trat mit ihm zur Linken des Herdes, dessen Fenster auf den Garten gingen. Calm hatte indes abgeräumt und wollte eben noch einiges in Leos Zimmer besorgen, als Martin, ein hübscher junger Bursche in höchst sauberer Kleidung, eintrat. Sobald er den Alten erblickte, eilte er auf ihn zu und rief:

„Ich weiß nicht, was ich machen soll, Ohm; der Teufel ist los!“

„Daß dich! Du erschreckst einen so, Martin. Was ist denn schon wieder passiert?“

„Was Ihr Euch auf zehn Meilen nicht vorstellen könnt. Ratet einmal!“

„Wie kann ich alles wissen, was dir durch deinen Krauskopf fährt. Hast du Malheur mit dem Pferde gehabt?“

„Ach, was viel tausend Schlimmeres! Es kann doch niemand horchen? Wo sind die Herren?“

„Herr Wolfgang ist mit dem Vogt da drinnen, Herr Leo ist im Garten. Aber spate dich, er wird gleich herein kommen, denn es wird dunkel.“

Als Martin noch immer schwieg, fuhr er fort:

„Heraus mit der Sprache, du machst mir Angst, Junge!“

Martin sah sich erst vorsichtig nach allen Seiten um und flüsterte dann dem Alten ein paar Worte ins Ohr. Dieser fuhr leichenblaß zurück.

„Das ist ja nicht menschenmöglich, Martin. Du hast geträumt, oder hast du . . .?“ Er machte die Gebärde des Schnapfens.

„Thorheit, Ohm, das passiert mir niemals. Sie war's leibhaftig, so wahr ich hier vor Euch stehe. Ein Gutes nur war dabei; der Reisewagen hielt schon vor der Thür am blauen Stern, sie fuhr gleich nachher ab.“

„Hat sie dich zu sehen gekriegt, Martin? Um alles . . .“

„Nein, seid ganz ruhig, ich stand so, daß sie mich nicht sehen konnte, sie mußte denn um die Ecke gucken können. Als sie die Straße hinunterfuhr, wartete ich noch, bis sie weit genug weg war, und ging dann in das Wirtshaus, um mich nach ihr zu erkundigen. Sie hatte die Nacht da geschlafen. Wenn man sich das vorstellt, Ohm, zwei Stunden von hier!“

„Mir schwindelt der Kopf!“ rief Calm mit kläglichem Miene. „Hast du im blauen Stern etwas erfahren, Martin?“

„Ja, sie hat weidlich herumgefragt und allerlei Namen genannt — er machte eine sprechende Gebärde nach den beiden Zimmern hin — „aber natürlich keine Auskunft erhalten. Sie weiß ja nichts von dem Namen Walbheim.“

„Wenn sie dich gesehen hätte, Martin!“

„Ja, es hing an einem Haar. Hätte ich noch einen Schritt weiter gethan, ehe ich sie ins Auge faßte . . . Ihr wißt, ich habe gute Augen.“

„Wie sah sie aus?“

„Wie immer; die sieht nichts an. So glatt und jung und fein mit ihrem Flachshaar, das sie als Netz gebraucht für Goldfische und Gimpel.“

„Und das mit edlem Blut bespritzt ist über und über!“ rief der Alte heftig, obwohl mit unterdrückter Stimme. „Was will sie noch? Hat sie nicht Unheil genug angerichtet? Sie kann doch unmöglich glauben, daß sie den geringsten Anspruch machen kann . . . Nach alledem! Es ist grauenvoll, daran zu denken!“

„Ob ich's Herrn Wolfgang stecke?“

„Nein, thu das nicht, Martin. Weißt du, mir ist manchmal angst um ihn. Wenn noch mehr solche Schläge kommen, steh ich für nichts. Jetzt hat er vollauf zu thun, und das hält ihn über Wasser. Wenn er wieder anfinge, die Nächte im Walde umherzuirren und das Waldhorn zu blasen! Ich wische das Ding nie ab und freue mich alle Morgen, wenn ich's so staubig sehe; es ist ein Zeichen, daß er nie darnach hinsieht. Nein, nein, Junge. Er nimmt sich's mehr zu Herzen als Leo, und er hatte doch gar keine Schuld daran. Es ist besser, nicht an die Geschichte zu rühren.“

„Ihr habt recht, Ohm. Ich fühle manchmal ordentlich ein Grausen, wenn ich an die Nacht denke. Wie der arme gnädige Herr die Hände rang über dem zerschmetterten Leichnam seines Sohnes, und wie er nachher selber in der großen Halle so kalt und tot dalag mit den weißen Haaren und die Augen so starr! Hu!“

Der junge Mensch bedeckte die Augen mit den Händen, der Alte nickte schmerzvoll.

„Und die Wut!“ sagte er. „Hast du Herrn Leo sonst je so wild gesehen, Martin? Herr Wolfgang nannte es eine Befenkehrwut.“

„Er sagte Berserkerwut, Ohm; das ist so eine Art von Wahnwitz, wo die Leute nicht wissen, wo sie hinschlagen.“

„Ja, du hast dem Herrn in der Augenkrankheit öfter vorgelesen, daher weißt du so was. Aber viel schrecklicher war es doch, als er nachher so gleichgültig war, so gleichgültig, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Man fürchtet sich mitunter vor Wolfgang, und doch hat er noch niemand wirklich etwas zu leide gethan. Leo hingegen kann manchmal aussehen wie ein ganz ruhiger Mann, bis er plötzlich über einen herfällt, daß einem Hören und Sehen vergeht.“

„Bist!“ rief Martin. „Da kommt der Bogt; ich muß hinein. Gott gebe nur, daß ich nicht den Kopf verliere und daß ich mich auf alle meine Aufträge besinnen kann!“

4. Lucifer.

Am folgenden Sonntag nachmittag standen auf der Brücke, die der Front des Herrenhauses von Cäcilienlust gegenüber auf die Chaussee führte, zwei jugendliche Gestalten: ein schlanker junger Mensch von etwa neunzehn Jahren, der mit der Absicht zu gefallen gekleidet war, unterhielt sich mit einem jungen kaum erblichen Mädchen von sehr zarter, biegsamer Gestalt. Ihre kleinen Hände, die wie Kinderhände aussahen, ruhten auf dem Geländer. Das dunkelblonde Haar war kurz geschnitten und schmiegte sich in weichen Locken um die feine Stirn; die muntern Augen, ebenso dunkel wie die ihres Begleiters, bligten mutwillig darunter hervor, und schelmische Grübchen zeigten sich häufig. Ein unschuldiger, kindlicher Sinn, der noch in voller Unbefangenheit dem Leben gegenüberstand und bereit war jede kleine Freude zu genießen, sprach aus dem Ganzen. Der Jüngling an ihrer Seite machte einen ganz andern Eindruck. Er schien in diesem Augenblick sehr wenig friedliche Empfindungen zu haben. Seine Augen funkelten mit einem düsteren Schein, auf seinem sonnenverbrannten Gesicht flammte Hornesröte und er warf das lange lichtbraune Haar oft unwillig über die Stirn zurück.

Bisher hatten sie halblaut gesprochen; jetzt aber zeigte sich auch auf des Mädchens Gesicht ein unwilliger Zug. Sie warf die Lippen schmolend auf, wandte sich ein wenig von ihm ab und sagte laut und heftig:

„Es ist recht schlecht von dir, Oskar, mich so zu plagen. Ich mag ja den Doktor gar nicht, aber wenn ich ihn leiden möchte, dich würde ich doch nicht darnach fragen.“

„Du verdröht alles, Karoline. Ich quäle dich nicht, du aber quälst mich. Du hast nichts als Scherz und Mutwillen vor und bist mit allen andern besser als mit mir. Bist du mir denn gar nicht mehr gut?“

„Warum sollte ich dir nicht gut sein? Wenn du nur vernünftig sein wolltest! Wir haben uns immer gut vertragen; wir sind ja Geschwister.“

„Sag' das nicht, Karoline, ich bitte dich! Wir sind keine Geschwister; wir sind zusammengebrachte Kinder, die gar nicht miteinander verwandt sind. — Wir könnten uns ganz gut heiraten.“

Karoline wandte rasch den Kopf und sah ihn unwillig von der Seite an.

„Was redest du für albernes Zeug, Oskar. Ich will dich bei Gertrud verklagen, daß du mir so etwas in den Kopf setzt. Ich bin noch nicht siebzehn Jahre alt und soll schon an solche ernsthafte, traurige Dinge denken?“

„Aber das ist doch nichts Trauriges, Mädchen!“

„Ist es das nicht?“ fragte Karoline zurück. „Das sehe ich doch deutlich an meiner Mama. Sie ist nun zum zweitenmal verheiratet und ist zeitlebens traurig gewesen.“

„Ja, sie hat besonderes Unglück gehabt, weil dein Papa so bald nach der Hochzeit verunglückt ist. Das hat sie schwach und lebensmüde gemacht. Das ist ja aber auch ein ganz selbener Fall!“

„Aber ich mag nichts vom Heiraten wissen . . . ich will nicht, daß du mit mir von solchem . . . Unsinn sprichst“, rief Karoline noch heftiger als vorher.

„Aber Komplimente anhören und dir die Cour machen lassen, das geht; dazu bist du wohl schon alt genug?“ rief der junge Mensch gereizt. Sein Blick streifte die Chaussee, er fuhr in die Höhe und rief:

„So wahr ich lebe, da kommt der Doktor Raase von Neumünster her. Da will ich nur schnell einen Knecht bestellen, daß er ihm das Pferd abnimmt, und ich mache mich aus dem Staube; ich mag nicht sein Reitknecht sein!“

„Brauchst nicht so zu eilen“, sagte Karoline lachend — sie hatte ihre ganze Heiterkeit wieder gewonnen — „er kehrt erst in der Räte ein. Die kleine Anna Tieß liegt an der Bräune krank, und die andern Tagelöhnerkinder werden wohl der Reihe nach dran kommen. Das mußt du ihm lassen“, fuhr sie fort, indem sie Oskar neckisch anblickte; „Vater sagt es auch; er ist ein sehr geschickter und gewissenhafter Arzt!“ Sie sagte das mit feierlicher Betonung.

„Das mag sein, aber er ist auch ein unausstehlicher Kerl!“

(Fortsetzung folgt.)

Herrn Ruhnides Fluch.

Skizze aus dem neuen Berlin von Paul v. Szczepekalski.

„Nee aber so was, Herr von Schapinski! Was doch nicht allens auf der Welt passieren kann!“

Meine Chambregarnwirtin, bei der ich meine Versuche, ihr meinen richtigen Namen beizubringen, nach sechs Wochen aufgegeben hatte, stand vor mir, Entrüstung und Triumph in dem vollen, geröteten Antlitz, und wartete darauf, daß ich nichts dagegen hätte, sie sich einen Stein von der Seele reden zu lassen. Ich bin kein Barbar.

„Was gibt's denn, Frau Dämmermeyer? Schießen Sie los!“

„Nee aber so was“, wiederholte sie, „haben Sie denn noch nichts davon gehört? Der Rentier Ruhnide hat seinen Schwiegersohn, den Assessor Menzel, verflucht, und die Frau Assessor, was die Lieschen Ruhnide war, ist mitten in der Nacht von ihrem Manne fort und wieder zu ihren Eltern. Nee aber so was! Mit der reichen Frau is es nu nicht, und wegen das Feld hat der Herr Assessor ihr doch man bloß geheiratet.“

Dem Rentier Ruhnide gehörte das Haus nebenan und noch zwei andere in der ziemlich neuen Straße, in der ich wohnte. Sein Schwiegersohn aber, der Assessor Menzel, der Mann seiner einzigen Tochter, war mein Freund seit langen Jahren, und die erste Gesellschaft, die er am vergangenen Abend in seinem jungen Hausstande gegeben hatte und bei der auch ich anwesend gewesen war, hatte allerdings durch eine Familienszene einen vorzeitigen Abschluß gefunden. Assessor Menzel wohnte drei Straßen weiter, seit der erwähnten Szene waren noch nicht zwölf Stunden verflossen, und bis die Geschichte von Herrn Ruhnides Fluch den Weg zu meiner Wirtin

gefunden, hatte sich schon die Vergrößerung der Maus zum Elefanten an ihr vollzogen — o du Weltstadt Berlin!

Wenn mir jemand gesagt hätte, Herr Ruhnicke habe geflucht, so würde ich das ohne weiteres geglaubt haben, denn er war kein Mann von feinen Manieren. Ich bin sogar überzeugt, daß er fluchte, wenn er die Kinder seiner Hausbewohner — in einer Gegend, in der mehr Kinder als Erwachsene in jedem Hause — mit schmutzigem Schuhwerk auf den neuen Treppenhäusern traf, oder wenn am Ersten nicht pünktlich die Miete bei ihm einlief. Aber es mußte schon böser Wille oder eigene Schuld mit im Spiele sein, wenn er selbst in dem letzteren Falle es nicht bei dem Fluchen bewenden und eine

Kündigung nachfolgen ließ, denn er war ein guter Mann, und verfluchen hätte er sicher niemand können, am allerwenigsten seinen Schwiegerjohn, den Assessor am Amtsgericht, vor dem er im Grunde seines Herzens eine besondere

Hochachtung hatte, und auf den er nicht wenig stolz war. Ich könnte behaupten, die Partie zwischen dem Assessor und Lieschen Ruhnicke sei durch mich zustande gekommen, wenn es für einen Mann ebenso angezeigt wäre, sich mit solchen Dingen zu brüsten, wie für Frauen. Die Wahrheit ist auch nur, daß mein Freund Menzel seine

Zukünftige durch mich kennen lernte, aber ich habe ihm weder zu- noch abgeredet, denn ich mußte mir sagen, daß die Verhältnisse vieles für ihn bringen würden, das nicht leicht zu überwinden sei, wenn ich auch auf beiden Seiten den guten Willen dazu vermuten durfte.

Herrn Ruhnicke und seine Familie aber hatte ich schon gekannt, als er sich noch nicht Rentier nannte, als seine Frau noch eigenhändig für die Stammgäste ihres blühenden Kellerlokales die größten Eisbeine herausuchte, und als Lieschen Ruhnicke noch in die Mädchenschule ging. Damals wohnten wir in demselben Hause der Altstadt, in der Taubenstraße,

und eines Tages klopfte Herr Ruhnicke an meine Thüre und stellte sich mir vor, um mich in einer Konzeptionsangelegenheit um Rat zu fragen, denn er hatte gehört, daß ich Zeitungsschreiber sei, und indem er mich „Herr Doktor“ titulierte, beteuerte er mir mit einem unzweifelhaften Ernst, daß er ein unbegrenztes Vertrauen zu der Intelligenz dieses Standes hege. Das war zu schmeichelhaft für mich, als daß ich ihm hätte widersprechen mögen, und da seine joviale Wirtsnatur mich sympathisch berührte, setzte ich ihm eine Eingabe in der

betreffenden Angelegenheit an die Polizeibehörde auf, denn mit der Feder ging es ihm nicht recht von der Hand. Es schien ihn dann zu verwundern, daß ich auf seine Frage, „ob ich Auslagen dabei gehabt habe“, mit einem Nein antwortete, und als die Eingabe später von Erfolg begleitet war, betrachtete er mich als seinen Freund, und ich war nicht hochmütig genug, mich seinem gutgemeinten Vertrauen gegenüber ablehnend zu verhalten. — Herr Ruhnicke galt schon damals für einen reichen Mann, der es nicht nötig gehabt hätte, in Hemdärmeln hinter dem mit Eisbeinen und Röllmöpsen garnierten Büfett zu stehen und Weißbierkrufen aufzustöpseln. Aber ihm wie seiner Frau war die Arbeit eine Gewohnheit geworden, und sie

arbeiteten weiter, obgleich sie es nicht mehr nötig hatten. Er hatte seine Karriere als Hausknecht in einem der großen Hotels Unter den Linden begonnen, in demselben Hotel, in welchem seine spätere Frau als Hausmädchen bedient gewesen war. Beide, flink wie die Wiesel, ehrlich, treu und zuverlässig, hatten sich in wenigen Jahren einige hundert Thaler gespart und sich dann geheiratet, nachdem sie sich so die solide Basis für eine glückliche Ehe gesichert hatten. Auch in jenem Kellerlokale, in dem ich später beide kennen lernte, war ihnen das Glück treu geblieben. Die Droschkentutcher erster Klasse, welche vor demselben ihren Stand hatten, lieferten von Anfang



Feindliche Nachbarstinder. Gemalt von J. G. Meher von Bremen.

an einen Stamm tüchtiger Gäste, der in jener pferdebahnlosen Zeit noch mehr bedeutete als heutzutage, denn damals verbienten die Kutscher noch so viel, daß sie nicht auf dem Kutschbock sitzen zu bleiben brauchten, wenn sie keine Fuhre hatten, und es war ihnen nicht bange darum, sich und ihre Pferde durchzufüttern. Die Persönlichkeiten des Ehepaars Kuhniide und die Güte ihrer Speisen und Getränke aber thaten das Übrige, um Gäste anzuziehen. Frau Kuhniide war, als ich sie kennen lernte, immer noch eine stattliche Frau, die den Mund auf dem rechten Fleck hatte und jeden derben Scherz der Besucher des Lokals zu parieren wußte. Mit ihren Augen an dem einen, mit dem Munde an dem zweiten, und mit den Händen an dem dritten Tische — so kam jeder der Gäste zu seinem Rechte und es war ein seltener Fall, daß jemand zweimal „Wirtschaft“ rufen oder mit dem Weißbierglas auf den Tisch bullern mußte. Er aber mit seiner Athletengestalt und dem schon ins Graue spielenden Wachtmeisterschnurrbart hätte jedem Maler einen Vorwurf für ein behäbiges Bild geben können, wenn er in Hemdsärmeln, die blaue Schürze vorgebunden, hinter seinem Büfett stand, die Weißbierkrufen öffnete und jedem Eintretenden mit jovialer Vertraulichkeit zunickte. Grobchenweise nahmen sie das Geld ein, aber thalerweise konnten sie es zurücklegen, und dabei blieben sie anspruchslos und bescheiden für ihre Person, und mit ihrem Wohlstande steigerten sich nicht auch ihre Bedürfnisse. Kein Wunder, wenn Herr Kuhniide ein wohlhabender Mann wurde, und wenn er auch mit der Anlage seiner Kapitalien Glück hatte insofern, als die Grundstückspreise, die er hierbei bevorzugte, zu steigen pflegten, sobald er einen Kauf abgeschlossen hatte, so konnte man dieses blinde Glück gewiß niemand weniger mißgönnen als gerade ihm.

Der Stolz des Ehepaars war ihr einziges Kind, ihr Lieschen. „Was kann ihr unser Geld nützen, wenn sie es nicht mit Bildung genießen kann“, pflegte Vater Kuhniide mit dem Hinweis auf seine Tochter zu sagen, und er sparte keine Mittel, um sie alles das lernen zu lassen, was einer jungen Dame unserer Zeit zu wissen notwendig ist. Noch nicht dreizehnjährig, kimperte sie schon „das Gebet der Jungfrau“, und wenn Herr Kuhniide von den Künstlerinnen im allgemeinen nicht zu wenig gehalten hätte, und Frau Kuhniide nicht eine zu solide Frau gewesen wäre, hätten beide vielleicht dem Räte sogenannter guter Freunde nachgegeben und ihre Tochter auf das Konservatorium geschickt, denn unter den Stammgästen war nicht ein einziger, der Lieschen nicht für ein „Genie“ erklärt hätte, wenn die Klänge des besagten Gebetes aus dem Familienhinterzimmer in die Restaurationsräume drangen. Ein Genie war Lieschen Kuhniide nun freilich nicht, aber ein stilles, bescheidenes und gutmütiges Kind, eine merkwürdig verfeinerte Ausgabe ihrer Eltern. Alle ihre Freundinnen aus der höheren Mädchenschule gehörten besseren Familien an, und die derbe Atmosphäre des Kellerrestaurants „Zur großen Weißen“ war nicht imstande, den feineren Schliß, den sie bei ihren Freundinnen angenommen hatte, wieder zu verwischen. Als sie dann in die Jahre kam, in denen sie ihrer Mutter hätte zur Hand gehen können, wobei ihr ihre Bildung sicherlich nur hinderlich gewesen wäre, schickte Vater Kuhniide sie in ein Genfer Pensionat und zwar in eines der teuersten — er hatte es ja dazu, und an Lieschens Erziehung sollten nun einmal keine Kosten gespart werden. Ich muß gestehen, daß ich ihrer Rückkehr mit einiger Spannung entgegen sah, denn es wäre gewiß nicht leicht für sie gewesen, sich wieder in das Leben im Elternhause mit guter Manier hineinzufinden. Herr Kuhniide aber ersparte ihr solchen Konflikt: er war verständig genug, sich zu sagen, daß er seiner Tochter, die er zu einer Dame hatte erziehen lassen, nun auch ein wirkliches Opfer bringen und sein Lokal, dem er seinen Wohlstand verdankte, aufgeben müsse. Das war wirklich ein Opfer für ihn und seiner Eitelkeit schmeichelte es sehr wenig, sich Rentier nennen zu können, denn er war noch ein rüstiger Mann und das Leben mit und das Sorgen für seine Gäste waren ihm zu einem Bedürfnis geworden. Aber er brachte das Opfer, und

als Lieschen aus der Schweiz zurückkehrte, hatte sie nicht mehr nötig, eine Treppe hinabzusteigen, um durch ein verräuchertes Restaurationslokal in die bescheidene Wohnung ihrer Eltern zu gelangen. Nicht ohne Stolz geleitete ihr Vater sie in die erste Etage seines eigenen Hauses, in der es nicht an einem „Salon“ fehlte mit grünen Plüschmöbeln und blinkender Gastrone, ein Salon freilich, in dem bis dahin der Teppich noch niemals umgeschlagen und die gestreiften Überzüge noch niemals von den Stühlen entfernt worden waren, und den Herr Kuhniide beharrlich seine „gute Stube“ nannte.

In diesem bis dahin recht unbehaglichen Salon sah ich Lieschen Kuhniide wieder. Meine Wohnung in der Taubenstraße hatte ich schon früher abgegeben, Herrn Kuhniide und sein Restaurant hatte ich aus den Augen verloren. Aber der Zufall fügte es, daß meine neue Wohnung neben dem Hause lag, in welches er als Rentier seinen Einzug hielt, wir trafen uns auf der Straße, als er gerade das Abladen der Möbelwagen überwachte, und es half nichts, ich mußte bei der Aufstellung der neuen Einrichtung meinen Rat geben. So kam es, daß ich mit der Familie wieder in Verbindung trat, und dieser Verkehr wurde nach Lieschens Rückkehr nur reger. Sie brachte etwas Behagliches, Anmutendes in den Hausstand mit, und Vater und Mutter verzichteten auf förmliche Besuche und sonstige Umstände, die einem bequem gewordenen Junggesellen den Familienverkehr verleidern können. Und das Bewußtsein, willkommen zu sein, ich mochte kommen wann ich wollte, habe ich in keiner anderen Familie in dem Grade gehabt als bei Kuhniides. Sie fühlten sich alle drei nicht recht zufrieden in den neuen Verhältnissen. Vater und Mutter vermißten die gewohnte Thätigkeit, und Lieschen machte die Erfahrung, daß Mädchenfreundschaften ziemlich unzuverlässig sind — die meisten ihrer zu Damen herangewachsenen Freundinnen aus der höheren Mädchenschule konnten ihr ihre Eltern nicht verzeihen.

Länger als ein Jahr mochte Lieschen Kuhniide aus der Schweiz zurück sein, als mein Freund Menzel, der Assessor, nach Berlin versetzt wurde. Er hatte nicht viele Familienbeziehungen hier, war auch ebensowenig wie ich ein Freund von Frack, Cylinder und hellgrauen Handschuhen, und seine Neugier, Berlin bei Tag und Nacht kennen zu lernen, war mit einem so ausgezeichneten Führer, wie ich zu sein mich rühmen konnte — ob mit Stolz oder mit Beschämung, lasse ich dahingestellt sein — bald befriedigt. Ich hatte ihm von der Familie Kuhniide erzählt, wie man eines Kuriosums erwähnt und, offen gestanden, mit humoristischer Färbung, als es sich eigentlich mit der Achtung vertrug, die ich innerlich den Leuten entgegenbrachte; aber gerade das reizte seine Neugierde. Als er mich eines Abends, an dem das Wetter uns an einem beabsichtigten Bummel hinderte, allen Ernstes bat, bei der Familie anzufragen, ob er seinen Besuch machen dürfe, hatte ich auch nicht einen Augenblick die Absicht, ihm den Gedanken auszureden; ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß er den tüchtigen Kern herausfinden und sich an den mancherlei Ecken und Kanten nicht vor den Kopf stoßen würde. Ich entgegnete ihm also, daß es eines förmlichen Besuchs gar nicht bedürfe, daß er willkommen sei, wenn ich ihn einfach als meinen Freund mitbringe, und da unsere ersten Dispositionen für den Abend doch über den Haufen geworfen waren, schlug ich ihm vor, gleich heute zu Kuhniides hinüberzugehen, und wenn sich nichts Besseres finde, den Alten wenigstens zu einem Stak zu nötigen. Nach einigen Einwänden nahm der Assessor meinen Vorschlag an.

Aus dem Stak wurde nichts. Herr Kuhniide erklärte sich zwar mit Vergnügen bereit dazu, nachdem er wie auch seine Familie uns freundlich bewillkommt und ich das edle Spiel als den eigentlichen Zweck unsers Besuchs hingestellt hatte, um dem Assessor sobald als möglich das Gefühl des Fremdseins zu nehmen. Aber vor dem Abendessen lohne es sich nicht anzufangen, meinte Frau Kuhniide, und als wir gegessen hatten — man aß nicht luxuriös, aber immer solid in der Familie, denn Frau Kuhniide war es noch von ihrem Ge-

schäft her gewöhnt, zwanzigpfündige Kalbskeulen und derartige Sachen im Hause zu haben — als wir gegessen, hatte sich mein Freund Menzel mit seiner Nachbarin, mit Fräulein Lieschen, so sehr in eine, halb ernst, halb scherzhaft geführte Konversation vertieft, bei der wir andern auf das Zuhören angewiesen waren, daß ich gar nicht dazu kam, an den Stat zu erinnern. Mit Mühe gelang es endlich Herrn Ruhnde, uns aus dem Speisezimmer in die „jute Stube“ zu komplimentieren. Aber es half uns beiden nichts, daß wir den Spieltisch aufklappten und die Wachskerzen entzündeten — der Assessor hatte den Flügel entdeckt, und, daraus auf Fräulein Lieschens musikalische Bildung schließend, sie ohne Umstände auf den Drehschemel genötigt. Über das „Gebet der Jungfrau“ war Lieschen natürlich längst hinaus; sie spielte klassische Sachen mit ganz nettem Verständnis, und mein Freund Menzel wandte ihr die Noten um. Herr Ruhnde war viel zu stolz auf das Talent seiner Tochter, um diese Beschäftigung nicht für sehr viel wichtiger als Skat spielen zu halten, und flüsternd kamen wir überein, mit dem geistreichen Sechszehnjährigen die Zeit zu töten. Das verstärkte musikalische Geräusch machte uns dann darauf aufmerksam, daß Menzel und Lieschen sich zu einer vierhändigen Bearbeitung des Flügels entschlossen hatten, was ihnen augenscheinlich viel Vergnügen machte. Nach langer Zeit wurde es still, die beiden kamen flüchtig an unsern Spieltisch heran, zogen sich aber gleich wieder an den Haupttisch zurück, an dem Frau Ruhnde mit ihrem Strickzeug auf dem Sofa thronte. Dort wurde das Gespräch bald so lebhaft, daß Herr Ruhnde drei Parteen hintereinander verlor und mißmutig mir den Vorschlag machte, aufzuhören. Mein Freund Menzel aber hatte, wie es mir schien, einen dummen Streich gemacht. Als wir an den Tisch traten, verkündete uns nämlich Frau Ruhnde, daß der Herr Assessor sie gebeten habe, mit Lieschen den Juristenball — „was ja die feinsten Välle in ganz Berlin sein sollen“ — zu besuchen, und sie fügte hinzu, „Water“ werde wohl nichts dagegen haben, denn man müsse das Kind, das Lieschen, doch einmal im Winter „sich austanzen lassen.“ Der Herr Assessor wolle so freundlich sein, Billets zu besorgen. Mein Freund Menzel nickte dazu und lachte und sah mit glänzenden Augen zu Lieschen hinüber, die ein Gesicht machte, als ob ihr schon ein Straußscher Walzer in den Ohren klinge. Als aber Herr Ruhnde erklärte, daß er nichts dagegen habe, lief es mir heiß über den Rücken.

Beinahe hätte ich eine Szene mit dem Assessor Menzel gehabt, als wir den Heimweg bei einem Glase Bier verlängerten. Ich fragte ihn ziemlich spitz, was er denn für ein wunderbares Mittel habe, um die Familie Ruhnde auf dem Juristenball präsentationsfähig zu machen. Da fuhr er mich ordentlich bissig an, er wisse gar nicht, was ich eigentlich an den Leuten auszufehen habe, und er finde es merkwürdig von mir, daß ich ein Haus, in dem ich doch seit Jahren freundschaftlich aufgenommen worden sei, ihm gegenüber in ein so eigentümliches Licht zu setzen versucht habe. Fräulein Lieschen sei eine vollkommene Dame, mit der man in der elegantesten Gesellschaft der Welt nur Ehre einlegen könne.

„Was Fräulein Lieschen anbetrifft“, replizierte ich möglichst ruhig, „so hast du ja ganz recht, lieber Menzel. Aber die alten Ruhndes werden dich in Verlegenheit bringen, das ist nach wie vor meine Meinung. Natürlich, wenn man nur Augen für die Tochter hat, dann kann man nicht bemerken, daß die Eltern zwar sehr brave, aber auch ganz ungebildete Leute sind.“

Da wurde mein Freund Menzel rot, nicht aus Verlegenheit oder aus Zorn, sondern weil er merkte, daß ich sein Geheimnis durchschaut hatte, und er meinte kleinlaut, ich möge ja recht haben, aber es sei für einen, der keine Schule besucht habe, doch kein Vorwurf, wenn er nichts gelernt habe. Die Billets zum Juristenball habe er nun einmal versprochen und sein Versprechen müsse er halten.

„Und es wird auch ganz gut gehen“, schloß er, indem er mich bittend ansah. „Den Alten setzen wir an einen Stat-

tisch fest und die Alte nimmst du unter deine Obhut, damit sie uns keine Dummheiten macht. Das ist ein Freundschaftsdienst, den ich von dir verlange.“

Wohl wurde mir nicht dabei, aber nein konnte ich nicht sagen. Mir klopfte auch wirklich das Herz, als ich am Ballabende mit Menzel am Eingange des Saales stand und auf das Eintree der Familie Ruhnde wartete. Der Assessor nahm Unangenehmes gern ein wenig auf die leichte Seite. Er lachte mich wegen meiner Unruhe noch obendrein aus und neckte mich, ich müsse doch mit der mir zufallenden Rolle ganz zufrieden sein, denn ältere Damen seien ja von jeher meine Spezialität gewesen. Übelnehmen konnte ich ihm das nicht, denn er meinte es nicht böse und wußte auch ganz gut, was ich ihm für ein Opfer brachte, und innerlich wußte er mir auch Dank dafür.

Als die Familie Ruhnde endlich eintrat, wurde es mir etwas leichter ums Herz. Lieschen hatte wohl dafür gesorgt, daß wenigstens in dem Äußeren ihrer Eltern nichts Auffallendes zutage trat. Die Mutter sah sogar ganz statios aus in ihrem braunen Seidentleide mit langer Schleppe, und mit dem ersten Blick vergewisserte ich mich, daß sie die dicke goldene Uhrkette, die, um den Hals geschlungen, sonst den Stolz ihrer Sonntags-toilette bildete, dieses Mal, wahrscheinlich schweren Herzens, zu Hause gelassen hatte. Papa Ruhnde aber, frisch rasiert und augenscheinlich auch frisiert, machte in seinem gut sitzenden neuen Frack ganz die Figur eines pensionierten Majors; nur mit den Handschuhen konnte er nicht ordentlich zurechtkommen, er zupfte und zerrte so viel daran umher, daß jeder, der ihn beobachtete, gleich merken mußte, daß er sich mit einem ungewohnten Kleidungsstücke abquälte. Menzel machte der Sache endlich ein Ende, indem er ihm gutmütig sagte, daß zum Skat spielen ja keine Handschuhe nötig seien, und Herr Ruhnde atmete wie befreit auf, nachdem er die Nummer achtzehnhalf wieder abgestreift und in die Fracktaschen versenkt hatte.

Die bewundernden Blicke, mit denen mein Freund Menzel Lieschens Erscheinung bei ihrem Eintreten verschlungen hatte, waren, das muß ich gestehen, ganz gerechtfertigt. Eine schlanke Figur, wie man sie unter der neueren Generation der Berliner Damen nicht selten findet, ein schmales Oval von beinahe englischem Typus, dazu die Tanzlust in den freundlichen, braunen Augen und ein feines, durchsichtiges Rot der Erwartung auf ihren Wangen — so sah sie frisch und liebreizend aus wie ein junges Mädchen, und in ihrem weißen Ballkleide mit einer Garnitur von Apfelfrüchten bewegte sie sich sicher und elegant wie eine vollendete Dame. Der Assessor hatte allen Grund, sie stolzerhobenen Hauptes durch den Saal zu führen.

Der Abend verlief besser, als ich erwartet hatte. Menzel hatte den alten Ruhnde mit zwei anderen Herren, die auch kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegten, an denselben Tisch placiert. Außerdem nimmt man es beim Skat mit einem derben Wort nicht genau, und Herr Ruhnde war ein eifriger Spieler, der mit den Karten in der Hand das viele Sprechen nicht liebte und sich höchstens zu einem jener Ausrufe verstieg, die ja beim Spiel in allen Kreisen so ziemlich dieselben sind. Ich glaube, daß seine Partner ganz zufrieden mit ihm waren, denn er erzählte nachher, daß er von einem mörderlichen Pech verfolgt worden sei. Frau Ruhnde fand alles wunderschön, und nachdem ich ihr mit freimütiger Hinterlist gesagt hatte, daß man in der besten Gesellschaft so leise als möglich zu sprechen pflege — ich konnte mir als Hausfreund das erlauben, ohne die gutmütige Frau zu erzürnen — dämpfte sie ihr kräftiges Organ zu einem solchen Flüsterston, daß es mir manchmal schwer wurde, sie zu verstehen. Lieschen fehlte es nicht an Tänzern, und das Souper nahmen wir fünf an einem kleinen ziemlich isoliert stehenden Tische, so daß auch hier die durchbrechende Fröhlichkeit Papa Ruhndes keinen Anstoß erregen konnte.

Nur einmal gab es eine peinliche Szene. Lieschen war nach Tisch eben von einem Tänzer auf ihren Platz zurückgeführt und fächelte sich das erhitzte Gesichtchen, als mein Freund Menzel auf sie zustürzte und um eine Extratour bat;

er schien sie nur sitzen sehen zu können, wenn er neben ihr saß. Da vergaß Mama Ruhnicke in der Eile, was ich ihr über den Flüsterton der guten Gesellschaft gesagt hatte, und ganz laut rief sie dem Affessor zu:

„Ach lassen Sie meine Tochter jetzt man in Ruhe, Herr Affessor; die hat sich eben erst so abgerackert.“

Vieschen Ruhnicke wurde rot wie eine Päonie und der Affessor gleichfalls; aber die beiden jungen Menschen sahen sich dabei fest in die Augen, und daran konnte ich wohl merken, daß sie nicht mehr auseinander zu bringen waren — eine Beobachtung, die ich übrigens schon vorher bei dem Souper gemacht hatte, als sie mit den Champagnergläsern anstießen.

Mein Freund Menzel benahm sich sehr gut in der peinlichen Situation. Er warf dem eigentlichen Tänzer Vieschens einen Blick zu, daß dem ein wenig gedehnt aussehenden jungen Herrn der schon zu einem Lächeln verzogene Mund wieder in eine ernste Lage zurückschnellte, dann meinte er lachend zu Frau Ruhnicke, sie möge nur nicht zu ängstlich sein, und flog mit Vieschen davon. Als er sie wieder brachte, war der Tanz zu Ende, und der junge Herr konnte sein Kompliment machen. Ich aber zog es dann vor, Frau Ruhnicke die Nebensäle zu zeigen und bei unserer Rückkehr in einem entgegengesetzten Winkel Platz zu nehmen.

Als dann der Ball zu Ende war, war auch die Sache zwischen dem Affessor und Vieschen entschieden. Auf dem Heimwege sagte er, daß ich ihm gratulieren könne und er brauche eigentlich den Frack gar nicht auszuziehen, denn er müsse am nächsten Vormittag doch zu Herrn Ruhnicke, um ihn förmlich um die Hand seiner Tochter zu bitten. Wenn ich wirklich hätte dagegen reden wollen, wäre es jetzt doch zu spät gewesen. Es wäre mir auch schwer möglich gewesen, etwas Ernsthaftes und Stichhaltiges vorzubringen, denn meines Freundes Eltern waren lange tot, er hatte auf niemand Rücksicht zu nehmen, und gegen das Mädchen, das er gewählt hatte, ließ sich nun erst recht nichts einwenden. Mir blieb also nur übrig, ihm von ganzem Herzen Glück zu wünschen, und meinen Glückwunsch konnte ich zehn Stunden später wiederholen, als Ruhnickes ihr Dienstmädchen zu mir hinüberschickte und mich bitten ließen, zu ihnen zu kommen. Ich fand Papa Ruhnicke ein Bönse ansehend, Mama Ruhnicke in Freudenthränen schwimmend und Menzel und Vieschen sich duzend und sich küssend.

Ich kann über den Brautstand kurz hinweggehen. Es mag wohl sein, daß manches über meinen Freund Menzel geflüstert wurde, aber wo er mit Vieschen seine Brautvisite machte, legte er zweifellos Ehre mit ihr ein. Auch kann ich mich dafür verbürgen, daß die drei Häuser des alten Ruhnicke auch nicht den geringsten Einfluß auf den schnellen Entschluß des Affessors ausgeübt hatten. Er war selbst in einer Situation, daß er bei seiner Frau auf Geld zu sehen nicht nötig hatte, und die ihm doch derartige Motive unterschoben, die gönnten einfach der Pudikerstochter den Affessor nicht und dem Affessor nicht den häußerbesitzenden Schwiegervater.

Aber eine unangenehme Szene war es doch, mit der die erste Gesellschaft, zu der Herr und Frau Affessor Menzel sich die Ehre gegeben hatten, einen vorzeitigen Abschluß fand, und sie hätte leicht den Anfang zu einem Familienunglück geben können, wenn die vier dabei beteiligten Menschen sich nicht gegenseitig zu lieb gehabt und nicht eingesehen hätten, daß man den Verhältnissen Rechnung tragen muß. Dem Ehepaar Ruhnicke war es wahrhaftig nicht darum zu thun gewesen, durch ihren Schwiegersohn in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Ihm traten immer noch die Schweißtropfen auf die Stirn, wenn er an seine Glacehandschuhe dachte, und für Frau Ruhnicke hatte das Sprechen im Flüsterton, das ich ihr an jenem heißen Abend anempfohlen, nicht den geringsten Reiz. Aber mein Freund Menzel bestand darauf, daß die Schwiegereltern erscheinen sollten, wenn er zum erstenmale Gäste in seinem Hause sah; er war zu stolz dazu, mit ihnen Versteck zu spielen. Nun, es waren eigentlich nur Leute da, welche die Verhältnisse kannten und die den Affessor und seine junge

Frau so hoch schätzten, daß sie auch deren Eltern mit der schuldigen Nachsicht entgegenkamen und über kleine Verstöße keine merkliche Verwunderung zeigten. So hätte alles gut gehen können, wenn nicht Herr Ruhnicke bei Tisch dem Rotwein und Champagner, für den er selbst gesorgt hatte, allzu-eifrig zugesprochen hätte, wenn er nicht durch einen kleinen Spitz veranlaßt worden wäre, aus seiner Zurückhaltung herauszugehen.

Es hatte mich schon eine ganze Weile beunruhigt, daß Herr Ruhnicke anfang, laut zu werden, und auch die junge Frau hatte ich schon mehrmals besorgte Blicke nach seinem Plaze werfen sehen, während der Affessor noch nichts zu merken schien. Da klopfte Herr Ruhnicke an sein Glas und erhob sich, und da ich sein Rednertalent kannte, wußte ich, daß es ein Unglück geben würde. Der Affessor glaubte noch Einhalt thun zu können.

„Lieber Schwiegerpapa, lassen Sie doch“, rief er gutmütig über die Tafel. „Sie sind ein herzensguter Mann, aber ein Redner sind Sie nicht.“

Aber die Lawine war einmal im Rollen.

„Sagen Sie nicht, Herr Schwiegersohn“, sagte energisch Herr Ruhnicke, „im Redenhalten habe ich immer eine große Farsche gehabt.“

Und dann begann er:

„Meine Damen und Herren! Darüber, daß es vor mir ein großes Verjüngen ist, Ihnen hier zu sehen, darüber brauche ich mir nicht erst auszudrücken. Denn wenn man bloß ein einziges Kind hat, denn freut man sich, wenn man sieht, daß es ihm gut geht, und wenn das Kind eine Tochter ist, denn jetzt ist es ihm gut, wenn der liebe Gott ihr einen guten Mann jegeben hat. Meine Damen und Herren! Wir, meine Alte und ich, wir haben klein angefangen, und unsere Tochter hat jetzt einen Studierten. Das ist ein seltener Fall, und das hätte mir sicher nie geträumt, als ich Stiebeln putzte und meine Ohe die Zimmer ufwischte.“

Die Gesellschaft saß wie versteinert, aber ich muß es zu ihrer Ehre sagen, auch nicht ein einziger wagte, den Mund zu einem Lächeln zu verziehen. Mein Freund Menzel trommelte mit den Fingern auf den Tisch und seine junge Frau war plötzlich verschwunden, als ob sie draußen nach etwas sehen müsse. Als aber Herr Ruhnicke anfang, von seinen Jugenderinnerungen zu erzählen, erhob sich seine Gattin, die bis dahin mit zustimmendem Kopfnicken zugehört hatte, mit stattlicher Würde.

„Ruhnicke, hör uf“, rief sie ihm zu, „du blamierst dir.“

Aber Herr Ruhnicke schaute lächelnd zu ihr hinüber.

„Warum sollte ich mir blamieren, Mutter“, fuhr er fort, „Arbeit ist keine Schande nicht. Und reell ist es immer zusehungen bei uns, und unsere Eisbeene waren die jroßten.“

Weiter kam Herr Ruhnicke nicht.

„Ruhnicke, hör uf“, donnerte ihm seine Gattin noch einmal zu, „du blamierst die ganze vornehme Gesellschaft. Und siehst du nicht, daß das Kind, die Vieschen, sich schon jebrückt hat, weil sie sich schämen muß, daß du ihr so niederziehst?“

Als Herr Ruhnicke den Stuhl seiner Tochter leer sah, wurde er blaß und ein Bittern überlief ihn.

„Ja so, das Kind muß sich schämen“, sagte er dann tonlos, als ob er zu sich selbst spräche. „Und wenn sie sich vor ihre Eltern schämen muß, denn haben wir auch nicht bei ihr zu suchen. Denn komm man mit, Mutter, denn können wir ja wieder zu Hause gehen.“

Damit schritt Herr Ruhnicke langsam der Thüre zu und seine Frau raufte hinter ihm drein. Mein Freund Menzel wollte ihnen nachstürzen, aber ich faßte ihn noch an der Thüre und raunte ihm zu, er solle nur bei der Gesellschaft bleiben, ich würde draußen nach dem Rechten sehen.

Draußen auf dem Korridor stand Herr Ruhnicke und Vieschen hing an seinem Halse und küßte ihn wieder und wieder unter strömenden Thränen, während Mutter Ruhnicke ihr die Waden strich und eifrig auf mich einsprach. Für mein

Das germanische Museum zu Nürnberg.

Von H. Knackfuß.

(Schluß.)

Während Kirche und Kapellen uns die Kunst im Dienst der Kirche zeigen, enthalten die benachbarten Räume, welche zum Teil noch von dem alten Kloster herrühren, zum Teil neu gebaut sind, außerordentlich reiche Sammlungen von profanen Dingen, Ausstattungsteile der Wohnungen, Möbel aller Art, mannigfaltiges Gerät zum festlichen und zum alltäglichen Gebrauch. Haben wir hier selbstverständlich weniger Gelegenheit die große Kunst zu bewundern, so ist dafür die Betrachtung der künstlerischen Höhe, auf welcher das Handwerk stand, kaum weniger anziehend.

Wenden wir uns zunächst von der zuletzt betrachteten Kapelle aus in den nahegelegenen nördlichen Kreuzgangflügel — denjenigen, welchen wir zuerst betreten haben — so finden wir an dessen Außenseite eine Reihe von Gemächern, von denen eines mit Schlosserarbeiten, wie Thürbeschlägen, Schlössern, Schlüsseln gefüllt ist, deren geschmackvolle Ausführung uns zeigt, wie selbst die Männer, welche das harte Eisen bearbeiteten, von künstlerischem Gefühl durchdrungen waren. Die übrigen vier Räume dieser Seite enthalten eine reiche Sammlung von Kachelöfen. Wir sehen hier wahre Prachstücke dieser Art, hochaufgebaute schmuckreiche Öfen der spätgotischen Zeit und nicht minder geschmackvolle in noch üppigerem Reichtum verzierte Werke der Renaissance, dann die spielenden zierlich geschweiften Bildungen des Rokoko und in scharfem Gegensatz zu letzterem die steifen geradlinigen Formen, welche den Geschmack vom Schluß des vorigen und vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts charakterisieren. Eine ungemein vollständige Sammlung von Ofenkacheln, unter denen mehrere bis ins XIII. Jahrhundert zurückreichen, ergänzt das Bild, welches wir hier von dem Entwicklungsgange der künstlerischen Ausschmückung des für die Behaglichkeit unserer Wohnungen so wichtigen und darum Jahrhunderte hindurch mit verdienter Vorliebe behandelten Wärmependers gewinnen. Auf der andern Seite der Kirche finden wir unmittelbar neben der mit mittelalterlichem Kirchengesetz



Prinz Wilhelm zeigt seinen Kindern die kleinen Bären, die er aus Polen mitgebracht hat.

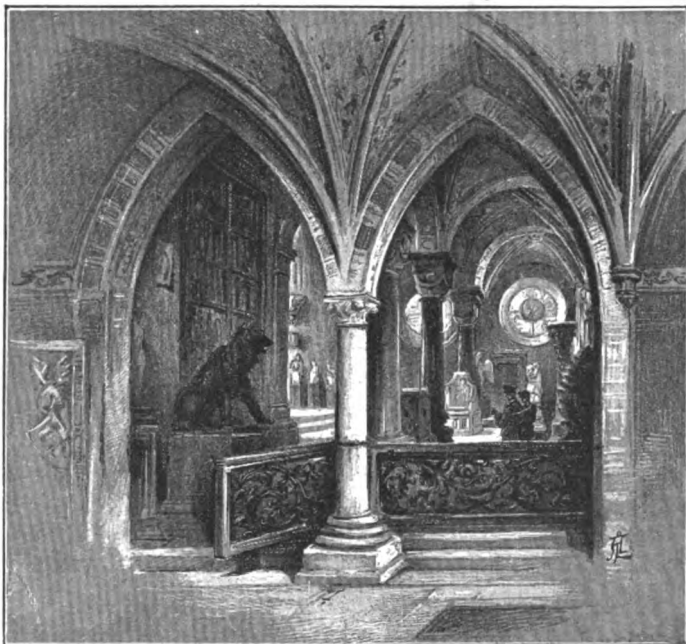
begütigendes Zureden hatte Herr Ruhndke nur ein Kopfschütteln und endlich schob er Lieschen sanft von sich.

„Daß es gut sein, mein Kind“, sagte er leise. „Deine Schuld ist das nicht und dem Assessor seine auch nicht. Mutter, komm!“

Ich leuchtete ihnen die Treppe hinunter, und als ich zurückkehrte, saß Lieschen immer noch auf dem Stuhl neben dem Garderobenständer und weinte heftig. Sie hatte sich indessen bald so weit erholt, daß sie mit mir in die Gesellschaft zurückkehren konnte.

Da war es mauseinstill, als wir eintraten, und jeder schaute verlegen auf seinen Teller. Mein Freund Menzel aber kam uns entgegen, nahm seine junge Frau in seine Arme und gab ihr einen Kuß, daß es schallte. Da wurde es wohl allen wieder warm ums Herz, aber zu einer rechten Stimmung wollte es doch nicht mehr kommen, und die Gesellschaft ging vorzeitig auseinander.

Das ist die wahre Geschichte von Herrn Ruhndkes Fluch. Man sieht, wie die Menschen in einer Weltstadt lügen können. Wer aber wissen will, wie sich Herrn Ruhndkes Verhältnis zu seinem Schwiegersohn gestaltet hat, dem brauche ich nur seine Lieblingsredensart zu wiederholen, wenn wir zu Fünfen zusammenfassen und es uns behaglich ist. Dann pflegt Herr Ruhndke zu sagen: „Det lasse id mir jefallen, Herr Schwiegersohn; aber zu Ihre Jefellschaften brauchen Sie uns nicht zu invitieren, da passen wir nicht hin.“



Germanisches Museum zu Nürnberg: Viktoriaaal.

ausgestatteten Kapelle einen geräumigen Saal, der mit mittelalterlichem Hausmobiliar und Hausgerät angefüllt ist. Vor allem fällt uns hier eine hohe reichgeschnitzte spätgotische Bettstelle in die Augen, ein wahrhaft großartiges Prachtwerk. Wir sehen herrliche Schränke und Truhen aus der nämlichen Stilperiode, sowie Sessel und Tische, unter welchen sich einer durch die geistreichen Federzeichnungen, mit denen seine Platte geschmückt ist, auszeichnet. In Glaschränken erblicken wir höchst interessantes kleineres Gerät, Kästchen aus Holz, Pappe, Leder, mit reicher Bemalung und Vergoldung, Teller, Leuchter, Kannen, Trinkgefäße, Messer, Löffel, Gabeln etc., alles in Form und Schmuck gleich bewundernswert. Manche dieser kleinen Haushaltungsgegenstände, denen sich Schachfiguren, Kinderspielzeug u. dgl. anreihet, stammen aus sehr früher Zeit, einzelnes gehört noch dem XII. und XIII. Jahrhundert an. Als geschichtliche Denkwürdigkeiten ebensosehr wie als ausgezeichnete Lederarbeiten interessieren uns die Futterale einzelner Reichskleinodien.

Zwei andere große Säle enthalten die Sammlungen von Hausgerät aus dem XVI. bis XVIII. Jahrhundert. Der eine dieser Säle ist das ehemalige Refektorium, wo die Karthäuser bei feierlichen Gelegenheiten gemeinschaftlich speisten. Dunkle Holzpfeiler tragen die Decke, ein Kamin an der einen Längswand trägt dazu bei, das Gemach wohnlich erscheinen zu lassen. Nicht ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Bestimmung dieses Saales, der durch Hinzuziehung eines anstoßenden Raumes vergrößert ist, haben hier Ess- und Trinkgeschirre sowie einiges Küchengerät Aufstellung gefunden. Wir sehen eine köstliche Sammlung von Glasgefäßen, unter denen namentlich diejenigen venezianischen Ursprungs sich durch wunderbare Zierlichkeit der Formen auszeichnen. Majoliken und Fayencen italienischer und orientalischer Herkunft erinnern ebenso wie die venezianischen Gläser an den Luxus, der im XVI. und XVII. Jahrhundert mit derartigen teuren ausländischen Prachtstücken getrieben wurde, während im XVIII. Jahrhundert mehr die Erzeugnisse Ostasiens den Geschmack beherrschten und zahlreiche Nachahmungen hervorriefen, unter denen sich besonders die Delfter Waren auszeichnen. Mindestens ebensosehr wie jene fremdländischen und fremdartigen Gebilde mit ihren Nachahmungen fesseln uns die Erzeugnisse selbständigen künstlerischen Aufschwunges im vaterländischen Töpferhandwerk, wie die schönen rheinischen Krüge des XVI. und XVII. Jahrhunderts und die in Nürnberg und anderswo gefertigten buntglasierten und mit halberhabenem Bildwerk geschmückten Krüge, bei denen wir Technik und Verzierungsweise der gleichzeitigen Ofenfacheln wiederfinden. Noch zahlreiche andere Gegenstände von mancherlei Art sehen wir hier aufgestellt, welche mehr noch durch ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem alltäglichen häuslichen Leben unserer Vorfahren unser Gemüt ansprechen, als sie durch ihre geschmackvolle Form das künstlerische Interesse erregen.

Die stofflich wertvolleren Gefäße dieser Zeit finden wir in dem andern Saale, welcher außerhalb der Karthause dem einen Kreuzgangflügel angebaut und von der früher erwähnten Treppe zum Augustinerbau aus zugänglich ist. Hier sehen wir in zwei großen Glaskasten, welche durch eine besondere Vorrichtung der Sicherheit halber unter den Boden versenkt werden können, die herrlichen Erzeugnisse der Goldschmiedekunst der Renaissance, prächtig gearbeitete Pokale und Becher aus Gold und Silber in zum Teil wunderlichen Formen. Hier verdient jedes einzelne Stück die allereingehendste Betrachtung; so sind zwei vermutlich von Wenzel Jamnitzer angefertigte Silberpokale, welche ehemals Eigentum der Nürnberger Goldschmiedekunst waren, vollendete kleine Kunstwerke. Ringsum finden wir in diesem Saal, der mit einem schönen Holzgewölbe gedeckt und an den Wänden mit Gobelins bekleidet ist, größeres und kleineres Mobiliar aus dem Jahrhundert der Renaissance und aus späterer Zeit, Betten, Schränke, Truhen von herrlicher Arbeit, Wiegen, Stühle, Kisten und Kästchen und mancherlei andere Dinge. Auch hier ist wieder eine große Bettstelle das hervorragendste Stück, ein im An-

fange des XVII. Jahrhunderts zu Nürnberg verfertigtes Prachtwerk aus Ebenholz und Marmor. Im höchsten Maße anziehend, weil uns im kleinen einen Einblick in die Gesamteinrichtung der Wohnungen des XVII. Jahrhunderts gewährend, sind eine Anzahl großer mehrgeschossiger Puppenhäuser aus dieser Zeit.

An eine dunklere Seite im Leben der Vorzeit gemahnt uns die Sammlung von Folter- und Strafwerkzeugen, welche in einer Halle neben dem vorhin betrachteten Saal mit der Gläserammlung aufgestellt ist.

Von hier aus gelangen wir mit wenigen Schritten ins Freie, und zwar in den vom Augustinerkreuzgang eingeschlossenen „Wittelsbacher Hof“ (Abb. S. 444). Diesen Namen führt der Hof von einer Stiftung der Prinzen Otto, Luitpold, Ludwig und Leopold von Bayern, welche hier zumeist in die Augen fällt, nämlich dem kunstreichen Uhrwerk, das den in einer Ecke des Hofes stehenden, zu Ventilationszwecken erbauten Turm reizvoll schmückt. Über dem Zifferblatt dieser Uhr sehen wir Kaiser Ludwig den Bayern sitzen; hinter ihm halten zwei Engel einen Teppich, ebenso wie wir es auf dem Abgusse seines Grabmals gesehen haben; Pagen stehen zu seinen Seiten; weiter oben sehen wir zwischen Engeln mit Posaunen den segnenden Christus. Zu den Füßen des Erlösers verkünden zwei Engel durch hellklingenden Anschlag der Hämmer, welche sie in Händen halten, an die zwischen ihnen befindliche Glocke die Stundenzahl; alsdann setzen die anderen Engel ihre Posaunen an den Mund, gleichwie um an das Ende aller Zeiten zu erinnern, und die Pagen verneigen sich.

In der Mitte des Hofes befindet sich ein schöner Brunnen, der mit der Bronzefigur eines Dufelsackpfeifers geschmückt ist, dem Abgusse eines ehemals in Nürnberg, jetzt im Berliner Museum befindlichen Originals. Neben dem Uhrturm sehen wir über den fünf österreichischen Fenstern und einer an diese sich anreihenden Thüre einen zierlichen Laubengang mit reicher Maßwerkbrüstung, der uns an die charakteristische Hofarchitektur der Nürnberger Privathäuser erinnert. Der dahinter aufsteigende Staffelgiebel verdeckt die Halle im ersten Stock, welche die Sammlung von Musikinstrumenten einschließt, und weiter rechts zeigt uns das die niedrigeren Hofbächer überragende Stück eines Glasdaches den Anfang der Gemädegalerie. An den drei übrigen Seiten umgeben uns die Maßwerfenster des Augustinerkreuzganges. Die spitzbogigen Unterbauten, auf welche dieser gestellt ist, enthalten Durchgänge nach anderen Höfen und den reizvoll angelegten ausgedehnten Gärten des Museums, welche nicht nur zu erfrischenden Spaziergängen einladen, sondern auch mancherlei sehenswerte Altertümer, namentlich Bruchstücke von Architektur- und Skulpturwerken, bergen.

Aber noch haben wir die Schätze des hohen Augustinerhauses zu betrachten, das wir vom Stadtwall aus gesehen haben, und an dessen nördlicher Wand wir im Wittelsbacher Hofe emporblicken, wenn wir dem Uhrturm den Rücken kehren.

In dem auf seiner Nordseite von dem Mittelflügel des Kreuzganges eingenommenen unteren Geschoß dieses Hauses finden wir die hervorragendsten plastischen Werke der im Museum untergebrachten Kunstsammlungen der Stadt Nürnberg. Dieselben befinden sich in drei an jenen Kreuzgangflügel anstoßenden Sälen, von denen der mittlere die im Jahre 1412 gestiftete St. Leonhardskapelle ist, einst als Kapitelsaal der Augustiner benutzt. Die farbigen Fenster dieser drei Räume sowie die Gewölbe zeigen die Wappen der Adelsfamilien, denen dieselben ihre schöne Ausschmückung verdanken. In den beiden Seitenräumen finden wir prächtige gotische Schnitzaltäre, zum Teil mit Gemälden gefüllt, einen nicht minder bewundernswürdig geschnitzten Renaissancechrank und einen in reinsten Renaissanceformen ausgeführten Holztisch von ganz besonderer Bedeutung. Derselbe stammt aus dem Landauerbrüderhause und wurde im Jahre 1512 nach einer Zeichnung Dürers angefertigt; er war der ursprüngliche Rahmen für dieses Meisters weltberühmtes herrliches Dreifaltigkeits- oder Allerheiligenbild, das sich jetzt in der Belvederegalerie

zu Wien befindet. Von Weit Stoß erblicken wir zwei vortreffliche Relieftwerke. Wir finden hier ferner als besonders beachtenswerte Gegenstände die Meisterlängertafel aus der Katharinenkirche zu Nürnberg und eine ganz mit allerältesten Holzschnittabdrücken besetzte Altartafel. Zwei sogenannte Palmesel erinnern an die alte Sitte, bei den Palmsonntagsprozessionen den Eintritt Christi in Jerusalem durch das Herumführen einer großen entsprechenden Holzfigur zu veranschaulichen. — In der Kapelle finden wir eine Anzahl von Meisterwerken unschätzbaren Wertes vereinigt. Da ist vor allem die wunderbar schöne, von einer unergleichen Tiefe des Gefühls besetzte trauernde Maria, die Schmerzdurchdrungen mit gerungenen Händen emporblickt. Dieses Meisterwerk der Nürnberger Bildschnitzkunst, dessen Verfertiger ebenso unbekannt ist wie der Ort, an dem dasselbe einstmals als Bestandteil einer Kreuzigungsgruppe gestanden hat, ist von einer so herrlichen Vollendung bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, daß es wohl berechtigt erscheint, wenn diese Figur als „das bedeutendste Kunstwerk des Mittelalters überhaupt“ bezeichnet wird. Als Arbeiten verwandten Charakters sehen wir hier noch eine sitzende Madonna und eine liegende Heilige. Gehören diese Werke ihrem Wesen nach noch der gotischen Periode an, so sehen wir in dem Bronzeguß des bogenstreichenden Apollo ein im Jahre 1532 aus der Gießhütte Peter Vischers hervorgegangenes Meisterwerk der deutschen Renaissance. Diesem schließt sich das Holzmodell der in derselben Werkstatt ausgeführten Wenzelstatue im Prager Dom an. Auch das Originalmodell des von Labentwolf gegossenen Nürnberger Gänjermännchens finden wir hier. In dem chorartigen Ausbau der Kapelle, welcher das Untergeschoß des an der Südseite des Hauses emporsteigenden Erkers einnimmt, ist der prächtige, mit getriebenen Silberplatten belegte Reliquien-schrein des heil. Sebastian aufgestellt, ein sehr geschmackvolles Werk der spätgotischen Goldschmiedekunst.

Eine malerische Treppe (Abb. S. 445) führt vom Kreuzgange aus in den ersten Stock des Augustinerhauses. Dieser wird durch einen großen Saal eingenommen, der an Wänden, Decke und Pfeilern im Stile der entwickelten Gotik mit dem ganzen Farbenreichtum, der dieser Zeit eigen war, ausgemalt und in den Fenstern mit entsprechenden Glasgemälden geschmückt ist. Die hohen Spitzbogenfenster des Erkers zeigen, ganz im Ge-schmacke des Mittelalters, die Bilder der neun besten Heiden und der drei freigebigsten Fürsten, die übrigen Fenster die Personifikationen der ritterlichen Tugenden. Im Fries erblicken wir die Wappen der sämtlichen deutschen Standesherren. Denn diese haben gemeinschaftlich diesen Saal gestiftet, welcher eine höchst ansehnliche Waffensammlung enthält. In dieser sehr übersichtlich geordneten Sammlung, welcher zur Ergänzung des Fehlenden einige Abgüsse anderswo vorhandener Stücke eingereiht sind, vermögen wir die Entwicklung der Schutz- und Truppwaffen sowie der Pferdeausrüstung für Krieg und Turnier, namentlich in der späteren Zeit des Mittelalters, aber auch in den folgenden Jahrhunderten, bis in die neueste Zeit hinein, zu verfolgen. Am meisten Anziehungskraft üben hier natürlich die aus Eisenplatten zusammengefügten Vollharnische des XV. bis XVII. Jahrhunderts aus, unter denen sich prächtige Meisterwerke der Plattentkunst befinden. Durch große Vollständigkeit ist die Sammlung der Feuerwaffen ausgezeichnet. Es ist auch interessant, nach Betrachtung der mittelalterlichen Originalwaffen dem vor dem Eingange zum Waffensaal aufgehängten großen Gemälde einer Schlacht aus dem XV. Jahrhundert einige Aufmerksamkeit zu schenken, das zwar allen Gesetzen der Perspektive Hohn spricht, aber dadurch nur um so übersichtlicher und deutlicher wird.

Wollen wir im Anschluß an die Besichtigung der Waffensammlung uns noch weiter mit dem Kriegswesen befassen, so müssen wir wieder hinabsteigen und den großen westlichen Hof überschreiten, an dessen gegenüberliegenden Ende wir eine geräumige Halle mit Geschützen finden, welche uns die Entwicklung der Artillerie von den kleinen Steinbüchsen aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts an bis zu den franzö-

sischen Mitrailleur und den Kruppschen Stahlkanonen vor Augen führen. Auch hier befinden sich viele Exemplare von vorzüglicher Schönheit und von besonderem geschichtlichen Interesse. Ein Unikum ist wohl die byzantinische Steinbüchse aus Bronze, welche in Konstantinopel noch vor der Einnahme dieser Stadt durch die Türken angefertigt worden ist.

Es ist zweckmäßiger, die Besichtigung der Geschütze mit einem Erholungs-gang durch die Gärten und Höfe zu verbinden, und zunächst nach Besichtigung der Waffensammlung im Augustinerkloster noch eine Treppe höher zu steigen. Hier betreten wir einen von den ehemaligen deutschen Reichsstädten gestifteten Saal, welcher demgemäß mit den Wappen sämtlicher Städte, welche dauernd oder vorübergehend die Reichsunmittelbarkeit genossen haben, geschmückt ist und in den Glasgemälden seiner Fenster, Stiftungen bürgerlicher Kunstfreunde, Darstellungen aus der Geschichte des Städtewesens zeigt. Dieser enthält die ungemein interessante Kostümsammlung, eine bis jetzt wohl einzig dastehende Zusammenstellung von Originalbekleidungsgegenständen der Vorzeit. Das älteste Kleidungsstück, welches sich hier befindet, ist ein Heroldrock aus dem XIV. Jahrhundert, ein Prachterzeugnis der Kunst der mit Malern und Schilfern häufig zu einer Kunst vereinigten „Seidennäher“. Die späteren Jahrhunderte sind reichlich und glänzend vertreten, natürlich um so reichlicher, je mehr wir uns der Gegenwart nähern. Von geschichtlichem Interesse ist namentlich eine vollständige Kleidung Karls XII von Schweden, welche dieser dem Nürnberger Zeughaus schenkte, als er auf seinem Ritte von der Türkei nach Stralsund in Nürnberg rastete. Eine sehr dankenswerte Ergänzung der historischen Kostümsammlung bilden einige Schränke mit bäuerlichen Trachten der Gegenwart, jenen reizvoll eigenartigen Kleidungsstücken, deren Gebrauch ja gerade in unserer Zeit mit reißender Schnelligkeit verschwindet.

Die schöne offene Wendeltreppe an der Ostseite des Augustinerklosters führt uns hinab in einen originellen, zum größten Teil durch einen Teich eingenommenen Hof. Um aber unsere Besichtigung der Sammlungen fortzusetzen, brauchen wir nicht ganz hinabzusteigen, sondern wir können vom Waffensaal aus durch das sogenannte Redentürmchen, welches seinen Namen einer Stiftung der Grafen von der Rede-Vollmerstein verdankt, wo eine Trophäe französischer Waffen aus dem letzten Kriege den Abschluß der Waffensammlung bildet, und von da aus über eine freiliegende Treppe in den ersten Stock der Karthause gelangen.

Hier öffnet sich uns die den größten Teil des ersten Stockwerkes der östlichen Neubauten einnehmende herrliche Gemäldegalerie, welche eine Filiale der königlichen Pinakothek zu München ist und in welcher Bilderbestände des bayerischen Königshauses und des bayerischen Staates mit denen des germanischen Museums, der Stadt Nürnberg und der Nürnberger protestantischen Kirchenverwaltung vereinigt sind. Wohl nirgendwo haben wir eine reichere Gelegenheit, Meisterwerke aus den verschiedenen ober- und niederdeutschen Malerschulen des XV. und XVI. Jahrhunderts zu bewundern und uns dem Genuße der tiefen Poesie und des wunderbaren Farbenzaubers, die den Meistern jener Zeit eigen waren, hinzugeben. Bilder wie die „Madonna mit der Bohnenblüte“ des Meisters Wilhelm von Köln und die beiden kleinen Madonnen des älteren Holbein sind weltberühmt. Den Begründer des Rufes der Nürnberger Malerschule, Meister Michael Wohlgemuth, lernen wir hier in einer Reihe vortrefflicher Werke kennen, und auch dessen großer Schüler Albrecht Dürer, Nürnbergs berühmtester Sohn, ist durch einige ausgezeichnete Gemälde vertreten. Aber auch unter den Bildern aus späterer Zeit finden wir viele ganz hervorragende Meisterwerke.

Bei der Durchwanderung der Gemäldegalerie dürfen wir nicht versäumen, auch den in derselben aufgestellten kleinen Skulpturwerken des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts aus Holz, Bronze, Elfenbein, Wachs und anderen Stoffen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, unter denen wir kleine Kunstschöpfungen ersten Ranges bemerken, wie die prachtvolle eiserne Dolch-



Germanisches Museum zu Nürnberg: Gospartie von der oberen Grassergasse aus.

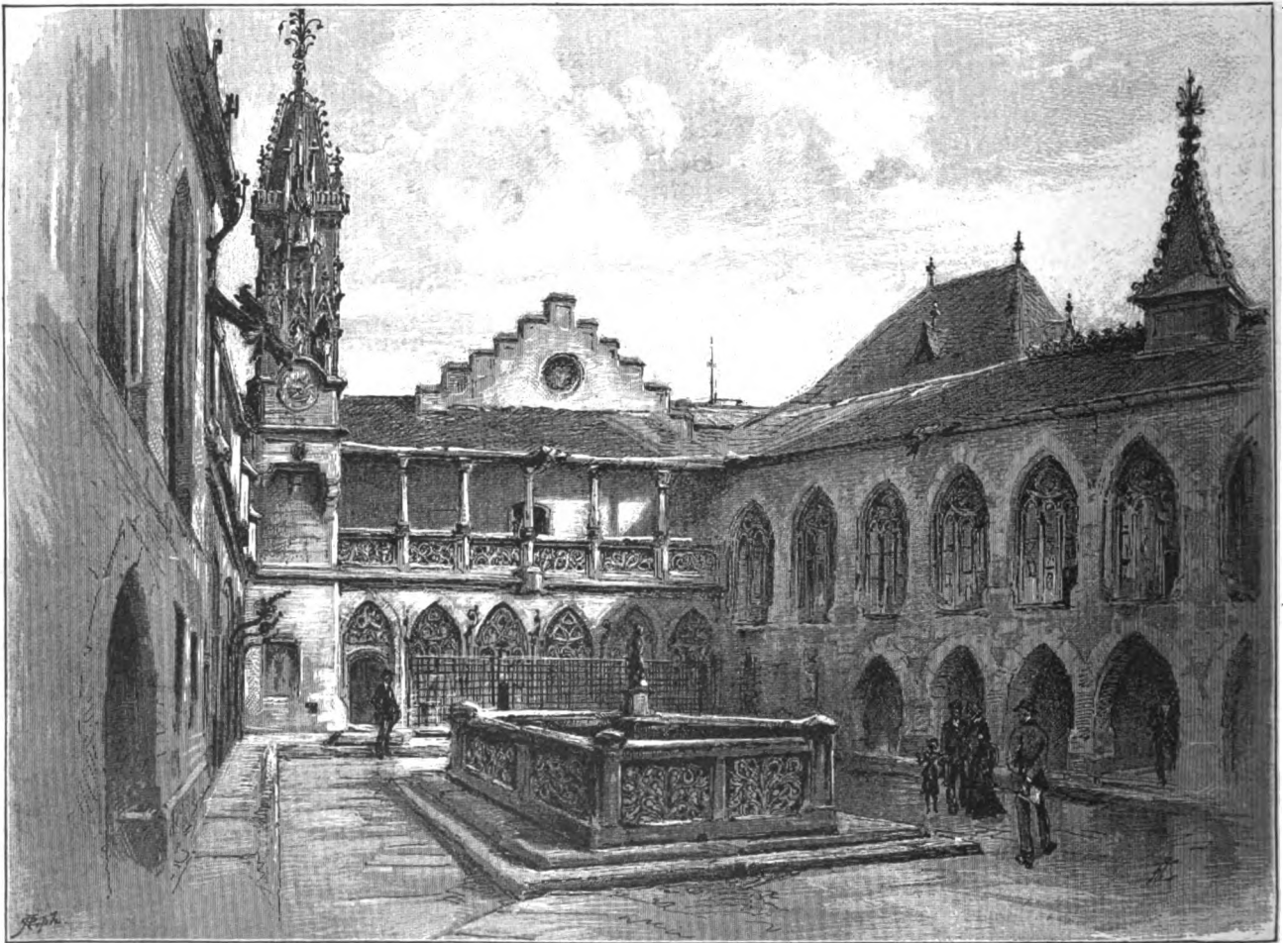
scheide aus dem Besitze der v. Hallerschen Familie; sehr interessant ist eine Anzahl kleiner in Blei gegossener Reliefs (Modelle für Goldschmiede), unter denen eine prächtige weibliche Figur von Albrecht Dürer und ein Reiterbildnis König Ferdinands I sich auszeichnen. — Diese Sammlung kleiner plastischer Bildwerke steht in innerem Zusammenhang mit der im Vorsaal der Gemäldegalerie aufgestellten Sammlung von Abgüssen nach Skulpturwerken des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, unter denen wir namentlich den erfinderischen Reichtum des Schnitzwerkes einer im Schlosse zu Jever befindlichen Holzdecke bewundern.

Wir verlassen die Gemäldesammlung durch eine lange Galerie, welche mit Porträts aus dem XVI. bis XVIII. Jahrhundert angefüllt ist und uns hiermit eine willkommene Er-

gänzung der Kostümsammlung vor Augen führt, und gelangen in die umfangreiche und interessante Sammlung mathematisch-physikalischer Instrumente, in welchen orientalische Astrolabien bis ins XII. und XIV. Jahrhundert zurückreichen. Hier können wir, was sonst bei der Ausdehnung der durchwanderten Räumlichkeiten nicht ganz leicht ist, uns wieder darüber orientieren, wo wir sind: über hölzerne Brustwehren blicken wir in die an der Nordseite der Kirche befindlichen Höfe mit den Waffen und Schmudgeräten der Völkerverwanderung hinab.

Weiter gelangen wir in ein kleines Zimmer mit den geschichtlich bedeutsamen Denkmälern der aufgelösten Zünfte Nürnbergs, und betreten alsdann die Empore, welche der Kirche an der Westseite eingebaut ist. Wir genießen hier einen prächtigen Blick in die Kirche mit der Fülle ihrer reichen Kunstschätze. Die Empore und ein benachbarter Saal enthalten die Sammlungen des deutschen Handelsmuseums, Denkmäler des Handels und Verkehrs, unter denen namentlich eine große Anzahl von Schiffsmobellen durch den Einblick, den sie in das Seetwesen früherer Zeit gewähren, von hervorragendem Interesse sind.

In den beiden zunächst folgenden Sälen finden wir eine häufig wechselnde reiche Ausstellung von Urkunden, Manuscripten, Miniaturen, gedruckten Büchern, Holzschnitten und Kupferstichen, welche stets so angeordnet ist, daß sie die geschichtliche Entwicklung der Schrift und der inneren Bücher-ausstattung, sowie der graphischen Künste übersichtlich veranschaulicht, und die immer wahre Perlen aus allen diesen Zweigen enthält. Die Schätze dieser Ausstellung sind dem Archiv, der Bibliothek und dem Kupferstichtabinett des Museums entnommen, reichhaltigen Sammlungen, welche ebenso wie eine Siegel- und Münzsammlung dem Publikum nicht geöffnet sind,



Germanisches Museum zu Nürnberg: Wittenbergplatzhof.

deren Besichtigung und Benutzung aber den Interessenten jederzeit aufs bereitwilligste gestattet wird. — Eine Übersicht über die Entwicklung der äußeren Bücherausstattung vom XIV. bis zum XVIII. Jahrhundert finden wir bei der Fortsetzung unserer Wanderung in einer Galerie, welche nur Bucheinbände von mannigfaltiger Ausschmückung enthält. — Der nächstfolgende Saal zeigt eine Sammlung kostbarer Gewebe, von den prächtigen Erzeugnissen des byzantinischen und des Sassaniden-Reiches an, welche im früheren Mittelalter einen hochgeschätzten Handelsartikel bildeten, bis zu den zierlich geblühten Stoffen der Rokoko- und Biederzeit. Nunmehr gelangen wir wieder in eine große Halle mit farbenprächtiger dekorativer Ausstattung, mit einer eigentümlichen Konstruktion von Trägern unter der gewölbten Holzdecke (Abb. S. 445). An Decke und Sparren ist eine große Anzahl von Wappen angebracht. Es sind die Wappen der gesamten mecklenburgischen Ritterschaft; denn diese Halle ist eine Stiftung des mecklenburgischen Adels. Sie enthält eine ganz ungewöhnlich reiche und vollständige Sammlung von Musikinstrumenten des Mittelalters und der neueren Zeit. In einem besonderen Schaukasten sehen wir auch eine Ausstellung von Handschriften mit Noten und mit Reumen, den früh-mittelalterlichen Vorläufern der Noten, sowie von gedruckten auf die Musik bezüglichen Werken, z. B. eine „Geschichte der Sing- und Klingkunst“ vom Jahre 1690.

Unser Rundgang durch die fünfundsechzig Lokale des Museums ist beendet. Wer freilich sich nicht mit einer allgemeinen Übersicht begnügen, sondern auch Einzelnes eingehender betrachten und genießen will, wird eine Reihe von Tagen zu dieser Wanderung gebrauchen.

Haben wir das Museum verlassen, so umschreiten wir vielleicht noch einmal den ganzen Gebäudekomplex und betrachten mit doppeltem Interesse die Baulichkeiten, welche solche Schätze beherbergen. In der oberen Grafschaftsgasse gewinnen wir durch das Gitterthor, von dem aus der Weg zu der gleichfalls im Innern der Museumsgebäude gelegenen Wohnung des Direktors führt, einen Blick auf die malerische Nordostseite des Ganzen (Abb. S. 444). Links sehen wir zunächst die Neubauten, welche den romanischen Kreuzgang einschließen; dann daraus hervortretend den Viktoria-bau, der im Obergeschoß mit einem überdeckten Balkon geziert ist und in dessen Dach die Oberlichter erkennen lassen, daß hier die oberen Räume zur Gemäldegalerie gehören. Der noch weiter heraustretende niedriger-e Vorbau mit dem vieredigen Turm ist die Wilhelms-halle; in dem Turm befindet sich das große Fenster, dessen Spitze höher liegt als die Scheitellinie der Hallenwölbung. Und in entfernter Perspektive erblicken wir, Giebel an Giebel gereiht, die Bauten, welche sich an den Eingangsflügel des Kreuzganges anlehnen. — Ungern wenden wir dem unvergleichlichen Museum den Rücken,

und wir empfinden den lebhaften Wunsch, daß es in allen gebildeten Kreisen aller Gauen unsers Vaterlandes niemals an freundlichen Spendern für dieses köstliche Besitztum der deutschen Nation fehlen möge, damit dasselbe immerfort wachse und gedeihe, jedem Verehrer der deutschen Vorzeit zu Anregung, Belehrung und reichstem Genuß.

Die pneumatische Orgel.

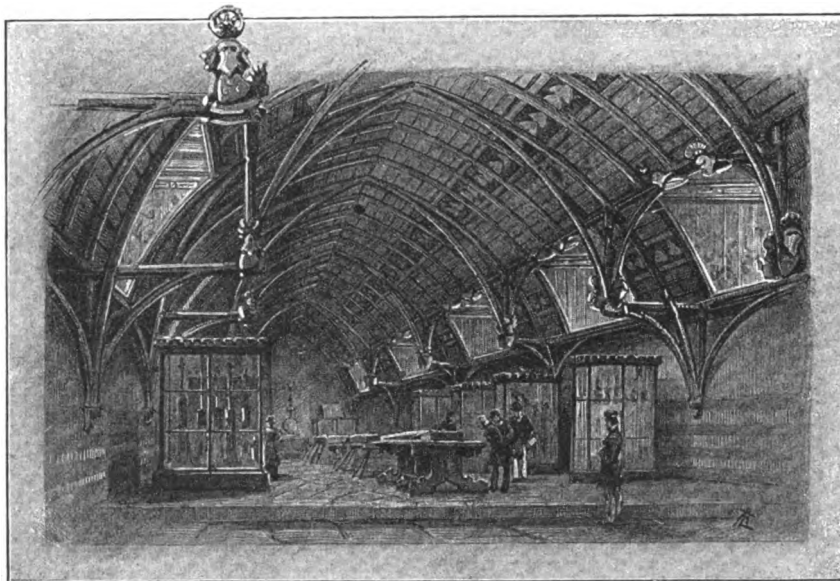
Wenn der größte Feind des Guten das Bessere ist, so ist auch der größte Feind des Besseren das Gute. Die Gewohnheit hat es lieb gewonnen, die Routine hält es fest und die Theorie verteidigt es, als wenn es das einzig mögliche war. Und zuletzt bricht das Bessere doch durch und wirft Theorie und Praxis über den Haufen. Daß die Orgel, wie sie jetzt gebaut wird, ein Instrument von großer Vollkommenheit ist, ist unbestreitbar. Ihr Ton ist ebenso hart wie gewaltig, aber ihr Vortrag ist eintönig, abwechslungsarm im Vergleich mit der Biegsamkeit und Ausdrucksfähigkeit des Orchesters. Man sagt: die Orgel ist kein Orchester, vielmehr verlangt der kirchliche Stil einen stetigen unbeweglichen Ton. Wir wollen darüber nicht streiten; jedenfalls hat man sich daran gewöhnt, daß die Orgel immer nur in einer Tonart redet oder zur besseren Abwechslung aus dem brausenden Forte in ein schüchternes Piano übergeht, etwa so, wie mancher Kanzelredner es liebt, aus dem Tone des brüllenden Löwen in den eines girrenden Läubchens zu fallen und die Gemeinde hält es für schön. Man findet auch nichts dabei, daß der Organist, wenn er die Klangfarbe ändern will, mit der einen Hand die Töne festhält, mit der andern unter den Registern sucht und das neue

Forte präzise auf den falschen Taktteil einfallen läßt. In den Kreisen der Orgelbauer ist man sich jedoch längst darüber klar, daß, was man die Eigenart der Orgel nennt, nur ein mechanischer Mangel ist, und bemüht sich Vorrichtungen zu erfinden, durch welche dem Organisten das Klangmaterial der Orgel besser unter die Hände und Füße gebracht wird.

Vor zwanzig Jahren erregte der Spieltisch der Orgel zu St. Sulpiz zu Paris von Cavaille Col große Bewunderung. Dieser Spieltisch sieht aus wie ein kleines Bureau. Der Spieler hat fünf Klaviaturen vor sich, rechts und links 118 Register, in fünf Reihen



Bremer Holant.
Germanisches Museum zu Nürnberg: Ausgang zum
Waffen-saal.



Germanisches Museum zu Nürnberg: Musik-halle.

treppenförmig übereinander gestellt und in Bogen fast bis in den Rücken des Organisten reichend. Hierzu kommen noch zwanzig Tritte, welche eine größere Anzahl von Registern zugleich ertönen lassen. Es ist in der That ein Meisterwerk; nur entsteht die Frage, was der Organist mit diesem Meisterwerk anfangen soll. Offenbar nicht viel mehr als mit jeder anderen Orgel. Der Apparat, welcher dem Organisten wirklich dienen kann, muß so einfach und handlich sein, daß er zu gebrauchen ist, ohne die Aufmerksamkeit von den Noten wegzulenken.

Auch in Deutschland hat man großen Fleiß darauf verwendet, das Stimmenmaterial der Orgel durch Drücker, Crescendowerke, Kollektivtritte u. mobil zu machen. Aber bei allen diesen Konstruktionen liegt das Haupthindernis in der Mechanik, das heißt, den vielen Zügen, Winkeln und Drähten, die man nicht zusammennehmen und führen kann, wie man will, die vielmehr immer auf den kürzesten Weg zwischen Tasten, Registerknopf und Windlade angewiesen sind.

Man erwartete von den elektrischen Orgeln Großes. Eben lese ich, daß in City Garden in Amerika abermals eine große elektrische Orgel gebaut ist, ähnlich derjenigen zu Boston, über welche wir seinerzeit berichteten. Und in der That, die Elektrizität ermöglicht die bequemste Kraftübertragung, die zu denken ist. Aber bis jetzt hat man mehr erwartet als in Erfüllung gegangen ist; die Orgelbauer, welche die Sache versuchten, hatten zu wenig elektrotechnische Erfahrung, um die Schwierigkeiten, welche die Elektrizität naturgemäß bietet, zu überwinden. Inzwischen hat man gefunden, daß auch der Luftdruck ein so williger und zuverlässiger Helfer ist, daß die Elektrizität fast zurücktritt. Die pneumatischen Klingelzüge sind bekannt. Man drückt auf einen Gummiball, die in ihm eingeschlossene Luft wird in einer Bleiröhre durch den Druck vorwärts geschoben und drückt auf eine am Ende der Röhre angebrachte Membrane, die dem Drucke nachgebend auf ein Läutewerk einwirkt. Man kann dies Prinzip auch auf die Orgel übertragen. Die Taste öffnet das Ventil eines Luftkanals, aus diesem fließt komprimierte Luft in einer Röhre bis zu einem kleinen Blasebalg, der unter der Windlade liegt und sich öffnend das Pfeifenventil zieht. Aber alle nach diesem System gebauten Orgeln ließen an Präzision der Wirkung zu wünschen übrig. Jetzt hat man die Sache herumgedreht. Ein durch eine Feder aufgespannter Blasebalg liegt im Innern der mit gepreßter Luft gefüllten Windlade; auch im Innern des Balges befindet sich gepreßte Luft. Also hält sich die Luft innerhalb und außerhalb des Balges im Gleichgewichte. Wird nun ein an diesem Balge angebrachtes Loch geöffnet, so strömt die innerhalb befindliche Luft aus und der jetzt überschießende Luftdruck der Windlade schlägt den Balg nieder. Hieraus ergibt sich die beabsichtigte Bewegung. Nun ist von dem eben genannten Balge eine Röhre bis zur Klaviatur geführt. Die Klaviatur hebt einen Pfropfen, welcher das Röhrenende schließt, und bewirkt so die gleiche Bewegung.

Vielleicht erinnert sich der Leser des Daheim, den Namen des kürzlich verstorbenen Orgelbauers Reubke, welcher in der Magdeburger Gegend viele Orgeln gebaut hat, gehört zu haben. Der gegenwärtige Inhaber des in Hauseneindorf bei Quedlinburg befindlichen Geschäftes, Röber, ein noch junger höchst talentvoller Orgelbauer, baut pneumatische Orgeln der eben beschriebenen Art. Ich war neulich dort, um die für Kiel bestimmte, in Arbeit befindliche Orgel in Augenschein zu nehmen. Diese Orgel läßt an Präzision nichts zu wünschen übrig, trotzdem ich ihr zumute, was man irgend von einem Pianoforte verlangen kann. Was mich aber besonders interessierte, war die große Einfachheit der Konstruktion. Die Orgel hatte eigentlich gar keine Mechanik. Was an Mechanik gebraucht wurde, war alles im Spieltische untergebracht, in einem Raume von der Größe eines Harmonium.

Auch im Äußeren zeigten sich erhebliche Abweichungen von der herkömmlichen Art. Die sonst rechts und links der Klaviatur angebrachten Registerzüge fehlen. Statt dessen befindet sich über der Klaviatur eine Reihe von kurzen Tasten. Jeder, der Orgel gespielt hat, weiß, wie unangenehm es ist, den Oberkörper seitwärts wenden zu müssen, um, während entweder die rechte oder die linke Hand weiter spielt, den Registerknopf zu erreichen. Hier braucht man die Augen vom Notenbrette kaum wegzunehmen. Unter der Klaviatur befinden sich fünf Knöpfe, die mit 0 bis 4 bezeichnet sind und Kollektivzüge regieren. Man kann die Knöpfe von der Klaviatur aus mit dem Daumen erreichen; auch über dem Pedal befinden sich gleiche fünf Tritte, die die nämliche Wirkung haben, vier Gruppen von Registern in beliebiger Abwechselung zum Klingen zu bringen. Das ist nicht neu; aber neu und originell ist die Vorrichtung, daß ich jedes beliebige Register beliebigen der vier Kombinationen zuteilen kann. In Amerika hat man schon einmal diesen Versuch gemacht, aber dazu nicht weniger als 450 Knöpfe gebraucht. Das staunt der Laie an, der Organist aber zuckt die Achsel und kann mit dem unmäßigen Apparate nichts anfangen. Hier befinden sich rechts vom Spieler vier Knöpfe, ich drücke den Knopf und fange mir für die betreffende Gruppe alle Register ein, die ich zugleich berühren. Der mit 0 bezeichnete Knopf bewirkt bei der Berührung, daß die erklingende Gruppe verstummt. Die erste mit Grand jeu (warum nicht: Volles Werk?) bezeichnete Registertaste läßt das gesamte Werk auf einmal erklingen, die letzte prolongement heißende Taste hält die Register, welche ich gezogen habe, fest, sodaß ich inzwischen nur registrieren kann, ohne den vorhandenen Ton zu ändern. Wie jede

größere moderne Orgel, enthält auch die Röbersche ein Crescendowerk, welches, wenn es in Gang gesetzt wird, ein Register nach dem anderen erklingen läßt und durch welches man nach Belieben die Kraft steigen oder abnehmen lassen kann, und den Schwerkzug, vermittelst welches man Schallklappen öffnet und schließt und so die Tonstärke variiert. Alle diese Vorrichtungen sind mit Hilfe der Pneumatik mit überraschend einfachen Mitteln ins Werk gesetzt.

Soweit sind wir nun gekommen, daß man einem Orgelbauer die Aufgabe stellen könnte: Baue eine Orgel mit nur zwei Klaviaturen — die vielen Manuale sind nur eine Last — jedes Register soll nach Belieben auf jedem Manuale gespielt werden können. Die Registerzüge sollen die Form von Tasten haben und durchaus bequem liegen. Mit Hilfe eines Hebels und einer Stala sollen zwanzig oder mehrthalben dreißig Tongruppen in beliebiger Folge und Wahl blitzschnell eingestellt oder abgestellt werden können. Man soll volle Freiheit haben, sich diese Gruppen selbst zusammenzustellen. Die Orgel soll von großen Dimensionen sein, sich federleicht spielen und alle Schattierungen der Stärke und des Klanges mit gleicher Leichtigkeit und Präzision hervorbringen. Ein auf der Höhe der Situation stehender Orgelbauer würde durch diese Forderungen scheinbarer Unmöglichkeit nicht in Verlegenheit kommen.

Mit einer solchen Orgel könnte man gute Musik machen — wenn man den Organisten dazu hat. Mag. Allyn.

Um Familientisch. Ungewöhnliche Spielkameraden. (Zu dem Bilde auf S. 441.)

Prinz Wilhelm war bekanntlich in diesem Winter einer Einladung des Fürsten Radziwill gefolgt und hatte sich mit ihm nach Schloß Reszowicz in Russisch-Polen begeben, um dort Bären zu jagen. Auf einer der Jagden schoß der Prinz unter anderen eine starke Bärin, die vier Junge hatte. Zwei von diesen wurden von der Meute zerrissen, die beiden anderen aber wurden gerettet und der Prinz nahm sie mit sich. Die kleinen Gesellen wurden mit der Milchflasche ernährt, warm gehalten und kamen wohlgenut in Potsdam an. Einige Tage später zeigte der Prinz das Pärchen, welches den Namen Zwan und Majcha erhalten hat, den Seinigen, und die Kinder werden sich nicht wenig über diese Miniaturausgabe der Familie Braun amüsiert haben. So kleine Bären sind höchst droßliche Geschöpfe, die gern spielen und dabei in der ergößlichsten Weise übereinander kugeln. Leider gelangt das verdräufliche Temperament, das sie als Erbe mit auf die Welt bekommen haben, nur zu früh zu seinem Recht. Schon der Bärenjüngling ist ein sehr unliebenswürdiger Patron.

Als Preuße in der Hagia Sophia. Von Dr. Th. Schlegel.

Ich war in Konstantinopel und beschloß mit meinem Dragoman die Hagia Sophia, die einstige Hauptkirche der orientalischen Christenheit, die jetzt eine Moschee ist, zu besuchen. Da es zeitraubend war, mir von dem in der Sommerfrische zu Therapia am Bosporus weilenden Gesandten erst einen Erlaubnischein besorgen zu lassen, so versuchte ich es ohne einen solchen, mit Hilfe des im Oriente alles vermögenden Trinkgeldes mein Ziel zu erreichen.

Die Unterhandlungen sollte mein Dragoman führen, ein alter Ungar, der 1848 mit anderen ungarischen Insurgenten nach der Türkei gekommen war und alle Schliche und Wege kennen kannte. Damit ich nun nicht von den Tempeldienern nach meiner Zahlungsfähigkeit taxiert und überteuert werden könnte, hatte ich mich während der Unterhandlungen in einem benachbarten Café aufzuhalten. Es dauerte wohl eine Stunde, ehe ich Nachricht erhielt; die Zeit wurde mir aber bei dem bunten Treiben auf der Straße nicht lang. Bereitwillig hatte mir der türkische Diener noch einen zweiten strohgeschlochtenen kleinen Sessel zum Drausstellen des Täßchens, ja sogar, da er mich als „Franken“ erkannte, als unerhörten Luxus eine Untertasse präsentiert. Endlich erschien der alte ehrliche Donat und teilte mir mit, alles wäre in Ordnung, ich solle zu der nördlichen Seitensforte gegen einen Mechtibdie (einen türkischen Silberthaler von fast vier Mark) eingelassen werden.

In der Eingangshalle trafen wir einen Schwarm von etwa zwanzig Tempeldienern u. a., die den unglaublichen Gaur teils mißtraulich, teils finster und mürrisch betrachteten. Schweigend ließ ich mich nieder und begann mich meiner Stiefel zu entledigen, um der Sitte gemäß im Heiligtum erscheinen zu können. Da bemerkte ich, wie der Oberste der Schar, ein hübscher, großer Mann mit intelligentem Gesicht, prächtigem schwarzem Vollbart und grünem Turban, eine Gestalt, wie man sie auf Bildern aus dem Orient idealisiert darstellt, in Wahrheit aber nur selten findet, das Schweigen unterbrach und auf mich deutend mit dem Dragoman sprach. „Was willst du von mir? Soll noch mehr an Trinkgeldern erpreßt werden?“ fragte ich meinen Begleiter. „Nein“, war die Antwort, „er wünscht nur zu wissen, ob Sie Engländer oder Franzose sind oder welcher Nation Sie sonst angehören.“ — „Sagen Sie ihm nur, ich wäre ein echt in der Wolle gefärbter Preuße“, rief ich dem Dragoman zu. Kaum hatte dieser meine Worte überseht, so entstand in dem großen Saal der schweigenden, unwirlich blinkenden Türken eine Bewegung,

man zog mir die Stiefel wieder an und brachte mir Filzpantoffeln zum Drüberziehen, der stattliche Fragesteller aber trat auf mich zu, begrüßte mich, indem er auf türkische Weise mit den Fingern leicht seine Stirn und Lippen berührte, und schüttelte mir dann die Hand. Dazu hielt er, während die übrigen uns freudig umstanden, eine kleine Ansprache, aus der ich mehrmals das Wort „Doß“ deutlich vernahm. Verwundert wandte ich mich an meinen Begleiter und dieser übersehte mir: Als Preuße wäre ich der Freund jedes Türken, wie unser Kaiser und sein großer Kanzler, „der Wesir“ Bismarck, Freunde des Sultans seien; ich wäre herzlich willkommen und er begrüße mich jetzt als seinen persönlichen Freund.

Man kann sich mein freudiges Erstaunen denken, als das einzige Wörtchen „Preuße“ einen so schnellen Umschlag hervorrief. Während man nämlich in allen Beschreibungen von Besuchern der Sophienmoschee liest, daß sie sogar, wenn sie mit allen Empfehlungen ausgestattet und von Geandtschaftskawaffen begleitet waren, dennoch nur eilig hindurchgehe und an einem eingehenden Betrachten der Schönheiten des Wunderbaues gehindert wurden, weil man den Fanatismus der andächtigen Muselmänner fürchtete, wurde ich nun mit aller Mühe geleitet, auf etwaige Schönheiten, die mir entgangen waren, aufmerksam gemacht und vor allen Dingen gegen etwaige Erzeile gläubiger Türken geschützt, indem stets zwei Tempeldiener vorausgingen und die mich Begleitenden aufmerksam machten, wenn einzelne Beter auf unserm Wege knieten. Es wurde mir erklärt, daß das Gebet eines Gläubigen nicht bloß nutzlos, sondern zum Fluche für den Beter und dessen Familie würde, wenn ein Ungläubiger vor dem Betenden vorbeischnitte. Es war mir interessant, daß, als ich hier in Frankfurt a. M. vor einigen Wochen einen Vortrag über die Hagia Sophia hielt, ein gebildeter Deutsch-Russe mir mitteilte, daß er jetzt erst verstehe, was er vor Jahren geäußert habe. Man hatte ihn nämlich beim Besuche der Sophienmoschee plötzlich beleidigt, ja geschlagen und hinausgeworfen, ohne daß er sich eines Unrechtes bewußt gewesen wäre. Er sei aber damals, um sich den kostbaren Marmor einer Säule zu betrachten, etwas näher heran und wohl vor einen in der Nähe knieenden Beter getreten.

Mir zeigte man nicht nur alles Sehenswürdige im unteren Raume, man führte mich vielmehr auch in einem Turme auf einer gewonnenen Fläche (ohne Treppe, etwa wie im Königl. Schloße zu Berlin) auf die Emporen, die zur griechischen Zeit dem weiblichen Geschlecht zur Andacht dienten (daher Gynaekeion), dort wurde ich auf alle Spuren des einstigen christlichen Kultus aufmerksam gemacht. Da sind in der That noch in der durchbrochenen herrlichen Marmorbalkustrade zahlreiche christliche Kreuze und kaiserliche Adler; die ehemals so glänzende Mosaikmalerei ist zwar von den Türken übertrümpft, aber der thronende Christus, zu seinen Füßen Kaiser Justinian, der Erbauer der Kirche, ist in großartiger, ernster Schönheit noch deutlich zu erkennen; ebenso über der Apis ein gewaltiges Bild mit erhabenen schönem Kopfe, Gott den Vater darstellend. An all dem wäre ich achlos vorübergeschritten, hätte man mich nicht darauf aufmerksam gemacht und mir den günstigsten Standpunkt zur Betrachtung angewiesen. Es versteht sich von selbst, daß dazwischen politisiert wurde. Die Türken wollten aufs eingehendste darüber unterrichtet werden, wie Fürst Bismarck über das damals von den Engländern geplante Bombardement Alexandriens dachte; worauf ich ihnen auseinandersezte, wie jeder vorurteilslose Mensch diese geplante Zerstörung verurteilen müsse etc. Die sonst so schweigsamen, jetzt aber so redseligen Männer suchten dem Preußen dadurch ihre Zuneigung zu beweisen, daß sie mir ein Handvoll Mosaikstücke mit echten Datatengoldblättchen, blauen und roten, sowie silbernen — letztere kommen bekanntlich in dieser Vollendung nur in der Hagia Sophia vor — herausbrachen und schenkten. Ich habe dann von diesen über 1300 Jahre alten byzantinischen Kunstzeugnissen eine Brosche und ein Kreuz für meine Frau anfertigen lassen.

Ungehindert durfte ich die Dimensionen des gewaltigen Bauwerkes abmessen: die Länge beträgt 125 Schritt, die Breite 90 Schritt. — Breite der oberen Galerie = 14 Schritt, und ich erhielt zuletzt die Einladung, da gerade das hohe Fest des Ramadans, des türkischen Fastenmonats begangen wurde, am nächsten Freitage abends zur großartigen Beleuchtung der Moschee wiederzukommen. Da sah ich denn in der That ein Schauspiel, wie es wohl selten oder nie das Auge eines Fremden erblickt: Myriaden von Lämpchen erleuchteten den ungeheuren Raum mit einem traumhaften Lichte, indem sie teils an zahllosen Ketten von der fast anderthalbtausendjährigen Kuppel herabhingen, teils an den architektonischen Linien entlang liefen. Unten aber erblickte man die Scharen der Gläubigen, das Angesicht nach dem Mihrab, der Nische, die die Richtung nach Mekka anzeigt, gewendet. Als aber später der Chatib (der Prediger) mit dem bloßen Schwerte in der Hand (zum Andenken an die blutige Erstürmung Konstantinopels) auf dem Mieber (der Kanzel) erschien, wurde ich höflichst gebeten die Galerie zu verlassen und mich zu entfernen.

Beim Abschiede überreichte ich dem Türken eine Photographie des Fürsten Bismarck in seiner Halberstädter Kürassieruniform, die ich von meinem Wirte, einem ehrlichen Schlesier namens Herzog aus Ratibor, der unten in Galata das laubere Gasthaus zur Stadt Breslau hält, erstanden hatte. Die Freude des Türken leuchtete hell aus seinen dankbar blickenden Augen, als er nun ein Bild des verehrten

Mannes sein eigen nannte, und wir schieden, unter vielfachen „Doß“-Beteuerungen seinerseits.

Weithin funkelten die lampenumglänzten Minarets über das goldene Horn hin, als wir in unserm Raik durch die Meeresfluten glitten und mit Behmut im Herzen daran dachten, daß unsere Helden bei fremden Völkern ungleich größere und ungetrübtere Bewunderung finden, als im deutschen Vaterlande.

Rechtsrat.

Mein in einem Garten neu erbautes Haus steht durch einen von mir angekauften Weg mit einer gepflasterten Straße in Verbindung. Den Adjacenten habe ich, was auch in das Grundbuch eingetragen ist, für sich und ihre Hausbewohner und Rechtsnachfolger das Recht gegeben, jenen Weg zu begehen und zu befahren. — Es ist nun die Absicht eines Adjacenten, sein Grundstück, welches nur durch meinen Weg erreichbar ist, zu einer Fabrikanlage oder auch zu einer Privatschule zu veräußern.

Die Frage ist: kann ich auf Grund davon, daß die Fabrikarbeiter, bezw. die Schüler nicht Hausbewohner sind, ihnen die Benutzung meines Weges verbieten und dadurch die Erbauung der Fabrik oder Schule verhindern?

A. in W.

Nach allgemeinen Grundsätzen müssen Verträge über Grundgerechtigkeiten einschränkend d. h. so ausgelegt werden, wie es dem Belasteten am wenigsten lästig ist.

Danach muß man im vorliegenden Falle annehmen, daß den Adjacenten die Mitbenutzung des Weges nur in dem Umfange eingeräumt ist, wie er durch die gewöhnlichen Bedürfnisse ihrer Besitzungen nach deren damaliger Bestimmung begrenzt wird.

Waren diese Besitzungen z. B. Wohnhäuser, so werden deren Inhaber den Weg nur für die gewöhnlichen Bedürfnisse der Haushaltung benutzen dürfen, wobei sich von selbst versteht, daß nicht nur die Inhaber und ihre Hausbewohner dort gehen und fahren dürfen, sondern auch solche Leute, mit denen sie im gewöhnlichen Verlaufe des täglichen Lebens verkehren (Handwerker, Wirtschaftslieferanten, Besucher).

Dagegen darf durch eine willkürliche Veränderung in der Bestimmung eines der berechtigten Grundstücke die Lage des Belasteten nicht verschlechtert werden. Zum Betriebe einer Fabrik oder einer Schule wird daher derjenige, dessen Grundstück nur ein Privatgrundstück war, die ihm eingeräumte Berechtigung nicht ausnützen dürfen.

Ein Kaufmann hatte einen Wechsel auf mich abgegeben (ohne Accept) zahlbar bei mir am 1. Dezember 1884; derselbe wurde nicht vorgezeigt zum Inlaß. März vorigen Jahres erhielt ich einen Brief aus C., worin mir erklärt wurde, der Wechsel sei von dem Betreffenden verloren, es habe sich beim Abrechnen herausgestellt, ich müßte ihm den Betrag einschicken; da nun Schreiber mir ganz unbekannt, antwortete ich, er möge warten bis April, denn ich wollte eher mit dem Aussteller sprechen, was ich thun sollte. Derselbe riet, ich solle nicht zahlen, sondern mir alle früheren Besitzer des Wechsels angeben lassen, worauf mir die beiden Vorhergehenden mitgeteilt wurden, aber weiter nicht. Von hiesigen Geschäftsleuten wurde mir nun geraten, nicht zu zahlen, und ebenfalls vom Aussteller. Jetzt ist die Sache einem hiesigen Rechtskonsulenten übergeben. Möchte daher anfragen, ob ich gesetzlich verpflichtet bin zu zahlen, nachdem ich mich zuerst bereit erklärt hatte, oder ob überhaupt die Sache noch vor Gericht gezogen werden kann.

Fr. K. in W.

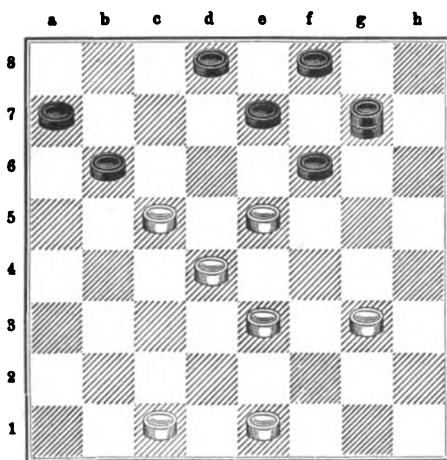
Da der Wechsel ohne Ihr Zutun auf Sie gegangen und von Ihnen nicht acceptiert ist, so stehen Sie zu dem Wechselinhaber weder in einem Wechsel- noch in einem sonstigen Rechtsverhältnis und brauchen daher nicht zu zahlen. Ihre an den Wechselinhaber gerichtete Antwort, er möge bis April warten etc., kann als eine rechtsgültige Verpflichtung zur Zahlung des Wechsels in keiner Weise betrachtet werden.

Ein Gutspächter trifft auf seinem Kleeelde einen Knaben, zwei Kühe weidend. Auf die Frage nach dem Eigentümer der Kühe erfolgt eine falsche Namenangabe. Der fälschlich Beschuldigte erhebt gegen das ihm zugestellte Strafmandat Widerspruch, kommt zweimal vor das Schöffengericht als Angeklagter und wird natürlich freigesprochen. Wer entschädigt aber dem armen Manne — Vater einer zahlreichen Familie — die zwei in seinem Verufe veräußerten Tage?

Es gehört zu den auch im Rechtsleben nicht ausgeschlossenen Folgen menschlichen Irrtums, daß auch einmal ein Unschuldiger angeklagt wird. Die Zeitverjähren, die mit solchem Verfahren verbunden ist, ist ein Schaden, der nach bestehenden Gesetzen vom Staate nicht vergütet wird. Dagegen wird derjenige, welcher durch Vorfall oder grobes Verschulden ein Strafverfahren gegen einen Unschuldigen veranlaßt hat, auch für den in der Zeitverjähren liegenden Schaden aufkommen müssen. Ist der Schuldige ein Kind unter sieben Jahren, so kann von seinem Vermögen der Schadenersatz nur soweit gefordert werden, als dadurch demselben die Mittel zu einer standesmäßigen Erziehung nicht entzogen werden. Ist das Kind über sieben Jahre alt, so haftet es für den Schaden, wenn es eigentümliches Vermögen hat oder nach aufgehobener väterlicher Gewalt dazu gelangt.

In unserer Spielecke.

DameSpielauflage.



WEISS.

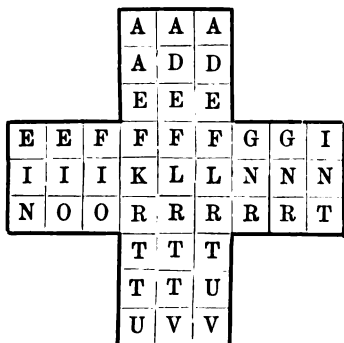
Weiß zieht und gewinnt.

1. Zweifelhafte Scharade.

Das Zweite vor alters ward geschwungen
Im Ersten, und mörderisch ging's dann her.
Nun sind die Mären davon verklungen,
Es ginge ja auch in der That nicht mehr,
Seit der Freiburger Mönch das Pulver erfunden
Und Drehe die Völter bekommen zu Kunden.
Doch gehören zum Ersten trotz Pulver und Blei
Noch immer zum allermindesten zwei,
Und immer noch, wenn wir das Erste haben,
Wär's besser, das Ganze sofort zu begraben.

Pf. S.

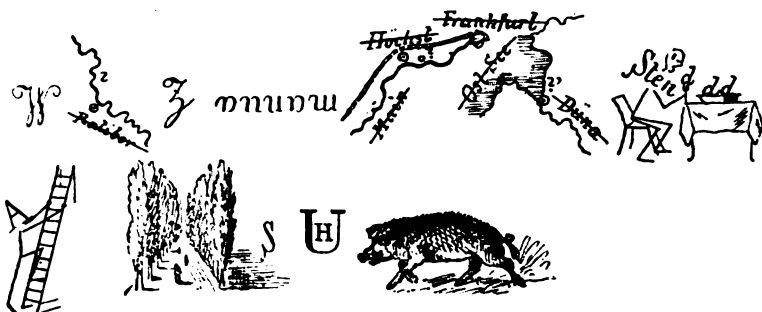
2.



Innerhalb der obigen Figur sind die Buchstaben so zu ordnen, daß die drei wagerechten Langreihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Wörter ergeben. Die Wörter, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Eine deutsche Stadt,
2. den Titel eines Dramas (einen weiblichen Vornamen),
3. einen männlichen Vornamen.

Bilderrätsel.



3. Dreifelhafte Scharade.

Es saßen fünf Herren an einem Tisch
Und aßen zusammen von einem Fisch.
Es fehlte dem einen indessen
Das eine von den letzten Zweien.
Nun ratet, was sie im Verein
Befessen und gegessen?

v. D.

4. Kapselrätsel.

Da liegen sie alle die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für alle hab' ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreuen.

O selige Nacht, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,
Da ich schaue der Sterne lichter Schein
Und höre volleren Klang!

Die obigen Verse von Uhland enthalten (aber in anderer Reihenfolge): 1. Einen orientalischen Titel, 2. eine Stadt in Belgien, 3. eine Stadt in Deutschland, 4. einen orientalischen Namen, 5. einen Nebenfluß der Donau, 6. einen andern Fluß, 7. einen großen Strom, 8. einen alttestamentlichen Namen und 9. einen Schluß.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 27.

Bilderrätsel.

Was du im Kopfe hast,
Darein kannst du tauchen,
Was du im Kopfe hast,
Kannst du immer brauchen.

1. Dominoaufgabe.

Da die Summe der Augen auf den vier gesetzten Steinen sechs beträgt, so hat D mit blank — blank gesperrt. Im Talon liegt viermal blank und zwar im ganzen 18 Augen.

B, C, D behalten je 26 Augen, A 16 Augen, also E und F je 25 Augen übrig.

Unsern neuen Abonnenten,

welche mit 1. April d. J. eingetreten sind und die beiden ersten Quartale dieses Jahrganges (Nr. 1—26, Oktober 1885 bis März 1886), die außer dem Anfang des Romans: Sphinx von Doris Frein von Spaettgen an Romanen und Erzählungen enthalten: Unser Kette, Erzählung von E. F. Born — Malivula, Erzählung aus Samoa von A. Niemann, mit Illustrationen — Berlin-Offende mit zehntägigem Retourbillet, lustige Reiseerinnerungen von Hans Arnold — Der alte Jungberr und seine Liebe von Theodor Hermann Pantenius — Christrosen von Sophie Junghans — Pauls Geburtstag von Hans Arnold, nachzubeziehen wünschen, zur Nachricht, daß solche zum gewöhnlichen Preise von 2 M. pro Quartal von jeder Buchhandlung oder Postanstalt, auch von uns direkt gegen Einzahlung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frantatur zu erhalten sind.

Für diejenigen unserer Postabonnenten, welche ihre Bestellung auf das gegenwärtige Quartal zu spät gemacht und infolge dessen die erste Nummer des neuen Quartals (Nr. 27) nicht bekommen haben, bemerken wir, daß sie diese Nummer auf besonderes Verlangen und gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. von ihrem Postamt nachgeliefert erhalten. Von uns direkt bezogen kostet jede Nummer mit Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Austrage beizufügen sind.

Dasheim-Expedition in Leipzig.

Inhalt: Die Bräute von Moorstätt. Fortf. Erzählung von J. Steenhufen. — Herrn Ruhnides Fluch. Skizze aus dem neuen Berlin von Paul von Szcepanowski. — Feindliche Nachbarskinder. Nach dem Bilde von J. G. Meyer von Bremen. — Germanisches Museum. Schluß. Mit fünf Illustrationen von H. Knadfuß. — Am Familientisch: Als Preuze in der Hagia Sophia. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigefügt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Dasheim-Expedition (Peschagen & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altkhardt in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 17. April 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 29.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von V. Steenhuisen.
(Fortsetzung.)

Karoline sprang lachend davon und lief an der Haustüre einem schlanken hochgewachsenen Mädchen von zwanzig Jahren in die Arme, die aus dem Boskett kam.

„Holla, Wildfang, warum so eilig?“

„Ach, Gertrud, laß mich vorbei; der Doktor kommt!“

„Was geht dich der Doktor an?“

„Oskar hat mir eben auseinandergesetzt, daß er eigentlich eine Art von Raubtier sei, und ich habe Angst, er könnte mich fressen.“

Sie wollte vorüber, aber Gertrud hielt sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Bist du deshalb so rot im Gesicht und so außer Atem?“

„Ach, nicht deshalb allein, Oskar plagt mich zu sehr. Ich kann doch nichts dafür, wenn der Doktor mit mir spricht und freundlich ist. Sobald ich aber einmal aufsehe, wirft mir Oskar finstere Blicke zu. Wenn man stets gescholten wird, da thut es wohl, wenn jemand anders freundlich und gefällig ist. Der Doktor hebt mir alle Sachen auf, wenn sie auch noch so weit wegrollen, gibt mir guten Rat beim Zeichnen und . . .“

Sie brach plötzlich in Thränen aus. Gertrud zog das widerstrebende Mädchen an sich und strich ihr das Haar aus der glühenden Stirn.

„Karoline“, sagte sie mit leisem Beben in der Stimme, „ich muß dir etwas sagen; du weißt, ich meine es immer gut mit dir . . .“

„Ach, nun willst du mir auch eine Strafpredigt halten, das merke ich schon. Ich habe ja gar nichts Böses gethan. Wenn du auch garstig mit mir sein willst, Gertrud, dann ist alles aus, dann laufe ich davon.“

„Ich will dich ja gar nicht schelten, du närrisches Kind. Es ist nicht recht von Oskar, wenn er dich quält, aber darin

hat er nicht unrecht. Liebes Herz, nimm dich vor dem Doktor Raase in acht, er ist kein guter Mensch.“

„Du thust ihm ganz gewiß unrecht, Gertrud, ich kann gar nichts Böses an ihm finden. Du denkst, daß er nicht an Gott glaubt, weil er nie in die Kirche geht und weil er ein paarmal über unsern alten Pastor Bloom gespottet hat. Das ist ja sehr schlimm für ihn selbst, und ich bedaure ihn sehr darum, denn es ist doch niemand ärmer als der keinen Trost im Himmel hat, sagte unser Vater noch gestern. Ich denke aber, das sieht er auch schon ein, denn neulich, weißt du, Gertrud, als er allein in der Wohnstube wartete, bis ihn die Mama empfangen konnte, hatte er im Gesangbuch gelesen.“

Gertruds Lippen kräuselten sich zu einem Ausdruck, den Karoline nicht verstand, denn sie fuhr eifrig fort:

„Und dann sagte er, daß er nicht viel Zeit hätte, an fromme Dinge zu denken, daß aber doch vieles in den alten Liedern wäre . . . und . . . und . . . er wollte, er könnte öfter davon hören und lesen.“

„Ja wohl, Karoline. Aber Papa gab keine Antwort darauf, und er that still das Buch weg. Wie geht es nur zu, daß der Doktor bei niemand beliebt ist, obwohl er so interessant erzählen kann und sich auf allerlei Künste versteht?“

„Die Damen schwärmen alle für ihn.“

„Weil er allen die Rour macht; aber kein Mann mag ihn leiden. Es heißt auch,“ fuhr sie leiser fort, „er soll mit Mechthild heimlich verlobt sein.“

„Mit Mechthild Bloom? Das ist nicht möglich. Er spottet ja immer über ihre Nervenzufälle und ihr albernes Wesen. Legst du, als er sich gar nicht um sie kümmerte, bekam sie Krämpfe. Da hörte ich, wie er zu Mama sagte: „Nein, was dies Zeitalter für Gänse hervorbringt!““

„Da siehst du, wie falsch er ist. Mir zieht sich bei seinem

Anblick das Herz zusammen. Er hat einen Blick wie eine Klapperschlange, so zauberhaft — man muß sich hüten hineinzu sehen. Seit ich im Amtshause zu Neumünster das Bild gesehen habe, ist es mir erst recht klar, wie gefährlich er ist.“

„Welches Bild meinst du?“

„Das große, prachtvolle Gemälde im Treppenschur; befinne dich doch! Lucifer streitet mit dem Erzengel Michael um den Leichnam Moses. Gerade wie Lucifer sieht Doktor Raase aus, so wild, so hochmütig und — so schön. Die Ähnlichkeit ist frappant. Man könnte auf den Gedanken kommen, der Maler habe ihn abkonterfeit.“

„Mir hat aber auch der Engel nicht gefallen,“ plauderte Karoline; „es war alles so schauerlich mit den wilden Felsklüften, ich machte mich bald wieder fort.“

„Aber die Zeit vergeht, Karoline; Papa wird denken, ich habe ihn vergessen. Hole schnell die Zigarren. Der Pastor Bloom ist eben von Kampel gekommen, um seinen Adjunkten vorzustellen; aber Weichbild ist heute nicht mitgekommen. Auch der Doktor Nissen ist da, unser alter lieber Arzt. Ich sehe ihn so gern, den guten alten Herrn; schade, daß er die Landpraxis so ganz aufgegeben hat. Spute dich, Karoline; ich will indes einschenken.“

Als Gertrud ins Bockett zurückkam, hörte sie die wohlklingende Stimme des Adjunkten im eifrigen Vortrag. Er sprach über das Bild im Flur des Amtsgerichts, das auf ihn, wie auf viele andere, einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

„Es ist eine eigentümliche Auffassung,“ sagte er. „Man denkt sich sonst Satan düster, und die Engel in lichtvoller Heiterkeit — hier aber ist es umgekehrt. Lucifer zeigt sich in seinem vollen Glanz als Fürst dieser Welt; er ist eine gefallene Majestät, an der man noch die Reste der Herrlichkeit sieht. Nur der unerträgliche Stolz in Zügen und Haltung kennzeichnet ihn als den, den Selbstsucht und Hochmut einst gestürzt haben. Michael hingegen trägt in seiner ganzen Persönlichkeit den Ausdruck tiefter Trauer, vermischt mit Enttäuschung. Er sieht aus düsterem Auge so hoffnungslos auf den bösen Engel; er zieht die Brauen zusammen, und man liest ihm von dem berebten Munde ganz deutlich das Wort: Der Herr schelte dich, Satan!“

„Ich danke Ihnen, Fräulein,“ wandte er sich jetzt zu Gertrud, die mit dem Kaffeetisch vor ihm stand und mit verständnisvollem Blick seinen Worten gefolgt war. Sie haben gewiß auch das Bild gesehen?“

„Ja, und ich finde die Auffassung ganz richtig. Wäre Lucifer so abstoßend, wie man ihn sich gewöhnlich vorstellt, so würden die Menschen nicht von ihm angelockt und bethört werden können.“

„Und doch hat er die Menschen auch in einer scheußlichen Gestalt angezogen und ihre Einbildungskraft ganz bethört und irre geleitet,“ sagte Pastor Bloom. „Das zeigen die Hegenprophete. Die Menschennatur hascht nun einmal nach dem Ungewöhnlichen, und findet sie es im Schönen nicht, so sucht sie es bei dem Häßlichen, ja sogar in der Verzerrung, oder in Schmerz und Grauen. Aber da fällt mir ein,“ wandte er sich an den Hausherrn, „Sie haben ja das seltene Vorrecht, auf Ihrem Territorium eine Hege zu beherbergen! Die Leute hier herum sind noch recht abergläubisch. Es könnte da leicht einmal zu einem Akt der Volksjustiz kommen.“

Während die Herren diesen Gegenstand weiter erörtern und dabei das von Karoline herbeigebrachte Rauchmaterial benutzen, wollen wir uns die Hausfrau ansehen. Sie sitzt ein wenig abseits, von einem blühenden Strauch beschattet; ein Tischchen vor sich, und eine feine Handarbeit in den Händen. Sie nimmt fast gar keinen Anteil an dem Gespräch. Daß sie für schwermütig und tränklich gehalten wurde, hat schon Karoline geäußert, aber man sah ihr das nicht gleich an. Noch sehr jugendlich, mit feinen Zügen, matter, südlicher Gesichtsfarbe — sie stammte aus spanischem Blut — die Stirn von wundervollem schwarzen Haar umrahmt, das in der Sonne einen Purpurschein hatte, mußte sie jedem interessant erscheinen, ohne gerade alle anzuziehen. Doch nur wenn sie die großen

dunkeln Augen aufschlug, wenn sich dieses stille Gesicht belebte, wurde man inne, welch ein Zauber in ihrem Wesen lag. Obwohl sie — ein verwöhntes Kind des Reichtums — fast gar nicht in das Getriebe dieses arbeitsvollen Haushalts eingriff, war sie doch das Idol des ganzen Hauses.

Der Gutsherr, Philipp Rittler, war ein stattlicher Mann von fünfundsiebenzig Jahren, mit ausdrucksvollen Zügen und heftigem Temperament. Ein eifriger Landwirt, schien er diese Seite seines Wesens in den Mühn seines ihm liebgewordenen Berufes ganz zu erschöpfen. In seinem Hause war er ein ruhiger, besonnener Mann, der aber unter scheinbarem Gleichmut große Willenskraft und Charakterstärke barg. Er liebte die Seinen mit der ganzen Innigkeit seines Gemüts, seine Frau aber mit einem noch ganz jugendlichen Feuer. Er hütete sie wie seinen größten Schatz, vor jedem Lufthauch, vor jedem Leid. Nicht nur Cäcilien eigene Tochter Karoline, sondern auch Oskar und Gertrud, die Kinder aus Rittlers erster Ehe, bestrebten sich, ihr jeden Wunsch abzulaufen. Sie nahm dies alles sehr ruhig hin, war fast immer sanft und langsam und führte mehr ein Leben für sich, da man nach und nach in ihren schön eingerichteten Zimmern alles zusammengetragen hatte, was nur Herz und Sinn eines so stillen Wesens erfreuen konnte. Die Familie Rittler fühlte sich so behaglich in ihrem geräumigen, mit allem Komfort ausgestatteten Heim, daß sie nur selten das Haus verließ, das verhinderte sie indessen nicht, Sonntags die Bewohner der umliegenden Güter, Städte und Dörfer gern bei sich zu sehen.

Auf dieses stille Glück war seit kurzem ein leichter Schatten gefallen. Rittler hatte an seiner Gattin eine Veränderung bemerkt, die sich durch ungleiche Stimmung und Gedrücktheit — ein weniger rücksichtsvoller Mann würde es Laune genannt haben — kundgab. Seiner gründlichen Art gemäß, suchte er die Schuld zunächst bei sich selbst, gab mehr acht auf sich, und übte in zartester Weise jene ritterliche Hingebung, in die das Gemüt des edlen Mannes seine eherrliche Gewalt so gern verhüllt. Wenn Rittler an diese überhaupt dachte, so geschah es nur, um sich seiner Pflicht bewußt zu werden, als Haupt, als Schutz, als Stütze der ihm anvertrauten Seelen. Er beobachtete und umgab Cäcilie mit mehr Sorgfalt als je zuvor.

So lange von dem Bilde die Rede war, hatte die schöne Frau mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, dann aber war sie in ihre gewöhnliche Apathie zurückgesunken. Den Arm auf die Lehne des Stuhls gelegt, mit der Hand gleichsam das üppige Haar stützend, das fast wie eine Last auf der zarten Gestalt zu ruhen schien, die Augen ins Leere geheftet, blickte sie vor sich hin. Allmählich jedoch kam wieder Leben in das regungslose Gesicht. Sie horchte einige Augenblicke aufmerksam, dann fuhr sie plötzlich zusammen und ihr ganzes Aussehen verwandelte sich. Ihr Atem ging rasch, ihre Wangen röteten sich leicht, ihre Lippen öffneten sich ein wenig; sie sah jetzt wahrhaft bestridend aus. Gleich darauf hörte man nahende Schritte und Doktor Raase trat unter die Gäste.

Er grüßte die Anwesenden leicht und schien es nicht zu bemerken, daß seine Gegenwart die Gemütlichkeit störte. Das eben noch so eifrige Gespräch stockte, die Herren sonderten sich in Gruppen und fingen an halblaut miteinander zu reden. Der Neuangekommene näherte sich der Dame des Hauses, nahm nach artiger Begrüßung auf einem Stuhl an ihrer Seite Platz, richtete einige Fragen an sie und ergriff endlich die ihm dargereichte Hand, die er etwas länger, als nötig gewesen wäre, in der seinen hielt, um den Pulsschlag zu fühlen. Dieser schien entschieden fieberisch zu gehen, denn die Wangen der Dame brannten und wurden dann plötzlich wieder bleich, und ihre Augenlider zuckten. Der Doktor neigte sich ein wenig vor und sprach leise einige Worte, worauf sie Karoline herbeiwinkte und ihr den Auftrag gab, ein Glas frischen Wassers zu holen. Gertrud, die bisher sehr beschäftigt gewesen war, wartete erst Karolines Rückkehr ab, ehe sie sich der Gruppe näherte, um dem Doktor Kaffee anzubieten. Als sie herankam, sah sie mit Erstaunen das finstere Gesicht des

Arztes und die zürnenden Blicke, die er auf die Mutter richtete, während diese bebend vor ihm saß und wie zerschmettert aussah. Mit hastigem Griff faßte Cäcilie nach dem Glase und schüttete einen Teil seines Inhaltes über ihr leichtes Gewand. Karoline bemühte sich sogleich den Schaden wieder gut zu machen. Als jetzt Gertrud dicht vor Raase stand, wandelte sich das Antlitz des ernstesten Gastes wie durch Zauberschlag. Er war die Freundlichkeit selbst und bemühte sich, mit Gertrud ein Gespräch anzuknüpfen, während er mit absichtlicher Ungeßchlichkeit die Manipulation des Zuckerns u. so lange als möglich ausdehnte und mehr als einmal versuchte, ihr auf eine Weise in die Augen zu sehen, die ihr gar nicht gefiel.

Gertrud war froh, als jetzt ihr Vater herzutrat, und sie nahm Karoline mit sich. Nach einigen Schritten trafen die Schwestern mit Herrn Schramm, dem Adjunkten, zusammen, der sich verlassen zu fühlen schien, da die andern Herren ein landwirtschaftliches Gespräch angeknüpft hatten. Gertrud fühlte die Verpflichtung, sich seiner anzunehmen, und fragte ihn nach dem Namen und der Beschaffenheit einer seltenen Blume, die in der Nähe wuchs. So kamen sie bald in ein lebhaftes Gespräch, an dem sich auch Karoline beteiligte. Da ging Oskar an ihnen vorüber. Er warf einen schnellen, nicht eben freundlichen Blick auf die drei, und ging dann auf seinen Vater zu.

„Vater,“ sagte er mit einer steifen Verbeugung gegen den Doktor, „Herr Waldheim auf Träkamp ist im Wohnzimmer. Er möchte sich dir vorstellen und mit dir einiges besprechen.“

„Waldheim?“ sagte Pastor Bloom halbblaut, indem er einen der anwesenden Herren beiseite nahm, „ist das nicht der neue Besitzer von Träkamp? Man erzählt sich ja ganz wunderliche Geschichten von den beiden Herren. Einige halten sie für verkappte Grafen oder gar für Fürsten, andere für ein paar Bediente, die ihre Herrschaft bestohlen haben, und manche sehen sogar in der ganzen Gesellschaft eine Räuberbande. Sie fabeln von einem schweren, eisernen Kasten voller Edelsteine, von einem ganzen Magazin von Seidenstoffen. Natürlich fehlen auch die üblichen Totenschädel nicht.“

Sein Zuhörer schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf. In diesem Augenblick erschien Rittler mit Waldheim am Eingang des Boskett's. Der Adjunkt und Gertrud, gerade in eine Revue ihrer Lieblingschriftsteller vertieft, fuhren empor und riefen fast gleichzeitig:

„Der Erzengel Michael!“

Es vergingen ein paar angenehme, durch ein ländliches Mahl gewürzte Stunden. Das neue Mitglied der Gesellschaft eroberte die Gemüther wie mit Sturm. Waldheim sah heute heiter aus, voll und leicht floß ihm die Rede von den Lippen, und man bemerkte bald, daß man es mit einem durchgebildeten, lebensvollen Manne zu thun hatte, der überall zu Hause war und für alles Interesse zeigte. Selbst Raase trat heute in den Hintergrund, obgleich der Doktor niemand neben sich aufkommen ließ, denn seine Unterhaltung war sonst ebenso anmaßend wie absprechend.

Nach und nach trennte sich die Gesellschaft. Rittler schied sich eben an, einige der Herren zu begleiten, und sagte zu seiner Frau:

„Der Kinkerei zwischen Oskar und Karoline werde ich wohl ein Ende machen müssen. Was Herr Waldheim mir heute von dem landwirtschaftlichen Institut in Jena erzählte, hat mir gefallen. Ich glaube, wir schicken Oskar ein wenig von Hause. Es ist noch viel zu früh für ihn, an solche Dinge zu denken; es sind Narrenspotten.“

Cäcilie schien nicht recht zu verstehen, was er meinte; sie hüllte sich fröstelnd in den Shawl, den ihr der sorgsame Gatte umthat, und sagte:

„Ich will unterdes hineingehen; es wird kühl.“

„Thu das, liebes Kind, ich bleibe nicht lange aus.“

Während die jungen Mädchen mit Hilfe des flinken Stubenmädchens, Dörthe Mertens, deren nähere Bekanntschaft der Leser noch machen wird, das Boskett in Ordnung brachten

und alle Spuren der Gesellschaft daraus entfernten, ging Cäcilie durch eine Seitenthür ins Haus und betrat ihr Schlafzimmer. Hier war es im Gegensatz zu der linden Kühle draußen erstickend heiß, denn man hatte die Vorhänge zu früh herabgelassen; sie ging deshalb in das anstoßende Kabinett. Sie trat an das weitgeöffnete Fenster, atmete tief auf, indem sie sich auf die Fensterbrüstung lehnte, und versank in Gedanken.

Plötzlich schrak sie zusammen. Auf dem Kies des kleinen Blumengartens tönte ein Schritt — der Schritt. Jetzt stand Doktor Raase wenige Schritte von ihr entfernt. Seine Blicke ruhten auf ihr, als wollte er ihr Innerstes durchschauen. Dann streckte er den Arm nach einem hochgewachsenen Rosenstamm aus und ergriff eine der voll aufgeblühten Blumen. Das Mondlicht beglänzte seine hohe, schön geformte Stirn und sein Gesicht. Welch ein Ausdruck lag darin! Auch Cäcilie mußte jetzt an den Lucifer des Wildes denken, nur flammte nicht der Blitz des Jornes in diesen mächtigen Augen, es lag vielmehr ein siegbewußtes Lächeln auf diesem Antlitz; der Triumph des Herrschers! Er pflückte die Rose, warf sie ihr in die unwillkürlich geöffneten Hände und verschwand so schnell, so unerwartet, wie er gekommen war.

Sie sog einige Sekunden lang den berauschenden Duft der Blume ein, dann aber sank sie todesbleich in den nahen Sessel. Die Rose entfiel ihr und zerflatterte, die Besinnung lehrte ihr wieder. Mit ihr alle Schauer der Scham, der Demütigung, der Gewissensangst. Was sie bisher nur traumhaft empfunden hatte, was durch tausend Künste der Verführung unmerklich in ihr emporgewachsen war — das sah sie jetzt zum erstenmale in erschreckender Klarheit vor sich:

Sie liebte diesen Mann mit der ganzen Kraft ihres leidenschaftlichen Naturells. Sie liebte ihn — und er wußte es!

5. Auf der Chaussee.

Etwa sechs Wochen nach dem Beginn unserer Erzählung hielt ein eleganter Stuhlwagen vor der Thür des Wohnhauses von Cäcilienlust. Der junge Knecht auf dem Kutscherfaher benachrichtigte eben einen seiner Kammeraden, daß er den Herrn und Fräulein Gertrud nach Kampel zur Kirche fahren solle. Es war ein wunderschöner Sonntagsmorgen. Die Bäume wiegten sich leise in der weichen, klaren Sommerluft, die Enten schwammen auf dem breiten Graben unter der Brücke, der ganze Hof war ordentlich und reinlich hergerichtet, und alles trug ein festliches Gepräge. Es war dies einer der Punkte, auf die der Gutsherr mit aller Strenge hielt, und seine Leute, obwohl sich alter Schlenkrian und frühzeitige Gewohnheiten einst dagegen gesträubt hatten, fühlten selbst die große Wohlthat der Sonntagsfeier. Es wurde an diesem Tage nur das Dringlichste erledigt, die Leute mußten sich ordentlich kleiden und dann abwechselnd die Kirche besuchen.

Eben trat der Hausherr, völlig zur Fahrt gerüstet, in das Zimmer seiner Frau. Cäcilie sah sehr leidend aus und ruhte matt auf ihrem Sofa. Ihr Gesicht trug deutlich die Spuren einer durchwachten Nacht. Aber sie war darum nicht weniger anziehend. Die dunkeln Augen brannten in tieferer Glut, lebensvoller war der Ausdruck ihrer Züge, die mehr für Ernst als für Heiterkeit gebildet schienen. Mit seltsamer Bewegung schaute der starke Mann nieder auf das schwache Geschöpf vor ihm, und es kam ihm fast wie ein Unrecht vor, daß er so kerngesund vor ihr stand, während sie mit ihrer Schwäche ringen mußte, um sich aufrecht zu erhalten. Fast war es, als ob sie selbst ähnliche Gedanken hegte, denn sie wandte ihr Gesicht so weit von ihm weg, als es ohne Unfreundlichkeit geschehen konnte. Sie brachte nur mühsam hervor, daß sie schlecht geschlafen habe und Karoline bei sich zu behalten wünsche. Herr Rittler gab gern seine Einwilligung und verabschiedete sich dann mit einem Seufzer. Als er sich zum Gehen wandte, kam ihm Gertrud mit Hut und Sonnenschirm entgegen. Auch sie mühte sich vergebens, von der Mutter einen Blick zu erhaschen, und Vater und Tochter be-

stiegen in gedrückter Stimmung den Wagen. Als alles bereit war, wandte sich der Kutscher zu seinem Herrn und fragte:

„Fahr ich de Chaussee?“

„Was meinst du, Gertrud,“ fragte ihr Vater, „wollen wir über Trätkamp fahren? Ich habe Herrn Waldheim versprochen, einmal seine Felder anzusehen, das könnte am besten vom Wagen aus geschehen, und es muß bald sein, denn die Ernte ist vor der Thür.“

„Ach nein, Vater, bitte, thu es nicht!“ rief Gertrud so dringend, daß er sie erstaunt ansah. Sie errötete unter seinem Blick und sagte dann etwas unsicher:

„Es könnte die Herren in Verlegenheit setzen, wenn wir so unerwartet und zu so früher Stunde auf ihrem Hofe erscheinen. Sie sind zwar oft bei uns gewesen..., aber... ich denke mir doch, Herr Waldheim möchte dir die Felder selbst zeigen, um deine Meinung über alles einzelne zu hören... ich weiß, daß er viel auf deinen Rat gibt.“

„Nu, denn fahr die Chaussee, Johann,“ sagte Rittler, und der Wagen lenkte der Brücke zu.

Der kleine Zwischenfall hatte die Gedanken beider in eine angenehme Bahn gebracht. Es wäre auch nicht möglich gewesen, Unruhe und Gram festzuhalten inmitten dieser Sommerherrlichkeit. Unwillkürlich drang etwas von dem Sonnenschein in die Seele und weckte Mut und Hoffnung, umsomehr als Rittler eine kleine Freude in petto hatte, die er seiner Gertrud mitteilen konnte. Sie besaß mit Recht sein ganzes Vertrauen; nicht nur, weil sie für alles, was ihn bewegte, die volle Hingabe besaß, die er bei seiner Frau manchmal vergebens suchte, sondern auch, weil sie trotz ihrer Jugend ein klares Urteil hatte und ganz zuverlässig war. Diese Eigenschaften verdankte sie ihrerseits zum großen Teil dem jahrelangen, innigen Verkehr mit ihrem Vater.

Rittler zog jetzt einen Brief hervor und sagte:

„Gestern abend spät brachte mir der Briefträger einen langen, sehr ausführlichen Brief von Oskar. Er scheint sich in Jena wohl zu befinden; das freie, wechselvolle Studentenleben sagt ihm nach der ländlichen Stille natürlich sehr zu. Gott gebe nur, daß ihm diese Ungebundenheit nicht in den Kopf steigt und ihm den stetigen, soliden Sinn lockert. Er schreibt, daß er als Student der Kameralwissenschaften immatrikuliert worden ist und fürs erste Vorlesungen über allgemeine Chemie und Staatswissenschaft belegt habe. Viel wichtiger erscheint ihm freilich zunächst noch das fröhliche Treiben der Studenten. Er schreibt: Das Interessanteste, was ich bisher erlebte, war das Buchdruckerfest. Wir hatten zur Feier desselben einen allgemeinen Kommerz auf dem Markte; das heißt, es vereinigten sich alle sonst feindlichen Parteien zu einem freundschaftlichen Tringelage bei voller Musik, und die Jenenser Bürger verherrlichten das Fest mit einer Illumination am Abend. Ich habe das alles genossen, wie man nur kann, mit Herz, Mut und Vollgenuß aller Sinne, aber sei ganz ruhig, ich gehe nicht über das erlaubte Quantum Getränk, das du ein anständiges nennst, hinaus. Es fällt mir überhaupt nicht schwer, das schlechte Bier hier denen zu überlassen, die es gern trinken. Das Fortgehen von der Heimat ist mir entsetzlich schwer geworden, viel schwerer als irgend jemand von euch ahnte, umsomehr, da ich den Vorwurf, der in dieser Maßregel lag, gar wohl verstand. Jetzt aber, Vater, danke ich dir; ich will dir Freude machen, so viel ich kann; wenn ich auch manchmal meine, ich müsse mit dem Kopf gegen die Wand rennen bei der Vorstellung dessen, was mich fortgetrieben hat. Dann tritt zuweilen die Versuchung an mich heran, mich in den Wirbel zu stürzen, um die Dual zu vergessen. Aber der Gedanke an das, was du von mir zu erwarten ein Recht hast, die Erinnerung an die vielen Beweise deiner treuen Vater Sorge, bringt mich dann immer wieder zu Verstand, und ich bemühe mich, das herbe Geschick mit Geduld zu tragen und über das Glück vergangener Tage nicht übermäßig zu trauern. Aber fordere nicht, daß ich vergessen soll, was mit mir groß geworden ist. Frohsinn, Lebensmut und Feiterkeit sind dahin. Mein Leben liegt vor mir wie ein

Blumenbeet; doch die Blüten, einmal geknickt durch den eifigen Nord, der darüber hinsauste...“

„Dummes Zeug!“ unterbrach sich plötzlich Herr Rittler, indem er den Brief halb unmutig, halb verlegen zusammenfaltete. Es mochte ihm einfallen, daß er Oskars Rhapsodieren dem Ohr der Schwester anvertraut hatte, für die sie nicht bestimmt waren. „Ein junger Mensch in der Fülle seiner Kraft, ein großer Bengel mit gesunden Gliedern, vor dem noch das ganze Leben offen liegt, ist kein Blumenbeet voll zarter, schwindfüchtiger Liebesblüten; er soll vielmehr wie eine junge Eiche sein, die der Sturm erst recht festwurzelt. Aber er wird sich schon wieder besinnen, wird seinem Beruf die Gedanken wieder zuwenden: Oskar hat eine mehr als gewöhnliche Befähigung und wird seinem Stande einst Ehre machen, hoffe ich. Gewöhnlich denken die Leute, die Dummsten seien gerade gut genug, um die Landwirtschaft zu betreiben, und doch gibt es nicht viele Berufsarten, die größere Fähigkeiten erfordern als die unsere. Der Landwirt muß fortwährend studieren, der Mutter Erde so viel abzugewinnen als die steigenden Bedürfnisse erfordern, ohne doch die Ernährerin zu schädigen. Da heißt es denn auf alles achten, was die Wissenschaft zu tage fördert.“

„Wie geht es nur zu, Vater,“ sagte Gertrud, froh über die Gelegenheit, das Gespräch von ihrem Bruder abzulenken, „daß so manche Landleute, und gerade die erfahrensten, das theoretische Studieren so ganz verwerfen? Herr Heinze auf Schwanensee z. B. behauptet, ein sogenannter studierter Landwirt bringe es zu gar nichts, und er führt auch manche Beispiele an von Leuten, die sich damit gründlich ruiniert haben.“

„Und er hat von seinem Gesichtspunkte aus vollkommen recht,“ erwiderte ihr Vater. „Nichts ist so verkehrt als die Landwirtschaft bloß theoretisch — oder ich will lieber sagen, von Haus aus theoretisch zu betreiben. Es hat einmal jemand gesagt, Raffael würde ein eben so großer Maler geworden sein, wenn er ohne Hände zur Welt gekommen wäre — das ist Unsinn! Das Thun ist vor allem zuerst nötig, nicht nur um alle Einzelheiten des Berufs zu verstehen, sondern auch, um den Sinn dafür zu wecken, um sich seiner Kraft bewußt zu werden; dann aber auch um die Schwierigkeiten kennen zu lernen und das Maß dessen, was man mit Leuten und Werkzeugen erreichen kann. Erst wenn die Kraft solcher Gestalt sich gestählt, ein Charakter sich gebildet hat, der weiß was er will und vor allem was er kann, erst dann ist es Zeit, die Dinge theoretisch zu überschauen und in ihrem Zusammenhange zu studieren; denn dann kann es einem Manne nie passieren, daß er Dinge unternimmt, denen er nicht gewachsen ist. Auf der andern Seite darf man aber auch bei der Praxis dem Anfänger nicht das Denken verwehren, sonst kommt es so, wie es meinem Freunde Staudinger erging.“

„Und wie erging es ihm?“ fragte Gertrud, als der Vater inne hielt.

„Staudinger hatte einen alten redlichen Knecht, der aber manchmal querköpfig war. Eines Tages hatte er etwas ganz verkehrt gemacht, und sein Herr fragte ihn entrüstet, wie er dazu komme. Der Alte traute sich verlegen hinter dem Ohre und erwiderte langsam: „Herr, ich dachte was das darum beter war...“ Er kam aber nicht bis zur Erklärung, denn Staudinger, dem das viel zu lange dauerte, fiel ihm wütend in die Rede: „Wat unnersteihst (untersteihst) du di to denken; du häst gar nix to denken; ich will denken.“ Gut; das nächste Mal macht der Kerl eine ganz kopflose Arbeit, und Staudinger ruft entsetzt: „Wo kannst du so'n dummes Stück maken, Jens, du kannst doch wol denken...“ Da sieht ihn der Knecht mit einem ganz insamen Grinsen an und erwidert: „De Herr häst ja seggt, ich soll nich denken.“ „Was sollte ich dazu sagen,“ meinte Staudinger, als er es mir erzählte, „der Mensch hatte ganz recht, und ich ging davon, wie ein begoffener Hund.“

Beide lachten, und Rittler fuhr nach einer Pause fort: „Um auf Oskar zurückzukommen... ich habe ihn stets zu strenger Pflichterfüllung angehalten, und es hat ihm das nicht immer geschmeckt. Jetzt aber, in diesem seinem ersten



Noah und Ruth. Gemalt von Otto Rehfel.

Kampf mit dem Leben, wird sich's zeigen, wie viel Stahl in ihm ist und was er in dieser Schule gelernt hat. Nicht umsonst habe ich ihn genötigt durch Entfernung, durch andere Eindrücke einer thörichten Leidenschaft entgegen zu arbeiten. Einer thörichten sage ich, denn Oskar ist noch viel zu jung, zu unerfahren, um zu wissen, was ihm in der Zukunft frommt, ob er nicht mit der Zeit ganz anders wählen wird als jetzt. Karoline ist ein reines Kind, ein gutes, harmloses Kind, aber bis jetzt noch ein weißes Blatt, von dem man nicht weiß, was einst darauf zu lesen sein wird. Die ernsteste Angelegenheit des Lebens aber darf nicht mit verbundenen Augen vorgenommen werden. Der Landwirt kauft nicht das kleinste Gerät ohne besonnene Prüfung, wie sollte er das Wichtigste, Folgenreichste im blinden Drang der Leidenschaft beschließen? Das wäre nicht nur Thorheit, sondern Sünde. In zwei bis drei Jahren, wenn Oskar gereifter wiederkehrt und Karoline sich selbst besser versteht als jetzt, kann vielleicht etwas daraus werden. Bis jetzt scheinen derartige Gefühle in ihr noch gar nicht vorhanden zu sein, und so soll es auch sein."

Gertrud sah ihren Vater bei diesen Worten mit einem eigenen Blick an, als vermute sie einen Vorbehalt in seinen

Gedanken; es schien aber nicht der Fall zu sein; er sprach mit seiner gewöhnlichen Offenheit. Sie schwieg und blickte verlegen zur Seite. In den letzten Wochen hatte sie Ursache gehabt, an Karolinens Unempfänglichkeit für gewisse Empfindungen zu zweifeln, und sie fürchtete nichts mehr, als hierüber gefragt zu werden. Darum war es ihr lieb, daß sich ihr Vater wieder mit Oskars Brief beschäftigte. Das Gespräch wurde übrigens nicht fortgesetzt, denn Ritters Aufmerksamkeit war durch die Besichtigung der rasch heranreifenden Saaten ganz in Anspruch genommen, Gertrud aber hatte viel zu denken und für gewöhnlich nicht viel Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. So fuhren sie rasch auf der glatten Chaussee dahin, in leichter, schaukelnder Bewegung des gut gebauten Wagens; sie sahen bald das Trätkamper Wäldchen, das bis dicht an den Rand des Weges ging, austreten, ein breiter Steig führte hindurch bis an das Gehöft. In dem Augenblick, wo sie sich dieser Stelle näherten, bemerkte Gertruds scharfes Auge deutlich eine Gestalt unter den Bäumen, und als sie noch näher kamen, erkannte sie Wolfgang Waldheim. Sein Anblick hätte ihr fast einen Schrei entlockt, denn er sah ganz verwirrt und entsetzt aus. Der scheue, wilde Blick, den er auf die Insassen

des Wagens warf, die er offenbar nicht gleich erkannte, erschreckte sie so, daß es ihr an Kraft gebrach, ihren Vater aufmerksam zu machen. Mittler aber blickte eben auf und gab Johann ein Zeichen, zu halten.

6. Einklehr.

Einen Augenblick schien es, als ob Wolfgang fortreiten wollte, dann aber besann er sich und trat an den Wagen.

„Sie sehen mich in einem Zustand großer Aufregung,“ sagte er, die beiden artig begrüßend. „Ich habe einen furchtbaren Verdruß gehabt. Es gibt für mich nichts so Entsetzliches als Tierquälerei. Das Herz im Leibe kehrt sich mir um, wenn ich nur davon höre. Ich hatte dem Steffen Holst Besseres zugetraut. Er scheint die Nächte über Land gewesen zu sein, er hat das schon öfter gethan, und sich dann die Morgenarbeit auf schändliche Weise erleichtert. Heute morgen bei Tagesanbruch finde ich meine beiden Grauschimmel, die ich ihm besonders ans Herz gelegt hatte, im Stalle stehend, hochgebunden, damit sie sich nicht niederlegen konnten, und er sie nicht zu striegeln brauchte! — und das hat er schon eine Weile so getrieben! Ich habe ihm das Geständnis ausgepreßt, denn ich fand ihn bei seiner Zurückkunft im Begriff, sich auf sein Bett zu strecken, während die armen Tiere Nacht für Nacht haben auf den müden Füßen stehen müssen. Natürlich habe ich ihm auf der Stelle den Laufpaß gegeben. Schade, daß uns die Geseze nicht erlauben Repressalien zu üben; der Kerl sollte mir genau so lange im Stehen schlafen! Er hatte auch noch die Frechheit mir zuzumuten, ihn bis an das Ende seiner Dienstzeit zu behalten. . . er sprach von seiner blinden Mutter, bat mich himmelhoch, bis ich endlich in äußerster Wut nach einer schweren Stange griff. Da endlich hatte er so viel Verstand sich fortzumachen. Es war die höchste Zeit!“

Er war immer bleicher geworden, aus seinen Augen fuhren Blitze, und Gertrud fand, daß er mehr als je dem zürnenden Engel des Bildes glich. Mittler legte ihm die Hand auf den Arm und sagte beschwichtigend:

„Ich begreife Ihren Zorn, aber sollte es nicht hauptsächlich der Unverstand solcher Leute sein, der sie zu so kopflosen Handlungen treibt, mehr als eine überlegte Grausamkeit? Der Steffen ist sonst so übel nicht und könnte bei strenger Aufsicht ganz gut zu gebrauchen sein, wenn auch nicht gerade bei Pferden.“

„Ich gehe niemals von einem einmal ausgesprochenen Vorfaß ab,“ erwiderte Wolfgang kurz und hart. „Ich könnte ihn nicht vor Augen sehen.“

„Aber was wird nun aus ihm?“ fragte Gertrud mit-leidig. Als sie den Zug starrer, kalter Entschlossenheit um seinen Mund gewahrte, fuhr sie mutig, obwohl innerlich bebend fort:

„Wie mag es nur zugehen, daß manche, die für die Leiden der Tiere ein besonders weiches Gefühl haben, gegen menschliche Leiden verhältnismäßig gleichgültig sein können? Ich hörte einmal von einer alten Dame, die ich sehr verehere, den Ausspruch: die große Liebe zu Tieren sei eine höchst gefährliche Neigung; sie könne zum Unrecht werden, denn sie verhärtete uns gegen das Geschick unserer Nebenmenschen.“

„Dem möchte ich, bei aller Achtung vor dem Urtheil Ihrer Autorität, nicht durchweg beistimmen,“ erwiderte Walbheim. „Der Grund dieser Tierliebe scheint mir vielmehr ein großmüthiger Zug in der menschlichen Natur. Wir werden getrieben, uns eines Wesens anzunehmen, dessen Geschick uns ganz anheimgegeben ist. Würde man nicht dasselbe Gefühl bei dem Leid der hilflosen Kindheit haben? Wo aber starke Liebe ist, da muß auch starker Haß sein, denn der Haß ist nur der Schatten der Liebe. Doch ich sehe, Sie möchten weiterfahren, Herr Nachbar,“ unterbrach er sich, indem er eine unruhige Bewegung Mittlers zu sehen glaubte, „verzeihen Sie, daß ich Sie aufgehalten habe. Vielleicht machen Sie mir heute nachmittag das Vergnügen mich zu besuchen?“

(Fortsetzung folgt.)

Martin Rinkart,

der Ambrosius der evangelischen Kirche. Von E. Sperber.

Wem wäre es fremd, und wer hätte es nicht schon mit-
gesungen, das allbekannte Danklied: Nun danket alle Gott? Über-
all wird es angestimmt, wo erfahrene Gotteshilfe das Herz
mit Dank erfüllt und den Mund davon überströmen läßt. Un-
zählbaren Festgemeinden hat es den festlichen und weiche-
vollen Ausdruck des Dankes geliehet, und ungezählte Herzen
haben es in hellen Jubeltönen oder im stillen Gebete, das sich
von der angstbefreiten Seele löste, hinaufgesandt zu dem wunder-
reichen Helfer im Himmel. Wo früher der ambrosianische
Lobgesang, das „Herr Gott, dich loben wir!“ angestimmt
wurde, da klingt jetzt frisch und voll aus dem Munde des
Volkes: „Nun danket alle Gott!“

Der Dichter dieses deutschen Liedeum wird darum mit
Recht als der Ambrosius der evangelischen Kirche gefeiert;
und wie er sich durch dasselbe ein unvergängliches Denkmal
gestiftet hat, so erscheint es nur als eine Pflicht der Pietät,
seinen Namen in dankbarer Erinnerung zu bewahren und
seiner bei seinem dreihundertjährigen Geburtstag zu gedenken.

Ohne jeden Zweifel wird die Urheberchaft des hochge-
feierten Dankliedes dem Magister Martin Rinkart, seiner
Zeit Archidiaconus in seiner Vaterstadt Eilenburg in der
Provinz Sachsen, zugeschrieben. Er wurde dort am 23. April
1586 geboren als der Sohn eines schlichten und ehrenwerten
Böttchers. In der Schule seiner Vaterstadt erhielt er eine
so vortreffliche Ausbildung, daß er schon als fünfzehnjähriger
Jüngling mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet die Universität
Leipzig beziehen konnte, um Theologie zu studieren. Durch
seine musikalische Tüchtigkeit erwarb er sich nicht nur seinen
Lebensunterhalt während seiner Studienzeit, sondern auch im
Jahre 1610 das Rantorat an der St. Nikolaiskirche zu Eis-
leben, aus welchem er schon im folgenden Jahre in das Dia-
konat an der dortigen St. Annenkirche berufen wurde. Die
altbewährte Lutherstadt regte ihn 1613 zu der ersten Probe
seiner dichterischen Befähigung an, einer geistlichen Komödie:
„der Eislebische Ritter“, durch welche er sich den Dichter-
lorbeer erwarb. Noch in demselben Jahre wurde er Pastor
in Erdeborn, einem Dorfe in der Nähe von Eisleben, von wo
er 1617 nach seiner Vaterstadt, als ihm das erledigte Archi-
diaconat daselbst angeboten wurde, übersiedelte. Er trat am
29. November 1617 sein neues Amt mit dem frommen
Wunsche an:

Auf dein Wort, Jesu, ich mein neu Netz frisch ergreife,
Geh' in die wilde See, die Segel weit ausschweife.
Hilf ziehn, hilf fangen mir der Himmelskinder viel
Und richte Netz und Schiff und Wind zum guten Ziel.

Mit unermüthlichem Eifer hat er dies Amt verwaltet bis
zu seinem Tode, und unter den Drangsalen des dreißigjährigen
Krieges, der schon im nächsten Jahre ausbrach, wurde er
durch seinen unverzagten Glaubensmut und seine selbstlose
Treue seiner Gemeinde ein großer Segen und ein Helfer und
Retter. In dem furchtbaren Pestjahre 1637 hielt die Pest
auch in Eilenburg ihren verheerenden Einzug und raffte in
einem Jahre 8000 Menschen, darunter die beiden Amtsbrüder
Rinkarts hinweg. Er selbst verlor seine inniggeliebte Lebens-
gefährtin, die Tochter des Rectors Morgenstern in Eisleben,
mit welcher er sich 1623 verheiratet hatte, und seinen Bruder,
der seit 1621 Kantor in Eisleben war. In dieser schweren
Heimsuchung mußte er das geistliche Amt allein versorgen,
und er hat nach seiner eigenen Aufzeichnung 4480 Personen
beerdigen helfen. Der Pest folgte im nächsten Jahre auf dem
Fuße eine so schreckliche Hungersnot, daß, wie der alte Chro-
nist erzählt, um eine tote, aus der Luft herabfallende Krähe
sich oft vierzig Personen schlugen. Rings um den Graben
der Stadt brannten Feuer, bei denen an hölzernen Spießen
die nach Nahrung Schmach tenden ein Stück Aas brien, das
sie auf dem Schindanger abgeschnitten hatten. Da trat Rin-
karts opferbereite Liebe helfend ein. In Verbindung mit
andern menschenfreundlichen Einwohnern der Stadt ließ er

wöchentlich zweimal Brot unter die Hungrigen verteilen, und obwohl er selbst Mangel litt, fühlte er sich doch nur glücklich, wenn er die vor Hunger Schmachenden sättigen konnte.

Ein Retter seiner Vaterstadt wurde er, als bei dem Durchzuge des Banerschen Schwedenheeres der schwedische Oberstleutnant Dörfling am 21. Februar 1639 vor Eilenburg gezogen kam und von der Stadt 30 000 Thaler zu erpressen suchte durch die Drohung, daß sämtliche Bürger, wenn die Summe nicht gezahlt würde, mit weißen Stäben die Stadt verlassen müßten. Rinkart wagte eine vergebliche Fürbitte. Da sprach er zu der angstvoll harrenden Bürgerschaft: „Ihr lieben Weichkinder, wir haben bei den Menschen kein Gehör noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden.“ Dann ließ er zur Veststunde läuten, die Gemeinde fiel auf die Kniee und sang: „Wenn wir in höchsten Nöten sein“ — und die Schweden wurden bewegt und erließen die Forderung auf 8000 Thaler und schließlich auf Rinkarts wiederholte flehentliche Fürbitte auf 2000 Gulden.

Seine Weichkinder aber lohten ihm mit schwarzem Un dank. Sein von den Eltern ererbtes Bürgerhaus wurde von der städtischen Obrigkeit mit so schweren Abgaben belegt, daß er sie nicht bezahlen konnte und deshalb in einen siebenjährigen ungerechten Prozeß verwickelt wurde, der seine Vermögensverhältnisse vollends zugrunde richtete. Seine Gläubiger aber verkümmerten ihm sein Gehalt auf viele Jahre. Für so vieles Ungemach wurde der treue Diener Gottes durch ein glückliches Familienleben an der Seite seiner zweiten Ehefrau, der Witwe Barbara Scheffler, geb. Werner, und durch die Freude an seinen Kindern entschädigt. Er erlebte es noch, daß sein Sohn Samuel, der nachmalige Pastor zu Wolkowiz, Theologie studierte und seine Tochter mit seinem späteren Amtsnachfolger, dem damaligen Diaconus M. Ernst Dehne, sich 1646 verheiratete. Als er schließlich noch das vorläufige Dankfest wegen des westfälischen Friedens am 10. Dezember 1648 mitgefeiert hatte, schloß er die Augen zum ewigen Frieden am 8. Dezember 1649 im 64. Jahre seines reichbewegten Lebens. In der Stadtkirche zu Eilenburg vor der Sakristei wurde er beigesetzt, und dort ruht er in einer Gruft mit seiner zweiten Gattin, die ihn noch bis 1687 überlebte. In dieser Kirche, in welcher er zweiunddreißig Jahre das Wort des Lebens verkündigt hatte, befindet sich auch seit 1645 sein Bildnis unter denen der dortigen Diaconen und Superintendenten mit dem von ihm selbst verfaßten Verse:

Der Rinkart seinen Rink getrost und unverbrochen
hat viermal siebenmal, doch gänzlich nicht beschloßen;
bis er den Friedensschluß und diesen Chor besang,
Er sang und singet noch sein ewig Lebelang.

von anno 1617 bis anno 1650.

In der unruhigen Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte Rinkart doch noch Zeit gefunden zu wissenschaftlicher und dichterischer Beschäftigung. Mehrere Schriftwerke von ihm — er selbst führt neunzehn an — die rasch nacheinander entstanden, waren ihrer Zeit in Ansehen. Als Dichter hat er eine große Anzahl lateinischer und deutscher Gedichte verfaßt. Dpiz, den er eifrig verehrte, war sein Vorbild; er nahm darum auch fleißig teil an dem Wirken der schlesischen Dichterschule und war ein achtungswerter Mitarbeiter derselben. Von seinen Zeitgenossen wurde er als Dichter hochgeschätzt, ja weit überschätzt, wie von dem Stiftsintendanten zu Wurzen, Buläus, welcher ihn als einen so ausgezeichneten Musterdichter ansah, daß er meinte, die Nachwelt werde von jedem, der als Dichter vorzügliches leiste, sagen: er rinktartisiere. Jetzt sind seine weltlichen Gedichte, die wenig Wert haben, vergessen; unvergessen aber wird er bleiben als Kirchenlieddichter. Ist er auch nicht den großen Chorführern Luther, Joh. Heermann, B. Gerhard an die Seite zu stellen, so ist doch, was er singt, warm und wahr, eingeleidet in eine einfache und schmucklose, aber edle Darstellung und es ist der Ausdruck vollen Glaubens und innigen Gottvertrauens. Aber auch von seinen zahlreichen Kirchenliedern sind heute nur wenige noch bekannt (Ach Vater unser Gott. Hilf uns, Herr, in allen Dingen. Nun danket alle Gott), und auch unter

diesen ist und bleibt das beste unser allbekanntes Danklied, das einzige, welches eigentlich Kirchenlied geworden ist. Dazu mag neben seiner einfach gesunden Tonweise vorzüglich beigetragen haben, daß es die fast wortgetreue Wiedergabe des Bibelwortes Sir. 50, 24—26 ist.

Über denselben Bibeltext hatten die schwedischen Feldprediger am Neujahrstage 1649 bei der von der schwedischen Garnison veranstalteten Friedensfeier zu Leipzig zu predigen, und daraus ist die Vermutung geflossen, daß Rinkart dies Danklied zu dieser Friedensfeier gedichtet habe, also kurz vor seinem Tode. Diese Annahme ist jedoch als unbegründet erwiesen worden durch den berühmten Gelehrten Martyni Laguna. Dieser besaß ein zum Druck eingerichtetes Manuskript von Rinkarts eigener Hand mit dem Titel: „Mathematischer Gedekrink“ u. dgl., und auf dem Deckel desselben ist nicht nur der Anfangsbuchstabe des Besitzernamens, sondern auch die Jahrzahl 1644 zu lesen. In diesem Manuskript befindet sich bereits unser Danklied und zwar, was ebenfalls bemerkenswert ist, mit der dritten Strophe, die von manchen als ein späterer Zusatz angesehen wird. Der Schlußsatz dieser dritten Strophe: als es anfänglich war u. dgl., soll jedenfalls den kirchlichen Satz ausdrücken: Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen! Unverkennbar weist allerdings das Lied auf den Friedensschluß des dreißigjährigen Krieges hin; allein die Friedenshoffnungen leuchteten schon im Dezember 1643 auf, als die Friedensverhandlungen mit den schwedischen Gesandten zu Münster und die mit den französischen zu Osnabrück eingeleitet wurden, und Rinkart jubelte dem bald zu erwartenden „edlen Frieden“ mit seinem Danklied entgegen: Nun danket alle Gott! Wir dürfen also annehmen, daß die Abfassung des Liedes, dieses Vorboten des ersehnten Friedens, in den Winter von 1643 zu 1644 fällt.

Auch die den Geist des Liedes treu wiedergebende schöne Melodie wurde früher Rinkart, der ein großer Freund und Kenner der Musik war, zugeschrieben mit der Annahme, daß er eine ältere Melodie überarbeitet habe. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß sie von Joh. Crüger, einem der ausgezeichnetsten Komponisten evangelischer Kirchenlieder, seit 1622 Kantor an der Nikolaiskirche zu Berlin, her stammt, bei welchem sie sich schon 1648 findet.

Nur sehr allmählich und hauptsächlich wohl in dem zweiten Viertel des XVIII. Jahrhunderts, in welcher Zeit (1740) sich auch eine französische Übersetzung findet, erlangte das Lied weitere Verbreitung und seine wohlverdiente Berühmtheit. Nun aber ist es längst Gemeingut der evangelischen Kirche geworden als das Lied, das in den verschiedensten Verhältnissen den Dank zu Gott hinaufträgt. Hiervon zum Schluß noch ein erhebendes Beispiel. Als nach dem glorreichen Siege bei Leuthen am 5. Dezember 1757 das ermüdete Heer Friedrichs des Großen noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde stehen blieb, sanken viele der tapferen Krieger, von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, auf den Boden hin. Durch das Dunkel der Nacht klang das Gestoß der Verwundeten und Sterbenden. Feierlicher Ernst lag auf dem ganzen Heere. Da auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!“ Ein Soldat hat laut und langsam den Gesang angestimmt, und von gleichen Gefühlen ergriffen stimmen seine Kameraden, bald auch stimmt die Regimentsmusik und schließlich das ganze Heer mit ein, und im tausendstimmigen Chöre schallt das Danklied über das blutgetränkte Schlachtfeld. Mit sinniger Beziehung hierauf wurde bei der feierlichen Enthüllung des Standbildes Friedrichs des Großen zu Berlin dasselbe Danklied in Gegenwart des Königs von der ganzen versammelten Menge gesungen. So lange die evangelische Kirche ihr unschätzbare Erbe, ihre Kirchenlieder, bewahrt und singt, so lange wird auch ihr gefeiertes Danklied erklingen: „Nun danket alle Gott!“ So lange wird auch das Andenken des Dichters, der uns das Lied gegeben hat, gesegnet sein und der Name Martin Rinkart unvergessen bleiben.

Nachruf

an Emanuel Geibel*), † am Palmsonntag 1884.

Von Rudolf Kögel.

Frommer Harfner, sei gesegnet!
 Dem deutschen Volk bist du begegnet
 Mit keuschem Lied, ein treuer Mann.
 Als des Liedes Bronnen stockten,
 Als uns verwelschte Stimmen lockten,
 Hast du gelöst den Doppelbann.
 Wie erster Beilchenduft
 Durchwürtzt die Frühlingsluft
 Am Palmsonntag:
 So süß und hold
 Ist hingerollt

Das Lied von deiner Saiten Gold.

Herold, der von Gottes Gnaden
 Uns früh zum Krönungsfest geladen,
 Als Deutschlands Schild noch lag zerstückt
 Deines Liedes kühnen Bogen
 Hast du in Seherkraft gezogen
 Und Main und Rheinstrom überbrückt.
 Daß, alles Haders frei,
 Uns einst beschieden sei
 Ein Palmsonntag,
 Fest prophezeit
 Trotz Widerstreit
 Hast du des Reiches Herrlichkeit.

Türmer, klar von Aug' und Sinne,
 Bei deinem Rundgang auf der Rinne
 Hast prüfend du ins Land geschaut.
 Wenn am Himmel Stürme drohten,
 Wenn fern unheimlich Blitze lohten,
 Dann warnte dein Drommetenlaut.
 Manches Lied im höhern Chor
 Umklang der Kirche Thor
 Am Palmsonntag.
 Des Kreuzes Bund,
 Des Glaubens Grund
 Hält unsers Volkes Herz gesund.

Deine Harfe ist verklungen,
 Erlöschen sind die Feuerzungen,
 Dein heißes Herz hat ausgeflammt.
 Wo dein erster Flug geschahen,
 Die Heimat sollt' den letzten sehen,
 Das traute Nest, dem du entstammt.
 Die Glocken von Marie'n
 Begleiteten dein Ziehn
 Am Palmsonntag.
 Auf lichter Bahn
 Schwang sich hinan
 Mit leisem Singen Lübeds Schwan.

Der Tempelplatz in Jerusalem — sonst und jetzt.

Dem Namen nach ist der jüdische Tempel in Jerusalem, den Salomo erbaute, den Nebukadnezar zerstörte, den Jesus Christus wiederholt betreten hat, einem jeden Leser dieses Blattes von Jugend auf wohl bekannt. Würden wir aber die einzelnen fragen, welches Bild sie sich von der Gestalt und von der Einrichtung dieses berühmten Bauwerks des alten Orients machten, so würde uns vielleicht jede Antwort, soviel wir deren erhielten, einen besonderen Entwurf dieses Heiligtums darbieten. Nur in dem einen Punkt würden wahrscheinlich alle übereinstimmen, daß das Gebäude selbst als recht groß und seine Ausführung und Ausschmückung als recht

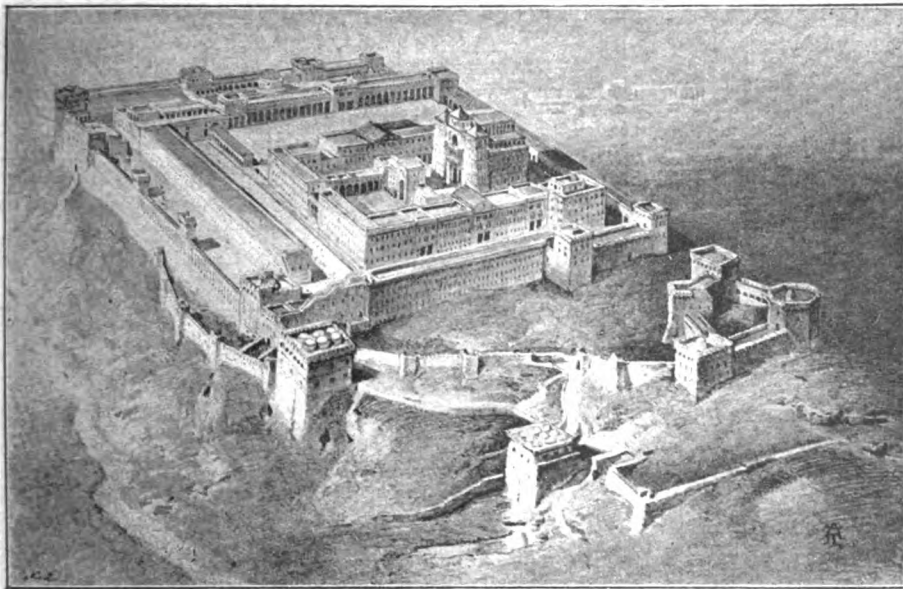
prächtigt und kostbar zu denken sei. Diese Auffassung liegt ja außerordentlich nahe; denn wir sind sofort geneigt, uns einen Gegenstand, der in der Geschichte eine große Bedeutung erlangt hat, selbst wenn dieses nur um seines inneren Wertes willen der Fall gewesen ist, auch in seiner äußeren Erscheinung als groß und prächtig vorzustellen.

Der letzte Tempel der Juden in Jerusalem, dessen Bau nicht lange vor der Zeit Jesu von Herodes dem Großen begonnen wurde, ist nach den übereinstimmenden Nachrichten des Altertums allerdings ein mit verschwenderischer Pracht ausgestatteter Bau gewesen. Nicht aber kann das von demjenigen Heiligtum gesagt werden, das die aus dem babylonischen Exil zurückkehrenden Juden unter der Leitung des Davididen Serubabel errichteten. Der älteste Tempel, der von Salomo erbaut wurde, war für seine Zeit gewiß ein Werk, das das Volk Israel mit Staunen und Bewunderung erfüllt hat; ob es jedoch unserm Geschmack und unserm Ideal von Schönheit entsprechen würde, diese Frage muß eher verneint als bejaht werden. Freilich befinden wir uns bei der Aufgabe, eine Rekonstruktion des salomonischen Tempels zu versuchen, in nicht geringer Verlegenheit, da die Mittel der Anschauung, die wir zu diesem Zweck vernutzen können, sehr gering sind. Die Anlage ägyptischer und assyrischer Tempel, mit der uns die Forschungen der letzten Jahrzehnte in überraschendem Grade bekannt gemacht haben, ist für den Bauplan des Salomo nicht maßgebend gewesen. Vielmehr waren es phönizische Künstler und Handwerker, die den Tempel dieses Königs entworfen und ausgeführt haben, natürlich nach phönizischen Vorbildern. Aber von der Anlage und der Einrichtung phönizischer Tempel haben wir bis zur Gegenwart eine nur recht mangelhafte Kenntnis.

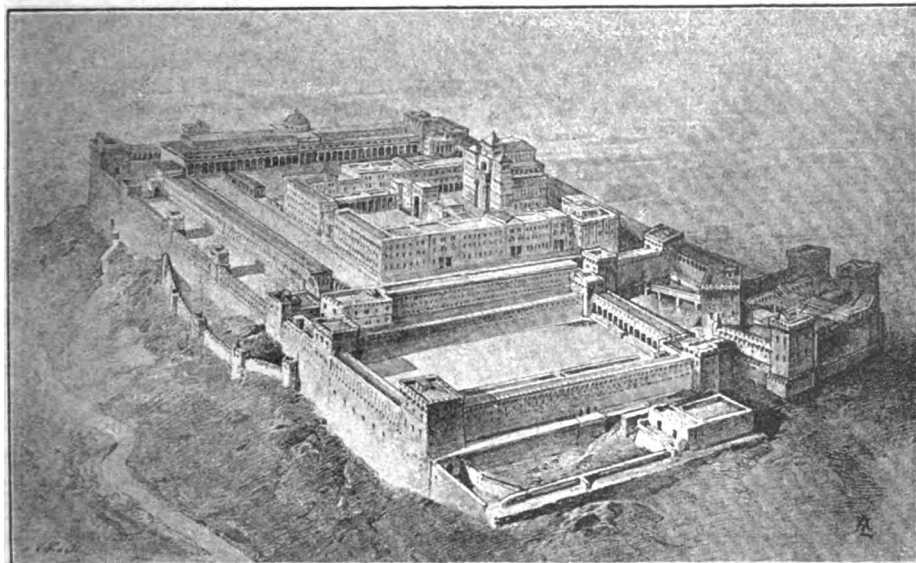
Jeder Rekonstruktion eines alten Bauwerkes in Jerusalem steht außerdem die nur mühsam zu überwindende Schwierigkeit entgegen, daß die Oberflächengestaltung des Bodens dieser Stadt im Laufe der Jahrhunderte einen ungeheuren Wechsel erfahren hat. Während der jungfräuliche Baugrund entweder der völlig nackte oder der nur mit einer dünnen rötlichen Lehmsschicht überzogene Felsen war, tritt dieser heutigentags dem Auge nur an wenigen hochgelegenen Stellen des Ortes unmittelbar an der Oberfläche entgegen. Die Mulden und Thäler sind durch Erd- und Schuttlager in einer Höhe von fünfzehn, ja dreißig Meter für den Blick vollkommen unkenntlich gemacht und verschwunden. Die alten Bauten wurden aber, wie sich von selbst versteht, nicht nur auf den Felsen gegründet, sondern es mußte auch ihre Anlage notwendigerweise nach der von der Natur gegebenen Oberflächengestaltung des Felsens eingerichtet werden. Man darf daher, will man sich die Lage des salomonischen Tempels vorstellig machen, nicht ohne weiteres die heutige Fläche des Haram esch-Scherif dem Bilde zu Grunde legen, sondern muß zunächst darüber Gewißheit zu erlangen suchen, welches die ursprüngliche Gestalt dieser Höhe gewesen ist.

Diese vor allem anderen notwendige Belehrung über die Veränderung des Grundes, auf dem der jüdische Tempel gestanden hat, liefert uns eine Vergleichung der drei auf Seite 457 gegebenen Bilder in sehr deutlicher Weise. Ehe ich jedoch die Aufmerksamkeit des Lesers auf die großen Unterschiede von sonst und jetzt richte, sei der Herkunft dieser Bilder mit einigen Worten gedacht. Die Abbildungen sind nach photographischen Aufnahmen eines Modells hergestellt, das den heutigen Haram esch-Scherif, den alten Tempelplatz, in den wichtigsten Epochen seiner Geschichte zu Anschauung bringen soll. Das Original, in jahrelanger Arbeit von dem königlich württembergischen Baurat Konrad Schick in Jerusalem gefertigt, ist aus Holz gearbeitet und zwar so, daß die Bauten der einzelnen Epochen bis auf die Fundamente abgehoben werden können, um dem Beschauer zuletzt nur die Nachbildung des natürlichen Felsbodens darzubieten. Es ist gegenwärtig noch Eigentum seines Urhebers und vielleicht von mehr als einem Leser des Daheim, der Jerusalem während der letzten Jahre besucht hat, in dem Hause Schicks in Augenschein ge-

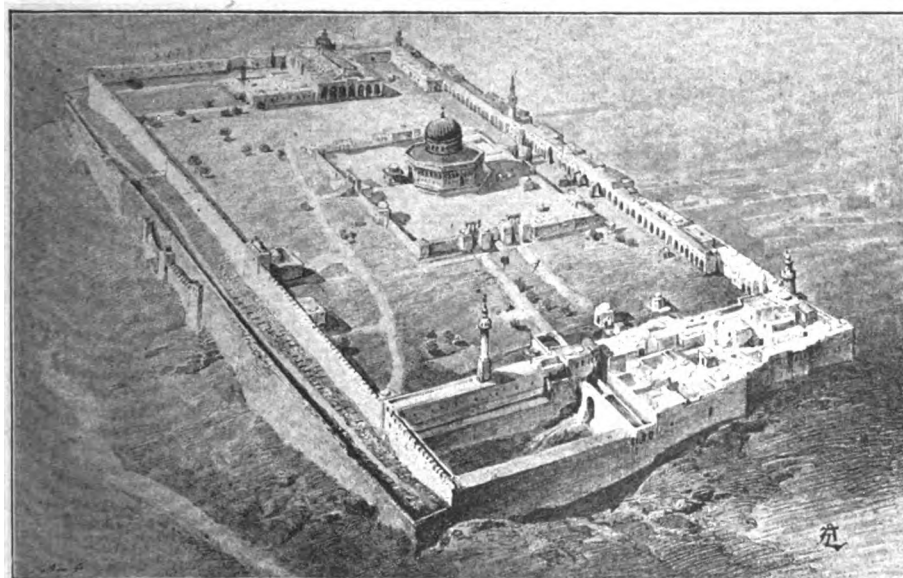
*) Anmerkung der Redaktion. E. Geibel hat sein bekanntes Türmerlied dem Choral „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ nachgebildet. Dieselbe Weise ist hier zur Anwendung gekommen.



Modell des Tempelberges in Jerusalem I: Der Tempel zur Zeit Salomos.



Modell des Tempelberges in Jerusalem II: Der Tempel zur Zeit des Herodes.



Modell des Tempelberges in Jerusalem III: Heutige Zeit.

nommen worden. Unter angemessenen Bedingungen würde Baurat Schmid gewiß zum Verkaufe des Modells bereit sein. —

Die dritte Abbildung zeigt den Haram esch-Scherif, den heiligen Platz der Muslime, in seiner heutigen Beschaffenheit. Wir gewahren, von der erhöhten Plattform in der Mitte abgesehen, eine im wesentlichen ebene Fläche. Fassen wir dann das erste Bild ins Auge, so tritt uns im Vordergrund, d. i. in der nördlichen Hälfte des Raumes — denn der Blick des Beschauers ist von Nordosten nach Südwesten gerichtet — ein großer Unterschied der Oberflächengestaltung entgegen. In Maßen ausgedrückt bedeutet dieser Unterschied folgendes: während sich die ursprüngliche Sohle des kurzen, aber tief eingeschnittenen Thälchens am vorderen Rande des Bildes bereits um vierzig Meter unter die größte Höhe des Bergrückens gesenkt hat, beträgt die Senkung der heutigen Oberfläche auf demselben Raum und in derselben Richtung nur etwa sieben Meter. Bedenken wir nun, daß die natürlichen Abhänge des Berges nach Südosten, Süden und Westen ebenso steil oder noch steiler abfallen, so begreift sich leicht, daß der Rücken des Berges nur eine ziemlich kleine ebene Fläche darbot, die zur Bebauung geeignet war. Ihr Umfang wird etwa der erhöhten Plattform in der Mitte des ersten Bildes entsprochen haben, nur daß er sich zweifellos nach Süden hin etwas weiter ausgedehnt hat. — Auf diese Plattform richteten sich daher die Augen der Forscher mit besonderer Wißbegierde; denn ihr Untergrund hat zweifellos die ältesten denkwürdigen Gebäude auf dieser Höhe getragen: den Palast Salomos und das Haus Jehovas. Doch ist diese Wißbegierde bisher nur in geringem Maße befriedigt worden, weil eine Untersuchung des Bodens von den Muslimen um keinen Preis gestattet wird. Die Erlaubnis zum Besuch des heiligen Platzes ist seit 1854 freilich leicht zu erlangen, aber nur was zugänglich ist und frei vor Augen liegt, kann betrachtet und im günstigsten Falle auch gemessen werden. Doch muß sich der Fremde immer noch mit Vorsicht bewegen; denn die alte Unsitte, die in den Evangelien mehrfach erwähnt wird (z. B. Joh. 8, 59), nämlich den Mißliebigen oder Andersgläubigen mit Steinen zu werfen, ist hier noch nicht außer Übung

gekommen, wie der Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren selbst erlebt hat, als er ohne die übliche muslimische Begleitung auf dem Plage umherging.

Der stolze Kuppelbau, der sich auf der erhöhten Plattform des dritten Bildes erhebt, ist eins der vornehmsten und schönsten Heiligtümer der gesamten muslimischen Welt. Er wird Kubbet es-Sachra, d. i. „Felsenkuppel“ oder gewöhnlich „Felsendom“ genannt, weil die dreißig Meter hoch gewölbte Kuppel den „heiligen Felsen“ überspannt, die heiligste Stätte des ganzen Platzes, die durch einen reichen, aus den verschiedensten Blättern geflochtenen Sagenkranz verherrlicht ist. Die eine Reihe von Sagen rühmt ihn als eine wichtige Kultusstätte schon der grauen Vorzeit. Melchisedek soll hier geopfert haben, hier soll Abraham bereit gewesen sein, seinen einzigen Erben den Opfertod erleiden zu lassen. David soll hier dem Gotte Israels einen Altar gebaut haben, weil an dieser Stätte die Plage der Pestilenz aufhörte, die wegen der von David unternommenen Volkszählung das Volk Israel getroffen hatte. Endlich soll auf diesem Felsen der Brandopferaltar vor den Tempeln des Salomo, des Serubabel und des Herodes gestanden haben. Die andere Reihe von Sagen knüpft solche Ereignisse an diesen Ort, denen der Zug eigentümlich ist, daß der Himmel über diesem Felsen offen erscheint. Hier — und nicht in Bethel, wie das alte Testament erzählt — habe Jakob im Traum Himmel und Erde durch eine Leiter verbunden gesehen und nach dem Schläfe voll Ehrfurcht die Worte gesprochen: „Sie ist nichts anderes denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels!“ Aus der Höhle unter dem heiligen Felsen soll Mohammed auf dem Wunderrosse Būrak in den Himmel entrückt worden sein; vor seinem Körper öffnete sich die Decke der Höhle, und so entstand das runde Loch, durch welches noch heute die Besucher nach oben durch den heiligen Felsen hindurchschauen können. Ja der starre Felsen fing bei diesem Ereignis an sich zu regen und hätte den Propheten auf seiner Fahrt gern begleitet, wenn nicht der Engel Gabriel mit übermenschlicher Kraft ihn zurückgehalten hätte; die Spuren seiner Hand sind noch heute an der westlichen Seite des heiligen Felsens wahrzunehmen.

In welcher Beziehung dieser durch die Sage verherrlichte Stein wirklich zu dem Tempel des Salomo gestanden hat, ist streitig und wird streitig bleiben, bis eine genaue Prüfung des Untergrundes der Plattform vielleicht einen sicheren Aufschluß darüber liefert. Einige Gelehrte sind der Meinung, daß er die Lade Jehovas, das alte und vornehmste Heiligtum Israels, getragen habe und demnach in dem Dunkel des Allerheiligsten den Blicken des Volkes völlig entzogen gewesen sei. Andere dagegen halten es für wahrscheinlich, daß der Brandopferaltar über ihm errichtet war, und berufen sich namentlich auf das runde Loch des heiligen Felsens, welches in Verbindung mit einem unterirdischen Kanal das Blut der Opfertiere abgeführt habe. Dieser letzteren Ansicht ist auch Baurat Schick gefolgt, indem er, wie die erste Abbildung zeigt, den salomonischen Tempel an die Westseite des Haram esch-Scherif verlegt. Hat nämlich der Brandopferaltar auf dem heiligen Felsen gestanden, so bleibt keine andere Lage als die erwähnte für den Tempel übrig, weil wir genau wissen, daß der Brandopferaltar an der Ostseite des Tempels und zwar vor dem großen Eingangsthore desselben gestanden hat. Dieses letztere hatte einen eigentümlichen Schmuck, der der Erwähnung wert erscheint. Es erhoben sich vor oder in dem Durchgange zwei aus Erz gegossene freistehende Säulen, deren Krönung in einem ebenfalls gegossenen Kapitäl bestand, das mit einem Flechtwerk von Zweigen und Granatäpfeln verziert war. Die Gesamthöhe dieser beiden Säulen, die Jakin und Boas hießen, belief sich auf $11\frac{1}{2}$ Meter. Sie waren offenbar der Ausstattung eines phönizischen Tempels nachgebildet. Denn es ist uns ein kleines Modell eines solchen erhalten, das in genau entsprechender Weise vor der Tempelthür zwei freistehende Säulen mit zugespitztem Kapitäl zeigt.

Obgleich diese Stätte viel später geweiht wurde, als andere im Lande Israels, deren Heiligkeit über alles menschliche Gedenken hinaufzuragen scheint, so hat sie dennoch allein

den Charakter der Heiligkeit für die spätere jüdische Gemeinde behalten. Die Erzählung im 2. Sam. 24, auf die schon oben angespielt wurde, läßt darüber keinen Zweifel, daß diese Höhe noch zu Davids Zeit nichts anderes war als eine Dreschtenne, auf der man die Garben von den Feldern zusammentrug, die Körner durch die Hufe des Viehes austreten ließ oder mit Hilfe eines Schlittens ausquetschte und nachher von der Spreu reinigte. Sie diente ausschließlich für profane Zwecke und befand sich nicht einmal im Besitz eines Israeliten, sondern eines Kanaaniters, des Jebusiters Arafna. Erst unter Salomos Regierung wurde sie endgültig für heilige Zwecke geweiht. Doch ist es von Wichtigkeit für die ursprüngliche Bedeutung des Tempels, daran zu erinnern, daß Salomo die für sich und seine Frauen, für seine Dienerschaft und für Staatszwecke notwendigen Gebäude in der unmittelbaren Nähe des Heiligtums errichten ließ. Dieselbe Höhe trug die Wohnung des Königs und die des Gottes Israels, und zwar bildete die letztere ein Zubehör der ersteren, nicht etwa umgekehrt. Der Tempel war das Heiligtum der königlichen Familie oder des königlichen Palastes in ähnlicher Weise, wie eine mittelalterliche Burg ihre eigene Kapelle für die Familie und die Mannen des Burgherrn innerhalb ihrer Mauern hatte. Die Geschichte des Reiches Juda bis zum Exil bietet nun die merkwürdige und folgenschwere Erscheinung, daß der Stern des Königtums verbleicht, der durch dasselbe geschaffene Tempel hingegen in einem stets größeren Glanze der Heiligkeit leuchtet. Die königlichen Tempel des nördlichen Reiches Israel wurden entweiht und zerstört, aber das Heiligtum in Jerusalem blieb unversehrt, ja im letzten Viertel des VII. Jahrhunderts wurde es als die einzig legitime Kultusstätte des Reiches Juda anerkannt und jedes Opfer an einem anderen Orte als Götzendienst gebrandmarkt. Das war die reife Frucht des Samenforts, das David und Salomo, selbst ahnungslos über diesen Ausgang, hier einst eingesenkt hatten. Ein Heiligtum verband nun das Volk des einzigen Gottes, und dieses Band hat wesentlich dazu beigetragen, trotz des babylonischen Exils die Lebenskraft der jüdischen Gemeinde zu erhalten.

Der Prophet Ezechiel tadelte die Könige Judas, daß sie vor dem Exil den heiligen Namen Jehovas entweiht hätten, indem sie ihre Schwelle an seine Schwelle und ihre Pforten neben seine Pforten setzten, „so daß nur eine Wand zwischen mir und ihnen war“, und fordert, daß eine solche Entweihung in Zukunft nicht mehr stattfinden solle (Kap. 43, 7—9). Es ist in der That nach dem Exil anders geworden: Der Tempelplatz trug nur das Heiligtum und die Häuser derer, die Dienste an ihm zu verrichten hatten; neben Jehova und seinen heiligen Dienern war kein Platz mehr für profane, für weltliche Gebäude, selbst Fürsten haben seitdem ihre Wohnungen hier nicht mehr aufgeschlagen.

Noch einmal erstand der Tempel nach manchen traurigen Schicksalen zu größerer Pracht als je zuvor. Herodes der Große, teils von dem Wunsche beseelt, die Abneigung der Juden gegen seine Herrschaft zu überwinden, teils von dem Ehrgeize getrieben, auch den Ruhm eines Salomo zu übertreffen, hat den Platz mit kostbaren Bauwerken geschmückt, von denen sich trotz der verheerenden Stürme, die über sie hinweggebraust sind, noch stolze Reste bis heute erhalten haben. (Vergl. die zweite Abbildung.) Der heilige Bezirk wurde bedeutend vergrößert und durch gewaltige Ringmauern eingefaßt, die aus schön behauenen Steinen von auffallend großen Dimensionen erbaut wurden. Baurat Schick leitet freilich, wie eine Vergleichung des zweiten und ersten Bildes zeigt, den größten Teil dieser Ringmauern schon von Salomo her; allein es spricht manches gegen diese Annahme. Wie dem auch sein mag, die Größe und Schönheit dieser Mauern, deren Höhe noch heute von den verschütteten Fundamenten bis zur Krone vierzig, ja fünfzig Meter beträgt, ist wahrhaft staunenswert. Nach innen schlossen sich geräumige und prächtige Hallen an diese Mauern. Wer aus ihnen hinaustrat, befand sich auf dem äußeren Tempelbezirk oder dem „Vorhof der Heiden“, den jedermann betreten konnte, Israeliten wie Andersgläubige.

Ein reger, geräuschvoller Verkehr wird denselben belebt haben; denn auf ihm betrieben Käufer und Verkäufer sowie Geldwechsler ihre Geschäfte. Hier konnte der aus einem fremden Lande nach Jerusalem gewanderte Jude sein ausländisches Geld in jüdische Münze umwechseln; denn nur in solcher durfte die Tempelsteuer bezahlt werden. Hier konnte man die Schafe, die Ochsen, die Tauben, die man zu opfern gedachte, einkaufen. Aus diesem „Vorhof der Heiden“ vertrieb einst Jesus alle, die durch solchen Handel das Haus Gottes entweihten, mit den bekannten Worten: „Stehet nicht geschrieben: Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber habt eine Wölbergrube daraus gemacht!“ (Ev. Mark. 11, 15 ff.)

Der innere Tempelbezirk lag etwa in der Mitte des ganzen Platzes und war durch eine anderthalb Meter hohe Steinschranke abgegrenzt. An derselben waren Steinsäulen mit Inschriften in griechischer und lateinischer Sprache angebracht, die jedem Fremden, das heißt Nichtjuden, bei Todesstrafe die Überschreitung dieser Grenze verboten (vergl. Daheim XX. [1884], Nr. 19). Die Steinschranke war an mehreren Stellen durch Treppen unterbrochen, die zu der die eigentlichen Tempelgebäude tragenden Terrasse emporführten. Wer von Osten her eintrat, kam durch das „korinthische Thor“ zunächst in den „Vorhof der Frauen.“ Hier stand der Gotteskasten, vor dem sich Jesus in den letzten Tagen seiner irdischen Wirkamkeit niedersetzte, um zu sehen, „wie das Volk Geld einlegte. Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein.“ Hier hat unser Herr und Heiland die Gabe dieser Frau vor seinen Jüngern mit den Worten gerühmt: „Wahrlich, ich sage euch, diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn alle die eingelegt haben.“ (Ev. Mark. 12, 41 ff.)

Schritt man weiter nach Osten vor, so führten fünfzehn Stufen zu dem „großen Thore“ empor, das Einlaß zu dem „Vorhof der Männer“ gewährte, von dem alle Frauen ausgeschlossen waren. Hier endlich lag das eigentliche Tempelhaus frei vor den Augen des andächtigen Beschauers. Aber nur betrachten, nicht betreten, ja auch nicht berühren durfte der Jude das Haus seines Gottes, denn ein steinernes Gitter schied nochmals nach innen von dem Vorhof der Männer „den Vorhof der Priester“ ab, in dem der Brandopferaltar stand und sich die zur Schlachtung der Tiere notwendigen Vorrichtungen befanden. So konnte der gläubige Jude nur aus einiger Entfernung die Pracht des Tempels bewundern. Der Bau, aus den kostbarsten weißen Steinen gefügt, erhob sich bis zu zweiundfünfzig Meter. An vielen Stellen waren die Steine mit Goldplatten bedeckt, so daß der jüdische Schriftsteller Josephus von diesem Wunderwerke des herodianischen Tempels, den er noch mit eigenen Augen gesehen hatte, rühmt, daß er durch die Weiße seines Marmors einer schneebedeckten Bergspitze ähnlich gewesen sei und der Glanz des Gesteins wie des Goldes, von der Sonne beschienen, das Auge geblendet habe.

Als Jesus zum letztenmal diesen Tempel besucht hatte, machte ihn einer seiner Jünger auf die Pracht und auf die Großartigkeit des Baues aufmerksam. Aber der Herr erwiderte ihm: „Siehst du wohl allen diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.“ (Ev. Mark. 13, 1 ff.) An den Ernst dieses Wortes wird sich jeder erinnern, der auf dem heutigen Haram esch-Scherif vergeblich nach den Resten des großartigen herodianischen Tempels sucht. Das mächtige Bauwerk, das für alle Zeiten errichtet zu sein schien, ist verschwunden, der ehrwürdige Brandopferaltar ist zertrümmert. Das Opfer des neuen Bundes, durch das der Haß zwischen Juden und Heiden abgebrochen und für die ganze Menschheit der freie Zugang zu dem Gnadenthron Gottes eröffnet wurde, ist an einer andern Stätte dargebracht worden. An die Stelle des sichtbaren Gotteshauses Israels trat nun die „Behausung Gottes im Geist“ unter allen Völkern.

H. G.

Aus Robert Schumanns Jugendzeit.*)

Man hat Robert Schumann schon — und nicht mit Unrecht — den Komponisten der deutschen Jugend genannt. Damit soll nicht etwa gesagt werden, dieser große Tonmeister habe nur für die Jugend in Tönen gedichtet, oder gar — wie man namentlich zu seinen Lebzeiten hören konnte — seine Musik finde nur bei der stürmisch drängenden, noch unklaren und überschäumenden Jugend Beifall und Verständnis, während sie dem gereiften Geiste des Mannes volle Befriedigung nicht gewähre, denn dieser verlange von der Kunst nicht bloß volle Durchbildung der Form, sondern auch ruhiges Ebenmaß als Grundstimmung, diese Musik aber dringe gar zu mächtig, fast narfotisch heraufschend auf den Tonsinn ein, erzeuge ohne zu beruhigen, häufe die Kontraste, ohne sie zu versöhnen, ganz abgesehen von der Reife, mit welcher die Form gehandhabt werde und welche allerdings auffallend an den kühlen Übermut, an die Ungebundenheit der aufstrebenden Jugend gemahne. In dem Sinne, als ob Schumann gleichsam nie über die künstlerischen Flegeljahre hinausgewachsen wäre, nie die Vollreife und Abgeklärtheit des Mannesalters erreicht hätte, können wir jene Bezeichnung unmöglich gelten lassen. Wohl aber darf er der Musiker der deutschen Jugend heißen, weil er tatsächlich der erklärte Liebling derselben ist, wenigstens desjenigen Teils, der auch ins Musizieren den „edlen Geist des Ernstes“ hineinträgt, wie er Jünglingsseelen adelt, der in der Musik nicht eitles Tändeln erblickt, sondern in irgend einem Sinne Geistesoffenbarung sucht, sei es den Abdruck einer geistigen Persönlichkeit, sei es den Niedererschlag oder Widerhall einer nach Mitteilung und Selbstentäußerung verlangenden bewegten Innerlichkeit. Solch idealem Sinne kommt Schumanns Musik in besonderem Maße entgegen, denn diese Musik ist das gerade Gegenteil von dem, was man gemeinhin „Kapellmeistermusik“ zu nennen pflegt, d. h. einer Musik, deren Bestimmung darin aufgeht, schön und erfreulich zu klingen; die so scharf ausgeprägte Physiognomie der Schumannschen Tongestalten, die Sprechbarkeit der Akkordbildungen wie der empfindungsschweren Melodik drängt dem auffassenden Tonsinn fast unwillkürlich die Frage auf: „Was will diese Musik sagen?“ Es ist, als müßte man die Züge der geistigen Persönlichkeit erfassen, die sich hinter dieser reichen Tonwelt verbirgt, als müßte man von diesen scharf umrissenen, so durchaus das Gepräge des Individuellen und Persönlichen tragenden Tonbildern auf die Gedanken- und Stimmungswelt raten, welche darin Gestalt gewinnen und sich uns mitteilen möchte.**)

Diese Musik trägt durch und durch den Stempel des Idealismus: da ist auch nicht die kleinste Form oder Wendung um ihrer selbst willen da oder durch konventionelle Gewohnheit bestimmt, es ist der Gedanke, der die Form nicht bloß beherrscht, sondern in jedem einzelnen Falle erzeugt als seinen Leib. Diese Idealität, sowie die gegen den abschleifenden Einfluß irgend welcher Schule zäh sich behauptende Originalität läßt Schumanns musikalisches Schaffen mit dem Wesen und der Stimmung der im Feuer der ersten Begeisterung und im Bewußtsein der eigenen jungen Kraft vorwärtstrebenden Jugend verwandt erscheinen. Dazu kommen noch Berührungspunkte der mannigfachen Art: vor allem die Unmittelbarkeit und Energie der Empfindung, und der schwärmerische Zug seines Wesens; der Hang zu träumerischem

*) Jugendbriefe von Robert Schumann, nach den Originalen herausgegeben von Klara Schumann. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1885.

**) So sagt Schumann selbst einmal (an Klara Wied 13. April 1838): „Deshalb sind auch viele meiner Kompositionen so schwer zu verstehen, weil sie an entfernte (d. h. wohl nicht eigentlich musikalische) Interessen anknüpfen, oft auch bedeutend, weil mich alles Merkwürdige der Zeit ergreift und ich es dann musikalisch wieder aussprechen muß. Darum genügen mir auch so wenig neuere Kompositionen, weil sie, abgesehen von allen Mängeln des Handwerks, sich auch in musikalischen Empfindungen der niedrigsten Gattung, in gewöhnlichen lyrischen Ausdrücken herumtreiben. Das Höchste, was hier geleistet wird, reicht noch nicht bis zum Anfang meiner Musik. Jenes kann eine Blume sein, dieses ist das um so viel geistigere Gedicht“ (S. 272).

Verfinken in Stimmungen, zu seliger Gefühlschwelgerei, sowie die Vorliebe für das geheimnisvolle Hellbunkel der Romantik.

Für den „Musiker der deutschen Jugend“ ist es gewiß bezeichnend, daß ihm unter allen Schriftstellern und Dichtern gerade Jean Paul das Herz abgewonnen hat und daß er zeitlebens dieser ersten Liebe treu geblieben ist. Als Jüngling von achtzehn Jahren macht er eine Pilgerfahrt nach Bayreuth, um die Stätte zu schauen, da sein Lieblingsdichter gewohnt hatte. Über den Reden, die ein von dem Jüngling geliebtes Mädchen „über Jean Paul führt“, zerrann „das hohe Ideal“, das er in ihr gesehen hatte, sie erschien ihm bloß noch als ein ganz gewöhnliches Mädchen, die Liebe war dahin. Auch der gereifte Künstler kam ernstlich in Wallung, wenn man ihm seinen Jean Paul antastete. Es war die innere Verwandtschaft, welche ihn so mächtig zu demselben hinzog. — So wäre Schumann der Jüngling der aufstrebenden musikalischen Jugend geworden schon wegen der hervorragenden Züge seiner musikalischen Physiognomie, auch wenn er nicht durch die unergleichen „Kinderszenen“, das „gemüthvoll-sinnige Album für die Jugend“ sich recht als den echten, deutschen Hausfreund bewiesen hätte, der mit den Kleinen plaudert, Geschichten erzählt ohn' Ende,*) in der Kinderstube die Dämmerstunde verbringt, selbst ein Kind an Einfalt des Herzens und Reinheit des Sinns. — Um so mehr Interesse hat es für jeden Freund der Schumannschen Muse, einen Blick zu thun in das Werden und Wachsen des jungen Künstlers.

Die Jugendbriefe, welche Schumanns vielgeprüfte, geniale Witwe nunmehr nach den Originalen herausgegeben hat, umfassen die Zeit vom achtzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre unsers Meisters. Sie beginnen mit dem Schritt aus der Schule und enden mit dem Zeitpunkt, da sein Werden und Streben, sein inneres und äußeres Leben einen festen Pol gefunden hat in der Liebe der genialen Künstlerin Clara Wieck, die ihm nicht bloß eine treue, aufopfernde Lebensgefährtin, sondern die verständnisvollste, in sein geheimstes Wesen und Schaffen eingeweihte, in allen Stücken gleichgesinnte und gleichgestimmte Kunstgenossin geworden ist.

Der Entwicklungsgang, welcher in den Jugendbriefen gewissermaßen abgeschlossen vor uns liegt, läßt uns „den ganzen Reichtum einer ideal angelegten,“ bei aller Verslossenheit nach außen, bei aller Scheu und Zurückhaltung gegenüber

von Fremden und Fernerstehenden doch „mit Kraft und Energie ausgestatteten und den höchsten Zielen zustrebenden Jünglingsnatur“ erkennen. Das Bild, das in diesen unmittelbaren Ergüssen und Äußerungen uns entgegentritt, entspricht dem Bilde, das Schumanns Schaffen ahnen läßt: Künstler und Mensch geht hier Hand in Hand, was der Mensch errungen hat und als Eigenes besitzt, das und nur das will der Künstler geben. Die Briefe bestätigen es, daß unserm Meister die Kunstleistung nicht eitles Spiel, nicht bloßes Formen und Bilden von Klangmassen, sondern Selbstentäußerung gewesen ist. So sagt er selbst (S. 282) einmal: „Es affiziert mich alles, was in der Welt vorgeht; — über alles denke ich nach meiner Weise nach, was sich dann durch die Musik Luft machen,

einen Ausweg suchen will.“ — Wie von Grund aus Schumann Musiker gewesen ist, das wird uns ergreifend klar, wenn wir den Kampf verfolgen, den es ihm gekostet hat, bis er der natürlichen Begabung folgen und die Musik zum eigentlichen Lebensberuf erwählen durfte. Zwanzig volle Jahre alt ist Schumann geworden, bis dieser sein Herzenswunsch erfüllt wurde und die Mutter dazu ihre Einwilligung mit voller Freude geben konnte. Wohl hatte er schon in früher Jugend Proben eines hervorragenden musikalischen Talentes abgelegt: schon mit elf Jahren begleitete er auf dem Klavier eine Aufführung des „Weltgerichts“ von Schneider, verstand zu arrangieren und zu dirigieren; sein Lehrer Kunzsch prophezeite ihm eine große Zukunft, auch der Vater, ein hochstrebender, gebildeter

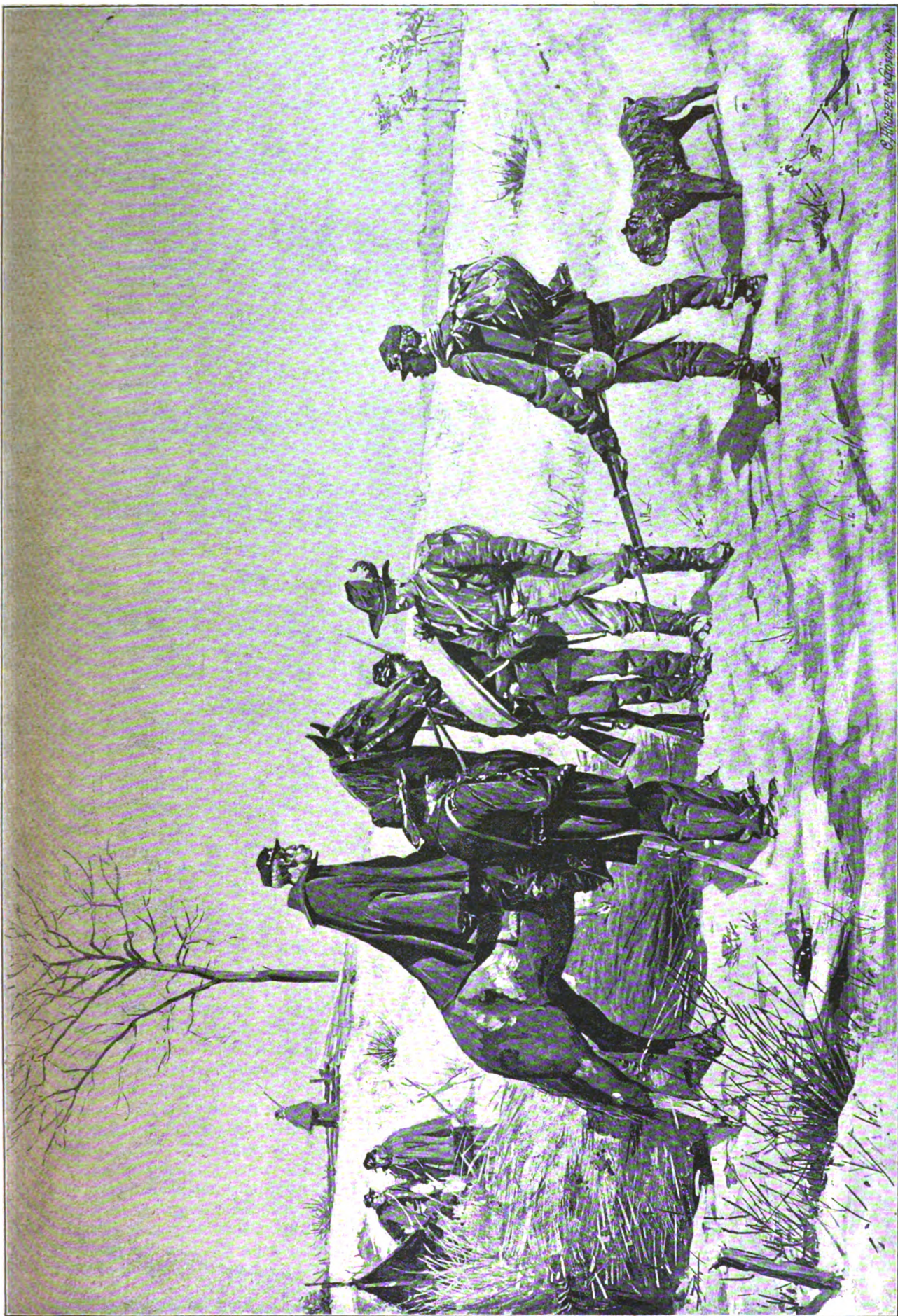
und weitblickender Mann,*) hatte sich schon an keinen Geringeren als Karl Maria von Weber gewendet und von diesem die Zusage erlangt, daß er die Ausbildung des begabten Knaben in die Hand nehmen werde — aber der Vater starb, als Robert sechzehn Jahre alt war. Die Mutter, die Robert, ihren Jüngsten, „den Lichtpunkt ihres Lebens“ nannte, konnte sich gerade aus treufürsorgender Liebe nicht mit dem Gedanken befreunden, den geliebten Sohn der Ungewißheit und Unsicherheit des Musikerberufs preisgegeben zu sehen. Von ihrem Standpunkte aus war es nicht bloß wohlgemeint, sondern auch ganz richtig gedacht und geurteilt, wenn sie darauf drang, daß der Sohn sich erst durch das Studium der Jurisprudenz eine gesicherte bürgerliche Stellung erringe, die Zukunft aber als Schmutz des Daseins einst in sein Haus führe. Hatte doch Robert



Robert Schumann. Gezeichnet nach dem Leben von E. Bendemann.

*) „Gespensstererzähler und Erschrecker“ S. 282.

*) Buchhändler in Zwickau.



Aus dem amerikanischen Bürgerkrieg: Ein gefangener Konföderierter auf einer Nordstaatenfeldwache. Originalzeichnung von C. W. Deet.

selbst nicht mit derjenigen Energie auf seinem Wunsche beharrt, die man hätte erwarten müssen, wenn er sich durch Versagung desselben wirklich unglücklich gefühlt hätte. Einer der schönsten Züge in dem Charakterbilde des großen Tonmeisters ist die zartfühlende Pietät, mit welcher Schumann dem von treuer Mutterliebe eingegebenen Wunsche seiner Mutter — die darin natürlich von dem Vormund bestärkt wird — nachgibt. Wohl bekennt er später, da er sich unwidersprechlich klar darüber geworden ist, wozu er innerlich berufen sei, in einem Briefe an die Mutter offen: „Folg' ich meinem Genius, so weist er mich zur Kunst, und ich glaube zum rechten Weg. Aber eigentlich — nimm es mir nicht übel, und ich sage es dir nur liebend und leise — war mir's immer, als verträtest du mir den Weg dazu, wozu du deine guten, mütterlichen Gründe hattest, die ich auch recht gut einsah und die du und ich die ‚schwankende Zukunft und unsicheres Brot‘ nannten“ — aber wie konnte er, ohne wirklich zu müssen, ohne gar nicht mehr anders zu können, einer Mutter weh thun, an die er „alle Tage des Lebens gedenkt.“ der er 1828 als achtzehnjähriger Sohn schreibt: „Die Eltern haben ein Leben von dem Kinde zu fordern! Der Vater schlummert schon. Dir, meine teure Mutter, bin ich nun um so mehr schuldig: ich habe die Schuld für ein mir glücklich bereitetes Leben, für eine heitere, wolkenlose Zukunft Dir allein abzutragen.*) Möchte das Kind sich dieser Schuld würdig finden und zeigen, daß es die Liebe einer guten Mutter ewig, ewig durch tugendhaften Wandel erwidert;“ welch ein inniges, geistiges Zusammenleben trotz räumlicher Trennung zeigt es, wenn der Sohn 1828 an die Mutter nach Karlsbad schreibt: „Daß Du Dich trotz Deiner Einsamkeit — so wohl befindest, konnte mir nur eine werthe, teure Nachricht sein. Ich kann mir Dich im Geiste so recht denken, wenn Du so einsam spazieren gehst, wehmüthig an den Himmel blickst und dann den Lenker des Geschieds fragen willst: warum hast du mir alles genommen, was kein Leben und keine Zukunft mir wiedergeben und aufwiegen kann? — und wenn Du dann lächelnd auf die ewigen Blumen und Blüten in der herrlichen reichen Natur niederschaust und Dein frommes Herz Dir leise zuzust: Gott weiß es am besten! — und dann blickst Du getrösteter um Dich und möchtest ausrufen: Ach, das Leben ist doch schön und der ganze Mensch eine Freudenthräne der Gottheit.“ Oder, wenn er ihr auf einen Brief, den er am 10. August, dem Todestag des Vaters erhalten hatte, antwortet: „Deinen Brief erhielt ich am 10., diesem Charfreitage unserer Freuden, wie ich eben so recht aus ganzem Herzen geweint hatte. Vorgestern träumt' ich von Dir, wie Du auf den Schloßberg gegangen warst, um Dich recht auszumeinen, und als ich aufwachte, lagen auch noch Thränen in meinem Auge. — O Mutter, alles hat ein Ende — aber meine kindliche Liebe ist ewig und Deine Muttergüte möge endlos fortwähren!“

So geht er willig nach Leipzig und versucht's, Jurist zu werden. Er bekennt freilich gleich im Anfang (21. Mai 1828) der Mutter, daß er den „Seelenkampf“ wegen der Wahl eines Studiums nicht los werde: „Die kalte Jurisprudenz, die einen bei dem Anfang schon niederschmettert durch ihre eiskalten Definitionen, kann mir nicht gefallen. Und doch, es geht nicht anders. Ich muß an die Jurisprudenz, so kalt, so trocken sie auch sein mag, ich will überwinden.“ — Es geht auch nicht recht. Leipzig mit seinen Juristen wird ihm geradezu „ekelhaft.“ Noch einmal versuchte er es im heiteren Heidelberg. Er hofft auf Thibaut, den berühmten Rechtslehrer, „der von Leben, Geist überfließt, und kaum Zeit und Worte genug hat, seine Ideen auszusprechen.“ Er schreibt gar einmal: „Das Jus schmeckt mir bei Thibaut und Wittermayer exzellent und ich fühle jetzt erst die wahre Jurisprudenz, wie sie alle heiligen Interessen der Menschheit fördert.“ Aber bald empfindet er abermals, daß er „kein praktischer Mensch“ sei, daß er's als Jurist nicht weiter bringe, und Thibaut selbst muntert ihn gar nicht dazu auf, meint vielmehr, der Himmel

habe den jungen Studiosus, der als Klavierspieler in der Heidelberger Gesellschaft Aufsehen erregte, ja „der Liebling des Heidelberger Publikums“ geworden war, nicht „zum Amtmann“ geboren. Wie wehmüthig berührt es uns, wenn der Jüngling, dessen Lebenselement die Musik war, am 11. November 1829 der Mutter schreibt: „Auf eine Stelle Deines Briefes muß ich Dir trauernd antworten. Du sprichst von Musik und meinem Klavierspiel. Ach! Mutter, mit diesem ist es fast ganz aus und ich spiele selten und sehr schlecht, und die Fackel des schönen Genius der Tonkunst ist im milden Berlöschen und mein ganzes musikalisches Treiben kommt mir wie ein herrlicher Traum vor, der einmal war und an den ich mich nur noch dunkel entsinnen kann, daß er war. Und doch, glaube mir, hätte ich jemals etwas auf der Welt geleistet, es wäre in der Musik geschehen; ich habe in mir von jeher einen mächtigen Trieb für die Musik gefühlt, auch wohl schaffenden Geist, ohne mich zu überschätzen. Aber — Brodstudium! — Die Jurisprudenz verknorpelt und vereist mich noch so, daß keine Blume der Fantasie sich mehr nach dem Frühling der Welt sehnen wird.“ — Es ist nicht so geblieben, die Musik verlangte ihr Recht und kam auch zum Recht. So schreibt er am 1. Juli 1830: „Ist Dir ein Bildchen von meiner Lebensenteilung nicht unlieb, so gebe ich Dir es gern. Nur die Jurisprudenz legt manchmal einen kleinen, frostigen Winterreif über meinen Morgen; sonst ist lauter Sonnenschein drinnen und alles glänzt und blüht, wie junge, frische Tauperlen auf Blumen. Die Götterjugend ruht nicht im Alter, sondern im Herzen und die rechten Menschen sind ewig jung, wie Du und die Dichter. Meine Idylle ist einfach und zerfällt in Musik, Jurisprudenz und Poesie und so sollte immer die Poesie das praktische Leben einfassen oder das schöne, glänzende Gold den rohen, klaren, scharfen Diamanten. — Ich steh früh auf. Von vier bis sieben Uhr arbeite ich, von sieben bis neun geht's ans Klavier, dann zu Thibaut; nachmittags wechselt Kollegium mit englischer und italienischer Stunde und Lektüre und abends geht's unter die Menschen und in die Natur. Das ist das Ganze und ein Ganzes.“ Aus den zwei Stunden Klavierspiel wurden meist sieben Stunden — daß man den jungen Künstler von allen Seiten gesellschaftlich in Anspruch nahm, darf uns nicht wundern.)* Rechter Ernst wollte es mit dem Jus eben nie werden.

Da rechnet er mit sich ab und schreibt der geliebten Mutter am 30. Juli 1830 ernst und dringend: „Mein ganzes Leben war ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Poesie und Prosa, oder nenn' es Musik und Jus. Es kann für den Menschen keinen größeren Qualgedanken geben, als eine unglückliche, tote und seichte Zukunft.“ So viel ist ihm klar: zur Entscheidung muß es kommen, eins oder das andere, Musik oder Jus. Er will die Entscheidung auf das Urtheil eines Mannes ankommen lassen, der ihn und seine Fähigkeiten kennt, und weist die Mutter an Wied in Leipzig, den hochgeachteten Künstler und Lehrer. Und die Mutter schreibt dem Sohne einen Brief, von dem dieser „nicht weiß, ob er drinnen mehr den Menschen oder die Mutter bewundern soll.“ Er gehört von jetzt an der Kunst.

Wohl hat der Zwanzigjährige viel nachzuholen; denn so viel er in der Musik auch schon konnte, eigentlichen Kompositionsunterricht hatte er noch nicht gehabt, er mußte nun von vorne anfangen, der hochbegabte, nahe an die Künstler-schaft reichende Dilettant mußte erst durch die Schule sich zum Künstler verfestigen. Dennoch ist die Sohnestreue, welche seine künstlerische Entwicklung aufgehalten hat, auch dem Musiker und Künstler zum Segen geworden. Als Schumann zur Kunst übertrat, war er schon verhältnismäßig gereift an Geist und Jahren; er war sich klar über das Ziel, das er zu erreichen hatte, er hatte eine ausgesprochene Eigenart, die keine Schule ihm mehr abstreifen konnte, und so ging er auch methodisch den eigenen Weg. Das fühlten seine Lehrer, der treffliche Wied und Heinrich Dorn bald genug heraus, daß

*) Vergl. S. 42.

*) „Die verdammtten Familienmaskenbälle,“ klagt er S. 109.

dieser Schüler nur sich aneignete, was er brauchte und sich assimilieren konnte. So verkürzte sich für Schumann der Weg zum Ziele der Meisterschaft wieder sehr wesentlich und die Schule wurde für ihn, den schon bedeutend Gereiften, mehr die Führerin, die den üppigen Schaffenstrieb des Genius in Zucht nahm und regelte, als die Lehrerin, die erst zum Schaffen anleitet. Es war die Folge seiner Kindesstreu, daß er erst in die Schule trat, als sein künstlerisches Selbst schon genügend erstarkt war, um sich gegen fremde Einflüsse zu behaupten, und so darf man es als den Segen der Mutter ansehen, daß Schumanns Schaffen mehr als das irgend eines Tonmeisters seiner Tage Selbstmitteilung und Selbstentfaltung ist, den Stempel originaler Innerlichkeit und Selbständigkeit trägt, so daß in jeder Note der ganze Schumann steckt. Er, dem die Gabe, sich mündlich mitzuteilen, versagt war, will in Tonformen von sprechender Charakteristik sich äußern. „Ach, ich kann nicht anders, ich möchte mich tot singen wie eine Nachtigall,“ ruft er einmal seiner Klara zu. Wie er die „pußigen kleinen Dinger,“ die unvergleichlichen „Kinderzehen“ komponiert hat, da „war's ihm ordentlich, wie im Flügelkleide.“ Kurz, es ist immer das ganze, volle Selbst, die ganze volle Empfindung, welche sich in diese Tonformen legt. Eine der mächtigsten Grundempfindungen dieses reichen Gemütslebens war das tiefe, innige Heimatgefühl, das mit magischer Gewalt zur Heimat, zum Mutterherzen ihn zurückzieht, daß er einmal von Leipzig der Mutter schreibt: „O jene stillen Herbstabende der Heimat, zugleich Wonneabende des Herzens, jene vergoldeten Höhen und die blühenden Thäler, o dieses ganze Stillleben der Natur und der freundlichen Menschheit wiegt kein Leipzig mit allen seinen Konzerten und Theatern v. auf.“ Und wenn wir uns fragen, worin doch eigentlich der besondere Zauber der Schumannschen Musik, zumal der Schumannschen Melodik besteht — ist's nicht das, daß diese Musik in jedem unwillkürlich das in der verborgenen Tiefe des Gemüts schlummernde Heimatgefühl weckt und zum Klingen bringt? Daß in ihr webt die Erinnerung an „die Paradiese und Blumenfluren der Kindheit,“ da „die ganze Welt so jugendlich schön da lag und alles um uns blühte und glänzte und alle Menschen Engel waren?“ Diese wunderbar innigen Melodien, in welche die zuweilen schroff gehäuften Gegensätze, die stürmisch bewegten Tonmassen ausmünden, klingen sie nicht in unser Empfinden, wie das ferne Echo unserer Seele, wie die verklungenen Laute der Dämmerstunden der Kindheit — wie das Geläute der verlorenen Waldfkirche? Und beruht nicht eben darauf der berückende Zauber dieser Weisen? Es ist die reiche Fülle und Mannigfaltigkeit eines tiefen, in der Liebe zur Heimat und zum Kindheitsbunde fest wurzelnden deutschen Gemüts, welche Schumanns Musik widerspiegelt. In dieses Gemüt zu blicken, thut wohl. Wir freuen uns der erstaunlichen Energie und Schaffenslust, die den jungen Meister überkommt, nachdem er im rechten Fahrwasser sich befindet. „Das Tönen und Musizieren macht mich beinahe tot jetzt,“ schreibt er 1840, „ich könnte darin untergehen.“ Wir freuen uns der Thatkraft, mit welcher er für seine Überzeugung eintritt in der von ihm gegründeten „Neuen Zeitschrift für Musik,“ welche frische Zugluft in die musikalische Kritik jener Tage brachte und welcher wir eine Fülle neuer Gesichtspunkte verdanken — und wir freuen uns, wie dieses reiche Gemüt seligen Glückes sich erfreuen darf in der Liebe zu der, die er lange schon gekannt, aber lange nicht gefunden hat, der er „seine ganze Musik verdankt,“ weil „jeder ihrer Gedanken aus seiner Seele kommt“ — die er durch mehrjährigeres Harren dem widerstrebenden Vater erst abringen muß, von der er aber ja nimmer lassen kann, denn „das wird ein rechtes Dichter- und Blütenleben geben — wie die Engel wollen wir zusammen spielen und dichten und den Menschen Freude bringen.“

Was der Jüngling gehofft hat, das ist ihm geworden, was er versprach, das hat er gehalten. Dem „Blütenleben“ fehlten nicht zahlreiche Dornen — nur in um so tieferen

Farben leuchteten die Blüten. Vor Menschaugen endete dieses Leben in der Nacht des Wahnsinnes — vor dem Auge des Geistes aber dort, wo wir erst erwachen zur „ewigen Jugend,“ in der Welt des ewigen Lichtes, der rechten Heimat, deren Lichtstrahlen er in die Klänge seines — leider nicht genug bekannten Requiems gefaßt hat, dieses herrlichen Schwanenliedes (op. 148) eines in dunkler Gebundenheit sehnsüchtig nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes ringenden Geistes.

H. A. Röstlin.

Um Familientisch.

Ein gefangener Konföderierter auf der Feldwache nordstaatlicher Truppen.

(Zu dem Bilde auf S. 461.)

Die „Blauen“, die Yankees, haben einen „Grauen“, einen „Sohn Reb“ (d. h. Reb—ellen) an der Waldgrenze erwischt und bringen ihn auf die nächste Feldwache. Der Offizier versucht ihn zu examinieren, aber der Gefangene sieht nicht danach aus, als ob er gewillt wäre, große Geständnisse zu machen, stumm und niedergeschlagen steht er da, ein kräftiger, starker Bursche — er schämt sich entschieden seiner Gefangennahme. Die Aussicht, mit anderen Genossen eingesperrt zu bleiben, bis der Krieg vorüber ist, hat entschieden nichts Verlockendes. Und nun noch gefangen durch Hülse eines Meßers! Wer die sozialen Verhältnisse des Südens, wie sie vor dem Kriege existierten, kennt, wird es begreifen, daß der Soldat des Südens das wie eine Schmach empfand und es für eine extra von den Yankees erzwungene Demütigung hielt, gegen farbige Leute kämpfen zu müssen, deren gegen Schluß des langen blutigen Ringens über 100 000 unter den Waffen standen. Die ganze Natur des vier Jahre währenden Kampfes zwischen Süden und Norden brachte es mit sich, daß derselbe vielfach in einen kleinen oder Guerillakrieg ausartete. Auch an großen mörderischen Schlachten hat es nicht gefehlt, an Kämpfen, die noch blutiger waren als unsere Tage von Gravelotte und Königgrätz; aber da das Kriegstheater ein so weit ausgedehntes war und gegen 80 000 deutsche Quadratmeilen umfaßte, konnte es an kleinen Scharmützeln, am Vandalenkampf, an stetem Plänkeln, an Überraschungen und Überfällen nicht fehlen, wie sie bei unserm deutsch-französischen Krieg erst dann begannen, als das Unwesen der Franc tireurs anhub. In Amerika waren es die an den Grenzen der Zivilisation wohnenden Trapper, die zahlreichen Jäger des Westens, die Waldläufer und Indianerkämpfer, die dem „kleinen“ Kriege ein eigentümliches Gepräge aufdrückten und ihn, wenn der Ausdruck gestattet ist, zu einer Art Vollkommenheit entwickelten, aber auch nicht wenig dazu beitrugen, daß das Wort eines Dichters wahr ward:

„Wo! floß das Blut in grauenhaften Rächen,
Und manche Einzelgroßthat ist geschehen,
Von der man freudig mag und preisend sprechen;
Doch durch das Ganze zieht ein trübes Wehen
Von finstern Greueln, Haß und Mord und Rächen,
Das eine spä're Zeit wird kaum verstehen.“

Gesundheitsrat.

Rosalinde. Die Schlaflosigkeit kann viele Gründe haben, innere und äußere, die in jedem einzelnen Fall anderer Art sein können. Da Sie aber so besonderen Wert zu legen scheinen auf die hygienische Beschaffenheit Ihres Bettes, „in welchem Sie schon seit langer Zeit nur mit zwei wollenen Decken bedeckt“ schlafen und zwar „im ungeheizten Zimmer“, so gestatten Sie uns wohl eine Bemerkung über diesen Gegenstand. Das Bett, welches man sehr wohl als ein modifiziertes, für die Nacht bestimmtes Kleidungsstück ansehen kann, muß bedeutend wärmer sein als die Kleidung des Tages, weil wir im Schlaf weit weniger Wärme hervorbringen als im wachenden Zustande, obwohl wir gerade dann einer sehr gleichmäßigen Durchwärmung des Körpers notwendig bedürfen zur vollständigen Ausgleichung der im Laufe des Tages eingetretenen Störungen im Wärmehaushalt, zu welchem Zweck das Blut in reichlicher Menge zur Haut strömen muß. Und so schön die wollenen Decken für Gesunde und Kräftige auch sein mögen, für Nervöse, Bleichsüchtige, Blutarme sind sie doch nicht warm genug. Es soll damit gar nicht gesagt sein, daß der darunter Schlafende auch nur im geringsten das Gefühl ungenügender Wärme hätte, sondern nur, daß die thatächlich bei Blutarmen unter solchen Decken vorhandene Wärme nicht genügt, um dem Schlaf zu seiner vollen erquickenden und stärkenden Wirkung zu verhelfen. Ja diese ungenügende Wärme macht manchen das Schlafen wenn nicht unmöglich, so doch recht schwer; genug, die wollenen Decken verursachen häufig genug Schlaflosigkeit. Versuchen Sie es daher nur einmal wieder — und wäre es auch nur für den Winter — mit dem abgedankten Federbett. Manche schlafen wieder unter Federn nicht gut. Eins schickt sich nicht für alle. Es wäre, wenn Sie unsern Wink benutzen wollen, auch für andere Daheimleser gewiß von Interesse zu erfahren, ob Sie fortan sich eines guten Schlafes erfreuen. Wir sehen Ihren Berichten entgegen.

WEISS.

1. Buchstabenrätsel.

Ich stamme her aus alter Zeit
Und hab' erhalten mich bis heut,
Erb' von Geschlechte zu Geschlecht;
Mich zu verleihn war Fürstenrecht.
Fügt du nur einen Strich mir an,
So dien' ich manchem Arbeitsmann;
Der Schöß der Erde schließt mich ein,
Und Feuersglut macht mich zu Stein.
H.

Das Ganze stammt aus Afrika
Mit langem Schwanz und Krallen,
Und wer genauer es beschä,
Dem hat es nicht mißfallen:
In ihm birgt sich — komm' her und sieh! —
Ja eine ganze Menagerie!!
Streichst 1 und 4 du säuberlich,
Bgleich sich lustig rühren;
Schonst du die 1, Sechsfüßler sich
Emsig bald präsentieren.
Nimmst 1, 2, 3 du, bleibt die 4,
Auf Bieren naht ein grimmig' Tier.
Hf. 3.

Mit e steht's in der heil'gen Schrift, dich gut
zurecht zu weisen,
Mit a wird's als den besten Schatz der Ge-
zige dir preisen,
Mit o ist's noch in Rom zu sehn und thront
auf einem Berge schön. D. S.

Von mir die Erste sagte dir:
Zu meiner Zweiten zieh mit mir,
Dort will als mein Weib ich dich hegen!
Doch nun ist kaum ein Jahr entflohn,
Und deiner Dritten wünsch' ich schon
Das Ganze vorzulegen. v. D.

Sowohl zu Wasser, wie zu Land
Seit alters ich zu Diensten stand:
Dort auf des Ozeans Rücken
Biet ich ein Bild oft zum Entzücken,
Derweil ich hier im Voudoir
Ein Dorn gar manchem Auge war.
Dort streich ich hin im Schwalbenflug,
Hier hab' ich gute Ruh genug;
Dort Spieren brechen, Masten spalten,
Hier diene ich, um zu erhalten. Bf. 3.

Mein Rätselwort kündet dir eine Maid,
Die mußte erfahren der Liebe Leid;
Und hätte mein Wort nicht ein i zu wenig,
Es würde dir nennen einen König.

| | | | | | |
|--|--|---|---|--|--|
| | | S | T | | |
| | | P | R | | |
| | | E | I | | |
| | | I | E | | |
| | | E | S | | |
| | | R | T | | |

1. Ein Getränk, 2. eine Stadt in Frankreich, 3. einen deutschen Dichter, 4. einen Bierfüßler, 5. eine Singstimme, 6. einen Namen, bekannt aus der griechischen Mythologie.

Ein bekanntes Sprichwort besteht aus sieben Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden sieben Zitaten zu finden sind, also das erste in 1, das zweite in 2 u.

(2)
Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen.

Du hast wohl recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.

Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.

Ja, das Gold ⁽⁵⁾ ist nur Chimäre.

Und was er thut, das sagt er nicht,
Und was er sagt, das thut er nicht.

Hier sitz' ich auf Rasen mit Weilchen bekränzt,
Hier laßt uns singen,
Hier laßt uns springen,
Bis lächelnd am Himmel der Abendstern glänzt.

Welche Zahl ist um 200 kleiner, als das Dreifache ihres Quadrats?

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Bilderrätsel.

Wo der Zaun am niedrigsten ist, da steigt alles hinüber.

1. c5—d6 1. e7—c5
2. e3—f4 2. c5—g5
3. g3—h4 3. f6—d4
4. h4—h8 D und gewinnt.

2.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | V | F | G | | | |
| | | a | r | o | | | |
| | | l | a | t | | | |
| V | a | e | n | t | i | n | e |
| F | r | a | n | k | f | u | r |
| G | o | t | t | f | r | i | e |
| | | | i | u | i | | |
| | | | n | r | e | | |
| | | | e | t | d | | |

4. Kapselrätsel.

Da liegen = Ali

Liegen sie
lichteren Schein == } Ens

Klage mir = Emir

Gorgen trant = Gent.

gekommen der = Ende.

(6)
Simmel belebt = Elbe.

feliae Naft = Gera.

(8)
schau der = Eder.

(9)
Sterne Ichteren = Eli

Inhalt: Die Bräute von Moorstätt. Forts. Erzählung von J. Steenhufen. — Boaz und Ruth. Nach dem Bilde von Otto Kethel. — Martin Rinkart. Der Ambrosius der evangelischen Kirche. Von E. Sperber. — Nachruf an Emanuel Geibel. Von Rudolf Kögel. — Der Tempelplatz in Jerusalem — sonst und jetzt. Mit drei Illustrationen. Von H. G. — Aus Robert Schumanns Jugendzeit. Mit Porträt von H. A. Röslin. — Am Familientisch: Ein gefangener Konföderierter auf der Feldwache nordstaatlicher Truppen. Zu dem Bilde von C. Becker. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielede.

Für die Rücksendung unversandt eingelangter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Roenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Wesbagen & Alsfing) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 24. April 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 30.

— Oftern. —

Es wandeln saft im ersten Morgengrauen
Zu Josephs Garten hin drei blasse Frauen;
Sie tragen sorgsam Salbenkrug und Spezerei'n,
Dem toten Herrn den letzten Dienst zu weihn.

Jetzt knirscht der Wegfies unter müden Tritten,
Sie kommen durch den Garten hergeschritten —
An Blatt und Blume schwerer Nachttau hängt,
Und aus dem Auge sich die Thräne drängt.

O bittres Leid des Todes! Ganz entschwinden
Ist Er, in dem sie all ihr Heil gefunden!
Er liegt im Grab und kommt nicht mehr herfür —
„Wer wälzt den Stein uns von des Grabes Thür?“

Seid still, seht hin, wie jetzt die Blätter schimmern,
Wie lichtdurchglüht des Taues Tropfen flimmern!
O Herz, was ist das? Laßt mich hin im Lauf! —
Das Grab ist leer! Dort ging die Sonne auf!

Schneeweiß erglänzt das Kleid des Himmelsboten:
„Was sucht ihr den Lebend'gen bei den Toten?
Er ist ja auferstanden, ist nicht hier —
Der Tod ist tot, das Leben brach herfür!“

O Morgenrot nach nächtlich bangen Stunden!
Der Lebensfürst hat sich dem Tod entwunden,
Er lebt und ist den Seinen freundlich nah,
Er lebt und auch für uns ist Leben da!

Auch unser Tod ist in den Sieg verschlungen,
Seit Er den alten Lebensfeind bezwungen —
Auch unser Grab ist offen, Jesus ruft,
Und schön verklärt entsteigen wir der Gruft!

Hab Dank, du Todestrost der Menschenkinder!
Hab tausend Dank, du Retter armer Sünder!
Wir sind nun dein, nicht mehr des Todes Raub,
Drum stehn wir hoffend auf der Erde Staub!
Karl Schniewind.

Die Bräute von Moorflätt.

Erzählung von J. Steenhuisen.
(Fortsetzung.)

In dem Augenblick, wo Mittler eine freundlich zusagende
Gebärde machte und Johann die Pferde in Gang setzte, fuhr
durch seine Achtlosigkeit der Wagen gegen einen großen Stein
— ein Krach und das Rad war gebrochen.

Es entstand nun große Verlegenheit. Zum Glück war
ein Radmacher unter den Trätkammer Rättern. Wolfgang
half Gertrud vom Wagen, und da sie es ablehnte, in seinem
Hause die Instandsetzung des Rades abzuwarten, führte er sie
einige Schritte tiefer in den Wald hinein zu einer Bank,
während ihr Vater die Arbeit beaufsichtigte und antrieb, auch

dem erschrockenen jungen Burschen einen Vortrag über die
Kunst des Fahrens hielt. Der Schade war jedoch nicht so
groß, als er im ersten Augenblick zu sein schien, und so war
Aussicht vorhanden, daß sie noch zu rechter Zeit in die Kirche
kommen würden.

Gertrud hatte sich auf dem lauschigen Platz niedergelassen,
mit mehr Unruhe und Spannung, als es der kleine Vorfall
rechtfertigte. Sie blickte fast ängstlich zu dem Baume hinüber,
an dem Wolfgang gedankenvoll lehnte, obwohl ihr Vater mit
den Leuten in der Gesichtsweite war, wenn sie auch ihre

Stimmen nur wie ein fernes Murmeln vernahm. Sie hatte Wolfgang in dieser Stimmung noch nie gesehen, so oft und viel sie sich auch mit ihm über die verschiedenartigsten Gegenstände unterhalten hatte. Es war ihr immer so vorgekommen, als säuſtſte ſich ſein Blick, ſein ganzes Sein in ihrer Nähe, als habe ſie die Gabe, ſein Gemüt mild und erquickend zu berühren, denn daß er nicht glücklich war, hatte ſie bald herausgefunden. Es war das erſte Mal, daß ſie ſich in ſeiner Geſellſchaft befangen fühlte, und dies Bewußtſein ſteigerte ſich ſo, daß es ihr peinlich wurde. Schon überlegte ſie, ob es nicht beſſer ſei, ſich zu ihrem Vater zu begeben, da hob Wolfgang endlich den Blick und ſagte in ruhigem Geſprächston: „Bitte, ſagen Sie mir einmal offen, Fräulein, wie denken Sie ſich den Unterſchied zwiſchen Menſchen und Tier?“

„Es ſcheint mir ein doppelter zu ſein“, erwiderte Gertrud nach einigem Beſinnen. „Das Tier hat kein Gewiſſen.“ „O, das beſtreite ich“, ſiel Wolfgang lebhaft ein. „Mein Fido weiß ganz genau, wann er Strafe verdient hat, und ſein Benehmen führt manchmal erſt zu dem Verdacht, daß er etwas ausgeübt hat. Er hat dann entſchieden ein böſes Gewiſſen.“

„Weil er aus ſchlimmer Erfahrung weiß, daß ſein Herr die Übertretung ſeines Gebotes zu ahnden pflegt“, ſagte Gertrud, die nun auch ihre Scheu vergaß und lebhafter wurde. „Aber vor der That hält ihn nichts ab, ſeiner Begierde zu folgen, ſobald er ſich allein überlaſſen iſt. Das iſt bloß Gedächtnis und Gewöhnung, nicht Gewiſſen. Er ſtimmt dem Gebot nie zu, denn er verſteht es nicht, man kann es ihm daher eigentlich nicht verdenken, wenn er ungehorſam iſt.“

„Und der zweite Unterſchied?“ fragte Wolfgang.

„Der iſt noch bedeutender. Das Tier kennt ſeinen Schöpfer nicht.“

Ein bedeutſames Lächeln zuckte um Waldheims Lippen. „Zugegeben, aber kennt wirklich der Menſch ſeinen Schöpfer? Hat ihn je ein Sterblicher geſehen?“

„Nein, eben weil die Menſchen ſterblich ſind. Der Herr ſprach zu Moſe: Kein Menſch wird leben, der mich ſiehet.“

„Nun, wenn der Schöpfer der Welt ſo gewaltig iſt, daß wir ſeinen Anblick nicht ertragen können, ſo können wir überhaupt nicht mit ihm in Verbindung treten. Wird nicht jede ſeiner Wirkungen tödlich ſein? Können ihn unſere Augen nicht ſehen, ſo können ihn auch unſere Ohren nicht hören, unſere Hände nicht faſſen, denn nichts berechtigt uns anzunehmen, daß die übrigen Sinne ſtärker ſein ſollten, als der Geſichtſinn.“

„Mit welchem Sinn fühlen und erkennen wir denn die Schönheit, den Mut, die Jugend?“ fragte Gertrud dagegen.

„Aus ihren Wirkungen.“

„Und das Walten Gottes erkennen Sie nicht! Iſt es möglich, Herr Waldheim, daß Sie nicht an Gott glauben?“

„Thun Sie mir nicht unrecht, Fräulein Gertrud. Ich bin keineswegs unfähig, etwas Höheres über mir zu erkennen; ich bin ein durch und durch religiöſer Menſch. So könnte ich z. B. Ihnen antworten, daß, was wir Gott nennen, nur eine Summe von Kräften, von Wirkungen ſei, der keinerlei Perſönlichkeit zukomme — aber ich denke nicht ſo. Hoch über uns in unerreichbarer Ferne thront der Lenker des Weltalls, aber ich halte es für unglaublich, daß unſer kleines Leben unmittelbar von ihm berührt werden könne.“

Gertrud wollte antworten, aber ſie hielt ſich zurück. In Waldheims Geſicht lag ein Ausdruck, der nicht zu einer ruhigen Erörterung paßte, und ſie traute ſich überhaupt nicht zu, mit einem Manne zu ſtreiten, der ihr biſher immer imponiert hatte. Im nächſten Moment war er nahe an ſie herantreten und ſetzte ſich neben ſie. Wechſelnde Empfindungen zogen wie Licht und Schatten über ſein ausdrucksvolles Geſicht. Er hielt ihren Blick gleichſam gebannt, bis er nach längerer Pauſe mit ganz veränderter Stimme wieder zu ſprechen begann.

„Haben Sie je,“ ſagte er erſt langſam, dann immer lebhafter, „in der Einſamkeit, bei dem Wandel der Jahreszeiten,

jene mächtigen Töne belauſcht, die ſich um uns erheben? Das Rſzen des Windes, das Rauſchen des Waſſers oder das tauſendfach uns umſchwirrende Leben des Waldes in ſtiller Nacht, wenn das vorwichtige Menſchengetriebe verſtummt iſt? Wie es daher treibt auf mächtigen Schwingen, wie es jauchzt oder gröllt? Die kleine Menſchenſeele jagt entweder, oder ſie wird emporgehoben von unſichtbaren Händen, um für einen Augenblick in dem Großen, das ſie umgibt, ihre winzige Natur zu vergeſſen. Haben Sie das nie gehört?“

Gertrud neigte bebend das Haupt; ſie konnte nicht antworten, es war ihr bang.

„Wofür halten Sie dieſe Stimme?“

Nach einigem Zögern antwortete ſie leiſe mit den Worten Gellerts:

„Ihn preiſet Sonnenschein und Sturm,
Ihn preiſt der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringſte Wurm,
Bringt unſerm Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht.
Gebt unſerm Schöpfer Ehre!“

„Es iſt nicht Gottes Stimme,“ ſagte Wolfgang.

Gertrud ſah verwundert zu ihm auf.

„Es iſt der Geiſt der Erde, den wir ſpüren. Auch ſie iſt nicht bloß Materie, ſie hat vielmehr einen geiſtigen Inhalt, ein mächtiges Lebensprinzip, das uns umgibt. Mit dieſem Erdgeiſt ſind wir auf das engſte verbunden. Das wußte auch Goethe. Fauſt beſchwört ihn herauf, aber er iſt dem ſchwachen Sterblichen, der ſich vermessen hat, ihn zu bannen, viel zu gewaltig, darum ſpricht er verächtlich: Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir!“

„Ein böſer Geiſt,“ ſtammelte Gertrud.

„Was iſt gut und was iſt böſe?“ fragte Wolfgang.

„Böſe iſt für uns das, was unſer innerſtes Weſen feindlich berührt und uns zum Kampfe herausfordert. Was mir meiner inneren Natur nach zuſagt, das iſt gut für mich, was ihr widerſtrebt, erſcheint mir böſe; ich kämpfe damit, bis ich es beſiegt habe.“

„Und ſind Sie dieſes Sieges immer ſo gewiß?“ fragte Gertrud. „Können Sie ſelbſt in dieſem Ihrem eigenſten Reich frei gebieten? Geht es Ihnen nicht auch ſo, wie es der Apoſtel ausdrückt in ſeiner Klage, daß ein anderes Geſetz herrſcht in Ihren Gliedern als in Ihrem Geiſte, daß Sie nicht thun, was Sie wollen? Iſt dies aber eine Wirkung des Erdgeiſtes, dann iſt er niemand anders als der böſe Feind, der Fürſt dieſer Welt und ſo — ein Lügner von Anfang.“

Sie hatte voll Eifer geſprochen und ihn nicht dabei angeſehen, aber ſie erſchrak, als ſie aufblickte. Seine Augen ſahen ſtarr vor ſich hin, ſeine Wangen waren ſo bleich wie vorhin am Wege. Von ſeinen Lippen fielen Worte, langſam, leiſe, wie gegen ſeinen Willen ihm entlockt.

„Ein anderes Geſetz in meinen Gliedern? Ja, es iſt wahr! In meinen Gliedern nicht nur, ſondern auch in allen Poren meines Leibes, in meinen Augen, auf meinen Lippen... O Gott im Himmel! auch in Herz, Sinn und Gedanken!“

Schauer um Schauer ſchien ihn zu durchſchütteln, als er dieſe Worte einzeln hervorſtieß; aber Gertrud wagte es nach dem erſten flüchtigen Blick nicht mehr ihn anzusehen. Mit ſeinem Taſt begriff ſie, daß es ihm ſpäter unangenehm ſein müſſe, ſie als Zeugin dieſer Seelenpein zu wiſſen. Sie bückte ſich nieder, um eine Waldblume zu pflücken und ihn glauben zu machen, ſie habe nichts gehört. Es war ihr eine große Erleichterung, als ſie den nahesten Schritt ihres Vaters hörte. Sie ſtand raſch auf und ging ihm entgegen. Auch Wolfgang hatte ſich ſchnell wieder geſaßt, und die Gemütsbewegung gewaltsam von ſich ſchüttelnd, antwortete er höflich auf Herrn Ritters Dankſagungen für den geleisteten Dienſt. Sie ſtiegen auf den Wagen und fuhren dahin, ohne daß Gertrud den Mut fand, Waldheim noch einmal anzusehen.

Wider ihre Gewohnheit legten Vater und Tochter den halbstündigen Weg nach Ramped ſchweigend zurück. Ritter war gedankenvoll; nur einmal ſagte er:

„Hast du einen Begriff davon, wie jemand, der sich bei Tagesanbruch ärgert, vier Stunden nachher noch so aufgereggt sein kann, wie Herr Waldheim?“

Gertrud antwortete nur durch ein leises Kopfschütteln; sie empfand ein inneres Widerstreben, dem Vater von dem eben Erlebten zu berichten, ihm, vor dem doch sonst ihr Herz wie ein aufgeschlagenes Buch gewesen war. Johann fuhr rasch, um das Versäumte einzuholen. Dadurch, daß sie sich gleich bis an die Kirchthür fahren ließen, waren sie im Stande, auf ihren Platz zu gelangen, ehe das Eingangslied ganz zu Ende war.

In großer Bewegung vernahm Gertrud den Text der Predigt; es war die Erzählung von dem Sündenfall. Für diesmal nur flüchtig die unselige That berührend, verweilte der junge Prediger bei der Vaterkreue Gottes, die selbst in dem Strafgericht die Gnade durchschimmern läßt, und die Erlösung vorbereitet. Je weiter er sprach, desto friedvoller wurde es Gertrud zu Sinne. Ihr war es, als trete sie aus einer dunkeln Gruft heraus in den hellen Sonnenschein. Völlig beruhigt und getröstet verließ sie die trauliche Dorfkirche. Sie ahnte nicht, wie bald sie dieser Stärkung ihres Glaubens bedürfen sollte.

7. Die disparate Klarinette.

„Wir wollen noch schnell einen Besuch in dem Pastorat machen“, sagte Rittler, als sie aus der Kirche traten. „Da es heute Sonntag ist, finden wir die Stube gefegt, was sonst nicht immer der Fall ist, und mein guter alter Freund hat vielleicht ein weißes Halstuch um und fühlt sich etwas geistlicher dadurch. Für gewöhnlich ist er ja mehr Landwirt und Tierarzt.“

Sie schritten schweigend neben einander die Dorfstraße entlang, bis Rittler wieder anhub:

„Rechtshild ist, wie ich höre, als sie das letzte Mal bei uns war, in einen Weinkampf verfallen; vielleicht wäre es freundlich, wenn wir sie aufforderten, mit uns zu fahren. Sie fühlt sich wahrscheinlich zu beschämt, um von selbst zu uns zu kommen.“

Er sah in diesem Augenblick auf und blickte in das Antlitz seiner Tochter. Was er da schaute, war ihm nicht ganz klar. Gertrud hatte sehr sprechende Augen, und er kannte sie zu genau, um nicht zu wissen, daß der Zug um ihren Mund jetzt ein vielsagender war.

„Du scheinst an irgend etwas zu zweifeln, mein Kind“, sagte er, als sie die verräterischen Augen zu Boden senkte. „Denkst du etwa, Rechtshild werde unsere Einladung ausschlagen, oder meinst du, sie werde nicht beschämt sein?“

Gertrud schüttelte leise den Kopf mit einer bittenden Gebärde, die ihr Vater wohl verstand. Er wußte, daß sie einen viel schärferen Blick für das Gute und Edle im Menschen besaß, als für das Schlimme, aber er wußte auch, daß es ihr, wenn sie sich der Wahrnehmung des letzteren nicht mehr entziehen konnte, wirklichen Schmerz verursachte. Darum sprach sie sich nicht gern darüber aus, bis sie ihrer Sache gewiß war, nicht weil sie fürchtete, sondern weil sie hoffte sich zu irren. Darin aber waren sich Vater und Tochter gleich, daß, wenn sie einmal ein Urteil gefällt hatten, sie nicht leicht davon zurückzubringen waren.

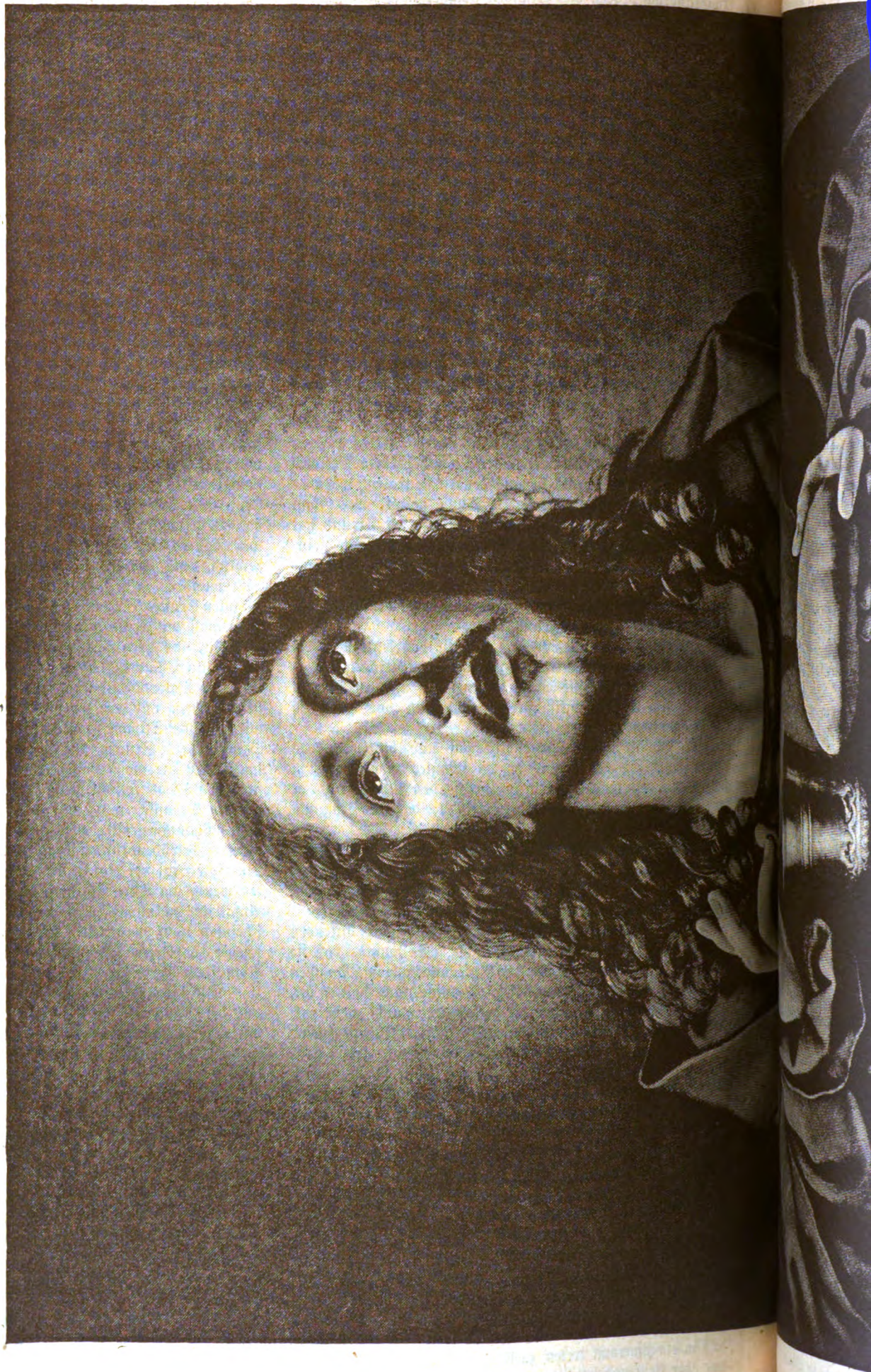
Ein Besuch im Pastorat gehörte zu den Dingen, die ihnen beiden gleich unangenehm waren, und das hatte seinen guten Grund. Pastor Bloom war ein Jugendfreund Ritters, ein Mann von vortrefflicher Gesinnung und in hohem Grade begabt. Er hatte sich mit seltener Energie aus dürftigen Verhältnissen emporgearbeitet, denn er liebte das Studium leidenschaftlich, seine Talente lagen aber nicht nach der Seite hin, die er sich zum Lebensberuf erwählt. Er hatte Theologie studiert, weil es das billigste Studium war, weil es in drei Jahren absolviert werden konnte, und weil er Aussicht hatte, bald in ein Pfarramt treten zu können. Die Stelle in Kampe war aber klein und bot kaum zum Leben genug, zudem bestand die Einnahme zum größten Teil aus dem Ertrag der Land-

wirtschaft. Da that er den zweiten Schritt auf dem Wege zur Zwiespältigkeit seines innern Lebens. Er heiratete eine vermögliche Bauerntochter und verbesserte dadurch sein materielles Wohl um vieles, sein Pfarramt aber wurde nicht dadurch gefördert, seine unleidliche Häuslichkeit brachte ihn vielmehr bald dahin, sich mehr und mehr in die alten Klassiker zu vertiefen und nach außen hin seine Neigung zur Therapie und landwirtschaftlichen Theorie an die Stelle seelsorgerischer Thätigkeit treten zu lassen. Seine Predigten waren eben so trocken und wirkungslos wie seine Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände für diejenigen belehrend und interessant waren, die ihnen zu folgen vermochten; für seine Frau waren sie freilich böhmische Dörfer.

Die Kinder aus dieser ungleichen Ehe trugen ihre schlimmsten Folgen. Der Sohn, August Bloom, von seinem Vater stets August genannt, machte dieser erhabenen Benennung wenig Ehre, denn er verbauerte unter der Leitung und Denkart seiner Mutter vollständig. Seine Vater hatte sich eine Zeitlang vergeblich bemüht, ihm die Elemente klassischer Bildung beizubringen, ließ ihn aber endlich als einen gänzlich bornierten Menschen fallen. Die Tochter gab mehr Hoffnung. Sie faßte leicht auf und verleitete den Vater dadurch, ihr den Kopf mit allerlei unverdauten Begriffen zu füllen, die doch schließlich nur darauf hinausliefen, bei ihr eine Art von Lese-wut heranzubilden. Dazu kam eine angeborene Nervenschwäche, damals noch etwas Seltenes, die für ein Attribut vornehmer Leute galt. Die Mutter hatte von jeher etwas darin gesucht, das kleine Mädchen herauszuputzen, weil sie der Meinung war, daß es eine Schönheit werden würde, und das war verzeihlich, denn oft blieben die Leute stehen, um das schöne Kind zu bewundern. Als Rechtshild heranwuchs, hielten die Eltern sie allen Ernstes für eine viel zu feine Dame, um etwa in der Wirtschaft mit Hand anzulegen. Sie strickte und sticte Perlenarbeiten, las gern leichte Romane aus der Leihbibliothek zu Neumünster, kam der Mutter beim Kopfrechnen zu Hilfe und las dem Vater die Zeitung vor. Die übrige Zeit klimperte sie ein wenig auf dem wurmstichigen Klavier, sang auch dazu mit so heller Stimme, daß der entzückte Vater zu sagen pflegte: „Sie hat eine Stimme wie eine Klarinette!“ oder sie wandelte im Garten um die Gemüsebeete, deren Unkraut sie ebensowenig störte, als das aufschießende Unkraut in ihrem Innern, wo unklare Gedanken und eine Häuslichkeit voll Dissonanzen seltsame Phantasiegebilde erzeugten. Es war ihr daher viel weniger betäubend als unbequem, daß ein leichter Schlaganfall den Vater auf der Kanzel traf und sie genötigt war, sich doch ein wenig um seine Pflege zu kümmern. Leider ließ dieser Anfall die schlimme Folge zurück, daß Pastor Bloom, obwohl scheinbar ganz hergestellt, nicht zu bewegen war, die Kanzel wieder zu betreten; er mußte die meisten Amtsgeschäfte einem Adjunkten übertragen.

Die Voraussetzung Ritters, daß die Stube gefegt sein und der Pastor ein weißes Halstuch tragen würde, traf allerdings zu; und die beiden Freunde waren bald so in ein Gespräch über die Bildung und Wirksamkeit des Mergels vertieft, daß sie alles um sich her vergaßen. Gertrud war nicht so glücklich. Sie war vor der Erscheinung der Frau Pastorin, die schier unglaublich aussah, zurückgefahren und sah eben noch die langschöpfige Nachtjacke zwischen der Thürspalte verschwinden. Sie trat in den Hausflur zurück und atmete erleichtert auf, als ihr die Magd mitteilte, daß sich die Ramsell mit der Förster-Rose im Garten befinde.

Nicht ohne Mühe gelang es ihr, über den Hof, wo mancherlei Dinge Kreuz und quer umherlagen, bis zu dem sehr verwilderten Garten durchzukommen. Sie stand noch unschlüssig an dem dichtbewachsenen Zaun, als ein melodisches Lachen an ihr Ohr klang. Gleich darauf rief eine schmetternde Stimme: „Gertrud Rittler, da magst du recht haben!“ Im ersten Augenblick glaubte Gertrud, daß man sie bemerkt habe, und daß diese Worte einen Willkommensgruß bedeuteten — ein flüchtiger Blick ringsum überzeugte sie jedoch, daß dies unmöglich war. Sie hatte nicht Lust, durch ihre Dazwischentunft ein





Der Heiland, Brot und Wein segnend. Original von Carlo Dolci in der Gemäldegalerie zu Dresden.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von Braun & Co. in Dornach (Schaff).

Gespräch zu unterbrechen, dessen Gegenstand sie selber war, und war im Begriff umzukehren — besann sich aber auf einen ziemlich weiten Umweg durch den Obstgarten und die Wiese nach der Laube hin, wo sie schon von fern gesehen werden mußte. Wir aber haben keinen Grund, den Inhalt des Gesprächs zu scheuen, wir wollen daher durch die Lücke im Zaun den ganz vergrasteten Fußsteig durch die Bäume hin einschlagen, der uns mit ein paar Schritten zu der Laube bringen wird.

Auf einer schmalen Bank, den Kopf mit dem Arm auf einen halb zerfallenen Tisch gestützt, saß hier ein Mädchen von etwa siebenundzwanzig Jahren, das jeder beim ersten flüchtigen Blick für sehr schön gehalten haben würde. Eine Fülle flachblonden Haares quoll über eine blendend weiße Stirn, die halb bedeckt war von einer wunderbar schön geformten Hand; das gesenkte Auge ließ die langen Wimpern auf eine sanftgerundete Wange fallen, und das etwas abgewendete Gesicht zeigte ein anziehendes Profil. Ihr gegenüber auf einem dreibeinigen Schemel saß ein viel jüngeres Mädchen, deren herzliches Lachen eben wieder ertönte. Sie war sehr beweglich, die Kleine; ihr Mund war entschieden zu groß, ihre Nase zu kurz ausgefallen; ihre Hände zeigten die Spuren der Arbeit, ihre Figur verriet eine Hineigung zum Starkwerden. Aber so harmonisch stimmte bei ihr alles zusammen, das dunkelbraune Haar zu den glänzenden Augen, die blühenden Wangen mit den schelmischen Grübchen, daß man nicht umhin konnte, sie sehr hübsch zu finden. Dafür galt denn auch Rose Brams, die muntere Försterstochter, in der ganzen Gegend, und wie alles gut bei ihr zusammenpaßte, so auch ihr Name, denn sie war ja eine frisch betaute Rosentnospe, voll Duft und Lieblichkeit. In diesem Augenblick erhebt ihre Gefährtin den Kopf aus der sinnenden Stellung — Himmel! welche Enttäuschung! Das Gesicht, das so viel Schönheit ahnen ließ, war abstoßend, ja geradezu häßlich. Hier hätte ein angehender Künstler Studien machen können über das Gesetz, daß die Schönheit nicht zu denken ist ohne die Übereinstimmung ihrer Teile, so vollendet diese Teile an sich auch sein mögen. Es war wirklich schwer, den eigentlichen Grund dieses unangenehmen Eindrucks aufzufinden. Man bemerkte höchstens, daß die Augen etwas zu weit auseinander lagen, oder daß ein leichter Anflug von grünlichem Schimmer denselben etwas Hartes, zu Zeiten sogar etwas Grausames verlieh; daß die Lippen nicht voll genug waren und daß durch die etwas vorstehenden Zähne die Oberlippe zu kurz erschien — alle diese Unvollkommenheiten konnten aber nicht die Ursache sein, denn sie waren sehr unbedeutend; es war vielmehr die Wirkung des Ganzen, in dem die einzelnen Züge einander widersprachen. Es war keine Einheit, kein Zusammenklang in sie zu bringen.

Dies war Mechthild Bloom, der man spottweise einen Beinamen gab, den Doktor Raase erfunden hatte. Sie hieß überall: „die disparate Klarinette.“

Der Doktor hatte einst gesagt: „Sie ist so disparat, daß man ganz desperat darüber werden kann,“ und damit hatte er das Rechte getroffen. Wäre sie einfach unschön gewesen, so hätte man sie übersehen oder sich an ihren Anblick gewöhnen können; so aber, wie sie war, mußte sie den Blick immer wieder anziehen und wäre es auch nur, um den Beschauer zu ärgern. Sie glich einem Gemälde, das ein Künstler aus Eigensinn oder Geschmacklosigkeit verdorben hat, und das, selbst von einer geschickten Hand retouchiert und drapiert, nie zu einem wohlthuenden Bilde hätte zurechtgerückt werden können. Diese Unmöglichkeit immer vor Augen zu haben, das eben war es, was den Kunstsinigen desperat machen konnte, während es in dem Laien nur ein unbestimmtes Mißbehagen erregte.

Wenn aber Doktor Raase sich so eingehend mit diesem Gegenstand beschäftigte, so war es sicherlich ein Zeichen, daß sein Interesse lebhaft erregt war. Er war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß er Mechthilds Herz nie in Liebe schmelzen werde — es war durch Eitelkeit und Selbstsucht gepanzert — aber gerade das reizte ihn um so mehr. Es erging ihm wie dem Rosschänbiger, der ein Pferd um so lieber dressiert, je wilder und störrischer es sich zeigt. In einer boshaften

Laune hatte er erst kürzlich die Klarinette unter die Gänse rangiert, wie uns Karoline verraten hat — er wußte aber sehr wohl, daß sie keine Gans war, daß sie vielmehr zum Geschlecht der Geier gehörte. Mechthild selbst ahnte nichts von dem allen. Sie hielt sich für eine Schönheit ersten Ranges; die blinde Mutterliebe hatte ja schon frühzeitig dafür gesorgt, ihr ihre körperlichen Vorzüge zum Bewußtsein zu bringen. Hatte sie doch oft genug als halberwachsenes Mädchen einen unterdrückten Ausruf vernommen, wie: „Welch ein reizendes Profil! Was für prachtvolles Haar!“ Ja, ein junger Bildhauer hatte vor nicht langer Zeit sich als besondere Gunst ausbeeten, „ihren vollendet schönen Arm modellieren zu dürfen.“ So glaubte sie sich denn berechtigt, von allen Männern ihrer Bekanntschaft sich den bedeutendsten zueignen zu können, und das war in ihren Augen der allbewunderte, vielumworbene Doktor.

In dem Gespräch der beiden Mädchen war eine kleine Pause eingetreten, dann hub Rosa wieder an:

„Du glaubst wirklich, daß etwas daran ist?“

„Daran?“ spottete Mechthild, „warum sollte nicht etwas daran sein? Es ist ja weltbekannt, daß die beiden Waldheims sich Tag aus Tag ein in Cäcilienlust aufhalten. Der ältere von den beiden ist doch im Grunde nichts weiter als ein alter Junggesell. Ich gönne ihn der stolzen Trude von Herzen,“ fügte sie mit einem Tone hinzu, als ob sie einem Bettler ein Almosen hinwürfe.

„Davon habe ich noch gar nichts gehört,“ sagte Rosa, „ich meine Leo Waldheim und Karoline.“

„Herr Leo Waldheim ist gar nicht nach meinem Geschmack,“ erwiderte Mechthild nachlässig. „Solche junge Leute, die keine Erfahrung haben und von der Welt nichts wissen können, sind nicht für mich. Das habe ich auch unserm Adjunkten zu verstehen gegeben. Leo Waldheim kann mir gestohlen werden!“

„Er hat freilich nur Augen für Karoline,“ meinte Rosa, nicht ohne einen Anflug von Bosheit.

„O, das kann viel und wenig bedeuten. Wenn diese beiden Brüder, wie man allgemein behauptet, vornehme Leute sind, Ausländer noch dazu, so kann es sein, daß sie bloß ihren Spaß mit den beiden Mädchen treiben, und sie nachher sitzen lassen.“ Die Klarinette hatte schlechte Romane gelesen und war daher in diesen Dingen sehr bewandert.

„Findest du nicht, daß Leo Waldheim sehr liebenswürdig ist? so artig, so voll lustiger Einfälle! Ich mag ihn lieber leiden, als all die anderen jungen Herren in der Nachbarschaft.“

„Er hat aber doch manchmal ein sonderbares Benehmen,“ wandte Mechthild ein. „Wenn er eben noch ganz munter geplaudert hat, hält er mitten im Wort inne und wird plötzlich ganz stumm, ganz teilnahmslos; oder er sieht die Leute längere Zeit starr an, guckt dann weg und antwortet recht verkehrt, als ob er an etwas anderes dachte; zuweilen schlägt er eine Lache auf, dreht sich auf dem Absatz herum, geht davon und läßt einen stehen. Er ist eigentlich nichts als ein ungezogener Junge.“

„Da kommt Besuch!“ rief Rosa und sprang vergnügt auf. Beide Mädchen erkannten Gertrud, die durch die Wiese auf sie zukam.

„Lauf, Rosa,“ bat Mechthild, „sage meiner Mutter, daß sie einen Bolzen ins Feuer legt; ich muß noch einiges ausplätten. Gertrud Rittler will mich gewiß mitnehmen, und ich bin noch nicht mit meinem Anzug zustande,“ dabei blickte sie verlegen auf ihre Kleidung, die obwohl sie an allerlei Puz, Schleifen, Schmucksachen und dergleichen keinen Mangel hatte, geschmacklos, unkleidsam und nicht ganz sauber war.

Rosa lief bereitwillig den Auftrag auszurichten, und Mechthild ging Gertrud mit ausgestreckten Händen und ihrem süßesten Lächeln entgegen. Sie führte aber ihren Gast alsbald in die Wohnstube zu den beiden Herren, die unterdes vom Mergel auf den Spörgel, d. h. auf die Möglichkeit zu sprechen gekommen waren, ihn in Moorstätt an Stelle des Klees zur Weide anzubauen. Mechthild aber schlüpfte ebenso

haftig wie vorhin ihre Mutter in das anstoßende Schlafzimmer.

Dieses war ein wunderbares Sammelsurium von allen möglichen Dingen. Die Ungleichartigkeit ihres äußeren Menschen war vielleicht in Mechthild hineingeboren worden durch ihre Umgebung, in welcher Wissenschaftliches und Alltägliches, Sentimentalität und unüberwindliche Verbtheit, Eleganz und Unsauberkeit nicht etwa miteinander kämpften, sondern sich bunt durcheinander schoben und zu vertragen suchten. Mechthild warf hastig ihr Tülltuch und ihren breiten perlbesetzten Gürtel ab, öffnete die Thür nach der Küche und verlangte ein Plättchen.

„Da hat en Uhl säten“ (da hatte eine Gule gefressen, das heißt: damit ist es nichts),“ antwortete die Frau Pastorin, deren bäurische Herkunft sich gern in plattdeutschen Redewendungen kundgab; meistens sprach sie ein ergößliches Gemisch. Sie erschien jetzt in der Thür. Die Nachtmühe hatte einer prächtigen händerreichen Vormeuße Platz gemacht; der übrige Anzug war noch zurückgeblieben.

„Wat denkst du wohl,“ fuhr sie fort, „daß der Wolzen so gau in die Hix kommt! Set di dal, ich will dir man gau auf die Strümpf helsen.“ Damit ging sie zu einem Schrank, aus dessen unterem Schubfach sie ein Paar durchbrochene Strümpfe hervorkramte.

Mechthild hatte sich unterdessen auf einen Stuhl fallen lassen und litt es ohne Widerrede, daß ihr die Mutter Schuhe und Strümpfe anzog, als ob das große Mädchen noch das kleine Ding war, das sie von Anfang an verhätschelt hatte.

„Der August, der dumme Junge,“ klagte sie, indem sie mit hochrotem Gesicht von ihrer Arbeit aufsaß, „hat mich das Slot zu der Spiesstamertür verdreht, und ich mußte in den Keller steigen und Botter holen.“ Da aber ihrer Tochter gleichgültiges Gesicht ihr sagte, daß sie diese kleinen häuslichen Leiden durchaus unberührt ließen, sprang sie schnell auf einen anderen Gegenstand über.

„Hast du gehört, daß die Braatschen all die Köh (Kühe) in Moorstätt behegt hat? Ein ganzer Hümpel junge Bengels haben sie im Weidenbusch abgefaßt und mit Steine nach ihr geschmissen; Krischan Duhs voran, und da hat sein Stein die Ohrlücke an den Kopp getroffen. Was thut sie? Sie bückt sich und hört den Steen to Höcht, und wie sie denken, sie will den Krischan wieder smeissen, steckt sie ihn in die Tasche und macht ihm eine Faust. Da is sie alle ein Gräsen angekommen, und sie sünd ausgekniffen!“ Während dieser Erzählung war Mechthilds Toilette rasch vorgeritten und schien diese ganz in Anspruch zu nehmen. Die Mutter versuchte es mit einem dritten Gegenstande — alles lieber als stillschweigen.

„Sie sagen ja, daß Madam Rittler recht arg krank sein soll — denn warum kommt Doktor Raase jeden Tag, den Gott werden läßt, nach Cäcilienfuß, oder wie sie Graskamp jetzt heißen?“

Jetzt kam Leben in das Gesicht der Tochter.

„Krank?“ rief sie höhnisch, „ich weiß, was es für eine Krankheit ist. Sprich nicht von der, ich kann's nicht hören, ich kann sie nicht vor Augen sehen!“ Sie bog sich zu der Aufstehenden hinüber und zischelte durch die geschlossenen Lippen:

„Ich könnte sie vergiften!“

„Herr du meine Güte, Mädchen; was für ein Snad is das! und du, ein Pastorenkind! Wenn das dein Vater hören thät...“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür ein wenig, und die Stimme des Pastors sagte:

„Seid ihr fertig? Herr Rittler wird ungeduldig; die Pferde wollen nicht mehr stehen.“

Mechthild beeilte sich, so sehr sie konnte, und eilte hinaus vor die Thür, wo Gertrud und ihr Vater sie erwarteten. Eine kurze Begrüßung erfolgte, und dann ward sie höflich gebeten, gleich einzusteigen, da man diesmal nicht die Chaussee fahren, sondern einen Umweg machen wollte, um ein fernliegendes Feld in Augenschein zu nehmen.

In dem Moment, wo Mechthild das zierliche Füßchen, auf das sie nicht wenig stolz war, auf das Trittbrett des Wagens setzte, überkam es Gertrud wie ein seltsames, ahnendes Gefühl. Es war ihr, als müsse sie ihr die Hand auf die Schulter legen und sie vom Wagen wegreißen; als drohe ihnen allen ein Unheil, das mit Mechthild zusammenhing.

8. Allerlei Bändstoff.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß auf der Rückfahrt anfangs wenig gesprochen wurde. Rittler sann über den letzten Gegenstand nach, der ihn und seinen alten Freund beschäftigt hatte, Mechthild zupfte verstohlen an sich herum und überlegte, ob sie nicht irgend etwas an ihrem Anzug vergessen habe, und Gertrud war zu verstimmt, um den Gedankengang der beiden zu unterbrechen. Es war aber trotzdem eine angenehme Fahrt, so daß sich allmählich die Gesichter zu erheitern und die Zungen zu regen begannen. Die Zeit verging allen schnell; sie glaubten noch weit entfernt von Cäcilienlust zu sein, da fuhr schon der Wagen an der Umfriedigung des Gartens hin.

Als Gertrud sich verwundert umsah, da erblickte sie etwas, das sie mit jähem Schreck durchzuckte. Karoline stand unter einer breitstädtigen Buche, den Arm ausgestreckt nach ihrem Begleiter, in welchem Gertruds scharfes Auge Doktor Raase erkannte. Es war alles blitzschnell vorüber, aber sie sah es auch da noch deutlich vor sich, indem jede Einzelheit ihr zum Bewußtsein kam. Raase saß nachdenklich zurückgelehnt auf der grobgezimmerten Bank, Karoline stützte die eine Hand auf die Lehne, in der andern hielt sie etwas Glänzendes; es funkelte in dem Sonnenstrahl, der durch die Zweige spielend auf und nieder wirbelte. Gertrud wandte sich hastig zu Mechthild um und bemühte sich, auf ihrem Gesicht zu lesen, ob sie wohl den seltsamen Vorfall bemerkt habe, aber diese blickte nach der anderen Seite; ihr Vater war zum Glück in einer Verhandlung mit Johann begriffen, den er ermahnte, vorsichtig durch das Heß zu fahren.

Wie konnte nur Karoline so unbedachtsam sein! Obwohl noch so jung, war sie doch kein Kind mehr, und ihre Geschwister hatten sie mehrmals vor jeder Vertraulichkeit mit dem Doktor nachdrücklich gewarnt! So dachte Gertrud und brannte vor Ungebuld mit ihr zu sprechen, zu erfahren, was dies bedeutete. Sie wäre am liebsten geflogen; so schnell der Wagen fuhr, er schien zu schleichen. Da — endlich! war das Heß. Johann stieg ab, um es zu öffnen, und Gertrud überlegte eben, ob sie aussteigen und voranlaufen sollte, da trieb ihr Vater die Pferde an, und bald darauf hielten sie vor dem Hause.

Es ging nun freilich alles anders, als sie es sich ausgedacht hatte. Karoline war nirgends zu sehen; da galt es denn, ihrer Ungebuld Zügel anzulegen und sich um ihren Gast zu kümmern. Es gab auch noch dies und jenes zu ordnen, denn ihr Vater drängte zum Mittagessen, und so trat ihre Sorge einen Augenblick in den Hintergrund. Sie wurde erst wieder daran erinnert, als sie bei Tische an Karolinen's Halfe ein schilfförmiges Schmuckstück vermüßte, das sie noch denselben Morgen getragen hatte, auch bildete sie sich ein, Karoline sei verlegen und sehr zerstreut. Sie übertrug ihr gewöhnliches Amt, der Mutter die Suppe zu bringen, heute der Mamsell und verschwand, sobald der Vater die Tafel aufhob.

Gertrud konnte sie auch jetzt noch nicht auffuchen, sie mußte auf Mittel und Wege finnen, Mechthild zu unterhalten, bis mehr Sonntagsgäste anlangen würden. Man wanderte über den Hof in die Ställe, wo nur vereinzelte Tiere sich aufhielten, besuchte den großen Blumengarten und begab sich endlich durch den Hausgarten in das Boskett, da Mechthild keine Freundin vom Spazierengehen war. Das Gespräch hielt sich nur mühsam im Gange, wie es der Fall zu sein pflegt, wo sich fast gar keine Berührungspunkte zwischen zwei Menschen finden. Als Gertrud noch einiges über Wirtschaftsangelegenheiten vorbrachte, sagte Mechthild mit unverhohlenem Gähnen:

(Fortsetzung folgt.)

Herodes und die Herodäer.

Von Martin Wagner.

In den Anfängen des irdischen Lebens Jesu Christi steht mit blutigen Zügen der Name Herodes. Aber den er zu treffen wünschte mit seinem Blutbefehl, der entrann seinen Händen; nur in die Verborgenheit des unberühmten Nazareth hat er den in der Davidsstadt Geborenen zu drängen vermocht. Drei Jahrzehnte fast vergehen. Da erhebt der letzte der Propheten seine Stimme in der Wüste, dem nahenden Christus den Weg zu bahnen mit ernstem Ruf, und schon ist auch er selbst inmitten seines Volkes aufgestanden, die Sehnsucht der Jahrtausende zu erfüllen, aber freilich als Galiläer, als Nazarener. Und wieder ist es ein Herodes, der jenen verstummen macht und sein Haupt dem Henkerbeil überliefert und diesen, seinen Unterthan, mit Hohn und Spott überschüttet, dem ungerechten heidnischen Richter preisgibt. Aber der am Kreuze gestorbene Judenkönig hinterläßt ein Volk, das ihm als Lebendem dient und immer neue Unterthanen wirbt. Da ist es zum drittenmal ein Herodes, der dem Haß seines Volkes seinen Arm leicht zu vernichtendem Schläge. Das Haupt des Jakobus fällt unter dem Beil, und Petrus wird nur durch ein Wunder dem gleichen Schicksal entzogen. Aber eine stärkere Hand setzt dem Norden ein Ende, und weiter und weiter dehnen sich die Grenzen des Reichs des Gekreuzigten! Schon beugen sich ihm viel tausend Kniee in Syrien und Asien, in Makedonien und Achaja, ja in der Stadt des großen Kaisers, in Rom. Von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht strömen die Heidenvölker zu dem Christus Israels, und Israel selbst steht noch immer draußen. Da kommt zu letztem Liebeswerben der Mann nach Jerusalem, der wie kein anderer ein Mehrer des Reichs des Nazareners gewesen und doch wie kein anderer das Volk liebt, das ihn getötet hat und sich endgültig von ihm abzuwenden im Begriff steht — Paulus. Aber auch ihm droht der Tod, und nur vorläufig schützt ihn römisches Recht. Da ist es noch einmal ein Herodäer, der letzte seines Geschlechts, vor dem der gefangene Paulus seine Sache zu verteidigen hat. Und er erweist sich als ein echter Sohn seiner Väter, zwar nicht in blutiger Gewaltthat — dazu fehlt ihm Macht und Anlaß — aber in verständnisloser Gleichgültigkeit.

Es war ein schweres, aber selbstverschuldetes Verhängnis, daß Israel in der wichtigsten Entscheidungsstunde seiner Geschichte Männer zu seinen Führern hatte, die ihm trotz aller äußeren Zugehörigkeit als Fremdlinge gegenüberstanden und in das innere Wesen ihres Volkes, in seinen weltumfassenden Beruf nicht den mindesten Einblick besaßen. Israels Gott war ihnen nicht mehr als irgend ein heidnischer Landesgott; im gelobten Lande dienten sie ihm und schmückten seinen Tempel, in den Städten der Heiden ehrten sie in gleicher Weise den Zeus und die Pallas Athene und den wichtigsten Gott der Zeit, den römischen Cäsar. Derselbe Herodes, der unendliche Summen aufwandte, um den Tempel des Gottes Israels in nie gesehener Pracht zu erneuern — „wer nicht den Bau des Herodes gesehen, hat nie etwas Schönes gesehen,“ sagte man zu seiner Zeit — und der sich dabei aufs strengste an die Forderungen des pharisäisch gedeuteten Gesetzes hielt, derselbe Herodes gab der von ihm gegründeten Hafenstadt Cäsarea ein weithin sichtbares Wahrzeichen in dem prächtigen Tempel des Augustus, und auch den übrigen Herodäern war ihr Judentum keine Hinderung, mit Hellenen und Römern hellenisch und römisch zu leben und durch Tempel- und Theaterbauten und Gladiatorenspiele sich als gebildete Männer zu erweisen. Ja als das jüdische Volk sich zu dem letzten großen Verzweiflungskampfe gegen die römische Zwingherrschaft aufraffte, zauderte der letzte Herodäer keinen Augenblick, sein Schwert im Dienste der Römer gegen seine Landsleute zu gebrauchen.

Wenn nun diese Männer, die innerlich so ganz losgelöst waren von dem Leben ihres Volkes, dennoch in der brennendsten Frage der Zeit, die das religiöse Leben des Volkes in der Tiefe aufregte, so entschieden Partei ergriffen und dem

Haß gegen die heranwachsende Nazarenergemeinde so willig Schergendienste thaten, so ist klar, daß nicht Eifer um Gott sie dazu getrieben hat. Woher sollte ihnen der auch kommen? Waren sie ja doch in der That nur „Halbjuden,“ wie ihr Geschichtschreiber sie nennt.

Als das ruhmreiche, aus echt theokratischem Geiste entstandene Makkabäergeschlecht sich mehr und mehr zu einer asiatischen Despotenfamilie umwandelte, als der Eifer für den rechten Gottesdienst veräußerlichte und der auf die Größe des Hauses und des Reiches gerichteten Politik sich unterordnen mußte, unterwarf ein Fürst dieses Hauses, Johannes Hyrtanus I (135—105 vor Chr.), die alten Feinde Israels, die Idumäer (Edomiter), und zwang sie, das Judentum anzunehmen. Diesen zwangsweise bekehrten Idumäern entstammt die Dynastie der Herodäer. Der Vater des ersten Herodes, Antipater, erlangte unter dem letzten Makkabäerfürsten, dem schwachen Hyrtan II, dem er zum Thron verholpen hatte, beherrschenden Einfluß. Er war schon tatsächlicher Regent des Landes, obwohl es Hyrtan dem Namen nach blieb. Durch ihn wurde sein Sohn Herodes schon im Alter von fünfzehn Jahren Statthalter von Galiläa, und schon von diesem Augenblick an, wo sein Name zuerst in der Geschichte genannt wird, lassen sich in ihm jene Eigenschaften erkennen, denen er bis zum letzten Augenblick seines Lebens treu geblieben ist. Obenan steht eine rücksichtslose Energie. Galiläa war damals von einer Räuberbande heimgesucht. Herodes machte ihrem Treiben ein Ende und richtete die gefangenen Räuber hin. Das Synedrion (der hohe Rat) betrachtete die Verhängung der Todesstrafe als einen Eingriff in seine Rechte und zitterte Herodes vor sein Tribunal. Er erschien, aber in königlicher Kleidung und von seiner Leibwache umgeben, und erzwang so seine Freisprechung. Es stand dabei allerdings noch eine andere Macht im Hintergrund — der römische Statthalter Syriens. Herodes verstand nämlich seine Zeit insofern vollkommen, als er einsah, daß nur völlige und rückhaltlose Hingabe an die Römer seiner Herrschaft Bestand zu geben vermöchte. Das ist denn auch oberster Grundsatz seiner Politik. Zwar machten ihm die Römer selbst die Befolgung dieses Grundsatzes schwer; denn es war die Zeit der Bürgerkriege, die herrschenden Parteien wechselten schnell, und man konnte des einen Römers Freund nicht sein, ohne zugleich des andern Feind. Aber Herodes besaß Geschick genug, um heute den cäsarianischen Statthalter Syriens und morgen Cassius, den Mörder Cäsars, durch wichtige Dienste sich zu verpflichten und dann wieder mit derselben Gewandtheit die Gunst des Antonius und Octavian zu gewinnen; als dann diese beiden sich entzweiten, war er bis zur Schlacht von Actium eifrigster Anhänger des Antonius, um nach dieser Schlacht sofort sein Schwert im Dienste des Octavian gegen die Freunde des Antonius sehr wirksam zu verwenden. Aber wertvoller noch als derartige Hilfe war den römischen Machthabern sein Geld. Es gab keinen eifrigeren Exekutor als Herodes, wenn es galt, einen von den Römern auferlegten Tribut einzutreiben; denn es schien ihm klug, sagt sein Geschichtschreiber, auf anderer Kosten sich das Wohlwollen der römischen Herren zu erwerben. — Die Rehrseite dieser geschmeibigen Hingabe im Dienst der Römer war rücksichtslose Härte und Grausamkeit gegen sein Volk. Es bezahlte die Freundschaft der Römer, welche sein König genoß, mit einer unerträglichen Steuerlast; denn Herodes konnte nur einen Zweck, die Herrschaft, und dem wurde alles geopfert. Aber nicht nur dieser Druck machte ihm das Volk abgeneigt; es vergaß in ihm nie den Fremdling, den Idumäer. Von Antonius und Octavian hatte Herodes im Jahre 40 vor Chr. die Ernennung zum König Judäas erlangt; zwischen beiden war er in feierlichem Zuge zum Kapitol hinaufgestiegen, um dem kapitolinischen Jupiter die üblichen Opfer zu bringen. Aber wie das Schlachtier den Schlächter wittert, so ahnte das Volk in ihm den blutigen Tyrannen. Es klammerte sich an den letzten kraftvollen Makkabäerfürsten, Antigonus, der mit parthischer Hilfe sein Recht geltend zu machen suchte, und nur unendlich viel Blut und die Hinrich-



tung des Antigonos durch Römerheile bahnten dem Herodes den Weg zum Throne. Daher erfüllte ihn beständiger Argwohn und trieb ihn von Bluthat zu Bluthat. Und nicht nur gegen sein Volk wüthete er, sondern mit derselben Härte gegen sein eigenes Geschlecht. Denn durch seine Heirat mit Mariamme, einer Enkelin des schwachen Syrius II, war makkabäisches Blut in seine eigene Familie gekommen. Herodes liebte Mariamme mit leidenschaftlicher Glut. Das hinderte ihn aber nicht, ihren jungen Bruder im Bade ertränken zu lassen, ihren Großvater und ihre Mutter zu mordeten; ihr selbst brachte unberechtigter Verdacht der Untreue den Tod. Aber sie hinterließ zwei Söhne Aristobul und Alexander, und das Makkabäerblut, das in ihren Adern floß, war Grund genug, den Verdächtigungen, die ein anderer Herodessohn, Antipater, gegen sie erhob, Glauben zu schenken. Sie endeten durch den Strang. Aber auch Antipater freute sich seines Sieges nicht lange. Fünf Tage vor dem Tode seines Vaters wurde auch er zum Tode geführt. Und so war es auch nichts anderes als politischer Argwohn, der Herodes zu den Tausenden, die er gemordet, die Säuglinge Bethlehems fügen ließ — es kann keine große Zahl gewesen sein, da die Stadt nach dem Exil nur von hundertdreißig Mannern besiedelt wurde — um eine entstehende Messias Hoffnung im Keime zu ersticken. Kurze Zeit danach ist er selbst einer schrecklichen Krankheit erlegen.

Das Volk hätte nach des Herodes Tode am liebsten keinen seiner Söhne den Thron besteigen sehen und richtete durch Abgesandte eine dahingehende Bitte an den Kaiser. Aber dieser bestätigte das Testament des Verstorbenen. Archelaus bekam Judäa und Samaria, Philippus den Nordosten des Landes, Herodes Antipas Galiläa und Peräa. Diese

drei Söhne hatten gewissermaßen nicht nur das Land, sondern auch die Eigenschaften des Vaters unter sich geteilt. Archelaus besaß seine rücksichtslose Grausamkeit, und die Kunde davon bestimmte die Eltern Jesu nach ihrer Rückkehr aus Ägypten, sich nicht in Judäa niederzulassen (Matth. 2, 22). Er wurde eben deshalb nach zehnjähriger Regierung von Augustus entsetzt und ist daher weiterhin ohne Einfluß auf die evangelische Geschichte. Philippus war ein tüchtiger Verwalter seines Landes; Jesus hat sein Gebiet nur vorübergehend betreten (z. B. Mark. 6 und 8), wenn er Ruhe und Einsamkeit suchte. Antipas hatte die leidenschaftliche Sinnlichkeit seines Vaters geerbt. Sie wurde sein Verderben. Er war mit der Tochter des Araberkönigs Aretas vermählt. Als er aber auf einer Reise Herodias, eine Tochter seines hingerichteten Bruders Aristobul, kennen lernte, die damals einem als Privatmann lebenden Bruder des Antipas vermählt war, beschloß er, die Tochter des Aretas zu verstoßen und Herodias zu heiraten. Die Aretastochter erhielt von dem Vorhaben ihres Gatten Kunde und entfloß zu ihrem Vater, und dieser rächte durch einen siegreichen Feldzug die Schmach seiner Tochter. Herodes aber führte seine Absicht aus und ehelichte seines Bruders Weib. Es ist bekannt, wie diese That von dem öffentlichen Strafwort des Täufers getroffen wurde und wie Herodes, politische Gärungen befürchtend, ihn zunächst gefangen setzte und endlich auf das Drängen seines Weibes enthaupten ließ. Natürlich ließ sich von einem solchen Manne auch kein Schritt erwarten zum Schutz des bedrohten Lebens seines Unterthanen Jesus. War ihm ja doch dieser Jesus schon unbequem genug geworden, indem er ihm

unliebsame Erinnerungen an Johannes wachrief (Mark. 6, 14). Hatte er früher eben deshalb sich seiner auf schlaue Weise zu entledigen gesucht (Luk. 13, 31), so hatte er jetzt für den als ungefährlich Erkannten nur Hohn. Indes erfreute sich Herodes nach der Preisgebung Jesu nicht lange mehr seiner Herrschaft. Dasselbe Weib, dem er die von dem Araberkönig ihm beigebrachten Niederlagen verdankte und das ihn in den feindseligen Gegensatz gegen das Heil Israels hineingebracht hatte, brachte ihn schließlich auch um die Krone. Ein Bruder der Herodias, Agrippa, hatte nämlich von dem ihm nahe befreundeten Kaiser Caligula (im Jahre 37 nach Chr.) das durch den Tod des Philippus erledigte Gebiet mit dem Königstitel bekommen. Antipas führte nur den Titel Tetrarch (Vierfürst). Da ließ ihm nun der Ehrgeiz seines Weibes keine Ruhe, bis er mit ihr nach Rom reiste, um von der Gunst des Kaisers die gleiche Ehre zu erlangen. Aber das Ergebnis der Reise war ein ganz anderes. Es gelang Agrippa, in dem Kaiser Zweifel an der Römerfreundlichkeit des Antipas zu erregen; Anhäufungen von Waffen schienen seine bösen Absichten zu bestätigen. Der Kaiser setzte ihn daher ab und schenkte sein Land dem Agrippa. Antipas aber wanderte mit Herodias in die Verbannung nach Gallien.

Agrippa ist der Apostelgesch. 12 erwähnte Herodes. Auch bei ihm liegen die Beweggründe klar zutage, die ihn zu einem Verfolger der jungen Christengemeinde machten. Er war ein Enkel des ersten Herodes und der Makkabäerin Mariamme, ein Sohn des hingerichteten Aristobul. Am römischen Hofe erzogen, war er früh in den Strudel des kostspieligen römischen Lebens hineingerissen worden und hatte, da nach dem Tode seiner Mutter jede Hemmung fehlte, sehr bald nicht nur sein ganzes Vermögen durchgebracht, sondern auch so bedeu-

tende Schulden gemacht, daß er Rom verlassen mußte. Er kehrte nach Palästina zurück und wurde von seinem Schwager Herodes Antipas unter Zurechnung eines sehr knappen Lebensunterhalts mit der Marktpolizei in Tiberias betraut. Gerwürnisse mit seinem Schwager nötigten ihn aber bald, eine Zuflucht bei dem römischen Statthalter Syriens zu suchen, und da er sich bald auch dort unmöglich machte, indem er aus seinem Einfluß auf den Statthalter von solchen, die ein Anliegen an ihn hatten, Geld zu ziehen suchte, beschloß er noch einen letzten Versuch in Rom zu wagen. Nur mit genauer Not entging er seinen Gläubigern und erreichte, mit geborgten Geldern ausgestattet, Rom. Tiberius wandte ihm seine Gunst zu und übertrug ihm die Erziehung seines Neffen Caligula. Eine unvorsichtige Äußerung brachte ihn zwar in den letzten Monaten der Regierung des Tiberius ins Gefängnis, aber der Tod dieses Kaisers befreite ihn, und Caligula erwies sich dankbar, indem er ihm das Gebiet des einige Jahre zuvor verstorbenen Philippus mit dem Königstitel und später auch das des Antipas gab. Ja das Glück des Agrippa hatte noch nicht seinen Gipfel erreicht, denn als Caligula im Jahre 41 starb, war Agrippa in Rom anwesend und trug wesentlich dazu bei, daß Claudius sein Nachfolger wurde. Der Dank des Claudius bestand darin, daß er ihm zu seinem bisherigen Besitz auch die bis dahin von Procuratoren (Landpflegern) verwalteten Landschaften des Archelaus gab, so daß Agrippa noch einmal das ganze Reich des „großen“ Herodes unter seinem Pcepter vereinigte. Diese wechselvollen Schicksale hatten ihn klug gemacht. Mehr als alle andern Herodäer spielte er, der tiefer als alle andern den Freudenbecher des heidnischen Lebens geleert hatte, im Lande den gesethestreuen Jehovahverehrer. Caligula hatte ihm bei seiner Befreiung aus dem Gefängnis eine goldene Kette geschenkt, die so schwer war wie die eiserne, die er getragen. Agrippa weichte sie Jehovah. Wie jeder andere gewöhnliche Israelit brachte er selbst seine Erstlingsgarbe zum Tempel; täglich beteiligte er sich am Opfer. Auch in seiner äußeren Politik kam er den Neigungen des Volkes entgegen, indem er wenigstens einen gewissen Schein von Selbstständigkeit gegenüber der Römerherrschaft zu behaupten suchte. Durch derartige Künste errang er auch die Gunst des Volkes in solchem Maße, daß, als er einst bei Verlesung der Gesetzesstelle: „Du sollst keinen Fremdling als König über dich setzen, der nicht dein Bruder,“ laut zu weinen begann, das Volk ihm tröstend zurief: „Sei nicht bekümmert, Agrippa! Du bist unser Bruder, du bist unser Bruder.“ In diesen Rahmen gehören denn auch seine Gewaltthaten gegen die junge Christengemeinde; sie waren nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel, sich in der Gunst des in seiner Masse pharisäisch gesinnten Volkes zu befestigen. Wie unwahr aber sein so absichtlich zur Schau getragenes Judentum war, zeigte sich bei seinem Ende. Er befand sich in Cäsarea. In silbergewirktem Festgewande erschien er im Theater, empfieng er eine Gesandtschaft der Tyrier und Sidonier. Da nannte ihn die schmeicheleische Volksmenge — Cäsarea war zum größten Teil von Heiden bewohnt — einen Gott, und Agrippa wies diese heidnische Verehrung nicht von sich. Als bald ward er von furchtbaren Schmerzen überfallen und erlag ihnen nach fünf Tagen.

Mit seinem Tode verloren die Juden ihre Selbstständigkeit für immer; das gesamte Gebiet Agrippas wurde der Provinz Syrien einverleibt und unter unmittelbare römische Verwaltung genommen.

Agrippa hatte jedoch einen Sohn desselben Namens und mehrere Töchter hinterlassen. Jener ist der Apostelgeschichte 25, 26 erwähnte Agrippa, und von diesen werden ebendasselbst Drusilla (24, 24), die Gemahlin des Landpflegers Felix, und Berenike erwähnt. Agrippa befand sich bei dem Tode seines Vaters in Rom und blieb auch zunächst dort. Durch kaiserliche Gunst erhielt er einige Jahre später ein kleines Gebiet am Libanon mit dem Königstitel und bald darauf eine bedeutend umfangreichere Herrschaft, nämlich die ganze Tetrarchie des Philippus. Zugleich wurde er mit der Aufsicht über den

Tempel betraut und mit dem Recht, die Hohenpriester zu ernennen, einem Rechte, das er mit derselben Willkür handhabte wie seine Ämnen. Äußerlich hielt auch er am Judentum fest und machte auch gelegentlich seinen Einfluß in Rom zu gunsten der Juden geltend. Ja, als seine Schwester Drusilla einen asiatischen Fürsten heiratete, war Annahme des Judentums Bedingung der Heirat, und Berenike, die andere Schwester, war jüdisch-fromm genug, um sogar einmal ein Nasiräatsgelübde auf sich zu nehmen. Das hinderte aber jene nicht, ihren Gemahl sehr bald zu verlassen und das Weib des römischen Procurators Felix zu werden, dem sie natürlich eine derartige Bedingung nicht zumutete, und diese stand in einem Verhältnis zu ihrem Bruder, das allgemein als unrein und verbrecherisch galt. Als nun vollends der jüdische Krieg entbrannte und nun nicht mehr vermittelt, sondern eine Wahl getroffen werden mußte, Jude oder Römer, ergriff Agrippa rückhaltslos die Partei der letzteren. Nach Kräften unterstützte er sie mit Hilfstruppen, wurde selbst im Kampfe verwundet und bejubelte im Gefolge der römischen Triumphatoren den Fall des unglücklichen Jerusalems, während Berenike mit dem Zerstörer Jerusalems, Titus, ein vielbesprochenes Liebesverhältnis anknüpfte. Agrippa starb kinderlos um das Jahr 100.

So völlig endete das herodäische Königsengeschlecht in dem Heidentum, aus dem es hervorgegangen war und dem es innerlich stets angehört hatte. Daß aber diese letzten Herodäer zugleich die letzten Sprossen makkabäischen Blutes sind und so die Geschichte dieser beiden, ihrem Ursprunge nach so verschiedenen und lange einander so feindseligen Fürstenhäuser in ihren Ausgängen eins sind, darin offenbart sich das Walten der göttlichen Gerechtigkeit, die das von seinem Beruf und seinem Ursprung abgefallene Geschlecht an seine Feinde hingab, von denen es sich innerlich nicht mehr unterschied.

Eine deutsche Osterfeier im heiligen Lande.

Von Christian Benckard.

Im Frühjahr 1878 erscholl ein Hilferuf der nach Palästina ausgewanderten Deutschen. Sie verlangten den Beistand des Vaterlandes gegen die Mißgunst der Fremden und die Willkür der türkischen Beamten, und ihr Ruf sollte nicht ungehört verhallen.

Drei Tage vor Ostern erhielt die damals in der Subabai auf Kreta ankernde deutsche Korvette „Gazelle“ den Befehl, sofort nach der syrischen Küste unter Segel zu gehen. Bereits am Ostermorgen sollte das Schiff Jaffa, sein nächstes Ziel, erreichen.

Mit vollen Segeln lief das stattliche Fahrzeug der herrlich aufgehenden Sonne entgegen, die Mannschaft stand in fest-täglicher Kleidung an Deck, und hundert Augen suchten die scharfbegrenzte dunkelblaue Linie am Horizont zu entdecken, um zuerst das heilige Land zu erblicken.

Der Ruf „Land!“ ist in der Regel nicht so wirkungsvoll, wie es die Verfasser von Seeromanen, die ihre Fachkenntnisse einer Fahrt von Calais nach Dover oder von Hamburg nach Helgoland verdanken, schildern; er macht im Gegenteil oft einen unangenehmen Eindruck auf den Seemann. Dieser weiß ja, daß es jetzt eine Menge Scherereien geben wird, die man auf hoher See nicht kennt: das notwendige Übel des Kohleneinnehmens mit seinem Schmutz und Staub, der bis ins Allerheiligste, die Admiralskajüte bringt, steht wieder in Aussicht und das behagliche Seeleben macht dem dem Kommandanten wie den Matrosen gleich fatalen strammeren Hafendienst Platz.

Heute aber ist es anders. Das Land, dem man jetzt entgegensteuert, ist ja das gelobte Land, und in jedem regt sich die Sehnsucht nach dem Anblick jenes Bodens, auf dem einst unser Heiland wandelte. Es ist freilich nicht die Begeisterung kampfbegieriger Kreuzfahrer, welche heute die deutschen Krieger bewegt, aber es ist ein eigentümliches Gemisch von christlicher Demut und deutschem Stolz, der in dem Bewußtsein wurzelt, daß das Erscheinen deutscher Macht genügt, um den fernem Stammesgenossen Recht und Achtung zu verschaffen.

Ein schmaler Streifen Landes wird über dem Wasser sichtbar, eine höhere Masse hebt sich von demselben ab, und Jaffa, das alte Zoppe, entsteigt dem Meere.

Der Anblick Jaffas ist, wenn man sich ihm von Westen her nähert, ein imposanter. Es liegt, die niedrige sandige Küste krönend, auf hohem Felsen. Die Stadt ist umhüllt vom Nimbus der Sage und der Geschichte. Berichtet doch schon die altgriechische Mythe, daß an diesen Felsen Andromeda geschnitten war, bis Perseus sie befreite; Assyrien, Persien und Ägypten reden in ihren Denkmälern von Jaffa, und vor allem webt die heilige Schrift um diese Stadt den Glanz der Erinnerung. Im Sturme der Zeit und der Ereignisse hat sich ihre Lage übrigens nicht verändert. So wie heute noch der Strand in ihrer Nähe von den Skeletten gescheiterter Schiffe bedeckt ist, so brachte er schon vor Jahrhunderten den Kreuzfahrern Verberben, und wie Jaffa schon im Altertum als Hafenstadt Jerusalems seinen Wohlstand den Pilgerfahrten verdankte, so ist seine Haupterwerbsquelle auch heute noch die Beherbergung und die Begleitung Gläubiger nach dem heiligen Grabe.

Im großen ganzen ist Jaffa, obgleich es wohl nie Prachtbauten aufzuweisen hatte, jetzt ein Bild des Verfalles, eine große Ruine wie die meisten türkischen Städte. Der Hafen, der zwar immer noch verkehrsreich ist, ist so schlecht und gefährlich wie möglich, denn größere Schiffe müssen in beträchtlicher Entfernung vom Ufer anker, und müssen selbst hier noch Tag und Nacht bereit sein, bei westlichem Sturm in die hohe See zu flüchten. Dem Abendländer wird es oft ängstlich zumute, wenn ihn das kleine türkische Boot dem Landungsplatz zuträgt, denn nur zu leicht schlägt es um, und die Insassen werden, von Salzwasser triefend, auf den festen Boden bejordert.

Eine schlammige, schlüpfrige Straße führt von der Landungsstreppe hinauf in die Stadt. Erst auf dem Wege zur deutschen Kolonie wird die Szene interessant. Hier tummeln sich, zumal zur Osterzeit, Pilger und Reisende aller Völker und Religionen. Es wimmelt von nichtsdenkenden Mohammedanern mit grellfarbenem Turban, persischen Priestern mit langen spitzen Mützen, russischen Popen, polnischen Juden und schlauen Griechen. Auch der Deutsche steht, den baumwollenen Sonnenschirm unter den Arm gepreßt, mit dem Bleistift in der Hand an der Straßenecke und macht sich Notizen zur späteren Verarbeitung. Neben ihm hält vielleicht ein Franzose, der sich eine Zigarette dreht und boshaft lächelnd nach dem Sohne Albions hinüberschleift, der seinem arabischen Kameltreiber aus dem Murray zu beweisen sucht, daß er zuviel fordert.

Die deutsche Kolonie liegt außerhalb der Stadt auf einem Hügel, umgeben von Weinbergen und Saatsfeldern. Im Hintergrunde sieht man prächtige Orangenhaine, aus denen die fast die Größe eines Kinderkopfes erreichenden Palästinaorangen kommen. Die reinlichen weißen Häuser liegen zwischen den Feldern verteilt. Dem Deutschen beginnt bei diesem Anblick das Herz rascher zu schlagen, sieht er doch ein Stückchen Heimat vor sich. Vor den Häusern spielen blondköpfige Kinder und mit einem herzlichen „Grüß Gott“ tritt der Schwabe vor die Thür, den Landsmann zum Eintritt nötigend.

Die Ansiedler, fast ohne Ausnahme Württemberger, nennen sich Templer oder Freunde des neuen Tempels. Sie hatten sich schon vor Jahren in Kirschenhardtshof in Württemberg um ihren Führer Christoph Hofmann gesammelt und beabsichtigten das gelobte Land auf friedlichem Wege für das Christentum wieder zu gewinnen. Es waren Landleute und Handwerker, auch einige Kaufleute, welche, das Christentum im Herzen und den Spaten in der Hand, als wohlorganisierte Gemeinde im Jahre 1868 im alten Zoppe landeten, um sich hier sowie bei Jerusalem und Haifa ansässig zu machen.

Obwohl an harte Arbeit gewöhnt, hatten sich die Schwaben ihre Mission und die Bebauung des Landes, wo Milch und Honig fließt, doch wohl leichter vorgestellt. Die türkischen Geseze erschwerten es ihnen, Acker oder auch nur

unkultivierten Boden als Eigentum zu erwerben, und spitzbübische Griechen und Araber suchten die Fremdlinge zu übervorteilen, was ihnen den gutmütigen süddeutschen Bauern gegenüber leider nur zu gut gelang. Dazu hingen die letzteren mit großer Fähigkeit an ihren alten Gewohnheiten, und Seuchen und Missetaten mußten sie erst belehren, daß sie hier mit anderen Faktoren als in der Heimat zu rechnen hatten. Die türkischen Beamten belegten die Kolonisten mit horrenden Steuern und raubten den Armen dadurch fast die Möglichkeit des Fortkommens. Wohl wußten die Türken, daß die Eingewanderten die Stammesgenossen derjenigen waren, welche Frankreichs Heere geschlagen hatten, sie wähten sie aber ausgestoßen aus dem Vaterlande, hatte sich doch seit ihrer Ankunft noch kein einziges Kriegsschiff gezeigt, das ihre Flagge führte und ihre Rechte zu wahren imstande gewesen wäre.

Infolge des Besuches der Templer bei der Reichsregierung wurde diesem Übelstande jetzt abgeholfen. Die Araber machten große Augen, als die stattliche Korvette unter ihnen noch unbekannter Flagge auf der Reede von Jaffa vor Anker ging, und die Batterien der Zitadelle vor dieser Flagge, die sich mittlerweile als die deutsche entpuppt hatte, salutierten. Wie groß war aber erst das Erstaunen und die Freude der Schwaben selbst! Mit Kind und Regel strömten sie in hellen Häufen durch die Stadt zum Hafen, und die türkischen Bootführer machten brillante Geschäfte, denn niemand ließ sich Zeit um den Fahrpreis zu feilschen. Nur rasch hinüber zu den Landsleuten! Sogar ein kleiner Dampfer wurde bemannt und eine halbe Stunde später bogen sich die Fallreepstreppen unter der Last der Besucher.

Im ersten Augenblick waren die Templer etwas verdußt, das große Schiff mit den schweren Geschützen schien sie zu beängstigen, und als sie das Plattdeutsch der Holsteiner und Mecklenburger hörten, kam ihnen auch die Landsmannschaft einigermaßen zweifelhaft vor. Doch dies galt nur für den ersten Augenblick, denn bald fanden sich Dolmetscher auf beiden Seiten und ein kräftiger deutscher Händedruck schlug schnell die Brücke von Herz zu Herz. Auch dort, wo die Zurückhaltung andauernd war, wurde durch ein Wort des wachhabenden Offiziers das Eis gebrochen, durch das Zauberwort „Musik in die Batterie.“ Ein lustiger Marsch elektrifizierte groß und klein. Das mußte ja auch ein schlechter Deutscher sein, dem fern von der Heimat nicht das Blut schneller durch die Adern jagt, wenn die Klänge der Wacht am Rhein an sein Ohr schlagen. Dann kam der blaue Donauwalzer mit seiner unwiderstehlichen Macht auf den Sinn und die Füße der Jugend, und bald tanzten in bunten Reihen die Kinder der Ostsee und des schwäbischen Meeres.

Indessen nahte der Abend, und mit ihm die Stunde der Trennung, denn um sechs Uhr ist Flaggenparade und eine Viertelstunde vorher heißt's „Fremde von Bord.“ Man stand in dichten Gruppen zusammen und sprach von baldigem Wiedersehen und einem Gegenbesuch am Lande, welcher letzterer jedoch in weiter Ferne zu liegen schien; war es doch jedem bekannt, daß der Kommandant in anbetracht der stürmischen Jahreszeit und des schlechten Untergrundes selbst den Offizieren bis auf weiteres den Urlaub abgeschlagen hatte. Aber die Schwaben sind zähe, sie hörten nicht auf mit ihren Einladungen, und als alles nichts helfen wollte, da faßte sich der alte Häsele aus Marbach ein Herz und sprach: „Jetzt geh' i halt selbst zum Kapitän hin.“ Er ging wirklich, gefolgt von den zweifelnden Blicken der Matrosen, die sehr wohl wußten, wie übel der Höchstkommmandierende eine Störung in den Abendstunden aufnahm. Nach Aussage des Stewards soll er auch bei dem Eintritt des Deputierten ein keineswegs freundliches Gesicht gemacht haben, dieser ließ sich aber dadurch nicht abhalten, allen geäußerten Bedenken ein überzeugendes „es macht nix“ entgegenzusetzen. Dabei blieb er, bis es hieß „Fremde von Bord;“ dann blieb er erst recht, weil er wohl einsah, der Kapitän müsse ihn mit einer befriedigenden Antwort ersuchen das Schiff zu verlassen, denn mit dem Deck voll Menschen konnte kein Dampstangenmanöver



Vizeadmiral Freiherr von Schleinitz, der neue Landeshauptmann von Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel.

ausgeführt werden, und gewaltsame Entfernung der Landsleute war doch auch nicht zu befürchten. Endlich — es war zwei Minuten vor sechs und die Wache stand bereits zur Flaggenparade angetreten — erschien der alte Häfele mit freudestrahlendem Gesicht und schlaudem Augenzwinkern an Deck. „Nun?“ fragten die Mannschaften, „wie ist's mit dem Urlaub?“ — „Morge Middag,“ war die Antwort, „für hundert Mann hab' i den Urlaub halt 'rausgewurzelt.“

Es hielt schwer die Namenliste der hundert Glücklichen, für welche der Kommandant den Urlaub zugesagt hatte, auszufertigen. Die Leute mit der besten Führung, von denen man erwarten konnte, daß sie bei dem Signalschuß sofort an Bord zurückkehren würden, hätten wohl das erste Anrecht auf die große Vergünstigung gehabt, aber unter ihnen waren auch die tüchtigsten Seeleute, welche bei etwa eintretendem stürmischen Wetter auf dem Schiffe nicht zu entbehren waren. Minder Würdige wollte man, um das Gerechtigkeitsgefühl der Mannschaft nicht zu verletzen, nicht bevorzugen — ja, es war ein sauer Stück Arbeit, meinte der Stabswachtmeister, als die Urlaubsliste endlich fertig vor ihm lag.

Es war hohe Zeit. Die westliche Dünung war im Laufe des Vormittags stärker geworden, auch der Horizont war nicht hell; noch weniger aber die Stirn des Kommandanten, der offenbar nicht übel Lust hatte sein Wort zurückzuziehen. Also rasch in die Boote und gerudert, was das Zeug hält!

Während der Fahrt nach dem Lande hielten die Beurlaubten Rat, ob man erst die Deutschen besuchen oder sich vorher in der Stadt durch einen Imbiß stärken solle. Die Frage kam nicht zum Austrag, denn dort standen sie ja schon, die Landsleute mit den langen dunkelblauen Sonntagsröcken und den freundlichen Gesichtern, an ihrer Spitze der alte Häfele. „Es macht nix,“ rief er bei dem gewaltigen Anprall, mit dem die Dünung die Rutter gegen die Hafenmauer warf; und mit dem schnell zur Lösung gewordenen „Es macht nix!“ wurde auch ein Ungefügter, welcher beim Sprung aus dem Boot sein Ziel verfehlt hatte, aus dem Wasser gezogen.

An biblisch-historischen Merkwürdigkeiten bietet Jaffa im Vergleich mit anderen syrischen Städten nur wenig. Das Haus Simon des Gerbers und der Tabea ist fast das einzige Sehenswerte, und damit war man bald fertig. Daß im Wirtshause Geld verzehrt wurde, duldeten die Schwaben nicht; wozu hätten denn sonst auch ihre Hausfrauen heute die doppelte

Ration Feiertagsluden gebaden, Wein und Feigen aufgetischt und die Orangebäume ihrer goldenen Früchte beraubt? Da waren auch schon die ersten Spuren deutschen Fleißes in Sicht, grüne Weizenfelder, welche jetzt — um die Osterzeit! — schon Ähren trugen, und dazwischen die sauberen Häuschen mit den schmucken Vorgärtchen, in denen neben Oleander und Granate heimatische Blumen stehen. Aus diesen Blumen der Heimat ist auch der Kranz gefertigt, der den Vibelspruch über der Hausthür umschlingt und dem Gast zum Eintritt winkt. Und drinnen im Haus steht Speise und Trank auf dem blank geschuerten Tisch. Jan Maat läßt sich nie lange bitten: Berge von Kuchen verschwinden, dann holt die Hausfrau Oliven herbei, die allerdings bitter sind, und Landwein, der allerdings sauer ist, so sauer als sei er am Neckar oder am Bodensee gewachsen. Aber die salzgepökelten Matrosenzungen sind nicht verwöhnt, und wenn der ärgste Brand gelöscht ist, bringt der Hausvater das Beste aus dem Keller: edlen Saronwein und — hie gut Württemberg allweg! — dürre Landjäger. Als die schlachshaarigen Mädchen und Kinder sehen, daß auch dies schwäbische Lieblingsgericht bei den Blaulackden Anklang findet, werden auch sie zutraulicher und kommen näher. Sie rücken an den Tisch und lauschen leuchtenden Auges der frohen Kunde, welche ihnen, seit sie das Vaterland verlassen, noch kein deutscher Mund offenbarte — der Kunde, daß Deutschland jetzt einig sei vom Belt bis zur Donau, und daß nicht der König von Preußen oder Hannover das stolze Kriegsschiff zu ihrem Schutze entsandt habe, sondern der deutsche Kaiser, Wilhelm der Siegreiche.

Ein dumpfer Knall läßt die Kede stöcken. Man eilt hinaus, und richtig — dort von der „Gazelle“ steigt ein weißes Wölkchen auf; es war der Signalschuß, der die Beurlaubten zur Rückkehr auffordert. Es ist hart, so früh scheiden zu müssen, auch scheint kein besonderer Grund dafür vorzuliegen, denn der Himmel hat sich völlig aufgeheitert, aber hier heißt's Ordre parieren und das Vertrauen rechtfertigen, das der Kommandant in seine Leute setzte. Noch einmal werden die Gläser gefüllt und auf das Wohl der Gastgeber geleert, auf den Wunsch derselben werden Taschen und Blousen mit Orangen und Feigen volgepfropft, damit die an Bord Gebliebenen nicht ganz leer ausgehen; dann wird draußen angetreten.

Neunundneunzig Mann. Einer fehlt!

Die Matrosen sehen kopfschüttelnd einander an. „Der wird doch nicht desertiert sein?“ fragen einige besorgt. „Oder ischt er nach Jerusalem 'nauf g'laufe,“ meint ein Schwabe.

„Wer ist's denn eigentlich, der fehlt?“

„Hans Paulsen,“ antwortet einer.

„Dann hat's gute Wege, der läuft nicht weg. Aber wo kann er sein? Vielleicht ischt er noch in einem Hause beim Wein; wir wollen ihn suchen.“

Die Menge zerteilt sich und die einzelnen Gruppen suchen die Häuser und Gärten ab, aber vergebens. Man beginnt sich über den Verbleib des Kameraden Sorgen zu machen, die Sonne geht schon unter, und — horch! — der zweite Signalschuß rollt dumpf vom Meer herüber.

Plötzlich erscheint der Gesuchte wie aus dem Boden gewachsen. Aber er ist nicht allein, an der Hand hält er ein Mädchen, das — halb gutwillig, halb widerstrebend — ihm folgt. Ihr Haar ist so weizenblond wie der Vollbart des Mannes neben ihr, die Augen sind so tiefblau wie die See dort draußen, und das jungfräuliche Rot auf ihren Wangen beschämt die Purpurglut am westlichen Horizont. Jetzt, als sich ein weiter Kreis von Neugierigen um die beiden bildet, verdeckt sie das Gesicht mit der schneeweißen Schürze; es scheint fast, als weinte sie.

„Was ischt denn da mit meiner Gretel los?“ ruft der alte Häfele und sucht eine unerbittlich strenge Miene anzunehmen.

Hans Paulsen tritt mit dem Mädchen an seiner rechten Hand auf ihn zu, legt ihm die Linke auf die Schulter und sagt treuherzig:



Im Oftergottesdienst. Motiv aus dem Dorfe Miftelgau in Oberfranken. Gemalt von H. Stelzner.

„Water Häsele, es ist nicht der Mühe wert, daß so großes Aufsehen drum gemacht wird. Ich habe schon vor einer Stunde Eurer Gretel gesagt, ich hätte schon seit Jahren kein deutsches, und besonders kein so schönes deutsches Mädchen gesehen, wie sie, und habe sie um einen einzigen Kuß gebeten, den sie mir verweigert. Ich bitte Euch also, ein gutes Wort für mich einzulegen, denn das sage ich Euch: wenn ich den Kuß nicht bekomme, gehe ich mein Lebtag nicht wieder an Bord; ich laufe weg, mag es ausgehen wie es will!“

Der Angeredete bemüht sich den Wüterich zu spielen, doch die ernststen Falten erscheinen so fremd, so seltsam in seinem rundlichen Gesicht, daß kein Mensch an dem Sieg der gewohnten Gutmütigkeit zweifelt. „Es macht nix, Vater Häsele,“ rufen die Umstehenden, und mag er sich auch diesmal noch so sehr sträuben in das Schlagwort einzustimmen, zuletzt thut er's doch; der schlante Bursch zieht seiner Gretel die Schürze vom Gesicht und drückt ihr einen herzhaften Schmatz auf die schwellenden Lippen. Die Seeleute danken mit einem donnernden Hurra für die genossene Gastfreundschaft und treten, von den Männern geführt, im Geschwindschritt den Rückweg an.

Schon am nächsten Morgen erfuhren die Schwaben die Folgen des Erscheinens der „Gazelle.“ Die schwebenden Differenzen mit Arabern und türkischen Beamten wurden sofort durch den Gouverneur, meist zu gunsten der Templer, beigelegt, diese wurden auf dem Markt mehr respektiert als je; kurzum das Blatt hatte sich gewendet. Die „Gazelle“ dampfte zwar bald wieder nach Hause ab, bald folgten ihr aber „Pertha“ und „Freya,“ das Mittelmeer-Panzergeschwader, und der Kreuzer „Albatros.“

Ein Matrose des letzteren Schiffes traf ein Jahr später in Montevideo mit seinem Landsmann Hans Paulsen zusammen und erzählte ihm, daß er in Jaffa seinerzeit gerade recht gekommen sei zu der Hochzeit von des alten Häsele aus Warbach Gretel. Da hat der Hans auf den Tisch geschlagen, daß es trachte, und eine Flasche vom Besten bestellt. Dann haben sie angestoßen und getrunken auf das Wohl des jungen Paares in freudiger Erinnerung an die Osterfeier und den Kuß im heiligen Lande.

Am Familientisch.

Vizeadmiral a. D. Freiherr von Schleinitz,
der Landeshauptmann von Kaiser-Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel.

(Zu dem Porträt auf S. 476.)

Durch die Ernennung des Vizeadmirals a. D. Freiherrn von Schleinitz zum Landeshauptmann von Kaiser-Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel ist dieser verantwortliche und für die koloniale Entwicklung Deutschlands so wichtige Posten einem Manne zugefallen, der nicht nur um die Erschließung fremder Erdteile und um die Ausbreitung der deutschen Interessen im Auslande sich schon hohe Verdienste erworben hat, sondern der auch jene Länder, in denen sich seine neue Thätigkeit entfalten soll, bereits selbst besucht und erforscht hat. Mit den dortigen Verhältnissen vertraut, als Seemann in den Gefahren dieser rauhen Laufbahn gefährt und an die Strapazen und Entbehrungen, welche ihn ohne Zweifel in seiner neuen Stellung erwarten, gewöhnt, hat Herr von Schleinitz als Offizier mit Energie Hindernisse zu überwinden, Ordnung zu schaffen und zu disziplinieren gelernt.

Georg Freiherr von Schleinitz, ein Sohn des früheren Oberpräsidenten von Schlesien, wurde am 17. Juni 1834 in Posen geboren, und trat bereits in seinem fünfzehnten Lebensjahre 1849 als Kadett in die königliche preussische Kriegsmarine. An Bord von Kriegsschiffen und auf dem Seelazetteninstitut zu Berlin praktisch und theoretisch zum Seeoffizier herangebildet, wurde er 1855 zum Unterleutnant, oder wie es damals hieß zum Fähnrich zur See befördert. Im Jahre 1858 wurde er zum Leutnant zur See, 1864 zum Kapitänleutnant, 1868 zum Korvettenkapitän, 1874 zum Kapitän zur See, 1883 zum Konteradmiral und bei seinem nunmehrigen Scheiden aus der Marine zum Vizeadmiral ernannt. In seiner vielbewegten Laufbahn hatte er, dem vielseitigen Dienst in der Marine entsprechend, oft wechselnde Kommandos in mannigfaltigen Stellungen inne, bald an Bord auf kurzen Fahrten in den heimischen Gewässern, bald auf längeren überseeischen Expeditionen, an Land im Frontdienst und im Bureau des Marineministeriums. 1869 kommandierte er die Korvette Arkona und begleitete im Geschwader mit Pertha, Elisabeth, Grille und Delphin den Kronprinzen

zu den Einweihungsfeierlichkeiten des Suezkanals. Aus dem Geschwaderverbande entlassen, befehligte er das Schiff dann noch auf längeren Fahrten im Atlantischen Ozean bis zum Jahre 1871. Im Jahre 1874 erhielt Herr von Schleinitz den Auftrag, als Kommandant mit Sr. Majestät Schiff „Gazelle“ die für die Beobachtung des Venusdurchganges (am 8. Dezember) bestimmte wissenschaftliche Expedition nach der Kergueleninsel im südlichen Indischen Ozean zu bringen, und gleichzeitig mit seinem Offizierkorps thätigen Anteil an den Arbeiten der Gelehrten zu nehmen. Er hat nicht nur diese, sondern noch eine weitere hohe und für die Wissenschaft bedeutungsvolle Aufgabe, die gründliche und systematische Erforschung des Meeres, in glänzender Weise gelöst, und sich dadurch in der gesamten wissenschaftlichen Welt einen hervorragenden Namen geschaffen. Zudem er die deutschen Forschungen auf alle Ozeane ausdehnte, hat er dieselben in würdiger Weise den Leistungen anderer Nationen angereicht. Mit den beiden gleichzeitig von England und Amerika entsendeten Expeditionen des Challenger und der Tuscarora war die Gazelleexpedition epochemachend und bahnbrechend für die wissenschaftliche Meereskunde. Es ist dies um so mehr anzuerkennen, als die Gazelle nicht lediglich ihren wissenschaftlichen Aufgaben nachgehen konnte, vielmehr an ihre militärischen und seemannischen Leistungen dieselben Anforderungen gestellt wurden, wie an jedes andere Kriegsschiff. Am 21. Juni 1874 verließ Herr von Schleinitz den Kieler Hafen und führte als ebenso erfahrener Seemann wie tüchtiger Offizier das Schiff während zweier Jahre mit sicherer Hand durch alle Ozeane. Madeira und die Kap-Verdeschen Inseln wurden angelaufen, dann suchte man die westafrikanische Küste und die Congonmündung auf, um hier durch das Erscheinen eines Kriegsschiffes der deutsch-afrikanischen Expedition eine moralische Unterstützung zu gewähren. Um das Kap der guten Hoffnung nach Kerguelen steuernd, wurde hier in Vetsy Cove der erste Teil der gestellten Aufgabe erfüllt. Die Zeit des dortigen Aufenthaltes benutzte Herr von Schleinitz zu zoologischen, botanischen, geologischen und meteorologischen Beobachtungen, sowie zur Aufnahme und Vermessung der Inseln, wobei sich zum erstenmale einem deutschen Schiffe Gelegenheit bot, deutsche Benennungen für die in Karten niedergelegten Landesteile einzuführen. Nach Erledigung der Arbeiten durchkreuzte die Gazelle den Indischen Ozean bis nach Mauritius und ging von dort nach Australien. Nachdem sodann Neu-Guinea, der jetzige Bismarck-Archipel und verschiedene andere Inselgruppen im Stillen Ozean aufgesucht waren, wurde der Rückweg durch die Magellaens-Straße genommen. Die vielfachen auf der Reise ausgeführten Arbeiten, hauptsächlich hydrographischer Natur, wie Bestimmung der Meeresflächen, der Beschaffenheit und Formation des Meeresgrundes, der Wassertemperaturen, der chemischen Beschaffenheit der Ozeane, der Meeresströmungen, des Tier- und Pflanzenlebens im Meere, Vermessung und Erforschung der besuchten Inseln und Küsten, sind nicht nur für die Schifffahrt und den Weltverkehr, sondern auch für die Wissenschaft von hohem, ja von unvergänglichem Wert. Näher auf dieselben einzugehen, ist hier nicht der Platz; hervorgehoben werde nur noch, daß Herr von Schleinitz auf dieser Reise die ersten eingehenden Forschungen und Studien in den ihm jetzt unterstellten Territorien gemacht hat. Die nach den damaligen Aufnahmen angefertigten Karten von jenen Gebieten geben in den, einzelnen Landes- und Meeresteilen beigelegten Namen (Schleinitz-Gebirge) bereiten Ausdruck von seiner und seines Schiffes Thätigkeit daselbst.

Nach der Rückkehr wurde Herr von Schleinitz Vorstand des hydrographischen Amtes in der kaiserlichen Admiralität. Hier hatte er Gelegenheit, seine reichen Erfahrungen und Kenntnisse zum Nutzen der kaiserlichen Marine sowie der Schifffahrt überhaupt zu verwerten. Unter seiner Leitung blühte das noch junge hydrographische Amt in schneller Entwicklung empor und wurde den bereits bestehenden gleichen Instituten des Auslandes ebenbürtig. Wie nach seinen Direktiven die deutschen Küsten und die sie begrenzenden Gewässer gründlichen Vermessungen und Untersuchungen unterzogen wurden, so wurden auch im Auslande die maritimen und hydrographischen Forschungen von den Schiffen der kaiserlichen Marine fortgesetzt; die in dem letzten Jahrzehnt von dem hydrographischen Amte herausgegebenen Seekarten, Schriften und Bücher, sowohl praktischen wie wissenschaftlichen Inhalts, zeugen von den Leistungen dieses Instituts und seines Vorstandes, und sind teils die unentbehrlichen Ratgeber des Seemanns, teils die Träger und Förderer der maritimen Wissenschaften geworden. Aber auch in weiteren Kreisen sollte Freiherrn von Schleinitz die wohlverdiente Anerkennung zu teil werden. Eine der angesehensten wissenschaftlichen Gesellschaften, die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, wählte ihn zu ihrem Vorsitzenden. Als solchem war es ihm vergönnt, in unermüdlichem Eifer jahrelang die Bestrebungen und Ziele der Gesellschaft zu fördern. Als Mitglied und zweiter Vorsitzender der Polarcommission trat er für die Erforschung der arktischen und antarktischen Regionen ein. Als Vorsitzender der afrikanischen Gesellschaft konnte er mit Sachkenntnis und Umsicht die für Wissenschaft und Kulturentwicklung gleich wichtigen Unternehmungen derselben leiten, die kolonialen Bestrebungen Deutschlands vorbereiten und dieselben der Verwirklichung zuführen.

Wenn hiernach die ganze bisherige Thätigkeit Herrn von Schleinitz als ganz besonders für die Stellung als Landeshauptmann von Kaiser-Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel befähigt erscheinen

läßt, so darf die Wahl desselben hierzu von seiten der Neu-Guinea-Compagnie als eine besonders glückliche bezeichnet werden. Mit Recht kann man erwarten, daß auch seine fernere Thätigkeit von Erfolg gekrönt sein und sich zum Nutzen der Gesellschaft wie zum Segen und Ruhm des Reiches gestalten wird.

Er.

Der Heiland, Wein und Brot segnend, von Carlo Dolci.

(Zu dem Bilde auf S. 468 u. 469.)

Die Zahl der italienischen Maler des XVII. Jahrhunderts, welche sich durch Originalität der Darstellung oder durch Wahrheit der Empfindung bis in unsere Zeit herüber gerettet und sich einen Platz neben den großen Meistern der Blütezeit erobert haben, ist äußerst gering. Neben Guido Reni und Domenichino ist streng genommen eigentlich nur noch der Florentiner Carlo Dolci (1616 bis 1686) zu nennen, und wenn man die Werke dieser drei Künstler einer Musterung unterzieht, werden auch nur wenige übrig bleiben, welche den Stempel klassischer Vollenbung an sich tragen. Doch haben die drei genannten Maler sich wenigstens ein neues Gebiet erschlossen, indem sie religiösen Darstellungen eine bis dahin nur selten zum Ausdruck gebrachte Inbrunst und Tiefe der Empfindung gaben. Sie beschränkten sich deshalb auf Kompositionen mit wenigen Gestalten und Einzelfiguren, deren Antlitz die ganze Seele oder einen Moment erregter Stimmung wieder spiegelt. Wir haben unseren Lesern schon mehrere solcher Halbfiguren und Köpfe vorgeführt, die zu den edelsten Perlen unsers Kunstbesizes gehören, so das Haupt des leidenden Erlösers mit der Dornenkrone von Guido Reni, den Evangelisten Johannes von Domenichino und die heilige Cäcilie von Carlo Dolci. Letzterer hat noch eine ganze Reihe solcher Halbfiguren geschaffen, die schmerzreiche Mütter, die Heiligen Magdalena, Lucia, Rosa, Margareta; aber keines dieser Bilder kann sich an Vollenbung und Sorgfalt der Durchführung wie an Tiefe der Empfindung mit der die Orgel spielenden Cäcilie so messen, wie die Halbfigur des am Abendmahlsstisch sitzenden Heilands, welcher das edle Haupt zum ewigen Vater emporhebt und die Worte des Segens über Brot und Wein spricht. Es ist ein Andachtsbild im besten Sinne des Wortes, welches durch seine feierliche, getragene Aufstellung die erhebende Stimmung des heiligen Osterfestes in vollem Akkord erklingen läßt. Dank diesem Vorzug wird es, wie sich auch der Kunstgeschmack im Laufe der Jahrhunderte ändern mag, unter den Schätzen der Dresdner Galerie einen Ehrenplatz behaupten.

A. R.

Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen.

Rätsel und Gesellschaftsspiel stehen in engem Zusammenhang miteinander. Nur das ist ein gutes Gesellschaftsspiel, welches Witz und Scharfsinn in irgend einer Weise in Anspruch nimmt. In den Kindern erwacht das Interesse für beides gleichzeitig, und wenn dieser Zeitpunkt eintritt, so bedeutet dies eine neue Phase ihrer geistigen Entwicklung. Und wie in so vielen Dingen, so ist das Kind auch hier die Welt im Kleinen, der Typus für große Erscheinungen im Völkerverleben. So weit wir Geschichte und Litteratur der Völker verfolgen können, zeigen sich auch die Spuren der Rätseldichtung und ihrer Verwendung im öffentlichen und privaten Verkehr. Sie erscheint als eine der ersten und ursprünglichsten Regungen des höheren Geisteslebens überhaupt, gleichsam als der erste Sammelplatz der Kräfte, welche der Mensch als die ihm eigentümlichen im Gegensatz zu andern Geschöpfen erkannt hat, als ein Vorbote der Kultur. In anderer Form sprach schon Herder diesen Gedanken in seiner Schrift über den Geist der hebräischen Poesie so aus: „Ich wünschte, daß wir von mehreren sinnlichen Völkern, statt Beschreibungen über den Geist derselben, Proben ihres sinnlichen Witzes, ihres sich übenden Scharfsinnes in Sprichwörtern, Scherzen und Rätseln hätten; wir hätten damit die eigensten Gänge ihres Geistes: denn jeder alte Volksstamm, den ich kenne, hat in Auffindung solcher Ähnlichkeiten bei seinen Lieblingsgegenständen und Lieblingsideen ganz seine eigene Weise. Wir haben sie aber bei wenigen, weil gerade diese Dinge zum Heiligtum jeder einzelnen Sprache gehören und oft so schwer zu verstehen als unübersehbar sind.“ Seitdem hat sich die Altertumsforschung in der That mit diesem Zweige der Litteratur eingehend beschäftigt. Wir haben, um nur die bedeutendste Schrift zu nennen, das „deutsche Rätselbuch“ von Simrock, aber dieses und ähnliche Bücher erfüllen doch noch nicht das, was Herder eigentlich im Auge hatte. Eine durchgreifende Behandlung der Rätsellitteratur im kulturhistorischen Interesse muß von einzelnen Völkern ausgehen und zunächst im Zusammenhange entwickeln, was von diesen überliefert ist, eine Aufgabe freilich, welche ebensoviele Gelehrsamkeit als Geschmack erfordert. Dieser Standpunkt nun ist in der neuesten Erscheinung auf diesem Gebiete, einem unter obigem Titel erschienenen Buche von Dr. Konrad Dhlert*, auf welches wir alle, die sich für kulturgeschichtliche Fragen interessieren, aufmerksam machen möchten, trefflich gewahrt.

Wir begegnen hier nicht bloß einer Sammlung griechischer Rätsel, wie sie ja schon etwa aus dem X. Jahrhundert n. Chr. vorliegt, sondern einer zusammenhängenden Entwicklung der griechischen Rätseldichtung von den ältesten in Schriften und Fragmenten auftauchenden Spuren an bis zu den Zeiten, wo die Frische des Geisteslebens verloren war und man höchstens noch an schalen, sophistischen Spielereien Geschmack fand. Ganz besonders wertvoll für den nicht Fachgelehrten ist es aber, daß der Verfasser die Mühe nicht gescheut hat, die Rätsel auch zu übersetzen und zu erklären.

In die ältesten Zeiten führen uns Spuren von Wettkämpfen im Rätsellösen, welche sogar in der Form von Rätsellämpfen auf Tod und Leben auftraten. Hierher gehören die bekannten Sagen von einem solchen Kampfe zwischen Homer und Hesiod, der mit dem Tode des ersteren endigt. Die deutsche Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg gibt eine willkommene Parallele. Ungefährlicher waren die ebenfalls uralten Rätselspiele bei festlichen Gelegenheiten, besonders bei Opfern, bei der Brautwerbung und bei der Hochzeitfeier. Bei den Opfern wurden, wie bei vielen alten Völkern, religiöse Lehren, Sittengesetze und Lebensregeln in Rätselform vorgetragen, und von hier aus fällt nun auch ein neues Licht auf die so häufig bei den Griechen wiederkehrende Sitte, die Drafel in Rätselform zu geben. Die Rätselspiele bei Festen aber leiten unmittelbar über zu der späteren bei den Griechen so außerordentlich beliebten Unterhaltung durch Rätselspiele beim fröhlichen Gelage; und damit zu den griechischen Gesellschaftsspielen.

Der umfassende Name für alle diese Formen war *Griphos*, ein Ausdruck, dessen Bedeutung hier zum erstenmale genau umgrenzt wird. Zu den Unterhaltungsaufgaben gehörte mit in erster Linie die Lösung von sophistischen Trugschlüssen, die ja bei uns noch heute beliebt sind, wie z. B. die Frage: „Wie kann man beweisen, daß die Kaze drei Schwänze hat?“ Antwort: „Die Kaze hat einen Schwanz mehr als keine Kaze; keine Kaze hat zwei Schwänze, folglich hat eine Kaze drei Schwänze.“ Die Unterhaltung bestand darin, zu finden, an welcher Stelle und in welchem Worte der Fehler in dem Syllogismus zu suchen sei.

Über die Art dieser Unterhaltungsspiele im übrigen und zugleich über ihre Geschichte und ihre schließliche Verschlung belehrt uns am besten eine interessante Stelle des *Rearch*, eines Schülers des *Aristoteles*, welcher über die Bedeutung der *Griphen* für die Unterhaltung beim Mahle folgendes sagt: „Das Auflösen von *Griphen* steht durchaus der Philosophie nicht so fern, wie man gewöhnlich meint, so haben schon die Alten gerade hierin eine Probe der Bildung erkannt. Denn dergleichen Fragen legten sie sich bei den Gelagen vor, nicht wie es heute geschieht, wo man sich einander fragt, welche Art von sinnlicher Lust die angenehmste sei, oder welcher Fisch der feinste sei und in welcher Zubereitung, oder welche Art von Früchten gerade (für die Jahreszeit) am angemessensten sei, ferner welcher Fisch erst nach dem Aufgang des Aftur oder der Plejaden oder des Hundsternes am meisten genießbar sei. Und außerdem bestimmt man heute als Preis für die Sieger Kränze, die allen ehrbaren Leuten zuwider sind, und als Strafe für die Besiegten ungemischten Wein, den jene mit größerem Wohlbehagen trinken, als den Becher, welcher der Gesundheit geweiht ist. Früher dagegen stellte man folgende Aufgaben: Wenn der erste einen epischen oder jambischen Vers gesagt hatte, mußte jeder an seiner Stelle sogleich die darauf folgenden Worte sagen, und wenn der erste eine Sentenz von einem alten Dichter angeführt hatte, so mußte jeder folgende von einem anderen Dichter einen ähnlichen Kernspruch nennen u. dgl. Solche Kurzweil, die keineswegs gedankenlos ist, bot jedem die Gelegenheit, seine Vertrautheit mit der Bildung zu bekunden.“

Wir verzichten darauf, die besonderen Arten dieser Unterhaltungsaufgaben hier näher zu erörtern; es würde zu weit führen. Das Buch bringt eine große Menge davon, geordnet nach drei Hauptklassen: *Griphen* mit Buchstaben, Silben und Worten. — Nur auf eins wollen wir besonders hinweisen: der Verfasser hat überall, besonders in der Geschichte des Rätsels, auf verwandte Erscheinungen bei anderen Völkern aufmerksam gemacht. Besonders ausgiebig ist das deutsche und nordische Altertum herangezogen; die *Edda* bietet eine ganze Fülle von Parallelen. Aber auch die Bibel, das indische Altertum und überhaupt der Orient stellen zahlreiche Beiträge. Dadurch hat der Verfasser in der That erreicht, was er nach einer Stelle seiner Vorrede als einen interessanten Nebenzweck seiner Arbeit im Auge gehabt hat: er hat gezeigt, daß die Phantasie zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Völkern unter gleichen Bedingungen gleiches schafft. Und ein besonderes Vergnügen gewährt es uns, wenn wir selbst aus eigenen Erinnerungen an Märchen, Rätsel und Spiele der Kindheit hier und da die Parallelen des Verfassers ergänzen können, wie z. B. manchem gleich auf Seite 10 die Geschichte vom Hirtenbübchen und den drei Fragen aufzufallen wird.

Möge der gelehrte Apparat, welcher dem Buche seinen wissenschaftlichen Wert gibt, niemand abschrecken, ihm ein paar Stunden interessanter Beschäftigung zu widmen.

Berlin.

G. Vöttcher.

* Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen von Dr. Konrad Dhlert. Berlin. Mayer & Müller 1886. 248 S. 8° 5 Mk.

Bilderrätsel.

A, B, C, D spielen Domino. Jeder nimmt sechs Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:

| | | | | | |
|-------------|-----|---------|---------|---------|---------|
| ● ● ● ● ● ● | ● ● | ● ● ● ● | ● ● ● ● | ● ● ● ● | ● ● ● ● |
| ● ● ● ● ● ● | ● | ● ● ● ● | ● ● ● ● | ● ● ● ● | ● ● ● ● |

Es wird immer nur ein Stein gesetzt
(entweder ein Doppelstein oder ein anderer Stein).

A setzt aus. B, C und D passen. A setzt an. B paßt. C setzt an. D paßt. A sperrt die Partie.

Weder B noch D hat einen Doppelstein.

Welchen Stein hat A ausgelegt? Wie groß ist die Summe der Augen auf den vier Steinen im Talon? Wie groß ist die Summe der Augen auf den sechs Steinen des C?

2.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | A | A | A | C | I | I | I | I |
| A | A | O | O | C | I | I | I | I |
| O | O | O | O | C | U | U | U | U |
| D | D | F | F | C | H | H | G | S |
| E | E | E | E | E | E | E | E | E |
| M | N | N | N | L | R | R | R | R |
| K | K | P | P | L | R | R | R | R |
| S | S | S | S | L | S | S | S | S |
| T | T | T | T | L | T | T | T | T |

Die Buchstaben der obigen Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und den Namen eines Festes ergibt. Die übrigen acht wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Einen Stadt in Palästina.
2. Einen Sänger des Messias.
3. Einen König von Syrien.
4. Einen König, dessen Name aus der heiligen Geschichte bekannt ist.
5. Einen Hauptmann von Cäsarea.
6. Eine Kirchenpartei in England.
7. Den Anführer eines Kreuzzuges.
8. Einen berühmten Athener.

1 2 3 4 5 5 1 Titel eines bekannten Dramas.

- | | | | | | | | |
|----|---|----|----|----|----|----|-----------------------|
| | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | Stumm. |
| 10 | 2 | 8 | 4 | 12 | 3 | 2 | König des Altertums. |
| | | | | | | | Stadt in den Nieder- |
| 11 | 3 | 7 | 13 | 4 | 11 | 14 | landen. |
| | | | 4 | 7 | 8 | 4 | Großer Dichter. |
| | 4 | 11 | 2 | 3 | 4 | 8 | Buch des alten Testa- |
| 5 | 1 | 15 | 1 | 11 | 9 | 2 | ments. |
| | | | | | | | Schlachtenort in Böh- |
| | | 9 | 11 | 1 | 5 | 6 | men. |
| | | | | | | | Hauptrolle in einer |
| 17 | 7 | 5 | 1 | 2 | 2 | 9 | Oper von Wagner. |
| | | | | | | | Hauptrolle in einem |
| 4 | 9 | 11 | 4 | 18 | 3 | 10 | Drama von Lessing. |
| | | | | | | | Pflanze. |

Die Anfangs- und die Endbuchstaben der neun Wörter, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Ostergruß.

$$\begin{array}{r} 121-324567-389-10 \\ 89311751-31-126651- \\ 612113151= \\ 1359-8599-3117-59 \\ 1171211351= \end{array}$$

Inhalt: Ostern. Gedicht von Karl Schniewind. — Die Bräute von Moorfäth. Forts. Erzählung von J. Steenhuisen. — Herodes und die Herodäer. Von Martin Wagner. — Osterhase. Nach dem Bilde von C. Koch. — Eine deutsche Osterfeier im heiligen Lande. Von Christian Benkarb. — Im Ostergottesdienst. Nach dem Bilde von H. Stelzner. — Am Familientisch: Vizeadmiral a. D. Freiherr von Schleinitz. Mit Porträt. — Der Heiland, Wein und Brod segnend. Nach dem Bilde von Carlo Dolci. — Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Henig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Papein-Expedition (Weslhagen & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Alinshardt in Leipzig.



5. Hörfestprunga.

| | | | | | | | | | |
|------|------|--------|------|------|--------|-------|------|-----|------|
| | | | | ge | nach | | | | |
| | | gen | men | da | mor | luft | em | | |
| | stim | schmet | ster | im | biet | te | am | ste | |
| | es | selb | kian | ter | o | gen | und | por | |
| fren | hoch | send | sie | wach | schmet | stieg | klar | baß | wach |
| tau | sie | ein | tert | che | wie | auf | gen | ver | ins |
| | big | im | er | lieb | te | froh | al | auf | |
| | gen | hungs | ler | blau | te | und | jüng | gan | |
| | | auf | bor | welt | die | ver | du | | |
| | | | | ist | ver | | | | |

Die Erste trifft du nirgends hier,
Doch dort, wo noch der Halbmond gleißt, —
In Tunis, Fezzan und Algier
Man Huldigung ihr wohl erweist.
Die Zweite trifft du überall
Wo Gottes liebe Sonne scheint; —
Des Zeitgeists Wert und Wiederhall,
Verständes, was man denkt und meint.
Das Ganze gleicht wohl einem Schwamm
Und schwimmt oft gar gewaltig an;
Doch überwuchernd seinen Stamm
Ernährt es glänzend seinen Mann!! Pf. J.

Nich hat der Adler und mich hat die Zeit.
 Hoch schätzt man mich auch in der Welt des
 Klangs,
 Ich stehe gern im Dienste des Gefanges,
 Bei manchem alten Schloß mach' ich mich breit.
 Gott Amor trägt mich, der die Pfeile sendet,
 Wenn spröde Herzen er zur Liebe wendet.
 Der Feldherr führt zum Tod mich oder Siege;
 Und ohne Kopf und Fuß bin ich nur Lüge.
 S...

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

**Auflösungen der Rätsel und
Aufgaben in Nr. 29.**

Bilderrätsel.

Man kann im Ruhn
Doch etwas thun,
Man kann im Thun
Doch etwas ruhn.

Schachspielaufgabe.

1. Ta5 — a4 1. De1 —
g1:(g3),
Th7 —
h8(g7)
oberShā
— f6†

2. Ld4 — g1: —
g7: — h8: —
...f6#

A.

1. . . . 1. f3 — f2 oder Sf
8 zieht
2. D g1 — g2 oder
— g6 ♯

B.

1. 1. Anders
2. L d 4 durch Abzugsfach \$

1. Buchstabenrätsel. Lehn, Lehm.

2. Biersilbige Schärabe. Ameisenbär.

3. Buchstabenrätsel.

Rapitel — Rapital — Rapitol.

4. Zweisilbige Charade. Rundschloß.

5. Homonym. Schoner.

6. Buchstabenrätsel. Hero, Hero.

7. Füllrätsel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| K | A | S | T | O | R |
| S | O | P | R | A | N |
| K | L | E | I | S | T |
| A | M | I | E | N | S |
| W | I | E | S | E | L |
| P | O | R | T | E | R |

8. Zitatenrätsel.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

9. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl $8\frac{1}{3}$ oder die Zahl -8 .

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Mai 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 31.

Die Bräute von Moorstätt.

Erzählung von V. Steenhufen.

(Fortsetzung.)

„O, die Landwirtschaft ist mir sehr gleichgültig; ich be-
kummere mich nie darum.“

„Ist es denn aber nicht notwendig, daß du damit Be-
scheid weißt?“ fragte Gertrud.

„Ach nein, wenn ich einmal in die Stadt ziehe, höre ich
nie wieder etwas davon.“

„Sie muß des Doktors doch sehr gewiß sein,“ dachte
Gertrud mit erleichtertem Herzen. Um auf etwas anderes
zu kommen, fragte sie, was Mechthild kürzlich gelesen habe.

„O, ein sehr schönes Buch. Raase hat es mir in diesen
Tagen aus Neumünster mitgebracht. Es ist die Zucunde von
Eduard Mersebaum. Es handelt von einem jungen Manne,
der ganz merkwürdige Dinge erlebt... seine Geliebte...“

„Bitte, erzähle mir nichts davon,“ bat Gertrud dringend,
„mein Vater hat mir verboten, dies Buch zu lesen.“

„Und du gehorcht ihm immer aufs Wort?“ fragte
Mechthild mit einem recht häßlichen Seitenblick.

„Natürlich,“ erwiderte Gertrud — das Blut schoß ihr
ins Gesicht, denn der Ton und die Miene hatten sie tief ver-
letzt — „ich bestrebe mich wenigstens es zu thun; aber freilich,
wir fehlen ja alle mannigfaltig.“

„Ah so, das ist aus dem Katechismus; das versteht sich
von selbst; das lernt man ja schon als Kind, es ist nicht nötig,
daran zu erinnern.“

Gertrud blickte sich ratlos nach Hilfe um. Die kam denn
auch wie gerufen in Gestalt der Mamsell. Diese hatte end-
lich die notwendigen Hausgeschäfte hinter sich und freute sich
darauf, die paar Stunden zu verplaudern, bis es Zeit war,
auf die Regel zu gehen. Sie verstand viel besser als Gertrud
mit Mechthild zu verkehren und war bald mit ihr in die Ge-
heimnisse eines neuen Musters vertieft. Das gemarterte junge
Mädchen konnte sich endlich entfernen, um Karoline aufzusuchen.

Gerade als sie aus dem Boskett in das Gärtchen trat,
kam ihr Karoline sehr aufgeregt entgegen. Sie flog auf die
Schwester zu, legte ihr beide Hände auf die Schultern und
sagte halblaut:

„Gertrud, Schwester! denke nur, jetzt habe ich mich eben
verlobt!“

Gertrud war es, als müßte sie umsinken. „Verlobt?“
rief sie entsetzt. „Mit wem? Mit dem Doktor?“

Karoline lachte hell auf.

„Schlecht geraten!“ rief sie triumphierend; „nein, mit
Leo Waldheim!“

„So war es Leo, an den du heute vormittag dein
Kleinode vom Hals weg schenkest?“ fragte Gertrud immer
noch zögernd.

Karoline wurde dunkelrot. „Nein,“ stammelte sie, ver-
legen und doch mit offenem Blick, in dem kein Falsch lag, zu
der Schwester aufblickend.

„Wie kamst du dazu, wenn du so mit Leo Waldheim
standest, einem anderen Manne eine so ungewöhnliche Gunst
zu erweisen?“ In ihrer Herzensangst sprach Gertrud viel
strenger zu dem jungen Mädchen, als sie es je zuvor gethan
hatte. „Wie meinst du wohl, daß es dein Bräutigam auf-
nehmen würde, wenn er es erführe? Doch, was sage ich,
Bräutigam! Du kannst ja gar nicht über dich bestimmen, ehe
nicht die Eltern eingewilligt haben. So ein junges, uner-
fahrenes Kind wie du bist, und das noch solche Streiche
macht!“

Große Thränen standen in Karolinens dunkeln Augen,
man sah ihr die Angst über das Geschehene deutlich an; sie
brachte nur mühsam die Worte hervor:

„Ich habe dem Doktor das Medaillon nicht geschenkt,
nur gelassen, daß er es ordentlich besehen sollte. Glaubst du

wirklich, Gertrud, daß ein Unglück daraus entstehen kann? Leo ist so furchtbar eifersüchtig; er darf es gar nicht erfahren.“

„Wie kann es ihm verschwiegen bleiben? Das ginge nur an, wenn der Doktor bewogen werden könnte, das Medaillon stillschweigend zurückzugeben. Ich traue ihm zu, daß er die böshafte Bemerkungen darüber macht. Wer soll ihn daran hindern?“

„Das mußt du thun, Gertrud; vor dir hat er jedenfalls Respekt.“

„Wo denkst du hin, Kind? Nein, ich kann hier nicht für dich eintreten; ich am wenigsten; das kann nur unser Vater oder vielleicht . . . die Mama . . .“ fügte sie mit einer gewissen Bekommenheit hinzu.

Da Karoline immer noch sehr unglücklich war, zog sie sie an sich und strich ihr die weichen Locken aus der glühenden Stirn.

„O, Lina,“ sagte sie schmerzlich, „welche Übereilung, wie konntest du nur gleich ja sagen? Bedenke doch, es ist für das ganze Leben! Du kennst ja Herrn Waldheim kaum, wer weiß, ob ihr miteinander glücklich werdet. Er ist so seltsam, so ungleich in seinem Benehmen; bald ausgelassen lustig, bald mürrisch und schweigsam.“

„Nicht mit mir!“ rief Karoline eifrig; „und wenn er einmal verdrüsslich ist, so hat er wohl Ursache dazu: sein Bruder hat nicht recht an ihm gehandelt.“

Mit leisem Zucken ließ Gertrud die Hand der Schwester los und wandte sich ab. Sie wußte, wie Wolfgang's Herz mit zärtlichster Sorge um den Bruder litt, der ihm so unrecht that in seinem Mißtrauen, in seinem hartnäckigen Groll. Die Antwort wurde ihr jedoch erspart, denn eben trat die Förstersfamilie, sieben Köpfe stark, deren jüngstes Mitglied Rosa war, in den Garten. Die Schwestern eilten ihnen beide mit noch mehr Freude als sonst entgegen, um sie zu begrüßen — es war ihnen eine sehr willkommenere Störung.

Bald füllte sich das Boskett mit den fröhlichen Sonntagsgästen, die heute zahlreicher als je sich einfanden. Mittler war noch nicht von Träskamp zurückgekehrt, wohin er sich gleich nach seinem Mittagsschlafchen begeben hatte. Die Schwestern sowohl wie die Ramsell hatten alle Hände voll zu thun. Gertrud kam dies sehr gelegen, da es ihre schweren Gedanken ein wenig zerstreute, und auch Karoline eilte fröhlich hin und wieder, nicht ohne von Zeit zu Zeit einen halb erwartungsvollen, halb ängstlichen Blick nach der Richtung hinzuwerfen, von wo sie ihren Vater erwartete. Die Schwestern bemerkten ihn erst, als er schon mitten unter den Gästen war. Er schien aber allein von Träskamp gekommen zu sein. Auch Raase fehlte; er ließ sich eben im Hofe sein Pferd vorführen.

Endlich, da alles in gutem Gange war, so daß niemand sie sobald vermissen konnte, empfand Gertrud ein sehnliches Verlangen, auf kurze Zeit allein zu sein, und sie stahl sich durch die Bäume in den großen Blumengarten. Wenige Schritte brachten sie zu einem dichtbelaubten Baumgang, in welchem sie ein paarmal hastig auf und nieder schritt. Aber sie fand die ersehnte Ruhe nicht. Die Gedanken wogten wild durcheinander, und sie beschloß, als sie sich gerade am fernsten Ende der Allee befand, zur Gesellschaft zurückzukehren. Plötzlich gewahrte sie, daß sie nicht mehr allein war.

9. Die Werbung.

Gertrud hatte mit langsamem, zögerndem Schritt kaum ein Drittel der Allee zurückgelegt, als sie diese Entdeckung machte. Seitwärts blickend sah sie eine hohe schlanke Gestalt auf dem Mittelweg des Gartens von rechts her kommen. Sie war ihr nur zu wohl bekannt: es war Doktor Raase. Ihn, den sie fern glaubte, so unerwartet in ihrer Nähe zu sehen, erregte in ihr ein seltsames Bangen, und sie maß mit raschem Blick die vor ihr liegende Strecke, um zu prüfen, ob sie wohl bei beschleunigtem Gange, ohne gerade zu laufen, ihm so viel Vorsprung abgewinnen könne, um bis an den Rand des Bosketts zu gelangen. Nur so konnte sie ihm ausweichen.

Es gelang ihr nicht, denn ehe sie noch die Stelle erreichte, wo der Gartenweg mündete, stand er schon in der Mitte der Allee. Nur einen Augenblick stupte sie, dann schied sie sich an, mit einem flüchtigen Gruß an ihm vorüberzueilten. Er schien aber auf sie gewartet zu haben, denn er ging ihr entgegen und vertrat ihr fast den Weg.

Die schon rötlich werdenden Strahlen der abwärtsgehenden Sonne fielen durch eine Lücke im Gezweig auf sein Gesicht, das ihr noch nie so schön erschienen war als jetzt. Es war nicht die edle Form der Züge, nicht die stolze Haltung des Mannes allein, was sie mehr als sonst frappierte. Es war etwas in seinem Ausdruck, vor allem in dem Glanz seiner wunderbaren Augen, das sie nie zuvor darin gesehen hatte, so wechselnd und mannigfaltig ihr auch diese Augen schon erschienen waren. Sie stand einen Moment betroffen still, und er war ihr dadurch noch um einige Schritte näher gekommen. Sie erbehte sichtlich, als der sanfte, schmeichelnde Klang seiner Stimme ihr Ohr traf. War dies alles auch für sie eine Versuchung? Belebte in den Tiefen ihres Herzens ein Gefühl, das sie nicht ganz zu besiegen im Stande gewesen war?

„Fräulein Mittler,“ begann er mit leisen, immer mehr anschwellenden Tönen, „ich preise mein Geschick, daß es mir endlich vergönnt, Sie unter vier Augen zu sprechen. Schon lange drückt mich ein Gefühl zu Boden, das unerträglich zu werden droht. Ich fühle, daß Sie mich hassen, wenn Ihnen diese Empfindung überhaupt möglich ist — verzeihen Sie, wenn dies Wort Sie verletzen sollte . . . ich meine, Sie sehen mich mit Augen an, die nichts Gutes an mir finden, nichts, das des Mitgeföhls, der Pflege, des guten Einflusses würdig wäre! O, Gertrud! Wenn Sie wüßten, welche eine Macht Sie haben, mich zu beglücken oder für immer elend zu machen.“

Zu jeder anderen Zeit würde des jungen Mädchens erster Instinkt sie getrieben haben, sobald als möglich aus seiner Nähe fortzukommen, warum vermochte sie es heute nicht? Gertrud war eine durchaus wahre, tiefgehende Natur. Nie konnten Vorurteile sie beeinflussen, selbst natürliche Abneigung sie ungerecht machen. Selbst ihr Feind hatte Anspruch auf Wahrheit, auf offenen und ehrlichen Kampf. Von diesen Gedanken hingenommen, waren die letzten Worte des Doktors nur halbbewußt an ihr Ohr gedrungen, sonst hätte sie das vielleicht nicht gesagt, was sich ihr jetzt auf die Lippen drängte.

„Sie thun mir unrecht, Herr Doktor, wenn Sie glauben, ich hätte je mit Absicht und bösem Willen Sie verurteilt. Es gab eine Zeit, vor zwei Jahren, als Sie zuerst in diese Gegend kamen, da dachte ich sehr gut von Ihnen, so gut, daß ich mich immer freute, etwas zu hören von Ihrer Gewissenhaftigkeit, von der unermüdblichen Treue, mit der Sie Ihren ärztlichen Beruf ausübten. Von Zeit zu Zeit hörte ich auch von einer Freundlichkeit, von einer Uneigennützigkeit, deren Quelle ich für reine Menschenliebe hielt. Damals“ — ihre Stimme bebte ein wenig — „obwohl ich Sie nur flüchtig gesehen hatte, gewann ich Sie ordentlich lieb vom Hörensagen, und meine Gedanken begleiteten Sie zuweilen auf Ihren beschwerlichen Gängen. Ich freute mich, als, bald nachdem Doktor Nissen seine Praxis hier aufgab, Sie unser Hausarzt wurden . . .“

Raase hatte ihr atemlos zugehört; seine Augen leuchteten, ein ungeheurer, berauscher Triumph brühte sich in seinem ganzen Wesen aus. „Gertrud!“ rief er mit der vollen Gewalt seiner klangvollen Stimme, „so ist es denn wahr, ich hätte mich nicht getäuscht? Sie könnten mir gut sein? Ihr Herz war nicht von Anfang an gegen mich verschlossen? Nur ein Mißverständnis trat hemmend zwischen uns? O, Gertrud! die einzige, für die ich je wahre Liebe empfunden . . . krönen Sie die Wonne dieser Stunde . . . werden Sie die Meine, oder gönnen Sie mir wenigstens Zeit, das, was Sie gegen mich eingenommen hat, zu erklären, zu beseitigen . . .“

Er war ihr noch näher getreten und streckte die Arme aus, als wollte er sie umfassen. Das Mädchen wich zurück, ihre Gestalt schien zu wachsen, die Majestät reiner Jungfräul-

lichkeit umgab und wappnete sie. Sie sah so unnahbar aus, daß er wie gebannt stehen blieb.

„Wenn Sie mich hätten ausreden lassen,“ sagte sie mit fester Stimme — sie hatte ihre Fassung wieder gewonnen — „so würde Ihnen diese Erklärung erspart worden sein, die ich um Ihre Willen sehr beklage. Nie werde ich einem Manne Herz und Leben überantworten, der weder menschliches Erbarmen, noch Pietät, noch Ehre kennt.“

„Das ist eine harte Beschuldigung,“ sagte er mit zuckenden Lippen. „Darf ich Sie bitten, Ihr Urteil zu motivieren? Auch den Verbrecher verdammt man nicht ungehört!“

Sie wiegte leise den Kopf, aber er fuhr dringender fort: „Es ist mein Recht, ich fordere es! Ja“ — sie machte eine abnehmende Gebärde — „ich will, ich muß es wissen!“

Einen Augenblick schlug sie die Augen nieder vor seinem durchbohrenden Blick; aber gleich darauf sah sie ihn furchtlos an und begann mit ernstem, ruhigem Tone:

„Im vergangenen Herbst kam ich spät abends von einem Besuch bei unfrem Nachbar Duhs zurück — es war damals, als sie so plötzlich die beiden Zwillinge verloren hatten. Ich wollte eben über den Steg an unserer Hinterkoppel steigen, da hörte ich ganz furchtbar jammervolle Töne, wie sie nur ein gequältes Tier ausstoßen kann. Ich lief nach der Richtung hin, kletterte hastig den Wall hinauf und sah nun durch das Knick eine Szene mit an, die mich ganz starr vor Schrecken machte.“

Sie hielt inne. Raase blickte mit finsterner Stirn zu Boden; sie fuhr fort:

„Ich sah dort einen Mann . . . ich kannte ihn wohl . . . der schlug mit dem dicken Ende einer Peitsche unbarmherzig auf einen armen Hund los, dessen jämmerliches Schreien nicht im Stande war, der Wut seines Peinigers Einhalt zu thun. Immer und immer wieder fielen die grimmigen Schläge auf den wehrlosen Kopf des Tieres, auf die flehend emporgerichteten Augen, bis ihm das eine aus dem Kopfe herausging. Aber noch nicht genug: des Schlagens müde, trat der Mann mit den bespornten Füßen schonungslos auf dem gemarterten Tiere herum und ging endlich davon. Ich hatte gerufen, geweint, endlich laut geschrien — umsonst! Er war taub und blind gewesen. Als er vorübergesprengt war, gelang es mir endlich, das Knick entlang, an eine Lücke zu kommen, wo ich hinübersteigen konnte. So kam ich zu dem zuckenden Tiere . . . ich konnte ihm aber nicht mehr helfen, und als ich es verließ, war es verendet.“

Immer finsterner war das Gesicht des Doktors geworden bei dieser Erzählung; aber er konnte Gertrud nicht ansehen, er blickte scheu zur Seite und murmelte:

„Die Bestie hatte mich in die Hand gebissen.“

„Kurze Zeit nachher“, fuhr Gertrud fort, „begegnete ich der Kättersfrau Elum, die den elenden Mann hat. Sie jammerte und klagte sehr, weil seine Krankheit nicht zu heilen ist. Ich redete ihr zu, auf Gottes Gnade zu vertrauen und sich mit Geduld zu wappnen. Sie fing aber noch mehr an zu weinen. Der Herr Doktor habe ihr gesagt, mit dem Gottvertrauen sei es nichts; es gäbe keinen Gott; die Welt sei so schlecht, daß jeder sich allein durchhelfen müsse, so gut es ginge. „Und dat mut al wol so sin,“ fügte sie mit einem ganz verzweifelten Gesicht hinzu, „viel uns dat so flimm geiht in de Welt.“

Ein spöttisches Lächeln brach durch den Zorn ihres Zuhörers.

„Also daher weht der Wind!“ rief er höhrend. „Nur nicht dem Pastor widersprechen, sonst ist man geliefert. Es ist nicht genug, daß man seinen Beruf nach bestem Wissen erfüllt, man muß auch den richtig gefärbten Glauben aufweisen können.“

„Ich bestreite niemand das Recht, seiner eigenen Überzeugung zu folgen,“ erwiderte Gertrud gelassen. „Das war es nicht, was mich empörte. Aber der Trost, der aus dem Gottvertrauen quillt, ist oft der einzige Schatz des Armen; wer ihn raubt, ist einem Räuber ähnlich, der dem Wanderer seine letzte Wegzehrung wegreißt und ihn hilflos auf der öden Straße liegen läßt.“

„Und die dritte Beschuldigung?“ stieß Raase zwischen den geschlossenen Zähnen hervor.

Gertrud wurde plötzlich bleich; sie wandte halb das Gesicht zur Seite und sagte nach einer Pause mit stockendem Atem:

„Den Rest erlassen Sie mir wohl, Herr Doktor.“

Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich weg und ging fort. Nach einigen hastigen Schritten jedoch kehrte er um und blickte zurück. Ihm war das Mädchen nie so begehrenswert erschienen. Ihre ganze Gestalt, ihre schönen Augen, so voll tiefen Ausdrucks jeder Seelenregung, wie durchflammt von heiligem Zorn! Schmerz und Ingrimm wühlten in seinem Innern und kämpften um die Herrschaft, denn er wußte wohl, daß er keine Hoffnung mehr hatte. Er kam zurück und sagte mit gepreßter Stimme:

„Gertrud, es lag in Ihrer Hand, mich zu größerer Wertschätzung der Tugenden, die Sie so hoch stellen, zurückzuführen; vielleicht waren sie mir einst geläufiger als jetzt . . . es stand bei Ihnen, mir mehr Geschmac an edlen Thaten beizubringen . . . Sie haben es vorgezogen, mich zu vernichten. Hinfort will ich mir keine Mühe mehr geben, dem zu widerstehen, was mich zu thun gelüstet . . . und wenn Sie Schlimmes an mir erleben sollten, so vergessen Sie nicht, daß Ihre Hand es war, die mich in den Schlamm zurückstieß, als ich ihm gern entfliehen wollte!“

Er ging rasch fort, ohne sich umzusehen, und Gertrud, die bis dahin mit äußerster Anstrengung ihre Fassung aufrecht erhalten hatte, fühlte sich plötzlich von aller Kraft verlassen. Sie konnte sich nicht mehr auf den Füßen erhalten, sondern glitt an dem schlanken Stamm des Baumes, den sie umfaßt hielt, in das schon feucht werdende Gras. Raase hatte wohl gewußt, welch eine schwere Last er ihr auf das Gewissen legte, als er ihr die Verantwortung zuschob für das, was sie eben jetzt gewagt hatte. Es dauerte eine Weile, ehe sie aus dem dumpfen Gefühl heraus zu einem klaren Gedanken kommen konnte. Sollte es denn wahr sein, daß sie diesen Verlorenen hätte retten können, daß sie vielleicht schweres Unheil von ihren Nächsten und Teuersten hätte abwenden können? Und wenn sie es konnte, war es ihre Pflicht, sich selbst, ihre ganze Zukunft an dieses Wagnis zu setzen? — Sie strich sich das wirre Haar aus dem Gesicht — die Zeit war vergangen, die Sonne war im Untergehen, aber sie merkte es nicht. Da war es ihr, als tauchten vor ihrem Geiste ein Paar dunkle, traurige Augen auf, von dichten Brauen beschattet, und es kam wieder Licht in die dunkle Seele. Nein, nein, es war nicht Gottes Wille, daß sie sich zum Dienst eines bösen Mannes hergeben sollte, in der Hoffnung, ihn zum Guten zu wenden; sich selbst eine solche Macht zuzutrauen, wäre ein frebles Beginnen gewesen, ein Spiel mit dem Feuer der Hölle! Klar fühlte sie es in ihrem Innern, ihre Seele war des Herrn; sie hatte kein Recht, sich in einen so vermessenen Kampf zu wagen, ihr Herz aber gehörte einem Manne, zu dem sie aufschauen konnte in aufrichtiger Bewunderung. — „Wolfgang,“ ging es leise über ihre Lippen. Dann richtete sie sich empor und hob die Augen zum Himmel. Einzelne Sterne zeigten sich schon, vor ihren bethrängten Augen flimmernd. Sie faltete die Hände um den treuen Stamm, der ihr als Stütze gedient, und all ihre Qual löste sich in einem innigen Gebet.

10. Geierklaue.

Raase hatte das Ende des Baumganges erreicht und war im Begriff, nach der Richtung hinzugehen, wo er vorhin sein Pferd gelassen hatte. Zufällig seitwärts blickend, gewahrte er an der Gartenthür, die zum Boskett führte, Mechthild Bloom. Nichts konnte ihm jetzt unangenehmer sein, als ihren spähenden Blicken zu begegnen. Mit einem leisen Fluch machte er kehrt, ging auf den dichtbewachsenen Wall zu und that, als ob er nach irgend einer Pflanze suchte. Wenn er hoffte, sie werde ihn nicht beachten oder wieder verschwinden, so irrte er sich. Sie hatte ihn ebenso gut erkannt wie er sie, und verlor ihn nicht aus den Augen, war vielmehr, bald rechts, bald links den Kopf wendend, als habe sie gar kein bestimmtes Ziel im

Auge, ihm vorsichtig näher gerückt. So gewahrte sie denn, daß, als er sich bückte, etwas Glänzendes aus seiner Westentasche in das Gras fiel. Aber auch seine Sinne waren scharf; er merkte ihr Herannahen, drehte sich um sich selbst, so daß er sie im Rücken hatte, und, da sich hier gerade eine Lücke im Wall befand, durch ein niedriges Holzgitter geschlossen, so that er einen gewaltigen Sprung über Gitter und Graben weg auf die Landstraße. Das alles war so schnell gegangen, daß Mechthild sich kaum besinnen konnte, als sie schon den Hufschlag seines Pferdes hörte.

Sie hätte einfältiger sein müssen als sie es war, wenn sie sich durch des Doktors Manöver hätte täuschen lassen. Sie stand mit hochroten Backen und einem sehr ärgerlichen Gesicht an der Stelle, von wo aus er durchgebrannt war. Er wollte ihr nur um jeden Preis aus dem Wege gehen, das war klar, und dieser wenig schmeichelhafte Rückzug war vielleicht der erste Riß in Mechthilds eitlem Selbstbewußtsein. Sie horchte auf das mehr und mehr sich entfernende Getrappel in nicht beneidenswerter Stimmung, bis es ganz verhallt war. Da fiel es ihr wieder ein, wie er bei dem Büden einen Ring oder dergleichen verloren haben müsse. Die Lust erwachte in ihr, diesen Gegenstand zu finden, vielleicht konnte sie ihn damit necken und ihn ein wenig für seine Unart bestrafen. Sie war nahe genug gewesen, um ungefähr die Stelle zu wissen, und sie tastete vorsichtig auf dem Abhang umher. Es wäre ihr wohl nicht gelungen, wären nicht die letzten Strahlen der scheidenden Sonne auf diese Seite des Walles gefallen und der Gegenstand, den sie suchte, ziemlich groß gewesen. Er glänzte ihr entgegen, als sie eine Wendung machte, und sie riß ihn an sich. Als das schildförmige Schmuckstück auf ihrer Hand ruhte, fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf. Das mußte es sein, was ihm Karoline heute morgen gegeben; denn sie hatte es sehr wohl gesehen, ebensogut wie Gertrud, nur hatte sie sich nichts davon merken lassen. Es war ein goldenes Schild von Diamanten umgeben, in dem die Buchstaben C. R. eingegraben waren. „Karoline Rittler, das ist kein übler Fund,“ murmelte sie. „Sie soll mir den Schimpf büßen, den mir der Doktor eben angethan hat. Du willst ihn mir abspenstig machen, warte nur, du kleine Hexe!“

Sie barg das Kleinod fest in der Hand und kehrte eilig ins Bostett zurück. Es traf sich alles herrlich! Cäcilie saß auf ihrem gewöhnlichen Platz, ein wenig zurückgelehnt; ein halbes Lächeln schwebte um den feinen Mund, indem sie auf Leo und Karoline blickte, die sich im Gefühl ihres noch nicht von dem Vater sanktionierten Verhältnisses unter den Schutz der sanfteren Mutter begeben hatten. Es waren verschiedene bunte Gruppen ganz in der Nähe, und hier und da blickte ein freundliches Auge verständnisvoll auf die drei. Mechthild bemerkte von dem allen nichts; sie sah nur, daß die Situation sich für ihre Zwecke ausnugen ließe. Wo Leo eigentlich so schnell hergekommen war, begriff Mechthild nicht recht, aber sie wußte schon aus eigener Erfahrung, daß er sehr unstat kam und ging und plötzlich da auftauchte, wo man ihn am wenigsten erwartete. Doch das kümmerte sie wenig, ihr Vorsatz war gefaßt. Karoline beschämen, ihre Mutter ärgern, eine pikante Szene aufführen — alles auf einmal. Sie konnte da so recht ihr Mütchen kühlen, und wenn es vielleicht dem Doktor recht unangenehm sein sollte, davon zu hören — desto besser! Sie schritt rasch auf das junge Paar zu, das links und rechts ein wenig vor Cäcilie saß.

„Liebe Karoline,“ rief sie schon auf zehn Schritt Entfernung mit ihrem schönsten Klarinetten tone, „ich bin heute im Finden so glücklich gewesen! Was denkst du, das ich eben im Grase entdeckt habe? Das hübsche Schildstück, das du heute morgen im Garten dem Doktor Raase geschenkt hast! Er hat es fallen lassen und so wenig beachtet, daß er sich nicht mal die Mühe gegeben hat, es aufzuheben.“

Was sie beabsichtigte, geschah. Aller Blicke wandten sich ihr zu; man trat neugierig näher, um besser zu hören und zu sehen. Mechthild hielt das Schild wie im Triumph empor und bot es dann, als sie nahe genug gekommen war, auf der

flachen Hand recht auffällig Karolinen dar, es jedoch immer noch festhaltend, indem sie hinzufügte: „Oder soll ich es als Finderlohn behalten, da du es doch einmal Doktor Raase geschenkt hast, und er sich nichts daraus macht?“

In diesem Augenblick streckte sich eine kleine Hand, die wohl mit Mechthilds Hand an Schönheit wetteifern konnte, nach dem Schmuck aus; es war aber nicht Karoline, die danach verlangte, sondern ihre Mutter. Mechthilds Hand aber schloß sich rasch über ihren Fund, als wollte sie ihn sich zu eignen. „Verzeihen Sie, Fräulein Bloom,“ sagte Cäcilie's sanfte, melodische Stimme klar und deutlich, obgleich sie nie laut sprach. „Dies Medaillon gehört nicht Karoline, es gehört mir. Sie konnte es gar nicht verschenken, denn ich hatte es ihr nur auf ein paar Stunden geliehen.“

„Aber es steht doch C. R. darauf; also Karoline Rittler,“ rief Mechthild, der es in ihrer gehässigen Laune nicht darauf ankam, gegen Frau Rittler gründlich ungezogen zu sein.

„Cäcilie Reinhard; meine Tochter heißt Alvaro,“ sagte Frau Rittler sehr kühl, und die kleine Hand schloß sich energisch um das Handgelenk der sich sträubenden Klarinette. Einen Augenblick standen die beiden Rivalinnen Aug in Auge — Mechthilds Haß hatte einen doppelten Grund, Cäcilie's Schönheit und ihre Neigung zu dem Doktor. Jede von ihnen hatte instinktmäßig erkannt, wie es mit der Gesinnung der anderen stand. Cäcilie kam es vor, als ob der grün schillernde Strahl aus den grausamen Augen ihrer Feindin sich wie ein Messer, so scharf, so kalt, in ihre Brust senke. Aber sie hielt dennoch fest, und ihr Blick war auch eine Wehr. Sie war ein wahres, echtes Weib, mit starken Leidenschaften zwar, aber auch mit tiefem Gefühl. Die ihr gegenüber stand, hatte kein Herz!

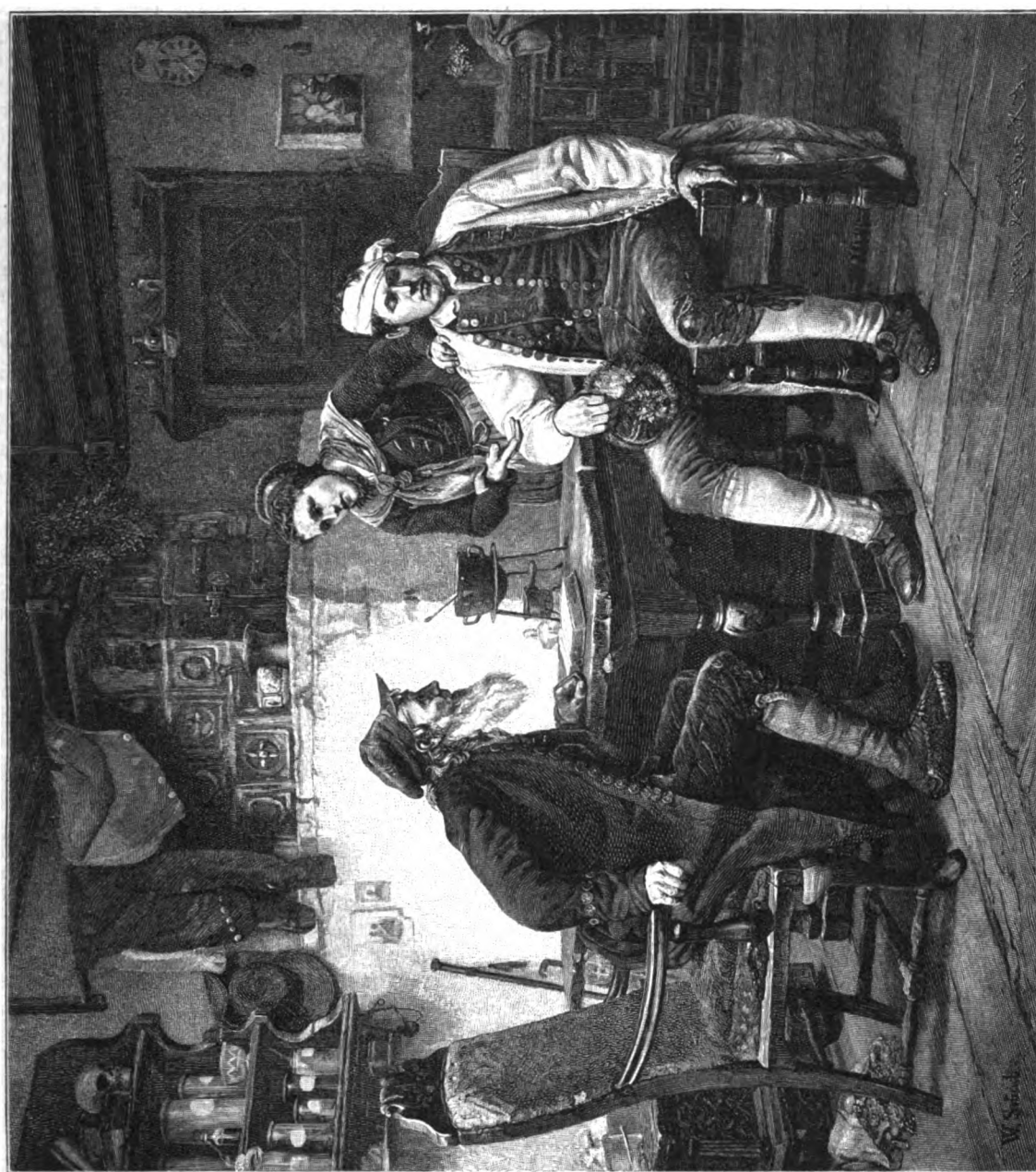
Mit einem leisen Schrei ließ Mechthild das Kleinod fahren; dann durchlief ihr halb gesenkter Blick den Kreis, um zu sehen, welchen Eindruck diese kleine Szene auf die Umstehenden gemacht habe. Plötzlich blieben ihre Augen auf Leos Gesicht haften, dessen Züge sich durch irgend eine starke Alteration bis zur Unkenntlichkeit entstellten hatten. Seine Augen funkelten unheimlich, die Stirn war finster wie Gewitterwolken, es zuckte um den Mund, den sonst so heitern Mund. Es war mehr als Jorn; es lag etwas Tödlisches in diesem Blick. Mechthild schrak zusammen, aber gleich darauf lächelte sie befriedigt; war ihre Saat doch vielleicht auf fruchtbaren Boden gefallen?

Aber Karolinen's reines, unverfälschtes Gemüt besiegte diesmal den Dämon. Sie legte ihre Hand leise in Leos Arm und sah ihn mit ihren unschuldigen Augen klar und offen an.

„Es ist ja alles dummes Zeug, Leo,“ flüsterte sie, ohne daran zu denken, daß sie dadurch ihr Verhältnis zu ihm den vielen neugierigen Blicken gar zu deutlich machte. „Ich habe es ja dem Doktor gar nicht geschenkt, nur gezeigt. Er bat mich, es besehen zu dürfen, da häßelte ich es los und reichte es ihm hin, weil ich es am Halse trug und nicht wollte, daß er näher heran käme. Er steckte es dann in die Westentasche und lachte, und als ich es ernstlich verlangte, lief er davon. Er hat es wohl nachher vergessen und verloren, und das hätte mir sehr leid gethan, denn es stammt von meinem verstorbenen Vater; wie hätte ich es da verschenken können?“

Diese Worte blieben nicht ohne Wirkung auf Leo, sein Gesicht nahm wieder den gewohnten sorglosen Ausdruck an. Noch einmal glitten Mechthilds Blicke über den Kreis. Da stand Rosa mit fröhlichem, teilnehmendem Gesicht, der Adjunkt, die Frau Försterin und noch manche andere. Sie alle waren Zeugen dieser Auseinandersetzung und konnten wohl merken, daß die Geschichte mit dem Medaillon gar nichts Verhängliches habe, sowie auch, daß Karoline in Leo einen Beschützer hatte, der nicht mit sich spaßen ließ. Man hatte das ja auch schon lange kommen sehen und gönnte Karoline ihr Glück von Herzen! Die beiden paßten gut zusammen. So war es denn ein offenes Geheimnis, nur der Hausherr schien noch nichts davon zu ahnen. Diese interessante Wahrnehmung gab Stoff zu allerlei Gedanken und verwißchte vollends den Eindruck der vorhergehenden Szene.

(Fortsetzung folgt.)



Beim Druckfaher. Gemalt von Berner Schuch.



Die Skrofeln und der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten.

Von Dr. Ludwig Rohden,
ärztlichem Direktor des Seehospizes zu Nordernei.

Sehr gern komme ich der Aufforderung, dem Daheim-Publikum über das obenstehende Thema Mitteilungen zu machen, nach. Denn seit ich — ein Jahr ist es her — mit dem Werke der Seehospize in innigeren Zusammenhang gekommen bin, habe ich mit Bewunderung und Leidwesen immer mehr bemerkt, wie wenig unsere

Nation von demselben weiß und wie wenig sie noch teilnimmt an Bestrebungen, welche eine neue Krone der Barmherzigkeit um ihr Haupt flechten. An dieser Krone funkeln zahllose Perlen, Thränen getrösteter Mütter und geheilter Kinder, herzbewegende Trophäen von Siegen über stummes Siechtum und entsetzliches Elend. — Ja, stummes Siechtum! Kein Leid kann schweigender sein, als das durch Skrofeln verursachte, wenn auf die Jahre entzündlicher Schmerzen und des fiebernden Krankenlagers die Krüppelhaftigkeit zusammengezogener Gliedmaßen, unförmlicher Geschwülste und häßlicher Wunden gefolgt ist, kein Elend entsetzlicher, als das der armen Kleinen, welche von den ersten Monaten ihres Seins an sich daran haben gewöhnen müssen, zu liegen oder hinter den trüben Fenstern zu hocken, durch welche sie andere Kinder im Sonnenlichte fröhlich springen sehen.

Wir Ärzte standen lange mit trüber Stirn diesem Elend gegenüber. Nicht hilf- und ratlos zwar, aber doch beschränkt auf Maßnahmen, welche wohl die Symptome bekämpften und zum Verschwinden brachten, aber nicht die Krankheit heilten. Gewiß, wir zogen zusammengeschnurte Gelenke gerade, wir schälten Drüsenpakete aus, wir kratzten mit stählernen Hohlmeißeln schlechte Geschwüre rein und brachten sie zur Vernarbung, und wenn wir etwas ganz besonders Gutes thun wollten, packten wir das kranke Kind auf und schickten es nach Kreuznach, Rothenfelde, Rösen, Salzungen zc. Aber das waren alles halbe Maßregeln, wie es bei allen Krankheiten des Gesamtkörpers die paar Sommerwochen eines Badebesuches immer sind. Und doch hatte schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Engländer Russell gesagt: „Es handelt sich bei den Skrofeln nicht um Kurieren (von Krankheitserscheinungen), sondern um gänzliches Umändern, um Neuschaffen.“

Man war auch an das Umändern und Neuschaffen gegangen, jede Zeit nach den sie beherrschenden Anschauungen. Russell hatte auf das Meer hingewiesen und England hatte 1796 das erste Seehospiz für Skrofulöse an der Themse-

mündung gebaut. Dasselbe hatte ausgezeichnete Heilresultate erzielt, folglich mußte „ein Medikament“ in der See oder an der See vorhanden sein, welches die Skrofeln heilte, aus den skrofulösen Kindern gesunde machte. Und es fand sich natürlich auch eins, das Jod. Jod war im Seewasser, es wurde aus der Asche des Seetanges und der Algen dargestellt und es wurde sogar im Leberthran nachgewiesen; man beobachtete ferner, daß Drüsen auf seine innere Anwendung hin kleiner wurden, und zog daraus die erfreuliche Schlussfolgerung: das Jod muß das Heilmittel der Skrofeln sein.

Die Kinder wurden nun mit Jod gefüttert oder, wenn sie mager waren, mit Leberthran, der ja auch Jod enthalten sollte. Als die Skrofulöse trotzdem nicht mehr heilte als früher, wurden andere Theorien aufgestellt, um der Sache auf die Spur zu kommen. Die Kinder äßen zuviel, hieß es jetzt, besonders Butterbrote und Kartoffeln. Aber Fleisch war teuer und die Kinder mochten es auch nicht, sie bekamen daher im ganzen weniger zu essen. Dies war besonders in den vierziger und fünfziger Jahren der Fall. Während meiner ganzen Kindheit konnte ich mich nur auf verbotenen Wegen satt essen. Wir Kinder verkauften die Schularbeiten gegen Butterbrote, ein vielumworbenes Blondköpfchen sogar gegen einen Kuß. Wir hatten eben immer rasenden Hunger, Schaß Verkauf seines Erstgeburtsrechtes für eine Schüssel Vinsen erschien uns durchaus nicht befremdlich. Der gefürchtete Kartoffelbauch stellte sich übrigens natürlich nicht ein. Was haben sich die armen Kartoffeln damals bei Gelegenheit der Skrofulöse nicht alles gefallen lassen müssen! Das gelindeste Scheltwort für die brave Knolle war das geringschätzige „Ballast.“ Und doch ist, von solchem „Ballast“ ernährt, der westfälische Bauer fast der mächtigste, der polnische Bauer der ausdauerndste Soldat des preussischen Heeres!

Seit zwanzig Jahren heißt es nun, der ganzen Richtung unserer modernen Diätvorstellungen gemäß, die Skrofulöse komme von zu wenig Nahrungszufuhr. Auch dieser Satz ist in seiner Ausschließlichkeit falsch.

Kinder werden skrofulös, oder doch dazu disponiert, durch alles, was erwachsene Menschen schwindstüchtig macht oder zu Schwindsucht disponiert, also durch ungesunde Beschaffenheit der wesentlichen Lebensumstände. Natürlich datieren diese besonders bei Kindern oft bis vor die Geburt zurück. Deshalb entwickelt sich die Skrofulöse besonders bei Kindern kranker oder kränklicher Eltern überraschend früh. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß das Gift der Tuberkulose, wenn es im Blute zirkuliert und nicht in direkte Berührung mit kranker Lungenschleimhaut gerät, die charakteristischen Kennzeichen der Skrofulöse macht, nämlich bei feinem Durchgange durch dieselben die abnorm zarten Saftkanäle und die Lymphdrüsen genannten, Knäuel derselben in dauernde Entzündung versetzt und zur Entartung bringt. So wirkt anscheinend die Milch tuberkulöser Mütter, perlglänziger Röhre. Aber das Wesentlichste für die Entstehung der Krankheit ist immer die Disposition, die Kümmerlichkeit dieser Saftkanäle, herrührend von schlechtem Blute der Eltern, schlechter Luft, Unreinlichkeit, Mangel an Licht und Bewegung und Nachlässigkeit in der körperlichen Pflege. Von den Unterlassungen sind besonders faule Zähne in schmerzhaftem, schmerzhaftem Munde, ganz zuletzt erst schlechte Zähne zu nennen. Denn auch hier kommt es weniger darauf an, was der Mensch isst, als darauf, was er verdaut.

Aus dieser Erkenntnis der Ursachen folgt die Erkenntnis der Heilmittel. Räumt jene fort und ersetzt sie durch das Gegenteil. In der That genügt dies oft. Kindern aus der Stube, deren Dunst von organischen Stoffen gemacht wird; laßt ihre Haut wieder zu geistigen kommen aus der ungesunden trüben Luft, Zimmerwärme und des Stillstehens; bringt sie an die frische Luft, der sich herabläßt, einem Kinde den Mund zu reparieren, wenn er auch keine Kautschukplatte dabei anhat; gibt dem Kinde endlich einfache Kost, welche es verdauen kann.

Auf diese Weise können einfache Fälle von Skrofeln

heilen. Schwere verlangen mehr. In ihnen ist die Natur außer Stande sich zurecht zu helfen, auch nach Begräbung der ins Auge fallenden Symptome, sie ist festgefahren und versunken im Sumpfe, man muß sie herausheben. Der Lebensprozeß geht nur schlaff von statten, denn die Saftkanäle sind von Stelle zu Stelle schwer oder gar nicht passierbar, so wird das Blut dünn, das Fleisch arm, während bleiches Fett an Masse zunimmt. Von Zeit zu Zeit erweicht eine Drüse, dann wird die Saftmasse mit käsigem Eiter überschwemmt, und unter Fiebererscheinungen erkrankt bald dieses Gelenk, bald jener Knochen. Oft schießt auch eine rasch tötende Tuberkulose der Lungen auf, und bestätigt die Verwandtschaft beider Seuchen. Wohin man sieht, Niedergang und Zerfall. Das matte Herz treibt nur ein kleines Quantum schlechten Blutes durch die Ader, der Saftstrom ist von Entzündungszuständen seiner Bahnen aufgehalten, von schlechtem Blute gespeiste Nerven thun gar nicht oder in verkehrter Weise ihre Dienste, Magen und Darm wollen nicht mehr, die Haut führt nur ein Scheinleben.

Allen den hiermit gegebenen Erfordernissen auf einmal und zu gleicher Zeit kann nur ein großer Komplex von Mitteln genügen. Ein solcher ist aber am Meere und im Meere gegeben. Seeluft und Seebad steigern den Umlauf von Blut und Säften, reizen träge Nerven zu erhöhten Leistungen, beleben den müden Magen und Darm und geben reinste Luft und weiteste Entfernung von den großen Städten.

Im Jahre 1796 entstand auf Dr. John Bettfoms Anregung das erste Seehospiz für Skrofulöse, das zu Margate. So langsam lebte damals die durch die napoleonischen Kriege erschöpfte Welt, daß es fünfundvierzig Jahre dauerte, ehe ein zweites gebaut wurde, das zu Viareggio in Toscana 1841. Und man sprach selbst in Toscana kaum davon. Einige Jahre danach gründete eine edle Frau, Madame Armaingaud, zu Gette in Südfrankreich das erste französische Seehospiz. Dann begann der wadere Dr. Berrochaud das Hospiz zu Verd sur Mer, später übernommen und zum größten der Welt gemacht von der Stadt Paris. Es hat fünf Millionen Franken gekostet, ist für 734 Kinder und 140 Funktionäre eingerichtet und hat ein Jahresbudget von nahe einer halben Million Franken. Inzwischen war in Italien eine ganze Reihe von Hospizen entstanden. Jetzt hat dieser Staat nicht weniger als neunzehn, die meisten auf direkte Anregung eines zweiten Petrus Eremita der Nächstenliebe, des Professors Barellai, welcher jahrelang in den Provinzen des jetzt geeinigten Landes den Kreuzzug der Wohlthätigkeit gepredigt hat. Nirgends ist auch die Sache der Hospize populärer und wird mehr unterstützt, als dort, die Eisenbahnen von Norditalien geben den hin- und herreisenden Kindern eine Ermäßigung des Fahrpreises von drei Vierteln der ursprünglichen Höhe desselben!

Im Jahre 1873 wollte Barellai, wie er sich ausdrückte, Rache nehmen an Österreich, er hielt in Triest einen seiner bahnbrechenden Vorträge, in dessen Folge wurde dann ein kleines Hospiz in Grado gegründet. Dann kam Holland mit dem Hospize zu Scheveningen (neuerdings auch zu Wyk aan Zee) und fast zugleich Dänemark mit dem vortrefflichen Refsnäs (1875) und Rußland mit Dranienbaum. Dann erst kam Deutschland.

F. W. Beneke, ein gelehrter Arzt mit der reinen Flamme des Ideals in der Brust — er starb, als er endlich sein schönes Ziel zu erfassen im Begriffe war, im Herbst 1882 — gründete 1880 den Verein für Kinderheilstätten an der Nordsee. Derselbe wurde 1882 hauptsächlich auf das Betreiben Mettenheimers in Schwerin zu einem „Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten,“ d. h. an der Nord- und Ostsee erweitert.

Dieser Verein hatte von Anfang an zu viel Glück. Es gelang der persönlichen Initiative Benekes, unsern Kaiser und dessen Kanzler für die schönen Ziele des Vereins zu gewinnen. Es wurden ihm aus dem Dispositionsfonds nicht weniger als 250 000 Mark bewilligt zum Bau einer großen auf Nordsee zu errichtenden Musteranstalt, unter der Bedingung, daß eine andere Viertelmillion Mark binnen einem

Jahre durch den Verein selber zusammengebracht wäre und den Beweis liefere, daß etwas Tüchtiges zu Stande kommen würde. Diese zweite Viertelmillion zusammenzuschreiben und zu betteln, das bekam aber selbst Benekes Arbeitskraft und Feuereifer nicht fertig, der Verein griff daher zu dem weniger schönen aber rascher rentablen Mittel einer Lotterie. Dieselbe brachte 220 000 Mark ein. Endlich wurde dem Verein noch das große Geschenk von 100 000 Mark seitens eines im Auslande lebenden Deutschen zu teil, dessen Namen man noch nicht hat erfahren können.

Solche große Geschenke sind ein zweischneidiges Gut, sie helfen momentan, für die Dauer aber schaden sie leicht, denn das große Publikum mit seinen vielen kleinen Gaben gewöhnt sich an den bequemen Gedanken, daß es nicht gebraucht wird. Man frage den großen Sammler Deutschlands, Pastor von Bodelschwingh zu Viefelsfeld, um seine Ansicht, er wird mir recht geben. Man kann zuletzt doch das große Publikum nicht entbehren, zumal, wenn der Verein großmütiger ist, als sparsam. Bis jetzt hat er zusehen müssen zu den Pflegegeldern seiner kranken Kinder, und es hat den Anschein, als ob er auch ferner dabei zu verharren sich anschickte.

Seinen Sitz hat der Verein in Berlin, wo nach Benekes vielbetrauertem Tode der hanseatische Ministerresident Dr. Krüger und in dessen Vertretung Geh. Med.-Rat Dr. Seyden den Vorsitz führt. Generalkassierer ist der umsichtige Bankdirektor Thorabe in Oldenburg.*) Dem Vorstande gehören Vertreter aller beteiligten Küstenstriche an. Bautechnischen Rat gibt der durch den herrlichen Bau zu Nordernei rasch berühmt gewordene Regierungsbaumeister F. Nienburg.

Der Verein umfaßt jetzt die ganze lange Küste zwischen den Mündungen der Weichsel und der Ems, vorläufig in vier Niederlassungen: Zoppot, Groß-Müritz, Wyk auf Föhr und Nordernei.

Zoppot ist eines der anmutigsten Seebäder, die es geben kann, und in jeder Beziehung, besonders aber durch Lage und Kommunikationsmittel bevorzugt. Das neue Kinderhospiz, das während des letzten Sommers im Bau beendet wurde, liegt an dem südöstlichen Ende des Ortes nur wenige Schritte vom Strande. Aber das Wasser wirkt hier nicht, wie an der häufig wütenden Nordsee, hohe Dünen auf, des Ufers Linien gehen vielmehr in der Ebene fort, somit gibt es wenig Schutz gegen den Wind, welcher den heißen kurzen Sommer des Ostens abkühlt und den Winter für Schwächliche zur Zeit des Ostens und häuslicher Freuden macht. An eine Winterkur wird Zoppot deswegen niemals denken können. Aber im Sommer möchte ich wohl dort wohnen mit dem frischen alten Dr. Benzler, welcher lange Wochen in der See badet, ehe sie „blüht“, d. h. ehe sie um Johannis mit dem Blumenstaube der blühenden Nadelhölzer bedeckt ist. Und doch gilt die Badesaison erst dann als mit Zug und Recht eröffnet.

Das Haus des Zoppoter Seehospizes ist nach Plänen von F. Nienburg errichtet, ein stattlicher Rohbaufsteinbau mit schönen Verhältnissen und dem Klima angemessenen, flachen, sich nur farblich stärker hervorhebenden Dekorationen. Innen fallen besonders die hellen Korridore auf, welche bekanntlich in allen Kinderhäusern zu den Lieblingsaufenthalten gehören, dann geräumige lustige Schlaf- und Speisesäle und bequeme Treppen mit für Kinderhände geeigneten Handhaben. Vorläufig steht ein als Mittelbau projektiertes Haus, in welchem Aufsicht, Verwaltung und Ökonomie der Anstalt vereinigt sein sollen, mit einem daranstoßenden Flügel, der die für Aufnahme und Pflege von vierzig Kindern nötigen Räume enthält. Der Zukunft ist es vorbehalten, einen zweiten Flügel anzubauen, in welchem die Zahl der Pfleglinge auf achtzig erhöht werden kann. Aber auch ohne diesen Anbau wird sich der Kostenpunkt des eingerichteten Gebäudes auf über 50 000 Mark

*) An ihn sind auch die Anmeldungen zu richten. Die ordentliche Mitgliedschaft wird durch eine einmalige Zahlung von mindestens 100 M. oder eine jährliche von 10 M. erworben, die außerordentliche durch 3000 M. (einmalig) resp. 150 M. (jährlich). Die letztere gibt Anspruch auf einen Platz für sechs Wochen.

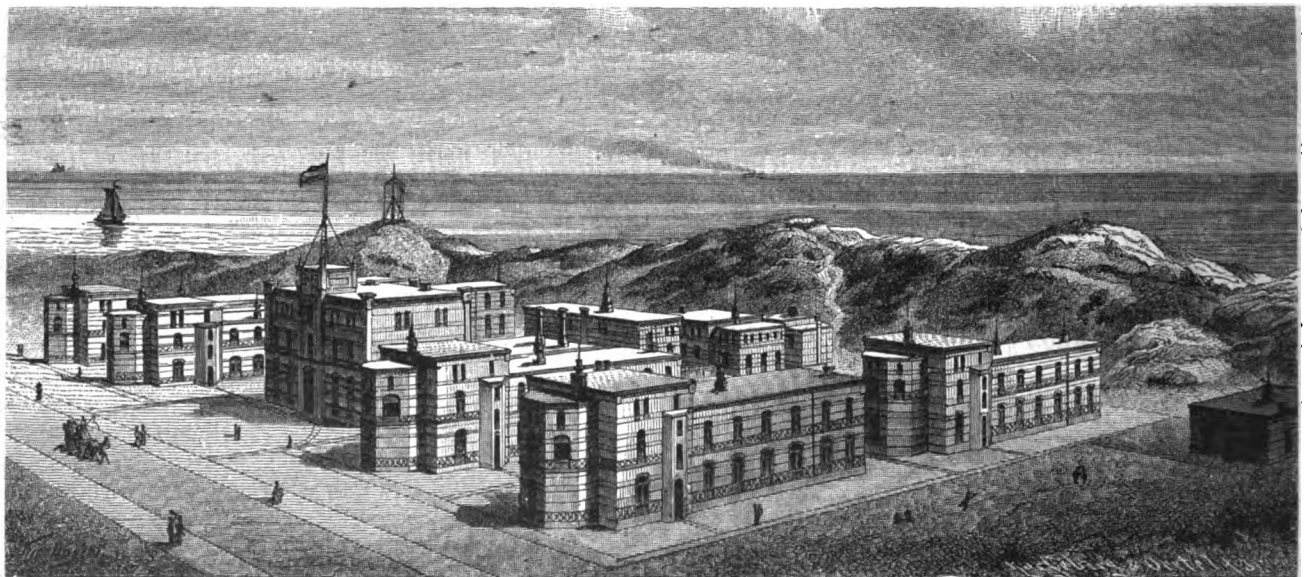
stellen, gewiß nicht viel, aber doch reichlich für den Verein, der auf freiwillige Beisteuern angewiesen ist. Doch wollen der alte Bürgerstolz und die trotz aller Schicksalsschläge doch immer wieder hochgekommene Wohlhabenheit des herrlichen Altpreußen vor den Mißständen. Das werden wohl die regelmäßigen Notabenes hinter den Beitragszahlen „für Bop-pot“ in den Rechenschaftsberichten des Vereins bedeuten. Und sie haben ihr Hospiz lieb, die Altpreußen, das hat mich mein Besuch bei den waderen Leuten dort gelehrt. Vorstand des Bezirksvereins — in Danzig — ist der vielbewährte Geh. Rat Dr. Abegg daselbst, von ihm wird man demnächst hören, wie es werden soll.

Dasjenige Seehospiz, welches zu zweit in der Reihe von Osten nach Westen liegt, ist Groß-Müritz in Mecklenburg, zwischen Rostock und Ribnitz am Rande des großen Rostocker Forstes gelegen. „Müritz ist von Natur ein sehr kleiner Ort, obgleich es offiziell den Namen Groß-Müritz trägt zum Unterschiede von Klein-Müritz, einer Försterei.“ Der Ort wird durch eine Reihe bäuerlicher Niederlassungen gebildet, an welche sich in den letzten Jahren eine Anzahl neuer kleiner Willen und an der anderen Seite das freundliche Haus des Kinderhospizes angeschlossen haben. Alles ist einfach, aber ländlich schmuß liegt der Ort an des großen Forstes Rande in der Sommerzone da. Es ist hier sehr ländlich, weil die Verbindung mit Rostock eine durch langen sandigen Forstweg schwierige ist und das nähere Ribnitz nicht mehr bietet, als jede andere kleine Provinzialstadt. Ob die im Werden begriffene Bahn Rostock-Stralsund darin etwas ändern wird? Vom ärztlichen Standpunkte ist der ländliche und einfache Charakter des Ortes, ist seine Abgeschlossenheit durchaus nicht zu beklagen. Ruhe, Sammlung, sogar Langeweile sind Heilmittel, welche neuerdings nicht genug mehr geschätzt werden. Und so hat denn auch Mettenheimer in Schwerin Müritz gewählt, durchaus „nicht, um aus der Waldeinsamkeit ein glänzendes Weltbad zu machen, sondern um ein Heilmittel des Vaterlandes, das in erreichbarer Nähe und für beschränktere Mittel zugänglich ist, in richtiger Weise zu verwerten.“ In diesem Sinne ist Müritz für Mecklenburg und Pommern eine wohlthätige Erwerbung und das Friedrich-Franz-Hospiz (so heißt es nach dem seligen Großherzog von Mecklenburg) wird seinen Begründern Ehre machen, wenn es die ersten schwierigen Jahre hinter sich haben wird. Vorläufig wirtschaftet es noch mit erheblichem Verluste, denn zumal diese Anstalt ist viel großmütiger als ihr Publikum. Im Herbst 1885 haben zum Glück die mecklenburgischen Stände 31 500 Mark für Ausbau und Vollenbung des Hospizes bewilligt. Ich betrachte dies

als eine wohlangebrachte Zuvendung. Der bisherige Bau ist gewiß für das dortige Klima zu leicht und wird eine Quelle vielfacher Reparaturen sein. Das Hospiz konnte in seiner bisherigen Verfassung gegen fünfzig Kindern im Sommer Aufnahme gewähren; die Beaufsichtigung und Pflege lag in den Händen zweier Schwestern vom roten Kreuze aus dem Marien-Frauenverein in Schwerin. Ärztliche Hilfe gewähren Ribnitzer Ärzte.

Das dritte Hospiz in der Reihe steht zu Wyl auf Föhr an der Westküste von Schleswig, und ist am leichtesten von Husum aus durch das Wattenmeer zugänglich. Die Anstalt ist aus einem Kinderasyl emporgewachsen, welches die Diakonissenanstalt zu Flensburg im Jahre 1880 errichtet hatte. Im Jahre 1881 traf unser Verein für Kinderheilstätten mit dem Diakonissenhause eine Vereinbarung, als deren Konsequenz der Verein ein massives Gebäude für das Hospiz errichten ließ. Dasselbe wurde am 3. Juni 1883 eröffnet, ein stattlicher Bau in vortrefflicher Lage, mit seinen Giebeln hoch hervorragend über alle Gebäude des freundlichen Ortes und geräumig genug, um achtzig Kinder gleichzeitig aufzunehmen. Einige Anbauten sind in den letzten Jahren nötig geworden, unter anderen eine schöne große Veranda in Eisenkonstruktion. Die Anstalt wurde bis zum Herbst 1885 von den Flensburger Diakonissen in vortrefflicher Weise versorgt, die ärztliche Leitung hat Herr Dr. Gerber zu Wyl. Im Jahre 1884 wurden 130 Pfleglinge mit 6529 Verpflegungstagen behandelt, im Durchschnitt blieb also jedes Kind fünfzig Tage lang in der Anstalt. Einige Kinder überwinterten auch mit gutem Erfolge auf Wyl.

Die geographische Lage hat uns bei Aufzählung der Seehospize unsers Vereins geleitet, aber unwillkürlich sind wir dabei auch von den mildesten Seebädern zum stärksten fortgeschritten. Denn das stärkste, wie das größte Seebad Deutschlands ist Nordernei, und aus dieser seiner Überzeugung hat der selige Beneke Nordernei zum Sitz des größten Seehospizes von Anfang an erkoren. Mit Rücksicht auf dieses Hauptwerk ist der Verein gegründet, seine Errichtung stand Kaiser und Kanzler vor Augen bei dem Reichsbeitrage von einer Viertelmillion Mark, und sein Bestehen ist für den Verein die Hauptfrage. Wir werden aber in Nordernei bestehen können, wenn Deutschland sich rasch genug entschließt, seine skrofelkranken und schwächlichen Kinder dem Meere anzuvertrauen, welches nirgendwo stärker seine Heilkraft entwickelt, als gerade an der Nordsee. Wir sind imstande, auch recht ernstlich kranke Kinder aufnehmen zu können, vorausgesetzt, daß sie noch transportabel sind und keine organischen



Das Kinderhospiz auf Nordernei.

Berstörungen in sich tragen, die unrettbar zum Tode führen. Unsere Anstalt ist dafür gebaut und eingerichtet, unsere Pflegerinnen, Schwestern vom Viktoriahaufe zu Berlin, sind dafür geschult, daß Großes geleistet werden kann.

Die Anstalt liegt ungefähr einen Kilometer von dem Inseldorfe entfernt auf einem in jeder Beziehung gut gewählten und geschützten Plage von fast $\frac{1}{2}$ ha Grundfläche. Symmetrisch gruppiert um eine Achse, welche Verwaltungsgebäude, Speisegebäude, Waschhaus und Badehaus in sich begreift, stehen vorläufig sechs große Pavillons, welche eben-erdig die Räume für Unterricht und Aufenthalt am Tage, im Geschoß die Schlafsäle enthalten. Die eine Hälfte der Pavillons ist für die Knaben, die andere für die Mädchen bestimmt. Abgesondert liegen zwei Isoliergebäude für die Fälle ansteckender Krankheiten. Das Verwaltungsgebäude enthält unten die Wohnung des Chefarztes, oben zwei Zimmer für im ganzen zweiundzwanzig junge Leute der wohlhabenderen Stände, welche als mehrzahlende Pensionäre in bezug auf Wohnung und Kost eine gesonderte Stellung einnehmen. Alle Räume sind in der besten Weise für ihren Zweck hergerichtet, den weitestgehenden Anforderungen der Gesundheitswissenschaft ist bei Bau und Einrichtung entsprochen worden. So kann mit Fug und Recht gehofft werden, daß künftig nicht nur die bisher in dem provisorischen Hospize zu Nordernei erreichten Resultate gewonnen, sondern daß dieselben auch noch über- troffen werden.

Das Hospiz wird am 1. Juni dieses Jahres eröffnet werden. Anmeldungen gehen schon jetzt zahlreich ein und werden bis zum 15. Mai von dem Direktorium der Anstalt erbeten, damit dasselbe seine Dispositionen für verschiedene Kurperioden treffen kann. Auf dahin zielende Anfragen werden von dem Direktorium Anweisungen über die für Auf- nahme eines Kranken nötigen Schritte eingesandt.

Und nun wohl an, deutsche Landsleute, zeigt, daß ihr

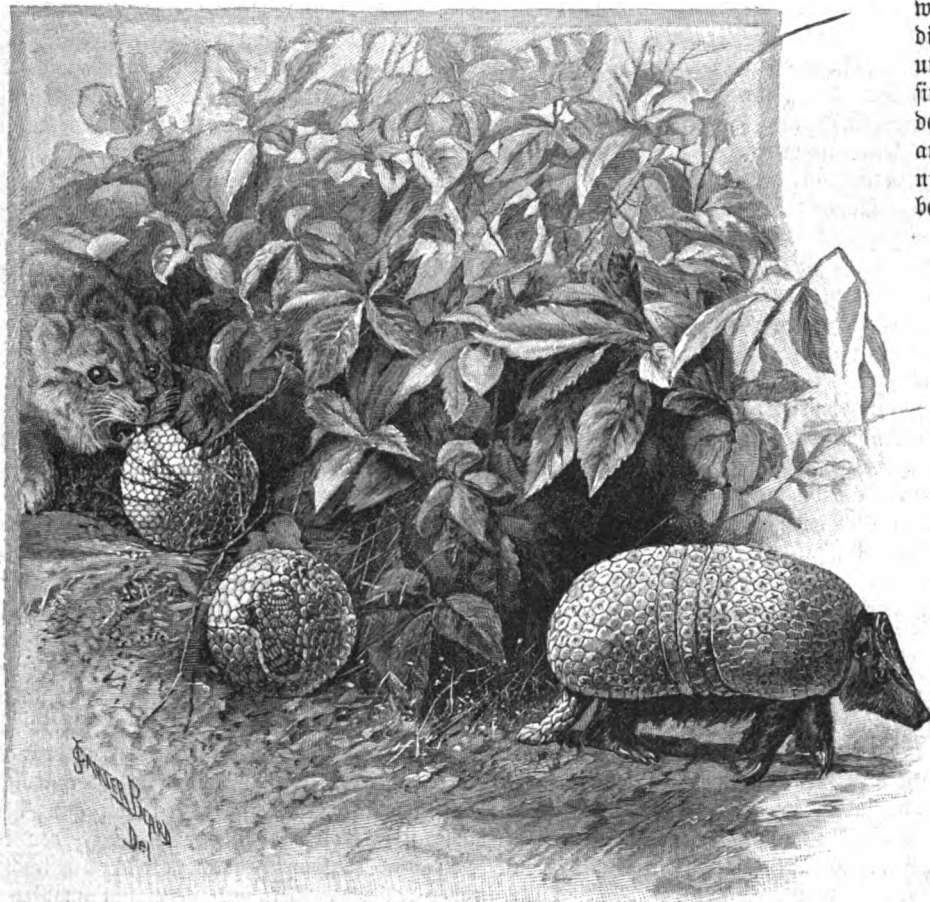
nicht nur mächtig und reich zu werden versteht, sondern daß ihr auch barmherzig sein könnt! Bessert durch fleißige Be- nützung der Seehospize den Gesundheitszustand der heran- wachsenden Generation, besonders in der armen Bevölkerung, damit der harte Kampf des Lebens keine schlechtbereiteten Körper finde. Gemeinden und Personen, benutz unsern Verein, tretet ihm bei, damit ihr gegen lächerlich geringe Summen Gesundheit und Kraft, gerade Glieder und rotwangige Schön- heit euren und fremden Kranken Kindern schaffen könnt. Mögen die schönen Worte, welche W. Eigenbrodt aus dem Schwedischen Wirséns übersetzt hat, allseitig beherzigt werden:

Barmherzig sei! Vergiß nur nicht,
Barmherzigkeit auch dir gebührt,
Trittst du in Gottes Stadt, die reine!
Jerusalem, du Hoffnungsort
Der Pilger, unsrer Herzen Port,
Wer thut dich auf, ersehnter Port?
Des Herrn Barmherzigkeit alleine.

Deutsche Einsiedler in den Vereinigten Staaten.

Von Ernst Otto Hopp.

Das Herz von kühnen Erwartungen geschwellt, in glän- zende Hoffungssträume gewiegt, so landet mancher Deutsche in der neuen Welt, dem Lande „voll träumerischem Trug,“ das schon zahlreiche Existenzen geknickt und die besten Vor- stellungen grausam zerstört hat. Es ist so vieles dort anders, als man es sich gedacht. Anstatt der Religiosität findet der- jenige, der eifrig sucht, gemeinlich Kirchlichkeit; das Gemüts- leben ist leer, das Recht ist vor Gericht und auch sonstwo unterweilen schwierig zu entdecken, und die Freiheit — ja, du lieber Gott, freie Erlaubnis, Geld zu verdienen, hat man. Nur daß nicht jeder von dieser Freiheit Gebrauch zu machen versteht. Man zählt immer gern diejenigen auf, die dort wohlhabende Leute geworden sind, aber der Verstorbenen und Verkommenen erwähnt man nicht so oft, die, von denen der österreichische Dichter sagt: „Die Hei- mat hätte weicher sie begraben.“ Und wohlweislich vergißt man auch bei denen, die „in der Wölle“ sitzen, nachzuforschen, um welchen Preis sie reich geworden sind. Um welchen Preis? Gewiß, denn in Amerika kostet alles etwas, auch das Reichwerden ist nicht umsonst; nicht bloß saure Mühe und harte Ar- beit müssen dazu verwandt werden, es kostet hier und da auch ein Stück Moral. Und selbst wenn das nicht der Fall ist, muß doch das Auf- geben der Sprache unserer Väter, der deutschen Sitte, wie der alten Freundschaft und Blutsverwand- schaft, kurz alles dessen, woran das Menschenherz nun einmal mit tausend unsichtbaren Fäden hängt, als ein hoher Preis be- trachtet werden. Und schon der überall verbreitete Gedanke, daß materielles Wohlergehen das Höchste ist, wonach der Mensch zu ringen hat, daß Gold und Genuß die Genien des Landes vorstellen, hat etwas so unsäglich Odes und Trostloses! — Ich habe in Ame- rika viele deutsche Landsleute kennen gelernt und von noch mehreren vernommen, die sich mit zertrümmerten Hoffnungen, in menschenfeindlicher Stimmung, verbitterten und zerrissenen Her- zens in die Einsamkeit zurückge- zogen hatten und als weltflehende Einsiedler irgendwo in der Wild-



Lebende Kugeln 1: Der Bolla oder das dreihänderige Armabill.

nis hausten. Denn so kleinlich, so kalt und abstoßend, so wenig liebenswürdig und ungesellig oft die Bewohner des großen Landes sind, das jenseit des weiten Salzwassers liegt, so mild und gut erscheint die Natur, so herrlich leuchten dort Wald und Flur! Die wasserreichen gewaltigen Ströme, die erhabenen Wälder mit ihrem majestätischen Rauschen und Wogen und ihrer trostreichen Schweigsamkeit, die Wiesen mit ihrem fatten Grün, die strotzende Fülle des Pflanzenlebens, der lange, klare Herbst mit seinem „Indianersommer“, da die Natur noch einmal ihren ganzen Schmelz, ihre ganze Viebllichkeit entfaltet und die Blätter im Forst in tausend Farben aufglühen! Ja wahrlich:

„Jung und harmlos erscheint die Natur, der Mensch nur
Alt, Schuld anhäufend umher und Elend.“

Es war im Jahre 1869, als ich das erste Mal einen deutschen Troglobyten, einen richtigen Höhlenbewohner in Amerika traf. Barfuß und barhäuptig, von einem langen, eisgrauen Barte wie von einem Mantel umwallt, so erschien er in dem Städtchen am Hudson, in dem ich damals weilte; man nahm von der sonderbaren Erscheinung, an die man schon seit Jahren gewöhnt war, nicht sonderlich Notiz, ein paar Straßenjungen rotteten sich zusammen, um den Einsiedler anzustarren, das war alles. Mit außerordentlicher Behendigkeit zog er von Laden zu Laden, um seine kleinen Bedürfnisse zu befriedigen und einige Einkäufe zu machen; wie man mir erzählte, wohnte er in einer Art Felsenhöhle, die er sich einigermaßen wohnlich eingerichtet, im nahen Walde, trank nur Quellwasser und aß selten warme Speisen, war aber gesund und thätig, dabei außerordentlich schweigsam. Von der Geschichte seines Lebens erzählte er niemand. Seine Hauptbeschäftigung bestand im Schnitzen von Stöcken, die er zu recht annehmbaren Preisen bei den Krämern absetzte. Gegen die Kälte war er durch Decken geschützt, auch besaß er einen kleinen Ofen, von dem er aber nur in strengen Wintern Gebrauch machte. Seine Bücherammlung bestand aus einem Homer und einer Bibel; letztere hatte ihm ein Wandermissionar geschenkt. Da er sonst ein harmloser Mensch war, der keineswegs den Eindruck eines Idioten machte, sondern intelligente Gesichtszüge besaß und auf Fragen freundlich, wenn auch reserviert, Antwort gab, ließ ihn der Besitzer des Waldes ungestört schalten, und ein benachbarter deutscher Farmer, der die hübschen Stöcke des Einsiedlers gern hatte, unterstützte ihn hier und da durch Geschenke an Lebensmitteln, die er mit seinen Schnitzarbeiten ehrlich bezahlte. Einmal traf ich ihn im Spätsommer in seinem Walde und kam in ein Gespräch mit ihm, das er indes abbrach, sobald es sich auf persönliche Verhältnisse wandte. Er war ein sinniger Beobachter der Natur und zeigte mir eine sumpfige Vertiefung, in der zahlreiche Schildkröten hausten, die sich vor dem Troglobyten gar nicht zu fürchten schienen. Sechs Jahre darauf war er gefährlich erkrankt und bald gestorben; auf seinem Totenbette hatte er dem deutschen Farmer allerlei Enthüllungen gemacht, demselben jedoch das Ehrenwort abgenommen, über das Gehörte zu schweigen. Der Landsmann begrub ihn seinem Wunsche gemäß in der Nähe seiner Klausur im großen grünen Walde und errichtete ihm ein Kreuz, das die Inschrift trägt: Psalm 23, V. 1.

Eine historische Figur war die des Einsiedlers am Wiffahidion, eines religiösen Schwärmers, dessen Name heute noch im Volksmunde bekannt ist. Er hieß Johannes Kolpius und war der Führer einer Schar von gegen vierzig deutschen Erweckten, die im Jahre 1694 in Pennsylvania erschienen und sich entschlossen hatten, in der Waldeinsamkeit auf die Wiederkunft Christi zu warten und abgeschieden vom großen „Babel“ dieser Welt sich auf die große Stunde vorzubereiten. Dieser Gemeinde wurde ein seltsamer Name beigelegt: „Das Weib in der Wüste“ (nach Offenb. 12, 6: „Und das Weib entflohe in die Wüste, da sie hatte einen Ort bereitet von Gott, daß sie daselbst ernährt würde tausend zweihundert und sechzig Tage“). Für diese deutschen Mystiker hatte das Wort einen Kollektivsinn, es bedeutete die Gemeinde der Erwählten, die

Kinder des oberen Jerusalem, die verborgen sind in der Wüste, das heißt der abgefallenen Christenheit, im geistigen Babel, im dunkeln Ägypten. Der Einsiedler am Wiffahidion starb schon 1708, und der „Weltbrache“ gewann die Überhand über seine Anhänger, das heißt, sie kehrten unter die Gemeinschaft der Menschen zurück. Eine andere Sekte deutscher Erweckter, ein Orden der Einsamen Brüder, unter ihnen Konrad Weiffel, hauste ebenfalls in Pennsylvania im verflossenen Jahrhundert, zuerst am Conestoga, später am Localicoflusse. In Ephrata errichteten diese frommen Siedler Kirchen und Klöster, deren Trümmer heute noch stehen; auch eine ganze Reihe litterarischer Erzeugnisse wurde bei ihnen gedruckt. Diese Gesellschaft deutscher Anachoreten fand erst 1814 ihre Auflösung.

Abgesehen von solchen Personen, die aus religiösen Motiven Stille und Abgeschlossenheit vorzogen, wurden mehrere Deutsche durch verfehlte Kolonisationsprojekte, durch den Zusammenbruch aller ihrer Hoffnungen und Erwartungen und durch das Scheitern ihrer Pläne dazu veranlaßt, sich in den ödesten Gegenden als einsame Klausner niederzulassen. Hierzu gehörten besonders Einwanderer, die der Mainzer Adelsverein im Anfang der vierziger Jahre hinübergeschickt hatte, und unter denen in Texas bald unerhörte Not ausbrach. Die Reise, welche die Kolonisten von der Meeresküste ins Innere unternahmen, wird von Teilnehmern als eine wahrhaft graufige geschildert. Auf der Landstraße lagen Menschenknochen, Kleidungsstücke, Betten und Handwerkszeug, Kisten und Koffer zerstreut umher. An einzelnen Stellen stieß man auf kleingehauenes Holz, man fand eine Art, aber keine Menschen mehr. Man fand ganze Lager von Deutschen, die am Fieber litten und halbtot, winselnd um ein mattes Feuer herumlagen und keinen frischen Trunk für ihre leidenden Jungen hatten, während ringsum die trostlose, von der Sonne durchglühte Prärie sich ausdehnte. Zahlreiche Gräber bezeichneten den Weg. Am Tage verfolgte das Geträgze der auf Beute lauernden Nasgeier die Wagen, in der Nacht das Geheul der Wölfe und der schrille Pfiff der Indianer. Ein Mann setzte seine kranke Frau vom Wagen, um der Mühe, ihr zu helfen, überhoben zu sein. Mann und Wagen fuhrn ihres Weges, die Frau überließ man ihrem Elend, dem sie jedenfalls erliegen und dann ein Raub der wilden Tiere geworden ist! Bald darauf wurde der Mann krank; seine Gefährten behandelten ihn zur Strafe mit derselben Grausamkeit, mit der er seine Frau dem sicheren Tode überantwortet hatte — er wurde ausgelegt gleich ihr. Das Elend löste alle sittlichen Bande, die Prärie ist Zeuge von Verbrechen gewesen, vor denen das menschliche Gefühl sich empört. Eine große Anzahl zerstreute sich später in das Innere des Landes. In der Nähe des Ortes Marshall in Texas lebt heute noch einer jener Emigranten, der die Leidensstage glücklich überstanden hat, als Eremit; er verlor seine ganze Familie bei diesem Zuge und begrub sich mit seinem Leid in einer Waldböhle; ein anderer deutscher Einsiedler, der zu den ersten Gründern von Neu-Braunsfels gehört hatte, wohnt in der Nähe von St. Antonio; er ward in jener Schreckenszeit geistig gestört und meidet die Menschen, als ob sie ihn verfolgten. Trümmer dieser Adelskolonie traf man noch nach vielen Jahren in den größeren Seestädten, so in New-Orleans, unter ihnen manche problematische Existenzen. Auch von den sogenannten „lateinischen Bauern“, hochgebildeten Leuten, die sich später in Missouri und in anderen Weststaaten niederließen, wurden etliche zu menschenfeindlichen Einsiedlern, da sich ihre Träume durchaus nicht verwirklichten. In der Nähe von St. Louis erfror vor einigen Jahren ein deutscher Adliger, der dort lange Zeit in einer selbstgebauten Höhle, in einer Felsenschlucht, wenige Meilen von der großen Stadt entfernt, eine Robinsonade aufgeführt hatte; ganz derselbe Fall ereignete sich 1879 mit einem Deutschen, der im Staate Neu-Jersey als Troglobyt gehaust hatte. Als ich im Jahre 1872 in der Nähe der Ortschaft Germania im Pennsylvaniaischen meine Sommerferien verbrachte, traf ich inmitten des Waldes Obstbäume mit reisenden Pfirsichen und Äpfeln, einen verwilderten Garten, in dem zahlreiche Bienen ungestört

summten. Als ich verwundert weiterschritt, stieß ich auf ein gänzlich verfallenes Häuslein; die Fensterläden hingen herab, ein Teil der Hinterwand war eingestürzt, Spinnen und Ameisen hatten ihre Wohnung dort aufgeschlagen. Zwischen dem überwuchernden Unkraut blühten Rosen, und ein Rhododendrongebüsch hatte sich siegreich vor den Resten der Veranda behauptet. Als ich meinen Hauswirt nach beendetem Spaziergang über diese fremdartige Erscheinung von Garten- und Hausresten in der Wildnis fragte, berichtete er mir, vor wenigen Jahren habe dort mutterseelenallein „ein preussischer Edelmann“ gewohnt. Seinen Namen wußte er nicht; seine Frau aber besaß noch ein Taschentuch des Herrn, das „v. R.“ gezeichnet war, sie hatte einige Male die Wäsche für den Einsiedler besorgt, der mit Geld versehen gewesen sei. Im Vorjahre war er einer Lungenentzündung erlegen.

Eine im Westen wohlbekannte Persönlichkeit war die des „langen Charlie“ (Karl), den ein eigentümliches, ergreifendes Geschick verfolgt hat. Er war aus vornehmer Familie und Garbeoffizier gewesen; seinen Namen hat man „drüben“ nie erfahren, das war sein Geheimnis, das er mit ins Grab genommen hat. Die rohen und rauhen Grenzer, unter denen er lebte, haben ihn auch wohl nicht darum gefragt, und hätten sie ihn gewußt, so würden sie ihn wahrscheinlich so verstümmelt haben, daß man ihn kaum hätte wiedererkennen können, aus Michel wird in Amerika Meghley, aus Fritz Frietzie, nicht zu gedenken der Übersetzungen, die aus Hecht Pike und aus Zimmermann Carpenter machen. Aber daß der lange Karl ein Deutscher war, das hat er oft und mit Stolz bekannt. Es band keiner gern mit ihm an, er war sieben Fuß lang, besaß erstaunliche Körperkraft, und seine Wüchse verfehlte selten ihr Ziel. Nachdem er sich jahrelang an den äußersten Grenzen der Zivilisation umhergetrieben, wandte er sich nach Wisconsin, von da nach Minnesota, wo er sich mit der blauäugigen Tochter eines schwedischen Ansiedlers verheiratete und in der Nähe von Neu-Ulm sesshaft ward. Seine Frau schenkte ihm drei Kinder, die er zärtlich liebte, und da er fleißig und mäßig war, gebieth sein Anwesen. Da kam der Bundeskrieg; als die Werbetrommel durch den Norden scholl, litt es ihn nicht mehr in seinem Besitztum, seine alten militärischen Erinnerungen erwachten, er zog den blauen Rock an und trat als Kapitän in die Unionsarmee ein. Nach wenigen Monaten war er bereits Major geworden. Da traf ihn ein entsetzlicher Unglücksfall. Die hart an den Grenzen von Neu-Ulm wohnenden Siouxindianer, die wegen des Ausbleibens ihrer Jahresgelder — in den Kriegswirren war das vielleicht vergessen worden — in gereizter Stimmung geraten waren, überraschten am Morgen des 18. August 1862 die Ansiedelungen. Sich vorsichtig verteilend drangen die Wilden überall in die Häuser ein, und wo man bisher das Brot mit ihnen geteilt und sie liebevoll aufgenommen hatte, fielen sie über die arglosen Deutschen her. Gar viele der wehrhaften Männer waren in den Krieg gezogen, so gelang es den Indianern, an siebzig Personen, meistens Frauen und Kinder, abzuschlachten, ehe Hilfe kommen und sie verjagen konnte. Die Nachricht von diesen traurigen Ereignissen, die sich bei Neu-Ulm zugetragen, traf den langen „Charlie“ im fernen Tennessee; ohne Urlaub zu nehmen, verschwand er sofort in Begleitung seiner gewaltigen dänischen Dogge, die mit ihm in den Krieg gezogen war, und eilte nach Hause. Seine schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich. Er hatte kein Heimwesen und keine Familie mehr, sein Haus und seine Ställe lagen in Asche, seine Frau, die aus fernem Stamme war, hatte sich mit der Axt in der Hand gegen die roten Unholde verteidigt, bis man sie niederschloß — und seine Kinder. —

Der starke Mann brach zusammen, als ihm ein Nachbar das erzählte — es war alles tot, was er bisher geliebt, woran sein Herz so heiß gegangen hatte — alle seine Kinder, seine herzigen Kleinen waren von den Rothhäuten, in deren Begliffen das Wort „Erbarmen“ fehlt, getötet worden. Der lange Charlie raffte sich endlich auf, pfiß seinem Hunde, schulterte die Wüchse und zog fort; in den Krieg kehrte er nicht mehr zurück, er führte fortan seinen eigenen Privatkrieg, er zog in

die Wälder und wurde Indianerjäger. Erst suchte er die Überreste jenes Stammes heim, der ihm das bitterste Leid angethan hatte, einem nach dem andern lauerte er auf und einen nach dem andern traf seine Kugel, er schonte niemand. Sein Name wurde sprichwörtlich; nichts brach er in ihre Rindenhütten ein, am Lagerfeuer fiel er über sie her, am hellen Tage stellte er sich ihnen in den Weg. Endlich zog er weiter gen Westen, über den Mississippi, immer ein unversöhnlicher Feind der Roten, einer jener Waldläufer, wie es früher deren viele gab. Bei einem Scharmügel in Arizona ist er vor wenigen Jahren getötet worden; eine deutsche Zeitung in St. Louis brachte einen ausführlichen Bericht über den Tod des Indianertöters.

Gewiß haben nicht alle deutschen Einsiedler, deren es in den Vereinigten Staaten so auffallend viele gegeben hat und vielleicht noch heute gibt, so traurige Lebensschicksale gehabt, daß sie es vorzogen, die Einsamkeit der Wälder aufzusuchen. Auch ein gewisser Hang zur Beschaulichkeit, wie er dem Deutschen innewohnt, auch die Liebe zur Natur und die Freude an ihrem ewig neuen Reiz hat vielleicht manche verlockt, Einsiedler zu werden. Ein junger wohlhabender Kaufmann, den ich kannte, hatte eine unglückliche Liebe; da er keine Anlage dazu hatte, Werther zu spielen, ging er einen Winter hindurch, um zu vergessen und frische Lebenslust zu gewinnen, in die Einsamkeit der erhabenen Wälder, die sich im Staate Maine am „Elenzkopfssee“ erstrecken, baute sich eine Hütte im Forst und verbrachte die bitterlich kalte Jahreszeit dort in der Schnee- und Eisöde. Die Kur schlug an; als es Frühling geworden war, kehrte er gesund an Leib und Seele unter die Menschen zurück, um gestärkt und erfrischt den „Kampf ums Dasein“ wieder zu beginnen. Die Stimme der Einsamkeit hat für den, der sie zu hören vermag, etwas eigentümlich Erhebendes, Tröstendes und Erquickendes, und manch ein großer Mann hat sie auf sich wirken lassen und hernach die Welt erfüllt mit dem, was er aus ihr geschöpft.

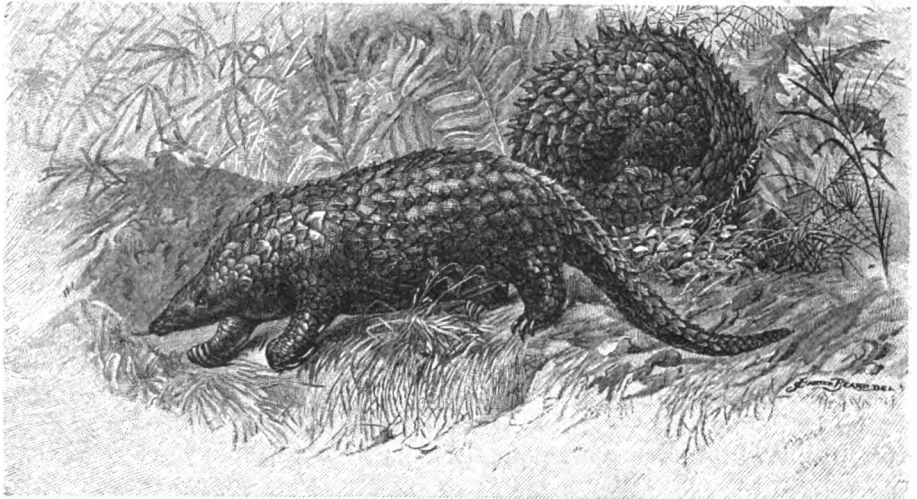
Lebende Kugeln.

Von R. Imman.

Auf den ersten Blick scheint diese Überschrift fast eine rätselhafte zu sein; „lebende Kugeln! Was soll denn das bedeuten?“ wird mancher Leser ausrufen. Aber bei einigem Nachdenken wird man erkennen, daß es in der That eine ganze Reihe von Tieren gibt, die im Zustande der Verteidigung eine kugelartige Form anzunehmen im Stande sind. In der Natur hat der allweise Schöpfer für seine Geschöpfe in der verschiedensten Weise gesorgt. Löwe, Tiger, Panther und noch viele andere Glieder des Raubgeschlechtes sind mit großer Kraft ausgestattet, mit gewaltigen Zähnen und scharfen Klauen, damit sie ihren Gegnern widerstehen oder sich ihre Beute sichern können, das Nashorn verläßt sich auf seine riesige Masse und den hornartigen Nasenfortsatz, der Elefant auf seinen biegsamen Rüssel und seine säulenartigen Beine, die Schlange auf ihren Giftzahn oder auf die Stärke ihrer Umschlängelung, das Protobil wird durch seinen Panzer geschützt, die Schildkröte durch ihr festes Gehäuse, unter das sie sich im Notfalle verkriecht. Den Hirsch und die Antilope rettet ihre Schnelligkeit, und manche kleinere Tiere gibt es, welche die Farbe ihrer Umgebung, der Bäume und des Moores, der Blumen und Blätter, so täuschend nachahmen, daß man sie schwer zu entdecken vermag. Vielen Tieren aber, und zwar solchen aus den verschiedensten Klassen und Arten, wohnt die bemerkenswerte Fähigkeit inne, sich zu einem kugelartigen Gebilde zusammenzurollen, das dem Angreifer eine möglichst kleine und noch dazu nicht selten durch Stacheln, Schuppen oder dichteste Behaarung geschützte Fläche bietet.

Wer dachte bei diesen Worten nicht sofort an unsern wohlbekannten Gartenfreund, den Igel? Derselbe stellt eines der besten Beispiele einer „lebenden Kugel“ vor, dem Rinder und Hunde — man verzeihe diese Zusammenstellung — nicht selten staunend gegenüber stehen, so vollkommen weiß er sich einzuwickeln und fast tot zu stellen. Will man sich einen Spaß

mit dem drolligen kleinen Burschen machen, der gar hübsche, klare Auglein hat, so setzt man ihn auf einen Gartentisch und sich still daneben, um das Aufrollen zu beobachten. Nicht leichter kann man eine größere Abwechselung in den Gesichtszügen wahrnehmen, als sie dann bald stattfindet. Obgleich der Geist natürlich sehr wenig mit diesen Veränderungen des Gesichtsausdrucks zu thun hat, sieht es doch so aus, als durchliefen das Igelgesicht in kürzester Zeit alle Ausdrücke von dem finstersten Unmuth an bis zur größten Heiterkeit. Falls man sich recht ruhig verhält, denkt der zusammengerollte Igel nach geraumer Zeit daran, sich wieder auf den Weg zu machen. Ein eigentümliches Zucken des Fells verkündet den Anfang seiner Bewegung. Leise schiebt er den vorderen und hinteren Teil des Stachelpanzers auseinander, setzt die Füße vorsichtig auf den Boden und streckt sachte das Schweineschnäuzchen vor. Noch ist die Kopfhaut dicht gefaltet, und finsterner Born scheint sich auf seiner niederen Stirn auszudrücken; selbst das so harmlose Auge liegt unter buschigen Brauen tief versteckt. Mehr und mehr glättet sich das Gesicht, weiter und weiter wird die Nase vorgeschoben, weiter und weiter der Panzer zurückgedrückt, endlich hat man auf einmal das gemüthliche Gesicht in seiner gewöhnlichen behäbigen Ruhe vor sich, und in diesem Augenblicke beginnt er auch seine Wanderung, gerade so, als ob es für ihn niemals eine Gefahr gegeben hätte. Sehr hübsch sieht es aus, wenn man von Zeit zu Zeit einen abgebrochenen kurzen Laut ausstößt. Der Ruf berührt den Igel wie ein elektrischer Schlag, er zuckt bei jedem zusammen, auch wenn man ihm zehnmal in der Minute zuruft. Der bereits an den Menschen gewöhnte Igel macht es gerade so, selbst wenn er am Milchsüßfischchen sitzt. Endlich jedoch kriegt er das Ding satt und rollt sich für eine ganze Viertelstunde zusammen, oder gar nicht mehr, als wisse er, daß man ihn nur foppen wolle. Wenn ihn einer seiner Hauptfeinde, ein Hund oder ein Fuchs aufstöbert, verhält er sich ganz anders, er merkt dann, daß es sich nicht um einen Spaß handelt, und hütet sich, seine Kugelgestalt einen Augenblick aufzugeben. Wenn man ihn mit Wasser begießt, ent-

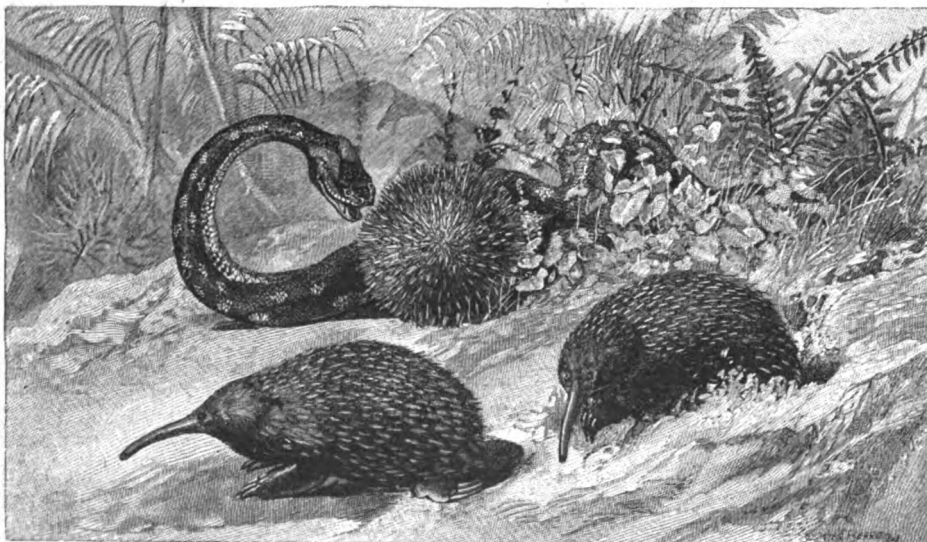


Lebende Igel 2: Der Schuppen-Ameisenfresser.

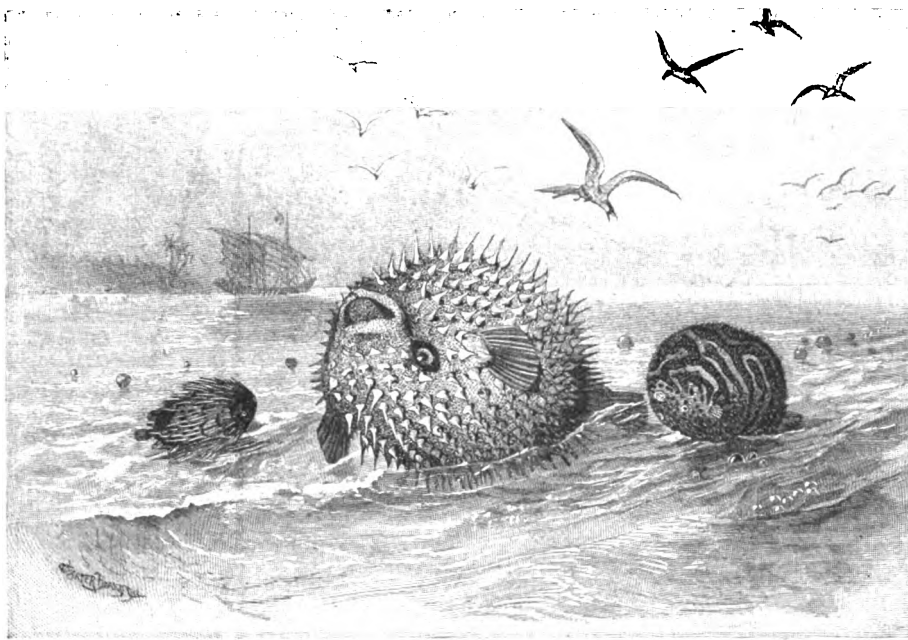
äußert er sich bald seines natürlichen Vorrechtes; auch Tabaksqualm ist ihm ein entsetzlicher Feind. Er wird von letzterem förmlich berauscht, streckt sich augenblicklich, hebt die Nase hoch auf und taumelt wankenden Schrittes davon, bis ihn einige Büge frischer, reiner Luft wieder einigermaßen erquidht haben. Der Igel ist, abgesehen von seinem Stachelkleid, ein ungemein wehrloses Tierchen, sein einziges Heil beruht in seiner Zusammenkuglung; auch wenn er, wie dies bei dem läppischen Gefellen häufig vorkommt, einmal einen Fehltritt thut, über eine hohe Gartenmauer herunterfällt oder plötzlich an einem steilen Abhange ins Rollen kommt, kugelt er sich augenblicklich zusammen und stürzt dann mit erstaunlicher Schnelligkeit hinab, ohne sich im geringsten weh zu thun. Man hat beobachtet, daß er von mehr als sechs Meter hohen Wallmauern hinabgefallen ist, ohne sich zu schaden.

Doch gibt es in fernen Zonen Tiere, die eine noch vollkommenere Kugelgestalt als der Igel anzunehmen vermögen. Zu diesen gehört der in Südamerika lebende Volita oder das dreibänderige Armadill (Figur 1). Dieses kleine Gürteltier, das kaum länger als einen Fuß wird, ist von einer Art horniger Schale bedeckt, die aus einem Gefüge sechsseitiger Platten besteht. In der Mitte finden sich drei Bänder, die ihm ein äußerst drolliges Ansehen geben, es sieht aus, als ob es sich in eine Decke gewickelt hätte, die von diesen Streifen zusammengehalten wird. Sein verhältnismäßig breites Ge-

sicht wird von einem Schilde geschützt, das die Augen halb verdeckt, auch die Oberseite seines kurzen Schweifes steckt unter einer Horndecke. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit kann sich dieses Tier zu einer Kugel zusammenrollen, die selbst den Klauen der Raze oder des Jaguars Widerstand leistet und fast wie hermetisch geschlossen erscheint. Dabei schlagen die scharfen Ranten seiner harten Rüstung mit einem deutlich hörbaren Ton zusammen, so daß es geraten erscheint, die Finger schleunigst wegzuziehen. Man hat sie häufig beobachtet, wie sie sich unter einander beföhden; sie versuchen sich bei einem solchen Kampf, der ein ungemein lächerliches Bild bietet, gegenseitig in die Ohren zu beißen oder mit den Klauen zu kratzen. Sobald das eine sich bedrängt sieht und



Lebende Igel 3: Der Ameisenigel.



Lebende Figuren 4: Der kleine Stachelhais. Der Diobon. Der Ballonhais.

im Nachteile ist, ertönt ein schnappendes Geräusch, und die Kugel liegt da, die allen Angriffen von seinesgleichen wie seitens der meisten Gegner erfolgreich Trotz bietet. Umsonst drehen die Affen der Wildnis, die bekanntlich neugierig, schadenfroh und zu Redereien aufgelegt sind, den sonderbaren Ball hin und her, sie finden keine Lücke und stehen bald unwillig von weiteren Versuchen ab. Der Bolita ist ziemlich lebhaft, zeigt einen seltsam schlenkernden Gang und wird in Südamerika gern als Haustierchen gesehen, da er absolut unschädlich und ebenso harmlos wie unser Igel erscheint. Man sollte meinen, der kleine Bursche würde auch zusammengerollt schlafen, doch dies ist nicht der Fall; im Zustande der Ruhe legt er sich platt auf den Boden und streckt alle Glieder von sich, den Kopf zwischen die beiden Vorderfüße geschmiegt, wobei ihn sein festes Gehäuse wie ein Dach schirmt. Der „kleine Ball“ (bolita span.) soll auch ausgezeichnet graben und wühlen können, man sagt, er vermöge sich so schnell einzugraben, daß man ihn nur selten erhascht; so geschwind arbeitet er, daß es stundenlanger Mühe bedarf, um ihn wie etwa einen Dachs auszugraben. Der Geschmack seines Fleisches ist zart und angenehm, man schont ihn aber gern und bringt ihn als Spielzeug für die Kinder mit nach Hause; er gewöhnt sich leicht an den Menschen. Ein ganz junger Bolita ist das lieblichste Tierchen, das man sich denken kann, und spielt gar lustig mit Altersgenossen. Seine Hornhaut ist in den ersten Wochen weich wie Pergament.

Zur Familie der Manis oder Schuppentiere gehört ein ziemlich langschwänziges, der Schuppen-Ameisenfresser (Figur 2), den die Neger Guineas den Quoggelo nennen. Er ist mit schildförmigen, konvergen Schuppen bekleidet, die fast wie die Blätter von Artischocken, nur etwas spitziger gestaltet sind, gedrängt auf einander liegen und dick und stark genug sind, um das Tier, das sich eng zusammenrollt, vor Angriffen zu schützen. Die Leoparden verfolgen es gern, da sein Fleisch eine leckere Speise bietet, doch selten vermögen sie es zu überraschen, es schlingt den Schwanz unter den Bauch und drückt seine starke Rüstung so dicht zusammen, daß es die Spitzen überall nach außen kehrt. Die Neger erschlagen es wohl mit Stöcken; das Fleisch ist eine Delikatesse. Die Nahrung des Quoggelo be-

steht nur aus Ameisen, die es mit seiner langen klebrigen Zunge fängt. Es ist ebenfalls durchaus nicht bössartig, ist schwer lebend zu fangen und im ganzen noch wenig beobachtet worden. Man sagt, daß es sich unterweilen aufrichte und umherspähe, wobei es den starken Schwanz als Stütze verwendet, und dies soll, wie Reisende versichern, komisch aussehen. — Ein australischer Beter unsers Igels (Figur 3) oder Echidna, der sich den vielen sonderbaren Lebewesen, die unser Antipodenball erzeugt, würdig anschließt. Seine Schnauze endet in einer langen, mit einer Öffnung versehenen Röhre, aus der er seine schleimige Zunge hervorstrecken kann. Die kleinen Augen liegen tief an den Seiten des Kopfes und zeichnen sich vor allem dadurch aus, daß sie außer den Lidern noch eine Nidhaut haben; seine Gliedmaßen sind verhältnismäßig kurz, stark und etwas plump; der stummel-

artige Schwanz ist stumpf und an der Spitze stark abgestumpft. Bei vollkommen erwachsenen Tieren beträgt die Leibeslänge an 45 Zentimeter. Der Ameisenigel geht nachts schnüffelnd und scharrend seiner Nahrung nach, seine Heimat ist der mehr gebirgige Teil des südöstlichen Neuholands. Beim Graben setzt er alle vier Beine gleichzeitig in Bewegung und vermag sich wie die Gürteltiere geradezu vor sehenden Augen in die Erde zu versenken; es ist überhaupt schwer, dieses erdfarbene Dämmerungstier zu entdecken. Ein zusammengerollter Ameisenigel wird auch von größeren Schlangen, die ihn wohl anzugreifen versuchen, selten überwältigt, nur der Beutewolf wird ihm gefährlich, der ihn mit Haut und Stacheln frist. Hat er einmal eine Grube von wenigen Zentimetern fertig gebracht, so hält es außerordentlich schwer, ihn fortzuziehen,

denn nach Art der Gürteltiere spreizt er sich aus und drückt seine Stacheln so fest gegen die Wände, daß er an ihnen förmlich zu kleben scheint. Die Spitzen seines Kleides sind weit schärfer als die unsers Igels, auch die leiseste Berührung ruft ein



a. Das Schnabeltier schlafend, Füße und Schnabel nach innen gebogen.



b. Dasselbe, den Schnabel mit den Füßen bedeckend.



c. Umseitige Ansicht von b.



d. Vom Schlaf sich erhebend.

Lebende Figuren 5: Das Schnabeltier.

empfindliches Schmerzgefühl hervor. Die Eingebornen braten ihn in seinem Felle, wie die Zigeuner unsern Igel, aber auch die australischen Europäer versichern, daß ein so zubereiteter Ameisenigel vortreffliche Speise gebe.

Die größte lebende Kugel ist die des in China und Südostsibirien vorkommenden Kragenbären. Verlässliche Reisende versichern, daß er sich, falls er auf einem Felsenpfade plötzlich überrascht wird, zu einer Kugel zusammenrollt und steile Abhänge mit großer Geschwindigkeit hinabkollert; nur selten schreitet er dem Menschen gegenüber zum Angriff; die Tungusen erzählen, daß er feige sei, weil er einen kleinen Rachen habe, und nur beißen, nicht aber reißen könne wie der Landbär. Der Kragenbär gehört zu den besten Kletterern und besteigt die höchsten Bäume, um Früchte zu erhaschen. Sein Fell ist ungemein dick und widerstandsfähig; wahrscheinlich ist es jedoch, daß er nur in seltenen und besonderen Fällen zu dem Aus Hilfsmittel greift, sich zu einer Kugel zusammenzuballen und auf diese Weise sich hinabfallen zu lassen.

Unter den Insekten ist es die Feuerameise Südamerikas, die sich, allerdings gemeinsam mit vielen Genossen, bei Hochwasser zusammenballt, um so dem für sie gefährlichen Element besser Widerstand leisten zu können. In der Regenperiode und zu Zeiten großer Überschwemmungen sieht man sie wohl an Sträuchern und starken Gräsern klumpenförmig in runden Kugeln zusammensitzen.

Von lebenden Kugeln liefern auch die Fische mancherlei Beispiele. Der Diodon, den unsere Abbildung zeigt, der Ballonfisch und der kleine Stachelstachel (Figur 4) besitzen eine große Schwimmblase und können sich wie Luftbälle aufblasen, indem sie wirklich Luft aufnehmen, mit ihr die sehr zarthäutige und ausdehnbare Speiseröhre anfüllen und sich so aufblähen, daß sie wirkliche Kugelgestalt annehmen, im Wasser sich umkehren, mit der Oberseite nach unten richten und ihren Feinden nach allen Seiten spitzige Dornen und Stacheln entgegenstrecken. Früher glaubte man bei ihnen eigentümliche Atmungsorgane voraussetzen zu müssen; dieselben sind jedoch nicht anders beschaffen als bei den übrigen Fischen: wenn sie sich aufblasen, müssen sie die Luft, welche in den ungeheuren, aus sehr dünnen Zellengewebe bestehenden, die Bauchhöhle ausfüllenden Kropf eintritt, verschlucken und hinabpressen. Eine dichte Muskelschicht umgibt den Schlund und dient dazu, die eingepumpte Luft am Entweichen zu hindern.

Eine wenigstens teilweise Kugelgestalt nimmt auch das australische Schnabeltier (Figur 5) an, das sich im Schlaf nicht selten, wenn auch nicht immer, wie eine Kugel zusammenrollt. Ein englischer Naturforscher reiste vor einigen Jahren eigens zu dem Zwecke, um die Lebensweise dieses originellsten aller Tiere der neuen Welt zu studieren, nach Neuhollland. „In ihren Gefangnissen“, erzählt dieser Beobachter, „nehmen die kleinen Tiere höchst verschiedene Stellungen beim Schlafen an; das eine rollte sich zusammen wie ein Hund und bedeckte seinen Schnabel warm mit dem Schwanz zu, das andere lag auf dem Rücken mit ausgestreckten Pfoten, ein drittes auf der Seite, ein viertes im Knäuel wie ein Igel. Waren sie einer Lage überdrüssig, so legten sie sich anders zurecht; am liebsten aber rollten sie sich wie eine Kugel zusammen, indem sie die Vorderpfoten unter den Schnabel legten, den Kopf gegen den Schwanz hinabbeugten, die Hinterpfoten über die Fresswerkzeuge kreuzten und den Schwanz aufrichteten. Höchst possierlich war es, die seltsamen Tiere gähnen, sich recken und aufstehen zu sehen. Sie streckten dabei die Vorderpfoten von sich und dehnten die Schwimmhäute so weit wie möglich aus. Obgleich dies ganz natürlich war, sah es doch äußerst lächerlich aus, weil man nicht gewöhnt ist, eine Ente gähnen zu sehen.“ Die Schnabeltiere graben sich an den Ufern der Flüsse lange Gänge, die in einer Art Höhle enden. Höchst interessant ist die Thatsache, daß sie Eier legen, wie neuerdings festgestellt wurde.

Wenn man den Schlummer des Tieres stört, knurrt es leise wie ein junger Hund, nur sanfter und wohlkautender. Es ist trotz aller Mühe noch nicht gelungen, ein lebendiges Exemplar nach Europa zu bringen.

Am Familientisch.

Auf der Heimfahrt.

Es ist ein beglückendes Gefühl, heimzukehren, und es gibt erfreulicherweise nur wenige Menschen, die es nicht wenigstens einmal in ihrem Leben genossen hätten.

Niemand aber empfindet dies Glück so voll und ganz, als der Seemann, der jahrelang das Meer seine Welt, das Schiff sein Haus nannte. Hat ihn sein Weg anfangs in ihm noch neue oder ihm schon früher liebgewordene Länder geführt; hat er dort interessante Bekanntschaften gemacht, hier alte Bande wieder geknüpft, und dazwischen die Herrlichkeit des Meeres in seinen Schreden wieder kennen gelernt, so gelingt es ihm für kürzere oder längere Zeit, die Sehnsucht nach der Heimat, nach Weib und Kind, nach Eltern und Freunden zurückzubringen; einmal aber kommt ein Tag, an dem ihn das lange zurückgedrängte Gefühl mit Macht ergreift, an dem er erkennt, daß es für ihn nunmehr die höchste Zeit sei, heimzukehren.

Da dieser Tag in der Regel in die Zeit fällt, in der auch unter normalen Verhältnissen die Heimatsordere zu erwarten ist, so beggenn sich die Gewalten — die innere und die äußere — auf das glücklichste, und der Seefahrer folgt freudig dem Befehl seiner Vorgesetzten und zugleich dem Zug seines Herzens.

Oft dauert diese Heimfahrt noch monatelang und sie führt nur auf großen Umwegen dem Ziele zu. Dadurch steigt dieses nur höher im Werte und sein Lob wird jetzt tagtäglich in immer neuen Weisen gesungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß über den idealen Freuden des Wiedersehens mit den Lieben daheim die materiellen nicht ganz vergessen werden, ja im Gespräch erscheinen sie sogar als die wichtigsten.

Wenn auf dem Frühstückstisch zum 777. Male die Wassermilch neben der Kunstbutter prangt, während das edle Corned Beef vergebens den Appetit zu reizen versucht, was liegt dann näher, als daß einer den Bann des Schweigens, der auf der trüben Tafelrunde lagert, mit den fröhlichen Worten bricht:

„Na Kinder, wenn wir erst zu Hause sind! Ich sage euch, bei mir daheim gibt es morgens eine Sahne zum Kaffee, eine Sahne... Alle setzen den Kiebel erheitert an. Auf seinem freundlichen Gesicht ruht ein so glücklicher Ausdruck, wie ihn eben nur die Erinnerung an die vorzügliche heimische Sahne hervorrufen kann. — Da alle mehr oder weniger ähnliche schöne Erinnerungen an den Frühstückstisch daheim mit sich führen, so vergessen sie ob der lachenden Zukunft die elende Gegenwart und schlürfen den Morgentranke ohne Murren.

Immer mehr nach Norden kommt das Schiff; schon zeigt sich in nächtlichen Stunden der große Bär am Firmament; der Wendekreis des Krebses wird überschritten, die gewohnte warme Temperatur wird kühler, das Weiße wird mit dem blauen Zeug vertauscht.

Dann kommen die Westwinde und bringen kalten Regen und hohen Seegang; — schon bei 19° C. fühlen unsere durch langen Tropenaufenthalt verwöhnten Seefahrer ein gewisses Frösteln, das sie sich aber nicht eingestehen wollen. Trotzdem flüchtet alles in die Messe, in der zwar kein Ofen steht, in der sich aber durch Mangel an Ventilation ein noch aus südlicheren Graden stammender „eiserner Wärmebestand“ gebildet hat; die Ansprüche an reine Luft sind auf das denkbar niedrigste Maß herabgeschraubt; die Oberdecksfenster, durch die der Regen zuerst frei eindrang, sind geschlossen, die Türen und Batteriefenster desgleichen.

Einige Glückliche rauchen. Es sind zwar keine heimatischen Zigarren mehr — ach, die sind längst geschwunden, es ist aber eine immerhin annehmbare Sorte, vom Steward eines deutschen Dampfers im letzten Hafen um teures Geld erstanden. — Freilich bildet sich um den Raucher bald ein freier Raum, der an Umfang im direkten Verhältnis zu den entwickelten Rauchwolken zunimmt, bis sich die allgemeine Entrüstung unter lautem Pfusten Bahn bricht und den unglücklichen Urheber derselben zwingt, die halbgerauchte „echte Figaro“ beiseite zu legen. — Der Hauptstreiter ist natürlich des Rauchers bester Freund. Um dessen langsam ausklingende Wutausbrüche schnell zu dämpfen, gibt es nur ein Mittel, zu dem sich unser Held deshalb schnell entschließt:

„Steward, eine Flasche Bier und zwei Gläser!“ ruft er mit lauter Stimme.

„Herr Leutnant, wir haben kein Bier mehr!“ meldet sichlich gebrüht der Steward.

„Na, dann bringen Sie eine Flasche Geisenheimer,“ entgegnet jener schnell, froh, die allgemeine Aufmerksamkeit von sich abgelenkt zu sehen; gleichzeitig ergreift er den weggelegten Zigarrenrest und entzündet heimlich ein Streichhölzchen.

„Herr Leutnant, der Geisenheimer ist auch alle!“ klingt es von neuem aus dem Hintergrunde. Diesmal ist die Wirkung entsetzlich, stumm und gebrochen sitzen alle da. Der Weinverrat erschöpft! Was wir lange fürchteten, ist eingetreten, und erst in vierzehn Tagen können wir hoffen, zu Hause zu sein!

Wenn der Deutsche nichts mehr zu essen hat, so ist das für ihn sehr schlimm; wenn er aber nichts mehr zu trinken hat, so kann kein Wort unserer reichen Sprache diesen Zustand erschöpfend bezeichnen; das ist halt eine Katastrophe und will als solche mit Würde getragene sein!

Der Raucher hat inzwischen die allgemeine Depression ausgenutzt; seine Zigarre naht sich ihrem Ende, und er betrachtet schmunzelnd den Rest des geliebten Krautes; da packt ihn eine kräftige Hand — ein Wink genügt — und von allen unterstützt trägt der „beste Freund“ den Raucher mit seinem Stummel zur Messethür hinaus — dann setzt er ihn in seiner Kammer mit lautem Getöse nieder!

Über die Speisen des Frühstücks- und Mittagstisches sei der Mantel der Liebe gebreitet! Stummes Schweigen empfängt den Messvorstand, auf den diese Begrüßung so lebhaft wirkt, daß er in die Worte ausbricht:

„Ja, Herrschaften, aus den Rippen kann ich mir's nicht schneiden: seit drei Monaten sind wir in See, haben während der Zeit zwei Negerlöcher angelaufen, wo nichts zu kriegen war; woher soll ich es nehmen?“

Die allgemeine Stille gibt ihm recht; jeder schält schweigsam seine Pellkartoffel, entfernt die Gräten aus dem Hering, und trinkt — Wasser, reines, destilliertes Wasser dazu!

Auf den kummerreichen Tag folgt eine Nacht, die ihm entspricht; es ist zwar in der Kammer jezt angenehm kühl, und kein Moskito stört den nächtlichen Schlaf; aber wenn das Schiff nach beiden Seiten um dreißig Grad schlingert, die Schraube durch „Feuer in drei Kesseln“ zu wirklich schrecklichen Bewegungen veranlaßt, und die Stille der Nacht durch die mannigfachen, von mitgebrachtem Gesteine ausgehenden Laute immer wieder gestört wird, dann ist ein guter Schlaf nicht möglich; nach den ersten ruhigen Stunden wacht der Schläfer auf und nunmehr sind ihm nur noch kurze Ruhepausen gegönnt. Diese pflegen freilich freundliche Bilder zu umgaukeln; er sieht sich daheim, mit Jubel empfangen, am warmen Herd des Vaterhauses getränkt über manche schwere Stunde der letzten Jahre. Plötzlich schallt Trommelmusik in seine Träume, die Reveille wird geschlagen; seufzend legt sich der Erwachte auf die andere Seite und spricht mit einem Bordpoeten:

O Heimatland, o Heimatland,
Wie bist du noch so ferne!
Wir hielten's lang genug jezt aus,
Nun wollen wir nach Haus, nach Haus,
O Heimatland, o Heimatland,
Säh' ich erst deine Sterne!

S. K.

Die Beobachtung der Entwicklung des Vogels im Ei.

Zu diesem Zweck ist vom Professor Gerlach in Erlangen ein sehr sinnreiches und mit Erfolg gekröntes Verfahren zur Ausübung gebracht worden. Es handelt sich hierbei darum, einem im Brütapparat mittels künstlicher Brütwärme zur Entwicklung zu bringenden Ei ein kleines Fensterchen einzusetzen, durch welches der wißbegierige Forscher das Innere des Eies beobachten und somit die Entwicklung des darin sich bildenden Vogels wahrnehmen kann. Zuerst wird deshalb am spizen Ende mittels einer eigens geformten Schere die Schale sorgfältig vom Ei entfernt, so daß eine runde Öffnung etwa von der Größe eines Zwanzigpfennigers entsteht. Aus dieser Öffnung wird alsdann etwas Eiweiß herausgenommen, so daß das Dotter mit seinem Keim sich an die Öffnung anlegt, hierauf wird das herausgenommene Eiweiß wieder in das Ei hineingebracht. Nunmehr wird die äußere Schale um die Öffnung herum mit Gummi arabicum bestrichen und Baumwolle herum gelegt; dann wird mit Gummi ein kleines Uhrglas auf der Baumwolle befestigt und ringsherum mit Kollobium und Bernsteinlack die nötige Dichtigkeit hergestellt. Das Ei kann jezt horizontal in den Brütapparat eingelegt werden, worauf die Entwicklung regelrecht vor sich geht. Durch das Fensterchen läßt sich die Entwicklung Tag für Tag beobachten, indem man das Ei auf kurze Zeit aus dem Apparat herausnimmt und das Fenster nach oben kehrt. Th. Schwärze.

„Darum gehet hin und lehret alle Völker.“

Es liegen uns heute zwei Aufrufe vor, deren Beachtung wir unsern Lesern warm empfehlen. Der eine geht von D. Büchel aus, erinnert daran, daß in diesem Jahr die fünfzigjährige Jubelfeier der Begründung der Gohnerischen Mission stattfindet (vgl. Nr. 23 unsern Blattes), und fordert zu Beiträgen auf (Einsendungen an das Missionshaus Berlin, Potsdamerstraße 31). Der andere Aufruf mahnt an die christliche Ehrenpflicht, die wir mit den neuen Kolonien und ihren Millionen heidnischer Bewohner übernommen haben. Er geht von dem Vorstande der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz aus und mahnt in zum Herzen gehenden Worten daran, daß bedeutende Mittel aufgebracht werden müssen, wenn die Mission in den Kolonien ihrer Aufgabe gerecht werden soll. An Arbeitern fehlt es nicht, „Neuguinea hat bereits die rheinische Missionsgesellschaft ins Auge gefaßt und wegen Kamerun bestehen Verhandlungen mit Basel.“ (Beiträge sind zu senden an Dr. Warned, Rothenschirmbach bei Eisleben.)

Beide Aufrufe sprechen für sich selbst. Es steht nicht bei uns, ob wir Mission treiben wollen oder nicht, es liegt ein klares göttliches Gebot vor, dem jede christliche Kirche einfach zu gehorchen

hat. Die Kirche aber ist die Gemeinschaft von uns einzelnen Christen, darum ist auch die Mission Sache eines jeden einzelnen von uns. Den Dank für das Evangelium, das uns beglückt, haben wir abzustatten, indem wir das Unrige dazu thun, daß „die frohe Botschaft“ auch zu den Heiden getragen werden kann. D. M.

Rechtsrat.

1. Sind nach §. 1 des Gesetzes vom 15. Juni 1883, betr. die Krankenversicherung der Arbeiter, Handwerkslehrlinge, welche keinen baren Lohn beziehen, vom Lehrmeister jedoch unentgeltlich beschäftigt werden, versicherungspflichtig?

2. Können im Falle der Bejahung der ersten Frage die in derselben beregten Lehrlinge durch Bestimmungen eines Ortskrankenlassenstatuts von der Versicherungspflicht ausgeschlossen werden?

3. Sind diese Lehrlinge nicht versicherungspflichtig, wenn in dem betr. Ortskrankenlassenstatut nachstehende §§. aufgeführt sind?

§. 2. Mitglieder der Klasse sind alle von Gewerbetreibenden der in §. 1 bezeichneten Art in ihren Betriebsstätten innerhalb des Gemeindebezirks gegen Gehalt oder Lohn beschäftigten Personen, mit Ausnahme:

1. aller derjenigen, welche Mitglieder einer der übrigen im §. 4 des Krankenversicherungsgesetzes benannten Klassen sind;

2. derjenigen, welche nicht mindestens soviel baren Lohn erhalten, daß davon die von ihnen zu leistenden Beiträge bestritten werden können.

§. 4. Als Gehalt und Lohn im Sinne des §. 2 gelten auch Tantiemen und Naturalbezüge. Der Wert der letzteren ist nach den Ortsdurchschnittspreisen festzusetzen. (Nach Bekanntmachung des Magistrats für die erwähnten Lehrlinge auf 1 Mark pro Arbeitstag.)

Nach Ansicht des Vorstandes der hiesigen Ortskrankenklasse sind oben bezeichnete Lehrlinge durch das Wort baren Lohn im §. 2 Abs. 2 des Statuts von der Versicherungspflicht ausgeschlossen, während nach unserm Dafürhalten §. 4 desselben ebensoviel Bezug hat auf den Absatz 2 des §. 2, als auf den übrigen Teil desselben.

R. G. M.

Da nach §. 1 des Gesetzes betr. die Krankenversicherung der Arbeiter alle Personen, welche gegen Gehalt oder Lohn beschäftigt sind, dem Versicherungszwange unterliegen, anderseits als Gehalt oder Lohn im Sinne des Gesetzes auch Naturalbezüge gelten, so wird der Versicherungszwang solcher Handwerkslehrlinge, welche vom Meister freie Kost erhalten, nicht verneint werden können. Bei der zwingenden Natur des Gesetzes kann daran durch statutarische Bestimmungen nichts geändert werden.

Mein Bruder war bei einer Handelsgesellschaft als Kommanditist beteiligt. Vor zwei Jahren starb er, und ich trat als sein Erbe, wie es im Gesellschaftsvertrage bei einem solchen Fall vorgelesen war, in demselben Verhältnis wie mein Bruder an dessen Stelle als Teilhaber im Geschäft ein. Diese Änderung wurde unterlassen, behufs Eintragung ins Handelsregister, anzumelden und bitte ich nun um Aufschluß, ob eine Anmeldung hier nötig ist und ob diese Tatsache bekannt gemacht werden muß, nachdem doch die Firma hierbei nicht geändert wird und meine Geschäftseinlage noch dieselbe ist wie früher. Kann ich ferner wegen dieser Nichtanmeldung gleich dem persönlichen Inhaber für die Verbindlichkeiten des Geschäftes mit meinem ganzen Vermögen verantwortlich gemacht werden, oder nur für die Höhe meiner Einlage? R. M. in R.

Nach Artikel 170 des Handelsgesetzbuches hat der Tod eines Kommanditisten die Auflösung der Kommanditgesellschaft nicht zur Folge. Die Gesellschaft besteht daher als solche fort. Der Tod eines Kommanditisten hat daher nur die Folge, daß er für seine Person ausscheidet. Derjenige, welcher, sei es als Erbe oder sonst an seine Stelle in die Gesellschaft tritt, ist als ein neuertretender Kommanditist zu betrachten.

Nach Artikel 156 des Handelsgesetzbuches muß, wenn ein neuer Kommanditist in eine Kommanditgesellschaft eintritt, dieses von sämtlichen Gesellschaftern zur Eintragung in das Handelsregister und zur Bekanntmachung angemeldet werden. Geschieht dieses nicht, so tritt, wie die Protokolle der Kommission zur Beratung des Handelsgesetzbuches ausdrücklich hervorheben, gegen den neuen Kommanditisten das Präjudiz des Artikels 163, Abs. 3 des Handelsgesetzbuches ein; wonach derselbe dritten Personen für die bis zur Eintragung entstandenen Verbindlichkeiten gleich einem persönlich haftenden Gesellschafter haftet, wenn er nicht beweist, daß denselben seine beschränkte Beteiligung bei der Gesellschaft bekannt gewesen ist.

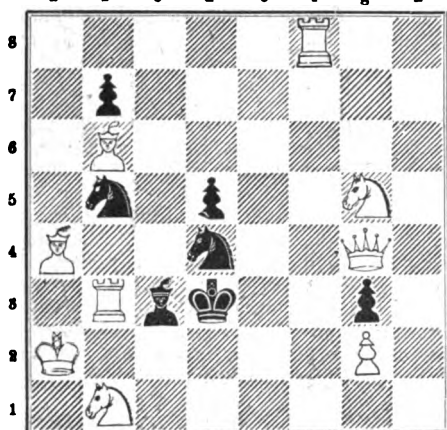
Angeht die Bestimmung des Artikels 166 des Handelsgesetzbuches, nach welcher die Haftung des in eine bestehende Gesellschaft eintretenden Kommanditisten sich auf alle von der Gesellschaft vor seinem Eintritt eingegangenen Verbindlichkeiten erstreckt, kann daher die Unterlassung der Anmeldung zur Eintragung schon zu großen Schäden führen. Alles dieses gilt nur für das Verhältnis des Kommanditisten zu den Gläubigern der Gesellschaft, das Verhältnis der Gesellschafter untereinander wird lediglich durch den Gesellschaftsvertrag geregelt.

In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.

Motto: „Non obstante veredicto.“

a b c d e f g h



WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Zweifelhige Scharade.

Die Erste tritt befehlend auf,
Dreißt fordernd, daß der Silben zweite,
Die mancher als zu schnell bereute,
Sofort beginne ihren Lauf.
Fehlt auch dem Ganzen oft der Sonne
Klarheit,
So steht es doch zumeist im Dienst der
Wahrheit. St.

2. Buchstabenrätsel.

Der Erste ist in Nassau,
Doch fehlt er in Bourbon;
Der Zweite fehlt in Passau,
Du siehst ihn in Chalons;
Der Dritte fehlt in Essen,
Du triffst ihn an im Haag,
Den Vierten such in Hesse,
Doch nicht in Rom und Prag;
Der Fünfte ist im Fuchse,
Im Reh und Hasen nie;
Der Sechste fehlt dem Luchse,
Doch nicht dem Federvieh;
Der Nächste in der Flamme,
Doch nie in Blut und Licht;
Der Letzte fehlt dem Stamme,
Dem Wipfel fehlt er nicht.
Du fragst, wo ist das Ganze?
In Deutschlands Dichtertrange.

3. Silbenrätsel.

ar, ca, ce, cuß, ca, bal, bad, da, e,
er, e, el, en, er, fe, ge, gra, han, ju, la, li, la,
ma, ma, no, ni, or, or, pi, pli, pu, pel, su,
se, spa, tri, us, us, um, ve.

Die obigen vierzig Silben sind die Anfangs-
und die Endsilben von zwanzig dreisilbigen Wör-
tern, die sämtlich dieselbe Mittelsilbe haben.

Welche zwanzig Wörter sind gemeint?

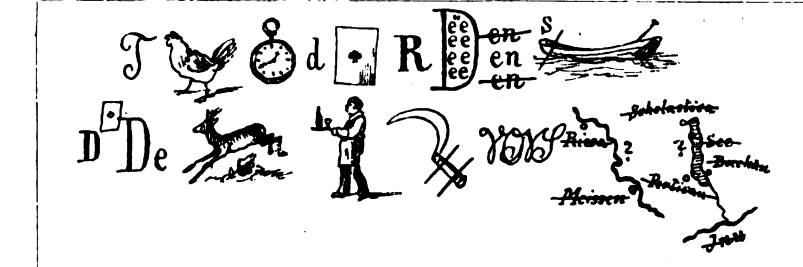
4. Zweifelhige Scharade.

Mag auch die Eins verschieden sein,
Die in dem Ganzen zu dir spricht,
Nennst du sie häßlich oder klein,
Das ändert seine Zweite nicht,
Die immer rein ins Ohr dir bringt,
Wo sie in ihrer Heimat klingt. Fr. St.

5. Arithmetische Aufgabe.

Von zwei positiven ganzen Zahlen ist die
eine um 19 größer als die andere. Der Kubus
der ersteren ist um 10 621 größer als der Ku-
bus der letzteren.

Welche beiden Zahlen sind gemeint?

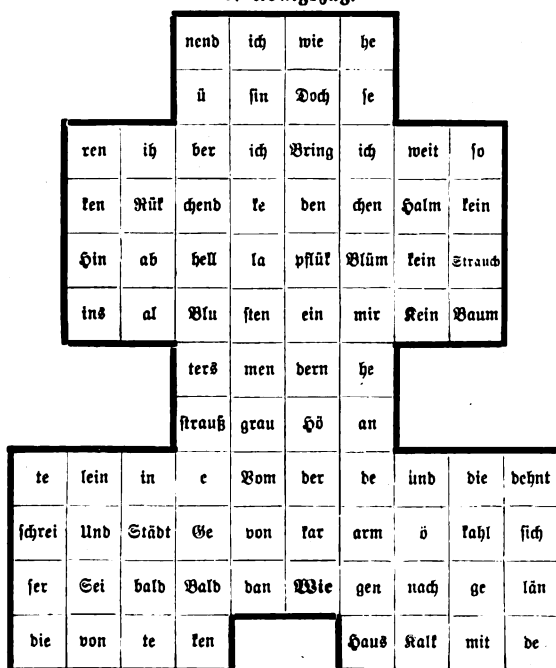


6. Sonett.

Wie's kommt, daß ich so krank jetzt bin?
Mein lieber Freund errat' es,
Sonst hörst du's nicht von mir.
Ich fuhr dahin
Und fuhr darin,
Ward warm darin
Und kam darin
Und that es

So rasch in kühlem Bier. v. D.

7. Königszug.



(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in
Nr. 30.

Bilderrätsel.

Daß du nicht über Schaden klagst,
Sieh', was du sagst und wo du's sagst.

1. Dominoaufgabe.

A setzt aus und die drei andern Spieler
passen. Daher kann er nur aus-
gesetzt haben, und die vier Dreien, welche ihm
fehlen, liegen im Talon. Die Summe der
Augen im Talon beträgt 27.

A hat zwei Doppelsteine. C muß also
die übrigen fünf Doppelsteine und außerdem
 haben. Die Summe der Augen
auf seinen sechs Steinen beträgt demnach 35.

2.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | n | t | i | O | c | h | u | s |
| I | e | r | u | s | a | l | e | m |
| P | u | r | i | t | a | n | e | r |
| C | o | r | n | e | l | i | u | s |
| O | s | t | e | r | f | e | s | t |
| G | o | t | t | f | r | i | e | d |
| A | r | c | h | e | l | a | u | s |
| K | l | o | p | s | t | o | c | k |
| A | r | i | s | t | i | d | e | s |

3. Arithmogryph.

Du selige Osterzeit.

Dithell D
Darius S
Utrecht T
Shakespeare E
Ebbe N
Lobositz Z
Isold C
Salott A
Eisenhu I

4. Deciffrierungsaufgabe.

Nun jubelt, ihr Christen, in allen
Ländern,
Der Herr ist erstanden.

5. Schlüssel zum Rätselsprung.

| | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| | | | | 16 | 49 | | | | |
| | | | 43 | 48 | 41 | 8 | 15 | 10 | |
| | 47 | 38 | 7 | 50 | 17 | 40 | 5 | 14 | |
| | 44 | 51 | 42 | 39 | 6 | 9 | 18 | 11 | |
| 28 | 21 | 46 | 37 | 52 | 19 | 4 | 13 | 54 | 61 |
| 15 | 32 | 27 | 20 | 3 | 36 | 53 | 60 | 65 | 12 |
| | 29 | 22 | 31 | 34 | 67 | 64 | 55 | 62 | |
| | 26 | 33 | 2 | 23 | 56 | 35 | 66 | 59 | |
| | | 30 | 25 | 68 | 1 | 58 | 63 | | |
| | | | | 57 | 24 | | | | |

Auflösung des Rätselsprungs.

Ostermorgen von Emanuel Geibel.

(1. Vers).

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Lustgebiet,
Und schmetterte, hoch im Blau verborgen
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach' auf, das Alte ist vergangen,
Wach' auf, du froh verjüngte Welt!

6. Zweifelhige Scharade. Weibblatt.

7. Sonett. Flügel — Lüge.

Inhalt: Die Bräute von Moorstädt. Forts. Erzählung von J. Steinhilber. — Beim Quacksalber. Nach dem Bilde von
Werner Schuch. — Die Strofen und der Verein für Kinderheilkräften an den deutschen Seelküsten. Von Dr. Ludwig Rohden. Mit einer
Illustration. — Deutsche Einsiedler in den Vereinigten Staaten. Von Ernst Otto Hopp. — Lebende Kugeln. Von H. Imman. Mit
fünf Illustrationen. — Am Familientisch: Auf der Heimfahrt. — Die Beobachtung der Entwicklung des Vogels im Ei. Von Th. Schwarze.
— „Darum gehet hin und lehret alle Völker.“ — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unbenutzt eingelebter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Paderm-Expedition (Paderm & Kassel) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Mai 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 32.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von V. Steenhüsen.

(Fortsetzung.)

Recht bald biß vor Wut die Zähne zusammen. Am Ende hatte sie noch den beiden jungen Leuten geholfen, ihre Sache zu fördern. Ebensovienig konnte sie an Cäcilie heran, die in ihren Kindern jetzt eine Schutzmauer hatte. Was konnte sie auch vorbringen, um sie zu verdächtigen? Es waren in der That nichts als vage Vermutungen, Blicke, der Tonfall der Stimme, von ihrem argwöhnischen Ohr aufgefangen und von ihrem unreinen Sinne in die Sprache des sündhaftesten Einverständnisses überseht. Man mußte sich mehr Beweise schaffen, um dieser hochnäsigen, tugendstolzen Familie etwas anzuhängen, die so fest in der allgemeinen Achtung stand, daß es nicht leicht war sie zu verunglimpfen. So simulirte sie, ohne zu bedenken, daß sie durch ihre rücksichtslose Unart gegen die Hausfrau sich die Pforten dieses gastlichen Hauses, in dem ihr so manches Vergnügen zuteil geworden, verschlossen haben könnte.

O, wenn sie hätte ahnen können, was sie in Wirklichkeit jetzt angerichtet hatte, sie würde ihren Born in der bitteren Flut angstvoller Reue ertränkt haben. Sie hatte soeben, ohne es zu ahnen — wir Menschen kennen so wenig das Gesetz unheilvoller Verwickelungen — sie hatte, als sie im Herankommen jene perfiden Worte mit ihrer schmetternden Stimme rief, Feuer an eine Bunte gelegt, deren Zündschnur da auslief, wo eine grauenvolle Explosion ihr von dem schönen Lustschloß ihrer Zukunft nur die Trümmer übrig lassen sollte!

11. Die Hegenmelodei.

Als nach dem Fortgehen der Gäste alles weggeräumt war, lief Dörthe, das niedliche Stubenmädchen, in ihre Kammer hinauf. Sie wollte das rosenrote Kittunleid und die Zeugschuhe mit den zierlichen Kreuzbändern über den weißen Strümpfen vorsichtig ablegen, denn Dörthe hielt viel auf ihre

guten Sachen und schonte sie. Zu dem Gange, den sie vorhatte, wollten sie ihr nicht recht passen. Sie zog ihre Alltagskleider und ein paar derbe Schuhe an, nur das steife Samtmüßchen mit den breiten seidnen Bändern setzte sie nicht ab, es stand ihr gar zu gut zu dem blühenden runden Gesichtchen und den freundlichen Augen. Sie band aber ein Tuch darüber, denn es spritzten einige Regentropfen an die Scheiben. Als sie zur Hausthür hinausschlüpfte, stieß sie auf Marielen, die eine ähnliche Absicht wie sie zu haben schien. Als sie neben einander standen, sagte diese:

„Wo gehst du hin, Dörthe?“

„Nach meiner Mutter; Steffen kommt auch hin, und die Braatschen is da.“

„Nimm dich man in acht vor die Braatschen, Dörthe, sie ist ein böses Weib!“

„Du meinst das man, weil sie deinem Schatz die Faust gezeigt hat,“ neckte Dörthe. „Mutter hat Stuten und Kaffee angeschafft, da wird die alte Kaze schon die Krallen einziehen. Wo gehst du denn hin, Marielen?“

„Krischan is in der Hinterkoppel; er hat sich was ausgedacht und will's morgen probieren. Na, Abjäs; wir haben wohl heid nich viel Zeit.“

Die Freundinnen trennten sich. Marielen wandte sich aber noch einmal um und flüsterte:

„Nimm dich in acht vor die Heze und ihre Karten! Mir ahnt nig Guts davon.“

Dörthe trippelte über den Hof, dann über die Brücke und bog rechts ab nach den Katen hin, denn sie war nur eines Rätters Tochter, die schmutze Dörthe, die den Dienst im Herrenhaus so gut verstand und auf ihre Art feine Manieren hatte. Die Wohnung ihrer Mutter — sie war Witwe — war aber auch die netteste von allen, und so war auch der

Anzug der noch ziemlich jung aussehenden Frau, als sie beim Öffnen der Hausthür ihrer Tochter entgegenkam, indem sie die Stubenthür hinter sich schloß.

„Iß Steffen all da?“ fragte Dörthe.

„Nee, bloß die Braatschen. Ich hab' ihr Kaffee und Stuten hingesezt; sie hat gegessen und getrunken. Wenn ich sie gekannt hätt', thät' ich sie nich einladen, sie sieht recht tüftisch aus.“

Da kamen feste Schritte auf der Chaussee von Trätkamp her. Ein großer, schlanker Mensch mit wohlgebildeten Zügen aber etwas finstern Gesichtsausdruck kam durch die halb-offene Thür. Dörthe flog auf ihn zu und hing an seinem Halbe.

„Meine liebe Deern!“ sagte Steffen herzlich. Dann nahm er die Mütze ab und fuhr mit der Hand durch das vom Wind zerzauste Haar; denn das Wetter schien umschlagen zu wollen. Dabei wichen seine Blicke sichtlich denen der Mutter aus, und auch seine Braut sah er nur flüchtig an. Diese bemerkte mit dem Scharfblick der Liebe, daß nicht alles in Ordnung war. Sie hatte überhaupt eine schnelle Fassungskraft, und die Worte standen ihr leicht zu Gebot. Auch jetzt sagte sie hastig:

„Was is mit dir los, Steffen?“

„Nix. Was soll mit mir los sein? Iß die Altsche all da?“

Die Mutter öffnete die Stubenthür, und alle drei traten ein. Die alte Kartenschlägerin saß auf dem einzigen Polsterstuhl der Hütte, zur Seite des weißgeschuerten Tisches, auf dem ein Licht stand. In seiner dünnleibigen Gestalt erhellte es nur die nächste Umgebung, der übrige Raum blieb im Schatten. Dörthe schmiegte sich eng an Steffen, denn jetzt, da es soweit war, fing sie an sich vor dem zu fürchten, was kommen sollte, und Marielens Warnung fiel ihr ein. Auch der Mutter war nicht ganz wohl dabei zu Sinn, und Steffen hatte, wie wir wissen, seine eigenen Gründe trübsinnig zu sein.

Die Alte schien ihr Publikum gar nicht zu beachten. Sie fuhr mit der runzeligen Hand ein paarmal rasch durchs Licht, indem sie unverständliche Worte murmelte; darauf that sie einige Holzspäne kreuzweis über einander, zog ihre Karten hervor und legte sie unter seltsamen Gebärden bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Leuchters. Endlich schien sie mit ihren Vorbereitungen zufrieden zu sein. Sie streckte die Füße ein wenig vor, schob das brennend rote Kopftuch noch tiefer ins Gesicht und legte die Hände ineinander. Eine ganze Weile saß sie so, ohne daß ihr verschüchtertes Auditorium eine Bewegung zu machen wagte. Sie standen alle drei dicht aneinander gedrängt, erwartungsvoll des Orakels harrend.

Dann begann die Alte, erst ganz leise, dann immer vernehmlicher Worte ohne Zusammenhang zu murmeln, bis sie schließlich in eine Art von Gesang überging. Mit atemloser Spannung hörten die drei den Singsang an, der langsam und deutlich vorgetragen, also lautete:

De Bageln släuten in de Böm (Bäume),
Denn Sommerstied bringt Korn und Kröm (Krumen).
De Minisch, de wantt den Bäk (Bach) entlang,
He hört und sieht nich; he is krank.

Da, wo verdwass (quer) de Giebel steht,
De rode Hahn to Höchten sleiht.
De Wind de jui't, dat Feuer leet.
Und Vieh (Vieh) und Minischen sünd verschreckt.

De Sprütt de rasselt über't Moor,
Und allens sleiht und kriescht in Ehor:
Jug Hülp de kummt man nahgehinkt
De ledige Brandtstätt roott und stinkt.

De Vogel singt in blaue Luft;
Wör di is blot de köhle Grust.
Hen is de Hof, hen is dat Geld!
De Düwel halt uck ungetellt!

Übersetzung des Hexengesanges.

Im grünen Baum der Vogel singt,
Denn Sommerzeit viel Futter bringt.
Der Mensch wandt still den Bach entlang,
Er hört und sieht nicht; er ist krank.

Da, wo sich quer der Giebel zeigt,
Der rote Hahn zum Dach aufsteigt.
Der Sturmwind saust, das Feuer leckt,
Und Vieh und Menschen sind erschreckt.

Die Spritze rasselt übers Moor,
Und alles steht und kriescht im Ehor:
Die Hilfe kommt bloß nachgehinkt;
Die leere Brandstatt raucht und stinkt.

Der Vogel singt in blauer Luft.
Für dich bleibt nur die kühle Grust.
Hin ist der Hof, das Geld dir fehlt:
Der Teufel holt's auch ungezählt.

Dieser Sang war nicht dazu angethan, die Hörer zu ermutigen, sie sahen sich scheu und ängstlich an. Wem galt die schauerliche Prophezeiung? War es Trätkamp, war es Cäcilienlust, das ganz niederbrennen sollte? Endlich erhob die Hege den Kopf, schob das Tuch zurück und streckte mit vielsagender Gebärde die Hand aus. Frau Mertens saßte sich zuerst ein Herz; sie trat heran und legte ein kleines Silberstück auf die Handfläche der Wahrsagerin, die es mit der anderen Hand nahm und ohne es anzusehen, beiseite legte. Dann zog sie die geöffnete Hand der Frau Mertens dicht an das Licht, prüfte sorgfältig die Linien derselben und geruhte endlich, sich folgendermaßen vernehmen zu lassen:

„Das geht noch en Jahrener zwanzig, Mertensch. Sie hat eine ganz gute Hand; aber über die sechzig bringt Sie es nicht.“

Frau Mertens trat zurück und winkte Dörthe, die aber wie Espenlaub zitterte und Steffen nicht loslassen wollte. So trat das Paar zusammen vor. Die Alte sah sie beide scharf an und winkte dann den Steffen unwillig ab. Er trat zögernd zurück. Sie prüfte nun Dörthens Hand und sagte schmunzelnd:

„Schön, mein Tochter. Du wirst wohl so alt werden wie Methusalem, denn deine Lebenslinie is lang und tief. Aber ohne Not geht das nich ab. Du machst dich gern schmud und guckst dich denn um, ob's einer sieht. . . .“

Dörthe wurde rot; die Alte mußte es wohl getroffen haben.

„Nimm dich in acht,“ fuhr die Hege mit Nachdruck fort; „von dem Mannsvolk kommt dir großer Kummer, Ach und Weh!“

Nun war die Reihe an Steffen. In der Angst seines Herzens opferte er ein größeres Geldstück, als es ihm seine gegenwärtige Lage erlaubte. Es dauerte ziemlich lange, ehe Frau Braatsch von seiner Hand aufblickte, und dann nahm sie ihn scharf aufs Korn, betrachtete sein Gesicht, seine Brust, seine ganze Gestalt und sagte endlich langsam:

„Deine Lebenslinie hat nen Knackz wo. Sie läuft bald zu Ende. Was is mit dir? Hast du ein Gebrest?“

„Nee,“ sagte Steffen, „ich bin ganz gesund.“

Als er noch etwas sagen wollte, wehrte sie ab:

„Nee, nee, wart man; ich muß erst in die Karten sehen. Das kann auch noch anders kommen.“

Jetzt nahm sie die Karten, mischte sie langsam, indem sie sich hin und herwiegte; endlich winkte sie Frau Mertens zu sich heran. Sie begann die Karten auf dem Tische auszubreiten und nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Alles gut und glatt. Sie wird auch noch Freud' erleben, Mertensch; bloß vor das Wasser muß Sie Bange haben; das Wasser bringt Sie um.“

Jetzt kam Dörthe, schon etwas mutiger als das erste Mal, denn wenn ihre Mutter Freude erleben sollte, mußte es ja ihr gut gehen. Als die Karten wieder aufgaben, sagte die Alte:

„Sag' ich das nich? Du hast viel mit Mannsleuten zu thun. Da is einer, der hat nich viel, das is man en Pracher (Wettler) gegen den andern. Der hat mehr als ein Haus, mag wohl en Kaufmann sein. Der mag dich schon lange

gern leiden, aber ein paar Augen sind zuviel. Paß auf, wenn du was von Tod und Begraben hörst und wenn du en Brief mit roten Siegel kriegst. Nee, das is aber närrisch! das hätt' ich nich gedacht! Das rote Siegel kommt vor das Begräbnis! Das kann viel bedeuten!"

Die Augen von Steffen und Dörthe trafen aufeinander. Sein Blick war finster, aber ihre Augen sahen ihn hell an. Sie trat zu ihm, als ob sie sagen wollte: "Ich bin dein, wie es auch kommen mag."

Frau Praatsch winkte nun Steffen heran, der etwas widerwillig folgte. Sie mischte die Karten, indem sie ihn dabei auf eine sonderbare Art fixierte. Dann begann sie zögernd und mit einer gewissen Feierlichkeit die Karten auf den Tisch zu legen. Schon bei der ersten stuzte sie; bei der fünften fuhr sie förmlich zusammen und legte dann den Rest mit stiegender Eile. Sie versank in tiefes Sinnen und sagte endlich ohne aufzublicken:

"Das geht dir böß zu dieser Stund'. Du hast kein festes Dach überm Kopf."

Hier blickte sie auf und sah ihn an. Er lächelte wehmütig; seine Augen standen voll Thränen. Da fuhr sie fort in einem bei ihr ungewöhnlich milden Ton:

"Da sind zwei, die hangen an dir; die eine is weit, weit weg . . ." Hier machte Dörthe eine Gebärde der Eifersucht — "die andere ist ganz nahe bei dir. Die Weiße sehnt sich sehr, aber du hast dich all lange nich mehr um sie gekümmert, und sie weiß nix von dir. Hätt' wohl gern Bot (Nachricht) von dir, aber es bleibt aus!"

Dörthe setzte sich beruhigt nieder; ihre Mutter lächelte vor sich hin.

"Du hast 'ne Reise vor," fuhr die Praatschen fort; "zum wenigsten legst du dich auf's Wandern. Ich seh en dunkeln Weg. Ein Haus wirst du auch kriegen, es is aber man klein; das Dach ist gut und fest, hat aber keinen Schornstein. Die Bäume niden darüber und schütteln sich, und die Vögel singen da manchen Tag. Danach kriegst du en andres Haus, das ist größer und hat einen hohen Schornstein, der geht steil in die Höh; kein Baum, aber viel Wind ist da."

Es schien, als wollte sie noch mehr sagen, sie öffnete schon den Mund — aber plötzlich brach sie ab, packte ihre Karten zusammen, sah alle der Reihe nach mit scharfem Blick an, nahm ihren Stod und humpelte aus der Thür; ohne Wort, ohne Gruß.

Niemand gab einen Laut von sich, bis ihre Schritte draußen verhallt waren, dann fanden die Zurückbleibenden die Sprache wieder.

Steffen erzählte den Frauen, was ihm diesen Morgen widerfahren war; wie Herr Waldheim, seiner Bitten ungeachtet, ihn nicht habe im Dienst behalten wollen, und wie er ohne Dach und Fach sein würde, wenn nicht Timm, der Radmacher, ihm gegen eine Vergütung versprochen hätte, ihn des Nachts heimlich zu beherbergen, bis er eine neue Stelle gefunden habe; nur sollte er den beiden Herren nicht vor die Augen kommen.

"Und davor werd' ich mich wohl hüten," setzte Steffen hinzu, indem er sich vor innerm Grauen schüttelte. "Auf ein Paar hätt' er mich ja wohl totgeschlagen! . . . So was hab' ich nimmer gesehen . . . und sonst ist er so sachtmütig wie die gute Stunde."

"So'n Wüterich!" rief Dörthe.

"Ja, aber so jach er is, so gut is er doch auch wieder," sagte Steffen mit weichem Tone. "Hat er mir doch für meine alte blinde Mutter zehn blanke Thaler geschickt! Zum Glück hab' ich gespart. Ich will nu sehn, ob ich nicht in dieser Zeit, wo's jeder hild hat (eilig hat), in Rampeß Arbeit krieg. Geht das nicht, dann muß ich nach Popp Holz, wo mein Bruder wohnt."

Frau Mertens räumte indes den Tisch ab und trug ihrem künftigen Schwiegersohn einen einfachen Imbiß auf, während sie sich mit Dörthe an dem Kaffee und den übrigen Kringseln labte. Sie verstand das Einteilen so gut, daß in

ihrer Käte nie Mangel war. Mittler bezahlte seine Tagelöhner gut, aber die wenigsten verstanden es, sich das Leben behaglich zu machen. Sie hatte immer Geld für das Notwendige, weil sie dies immer zuerst bedachte und von Anfang an die Sparbüchse dabei obenanstellte. Sie arbeitete unermüdblich die Woche hindurch und lebte genügsam, damit sie an Sonntagen an Tisch und Kleidern etwas mehr aufwenden konnte. Sie war aber auch im Herrenhause sehr beliebt und wurde immer gerufen, wenn besondere Hilfe gebraucht wurde, weil sie so ehrlich, fleißig und reinlich war, dabei immer freundlich; kurz, sie hatte für ihren Stand eine gewisse Bildung.

Das Gespräch wandte sich nun auf die alte Praatsch. Dörthe hätte gern gewußt, wer die ferne Liebste sei, die nach ihrem Steffen ausschaue. Er berichtete ehrlich, daß ihn einmal eine Magd gern gehabt habe, mit der er zusammen auf einer Stelle gebient. Aber er beteuerte, daß er ihr niemals "Flat-tusen" gesagt habe, was Dörthe nur zu gern glaubte, zumal die Worte der Heze dies zu bestätigen schienen. Er aber fragte nun seinerseits, wer denn der wohlhabende Hausbesitzer sei, der sie im Sinne habe, aber erst auf jemandes Tod warten müsse, um sie zu freien. Da war die Antwort nicht so leicht. Die hübsche Dörthe hatte schon verschiedene Bewerber gehabt; es waren auch wohlhabende, wenigstens nach ihren einfachen Begriffen, darunter, aber keiner hatte mehr als ein Haus. Als sie so herumrieten, meinte die Mutter, es sei niemand anders gemeint als Steffen, denn der solle ja zwei Häuser haben, ein kleines und ein großes, freilich nicht zu gleicher Zeit, sondern nacheinander und wahrscheinlich in verschiedenen Gegenden. Vielleicht eins in der Nähe von Trätkamp, wo so viele Bäume waren und eins in der Marsch, wo wenig Bäume aber fette Felder sind. Wind gäbe es ja genug da und Schornsteine gäbe es ja heutzutage in den kleinsten Häusern. So wiegten sie sich in Zukunftsträumen, bis es Zeit war aufzubrechen.

Die beiden Liebesleute gingen eine Weile stumm neben einander her. Als sie an die Brücke kamen, wollte Dörthe links abbiegen, aber Steffen hielt sie fest und sagte:

"Komm noch ein klein Ende mit; ich muß dir was sagen."

Sie willfahrte ihm, und er hub an:

"Mir hat der Schäfer das gesteckt, daß die Praatschen sich all ihre Weisheit bei die Güll holt. Er sagt, wenn man da dreimal ganz stumm um die Bäume herumwankt, dann herein auf das Wasserloch zu, und dann die linke Hand ins Wasser hält, bis hundert gezählt sind, denn so träumt man in der Nacht, was in Zukunft geschehen soll. Die Heze hat mit was hintern Berg gehalten — ich bin nich so dumm als ich ausseh — und das muß ich wissen. Willst du mit mir nach der Güll gehn, Dörthe, wenn Mondschein is?"

"Je, Steffen, nach der Güll! Da soll's ja nich richtig sein. Da hat der Teufel sein Wesen, und ein Christenmensch soll sich da nich mit abgeben."

Steffen nahm ihr die Weigerung sehr übel; er ließ sie los und sagte empfindlich:

"Du willst mich verlassen, Dörthe? Dann geh' ich allein dahin. Der reiche Kaufmann steckt dir wohl im Sinn? Wenn mir da ein Unglück passiert, kannst du ihn ja freien."

"Nee, Steffen," sagte Dörthe und griff nach seiner Hand, als er weiter gehen wollte. "Ich bleib' dir treu; ich will auch mit dir gehen, wenn es nicht anders sein kann. Aber das mußt du mir geloben, daß, wenn du hier 'ne gute Stelle findest, du dich zufrieden gibst. Wir dienen noch en paar Jahr und sparen uns was; ich hab auch noch 'nen Patenschilling. Aber nu muß ich reingehn. Die Uhr ist zehn und länger darf ich nicht ausbleiben."

Sie waren wieder bis an die Brücke zurückgegangen; nach kurzem Abschied eilte Dörthe über den Hof. An der Hausthür wartete schon Marielen. Sie sah glücklich aus und flüsterte:

"Morgen will Krißhan mit seinem Alten reden. Er denkt, er kann ihn dahin bringen, daß wir uns heiraten."

Dörthe drückte ihre Teilnahme der Freundin aus, aber sie sagte nichts von dem, was in der Kiste vorgefallen war. Sie scheute sich vor Marielens ernstem Blick, denn das Gewissen schlug ihr ein wenig.

12. Das Wetter ändert sich.

Es war am Nachmittag des folgenden Tages. Von früh an war es ungewöhnlich heiß gewesen und jetzt zwischen zwei und drei Uhr unerträglich schwül. Kein Blatt regte sich in dem reichen Baumschlag von Trätkamp, kein Lüftchen ließ sich spüren. Der ältere Waldheim war eben nach Hause gekommen und hatte sich einen kühlen Trunk in das Gärtchen bringen lassen. Er gab sich dem Behagen dieses wohlverdienten Ausruhens hin, als ihn eine Empfindung überkam, als ob jemand in seiner Nähe sei. Er blickte auf; Leo stand vor ihm.

So einfach und alltäglich ein solcher Umstand dem Leser erscheinen mag, in Trätkamp war es etwas Ungewöhnliches. Die Brüder hatten seit Wochen fast kein Wort mit einander gewechselt. Der „muntere, lebenswürdige“ junge Mann, wie man ihn in der Umgegend nannte, hier war er stumm und unzugänglich geblieben. Wolfgang war es endlich müde geworden, wieder und immer wieder anzufangen und stets zurückgewiesen zu werden. Drum war seine erste Empfindung jetzt keine freudige; er fürchtete eine unangenehme Szene, und das wäre an diesem heißen Tage dem erschöpften Manne keine Erquickung gewesen.

Aber Leo sah heute so ganz anders aus als sonst, daß Wolfgang einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte, als er ihn aufmerksam betrachtete. Das düstere Bild, das Leos ganzes Wesen so lange schon ihm gegenüber gezeigt hatte, schien urplötzlich verwischt zu sein. Die Augen blickten freundlich; ein halbes Lächeln schwebte um den sonst so mürrischen Mund, als er hastig fragte:

„Denkst du, daß wir hier unbelauscht mit einander sprechen können?“

„Gewiß,“ erwiderte Wolfgang. „Die Leute sind alle auf dem Felde, Calm und Christian aber haben am anderen Ende zu thun. Hast du mir etwas Besonderes zu sagen?“

Einen Augenblick zögerte Leo — dann setzte er sich neben seinen Bruder und sagte wie aus der Pistole geschossen:

„Ich habe mich gestern mit Karoline Alvaro verlobt.“ Sprachlos, mit weit aufgerissenen Augen starrte Wolfgang ihn an, dann stammelte er:

„Verlobt? Das kann dein Ernst nicht sein.“

„Und warum soll es mein Ernst nicht sein?“ fragte Leo, sofort in einen gereizten Ton übergehend.

„Weil ich nie gehört habe, daß man in unserm Lande zwei Frauen auf einmal haben kann,“ erwiderte Wolfgang so gelassen, als es ihm möglich war.

„Ah, das war es?“ lachte Leo; „dem Einwurf kann ich begegnen. Sieh hier!“

Er zog einen Brief aus der Tasche, in dem ein Zeitungsblatt lag. Er entfaltete es und deutete triumphierend auf eine Stelle unter der Rubrik: Todesnachrichten.

„Tot?“ rief Wolfgang mit dem Ausdruck des Schreckens. „Tot!“ wiederholte er wehmütig, als er den Brief gelesen hatte. „Sie war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt! Und du kannst von ihrem Tode so sprechen?“

„Sie war treulos,“ murmelte Leo dumpf.

„Aber du liebstest sie einst... um ihretwillen hast du...“

„Er griff nach dem, was mein war,“ stieß Leo hervor. Sein Auge hatte den alten düsteren Schein.

„Er war dein Bruder!“ mahnte Wolfgang.

„Desto schlimmer, er verriet mich... und du hast mich auch verraten!“ rief Leo aufspringend, mit wildem Blick.

„Nein! und tausendmal nein!“ Wolfgang legte seine Hand beschwichtigend auf die Schulter des Bruders. „Jetzt oder nie! Die Zeit ist gekommen, wo ich nicht länger schweigen kann und will. Ich habe keinen Anteil daran gehabt. Ich stand unten und sah ihn hinabstürzen; ich war zuerst bei ihm und fing seinen

letzten Blick auf... sprechen konnte er nicht. Ich wußte nichts von allem was vorgegangen; war ich doch erst seit zwei Tagen wieder daheim; ich ahnte gar nicht, daß du bei diesem Unglück die Hand im Spiel haben könntest. Erst aus dem Munde unsers Vaters erfuhr ich den Zusammenhang, erfuhr ich, daß du, von Eifersucht entflammt...“

„Daß ich ihn gemordet!“ Leo lachte bitter auf. „Natürlich! Balduin war ja ein Tugendsspiegel, ein fleckenloser Engel; ich mußte ein rachsüchtiges Ungeheuer sein! Ich war es nicht, Wolfgang, es war sein eigenes böses Gewissen. Als ich aus der Nische des Kirchleins so unerwartet ihm entgegentrat... er mochte von meinem Gesicht ablesen, daß ich alles wußte... da fuhr er zurück und stürzte rücklings über das niedrige Geländer in die Tiefe. Was ich gethan haben würde, kann ich jetzt nicht sagen, es wurde mir erspart — aber betrauern kann ich weder ihn noch sie.“

Ehe Wolfgang antworten konnte, wurde die Thür hastig geöffnet und Calm stand verstört auf der Schwelle.

„Halten zu Gnaden,“ stotterte er, in der Aufregung seine gewöhnliche Vorsicht vergessend — „es ist Feuer in der Nachbarschaft. Es brennt lichterloh!“

„Wo?“ rief Wolfgang aufspringend.

„In der Nähe von Cäcilienlust. Es muß der Hof von Bauer Duhs sein!“

„Rufe die Leute zusammen!“ rief Wolfgang schnell gefaßt. „Die Spritze heraus und angespannt! Füllt sie am Teich! Der Weg durch die Felder ist der kürzeste. Zum Glück ist es windstill. Schnell, schnell, spudet euch!“

Seine Stimme schallte über den Hof mit Donnerton. Die Leute waren schon beim ersten Anblick des Feuers herbeigeeilt und drängten sich jetzt durch das Hofthor, als Calm die große Klapper in Bewegung gesetzt, mit der man dort die Feldarbeiter hereinruft.

Wie immer, wurde seinen Befehlen prompt gehorcht; der Trost aber, den er soeben ausgesprochen hatte, erwies sich als trügerisch. Ein kühler Wind hatte sich plötzlich aufgemacht, vorerst noch gering, aber der Wetterkundige wußte, daß er bald stärker werden würde. Wolfgang selbst und alle Leute, Calm ausgenommen, der zur Bewachung des Hofes zurückblieb, begaben sich auf den Weg. Leo war verschwunden.

Während die kräftigen Pferde tüchtig ausgreifen und allen voran durch die Felder jagen, wollen wir uns auf der Stätte des Brandes umsehen, um zu erfahren, was sich dort begeben hatte.

13. Pflückamp.

Es war nach dem gewöhnlichen Nachmittagskaffee, etwas nach zwei Uhr gewesen, daß Frau Anna Duhs, eine kleine magere Frau von schüchterner Gemüthsart, eben in der Käselammer beschäftigt, von der Wohnstube her einen heftigen Wortwechsel vernahm. Sie schlich sich ängstlich an die Stubenthür heran und hörte deutlich die zornige Stimme ihres Mannes, untermischt mit begütigenden Worten des Sohnes. Darauf hörte sie einen Fall und öffnete hastig die Thür, denn ihr Mutterherz war stärker als die Furcht vor ihrem Manne. Der Bauer war mit zornigglühendem Gesicht von seinem Stuhl so hastig aufgesprungen, daß dieser umfiel, und er schlug, als sie hereintrat, mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Das sag' ich dir!“ brüllte er, „die Pracherbrut kommt mir nich ins Haus; eher soll es abbrennen bis auf den Grund!“ Damit stürzte er zur Thür hinaus und warf sie hinter sich ins Schloß. Krischan saß wie angedonnert am Tische, den Kopf in die Hände gelegt. Die Mutter ging zu ihm hin, um ihn zu trösten, wie sie schon oft gethan hatte, aber heute wollte nichts versangen.

„Du sollst sehen, Mutter, alles is vorbei. Wenn er mal sein Wort drauf legt, denn thut er das nich, und wenn wir uns alle auf den Kopf stellen,“ sagte Krischan ganz mutlos.

(Fortsetzung folgt.)

Der Börsenverein der deutschen Buchhändler.

Zur fünfzigjährigen Feier der deutschen Buchhändlerbörse in Leipzig.

Am zweiten Ostertage dieses Jahres hat sich in der Hauptstadt des deutschen Buchhandels in aller Stille der fünfzigjährige Gedenktag einer Feier vollzogen, welche seiner Zeit für eine große deutsche Korporation von hoher Bedeutung war: am 26. April waren es fünfzig Jahre, daß die deutsche Buchhändlerbörse in Leipzig eingeweiht wurde. In dem Augenblick, wo an einer anderen Stelle der Stadt die Arbeiten bereits begon-

nen haben zur Errichtung eines neuen, größeren deutschen Buchhändlerhauses, welches bestimmt ist, das räumlich unzureichend gewordene alte zu ersetzen, dürfte es für einen nicht geringen Teil unserer Leser von Interesse sein, einiges über die Geschichte und innere Organisation des Standes zu erfahren, der mit einem der edelsten Güter unsers Volkes, seiner Literatur, untrennbar verbunden ist und der sich rühmen darf, eine festgeschlossene, alle Länder deutscher Zunge umfassende Korporation schon in einer Zeit gebildet zu haben, als die Deutschen kaum etwas anderes

Erfreuliches als gemeinsames Eigentum hochhalten konnten, als eben diese Literatur. — Die

Organisation des deutschen Buchhandels, die ihren äußeren Ausdruck in dem 1825 gegründeten Börsenverein der deutschen Buchhändler und ihren Mittelpunkt in Leipzig hat, ist nach und nach entstanden aus den Verhältnissen des Meßverkehrs, der ja in den früheren Jahrhunderten die Grundlage alles Handels war. In den Zeiten der schwerfälligen, langsamen und unsicheren Frachtwagenbeförderung, des noch durch keine staatlichen Einrichtungen geregelten und geschützten Briefverkehrs war es unbedingt nötig, daß sich die Handeltreibenden in regelmäßigen Zwischenräumen an bestimmten Zentralplätzen persönlich trafen, um ihre gegenseitigen Verpflichtungen zu regeln, alte Geschäfte abzuwickeln, neue einzuleiten. Auch der Buchhandel, der aus

dem im ganzen Mittelalter blühenden Handschriftenhandel herborging, wenn man auch von ihm in seiner jetzigen Bedeutung natürlich erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst sprechen kann, war auf diese allgemeine Bedingung jedes nutzbringenden Geschäfts angewiesen. Und das um so mehr, als er schon sehr bald nach Erfindung der Druckerkunst in einer Bedeutung auf dem Platze erschien, welche ihn den älteren Handelszweigen als durchaus ebenbürtig erscheinen läßt. Der gewaltige Aufschwung, den das geistige Leben im XV. Jahrhundert in Italien nahm und der sich von da durch ganz Europa

fortpflanzte, diese geistige Wiebergeburt, Neuerfassung und Neuburchdringung des antiken Geistes in seinen herrlichsten Erzeugnissen erhielt ihre mächtigste Stütze in der neuen Kunst Gutenbergs. Und der fast unbegreiflich schnelle Aufschwung dieser Kunst wäre ja wiederum undenkbar gewesen ohne die begeisterte Teilnahme, die thatkräftige Unterstützung, die liebevolle Mitwirkung, die sie in allen Kulturländern Europas in den Kreisen der Humanisten fand, in denen sie sich die Männer suchte, deren sie als Herausgeber, wie als klassisch geschulter Korrektoren bedurfte. So finden wir überall sehr bald große Buchdruckerfamilien: die Aldus in Italien, die Ste-

phanus in Frankreich, die Elzevier in den Niederlanden, die Koberger, Froben u. a. in Deutschland, die zunächst auch sämtlich den Vertrieb ihrer Artikel selbst in der Hand behielten, also zugleich Buchhändler waren. Sehr bald aber begannen die beiden Geschäftszweige sich zu trennen. Der größte und bedeutendste Buchhändler der damaligen Zeit, Antonius Koberger in Nürnberg (1473—1513), war allerdings im Anfang seiner Thätigkeit Buchdrucker und beschäftigte über hundert Gesellen, nach und nach aber gab er den Druck auf und widmete seine Kraft ausschließlich dem Vertrieb der Werke, die er meist in Basel drucken ließ. Wie ausgebreitet die Geschäfte dieses hervorragenden Mannes waren, geht aus der eingehenden Schilderung hervor, welche ihm Oskar Hase in Leipzig in seiner



Große Wäsche, kleine Wäsche. Gemalt von Hedwig Rehle geb. Großmann.

eingehenden Monographie über „die Koberger“ gewidmet hat, auf welche wir in besonderer Darstellung zurückkommen werden. Das Haus hatte Zweiggeschäfte in Paris, Lyon, Ofen und anderen Städten und betrieb außerdem einen großartigen Hausierhandel in allen Ländern der lateinischen Kulturprache, von Paris bis Krakau, von Lübeck bis Venedig. Die Regulierung aller Geschäfte aber, der Antrieb zu neuen Unternehmungen erfolgte alljährlich auf der Frankfurter Messe.

Frankfurt am Main war für lange Jahrhunderte infolge seiner günstigen Lage der bedeutendste Mesßplatz Mitteleuropas und naturgemäß mußte sich auch der große buchhändlerische Verkehr dahin ziehen. Allerdings entstand ihm schon seit dem Anfang dieses Verkehrs der Konkurrenz, der es später stürzen sollte: auch in Leipzig läßt sich sehr bald der Besuch von Verlegern und „Buchführern,“ wie man damals die herumziehenden Händler nannte, nachweisen. Aber noch ging der Zug der Zeit vorwiegend nach Frankfurt, besonders die Ausländer: Italiener, Franzosen, Niederländer kamen nur dahin, während in Leipzig vorwiegend die Deutschen unter sich verkehrten. Am Ende des ersten Viertels des XVI. Jahrhunderts war Frankfurts Übergewicht besiegelt, der Buchhandel hatte sich dort einen Weltmarkt geschaffen, der an Ausdehnung dem übrigen Warenhandel fast gleich war, so daß der Pariser Buchhändler Heinrich Stephanus in seiner Schilderung des Mesßverkehrs ausrufen konnte: „Diese Messen der Musen übertreffen jene Merkurs nicht nur an Würde, sondern auch, was wunderbarer ist, selbst an Umfang machen sie jenen den Rang streitig.“

Der Glanz der Frankfurter Messe begann aber bald zu schwinden. Schon mit der 1579 eingesetzten kaiserlichen Bücherkommission begannen eine Anzahl von Maßregeln, welche das Geschäft durch kleinliche und gehässige Zensurplacereien namentlich den Händlern mit nichtkatholischer Litteratur außerordentlich erschwerten. Auch andere Mißstände, wie z. B. der frei und offen betriebene Nachdruck kamen hinzu, die religiösen Wirren nahmen eine immer drohendere und unerquicklichere Gestalt an und endlich legte der furchtbare Krieg der dreißig Jahre über das deutsche Land und knickte, wie alles andere, auch jedes geschäftliche Gedeihen. Als das niedergetretene Land langsam sich wieder aufrichtete, wurden wohl auch die Messen wieder bezogen, aber in Frankfurt war für das Büchergeschäft von der alten Blüte keine Rede mehr. Wohl kamen noch Besucher bis zum Ende des siebenjährigen Krieges, aber 1764 schieden auch die letzten, bis dahin Frankfurt treu gebliebenen Norddeutschen, und Leipzig trat an die Stelle der älteren Kollegin. Auch auf diesem Gebiete mußte die Thatsache zum Ausdruck kommen, daß der Schwerpunkt in Deutschland sich aus dem Süden nach dem Norden verschoben hatte.

In den ersten Zeiten des Buchhandels und bis ins XVII. Jahrhundert hinein war es üblich, auf den Messen gegen bare Zahlung zu handeln oder doch wenigstens die Käufe in fester Rechnung, zahlbar zur nächsten Messe abzuschließen. Später, als die Zeit der Münzverschlechterung und der allgemeinen Geldknappheit eintrat, bürgerte sich der Modus des Tauschgeschäfts ein, das sogenannte „Verstechen.“ Man tauschte Bücher gegen Bücher und zwar nach der Zahl der Bogen, was um so leichter war, als man damals die Bücher nicht broschiert und noch weniger gebunden, sondern nur roh ausgab, ein Umstand, der, beiläufig bemerkt, in der damaligen geschäftlichen Korrespondenz immer erneute Weherufe über das Fehlen von Bogen oder ganzen Lagen und dringende Witten um sorgfältiges Kollationieren erzeugte. Als auch bei dieser Art des Geschäftes sich mannigfache Übelstände herausstellten, vorzüglich die Unmöglichkeit, für gediegene wissenschaftliche Litteratur auf der einen, und für fabrikmäßig und auf Spekulation hergestellte Schundware auf der andern Seite einen allgemeinen Wertmesser zu finden, nach welchem getauscht werden sollte, bildete sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts endlich die Norm aus, nach welcher im großen und ganzen der deutsche Buchhandel noch heute seine Geschäfte schließt: das Konditionsgeßäft. Der Verleger setzt für seine Verlags-

artikel einen bestimmten Preis, den „Ladenpreis“ fest, von dem er dem Wiederverkäufer, dem Sortimentshändler, einen angemessenen Rabatt gewährt. Er liefert seine Artikel, wenigstens die neuen Erscheinungen, fast ohne Ausnahme „pro novitate“ oder „à condition“, das heißt, mit der Bedingung, das Abgesetzte bis zur nächsten Ostermesse zu bezahlen, das nicht Abgesetzte aber zurückzuschicken, zu „remittieren.“ Ältere Artikel, welche schon allgemein bekannt sind, oder solche, auf deren Inhalt ohne weiteres aus dem Titel geschlossen werden kann, wie Volkslitteratur, Wörterbücher, eingeführte Schulbücher zc. sind der Natur der Sache nach von dem à condition-Bezuge meistens ausgeschlossen und werden nur in fester Rechnung geliefert. Auch hat sich in den letzten Jahrzehnten der Zug unserer Zeit nach raschem Umsatz des Kapitals auch auf dem buchhändlerischen Gebiet Geltung verschafft. Nicht nur werden vielfach feste Bezüge gegen sofortige bare Bezahlung gemacht, wobei dem Käufer für den Wegfall des Kredits eine Prämie in Gestalt einer Rabatterhöhung gewährt wird, sondern ganze Reihen von verlegerischen Unternehmungen basieren überhaupt auf dem Vorgeßäft und die betreffende Litteratur wird ausschließlich gegen sofortige bare Zahlung abgegeben. Diese gründliche Reaktion gegen den früher sprichwörtlich langen buchhändlerischen Kredit hat bereits so großen Umfang angenommen, daß heutzutage schon die volle Hälfte des gesamten Büchergeßäfts auf diese glatte und einfache Weise abgemacht wird.

Mit der immer steigenden Ausdehnung des litterarischen Bedarfs und der damit zunehmenden Anzahl der Buchhandlungen, war einerseits der Besuch der Messen freilich gestiegen, auf der anderen Seite aber konnten nicht alle Buchhändler mehr gleichzeitig zu einer bestimmten Zeit an einem für viele sehr weit entfernten Orte zusammen kommen. Sehr bald machte sich das Bedürfnis geltend, an diesem Orte einen Stellvertreter zu haben, der in der Zeit zwischen den Messen die Vermittelung zwischen Verleger und Sortimenter besorgte und bei dem auch der Verleger eine Auswahl seines gangbarsten Verlags vorrätig halten konnte, damit der im Laufe des Jahres entstehende Bedarf immer ohne allzugroßen Zeitverlust gedeckt werden konnte. Auf diese Weise entstand als das Bindeglied zwischen Verleger und Sortimenter und zugleich als das charakteristischste Glied in der Kette der buchhändlerischen Organisation das Leipziger Kommissionsgeßäft. Man kann diesen Geßäftsweig mit demselben Recht als die „geniale Ergänzung einer genialen Idee“ bezeichnen, wie man das in neuerer Zeit in Bezug auf das Vermittelungsamt bei den Fernsprecheinrichtungen gethan. Denn wie dieses es ermöglicht, daß jeder der fünfzig, oder fünfhundert, oder fünftausend Teilnehmer an einer Fernsprecheinrichtung auf die denkbar einfachste Weise mit dem anderen verkehrt, indem jeder einzelne nur eine Leitung nach der Zentralstelle hat, welche dann dafür sorgt, daß er auf Verlangen mit jedem beliebigen anderen Mitglied in Verbindung treten kann, so ermöglicht es im Buchhandel die Einschaltung des Kommissionsgeßäftes, daß all die unzähligen, in ihrer Kleinheit für die direkte Erledigung zu unbedeutenden Einzelgeßäften in Leipzig durch die Kommissionäre gesammelt, geordnet und mit dem denkbar geringsten Aufwand von Mühe und Kosten erledigt werden. In diesem Sinne ist Leipzig das Herz des buchhändlerischen Organismus. Unaufhörlich strömt das Blut von allen Seiten des Körpers dorthin zusammen, unaufhörlich wird es von da wieder nach allen, auch den entferntesten Gliedern verfaßt. Wie in einer großen Maschine arbeitet in diesen Geßäften das Getriebe, so ruhig, pünktlich und genau, und wenn man sich außerdem vergegenwärtigt, daß dort auch ein gut Teil des Herzblutes jedes kaufmännischen Geßäftes, des Kapitals konzentriert ist, so wird man ihre Bedeutung für den Gesamtbuchhandel um so besser würdigen.

In neuerer Zeit wird auch das Mesßgeßäft, welches schon seit lange zu einem bloßen Auszahlen der schuldigen Gelder zusammengeschrumpft ist, zum größten Teil von den Kommissionären besorgt. Noch zu Anfang und bis in die Mitte dieses

Jahrhunderts war das freilich anders. Damals kamen noch die Verleger und ein großer Teil der Sortimenter zur Ostermesse nach Leipzig, um dort wirklich angestrengt und lange zu arbeiten. Friedr. Johs. Frommann in Jena, der Altersgenosse unsers Kaisers, der Zeitgenosse Goethes, der in dem Frommannschen Hause viel und gern verkehrte, hat uns in seiner „Geschichte des Börsenvereins der deutschen Buchhändler“ eine prächtige Schilderung der damaligen Verhältnisse gegeben, aus welcher uns auch entgegentritt, wie notwendig die Gründung eines eigenen Buchhändlerhauses geworden war.

Ein unternehmender Kollege, Horvath aus Potsdam, hatte in der Universität einen großen Saal gemietet, der sonst als theologisches Auditorium diente, im ersten Teil der Messe aber — in welche stets die Osterferien fallen — den fremden Juden als Synagoge, im zweiten den Buchhändlern zur Abrechnung überlassen wurde. Dort zogen nun in der Jubilatewoche die fremden Buchhändler mit ihren „großen Büchern und kleinen Beuteln,“ wie spöttische Stimmen sich ausdrückten, ein. Die Handlungsbücher wurden mitgebracht, denn an Ort und Stelle sollte alles ins Reine gebracht werden, was freilich sehr oft nicht glückte. Nachdem man dann sich geeinigt hatte, daß der Schuldner nach seinem Buche zahlen, und die Differenz brieflich abgemacht werden sollte, wurde um die Höhe des etwa bis zur Michaelismesse zu stundenden Teiles der Schuld gemarktet, dann um den Kurs, zu dem die Dukaten oder Louisdor anzubringen waren. Damit war's aber noch nicht vorbei, denn nun brachte jeder seine Novitätenliste vor und der andere zeichnete, was er davon brauchen zu können glaubte, wobei der Verleger die Vorzüge seiner Artikel hervorhob. Das Verlangte wurde noch in der Messe expediert. Zu allerletzt kam es dann unter den Bekannten — und wer wäre damals nicht bekannt gewesen — zu einem gemüthlichen Schwatz über dieses und jenes Geschäftliche und Nichtgeschäftliche. — Die Leipziger Firmen kamen damals noch nicht zur Abrechnung. Die Sortimenter erwarteten, daß die Gläubiger ihr Geld bei ihnen abholten, die großen Verleger, die niemand entbehren konnte, warteten ruhig ab, daß man ihnen ihr Geld ins Haus brachte. Am lästigsten aber war die Abrechnung mit den Kommissionären, für die in den beschränkten Räumen des Saales freilich kein Raum gewesen wäre und die deshalb auch aufgesucht werden mußten. „Dort trafen manchmal fünf, sechs Unglückliche zusammen, von denen natürlich immer nur einer rechnen konnte, während die anderen sich im Laden herumdrückten, worin das Geschäft seinen unruhigen Fortgang nahm; man war froh, wenn man auf Paketen zum Sitzen kam. Wer wieder ging und sein Glück wo anders versuchte, verlor meist noch mehr Zeit, als wer geduldig ausharrte, denn dort fand er's vielleicht nicht viel besser.“ Auch das Zahlen selbst war nicht ohne Umstände. „Papiergeld war damals nicht im Umlauf; wo also nicht in Gold bezahlt wurde, bekam man für größere Posten eine Anweisung auf die Kasse des Kommissionärs oder dieser schickte den Betrag am anderen Morgen durch seinen Markthelfer, der natürlich ein gutes Trinkgeld bekam. Ein sehr häufiges Zahlungsmittel waren damals große Hundertthalertüten mit lauter einzelnen Groschen, ganz bedeckt mit den Namen aller, durch deren Hände sie gegangen waren. Wehe dem, in dessen Händen die morsch gewordene Hülle platzte, und der dann den ganzen Groschenhaufen durchzählen mußte!“ Wem unter uns Jüngeren, die wir freilich durch mehr als ein Menschenalter von diesem Nestor unsers Berufs geschieden sind, fallen bei dieser drastischen Schilderung nicht die späteren, aber auch noch schönen Zeiten ein, wo man nicht mehr über den Mangel, sondern über das Zubiel des Papiergeldes klagen mußte? Wo wir Scheine von ein, fünf, zehn, zwanzig, fünfundzwanzig, fünfzig, hundert und fünfhundert Thalern hatten! Und was für Scheine! Schwarzburger und Kurhessen, Leipzig-Dresdener Eisenbahn und Bazarner Bank, wer zählt die Völker, nennt die Namen? Und das Schönste von allem: der Zustand dieser Scheine! Wer dächte nicht schauernd der Zeiten, wo das Durchzählen eines Paketes mit hundert einzelnen Thalerscheinen, von denen

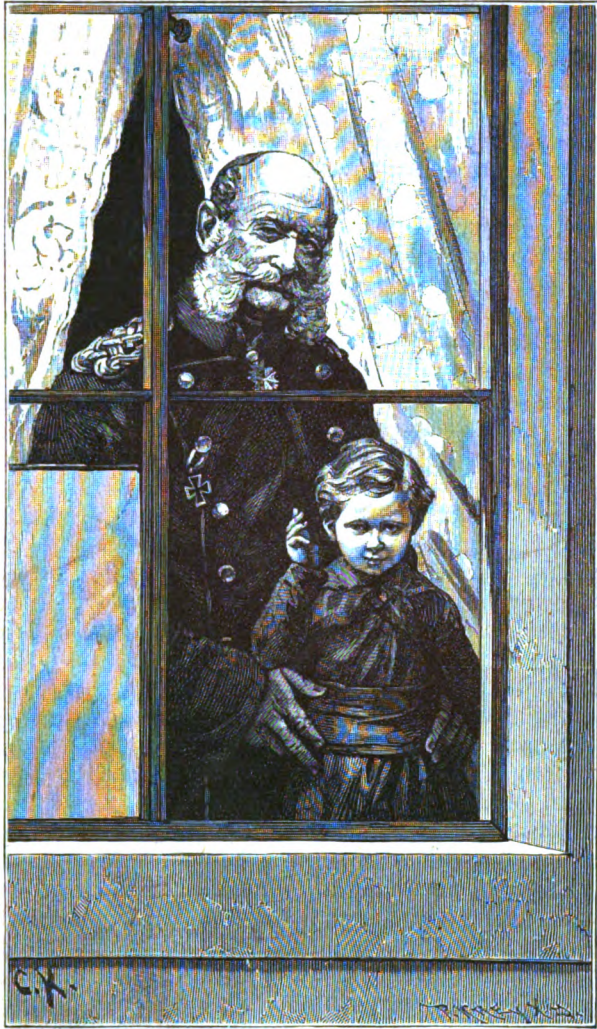
jeder in flebriger Fettigkeit mit den anderen zusammenhing, eine wahre Arbeit war und geradezu physischen Ekel verursachte?

Die oben geschilderte Art der Abrechnung blieb von 1797 bis zum Jahre 1824 Privatunternehmung, und jeder Besucher des Saales hatte für jede Messe ein Eintrittsgeld von einem Kronenthaler zu zahlen. Endlich wurde sie im Jahre 1824 von einer Anzahl auswärtiger Besucher zu einer gemeinsamen gemacht und am 30. April 1825 ein Verein gebildet, der zunächst die Regelung der Börsenverkehrs ins Auge faßte, eine Börsenordnung festsetzte und sich deshalb Börsenverein der deutschen Buchhändler nannte. Fast sämtliche Leipziger Firmen hielten sich zunächst noch fern, denn da die Platzverhältnisse vorerst noch die alten blieben, für die Kommissionäre also noch kein Raum vorhanden war, so fehlte für diese der äußere Anlaß zum Beitritt. Dagegen erfolgte die Gründung eines eigenen „Vereins der Buchhändler zu Leipzig,“ der auch fröhlich aufgeblüht ist und sich bis auf den heutigen Tag in voller Kraft neben dem Börsenverein erhalten hat. Durch das Zusammenwirken beider Vereine ist dann der Börsenbau beschlossen und das äußere Symbol der Zusammengehörigkeit des Gesamtbuchhandels geschaffen worden.

In der Hauptversammlung am 5. Mai 1833 stellte der Vorsitzende des Leipziger Vereins, Fr. Fleischer, beim Börsenverein den Antrag zur gemeinsamen Erbauung einer Börse, der beifällig aufgenommen ward und überall lebhafteste Förderung fand. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Leipzigern und den Auswärtigen wurden durch eine gemischte Kommission ausgeglichen, die sich in Naumburg versammelte. Unter ihnen waren Fleischer aus Leipzig und Frommann aus Jena, und ein ergötzlicher Beitrag zu der Lehre von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen ist es, wenn der letztere berichtet: „Während nach Tiiche Perthes Nachmittagsruhe hielt, gingen wir andern drei auf die nächste Höhe in ein Kaffeehaus, wo Fleischer und ich Billard spielten und jener alle Partien gewann, was sein sanguinisch-cholerisches Temperament sehr günstig stimmte und die nachfolgenden Verhandlungen um ein Großes erleichterte.“ Das erforderliche Baukapital von 35 000 Thalern wurde in dreiprozentige Aktien zu 100 Thaler zerlegt, die sächsische Regierung machte sich zu einem jährlichen Beitrage von 750 Thalern anheischig, der so lange geleistet werden sollte, bis alle Aktien völlig getilgt sein würden, und nicht mindere Liberalität wurde von der Universität und den städtischen Behörden dem Unternehmen entgegengebracht.

So kam der Bau zustande. Er erhebt sich in der Ritterstraße, dem NikolaiKirchhof gegenüber an der Stelle, welche ehemals von der bursa bavaria eingenommen wurde, einem niedrigen, unansehnlichen, von vielen Familien bewohnten, dem Verfall nahe Gebäude, welches der Universität gehörte. Am 26. Oktober 1834 wurde unter großen Feierlichkeiten der Grundstein gelegt, am 26. April 1836 wurde der Bau durch eine einfache Feier eingeweiht, in der darauf folgenden Hauptversammlung am 1. Mai 1836 von dem damaligen Vorsteher des Börsenvereins Th. Enslin für diesen übernommen. Bei dem sich anschließenden Festmahle, das durch eine große Anzahl von Reden gewürzt wurde, rief C. Dunder aus Berlin mit Beziehung auf Leipzig aus: „Hier waren wir, hier sind wir, hier wollen wir bleiben!“ und das Wort hat sich bewährt, obgleich es schon damals nicht jedem aus der Seele gesprochen war und obgleich der ihm zu Grunde liegende Gedanke seitdem manche Anfechtung erfahren hat. Am Montag darauf rechneten sämtliche Leipziger Kommissionäre zuerst auf der Börse, „und so war,“ wie Frommann sagt, „nicht bloß der ursprüngliche Zweck des Börsenvereins vollständig erfüllt, und der Leipziger Buchhandel mit dem auswärtigen unauflöslich verbunden, sondern auch der deutsche Buchhandel in den Augen des ganzen Volkes und der Fremden wesentlich gehoben, denn es ist ein großer Unterschied zwischen einem Verein, der sozusagen in der Luft schwebt, und einem, der in einem stattlichen Gebäude auf eigenem Grund und Boden festen Fuß gefaßt hat.“

Seitdem sind fünfzig Jahre verflossen und der Börsen-



Kaiser Wilhelm und sein Urenkel am historischen Fenster.
Gezeichnet von C. Koch.

verein kann mit Befriedigung auf seine Wirksamkeit in dieser Zeit zurückblicken. Er hat sich eine Reihe von Anstalten geschaffen, welche dem Nutzen des in ihm verkörperten Standes dienen sollen und ihre Aufgaben vortrefflich erfüllen: die Vestellanstalt für den schriftlichen Verkehr in Leipzig, das täglich erscheinende Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, eine höchst wertvolle, für die Geschichte der Litteratur, der Presse und des Buchhandels unentbehrliche Bibliothek. Er hat durch seine Gutachten erfolgreich auf die Gesetzgebung in Sachen des Nachdrucks, der Feststellung des litterarischen Eigentums- und Urheberrechtes und aller in dieses Gebiet fallenden Materien eingewirkt. Obgleich er sich stets gehütet hat, in die Geschäftsführung seiner einzelnen Mitglieder einzugreifen und seine gesicherte Stellung nicht zum mindesten dieser weisen Zurückhaltung verdankt, so übt diese Vereinigung von nunmehr 1600 der ersten und geachtetsten Firmen doch einen Einfluß auf den Gesamtbuchhandel aus, dem sich auch die Widerstrebenden nicht leicht entziehen können, und der Verein hat es noch immer verstanden, in inneren buchhändlerischen Fragen sein Gewicht zu gunsten einer gesunden Weiterentwicklung in die Wagschale zu werfen und dabei die Grundlagen gedeihlicher geschäftlicher Wirksamkeit sorgfältig zu schonen. In dieser Ostermesse wird der erste Band einer groß angelegten „Geschichte des deutschen Buchhandels“ erscheinen, die im Auftrag des Börsenvereins geschaffen und ein neues Ehrenzeichen seiner Wirksamkeit sein wird. Endlich ist in einer seiner letzten Generalversammlungen mit Stimmeneinheit beschlossen worden, ein neues Buchhändlerhaus zu bauen, dessen Kosten, abgesehen von dem mit großer Liberalität von der Stadt Leipzig geschenkten Bauplatz, auf 900 000 Mark angeschlagen sind. Es soll an die Stelle des alten für die größeren Anforde-

rungen der Neuzeit zu klein gewordenen Gebäudes treten und unter andern die dort längst ausquartierte Vestellanstalt, die Redaktion des Börsenblattes und die Sammlungen des neuerdings in Leipzig entstandenen „Zentralvereins für das gesamte Buchgewerbe“ in sich aufnehmen. Möge denn dem in vollster Kraft so mannigfaltigen, hochbedeutsamen Zielen lebenden Verein im neuen Hause das alte Glück nicht fehlen!

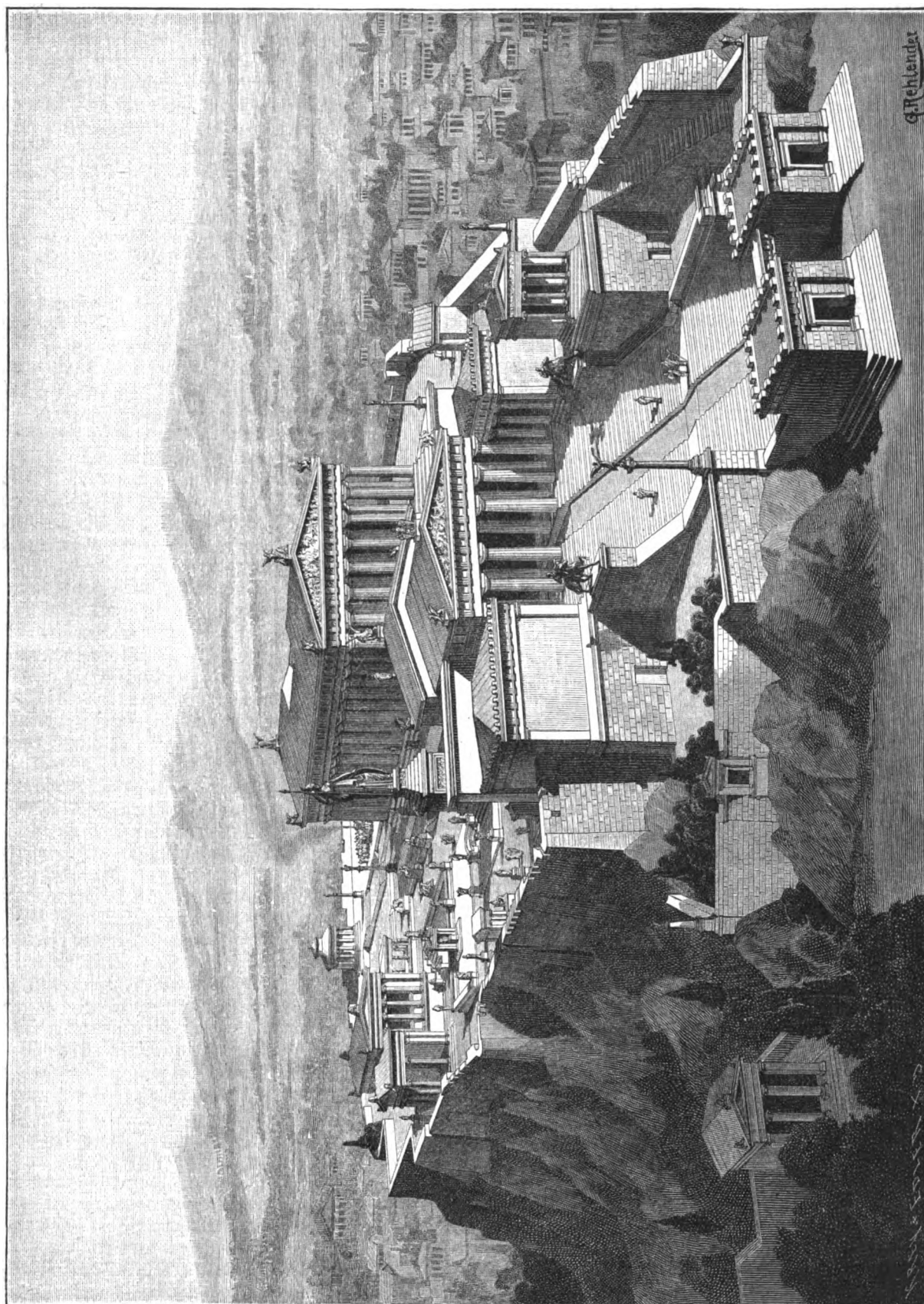
Rudolf Winkler.

Eine deutsche Mobilmachung in der guten alten Zeit.

Am 17. Januar 1757 wurde vom Reichstag in Regensburg das Reichsgutachten abgefaßt, daß der Kaiser nach den Vorschriften der Reichsexekutionsordnung gegen den in Empörung begriffenen Kurfürsten von Brandenburg vorgehen und die Reichsstände behufs der Exekution die armatura ad tripulum in dienst- und marschfähigen Stand setzen sollten. Damit war das „Königlich Preussische Betragen“ von Reichswegen gerichtet.

Die Stärke der Reichsarmee war im Jahre 1681 für den Kriegsfall auf 120 000 Mann festgestellt, die auf die einzelnen Kreise verteilt wurden. Nun aber gab es eine Reichsarmee auf dem Papier und eine in Wirklichkeit. Die papierne Reichsarmee zählte 120 000 Mann, die wirkliche viel weniger. Nämlich die Stände der einzelnen Kreise strichen von dem auf sie fallenden Kontingent, welches sie den „Idealfuß“ nannten, auf eigene Faust einige tausend Mann ab und gelangten so zu dem „Usualfuß.“ Diesem Usualfuß auf die Beine zu verhelfen, machte in den Kreisen, die der Stände viel zählten, große Schwierigkeiten. Die größeren Stände stellten einheitliche Truppenteile ins Feld, an denen wenig oder nichts auszusetzen war. Aber Mutter Germanias kleine Kinder! Das war, als ob eine Schar von Knaben auf Stedenpferden und mit Blechfäbeln zum Kampf ausrückte. Im schwäbischen Kreise beispielsweise brachten 4 geistliche Fürsten und Stifter, 13 weltliche Fürsten, 16 Prälaten, 4 Äbtissinnen, 35 Grafen und Herren, 34 Reichsstädte statt des Idealfußes von 3963 Reitern und 8121 Fußsoldaten den Usualfuß von 1184 Reitern und 6760 Fußsoldaten auf; das heißt, sie wollten ihn aufstellen, denn in Wirklichkeit brachten sie nur 734 Reiter und 4766 Fußsoldaten zusammen. Einige Stände fielen ganz aus, weil ihnen wegen übergroßer Verschuldung die Stellung ihrer Kontingente erlassen werden mußte. Der bayrische Kreis machte zwei Regimente mobil. Die Offiziere des einen ernannte der Kurfürst von Bayern; beim zweiten ernannte Salzburg den Obersten, Pfalz-Neuburg den Oberstleutnant, Passau den Oberstwachmeister.

Es war eine bunte Gesellschaft, die sich so zusammensand, als Fürsten, Prälaten, Äbtissinnen und freie Reichsstädte die Werbetrommel rühren ließen; eine bunte Gesellschaft, und gerade nicht die beste in physischer und moralischer Hinsicht. Die Reichsgesetze verlangten Kriegersleute, die freiwillig die Waffen ergriffen. Aus reiner Lust zum Kriege thaten das aber nur wenige, zumal da der Krieg gegen Friedrich beim Volke durchaus keinen Beifall fand; und so kamen in erster Linie „Müßiggänger und entbehrliche Leute“ in Betracht. Diese boten sich zuerst den größeren Ständen an, die sich ausuchten, was irgend brauchbar war. Die kleineren Stände mußten nun nehmen, was übrig blieb. Manche ließen auch ganz vergeblich trommeln, es wollte keiner kommen. So blieb denn nichts übrig, als zu thun wie der Hausherr im Gleichnis, zu dem die Geladenen nicht kommen wollten, und der seine Knechte auf die Straßen und Gassen schickte, zu holen, wen sie fänden, auch Krüppel und Lahme. Die Dorfschulzen stellten Listen von entbehrlichen Leuten auf, die ohne Gnade zu den Waffen greifen mußten. Es wurden auch wohl die Gefängnisse geöffnet und deren Insassen, die man so auf gute Weise los wurde, in den heiligen Kampf fürs Vaterland geschickt. Daß sie es dazu erst gar nicht kommen lassen würden, mochten auch wohl diejenigen ahnen, die sie entsandten. Man war wenigstens insofern gerechtfertigt, als man die nötige Truppenzahl nach dem Sammelplatz abgeschickt hatte; wenn sie sich unterwegs verringerte, so war das eine andere Sache.



Die Akropolis von Athen. Rekonstruktion von G. Rehlender.

Die Behörden, welche an den Sammelplätzen die Kontingente in Empfang nahmen, sahen sich zu der Mahnung veranlaßt: „mustermäßige, tüchtige und unbewehrte Leute von gehöriger Statur und Jahren zu schicken.“ Denn an der „gehörigen Statur“ ließen es in der That viele fehlen, sie waren geradezu „mißgestaltet.“ Das ist nun freilich eine Eigenschaft, die man bei einem Kriegsmann am wenigsten bemerken sollte; aber was thun? Die Menschlichkeit, meinten die Stände, erlaube doch nicht, Leute wieder fortzujagen, die man einmal angenommen. Und so blieben sie. Das Offizierkorps war entsprechend schlecht. Viele Jünglinge erhielten Offizierspatente, nur weil sie aus vornehmen Familien stammten; von der Kriegskunst brauchten sie nichts zu verstehen. Als Bedenken geäußert wurden, daß eine vornehme Geburt doch noch keinen ohne weiteres zum Offizier mache, wurde entgegnet, daß man in solchem Falle nicht gar zu genau darauf zu sehen habe.

Die Bataillone und Schwadronen sammelten sich in dem für jeden Kreis bestimmten Lager — eine Masse von Offizieren und Gemeinen, die sich noch nicht kannten und einen Heerkörper bilden sollten, der von Gemeingeist befeelt sein mußte, wenn er gegen Friedrichs Truppen etwas ausrichten wollte. Schon äußerlich fehlte die Übereinstimmung. Als ein Oberst eines schwäbischen Regiments über seine Mannen die erste Heerschau hielt, da blickte er sie lange verwundert an; darauf sprach er: „Es fehlen bloß noch einige Duzend Hanswurste und Schornsteinfeger, dann ist die Karikatur vollständig.“ Was den Oberst zu diesem Ausspruch veranlaßte, das war die Buntschiedenheit der ganzen Ausrüstung. Von einer Gleichmäßigkeit derselben war nicht die Rede; Kleidung und Waffen waren so mannigfaltig wie die Kontingente. Die Kriegskleute wurden in Kleider gesteckt, die schon jahrelang in den Kammern gelegen hatten; es wurden ihnen Gewehre in die Hände gedrückt, die verrostet und unbrauchbar waren; im Durchschnitt versagten von 100 Gewehren 75 den Dienst. Kurz die Krieger erhielten einen Kriegsschmuck, den die Motten und der Rost gefressen hatten. Die Behörden mußten die Stände ersuchen, „sich in dem Montur- und Lederwerk einer mehreren Uniforme zu befleißigen;“ wenigstens sollten die Nachbarn, die eine Kompanie aufzubringen hätten, darauf halten, daß diese gleichmäßig ausgerüstet sei. Wenn das Fußvolk doch wenigstens seine Beine hatte, auf die es sich im Notfall verlassen konnte, so waren die Reiter übler daran. Auch unter den Streitroffen wurde Austese gehalten und häufig genommen, was in Stadt und Dorf entbehrlich war. Auf derartige Gänge wurden nun Leute gesetzt, die von der Reitkunst keine Ahnung, vielleicht noch nie auf einem Pferde gesessen hatten. Solch ein Reiter konnte sich im Notfall weder auf sich, noch auf sein Roß verlassen. 2199 Reiter zählte die Reichsarmee; von ihnen hatten 149 Mann überhaupt keine Pferde, 125 so elende Kreaturen, daß sie gar nicht als dienstfähig zählten, 219 aber Roffe mit allen möglichen Sünden und Lastern. Die Artillerie stand auf derselben Höhe. Die Geschütze der gemischten Regimenter wurden von Büchsenmeistern bedient, „welche zwar die Bedienung verstanden, aber noch nie mit Geschützen marschiert waren, weil sie solche bisher nur mitunter bei feierlichen Gelegenheiten blind geladen und abgefeuert hatten.“ Die Kugeln waren, gleich den Gewehrfeuern, vom verschiedensten Kaliber und paßten vielfach nicht in die Läufe. Untertwegs wurde Vorspann genommen; kein Wunder, wenn nach den ersten Schüssen die Fuhrleute mit den Pferden davonjagten und die Geschütze stehen ließen.

Zum Sammelplatz für die Reichsarmee war Fürth bestimmt, wo im Juli und August die Regimenter eintrafen. Der Marsch dorthin ging ziemlich langsam von statten; täglich wurde eine Stunde Wegs zurückgelegt, wenn's hoch kam, auch wohl zwei. Dafür wurde dann aber auch eine Woche geruht, um die verlorenen Kräfte zu ersetzen oder zu warten, bis die „benötigten Requisiten“ nachgeschickt wurden, die in der Eile zu Hause zurückgelassen worden waren, „insonderheit Pulver und Flintensteine.“ Denn bei einigen Kontingenten hatte die Zeit zur Ausrüstung nicht ausgereicht, und statt der Flinten-

steine hatten sie „dergleichen geschnittene Formen von Holz auf denen Flinten geschraubt.“ Der langsame Marsch nach Fürth wurde nun aber von allen denjenigen gründlich ausgenützt, die zum Waffenhandwerk gezwungen worden waren. Es riß eine unbeschreibliche Desertion ein, wie sie in der Kriegsgeschichte zum zweitenmal nicht vorkommen dürfte. Einen besonderen Ruhm in dieser Hinsicht erwarb sich das Regiment Pfensburg, dessen Kompanieen „wie Schnee zerfloßen,“ so daß bei der einen noch sechs Mann, bei einer andern der Hauptmann, Leutnant, Fähnrich und Trommler, bei einer dritten keiner übrig blieb. Zwei Hauptleute kehrten demnach in die Heimat zurück, um sich nach dem Verbleib ihrer Kriegskameraden zu erkundigen. Vom Regiment Hessen-Darmstadt verschwanden auf dem Marsche von Frankfurt nach Fürth in acht Tagen 116 Mann. Dazu kam noch, daß von denen, die dablieben, „fast alle, alle miteinander, sie seien was Landes und Glaubens sie wollten, entweder aus Neigung oder aus Furcht preussisch gesinnt waren.“

So war im Anfang des August die Reichssekretionsarmee größtenteils versammelt — einige Bataillone fehlten noch — um ihr staatsrettendes Werk zu beginnen, mit Einschluß der Truppen, die Österreich stellte, rund 34 000 Mann. Den Oberbefehl übernahm Prinz Joseph von Hildburghausen. Am 7. August erließ er „für alle Militärpersonen zu Roß und Fuß, alle Volontärs, Kaufleute, Marketer, Fleischhader, Knechte, Weiber, Troß“ ein Disziplinspatent in 36 Paragraphen; denn — so meinte er sehr richtig — „die Disziplin macht den Soldaten bei den Freunden beliebt und angenehm, bei den Feinden fürchterlich und erschrecklich.“ Die Vorschriften lauteten anfangs so, als wären sie für ein Kreuzheer bestimmt, das gegen die Ungläubigen zu Felde zog; vielleicht erließ sie der Prinz in dem Bewußtsein, daß die Reichsarmee, wenn sie sich nicht des besonderen Schutzes des Himmels erfreute, bedeutende Thaten nicht vollführen würde. Demnach wurde es jedem zur ersten Pflicht gemacht, sich eines christlichen, ehrbaren und tugendhaften Lebens zu befleißigen; zu mehrerer Erweckung desselben sollten jeden Morgen und Abend Vespstunden gehalten werden. Da für ein derartig zusammengefügtes Heer Einigkeit die Hauptsache war, auch in Glaubenssachen, so wurde den Geistlichen der drei Bekenntnisse untersagt, sich zu zanken und die Soldaten zu verheizen. Diesen war alles Fluchen, Gotteslästern, „auch andere gegen den Himmel schreiende Laster und Sünden“ aufs schärfste verboten, dergleichen unangemessenes Räsonieren über Vorgesetzte und hohe Generalität wie Kritifizieren ihrer Befehle. Denn leider hatte man bei einigen wahrnehmen müssen, daß sie „aufrührerische und einem rechtschaffenen Kriegsmanne unanständige Redensarten ausgestoßen hatten;“ dem aber sollte vorgebeugt und solch einer ohne Gnade „gleich beim Kopf genommen und angezeigt werden.“ Da es vorkam, daß viele weggingen, ohne zu sagen wohin, manche auch das Wiederkommen ganz vergaßen, so sollte jeder gehalten sein, vorschriftsmäßig um Urlaub zu bitten. Auch auf dem Marsch sollten alle beisammen bleiben; und wenn einer oder der andere zurückzubleiben einmal genötigt wurde — was leider manche benutzten, um sich gänzlich aus dem Staube zu machen — so sollte einem solchen „ein vertrauter Gefreiter oder Unteroffizier“ beigegeben werden, der ihn wieder seinem Truppenteil zuführte. Für durchaus unstatthaft mußte es erklärt werden, daß Regimenter ohne Wissen des kommandierenden Generals ausdrückten; das konnte zu Mißverständnissen und Störungen Veranlassung geben, nicht weniger das Alarmblasen ohne ausdrücklichen Befehl; deshalb sollte sich niemand das erlauben. Da es entschieden wünschenswert ist, daß der Soldat seine Vorgesetzten kennt, so wurden alle Unteroffiziere und Gemeine angewiesen, sich zu befleißigen, daß sie alle Generale, sonderlich aber ihre Offiziere vom Regiment wohl kennen lernten. Indem dann noch den Kriegskleuten die unumgänglichsten Regeln über Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit eingeschärft wurden, war die Reichsarmee, wenn sie allen Vorschriften getreulich nachlebte, wohl imstande, „sich den Feinden fürchterlich und

erschrecklich, den Freunden aber beliebt und angenehm“ zu zeigen. Die Reichstruppen zeigten jedoch geringe Lust, diesem wohlgemeinten Patent nachzuleben, da jedes Kontingent seine eigenen Satzungen und Gebote hatte, so daß der Generalproß oder Generalgewaltiger — Amen hieß er — alle Hände voll zu thun hatte.

Die Zeit bis zum Ausbruch aus dem Lager benutzte die Reichsarmee noch, um sich durch strenge Übungen auf ihr schweres Werk vorzubereiten, durch Übungen freilich, die ein „Spektakel“ waren, „welches verdiente, um Geld gewiesen zu werden.“ „Kriegerische Posituren zum Totlachen,“ schreibt ein Augenzeuge, „mit dem rechten Fuß antreten, rechts und links um zugleich und dabei nach allen Seiten Front machen, nebst anderen dergleichen Neuigkeiten sieht man alle Augenblicke mit Verwunderung.“ Mancher mochte Besorgnis empfinden bei dem Gedanken, daß die Reichsarmee demnächst mit „dem bösen Fügen“ anbinden sollte; aber sie stand ja nicht allein, zur tröstlichen Beruhigung war bekannt gemacht worden, daß der König von Frankreich „seine Völker ausrücken lasse;“ denn Se. französische Majestät hatten sich wieder einmal vorgenommen, „die deutsche Freiheit in Sicherheit zu stellen.“ Am 11. August brach die Reichsarmee nach Thüringen auf, wo sie sich mit den Franzosen vereinigen wollte. Auf dem Marsche traten die Mängel des Verpflegungswesens in bedenklicher Weise zu Tage, so daß die Soldaten nehmen mußten, wo sie etwas fanden. Die einzelnen Kreise hatten die Lieferungen an Lieferanten, „Abmodiateurs,“ vergeben, die ihre Aufträge wieder Untertreibern erteilten. Das Lieferungsweisen war größtenteils in Händen von Juden, die den armen Reichstruppen am Munde absparten, was sie nur konnten. Diese mußten sogar hungern, als im September die jüdischen Lieferanten wegen der hohen jüdischen Feiertage ihre Arbeit ruhen und die Goyim zu Ehren Israels fasten ließen. Jeder Reichsstand hatte einen Impressarius, der für das Kontingent die nötige Verpflegung zu besorgen hatte. Von einer Feldbäckerei, welche die Truppen gleichmäßig versorgte, war deshalb nicht die Rede; der eine ließ heut, der andere morgen backen, je nachdem die Backöfen in Dorf und Stadt frei waren. Der eine Soldat in der Kompanie hatte gutes Brot, der andere schlechtes, noch ein anderer überhaupt keins. Der Feldherr konnte deshalb nie darauf rechnen, daß die Armee gleichmäßig mit Brot versehen war; auch war es ihm ganz unmöglich, Bewegungen, die er vorhatte, geheim zu halten, da sämtliche Impressarien benachrichtigt werden mußten, damit sie wußten, wie sie ihre Veranstaltungen zu treffen hätten. Vollends unendlich wurde die Lage, wenn durch eine Bewegung des Feindes eine schnelle Änderung der Anordnungen, namentlich der Marschordnung, nötig wurde. Dazu kam die Ungleichheit der Löhnung. Die Mannschaft erhielt ihren Sold in allen Münzsorten des heiligen römischen Reiches ausgezahlt, der eine heute, der andere morgen; der eine auf Tage, der andere auf Wochen voraus.

In solcher Verfassung rückte die Reichsarmee gegen Friedrich ins Feld, der schon darauf brannte, ihr, wie er sagte, das consilium abeundi zu erteilen. Es wurde zu einem consilium currendi.

Paul Schparz.

Die Juteindustrie.

Mit heimlichem Schaudern betraten wir Kinder einst die gute Stube unserer Mutter. Heute sind die „guten Stuben“ ja gottlob mehr oder minder auf dem Aussterbeetat, damals gehörten sie aber noch zu den unentbehrlichen Bestandteilen einer Ausstattung, und wenn die Polstermöbel mit dem Überzug über dem Überzug gefehlt hätten, würden Base Mine und Trine entsetzt die respektiven Häupter geschüttelt haben. Unsere gute Stube war also ein Heiligtum, besonderes Grauen aber floßten uns eine, wie bei jeder Gelegenheit versichert wurde, höchst kostbare Plüschdecke — ich habe sie neulich in der Kumpfkammer wiedergefunden und herzlich gelacht: in der Mitte des Kunstwerkes schnäbelten sich zwei farmoisinvergnügte Tauben — und dito Plüschgardinen ein. Ich hatte einst die unheilvolle Tischdecke mit meinen nassen Kinderpatschen berührt und dafür nach der guten Sitte jener Zeit eine Bekanntschaft mit ungebrannter Asche, wie der alte Johann, unser Hausfaktotum, zu sagen pflegte, gemacht — laßt uns darüber lieber den Schleier ziehen.

Jene kostbare Decke fällt mir immer ein, wenn ich die Erzeug-

nisse der Juteindustrie, vor allem den wirklich schönen und dabei eigentlich spottbilligen Juteplüsch sehe. Vor zwanzig Jahren war die Jute noch ein verachtetes Material, grobe Emballage und Sack wurden allein aus ihr gefertigt, heute fabriziert man die schönsten Gardinen, Tischdecken und Teppiche aus dem dankbaren Rohstoff.

Wenig mehr als fünfzig Jahre sind es her, daß die Jute — das Wort stammt von dem indischen Ausdruck Choti für schlechtere Jutegewebe, während die besseren Megila genannt werden — überhaupt Eingang in Europa fand. In der indischen Hausindustrie wird der Bast der *Cochorus capsularis* und *Cochorus olitorius* allerdings seit langer Zeit verarbeitet, aber erst 1832 wurde in Dundee die erste europäische Jutespinnerei eröffnet und Dundee ist bis heute auch der Hauptsitz der ganzen Industrie geblieben. Seit dem Jahre 1861 fand wesentlich durch die Bemühungen des Direktors J. Spiegelberg die Jute auch in Deutschland Verwendung, die große Fabrik zu Barchin bei Braunschweig begann mit ihrer Verarbeitung. Heute sind im Gebiete des deutschen Reichs nicht weniger als dreiundzwanzig umfangreiche Etablissements mit mehr als sechzigtausend Spindeln und über fünftausend Webstühlen in dieser Branche beschäftigt.

Die Heimat der Jute ist, wie bemerkt, Indien. Die beiden nahe verwandten Pflanzenarten, welche den wertvollen Faserstoff liefern, werden jährlich frisch gesät und erreichen in etwa drei Monaten eine Höhe von über 3½ Meter bei etwa 13 Zentimeter Stengelbreite. Der eigentliche Faserstoff liegt zwischen Bast und Stengel und wird ähnlich wie beim Flach durch Rosten von jenen getrennt. In große Ballen gepreßt, gelangt die bald gelb, bald braun schimmernde Faser meist von Kalkutta, dem Hauptstapelplatz des indischen Jutehandels, nach Europa, um hier ihre Auferstehung zur Fabrikation zu feiern. Die Verarbeitung teilt sich in einen Vorprozeß und die eigentliche Spinnerei: zuerst wird die spröde Faser mit Wasser, Robbenthran oder Petroleum eingeweicht, um sie geschmeidig zu machen, dann zwischen starken geriffelten Walzen gepreßt und in den Kardierungsmaschinen zerrissen, zu gleichlangen Bändern vereinigt und gestreckt; das Spinnen selbst findet auf denselben Maschinen statt, die in der Flachspinnerei verwendet werden.

Die Verwendbarkeit der Jutegarne ist aber, besonders da sie sich leicht bleichen und färben lassen, eine weit größere, als man gemeinhin annimmt. Wir kennen die Jute meist nur in ihrer Verwertung zu Gardinengeweben, Säuren, Tischdecken, die Industrie hat sich jedoch ein ungleich größeres Abgabegbiet erobert. Abgesehen davon, daß rohe Jute zum Umspinnen von unterirdischen Kabeln Verwendung findet und abgesehen von den kolossalen Quantitäten, die für groben Sack- und Emballagestoff verarbeitet werden, wird das Jutegarn häufig als Kette mit Wolle, Baumwolle oder Flach vermischt, und mancher Kleiderstoff, mancher Wöbekleids, dem wir es nicht ansehen, besteht zum großen Teil aus der Faser der beiden *Cochorus*-arten. Auch zu zahllosen kleinen Verbrauchsgegenständen, wie z. B. zu Lampenböcken, zu Stramin oder Gurten wird Jute rein oder gemischt verwendet und in neuester Zeit hat sich die Faser durch ihre eigentümliche Aufsaugungsfähigkeit in der antiseptischen Verbandstechnik einen bemerkenswerten Platz erobert. Sie nimmt nämlich mehr von den desinfizierenden Flüssigkeiten auf und hält dieselben länger fest, als Leinwand oder Baumwolle und wird auch ihres relativ billigen Preises halber besonders für die Kriegschirurgie bevorzugt. Nur durch diese äußerst ausgedehnte Verwendbarkeit ist der riesige Aufschwung der Juteindustrie und ihr gewaltiger Konsum zu erklären; die englischen Fabriken führten im Jahre 1883 z. B. 96 000 Meterzentner Garn, 208 Millionen Meter Gewebe und 4½ Millionen Duzend Sacke im Gesamtwert von etwa 78 Millionen Mark aus, Deutschland und Österreich importierten in demselben Jahre annähernd je 10 Millionen Mark Rohstoff und Halbfabrikate und der Konsum in Frankreich hielt sich fast auf gleicher Höhe. Ostindien endlich selbst, in dem in den letzten Decennien zahlreiche Fabriken entstanden sind, exportierte fertige Jute im Werte von über 30 Millionen Mark.

Noch immer ist übrigens Indien und besonders Bengalen der Hauptproduzent der Jute, der Gesamtwert des jährlich von den indischen Häfen ausgeführten rohen und verarbeiteten Materials kann auf mindestens 140—150 Millionen Mark geschätzt werden. Anbauversuche in anderen Ländern z. B. in Ägypten und Ägypten haben vorläufig fast ganz negative Resultate ergeben, nur in den Südstaaten Nordamerikas und, wie neuerdings verlautet, in einigen brasilianischen Provinzen sollen die Juteplantagen gedeihen.

Unleugbar ist unseren einheimischen Gespinnstpflanzen in der billigen Jutefaser ein sehr gefährlicher Konkurrent erwachsen, einzelne Industriezweige, z. B. die Fabrikation von Verpackungsmaterial aus grobem Seedegarn, sind kaum noch lebensfähig. Dennoch wird die Jute niemals den einheimischen Hanf und Flach verdrängen können, sie besitzt weder die hohe Feinfaserigkeit des besseren Flachses, noch die große Festigkeit des Hanfes, voll aber übertrifft sie in ihren guten Eigenschaften jedes ordinäre Flachsgewächs. Mit Recht weist daher einer der besten Kenner der Textilindustrie, Direktor E. Pfuhl, darauf hin, und wir betonen seinen Ausspruch an dieser Stelle ganz besonders, daß die Einführung der Jute ein Sporn für den Landwirt sein müsse, die Kultur der edleren Weinenpflege mit Vorliebe zu pflegen; nur wenn dies geschieht, können ihr die feineren Garnnummern, kann damit dem Landwirt ein unentzerrbarer Gewinn verbleiben, die größeren Garne sind unwillkürlich von der Jute in Anspruch genommen.

Sp.

Die Akropolis und der Parthenon.

Von Rudolf Kleinpaul.

Das Wort Stadt, im Sinne einer Ortschaft, ist kein altes. Ursprünglich war Stadt soviel wie Stätte oder Statt; wenn man dagegen den geschlossenen Wohnplatz einer größeren Menschenmenge meinte, so sagte man Burg, weshalb noch heute die Einwohner der Städte Bürger heißen und der Begriff Burg in so vielen Stadtnamen: Magdeburg, Augsburg, Regensburg, Straßburg etc. wiederkehrt. Und zwar kommt das daher, daß einerseits Burgen häufig Ausgangspunkte von Städten gewesen sind, man denke zum Beispiel an die Burg von Nürnberg; andererseits die ersten deutschen Städte selbst, die Städte Heinrichs I., des sogenannten Städteerbauers, die Bestimmung und das Aussehen von Burgen hatten. Darum führen auch die meisten Städte in ihren Wappen die Mauern und die Türme einer Burg, zum Beispiel ist das Wappen der Stadt Hamburg, das man auf vielen Zwanzigmarkstücken sieht, ein silbernes dreitürmiges Kastell in Rot. So ist es nicht bloß in Deutschland, so ist es in der ganzen Welt gewesen: überall haben Burgen den nächsten Kern der städtischen Ansiedlung gebildet. Das Kapitol ist die Burg der Stadt Rom, die Byrsa die Burg von Karthago, Zion die Burg der Stadt Jerusalem gewesen. Und so hat fast jede griechische Stadt

ihre Akropolis gehabt. In Griechenland lagen die Städte gewöhnlich hoch, auf einem Hügel oder einem Felsen: auf dem Gipfel des Felsens war ein Turm oder eine Festung. Die Stadt hieß die Polis und die Festung die Akropolis. Wenn sich dann im Laufe der Zeit die Stadt von der Höhe bis auf die Ebene hinabzog, so nannte man die Unterstadt das Asty, und Oberstadt und Festung pflegten in dem einen Begriffe: Polis zusammengefaßt zu werden. So geschah es, daß Polis und Akropolis fast gleichbedeutend wurden — es geschah um so leichter, als das Häusermeer nahezu rein von dem Hügel abfloß und derselbe fortan nur noch öffentliche Gebäude trug. Als

Ursilas im IV. Jahrhundert die Bibel ins Gotische übersezte, wählte er für Polis das Wort Baurgs, welches ebensoviel wie Burg ist.

Athen, Korinth, Theben, Argos, Messene, viele andere Plätze hatten ihre Akropolis, jede einzelne nach Art des Schlosses Hohenalzburg oder der Nürnberger Burg zu denken; aber während die Akropolen der anderen Städte gern besondere Namen führten, haßte der Ausdruck Akropolis schlecht-

hin an der berühmten athenischen Burg, auf welche die Hauptstadt Attika in der ältesten Zeit beschränkt war. Attika ist eine Landschaft, kleiner als das Herzogtum Meiningen. Athen liegt in einer geräumigen Ebene, welche auf allen Seiten von herrlichen Bergen umschlossen ist; nur im Süden öffnet sie sich nach der etwa fünf Kilometer entfernten See zu, deren blauen Spiegel das auf der Pnyx versammelte Volk erblickte. Im südlichen Teile der Ebene sind einige Erhöhungen. Die vornehmste ist der kegelförmige Georgshügel oder der Lykabettos, nordöstlich von der Stadt und für dieselbe das, was der Besuv für Neapel oder Arthurs-Seat für Edinburgh ist. Südwestlich vom Lykabetos erheben sich vier Hügel von mäßiger Höhe, die alle zur Stadt gehören. Zunächst die Akropolis oder der Burgberg, ein vier-eckiger, schroffer, oben abgeflachter Felsen, 304 Meter lang, 152 Meter breit, welcher 156 Meter über das Meer, 100 Meter über die Stadt jählings ansteigt.



Cella des Parthenon mit dem Standbilde der Pallas Athene.
Rekonstruiert von Kehlender.

Unmittelbar westlich von dem Burgberg liegt der Areashügel oder der Areopag, der uralte Blutgerichtshof; südwestlich die eben erwähnte Pnyx, wo sich das Volk versammelte und wo ein Demosthenes, ein Perikles, ein Solon gestanden hat; endlich südlich von der Pnyx liegt ein vierter Hügel, das Museion.

Die Akropolis ist von allen Seiten unzugänglich; nur im Westen führt ein steiler Abhang zu ihr empor. Sie war die Burg der Stadt; sie war zugleich ihr Sanktuarium und ihr Museum. Obgleich die Stätte der ursprünglichen Niederlassung, wurde der Berg doch seit der Zeit der Perserkriege



Athena Parthenos. In dieser 1880 zu Athen aufgefundenen Statuette von pentelischem Marmor ist offenbar eine Kopie nach Phidias' berühmter Kolossalstatue der Athena im Parthenon erhalten.

nicht mehr bewohnt, sondern der Athena und den übrigen Schutzgöttheiten der Stadt geweiht. Er bildete ein einziges, großes Heiligtum, einen erhabenen, durch die Natur selbst abgesonderten Raum. Im Perikleischen Zeitalter wurde

seine Plattform mit den Meisterwerken der alten Kunst bedeckt, denen sich in der Folgezeit immer mehrere anreiheten. Das Santuarium verwandelte sich damit in ein Museum und in einen Platz, der sich zwar an Großartigkeit und an imposanter Raumentfaltung etwa mit dem Opernplatz in Berlin am östlichen Ende der Linden oder mit dem Königsplatz in München nicht vergleichen kann, der aber, von aller Klassizität abgesehen, vor diesen modernen Plätzen etwas Wesentliches voraus hat: seine hohe Lage und die natürliche Abgeschlossenheit.

Um uns eine Idee von der Akropolis zu machen, müssen wir uns einen malerischen, stolzen, in der Sonne glühenden Felsen denken und diesen Felsen in

Gedanken mit eitel Tempeln und Statuen besetzen — eine Musterkarte der edelsten Architektur, der Skulptur und Malerei, die blendende Weiße des Marmors durch glänzende Farben gehoben und in der durchsichtigen Klarheit des athenischen Himmels leuchtend. Und hier stand, was keine Zeit übertroffen, was jede Zeit nachgebildet hat; hier, wo die bildende Kunst ihre höchsten Triumphe feierte, ist für den Reisenden mehr zu lernen als auf dem Forum in Rom; denn, obwohl gegenwärtig ein erhabenes Trümmersfeld, trägt doch die Akropolis noch heute die kostbarsten Reste des gesamten Altertums. — Die Akropolis befand sich im Mittelpunkt der Stadt; sie war das Haupt von Athen, wie Athen das Haupt von Griechenland war. Vom Markte her zog sich die Straße, mit Fliesen von pentelischem Marmor gepflastert, auf dem westlichen Abhang den Berg hinan. Auf der Höhe des Felsens ließ Perikles marmorne Hallen aufzuführen, welche einen würdigen Eingang zu dem wundervollen Bezirke bilden sollten, die sogenannten Propyläen. Diese Propyläen gehörten selbst zu den höchsten Zierden der Akropolis, sie waren nächst dem Parthenon

der Stolz des Perikleischen Zeitalters. Als Epaminondas die Thebaner ermahnte, es den Athenern wett zu machen, sagte er, sie müßten die Propyläen aus der Athener Akropolis ausheben und sie vor die Kadmea legen; es ist bekannt, daß König Ludwig I am Münchener Königsplatz, zur Erinnerung an den griechischen Befreiungskampf, von Klenze die Propyläen nach dem Vorbilde der Akropolis erbauen ließ. Es ist der prachtvolle Thorbau, den wir auf unserm Bilde hinter den beiden Reiterstatuen (des Agrippa und Augustus) vor dem gewaltigen Parthenon erblicken und zu dem die große Freitreppe hinaufführt; zum Verständnis der nachfolgenden Angaben wird es gut sein, im Auge zu behalten, daß die Propyläen und der Parthenon der Längsrichtung der Akropolis entsprechen und daß diese Richtung von Westen nach Osten geht: die Front, welche uns die Gebäude auf dem Bilde zukehren, ist die westliche. Die Propyläen bestanden der Hauptsache nach aus zwei dorischen Säulenhallen, die mit einem Dach von weißem Marmor bedeckt waren und zwischen denen die Mauer der Akropolis hindurchlief, aus einer westlichen und einer östlichen. Die westliche machte nach der Stadt, die östliche, höhere nach der Akropolis zu Front. In die Mauer waren, wie bei den römischen Hauptkirchen, fünf Thore gebrochen; das mittlere Thor war das weiteste, genau dem Räume zwischen den beiden mittelften Säulen der beiden sechs-säuligen Hallen gleich; durch dieses Thor zogen Wagen und Reiter ein, die Spuren der Räder sind noch heute im Felsen zu erkennen. Die Seitenthore waren schmaler und niedriger und für Fußgänger bestimmt. Doch gelangte man nicht unmittelbar durch die Säulen der westlichen Halle zu den Thoren der Akropolis, sondern die westliche Halle bildete ein großes Vestibül, durch welches, dem Hauptportal entsprechend, eine Allee von je drei ionischen Säulen mitten hindurchging: diese zwei Säulenreihen, welche die Richtung der Akropolis hatten, standen rechtwinklig auf der Säulenreihe der Halle, welche die Richtung der Mauer hatte. Die östliche Säulenhalle, die hinter der Mauer lag, war die kleinere Hälfte des Baues. Derselbe deckte nicht die ganze Breite des Felsens: der freie Raum wurde von zwei Flügelgebäuden eingenommen, die von dem westlichen Portikus nach rechts und nach links vorsprangen. Auf dem nördlichen Flügel, links, wenn man hinaufstieg, führte ein Säulengang in ein Gemach, welches Pinakothek genannt wird, weil seine Wände mit Gemälden bedeckt waren; auf dem südlichen Flügel, für den Hinaufsteigenden rechts, war nur ein Säulengang, ohne einen Saal dahinter. Dafür stand aber auf der Westseite des südlichen Flügels ein kleiner, zierlicher Tempel, der Tempel der Ungeflügelten Siegesgöttin



Parthenon auf der Akropolis. Heutiger Zustand.

oder der Nike Apteros, die mit der Athena identifiziert und bei gefährlichen Unternehmungen angerufen ward. Man hat an dieser Stelle einen weiten Ausblick auf das Meer; hier soll Aegeus die Rückkehr seines Sohnes von Kreta erwartet haben, hier stürzte er sich hinunter, als er am Mast des Theseus das schwarze Segel erblickte, worauf das Meer den Namen des Aegeischen erhielt.

Die Kosten des Baues der Propyläen sollen 2012 attische Talente, d. i. über 9 000 000 Mark betragen haben; der Architekt war Mnesikles. Man erzählt, er sei während des Baues, der fünf Jahre (437—433 v. Chr.) dauerte, vom Gerüst gefallen und zu Schaden gekommen, aber durch ein Kraut geheilt worden, welches Athena dem Perikles im Traum anzeigte.

Treten wir jetzt durch diese herrlichen Vorhallen in den Frieden der athenischen Burg und ins Reich der Athena ein. Denn hier waltet die heilige Jungfrau von Griechenland; hier ist nichts als Athena. Auf diesen ehrwürdigen Felsen hat die Göttin einst, im Wettstreit mit Poseidon, den Ölbaum eingepflanzt, während der Gott des Meeres mit seinem Dreizack auf den Stein schlug und eine Solquelle entspringen ließ; dadurch hat sie sich das Land zu eigen gewonnen. Hier steht (links auf unserm Bilde) ihr ältester und heiligster Tempel, das von ihrem Anhänger Erechtheus gegründete Erechtheion — Erechtheus war es, der den Streit der Athena und des Poseidon zu ihren Gunsten entschied und den Kultus der Athena in Attika einführte; hier steht (rechts) ihr größter und erhabenster Tempel, der Parthenon; neben diesen beiden Wunderwerken verschwinden alle anderen Heiligtümer, wie der Tempel der Artemis Brauronia zwischen den Propyläen und dem Parthenon und der kreisrunde Tempel der Roma und des Augustus vor der östlichen Front des Parthenon (zu hinterst auf unserm Bilde). Hierherauf wird der Athena aller vier Jahre bei den großen Panathenäen in feierlicher Prozession der sogenannte Peplos, ein kunstvoll gesticktes Kleid gebracht — dieses Fest der Panathenäen hat abermals der ebengenannte Erechtheus oder Erichthonios gestiftet. Also hier ist alles Athena, aber es ist wichtig, zwischen drei verschiedenen Athenas auf der Akropolis zu unterscheiden. Die erste und älteste war die Athena Polias, das heißt die Schutzgöttin der Polis oder Akropolis, ihr Bild aus Olivenholz, angeblich vom Himmel gefallen, ihr Heiligtum das Erechtheion. Die zweite war die Athena Parthenos, die jungfräuliche Göttin, ihr Bild die Goldelfenbeinstatue, ein Werk des Phidias, ihr Heiligtum der Parthenon. Die dritte war die Athena Promachos, das heißt, die Vorkämpferin, eine Kolossalstatue von Bronze, gleichfalls ein Werk des Phidias; sie stand unter freiem Himmel, gleich hinter den Propyläen, eine riesenhafte Figur, das Dach des Parthenons überragend, mit ihrem Piedestal an 21 Meter hoch, also von der Größe der Münchener Bavaria (20,5 Meter); die Spitze ihres Speeres und ihr Helmbusch war den Schiffen sichtbar, die am das Vorgebirge Sunium herumbogen und Athen zusteueren. Nun, der Peplos der Panathenäen gehörte weder der Athena Promachos, noch der Athena Parthenos, sondern dem alten Bilde der Athena Polias, das damit bekleidet ward, wie die Bronze-statue des heiligen Petrus in der römischen Peterskirche am Peter-Paulstag mit dem päpstlichen Ornate bekleidet wird.

Aber unwillkürlich lenken wir unsere Schritte nach dem Parthenon, dem dominierenden „Haus der Jungfrau,“ welches der vornehmste Schmuck der Akropolis und die höchste Leistung der griechischen Baukunst war. Athena Parthenos, Jungfrau Athena hieß die Göttin als unbefiegte Göttin des Krieges. Der Tempel wurde über einem älteren Heiligtume unter der Administration des Perikles gebaut und im Jahre 438 v. Chr. vollendet; der Bau dauerte acht Jahre. Die Architekten waren Kallikrates und Iktinos; der letztere schrieb ein Werk über den Parthenon. Die oberste Leitung des Baues hatte der Bildhauer Phidias.

Der Parthenon bezeichnete den höchsten Punkt der Akropolis. Der Stil war dorisch und außerordentlich rein. Das Gebäude bestand, wie hier alles, ganz aus pentelischem Marmor

und ruhte auf einem groben Basament gewöhnlichen Kalksteins; der Kontrast zwischen dem letzteren und dem glänzenden Marmor des Oberbaues erhöhte die Schönheit des letzteren. Auf dem Basament stand zunächst, 1,65 Meter hoch und in drei Stufen gegliedert, der Stylobat oder der Säulensuhl; damit kam der Tempel so hoch über den Eingang der Akropolis zu stehen, daß der Boden des Peristyls oder des Säulenganges auf einem Niveau mit dem First der Propyläen war. Die Maße des Parthenons waren, von der obersten Stufe des Stylobats genommen: Länge 70 Meter; Höhe bis zum Giebel 20 Meter; Breite 31 Meter. Das letztere entspricht 100 griechischen Fuß; weil der Tempel 100 Fuß breit war, wurde er auch hekatompedos genannt. Zur Vergleichung diene, daß die innere Länge der römischen Peterskirche 194 Meter, die des Kölner Domes 135,6 Meter; die Höhe des Mittelschiffes in der Peterskirche 46,2 Meter, die Breite der Fassade 112,6 Meter beträgt. Der Parthenon hätte mithin in der römischen Peterskirche so gut Platz wie das Berliner Schloß. Die herrlichste Anschauung des Parthenons an sich gewährt der grandiose Tempel der Walhalla bei Donaustauf, welche Leo von Klenze dem Parthenon nachgebildet hat.

Der Parthenon bestand aus einem Tempelhaus oder einem Sekos, der von einem Peristyl oder einem Säulengange umgeben war. Dieses Peristyl hatte (die Ecksäulen zweimal gezählt) je acht Säulen an den beiden Fronten, je sieben Säulen an den beiden Seiten, in Summa sechs- undvierzig Säulen, welche an der Basis einen Durchmesser von fast zwei Meter und eine Höhe von zehn Meter besaßen. Innerhalb des Peristyls stand an beiden Schmalseiten eine innere Reihe von je sechs Säulen mit etwa 1,8 Meter Durchmesser an der Basis, mit den verlängerten Wänden des Tempelhauses einen Vorraum bildend. Diese inneren Säulen waren auf einem Niveau mit dem Fußboden des Tempelhauses, man stieg vom Peristyl zwei Stufen dazu hinauf. Das Tempelhaus war in zwei Kammern von ungleicher Größe geteilt: die östliche oder der Naos maß ungefähr 30 Meter, die westliche oder der Opisthodomos ungefähr 13 Meter. Das Dach beider Räume, das in der Mitte geöffnet oder hypäthral war, trugen innere Säulenreihen. In der östlichen Kammer waren dreißig Säulen dorischer Ordnung in zwei Stockwerken übereinander, zehn auf jeder Seite und drei auf der westlichen Rückseite; der Durchmesser dieser Säulen betrug an der Basis über 1 Meter. In der westlichen Kammer waren vier Säulen, deren Lage im Fußboden durch Platten bezeichnet ist; sie hatten einen Durchmesser von ungefähr 1,2 Meter und die ionische Ordnung wie die Säulen in der Mittelhalle der Propyläen. Technisch nennt man den Tempel einen Peripteros Oktastylus.

So war die einfache Struktur dieses prachtvollen Gebäudes, nach Material, Plan und Schmuck des vollkommensten, das man jemals aufgeführt hat. An ihm kann man das lernen, was Herder der antiken Kunst überhaupt nachgerühmt hat — eine einfältige Pracht und eine stille Größe. Seine Dimensionen, nicht ungeheuer, waren mächtig genug, um das Auge zu füllen und dem Geist zu imponieren; und dieser erhabene Eindruck wurde durch keine Unterabteilungen gestört, wie sie bei umfangreicheren modernen Gebäuden, wo die Schlichtheit des Planes minder hervortritt, die Wirkung schwächen. Nichts lenkte den Sinn des Beschauers von der gewaltigen, majestätischen Masse ab (die gleich anderen reinen Mustern der griechischen Baukunst eine systematische Abweichung von der rechtlinigen Konstruktion und delikate Kurven bemerkten ließ); denn die Statuengruppen in den Giebelfeldern, die einzige durch Lage und Größe hervorragende Dekoration, waren von Rahmen eingeschlossen, welche zu den Umrißlinien der beiden Fronten wesentlich gehörten, sie drängten sich nicht mehr auf als das Kapital an einer Säule. Das ganze Gebäude war innen und außen mit den ausgezeichnetsten Skulpturen geschmückt, ausgeführt von verschiedenen Künstlern unter Phidias' Leitung. Die architektonischen Glieder des Oberbaues waren bemalt, man findet jetzt noch Spuren davon. Die Statuen

und die Reliefs waren ebenfalls bemalt; die Waffen und die Bügel der Pferde bestanden aus Metall, die Augen der Figuren aus eingelegten Steinen.

Von den Bildwerken des Parthenons das berühmteste war die große Statue der Jungfrau-Göttin von Phidias' eigner Hand — der bewaffneten, aber nicht der kämpfenden Jungfrau, wie die Athena Promachos; sondern der glorreichen Siegerin. Sie stand in dem östlichen oder dem Hauptraum des Tempelhauses, auf einer Basis, auf welcher die Geburt und die Ausstattung der Pandora dargestellt war; und gehörte zu jener Klasse von Bildsäulen, die Phidias erfunden haben soll und welche die Griechen Chryselephantinen nannten: für die unbekleideten Teile war Elfenbein verwandt, Kleidung und Schmuck bestand aus gediegenem Gold, etwa wie bei Wachsfiguren die unbekleideten Teile aus Wachs geformt, die Kleider wirkliche Stoffe sind. Bis zu Phidias' Zeiten waren kolossale Statuen, wenn nicht aus Bronze, sogenannte Akrolithen, das heißt, nur Gesicht, Hände und Füße bestanden aus Marmor, der Rumpf dagegen war aus Holz, was durch eine wirkliche Draperie verdeckt ward. Phidias nun setzte an die Stelle des Marmors das kostbarere und schönere Elfenbein und an Stelle der Draperie das Gold; natürlich nahm er nur Platten von Elfenbein, die er über einen hölzernen oder steinernen Kern legte. Die Augen der Athena bestanden aus einer elfenbeinähnlichen Art Marmor und waren vielleicht bemalt. Unsere Statue stellte die Gottheit stehend dar, bekleidet mit einer Tunika, die bis zu den Knöcheln reichte. In der linken Hand hielt sie den Speer, den sie auf die heilige Burgschlange, den Erichthionios, setzte und dessen Schuh eine Sphinx von Bronze bildete; in der rechten Hand eine an zwei Meter hohe Viktoria. Sie war gepanzert mit der Ägis, deren Franzen goldene Schlangen bildeten und in deren Mitte ein goldenes Medusenhaupt blühte; auf dem Haupte hatte sie den Helm, der Helmkamm war eine Sphinx, an jeder Seite ein goldener Greif; ihr Schild lehnte auf dem Boden neben ihr, auf seiner Innenseite sah man in erhabener Arbeit den Kampf der Giganten gegen die Götter, auf der Außenseite eine Schlacht der Amazonen und der Athener. Unter den letzteren hatte sich Phidias (ähnlich wie das Raffael auf der „Schule von Athen“ gethan) nebst dem Perikles selber angebracht, was man ihm als Gottlosigkeit anslegte. Alles war künstlerisch ausgemüht, selbst an den Rändern der Sandalen, die 4 Daktyli = 8 Zentimeter breit waren, konnte man die Schlacht zwischen den Lapithen und Kentauern eingraviert erkennen. Die Höhe der Statue betrug, die Basis eingeschlossen, an zwölf Meter; das Gewicht des Goldes, welches etwa eine Linie stark auflag und beliebig abgenommen werden konnte, 44 Talente = 1152 Kilogramm = 207 460 Mark. Dieses Gold raubte Naxos, der Tyrann (296 v. Chr.); bereits vor ihm (400 v. Chr.) hatte Philargos das Medusenhaupt gestohlen; es ward durch ein elfenbeinernes ersetzt, welches Pausanias sah. Phidias selbst reinigte sich von dem Verdacht, Gold unterschlagen zu haben, durch die Probe. Übrigens verwandte die Verwaltung große Sorgfalt darauf, die Statue gut zu erhalten; wegen der Trockenheit der Luft wurde sie fleißig besprengt.

Unter den äußeren Bildwerken stehen die gewaltigen Gruppen, welche die Tympana oder die dreieckigen Giebel selber füllten, obenan; in dem östlichen war die Geburt der Athena aus dem Haupte des Zeus, im westlichen der Streit zwischen Athena und Poseidon um Attika dargestellt. Auf den (92) Metopen, den Feldern zwischen den Balkenköpfen im Fries, sah man Hochreliefs, welche die Thaten der Göttin und der attischen Helden zum Gegenstande hatten — Kämpfe mit Kentauern, Giganten und Amazonen und Szenen aus der Eroberung Trojas. Der Fries über den Außenwänden des Tempelhauses enthielt auf allen vier Seiten eine fortlaufende Darstellung des Festzugs der Panathenäen in flachem Relief. Diese Skulpturen, welche im hohen Stile gearbeitet sind, befinden sich jetzt meist im Britischen Museum zu London, wohin sie auf folgendem Wege kamen.

Im VI. Jahrhundert war der Tempel in eine Kirche, die Jungfrau Athena in die Jungfrau Maria verwandelt worden; darauf (1456) kamen die Türken, sie besetzten die Akropolis, richteten in dem Erechtheion einen Harem ein und machten aus dem Parthenon eine Moschee. Die Griechen, resp. die Albanesen betrachteten die edlen Reste des Altertums mit stumper Gleichgültigkeit, die Türken mit Verachtung, doch blieben die Bauten im großen und ganzen unverfehrt: zwei Jahrtausende lang standen die Propyläen bis zum Giebel aufrecht, stand das Tempelchen der Ungeflügelten Nixe, stand der Parthenon — nur das Dach des letzteren drohte zu zerfallen, und es fehlten die Mittelfiguren des östlichen, drei Figuren des westlichen Giebelfeldes. So sah sie noch im Jahre 1674 der französische Gesandte zu Konstantinopel, der Marquis de Nointel, der die Parthenonskulpturen von dem Maler Jacques Carrey zeichnen ließ; so sahen sie im Jahre 1676 die Reisenden Jacques Spon und George Wheler, die beide ihre Reisebeschreibungen veröffentlichten. Aber im Jahre 1687 erfolgte die Katastrophe, und, merkwürdig genug, es wurde für die Akropolis verderblich, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben, daß sie wieder eine Burg mit türkischer Besatzung war. Damals belagerte der venezianische Feldherr Francesco Morosini, der sogenannte Peloponnesiaco, mit dem General Königsmark die Stadt. Infolge dessen ward der (1835 wieder aufgefundene und durch die Architekten Schaubert und Hansen wiederhergestellte) Tempel der Ungeflügten Nixe von den Türken zur Anlage einer Bastion vor den Propyläen abgebrochen und die östliche Kammer des Parthenons in ein Pulvermagazin verwandelt. Am 26. September 1687 fiel eine Bombe in den Parthenon, die aufgestaute Munition entzündete sich und die Explosion zerstörte zwei Drittel des Monuments. Die Mauern der östlichen Kammer samt allen ihren Säulen und die anstoßenden Säulen des Peristyls wurden niedergeworfen; die beiden Fronten und Teile der westlichen Kammer blieben stehen. Nach der Einnahme der Stadt wollte Morosini einige Statuen vom westlichen Giebelfeld, angeblich auch die Goldelfenbeinstatue der Athena, wegschaffen lassen, aber durch die Ungeschicklichkeit der Venezianer fielen sie beim Abnehmen herunter und zerbrachen. Dagegen gelang es Anfang dieses Jahrhunderts, als die Akropolis längst wieder türkische Festung war, dem Grafen von Elgin, einem Engländer, die meisten der noch vorhandenen Giebelskulpturen, die schönsten Metopentafeln und einen beträchtlichen Teil der Reliefs des Frieses vom Tempelhause abzunehmen und beiseite zu schaffen. Die Expedition dieser Elgin Marbles nach England erfolgte in 280 Kisten in den Jahren 1803 und 1812. Daß auch das Bauwerk durch diese Operation nichts gewann, läßt sich denken; am 5. Juni 1827 litt es abermals durch das türkische Bombardement. So überkam dem Königreich Griechenland und der modernen Hauptstadt Athen die alte Akropolis — zerstört, vernichtet und ausgeraubt; aber noch in ihren Trümmern bewundernswert und heilig, ein Wahrzeichen des klassischen Altertums, ein Wallfahrtsort für den gebildeten Teil der Menschheit, ein Fels und eine Burg der Weisheit und der Schönheit.

Um familiärentisch.

Kaiser Wilhelm und sein Urenkel.

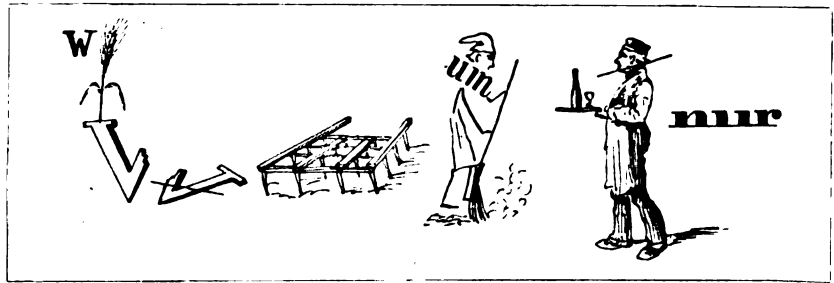
(Zu dem Bilde auf S. 504.)

Unser Bild ist ein historisches Genrebild in großem Stil. Vor einigen Wochen hatte sich eine große Menschenmenge vor dem Palais des Kaisers angesammelt. Die Prinzessin Wilhelm war mit ihrem ältesten Söhnchen beim Kaiser und die Herren hatten die Hoffnung, daß der Kaiser vielleicht während der Abfahrt ans Fenster treten würde. Und die Hoffnung erfüllte sich in überraschender Weise. Der Kaiser erschien am Fenster und neben ihm, von seinem Arm gehalten, sein Urenkel. Beide grüßten, jedes in seiner Weise, die ihnen Zujubelnden und verweilten eine Weile am Fenster.

Welch ein Anblick! Kaiser Wilhelm hat noch den Prinzen Heinrich, den Bruder des großen Friedrich, gekannt und seinem Urenkelchen wird, will es Gott, auch einmal die historische Langlebigkeit seines Geschlechtes zu teil werden. Welch eine historische Tradition bildet sich da, wie reicht da die Vergangenheit der Zukunft die Hand, zum Glück des Fürstenhauses wie seiner Unterthanen.

In unserer Spielecke.


Bilderrätsel.



1. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gefaßt. Es darf immer nur ein Stein (entweder ein Doppelfein oder ein anderer) gefest werden.

A und C spielen zusammen, ebenso B und D.

A fegt  aus. B paßt. C fegt an. D paßt. A fegt an. B paßt. C sperrt die Partie.

A und C gewinnen dadurch 138 Points. Die Summe der Augen, welche auf den noch nicht angelegten Steinen der vier Spieler gezählt werden.

C hatte auf seinen sechs Steinen 47 Augen. Welche sechs Steine hatte C? Welchen Stein hatte A angelegt?

2. Dreißilbige Scharade.

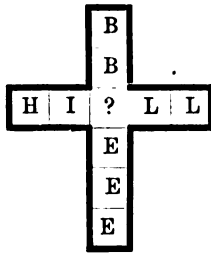
Bist in der Ersten du geborgen,
Dann muß ein anderer für dich sorgen,
Und fröhlich kommst du an das Ziel.

Doch willst du in ihr sorglos sitzen,
Versuch es nicht in Flor und Spizen,
Sonst treibt sie mit dir böses Spiel.

Dann mußt du dich wohl niederlegen,
Du kannst die Glieder nicht mehr regen!
Ja, sind die beiden letzten schlecht,

Vermehren sie noch deine Plagen,
Und mußt als Reichen an dir tragen
Des Ganzen legitimes Recht. Pf. J.

3. Kreuzrätsel.



Die Buchstaben der Figur sind so umzustellen, daß die senkrechte Reihe, von unten nach oben gelesen, einen deutschen Dichter, die wagerechte Reihe, von links nach rechts gelesen, eine Stadt in der Schweiz nennt. Ersetzt man das Fragezeichen durch den entsprechenden Buchstaben, so nennt die senkrechte Reihe einen deutschen Dichter, die wagerechte einen Schatz, losbarer als Gold und Edelstein.

4. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| A | A | A | A | A |
| A | E | E | I | I |
| I | I | I | I | L |
| L | L | N | N | S |
| S | S | S | S | S |

Die in die 25 Felder dieses Quadrats verteilten Buchstaben sind so zu ordnen, daß jede wagerechte Reihe der entsprechenden senkrechten gleich lautet.

Diese Wörter bezeichnen in anderer Reihenfolge: Einen bekannten Berg, einen Erbteil, eine durch eine Seeschlacht berühmte Insel, einen Fluß und ein bekanntes Gedicht.

5. Homonym.

Oft scharfe Haken in mir stecken,
Oft birgt in mir sich harter Stahl:
Hab' acht, wenn sie nach dir sich strecken!
Bariere, zuckt des Todes Strahl!

Auch dien' zum Schild ich zartem Leben;
Bewahre es in festem Schrein,
Wie Mauern eine Burg umgeben,
Und hüll' mein Herzblatt sorgsam ein.

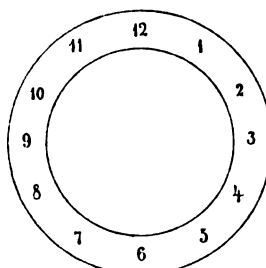
Und doch kann ich auch Herzen brechen —
Erpresse Thränen immer neu!
O selig, die in Hoffnung sprechen:
Auf Wiedersehn in Lieb' und Treu'!

Pf. J.

6. Königszug.

| | | | | | | | |
|-------|-------|-------|-------|-------|-------|------|------|
| und | le | in | der | platz | nach | ten | den |
| wohl | gut | schu | es | kunst | den | mit | al |
| ter | im | nicht | und | steht | so | te | im |
| va | land | nach | gunst | ber | stand | voll | staa |
| von | ge | ge | den | dem | nen | haus | dem |
| karl | dicht | rot | stand | nach | schul | frei | mit |
| der | und | he | hält | so | all | im | hal |
| wie's | gro | ser | kai | man's | soß | zeit | ten |

7. Kreisrätsel.



Ersetzt man die Zahlen des Kreises durch die entsprechenden Buchstaben, so ist:

1 2 3 4 eine Verwandte,

3 4 5 6 eine der Personen in Schillers

„Wallensteins Tod,“

5 6 7 8 9 ein großer Fluß,

7 8 9 10 eine Stadt in Deutschland,

9 10 11 ein Schiffsteil,

10 11 12 ein Fisch,

11 12 1 2 eine der Personen in Goethes

„Egmont“.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 31.

Bilderrätsel.

Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andere wird sich von selber machen.

Schachspielaufgabe.

1. T f 8 — d 8 1. K d 3 — c 4, — c 2, oder — e 3

2. La 4 n. b 5, T b 3
n. c 3 oder D g 4
— f 3 Matt

A.

1. . . . 1. S b 5 oder S d 4 zieht
2. T b 3 n. c 3 oder D g 4 — e 4 Matt.

1. Zweifilbige Scharade. Sprichwort.

2. Buchstabenrätsel. Schessel.

3. Silbenrätsel.

| | | | |
|--------|----------|----------|-----------|
| Arnica | Canino | Daniel | Jenier |
| Genius | Granicus | Hannibal | Junior |
| Janice | Linie | Manipel | Manila |
| Ninive | Bunter | Pinte | Plinius |
| Senior | Sumum | Spanien | Trinidad. |

4. Zweifilbige Scharade. Mundart.

5. Arithmetische Aufgabe.

Die beiden Zahlen 22 und 3.

6. Homonym. Zug.

7. Schlüssel zum Königszug.

| | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| | | | 27 | 25 | 24 | 22 | | | |
| | | | 28 | 26 | 23 | 21 | | | |
| | 31 | 30 | 29 | 68 | 67 | 20 | 19 | 18 | |
| | 33 | 32 | 71 | 66 | 69 | 64 | 17 | 16 | |
| | 34 | 35 | 72 | 70 | 65 | 63 | 14 | 15 | |
| | 36 | 37 | 74 | 73 | 62 | 61 | 12 | 13 | |
| | | | 38 | 75 | 60 | 11 | | | |
| | | | 76 | 39 | 10 | 59 | | | |
| 44 | 42 | 46 | 40 | 77 | 58 | 9 | 3 | 7 | 5 |
| 43 | 45 | 41 | 47 | 57 | 78 | 2 | 8 | 4 | 6 |
| 53 | 54 | 50 | 56 | 48 | 1 | 79 | 85 | 81 | 82 |
| 52 | 51 | 55 | 49 | | | 86 | 80 | 84 | 83 |

Auflösung des Königszugs.

Wie arm und kahl dehnt sich die öde Höhe
Kein Baum, kein Strauch, kein Palm so
weit ich sehe,

Doch wie ich sinnend über ihren Rücken
Hinab ins altergrauere Städtlein schreite
Und in Gedanken bald von dieser Seite
Bald von der andern mir ein Blümchen

Bring ich den lachend hellsten Blumenstrauch
Vom fargen Kaltgelände mit nach Haus.

Julius Bohmeyer.

Inhalt: Die Bräute von Moorstädt. Fortf. Erzählung von J. Steenhuisen. — Große Wäsche, kleine Wäsche. Nach dem Bilde von Hedwig Wexle geb. Großmann. — Der Börsenverein der deutschen Buchhändler. Von Rudolf Winkler. — Eine deutsche Mobilmachung in der guten alten Zeit. Von Paul Schwarz. — Die Guteindustrie. — Die Akropolis und der Parthenon. Von Rudolf Kleinpaul. Mit vier Illustrationen. — Am Familientisch: Kaiser Wilhelm und sein Urenkel. Zu dem Bilde. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unerlangt eingekannter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. S. Pantenius.

Verlag der Pabst-Expedition (Pabst & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Mai 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 33.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von J. Steenhufen.
(Fortsetzung.)

Der heißblütige Bauer war indes in den Stall gegangen, um die beiden prächtigen Pferde, die sein ganzer Stolz waren, hinauszuführen und anzuschirren. Er wollte noch einen Rest Klee hereinholen. Zu seiner Verwunderung gaben die Tiere kein Zeichen der Freude, wie sonst immer. Sie standen mit gesenkten Köpfen regungslos an der Krippe, und auch, als er sie berührte und ansprach, blieb es dasselbe. Selbst als er sie losgebunden hatte und fortführen wollte, standen sie wie Bildsäulen, nur hin und wieder leise zuckend. Als er ganz ratlos um sich schaute, bei sich erwägend, ob er die Peitsche brauchen solle, erblickte er plötzlich etwas, das ihn vom Scheitel bis zur Sohle durchfuhr wie ein Blitz. Er hatte ganz deutlich das höhnisch lachende Gesicht der berüchtigten Praatschen gesehen, wie es um die halboffene Stallthür herum vorsichtig hereinkugte, dann aber gleich wieder verschwand.

Jetzt mußte er Bescheid. Die Peitsche vom Ständer reißen, mit einem Satz die Thür erreichen und die vermeintliche Hege mit nerviger Hand packen, alles dies geschah, ehe man drei zählen konnte. Mutter und Sohn, die seine weithin schallende Stimme hörten, stürzten vor die Hausthür und sahen mit Schrecken, wie der Bauer, die erschrockene Alte mit der linken Hand packend und zu Boden drückend, die kurzgefaßte Peitsche mit dem schwerbeschlagenen Griff über sie schwang.

„Verfluchtes Weib! Entsamter Rader! Wo du nich gleich auf den Fleck meine Pferde wieder zurechtbringst... kein anderer als du hat sie behergt! — so schlag ich dich zu Grus und Mus, so wahr ich Peter Duhs heißen thu! Du weißt, daß ich nich mit mir fackeln laß!“

Die alte Praatsch, am ganzen Leibe zitternd, wand sich unter der Faust des kräftigen Mannes. Sie mußte, daß ihr niemand zu Hilfe kommen würde noch könnte. Die Dazwischen-

kunft von Frau und Sohn hätten den Bauer nur noch wüthen gemacht. Drum legte sie, wie man hier zu sagen pflegt, Hände und Füße zusammen und bat um Schonung, verschwor sich auch hoch und teuer, daß sie die Tiere wieder zurecht bringen wolle. So erlaubte er ihr denn aufzustehen, ließ sie aber nicht einen Augenblick aus den Augen und folgte ihr auf dem Fuße, als sie in den Stall zu den Pferden ging. Aber als er sich dem Ständer näherte, machte sie eine abwehrende Bewegung, die ihn veranlaßte, stehen zu bleiben und von dort aus ihr Treiben zu beobachten. Sie murmelte, bückte sich, strich und nestelte bald am Kopfe, bald am Hinterteil der Pferde und endete damit, ihnen den Rücken entlang zu streichen. Da regten sich endlich die Tiere! Sie richteten die Köpfe in die Höhe, schlugen mit den Schweifen und drehten sich nach ihrem Herrn um, indem sie einen Fuß nach dem andern hoben und dann stampfend niederlegten. Voll Freude eilte der Bauer zu ihnen hin, die Praatsch aber benutzte geschickt seine Bewegung, um ihm unter dem Arme durchzuschlüpfen. Wie der Wind war sie fort. Peter Duhs kümmerte sich nicht mehr um sie. Vergnügt führte er seine Braunen aus dem Stalle und spannte sie an den Wagen, die Hilfe des Sohnes stumm zurückweisend. Gerade als er im Begriff war wegzufahren, kreischte seine Frau entsetzt auf:

„Füer, Füer, Füer!“

Vater und Sohn schauten sich um; da schlug aus dem Giebeldach der Scheune eine prasselnde Feuer säule empor. Mit offenem Munde starrte der Bauer darauf hin, dann stürzte er besinnungslos zu Boden. Pferde und Wagen wurden über ihn weggegangen sein, wenn ihn nicht Krischan im rechten Moment noch erfasst und weggerissen hätte.

Als die erste Bestürzung vorüber war, machte man sich daran zu retten, was zu retten war. Die Kühe waren zum

Glück mit dem Jungvieh auf der Weide. Frau Duhs trieb mit Hilfe der Magd die Schweine und das Federvieh auf einen kleinen, eingeebten Weideplatz. Krißchan und der beim Anblick des Feuers schnell herbeigeeilte Knecht retteten, was ihnen das Wertvollste schien, vor allem die Betten. Den Ohnmächtigen und das Gespann hatte man weiter abseits in den Schatten gebracht. Da kam schon von Cäcilienhof die Spritze mit Leuten zum Helfen, und von der nahen Regel kam die Mamsell mit den Mägden — alles schien günstig; da erhob sich der Wind und trieb die Flamme auf Stall und Wohnhaus zu. Dazu kam, daß schon eine Weile Trockenheit geherrscht hatte. Das winzige Wasserloch gab nichts mehr her, der Weg nach Cäcilienlust war zwar nicht weit, aber obwohl die Leute im Schweiß ihres Angesichts hin und her eilten, obwohl Rittler alles aufs beste anordnete, die Flamme war doch schneller. Es war wenig Hoffnung, die Gebäude zu retten, als der Ruf erscholl:

„Da kommt de Träkamper Sprüttl!“

Aber die Spritze war immer noch ein gutes Stück entfernt, und zu gleicher Zeit erhob sich brausend ein heftiger Sturm. Im Nu stand alles in Flammen. Niemand getraute sich mehr in das brennende Haus. Mutlos und müde standen die Leute in Gruppen umher. An einen Baum gelehnt, dicht bei dem ohnmächtigen Vater, um den seine Mutter und die Mamsell beschäftigt waren, stand Krißchan mit niederhängenden Armen, ein Bild der Trostlosigkeit; neben ihm stand Marielen. Vergebens bemühte sich das weinende Mädchen ihn zu trösten, er schüttelte traurig den Kopf. Immer wilder wütete der Sturm und schürte die Flamme. Gerade als die Träkamper Spritze durch das Heß gefaßt kam, stürzte das letzte Gebälk zusammen.

„Ihr kommt zu spät!“ rief eine triumphierende Stimme, die das Geheul des Windes übertönte. Sie kam aus der Mitte des großen Haufens, wo die Knechte und Tagelöhner von Cäcilienlust zusammen standen. Erschrocken fuhren sie auseinander — die Heze war mitten unter ihnen! Wie sie so unbemerkt in ihren Kreis gekommen, war allen ein Rätsel. Sie benutzte den Augenblick des starren Schreckens und den Raum, den man ihr ließ. Indem sie die Gesichter um sich her mit einem lauernden Blicke streifte, griff sie in die große, sackartige Tasche an ihrer Seite und zog daraus einen Stein, den sie emporhob und dann mit vielsagender Miene neben sich auf den Boden fallen ließ. Im nächsten Moment sahen sie sie nicht mehr; sie war wie weggeblasen.

„Sie hat das Feuer angelegt!“ rief einer aus dem Haufen. Nach dem Rückzug der gefürchteten Heze war ihm der Mut zurückgekommen. „Warum haben wir sie nicht ins Feuer geschmissen? In den Brand mit die Hez! So'n Was muß brennen!“

Aber der alte Ruhhirt, der auf seine Art ein Philosoph war, hob den Stein auf und betrachtete ihn von allen Seiten: „Ja, ja,“ sagte er bedächtig; „das is ein Feuerstein. Krißchan hat Stein gesät und Feuer is rausgeschlagen. Das kommt davon!“

In diesem Augenblick näherte sich Wolfgang der Unglücksstätte. Rittler ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte herzlich:

„Es thut mir aufrichtig leid, Herr Nachbar, daß Sie zur Rettung der Gebäude zu spät kommen, obwohl ich glaube, es hätte auch das nichts geholfen. Sturm und Wassermangel sind auch für zwei Spritzen schwer zu besiegende Feinde.“

Wolfgang antwortete nicht gleich. Seine Augen schweiften mit einem traurigen Blick über die verschiedenen Gruppen hin, als die beiden Herren langsam nach der Brandstätte zgingen. Sie machten Halt an der Stelle, wo der Bauer noch immer bewußtlos im Grase lag. Man hatte ihm einen Pfuhl unter den Kopf geschoben und beriet eben, wie man ihn wohl am besten fortbringen könne. Wolfgang's Augen ruhten indes mit Teilnahme auf dem jungen Paare, und da er dicht bei ihnen stand, hörte er, wie Krißchan sagte:

„Er hat gesagt, du sollst nicht in unser Haus kommen,

eh sollst es abbrennen. Du hat er's so weit, und wir sind ebenso arm wie du bist, Marielen.“

Man hatte indes Anstalt getroffen, den Kranken nach Cäcilienlust zu schaffen; sie hatten Betten auf den Wagen gelegt, vor dem das schöne Gespann, so rechtzeitig aus dem Stalle gerettet, mutig den Boden stampfte. Als der Wagen mit dem Bauer fortfuhr, sagte Wolfgang:

„Die Leute sind nun wohl ganz ruiniert?“

„Ich denke nicht,“ erwiderte Rittler. „Das Vieh ist gerettet, das Getreide ist ja noch ganz auf dem Felde; nur das Heu ist verbrannt. Einiger Hausrat ist auch herausgeschafft worden.“

„Ich möchte gern etwas zur Aufnahme von Menschen und Vieh thun...“ meinte Waldheim.

„Das würde zu umständlich sein,“ entgegnete Rittler, „auch kommt es mir zuerst zu, ich bin der nächste Nachbar. Cäcilienlust ist ganz nahe, die Scheunen und Ställe fast leer. Zum Glück habe ich noch ein Stübchen zu ebener Erde für den Kranken, den doch seine Frau hauptsächlich pflegen muß. Der Knecht und die Magd sind auch besser in der Nähe des Viehs und der Felder. Wenn Sie aber den jungen Bauer aufnehmen wollten, würde es mir lieb sein; vielleicht findet sich noch ein Plätzchen bei Ihrem alten Haushofmeister.“

Zu all diesen Vorschlägen nickte Wolfgang beistimmend, obwohl etwas zerstreut, und sagte dann:

„Ich muß ein paar Worte mit meinem Martin sprechen. Bitte, warten Sie hier auf mich; ich habe Ihnen noch etwas zu sagen.“

Die beiden Spritzen arbeiteten indes tüchtig, um die Glut so viel als möglich zu löschen. Ein anderes Gefährt von Cäcilienlust holte die geretteten Sachen. Krißchan beteiligte sich dabei, aber in einer langsamen, mutlosen Weise, die traurig anzusehen war. Marielen war mit den anderen Mägden auf die Regel zurückgekehrt. Da sonach alles geordnet war, gingen Rittler und Waldheim ebenfalls heimwärts, und der letztere fragte:

„Warum hat der alte Mann nicht gewollt, daß die hübsche Dirne, die sein Sohn liebt, in sein Haus käme? Ist an dem Mädchen etwas auszusetzen?“

„Nicht das geringste; aber sie ist arm und das ist in den Augen dieser Leute ein unverzeihlicher Fehler. Der Alte ist immer ein Hartkopf gewesen, und wenn er gesagt hat, Marielen solle ihm nicht in das Haus, so kann er diesmal gründlich Wort halten, denn das Haus ist hin. Ich fürchte nur, sein Sinn wird jetzt erst recht nach einer reichen Schwiegertochter stehen, und er wird das arme Mädchen noch mehr verabscheuen als zuvor.“

„Sie ist nicht arm,“ sagte Wolfgang. Rittler blickte ihn erstaunt an.

„Zum wenigsten hat sie so viel, daß sie ihren Schwiegereltern die Gebäude wieder aufbauen kann.“

Jetzt verstand ihn Rittler. „Großmütiger Mann,“ sagte er, ihn gerührt anblickend. „Da werde ich wohl für eine Ausstattung sorgen müssen, damit ich mich nicht zu sehr vor Ihnen zu schämen brauche.“

Sie waren jetzt bis an den Quertweg gekommen, der nach Träkamp führte. Waldheim blieb stehen und sagte:

„Würden Sie wohl morgen unter all Ihren Sorgen und Geschäften ein halbes Stündchen für mich übrig haben? Ich möchte von . . . Familienangelegenheiten mit Ihnen reden.“

„Recht gern,“ erwiderte Rittler bereitwillig. „Von neun Uhr an stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

Sie schieden. Rittler ging rasch auf Cäcilienlust zu; Waldheim legte den Weg nach Träkamp langsam und in tiefes Nachdenken versunken zurück.

14. Feierabend.

Als Wolfgang zu Hause anlangte, fand er Calm schon mit den Zurüstungen zum Abendbrot beschäftigt. Er hatte eben ihn und die Wirtschaftlerin von der Aufnahme des Christian Duhs in Kenntnis gesetzt, als Leo vom Garten aus

hereintrat. Daß er fortgewesen war, sah man an seiner bestaubten Kleidung; wohin er aber gegangen war, mochte Wolfgang ihn nicht fragen. Es fiel ihm erst jetzt ein, daß er Leo bei dem Brande nicht gesehen hatte, was ihn wunder nahm. Leo war freilich immer unberechenbar.

Jetzt war übrigens der junge Mann in der heitersten Laune, bestand darauf, daß sie in voller Gemeinschaft soupierten, und gab demgemäß seine Befehle. Über die Begebenheiten des Nachmittags ging er kurz hinweg und wurde während des Mahles immer ausgelassener. Das alles berührte Wolfgang seltsam, doch freute er sich der ungewohnten Herzlichkeit des Bruders und suchte in den heiteren Ton einzustimmen. Es wollte ihm aber doch nicht recht gelingen.

Leo, sonst mäßig, sprach heute der Flasche seltenen Weines, die er hatte heraufbringen lassen, eifrig zu und nötigte auch den Bruder, mehrmals mit ihm anzustoßen. Dabei saß er selten still, und seine Augen, die noch immer denen Wolfgangs gern auswichen, hatten einen eigenen Glanz und zuweilen, wenn sie von unten heraufschauten, einen stechenden Blick. Einmal als Calm hinausgegangen war, um etwas Obst zum Dessert zu holen, rief Leo:

„Was der Alte wohl für ein Gesicht machen würde, wenn ich ihm die steife Halsbinde plötzlich abrisse und ihn selbst auf den Kopf stelle! Mich ärgert die alte Gravität mit der unzerstörbaren Gemessenheit manchmal zu sehr! O, es juckt mich in allen Fingern, ich muß heute noch einen dummen Streich ausführen.“ Wolfgang schob das alles auf die freudige Erregung des glücklichen Bräutigams. Er wunderte sich nur, daß Karoline mit keiner Silbe erwähnt wurde.

Endlich wurde es draußen zu kühl, obgleich sich der Wind ebenso schnell gelegt hatte, als er entstanden war. Die Brüder standen auf und gingen hinein. Wolfgang wollte, wie sonst immer, sich verabschieden, ehe er in sein Zimmer ging, aber Leo folgte ihm auf dem Fuße. Er hatte offenbar keine Lust, allein zu sein. Bisher hatte er diesen Raum gemieden, jetzt schaute er sich verwundert darin um. Es war eine einfache Bauernstube, als Bett diente eine sogenannte Koje, d. h. eine Wandbettstelle mit Schiebethüren, wie sie auf Schiffen üblich sind. An dem niedrigen Fenster mit kleinen, in Blei gefaßten Scheiben stand ein weißgeschmierter Tisch und ein hölzerner Stuhl; der große Ofen nebst der Ofenbank und ein einfaches Wandbrett mit notwendigen Utensilien vervollständigten das Gerät.

Leo äußerte sich nicht über diese fast anachoretische Einrichtung, die so vollständig im Gegensatz mit seiner eigenen glänzenden Umgebung stand, aber sie schien ihn zu ernüchtern: er wurde ernsthaft und vernünftig. Die Brüder setzten sich nieder und begannen ein Gespräch über das, was in der nächsten Zukunft geschehen sollte. Sie saßen eifrig plaudernd bis tief in die Nacht hinein. Der Vergangenheit wurde nicht mehr gedacht.

Um dieselbe Zeit, wo die beiden ein so fröhliches Mahl hielten, saß Rittler in seinem Zimmer, das auf den Hof hinausging. Er gab sich nach dem anstrengenden Tagewerk dem Genuß seiner Abendpfeife hin, der einzigen, die er rauchte. Er gewährte sie sich gleichsam als Lohn für die Tagesmühe. Da sah er Gertrud am Fenster vorübergehen und winkte ihr hereinzukommen.

„Peter Duhs ist endlich wieder zu sich gekommen,“ berichtete sie; „aber er ist wie dufelig, er weiß offenbar nicht, was mit ihm vorgegangen ist. Ich habe Frau Duhs und die anderen gebeten, ihn ja nicht durch Reden über den Brand aufzuregen.“

„Das war recht von dir,“ lobte Rittler, „diese Leute haben eine merkwürdige Art, ihren Kranken womöglich das Schlimmste zu sagen und halten das gar noch für einen Beweis ihrer Teilnahme. Wie geht es der Mutter?“

„Leidlich; Karoline badet ihr die Stirn mit kölnischem Wasser.“

„Wenn ihr nur der Schreck nicht ernstlich schadet; es war schlimm, daß sie es so plötzlich erfuhr. Ist der Doktor

schon bei dem Kranken gewesen? Ich hatte es in die Kiste sagen lassen.“

„Noch nicht, er hat sich heute noch nicht sehen lassen,“ erwiderte Gertrud. Sie stand auf und machte sich an den Blumenstöcken zu thun. „Den Verwalter habe ich aber gebeten, daß er ihn, sobald er kommt, zu dem Kranken führt und dir dann Bericht abstattet. Da kommt er über die Brücke geritten!“ rief sie gleich darauf und trat hastig vom Fenster zurück.

„Was ich sagen wollte,“ hub Rittler wieder an — er hatte mit seiner Pfeife zu thun und den Farbenwechsel auf dem Gesichte seiner Tochter nicht bemerkt — „dieser Herr Waldheim, Wolfgang meine ich, ist doch ein trefflicher Mann, der am Wohlthun echte Freude findet; ich habe ihn heute so recht kennen gelernt. Und das alles geschieht so natürlich, so einfach, als ob es sich von selbst verstünde. Das ist ja auch eigentlich so, aber vielen Menschen kommen solche Dinge vollkommen abhanden. Um so mehr wundere es mich, daß sich der jüngere Bruder so gar nicht bei dem Brande hat blicken lassen.“

„Er war indes hier im Hause; er war hergeeilt, um Karoline zu beruhigen.“

„Karoline?“ fragte Rittler verwundert, „was hat Karoline damit zu schaffen?“

Gertrud schloß die Lippen fest aufeinander. Sie hatte einen Augenblick vergessen, daß ihr Vater noch von nichts wußte, und sie wollte nicht die Verräterin sein, so drückend ihr dies Geheimnis dem offenen, arglosen Sinne des Vaters gegenüber auch war. Wie kam es nur, daß sie, die sonst nie ein Geheimnis gehabt hatte, jetzt alle Augenblicke in den Fall kam, etwas verbergen zu müssen? Sie antwortete mit etwas unsicherer Stimme:

„Er mag ihr wohl zuerst auf dem Wege nach der Koppel begegnet sein, als er nach dieser Richtung eilte. Die Wamsell hatte das Notizbuch auf dem Tische liegen lassen und Karoline wollte es ihr nachbringen... Da hat er sie zurückbegleitet und...“

„Und da kam er ganz von der Hauptsache ab und schwagte von allerhand Narretei, indes die armen Leute sich mit dem Feuer herumschlugen. Das sieht dem jungen Herrn ganz ähnlich. Das ist überhaupt eine leichte Fliege! Ich wünsche gar nicht, daß Karoline so viel mit ihm verkehrt; sie ist selber unbedacht genug, sie braucht nicht noch darin bestärkt zu werden.“

Jetzt hätte Rittler es seiner Tochter anmerken müssen, daß nicht alles in Ordnung war, wenn nicht gerade Anderßen, der Verwalter, vorübergegangen wäre. Dieser, ein blonder junger Mann, hatte seinem Herrn gegenüber immer etwas Verlegenes und Vinkisches. Auch jetzt stand er ihm mit sichtlichem Unbehagen Rede. Gertrud aber kam es sehr gelegen, daß sich ein Stück Franse von der Tischdecke losgelöst hatte. Als sich ihr Vater wieder umwandte, hatte sie sich darüber gemacht, es festzunähen; sie trug immer Nähuntensilien in der Tasche. Er setzte sich und brachte mit einigen raschen Zügen seine Pfeife wieder in Brand. Als er noch immer schwieg, sagte Gertrud:

„Der arme Anderßen sah ganz perplex aus. Unsere Leute sind in Aufruhr geraten über die Feuersbrunst, und sie haben auch die Geschichte mit den Pfltkamper Zwillingen wieder aufgefrischt.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Rittler.

„Wie? Du hast nichts davon gehört?“ fragte Gertrud erstaunt.

„Ich weiß, daß den Leuten im vorigen Herbst zwei muntere Knaben plötzlich gestorben sind, und habe die armen Eltern sehr bedauert. Aber wie kann dieser Todesfall die Leute jetzt in Aufregung bringen?“

„Nicht daß sie gestorben sind, sondern wie sie gestorben sind,“ erläuterte Gertrud. „Mir erzählte es Frau Duhs unter vielen Thränen, als ich sie im Herbst besuchte; sie war immer noch krank infolge des Schrecklichen, das sie erlebt hatte. Damals bat sie mich davon zu schweigen, sie scheute sich vor dem Gerede. Nach und nach hat sie es aber doch

wohl diesem und jenem vertraut. Die Ramsell erfuhr es von den Mägden auf der Regel."

"Nun, und wie war es damit?" fragte ihr Vater.

"Es war in der Morgenfrühe," erzählte Gertrud. "Die Kinder schliefen noch. — Da kommt ganz unerwartet die Praatsch zur Thür herein und verlangt zu trinken. Dieser Besuch war der Frau Duhs durchaus nicht angenehm, wie du dir denken kannst, aber doch hat sie gleich ihren Wunsch erfüllt, um sie nur recht bald wieder los zu werden. Sie schenkt ihr also eine Tasse Kaffee ein — den Kaffeekessel findet man bei Frau Duhs immer auf dem Feuer, er ist ihre schwache Seite — und sie gibt ihr auch noch einen Stuten dazu. Wie die Alte fertig ist, setzt sie die Tasse auf den Tisch und geht zum größten Schrecken der Mutter auf das Bett der Kinder zu. Ihre Angst war um so größer, weil sich die Kleinen im Schläfe, von dem Moment an, wo die Praatsch gekommen — das behauptet Frau Duhs entschieden — unruhig hin und her geworfen hatten. Die Praatsch streicht ihnen mit der runzeligen Hand über das Gesicht und fängt an zu reden, was für niedliche, schöne Kinder es wären. Dabei fahren ihre Augen in alle Ecken. Sie geht endlich fort, dreht sich aber noch ein paarmal um und sieht die geängstigte Frau mit einem tüdtschen, lauernden Blick an. Die Duhs will sogar gesehen haben, daß sie in sich hinein gelacht. Kaum ist sie fort, so verfallen die Kinder in Krämpfe und sind tot, ehe der nichtsahnende Vater zum Frühstück vom Felde hereinkommt. Natürlich glauben nicht nur die Eltern, sondern glaubt auch ganz Moorstädt, daß die Hege den Kindern etwas angethan und sie durch ihre Berührung oder durch ihren bösen Blick getötet habe."

"Dummes Zeug!" rief Mittler unwillig. "Es ist ein wahrer Jammer, daß unser Landvolk noch so abergläubisch ist. Ich erinnere mich jezt; es war Ende September und es gab ungewöhnlich viel Fallobst. Die Kinder haben unreifes Obst gegessen und davon böse Zufälle bekommen, die durch rechtzeitige Hilfe eines geschickten Arztes leicht hätten besiegt werden können. Statt dessen verlieren sie die kostbare Zeit mit Lamentieren darüber, daß die Kinder behext seien. Ich habe bei unseren Tagelöhnern mehrere Fälle erlebt, daß Kinder durch den Genuß unreifen Obstes beinahe gestorben wären, und bin ihnen mit einem Hausmittel zu Hilfe gekommen, bis der Arzt erschien."

"Das Benehmen der Alten war aber doch sonderbar und gibt zu denken," wandte Gertrud ein.

"O, das kann ich mir wohl erklären. Das alte Weib hatte Erfahrung genug, um zu sehen, daß die Kinder schon krank waren. Anstatt die Mutter zu warnen, benutzte sie die Gelegenheit, ihre Macht zu zeigen; die Leute sollten eben denken, daß sie durch Blick und Berührung Macht habe über Leben und Tod. Ihre Politik besteht darin, sich gefürchtet zu machen. Daß ihr niemand etwas zuliebe thut, weiß sie recht wohl. Sie müßte verhungern, aber sie versteht es, den Leuten durch den abergläubischen Schrecken, den sie ihnen einflößt, so viel abzugewinnen, daß sie besser und lechter lebt, als eines von ihnen. Du siehst das an Frau Duhs, die ihr Kaffee und Weißbrot vorsetzt, obwohl sie sie verabscheut. Sie ist aber doch ein gefährliches Element, die alte Praatsch, nicht sowohl durch das, was sie wirklich thut, als durch die Vorstellung, die sich das Volk über sie macht. Ich meinte es gut, als ich der alten Frau ein Obdach gab, aber fast reut es mich, dem Gebot der Menschenliebe und des Mitleids gefolgt zu sein."

"Du, Vater?" fragte Gertrud verwundert.

"Ja, Kind, das ist eine eigene Geschichte. Ich habe sie niemand erzählt, auch dir nicht, weil mir nicht ganz wohl dabei war."

Gertrud trat neugierig näher; der Vater zog sie neben sich auf das Sofa nieder und begann:

"Es mögen jezt zwei Jahre sein, da kaufte ich dem alten lahmen Suhr, der früher Zimter war und große Geschäfte machte, um ein billiges ein Stück Heibeland ab, das ganz draußen bei der Dreischoppel liegt. Damals hatte ich den

Gedanken, die Koppel damit zu vergrößern, oder falls es nicht verlohnnte, das Land urbar zu machen, in das Häuschen dort einen Zimter zu setzen, um den Bienenstand wieder in Ordnung zu bringen. Es fand sich aber so viel nötiges zu thun, daß eine geraume Zeit verging, ehe ich nur wieder an den Heibefeld und das Bienenhäuschen dachte. Endlich — es war Spätherbst und schon sehr rauh — machte ich mich doch einmal auf, um mein Terrain eingehend zu besichtigen. Es ist eine sehr öde, trübselige Gegend, wie der ganze Strich im Westen von uns, und ich mußte mich mit dem Pferde förmlich durcharbeiten. Dabei kam ich denn an der berüchtigten Gull vorbei. Das ist auch so ein Stück Heibentum mitten in Christenlanden! Endlich gelangte ich zu einer Partie verkrüppelter Bäume, hinter denen das Häuschen auftauchte. Wie verwundert war ich, als ich Rauch aus dem Schornstein steigen sah. Sollten sich da Zigeuner oder Kesselflicker eingenistet haben? dachte ich. Ich stieg ab, band mein Pferd an einen Baum und ging vorsichtig um das Haus herum. Sieh da! Allerlei Spuren, daß man sich häuslich darin eingerichtet hatte. Auf der Schwelle sonnte sich ein pechschwarzer Kater, nicht weit davon ein ebenso schwarzer Hund. Beide schienen mir wohlgenährt und rührten sich nicht aus ihrer behaglichen Stellung an der von der Sonne beschienenen Hauswand; sie blinzelten mich nur träge an. Da war ein großer Eimer, auf einem Reifighaufen ein paar Lumpen zum Trocknen zc. Ich ging um die Ecke herum — da hockte die Praatsch und grub Kartoffeln aus einem Erdbhaufen aus. Kein Zweifel mehr; sie hatte sich hier, mir nichts, dir nichts angesiedelt. Als sie mich sah, war sie sehr erschrocken und guckte mich ängstlich an. 'So, Frau Praatsch,' sagte ich. 'Sie hat hier Quartier genommen, ohne den Hauswirt zu fragen. Was meint Sie wohl, wenn ich Sie hinauswerfen lasse?'

"Sie möchte merken, daß durch Furcht auf mich nicht einzuwirken war; so legte sie sich denn aufs Witten. 'Mein lieber Herr!' sagte sie, und sie sah wirklich recht elend aus. 'Lassen Sie ne arme, alte Kretur hier en bißchen Schutz vors Wetter finden. Ich rungenier Sie nit nich.'

"Ich bedachte, daß der Winter vor der Thür war und das arme Geschöpf erfrieren müßte, wenn ich mein Recht brauchen wollte. 'Praatschen,' sagte ich, 'Sie mag hier wohnen bleiben; aber das sag' ich Ihr, drei Schritt vom Leibe! Seht Sie mir einen Fuß auf meinen Hof, so ist es mit unserer Freundschaft aus, und ich schide Ihr den Prachervogt über den Hals!'

"Damit bestieg ich mein Pferd und ritt heim. Ich dachte, es sei schon etwas gewonnen, wenn ich mein eigenes Gefinde vor ihrem Wahrsagen und Kartenschlagen schützte... Nun..."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Erzähler. Auf ein kräftiges: "Herein!" öffnete sich die Thür, und der Verwalter trat ein.

15. Unheimliche Mächte.

"Nun, Anderssen, was bringen Sie für Nachricht?" fragte Mittler, den unruhigen Ausdruck in den Zügen des jungen Mannes gewahrend.

"Keine guten, leider," erwiderte Anderssen, "der Herr Doktor sagt, daß der alte Duhs einen Schlaganfall gehabt hat und das Gehirn dabei Schaden gelitten habe. Er meint, der Bauer könnte wohl wieder körperlich kräftig werden, aber im Kopfe würde er schwach bleiben. Viel besser als es jezt damit ist, würde es später wohl auch nicht sein."

"Lieber Gott, das dauert mich im Grund der Seele," sagte Mittler bestürzt. "Ein so rüstiger Mann und in seinen besten Jahren! Ja, ja, ich fürchtete schon, daß er sehr krank sein könnte, aber ich hoffte doch, es werde vorübergehen. Freilich, die starke Hitze, die heftige Gemütserschütterung vorher und dazu der Schreck bei dem Anblick des Feuers! Ich höre, der Alte habe sich in einem Streit mit seinem Sohne sehr aufgeregt. Das ist ein großes Unglück für die armen Leute. Ein Glück nur, daß der Christian Duhs brav ist, und daß er arbeiten kann und mag."

(Fortsetzung folgt.)

Der Engel der Alaska.

Eine Reiseerinnerung von Anton von Perfall.

Zum drittenmale schon ertönte die Glocke — das letzte Zeichen —. Stürmische Umarmungen, herzliche Händedrücke, Thränen, hier mit Mühe zurückgedrängt, dort unaufhaltsam strömend, und der Knäuel von Menschen, die mit Paketen, Koffern, Blumen bepackt sind, auf dem Deck der „Alaska“ löst sich, der eine Teil eilt über die schmale

Landungsbrücke dem Ufer zu, der andere drängt sich auf dem Deck in verschiedene

Gruppen zusammen. Die Brücke wird aufgezo-

gen, zischend windet die Maschine den mächtigen Anker an Bord. Ein Pfiff ertönt von der Kommando-

brücke, eine tiefschwarze Rauchwolke stößt kerzengerade aus dem Kamine empor, und zum erstenmale heben sich die glänzenden Kolben der Maschine, um zwölf Tage nicht mehr stille zu stehen.

Die rote Flagge fliegt, mit Hurra begrüßt, wie ein Vogel auf die Spitze des Hauptmastes, und der Roloß setzt sich schwerfällig in Bewegung.

„John, leb wohl, Gott schütze dich!“ ruft ein junges Weib und ein blonder Soldat streckt seine Arme nach dem Schiffe aus. „Leb wohl, Mary“ tönt's vom Fockmast herab, den ein Matrose eben bestiegen. Vornehme Damen brücken duftende Spizentücher vor die Gesichter, Männer machen sich beim Gepäc zu schaffen und fahren verstohlen über die nassen Augen.

Drüben am Zwischendeck drängen sich in buntem Durcheinander Männer, Frauen, Kinder. Die ungarische Bunda, der Tiroler Loden, das französische Käppi, die Badener Bluse bewegen sich zwischen aufgehäuften Bündeln, Betten,

zerrissenen Schachteln, Trübelkram aller Art. Sogar ein Kanarienvögelchen hüpfte ahnungslos zwitschernd in seinem zerdrückten Häuschen, an dem Blechschüsseln, Kasserolle hängen. Wie bei einem Brande, im Schmerz um das verlorne Heim, in der Angst das Bedeutungsloseste gerettet wird, so auch hier, wo ja auch die heimatlichen Hütten auflodern hinter den Auswanderern, und das Abschiedsweh oft grimmig durch das Herz schneidet. —

Armlich gekleidete Frauen, alte und junge, hocken von Kindern umgeben, stumpf, wohl von langen Reisen ermüdet, auf den Gepäcstücken, und an weiß durch die farblosen Gewänder schimmernden Brüsten ruht der Säugling.

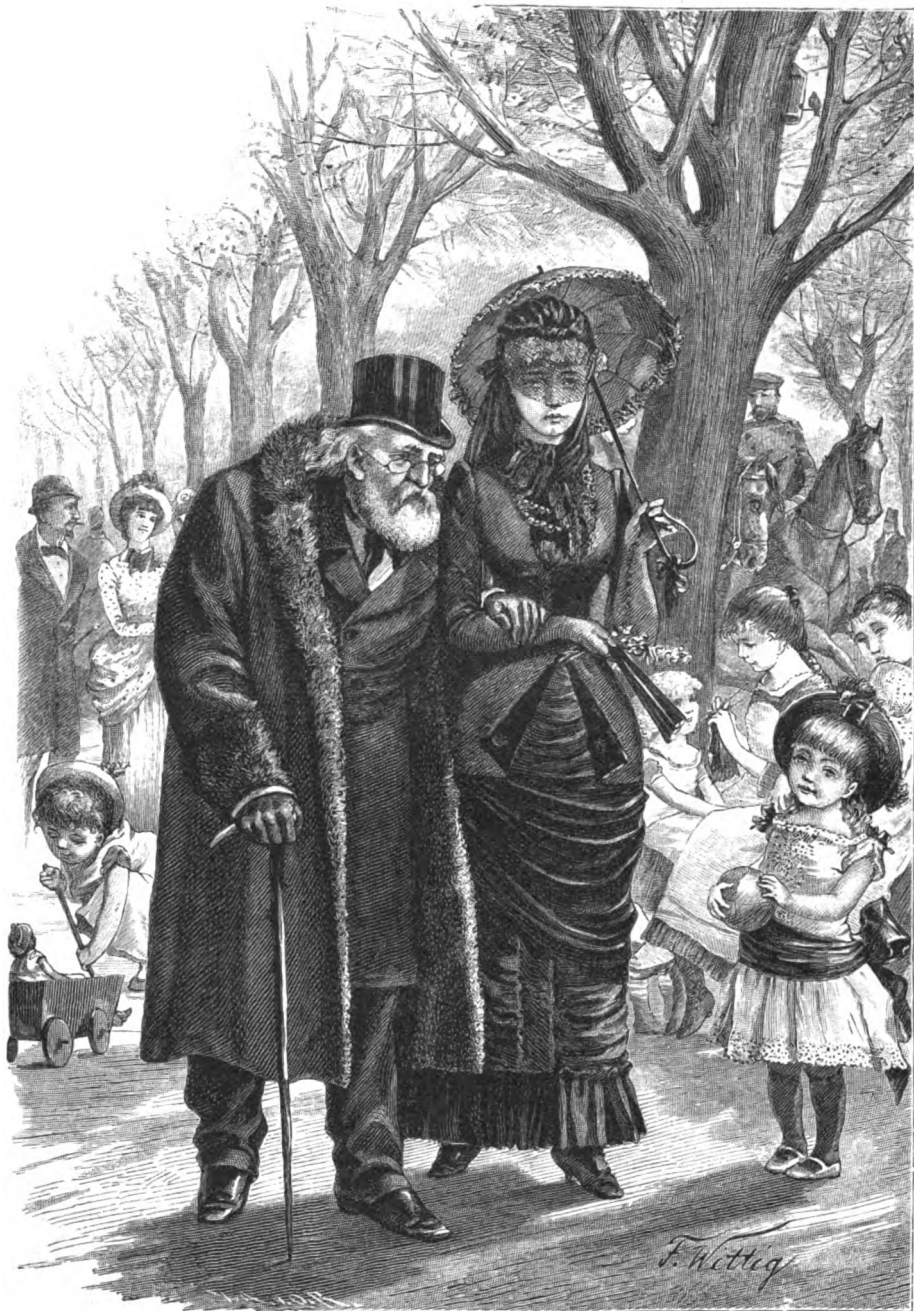
Männer aller Lebensalter, vom hoffnungsvollen Jüngling, der von jenseitigen Schätzen träumt, bis zum zitternden Greis, den weiß Gott was hinwegtreibt vom heimatlichen Grabe, stehen schweigend, lachend, rauchend und spuckend durcheinander.

Wieder ein Strom Blutes wird hinübergeleitet aus den Adern des alten Europa, und das Blut ist doch ein ganz besonderer Saft. — Der Dampfer ist jetzt in seinem Fahrwasser und schneidet pfeilschnell durch die smaragdene schäumende Flut.

Bald erscheint der Menschenknäuel am Kai von Liverpool nur noch als eine dunkle Masse, und die noch immer wehenden Tücher sind von den auf den Wogen schaukelnden Möwen nicht mehr zu unterscheiden.

Erst jetzt, nachdem das drückende Gefühl des Abschieds, das bisher auf jedem, auch auf dem Unbeteiligten gelastet hat, vorüber und das Getriebe, der Lärm der Abfahrt verhallt ist, hat man Zeit sich in seiner neuen Behausung umzusehen.

Man eilt in seine Kojen, die uns jetzt noch so sauber und



Erster Frühling. Originalzeichnung von F. Wittig.

freundlich entgegenlächelt, als sollten wir hier nur Stunden der Ruhe genießen. Nur das ominöse Blechgefäß neben dem schmalen Bette mahnt den Erfahrenen an schlimme Stunden aus der Vergangenheit, den Neuling an noch unbekannte sagenhafte Schrecken.

Alles ist beschäftigt, sich möglichst wohnlich einzurichten. Im goldstropfenden Speisesaal häufen sich Berge von Blumen, Bouqueten, Körben, Hufeisen, Kissen, Kunstwerken englischer Gärtnerei, Gaben der Freundschaft, liebender Erinnerung, welche die Eigenschaft haben, gewöhnlich jene zu überdauern, und ihr starker Duft erfüllt den niederen Raum.

Alles ist sonntäglich gepuht, die roten Samtkanapees, die breiten Spiegel, die verschiedenartigen Gläser und Karaffen in schwankenden von der Decke herabhängenden Gestellen, und von den goldenen Brüsten der lächelnden Melusinen, die die Decke auf üppigen Armen tragen, gleiten die Sonnenstrahlen wie fruchtlos abgeschossene Pfeile ab.

Rastlos stampft die Maschine, rasselt die Schraube. Alles zerrt jetzt an den Nerven und der unvermeidliche Schiffsgeruch erzeugt eine unangenehme Schwere im Gehirn; doch noch lacht ja die Sonne fröhlich durch die offenen Luken, und das blaue Meer umfließt noch sanft anschwellend das Schiff. Die Herren lachen, die Damen lachen, die Stewards, der Kapitän, die Mannschaft, alles lacht, singt und pfeift und oben am blanken Deck weht eine herrliche Brise.

Die „Bell ringt,“ wie es im reizenden Deutschamerikanisch lautet, d. h. es ist zwölf Uhr und das erste Frühstück ist serviert. Jetzt erst erfahren wir, mit wem uns das Schicksal auf dieses Brett im Ozean geschmiedet. Die Gesellschaft ist bald vollzählig, zum ersten- und auch wohl zum letztenmale, denn morgen hat das Gespenst der Seekrankheit gewiß schon böse Läden gerissen. Die Kajüte ist schwach besetzt, es ist Oktober, schlechte Jahreszeit.

Zur Rechten des Kapitäns auf dem Ehrenplatz sitzt eine alte vornehme Dame. Schneeweiße Lösschen umrahmen ein freundliches Antlitz, dessen edle Linien das Alter nicht zerstören konnte, eines von jenen Matronengesichtern, aus denen reicher Lebenserfahrung entspringende Milde, mit Würde ertragenes Leid und ein reger Geist uns entgegenblicken und uns zur Ehrfurcht zwingen. Ihr gegenüber sitzt ein alter Herr mit rotem, scharfgezeichnetem Gesicht und weißem Haar, in peinlicher schwarzer Toilette und steifem Stehkragen, der ihm auch bei den abgemessensten Bewegungen erbarmungslos ins glattrasierte Gesicht sticht. Er hat die noble Ruhe in Erscheinung und Bewegung, die den den ersten Kreisen angehörigen Engländer kennzeichnet, und ist wohl der Mann der Dame. Ein bieder Herr, der, wohl weil er jetzt schon Schwindel fühlt, ein duzendmal mit der fleischigen diamantenbesetzten Hand über den nackten Schädel streicht, dann schwer aufatmend den Kopf öffnet und weitere Diamanten im Hemde blitzen läßt, ist seiner blitzenden Ausrüstung nach ein Amerikaner und zwar nicht erster Qualität. Dann folgt ein junger Mensch, ein echter Germane, blond, blauäugig, der wohl noch vor vierzehn Tagen in irgend einem Husaren- oder Dragonerregiment gestanden hat. Darauf lassen seine stramme Haltung, seine tadellose Toilette schließen. Ich glaube noch den Stallgeruch in der Nase zu haben. Einige reisende Kaufleute zeigen die bekannten Gesichter, weiter unten, fast verschwindend zwischen Flaschen und Gläsern, gewahrt man noch einige Damen, Herren und Kinder, an denen mir nichts weiter auffällt. Das war die Gesellschaft. Nur mir gerade gegenüber war noch ein Platz leer. Auf dem Koubert lag ein Zettelchen mit dem Namen des Passagiers; „Maggy Morson.“ Wäre sie mit den andern gekommen oder hätte sie mir schon gegenübergeessen, ich hätte vielleicht nicht gleich auf sie geachtet, aber gerade dieser leere Platz reizte meine Neugierde und beschäftigte meinen Geist unwillkürlich mit seiner Inhaberin. Plötzlich rief in der Koje gegenüber eine Papageienstimme: „Gogo is all right“ und ein helles Lachen antwortete ihm, so daß die ganze Tischgesellschaft sich nach der Kojenthüre umwandte. Sie öffnete sich und ein schlankes Mädchen mit vollen elastischen Formen und in ein-

facher geschmackvoller Reisetoylette trat heraus. Gogo saß auf ihrer Achsel und biß spielend in den blitzenden Diamant, der unter den feinen blonden Lösschen am zierlichen Ohr funkelte. Frohe Lebenslust lachte aus dem rosigen Gesicht, aus den mutwilligen blauen Augen; die Dame grüßte die Gesellschaft und setzte sich auf den leeren Platz, sie war Maggy Morson. Gogo hüpfte von der Achsel auf die Lehne des Stuhles und verfolgte von dort aus mit feinen klugen Augen jede Bewegung seiner Herrin.

Man war noch nicht miteinander bekannt, das Gespräch floß träge dahin, die Zuhörer wurden nur ausgestreckt und wie bei den Käfern bei jeder Berührung ängstlich wieder eingezogen. Es wurde über England gesprochen, über Deutschland und Italien, woher wohl die meisten zurückkehrten. Der dicke Amerikaner that den gewöhnlichen Spruch von den kleinen Verhältnissen in Europa und nahm den Mund voll, wenn er von Amerika sprach, sein Englisch schien aber von der grünen Insel zu stammen. Der junge Leutnant schnarrte hie und da in norddeutschem Jargon mir etwas zu von Berlin, von Pferden, von Jagden, die er mitmachen wollte. Er gab sich den Schein eines Vergnügungsreisenden. Der Engländer schwieg beharrlich, und die alte Dame unterhielt sich mit dem Kapitän. Ich war so ziemlich isoliert und hatte volle Muße, mich mit meinem Gegenüber zu beschäftigen. Miß Maggy aß mit echt englischem Appetit, und als sie mit sichtlichem Behagen ein rohes Beefsteak verzehrte, erschien sie mir mit ihren zierlichen Zähnen, hinter deren blendend weißen Reihen das rote Fleisch verschwand, wie ein naschhaftes Käzchen. Dann kam das Dessert. Sie knapperte eine Mandel nach der andern auf, und Gogo half redlich mit, indem er mit der Krallen zierlich die Frucht wegriß. Gogo gab mir auch Veranlassung, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Waren Sie kein Lehrmeister, Miß —?“ fragte ich.

„Gewiß, mein Herr,“ entgegnete sie, „er ist mein treuer Reisebegleiter, mein bester Freund. Nicht wahr, Gogo?“ und schmeichelnd rieb sie ihre rosigen Wangen an seinem grauen Kopfe.

„Ich brachte ihn selbst aus Brasilien mit vor mehreren Jahren, er ist die Seereise gewöhnt, wie ich.“

„Haben Sie also von der Seekrankheit nichts mehr zu befürchten?“

„Ein bißchen ja, während der ersten Tage, doch das geht bald vorüber. Man muß nur nicht daran denken, sich ein bißchen aufraffen.“ Dabei machte sie eine energische Bewegung mit dem Oberkörper. „Nun, diesmal gibt es wohl eine harte Probe für uns, denn der Oktober ist eine schlimme Zeit auf dem Meere und das Barometer steht schlecht. Sie werden doch nicht auch seekrank?“

„Bis jetzt bin ich es nie geworden, und es ist dieses doch schon meine vierte Reise.“

„Nun, dann müssen wir die Samariter machen,“ sagte sie lachend, „Sie übernehmen die männliche, ich die weibliche Abteilung. Ich ahne, daß Sie viele Patienten haben werden. Heute haben wir vielleicht noch Rasttag, morgen früh aber wird unsere Thätigkeit beginnen.“

Sie reichte Gogo den Finger, der mit den Flügeln schlagend sich darauf zurecht setzte, wie auf einem schwankenden Blütenzweig, und verließ grüßend den Tisch. Wieder ertönten aus der Koje ihre kosenbe Stimme und das Geschwätz des Papageis, wie Liebesgeflüster.

Nach dem Frühstück eilte alles auf Deck. Die Küste war schon längst verschwunden, so weit das Auge reichte, wälzten sich schwere bleigraue Wogen. Auch die Sonne war hinter einförmig grauem Gewölk verschwunden und ein rauher Wind legte über das Deck. Alle Freudigkeit der Natur war dahin, nur zwei Segelschiffe, die in der Ferne, weißen Türmen gleich, mit vollen Segeln auf und ab schwankten, mahnten an Leben, aber auch sie verschwanden bald am Horizont.

Americans wurden an vom Winde möglichst geschützten Plätzen zurechtgestellt, und die Damentwelt verschwand bald unter Schleier, Plaid und Pelz aller Art, aus denen nur hie

und da ein Nasenspißchen oder eine Hand sichtbar wurde, welche die Seiten eines Buches umblätterte. Miß Maggy eilte noch rüstig hin und her, sich kräftig anstemmend gegen den immer steifer werdenden Wind, der ihr blondes Paar zerzauste und ihre Wangen rötete. Wir Herren vertrieben uns den Nachmittag mit einer Whistpartie. Die Eintönigkeit des Schiffslebens hatte begonnen.

Es ging gegen sechs Uhr. Schon bligten ringsumher drohend weiße Wolkensäume auf, die See schwellte zusehends an und wälzte sich gegen die Breitseite des Schiffes, so daß es hin und her schaukelte. Die Matrosen reiften die wenigen ausgespannten Segel ein, die losgelassen erst klatschend im Winde flatterten wie unbändige Vögel und dann gefangen und festgebunden wurden. Offiziere und Mannschaft hüllten sich in gelbe Guttaperchamäntel und der Sturmhut wurde festgebunden, kurz man rüstete sich zum Kampfe mit den Elementen. Die Glocke läutete gerade zur Mahlzeit, die uns alle Lederbissen der raffiniertesten Lebewelt mitten im Ozean bieten sollte, da ging die erste Sturzwelle über Bord und das Schiff neigte sich ächzend tief zur Seite. Das war das Signal zur allgemeinen Flucht, zum Kampfe; wie kleine Teufelchen aus Schachteln springen, so kamen die Ladies aus ihren Hüllen hervor und flohen, alle Bagage im Stiche lassend, schreiend dem Ladyroom zu, dessen Thüren sich gegen das Deck öffneten. Es war, als ob das Gespenst der Seekrankheit von jener Sturzwelle auf das Schiff geschleudert worden wäre und jetzt mit seinem giftigen Hauch alles verpestete. Eine Gestalt nach der anderen sank mit wachsgelbem Gesicht auf die roten Sofas und vergebens läutete der Stewart zum dritten- und letztenmale zum Diner. Niemand erhob sich, es wurden nur mit matter Stimme Limonade, Drangen, Vikör und — Blechgefäße verlangt. Stöhnen, Weinen, ja noch Schlimmeres ertönt, und der Doktor eilt von Patient zu Patient mit gleichgültiger Miene, seine Machtlosigkeit wohl kennend. Auch die Herren haben ihre Zigarren und die Karten weggelegt, auch ihre Gesichter werden bleich, ihre Wiße verstummen. Einige verschwinden rasch nach unten, um noch bleicher und verstörter wieder aufzutauchen. Das erste entseßliche Opfer ist von ihnen gebracht. Auch ich fühlte mich unwohl und zögerte, die schwankende Treppe in den Speisesaal zu betreten. Der Dunst, der heraufstieg, nahm mir fast den Atem. Da tönte unten Miß Maggys silbernes Lachen, ich schämte mich und stieg hinab, indem ich für alle Eventualitäten mein Schnupftuch bereit hielt. Der riesige, reichgedeckte Tisch, mit seinen schneeweissen, künstlich aufgetragenen Servietten, sowie silbernen, von Früchten strotzenden Aufsätzen, seinen duftenden Blumen grinste mir verlassen entgegen. Einige Herren saßen weiter unten, aber jeder hatte den schweren Kopf in die Hände gestützt. Nur Maggy saß, mir vergnügt entgegenlachend, auf ihrem Plaze und ihre Wangen waren so frisch wie heute morgen. Gogo war auch dabei.

„Nun, jetzt schnell gegessen und dann ans Werk, mein Herr,“ rief sie, „das Spital ist fertig. Sie sind selbst nicht wohl? Ach was — Einbildung — essen Sie brav und alles ist vorbei!“

Ich schämte mich und aß tüchtig mit. Die Stewards wanden sich mit den gefüllten Schüsseln wie Schlangen über den schwankenden Boden, und Maggy konnte so herzlich lachen, wenn bei einem plötzlichen Stoß sämtliche Brote, Flaschen, Obst und Teller über den Tisch kollerten, daß ich mein Unwohlsein wirklich vergaß. Ihr frischer Anblick inmitten aller dieser zitronengelben Gesichter regte ordentlich den Appetit an.

Unterdessen war das Unwetter ernstlich losgebrochen. Furchtbar rasselte die Schraube, ächzte das Schiff, alles was nicht niet- und nagelfest war, wurde hin und her geschleudert. Woge auf Woge schlug klatschend über Bord, die Luken, die Thüren wurden verschlossen, eine unerträgliche Hitze herrschte im Schiffsraum. Vom Ladyroom, aus allen Kojen erscholl Frauengejammer, Kindergeschrei, alle die entseßlichen Laute der Seekrankheit wurden vernehmbar. Als ich hinaufgeklettert war, bot sich mir der traurige Anblick eines Schlachtfeldes dar:

in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, in sich zusammengekrümmt, oder lang ausgestreckt, saßen und lagen Herren und Damen in derangierter Toilette, sich mühsam an irgend etwas festhaltend, um nicht gegen die Wände geschleudert zu werden. Auf dem Boden rollten Bücher, Drangen, Gläser polternd hin und her, und die in ihren Ringen tolle Sprünge machenden Lampen warfen flüchtige grelle Lichter auf die leichenhaften, verzerrten Gesichter. Draußen brüllte die See, klapperte der Wind im Takelwerk und die einbrechende Finsternis vermehrte die Schrecken — es war wie ein böser Traum!

Jetzt kam Maggy die Treppe herauf. Sie trug verschiedene Flaschen und mit ihr kam die Stewardess, mit Limonade, frischen Früchten, Vikör. Mit schnellem Blick überblickte Maggy ihr Arbeitsfeld; der einen Dame hielt sie ein kräftiges Riechsalz unter die Nase, während sie sie mit herzlichen Worten aufmunterte, die andere nötigte sie in energischer Weise, Bouillon zu sich zu nehmen. Dann hielt sie einem von fürchterlichen Brechanfällen gepeinigten Mädchen den Kopf in beiden Händen und wuschte der von der seekranken Mutter verlassenen Kleinen die Thränen aus den Augen. Dabei erzählte sie von früheren Seereisen. Das sei ja gar kein Sturm, nur etwas hohe See. Das sei dann und dann ganz anders gewesen. Damit beruhigte sie die ängstlichen Gemüter nicht wenig. Sie erzählte auch schnurrige Geschichten und lachte selbst so herzlich darüber, daß auch auf den schmerzvollsten Gesichtern ein flüchtiges Lächeln erschien. Dann verschwand sie wieder und ihre befehlende Stimme ertönte unten: „Steward, bringen Sie Bouillon auf 6 und 8!“ Wie ein segensbringender Engel wallte sie unermüdet auf und ab, und ihre frischen Wangen glühten in dieser Umgebung, wie Rosen, die auf Leichenfeldern blühen. Dankende Blicke folgten ihr überall. Es war ein Vergnügen, ihr zuzusehen. Ich unterstützte sie, so gut ich konnte, brachte es aber nicht weiter, als zur Assistentin, sie war ja eben geboren zur Krankenpflege.

Die Nacht brach herein, und der Sturm nahm immer noch zu. Hin und wieder erschien wassertriefend und vernummt ein Offizier im Speisesaal, beobachtete die Instrumente, die dort hingen, und verließ, ohne auf die Kreuz- und Querfragen der Passagiere einzugehen, den Raum, oder es erscholl, den Lärm überlöhnend, ein schriller Pfiff von der Kommandobrücke, sonst war von der Mannschaft nichts zu sehen und zu hören. Ich suchte meine Kojе auf und versuchte zu schlafen, aber es war unmöglich. Ich war nicht imstande, mich im Bett zu halten; ich kehrte daher in den Speisesaal zurück, um bei den andern Unglücklichen, die gleiches Leid aus ihren Kojen getrieben hatte, in stummer Resignation diese Schauernacht zu durchwachen.

Ich hatte es mir, mich krampfhaft festhaltend, auf einem Sofa möglichst bequem gemacht. Es war schon Mitternacht vorüber, aber noch immer ertönte bald hier bald dort Miß Maggys Stimme. Wer war dieses Mädchen, das so einsam durch die Welt reiste? Sie war jung, schön, frei in ihrem Benehmen, und doch unnahbar. Und dann diese Energie, diese rührende Menschenliebe! In welcher Lebensschule hat sie das alles gelernt? Meine Gedanken weilten unwillkürlich bei ihr. Diese Stimme, die, unendlich lieblich, immer entfernter tönte, zauberte mir ihre freundliche Gestalt vor Augen, bis sie endlich ganz verstummte und die Gestalt in Dunst zerfloß — ich schlief ein. —

Ein heftiger Schmerz im Kopfe weckte mich. Ich lag am Boden, aber nicht auf der Seite, auf der ich mich hingelegt hatte, sondern auf der entgegengesetzten und ich war gegen eine Sofaede gestoßen. — Die alte Geschichte. — Noch tanzten die Lampen, ächzten die Menschen, rollte das Schiff, brüllte draußen die See. Der Dunst im Raume war unbeschreiblich, und dabei kein ruhiger Punkt rings umher. Das macht das Gehirn zuletzt krank und zerrüttet die Nerven. Ich stand auf und turnte, mich überall anhaltend, der Treppe zu.

Luft, frische Luft, um jeden Preis! Maggy war auch schon munter oder sie hatte wohl gar nicht geschlafen, denn ihre Augen waren matt und tiefliegend und auch die Röte ihrer Wangen war erblaßt. Sie wollte eben in die Kojе der

alten Engländerin, wohl um nach ihr zu sehen. „Nehmen Sie meinen Arm, Fräulein,“ bat ich, „wir brauchen beide frische Luft und Sie haben des Guten ohnehin schon genug gethan.“ Sie zögerte, folgte mir aber dann die Treppe hinauf. Ein Offizier stand oben am Barometer und klopfte wiederholt an ihm.

„Nun? Wird es besser?“

„Der Wind dreht sich nach Ost. Ja, das war eine schlimme Nacht.“

Er erlaubte uns auf das Deck zu gehen, was eigentlich bei solchem Wetter verboten ist. „Aber acht geben,“ sagte er, „halten Sie sich an diesem Eisengeländer fest und wagen Sie keinen Schritt vorwärts. Es könnte Ihr Tod sein.“

Es war nur mit Anstrengung möglich, die Thüre gegen den Wind zu öffnen, denn er hatte sich wirklich etwas gegen Ost gedreht. Es war vier Uhr und noch dunkel, doch konnte man schon zerrissene Wolken über das Firmament jagen sehen. Sie und da blitzte ein Stern und verschwand wieder, brüllend rollte die See gegen das Hinterteil des Schiffes, das zitternd sich hoch aufbäumte. Die schwarz aufsteigenden mächtigen Wogen mit ihren drohenden blühenden Kämmen glichen gierigen Meerungeheuern. Oben im Takelwerk brannte das Signallicht, und von seinem Schein getroffen glühte hie und da eine Woge in rotem Licht. Von Zeit zu Zeit ergossen sich Sprühregen kalt über uns. Maggy hielt sich fest an mich und sah mit Entzücken in das gewaltige Schauspiel. Der Sturm löste ihr goldenes Haar, daß es wild flatterte, aber der kalte Wind, ja sogar die frische Kälte, thaten uns unendlich wohl. Sprechen konnte man nicht, das Getöse war zu groß, man sah auch fast nichts, aber man fühlte so erhaben, so groß, ich möchte sagen so andächtig, wie in einem jener gewaltigen Dome in Deutschland, die den starren Nacken beugen. So standen wir, bis der Morgen heraufdämmerte. Die See ging jetzt nicht mehr so hoch, aber neues Unheil drohte. Plötzlich ertönte ein grauenhafter bestialischer Ton, als wenn ihn eines der Wogenungetüme ausgestoßen hätte. Es war das Nebelhorn. Maggy lachte, dachte aber gleich an die Angst, die bei dem unbekannten Ton unten entstehen mußte, und ließ es sich nicht nehmen, die Erschrecken aufzuklären. Es that das auch wirklich not, denn alles war aus den Kajüten geeilt, die Damen in gewagtem Negligee, die Herren halb angezogen. Die ganze Gesellschaft mit ihren bleichen, abgespannten Gesichtern und ihrer unordentlichen Kleidung machte den Eindruck einer von der Panik ergriffenen, vor einem unsichtbaren Feinde flüchtenden Truppe. Maggys Auseinandersetzung beruhigte alle. Von der Küche her wehte Kaffeegeruch, das Schwanken hatte bedeutend nachgelassen und man schöpfte wieder Hoffnung, wenn auch das Nebelhorn fort und fort uns mitten durch den Körper pfiß. Es wurde endlich auch Tag, ein trüber Tag. Alles war grau in grau und das Takelwerk verschwand fast im Nebel, der als feiner, nasser Staub herabfiel.

Beim Frühstück stopfte Maggy sich alle Taschen voll von Orangen, Mandeln, Früchten und forderte mich auf, das Gleiche zu thun und ihr dann zu folgen. Wir stiegen ins Zwischendeck hinab. Welch graufige Verheerung hatte die Nacht hier angerichtet und was mußten die Armen gelitten haben! Der enge, schmutzige Raum war erfüllt von menschlichem Elend. Es war ein wüstes Durcheinander von zertwühlten Betten, bleichen, in schmutzige Tücher gehüllten Frauengestalten, schreienden Kindern, stumpfsinnig sich herumtreibenden Männern. Es waren gerade keine freundlichen Blicke, die uns hier trafen, denn das Elend will sich nicht gern anstaunen lassen, aber Maggy fand gleich den richtigen Ton. Bald war sie umschwärmt von blonden und schwarzen Köpfen, in deren Augen noch Thränen glänzten. Das Mitgebrachte verschwand bald in den kleinen Händen, und als die Kinder lachten und sich freuten, da wich auch der unmutige Ausdruck aus den Gesichtern der Erwachsenen. Maggy erschien mir mit ihrem milden Lächeln, mit ihrer herzlichen Sprache in diesem finsternen Raume wie ein Friedensbote, abgesandt von dem Reiche der Besitzenden in das der Armut und des Elends, um endlich

den uralten, bitteren Streit dieser beiden beizulegen. Die Luft war in dem Raume, den rein zu erhalten man wohl nicht der Mühe wert fand, so verpestet, daß ich ihn, zu meiner Schande sei es gesagt, verlassen mußte.

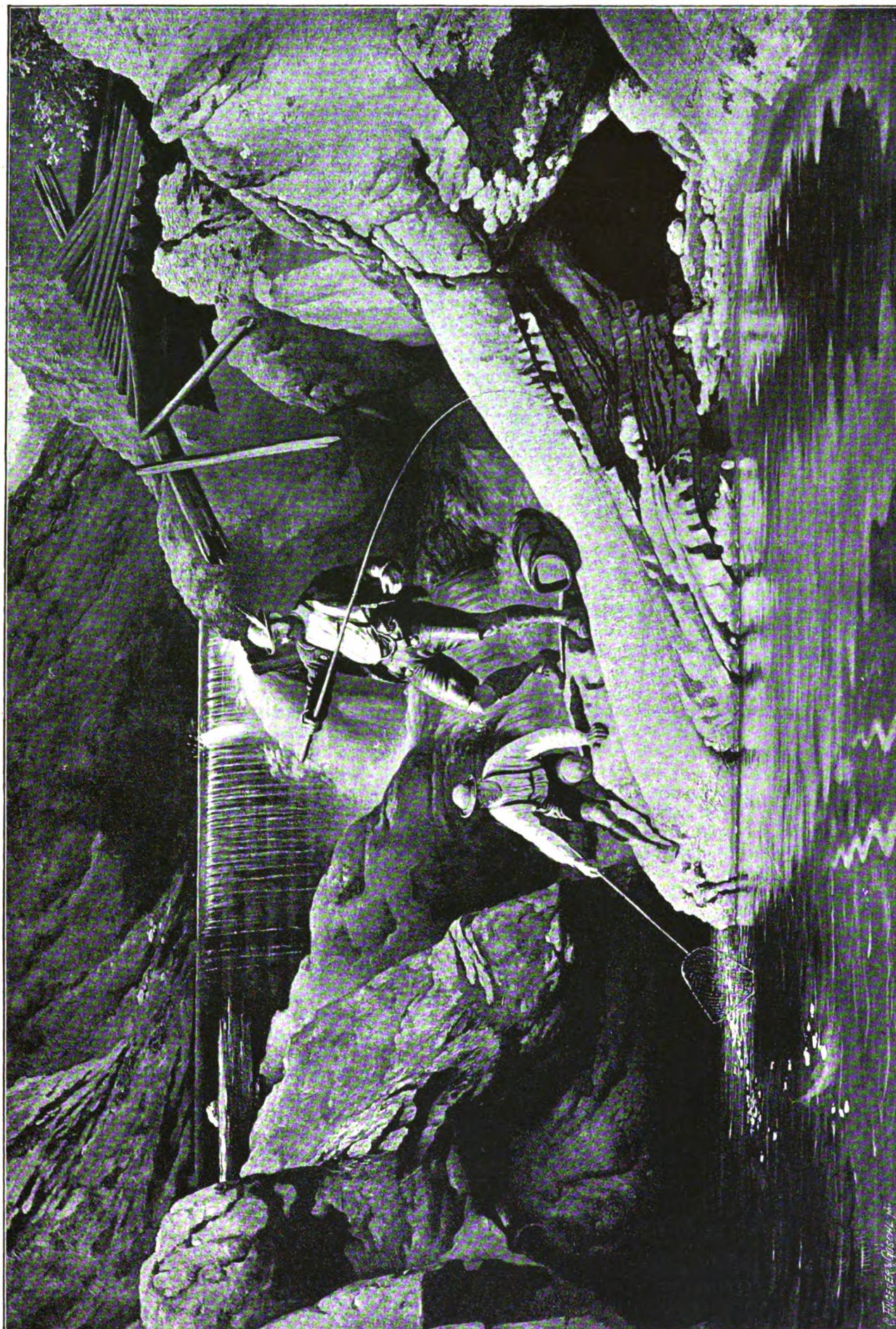
Von diesem Tage an verschwand Maggy täglich auf mehrere Stunden, und wenn man fragte, wo sie sei, hieß es „im Zwischendeck.“ Ein Kindlein erblickte dort das Licht der Welt und die Wöchnerin bedurfte der Pflege. Die ging noch vor die der Seekranken. Ich sah Maggy nur noch selten, aber sie war uns allen lieb geworden und sogar der steife, alte Engländer lächelte, wenn er mit ihr sprach.

Die Mannschaft verehrte sie geradezu. Diesen rauhen aber gutherzigen Männern, die gewohnt sind, Damen nur schwach, krank, hilfsbedürftig zu sehen, imponierte dieses entschlossene Wesen, das vor nichts zurückschreckte und das überall half, wo zu helfen war. Der Steuermann gab ihr den Namen „der Engel der Alaska,“ und alle fanden ihn zutreffend.

Es folgten herrliche Tage, an dem der tiefblaue Himmel so freundlich auf die sanft anschwellende See herabblitzte, daß man alles erduldeten Leid vergaß. Nun rief die Ziehharmonika zum Tanze, das bunte Völklein hinten im Zwischendeck drehte sich munter, liebte, lachte und schwagte im warmen Sonnenschein und alles war vergessen. Auch im Salon spielte Maggy einen flotten Walzer und das Diner schmeckte herrlich in der zehrenden Seeluft. Trotzdem jauchzten wir doch alle dem Lotsenboot entgegen, das endlich am elften Tage wie ein Seevogel daherschloß. Alles drängte sich an die Reelings, denn es war ja der erste Gruß aus der anderen Welt, und Maggy hatte es verstanden, die Spannung noch zu steigern, indem sie zum Besten der Armen im Zwischendeck eine Lotterie mit vierzig Nummern veranstaltete. Wer die Nummer des nahenden Lotsen hatte, sollte ein Spizentuch gewinnen. Die Lose waren natürlich reißend abgegangen und lieferten einen hübschen Ertrag. Der Spielteufel, der geheime Wunsch zu gewinnen, regte sich in jeder Brust. Alles drängte sich, mit dem Feldstecher bewaffnet, an die Reelings, jeder wollte seine Nummer lesen. Immer näher schoß das Boot — Nr. 8 war jetzt deutlich auf dem Segel zu lesen. „Wer hat Nr. 8?“ Das Spizentuch flatterte in den Händen Maggys. — „Wer hat Nr. 8?“ — Lange Pause — endlich meldete sich der Engländer. — Ich hatte es gleich geahnt, denn jeder andere hätte sich gleich gemeldet, das Spizentuch aus Maggys, unser aller Lieblings Hand zu empfangen.

Der Lotse kletterte wie eine Rake von seinem Boot aufs Deck und warf uns einen Pack New Yorker Zeitungen zum Raube hin. Mir gelang es nicht, eine zu erwischen, aber der Engländer hatte mit einem Griff drei unter dem Arme und verschwand bald hinter ihren in tropischer Üppigkeit sich entfaltenden Blättern. Am Abend war Abschiedsbowle, und ich ging mit schwerem Kopf zu Bett. Ich erwachte diesmal durch das plötzliche Verstummen des zehntägigen Lärms. Die Maschine stand still, ihr Gestampfe fehlte mir. Das Schiff lag vor Anker im New Yorker Hafen. Alles eilte mit seligen Gesichtern auf das Deck. Auf der einen Seite stand noch der Mond am Himmel, verbreitete ein mattgrünes Licht und spiegelte sich in der welligen Wasserfläche. Auf der anderen Seite lag purpurne Morgenröte über der in leisen Dunst gehüllten Stadt, die von Masten wie von einem Wall umgeben zu sein schien. In der Ferne spannte sich hoch über das Meer ein Bogen von blühenden Lichtern wie eine Himmelserscheinung — die Brooklyn Brücke. Noch war alles still, auch auf den Dampfern und Segelbooten neben uns, die im Dämmerlicht schwarz und riesengroß erschienen.

Mit den ersten Strahlen des Tagesgestirns, die New York wie von einer Aureole gekrönt erscheinen ließen, begann das tausendfältige Leben eines Welthafens. Auf dem Schiffe lief alles mit Köffern und Schachteln durcheinander, alle Kameradschaft war vergessen, man sah jedem die Freude an, davon zu kommen. Ein flüchtiger Händedruck und alles eilte auseinander über die Brücke dem Lande zu. Nur Maggy wurde von



Forellenfang im bayerischen Gebirge. Gemalt von Ferd. Meier-Wismar.

allen umdrängt, alle wollten ihr Adieu sagen. Sogar aus dem Zwischendeck kamen Frauen und Kinder und küßten ihrer Wohlthäterin die Hand. Nun kam die Reihe an mich. Wir hatten während der Reise eigentlich wenig mit einander verkehrt, denn sie war ja immer beschäftigt, und wir trafen uns fast nur bei Tisch, und doch fühlte ich, daß wir ein warmes Interesse aneinander nahmen, daß wir uns von allen hier Anwesenden am nächsten standen. Ich fühlte das doppelt in diesem Augenblick des Abschiedes, und auch sie reichte mir bewegt die kleine Hand. „Leben Sie wohl, Sir, d. h. auf Wiedersehen, ich bleibe vierzehn Tage in New York im Windsorhotel. Es wird mich freuen, wenn Sie mich besuchen. Vielleicht hören Sie auch von mir. Also auf Wiedersehen!“

„Vielleicht hören Sie auch von mir,“ das ging mir nicht aus dem Kopf. Sie hatte jede Anspielung auf den Zweck ihrer Reise die ganze Fahrt über energisch zurückgewiesen. Schauspielerin war sie nicht, denn diese Kunst drückt ihren unverkennbaren Stempel jedem Mädchengesicht auf, wie sollte ich aber sonst von einem Mädchen in dieser Riesenstadt hören? — Ich sah ihr sinnend nach, bis sie in der Menge am Ufer verschwand. Noch lange hörte ich Gogo kreischen, und ein Gefühl wie Heimweh überkam mich. Bald schlugen aber auch über mir die Wogen der Weltstadt Newyork zusammen.

(Schluß folgt.)

Im grünen Rod des Königs.

Von Fritz Klien.

So oft auch das Soldatenleben zum Gegenstand eingehender Schilderungen gemacht wird, das Thema ist unerschöpflich. Immer wieder findet sich etwas, was in weiteren Kreisen noch nicht bekannt und der mit der Armee innig verwachsenen Bevölkerung in hohem Grade interessant ist. Freut sich doch jeder, der gebient hat, wieder einmal einen Einblick in seinen früheren Wirkungskreis zu gewinnen. Wie schmunzelt so ein alter Herr, wenn er bei einer besonders zutreffenden Stelle ausrufen kann: „Ja, wahrhaftig, das ist doch noch ganz so wie zu meiner Zeit.“ Schlägt doch auch das Herz eines jeden Patrioten höher, wenn ihm aus den Erzählungen der frische schneidige Geist unserer Soldaten entgegenweht. Und ein frischer Geist herrscht auch in unserer Armee. Der Soldatenberuf unserer Tage mit seinen hohen Anforderungen bietet auch dem Bestbeanlagten genügenden Spielraum für die Bethätigung seiner Geistes- und Charakterkräfte und läßt Mißmut und Versumpfung gar nicht aufkommen.

Aber auch voll ergötzlicher Abwechslung ist das Soldatenleben für denjenigen, der in der ersten, strengen Außenwelt nicht den Kern, sondern nur die höchst notwendige Form des militärischen Wesens erkannt hat. Ganz besonders läßt sich das aber von unseren Jägern sagen, denn in dieser Truppe ist ein Element vorhanden, welches infolge seiner höheren Bildungsstufe und dadurch, daß es mit seinem eigentlichen Beruf in steter Fühlung bleibt, dem ganzen Dienst ein eigenartiges Gepräge gibt, wir meinen die Eleven der niederen Forstkarrriere, die königlichen oder sogenannten gelernten Jäger. Ein Volk, welches mit Leidenschaft dem edlen Weidwerk oblag, hat von jeher auch für kriegerisch gegolten und in der That hat der Beruf des Kriegers und des Jägers so viel Ähnlichkeiten und Berührungspunkte, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die jungen Forstleute meist eine Passion für den Soldatenberuf mitbringen, wie ihn die große Masse des übrigen Ersatzes von vornherein unmöglich haben kann. Zwar kommt es wohl zunächst den jungen Leuten sauer an, wenn sie als Rekruten in die Geheimnisse des langsamen Schritts und der Griffe eingeweiht werden, wenn sie anstatt mit der Flinte auf der Schulter am frühen Morgen durch das Revier zu streifen, in der dumpfigen Stube die Instruktion über Spindelordnung und Büchsenreinigung anhören müssen, und manchen von ihnen beschleicht wohl das Heimweh nach Gottes herr-

licher Schöpfung, dem Walde. Die Worte des instruirenden Oberjägers werden im Ohr des Träumenden zu leisem Ge-flüster; im Geist durchschreitet er wie sonst den Wald; dort auf der Dichtung blinken ihm die Fenster des stillen Forsthauses entgegen. Mit klopfendem Herzen kommt er näher. Horch! da schlagen Nero und Diana an, seine steten Begleiter auf seinen Gängen, und gleich darauf fahren sie aus dem Thortweg heraus auf ihn zu. Ihr wütendes Gefläch verwandelt sich in Töne der unbändigsten Freude, als sie ihn erkennen. Sie springen an ihm herauf, eilen alsdann in langen Sätzen dem Hause zu und kehren wieder um, um ihm von neuem ihre Freude über das Wiedersehen auszudrücken. Da erscheint auch der Herr Oberförster in der Thür, zum Ausgang gerüstet. Er beschattet das Auge mit der Hand und streckt sie gleich darauf mit freundlichem Lächeln dem Ankömmling entgegen. — „Ich glaube gar, der Mensch ist eingeschlafen,“ ertönt da plötzlich eine Stimme am Ohr des Träumers. In tödlichem Schreck fährt er empor und blickt in das zornige Gesicht seines Oberjägers.

Doch diese erste schlimme Zeit geht bald vorüber. Hat der gelernte Jäger erst die Büchse in die Hand bekommen, darf er erst auf dem Scheibenstand seine Schießfertigkeit beweisen oder gar, wenn im Frühling die Erde neu erwacht, hinausziehen in die schöne Gotteswelt, um sich als Patrouille mit derselben Schläuheit und Findigkeit an den Gegner heranzuschleichen wie einst an das Wild, dann findet er in seinem neuen Beruf Ersatz für den auf einige Zeit aufgegebenen alten und ist mit Leib und Seele Soldat.

Dem geliebten früheren Beruf soll er auch durchaus nicht entfremdet werden, nein im Gegenteil, es sind Anordnungen getroffen, daß er auch während seiner Dienstzeit in demselben vorwärts schreitet. In allen Bataillonen findet ein regelmäßiger, von Oberförstern und besonders dazu geeigneten Offizieren geleiteter Unterricht statt, welcher die gelernten Jäger in allen forstwissenschaftlichen und jagdlichen Gegenständen belehrt und fördert. Den theoretischen Auseinandersetzungen schließen sich dann im Frühjahr und im Sommer gemeinsame Ausflüge an, auf welchen das, was man gelernt hat, auch praktisch anzuwenden gelehrt wird.

Hat nun der königliche Jäger zwei Jahre den grünen Rod Sr. Majestät getragen, so naht im Sommer des dritten Jahrs ein für ihn höchwichtiges Ereignis, die Prüfung, die darüber entscheidet, welcher Klasse der gelernten Jäger er fortan angehören soll. Zunächst kommt die schriftliche Prüfung im Rechnen, deutschen Aufsatz und den verschiedenen forstwissenschaftlichen Gegenständen. In langen Reihen sitzen die jungen Soldaten da, emsig schreibend oder auch zum Teil verlegen an ihrem Federhalter kauend und mit ängstlichen Mienen den Moment erspähend, wo sie einen Blick auf die Schreibereien des Nebenmannes werfen können. Mancher von ihnen wünscht sich sicherlich, jetzt beim Exerzieren oder auf Wache zu sein. Nach Verlauf einiger Wochen folgt die mündliche Prüfung, welche ein bei weitem forstmännlicheres Gepräge hat, denn sie wird von einer aus dem Oberforstmeister der Provinz und zwei bis drei Forstmeistern und Oberförstern bestehenden Kommission abgehalten. Es sind dies für die zukünftigen Herren Förster ernste, aber für diejenigen, welche ihrer Sache sicher sind, auch anregende und freudvolle Tage. Wieder einmal auf kurze Zeit so recht im eigentlichen Lebensberuf sein und den Herren zeigen zu können, daß man auch als Soldat für den Forstdienst gelernt hat, ist doch ein schönes Ding. Auch für das Offiziercorps ist diese Jägerprüfung eine in jeder Beziehung angenehme und lehrreiche Abwechslung, und wem es der Dienst irgendwie erlaubt, wohnt derselben bei und bereichert sein Wissen in Bezug auf das, was auch seinem Herzen teuer ist, den Wald und die Jagd.

In einer schmutzen Garnitur, ein jeder auf der linken Brust eine deutlich lesbare Nummer, so sitzen die Prüflinge im Halbkreise vor den gestrengen Herren Examinatoren. An wen eine Frage gerichtet wird, der steht stink auf und gibt seine Antwort, und ist sie auch nicht immer richtig, eins

hat er als Soldat doch gelernt, kurz entschlossen, laut und bestimmt zu antworten. Ja, die jungen Leute haben sich in den zwei Jahren doch recht verändert! So mancher, an dem sein Oberförster stark zweifelte, daß aus ihm noch ein tüchtiger Forstmann werden würde, ist beim Militär unerbittlich zum Nachdenken, zur Pünktlichkeit angehalten worden und hat an Aussehen und sicherem Auftreten gewonnen. Forstmann und Soldat soll sich ja gegenseitig ergänzen. Die Armee erhält aus dem Forst ein gebildetes, vorzüglich brauchbares Element und die gelernten Jäger sollen bei dem Militär sich all' die Eigenschaften aneignen, welche sie befähigen, nicht allein gute Forst- und Weidmänner, sondern auch zuverlässige pflichtgetreue Beamte und energische Schützer des Waldes zu sein.

Am letzten Tage der Prüfung zieht alles in den Wald hinaus, wo sich die Kommission von den praktischen Kenntnissen überzeugen will. Dieser Tag gestaltet sich, besonders wenn das Wetter seine Gunst nicht versagt, zu einem wahren Fest. Schon am frühen Morgen marschieren die gelernten Jäger, durch einen Offizier geführt, in das bestimmte Revier. Bald nach auch zu Wagen die Kommission und das Offizierkorps, mit schmetternden Jagdsanfaren von der Musik empfangen. Die Prüfung beginnt und alles ist heiteren Muts. Wer bisher gut bestanden zu haben glaubt, geht mit der besten Hoffnung auch an diesen letzten Tag, wen aber in der Stube die Fragen verwirrt, der denkt in seinem Walde die Scharte wieder auszuweizen und zu beweisen, daß er doch wenigstens im Praktischen etwas versteht. Ein belebtes abwechslungsreiches Bild bietet sich nun dem Beschauer. In kleinen Partien, je von einem Mitglied der Kommission geführt, durchstreifen die Jäger den Wald. Wo sich etwas Interessantes bietet, wird Halt gemacht und das Fragen und Antworten beginnt. Die Kultur, Pflege und Verwertung des Waldes erfordern ja die mannigfaltigsten Kenntnisse. Hier müssen die jungen Leute pflanzen. Einer nach dem andern ergreift den Spaten, gräbt die erforderliche Grube, verschneidet die Wurzeln der jungen Pflanze, hält sie prüfend in die Öffnung, umgibt sie mit sorgender Hand mit weicher von Laub und Steinen befreiter Erde und ruht nicht eher, bis alle Bedingungen zu ihrem gedeihlichen Fortkommen erfüllt sind. An einer anderen Stelle gilt es ein Stück Wald kunstgerecht zu durchforsten. Die Jäger müssen angeben, welche Bäume sich besonders dazu eignen entfernt zu werden, damit den anderen Licht und Luft zu weiterem Wachstum verschafft werde. Wieder wo anders wird ein Baum gefällt und gefragt, wie derselbe seiner Beschaffenheit nach wohl am besten zu verwerten ist. Der Stamm muß vermessen und nach seinem Inhalt an Holz berechnet werden. Auch die Vogel- und Insektenwelt kommt an die Reihe und wird auf ihre Schädlichkeit oder Nützlichkeit für den Wald geprüft. Kurzum überall bietet sich für die Prüfenden Gelegenheit, sich zu überzeugen, ob die Jäger im grünen Revier Bescheid wissen, ob sie während ihrer Lehr- und Dienstzeit Augen und Ohren offen gehalten haben.

Nach einigen Stunden wird Pause gemacht und der ermüdete Körper erfrischt und gestärkt. Die Kommission und das Offizierkorps nehmen an schnell aufgeschlagenen Tischen ein frugales Frühstück ein, die Jäger strecken sich in das weiche Moos und auch für sie hat der Marktender Dinge, die einem Weidmannsmagen zusprechen. Die Sonne bricht durch das grüne Laub der Bäume und wirft ihre glänzenden Strahlen auf jugendliche fröhliche Gesichter. Die Musik spielt lustige Jägerweisen, und so recht aus vollem Herzen fallen die frischen Stimmen ein: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“ Die militärischen und die forstmännischen Vorgefetzten schauen mit Wohlgefallen auf das muntere Völkchen, an dessen Gedeihen und Werden sie ja ein gleiches Interesse haben. Einem Weidmann und Soldaten geziemt es sicherlich, dem Leben frisch und fest ins Auge zu schauen.

Hat man sich ordentlich ausgeruht, so wird das Examen fortgesetzt. Die Abteilungen gehen aus der Hand des einen Examinators in die des andern, und erst wenn jede einzelne in all' den verschiedenen Fächern das Maß ihres Könnens

gezeigt hat, wird Schluß gemacht. Die Herren von der Kommission werfen noch einen letzten prüfenden Blick auf die in ihren Büchern verzeichneten Nummern und stecken sie dann, nicht ohne ein Gefühl des Wohlbehagens, des Tages Last und Hitze hinter sich zu haben, fort.

Der Rest des Tages wird allseitig der Erholung gewidmet. Mitten im Walde liegt am murmelnden Bach die Waldmühle, ein allerliebstes lauschiges Plätzchen. Hier sind schon seit dem frühen Morgen viele Hände thätig gewesen, um ein kräftiges Weidmannsmahl herzustellen. Unter dem Schatten hochstämmiger Buchen sind die langen Tafeln aufgeschlagen, mit weißem Leinen belegt und mit Sorgfalt gedeckt. Die Suppe steht bereit, um sofort aufgetragen zu werden. Ein Wagen nach dem andern rollt heran, zuletzt kommt der Oberforstmeister mit dem Kommandeur, wiederum mit brausenden Jagdsanfaren empfangen. In heiterster Stimmung nimmt alles Platz und spricht mit Eifer den Speisen und Getränken zu. Der Aufenthalt im Walde hat Appetit gemacht. Die gelernten Jäger lagern sich, nachdem auch sie die Bedürfnisse des Magens befriedigt haben, zur Mittagsruhe oder durchstreifen in Gruppen, wie sie die Freundschaft oder der Zufall zusammenführt, den Wald, die Erlebnisse des soeben beendeten Examins besprechend. An den Tischen wird unterdessen dem Gefühl der Zusammengehörigkeit von Forst- und Jägerkorps Ausdruck gegeben. Nachdem des obersten Kriegs- und Jagdherrn in gebührender Ehrfurcht gedacht worden ist, erhebt sich der Kommandeur und preist in längerer Rede das Forstbeamtentum als die Quelle, aus welcher die Jägertruppe jedes Jahr von neuem frische Kraft schöpft, welche die Truppe vor allem zu besonderen Leistungen befähigt und ihr erst recht eigentlich das Gepräge einer Jägerwaffe verleiht. „Trinken wir, meine Herren Kameraden, so schließt er, auf die fernere ungetrübte Freundschaft der grünen Farbe im Walde und im Heer und geben wir dem Ausdruck, indem wir rufen: die hier anwesenden Vertreter des Forstbeamtentums, die Kommission — hep! hep! horrido!!!“ Donnernd braust der alte Jagdruf, begleitet vom Tusch der Musik, durch den stillen Wald. Gleich darauf ergreift der Oberforstmeister das Glas. „Die Quelle, die uns entspringt,“ so beginnt er, „sie fließt auch wieder zu uns zurück und befruchtet unsere Wälder. Eine junge noch ungefüge Kraft senden wir in das vaterländische Heer und sie kehrt zurück, gehoben und vermehrt, gestärkt an Pflichttreue und Entschluß, wohl geeignet, unsern herrlichen Wald zu pflegen und vor allen Dingen zu schützen. Darum gebührt den Jägerbataillonen unser Dank und mit Freuden erheben wir unsere Gläser und rufen: Es lebe die Armee, es leben unsere Jäger!“

In gehobener Stimmung und unter anregenden Gesprächen vergehen die Stunden im Fluge. Die frische, fröhliche Jagd bietet ja denen, die dafür begeistert sind, ein schier unerfüllbares Thema. Die gelernten Jäger scharen sich, ehe sie wieder in die Garnison rücken, um die Tische, und der Oberforstmeister benützt die Gelegenheit, um ihnen einige Worte des Abschiedes zu sagen. „Wir haben uns gefreut,“ sagt er, „bei der diesjährigen Prüfung gefunden zu haben, daß ihr wenig vergessen und viel gelernt habt. Fahrt so fort. Bleibt brave Soldaten, unerschütterlich in der Treue zu eurem Kaiser. Vergesst aber auch eure Heimat nicht, den Wald. Weidmannsheil! ihr Jäger!“ Ungeheurer Jubel folgt diesen kurzen, kräftigen Worten und ein donnerndes Hoch auf den Herrn Oberforstmeister und die Kommission ist die Antwort.

Wenn der Abend seine Schatten auf Wald und Flur legt, rüstet sich alles zur Heimfahrt. Die langgezogenen Töne des Hallali tönen durch den Wald. Stimmengewirr, laute Rufe und Peitschknall mischen sich mit dem Knirschen der Räder und dem Wiehern der Pferde. Dann liegt majestätische Ruhe über dem Walde. Die hier zu ernstem und fröhlichem Thun vereint waren, sie kehren zurück in ihren Wirkungskreis, um jeder an seinem Platz zu arbeiten und zu schaffen zum Besten des Vaterlandes.



Johann Rudolf Zumsteeg.

Deutsche Musiker.

I. Schillers musikalischer Jugendfreund.

Nur selten begegnet man in unseren Tagen noch dem Namen Johann Rudolf Zumsteeg auf den Konzertprogrammen. Das will einem aufrichtig leid thun, denn noch vor etlichen zwanzig Jahren geigten wir in unserem Dilettantenorchester mit großem Vergnügen die Ouvertüre zur „Geisterinsel,“ so einfach und knapp die Form gehalten war, so erfrischte uns doch dieses Konstrukt jedesmal durch den erfreulichen Zug, der hindurchging, durch den romantischen Hauch, der darin wehte. Auch die Männergesangsvereine haben damals noch gern und oft den lustigen Chor gesungen: „Wollen verschweben,“ der in seiner schönen Geschlossenheit und liedmäßigen Ausrundung stimmungsvoller anmutete, als so manches künstlich aufgestellte, anspruchsvoll daherrauschende, und doch an musikalischem Gehalt oft so unsäglich arme Männerchorlied, an welches unsere Vereine Zeit und Kraft unnütz verschwenden. In Familien, wo man am Sonntagnachmittag oder abend noch mit Pietät nach den alten, zierlich geschriebenen Notenbüchern greift, aus welchen unsere Großväter und Großmütter am Klaviere gesungen und gespielt haben, mag man zuweilen noch den einst so beliebten „Ritter Toggenburg“ zu hören bekommen. Waren wir junge Burschen auch boshaft genug, über die Thränen zu lächeln, die sich aus den Augen der emsig stridenden Tante stahlen, wenn's vom Klavier her klang: „Mitter, treue Schwesterliebe widmet Euch dies Herz,“ so ging uns doch das Herz auf bei den Klängen dieser anspruchslosen, gemüthreichen Musik, und jetzt, wenn uns diese Weise zufällig einmal aufstößt, blickt sie uns an wie ein lieber Gruß aus alter, schöner Zeit, wie ein Gruß aus dem Kindheitslande. Denn es ist mit den Melodien, wie mit den Blumenbüschen: sie führen Erinnerungsbilder aus längst vergangenen Zeiten, sie zaubern die sieben alten Gesichter wie mit einem Zauber Schlag vor die Seele.

Schon als der treue Jugendfreund und Studiengenosse Schillers verdiente Zumsteeg ein besseres Los, als nur in den Kompendien für Musikgeschichte oder im musikalischen Konversationslexikon fortzuleben. So oft wir, ursprünglich aus rein historischem Interesse, die Balladen und Lieder des biedersten, ehrlichen Meisters durchnahmen, konnten wir uns des Eindrucks nicht entschlagen, daß es sich wohl lohnen dürfte, aus der Fülle dessen, was er in den zweiundvierzig Jahren seines Lebens geschaffen hat, eine Auslese zu halten, weil es durchaus nicht lauter vertrocknete Blumen sind, die uns da aufstoßen, sondern darunter auch manche echte Blüte aufsteht, der heute noch der Zauber jugendlicher Frische anhaftet; wie liebreizend gerade in seiner Knappheit und innigen Melodik ist z. B. das nur aus sechs Takten bestehende Lied „Ach, die entzückenden Töne der Saiten,“ oder das nur achttaktige „Stern der Liebe,

bleich und trübe“ mit dem Taktwechsel im vierten und achten Takt! Allerdings, den tonreichen und farbenprächtigen Schöpfungen einer Zeit, die unter ihren Liebermeistern einen Schubert, Schumann, Franz und Brahms besitzt, können diese Gebilde einer viel anspruchsloseren und genügsameren Periode den Platz nicht streitig machen; aber gerade, weil unsere musikalische Gesellschaft durch die Überfülle der ihr gebotenen Klangeffekte nicht bloß verwöhnt, sondern teilweise auch schwerhörig geworden ist, dürften zuweilen solche Weisen aus alten Tagen uns daran erinnern, daß nicht alles Musik ist, was rauscht und braust, daß der zwingende Zauber der Schönheit doch schließlich in der ausdrucksvollen Melodik als der Seele der Harmonie liegt.

Übrigens war die Sonne, an deren Strahlen sich der brave Zumsteeg erwärmte, das Ideal, nach dem er sich bildete, kein geringeres als Mozart. Zumsteeg war der Erste einer, welcher dieser damals noch neuen Musik mit allen Kräften Bahn zu brechen gesucht hat — kein Wunder, daß es in seinen eigenen Sachen tüchtig nach Mozart klingt und die Sonne Mozart sich in ihnen vielfach widerspiegelt.

Johann Rudolf Zumsteeg war der Sohn eines herzoglich württembergischen Kammerlakaien und ist geboren am 10. Januar 1760 zu Sachsenflur im badischen Odenwald, wo der Vater als Pensionär lebte. Schon im zehnten Lebensjahre trat der Knabe in die von Herzog Karl von Württemberg gegründete — aus Schillers Jugendgeschichte jedem Leser wohlbekannte — Karlschule ein, zunächst um für die Bildhauerkunst ausgebildet zu werden. Da er besondere Lust und Begabung für Musik an den Tag legte, so willigte der Herzog ein, daß er sich zum Musiker ausbilde. Bekanntlich war Herzog Karl ein leidenschaftlicher Musikfreund; er hatte die Stuttgarter Oper, die schon sein Vorgänger, der aus Wilhelm Hauff's „Jub Süß“ bekannte Karl Alexander, zu hoher Pracht entwickelt hatte, auf eine Höhe gebracht, welche der Stuttgarter beziehungsweise Ludwigsburger Bühne einen europäischen Ruf verschaffte. Als Oberkapellmeister wirkte seit 1754 der gefeierte Nicolo Jomelli, der die Kunst der in hoher Blüte stehenden neapolitanischen Schule nach der schwäbischen Residenz verpflanzte. Am Geigerpult standen ein Pietro Martini, ein Lolli, den man bewundernd den „musikalischen Lustspringer“ nannte, ein Florian Deller. Unter den Sängerinnen glänzte längere Zeit Marianne Birker, die Gattin des Violinisten und Konzertmeisters Birker, die durch ihr tragisches Geschick wie durch ihre Kunst bekannt geworden ist. Wie Schubart wurde sie eines der klagenswerten Opfer der Willkür Herzog Karls, der sie ohne Angabe irgend eines Grundes und ohne jedes Verhör sieben lange Jahre auf Hohenasperg eingekerkert hielt, bis der Nachspruch der Kaiserin Maria Theresia ihn zwang, die Unglückliche freizulassen, welche aus Verzweiflung in Geisteserrückung gefallen war und nach ihrer Freilassung nur langsam genas († zu Heilbronn 1783).*)

Mit der bekannten Umkehr des Herzogs Karl hatte auch die Herrlichkeit der „verwelschten“ Oper ein Ende genommen. Jomelli und die höchstbezahlten unter den italienischen Künstlern mußten entlassen werden. Die zurückgebliebenen sollten nicht bloß einen Grundstock für die Kapelle bilden, sondern aus den Landeskindern eine Kapelle heransuchen, welche den Dienst billiger verrichten mußte, als die fremden Künstler. Unter den Lehrern ragten hervor neben Johann Georg Dießler, einem Schüler Josef Haydn's, die Italiener Boroni, Celestino und Poli. Dem letzteren wurde Zumsteeg als Schüler zugewiesen. 1781 trat derselbe als Violoncellist in die Hofkapelle ein und 1793 wurde er als herzoglicher Konzertmeister Polis Nachfolger am Dirigentenpult. Durch die glänzende Wirksamkeit Jomelli's war der Geschmack vollständig italienisiert worden. Zumsteeg war es, der mit der Energie der Begeisterung den Mozart'schen Werken Bahn brach. Freilich, nur kurz war sein Wirken: schon 1802 am 27. Januar starb er, zweiundvierzig Jahre alt. Von acht Opern, die er komponiert hat („Die Geisterinsel,“ „Das Pflaumenfest,“ „Jasoor,“ „Elbondolani oder der Kalif von Bagdad,“ „Das tartarische Geleß,“ „Reneau und Armitte,“ „Tamira,“ „Der Schuß von Gänsewitz,“ Musik zu Schillers „Räuber,“ konnte sich nur eine, die „Geisterinsel“ eine Zeitlang behaupten. Seine Musik ermangelt der schöpferischen Kraft des Genies: dagegen verrät er überall ein wohlgeschultes Verständnis für die Poesie: in der Anschmiegung der Musik an die Wendungen des Textes ist er der Vorläufer der Romantiker geworden. In der Musikgeschichte nimmt er eine bedeutsame Stellung ein durch seine Balladen, unter welchen außer dem „Ritter Toggenburg“ die bekanntesten „Leonore,“ „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain,“ „Die Wüstenbe,“ „Die Entführung“ sind. Zumsteeg sucht dabei die Musik dem Gang der Handlung melodramatisch anzupassen, ohne die Einheit des Ganzen zu zerstören, welche durch die Wiederkehr der Hauptmelodie gewahrt erscheint. Freilich ist seine Musik mehr dekorativer Natur: sie ist nicht unmittelbar aus Geist und Stimmung des Gedichts herausgewachsen, es ist Musik zum Gedicht, nicht die musikalische Umbildung, das musikalische Gegenbild des Gedichts. Gleichwohl darf er auf dem Gebiet der Ballade als der Vorgänger uners größten Balladenkomponisten, Karl Löwe's, bezeichnet werden.

H. Köstlin.

*) Otfried Nylus hat sie in dem Roman „die Irre von Eschenau“ gesehert.



Gute Freundschaft. Gemalt von August Siebert.

Der Mithraskultus in Deutschland.

Von C. Ziegler.

Etwa sieben Kilometer südöstlich von Hanau am rechten Ufer des Mains da, wo dieser, nachdem er die dem Speffart entspringende Rahl aufgenommen, aus seiner nördlichen Richtung in eine westliche übergegangen ist, liegt heute das Dorf Großtrozenburg.

Genau auf derselben Stelle erhob sich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein größeres Pfahlgrabenkastell von hervorragender strategischer Wichtigkeit. Hatte nämlich von Miltenberg an der Main die Stelle der Limeslinie vertreten, so begann hier wieder der eigentliche Pfahlgraben, der sich zunächst nach Norden hinzog, um dann in einem Bogen die Wetterau, den vorgeschobenen Teil des ehemaligen Dekumatlandes, zu umschließen.

Es ist dem Leser bekannt, daß der rheinische Pfahlgraben (Limes Transrhenanus), dessen Vollendung in die Zeit der Kaiser Trajan und Hadrian fällt, den Zweck hatte, die römische Provinz Germanien gegen die immer wiederkehrenden Einfälle der germanischen Stämme, die sich mit ungezügelter Macht nach Westen drängten, sicherzustellen. Da über den wetterauischen Limes selbst in der Geschichtswelt eine staunenerregende Unklarheit und Verwirren herrschte, setzte sich der Hanauer Geschichtsverein die löbliche Aufgabe, endgültig das Dunkel zu lichten und durch Ausgrabungen den Lauf des Walles und die dahinter liegenden Kastele und Türme nachzuweisen. Beiläufig wollen wir erwähnen, daß diese Aufgabe jetzt glänzend gelöst ist.

Bei den Ausgrabungen in der Umgebung von Großtrozenburg, die der dortige Lehrer Herr Schaaf leitete, stieß man nun plötzlich auf eine große, wohl dreißig Zentner schwere, steinerne Platte, auf deren nach unten gerichteter Seite einige große Figuren unschwer zu erkennen waren. Nachdem die Platte vollständig aus der Erde herausgenommen und der ganze Raum vorsichtig vom Schutte, der sich von dem ursprünglichen Boden überall deutlich abhob, befreit war, machte man die überraschende Entdeckung, daß man ein wohl erhaltenes Heiligtum des Gottes Mithras aufgefunden hatte, dessen Kultus sich einst über das ganze Römerreich verbreitete.

Die Grotte, künstlich hergestellt durch einen $1\frac{1}{2}$ Meter tiefen Einschnitt in den Leimboden, war ungefähr $2\frac{1}{2}$ Meter breit und 9 Meter lang. Im Hintergrunde hatte das Götterbild, die große Reliefplatte, aufrecht gestanden, in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Meter vor ihm zwei reichlich mit Skulpturen versehene Altäre aus römischem Sandstein, welche das eigentliche Heiligtum, dessen Fußboden um 30 Zentimeter erhöht war, nach vorn abschlossen. So bestand die Grotte gleichsam aus einem Heiligen und einem Allerheiligsten.

Bei der Zerstörung war die Platte nach vorn umgefallen und hatte die beiden Altäre zertrümmert. Doch waren die beiden Fundamentsteine liegen geblieben, so daß es leicht möglich war, die Altäre und das ganze Heiligtum zu rekonstruieren.

Der am besten erhaltene der Altäre trägt folgende Inschrift: Deo Soli Invicto Mythrae Jul. Macrinus immunis legionis VIII. augustae ex voto suscepto solvit L(aetus) L(ibens) M(erito), d. h. dem unbefiegten Sonnengott Mythras hat Jul. Macrinus, Veteran der achten Legion, der erhabenen, auf übernommenes Gelübde diesen Stein gesetzt.

Die Inschrift des zweiten, nicht so gut erhaltenen Altars ist ähnlichen Inhaltes.

Das Götterbild zeigt im Relief den jugendlichen Mithras, wie er auf einen Stier springt, dem er mit der Rechten das Schwert in die Seite stößt, während die Linke in seine Hüften faßt. Leider fehlt der aus der Platte frei hervorragende Kopf des Gottes und das Schweifende des Stieres, welches auf anderen Darstellungen in ein Ährenbüschel übergeht.

Was nun den fehlenden Kopf betrifft, so war dieser höchst wahrscheinlich mit einer phrygischen Mütze bedeckt, von wallendem Haare umgeben und blickte siegesfroh halb rückwärts nach oben.

Von dem in bogenförmigem Bausch nach hinten wallenden Mantel sind auf Brust und Schulter deutlich die Anfänge zu erkennen. Im übrigen ist der Gott mit einem enganliegenden Ärmelgewand, welches bis an die Kniee reicht und durch einen breiten Gürtel zusammengehalten wird, und mit Schuhen bedeckt, die bis an die Knöchel reichen.

An der rechten Seite des Stieres springt, den Gott unterstützend, ein Hund empor. Unter der Brust erblicken wir einen Löwen, der nach einem zweihenkeligen Gefäß schaut, und einen Skorpion.

Über den Hauptfiguren ruht auf zwei Pfeilern ein mit den Widern des Tierkreises geschmückter Halbkreis. Auf den Pfeilern selbst treten zwei fadeltragende Jünglingsgestalten in asiatischer Kleidung hervor. Der zur Rechten hebt seine Fadel zu dem Kopfe des Stieres, der zur Linken senkt die seinige gegen dessen Hinterbeine.

Oben in der Ecke rechts erblicken wir eine weibliche Figur, die Repräsentantin des Mondes; ihr entsprach jedenfalls in der linken, fehlenden Ecke das Bild der Sonne. Eben diese beiden Figuren zeigen auch die erwähnten Motivaltäre, d. h. der zur Rechten trägt das Bild des Mondes, der zur Linken das der Sonne.

Zum vollen Verständnis wird es nötig sein, hier einen kurzen Überblick über die Geschichte des Mithraskultus einzufügen.

Seine ursprüngliche Heimat ist in Persien zu suchen. Die in ihrer Grundrichtung dualistische Naturreligion der alten Iranier wurde von dem unter dem Namen Zoroaster bekannten Weisen, der nach der neuen Annahme im VII. Jahrhundert vor Christo lebte, mittels einer durchgreifenden Reformation des alten Glaubens veredelt und einer höheren ethischen Idee untergeordnet.

Er schied das ganze Weltall in zwei Reiche: das von dem Götterfürsten Ormuzd beherrschte Lichtreich, dem alles Gute, Reine und Heilige angehört, und das Reich der Finsternis, von Ahriman, dem „Urgesinnten“ gelenkt, der in die von Ormuzd gut geschaffene Welt eindrang und das Verderbliche, Unreine und Lasterhafte hervorbrachte. An der Spitze eines Heeres von Lichtgeistern kämpft nun Ormuzd gegen Ahriman, der mit seinen Dävas durch Kälte und Finsternis allem Lebenden Verderben droht.

Am Ende der Tage siegt das Lichtreich und erfüllt die ganze Welt. „Dann erhalten die Ormuzdbiener, deren Seelen nach dem Tode bei der Prüfung auf der Brücke Tschinbat ohne Flecken gefunden werden, einen verklärten, lichten Leib, der keinen Schatten wirft, und genießen am Throne der Lichtgotttheit eines ewigen Glückes in himmlischer Herrlichkeit.“

Diese religiösen Anschauungen werden nun zu Mächten, die das praktische Leben des Menschen beeinflussen. Der Ormuzdbiener darf sich nicht beschaulich von dem Kampfe des Bösen gegen das Gute zurückziehen, nicht durch Opfer und Demütigungen die bösen Geister versöhnen oder ihren Zorn brechen wollen, vielmehr ist es seine heilige Pflicht, teilzunehmen an dem Kampfe, den bösen Geistern mit allen Kräften entgegenzutreten. In der Natur bekämpft er sie durch Vernichtung der schädlichen Tiere Ahrimans und durch fleißigen Anbau nützlicher Früchte, in der eigenen Brust durch Beobachtung der „guten Gesetze.“

Im Laufe der Jahrhunderte wurde nun aus der ohne Zweifel rein geistigen Auffassung Zoroasters mehr und mehr wieder eine persönliche. In diesem System persönlich gebachter Götter nahm Mithras die erste Stelle unter den Lichtgeistern ein und trat zuletzt geradezu an die Stelle des Ormuzd.

Auf seinem mit vier schnellen, weißen Pferden bespannten Wagen fährt er als der unbefiegbare Sonnengott über den Bergen im Osten einher, um sich auf die schönen Gipfel mit den vergoldeten Spitzen niederzusetzen. Dann entweicht Finsternis und Kälte, die Saatkelder gedeihen, und die Herden empfangen Nahrung und Fruchtbarkeit.

Mit seinen Strahlen alles durchbringend, ist er gleichzeitig der Gott der Wahrheit, der alles weiß und erkennt.

Wahrhaftigkeit und Treue standen darum in hohem Ansehen bei den Persern, wie Herodot und Xenophon berichten. Das gegebene Wort, der Handschlag war heilig, Wahrhaftigkeit galt als die höchste Tugend, Lügen und Schuldenmachen als die größte Schande.

Mithras, der seine „ewige Keule“ beständig gegen Lüge, Kälte und Finsternis schwingt, wird zugleich der Schutzgott des königlichen Hauses, bei dem die Könige zu schwören pflegten. Zogen die Heere in den Kampf, so wurde vor ihnen her von sechs weißen Pferden ein leerer Wagen gefahren, damit ihn der Gott besteige und sein Volk zum Siege führe.

Bei seiner Wanderung nach Westen nahm der Mithraskultus viele fremde Elemente in sich auf.

Von besonderem Einfluß waren in dieser Beziehung die Magier in Medien und Babylonien. Sie schufen einen prunkvollen Kultus, führten zahlreiche Opfer ein und brachten auch ihre astrologischen Deutungskünste damit in Verbindung.

Die Griechen identifizierten Mithras gewöhnlich mit Helios, stellten ihn aber auch neben Zeus, Asklepios und Dionysios.

So war der Mithraskultus, als die Römer ihn kennen lernten, vielfach mit Elementen aus verschiedenen gleichzeitigen Religionskreisen vermischt. Er verbreitete sich mit großer Schnelligkeit über das ganze Reich bis zu den Ufern der Donau und des Rheines.

Besonders unter den Soldaten fand er viele Anhänger, weil sie in seinen Formen ein Abbild ihres eigenen Lebens erblickten.

Ferner war der religiöse Zustand der damaligen Heidenwelt der Verbreitung außerordentlich günstig.

Die Mehrzahl der Gebildeten hatte sich von den alten Göttern abgewandt und suchte in der Philosophie Trost und Frieden für die geängstigten Herzen. Außerlich machten zwar alle die religiösen Zeremonien mit, aber innerlich waren sie mit den alten Staatsgöttern zerfallen. Ein Cäsar, der als Oberpriester selbst kultische Handlungen zu leiten hatte, sprach im Senat offen seinen Unglauben aus.

Mit diesem ausgesprochenen Unglauben vereinigte sich nicht selten ein kindischer Aberglaube. Derselbe Cäsar stieg nie in den Wagen, ohne eine Zauberformel ausgesprochen zu haben, die ihn vor jedem Unfall schützen sollte. Und Augustus, der bei einem Gelage offen die Götter verspottet haben soll, fürchtete den ganzen Tag ein Unglück, wenn er morgens den linken Schuh an den rechten Fuß gezogen hatte.

Bei der großen Masse des Volkes, für die ja das Beispiel der höheren Stände immer maßgebend ist, hatten die alten Götter gleichfalls das Vertrauen verloren und verloren es täglich mehr. Nur traten hier nicht philosophische Überzeugungen an die Stelle des verlorenen Glaubens, sondern die alten Götter wurden, soweit nicht bei einzelnen Gleichgültigkeit gegen jeden Gottesdienst eintrat, mit neuen vertauscht.

So beginnt nun eine Zeit des Suchens und Sehns, des Forschens und Fragens, zumal auch die Philosophie den unruhigen Herzen wirklichen Trost nicht zu geben vermag. Man sucht nach neuen Göttern, die halten können, was man sich von den alten vergeblich versprochen hatte. „Je ferner hergeholt ein Gott, je älter, je geheimnisvoller und seltsamer sein Kultus, desto besser, desto größer die Hoffnung, es werde der rechte sein.“ Dabei geht die religiöse Strömung sichlich von Osten nach Westen; von Osten her erwartet die leuchtende Menschheit Hilfe; von Osten her sollte sie nach dem Ratsschluß Gottes auch kommen.

Unter dem Einflusse dieser immer allgemeiner werdenden Erlösungssehnsucht wurde eine ganze Anzahl von Fremdkulten in der abendländischen Heidenwelt verbreitet. Unter allen aber kam keiner der Sehnsucht der Herzen nach Erlösung, nach einem mit Bewußtsein und Glückseligkeit verbundenen Fortleben der Seele auch über die Pforten des Grabes hinaus so entgegen als der Mithraskultus; keiner war deshalb so verbreitet, aber auch keiner hat, so wie er, auf lange Zeit dem Christentum den Rang streitig zu machen gesucht.

Kommodus machte ihn außerdem durch eine Verfügung zum offiziellen Kultus des kaiserlichen Hauses.

Die Kirchenväter bekämpften darum diesen Kultus aufs heftigste, und gerade ihrer Polemik haben wir unsere Kenntnis von ihm zu verdanken.

Zur Zeit der Kirchenväter wurde der aus dem Felsen geborene siegreiche Sonnengott Mithras als der Führer der Seelen aus dem Dunkel des Erdenlebens in die himmlische Lichtwohnung in dunkeln Grotten verehrt. Fern von dem Geräusche und dem Prunk der Welt versammelten sich hier seine Verehrer, die sich um das Heiligtum zu fest organisierten Gemeinden zusammenschlossen, zu gemeinsamen Opfern und Festen.

Nach vielen schweren Prüfungen, deren Ernst schon ihr Name „Büchtigungen“ andeutet, erhielten sie hier die in acht (nach anderen: sieben) Stufen aufeinander folgenden Weißen und empfingen als „Mithraskrieger“ Schwert und Kranz zum Zeichen, daß Mithras selber ihre Krone sei.

Solcher Büchtigungen gab es achtzig: Fasten, Stehen und Liegen im Schnee und Eis bis auf einen Zeitraum von zwanzig Tagen, das Marterbett u. Sie waren so hart, daß viele ihr Leben darüber einbüßten, und dennoch meldeten sich immer neue Scharen zur Aufnahme und Einweihung in die Mysterien.

Zur Errichtung dunkler Grotten als Weihestätten führte wohl die Sage, daß Zoroaster in den Gebirgen Persiens eine blumige, quellenreiche Höhle zu Ehren des Mithras geweiht habe.

Um den Grottencharakter hervorzuheben, waren die Wände des Großtrofener Mithräums aus rohen Basaltsteinen hergestellt.

Vor demselben stand ein großes Gebäude, in welchem sich wohl die gewöhnlichen Verehrer des Gottes versammelten, während die „Wissenden“ in das Heiligtum selbst eintreten durften.

Was nun die Deutung des auf dem Stein dargestellten Vorgangs betrifft, so ist sie ohne gelehrten Apparat gar nicht möglich und unterbleibt darum besser.

Vermutlich wurde das Heiligtum im III. Jahrhundert von den anstürmenden Germanen gewaltsam zerstört, worauf die teilweise Verstümmelung des Bildes schließen läßt.

Doch neues Leben blüht aus den Ruinen. Auf den Trümmern der Römerstadt siedelten sich Germanen an, und der Name Krozenburg (früher: Kruziburg = Kreuzburg) läßt vermuten, daß hier schon frühe das Evangelium gepredigt wurde.

Sollte der geneigte Leser einmal nach dem freundlichen Städtchen Hanau kommen, so versäume er nicht, dem Museum des Geschichtsvereins, wo die Fundstücke aufbewahrt werden, einen Besuch abzustatten.

Am Familientisch.

Bei den Forellen.

(Zu dem Bilde auf S. 521.)

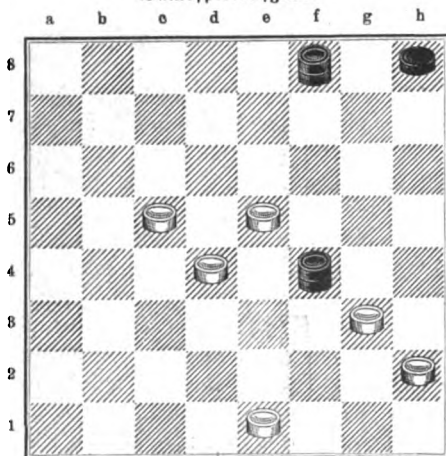
Dort, wo der eiskalte Gebirgsbach rauschend über und zwischen Gestein dahinschießt, haucht die Krone aller Flußfische, die Forelle. Wohl beherbergen auch die Gebirgsseen sehr ähnliche Fische, aber sie kommen an Wohlgeschmack der eigentlichen Bachforelle nicht gleich, und wer gute Dinge auf allen Gebieten zu schätzen weiß, der denkt, wenn ihn eine Reise in die Berge führt, außer an Luft, Landschaft und Leute auch an die Forelle, die den Wegemüden am Abend stärken wird.

Wenn der Fremdling aus der Ebene im bayerischen Forsthaus erwartet wird, muß Kaitel (Kajetan), der sachkundige Holzmeister an den Bach, um eine Prachforelle herbeizuschaffen. Für die Holztrift ist hier das Wasser durch eine Klause aufgestaut und fällt nun über den Gumpen — die Aushöhlung hinab. Hier ist des Försters Leib-G'häg, und nur bei besonderen Anlässen darf hier gefischt werden. Heute nun wirft Kaitel im G'häg die Angel aus, und gleich darauf hängt auch eine Staatsforelle an ihr. Aber die Gefahr, sie wieder zu verlieren, ist groß, denn das Terrain ist abschüssig und wie leicht kann der Fisch das schwache Zeug abreißen! Kaitel ruft daher einen Hirtenbuben, der seinem Treiben zusah, herbei und heißt ihn den Fisch mit dem Netz herausholen, während er ihn selbst vorsichtig heranzieht. Da hilft kein Zappeln und in kurzer Frist wird die Forelle dem Gastfreund „blau“ serviert werden.

In unserer Spielecke.

3. Königszug.

DameSpielanfrage.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Rätsel.

Magend steht ein Baum, zum Himmel hoch
strebet sein Wipfel,
Wurzelnd mit kräftigem Fuß tief in dem Grunde
der Zeit.
Doch aus der Tiefe empor klimmt an seinem
Stamm die Erinnerung,
Wie die Plane im Wald klettert am Eichstamm
hinan.
Aus seiner Wurzel empor trägt sie zur sonnigen
Krone

Fröhliche Botschaft hinauf: „Gott der Allmächtige
lebt!“
Er ist der Herr! und es hat sein Brunnlein
Wassers die Fülle,
Leben zu spenden dem All, daß es auch ferner
besteht!“

Du, der Erinnerung Hand, bewehrt mit dem
Griffel der Rho,
Schöpfe dem forschenden Geist Kraft aus der
Fülle des Herrn!
Töte mit feuriger Lohe, die flammt aus dem
Munde der Wahrheit,
Giftigen Hasses Geschmeiß, das an der Wurzel
uns nagt!

Kannst du es nicht, dann erlebe mit uns, daß
der Herr, wie verheißten,
Trete der Schlange auf's Haupt, daß es im
Abgrund zerfällt. Pf. J.

2. Homonym.

Aus dunkler Tiefe klar und rein
Empor zum Lichte ich mich ringe,
Trotz Not und Müß durch Stod und Stein
Ich endlich doch zum Triebbad bringe;
Ich überschwemme jede Wehr,
Bermähle mich dem weiten Meer.

Ich ward zum Meere, bergelief,
Doch Wasser wird hier nicht gefunden.
Ich band die Geister, die ich rief,
Und fest sind sie von mir gebunden,
Daß niemand löst das Hauberband,
Wenn er nicht hat des Meisters Hand.

Dann gießet Ströme aus das Meer
Von Weisen, die noch nie erklingen,
Seit einst das hohe Himmelsheer
Der heil'gen Weihnacht hat gesungen;
Dann kommt der Geist mit Sauf und Braus,
Das Meer — man schöpft es nimmer aus.

Pf. J.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

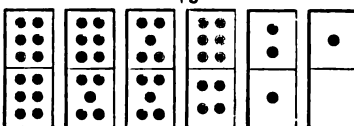


Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in
Nr. 32.

Bilderrätsel.

Wer auf halbem Wege umkehrt,
Irrt nur zur Hälfte.

1. Dominoaufgabe.



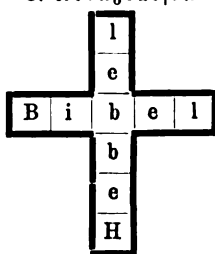
C hatte:

A hatte: ••••• angelegt.

Im Talon lag viermal Eins. B hatte
keine Zwei oder kein Blank. D hatte kein
Blank oder keine Zwei.

2. Dreißilbige Scharade. Zugpflaster.

3. Kreuzrätsel.



4. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| L | I | S | S | A |
| I | L | I | A | S |
| S | I | N | A | I |
| S | A | A | L | E |
| A | S | I | E | N |



5. Homonym. Scheiden.

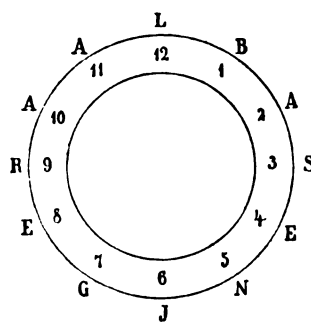
6. Schlüssel zum Königszug.

| | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|
| 53 | 51 | 48 | 49 | 32 | 33 | 30 | 28 |
| 52 | 54 | 50 | 47 | 34 | 31 | 27 | 29 |
| 57 | 55 | 36 | 35 | 46 | 45 | 26 | 24 |
| 56 | 58 | 37 | 38 | 43 | 44 | 23 | 25 |
| 61 | 63 | 59 | 39 | 42 | 22 | 18 | 20 |
| 62 | 60 | 64 | 40 | 41 | 17 | 21 | 19 |
| 3 | 1 | 5 | 8 | 9 | 12 | 16 | 14 |
| 2 | 4 | 7 | 6 | 11 | 10 | 13 | 15 |

Auflösung des Königszuges.

Und wie's der große Kaiser hält, so soll
man's allzeit halten
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im
Staate mit den Alten;
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst,
den Stand nach dem Verstand!
So steht es in der Schule wohl und gut
im Vaterland.
Gedicht von Karl Gerol.

7. Kreuzrätsel.



Inhalt: Die Bräute von Moorflätt. Fortf. Erzählung von J. Steenhufen. — Erschnter Frühling. Nach dem Bilde von
F. Wittig. — Der Engel der Alaska. Eine Reiseerinnerung von Anton von Persall. — Im grünen Rod des Königs. Von Fritz Klien.
— Deutsche Musiker. I. Von H. Köhlin. Mit Porträt von Johann Rudolf Jumskeeg. — Gute Freundschaft. Nach dem Bilde von August Siegert.
— Der Mithras Kultus in Deutschland. Von C. Biegler. — Am Familientisch: Forellensang im bayerischen Gebirge. Zu dem Bilde von
Ferd. Meyer-Wismar. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Pacht-Expedition (Peschagen & Alsting) in Leipzig. Druck von Julius Alstingh in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Mai 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 34.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von P. Steenhuisen.

(Fortsetzung.)

„Die Leute hier herum sind alle ganz wrantig (wütend),“ berichtete Anderffen weiter. „Sie sagen, die alte Hege, die Praatschen, habe gestern abend bei der Witwe Mertens die Karte geschlagen und das ganze Unglück prophezeit.“

„Was?“ rief Rittler. Er fuhr so heftig empor, daß Gertrud zusammenschrak, sogar die Pfeife fiel zu Boden, ohne daß er es inne wurde. — „Das Weib hat sich unterstanden, bei meinen Ratenleuten ihren Hokusfokus zu treiben? Dann hat sie unsere Verabredung nicht gehalten; ich lasse sie aus dem Bienenhause austreiben, und sollte ich es niederreißen.“

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, zum Schrecken des Verwalters, der bis an die Thür zurückwich und sich weit weg wünschte. Er hatte seinen Herrn noch nie in seiner Löwenlaune gesehen. Er bereute es schon, von der Sache gesprochen zu haben; aber sein ängstliches Gebaren brachte Rittler zur Besinnung. Er stand still und sagte:

„Es will schon viel bedeuten, wenn unser bedächtiges Landvolk in Aufruhr gerät. Es ist doch nichts Besonderes, wenn die Praatschen aus den Karten die Zukunft herausliest; ich denke, daran sind die Leute gewöhnt. Man sagt, daß sie meistens Unglück prophezeit.“

„Ja . . . aber . . .“ stammelte der Verwalter, er wußte nicht, ob er reden oder schweigen sollte — „sie sagen auch . . . die Praatschen habe das . . . Feuer . . . angelegt.“

„Sie habe es angelegt?“ fragte Rittler verwundert zurück. „Dann hatte sie freilich gut prophezeien. Die Logik scheint nicht die Seite unserer Leute zu sein. Welches Motiv sollte sie dazu gehabt haben? Etwa um bei dem Brande zu gewinnen?“

„Nein, sie soll es aus Rache gethan haben. Am Donnerstag oder Freitag Abend ist im Weidenbusch ein ganzer Haufe junges Volk in der Betrunkenheit ihr zu Leibe gegangen und

hat sie mit Steinwürfen fortgejagt. Krischan Duhs war zufällig auch mit im Krug. Der Krüger erzählte mir nachher, sein Stein hätte die Alte getroffen. Da hat sie diesen aufgehoben, die Faust gegen ihn geballt und den Stein in die Tasche gesteckt. Das hat die Burschen so erschreckt, daß sie nüchtern wurden und auseinander stoben.“

„Das ist in der That sonderbar,“ sagte Rittler, halb ironisch, halb ernst. „Krischan wirft im Weidenbusch einen Stein und zündet eine halbe Stunde davon seines Vaters Haus damit an. Was man nicht alles erlebt!“

Es entstand eine Pause, dann faßte sich Anderffen ein Herz und sagte:

„Sie hat auch im Stall bei Duhs die Pferde behegt.“

„Behegt? Glauben Sie das im Ernst, Anderffen?“

Durch den spöttischen Ton gereizt, erzählte nun der Verwalter umständlich, was sich mit den Pißkamper Pferden denselben Nachmittag begeben. Er hatte alles ausführlich aus dem Munde der Frau Duhs erfahren.

„Hm,“ sagte Rittler, der aufmerksam der Erzählung gefolgt war, „das ist allerdings verdächtig. Die Alte hat offenbar gewollt, daß die Pferde im Stall verblieben, damit sie mit verbrennen sollten, sie mußte also schon wissen, daß Feuergefahr im Anzug sei, selbst wenn sie es nicht angelegt haben sollte. Das mit den Pferden ist nicht so unbegreiflich, wie es auf den ersten Blick scheint. Der Mensch hat zuweilen Macht über die vernunftlose Kreatur, wie man es ja bei Tierbändigern häufig findet. Wer weiß, was sie mit den Pferden gemacht hat . . . ob sie die mit feinen Fäden gefesselt oder ob sie irgend etwas angewandt hat, was die Nerven augenblicklich lähmt. Gerade bei dem Pferde spielen ja die Nerven eine große Rolle. Ich erinnere mich aus früherer Zeit, daß unser Hofhund jedesmal, wenn man ihm etwas Weiches über den

Rücken legte, ganz verlegen und ungeschickt da stand und sich nicht zu helfen wußte. Es geht gewiß ganz natürlich zu, aber freilich, es muß durchaus Hysterie sein."

Der Verwalter wurde immer unsicherer in seinem Benehmen; es sah fast aus, als fühle er sich durch die Beschreibung des verlegenen Hoshundes persönlich getroffen. Er trat bald auf den linken, bald auf den rechten Fuß, nahm seine Mühe von einer Hand in die andere und stammelte endlich:

"Was die Leute am meisten in Aufruhr bringt, ist noch etwas anderes. Sie sagen, daß die alte Weissagung jetzt anfängt einzutreffen."

"Was für eine Weissagung?" fragte Rittler.

"Der Spruch, den sie hier immer im Munde führen; er soll uralte sein und heißt:

Wenn Piiskamp niedergeht,
Während Graskamp aufrecht steht,
Dann Trätkamp tödlich schlägt
Und Kampeck stürmt und weht,
Bis Moorsätt ganz zu Grunde geht."

"Davon habe ich allerdings gehört; es ist ja aberbarer Unsinn, das auf diesen Fall anzuwenden. Ich habe diesen Spruch immer so verstanden, daß er ein Naturereignis, eine große Umwälzung in Aussicht stellt, die man in alten Zeiten von den Bodenverhältnissen erwartete oder befürchtete. Unfruchtbarkeit z. B. für Piiskamp, das allerdings den ärmsten Boden hat, und Verwüstung durch einen Orkan, wenn einmal die Wetterscheide bei Kampeck nicht mächtig genug sein sollte, das Unwetter zu zerteilen. Lieber Himmel! Darauf müssen wir ja immer gefaßt sein. Übrigens können Sie den Leuten auf mein Wort versichern, daß Trätkamp nicht ans Niederwerfen denkt. Trätkamp, das heißt, Herr Waldheim, denkt vielmehr an das Aufrichten, denn er geht damit um, Piiskamp wieder aufzubauen. Sie sollten aber doch auch nicht allen Quark glauben, Anderssen, Sie sollten mir beistehen, den Aberglauben auszurotten. Wenn nur die Gölle nicht wäre! Ich glaube, das alte Druidenloch ist schuld daran, daß die Leute hier herum so veressen auf das Wunderbare sind. Ich hätte Lust, das Stück Land dem Kampecker Besitzer abzukaufen — er hat so keinen Nutzen davon — die Bäume umhauen und den Tümpel zuschütten zu lassen."

"Sie würden schwerlich Leute finden, die sich dazu verstünden, Hand an die Arbeit zu legen," wandte Anderssen ein.

"Wären Sie der Mann, der es wagte, mir zu helfen, wenn ich mich selbst ans Werk machte?"

Der Verwalter zuckte verlegen die Achseln.

"Lassen Sie es gut sein," lachte Rittler, "ich sehe schon, Sie sind nicht von dem Holze, aus dem man Volksverbesserer schnitzt. Aber was ist da los?" unterbrach er sich, nach dem Hofe zeigend, wo eben Knechte und Tagelöhner sich zu einem Knäuel zusammendrängten. Einige von ihnen gestikulierten nach dem Fenster hin, und Rittler hörte mehrmals seinen Namen rufen.

"Ich glaube gar, sie stürmen mir das Haus. Gehen Sie hinaus, Anderssen, bedeuten Sie die Leute, sie sollen vor allen Dingen ruhig sein. Der Tumult könnte dem Kranken vollends den Rest geben. . . . Sagen Sie ihnen, daß ich die Sache zur Untersuchung bringen will, und hat die Praatschen wirklich die Hand dabei im Spiel, so wird sie ihrer Strafe nicht entgehen. Ich fürchte mich vor der Hege nicht, denn ich glaube nicht an Hysterie; und jedenfalls soll sie bei mir nicht länger Obdach finden."

Der Verwalter ging zu den Leuten hinaus, und Gertrud trat zu ihrem Vater, der vom Fenster aus die fernere Entwicklung beobachten wollte. Sie schmiegte sich fest an ihn; ihr war so angstvoll zu Mute, wie noch nie. Als sie aufschaute, sah sie in ihres Vaters Zügen etwas wie einen Widerschein ihrer eigenen bangen Empfindungen. Er schaute so düster drein, und um seine Lippen zuckte es wie verhaltener Jörn und bitteres Weh.

Auf das Zureden des Verwalters schienen sich die Leute zu beruhigen. Sie zerstreuten sich langsam. Die Tagelöhner

gingen über die Brücke nach ihren Katen; die Knechte aber traten, sobald sie sich unbemerkt wußten, an der Hausdecke wieder zusammen und flüsterten miteinander. Besonders eifrig waren zwei ziemlich junge Burschen, die sich unter denen befunden hatten, welche im Weidenbusch mit der Hege in Streit geraten waren.

Als alles still geworden war, hob Gertrud die Pfeife vom Boden auf — sie hatte zum Glück keinen Schaden gelitten — und reichte sie ihrem Vater nebst einem Zibibus zum Anzünden. Er setzte sich und rauchte langsam in tiefem Schweigen. Die Pause dauerte so lange, daß Gertrud endlich schüchtern fragte:

"Findest du nicht manches wunderbar in all dem, das seit gestern geschehen ist?"

Er fuhr aus tiefem Sinnen in die Höhe.

"Wunderbar will ich es gerade nicht nennen, aber rätselhaft ist mir in der That manches, und ich kann es den Leuten nicht ganz und gar verargen, wenn sie außer sich geraten. Hier haben wir ein furchtbares Unglück vor Augen, und wenn man der Sache auf den Grund geht, so stößt man immer wieder auf dieses boshafte alte Weib als die letzte oder vielmehr die erste Ursache davon. Meine Vernunft sagt mir, daß kein Mensch im Stande ist, dem anderen auf übernatürliche Weise ein Leid zuzufügen. Die Macht zu einem solchen Eingriff in unser Sinnenleben, wie wir es nach natürlichen Gesetzen auf dieser Erde führen, hat der Teufel selber nicht, noch kann er sie einer Kreatur verleihen. Die sich solcher Macht rühmen, sind Lügner und Betrüger. Die Praatsch hat weder die Zwillinge, noch die Pferde, noch den armen alten Mann durch Blick, Berührung oder rachsüchtige Wünsche geschädigt — sie konnte das gar nicht. . . und doch ist sie die wahre Urheberin der furchtbaren Geschehnisse, die diese unglücklichen Leute im Verlauf eines Jahres betroffen haben. Ohne sie. . . abgesehen von dem Brande, dessen Entstehung noch dunkel ist. . . ohne sie lebten wahrscheinlich die Kinderchen noch, die die Herzensfreude des Alten waren und seinen heftigen Sinn milderten, und er selbst wäre bei gesunden Sinnen. Nun frage ich, wie geht es zu, daß ohne objektiven Thatbestand, ohne nachweisbares Verbrechen, diese Person die Rolle des Fauns spielt und solches Unheil zustande bringen kann?"

"Es kommt vom Aberglauben," meinte Gertrud.

"Das heißt sich im Kreise drehen, Kind. Was ist Aberglaube?"

"Wenn man etwas glaubt, was nicht wahr sein kann, was ganz unsinnig und verkehrt ist."

"Damit ist nichts erklärt. Wenn jemand käme und den Leuten weiß machte, die Erde sei nicht rund, sondern viereckig, oder sie stehe unbeweglich still in der Mitte des Weltalls, so wäre das allerdings ein grober Irrtum, aber es wäre noch immer kein Aberglaube, es würde auch den Leuten nicht schaden, wenn sie sich darüber nicht belehren lassen wollten. Der Aberglaube ist eine geheimnisvolle, eine böse Macht, die geradezu vernichtend wirkt, wenn die menschlichen Leidenschaften ins Spiel kommen. Sie hat ihre Wurzeln im grauen Altertum, und in unseren Tagen ist sie noch ebenso verbreitet. Es ist etwas Unausrottbares. Man bildet sich manchmal ein, die wachsende Aufklärung werde diesen Wahn besiegen, aber es ist eitel Täuschung. Wie sich die Menschen umbilden im Laufe der Jahrhunderte, so bildet sich auch der Aberglaube um; er bequemt sich allen Wandlungen an, er wird manierlicher, geleckter, aber bei Licht besehen, ist es immer derselbe alte Heiden-greuel, den wir nicht los werden können. Er drängt sich in alle menschlichen Beziehungen ein; er geht neben der Tagesgeschichte her, gleichsam das Nachtgebiet des Lebens."

"Aber warum kann die Vernunft nicht doch endlich die Menschen eines Besseren belehren?" fragte Gertrud.

Rittler war in seiner Erregung im Zimmer hin und her gegangen; jetzt blieb er vor Gertrud stehen, sah sie bedeutungsvoll an und sagte:

"Das könnte sie gewiß, wenn der Aberglaube weiter nichts wäre, als Irrtum, Betrug oder Einbildung. Eben

weil doch noch etwas anderes dahinter steckt, etwas, das uns ein Geheimnis ist und über unsern Horizont geht, läßt uns die Vernunft dabei im Stich, denn sie erklärt uns nur die Gesetze unsers irdischen Daseins, das Gebiet aber, darin der Aberglaube seine Macht hat, ist nicht diese sichtbare Welt, sondern die menschliche Seele. Nur wo sie berührt wird, kann eine Einwirkung stattfinden, die außerhalb unsers Erkenntnisvermögens liegt."

"Ich verstehe dich nicht ganz, Vater; aber mir scheint, in diesem Fall mit der Braatschen kommt das Unglück daher, daß die Leute ihr eine übernatürliche Macht zutrauen und sich durch diese Furcht regieren lassen."

"Das ist noch lange nicht das Schlimmste. Daß die Leute diese Frau für eine Hege halten, ist allerdings schlimm, aber daß sie sich selbst dafür hält, die ganze Wucht eines verwilderten, gehässigen Sinnes dafür einsetzt und deshalb ihren Nebenmenschen zu Schaden sucht, daher kommt das Unheil."

Da Gertrud schwieg, fuhr er fort:

"Und dabei drängt sich mir eine andere Frage auf. Was hat diese Frau zuerst dazu gebracht, sich als Hege aufzuspielen? Sie muß doch irgend etwas in sich oder an sich entdeckt haben, was ihr ein Vertrauen zu ihrer eigenen Macht gegeben hat."

"Vater," sagte Gertrud zögernd, "es ist merkwürdig, ich wollte es dir nicht sagen, damit du mich nicht auch für abergläubisch hieltest... Die Braatschen hat doch schon hie und da etwas vorausgesagt, das sie unmöglich vorher erfahren haben konnte, und das dann später eingetroffen ist. Sie hat nicht nur das Feuer in seinem Verlauf beschrieben... das konnte sie sich ja allenfalls vorher so vorstellen, wenn man annimmt, daß sie es selber anlegen wollte... aber die Krankheit des alten Duhs, gerade diese Krankheit, dies Hinsiechen und sich nichts bewußt sein, das konnte sie vorher nicht gewußt haben."

"Unser eigenes Ich ist uns rätselhaft," erwiderte ihr Vater. "Wir wissen oft selbst nicht, was wir wollen, ja nicht einmal, was wir lieben oder hassen, bis sich plötzlich das Dunkel für uns lichtet. Daß unsere Seele auf Erden nicht daheim ist, sagt uns unser Christenglaube. Wer kann behaupten, daß sie nicht hie und da einen Ausblick habe auf ein anderes Gebiet, daß sie nicht sich über Raum und Zeit schwingen könne? Von jeher hat es Menschen gegeben, die diese Fähigkeit in besonderem Grade besaßen. So kann auch dieser Frau ein Ahnungsvermögen beizumessen, verbunden mit einer Kombinationsgabe, die sie befähigt, die einzelnen Eindrücke zu einem Bilde zusammenzufügen. Sieh, es ist mir so bezeichnend, daß sie fast nur Unglück prophezeit, weil sich eben nur Düsteres auf dem Grunde dieser Seele malt. So schaut sie denn ahnungsvoll, was geschehen kann; ein dunkler Instinkt treibt sie an, mitwirkend dabei einzutreten und so die Erfüllung herbeizuführen. Ihre Kartenlegerei und sonstiges Beiwerk ist wahrscheinlich nur ein Mittel, sie in den Zustand zu versetzen, wo diese Kraft in ihr frei wird, indem gewisse Saiten in dem wunderbaren Instrument erklingen. Daselbe würde sich wahrscheinlich in uns allen vollziehen, wenn ein hinlänglich starker Reiz auf diese Seite unsers Wesens einwirkte, und schwache Anklänge hat wohl jeder Mensch in seinem Leben erfahren. Es geht mir selbst jetzt so. Schon seit einiger Zeit liegt ein schwerer Druck auf mir, und ich frage mich, ob mir nicht ein Unglück droht und woher?"

"Aber lieber Vater, meistens trifft das Unglück die Menschen ganz unvorbereitet, wie der Blitz aus heiterem Himmel; und wir fühlen zuweilen eine unbeschreibliche Niedergeschlagenheit, ohne daß das geringste darnach kommt."

"Ganz recht, mein Kind; weißt du aber, wie weit die Ereignisse ihren Schatten vorauswerfen und damit die ahnungsvolle Seele ängstigen? So kann auch hin und wieder Ahnung und Erfüllung zusammentreffen, wie der Ziegel, der vom Dache fällt, mit dem Menschen, der gerade darunter hingeht und von ihm erschlagen wird. Man nennt das gewöhnlich Zufall, auch so ein Ausdruck, der eigentlich gar nichts sagt, als daß es

einmal so gekommen ist. Wir Christen glauben nicht an ein so blindes, unsinniges Ding, wie der Zufall ist, und doch können wir das Gesetz nicht entdecken, nach dem manche Dinge geschehen. Es gibt Menschen, die in allem, was sie trifft, entweder Glück oder Unglück haben, es gibt aber auch solche, wo dies nur in einem gewissen Kreislauf von Begebenheiten der Fall ist. Sind dies kleine, unbedeutende Dinge, so wirkt es komisch, man spottet dann über den Pechvogel, aber es kann auch furchtbar ernst sein, wenn es tiefer eingreift, als es den Anschein hat. Doch um wieder auf das Vorgefühl zurückzukommen — abwenden kann es das Geschick nicht, dazu ist es viel zu dunkel; ich denke aber, es soll uns warnen und vorbereiten, daß wir unsere innere Kraft stärken und unser Geschick vertrauensvoll in Gottes Hand befehlen. Sollte mir oder den Meinen Unheil drohen durch unheimliche Mächte, die im Finstern schleichen, oder durch die offene Feindschaft menschlicher Anschläge, dann vertraue ich nicht auf eigene Kraft, oder Klugheit, oder Vorsicht, sondern auf den Herrn, dem ich mein Haus befehle!"

Er war aufgestanden. Sein Antlitz strahlte von einem inneren Feuer, seine Augen richteten sich nach oben. — Gertrud schaute ihn mit Liebe und Ehrfurcht an. Sie trat an ihn heran und legte ihren Arm in den seinen, als wollte sie etwas von der Kraft, die ihn stärkte, in sich aufnehmen.

16. Entzweit.

Es war um die neunte Morgenstunde. Cäcilie Rittler saß allein in ihrem Gartenzimmer. Nach dem gestrigen Tage voll Kopfweh und Erschlaffung hatte sie herrlich geschlafen, und ein solcher Schlaf stellte ihre Kraft immer bald wieder her. Die zarte Röte ihrer Wangen hob die dunkle Blut der Augen, das reiche schwarze Haar fiel in zwanglosen Locken herab. Vor ihr auf dem Tische lag das schildförmige Kleinod, das ihr am Sonntag auf so unerwünschte Weise entführt und zurückgebracht worden war. Es war geöffnet, und ihr eigenes Jugendbild strahlte ihr daraus entgegen. Kein Wunder, daß sie es nicht hatte hergeben wollen. Eine ganze Welt voll Gedanken, eine wunderholde Vergangenheit knüpfte sich an dieses Bild. Jetzt, wo sie sich diesen Erinnerungen hingab, wußte der unheimliche Hauber, der sie in der letzten Zeit umstrickt hatte, als ob ihr Schutengel ihr in dem schweren Kampfe unklarer aber mächtiger Gefühle zu Hilfe kommen wollte.

So gab sie sich denn heute dem Zuge ihres Herzens in süßen Träumen hin, ohne Angst, ohne Gewissensbisse. Sie sah sich im Geiste wieder auf der Veranda, die ihres Vaters Landhaus in dem fernen Florida umgab; sie sah die reiche Natur jenes Landes, gegen die alles, was sie hier umgab, nur ein bleicher Schatten war. Sie sah sich, ein glückliches Kind, zwischen ihren Eltern, dem blonden deutschen Vater und der spanischen Mutter, wie sie gemeinschaftlich ausschauten nach dem Knaben, der, ein naher Verwandter, ein täglicher Gast im Hause war. Jetzt hörten sie ihn, jetzt kam er gesprungen, der muntere, feurige Carlos, mit einem seltenen Vogel, den er seiner kleinen Kousine erbeutet, oder einer Blume, die er an gefährvoller Stelle gepflückt hatte, denn er war gewandt und unerschrocken. Dann sah sie ihn wieder hoch aufgeschossen, sie selbst ein junges Mägdlein zu der Zeit, wo das Bild gemalt wurde. Es wurde aber für ihn gemalt, denn Carlos Alvaro war ihr Bräutigam und bald darauf ihr Gatte. Weiter wagte sie sich nicht mit ihren Gedanken, denn der Rest war Nacht und Grauen. Nach drei Tagen höchsten Erdenglücks verlor sie den jungen Freund durch einen Unfall auf der Jagd und war Witwe, ehe sie sich noch ihres Frauenstandes recht bewußt werden konnte.

Sie hatte, als sie nach dem schnell aufeinanderfolgenden Tode ihrer Eltern in ihres Vaters Heimat mit ihrem zweijährigen Töchterchen Karoline zurückkehrte, keine Verwandte mehr gefunden. Nur ein Mann, ein ihr gänzlich Fremder, hatte sich der Verlassenen angenommen — das war Philipp Rittler. Er hatte ihr wieder eine Heimat gegeben, aber ihr Herz, das, kaum erwacht, so grausam zerrissen worden

war, hatte jahrelang geschlummert. Sie hatte irgend eine Verantwortung auf ihr gelastet, noch war irgend eine Anstrengung von ihr gefordert worden. Sie war wie eine seltene Blume im köstlichen Gefäße, die keinen andern Zweck hat als schön zu sein und die Bewohner des Hauses zu entzücken.

Als sie so dasaß mit verschlossenen Sinnen, der Gegenwart entrückt, da wedte sie ein Klopfen an ihrer Thür, leise zwar, aber mit einer gewissen Dringlichkeit — der Traumschleier zerriß, sie bebte zusammen und rief halb unbewußt: „Herein!“ Dann aber erschrak sie vor ihrer eigenen Stimme. Die Thür ging langsam auf; Doktor Raase trat auf die Schwelle und blieb einen Moment dort stehen, den Hut in der Hand. Cäcilie hatte die Augen gesenkt, und so entging ihr die seltsam erregte Art des Doktors. Um seine Lippen zuckte es, ein düsteres Feuer brannte in seinen Augen. Er ging einige Schritte vorwärts und blieb dann wieder stehen, sichtlich betroffen von dem Ausdruck, den er auf ihren Zügen las, als sie die Augen zu ihm aufschlug. Jetzt trat er rasch auf sie zu und rief:

„Ich brauche wohl nicht zu fragen, wie Sie geschlafen haben oder wie Sie sich befinden, verehrte Frau? Sie sehen aus wie die schönste Rosenkönigin am Strauch in dieser grünen Umrahmung.“

Edgar Raase sagte das nicht etwa in dem banalen Tone, womit man einer schönen Frau aus purer Höflichkeit Komplimente macht; jedes seiner Worte schien aus dem Innersten zu kommen, sich trotz seines Widerstrebens loszureißen. Wieder suchte er ihren Blick und senkte dann den Strahl seiner mächtigen Augen hinein, wie ein Flammenstrom sich in dem feuchten Glanz eines lieblichen Sees spiegelt. Der alte Zauber begann zu wirken, ihr Herz schwoß bei dem Anblick des bewegten Spiels seiner schönen Züge. Eine Fülle von Leidenschaft lag darin, ein unerschöpflicher Reichtum von Glück und Wonne.

Da erblickte er bei einer Wendung, die er machte, das Bild. Sein bewunderndes „Ah!“ machte gleich darauf einem Ausruf des Schreckens Platz, als er das Schmuckstück erkannte, das er vorgestern noch so achtlos mit sich herumgetragen hatte. Er griff danach, aber Cäciliens funkelnder Blick, aus dem alle Sanftmut gewichen schien, scheuchte ihn zurück. Zum erstenmal erkannte er die Blut in dem Herzen dieses reizenden Wesens, das er bisher nur als eine schüchterne, stille Natur gekannt hatte, die willenlos seinem starken Willen sich hinzugeben schien. Er wagte es nicht, sein freches Beginnen zu erneuern, sondern stand zum erstenmal wirklich verlegen und wie zerknirscht vor ihr. Wäre Cäcilie nicht, trotz der Verirrung ihrer Gefühle, im tiefsten Grunde eine gerade, aufrichtige Seele gewesen, wie leicht würde es ihr geworden sein, diesen von verzehrender Leidenschaft gemarteten Mann, dem jeder sittliche Halt fehlte, zu beherrschen, für immer an sich zu fesseln. Aber sie verstand sich auf solche Künste nicht. Sie verstand sich selbst nicht, kannte nicht die Macht, die sie besaß, kannte nicht einmal den Harnisch unter der weichen Oberfläche ihres Wesens, den edlen Stolz, dem alles Niedrige, Gemeine widerstreben würde, sobald der Nebel wich, der es täuschend verhüllte. So war sie willenlos beinahe zur Sklavin geworden, beinahe, nicht ganz. Von diesem Unterschied aber ahnte er nichts. Er hatte bisher triumphiert in sündhaftem Übermut, ja, er war fast des allzuleichten Spiels schon überdrüssig geworden. Es ist ja der Fluch irdischer Leidenschaften, daß sie fortwährend zwischen Unbefriedigtsein und Übersättigung auf und niedervogen; bis sie, ein unheimlich fressendes Feuer, den tiefsten Kern des Göttlichen im Menschen verzehren, eine schauerliche Ode, einen Schlachtenherd hinter sich zurücklassend.

Raase war immer näher getreten, jetzt nahm er einen Stuhl und setzte sich an den Tisch. Er senkte den Blick, sein Gesicht hatte einen wehmütigen Zug, der ihm einen ganz besonderen Reiz verlieh, und sagte mit leiser, schmelzender Stimme:

„Bürnen Sie mir?“

„Habe ich nicht Ursache?“ fragte die schöne Frau, indem

ein leises Beben des Hornes noch aus ihrer Stimme klang. „Das Kleinod, das mir so wert ist, entführten Sie Karolinen aus bloßer Laune und gingen so achtlos damit um, daß es uns durch Wechthild Bloom zurückgebracht wurde unter Umständen und in einem Augenblick, woraus die größten Mißdeutungen für mein armes Kind entstehen konnten.“

Sie sah ihm groß und voll ins Gesicht bei diesen Worten. Hier war sie ohne Furcht, denn die Mutter regte sich in ihr.

„Die . . . disparate . . . Kröte . . .“ knirschte der Doktor fast unhörbar und doch mit einem Nachdruck, vor dem sich Wechthild entsetzt haben würde. „Fräulein Bloom ist allein schuld daran,“ fuhr er gleich darauf vernehmlicher fort. „Sie ist überall, wo man sie nicht zu sehen wünscht. Ich bückte mich, um ihr auszuweichen, in das Gras, und da muß ich es verloren haben. Es war auch nicht bloß Laune, die mich antrieb, dieses Schmuckstück zu genauerer Besichtigung zu mir zu steden. Eine Ahnung sagte mir, daß es Ihnen gehörte, dies reizende Bild bestätigt meine Vermutung, daß es einen kostbaren Inhalt haben mußte. . . Oh, ich bitte Sie inständigst, verzeihen Sie mir . . . und lassen Sie mir das Bild als Unterpfand Ihrer Verzeihung,“ fuhr er fort, da er in ihrem Gesicht zu lesen glaubte, daß sie ihm nicht mehr zürnte. Er griff nach dem Medaillon, aber Cäcilie kam ihm zuvor und deckte die Hand darüber.

„Nun und nimmermehr!“ rief sie mit festem Tone.

Aber so leicht ließ er sich die Herrschaft nicht entreißen. Er legte seine Hand auf die ihre mit einem vielsagenden Blick. Einen Augenblick saßen sie so, Aug' in Auge — dann bemerkte Cäcilie mit Erstaunen, wie sich urplötzlich in seinem Gesicht eine Wandlung vollzog. Er senkte den verräterischen Blick, seine Hand glitt fast unmerklich aufwärts zu ihrem Handgelenk, und in kaltem, geschäftsmäßigem Tone sagte er:

„Sie schrecken vor einer so durchgreifenden Kur zurück? Ich verdanke es Ihnen nicht, obwohl sie ganz unbedenklich sein würde. Ah, guten Morgen, Herr Rittler. . .“ Er stand auf und verbeugte sich vor dem Hausherrn. Jetzt begriff Cäcilie den Zusammenhang. Hinter ihr befand sich ein großer Pfeilerspiegel; Raase hatte den Eintritt des Gatten bemerkt und sich schnell gefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Engel der Alaska.

Eine Reiseerinnerung von Anton von Perfall.

(Schluß.)

Die Hitze war unerträglich, die böse Malaria ergriff mich und ich konnte acht Tage das Bett nicht verlassen. Unwillkürlich dachte ich an Maggy. Wenn sie meine Pflegerin gewesen wäre, und mit ihrer weichen Hand über meine glühende Stirn hätte fahren können! Ihr Antlitz ragte in den wüsten Traum hinein; es ergriff mich Sehnsucht nach ihr, und die Sehnsucht nach einem Weibe ist ja der Anfang der Liebe zu ihm. Ich rechnete mit Windsorhotel als mit dem Ziel meines ersten Ausganges. Endlich war ich so weit, einen Spaziergang machen zu können. Ein Spaziergang in Newyork ist aber für einen Konvaleszenten gerade keine Erholung. Die Straßeneisenbahn raste auf dem eisernen Gerüste über meinem Kopfe hin und her, unten eilten blaue, rote, gelbe Tramwaywagen in ununterbrochenen Reihen schnell dahin, in denen schwarze Menschenmassen wie Bienen vor dem Eingang ihres Stodes hingen, daneben rollten Wagen aller Art, bunt bemalt mit kühnen Aufschriften, dem blühendsten amerikanischen Adler oder der Freiheitsgöttin, die das Sternenbanner trägt. Das war zu viel nach kaum überstandener Malaria, ich setzte mich daher in die Pferdebahn, um in den Centralpark zu fahren. Vor der Riesenhalle des Madison Square, eines ehemaligen Zirkus, sah ich eine aufgeregte Menschenmasse durcheinander wogen. Erregte Stimmen ertönten, unverständliche Rufe. Der Wagen hielt, und fast alle Passagiere stiegen hier aus. Ich fragte den Kondukteur, was hier los sei. Er sah mich erstaunt an. „Sie scheinen erst angekommen zu sein, Sir,“ erwiderte er, „ganz Newyork richtet ja sein Augen-



Pfeifenschneiden. Gemalt von D. Pilz.

merk jetzt hierher, denn der große Damenwettlauf geht heute abend zu Ende. Die Engländerin wird geschlagen, viertausend Dollar erster Preis, große Wetten im Gange.“ Er klingelte zum Weiterfahren, ich aber sprang schnell ab und folgte der Menge. Was für Spanien der Ringkampf ist, was für das alte Rom das Gladiatorenspiel war, das ist für Newyork der Dauerlauf, und so etwas darf man nicht versäumen. Ich drängte mich durch die aufgeregte Menge an den Billetschalter. Zwei Dollar Entree. Ich schob die zwei Dollar durch das Gitter, kehrte mich aber unvorsichtigerweise nach der drängenden Menge um. In demselben Augenblick wurden die zwei Dollar aus meiner Hand genommen. Ich dachte, der Kassierer sei es gewesen; dieser aber hielt das Billet in den Händen und suchte nur mit den Achseln, als ich ihm erklären wollte, ich habe bereits gezahlt; ein anderer spielte diesmal Kassierer und war schon längst verschwunden. Endlich erhielt ich gegen weitere zwei Dollar, die ich nicht aus den Augen ließ, ein Billet.

Ich trat ein. Ein endloses, von elektrischem Lichte taghell beleuchtetes Amphitheater lag vor mir. Die hoch aufsteigenden Tribünen waren dicht besetzt, lautlose Stille herrschte. Es mußte sich eben etwas Großes ereignen, alle diese tausend Nerven, die hier vibrierten, mußten durch eine allen gemeinsame Erwartung angespannt sein. Der Tribüne entlang lief die mit feinem Sande bestreute schmale Rennbahn, wie ein gelbes Band. In der Mitte der Ebene war ein Gerüst aufgebaut, auf dem die Preisrichter, alles übersehend, Platz genommen hatten. Auf einer großen schwarzen Tafel waren die von den einzelnen Läuferinnen zurückgelegten Meilen aufgezeichnet. Drei Umgänge in der Rennbahn, die sich in einem langen Oval hindehnte, betrugen eine englische Meile. Auf der einen Seite der Bahn befanden sich Bretterverschlüge mit nummerierten Thüren, von denen die meisten mit Blumenguirlanden bekränzt waren, die Kabinette der „Künstlerinnen“, wo sie nach Belieben ausruhen, schlafen oder Speise zu sich nehmen konnten. Es handelte sich darum, in einem Zeitraum von viermal vierundzwanzig Stunden eine möglichst große Meilenzahl zurückzulegen, wie und wann war den einzelnen überlassen. Jede Läuferin hat ihren Trainer, und der sorgt natürlich dafür, daß die Armen sich nicht zu lange dem Schläfe überlassen. Diese Leute halten, wie ich erfuhr, den Schlaf sogar durch künstliche Mittel fern. Sie bestimmen auch die geeignete Nahrung, die während des Laufes größtenteils nur aus rohem Fleisch und Eiern besteht. Es ist die qualvollste Marter, die denkbar ist, und die Chinesen, welche die Entziehung des Schlafes als ärgste Strafe erfunden haben, dürfen auf diese Erfindung nicht mehr stolz sein. Und um diese Qual, noch dazu an weiblichen Wesen und freiwillig vollzogen, mit anzusehen, versammelten sich hier tausend Ebenbilder Gottes!

Um zehn Uhr abends ist der Schluß des Rennens. Tausende von Dollar, die auf die einzelnen Läuferinnen gewettet sind, werden dann gewonnen oder verloren sein. Der Hauptreiz aber lag diesmal darin, daß der Sieg zwischen einer Engländerin und einer Irländerin zu schwanken schien. Nun liefen nicht mehr Miß X. und Miß Y., sondern das bedrängte Irland und das stolze England. Der nationale Ehrgeiz, noch mehr der nationale Haß waren geweckt und lagerten drohend über den erhitzten Massen. Auf der Tafel standen sechs Läuferinnen verzeichnet, aber nur der Nummer nach. Die höchst erreichte Meilenzahl stand unter Nr. 3, der Irländerin, wie mir mein Nachbar erklärte. Hundertvierundvierzig Meilen waren in dreiundneunzig Stunden von einem Mädchen zurückgelegt worden. Wie wird die Arme aussehen? Nr. 2, die Engländerin, hatte nur um vier Meilen weniger. Trotz des grellen Lichtes lagerte infolge des Zigarrenrauches und der Ausdünstung dieser Massen ein leichter Nebel über der Bahn, so daß ich im ersten Augenblick keine der Läuferinnen erblicken konnte. Es liefen überhaupt zur Zeit nur drei, die anderen hatten sich in ihre Zimmer begeben. Jetzt tauchten endlich zwei vor mir auf in Jockeystück, die eine in roter,

die andere in blauer Farbe. Weite Hosen reichen bis an das Knie und lassen die sehnige Wade frei, leichte sandalenartige Schuhe bedecken den Fuß. Sie trugen die Nummern 1 und 4 auf der Brust, waren also keine der beiden Rivalinnen, sie waren vielmehr, wie mir die Tafel zeigte, weit hinter diesen zurückgeblieben. Beide boten einen jämmerlichen Anblick. Die Wangen waren eingefallen, die Augen glänzten fieberhaft aus dunklen Höhlen. Aller weibliche Reiz war durch die Anstrengung der vergangenen Tage und Nächte zerstört. Die eine hinkte auf einem Fuß und konnte den Schmerz kaum verbeißen, die andere versuchte es, einen kleinen Trab anzuschlagen, mußte es aber bald wieder aufgeben, das ganze war ein empörender Anblick. Jetzt hatte die Hinkende den dritten Umlauf und damit eine neue Meile zurückgelegt. Ermutigender Zuruf erscholl von allen Seiten, doch er half nichts mehr, sie schien zu wanken und wurde von ihrem Trainer in ihr Zimmer geführt. Die Menge schien unzufrieden, unmutiges Gemurmel, Gelächter erklang rings umher, wie einst in Rom, wenn der Löwe den Kampf nicht aufnehmen wollte mit dem Gladiator und sich scheu in einen Winkel verkroch. Der Anblick ekelte mich an, und ich wollte mich eben entfernen, als plötzlich ein so himmelftürmender Jubelschrei aus tausend Rehlen erklang, daß es mich ordentlich zurückwarf. Alles erhob sich von den Sitzen, weiße Tücher wehten in der Luft, wilde Begeisterung flammte aus den Augen, dazwischen ließen sich Pfeifen, Zischen, unverständliche Rufe hören. Die Thüre des Verschlages Nr. 2 hatte sich geöffnet, die Engländerin war herausgetreten. Ich sah zunächst nur die rote Jacke und Mütze, denn der Trainer hatte ihr ein Glas Wasser gereicht, und ihr Gesicht verschwand einen Augenblick darin. Dann aber gab sie es ihm zurück und indem sie unter neuem Jubel in Trab verfiel, kam sie immer näher. Erst nahm mir die Richtertribüne für einen Augenblick die Aussicht — dann aber erschien sie ganz in meiner Nähe. Ich blickte ihr starr ins Gesicht, daß sie zu Boden neigte. Ein banges Gefühl erfaßte mich, ich wußte selbst nicht warum. Die blonden Locken, die aus der Jockeimütze hervordrangen und sich an dem abgemagerten Hals herabbingelenkten, ein Diamant, der im kleinen Ohr hin und her zitterte — ich mußte an Maggy denken, so wenig diese Erinnerung auch hierher zu passen schien. Jetzt erhob sie den Kopf gegen die Tribüne — das Blut schoß mir ins Gesicht, und ich faßte unwillkürlich meinen Nachbar bei der Schulter, der in der eigenen Aufregung nicht darauf achtete. — Das ist ja — ich lachte laut auf — o Malaria, wie zerrüttest du das Gehirn — das ist ja Maggy! Maggy Morson und eine Dauerläuferin, das ist wirklich zum Tollachen!

Die Läuferin kehrte mir jetzt den Rücken zu. Wieder brauste ein Beifallsorkan durch die Halle, Nr. 3 öffnete sich und die Irländerin erschien, die bisherige Siegerin, in grüner Jacke. Sie hatte nur vier Meilen Vorsprung, da gibt es keinen Schlaf, wenn auch alle Glieder schmerzen — vorwärts — Sie taumelt förmlich in die Bahn, aber der Trainer spricht ihr zu, indem er ihr einige Schritte folgt, und ein neues Gespenst bewegt sich in der Bahn. Ich sehe sie kaum, denn mein Auge folgt nur der Engländerin, die jetzt die Spitze der Ellipse passiert und sich mir wieder nähert, immer noch ermattet. — Jetzt treffen sich unsere Blicke — mir schwindelt, und indem ich meinen Nachbar fast anschreie, frage ich: „Wie heißt die Engländerin?“ Der Mann hat seinen Operngucker vor den Augen, und ohne abzusehen quetscht er zwischen Zigarre und den Zähnen hindurch: „Maggy Morson!“ — Und als ob ich dazu noch eines Kommentars bedürfte, freischte plötzlich in dem Verschlag Nr. 2 ein Papagei — Gogo.

Das war doch zu viel für meinen kranken Kopf, in welchem das Blut auf und ab suchte, wie das elektrische Licht da oben. Mein Ideal, Maggy, die Samariterin, der Engel der Alaska, eine Dauerläuferin —! Maggy in diesem abgeschmackten Kostüm, Maggy mit diesen Weibern um den Sieg ringend — das war ein häßlicher Gedanke. — Alle die lieblichen Bilder vom Dampfer her zogen in einer Minute an mir vorüber. Wieder sah ich sie unten im düsteren Zwischendeck, von lachenden Kin-

dern umringt, sah sie am Bett der Wöchnerin knien, stand mit ihr in jener Sturmnacht auf dem Deck, wo sie so ergriffen war von dem erhabenen Schauspiel. Wieder hörte ich ihr silbernes Lachen, sah ich ihre rosigen Wangen, und jetzt! — Soeben nahte sie wieder, zum drittenmal eine neue Meile vollendend. Ihr Gesicht sah bleich und alt aus, der früher so blühende Nacken war abgemagert und ließ den Knochenbau durchschimmern, nur das Auge blickte, wenn auch von blauen Ringen umrahmt, freundlich hell. Auch ihre Bewegungen, obgleich schon matt und erzwungen, entbehrten doch nicht ganz der Grazie und ihr Anblick war immer noch nicht widerlich wie der der anderen. — Und ist sie denn eine andere geworden, weil sie Läuferin ist? — Ist sie deshalb entehrt? — Wer weiß, welche Verhältnisse sie dazu gedrängt haben? — Und dann hier zu Lande, in ihrer Heimat, denkt man wohl anders wie in Deutschland. — In Deutschland wäre sie verehrt, geachtet, hier ist sie die Dame Morson, wenn sie die Halle verläßt, eine Lady, so gut als irgend eine, die in ihrem Tilbury die sechzehnte Straße hinunterfährt. Wie jemand sein Brot verdient, danach fragt hier niemand, wenn er es nur ehrlich verdient und überhaupt verdient. — Diese Gedanken beruhigten mich etwas, und wenn auch der süße Duft der Weiblichkeit, der sie früher umgab, in dieser pöbelhaften Umgebung gewichen war, ich folgte ihr doch mit neuem Interesse, und als sie nun die hundertdreißigste Meile vollendet hatte, und ihrer Gegnerin, die immer mehr ermattete, nur noch um zwei Meilen nachstand, da stimmte ich mit ein in den tosenden Beifallsturm, obgleich ich mich darüber schämte.

Nur eine halbe Stunde fehlte noch zum Schlusse des grausamen Schauspiels, und Maggy war nur noch eine Meile hinter der Irländerin zurück. Die andern hatten den Kampf bereits aufgegeben. Die Irländerin aber keuchte noch nach Atem ringend durch die Bahn. Ihr Auge glühte vor Erregung, sie schien sich nur noch mechanisch zu bewegen, hielt sich aber mit eiserner Energie aufrecht, und diese erregte trotz der Abscheulichkeit des Anblickes in der That meine Bewunderung. Maggy ließ sie nicht aus den Augen. Sie selbst lief nicht, sie ging nur mit elastischen Schritten vorwärts. Die Aufregung wuchs ins ungeheure. Sie loberte förmlich aus den erhitzten Gesichtern, und nicht umsonst tauchten auf allen Seiten Scharen von Polizisten auf und verteilten sich in der Menge. Aus dem Spiele konnte am Ende Ernst werden, blutiger Ernst, denn wer weiß, wohin die entfesselten Leidenschaften des Nationalhasses diese Massen führen konnten. Die Irländerin hatte eine neue Meile zurückgelegt, und 146 stand auf ihrer Tafel. Es war noch eine Viertelstunde, und Maggy hatte die 146 eben begonnen. Da schwankte die Irländerin plötzlich und stürzte auf die Kniee. Wutgeheul, Schimpfworte, „Hurra für England“ brausten durch den schwülen Raum. Der Trainer läuft auf sie zu, hält ihr einen nassen Schwamm vor das bleiche Gesicht und flüstert ihr etwas ins Ohr. Sie erhebt sich mühsam, schwankt vorwärts — „Hurra für Irland!“ noch zehn Minuten. — Da faust Maggy plötzlich wie ein Sturmwind an der Irländerin vorüber. Sie scheint sich geschont zu haben, ihre Brust fliegt, ihr Gesicht ist dunkelrot.

Tausend Hände strecken sich nach Maggy aus, als wollten sie sie vorwärts tragen, unartikulierte Laute werden von allen Seiten ausgestoßen.

Die Uhr über der Tafel zeigt fünf Minuten vor zehn: und man steigt auf die Bänke, Damen und Herren. Maggy kreist wie ein gehegter Hirsch um die Bahn, noch anderthalb Umlauf und sie hat 147. Die Irländerin hat nur noch einen zu dieser Zahl, aber sie schwankt jeden Augenblick von Schwindel erfaßt, und jetzt — jetzt fällt sie in Schritt — Maggy aber rast an ihr vorbei — ein grauenhafter Anblick. Ihre Augen sind weit herausgetreten — Schaum tritt vor ihren Mund. — Aber nur vorwärts! Jetzt ist sie fast in einer Linie mit der Gegnerin. — Der Zeiger rückt auf zehn — noch eine Minute — sie hat sie erreicht — überholt — und es schlägt zehn Uhr. — Für einen Augenblick herrscht

lautlose Stille — dann durchzittert ein einziger, gewaltiger Schrei den Raum, ein bestialischer, dämonischer Schrei. England hat gesiegt! — Maggy!!

Der Preisrichter thut den Spruch, und die Läuferinnen sind verschwunden. Sie liegen jetzt wohl halbtot in ihren Kammern. Die Zuschauer aber drängen in wirrem Knäuel dem Ausgang zu. So groß die Erregung war, so schnell ist sie wieder verschwunden, und das ist immer so hier zu Lande. Nur einzelne Rufe ertönen noch und das charakteristische Gemurmel großer Volksmengen, das ferner Meeresbrandung gleicht. Auch lautes Gelächter hört man, denn der Volkshumor, der schalkhafte Reiter, sprengt lachend über das Schlachtfeld der Leidenschaften.

Ich wollte um jeden Preis aus Maggys Mund erfahren, welche Schicksale sie in diese Bahn gedrängt hatten. Zwei Tage lang bezähmte ich meine Neugierde, Maggy war ja gewiß sehr erschöpft, am dritten aber eilte ich in das Windsorhotel, um Maggy zu besuchen.

In der Office wurde mir der Bescheid, Miß Maggy sei schwer erkrankt. Sie habe sich eine akute Lungenentzündung zugezogen, und der Arzt zweifle an ihrem Auskommen. Ich ahnte so etwas schon, als ich sie in der Rennbahn mit fliegendem Atem und glühendem Gesicht an mir vorbeiziehen sah, jetzt wußte ich bestimmt, daß sie verloren war. — So sollte also dieses Mädchen enden. — Ernst gestimmt ging ich nach Hause.

Schon am folgenden Tage durcheilte die Kunde die Stadt, daß die Siegerin im neulichen Wettlauf in Madison Square einer Lungenentzündung erlegen sei. Sie überraschte mich, wie gesagt, nicht, ich hatte sie erwartet. Die ganze Nacht über sah ich ihr glühendes Antlitz, hörte ich ihre schweren Atemzüge. Ich ging am folgenden Tage wieder nach dem Hotel, es trieb mich hin. Im Vorübergehen nahm ich aus einem der reichen Blumenläden des oberen Broadway ein Bouquet aus weißen Kamelien mit.

Der Clerk erkannte in mir den Besucher von neulich und fragte mit einem Blick auf das Bouquet nüchtern: „Für Miß Morson? Wollen Sie es nicht selbst hinauftragen, Nr. 6 erster Stock,“ dann wandte er sich wieder seinen Büchern zu.

Ich ging die breite Treppe hinauf auf Nr. 6. Einige Herren und Damen standen im Zimmer, in dessen Mitte sie dalag, von Blumen und Kränzen so begraben, daß nur ihr alabasterne Gesicht zu sehen war. Die einfach zurückgestrichenen blonden Locken gaben ihr den Ausdruck eines Kindes. Vier brennende Kerzen knisterten und warfen ihr zuckendes Licht auf das Antlitz der Toten, das jetzt einen ernsten, feierlichen Ausdruck hatte. Ein junges Mädchen schluchzte heftig. Es war, wie ich hörte, ihre Schwester. Durch das offene Fenster aber ertönte das monotone Getöse der Weltstadt.

So mußte sie sterben, die Gute, immer Hilfsbereite, allein, verlassen, in einem Hotel, im Tode noch der Neugierde preisgegeben, als ein Opfer des Zirkus. Wie hätte sie mit ihrer reichen Liebe einen Mann beglücken können!

Sie war für mich nicht mehr die Läuferin, nur noch Maggy Morson, der Engel der Alaska.

Im Hintergrunde saß Gogo im Käfig und hielt den Kopf zwischen den Flügeln. Die Herrin schlief ja und er ahnte ihr alles nach.

Die hereindrängenden Neugierigen vertrieben mich, außerdem fühlte ich eine tiefe Erschütterung mich überkommen, und ich wollte den Fremden kein Schauspiel geben. Ich legte die Kamelien zu Maggys Füßen nieder und ging. Es war mein erster großer Schmerz im Leben, und den vergißt man nie.

Gogo wurde mein Eigentum und erzählte mir drei Jahre lang alle Tage von seiner guten Herrin, dem „Engel der Alaska“, bis er eines Tages „all right“ rief und tot von der Stange fiel.

Die Kolonisationen Friedrichs des Großen.

Von Dr. Max Beheim-Schwarzbach.

In unseren Tagen, in denen Preußen sich nach einer langen Pause wieder zu Kolonisationen im großen Stil anschickt, ist es besonders interessant, den Spuren eines der größten Kolonisatoren aller Zeiten und Länder nachzugehen und sich zu vergegenwärtigen, wie Friedrich der Große kolonisierte.

Mit richtigem Blick hatte der große König, schon während er als Prinz erst Auktulator, dann wirklicher Rat bei der Domänenkammer war, das Mißverhältnis zwischen der Größe der Monarchie und der außerordentlich geringen Zahl der Einwohnerschaft wahrgenommen; denn ganz Preußen hatte damals noch nicht so viel Einwohner wie heute die Provinz Brandenburg allein, außer Berlin. Er sah ferner noch immer den Schutt, die Verwüstung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges in den Marken; er sah an den Sümpfen und Morästen der Oderbrücke, welche gewaltige Kulturaufgaben noch zu lösen waren, Aufgaben, die die damalige dünne Einwohnerschaft niemals zu lösen imstande war. Er beschloß schon damals, sobald er die Macht und die Mittel besitzen würde, energisch Verbesserungen in Angriff zu nehmen und Kolonisten in das Land zu rufen. Als er dann König wurde, als Schlesien und später auch Westpreußen unter seinzepter kamen, traten der Gründe zu kolonisieren noch mehr an ihn heran. Er wollte vor allem ein richtiges Verhältnis herstellen zwischen Raum und Menschenzahl, wozu die neuen Lande besonders aufforderten; er wollte ferner die in allen Provinzen so zahlreichen Sümpfe und Moräste urbar machen und hierdurch die Wohlfahrt des Landes heben, er wollte sodann, daß in den neuen Provinzen, wie er besonders im Hinblick auf die Gegend zwischen Ratibor und Oppeln aussprach, „das gemeine Volk aus seiner bisherigen Dummheit und Wildheit gerissen werde.“ „Dazu muß man,“ sagte er, „noch mehr fremde, vernünftige und gestittete Kolonisten heranziehen.“ Und vor allem: das in einigen Strichen überwiegende slawische Element sollte durch Kolonisierung mit Deutschen „melirt“ werden, wie er sich des öfteren ausdrückt, „damit der polnische Mann zu deutscher Lebensart gebracht werde.“ damit das Slawentum nicht das Germanentum überwuchere in den Grenzen des eigenen politischen Besitzes. Es war gerade diese Frage eine der vorzüglichsten, eine Lebensfrage für das ganze Deutschland in unserm Osten. Darum betonte er auch oft, man müsse „evangelische ausländische Leute“ ansetzen, weil er wohl wußte, daß nur diese das Deutschland hier dauernd verstärken konnten.

Zu allen diesen Aufgaben brauchte er außergewöhnliche Mittel. Er konnte sich nicht damit begnügen, wie ihm von einigen Seiten vorgeschlagen wurde, segensreiche Gesetze zu schaffen, unter deren Ägide die Menschenzahl von selbst ansehnlich wachsen, die Gegensätze sich ausgleichen würden. Außergewöhnliche Zeiten verlangen außergewöhnliche Mittel, und Gefahr lag vor, nicht nur politische für das Deutschland, sondern auch wirtschaftliche für die Landwirtschaft. „Es muß,“ schrieb er einmal, „die faule und schläfrige Haushaltung des Landmannes durch neues Blut korrigiert und dem Lande ein Exempel besserer Wirtschaft gegeben werden.“ Von selbst jedoch kamen die Kolonisten nicht; er mußte sie rufen, und auch dem Rufe folgten sie erst, wenn derselbe verstärkt wurde durch besondere Vergünstigungen. Friedrich brauchte zu seinen Kulturarbeiten viele Einwanderer und geeignete Kräfte, nicht etwa Leute, „die, wie er sich selbst ausdrückte, gegen die Obrigkeit rebellieret oder sonst etwas Kriminelles begangen hätten.“ Auch sollte man, dekretierte er, „keine bettelarmen Kolonisten engagieren, sondern welche wenigstens ein kleines Vermögen hätten, fünfzig Thaler und darüber, und fleißige Arbeiter seien, und nicht zu alt.“

Die Sorge des Königs, neue Einwohner ins Land zu ziehen, ruhte keinen Augenblick. Während der beiden ersten schlesischen Kriege hörten die Edikte, welche Kolonisten einluden, gar nicht auf; schon vor der letzten Schlacht des ersten Krieges, also noch vor der wirklichen Entscheidung über die Herrschaft

des Landes, ließ sich Friedrich bereits Vorschläge machen über etwaige Kolonisationen in Schlesien, erließ er bereits Patente, in welchen er „ausländische Künstler, Oubriers und Fabrikanten“ nach schlesischen Städten einlud. Im einsamen Zelte des Feldlagers legte oft der schlaflose König den Plan für die Schlacht, die vielleicht am nächsten Tage geliefert werden sollte, aus der Hand, um nach einer Rolle zu greifen, die einen Plan über Kolonisationen und Meliorationen in dem noch streitigen Lande enthielt. Auch im siebenjährigen Kriege wurde, unterstützt durch preussische Siegeswaffen, rüstig weitergearbeitet an der Herbeiziehung fremder Ansiedler; aber jener Krieg bildet doch die Grenzscheide zwischen der ersten und der zweiten Kolonisationsperiode. Waren in der ersten nur die alten Schäden zu bessern, so war die Aufgabe der zweiten, die Folgen des neuen Krieges auszugleichen. Wie groß aber der Rückgang durch diesen Krieg gewesen ist, läßt sich am besten aus den wenigen Worten des Königs selbst erkennen, der noch 1768, also nach fünfjährigen Aufbauversuchen, über Schlesien an Schlabrendorf schreibt: „Wir müssen noch an die 200 000 Menschen haben, ehe das Land so volkreich, als es 1755 und 1756 schon war, sein wird.“ Und nicht viel anders lag es in den anderen Provinzen.

Ein den Standpunkt des Königs in der Kolonienfrage sehr bezeichnendes, schönes, tiefes und sinniges Wort wurde einst von ihm gesprochen, als der Präsident der Pommerschen Kammer ihm von einem Schatz berichtete, der in Pommern gehoben werden könne. Es wäre das ganz gut, war des Königs Antwort, auch solle der Präsident den zehnten Teil erhalten, wenn der Schatz gehoben würde, aber, fuhr er fort: „die neuen Etablissements in Pommern und eine solide Ansetzung neuer Unterthanen, das sollt Ihr als den größten Schatz ansehen, den Ihr in Pommern finden könnt.“

Ist das nicht das Höchste, das eigentliche deutsche Schatzgräbertum, das auch fast zu gleicher Zeit, wie der große Fürst es praktisch durchführte, von dem großen Sänger im Lied verewigt wurde, das den wahren Mut des reinen Lebens gewährt, das selbst dem unstaten Geist eines Faust — und auch in Friedrich dem Großen steckte ein gut Teil der Faustnatur — wieder innere Ruhe und Befriedigung gab? Dieses rastlose Sorgen und Arbeiten an einem großen Plane schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück, und Schwierigkeiten stellten sich bald zahlreich in seinen Weg. Diese Schwierigkeiten waren schon durch das ganze System der Kolonistenwerbungen bedingt. Hierüber nur so viel. Zunächst war die Nachfrage seitens des Königs größer als das Angebot der Einwanderer. In den ersten Dezennien herrschte im Auslande noch überall Angst vor den unfreiwilligen Werbungen des Soldatenkönigs, später überwog das Bedenken, in vom Kriege verwüstete Gegenden zu ziehen, die jeden Augenblick wieder von mißgünstigen Nachbarn bedroht werden konnten. Es mußten daher hohe Versprechungen gemacht und vor allem gehalten werden, damit das Publikum Vertrauen gewann. Die Unzahl der Einladungsdekrete, Patente, Avertissements und wie sie sonst heißen mögen, erwies sich bald als unzureichend. Sie wurden zwar, wenn es anging, offen tief in die fremden Lande hineingeworfen, oder, wenn das verboten war, heimlich eingeschmuggelt, so daß plötzlich in Hunderten von Städten, noch mehr in den Dörfern sich zahllose Exemplare vorfanden, aber da das allein nicht zog, so wurden geradezu Werbebüreaus eingerichtet, ähnlich wie für Rekruten, nur für Rekruten des Alterbaues, des Friedens, und das in Hamburg für Niederdeutschland besonders für den Strom der Auswanderungslustigen, der namentlich in und nach dem Unabhängigkeitskriege aus Deutschland, zumal aus Süddeutschland stärker zu fließen begann, und in Frankfurt am Main für Süddeutschland. Die preussischen Residenten dort mußten auch zugleich die Agenten abgeben, und sie wußten recht wohl, daß sie nur durch fleißige Werbung die Zufriedenheit des Gestrungen erlangen konnten. Doch auch jeder höhere Beamte mußte mehr oder minder in den Dienst solcher Werbungen treten und hatte alle Zeit die Augen offen, wo sich etwa zu einem größeren Kolonistenfang Gelegenheit bot.

Aber die Fürsten verbatene sich solche Werbungen und Lockungen oft sehr energisch. Der Kurfürst von Sachsen protestierte laut und heftig dagegen; gleich ihm setzten die Fürsten in Hessen-Kassel und in der Pfalz hohe Strafen auf solche Auswanderung und bedrohten die Emigranten, „sie bei dem mindesten Verdacht bei dem Kopf zu nehmen und der Schwere der Umstände nach mit Leibes- und allensaliger Lebensstrafe anzugehen.“ Die Folge hiervon war nur, daß die Werbungen mit noch größerer Vorsicht betrieben wurden, und daß, kraft der dem Volke angeborenen Opposition gegen die Regierung, die Auswanderung erst recht in Fluß kam. — In Polen kam es sogar zu blutigem Handgemenge. Denn der Adel wollte sich die Eingriffe Friedrichs nicht gefallen lassen.

Bewaffnete Konföderierte stellten sich entgegen, als preussische Militäreinheiten einrückten, um die geworbenen Ansiedler zu beschützen, die mit vielen Wagen und großem Eigentum auszogen. — Es waren damals zu diesem Zwecke drei preussische Regimenter beordert. Mit Vergnügen ritten die einzelnen Abteilungen bis Posen herauf; „sie mußten, erklärten sie, die aus der Ukraine kommenden Remontepferde in Empfang nehmen.“ Bei Schneidemühl

kam es zu einer kleinen Schlacht. Der damalige Leutnant von Blücher bestand an der Brücke das Treffen und machte mehrere Gefangene, die Friedrich vierzehn Tage in Küstrin kerkern ließ, dann aber wieder frei gab.

Natürlich blieben solche Konflikte selten ohne politische Weiterungen und Auseinandersetzungen, über die sich Friedrich noch eher hinwegsetzte, als darüber, daß andere Fürsten, Josef II, Katharina II ihn überboten, den Kolonisten bessere Bedingungen versprachen und sie ihm sogar entführten. Andere Schwierigkeiten boten die alten Einwohner dar, die auf diese bevorzugten Stiefkinder des Landes scharf blickten, ihnen ihre Vorrechte beneideten, mit ihnen anbanden und sie direkt oder indirekt wieder aus der Ansiedelung vertrieben. Auch die Beamten waren nicht froh über das Mehr von Arbeit, über

die vielen Scherereien, die ewigen Vortwürfe von oben, denn für alles wurden sie verantwortlich gemacht. Immer glaubte der mißtrauische König, die Beamten wollten ihn übervorteilen, oder wären ungehorsam und widerwillig. Als sich eine Kammer einst entschuldigte, daß sie einer Kolonistentochter das Gut wieder hätte nehmen müssen, ließ er antworten: „Das sind Fickjaderereien. Wenn sie den Ordres nicht mehr Parition leisten und ordentlichere Berichte über Sachen erstatten werden, so wolle er sie alle wegstun, wonach sie sich richten können.“ Und

als die Veranschlagung einer Melioration ihm zu hoch erschien, schrieb er: „Die Landmessers und Baumeisters sind lauter Bienhasen und ich befehle, daß man sich nach ehrliche und habile Leute umthun soll.“ Oft erklärte er den Beamten: „sie würden an ihm einen ungnädigen Herrn finden,“ und oft nennt er ihre Verteidigungsversuche „lahle Entschuldigungen.“ — Am meisten zu schaffen machten dem König natürlich die Kolonisten selbst. Nicht immer waren es fleißige und tüchtige Leute, wie er sie sich wünschte; oft bestand der Zug aus Abenteuerern, Faulenzern, Unzufriedenen, die wähten, in ein Eldorado zu kommen und denen der nachparadiesische Zustand der

Arbeit keineswegs immer behagte. Sie waren oft so bequem, daß z. B. nach ihrer Ansetzung einige zu einer vorgesetzten Behörde liefen und derselben mitteilten: Das Korn sei nun reif, wer es ihnen denn nun schneiden würde? Sie waren mitunter so dreist, daß z. B. ein Landmann aus ihrer Mitte dem durch das Kolonistendorf reitenden König ins Gesicht sagte, er würde bald wieder fortziehen, in ein Land, wo es ihm besser gefalle. „Da thut Er recht,“ erwiderte ihm der Monarch, „wüßt ich einen andern Ort, wo ich es besser haben könnte, als hier, so ginge ich auch hin.“

Das Schlimmste war, die Leute hatten sich oft für Handwerke und Beschäftigungen anwerben lassen, von denen sie gar nichts verstanden. In einem Jahre waren besonders Weber gewünscht worden; die Weber, die sich meldeten, erhielten die



Hundewetter. Gemalt von B. Gengner.

ausgedehntesten Vorrechte. Der Zuzug war auffallend stark. Als man jedoch näher nachforschte, ergab es sich, daß die meisten Zuzügler alles mögliche waren, nur nicht Weber: Tagelöhner, Komödianten, Perückenmacher, Pastetenbäcker. Später verlangten denn auch die Kammern bestimmten Ausweis über die angegebene Profession.

Der König selbst sagte oft: „Die erste Generation taugt gewöhnlich nicht viel.“ Seine Saat war für die Zukunft. Er rechnete auf die fruchtbare Disziplin des straffen preussischen Regiments, die denn auch so manche Individuen, die anfangs ganz untauglich erschienen, zu tüchtigen, fleißigen Bürgern erzogen hat. Bei vielen war es geradezu ein Glück, für sie wie für den Staat, daß nicht immer die leichteste Arbeit, der ergiebigste Boden sie empfing, daß nicht die Fülle der Ernte ihnen das Schaffen allzu bequem machte, sondern daß saure, harte Arbeit, bei der sie sich im Schweiß ihres Angesichts, unter den stets beobachtenden Augen der Behörden, unter konsequenter Aufsicht zu quälen und zu mühen hatten, ihre eigentliche Erziehung übernahm, ihnen für Heimweh und Unzufriedenheit keine Zeit ließ.

Aber im Durchschnitt waren die Kolonisten schon von Anfang an fleißige, gesetzte Leute, die da wußten, was sie wollten, denen es heiliger Ernst war, zu arbeiten und durch den Genuß größerer Rechte, freierer Bewegung sich eine bessere Existenz zu schaffen. Zu dieser Kategorie haben wir fast alle die Kolonisten zu rechnen, die wegen Glaubensverfolgung aus dem Heimatland ausgewandert waren und Gott auf den Knien dankten, daß ihnen nun gestattet war, ihrem Glauben in offenem Bekenntnis leben zu dürfen, wie die Pfälzer, die Hussiten, die Österreicher, die Deutschen aus Polen u. a. Man glaube doch ja nicht, daß sie alle leichten, fröhlichen Sinnes ihre alte Heimat aufgaben. Sie waren nicht bloße Ziffern in dem Rechenexempel des großen Kolonisators, es hatte diese Bewegung auch einen ethischen Gehalt und war oft reich an Kämpfen und Kollisionen.

Nicht bloß ernste Männer in Kraft und Rüstigkeit verlangten danach, von Friedrich angesiedelt zu werden, auch viele einzelne Frauen kamen, wurden mit Vorrechten aller Art begabt und schafften durch ihrer Hände Geschicklichkeit. Interessant ist der Brief eines jungen Mädchens aus Mecklenburg, das da bat, man möchte doch auch sie als Kolonistin aufnehmen.

„Großer König — hob sie an — zürne nicht, daß ein armes Mädchen es sich untersteht, sich eine Gnade von Dir zu ersuchen, höre mit der Dir eigenen Güte, die so gern Menschen beglückt, meine Bitte an und schenke mir, gütiger König, eine kleine Meierei in Deinen neuen Kolonien. Ich bin jetzt arm und unglücklich, aber wenn Du mir, großer König, meine Bitte gewährst, tausche ich mit keinem. Ich wählte mir dann einen redlichen Mann, der mich liebte, an dessen Hand ich glückliche Tage in dem Lande meines Wohlthäters, meines Königs verlebte. Jeden Morgen würde ich Gesundheit und Freude von meinem Gott für Dich ersuchen. Dir ist es leicht, meinen Traum von Glück wirklich zu machen, laß Dich, gütiger König, meine Bitte bewegen. Thue es doch. Ich umfasse Deine Kniee und bitte so lange, bis Du mir zurufst: ich erfülle deine Bitte. Noch flehe ich um Gnade, um Verzeihung dieses Schreibens, das ich ohne jemand's Wissen, allein nach meiner Erfindung, mich unterstehe zu Deinen Füßen zu legen. Deinen Entschluß, großer König, er sei wie er wolle, mit kindlicher Ehrerbietung zu verehren, ist meine Pflicht.“

Den 11. Mai 1782.“

Henriette Müller aus Groß-Kell im Mecklenburgischen wurde eine Woche darauf benachrichtigt, daß der König ihr willfahre, so wie sie sich an einen ehrlichen Menschen verheiraten würde, was bald darauf geschah.

So wurde das Gedränge der Einwanderer bald groß. Im ganzen sind von Friedrich dem Großen angesiedelt worden: 300 000 Kolonisten, von denen die Kurmark 100 000 erhielt, die Hälfte in den Städten, Schlessien 61 652, wovon 44 000 auf das Land kamen. In Pommern sind 26 500, in der Neumark 24 000 ländliche Ansiedler nachzuweisen, in

Magdeburg 20 000, in Westpreußen und dem Regedistrikt 11 000, die größere Hälfte auf dem Lande, Ostpreußen wies 15 000 auf, Kleve, Mark, Geldern 24 700 u. s. f.

300 000 Kolonisten! Das würde in natürlicher Weiterentwicklung heutigen Tages über eine Million Nachkommen abgeben, ein nicht unbeträchtlicher Teil der Gesamtbevölkerung des preussischen Staates, von dem eigentlich nur die alten Provinzen hierbei in Betracht gezogen werden können.

Eine solche Zahl unterzubringen, dazu gehört vielerlei, vor allem viel Geld. Friedrich hatte denn auch bald als bestimmtes Prinzip ausgesprochen, daß keine Familie ihm alles in allem gerechnet über 400 Thaler kosten dürfe; hierbei waren eingerechnet Transportkosten, Ansiedelung, Kolonistenhaus, Geräte, Steuerausfälle u. c. In späterer Zeit wurden nur Kolonisten engagiert, die gar keine Bargeldunterstützungen brauchten. — Um das nötige Geld zu beschaffen, entlieh oder entnahm es der König aus allen möglichen Kassen, meistens aus der königl. Dispositionskasse, zugleich mit den für die Meliorationen bestimmten Summen. Wie viel die Totalsumme beträgt? Das läßt sich schwer angeben, weil diese Rechnungen vernichtet worden sind, vermutlich vom König selbst. Aber ein Journal von 1780—1781 besteht noch von dem Hofstaatskassenrendant Buchholz, dem diese Papiere ganz allein anvertraut waren. Außerdem gibt Minister von Herzberg in seinen berühmten „huit dissertations“ einige interessante Aufschlüsse. Hiernach wären ungefähr 25 Millionen Thaler für Kolonistenzwecke verwendet worden, eine für die damalige Zeit ungemein große Summe!

Oft genug fehlte dem König das Geld für seine großen Pläne, oft genug war Ebbe in allen Kassen. Daher rührte dann ein scheinbarer Geiz des Monarchen. Alle Augenblicke lesen wir als Marginalbemerkungen bei Geldgesuchen sein: „non habeo pecuniam“ oder „ich kann keinen Groschen geben,“ oder „ich bin so arm wie Hiob.“ War er gutgelaunt, so scherzte er wohl. Dem Oberamtmann Fromme, der ihm vom Viehsterben und allen möglichen Kalamitäten erzählte, und kläglich um Geldunterstützung bat, sagte er: „Mein Sohn, heute habe ich Schaden am linken Ohr; ich kann nicht gut hören.“ Als man 1742 ihm den Vorschlag machte, durch Kirchenbau Kolonisten ins Land zu ziehen, zwei Kirchen zu Wartenburg zu bauen, in denen polnisch gepredigt werden sollte, zwei zu Silberberg und Münsterberg, die Kirche nur zu 2000 Thaler, die Predigerbesoldung zu 400 Thaler gerechnet, schrieb er: „Nein, das geht nicht, vier Freijahre, und Religionsfreiheit, aber Bargeld nicht!“

Und ein anderes Mal mußte er antworten: „Ich kann anigo nicht das Licht an allen Enden anstecken; erst Festungen!“

Aber darum ruhte er mit seinen Ansiedelungen doch nicht. Konnte er nicht zahlen, so mußten es andere thun, konnte er nicht die Kolonisten etablieren, so mußten es die Großgrundbesitzer, die Domänenpächter, die ersteren um sich des Königs Gnade zu erwerben oder zu erhalten, die letzteren, damit ihr Kontrakt erneuert würde. In Schlessien allein sind durch die Dominien in den Jahren 1774—1776 186 Dörfer errichtet und mit 10 000 Kolonisten besetzt worden. Oft wurde bei Vergehungen als Sühne auferlegt, eine bestimmte Anzahl von Kolonisten anzusiedeln; auch der Ehrgeiz wurde benutzt. So erbot sich ein Besitzer, auf seinem Gute Kloster Mansfeld zwölf sächsischen Kolonisten unterzubringen, wenn er dafür den Titel „Geheimer Rat“ erhielt. Dem Manne ward das Vergnügen, aber nun war er faumselig und mußte erst durch ein fürchterliches Unwetter von Berlin her an seine Pflicht gemahnt werden.

Für die konfessionellen Kolonien wurden auch Kollekten gestattet, oft angeordnet. Für die Hussiten in Schlessien z. B. sammelten nicht bloß die Preußen, besonders die Reformierten, sondern es gaben auch die Schweizer, die Holländer ihr Scherflein her, die ersteren über 2700 Thaler, die letzteren über 1100 Thaler, so daß für die damals in Münsterberg auf ihre Ansiedelung wartenden Böhmen über 8190 Thaler Kollektengelder bereit lagen und für die in Hussineß 11 042 Thaler.

Übrigens darf man nicht etwa glauben, daß die Eingewanderten ganz mittellos ankamen. Nach den von ihnen der Behörde selbst gemachten Angaben, die aus erklärlichen Gründen oft weit hinter der Wirklichkeit zurückblieben, haben sie an Bargeld allein vier Millionen Thaler mit ins Land gebracht, außerdem 12 000 Pferde, 14 000 Rinder, 40 000 Schafe u.

Der Zahl der Kolonisten entspricht die Zahl der Kolonien. Wir finden diese Ansiedelungen auf den Domänen, auf den eingezogenen Gütern der katholischen Geistlichkeit oder denen des im Ausland verbliebenen slawischen Adels, auf den durch Melioration gewonnenen Territorien. Oft waren Kolonien hergestellt für viele Hunderte von Personen, oft kleine Abbauten für eine einzelne Familie, oft ganz neue Dörfer wie aus der Erde hervorgezaubert, oft nur verwüstete Gehöfte wieder hergerichtet.

Nur über einige Namen dieser Kolonien eine kurze Bemerkung! Im allgemeinen ist bei der Namensgebung an alte, schon vorhandene Bezeichnungen angeknüpft, daher finden wir im Negebistritz und in Westpreußen so viele slawische Namen. Nicht selten sind die Filialvorbezeichnungen von „Neu“ oder „Klein.“ Selbstverständlich tragen viele des Königs Namen, dem wir in allen Provinzen begegnen in Kolonien wie Friedrichshorst, Friedrichsau, Friedrich der Große, Friedrichswalde, Friedrichsthal, Friedrichshagen. Auch nach den Vorgesetzten der Kolonisationsideen des Königs oder sonstigen Beamten sind neue Dörfer benannt, so gibt es Groß- und Klein-Derschau, Podewilshausen, Schartowswalde, in Pommern auch ein Bismarcken, Brenkenhofswalde, Schönberg, Franzsthal, letztere alle nach Franz Schönberg von Brenkenhof benannt, der im Nege-, Warthe- und Oberbruch kolonisiert hat. Die Privatleute, die Kolonien gründeten, gaben gern ihren eigenen Namen und Vornamen, aus Galanterie auch den ihrer Gattinnen. Da gibt es neben Petershof, Wilhelmsdorf, Morikfelde, Ferdinandstein, Leopoldsfahrt, Groß- und Klein-Christinenberg, Sophienthal, Sophienau, Marienland, und so mancher kleine Familienroman mag bei diesem prosaischen Werke mitgespielt haben.

Auch Beziehungen aus der weiteren oder engeren Heimat waren bei solchen Ortsnamen bestimmend, es gibt Kolonien namens Anhalt, Amsbach, Dessau, Neu-Ulm, Stuttgart, Klein-Mannheim, Neu-Oest, Neu-Dresden, der anderen Namen gar nicht erst zu erwähnen, die irgend welchen lokalen Familien- oder geschichtlichen Gründen ihren Ursprung verdanken.

Auch glauben wir uns in ferne Länder, in fremde Erdteile versetzt, wenn wir im Sternberger Kreise auf Ortschaften stoßen wie Ceylon, Sumatra, Florida, Jamaika, Havana, Saratoga, oder in anderen Gegenden auf Philadelphia, Neu-Boston, Korjika, Konstantinopel, Klein-Malta. Auch französische Namen sind nichts Seltenes, wie Beauregard, Beaulieu; sogar biblische Namen klingen uns entgegen, so führt ein Spinnerdorf den verheißungsvollen Namen Gosen und im Warthebruch freut man sich, daß ein Stifter auch des Apostels St. Johannes gedacht hat.

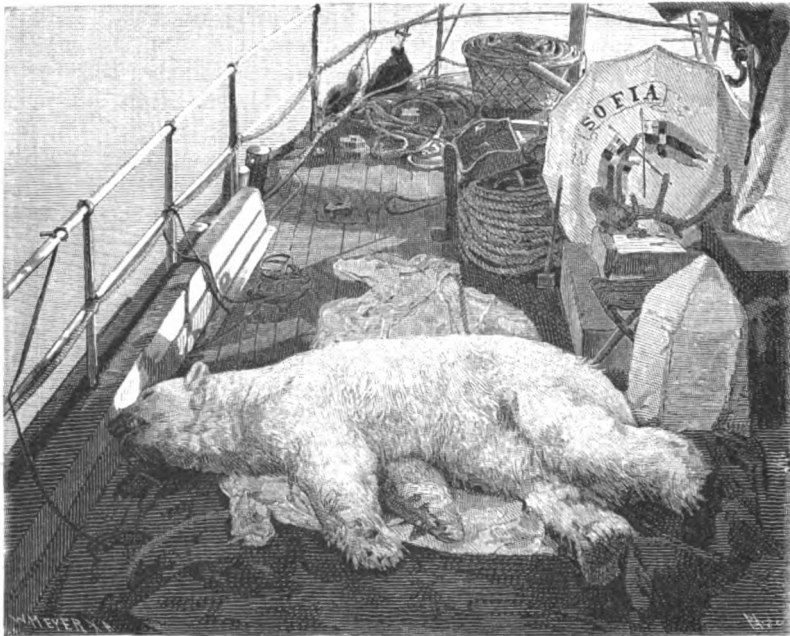
Daß die Kolonisationen Friedrichs solche großartige Ausdehnung haben nehmen können, das ist, abgesehen von dem unermüdlichen Drängen des Königs selbst, hauptsächlich der Art, dem weitgehenden Inhalt der Privilegien zuzuschreiben. Verfolgen wir einmal eine Familie, die aus irgend welchen Gründen sich unglücklich fühlte im Heimatlande, sagen wir in Schwaben, welche die Einladungen des Königs gelesen und sich vorgenommen hatte, denselben Folge zu leisten. Der Vater der Familie teilt sein Vorhaben dem Nachbar mit. Sofort beschließt dieser, und mit ihm noch mancher andere aus dem Dorfe, sich den Wandern den beizugesellen. Das kleine Grundstück ist schnell verkauft. Das Inventar wird mitgenommen, vor allem das Bargeld, das vorsorglich im Strumpf oder im Gürtel verwahrt wird. Auf dem Marsche ist jener Familienvater vermutlich der Führer der kleinen Schar; seinem Worte wird unbedingt Folge geleistet. In Frankfurt begibt er sich zum preussischen Residenten, der ihm Reisepässe und Meilengelder (2 Groschen für die Person auf

die Meile) aushändigt, sodann Vorspannscheine für ein Pferd oder zwei für die Familie, wobei streng eingeschärft wird, daß nicht mehr Pferde genommen werden dürften, als angegeben war, und daß bei gutem Wege in zwei Stunden höchstens ein-einhalb Meilen zurückzulegen wären, bei Strafe von hundert Thalern. Jetzt ging es Tag und Nacht weiter.

Am Grenzbaum erscheint der strenge, invalide Steuerbeamte, aber unsere Kolonisten zeigen ihre Pässe vor, und brummend und widerwillig muß sich der Beamte entfernen, ohne ihnen die geringste Steuer abverlangen zu dürfen. Die Pferde werden erneuert, die Familie lebt von dem mitgenommenen Vorrat und darbt, um eine kleine Summe zu ersparen. Der Marsch geht nach dem Negebistritz, nach Bromberg, von Küstrin aus zu Wasser, zuletzt durch den neuen Kanal. In der Stadt bleiben die wenigen mitgezogenen Handwerker zurück. Sie erhalten sofort das Meisterrecht, das Meisterstück wird ihnen erlassen: haben sie Geräte, gut, sonst erhalten sie zur Anschaffung derselben einen Vorschuß von zehn Thalern. Als Wohnung wird ihnen ein verfallenes Häuschen zugewiesen, zu dessen Ausbau ihnen abermalige Unterstützungen als Baufreihheitsgelder gewährt werden. Von allen bürgerlichen Lasten werden sie mindestens auf drei, oft auf zehn Jahre befreit.

Unsere Landleute müssen weiter. Vorher jedoch werden sie befragt, ob sie Geld bei sich führen; geben sie es ab, so wird es ihnen mit 5% verzinst. In ihrer neuen Heimat angekommen, werden sie von einem Kolonisteninspektor in Empfang genommen, der mehrere Kolonien zu beaufsichtigen hat. Sind die Koloniehäuser, je eins für zwei Familien berechnet (daher Paartopf genannt), noch nicht fertig, so werden sie vorläufig untergebracht. Das Land wird ihnen angewiesen, der Bauer erhält sechzig Morgen Magdeburgisch an Acker, sechs bis zehn Morgen Wiese und etwas Gartenland, der Kossät die Hälfte hiervon, der Budner weniger. Die anderen Baulichkeiten, Stallungen, Scheunen müssen sie selbst auführen und erhalten hierzu abermals Anweisungsscheine auf Freiholz und sonstige Unterstützungen. Zugleich wird ihnen ein Kontrakt eingehändigt, demzufolge sie als gänzlich freie Leute, nämlich, wie der König sich ausdrückte, daß sie keine Sklaven seien, angesetzt werden, eine fünfzehnjährige „Freiheit von allen Landesgrußandis“ steht ihnen zur Seite, in den ersten acht Jahren auch von allen gemeinen Nachbarrechten, als Botenlohn, Wachten, Grubenräumungen, wie auch von Abgabe der Brote und Würste und des Quartalgroschens an die Prediger und Schulbediente. Nur Hirtenlohn müssen sie entrichten, wenn ihr Vieh auf die Gemeinbeweid getrieben werden soll. Alle sind — und das ist in ihren Augen das größte Zugeständnis — frei von Werbungen, Enrollierungen, Einquartierungen, Vorspann, Festungsarbeit, der Ausfall von Steuern wird vom König ersetzt aus den Accise-, Konsumtions- und Konifikationsgeldern, für den Mann mit drei Thalern jährlich, die Frau zwei Thaler, ein Kind über zwölf Jahre einen Thaler, unter zwölf Jahren mit zwölf Groschen. Natürlich richteten sich jedesmal Rechte und Freiheiten nach der Bedürfnisfrage. Wurde das Land nebst Zubehör ihnen von vornherein gänzlich geschenkt, so fiel die Abgabefreiheit fort. Sonst werden die Kolonisten erst nach den Freijahren Vollbürger und treten in den Genuß aller Rechte, aber auch aller Pflichten wie die übrigen Unterthanen. Der Staat überläßt ihnen jetzt Haus und Land, Inventar, Geräte, kurz alles, was sie bisher gleichsam leihweise benutzt hatten, erb- und eigentümlich, gegen Zahlung: das Land mit allen Gebäuden für ungefähr 600 Thaler, drei Pferde für 45 Thaler, zwei Schafe für 2 Thaler, zwei Schweine für 2 Thaler und so geht es fort. Will der Kolonist Haus und Hof verkaufen, so darf es nur wieder an einen andern Kolonisten geschehen.

Trotz aller dieser Vergünstigungen gefiel es, wie schon erwähnt, unsern Kolonisten nicht immer im neuen Lande, oft waren sie pfiffig genug, Fersengeld zu geben, um sich ein zweites Mal anwerben zu lassen, oder anderen Anerbietungen Folge zu leisten. Solche Undankbarkeit und Defection konnte den König rasend machen, und doch verschmähte er das Mittel,



Erlegter Eisbär. An Deck der Sophia. Aus Nordenstiölds Grönland.

das die Rammern vorschlugen, nämlich, den Kolonisten einen Eid abzunehmen, daß sie nicht desertieren würden, mit den schönen Worten: „Nicht wahr, damit noch mehr Meineide geleistet werden? Die Hauptsache bleibt die gute Aufsicht, und daß die Leute auf eine gute und glimpfliche Art traktiert werden.“

Solche und ähnliche Bemerkungen finden sich vielfach vor in den Briefen und Urkunden des Königs, wie sie u. a. Stabelmann in der neueren Zeit im Auftrag des königlich preussischen Staatsarchivs herausgegeben hat. Er zählt vier- undachtzig solcher Urkunden, die auf Kolonisationen bezug hatten und an ungefähr fünfunddreißig verschiedene Adressen gerichtet sind, an das Generaldirektorium, die einzelnen Kriegs- und Domänenkammern, an Minister, Generale, Kammerpräsidenten u. a. Aber die Zahl dieser Urkunden ist in Wahrheit viel größer, da auch in anderen vielfach die Rede von Kolonisation ist; immerhin bleibt die Lektüre dieser Schriftstücke von hohem Interesse, von noch höherem vielleicht die der Edikte und Patente selber.

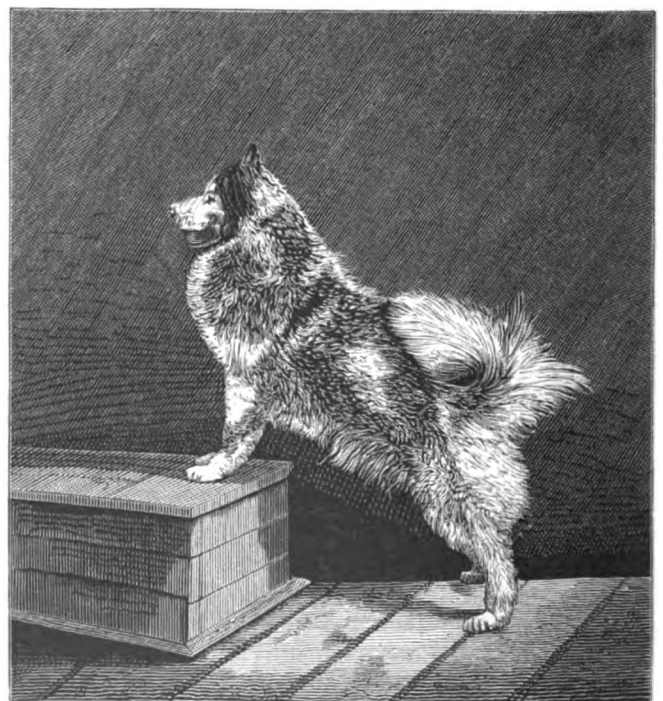
Unter den 300 000 Kolonisten sind natürlich alle Nationalitäten zu finden, in erster Linie die Nachbarn ringsum, aus Polen, Böhmen, Österreich überhaupt, aus Kursachsen, Mecklenburg, dann Norddeutsche aus weiterer Ferne, Niederländer; Süddeutsche, namentlich aus Württemberg, Hessen, Bayern, aus der Pfalz. Auch aus Schweden, Dänemark, Norwegen, Frankreich, England, Italien, Griechenland, Ungarn, aus allen Ländern kommen sie. In allen Ländern und zu allen Zeiten gab es und gibt es unendlich viele, die gern einer besseren Zukunft wegen einen lokalen Wechsel vornehmen. Und Friedrich war der Mann dazu, selbst, wenn es not gethan hätte, die Tataren auf den Morästen bei Snowracław anzusiedeln. Die verschiedenen Nationen und Stämme haben sich auch vorzugsweise gewissen Beschäftigungen als Kolonisten hingegeben; wir finden die Sachsen vielfach hinter den Webstühlen, die Württemberger am Pflug, die Deutschpolen ebenfalls als Ackerbauer und an den Bienenkörben, die Anhaltiner als Hopfengärtner, die Pfälzer pflanzen Tabak, die Holländer sind mit Molkerei beschäftigt und trocknen die Sümpfe, die Griechen spekulieren als Kaufleute, die Italiener mit Delikatessen, die Tschechen sind Landleute und fleißige Musikanten. — Unter diesen zahlreichen Kolonien ragen einige wenige, Inseln gleich in weiter Wasserfläche, sichtbar oft noch heute hervor, alle übrigen sind längst Preußen, längst Deutsche geworden.

In der Sahara des Nordens.

Dieser Titel ist nicht etwa eine belletristische Erfindung, sondern er rührt von dem berühmten arktischen Reisenden Freiherrn von Nordenstiöld her. Er wendet diese Bezeichnung auf das Innere Grönlands an, dessen Erforschung sein neuestes Werk gewesen. Darüber berichtet er in dem bei F. A. Brockhaus in Leipzig soeben in deutscher Übersetzung erschienenen Buche: „Grönland. Seine Eiszüste und seine Oefküste.“ Da dieses Werk nicht nur lehrreich, sondern auch unterhaltend geschrieben und mit sehr vielen Abbildungen und Karten versehen ist, glauben wir, unsere Leser zu Dank zu verpflichten, wenn wir ihnen einige Auszüge aus demselben mitteilen.

Der bekannte, reiche und freigebige Gotenburger Kaufherr Oskar Dickson trug auch die Kosten dieser in das Jahr 1883 fallenden Expedition, zu welcher der Dampfer Sophia ausgerüstet und mit einer Anzahl von Naturforschern versehen wurde, an deren Spitze Nordenstiöld stand. Zwischen den Scheren und abgerundeten Gneiskuppen des südwestlichen Grönlands dampfte die Sophia zunächst

nach den berühmten Kryolithlagern von Sivigtut, die eine bergmännische Dase im Lande des ewigen Eises bilden. Kryolith oder Eisstein ist ein echt grönländisches Mineral, das hier zu ordentlichem Grubenbetrieb und zur Anlage einer europäischen Kolonie Anlaß gab. Für die Wissenschaft ist der Kryolith von Interesse wegen seiner eigentümlichen Zusammensetzung, für die Industrie wegen seiner Brauchbarkeit und für die Grönländer, weil sie ihn zur Anfertigung verschiedener Hausgeräte gebrauchen. Er ist ein Spat, welcher viel Aluminium enthält, und dieses letztere, höchst interessante Metall kann direkt aus dem Kryolith dargestellt werden. Größere Verwendbarkeit findet aber der Kryolith zur Fabrikation von Thonerdepräparaten, die in der Färberei als Beizmittel benutzt werden. Dieses der Grund, weshalb unter dem zweiundsechzigsten Grade nördlicher Breite in Eis und Schnee eine europäische Ansiedelung entstand.



Ein Eskimohund. Aus Nordenstiölds Grönland.



Grönländerknabe. Aus Nordenstiölds Grönland.

An der Westküste Grönlands liegt die Diskoinsel mit dem Orte Godthaven. Hier rüstete sich Nordenstiöld zu seiner Binneneisexpedition. „Von den die Niederlassung umgebenden Höhen sieht man nach drei Seiten das offene Meer mit seinen unzähligen, oft wunderbar prachtvollen Eisbergen; gegen Norden bemerkt man die in tausenderlei phantastischen Formen zersplitterten Basaltfelsen der Diskoinsel mit ihren Pfeilern, Grotten und ungeheuren, steil abfallenden Abhängen, hoch oben bedeckt mit einem Dache von ewigem Schnee und Eis, von dem während des kurzen Sommers zahlreiche Ströme herabstürzen, bald in kristallklarem Bogen von hohen, senkrechten Felsen, bald durch tiefe, enge Schluchten, auf deren Grunde das Silberband des schäumenden Wassers zu den umgebenden dunklen Felsmassen einen eigentümlichen Gegensatz bildet.“ Dies ist ein grönländisches Landschaftsbild, das aber durch die Szenerien im Innern, in der „Eisjahara“ noch vielfach übertroffen wurde. Als Nordenstiöld mit seinen Begleitern, darunter zwei Lappländer, vom Aulaitfjork aus die eigentliche Binnenlandreise antrat, fehlte sogar der

Lokalberichterstatter für die grönländische Presse nicht. Soweit reicht die Macht der Journalisten, daß sie schon im ewigen Eise für die Eskimos in deren Sprache Zeitungen schreiben, öffentliche Meinung machen und interviewen. Es war der Buchdrucker und Eskimopoet, Redakteur der in Godthaab erscheinenden illustrierten Eskimozeitung Atuagagllit (Vestüre), namens Möller, welcher Nordenstiöld hierher folgte. „Derselbe war ein intelligenter und belehener Mann, der

auch recht hübsch zeichnete. Er hatte die Absicht, seiner Zeitung illustrierte Berichte über unsere Reise zu liefern.“

Fragen könnte mancher Leser, wie denn Nordenstiöld überhaupt dazu kam, in das eisige Innere Grönlands einzubringen. Wenn dort nur Eis und wieder Eis zu sehen war, weshalb brauchte man dort hin zu reisen? Darauf diene zur Antwort: Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß Eismassen, welche Tausende von Fuß mächtig waren, einst Nord- und Mitteleuropa, auch unser Deutschland bedeckt haben, also



Grönländerknabe. Aus Nordenstiölds Grönland.

Gegenden, die heute mit ihrem blühenden Ackerbau Millionen von Menschen ernähren. Das heutige Grönland aber bietet uns ein getreues Bild der ehemaligen Beschaffenheit Mittel- und Nordeuropas zur Eiszeit. Diese nun an dem sozusagen lebenden Beispiele wissenschaftlich zu erforschen, war Nordenstiölds Zweck.

Nur zehn Mann, mit Zelten, Schlitten und Nahrungsmitteln versehen, bildeten die eigentliche Eisexpedition. Die ganze Ausrüstung wog zwanzig Zentner, doch machte auch dieses verhältnismäßig geringe Gewicht auf rauher Bahn viel Schwierigkeit fortzuschaffen, so daß nur vier Kilometer täglich zurückgelegt werden konnten. Außer Eishügeln und Klüften waren unzählige reizende Flüsse mit steilen Ufern im Eise zu passieren. Höchstens kreuzten einige Raben den Weg. Im übrigen war alles tot rings um die Rei-



Eskimolinder auf einer Lustfahrt. Aus Nordenstiölds Grönland.

senden. Doch herrschte keineswegs Schweigen. Denn neigte man das Ohr gegen das Eis, so hörte man von allen Seiten ein eigentümliches unterirdisches Brausen, das von den im Eise dahinströmenden Flüssen herrührte, und ein starkes, kanonenschußähnliches Gefach gab dann und wann das Entstehen einer neuen Gletscherkluft zu erkennen. Eis, Eis, nichts als Eis soweit das Auge blickte! Nordenstiöld hatte alle Expeditionsmitglieder er sucht, auf alle an der Eisoberfläche vorkommenden Steine zu achten — aber nachdem sie sich nur eine kurze Strecke von dem Saume des Eises entfernt hatten, konnte man nicht einen einzigen Stein, ja nicht einmal das geringste Sandkorn entdecken. Langsam aufwärts stieg das Inneneis, so daß man am neunten Tage bis fast 800 Meter gestiegen war; der Tag und Nacht andauernde Sonnenschein — es war Mitte Juli — mit den von allen umgebenden Gegenständen zurückgeworfenen Strahlen fing an die Augen zu schädigen, und der Arzt der Expedition hatte gegen die Schneeblindheit zu kämpfen. Große, schwer passierbare und oft reißende Flüsse kreuzten den in gerader Richtung nach Osten führenden Weg. So sehr auch das Auge sich anstrengte, waren Bergspitzen im Innern nicht zu sehen, und der Eishorizont bildete ringsherum einen ununterbrochenen ebenen Kreis.

Schmelzender Schneebrei und Abnahme der Lebensmittel zwangen am 21. Juli die Expedition, von weiterem Vordringen abzusehen. Doch erhielten die beiden Lappländer noch Befehl, auf Schneeschuhen, so weit es ihnen möglich war, vorzudringen. Nach einer Abwesenheit von siebenundfünfzig Stunden kehrten sie zurück, da ihre Provision ausgegangen war. Sie schätzten die Wegelänge, welche sie auf ihrer Fahrt nach Osten zurückgelegt hatten, auf 230 Kilometer. Ihr Wendepunkt lag in etwa 2000 Meter Höhe in der Mitte des grönländischen Kontinentes auf $68\frac{1}{2}^{\circ}$ nördl. Br. und 42° 51' westl. L. von Greenwich.

Zum erstenmale waren somit Menschen bis in die Mitte Grönlands vorgebrungen, zum erstenmale hatte man durch diese Fahrt Kenntnis von dem Innern des Landes erlangt, dessen gegenwärtige Naturverhältnisse uns ein Bild von der Eiszeit Europas geben. Viele belangreiche Einzelheiten haben wir hier in diesem kurzen Berichte übergehen müssen; wir verweisen deshalb auf das Original.

Während nun Nordenstiöld sich mit der Erforschung des Inneneises von Grönland beschäftigte, waren die Zurückgebliebenen unter dem Befehle des Botanikers Dr. Nathorst darauf angewiesen, die versteinerten Pflanzen der Diskoinsel zu untersuchen. Und auch hier ergaben sich merkwürdige Resultate. Wie die zahlreichen bei dem Orte Ngane Kerdluft aufgefundenen tertiären Pflanzenreste beweisen, hat das jetzt so eisige Grönland, in welchem eine Zwergweide das größte Gewächs ist, einst eine prachtvolle Flora besessen, welche etwa mit derjenigen der Mittelmeerländer oder Japans rivalisierte. Der Brotfruchtbaum, oder eine ihm ganz nahe verwandte Art, welcher jetzt noch den Inselanern der Südsee Schatten und Nahrung spendet, wuchs zu jener Zeit in Grönland; Nathorst fand seine Früchte und Blätter; daneben wuchsen, wie die Versteinerungen beweisen, Tulpenbäume, Magnolien, Lotus und Feigen, ja auch die riesigen Sequoien oder Wellingtonien Kaliforniens, der Ginkgobaum Japans, Weiden, Erlen, Hainbuchen, Kastanien und Eichen standen in den tertiären Wäldern Grönlands. Was lehren uns aber diese Pflanzenabdrücke, die dort unter Eis und Schnee begraben liegen? Wie alles veränderlich ist auf Erden, selbst das Klima, und wie an die Stelle prachtvoller Laubwälder, die nur im heißen Sonnenschein gedeihen können, nun eine trostlose, tote Eisdüste, die Sahara des Nordens, getreten ist.

Auf den Fahrten der „Sophia“ längs der grönländischen Westküste, die sich bis zur Melvillebucht und nach Kap York erstreckten, hat es auch nicht an Eisbärenjagden gefehlt, die nun einmal ein stehendes Zubehör zu allen Nordpolfahrten sind. „Um neun Uhr vormittags bemerkte der Steuermann einen schwimmenden Eisbären, und die Nachricht hiervon brachte natürlich Leben an Bord. Auf der ebenen, von der

Sonne beschienenen Wasserfläche sah man den Kopf des Bären eine Furche ziehen, deren Wogen seinen Weg verrieten. Wir steuerten auf ihn zu und er richtete sich erzürnt im Wasser auf und brummte uns entgegen. Nathorst jagte ihm eine Kugel durch den Hals, ein solcher Oberlaß schien ihn aber nicht besonders zu genieren. Er schwamm weiter und erst als er eine zweite Kugel durch den Kopf erhielt, hauchte er, ohne daß er eine Bewegung machte, sein Leben aus. Im Wasser erschien das Tier nicht sehr groß, als er aber auf Deck gebracht war, fand man, daß es ein ungewöhnlich großes Männchen war.“

Noch einige andere Fragen sollten durch die Expedition der „Sophia“ gelöst werden, nämlich die Auffindung von Überresten der ehemaligen skandinavischen Bewohner Grönlands und dann die Beschaffenheit der Ostküste des Landes, von der sehr wenig bekannt ist, da sie wegen des davorliegenden Eiseingürtels nur schwer angesegelt werden kann.

Wohl hat man Hunderte von einfachen Steinruinen an der Westküste gefunden, die von den alten normannischen Ansiedlern Grönlands herrühren, die vor bald tausend Jahren dort saßen und im Mittelalter allmählich verschwanden. Auch noch Überreste von Kirchen sind da, und bei einer einzigen ist sogar Mörtel verwendet worden, während sonst die Bauten aus roh übereinandergelegten Steinen bestehen. In der Nähe der Kirchen fand man Begräbnisplätze, und darin die alten Särge (Holzkisten) und Leichen in Wollstoffe gekleidet. Aber abgesehen von ziemlich viel „Glockenmetall“ hat man keinerlei oder nur sehr wenig von Schmutz und Hausgerät aus Bronze oder Eisen: Fibeln, Schnallen, Ringe und dergleichen gefunden, wie es doch sonst in skandinavischen Grabstätten so häufig ist. Nordenstiöld schließt, daß die alten Skandinavier in Grönland allmählich zu Eskimos wurden, daß die Natur des Landes ihnen, als die Zufuhren aus Europa aufhörten, Eskimolebensart aufzwang und daß sie so in der heimischen Bevölkerung sich verloren. Dafür sprechen sogar die heutigen Verhältnisse „denn auch jetzt ziehen die Kinder europäischer Eltern auf der Westküste es vor, grönländisch zu sprechen und wenn die Verbindung mit Europa ganz aufhören sollte, so würde, nachdem die älteren Europäer ausgestorben wären, bald nicht ein einziges europäisches Wort auf Grönland gehört werden und die ganze Bevölkerung würde in Denk- und Lebensweise grönländisch werden.“

Auch über die Urbevölkerung selbst erfahren wir bei Nordenstiöld manche neue Thatsache. Über ein eisiges Gebiet von ein paar Millionen Quadratkilometer leben etwa 30 000 Eskimos verbreitet, darunter 10 000 an der grönländischen Westküste. Diese, sowie die Eskimos von Labrador, sind Christen und haben eine gewisse Zivilisation. Die übrigen streifen als heidnische Jäger durch das weite arktische Nordamerika bis zur Beringstraße. Interessant ist nun, daß überall in dem ungeheuren Gebiete von Grönland bis zur Beringstraße die Eskimos dieselbe Sprache reden, wodurch sie sich ganz und gar von den Indianern Nord- wie Südamerikas unterscheiden, welche zahllose verschiedene Sprachen reden.

Gegenwärtig hat sich im dänischen Grönland zwischen den Eskimofrauen und den dänischen Kolonisten, Walfischfängermatrosen und sonstigen Europäern eine neue Mischrasse gebildet, die allmählich so überhand nimmt, daß reine Eskimogesichter anfangen selten zu werden, namentlich in der Umgegend der Kolonien. Während nun so der europäische Typus bei den Grönländern mehr und mehr zur Geltung gelangt, nehmen anderseits die Kinder aus den gemischten Ehen gewöhnlich schon in der ersten oder zweiten Generation vollständig Sprache, Lebensweise und Kleidung der Eskimos an, behalten aber natürlich ihre mehr ins Europäische schlagenden Gesichtszüge bei.

So sieht man denn oft ganz hübsche blonde Erscheinungen, die aber nach Tracht wie Sprache und Gewohnheiten sich ganz als Eskimos zeigen. Sie tragen das buntverzierte, mit Pelzwerk besetzte Fellkleid, das bei Mann und Weib fast gleich ist. Erzählt man nun den Grönländerinnen über die ganz ver-

schiedene Artige Kleidung der europäischen Frauen, so rufen sie aus: „Arme Frauen, wie die frieren müssen!“

Die Eskimos leben ausschließlich von Fischfang und Jagd; sie treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, ebensowenig haben sie es gelernt das Rentier zu verwenden. Nur den Hund haben sie sich dienstbar gemacht. Sie halten eine große Menge Hunde, welche im Winter zu Jagdfahrten verwendet werden, im Sommer aber frei umherstreifen, oft ohne andere Nahrung als diejenige, welche sie in den Abfällen vom Fischfange und der Jagd finden. Oftmals bringt sie ihr Herr im Frühjahr nach einer unbewohnten Insel, wo sie ohne weitere Wartung leben und sich ernähren können, so gut es möglich ist. Der grönländische Hund ist von einer eigentümlichen Rasse, welche offenbar mit der in Kamtschatka einheimischen gleich ist. Sie sind ausschließlich dazu ausgebildet, im Winter auf Reisen längs der Küste den Schlitten zu ziehen, den Jäger nach dem entfernten Jagdplatz zu führen, die Jagdbeute nach Hause zu schleppen u. dergleichen. Dagegen werden sie nicht zur Jagd im europäischen Sinne — das Hören von Varen ausgenommen — oder zur Bewachung des Hauses verwendet. Die grönländischen Hunde können nur heulen, nicht bellen.

Sechs bis acht Hunde werden nebeneinander vor einen kurzen Schlitten gespannt. Mit solchen Gespannen machen die Eskimos im Winter weite Reisen von einem Lagerplatz zum andern. Wenn der Schnee hart und scharf ist, werden die Füße der Eskimohunde durch Sohlen oder Schuhe geschützt; oft bindet man ihnen die Schwänze mit Lederriemen fest zusammen, um sie daran zu hindern, beim Mangel anderer Nahrung das Lederzeug zu zertauen, mit dem sie angesichert sind.

Am Familientisch.

In unsern Bildern auf S. 533 und 537.

Es sind zwei Familienbilder, die wir unsern Lesern heute vorführen. — Auf dem einen schneidet der brave Familienvater seinem Söhnchen eine Pfeife aus Fliederholz — glücklich sieht die Mutter, jauchzend das Schwesterchen zu. Ein nervöser Leser meint vielleicht: „Wartet nur! Wenn der Schlingel mit dem greulichen Ton seiner Pfeife erst vom frühen Mahnenschein bis zur sinkenden Sonne Euch in den Ohren liegt — dann werdet Ihr weniger fröhlich das Werk Eurer Hände betrachten!“ Aber zum Glück sieht die Mutter nicht nervös aus, dagegen macht der Papa Müller den Eindruck, als könne er jegliches durch „das Werk seiner Hände“ an ihm versuchte Attentat durch andere Handarbeit im Entstehen verhindern.

Und nun zum andern Bild. — Auch ein Familienbild! Arme alte Jungfer! Wie oft wirst du noch den Künstlern zum Vorwurf dienen müssen! Im strömenden Regen führt sie ihre dicken Wäpfe in die vom Arzt verordnete frische Luft! Wer mag es wohl gewesen sein, der den Schatz der Liebe vor Jahren bei unserer Freundin zu heben versäumt hat, und wie viel mag sie erlebt haben, ehe sie diesen Schatz — freilich durch das Alter etwas verwitert — dem Gekier zuzuwenden sich entschloß?

Nochmals die Feststellung des Ostersonntags.

Nach Veröffentlichung des Artikels „Ostern am 25. April“ (Nr. 26) sind von verschiedenen Seiten Anfragen um Mitteilung einer einfachen Vorschrift zur Berechnung des Osterdatums ohne Tabellen eingelaufen. Eine solche Vorschrift existiert, und zwar ist sie von dem großen Mathematiker Gauß gegeben worden. Da der Gegenstand ein allgemeines Interesse erregt, so möge diese Vorschrift hier mitgeteilt werden.

Man dividiere die Jahreszahl durch 19 und nenne den übrigbleibenden Rest a. Man dividiere die Jahreszahl ferner durch 4 und nenne den Rest b, man dividiere sie durch 7 und nenne den Rest c.

Nun multipliziere man die Zahl a mit 19 und zähle 23 hinzu, dividiere das Ganze durch 30 und nenne den übrigbleibenden Rest d. Nun addiere man $2 \times b + 4 \times c + 6 \times d + 4$, dividiere die Summe durch 7 und nenne den Rest e.

Ostern fällt nun stets auf den $22 \times d + e$ ten Tag des März, oder wenn diese Summe größer als 31 ist, so ziehe man diese letzte Zahl ab und man hat das Datum des April.

Als Beispiel möge das Jahr 1886 dienen. Die Rechnung ist folgende:

1886: 19 bleibt Rest 5. Hier ist also $a = 5$.
 1886: 4 " " 2. " " " $b = 2$.
 1886: 7 " " 3. " " " $c = 3$.

$19a + 23 = 19 \times 5 + 23 = 118$ bleibt Rest 28, also

$d = 28$. $2 \times 2 + 4 \times 3 + 6 \times 28 + 4 = 188$; $\frac{188}{7} = 6$, also $e = 6$.

Das Datum des Osterfestes ist also der $22 + 28 + 6 = 56$. Tag des März, oder da der März nur 31 Tage hat, der 25. April.

Diese Gaußsche Vorschrift hat im gregorianischen Kalender zwei Ausnahmen. Wenn sie nämlich den 26. April ergibt, so muß man stets den 19. April dafür nehmen. Wenn ferner die Rechnung den 25. April ergibt, und es ist für dasselbe Jahr d. h. gleich 18 und größer als 10, so muß man den 18. April nehmen. Dr. Klein.

Zur Erklärung der Lutherhandschrift in Nr. 25.

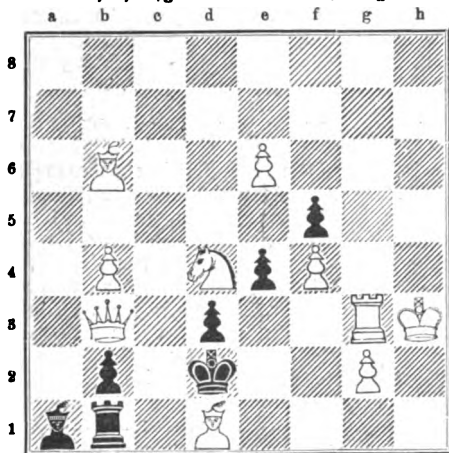
Von verschiedenen Seiten sind mir Zuschriften zugegangen, welche das im Daheim Nr. 25 mitgeteilte und besprochene Faktum eines Bruchstückes der Lutherischen Psalmübersetzung in seinen dunkleren Partien zu entziffern bestrebt sind. Es wird den dafür interessierten Lesern vielleicht nicht unwillkommen sein, von diesen Beiträgen Notiz zu nehmen. Die lateinische Bemerkung rechts vom ersten Verse des 23. Psalms hat auch Dr. P. Mijschke in Weimar nicht zu deuten gewußt; das erste Wort ist ihm völlig rätselhaft, nur verwirrt er die von mir vorgeschlagene Lesung: „ministerium“; das zweite und dritte Wort möchte er in „et nutritur“ auflösen; aber das nutritur ist ihm selbst zweifelhaft. Der Lutherhandschriftenkundige D. Kawerau in Magdeburg liest die Stelle: „metaphorus de auaritiis“ doch macht er hinter „metaphorus“ selbst ein Fragezeichen. Archivrat Professor Kindischer in Berlin schreibt: „Die Notiz rechts zu Psalm 23, 1 hat in der Mitte ein Kreuz (+), das Luther damals meist gebraucht, um die Fraglichkeit einer vorläufigen Übersetzung zu bezeichnen. Was vor dem Kreuz steht, ist mir noch unerfindlich. Das dahinter Geschriebene sieht aus wie meritum.“ Mit Recht bestreiten sie alle für den ausgestrichenen Passus des vorletzten Verses die Deutung: „satt mit der Fette“; sie lesen vielmehr: „satt hatt die fülle“, wobei allerdings auffällt, daß die Worte „ist satt“ für „hatt die fülle“ nicht gleich beim ersten Entwurfe mit schwarzer, sondern erst bei der letzten Korrektur mit roter Tinte durchgestrichen sind. — D. Kawerau macht darauf aufmerksam, daß im zweiten Verse das durchgestrichene Wort unter „furet“ nicht: „uuret“ sondern „neeret“ zu lesen ist. Ebendasselbe stand in der Korrektur mit roter Tinte: „aus“, nicht: „aus“, woraus der Korrektor dann selbst: „zum“ machte. — Die vierte Zeile der ersten lateinischen Note links zum 22. Psalm liest Pfarrer Nägelsbach in Peggau: „i. e. (id est) morientes“, Dr. Mijschke, Kindischer und Kawerau dagegen: „et morientes.“ Alle vier vereinigen sich in bezug auf die deutsche Notiz rechts von Psalm 23, 2 zu der für die ersten vier Worte auf der Hand liegenden Deutung: „leib und seel widder“; in der dritten Zeile seien die Herren Mijschke, Kindischer und Nägelsbach: „zusam“ (oder abgekürzt „sammen“ Näg.), wobei nach dem letzteren ein Verbum wie: „er führet“ oder „er bringet“ oder „es kommen“ leicht zu ergänzen sein soll. D. Kawerau liest: „zu sein“, ohne jedoch eine Auslegung des seltenen Ausdrucks: „leib und seel widder zu sein“ in Vorschlag zu bringen. — Daß bei dem Drucke eine Anzahl Ungenauigkeiten vorgekommen sind, wie: „hat“ für „hatt“, „berehtest“ für „berenthest“, „laßt“ für „leßt“, „gerechtigkeit“ für „gerchtheit“, wird der Leser selbst bemerkt und entschuldigt haben. Leopold Witte.

Rechtsrat.

Meine Eltern sind verstorben und haben hypothetisch eingetragenes Geld hinterlassen. Wir Kinder treten jetzt nach dem Tode der Eltern als Erben auf. Einer meiner Brüder lebt in Südamerika. Zur Löschung der quesi. hypothetisch eingetragenen Forderung bedarf es der Vollmacht meines südamerikanischen Bruders. Die Untossen der Ausstellung quesi. Vollmacht übersteigen dort den Betrag seines auf ihn hier entfallenen Erbteils. Mein Bruder möchte daher nicht gern die Vollmacht erteilen und möchte lieber sein Erbteil hier fahren lassen. Man jetzt der Schuldner uns anderen Kindern resp. Erben hieraus Schwierigkeiten machen und uns solange Zahlung verweigern, bis der südamerikanische Bruder Vollmacht überhand und wir dem Schuldner die betreffende Hypothek rein, also ohne jedweden Rest, löschen lassen können; oder ist derselbe verpflichtet, uns für unsere Teile auf Kündigung unsererseits Zahlung zu leisten und bleibt demselben nur das Recht, denjenigen Teil für den südamerikanischen Bruder, den wir bekanntlich ohne Vollmacht des Bruders nicht quittieren können, zurück zu behalten? G. F.

Nach preussischem Recht können Miterben vor der Erteilung Nachlassforderungen nur gemeinschaftlich einziehen. Daraus ergibt sich, daß die Löschung einer ungetheilten Nachlassforderung nur auf Grund einer von sämtlichen Miterben ausgestellten Quittung erfolgen kann. Erst nachdem die Erbschaft geteilt und durch den Erbteilungsregreß nachgewiesen ist, daß die Nachlassforderung an einen oder mehrere Miterben überwiesen ist, kann auf Grund der Lösungsbevollmächtigung derjenigen, an welche die Überweisung erfolgt ist, die Löschung im Grundbuche erfolgen. Eher aber, als bis ihm eine solche lösungsfähige Quittung über die ganze Forderung erteilt wird, braucht der Schuldner nicht zu zahlen. Sie müssen daher entweder eine Vollmacht des südamerikanischen Bruders beibringen oder durch einen von sämtlichen Miterben getätigten Erbteilungsregreß nachweisen, daß die fragliche Forderung an einen oder mehrere der hier befindlichen Miterben überwiesen ist.

Schachaufgabe von H. Sahlberg.



WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Arithmogryph.

- | | | | | | | |
|---|----|----|----|----|----|--|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | ein großes Säugetier; |
| 2 | 7 | 8 | 6 | 9 | 4 | 10 ein römischer Dichter |
| 3 | 11 | 12 | 6 | 13 | 13 | 6 ein Ornament und zugleich eine Stadt in Ägypten; |
| 4 | 10 | 13 | 14 | 11 | 3 | 5 eine durch Hopfenbau bekannte Stadt in Bayern; |
| 5 | 6 | 3 | 3 | 4 | 3 | 4 italienische Stadt am Po; |
| 5 | 10 | 11 | 3 | 2 | 4 | 9 ein männlicher Name; |
| 6 | 10 | 6 | 5 | 4 | 9 | 13 ein großes Säugetier. |

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben von oben nach unten dieselben Wörter wie die erste und letzte Zeile.

2. Kapselrätsel.

Es keimen die Blüten, es knospen die Bäume,
Der Frühling bringt seine goldnen Träume,
Ein lauer Wind weht mich freundlich an,
Die Felder sind bräutlich angethan.

Dort unten flüstern die Wellen vorüber,
Du duff'gen Bergen schau ich hinüber,
Die Vöglein singen und fliegen vorbei
Und lispeln von Sehnsucht, von Liebe und Mai.
Und jetzt erklärt sich das heimliche Leben,
Jetzt ahn' ich erst, Frühling, dein Wirken und Weben,

Jetzt weiß ich erst, was die Nachtigall singt,
Was die Rose duftet, die Welle klingt.

Die obigen Verse von Theodor Körner enthalten, aber in anderer Reihenfolge: 1. eine Göttin der Griechen, 2. einen Gott der Griechen, 3. einen Fluß, 4. einen andern Fluß, 5. einen Körperteil, 6. einen männlichen Vornamen, 7. eine Zahl, 8. ein Mineral.

3. Buchstabenversetzung.

- | | | | |
|------------|------------|------------|-------------|
| 1. Norden | 2. Rain | 3. Senfe | 4. Trabe |
| 5. Sem | 6. Amur | 7. Nola | 8. Salerno |
| 9. Herder | 10. Winde | 11. Ostern | 12. Stern |
| 13. Utah | 14. Bauer | 15. Tarent | 16. Tadel |
| 17. Dienst | 18. Strich | 19. Thal | 20. Breslau |
| 21. Vitane | 22. Schlaf | 23. Witte. | |

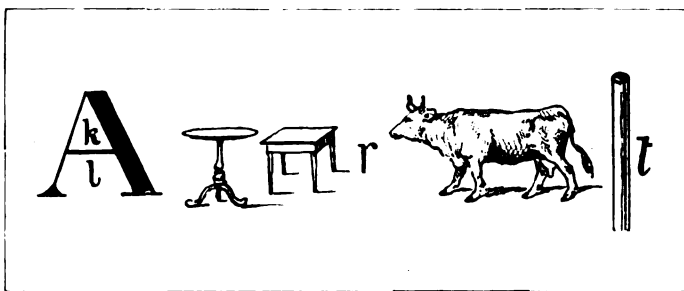
Aus jedem der obigen 23 Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen 23 Wörter nennen den Titel eines bekannten Romans.

Inhalt: Die Bräute von Moorhätt. Fortf. Erzählung von J. Steenhufen. — Der Engel der Maske. Schluß. Eine Reiseerinnerung von Anton von Persall. — Die Kolonisationen Friedrichs des Großen. Von Dr. Max Beheim-Schwarzbach. — In der Sahara des Nordens. Mit fünf Illustrationen. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern: Pfeifenschneiden von D. Bitt und Hundewetter von H. Genzmer. — Zur Erklärung der Lutherhandschrift in Nr. 25. — Nochmals die Feststellung des Ostersonntags. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Lorenz und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. S. Pantenius.

Verlag der Papeim-Expedition (Frl. Hagen & Kasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.



4. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl 40 läßt sich in drei Summanden so zerlegen, daß, wenn man den ersten mit 2, den zweiten mit 5, den dritten mit 7 multipliziert, die Summe der drei Produkte = 100 ist. Welches sind die drei Summanden?

5. Arithmetische Aufgabe.

Der Todestag eines hervorragenden Komponisten läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen. Die Summe der Jahreszahl, der Monatszahl und derjenigen Zahl, welche das Datum angibt, beträgt 1787. Dividiert man die Jahreszahl durch die Monatszahl, so ist der Quotient, welchen man dadurch erhält, $8\frac{1}{3}$ mal so groß als die Zahl des Datums. Welcher Komponist ist gemeint?

6. Dreißilbige Scharade.

O wohl ihm, dem die ersten Zwei
Die Liebsten führen all' herbei,
Sie zu dem Ganzen zu vereinen,
Und der gesund sie sieht erscheinen!
Er sollte, ohne Dank zu sprechen,
Dabei nie seine Rechte brechen. Fr. St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 33.

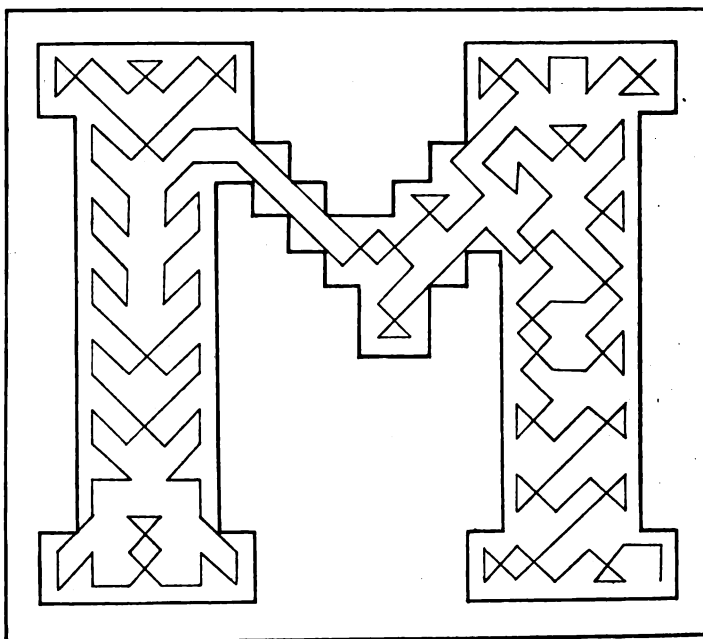
Damespielaufgabe.

- | | |
|-------------------------|-------------|
| 1. e5 — d6 | 1. Df8 — h4 |
| 2. e5 — g3 | 2. Dh4 — f2 |
| 3. e1 — g3 und gewinnt. | |

1. Rätsel. Ranke.

2. Homonym. Bach.

3. Schlüssel zum Königszug.



Auflösung des Königszugs.

Du erscheinst mit fröhlicher Gebärde,
Schöner Bräutigam, den sich die Erde,
Den sich die Natur erkor.
Holler Lenz, willst du dich neu gestalten,
Trittst du kühn aus düstern Erdenpalten,
Kühn mit neuer Lebenskraft hervor.

Und die Welt will liebend dich begrüßen,
Blumen keimen unter deinen Füßen,
Neugeboren grünt die Flur.
Denn beseligend mit heil'gem Feuer,
Webst du freudig deinen Blütenschleier
Um den starren Busen der Natur.

Alles keimt und grünt in holder Fülle,
Und die Knospe sprengt die finst're Hülle,
Die sie streng umfassen hält.
Alle Blüten duften dir entgegen
Und im Tau des Abends träufelt Segen
Auf die fröhlich neuerjüngte Welt.

Körner.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Mai 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 35.

Die Bräute von Moorstätt.

Erzählung von V. Steenhufen.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Wechselreden entfernte sich der Doktor, Eile voranschüßend, während Cäcilie das Medaillon in ein Kästchen schloß. Sie blickte dabei ein paarmal mit leiser Bekommenheit auf ihren Mann, der in auffälliger Verstimmung schweigend durch das Zimmer schritt. Sie fürchtete fast, irgend etwas, das er gehört oder gesehen, möchte ihn verbrießlich gemacht haben, aber darin irrte sie sich. Allerdings war ihm heute zum erstenmal gleichsam nachträglich eine flüchtige Vorstellung davon gekommen, daß ihm das Benehmen des Doktors seiner Frau gegenüber schon seit einiger Zeit ein gewisses Unbehagen verursachte. Er hatte es sich aber noch nie klar gemacht und kam auch heute nicht so weit, weil er gerade jetzt von einem andern Gedanken ganz absorbiert war. Endlich blieb er vor Cäcilie stehen und sagte:

„Es ist mir etwas recht Unangenehmes passiert. Denke nur, eben war Herr Waldheim hier, der ältere, um im Namen seines Bruders um Karolinen's Hand zu werben.“

„Das habe ich vorausgesehen,“ erwiderte Cäcilie mit einer Ruhe, die auf ihres Mannes aufgeregte Stimmung nichts weniger als besänftigend wirkte.

„So hattest du wohl gar schon etwas von dieser Liebeleier bemerkt?“ fragte er in nicht ganz liebenswürdigem Tone.

„Das nicht. Aber Karoline sagte mir gestern abend, daß sie sich mit Leo Waldheim verlobt habe; und er selbst deutete es mir an.“

„Sich verlobt? hat sie das?“ rief Rittler, der Mühe hatte, seine natürliche Festigkeit seiner Frau gegenüber so zu maßigen, wie er es bisher immer gethan hatte. „Ganz auf eigene Hand, ohne vorher ihre Eltern zu fragen? Ein solcher Rief in die Welt, kaum den Kinderschuhen entwachsen. . .“

„Ich war nicht älter, als ich mich das erste Mal verlobte,“ sagte Cäcilie mit leicht gerötheten Wangen.

Diese Worte machten das Übel nur ärger, und dabei war der Grund dieses steigenden Verdrusses ein solcher, der sich anstandshalber nicht nennen ließ. Gewiß ist die Erinnerung an eine frühere Verbindung dem zweiten Gatten nie ganz angenehm, und doch schämt sich der edel denkende Mensch einer solchen Eifersucht um so mehr, als er sie vergebens zu bekämpfen sucht. Er schwieg einen Augenblick, indem er sich zu fassen suchte, und sagte dann mit gewaltsam erzwungener Ruhe:

„Das war etwas anderes. Du kanntest deinen Verlobten von Kind auf, und deine Eltern liebten ihn wie einen Sohn. Von diesem Herrn aber wissen wir noch gar nichts. Ja, wenn man auf Gerüchte hören wollte, möchte eine nähere Verbindung mit den Leuten, so unbesehen wie ein Sprung ins Dunkle, doch sehr gewagt sein.“

Es entstand eine peinliche Stille; man hörte deutlich das Ticken der Uhr. Dann sagte Rittler wieder:

„Du hast es also gleich von dem Kinde erfahren, gut. Karoline ist unschuldig und wahr, Gott sei Dank! und der junge Mann meint es also doch ehrlich. Aber, sage mir, Cäcilie, warum verschwiegst du mir dies? Warum ließeßt du mich unvorbereitet diesem ganz unerwarteten Antrage Waldheims gegenüber? in einer Sache, wo mir Besonnenheit so not that?“

„Ich hatte den beiden versprochen, das Geheimnis zu bewahren, bis der Antrag in aller Form erfolgen konnte.“

„Ein Geheimnis vor mir, deinem Manne?“ zürnte Rittler, nicht länger im Stande, seinen Verdruss zu bergen. „Das ist seltsam, Cäcilie. Sind wir zweierlei, daß du andere Interessen zu haben glaubst, als ich? Solltest du nicht auf meiner Seite stehen in einer Angelegenheit, die mich so nahe angeht?“

„Ich wußte nicht, daß sie dich so nahe anginge,“ sagte Cäcilie, die nun auch gereizt wurde und rasch aufstand. Sie war heute durch so viele Phasen der Empfindung gegangen, daß sie plötzlich den Boden unter den Füßen verlor. Auch der Ausdruck des Erstaunens in ihres Mannes Gesicht gab ihr nicht das Gleichgewicht zurück, sie fuhr fort:

„Über Carolinens Hand steht mir und ihrem Vormund allein die Entscheidung zu. Meine Tochter wenigstens soll so glücklich werden als ich sie machen kann; sie soll nicht in meine Fußstapfen treten.“

Sprachlos starrte Mittler seine Frau an; solch einen Ton hatte er noch nie von ihr gehört. Die Worte, die sie soeben ausgesprochen hatte, waren tief verlegend, wenigstens in dem Sinne, in dem er sie auffaßte, und er konnte sie kaum anders auffassen. Langsam wich er vor ihrem flammenden Blick zurück bis an die Thür. Dann wandte er sich schweigend und verließ das Zimmer.

17. Wie die Zeit verging.

Die Ernte hatte begonnen. Bierzehn Tage gingen hintereinander her; es waren schwüle Tage in mehr als einer Bedeutung. Wenn man die Bewohner von Cäcilienlust der Reihe nach befragt hätte, ob sie diese beiden Wochen lang oder kurz gedeucht, so würde man sehr verschiedene Antworten erhalten haben, denn das Zeitmaß der Seele ist ganz verschieden von dem astronomischen. Der Kamsell und allen denen, die mit und unter ihr im Hause arbeiteten, schienen die Tage viel zu kurz für alles, was geschafft werden sollte, denn es waren viele Hungrige zu sättigen, und alles Gefinde, das irgend entbehrt werden konnte, mußte zu Felde. Die großen eisernen Kessel hingen über der mächtigen Flamme und ganze Körbe voll Heißjoden, die hier mit als Dorf benützt werden, qualmten auf dem offenen Steinherd der Meiereifüche in den gährenden Schornstein hinauf. Den Feldarbeitern erscheint die Erntezeit wie etwas Festliches; sie freuen sich darauf, kleiden sich mit ungewohnter Sauberkeit und verzehren mit unbeschreiblichem Behagen die lederen Mahlzeiten, bei denen Pfannkuchen und gebratener Speck eine große Rolle spielen. Aber sie ziehen sehr früh aus, und wenn es schon so bald heiß wird, werden die Tage, trotz des reichlichen Bieres oder der Buttermilch, die in Begehn (Fäßchen) aufs Feld geschickt werden, trotz der Siesta im Schatten der Knicks, doch lang, und die Leute suchen ihr Nachtlager, sobald sie die schweigende Abendtafel gehalten haben. Man könnte sie schwerlich erwecken, selbst wenn man Sturm läutete.

Dem Gutsherrn schien die Zeit mit Windezeile zu entfliehen; er schaute bang und bänger jedem Tage nach, denn immer näher rückte, was er bald hoffte, bald fürchtete, die Antwort des Vormundes. Er hatte damals sehr ausführlich an ihn geschrieben, ihm das Bedenkliche dieser überstürzten Verlobung vorgestellt und ihn zu veranlassen gesucht, sein Veto einzulegen, um wenigstens einen Aufschub zu erlangen. Bis zu dieser Entscheidung hatte Mittler sich jede Beziehung zwischen den Höfen Cäcilienlust und Träskamp, sowie jede Erwähnung der betreffenden Sache ernstlich verboten, und Wolfgang hatte das nur recht und billig gefunden. Leo war zwar nicht zu binden und zu halten, aber Karoline war entschlossen, sich keinen Ungehorsam zu schulden kommen zu lassen. So vertrieb sich denn Leo die Zeit damit, zwischen den beiden Höfen hin und her zu wandern, in der Hoffnung, Karoline wenigstens von fern zu erblicken, aber auch das schlug fehl. Überall traf er, der Müßiggänger, vollauf beschäftigte Leute an, was ihm sehr unbehaglich war und ihm manchen leisen Fluch entlockte. Er war dann wirklich dankbar, wenn Wolfgang in seinen kurz zugemessenen Mußzeiten mit immer gleicher Liebe und Geduld sich dazu hergab, mit dem Bruder Pläne zu machen und heute Lustschlösser zu bauen, die morgen wieder eingerissen wurden.

Cäcilie verbrachte diese Wartezeit fast ganz einsam; denn, wie immer, nahm sie keinen Anteil an dem geschäftigen Treiben im Hause. Die Schwüle der Luft drückte sie noch mehr als

die andern, sie fühlte sich körperlich schlaffer als je. Daß sie ihren Mann selten sah, kaum ein paar Worte täglich mit ihm wechselte, fiel ihr weiter nicht auf. Sie wußte ja, wie beschäftigt er war, und sie hatte eigentlich keine Erinnerung davon, daß ihr letztes Zusammensein nicht ganz friedlich verlaufen war. Dazu war sie viel zu sehr von ihrem Traumleben hingenommen. Sie hatte gar keinen Begriff von dem Fortgang der Zeit. Doktor Raase war, obwohl er täglich den kranken Bauer besuchte, nicht wieder bei ihr gewesen, aber er hatte ihr ein Zeichen gesandt, daß sie nicht mißverstehen konnte, und das sie mit einer halb wohligen, halb bänglichen Empfindung erfüllte. An dem Abend jenes Tages nämlich, wo sie ihn zuletzt gesehen hatte, fand sie auf ihrem Schreibtisch, unter Papieren versteckt, ein Etui von rotem Saffian. Der Atem stand ihr fast still, als sie es öffnete und ein sehr gelungenes Brustbild des Doktors, auf Wachs gemalt, erblickte. Das erste Gefühl war Entzücken über das schöne, hinreißende Konterfei dessen, der ihr Tag und Nacht vor der Seele stand; die wunderbaren Augen schauten sie an, als wollten sie ihr Innerstes zu sich ziehen mit liebender Gewalt. Sie gab sich anfangs ganz und ungeteilt dem Eindruck hin, sie ließ sich wiegen und tragen von den mächtigen Schwingen der Leidenschaft. Schon manches Menschenkind hat dies schwanke Schiff betreten, um mit ihm durch himmlischen Äther zu schweben und dann plötzlich durch einen Riß im dichten Nebelschleier den gähnenden Abgrund unter sich zu schauen, dem das lustige, wogende Gefährt zusteuert. So war es Cäcilie, als sie zu sich selbst kam.

Was sollte dies Geschenk bedeuten? Sie fühlte sich gedemütigt, ihr Herz wallte auf in Zorn. War es nicht eine erneute Forderung, ihm das ihrige dafür zu geben? Wie konnte er es nur wagen, ihr gleichsam seinen Willen mit despotischer Gewalt kund zu geben? War sie sein Eigentum, seine Skavin? Und war sie es denn nicht? fragte im tiefsten Grunde das anklagende Gewissen. Thränen des Zornes und des Schmerzes füllten ihre Augen, die voll Scham den Boden suchten. Die stolze Seele bäumte sich auf vor dieser Erniedrigung. Nein, nimmermehr! Sie wollte nicht, wollte nicht sein Spielzeug, sein Geschöpf sein, sie wollte dies unwürdige Joch abschütteln. Auf keinen Fall wollte sie das Bild behalten, noch weniger ihm das ihrige dafür geben. Sie gedachte es ihm zurückzugeben mit einem höflich dankenden Wort, daß er es ihr zur Ansicht vorgelegt hatte. Es war so viel besser, viel würdevoller, als wenn sie es ihn hätte merken lassen, daß sie sich etwas... Unerlaubtes und... Beleidigendes dabei dachte. Mit diesen schönen Vorsätzen schob sie das Etui in ein Fach ihres Schreibtisches und legte sich nieder, um in wirren Träumen bald sein stehendes, bald sein zürnendes Antlitz vor sich zu sehen und in wilder Flucht über Felsklüfte und schäumende Wogen ihm immer und immer wieder zu begegnen, bis der späte Morgen sie weckte. Aber Edgar kam nicht; er wußte wohl warum; er kannte seine Versucherrolle aus dem Grunde. Sie dachte nur zu oft an ihn, es erfaßte sie Sehnsucht, und diese Sehnsucht trieb sie, sein Bild anzusehen, die Züge sich gleichsam ins Herz zu prägen, um es dann mit Schreden wieder wegzulegen. Aber der Schreden nahm ab, die Sehnsucht nach seinem lebendigen Anblick wuchs mit jedem Tage, da er fern blieb.

Nur Karoline, der die Zeit unsäglich lang wurde, unterbrach zuweilen diese Traumseligkeit, um mit der Mutter von ihren bräutlichen Hoffnungen zu plaudern und — Toilettenangelegenheiten mit ihr zu besprechen, denn darin war Cäcilie Meisterin. Kein weibliches Wesen im Hause wählte irgend ein Kleidungsstück, ohne sie erst um Rat zu fragen, so sicher war ihr Blick, für jede das zu finden, was sie kleiden mußte.

So war es wieder Dienstag geworden und noch kein Brief von Hamburg eingetroffen. Die Postverbindung war damals auf dem Lande noch mangelhaft, und während der Ernte war keine Zeit, einen Expressen nach Neumünster zu schicken. Die Schwüle war drückender als je, Menschen und Vieh schmachteten nach Kühlung. Gegen Abend umzog sich plötzlich der Himmel, ein Gewitter brach los, dem ein nicht

enden wölkender Regen folgte. Zum Glück waren die Kühe auf einer nahen Koppel, und nachdem sie glücklich unter Dach waren, freute sich alt und jung des Wetters. Die Leute standen unter dem Vordach der Gebäude plaudernd zusammen, und die unverhoffte Feierstunde war ihnen zu gönnen.

Als der Regen ein wenig nachließ, ging Rittler in sein Zimmer, um die Fenster zu öffnen und die erfrischende Luft einzulassen. An der Thür stieß er auf den Briefträger. Der arme Kerl triefte; er war froh, unter ein gastliches Dach zu kommen. Rittler nahm den Brief entgegen, den er ihm hinhielt, und gab Befehl, den Mann ordentlich zu verpflegen. Dann legte er den Brief auf den Tisch, öffnete die Fenster und ging einigemal im Zimmer auf und ab, als wollte er sich rüsten auf das, was der Brief ihm bringen könnte. Endlich nahm er ihn vom Tisch und ging damit zum Fenster, denn es war ganz dunkel geworden. Richtig, von Hamburg! Es mußte der erwartete Brief sein. Jetzt erkannte er auch die Handschrift, obwohl er nur selten mit Herrn Jepsen verkehrt hatte. Unschlüssig wog er den Brief in der Hand, es überkam ihn wie mit positiver Gewißheit das Gefühl, daß ihm dieser Brief etwas Schweres bringen werde. Ob er damit wartete bis morgen? Niemand wird es wagen, ihn darnach zu fragen... aber nein!... wie ihn die Ungewißheit quälte, so quälte sie auch die andern, und er wollte niemandes Qual verlängern. Wieder wog er den Brief in der Hand und legte ihn dann mechanisch auf den Tisch, auf's neue seine Wanderung aufnehmend.

Indem er sich zufällig dem Fenster näherte, bemerkte er, wie der Verwalter am andern Ende des Hofes mit einigen Tagelöhnern sprach, und wiederholt mit ausgestrecktem Arme nach dem Feldwege deutete. Dies rief ihm plötzlich einen fast vergessenen Gegenstand ins Gedächtnis. Er stand still und wartete, bis sich die Leute entfernt hatten, denn der Regen hatte jetzt ganz aufgehört; dann rief er über den Hof hinüber: „Anderssen!“

Als der Verwalter nahe genug an das Fenster gekommen war, fragte Rittler mit gebämpfter Stimme:

„Können Sie mir nicht sagen, wie das mit der Praatschen geworden ist? Seit wir die Anzeige wegen Brandstiftung vor Gericht machten, habe ich nichts wieder von der Sache gehört.“

„Die Praatschen soll verschwunden sein,“ erwiderte Anderssen ebenso leise. „Sie ist nicht wieder gesehen worden, seit Piilkamp niederbrannte. Das Gericht ist in Piilkamp gewesen, wie Sie wissen, und die Polizei hat zweimal das Bienenhaus gründlich durchsucht, aber es war alles leer, ganz ausgeräumt; sie ist fort mit Hund und Kaze. Sie muß doch Wind gekriegt haben und weggezogen sein.“

„Wenn sie sich nicht etwa irgendwo heimlich verhält bei den Leuten. Passen Sie ja auf, Anderssen, ich will sie nicht länger in meinem Bereiche dulden. Wer sich untersteht, sich mit der Person irgendwie einzulassen, wird unnachsichtlich aus dem Dienst geschickt.“

„Die meisten sind wütend auf die Alte,“ sagte Anderssen nachdenklich, „aber sie hat freilich auch ihren Anhang bei den Leuten; sie fürchten sie zu sehr, um ihr etwas abzuschielen. Mit Ihrer Erlaubnis,“ fügte er hinzu, als er sah, daß Rittler Miene machte, das Gespräch abzubrechen, „heute hat mich auch Steffen Holst gebeten, ein gutes Wort bei Ihnen einzulegen, Herr Rittler. Er möchte gern hier Rätner werden und dann heiraten.“

„Es ist keine Kaze mehr frei,“ wandte Rittler ein.

„Er würde zu der Witwe Mertens ziehen; Dörthe Mertens ist seine Braut.“

„So höre ich,“ gab Rittler zurück, dem das Wort „Braut“ heute unangenehm in die Ohren klang. „Er ist ein fleißiger Arbeiter, wenn er nur nicht immer so muckisch aussähe. Er scheint ein unzufriedenes Gemüt zu haben.“

„Das glaube ich darum noch nicht,“ meinte Anderssen gutmütig. „Es ist ihm aber schwer angekommen, daß ihn Herr Waldheim aus dem Dienst gejagt hat, denn er hat von

seinen früheren Herrschaften ein sehr gutes Dienstzeugnis. Nun weiß er nicht recht, was er anfangen soll. Er war sehr froh, als er hörte, daß er sich hier als Tagelöhner auch eine Ruh halten könnte, und möchte gern alle Bedingungen genau wissen.“

„Laut Kontrakt erhalten meine Tagelöhner außer der Wohnung einen Kohlhof und Stallraum für eine Kuh; als Sommergrasung können sie die Nebentwege benutzen, doch müssen sie die Kuh hüten lassen und dafür aufkommen, daß kein Schaden geschieht. Außerdem erhalten sie hundertundzwanzig Quadratruten Land in der jedesmaligen Hackfruchtkoppel, die sie mit Kartoffeln, Steckrüben, Kohl, gelben Wurzeln oder Futterkräutern bestellen können. Das Land wird vom Hofe aus bedüngt und gepflügt, der Tagelöhner beschafft jedoch selbst die Saat. Zum 1. Oktober müssen die Früchte vom Lande geräumt sein. Außerdem bekommen sie drei Fuder Stroh sowohl vom Winter- als vom Sommerkorn, sowie jährlich zwei Fuder Busch nach ihrer Wohnung geliefert und es wird ihnen Torfgrund zum Streichen von sechstausend Torf angewiesen.“

„Das wären die Vorteile,“ fuhr Rittler nach einer Pause fort; „aber nun kommt die Rehrseite. Für alle diese Vergünstigungen werden meinen Rättern jährlich zehn Thaler von ihrem Tagelohn gekürzt und zwar in sechs Wintermonaten monatlich 32 Schilling, in den Sommermonaten monatlich 48 Schilling. Dieses Geld lege ich für sie in einer Sparkasse an und lasse die Zinsen zum Kapital schlagen. Je nach dem Verhalten der Leute lege ich jährlich diesen Zinsen etwas zu, so daß sie nach und nach zu einem kleinen Vermögen kommen. Aber ich verlange auch etwas dafür. Nicht nur, daß die Leute pünktlich zur Arbeit kommen und voll und ganz ihre Pflicht thun, sondern auch, daß sie verträglich und dienstfertig unter einander sind und in ihrer Familie eine ordentliche christliche Zucht halten. Außerdem steht ausdrücklich in ihrem Kontrakt, daß sie niemand des Nachts in ihrer Wohnung aufnehmen dürfen; ebensowenig dürfen sie Mietsleute einnehmen. Es wäre gut, wenn Sie den Leuten allen das ins Gedächtnis riefen, Anderssen.“

„Kann ich dem Steffen Holst Hoffnung machen, daß Sie ihn als Tagelöhner annehmen werden?“

„Noch nicht. Ich will mir die Sache überlegen und Ihnen später Bescheid sagen. Die Mertens, Mutter und Tochter, gehören zu meinen besten, solidesten Leuten. Ich möchte nicht gern, daß sie durch irgend einen nichtsnutzigen Menschen ins Unglück gestürzt würden. Noch weiß ich nicht, ob dieser Steffen ein brutaler Geselle oder ein braver, redlicher Mensch ist. Sagen Sie ihm das aber ja nicht; sagen Sie ihm nur, er müsse sich bis zum 1. Oktober gedulden, da vor dieser Zeit kein neuer Kontrakt gemacht werde. Arbeit gibt's genug hier herum, da, wie ich höre, gleich nach der Ernte der Bau von Piilkamp beginnen soll. Er kann dem Kriskhan Duhß helfen, denn der arme Alte wird wohl nie wieder zur Arbeit fähig sein. Wenn das Wetter hält, wird es morgen nicht an Arbeit fehlen. Gott befohlen!“

18. Vae victis!

Rittler hatte das Fenster geschlossen und stand nun mit dem Rücken gegen dasselbe. Vor ihm auf dem Tische lag noch immer der unerbrochene Brief. Wie ein unentrinnbares Geschick begegnete er seinen Augen, wohin er sie auch wenden mochte. „Ich bin einmal da,“ schien er zu sagen, „und ich lasse mich nicht abweisen.“ Die Zeit verstrich, mit jedem Pulsschlag stieg sein banges Gefühl, mit ihm aber zugleich sein Widerstreben. Noch immer zögerte Rittler — aber es mußte ja sein. Er trat endlich an den Tisch, nahm den Brief mit hastigem Griff und erbrach ihn ungestüm.

Der Inhalt des Schreibens übertraf seine schlimmsten Erwartungen. Herr Jepsen, Karolinens Vormund, war ein trockner Geschäftsmann, der außer Geld und Geldeswert nichts kannte und schätzte. Er begann damit, seine Verwunderung auszudrücken, daß Herr Rittler eine so unerwartet

gute Partie für seine Stieftochter nicht mit großer Freude begrüße, da doch Karolinen's Vermögen nur mittelmäßig sei und er, Mittler, für eigene Kinder zu sorgen habe. Der Umstand, daß der Bewerber von altem Adel sei, diesen aber infolge unglücklicher Familienverhältnisse abgelegt habe, falle gar nicht ins Gewicht; es komme das ja öfter vor. Da die Papiere in Ordnung und der ältere Bruder geneigt sei, gegen das junge Paar freigebig zu sein, da man zudem noch seiner Mündel das eigene Vermögen unverkürzt zum freien Gebrauch überlasse — was doch gewiß eine noble Gesinnung bekunde — so sehe er als Vormund gar kein Hindernis bei dieser Verbindung und gebe mit Freuden seine Einwilligung. Unter diesen Umständen könne er auch nicht einsehen, wozu ein fernerer Aufschub nützen würde, zumal Karolinen's Mutter, die doch unzweifelhaft die erste Stimme bei dieser Angelegenheit habe, keinen Einwand dagegen erhebe.

Ebenso oberflächlich und teilweise sogar mit schlecht verhehltem Spott, behandelte Jepsen die mancherlei Bedenken, die ihm Mittler mit so großer Wärme ans Herz gelegt hatte. Daß der Bewerber in der Gegend fremd und daher der Gegenstand von allerlei Gerüchten und Vermutungen geworden sei, könne gar nichts bedeuten, da sich ja jeder Narr so etwas ausdenken könne; daß ferner der junge Mann kein thätiger Landwirt sei, habe bei seinen Vermögensumständen nichts zu bedeuten, er könne ja deswegen doch ein guter, wohlbedenkender Mensch sein. Schon die Uneigennützigkeit, mit der er jede Ausstattungs zurückweise, gebe ein Zeugnis davon, daß er Karoline wirklich aus Passion heirate u. s. w. Zum Schluß fragte er, was für einen Schwiegersohn denn Herr Mittler eigentlich verlange, ob er vielleicht für Karoline eine andere Partie im Auge habe?

Indes blickte die Sonne durch die Wolken und glückte auf den feuchten Dächern, aber in Mittlers Seele war es tiefe Nacht. Er saß in seinen Stuhl zurückgelehnt in die bittersten Gedanken vertieft; der Brief war neben ihm zu Boden geglitten. Herr Jepsen hatte in einem überlegenen, verletzenden Tone geschrieben, wie ihn so manchmal der gewiegte Weltmann dem einfachen Gemütsmenschen gegenüber anspricht. Mittler war zuerst in hellem Zorn durchs Zimmer gestürmt; aber diese Stimmung verging bald. Er war eine zu lautere, zu gründliche Natur, um sich durch irgend eine Verletzung seiner Eigenliebe lange hinnehmen zu lassen. Was ihn jetzt marterte, war ein Zweifel darüber, ob nicht dennoch in den Vorwürfen, die ihn so unverschuldet getroffen, ein Körnchen Wahrheit stecken könne. Besonders der letzte Passus des Briefes machte ihm zu schaffen. „Ist es möglich?“ fragte er sich, „daß ich nur deshalb so gegen diese Heirat bin, weil ich an meinen armen Jungen denke? Sollte ich doch unbewußterweise Karoline dem Oskar zur Frau gewünscht haben?“

Aber eine gewissenhafte Prüfung seiner selbst sagte ihm bald, daß dies nicht der Fall war. Es handelte sich um etwas anderes, für das er keine Gründe anzugeben wußte, ein dunkles Gefühl, daß diese Verbindung für Karoline ein Unglück sein müsse. Wie er schon Gertrud geklagt, lag seit längerer Zeit ein unbestimmter Druck auf seinem Gemüt, der ihm alles in grauem Lichte erscheinen ließ. Anfangs hatte er dies für ein körperliches Unbehagen gehalten und dagegen die einfachen Mittel gebraucht, die ihm sonst immer geholfen hatten, sein Trübsinn hatte jedoch langsam, aber stetig zugenommen und ließ ihn die gewohnte Freudigkeit beim Arbeiten ganz vermissen. Wie viel der Umstand, das ungewohnte Leid allein durchzukämpfen zu müssen, in seinem Weibe eine Gegnerin zu haben, zur Erhöhung seines Unmuts beitrug, mochte er sich selbst nicht gestehen.

Als er so dasaß, wandten sich seine Gedanken, von Gegenwart und Zukunft gleich abgestoßen, der Vergangenheit zu. Er sah sich wieder im Gewühl des Hamburger Hafens, an jenem sonnenhellen Matitage, als gerade die Passagiere eines Dampfers über die Schiffsbrücke her dem Landungsplatz zuströmten. Deutlich sah er das zarte, blondlockige Kind, das, seiner Mutter vorauseilend, dahergetrüppelt kam, wie es plötz-

lich stolperte und ins Wasser gefallen wäre, wenn er es nicht aufgefangen hätte. Dann hatte er die kleine Karoline auf den Arm genommen und war mit ihr der schönen Mutter entgegengetreten, als ihr ängstlich suchender Blick auf das Kind fiel, das sich so zutraulich an ihn schmiegte. Das war seine erste Bekanntschaft mit Cäcilie gewesen, und ein halbes Jahr darauf gab sie ihm das Recht, der lieblichen Kleinen ein Vater zu sein. Treulich hatte er das Kind geliebt, es geschützt und gepflegt wie sein eigenes. Karoline war ihm ans Herz gewachsen und nun — ein tiefer Seufzer stahl sich aus seiner Brust bei der Vorstellung, daß sie vielleicht für immer elend werden würde und er sie nicht retten konnte. Sein Warnungsruf verhallte ungehört. Er hatte kein gesetzliches Recht, keinen Schatten von Macht, die Verbindung zu hindern, all seine selbstlose Liebe, all seine Vätertreue half ihm nichts, er mußte es geschehen lassen.

Da erging es ihm plötzlich wie im Traum — die Gedanken schienen zur Wirklichkeit zu werden; weiche Arme legten sich um seinen Nacken, und Karolinen's süße Stimme sagte schmeichelnd: „Vater, lieber Vater!“

Karoline war, nachdem sie durch die leise geöffnete Thür gelugt hatte, endlich unhörbar eingetreten. Als sie ihn so niedergeschlagen dastehen sah, war sie schüchtern an ihn herangetreten und hatte ihn lieblos umfassen, wie sie sonst so oft gethan, ehe dieser Schatten zwischen sie getreten war.

„Mein Vindchen, mein liebes Kind,“ sagte Mittler weich und zog sie zu sich nieder. „Wenn ich es dir doch sagen könnte, wie schwer es mir zu Mute ist, wenn ich an deine Zukunft denke. Sieh, ich gäbe unendlich viel, einen Teil meines Lebens darum, wenn du von diesem . . . diesem Leo Waldheim ablassen wölltest.“

„Ablassen?“ fragte Karoline, ihn mit ihren großen Rinderaugen verwundert anschauend. „Aber, Vater, das geht ja gar nicht! Wir haben einander so lieb . . . o, so lieb . . . und ich habe es ihm ja versprochen, seine Frau zu werden, sobald er es verlangt.“

„Könntest du nicht warten mit deinem Versprechen, bis du es mit deinen Eltern beredet hättest?“ fragte Mittler schmerzlich. „Seit wann hat mein Töchterchen kein Vertrauen mehr zu mir?“

„Du lieber Vater,“ sagte Karoline mit demselben unschuldigen Blick und Wesen — jedes Wort schnitt ihm ins Herz. — „Es kam alles so schnell, und es fiel mir gar nicht ein, daß du etwas dagegen haben könntest. Leo ist ja so lieb, so fröhlich . . . seit ich ihn kenne, ist die Welt noch einmal so schön. Sei gut, Väterchen, ich bitte dich. Du hast mir ja sonst alles zuliebe gethan.“

„Aber weißt du denn so gewiß, Karoline, daß Lust und Vergnügen auf die Dauer dein Teil im Leben sein werden? Kind, Kind, die Ehe ist ein gar ernstes Ding. Bis jetzt warst du frei wie der Vogel in der Luft. Freiwillig folgst du dem Vogelfsteller, der so schön zu locken versteht. Weißt du auch, ob er dir nicht Hunger und Kummer bereitet? Hunger nach Glück, der nie gestillt wird, Kummer um das, was du hinter dir liebst? Dann sitzt das arme Vöglein im Käfig und singt seine traurigen Lieder, weil es nicht hinaus kann in den hellen Sonnenschein und kein grünes Blatt mehr sieht.“

„Das denkst du dir so traurig, weil du Leo nicht kennst,“ sagte Karoline mit heiterer Zuvorsicht in Blick und Stimme.

„Aber kennst du ihn denn, Karoline? Es ist ja eine ganz kurze Bekanntschaft; ein bloßes geselliges Verkehren. Weißt du nicht, daß die Menschen oft ganz anders daheim sind, als in Gesellschaft?“

„O, ich weiß genau, wie Leo ist,“ plauderte Karoline. „Wir haben viel miteinander gesprochen von unserer Kinderzeit. Sie sind alle so glücklich gewesen auf dem alten Schlosse, wo er mit seinen Eltern und Geschwistern wohnte. Er hat eine Schwester gehabt, die soll mir ähnlich gewesen sein; mit der hat er immer gespielt. Sie bauten sich einen Wigwam und gaben sich indianische Namen. Leo hieß der gefleckte Stier und war ein großer Krieger mit einem Tomahawk und bunten



„Wo bin ich?“ Gemalt von N. Gysis.

Federn. Beatriz saß indes in der Hütte, flocht Matten und nähte Felle, wie sie sie austreiben konnten; denn er ging mit Bogen und Pfeil auf die Jagd, brachte aber nicht viel heim. Nun wollte er wenigstens einen Stalp am Gürtel haben, forderte des Schäfers großen Jungen zum Kampf heraus und übermochte ihn. Er faßte ihn am Haarschopf und wollte ihn skalpieren; da kam aber der Schäfer mit seinem großen Hunde dem Jungen zu Hilfe. Nun gab es einen großen Lärm; sein Vater erfuhr es, und sie durften nicht mehr Indianer spielen. Der Schäferjunge trägt aber die Narbe von dem Schnitt noch heute mit sich herum.

„Findest du es denn hübsch, daß er den armen Jungen auf ein Haar skalpiert hätte?“ fragte Rittler.

„O, er hatte nicht gedacht, daß es dem Jungen wehthun könnte,“ entschuldigte Karoline. „Nachher ersann Leo ein anderes Spiel; das war noch schöner. Er war ein indischer Raja und Beatriz war eine Prinzessin, die prächtig wohnte und sich glänzend kleidete. Dann heiratete er sie und wollte in den Krieg ziehen. Nun erzählte er ihr, er sei gefallen und sie als seine Witwe müsse sich verbrennen lassen. Sie trugen Reisig zusammen und machten einen Scheiterhaufen. Sie legten sich nun beide darauf, als er ihn aber anzündete, bekam sie Angst und wollte nicht mehr mitspielen. Bald darauf starb sie.“

„Wenn alle seine Anschläge so unglücklich ausgehen, dann bedauere ich dich, Karoline.“

„O, er hat auch lustige Sachen erzählt,“ fuhr Karoline immer eifriger werdend fort. „Einmal, als seine Eltern ausgefahren waren, erlebte er einen köstlichen Spaß. Es kam ein Bettler, der ganz zerlumpt war und kläglich um ein Almosen bat. Es war um die Zeit, wo die Diensthoten beim Essen waren. Leo dachte es sich so schön, den Mann mit einemale reich zu machen. Er stieg hinauf in seiner Mutter Toilettenzimmer, und da er hier nichts Wertvolles fand außer einem kostbaren Diadem, das seine Mutter den Abend zuvor getragen hatte, so nahm er es und gab es dem Bettler. Er meinte, der solle vor Freude tanzen, aber der dumme Kerl drehte das schöne, glänzende Stück in seinen schmutzigen Händen und sagte: „Wäten Se wat, mien lewe Herre, geben Se mi lewer en düchtig Stück Brot und Speck; von dat Ding da ward ik nich satt.“

„Da war wohl Leo noch ein kleiner Junge, als er alle die Streiche machte?“ fragte Rittler.

„Bewahre! er war siebzehn Jahre alt. Es war so komisch, aber es kommt noch besser. Wie Leo so dasteht und sich ergötzt über den Bettler, stürzt die Kammerjungfer herbei und reißt dem Manne den Schmutz aus der Hand. Sie hatte ihn vermisst und gesucht. Ihr verzweifelt und des Bettlers einfältiges Gesicht zusammen zu sehen, sagt Leo, wäre zu köstlich gewesen. Er lachte noch bis zu Thränen, als er es mir erzählte.“

„Ist es möglich, daß ihr beide nur den Spaß seht über die Einfalt des Bettlers?“ sagte Rittler sehr ernst. „Nahm denn der junge Herr gar keine Rücksicht darauf, daß er seiner Mutter beinahe einen empfindlichen Verlust bereitet und das arme Mädchen in schlimmen Verdacht gebracht hätte?“

„Daran hatte er wohl nicht gedacht,“ entschuldigte Karoline wieder.

„Wohl, ich will wünschen, daß er dir nicht einmal ein großes Leid zufügt, ohne sich etwas dabei zu denken.“

„Ach nein, er ist gut mit mir,“ versicherte Karoline. „Er baut jetzt einen Pavillon, und da er weiß, daß ich die Ragen sehr gern habe, will er Angorafinken kommen lassen für die unteren Räume und seltene Vögel oben in Käfigen halten.“

„Was wollt ihr denn aber den ganzen Tag über machen, da Leo doch nichts von der Landwirtschaft wissen will?“ fragte Rittler. „Glaubt ihr, daß euch Gott darum in die Welt gesetzt hat, um Vögel und Ragen zu füttern? Etwas schaffen und wirken zum Wohle des Nächsten kann doch jeder, wenn er auch nicht ums Brot zu arbeiten braucht.“

Als Rittler bei diesen Worten Karoline ansah, hielt er traurig inne. Er sah deutlich, daß sie ihn nicht verstand, ja, daß sie noch viel zu jung, noch viel zu kindisch für ernste Dinge war. Er erkannte die Fruchtlosigkeit seiner Ermahnungen und sagte kurz:

„Ich will noch einen Gang nach Träkamp machen. Dein Vormund gibt seine Einwilligung.“

Als Rittler nach zwei Stunden durch die Felder zurückkehrte, hatte sich der Himmel von neuem umzogen, und fernes Donnerrollen verkündigte eine Rückkehr des Gewitters. Bei der Biegung des Weges erspähte er ein helles Gewand und erkannte Gertrud, die ihm entgegenkam. Sein Gesicht erheiterte sich ein wenig; er beschleunigte seinen Schritt und traf bald mit ihr zusammen.

„Gut, daß du kommst. Mir war meine eigene Gesellschaft ganz unerträglich geworden. Ich habe also die Waffen gestreckt. Man hat mir alles über den Kopf genommen.“

Auf ihren fragenden Blick fügte er hinzu:

„Karolinens siebzehnter Geburtstag ist in vierzehn Tagen. Er trifft mit dem Ausgang der Ernte zusammen, und wir thun am besten, da es ein Sonntag ist, das Erntebier dahin zu verlegen. Dabei wird dann denen, die uns besuchen, und die wirklichen Anteil an Karoline nehmen, die Verlobung mitgeteilt. Fremde Leute geht es nichts an. Die Hochzeit wird dann wohl rasch darauf folgen, da sie einen Königsbrief kommen lassen.“

„Dein Besuch in Träkamp hat dich nicht andern Sinnes gemacht?“ fragte Gertrud schüchtern; des Vaters kurzer, kauftischer Ton fiel ihr auf.

„Durchaus nicht, im Gegenteil. Die Wirtschaft ist ja gut imstande, die Ordnung fast zu weit getrieben; aber wunderbar ist doch alles. Leos Zimmer sind mit einer Pracht eingerichtet, die einem den Atem benimmt, und was das Sonderbarste ist, sie strozen von angefangenen Arbeiten der kostbarsten Art. Obgleich Leo jede ernste Arbeit zu hassen scheint, ist er doch mit Beschäftigung vollauf versehen. Aber alles sporadisch, ohne Zweck und Ziel, ganz wie ihn die Laune treibt, und keins wird vollendet; mitten drin kommt ihm der Überdruß. Ich habe Modellierarbeiten, Malereien und sogar einen Stuckrahmen gesehen. Schade um das kostbare Material, das nutzlos verschwendet wird.“

„Ist denn Raum im Hause für eine junge Frau?“ forschte Gertrud.

„O ja, wie sie es verstehen. Sie haben schon früher einen Anbau hinter den Stuben gemacht, der von außen wie ein Biederl von Ziegelsteinen aussieht; notabene ohne Fenster, inwendig aber sind es ein paar hohe geräumige Zimmer, die ineinander gehen und aufs schönste ausgestattet sind. Ich sah eine geschmückte Truhe voll des prachtvollsten Leinwandzeugs und eine andere mit allerlei Kleiderstoffen gefüllt. Auch haben sie eine tüchtige Wirtschaftlerin, ich sollte lieber sagen Schaffnerin, denn es ist einmal alles wie in einem verwunschenen Schloß, märchenhaft und sonderbar.“

„Wenn aber keine Fenster in den Zimmern sind, wie kann man da etwas sehen?“

„Das Licht kommt von oben, wie in einem Maleratelier. Es waren auch noch allerlei geheime Thüren, Stufen u. d. d., die ich nicht weiter ansehen mochte; ich hatte genug damit zu thun, auf Leo zu achten, und ich kann sagen, er gefiel mir immer weniger. Wenn man acht gibt, merkt man, wie hohl, wie unstat alles bei ihm ist. Er springt von einem zum andern, kann niemand ordentlich in die Augen sehen, und sein Gesicht wechselt wie Aprilwetter. Er gemahnt mich an ein leichtes Gewässer, ein treuloses, wandelbares Element, bei dem man immer fürchten muß in schreckliche Untiefen zu geraten, die ins Verderben führen. Das einzige, was dieser künftige Ehemann zu seiner neuen Existenz herzurichten für nötig hält, ist . . . ein Ragen- und Vogelhaus. Ich habe das Ding auch gesehen. Wenn er es fertig bringt, wird es hübsch; die Beester können zu den Löchern hinausschauen und ihnen allnächtlich ein Ständchen bringen.“

„Vater,“ sagte Gertrud bekümmert, „ich glaube, du siehst zu schwarz. Dir sind junge Männer, die im Schoß des Überflusses aufwuchsen, ganz fremd und unsympathisch. Wer weiß, welch guten Einfluß Karolinen einfache Natur auf ihn haben wird.“

„Das ist es eben, was ich glaube. Karoline ist viel zu schlicht, viel zu ehrlich für einen so subtilen Herrn. Wenn sie eine Kofette wäre, oder besser noch ein Kobold, eine Undine oder so was... wenn sie Leo jeden Tag in anderer Gestalt erscheinen, ihn gehörig in Atem halten könnte, dann ginge es wohl. Sie schiffte sich blindlings, vertrauensvoll in einem morschen Kahn auf diesem unbekannten Meere ein, und man kann nichts thun, sie zu retten!“

„Aber Wolfgang!“ erinnerte Gertrud tröstend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wilhelmstift bei Potsdam.

Erziehungs- und Pfllegeanstalt für blödsinnige Kinder der Provinz Brandenburg. Von Dr. P. Heine.

Die Not jener Ärmsten unter den Armen, welche in geistiger Unmachtung, dazu auch größtenteils unter der Last körperlicher Gebrechen leben, war bis vor wenigen Jahrzehnten eine trotz ihrer weiten Verbreitung meist verborgene und wenig beachtete. Das unsäglich Leid, das einer Familie in einem blöden Kinde auferlegt war, wurde im günstigsten Falle als ein unabänderliches in treuer, wenn auch hoffnungsloser Fürsorge und Liebe für den Unglücklichen und mit stiller Klage getragen. Oft aber ließ auch Lieblosigkeit und Verdroßtheit ein solches liebe- und hilfsbedürftiges Geschöpf tiefer und tiefer in tierisches Wesen versinken und zu einem Abscheu der Leute und zu einem Spott der Buben werden. Auf die Hilfe der Waisen und Kranken, der Taubstummen und Blinden, der Gefallenen und Gefährdeten war die rettende, bewahrende und gewinnende Liebe von jeher bedacht gewesen; an die Blöden dachte lange niemand, oder wo es geschah, da wurde die Hilfsbereitschaft gelähmt durch die Überzeugung, daß ihnen doch nicht zu helfen sei. Da, am Anfang der vierziger Jahre hat die Hilfe begonnen, abgesehen von einigen vereinzelt Versuchen anderwärts, zuerst in der Schweiz, der eigentlichen Heimat des Kretinismus. Im Jahre 1841 nämlich geschah es, daß ein schweizerischer Arzt mit Namen Dr. Eugenbühl vor einem am Wege stehenden Kreuzfix ein Kind fand, welches das Vaterunser murmelte. An der verkrüppelten Gestalt, dem verzerrten Antlitz, den stieren Blicken erkannte er in dem Kinde einen Kretin, wie sie in den Alpenländern zu Hunderten sich finden, meist ohne leibliche und geistige Pflege aufwachsend. Aber der Kretin betete; er hatte das Vaterunser gelernt, und in seinen blöden Augen, die sich auf das Bild des Erlösers richteten, glänzte etwas von innerer Andacht. Der Arzt konnte den betenden Kretin nicht wieder vergessen; immer sah er das mitleiderregende Bild vor sich, und dazu mahnte eine Stimme in seinem Innern: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Es trieb ihn zum Entschluß, der Entschluß wurde zur That. Mit geringen Mitteln ging er ans Werk, und nach wenigen Monaten standen zwei hölzerne Häuser auf einem lieblichen Berge bei Bern, dem Abendberge, und boten den armen Kretins der umliegenden Thäler eine Herberge der Hilfe. Die erste Blödenanstalt war da. Der Spott, welcher den Doktor zuerst getroffen, verstummte, als der Erfolg seiner Arbeit offenbar wurde, als die Kinder aus ihrer Verwahrlosung gerettet wurden und viele sogar anfangen zu lernen und zu arbeiten. Von dort verbreitete sich das Rettungswerk mit großer Schnelligkeit, zuerst über die süblichen, dann auch über die nördlichen Staaten Deutschlands, welches in bezug auf die Ausbehnung wie in bezug auf die Erfolge der Arbeit an den Blöden und Schwachsinrigen allen andern Ländern bis heute weit voraus ist. Über dreißig größere und kleinere Privat- und öffentliche Idiotenanstalten arbeiten hier mit sichtbarem Segen. Die bedeutenderen derselben sind auch in weiteren Kreisen be-

kannt, so die Anstalten zu Marienberg und zu Schloß Stetten in Württemberg*), zu Eßberg in Bayern, zu Mödern und zu Hubertusburg im Königreich Sachsen, zu Ederode in Braunschweig, zu Scheuern in Nassau. In Preußen rief die 1857 von P. Diefelhoff in Kaiserswerth verfaßte Schrift: „Über die Lage der Blödsinnigen in Preußen“ eine allgemeine thatkräftige Teilnahme für dieselben hervor. So entstand in M.-Gladbach bei Düsseldorf unter dem kräftigen Beistande des Johanniterordens die Anstalt „Sephata“ für Rheinland und Westfalen; die Provinz Sachsen (die Anstalt zu Reinstedt), die Provinz Pommern (die Anstalt Rüdenmühle bei Stettin) und die anderen Provinzen sind nachgefolgt. Für die Provinz Brandenburg ist im Jahre 1865 das „Wilhelmstift“ gegründet, dem diese Zeilen im besonderen gewidmet sind. Überall gedeiht das Werk, gesegnet von den schwergeprüften und bis dahin ratlosen Eltern der Pfléglinge, gefördert von den Staats- und Kommunalbehörden und reichlich unterstützt durch die barmherzige Samariterliebe, welcher die Blödenanstalten mit wenigen Ausnahmen ihr Dasein und ihren Bestand verdanken. Zur Förderung der gemeinsamen Bestrebungen und zur Anbahnung einer immer rationelleren und zweckmäßigeren Behandlung der Idioten finden von Zeit zu Zeit Konferenzen von Geistlichen, Ärzten, Pädagogen und Verwaltungsbeamten statt, so die erste im Jahre 1874 zu Berlin, auf welcher erklärt wurde: „die Idiotie (Blödsinn) sei Folge eines abgelaufenen Krankheitsprozesses im Gehirn, eines stabil gewordenen Defektes. Wahrscheinlich hätten die Hirnsfasern und Hirnzellen eine fehlerhafte Beschaffenheit. Die eigentliche Geisteskrankheit dagegen sei Folge eines noch in der Entwicklung begriffenen Krankheitsprozesses. Mit bloßer Ausbildung des geringen Verstandes sei wenig gethan; vor allem sei die Entwicklung derjenigen Seite des menschlichen Geistes anzustreben, vermöge deren die Idioten zur Erkenntnis Gottes gelangen und ein dieser Erkenntnis entsprechendes Leben führen könnten. Zur Unterstützung dieser Hauptaufgabe dürfe jedoch die Ausbildung für das irdische Leben in keiner Weise versäumt werden. Christlicher Unterricht und entsprechende Arbeit seien die beiden Hauptelemente der Blödenziehung. Wie keine Anstalt ohne Schule, so dürfe keine Blödenanstalt ohne ausreichende Werkstätten, Garten, Land etc. sein. Im Gegenteile, solche Anstalten müßten viel Land haben.“

Wie die Mehrzahl der deutschen Idiotenanstalten durch die christliche Liebesthätigkeit gegründet sind, so haben sie sich auch meist unter die Obhut und in den Dienst der Kirche gestellt. Nur im Königreich Sachsen besteht eine Staatsanstalt, die obengenannte zu Hubertusburg. In Preußen ist von staatlicher Seite erklärt worden: „daß es sich nach den bisherigen Erfahrungen empfehle, die Gründung derartiger Anstalten der Privatwohlthätigkeit zu überlassen.“ — 3000 bis 4000 Idioten werden gegenwärtig in Deutschland verpflegt und gebildet — angesichts einer Zahl von 50 000 bis 60 000 in Deutschland lebenden Blöden freilich erst der Anfang der Arbeit, aber dennoch ein schöner Anfang, und der schöne Anfang verbürgt einen gegneten Fortgang, zumal die bereits errungenen Erfolge jeden Zweifel an der Möglichkeit überwunden haben, viele der unglücklichen Kinder durch besonders dazu befähigte und ausgebildete Lehrer unter umsichtiger ärztlicher Pflege zur Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis, zu einem geordneten, thätigen Leben und eigenem Erwerbe zu erziehen, sie alle aber, mit ganz geringen Ausnahmen, vor dem völligen Versinken in Stumpfsinn zu bewahren und sie wenigstens an Gehorsam und menschliches Benehmen zu gewöhnen.

Nach seiner äußeren Lage in der Nähe einer größeren Stadt und zahlreicher Ortschaften und dennoch in ländlicher Umgebung und Stille, wie nach seiner inneren Einrichtung entspricht das Wilhelmstift bei Potsdam allen Anforderungen, welche man heutzutage an eine Idiotenanstalt macht. Dem Umfange seines Betriebes wie der Zahl seiner Zöglinge (118)

*) Siehe Daheim, Jahrgang 1881, S. 316 und 331.

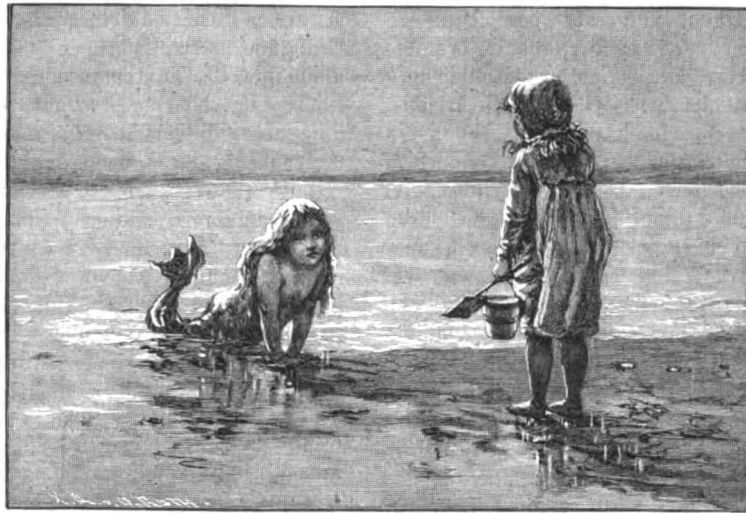
nach gehört es zu den bedeutendsten Anstalten Deutschlands. Wie fast alle Unternehmungen helfender Christenliebe ist auch das Wilhelmstift, von kleinem Anfange ausgehend, durch unerwartete Hindernisse wie durch unerhoffte Gnadenführungen hindurch zu seinem jetzigen erfreulichen Bestande gelangt. Im Jahre 1865 wurde die Anstalt begründet, und zwar in folgender Weise. Es erschien damals in den Straßen der Stadt eine weibliche Person, welche durch ihre bejammernswerte, verkrüppelte Gestalt, durch ihre konvulsivischen Bewegungen und durch ihre Entsetzen erregenden Gebärden ein Bild leiblicher und geistiger Verkommenheit darbot, den Buben ein Gegenstand des Spottes, den Menschenfreunden ein Gegenstand innerster Erschütterung und Teilnahme. Davon ergriffen, erließ der damalige Prediger an St. Nikolai, Schulze einen Aufruf, ob es denn nicht möglich sei, in dem großen und von vielen wohlhabenden Leuten bewohnten Potsdam die Mittel aufzubringen, um einem derartigen unerträglichen und einer christlichen Bevölkerung durchaus unwürdigen Zustande ein Ende zu machen und das bejammernswerte Geschöpf aus seinem Elend heraus in eine liebevolle Pflege zu bringen. Dieser Aufruf traf das Herz der von schwerer Krankheit heimgesuchten Präsidentin von Voss. Sie bat den genannten Geistlichen zu sich und schenkte ein in der Teltower Vorstadt gelegenes Haus und Grundstück zur Gründung einer Samariterherberge für blödsinnige Kinder der Provinz Brandenburg, deren erster Pflögling jene arme Blödsinnige wurde. Die junge Anstalt, die nach dem uns allen teuren Namen, der zugleich der Name des heimgegangenen Gemahls der Stifterin war, „Wilhelmstift“ genannt wurde, gewann bald einen weiten Kreis von Freunden und Gönnern, an deren Spitze Se. Majestät der Kaiser und Ihre k. k. Hoheit die Frau Kronprinzessin, welche die Mittel zu mehreren Freistellen jährlich huldreichst darreichen, stehen. Da das kleine Häuschen, in welchem das Liebeswerk begonnen wurde, bald nicht mehr den an die Anstalt gerichteten Anforderungen zu entsprechen vermochte, so entschloß sich der dirigierende Vorstand der Stiftung — Vorsitzender ist zur Zeit Herr Prediger Coulon von der französischen Kirche in Potsdam — bereits nach drei Jahren zum Bau eines neuen Hauses, das bequem die 118 in der Anstalt befindlichen Pöglinge beherbergen kann. Ist die innere Einrichtung wie die äußere Gestalt des Hauses und der dahinter liegenden Wirtschaftsgebäude auch einfach, so doch würdig und höchst zweckmäßig. Zudem ist die ganze Umgebung des Wilhelmstiftes, seine 4½ Hektare umfassenden blühenden Bier- und gesegneten Obstgärten, der kühle Schatten und die anmutigen Wege der im Süden und Osten der Teltower Vorstadt sich weithin ziehenden Waldhöhen, an deren Fuß es liegt, die ländliche Ruhe, die über das Ganze sich breitet, für das körperliche Wohlbefinden wie für die geistige Anregung der Pöglinge höchst förderlich. Der wichtigste Raum innerhalb der Anstalt ist der freundlich-helle Bet- und Speisesaal, in welchem die gesamte Anstaltsfamilie, der Hausvater mit den

Seinigen, die Lehrer und Lehrerinnen, die Wärter und Wärterinnen, sowie die Pöglinge gemeinsam ihre Kost für Leib und Seele empfangen. Hier befindet sich der Ambon und das Harmonium zu Gesang und Andacht, über dem Ambon, in die Wand eingelassen, die Motivtafel, welche die Namen der bereits verstorbenen Begründer der Anstalt trägt, des Präsidenten von Voss, seiner Gemahlin und des Superintendenten Schulze. Über und an den beiden Seiten dieser Tafel stehen als Wandinschriften die drei Jesuworte: Marc. 5, 36: „Fürchte dich nicht, glaube nur;“ Matth. 11, 28: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken;“ und Matth. 21, 16: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet“ — welche den Grund, den Inhalt und das Ziel aller Arbeit an den armen Blöden angeben. An diesen Saal reihen sich die Wohnräume der Pöglinge, in der einen Etage für Knaben, in der andern für Mädchen, die gemeinsamen Unterrichtszimmer und, unter die ersteren zweckmäßig verteilt, die Wohnzimmer der Erzieher, resp. der Erzieherinnen. In dem obersten Stockwerk befinden sich die Schlaffäle, in dem Souterrain die Küche und die Vorratskammern. Überall herrscht die größte Sauberkeit und eine wohlthuende Ruhe, und das ganze Anstaltsleben regelt sich vom Morgen bis zum Abend nach einer feststehenden Tagesordnung.

Was nun die Pflege der Blöden anbetrifft, so ist dieselbe keineswegs nur eine geistige. Es gibt keine Schulen für Blödsinnige, wie es solche für Taubstumme gibt, und wie die Errichtung solcher für Schwachsinige, sicherlich ohne tieferes Verständnis für die Bedürfnisse derselben, für große Städte vorgeschlagen wird. Die Blöden erfordern mehr Arbeit, als die in den bestimmt zugemessenen Schulstunden ihnen gewidmete, um körperlich und geistig zu gedeihen. Eine fortwährende Zucht und Pflege thut not, und stets ist die körperliche mit der geistigen verbunden, ja in den meisten Fällen wird die körperliche Gewöhnung an Regelmäßigkeit und Reinlichkeit für die gesamte Erziehung den Grund legen müssen. Der Aufenthalt der Pöglinge in den Zimmern und ihre Beschäftigung mit mancherlei Handarbeiten, mit dem Verfertiigen von Laubsägeartikeln, dem Flechten von Strohmatten und Teppichen aus Tuchanten, worin die Befähigten viel Geschick und Selbständigkeit beweisen, mit Stricken und Stopfen, mit dem Auskernen von Schoten und Obst, wird im Wilhelmstift während des Sommers möglichst beschränkt und durch Bewegung in der sich hier im reichsten Maße anbietenden Gottesnatur und durch kräftigende Gartenarbeit ersetzt. Da graben die einen, die andern jäten, mehrere begießen die Blumen und Gemüse, und einer arbeitet sich mit der vollen Schieblarre durch den Sand. Schweißtropfen werden nicht gescheut, ein jeder will fleißig sein, und es freuen sich alle, wenn sie die Früchte ihrer Arbeit gedeihen sehen. Eigene Gärten sind den einzelnen nicht zugeteilt, wohl aber zu Zeiten einzelne große Beete, die in Ordnung und Feuchtigkeit zu halten sie



Denkmal König Friedrich Wilhelms I in Potsdam.
Modelliert von Karl Götters.



„Wer bist du?“ Ein Strandmärchen. Gemalt von Church.

die Aufgabe haben. Bei diesen freien Beschäftigungen erhält der Lehrer vielfache Gelegenheit, an Tönen, Bewegungen, üblen oder guten Gewohnheiten, in denen die Kinder im Freien sich leichter äußern, ihren körperlichen und geistigen Zustand zu studieren, und auf Mittel zu sinnen, bei der unmittelbaren Bemühung mit den einzelnen schlummernde Kräfte zu wecken, schwache Anlagen zu entwickeln, verkehrte Triebe zu regeln. Dazu kommen die größeren gemeinsamen Spaziergänge nach schönen Punkten der Umgegend, die den Pflinglingen neue Anschauungen und den geförderten derselben reichen Stoff zu lebhafter Unterhaltung in der Freizeit verschaffen. Von der größten Bedeutung für das körperliche Gedeihen sind die freilich einfachen und bescheidenen Turnübungen. Sie bestehen anfangs nur in Arm- und Fußbewegungen, in Gehübungen und kleinen Versuchen an der Leiter. „Wie schwer hält es manchmal,“ sagt der Erziehungsbericht vom Jahre 1867, „bis nur das einfachste Ausstoßen und Einziehen der Arme gelingt, wie oft muß vor- und mitgemacht und müssen auch die Arme geführt werden; aber welche Freude macht es den einzelnen, nach mühevollen Übungen die Bewegungen in Gemeinschaft auf Kommando, manchmal in verschiedenem Takte zur Zufriedenheit auszuführen. Wie werden dabei die schlaffen Arme strammer, die schwachen Arme stärker und zum Gebrauche der Hanteln geschickt, wie beginnt das Blut auch in die äußersten kalten Fingerspitzen zu strömen, sie zu erwärmen und sonst den ganzen Körper neu zu beleben!“ Einen rührenden Anblick gewährt es, die Kinder spielen zu sehen, wobei die kleineren und die größeren, die geistig höher und tiefer stehenden mit einander vereinigt sind. Hier wird der Ball geworfen und auch wohl der Versuch gemacht, ihn aufzufangen; dort finden unter der Leitung der Erzieher Reigen und Ringspiele statt, welche mit Gesang und dem taktmäßigen Händeklatschen der Kinder begleitet werden; an einer dritten Stelle des geräumigen Spielplatzes wird unter lautem Rufen und fröhlichem Jauchzen eine Jagd abgehalten; davon abseits hat ein kleines Mädchen sich hinter einen Strauch versteckt und harret mit gespanntem Bächeln der sie suchenden Gespielin. Die völlig stumpfsinnigen Pflinglinge werden in

den Laubgängen des Gartens unterdessen von ihren verständigeren Kameraden, öfters auch zu zweien, spazieren geführt, freilich in monotoner Gleichmäßigkeit immer denselben Weg auf und ab und meist, ohne daß ein unterhaltendes Wort den Spaziergang erhellt.

Doch die Freistunde nach dem Mittagessen ist zu Ende, das Zeichen zum Beginn des Nachmittagsunterrichtes ertönt. Das Spiel hört auf, die Reigen lösen sich. Die Kinder laufen zum Teil behende in die verschiedenen Schulabteilungen, nicht wenige auch schleppen mit Mühe ihre verkrüppelten Glieder die Treppe hinauf. Aber gern und bereitwillig, das sieht man, folgen sie alle dem Ruf zur Arbeit. Auf dem Spielhofe ist es still geworden. Aus den geöffneten Fenstern der Schulstuben ertönt hier die Stimme des Lehrers, dort hört man die Kinder die langgezogenen Silben laut und sicher aus ihren einzelnen Buchstaben zusammenschleifen, dort den gemeinsamen Gesang derselben. Nur die nicht schulfähigen Jünglinge sind im Freien geblieben und setzen ihren schweigenden Spaziergang fort. Ein dem Kindesalter bereits entwachsener schwachsinziger Bursche, der zu jeder Thätigkeit sich unfähig bewiesen, lehnte, wie er am liebsten den ganzen Tag that, schlief über den Gartenzaun und sah mit irrem Auge hinaus auf die Straße, um den vorbeikommenden Wanderern und Fuhrwerken grinsend zuzunicken, dabei legte er auch wohl die Hand militärisch grüßend an die Schläfe.

Wir treten in einen der hellen Unterrichtsräume ein. Der Hausvater der Anstalt, Herr Großmann, hält hier mit der ersten Abteilung, Knaben und Mädchen, eine biblische Katechese über die Stillung des Meeres (Marci 4, 35—41) in äußerst geschickter und selbstverständlich für den tiefen geistigen Standpunkt der Schüler berechneter Weise. Antworteten die meisten auch nur in abgerissenen und oft mühsam hervorgestoßenen Worten und nur wenige in ganzen Sätzen oder in passenden Bibelsprüchen und Liederversen, so antworteten doch eben alle, und es war eine Freude, zu sehen, mit welcher Andacht und Innigkeit die Kinder an den Lippen ihres Lehrers hingen, mit welchem Eifer sie ihm bis zu Ende zuhörten oder sich zur Antwort meldeten, wie es in ihren

Augen bligte, wenn eine Frage an sie erging, welch eine Wonne sich über die weissen, oft verzerrten Züge breitete, wenn die gegebene Antwort Anerkennung fand. Die eine von den Schülerinnen war sogar imstande, die besprochene Geschichte im Zusammenhang wiederzugeben. Mit einer anderen Abteilung wurde ein Übungsstück „über das Leben und Arbeiten der Bienen“ gelesen und das Verständnis des Gelesenen an aufgestellten Bildern und natürlichen Honigwaben erprobt. War die Fertigkeit im Lesen eine äußerst verschiedene, bei einigen nicht viel mehr als ein Lautieren, bei andern ein zwar fließendes aber sehr eintöniges, bei mehreren jedoch ein fertiges und sinngemäßes, so war bei der praktischen Demonstration an den Honigwaben mit ihrem hervorquellenden süßen Inhalt die Teilnahme aller, gesteigert durch eine hier und da nur mühsam unterdrückte Lusternheit, eine gleich lebhaft und verständnisvolle. Mit einer andern Gruppe von Zöglingen unterhielt sich eine Lehrerin über die vier Jahreszeiten und suchte mit schönem Erfolge in denselben ein liebevolles Verständnis für den Verlauf des Jahres mit seinen Zeiten und Festen und zugleich für die sie umgebende Natur in ihrem bunten Wechsel, ihrer Arbeit und ihrem Erntesegen, mit ihren lieblichen Blüten und Klängen zu erwecken.

Die erste Abteilung, die wir zuerst besucht hatten, war mittlerweile in den Schreibunterricht eingetreten. Die Schrift war meist deutlich, bei einigen zierlich und fast fehlerfrei. Der eine der Schüler verstand es, wie der Lehrer mitteilte, einmal gelesene längere Lesestücke aus dem Gedächtnis wörtlich niederzuschreiben, jedoch fast ohne jegliches Verständnis für den Inhalt. Es beweist dieser Fall wie viele ähnliche, in wie verschiedener und auffällender Weise sich oft die beschränkten Geistesanlagen der Zöglinge entwickeln, ohne daß diese sich in ihrem sonstigen geistigen Vermögen über den Standpunkt von Idioten erheben, und wie sehr man es einem durch einseitige Entwicklung einer solchen fast krankhaften Anlage erzielten Scheinerfolge vorziehen muß, das gesamte Gemütsleben zu erschließen, das Selbst- und Gottesbewußtsein wachzurufen und die Willenshätigkeit zu stärken und zu leiten. Ähnlich verhielt es sich mit einem andern Zögling, der, ein Soldatenkind, wahrscheinlich aus kriegerischen Gesprächen und Erzählungen die ersten Eindrücke seiner Kindheit empfangen hatte und nun ein merkwürdiges Gedächtnis für die Personen und Thatfachen der Befreiungskriege und der letzten großen vaterländischen Kämpfe bewies, trotzdem aber zu den unbilligsten und hoffnungslosesten Zöglingen gehörte. Die geringsten Erfolge werden im Rechenunterrichte erzielt. Da heißt es von den meisten: „Er kann nicht bis fünf zählen.“ Nur wenige verstehen die vier Spezies und erwerben sich die zum täglichen Gebrauch, zum Einkauf und Geldwechseln, notwendige Rechensfertigkeit. Am Gesangunterricht nahmen alle Schüler teil, auch die wenig oder gar nicht musikalisch beanlagten. Denn einmal geschieht es öfters, daß sich hier und da ein neues Stimmchen beim gemeinschaftlichen Gesange oder auch außer der Schulzeit hören läßt, welches anfänglich wenig Hoffnung erweckte; sodann aber helfen die Singübungen zum richtigen Sprechen wie zum Memorieren und machen einen anregenden Eindruck auch auf die tiefer stehenden Kinder. Lied und Gesang, das merkte man, war die ganze Lust der Pflinglinge, der kleinen und großen. Wenn man sie nicht in ihren meist jämmerlich gebrechlichen und verkümmerten Gestalten vor sich gesehen hätte, würde man es kaum geglaubt haben, daß diese reinen, bald hell jauchzenden, bald zart modulierten Töne von ihnen herrührten. Ein Zögling, der durch seine körperliche Mißbildung unter seinen Leidensgenossen in mitleiderregender Weise noch hervortrat, trug einige einfachere Musikstücke von zunehmender Schwierigkeit auf dem Piano vor. Die hellste Freude verklärte seine entstellten Züge, als sein Lehrer ihm unter anerkennenden Worten auf die Schulter klopfte.

Wie die Pflege im allgemeinen, so ist im besondern der Unterricht, und zwar in allen verschiedenen Fächern vom christlichen Geiste getragen und erfüllt und wird unter steter Hinweisung auf Gottes Allmacht und Heilandsliebe, die er

allen Menschen und zumal den Elenden und Armen beweiht, erteilt. Das Wort Gottes wird so im eigentlichen Sinne den Zöglingen zur Leuchte ihres schwachen Fußes und zu einem Lichte auf ihrem dunkeln Wege. Der Hauch der Liebe ist es, der den glimmenden Funken des Geistes- und Gemütslebens der armen Blöden ansachen muß, und auch bei den für geistige Anregung unempfindlichen Zöglingen erwacht durch die sich unablässig um sie bemühende Liebe allmählich die Empfanglichkeit für dieselbe und eine sich oft in rührender Weise äussernde Dankbarkeit. Und welch eine hingebende und selbstverleugnende Liebe, welche oft jahrelang erfolglose Mühe und Geduld erfordert die Arbeit an den Blöden! — Wer die Kinder in ihren Leistungen beim Unterricht sieht, wer sie bei ihrem Spiel beobachtet, bei Tische, in ihrem Zusammenleben, wie die Schwächeren sich vertrauensvoll auf die Selbständigeren stützen, die letzteren sich sichtbar durch ihre Vertrauensstellung unter ihren Genossen gehoben fühlen, in ihrem Verkehr mit Bekannten und Freunden, die sie mit zutraulichem Handschlag und freundlichen, menschlich gewordenen Blicken begrüßen — der ahnt es kaum, in welch entsetzlichem Zustande sie oft der Anstalt übergeben sind, welchen Aufwand von Geduld und Anstrengung es gekostet hat, bei dem einen die Verwahrlosung zu heben, bei dem andern die Tobsucht und Wildheit zu zähmen, die Glieder an menschliche Bewegungen und Verrichtungen, den Willen an Gehorsam zu gewöhnen, die oft völlig gebundene Zunge zu lösen und zu den ersten Sprechversuchen und endlich zum deutlichen Reden zu vermögen, die unlenkame, nicht selten verkrüppelte Hand auch nur zum Festhalten des Griffels zu bewegen, sie zu lehren, eine Linie zwischen zwei gegebenen Punkten zu ziehen, vorgeschriebene Buchstaben nachzubilden und endlich Worte und Sätze zu schreiben. Freilich bei einem Drittel der Pflinglinge etwa gelingt es nicht, sie aus ihrem Stumpfsinne herauszuheben; bei ihnen muß man sich damit begnügen, sie an Reinlichkeit und vielleicht an einfache mechanische Thätigkeiten zu gewöhnen; bei ihnen ist es das Beste, wenn sie für immer in einer Pflegeanstalt verbleiben. Ein zweites Drittel jedoch wird soweit gefördert, daß sie im häuslichen Kreise der Ihrigen, unter stetiger, nachsichtiger Leitung sich nützlich machen können, ohne daß man befürchten müßte, sie in ihren früheren unmachteten Zustand zurückfallen zu sehen. Die übrigen kommen soweit, daß sie in relativer Selbständigkeit unter andern Menschen als Handwerksgehilfen, Ackerleute, Nähterinnen ihr Brot verdienen und so der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben werden. Völlig geheilt ist wohl noch nie ein Blödsinniger worden. Allein der Erfolg ist immerhin ein großer, und dieser Erfolg muß ebenso sehr zum Dank gegen Gott wie zum hoffnungsfrohen Weiterbetrieb dieses Liebeswerkes anregen. Der Not in ihrem ganzen Umfange wird freilich erst dann erfolgreich gesteuert werden können, wenn immer weitere Kreise sich für das Werk der Idiotenanstalten zu interessieren beginnen, wenn zumal alle die mit Glücksgütern gesegneten Eltern, welche ihre eigenen Kinder leiblich und geistig fröhlich gedeihen sehen, sich getrieben fühlen, für die bellagerten Körperlich und geistig gebrechlichen Kinder unsers Volkes ein Dankes- und Liebesopfer zu bringen.

Das ist aber ein beträchtlicher, durch seine Lage in der Nähe von Potsdam und mehreren größeren Ortschaften gegebener Vorteil des Wilhelmstiftes, daß es seine befähigteren Pflinglinge nach ihrer Konfirmation in der Umgegend in die Lehre geben kann, ohne dieselben aus seiner Aussicht entlassen zu müssen. So bringt alle Morgen auf einem leichten Gefährt aus dem benachbarten Nowawes ein Bädergesell den Brotdarfst zur Anstalt und besorgt auch die dazu nötigen Rechnungen. Es ist ein früherer Zögling des Wilhelmstiftes. Ein anderer ist bei einem Hufschmied in Potsdam in der Lehre, mehrere lernen das Weberhandwerk. Sie alle bleiben mit der Anstalt in Verbindung und bringen ihre Sonntagnachmittage in derselben zu, und zwar gern, weil sie einerseits sich unter ihren Unglücksgegnen am wohlsten und vor Spott und Lieblosigkeit sicher fühlen und weil sie andererseits unter

den geistig noch tiefer Stehenden bereitwillige Anerkennung ihrer eigenen Bedeutung finden.

Es war mittlerweile Abend geworden, und die Anstaltsfamilie hatte sich zur Mahlzeit versammelt. Wenn auch manchem kleinen Burschen sein guter Appetit kaum Zeit zum Falten der Hände ließ und manch begehrlcher Blick während des Tischgebetes nach den dampfenden Schüsseln hinüberschweifte, die Gewöhnung der Böglinge an ordentliches und manierliches Betragen trat auch hier bei Tische in erfreulichster Weise hervor. Und wie mundete die gesunde Kost allen nach des Tages Übung und Arbeit!

Wir schieden, von dem Hausvater bis zum Ausgang geleitet. An der Gartenthür begegnete uns ein junger Bursche von etwa siebzehn Jahren, wie uns in der Dämmerung schien, von frischem Aussehen. „Guten Abend, Herr Großmann,“ so begrüßte er unsern Begleiter, indem er ihm die Hand reichte: „Guten Abend, mein Sohn,“ antwortete dieser, „wie ist es dir heute ergangen?“ — „Gut, Herr Großmann; mein Meister läßt freundlichst grüßen und sagen, ich möchte morgen nicht hinauskommen, sondern den oberen Flur im rechten Flügel streichen. Am Abend werde er selbst zusehen.“ — „Das ist schön, Gustav; nun geh nur zum Abendbrot, die anderen sind schon dabei, du wirst müde sein.“ — Der junge Mensch entfernte sich. Es war auch ein Bögling des Wilhelmstiftes, der in Nowawes das Malerhandwerk lernte, aber stets des Abends in die Anstalt heimkehrte. Bei völliger Brauchbarkeit und Geschicklichkeit für seinen Beruf und bei seinem durchaus ordentlichen Benehmen war er dennoch ein Schwachköpfiger und bei gänzlichem Mangel an eigener Initiative und bei sich gleich bleibender Abhängigkeit von der Bestimmung anderer unfähig, jemals sein Handwerk selbständig betreiben zu können. Aber dennoch, was wäre vielleicht aus diesem frohen Burschen, der nunmehr in den Stand gesetzt war, sich sein Brot redlich zu verdienen, ohne die verständige und liebevolle Leitung in der Anstalt geworden!

Voll der bewegtesten Empfindungen schieden wir von dem Hausvater, dessen herzgewinnende Persönlichkeit, in ihrer Schlichtheit und Anspruchlosigkeit uns mit Verehrung, dessen opfervolles und gesegnetes Wirken uns mit Bewunderung erfüllte, wie sie eben nicht nur das Heldentum der Schlachten, sondern auch das stille Heldentum der Samariterliebe wach ruft. Versäume es nicht, lieber Leser, das Wilhelmstift zu besuchen, wenn du nach Potsdam kommst. Und wenn du auch bei einem kurzen Besuch nicht alles sehen kannst — etwas wirst du sehen, und etwas Tüchtiges, ja das Höchste und Beste auf Erden, nämlich die Liebe, die alles trägt, alles glaubet, alles hoffet, alles duldet, und die, so dürfen wir hinzusetzen, unter Gottes Segen Wunder thut.

Deutsche Musiker.

II. Goethes Musikfreund.

Wie mit der Erinnerung an den einen unserer Dichterhelden, Friedrich Schiller, der Name Johann Rudolf Zumsteegs des Musikers verknüpft ist, so mit der Erinnerung an den Dichtersfürsten Goethe der Name des Liedermeisters, bei dessen Weisen es — nach Goethes treffendem Ausdruck — ist, „als ob jedermann den Staub und die Asche des Jahrhunderts vom Haupte schüttelte.“ Dieser Liedermeister ist Karl Friedrich Zelter, Goethes Freund und musikalischer Berater, jedem Kenner der Goetheliteratur bekannt durch den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, in allen Sängerkreisen, in jeder Liedertafelrunde gekannt und geliebt nicht bloß als der Vater der ersten Liedertafel, sondern als der Schöpfer so mancher könnigen, markigen, humorvollen Liebesweise, deren urkräftiges Behagen noch heute die Herzen erobert und uns schon den frommen Wunsch eingegeben hat, daß doch Zelter möchte den Dichter des „Gaudeamus,“ Josef Viktor von Scheffel erlebt haben; man denke an das bieder komische, „Es war Einer, dem's zu Herzen ging“ oder an das weinfröhliche und doch so behäbige „Ein Musikant wollt' fröhlich sein“ und so manche andere Weisen, an deren gesundem, frischem Humor sich fröhliche Kreise immer wieder aufs neue ergöhen. Wer Zelter jedoch nur aus seinen prächtigen Gesellschaftsliedern kennen lernt, deren er für die Berliner Liedertafel gegen hundert komponiert hat, bekommt nur eine einseitige Vorstellung von der Bedeutung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens. Denn diese liegt überhaupt nicht bloß in dem, was Zelter als Komponist geschaffen hat, sondern in dem bedeutenden Einfluß, den er durch das Gewicht seiner Persönlichkeit und durch seine organisatorische

Thätigkeit auf die Hebung des Musikwesens in Berlin und Preußen ausgeübt hat.

Karl Friedrich Zelter ist geboren am 11. Dezember 1758. Der Vater war ein gründtlicher Maurermeister, dabei ein Mann von gesundem und weitem Blick. Wohl sah er im bürgerlichen Handwerk die notwendige und solideste Grundlage der Existenz. Deshalb drang er mit großem Nachdruck und mit Konsequenz darauf, daß sich sein Sohn, dessen musikalische Neigung und Begabung schon frühe hervortrat, durch die Erlernung des Maurerhandwerks eine sichere Existenz schaffe, und er verschaffte ihm zu diesem Zweck den besten Unterricht, der in Berlin zu erlangen war: er gab ihm erst einen Hauslehrer, dann ließ er ihn das Joachimsthäler Gymnasium durchlaufen und bei Professor Wegner und dem Oberbaurat Riedel für den eigentlichen Beruf ausbilden. Dabei war aber der Vater weit-herzig genug, der großen musikalischen Begabung Spielraum zu lassen, und der Knabe erhielt schon frühe Unterricht im Klavier- und Orgelspiel, ja, als er von einem Großonkel, dem Kupferstecher Schmidt eine echte italienische Geige erbt, erhielt er durch Johann Christoph Schulz Unterricht im Violinspiel. Unter den Bekannten des väterlichen Hauses war der Stadtmusikus George: der Junge ging viel bei demselben aus und ein, versuchte sich auf allen Instrumenten und erlernte dieselben fast spielend. Dadurch, daß er eine Zeitlang aus Liebhaberei mit den Stadtmusikanten herumzog, lernte er die Licht- und Schattenseiten der Volksmusik kennen, was ihm den Blick für das, was not that, schärfte.

Am 1. Dezember 1783 wurde Zelter, nachdem er 1777 zum Gesellen vorgeführt war, zum Meister des ehrlichen Maurerhandwerks gesprochen. Nach des Vaters Tod begründete er den eigenen Hausstand, indem er mit einer jungen Witwe Klörcke in die Ehe trat.

Schon während seiner „Gesellenzeit“ hatte er jede Gelegenheit wahrgenommen, sich auch in der Musik fortzubilden. Angeregt durch die Opern Bendas und Neefes hatte er eine Oper in Angriff genommen. Eine „Kantate,“ die der junge Maurergeselle auf den Tod Friedrichs des Großen komponiert hatte, wurde in der Garnisonkirche zu Potsdam aufgeführt und fand Anerkennung. Solche Erfolge reizten ihn, gründliche Studien zu machen, und er nahm Kompositionunterricht bei Fasch, dem Gründer der Singakademie. Als er nun seine bürgerliche Stellung wohl gegründet hatte, Meister und Hausvater geworden war, wandte er seine Kraft und Zeit, so weit ihm der eigentliche Beruf es gestattete, der Kunst zu, welche ihm die liebste Erholung gewährte. Er trat in den Verein seines Lehrers Fasch ein und wurde bald so sehr dessen rechte Hand, daß, als derselbe 1800 starb, es sich von selbst verstand, daß Zelter sein Nachfolger werde und die Leitung der Singakademie übernehme.

Von nun an mußte freilich der Maurermeister dem Musiker und Komponisten weichen, und gewiß mit Zug und Recht: denn auch als Dirigent und Künstler hatte sich der tüchtige Mann erprobt, und gerade auf diesem Felde war er geeignet und berufen, organisatorisch zu wirken, da er mit künstlerischer Tüchtigkeit einen geübten praktischen Blick verband. 1809 gründete er die „Zeltersche Liedertafel,“ die nicht bloß ein Herd für die Pflege volkstümlichen Gesanges, sondern auch für die Pflege vaterländischer Gesinnung und eines königstreuen Patriotismus wurde. 1819 gründete er auf Wunsch des königlich preussischen Kultusministeriums das „Königliche Institut für Kirchenmusik,“ das schon bis jetzt einen stillen, aber segneten Einfluß auf die Hebung der evangelischen Kirchenmusik und damit des kirchlichen Lebens ausgeübt hat, aber — wenn es den Bestrebungen der Kirchengesangsvereine entgegenkommt — zu einer noch viel weiter als bisher reichenden segensreichen Wirksamkeit berufen ist. Für sein verdienstvolles Wirken hat es denn auch unsern Meister an Anerkennung nicht gefehlt: 1809 wurde er zum Professor an der königlichen Akademie der Künste ernannt; sein Rat wurde von der Regierung in allen wichtigen, auf die Hebung der Musik in Preußen sich beziehenden Fragen in Anspruch genommen. Sein Leben war, ob auch nicht frei von schwerer Heimsuchung — 1795 starb das Weib seiner Jugend, 1806 verlor er die zweite Gattin, Juliane geb. Papperitz; 1812 erschloß sich einer seiner Söhne, 1816 starb der zweite an den Folgen der Feldzugsstrapazen — reich an Anregung der schönsten Art: Männer wie Fichte, Hegel, Schleiermacher verkehrten mit ihm — die mächtigste Förderung aber und der reichste Erwerb seiner Kunst war ihm die Freundschaft Goethes.

1795 hatte Zelter ein Lied von Friederike Brun „Ich denke dein“ in der „Musikalischen Blumenlese“ veröffentlicht. Die Melodie zu diesem Liede hatte den Dichtersfürsten so im Innersten gefaßt und bewegt, daß er eines seiner schönsten Gedichte schuf, um dieser Melodie einen Text zu geben, der ihrem Werte entspräche. Es ist dies das Gedicht „Nähe des Geliebten,“ dessen poetischer Wert freilich den musikalischen der Zelterschen Melodie weit übertrifft. Erst Schubert hat dazu das würdige musikalische Gewand zu schaffen vermocht in seinem wunderschön zarten und innigen „Ich denke dein.“

Zene Komposition hatte den Anlaß gegeben, Zelter zur musikalischen Mitarbeit an Schillers Almanach aufzufordern, und es entwickelte sich zwischen dem Dichter und dem Musiker jener freundschaftliche Verkehr, dem der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter seine Entstehung verdankt. Goethe selbst hat es ausgesprochen, was ihm dieser Verkehr gewesen ist: „Es ist das Schöne einer thätigen Teilnahme, daß sie wieder hervorbringend ist; denn wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlaßten, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodien mich zu manchem Lied aufgeweckt haben.“ Dieser Ver-



C. F. Zelter. Von C. Wegss.

kehr war ein gegenseitiges Geben und Empfangen, eine gegenseitige Befruchtung von Poesie und Musik.

Freilich, wenn wir Zeitlebenden Zelters Kompositionen Goethescher Lieder mit denen eines Beethoven, Schubert, Schumann u. vergleichen, vermögen wir kaum zu begreifen, aus welchem Grunde Goethe Zelters Weisen allen andern, selbst denen Mozarts vorzog. Und doch ist nichts natürlicher, wenn wir uns auf den Standpunkt der Zeit und des Dichters stellen. Zelter beschreibt die Stellung, die er als Komponist zu dem Dichter einnahm, treffend so, er habe nicht daran gedacht, eine neue Melodie zu erfinden, vielmehr nur diejenige aufzusuchen, die dem Dichter selbst „unbewußt vorgeschwebt“ habe, wenn er „eine bestimmte Empfindung offenbaren gewollt.“ Die den Stimmungsgehalt des Gedichts in ein einfaches Tonbild zusammenfassende, nur von einzelnen harmonischen Accenten belebte einheitlich geschlossene Melodie bildet das „Element,“ auf dem — wie Goethe selbst sich ausdrückt, seine Produktionen „schwimmen“ — das Gedicht bleibt sozusagen von der Musik unberührt, unangetastet, es wird nicht in seinen Einzelwendungen musikalisch interpretiert, nicht in Musik aufgelöst, die Tonlust bringt — um bildlich zu reden — nicht in die Riten und Fugen des Gedichts ein; dasselbe behauptet sich in seiner selbständigen Bedeutung und Ganzheit, wirkt durch sich selbst, es wird nur umspannen und getragen vom Element der Musik, die der poetischen Wirkung das Herz erschließt,

die Seele zum Aufnehmen der Poesie empfänglich stimmt und die poetische Wirkung einheitlich zusammenfaßt. Die großen Liedermeister haben ein selbständiges Neues geschaffen: ein mit dem Gedicht in die feinsten Accente sich verschlingendes, aus Gedicht und Ton ein Neues webendes Kunstwerk: solche mit schöpferisch nachdichtender Kraft in das Gedicht eindringende Kunst mag für den Dichter etwas von einem gewaltthätigen Eindringling an sich haben, der ihm sein Eigenstes entfremdet und entäußert. So schreibt Goethe an Zelter: „Deine Kompositionen fühle ich sogleich mit meinen Liedern identisch, die Musik nimmt nur, wie ein einströmendes Gas, den Luftballon mit in die Höhe. Bei den andern Komponisten muß ich erst aufmerken, wie sie das Lied genommen, was sie daraus gemacht haben.“ Anders freilich urteilen wir — und so hoch wir Zelters schlichte und körnige Melodie stellen, tritt er uns doch weit zurück hinter den ebenbürtigen musikalischen Interpreten der Goetheschen Lyrik. Allein, wer einen Goethe zu neuen Schöpfungen angeregt hat, der verdient schon darum, im Gedächtnis des Volkes fortzuleben, so lange der Name des Dichters genannt wird. — Er starb zu Berlin am 15. Mai 1832, kaum zwei Monate nach dem Tode seines großen Dichterfreundes. Sein musikalischer Name trat zurück hinter dem seines größten Schülers, den er selbst bei Goethe noch eingeführt hatte, des genialen Felix Mendelssohn-Bartholdy.

H. A. Köstlin.

Die Tollwut-Schutzimpfung.

Seit einiger Zeit macht die von dem französischen Gelehrten Pasteur zur Anwendung gebrachte Schutzimpfung gegen die Wirkung des Tollwutgiftes in allen Ländern und allen Kreisen der Bevölkerung großes Aufsehen. Von Paris aus wurde mit großem Geschrei verkündet, daß endlich eine Methode gefunden sei, welche den Ausbruch jener furchtbaren Krankheit hindere, die Menschen und Tiere befällt, welchen das Unglück zustieß, durch den Speichel tollwütiger Hunde, Katzen und anderer Warmblüter vergiftet zu werden.

Während die Zeitungsnachrichten über diese Entdeckung, an deren Vervollkommen Pasteur seit einigen Jahren arbeitet, überall enthusiastisch aufgenommen wurden, fand sie bei den Fachleuten Deutschlands nicht das erwartete Entgegenkommen, wodurch pariser Korrespondenten mit deutschen Vettern gedruckter Zeitungen sich veranlaßt fühlten, Schmähartikel gegen die deutsche Schwerfälligkeit, gegen die Lahmheit der Regierung zu

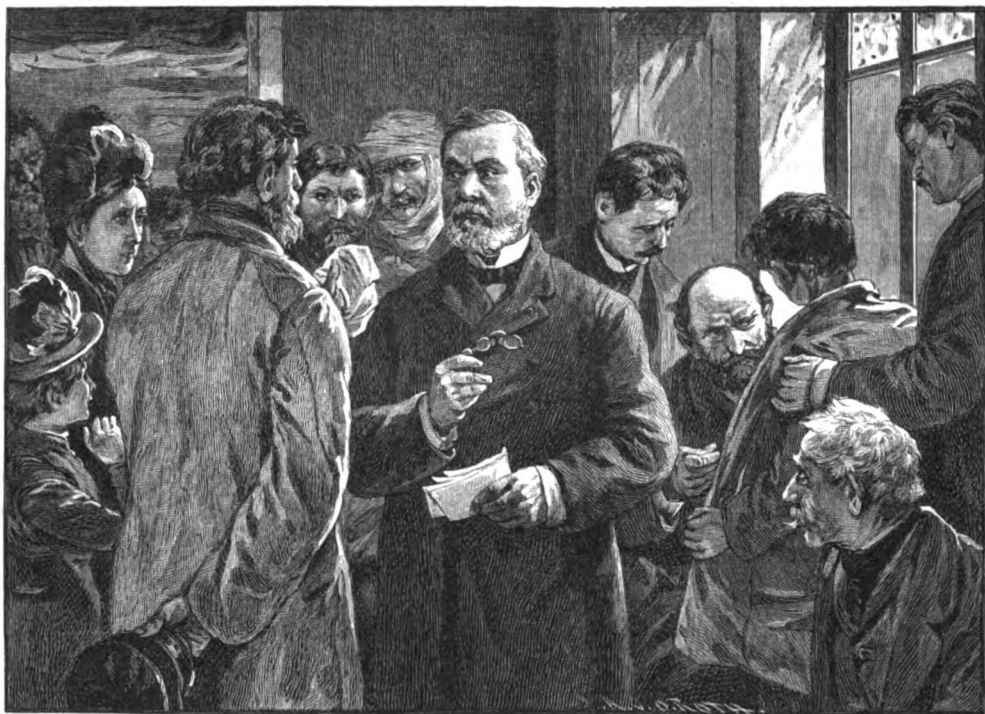
schreiben, welche für Kriegszwecke, für die Reaktion Mittel hätte, dagegen wissenschaftlichen Errungenschaften kühl gegenüberstünde. Wenn es nicht zuviel Leichtgläubige gäbe, die in jedem Zeitungsgeheiß die frohe Botschaft einer neuen Wahrheit vernehmen, könnte man über die vielen Pressmanöver undeutlich geordneter Lohnschreiber im Auslande zur Tagesordnung übergehen, es wird jedoch gut sein, auseinanderzusetzen, warum die Pasteursche Entdeckung bei uns keine enthusiastische Gegenliebe, sondern nur das Interesse findet, welches eine halbfertige, keineswegs abgeschlossene und durchaus noch nicht erprobte Heilmethode beanspruchen darf.

„Pasteur geht,“ wie Geheimrat Dr. Koch sich in seiner Schrift „Über die Milzbrandimpfung“ ausdrückt, „von der Überzeugung aus, daß alle Infektionskrankheiten parasitische durch Mikroben bedingte Krankheiten sind, während man in Deutschland über diesen Punkt behauptet, es sei noch nicht bewiesen, daß sämtliche Infektionskrankheiten durch Mikroorganismen bedingt werden.“ Aus diesem Grunde ist das Verhalten der Pasteurschen Schutzimpfung gegenüber ein ruhiges und zwar erscheint dasselbe um so gerechtfertigter, als die Reklamen für das Verfahren nicht von Pasteur selbst, sondern von Pariser Zeitungsschreibern ausgehen.

Pasteurs Verfahren besteht darin, daß er Kaninchen mit dem Wutgiste toller Hunde ansteckt und dann das Rückenmark derselben langsam austrocknet, wodurch das Gift, welches nach Pasteur seinen Sitz im Rückenmarke hat, allmählich schwächer wird. Mit dem abgeschwächten Gifte des am längsten getrockneten Rückenmarkes werden die Gebissenen in geeigneter Weise geimpft, worauf in aufsteigender Reihe immer giftigeres Rückenmark genommen wird. Zuletzt kann der Speichel toller Hunde in Wunden gebracht werden, ohne daß der Ausbruch der Wut zu befürchten sein soll. Vom 26. Oktober 1885 bis zum 1. März 1886 behandelte Pasteur 350 Menschen, die nach den von Tierärzten und Ärzten beglaubigten Zeugnissen wirklich von tollen Hunden gebissen waren. Es werden 25 Fälle namentlich angeführt, welche dem ersten Hundert von Behandelten in der Zeit vom 1. November bis zum 25. November des vorigen Jahres angehören; es sind die Arten ihrer Verwundung, die Zeit derselben, die etwaige frühere Behandlung und auch regelmäßig die Autoritäten angegeben, welche den beißenden Hund für wutkrank erklärten (freilich fehlen in allen Fällen die Beweise für diese Erklärung, bis auf einen Fall, wo derselbe Hund gleichzeitig sieben Schweine und zwei Kühe gebissen, die an Hundswut gestorben sind). Alle diese 350 Personen, die vor mehr oder weniger langer Zeit von Hunden gebissen waren, bei denen zum Teil gar keine, zum Teil sehr verschiedenartige Behandlungen vorhergegangen waren, sind infolge der oben erwähnten Behandlung von der Hundswut verschont geblieben, mit Ausnahme eines einzigen Falles. Derselbe betraf ein zehnjähriges Mädchen, das am 3. Oktober gebissen war und am 9. November zu Herrn Pasteur in Behandlung kam. Am 27. November, elf Tage nach beendeter Behandlung, zeigten sich die ersten Symptome der Wasserscheu und am 3. Dezember starb das Kind an der Hundswut. Nachträglich wurden jedoch weitere Fälle gemeldet, daß von Pasteur Behandelte, namentlich von einem tollen Wolf gebissene Russen, außer dem zehnjährigen Mädchen an der Wasserscheu resp. Tollwut gestorben sind. Die Methode ist mithin keine absolut sichere.

Man nimmt auf Grund statistischer Aufzeichnungen an, daß unter hundert von einem wirklich tollen Hunde Gebissenen etwa zwanzig an der Wut sterben, während die Krankheit bei den übrigen achtzig nicht zum Ausbruch kommt. Setzt man diesen Maßstab der Erfahrung an die Pasteurschen Heilungen, so muß eingestanden werden, daß das anscheinend günstige Resultat der neuen Kurmethode in Wahrheit sich nicht so glänzend herausstellt, wie in den überschwenglichen Berichten. Sehr hart weist Vorinser in der Wiener medizinischen

Originalzeichnung von E. Koch.



Sprechstunde bei Pasteur. Originalzeichnung von E. Koch.

Sehr hart weist Vorinser in der Wiener medizinischen

Sehr hart weist Vorinser in der Wiener medizinischen

Sehr hart weist Vorinser in der Wiener medizinischen

Wochenschrift die Pasteursche Schutzimpfung gegen die Tollwut zurück. Vorinser erklärt, den Erscheinungen der Hundswut lägen sehr verschiedene Krankheitsprozesse zugrunde, und es sei sehr die Frage, ob in allen diesen, oder auch nur bei einzelnen ein auf die Menschen übertragbares Kontagium gebildet werde; die Existenz eines spezifischen Wutgiftes sei überhaupt nicht erwiesen. An den pathologischen Erscheinungen in den Kadavern toller Hunde habe man erkannt, daß der Kollektionsname „Wut“ eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Leiden umfasse. Nur bei einem derselben, der typhösen, oder Milzbrandkrankung, werde ein Kontagium angenommen. Die Wut entstehe nachgewiesenermaßen in den meisten Fällen von selbst, ohne daß ein Biß vorliege. Von siebenundzwanzig Personen, die von verschiedenen wütenden Hunden gebissen waren, sei keine einzige erkrankt, desgleichen sei die Impfung eines Hundes mit dem Herzblut eines an Wasserscheu gestorbenen Kindes erfolglos geblieben. Aus welchen Erscheinungen konnte Pasteur nun erkennen, daß bei dem tollen Hunde, dem er ein Stück Rückenmark entnahm, ein Gift vorhanden war, und wie konnte er die Übertragbarkeit beweisen? Daß die Kaninchen, denen das Rückenmark durch Trepanation eingepflegt wurde, nach 8—14 Tagen starben, sei kein Beweis der Übertragbarkeit von Wutgift. Galtier kam 1881 durch Versuche zu der Überzeugung, daß das Wutgift nur im Speichel enthalten sei, daß dagegen Impfversuche mit dem Saft der Ohrspeicheldrüse, der Unterkieferdrüse, der Bauchspeicheldrüse, der Muskeln, des Mageninhaltes und selbst des Gehirns fruchtlos blieben. Er kultivierte ferner den Geifer eines wütenden Hundes im normalen Speichel und impfte damit Meerschweinchen, welche nach vier bis zwölf Tagen starben, aber er konnte durch Einimpfung des Speichels der vergifteten Meerschweinchen an jungen Hunden keine Wut, sondern nur eine septische Krankheit erzeugen. Wenn Pasteur behauptete, daß er zwei von wütenden Hunden gebissene Knaben, deren Krankheitsgeschichte in sentimentaler Schilderung mitgeteilt wird, durch seine Injektionen vor dem Ausbruch der Wut geschützt und gegen dieselbe gesiegt habe, so sei dies geradezu als Unkenntnis bisher bekannter und erwiesener Thatsachen oder als grobe Täuschung zu bezeichnen. Würde sich Pasteur in der Literatur über die Tollwut nur einigermaßen umgesehen haben, so hätte er wissen müssen, daß von vielen Hundert Menschen, die von wütenden Hunden gebissen worden sind, nur höchst selten einer von Wut befallen wird (?), daß diese der Wut zugrunde liegende eigentümliche Affektion des nervus vagus bisweilen viele Monate oder selbst Jahre nach einem vorausgegangenen Hundsbisse einzutreten pflegt und mit dem Hundsbisse kaum mehr in Verbindung gebracht werden kann, ja daß zur Erzeugung dieser tödlichen Krankheit nicht einmal der Biß eines wütenden Hundes notwendig ist, sondern daß dieselbe auch nach dem Biße eines ganz gesunden Hundes, ja bisweilen nach irgend einer anderen kleinen Verletzung beobachtet worden ist, und daß sogar heftige Gemütsbewegungen hingereicht haben, die Krankheit zum Ausbruch zu bringen. Pasteur konnte also garnicht wissen, ob bei diesen beiden Knaben die sogenannte Wut überhaupt zum Ausbruch kommen werde, und wenn er sich hierbei auf den Ausspruch der Doktoren Vulpian und Graucher beruft, welche den Ausbruch der Tollwut als fast unvermeidlich erklärten, so mußte er ebenso wie diese beiden Ärzte überzeugt sein, daß es gar kein Merkmal an der Zahl und Intensität der Bißwunden gibt, aus welchem man von vornherein auf den unvermeidlichen Ausbruch der sogenannten Tollwut schließen kann. Wenn wir aber auch annehmen wollten, es sei das Wutgift der Hunde in der That in die Bißwunden der beiden Knaben eingedrungen und habe bereits die dem Ausbruch der Wut zukommenden Veränderungen im Körper hervorgebracht, so ist nicht einzusehen, und Pasteur selbst weiß es nicht zu erklären, wie durch weitere Einführung abgeschwächter wutgiftiger Lymphe das schon früher eingebrungene Wutgift unschädlich gemacht und in seiner Wirkung aufgehalten werden soll.

Ob diese Abweisung in allen Teilen eine gerechtfertigte

ist, wird die Zeit lehren. Von allen Ländern eilen Gebissene zu Pasteur, um sich seiner Behandlung zu unterwerfen, so daß es an Beobachtungsmaterial nicht fehlt. Erweist sich seine Impfmethode wirklich so außerordentlich günstig, wie von ihr gesagt wurde, als sie an die Öffentlichkeit trat, dann wird die unter Pasteurs Aufsicht zu erbauende Impfanstalt gewiß von allen Staaten unterstützt werden, vorläufig aber ist die Methode von verschiedenen Seiten exakter Prüfung zu unterwerfen, damit das Falsche vom Wahren gesondert werde. Bis dahin empfiehlt es sich, in volkreichen Städten den Maulkorbzwang beizubehalten, der in bezug auf Tollwut in Berlin von außerordentlichem Erfolge gewesen ist. Vom Jahre 1853 (Einführung des Maulkorbzwanges) bis 1880 starben in Berlin dreizehn Personen an der Tollwut, wogegen in Paris im Jahre 1878 hundertunddrei Personen von tollen Hunden gebissen wurden und im Jahre 1879 siebenundsechzig. Von diesen Gebissenen starben sechsunddreißig Personen, also in zwei Jahren fast die dreifache Anzahl von den Opfern, welche in Berlin während siebenundzwanzig Jahren der Tollwut fielen. Wenn daher ein Pariser Korrespondent Deutschland den Vorwurf der Reaktion machte, weil es den Maulkorbzwang aufrecht erhalte, so werden dem betreffenden Herrn die oben angeführten Zahlen unbekannt gewesen sein, aus denen hervorgeht, daß Vorsicht zu allen Dingen nütze: so zur Abwehr toller Hunde, als bei der Aufnahme von Heilmethoden, deren Wert nicht voll und ganz erbracht ist. Julius Stinde.

Um familientisch.

Das Denkmal Friedrich Wilhelms I im Lustgarten zu Potsdam.

(Zu der Abbildung auf S. 552.)

Seitdem uns Drosfen durch seine „Geschichte der preussischen Politik“ die Persönlichkeit des zweiten preussischen Königs in das richtige historische Licht gerückt hat, „seitdem wir gelernt haben, in Friedrich Wilhelm I nicht bloß den Soldatenkönig, sondern den zielbewußten Gründer einer nationalen deutschen Politik zu sehen, ist der merkwürdige Fürst, von dem man bisher nur seine schroffe, abstoßende Außenseite gekannt hatte, der Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden. Heute, wo uns die Wurzeln klar vor Augen liegen, aus welchen der starke Baum deutscher Kraft und Ehre entsprossen ist, heute weiß ein jeder, daß diese Wurzeln im Lustgarten zu Potsdam durch jenen Mann gepflanzt wurden, der dort unter dem spöttlichen Hohn Europas seine „langen Kerls“ drillte. Die Pflicht der Dankbarkeit, welche unter den edlen Charaktereigenschaften unsers erhabenen Kaisers besonders stark ausgeprägt ist, hatte letzteren schon lange gedrängt, dem Vater und Stifter der preussischen Armee, die unter des Kaisers Führung die herrlichsten Großthaten vollführt, das schuldtige Ehrendenkmal zu errichten. Es hatte an einem solchen bisher ganz gefehlt, zum Teil weil man die Bedeutung Friedrich Wilhelms I noch nicht klar erkannt, zum Teil weil der Ruhm des großen Sohnes den des Vaters überstrahlte hatte. Am 18. August vorigen Jahres hat unser Kaiser, der in der richtigen Erkenntnis von dem unschätzbaren Werte eines stets schlagfertigen Heeres der würdige Nachfolger seines für die Ausbildung der Armee unermüdlich thätig gewesenem Ahnherrn ist, jene Pflicht erfüllt. Kein besserer Platz konnte zur Errichtung des Denkmals gewählt werden, als der Lustgarten vor dem Stadtschloß zu Potsdam. Von den Fenstern dieses Schlosses sah Friedrich Wilhelm I, wenn er sich in Potsdam aufhielt, dem Exerzieren seiner Soldaten zu. An einer bestimmten Stelle, eben jener, wo sich jetzt das Denkmal erhebt, stand er vormittags bei der Paroleausgabe und Nachparade. Der Ausführung des von Kaiser Wilhelm gefaßten Planes kam der Umstand zu statten, daß eine kolossale, zehn Fuß hohe Bronzestatue des Königs nach dem Modelle des Bildhauers Karl Hilgers für die Herrscherhalle des Berliner Zeughauses vor kurzem vollendet worden war, eine Statue, welche den Herrscher vortrefflich charakterisiert. Der Kaiser ließ deshalb eine Wiederholung dieser Figur in Bronze durch Gladenbeck und Sohn in Berlin ausführen, welche auf ein im Stile der Zeit des Königs gehaltenes Postament von poliertem Granit gesetzt wurde. Da das Original, wie gesagt, für einen Innenraum bestimmt war, erklärt es sich, weshalb der König unbedeckten Hauptes dargestellt ist. Sonst wäre der Hut gerade hier, auf dem Parade- und Exerzierplatz, unentbehrlich gewesen. Bei seiner Ansprache am Vormittag des 18. August 1885 betonte der Kaiser, daß er das lebhafteste Bedürfnis gefühlt habe, den hohen Verdiensten des Königs um den Staat und um die Armee, Verdiensten, die noch in die Siege der Jetztzeit herüberreichen, ein Denkmal zu weihen. Es war ein erhebendes Moment, als der Kaiser, während die Hülle des Denkmals fiel, unter dem Donner der Kanonen und dem Hurrarufen der in Parade aufgestellten Truppen salutierend den Degen vor seinem Ahnherrn senkte!

M. H.

Ein Hamburger Lokalkstück.

Auf dem Spielbudenplatz in der Hamburger Vorstadt St. Pauli befindet sich unter verschiedenen anderen Theatern, deren Stellung am besten dadurch gekennzeichnet wird, daß an einzelnen Abenden in denselben nicht geraucht werden darf, auch eins mit dem Namen Variététheater. Dasselbe hat in diesem Winter mit einem Stücke einen Erfolg erlebt, wie er in der Geschichte der deutschen Bühnen nicht häufig vorkommt.

Über zweihundertmal ist dort in ununterbrochener Folge vor fast immer ausverkauftem Hause — und noch ist das Ende nicht abzusehen — die „Familie Eggers oder: eine Hamburger Fischfrau“ über die Bretter gegangen. Da das ausverkaufte Haus etwa 1500 Personen zu fassen imstande ist, so kann ohne die geringste Übertreibung gesagt werden, daß wenigstens 200 000 Menschen dieses Stück gesehen haben. Gewiß ein Erfolg, der um so größer erscheint, da er in einer Stadt erzielt worden ist und erzielt werden konnte. Es ist nämlich ein Lokalkstück und zwar ein so ausgeprägtes, daß es nur vom Hamburger Publikum ganz verstanden und gewürdigt werden kann; denn ein großer Teil der humoristischen Wirkung beruht auf der Anwendung des Hamburger Dialekts. Derselbe fällt nicht völlig mit dem Plattdeutschen zusammen, sondern ist vielfach ein näher Verwandter des Bräsigischen Wisingisch. Die Liebe zu diesem Dialekt ist bei hoch und niedrig so eingewurzelt, daß die Verwertung desselben auf der Bühne stets eine starke Anziehungskraft ausübt. Wie Gädery in seinem trefflichen Buche über das „niederdeutsche Theater“ zeigt, hat Hamburg seit den Tagen des „Elbschwans“ nicht immer und immer wieder Schauspiele im Volksdialekt hervorgebracht, die sich stets der größten Gunst des Publikums erfreut haben. Auch der den Daheimlesern wohlbekannte Julius Stinde hat mehrere solche Lokalkstücke geschrieben, von denen namentlich die „Hamburger Leiden“ noch regelmäßig das Theater füllen.

Wenn sich der Erfolg der „Familie Eggers“ somit zunächst aus der Liebe zum Dialekt erklärt, so kommt dazu als zweiter Grund die Lebenswahrheit der handelnden Personen.

Ehe wir uns jedoch dieser Seite des Stückes selbst zuwenden können, müssen wir unsern Lesern erst den Dichter vorstellen. Zu diesem Zwecke begeben wir uns freilich an einen Ort, vor dem der ehrbare Bürger gewöhnlich ein gewisses Grauen hat, nämlich auf eine Polizeiwache. Aber nicht in eine düstere Kerkerzelle führt man uns, wenn wir nach Herrn Schölermann, dem Dichter der Familie Eggers, fragen, sondern nach der Wachtstube, denn unser Dichter ist im bürgerlichen Leben Polizeiergeant.

Diesen polizeilichen Ursprung merkt man dem Stück entschieden an. Auf offener Bühne kommen allein folgende Verbrechen vor: ein vollendeter Mord, zwei schwere Körperverletzungen in Verbindung (idealer — sagt wohl der Jurist) mit Straßenraub, Einbruch und Brandstiftung, eine gewaltsame Entführung, eine Wechselfälschung und eine Brüggelei. Daneben tragen eine ganze Anzahl kleinerer Vergehen mit ihrer Wirkung in die Handlung des Stückes hinein.

Solches Übermaß an Handlung entspricht nicht den Forderungen eines geläuterten Geschmacks, und wenn trotzdem das Variététheater in diesem Winter auch von den Höchstgebildeten sehr häufig besucht wurde, so liegt dies an der köstlichen Naturwahrheit und dem frischen Humor dieses Hamburger Lebensbildes.

Getragen wird das Stück hauptsächlich von dem Hafenarbeiter Thetje Eggers, der nie Arbeit, aber immer „Mitsichten“ auf Arbeit hat, seiner Gattin, der Fischfrau Doris Eggers und ihrer jüngeren sehr gebildeten Freundin, der Fischfrau Zette Röösch, welche stets das Unglück hat, sich auf der steilen Treppe ihrer Freundin an die „Kneischiede“ zu stoßen, und darum stets klagend und hinkend auftritt.

Woll urwüchsiges Humors sind namentlich zwei Szenen. Zette Röösch veranlaßt die Freundin, mit ihr einen Maschenball zu besuchen. Da das nötige Geld fehlt, versehen sie heimlich das Unterbett. Thetje Eggers, der ebenfalls den Ball besuchen möchte, aber noch weniger Geld als seine Frau hat, versteht ebenso geheim das Oberbett. Die dadurch entstehenden hochkomischen Situationen, namentlich auch das Erkennen auf dem Balle, lassen den Zuschauer gar nicht dazu kommen, an den Lügen und Täuschungen Anstoß zu nehmen. Auf diesem Balle in Streit mit andern verwickelt, werden beide Eheleute auf die Wache gebracht, wo nun ein köstliches Verhör abgehalten wird im Stile des „Eckenscher Rante vor Gericht.“

Zu diesen Hauptfiguren kommen noch zahlreiche andere, die mit solcher Treue dem wirklichen Leben abgelauscht sind, daß jeder, der das Hamburger Volk kennt, namentlich das von der „Waterlant“, die Urbilder zu sehen glaubt.

Neben diesen kleinen Leuten finden sich auch einige aus der großen Welt. Ein reicher Kaufmann, dessen Frau nur für den Luxus Sinn hat und dessen Sohn in seinem Leichtsinne und in seiner Verschwendungssucht sogar vor dem Verbrechen nicht zurückbleibt, sind eng verbunden mit den Geschickten der Familie Eggers. Von durchschlagender Wirkung sind stets die arbeiterfreundlichen Worte des alten Kaufmanns. Im Gegensatz zu Frau und Sohn vertritt dieser noch das patriarchalische Verhältnis, wie es teilweise heute noch zwischen dem Kaufmann und seinen Speichelarbeitern besteht.

So bietet denn die Familie Eggers ein ungeschminktes Bild Hamburger Lebens. Von jeher hat dem niederdeutschen Volksstamm solch derber Realismus behagt. Wie einst ihre Stammes-

brüder, die Niederländer der Rheinmündung, sich erfreuten an ihren Teniers und Ostade, so erfreut sich der Hamburger der Elbmündung heute an seiner Familie Eggers.

Die Jagdbeute des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl.

Wir entnehmen einem interessanten Aufsatz von R. A. von Schulenburg in Nr. 13 der illustrierten Jagdzeitung die folgende Zusammenstellung der Jagdbeute des Prinzen Friedrich Karl.

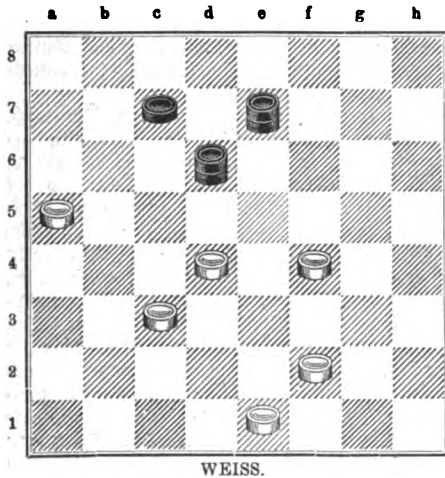
Der Prinz jagte nicht nur in Deutschland, England, Österreich, Rußland, sondern auch im fernen Orient. Seine sorgfältig geführten Schußlisten gewähren daher ein ebenso verschiedenartiges, als reiches Bild seiner Weidmannsliebe in Wald und Feld. So hat der fürstliche Nimrod vom 18. Juli 1848 bis zum Juni 1885 11 521 Stück Wild erlegt, worunter sich befanden 1 Auerockse, 12 Stück Gschwiid, 10 Gemsen, 1077 Stück Rotwild, 1997 Stück Damwild, 593 Stück Rehwiid, 797 Stück Schwarzwild, 4709 Hasen, 8 Auerhähne, 1952 Fasanen, 2 Haren, 7 Wölfe, 3 Luchse, 2 Wildlagern, 2 Schneumonst, 15 Schafale, 323 Füchse, 1 Pelikan zc. Den ersten Hirsch schoß der jugendliche Prinz im Juli 1848 auf einer Birsche im Potsdamer Wildpark, seinen ersten Damhirsch am 25. Oktober desselben Jahres im Colbitz-Leßlinger Forst, sowie den ersten Rehbod am 24. September 1850 in der Beelitzer Stadtheide. Seinen letzten Kapitalhirsch aber streckte der Prinz am 27. September 1884 in der ostpreussischen Oberförsterei Warnen und am 11. Juni 1885 seinen letzten Rehbod in dem Wildpark von Dreilinden.

Gesundheitsrat.

D. D. in R. Sie wollen ein unparteiisches Urteil über das „Jägerische Wollregime“ hören. Wohl, aber wer nimmt ein Urteil in einer Parteilache als unparteiisch hin? Was uns anlangt, so konnten wir uns von der Richtigkeit der Jägerischen Theorien bisher nicht überzeugen. Wenn Sie sagen, „Sie befänden sich besser denn je, seit Sie sich mit dem Wollregime befreundet haben“, so geben wir das gern zu, denn die wohlthätige Wirkung der Wollkleidung auf das Allgemeinbefinden ist ja längst bekannt, wenn sie auch im ganzen noch zu wenig gewürdigt wird. Namentlich die Kinderkleidung ist oft viel zu dürrig mit Wolle ausgestattet. Professor Jägers großes Verdienst besteht darin, die Wollkleidung in breiteren Massen des Volkes wieder zu allgemeinerer Geltung gebracht zu haben. Es haben ja auch die Ärzte der jetzigen Generation schon seit lange, wo sich in ihrem Wirkungskreis die Gelegenheit dazu bot, die Nützlichkeit der Wollkleidung betont und auf die Einführung derselben gedrungen. Daß sie nicht den durchschlagenden Erfolg hatten, wie Prof. Jäger, lag zum großen Teil daran, daß sie ohne Fanatismus mit Gründen die Vorzüge der Wollkleidung hervorzuheben pflegten, die Menge der Menschen aber, die ja auch unmöglich auf jedem Gebiet menschlicher Verhältnisse gleich gut unterrichtet sein kann, will, wo ihr eigene Kenntnisse fehlen, durch Schlagworte geleitet werden. In Hinsicht der Kleidung herrschte bisher als Vermächtnis einer früheren Zeit allgemein die Furcht, „sich zu verwöhnen“. Man begnügte auf Schritt und Tritt dem Schlagwort von der „Abhärtung“, der sich jeder zu unterwerfen habe, ohne Rücksicht darauf, ob er auch dazu imstande sei. Dies Schlagwort erwies sich in der Praxis des täglichen Lebens als der ärgste Feind einer vernünftigen warmen, resp. wollenen Kleidung, dem gegenüber man mit Gründen der Vernunft nur selten durchzubringen vermochte. Ein Schlagwort kann eben nur durch ein anderes aus dem Felde geschlagen werden und die Formel wurde von Prof. Jäger in dem Worte „Wollregime“ gefunden. Daß Unzählige gleich Ihnen sich in der Wolle wie neugeboren und wohl wie nie vorher fühlen, hat deshalb für den, der die Verhältnisse kennt, nichts Auffallendes. Die Zahl derjenigen, die infolge ihrer körperlichen Schwäche und Blutarmut bei ihrer „steifenkleinen“ Kleidung nur mit Not und Mühe so viel Wärme produzieren, wie die Erhaltung der Gesundheit und des Wohlbehagens erfordert, ist weit größer, als man anzunehmen pflegt. Erst wenn so ein Schwachmatus männlichen oder weiblichen Geschlechts sich in reichliche Wolle (Jägerische oder andere) kleidet und dadurch die Eigenwärme des Körpers gesteigert und überhaupt den körperlichen Wärmehaushalt aus der Defizitwirtschaft herausgerettet hat, fühlt er neues Leben durch seine Adern strömen. Man darf deshalb auch die Behauptung junger „Wollener“, sie seien wie von neuem geboren, stets für den aufrichtigen Ausdruck des durch die reichliche Wollkleidung gehobenen Allgemeinbefindens nehmen, ohne deshalb die Theorien von Prof. Jäger irgendwie als richtig anzuerkennen. Die Kleidung der Seeleute — ein Hemd aus fingerdicke Flanell und eine Hose auch im heißesten Sommer — liefert einerseits den Beweis, daß sich „Abhärtung“ und reichliche Wollkleidung sehr gut miteinander vertragen, denn der Seemann pflegt ja mit Vorliebe als ein Urbild von Gesundheit und Abhärtung hingestellt zu werden; und beweist andererseits, daß das „Wollregime“ in der Praxis des täglichen Lebens schon lange vor Jäger als Sitte kultiviert worden ist, wenigstens im nördlichen Deutschland. Die Wolle als den wesentlichsten und wichtigsten Bestandteil der Kleidung zu allgemeinerer Geltung gebracht zu haben, besonders in Süddeutschland, wo man bisher nicht viel von ihr hielt, ist das unbestrittene Verdienst Professor Jägers, ob aber seine Theorien auf Geltung Anspruch zu machen haben, muß und wird die Zukunft lehren. — War Ihnen dies Urteil unparteiisch genug?

In unserer Spielecke.

Damspielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

1. Zweifelhafte Scharade.

Das Erste einen Pfennig gilt
Und wohl noch etwas mehr,
Doch „falsche Münz“ es mancher schilt
Und nimmt ihm Wert und Ehr’.

Das Zweite ist gar mächtig stark!
Es steigt uns in den Kopf,
Dringt durchs Gebein hin bis zum Mark —
Den Weisen macht's zum Tropf!

Das Ganze mächt' das Bäumlein sein,
Das stets den Ausschlag gibt: —
Gelingt es nicht — stellt sich's allein
Und thut, was ihm beliebt.

Du aber, der jetzt tabelnd spricht:
„Er hat falsch abgeteilt!“
Verzeihe mir — es schadet nicht —
Und ist gar leicht geheilt.

Ruhmvoll zwar stets Parteien lenkt,
Wer recht zu teilen weiß; —
Doch wer das Ganze siegreich sprengt,
Verdient den höchsten Preis!! Pf. J.

2. Sonett.

In Jehovahs Heiligtum,
Nomas Pandemonium,
In den priesterlichen Pannen,
In des Harzes dunklen Tannen,
In Arabiens Balsamhainen,
Auf des wilben Thymian Rainen;
Dort in der Wolken Wäldern
Und auf Indiens Blumenfeldern;
In des Fruchtfelds grünen Halmen,
Auf der Alpen saft'gen Almen;
In der Küche schlichtem Raum,
An der Riviera Saum;
Auch in Ceylons edlen Rinden:
Überall bin ich zu finden.

Und so oft die Neben blühten
Und im Lenz die Rosen glühten,
Stieg ich aus der Erde Thor
Zu des Schöpfers Thron empor.
Stummer Kreatur Gebet
Bring ich vor ihn früh und spät;
Schmücke Busch und Strauch und Baum,
Glänzend wie ein Märchentraum.

Pf. J.

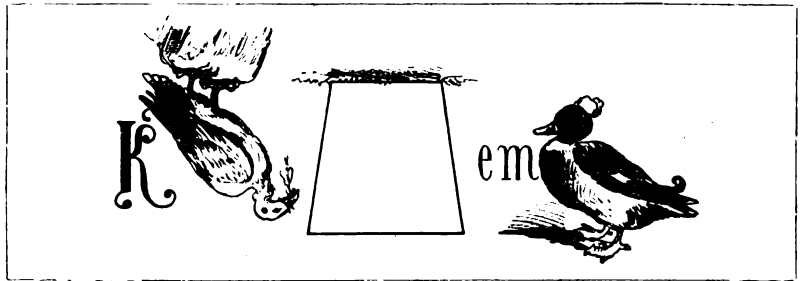
Inhalt: Die Bräute von Moorflätt. Fortf. Erzählung von V. Steenhufen. — Wo bin ich? Nach dem Bilde von N. Gysis. — Das Wilhelmstift bei Potsdam. Von Dr. P. Feine. — Wer bist du? Ein Strandmärchen. Nach dem Bilde von Churck. — Deutsche Musiker. II. Von H. Köstlin. Mit Porträt von C. F. Zelter. — Am Familientisch: Das Denkmal König Friedrich Wilhelms I im Lustgarten zu Potsdam. Von A. R. Mit Abbildung. — Ein Hamburger Lokalfeld. — Die Jagdbeute des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Papeier-Expedition (Felsch & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Bilderrätsel.



3. Dechiffrierungsaufgabe.

Es gibt eine schwierige Chiffreschrift, welche folgendermaßen eingerichtet ist:

A verabredet mit seinem Korrespondenten B eine beliebige Zahl, z. B. 24. Es sei nun das Wort „Wien“ zu chiffrieren. A schreibt sich über die einzelnen Buchstaben des Wortes die gewählten Ziffern einzeln, indem er dieselben stets in gleicher Reihenfolge wiederholt. Also:

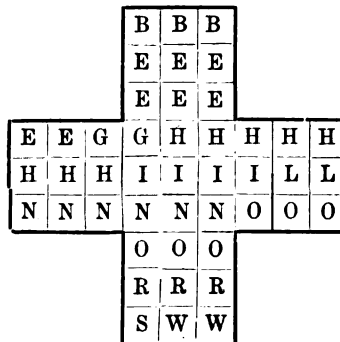
2 4 2 4
W i e n. Nun nimmt er statt W den im Alphabet zweitnächstfolgenden Buchstaben, d. h. y. Für i setzt er den viertnächsten, d. h. n. Für e den zweitnächsten, d. h. g. Für n den viertnächsten, d. h. r. Das Wort „Wien“ würde er demnach zu schreiben haben: yngr Beim Lesen zählt nun B von y und g 2, von n und r 4 Buchstaben zurück und kommt so auf das Wort „Wien.“

Wäre der Buchstabe y in Chiffren zu übertragen und stände darüber z. B. 4, so beginnt man im Alphabet von neuem und zählt: 1 z, 2 a, 3 b, 4 c. Demnach würde y durch c ausgedrückt sein.

Wir bringen nun unsern Lesern eine solche Dechiffrierungsaufgabe. Um die Lösung nicht allzuschwer zu machen, teilen wir die einzelnen Worte durch Zwischenräume ab und verraten ihnen, daß eine zweifelhafte Zahl angenommen und das Alphabet zu 25 Buchstaben gerechnet ist. (ä = ae, ö = oe, ü = ue.)

Nqu Opau ndms Rpmoqh bol Whumssbue. B.

4. Kreuzrätsel.



Die hier eingetragenen Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Mittelreihen den senkrechten gleich lauten.

Diese Reihen ergeben:

1. Den Namen eines hohen Beamten des deutschen Reiches.
2. und 3. zwei durch Dichtungen bekannt gewordene Städte Württembergs.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 34.

Bilderrätsel.

Klimatischer Kurort.

Schachspielaufgabe.

1. Tg3—e3
2. Sd4—f3†
3. g2—g3#

A.

1. Kd2—c1
2. Db3—c3†
3. Te3—e1#

B.

1. Tb1—d1:
2. d3—c2:
3. Sd4—b3#

(a)

a.

2. Kd2—e3:
3. Sd4—e2#

C.

1. Tb1—c1
2. Sd4—f3†
3. Db3—d3#

1. Arithmogriph.

Giraffe
Juvenal
Rosett
Altdorff
Ferrari
Floria
Elefant

2. Kapselrätsel.

1. Bäume der = Eder
2. lauer Wind = Erwin
3. freundlich an die = Hand
4. vorüber zu = Erz
5. Bergen schau = Ens
6. Vöglein singen = Eins
7. heimliche Neben = Hebe
8. die Nase = Eros

3. Buchstabenversetzung.

Die verlorene Handschrift.

| | | | |
|--------|--------|--------|---------|
| Donner | Inla | Essen | Bater |
| Ems | Naum | Laon | Orleans |
| Neder | Edwin | Nestor | Ernst |
| Gaut | Auber | Natter | Delta |
| Stinde | Christ | Salt | Neblaus |

Italien Flachs Tibet.

4. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahlen: 34, 5, 1.

5. Arithmetische Aufgabe.

Johann Sebastian Bach, gest. am 30./7. 1750.

6. Dreifelhafte Scharade. Abendbrot.

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Hefen bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Juni 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 36.

Die Bräute von Moorflätt.

Erzählung von V. Steenhuisen.

(Fortsetzung.)

„Das ist doch auch ein wunderlicher Christ. Bei ihm ist es alles das Gegenstück. Er lebt gesucht einfach, wohnt wie ein Mönch, den Schmutz abgerechnet, trinkt aus einem hölzernen Becher nur Wasser oder Milch, schläft auf hartem Strohbett, und sitzt auf einem Schemel von weißem Holze oder auf der Ofenbank. Der einzige Luxus, den er sich für seine Person erlaubt, ist die höchste Sauberkeit. Sein Hund aber frisst aus einer Schüssel von karrarischem Marmor und hat ein kostbares Halsband. Es wäre wohl längst gestohlen, wäre das Vieh nicht so unnahbar.“

Sie waren indes, da sich der Himmel immer mehr bewölkte, in raschem Tempo bis an die Hausthür gekommen. Hier sagte Mittler seiner Tochter gute Nacht, denn er war sehr müde. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als der Regen losbrach und wie eine Flut herabstürzte. Es war ganz dunkel im Zimmer. Er zündete an der Lämpmaschine ein Licht an; da bemerkte er neben dem Leuchter ein gelbes, zerknittertes Papier. Er öffnete es und fand von unsicherer Hand die Worte der alten Prophezeiung:

Wenn Pilsamp leht,
Wiel Graslamp steiht,
Denn Träamp sleiht
Und Kamped weiht,
Wit Moorflätt heel to Grunde geiht.

Bisher hatte er diesem Spruch wenig Beachtung geschenkt, aber in seiner gedrückten Stimmung kam es ihm jetzt vor, als sei jedes Wort, das er hier las, eine Bestätigung seiner schlimmen Ahnungen. Pilsamp lag in der That darnieder und Graslamp stand noch, aber wie lange? Daß von Träamp her Unglück drohte, das war es ja gerade, was ihm das Herz schwer machte. Dabei war das tobende Wetter draußen eine furchtbare Begleitung für die Schluszzeilen der Weissagung. Doch das war es nicht allein. Ihm kam wieder

die Hege in den Sinn. Sollte sie doch in der Nähe sein, ihm irgend ein Unheil bereiten wollen?

Er beschloß, am andern Morgen nach dem Bienenhaus in der Heide zu reiten. Als er sich niederlegte, schlief er trotz aller Aufregung bald ein, denn sein Körper war todmüde. Aber er wachte mehrmals in der Nacht auf und jedesmal hörte er den klatschenden Regen auf das Dach strömen und an die Fenster schlagen.

19. Ein unliebsamer Fund.

Wider seine Gewohnheit schlief Mittler bis an den hellen Tag und erwachte erst, als ihm die Sonne auf das Bett schien. Den letzten Teil der Nacht über war sein Schlaf fest und traumlos gewesen, aber er fühlte sich dennoch nicht erquickt. Er hatte Kopfschmerz und blickte fast finster in den schönen Morgen hinaus. Draußen hörte er leise Schritte: auf seinen Ruf antwortete Gertruds liebe Stimme mit einer Frage nach seinem Kommen. Das erheiterte ihn ein wenig, und das frische Wasser, das sie ihm draußen vor die Thür gestellt hatte, that ihm wohl. Er trat bald darauf mit leidlich heiterem Gesicht in das Wohnzimmer, wo sie mit dem Frühstück auf ihn warteten. Nachher verabredete er mit Andersen die durch das Wetter nötig gewordenen Änderungen in seiner gestrigen Disposition, und es fand sich, daß dieser Tag, obgleich im Felde wenig oder nichts geschehen konnte, sich auf andere Weise recht gut ausnutzen ließ. Darauf ließ Mittler sein Pferd satteln und dankte Gertrud mit einem freundlichen Blick, als sie ihm außer dem zierlich verpackten Frühstück die Feldflasche mit Wein zustellte. Er sagte nichts von dem Ziel seines Ausrittes, aber man sah es als selbstverständlich an, daß er sich über den Zustand der Felder nach dem furchtbaren Regen vergewissern wollte.

Steffen führte ihm das Pferd vor. Rittler war erstaunt über die Veränderung in dem Gesicht des jungen Mannes. Alles Mürrische war daraus verschwunden, seit er einen bestimmten Entschluß gefaßt und — da Ritters wohlwollende Gesinnung bekannt war — auch einige Hoffnung hatte, in eine gesicherte Lage zu kommen. Der Gutsherr seinerseits mußte an sich halten, um sich nicht, von dem Eindruck des Augenblicks fortgerissen, durch ein voreiliges Versprechen zu binden. Als er um die Hausecke ritt, schaute aus dem Giebelfenster der Kopf des alten Duhs, der gedankenlos in das Wetter hinaus sah. Er sah körperlich wieder ganz wohl aus, nur der nichtsagende Blick verriet den traurigen Zustand. Er schien jedoch den Reiter zu erkennen, der ihm freundlich zunickte, denn eine Art von Lächeln fuhr über sein Gesicht, und er nickte wieder und wieder, bis Pferd und Reiter unsichtbar geworden waren.

Auf dem Feldwege sah es nicht so schlimm aus, wie Rittler gefürchtet hatte. Die Gräben waren zwar zum Überlaufen voll, und das Wasser strömte rauschend dahin, aber der Weg war frei. Jetzt zeigte sich's, was es mit einer ordentlichen Bewirtschaftung auf sich hat, wo Gefälle, Röhren und Gräben immer im Stande gehalten werden. Die Felder waren natürlich sehr naß, aber das Wasser war zu rasch abgelaufen, um tief eindringen zu können. Voraussichtlich konnte das Wetter der Ernte nichts schaden.

Als er bei der Koppel vorbeiritt, an die das Gehöft des Bauern Duhs stieß, hielt er an und sah nach den geschwärzten Trümmern hinüber. Der Reimspruch kam ihm wieder in den Sinn: „Wenn Pütkamp leicht zc.“ Ja, da lag Pütkamp in Trümmern vor seinen Augen, und ihnen gegenüber, nach rechts hin, ragten die höchsten Baumwipfel von Trätkamp. Die beiden umschlossen seinen Wohnsitz, dessen Namen er vergeblich in Cäcilienluft umgewandelt hatte, im Munde der Leute blieb es Graskamp!

Aber dennoch, obgleich er sich mitten auf dem Schauplatz der Begebenheiten befand, die in dem alten Sinnspruch prophezeit waren, hier im hellen Tageslicht, unter dem blauen wolkenlosen Himmel, mit klaren Sinnen, hatten diese Worte nicht dieselbe Wirkung auf ihn wie gestern, wo er müde, abgespannt, trostlos sich in den Schauern der Nacht allein fühlte mit seinem Weh, das niemand verstehen wollte. Noch mehr stärkte ihn ein Bibelwort, das ihm in den Sinn kam: „Nichtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Kniee und thut gewisse Tritte mit euren Füßen!“ Eine neue Kraft durchströmte ihn. Er erneuerte seinen gestern ausgesprochenen Vorsatz: welcher Kampf ihm auch verordnet war, ob mit irdischen Feinden oder mit den Mächten der Finsternis, er wollte nicht weichen, und, sollte er niedergeworfen werden, doch immer wieder die rettende Hand ergreifen, die aus den Wolken sich ausstreckt nach denen, die Gott über alles vertrauen. So ritt er dahin, nicht in thörichter Selbstübersicht, aber mit dem Mute des Mannes und des Christen, der weiß, daß er unter der Hut des Höchsten steht, ohne dessen Willen kein Haar von seinem Haupte fällt.

So war er fast unmerklich in die Nähe der berühmten Gull gekommen. Es faßte ihn ein seltsames Verlangen, den Tümpel nach der Regenflut darauf anzusehen, ob er nicht vielleicht übergelaufen sei. Er stieg ab und ging vorsichtig einige Schritte in das Dunkel hinein. Der Boden war sehr morastig; die düstere Umgebung erschien fast noch unheimlicher als sonst durch das nasse Element, das von jedem Zweige, von jeder kleinen Pflanze niedertroff, aber das schwarze Wasser selbst schien um kein Haar breit gestiegen zu sein. Dies bestärkte ihn in der Vermutung, daß diese Öffnung ein Erdsplatt sei, der bis in eine unerreichbare Tiefe hinabreiche, wodurch denn die Sage, daß dieses Wasser keinen Boden habe, nicht ganz ohne Sinn war. An ein Ausfüllen war dann allerdings nicht zu denken, aber zudecken konnte man vielleicht das verhältnismäßig kleine Loch und es so nach und nach in Vergeffenheit bringen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, setzte er seinen Ritt

fort, bis er zu der Stelle kam, wo das Bienenhäuschen lag. Wieder band er das Pferd an den verkrüppelten Baum und ging um das Haus herum. Alles war wie damals, sogar der Erdbau war noch vorhanden, in dem die Alte einst ihre Kartoffeln geborgen hatte. Nur war kein lebendes Wesen zu entdecken, und die Hausthür war zugelinkt. Er ging hinein und betrat zuerst die kleine Stube unten, die bei der feuchten Luft draußen so dumpfig war, daß er schnell das Fenster aufriß. Dann stieg er die Treppe hinauf zur oberen Kammer und den Bodenraum. Alles war tot und leer, nur etwas altes Gartengerät und eine Drahtmaske, die der Zmker früher gebraucht hatte, lagen umher. Als er die Treppe wieder hinabstieg, kam ihm eine dunkle Erinnerung, als habe der verstorbene Suhr einmal von einem Keller gesprochen; es war ihm aber nicht mehr erinnerlich, ob dieser vorhanden war, oder ob er erst angelegt werden sollte. Er betrat nun die winzig kleine Küche und forschte eifrig am Boden und an den Wänden nach einer Kelleröffnung, aber es war keine Spur von einer solchen vorhanden, und doch hatte er vorhin an der Hauswand draußen einige ausgemauerte Öffnungen bemerkt, die wohl als Licht- und Luftlöcher hätten dienen können und deren Zweck sonst nicht zu begreifen war. Er ging noch einmal um das Haus herum in tiefen Gedanken. Wo mochte die Alte hingekommen sein? Als er so sinnend wieder an den Erdbau kam, gelangte es ihm zum Bewußtsein, daß er schon seit einiger Zeit einen in Pausen wiederkehrenden Ton, der wie ein leiser Wehlaut klang, vernommen hatte. Er schien aus dem Boden aufzusteigen. Rittler stieß mit dem Fuß an die Erde, sie war aber so naß und so klebrig, daß er sie weder mit den Händen, noch mit dem Stiel seiner Reitpeitsche wegschieben konnte. Unter dem alten Gerümpel auf dem Boden hatte er eine halbe Schaufel bemerkt; er ging hin sie zu holen. Als er die Erde zurückschob, stieß er auf etwas Hartes. Emsig arbeitete er an dem schweren Erdbreich, der Ton war verstummt — als er aber eine Pause machte, um zu verschnaufen, kam er wieder und diesmal deutlicher. Rittler arbeitete mit fieberhafter Hast. Da entdeckte er ein Brett, das, als er die letzte Erde davon wegschob, sich als eine Fallthür erwies; dies zeigte ein verrosteter eiserner Ring in der Mitte. Er griff mit Widerstreben hinein und zerrte daran, die Thür aber widerstand allen Angriffen, als werde sie von innen gehalten. Er rief beinahe ärgerlich: „Laßt doch los, wenn ich euch helfen soll!“ Da wimmerte es wieder dicht unter dem Holze.

Rittler kniete trotz der Nässe nieder und untersuchte die Seiten des Brettes. Es fand sich nun, daß das Hindernis in einem starken Nagel bestand, der von oben hineingeschlagen war. Da alles Ziehen nichts half, sah er sich nach einem passenden Werkzeug um. Aus der aufgeworfenen Erde guckte etwas wie ein zerbrochener Stiel hervor. Er griff darnach. Es war ein kleiner Hammer, dessen Holzstiel in der Mitte durchbrochen zu sein schien. Zum Glück befand sich an dem einen Ende des Hammers eine Art Zange, und mit Hilfe dieses Werkzeuges gelang es Rittler endlich, den Nagel herauszuziehen und die Fallthür zu öffnen.

Was er zu finden erwartet hatte, wußte er nicht recht; jedenfalls nicht das, was er zu sehen bekam. Dicht an den Erdboden geschniegt, zwischen diesem und der Fallthür gleichsam eingeklemmt, lag ein schwarzer Hund, so abgemagert und kraftlos, daß die Bewegung, die er machte, sich ein wenig zu strecken, ihn schon ganz zu erschöpfen schien. Der Ort, wo er lag, war offenbar die oberste Stufe einer ins bloße Erdbreich eingeschnittenen Treppe, die in die Tiefe zu führen schien. So schien es, denn es war außer dem oberen, ziemlich flachen Raume nur noch die nächste halbe Stufe sichtbar, alles andere war mit Wasser gefüllt. Das Tier hatte sich wahrscheinlich vor der steigenden Flut geflüchtet und war bis unter die Fallthür gefroren, wo es nicht weiter konnte.

Mitleidig hob Rittler den armen Hund aus seinem nassen Standort und legte ihn sanft auf das Heidekraut in die warme Sonne. Das Tier versuchte mit dem Schwanz

zu wecheln, hatte aber nicht die Kraft dazu. Mittler nahm einige Bröckchen von seinem Frühstück und reichte sie dem ausgehungerten Tiere; es öffnete begierig die Schnauze, konnte aber nicht mehr fressen. Da fiel Mittler die Fellsacke ein. Er stößte einige Tropfen Wein in den halbgeöffneten Rachen seines Patienten, und da er dachte, die Sonne werde dem armen Geschöpf die beste Erquickung sein, ließ er von ihm ab und ging hin, um den Ort, wo es gelegen hatte, genauer zu untersuchen. Es war aber nichts weiter zu entdecken, als was er gleich zuerst gesehen hatte. Desto eifriger arbeiteten seine Gedanken.

An einem seltsam gestalteten Fleck auf dem Kopfe des Hundes erkannte er ihn als denjenigen, den er bei seinem ersten Besuch an diesem Orte so behäbig in der Sonne blinzeln sah. Der Hund gehörte also der Braatschen, und es lag die Vermutung nahe, daß dies der Eingang zu dem von ihm eben noch gesuchten Keller sei. Die alte Frau hatte sich wahrscheinlich mit ihrem ganzen Besitztum, ihren Tieren und Vorräten in diesem Keller versteckt, war aber ausgespürt worden, und irgend eine ruchlose Hand hatte ihr den Ausgang versperrt. Nach dem abgekehrten Aussehen des Hundes zu urteilen, mußte das schon eine Weile her sein. Möglich, daß sie sich noch eine Zeitlang mit einem geringen Vorrat an Brot u. geholfen, vielleicht in Hoffnung auf endliche Errettung, die Lebensmittel auf das spärlichste genossen hatte — da war der furchtbare Regen durch die Luftlöcher in die kleine Erdhöhle gedrungen und hatte jedes Räumchen ausgefüllt. Diese Vorstellung nahm Mittler so hin, daß er lange Zeit da stand, ohne zu merken, wie die Sonne immer höher stieg. Welch eine That herzloser Grausamkeit hatte der verübt, der diesen Nagel einschlug! Konnte Steffen es gethan haben?

Hier war nichts mehr zu retten; in diesem Wasserloche konnte kein lebendes Wesen mehr vorhanden sein. Mittler ging wieder an den Hund heran und überlegte, was er mit ihm beginnen sollte. Es war vielleicht möglich, ihn durch sorgfältige Pflege am Leben zu erhalten, aber die abergläubische Furcht vor dem Henghund, der überall bekannt war, hätte demselben, in Noorstätt wenigstens, ein trauriges Dasein bereitet. Indem er noch so überlegte, nahm das Tier, das ganz auf der Seite lag, die Entscheidung selbst über sich. Es streckte sich plötzlich lang aus und starb; jedenfalls das Beste, was es thun konnte. Nachdem Mittler sich überzeugt hatte, daß der Hund wirklich tot war, begrub er ihn mit Hilfe seines unvollkommenen Grabschwerts, schloß die Fallthür, schob die Erde wieder darüber und verwischte so viel als möglich alle Spuren des Geschehenen. Er trug die Schaufel wieder auf den Boden und schloß Fenster und Thüren, den Hammer aber steckte er zu sich. Nach gethauer Arbeit sah er sich noch einmal rings um auf dem öden Fleck; da erfaßte ihn ein solches Grauen vor diesem Schauplatz finsterner Leidenschaften, daß er nur ein Gefühl hatte: „Fort, fort, von diesem unheimlichen Orte!“ Er bestieg sein Pferd und sprengte dahin, als werde er verfolgt, bis er wieder an der Gießel vorbei das Fied und den Fiedweg erreichte.

Jetzt ritt er langsamer, denn er hatte viel zu überlegen. War es seine Pflicht, dem Gericht Anzeige von seiner Entdeckung zu machen? Nein, denn was er entdeckt hatte, war, obwohl eine niederträchtige Handlung, nicht strafrechtlicher Art. Es war ja nur die Einsperrung eines Hundes! Von seinen Vermutungen war er niemand Rechenschaft schuldig. Gerichtliches Einschreiten würde endlose Scherereien und Störungen verursachen, jetzt mitten in der Ernte! Das Kellerloch konnte ja gar nicht untersucht werden, ehe sich das Wasser verlies, und außerdem, wenn man auch den Leichnam der Braatschen fand, fehlte doch jeder Beweis, ob der Betreffende von ihrem Vorhandensein an diesem Orte etwas gewußt hatte, als er den Nagel einschlug; er konnte immer behaupten, seine That habe nur dem Hunde gegolten. Das war die äußere Gestalt der Sache; wie aber stand es mit seinem Gewissen? War er verpflichtet, durch seine Anzeige den Thäter vor Gericht zu bringen? Doch gewiß nicht eher, als bis er eine bestimmte

Persönlichkeit in Verdacht hatte. Es lag Mittler alles daran, herauszubringen, ob Steffen der Thäter, oder ob er unschuldig sei. Wenn er an Steffens rücksichtslose Behandlung der ihm anvertrauten Pferde dachte, schien es ihm nicht unmöglich, daß er auch an einem fremden Hunde noch schlimmeres üben könne. Wenn dies aber der Fall war, dann sollte Steffen gewiß nicht die beiden Frauen unglücklich machen, er sollte dann niemals einen festen Wohnplatz auf seinem Hofe bekommen. Er nahm sich vor, den jungen Menschen scharf zu beobachten.

In dem Augenblick, wo er zu diesem Resultat seiner Erwägungen gelangte, kam er auf dem Hofe an, und es war Steffen, der ihm das Pferd abnahm. Fast hätte Mittler gesagt: „Ich komme eben von der Heide, vom Wienenhäuschen her,“ so eifrig wünschte er den Eindruck solcher Worte zu beobachten; aber er sah ein, daß dies alles verdorben hätte. Er blickte Steffen gedankenvoll nach, als er das Pferd fortführte, und sagte dann zu dem rasch herbeieilenden Knecht, der sonst das Pferd besorgte, kurz und scharf:

„Ein andermal spute dich ein wenig, wenn ich komme. Ich wünsche nicht, daß Steffen hier mit Tieren etwas zu schaffen hat. Geht ihm andere Arbeit, hörst du?“

Der Rest der Erntezeit ging zu Ende; alles in und außer dem Hause regte sich in fröhlicher Geschäftigkeit. Cäcilie überwachte, unterstützt von Gertrud, die Anfertigung von Carolinens Garderobe, woran die Braut nur insofern teilnahm, als sie willig alles besah und anprobirte, was man verlangte. Gertrud, die einen entschiedenen aber einfachen Geschmack hatte, fand dies manchmal langweilig; sie konnte nicht begreifen, wie man um ein Band oder eine Stickerei so viel Worte machte. Sie übernahm mehr das Solide und fand dabei noch Zeit, der Ramsell zu helfen, der schier der Atem ausging bei den vielen Anforderungen, die an sie gemacht wurden. Frau Mertens und Dörthe waren durch diesen Zuwachs in den häuslichen Geschäften, durch Wäsche, Plätten u. ganz absorbiert, und das übrige Dienstpersonal mußte ins Feld geschickt werden. Ramsell Weber war geschickt und energisch, aber wenn sie an dem flammenden Herde stand und den großen Haufen Pfannkuchen für die Leute zu baden hatte, da that es ihr wohl, wenn Gertrud ihr den herrschaftlichen Tisch ganz abnahm. Die beiden brachten mehr zustande, als irgend jemand ahnte, und sie lernten sich dabei gründlich kennen und gegenseitig schätzen. In späteren Tagen, besonders zur Zeit der Trübsal, war dies von unberechenbarem Wert. So eine getreue Seele im Hause, auf die man sich unter allen Umständen verlassen kann, deren ganzes Sinnen und Denken in reiner Anhänglichkeit für die Familie aufgeht, ist ein großer Schatz, eine wahre Gottesgabe, für die man nicht dankbar genug sein kann.

Das junge Paar genoß indes seinen kurzen Liebesfrühling in ungetrübter Freude. Sie waren beide ausgelassen wie Kinder. Leo kam und ging, wie es ihm einfiel, und es war ihm nur angenehm, wenn er von dem ersten Hausherrn wenig sah und hörte; er fühlte sich nie recht wohl unter seinem forschenden Blick. Man ließ die Leuten gewähren, sie durften stundenlang in Garten und Feld umherstreifen. Nur wenn Leo das Begehren aussprach, mit Caroline spät im Mondschein zu promenieren, hielt es Gertrud für angemessen, mit von der Partie zu sein. Dabei hatte sie denn Gelegenheit, einiges von dem, was ihrem Vater so sehr aufgefallen war, zu beobachten: den schnellen Wechsel der Stimmungen bei Leo, die Rücksichtslosigkeit, mit der er in jedem Einfall nachgab. So waren alle drei eines Abends in der großen Alee, und Leo amüsierte sich damit, die phantastischen Schatten der Gegenstände an den lichtereren Stellen anzureden und sie in höchst seltsamer Weise mit unglaublichem Stimmwechsel bald drollig, bald schaurig antworten zu lassen. Dabei ging er abwechselnd hastig oder langsam, jetzt stampfend, dann wieder schleichend, im Hidsack hin und her. Caroline ergögte dies höchlich, Gertrud aber war es unbehaglich, sie wußte selbst nicht warum. Mit einemmal verstummte er, schien müde zu werden, stand

eine Weile an einen Baum gelehnt und schaute in den Mond. Plötzlich wandte er sich kurz ab und ging fort, ohne gute Nacht zu sagen. Gertrud blickte ihm verwundert nach und sagte dann: „Er hat doch wunderliche Launen; du wirst deine Not mit ihm haben.“ Sie zog das Schwesterchen an sich und es war ihr wehmütig zu Sinn. „Ob er wohl Karolinen mütterseelenallein gelassen hätte in der dunklen Allee, wenn ich nicht dabei gewesen wäre?“ dachte sie bei sich, und sie drückte das zarte junge Wesen noch inniger an sich, als sie hineingingen, um den Eltern gute Nacht zu wünschen.

Mit ihrem Vater sprach Gertrud wenig in dieser Zeit. Er war mit Arbeit überhäuft und schien verschlossen und nachdenklich. Dabei erfuhr sie ganz ungesucht durch die Mamsell, daß auch er jetzt etwas Unstütes in seinem Wesen zeige, daß er zu ungewohnter Zeit plötzlich erschien, in Ställen und Scheunen unvermutet unter die Leute trete, ohne sich zu äußern oder etwas zu rügen, selbst wenn Ursache dazu vorliege, scheinbar teilnahmslos auf ihre Gespräche horche und wieder verschwinde, um an einer andern Stelle aufzutauken. Matthies, der Kuhhirt, hatte sich darüber ausgelassen, und unter den Leuten ging die Rede: „He hätt keen Ruh, de Braatschen hätt em behergt.“

Bei Tische war Mittler sehr schweigsam und nahm auch keine Notiz weder von Leos Besuchen, noch von den Vorbereitungen zur Hochzeit, die um ihn her getroffen wurden. Es lag wie Gewitterschwüle über dem Hause, während sonst die Zeit der Ernte fast die schönste des ganzen Jahres gewesen war.

20. Karolinen Geburtstag.

So kam der Sonntag heran, der als ein dreifacher Festtag gefeiert werden sollte; es war der 24. August. Des Morgens fuhr und ging alles in die Kirche, wo das Erntedankfest gehalten wurde. Beim Mittagessen war Mittler ziemlich heiter, trank sogar die Gesundheit des jungen Paares und beredete mit seinen Damen das Programm des Abends. Karoline sah lieblich aus in ihrem leichten rosa Kleide, mit den glückstrahlenden Augen und dem kindlich heiteren Wesen. Die Blicke der Eltern trafen sich manchmal in herzlichem Einverständnis und ruhten auf dem lieben Kinde mit gleicher Zärtlichkeit. Hier wenigstens waren die Gatten auf einem gemeinsamen Boden.

Der Hausherr hatte kaum sein Sonntagschläfchen mit darauffolgendem schwarzen Kaffee genossen, da erschien schon das Siebengestirn der Försterstöchter, die den beiden Alten vorausgeeilt waren, denn daß in nächster Zeit sich in Cäcilienlust etwas ereignen werde, vermutete man in der ganzen Umgegend. Während die üblichen Begrüßungen vor sich gingen, betrachtete Gertrud mit Teilnahme und Bewunderung „die schöne Else“, wie von den sieben Bräus die auf Rosa im Alter folgende genannt wurde, ein sonst etwas bleiches, schwächendes Mädchen mit edlen Zügen und schönem Wuchs. Sie war aber heute nicht bleich, sondern wetteiferte mit ihrer jungen Schwester, dem „Hedenröschen“, an Farbe, und ihre Augen hatten einen solchen Glanz, daß Gertrud heimlich zu der ältesten Schwester sagte, als sie ihr den Hut abnahm:

„Sage mir doch, Fanny, was ist mit Else vorgegangen? Sie ist wohl Braut?“

„Ihr wittert jetzt überall Brautschaften,“ erwiderte Fanny spitz. Gertrud nahm es ihr aber nicht übel, denn Fanny stand in einem gefährlichen Alter; sie war der dritten Muß sehr nahe, und die Vorstellung, von der um soviel jüngeren Schwester „auf den Backofen gesetzt zu werden,“ wie man hier sagt, mochte ihr nicht angenehm sein. Inzwischen kamen auch die Eltern herbei, mit ihnen ein junger Forstbesessener, ihr Hausgenosse, und Gertrud wußte nun, was die erhöhte Schönheit Elsens zu bedeuten hatte.

Jetzt kamen auch die beiden Waldheims und fast gleichzeitig der Doktor Nissen aus Bramstedt, früherer Hausarzt der Mittler, der ihnen ein treuer Freund geblieben war, seit er die Landpraxis ganz aufgegeben hatte. Er hielt in der

Hand einen schönen Blumenstrauß, gewiß für das Geburtstagskind bestimmt, zögerte aber immer noch, seine Gratulation anzubringen und ihn auf den Geburtstagstisch zu all den andern Blumenpenden zu legen. Man stand in sichtlicher Spannung im Kreise umher, und Mittler that eben einen Schritt vorwärts, da kam wieder der Adjunkt und ein Herr Peters, ein junger Weinreisender, der in der Gegend sehr wohlgekommen und von dem Gutsherrn zur Erntefeier eingeladen war. Gertrud sah mit erleichtertem Herzen, daß der Adjunkt allein gekommen war, d. h. ohne Wechthild. Es kamen immer neue Gäste, und so dauerte es eine Weile, bis Mittler im Stande war, „Herrn Leo Waldheim und unsere Tochter Karoline Alvaro“ als Brautleute der Gesellschaft vorzustellen. Dann aber war der Jubel groß. Nun konnte auch Doktor Nissen seinen Spruch anbringen, der natürlich auf dieses Ereignis gemünzt war, und von allen Seiten fanden seine guten Wünsche ein bereitwilliges Echo.

Wolfgang überreichte seiner künftigen Schwiegerin ein kostbares Schmuckstück, eine in Brillanten gefaßte Uhr; für die damalige Zeit etwas Ungewöhnliches. Sie hatte, trotz ihres Wertes, nichts Brunkendes, war aber sehr fein und kunstvoll gearbeitet. Man bewunderte das Geschenk sehr, war aber umso mehr auf das gespannt, was ihr der Bräutigam schenken würde. Gertrud aber, im Verein mit Mamsell Weber, wußte es so einzurichten, daß die Neugierigen in das Boskett zum Kaffeetrinken gelockt wurden, und so blieben nur wenige der Gäste in dem Gartenzimmer zurück. Leo und Karoline standen in der Nähe des Tisches, auf dem die Geschenke lagen; er zog jetzt ein längliches Kästchen hervor, öffnete es und reichte es ihr hin. Sie warf einen Blick darauf, erblickte, setzte es schnell nieder und barg ihr Gesicht einen Augenblick an seiner Brust. Dann führte er sie durch die Flügeltür auf die Veranda hinaus, wo sie sich niedersetzten. Mittler trat herzu und öffnete das Kästchen. Es war eine Zeichnung, von Leo selbst gefertigt: auf einem hohen Postament befand sich sein Bildnis im Spiegel gemalt. Das Bild war sehr ähnlich, hatte aber einen so traurigen Ausdruck, daß es einem das Herz zusammenzog. Mittler hielt es dem Doktor Nissen hin, der neben ihm stand, und sagte leise:

„Wofür halten Sie das Ding? Es sieht aus wie ein Schornstein.“

„Es stellt ein Grabmal vor,“ entgegnete Nissen ebenso leise.

Mittlers Lippen verzogen sich halb ärgerlich, halb spöttisch über diesen sonderbaren Einfall des Bräutigams und das Unpassende eines solchen Geburtstagsgesenks. Er war froh, daß es weiter niemand gesehen hatte, und schob das Kästchen ein wenig unter die Blumen. Aber schon nahen sich einige von den zurückgebliebenen Gästen dem Tische — da zog der Doktor ein Zeitungsblatt aus der Tasche, das vielgelesene Bramstedter Wochenblatt, stellte sich mit seiner ansehnlichen Beileibtheit gerade vor dem Tische auf und las:

„Abdruck aus dem Amtsblatt, Neumünster den 22. August: Es hat sich herausgestellt, daß das Gerücht von dem Aufenthalt eines gefürchteten Raubtiers in unserer Flur nicht, wie man erst glaubte, auf Erfindung oder Irrtum beruht. Auf dem an der Chaussee nach Bramstedt gelegenen Felde des Bauern Guttermann wurden die Überreste zweier Schafe und ein drittes angenagtes Schaf gefunden. Außerdem berichtet der Schäfer, er habe ein Tier, das er für einen großen Hund gehalten, die Chaussee entlang nach Moorstätt zu laufen sehen. Nach andern Nachrichten soll in der Vorstadt St. Pauli bei Hamburg aus einer dort befindlichen Menagerie ein Wolf entwischt sein, und es wird eifrig nach demselben gefahndet. Alle Hofbesitzer und Dorfbewohner werden dringend aufgefordert, auf das Untier Jagd zu machen; die Gehölze und Hohlwege absuchen zu lassen. Dem, der es tot oder lebendig einliefert, wird eine gute Belohnung zugesichert. Pul, Amtmann. Neu...“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ritt durch die Wolken.

Aus dem Tagebuch des Luftschiffers G. Robed.

Ein Jahrhundert ist bereits seit der Erfindung des Luftballons durch die Gebrüder Montgolfier verfloßen, aber schwankend und trügerisch, wie der Ballon selbst in seinem Fluge, waren bisher die Erfolge, welche die Aeronautik errang.

Mit der berühmten Fahrt des französischen Aeronauten Blanchard am 7. Januar 1785 von England nach Frankreich begannen die Reisen des Luftballons in großem Stil. Immer wieder versuchten es zum Teil wohlberufene Geister durch Kühnheit und Geist, wie durch Opfer an Zeit und Kapital, die Luftschiffahrt auf jene Stufe der Vollkommenheit zu bringen, welche wir noch heute vergeblich erstreben. Nachdem sodann in der Entwicklung der Luftschiffahrt gleichsam eine Pause eingetreten war, entstand, seitdem sie im Kriege von 1870 Verwendung gefunden hatte, eine neue Ära für das Ballonwesen. Waren es früher nur die Engländer und Franzosen, welche „Verufs-aeronauten“ aufweisen konnten, so hat sich das jetzt geändert. Auch in Deutschland ist das Interesse der Regierung wie das des Volkes auf die Luftschiffahrt gerichtet, es hat sich mit der Zeit auch bei uns ein Stamm fähiger Luftschiffer herangebildet, und es fehlt nicht an mancherlei Neuerungen und Verbesserungen. — Einen ganz besonderen Wert legt man naturgemäß auf die Vervollkommenung des Ballons selbst. In neuerer Zeit suchen die „Luftschiffer von Fach“ vor allem sehr kleine, sogenannte „Zwerghallons“, welche nur wenig Gasfüllung erfordern, zu konstruieren, und aus diesem Streben ist auch der „Sattelballon“, das Neueste auf dem Gebiete des Luftsports, hervorgegangen. Bisher haben zwei Luftschiffer: H. Lattemann und Ingenieur-Aeronaut G. Robed durch ihre „Auftritte“ Proben ihrer außerordentlichen Kühnheit und Geschicklichkeit auf dem Sattelballon abgelegt.

Das Folgende ist dem Tagebuche Robeds entnommen und schildert einen „Wolkenritt“, der im vorigen Herbst von Kopenhagen aus unternommen wurde. Das Tagebuch berichtet wörtlich wie folgt:

Kopenhagen am 5. Juli 1885.

Es war meine vierte und letzte Luftreise in Kopenhagen, welche heute zur Ausführung gelangte. Auch diesmal

mußte ich, dem allgemeinen Wunsche entsprechend, „im Sattel“ fahren, und ich kann diese heutige Fahrt infolge ihrer originellen Einzelheiten zu meinen „denkwürdigsten“ aeronautischen zählen. Ich benutzte heute zum erstenmal die neuangefertigte Sattelleinrichtung, welche sehr geeignet und den vorher benutzten vorzuziehen ist. Am Nehrting des Ballons hängt an vier mit Karabinerhaken versehenen Tauen der Sattel von der Form und Größe eines „Bicyclestells“, zwei unter demselben angebrachte Riemen sind mit Steigbügeln versehen und geben beim Gebrauch den Beinen den nötigen Halt. Der einzige Übelstand beim Sattelballon bleibt der, daß die Manövrierfähigkeit eine beschränkte ist, indem der kleine Ballon zu wenig des für den Aeronauten oft so kostbaren „Ballastes“ trägt. Freilich muß der „Sattelfahrer“ nicht allzu zartfühlend über seine Person denken, denn eine „Landung“ im Sattel auf schlechtem Terrain, verbunden mit gemüthlichem „Schleifen“ bei etwa zehn bis fünfzehn Metern Windgeschwindigkeit pro Sekunde, läßt nur zu leicht ein Duzend blauer Flecke am Körper und eine Anzahl verrenkter Gliedmaßen zurück. Mit solchen „Kleinigkeiten“ soll jedoch ein guter Aeronaut nicht rechnen. — Der heutige Morgen brach mit lieblich-karem Himmel an, und alles deutete auf recht günstiges Ballonwetter bis — auf die Winrichtung, welche bei den örtlichen Verhältnissen für die Leistungsfähigkeit des Ballons heute wenig geeignet schien. Blieb der flau aus Nordostwehende Wind so, dann war die Aussicht, den heutigen „Auftritt“ in den Fluten der Ostsee enden zu müssen, vollständig begründet, da der kleine



Ritt des Luftschiffers Robed am 5. Juli 1885 bei Kopenhagen.

Ballon nicht leistungsfähig genug ist, um bei dem leichten Winde schnell genug von hier aus quer über die Ostsee den Weg zur norddeutschen Küste zurückzulegen.

Es ist vier Uhr nachmittags, und der Ballon bereits zu dreiviertel gefüllt. Der Wind ist an Richtung und Stärke gleich geblieben, und die Flaggen am Tivoli-Etablissement, sowie an den zahlreichen Schiffen im Hafen wehen lustig nach Südwest.

Eben kommt mein erster Assistent mit der Meldung aus dem Hafen, daß ein kleiner Schleppdampfer für 25 Kronen gechartert und bereits in der Richtung des Windes mir in die Ostsee vorausgedampft ist, um mich dort eventuell mit dem Ballon aus dem Wasser zu fischen.

Die letzten Vorbereitungen werden nun getroffen, ich versee mich mit etwas Proviant in einem Beutel, welcher nebst einigen Ballastsäcken am Rehring aufgehängt wird, und überzeuge mich ferner, daß meine Instrumente sämtlich in Ordnung und ebenfalls am Ring befestigt sind.

Inzwischen hat sich im „Tivoli“ eine Menge von über 18 000 Menschen eingefunden, die mit atemloser Spannung die Abfahrtszene beobachtet. Das Publikum aller Stände der dänischen Hauptstadt zeigt ein ganz besonderes Interesse für Luftschiffahrten. Dies dürfte durch den Umstand zu erklären sein, daß die wasserreiche Gegend des Insellandes die Gefährlichkeit der Fahrten bedeutend steigert.

Ich befestige nun meinen großen Revolver und das Schiffsmeßer im Gürtel und besteige unter Beifallsrufen den Sattel. In der großen Menge herrscht eine Grabesstille. — Präzis mit dem Schläge „sieben“ der großen Uhr im Etablisement erhebt sich langsam und majestätisch unter Kanonendonner und dem tausendstimmigen Beifall des Publikums der Ballon.

Wenige Minuten und das Bild unter mir ist verschwunden, aber das ganze herrliche Panorama der Seestadt, zauberlich beleuchtet von der Abendsonne, liegt in zierlicher Größe vor mir. Weithin leuchtet in grün-silbernem Glanze der Sund, belebt von winzigen Fahrzeugen, und die Festungswerke im Hafen, besonders die originelle Feste „Dreh-Kroner“ (Drei-Kronen), heben sich malerisch aus dem Wasserspiegel hervor. Auch die Wasserfläche der Ostsee, welche sich in weiter Ferne in düsterem Grau mit dem Horizonte verbindet, wird von zahlreichen Dampf- und Segelschiffen belebt. Obgleich die Höhe des Ballons bereits über 800 Meter beträgt, tönt doch bisweilen (getragen von der reinen Luft) der Ton der Dampfpeife von den Schiffen zu mir herauf. Mit dem Fernglas kann ich deutlich die schwedische Küste und den Leuchtturm von Malmoe erblicken.

Der Ballon hat inzwischen seinen Kurs durch den Kalvebodstrand über die Gaswerke der Stadt hinaus in die Ostsee genommen, und mehr und mehr verliert sich das Land aus dem Auge. Das Barometer zeigt die Höhe von 1350 Metern, die Temperatur, welche auf der Erde vor der Abfahrt 21° R. betrug, ist hier bereits auf 3° R. gefallen.

Vergebens bemühe ich mich, den vorausgeschickten Dampfer zu erblicken, dessen Kapitän die Ordre hatte, sich möglichst unter dem Ballon zu halten und eine große hellfarbige Flagge beständig in Bewegung setzen zu lassen.

Da die Entfernung zu groß ist, um deutlich sehen zu können, öffne ich das Ventil für einige Sekunden und der Ballon fällt auf 800 Meter. Jetzt bemerke ich den Dampfer, den ich vorher für ein Segelboot gehalten hatte, schräg unter mir. Seine Mannschaft scheint eifrig zu signalisieren.

Ein nochmaliger starker Zug an der Ventilleine bringt den Ballon in rapiden Fall. Deutlich bemerke ich, wie die See eine immer dunklere, grün-schwarze Färbung annimmt, die Nadel am Aneroid arbeitet schnell, nur wenige Augenblicke noch, und der Ballon muß die Wasserfläche erreicht haben. Da bemerke ich mit Entsetzen, wie der Dampfer gerade unter mir beidreht, statt mir, wie ihm vorgeschrieben war, entgegen zu kommen. — Rufe und Winke meinerseits bleiben unbeachtet. — Da dieses Mißverständnis auf dem Dampfer ein furchtbares Unglück herbeiführen konnte, wenn der Ballon durch das Feuer aus dem Schornstein des Schiffes zur Explosion gebracht wurde, faßte ich einen schnellen Entschluß. — Mit Gedankenschnelle klappte ich mit meinem Messer die Taue mehrerer Ballastsäcke vom Ring, so daß der Ballon im letzten Augenblick vor dem Zusammenstoß mit dem Dampfer wieder aufwärts stieg.

Nach etwa zehn Minuten zeigt das Barometer bereits wieder 1700 Meter Höhe an. Alles Land ist jetzt verschwunden, aber es steigen große dunkle Wolken am Abendhimmel empor. Am fernen Horizont zeigt sich von Zeit zu Zeit ein Lichtpunkt; es ist das Feuer eines rotierenden Leuchtturmes. Allmählich decken die Wolken die See, und der Ballon durch-

eilt wunderbare Wolkenlandschaften, deren Erhabenheit durch die feierliche Stille in dem Wolkenpalast unterstützt wird. Ein Aufenthalt in dem unendlichen Himmelsdome muß selbst den profaischesten Menschen die Größe der Schöpfung empfinden lassen.

Ein eigentümliches „Drehen“ des Ballons zeigt an, daß Windwechsel eintritt, da aber dem Auge jeder Anhaltspunkt fehlt, so kann ich nicht feststellen, welche neue Richtung nunmehr der Ballon einschlägt. Mittels des Nachtglases halte ich beständig „Ausguck“ um Schiffe oder Land unter mir zu entdecken. Nachdem etwa eine halbe Stunde seit meinem fehlgeschlagenen Versuche, „im Wasser zu landen“ verfloßen ist, erblicke ich durch den Nebel aufleuchtende Lichter. Ich ziehe das Ventil, und der Ballon fällt auf 700 Meter. Mit Hilfe des Nachtglases kann ich jetzt ermitteln, daß ich Land und zwar nach den vielen aufleuchtenden Lichtern zu schließen, einen bewohnten Ort unter mir habe. Weiteres Fallen des Ballons läßt mich schnell erkennen, daß es Seeland, der Ort meiner Abfahrt ist. Ich begreife nun die Situation: der Ballon ist in der letzten Höhe in eine entgegengesetzte Windströmung geraten und in spitzem Winkel wieder nach seinem Ausgangspunkt zurückgetrieben, ein Glücksfall in meiner zweifelhaften Lage.

Plötzlich bemerkte ich, wie der Ballon, langsam fallend, seewärts treibt. Er ist wieder in die unterste Strömung geraten und wird in wenigen Augenblicken abermals über dem Wasser schweben. Schnelles Handeln thut Noth!

Mit aller Anstrengung ziehe ich das Ventil. Ich sehe am Strande Leute hin und her laufen, einen Augenblick noch — und mit großer Gewalt erfolgt im nassen Ufersande der Aufschlag. Der Anker setzt ein, gibt jedoch dem Drude des noch halbgefüllten, von neuem vom Winde erfaßten Ballons nach, und dieser schleift heftig seewärts. Herbeieilende Fischer erfassen aber ein Sturmseil des Ballons, der nunmehr bald gebändigt ist und in wenigen Minuten das Gas, sein hebendes und belebendes Element, verloren hat.

Nachdem ich von den Bewohnern erfahren hatte, daß ich mich auf Almaager, einer Halbinsel von Seeland, befände, gelang es mir, einen Wagen zu erlangen. Auf diesem kehrte ich mit dem verpackten Ballon noch am selben Abend nach Kopenhagen zurück, wo ich mit Erstaunen über meine unverhoffte Wiederkehr und großem Jubel empfangen wurde.“

B'pütt Gott.

Novellette von L. Bokenhardt.

Es war sehr still in dem schon abendlich dunkelnden Zimmer. Nur ein glänzender brauner Käfer, der sich durch das offene Fenster hereinverirrt haben mochte, schwirrte dem emsig Arbeitenden um den gesenkten braungelockten Kopf, umkreiste immerfort den Schreibtisch und fuhr dann wieder gegen die Fenster Scheiben, aber ohne die eine offenstehende zu finden, durch die er hätte in Freiheit gelangen können. Als der junge Mann am Schreibtisch, ohne ihm zu wehren, nur zerstreut ins Leere blickte, wurde er aufdringlicher, flog dicht vor ihm hin, daß er beinahe die frischgeschriebenen Notizen verwischt hätte, und fuhr dann, mit den Flügeln schlagend, zwischen den Büchern und Musikalien herum, welche die Repositorien im Hintergrund des Zimmers füllten. Aber noch immer ließ ihn der Bewohner des Zimmers gewähren, bis er in dem offenstehenden Flügel untertauchte und zwischen den Saiten umherflog, daß eine Musik eigentümlicher Art erscholl.

Erschrocken schaute der so unangenehm Gestoörte von seiner Arbeit auf, ein Schatten von Ungeduld flog über sein junges Antlitz, die Musik des Käfers mochte andere Harmonieen in ihm gestört haben. Dann aber, als das Tönen der Saiten nicht aufhörte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und blickte, erst jetzt sich klar werdend über die Ursache desselben, mit wachen Augen um sich, während ein Lächeln um seinen Mund spielte. Dann griff er mit der Hand in das Instrument und hatte auch bald den Störenfried gefangen. „Komm, komm,“ sagte er gutmütig, als derselbe ängstlich zappelnd sich

zu befreien suchte; „du hast keine Ursache, dich zu fürchten, hab' ich doch selbst deinem Urahn nichts zu leid getan, als ich noch ein Knabe war und ein herkömmliches Recht dazu hatte. Komm,“ und er setzte das Tierchen, wie er früher gethan, auf seinen Zeigefinger, den er zum Fenster hinaus hielt, und sah, wie sonst als Knabe, mit Interesse zu, wie der Käfer, statt sofort wegzuspringen, erst den Kopf einzog, dann ihn wieder hervorthat, dann vorsichtig die Fühlhörner hervorstreckte, auf und absteigende Bewegungen mit dem ganzen Leibe machte und zuletzt erst, langsam die Flügeldecken ausbreitend, davon flog in die feuchtwarme Abendluft. Einen Augenblick sah er ihm sinnend nach, wie er sich zwischen den Zweigen der hohen Bäume vor dem Fenster verlor, horchte dem Lärm der Großstadt, welcher gedämpft aus der Ferne heraufscholl, schloß dann das Fenster und setzte sich zu der schon angezündeten Lampe im Hintergrund des Zimmers. Auf dem Tische lagen Zeitschriften, Briefe und einige Ausschnitte aus Zeitungen.

„Freierabend,“ sagte er vor sich hin, auf die Uhr blickend, „für heute ist's nichts mehr mit dem Arbeiten.“ Dann begann er, im Sofa zurückgelehnt, das vor ihm Liegende zu durchblättern, nicht wie einer, der eifrig nach neuem sucht, sondern wie man Bekanntes und gern Gelesenes noch einmal begrüßt. Da war oben an der „musikalische Berichterstattung von der Donau,“ er enthielt einen eingehenden Artikel durch die halbe Nummer, hier noch eine andere musikalische Zeitschrift, da das rotangestrichene Feuilleton einer großen Zeitung und dort noch ein anderes. Sie besprachen alle dasselbe Thema, eine kürzlich im Opernhaus der Residenz zum erstenmal gegebene Oper, die einen gemäßigt lobend, auch hie und da, weil es sich so schickte, wenn man das Werk eines Anfängers besprach, einen leisen Tadel über Nebenjächliches einschleudert, die anderen mit unumwundener Anerkennung, alle aber mit warmherzigem Wohlwollen, wie es wohl selten der ersten Oper eines jungen Komponisten entgegengebracht wird. Auch Briefe lagen zwischen den Drucksachen. Hier einige von jungen Freunden, welche sich nicht auf nähere Beurteilung einließen, dafür aber von enthusiastischem Lob überfließen und zu dem Erfolge Glück wünschten, der noch lange nicht an das wohlverdiente Maß heranreichte; da andere, näher eingehende, welche die einzelnen Vorzüge der Arbeit ihres Freundes betonten und behaupteten, er habe den Nagel auf den Kopf getroffen, und die Popularität des „Freischütz“ werde von der neuen Oper zum mindesten erreicht, wenn nicht übertroffen werden. Flüchtig lächelnd legte der Gefeierte diese Lobsprüche beiseite, um sich desto ernsthafter in ein anderes Schreiben zu vertiefen. Es war von einer alten steifen Hand, welche in einem langen Leben schon viel Ruten geschrieben haben mochte, und enthielt vorsichtiger abgewogenes und doch in den Augen des Schülers bedeutungsvoller Lob des Lehrers und Meisters. Nach den Briefen kamen die gedruckten Berichte an die Reihe, von denen der junge Mann hie und da einen Satz halblaut vor sich hin murmelte.

„Neue Oper, — Erfindungsarbeit von Gerhard van der Welde — epochemachendes Werk, — ureigenste musikalische Erfindung — ein Gruß aus Mozarts Zauberreich in unserer melodiearmen Zeit, — frisch und fröhlich quellen die Weisen wie aus einem unverstiegbaren Brunnen. — Der Komponist sehr jung, — bis dahin fast unbekannt — holländischer Name, aber in Deutschland erzogen, — wie wir hören, auch mütterlicherseits deutschen Ursprungs — denen zur Nachricht, welche mit uns nicht der Meinung sind, daß die Musik international ist oder sein solle, — echt deutsche Musik, wenn es je eine gegeben, — endlich einmal eine Oper, aus der man etwas mit nach Hause bringt — zu allem noch das Glück gehabt, ein poetisch durchhauchtes Libretto zu finden, — sehr leicht jingbares gutes Textbuch von Erwin Wiegand, einem jungen Talent, das sich anderweitig unseres Wissens noch nicht bekannt gemacht, ein Textbuch, das verdient gelesen zu werden, auch um seiner selbst willen.“

Und hier in diesem andern Blatt: „Die Perle der neuen Oper ist unstreitig das Lied „Fahr wohl“, das Wanderlied der

Handwerksburschen. Es ist das alte Lied vom Scheiden und Weiden, von seliger Liebeslust, von Schmerz und Hoffnung, im Text den bekannten Volksliedern ähnlichen Inhalts vielleicht etwas zu sehr nachgebildet. Wie sollen wir aber den Zauber beschreiben, der aus der Weise atmet, wenn nicht jedes Wort dem tiefen Eindruck, den sie uns hinterlassen, erbärmlich nachhinken soll? Wir wünschen uns und dem jungen —“

Ein kurzes energisches Klopfen störte den Leser. Ehe er „herein“ rufen konnte, stand schon der Besucher vor ihm, ein blonder junger Mann, vielleicht etwas anders, als man sich den Autor des eben besprochenen „poetisch durchhauchten Textbuchs“ vorstellen mochte, sehr rosig und blühend, etwas stark und elegant in Kleidung und Auftreten, in allem von tadellosen äußeren Formen, — wie der von ihm verfaßte Operntext. Diese Form war aber auch alles Verdienst, was er daran hatte, denn dieselbe war bis ins kleinste von Gerhard selbst erdacht. Erwin war nicht produktiv, sondern hatte nur das Talent, gut klingende Verse zu machen, übrigens hatte er Verstand und Selbstkritik genug, das einzusehen und eine warme Verehrung für seinen Freund, dessen weit überlegene Begabung er im Innersten zu schätzen wußte, wenn er auch in äußeren Dingen oft der Führer des andern war. Hier in diesem Zimmer schien er so gut wie zu Hause zu sein, denn er setzte sich ohne Aufforderung auf das Sofa, von welchem Gerhard bei seinem Eintritt aufgesprungen, warf einen raschen Blick auf das auf dem Tisch Ausgebreitete und sah dann seinem Wirt durch seine goldene Brille eigentümlich forschend ins Gesicht. Dieser war sehr verlegen geworden, eilig sammelte er die Blätter zusammen und begann sie fortzuräumen, während ein helles Rot seine Stirn färbte.

„Du mußt nicht denken,“ entschuldigte er sein Austraten der Lobsprüche, das ihm selbst als Eitelkeit vorkommen mochte, „ich sehe ja schon, du meinst, daß ich hier auf meinen Lorbeeren ruhe, aber ich habe bis vor wenigen Minuten gearbeitet — beruhige dich, keine neue Oper, wozu ich einen Text brauche, etwas anderes, bis ich fühle, daß es für heute zu Ende sei mit dem Schaffen.“ — Erwin unterbrach ihn: „Verstehe dich ganz und gar,“ sagte er lächelnd. „Warum sollst du auch nicht deine kindliche Freude haben? An mir wär's, dich um Vergebung zu bitten, daß ich dich in dem harmlosen Vergnügen gestört, ja ich kann sagen, es hat mir lange nichts so leid gethan. Aber es hilft nichts. Sieh mich nicht so verwundert an. Da,“ er zog eine Zeitung aus seiner Tasche, „wie gesagt, es thut mir leid, daß ich dir das da bringen muß, aber ich dachte, besser ich als ein Fremder.“ Verwundert ob dieser Borrede nahm Gerhard das Blatt und las, während Erwin sich in die dunkle Zimmerecke zurückzog und von dort aufmerksam das Gesicht des Lesenden beobachtete, wie Rote und Blässe auf demselben wechselten, wie es arbeitete in den feinen geistvollen Zügen und wie er endlich, als er zu Ende gelesen, wortlos und bleich vor sich hinstarrte.

„Nun, was sagst du zu dem Nachwerk?“ fragte er dann in gutmütig unbefangenen Ton. „Eigentlich gar nicht wert, daß man's liest, nicht wahr? Mach' mir eigentlich schon Vorwürfe, daß ich dir das Zeug da gebracht, ich hätte ja am Ende nur darüber zu referieren brauchen. Aber ich dachte —, nun laß gut sein. Nimm deinen Hut. Gehen wir zu Eggersbach oder in Dreher's Garten? So antworte doch! Na wahrhaftig, so wahr ich königlicher Referendar und in meinen Mußestunden deutscher Reimschmied bin — bei dir darf ich mich doch wohl nicht als Dichter aufspielen, du nimmst die Sache zu tragisch.“

„Dies es mir, bitte, vor,“ entgegnete Gerhard endlich mit matter tonloser Stimme. „Das da unten.“

„Noch einmal? Ich dachte, einmal wär's genug damit. Aber wie du willst. Das Ding ist ganz infam geschrieben, so hübsch eingewickelt in schöne Redensarten, daß man den Schalk gar nicht gleich merkt. Also da unten soll ich lesen? So höre: „Die Melodie „Fahr wohl“ ist auf höchst geistvolle Weise in die Ouvertüre verschlungen, welche letztere ein kleines Meisterstück von Instrumentation ist. Wir wiederholen, Herr

Gerhard van der Velde versteht die Sache, wie nur einer unserer ergrauten Meister, und außerdem besitzt er die jugendliche Naivität des Unerfahrenen, die ihm besonders liebenswürdig zu Gesichte steht. Welchem anderen, als einem so jugendlich unbefangenen Künstler hätte der Mut zu Gebote gestanden, frisch und rüstig ins Pocherthal, keine zwanzig Meilen von hier, zu wandern und ein Volkslied, das dort in aller Welt Kunde ist, dem verwöhnten Publikum der Hauptstadt als sein eigen mitzubringen? Wer etwa glauben sollte, wir erlaubten uns einen schlechten Scherz, dem geben wir den Rat, während der Pfingstferien einen Ausflug ins Pocherthal zu machen, er wird die Melodie dort von alt und jung hören. Freilich sind die Verse, in die sie dort gekleidet, ein wenig anders, wir verstehen nicht recht, warum der Komponist diese Umwandlung hat vornehmen lassen — uns wollte das treuherzige „V'hut Gott“ des Volksliedes, das im übrigen ähnlichen Inhalt hat wie das „Fahrwohl“ der Oper, entschieden mehr anmuten — wenn er es nicht etwa gemacht, wie jener Wilddieb, und statt eines grünen einen roten Rock anzog, damit ihn der Forstwart nicht erkenne. Wir gestehen, daß uns der grüne Rock besser behagt. Vielleicht glückt es übrigens unsern Pfingstreisenden, in anderen Gebirgsthälern auch den Ursprung von einigen der anderen Melodien aufzufinden, drei oder vier davon klangen uns gleich wie echte Volksweisen. Dem jungen Komponisten aber wollen wir den Dank nicht vorenthalten für die kühne That, sie aus ihrer Dunkelheit ins helle Licht unser Opernhauses gebracht zu haben. Wir möchten ihm nur den Rat erteilen, sich es das nächste Mal eine weitere Reise kosten zu lassen; in den sibirischen Steppen findet sich gewiß noch manches brauchbare alte Stück, auch glauben wir, daß die neugriechischen Volksweisen wenig bekannt sind.“ So, das ist die Hauptsache, nun kommen noch allerlei Redensarten zum Schluß — es ist eine Gemeinheit ersten Ranges.“

Gerhard schien kaum gehört zu haben, was der andere gelesen. Den Kopf schwer in beide Hände gestützt, saß er wie eine Bildsäule da. Endlich sah er empor und wandte dem Freunde ein todbleiches Gesicht und ein paar starrblickende Augen zu. „Ein Dieb?“ fragte er sehr ruhig, „war's nicht so? Ein Dieb bin ich also in den Augen aller, die dieses Blatt schon gelesen, und ihrer sind viele Tausende. O meine schöne aufblühende Zukunft, mein ehrlicher guter Name, hin, alles hin!“ — er blickte wieder starr auf einen Punkt und schien alles um sich vergessen zu haben, bis der Freund ihn mit einigen gutgemeinten Redensarten zu beruhigen suchte.

„Nein, nein“, sagte er sanft aber entschieden, „ich weiß, du meinst es gut, aber — geh du nur allein, ich — ich kann mich nicht vor Menschen sehen lassen, bis dieser Schimpf von mir genommen.“

Erwin nahm den herabgesunkenen Kopf seines Freundes zwischen seine beiden Hände und streichelte ihn mitleidig, wie eine Mutter ihr krankes Kind.

„Armer Junge! Es ist die abscheulichste Gemeinheit, die je Reid und Niedertracht erfunden hat“, sagte er, selbst tiefer erregt, als er es zeigen wollte. Gerhard verfiel wieder in Sinnen, während er vor sich hinmurmelte: „Ich glaube es nicht.“ — „Was glaubst du nicht?“

„Daß ich so böshafte Feinde habe, die dergleichen erfinden, nur um mir zu schaden. Aber, auch wenn ich sie hätte, glaube ich nicht, daß der Redakteur dieses Blattes einen derartigen Artikel aufnehmen würde, wenn er sich nicht gehörig gedeckt wüßte. Und doch — Erwin, ich schwöre dir, daß es mein eigen ist.“

„Närrchen, werde denn ich es glauben? Aber wenn du meinst, daß es nicht absichtlich böswillige Erfindung ist, scheint's mir allerdings sonderbar.“ — Gerhard war ans Fenster getreten und schaute in die frischbelaubten Baumwipfel und hinunter in die stille dunkelnde Straße der Vorstadt.

„Mein eigen“, wiederholte er träumend. „Wie war's doch noch? Es kam und es war da, und als es da war, war es mir gleich so lieb und vertraut, wie ein schon lange

gekanntes. O, ich erinnere mich noch so wohl. Ich wohnte ein paar Wochen in jenem romantisch gelegenen Wirtshaus am Wettersee droben im Gebirge. Es regnete Tag für Tag, von allen Bergen strömten die Wildbäche, aber die Laune ging uns nicht aus, mir und den Freunden. Ich hatte liebe Gesellschaft gefunden, sehr liebe, ich konnte mich schwer losreißen, aber endlich mußte es doch sein, und so saß ich denn am Abend vor meiner Abreise im Waid unter den leise tropfenden Bäumen. Zwischen den Tannen hindurch schauten die Gipfel der Berge, graue Wolken zogen um sie herum, aber im Thal tief unten fiel ein scharfer Sonnenglanz auf weite blühende Saatkfelder, daß sie wie Gold glänzten, lodend und winkend aus der Ferne. Mir war so wehmütig, so abschieds-traurig zu Sinne und doch wieder zuckte es mir wie Verheißung künftigen Glückes durch die Seele. An jenem Abend entstand die Weise, die ich nachher in die Oper verwebt, einen Text hatte sie damals nicht und brauchte sie nicht. Andern Tags reiste ich ab. Das Pocherthal kenne ich gar nicht, es liegt ja weit entfernt vom Wettersee. Hätte ich dort gewohnt, es wäre ja eine Möglichkeit vorhanden, daß ich jenes Volkslied gehört und in meine Träume verflochten — aber, nein, nein“, unterbrach er sich, „mein eigen ist es, gewiß und wahrhaftig — fremde Kinder begrüßt man nicht mit solcher Liebesfreude, auch wenn sie noch so anmutig sind.“ Wieder versank er in Träumerei. „Von Kindheit auf war etwas in mir“, sagte er mit halber Stimme vor sich hin, „halbbewußt und dunkel gehört, ein schwermütig süßes zärtliches Lied, wie ein verborgener Schatz war's mir oft, den ich mit der Wünschelrute ausziehen mußte zu suchen — als ich jenes Lied erfunden, war's mir nicht, als ob ich etwas geschaffen, sondern als ob ich nur das lang gesuchte endlich gefunden.“

„So hast du es vielleicht als Kind gehört?“

Gerhard erschrak. „Was sagst du da? Als Kind? Ja, ich hab' viel singen gehört als Kind, nicht von meiner Mutter, die früh gestorben, aber — nein, nein, ich sage dir, es ist mein eigen, ich habe es nicht gestohlen, auch nicht unwissentlich.“

„Nun, nun“, meinte Erwin begütigend, „nimm es nicht so scharf. Es gibt am Ende auch einen Mittelweg. Siehst du, neulich als ich dich nicht zu Hause traf und hier am Fenster stand und wartete und bei mir dachte, was du eigentlich für ein beneidenswerter Mensch siehst, daß du's so hübsch grün vor den Augen hast, da kam's so wunderbarlich über mich, und als ich wieder zu mir kam und sammeln wollte, was der Gott mir in den Schoß geworfen —“ „Nun?“

Erwin lachte: „Über allen Gipfeln ist Ruh“ war das Gedicht, das ich an jenem Abend erfand, wenigstens ertappte ich mich darauf, daß ich jene Verse leise vor mich hinsprach, gewiß ist, daß ich kein anderes Ergebnis jener am Fenster verträumten Minuten zu verzeichnen habe. Du brauchst nicht so fein zu lächeln und zu denken, das könne wohl mir passieren aber nicht dir. Mag sein, ich wollte nur sagen, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß jemand auf denselben Ausdruck für eine Stimmung verfallen kann, den schon ein anderer vor ihm gefunden. Das wäre die einzige Lösung, die mir einfallen will, und ich rate dir, dich im Bewußtsein deines guten Rechts zu trösten.“

(Fortsetzung folgt.)

A. Oberländer.

Die Zeit, da man den Engländern fast ausschließlich die Fähigkeit zugestehen mochte, geistvolle Karikaturen zu zeichnen, ist glücklicherweise schon ziemlich lange vorüber, und man wird allenthalben zugeben müssen, daß es den Deutschen gelungen ist, ihre ehemaligen Vorbilder auch auf diesem Felde zu übertreffen. Wir haben dabei allerdings nicht zunächst die politische Karikatur im Auge, welche sich natürlich unter den in Deutschland bestehenden Verhältnissen nicht so zu entwickeln vermochte, wie das in England und auch in Frankreich der Fall war, wir meinen jene Art von Karikatur, welche den Menschen in seinen allgemeinen Beziehungen zum täglichen Leben, seine Gewohnheiten, Sitten und Charaktereigenthümlich-



A. Oberländer. Für das Dasein gezeichnet von E. Harburger.

keiten zum Vorwurf nimmt und ihre satirische Spitze gegen das Individuum nur als Repräsentanten einer gewissen Richtung, gegen Mode, Sitte und soziale Verhältnisse richtet. Es tritt hier nicht die eigentliche Karikatur in der ihr eigentümlichen lächerlichen Übertreibung der Formen, oder als die verzerrte Darstellung einer einzelnen bestimmten Persönlichkeit auf, sondern der Hauptnachdruck und die komische Wirkung beruht auf der zwar immerhin übertreibenden, aber immer doch lebenswahren Charakterisierung, und diese ist es, welche solche humoristische Äußerungen der bildenden Kunst nicht nur in Rücksicht auf den Inhalt, sondern auch in Rücksicht auf

nung in zinkographischer Reproduktion mit demselben Vergnügen, wie den Holzschnitt eines Meisters, ohne eine Ahnung zu haben von dem Unterschiede, der zwischen beiden obwaltet. In dieser Beziehung bestehen auch in gebildeten Kreisen noch die unglaublichsten Anschauungen. Nicht nur, daß die Leute von der Technik, die hier in Frage steht, oft gar keinen Begriff haben, es fehlt ihnen auch jeder Maßstab und Blick für das künstlerische Verständnis, wie wäre es denn sonst möglich, daß so häufig an solche, welche für illustrierte Blätter schreiben, die Frage gestellt wird: „Machen Sie die Zeichnungen zu Ihren Sachen selbst?“ oder, „daß wir einmal aus dem Munde

Oberländerproben.



Der Knochen. (Eine moralische Geschichte aus dem Hundetheater.) 1. Empfang der höchsten Herrschaften.
(Aus den Fliegenden Blättern.)

Form und Auffassung ihrer Darstellungen allen übrigen Kunstleistungen im Range gleichstellt. Ob sich die humoristischen Ideen nun in größeren oder kleineren Genrebildern oder in der weit allgemeiner zugänglichen und wirksamen Form von Illustrationen aussprechen, für ihren Rang im Gebiete der Kunst ist lediglich ihr eigener Wert maßgebend. Es gibt freilich viele sogenannte Maler, welche mit einer gewissen Geringschätzung auf denjenigen herabzusehen zu können glauben, dessen Stift oder Feder für eines der zahllosen illustrierten Blätter oder Werke, mit denen der deutsche Buchhandel in das Stadium einer gewissen Überproduktion gelangt ist, Zeichnungen liefert, und auch im Publikum fehlt es vielfach an dem Verständnis für den Wert und die Bedeutung dieser Kunstleistungen. Tausende betrachten eine erbärmliche Federzeich-

eines sonst gebildeten Mannes, der die Münchener „Fliegenden Blätter“ lange Jahre hindurch gesehen, die Meinung äußern hörten, alle Illustrationen derselben seien wohl von einem und demselben Professor. Nicht nur in einem einzigen Falle, sondern öfter ist es vorgekommen, daß Einsender von humoristischen Einfällen ihrem Manuskripte zum Teil mit größtem Fleiße ausgeführte Zeichnungen in der Meinung und mit dem ausdrücklichen Wunsche beilegte, diese, wie sie sind, einfach in das betreffende illustrierte Blatt „hineinzudrucken“ oder schriftlich mit dem Bemerkten, daß sie leider keine „Maler“ seien, das Ersuchen stellten, von einem Xylographen ein Bild dazu schneiden oder von dem Drucker des Blattes eine Lithographie dazu anfertigen zu lassen. Mit Andacht stehen Tausende, sogenannte Gebildete, vor einem Ölgemälde, während sie den

köstlichsten Holzschnitt kaum beachten, und doch wiegt an künstlerischem Werte oft eine Richtersche Illustration eine ganze Kunstvereins-Wochenausstellung auf. Erfreulicherweise stehen diesen Tausenden auch andere Tausende gegenüber, welche die Anschauung haben, daß die Darstellung des reichen Menschenlebens durch den philosophisch betrachtenden Humoristen keine Nebenbeispielerei, sondern eine ganz selbständige, im höchsten Sinne geistig schaffende Kunst ist, welcher die Thätigkeit eines ganzen Menschenlebens gewidmet werden muß und deren Leistungen einen weit über die Gegenwart hinausreichenden, dauernden Wert beanspruchen können. So ein philosophisch die

Wendung, die wir heute noch glücklich preisen, denn wäre Oberländer auch der reichste und angesehenste Kaufmann geworden, er hätte der Mit- und Nachwelt wohl kaum so viel Freude bereiten und so viele Wohlthaten — Erheiterung ist eine Wohlthat — erweisen können, wie wir sie ihm als Künstler zu danken haben. Im Jahre 1861 trat er als Schüler in die Akademie der bildenden Künste zu München ein und widmete sich mit großem Fleiße, zuletzt kurze Zeit im Atelier Pilotys, bis zum Jahre 1866 seinem neuen Berufe. Wie eine Quelle, die mächtig genug ist, jederzeit ihren Ausweg findet, so weiß auch das wahre Talent, wenn manchmal

Oberländerproben.



Der Knochen. (Eine moralische Geschichte aus dem Hundetheater.) 2. Von mutwilliger Hand steigt ein Knochen auf die Bühne. (Aus den fliegenden Blättern.)

Dinge betrachtender Humorist und, sagen wir es gleich kurzweg, der bedeutendste der Gegenwart in Deutschland, ist Oberländer.

Adolf Adam Oberländer, geb. am 1. Oktober 1845 zu Regensburg, ist der Sohn des damaligen Organisten Adam Oberländer, welcher im Jahre 1847 als Professor an das Konservatorium für Musik nach München berufen wurde, so daß unser Künstler schon seit seiner frühesten Jugend in dem gemüthlichen Isar-Athen heranwuchs und lebte. Oberländer sollte Kaufmann werden und wurde daher in einem kaufmännischen Institute ausgebildet. Aber die Väter denken und die eigene Neigung der Kinder lenkt. Noch in der letzten Stunde gewann auch bei unserm Meister die seit seiner frühesten Jugend bestehende Liebe zur Kunst in ihm die Oberhand, und er wendete sich von dem Kontor der Staffelei zu, eine

auch nach einiger Irrfahrt, den richtigen Pfad zu finden, und so erkannte auch Oberländer alsbald seinen eigentlichen Beruf, nicht Maler, sondern Zeichner zu werden. In neuerer Zeit — früher war das nicht so ausgesprochen der Fall — scheiden sich die Künstler ja ganz entschieden in diese beiden Lager, denn man ist hin und wieder der Anschauung, daß das Zeichnen können zur Kunst nahezu entbehrlich sei, da für den Maler alles darauf ankomme, durch Farbentöne und Stimmung zu wirken. Gedanken, Formen, Schönheit sind bei dieser Richtung längst überwundene Standpunkte — die Farbe, der Ton ist alles. Oberländer ward aber nicht nur Zeichner in diesem Sinne, sondern er warf sich ganz auf das Gebiet der Illustration, und zwar der humoristischen, um auf diesem Gebiete in wenigen Jahren der Erste unserer Zeit zu werden. Seit

Jahrzehnten als treuer Mitarbeiter der Münchener „Fliegenden Blätter“ thätig, hat Oberländer Hunderte und aber Hunderte von Zeichnungen geliefert, welchen wir nichts an die Seite zu stellen wüßten, wenn wir nicht etwa auf Hogarth zurückblicken. Wie dieser die Thorheiten und Laster seines Jahrhunderts in der geistvollsten Weise geißelte und in charakteristischen Darstellungen die Zustände seines Landes zum künstlerischen Ausdruck brachte, so sind Oberländers Zeichnungen Spiegelbilder der Zeit und des Lebens in seinen mannigfaltigsten Beziehungen, und wenn er auch uns stets ein frohes Lächeln, oft genug aber ein herzliches Lachen abzugewinnen weiß, so sind seine Zeichnungen doch in ihrer tieferen Bedeutung sehr häufig ernste Predigten gegen die Thorheiten der Gegenwart, gegen Ungeschmack und Unsitte, gegen geistige und sittliche Verirrungen jeder Art in Kunst und Leben. Was dieselben aber künstlerisch so hoch stellt, ist nicht nur der zwerchfellerschütternde Humor, der sprudelnde tiefe Gedanke, es ist die vollendete Ebenmäßigkeit des Ausdrucks, die charakteristische, genaue Durchbildung bis ins kleinste Detail, die sichere Beherrschung der Form und der feine Geschmack, der ihn auch bei der Darstellung der derbsten Szenen nie ans Rohe streifen, bei der Schilderung des abscheulichsten Ungeheuers nie häßlich werden läßt. Neben diesen Vorzügen, die an sich schon den Zeichnungen Ober-

Oberländerproben.



Kollegial. Erster Schusterbub: „Du Seppel, was is denn dees für Einer?“
Zweiter Schusterbub: „Dees? Dees is a Offizierslehrbub!“ (Aus den Fliegenden Blättern.)

länders den ersten Rang in ihrer Art und einen wahrhaften dauernden Kunstwert verleihen, ist noch besonders die reiche Mannigfaltigkeit seiner Gestalten hervorzuheben. Jedes seiner Tiere ist individuell von feinesgleichen verschieden, und unter den tausend Figuren und Gesichtern jedes Standes und Alters, die sein Stift geschaffen, finden wir keine

Oberländerproben.



Der dienstfertige Liebhaber. Eine Wajchhausidylle. (Aus den Fliegenden Blättern.)



Karnevalsbilder I. Kostümierter Ball (Tiroler Weinlese) beim Kommerzienrat Ifig von Ifigstein.



Karnevalsbilder II. Angenehme Unterbrechung durch das Börsenblatt. (Aus den Fliegenden Blättern.)

Wiederholung, so daß, wenn wir auch auf den ersten Blick die Meisterhand des Künstlers erkennen, uns nicht, wie das bei so vielen Illustratoren der Fall ist, immer wieder die alten Bekannten begegnen, sondern wir uns jedesmal neuer Erscheinungen erfreuen können. Und doch sind alle gleich lebendig, gleich charakteristisch, gleich erfreulich, denn das ist ja eben die schöpferische Eigenschaft, welche die echte Kunst mit der Natur gemein hat, daß alle ihre Gebilde individuell verschieden und trotz der reichen Fülle mannigfaltig und vielgestaltig erscheinen.

Wenn wir von den zahlreichen Illustrationen, welche Oberländer gezeichnet hat, absehen und nur die im Verlage von Braun und Schneider unter dem Titel: „Oberländer-Album“ in vier Bänden erschienene Sammlung seiner Illustrationen, aus welcher den Lesern dieses Artikels einige Proben mitgeteilt werden, ins Auge fassen (dieselbe enthält über fünfhundert Illustrationen), so dürfen wir entschieden behaupten, daß sich

an Fülle des Humors, an Mannigfaltigkeit der Darstellungen, an charakteristischer Lebenswahrheit, an Kraft der Phantasie und meisterhafter Beherrschung der Form wohl kaum einer unserer Illustratoren mit Oberländer messen kann und daß Oberländer ein voller, ganzer Künstler ersten Ranges ist. Wer könnte sich bei Betrachtung des „Offizierslehrbuben“ oder des „dienstfertigen Liebhabers“ einer heiteren Stimmung erwehren, und wie reizend ist das „Schmuckkästchen“, das leider schon voll und darum nicht mehr im Stande ist, einen weiteren Edelstein älterer Fassung mit Pad und Schachteln aufzunehmen. Wie ist in diesen Bildern alles bis ins kleinste harmonisch durchgeführt, wie ist jedes Gesicht charakterisiert, jede Bewegung durchdacht und studiert, welche Lebenswahrheit, welche Richtigkeit der Zeichnung, und doch ist der Vortrag so leicht und einfach, die Sprache dieses Humors so verständlich, daß jeder lachen muß, der diese Illustrationen sieht. Auch

wer der antisemitischen Bewegung nicht sympathisch gegenübersteht, wird sich der beiden Karnevalsbilder freuen, welche den kostümierten Ball bei Izig von Izigstein und dessen angenehme Unterbrechung durch das Börsenblatt darstellen. Ja nach unserer Auffassung können sich selbst diejenigen, welche von der Spitze dieser Darstellung getroffen werden, wenigstens eines Lächelns nicht enthalten, denn bei aller Karikatur ist soviel Feiterkeit in diesen Figuren zum Ausdruck gebracht, daß ihre komische Wirkung den Beigeschmack der Satire wohlthuend überwiegt. Das ist überhaupt eine Eigenschaft, die wir an Oberländer rühmend hervorheben müssen, daß er auch da, wo er die Sprache der schärfsten Satire spricht, nicht verlegt, nicht nur, weil er nie das Maß überschreitet, sondern auch, weil er nie aufhört, Künstler und Humorist zu sein. Das beste humoristische Gedicht, die zündendste Prosa, der schlagendste Witz, wird durch Oberländers Illustrationen noch in der Wirkung übertroffen, aber was versteht er erst aus dem einfachsten Gedanken zu machen und wie weiß er das Geringste zur größten Bedeutsamkeit zu erheben! Ein schlagendes Beispiel für diese Behauptung bilden wohl die beiden Zeichnungen Oberländers, die den Titel: „Der Knochen“ führen. Der Gedanke, ein Hundetheater darzustellen, in welchem bei der Vorstellung von mutwilliger Hand ein Knochen auf die Bühne geworfen wird, ist an sich sehr einfach und bedeutungslos. Aber was hat Oberländer aus diesem Gedanken durch die bildliche Darstellung desselben zu machen verstanden! Mit welcher Grandezza wandelt hier der Fühnerhund als Fürst, am Arme das graziöse Windspiel, seine Gemahlin, führend, den Dorfweg entlang. Die Herrschaften sind, wie es scheint, auf einer Landpartie begriffen und haben eben ihre vierspännige Equipage verlassen, die im Hintergrunde sichtbar ist. Eine städtische Familie begegnet ihnen und gibt ihrer Devotion genügenden Ausdruck, wobei Vater Pudel den Cylinder verliert, während die Dorfjugend staunend und aufwartend am Rande des Weges steht. Ein solider Mattenfänger im Gewande eines Gendarmen steht ernst und gemessen als Repräsentant der öffentlichen Ordnung und Sicherheit auf seinem Posten, der kleine Dachshund, welcher als Jockei die Schleppe der Fürstin trägt, und der treue Kammerdiener folgen ihrer erhabenen Gebieterin, und mit gebührendem Respekt beobachtet ein häuerliches Ehepaar am Fenster das stolze Schauspiel des Empfangs der höchsten Herrschaften. Da wirkt ein mutwilliger Zuschauer einen Knochen auf die Bühne — und nun betrachte man das zweite Bild! Welch ein Gegensatz zum ersten! Der stolze Fürst und die graziöse Fürstin haben sich beide an den Knochen gemacht, wobei die bürgerliche Sommerfrischlerfamilie übel wegkommt, auch die Dorfjugend hat bereits, wie es scheint zum größten Teile, eins abgekriegt und zieht sich heulend zurück. Aber während der staunende Bauer, dem im nächsten Augenblicke auch die Häuerin folgen wird, mit einem Sprung aus dem niederen Fenster seiner Hütte

sich auf den Fürsten wirft, um ihm den Knochen zu entreißen, vergessen auch der Diener der Gerechtigkeit und der bewährte Kammerdiener ihre Pflicht in dem Maße, daß auch sie sich anschicken, mit um den Knochen zu raufen, während das Biergespann, den Wagen, den es zu ziehen hat, nicht weiter beachtend, heranrast — ein Jockei ist abgefessen, weil er so rascher vom Fleck zu kommen hofft — um an der allgemeinen Balgerei um den Knochen teil zu nehmen. Mit welcher Meisterschaft sind alle diese Hunde behandelt, welches Leben, welche Bewegung in dieser Hundekomödie und welch tiefer Gedanke spricht sich in diesen beiden Zeichnungen aus! Es ist nicht nur das Komische, das in dem Vorgange selbst liegt, der drastische Gegensatz, in dem beide Illustrationen zu einander stehen, die treffliche Charakteristik der einzelnen Tiere, was uns an diesem Meistertwerke Oberländers fesselt, es ist zugleich die Empfindung einer ernststen Satire auf die Menschheit, als das Vorbild der Tiere, die uns mit Interesse erfüllt. Sind diese Hundegestalten nicht dem Menschen ähnlich, wenn sie seinen Stolz, seine übertriebene Untermüßigkeit und seine Neugierde nachzuahmen suchen, und ist nicht der Mensch ganz dem gemeinen Hunde ähnlich, wenn es sich um einen „Knochen“ handelt, den einer dem andern abzulangen sucht? Adel und Bürger, Bauer und Bediente, jung und alt, vornehm und gering, sie sind in diesem Punkte gleich, die Habsucht, der Egoismus kennt keine Standesrücksichten, und schonungslos wetteifert die Gemeinheit, wenn erst einmal die Bestie los ist. Diesen Reiz einer tieferen Nebenbedeutung finden wir aber sehr häufig, mit und ohne ausgesprochene Absicht in Oberländers Zeichnungen und alle seine Menschen- und Tiergestalten haben neben dem komisch Wirkenden beinahe ausnahmslos einen tiefergehenden Hintergrund.

Es würde weit über den Rahmen dieser kurzen Skizze hinausgehen, wollten wir es versuchen, auch nur an die vorzüglichsten Leistungen Oberländers in flüchtiger Besprechung zu erinnern, doch können wir die unvergleichlichen Randzeichnungen des kleinen Moritz und jene unübertrefflichen Variationen über Darstellung des Russes nach Gabriel Max, Makart, Courbet, Genelli, Kostümisch, Alfr. Methel, Menzel, Dorn, Alma Tadema und B. Busch nicht unerwähnt lassen, welche als Bildsatire wohl zu dem Vollendetsten gehören, was Oberländer geschaffen hat. B. Busch, den wir eben genannt haben, mag durch seine Karikaturen, insbesondere durch seinen „Mag und Moritz“, vielleicht populärer geworden sein, als Oberländer, aber dieser nimmt als Künstler und Humorist eine unvergleichlich höhere Rangstufe ein, woher es gerade kommen mag, daß manche seiner Illustrationen nicht allgemein verstanden werden, wie dies z. B. bei dem lustigen Bilderbuche: „Der pädagogisch verbesserte Struwwelpeter“ von v. Miris (Verlag von Braun und Schneider in München) der Fall war, in dessen Illustrationen Oberländer die Zeichnungen des echten Stru-

Oberländerproben.



Der schelmische Kondukteur. Dame: „Ist noch Platz im Damenlounge?“
Kondukteur: „Bedaure, das Schmutzlästchen ist voll!“

welpeters mit gewohnter Meisterschaft und feinem Humor ins modern Pädagogische überseht hat. Große Popularität ist aber nicht immer eine Bürgschaft für lange Dauer eines Künstlernamens, besonders nicht, wenn der Künstler der Manier verfällt und nicht in seiner Entwicklung fortschreitet. Bei Oberländer ist diese Gefahr nicht zu befürchten. Immer reicher, immer mannigfaltiger entfaltet sich sein Talent, und mit dem einer echten Künstlernatur eigenen rastlosen Fleiße ringt er ohne selbstzufriedenes Sichgehenlassen stets höheren Zielen zu.

Wer den ziemlich wortkargen und ernsten Mann persönlich kennen lernt, dem kann wohl nur das lebhaft sprechende Auge den Humoristen verraten, der in ihm steckt. In stiller Häuslichkeit, fern dem Getriebe der großen Welt, nur seiner Familie lebend, schafft er unermüdlich zum Nutzen und zur Freude der Mittwelt vorzugsweise für die „Fliegenden Blätter“, welche an ihm ihren geistvollsten und bedeutendsten künstlerischen Mitarbeiter besitzen. Die Verirrungen der modernen Kunst und Sitte erregen oft seine empfindsame Natur zu lebhaftem Zorne, und über seine sonst schweigsamen Lippen kommen dann bittere Worte des Unmuts und der Satire. Bald aber überwiegt wieder die gemütlische Seite seines Wesens und jener heitere Grundton, der aus allen seinen Werken uns entgegenklingt. Irgend ein seinen Anschauungen widersprechendes wenn auch ihn selbst nicht berührendes Vorkommnis vermag ihn aufs lebhafteste zu erregen, während er für die zahlreichen Beweise freudiger Anerkennung und die Worte rühmenden Lobes nur ein leises Lächeln hat, das weit mehr wie Verlegenheit, als wie eitle Selbstüberschätzung aussieht, die ohnehin seinem bescheiden schlichten Wesen nicht entsprechen würde. Vor Jahren von rheumatischem Kopfschmerz geplagt, fühlt sich Oberländer, seit er dem Jägerischen Wollregime huldigt, entschieden wohler, und wenn er die Vormittagsstunden an seinem Pulste thätig war, erfrischt ein einsamer Spaziergang seine Nerven. Rastlos beobachtend und in Gedanken seine Pläne sorgfältig wägend und messend, ist Oberländer nicht genial im Sinne flüchtigen Hinwerfens, obwohl er, wenn ein Stoff ihn gerade erfüllt, auch sehr rasch ihn zu bewältigen vermag, aber was er schafft, ist fertig nach allen Richtungen, und so mühelos das fertige Blatt aussehen mag, so ist es doch stets die Frucht eingehenden Studiums. Oberländer bedient sich zu seinen Zeichnungen nicht, wie andere, des Modells — sein geistiger Blick weiß dem Leben die Gestalten abzulassen, die er zum Ausdruck seines Humors und seiner Gedanken bedarf. Möge ihm vergönnt sein, noch viele Jahre zum Wohle der Kunst und zur Freude der Menschheit rüstig weiter zu schaffen!

F. B.

Am Familientisch.

Fritz Fliedners Gedichte.

In diesem Herbst werden es fünfzig Jahre, daß der selige Fliedner das apostolische Amt der Diaconie in der evangelischen Kirche wieder erweckt hat. Er selbst schlummert seit mehr denn zehn Jahren den letzten Schlaf, sie aber, die ihn mehr denn ein Menschenalter die treue Gehilfin seiner Arbeit war, Mutter Fliedner, lebt noch heute, und ihr ist, wohl als vorläufige Jubiläumsgabe, ein Band Gedichte gewidmet: „Blätter und Blüten von Fritz Fliedner“ (Heidelberg, C. Winter. 244 Seiten), auf die wir hier aufmerksam machen wollen. Der Verfasser ist einer ihrer Söhne, vielen Daheimlesern wohl bekannt durch seine Arbeit an der Evangelisation Spaniens.

Es ist erklärlich, daß ein Mann, der aus solchem Hause hervorgegangen ist und in solcher Arbeit steht, ein äußerlich, aber noch mehr innerlich reich bewegtes Leben hat. Treu spiegelt sich namentlich diese letztere Seite in den genannten Liedern. Von dem äußeren Leben merkt man nur, daß der Dichter viel schönes gesehen hat, daß er neben dem Vaterland auch Italien, England, Frankreich und Spanien kennt, daß ihm die Schönheit der Kunst erschlossen ist, wie die der Natur. Von eigenem Wirken oder dem des Vaters steht nichts in den Gedichten, umso mehr aber von Dem, in dessen Dienst der Dichter steht, wie der Vater gestanden hat.

Von Christi Wort und Wort handeln die Abteilung „Festkränze“ und „Arabesken um Schriftworte.“

Wanderfrüchte aus Nord und Süd sind „die Blumen am Wege“ und die „Pilgerlieder.“ die von dem Heimweh nach der ewigen Heimat zeugen; hervorragend ist darunter das dem Spanischen nachgebildete Gedicht: „Dem Hasen zu.“

Erfahrungen des eigenen Lebens bilden den Hintergrund zu den Abteilungen: „Jugendblätter, Hausblumen, Blumen vom Gottesacker,“ besonders schön sind unter den letzteren einige Trostlieder: „Zu Gott“ und „Des Kindleins Pflege.“

Die Abteilung „Dienerlorbeeren“ knüpft an Ereignisse im Leben der Eltern an, so in der schönen vierstrophigen Glosse über den Hochzeitsteg derselben und 5. Rose 10, 9.

Nicht sollen die Lebten Erbtell haben,
Nicht Teil mit ihren Brüdern hier auf Erden.
Der Herr dein Gott, die köstlichste der Gaben,
Ich selbst, Jehova, will dein Erbe werden.

Altes Gold der Ewigkeitsgedanken in neuer, edler Gestalt bieten diese „Blätter und Blüten.“ Möge auch die Frucht ihnen nicht fehlen, daß viele Leser auch mit dem Herzen einstimmen in den Ruf des Dichters:

Himmel, komm näher! Leiden und Wunden
Seele, steig höher! Schnell dort gesunden,
Der Heimat zu! Das Herz find't Ruh.

Dr. Schäfer.

Rechtsrat.

Am 1. Dezember wurde uns ein Söhnchen geboren und ich habe unbedachterweise bei Anmeldung der Geburt gleich die Namen: Albert August Gerhard angegeben. Nachträglich gefiel meiner Frau der gewählte Rufname Gerhard nicht (die beiden anderen Namen hatten wir nach den beiden Großvätern gewählt) und auch die Vaten hatten am Taufstage, den 15. Dezember, viel an diesem Namen auszusetzen, so daß ich schließlich den allseitigen Vorstellungen nachgab und dem Kinde noch als vierten und Rufnamen Martin in der Taufe geben ließ. Ich ging um so williger auf diesen Vorschlag ein, als mir von allen Seiten, namentlich auch von mehreren gegenwärtigen Pastoren versichert wurde, daß mir die nachträgliche Eintragung in das standesamtliche Register keine Schwierigkeiten verursachen würde. Das Kind wurde nun mit den vier Namen getauft und dieselben auch in das Kirchenbuch eingetragen.

Der Standesbeamte erklärte mir jedoch einige Tage später mein Gesuch um nachträgliche Eintragung des Namens als absolut unmöglich, weil den Gesetzen und Bestimmungen zuwiderlaufend.

Von anderer gut unterrichteter Seite ist mir gesagt worden, der Standesbeamte hätte mich bei Anmeldung der Geburt zu fragen gehabt: „Wollen Sie Ihrem Kinde gleich die Namen geben?“ So hat er mich nun nicht gefragt, sondern, welche Namen ich dem Kinde geben wolle, oder wie das Kind heißen solle, jedenfalls ist mir durch seine Frage nicht klar geworden, daß ich die Namen nicht sofort anzugeben brauchte, ich war vielmehr in dem Wahn befangen, ich müsse es sofort thun.

Daraufhin, daß der Standesbeamte eine ungesetzliche Frage an mich gestellt hat, hat man mir gesagt, könne ich im Wege der Beschwerde die nachträgliche Eintragung des Namens in das standesamtliche Register bewirken.

Der Vorgesetzte des Standesbeamten, der hiesige Oberbürgermeister, hat sich bei meinem heutigen Besuch eingehend für die Sache interessiert, aber schließlich erklärt, nach den gesetzlichen Bestimmungen sei es unmöglich, mein Gesuch zu erfüllen.

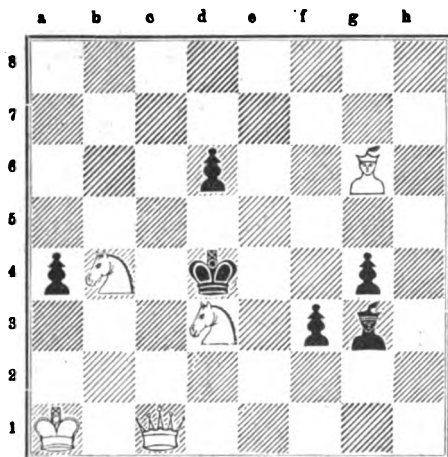
Ich wollte mir nun die ergebene Anfrage erlauben (an den in der Taufe gegebenen Namen und der Eintragung in das Kirchenbuch möchten wir auf keinen Fall etwas geändert haben), ob es nicht möglich sei, durch eine Eingabe an die Regierung oder an den Minister eine Änderung herbeizuführen, oder ob es unumgänglich notwendig ist, daß der vierte Name im Kirchenbuch gestrichen werden muß, oder ob es für unser Kind, beim Belassen der jetzigen Eintragung im Kirchenbuch wie im standesamtlichen Register, in seinem späteren Leben einmal sehr große Unzuträglichkeiten im Gefolge haben kann.

F. D.

Nach dem Reichs-Bürgerstands-Gesetz sind die Vornamen des Kindes gleich bei der Geburtsanmeldung mit anzugeben. Stehen die Vornamen zur Zeit der Anzeige noch nicht fest, so sind sie längstens binnen zwei Monaten nach der Geburt anzugeben. Sind die Vornamen gleich mit angemeldet und eingetragen, so stehen sie damit unabänderlich fest und können weder in der zweimonatlichen Frist noch überhaupt abgeändert oder ergänzt werden. Die Bestimmung über die Berichtigung der Standesregister, welche durch ein gerichtliches Verfahren erfolgt, findet nur auf Fälle Anwendung, in welchem die Eintragung dem zur Zeit der Eintragung vorhandenen tatsächlichen Sachverhalt nicht entspricht, nicht aber auf solche Fälle, in denen dieser tatsächliche Sachverhalt nachträglich abgeändert wird, von „Berichtigung“ also keine Rede sein kann. Stimmen die bei der Taufe beigelegten Vornamen mit den im Standesregister eingetragenen nicht überein, so sind die letzteren die für das bürgerliche Leben allein maßgebenden. Dabei ist es nicht gerade unbedingt notwendig, die Eintragung im Kirchenbuche zu ändern, obgleich die Abweichung immerhin mißlich bleibt. Auf jeden Fall aber muß es, wenn nicht Verwirrung erzeugt werden soll, vermieden werden, das Kind bei dem abweichenden Vornamen zu rufen und es dadurch zu verleiten, sich im späteren Leben eines Vornamens zu bedienen, der ihm rechtlich nicht zukommt. Es können dadurch Unzuträglichkeiten entstehen, welche überall, wo es auf die Identität der Person ankommt, ins Gewicht fallen.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von M. Ehrenstein.



WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Zweifelhige Scharade.

Eine Sphing, die es versteht —
Ob sie rechts, ob links sich dreht —
Zu verhüllen ihr Gesicht,
Wie es eines Rätsels Pflicht:

Das ist nun seit alters auch
Meiner Ersten Art und Brauch.
Niemand weiß: Woher? Wohin?
Wie ihr steht der krause Sinn.

Heute hart und morgen weich
Oder beides gar zugleich.
Schreibt nach Diplomatenart
Sie sich deshalb weich und hart.

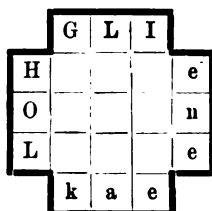
Meine Zweite hoch und fest,
Gilt als arges Räuberneß,
Wer der Schwachen Schreien hört,
Unbarmherzig es zerstört.

Sollten beide im Verein
Als ein Ganzes harmlos sein?!
Klein zwar ist es von Natur,
Gleich dem David an Statur;

Und es trägt auch nach Bedarf
Bei sich Kiesel, glatt und scharf,
Edle Perlen, groß und klein:
Doch wem gilt der Kieselstein?

Pf. 3.

2. Füllrätsel.



Die neun leeren Felder der Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die drei wagerechten und die drei senkrechten Reihen bekannte Wörter ergeben.

Diese sechs Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:

1. Einen weiblichen Vornamen, 2. einen Fluß, 3. einen anderen Fluß, 4. einen deutschen Dichter unserer Zeit, 5. einen anderen deutschen Dichter unserer Zeit, 6. eine Auszeichnung.

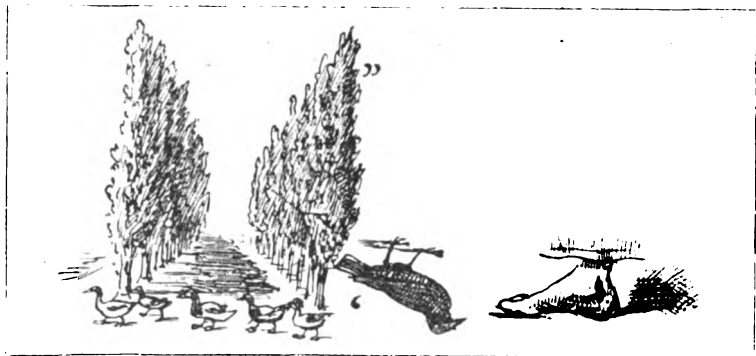
Inhalt: Die Bräute von Moorflut. Forts. Erzählung von P. Steenhufen. — Ein Ritt durch die Wollen. Aus dem Tagebuche des Luftschiffers G. Robed. Mit Illustration. — Hüß Gott. Novelle von L. Dufenhart. — A. Oberländer. Mit O's Porträt von E. Harburger und sieben Illustrationen von A. Oberländer. — Am Familientisch: Fritz Fiedners Gedichte. Von Dr. Schäfer. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unterlangt eingeladener Mannstipre steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. J. Pantenius.

Verlag der Dohm-Expedition (Pöhlgen & Alving) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Bilderrätsel.



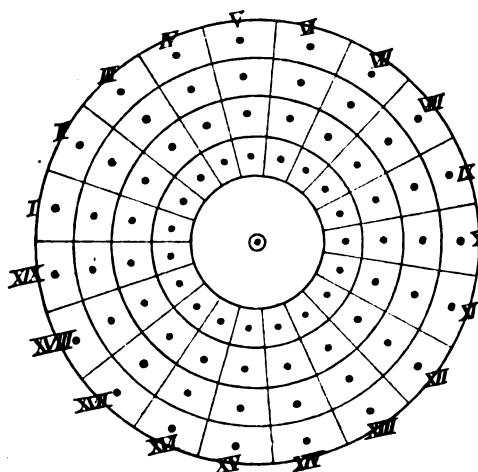
3. Homonym.

Stets hat die Welt die Silben beide,
Drum kommt sie nimmer aus dem Leide,
Hat täglich ihre Last und Plage
Und intoniert das Lied der Klage:
„Wann wird doch endlich auf der Erden
Wohl Friede werden?“

Doch kenne ich der Menschenfinder einen,
Den jene beiden gleichfalls meinen.
Ein Meister ist es, der mit neuen Zungen
Das frohe Loblied hat gesungen:
„Du Herr allein — du bringst den Frieden
Zu uns hienieden.“

Pf. 3.

4. Kreis-Punkträtsel.



Nach dem Muster der obigen Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchstaben bezeichnet, läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wortfigur bilden.

Zu suchen sind 19 Wörter, welche aus je fünf Buchstaben bestehen und einen gemeinsamen Endlaut haben.

Die Anfangsbuchstaben der 19 Wörter ergeben einen bekannten Wahlspruch.

I. Pflanze, II. Hauptrolle in „Oberon“, III. Römischer Feldherr, IV. Ungarischer Staatsmann, V. Stadt im europäischen Rußland, VI. Fluß in Italien, VII. Stadt in Portugal, VIII. Römischer Kaiser, IX. Prophet, X. Stadt im südöstlichen Frankreich, XI. Göttin der Römer, XII. Vulkan, XIII. Schlachtenort in Rußland, XIV. Römischer Kaiser, XV. Fluß in Deutschland, XVI. Herzogtum in Italien, XVII. Stadt im nordwestlichen Italien, XVIII. Griechische Insel, XIX. Stadt in Kleinasien.

5. Dreifelhige Scharade.

Ist meine Erste noch so klein,
Schließt sie doch einen Haushalt ein,
Und jeder muß für sie erst sorgen,
Sonst ist er nirgendwo geborgen.

Früh schon zeigt sich das Kraftgenie,
Doch weiß man nicht: worin? und wie?
Die Letzten aber deutlich zeigen,
Wozu sie schon von Jugend an.

Am Ganzen, wenn auch klein und zart,
Die Liebe keine Mühe spart.
Warum? Weil es von ihren Sprossen
Den kleinsten Liebesteil genossen.

Pf. 3.

6. Zweifelhige Scharade.

Ist nur dein Beutel recht voll Geld,
Kannst leben du, wie dir's gefällt
Und wo du willst, zu jeder Frist,
Wenn du die Eins im Ganzen bist.
Doch bist die Eins du in der Zweiten,
So laße dich durch Rücksicht leiten,
Stehst noch so hoch du in der Welt.

E. St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 35.

Bilderrätsel.
Kriegsdepartement.

Damspielaufgabe.

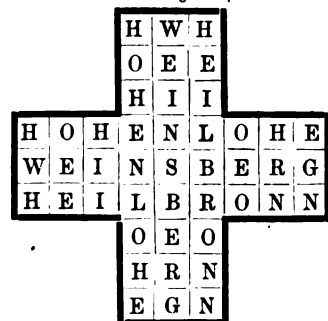
1. f4 — g5
2. d4 — c5
3. e1 — c3
4. a5 — c3
5. c3 — d4 gewinnt.
1. De7 — h4
2. Dd6 — d2
3. Dh4 — b4
4. c7 — b6 oder — d6

1. Zweifelhige Scharade. Zentrum.

2. Homonym. Duft.

3. Dechiffrierungsaufgabe.
Mit Gott für König und Vaterland.

4. Kreuzrätsel.



Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Juni 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 37.

Die Bräute von Moorstätt.

Erzählung von J. Steenhufen.
(Fortsetzung.)

Diese interessante Vorlesung wurde plötzlich durch einen Schrei abgebrochen. Er kam von Gertrud, die eben hereingetreten war und das Theebrett mit den gefüllten Kaffeetassen hatte fallen lassen. Sie hielt sich mühsam am Thürpfosten aufrecht und deutete mit der zitternden Linken in eine Ecke des Zimmers. Dort lag Wolfgang ohnmächtig zurückgesunken. Die Arme hingen ihm schlaff herab; er sah wie tot aus. Man eilte ihm zu Hilfe. Der alte Doktor dirigierte die Maßregeln, doch dauerte es eine Weile, ehe er wieder zu sich kam. Er schlug endlich die Augen auf. Jetzt kam Gertrud mit ihrem Eau de Colognefläschchen, das schon manchen erquickt, und begann ihm sanft die Schläfe zu reiben. Er ließ es geschehen, es schien ihm gut zu thun. In der offenen Gartenthür standen jetzt Försters Fanny und Rosa, die eifrig dies alles mit ansahen. Fanny mit spöttischem, Rosa mit teilnehmendem Ausdruck. Beide entfernten sich mit der Überzeugung, daß hier bald eine zweite Verlobung der ersten folgen werde. Wolfgang verabschiedete sich dann möglichst rasch von der Gesellschaft, da er zu unwohl sei, um das Fest mit zu feiern. Er lehnte jede Begleitung ab und begab sich allein auf den Heimweg. Natürlich wurde die Stimmung der Gesellschaft durch diesen Vorfall etwas gestört; da aber Leo davon nicht im geringsten berührt schien, auch nicht einmal Miene machte, den Bruder zu begleiten, so beruhigte man sich bald wieder.

Die Diensteute und Tagelöhner auf dem Hofe gingen heute in ihrem besten Staat einher; es sollte ja nach dem zeitigen Abendbrot Tanz im Milksheller sein. Die Hemdärmel der jungen Burschen wetteiferten an Weiße mit den bauschigen Battistärmeln der Mädchen, und ihre buntfarbigen Westen, durch silberne Uhrketten und Knöpfe geziert, mit den kleidsamen Miedern und Röcken; die zierlichen Mützchen waren

mit Gold gestickt und saßen noch koketter als sonst auf dem glattgeschittelten Haar. Gertrud und die alte Mamsell hatten tags zuvor ganze Milkshatten voll belegten Butterbrots geschnitten, der Milksheller war ausgeräumt und mit Buchenzweigen verziert, auch war Bier in Menge angefahren worden. Man hatte Pfähle mit bunten Verzierungen auf dem Hofe angebracht, das Hoskett und die Brücke mit Lampen und Papierlaternen versehen, da abends ein Feuerwerk und Illumination stattfinden sollte.

So hatte alles einen festlichen Anstrich, als Doktor Raase um sechs Uhr über die Brücke ritt. Der Knecht, der ihm das Pferd abnahm, bemerkte den düsteren Ausdruck in seinem Gesicht und hielt mit der frohen Kunde der Verlobung der Tochter des Hauses zurück; aber der nächste, dem er begegnete, war unbefangener, er plakte damit heraus. Der Doktor nickte stumm und ging dann zu dem alten Duhs hinein. Er traf ihn äußerlich ganz munter und gesund in Sonntagskleidern an; seine Frau hatte sie ihm angezogen und gesagt, daß sie heute Christens Verlobung mit Marielen auch gleich mitfeiern wollten, dazu hatte er nur freundlich lächelnd genickt. Der Doktor — er hatte seinen ehemaligen Patienten nur der Form wegen besucht — ließ sich von der rehseligen Frau Duhs das alles erzählen, stand derweilen am Fenster, scheinbar zuhörend, und zerpflückte mit einem gewissen Grimm einen Vogelbeerzweig, den er unterwegs gepflückt hatte.

Indes stand Cäcilie vor dem Spiegel in ihrem Zimmer, um sich zur Abendtafel zu schmücken. Sie sah wunderbar schön und sehr jugendlich aus, so daß man sie eher für die Schwester, als für die Mutter der Braut hätte halten können. Ein weißes, duftiges Gewand umwallte die weiche Gestalt, Perlen glänzten in ihrem dunklen Haar, ein rotes Armband umschloß den sanft gerundeten Arm, der aus dem kleidsamen Spitzenärmel her-

vorsah, als sie die Hand mit dem Medaillon am Halse ruhen ließ. Sie stand, wie gesagt, vor dem Spiegel, aber sie blickte nicht hinein; sie war mit sich im Kampfe, ob sie es umthun sollte oder nicht. In ihrer Brust stritten zwei Stimmen unaufhörlich um die Herrschaft. „Er würde dies für ein Zugeständnis halten, für eine Einwilligung in den Austausch der Bilder,“ sagte die eine. „Du hast ein Recht, dies Medaillon zu tragen, es ist eine Jugenderinnerung, die mit ihm gar nichts zu thun hat,“ die andere. „Er wird es verlangen.“ „Nimmer würde ich es ihm geben.“ „Er wird es aber glauben.“ „Da wird er sich täuschen.“ So ging es hin und her in Cäcilien's Gedanken. Die lange Trennung von dem Manne, der ihr so unaufhörlich vor der Seele — oder sagen wir lieber, vor der Phantasie stand, hatte sie mit der brennenden Sehnsucht erfüllt, ihn wiederzusehen, den Ausdruck leidenschaftlicher Bewunderung in seinen Zügen zu schauen, den Klang seiner Stimme zu hören. Kein Opfer schien ihr zu groß, um dies Verlangen zu stillen. Weiter wollte sie ja nichts; war das etwas so Böses? Die Hand sank nieder. Das Schmuckstück war ja nicht mehr der unentweihete Zeuge eines unschuldigen Jugendglücks. Er, Edgar Raase hatte seinen Zauber darauf gelegt, es entweihet. Sie konnte es ja nicht mehr ansehen, ohne an ihr letztes Zusammensein zu denken.

Da hörte sie einen Schritt leise und doch fest der Thür sich nahen. Sie kannte ihn wohl, sie hatte die kleinste Nuance desselben studiert. Alle Besonnenheit verließ sie. Sie warf hastig, fast gedankenlos, das Goldkettchen mit dem Medaillon über den Rücken und eilte hinaus. Als sie die Thür öffnete, stand Raase vor ihr. Sein düsterer Blick hellte sich auf, sein Auge heftete sich brennend auf die schöne Gestalt. Er ergriff ihre Hand und zog sie stürmisch an seine Lippen. Es durchzuckte sie wie Schmerz und Lust zugleich. Er aber führte sie in stolzer Haltung durch den Korridor in den großen Saal und nahm bei Tische an ihrer Seite Platz. Ihnen gegenüber saßen der Adjunkt mit Gertrud und Herr Peters, der sich bald als ein großer Verehrer von Else Brams herausstellte, zum sichtlichen Verdruss des jungen Forstkandidaten.

Das Mahl verlief fröhlich. Es wurden allerlei Trinksprüche gebracht und muntere Lieder gesungen. Wolfgang's Abwesenheit schien niemand zu stören; er war in der Gegend zu wenig bekannt. Leo war ausnehmend heiter; kurz, alles ließ sich aufs Beste an, so daß auch Rittler immer vergnügter dreinschaute. Als man beim Nachtrisch angekommen war, kam der Verwalter, der schon mehrmals nach der Uhr gesehen hatte und dann hinausgegangen war, mit der Bitte zu Rittler, eine Deputation der Ernteleute einzulassen. Dieser gab bereitwillig seine Zustimmung.

Es traten jetzt sechs junge Burschen herein, geschmückt mit Kränzen von Silberglittern, an denen lange Bänder bis auf den Boden herabhingen. Der vorderste hielt einen hohen ebenso geschmückten Stab in der Hand. Er trat vor, stellte den Stab steif vor sich hin und deklamierte schwerfällig und eintönig in dem ungewohnten Hochdeutsch:

„Die lieben Herrschaften allzumal
Die Jungfern und die gnädigen Weiber all
Werden eingeladen und gebeten,
Bei unserm Tanz mit anzutreten.
Es soll der Brauttanz gehalten werden;
Was Schön'res gibt es nicht auf Erden.
Denn selbst die lieben Engelein,
Sie möchten mit bei dem Brauttanz sein.
Das können sie nun aber nicht,
Dieweil die Engel freien nicht.
Drum kommt, ihr lieben Gäste schön,
Die Bräute von Moorstätt tanzen sehn.
Die Bräutigämmen auch dabei,
Auf daß ein jedes zufrieden sei.“

Rittler antwortete freundlich auf die Einladung, ließ den Abgesandten ein Glas Wein reichen und erklärte dann seinen Gästen die Bedeutung dieser Szene.

„Bei jeder Verlobung,“ sagte er, „müssen alle in der Gesellschaft befindlichen Brautpaare sich dem Tanze anschließen; eine Art von Veröffentlichung, wie in unseren Kreisen die Ver-

lobungskarten. Es ist dies eine alte Moorstätter Sitte, und deshalb habe ich auch die schriftliche Anzeige von Karolinen's Verlobung unterlassen. Wenn es den Herrschaften gefällig ist, wollen wir in den Milkfeller gehen und dem Tanze beiwohnen.“

Alle erhoben sich, und jeder Herr führte seine Tischnachbarin. Im Gehen fragte Gertrud den Adjunkten, warum Mechtild Bloom nicht gekommen sei. Er antwortete mit einem seltsamen Lächeln: „Doktor Raase hat ihr wegen einer Halsentzündung Zimmerarrest gegeben.“ An der Thür stießen sie auf eine Gruppe, die den Durchgang hinderte. Es war der Förster mit seiner Frau und dem Forstkandidaten, die leise aber sehr eifrig mit einander sprachen, aber bald von all den Nachkommenen fortgedrängt wurden. Man ging weiter und kam so unter der Führung des Hausherrn in die große Meiereiküche. Hier standen die Reste des Abendessens, und man sah, daß die Leute unter den Butterbroten gehörig aufgeräumt hatten. Ein frisches Faß Bier wurde eben auf das Gestell gehoben. Einige Stufen führten in das Halbsouterrain des Milkfellers. Es war ein etwas niedriger, aber großer und lustiger Raum, denn rings umher waren Klappen angebracht, die je nach der Temperatur geöffnet und geschlossen werden konnten, und nahm sich gut als ländlicher Tanzplatz aus mit all dem bunten Gewoge und den fröhlichen Gesichtern.

Die sechs bekränzten Burschen agierten als Festordner und setzten Leo die verschiedenen Touren des Brauttanzes auseinander. Da er zu unbekannt mit der Sache war, lehnte er den Vortritt ab, und ein ungewöhnlich großer junger Mann, eine Art Herkules, führte die Tochter des Krügers vom Weidenbusch, die schmutze, vielbegehrte Annemarie als seine Braut voran. Es entstand ein Gemurmel, und Ausrufe des Erstaunens wurden laut, denn dies war etwas Unerwartetes. Jetzt folgten Leo mit Karoline, Krischan Duhs mit Marielen, Steffen Holst mit Dörthe. Als sie so im Halbkreis standen, trat eine Pause ein, als warte man auf mehr Teilnehmer. Da trat zur Verwunderung aller der Forstkandidat mit Else Brams hinzu, und der Förster sagte halbentschuldigend zu Rittler: „Es wäre doch in den nächsten Tagen bekannt geworden, und ich dachte, diese Deklaration sei so gut wie eine andere.“ Rittler nickte lächelnd.

Als man noch zögerte, sagte einer der Knechte neckend zu einem jungen Burschen mit pechschwarzem Haar und Bart und kleinen funkelnden Augen: „Na, Pinnerk, willst du nicht auch in Reih und Glied gehn?“

„Pinnerk hält hinterm Berg,“ sagte ein anderer mit dem rücksichtslosen Spott dieser Leute. „Er hat sich ganz was Rares ausgesucht, viel zu schön, um uns zu weisen, weil ihm der Lange seine Braut wegflieht.“

Auf des Adjunkten verwunderte Frage berichtete ihm Gertrud, Pinnerk sei mit Annemarie schon lange gegangen, wie man hier sagt, aber der große Mensch, ein Zütländer, habe ihm den Rang abgelassen, und sein Mädel sei ihm untreu geworden.

Indes waren noch zwei Paare hinzugekommen, und es begann auf ein gegebenes Zeichen der Brauttanz. Erst durchschritten die Paare den Saal; dann tanzten sie die Runde. Jetzt trennten sich die Tanzenden und wechselten miteinander; dann wieder reichten sich die Bräute die Hände und zogen in Schlangenlinien, verfolgt von den jungen Männern, durch den Raum. Immer rascher ward das Tempo, immer wilder der Tanz. Es bildete sich ein Knäuel, der mehrmals auf- und abgewickelt wurde. Leo zeichnete sich durch seltene Gewandtheit und Kraft aus. Jeder nahm dann wieder seine Braut und hob sie auf die linke Achsel, so schritten sie in der Runde, bis wieder ein wilder Galopp begann, bei dem sich die Paare zu jagen schienen. Gegen das Ende wurde die Musik langsamer, leiser, bis es zum langsamen Marschtempo kam und zum Schluß die Paare wieder im Kreise standen, worauf die Musik ganz verstummte.

„Das muß ich sagen,“ hörte man Doktor Nissen ausrufen, „die Bräute von Moorstätt können sich sehen lassen.“

Jetzt traten auch die Herren und Damen der Gesellschaft in den Kreis, um ein Tänzchen mitzumachen, was den Leuten als eine besondere Ehre galt. Indes hörte Rittler in der Küche ein lautes Gespräch, das fast wie Streit klang. Er ging eilig die Stufen hinan. Man war beim Bierfaß beschäftigt. Hinnerk, der wahrscheinlich seinen Verdruß hatte vertrinken wollen, stand mit glühendem Gesicht und arbeitete an dem Hahn herum, den jemand zu fest zugedreht hatte. Er war augenscheinlich sehr erregt und biß die Zähne vor Wut aufeinander. Dicht daneben, mit untergeschlagenen Armen an die Wand gelehnt, stand sein riesiger Nebenbuhler. Mit spöttisch verzogener Miene betrachtete er den wilden Burschen, der sich vergeblich abarbeitete. Der dritte bei dem Fasse war Steffen. Er schaute ruhig drein und sagte ein paarmal:

„Fluch doch nich so mörderlich; das hilft ja doch zu niz; laß mich mal ran, ich will das bald kriegen.“

Rasch trat Rittler herzu, holte den kleinen zerbrochenen Hammer hervor, den er seit jenem Tage immer bei sich trug, und hielt ihn Steffen unter die Augen.

„Das Ding ist gut zu so was, versuche das doch mal,“ sagte er. Sein Blick schien Steffen durchbohren zu wollen. Dieser aber streckte seine Hand nach dem Hammer aus; er verzog keine Miene. Als aber Rittlers Auge auf Hinnerk fiel, erschrak er. Geisterbleich, mit schlotternden Knien, starrte er auf den Hammer. Er wäre hintenüber gefallen, wenn ihn nicht Steffen gehalten hätte. Langsam steckte Rittler den Hammer wieder ein, indem er dabei den Hinnerk nicht aus den Augen ließ. Jetzt trat der Jütländer vor; mit einer Wendung seiner starken Hand hatte er den Hahn gedreht. Das Bier lief in den untenstehenden Krug. Die herbeiströmenden Gäste machten dieser Szene ein Ende. Hinnerk hatte sich schnell davon gemacht, und man begab sich in das Boskett, das von Anderßen mit einigen Leuten erleuchtet wurde. Mehrere der Herren erboten sich zu helfen; besonders Herr Peters, der sich offenbar durch Beschäftigung zerstreuen wollte, denn er war seit dem Brauttanz ganz schwermütig geworden. Auch auf der Brücke wurden die Lampen und Laternen angesteckt, und es sah reizend aus, wie sie sich im Wasser schaukelten.

Cäcilie hatte den Schutz der Dunkelheit benutzt, um sich still in die Veranda zu setzen. Sie saß lange dort, während die Stimmen von fern an ihr Ohr schlugen. Ihr war seltsam zu Mute. Das Wiedersehen, das sie seit Wochen ersehnt, hatte ihr nicht die Wonne gebracht, die sie erwartet hatte. Ein Gefühl von Demütigung mischte sich in ihre Gedanken an den Doktor. Er hatte bei Tische Glas auf Glas hinabgestürzt; sein Benehmen an diesem ganzen Abend hatte ihr mißfallen. Sie fing schon an von dem süßen Gifte, das er ihr kredenzte, die Hefen zu kosten. So saß sie da, schwer atmend. Der Mond goß seinen Silberstrahl in die Veranda hinein. Da sah sie den Schatten einer Gestalt auf dem Kiesweg; sie schauerte zusammen. Jetzt stand er vor ihr. Augen und Wangen von Wein gerötet, mit Blicken, so frech und unverhüllt, daß ihr das Blut in die Wangen stieg vor Scham und Stolz. Doch nicht genug; er legte die Hand auf die Brüstung der Veranda und rief ihr zu: „Darf ich endlich auf meinen Lohn hoffen, schöne Frau? Das Schmachten währt mir zu lange . . . sonst kam ich eher zum Ziel. Geben Sie mir wenigstens das Schild an Ihrem Halse.“

Sie starrte ihn entsezt an über diesen Ton und diese Sprache. Ein Gefühl von Grauen und Ekel schüttelte sie, als er sogar die Hand ausstreckte, als wollte er ihr das Kleinod mit Gewalt entreißen, als sein heißer Atem ihr Gesicht streifte. Sie legte, wie schon früher einmal, schützend ihre Hand darüber. Da rief er wild:

„Ich will es haben; es ist mein! Karoline hat es mir geschenkt . . . Sie wollten es mir auch geben, warum hätten Sie es sonst umgethan? Gott verd . . . mich, wenn ich es jetzt nicht bekomme, so ist zwischen uns alles aus! Cäcilie, hören Sie, was ich sage? . . . Ich lasse nicht so mit mir spielen!“

In diesem Augenblicke fühlte die geängstigte Frau ihre Schulter leise berührt; ihr Mann stand neben ihr.

„Es wird kühl,“ sagte er mit festem, aber durchaus ruhigem Ton, „du verträgst die Abendluft nicht.“

Schweigend stand Cäcilie auf und ging, von ihrem Manne geführt, mit wankenden Schritten durch die offene Thür des Gartenzimmers. Als der Doktor, vom Schreck etwas ernüchtert, sich umwandte, blickte er gerade in die flammenden Augen Leos, der dicht hinter ihm stand, die blutlosen Lippen fest aufeinander gepreßt.

„Mein Herr,“ sagte er in schneidendem Tone und mit dem ganzen Stolz des Aristokraten, „Sie haben soeben die Namen zweier Damen, denen nahe zu stehen ich die Ehre habe, in wenig passender Weise genannt. Unterstehen Sie sich das noch einmal, so sind Sie ein verlorner Mensch!“

Aber auch Raases Leidenschaften waren bis zum äußersten erregt; er hatte ganz das Maß der Dinge verloren. Er ahnte in seinem frechen Stolz nicht, was in Leos mutentstellten Zügen zu lesen stand, als er zähneknirschend ausrief:

„Cäcilie und Karoline! Ich will es so oft sagen, als es mir beliebt!“

Gerade in dem Moment kam eine Schar Fackelträger, die dem Brautpaar ein Ständchen bringen wollte, heran und trennte die beiden. Raase eilte fort, holte selbst sein Pferd aus dem Stalle, da niemand in der Nähe war, und schwang sich hinauf. Jenseits der Brücke wandte er sich noch einmal um, das Gehöft in seinem Dichterglanz mit einem wilden Blick durchlaufend. Dann ballte er die Faust und rief:

„Cäcilie und Karoline, Cäcilie und Karoline! Ich will es so oft sagen, als es mir beliebt. Die eine ist mein, und die andere wäre mein, wenn ich nicht ein verliebter Narr gewesen wäre; wenn ich nicht auf dich gehofft hätte, stolze Gertrud! Verdammtes Nest, verfluchtes, hochmütiges Gesichter,“ schrie er laut und blähte die Zähne, sein bäumendes Roß mit fast übermenschlicher Kraft herumwerfend. Er sprengte fort.

So endete Karolinen Geburtstag!

21. Ein heißer Kampf.

Mitternacht war vorüber. Das laute, lustige Treiben auf dem Hofe war verstummt. Still und dunkel lag das Herrenhaus von Cäcilienlust; nur ein Licht brannte noch, das war in dem Zimmer des Hausherrn. Er selbst ging darin auf und ab, ruhelos, weit entrückt seiner Umgebung in dem stürmischen Auf- und Niedermogen der Gedanken. Er bemerkte es nicht, als das erste Tagesgrauen bleiern durch die Scheiben fiel, er merkte es nicht, daß sein Licht noch brannte, als endlich das helle Tageslicht kam; ihm verrann Stunde nach Stunde in bitterem, entseztlichem Weh. Das vorherrschende Gefühl bei ihm war Rache! Er war ein Mann von starken Leidenschaften, die er sonst mit eiserner Willenskraft niederzuhalten pflegte, aber jetzt schien er ganz aus den Angeln gehoben zu sein. Er ballte die Fäuste, seine Zähne zogen sich knirschend aufeinander. Seine Ehre war dahin, sein Herdfeuer erloschen — ein Dube hatte sich in sein Heiligtum gestohlen und ihm sein Teuerstes entwendet, das Herz und die Treue seines Weibes! O, er hätte mit Wollust in dem Blute seines Feindes wühlen, ihm die größten Martern anthun können! Wenn Gedanken vernichten könnten, Edgar Raase wäre in dieser Nacht ein toter Mann gewesen.

So war denn endlich der schwere Schlag gefallen, den er so lange schon mit sicherem Vorgefühl geahnt, aber von einer Seite her, wo er ihn am wenigsten erwartet hatte. Diese Vorstellung weckte ein anderes Gefühl in ihm, das womöglich noch qualvoller war, das Gefühl der Verödung. Herabgestürzt von dem Thron seines Herzens die Frau, welche — das erkannte er jetzt erst — sein Idol gewesen, der Schmut seines Lebens, der Lohn seiner Arbeit. Er hatte sie geliebt, ihr ritterlich gedient, mit allem Glanz idealer Empfindung sie umgeben und nun — o schreckliche Vorstellung! Er mußte sie unter sich sehen, tief unter sich. Über alle Beschreibung bitter und entwürdigend für ein edles, hochherziges Gemüt, das, was es geehrt hatte, erniedrigt zu sehen. War sie ein falsches, unwürdiges Trugbild, was war er selbst? Ein eitle

Thor, ein betrogener Narr, betrogen von seiner eigenen stolzen Einbildung. All sein Streben vergeblich, sein ganzes Leben ein großer Irrtum!

Wie sollte er die Ode des Daseins ertragen, wenn er, ein verlassener, entehrter Mann — allein leben mußte, ein Gegenstand des Mitleids seinen Kindern, geringschätzigen Afselzjudeus seinen Nachbarn? Denn das stand bei ihm fest, er mußte sich von Cäcilie trennen; das Zusammenleben unter einem Dache war nicht zu ertragen, es wäre eine Schande gewesen, diese Lüge von einem Ehebunde noch fortzusetzen. Er ging zu dem Bücherbrett über der Thür und nahm seine Bibel herunter. Er blätterte eine Weile darin und schlug dann mit unsicheren Händen Math. 5, 32 auf. Da stand es deutlich, das Wort des Herrn: „Wer sich von seinem Weibe scheidet (es sei denn um Ehebruch)“ 2c. „Es sei denn um Ehebruch,“ er sagte es sich wieder und wieder vor. War das, was er gestern abend erlebt hatte, nicht ein Beweis? Ein klarer, unumstößlicher Beweis? Die Worte, die er mit angehört, hatten sich ja mit feurigen, sengenden Lettern in sein Hirn gegraben. Davon brannte ihm der Kopf in Fieberglut. Er meinte, er könne sie nimmer vergessen, er legte sie aus bis ins kleinste, sie waren gleichsam ein Text auf das schuldvolle Verhältnis der beiden. Ja, es mußte so sein! Und dann kam wieder die Wut gegen den elenden Verführer.

So wechselten diese beiden martelnden Vorstellungen mit einander, bis die Sonne aufging und wie neugierig fragend vom Gärtchen her ins Fenster lugte. Er fing an auf seine Umgebung aufmerksam zu werden. Der Hahn krächte häufiger, die Kühe muhten leise, die Tauben schwirrten vorüber. Da endlich löschte Mittler das qualmende Licht und legte sich zu Bett; nicht um zu schlafen, sondern um sich noch mehr abzuschließen von der Außenwelt. So lag er denn still und ließ die Furien, die ihn martelten, an seinem Herzen nagen. Wilde Pläne durchkreuzten seinen Kopf; er wollte sein Gut verkaufen und weit wegziehen, übers Meer womöglich. Er malte sich die gerichtlichen Formalitäten mit quälender Treue aus. Wieder verlor er das Zeitmaß. Da schlug es plötzlich sechs Uhr. Er stand auf, zog sich mechanisch an und überlegte, wie er sich um jeden Preis noch einige Stunden Einsamkeit verschaffen könne. Es war ihm ganz unmöglich, jetzt die Gegenwart der Seinen zu ertragen, ja überhaupt in ein Menschenantlitz zu sehen. Am meisten fürchtete er sich vor Gertrud; ihr Falkenblick hätte ihm die tiefe Seelenverstimmung aus den Augen gelesen.

Er klingelte und bestellte sich Kaffee bei dem Hausmädchen, das er anwies, sich den Kaffee von Dörthe geben zu lassen, nicht Fräulein Gertrud so früh schon zu stören, da sie müde sein werde. Er hatte einen brennenden Durst und scheute doch zurück vor dem klaren kühlen Element, das ihn sonst so zu erquicken pflegte. Wieder wanderte er hin und her, bis das Mädchen zurückkam. Sie setzte das Brett mit seiner großen Tasse auf den Tisch und meldete, daß der Verwalter den Herrn zu sprechen wünsche. Mittler ließ Anderssen sagen, er möge warten, er werde gleich selbst zu ihm herauskommen. Als das Mädchen gegangen war, trat er an den Schreibtisch und schickte sich an, an Doktor Raase zu schreiben. Er stieß da gleich auf eine Schwierigkeit. Unmöglich konnte er „Cäcilienlust“ schreiben; den Namen seiner Frau in einem Brief an diesen Menschen! Nach einigem Besinnen schrieb er „Graskamp“ und faßte zugleich den Entschluß, dem Gute seinen alten Namen zurückzugeben. Die Anrede machte ihm weniger Not. Bei uns im Norden sind die Ausdrücke „geehrter“ oder „lieber“ Herr als bloße Höflichkeit nicht gebräuchlich. Das nimmt sich denn gewöhnlich etwas kahl aus, dagegen hat diese Anrede, wenn sie gebraucht wird, einen doppelten Wert. So schrieb er denn:

„Graskamp, 25. August 1840.

Herr Doktor Raase!

Zuliegend sende ich das Honorar des laufenden Jahres für ärztliche Behandlung, auf die ich in Zukunft verzichte.

Den Dank für sonstige geleistete Dienste muß ich noch schuldig bleiben.

Philipp Mittler.“

Er legte das Geld ein, siegelte den Brief, nahm dann Hut und Stock und ging hinaus, froh, niemand zu begegnen. Er ging nach dem Gemüsegarten zu, winkte dem kleinen Hirtenjungen, der sich da herumdrehte, und befahl ihm, den Verwalter zu ihm in den Baumgang zu bestellen. Bald darauf sah er ihn kommen und ging langsam weiter bis an einen Duerweg nach Westen zu. Dort blieb er stehen und zog mit seinem Stode Linien in den Sand, bis Anderssen herankam. Er blickte auf und hätte, wäre er in seiner gewöhnlichen Gemütsverfassung gewesen, den etwas bestürzten Ausdruck im Gesicht des jungen Mannes bemerken müssen. Diese Bestürzung nahm noch zu, als er die von Nachtwachen und Seelenpein entstellten Züge seines Herrn erblickte. Er stammelte:

„Sie wissen es wohl schon?“

„Was soll ich wissen?“ fuhr Mittler auf; sein Blick schien den Verwalter durchbohren zu wollen. Von einem Gefühl so ganz ausschließlich beherrscht, hatte er diese Frage auf sein eigenes geheimes Weh bezogen und dachte nicht anders, als es sei schon zum offenen Skandal geworden.

Mühsam brachte Anderssen hervor:

„Hinnerk Bloos ...“

„Ah so,“ erwiderte der Gutsherr plötzlich ganz ruhig, „was ist mit dem?“

„Er hat sich gestern auf dem Nachhauseweg im Weidengrund erhängt; der Briefträger bringt eben die Nachricht. Die Rede geht, es ist aus Verzweiflung darüber, daß ihm der lange jüdische Khas seine Braut abspenstig gemacht hat.“

Mittler antwortete kein Wort darauf. Es kam ihm in seiner Stimmung so natürlich vor, daß jemand durch Verzweiflung in den Tod getrieben wurde. Als er später darüber nachdachte, dünkte ihn dieser Selbstmord ein vollständiger Beweis, daß Hinnerk wohl gewußt hatte, was er that, als er den Nagel in die Fallthür einschlug. Hinnerk Bloos war nicht der Mann, der sich um eines Mädchens, noch weniger um eines Hundes willen den Tod gab. Er fürchtete die Entdeckung seiner Unthat und deren Folgen. Es fiel denn auch jede Verpflichtung weg, die Sache vor Gericht zu bringen, da der Verbrecher bereits an sich selbst das Gericht vollzogen hatte.

„Diesen Brief, Anderssen,“ sagte jetzt Mittler nach einer Pause, während welcher er wieder mit einer Akkuratesse, als gelte es etwas Wichtiges, allerlei Dreiecke in den Sand gezeichnet, und ihn der Verwalter ängstlich von der Seite beobachtet hatte — „diesen Brief sind Sie wohl so gut, dem Briefträger mitzugeben. Und dann thun Sie mir den Gefallen, heute einmal selbständig zu disponieren. Lassen Sie die angefangenen Arbeiten fortsetzen und, was Ihnen sonst dringend scheint, vornehmen. Im ganzen wissen Sie ja, was ich vorhatte. Mir ist heute der Kopf so wüst, daß ich nicht ordentlich denken kann; ich will einen Gang in die Teichkoppel machen und vielleicht auf einem Umweg nach Ramped zu Meister Jamby, dem Zimmermann. Sollte ich zu Mittag noch nicht zurück sein, so sagen Sie es meiner Familie, damit sie nicht mit dem Essen auf mich warten.“

Er drehte sich hastig um und ging fort. Anderssen blickte ihm kopfschüttelnd und bekümmert nach, denn er liebte seinen Herrn fast in demselben Maße, als er ihn fürchtete, und das will viel sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Leopold von Ranke, † am 23. Mai 1886.

Im März 1867 schrieb Wilhelm Herbst einen Artikel über Ranke für unser Blatt. Durch den von der innigsten Pietät eines „alten Schülers“ des Gefeierten durchwehten Aufsatz geht, unausgesprochen, die Annahme, daß es sich um die Schlußbilanz eines unerhört reichen Gelehrtenlebens handele, und die Pietät hindert den Verfasser nicht, anzudeuten, daß die Zeit des Wirkens aus dem Vollen doch schon eine Weile zurückliegt. Wer, in der That, konnte ahnen,



Leopold von Ranke. Nach dem Gemälde von Fritz Hummel.

daß der Geist des damals Zweiundsiebzigjährigen sich noch einmal zu seiner ganzen Größe aufstiege, daß der Sechszwanzigjährige mit beispielloser Frische und Kühnheit daran gehen würde, seinerseits die Bilanz zu ziehen, nicht seines Lebens, nein seiner Studien, und der Nation eine Weltgeschichte zu geben. Er hat sie nicht vollendet, aber das Werk bot der gebildeten Welt das unerhörte Schauspiel, daß die Arbeit dieses wunderbaren Greises mit jedem Bande frischer, bedeutender wurde. Es war, als ob über ihr dem das neunzigste Lebensjahr überschreitenden eine neue Jugend erblühte, das Willkürliche der ersten Bände erscheint immer mehr abgestreift, ganz gefesselt folgt der bewundernde Leser dem Verfasser, der dem, was unzähligmal dargestellt wurde, ganz neue Seiten abzugewinnen weiß. Auch in den Tagen der letzten Karolinger, der ersten Sachsenkönige gibt es eine Weltgeschichte, und noch macht der alte orbis terrarum, macht der Umkreis des Mittelmeerbeckens seine alten Rechte geltend: Byzanz, die arabischen Herren von Nordafrika, Italien, Spanien beeinflussen in bedeutendster Weise die Germanenreiche diesseits der Alpen. Gewiß, diese Weltgeschichte setzt ein nicht geringes Maß historischer Kenntnisse voraus, aber wo dieses vorhanden ist, erweitert sie den Blick des Lesers, vertieft seine Kenntnisse und erhebt ihn durch die Größe der Anschauung, die er hier findet. Und so mußte es ja sein, da der gütige Gott es Ranke vergönnte, die Studien eines unerhört langen, auf das fleißigste ausgenutzten Gelehrtenlebens, Studien von beispielloser Vielseitigkeit in den Dienst einer Idee zu stellen.

Wo dieses Leben die ersten, entscheidenden Einflüsse empfing? Ich weiß es nicht besser zu sagen als mit den Worten jenes trefflichen Aufsatzes von Wilhelm Herbst. „Es ist klassischer Boden,“ heißt es dort, „wo Ranke das Licht der Welt erblickte. Sein Geburtsfleckchen Wiehe (er wurde am 21. Dezember 1795 geboren) im anmutigen Unstruthale, der goldenen Aue; nahe dabei Burg Scheidungen mit dem dunklen Hintergrund der sageneschmückten Vertilgungsschlacht der alten Franken und Thüringer. Noch näher winkt Memleben, der Sterbeort König Heinrichs I mit allen Erinnerungen an diesen Neugründer des deutschen Staates. Heinrichs größte That, sein Ungarnsieg, ward gleichfalls im Thal der Unstrut erfochten. Der Kyffhäuser mit seinen Kaiserträumen schaut ernst aus der Ferne; die neue Geschichte ist vertreten durch das unferne Schlacht- und Siegesfeld von Rosbach. Dabei ein echt reformatorisches Land! Nur wenige Stunden nördlich stand Luthers Wiege Eisleben. Gewiß, Punkte genug, die den Blick in die deutsche Vergangenheit rückwärts führen und den Geschichtssinn des jungen Geistes wecken mochten. Ranke selbst hat mehr wie einmal bekannt, daß vor allen Heinrichs I. Helbengestalt sich schon früh vor dem Knabenauge erhob und zum Fragen und Forschen reizte. Aber es ist, als ob alle die klassischen Orte seiner Heimat dereinst in ihm und seiner Geistesarbeit lebendig werden sollten. Wer denkt nicht an seine Geschichte der deutschen Reformation, an seine preußischen Geschichten, auch wenn sie nicht bis Rosbach vordringen, an die von ihm geleiteten Forschungen über die Sachsenkönige?

„Ein vierzehnjähriger Knabe zog Ranke 1809 auf die altberühmte, damals noch kursächsische Landesschule Pforta. Jetzt fliegt die Eisenbahn an dem einst so stillen Klosterwinkel vorüber. Wie so manchem Deutschen vor und nach Klopstock ward Schulpforta auch für Ranke die geistige Wiege, die Pforte zur Wissenschaft. Das Geheimnis ihrer tiefen Wirkung lag in der weisen Beschränkung auf ein reiches Wissensfeld, die antike Literatur, und in der lebendigen Anleitung zum Selbststudium. Es wurde nicht bloß gearbeitet, sondern mit Liebe und Freiheit gearbeitet. Damals waltete über dem Ganzen der klassische Rektor Plgen, einer der größten deutschen Schulmonarchen. Aus der Quelle der Alten trank Ranke mit dem Durste einer hochgestimmten Seele. Er hat mit den Geisterwerken der Antike auch die Zucht und Schönheit ihrer Form in sich eingesogen. Der junge Fürstenschüler wird von Alters- und Schulgenossen als einsamer Grübler geschildert, der die abgelegenen Wege in den nahen Buchenwäldern mehr

liebte als die lauten Knabenspiele, ein hartnäckig fleißiger, immer innerlich thätiger Jüngling. Auch historischer Boden war die ehrwürdige Anstalt. Ja, drei Zeiten reichten sich dort die Hand. Das eifrig gepflegte klassische Altertum, die Erinnerungen an das Mittelalter ringsum in dem alten Zisterzienser-Klosterbau, die Neuzeit, an deren Schwelle die Landesschule durch die reformatorische Bewegung ins Leben gerufen wurde.

„An das stille Bildungsasyl schlugen die Stürme der Zeit. Die große Heerstraße vom Mittelrhein nach dem Osten führte an den Klostermauern vorbei. Auf ihr zog Napoleons Armada gen Rußland auf Nimmerwiedersehen. Ein Jahr weiter und das geschlagene Franzosenheer eilte von Leipzigs Feldern heimwärts. Doch nur einzelne Teile berührten Schulpforta; in dessen unmittelbarer Nähe wurde gekämpft. Das war neueste Geschichte! —“

Ranke studierte in Leipzig, war dann kurze Zeit Gymnasialoberlehrer zu Frankfurt an der Oder und zog 1825 als Professor der Geschichte nach Berlin. Dort hat er bis an sein Lebensende gewirkt.

Es ist hier nicht der Ort, um näher auf die Thätigkeit Rankes als Gelehrter und Lehrer einzugehen. Ihre Bedeutung ist ja allseitig bekannt und ihm ist alle Anerkennung, ihm sind alle Ehren zu teil geworden, die nur immer ein Gelehrtenleben schmücken können. Hier nur noch ein paar Worte selbstempfangener Eindrücke. Als ich Ranke als junger Student zum erstenmal sah, war ich nicht wenig enttäuscht. Ich hatte mir unwillkürlich als den Verfasser seiner Werke einen Mann von welchmännischer Erscheinung gedacht. Davon war keine Rede. Rankes Gestalt war keineswegs imponierend, und auch im Antlitz erschienen nur Stirn und Augen bedeutend. Er machte schon damals (1862) durchaus den Eindruck eines gebrechlichen Greises. Auch sein Vortrag zog anfangs nicht an, erschien manieriert, ja affektiert, doch gab sich dieser Eindruck natürlich bald, und man empfand seine Sprechweise dann auch als zweckentsprechend und anregend. Seine Hauptwirksamkeit als Lehrer lag übrigens weniger in seinen Vorträgen, als in seinem Seminar, aus dem eine große Anzahl der bedeutendsten deutschen Geschichtsschreiber hervorgegangen ist. Als Gelehrter aber wie als Lehrer stand er darin unerreicht da, daß er es verstand, die peinlichste Einzelforschung mit großem Überblick zu verbinden, und daß er, der Zeitgenosse Hegels, sich sein Lebtag vollständig frei erhielt von jedem gelehrten Kauderwelsch. Seine Werke, seine Vorträge sind Muster nicht nur tief sinnigster Forschung, sondern auch geschmackvollster Darstellung. Wie vergißt er, daß das Einzelne nur seine Berechtigung hat als Glied des Ganzen, und daß der Geschichtsschreiber nicht für die Berufsgenossen schreibt, sondern für die Staatsmänner, für die Gebildeten seiner Nation.

Am Abend des 23. Mai hat dieses wunderbar reiche Leben nach hartem Lebenskampfe geendet. Voll herzlicher Teilnahme steht die dankbare Nation am Sarge des großen Toten und empfindet wieder einmal ganz und voll mit ihrem greisen Kaiser, der in einem Handschreiben an den Sohn Rankes den Verstorbenen einen Ehrenmann und echten Patrioten nennt und ihn als einen unerreichten Geschichtsforscher wie Geschichtsschreiber charakterisiert.

Th. H. Pantenius.

B'bit Gott.

Novellette von T. Dufrenoy.

(Fortsetzung.)

Gerhard schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht, Freund, kann ich nie und nimmer. Ich muß wissen, was an der Sache ist.“

„Ja, dann wird dir nichts anderes übrig bleiben, als hinzureisen,“ meinte Erwin. „Pfingsten ist vor der Thür, und wenn auch das nicht wäre, du bist ein freier Mann und hast niemand um Urlaub zu bitten.“

„Du magst recht haben, daß es das einzig Richtige wäre. Aber meine angefangene Arbeit — ich gehe gerade jetzt so ungern fort.“

„Als ob du nicht immer eine angefangene Arbeit hättest und ungern davon gingest. Das gehört sich so für einen von deiner Sorte. Aber es schadet dir gar nicht, da hast du einmal einen Vorwand zu einer Ferienreise. Du beneidenswerter Mensch! Ferien! 'Ich möchte den Totenkopf des Mannes küssen, der das Wort erdacht,' sagt, glaube ich, Jean Paul. Also nicht wahr? es ist abgemacht, du reisest, sobald du kannst, und ich bleibe hier und suche die Lästermäuler still zu machen, so gut es eben geht. Und wenn du der Sache auf den Grund gekommen, gibst du mir sofort Nachricht?“

„Das versteht sich. Und wenn es denn einmal sein soll, reise ich morgen schon.“

Morgen wurde es nun freilich wegen allerlei unvorhergesehener Zwischenfälle, von denen auch der Unabhängigste zuweilen abhängig ist, noch nichts mit der Reise. Erst einige Wochen nach Pfingsten betrat Gerhard das Wirtshaus am Eingang des Pocherthales und bat sich Rast und Zehrung aus. Er hatte sich unterdes zu leidlicher Ruhe hingearbeitet und hatte die Meinung seiner sämtlichen Freunde zu seiner eigenen gemacht, daß ein Volkslied, welches einige entfernte Ähnlichkeit mit dem besprochenen Liede hatte, einigen boshaften Weibern willkommenen Stoff zur Verleumdung geboten habe. Aber er wollte genau prüfen, keine Zeit und Mühe sparen, wenn es nötig sein sollte, in jedes Bauernhaus gehen, bis er gefunden haben würde, was er suchte. Er wollte dann das Gesammelte heimbringen, nichts bemäntelnd oder weglassend, und sagen: „So und so viel Wahres ist daran, nicht mehr und nicht weniger, seht zu, ob das lohnt, einen Menschen des Schlimmsten zu bezichtigen.“

Vorläufig merkte er freilich, als er abends ankam, von dem sangeslustigen Volk nicht viel. Er hatte sich auf der Reise über das Pocherthal in einem rotgebundenen Reisebegleiter unterrichtet und hatte erfahren, daß es ein erst kürzlich entdeckter Wallfahrtsort der Sommerfrischler sei, daß es alles besäße, was man vernünftigerweise von einem Gebirgsthal ersten Ranges verlangen könne, schöne Waldungen mit saftigen grünen Waldwiesen, romantisch geformte Felsen, in denen eine kühne Phantasie bei mangelhafter Beleuchtung die Profile von Ungetümern und historischen Persönlichkeiten erkennen konnte, eine Quelle, welcher ein beedeter Chemiker so und so viel gesundheitsbringende Bestandteile nachgewiesen hatte, auch ein winziges Restchen Ruine mit historischer Vergangenheit und ein „Felsenthor“ mit einigen Teufelsagen; — endlich ein mit einem Stern bezeichnetes Gasthaus mit guten Betten und besonders vorzüglichen Forellen. Unserm Reisenden waren von all den gerühmten Herrlichkeiten nur die Betten und die Forellen im Gedächtnis geblieben, und er fragte bescheiden nach diesen beiden, als er der dicken Wirtin gegenüberstand. Mit vielen Entschuldigungen wurde ihm da aber die Belehrung zu teil, daß es mit den beiden sonst schon seine Richtigkeit habe, daß aber heute leider alle Betten und alle Forellen telegraphisch bestellt seien vom Rudelsheimer Gesangsverein, der sogleich eintreffen werde. Er solle sich aber nicht sorgen deswegen, ein Abendessen werde schon noch übrig bleiben für ihn, und was das Nachtlager anbelange, so könne ihn nachher ihre Magd zum Lehrer nur fünf Minuten weit führen, der habe ein hübsches Zimmer, wo er Fremde logieren könne, das Zimmer der Tochter, die im letzten Winter gerade in der Nacht vor ihrem Hochzeitstage gestorben — nicht in dem Zimmer, er brauche sich nicht zu fürchten, auch sei es keine ansteckende Krankheit gewesen. Der Gesangsverein würde gleich einrücken, fast sei es ihr, als ob man ihn schon in der Ferne höre. Das gäbe einen lustigen Abend und einen musikalischen Genuß, denn sie trügen natürlich etwas vor. Ob der Herr auch musikalisch sei? Ein wenig? Ei, das mache sich ja schön, da könne er vielleicht zum Klavier begleiten. Das Klavier stehe im großen Saal, es sei wohl, wie die Leute sagten, ein wenig verstimmt, aber das käme nur von der Feuchtigkeit.

„Man ist hier wohl sehr musikalisch?“ fragte Gerhard.

„O ja gewiß. Es ist so zu sagen das halbe Leben hier,

besonders in jetziger Zeit, wo noch keine Kurgäste hier sind. Da ist der Pfingberger Gesangsverein und der Westheimer und der Rudelsheimer, der heute kommt, und ein Duzend andere, die hier durchkommen. Daß sie hier übernachten, ist freilich eine seltene Ausnahme.“

„Ja, ja, aber das Volk, ich meine die Leute, die hier im Thal wohnen, singen die auch viel?“

„Leute? welche?“ fragte die Wirtin gedehnt.

„Nun, zum Beispiel die Arbeiter der Glashütten, die Holzfäller oder die Leute in den Sägemühlen, die ich auf dem Wege gesehen. Singen die nicht bei der Arbeit?“

„Ja, bewahre, dazu haben sie keine Zeit.“

„So kennen sie also nichts von Volksweisen?“ fragte Gerhard aufatmend. „Ich meine von Liedern, die nirgends gedruckt sind und die einer dem andern nachsingt.“

„Einer dem andern nach — — aber Räter,“ unterbrach sich die Wirtin, „so lauf sie doch, das Thor aufmachen, sonst kommen sie durch die Hintertür und zertreten mir den Salat.“

Gerhard wäre am liebsten geflohen vor dem wirren Durcheinander von brüllenden ungeschulten Stimmen, die sich dem Hause näherten und deren Besizer jetzt in die Wirtsstube traten, staubig, roh und lärmend. Aber er besann sich, weshalb er hergekommen, und daß er durch die musikalischen Herren wohl am besten sich über das Lied „V'hit Gott“ unterrichten könne, und so hörte er denn geduldig den drei oder vier sentimentalen Liedern und wigig sein sollenden Quodlibets zu, welche sie zu Gehör brachten, und rückte dann, als sie sich niedergelassen, die trockenen Kehlen anzufrischen, leutselig mit seinem Glase zu ihnen, das Gespräch bald auf den bewußten Gegenstand bringend. Die Sänger machten dumme Gesichter. Nein, von einem solchen Liede wußten sie nichts. Der Dirigent besonders verhandelte den Punkt mit großer Gelehrsamkeit, indem er mit Stolz die Bücher anführte, in denen alles was er singen ließe, gedruckt stände.

Gerhard fühlte sich unendlich erleichtert, die Gesellschaft der durstigen Sangesbrüder, die ihm erst so widerlich gewesen, sing an, für ihn alles Unangenehme zu verlieren, aber gleich darauf wurde er in seinem Glücksgefühl wieder gestört durch die freischende Stimme des ersten Tenors.

„V'hit Gott: ja, natürlich,“ krächte er, „das ist ja das-selbe Lied.“

„Kennen Sie es?“ fragte Gerhard eifrig.

„Ich? o nein. Aber ein fremder Herr, der neulich bei mir gewesen, und Stiefel angesehen hat — er hat sich aber keine anmessen lassen — hat mich gefragt, ob ich das Lied kenne.“

Sogleich, als der Tenor geschwiegen, fielen auch einige Herren vom ersten und zweiten Paß ein.

„Es ist richtig. Bei mir hat einer am Posthalter ein halb Duzend Postkarten gekauft und mich daselbe gefragt. Ich hab' gesagt, in den Dienststunden kenne ich gar keine Lieder.“

„Und bei meiner Frau hat eine Dame gethan, als ob sie Spitzen kaufen wolle,“ fügte ein dritter bei, „und hat meine Tochter, die im Laden gekloppt, gebeten, ihr noch einmal zu singen, was die Dame eben von außen durchs Fenster gehört. Sie hat es auch gethan.“

„Und war es das richtige, ich meine das, was die Dame erwartet zu hören?“ fragte Gerhard gespannt.

„Ja Herr, das weiß ich nicht,“ brummte der Paß.

„Meine Frau klagte mir nur, daß Leute daher kämen und die Mädchen von der Arbeit abhielten und erst noch nichts kauften.“

„Jetzt fällt mir auch ein,“ warf ein kleines Männchen, das, wohl als Stammgast, allein in seiner Ecke sitzend, nicht zu den Sängern gehörte, dazwischen, „jetzt fällt mir ein, daß ich am letzten Sonntag in den „Schwan“ in Enslingen zum Rasieren geholt bin und der Herr unter dem Einseifen mir immer etwas vorgepfeifen hat und gefragt, ob ich das Lied kenne.“

„Kannten Sie es denn?“

„Na natürlich. Mein Lehrjunge pfeift und singt es den halben Tag.“

„Könnten Sie mir es nicht einmal singen?“

„Thut mir leid, Herr, aber singen ist nicht mein Geschäft. Wenn der Herr rasiert sein will, ich hab' auch gute Seife und Pomade und meine Frau setzt Bluteigel und Schröpfköpfe.“

„Könnten Sie mir Ihren Lehrling, der das Lied den halben Tag pfeift, wohl morgen früh schicken? Sie wohnen doch hier am Ort?“

„Gewiß, Herr. Wo wohnt der Herr? Beim Lehrer? Um welche Zeit besieht der Herr? Um sieben Uhr. Ja wohl, Herr.“

Jetzt besann sich auch die Wirtin, daß ihr kürzlich ein paar Fremde etwas auf dem Klavier vorgespielt und sie allerlei gefragt, sie habe aber zu viel zu thun gehabt, um viel darauf hinzuhören, und habe nur immer „ja, ja“ gesagt.

„Wann war das?“ fragte Gerhard erfreut. Vielleicht war er hier dem Ganzen auf der Spur und das „ja, ja“ der Wirtin die Mühe, welche durch den Klatsch von Neidern und Ubelwollenden zum Elefanten angeschwollen.

„Am zweiten Pfingsttag. Da hat doch unser Herr nicht Zeit, auf so etwas zu hören.“

Gerhard schwieg enttäuscht. Also hatte er es hier mit den Wirkungen, nicht mit dem Ursprung jenes Artikels zu thun, und die Pfingstreisenden hatten nur den Rat des böshafter Kritikers befolgt. Er verabschiedete sich, nachdem er sein Abendessen genossen, von den Sängern und wurde von dem Hausknecht mit einer Laterne nach seinem Logis gebracht, das freilich keine fünf Minuten, sondern wohl eine Viertelstunde entfernt, aber hübsch und etwas erhöht in der Nähe des Waldes gelegen war. Eine alte Magd, die auf ihn gewartet zu haben schien, führte ihn eine Treppe hinauf in sein Zimmer, zündete das Licht an und wünschte ihm eine gute Nacht.

„Gute Nacht.“ Ihm war nicht zu Sinn, als ob er eine gute Nacht haben würde. Seine Nerven, welche ihm sonst selten zu schaffen machten, waren überreizt. War es die Eisenbahnfahrt, oder das darauf folgende dreistündige Rütteln im geschlossenen, nichts weniger als bequemen Wagen, war es die schlechte Musik, die er zu hören verdammt gewesen, oder die enge drückende Luft des Zimmers? Er stieß das Fenster auf. Heller Mondschein strömte herein und beleuchtete, besser als das flackernde Licht es vermochte, das schneeweiße Bett, die Heiligenbilder in schlichten hölzernen Rahmen, von denen eins noch einen vertrockneten Kranz trug, und ein spiegelblankes Schränkchen, mit allerlei Spielereien bedeckt — Schälchen vielleicht für den bescheidenen Geschmack des armen guten Kindes, das hier gewohnt — Muschelfästchen, Körbchen von Perlen und ein Schreibzeug aus bunt bemaltem Porzellan. Den Ehrenplatz in der Mitte aber nahm die Photographie eines jungen Mannes in einem aus Tannensprossen gefertigten Rahmen ein, ein schönes edles Gesicht mit etwas schwermütigem Ausdruck. Konnte er so ausgesehen haben, der Bräutigam des Mädchens, der, wie ihm der Hausknecht vorhin, als er ihn hergeführt, erzählt, der erst kürzlich im Ort angeessene Bäcker gewesen? Mit vorsichtigen Händen stellte er das Bild wieder an seinen Ort, innerlich auf die pietätlosen Angehörigen des Mädchens scheltend, welche nicht einmal für nötig gefunden, diese Dinge vor den Augen gleichgültiger Fremder zu bergen. Mit Gewalt suchte er sich der trüben, seiner heiteren Künstlernatur so fremden Stimmung zu entziehen. Aber das Mittel, welches sonst immer genügt, ein frisches frohes Lied lustig in die Welt hinaus, oder wenn das nicht thut, in sich hineingesungen — das Mittel wollte heute nicht fruchten, oder vielmehr, er versuchte es gar nicht recht. Denn seit jenem Abend vor nun bald drei Wochen war alle Sangeslust in ihm wie erstorben, fast war's, als ob der schöpferische Quell in ihm versiegt sei, so sehr hatte jene Anschuldigung seine harmlose Künstlerseele, die wenig nach dem Beifall der Menge fragte, aber ihre Achtung nicht entbehren konnte, aus ihrer fröhlichen Unbefangenheit gerissen, und er hatte das Singen verlernt, wie der Vogel im Walde, wenn der Lärm der Jagd ihn aufstört aus seinem Frieden. Er lehnte sich zum Fenster hinaus. Eine weite, mondbeleuch-

tete Waldwiese lag vor ihm im Kranz von dichtem Gehölz, das sich sanft an den Bergen in die Höhe zog. Zur Linken, etwas in der Tiefe, lagen die Häuser des Dorfes, in dessen Fenstern eben die letzten Lichter erloschen. Sanft und zärtlich schlug eine Nachtigall im Gebüsch unter seinem Fenster und leise murmelten die Quellen. Sonst kein Laut, kein Zeichen von Leben. Aber doch, war das nicht ein Reiz, das vorsichtig lauschend heraustrat auf die Wiese? Der helle Mondstrahl traf es, jetzt schien es zu lauschen, als ob es etwas hörte, und war im nächsten Augenblick im Gebüsch verschwunden, denn ein Ton, der Ton eines Waldhorns hatte sich vernehmen lassen. Der Lauscher neigte sich vor und horchte. Noch ein Ton, ein zweiter, dritter und vierter, zärtlich und sanft, süß und schwermüthvoll, ein wenig langsamer, als es gespielt werden sollte, aber wunderbar klar und rein — es war sein eigen Lied, das da, nicht gar weit von ihm, aus dem nächtlichen Walde zu ihm herüberscholl. Gerhard hatte alles vergessen, vergessen, daß er gefürchtet als das Widrigste und Schlimmste was ihm begegnen könnte, diese Klänge hier zu hören. Wie befreit atmend hörte er nach dem Mißklang der letzten Stunden dort aus den verschwiegene Wäldern her eine Menschenseele zu sich sprechen, die ihn verstanden, und stand wie im Bann des selbstausgesprochenen Zaubers, bis ihn der Gedanke weckte, daß er wissen wolle, wissen müsse, wer diese Klänge herüberschickte. Nur ein leises Schwanken war's, ein kurzes Besinnen, ob es nicht besser sei, für heute alle solche Nachforschungen zu unterlassen, dann hatte die lebhaft geweckte Neugier gesiegt. Aber wie hinauskommen, ohne die Schläfer im Hause, das bei seiner Ankunft schon ganz dunkel gewesen, zu stören? Da fiel ihm ein, daß er am Ende des Flurs, auf den sein Zimmer hinausging, eine, wie es schien, nach außen gehende Thür gesehen. Er ließ sein Licht in der Nähe des Fensters brennen, daß es ihm den Weg zurück zeige, und suchte und fand die bewußte Thür sogleich. Ein Riegel war leicht beiseite geschoben. Richtig, die Thür öffnete sich auf eine hölzerne Treppe, welche ins Freie führte. Einen Moment darauf schritt er auf dem schmalen gut kenntlichen Fußsteig durch die Wiese der Richtung des Waldes zu, von wo die Klänge herkamen. In kurzer Frist hatte er den Waldrand erreicht.

Zwischen schlanken, weißen, mondbeleuchteten Birkenstämmen zog sich ein breiter Pfad aufwärts, dann wieder abwärts dahin, von wo deutlich die Töne den Weg zeigten. Hier und da schwiegen sie, wie sich auf sich selbst besinnend, und er hörte nichts als seine leisen Tritte auf dem weichen Moosboden, nichts rührte sich, jedes Blatt schien regungslos zu horchen und zu warten, zugleich mit dem Wanderer, bis die Töne aufs neue den Weg zeigten. Da lichtete sich das Gezweige. Ein schilfumwachsener Teich, zu dessen regungslosem, trübem Gewässer sich hängende Weiden tief niederbeugten, lag da im Vollmondsglanz, dicht an seinen Ufern ein Jagdschloßchen, als solches kenntlich an den stattlichen Hirschgeweihen, welche den Giebel krönten.

Nur wenige Fenster blickten zwischen den Schlingpflanzen heraus, die das Schloßchen fast ganz überzogen, nur matt und kaum als solche erkennbar, auch schimmerte nirgends Licht. Und doch drangen die Töne aus diesem Hause, hinter eben diesen umwachsenen Fenstern hervor, eben jetzt nach kurzer Pause wieder mit dem Anfang beginnend, zum dritten oder viertenmale, diesmal mit leichten gefälligen Veränderungen und Ausschmückungen, aber dann plötzlich mit einer schrillen Dissonanz abbrechend, daß der Lauschende unten zusammen-schrak. Eine Weile blieb alles still. Gerhard wartete und horchte, er ging dicht an das Haus hinan und blickte nach den Fenstern in die Höhe. Da hörte er über sich von einer männlichen, wohlklingenden, obgleich etwas verschleierte Stimme in zärtlichem Ton die Worte sagen: „Marie, bist du da? Endlich, endlich! Wie habe ich sehnsüchtig gewartet! Ich komme hinunter, gleich, gleich, mein Lieb!“

Schnell überlegte Gerhard seine Lage. War's ihm nicht schon vorher gewesen, als ob etwas neben ihm zwischen den Büschen geraschelt? Entschieden handelte es sich hier um ein verliebtes Stellbichein des Waldhornbläfers, und es war sicherlich nicht Zeit und Gelegenheit, denselben nach dem Ursprung des eben geblasenen Musikstücks zu fragen. So barg er sich denn im dichten Gebüsch, um ungesehen von dem Liebespaar den Rückweg antreten zu können. „Marie,“ hörte er es noch einmal dringender und zärtlicher, und zum drittenmal wie ängstlich und enttäuscht „Marie!“ Aber nichts regte sich, nur durch das Schilf ging ein leises geheimnisvolles Murmeln, und die Wälder rauschten. Als alles still blieb, leuchtete ein Schein von Licht oben auf, gleich darauf hörte man Schlüßel an der Thür rasseln, und ein Mann erschien mit einer Laterne. Vergeblich mühte sich Gerhard, die Gesichtszüge zu erkennen, doch er sah, daß Haltung und Gestalt jugendlich war. Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, suchte der unberufene Lauscher den Pfad, auf dem er hergekommen, wieder zu gewinnen, hörte aber auch, indem er sich entfernte, mehreremale in traurigem Ton das Wort „Marie.“ Aus einiger Entfernung blickte er zurück und sah, wie der Mann mit seiner Laterne rund um das Haus herumleuchtete, offenbar etwas suchend. Schon wieder an jener Stelle des Waldes angelangt, wo sich ihm vorher zuerst der Blick auf das Schloßchen und den Teich geboten, sah er die Laterne hastig auf und abtauchen und, wie es ihm schien, sogar das Schilf am Rande des Weihers untersuchen, bis sie im Innern des Hauses verschwand. Langsam und träumerisch wanderte Gerhard den mondburch-

leuchteten Waldpfad und dann über die Wiese zurück, nach seiner Wohnung, zu der ihm das Licht aus seinem Zimmer freundlich den Weg wies. Der Hofhund schlug an, als er die Treppe wieder hinaufstieg, dann blieb alles still. Von der Galerie blickte er noch einmal hinüber nach der Richtung des Schloßchens, das jetzt in tiefer Dunkelheit dalag. Auch kein Ton des Waldhorns ließ sich mehr vernehmen, tiefste Stille herrschte, selbst die Quellen schienen zu schlafen und zu ruhen, nur der Duft des Heus drang fein und lieblich aus der verschlafenen Welt zu ihm herauf.

Wer mochte der einsame Waldhornbläser gewesen sein? Wie war er zu dem Lied gekommen? Gerhard fragte nicht viel danach an diesem Abend, so sehnlich und feierlich war ihm zumute geworden. Noch lange schaute er zum Fenster

XXII. Jahrgang. 87. k.

hinaus in die Nacht, und weithin über die ruhenden Wälder schwang sich sein Gedanke an das tannenumsäumte Ufer jenes Sees im Hochgebirge, und ein Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau streckte ihm zwei kleine Hände entgegen. Da ging es wie scharfer Abschiedsschmerz durch seine Seele, und doch wie seliges Hoffen auf baldiges Wiedersehen, und aus der Mischung von Leid und Seligkeit entstand die Weise: „B'hüt Gott.“

„Ich will zu dem Herrn da drinnen.“

„Er schläft noch, und da darf ihn niemand stören.“ —

„Ich bin aber bestellt auf sieben Uhr.“ Der Herr drinnen schlief nicht mehr. Er stand schon fertig angekleidet am Fenster und hörte drin die laut geflüsterten Worte. „Nur herein,“ rief er, „ich schlafe nicht mehr.“ Ein winzig kleines Büßchen trat ein. „Ich soll den Herrn ja wohl rasieren.“ „Das hab' ich schon selbst besorgt. Aber statt dessen sing oder pfeif mir das Lied, was du den halben Tag pfeifst.“ — Der Kleine riß Mund und Augen auf. Die Sache schien ihm höchst vergnüglich. Er legte sein verschmähltes Handwerkszeug auf den Tisch, sah sich dann recht mit Muße den fremden Herrn an, ob er auch keinen Scherz mit ihm treibe, und als er sich darüber beruhigt, sagte er: „Was soll ich aber denn pfeifen?“ „Was du kannst, ich sage dann, ob es das rechte ist.“ — Der Kleine stellte sich in Positur und begann, die Hände in den Hosentaschen und mit den Augen gegen die Sonne blinzelnd, nach verschiedenen anderen Versuchen, die gleich unterbrochen wurden, das Lied aus Gerhards Oper peinlich richtig zu pfeifen, war aber

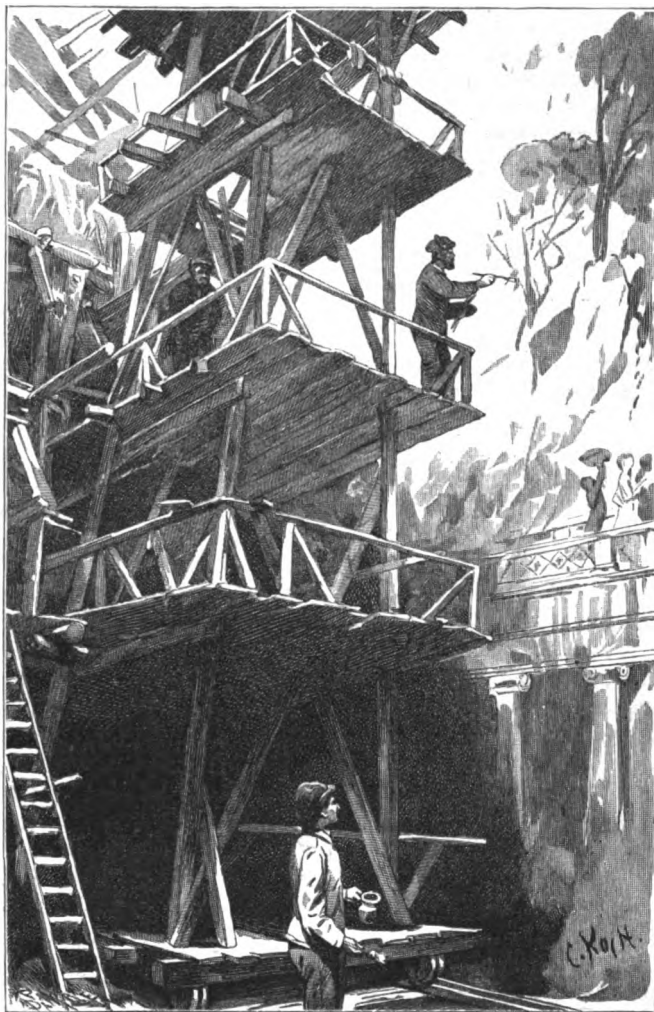
sehr verwundert, als sein Zuhörer nach beendeter Produktion statt befriedigt, sehr niedergeschlagen aussah, trotzdem aber noch nicht genug hatte und das Lied auch gesungen haben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pergamenischen Ausgrabungen und Pergamon in Berlin.

Von Rudolf Kleinpaul.

Wie man hört, wird Berlin in diesem Sommer klassisch sein. Bekanntlich feiert im Laufe desselben die Berliner Kunstausstellung ihr hundertjähriges Jubiläum, ferner akademische Kunstausstellungen in unserer Reichshauptstadt seit dem Jahre 1786, wo sie noch unter dem Schutze Friedrichs des Großen ins Leben traten, bestehen. Diese Jubelausstellung,



Pergamon in Berlin: Das Altargerüst vor dem Pergamonpanorama im Neustempel des klassischen Dreiecks.

C. Koch

deren Ehrenpräsidium der Kronprinz übernommen hat und die von ihrem Protektor, dem Kaiser, am 23. Mai feierlich eröffnet worden ist, findet zu Noabith und in demselben Gebäude statt, welches im Jahre 1883 vor der Eröffnung der Hygieineausstellung ganz abbrannte und dann wieder neu errichtet wurde — in dem Ausstellungsgebäude bei dem Lehrter Bahnhof. Sie bietet eine reiche Galerie dar, da nicht bloß die einheimische, sondern auch die ausländische Kunst vertreten und die Ausstellung, Frankreich ausgenommen, von allen Nationen Europas besichtigt worden ist, so nimmt man an, daß sie im ganzen drittehalbtausend Nummern enthalten dürfte. Der österreichisch-ungarischen Kunst ist für ihr geschlossenes Auftreten ein eigener Saal eingeräumt worden. Aber diese moderne Kunstausstellung zieht weitere Kreise als gewöhnlich: sie bekommt einen großartigen, monumentalen Hintergrund, der für das heutige Berlin charakteristisch ist und durch die eigentümliche Verbindung antiker Schönheit und blühender Natur einigermaßen an die Farnesischen Gärten auf dem Palatin oder an die historischen Landschaften Griechenlands erinnert. Vor dem Ausstellungsgebäude hat die städtische Gartenbaudeputation entzündende Anlagen geschaffen, innerhalb welcher zwei kolossale Bronzen aufgestellt werden sollen: Washingtons Reiterstatue von Siemering, für Philadelphia bestimmt, und Pfuhs Perseusgruppe, von einer früheren Ausstellung her bekannt. Von hier führt der Weg durch die Stadtbahnbogen zu dem sogenannten klassischen Dreieck.

Zur Zeit der Hygieineausstellung nannte man diesen Platz, weil sich daselbst die meisten Restaurants und Bierhallen befanden, scherzweise das nasse Dreieck. Es war der Kultusminister von Götter, der in einer Landtagsrede daran anknüpfte und sagte: das nasse Dreieck werde fortan das klassische Dreieck heißen.

Ein schattiger Park ist über Nacht hervorgezaubert worden: ein heiliger Hain umfängt uns, der die Wunderwerke der alten Zeiten birgt. Links erhebt sich auf einem Hügel, geheimnisvoll und ehrfurchtgebietend, ein ägyptischer Tempel — das Kaiser-Diorama, welches Szenen aus den deutschen Kolonialgebieten enthält. Auf einem großen Plage schießt ein riesiger Obelisk wie ein versteinertes Sonnenstrahl empor — das Modell knüpft an die Erscheinung jenes Obelisken an, welcher im Dezember 1878 beim Einzug des Landesherrn in seine Hauptstadt die Mitte des Potsdamer Platzes einnahm; dahinter erblicken wir in mächtigem Geviert, auf einem Unterbau von $37,70 \times 34,60$ Meter, den Altar von Pergamon. Eine breite Freitreppe führt, den Zug der Mauer durchbrechend, zur Plattform hinauf; die Treppentwangen enthalten in trefflichen Abgüssen sechs Gruppen aus jenem berühmten Fries, der im höchsten Relief den Kampf der Götter mit den Giganten darstellt. Die Langseiten des Unterbaues sind nur auf eine kurze Länge wiedergegeben, von hier aus erfolgt die Entwidlung des Bilderriefes auf zwei im Winkel abkröpfenden Mauerlängen. Ja, der Pergamenische Altar! So also sah das ehrwürdige Denkmal aus, das ein deutscher Ingenieur im fernen Kleinasien entdeckt hat, von dem seit einigen Jahren so viel Wesens gemacht wird! — Wir staunen, denn wie manche Beschreibung wir auch gelesen haben, der Anblick wirkt wie eine plötzliche Offenbarung, und wie wir uns diesen überlebensgroßen Gebilden, diesen gewaltigen Leibern mit den Schlangenfüßen nähern, ist es, als ob wir einen elektrischen Schlag empfangen. Die königlichen Räte Ryllmann und Heyden (die zuerst den Gedanken hatten, auf diesem Teil des Landesausstellungsparks gemeinsam mit dem Verein Berliner Künstler und einigen Kunstfreunden die bedeutungsvollen Bauten von Elis und Kleinasien auszuführen) haben das Monument einer untergegangenen Kultur nach den „architektonischen Erläuterungen“ des Baumeisters Richard Bohn, der bei den Ausgrabungen in Pergamon selbst mit thätig war, neu errichtet und in Wirklichkeit rekonstruiert; die Hochreliefs beruhen auf den Skizzen, welche der Bildhauer Alexander Tondeur „zur Wiederherstellung des Pergamenischen Altars“

veröffentlicht hat. Aber nicht bloß dieses Stück Pergamon ist in unserm Ausstellungsparc zu sehen, sondern ein wenig weiter die Metropole des Pergamenischen Reiches selbst.

Nämlich so. Die ganze Terrasse des Pergamenischen Altars ist auf dem klassischen Dreieck selbst als ein Unterbau gedacht, und zwar, wie aus unserm Holzschnitte hervorgeht, als der Unterbau einer Tempelhalle und eines großen dorischen Tempels, der eine Nachbildung des Zeustempels von Olympia zu sein scheint: wirksam heben sich die Figuren des Giebelfeldes und die Bildwerke der Metopen, ebenfalls Abgüsse, von dem roten Hintergrund ab, alle Architekturteile schimmern in bunten, niedrigen Farben, den Firn krönt eine Nise. Es ist kein Tempel, es ist nur die (östliche) Fassade des Zeustempels, dessen Langseiten abermals bloß mit einem Teil ihrer Länge ausgeführt sind, sie zielt das halbkreisförmige Pergamon-Panorama, welches von den Malern Rips und Koch gemalt worden ist, und dessen wesentlichste Partien unsere Abbildung wiedergibt. Sieh, hier ist Pergamon. Hier haben wir die reiche, glänzende, kunstförmige Stadt der Attaliden, jener königlichen Dilettanten, die man wohl die Mediceer der Diadochenzeit genannt hat; wie Plinius sagt: *longe clarissimum Asiae Pergamum* (weitaus am berühmtesten in Asien ist Pergamon). Und zwar in der römischen Zeit, als das Land längst eine Provinz des Weltreichs geworden war; denn unter der römischen Herrschaft blühte die Stadt fort, sie blieb ein Mittelpunkt des Handels und Verkehrs, wo alle Straßen Westasiens zusammenliefen, erst unter den byzantinischen Kaisern begann sie zu verfallen. So sehen wir denn auf dem Berliner Gemälde den römischen Statthalter mit seinem Gefolge in einer offenen Säulenhalle stehen; im Hintergrund sanfte Hügel, zwischen denen sich ein römischer Aquädukt hindurchzieht. Geradeaus auf einem hohen Berge die Akropolis von Pergamon, die Burg, die der Stadt ihren Namen gegeben hat; denn Pergamon bedeutet nichts anderes als Burg, daher nennt Homer auch die Burg von Troja Pergamon. Die Kuppe des Berges krönt das Augusteum, ein der römischen Welt Herrschaft geweihter Tempel; der wundervolle Hain, welcher Tempel aller Götter, des Zeus, der Athena, des Apollo, des Askulap, des Dionysus und, den schönsten unter allen, der Aphrodite, umschließt, ist das sogenannte Nieceporium, das zum Danke für einen Sieg über Antiochus gegründet ward. Am Abhange das Theater und im Vordergrunde Terrassen, die von Stützen gehalten sind. Rechts zeigt sich der Altar, den wir vorhin betreten haben, mit seiner Säulenhalle und mit seiner Gigantomachie: ein buntes Menschengewimmel belebt die Treppe und die Plattform, denn das Opferfeuer lodert und ein Festzug bewegt sich auf ihn zu. Die Stadt liegt, wie noch heute, am Südfuße des Burgbergs, an welchem sie terrassenförmig aufsteigt. Mit Behagen schweift der Blick darüber hinaus in die düftigen Fernen, über die Pinienwälder auf den Höhen des Temnus, die ihre scharfen Konturen an den lichten Himmel zeichnen, über die heitere Landschaft, durch die, umsäumt von blühenden Oleandern, der Kaios zieht. Dunkle Cypressen, die Wipfel von der glühenden Sonne vergolbet, sind um die Grabhügel des Attalidengeschlechts gepflanzt; die Dattelpalme, von herabhängenden Rispen wie von üppigen Locken umgeben, senkt ihr schwantes Haupt träumend hernieder, gleich einem schönen Weibe, welches der Schlaf übermannt. Wie stimmungsvoll ist das Bild! — Und doch soll die Illusion immer noch gesteigert, Pergamon nicht bloß gemalt, sondern auch gespielt, sozusagen aufgeführt werden. Ein Fest ist in Vorbereitung, an dem die Berliner Künstlerschaft einen Pergamenischen Triumphzug improvisiert. Ein Altar lehrt ruhmbedeckt vom Syrischen oder vom Gallischen Kriege heim und bringt den Göttern auf dem Pergamenischen Altar ein Dankopfer dar — es heißt ja, daß die Reliefs nicht sowohl den Sieg der Götter über die Giganten selbst verherrlichen, als vielmehr die von den Pergamenischen Königen über die Gallier davongetragenen Siege, die mit dem der Götter über die Giganten verglichen wurden. In der That, Berlin wird in diesem Sommer klassisch sein.

Bis vor acht Jahren las man in den Handbüchern der Geographie unter Pergamon die folgende Bemerkung: „Hier die Charta Pergamena oder das Pergament erfunden“ — damit war die Stadt gewöhnlich abgethan. Die Sache hat ihre Richtigkeit, sie ist sogar für die Kultur der Universitätsstadt und Residenz bezeichnend. Um es den ägyptischen Ptolemäern gleich zu thun, hatten die Könige Eumenes und Attalos in Pergamon eine Bibliothek gegründet; sie umfaßte nicht weniger als 200 000 Bände. Aus Reid verbot Ptolemäus Epiphanes den Export von Papyrus aus Ägypten; infolge dessen soll Eumenes II, derselbe, der unsern Altar bauen ließ, das Pergament erfunden haben. Jedenfalls führte dieser intelligente König in der Fabrikation des Pergaments Verbesserungen ein, denn Schreibleder wurde wirklich in Pergamon massenhaft hergestellt, es bildete den wichtigsten Handelszweig der Stadt. Aber seit 1878 ist die Residenz am Kaikos in ganz anderer Weise berühmt geworden: deutscher Forschergeist hat in dem großen Schuttfeld unermessliche Schätze vermutet und gehoben. Kein würdig Pergamen hat er entrollt, wohl aber ein unergleichliches antikes Städtebild und Skulpturen, die zu den herrlichsten und wirkungsvollsten des klassischen Altertums gehören. Und indem diese Skulpturen zum größten Teile nach Berlin gekommen sind, ist unsere Reichshauptstadt mit einem Schätze geworden, was sie nicht war — reich an kostbaren Antiken; ein Windelmann und ein Lessing können jetzt im Vaterlande die Anregung finden, deren sie bedürfen, denn das Alte Museum darf es jetzt nicht nur mit der Münchner Glyptothek, sondern auch mit dem Britischen Museum, ja, mit den italienischen Sammlungen aufnehmen: der große, über zwei Meter hohe Fries enthält gleichsam Duzende von Laokoongruppen, von gleich pathetischem Charakter, von ebenso virtuoser technischer Ausführung und ungefähr aus derselben Zeit, wie das Meisterwerk der Rhodischen Schule. Die Pergamenischen Ausgrabungen haben uns in dieser Beziehung mehr eingebracht, als die zu Olympia, weil hier alle Fundstücke Eigentum Griechenlands bleiben und dem deutschen Reich nur das Recht der Abformung und der Publikation zusteht: das Museum im Dom zu Berlin hat den Hermes des Praxiteles und die Nike des Paionios nicht im Original, sondern nur im Abguß. Daher die Freude, man darf sagen, die Begeisterung, welche die Pergamenischen Funde auch in ungelehrten Kreisen hervorzurufen pflegen: diese außerordentlichen Werke, die wir rechtmäßig und im Einverständnis mit der türkischen Regierung erworben haben, erscheinen wie eine späte Belohnung der ehrlichen deutschen Wissenschaft, die so viel für die Kenntnis des Altertums gethan hat, ohne bisher viel vom Altertum zu besitzen; sie sind wie ein Tribut, den die kleinasiatische Erde der politischen Größe des deutschen Reiches zollt. Wirklich dürfen wir auf diesen erhabenen Platten einen Abglanz der letzteren erkennen; es ist nicht zufällig, daß die Pergamenischen Ausgrabungen in die Zeit der deutschen Kriege und der deutschen Triumphe fallen. Es war im Hochsommer 1866, daß der Mann, den wir als den Kolumbus der Pergamenischen Welt gleich kennen lernen werden, in seinem dunklen Orange zum zweitenmale an die Ufer des Kaikos kam; damals wurde er, wie er selbst erzählt, in jedem Dorfe nach Prussia gefragt, nach Prussia, welches das alte, mächtige Niemge geschlagen habe: Niemge ist so viel wie Deutschland, und so hieß Österreich. Heutzutage kennen sie Prussia und Deutschland wird Alemannia genannt. Es ist den Nomaden Kleinasiens der Inbegriff aller Machtfülle.

Ende der fünfziger Jahre studierte auf der Berliner Bauakademie ein gewisser Karl Humann aus Steele in Rheinpreußen und zeichnete im Museum nach der Antike. Im Herbst 1861 suchte der junge Mann seiner angegriffenen Gesundheit wegen auf ärztlichen Rat den Süden auf. Die Wege, die das Schicksal wählt, um seine Pläne durchzusetzen, sind wunderbar und nicht immer die geraden. Karl Humann wandte sich nach den griechischen Inseln, er besuchte Chios und Samos, wo er im Auftrage des Geheimen Oberbaurats Straß mit geringen Mitteln einen Teil des berühmten Heratempels aus-

grub. Bald darauf ging er über Ephesus nach Smyrna und Konstantinopel, von wo aus er mehrere Reisen unternahm. Eine derselben führte ihn im Winter 1864/65 an die westliche Küste Kleinasiens, gegenüber der Insel Lesbos, welche die Türken nach der Hauptstadt Mitilini: Midüllü nennen. So gelangte er nach dem ärmlichen Dorfe Dikeli, auf türkisch Dikeli köy, in dem alten Mysien, dem türkischen Wilajet Aidin: dieses Dikeli ist der Hafenplatz, eigentlich nur eine offenstehende Kreebe der Stadt Bergama, die 28 Kilometer = 120 Stadien landeinwärts liegt, gerade halbso weit als die Stadt Jerusalem von Jaffa (56 Kilometer). Dikeli hieß im Altertum Glæa und Bergama Pergamon — der Name ist geblieben, nur daß die Araber, die kein P aussprechen können, das letztere in B verwandelt haben. Es war natürlich, daß der junge Archäologe Pergamon sehen wollte, und trotz strömenden Regens ging er im Thal des Kaikos aufwärts; dieser Strom, welcher Bergama mit dem Ägeischen Meere verbindet und unterhalb der Stadt zwei kleinere Flüsse aufnimmt, hat einst der Pergamenischen Kultur das Wasser dargeboten, ohne welches unter diesen Breiten Kultur überhaupt nicht möglich ist. Da lag die verödete Burg der Attaliden vor ihm, an ihrem Fuße die Stadt, die heutzutage 8000 Türken, ebenso viele Griechen, 2000 Juden und Armenier zählt; ein griechischer Arzt, Herr Nikolaos Rhallis, nahm den Reisenden gastfreundlich auf. Zum erstenmale kletterte Humann den Burgberg hinauf, um den nachmals jahrzehntelang alle seine Gedanken flatterten; er ist etwa so hoch wie der Drachensfels im Siebengebirge (324 Meter). Traurig stand der Freund des Altertums auf der Höhe, der heiligen Höhe, wo der Tradition nach, im Weisheit der geheimnisvollen Rabiren, Zeus geboren worden war. Ein einziges großes Schuttfeld, mit wüstem Gestrüpp und dem knorrigen wilden Feigenbaum bewachsen, durchsetzt von Mauerzügen aus verschiedenen Zeiten. Hier und da ragte ein herrliches korinthisches Kapitäl manns hoch aus dem Boden auf; in einem frischgezogenen Graben schlummerte ein prachtvolles Götterhaupt. Daneben rauchte der Kalkofen, in den die Marmorblöcke geworfen wurden; daneben hämmerte und pochte es, um sie zu zerkleinern. Auch auf dem römischen Forum haben solche Kalköfen geraucht. Rauch ist alles irdische Wesen! — Das war Humanns erster Besuch in Pergamon.

Der zweite erfolgte, wie schon oben erwähnt, im Sommer 1866. Der deutsche Ingenieur hatte von der türkischen Regierung den Auftrag, Terrainstudien zwischen Konstantinopel und Smyrna zu machen, um die leichteste und kürzeste Landverbindung zu ermitteln. Bei dieser Gelegenheit stieg er abermals in die Kaikosebene hinab, die auf seinem Wege lag. Immer noch rauchten die Kalköfen auf der Burg der Attaliden. Herr Rhallis hatte vor den Kalkbrennern ein Relief gerettet, einen Löwen, der einen Mann packt, und das Stück nach Konstantinopel verschickt; niemand ahnte damals, daß es zur Gigantomachie gehöre und daß dasselbe wieder zu erlangen für uns einst von höchstem Wert sein würde. Aber immer mächtiger zog es den Deutschen nach Pergamon; dieser Fleck Erde hatte es ihm ordentlich angethan. Humann übernahm die Ausführung verschiedener Chauffeebauten für die türkische Regierung; zu dem Ende errichtete er im Jahre 1869 ein Hauptquartier in der Stadt Bergama. Er konnte jetzt dafür sorgen, daß nichts mehr zerfallen ward, und dennoch nicht verhindern, daß sich gelegentlich ein großes Relief, ein Gott in voller Figur, zu einer Treppentstufe aufgebaut fand. Außerdem hatte er zu viel zu thun, wohl auch zu viel zu leiden, denn das Fieber plagte ihn, um selbst Grabungen zu veranstalten. Im Sommer 1871 traf Humann zu Konstantinopel mit Ernst Curtius, dem Berliner Professor, zusammen; er lud ihn nach Bergama ein, und wirklich hatte er bald darauf die Freude, ihn, den Geheimen Baurat Adler und Dr. Gelzer in Dikeli abzuholen und den Herren sein Pergamon zu zeigen. Auf Curtius' Wunsch machte er den Plan von Pergamon; einzelne eingemauerte Relieffstücke wurden herausgenommen und durch Vermittelung des deutschen Konsuls in Smyrna, des Dr. Johannes Lührs, nach Berlin geschickt. Später



Karl Humann, der Entdecker der pergamenischen Altertümer.

nahm mit Genehmigung des Chefs der Admiralität die Gazelle welche mit. Schon damals drang Humann darauf, daß sich das königliche Museum einen Firman für Ausgrabungen in Pergamon geben lasse; da aber eben der Tempelbezirk in Olympia aufgedeckt werden sollte, konnte Curtius nichts dafür thun (Herbst 1873).

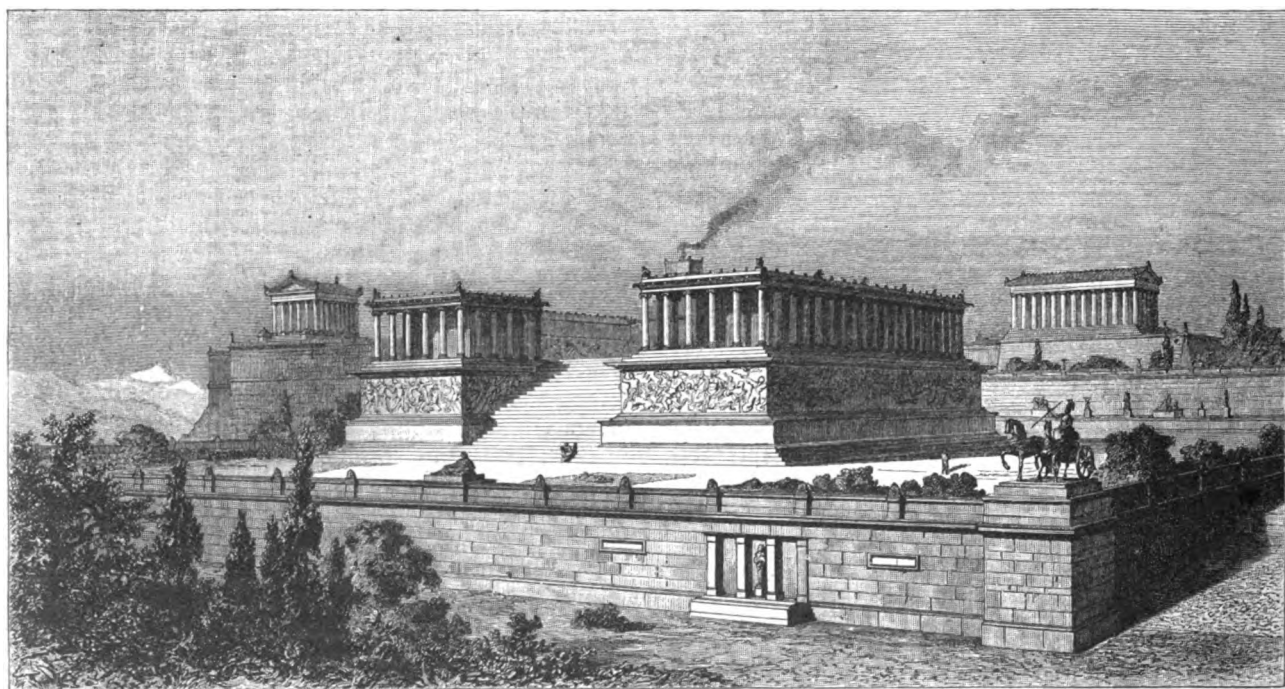
Rührend ist die Treue, mit welcher Humann an seinem Plane festhielt, für die Pergamenischen Ausgrabungen zu wirken, ohne daran zu denken, daß sie ihm selber vorbehalten sein sollten, während er doch als klassisch gebildeter Ingenieur die geeignetste Persönlichkeit dazu war. Im Sommer 1874 kam der Archäolog Dr. Gustav Hirschfeld, der die Ausgrabungen in Olympia leiten sollte und auf die Beendigung der bezüglichen Verhandlungen wartete, nach Bergama. Humann ließ in seiner Gegenwart einen Marmor heben, der nach einem Platzregen sichtbar geworden war, und rebete ihm abermals zu Ausgrabungen zu, doch geriet das Unternehmen noch immer nicht in Fluß. Vielmehr geschah das erst, als Humann, der inzwischen nach Smyrna übergesiedelt war, wegen der nach Berlin geschickten Antiken mit dem neuernannten Direktor der Skulpturengalerie, Alexander Conze in Korrespondenz gekommen war. Unter jenen Antiken waren Stücke von der Gigantenschlacht gewesen, man hatte sie auch, da die Gigantomachie von den alten Künstlern häufig dargestellt worden ist, als solche

erkannt. Conze wünschte nun die bereits im Museum befindlichen Reliefs ergänzt und vermehrt zu sehen und teilte Humann mit, daß man eine Stelle im Ampelius, einem lateinischen Schriftsteller der Kaiserzeit, aufgestöbert habe, wo von einem großen, in Pergamon befindlichen, marmornen Altar, vierzig Fuß hoch, mit riesenhaften Skulpturen, die Gigantomachie enthaltend — die Rede sei; wahrscheinlich, meinte Conze, stammten die eingesandten Platten von erwähntem Altar, den Humann vor allen Dingen suchen solle (1. Juli 1878). — (Ampelius ist der einzige alte Autor, welcher der merkwürdigen Pergamenischen Skulpturen gedenkt.)

Endlich wurden Karl Humann die Wünsche erfüllt, die er vierzehn Jahre lang mit sich herumgetragen hatte. Ein großer Lebenszweck füllte das Dasein dieses Mannes: er war so ganz bei der Sache, daß er, als die Arbeiten begonnen hatten und ihm seine deutsche Frau in Smyrna den ersten Sohn schenkte, nicht zu ihr eilte und Pergamon nicht verließ. Am 6. August 1878 verfügte der Unterrichtsminister Munif Effendi, daß dem königlichen Museum auf der Burg von Pergamon das Graben nach Antiken auf die Dauer eines Jahres gestattet sein solle; und zwar auf Grund des Antikengesetzes, welches ein Drittel der Funde für den Finder, ein Drittel für den Bodeneigentümer und ein Drittel für die türkische Regierung bestimmt; die kaiserliche Botschaft erwirkte nachträglich, daß Deutschland zwei Drittel bekam, und ein Jahr später willigte die türkische Regierung darein, das letzte, ihr gehörige Drittel an das königliche Museum zu verkaufen. Am 17. August kam das Frade in Smyrna an, vierzehn Tage darauf konnte sich Humann mit Arbeitern, Dienerschaft und Werkzeug in Gesellschaft eines türkischen Regierungskommissärs nach Dikeli einschiffen, am 5. September landete die Karawane in Dikeli, den nächsten Morgen zog sie nach Bergama.

Es war der 9. September des Jahres 1878, ein Montag. Humann stieg mit vierzehn Arbeitern den Burgberg hinauf, bis 40 Meter unterhalb der höchsten Kuppe, eines hügelartigen Schutthaufens am Westrande, wo seiner Meinung nach der Altar gestanden haben konnte. Er nahm eine Hacke und sprach die denkwürdigen Worte:

Im Namen des Protectors der königlichen Museen, des glücklichsten allgeliebten Mannes, des nie besiegten Kriegers, des Erben des schönsten Thrones der Welt; im Namen



Der Altar von Pergamon. Nach der Rekonstruktion von H. Bohn im amtlichen Bericht über die Ausgrabungen.



Bergamon in Berlin: Der Pergamonalter mit der Gruppe: Zeus im Kampf mit den Giganten, dahinter die Fassade des Zeustempels zu Olympia. Im klassischen Dreieck.

unserer Kronprinzen möge dies Werk zu Glück und Segen gedeihen!

Er war eine Zauberformel: der Altar ward wirklich gefunden.

Man begreift die Erregung Humanns. Schlag auf Schlag kamen die Funde. „Wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden,“ schrieb er, „das größte aus dem Altertum übriggebliebene Werk haben wir unter den Händen.“ Ende September waren schon dreißigundzwanzig Platten der Gigantomachie gefunden; im Oktober fand die erste Teilung statt, und nun kam die Sorge für den Transport. Humann machte zunächst solide Kisten um die Reliefs, dann baute er einen starken Schlitten und einen Weg vom Altarplatz bis an den Fuß des Burgberges; da das Herabschleifen der Kisten mit Büffeln nicht gelingen wollte, mußte wenigstens anfangs die Mannschaft angespannt werden. Hierauf ließ er einen vierräderigen Wagen mit eisernen Achsen bauen, um die Kisten nach Dikeli zu schaffen; die im Lande gebräuchlichen Wagen haben nur zwei Räder und hölzerne Achsen, unter denen eine lange Deichsel befestigt ist; an die letztere werden die Büffel noch heute genau so angespannt, wie man es auf der Biga der Gigantomachie sieht. Anfang Januar 1879 wurden die Kisten (700 Zentner) in Dikeli mit Prähmen auf Sr. Majestät Schiff, den Komet verladen, der sie in vier Fahrten nach Smyrna führte; hier nahm sie ein Dampfer an Bord, der sie nach Triest brachte. Im Februar waren sie glücklich in Berlin. Der „Kommet“ kehrte nach Konstantinopel zurück; Humann legte sich krank vor Anstrengung zu Bett. — So wurde der Altar aufgedeckt, der aus einem Unterbau und einem von Säulen umgebenen und mit einem etwas kleineren Fries in Hochrelief geschmückten Oberbau bestand. Die Skulpturen erregten in Berlin den größten Enthusiasmus, namentlich die großen Platten der Gi-

gantomachie, die den Fries des Unterbaues bildeten; es fanden sich ihrer nach und nach 94, darunter die den eigentlichen Mittelpunkt abgebende Athenagruppe und die herrliche Zeusgruppe, deren Entdeckung am 21. Juli 1879

Humann in Gegenwart seiner Frau und des Dr. Boretius gelang; als sie hinaufgestiegen waren, hatten sieben mächtige Adler glückverheißend die Burg umkreist. Die Zeusgruppe erblickten wir auf unserm Bilde an der Vorderseite des Altarbaues. Den Transport besorgte fortan Sr. Majestät Kanonenboot Loreley. Die letzten Kisten kamen am 3. Juni 1880 nach Berlin. Alles in allem waren es 462 Kisten im Gewichte von 7000 Zentnern, die Hälfte Skulpturen, die Hälfte Architektur und Inschriften. Humann wurde 1884 selbst zum Abteilungsdirektor bei den königlichen Museen in Berlin ernannt, jedoch mit der Befugnis, seinen Wohnsitz in Smyrna zu behalten.

Berlegen wir uns zum Schluß im Geiste noch einmal auf die Burg von Bergamon. In uralter Zeit war sie ein heiliger und ein fester Platz gewesen, daher allhier wie in einigen andern antiken Tempeln eine Art Depositenbank bestand. Lyfimachus, ein Nachfolger Alexanders, legte hier die ungeheure Summe von 9000 Talenten = 42 435 000 Mark in die Hände eines asiatischen Eunuchen namens Philetärus nieder. In den unruhigen

Zeiten, welche auf den Zusammenbruch des makedonischen Weltreichs folgten, ward Philetärus zum ungerechten Haushalter, er beanstandete die Zahlungen, er verwandte die Kapitalien zu eigenem Vorteil und schließlich behielt er den Schatz für sich und hinterließ ihn nach zwanzig Jahren seinem Neffen Eumenes, einem kleinen Dynasten in der Nachbarschaft. Dem Eumenes folgte sein Vetter Attalos, der Ahnherr der Dynastie der Attaliden, der die Größe seines Hauses begründete, indem er in freundschaftliche Beziehungen zu der aufgehenden Sonne des römischen Reiches trat.

Jahrhunderte vergingen; die Römer selbst hatten den Bergamentischen Schatz geerbt; aber es schien ein Fluch auf ihm zu ruhen. Die Offenbarung Johannis erwähnt im ersten Kapitel der Gemeinde von Pergamus, als einer der sieben Kirchen; im zweiten Kapitel wird die Stadt Pergamon des



Bergamon in Berlin: Die Athenagruppe vom Pergamonalter. Nach der Abbildung im amtlichen Bericht über die Ausgrabungen.



Pergamon in Berlin: Altar und Athenetempel. Ein Teil des im klassischen Dreieck aufgestellten Pergamonpanoramas.

Satans Stuhl genannt. Vielleicht daß die jüdischen Christen hier den Satan deshalb sahen, weil der Gott Askulap ein Hauptpatron und der Heiland von Pergamon war, weil hier eine medizinische Schule existierte, aus der Galen hervorging, und weil dieser Gott als charakteristisches Emblem eine Schlange hatte. Vielleicht aber dachten sie auch überhaupt an den sinnlichen Kultus dieser üppigen Residenz, die eine Stadt von heidnischen Tempeln war.

Jahrtausende vergingen, in denen der Teufel hier oben sein Wesen trieb, den Schatz von Pergamon bewachend. Da kam ein deutscher Mann, den Teufel zu beschwören und den Port nicht in den Rhein, aber in die stillen Räume eines deutschen Museums zu versenken. Der Fluch war gelöst und der Verrat des Philotäus gedieh, wie Humann in seiner Zauberformel sagte, zu Glück und Segen — zu Gewinn für Kunst und Wissenschaft, zur Freude unsers Kaiserhauses und zur Ehre des deutschen Namens.

Um familiäntisch.

Haus Hagenthal im Harz.

Als beim letzten Feste der Gustav Adolfsvereine in dem thüringischen Eisenach der schwäbische Festprediger Prälat Gerok mit dem Psalm spruch begann: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen!“ da lag in diesen Worten, abgesehen von ihrer tieferen Beziehung, die Freude angedeutet, welche der Süddeutsche gewöhnlich auf seine Heimat bezieht und welche er doch auch unserm Mitteldeutschland nicht versagen möchte, die Freude an den lieblichen Höhen des Vaterlandes. Auch dem Wandersmann, welcher aus dem Schwarzwald, oder aus Oberbayern kommt, ist es ein hoher Genuß, den Thüringer Wald oder den Harz zu durchwandern. Wer einmal den Ausblick vom Trippstein auf Schwarzburg, von den Trümmern der Schauenburg auf Friedrichrode, oder von dem Herentanzplatz aufs Bodethal genossen hat, der redet mit Lust und Wonne von

den Perlen Gottes in unsern Gauen, ohne noch den Gang aufs Gletscherreis zu begehren. Wie vielmehr mag erst dem Bewohner des niederdeutschen Gebiets, auch wenn er die Majestät der Meereswogen schätzt und für die Poesie der weithin gestreckten Heide Sinn hat, ein solches Eiland voll Vergeslust und Waldduft, wie der Harz es ist, als eine Wunderwelt Gottes erscheinen! Da erschließt sich manche Idylle und manches stille Paradies, dem müden Wanderer zu Trost und Labe. Solch ein heimliches Plätzchen möchte ich auf diesen Blättern nennen, obwohl und gerade weil es keinen Lärm in der Welt machen will.

Es war im Herbst 1883, als ich in Haus Hagenthal bei Gernrode einkehrte. Auf den Karten hatte ich dieses Haus vergeblich gesucht, selbst in den Reisehandbüchern war bis dahin wenig Rücksicht darauf genommen. Das aber ist dem Wanderer, der etliche Wochen ausruhen will von dem lärmenden Treiben der Hauptstadt, gerade recht; und ich freute mich, daß in den Sommerquartieren des Ostharzes noch ein fleckchen Erde sich fand, welches Stille und Beschaulichkeit in der lieblichsten Gottesnatur wohl zu bewahren wußte. Thale, Suderode, Gernrode, Wernigerode sind ja, wie jedermann weiß, Stätten, wo allsommerlich Tausende ab und zu gehen; und die weiche Luft des ozonhaltigen Harzrandes hat gerade der Umgebung von Haus Hagenthal den Namen „Interlaken des Harzes“ verschafft. Aber was in neuerer Zeit sich immermehr als dringendes Bedürfnis herausstellt, das sind solche Sommerfrischen, welche uns nicht hineinziehen in die Aufregung des Kurlebens, sondern welche uns das Ausruhen in der Stille als bewußter Christ unter bewußten Christen ermöglichen. Schon seit Jahren bietet Bad Boll im Schwabenland den Genuß einer christlichen Herberge als Würze für die Sommerfrische. Es bedarf nicht überall solcher geistlichen Kurorte, wohl aber solcher Stätten, wo den Kurgästen ein Zusammenleben in den Schranken christlicher Hausordnung ermöglicht ist; denn wer in christlicher Hausstille zu leben für seine Freude ansieht, der muß sagen dürfen:

Und was ich zu Hause gepflegt und gethan,
Nicht will ich's am Kurort entbehren!

Das fand ich nun in Haus Hagenthal erreicht. Das Waldthal bei Gernrode, von Quedlinburg und Ballenstedt gleich leicht erreichbar und neulich durch einen Schienenstrang mit beiden Städten verbunden, bietet von der lieblichen Harznatur so viel, als man nur wünschen kann. Zehn Minuten vor dem Städtchen und wenige Schritte vor dem Eintritt in den Wald erheben sich in freundlichen Anlagen drei Häuser, welche zur Aufnahme von Gästen bestimmt sind. Die Thalmühle, am Hagenbach gelegen, da wo er aus dem Park hervortritt, und das an der Anhöhe gelegene Haus, welches nun Villa Waldfrieden heißt, haben im Jahre 1881 einen herrlichen Zuwachs erhalten an dem schönen Kurhaus, welches nun vorzugsweise den Namen Haus Hagenthal führt. Ein großer Speisesaal, ein schöner Gesellschaftsraum, sonstige Les- und Gesellschaftszimmer, Baderstuben, siebenundvierzig Zimmer für Gäste, meist mit prächtigen Altanen — bieten den Besuchern alles, was ihnen den Aufenthalt im Hause lieb und angenehm machen kann. Die große Küche, welche den Gästen Speise und Trank vermittelt, bietet eine Pension mit kräftigem wohlgeschmeckenden Mahle. Der Ausblick des wunderbar lieblich gelegenen Hauses gewährt an dem Walde des gegenüber emporsteigenden Stubenberges einen täglichen Anlaß zu sagen und zu singen:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?

Ja — wohl den Meister muß ich loben! Dieser Gedanke bewegt das Herz, sobald wir einen Blick hinaus und einen Schritt hinein thun in diese herrliche Gotteswelt. Wie wandelt sich so leicht bergan in diesen Wäldern, wo Buchen, Eichen und Tannen sich aneinander drängen und übereinander türmen dem Auge zur Lust und dem Lande zur Bier! Stundenlang läßt es sich hier lustwandeln im traulichen Gespräch mit anderen, wie im einsamen Sinnen. Da oder dort huscht etwas durchs Laub und regt sich im Gebüsch; denn flüchtige Rehe durchstreifen den Park und sind manchmal so kühn, selbst bis in die Rosenbeete der Villa Waldfrieden ihre nächtlichen Streifereien auszudehnen. Hier begegnet uns wohl ein Trupp Wanderer, welcher mit frohem Sang von der Roßtrappe herüber nach Ballenstedt oder von Quedlinburg ins Seltenthal zieht; dort ruhen Sommergäste von Suderode im grünen Moos aus, das sich so fein und zart anfühlt, als wär's ein samtener Teppich an Bächleins Rande. Du steigst höher und höher. Viktorshöhe, die Salfsteine, die anhaltinischen rechts, die preussischen links vom kalten Thale, hochgesprengte Granitfelsen, erklimmt dein Fuß; und von dort oben schaust du hinein ins weite deutsche Land. Du

wagt dich weiter hinaus und hinan, und findest den lieblich in Wald gebetteten Mägdelsprung mit seinen herrlichen gegossenen Gruppen von Hirschen und Rehen, deren Modelle man im Park nicht weit zu suchen braucht; und wanderst im Seltethal, welches tief eingeschnitten immer neue Waldpartien bietet. Am köstlichsten sind aber doch die Höhen. Wie schön ist schon der Blick aufs nahe Gernrode, zu dem wir von Haus Hagenthal kaum zehn Minuten zu gehen haben! Ein reizend gelegenes Städtchen, wie es sich am Berge hinanschlingt, wie es oben gekrönt wird durch das Gasthaus vom Stubenberg und in der Mitte seinen Halt besitzt an dem uralten Gotteshaus, das bis in die Zeiten des Markgrafen Gero zurückreicht. Durch seine neueste Restauration ist es eine wahre Perle romanischer Baukunst im Vaterlande geworden. Und wie unvergleichlich ist vollends das nahe Bobethal mit seinen beiden Höhen, dem Herrentanzplatz und der Rosttrappe, die man zwar im Schweiß seines Antlitzes in so und so viel Windungen erklimmt, die aber jeden Schweiß und jede Mühe im reichsten Maße belohnen!

Will jemand Studien in bezug auf die deutsche Vergangenheit machen, so bietet auf anderthalb Stunde Entfernung das nahe Quedlinburg überaus vieles. Mich zog dorthin ein kleines Bild, das im Schloß der ehemaligen Fürstäbtissinnen hängt, das Bild Christian Scriver's, des Goldmünds unserer lutherischen Kirche. Schon als Kind hatte ich in seinem „Seelenschatz“ seine seelenvollen Gleichnisse und Geschichten gelesen, dort durfte ich nun sein Bild erschauen. Dann ging's hinüber zu der Stätte im hohen Dom, wo König Heinrich und Mathildis, seine Gemahlin, schlummern, und vorbei an der Stätte, davon das Lied beginnt: „Herr Heinrich saß am Vogelherd gar frisch und wohlgemut.“ Wie gerne kehrt unser Geist zurück in die Zeiten jener großen Sachsen, zumal jetzt, da das deutsche Reich mächtiger denn einst erstanden ist! Und zum Rückblick in die vaterländische Geschichte fügt sich für den Gast in Haus Hagenthal gar leicht der Einblick in die Arbeit der Gegenwart. Eine Stunde angenehmen Weges führt den Wanderer nach Kleinfeld, dem Sitz von Philipp und Maria von Nathusius. Mich geleitete letzten Herbst ihr Sohn Martin in die reiche und ausgewählte Bibliothek, welche der vortreffliche Vater hinterlassen; und daneben zeigte mir der Inspektor des Lindenhofs, wie sich aus dem Senforn einer Rettungsanstalt nunmehr eine Brüderanstalt und volle Pflanzstätten für Blinde und Falsüchtige hier und in Thale entwickelt haben. Auf der Anhöhe beim Lindenhof, neben dem Garten, wo die beiden Nathusius schlummern, erhebt sich eben jetzt eine Anstaltskirche, deren Eckarbsturm weit hinein ins Land rufen wird: komm herüber und hilf uns!

In Hagenthal selbst bietet jeder Tag dem Gast neue und freundliche Anregung in Hülle und Fülle. — Wenn gegen Abend der Wanderer vom kürzeren Gang oder von längerem Ausfluge einkehrt, um im Kurhaufe oder Waldfrieden sein Quartier zu beziehen, dann bietet ihm Haus Hagenthal die schönste Seite seines Aufenthalts. Dem gemeinsamen Abendessen folgt die Abendandacht, welche von dem Kurpastor in ansprechender Kürze und erquickender Frische gehalten wird. Es herrscht natürlich kein Zwang der Teilnahme, aber es breitet sich durch Gottes Wort, Gebet und Gesang über die ganze Gesellschaft ein wohlthunendes Friedenswehen aus. Dies zeigt sich besonders in der zwanglosen Gesellschaft drüben im Saale. Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen sitzen da im fröhlichsten Verkehr. Der Norden reicht dem Westen und dem Süden die Hand; ja vom weiten Osten sind schon Gäste hier eingelehrt und haben Freundschaft geschlossen mit solchen, die sie vorher auch nur dem Namen nach nicht gekannt haben. Die Einen haben sich aus dem Drang und Druck des Geschäftslebens losgespannt; die Andern suchen nach einem schweren Leibe Erholung. Das Gespräch bringt bald Erzählung und Schilderung von Land und Leuten, bald die Behandlung wichtiger Fragen des irdischen und himmlischen Reichs. Männer, wie der Holsteiner Fries mit seiner lebenswürdigen Herzlichkeit, oder der Kleinfelder Kobelt mit seiner energischen Lebendigkeit, verstehen es, Salz in die Unterhaltung zu bringen. Hernach tritt eines oder das andere zu dem schönen Flügel, um den Tag harmonisch abzuschließen. Die Seele des Hauses, die vielgewandte Verwalterin des Ganzen, läßt sich dann wohl willig finden, mit den Töchtern, welche sie im Winter zur praktischen Haushaltungskunde und im Sommer zur fröhlichen Mithilfe um sich gesammelt hat, im Chor zu singen; und es tönt noch Hausmusik aller Art durch den schönen Raum.

Das alles habe ich in Haus Hagenthal mehrmals gefunden. Nun fragen, wenn die ersten Schwalben eintreffen, nicht wenige nach einem traulichen Plätzchen, wo Leib und Seele sich erholen kann, ohne Zwang des geselligen Lebens und doch nicht ohne Anregung für das Herz. Ihnen sei das christliche Kurhaus am Hargraben warm empfohlen.

Richard Langmann.

Dem Pergamonfest.

Die Berliner Künstler müßten niemals ihre eigenartigen und reizvollen Feste gegeben haben, wenn sie nicht geradezu von der Gelegenheit zu einer außerordentlichen Feier begeistert worden wären, wie solche in diesem Jahre das sog. klassische Dreieck des Parks der Jubiläumsausstellung bietet. Diesen Abschnitt des Parks muß man sich als einen Triangel denken, dessen Seiten von Gebäuden und Anpflanzungen gebildet werden, während sich in dem äußersten Winkel groß und majestätisch der Zeustempel von Pergamon erhebt. So wenigstens nennt man diese herrliche Wiederbelebung eines grie-

chischen Tempels in dorischem Stil, dessen Unterbau die pergamenischen Frieze in ergänzender Nachbildung schmücken, welche als hochgepriesene Reste des ehemaligen weltberühmten Tempels zu Pergamon ein Schatz der königlichen Museen sind.

Dieser Tempel mit seiner Riesentreppe und gewaltigen Plattform, mit seiner Umgebung von Baumgruppen, ägyptischen und anderen antifizierenden Baulichkeiten ist nun als der Schauplatz für ein Künstlerfest auszersehen, dessen Inhalt und Form der gegebenen Szenerie entsprechen. Der Grundgedanke des Festes ist die Rückkehr des siegreichen König Attalus (dargestellt von Prof. Fritz Paulsen), welcher im Triumphzuge (etwa tausend Mitwirkende) zum Zeustempel zieht, um den Göttern zu opfern.

Hier empfangen die Priester den König und seine Gelben mit einem Weihegesange (komponiert von Dr. Th. Krause und ausgeführt von hundert Sängern), das Opfer wird vollzogen. Darauf treten unter feierlichen Klängen die Priesterinnen der Athene hervor, mit einer goldenen Bildsäule der Göttin, welche auf den Altar gestellt wird. Die Oberpriesterin (Fr. Gerner vom deutschen Theater) spricht zum König die von Jordan, dem schöner Rede kundigen Direktor der Museen, gedichtete Anrede, in welcher darauf hingewiesen wird, daß die unter ihrem Schutze erstandenen Werke dauerndere sein werden, als der Ruhm, welchen Eroberungen im Gefolge haben, daß ihr Scherange die ferne Zeit klar erschaut, in welcher ein Volk, noch den Barbaren zugerechnet, an Ehren und Heldentum reich, ihr, der Pallas Athene, der Göttin der Künste und des Friedens, Tempel bauen wird.

Nach einer kurzen, ehrfurchtsvollen Segenrede beugt der König sein Knie vor der Göttin und bringt ihr seinen Siegeslorbeer als Weihegabe dar. Die Jungfrauen schmücken den Altar mit Kränzen, die Frauen legen Rosen und Spinabel als Symbole der Häuslichkeit nieder, die Gesandten aus Ägypten, Phönizien, Indien u. (Künstlergäste aus Wien, München, Dresden, Düsseldorf, Weimar, Karlsruhe u.) breiten auch ihre Gaben zu den Füßen der Göttin aus, und es beginnt der dionysische Tanz.

An diesen schließt sich, mitten in dem malerisch gruppierten Bilde des Griechenheeres und Volkes, von den geübtesten Mimikern des Berliner Künstlervereins ausgeführt, die Pantomime „Der Bildhauer von Tanagra“, eine dem Satirspiel der Alten entsprechende Szene, welche Dr. Emil Jacobson mit gewohntem sinnigen Humor erfand. Die Pantomime bildet den Übergang zu den Volksbelustigungen, bei welchen Antikes und Modernes oft in drastische Kollision geraten und den heiteren Abschluß des ersten Teiles bilden.

Seit Wochen herrscht unter den Künstlern die eifrigste Thätigkeit, das Ganze zum Wohlgelingen zu fördern. Die Kostüme, die Waffen, die Sieges- und Triumphwagen müssen erdacht und gemacht werden, die Chöre komponiert und geübt, die Tänze probiert, die Pantomime und die gymnastischen Spiele einstudiert werden. Sogar die Geschirre der Pferde, nicht nur die der Schimmelquadriga des Siegeswagens, sondern auch die der Rosse für die Reiterei müssen eigens nach alten Bildwerken angefertigt werden.

Genug, es wird sich ein wunderbarer Zauber entfalten.

Der Künstlerverein zeichnete für dieses Pergamonfest einen Garantiefond von 40000 Mark. Rechnen wir noch hinzu die vielen Kostüme und Requisiten, deren Kosten aus Privatmitteln bestritten werden, so ergibt sich eine fast eben so große Summe, wollten wir aber den Wert der freiwilligen Arbeit der Künstler gebührend in Anschlag bringen, so würden wir für dieses Fest einen Anschlag von Hunderttausenden machen müssen.

Diese freiwillige Arbeit, diese Opferfreudigkeit, dieser echt künstlerische Sinn, in dem das Kleinste gestaltet wird, gibt nachher auch dem Feste den unnachahmlichen Reiz, jenes Etwas, das den Theatern fehlt, welche Schaugepränge zur Darstellung bringen.

Das Fest sollte anfangs am 19. Juni stattfinden, auf besonderen Wunsch des Kaisers ist es jedoch auf den 17. Juni verlegt. Unser Kaiser will an dem Feste teilnehmen, das den Frieden feiert und die Kunst, welche nur gedeiht, wenn starke Hand und weises Regiment ihr Schutz gewähren.

Julius Stinde.

Gesundheitsrat.

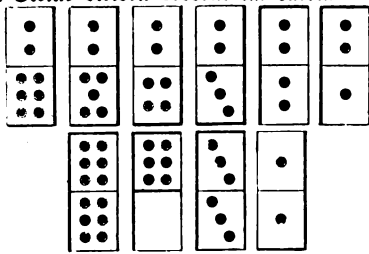
Max S. in Jüterb. Ist das sogenannte Milchglas unter der Lampentuppel bei der Studierlampe mehr zu empfehlen oder ein Lampenschirm resp. eine farbige Kuppel?

Bei einer gut konstruierten Lampe ist der Milchglaskrühler überflüssig. Zur guten Konstruktion einer Lampe gehört aber, daß sich die Flamme etwas höher befindet als der die Lampentuppel tragende Ring. Diese Einrichtung bringt es mit sich, daß die Augen gegen die blendenden direkten Lichtstrahlen der Flamme geschützt sind. Bei einer solchen Lampe ist der Milchglaskrühler insofern ein kostspieliges Instrument, als es außerordentlich viel Licht verschluckt. Man verbraucht bei Verwendung des Milchglases fast die doppelte Menge Petroleum, wenn man dieselbe Helligkeit erzielen will wie ohne dasselbe. — Für die Studierlampe empfiehlt sich außer der Milchglaskuppel der Gebrauch eines über den dem Arbeitenden zugekehrten Teil der Kuppel gehängten und das Gesicht beschattenden Lampenschirmes aus Karton oder einem andern schlechten Wärmeleiter. Der Nutzen desselben liegt einerseits in dem Schutz des Auges vor dem hellen Licht der Lampe, zum weit größeren Teil aber in dem Schutz vor der auf die Dauer sehr schädlich auf die Augen wirkenden Wärmestrahlung der intensiv heißen Petroleumflamme.

In unserer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine bleiben verdeckt im Talon. A hat:



Es wird immer nur ein Stein gesetzt, entweder ein Doppelstein oder ein anderer Stein.

A setzt aus. B setzt an. A setzt an. B paßt. A setzt an. B paßt. A sperrt die Partie.

Die Summe der Augen auf den neun Steinen, welche B behält, ist doppelt so groß, als die Summe der Augen auf den sechs Steinen des A. Im Talon liegt kein Doppelstein.

Wie groß ist die Summe der Augen auf den sechs Steinen, welche A behält? Welche acht Steine liegen im Talon?

1. Rätsel.

Wahrnehmbar, doch nicht zu sehen,
Spürbar gleich wie Windeswehen
Zieh' ich durch das Geisterreich
Reinem Sonnenlichte gleich;
Spende meine heil'gen Flammen,
Wo die Jünger sind beisammen,
Gläubig und der Liebe voll
Bringen ihres Dankes Zoll;
Salbe ihre hohen Worte
Gott zu Lob, dem Seelenhorte,
Daß sie auch durch Wort und Wein
Dringen bis ins Herz hinein;
Weihe ihre Füß' und Hände,
Daß ich Gnad' und Wahrheit sende;
Sende sie aus Gottes Haus
Mit Gott in die Welt hinaus;
Sünder dort zu überwinden,
Daß sie ihren Heiland finden
Und in ihm der Seele Heil,
Gotteskinder selig Teil!
Weißt du aber mich zu nennen,
Derne von mir Jesum kennen,
Der auch deiner hat gedacht,
Als er sprach: Es ist vollbracht!

2.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | A | C | | | | | | | |
| | C | D | D | | | | | | |
| | E | E | E | | | | | | |
| E | E | E | E | E | F | F | G | G | |
| I | I | I | I | L | L | M | M | N | |
| N | N | N | N | N | N | N | N | O | O |
| | | | | P | P | S | | | |
| | | | | S | S | S | | | |
| | | | | T | T | U | | | |

Die Buchstaben in der obigen Figur sind mit Hilfe der folgenden Angaben so umzustellen, daß die drei wagerechten Langreihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten. Die eine dieser Reihen bezeichnet eine frühere Provinz von Frankreich, eine andere nennt eine Landschaft des alten Griechenlands, die dritte ein schönes Fest.

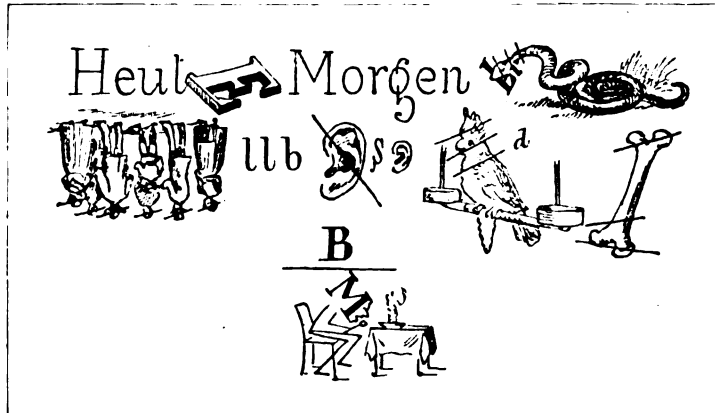
Inhalt: Die Bräute von Moorstadt. Forts. Erzählung von J. Steenhufen. — Leopold von Ranke † am 23. Mai 1886. Von Th. G. Pantenius. Mit Porträt von Frig. Hummel. — W'üt Gott. Forts. Novellette von L. Bulenhardt. — Die Pergamentischen Ausgrabungen und Pergamon in Berlin. Von Rudolf Kleinpaul. Mit sechs Illustrationen. — Am Familientisch: Haus Hagenthal im Harz. Von Richard Laugmann. — Zum Pergamonfest. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Aussendung unverlangt eingekannter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Garantur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. G. Pantenius.

Verlag der Pöschel-Expedition (Pöschel & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Alinshardt in Leipzig.

Bilderrätsel.



3. Räffelsprung.

| | | | | | | |
|------|-------|------|------|-------|---------|---------|
| gen | hin | gem | voll | sten | ter | ter |
| Stur | de | Nor | al | lan | und | Pfing |
| aus | Nach | me | | win | dent | |
| | gen | Wal | | am | gart | |
| | ins | be | mor | Er | scher | Nach |
| | Im | Mu | Art | saunt | Pfingst | schallt |
| | wärts | deut | | | | |
| | sit | gen | | | | |
| | sche | ler | | | | |
| | Eor | vom | | | | |
| tur | al | Land | nach | | | |
| gen | saug | me | Nir | | | |
| Tönt | chen | ban | Ge | | | |

4. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| A | A | A | A | D |
| D | E | E | E | E |
| I | I | L | M | M |
| M | O | O | R | R |
| S | S | S | S | S |

Die in die 25 Felder des Quadrats verteilten Buchstaben sind so zu ordnen, daß jede wagerechte Reihe der entsprechenden senkrechten gleich lautet. Diese Wörter bezeichnen in anderer Reihenfolge:

Eine griechische Insel, eine Pflanze, einen Fluß in Frankreich, einen mythischen König und einen Wohlgeruch.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 36.

Bilderrätsel.

Gänse gehen überall barfuß.

Schachspielaufgabe.

1. Sd3—c5
2. Dc1—b2†
3. Sb4—d5 oder Lg6—d3#

A.

1. . . .
2. Sb4—c6†
3. Lg6—e4#

B.

1. . . .
2. Dc1—c3†
3. Sc5—e6#

1. Zweifilbige Scharade. Windthorst.

2. Füllrätsel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | G | L | I | |
| H | e | y | s | e |
| O | r | d | e | n |
| L | o | i | r | e |
| | k | a | e | |

3. Homonym. Händel.

4. Kreis-Punkträtsel.

Erst waagen, dann wagen.

- I. Erica
- II. Nezia
- III. Sulla
- IV. Tisha
- V. Wilna
- VI. Alia
- VII. Epora
- VIII. Galba
- IX. Cissa
- X. Nizza
- XI. Diana
- XII. Aetna
- XIII. Narwa
- XIV. Nerba
- XV. Werra
- XVI. Aosta
- XVII. Genua
- XVIII. Cubba
- XIX. Nicda

5. Dreifilbige Scharade. Nesthäkchen.

6. Zweifilbige Scharade. Gasthaus.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Juni 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 38.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von V. Steenhüsen.
(Fortsetzung.)

Rittler schritt jetzt rüstig vorwärts. Das Ziel seiner Wanderung war ein ausgedehntes Gehölz, an zwei Stunden vom Hause entfernt, wo er sicher sein konnte, um diese Zeit niemand zu treffen. Die Sonne fing schon an zu brennen, als er den Weg kaum zur Hälfte zurückgelegt hatte, und die Kühle, die ihn beim Eintritt umfing, war sehr angenehm. Schon die Unterbrechung, die das kurze Gespräch mit Andersen und die Bewegung im Freien seinem Gedankengang gegeben, linderte in etwas die intensive Spannung desselben und ließ ihn für den sanftigenden Eindruck der Waldesstille nicht ganz unempfänglich bleiben. Eine kleine Lichtung, nicht sehr weit vom Eingang, durch die ein murmelnder Bach dahinfließ, zog ihn an; eine Buche streckte ihr Blätterdach ihm einladend entgegen; ein gefallener, moosbewachsener Baumstamm darunter bot einen bequemen Sitz. Er setzte sich und heftete seine brennenden Augen auf die schwankenden Zweige, die den Sonnenstrahl nur gedämpft durchließen. Er lehnte den schmerzenden Kopf an den Stamm der Buche, und wie er auf das Rieseln des Wassers lauschte und mit den Augen dem tanzenden Sonnenstrahl durch die Blätter folgte, schlossen sie sich allmählich, und endlich schlief er ein.

Er schlief lange. Als ihn ein Vögelchen weckte, das gerade über seinem Kopfe zwitscherte, da warf die Sonne schon wieder schräg ihre Strahlen durch die Stämme, und ein kühler Wind strich durch das Laub. Rittler setzte sich auf und schaute sich um. Er sammelte seine Gedanken. Alles, was er erlebt hatte, stand klar vor ihm, aber himmelweit verschieden war die Wirkung auf seine Seele von dem, was sie in den Schauern der Nacht gewesen. Durch die Höllepein war er hindurchgegangen und sah nun wieder den Himmel über sich. Diese schöne Welt um ihn her, in der alles von Gottes Liebe und Erbarmung zeugte, sie konnte nicht ganz dem Fluch des Bösen

unterworfen sein! Eine Zuflucht gab es noch aus den Nöten des Lebens, und dieser eine Freudenstrahl tötete wie ein Pfeil den finstern hoffnungslosen Sinn, der ihn zur Verzweiflung treiben wollte. Sein erstes klares Gefühl war Dank gegen Gott, den Allerbarmen. Seine Hände falteten sich wieder wie von selbst, als er jetzt durch das grüne, sonnendurchfunkelte Blätterdach den Himmel suchte, der herniederblaute durch die Lüden des Waldes. Ja, Gott Lob und Dank! Er hatte noch keine unwiderrufliche, keine mörderische That gethan, die ihn für immer elend gemacht haben würde; und jetzt hatte er sich selbst wieder gefunden. Sein Mannesmut, seine Besonnenheit waren neu erstarkt, alle krankhafte Übertreibung war gewichen.

Die Worte, die er gehört hatte, wie ganz anders kommentierte er sie jetzt! Vielleicht war Cäcilie ganz unschuldig, eine Möglichkeit, an die er bisher noch gar nicht gedacht hatte. Er besann sich darauf, wie er sie immer wahr gefunden hatte, daß sie auch die kleinsten Umwege stets verschmäht, um ein Ziel zu erreichen, daß sie stolz und ernst gesinnt war. Sollte es nicht möglich sein, daß dieser schlechte Mensch in seiner Betrunktheit — denn daß er viel getrunken, hatte sein Wirt selbst mit Mißfallen bei Tische bemerkt —, daß er in seiner Weinlaune sich das nur eingebildet hatte, was er auszusprechen frech genug war? Es durchrieselte ihn warm und wohligh bei dem Gedanken. Aber ein weiteres Erwägen sagte ihm, daß es doch wohl so nicht sein könne. Er erkannte jetzt deutlich, daß das, was er für eine Ahnung künftigen Unglücks gehalten, der Druck, der schon seit Wochen auf ihm lastete, durch das Unbehagen entstanden war, mit dem ihn eine unausgesprochene, halb nur bewußte Entfremdung von seiner Gattin erfüllte. Er erinnerte sich jener Szene in Cäcilien's Zimmer, als er Raase bei ihr fand, und der ganz ungewohnten Schroffheit, mit der sie gegen ihn aufgetreten war. Wenn er sich alles

dies bisher nicht klar gemacht hatte, so kam das daher, weil ihm die Möglichkeit, Cäcilie könne je anders gegen ihn als lieb und treu gefinnt sein, in den Sinn gekommen war. Er hatte ihr so vollkommen vertraut, weil er selbst es stets so gut mit ihr gemeint hatte.

Er erinnerte sich des leidenden Ausdrucks in ihren Zügen, und es kam ihm eine Ahnung davon, daß sie vielleicht lange gekämpft hatte, ehe sie der Versuchung erlag. War sie denn aber derselben wirklich erlegen? Hatte nicht jener Elende gesagt: „Ich bin des langen Schmachts müde; sonst kam ich eher zum Ziel“? Das letzte bezog sich offenbar nicht auf Cäcilie, sondern auf Erfolge, die er bei andern schon gehabt hatte. Ja, sie hatte gekämpft und gerungen, ihr Mann aber, ihr natürlicher Beschützer, hatte es nicht bemerkt, es war ihm ganz entgangen, daß ihr eine Gefahr drohte, daß ein Feind in seine Hürde sich eingeschlichen. Zum erstenmal überkam ihn eine Empfindung des Mitleids mit dem Opfer, das sich der Versucher auserlesen hatte. War sie auch nur bis zu einem gewissen Grade schuldig, wie schwer mußte sie dabei gelitten haben. Er selbst aber, hatte er ein Recht gehabt, sie zu verurteilen, ehe er sie nur angehört? Gewiß nicht. Wieder wogten die Gedanken hin und her, wieder packte ihn der Borne gegen den Urheber all dieses Elends! Aber auch das mahnende Wort der Schrift kam an ihn heran, und diesmal hörte er darauf: „Die Rache ist mein. Ich will vergelten, spricht der Herr.“

Eins wurde ihm aber doch auf alle Fälle klar: der schöne Traum seines Glückes war ausgeträumt! Cäcilie hatte ihn nie geliebt, wie er sie liebte. Sie hatte ihm als dem einzigen Freunde und Beschützer, den sie in der Heimat gefunden, Dankbarkeit und Vertrauen gewidmet, aber er hatte nie einen Platz in ihrem Herzen gehabt. Das war eine bittere, bittere Erkenntnis; doch er mußte es tragen, das schwere Leid, denn er hatte es selbst verschuldet; es war eine Enttäuschung, die er sich selbst in seiner Blindheit, in seiner ungeahnten Selbstliebe bereitet hatte.

Endlich mahnte ihn die sinkende Sonne zurückzukehren. Als er den Wald verließ, da war ihm zu Mute, wie einem, der eines seiner Glieder eingebüßt hat. Er wird wohl weiter leben, er kann auch noch manchmal fröhlich sein — aber er ist doch kein ganzer Mensch mehr.

22. Des Hauses Schirmherr.

Es dunkelte bereits, als Rittler durch die Hofthür in sein Haus trat. Ohne von jemand bemerkt zu werden, erreichte er seine Schlafkammer, und als er durch diese in sein Zimmer ging, da sagte ihm der gedeckte Tisch vor dem Sofa, daß Vorbereitungen zu seinem Abendessen getroffen waren. Gleich darauf kam Gertrud durch die andere Thür mit Tellern, Brotkorb u. Einem Augenblick stand sie betroffen still, dann setzte sie das Gerät auf den Tisch, eilte auf ihren Vater zu, umschlang ihn und weinte an seinem Halse mit immer steigender Bekümmernis. Er sagte nichts, er strich nur sanft lieblosend mit der Hand über ihr braunes, lockiges Haar. Sie faßte sich auch bald wieder, zog ihn an den Tisch und eilte, ihm alles zu bringen, was ihn nur erquicken konnte. Dann setzte sie sich zu ihm und ohne zu fragen, ohne über sein langes Ausbleiben etwas zu äußern, fing sie an, ihm zu berichten, was den Tag über vorgefallen war. Es waren lauter unbedeutende Dinge, die sie vorbrachte, aber sonst hatte ihr Vater auch für das Kleinste, das in seiner Umgebung geschah, ein Interesse. Er ließ sich erzählen, blinkte nur zustimmend mit den Augen, wie das seine Art war, und aß und trank mit Eifer, was ihm nach fast vierundzwanzigstündigem Fasten wohl zu gönnen war. Als er sich dann gesättigt und mit einem Glase Wein gestärkt hatte, brachte ihm Gertrud die Pfeife, und sie hatten mit anzünden und wegräumen so viel zu thun, daß das Gespräch von selbst stockte. Als sie endlich fertig war, und ihr Vater noch immer stumm in der Ecke saß — die Pfeife war schon zweimal wieder ausgegangen — blieb sie vor dem Tische stehen und sagte:

„Leo war heute hier; er hat den Königsbrief schon bekommen, und sie haben sich ausgedacht, daß es am hübschesten wird, wenn seine Hochzeitsfeier veranstaltet wird, die Trauung hingegen abends in Krampe in der erleuchteten Kirche stattfindet.“

„Meinetwegen bei Fackelschein,“ sagte Rittler trocken.

Gertrud hatte vielleicht gehofft, ihr Vater werde ein wenig über diese neue Sonderbarkeit losziehen und dadurch in das Gespräch hineinkommen, aber dem war nicht so. Rittler war, wie immer, gerührt und dankbar für ihre kindliche Fürsorge, aber er war noch nicht so weit in den gewöhnlichen Lebenston herabgestimmt, um für irgend etwas, das nicht mit dem alles verschlingenden Gegenstand seiner Gedanken zusammenhing, Interesse zu fühlen. Gertrud merkte es mit dem ihr eigenen sicheren Takt und sagte wie zum Abschied ihr Körbchen nehmend:

„Du bist müde, Vater, ich sehe es dir an, hast heute einen langen Weg gemacht in der Hitze. Aber um eins möchte ich dich noch bitten. Du hast so prächtige Schlaftröpfen, die mir schon bei heftigem Zahnweh Ruhe verschafft haben. Gib mir doch ein richtiges Quantum davon für . . . eine, die so elend und herzbetrübt ist und gar nicht schlafen kann. Ich fürchte sonst üble Folgen durch Nervenüberspannung.“

Rittler stand sogleich auf, ging zu dem kleinen Wandschrank, nahm ein Fläschchen heraus, zählte einige Tropfen in ein Glas, in das er zuvor etwas Wein gegossen hatte, und gab es ihr. Vater und Tochter vermieden es, sich dabei anzusehen. Rittler wußte wohl, für wen sie die Tropfen begehrt. Gertrud wußte nicht, was vorgefallen war, aber sie ahnte es, wie sie denn schon längere Zeit ihre eigenen schweren Gedanken gehegt hatte. Rittler reichte ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand, und sie ging hinaus, die Thür leise schließend. Er blickte ihr mit einem Seufzer nach, stellte die Pfeife, die nicht munden wollte, weg, und ging zu Bett. Trotz des langen Schlafes am Tage fühlte er sich in allen Gliedern wie zerschlagen und schlief sogleich ein. Um drei Uhr jedoch erwachte er wieder. Er hatte völlig ausgeschlafen, und sein Geist war ruhig und klar.

Jetzt endlich war die Zeit gekommen, wo er fähig war, einen Entschluß zu fassen. Die Ansicht, die er sich bei ruhigem Nachdenken über die unglückliche Verwickelung in seinem häuslichen Leben bildete, kam der Wahrheit ziemlich nahe. Er hielt es nicht für möglich, daß ein unerlaubtes Verhältnis zwischen den beiden je bestanden hatte, es konnte von Cäcilien Seite nur eine Verirrung ihres Gefühls, eine unausgesprochene Hinnneigung sein. Das änderte freilich in der Hauptsache nichts, wohl aber in der Handlungsweise, die ihm Ehre und Gewissen vorschrieben. Sollte er in dieser seiner festen Überzeugung jede Auseinandersetzung vermeiden und so das äußerliche Zusammenleben wortlos fortbestehen lassen, während das innere ganz zerrissen war? Nein, das widerspreche ihm durchaus. Das hieß eine Wunde auf der Oberfläche verkleistern, damit sie innerlich weiter fresse. Er mußte genau wissen, wie es stand, nicht nur um seiner selbst, sondern auch um Cäcilien willen. Es war eben so schlimm, ihr unrecht zu thun, als sich selbst in optimistische Vorstellungen einzuwiegen. Er würde, darin kannte er Cäcilie, von ihr die ganze, volle Wahrheit erfahren. So unangenehm eine solche Aussprache für beide Teile war — sie mußte durchgemacht werden. Seinen ersten Vorsatz, sich von seiner Frau zu trennen, gab er ebenfalls auf, es sei denn, daß sie selbst frei zu sein wünschte. Nachdem diese beiden Punkte einmal feststanden, sah er ein wenig Licht in dem Chaos seiner Zukunft.

Wie aber sollte sich ihr ferneres Zusammenleben gestalten? Indem er darüber nachsann, kam er auf einen Gedankengang, den er noch nie vorher durchwandert hatte.

Das Glück, das er jahrelang so hoch gehalten, die Krone seines Lebens war unwiederbringlich dahin, das fühlte er jetzt noch mit derselben Schärfe und Bestimmtheit, wie in dem ersten Augenblick der furchtbaren Entdeckung, und was einmal tot war, konnte nie mehr ins Leben zurückkehren; es gehörte

nicht einmal der Erinnerung an, denn es beruhte auf einem Wahn, auf einer Täuschung, und dennoch — seltsame Wandlung — er fühlte bei dieser Vorstellung nicht mehr dieselbe Trostlosigkeit, die er in den ersten Stadien seines heißen Seelenkampfes empfunden. Ihm kam jetzt eine Ahnung davon, daß das Verlorene doch vielleicht den Wert nicht gehabt hatte, den er darin zu finden glaubte. Wie die meisten Männer hatte er es als selbstverständlich angesehen, daß die Verbindung mit Cäcilie ihm Glück bringen müsse, daß eine Ehefrau dazu geschaffen ist, um ihren Mann glücklich zu machen und in diesem Streben dann ihr eigenes Glück zu finden, und daß, wenn sie es nicht thut, die Schuld allein an ihr liegt, weil sie ihren Lebensberuf verfehlt hat. Nie war es ihm eingefallen, darüber nachzudenken, was dies Verhältnis, das dem Erdenleben erst seine Vollenbung gibt, seinem eigensten Wesen nach bedeute. Jetzt kam ihm die Erkenntnis, daß die Beziehung der Geschlechter zu einander, die in der Ehe ihren Abschluß findet, so schön, so wohlthuend sie auch sein mag, für die ganze Entwicklung des menschlichen Charakters — selbst in ihrer edelsten Auffassung — dennoch etwas Erdgebornes sei, auf das Irdische beschränkt und darum vergänglich. Denn an und für sich hat es nur sein Ziel von Person zu Person, mit Ausschluß alles andern, und kann unter Umständen ganz darin aufgehen — gerade dann, wenn es am tiefsten, am innigsten gefaßt wird. Es ist aber nicht unserer himmlischen Bestimmung gemäß, bei dem bloß Menschlichen stehen zu bleiben. Alles Zeitliche muß einmal vergehen mit diesem Leben, und wie Ehre und Ruhm vor den Menschen, wie so vieles andere noch vergehen wird, weil es nur für die Erde gilt, so hat auch die Ehe, dies edelste, schönste Band an und für sich noch keine Berechtigung zur Fortdauer. Soll es mehr sein als eine irdische Bestimmung, dann muß erst ein himmlisches Samenkorn hineinfallen, damit die zwei, die eins geworden sind, daran sich emporranken zu dem Ewigen. Ja, er hatte noch nie daran gedacht, daß er, als er Cäcilie an sich fesselte, damit ein Hirtenamt übernahm und nun Gott verantwortlich war für die Seele, die er als einen Teil seiner selbst, als sein Eigentum gewissermaßen bisher betrachtet hatte. Er hatte sie geliebt, geehrt, ihr viel Gutes erwiesen, aber behütet hatte er sie nicht, und zwar einfach deshalb, weil er seine Frau nie als ein Wesen für sich betrachtet hatte, das von ihm ganz verschiedene Triebe, Leidenschaften und Bedürfnisse haben könnte.

Wohl, er hatte es nie gewußt noch geahnt, jetzt aber wußte er es. Sollte es denn wirklich zu spät sein, das Versäumte nachzuholen? War auch die erste Liebe und Hochachtung, das blinde Vertrauen für immer dahin, konnte nicht ein neues aufwachsen aus dem gekappten, seiner Krone beraubten Stamm? Was thut das Vorbild aller Menschen, der gute Hirt, wenn ihm ein Schäflein seiner Herde verloren geht? Er geht hin, es zu suchen. Ob auch ein mühselig Amt, denn es ist vielleicht unter die Dornen geraten oder gar in eine Pfütze, es ist todwund und kann allein nicht gehen — der gute Hirt läßt alles andere sein und sucht es, bis er es gefunden hat. Ja, auch er war ein solcher Hirt, bestellt als Schirmherr der Seinen, und es war ihm entgangen, daß grimmige Räuber um seine Feste schlichen, um eins seiner Schutzbefohlenen nach dem andern zu stehlen.

So sinnend und erwägend verging ihm die Zeit, bis das Tagestreiben begann. Er konnte wie sonst seine Obliegenheiten erfüllen, und Gertruds Auge leuchtete auf, als es seinem Blick begegnete. Er war derselbe und doch ein anderer.

So wurde es zehn Uhr und Rittler schiedte sich an, Cäcilie aufzusuchen. Er hatte immer noch gezögert, er fürchtete sich vor ihrem Anblick wie vor dem Feuer — bei seiner großmütigen Sinnesart war ihm der Gedanke entsetzlich, sie gedrückt, gedemütigt vor sich zu sehen.

Cäcilie saß bei seinem Eintritt auf einem kleinen Ruhebett. Sie blickte ihn mit ängstlicher Spannung an und machte eine Bewegung, um aufzustehen und ihm entgegenzugehen. Er winkte ihr, sitzen zu bleiben und nahm auf einem Stuhle

ihr gegenüber, jedoch mehr seitwärts und entfernter Platz. Dann sagte er mit ruhigem, etwas gedämpftem Tone:

„Ich bin gekommen, Cäcilie, um dir einige Fragen vorzulegen.“

Bisher hatte er sie nicht angesehen, als aber keine Antwort kam, blickte er auf und erschrak über ihr Aussehen. Die lange Qual schien sie ganz erschöpft zu haben. Sie rang nach Atem und konnte kein Wort hervorbringen.

„Ich bin nicht mit feindlichen Absichten oder harten Gesinnungen zu dir gekommen,“ sagte er dann mit demselben ruhigen Tone; „aber ich muß von dir eine vollständige Erklärung dessen haben, was ich vorgestern abend in der Veranda sah und hörte. Nimm dir Zeit und fasse dich; es wird für uns beide besser sein, wenn es erst vorüber ist.“

Seine ruhige Festigkeit that die beabsichtigte Wirkung, aller Überspannung, allem hysterischen Wesen wurde dadurch die Spitze abgebrochen. Cäcilie fand die nötige Kraft, die wenigen, aber bedeutsamen und einschneidenden Fragen zu beantworten, die er an sie richtete. Er bekam sehr bald ein richtiges Bild der ganzen Sachlage, und er konnte sich in seinem Herzen das Zeugnis geben, daß er seine Frau nicht ungerecht beurteilt hatte.

Aber das war auch der einzige Trost, der ihm wurde. Die ganze Bitterkeit seines Verlustes, die er doch so vollkommen gefühlt zu haben glaubte, bekam er jetzt erst zu schmecken — solch ein Unterschied ist zwischen Vorstellung und Wirklichkeit.

Nachdem das Geständnis erfolgt war, schwiegen beide eine Weile. Dann sagte Rittler fast tonlos:

„So hast du diesen Mann geliebt?“

„Bis zum Wahnsinn!“ stammelte Cäcilie und schlug die Hände vor das Gesicht.

Wieder schwieg er, wieder tönte das Ticken der Schwarzwälder Uhr ihm ins Ohr. Cäcilien's Uhr hatte einen widerwärtigen, schroffen Klang, und die Hausgenossen hatten sich schon immer gewundert, daß sie dies laute Ticken bei ihren schwachen Nerven zu ertragen vermöge; jetzt schien sie im Viertelstakt mit herbem Nachdruck zu sagen: da — ist — gar — nichts — mehr — zu — an — dern —, all — es — muß — ver — lo — ren — geh — en. Es schnitt ihm jede Silbe ins Herz, und doch mußte er immer wieder hinhorchen und dasselbe sich innerlich vorsagen. Endlich fragte er mit heiserer Stimme:

„Liebst du ihn noch?“

„Ich verabscheue ihn!“ und ein Blick schoß aus ihren dunklen Augen.

„So danke Gott!“ rief ihr Mann feierlich. „Von deinem ärgsten Feind bist du befreit.“

„Was aber denkst du, was nun werden soll?“ fragte er weiter, da sie nicht antwortete.

„O Philipp, Philipp!“ rief Cäcilie mit flehendem Ton und Blick. Du wirst mich nicht verstoßen? Thu es nicht, Philipp.“

Ihre Stimme erstarb in Schluchzen. Er hatte keine Thräne gehabt für sein eigenes Weh, aber jetzt fühlte er, wie seine Augen feucht wurden.

„Beruhige dich,“ sagte er, sich mühsam fassend, „wir werden uns nur dann trennen, wenn du es selber wünschst.“

„Nie habe ich das gewünscht, nie daran gedacht; ich habe überhaupt nie gedacht, nur gefühlt, so viel Weh . . . so viel . . . Angst und doch . . . O Philipp, verzeihe mir!“

„Ich habe dir verziehen,“ sagte Rittler, aber der Klang der Worte paßte nicht zu ihrem Inhalt; denn die ganze Bitterkeit jener ersten Nacht stand wieder vor seiner Seele. So hatte sie also diesen Menschen geliebt, daß sie Qual und Angst und Not duldete für ihn! „Aber ich möchte noch mehr thun,“ fuhr er fort, „ich möchte dich herausreißen aus dem Elend, in das du dich gestürzt hast. Das aber steht nicht in Menschenmacht; es kann nur geschehen, wenn du dich beugst vor dem Wort eines Höheren. Denn ich bin auch nur ein schwaches Menschenkind gleich dir.“

Er stand auf, ging zu ihrem Schreibtisch und suchte

etwas auf dem kleinen Bücherbrett, das ihre Lieblingslektüre enthielt, die Romanwelt, in der sie gelebt hatte. Er zuckte geringschäßig die Achseln, als er in diesem Wust vergeblich nach einer Bibel suchte. Ganz hinten standen Körners Gedichte — er hatte sie ihr als Bräutigam geschenkt — die zog er jetzt hervor und blätterte darin. Aber plötzlich fuhr er zurück, wie von einer Ratter erschreckt; aus einem Haufen Papier, das sich verschoben hatte, schaute Raases Bildnis hervor. Er setzte sich wieder, ohne Cäcilie anzusehen, er wollte nicht wissen, ob sie etwas davon bemerkte; er hatte genug zu thun, um seine Fassung zu behaupten. Aber von da an bekam sein Ton etwas Strenges, und die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, wurde ihm leichter. Jetzt hatte er gefunden, was er suchte, und las:

„Zum Herrn und Meister, der im Tempel lehrte,
Bringt einst das Volk ein sündig Weib herein.
Was soll, so fragt es, ihre Strafe sein,
Da Moses will, daß sie gesteinigt werde?“

Der Herr blickt auf mit ruhiger Gebärde:
Wer lauten Herzens ist, und frei und rein,
Werf auf die Sünderin den ersten Stein.
Er sprach's und schrieb stillschweigend auf die Erde.

Da standen alle plötzlich wie vernichtet
Und gingen aus dem Tempel allzusammen;
Es wurden bald die hell'gen Hallen leer.

Und Jesus sprach: „Hat keiner dich gerichtet,
So will auch Ich dich nicht verdammen,
Geh hin und sündige hinfort nicht mehr!“

„Und sündige hinfort nicht mehr! Erkennst du, daß auch dir diese Worte gelten, Cäcilie?“

In Absätzen, aber doch verständlich kam ihre Antwort:

„Ich bekenne mich schuldig . . . in meinem Herzen . . . habe ich . . . die Ehe gebrochen.“

Eine kleine Pause, dann kam das Urteil, kurz, scharf, jedes Wort ein Hammer Schlag:

„Allerdings, das hast du gethan!“

Sie sank mehr und mehr in sich zusammen. Vorher hätte sie nie geglaubt, daß etwas im Stande sein werde, sie noch tiefer zu beugen.

Er stellte das Buch wieder hin und sagte dann:

„Hast du den Mut, aus der Tiefe einen mühsamen Pfad hinauf zu klettern, um dich zu retten? Hast du den Mut?“

„Ich weiß es nicht.“

Er neigte den Kopf, als sei ihm diese Antwort ganz recht, und fuhr dann fort:

„Da du den Weg weder finden kannst, noch zu ersteigen die Kraft hast, so will ich versuchen dir zu helfen. Willst du mir folgen, willenlos, ohne Murren, auch dann, wenn dich die Dornen rizen, und die scharfen Steine am Wege dir weh thun?“

„Ich will,“ stammelte sie.

„Nun, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht verlassen, sondern dir ein treuer Führer sein will, bis du oben angelangt bist.“

Dann trat er nochmals an den Tisch, nahm das verhängnisvolle Bild und warf es knirschend auf die Erde. Er blickte es noch einmal an, dann setzte er den Fuß darauf. Mit dem Absatz zermalnte er das schöne, gleißende Antlitz, das so lange ihre Lust und ihre Qual gewesen.

Er wandte sich ab; er wollte nicht mit leiblichen Augen sehen, was er doch im Geiste sah — ihre tödliche Blässe, den unterdrückten Aufschrei, als habe er auf ihr Herz getreten. Statt dessen warf er einen Blick auf ihre Bücher, auf die tausend Kleinigkeiten eines müßigen, traumhaften Daseins und sagte:

„All diesen Plunder mußt du abthun. Es ist der Boden, auf dem alle sündhaften Gedanken wuchern. Ich schicke dir Gertrud.“

„Nicht Gertrud,“ bat Cäcilie kläglich; „schicke mir Karoline.“

„Nein, Gertrud,“ entschied er streng. „Vergiß nicht, daß sie nichts weiß, nichts wissen darf; nimm dich zusammen.“

Er ging fort. Sie horchte angstvoll auf seinen festen Schritt, bis sie nichts mehr hörte. Dann stand sie auf und begann hin und her zu gehen. Es war ihr, als sei sie schon um einen Grad aus der Tiefe ihres Elends emporgestiegen. Die seltsame Mischung von richtendem Ernst und erbarrender Milde in dem Wesen ihres Mannes gab ihrer matten Seele eine wunderbare Kraft. Da stieß ihr Fuß an den Rahmen des Bildes; sie fuhr schauernd zurück, und als sie die Bruchstücke zitternd aufhob und in den Ofen schleuderte, Papier anzündete und alles verbrannte, da war etwas von dem Abscheu in dem Gesicht ihres Mannes auch auf sie übergegangen. Noch konnte sie nicht beten, sie bebt zurück vor dem Heiligen, aber sie klammerte sich an den einen Gedanken, ihrem Manne willenlos zu folgen, aus der Tiefe ihres Elends sich emporzuarbeiten an seiner starken Hand. Er hatte das Rechte getroffen; seine scheinbare Härte war das beste Heilmittel für sie!

23. Ramped.

In den nächsten Tagen gab es in Graslamp ausnehmend viel zu schaffen und zu bedenken. Carolinens Ausrüstung, zum Glück ihrer Vollendung nahe, wurde möglichst beschleunigt. Es waren aber noch manche Formalitäten zu erfüllen, und nur mit Ausbietung aller Kräfte gelang es, den von Leo gewählten Termin inne zu halten, denn er wollte sich durchaus nicht länger gedulden. Am Sonnabend, den 31. August, um neun Uhr abends mußte die Trauung stattfinden. Leo, obwohl so wandelbar, konnte ungeheuer hartnäckig sein, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte. Mittler ging darauf ein, hauptsächlich weil er hoffte, der unerwartet frühe Termin und die späte Stunde würden die Neugierigen fern halten. Er prägte all seinen Hausgenossen ein, die Vorbereitungen in der Stille zu machen. Die Ausschmückung der Kirche hatten die Trätkamper übernommen.

Dazwischen kam denn noch Meister Jamby mit dem Miß für das Piilskamper Haus, und es mußte darüber mit Wolfgang und mit Christian Duhs konferiert werden; ferner geschah es, daß der Piilskamper Knecht, als auf dem Lande geboren, zum Militär losen mußte und ein schlechtes Los zog. Er sollte in etwa vierzehn Tagen fortgehen. Da schlug Mittler dem Krischan vor, sich von Steffen helfen zu lassen, bis dieser in seinen Kontrakt als Tagelöhner eintreten und Dörthe heiraten könne, denn Steffen war seinem Herrn in dieser Probezeit immer lieber geworden, und er trug kein Bedenken ihn aufzunehmen. Ja, er ging sogar damit um, die betreffende Käte, die am Ende der Reihe lag, sowie den Kohlgarten erweitern zu lassen. Das konnte ja ohne Meid der anderen Rätner geschehen, weil die Witwe Mertens ein Anrecht an ihre Wohnung schon hatte und für zwei Familien kein rechter Raum war. So gab es denn fürs erste kein Ende mit Hochzeitsvorbereitungen und Aussteuer.

So glücklich aber, wie die drei Graslamp Bräute, war die Tochter des Krügers vom Weidenbusch nicht. Man erfuhr bald darauf, daß die sonst so muntere, leichtfertige Annemarie ganz tiefsinnig geworden sei durch die Vorstellung, an Hinnerks Tode schuldig zu sein; und die bösen Folgen ihrer Unbeständigkeit quälten sie sehr. Mittler nahm sich vor, der Annemarie bei nächster Gelegenheit einen Wink darüber zu geben, daß nicht sie es gewesen sei, die den Burschen in den Tod getrieben habe, sondern seine eigene Bosheit. Es zeugte übrigens die Wahl des Ortes davon, daß Hinnerk mit seinem Tode der Ungetreuen einen Dorn hatte anthun wollen. Sie hatte im ersten Schreck ihrem Bräutigam abgesagt und ihm den Silberring zurückgeschickt. Der riesige Kras nahm sich ihre Absage nicht sehr zu Herzen, er wußte sich für seinen Verlust zu entschädigen. Es kam auch bald nachher heraus, daß er ein unverbesserlicher Spieler war.

So war denn im Umsehen der Tag gekommen, wo Leo und Carolinens Hochzeit stattfinden sollte. Wenn Mittler gedacht hatte, die Neugierigen würden nichts von der Abendtrauung erfahren, oder durch die späte Stunde abgehalten werden, so hatte er ohne die Klarinette gerechnet. Dem



Beim Antiquitätenhändler. Gemalt von H. B. Lüben.

Pastor Bloom mußte man es doch zu rechter Zeit melden, und Mechtild hatte es sich angelegen sein lassen, männiglich davon in Kenntnis zu setzen und zusammenzutrommeln. Die Bewohner von Graskamp, Pilskamp und Trätkamp gehörten selbstverständlich dazu. Diesmal wollte sogar Frau Duhz mit, nur der blöde Mann und der Kuhhirt sollten daheim bleiben.

Es war am Nachmittag, als Dörthe, nachdem sie fast die ganze Nacht mit Plätten und Stacheln zugebracht, gähnend an der Hausthür stand und überlegte, was noch zu thun sei, bis die Brautvoilette angehen werde, bei der sie doch wenigstens das Licht halten wollte, wenn auch die Schwester sich nicht nehmen ließ, die Braut zu schmücken — da kam zu ihrer Verwunderung Steffen aus dem Zimmer des Herrn und gerade auf sie zu. Er umfaßte sie und sagte herzlich:

„Mein' liebe Deern!“

Sie sah zu ihm auf und stutzte über sein ernstes Aussehen. Seine Augen blickten wieder so traurig wie vordem, und sie sagte ängstlich:

„Hat dir der Herr den Kontrakt wieder aufgesagt?“

„Ne, das hat er nich' gethan. Alles ist gut und schön. Der Herr will mich zu Martini als Tagelöhner annehmen, und wir ziehen bei deine Mutter ein. Was mich plagt, is was anders, das will ich dir heut' abend erzählen. Wir beiden gehn zusammen nach Ramped in die Kirch' und sehen zu wie das Trauen zugeht, daß wir's nachmachen können.“

Indem kam jemand rasch die Treppe herab und rief: „Dörthe!“ Noch ein Blick, noch ein Händedruck, und die beiden trennten sich.

(Fortsetzung folgt.)

B'biß Gott.

Novellette von T. Bufenhardt.

(Fortsetzung.)

Er schüttelte den Kopf. „Singen kann ich nicht, Herr.“

„Ei was, jeder kann singen, es kommt nicht drauf an wie.“

Der Junge kraute sich bedenklich hinter den Ohren.

„Aber die Worte, Herr.“

„Weißt du die nicht? Hast du sie vergessen?“

„Hab' nie keine gewußt, Herr.“

„Woher hast du's denn pfeifen gelernt?“

Der Bursche lachte. „Woher? das weiß ich nicht. Irgendwoher.“

„Beginne dich. Du bekommst außer dem Lohn für das Rasieren ein Trinkgeld für dich, wenn du dich darauf besinnst.“

Das wirkte. „Der Müllerjakob, glaube ich, hat's seinem Staarmaß vorgepfeifen.“

„Wo ist der Müllerjakob?“

Der Junge zeigte zum Fenster hinaus. „Da unten, das Thal hinunter. Die dritte Mühle im Grunde.“

„So.“ — Der Bursche empfing seinen Lohn. Eben wollte er froh und eilig davongehen, als Gerhard ihn zurückrief. Sein Abenteuer von gestern abend war ihm in den Sinn gekommen. Er fragte, ob der musikalische Barbierlehrling nicht wisse, wer drin im Walde so schön das Waldhorn bläse.

„Hat der Herr ihn auch gehört?“ fragte der Junge mit geheimnisvollem Lächeln. „Ja, ja, er hat wieder geblasen, gestern abend. Und just das Lied, das ich Ihnen eben gepfeifen. Wenn er bläst, darf keiner mehr das Fenster offen haben oder draußen auf den Wegen herum sein. Früher hat's geheißt, daß er nur alle Jahr einmal bläst. Jetzt aber fast immer um Vollmond.“

„Wer bläst denn aber? Von wem sprichst du?“

„Der Seimefelder Jäger. Er bläst um eine arme Seele.“

„Um eine arme Seele?“ Gerhard lachte. „Und was thut er denn mit der? Komm, erzähle vernünftig. Ist dein Jäger eine wirklich existierende Persönlichkeit oder ein Gespenst?“

Der Junge hatte die Thür schon in der Hand. Er schien über diesen Gegenstand sich nicht gern weiter zu verbreiten, sondern nickte nur eifrig. „Ja, ja“, sagte er.

„Was ja, ja, ein Gespenst?“

„Ja, Herr. Aber wirklich, ja wirklich ist er, ganz gewiß.“ Damit war er fort.

Gerhard verließ bald nachher auch sein Zimmer, verzehrte sein Frühstück unter dem duftenden, bienendurchsummten Laubdach der alten Linde vor der Thür und fragte die Magd, die dasselbe brachte, ob der Herr Lehrer nicht zu sprechen sei, denn der Waldhornbläser, der sein Lied so schön geblasen und nun gar, wie es schien, mit dem Bösen im Bunde stehen sollte, fing an ihn lebhaft zu interessieren, und er hätte gern von verlässlicher Seite näheres über denselben erfahren. Die Magd aber erwiderte, daß der Lehrer schon in der Kirche sei.

Schon in der Kirche. Ja so, es war Sonntag, und der Lehrer mochte wohl zugleich Küster oder Organist sein. So war es denn wohl am besten, die Frage auf sich beruhen zu lassen und die Entdeckungsreise durch das Thal anzutreten.

Es war ein wunderherrlicher Morgen. Auch hatte das Reisehandbuch nicht zu viel gesagt, das Thal war von entzückender Lieblichkeit. Das neuerbaute Kurhaus freilich, das er nach kaum zehnminutenlanger Wanderung erreichte, mit seinen jetzt noch festgeschlossenen Fensterläden mitten in steifen Gartenanlagen konnte ihm nur ein Lächeln abgewinnen, und es wurde ihm erst wieder wohl, als das Stück modernen Menschenmachwerks hinter einem Felsvorsprung zurückblieb und das weite Thal und die Berge dahinter in ihrer ganzen friedlichen Einsamkeit vor ihm lagen. Die Höhen schwammen noch in bläulichem Duft, unten im Thal aber hüpfte der Bach schon munter und schäumend abwärts über Geröll und Gestein, und grau und ernst lagen die letzten Trümmer einer Feste auf malerisch ins Thal hineinspringendem Fels, hinter welchem ein Stück seiner blauer Bergwald herübergrüßte. Es war ein anmutiges Bild, aber unser Wanderer, der ausgegangen war, zu hören mehr als zu sehen, fand nicht seine Rechnung. Nur Insekten summten leise um die blauen Blumen, die im feuchten Grunde wuchsen, kein Vogelgezwitscher, kein Herdengeläute ließ sich vernehmen, die Sägemühlen, die er jetzt erreicht hatte, standen still, Thüren und Fenster der wenigen, zwischen den Mühlen zerstreuten Hütten waren geschlossen und nirgends ließ sich der Ton einer menschlichen Stimme hören. Jetzt wurde der Einblick in den tiefer gelegenen Teil des Thales, das sich hier beträchtlich erweiterte, frei. Das Geröll und Gestein blieb zurück, der Bach begann ruhiger zu fließen, hellgrüner, saftiger, junger Laubwald trat an die Stelle des finstern Nadelholzes und über das wogende Meer junger Saaten schimmerten freundlich die roten Dächer und der Kirchturm eines Dörfchens herüber. Da plötzlich erhob sich sanftes Glockengeläute durch die stille sonnige Luft, und wie der Wanderer näher kam, bemerkte er, warum das obere Thal so still gewesen. Im weiten Kreise waren schon die Thalbewohner in der Nähe der Kirche versammelt und von allen Seiten strömte es noch herzu, bis alles in der Kirche war. Gerhard wanderte weiter, wieder in den Wald zu seiner Rechten, geriet in ein enges Waldthal, in dem ein Meiler dampfte und das ganz von Harzgeruch erfüllt war, und war endlich froh, seinen Weg wieder zurück zu finden in das freundliche Dorf und seitab stehend den Zug der Kirchgänger beobachten zu können. Als einer der Letzten trat der Pfarrer heraus, im Gespräch mit einem neben ihm gehenden, städtisch gekleideten, jungen Mann, welcher nicht nur durch die Kleidung, sondern durch seine ganze Persönlichkeit sich als nicht zu den Thalbewohnern gehörig kennzeichnete. Wo hatte Gerhard die feinen Züge dieses Antlitzes, diese schwermütigen, träumerischen Augen schon gesehen? Er wußte es nicht, aber er fand sich noch darüber nachinnend, als er schon vor der Thür der dritten Mühle stand, die jetzt offen war, und nach dem Jakob fragte.

Der Jakob sei nicht daheim, belehrte ihn eine alte Frau, wo er sei, wisse sie nicht. Nun, was der Müllerjakob, würden wohl noch mehrere wissen, tröstete sich Gerhard und begann das musikalische Examen der Thalbewohner, das er sich vorgenommen. Das war aber nicht so leicht, wie er es sich gedacht hatte. Wenn nur irgend jemand ein Lied vor sich hingefungen hätte, daß er daran hätte anknüpfen können! So

starrten ihn die Leute auf seine Fragen nur immer dunno oder neugierig an und behaupteten von keinem solchen Liede zu wissen. Besonders die Mädchen hatten auf seine Frage, so lange er mit ihnen sprach, ein nicht enden wollendes Richern und verlegenes Erröten, während sie, sobald er den Rücken gewandt, zischelnd die Köpfe zusammensteckten und sich augenscheinlich sehr über ihn belustigten. Ermüdet und gelangweilt wollte er eben den Weg ins Wirtshaus einschlagen, als ihm ein halberwachenes Mädchen, welches aus einem ziemlich verwahrloht aussehenden Hause herbeieilte, einige Blumen zum Kaufe bot. Er kaufte sie ihr ab und that dann seine gewöhnliche Frage. Das Mädchen nickte eifrig, zierte sich erst ein wenig, wurde aber beim Anblick des klingenden Bohnes sofort gefällig und sang den ersten Vers. Die Melodie hatte einige willkürliche Veränderungen erfahren, der Text war ein vollkommen anderer, der Refrain „fahr wohl“ hieß wirklich W'hit Gott, im übrigen war auch er, wie es Gerhard scheinen wollte, wohl von der Sängerin selbst, einer augenscheinlich etwas beschränkten Person, verborben. Er schrieb Text und Melodie sorglich in sein Taschenbuch, versuchte aber vergeblich von dem Mädchen zu erfahren, woher es beides habe. Als er mit Fragen nicht nachließ, holte sie aus einem Nachbargarten ein anderes Mädchen, das mit einem kleinen Kinde auf dem Arm schon lange der Verhandlung zugehört hatte. Dieses mußte besser Bescheid, es kannte Melodie und Text nicht nur vollständig, sondern auch in richtigerer Fassung. Auf die Frage nach dem „Woher“ meinte es, das Lied im vorigen Sommer von der Wirtin im Kurhaus gehört zu haben, wo es zur Aushilfe kurze Zeit gedient. Da das Kurhaus aber nur im Hochsommer und Herbst bewirtschaftet wurde, und die Wirtin also nicht ausgefragt werden konnte, so half diese Auskunft auch nicht viel. Nachdem er noch eine in einem Seitenthal liegende Glashütte aufgesucht, daselbst aber mit seinem Begehren ziemlich schände abgewiesen war, da es Sonntag sei und keine weltlichen Nieder gesungen werden dürften — augenscheinlich übte der Besitzer der Glashütte einen derartigen Zwang aus — begab er sich ins Gasthaus zurück und saß eben, das Mittagessen erwartend, mit einer einige Tage alten Zeitung in der Hand, als die Blumenverkäuferin von vorn mit fünf oder sechs kleineren Mädchen ihn zu sprechen begehrte. Sie mochte sich überlegt haben, daß in diesem Ausnahmefall das Singen noch profitabler sei als der Verkauf von Blumen, und so hatte Gerhard den Genuß, während er seine Mahlzeit verzehrte, den Chor dünner Mädchenstimmen allerlei Lieder in nichts weniger als künstlerischer Weise vortragen zu hören. Während er, nachdem er sich glücklich von ihnen befreit, einer wohlverdienten Nachmittagsruhe sich hingab, überdachte er das Ergebnis seiner Forschungen. Er sah ein, daß er es als unumstößliches Faktum hinnehmen müsse, daß die Beschuldigung jenes Kritikers keine ungerechte gewesen, daß ein weiteres Forschen hier zu gar keinem anderen Ergebnis führen könne, und daß es das Richtige sei würde, so bald wie möglich wieder abzureisen. Dennoch konnte er sich so schnell nicht dazu entschließen, und so nahm er denn am Nachmittag den Wagen des Wirtes und fuhr nach einem unweit gelegenen Aussichtspunkt, den man ihm viel gerühmt hatte, und wo an dem Tage Vogelschießen abgehalten wurde. Von der poetischen Stimmung des gestrigen Abends und des Vormittags war nicht viel übrig geblieben, die Gegend, durch die er fuhr, stand an landschaftlicher Schönheit dem Bockertthal weit nach, der Weg war staubig, der endlich erreichte, vielberühmte Aussichtspunkt war nur ein auf einer Höhe errichtetes unbequem zu ersteigendes hölzernes Gerüst und die Aussicht selbst lag in der Sonne dunstig und unklar da. Auch das Vogelschießen interessierte ihn nicht, es waren zum größten Teil Einwohner eines nahen Städtchens, die daran teilnahmen, die Frauen trugen geschmacklose städtische Kleidung, die Männer erinnerten ihn an die Mitglieder des Gesangsvereins von gestern abend. So wanderte er denn gleichgültig zwischen lärmender Musik, Zelten und Puppentheatern hindurch, bestieg seinen Wagen und war froh, als er wieder den Wald er-

blickte und den Weg, den er am Morgen gewandert. Hier ließ er den Wagen fahren und ging zu Fuß in den Wald hinein, froh wieder allein zu sein, nur die Richtung innehaltend, die er durch gelegentliche Ausblicke ins Thal nicht verlieren konnte, und sich selbst einen Weg suchend, wie es von je seine Art gewesen. Träumend hatte er hinter einem alten graubemoosten Fichtenstamme schon zu wiederholten Malen etwas auftauchen und dann wieder verschwinden sehen, ohne sonderlich darauf zu achten. Jetzt beim Näherkommen sah er, daß es eine alte Frau war, die in einen Korb Kräuter gesammelt zu haben schien. Schon wollte er weitergehen, als ihm einfiel, daß er ja gekommen sei, das Volk auszuforschen, daß er sich bis jetzt immer an die Jungen gewandt und daß alte Leute gewöhnlich besser Bescheid wüßten, als junge. So erwiderte er denn freundlich den Gruß der Alten und fragte als Einleitung, warum sie sich vor ihm versteckt habe.

„Ich hab' gemeint, Sie sind der Herr Doktor, Herr,“ entgegnete die Alte schlaue lächelnd.

„Und wenn ich nun der Herr Doktor gewesen wäre?“

Es kam eine wortreiche Erklärung, aus der Gerhard nur soviel verstehen konnte, daß die Alte die Kräutermalene und in der ganzen Gegend wohlbekannt sei wegen der heilkräftigen Tränklein, Salben und Medikamente, die sie aus allerlei Kräutern bereite, daß sie in großem Ansehen weit umher stände, aber auf Kriegsfuß mit dem Herrn Doktor des nächsten Städtchens, der sie schon zweimal verklagt habe, so daß sie bestraft worden sei. „Und wenn er ihnen nicht mehr helfen kann, kommen sie doch zu mir,“ schloß sie mit grimmer Befriedigung. Plötzlich aber unterbrach sie sich, trat beiseite und sah, die Hand über die Augen haltend, spähend den Waldweg hinunter. Gerhard fragte lachend, ob sie schon wieder den Doktor fürchte.

„O nein,“ entgegnete sie, „ich warte auf jemand anderes, ich weiß, daß er hier vorbeikommt. Da richtig, er ist es! Ach bitte, gehen Sie, oder lassen Sie sich wenigstens nicht sehen — da kommt er!“

„Wer kommt, warum darf er mich nicht sehen?“ fragte Gerhard kopfschüttelnd, aber er trat doch unwillkürlich hinter einen Baumstamm, als der Fremde sich jetzt raschen Schrittes näherte. Es war derselbe junge Mann, den er am Morgen mit dem Pfarrer hatte aus der Kirche kommen sehen, aber er ging jetzt aufrechten Hauptes und mit einem so freudigen Ausdruck im Gesicht auf die Alte zu, daß man hätte meinen sollen, er begrüße sein Liebchen.

„Habt Ihr — habt Ihr einen?“ redete er sie hastig an, ihr die Hand entgegenstreckend.

„Heute nicht, Herr Baron,“ entgegnete die Gefragte, „aber nächsten Sonntag gewiß.“

„Nächsten Sonntag!“ Der junge Mann wiederholte die Worte in tieftraurigem Ton. „Nächsten Sonntag! Und das ist noch so lange.“

„Aber unterdes hab' ich hier etwas,“ entgegnete die Alte tröstend und langte aus ihrem Korbe einen Strauß Bergglocken hervor, den Gerhard vorhin schon darin hatte liegen sehen.

Der junge Mann griff eifrig danach; die Art, wie er den Strauß ans Herz drückte, hatte etwas rührend Kindliches. Dann legte er ein Geldstück in die offen gehaltene Hand der alten Frau und ging mit freudlichem Kopfnicken und offenbar befriedigt mit seinem Strauß in entgegengesetzter Richtung davon.

Gerhard trat wieder hinter seinem Baum hervor. „Wer war denn das?“ fragte er.

Die Alte schüttelte, dem Fortschreitenden nachsehend, trübe den Kopf. „Ja, dem kann auch die Kräutermalene nicht helfen, die doch schon manchen wieder gesund gemacht hat,“ sagte sie und legte mit bezeichnender Gebärde den Finger an die Stirn. „Ich hab' ihm früher an dieser Stelle jeden Sonntag Morgen einen Brief gebracht von seinem armen Schatz, jetzt da sie keine Briefe mehr schreiben kann, soll ich doch noch immer welche haben, und da bring' ich ihm statt

dessen einen Strauß. Ich denk', es ist keine Sünde, Herr, er bildet sich ein, die Blumen kämen von ihr und ist wieder heiter und zufrieden. Er ist erst seit ein paar Wochen wieder hier, vorher ist er in einer Anstalt gewesen, wo sie ihn haben wieder gesund machen wollen, aber nur kurze Zeit, dann haben sie seinem Vater geschrieben, daß er unheilbar sei, aber daß er keinem Menschen etwas zu leid thun würde und sich auch nicht, und daß es am besten wäre, man ließe ihn frei herumgehen, wo er wollte. Und so ist er denn wieder drüben im Schloß bei seinem Vater und streift immer ganz allein in den Wäldern umher. Manchmal aber kommt er nicht nach Hause, er bleibt dann die Nacht in einem alten kleinen Jagdschloßchen."

"Und da bläst er das Waldhorn?" unterbrach Gerhard.

"Haben Sie es auch gehört?" fragte die Alte. "Der arme junge Herr, und er kann so schön blasen! Das kann er noch immer, wenn es auch sonst nicht richtig ist mit ihm, ja ich meine immer, er bläst noch schöner als früher. Gestern Abend muß er gemeint haben, die Marie gibt ihm das Zeichen wie sonst, denn es ist Licht in ihrem Zimmer gewesen, und da muß er's sich in seinen armen Kopf gesetzt haben, sie kommt jetzt, und hat sein schönstes Lied geblasen."

"Und die Marie war die verstorbene Tochter des Lehrers, nicht wahr?" sagte Gerhard. "Woran ist sie denn gestorben?"

Die Alte schüttelte sich, als ob es sie fröre. "Aus dem Teich im Wald drin haben sie sie herausgezogen," entgegnete sie. "An einem Wintermorgen war's, das Wasser war eben am Frieren, und ihre schönen blonden Haare sind ganz voll gewesen von langen Eiszapfen. Der Herr Baron ist früher ganz gesund gewesen, aber ein bißchen still und menschenscheu war er immer, und vor seinem Vater hat er immer eine grauliche Angst gehabt. Darum hat er's ihm auch lange nicht gesagt, daß er eine Liebschaft mit der Marie angefangen und ihr die Ehe versprochen hatte, bis der alte Baron zufällig dahinter gekommen. Der hat sich gar nichts merken lassen, sondern ist ganz freundlich zu dem jungen Herrn gewesen und hat ihn auf Reisen geschickt und ist unterdes zu dem Lehrer gegangen, dem er so Angst zu machen gewußt hat, daß er der Marie die Briefe von ihrem Schatz unterschlagen und ihr zuredet hat, den dicken Bäder zu nehmen, der um sie gehalten hat. Sie hat nicht nein gesagt, aber die Hochzeit immer hinausgeschoben, weil sie gemeint hat, ihr Schatz müsse wiederkommen. Als sie gar nichts von ihm gehört hat, ist sie des Nachts vor der Hochzeit in den Teich gegangen. Gleich darauf ist der junge Baron von der Reise zurückgekehrt und ist so geworden, wie er jetzt ist. Sie sagen, er wäre schon früher nicht so ganz recht gewesen und dies wäre doch gekommen, wenn er auch die Marie hätte heiraten dürfen, aber ich glaub's nicht. Wie munter und redselig ist er damals immer zu mir gewesen, wenn ich ihm die Briefe gebracht, und wie klug hat er es anzufangen gewußt, daß lange niemand gemerkt hat, wie er und die Marie sich abends im Wald trafen. Denn weil sie hier herum glauben, der Sennfelder Jäger, der früher, als es noch Geister und Gespenster gegeben, hier im Walde sein Untwesen getrieben, sei noch da und wenn er blase, locke er die Leute an gefährliche Orte, wo sie umkommen müßten, würde sich niemand, wenn sie es blasen hören, hinauswagen abends, und so haben die beiden sich oft treffen können, ohne daß jemand außer mir etwas davon gewußt. Damals freilich, als er noch bei Verstand war, hat er immer nur drei ganz tiefe einzelne Töne geblasen, was ganz feierlich klang, recht um die Leute hange zu machen, nicht so lang wie gestern."

"Kannet Ihr das Lied, das er gestern geblasen?"

"Weiß nicht, hab' nicht darauf gehört, was es war, aber gar schön hat's geklungen."

Gerhard dankte der Alten für ihre Mitteilung und wanderte wieder durchs Dorf zurück ins Wirtshaus.

"Arme, friedlose Seele," dachte er im Gehen, "die du auch nur vorübergehenden Trost in meinem Liede gefunden! Vielleicht war es ihr Lieblingslied, und es hat dir alle Seligkeit vergangener Zeiten wieder wachgerufen." Und er sah hinüber nach der Gegend des Schloßchens, und wenn auch

alles still blieb, so hörte er doch im Geist die feierlichen, sanften Töne herüberklingen, und es that ihm leid, daß man seine Sachen schon hinüber ins Gasthaus, wo jetzt Platz für ihn war, gebracht hatte. Er hätte so gern noch einmal zu jenem Fenster hinaus in das liebliche Waldthal geschaut, um sich die Gefühle des gestrigen Abends zurückzurufen. Dann aber lächelte er über sich selbst, denn er kannte sich und wußte, daß er nie gewagt haben würde, Licht anzuzünden, das von dem Armen drüben falsch gedeutet werden könnte, und er mußte noch mehr über sich lächeln und mit einem Anflug von Bitterkeit dazu, wenn er sich gestand, daß er sich über sein Lied, das dem Einsamen ein Trost geworden, freute, wie über eine gute That, die er gethan — an eben demselben Tage, da ihm zur Gewißheit geworden, daß er mit eben diesem Liede sich und andere betrogen.

Zwei Tage noch durfte die Wirtin im Pocherthal ihren Gast beherbergen, zwei Tage, die hingereicht hatten, demselben die letzte Hoffnung, die ihm etwa in sanguinischen Momenten noch geblieben, zu rauben, ihn zu überzeugen, daß er wirklich ein schon bekanntes Volkslied in seine Oper aufgenommen hatte. Wenn ihm auch einmal ein Bursche, der eben aus dem Militärdienst entlassen war, das Lied mit dem Text aus der Oper sang und erklärte, es in der Hauptstadt gehört zu haben, so belehrten ihn dagegen immer wieder alle anderen Erfahrungen, daß er es mit einem wirklichen und echten Volkslied zu thun habe. Jedesmal wenn er wieder einmal recht fest davon überzeugt worden war, bemühte er sich, sich damit wie mit einer vollendeten Thatsache abzufinden, und oft gelang ihm das auch. Er hatte sorgfältig alles notiert, und manchmal, wenn er seine Notizen verglich, war es ihm, als ob es sich um etwas Fremdes für ihn handele, als ob er ein rein historisches Interesse an der Sache habe. Und dann wieder, wenn er eben glaubte, recht vernünftig geworden zu sein, ertappte er sich selbst darauf, daß er von seinem Lied zu sich selbst sprach, als von dem Besten was ihm gelungen, als ob ihm nie jemand die Vaterschaft streitig gemacht hätte. Schon am ersten Tage seines Aufenthalts im Pocherthal hatte er einen ihm nachgesandten Brief eines auswärtigen Freundes erhalten, worin ihm mitgeteilt wurde, daß es auch in der Provinzialstadt, wo der Freund wohnte, eine vielbesprochene und wenig mehr bezweifelte Thatsache sei, daß er ein bekanntes Volkslied in seine Oper verarbeitet habe. Das sei ja übrigens nichts so Schlimmes, tröstete ihn der Freund und andere hätten es vor ihm gethan. Nur möge er sich entweder offen dazu bekennen oder, wenn er den Beweis vom Gegenteil liefern könne, sich damit beileiden.

Gerhard konnte keinen Beweis liefern. Er schrieb dem Freunde, wie er schon an Erwin geschrieben, daß er die Weise hier allerdings als Volkslied angetroffen, daß aber von einem echten, alten, im Pocherthal eingebürgerten Volksliede keine Rede sein könne, da nur die jungen Leute es überhaupt kannten. Jetzt habe er die Absicht, ins Hochgebirge an den Wettersee zu reisen, um zu sehen, ob es nicht dort, in dem dort sehr musikalischen Volk eigentlich zu Hause sei. Sobald er näheres darüber wisse, werde er sogleich Mitteilung machen. Und dennoch, als er diesen ganz leidenschaftslos gehaltenen Brief abgeschickt und den Wagen bestiegen hatte, der ihn an die Bahn bringen sollte, als die gutmütige Wirtin, die ein gewisses mütterliches Interesse an ihm bekommen und ihm zum Abschied eine besondere Freude machen wollte, einen Haufen Kinder an seinem Wagen aufgestellt hatte, die noch einmal zum Schluß das Lied „W'üt Gott“ sangen, da horchte er trotz allem mit einem Gefühl in seinem leichtlebigen Künstlerherzen, wie es ein Vater in bezug auf ein schönes und begabtes, aber ungeratenes Kind hat. "Wie es sich anknüpft, wie es jedem gefällt," sagte er sich mit wehmütiger Freude, "man muß ihm doch gut sein und ihm verzeihen, daß es sich herumtreibt, wo es nicht sollte."

(Fortsetzung folgt.)



Professor Georg Waig, † 24. Mai 1886.
(Vgl. S. 606.)

Deutsche Siege im Frieden.

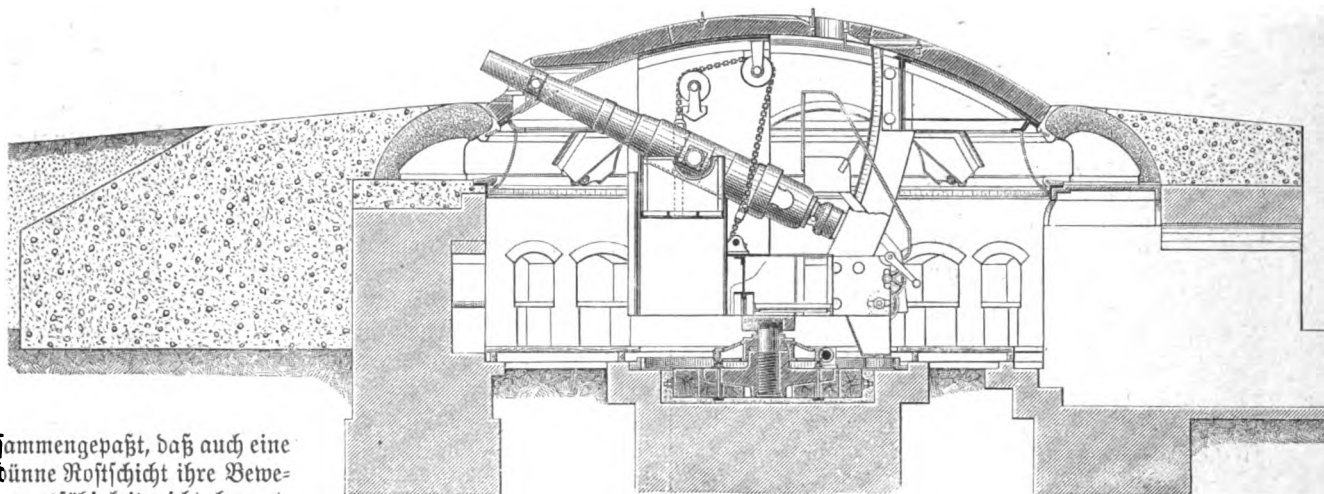
Der alte Kampf zwischen Panzer und Geschütz, zwischen dem Ingenieur und dem Artilleristen hat sich in den letzten Jahren scharf zugespitzt. Wie dem eisenumgürteten Schlachtschiff seine Stellung den modernen Riesengeschossen und vor allem dem Torpedo gegenüber nur noch mit äußerster Anstrengung erhalten wird, so hat auch die Panzerung in der Landbefestigung gegen die heutigen Angriffswaffen einen schweren Stand. Die gewaltigen Geschütze, mit welchen Krupp und Armstrong um die Wette die Welt beglücken, die außerordentlich wirksamen „gehärteten Stahlgranaten“ des Essener Kanonenkönigs, nicht zuletzt auch einige neuere, recht bedeutende Fortschritte der Pulverfabrikation, geben den Herren Panzerkonstruktoren immer neue Rätsel zu lösen auf, und es schien in der letzten Zeit, als ob das Geschütz schließlich als Sieger aus diesem gegenseitigen Überbieten, diesem unaufhörlichen Wettkampf zwischen Angreifer und Verteidiger hervorgehen sollte. Die artilleristische Fachliteratur bereite sich schon vor, auf der ganzen Linie Viktoria zu blasen. Nun ist aber der Panzer in der That die ultima ratio der Land- und besonders der Küstenbefestigung — in dem Sinne nämlich, daß es allein durch seine Benutzung möglich sein wird, einzelne besonders gefährdete Stellen der Wirkungssphäre des Angreifers zu entziehen, kostbares Geschützmaterial bis zum letzten, entscheidenden Augenblick zu sichern und gefechtsfähig zu erhalten; daher haben auch in dem deutschen Befestigungssystem unserer Küsten Panzertürme und Panzerbatterien ausgedehnte Anwendung gefunden, ja von Deutschland und zwar von der deutschen Privatindustrie ging sogar eine Umgestaltung der Panzerkonstruktionen aus, die epochemachend werden sollte. Dem allgewaltigen Herrscher in der Welt der Geschützausrüstung Krupp stellte sich Gruson in Budau bei Magdeburg mit seinen hauptsächlich aus Hartguß hergestellten Panzern zur Seite. Mir war es schon früher einmal vergönnt, die Leser des Daheim durch die Werkstätten des großartigen Gruson'schen Etablissements zu führen, ich möchte aber auch heute wieder um die Erlaubnis bitten, ein wenig über die neueren Erfahrungen auf dem Gebiet der viel ventilirten „Panzerfrage“ zu p'laudern.

Anlaß dazu geben mir die umfangreichen Versuche, die im Lauf der letzten Monate zu Bukarest und Spezia gegen

Gruson'sche Panzerungen stattfanden. Die in- und ausländische Tagespresse hat dieselben zwar bereits in mehr oder weniger erschöpfender Weise behandelt und die militärische Fachliteratur sich eingehend mit ihrer Würdigung beschäftigt, dem großen Leserkreise des Daheim dürfte eine objektive Klärlegung der Verhältnisse an der Hand zuverlässiger Illustrationen aber doch nicht unwillkommen sein, da es sich um einen entschiedenen Sieg der vaterländischen Industrie handelt, den man von anderer Seite her in recht eigentümlicher Weise zu verkleinern und zu beeinträchtigen sucht.

Die Bukarester Versuche führten nämlich zu einem interessanten Konkurrenzstreit zwischen der deutschen und einer französischen Panzerkonstruktion. Bekanntlich soll die rumänische Hauptstadt zu einem Centralpunkt der Landesverteidigung umgeschaffen und in großartigster Weise befestigt werden; General Brialmont, der berühmte Schöpfer der Befestigung von Antwerpen, ist mit dieser schwierigen Aufgabe beauftragt und hatte von vornherein die ausgedehnte Benutzung von Panzerungen für die detachierten Forts des verschanzten Lagers vorgelesen. Auf seinen Rat entschloß sich die rumänische Heeresverwaltung zu einem eingehenden Versuchsschießen gegen zwei drehbare Türme, von denen der eine aus den Werken von St. Chamond stammte und nach den Vorschlägen des französischen Genieoffiziers Mongin konstruiert war, während der zweite, von Major Schumann entworfen und in der Gruson'schen Fabrik ausgeführt worden war. Ein Turm gleicher Konstruktion wie der letztere hat beiläufig bemerkt eine Erprobung auf einem deutschen Schießplatz bereits in glänzender Weise bestanden, aber auch die französische Konstruktion fand bei den umfangreichen Neubefestigungen, mit denen unser westlicher Nachbar seine Grenzen umgürtete, dem Vernehmen nach mehrfach Verwendung und wurde zweifellos französischerseits eingehenden Versuchen unterworfen, über deren Resultate jedoch nur sehr spärliche Nachrichten vorliegen. Jedenfalls gewinnen die Bukarester Experimente aber gerade dadurch ein besonderes Interesse, denn wir sind jetzt, dank der großen Liberalität, mit welcher die rumänische Regierung den Zutritt zu jenen Versuchen den Vertretern aller Regierungen freistellte, über die Vorzüge und Nachteile des französischen Panzersystems recht genau unterrichtet.

Beide Türme wurden im Laufe des Winters zu Cotroceni dicht bei Bukarest aufgebaut und armiert. Schon in ihrer äußeren Form zeigten sie große Verschiedenheiten und ihre innere Einrichtung läßt, wie auch ein flüchtiger Blick auf unsere Skizzen erkennbar macht, sofort die grundsätzlichen Differenzen der Konstrukteure hervortreten: der deutsche Turm ist eine ganz flache Kugellalotte von sechs Meter größtem Durchmesser, der französische eine starke cylindrische Kuppel. Bei diesem will die Panzerung die Wucht der aufsprallenden Geschosse unmittelbar brechen, während die deutsche Konstruktion dieselben schon durch die gewählte Gestalt möglichst zum Abgleiten veranlassen soll; — dort Anordnung von drei Etagen, deren oberste die sehr enge eigentliche Kuppel bildet, hier ein einziger großer Raum, in dem bis zu hundert Personen Platz finden. Bei dem Mongin'schen Turm sehen wir eine ausgedehnte Anwendung aller technischen Hilfsmittel: der Panzer ruht auf einem hydraulischen Pivot und läßt sich mit großer Leichtigkeit drehen, heben und senken, die Aufzüge für die Munition, die Ventilatoren und die Sprachrohre für die Kommandos sind mit sehr aner kennenswerter Zweckmäßigkeit angeordnet, die beiden 155-Millimeter-Kanonen des bekannten Systems de Bange, welche die Armierung bilden, liegen in Minimalstaffenlafetten, deren Konstruktion wiederum durch Hydraulik den Rücklauf nach abgegebenem Schuß ausgleicht, das Abfeuern der Geschütze geschieht durch Elektrizität, alle Teile des recht komplizierten Mechanismus sind mit äußerster Sorgfalt und bestechender Eleganz ausgeführt. Ganz anders die Gruson'sche Kuppel. Größte Einfachheit ist bei ihrer Anlage das leitende Prinzip gewesen, die ganze Anlage beruht auf den beiden, jedem Laien geläufigen Hilfsmitteln der Winde und Kurbel, die einzelnen Teile sind derart bearbeitet und zu-



Innere Anordnung des deutschen Turmes von Gruson.

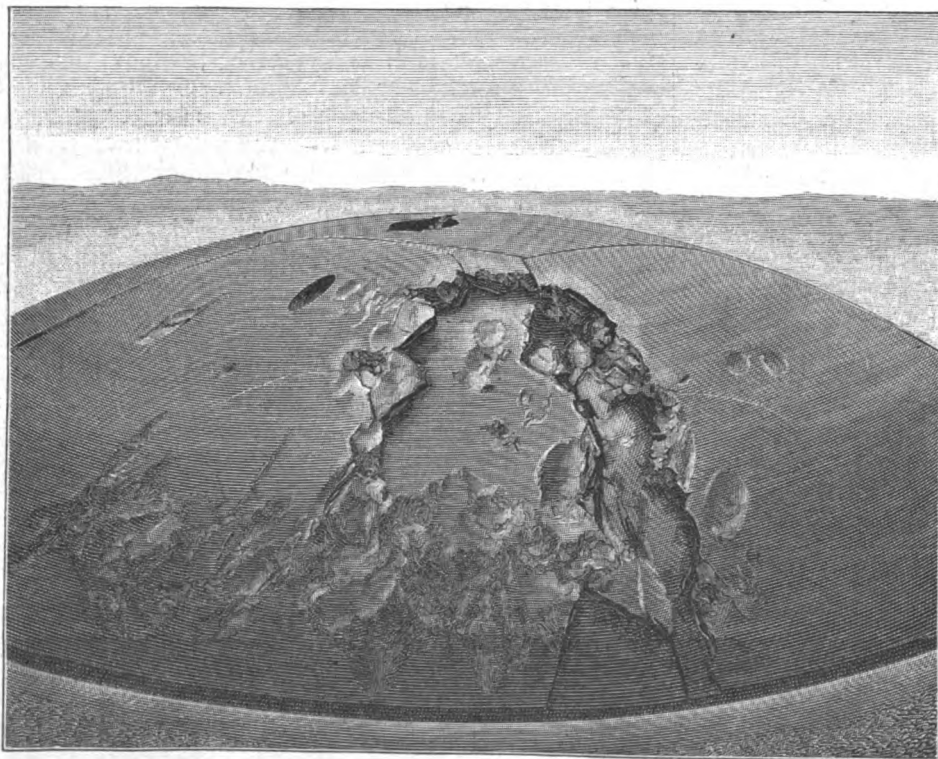
sammengepaßt, daß auch eine dünne Rostschicht ihre Bewegungsfähigkeit nicht hemmt, alles Überflüssige ist streng vermieden; die Lafetten der beiden Kruppschen 15-Zentimeter-Geschütze bilden mit dem Panzer gewissermaßen ein Ganzes, das Riesengewicht desselben hebt dadurch den Rücklauf jener direkt auf und macht besondere Einrichtungen zu diesem Zweck unnötig. Mit einem Wort: der deutsche Turm steht an „Schönheit“ äußerlich hinter dem französischen zurück; sein Konstrukteur hat ferner mit Absicht auf die Unterstützung durch alle komplizierten Mittel der modernen Technik verzichtet; während die französische Kuppel sich, um die Worte eines rumänischen Berichtes wiederzugeben, „wie ein Karussell“ dreht, ist jener von einer gewissen scheinbaren Schwerfälligkeit, aber — und das zu betonen, scheint besonders notwendig — seine höchst einfache Konstruktion erlaubt die Bedienung selbst durch ungeübte Mannschaften (der in ihm kommandierende rumänische Offizier exerzierte seine Leute in einer Viertelstunde auf den ganzen Mechanismus ein), die Auswechselung eines Rohres läßt sich

in kaum zwei und einer halben Stunde bewirken, während dieselbe Arbeit mit dem Monginschen System die doppelte Zeit erforderte, und das fortwährende Justieren, Putzen und Säubern, das bei dem sehr gefällig aussehenden Erzeugnis der Werke von St. Chamond durchaus erforderlich ist, kommt bei der geradezu simplen deutschen Konstruktion ganz in Fortfall. Welche Vorteile gerade der letztere Umstand für den Ernstfall mit sich bringt, braucht hier nicht besonders erörtert zu werden.

Gehen wir nun kurz auf die Versuche selbst ein. Nach einigen Vorversuchen begann am 26. Dezember die eigentliche Beschießung der Türme, um bis zum 23. Januar fortgesetzt zu werden. Zunächst wurden zwei der Compoundplatten der deutschen Kuppel teils aus Kruppschen, teils aus de Wangelnschen 15-Zentimeter-Geschützen beschossen und zwar sollte dies Feuer

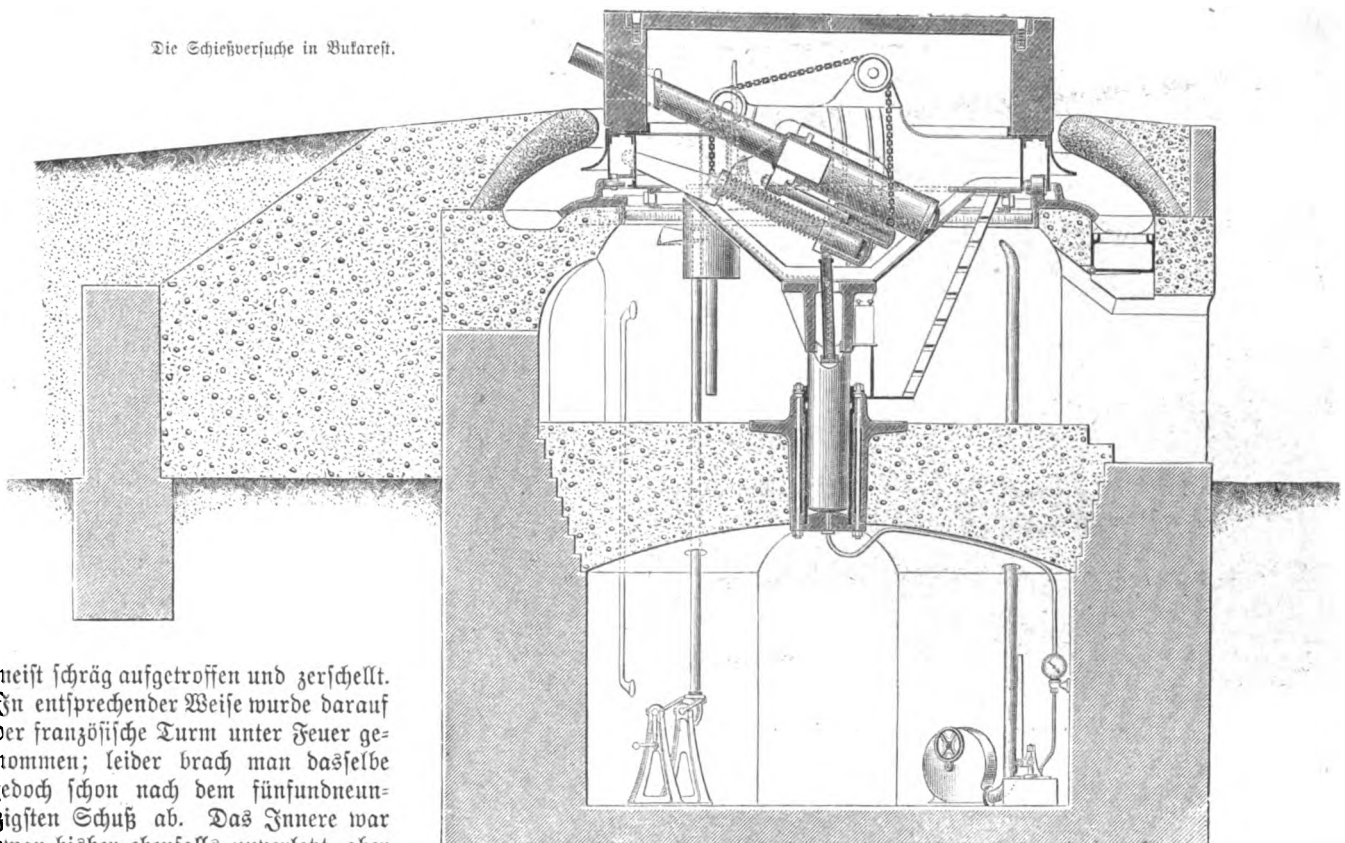
eigentlich nach dem Programm bis zur Breschierung der Platten durchgeführt werden, dieselben erwiesen sich jedoch derart widerstandsfähig, daß auch am Schluß nach dem allgemeinen Urteil „der Zeitpunkt der Breschierung auch noch nicht annähernd zu bestimmen gewesen wäre“ und die rumänische Kommission selbst den Versuch nach dem hundertfünfunddreißigsten Schuß abbrach, um nicht unnötig Munition zu vergeuden; der Panzer schien sich gleichsam gehäutet zu haben, seine äußere Schicht hatte sich, wie aus unserer nach photographischer Originalaufnahme gefertigten Skizze hervorgeht, stellenweise gelöst, aber es blieb selbst an der meist geschwächten Stelle immer noch eine so bedeutende Metallstärke, daß dieselbe mehreren genau auf denselben Punkt aufschlagenden Treffern hätte Widerstand leisten können. Im Innern des Turmes waren keinerlei Beschädigungen von irgend welcher Bedeutung eingetreten, der Mechanismus funktionierte tadellos, die aufgeschlagenen Geschosse — und dies ist als ein Erfolg der gewählten flachen Form ganz besonders erwähnenswert — waren

Die Schießversuche in Bukarest.



Der deutsche Turm nach der zweiten Beschießung am 11. und 14. Januar 1886.

Die Schießversuche in Bukarest.



Innere Anordnung des französischen Turmes.

meist schräg aufgetroffen und zerschellt. In entsprechender Weise wurde darauf der französische Turm unter Feuer genommen; leider brach man dasselbe jedoch schon nach dem fünfundneunzigsten Schuß ab. Das Innere war zwar bisher ebenfalls unverletzt, aber das Tageslicht schien infolge der Deckenbeschädigung hinein, die äußere Gestalt war, wie auch unsere Skizze zeigt, recht bedeutend deformiert, ein einziger Treffer der bloßgelegten Stellen würde zweifellos Bresche gelegt haben. Der „rumänische Lloyd“ berichtete nach diesem Resultat mit klaren Worten: „Der deutsche Turm hat ein- und siebenzig Treffer auf einer Platte ohne Schaden ausgehalten, während sein Konkurrent mit etwas mehr, als dem dritten Teil dieser Treffer so viel als breschiert war.“ Geradezu spaßhaft klingt dieser Thatsache gegenüber eine phantastische Nachricht, welche sich das sonst ganz ernsthafte Pariser Fach-

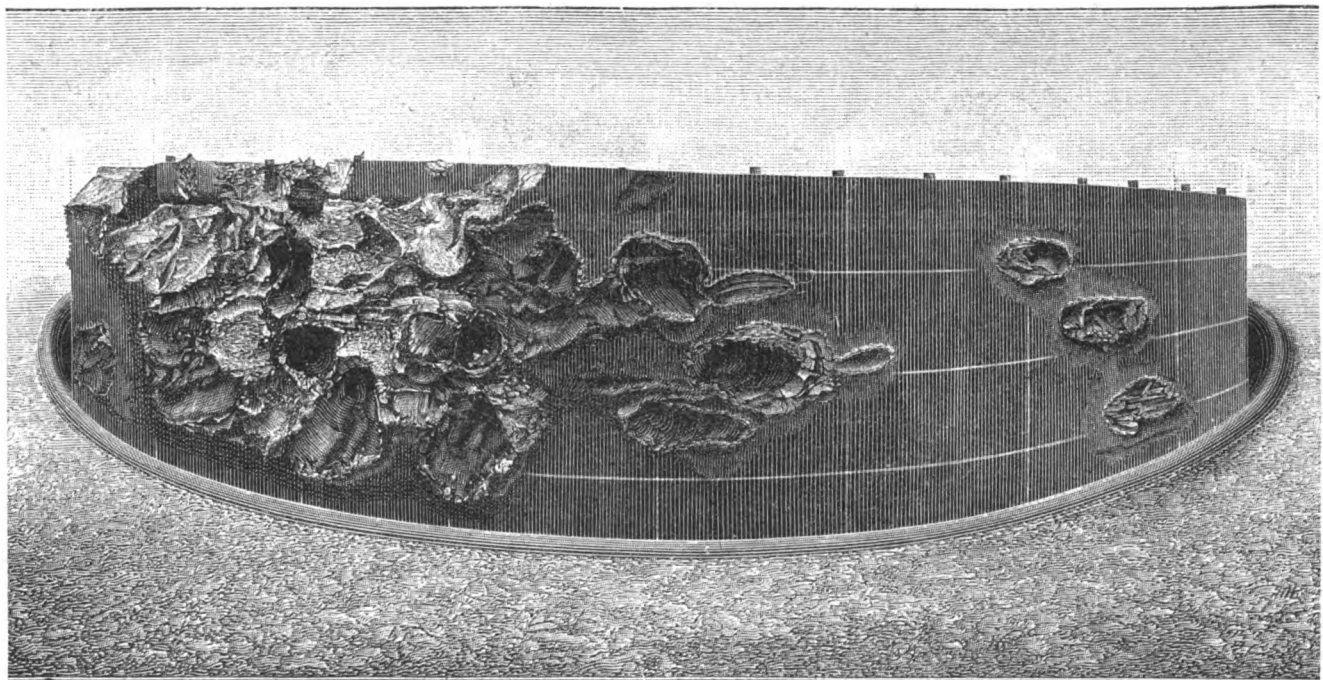
blatt „l'avenir militaire“ über den letzten Versuchstag etwa in folgender geschmackvollen Form gestattete:

Französische Kuppel:
Der König von Rumänien und zahlreiche Offiziere saßen im Innern der Kuppel, während die Geschosse an dem Panzer abprallten.

Deutsche Kuppel:
Während der ganzen Beschießung hat sich niemand in den Turm gewagt.

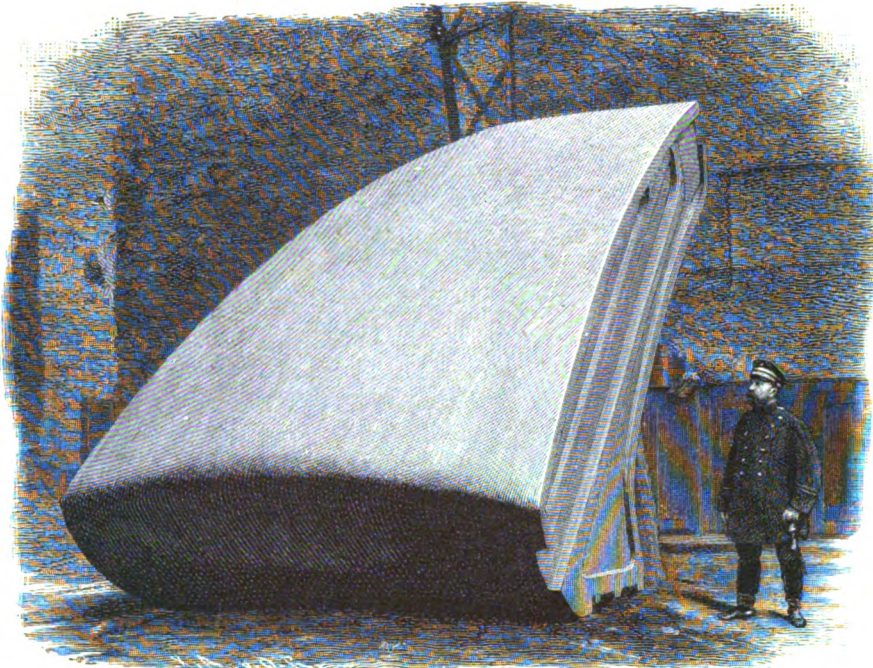
Die ganze Sensationsmitteilung ist natürlich einfach erfunden,

Die Schießversuche in Bukarest.



Der französische Turm nach der Beschießung am 14. und 15. Januar 1886.

Die Schießversuche in Spezia.



Gruson'sche Panzerplatte zum Versand fertig.

was schon aus der Thatsache erhellt, daß die eigentliche Kuppel des französischen Turmes so eng ist, daß nur die zur Bedienung unbedingt erforderlichen drei bis vier Personen in derselben Platz haben!

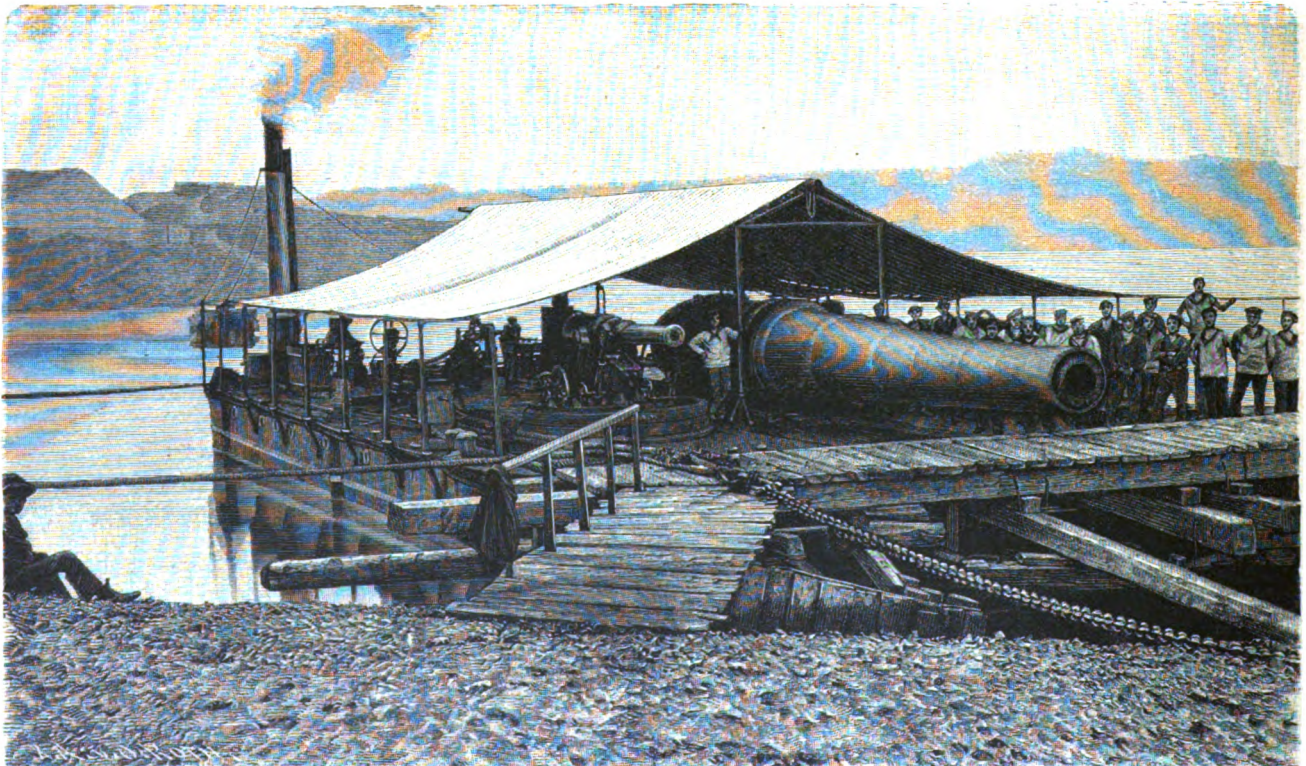
Es folgten demnächst Schießversuche auf fünfzig Meter Entfernung gegen die Geschützcharten beider Türme, um die Widerstandsfähigkeit dieser besonders empfindlichen Teile festzustellen. Auch hier errang die deutsche Konstruktion wiederum einen unbestrittenen Erfolg. Die flach ausgebauchte

dreißig Treffern vollständig und würde auch einem weiteren Angriff noch genügenden Widerstand geleistet haben. Bei dem am 17. und 20. Januar folgenden Salvenschießen aus den Turmgeschützen erzielte die deutsche Kuppel mit zwanzig Schuß zwölf, die französischen Geschütze überhaupt keinen Treffer.

Wenn wir an der Hand der kurzen, soeben gegebenen Resultate und auf Grund der zahlreich vorliegenden Urteile von verschiedenster Seite resümieren sollen, so würde unser

Form ihrer Scharten erschwerte einmal selbst auf jene nahe Entfernung das Treffen ungemein und der Panzer selbst ging, nachdem endlich mit Mühe einige Treffer erzielt waren, aus der Beschädigung fast ganz unverletzt hervor, während von den gegen seinen Konkurrenten abgefeuerten Schüssen schon der erste etwa 20 Zentimeter neben der Scharte aufsetzte und dann in dieselbe auswich: das Kanonenrohr, das für diesen Versuch durch Holz ersetzt worden war, wurde unfehlbar zerstört worden sein. Etwas weniger günstig für Gruson waren, um ganz unparteiisch zu sein, die Schießversuche gegen den sogenannten Vorpanzer, welcher den Fuß der Kuppeln zu schützen bestimmt ist — man darf jedoch dabei nicht übersehen, daß die Anlage des deutschen Turms nach dieser Richtung hin nicht ganz dem Ernstfall entsprach, in Wirklichkeit würde man nämlich den Vorpanzer noch durch eine Vorlage von Granit decken, die bei Cotroceni der Einfachheit halber durch Beton ersetzt war. Immerhin widerstand die deutsche Hartgußpanzerplatte sechsund-

Die Schießversuche in Spezia.



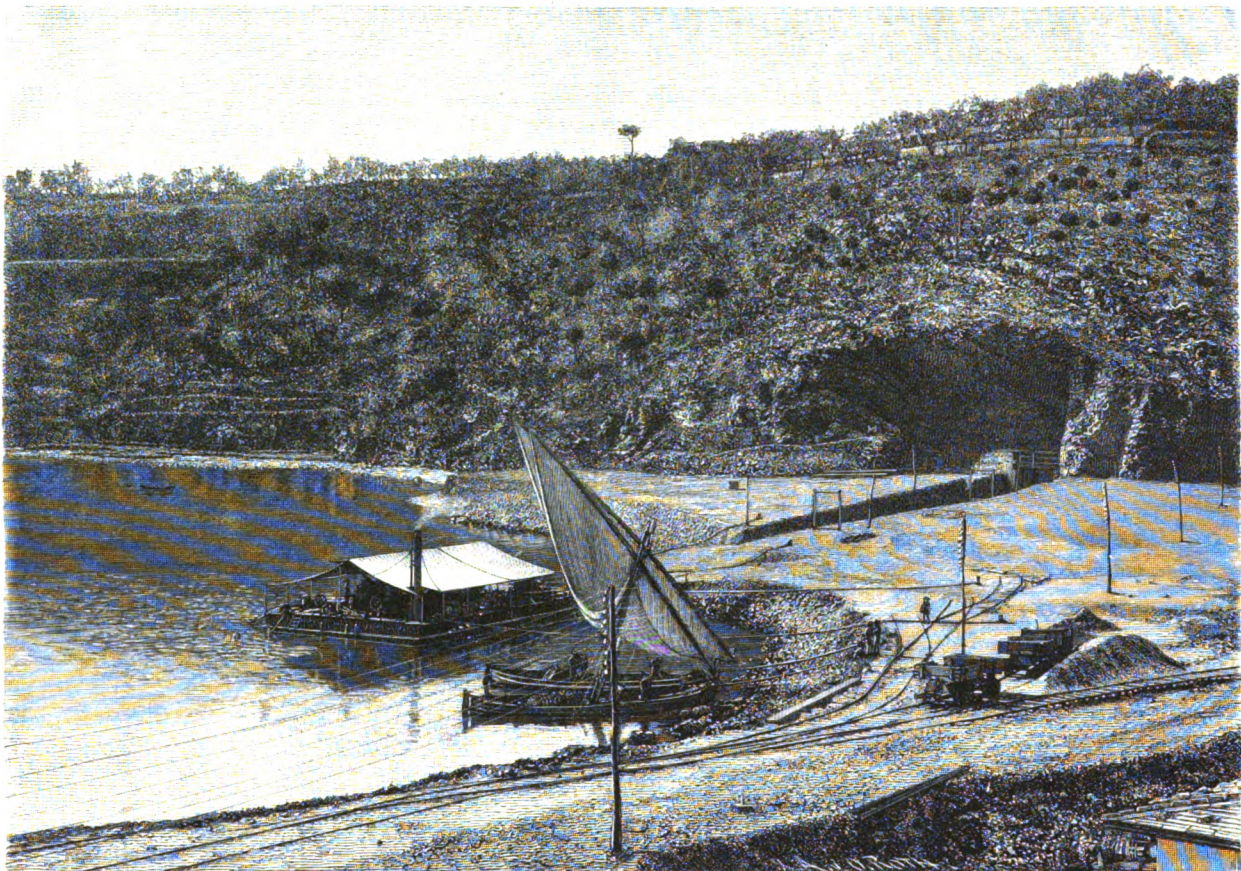
Die Angriffsgeschütze auf dem Ponton: Das 43 Zentimeter- oder Hunderttonnengeschütz, das kleinere daneben 15 Zentimetergeschütz.

Urteil dahin lauten müssen, daß sowohl der deutsche, wie der französische Turm eine staunenswerte Widerstandsfähigkeit bewiesen und damit jedenfalls den Beweis geliefert haben, daß sich die Panzerfrage denn doch nicht einseitig zu gunsten der Angriffsartillerie entscheiden läßt; an beiden Konstruktionen ging eine unter den für sie ungünstigsten Verhältnissen vorgenommene, so intensive Beschießung, wie sie in Wirklichkeit kaum jemals zu erwarten sein würde, vorüber, ohne daß sie außer Gefecht gesetzt worden wären: beide Fabriken können mit berechtigtem Stolz auf ihre Erzeugnisse hinweisen!

Sollen wir aber ein kritisches Urteil über das deutsche und französische System fällen, so kann für uns kaum ein Zweifel darüber sein, daß der Gruson'sche Turm sich einmal durch die Einfachheit seiner ganzen Gestaltung, dann aber auch in bezug

Lobsprüche — der König von Rumänien selbst, der häufig den Versuchen mit größtem Interesse persönlich bewohnte, hat es an Ausdrücken der Bewunderung nicht fehlen lassen — sprechen jedoch manche Gründe, nicht gerade technischer Natur, wie es eigentlich sein sollte, dafür, daß die französischen Werke mit der Ausführung der Arbeiten werden beauftragt werden. Rumänien steht noch von früheren Zeiten her zu Frankreich in mannigfachen Beziehungen, besonders die älteren Offiziere der Armee haben ihre Ausbildung vorzugsweise in Paris erhalten, und alte Liebe, sagt man ja wohl, rostet nicht; ganz unbeabsichtigt und von selbst mag sich in manchen Herzen die Überzeugung gebildet haben, daß das Etablissement von St. Chamond nach einigen Umgestaltungen seines Systems ebenso gute Resultate erzielen kann, wie das deutsche Werk,

Die Schießversuche in Spezia.



Castagnabucht bei Spezia: Im Vordergrund der Ponton mit den Angriffsgeschützen, im Hintergrund (in dem Einschnitt der Bergwand) das Ziel, die Gruson'sche Versuchsplatte.

auf seine direkte Widerstandsfähigkeit dem französischen Konkurrenten ganz bedeutend überlegen gezeigt hat — ein Blick auf unsere Skizzen beweist diese unleugbare Tatsache besser als lange Erörterungen. Ganz besonders hat sich die schräge, flache Form der Kuppel ganz außerordentlich bewährt, während die vertikalen Panzer der Werke von St. Chamond in keiner Weise das gehalten haben, was man sich von ihnen versprach. Darauf aber kommt es schließlich doch allein an; so ausgezeichnet und durchdacht die innere Konstruktion des Mongin'schen Turmes war, so leicht und geräuschlos besonders der Drehmechanismus bis zuletzt funktionierte, welchen Nutzen haben diese Vorzüge, wenn die deckende Hülle, der Panzer selbst, unterliegt?

Die letzte, endgültige Entscheidung der rumänischen Regierung steht meines Wissens noch aus. Trotz aller, auch von offizieller Seite der deutschen Konstruktion gespendeten

und man wird dann vielleicht nicht zögern, jenem den Vorzug zu geben. Die Entscheidung nach dieser Richtung hin kann also nicht maßgebend sein, sie berührt die deutsche Industrie und das Urteil über ihre Leistungsfähigkeit in keiner Weise. Mag Brialmont die rumänische Hauptstadt mit deutschem oder französischem Eisen umpanzern, die Versuche von Cotroceni haben sich doch ganz entschieden zu einem Siege der vaterländischen Technik gestaltet!

Ungleich entschiedener und bedeutender freilich trat dieser Triumph kurze Zeit nach den Bukarester Experimenten bei einer anderen Gelegenheit hervor, bei welcher auch glücklicherweise der wenig erquickliche Nationalitätenwettbewerb in Fortfall kam. Die italienische Regierung beabsichtigt nämlich, beiläufig bemerkt als die erste europäische Macht, bei ihren Küstenbefestigungen ebenso schwere Riesengeschütze zu verwenden, wie sie sonst nur auf den Marinen gebräuchlich sind.

Insbesondere werden bei den Befestigungen des Kriegshafens Spezia einige Kruppsche 40-Zentimeter Geschütze zur Aufstellung gelangen. Dieselben sollen in Drehtürmen Deckung finden und zwar hinter Panzern, welche ihrerseits selbst den schwersten Geschützen, z. B. den Armstrongschen 100-Tons-Kolossen, Widerstand zu leisten imstande wären. Man hielt diese Forderung aber für fast unerfüllbar, und tatsächlich hatte keine der bisher erprobten Stahl-, Walzeisen- oder Compoundplatten den Attacken der gigantischen Tausendpfünder widerstanden, sie waren ausnahmslos und zwar stets auf den ersten Schuß zerschmettert worden. Seit nun gar zu den Versuchen das sogenannte braune prismatische Pulver der rheinisch-westfälischen Pulverfabrik benutzt und dadurch die lebendige Kraft, mit welcher die Kruppschen über den Dorn gehämmerten Stahlgranaten — man sieht, überall deutsches Fabrikat — aufstreifen, von etwa 13 500 Meter tons auf 15 000 Meter tons gesteigert wurde, glaubte man bestimmt, daß kein Panzer auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg den Kampf aufnehmen könnte. Trotzdem unternahm die Gruson'sche Fabrik das Wagnis; sie lieferte an Italien eine Hartgußpanzerplatte unter der Bedingung, daß sie die Bestellung auf die zu errichtenden Türme erhalten solle, wenn jene drei Schüsse aus dem 100-Tons-Geschütz hintereinander aushalten würde, ohne Verletzungen davonzutragen, welche die Manövrierfähigkeit des Turmes oder die Sicherheit der Bedienungsmannschaft zu gefährden imstande wären.

Im Herbst vorigen Jahres gelangte die Platte, welche beiläufig bemerkt das kleine Gewicht von 88 000 Kilogramm repräsentiert und doch nur einen der fünfzehn Hauptsektoren des fertigen Turmes bilden würde (es gehören außerdem zum vollständigen Turm aber noch zwei Deckplatten und fünfzehn Panzerstücke für den Unterbau), nach einer recht mühseligen Fahrt, zu der ein besonders kolossaler Eisenbahnwagen erbaut wurde, an ihren Bestimmungsort und wurde an der Castagnabucht des Hafens von Spezia in einer Art von Felsennische genau in der gleichen Weise aufgerichtet, wie es der Wirklichkeit entspricht; drei gewaltige Gußeisenplatten spannten sie fest in den Felsen ein. Als Angriffsgeschütz diente ein auf dem kaum 150 Meter vor dem Ziel geankerten Hafensponton Balente aufgestelltes 100-Tons-Geschütz, das erst kürzlich von Armstrong abgeliefert war und eine der vier Riesenkanonen ist, mit welchen das im Bau befindliche Panzerschiff Lepanto ausgerüstet werden soll.

Mitte April endlich waren alle Vorbereitungen beendet. Auch die italienische Regierung hatte Vertreter fremder Regierungen zu den Versuchen eingeladen. Deutschland, Holland, England, Rumänien, Schweden, Nordamerika, Japan und Argentinien sandten Offiziere nach Spezia, und selbstverständlich fehlten auch die Vertreter der großen, mit der Militärtechnik sich beschäftigenden Firmen nicht, als am 20. April der erste der drei Schüsse auf die Platte fiel.

Ich kann das Resultat der drei Treffer kurz dahin zusammenfassen, daß jeder von ihnen auf der Oberfläche der Platte eine kleine Ausmeißelung hervorrief, von der einzelne Risse strahlenförmig ausgingen, die sich aber auf der Rückseite nur noch teilweise als ganz feine Haarrisse erkennbar machten; eine weitere Wirkung der Schüsse war durchaus nicht festzustellen, dagegen zerschellten die Stahlgeschosse im Auftreffen derart, daß z. B. nach dem ersten Schuß nicht weniger als tausend kleinere und größere Einzelsplitter aufgesammelt wurden. Sowohl die italienische Kommission, wie die anwesenden fremden Militärs waren einhellig der Ansicht, daß die Platte nach dem dritten Schuß nicht allein noch unbedingt verteidigungsfähig sei, sondern daß sie auch noch mehrere Treffer hätte aushalten können, ohne beschädigt zu werden. Der Versuch wurde indessen abgebrochen, weil die kontraktlichen Bedingungen durchaus erfüllt waren, die Gruson'sche Fabrik erhielt unmittelbar darauf die Bestellung auf die erforderlichen Drehtürme — in der That hatte der Hartgußpanzer ungleich mehr geleistet, als irgend eine Panzerung vor ihm, und auch mehr, als menschlicher Voraussicht nach im Kampf je von ihm ver-

langt werden würde. Die einzelnen Treffpunkte lagen nämlich nicht ganz einen Meter von einander entfernt, selbst bei einer noch so intensiven Beschießung ist aber eine derart ungünstige Konzentrierung der Einzeltreffer auf einen Punkt kaum denkbar, der wirkliche, auf weite Entfernungen geführte Kampf erlaubt ein derart genaues Zielen nicht, und selbst der kaltblütigste Artillerist unterliegt in den entscheidenden Augenblicken jenen natürlichen Erregungen, welche die Schießresultate des Ernstfalles stets weit hinter den auf den Versuchsplätzen gewonnenen zurückstehen lassen. Man darf daher wohl sagen, daß durch die Versuche in Spezia die Widerstandsfähigkeit der Panzer überhaupt, der Hartgußpanzer aber im besonderen, noch in ein schärferes Licht gestellt worden ist, als durch die Resultate von Cotroceni, jedenfalls ist konstatiert, daß selbst die schwersten modernen Schiffskanonen und das bedeutet: die schwersten augenblicklich überhaupt existierenden Geschütze, nicht imstande sind, eine hinter Panzern gedeckte Verteidigungsartillerie kampfunfähig zu machen. Abzuwarten bleibt, ob es den artilleristischen Konstrukteuren möglich sein wird, die Ungunst dieser Thatsache durch eine Steigerung der Wirkung ihrer Kampfmittel auszugleichen; die Dimensionen der heutigen Geschütze sind jedoch derart, daß ihre Vergrößerung fast unthunlich erscheint, eher wäre vielleicht die Leistungsfähigkeit der Artillerie noch durch weitere Verbesserungen der treibenden Kraft, des Pulvers, und der Geschosse denkbar. In dieser Richtung hat wiederum gerade die deutsche Industrie in neuester Zeit bedeutende Fortschritte gemacht und im Wettstreit mit anderen Nationen entschieden Terrain gewonnen; ich erwähnte bereits das vortreffliche braune, prismatische Pulver der rheinisch-westfälischen Fabrik, welches sowohl in Bukarest, wie in Spezia seine Überlegenheit über andere Pulverarten glänzend dokumentierte, ich möchte aber zum Schluß noch darauf hinweisen, daß auch der Altmeister Krupp im Anschluß an beide Versuche Gelegenheit fand, mit seinen Geschützen und besonders seinen Geschossen zu glänzen. In Cotroceni bestand die Angriffsbatterie, wie erwähnt, aus zwei Kruppschen und einem de Vangegeschütz und hier trat bald eine ganz auffallende Überlegenheit der ersteren sowohl in bezug auf die Treffsicherheit, wie auf das tadellose Funktionieren der Verschlussteile hervor. In Spezia dagegen schloß sich an den Versuch gegen die Gruson'sche Panzerplatte ein Vergleichsschießen mit kleineren Kalibern gegen eine von der bekannten Firma Schneider in Creuzot gelieferte schmiedeeiserne Platte an, bei welchem Kruppsche Granaten mit gleichen Geschossen aus englischen und französischen Fabriken in Konkurrenz traten und einen geradezu staunenswerten Erfolg davontrugen. Die gehärteten Stahlgeschosse drangen nämlich 22 Zentimeter tief in die Platte ein und wurden dann 90 Meter weit in der Richtung auf die Kanone zurückgeworfen, ohne daß sie zertrümmert worden wären, ja ohne daß sie außer einer kleinen Stauchung irgend eine Veränderung gezeigt hätten. Im Notfall würde man sie sofort noch einmal haben verfeuern können.

Deutschland hat wirklich alle Ursache, mit Stolz auf alle diese Erfolge, die wir sicher nicht mit Unrecht als deutsche Siege bezeichnen, zurückzublicken. In einer Zeit, in welcher fast die gesamte Industrie mit schweren Sorgen zu kämpfen hat, bedeuten derartige Resultate nicht nur Gewinn für die einzelnen Unternehmer, sie bedeuten auch Bohn und Brot auf Jahre hinaus für Tausende von Arbeitern, sie wirken befruchtend auf zahlreiche Industriezweige, die mittelbar von den großen Firmen wie Gruson oder Krupp abhängig sind, zurück und heben vor allem das Vertrauen auf die eigene Leistungsfähigkeit.

Hanns von Spielberg.

Am Familientisch.

Georg Waiz. †

(Zu dem Porträt auf S. 601.)

An dem auf den Todestag Leopold von Ranke's folgenden Tage ist sein bedeutendster Schüler ihm ins Grab gefolgt, Georg Waiz, der Begründer der so einflußreichen „Waiz'schen Schule“.

Georg Waiz war am 9. Oktober 1813 zu Flensburg geboren,

studierte erst in Kiel die Rechte und siedelte dann nach Berlin über, wo er in Ranke's Seminar trat. Hier erregte er bereits die volle Aufmerksamkeit seines Meisters, denn er erwies sich als ein Forscher von größter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Als solcher bewährte er sich auch als Mitarbeiter jener *Monumenta Germaniae*, deren Herausgabe er später bis an seinen Tod als Direktor leiten sollte. Seine Geschichte König Heinrichs I. verschaffte ihm eine Professur in Kiel, wo dann 1844 der erste Band seiner deutschen Verfassungsgeschichte erschien und ihn den Geschichtsforschern ersten Ranges angeschlossen. Von Kiel aus beteiligte Waig sich auch an dem politischen Leben wie Schleswig-Holsteins so der Nation. Er ging nach Frankfurt und teilte dort mit Heinrich von Gagern die Hoffnungen wie die Enttäuschungen, welche jenes Jahr so vielen unserer tüchtigsten Männer brachte. Da nach dem Scheitern der Bewegungen jener Tage seines Bleibens in dem dänisch gebliebenen Kiel nicht sein konnte, ging er 1849 nach Göttingen und dort war es, wo er die junge Gelehrtenwelt, die in immer größeren Scharen seinen Vorträgen zuströmte, in der bedeutungsvollsten Weise beeinflusste.

Wie Waig selbst mehr Geschichtsforscher als Geschichtsschreiber war, so bildete er auch in erster Reihe Forscher auf historischem Gebiet aus. Seine Schüler wandten sich mit Vorliebe der Herausgabe von Urkunden zu und auf diesem Gebiete wurde und wird noch von ihnen wahrhaft Mustergültiges geleistet. Diese Thätigkeit kommt nach dem Vorgange des Meisters in erster Reihe dem deutschen Mittelalter zu gute, über das durch diese Bestrebungen und Arbeiten vielfach ein neues Licht verbreitet worden ist.

Seit 1875 lebte Waig als Mitglied der Akademie in Berlin und leitete die Herausgabe der *Monumenta Germaniae*, denen ja zum Teil schon seine Jugendarbeiten galten. Wenn je ein Mann an seiner rechten Stelle stand, so war es Waig hier. Er verstand es, in das alte Unternehmen, das ein wenig ins Stocken gekommen war, neues Leben zu bringen, die bisherigen Freunde anzuregen, andere zu gewinnen, und er brachte aus der reichen Zahl seiner Schüler eine Anzahl Kräfte mit, die für dieses Unternehmen gleichsam insbesondere geschult waren. Seine Neigungen, seine Kenntnisse, seine Methode — alles war hier ganz am Platz, konnte ganz zur Geltung gebracht werden im Dienst eines höchst patriotischen Unternehmens von größter Bedeutung.

Auch im bürgerlichen Leben soll Waig ein trefflicher Mann gewesen sein, ein guter, kluger Mensch, ein trefflicher Hausvater und ein treuer Freund.

So wird der Verstorbene in den weiten Kreisen der Nation, wie in den engen des Privatlebens in treuem Gedächtnis behalten werden als der Besten einer.

Aus den Tagen Kaiser Pauls.

Die Tage Kaiser Pauls von Rußland bieten ein nicht geringes Interesse, denn sie zeigen uns den seltsamen und furchtbaren Anblick eines großen Reiches, das von einem geisteskranken und dabei völlig unbeschränkten Monarchen regiert wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der unglückliche Fürst ursprünglich mit mancherlei schönen Gaben des Geistes und des Herzens ausgerüstet war, es ist aber nur zu gewiß, daß diese absichtlich und grundtätig durch die Erziehung unterdrückt oder in ihr Gegenteil verkehrt wurden und daß Paul schließlich von Verfolgungswahn sinn ergriffen war. Aus dem launenhaften störrischen Thronfolger (Vgl. Jahrg. IX Nr. 38) war ein seines Geistes nicht mächtiger Kaiser geworden. Und nun dachte man sich die Lage eines damals von zwanzig Millionen bewohnten Landes, über dessen Verhältnisse einzig und allein der beständig wechselnde Wille dieses einen Mannes entschied.

Das schreckliche Ende, das diese Verhältnisse schließlich nahmen, ist im allgemeinen bekannt, im einzelnen bleibt aber da noch mancherlei aufzuklären.

Einen interessanten Beitrag zur Kenntnis jener Vorgänge hat dieser Tage Dr. Friedrich Bienemann aus den Aufzeichnungen eines kurländischen Edelmanns herausgegeben. Das Buch heißt: „Aus den Tagen Kaiser Pauls“ (Leipzig. Dunder & Humblot 1886) und ist den Erinnerungen eines Kurländers entnommen, der durch die Verbindungen seiner Frau, die mit der Freundin Pauls, Fräulein Melidow, zusammen erzogen worden war, gleich nach des Kaisers Regierungsantritt mit einer hohen und einflußreichen Stellung betraut wurde. Man kann nicht sagen, daß der Erzähler gerade den Eindruck eines bedeutenden Mannes macht, seine Einsicht entsprach leider nicht seinem Selbstgefühl und manche Äußerung wirkt unbeabsichtigt komisch, aber er war immerhin ein gebildeter und wie es scheint, auch ein leidlich wohlmeinender Mann. Überdies kam er aus Verhältnissen, in denen Deutlichkeit und Protestantismus dafür sorgten, daß Gesetz und Ordnung auch in zuchtloser Zeit eine Macht in den Gemütern blieben. Unter diesen Umständen konnte er sich den russischen Großen gegenüber, mit denen seine Arbeit ihn zusammenführte und von deren Unwissenheit und Brutalität er manches ergötliche Beispiel anführt, als der Mann des Rechtes vornehmen, obgleich er als solcher, wie die so naiv erzählte Geschichte mit dem reformierten Geistlichen beweist, schlecht genug besteht.

Bei der Beurteilung, die Paul von Seiten dieses Mannes erfährt, wird man immerhin gut thun, zweierlei festzuhalten: einmal und vor allem, daß Paul den Deutschen der drei Ostseeprovinzen

ihrer, ihnen von Katharina zum Teil genommenen Privilegien zurückgegeben hatte und dann, daß der Kaiser dem Erzähler eine überraschend glänzende Laufbahn eröffnete. Wohl hatte eine plötzliche Verbannung der letzteren ein jähes Ende bereitet, aber da unser Berichterstatter sie dem Einfluß seiner Feinde zuschrieb, blieb seine Anhänglichkeit für den Kaiser dieselbe. Der zuerst genannte Umstand aber mußte das Urteil eines Mannes mit so ausgesprochenen Standesinteressen naturgemäß in der bedeutungsvollsten Weise beeinflussen. Trotz alledem erhält man selbst in dieser durchaus optimistischen Auffassung daselbe Bild: das eines wahnsinnigen Alleinherrschers.

Mit den Ausführungen des Herausgebers im Vorwort in bezug auf das Verhältnis unsers Berichterstatters zu Alexander und Graf Bahlen kann man sich nur einverstanden erklären.

Das aus einem französischen Manuskript übersezte Buch lieft sich leicht und wird namentlich unsere baltischen und russischen Leser nicht nur in bezug auf die darin mitgeteilten Thatfachen, sondern auch kulturhistorisch interessieren. Th. S. Pantenius.

Dr. Böcklers Handbuch der theologischen Wissenschaften.

Nachdem nunmehr auch das alphabetische Namen- und Sachregister zur zweiten Auflage des Dr. Böcklerschen „Handbuches der theologischen Wissenschaften“ erschienen ist, dessen erste Auflage seinerzeit das Daheim warm empfohlen hat, bedarf es wohl nur eines erneuten Hinweises auf das treffliche Buch, um ihm auch unter unsern Lesern neue Freunde zuzuführen. Zur Orientierung über die einzelnen Gebiete der Theologie, sowie über die wichtigste einschlägige Literatur aus alter und neuer Zeit gibt es zur Zeit kein bequemer und reichhaltigeres Hilfsbuch. Daß die verschiedenen Abschnitte dieser außer von Dr. Böckler noch von fünfzehn andern Mitarbeitern geschriebenen theologischen Encyclopädie nicht alle gleichen Wert haben, versteht sich von selbst; auch ist wohl der Literaturnachweis nicht überall mit gleich geschickter Auswahl des Bedeutendsten gegeben worden, wie ja wohl auch noch andere Mängel und Unvollkommenheiten genannt werden könnten. Indessen die Brauchbarkeit und Tüchtigkeit des Ganzen, das bei aller Differenz im einzelnen doch von demselben kirchlich konservativen Geiste durchzogen ist, steht derartig außer Frage, daß es unserer Empfehlung nicht weiter bedarf. Für Studenten wie für Pfarrer, denen die großen Bibliotheken der wissenschaftlichen Centren nicht zur Hand sind, wird es immer mehr ein unentbehrliches Hilfsmittel werden. L. W.

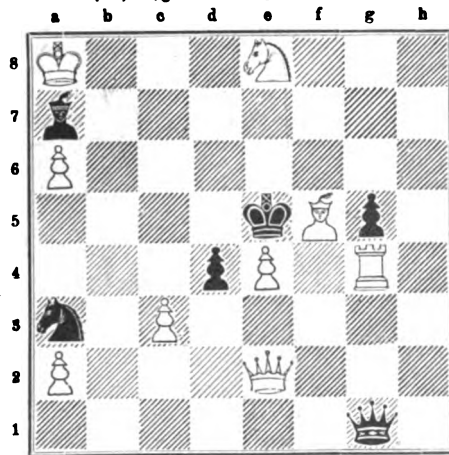
Gesundheitsrat.

H. A. in A. (Livland). „Einer verbreiteten Meinung zufolge soll das Lesen abends im Bett den Augen schädlich sein und es ist mir oft gesagt worden, wenn ich auch bisher keine üblen Folgen gespürt habe, so werde sich diese üble Angewohnheit, die ich übrigens durchaus nicht übertreibe, im höheren Alter an den Augen rächen. Nun meine ich aber, es sei vollkommen gleichgültig, ob ich im Bett oder irgendwo anders lese, das Schädliche könne höchstens die Lage des Körpers sein, in welcher sich der Lesende befindet; also vielleicht etwa, wenn ich ausgestreckt auf dem Rücken liege und bei niedriger Kopflage das Buch hoch über mich halte. In dieser Lage müßte dann ja aber auch das Lesen auf dem Sofa oder draußen im Grase ebenso den Augen schaden wie das Lesen im Bett. Ist diese Ansicht nun eine richtige oder eine irrthümliche?“

Wenn zwei daselbe thun, so ist es darum doch nicht immer daselbe. An und für sich wird es natürlich völlig gleichgültig sein, ob man auf dem Sofa oder im Grase oder im Bett liegend liest, wenn man die Sache nur unter den hygienisch richtigen Verhältnissen betreibt. Aber hier pflegt es gerade zu hapern. So kann man ziemlich sicher behaupten, daß alles heimliche Lesen im Bett nicht nur wegen der Vektüre an sich und der dadurch bedingten Aufregung zu einer Zeit, wo man schlafen sollte, sondern auch wegen der gewöhnlich ungenügenden Beleuchtung schädlich zu sein pflegt. Eben die Beleuchtung ist es, die alles Lesen im Liegen (auch bei Tage) bedenklich erscheinen läßt. Das Licht muß nämlich, um vollkommen unschädlich zu sein, in einem ganz bestimmten Einfallswinkel auf das weiße Papier fallen, am besten etwas von oben und von links oder auch von vorn her. Alles unter einem andern Winkel einfallende Licht, namentlich wenn es sehr grell ist, wirkt auf die Augen sehr schnell reizend und angreifend. Das werden manche empfunden haben, die mit dem Rücken dem Fenster zugeliegt bei sonnenhellem Tage die Zeitung lesen; ebenso klagen auch viele Patienten darüber, daß das Lesen im Bett ihre Augen so angreife, daß sie dauerndes Lesen gar nicht auszuhalten imstande seien; es liegt das aber einfach begründet in dem Stand ihres Bettes zum Fenster. An trüben Tagen sind die Augen gegen das Licht, soweit daselbe zum Lesen überhaupt hinreichend hell ist, weit weniger empfindlich. Aber trübes Lampenlicht oder Kerzenlicht strengt wegen seiner Lichtschwäche die Augen schon an sich sehr an, zumal wenn dazu noch der falsche Stand der Lichtquelle kommt. So bietet also das Lesen im Bett genug Momente, welche daselbe schädlich für die Augen werden lassen können, wenn sie es auch nicht immer sein müssen. Hiervon jedoch ganz abgesehen, ist das Lesen im Bett jedenfalls keine gute und nachahmenswerte Sitte.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von J. Bettmann.



WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 3 3 5 ein Wert Lessings;
 6 7 8 9 6 6 10 ein Meer;
 2 10 11 3 1 7 8 eine altgriechische
 Landschaft;
 12 10 3 13 4 6 5 ein durch Sage und
 Dichtung bekannter
 Berg Deutschlands;
 9 6 8 8 7 5 2 eine Stadt auf Sicilien;
 5 3 10 12 6 10 14 ein männlicher Name;
 12 6 10 1 7 3 15 ein französischer Kom-
 ponist;
 6 10 16 17 6 13 18 ein mineralisches Salz;
 2 10 6 3 17 2 11 eine Behörde im alten
 Athen;
 6 19 17 18 10 2 14 ein Fluß in Vorder-
 asien;
 2 5 6 9 3 5 6 eine Frühlingsblume.
 Werden die Buchstaben der aufgefundenen
 Wörter genau untereinander geschrieben, so er-
 scheint an den durch fetten Druck bezeichneten
 Stellen ein bekanntes Sprichwort.

2. Worträtsel.

Sind wir getrennt, so werden wir genügen,
 Gibst du dem Trauernden zum Trost die Hand,
 Und sei gewiß: daran wird mehr ihm liegen,
 Als wenn du redest lange und gewandt.
 Wenn du die Worte nur weißt recht zu sparen,
 Und seuchten Blickes steht im Trauerhaus,
 Dann wird der Freund von deinem Leid erfahren
 Auch ganz, was wir zusammen sprechen aus.
 D. S.

3. Stilbeurteilung.

a a burg bi bo da e en el er son grip
 la li lau ne neu ni pa ra rell tai ver stab ga
 Aus den obigen 26 Silben sind neun
 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben
 den Namen eines Fürsten, und deren Endbuch-
 staben, in umgekehrter Reihenfolge gelesen, den
 Namen seines Fürstentums ergeben.
 Die neun Wörter, aber in anderer Folge,
 bezeichnen:
 1. Ein Buch des alten Testaments, 2. einen
 deutschen Romanschriftsteller, 3. einen franzö-
 sischen Dichter, 4. eine große Halbinsel, 5. einen
 männlichen Vornamen (Heidenapostel), 6. einen
 Schweizer Kanton, 7. eine Stadt in Ungarn,
 8. eine der Hauptpersonen in Don Carlos,
 9. einen römischen Feldherrn.

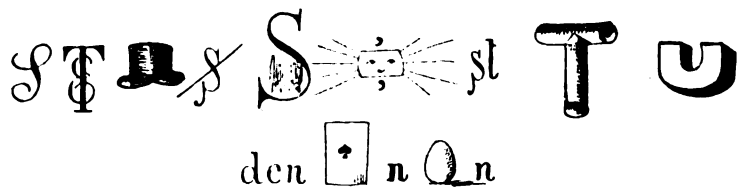
Inhalt: Die Bräute von Moorstätt. Forts. Erzählung von N. Steenhufen. — Beim Antiquitätenhändler. Nach dem Bilde
 von Ad. Lüben. — Hüte Gott. Forts. Novellette von L. Huttenhardt. — Deutsche Siege im Frieden. Von Hanns von Spielberg.
 Mit sieben Illustrationen. — Am Familientisch: Georg Waiz f. Mit Porträt. — Aus den Tagen Kaiser Pauls. Von Th. S. Pantenius.
 — Dr. Röllers Handbuch der theologischen Wissenschaften. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Aussendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Gratatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. S. Pantenius.

Verlag der Dohm-Expedition (Hefagen & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.

Bilderrätsel.



4. Vierstellige Scharade.

Das erste Silbenpaar bringt Nutzen, zeugt
 Verderben,
 Das Zweite sendet hoch und weit den blanken
 Strahl;
 Die Ersten müssen oft durch unser Ganzes
 sterben,
 Das dann zu diesem Zweck eilt über Berg und
 Thal. Et.

5.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| a | a | a | b | c | e |
| c | c | c | e | f | g |
| g | h | h | i | i | i |
| n | n | n | r | r | r |
| s | t | t | t | t | u |

Aus diesen Buchstaben lassen sich sechs
 Wörter zu je fünf Buchstaben bilden:

1. Ein Held des Nibelungenliedes.
2. Ein deutscher Strom.
3. Ein Fluß in Afrika.
4. Eine griechische Insel.
5. Ein Land in Asien.
6. Ein Drama von Goethe.

Aus sämtlichen Buchstaben läßt sich ein
 deutsches Sprichwort zusammensetzen.

6. Arithmetische Aufgabe.

Eine Zahl hab' ich gewählt,
 14 noch dazu gezählt,
 Drauf durch 19 dividiert,
 Und mit 10 multipliziert,
 Mit der 3 dann radiziert,
 Und mit 2 noch potenziert,
 93 subtrahiert,
 Und zuletzt ist mir geblieben
 Noch als Rest die heil'ge 7.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

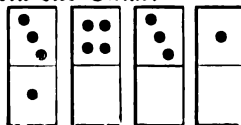
Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in
 Nr. 37.

Bilderrätsel.

Zwischen heut' und morgen
 Liegt eine lange Frist,
 Verne schnell besorgen
 Da du noch munter bist.

Dominoaufgabe.

Die Summe der Augen auf den sechs
 Steinen, welche A übrig behält, beträgt 29.
 Im Talon liegen vier Sechsen und außerdem
 die folgenden vier Steine:



1. Rätsel. Pfingstgeist.

2. Kreuzrätsel.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|--|
| P | L | M | | | | | | | |
| | f | a | e | | | | | | |
| | i | n | s | | | | | | |
| P | f | i | u | g | s | t | e | n | |
| L | a | n | g | u | e | d | o | c | |
| M | e | s | s | e | n | i | e | n | |
| | | | t | d | i | | | | |
| | | | e | o | e | | | | |
| | | | n | c | n | | | | |

3. Schlüssel zum Rätselsprung.

| | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|
| 49 | 24 | 21 | 40 | 47 | 52 | 19 |
| 22 | 39 | 48 | 51 | 20 | 41 | 46 |
| 25 | 50 | 23 | | | 18 | 53 |
| | 8 | 38 | | | 45 | 42 |
| 26 | 15 | 2 | 34 | 54 | 17 | |
| 37 | 4 | 55 | 16 | 1 | 44 | |
| 14 | 27 | | | | | |
| 5 | 36 | | | | | |
| 28 | 13 | | | | | |
| 35 | 6 | | | | | |
| 9 | 12 | 29 | 32 | | | |
| 43 | 31 | 10 | 7 | | | |
| 11 | 8 | 33 | 30 | | | |

Auflösung des Rätselsprungs.

Pfingstmorgen.

Musik vom Kirchturme
 Tönt, allermwärts bekannt,
 Nach winterlangem Sturme
 Hinaus ins deutsche Land.

Gefang, nach bangen Sorgen,
 Im Walde, voll und zart
 Erschallt am Pfingstmorgen
 Nach alter deutscher Art.

4. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| M | I | D | A | S |
| I | s | e | r | c |
| D | e | i | o | s |
| A | r | o | m | a |
| S | e | s | a | m |

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Juni 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 39.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von J. Steenhufen.
(Fortsetzung.)

Es schlug acht Uhr auf dem Rampedor Turm, und schon war die geräumige Kirche fast besetzt; auf den Emporen drängte sich Kopf an Kopf, und auch das Schiff begann sich zu füllen. Endlich begann das feierliche Geläut, fast gleichzeitig leuchteten die ersten Kerzen auf. Im Pfarrstuhl prangte die Frau Pastor Bloom mit reich behänderter Haube; bei ihr saßen Rechthild und die sämtlichen Försterstöchter, das heißt, sie saßen abwechselnd. Else und Rose standen atemlos Hand in Hand und schauten nach dem Brautpaar aus. Als nun alle Kerzen brannten, da sah man erst die volle Ausschmückung des Chors, bei der sich Leos Prachtliebe so recht ein Genüge gethan hatte. Der Altar glänzte in einem Lichtermeer, das fast Tageshelle verbreitete; dazwischen waren die köstlichsten Exemplare einer Drangerie aufgestellt. Die roten Blüten der Granatbäume wetteiferten mit den goldenen Pomeranzen. Der Altarplatz war nicht nur mit kostbaren Teppichen und Kissen belegt, sondern prächtige goldene Sessel, mit Samt gepolstert, waren für die kleine Hochzeitsgesellschaft hingestellt worden. Auch die Orgel war hell erleuchtet.

Jetzt hörte man Wagen rollen, und die Orgel begann ihre schönen, vollen Töne durch das Gewölbe hallen zu lassen. Noch ein Moment — man hielt den Atem an — dann trat das Brautpaar ein. Der Anblick war höchst wunderbar. Karoline in ihrem weißen Kleide, mit Myrtenkranz und Schleier war eine liebliche, bescheidene Braut, sie zeigte nichts Auffallendes; aber Leo hatte der Lust nicht widerstehen können, sich phantastisch herauszuputzen. Er trug einen dunkelblauen Frack von ungewöhnlicher Länge, einen breiten Spitzenkragen, Jabot, sehr breite Spitzenmanschetten und einen Hut von seltsamer Form. Dennoch war in dem Anzuge nichts, was geschmacklos erschienen wäre — im Gegenteil: er hob seine schlanke, ebemäßige Gestalt auf das vorteilhafteste hervor, schien wie für

ihn gemacht zu sein. Die Erscheinung war seltsam, aber durchaus nicht lächerlich. Man fühlte sich unwillkürlich in einen anderen romantischen Ideenkreis versetzt. Auch die nachfolgenden Personen, obwohl sie nichts von diesen absonderlichen Zuthaten an sich hatten, harmonierten dennoch durch ihre Eigentümlichkeit mit dem Seltsamen und Ungewöhnlichen der Situation. Wolfgangs echt vornehme Persönlichkeit, die einem alten Ritter in Verkleidung glich, der strahlende Ausdruck seiner dunkeln mächtigen Augen, Cäcilie, wunderbar anziehend in der sorgfältig gewählten Toilette, wo, wie immer, jeder kleine Gegenstand genau da paßte, wo er sich befand. Sie hatte nichts Strahlendes heute, die bleiche, schöne Frau, ihre Augen blickten so traurig, ihre Wangen waren bleich. Sie glich einem Bilde, das ein leichter Schleier deckt, ohne doch den innewohnenden Reiz verhüllen zu können. Mittlers männliche Erscheinung voll ehrfurchtgebietendem Ernst und endlich Gertrud in ihrem so ganz eigenartigen Wesen, wie verklärt durch ihre reine Freude über das Glück der Schwester — jedes von ihnen war des Anschauens wert. Der Raum hinter ihnen füllte sich bald mit Nachkommenden, bis an den Altarplatz war alles gedrängt voll.

Aber es sollte noch mehr Überraschendes kommen. In dem Augenblick, wo das Brautpaar die Stufen des Altarplatzes betrat, erschien dem Pfarrstuhl gegenüber, in dem Stuhl, der dem Altar zunächst lag, plötzlich Doktor Raase. Noch mehr, er trat aus dem Stuhl heraus und stand da, von hellem Kerzenlicht übergossen, in dem ganzen Übermut seines Selbstbewußtseins. Ein sarkastisches Lächeln umspielte seine Lippen. Keiner, der nicht eingeweiht war, konnte die ungeheure Frechheit ermessen, mit der sich dieser Mann, nach allem was geschehen war, so nahe an diesen Familienkreis zu drängen wagte. Der Adjunkt, der sich auf dem Altarplatz befand,

um nötigenfalls den alten Herrn zu unterstützen, bemerkte ihn zuerst und wurde unwillkürlich an das Gespräch erinnert, das er bei seiner ersten Bekanntschaft mit Gertrud über das Bild Lucifers geführt hatte. Er blickte zu Gertrud hinüber, um zu sehen, ob sie es auch bemerkte, aber sie sah nicht auf, sie war zu sehr mit dem beschäftigt, was kommen sollte. Jetzt trat auch Pastor Bloom in seiner Amtstracht vor. Er sah würdig aus mit dem vorzeitig gebleichten Haar, mit dem guten, ehrlichen Gesicht und dem liebevollen Blick, den er auf das Brautpaar richtete, so daß man darüber ganz vergaß, daß sein Talar so schäbig war.

Der Gesang begann. Leo blickte mit ernster Sammlung auf den Geistlichen, Karoline war ganz in Andacht versunken. Da hob Leo den Kopf und blickte seitwärts. Manche Nahestehende wollten bemerken, daß seine Augen aufflammten und einen Augenblick wild hin- und herflackerten. Aber gerade da hörte der Gesang auf und die Stimme des Pastors ertönte in der atemlosen Stille. Leo war wieder gesammelt und hörte, wie es schien, aufmerksam auf die kurzen, herzlichen Worte der Ermahnung, die Pastor Bloom heute mit ungewöhnlicher Kraft und Feierlichkeit sprach. Dann kamen die Fragen, jene wichtigen, herzdurchdringenden Fragen, deren Beantwortung durch ein ganzes Leben die Gewissen bindet: „Willst du diese Jungfrau zu deiner Gattin haben, sie lieben, schützen und ehren, und sie nicht verlassen, bis der Tod euch scheidet?“ Leo antwortete mit einem deutlichen, ausdrucksvollen „Ja!“ Karolinen Antwort wurde nur von den Nächsten gehört. Dann wurden ihre Hände vereint; sie knieten nieder und erhoben sich wieder. Es war zu Ende. Leo und Karoline waren Mann und Frau.

Das Brautpaar schritt auf die Stufen des Chores zu; an der oberen Stufe aber hielt Leo den Schritt an, und so wurden die beiden, von ihrem erhöhten Standpunkt aus, von allen gesehen. Leos Augen strahlten in wunderbarem Glanze, seine Gestalt schien sich stolzer zu heben, sein Gesicht zu leuchten in dem hellen Kerzenlicht; neben ihm Karolinen zarte, jugendliche Erscheinung wie von weißem Duft umwallt — es war ein Anblick, den wohl keiner in Moorstätt je vergessen hat. Aber dies war nicht das einzige, was sich denen, die es sahen, mit unauslöschlichen Zügen einprägte.

Raase war während der Zeremonie ein wenig zurückgetreten, jetzt aber stand er wieder da und schaute auf die beiden, nicht mehr lächelnd, sondern finster und drohend; und als er so da stand, begegneten seine Blicke denen Wolfgangs; sie schienen beide Auge in Auge zu wurzeln. Doch es dauerte nur kurze Zeit. Das Brautpaar schritt die Stufen hinab, und unaufhaltsam drängte sich die Menge hinter ihnen dem Ausgang zu.

„Wie Lucifer und der Erzengel!“ hatte der Adjunkt fast hörbar vor sich hingesagt. Er wunderte sich über den herausfordernden Blick des Doktors, nicht minder über Wolfgangs Born. Was hatte das zu bedeuten? Dabei fiel ihm ein, wie Raase am Verlobungsabend bei Tische ihm gegenüber gesessen, und ihn, besonders aber seine Tischnachbarin Gertrud mit ebenso finstern Blicken angesehen hatte. Er blickte noch einmal auf Raase zurück, ehe er Pastor Bloom in die Sakristei folgte, und der Anblick des stolzen Mannes, die Züge dieses dämonisch schönen Gesichts prägten sich ihm tief ein; er konnte es nicht wieder vergessen. Kein Wunder, er sah ihn so zum letztenmale, und so erging es vielen in dieser Versammlung.

Das Brautpaar war nun bis an die Kirchthür gekommen, und wieder stand Leo still und schlang den Arm um seine Braut; er sah sie mit einem langen, innigen Blick an. Gertrud, die dicht hinter Karoline ging, sah diesen Ausdruck der Liebe in seinen Zügen. So hatte sie Leo nie gesehen. Sie wandte sich zu Wolfgang, an dessen Arm sie ging, ob auch er es bemerkte. Auch sein Auge ruhte auf dem Paare und ihre Blicke begegneten sich. Wolfgang faßte Gertruds Hand, drückte sie sanft und flüsterte:

„Die Liebe ist stark wie der Tod; sie besiegt alle Gewalt der Erde, auch den schlimmsten Feind. Denkst du nicht auch so, liebe, teure Gertrud?“

Sie errödete und erbehte. Ihr neuer Verwandter hatte sie „du“ genannt in der Wallung der Freude. Von da an nannten sie sich stets so durch alle Phasen der Wonne und des Schmerzes, durch welche diesen beiden noch zu gehen bestimmt war.

Jetzt trat das Brautpaar aus der Kirche, hinter ihnen stromweis die Leute, auf dem weiten Plage auseinanderstutend. In demselben Moment kam der schöne neue Wagen herbei, der das junge Paar nach Hause bringen sollte. Krischan saß auf dem Boß, Martin sprang hinten herab und Frau Emmert, die Wirtschafterin zu Trätkamp, eilte herbei, um Decken und Mäntel herauszunehmen und ihre Herrin zuerst zu bedienen. Dies alles mahnte jetzt Karoline daran, daß der Abschied gekommen war. Kein Mädchen, und folgte sie noch so willig dem Mann ihrer Wahl, scheidet wohl ohne Wehmut von ihrer Mädchenzeit. Sie wandte sich zu Gertrud mit Thränen in den Augen; ja, zuerst zu ihr, so war es stets. Jeder, der ihr nahe kam, hing an Gertrud. Karoline fühlte dunkel, daß Leo ihre Hand losließ, und sie schlang die Arme um ihrer Mutter Nacken. Was aber Leo von ihr löslöste, was er sah, als er den Kopf nach der erleuchteten Schwelle der Kirche zurückwandte — das hat sie erst lange nachher erfahren.

Karoline faßte sich bald, es war ja kein herber Schmerz; sollten sie doch nicht weit von einander leben. Darum berührte es sie seltsam, daß ihre Mutter, die die ganze Zeit so ruhig zu sein schien, so still und abwesend, mit einemmale so heftig weinte. Der Trennungsschmerz schien sie zu durchschüttern. So dauerte es eine Weile, bis Karoline sich losreißen konnte. Als sie sich umwandte, um Leos Arm zu nehmen und mit ihm dem Vater entgegen zu gehen, der jetzt auf sie zukam, war Leo nicht mehr an ihrer Seite. Sie sah sich verwundert um und rief „Leo!“ aber es kam keine Antwort.

Jetzt bemerkten auch andere ihre Verlegenheit, und während Karoline ihren Vater umarmte und die letzten Worte mit ihm wechselte, tönte der Ruf: „Leo!“ „Herr Waldheim!“ nach verschiedenen Seiten. Keine Antwort kam zurück; der Gerufene erschien nicht.

Jetzt wurde auch Rittler aufmerksam. Man rief, suchte, bestürzte Gesichter sahen einander an. Endlich mußte man das fast Unglaubliche als wahr erkennen: der Bräutigam war verschwunden!

Bisher hatte das Bemühen und Zureden der Ährigen Karoline über den Sachverhalt im unklaren gelassen, aber endlich mußte auch sie inne werden, worum es sich handelte. Sie erbleichte, wankte und sank endlich matt auf einen alten Schemel, den einer der Herren in aller Eile aus der Kirche herzutrug. In diesem Augenblick brachte ein junger Bauer, der sich weiter umgesehen hatte, einen ganz feuchten, zerknitterten Hut — er hatte ihn am Grabenrande gefunden — gerade als Wolfgang nach vergeblichem Suchen von der anderen Seite zurückkam. Er nahm den Hut, besah ihn von allen Seiten und sagte traurig:

„Der Hut gehört nicht meinem Bruder.“

Da rief plötzlich eine weithin schmetternde Stimme:

„Bitte, geben Sie mir den Hut; ich kenne ihn.“

Es war die Klarinette. Wolfgang schaute auf und reichte ihr den Hut hin. Sie drehte ihn in der Hand herum mit einem ängstlichen, suchenden Blick. Ja, sieh ihn nur an, Wechthild, du hast jetzt das Ende der Fünfschnur in der Hand, die du so mutwillig in Brand setztest! Endlich stammelte sie:

„Der Hut gehört Doktor Raase.“

Dies Wort rief allgemeine Bewegung hervor; man drängte sich eifrig flüsternd zusammen. Wolfgang schritt auf die kleine Gruppe zu, die die Braut umgab, und bat um die Erlaubnis, seine Schwiegerin nach Trätkamp bringen zu dürfen. Aber Rittler trat dazwischen.

„Mit nichts, Herr Waldheim,“ sagte er in schärferem Tone, als er je gegen Wolfgang angeschlagen hatte. „Karoline gehört unzweifelhaft unter den Schutz ihrer Eltern. Wir mußten allerdings dem Ehemann weichen, da er aber nicht da ist, um sein Recht in Anspruch zu nehmen, so tritt unser

Recht wieder in Kraft, und ihr Heim wird bei uns sein, bis sich dies seltsame Benehmen aufgeklärt hat."

Dann, als er Wolfgangs schmerzlich zuckendes Gesicht sah, fuhr er milder fort, indem er seine Hand ergriß:

"Es thut mir herzlich leid um Sie, lieber Wolfgang. Manches Seltsame haben wir schon von Leos Launen erlebt, aber dies ist doch etwas zu stark. Thun Sie mir den Gefallen, Ihrem Bruder einmal tüchtig die Leviten zu lesen."

Wolfgang nickte schmerzlich. "Alles wird sich aufklären, hoffe ich," sagte er. Die beiden Herren hatten halblaut gesprochen, aber als sie sich wendeten, erblickten sie Timm, den Tagelöhner aus Trätkamp, der sich am Pferdegeschirr zu schaffen machte. Er mußte alles gehört haben.

Der Graskamper Wagen kam jetzt heran; Mittler öffnete den Schlag, hob die halbohm mächtige Karoline hinein, half den beiden anderen Damen und wandte sich dann noch einmal zu Wolfgang:

"Es ist am besten, wenn Sie auch ruhig nach Hause gehen," sagte er absichtlich laut, um Karoline zu beruhigen, die im Wagen zurückgelehnt mit geschlossenen Augen da saß. "Die Sache hat wahrscheinlich gar nichts auf sich. Ein Spaziergang im Mondschein... morgen kann Leo seine Frau bei uns abholen. Es ist gewiß besser, wenn sie noch eine Nacht im elterlichen Hause bleibt."

Aber Wolfgang schüttelte mutlos den Kopf und wandte sich weg. Keins von ihnen glaubte ein Wort von dem, was sie sich einander zum Trost sagten. Alle fühlten im tiefsten Herzen, daß hier ein Unglück geschehen sei.

Als der Mittler'sche Wagen fortrollte, sprach Wolfgang leise mit Krischan. Dieser fuhr in den nahen Gasthof, wo er ausspannte und blieb, um auf den ersten Wink bereit zu sein. Dann sagte Wolfgang zu Martin:

"Du bleibst bei mir. Wir müssen suchen in der Richtung, wo dieser Funte gefunden wurde."

Es kamen mehr Leute mit Laternen, und ein ganzer Zug schickte sich an, die Gegend aufs genaueste zu durchsuchen. Der Fundort des Futes zeigte die Richtung nach Bramstedt. Daß er nicht auf dem Wege nach Neumünster gefunden wurde, nahm manche wunder. Bald war der Platz um die Kirche öde und verlassen. Aber in ganz Kampeß schlief kein Mensch in dieser Nacht; in allen Häusern brannten Lichter; es herrschte eine unbeschreibliche Aufregung.

24. Die Hochzeitnacht.

Unter den letzten, die den Kirchplatz verließen, waren Steffen und Dörthe. Er faßte ihre Hand und sagte:

"Komm Dörthe, wir müssen uns auf die Socken machen. Ich hab noch viel mit dir zu schnaden."

Als sie miteinander fortgingen, bemerkte Dörthe, daß die harte Hand des Burschen in der ihren zitterte. Sie blickte ihn besorgt an und sagte:

"Bist du krank, Steffen?" Er schwieg eine ganze Weile.

"O, das muß wahr sein," fing er dann wieder an, und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. "Alles geht schief. Ich hab's schon lange gedacht, uns blüht kein Weizen mehr."

Beide gingen eine Strecke schweigend neben einander her. Die Uhr vom Kampecker Turm schlug elf. Da sagte Steffen zusammenfahrend:

"Ach Dörthe, ich wollte dir heut die Freude nicht verderben, nu hat der Teufel doch seinen Schwanz drauf gelegt, und alles is hin! Wir können ihnen aber nich helfen, und wir müssen für uns selber sorgen. Heut nacht geh ich meiner Wege und wander ins Schleswigsche."

"Steffen," rief Dörthe entsetzt. "Was sagst du da? Mir ist der Schreck in alle Glieder gefahren. Warum willst du fortgehn? Du willst mich verlassen und die andre Deern besuchen, die dir lieber is als ich!"

Dörthe brach in lautes Weinen aus und schluchzte so herzbrechend, daß Steffen sie an sich zog und begütigend sagte:

"Nee, Dörthe, mein lieber Schatz, hab keine Bange davor. Die hab ich all lang vergessen, und du und keine andre wirst

meine Frau, so gewiß wir hier unter Gottes freiem Himmel stehn. Sei man still," er trocknete ihr die Augen mit ihrer Schürze. "Ich will dir das nu allens richtig verklären. Sieh, ich hab diese Nacht 'nen schlechten Traum gehabt. Ich wandte en dunkeln Weg entlang und kam in meiner Heimat an, in dem Dorf, wo meine Mutter wohnt. Sie is auf Alten- teil bei meinem Bruder Hans."

"Is das weit von hier?" fragte Dörthe. Sie gingen nun wieder in voller Eintracht zusammen.

"In Popp Holz, bei Hilligbeek, wo so viele Heiden getauft worden sind. Und wie ich an das Haus komm, is da nümz zu sehen und zu hören. Allens war pechdunkel und die Hausthür fest zu. Ich machte sie auch nich auf, ich ging gleich grad durch und ebenso kam ich in die Stube und die Kammer, wo meine Mutter wohnt. Da sigt mein Moder auf ihr Bett und flennt und flennt, das konnt' en Stein erbarmen. 'Moder,' sag ich, 'was flennt Sie sodennig? Is Hans nich gut bei Ihr?' Aber sie antwort nich und weint immerzu. Nachher kamen da viel Leute in die Kammer, Kopf an Kopf, die kucken mich alle an und rücken mir noch auf den Leib, daß ich vor Schreck aufwach."

Dörthe hatte so eifrig zugehört, daß sie nicht auf den Weg achtete. Jetzt stand sie still und rief:

"Wir müssen umkehren, Steffen, wir sind bei den Graskamper Weg schon vorbei."

"Schad't nich," beruhigte Steffen, sie mit fortziehend, "ich weiß en andern Steig da oben. Und nu, Dörthe," fuhr er fort "hab ich kein Ruh und Raft mehr, ich muß nach meiner Mutter sehn. Sie hungert und friert vielleicht, wenn Hans nich gut zu ihr is. Aber wart' man!" rief er, zornig die Fäuste ballend, "wenn du die Dölsche was zu leid gethan hast, soll ich dir den Däts einschlagen!"

Dörthe wurde es himmelangst und um ihn von Hans abzulenkten, fing sie an, ihn mit seinem Schleswiger Dialekt zu necken.

"Was soll denn das dein Moder helfen," sagte sie parodierend, "wenn du nach Popp Holz wankst und sollst da deinen Bruder totschlagen? Was will der Herr dazu sagen?"

Dörthes Zweck war erreicht; er hatte seinen Zorn ver- gessen und sagte ruhig:

"In acht Tagen kann ich wieder hier sein. Der Herr hat mir Erlaubnis gegeben nach Popp Holz."

"Aber du hast keinen Paß nich," wandte Dörthe klug ein. "Ich hab' man gehört, wie der Herr mal sagte, jeder, der ins Schleswigsche reist, muß 'nen Paß haben."

"Das is man um die verfluchten Dänen," meinte Steffen. "Nee, 'nen Paß hab ich nich, aber ich hab mein Dienstbuch, und da steht das all in, wie ich heiß und wo ich gedient hab."

"Hat Herr Waldheim auch 'rein geschrieben, daß du die Pferde so schön aufpaßt?" fragte Dörthe schelmisch.

"I wo, er hat nix geschrieben, Dörthe, da war er ja viel zu wantig zu. Nee, da steht aber was von meiner alten Herrschaft in, wo ich vordem gewesen bin in Fadersleben und Tondern. Das Schönste is aber, da steht nich mal mein Name richtig geschrieben. Sie waren da all so dän'sch und meinten, weil ich in Schleswig zur Welt gekommen war, dürft' ich nich Steffen Holst heißen, ich müßt' Steffen Danst heißen, und Steffen Danst haben sie mich immer genannt. Das können sie aber darin lesen, daß ich ein ordentlicher Kerl bin und kein Faulpelz."

"Was für'n Weg willst du gehn?" fragte Dörthe.

"Ich muß über Trätkamp gehn, denn Timm hat ja noch meine Hemder und mein ander Zeug in Verwahrung. Ich pack mein Sonntagszeug in ein Bündel und zieh das Alltagsche an. Es könnte Regen geben und Dreck unterwegs."

"Aber wo gehen wir hin?" rief Dörthe erschrocken, denn eben war sie ganz achlos mit ihm über den Steg gestiegen; derselbe Steg war's, vor dem im Anfang unserer Erzählung Wolfgang mit seinem Hunde stand.

"Mein Deern," sagte Steffen, halb verlegen und doch entschlossen. "Wir gehn nach der Güll!"

"Die Güll? und bei Mondschein?" rief Dörthe, sich mit

Entsetzen in seinen Armen sträubend. „Nee, Steffen, das thu ich nicht!“

„Du hast mir das zugesagt, Dörthe,“ sagte Steffen, mit noch größerer Entschlossenheit als zuvor. „Ich muß wissen, was mein Traum zu bedeuten hat. Die Hege hat der Teufel geholt, aber die Güll is noch da. Meine Dörthe, mein lieber Schatz, mein süße Deern; du gehst mit mir; du läßt mich nicht allein gehn!“

So beschworen, gab Dörthe nach, und beide schritten dem Schreckensorte zu, beide gleich bänglich, trotz ihres Vorsatzes das Abenteuer zu bestehen. Dörthe atmete schwer und Steffen schwigte Angstschweiß, aber sie gingen immer vorwärts. Über ihn war eine Art trotziger Verzweiflung gekommen, und sie that, was die Mädchen thun werden, so lange die Welt steht — sie willigte in das, was ihr Liebster verlangte.

Endlich tauchte das kleine, schaurige Gehölz vor ihren Blicken auf. Die Mondichel warf ihren Strahl auf die Wipfel; unten war alles düster. Schweigend, wie es der Aberglaube vorschrieb, umschritten sie dreimal die Umwallung vorwärts und rückwärts, den Eingang vermeidend, und standen jetzt, von Furcht geschüttelt, der Öffnung gegenüber, um erst neuen Mut zu fassen. Eben hob Steffen den Fuß zum Weitergehen, da klammerte sich Dörthe an ihn an und hielt ihn zurück. So standen sie ein paar Sekunden wie eingewurzelt — dann stieß Dörthe einen gellenden Schrei aus und stürzte fort, unaufhaltsam, mit einem Satz über den Steg. Steffen war hinter ihr hergesetzt, und jetzt liefen sie beide auf ein kleines Gebüsch zu, das nah am Wege lag. Hier duckten sie sich ins hohe Gras und krochen dicht zusammen, leuchend vor Angst und Atemlosigkeit.

Was sie gesehen, hat Dörthe noch manchmal, als sie eine alte Frau war, zum Graus und Schrecken ihrer Zuhörer erzählt, und es nahm bei jeder Wiederholung einen wunderbareren Charakter an. Was sie beide wirklich gesehen hatten, war folgendes:

Aus dem Eingang zur Güll, der ihnen wie ein schwarzer Schlund erschien, trat plötzlich eine Gestalt und blieb vor demselben, nur vier Schritt von ihnen entfernt, stehen; es war Leo. Er schien über dem Boden zu schweben; das bläuliche Licht des Mondes fiel gerade auf sein Gesicht und ließ es erdfehl und leichenhaft erscheinen; seine Augen waren starr wie die eines Toten. Er streckte die rechte Hand in die Höhe, sie triefte von Blut. Dörthe behauptete immer mit Bestimmtheit, sie habe die rötlichen Tropfen fallen, den Trauring aber im Mondlicht glänzen sehen. In der Linken hielt er ein blutbeflecktes Taschentuch.

Endlich war Dörthe so weit wieder zu sich selbst gekommen, um sprechen zu können. Wieder klammerte sie sich an ihren Gefährten und sagte mit heiserem Flüsterton:

„Er ist tot . . . ich hab seinen Geist gesehen! Hast du ihn gesehen, Steffen? Ach, die arme junge Frau! Und noch dazu in der Brautnacht! Hast du ihn nicht gesehen, Steffen?“

„Das war er, richtig genug,“ erwiderte Steffen ebenso. „Das war sein Geist, er ist tot, ja gewiß, Dörthe.“

Eine ganze Weile kauerten sie so, zitternd und zähneklappernd im feuchten Gras. Als sich nichts weiter sehen und hören ließ, lugten sie vorsichtig aus und hielten sich fest aneinander, als sie eilig den Feldweg entlang stolperten und sich nicht umzusehen wagten. Erst als sie in die Nähe von Grasskamp kamen, wurden sie etwas mutiger. Sie standen einen Augenblick an dem Quertweg still, der nach Träskamp führte, und Steffen sagte:

„Nu, abjüs auch, Dörthe. Nu muß ich hier allein weiter gehen.“

„Bleib da, Steffen, bis morgen früh. Der Ruhhirt nimmt dich wohl in seine Kammer über'n Stall; oder schlaf im Heu. Geh nicht in die schwarze Nacht hinein, mir is so bang um dich.“

„Nee, ich bleib nich länger hier, das wird mir zu bunt. Ich will man gau mein Zeug holen bei Timm in der Käte, und dann bringt mich kein Deubel wieder nach Träskamp. Adjüs, Dörthe.“

Er reichte ihr noch einmal wie abwesend die Hand, aber für Bärtlichkeiten hatten beide jetzt keinen Sinn. Steffen wandte sich und schritt dahin, immer noch halb betäubt, und

Dörthe sah ihm mit Thränen nach. Als er aber ihren Augen verschwunden war, da wurde sie erst inne, daß sie allein dort stand. Es packte sie von neuem die tödliche Angst und sie schoß wie ein Pfeil dahin, gerade auf den Hirten los, der noch immer mit Vater Duhs auf dem Feldweg patrouillierte, obwohl seine Nachtwache längst vorüber war.

„Boß Blij! is die Deern toll geworden?“ rief er aus. „Geh man 'rein; sie werden dich wohl nötig brauchen. Daß Gott erbarm! Is das 'ne Hochzeit! So eine hat Moorstätt noch nicht erlebt.“

Dörthe ging jetzt ruhigeren Schrittes auf das Haus zu und stand ein Weilchen horchend an der halbgeöffneten Thür. Alles schien noch in Bewegung; Lichter huschten an den Scheiben vorüber, Fenster und Thüren wurden geöffnet und geschlossen, Schritte tönnten auf den Treppen und dem Flur. Aber Dörthe war von allem, was sie durchlebt hatte, todesmatt, sie fühlte sich außer stande, die geringste Hilfeleistung zu thun. Sobald eine augenblickliche Stille eintrat, schlich sie mit bebenden Knien die zwei Treppen hinan bis in ihre Kammer und warf sich in ihrem Sonntagsstaat aufs Bett, wo sie sogleich einschlief.

Indes sah es in Cäcilien's Zimmer traurig aus. Karoline war aus einer Ohnmacht in die andere gefallen und hatte jetzt einen Nervenzusall. Schauerlich klang ihr Geschrei und ihr wildes Lachen dem Vater entgegen, als er wieder eintrat. Er hatte eben Johann zu Pferde mit einem Brief nach Bramstedt zu Doktor Nissen geschickt. Ein Glück, daß Cäcilie solche Zufälle aus Erfahrung kannte, sie hatte selbst daran gelitten und wußte, wie man sie behandeln mußte. Marieten wärmte Tücher auf einer Wärmepfanne, Gertrud hielt Karoline in ihren Armen aufrecht, während Cäcilie ihr die Tropfen einzulösen versuchte. Es dauerte eine Weile, ehe es gelang, denn die Kranke biß die Zähne zusammen. Aber endlich kam ein ruhigerer Moment, und die Tropfen thaten ihre Wirkung, während ihr Marieten kraftvoll und doch sanft die eiskalten Füße rieb und wärmte. Man konnte sie endlich von allen beengenden Kleidungsstücken befreien und sie in weite, weiche Gewänder hüllen. Bald darauf schlief sie ein.

Bis dahin hatte Gertrud ihren Mut und ihre Kraft aufrecht erhalten; aber sei es nun der Anblick des Krampfszufalls, der ihr ganz neu war, sei es infolge der Gemütserschütterung, sie knickte plötzlich zusammen. Cäcilie hatte schon von dem Augenblick an, da das Unglück klar wurde, eine bei ihr bisher unerhörte Kraft und Standhaftigkeit gezeigt. Wie der Hammer des Bergarbeiters das Gold aus der Erde schlägt und ans Licht fördert, so wedten hier die Schläge des Unglücks die verborgenen Schätze in Cäcilien's Seele. Die Mutterliebe war immer lebendig in ihr gewesen; ihren selbstsüchtigen Kümmernissen entrissen und bemüht, andern zu helfen, kam der inwohnende Adel ihres Sinnes zu Tage, und sie entwickelte eine beharrliche Thätigkeit, die man ihr nicht zugetraut hätte. Sie half Gertrud, sich in ihr Bett legen, that alles, was ihr Erleichterung schaffen konnte, trieb ihren Mann, sich zur Ruhe zu begeben, und nahm dann ihren Platz an Karolinens Lager, die Hand des armen Kindes in der ihren haltend.

So verging die Nacht nach Karolinens Hochzeit.

25. Mutmaßungen.

Obwohl die Ernte vorüber war, gab es für den Landwirt noch sehr viel zu thun, und das war vielleicht ein Glück für Rittler, denn die Schläge, die ihn in der letzten Zeit getroffen hatten, konnten wohl einen stärkeren Mann erschüttern. Am Morgen nach jener verhängnisvollen Nacht gab es so viel zu ordnen und zu bedenken, daß, als Doktor Nissen auf den Hof fuhr, Rittler mit Schrecken gewahrte, daß es schon neun Uhr war.

„So spät?“ konnte er sich nicht enthalten zu sagen, als er an den Wagen trat, um den alten Freund zu bewillkommen.

„Nachher will ich Ihnen den Grund der Verzögerung mittheilen,“ erwiderte Nissen hastig. „Ich habe heute schon



Mütterchen. Gemalt von Auguste Ludwig.

mancherlei durchgemacht, aber es taugt nur für Ihre Ohren. Nicht ausspannen!" rief er dem Kutscher zu, „ich muß gleich weiter.“

Mit bangem Gefühl führte der Hausherr den Doktor in das Krankenzimmer. Karoline war zum Sterben matt und blickte dem Arzte, wie überhaupt allen, die zu ihr kamen, erwartungsvoll entgegen, weil sie immer hoffte, etwas von Leo zu erfahren.

„Nun, Kleine,“ sagte der alte erprobte Arzt, der Karoline schon als Kind behandelt hatte, mit erkünstelter Heiterkeit, ihre kleine weiße Hand in die seine nehmend; „wir haben uns gleich ins Bockshorn jagen lassen, wie ich sehe. Die Sache ist nicht so schlimm, als Sie alle denken. Der neugeborene Chemann hat eine Dummheit gemacht und ist nur ein wenig beiseite gegangen, um die Sache in Vergessenheit zu bringen. Du mußt nur geduldig auf ihn warten, er wird nicht lange ausbleiben . . .“ in seinem Eifer bemerkte er gar nicht, daß er wieder in die traute Anrede aus der Kinderzeit gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

B'hüt Gott.

Novellette von T. Bokenhardt.

(Fortsetzung.)

Eine mehrstündige Fahrt durch zum Teil großartig schöne Gegenden, die aber noch in höherem Maße als das Bocksthal einen gewissen unwirklichen Charakter zeigten, wie er Landschaften, deren Bewohner die natürlichen Reize ihrer Umgebung als Mittel zum Geldgewinn zu betrachten gelernt haben, zu jeder anderen als der Zeit eigen ist, wo der Strom von Vergnügungsreisenden sie belebt — und da stand er wieder in dem Wirtshaus am Wettersee, in demselben Zimmer, das er vor drei Jahren innegehabt, und sah hinaus auf den See, der so spiegelglatt und tief und klar dalag, leise herantuschend fast bis dicht unter sein Fenster, von steil aufstrebenden Bergen eingengt. Und dicht hinter den grünen saftigen Matten der Vorberge blickten sie hervor, die Hochgebirgsriesen, wie vor drei Jahren, als er hier die schönste Zeit seines Lebens verbracht, als er so oft abends von eben diesem Balkon aus nach ihnen hinübergeschaut hatte, wenn rosige Blut sie überzog. Wie fühlte er sie jetzt noch, die fröstelnde Beklemmung, die ihn jedesmal erfaßte, wenn die Blut bleicher wurde und allmählich in kalte Bleifarbe überging, wie hatte es ihn immer geschüttelt, wenn er geahnt, mehr als gedacht, daß so auch meist Lust und Liebe ein Ende nehmen müßten. Und sie hatten ein Ende genommen. Dort das Häuschen zwischen den rauschenden Tannen, wo sie gewohnt, das fröhliche Kind mit der mürrischen alten Tante, hatte festzugeschlagene Läden, und sie war weit davon über alle Berge, er hatte nie wieder etwas von ihr gehört. Natürlich hatte er versucht, sie wiederzusehen in der Hauptstadt, aber zuerst hatten äußere Umstände ihn daran verhindert und dann, als er endlich das Haus gefunden, das sie ihm bezeichnet, war ihm gesagt worden, daß die alte Dame mit ihrer Nichte weit fortgezogen sei in eine andere Stadt, wohin, das wußte man nicht. Aber auch sonst, wie war es so traurig verändert, das Pensionshaus am See! Damals — wie hatte man doch damals so ganz das Behagen gefühlt, in einer liebevoll miteinander verkehrenden Familie und nicht in einem Wirtshaus zu sein. Es waren drei Brüder und drei Schwestern, welche miteinander das Haus führten, einer, der älteste der Brüder war der Wirt, der zweite Gärtner, der dritte war Fährmann und fuhr die Gäste, wenn der See ruhig war, im schmucken Segelboote spazieren, die Schwestern bedienten bei Tisch, so daß man nie eine fremde Kellnerin sah. Jetzt war von den Sechsen nur noch der Wirt an seinem Platz und der Schiffer. Der stille Gärtner, dessen Werk die Anlagen weit am See hinunter und rund um das Haus waren, der so wohl verstanden hatte, dem großen Gärtner seinen Plan nicht zu zerstören, sondern nur leise und taktvoll hie und da seine Andeutungen weiter ausgeführt hatte; der stille Gärtner war Kapuziner geworden. Hoch oben auf der grünen Alm stand die einsame

Kapelle, wo die Pilger Trost fanden für schuldbeladene Seelen. Und daß ihm auch die leibliche Stärkung nicht fehle, war die älteste Schwester zu ihm hinaufgezogen. Die zweite war verheiratet im Unterland und die dritte, die schönste von allen, war gestorben und lag begraben unter den Blumen, die ihr Bruder gepflanzt. Sie war viel gewandert zu den Gnadenbildern, um ihr junges Leben zu bitten, aber sie hatte doch sterben müssen. Jetzt waren fremde Kellnerinnen im Hause und eine von ihnen stand neben Gerhard und erzählte ihm von all den Veränderungen.

„Und so spielt abends niemand mehr die Zither und singt dazu wie damals?“ fragte er und er dachte an die lieblichen Stimmen der beiden ältesten, an die lustigen Schnadahüpf, die sie gesungen, und an die seine blasse Marie, die jüngste, die sie auf der Zither begleitet und mit den schönen blauen Augen dazu in die Ferne geschaut hatte.

„I sing Ihna gern a Liedl, wenn's wünsch,“ meinte die Kellnerin, „und d' Zither spielen kann i a.“

Gerhard antwortete nicht. Es war ihm nicht um die Musik des fremden Mädchens zu thun. Es that ihm leid um die lieben alten bekannten Gesichter, aber — vor allen um eins!

Die Kellnerin aber schien das Schweigen anders zu deuten. Ehe er Zeit gefunden hatte, auf ihr Thun zu achten, saß sie schon mit der Zither am Ofenplatz und präsubierte.

„Was soll i singa?“ fragte sie, „a neu's Liedl ober a alt's?“

„Es ist gleich, sing das schönste, was du weißt.“

„I sing a neues und a schön's,“ sagte das Mädchen und begann zu spielen und zu singen.

Gleich aber wurde sie unsanft unterbrochen. Der fremde Herr war von seinem Platz aufgesprungen und stand neben ihr, ihr erregt ins Gesicht sehend.

„Wer hat dich das Lied gelehrt?“ forschte er eifrig.

Das Mädchen lachte. „G'lernt? g'lernt hab i's nit, es kennt's a jeder hier.“

„Du sagtest aber doch, es sei ein neues.“

„I hab's nit kennt im Unterland, wo i daheim bin — is dös a g'spaßiger Herr —“ die letzten Worte wurden dem Fremden nachgesprochen, der seinen Hut ergriffen hatte und aus der Wirtsstube hinaus ins Freie geeilt war.

„Wollen Sie mich den See hinunterfahren?“ fragte er am Gestade den Burschen, der herzugeeilt kam, als er sich den am Ufer befestigten Booten näherte.

„Ja Herr. Wohin geht die Fahrt?“

„Irgendwohin. Längs des Ufers. Es braucht nicht schnell zu gehen.“

Langsam fuhr der Rahn über die grünschillernde Flut. Gerhard begann kein Gespräch mit dem Schiffer, er fragte ihn nicht nach Volksliedern und ob sein Schatz auch vielleicht das Lied „B'hüt Gott“ sänge. Wußte er ja nun, woran er war. Hier wollte er nicht noch einmal, wie dort im Bocksthal, die komische Figur spielen und von Haus zu Haus gehen mit Bleistift und Notizbuch. Er mußte jetzt selbst über sich lachen, wie er jede kleine Variante notiert, sowohl was den Text, als was die Melodie betraf, er begriff nicht, warum er nicht sogleich wieder abgereist, warum er überhaupt noch hierhergekommen war. Und wie denn seine rasche leicht erregbare Natur sich nie lange aufhielt auf dem weiten Felde zwischen den höchsten Höhen und den tiefsten Tiefen, so war's ihm jetzt, als ob alle seine Triumphe in letzter Zeit nicht gewesen, er war wieder wie vor Jahren der sorgende an sich selbst zweifelnde Anfänger, und es war ihm, als ob alles, was er in Tönen gedichtet, schales, andern nachgeahmtes Nachwerk sei. Daß er sein Lied hier getroffen hatte, bewies ja alles. Hier, wo alles sang, hatte er es von irgend einem Hirtenbuben gehört, auf einsamer Wanderung, hatte es in seine Träume verwebt und als eigenes wiedergegeben. Was war klarer als das? Und, wer konnte es wissen, vielleicht hatte der Mann mit seinen schnöden Reden im übrigen auch recht und die Quelle seiner andern Melodien fand sich auch noch. Er ließ

den Rahn halten und ging langsam, während der Schiffer zurückfuhr, am Ufer entlang, das ihm so wohlbekannt war, und als der Weg sich zeigte, der hinter dem alten prächtigen Thorn gleich steil in die Höhe führt, kletterte er zwischen Geröll und Schiefertrümmern hinauf immerfort und rastete nicht, bis er aufatmend an der Stelle stand, von wo ein kenntlicher Pfad bald auf-, bald abwärts in den kühlen dunklen Fichtenwald führt. Dann kletterte er hinauf zwischen Felsen und Baumwurzeln und suchte und fand den Platz, wo er damals, an jenem letzten Tage, ausgeruht. Diesmal regnete es nicht, kein Wölkchen stand am tiefblauen Himmel und scharf und klar zeichnete sich jede Fackel des gewaltigen Schneegebirges jenseits des Sees gegen ihn ab. Wie sie vornehm, kalt und stolz, dicht aneinander gedrängt, eingerahmt von den Tannen des Vordergrundes zu ihm herüberschauten, die beiden eisgrauen Hörner hinter gewaltigen, sonnenbeschienenen Schneefelsen! Zur Rechten spähte scharf und nadelspitz eine einzelne funkelnde Eispfandre nach allen Seiten aus, während siegestolz, alles beherrschend, im Hintergrund ein noch gewaltigerer Bergkoloß im sonnenglänzenden Eismantel ruhte und phantastisch geformte, braune, nackte Felsen sich davor schoben. Wie schön war ihm der Blick von hier früher erschienen, wie schön war er auch jetzt noch — wenn's nur nicht so einsam, so gar einsam hier gewesen wäre! Müde und traurig warf er sich auf den Moosboden nieder, blickte durch die schwarzen tiefniederhängenden Zweige zum blauen Himmel empor und dachte, daß er nie wieder allein ins Gebirge reisen, nie allein einen Ort wiedersehen wolle, wo er einst glücklich gewesen. Ein trauriges kleines Lied ohne Worte war's, in das diese Gedanken sich verloren, er schloß die Augen und summt es leise vor sich hin. Dann sprang er plötzlich auf und schüttelte heftig den musikalischen Gedanken, der ihn hatte trösten wollen, ab.

„Albernes Zeug, ich kann nichts Gescheites mehr denken,“ sagte er zu sich selbst, „und wenn mir wirklich einmal etwas Süßliches eingefallen, haben andere leider den guten Gedanken vor mir gehabt“ — und dabei ergriff er einen dünnen Ast und wühlte einen Ameisenhaufen dicht neben sich auf, aber gleich, als er sah, wie verwirrt die Tierchen durcheinander liefen, that es ihm leid, und er hätte es gern ungeschehen gemacht.

„Arme Tierchen, und jetzt könnt ihr euch nicht wieder heimfinden,“ sagte er, „aber — ich finde mich ja auch nicht heim —“ ja Heimweh war's wohl, was er fühlte, aber wohin? In die Hauptstadt, um all den bedauernden oder spöttischen Blicken zu begegnen? Und doch hatte er keine andere Heimat, denn Vater und Mutter waren ihm lange gestorben. Keine Heimat? Aber war's denn nicht immer sein Heim gewesen, das Städtchen Wiesenheim, wo die Großmutter lebte, das Paradies seiner Kindheit? Seit der Großvater gestorben, hatte er keine Briefe von dort erhalten, denn die Großmutter liebte das Briefschreiben nicht, aber durch Dritte hatte er erfahren, daß die alte Frau die Wölkherwerkstatt verkauft hatte, das große Haus aber allein weiter bewohnte. In dem großen Hause war viel Platz für ihn und in dem Herzen der alten Frau viel Liebe für den einzigen Sohn der früh verstorbenen Tochter. Lag nicht Wiesenheim gar nicht weit abseits von seinem Wege nach der Hauptstadt, und hatte er sich nicht schon lange Vorwürfe gemacht, daß er die alte Frau, der er so viel zu danken hatte, im Lärm des Lebens fast ganz vergessen? Viele Jahre waren vergangen, seit er sie zuletzt gesehen, er war kein Kind mehr jetzt, aber in diesem Augenblicke fühlte er, daß die Wandlung nur außen vorgegangen, daß er innerlich noch ein Kind war, ein Kind, das sich sehnt, heimzukommen zu der Großmutter, weil man's in der Schule hart angelassen.

Ein wenig über sich selbst lächeln mußte er doch andern Tages, als er, zurückgelehnt im Koupée, die Karte seines Reiseführers nachsah, über die Selbsttäuschung, mit der er sich gestern vorgeredet, daß Wiesenheim fast auf dem ge-

raden Wege nach der Hauptstadt läge, denn der laufende Bahnzug trug ihn eine gute Strecke seitwärts. Aber, was that's? Hatte er nicht ein gutes Recht, einmal wieder Ferien zu machen und sich auszuruhen von dem Zwang der Schule, in die das Leben den rastlos Vorwärtsstrebenden genommen? Und hatte er nicht außer dem kindischen, sehnächtigen Drang, das traute alte Nest wiederzusehen, noch einen andern Grund, welcher auch vor dem Richterstuhl der Vernunft in seinem Innern stand hielt? Hatte er nicht schon, seit er im Böhmerthal zuerst sein Lied gehört, eine leise Stimme nicht zum Schweigen bringen können, eine Stimme, die ihm zuflüsterte: „In des Großvaters Haus bist du dir zuerst der tiefen Liebe zur Musik bewußt geworden, dort ist so viel gesungen und musiziert worden, daß du gar nicht wissen kannst, was du, vielleicht schon in deinen frühesten Kinderjahren, von dort dir mitgenommen und später als dein Eigentum betrachtet hast. Hatte nicht der Großvater ein uraltes, vergilbtes, geschriebenes Notenbuch noch von seiner Mutter her? Und wußtest du als Kind etwas Lieberes, als wenn die Großmutter dir im Dämmerlicht aus dem Buche vorsang? Nie wieder seitdem hast du einige dieser Weisen gehört und jetzt wüßtest du dich ihrer auch nicht mehr zu erinnern. Wie wenn nun außer der einen noch andere deiner Melodien wenigstens Ähnlichkeit mit jenem Schatz sonst wenig bekannter alter Volksweisen haben sollten? Wäre es nicht in dem Falle noch ein Glück zu nennen, wenn du, statt andere, dieselben fändest? Dein Künstlerstolz protestiert freilich gegen eine solche Mutmaßung, aber der heimliche Gedanke wird doch immer und immer wieder kommen und du weißt selbst, daß du keine Ruhe haben wirst, bis du dich überzeugst, daß deine Frucht grundlos sei.“

So erkannte er denn, nachdem er den ersten ihm unbekannten Teil der Fahrt zurückgelegt hatte, mit einer Mischung von Ungebuld und wehmütiger Freude die Orte, an denen ihn früher so oft sein Weg vorbeigeführt, wenn er aus dem Internat des Gymnasiums, das dem Elternlosen das Vaterhaus bedeutete, in die Ferien zu den Großeltern fahren durfte. Wer doch noch einmal die Seligkeit fühlen könnte, wie damals, wenn er Felder und Wiesen im Schneefengange an sich hatte vorbeiziehen sehen, viel zu langsam für seine Sehnsucht, denn damals mußte man noch im Postwagen diese Fahrt zurücklegen, die Bahnstrecke bestand noch nicht lange, und auch jetzt noch galt es, das letzte Ende bis Wiesenheim zu Wagen zu machen, von Sigisweil aus, wo sonst Poststation gewesen und wo der Großvater mit dem eigenen Gefährt ihn erwartet hatte. Da fuhr der Zug ja schon langsamer und da lag Sigisweil mit seinen roten Dächern zwischen grünen Gärten etwas tiefer als die Bahn, und die breite pappelbepflanzte Fahrstraße führte noch wie damals mitten hindurch. Nur der alte wohlbekannte Wagen stand nicht da, kein „Grüß Gott“ der tiefen vollen Stimme des Großvaters klang ihm entgegen, er hatte selbst sich umzusehen nach einem Wagen, der ihn ans Ziel brachte, denn er hatte der Großmutter wohl sein Kommen, aber nicht Zeit und Stunde brieflich mitgeteilt. Mit kritischem Blick musterte er das harte, federlose Wägelchen, das einzige, das im Augenblicke zur Verfügung stand, ließ es schnell entschlossen, nur mit seinem leichten Gepäck beladen und schlug selbst zu Fuß den wohlbekannten Weg ein durchs weite, blühende, fruchtbare Land. Und wie er so dahinschritt, immer zwischen Obstbaumalleen, kam es nach und nach wieder über ihn, jenes Gefühl, das er lange gestorben gewöhnt, und es war ihm wieder wie früher, wenn er zu fröhlichen Pfingst-, Herbst-, oder Weihnachtsferien diesen Weg gemacht, als ob er geradeswegs dem Paradies zuwandere, ob nun je nach der Jahreszeit die Bäume mit Blüten, mit reifem Obst oder mit Schnee bedeckt waren. Ja, wie das wahrhaftige Thor zum Paradiese hatte es ihm gedünkt, das enge, finstere, alte Stadthor mit dem Thorwärterhäuschen, wenn der alte Thorwart zum kleinen Fenster herauschaute mit lachendem Willkommen, und die Pelzmütze, die er Sommers und Winters trug, vor dem Großvater küßte. Und wenn dann der Wagen einfuhr in das Städtchen, das so behaglich dalag in seinem Kranze

von Weinbergen, wenn liebe, bekannte Gesichter aus allen Fenstern freundlich genickt, und wenn er dann endlich um die Ecke der wohlbekannten Straße gebogen und das Klopfen und Hämmern der zehn oder zwölf fleißigen Gesellen ihm entgegengetönt, welch lieber Willkommgruß war ihm das gewesen! Wenn ihn dann am Hofthor unter der rotblühenden Kastanie die Großmutter empfing, die alternde, noch immer schöne Frau mit den rehbraunen Augen voll unvergänglicher Jugendlust, und hinter den blühenden Blumen am Fenster die rosigen Gesichter der Tanten hervorschauten, der schönen, immer fröhlichen jüngeren Schwestern seiner Mutter, in deren Nähe er zuerst das wohlige Gefühl von Frauenschönheit und Anmut empfunden! Jetzt war seine Mutter lange gestorben, die hübschen Tanten weit fort verheiratet — wie so allein mußte die Großmutter jetzt sein! Ob wohl das Regele noch bei ihr war, das Regele, das oft so böß auf ihn gewesen und dann doch wieder nicht gewußt hatte, was alles ihm zu gut thun? Natürlich, wenn es noch lebte, war es dort, denn die Großmutter und das Regele gehörten ja zusammen. Und tot konnte es nicht sein, wie sollte es ihm denn auch gefallen im Himmel, wo nicht gebacken und gebraten wurde! Meinte er nicht schon den Duft zu riechen von ihren Weinstrubeln und Sylvesterkücheln, von den Apfeltörtchen und Mandelkränzen, die die Großmutter gebacken in der riesigen Küche, wo ein helles, offenes Feuer von Spänen und Holzabfällen den ganzen Tag brannte! Und wie lustig war es in der großen lustigen Böttcherwerkstatt gewesen, wo das Fäßchen mit leichtem Hausbier immer in einer Ecke lag zu beliebigem Trunk für jeden und der Haufen Späne in einer andern, wohinein man sich nach Herzenslust verkriechen durfte! Was für lustige Kobolde waren in seiner Phantasie um das Feuer dort gesprungen, was für Melodien hatte der Wind gesungen, der durch den Schlot gefahren! Wie schön war's gewesen, unter dem Schuppen auf dem großen Hofplatz, mit den Nachbarskindern auf dem aufgestapelten Holz Verstedens zu spielen, wie viel schöner noch, in dem dunklen Versted den leisen Melodien in sich zu hórchen, dem Spiel der Sonnenstrahlen zuzusehen und zu träumen — zu träumen, wie er jetzt eben im Wandern auch geträumt, daß die Zeit wie im Fluge dahingerauscht. War's möglich, war da schon das Thor? Das Gesicht des Thorwarts war ein fremdes, er mochte gestorben sein, der Alte. Ein angstvolles Gefühl überkam ihn. Wie, wenn die Großmutter auch tot war? Er sah im Geist fremde Gesichter spöttisch auf sich herabblicken aus den wohlbekannten Fenstern, aber doch graute es ihn, den Thorwart zu fragen nach der alten Frau und ihrem Ergehen, und er wanderte weiter. Wie still die Straßen waren! So menschenleer waren sie doch sonst nicht gewesen. Hatte denn sein Fuß früher auch so auf dem Pflaster gehallt? Und wie fremd waren die Leute! Niemand erkannte ihn.

Er bog um die Ecke vom Marktplatz. Da lag gleich vorn die Löwenapotheke, ihre oberen Fenster glänzten wie rotes Gold im letzten Strahl der Abendsonne, unten aber die beiden grauen steinernen Löwen, die zu beiden Seiten der Thür Wache hielten, sahen in tiefem Schatten schon wie verschlafen aus, eintönig und einschläfernd plätscherte und rauschte der Brunnen inmitten des Platzes und die Mädchen standen ringsum mit ihren kupfernen Gefäßen, ausruhend und plaudernd im Dämmerlicht. Jetzt da hinten um die Ecke durch das schmale Gäßchen — und da war er auf dem düstern Platz bei der Kirche, wo sonst die Ziegen gegrast und wo die drei hohen eisernen Kreuze standen in dem tiefen Schatten der alten Bäume. Jetzt war der Platz gepflastert, das Gras und die Ziegen waren fort; aber die Kreuze standen noch da, und wenn sie ihm auch nicht mehr so hoch dünkten wie früher, so fühlte er es doch noch fast so lebhaft wie früher, jenes heimliche Grauen, das ihn sonst hier überrieselt. Wie oft war er Sonntags unter dem dichtverschrankten Laubdach hier umhergewandert, an hohen Festtagen besonders, wenn drinnen feierliches Hochamt war, denn er, der protestantische Erzogene, hatte nie einzutreten gewagt. Noch hörte er's im Geist, wie

es zu ihm herausflutete auf Weihrauchwolken aus der düstern Kirche, unergründlich geheimnisvolle Chorgesänge, wie ferne Stimmen der Engel, Posaunengetön und das Rauschen der Orgel. Nur wenige Schritte waren's ja gewesen bis hieher von der Großmutter Haus, und jetzt kostete es auch nur noch wenige eilige Schritte, und da lag der breite, saubere Kirchgarten und recht mitten drin am besten Platz der Großmutter Haus mit seinem hochgegiebelten Dach. Die oberen Fenster waren alle fest geschlossen, unten aber schauten blühende Blumen hervor hinter schneeweißen Vorhängen, wie zu alter Zeit, und die Kastanie hatte alle ihre rosigen Blüten weit umher verstreut wie ihm zum Gruß. Der Thorweg stand weit offen, darin war's schon beinahe finster, aber man sah hindurch in den weiten Hofplatz voll von hochgestapeltem lagernden Holz, den der in letzte Abendsonnenglut getauchte Garten abschloß. Links innerhalb des Thorwegs führte eine breite, helle Treppe in den oberen Stock, rechts aber war das große Gast- und Fremdenzimmer, das früher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde. Auf gut Glück klopfte er hier an, wenn er auch kaum hoffen durfte, die Großmutter hier zu finden. „Herein,“ tönte es, und da saß die alte Frau auf dem Fenstertritt im Lehnstuhl. Sie war alt geworden, recht alt, die schönen braunen Haare waren schneeweiß, aber aufrecht war noch immer die Haltung, die Kleidung so peinlich sauber wie immer und die Augen, die aus dem alt gewordenen Gesicht dem Ankömmling entgegenleuchteten, sprachen noch eben so warmen Willkomm wie einst.

„Großmutterle!“ Wo waren die Jahre, die dahingerauscht? Wie einst hatte Gerhard sich auf den Fenstertritt zu Füßen der Großmutter niedergelassen und die alte Frau streichelte den braungelockten Kopf, der in ihrem Schoß ruhte, mit ihren weichen Händen und sagte leis: „So bist du doch noch einmal heimkehrt, mein Bub, zu deinem alten Großmutterle.“ Und dann erst sah Gerhard, daß die Füße der alten Frau sorgfältig eingehüllt auf einem dazu hergerichteten bequemen Schemel ruhten, und erfuhr, daß die Großmutter schon lange nicht mehr die Treppen gehen könne, sondern hier unten wohne in den beiden zu ebener Erde gelegenen Zimmern und daß ihr weitester Gang von einem der beiden Zimmer das andere sei. „S'ind aber nur die Füß', 's Herz ist gesund geblieben,“ sagte sie beruhigend auf des Enkels teilnehmende Fragen.

Ja, es war gesund geblieben und jung, das alte Herz. Wie sonst forschte und fragte es nach allem, was den Enkel betraf, und konnte sich nicht genug freuen, wie schön und stattlich er geworden, wie sonst konnten sich die alten Augen nicht satt sehen an dem Ebenbilde der lieben Längstverstorbenen, nicht satt hören an dem Klang seiner Stimme. Und dann erschien auch das Regele an der Thür, ein bißchen älter und gefurchter, aber mit heller Freude im Gesicht, und während es ihn hinauf brachte in das für ihn bereitete Zimmer, daß er sich ausruhe von der Wanderung, erzählte es, wie die Großmutter alle Jahre gehofft, daß der Herr Gerhard einmal Ferien bei ihnen machte, und Gerhard schämte sich recht von Herzen, daß er nicht früher gekommen und jetzt erst, da ihn eigentlich anderes hergeführt.

„So oft ein fremder Reisewagen vorbeigefahren ist, hat sie nach Ihnen ausgeschaut,“ sagte die Alte, indem sie die Fenster öffnete, daß die frische Abendluft hereinströmte, zugleich mit dem alten, lieben, wohlbekannten Holzgeruch.

„Nach Ihnen?“ wiederholte Gerhard. „Was sind das für neue Moden, altes Regele? Du wirst doch noch „du“ sagen, wie einst. Ich bin ja noch der alte, wenn ich auch ein bißchen verständiger geworden. Weißt du noch, wie ich dir mit Kreide eine Eule auf deine braune Jacke, gerade auf den Rücken malte und du ganz unschuldig damit auf den Markt gingst, und wie böß du warst? Das war nicht schön von mir, aber nun hast du ja Ruhe vor dergleichen, du glaubst gar nicht, wie brav ich geworden bin! Du aber bist noch ganz unverändert wie du früher warst, du hattest das Bravwerden nicht nötig. Wächst du auch noch die kleinen weißen

Zuckernüsse? Und die Männchen von braunem Kuchenteig, die sich die Hand geben, immer sieben in einer Reihe? Hast du auch noch meinen Porzellanbecher aufbewahrt mit meinem Namen darauf? Wahrhaftig? Und auch noch mein kleines silbernes Besteck, mit dem ich immer aß? Ach du altes Gelele, was war's doch für eine lustige Zeit, die Kinderzeit!

(Fortsetzung folgt.)



Dr. Karl Peters von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

Die deutsch-ostafrikanische Kolonie und ihr Begründer.

Überraschend schnell haben sich die Träume, welche unser Volk lange Zeit in sich getragen, am Ausgang unsers Jahrhunderts verwirklicht. Der Schaffung der deutschen Einheit und der Aufrichtung des deutschen Reiches ist alsbald ein Aufschwung unserer überseeischen Beziehungen gefolgt, wie er an Großartigkeit kaum von irgend einer geschichtlichen Entwicklung übertroffen worden ist.

Ein deutsches Kolonialreich ist entstanden, in welchem die Sonne schon heute niemals untergeht.

Es wird für unsere Leser sicherlich von Interesse sein, sich die Eigenheiten dieser Entwicklung an der Hand des größten und bedeutungsvollsten Kolonialunternehmens, nämlich des deutsch-ostafrikanischen, einmal kurz zu vergegenwärtigen. Kaum sind es zwei Jahre her, daß Dr. Karl Peters mit einigen Gesinnungsgenossen, wie Graf Behr-Wandelin und Dr. Karl Jühlke, die Gesellschaft für deutsche Kolonisation begründete, von der bei ihrer Entstehung wohl keiner ahnte, wie rasch sie die Augen der ganzen civilisierten Welt auf ihre Leistungen richteten würde. Es war jene Zeit, wo die deutsche Kolonialbewegung eigentlich noch durchaus in den theoretischen Anfängen ihrer Entwicklung steckte, obgleich schon mehrere deutsche Kolonialvereinigungen existierten.

Vorangegangen war Dr. Jannasch mit dem Zentralverein für Handelsgeographie, von welchem Dr. Fabri mit dem westdeutschen Verein für Kolonisation und Export sich ablöste. Im November 1882 kam noch der deutsche Kolonialverein in Frankfurt am Main hinzu. Aber alle diese Körperschaften trieben doch mehr eine theoretische Agitation, als daß sie es gewagt hätten, den kolonialen Gedanken in seiner ganzen Konsequenz zu erfassen und durchzuführen. Noch im Frühjahr 1884 wurde seitens des deutschen Kolonialvereins erklärt, wir im XIX. Jahrhundert könnten nur Kolonialbewegung betreiben, Kolonialgründungen würden Sache des XX. Jahrhunderts sein.

Daß diese Prophezeiung ihre Erfüllung nicht fand, wird das dauernde Verdienst der Gesellschaft für deutsche

XXII. Jahrgang. 89. K.

Kolonisation bleiben, welche mit kühnem Griff die Kolonialbewegung erfaßte und zu einer praktischen Lösung trieb.

Um das Wesen und den Charakter dieser Gesellschaft richtig zu verstehen und zu würdigen, ist es nötig, die Eigenart und den Entwicklungsgang ihres Begründers und Führers, des Dr. Karl Peters kurz zu beleuchten.

Karl Peters, geboren am 7. September 1856 als Sohn eines Pfarrers in Neuhaus an der Elbe, zeigte schon als Knabe die ihn so sehr auszeichnenden Charaktereigenschaften, nur mit dem Unterschiede, daß sich damals der ihm jetzt eigentümliche, unerschütterliche Wille als nicht zu beugender Starrsinn, und sein heutiger kühner und energischer Thatendrang als feste Waghalsigkeit und Unerblichkeit kundgab.

Seine Ausbildung empfing Peters in der Klosterschule von Jlsfeld, wo er schon in früher Jugend durch seine hervorragende Befähigung die Augen der Lehrer auf sich lenkte. Nachdem er mit Leichtigkeit die Schule absolviert hatte, wurde er Ostern 1876 mit dem Zeugnis der Reife entlassen.

In Göttingen, wo er alsdann zwei Semester zubrachte, widmete er sich der Jurisprudenz, der Geschichte und Nationalökonomie, einem Studium, welches er noch ein Semester in Tübingen fortsetzte. Das, was Peters sowohl in Jlsfeld, als auch an den Hochschulen auszeichnete, war sein organisatorisches Talent, verbunden mit einer außerordentlichen Redegewandtheit und einer geradezu auffallenden Macht über seine Umgebung, Eigentümlichkeiten, die ihn, wie selten einen Menschen, befähigten, eine leitende und führende Rolle zu spielen. Wo Peters war, fiel es kaum einem anderen ein, eine dominierende Stellung zu erstreben.

Hatte Peters in Göttingen und Tübingen trotz allen Verneiners ein immerhin flottes Burschenleben geführt, so warf er sich mit all der Energie, die ihm eigen, auf das Studium, als er Michaelis 1877 nach Berlin übersiedelte. Und nicht ohne Erfolg. Schon nach einer kurzen Periode angestrengten Fleißes erhielt er dort im Sommer 1878 von der philosophischen Fakultät die goldene Medaille für eine historische Arbeit über den Frieden zu Venedig. Auf dieselbe Abhandlung hin promovierte er im Sommer 1879 zu Berlin als Dr. phil., worauf er, um den Wünschen seiner Familie zu entsprechen, im folgenden Herbst daselbst sein Oberlehrerexamen machte, ohne indes die Absicht zu haben, jemals von seiner facultas docendi Gebrauch zu machen.

Bald nach diesem letzteren Examen begab sich Peters nach London, um sich hier hauptsächlich volkswirtschaftlichen Studien hinzugeben. Besonders erleichtert wurden ihm diese Bestrebungen dadurch, daß er in maßgebende Kreise der englischen Kolonialpolitik Einführung fand, was ihm Gelegenheit gab, umfassende kolonialpolitische Kenntnisse zu sammeln. Nebenher betrieb er mit regem Eifer das Studium der Philosophie, welchem außer einer kleinen Arbeit über Schopenhauer sein tief angelegtes und glänzend geschriebenes größeres Werk „Willenswelt und Weltwille“ (F. A. Brodhäus, Leipzig, 1883) entsprang, das bei seinem Erscheinen in den meisten literarischen Zeitschriften Deutschlands und Englands vielfach und meist sehr günstig besprochen wurde. Nachdem Peters durch mannigfache Reisen, welche sich über Frankreich, Italien, Holland, Belgien, Österreich, Ungarn u. erstreckten, auch andere Länder und Völker kennen gelernt und so seinen Blick erweitert hatte, kehrte er Ausgang 1883 nach Deutschland zurück, um hier sofort in die sich immer mehr regende Kolonialbewegung einzugreifen. — Die Art, wie Dr. Karl Peters die Kolonialfrage angriff, wird von ihm selbst einmal durch den Grundsatz charakterisiert, man müsse sich klar darüber werden, ob man ein Ding wolle oder nicht. Wenn man sich für das erstere entschieden habe,



Siegel der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

so habe man auch die Mittel zur Erreichung desselben rücksichtslos zur Anwendung zu bringen.

Seien diese Mittel derart, daß ihre Anwendung dem Charakter und den Anschauungen des Betreffenden widerspräche, so solle derselbe auch nur das Streben nach dem Dinge selbst lieber unterlassen, um sich nicht der Gefahr der Schwächlichkeit auszusetzen.

Dementsprechend ist die Gesellschaft für deutsche Kolonisation von vornherein vorgegangen.

Um Kolonien zu begründen, dazu bedarf man in erster Linie eines entsprechenden Kapitals. Dieses verschaffte sich die Gesellschaft für deutsche Kolonisation im Sommer 1884 mit einer damals allseitig überraschenden Schnelligkeit.

Sie verzichtete von vornherein auf den schwerfälligen und schleppenden Weg der Sammlung allgemeiner Subskriptionen; es wurden vielmehr nach Analogie von holländischen und englischen Kolonien ohne weiteres Anteilscheine à fonds perdu auf ein noch zu begründendes Kolonialunternehmen ausgegeben.

Hier, wie in dem ganzen Verlauf der Entwicklung, kamen der Gesellschaft die von Dr. Peters in England gesammelten Erfahrungen und gethanen Einblicke in die großartigste Kolonialentwicklung, welche die Welt kennt, trefflich zu statten.

Raum war ein Kapital beschafft, so fuhr Dr. Karl Peters selbst an der Spitze einer Expedition, welcher Dr. Jühlke als erster, Graf Pfeil als zweiter Offizier angehörten, nach Afrika ab, um sofort den zweiten Teil des Programms, die Annexion eines geeigneten Kolonialgebietes, durchzuführen. Man hatte sich nach anfänglichem Schwanken zwischen West- und Ostafrika für das letztere entschieden, welches zwar größere politische Schwierigkeiten bot, da man hier recht eigentlich in den Mittelpunkt englischer Interessen eingriff, dafür aber wirtschaftlich viel glänzendere Aussichten eröffnete, als der weitaus ärmere Westen.

Denn hier in Ostafrika ist ein uraltes Kolonialgebiet gegeben, welches bereits seit undenklichen Zeiten geblüht hat, und seinen wirtschaftlichen Wert in glänzendster Weise unter der portugiesischen Herrschaft seit den Tagen Vasco de Gamas dargelegt hat.

Hier in Ostafrika ist ein Hochplateau gegeben, welches sich fast ununterbrochen hinunterzieht von Abyssinien an bis zum Kap der guten Hoffnung, und welches in seinen Höhenlagen alle Zonen der Erde in sich umspannt. Denn die Bergriesen des Kilima-Ndjaru und Kenia ragen mit ihren Häuptern in die Zonen ewigen Schnees hinein.

Die klimatischen Verhältnisse liegen demnach in Ostafrika günstiger, als in irgend einem anderen Teil der Tropen auf der Erde. Denn auch der zweite der lebenspendenden Faktoren ist hier in üppigstem Reichtum vorhanden. Ostafrika ist das große Feuchtigkeitsreservoir des schwarzen Erdteils. Hier liegen jene geheimnisvollen Quellen des Nils, welche so lange in tiefes Dunkel gehüllt waren. Nach Westen hin ergießt der Congo seine gewaltigen Wassermassen, während nach Süden der Zambezi im Nyassa und Schire einen mächtigen Zufluß empfängt.

Ein Blick auf die Landkarte beweist den Wasserreichtum Ostafrikas, welcher durch die großen Seen des Nyanza, Nyassa, Tanganika, Bangweolo charakterisiert wird. Dazu kommt, daß der Boden hier stellenweise von einer enormen Üppigkeit ist, daß die Berge augenscheinlich reiche Metallschätze enthalten und daß ein Handelsverkehr hier stattfindet, welcher heute einen Umschlag von gegen fünfzig Millionen Mark ergibt.

Alles vereinigt sich hier, um den Besitz des Gebietes für eine jede Nation als äußerst verlockend erscheinen zu lassen.

Demgemäß fuhr Dr. Karl Peters mit seiner Expedition am 1. Oktober 1884 von Triest nach Sansibar ab. Diese erste besitzergreifende Expedition überbietet an Kühnheit alle übrigen deutschen Kolonialunternehmungen. Am 4. November langte man in Sansibar an. Bereits am 10. November, gegen den Rat und unter Kopfschütteln der Landsleute in Sansibar,

setzten die vertwegenen Pioniere mit einer verhältnismäßig kleinen Karawane auf den Kontinent hinüber, wo auf einem in der deutschen Kolonialgeschichte ewig denkwürdigen Marsche von sechs Wochen zunächst die landschaftlich schönen Territorien von Usegha, Nguru, Ufami und Usagara durch zwölf rechtsgültige Verträge mit zehn unabhängigen Sultanen für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation erworben wurden. Damit war die Grundlage für jene eigenartige Entwicklung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie gelegt. Graf Pfeil blieb als Vertreter der Gesellschaft in Usagara, Dr. Jühlke als solcher in Sansibar, Dr. Karl Peters selbst aber fuhr mit seinen Verträgen nach Berlin, wo es ihm gelang, in kurzer Zeit von der deutschen Reichsregierung die Anerkennung derselben zu erwirken; worauf Seine Majestät, der deutsche Kaiser, der Gesellschaft den vielbesprochenen Allerhöchsten Schutzbrief, den ersten in der deutschen Geschichte, erteilte.

Wie ein Bombenschlag fiel dieses Resultat der mit ebenso großem Geschick, wie bewunderungswürdiger Kühnheit durchgeführten Expedition in die vielen Reider und Feinde der kleinen Gesellschaft hinein. Diese aber sah in einem solchen Beweis des Allerhöchsten Vertrauens nur einen erneuten Sporn, auf der eingeschlagenen Bahn energisch und rücksichtslos fortzuschreiten.

Dr. Karl Peters gründete in Berlin die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft zur Ausbeutung und Verwaltung der okkupierten Gebiete. Er selbst wurde zum Präsidenten derselben und zum Chef der Verwaltung ernannt. Und in dieser Stellung hat er alsdann jene Expeditionspolitik inaugurirt, welche von der gegnerischen Presse in Deutschland zwar anfänglich bekämpft, ja sogar bespöttelt wurde, welche aber dem Auslande, und speziell dem praktischen England, von Anfang an Unbehagen und mehr und mehr Respekt einflößte, und deren glänzendes Resultat, wie man heute behaupten darf, die Besitzergreifung des ostafrikanischen Kontinents vom 12° nördlicher Breite bis zum 12° südlicher Breite, oder eines Gebietes von mehr als 30 000 Quadratmeilen gewesen ist. Auf der ganzen Linie drangen die deutschen Expeditionen, oft unter den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen, von der Küste ins Innere vor, überall Verträge abschließend und die deutsche Flagge hissend.

Dr. Jühlke mit Premierleutnant Weiß annektierten auf diese Weise die wichtigen Kilima-Ndjarogebiete; Herr von Anderten die sich nördlich und östlich daran schließenden Distrikte bis zum Tana; Leutnant Schmidt nahm die Landschaft Usaramo mit dem schönen Hafen Dar-es-Salaam; während Joachim Graf Pfeil und Leutnant Schlüter die Südländschaften bis zum Rowuma und Nyassa für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft erwarben. Assessor Lucas ließ sich in Gasi die Rechte des alten Hauses der Msara mit ihren Ansprüchen auf Mombas für die Gesellschaft abtreten. Herr Regierungsbaumeister Hoernede und Herr von Anderten aber vollzogen jene geradezu weltgeschichtlichen Verträge im Somaliland, durch welche die ganze Ostküste des schwarzen Erdteils zum erstenmal unter den Einfluß einer europäischen Macht, und zwar Deutschlands, gebracht worden ist.

Während so von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft eine Umwandlung der gesamten politischen Verhältnisse am Indischen Ozean mit zäher Energie und bewundernswertem Geschick innerhalb eines einzigen Jahres bewirkt wurde, eine Leistung, welche besonders in der ausländischen Presse rückhaltsloseste Anerkennung gefunden hat, hat dieselbe auch zur gleichen Zeit auf dem Gebiete der praktischen Kolonisierung ihrer Territorien für die Kürze der Zeit tatsächlich Bewundernswertes geleistet, bewundernswert deshalb auch, weil sie vom ersten Moment ihres Bestehens an mit dem offenen und versteckten Widerstande des Sultans von Sansibar, sowie mit englischen Intriguen aufs empfindlichste zu ringen hatte. Unsere Leser wissen, daß dies sogar zum Eingreifen der deutschen Reichsregierung führte, wie es sich in der großen Flottendemonstration vor Sansibar im vorigen Sommer darstellte. Trotz dieser Hemmungen hat die deutsch-ostafrikanische Gesell-

schaft ebenfalls wieder fast mit einem Schlage ein Stationen-Netz geschaffen für militärische, administrative, landwirtschaftliche und kommerzielle Zwecke, welches heute bereits neun Stationen umfaßt und die Gesellschaft zur Herrin in Usagara, Usaramo, Usogaha, Usambara macht, und ihr ebenso einen ersten grundlegenden Einfluß bei den Somalis verschafft.

Bei jedem objektiven Zuschauer wird das Ringen und das kühne Emporstreben dieser deutschen Gesellschaft Teilnahme und Bewunderung erwecken müssen. Und die zielbewußte, kluge und kühne Leitung des Unternehmens, welche die Gesellschaft durch die vielen Schwierigkeiten und Gefahren ihrer ersten Entwicklung geführt hat, kann nur entschiedenes Zutrauen in die Zukunft erwecken.

Wie Dr. Karl Peters und seine Gesellschaft es gewesen sind, welche die deutsche Kolonialbewegung aus der Gefahr einer theoretischen Verfaulung gerissen haben, so dürfen wir auch vertrauen, daß es ihm gelingen wird, sein hohes Ziel zu erreichen, nämlich aus dem üppigen Ostafrika ein deutsches Indien zu gestalten, welches für unser Volk mit der Zeit eine Quelle des Wohlstandes und des Segens werden muß, nach Ostafrika aber die Segnungen der Gerechtigkeit und des Christentums tragen wird.

Holzpapier.

Eine spitze Zunge hat prophezeit, daß unsere Epigonen von der Gegenwart einst als von dem papiernen Zeitalter sprechen werden. Die Prophezeiung hat vielleicht so unecht nicht, nur darf man die Bezeichnung nicht im allzu pessimistischen Sinne auffassen, zählt man doch die Erfindung des Leinenpapiers neben der Buchdruckerkunst als den wichtigsten Kulturfortschritt des Mittelalters auf. Wenn aber dem papiernen Zeitalter die Vergänglichkeit des in ihm Geschaffenen als charakteristisches Merkmal aufgeprägt wird, möchte ich eher behaupten, daß das geschmähete Papier kommenden Geschlechtern mehr von unserer Kultur überliefern wird, als die Ziegelsteine Ninivehs uns Kenntnis von der Art assyrischer Sippe bewahrten. Gewaltig ist freilich der jährliche Papierkonsum des Erdballs. Nach den neuesten Aufstellungen wird er auf 14½ Millionen Meterzentner berechnet und sein Geldwert auf die angenehme Kleinigkeit von 1250 Millionen Mark geschätzt. Deutschland allein führte 1883 über 70 000 Meterzentner im Wert von etwa 55 Millionen Mark aus und stand damit an der Spitze aller papiererzeugenden Länder. Natürlich sind in diese ungeheuren Summen nicht nur Schreib- und Druckpapiere, sondern alle die übrigen fast unzähligen Gebrauchsformen des gebulbigen Stoffes vom Löschpapier und den Tapeten bis zum Papier mache, bis zur Papierwäse, den papiernen Tonnen und Eisenbahnradern mit inbegriffen, den Grundstamm bildet aber zweifellos das Druckpapier: verschlingen doch allein die 11 (XX) Zeitungen, mit denen das Erdenvolk beglückt ist, jährlich etwa 5 Millionen Meterzentner Papier — hinreichend genug, um irgend eine kleine Weltkugel ganz anständig als Weihnachtspaket zu emballieren.

Es gibt zwar viel Lumpen auf der Welt, aber nur die leinenen lassen sich bekanntlich zum wirklichen Leinenpapier verbessern. Bei dem gewaltigen, stetig wachsenden Konsum trat daher schon früh ein empfindlicher Mangel an dem Rohmaterial zur Papierfabrikation hervor und das Bedürfnis nach Ersatzmitteln für die Faden machte sich bereits im Anfang dieses Jahrhunderts in der empfindlichsten Weise geltend; der Aufschwung der Baumwollindustrie, auf deren ungeheure Abfälle man zunächst angewiesen war, genügte den Papierfabriken bald nicht mehr, obwohl noch heute das gewöhnliche englische Zeitungspapier zu mindestens neun Zehnteilen der Baumwollenfaser sein Dasein verdankt — man mußte nach neuen Surrogaten suchen.

Die Ägypter und die alte chinesische Kultur wurden zu unsern Lehrmeistern, die neuesten Fortschritte der Papierfabrikation sind also in gewissem Sinne Rückschritte, aber auch eben nur in gewissem Sinne, denn wenn wir auf das Material der ältesten Urkunden menschlicher Erfindungskraft für unsere Zwecke zurückgriffen, so fand die überlegene moderne Technik doch bald Mittel und Wege, jenes Rohmaterial in der bewunderungswürdigsten Weise für die hohen Forderungen unsers täglichen Gebrauchs zweckmäßig umzugestalten. Die ägyptische Papyrusfabrikation, die uralte chinesische Papiererzeugung aus Reisstroh und Maulbeerbaumrinde feierten ihre Auferstehung, fast alle europäischen Stroharten, die nordafrikanische Alpha und vor allem das Holz hielten ihren siegreichen Einzug in unsere Papierfabriken.

Die Verwendung von Holzfasern ist gerade für unsere deutsche ausgedehnte Papierfabrikation von der wesentlichsten Bedeutung geworden, ja ihr Aufschwung datiert hauptsächlich aus den Jahren, in denen die unmittelbare Benutzung des Holzes möglichst wurde, und selbst das Stroh ist ihr gegenüber in den Hintergrund getreten. Es werden gegenwärtig in den Papierfabriken Deutschlands jährlich etwa zwei Millionen Zentner Holzstoff gegenüber etwa 800 000 Zentnern

Strohstoff verwendet — rechnet man den Zentner Holzstoff durchschnittlich zu fünfzehn Mark, so bedeutet jene Masse allein für Deutschland einen Umsatz von 30 Millionen Mark.

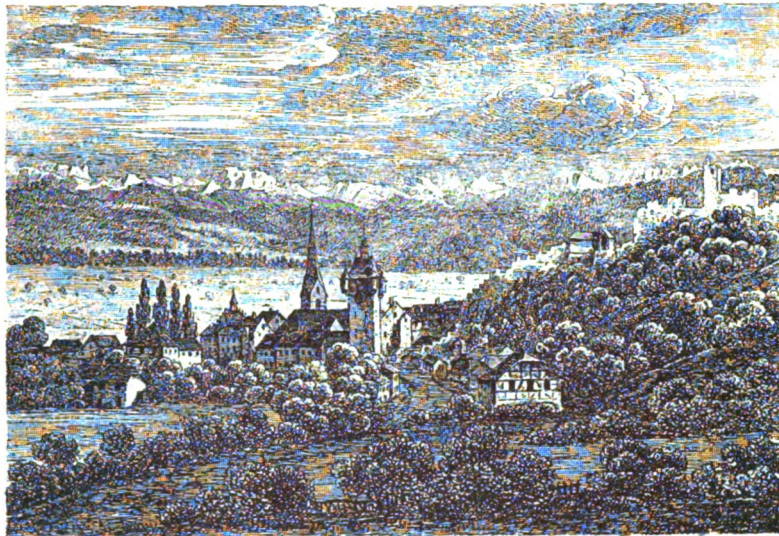
Die Holzstofffabrikation hat ihre eigenartige Geschichte — ein einfacher Webermeister in Hainichen in Sachsen, Gottfried Keller, ist der Begründer der Weltindustrie. Der schlichte Mann hörte zufällig von dem Fadenmangel der Papierfabriken und kam im Jahre 1840 durch die Beobachtung des bekanntlich aus zernagten Holzfasern zusammengelebten Wespennestes auf den glücklichen Gedanken, Holz auf einem Schleifstein zu mahlen und die gewonnene Masse zur Herstellung von Papier zu benutzen. Nach langen, höchst primitiven Versuchen, bei denen der unserer Technik gänzlich Unkundige fast sämtliche Prozeduren der Papiererzeugung selbständig noch einmal nachsah, erzielte er wirklich leidlich befriedigende Resultate, aber erst, nachdem er 1845 in Heinrich Böttler einen gewiegten Mitarbeiter gefunden hatte, gelang die Herstellung von wirklichen Holzschleifmaschinen, welche ein zur Beimischung in den Fadenstoff brauchbares Material im großen lieferten. Um eine Mischung von Holzstoff und Faden handelte es sich nämlich vorläufig nur, und zwar selbst für gewöhnlichere Papiersorten, bei denen allerdings die Holzfasern bald fünfzig und mehr Prozent der Gesamtmasse bildeten. Allein verwendet oder für bessere Papiere mit Faden vermischt gaben und geben die geschliffenen Holzfasern ihrer Kürze und Sprödigkeit wegen ein allzu brüchiges Produkt, das auch keine genügende Weiche besitzt. Zahlreiche Versuche, den Holzstoff zu bleichen, haben leider zu keinem ganz befriedigenden Resultate geführt, erst in neuester Zeit ließ die Holzstofffabrik zu Grellingen ein Verfahren auf die Behandlung des Materials mit gasförmiger schwefliger Säure patentieren, welches sie dem Vernehmen nach mit Vorteil anwendet und das den Hauptübelstand aller früheren Experimente, die allzu hohen Kosten, leidlich vermeiden soll.

Da also die mechanische Zerlegung des Holzes in seine Fasern immerhin nur ein Erzeugnis zweiten Ranges lieferte, das einen völligen Ersatz für die rapid im Preise steigenden Faden nicht bildete, so versuchte man die Lösung der Holzfasern auf chemischem Wege, die unmittelbare Herstellung von Holzcellulose. Payen und Lee, Lespermont, Edmann und Deiningen, in den letzten Jahren ganz besonders auch Professor Wittschierlich haben in dieser Richtung Großes geleistet und vortreffliche Methoden zur Cellulosebereitung aufgefunden — durch sie ist der Grund zu der ausgedehnten Fabrikation gelegt worden, die sich fast überall, wo größere Wälder und billige Arbeitskräfte zu finden war, ansiedelte. In Nordamerika, Österreich, Schweden und Rußland, vor allem aber wiederum in Deutschland wuchsen die Holzcellulosefabriken wie Pilze aus der Erde, und es scheint jetzt fast, als ob auch auf diesem Gebiet die Gefahr einer dauernden Überproduktion nicht zu vermeiden wäre.

Im wesentlichen ruht das Verfahren zur Cellulosegewinnung auf der Behandlung des Holzes mit Natron oder schwefliger Säure. Das zerkleinerte Holz wird unter hohen Temperaturen oder nachdem es vorher starken Dampfspannungen ausgesetzt gewesen ist, längere Zeit mit Sodaaufguss oder Magnesiaaufguss gekocht, bis die harzigen Stoffe mehr oder minder ausgeschieden und die Holzstücke in eine breite Masse verwandelt sind. Diese wird gewaschen, allmählich durch Pressen von ihrem überflüssigen Wassergehalt befreit und ist dann unmittelbar fast zu allen gewöhnlichen und mittleren Papiersorten oder, wenn man sie noch einem weiteren Bleichprozeß unterwirft, auch zu den besseren Schreibpapieren verwendbar. Die Kosten des ganzen Prozesses sind allerdings — wie schon aus dem Preise von etwa fünfzehn Mark des Zentners Cellulose hervorgeht — nicht unbedeutend, immerhin ist der gut gebleichte Stoff weitaus das billigste und brauchbarste Surrogat, welches die Papierfabrikation kennt. Auch lassen sich fast alle Holzarten zur Cellulose verarbeiten, so daß in absehbarer Zeit ein Mangel an Material sicher nicht eintreten wird; am gesuchtesten sind jedoch außer dem seltenen Aspenholz Nadelhölzer, da diese eine längere, konsistentere Faserung als die meisten Laubbölzer besitzen.

Leider kann man sich nicht verhehlen, daß die mit zu viel Holzstoff oder Cellulose vermischten Fadenpapiere und zumal die lediglich aus jenem Material gefertigten in keiner Weise selbst bei gutem Aussehen den inneren Wert, die Haltbarkeit nämlich des reinen Leinenpapiers besitzen. Der Holzzusatz macht das Papier stets mit der Zeit brüchig, seine ursprüngliche Weiche verliert sich, auf Schreibpapieren ist oft schon nach Jahr und Tag die Schrift unleserlich geworden. Mit Recht wird daher streng darauf geachtet, daß zu amtlichen Urkunden nur holzfreies Papier verwendet werden darf. Merkwürdigerweise ist es unserer so hoch entwickelten Chemie bisher noch nicht gelungen, die Menge des in einem fertigen Papier enthaltenen Holzstoffs genau zu bestimmen — was Wunder, daß der Laie beim Papierkauf völlig im Dunkeln tappt oder doch ganz auf die Zuverlässigkeit seines Lieferanten angewiesen ist. Wenn es auch durchaus ungerecht und falsch wäre, den Holzzusatz als eine Verfälschung des Papiers bezeichnen zu wollen — für viele, ja für die meisten Zwecke genügt das bessere Holzpapier ja vollkommen, so gibt es doch zahllose Fälle, in denen auch der Privatmann unbedingt auf absolut dauerhaftes Papier angewiesen ist: eine Erfindung, die ihm ohne weiteres beim Einkauf seines Bedarfs festzustellen erlaubte, ob er wirklich reines Leinenpapier erwirbt, wäre daher äußerst wünschenswert.

Hanns von Spielberg.



Badeleben in alter Zeit: Ansicht der Stadt Baden, mit der Schloßruine und den Berner Alpen im Hintergrund.

Badegeschichten aus Baden.

Von Max Allihn.

Wenn es wahr ist, daß der Konsum von Seife einen Maßstab für die Kulturhöhe eines Volkes abgibt, so muß das Mittelalter auf einer bis jetzt noch nicht wieder erreichten Kulturhöhe gestanden haben, obgleich es damals noch keine Seife gab. Der Sinn des Ausspruches ist doch offenbar der, daß mit zunehmender Kultur der Pflege des Körpers eine zunehmende Sorge zugewandt wird, wir sind aber im neunzehnten Jahrhundert in bezug auf Reinlichkeit und Pflege der Haut noch nicht wieder auf dem Standpunkte angelangt, auf dem man vor vierhundert Jahren stand. Jede Stadt hatte damals ihre öffentlichen und privaten Bäder, welche, von vereidigten und zunftmäßig gegliederten Baderinnungen verwaltet, zum öffentlichen Leben gehörten. Man liest heute nicht, daß von den Sozialisten das Bad zu den Bedürfnissen einer menschenwürdigen Existenz gerechnet oder die Verstaatlichung des gesamten Badewesens gefordert würde. Damals aber war es selbstverständlich, daß beim Engagement des Arbeiters auch der Badegroschen figurierte.

Man badete selbst auf dem Lande, während unsere Bauern es jetzt für völlig ausreichend halten, sich zwei Zoll um den Mund herum zu waschen, im übrigen aber von einer gewissen Wasserscheu beherrscht sind.

Die Badeeinrichtungen waren allerdings vor drei bis vierhundert Jahren schlichter als heutzutage. Die hohe Eleganz bestand in einer Wanne mit einem übergedeckten Brette, auf welchem Wein und Konfekt serviert wurden. Hans Sebald Beham zeigt uns das Innere eines Frauenbades, in dem ein großer Kachelofen die Hauptrolle spielt; der übrige Apparat besteht aus einigen Bänken, Tischen und Wasserkübeln. Man ließ sich, während der Badeschwamm vor die Augen gedrückt wurde, mit Lauge übergießen, es war also jeder gleichsam sein eigener Seifenfabrikant, da Lauge mit dem Fette der Haut zusammen Seife bildet. Man badete eifrig und unter Beobachtung aller der thörichten Vorschriften, welche die damals gebräuchlichen Badekalender und Aderlaßbüchlein vorschrieben und bei denen die sieben Planeten, vier Temperamente und



Badeleben in alter Zeit: Der Badwascher einen Patienten schröpfend.

ob einer von Natur „kalt und trocken oder hitzig und feucht“ sei, die Hauptrollen spielten.

Aber, möchte man glauben, unsere Heilbäder, unsere Mode- und Luxusbäder sind eine Erscheinung der Neuzeit. Keineswegs. Auch darin war man vor Beginn der Reformation in einer Weise „fortgeschritten“, daß selbst die heutigen Verhältnisse an die der mittelalterlichen Vergangenheit nicht heranreichen.

Eines über die Landesgrenzen weit hinausgehenden Rufes erfreute sich Baden in der Schweiz. Man kann wohl sagen, es war das berühmteste Bad seinerzeit, es war eine Freistätte für jedermann, der sich eine Zeitlang amüsieren, Geld ausgeben und die bürgerliche Ehrbarkeit oder geistliche Dezenz zu Hause lassen wollte. Im Jahre 1417 besuchte Poggio, ein bekannter Humanist, Geistlicher und Sekretär des Papstes, von Konstanz aus auch Baden. Er hat in einem Briefe an Nicolo Nicoli eine Schilderung von diesem Besuche entworfen, aus der wir einiges mitteilen wollen. Natürlich beginnt er als echter Humanist mit den alten Griechen und Römern und den vielgerühmten Bädern

zu Puteoli, doch steht nach seiner Meinung Baden höher. Die Gegend sei zwar nicht so schön wie die Campaniens, alles andere aber habe unendlichen Reiz.

„Man thut es dort dem Könige Heliogabalus gleich. Ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt dicht am Fluß hat man zum Gebrauch der Bäder einen schönen Hof angelegt, in dessen Mitte sich, ringsum von prächtigen Gasthäusern umgeben, ein großer Platz befindet. Jedes Haus hat sein eigenes Bad für die eigenen Gäste. Die Zahl der öffentlichen und Privatbäder beläuft sich auf dreißig. Für das niedere Volk sind zwei besondere nach allen Seiten offene Plätze bestimmt, wo alt und jung durcheinander mit der größten Ungeniertheit badet. — „Die besonderen Bäder sind schön ausgeputzt. Eine Planke, in der sich jedoch Fenster befinden, trennt beide Geschlechter.

Außerdem sind in der Höhe Gänge angebracht, wo man sich zum Sehen und Plaudern einfindet. Im Bade speist man öfter von allseitig zusammengebrachten Gerichten (also Picknick) an einem Tische, der auf dem Wasser schwimmt, wobei sich natürlich auch die Männer einfinden. In dem Hause, in dem ich badete, wurde auch ich eines Tages zu einem solchen Feste geladen. Ich gab meinen Beitrag, ging



Badeleben in alter Zeit: Die spanischen Brötchen. Spezialgebäck des Bades Baden.



Badeleben in alter Zeit: Das Fäßeli im Hinterhof.

aber, obgleich man mich sehr nötigte, nicht hin und zwar nicht aus Schüchternheit, die man hier für Faulheit oder bäurisches Wesen hält, sondern weil ich die Sprache nicht verstand, denn es kam mir lächerlich vor, daß ein des Deutschen unkundiger Italiener stumm und sprachlos zwischen Schönen einen ganzen Tag im Bad bloß mit Essen und Trinken zubringen sollte. Zwei meiner Freunde fanden sich, der Sitte gemäß in Linnengewänder gekleidet, wirklich ein, aßen, tranken, scherzten, sprachen durch einen Dolmetsch mit ihnen, und wehten ihnen mit einem Fächer Kühlung zu, kurz, belustigten sich sehr.

„Mancher besucht täglich drei bis vier solcher Bäder und bringt den größten Teil des Tages mit Singen, Trinken und nach dem Bade mit Tanzen zu. Selbst im Wasser setzen sich einige hin und spielen Instrumente. Eine besondere Sitte ist es, daß junge Mädchen, wenn ihnen Männer zusehen, scherzweise um ein Almosen bitten. Da wirft man dann, zumal den hübschen, kleine Münzen zu, die sie mit der Hand oder dem Linnengewand auffangen. So geht das Singen und Klingen den ganzen Tag über, so daß an eine ernste Beschäftigung nicht zu denken ist.

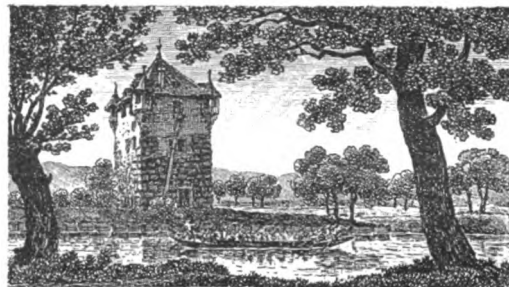
„Hinter den Höfen liegt nahe dem Flusse eine große, von vielen Bäumen beschattete Wiese. Hier kommt nach dem Essen alle Welt zusammen und beschäftigt sich mit Gesang, Tanz und mancherlei Spielen. Die meisten spielen Ball, derart, daß jeder dem, den er am besten leiden mag, den Ball zuwirft, den sich dann die anderen zu erschaffen bemühen. — So groß nun auch die Heilkraft des Wassers ist, so kommen doch die meisten nur des Vergnügens halber, und zwar einige von hundert Meilen weit her. Da sieht man hübsche Frauen die Menge, die, von zwei Mägden oder einer alten Muhme begleitet, mit Gold, Silber und Edelstein prunken, als wären sie zu einer Hochzeit gegangen. Auch Nonnen, Äbte, Mönche, Ordensbrüder und Priester leben hier in größerer Freiheit als alle übrigen. Alle nämlich haben einerlei Absicht, Traurigkeit zu verbannen und Vergnügen zu suchen, keinen Gedanken zu haben, als wie sie das Leben und seine Freuden genießen mögen.“ — Als die schweizerische Reformationsbewegung zur Entscheidung drängte und die Magistrate der Städte die streitenden Parteien zu Disputationen einluden, zogen die Herren

der katholischen Partei vor, nicht zu kommen. Faber brauchte Ausreden und Doktor Murner, der grimme Feind Luthers, hielt sich in Baden auf. Daß letzteres Anlaß zu einer Flut von Spottreden, Gedichten und Fastnachtspielen über Doktor Murners Badenfahrt gab, ist nach obigem begreiflich, läßt ja auch den sittlichen Ernst der päpstlichen Streiter in bedenklichem Lichte erscheinen.

Hundertsechzig Jahre nach Boggio hat Doktor Heinrich Pantaleon eine „wahrhaftige und fleißige Beschreibung der Bralten Statt und Graueschafft Baden sampt ihren heilsamen warmen Wilbbebern“ geschrieben (Basel 1578), die uns mit einem Schlage in eine andere Welt versetzt. Die lustige Zeit des mehr als nachsichtigen Krummstabes ist vorüber. Die Welt ist ernster und gröber geworden. Die evangelischen Räte erließen wiederholt aus sittlichen wie aus politischen Gründen strenge Verordnungen wider die Badenfahrten. Andererseits hatten die Evangelischen in dem streng katholisch gebliebenen Baden Spott und Zurücksetzung zu erdulden. Immerhin war aber auch dort das leichtlebige Wesen des vorigen Jahrhunderts verschwunden.

Unserm Doktor Pantaleon liegt der Brief Boggios vor.

Er kann sich über denselben nicht genug wundern und meint, die ganze Schilderung entsamme der unlauteren Phantasie des Italieners, während „bey den frommen einsältigen Deutschen vnd Badergesellen von Weib- und Mannspersonen gar kein Vossheit, sonder alle Frombkeit vorhanden gewesen.“ Darin irrt er jedoch, denn wenn man auch bei Boggio



Badeleben in alter Zeit: Reise nach Baden per Kahn auf der Limat.

einige Superlative, die er schon des lateinischen Stiles wegen nicht missen konnte, abziehen muß, so wird doch durch andere Zeugnisse hinreichend nachgewiesen, daß Baden den schlimmsten unserer modernen Bäder nicht nachgestanden hat.

Aus dem Berichte Pantaleons erfahren wir näheres von den bereits erwähnten Lokalitäten; noch anschaulicher werden



Badeleben in alter Zeit: Der Hinterhof mit dem Badehause im Fälllein.

wir belehrt durch die Illustrationen der Stummschen Schweizerchronik vom Jahre 1548, welche eins der beiden oben erwähnten öffentlichen Bäder, das St. Verenabad, abbildet. Wir sehen einen Marktplatz mit schönen steinernen Gebäuden und Kaufläden, im Hintergrunde das päpstliche Wappen. In der Mitte ein viereckiges ummauertes Bassin, in dessen Innern der Strudel des von unten aufsteigenden heißen Wassers erkennbar ist. An beiden Seiten sind bretterne Schutzbücher gegen die Sonne angebracht. Auf den zwei Schmalseiten steigt man auf Stufen direkt von der Straße ins Bad. Das ist nichts Schlimmeres als heute noch in Bieffingen und Ostende geschieht, wo die Strandpromenade zwischen den Bädern und dem Meere entlang führt; schlimmer war, daß damals die Unsitte bestand, sich im Bad schröpfen zu lassen. „Denn sie vermeinen mehrtheils, sie haben nit gebadet, wann sie nit voll Hörnlin wie ein Igel hangen. So jnen doch oft viel nützer, das Blut zu jnen zu kaufen.“ Da nun das Wasser nur alle Mittwoch und Sonnabend erneuert wurde, ward das Bad nicht selten dermaßen gefärbt, daß man meinte in Blut zu baden. Ähnlich war das Sanct Verenabad. Es galt den Frauen für besonders heilkräftig und ward auch, wenn das Wasser frisch angelassen war, von vornehmen Frauen besucht, die dabei mit Ketten und Schmutz großen Prunk entwickelten.

Die feinen Bäder befanden sich, wie wir bereits wissen, in den einzelnen Hotels. So hatte der Stadthof, „eine große und lustige Herberge,“ acht Bäder und zwar fünf allgemeine und drei Separatbäder. Das Picknick im Bade war auch noch zu Pantaleons Zeiten das beliebteste Vergnügen, nur hatte man die Sache in Methode gebracht. Man wählte einen Schultheiß, Sedelmeister, Kaplan, Schreiber, Großweibel, Kalthaus, Scherg und Nachrichten. Verstöße wurden mit Bußen in Form von Weinspenden oder Almosen gestraft. Man leistete in dieser Zeit, der Zeit eines Schweinchen und anderer großer Trinker, im Trinken und Essen ganz Hervorragendes. Unser Berichterstatter wünscht, daß doch einige Ordnung in die Angelegenheit gebracht werde, damit man nicht öffentlich sagen oder drucken dürfte, es wäre der Schlemmer Bad und es würde dort die volle Messe gesungen. — Die übrigen vier gemeinschaftlichen Bäder des Stadthofes waren ähnlich eingerichtet. Von den drei Privatbädern war eines, das Maienbäblein geheissen, mit schönen Fenstern geziert, die auf die Limat hinauszogen, sich öffnen und schließen ließen. Es wurde vornehmlich im Mai „mit großer Lust und Muß“ besucht. Man pflegte die Separatbäder einzelnen hervorragenden Personen zu reservieren, die sie etwa einen Monat zuvor bestellen mußten.

Der Gasthof hatte zwei große Küchen, eine, in welcher die Table d'hôte bereitet wurde, die andere, in welcher die Gäste aus eigenem Vorrat die Speisen kochten. Ebendort befand sich auch ein lustiger Tanzplatz mit schönen Bäumen verziert, „desgleichen eine schöne Sommerlaube dabei, so acht- und zwanzig Schuh lang und fünf und zwanzig breit ist, also daß beinahe zehn Tische darin stehen mögen und mit schönen Fenstern und viel ehrlichen Wappen verziert ist. Dasselbst kommen die Badegäste oft zusammen, thun einen Abendtrunk oder begehren die Mahlzeit miteinander, damit ihre Kurzweil gemehret und ihr Gemüt erfreut werde, welches denn zu einer nützlichen Badenfahrt höchlich von nöten.“

Ähnlich haben wir uns die übrigen Gasthöfe mit ihren Bädern und Einrichtungen zu denken, wenn auch unter ihnen der Stadthof (Inhaber: Herr Hans Jakob Überlinger) als ein Hotel ersten Ranges gegolten haben mag. Die Namen dieser Gasthöfe und Bäder haben sich zum Teil bis zur Gegenwart erhalten. Es gibt noch heute einen Freihof, Verenahof, eine Blume, einen Ochsen, einen Stadthof und Hinterhof, wenn auch die beiden letzten gegenwärtig zu einem einzigen Bau vereinigt worden sind. Daß einst jene Bäder ihre sonderlichen Freiheiten, Privilegien und Gerechtsame hatten, und daß sich deretwegen die Interessenten der Stadt und des Bades Baden in den Haaren lagen, ist selbstverständlich.

Schon vor der Zeit Pantaleons war die Sitte der Badeschenkungen aufgekommen. Die große Trinkgelderfrage war damals eine Großmacht. Liebungen und Verehrungen nahmen kein Ende. Alle Fürsten, Herren und Geistlichen, der Kaiser wie der letzte Landadelmann betrachteten es als ihr Recht, beim Besuche einer Stadt mehr oder weniger kostbare Geschenke, mindestens einen Trunk Rinfallo kredenz zu erhalten. Dafür wurden von den Magistraten, Gemeinden und Eidgenossenschaften ganz erhebliche Summen verwendet. Wen es interessierte, der lese z. B. das noch vorhandene Nürnberger Schenkbuch nach. Und so schenkte man auch den Herrschaften, Freunden, Verwandten und Obrigkeiten Lebensmittel und Bekehrung zur Badenfahrt. Die erste, großes Aufsehen machende Badschenkung wurde 1534 von hundertachtundneunzig Züricher Stadt- und Landbürgern zu Pferd und Fuß ihrem Bürgermeister Diethelm Rüst nach Baden überbracht. Sie bestand in einem fetten, mit einer blauweißen Decke überhängten Ochsen, zwischen dessen vergoldeten Hörnern ein blauweißer Beutel hing, der zwanzig rheinische Gulden enthielt. Die neu in Samt und Seide gekleidete Mannschaft, der es wohl mehr an dem eigenen Amüsement, als an der Gabe gelegen war, brachte, nachdem sie ihr Geschenk abgegeben hatte, nachts in den Bädern zu und lehrte, von der Stadt Baden bewirtet und mit drei Goldgulden beschenkt, fröhlich wieder heim. Aus der Sitte ward jedoch bald eine Unsitte, jeder wollte seine Badekosten durch Geschenke wieder heraus schlagen, man forderte Geschenke und der „Schröpfteufel“ regierte. Da hatte die Regierung zu Zürich ein Einsehen und erließ 1595, 1606, 1609 unter Trommelschlag und Verlesung von den Kanzeln strenge Mandate gegen die Badeschenkungen — jedoch ohne Erfolg. Ebenso erfolglos waren die wiederholten Verbote der Badenfahrten durch evangelische Magistrate, besonders desjenigen von Zürich. Es hatte einen zu großen Reiz, sich eine kurze Zeit von den harten Kirchenstrafen und Kleiderordnungen der strengen Chorherren frei zu machen. Man trug, was man wollte, und amüsierte sich, wie man konnte. Aber das Auge des Gesetzes wachte. Es wurde z. B. 1646 nach Zürich berichtet, wie in Baden die Züricher Frauen und Töchter nicht nur durch leichtfertige Kleidung allgemeines Ärgernis gaben und öffentlich Karten spielten, sondern sogar auf öffentlichen Plätzen Regel schoben; worauf für gut befunden wurde, eine Kommission zu wählen und Einleitungen zu treffen, damit bei einer eidgenössischen evangelischen Konferenz ein Beschluß gefaßt werde, sothanem Unfug zu steuern. Viel wird wohl nicht daraus geworden sein.

Wenn wir dem Berichte eines französischen Offiziers David François de Merveilleux vom Jahre 1739 glauben dürfen, so waren in dieser Zeit die Sitten wieder einigermaßen losger worden, was mit Rücksicht auf das Vorbild des französischen und anderer Höfe nicht sehr wunder nehmen dürfte. Es ist aber auch möglich, daß der Herr für einen gewissen französischen Geschmack geschrieben und dabei etwas geschwindelt hat. Die Züricherinnen und Bernerinnen finden nicht viel Gnade vor ihm, er nennt sie unbehilflich und bäuerisch. Die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts läßt uns auch in Baden den charakteristischen Schlafrock und Haarbeutel erkennen. Es war eine Haupt- und Staatsaktion, mit gehörigem Anstande nach Baden zu fahren. Zuvor wurden zahllose Abschiedsbesuche gemacht, als handele es sich um eine Reise nach Indien. Man bestellte Monate zuvor sein Quartier im Hinterhof, der damals den Stadthof überflügelt hatte. Gleich nach der Ankunft stattete man Zeremonienbesuche ab, man erhielt Einladungen an die Tafel im Gasthof zur Wage, was für eine große Auszeichnung galt, und trug sich selbst im Negligee standesgemäß. Auch die Bademäntel waren mit Spitzen besetzt und wurden zum Trocknen recht augenfällig zur Schau gehängt. Vor dem Essen versammelte man sich teils in ausgesuchter Morgenkleidung, teils in Fuß am Tische des Hinterhofes, das ist einem runden steinernen Tische, an dem man „täfelte,“ das heißt, Neuigkeiten austauschte und die Länge und Breite alles Mögliche beschwafte. Die Heim-

fahrt von Baden geschah mit derselben Umständlichkeit. Beim Abschiednehmen wurde die gesamte Phraseologie des feinen Tones losgelassen, endlich in die schwere Kutsche gestiegen und an den vier Stunden nach Zürich einen halben Tag gefahren; kein Mietkutscher hätte diesen Weg doch ohne die vorchriftsmäßigen Einkehren zurückgelegt. In Dietikon bedurften die Pferde Futter, der Fuhrmann sein halbes Maßlein und die Gesellschaft ihre Abendkollation, die in dulce infinitum ausgedehnt wurde, in Altstädten ward noch einmal die Kehle angelegt und so erreichte man mit sinkender Nacht Zürich.

Der Sturm des verhängnisvollen Jahres 1789 warf allen diesen Pöf und Plunder ins Feuer, es wurde ein neuer guter Ton eingeführt, der teils klassisch, teils langweilig, teils klassisch langweilig war. Die alten Beschränkungen der Sittengerichte fielen dahin, und da sich jedermann zu Hause seine Vergnügungen schaffen konnte, so war man nicht mehr so eifrig als sonst, sich in Baden zu entschädigen. Am Täfeli des Hinterhofes saß jetzt nur noch der Briefbote. Im Stadthofe gab es Table d'hôte und da ging es noch am lebhaftesten zu; es gab ein Theater, in dem Kasperchwänke und Schaudramen aufgeführt wurden, man machte wohl auch einmal in größerer Anzahl eine Partie, sonst aber war's unsäglich langweilig. „On y périt d'ennui“ war eine allgemeine oft gehörte Klage. Bilder, welche der „Badenfahrt von David Heiß, Zürich 1818“ entnommen sind, stammen aus dieser Zeit und bedürfen nur wenige Worte der Erklärung. Das eine zeigt die am meisten beliebte Reiseroute, nämlich auf einem engen und morschen Rahn die Limat hinab nach Baden. Man entging auf diese Weise der neugierigen Musterung, welcher jeder durchs Thor rollende Wagen von allen Fenstern herab unterzogen wurde, wenn nicht der Schubkarren, auf dem das Gepäc nachgefahren wurde, oder die Wirtshausglocke doch noch ein Duzend Wißbegieriger ans Fenster lockte. Man wurde vom Hinterhofswirte und seiner Frau freundlich empfangen. Die Einquartierung besorgte jedoch die Kellnerin und der Badwascher. Diesen beiden Hauptpersonen drückte man zum Gruße etwas in die Hand. Man kommt in die bestellte Wohnung, die oft nur flüchtig gekehrt ist und noch Spuren der letzten Bewohner trägt. Sie besteht aus zwei, drei weißgetünchten Zimmern, meist ohne Ofen. Dazu gehören eine kleine ruhige Küche und ein geräumiges Bad. Die Bäder haben ihre historischen Namen, z. B. das Hölzlein, die Schneckenhaube, die Herzogenstube oder das Friesenbergli. Eine zweite Abbildung zeigt den Hinterhof mit dem Badehaufe des Fälllein, eine dritte das oben erwähnte Täfeli zur Zeit seiner Glanzperiode. Wir erblicken ferner die Stadt Baden mit der Schloßruine und dem Gebirgshintergrunde der Berner Alpen. Der Tisch mit dem Gebäc und der Schachtel, deren Deckel die Inschrift noli me tangere trägt, ist eine Badener Spezialität, die zwar den Philosophen und Menschenfreund wegen der großen Menge unnütz verbrauchten Weizenmehles und der großen Menge verdorbener Mägen mit gerechter Betrübniß erfüllte, die aber ganz gewiß nicht schlecht schmeckte. Man nannte das Gebäc spanische Brötchen; offenbar war es Blättergebäckenes. Wie es jetzt in Baden



ausfieht, weiß ich nicht; wer kommt auch nach Baden, wenn er in die Schweiz reist! Eins ist mir jedoch gewiß, daß wie vor sechzig oder sechshundert Jahren der Schlußeffekt in einer gepfefferten Rechnung bestanden hat und besteht.

Um Familientisch.

Blitzgefahr und Bligableiter.

Zu den großartigsten und gewaltigsten Naturerscheinungen gehört die im Bligstrahl zum Vorschein kommende Entladung der Lufterlektrizität. Noch geheimnisvoll ist deren Entstehung, aber an den Wirkungen können wir deren ungeheure Gewalt ermessen. Bis zu zehn Meter Tiefe und darüber vermag der Blig sich in den festen Erdboden einzubohren, wie die aus glasartig zusammengeschmolzenem Ries gebildeten Bligröhren beweisen, und der Physiker Pfaff berichtet, daß vor Jahren ein Blig, der in ein Haus einschlug, eine Mauer von vier Meter Dicke und ein Meter Höhe im Gewicht von etwa 25 000 Kilogramm um zwei bis drei Meter weit vorschob, wobei doch immerhin nur ein Teil der Bligkraft zur Wirkung kam. In merkwürdiger und beachtenswerter Weise hat sich die Bliggefahr in Deutschland in den letzten drei Jahrzehnten bedeutend vergrößert, ja selbst verdreifacht. Hierin liegt ein Wink, sich davor möglichst zu schützen. Einen solchen Schutz gewährt in sicherster Weise ein richtig angelegter Bligableiter. Zum Beweis, daß ein Bligableiter wohl die Bliggefahr abzuwenden vermag, führen wir aus einer großen Reihe von Beispielen nur die folgenden an. Im Jahre 1833 wurde aus amtlichen Berichten erwiesen, daß der Turm des Straßburger Münsters durchschnittlich seit Anfang des Jahrhunderts infolge von Bligbeschädigung jährlich einer Reparatur von 1000 Francs Kosten bedurft hatte. Nachdem man aber 1835 diesen Turm mit einem Bligableiter versehen hatte, erfolgte erst wieder am 10. Juli 1843 ein Einschlag, der aber keinen Schaden anrichtete. Noch eindringlicher spricht für die wohlthätige Wirkung des Bligableiters ein von Bichtenberg berichtetes Beispiel. Die am Schlosse des Grafen Orsini auf dem Rosenberge in Kärnten gelegene Kirche wurde so oft vom Blig getroffen, daß man den Gottesdienst während des Sommers einstellen mußte. Im Jahre 1770 wurde der Turm vom Bligschlag vollständig zerstört. Nachdem derselbe wieder aufgebaut war, traf der Blig diesen Turm fortgesetzt durchschnittlich vier- bis fünfmal im Jahre, wobei aber ungewöhnliche Gewitter, deren Blige an einem Tage den Turm fünf- bis sechsmal trafen, nur einfach gerechnet sind. Als 1778 der Turm im Jahre fünfmal vom Blig getroffen und dem Einsturz nahe war, wurde derselbe wieder aufgebaut und nunmehr mit einem Bligableiter versehen. Von da an blieb der Turm auch bei den stärksten Gewittern verschont. Wir könnten noch viele ähnliche Fälle anführen, jedoch mag das Mitgeteilte genügen, um die Ratsamkeit der Anlage von Bligableitern darzutun. Mit bezug auf eine solche Anlage wollen wir nur bemerken, daß dieselbe von der Auffangstange bis zum Erdboden durch eine vollständig zusammenhängende, im Querschnitt genügend große Metallleitung gebildet werden muß, die bis in das Grundwasser geführt ist. Weiteres über dieses Thema findet man in der sehr beachtenswerten Schrift „die Bliggefahr“, welche im Auftrage des deutschen elektrotechnischen Vereins von einer Kommission bedeutender Fachleute herausgegeben und im Verlag von Julius Springer in Berlin erschienen ist.

Rechtsrat.

Als unmündiger Seminarist habe ich mich zur Abnahme eines Konversationslegitimations schriftlich verpflichtet. Meine jetzigen Verhältnisse gestatten mir eine weitere Abnahme des Wertes nicht. Die verschiedenen Bitten um Aufhebung des Kontraktes sind von der Buchhandlung mit Klagedrohung beantwortet worden.

Kann ich zur Abnahme des ganzen Wertes gezwungen werden? F. B. in G.

Die Verträge der Minderjährigen sind für diese nicht bindend und erlangen auch nach erlangter Großjährigkeit nur dadurch rechtliche Wirksamkeit, daß sie nach erreichter Großjährigkeit anerkannt werden. Sie brauchen daher das Wert nicht weiter abzunehmen.

Ist das Spielen in fremder Lotterie, z. B. Hamburger oder Braunschweiger, seit dem 1. Januar 1885 gestattet oder nicht? E. D.

Das Spielen in auswärtigen Lotterien, welche nicht mit königlicher Genehmigung in Preußen zugelassen sind, ist durch das Gesetz vom 29. Juli 1885 für den ganzen Umfang der Monarchie verboten und mit einer Geldstrafe von bis zu sechshundert Mark bedroht.

Auch wird nach diesen Gesetzen die Veröffentlichung der Gewinnresultate verbotener Lotterien in den in Preußen erscheinenden Zeitungen mit Geldstrafe von bis zu fünfzig Mark bestraft.

Zu meiner Mietwohnung gehört ein Garten, den ich kontraktlich zu meiner unbeschränkten Benutzung übernommen habe. Derselbe war vermietet und wurde von mir neu angelegt.

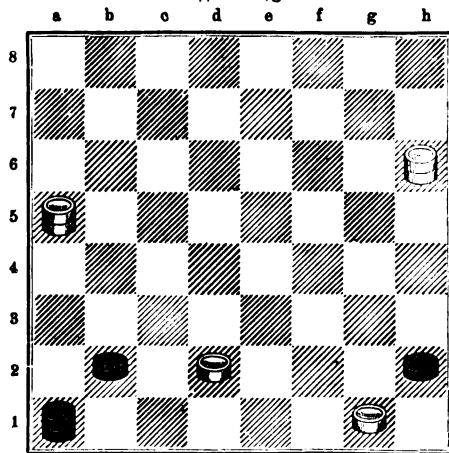
Nach Kündigung des Mietverhältnisses wünsche ich einen Teil der von mir gepflanzten Topfgewächse und hochstämmigen Rosen aus dem Garten herauszunehmen; mein Wirt weigert mir jedoch die Entnahme jeglichen Gewächses, will sich auch zu keiner Einigung über den Wert derselben verstehen.

Muß ich die Gewächse überhaupt und auch ohne Entschädigung im Garten stehen lassen? E. S.

Sie sind berechtigt, die von Ihnen gepflanzten Topfgewächse und Rosen mitzunehmen.

In unserer Spielecke.

Damesspielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Vierstellige Scharade.

Erste und zweite Silbe.
Es gibt kein Ding auf Erden,
So viel wie wir genannt,
Dem aller Blide werden
So sehrend zugewandt;
Doch ob wir freundlich schauen,
Ob kalt und strenge sind,
Nie schenkt man uns Vertrauen,
Es schilt uns Greis und Kind.

Dritte und vierte Silbe.

Die Treue uns zu halten
Ist deutschen Mannes Ruhm,
Ob Krieg, ob Friebe walten,
Wir sind sein Heiligtum.

Das Ganze.

Gejagt von allen Seiten
Gibt's sich're Runde dir,
Doch heißt's seit alten Zeiten
Des Wankelmuts Panier. E. W.

2. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| A | E | E | E | E |
| A | I | I | I | O |
| L | L | L | L | L |
| M | M | M | N | P |
| P | R | R | U | U |

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten.

Die fünf Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Einen Nebenfluß der Donau, 2. einen Ort in Tirol, 3. eine ziemlich einflußreiche Körperschaft in der Türkei, 4. und 5. Arzneimittel, wovon eines ein Gift ist.

3. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl 100 ist in drei Summanden so zu zerlegen, daß, wenn man den ersten mit 11, den zweiten mit 25, den dritten mit 77 multipliziert, die Summe der drei Produkte 1886 beträgt. Welches sind die drei Summanden?

Bilderrätsel.



4. Sonett.

Einst war's doch schöner in der Welt,
Als ich entschied, was recht und gleich;
Nun hat man mich beiseit gestellt
In König Kilo's Machtbereich.
Zum Schemen werd' ich, hohl und leer,
Im Land, wo man mich unnütz schilt, —
Ein Lichtverfälscher nimmermehr,
Wo Gottes Wort noch etwas gilt.
Dum freue ich mich stets auf's neu
Des Betters, der so viel begehrt,
Als Lichterwender sich getreu
Bislang in Deutschland hat bewährt:
Der aufgeheilt hat dunkle Zeit,
Das Feuer schürt auf deutschem Herd
Und mehrt die deutsche Herrlichkeit,
Dem Jüngling wie dem Greise wert.

Pf. J.

5. Palindrom.

Ich mach' zu einer Hälfte, was ein Ganzes
bleibt,
Gleichviel ob ihr mich vorwärts oder rückwärts
schreibt.

6. Zahlenrätsel.

8, 9, 4, 6 wie 3, 9, 4
Den Lauf nach Norden wendet.
5, 8, 3, 6 benennt ein Tier,
Das süße Labe spendet;
Rückwärts schlingt es sein Silberband
Im Westen durch ein deutsches Land.

1, 8, 6, 7 traf oft schwer
Die Welt in früh'ren Zeiten;
Kommt 1, 8, 3 und 4 daher,
Muß heut' noch jeder leiden.
In 4, 8, 6 und 7 liegt
Oft 8 mit 3, vom West gewiegt.

Erscheint nach mühevoller Zeit
2, 8 mit 6 und 7,
Sei der Erholung es geweiht,
Die lang' oft fern geblieben!
Von 5, 8, 3, 6, 7 reicht
Dann rasch der Druck, der uns gebeugt.

So mag auch, wenn in reicher Pracht
Auf's neu erscheint das Ganze,
Was euch betrübt und müd' gemacht,
Vergehn vor seinem Glanze.
Es spende wie ein Zauberstift
Zu neuer Arbeit neue Kraft!

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 38.

Bilderrätsel.

Groß sein thut es nicht allein,
Sonst holte die Kuh den Hasen ein.

Schachspielaufgabe.

1. De 2 — b 2
2. c 3 — d 4:†
3. D b 2 — h 2 oder — b 8 ♚
1. . . .
2. D b 2 — h 2 †
3. D h 2 — h 8 oder — g 3: ♚
1. . . .
2. c 3 — d 4:†
3. D ♚
1. D g 1 — f 2 (e 3)
2. D f 2 (e 3) oder La 7 — d 4:
- A.
1. D g 1 — g 4:
2. D g 4 — f 4 (— g 3)
- g 3: ♚
- B.
1. D beliebig anders oder La 7 zieht
2. Beliebige
- C.
1. Sa 3 zieht
2. D b 2 — b 5 † zc.

1. Zahlenrätsel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| L | a | o | k | o | n |
| E | i | s | m | e | r |
| A | r | g | o | l | i |
| B | r | o | c | k | e |
| M | e | s | s | i | n |
| N | o | r | b | e | r |
| B | e | r | l | i | o |
| E | r | d | p | e | c |
| A | r | e | o | p | a |
| E | u | p | h | r | a |
| A | n | e | m | o | n |

Keine Rose ohne Dornen.

2. Worträtsel. Ein Druck — Eindruck.

3. Silberrätsel.

Alexander — Bulgarien.

Arabien
Lafontaine
Ebol
Fave
Agrippa
Neuenburg
Daniel
Erlau
Neßpaß

4. Vierstellige Scharade. Feuerspritze.

1. Hagen; 2. Rhein; 3. Neger; 4. Creta;
5. Tibet; 6. Faust. Das Sprichwort lautet: Nach gethener Arbeit ist gut feiern.

6. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl: 1886.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, die Bestellung auf das vierte Quartal (Juli bis September 1886) sofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Postexpedition in Leipzig.

Inhalt: Die Bräute von Moorstädt. Forts. Erzählung von J. Steinhilber. — Mütterchen. Nach dem Bilde von Auguste Ludwig. — W'üt Gott. Forts. Novelle von L. Bufenhardt. — Die deutsch-afrikanische Kolonie und ihr Begründer. Mit dem Porträt des Dr. Karl Peters und dem Siegel der deutsch-afrikanischen Gesellschaft. — Badegeschichten aus Baden. Von Max Allyn. Mit sieben Illustrationen. — Holzpapier. Von Hanns von Spielberg. — Am Familientisch: Bligefahr und Bligableiter. — Rechtsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Garantur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteur: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Postexpedition (Welfagen & Alffing) in Leipzig. Druck von Julius Altknecht in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Juli 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 40.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von N. Steenhuisen.
(Fortsetzung.)

„Sie haben Leo gesehen?“ fragte Karoline begierig.

„Das nun wohl gerade nicht,“ erwiderte der Doktor etwas verlegen — „aber ich habe von ihm gehört, und das ist nichts sehr Schlimmes. Aber nun muß ich das Rauhe herauskehren. Ganz still und ruhig muß sich meine Patientin verhalten, darf sich durchaus nicht aufregen. Du wirst doch nicht mager und häßlich werden wollen, bis er wieder kommt? Es kann leicht einen ganzen Monat dauern, vielleicht zwei, um so besser ist es; also fasse dich in Geduld.“

Die List des Doktors that die beabsichtigte Wirkung. Karoline lächelte matt, sank in die Kissen zurück und schlief wieder ein.

Dann gab der Doktor Cäcilien sehr eingehende und genaue Vorschriften für die Behandlung der Kranken und empfahl vor allem vollkommene Ruhe. Als er mit Rittler hinaus auf die Hausdiele trat, wollte ihn dieser nach seinem Zimmer führen, aber er blieb stehen und sagte halblaut:

„Ich habe keine Zeit mich auszuruhen. Ach, Freund, was habe ich gesehen und erlebt! Diesen Morgen, als ich mich eben anschickte, hierher zu fahren, kommt ein Bote vom Weidenbusch atemlos gelaufen und bittet mich, doch gleich mitzukommen. Ich frage und höre das Unglaubliche. Heute, bei Tagesgrauen, haben Fuhrleute den Doktor Naase schwer verwundet und vom Blutverlust ganz erschöpft, am Wege gefunden; er sahe zum Entsetzen aus, das eine Auge sei ihm ganz aus dem Kopfe geschlagen. Mein erster Gedanke war, daß ihn vielleicht sein Pferd abgeworfen und dann eine Strecke geschleift habe. Es konnte sein, denn er hat das Tier schlecht genug behandelt. Aber bei der Untersuchung zeigte sich's, daß es anders zugegangen sein mußte. Eine Menschenhand war es, die ihm das Auge aus dem Kopfe gerissen! Man sah noch die Spur der Nägel und der fünf Finger, besonders am

Halbe, wo er gewürgt worden war. Er muß lange bewußtlos gelegen und sich dann weiter geschleppt haben, denn er war naß von Tau und über und über schmutzig von Staub. Er kann jetzt nicht nach Neumünster geschafft werden und muß im Weidenbusch bleiben, wo freilich keine Bequemlichkeit irgend einer Art zu finden ist. Ja, ja! so ein Junggefell ist übel dran. Aber ich muß fort!“ rief er dann wieder laut dem halb betäubten Freunde zu. „Das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich in meinen alten Tagen noch wieder auf der Landstraße liegen müßte.“

„Sagen Sie mir nur,“ bat Rittler, „was Sie von Karoline denken.“

„Es wird sie tüchtig schütteln, das arme Kind; aber ich hoffe, ihre gute Natur überwindet's. Sobald sie so weit ist, daß sie reisen kann, müssen Sie sie fortbringen um jeden Preis!“

Damit stürmte der Doktor fort. Offenbar wollte er nicht alles sagen, was er wußte oder vermutete.

So verging einige Zeit. Karoline war lange siech und matt, Leo war und blieb verschwunden. Von Wolfgang sah man nichts auf Graskamp; Rittler erfuhr nur durch Krischan, daß er nicht müßig war. Er korrespondierte eifrig und hatte schon mehrmals Touren unternommen, um Erkundigungen einzuziehen, doch bis jetzt war alles vergebens gewesen. Dörthe schlich mit ängstlichem Gesicht umher, hörte alles an, was über Leo gesprochen wurde, aber ihre Lippen blieben fest verschlossen. Sie getraute sich nicht, die schreckliche Erscheinung jener Nacht zu erzählen, ihr war zu Mute, als würde sie damit die Rache der Geisterwelt wecken.

Außer Dörthe gab es noch eine Person, die Leo nach seinem Verschwinden vom Kirchplatze gesehen hatte, das war Timm, der Trätkammer Tagelöhner, bei dem Steffen genächtigt.

Aber der schwieg auch aus verschiedenen Gründen. Timm gehörte zu den Menschen, die man auf Plattdeutsch lurig nennt; das heißt, er war sehr neugierig, mußte alles wissen, spähte umher, behielt aber, was er erkundet hatte, für sich, bis er hinreichenden Grund zu haben glaubte, seine Weisheit auszukramen. Auch jetzt saß er mit einem überlegenen Nackeln stumm dabei, wenn allerlei wunderliche Meinungen über das Vorgefallene laut wurden. Die meisten glaubten, Leo sowohl als Raase seien das Opfer einer geheimen Mordbande, brachten den gewaltsamen Tod Hinnerks damit in Verbindung, und einige wiesen sogar auf den Weidenbusch hin, als ein Haus, wo zwar am Tage ehrlicher Erwerb getrieben, des Nachts aber Verbrechen der schrecklichsten Art ausgeübt würden. Alle die albernen Gerüchte, die anfangs über die Bewohner von Träkamp im Schwange waren, tauchten wieder auf, unterirdische Gänge, die in den Keller des Krügers münden sollten, Seufzer und Gewimmer von Gefangenen, Totenschädel und vor allem geheime Schatzkammern in dem fensterlosen Anbau zc. Ebbe Thapffen hatte übrigens keinen Schaden von diesen Gerüchten, im Gegenteil, der Weidenbusch wurde nur um so eifriger besucht, denn Neugier und ein gelindes Grauen zog die Leute immer wieder an, wenn sie auch zur Nachtzeit nie einzeln, sondern truppweis den Krug verließen und den Krüger wie seine Tochter, die noch immer ernst und bleich umherfischte, durch ihre sonderbaren, forschenden Seitenblicke und Fragen in Erstaunen setzten.

Am 10. September nachmittags saß Rittler an seinem Schreibtisch. Er hatte eben einen Brief an Oskar beendet, in welchem er ihm so schonend als möglich alles Erlebte mitteilte und ihn bat, sobald es seine Studien gestatteten, auf acht Tage nach Hause zu kommen — da trat Wolfgang bei ihm ein. Er sah sehr angegriffen, blaß und hager aus, und seine Augen hatten einen so traurigen Ausdruck, daß Rittler tief davon ergriffen wurde. Er machte sich Vorwürfe, den armen, vereinsamten Mann nicht schon früher aufgesucht zu haben. Hastig stand er auf und streckte ihm beide Hände entgegen. Wolfgang ließ sich seufzend in den dargebotenen Sessel nieder.

„Wie geht es Karoline?“ fragte er tonlos.

„Ein wenig besser, wir hoffen, daß wir über den Berg sind. Aber Sie, Waldheim, ich brauche nicht zu fragen, wie es Ihnen geht, ich sehe es Ihnen an. Sie haben noch nichts erkunden können, wie mir Krischan sagt?“

„Eine Spur ist mir allerdings heute gemeldet worden, aber sie ist doch so ungewiß und so traurig...“

Er brach plötzlich ab; endlich raffte er sich auf und sagte:

„Ich muß notwendig in Geschäften nach Schleswig reisen und komme eben, um Sie zu bitten, die Aufsicht über den Bau in Piiskamp wenigstens zeitweilig zu übernehmen.“ Er legte bei diesen Worten ein Taschenbuch auf den Tisch, das Papiergeld enthielt.

„Von Herzen gern, lieber Waldheim. Hoffentlich sind Sie bald wieder imstande, sich selbst darum zu kümmern.“

„Hier ist das Geld, das ich dazu bestimmt. Haben Sie die Güte, ganz nach eigenem Ermessen darüber zu verfügen,“ fuhr Waldheim fort. Er hatte offenbar die Erwiderung nicht recht gefaßt. „Was ich sagen wollte, ... Doktor Raase liegt noch schwer krank im Weidenbusch. Er soll von allen Seiten durch seine zahlreichen Patienten und Freunde mit Erfrischungen und dergleichen überschüttet werden...“

Rittler bejahte kurz; er hatte sich auch, obgleich anonym, daran beteiligt.

„Eine derselben,“ fuhr Wolfgang fort, „Fräulein Bloom, scheint sich besonders für ihn zu interessieren. Sie hat ein Gerücht in Umlauf gesetzt, wonach mein Bruder der Urheber dieser That sein soll. Wenn dies wahr ist...“ Wolfgang sprach immer noch in derselben tonlosen, abwesenden Art — „da die beiden in feindlichen Beziehungen zu einander standen... des Doktors Benehmen in der Kirche war allerdings auffallend genug...“

„In der Kirche?“ fragte Rittler verwundert.

„So konnte man wohl auf den Gedanken kommen,“ fuhr Waldheim unbeirrt fort, daß ein tödlicher Kampf zwischen beiden stattgefunden, Raase seinen Gegner erst getötet und verscharrt habe, und dann seinerseits erlegen sei. Aber die Meldung, die ich vor einer Stunde aus Schleswig vom Gericht erhielt, macht diese Voraussetzung zu schanden. Es ist in Schleswig am Ufer der Schlei, an einem vorspringenden Holzpflod hängend, ein Bündel gefunden worden. Dies Bündel enthält Kleidungsstücke, die nach der Beschreibung wohl Leos Kleider sein könnten. Ich will sogleich hin, um die Sachen zu besehen. Sollten es wirklich die Kleider sein, die Leo an seinem Hochzeitstage trug, so wird wohl die Verhandlung hier in Neumünster beim Amt vor sich gehen.“

Beide Männer sahen sich bekümmert an. Es war kein Wunder, daß Wolfgang so mutlos war; diese Nachricht schloß jede Hoffnung aus, daß Leo noch am Leben sein könnte, und man merkt erst, wenn eine Hoffnung dahin ist, daß man sie im Innern gehegt hat. Rittler teilte seinem Besuch noch mit, daß er die Absicht habe, baldmöglichst mit den Seinen eine Erholungsreise anzutreten. Waldheim nickte zustimmend.

In diesem Augenblick trat Gertrud mit einem Glase Wein herein. Sie begrüßte den Gast mit so teilnehmendem Wesen und einem so bittenden Blick ihrer Weisenaugen, daß er das Glas aus ihrer Hand nahm und sogar etwas von dem Imbiß, den sie beigelegt hatte. Bei der Gelegenheit kam es zu Tage, daß er heute noch gar nichts gegessen hatte.

In der nächsten Zeit kam Oskar. Gehen wir über sein Zusammentreffen mit seinem Vater weg, der arme junge Mensch war tief ergriffen. Karoline war jetzt schon stundenweise aus dem Bette, und es war eine große Hilfe, wenn jemand die Pflegerinnen für eine Weile ablöste. Oskar entwickelte bei diesem Anlaß einen Takt und eine Parttheit, die ihm niemand zugeraut hätte. Er wußte ihr so viel zu erzählen, ihre Gedanken so abzulenken und zu beschäftigen, daß ihre Genesung von da an rasche Fortschritte machte.

Unterdessen war Wolfgang zurückgekehrt, und einige Zeilen von ihm benachrichtigten Rittler, daß voraussichtlich in den nächsten Tagen ein Zeugenverhör stattfinden werde. Dies zeigte deutlich genug, daß die gefundenen Kleidungsstücke wirklich die Leos waren.

Rittler war froh, daß er nicht als Zeuge aufgefordert wurde, zum Erstaunen aller erhielt aber auch Dörthe Mertens eine Vorladung. Man kann sich den Schrecken des armen Mädchens denken; sie schrie laut auf, dann schluchzte sie und beteuerte ihre Unschuld. Die andern hätten sie darüber ausgelacht, wäre ihr Zustand nicht so mitteleidenswert gewesen; auch war zu fürchten, daß durch ihre Haltlosigkeit Karoline etwas von der Sache erfahren werde, vor der doch dies alles geheim bleiben sollte, da sie noch nicht Kraft genug hatte, die Wahrheit zu ertragen. Endlich kam Marieten auf den glücklichen Einfall, Dörthe damit zu trösten, daß sie es sei, die mit ihren kunstgeübten Händen Leos Jabot genäht habe, und daß sie es nur retrognoszieren solle. Dies leuchtete allen ein, und ruhiger erwartete man den gefürchteten Termin. Man hörte auch, daß Doktor Raase geladen sei, aber als ganz unfähig von seinem Arzt, Doktor Rissen, vertreten werden solle.

Der ängstlich erwartete Tag kam. Der Doktor war so freundlich, Dörthe mit auf seinen Wagen zu nehmen. Das hübsche Kind sah recht elend aus in ihrem dunkeln Abendmahlskleid. Marieten begleitete sie an den Wagen und sprach ihr Mut ein. Unterdessen unterhielt sich Rittler gedämpften Tones mit dem Doktor.

„Raase ist außer Gefahr,“ sagte der letztere; „er hat auch alle seine Verstandeskkräfte, aber er ist außerordentlich matt, bekommt bei jeder noch so entfernten Andeutung seines Unglücks ein nervöses Zittern, und ich bin noch nicht imstande gewesen, das geringste darüber von ihm zu erfahren. Das Pferd ist nicht schuld daran, es hat jene Nacht hindurch ruhig in Kampeß gestanden und ist noch dort, wie ich glaube.“

Am dem Nachmittage war Karoline zum erstenmale im Freien. Sie saß mit Oskar und ihrer Mutter in der Veranda, als Rittler hinzutrat. Es war anscheinend eine behagliche kleine Gruppe, aber was wogte alles in dem Innern dieser drei! Karoline blickte träumerisch in die buntfarbige Herbstlandschaft hinaus, ihre bleichen Wangen, ihre tiefliegenden Augen sprachen von durchlebtem Leid. Cäcilie sah nicht minder angegriffen aus. Ihre Sorge schien ganz auf ihre Tochter konzentriert zu sein; die Blicke der Gatten begegneten sich nie, sie schienen es beide ängstlich zu vermeiden. Rittler beschloß in seinem Herzen von Karoline so lange als möglich die schreckliche Gewißheit, daß sie Witwe sei, fernzuhalten, und es ihr erst auf der Reise, an irgend einem schönen Erdenfleck zu sagen. Er hatte schon mit den Seinen darüber gesprochen, daß sie alle vier Oskar auf seiner Rückreise nach Jena ein Stütchen begleiten und dann irgend einen schönen Punkt aufsuchen wollten. Diese Reisepläne bildeten einen willkommenen und ungefährlichen Unterhaltungsstoff, und Oskar verstand es, ihn immer neu anzuregen und zu variieren.

Rittler hatte sich kaum zu ihnen gesellt, da war es ihm, als höre er das Rollen eines Wagens. Er machte sich unter irgend einem Vorwande los und ging erst langsam, dann rasch um das Haus herum nach der Thür, vor der des Doktors Wagen hielt. Dörthe war schon abgestiegen, sie sah sehr verweint aus, und Marieken hatte ihre Hand gefaßt, um sie ins Haus zu führen.

„Bringen Sie das Mädchen in ihre Kammer und zu Bett,“ befahl der Doktor, „geben Sie ihr erst ein Glas Zuckerswasser, und wenn sie sich beruhigt hat, einen Teller Suppe, denn sie ist noch ganz nüchtern, und ein nüchterner Magen pflegt keine Vernunft anzunehmen. Aber daß ja die arme junge Frau nichts erfährt!“ fügte er mit drohend erhobnem Finger hinzu. Marieken that nach des Doktors Geheiß.

Die beiden Männer gingen nun rasch ins Haus und in Ritters Zimmer. Man sah es dem Doktor an, daß eine Erquickung ihm eben so not that wie der armen Dörthe. Rittler hatte das vorhergesehen und ein stärkender Imbiß erwartete den Gast. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, bis der Doktor, gehörig erquickt und mit einer Zigarre versehen, sich's in der Sofaecke bequem machte. Erst als Marieken mit dem Bericht kam, daß Dörthe in Schlaf gefallen sei, und dann auf einen Wink ihres Herrn den Tisch abgeräumt und die Thür leise hinter sich zugemacht hatte, begann Rissen zu erzählen:

„Wir wurden zur bestimmten Zeit in die Amtsktube geführt und vereidigt. Dann brachte der Gerichtsdiener einen verdeckten Korb herbei und setzte ihn auf die große Tafel. Wir alle, das heißt, außer mir und Dörthe Herr Waldheim, sein alter Haushofmeister und sein Reitknecht Martin wurden nun der Reihe nach aufgefordert, zu berichten, was wir von dem Verschwinden Ihres Schwiegersohnes wußten. Das Resultat war gleich Null, wie Sie sich denken können, denn eben daß niemand weiß, wo er hingekommen ist, daß alles Suchen fruchtlos war, das ist's ja, was uns alle quält; dennoch wurden unsere Aussagen zu Protokoll genommen. Das Mädchen, die Dörthe, war die ganze Zeit sehr ängstlich und zitterte wie Espenlaub; das schrieb ich ihrer Furcht vor der gerichtlichen Vernehmung zu. Solche Leute sind, wie Sie wissen, immer noch sehr fürchterlich vor Gericht, wie jene Frau sagte,“ fügte Rissen hinzu, mit einem schwachen Versuch zu scherzen. „Es hatte aber noch einen anderen Grund, wie nachher herauskam. Bei der Frage, wann wir den Vermissten zuletzt gesehen, schüttelte sie bloß den Kopf und machte den Mund auf, ohne zu sprechen. Niemand bemerkte es außer mir.“

„Nachdem dies Examen vorüber war, mußten wir näher an den Tisch treten. Der Amtmann nahm selbst das Tuch von dem Korbe, und wir sahen nun die in Schleswig gefundenen Kleidungsstücke. Ich sage Ihnen, Freund, es läuft einem doch kalt den Rücken herunter, wenn man so die blutigen Kleider erblickt von jemand, den man das letzte Mal gesund und fröhlich darin gesehen hat. Da lagen sie, der blaue Frack, das Hemd mit dem gestickten Jabot, die langen, krausen

Manschetten, alles blutbesetzt. Als er den Abend damit in die Kirche kam, hätte es mich beinahe zum Lachen gebracht, daß er sich so ausstaffiert hatte — aber es verging mir bald, als ich ihm ins Gesicht sah — er sah so glücklich und wirklich prächtig aus — hier war's ein gar bitterer Ernst und griff mich schrecklich an, besonders wenn ich den armen Waldheim ansah. Er behauptete auch nur mühsam seine Fassung, und ebenso ergriffen waren die beiden Diener, vor allem der alte Calm. Nachdem sie die Kleider auf das entschiedenste für die erklärten, die Leo Waldheim am Hochzeitsabend getragen, als er von der Seite seiner Braut so spurlos verschwand — nachdem auch diese Aussage in aller Form gerichtlich festgestellt worden war — wurde auch die Dienstmagd Dörthe Mertens aufgerufen, das Hemd und die Manschetten zu besichtigen. Sie that es zwar widerstrebend, aber doch besonnen und erklärte ruhig, die Nähterei an Jabot und Manschetten sei ihre eigene Arbeit, die Stiderei aber die ihres Fräuleins. Aber nun kam etwas Unerwartetes. „Kennt Sie auch dies?“ fragte der Amtmann und zog ein Tuch hervor, das unter den Sachen gewesen war. Man sah an den verknüllten Ecken, daß es zum Einbinden gedient hatte. Es war ein halbseidenes, buntes Schnupstuch, wie es die gemeinen Leute hier zu tragen pflegen, wenn sie Staat machen wollen. Als Dörthe das Tuch sah, schrie sie laut auf. „Und kennt Sie vielleicht auch dies?“ fragte der Amtmann unbarmherzig weiter, ihr eine der verknüllten Ecken hinhaltend. Es war das Tuch, in dem die Kleider eingebunden gewesen und in dem sie gefunden worden waren. In der Ecke stand ein ganzer Name: Steffen Holst.“

Ein Ausruf des Schreckens entfuhr Rittler.

„Aus dem Mädchen,“ fuhr der Doktor nach einer Pause fort, während welcher der Hausherr mit allen Zeichen des Entsetzens das Zimmer durchmaß und dann wieder mit äußerster Spannung in den Zügen auf seinen Platz zurückkehrte, „wurde nun nach und nach mit aller Schonung herausgebracht, daß sie das Tuch kenne. Sie hatte es selbst genäht, den Namen hineingestickt und es ihrem Liebsten geschenkt. „Mein Steffen!“ rief sie außer sich; „denn ist er auch tot!“ Der Amtmann sah das arme Mädchen mittheilig an. Es wurde ihm augenscheinlich schwer, ihr sagen zu müssen, daß Steffen nicht das Opfer eines Mordes sei, sondern allem Anschein nach der Mörder Leo Waldheims. Als sie endlich seine Meinung begriffen hatte, rief sie aus: „Nee, nee! Steffen hat ihn nicht umgebracht! Er war ja schon tot, als wir beide bei die Güll standen; wir haben seinen Geist da gesehen!“ Und nun erzählte sie eine sonderbare Geschichte.“

Der Doktor schilberte nun das Nachtgesicht an der Güll, das der Leser schon kennt, und fuhr dann fort:

„Dörthe war nicht von der Vorstellung abzubringen, daß Leo damals schon tot gewesen sei und sie seinen Geist gesehen hätten. Mit der innigsten Überzeugung beteuerte sie die Unschuld ihres Bräutigams. Als der Amtmann ihr Vorstellungen machte und immer wieder auf das Tuch hinwies, rief sie aus: „Dann hat Steffen die Kleider gefunden und nachher weggeschmissen!“ Daraufhin fragte der Amtmann mich nach den Umständen des Doktor Raase. Die Erzählung Dörthes zeigte bis zur Evidenz, daß — was auch schon eine Weile unter den Leuten gemunkelt wurde — daß derjenige, der ihn so zurichtete, kein anderer als Leo war. Die bluttriefende Hand, die er wahrscheinlich in der Güll gewaschen und mit seinem Taschentuch abgetrocknet hatte, konnte wohl diejenige sein, die Raase das Auge ausgerissen. Der Amtmann stellte im Verein mit Wolfgang Waldheim die Vermutung auf, daß beide einander tödlich verwundet hätten, daß dann Leo mit seiner letzten Kraft den Raase gewürgt habe und später seinen Wunden erlegen sei. Aber ich setzte ihnen auseinander, daß beides ganz undenkbar ist. Ein Mann, der so mißhandelt worden war, wie Raase, konnte keinen anderen mehr tödlich verwunden, und ein Todwunder konnte wiederum nicht eine Kraftanstrengung machen, wie die war, die Raases Zustand nachwies. Die Voraussetzung, daß Steffen den Leichnam Leos gefunden, ihn erst entkleidet und schließlich

doch die Kleider ins Wasser geworfen habe, wo sie augenscheinlich im Hinabwerfen hängen blieben, alles dies ist so seltsam und unwahrscheinlich, daß kein vernünftiger Mensch es nur einen Augenblick glauben kann. Wer ihm die Kleider auszog und sie wegwarf, hatte auch ein Interesse daran, die Identität des Ermordeten möglichst zu verwischen. Sonach bleibt Steffen Holst des Mordes dringend verdächtig, zumal da, wie sein Bruder behauptet, Leo eine ziemlich hohe Geldsumme bei sich führte. Es thut mir leid um Sie, Rittler, aber Sie werden wohl nächstens über diesen Menschen, der eine Zeitlang in Ihren Diensten stand, dem Gericht Auskunft geben müssen."

Die Auskunft, die Rittler über Steffen zu geben vermochte, war sehr gering. Es wurde in sein Heimatdorf geschrieben, aber er war dort nicht angekommen. Die Nachforschungen waren im vollen Gange, als die Rittlers Zeitpunkt und Ziel ihrer Reise endgültig festgestellt hatten.

26. Goldene Zeit.

Karoline war nun so weit genesen, daß man an den Aufbruch denken konnte. Es war die höchste Zeit, wenn man noch die letzten schönen Herbsttage genießen wollte. Es war zuletzt beschlossen worden, einen stillen Aufenthalt am Pöner See zu nehmen. Beim Abschied von Wolfgang fiel es allen auf, daß er zwar noch ernst und traurig, aber doch erleichtert schien durch die Gewißheit, daß Leo tot sei. Man konnte sich leicht erklären, wie nach der langen Folterqual von Hoffnung und Verzweiflung eine gewisse Ruhe bei ihm eingetreten war, die ihm wohlthat. Diese Wahrnehmung machte allen das Fortgehen leicht.

Rittler war sehr froh über das Gelingen seines Planes. Sie verbrachten eine schöne, friedliche Zeit an den Ufern des Sees. Auch Karoline erheiterte und stärkte sich mit jeder Stunde. Sie schien in der herrlichen Luft neu zu erblühen, so daß endlich ihr Vater sich entschloß, ihr Leos Tod mitzuteilen, jedoch ohne sich in die begleitenden Umstände irgendwie einzulassen. Sie fragte auch nicht darnach. Sie hatte schon in der letzten Zeit geahnt, daß er verunglückt sein müsse; ihr Vater nahm ihr nur einen letzten schwachen Rest von Hoffnung. Wohl war sie tief betrübt; sie legte Trauer an und weinte viel, aber die Gefahr war abgewandt, daß ihr Geschick sie im innersten Kern kniden könnte. In Karoline war alles natürlich, einfach und wahr. Sie sah die Dinge, wie sie waren, nicht wie sie durch eine krankhaft überreizte Phantasie hätten erscheinen können. Sie beugte ihr Haupt vor Sturm und Regen, wie die Blume es thut, aber sie richtete es auch wieder der Sonne entgegen, als der Sturm vorübergezogen war. Dennoch wagten die Eltern es nicht, sie jetzt schon nach Grasskamp zu bringen. Rittler schrieb nach Hamburg an eine befreundete Familie, und diese war gern bereit, die junge Witwe in ihr Haus aufzunehmen und ihr über die erste schlimme Zeit der Trennung von den Ihrigen hinwegzuhelfen. Schon längst war es Karolinen Wunsch gewesen, auch einmal das Stadtleben kennen zu lernen und manche Lücken in ihren Kenntnissen besser zu ergänzen, als dies auf dem Lande möglich war. Sie würde freilich keine Gesellschaften besuchen, aber hoffe doch in dem schönen, reichen Leben einer hochgebildeten Familie Nahrung für den Geist und Frieden für das Herz zu finden.

Als nun die drei am 18. Oktober nach Grasskamp zurückkamen, fanden sie im Wohnzimmer eine Karte am Spiegel stecken. Rittler nahm sie, las sie und that sie schweigend wieder hin. In dem Augenblick kam auch schon Doktor Rissen zur Thür herein. Er hatte schon ungeduldig auf die Rückkehr der Familie gewartet und freute sich der guten Nachrichten. Dann sagte er auf den Spiegel deutend:

"Was sagen Sie zu dem Ding da?"

Rittler nahm die gedruckte Karte wieder herab und las laut:

"Mechthild Bloom und Edgar Raase, Verlobte, Kämpel und Neumünster. Was soll man dazu sagen?" meinte er dann, "die Klarinette möchte unter die Haube kommen."

"Sie passen zu einander," bemerkte der laustische Doktor. "Er ist jetzt so disparat wie sie: auf der einen Seite wie ein Engel, auf der andern ein Schesal, sie haben sich nichts vorzuwerfen. Doch hätte ich dem armen Kerl ein sanfteres Pflaster auf seine Wunden gewünscht als diese Brennessel," fuhr er ernster fort. "Er ist fast nicht wieder zu erkennen. Sonst ging er immer den Pfauenschritt, jetzt geht er unsicher und sogar etwas gebückt, ist scheu und furchtsam, obwohl im vollen Besitz seiner Geisteskräfte und auch im übrigen gesund. Das Reiten wird er wohl ganz lassen müssen; ich hatte ihm meinen Wagen angeboten, er will aber die Landpraxis aufgeben und sich auf die Stadt beschränken. Da werden sie wohl Schmalhans als Küchenmeister engagieren müssen, denn die Dame Mechthild soll das Haushalten schlecht verstehen."

"Das ist die Nemesis," erwiderte Rittler, "oder um mich weniger heidnisch auszudrücken, die Gnade Gottes, die ihn heim sucht in Kreuz und Leid; das heißt, wenn er darauf merken will. Er ist ein trefflicher Arzt, aber ein scholler Mensch."

"Schade um ihn," bedauerte der Doktor. "Er hat nicht nur schöne Gaben, sondern auch als Arzt ein Gewissen. Auf seinen ärztlichen Ausspruch würde ich bauen, wenn er auch mein Todfeind wäre... aber sonst nicht über den Weg, und wäre er mein Busenfreund."

Beide schwiegen eine Weile, dann fragte Rittler:

"Nichts Neues?"

"Nichts. Alle Nachforschungen nach dem Mörder sind vergebens gewesen. Sie sollen sehen: es kommt nichts heraus, die Affaire verläuft im Sande."

Die letzten schönen Herbsttage waren vorüber; das schlechte Wetter setzte ein. Piillkamp war noch zu rechter Zeit unter Dach gebracht worden. Noch vor Einbruch des strengen Winters wurden Krischan und Marielen in der Stille getraut, und sie waltete nun in Piillkamp als fleißige Hausfrau. Der Alte blieb zwar blöde, aber er war immer vergnügt, besonders wenn er seiner Schwiegertochter ansichtig wurde. Raases Hochzeit fiel in die ersten Novembertage und ward auch ohne Prunk gefeiert, da man doch mit dem Bräutigam keinen Staat machen konnte. Auch im Weidenbusch war Hochzeit gewesen. Annemarie hatte auf ihres Vaters Wunsch einen weitläufigen Verwandten geheiratet. Sie hatte alle Schwerkmut abgelegt und schaffte als junge Frau Wirtin gar fröhlich das Ihre. Dörthens Kummer um Steffen war mehr heftig als dauernd gewesen. Sie empfing im Lauf der Zeit mehr als einen rot-gesiegelten Brief von dem Kaufmann in Bramstedt, und bei jedem Briefe neigte sich die Wage mehr zu seinen Gunsten. Die "schöne Else" war noch bleicher geworden als früher, denn ihr Liebster hatte sich, wie es schien, auf die leichte Seite geworfen. Er kam zwar immer noch, machte aber keine Anstalt zum Weiterkommen, so daß die Heirat in immer weitere Ferne gerückt wurde, und das schöne Kind verblühte zusehends.

Für die Bewohner von Grasskamp aber war dieser Winter eine rechte Freudenzeit. Cäcilie hatte anfangs Karoline sehr vermisst, Gertrud ließ es sich aber angelegen sein, ihr diese Lücke weniger fühlbar zu machen. Sie umgab die Mutter mit zarter Sorgfalt. Die beiden hatten immer etwas im Werke, wobei auch die Ramsell das Ihre that. Cäcilie, die nie eine Ahnung gehabt hatte, wie das Wirtschaften eigentlich zugeht, war sehr wißbegierig geworden und unterrichtete sich über das Kleinste. Sie quälte sich mit Milchrechnungen und Haushaltungsbüchern, sprach mit den Tagelöhnerfrauen u. Dabei verlor sie das bleiche, geknickte Aussehen, und blühte schöner auf als je. Rittler ging auf die Vorschläge, die Gertrud hie und da machte, um der Mutter diese Schule zu erleichtern, bereitwillig ein, äußerte aber nie ein Wort darüber und schien es gar nicht zu bemerken. Er war und blieb derselbe rücksichtsvolle Hausherr, der er immer gewesen war, kein Fremder hätte etwas merken können, und doch bestand zwischen den beiden Gatten eine unsichtbare Schranke. Eigentlich war das gar nichts Neues, es war ein Zustand, der schon eingetreten war, seit Raase zuerst seinen Schatten auf dies stille



Brutus verurteilt seine Söhne zum Tode. Gemalt von L. Gey.

Familienglück geworfen hatte. Damals hatte es Cäcilie nicht bemerkt, jetzt that es ihr unendlich weh.

Dennoch war diese Winterzeit nicht öde und traurig, denn Wolfgang war ein täglicher Gast im Hause. Er schien von Tag zu Tag heiterer und zugänglicher zu werden. Alle hatten ihn gern, Menschen und Tiere kamen ihm zutraulich entgegen. Der Stern aber, der seinem Leben aufgegangen war, hieß Gertrud. Die langen Winterabende vergingen wie im Fluge. Immer brachte er fesselnde Lektüre, über die sich dann eine lebhaftige Unterhaltung entspann. Die verschiedenen geistigen Kräfte dieses kleinen Kreises fügten sich da gar anmutig ineinander und ergänzten sich gegenseitig. Alle hatten ja ein lebhaftes Gefühl für das Gute und Schöne, nur vertrat Mittler mehr den praktischen, Walbheim mehr den idealen Standpunkt. Cäcilie's anmutige und Gertrud's tiefe, ernste Weise halfen trefflich die Gegensätze verbinden und ausgleichen. Hier und da stahl sich noch ein düsterer Zug durch Wolfgang's Anschauung, aber Mittler's gesunder Sinn und Gertrud's unerschütterliches Gottvertrauen wußten es immer wieder so zu wenden, daß schließlich eine Trostquelle auch aus der düstersten Felskluft quoll. Und wollte es einmal nicht gelingen, dann holte Cäcilie ihre Gitarre und sang einige ihrer spanischen Romanzen. Alle horchten da so gern auf ihre liebliche Stimme. Mittler bat sie jetzt nie mehr zu singen, wie er sonst so oft gethan hatte, aber Gertrud merkte es deutlich, daß er mit ganzer Seele dabei war. Sie pflegte dann der Mutter Hand bedeutsam zu drücken, wenn sie ihr die Gitarre abnahm. Überhaupt standen diese beiden in merkwürdigem Seelenrapport, obwohl sie nie ein Wort austauschten über das, was in Worte zu fassen beiden unmöglich war.

Gertrud war unbefschreiblich glücklich. Sie liebte Wolfgang mit der vollen Hingabe ihres reinen, starken Herzens. Diese Liebe stimmte so ganz überein mit ihrem selbstlosen Sinn, denn wenn sie eine Freude daran fand, an ihn zu denken, so freute es sie noch mehr, daß sie ihm damit wohlthat, denn sie wußte, daß sie des einsamen, vielgeprüften Mannes einzige Freude war. Darum sah sie so froh empor zum Himmel, sie fühlte, daß sie lieben durfte vor Gottes Angesicht. Ihr Leben war jetzt ja so reich an seligem Thun, Helfen, Raten und Nützen durch die kurzen Wintertage, und die dunklen Abende so wonnig im Kreise der Lieben. Nur die Erinnerung an die ferne, traurige Schwester kam ihr oft wie ein sanfter Vorwurf. Sie schrieb dann warme, trostvolle Briefe an Karoline, die das Band zwischen ihnen inniger knüpften und ein bereitwilliges Echo fanden. Denn auch das junge, schwergetroffene Wesen, vor kurzem noch so unfertig und kindlich, wuchs und reifte in der Schule der Trübsal.

So verging der Winter. Frühlingsluft begann zu wehen, dann noch ein wenig Sturm und Regen, über den der Landwirt sich freute, als wäre es Gold, und es kam endlich Maientag (1. Mai), wo die Rüge auf die Koppel getrieben werden, wo das landwirtschaftliche Jahr beginnt.

An einem schönen, warmen Nachmittage in der zweiten Woche des Mai stand Gertrud mit Sonnenschirm und breitrandigem Hut am Fenster des Wohnzimmers. Sie wartete auf ihren Vater, mit dem sie nach Trätkamp gehen wollte. Wolfgang hatte sie gestern alle eingeladen, in seinem Gärtchen den Kaffee einzunehmen. Ein goldbraunes Kleid umfloß ihren schlanken Leib, das mit ihrer brünetten Hautfarbe harmonierte. Cäcilie hatte ihr selbst das Korallenhalsband umgelegt. Sie hatte dabei so eigen gelächelt, wie Mütter zu lächeln pflegen, wenn sie weiter zu sehen glauben als die Tochter. Wolfgang hatte noch nie ein Wort von Liebe fallen lassen; aber jeder sah, was da kommen werde.

Cäcilie selbst war im einfachen Hauskleide; auf dem Tische lagen ihre Handschuhe, ihr Gartenhut und ihr Notizbuch. Jetzt trat Mittler ein, blickte von einer zur andern und sagte ganz ernsthaft:

„Mir fällt eben ein, es geht ja gar nicht an, daß du fortgehst, Gertrud, da die Mammi heute in der Stadt ist.“

„Oh, die Mama wird heute allein die Aufsicht auf der

Regel führen,“ sagte Gertrud mit einem Blick des Triumphs darüber, daß ihr der große Coup gelungen war, den Vater mit den Wirtschaftstalenten der Mutter zu überraschen. Mittler wandte sich weg ohne ein Wort, so sahen sie das Lächeln nicht, das seine Lippen umspielte. Er hatte das alles längst gemerkt und Gertrud nur necken wollen.

Cäcilie begleitete die beiden vor die Hausthür. Mittler nahm den Hut ab, um sich von seiner Frau zu verabschieden, aber er reichte ihr nicht die Hand; er that das jetzt nie mehr. Cäcilie stand und sah ihnen nach; einen Augenblick verließ sie ihre Selbstbeherrschung — heiße Thränen quollen aus ihren Augen. Sie hatte endlich ihr Herz gefunden, sie liebte ihren Mann, wie sie ihn nie zuvor geliebt hatte, und nun...?

Da sah sich Gertrud noch einmal um, sie sah die Mutter weinen und war im Nu wieder bei ihr. Sie umschlang die Trauernde, sah sie mit ihren schönen Augen liebevoll an und flüsterte:

„Fasse Mut, liebe, gute Mama; alles wird noch gut werden!“ Dann eilte sie zurück zum Vater, der der Gruppe den Rücken zugekehrt hatte und mit seinem Stabe eifrig Figuren in den Sand zeichnete, wie er schon einmal gethan hatte, als er verzweifeln wollte. Schweigend bogen die beiden in den Feldweg und von da in den Fußsteig ein, der nach Trätkamp führte. Wie schön war es heute! Die Vögel sangen, die junge Saat grünte ihnen entgegen, Tausende von Frühlingsblumen übersäeten die Wälder. Mittler blickte mit inniger Freude auf sein glückliches Kind. Hinter sich schauend, sah er die neuen Gebäude von Trätkamp, ein Zeugnis dafür, daß aus Leid die Freude geboren werden kann. Zu dem allen hatte er heute einen Brief von Oskar erhalten, der von Sehnsucht nach der Heimat voll war. Doch sprach er nicht wie sonst mit Gertrud darüber, er wollte ihren schönen Liebestraum nicht stören. „Das Glück ist kurz, man muß die Stunde genießen, wenn sie da ist,“ dachte er, und da gingen seine Gedanken wieder auf einen dunkeln Weg, so daß er nichts mehr sah von der Frühlingspracht um sich her. Wie kam das nur? hatte er die Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen mit heitrrer Zubeisicht, für immer eingebüßt in dem schweren Kampf des Lebens? oder war es wieder ein Mahnruf, daß das Maß des Unglücks noch nicht voll war?

So kamen sie nach Trätkamp, das Gertrud noch nie gesehen hatte, und Wolfgang führte die beiden stolz und froh in sein Haus. Alles war aufs schönste geschmückt; Frau Emmert, Calm und Martin in den besten Kleidern. Über der breiten Thür zog sich ein grüner Kranz, und sogar die Kühe, die hier noch im Stalle waren, hatten Blumen und Kränze an den Hörnern. Gertrud errötete über diesen feierlichen Empfang. Die Leute sahen offenbar in ihr die künftige Herrin und freuten sich über ihr Kommen. Bisher war es ihr noch nicht eingefallen, daß diese Einladung nach Trätkamp etwas anderes bedeuten könne, als den Wunsch Wolfgang's, mit ihnen zusammen zu sein. Jetzt ging ihr eine Ahnung davon auf. Sie erinnerte sich dunkel, daß die Bekrönung des Viehes bei dem ersten Eintritt einer erwählten Braut eine uralte Moorstätter Sitte war, die gleichbedeutend mit einem Antrag aufgefäßt wurde. Sie schlug nur verstohlen die Augen auf, es war ihr alles wie ein Traum, aber es war ein schöner Traum.

Der Garten war verschönert worden. Da die Linde trotz aller Pflege eingegangen war und zudem die frühe Jahreszeit noch nicht viel Schatten bot, war ein Zelt errichtet worden. Elegante Gartenstühle, ein mit schönem Geschirr besetzter Tisch gaben diesem traulichen Ort ein noch befaglicheres Aussehen. Frau Emmert schenkte ein und Calm servierte nicht nur kunstgerecht, sondern mit einem Gesicht, das von innerer Glückseligkeit förmlich leuchtete. Gertrud sah mit Teilnahme auf das alte treue Gesicht mit dem schneeweißen Haar und ebenso betrachtete sie das angenehme, feine Wesen der Frau und richtete freundliche Worte an dieselbe.

So verflossen zwei Stunden in angenehmem Gespräch. Dann auf einen Wink Wolfgangs forderte Frau Emmert Gertrud auf, ob sie nicht das Haus besuchen wolle. Sie war gern dazu bereit und folgte der Frau, während die beiden Herren ein neues Pferd im Stalle besichtigen wollten. Dieses Pferd, eine prächtige braune Stute, stand in einem besonderen, neuen Stand, zu dem eine Thür von der Tenne führte. Drinnen war alles auf das feinste eingerichtet und Rittler bemerkte an der mit Holzgetäfel zierlich ausgeschlagenen Wand ein funkelndes, neues Geschirr und einen Damensattel.

(Fortsetzung folgt.)

B'hüt Gott.

Novellette von L. Bollenhardt.

(Fortsetzung.)

Am Abend hatte Gerhard die Großmutter, welche etwas ermüdet war, früh der Ruhe überlassen. Dafür wanderte er am andern Morgen, als noch alles still war und nur das Hämmern aus der Werkstatt, das früher schon den Knaben geweckt, gedämpft herüberscholl, bereits draußen umher. Es war alles noch wie früher. Da lag der Hofplatz in der Morgen Sonne, im Birnbaum zwitscherten die Vögel und an den offenen Fenstern oben blähten sich die Vorhänge von buntem Rattun lustig im Morgenwind. Da am Eingang zu der Werkstatt, die sich zur Rechten längs des Hofes hinzog, stand noch die harthölzerne Bank, auf der sein Name unzählige Male eingeschnitten, und drüben am Brunnen der Schleiffstein, auf dem ihm die Wötkhergesellen jederzeit gefällig das Messer dazu geschliffen. Vom Hofplatz führten ein paar Stufen in den höher gelegenen Garten, der sich, mit seiner Hinterseite an den Weinberg grenzend, terrassenförmig in die Höhe zog. O dieser Garten mit seinen buchsbaumumgrenzten Beeten voll altmodischer Blumen, mit seinen verkrüppelten Obstbäumen und diesen kleinen, süßen, roten Stachelbeeren, die in einer gewissen Ede wuchsen, welch glückseliges Erinnern lebte in ihm an diesen Garten, der ihm jetzt freilich etwas steif und bäuerisch vorkam! Aus Hof und Garten kehrte er wieder zurück ins Haus. Wie ihn alles anmutete auf Flur und Treppen und Gängen, wie ihn aus jeder Ede die Erinnerung glückseliger Stunden anlachte! Da war der große weißgetünchte Saal. Er hatte geholt, ihn mit Guirlanden zu schmücken zu der Hochzeit der jüngsten Tante und nachher hatte er getanzt, bis er dort in jener Ede vor Übermüdung eingeschlafen. In dem Saal standen jetzt die Schränke mit den großen Messingbildern und Beschlägen, welche sonst unten im Flur gepirngt und die immer ein feiner Lavendeleruch umwehte. In der dunklen Kammer daneben aber wartete vergessen im Winkel viel schönes altes Gerät von Zinn und farbigem Steingut, altmodisches Gerümpel für die Großmutter, die die neue Mode, welche das Alte wieder zu Ehren brachte, nicht begriff und möglichst alles ganz weiß haben wollte „damit man auch sähe, daß es ganz und gar sauber sei.“ Dafür aber hielt sie jedes Stück in Ehren, das dem Großvater gedient hatte oder ihm lieb gewesen war. Da stand noch der Tisch mit der Schieferplatte. Gerhard hatte ihn gestern Abend nicht gesehen, jetzt bemerkte er ihn gleich, als er ins Zimmer der Großmutter trat, er glänzte hell in der Morgen Sonne, aber es standen keine Zahlen mehr darauf von des Großvaters Hand. Sein Bild aber hing über dem sauber gedeckten Frühstückstisch, an den der Großmutter Stuhl schon hinangerollt war. Gerhard hatte schon am gestrigen Abend bemerkt, wie die alte Frau mit ihren Gedanken vor allem gern bei dem Geschiedenen weilte, wie alles, was er ihr berichten konnte aus dem Leben und der Welt draußen, sie nicht so rühren und erfreuen konnte, wie wessen er sich noch vom Großvater erinnerte, wie er ausgesehen, sich getragen, wie er so fröhlich gewesen, wo es Lust, so ernst, wo es Ernst galt. Wie eine junge Braut von dem Geliebten sprach sie von dem Geschiedenen, sie wollte alles wissen, alles, wessen der Enkel sich noch erinnerte. Und wie lebendig waren seine Erinnerungen.

Bescheiden wartete Gerhard, bis die Gedanken der alten Frau sich von der Vergangenheit wieder auf die Gegenwart richteten, dann erzählte er von sich selbst, was er gestern Abend noch nicht berichtet, von dem, was er schon errungen, und von seinen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft. Wie ganz gelegentlich fragte er dabei nach dem alten vergilbten Notebuch. Das hatte nun leider eine der Tanten mitgenommen, als sie heiratete; aber die Großmutter wußte, wie sie sagte, alles, was darin gestanden, auswendig und auf seine Bitte durfte der Enkel sie samt ihrem Stuhl an das Klavier rollen.

Das alte Klavier — es war allmählich vierzig Jahre alt und recht sehr ausgespielt, aber in den Augen der Großmutter war es noch immer das schönste und beste seiner Art. Hatte doch der Großvater damals eine mehrtägige Reise gemacht, es seiner jungen Frau zu kaufen, und das war sehr viel für einen Handwerksmann der damaligen Zeit. Aber in dem Hause war es kein Luxusgegenstand, wie in manchem vornehmeren, denn allabendlich nach des Tages Arbeit spielte die Großmutter, und der Großvater begleitete sie auf der Flöte, bis später auch die heranwachsenden Kinder sich mit hübschem eigenen Talent jedes auf selbstgewähltem Instrument an der Hausmusik beteiligten.

„Ja, es war ein schönes Leben,“ sagte die Großmutter und ihre braunen Augen strahlten, als sie den Deckel des alten Klaviers aufhob. Dann begann sie mit der alten Stimme, nur leiser und zitternder des Großvaters Lieblingslied:

Es'ich no net lang, daß' geregnet het
Die Läubli tröpfelt no,
I han emal e Schatz g'het
I wolt, i hett ihn no.

Als sie das Lied geendet, sah Gerhard, daß sie Thränen in den Augen hatte, und er wagte nicht, sie zu bitten, noch mehr zu singen. Am Nachmittag aber ließ es ihm keine Ruhe mehr, und die Großmutter begann, etwas verwundert über sein Drängen, nachdem sie erklärt, daß sie nicht mehr singen könne und daß der Verlust ihrer Stimme das sei, was sie am meisten in ihrem Alter kränke, ihm dennoch all die alten Lieder, von jedem nur einen oder einen halben Vers, vorzusingen. Ach, das waren sie ja alle, die lange nicht gehörten wunderlichen alten Weisen: „Jodelle, guck zum Fenster 'naus“ — „Dort droben vor meines Vaters Haus, da steht eine grüne Linde“ — „Herz' mich ein wenig, küß' mich ein wenig, hab' mich ein wenig lieb“ — „Schwarzbraunes Vöbeli, steh auf und laß mi ein“ — „Es ist so still, so still in der Nacht“ — „Das war der Herr von Falkenstein, er ritt auf einem schloßweißen Roß“ — „Mein schwarzbraunes Vöbeli, wie hab' i di gern“ — „Es fiel ein Tau vom Himmel herab, er fiel auf meines Feinsliebchens Grab, wohl auf die weißen Rosen“ — und wie sie alle heißen. Wie war der Hörer froh, daß er sich des allen so wohl erinnerte, wie er nur die ersten Töne von jedem hörte, daß er sogar noch wußte, wann er sie zuerst gehört, und daß es ihm nie eingefallen wäre, sie für sein eigen zu halten. Und als die alte Frau ermüdet aufhörte, begann er selbst in seinen Erinnerungen zu suchen und spielte alte Menuetts und Gavotten, die der Großvater auf der Flöte geblasen, und während die einfachen Melodien klar und rein, wie sie ihm sein Gedächtnis bewahrt, dahinklangen, spielte er wie ein lustiges Kind allerlei liebliche tändelnde Begleitung dazwischen, daß die Großmutter einmal übers andere ihm dankbar und ganz begeistert Beifall zurief. Dann lenkte er, ohne daß man's merkte, sanft hinüber in das Reich, das er sein eigen nannte, und spielte die schönsten Nummern seiner Oper, das B'hüt Gott oder Fahr wohl ausgenommen, denn er wollte wissen, ob die Großmutter mit ihrem immer noch scharfen Ohr Anklänge an Bekanntes heraushörte. Aber sie saß in ihrem Lehnstuhl, schlug den Takt und war ganz Ohr und Leben und Begeisterung. Wenn er fragte, manchmal recht heimtückisch die Frage stellend, ob sie sich denn nicht erinnere, daß der Großvater das gesungen oder die Tante Doris, dann erhielt er immer dieselbe Antwort, daß sie es nimmer wisse, sie

müsse ja wohl ihr gutes Gedächtnis jetzt auch verlieren, es klinge ihr so gar nicht, wie ein bekanntes, aber schön sei es, alles miteinander. Ob er auch Noten davon habe? Wenn das der Fall, müsse er die Lieder da lassen oder sonst sie ihr aufschreiben, sie habe eine junge Freundin, ein Nachbarskind, die gar schön sänge, das solle sie ihr lernen. Aber er solle sich nicht stören lassen und weiter spielen. Und er spielte und sang weiter, immer stolzer, immer zuversichtlicher wurde er, immer eifriger und leidenschaftlicher, er sang abwechselnd in seinen natürlichen Tönen mit einer nicht starken, aber männlich schönen, wohlklingenden Stimme, dann wieder ahmte er andere nach, dazu spielte er, daß das ehrwürdige Instrument unter seinen Händen zitterte und bebte, wandte sich dann wieder deklamierend und den Text erklärend um und schien ganz vergessen zu haben, daß sein Publikum nur aus einer einsamen alten Frau bestand.

Endlich schwieg er, und die Großmutter saß da mit gefalteten Händen. „Ist dir alles ganz neu, Großmutter?“ fragte er.

„Ganz fremd, aber sehr schön,“ entgegnete sie, wie es schien, etwas verwundert über die wiederholte Frage.

Gerhard atmete tief auf. Dann lachte er fröhlich und übermütig wie ein Kind, denn er fühlte, wie ihm die große Last, welche ihn beschwert, von der Seele genommen war, und nun gestand er, daß alles, was er zuletzt gespielt, von ihm sei, und hatte seine kindliche Freude an dem Beifall und dem Lob, das ihm gespendet wurde. Als allerletzte spielte er noch die Ouvertüre. Plötzlich unterbrach ihn die Großmutter, eben als das Regele zur Thür hereinschaute.

„Ei, das ist ja das Lied, was das Fränzle immer singt. Gelt, Regele?“

Das Regele nickte. Sie habe es schon draußen vor der Thür gehört, daß es dem Fränzle sein's sei, meinte sie.

Gerhard sprang so überrascht in die Höhe, daß die Großmutter ganz erschrocken zusammenfuhr.

„Wer ist das Fränzle, Großmutter?“ fragte er hastig.

„Nun, nun, nur nicht so gar hitzig,“ war die Antwort.

„Wer das Fränzle ist? Du wirst es ja sehen, es kommt vielleicht nachher, denn es ist heut der Tag, da es gewöhnlich mich besuchen kommt. Es hat eine hübsche Stimme und singt so gern, spielt auch ganz nett. Zu Hause aber darf es weder eines noch das andere, und wenn nicht so schon sein liebes, mitleidiges Herz es herzöge, mir Gesellschaft zu leisten, da ich immer so allein, würde es, glaube ich, dem Klavier zu lieb daher kommen, so oft es kann. Es wohnte eine Zeitlang da zur Rechten neben uns, seit einem Jahr aber hat seine Tante, die eine unzufriedene, unfelige, alte Kreatur ist und immer meint, daß es ihr auf der Welt nicht gefalle, daran sei die Wohnung schuld, ein anderes Logis bezogen, auch nicht weit von hier, eben um die Ecke bei der Kirche —“

„O Großmutter,“ unterbrach Gerhard hastig, „sag mir — wie heißt das Fränzle?“

„Ja, siehst du, das weiß ich kaum. Ich heiß es nur das Fränzle. Das alte Fränzle heißt Ottermann, aber den Namen hat sie nicht, es ist, warte, ich glaube 's ist etwas mit einem T.“

Aber Gerhard hörte nicht mehr. Er war wohl seiner Sache sicher und brauchte keinen Namen mehr. Er stand vor der alten Frau mit glänzenden, erwartungsvollen Augen, wie einst der Knabe vor der geschlossenen Weihnachtsthür, selig und stumm in dem Bewußtsein, daß jetzt der Augenblick, der sehnlichst erhoffte, endlich, endlich gekommen sei. „Wie hübsch ist er, und wie sieht er seinem Großvater so ähnlich,“ dachte sie. „Gerade so sah er aus, als er dazumal mich im Schlitten fuhr — vor — ach, vor wie viel langen Jahren! Aber woher mag er nur unser Fränzle kennen? Es ist doch seit den drei Jahren, da es hier in Wiesenheim wohnt, nie verreist.“

„Da kommt eben das Fränzle,“ sagte das Regele zur Thür herein.

Gerhard eilte zum Fenster. „Nein, nein,“ sagte die

Großmutter, „da siehst du es nicht, es kommt immer von hinten durch den Weinberg und über den Hof, denn es muß erst den Schoßhund seiner Tante, den es immer spazieren führen muß, in den Holzschuppen sperren.“

„Und da kommt es hier herein, das Fränzle, gleich hier herein?“

„Gewiß,“ lachte die Großmutter, „es ist gut bekannt hier, und so vornehm sind wir nicht, daß noch erst lange angefragt und gemeldet sein muß.“

„Dann — dann geh' ich so lange ins Hinterzimmer,“ sagte Gerhards.

„Aber nein, du wirst dich doch nicht vor einem hübschen Mädchen fürchten! Dacht' nicht, daß du so wärst. Und gar da du es kennst, wie du sagst.“

„Das ist es ja gerade, Großmutter. Ach, thu mir die Lieb' und bitt das Fränzle, das Lied zu singen, du weißt, welches ich meine, und von mir sag kein Wort. Ich höre dann schon, ob es das rechte Lied ist und das rechte Mädchen.“ Im nächsten Augenblick war er hinter der Thür verschwunden, die er leicht angelehnt ließ. Draußen aber hinter der andern Thür ließen sich allerlei seltsame Töne vernehmen, bis sich dieselbe öffnete und eine silberhelle Stimme rief: „Grüß Gott, Großmutter, wissen Sie nicht, wo das Regele ist? Der Holzschuppen ist versperrt und der Schlüssel steckt nicht,“ und gleich darauf erschien ein blondes, junges Mädchen im hellen Sommerkleide, einen Strohhut auf dem Kopfe und ein klaffendes Hündchen im Arm. Es war, als ob ein Lichtglanz ausging von der zierlichen, schlanken Gestalt, von dem frischen, blühenden Antlitz, das so fröhlich in die Welt hineinsah, und als ob ein Abglanz davon auf die alte Frau im Lehnstuhl fiel, die ihrem Liebling freundlichen Willkomm zunichte.

„Geh' Ihnen gleich die Hand,“ sagte das junge Mädchen, „wenn ich nur erst das dumme Azurle los bin. Ob er's nicht merkt, daß er eingesperrt werden soll? Kann dir aber nicht helfen, Azurle, du kannst nachher noch genug umherlaufen, die Großmutter aber muß immer so still dastehen mit ihren kranken Füßen. So, da ist das Regele. Azurle, nun sei vernünftig, mein Tier, und laß dich brav einsperren, es hilft dir ja doch nichts. Lassen Sie den Schlüssel stecken, Regele, ich darf nur ein halbes Stündchen bleiben.“

„So kurz heute, Kind?“ meinte die Großmutter. „Und ich habe mich gerade heute auf deinen Besuch gefreut, hab' auch eine Überraschung für dich.“

„Glaub's,“ lachte das junge Mädchen, „ich hab' sie schon gerochen, die Überraschung, sie ist frisch und braun und mit Zucker bestreut und das Regele ist sehr stolz darauf — und es ist ein Gugelhupf.“

Die Großmutter lachte. „Fehlgeschossen! Frisch und braun ist's und stolz darauf sind wir beide, das Regele und ich, aber mit Zucker bestreut ist's nicht und ein Gugelhupf ist's auch nicht.“

„Dampfnudeln?“ forschte das Fränzle mit großen neugierigen Augen.

„Auch nicht. Aber jetzt wird nicht geraten, du wirst es schon sehen. Erzähl' mir ein wenig, Kind, wie geht's denn?“

„Prächtig, Großmutterle. Es war gut Wetter bei uns, die letzten Tage. Die Tante hat ihre Zinsen gekriegt, einen ganzen Beutel voll — sie läßt sich's immer in Silber schiden, damit sie recht viel zu zählen hat, da war sie gut aufgelegt und hat gar nicht besonders viel gescholten, obgleich wir Wäsche hatten die Woche. Und dann ist meine Kalla aufgeblüht und zu allem haben wir noch heute in der Frühe die schönste Musik gehabt, eine ganze Stunde lang, das war ein Ständchen, das sie dem Herrn Schachtelhuber unter uns gebracht haben. Großmutter, wenn ich einmal sehr, sehr viel Geld hätte, ließ ich mich jeden Morgen mit Musik aufwecken, das ist zu schön! Erst müßten sie einen Choral blasen, so wie heute morgen: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern,“ so lange bis der zu Ende war, blieb ich im Bett und betete und dachte an meine Eltern, dann aber mußte ein lustiger Walzer

kommen, und wenn der anginge, spränge ich eins, zwei, drei aus dem Bett und da finge der Tag gleich hübsch an. Aber — da schwag' ich von tanzen und springen und Sie können nicht einmal gehen, Großmutter. Was machen denn Ihre Füße?"

"Immer das Gleiche, Kind. Wenn ich gut zu ihnen bin und sie hübsch in Ruhe laß, sind sie auch gut zu mir und thun mir nicht weh."

"Ach, wie muß es traurig sein, immer so still sitzen zu müssen. Wenn ich Ihnen doch irgend etwas dazu thun könnte." — "Du thust mir genug, Kind, daß du, so oft du kannst, zu mir kommst. Und heute nachmittag — bis der Kaffee kommt und die — Über-

raschung — singst du mir ein wenig, gelt?" Das junge Mädchen ging ans Klavier. "Es steht ja offen," sagte es, "ich sah es gleich beim Hereinkommen. Wer hat denn gespielt?" "Wie du neugierig bist. Sing nur." "Was soll ich singen?" "Sing das Lied vom Scheiden, das du lezt hin sangst." Das junge Mädchen setzte sich ans Klavier, räusperte sich, begann ein einfaches kleines Vorspiel, räusperte sich wieder und stand auf. "Ich weiß nicht," sagte es, "ich kann das Lied heut nicht singen, mir ist so eigen zu Mut, so ängstlich — ich weiß nicht, was mir

ist." "Nun, du wirst doch nicht nervös werden, wie es heutzutage Mode ist?"

"Nervös? O Gott bewahre, weiß gar nicht, was das ist. Aber ich bin ein wenig heiser und mir ist so — so wunderbar. Wie wär's, Großmutter, wenn wir erst den Kaffee und die 'Überraschung' vornähmen? Nachher geht's vielleicht besser."

"Nein, nein, sing nur erst so gut, wie es geht. Du brauchst die Thür nicht zuzumachen, es zieht nicht."

"So will ich's noch einmal versuchen."

Wieder ertönten das Vorspiel und die ersten beiden Zeilen des Liedes, und wieder hielt die Sängerin, diesmal hoch errötend und erschrocken, inne. Die Thür, die nur angelehnt gewesen, hatte sich leise geöffnet und der Eindringling

stand ihr plötzlich gegenüber, fast ebenso verlegen und erschrocken wie sie. "Fräulein Franziska, Sie, Sie hier?" stammelte er, ihr beide Hände entgegenstreckend. "O, wenn ich geahnt —" ein Blick auf die Großmutter mochte ihn hindern, mehr zu sagen. Das junge Mädchen schwieg, aber die kleine Hand, die sie Gerhard reichte, zitterte leise.

"Aber wie ist mir denn?" murmelte er. "Sie — Sie fingen an zu singen — wie kamen Sie zu dem Liede?" Sie senkte in holder Verwirrung die Augen. "Verzeihung, flüsterte sie, 'ich weiß, daß ich unrecht gethan habe' — sie konnte nicht weiter sprechen. Wie eine auf einem Verbrechen erappte Sünderin stand sie da, bald blaß, bald rot werdend. "Seien Sie nicht böse,"

bat sie endlich, nach Worten ringend, "ich dachte, Sie könnten es so leicht wieder schreiben, und mich machte es glücklich. Ich weiß ja, daß es unrecht ist, darf ich es behalten?" "Aber ich verstehe kein Wort von dem allen," sagte die Großmutter vom Fenster her. "Was hat denn das Kind behalten, was dir gehörte, Gerhard?" Statt aller Antwort kauerte Franziska sich auf den Fenstertritt zu ihren Füßen nieder und vergrub ihr Antlitz in ihren Schoß, Gerhard aber beugte sich über sie und sprach wirre, unzusammenhängende Worte, flehende Bitten vor allem, ihm



Die Berliner Markthallen: Mittlerer Teil der Zentralmarkthalle.

zu verzeihen, daß er sie erschreckt, weil er selbst so erregt gewesen, aber das arme Kind hielt nur immer fester der Großmutter Hände umklammert und wandte ihr, Gerhard's Blick vermeidend, ihr thränenüberströmtes Antlitz zu.

"Kind, Kind," sagte die Großmutter ängstlich, "ich sah dich ja noch nie wie heut. Was ist denn, was hast du mit dem Gerhard?"

"Es war oben im Walde am Wettersee," begann das Mädchen schluchzend, "ich fand das Blatt mit Bleistift geschrieben, es war ganz naß, der Regen hätte es doch gleich verwischt."

"Und Sie wußten, daß es von mir war?" forschte Gerhard.

"So frag sie doch nicht aus," unterbrach die Großmutter

ärgerlich, „das lohnt sich auch, so viel Worte darum zu machen. Du brauchst es ihm nicht zu sagen, Kind, wenn du nicht willst, was liegt denn daran? Gelt, du fandest das Lied?“

„Ich nahm es mit,“ entgegnete Fränzele stöhnend, „und machte mir selbst die Begleitung, und die Worte dazu, die — die fielen mir so ein, und am andern Abend, als Sie abgereist, sang ich es, als musiziert wurde. Alles hörte zu, auch die alten Herren, die sonst nie auf die Musik hörten, kamen in den Saal und die beiden ältesten Wirtstöchter sangen es mir gleich nach, und ich wußte, daß es nur das Lied, nicht mein Singen war, was ihnen allen so gut gefiel. Die Crescenz, die zweite von den drei Mädchen, hat den Wirt vom neuen Ruchhaus im Pocherthal geheiratet, ich hab' ihr zur Hochzeit Glück gewünscht und sie hat mir geantwortet und auch geschrieben, daß sie ihrem Manne und seinen Freunden oft zur Zither sänge und daß sie nichts lieber hörten, als das H'üt Gott.“

„Und so ist meinem armen Lied die Ehre widerfahren, ein Volkslied zu werden,“ jubelte Gerhard. „Ehe ich es noch der Welt gesungen, hat es auf eigenen Flügeln den Weg gesunden in die Herzen der Menschen. O, was ist all der Beifall des Opernhauses gegen diese Stunde!“ Er starrte in glückseliges Träumen verloren vor sich hin.

„Du schreibst es noch einmal?“ fragte die Großmutter ihn aus seiner Verzückung wieder in die Gegenwart zurückrufend.

„Ich hatte jene Notiz vollkommen vergessen,“ war die Antwort, „jetzt erinnere ich mich ihrer dunkel. Ich darf ja nicht hoffen, daß jene Skizze sich zufällig erhalten haben sollte, aber sie wäre von großer Wichtigkeit für mich.“

„Das Blatt ist — ich habe es aufbewahrt,“ entgegnete Fränzele schnell, wurde aber plötzlich feuerrot, als sie Gerhards glückselig strahlende Augen auf sich geheftet fühlte. „Das heißt,“ verbesserte sie, „es ist — durch einen Zufall.“

„O, wie danke ich diesem Zufall,“ entgegnete er warm. Ihm war es in diesem Augenblick trotz allem nicht um das Blatt zu thun, die glückselige Überzeugung, daß sie es aufbewahrt hatte, durchzuckte ihn mit unennbarer Seligkeit und verdrängte jeden andern Gedanken.

Die Großmutter aber war weniger befriedigt. Sie wollte wissen, wie und wo, und Gerhard mußte sich bequemen, alles zu erzählen, was ihn hergebracht und wie er ihre liebe junge Freundin kennen gelernt hatte.

„Aber, was thatet Ihr denn da einmal den ganzen Tag?“ fragte sie endlich. Die allzeit thätige Frau, welche ihr Lebenlang einem großen Haushalt vorzustehen gehabt, hatte es nie verstehen können, wie Leute, die nicht krank seien, in Bäder und Sommerfrischen reisen könnten, wo so gar nichts für sie zu thun sei. Beide schwiegen, und die alte Frau sah eins ums andere an mit ihrem klugen Lächeln und dachte wohl, sie wisse, wozu jene die Zeit benützt. Dann aber erinnerte sie an den Nachmittagskaffee, mit dem das Regele wartete. Das Fränzele aber wollte nun nichts mehr davon wissen, es mochte genug haben an der „Überraschung,“ vermied ängstlich dieselbe anzusehen und hatte auf einmal so gewaltige Eile, wieder zu der Tante zu kommen, daß die Großmutter es lächelnd geschehen ließ, daß sie ihr in ängstlicher Hast die Hand zum Abschiede reichte, nach Hut und Handschuhen griff und nach kaum bemerkbarem Kopfnicken gegen Gerhard verschwunden war, — und sie mußte es wohl auch geschehen lassen, daß dieser ihr, als ob sich das von selbst verstände, langsam folgte.

An der Thür des Holzschuppens traf er sie, wie sie eben den Hund herausließ oder vielmehr herauslassen wollte, denn in Wirklichkeit kratzte das Tierchen jämmerlich winselnd von innen an der Thür, und seine Herrin stand draußen, das Köpfchen gegen die Bretter gedrückt und ihr Tuch vor dem Gesicht, leise weinend. Als sie aber die Schritte über den Hof kommen hörte und kein Entrinnen sah, ging das Weinen in heftiges Schluchzen über. Das Hündchen drinnen aber begann ganz laut und erbärmlich zu heulen, und hörte auch, als es befreit war, noch nicht auf.

Schweigend und immerfort weinend ging das junge Mädchen über den Hof in den Garten, Gerhard neben ihr.

„Nicht wahr, ich darf Sie doch begleiten, Fräulein Franziska?“ begann er nach einer Weile und es lag solch treuherzige Offenheit in seinem Blick und so viel freundliche Abbitte, daß Fränzele nicht umhin konnte, ihm durch ihre Thränen einen freundlichen Blick zu gönnen. Ermutigt ergriff er ihre Hand. „Ich kann Sie nicht weinen sehen, liebe Franziska,“ sagte er innig. „Wenn es Ihnen unangenehm ist, so gehe ich gleich zurück, aber ich möchte Sie so gern noch ein Stück Weges begleiten.“

„Ich — ich habe ja schon Begleitung,“ sagte Fränzele ausweichend, auf das Hündchen zeigend. Ich gehe auch nicht geraden Wegs nach Hause, sondern auf Umwegen durch den Weinberg, denn die Tante, die aus dem Fenster nach mir ausschaut, muß glauben, daß ich vor dem Thor gewesen mit dem Azurle. Es ist nicht schön, daß ich sie hintergehe, gelt? Aber ich dürfte sonst die gute Großmutter nie besuchen, und sie kann doch nicht ausgehen und ist so oft allein. Und sie war so gut zu mir, als wir noch neben ihr wohnten, o so gut, wie niemand zu mir gewesen, seit meine Eltern gestorben.“

Diese Erinnerung weckte die Thränen aufs neue, und das Azurle, das eine Weile geschwiegen, begann wieder sein klagendes Leises Geheul.

Fränzele lachte durch ihre Thränen. „Das dumme Tier,“ sagte sie. „Sie dürfen's ihm nicht übelnehmen, dem Azurle,“ fügte sie entschuldigend hinzu, „es ist ein Kunststück, das ich ihn lehrt, ich sing ganz gottserbärmlich in hohen Tönen und er stimmt mit ein und wir machen eine schreckliche Musik zusammen. Und jetzt hat er gemeint, ich geb' ihm das Zeichen dazu. Es ist sehr dumm und sehr albern, ich weiß es, aber es ist oft so langweilig zu Haus. Aber was schwach' ich Ihnen da vor,“ schloß sie lachend und verwirrt, und wieder streifte ihr Blick ihn mit einem ängstlich fragenden Ausdruck, den er schon einmal an ihr bemerkt. Er wußte wohl, daß ihn nie das geistvollste Gespräch so gut unterhalten, wie dies Geplauder, und er war klug genug, nicht weiter auf frühere Beziehungen anzuspielen, sondern nur ganz unbefangen nach jenem Leben und Ergehen zu fragen und nach diesem und jenem, was sie ihm, zutraulich werdend, heiter und unbefangen beantwortete. Wie bei den Kindern war bei ihr Lachen und Weinen noch sehr nahe bei einander. Dann, als sie den Garten und dann den Weinberg durchwandert und nun an der Stelle angelangt waren, wo ein schöner schattiger Spaziergang, wie Gerhard sehen konnte, wieder hineinführte in die etwas tiefer gelegenen Straßen der Stadt, sah sie wieder mit dem alten lieben nettschen Lächeln zu ihm auf, das er so oft wachend und träumend gesehen.

„Gelt, Sie gehen jetzt zurück,“ sagte sie, ihm ihre Hand reichend. Es könnte uns jemand begegnen, und die Leute wissen's ja nicht alle, daß — daß“

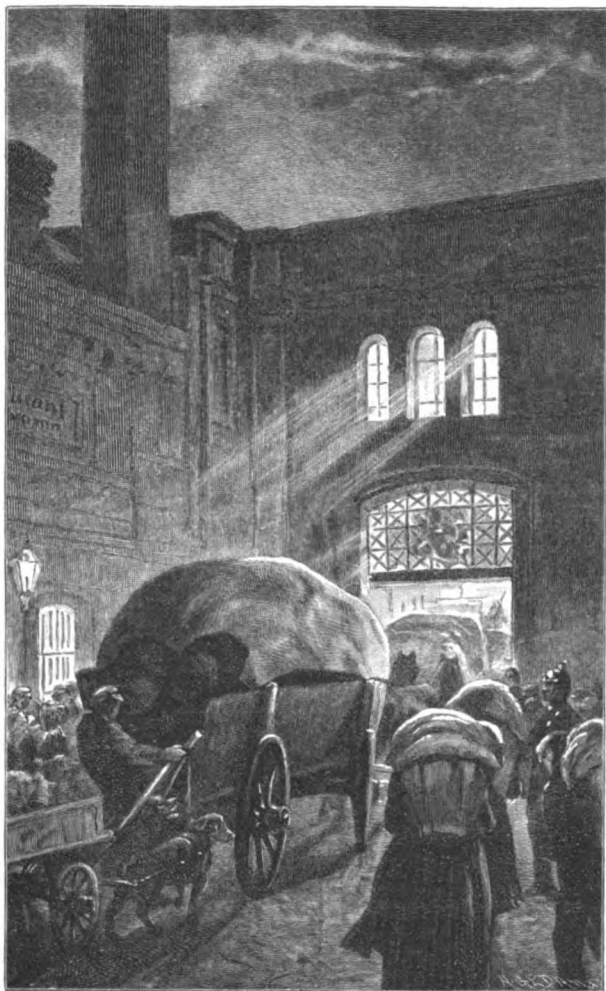
„Daß wir alte gute Freunde sind,“ ergänzte er, „denn das sind wir doch noch, nicht wahr? Und morgen darf ich Sie wieder begleiten bis hierher, darf ich? Denn Ihr musikalisches Hündchen muß doch bei dem schönen Wetter spazieren geführt werden. Und dann — darf ich so unbescheiden sein, zu bitten, daß Sie mir das Blättchen mitbringen, das Sie durch einen Zufall aufbewahrt haben?“

Sie erschrak heftig. „O nein,“ entgegnete sie stöhnend und machte eine abwehrende Bewegung, „ich glaube, Sie können es doch nicht mehr lesen, es könnte auch vielleicht verloren —“ aber dann begegnete sie seinem ernststen Blick und sah, daß er nicht an die Lüge glaubte, und schwieg in gänzlicher Ratlosigkeit.

„Ich sehe, daß Sie nicht gern daran erinnert sein wollen,“ sagte er sanft, „was liegt auch daran?“

„Nein, nein, ich weiß, es muß Ihnen daran liegen, es ist ja so natürlich — aber ich — es kommt nicht darauf an,“ fügte sie mit plötzlichem Entschluß hinzu, „ich werde Ihnen das Blatt morgen bringen. Aber nun müssen Sie zurückgehen.“

(Schluß folgt.)



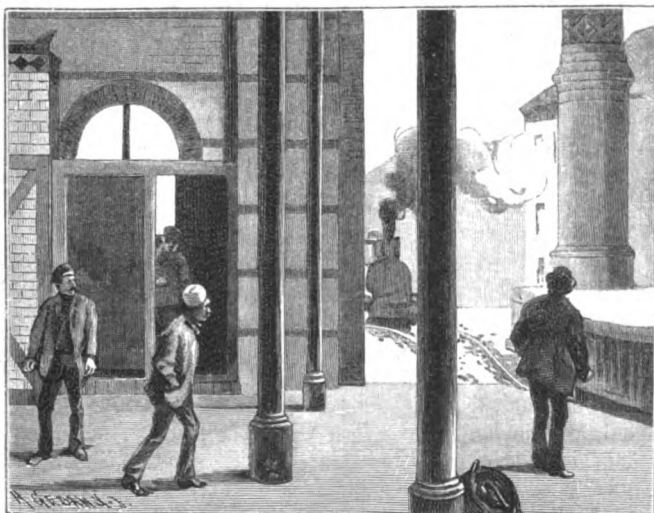
Die Berliner Markthallen: Einfahrt der Zentralmarkthalle am Alexanderplatz für Wagen (von nachts drei Uhr bis früh sechs Uhr).

Die neuen Berliner Markthallen.

Von Th. Coßmann.

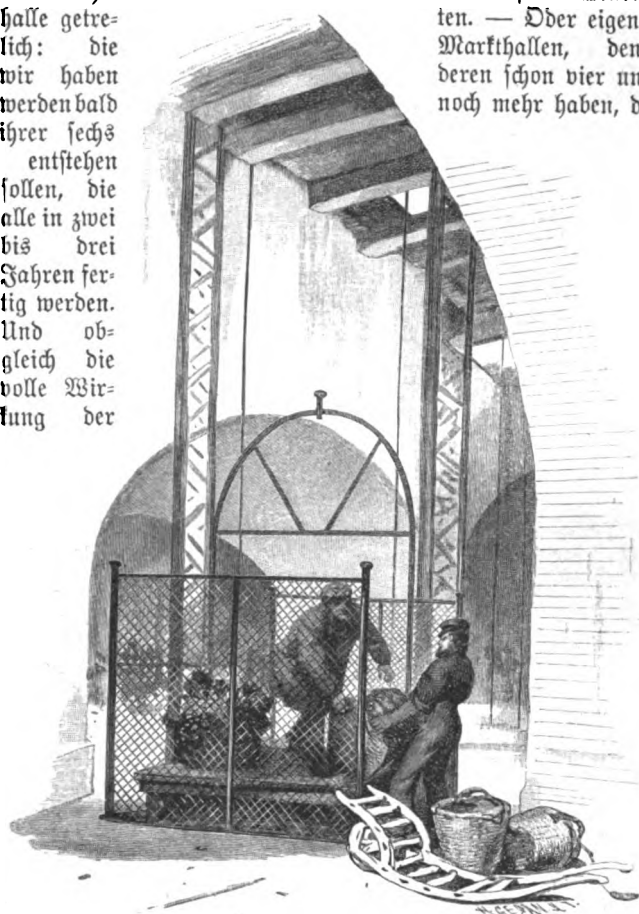
Ja, schön ist Berlin jetzt mit seinen Palästen, seinen monumentalen Bauten, seinen Museen und seinen Läden, prächtig und schön. Aber hübscher war es doch früher, als es noch die harmlose Stadt war, von der Saphir sagte: „Wien ist eine große Stadt, Berlin eine Stadt, die groß ist.“ Damals, als wir Buben noch ungestört von Pferdebahnen und Omnibussen auf offener Straße unsere Jagd- und Kriegsspiele abhielten und sogar Drachen steigen lassen konnten! Aber das ist lange her!

Damals durchzogen die Straßen allerlei Verkäufer, die



Die Berliner Markthallen: Einfahrt der Stadtbahn in die Zentralmarkthalle am Alexanderplatz.

ihre Waren mit schriller Stimme ausriefen oder anzeigten; vor allem der Blundermaß oder Haderlump, der mit seiner Karre umherzog und wie der Rattenfänger von Hameln durch den Ton seiner Pfeife Knäblein und Mägdelein aus den Häusern lockte, die ihre schnell von der Mama erbettelten Lappen bei ihm gegen Bilderbogen, Schreibhefte, blanke Ringe mit Glassteinen oder Nadel und Zwirn umtauschten; da hörte man die Rufe: „Spandauer Zimtprägeln!“ (ich schreibe, wie sie sprachen); „Büdelinge, Büdelinge!“ „Radies, Radies,“ „Hale Stie,“ was Havelstinte heißen sollte und mit besonders gellender Schlußsilbe gerufen wurde, „saure Furken!“ u. dgl. m. Auch sie sind jetzt verschwunden, nur der fliegende Wursthändler durchzieht noch mit dem Ruf: „Warm sind sie noch!“ nächtlich die Straßen und verkauft seine Ware an solche Passanten, die wohl noch Hunger, aber kein Unterscheidungsvermögen mehr haben. Die andern alle sind vom rollenden Rade der Zeit zermalmt, das heißt, von der hohen Polizei von den Straßen fort auf die offenen Märkte verbannt worden. Und nun haben auch diese aufgehört und an ihre Stelle ist die Markthalle getreten. — Oder eigentlich Markthallen, denn deren schon vier und noch mehr haben, da



Die Berliner Markthallen: Am Fahrstuhl.

Markthallen sich erst zeigen kann, wenn alle vollendet und im Betrieb sein werden, so läßt sich doch schon heute ihr großer Wert und ihr günstiger Einfluß auf das ganze wirtschaftliche Leben Berlins erkennen, namentlich auf das hauswirtschaftliche.

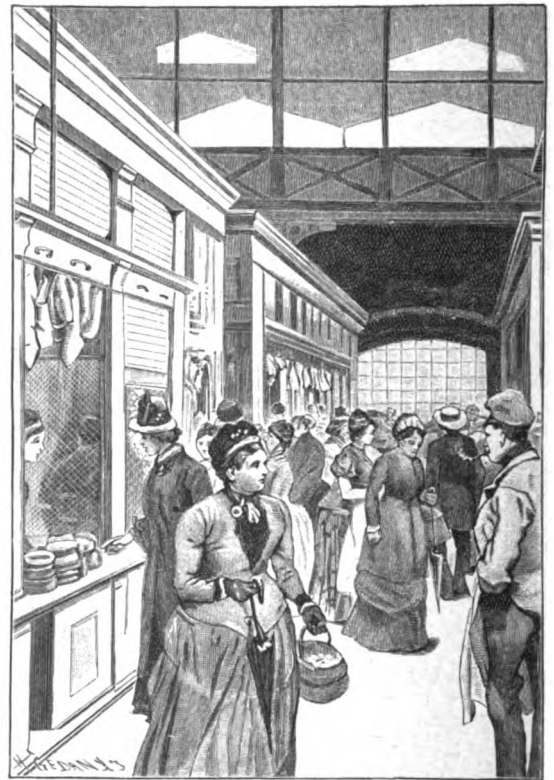
Seit Jahren sind unsere städtischen Behörden bemüht, die Straßen von allen Verkehrshemmnissen möglichst zu entlasten und ebenso die zopfigen Überreste der alten kleinstädtischen Zeit zu beseitigen. So sind die Jahrmärkte auf den Ausflugsbeeteat gesetzt und einstweilen aus dem Innern der Stadt an die äußerste Peripherie verbannt; so wird der Weihnachtsmarkt immer mehr beschränkt und so sollen endlich die Wochenmärkte von den öffentlichen Plätzen verschwinden und dafür Spiel- und Schmuckplätzen, Garten- und Baumanlagen Platz machen, die ebenso angenehm als der Gesundheit zuträglich sind. Ein Ersatz für diese Märkte mußte aber geschaffen werden und das geschah durch die Markthallen. Es wurde vor längerer Zeit eine Deputation nach Paris und



Die Berliner Markthallen: Tragefrauen.

sogar den Vorzug: hier allein haben die Markthallen, wenigstens die größte, die Zentrallhalle, von der wir hier eingehender und vorzugsweise berichten werden, direkt Anschluß an einen Bahnkörper, die Stadtbahn, so daß ihr die Waren von allen Punkten des In- und Auslandes aus ohne Zeitverlust und ohne das lästige und kostspielige Umpacken zugeführt werden können. Die andern drei Hallen sind kleiner, da sie nur den Bedarf ihres Stadtteiles zu befriedigen haben; vor dem Eingang zur Halle selbst sind aber überall stattliche Gebäude aufgeführt, deren Portale die Ein- und Ausfuhr gestatten und die zu Läden, Wohnungen, Büreaus eingerichtet und vermietet sind. In dem Hause der Lindenstraßen-Markthalle ist die Handwerkerschule untergebracht, und eine Sandsteingruppe auf dem Giebel, sowie die Emblemschilder unter den Fenstern stellen allegorisch die Gewerthätigkeit dar und geben die Insignien der einzelnen Gewerke. Jede dieser drei Hallen hat auch ihren besonderen Charakter. Die der Friedrich-Lindenstraße gewährt den Anblick einer vollkommenen Blumenausstellung; die schönsten Zierpflanzen, kostbare Bouquets, Kränze mit Schleifen aller Art, die hier im geschützten Raume sicher ausgelegt werden

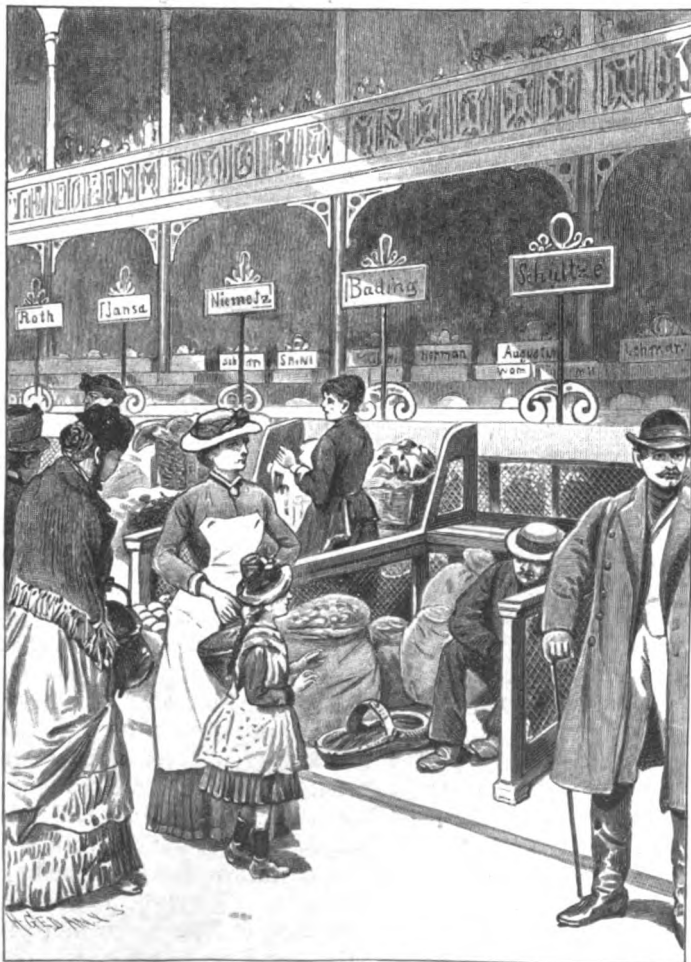
London geschickt, um die Einrichtung und das Wesen der dortigen Hallen zu studieren und, was sie praktisch gefunden, hier einzuführen. Reiche Erfahrungen wurden da gesammelt und hier verwendet; und in einem wichtigen Punkte hat Berlin



Die Berliner Markthallen: Fleischverkauf.

können, gewähren einen prächtigen Anblick; hier hat sich auch schon eine Kunstgärtnerbörse etabliert. Die Dorotheenstraßen-Halle ist dagegen mehr den Früchten geweiht, dem Obst, welches die „Werberfchen,“ d. h. die Obstzüchter aus dem bei Potsdam gelegenen Werder täglich in drei oder vier vollgepackten, von einem Dampfer geschleppten, Schiffen hereinbringen. Sie legen auf dem Wasser am Reichstagsufer hinter der Halle an und bringen ihr Obst sofort an die Verkaufsstellen. Alle Hallen aber haben dieselbe treffliche Einrichtung: die Stände, jeder vom andern getrennt, sind sauber und geräumig; die der Engroschlächter sind mit Haken zum Aufhängen des Viehes versehen, die der Detailisten haben Marmortische, Kasse, Wiegeschalen und auch Haken. Sie sind ferner fest umgittert und verschließbar. Die Fischkästen mit zu- und abfließendem Wasser bestehen in Marmorbassins, in denen die Fische lustig umherschwimmen und sich offenbar viel wohler fühlen und gesunder erhalten als in den bisherigen Fischklübeln auf dem Markt. Alle Bassins haben eine Drahtdecke und sind auch verschließbar. Auch alles andere, was sonst auf den Wochenmärkten feil gehalten wurde, ist hier vertreten: Butter, Käse, Vorkost, Gemüse, Seringe, Flundern zc. zc. Und alles ist jetzt wohlgeordnet, sauber und viel appetitlicher anzusehen. Zwischen den Reihen und Ständen, die alle nach der Ware geordnet sind, so daß die Fleischer, die Fischer zc. nebeneinander ihren Stand haben und die Käufer nicht mehr von einer Stelle des Marktes zur andern umhersuchen müssen, ziehen sich breite, sauber gehaltene gepflasterte Wege für die Käufer hin, und eine gute Ventilation sorgt für reine, gesunde Luft. Auch hat jede dieser Hallen ihr Restaurant, das für mäßige Preise gute Speisen und Getränke liefert. Daß diese Lokale, die meist mit einem Garten versehen sind, gute Geschäfte machen, wird dadurch bewiesen, daß der Restaurateur in der Zentrallhalle 12 000 Mark Pacht zahlt, und doch bald ein reicher Mann sein wird.

Das tausende Publikum, namentlich die Hausfrauen, haben auch schon den hohen Wert der neuen Einrichtung würdigen gelernt. Es ist ja auch viel angenehmer, nicht nur zwei Marktvormittage zum Einkauf zur Verfügung zu haben, sondern die ganze Woche und zwar den ganzen Tag, da die Hallen bis acht Uhr abends und auch an



Die Berliner Markthallen: Obst- und Gemüsehandel.



Die Berliner Markthallen: In Regen und Sturm ergraute Hölzerin.

welch hohen Gewinn es ihnen bringt, daß sie ihre Waren nicht mehr dem Verderben durch Sonnenbrand, Schnee oder Regen aussetzen brauchen, daß sie nicht fortwährend aus- und einpacken und von einem Markt zum andern fahren müssen; sie sehen ferner ein, wie viel besser es sich verkaufen läßt, wo alles sauber aussieht.

Noch eine andere für das Publikum höchst angenehme Wirkung hat die Übersiedelung in die Markthallen gehabt: die Marktleute selbst, namentlich die Marktweiber, sind verändert. Die verwitterte Gestalt mit dem entseßlichen wachsebenen Wetterdach auf dem Kopfe, den Mund jederzeit zu einem Ausfalle, zu einer Grobheit bereit, findet man in den Markthallen nicht mehr; an ihrer Stelle sind saubere Gestalten mit weißen Schürzen und kleineren, kleidsamen Hüten getreten. Manches hübsches Gesicht, manche anmutige Gestalt, die man früher nie gesehen hat, zeigen sich jetzt, und auch das Wesen ist verändert: in dem vornehmen, geschlossenen Raum fühlen sie selbst sich anders und verlieren ihre früheren widerwärtigen Manieren. Ja, es zeigen sich schon „Elegants“ der Halle, wie hier unser junger Fleischer mit seinem Schnurrbärtchen, seinem Schlipf, seiner Busennadel und seinem Oberhemd — man sieht, er fühlt sich und will dem Orte Ehre machen, vielleicht auch einer Kundin besonders gefallen; wer weiß!

Das haben alle Markthallen gemeinsam. Wollen wir jetzt einmal die Zentralmarkthalle und das Treiben in ihr bei



Die Berliner Markthallen: Flügels- und Wildhändler, eine Gartnerin u. in mächtigen Sand-

Sonn- und Festtagen bis neun Uhr morgens geöffnet sind. Letzteres kommt besonders den Arbeiterfrauen zu gute. Die Händler, die sich anfangs dieser, wie jeder anderen Neuerung abgeneigt zeigten, die am letzten offenen Markttage ihre Buden zum Teil mit Trauerkränzen bekränzten, und in teils humoristischen, teils wehmütigen Versen Abschied von ihrem alten Standort nahmen, sind jetzt auch schon mit der neuen Einrichtung versöhnt. Sie sehen ein,



Die Berliner Markthallen: Kleinhandel.

steinfluren angebracht sind. Treten wir ein, so überraschen uns die Sauberkeit und die gesunde, frische Luft, zumal wenn wir vielleicht eben an einem Viktualienkeller vorbeigegangen sind, der gerade geöffnet wurde und aus dem die Dünste von Käse, Feringen, Kartoffeln, Gemüse u. vereint in scheußlichem Gemisch hervordrang. Innen sehen wir zuerst, durch breite Wege getrennt, fünf Reihen Schlächterstände, eine Reihe Wildhändler, zwei Reihen Mehl- und Vorkosthändler, vier Reihen für Butter und Käse, sechs sogenannte Inseln, das heißt nicht in Reihen geordnete Stände für Gemüse, zwei Reihen für Mehl und Vorkost, wozu auch alle Backwaren (Brot und Kuchen) gehören, sechs Fischreihen und in den Nischen der Stadtbahnbogen, die noch in der Halle liegen, finden wir die Blumenverkäufer. Vertreten aber sind in diesen Ständen:

100 Engrosschlächter, 108 Detailschlächter, 28 Wildhändler, 28 Mehl- und Vorkosthändler, 43 Flussfisch- und 11 Seefischhändler, 89 Obst- und Gemüsehändler, die auch in der Zahl von 63 die Inselstände besetzt haben, 52 Butter- und Käsegeschäfte. Sechzehn Nischen sind mit Diversen besetzt und 32 Stände hat der Verein Plöz inne, das ist eine von Herrn Plöz geleitete Vereinigung einer Zahl von Engros- Obst- und dergleichen Händlern, welche gemeinsam Geschäfte machen und Kosten und Gewinn nach Verhältnis teilen. Und selbst diese große Anzahl von Ständen genügt noch nicht dem Bedürfnis, so daß die Verwaltung gestatten mußte, daß der Inhaber eines Standes sich noch Mieter halten darf. Die Mieter selbst haben zu zahlen, pro Tag und Quadratmeter Raum: die Fischer 60 Pfennig, wofür sie zugleich das Wasser frei haben — die Direktion selbst hat täglich 125 Mark für Wasserverbrauch zu zahlen — die Fleischer 50 Pfennig, Obst- und Delikatessenhändler 30 Pfennig, Kartoffeln 20 Pfennig, grobe Holzwaren 10 Pfennig. Daß diese Preise

nicht zu hoch gegriffen sind, sieht man aus der Nachfrage nach Plätzen.

Die Zentralhalle beschränkt ihren Marktverkehr nicht auf die Lebensmittel; in der Halle befinden sich auch vier breite, große Galerien, welche teils ringsumher, teils quer durchgehen; auf denselben befinden sich die Büreaus der Verwaltung, Kontore und Geschäftsräume der Engrossisten und Vermittler (über die wir später zu berichten haben) und eine Menge Verkaufs-



Die Berliner Markthallen: Der Elegant der Halle.



Die Berliner Markthallen: Fischstände.

stellen für Wein, Tabak, PorzellanGeschirr, Klempnerwaren Bijouterie-, Leder- und Galanterie-, sowie feine Porzellanwaren zc. So angenehm dies auch für das Publikum ist, so will doch die Polizei, die sich an die Marktordnung hält, dies nicht dulden. Die Verhandlungen dauern noch fort, man fürchtet aber, die Polizei werde nach den Bestimmungen des Gesetzes obliegen. Sie kommt übrigens sonst dem ganzen Unternehmen, dem besonders Herr von Madai sein Interesse zugewendet hatte, freundlich entgegen.

Nun zum Marktverkehr selbst. Die etwa achthundert Stände der Halle müssen stets mit allem Nötigen versehen und reichlich verproviantiert sein. Was an einem Tage nicht verkauft wird, können die Händler ruhig in ihren Auslagestellen lassen oder in die Keller bringen, in welche Fahrstühle hinabgehen. Eben so weit wie oben die Halle, zieht sich nämlich unten ein gewaltiger gewölbter Keller mit Beleuchtung und Wasserleitung entlang, der ringsum ausgestattet ist mit verschließbaren Schränken mit lustiger Gitterwand, die reichlich benutzt werden. Die Verproviantierung geschieht in der Nacht, und zwar außer durch Eisenbahnwaggons noch durch viele Privatfuhrwerke, die in der Zahl von 4—600 täglich oder vielmehr nächtlich hier einfahren. Wenn die Glocke den Markt ausgeläutet hat, abends um acht Uhr, fahren die ersten Wagen ein; diese erste Zufuhr dauert bis zehn Uhr. Die Wagen fahren gleich vor die betreffenden Stände, denn eine breite Fahrstraße von 87½ Meter Länge durchzieht die ganze Halle. Dann tritt eine Pause ein, um 12 Uhr 20 Minuten ertönt aber das Signal der Stadtbahn, deren Perron direkt an die Halle reicht. Alle für die Markthalle bestimmten Sendungen werden zuerst nach dem Schlesischen Bahnhof dirigiert und gehen von da in gemeinsamem, 5 bis 10 Waggons starkem Zuge nach der Halle. Sobald die Waggons angelangt sind, wird die Planke, welche jeden Wagen schließt, abgenommen und die Ware von einer Anzahl von Arbeitern (dem Personal der Gesellschaft für Möbelfuhrwerk, welche dieses Geschäft in Entreprise hat) in Empfang genommen und auf den mächtigen sechs Fahrstühlen hinunter befördert in den eigentlichen Marktraum, denn der Perron liegt oben. Da jede Ware mit dem Namen des Empfängers bezeichnet ist, kann sie von den unten harrenden Arbeitern sogleich auf Rollstühlen zu den betreffenden Ständen geschafft werden, so daß jeder Händler morgens seine Ware vorfindet. Alles das vollzieht sich mit der größten Schnelligkeit; die hydraulischen Fahrstühle, von denen jeder Aufzug der Gesellschaft durch Kohlen- und Wasserverbrauch 25 Pf. Kosten verursacht, arbeiten schnell und sicher. Um drei Uhr werden alle elektrischen Lampen und Glühlampen angezündet, denn nun beginnt das Einfahren der Schlächter- und Gemüswagen, die an den Haupttagen etwa die Zahl von 400 erreichen. Es gewährt einen eigentümlichen Anblick, diese Menge von Fuhrwerk ankommen zu sehen. Die Straße ist breit genug für vier Wagen neben einander, und doch waren diese, als wir zusahen, oft so gedrängt und ineinander gefahren, daß es von oben her unmöglich schien, sie zu entwirren. Und doch geschah das ohne allen Streit; es ordnete sich alles schnell, die Wagen wurden entladen, kräftige Bursche trugen halbe Rinder und Schweine in die Stände ihrer Herren und hingen sie auf und die leeren Wagen fuhren schnell zum anderen Thore hinaus; umwenden kann und darf keiner. Dann wird es wieder still, bis die Blumen-Engrosstinnen und Vermittlerinnen erscheinen. Hier kommen noch zum Teil die echten alten Marktfrauen zum Vorschein, aber sie haben mit dem Publikum nichts zu thun. Sie zahlen 30 Pf. für ihren Stand oben auf der Galerie. Dorthin kommen die Detailverkäuferinnen und füllen ihre Körbe und Kiepen, mit denen sie später auf den Straßen oder in der Halle selbst Handel treiben.

Damit ist die Arbeit der Nacht beendet und um 6 Uhr verkündet die Glocke den Beginn des Marktes. Jetzt fangen auch die Auktionen an. Diese werden von den Vermittlern veranstaltet, deren es fünfzehn gibt. Bisher hatten nämlich die Engros Händler mit den Detaillisten direkt verkehrt, jetzt aber treten, eine ganz neue Einrichtung, diese Vermittler

dazwischen, als eine Art von Warenmaklern. Diese dürfen auch selbständig Geschäfte machen, was ihren Kollegen an der Börse verboten ist. Sie übernehmen Verkaufs- und Kaufsaufträge. Die Verwaltung aber hat das Recht, jederzeit Einsicht in ihre Bücher zu fordern, um zu sehen, was die Ware gebracht hat und wie sie mit ihrem Auftraggeber abgerechnet haben. Die Vermittler veranstalten auch Auktionen, wie sie in London und Paris längst eingeführt sind. In Berlin trat man ihnen zuerst mit Argwohn entgegen, weil man an die Schwindelauctionen, wo wertlose Waren losgeschlagen werden, dachte, der Verlauf hat aber gezeigt, daß dieser Verdacht ganz unbegründet war, daß vielmehr gute, gesunde Ware von solchen Orten hergesandt wird, wo eine Überproduktion oder ein zu reichlicher Fang, z. B. von Seefischen, stattgefunden hat und man deshalb schnellen Absatz sucht und findet.

Die Verwaltung der Markthallen ist eine städtische. Sie wird durch ein Kuratorium von fünfzehn Mitgliedern unter Vorsitz des Oberbürgermeisters Herrn v. Jordanbeck ausgeübt und ist in zwei Subkommissionen geteilt, von denen die eine für die Zentralthalle, die andere für die drei anderen bestimmt ist. Die Oberleitung ruht in den Händen des Ökonomen Herrn Hausberg, der auch Direktor des städtischen Viehhofes ist, so daß das ganze städtische Marktwesen in einer Hand liegt. Alle Markthallen sind unter einander, sowie mit dem Viehhof und dem Rathaus telephonisch verbunden, so daß die Leitung bequem von einem Punkte aus geschehen kann, ohne daß die persönliche Gegenwart des Betreffenden überall erforderlich wäre. Welchen Anflug das ganze Institut gefunden hat, geht schon daraus hervor, daß es sich bereits jetzt als ungenügend erweist, so daß schon sieben Bogen der Stadtbahn hinzugemietet werden mußten.

Ganz aber wird man, wie gesagt, die Vorzüge der Hallen erst genießen, wenn auch die anderen sechs gebaut sein und ihre Thätigkeit begonnen haben werden.

Um Familientisch.

Spielmannsbuch eines normannischen Sängers im XIII. Jahrhundert.

Unter dem Titel: „Spielmannsbuch. Novellen in Versen aus dem XII. und XIII. Jahrhundert“ hat soeben Wilhelm Herz ein sehr beachtenswertes Buch bei Gebrüder Kröner in Stuttgart erscheinen lassen. Es enthält Bearbeitungen französischer erzählender Gedichte, wie sie etwa ein normannischer Spielmann des XIII. Jahrhunderts in seinem Liederbuche aufgezeichnet haben mochte. Vorausgeschickt ist eine sehr interessante Einleitung, in der über „Die Spielleute“, „Die ältesten französischen Novellen“ und „Die bretonischen Feen“ gehandelt wird. Das Buch erscheint uns so wichtig, daß wir eine kurze Übersicht über den Gang der Vorrede, sowie einige Andeutungen über die in den Novellen behandelten Stoffe für erwünscht erachten. Es enthält aber die Einleitung so viele interessante Details, daß ein Referat, welches nur die Hauptthatfachen hervorzuheben beabsichtigt, kaum anzudeuten vermag, wie reichhaltig und fesselnd die einführenden Essays sind. Noch weniger kann eine trodene Inhaltsangabe der Novellen einen Begriff von der Anmut und Lieblichkeit dieser Geschichten nach Inhalt und Form verschaffen: man muß sie eben selbst lesen. Und so empfehlen wir sie warm allen denen, welche noch jugendlich genug empfinden, um an anmutigen Phantasiegebilden in graziosster Form sich zu erfreuen. Alle Gelehrsamkeit ist an das Ende des Buches in die Anmerkungen verwiesen.

Alle die Anregung, welche uns Konzertsaal und Theater, Buchladen und Zeitungsredaktion zu verschaffen bemüht sind, hatte dem größten Teil des mittelalterlichen Publikums der wandernde Spielmann zu bieten. Daneben aber übte das fahrende Volk alle die Unterhaltungskünste aus, denen es noch heute in Schenken und auf den Jahrmärkten obliegt. Aus drei Elementen setzte sich der Stand der Spielleute zusammen, aus den Sängern der keltischen und germanischen Völker, den Lustigmachern der antiken Welt und den fahrenden Klerikern. Den Sängern der keltischen und germanischen Vorzeit haßte kein Matel an, sie gehörten zu den Besten ihres Volkes. Daß sie mit der Zeit in der allgemeinen Achtung sanken, bewirkten die volkstümlichen Possenreißer, die sich aus der Römerherrschaft erhalten hatten und mit jenen den gemeinsamen Namen jongleur, menestrel (altfranzösisch), spilman (altdeutsch) führten. Zu ihnen gesellten sich die fahrenden Kleriker, auch Goliarden genannt, Männer von höherer Schulbildung, verkommene Genies aller Art, die im XII. Jahrhundert durch ihre prächtigen lateinischen Liebeslieder einen siegreichen Wettkampf mit den Troubadours und Minnesängern begannen. Verächtlich wurden die Spielleute durch die aufdringliche, brotneidische Art, mit der sie ihren Erwerb suchten,

durch ihr leichtfertiges Wirtshausleben, durch ihren Umgang mit Gaunern und Frauen vom schlimmsten Ruf, denn aus der römischen Zeit her mischten sich Tänzerinnen und Musikanthinnen (jugleresses, menestrelles, spilwip) unter ihre Reihen. Die Unterhaltung aber, welche die Spielleute brachten, war überall gern gesehen. Auf den Dörfern lockten sie das junge Volk zum Tanze unter die Linde oder trieben bei Kirchweihen und auf Jahrmärkten ihr Wesen. Auch in den Häusern der Bürger und auf den Schlössern des Adels waren sie gern gesehen, vor allem aber strömten sie zu den großen Festen der vornehmen Welt, zu Hoftag und Schwertleite. Auch im Kampf und Krieg fehlten sie nicht; sie folgten dem Lager, ritten auch wohl dem Heere voraus und feuerten die Krieger durch Heldenlieder an, ja griffen auch selber zum Schwert. Reichlich waren die Gaben, welche ihnen von den Vornehmen zu teil wurden, und einige von ihnen erlangen sich ein Vermögen. Von den meisten freilich wurden die rasch erworbenen Schätze ebenso schnell wieder vergeudet. Während in früheren Zeiten die Spielleute noch in einfachen schwarzen und weißen Talaren erschienen, kommt schon im XII. Jahrhundert eine buntere Kleidung in Gebrauch, und besonders beliebt wurde in der späteren Zeit die sogenannte geteilte Tracht, wobei Rod und Hosen senkrecht in zwei Farben geteilt waren. Das Rasieren des Bartes war allgemeiner Spielmannsbrauch, lange bevor es in der höfischen Welt des XII. Jahrhunderts zur herrschenden Mode wurde. Sein Instrument trug der Spielmann um den Hals gehängt oder auf dem Rücken. Mancher verwahrte auch wohl in der Gürteltasche ein Pergamentbüchlein, in dem die Gedichte seines Repertoires verzeichnet waren. Die lyrischen Lieder wurden vom Spielmann auswendig gelernt und zum Saitenspiel gesungen, ebenso die französischen Heldenlieder in Tiraden; die Gedichte in Reimpaaren wurden vorgelesen oder auswendig gesprochen. Nicht selten traten Spielleute in dauernden Dienst bei einem edlen Herrn; hier war ihre Hauptaufgabe, ihren Herrn in Liedern zu preisen, seine Feinde zu schelten und zu verspotten. Daneben hatten die Hofspielleute manche andere Obliegenheiten zu erfüllen, wie hohen Gästen zu feierlichem Empfang entgegenzureden, bei Wahl und Tanz zu musizieren, ihre Herrschaften beim Kirchgang zu geleiten, Botendienste zu übernehmen, unter Umständen auch die adelige Jugend zu lehren. Wie die Gewerbsgenossenschaften im Mittelalter, bildeten auch die Spielleute Vereine und Bruderschaften. Ihr Vorstand führte den stolzen Königstitel, und der erste Spielmannsfürst, von dem in Deutschland berichtet wird, ist Johannes der Fiedler, dem Kaiser Karl IV. auf dem Hofstet zu Mainz 1355 seinen Titel verlieh.

Unter den musizierenden Spielleuten waren die keltischen aus Wales, Irland und der Bretagne besonders angesehen. Sie pflegten ihre Lieder in der Weise vorzutragen, daß sie zuerst auf der Harfe ein Präludium spielten, dann, wie es scheint, ohne Begleitung ihr Lied sangen und zum Nachspiel auf der Harfe die gesungene Melodie wiederholten. Diese Melodien, im XI. und XII. Jahrhundert das Entzücken der vornehmen Welt von Frankreich und England, hießen *lais*, nach einem kymrischen Worte, welches im allgemeinen Klang, Stimme, Sang bedeutet. Jede dieser beliebten Melodien hatte ihren eigenen Namen, der von ihrer Entstehung oder von dem Inhalt genommen war. Der Wunsch, neben der Melodie auch den durch die keltische Sprache den Franzosen unverständlichen Inhalt ihrem Publikum zugänglich zu machen, veranlaßte die französische Kunstdichtung nachzuerzählen, was der keltische Spielmann sang. Dabei handelte es sich nicht um eine wörtliche Übersetzung, denn der Stil des keltischen Liedes war sicher wie der aller Volksballaden, knapp abgebrochen, sprungweise, dramatisch erregt; das gesprochene Gedicht wurde gleichmäßiger, gelassener, ausführlicher. Mit der Änderung der Form ging eine andere Hand in Hand: es wurden Kostüm, Sitten und Lebensanschauungen der französischen Gesellschaft in diese Erzählungen eingeführt, um sie den adeligen Kreisen mündgerecht zu machen, die gerade in die Epoche der *Routtoisie* und des ritterlichen Frauendienstes eingetreten waren. So entstand auf Grundlage der keltischen *Lais* eine neue Gattung der französischen Epik, das französische *Lai*, ein höflich stilisiertes, für den recitierenden Vortrag bestimmtes Gedicht in Reimpaaren, das den Inhalt einer zum Saitenspiel gesungenen keltischen Volksballade wiedergibt. Die normannischen Spielleute übernahmen es, das keltische Sagenreich zu erschließen, die Geschichten von Artur und Guinever, Iwein und Gawein, Tristan und Isolde in Frankreich bekannt zu machen. Wann damit begonnen wurde, läßt sich nicht feststellen, in den dreißiger Jahren des XII. Jahrhunderts aber waren die keltischen Sagen schon weithin verbreitet. Unter den wenigen uns überlieferten Namen von Dichtern französischer *Lais* ist der einer Frau, der Marie de France, der berühmteste. Die Stoffe gehören der Mehrzahl nach der heimischen keltischen Sage an, die übrigen sind antiken oder orientalischen oder nordischen Ursprungs. Nach der Darstellung einiger *Lais* beruht ihr Inhalt auf wirklichen Ereignissen. Sie sind also trotz der zahlreichen märchenhaften Elemente den Novellen zuzuzählen, denn in der Zeit ihrer Blüte hielt man Feen und Zauberkräfte für unabweisbar wirkliche Dinge. Mit den *Lais* verwandt sind *Fableaux* und *Dits*. *Lai* und *Fableau* bezwecken nur das künstlerische Ergötzen, während das *Dit* auch erbauen und belehren will. Die ersteren unterscheiden sich wieder in der Weise, daß das *Lai* von der gesungenen keltischen Ballade stammt und dem romantischen Geschmack der höfischen Welt huldigt, dieses aus den im Volksmund umgehenden schwankhaften Erzählungen entspringen und für die bürger-

lichen Kreise bestimmt ist. Die Blütezeit der *Lais* ist das XII., die der *Fableaux* das XIII. und XIV. Jahrhundert, die *Lais* verwandeln sich im Laufe des XIII. Jahrhunderts in den Abenteuerroman, die *Fableaux* werden im XV. in Prosanovellen umgeschrieben und dramatisiert in der Farce. Eine wichtige Gattung der *Dits* bilden die Legenden, unter denen im XIII. Jahrhundert besonders die *conts dévots*, fromme Geschichten aus dem Privatleben, wunderbare Errettungen und Belehrungen durch die Heiligen beliebt waren.

Viele der *Lais* berichten von dem wunderbaren Wirken der Feen, die ja auf diese Weise in die französische Dichtung gelangten. Während in der Lebenden bretonischen Volkslage die Feen teils den germanischen Elben und Erdmännlein entsprechen, teils als die Erbauer der rätselhaften, gewaltigen Steinbauten aus vorgeschichtlicher Zeit gelten, also den germanischen Riesen verwandt sind, weiß dieselbe von jenen zaubermächtigen Wesen in menschlicher Größe, den Geschwistern unserer Wald- und Wasserrinnen nur halbverschollene Kunde. Dafür entschädigen uns die keltischen Sagen, die uns in den *Lais* lebendige farbenhelle Bilder voll magischer Pracht von jenen Wald- und Quellfrauen vorführen.

Die fünf ersten der mitgeteilten Novellen führen uns in jenes Feenland. Die erste „Herr Orfeo“, die Bearbeitung eines englischen Spielmannsgebildes, welches wieder auf ein französisches *Lai* zurückgeht, gibt zugleich eines der anmutigsten Beispiele von naiver Anpassung antiker Sagenstoffe an die Vorstellungswelt des Mittelalters. Herr Orfeo, der Nachkomme des Königs Pluto und „des Königs Juno“, ist kein anderer, als der griechische Orpheus. Sein Ehegemahl, Frau Heurodis (wohl durch die Erinnerung an Herodias aus Eurydike entstanden), das allerschönste Frauenbild, wird von Geistern geraubt. Orfeo wandert im Pilgerkleide mit der Harfe in der Hand in einen hohlen Berg, in das Reich des Elbenkönigs, und erlöst durch sein Harfenspiel seine Gemahlin. In „*Canbal*“ von Marie de France erfahren wir, wie der Ritter dieses Namens durch die Liebe einer Fee beglückt wird, aber versprechen muß, niemals von dieser Liebe zu reden. In der Leidenschaft läßt er sich dazu hinreißen, die Schönheit seiner Geliebten zu preisen, diese verläßt ihn, erbarmt sich aber seiner, als er in Gefahr ist, und entrückt ihn nach der Insel der Seligen, nach Oualon. In der folgenden Novelle „*Jwonef*“ von Marie de France ist es ein Elfenfürst, der eine Sterbliche mit seiner Liebe begnadet, aber durch Verrat untergeht. „*Guingamor*“ führt uns in das Feenland, wo den Sterblichen Jahrhunderte wie Tage entwinden; wer aus diesem Reich in die Heimat zurückgeht, darf dort weder Speise noch Trank berühren, wenn er nicht den irdischen Naturgewalten wieder verfallen will. „*Ydorel*“, der Held der nächsten Erzählung, ist der Sohn einer bretonischen Königin und eines dämonischen Herren vom See, das Kennzeichen seiner dämonischen Abkunft ist völlige Schlaflosigkeit. Die nächsten drei überaus anziehenden Novellen „*Die beiden Liebenden*“, „*Frene*“ und „*Elidur*“ handeln vom Lohn inniger Liebe. Mit ihnen wetteifert „*Der bunte Zelter*“ von Hilon dem Spielmannsfürst, das letzte der *Lais*. Zwei *conts dévots* treten uns in den Erzählungen „*Der Ritter mit dem Häflein*“ und „*Der Tänzer unserer lieben Frau*“ entgegen, während „*Der arme Schüler*“ als Beispiel für die *Fableaux* gelten kann. Ein eigenartiger, reizender Roman „*Mucassin und Nicolette*“ schließt die Sammlung. L. S. Fischer.

Brutus und seine Söhne.

(Zu dem Bilde auf S. 629.)

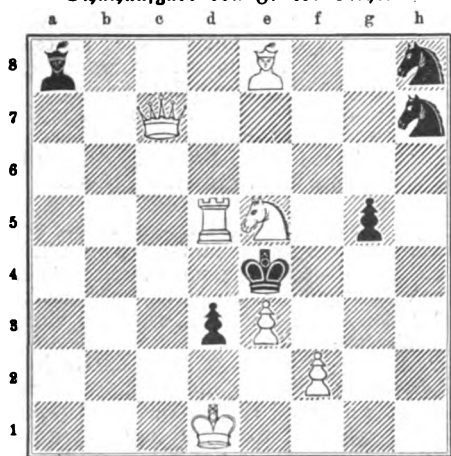
Wie so oft die Entstehung dessen, was später groß wurde, sich in tiefes, nur von der Sage erhelltes Dunkel verliert, so auch der Ursprung Roms. Wohl wird in den Schulen vielfach noch eine Geschichte der Stadt vom ersten Jahre ihrer Gründung an gelehrt, aber die Kritik hat ihren sagenhaften Charakter längst nachgewiesen. Immerhin haben auch diese Sagen ihre Bedeutung, denn in ihnen pflegt ein Volk seine Ideale zu verkörpern.

Gleich am Anfange der Republik erscheint in Rom die charakteristische Gestalt des ersten Brutus. Jedermann weiß, wie der Hinweis auf diesen angeblichen Ahnherrn Marcus Junius Brutus zum Vätermorde an Cäsar trieb. Und Lucius Junius Brutus konnte für eine solche That wohl als Vorbild dienen, denn er sollte ja um der Republik willen die eigenen, hoffnungsvollen Söhne den Viktoren überliefert und selbst zugehauen haben, als ihre Häupter fielen. So dachte sich in der That das von der griechischen Litteratur beeinflusste Rom den Musterrepublikaner.

Die angebliche That selbst, die unser Bild darstellt, sei hier kurz wiederholt: Nach dem Selbstmorde der Lucretia, der Gemahlin des Tarquinius Collatinus, organisiert der mit diesem eng befreundete Brutus den Aufstand. Man schließt vor dem noch im Lager weilenden Könige die Thore und proklamiert die Republik. Tarquinius Collatinus und Brutus werden die ersten Konsuln. Als darauf eine Gesandtschaft des vertriebenen Königs in Rom weilt, zettelt sie unter der vornehmen Jugend eine Verschwörung an und es gelingt ihr auch die Söhne des Brutus für dieselbe zu gewinnen. Das Vorhaben wird entdeckt und Brutus läßt die eigenen Kinder hinrichten, sieht sie selbst hinrichten.

Romantisch wie das Leben ist auch der Ausgang des Brutus. In einer Schlacht gegen den König durchbohren er und dessen Sohn sich gleichzeitig mit ihren Lanzen und Brutus bezahlt so die Errichtung der Republik auch mit seinem Leben.

Schachaufgabe von F. W. Blehr.



WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Zweifsilbige Scharade.

Triffst Kummer dich und Schmerz, so sei
Wie meine Erste deine Zwei,
Daß Kraft zum Dulden dir nicht fehle!
Doch von dem Ganzen halte frei
Sorgfältig immer Herz und Seele!
Fr. St.

2.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| a | a | e | e | g |
| g | g | h | h | i |
| l | n | n | n | o |
| t | t | t | u | w |

Es lassen sich fünf Wörter von je vier Buchstaben bilden. Diese sind: 1. ein Haustier, 2. ein weiblicher Name, 3. etwas, was sich in jedem Hause findet, 4. ein Schwimmvogel, 5. ein holländischer Staatsmann des XVII. Jahrhunderts. — Werden diese Wörter anders geordnet, so bezeichnen die Endbuchstaben einen Unterhändler. — Aus sämtlichen Buchstaben läßt sich ein Sprichwort herstellen.

3. Zweifsilbige Scharade.

Die Erste ist ein Titel nur, ein Name,
Den man dem braven Manne nie verleih't;
Mit Eifer trachtet man ihn zu besitzen,
Und ist ihm zu entzagen gern bereit.
Die Zweite, mit dem Einen schon geboren,
Nacht zu erlangen andern Sorg' und Müß,
Und — hat sie auch an Wichtigkeit verloren —
Sie endigt sicher doch ihr Dasein nie.
Das Ganze ist der glücklichste der Stände,
D, daß doch jeder seinen Segen fände! St.

Bilderrätsel.



4. Dreifsilbige Scharade.

Das Erste ist ein großer Fluß.
Er fließt im Land Italia.
Du fragst, ob er die Dritte sei,
Man sagt dir's durch die Zweite: „Ja.“
Daß du das Ganze schon gesehn
— In Kirchen steht's — das glaube mir:
Ja, daß sich mancher also nennt
Versicht' ich mit dem Ganzen dir. A.

5. Rätsel.

Ich bin ein Tonstück, ein Gesang,
Der schon gar manches Mal erklang
Im Haus des Herrn und an dem Grab
Den Toten das Geleit gab.
Doch nimmst du mir das Herz heraus,
Dann fliege ich dir in dein Haus,
Versorge mich und meine Brut
Und mindre dir dein Hab und Gut.
Pf. J.

6.

| | | |
|---------|--------|-------|
| Orleans | Ostern | Ampel |
| Murat | Rinde | Stern |
| Schlaf | Langer | Barna |

Aus jedem der obigen neun Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter (aber in anderer Reihenfolge) ergeben das Wort „Pflingten“.

7. Homonym.

Der Franzmann in Paris hat es umsonst
versucht,
Als vor den Thoren seine Feinde lagen:
Der Kaufmann im Kontor es nur mit
Schmerzen bucht,
Wenn er zu kühn sich hat gelegt auf's Wagen;
Bahntüftlern bringt's was ein bei manchem
ihrer Kunden,
Und vielen schlug es schon im Zwiagesprache
Wunden. D. H.

8. Dechiffrierungsaufgabe.

(Vergleiche 3 in Nr. 35.)

Emrtpphlo kiy tynhtplon Mnyb cix psluufnt.
(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in
Nr. 39.

Bilderrätsel.

Verstridend ist der Lüge trüglich Wort.

Damespielaufgabe.

1. d2 — c3 1. b2 — d4
2. Da5 — c3 2. d4 — b2
3. Dh6 — c1 und hat gewonnen, da Schwarz nicht mehr ziehen kann.

1. Vierfilbige Scharade. Wetterfahne.

2. Magisches Buchstabenquadrat.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| O | P | I | U | M |
| P | i | l | l | e |
| I | l | l | e | r |
| U | l | e | m | a |
| M | e | r | a | n |

3. Arithmetische Aufgabe.

Entweder die drei Zahlen 55, 42, 3 oder die drei Zahlen 81, 9, 10.

4. Homonym. Scheffel.

5. Palindrom. Ehe.

6. Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 = Pflingten.
8 9 4 6 = Ems; 3 9 4 = Inn;
5 8 3 6 = Weis, Sieg; 1 8 6 7 = Peß;
1 8 3 4 = Pein; 4 8 6 7 = Peß;
8 3 = Ei; 2 8 6 7 = Peß;
5 8 3 6 7 = Weis.

Unsere neuen Abonnenten,

welche mit 1. Juli d. J. eingetreten sind, machen wir darauf aufmerksam, daß der Anfangsteil der im laufenden Quartale erscheinenden und darin zum Abschluß gelangenden Erzählungen: Die Bräute von Moorstädt von J. Steenhufen und V'hüt Gott von L. Bokenhardt sich im vorigen Quartale des Daheim (XXII. Jahrgang, April, Mai, Juni Nr. 27—39) befindet, welches zum gewöhnlichen Preise von 2 M. von jeder Buchhandlung oder Postanstalt, auch von uns direkt gegen Einsendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frantatur bezogen werden kann. Auch die vorhergehenden Quartale dieses Jahrganges (XXII. Jahrgang Nr. 1—26, Oktober 1885 bis März 1886) sind noch zu haben und zum gleichen Preise von 2 M. pro Quartal zu beziehen. Von früheren Jahrgängen des Daheim sind noch vorrätig: der VIII. (1872, nur noch in wenigen Exemplaren gebunden), IX. (1873), XI—XIII. (1875—77), Preis pro Jahrgang: in Nummern 7 Mark 20 Pf., elegant gebunden 9 Mark 60 Pf.; und die neueren XV.—XXI. (1879—1885), Preis pro Jahrgang: in Nummern 8 Mark, elegant gebunden 10 Mark 80 Pf. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere ist der Betrag nebst Porto dem Auftrage in Briefmarken gleich mit beizufügen: für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf. — können zur Vervollständigung fast aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem, auch oben nicht aufgeführten Jahrgange zum Preise von je 1 Mark 40 Pf.

Inhalt: Die Bräute von Moorstädt. Forts. Erzählung von J. Steenhufen. — V'hüt Gott. Forts. Novelle von L. Bokenhardt. — Die neuen Berliner Markthallen. Von Th. Cohnmann. Mit zwölf Illustrationen. — Am Familientisch: Spielmannsbuch eines normannischen Sängers im XIII. Jahrhundert. Von L. H. Fischer. — Brutus verurteilt seine Söhne zum Tode. Zu dem Bilde von L. Geh. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Wetzel & Altmann) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Juli 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 41.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von J. Steenhufen.
(Fortsetzung.)

Indes führte Frau Emmert Gertrud zunächst in den Milcheller, auch eine neue Anlage, zu der man von dem Garten aus gelangte. Solch einen Keller hatte Gertrud noch nicht gesehen. Marmorfliesen, Säulen, und in der Mitte ein Wasserbassin, in dem die Milchfatten schwammen! Es kam ihr vor wie in einem Märchen, aber trotz alles Überflusses war bei allem ein richtiger, praktischer Zweck zu erkennen. Nachdem sie dies alles gebührend bewundert hatte, gingen sie wieder zurück und durch eine Seitenthür in den ersten Anbau, den ihr ihr Vater früher schon beschrieben hatte. Hier war auch manches verändert, helle, hohe Fenster zeigten die schönen Verhältnisse der Zimmer und die sehr geschmackvolle Einrichtung. Als sie die beiden großen Zimmer durchschritten hatten, stand Frau Emmert still und sagte zögernd:

„Ich weiß nicht, ob es Herrn Waldheims Absicht war, Ihnen auch dies zu zeigen, aber ich denke, es schadet nichts.“ Hiermit legte sie die Hand an die Wandmalerei, und Gertrud sah mit Erstaunen, daß sie sich bewegte und endlich wie ein Vorhang zusammenkräuselte. Sie traten in ein kleines Gemach, das sein Licht von oben erhielt. Hier lag auf einem Tische Malergerät und auf einer Staffelei stand ein Bild — Gertruds Bild, noch unvollendet, aber wie man sah, von einer kundigen Hand gemalt. Leos Malkünste waren Spielwerk dagegen.

Als sie durch Wolfgang's Zimmer zurückgingen, fiel es Gertrud auf, daß die von ihrem Vater erwähnte Nacktheit und Schmucklosigkeit daraus verschwunden war. Alles war schön, obwohl mit edler Einfachheit eingerichtet, nicht mit der Überladung, wie sie Leo geliebt hatte. Ein großer Schreibtisch mit dem schönsten Schnitzwerk, eine reiche Bibliothek und endlich das Waldhorn, das sauber gepußt über dem Schranke hing. Gertrud blieb verwundert davor stehen und sagte:

„Wie, Herr Waldheim treibt auch Musik? Da wollen wir ihn doch bitten, uns manchmal damit zu erfreuen.“

Das hörte Calm, der eben kam, das Fräulein zu ersuchen, wieder herauszukommen. Er trat dicht an sie heran und sagte mit flehendem Tone:

„O, thun Sie das nicht, liebes, gutes Fräulein.“

Gertrud blickte ihn erstaunt an.

„Mit dem Waldhorn hat es so seine Bewandnis. Unser armer Herr ist einmal sehr unglücklich gewesen, sehr krank und traurig, und hat da immer das Waldhorn geblasen. Wenn er die Töne hörte, fielen ihm gewiß alles wieder ein. O, wehe der Stunde, wo er wieder das Waldhorn blasen sollte!“

Ehe Gertrud antworten konnte, kam ihr Vater herein und teilte ihr mit, daß Johann mit dem Wagen an der Chaussee warte. „Es war gut, daß ich ihn bestellte,“ setzte er hinzu, „es hat schon ein paarmal gedonnert, und es kommt wahrscheinlich ein Gewitter; so früh im Jahre hätte ich es nicht erwartet.“

Bald darauf schritten sie durch das Wäldchen. Mittler voran, Wolfgang und Gertrud folgten. An der Stelle, wo sie schon einmal miteinander gesprochen hatten, hielt Wolfgang an und sagte sie umfassend:

„Gertrud, geliebtes, teures Mädchen, glaubst du, daß du in Trübsamp glücklich sein könntest, trotz des Schattens, der darauf ruht durch meines Bruders Tod?“

„Ja, Wolfgang,“ sprach sie und sah ihm voll in die Augen, „ich könnte überall glücklich sein — mit dir!“

Sie gingen Hand in Hand und ließen sich erst los, als sie aus dem Gebüsch traten. Als der Wagen fortfuhr, wandte Gertrud noch einmal den Kopf. Er sah noch einmal das süße Angesicht, die lieben Augen und blickte ihr nach, bis der Wagen verschwand, der sein ganzes Glück davontrug.

27. Es wird dunkel.

Wolfgang stand noch an den Baum gelehnt und sah dem Wagen nach, bis der letzte ferne Punkt verschwunden war.

Da überkam ihn ein plötzliches Gefühl von Unbehagen; ein Schauer durchrieselte ihn. Der Himmel hatte sich umzogen, der Donner grollte näher, und die Zweige schlugen zusammen, als die Windsbraut durch sie hinfuhr.

Aber das Wetter verzog sich so schnell wie es gekommen war; es trat wieder Stille ein, doch Wolfgang stand noch immer da in Sinnen verloren; nicht, wie vorhin, in heitere Zukunftsträume versenkt. Seine Stirn fürchte sich, die düstern Brauen zogen sich in gerader Linie zusammen.

„Wenn wieder die Junifonne grad so über der Gull steht wie heut, dann werden wir das nich sehen, Er nich und ich nich, denn wir werden alle beide fest schlafen, so fest, so fest . . .!“

Wo hatte er diese Worte gehört? Ist es denn wahr, daß man nichts vergißt, daß alles nur eingeschachtelt liegt an seiner Stelle, um hervorzukommen zu seiner Zeit? Ist es die vorschauende Seele, die solche Schläfer aus ihren Zellen weckt?

Vor sich sah er im Geist die Gull und auf einem Erdbausen ein altes Weib, das diese Worte vor Jahresfrist gesprochen. Damals waren sie ihm kaum zum Bewußtsein gekommen, jetzt hörte er sie mit geistigen Ohren in jedem Tonfall, jeder Biegung der Stimme mit greller Deutlichkeit. Wie lange war es noch hin, bis die Sonne am Himmel stehen würde wie damals?

Aber im nächsten Moment strebte er, diesen Gedanken von sich abzuschütteln, und da ihm einfiel, daß am andern Ende des Gehölzes, wohin er seit langer, langer Zeit nicht gekommen war, sich eine Lichtung befand, die mit einiger Sorgfalt zu einem angenehmen Sitzplatz für Gertrud eingerichtet werden konnte, so nahm er den Rückweg nicht auf dem Fußpfade, der quer durch das Wäldchen lief, sondern er machte einen Halbkreis durch das Gebüsch, das auf dieser Seite üppig aufgeschossen und zum Teil undurchdringlich geworden war. Er wurde hierdurch genötigt, sich hie und da einen anderen Durchgang zu bahnen, als er erst beabsichtigte. Ohne daß er es ahnte, hatte er auf diesem Gange einen steten Begleiter. Einer, der gern spähte und lauerte, Timm, war ihm die ganze Zeit so nahe, daß er ihn mit der Hand hätte erreichen können, immer nur ein paar Schritte voraus, duckte er sich zwischen Blätterwerk und Gebüsch, horchte und guckte durch das Laub, bis er plötzlich zum Stillstand kam. Was Timm da zu hören und zu sehen bekam, hat er niemand erzählt, bis seine Zeit gekommen war, und so wollen wir es dem Leser auch nicht verraten.

Indes kamen Vater und Tochter fröhlich nach Hause. Cäcilie empfing sie mit einem besonderen Lieblingsgericht, und sie plauderten noch ein wenig. Rittler beschrieb alles in und um Trätkamp, und Gertrud hörte ebenso eifrig zu wie Cäcilie, denn sie hatte vieles noch nicht gesehen. Endlich ging man auseinander. Gertrud schlief diese Nacht von süßen Träumen gewiegt.

Am andern Morgen war zu ihrem Erstaunen alle Welt voll von einem Gewitter, das sie alle aus den Betten gescheucht. Sie hatte nichts davon gehört. Heute war aber heller Sonnenschein, und Gertrud sah dem schönen Tage glücklich entgegen. Cäcilie und die Wamsell hatten alles so geplant, daß sie nirgends bei der Arbeit ankommen konnte; so ging sie denn in der Morgenfrühe in den Garten und schnitt Immergrün und Frühlingsblumen, die sie in den Vasen ordnete. Da sie vom Tau ganz naß geworden war, zog sie sich von Kopf bis zu Fuß um. Wider ihre Gewohnheit weifte sie vor dem Spiegel, wählte, probierte und steckte sich Blumen in das braune Haar, das so goldig schimmerte und immer nicht glatt sitzen wollte, weil es so lockig war.

So kam die neunte Stunde heran, und ihr Vater pflegte da sein zweites Frühstück einzunehmen. Sie leistete ihm ein wenig Gesellschaft, trug dann alles hinaus und horchte mit klopfendem Herzen auf einen wohlbekannten Schritt, in der

Sorge, ihr Vater könne zu Felde gehen. Der saß aber ganz ruhig, las die Zeitung und that, als gebe es auf der Welt nichts Wichtigeres. Sie ahnte nicht, das liebeselige Mädchen, daß er auf derauer saß, denn er erwartete mit Bestimmtheit Wolfgang's Besuch und seine Werbung. Nach der ganzen Lage der Dinge konnte es ja gar nicht anders sein; auch hatte Wolfgang zuletzt noch gesagt: „Wir sehen uns morgen.“ Es wurde aber zehn und elf Uhr; er kam nicht. Vor Mittag konnte Rittler nun keinen ordentlichen Gang mehr machen, darum setzte er sich an seinen Schreibtisch; es wollte ihm die Arbeit aber gar nicht schmecken wie sonst.

Die Zeit verging — kein Wolfgang kam. Er wollte also erst zur gewohnten Stunde kommen; gut. Der Abend kam — er rückte vor — langsam schlichen die Stunden, endlich war es Zeit zum Schlafengehen. Gertrud's Herz war schwer; obwohl müde vom Warten, wußte sie, daß sie nicht schlafen würde. Den Vater wagte sie gar nicht anzusehen, als sie ihm gute Nacht sagte. Cäcilie begleitete sie in ihr Schlafgemach, und hier brach der Bann, der auf ihr lag. Sie fiel der Mutter um den Hals und weinte, weinte, wie sie noch nie geweint hatte; aber sie sagte kein Wort. Cäcilie strich mit ihrer weichen Hand über Gertrud's Stirn und sagte sanft: „Geduld, mein Herz!“

Gertrud entkleidete sich langsam und ging zu Bett. So stark war die Spannung gewesen, daß es doch wie ein leises Schlummerbedürfnis über sie kam. Aber immer, wenn sie am Einschlafen war, fuhr sie wieder auf. Endlich nach einer Stunde fingen ihre Gedanken an, sich zu verwirren; schon sank ihr Haupt tiefer und tiefer . . . horch! Was für ein Ton war das?

Sie war im Nu auf den Füßen. Sie öffnete das Fenster. Von Trätkamp herüber kamen deutlich die Töne des Walbhorn's! Sie horchte, horchte mit aller Macht. Sie fühlte nicht die kühle Nachtlust, sie sog die Töne ein. Ach, sie klangen so traurig und so schön, dann wieder wild und verzweifelt. Endlich wurden sie schwächer, als ob sie aus größerer Entfernung kämen. Gertrud schloß nicht eher das Fenster, als bis der letzte Ton verhallt war. Dann legte sie sich nieder mit klopfendem Herzen, indem sie der Worte des alten Calm gedachte: „O, wehe, wehe, wenn er je wieder das Walbhorn blasen sollte!“

Wie dieser Tag waren alle die Maitage, die darauf folgten. Erst Hoffen und Harren, allmählich aber Mut- und Trostlosigkeit. Wolfgang kam nicht wieder. Allnächtlich aber klang das Walbhorn herüber, und Gertrud wartete am Fenster, bis es kam und bis es verstummte. Die Töne drangen ihr tief ins Herz; sie sprachen zu ihr in Lauten tiefster Seelenharmonie. So hätten keine Worte es ihr sagen können, daß Wolfgang sie liebte und daß er unglücklich war. Aber die Tage brachten ihr immer wieder Leid. Die Schwere des Lebens drückte sie; sie arbeitete mit gewohnter Treue, aber der Reiz war dahin. Die Eltern trauerten mit ihr, aber sie konnten ihr nicht helfen, nichts erleichtern, außer durch das tiefe Mitgefühl, das sie ihr in jeder Miene, jeder Handlung zeigten. Sie konnten weder sagen: „Vergiß ihn, er ist's nicht wert!“ noch „Hoffe nur, es wird besser werden,“ denn beides glaubten sie nicht. Sie standen vor einem Rätsel, und da sie das lösende Wort nicht kannten, blieben sie wortlos. Unter andern Umständen wäre Rittler längst gegangen, um nach dem Nachbar zu sehen, jetzt konnte er es nicht, Stolz und Zartgefühl verwehrten es. Er kannte das starke, fromme Herz seines Kindes, er wußte, sie würde sich durcharbeiten.

Eines Morgens, etwa drei Wochen nach jenem ereignisreichen Tage in Trätkamp, kam Gertrud zu ihrem Vater herein, als er gerade am Schreibtisch saß. Er blickte auf und erschrak über ihr bleiches Gesicht, ihre matte Haltung. Sie ging auf ihn zu, lehnte den Kopf an seine Schulter und sagte leise:

„Vater, thu mir's zuliebe und geh nach Trätkamp. Wer weiß, was ihm begegnet ist.“

„Ich will es thun, Kind,“ sagte Rittler, stand sogleich

auf und nahm seinen Hut. Dann kam er von der Thür noch einmal zurück, faßte ihre Hände und sagte:

„Gertrud, als wir an jenem schönen Tage nach Trätkamp gingen und du leichtfüßig dahineilst, da kam mir ein seltsamer Gedanke. Wenn jetzt ein Seher der Zukunft zu ihr spräche: dein Glück wird sich wandeln in Trauer und Entbehrung, der helle Freudenglanz in düstere Nacht — würde sie es fassen können? Gewiß nicht. Und doch wäre es nicht anders, als wenn die treue Gluckhenne ihre Kleinen von Sonnenschein und Grün und klarem Quell abruft und sie unter ihre Flügel nimmt, weil ihr scharfes Auge den Habicht sieht, der oben lauert. So war's mit Karoline; Leo war ein Falke; seine Fänge waren scharf genug, und hätte er sie auch nicht gegen sie selbst gefehrt, wie fürchterlich würde ihr Los gewesen sein mit einem Gatten, dessen Leidenschaften so maßlos waren!“

„Ja, Vater, aber Wolfgang ist kein Falke. Ich fühle es wie mein eigenes Leben in mir, er ist treu und gut.“

„Ich habe dasselbe Gefühl,“ erwiderte ihr Vater. „Wer weiß aber, ob er nicht dennoch eine schwere Unglückswolke ist, aus der der Blitz wie ein verzehrendes Wetter niederfahren würde, wenn du es am wenigsten ahnst.“

„Und wenn er das wäre!“ rief sie mit ausbrechender Leidenschaft. „Lieber will ich mit ihm leiden, mit ihm untergehen, als allein — ohne ihn — bewahrt und beschirmt bleiben!“

„Kind! Kind!“ rief Rittler entsetzt aus, „wahre deine Worte! Du kannst nicht wissen, welch ein Abgrund dich vielleicht von ihm trennt.“

Er ging rasch fort; sie sah ihm mit heißen Thränen nach.

Rittler legte den Weg nach Trätkamp schnell zurück. Erst als er sich dem Hofe näherte, ging er langsamer, immer langsamer; aber endlich schwand auch der letzte Raum, und er ging auf das Thor zu, das offen stand. Vom Hofe her hörte er ein Getöse, und als er näher kam, unterschied er eine laute, rohe Stimme, die in den höchsten Tönen wilde Worte herausschrie. Er trat herein, halb von dem Thorflügel verdeckt, und erblickte einen seltsamen Auftritt. Timm, der Tagelöhner, rot wie ein Puterhahn, stand mit gespreizten Beinen und eingestemmt Armen vor Calm, auf dem Hofe umher, teils ängstlich, teils schadenfroh, Knechte und Tagelöhner, während einige weibliche Wesen scheu aus den Ecken hervorlugten.

„Der Herr hat's gesagt? So? Hat er gesagt, daß Er mich ablohn soll, Herr Calm? Na, denn will ich auch nicht stillschweigen. Ich hab was gehört und gesehen, was der Herr wohl nicht an die große Glocke hängen thät. Die Leute sagen ja auch, was hier schönes zu finden ist im Keller und wie viel Menschen da wohl schon abgeschlachtet sind unter der Erde. Davon weiß ich nix; aber ich weiß, was ich weiß.“

So ging das fort; dasselbe in allen möglichen Tonarten. Dabei wurde die Stimme zuletzt so heiser, daß er es kaum noch herausbrachte. Calm, verlegen die Achseln zuckend, mit höchst peinlichem Gesichtsausdruck, sah sich vergebens nach einem Mittel um, den Schreier zum Schweigen zu bringen. Da trat Rittler rasch vor und gerade auf die Gruppe zu:

„Was gibt es hier?“

Calm schien wie von einem Alp befreit, als er den Grassamer Herrn erkannte. Er ging ihm entgegen, und Timm, durch diese unerwartete Unterbrechung aus dem Text gebracht, schlich sich halb verlegen davon. An der Thür aber wandte er sich noch einmal um und drohte Calm mit der Faust, der es aber nicht bemerkte.

„Sagen Sie mir um Gottes willen, was soll das vorstellen?“ rief Rittler.

„Ach, Herr Rittler; der Mensch, der Timm, ist seit einiger Zeit wie vom Teufel besessen. Er will keine Arbeit mehr ordentlich verrichten und fordert dabei immer mehr Lohn; bei dem geringsten Verweis wird er unverschämt. Das hat Herr Waldheim zufällig gehört, als er über den Hof ging, und mich angewiesen, ihn heute abend abzulohnen.“

„Aber wovon spricht er? Das klingt ja ganz gefährlich.“

„Ich weiß es nicht, Herr Rittler. Auf Ehre und Seligkeit kann ich versichern, bei uns hier im Hause ist noch nie was Unrechtes passiert; auch ist kein Versteck im Hause, das nicht jedermann in Augenschein nehmen könnte. Wir haben ein paar Thüren und Treppen, die niemand vermutet, das war so des seligen Herrn Leo Liebhaberei; aber es geht niemand was an, denke ich, wenn unsere Herrschaft lieber durch die Wand, als durch die Thür geht. Ich kann Ihnen gleich so ein Ding zeigen.“

„Ist Herr Waldheim nicht zu Hause?“

„Leider, nein, Herr Rittler. Aber belieben Sie doch nur einen Augenblick einzutreten; vielleicht kommt er bald zurück.“

Dabei trippelte der Alte voran durch die Tenne, um die Thür zu Wolfgang's Zimmer zu öffnen. Er war sichtlich froh, einmal jemand zu haben, mit dem er frei reden konnte. Das Zimmer war zwar im ganzen noch so möbliert, wie es Gertrud gesehen hatte, nur waren alle kleineren Gegenstände, alles, was dem Leben Schmuck oder Unterhaltung geben kann, weggeräumt; es sah recht öde und verlassen aus; nur auf dem Tische lag das Waldhorn und ein offener Kalender. Calm ging auf die Wand zu und drückte an einer Feder, und es zeigten sich ein paar Stufen, eine andere gleiche Thür führte in den Anbau. Rittler sah sich erstaunt darin um; die Fenster waren wieder verhängt, es herrschte eine öde, trübe Dämmerung darin. Calm ging auf den Vorhang zu und zeigte ihm den kleinen Raum mit der Staffelei, den schon Gertrud gesehen. Das Bild war vollendet.

„Sehen Sie,“ murmelte der Alte, „vor diesem Bilde sitzt mein Herr halbe Tage lang, ohne sich zu regen, und vergißt sehr oft darüber essen und trinken. Um die Wirtschaft kümmert er sich keinen Deut mehr. Gut, daß der Vogt ein treuer Mensch ist. Abends geht er immer fort und kommt oft erst gegen Morgen heim. Er bläst das Waldhorn,“ setzte er mit kläglichem Gesicht hinzu.

„Nun, nun, das ist doch keine Sünde.“

„Nein, aber es ist ein Unglück. Die Nächte streift er im Walde umher und wird immer elender dabei an Leib und Seele. Aber verzeihen Sie gütigst einen Augenblick“ — damit ging Calm hinaus, um Erfrischungen zu bestellen; hauptsächlich aber, weil er mehr gesagt hatte, als er eigentlich wollte.

Indes stand Rittler wie gefesselt vor dem Bilde. Beim Himmel, das konnte nur der Pinsel der Liebe gemalt haben! Diese schönen, feuchten Augen, diese schwellenden Lippen waren voll Leben, sie schienen sich öffnen zu wollen. Da streifte er mit dem Ärmel an ein Papier, das am Rande der Staffelei gelegen hatte. Er hob es auf und las:

Mein Sehnen hat keine Grenzen,
Du ziehst mich mit Allgewalt;
Doch muß ich einsam in Trauern
Hingehen und schwinden so bald.

Gehüllt in dunkeln Schleier,
Umkeh'n sie den blutigen Stieg,
Die wilden, die gräßlichen alle,
Sie sagen, was gern ich verschwieg.

Der dunkle Wald ist voll Augen,
Voll Ohren der rauschende Hain;
Die Bäche ausplaudern die Märe:
Du stündest und laufstest allein.

Dann würden die Rosen verblühen
Auf deinen Wangen so schnell,
Und die Augen trübe vom Weinen,
Die jetzt so lieblich, so hell.

Geliebte, nicht will ich dich loden
Hinein in mein trostloses Sein.
Nein, lieber will ich verschmachten,
Als dir bereiten die Pein.

Calm kam jetzt wieder zurück, um ihn in das Gärtchen zu führen. Als sie wieder durch Wolfgang's Zimmer kamen, trat Rittler an den Tisch und sah auf den Kalender. Ein



Die letzte Ehre. (Kanton Luzern)



Gemalt von Alois Fellmann.

Tag, der vierzehnte Juni, war mit einem Kreuz bezeichnet, in dem heutigen Datum stand eine Nadel.

„Ist das ein Todestag in der Familie?“ fragte Mittler.

Calm verneinte. Er schien noch mehr sagen zu wollen, unterdrückte es aber. Mittler nahm seinen Hut; an der Thür kam ihm Frau Emmert entgegen und bat ihn, in das Zelt einzutreten und etwas zu genießen. Sie sah so blaß und bekümmert aus, daß es ihn rührte. Er konnte sich nicht entschließen, das Gärtchen zu betreten; um die guten Leute aber nicht zu kränken, nahm er ein Bröckchen und trank einen Schluck Wein. Doch erstickte er fast daran. Mit schwerem Herzen ging er heimwärts.

28. Timm hält Wort.

Gegen Abend — vier Tage nach dem Besuch Mittlers in Träkamp — stand Calm am Ausgang des Wäldchens, an derselben Stelle, wo Wolfgang Gertrud zum letztenmal gesehen hatte, und schaute mit sichtlicher Ungebuld nach Martin aus, der, wie schon öfters, gleich nach Mittag in die Stadt geritten war, um allerlei zu besorgen. Aber so sehr er auch die alten Augen anstrenzte, es regte sich nichts als der Wind in den Zweigen. Der arme Alte sehnte sich nach ihm zu sagender Gesellschaft jetzt mehr als je, da sein Herr so schweigsam und unzugänglich geworden war. Besonders quälte es ihn, daß Wolfgang, sonst so eigen, so akkurat in allen Dingen, für alles abgestorben schien, ja sogar sein Äußeres vernachlässigte und Haar und Bart wachsen ließ, wie sie eben wollten. Dabei hielt er keine regelmäßigen Mahlzeiten mehr ein, aß und trank nur, wenn ihn der Hunger trieb, und seine Leute trugen Sorge, ihm immer etwas Genießbares hinzustellen. Alles dies arbeitete in der Seele des treuen Dieners, als er die endlos lange, staubige Chaussee entlang blickte.

Endlich kam es ihm vor, als sehe er einen beweglichen Punkt — er wurde größer — es mußte ein Pferdekopf sein; beim Näherkommen zeigte es sich jedoch, daß es ihrer zwei waren! Endlich entwickelte sich aus dem Staube ein Gespann und dann ein Wagen, in dem drei Herren saßen. Auf dem Boß neben dem Kutscher saß ein Mann in einer Art von Uniform. Täuschte ihn sein schwaches Gesicht? Nein, es war wirklich ein Gerichtsdiener! Der Wagen hielt eine kleine Strecke vom Eingang, die Herren stiegen aus und kamen gerade auf Calm zu. Jetzt erkannte er den vordersten. Es war der Amtmann Nul aus Neumünster, ein Däne, ein großer, gutaussehender Mann von feinen Manieren, im ganzen beliebt durch Wohlwollen und vor allem durch strenge Gerechtigkeit.

Der Amtmann grüßte leicht mit der Hand und sagte: „Herr Waldheim zu Hause?“

Calm bejahte, noch immer mißtrauisch nach dem Gerichtsdiener schielend, der, nachdem er etwas aus dem Wagen genommen und den Wagenschlag zugemacht hatte, hinter den Herren herkam.

„So führen Sie uns durch das Gehölz ins Haus, Herr Haushofmeister,“ gebot der Amtmann, „und sorgen Sie dafür, daß keine Lauscher in der Nähe sind. Ich habe mit Herrn Waldheim zu reden.“

Mit banger Eile, so schnell ihn seine schwachen Füße tragen wollten, ging Calm nach dem Hause zu, während der Amtmann seinen Begleitern mit gedämpfter Stimme noch einige Weisungen erteilte. Dann gingen sie auffallend langsam den Fußsteig entlang und sahen sich forschend nach allen Seiten um. Träkamp war nach der Meinung der Leute eine geheimnisvolle Stätte, und es verlohnte sich der Mühe, sie kennen zu lernen; daher waren die Herren so guter Laune, als es ihr Vorhaben nur irgend zuließ.

Calm traf seinen Herrn auf der Tenne im Begriff auszugehen und meldete ihm mit hastigen Worten den seltsamen Besuch. Wolfgang sah übermäßig aus, sein Halstuch war locker umgeschlungen. Er kehrte schnell in sein Zimmer zurück. Niemand war in der Nähe als Fido, der jetzt aufsprang und laut anschlug. Calm legte die Hand auf das zottige Haupt,

und der Hund legte sich wieder an der Schwelle von Wolfgang's Zimmer nieder. Jetzt kamen auch die drei Herren und Calm führte sie nach rechts an Leos Zimmer vorbei. Der Gerichtsdiener blieb an dem halboffenen Thortweg der Tenne stehen, als ob er Wache halten wolle. Das alles jagte dem alten Diener einen Schreck in die Glieder, und mit zitternden Händen öffnete er die Thür eines achteckigen Zimmers, mit braunem Holzgetäfel ausgefächelt. Ringsum liefen Sitze von kunstvoll geschnittenem Holze, an den Wänden hingen Jagdstücke. Auf allen befand sich ein Wolf im Kampf mit Mensch, Hund oder Pferd. Doch das erklärte sich aus dem Wappen über der Thür: zwei starke Wölfe, die ein kreuzweis geschlungenes Band hielten. Zwischen ihnen hindurch flammte ein grimmiges Augenpaar. Wenn man aber genauer hinsah, erkannte man in schwachen, schattenhaften Umrissen die Gestalt eines dritten, fast gespenstisch aussehenden Wolfes.

Calm ersuchte die Fremden an dem großen runden Tische in der Mitte Platz zu nehmen und seinem Herrn, der nicht recht wohl sei, einige Augenblicke zum Umkleiden zu vergönnen. Als er bald darauf mit einem Präsentierbrett, das Wein und Zigarren trug, wieder eintrat, fand er die Herren alle drei vor dem Wappen stehend. Der Amtmann wies die dargebotenen Erfrischungen mit einer so ernsten Miene ab, daß Calm sich bestürzt zurückzog; es schien ihm das ein sehr übles Zeichen zu sein.

Bald darauf trat Wolfgang mit der ihm eigenen vornehmen Haltung ins Zimmer; so imponierend war sein Wesen, daß der Amtmann nicht nur aufstand, sondern ihm entgegen ging und verbindlich sagte:

„Es thut mir aufrichtig leid, Herr Waldheim, daß wir hierherkommen zu einer Verhandlung, die . . . vielleicht . . . hm . . . nicht ganz . . . hm . . . angenehm sein möchte. Wir möchten Sie ersuchen, uns über einige . . . hm . . . unerklärliche hm, hm . . . Punkte Auskunft zu geben.“

Das war vielleicht das einzige Mal in seinem Leben, daß Amtmann Nul sich in Verlegenheit befunden hatte. Aber es war natürlich und konnte ihm nur Ehre machen. Alles, was ihn umgab, stand in schneidendem Kontrast zu der Vernehmung, die er anzustellen gekommen war.

Waldheim verbeugte sich, nicht mehr ganz unbefangen. Eine gewisse feierliche Weise in diesem ganzen Auftritt mußte ihm auffallen. Er nahm einen Stuhl, und als die drei Herren sich wieder gesetzt hatten, blieb er hinter demselben stehen und sah sie erwartungsvoll an, jedoch ohne alle Verlegenheit.

„Sie haben in Ihren Diensten einen Tagelöhner, namens Timm?“ begann der Amtmann.

„Um Verzeihung, er war bei mir im Dienst, seit dem vergangenen Sonnabend ist er es nicht mehr.“

„Darf ich fragen, was hierzu die Veranlassung gab?“

„Der Mensch fing mit einemmale an, seine Arbeit zu vernachlässigen, dabei wurden seine Forderungen immer unbescheidener, und er trat in seiner Weise so herausfordernd auf, daß es nicht mehr gehen wollte.“

„Und seit wann bemerkten Sie diese Veränderung an ihm?“

„Calm will sie seit etwa drei Wochen bemerkt haben.“

„Aha! Und Sie hatten keine Ursache, seine Forderungen zu bewilligen, ihn zu schonen?“

„Ihn schonen?“ fragte Wolfgang verwundert, „gewiß nicht, Herr Amtmann. Ich bin stets bei den Leuten gerade durch gegangen und habe mich immer wohl dabei befunden. Diese Sorte wird durch Nachsicht nicht gebessert und verdirbt nur die andern.“

„Ein vortrefflicher Grundsatz, wenn man ihn durchführen kann. Nur gehört eines dazu, um es zu können: man muß ein reines Gewissen haben.“ Er sah dabei seinem Gegenüber fest und gerade in die Augen.

Wolfgang verbeugte sich zustimmend. Er wußte offenbar nicht, wie er diesen Ausspruch zu nehmen hatte, und ließ ihn deshalb unbeachtet.

„Wenn ich recht berichtet bin,“ fuhr Nul nach einer Pause fort, „so hat Ihnen Timm gedroht mit Enthüllungen, die er machen könnte...?“

„Zawohl, Calm hat mir so was gesagt; es bezieht sich das wahrscheinlich auf die Gerüchte, die vom ersten Tage meines Hierseins an in Umlauf gebracht wurden. Aber die Sache ist zu absurd, als daß ich mich dadurch sollte beeinflussen lassen. Dies Haus mag man untersuchen, vom Keller bis zum Boden, man wird nichts Unrechtes finden.“

„Das ist mir lieb zu hören,“ erwiderte Nul mit einem Ernst, der Wolfgang einen Augenblick stutzig machte. Er blickte auf und sah den Amtmann fragend an.

„Wir könnten es vielleicht nötig finden, das Haus durchsuchen zu lassen,“ fuhr Nul fort, „und mich dünkt, es könnte Ihnen nur lieb sein, wenn allem bösen Leumund die Spitze abgebrochen würde. Doch darum handelt es sich ja gar nicht. Was uns heute hierher führt, bezieht sich auf Ihren unglücklichen Bruder.“

„Ist's möglich? Haben Sie etwas entdeckt?“ rief Wolfgang so eifrig, daß jeder der Anwesenden überzeugt sein mußte, er habe keine Ahnung von dem, was kommen werde. Der Amtmann wandte sich jetzt an einen seiner Begleiter:

„Haben Sie die Güte, Herr Aktuar, die Aussage des Timm vorzulesen.“

Der Angeredete entfaltete ein großes Papier und las:

„Der Tagelöhner und Rätner Andreas Timm zu Träskamp deponiert, daß er am Abend des 31. August, gleich nach dem Verschwinden des Herrn Leo Waldheim, auf dem Kirchplatze zu Ramped gehört habe, wie der Schwiegervater des Verschwundenen, Herr Rittler auf Graskamp zu Herrn Wolfgang Waldheim sagte, es könne doch nicht so fortgehen, daß der junge Herr so dumme Streiche machte und sie alle in Ungelegenheit brächte. Er habe darauf Herrn Waldheim zugeredet, es dem verd... Bengel tüchtig einzutrinken.“

Der Aktuar hielt inne und Wolfgang erwiderte ruhig:

„Ich erinnere mich allerdings, daß Herr Rittler die Ansicht aussprach, mein Bruder habe aus bloßer Laune einen nächtlichen Spaziergang unternommen und mich bat, ihm meine Meinung darüber zu sagen. In anderer Weise würden gebildete Leute sich überhaupt nicht ausdrücken,“ fügte er mit einem leichten Anflug aristokratischen Stolzes hinzu. Der Amtmann nickte zustimmend.

„Die Ausdrücke unserer gerichtlichen Zeugen sind nicht hoffähig,“ erwiderte er lächelnd, „aber wir verstehen uns schon darauf, sie ins Hochdeutsche zu übersetzen. Doch das ist nur der Anfang. Aus Ihrer früheren Aussage ging hervor, daß Sie Ihren Bruder auf dem Kirchplatze, neben seiner Braut stehend, zum letztenmal gesehen haben, nicht wahr?“

Wolfgang bejahte. Auf einen Wink des Amtmannes las der Aktuar weiter:

„Timm sagt ferner aus, er sei im Ramped'schen Wirtshaus noch eine Weile sitzen geblieben, wo die Leute so viel Gräßiges von Träskamp gesprochen hätten, daß ihm die Haare zu Berge standen. Um zwei Uhr nachts sei er nach Haus gekommen. Die Klinke seiner Hausthür in der Hand, habe er dagestanden, da sei plötzlich von der anderen Seite Herr Leo gekommen, aber ohne Hut, wie der Wind auf das Thor zu und drin verschwunden.“

Wolfgang stieß einen Schrei höchster Überraschung aus.

„Die Hunde,“ las der Aktuar weiter, „die ihren Herrn wohl kannten, haben sich nicht geregt. Nach einer kleinen Weile hörte Timm laute Stimmen, die eine flehend, die andere drohend. Er schlich sich um das Haus herum, sah Licht an der Seite, wo Herrn Leos Zimmer liegt. Er hörte nun deutlich die Stimmen. Die eine war Herrn Wolfgang's, und dazwischen manchmal eine dritte, die höhnisch klang. „Du mußt sterben, du Hund!“, „Schone mich, ich kann mich nicht wehren.“ Und doch mußt du sterben, einen tausendfachen Tod!“, „Halt ein, thu mir nichts zu leide!“, „Du bist ein Elender, mit den Händen zerreiße ich dich! Dein Blut ist dies, du Ungeheuer!“ So ging es hinüber und herüber.

Dann hörte er einen lauten Schlag, und das Licht erlosch. Nun wurde es totenstill, und Zeuge schlich voll Angst in seine Wohnung, ging zu Bett und zog die Bettdecke über den Kopf.“

Wolfgang's Gesicht zeigte erst ein unverhohlenes Erstaunen, dann Unwillen, endlich sagte er:

„Diese ganze Geschichte ist im höchsten Grade sonderbar und unwahrscheinlich. Timm hat sie sich ausgedenkt, um mir Ungelegenheiten zu bereiten. Das Zeugenverhör hat gründlich dargethan, daß ich um zwei Uhr nachts nicht hier im Hause sein konnte, da ich in Gesellschaft mehrerer glaubwürdiger Zeugen mich auf der Suche befand nach meinem Bruder. Martin kann... ja so, Martin ist wohl noch nicht zurück, aber der Wirt vom Weidenbusch, der Kirchspielvogt, Bauer Pagel und noch mehrere haben bereits mein Alibi vollständig nachgewiesen.“

„Ganz recht; auch handelt es sich in diesem Augenblick nicht um irgend welche Schuld oder Nichtschuld Ihrerseits, sondern nur um die Glaubwürdigkeit meines Zeugen. Als Richter muß ich den Parteien völlig neutral gegenüberstehen. Sie haben eine Haushälterin; darf ich bitten, sie rufen zu lassen?“

Nach einem kurzen, höchst peinlichen Verzug trat Frau Emmert herein. Sie machte einen günstigen Eindruck. Das feine, blasser Gesicht mit den dunkeln Augen, der Ausdruck tiefen Ernstes in den Zügen, die ruhige gefasste Haltung, das alles machte sich geltend.

„Nichts,“ sagte der Amtmann zu dem Aktuar, „geben Sie der Dame einen Stuhl. Bitte, setzen Sie sich.“

Mit einem Blick auf ihren Herrn, der noch immer stand, lehnte sie den angebotenen Stuhl ab und stützte sich nur leicht auf den Rand des Tisches, aber ihre Hand zitterte.

„Setzen Sie sich, Christine,“ sagte Wolfgang faust.

Mit einem Seufzer der Erleichterung glitt sie auf den Sitz nieder und das Verhör begann:

„Wie heißen Sie?“

„Christine Emmert.“

„Sie sind die... die Haushälterin des Herrn Waldheim?“

„Zu dienen, Herr Amtmann.“

„Wie lange sind Sie schon im Dienst?“

„Ich bin seit zwanzig Jahren im Dienst des Hauses Waldheim.“

„Sie waren nicht hier im Hause anwesend, als drüben in Ramped die Trauung stattfand?“

„Nein, Herr Amtmann, ich kam erst um vier Uhr morgens mit Calm nach Hause; eine halbe Stunde später kam Herr Wolfgang Waldheim.“

„So war das Haus ganz verlassen? War niemand hier als Hüter zurückgeblieben?“

„O ja, die Wittve Konrad war hier geblieben; auf dem Hofe wachten die Hunde. Ich möchte niemand raten, zur Nachtzeit unbefugt durch das Thor zu gehen, wenn Fido die Wache hat.“

„Wer ist die Wittve Konrad?“

„Eine alte Rätnerin.“

„Hat sie Ihnen nichts berichtet?“

„Nicht das mindeste.“

„Wollen Sie sie rufen lassen?“

Wieder entstand eine Pause. Dann trat eine Frau in den siebzigen ein, deren sonnenverbranntes, verwittertes Gesicht von harter Arbeit zeugte. Ihre Augen waren aber noch sehr lebhaft.

„Wie heißt Sie?“

Die Frau sah ihn aufmerksam an und schüttelte mit dem Kopf.

„Ist sie taub?“ fragte Nul die Haushälterin.

„Nein, Herr Amtmann, aber sie versteht nur plattdeutsch; es ist zu lange her, daß sie in der Schule Hochdeutsch lernte.“

„Nun dann, Berries, versuchen Sie Ihr Heil. Ich

kann das Plattdeutsche zwar sehr gut verstehen, aber nicht sprechen."

"Der Herr Amtmann will wissen, wie Sie heißt," sagte nun der Assessor auf plattdeutsch.

"Ich heiße Greth Konrad."

"Sie wohnt in der Trätkemper Kat?"

"An dreißig Jahr wohn' ich da. Als mein Mann zu sterben kam, war Trätkamp verkauft und ich muß' das Dach über'n Kopf missen... aber der neue Herr" — sie wies auf Waldheim — "hat mich alte Kreatur behalten, und ich hab' alle Tag, die Gott werden läßt, mein bißchen Essen hier in der Leutestube..."

"Sie ist hier im Hause gewesen in der Nacht, die auf die Hochzeit folgte?"

"Ja, ich bin hier gewesen, da gönt..." sie wies nach links, wo die Gefindestube lag.

"Hat Sie Klock zwei Herrn Leo Waldheim gesehen?"

"Ja, Herr, den hab' ich gesehen."

"Also doch?" rief der Amtmann verwundert. "Hat

Ihnen die Frau nichts davon gesagt?" wandte er sich an Christine. — "Kein Wort, Herr Amtmann; sie ist gewöhnlich sehr wortkarg." — Auf einen Wink des Amtmanns inquirierte Verries weiter: — "Wie sah er aus, als er herein kam?" — "Wie der Tod. Er lief an mir vorbei in seine Stube rin. Ich hörte die Thür knallen..."

Die Alte wurde mit einemmale ganz gesprächig, froh, wie es schien, ihr Geheimnis loszuwerden, da ihr einmal die Zunge gelöst war. "Dann machte er Licht an und dann... ja, dann fing er an zu faustern und zu bensch. Er hatte das an der Mode, wenn er hitzig war, und wir haben oft darüber gelacht, aber in der Nacht is das gräsig."

"Was versteht sie unter faustern und bensch?" fragte Pul.

"Sie meint wahrscheinlich deklamieren. Erzähl' Sie man weiter, Konradsche; was hat Herr Waldheim gesagt?"

"Ja, das hab' ich nich all verstanden. Ich guckte durch das Schlüßelloch, und er stand da in sein buntes Zeug und hatte 'nen roten Mantel um und nu zappelte und räterte er los. Er konnte alle Stimmen nachmachen; ich hörte man, daß er öfters rief: „Du mußt sterben, du Hund!“ Denn mit eins wurde das Licht ausgeblasen, und ich hör' en Schlag, als wenn en Leuchter hinfällt; denn war es still. Herausgekommen is er die Nacht nich wieder. Nachher als Muschee Calm zu Hause kam, hab' ich mich auf's Ohr gelegt." —

Der Amtmann winkte dem Assessor, es gut sein zu lassen, und sagte dann: — "Es geht aus diesem Verhör hervor, daß der Andreas Timm nicht wissenschaftlich gelogen, sondern nach seiner Auffassung die Dinge wahrheitsgetreu erzählt hat. Von Herzen wünsche ich, daß sich das übrige in ähnlicher Weise aufklären möge." — Darauf entließ der Amtmann die Frauen.

(Fortsetzung folgt.)

Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen.

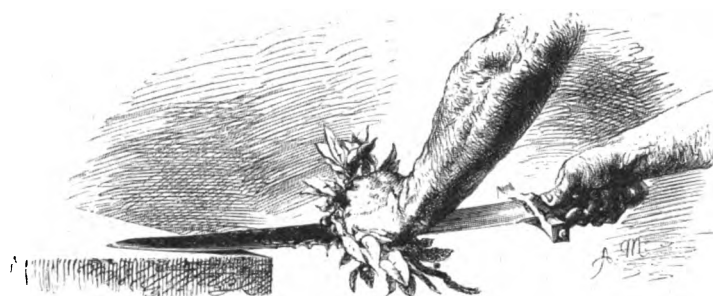
Von Adolf Rosenberg.

Als vor vier Jahren, um die Frühlingszeit, die meisterlichen Holzschnitte nach den Zeichnungen Menzels zu den Werken Friedrichs des Großen, die länger als dreißig Jahre Kronbesitz gewesen und nur als bedeutungsvolles Gnadengeschenk an auserwählte Persönlichkeiten ab und zu mit der Prachtausgabe der Werke Friedrichs II gespendet worden waren, in einer auf dreihundert Exemplaren beschränkten Auflage, von welcher jedes Exemplar dreihundert Mark kostete, wohlhabenden Kunstfreunden zugänglich gemacht wurden, war das Daheim in der Lage, seinen Lesern sehr bald einige Proben aus diesem lange verborgenen Schätze deutscher Kunst vorzuführen. Wir benutzten diese Gelegenheit, um Menzel in derjenigen Eigenschaft zu charakterisieren, in welcher er voraussichtlich für immer im Gedächtnis der Nachwelt fortleben wird, als den „Maler Friedrichs des Großen.“ (Vergl.

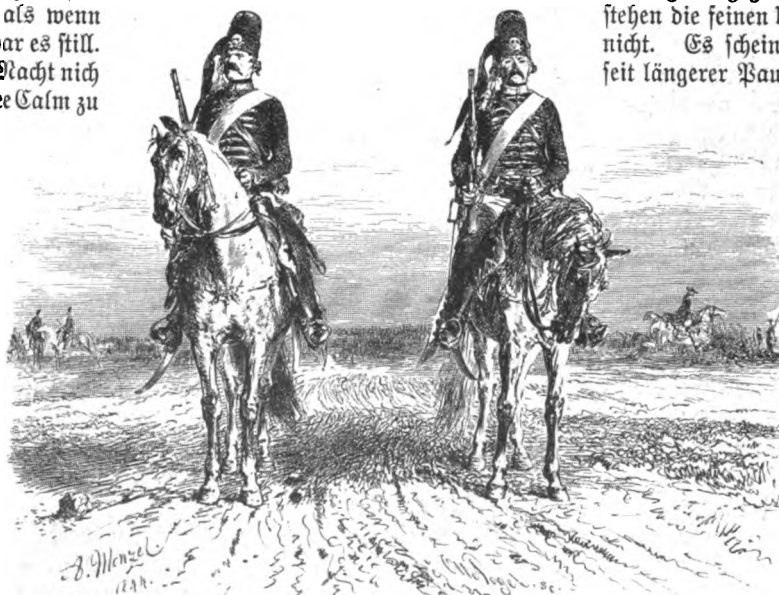
Daheim 1882 Nr. 37, S. 584—587.) Im Laufe dieser vier Jahre haben uns mehrere Ausstellungen seiner Werke und seiner Studien einen noch tieferen Einblick in das Wesen dieses einzigen Meisters gestattet. Wenn sein vornehmster Ruhm in der allgemeinen deutschen Kulturgeschichte auch darin bestehen bleiben wird, die Fredericianische Epoche und

ihre Helden zu neuem Leben erweckt und dadurch auf die Hebung des Nationalbewußtseins stark eingewirkt zu haben, so hat doch die Kunstgeschichte in Menzel einen Künstler von einer Universalität des Könnens und zugleich von einer Fruchtbarkeit zu verehren, die nur mit derjenigen von Rubens zu vergleichen ist. Aber selbst vor Rubens hat Menzel noch insofern einiges voraus, als er sich niemals der Mitwirkung von Schülern bedient, und niemals ein Werk, sei es auch nur eine Zeichnung oder die Improvisation eines Augenblicks, aus seinem Atelier herausgelassen hat, welches nicht den Stempel der Sorgfalt und der Vollendung trug. Wir haben durch jene Ausstellungen erfahren, daß es kein Gebiet der Menschen- und Tierwelt, der belebten und unbelebten Natur gibt, welchem Menzel nicht mit der höchsten Virtuosität des Nachbildungsvermögens gegenübersteht. Für Menzel bestehen die feinen Unterschiede der Fachmalerei nicht. Es scheint, als ob die Mutter Natur seit längerer Pause in ihm ein künstlerisches

Universalgenie hätte schaffen wollen, dem keine Bethätigung menschlichen Nachbildungstriebes fremd ist. Menzel ist Historien- und Genremaler, er porträtiert mit unheimlicher Wahrheit, seine Landschaften wirken ebenso sehr durch die Kraft und Tiefe des Colorits als durch plastische Formenauffassung, seine Tierbilder sind bisher unerreichte Muster der Gattung, und seine Architekturstücke haben immer das Staunen der Fachleute erregt. Dieses seltene Auffas-



Adolf Menzel: Signette zu der „Geschichte meiner Zeit“. Kapitel IV. Beendigung des ersten schleswigschen Krieges.



Adolf Menzel: Fusarenbedetten. Signette zur „Geschichte meiner Zeit“.

lungungsvermögen wird durch eine ebenso vielseitige Beherrschung der künstlerischen Technik unterstützt. Er weiß sich in der Ölmalerei, in der Aquarell- und Gouachetechnik ebenso virtuos zu bewegen, wie in der Tuschk-, Kreide- und Bleistiftzeichnung, in der Radierung und in der Lithographie. Bei dem enormen Raffinement, zu welchem gegenwärtig die Aquarell- und Gouachemalerei durch den Wettlauf der Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier emporgetrieben worden ist, muß hervorgehoben werden, daß Adolf Menzel nach wie vor, trotz seiner siebenzig Jahre, zu den ersten und jugendfrischsten Aquarellisten der Gegenwart gehört. — Wie Menzels künstlerische Bedeutung während der letzten vier Jahre in ein noch helleres Licht getreten ist, so hat sich auch der Ruhm vermehrt, der auf dem Haupte des Meisters ruht. Als er am 8. Dezember vorigen Jahres seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, wurden ihm die höchsten Ehren zu teil, die gegenwärtig einem deutschen Künstler beschieden sind. Se. Majestät der Kaiser ehrte ihn durch ein eigenhändiges Handschreiben, der Kronprinz durch seinen Besuch und die Überreichung eines sinnvollen Geschenkes, die Kunstbehörden durch eine Ausstellung seiner Werke, der Künstlerverein durch ein feierliches Mahl und die Akademiker durch ein Kostümfest, worüber in diesem Blatte seinerzeit berichtet worden ist. Die zwingende Kraft des Menzelschen Genies ist sogar so groß, daß man es wagen konnte, in seinem Jubiläumsjahre eine Ausstellung von seinen Werken in Paris, in einem der Stadt gehörigen Pavillon des Tuileriengartens, zu veranstalten, wobei freilich der „Maler Friedrichs des Großen“ nur beiläufig zum Worte kommen durfte.

Zur nachträglichen Feier seines siebenzigsten Geburtstages hat die Verlagsbuchhandlung von R. Wagner in Berlin eine neue, wohlfeilere Ausgabe jener Illustrationen zu den Werken

Friedrichs des Großen veranstaltet, welche sich von der teu-



Adolf Menzel: Bignette zu den „Regeln über das, was von einem guten Bataillonsführer in Kriegeszeiten zu verlangen ist.“



Adolf Menzel: Trauerpferd im Reichenfondt. Bignette zur „Lobrede auf General von Stille.“

Darstellungen, Porträts, Genrebilder, Landschaften, Stilleben, Allegorien und satirische Zeichnungen in einer Folge von zweihundert Nummern an uns vorüber. Zu Ende der vierziger Jahre, als der geistige Horizont

Deutschlands durch hundert Mauern beschränkt war, ist diesem gewaltigen Geiste die Welt, die außerhalb jener Mauern lag, wie eine Vision, wie eine göttliche Offenbarung aufgegangen. Während das gebildete Publikum erst heute dazu gekommen ist, in das Verständnis der Barock- und Rokokokunst einzudringen, war Menzel schon vor vierzig Jahren in diesen Stil- und Geschmacksformen heimisch, und er beherrschte sie mit so vollkommener Meisterschaft, daß wir auch jetzt noch seinen freien Kompositionen im Rokostil volle Bewunderung zollen müssen. Und dieser selbe Künstler war nicht minder tief in den Geist der Antike eingedrungen. Der große Kenner der menschlichen Natur, die sich in den wesentlichen Zügen unter allen Zonen und zu allen Zeiten gleich bleibt, hatte mit ahnendem Geiste erkannt, daß die Künstler des Altertums ebenso gut Böglinge der Natur gewesen waren und ebenso sehr der Nachahmung der Natur entgegengestrebt haben wie die Modernen. Er gab daher den handwerksmäßig zugerichteten Büsten und Statuen der Römerzeit, die ihm damals zugänglich waren, in seiner Nachbildung einen individuellen, natürlich-lebendigen Ausdruck. Mit stillem Triumph hat er es erlebt, wie die großartigen Resultate planmäßiger Ausgrabungen auf klassischem Boden



Adolf Menzel: Bignette zur Epistel: „Darüber, daß man nicht alles thut, was man thun könnte.“

ren Liebhaberausgabe nur durch einen minder splendiden Druck und ein geringeres Papier unterscheidet. *) Der künstlerische Inhalt ist der gleiche. Man darf wohl sagen, daß kein anderes Unternehmen hätte geeigneter sein können, Menzels Universalität in ein helles Licht zu stellen als dieses. Wenn wir die beiden stattlichen Quartanten, deren geschmackvolle Einbanddecken ebenfalls eine Komposition von des Meisters Hand schmückt, durchblättern, ziehen historische

*) Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. In Holz geschnitten von D. Vogel, A. Vogel, Fr. Ungelmann und H. Müller. 200 Blätter mit Text von L. Pietisch. Jubiläumsausgabe. Zwei Bände. Berlin 1886. R. Wagner, Kunst- und Verlagsbuchhandlung. Preis 50 M.

seine künstlerischen Prophezeiungen bestätigt haben. Deshalb haftet diesen Zeichnungen nichts von dem Geiste und dem Geschmack ihrer Entstehungszeit an. Sie wirken heute vor einer Kritik, die mit einer vorher niemals errungenen Objektivität die Kunstschöpfungen von fünf Jahrtausenden überschauen und danach ihren Maßstab bilden kann, als Erzeugnisse der unmittelbaren Gegenwart, in welchen die Summe aller bisherigen Geschichts- und Altertumsforschungen, soweit sie für diesen speziellen Zweck in Betracht kommen, niedergelegt ist.

Wir müssen über diesen Zweck zur Orientierung unserer Leser noch einiges früher Gesagte wiederholen. Friedrich Wilhelm IV hatte in seiner hochherzigen Förderung aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen den Plan gefaßt, eine Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen zu veranstalten. Diese Ausgabe sollte zugleich ein Muster typographischer Ausstattung sein, und einer solchen durften die damals beliebten „Vignetten“ nicht fehlen. Es war vorgeschrieben, daß sie über ihren Beruf nicht hinausgehen, d. h. nur bescheidene Druckverzierungen bleiben sollten. Als man den damals noch jugendlichen und sich mühsam um Erfolg zu Erfolg durchkämpfenden Menzel, der sich gleichwohl durch feste Auffassung und frische Behandlung vaterländischer Stoffe als einzig dazu berufenen Künstler ausgewiesen hatte, mit der Ausführung dieser „Vignetten“ beauftragte, legte man seinem Genius zugleich harte Fesseln an. Er durfte das Maß von zwölf Zentimetern im Geviert nicht überschreiten. Wie drückend auch damals dem schaffenslustigen Manne diese Beschränkung sein mochte — sie hat ihm doch zu seinem höchsten Triumph verholfen. Diese Illustrationen lassen sich nur mit einer einzigen Schöpfung aus unserm gesamten Kunstbesitz vergleichen — mit den Radierungen Rembrandts. Beide erreichen bei gleich beschränktem Raume eine gleich intensive malerische Wirkung. Für sein Zeitalter hat Rembrandt einen ebenso vielseitigen Stoffkreis umspannt wie Menzel. Beide sind gleich große Meister in der Beherrschung und Anwendung des Hellbunkels. In einem Punkt war Rembrandt jedoch im Vorteil vor Menzel. Er konnte seine Gedanken und Empfindungen direkt der Kupferplatte mit Hilfe der Radiernadel anvertrauen. Menzel war dagegen auf die Mitwirkung anderer angewiesen. Zum Glück fand er vier tüchtige Holzschnitzer, die sich seiner Führung anvertrauten und ihre technischen Fähigkeiten in seinen Dienst stellten. Menzel bildete diese Männer zu der ebenso schwierigen wie undankbaren Technik des Facsimileschnitts heran, welche die Xylographen zur unbedingten Unterwerfung unter die gezeichnete Vorlage zwingt, aber auch den Vorzug des unübertrefflichsten nicht-mechanischen Reproduktionsmittels hat. Die Namen dieser Männer dürfen nicht der Vergessenheit anheim fallen. Sie spielen in der Geschichte des Holzschnitts eine sehr bedeutsame Rolle, und es ist daher sehr dankenswert, daß es Ludwig Pletsch, welcher das Vorwort und den erläuternden Text zu den Illustrationen verfaßt hat, auch gelungen ist, biographische Einzelheiten über diese trefflichen Künstler zu ermitteln. Friedrich Ludwig Unzelmann (1797—1854) ist weiteren Kreisen schon durch seinen Namen als Mitglied der berühmten Schauspielerfamilie bekannt. Otto Vogel (1816—1851) hat zu kurze Zeit gelebt, um andere Spuren seiner Tätigkeit zu hinterlassen als in diesen Schnitten nach Menzelschen Zeichnungen. Sein Bruder Albert Vogel (geb. 1814) ist erst in diesem Jahre gestorben, nachdem ihm noch die Auszeichnung zuteil geworden, mit dem Unterricht in der Holzschnittekunst an der Berliner Akademie betraut und zum Professor ernannt zu werden. Der vierte, Hermann Müller (1812—1878), führte in stiller Verborgenheit ein bescheidenes Dasein. Ihn wie manche andere seiner mit gleichem Ernste weiterstrebenden Kunstgenossen drängte die handwerksmäßige Routine der Meisters, deren der moderne Massenbedarf nicht entbehren kann, in das Dunkel zurück.

Wir sind wiederum durch das freundliche Entgegenkommen der Wagnerschen Verlagshandlung in den Stand gesetzt, unsern Lesern eine Reihe von Proben aus diesem verständnisvollen, einzig dastehenden Zusammenwirken von Künstler und

Holzschnitzern, welchen letzteren Menzel selbst das Zeugnis ausstellte, daß „sie im Gehorsam gegen den Strich seiner Zeichnung das Höchste geleistet“ haben, vorzuführen. Zum allgemeinen Verständnis schicken wir nur noch voraus, daß Menzel, da er eigentlich nur Druckverzierungen liefern sollte, nicht eine regelrechte Illustration des vielgestaltigen Textes gegeben, sondern nach Laune, nach der Eingebung des Augenblicks hier und da an Stellen des Textes angeknüpft, dieselben verfinnlicht, glossiert, kritisiert und karikiert hat, wie es seinem eigenen Genius gefiel. Nur einem einzigen Leitstern folgte er: der Bewunderung für den königlichen Schriftsteller, dem er nur selten ein schüchternes Fragezeichen entgegenzusetzen wagte. Da die Abbildungen ohne den Text nicht verständlich, wenigstens nicht in allen Beziehungen verständlich sind, müssen wir einer jeden ein paar erläuternde Worte hinzufügen.

Die erste ist eine jener kraftvollen Allegorien, die nichts mit der trockenen Symbolik gemein haben und nur Menzel gelingen. Die linke Hand eines Kriegers wischt mit Vorberblättern das Blut von dem Schwerte ab, welches, wie aus dem Texte „Geschichte meiner Zeit, Kapitel VI“ hervorgeht, durch den Sieg bei Chotusitz (17. Mai 1742) den ersten schlesischen Krieg ruhmreich beendigte. Die beiden Husaren, welche auf dem zweiten Bilde mit gespannten Karabinern scharfen Auslug halten, können allgemein als Verfinnlichung des Friedericianischen Wortes: *Toujours en vedette!* Immer auf der Wacht! gelten. Im Zusammenhange des Textes, welcher die Zeichnung begleitet, bedeutet dieselbe jedoch das zähe Festhalten des Königs an dem Frieden von Dresden, bezüglich dessen er 1745 an Sir Thomas Villiers schrieb: „Eher sehen Sie, daß ich und meine Armee zu Grunde gehen, als daß ich auch nur die geringste Kleinigkeit von diesem Vertrage nachlasse.“ Die beiden Husarenposten geben auch ohne diesen Kommentar ein köstliches, lebensfrisches Genrebild aus dem immer gerüsteten Feldlager des großen Königs. Tritt uns hier der königliche Feldherr entgegen, so erinnert uns die dritte Vignette an den gekrönten Schriftsteller, welcher allen treuen Freunden und Mitkämpfern nach ihrem Tode eine in der Form immer vollendete, nicht selten auch von tiefer Empfindung getragene Lobrede widmete, die gewöhnlich in der Akademie der Wissenschaften vor feierlicher Versammlung gelesen wurde. Die Komposition bildet die meisterlich arrangierte Schlußvignette zu der Lobrede auf den im Jahre 1752 verstorbenen General Stille. Ein Offizier des Regiments „Prinz Eugen von Anhalt“, dessen Chef der General gewesen, führt im langen Trauermantel und mit von den Spitzen des Dreimasters herabfallenden Florbändern das mit einer schwarzen Samtdecke behangene Leibpferd des Verewigten. Zu ihm blickt in peinvoller Erinnerung ein am Wege sitzender verwundeter Kroat empor, eine Anspielung auf den von General Stille im Jahre 1745 über den österreichischen General Radetzky erfochtenen Sieg bei Landeshut. Der Holzschnitzer Unzelmann hat hier die erstaunliche malerische Kraft, welche Menzel in seine Zeichnung zu legen mußte, mit höchster koloristischer Wirkung wiedergegeben. Ein rein militärisches Genrebild ist auch die Vignette zu den „Regeln über das, was von einem guten Bataillonsführer in Kriegszeiten zu verlangen ist“ (1773). Friedrich war mit gewissen Zuständen in der Armee und mit dem Verhalten mancher Kommandeure unzufrieden geworden, und diese Empfindung ließ er in jener Abhandlung sehr deutlich durchblicken, indem er u. a. schrieb: „Wie darf ein Bataillonskommandeur eingeschüchtert sein, wenn er sich in einem festen Plaze befindet. Für einen Mann, der weder faul noch feige ist, sondern Ehrgeiz fühlt, ist es eine Gelegenheit sich auszuzeichnen und infolge dessen sein Glück zu machen... Aber der lange Friede, dessen wir uns erfreuen, wird alle Kommandeure unentschuldigbar machen, wenn sie es ihrer Unwissenheit in der Fortifikation zuschreiben, daß sie ermangelt haben sich gut zu verteidigen. Der Garnisonsdienst beschäftigt sie höchstens zwei Stunden täglich. Für den Rest sind sie Herren ihrer Zeit; und wenn sie dieselbe in Trägheit verlieren, so meine ich nicht, daß diese von ihnen vorgebrachte

Entschuldigung irgend gültig befunden werden dürfte.“ Menzel hat, durch diese Worte angeregt, eine Szene auf dem Parade- oder Paroleplatz fingiert, den der König nach Darlegung seiner Meinung eben verlassen hat. In den Mienen und in der Haltung der mißvergnügten Offiziere spiegelt sich die Wirkung der königlichen Strafpredigt in jener Mannigfaltigkeit des Ausdrucks wieder, welche Menzel mit beispielloser Virtuosität beherrscht. Für den Beschauer stellt sich auch die Gestalt des Landmannes, welcher beim Ausgraben von Disteln in der Arbeit innehält und träge seine Glieder dehnt, als ein reines Genrebild dar. In Wahrheit haben wir hier aber ein Beispiel für die lebensvolle Art, in welcher Menzel einen Gedanken auf realistischem Wege versinnlicht, ohne zu einer trockenen Allegorie zu greifen. Die Zeichnung gehört zu der Epistel an den Kabinettsminister Heinrich von Podewils über das Thema „daß man nicht alles thut, was man thun könnte.“ Den Grundgedanken seiner Schrift, der dem Künstler das Motiv geboten hat, spricht Friedrich in folgenden Worten aus: „Kein Sterblicher thut alles, was er thun könnte. Und wenn wirklich ein Bürger, der voll Eifer für den Staat der öffentlichen Wohlfahrt einen neuen Weg öffnet, in die Laufbahn eingetreten ist, so ist er auch bald ermüdet und verläßt die kaum begonnene Arbeit.“

Menzels Kunst in der Auffassung und geistigen Durchdringung historischer Charaktere zeigt sich glänzend in der Vignette zu dem Lehrgedicht „Die Kunst des Krieges“. In einer lebensvollen Gruppe erscheinen die Meister der Kriegskunst, deren Racheiferung Friedrich in dem Gedichte den jungen Kriegern empfiehlt, in der Mitte Julius Cäsar, links von ihm Turenne und Prinz Eugen, auf der anderen Seite, dem Römer zunächst, Moritz von Oranien und am Ende Gustav Adolf von Schweden. Zwei andere der von uns ausgewählten Illustrationen gehören zu dem Briefwechsel Friedrichs mit Voltaire. Die eine stellt, im Anschluß an die Briefe des Königs, welche seinen Bruch mit Voltaire besiegelten, den anmaßenden Franzosen in einem Momente tiefster Demütigung dar, wie er Berlin verläßt, aber vor dem Scheiden sich noch einmal umwendet, um mit theatralischer Geste einen Fluch auf die preussische Hauptstadt herabzurufen. Die Laune des Künstlers hat den Wutentbrannten in ein orientalisches Kostüm gesteckt, womit vielleicht eine Anspielung auf den ewigen Juden beabsichtigt war. Auf dem anderen Blatte, welches wiederum Unzelmann in seiner kräftigen, malerisch wirksamen Manier geschnitten hat, ist dagegen ein feierlicher Ton angeschlagen. Die beiden großen Männer hatten sich nach jenem Konflikt bekanntlich wieder versöhnt. Noch im Todesjahre Voltaire's hatte Friedrich an ihn, und Voltaire an den „Einsiedler von Sanssouci“, wie sich der König in dem Briefe nannte, geschrieben. Menzels Vignette soll andeuten, daß der Tod den mit manchen häßlichen Charaktereigenschaften behafteten Menschen von allen Schläden befreit hat, und der Künstler feiert demnach nur den Helden Voltaire, welcher, mit Ruhmeskränzen bedeckt, auf dem Paradebette tot ausgestreckt liegt.

Als die Kriegszurüstungen der Feinde Preußens immer drohender wurden, veröffentlichte Friedrich im Jahre 1753, um seinen Gegnern zu zeigen, daß er auf der Hut sei und ihre Machination durchschaue, satirische „Briefe an das Publikum“, in denen er von den Gefahren spricht, „mit welchen diplomatische Konflikte wegen einer Menuettkomposition zwischen den Gesandten des Sultans von Fez, des Hospodars der Walachei und des Kuli Kan den Frieden Europas bedrohten.“ In seiner Vignette hat Menzel eine nicht minder große Begegnung für das Satirische entwickelt. Den Ernst der Situation, welchen Friedrich durchblicken läßt, deutet er durch Kanonen an, die hinter dem Vorhang sichtbar sind. Die Darstellung auf demselben ist sehr wichtig den Reliefs aus den assyrischen Königspalästen nachgebildet. Menzel läßt dabei die Maske fallen, welche der königliche Autor vorgenommen hat. Ludwig XV, an dessen Gewand sich hinten die Pompadour festhält, hat sich zur Jagd auf den preussischen Adler aufgemacht, wobei ihm die Kaiserin Maria Theresia und der Jar von

Rußland, auf den Pferden seines Streitwagens reitend, behilflich sind.

Die letzte in der Reihe unserer Illustrationsproben zeigt uns Menzel als genialen, auf das schärfste charakterisierenden Tiermaler. Nur langjährige und unablässige Studien in Menagerieen und zoologischen Gärten vermögen eine so schlagende Fertigkeit in der Wiedergabe des Tierindividuums zur Reife zu bringen, wie sie sich hier in der Darstellung eines Elefanten und eines Löwen zu erkennen gibt, welche die Defensiv- und die Offensiv- treffend symbolisieren. Die Zeichnung gehört zu einem 1779 geschriebenen Aufsatze „Betrachtungen über die Maßregeln, welche im Fall eines neuen Krieges mit Oesterreich zu nehmen wären.“ Wenn die österreichische Armee, so führt der König darin aus, bei einem neuen Kriege in ihren uneinnehmbaren Stellungen in Mähren abwartend verharren sollte, so müßte der preussischen Armee die Aufgabe zufallen, den Gegner durch fortwährende Beunruhigung aus seiner Defensiv herauszulocken und zu einer offenen Feldschlacht zu bewegen. Deshalb umschleicht auf Menzels Zeichnung der geschmeidige, leicht bewegliche Löwe das mächtige Tier, welches sich allein auf die Wucht seines Körpers verläßt.

So bieten diese Zeichnungen ein treues Spiegelbild Menzelscher Universalität, welche bis auf den heutigen Tag noch nichts von ihrem Umfange, und noch nichts von ihrer geistigen Vertiefung eingebüßt hat.

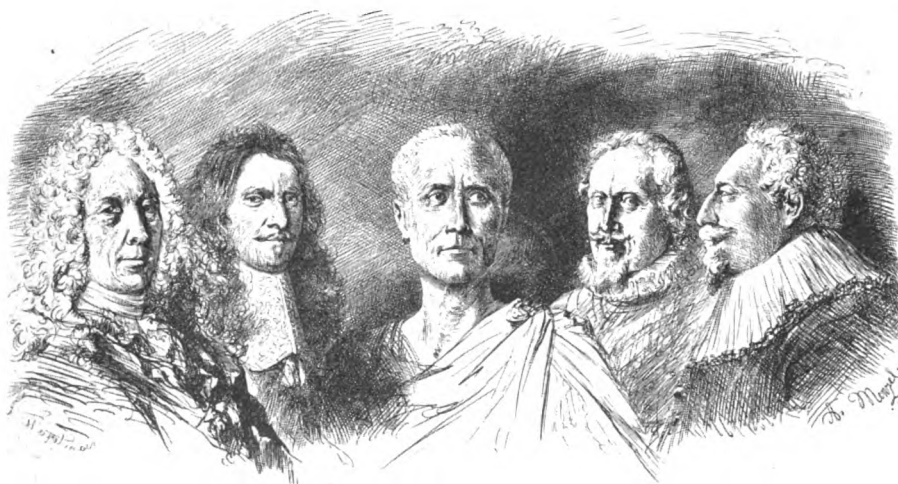
B'ist Gott.

Novellette von L. Bulenhardt.

(Schluß.)

Er gehorchte. Er hätte freilich noch so manches gern von ihr erfahren, aber — konnte er nicht warten? Dehnte sich nicht eine Reihe selbiger, goldener Tage vor ihm? Wenn er auch nicht immer so glücklich sein konnte wie heute — sie war doch da, hier in der Stadt, und wenn nicht anders, würde er sie doch am Fenster sehen können. Und vor allem, sie war noch frei, sie hatte ihn nicht vergessen, sie hatte sein Lied aufbewahrt und gesungen, um des Liedes, nicht vielleicht auch um des Komponisten willen? Hatten ihm nicht ihre Thränen, ihre Aufregung, ihre unbewachten ersten Worte verraten, was sie wohl lieber hätte verschweigen wollen? Träumend, in glückseligen Gedanken wanderte er zurück durch den duftenden, blühenden Garten. War er ihm denn nicht heute früh, als er ihn durchwanderte, wie ein recht gewöhnlicher, etwas bäurisch altmodischer Garten erschienen, dasselbe Fleckchen Erde, das als Paradies aus seiner Kindheit herüberstrahlte? Wo hatte er denn nur seine Augen gehabt, heute morgen? Konnte es auf der ganzen Welt etwas Schöneres geben, als diesen Durchblick auf den alten Kirchturm zwischen den über den Weg herüberhängenden Fliederbüschen, deren reiche Blüten, als er vorbei ging, neidend sein Antlitz berührten? Und als er nun über den Hofplatz zurückging und wieder das Zimmer der Großmutter betrat, war es nicht ein ganz wunderbares, schönes, altes Zimmer und hatte es denn je eine liebere alte Großmutter gegeben, die gar nicht that, als ob sie irgend etwas gemerkt hätte, und doch fast ohne Aufhören den ganzen Abend von dem zu erzählen wußte, was ihm am Herzen lag? Wie das arme Mädchen so viel Plage habe mit der alten Tante, welche die widerwärtigste alte Person sei, die man sich denken könne, und wie es dennoch den ganzen Tag fröhlich sei und geduldig und freundlich bleibe, daß man's oft gar nicht begreife. Gerhard fühlte auf diese Erzählungen hin einen Haß und Grimm gegen die böse Tante in seinem Herzen anwachsen, dessen er sich bis dahin gar nicht für fähig gehalten, und er konnte nicht genug das arme Kind beklagen, das solch traurige Jugend gehabt hatte.

„Nun, das hatt' es nun eben nicht,“ meinte die Großmutter. „Ein fröhliches Gemüt läßt sich doch nicht so leicht niederbrücken. Die ersten beiden Jahre, die sie hier in der Stadt waren, haben sie neben uns gewohnt und das Fränzle ist meine ganze Freude gewesen und hat mich so an deine Tante, das Luisele, gemahnt, als ob es ihre Tochter sei. Es



Prinz Eugen. Turenne. Caesar. Moritz von Dranien. Gustav Adolf.
Adolf Menzel: Bignette zu „Die Kunst des Krieges.“ Porträts der Meister der Kriegskunst.

sieht auch wirklich dem Bild, das ich von dem Luisele, seiner Ältesten, hab, merkwürdig ähnlich. So ist es denn ganz wie von selbst gekommen, daß es mich Großmutter geheißt. Oft ist es heimlich abends gekommen, sich bei mir satt zu essen, denn bei dem alten geizigen Fräulein ist Schmalhans Küchenmeister und da ist's mir oft gewesen, als ob eines meiner eigenen lieben Kinder noch am Tisch bei mir säße, wenn sich's so hat schmecken lassen. Jetzt kommt es hier und da mich besuchen und mir vorsingen, aber es kann nur heimlich kommen, denn die alte Dame, die eine Geheimrathstochter ist, erlaubt keinen Verkehr mit der Handwerkerfrau. Ja, es hat es nicht besonders gut auf der Welt, aber man merkt nicht viel davon, weil es nicht klagt. Es ist heute das erste Mal, daß ich's hab weinen sehen, das allererste Mal, und daran bist du schuld, du Bösewicht. Es scheint auch nicht so gar große Sehnsucht zu haben, fortzukommen, trotz allem, denn es hat schon zweimal Gelegenheit gehabt zu heiraten, die Tante hat aber beide Male die Freier abgewiesen, wahrscheinlich weil sie das kleine Erbteil des Mädchens noch nicht herausgeben will.“

„Und war das Fräulein damit einverstanden?“ fragte Gerhards.

„Ja, da fragst du mich zuviel. Es ist, so offen es scheint, doch gar verschlossen über derlei Dinge,“ entgegnete die Großmutter mit schelmischem Lächeln, und man konnte noch die Grübchen sehen, die ihr einst so schön gestanden. „Aber weißt — wenn ich du wäre, ich fragte danach nicht meine Großmutter.“

Gerhard merkte sich den Wink und schwieg, konnte er doch sie selbst fragen, wenn die Zeit dazu gekommen war. — Früh, lächerlich früh für seine großstädtische Gewohnheit ging er auf sein Zimmer, weil er, wie er sagte, noch Briefe schreiben wollte. Vielleicht hatte er auch die letztere Absicht für einen

Augenblick
gehabt, gewiß
ist's, daß er
oben in sei-



Adolf Menzel: Schlußvignette zum Briefwechsel Friedrichs mit Voltaire.

nem Zimmer keine Briefe schrieb. Er hatte freilich Erwin und auch jenem andern Freund versprochen, ihnen in bewußter Sache gleich Nachricht zu geben, aber konnte er das, ohne zugleich sein süßes Geheimnis preiszugeben? Auch machte er sich kaum klar, daß er wirklich jetzt eine befriedigende Lösung mitzuteilen wisse, so gleichgültig war ihm plötzlich die Sache geworden. Um was für jämmerliche Kleinigkeiten zankten sich doch die Menschen und verdarben sich gegenseitig das bißchen Leben? Gab es denn irgend etwas Schöneres auf der Welt, das des Ersehens wert gewesen wäre, als mit dem lieben Mädchen alle Tage allein durch die engen Wege dieses paradiesischen Gartens zu wandern, wenn's nicht vielleicht noch schöner sein mochte, mit ihr aus-

zurufen auf der Bank unter dem Nußbaum und nichts zu hören, als den Klang ihrer lieben Stimme, nichts zu fühlen, als den Zauber ihrer Nähe? Vielleicht würde sie ihm dann noch einmal sein Lied singen mit dem Text, den sie selbst dazu



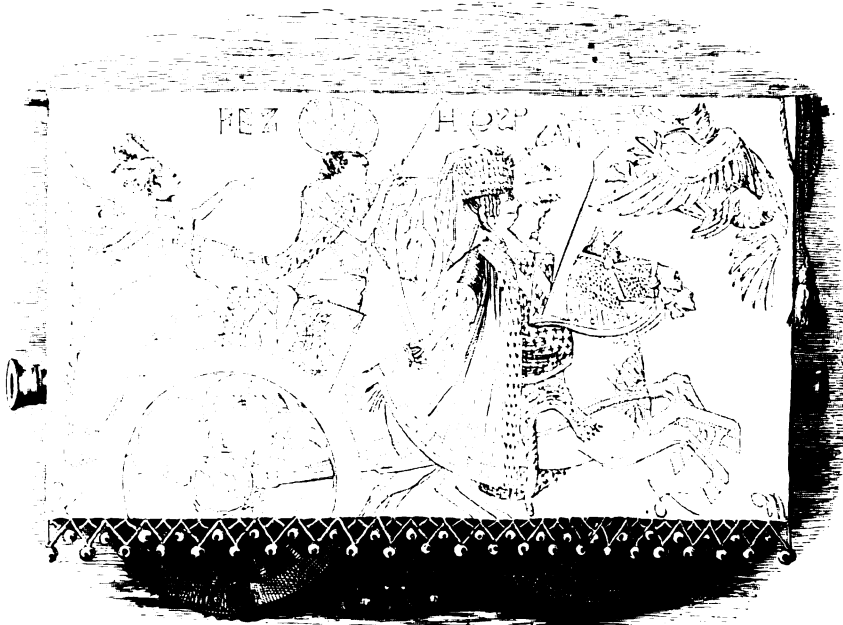
Adolf Menzel: Vignette auf Voltaire's Abschied von Berlin.

gemacht hatte. Vielleicht — und über dem Traume von diesem „Vielleicht“ entschlummerte er.

Er hatte nicht viel geschlafen und doch war er, als alles noch schlief, schon wach und wanderte die stille Straße hinunter, um die Ecke der Kirche zu. Dort war das Pfarrhaus mit seinem Gitter von dunklem Ephen unten am Fenster, und dort, daneben das schmale zweistöckige Haus, ja das mußte es sein! Aber natürlich die hohen Bäume, — ob ihm diese dichtverwachsenen Bäume nicht immer unheimlich gewesen, als ob sie ihm noch einmal ein Leides anthun würden! — die Bäume verdeckten ganz die oberen Fenster, und so viel Mühe er sich auch gab, er konnte nicht einmal die Farbe der Vorhänge erkennen. So blieb ihm nichts, als ein paar kleine weiße Blümchen zu pflücken, die mühsam mit Gras untermischt hie und da zwischen den Steinen aufsprossen, und wieder nach Hause zu gehen. Wenn es nur nicht immer noch so früh gewesen wäre, alles schlief ja noch! Wie lang der Tag vor ihm lag, eine

Ewigkeit schien's, bis der Nachmittag kommen würde! Wie er ihn hingebacht, diesen endlos langen Vormittag, er wußte es nachher selbst nicht. Er hatte allerlei Erinnerungen, daß er wieder und wieder das alte Klavier geöffnet und allerlei phantasiert, daß er ihre kindliche Begleitung gespielt und mit besonderer Freude ihre kleinen Fehler nachgemacht, auch daß er plötzlich und hastig das Instrument geschlossen hatte, so daß die Großmutter zusammengebrochen war. Daß er sie dann um Verzeihung gebeten wegen seines Ungestüms, und daß sie ihm die Haare aus der Stirn gestrichen und gelächelt und sehr glücklich dazu ausgesehen hatte. Und dann hatte das Negele das Mittagessen gebracht und die Großmutter hatte ihm alles auf den Teller gelegt, wie einem Kinde, und er hatte nur immer ganz nachdenklich vor sich hin geschaut, und außer dem Lob auf das Essen und daß auf der ganzen Welt nirgend so gut gekocht werde, hatte er die ganze Mahlzeit über nichts gesagt, so daß die Großmutter sich sehr über seine Schweigsamkeit verwundert hätte, wenn sie nicht besser als er selbst gewußt hätte, wie es um ihn stand. Und nun begann die Sonne endlich, endlich sich den Hügeln zu nähern, und er war schon lange in Hof und Garten spazieren gegangen, hatte genau das Innere des Holzschuppens untersucht und ernsthaft und tief-sinnig die Thür betrachtet, gegen die sie gestern ihr Köpfchen gelehnt. Jetzt — jetzt war es schon eine Viertelstunde, jetzt schon eine halbe Stunde später, als da sie gestern gekommen. Was bedeutete das? Kam sie am Ende gar nicht? Er bereute bitter, sie um das Blatt gebeten zu haben. Sie schien es so ungern hergeben zu wollen. Vielleicht war das der Grund, daß sie nicht kam — vielleicht — — —

Er setzte sich auf die Bank unter dem Nußbaum und sah alle Minuten nach der Uhr und wurde immer ungeduldiger, immer ungehaltener über sich selbst, daß er ihr Grund zum Zögern gegeben haben könne. Im Verlauf einer halben Stunde hatte er sich eingeredet, daß sie es als Eitelkeit, als Anmaßung seinerseits aufgenommen, daß sie ihre Zusage bereut, heute nicht mehr komme, vielleicht gar nicht, vielleicht einen andern lieber habe. Natürlich, das war's. Was hatte sonst ihre unerklärliche Aufregung bedeutet? Hatte die Großmutter nicht selbst gesagt, daß sie sie noch nie weinen gesehen? Natürlich steckte da ein Geheimnis, sie war nicht mehr frei, hatte vielleicht mit ihm jetzt nur Mitleid empfunden! Wie hatte ihm das nicht gleich einfallen können! Wie hatte er sich einbilden können, daß sie ihn liebe! Wenn das wäre, würde sie so lange ausbleiben? Zornig zerblätterte er einige Blumen, die er eben erst gepflückt. O, wenn sie nur wenigstens ein Verständnis hätte für seine Liebe, nur ein wenig menschliches Gefühl, sie ließe ihn nicht so warten! Aber sie war — ja, was sie war, blieb für immer unausgesprochen, denn — tauchte dort nicht ein Strohhut mit blauem Bande hinter den Nebstöcken auf und dann ein blaues Kleid? Und kamen dann nicht leichte Tritte her zu ihm und die kurzen, eiligen des Hündchens dazwischen, und stand nicht jetzt die holde Erscheinung in einiger Entfernung von ihm still, wohl in der Erwartung, daß er ihr entgegenkommen würde? Und flüsterte ihm nicht ein ganz unbegreiflicher, kindischer, troziger Geist ins Ohr,



Adolf Menzel: Jagd auf den preussischen Adler durch Ludwig XV mit der Pompadour im Wagen. Auf den Pferden Maria Theresia und der Kaiser. Bigarette zu den satirischen „Briefe an das Publikum.“

nicht aufzustehen, zu thun, als ob er sie nicht sähe, und vor sich hin auf den Boden zu blicken, bis die liebe Stimme halblaut, nur noch wenige Schritte von ihm „guten Abend“ sagte? Guten Abend! Er sprang auf, und indem er sie ansah mit einem leuchtenden, glückseligen Liebesblick, mochte sie es für Freude halten über das Mitgebrachte, denn sie gab, als ob es sie einen Entschluß koste, das Paket, das sie trug, in seine Hand, ließ ihn die Hülle entfernen und wandte sich dann in tieffter Verwirrung ab.

Er faltete das Papier auseinander und fuhr überrascht auf. Es war das Blatt, das er damals verloren hatte, er erkannte seine Schrift, die Art, wie er vorläufige Notizen machte, solche kleine Aufzeichnungen, die er gewöhnlich selbst vergaß, so daß er nachher nicht wußte, ob er sie geschrieben oder nur gedacht. Es war offenbar zerknittert und feucht gewesen und dann sorgsam wieder ausgeplättet und auf stärkeres Papier geklebt. Rund herum aber war kunstvoll und mit vielem Geschmack ein Kranz von getrockneten Alpenblumen geklebt.

„Franziska!“ Er war seiner nicht mehr Herr, er sprach nur das eine Wort, aber sie verstand, daß das Blatt ihm gesagt, was ihre mädchenhafte Scheu sie verschweigen geheiß. Es hatte ihm gesagt, daß dies Blatt ihr um dessen willen, der es geschrieben, so wert gewesen, daß sie es drei Jahre lang wie einen Schatz gehütet und mit Blumen geschmückt hatte. — „Da ist es,“ murmelte sie, „ich wollte die Blumen entfernen, aber sie waren zu fest darauf geklebt, und so wie es ist, werden Sie es nicht brauchen können.“ Sie hatte sich auf die Bank gesetzt und begrub verwirrt ihr Gesicht in ihre Hände. Er war vor ihr niedergesunken. — „Brauchen,“ wiederholte er. „Franziska, einziges Liebes Mädchen, kannst du



Adolf Menzel: Bigarette zu „Betrachtungen über die Maßregeln, welche im Falle eines neuen Krieges mit den Österreichern zu nehmen waren.“ Die Österreicher sind durch den Elefanten (Defensive), die Preußen durch den leichteren beweglichen Löwen (Offensive) personifiziert.

wirklich denken, ich würde dies Blatt in andere Hände geben, ich würde um eines kleinlichen Triumphes willen — o Kind," unterbrach er sich plötzlich aufspringend und die nicht mehr Widerstrebende heftig in die Arme schließend, „kann es denn wahr sein? Hast du mich nicht vergessen, wie ich immerdar dich in liebendem Gedenken behalten? Und willst du mein sein, mein Lieb, mein Weib, mein Alles?" Fränzele hatte nun wohl wieder keine andere Antwort als Thränen, aber zusammen mit der Sprache der blauen Augen mochten sie wohl beredt genug sein. Azurle aber mochte ihr Weinen wieder für eine Aufforderung zum Wettgefang halten und begann seine Produktion. Da seine Herrin immer weiter schluchzte, als müsse sie nun einmal all dem stillverschwiegenen Kummer und der sie überwältigenden Seligkeit Luft machen, und keins ihn störte, sang er seine besten Weisen. Endlich sprach sie leise Worte, und Gerhard horchte entzückt und meinte, die Musik der Engel zu hören. Auf das musikalische Azurle aber hat niemand gehört. Er hatte sich losgerissen von der Schnur und war geraden Weges ins Haus gelaufen, wo ihm das Regele die Thür öffnete von der Großmutter Zimmer. Da setzte er sich, ohne genötigt zu sein, aufs Sofa und sah nach der Thür und dann wieder auf die Großmutter mit seinen klugen Hundeaugen, bis nach längerer Zeit die Thür aufging und die beiden eintraten mit wunderbar verstorren, schuldbewußten und doch so glücklichen Gesichtern. Sie wollten sprechen, aber die Großmutter schien schon alles zu wissen und küßte und segnete eins ums andere. Dann brachte das Regele Licht, und die Großmutter machte, als es eintrat, plötzlich ein ganz fremdes, gleichgültiges Gesicht, was ihr ganz wunderbar stand, so daß das Fränzele, wenn es in minder feierlicher Stimmung gewesen wäre, sich sicherlich herzlich satt darüber gelacht hätte. Als das Regele wieder gegangen, sagte sie: „Es darf's doch niemand wissen, denn ein Brautpaar seid ihr nicht eher, bis das Fräulein Ottermann, das doch nun einmal Mutterstelle vertritt am Fränzele, ja gesagt hat.“ Das Fränzele erschrak, es mochte wohl die Tante ganz vergessen haben, Gerhard aber griff nach seinem Hut.

„Ich gehe gleich," sagte er.

„O bitte, nein," bat das junge Mädchen, „es ist ja schon so spät und sie ist gewiß nicht zu sprechen und nachher ist sie dann erst recht böse —“

Aber die Großmutter nickte Gerhard zu, daß er sich nicht abhalten lassen solle.

„Wenn sie mich nicht einläßt, spreche ich durchs Schlüsselloch zu ihr," sagte er übermütig und dann war er gegangen.

Das Fränzele aber saß unterdes zu den Füßen der alten Frau, wortlos und selig.

„V'hüt Gott, Kind," sagte diese liebevoll, das Mädchen auf die reine Stirn küßend. „Aber — Gott thut es nicht allein. Selbst behüten müßt ihr die Liebe, die euch jetzt wie ein Gnadengeschenk vom Himmel gekommen. Sieh, es ist damit, wie mit der schönen Gabe des Gesanges, sie kommt von oben und ist da, du weißt nicht wie, aber sorglich gehegt und gepflegt will sie doch sein, daß sie uns und andern das Leben verschönt und vertieft.“

Es war allmählich ganz dunkel geworden, als Gerhard aus dem schmalen Hause am Kirchplatz trat. Ob er durchs Schlüsselloch das Jawort erhalten, ob er Aug' in Auge mit der griesgrämlichen Tante sich verständigt hatte, er wußte es selbst kaum mehr. Aber einem alten Bettler, welcher vorgab, ein wandernder Handwerksgefelle zu sein und ihn um Geld zu einem Nachtquartier ansprach, gab er alles Geld, das er bei sich hatte, und behielt nur soviel zurück, um im naheliegenden Postbüro ein paar Worte an Erwin zu telegraphieren.

Ein paar Tage später, als Gerhard, diesmal nicht allein, bei dem ersten und einzigen Gasthof des Städtchens vorüberging, hielt da derselbe unbequeme Wagen, den er damals verschmäht, und herunter sprang ein junger Mann in elegantem Reiseanzug gerade dicht vor ihn hin.

„So, da bist du," sagte er mit lustigem Augenzwinkern.

„Hast wohl eher alles andere erwartet, als mich hier zu sehen, he?"

Gerhard war so überrascht, daß er nur undeutlich murmelte, wie er sich freue, ganz außerordentlich freue.

„Siehst mir gar nicht so aus," meinte Erwin mit feinem Lächeln. „Verstehe dich aber vollkommen.“ Damit hatte er mit raschem Blick das liebevolle Mädchen erspäht, das verwirrt und errötend ein paar Schritt beiseite getreten war, so daß der Wagen es dem Blick des Fremden fast verdeckte. Mit artiger Verbeugung näherte er sich ihr und bat, sich dem gnädigen Fräulein selbst vorstellen zu dürfen, da sein Freund, wie es schien, etwas zerstreut sei. Und dann wandte er sich wieder an Gerhard.

„Ich hab' selbst kommen müssen," erklärte er, „denn geschrieben hast du kein Wort und aus deiner Depesche werd' ein anderer klug. Und er zog sie aus der Brusttasche. „Siehst mich nur nicht so verwundert an," setzte er hinzu. „Du weißt wohl gar nicht mehr, was du telegraphiert hast. Gefunden! Sie ist mein eigen!“ las er mit pathetischem Ausdruck. „Jetzt sag nur im Namen alles gefunden Menschenverstandes, was soll das bedeuten? Was soll diese aphoristische Kürze in einer Sache, die — —“

„Ja, siehst du," meinte Gerhard treuherzig, ihn unterbrechend, „ich hatte eben nicht mehr Geld bei mir, weil ich alles dem Bettler gegeben, und dann wußte ich wirklich nicht, daß die Depesche nicht deutlich sei.“ Und er faßte Fränzels Hand, als ob damit alles gesagt sei.

Erwin lächelte und verbeugte sich wieder. „Ich freue mich von Herzen über dein Glück," sagte er, „aber dennoch, du begreifst, ich wußte davon nichts, sondern nur, daß du das Lied — —“

„Das hab' ich ja auch gefunden, daß es doch mir gehört, nämlich —“

„Dann hast du dich im Artikel geirrt.“

„Ach was, ist das nicht ganz gleich? Nenn's wie du willst, Name ist Schall und Rauch, es ist alles eins. Sie, es, die Weise, das Lied, die Franziska, das Fränzele, ich habe sie gefunden, die Gesuchte, endlich, endlich wiedergefunden, und nun ist alles gut.“

Das Lustmeer und die Sonnenwirkung.

Von dem einstigen, gasförmig erglühenden Urzustande unsers nunmehr schon seit ungezählten Jahrtausenden verdichteten und zum bewohnten Erdball abgekühlten Planeten ist noch ein denselben umgebendes Lustmeer zurückgeblieben, das in seiner äußersten, bis zum Verschwinden verdünnten Grenzschicht eine Höhe von viertausend geographischen Meilen erreichen mag. In diesem als Atmosphäre bezeichneten Lustmeere treten alle die Erscheinungen hervor, welche unsere Witterungszustände bedingen und mit deren Deutung die Meteorologie sich beschäftigt.

Die Grundlage aller meteorologischen Forschung bildet die Wärmeverteilung, welche infolge der Sonnenwirkung auf unserm Planeten sich vollzieht und welche sich in den Wärmemengen darstellt, die in den verschiedenen Jahreszeiten und Breitengraden der Erde durch die Sonnenstrahlen zugeführt werden. Erst durch die Atmosphäre wird das uns zustrahlende Licht der im weiten Raume sich ausbreitenden unermesslichen Sonnenkraft zu der unserm Organismus zutragenden Wirkung gebracht. Ohne die Atmosphäre würde eine blau glühende Sonne vom tief schwarzen Himmel wärme-los herabstrahlen und die Erde würde im härtesten Froste erstarrt sein. Aber durch die Atmosphäre, welche die Erde wie ein schützender Mantel umgibt, wird die Wirkung der Sonnenstrahlen so geregelt, daß die Erde, so wie sie sich uns zeigt, ein Wohnplatz für organisches Leben sein kann.

Von der auf der Sonne herrschenden Glut und ihrem Kraftwirkungsvermögen wissen wir so viel wie nichts. Die Versuche, die Sonnentemperatur zu bestimmen, haben zu so weit auseinanderliegenden Ergebnissen geführt, daß dieselben als ganz unzuverlässig zu betrachten sind. Überhaupt sind die auf der Sonne herrschenden Zustände für uns unbegreiflich. Immerhin ist aber neuerdings durch Zuhilfenahme der Photographie in der klareren Erkennung der auf der Sonne vor sich gehenden Ereignisse sehr Bemerkenswertes und Hoherstaunliches geleistet worden. Wir können hier jedoch nicht über diese Forschungsergebnisse nach allen Richtungen hin ausführlich berichten, so interessant dieselben auch sein mögen, weshalb wir nur auf eine in neuester Zeit eingeschlagene Richtung dieser Forschungen Bezug nehmen, weil deren Ergebnisse eine besondere Wichtigkeit für

unsere irdischen Verhältnisse zu haben scheinen. Wir meinen die meteorologische Einwirkung der Sonne auf die Erdatmosphäre.

Diese merkwürdige Einwirkung der Sonne ist von dem Astrophysiker Professor K. W. Zenger in Prag erkannt und in dem von ihm jüngst herausgegebenen Buche „Die Meteorologie der Sonne und ihres Systems“ (Verlag von A. Hartleben in Wien) ausführlich und in höchst interessanter Weise dargelegt worden. Schon seit längerer Zeit hat man erkannt, daß die Sonne als ein wichtiger Elektrizitätsquell zu betrachten ist. Insbesondere sprechen dafür die zur Wahrnehmung gebrachten mächtigen Ausbrüche glühender Massen, die zuweilen bis über 17 000 Meilen Entfernung von der Sonnenoberfläche in den Raum hinausgeschleudert werden. Es sind dies die sogenannten Protuberanzen. Durch die fleißige Aufnahme von Sonnenphotographien sind diese Erscheinungen genauer studiert, außerdem aber auch noch andere, früher nicht bemerkte Erscheinungen zur Ansicht gebracht worden. So bemerkte Professor Zenger bei starken atmosphärischen oder magnetischen Störungen gewisse auffällige Veränderungen im photographischen Sonnenbilde. Es traten nämlich in solchen Fällen mit mehr oder minderer Vichteinwirkung verschiedenartig gestaltete, die Sonne ringartig ganz oder teilweise umschließende, zuweilen aber auch kometenschweifartige Gebilde von sehr bedeutender, oft rasch wechselnder Größe auf der zur Sonnenaufnahme benutzten photographischen Platte hervor.

Die Deutung dieser Erscheinungen war nicht leicht, doch gab deren regelmäßige Wiederkehr und die Gleichzeitigkeit derselben mit den großen atmosphärischen und magnetischen Störungen, das allmähliche und oft sehr rasche Verschwinden derselben mit jenen in der Atmosphäre und im Erdinneren sich vollziehenden Störungen bedeutungsvolle Fingerzeige. Thatsächlich kommt somit im Verlaufe der auf der Sonne bemerkbaren magnetischen und elektrischen Erscheinungen ein Abbild der auf der Sonne hervortretenden Vorgänge auf der photographischen Platte zum Vorschein.

Bekanntlich sind Wasserstoff und seine als Kohlenwasserstoff und Wasser auftretenden Verbindungen kräftig aufsaugende Mittel für die zur Erzeugung des photographischen Bildes wirksamen Sonnenstrahlen. Mit Rücksicht hierauf wurde Professor Zenger zu der Annahme geführt, daß atmosphärische, in den höchsten Luftschichten entstehende und zur Erdoberfläche herabsteigende Wasserdunstwirbel die Ursache jener auf der photographischen Platte hervortretenden Lichtgebildeerscheinungen sind. Solche Wasserdunstwirbel können selbst bei klarem Himmel, also an und für sich dem Auge unmerkbar, vorhanden sein und auf der photographischen Platte bemerkbar werden.

Die Entstehung dieser Wasserdunstwirbel in der Erdatmosphäre ist nun aber der Einwirkung elektrischer von der Sonne ausgehender Ströme zuzuschreiben; sie entstehen ganz so, wie man dies bei der zusammenwirbelnden Verdichtung von Rauch und Staub infolge elektrischer Einwirkung beobachtet hat. Höchst wahrscheinlich ist ferner, daß die großen Sonnenflecke, an denen die wirbelnde Bewegung deutlich hervortritt, der Sitz enormer Elektrizitätsentwickelungen sind und daß die in oben erwähnten Sonnenprotuberanzen von solchen Flecken aus wohl über 200 000 Kilometer weit durch elektrische Entladungen geschleuderten Dunst- und Staubmassen der Sonne Wirkungen hervorzubringen vermögen, welche vielleicht durch meteoritische Staubmassen bis in die Planetenatmosphären übertragen werden.

Die erwähnten elektrischen wirbelsturmartigen Ausbrüche der Sonne machen sich in einer gewissen Zeitordnung bemerkbar, welche sich nach den innerhalb zwölf bis dreizehn Tagen stattfindenden Halbumdrehungen der Sonne richten. Natürlich müssen die von jenen periodischen Sonnenercheinungen angeregten Störungen der Erdatmosphäre auch jener Zeitordnung folgen. Bezüglich der Sonnenflecke, Sternschnuppenfälle, Nordlichter, Erdbeben, Luftdruckwechsel und magnetischen Störungen ist die Herrschaft einer solchen Zeitordnung bereits festgestellt, wenn auch deren Übereinstimmung oder doch wenigstens deren Annäherung an jene Sonnenumdrehungsperioden nicht sofort auffällig geworden war. Professor Zenger weist nun diese Übereinstimmung in überzeugender Weise nach und beweist auch, daß die Meteorologie des ganzen Planetensystems von den Perioden der halben Sonnenumdrehungen beeinflusst, wo nicht vollständig bedingt wird.

Aus mehrjährigen Beobachtungen geht hervor, daß die elektrischen Sonnenwirbelstürme, ähnlich den als Cyclone, Hurrikane und Teifune bezeichneten Erdwirbelstürmen, von zwei diametral gegenüberliegenden, in der Nähe des Äquators befindlichen Zentralpunkten ausgehen. Hieraus folgt, daß die Sonne nach je zwölf bis dreizehn Tagen, in denen sie eine halbe Umdrehung um ihre Achse vollendet, der Erde einen ihrer elektrischen Hauptwirkungspunkte zukehrt. Eine möglichst genaue Zusammenstellung der auf die Erdatmosphäre und auf das Erdinnere einwirkenden Störungen macht diese Annahme höchst wahrscheinlich, so daß man wohl der Behauptung: Alle großen Erdstürme werden durch die hauptsächlich von zwei diametral gegenüberliegenden Sonnenäquatorialpunkten ausgehenden elektrischen Entladungen hervorgerufen, zustimmen kann.

Hiernach ist von Professor Zenger auf Grundlage der halben Umdrehungsdauer der Sonne eine Art ewiger Kalender aufgestellt worden, welcher für das Erdenjahr in meteorologischer Beziehung die Störungs- und Ruhetage angibt. Ein Vergleich dieses Kalenders mit den meteorologischen Ereignissen des Jahres 1884 läßt

bemerken, daß die Störungstage etwa doppelt so zahlreich sind wie die Ruhetage, daß ferner die aufgetretenen meteorologischen Ereignisse sehr nahe um die darauf bezüglichen Tage jenes Kalenders schwanken und daß endlich nur eine der vorgemerkten Ruhezeiten im Verlaufe des Jahres durch häufigeres Eintreten von Gewittern in Ausfall gekommen ist. Es geschah dies in den Tagen der größten Ausdehnung der Sonnenflecke, die vom 9. Mai bis zum 20. Juni dauerten. Immerhin bieten also hiernach die Tage, welche zwischen die von Professor Zengers Wetterkalender bezeichneten Störungstage fallen, die größte Wahrscheinlichkeit für ruhiges Wetter, so daß vielleicht dieser Kalender für Landwirtschaft und Schifffahrt von einigem Nutzen sein könnte. Jedenfalls wäre es aber wohl wünschenswert, wenn die Angaben dieses Kalenders von Personen, die sich für die Witterungsverhältnisse interessieren, sorgfältig geprüft würden, um deren Wert sicher zu bestimmen.

Gestützt auf seine Beobachtungsergebnisse hält Professor Zenger es für geraten, ein Netz von Stationen für regelmäßige photographische Sonnenaufnahmen und deren Deutung, sowie zur entsprechenden Bekanntmachung der daraus gefolgerten Wetterbestimmungen auf der Erde anzulegen, indem dadurch im Vergleich zu dem jetzigen System der Wetterprognose der Vorteil erwachsen würde, daß die Vorgänge auf der Sonne, sowie im interplanetaren Räume, und deren Fortpflanzung in der Erdatmosphäre dem Auge schon deutlich sichtbar gemacht werden, lange bevor die Wirkung der elektrischen Wirbelstürme in den tieferen Luftschichten als Witterungsstörungen sich geltend machen.

Außerdem ist aber Professor Zenger zu noch viel weitergehenden Schlussfolgerungen über die Beziehungen zwischen der Sonne und ihren Planeten, sowie der in ihrem Bereiche kreisenden Meteorischwärme und Kometen gelangt. Er weist nach, daß die elektrischen Wirkungen der Sonne mit allen im Sonnensystem auftretenden Erscheinungen im engsten Zusammenhange stehen, so daß eine Alleinherrschaft der Schwerkraft in diesem System keineswegs anzuerkennen ist. Vielmehr muß auf Grund der neuesten Errungenschaften der astrophysikalischen Wissenschaft neben der allgemeinen Anziehung auch der Elektrizität ein wichtiger Einfluß auf alle kosmischen Vorgänge zugestanden werden, so daß demnach mit Notwendigkeit hinfort eine elektrische Astronomie als ein wichtiger Nebenzweig der bisher allein betriebenen rein gravitationellen Astronomie zu pflanzen sein wird.

Schließlich faßt Professor Zenger alle seine Forschungsergebnisse in dem folgenden Sage zusammen:

Alle meteorologischen Erscheinungen, alle Störungen im Innern der Planeten, sowie die Bewegungen im Sonnensystem, die Erscheinungen der allgemeinen Anziehung, sowie der elektrischen und magnetischen Kraftäußerungen lassen sich auf eine einzige Urkraft zurückführen, die ebenso in der Sonne wie im kleinsten Teilchen des ungeheuren Sonnensystems und der unzähligen übrigen Sonnensysteme ihren Sitz hat und deren Energie, nach denselben allgemeinen Grundgesetzen wirkend, die Wirkung nur in verschiedenen Formen äußert, das ist als elektrische und magnetische Kraft, von der alle übrigen Kraftformen abgeleitet werden können, seien es elastische, das sind Schall-, Licht- oder Wärmeerscheinungen oder Gravitationswirkungen.

Th. Schwarze.

Um Familientisch.

Die letzte Ehre.

(Zu dem Bilde auf S. 644 und 645.)

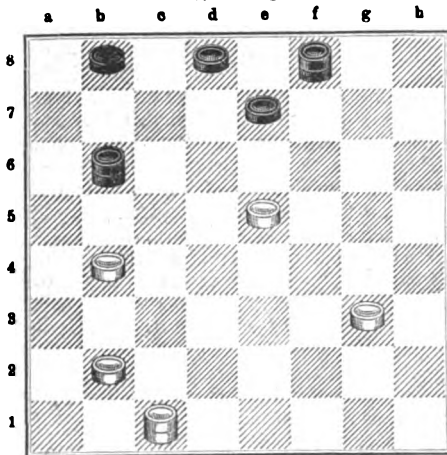
Der Frühling hat auch im Hochgebirge seinen Einzug gehalten, die Matten prangen im frischesten Grün und der Hollunder an der Hausede ist voller Blüten, da tragen sie den, der des Hauses Herr war, hinaus, um ihn im letzten Kammerlein zu betten. Schmerz erfüllt die Witwe auf die Bank gesunken und unverstanden klingen die Trostsworte des Verwandten, der sich zu ihr herabbeugt, an ihr Ohr. Der Sohn, der aufrecht am Sarge steht, ist gefasster, ganz gebrochen dagegen der greise Vater, der neben der Schwester des Verstorbenen eben aus der Hausthüre wankt. Rechts stehen Leidtragende, sowie der Volkslehrer und der Gemeindevorsteher, der Altmann, links dem Hause verwandte Frauen und Neugierige. Alle einzelnen Gestalten sind vorzüglich charakterisiert und der Gegensatz, in dem der traurige Vorgang zu der lachenden Natur steht, verstärkt die Wirkung im hohen Grade.

Der Vorgang spielt sich im Kanton Luzern in der Schweiz ab und hat eine lokale Färbung. Dort trägt bei Totenfeiern jedermann den sogenannten Leidmantel, und wer keinen besitzt, der leiht ihn sich vom Nachbar. Liegt der Friedhof in der Nähe des Trauerhauses, so tragen Anverwandte und Nachbarn den Sarg bis an die Gruft, im entgegengesetzten Fall aber, wenn der Sarg gefahren werden muß, wird er, wie auf unserm Bilde, vor dem Hause niedergelegt und es werden eine Anzahl Vaterunser gebetet. Die Geistlichen erscheinen erst auf dem Friedhof.

Eine besondere Aufgabe hat die alte Frau links mit dem Rosenkranz. Sie muß dreißig Tage hintereinander täglich in die Kirche gehen und dort mit einer brennenden Kerze in der Hand dem Gottesdienst beiwohnen. Sie heißt deshalb die Dreißigbeterin und mit diesem Amte werden meist die ärmsten Frauen der Gemeinde betraut.

In unserer Spielecke.

Damenspielangabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Arithmogryph.

| | | | | | | | | |
|---|---|----|----|----|----|---|----|---|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 |
| | 2 | 10 | 9 | 10 | 10 | 9 | 11 | |
| | | 3 | 9 | 12 | 13 | 9 | | |
| | | | 4 | 5 | 14 | | | |
| | | | | 5 | | | | |
| | | | | 11 | 7 | 6 | | |
| | | | 7 | 5 | 15 | 1 | 7 | |
| | | 8 | 9 | 4 | 5 | 6 | 5 | 8 |
| 2 | 3 | 7 | 11 | 5 | 14 | 9 | 11 | 9 |

Mit Hilfe der folgenden Angaben sind die Zahlen der Figur durch die entsprechenden Buchstaben zu ersetzen. Die oberste wagerechte Reihe lautet gleich der schrägen Reihe, von links oben nach rechts unten, und ergibt den Namen einer Göttin der Griechen. Die unterste wagerechte Reihe lautet gleich der schrägen Reihe, von links unten nach rechts oben, und ergibt einen anderen Namen, bekannt aus der griechischen Mythologie. Die übrigen sechs wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Die Hauptstadt eines europäischen Königreichs.
2. Einen deutschen Dichter des vor. Jahrhunderts.
3. Einen berühmten Geschichtsschreiber.
4. Einen Teil des Auges.
5. Einen deutschen Dichter unserer Zeit.
6. Einen ungarischen Dichter unserer Zeit.

Bilderrätsel.



2. Zweifelhige Scharade.

Die Erste ist der Zweiten Teil,
Die stets sich lobte festen Stand,
Derweil die Erste oft ihr Heil
Im Wandern fand von Land zu Land.
Sind Beide von dir fest geeint —
Ein ganz Geschlecht hochedler Herrn,
Hochedler Damen dir erscheint
Und drängt sich um dich Stern an Stern.
Doch drehst die beiden du herum,
Dann streckt sich ohne Fuß und Haupt
Ein Torso vor dir starr und stumm —
Des Lebens ganz und gar beraubt.

Pf. 3.

3. Arithmetische Aufgabe.

Der Zähler und der Nenner eines gewissen Bruches betragen zusammen 100. Wenn man zu dem Zähler die Zahl 3 addiert und von dem Nenner die Zahl 3 subtrahiert, so ist der Wert des neuen Bruches $\frac{1}{4}$. Welche beiden Brüche sind gemeint?

4. Zweifelhige Scharade.

Die Erste sein — schön ist's fürwahr,
Wohl dem, der dieses Glück besitzt —
Und wohl auch dem, dem hell und klar
Die Zweite aus den Augen blüht!
Doch Ehre werde dem zu teil,
Der immerdar das Ganze liebt,
Und der es zu des Nächsten Heil
Stets in der rechten Weise übt.

St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 40.

Bilderrätsel.

Mein Erstes nicht wenig,
Mein Zweites nicht schwer;
Mein Ganzes gibt Hoffnung,
Doch trau' nicht zu sehr.

Schachspielaufgabe.

1. Sc5 — f3
2. Dc7 — a5†
3. D oder S#

A.

1. ...
2. Dc7 — g3†
3. Dg3 — g2#

B.

1. ...
2. Sf3 — d2†
3. Le8 — f7#

C.

1. ...
2. Sf3 — g5†
3. D#

1. Zweifelhige Scharade. Hochmut.

2. Das Sprichwort ist: „Jung gewohnt, alt gethan.“

Dlg a
Gang
Ent e
Huhn
Wit t

3. Zweifelhige Scharade. Brautstand.

4. Dreifelhige Scharade. Positiv.

5. Rätsel. Motette.

6. Pfingsten.

| | | |
|--------|--------|---------|
| Palme | Flachs | Jnder |
| Nestor | Garten | Calerno |
| Traum | Ernst | Narwa |

7. Homonym. Ausfall.

8. Schlüssel zur Deciffrieraufgabe. Die Zahl 86. (Vergleiche 3 in Nr. 35.)

Auflösung der Deciffrieraufgabe. Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen.

Unsere neuen Abonnenten,

welche mit 1. Juli d. J. eingetreten sind, machen wir darauf aufmerksam, daß der Anfangsteil der im laufenden Quartale erscheinenden und darin zum Abschluß gelangenden Erzählungen: Die Bräute von Moorstädt von J. Steenhuisen und V'üt Gott von L. Bokenhardt sich im vorigen Quartale des Daheim (XXII. Jahrgang Nr. 27—39, April, Mai, Juni 1886) befindet, welches zum gewöhnlichen Preise von 2 M. von jeder Buchhandlung oder Postanstalt, auch von uns direkt gegen Einsendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur bezogen werden kann. Auch die vorhergehenden Quartale dieses Jahrganges (XXII. Jahrgang Nr. 1—26, Oktober 1885 bis März 1886) sind noch zu haben und zum gleichen Preise von 2 M. pro Quartal zu beziehen.

Für diejenigen unserer Postabonnenten, welche ihre Bestellung auf das gegenwärtige Quartal zu spät aufgegeben und infolge dessen die erste Nummer des neuen Quartals (Nr. 40) nicht erhalten haben, bemerken wir, daß sie diese Nummer auf besonderes Verlangen und gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. von ihrem Postamte nachgeliefert bekommen. Von uns direkt bezogen kostet jede Nummer mit Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen sind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Inhalt: Die Bräute von Moorstädt. Fortf. Erzählung von J. Steenhuisen. — Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. Von Adolf Rosenberg. Mit zehn Illustrationen. — V'üt Gott. Schluß. Novelle von L. Bokenhardt. — Das Lustmeer und die Sonnenwirkung. Von Th. Schwarze. — Am Familientisch: Die letzte Ehre. Zu dem Bilde von Aloys Fellmann. — In unserer Spielecke.

Für die Ausfendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Aernig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Fischel & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Juli 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 42.

Die Bräute von Moorflätt.

Erzählung von V. Steenhufen.
(Fortsetzung.)

29. Ein Kriminalfall.

Es herrschte eine Zeitlang tiefe Stille in dem Gemach. Wolfgang hatte sein Gesicht in den Händen verborgen in begreiflichem Schmerz über diese neue erschütternde Kunde von dem schrecklichen Seelenzustande, in welchem sich Leo so kurz vor seinem Ende befunden haben mußte. Hul ging in tiefen Gedanken langsam auf und ab. Verries laut an den Nägeln, ob aus Verlegenheit oder Verbrüß, ließ sich schwer erraten, während der Aktuar eifrig das Protokoll durchlas. Endlich trat der Amtmann wieder an den Tisch und sagte:

„Es steht also fest, Herr Waldheim, daß sich Ihr Bruder nach seinem Verschwinden vom Kirchplatze in diesem Hause und zwar in seinem Zimmer aufgehalten hat. Haben Sie etwas dagegen, uns dieses Zimmer zu zeigen?“

Statt aller Antwort rief Wolfgang nach Calm und befahl ihm, Leos Zimmer aufzuschließen. Die Herren traten ein und sahen sich neugierig darin um; wir kennen es schon aus Ritters Beschreibung. Alles war unter Calms sorgfältigen Händen in gutem Stande erhalten. Nachdem sie alles sorgfältig besehen, auch die rote Decke aufgehoben, die auf dem Sofa lag und wahrscheinlich nach dem Bericht der alten Frau, dem Verstorbenen als Theatermantel hatte dienen müssen, gingen sie in Leos Schlafzimmer. Hier befand sich ein großes Bett mit einem Baldachin, jedoch ohne Vorhänge, sehr schön ausgestattet; daneben hing noch der seidene Schlafrock. Ein großer Spiegel, der bis auf den Boden reichte, befand sich an der Wand dem Bette gegenüber. Alles Gerät zeugte von Reichtum und von der Liebe zur Pracht, die an Leo so charakteristisch war. Sonst waren aber die Gegenstände hier im Schlafgemach nicht so gehäuft wie im Wohnzimmer, so daß es ziemlich geräumig erschien. Es war durchaus nichts Verdächtiges zu sehen.

„Hat dieses Zimmer keinen andern Ausgang als die Thür nach dem Wohnzimmer?“ fragte Hul.

Wolfgang gab Calm einen Wink. Dieser trat an die Wand, drückte an eine Blume in der Tapete und schob ein Brett zurück. Es entstand eine schmale Öffnung, die einige Stufen abwärts auf einen ebenso schmalen Gang führte, von oben spärlich erleuchtet. Die Herren standen verlegen da und blickten auf den Durchgang. Augenscheinlich hatte niemand Lust ihn zu betreten, denn — konnte nicht eine Fallthür darunter verborgen sein? Wolfgang bemerkte ihr Zögern und schritt rasch über die Bretter voran; nun folgten die anderen.

Aber bald befand man sich vor einer anderen, ebenso unbemerkbaren Thür. Als Wolfgang durch einen Druck auch diese öffnete, fiel ein Gegenstand, der in derselben eingeklemmt gewesen war, zur Erde und gerade vor den Füßen des Amtmanns nieder; es war ein blutbeflecktes Taschentuch. Wolfgang hatte es nicht bemerkt; er schritt in dem Gange weiter bis an die äußere Thür und öffnete sie. Jetzt befand man sich im Freien und zwar in der mit Bäumen eingegrenzten Hofkoppel. Ein schmaler Pfad führte in schräger Richtung auf das Wäldchen zu.

„Dieses Tuch,“ sagte jetzt der Amtmann, es Wolfgang vor die Augen haltend, „ist das klarste Indicium, daß sich der jüngere Waldheim nach seinem Verschwinden und Wiedererscheinen an der Gail in seinem Zimmer befunden und von da seinen Weg durch den Gang nach dem Wäldchen eingeschlagen hat. Es ist ferner ein Beweis von der Glaubwürdigkeit der Ritterschen Dienstmagd Dörthe Mertens, denn sie hat dieses Tuch in seiner Hand gesehen. Und nun, Herr Waldheim,“ fuhr er in einem ganz anderen strengen Tone fort, „darf ich Sie bitten, uns den kürzesten Weg zu zeigen nach der Stelle, wo die drei Tannen stehen?“

Zum erstenmale zeigte sich in Wolfgangs Gesicht ein Ausdruck von Unruhe. Er sah den Beamten an, als wollte er in seinen Gedanken lesen. Indes ging der Aktuar um das Haus herum nach der Wohnung zurück. Er folgte später in Begleitung des Gerichtsdieners, der einen leinenen Sack und einen Spaten trug. Die übrigen schritten unter Wolfgangs Führung auf den durch das Gehölz führenden Quersweg zu; und hier, bald nachdem sie ihn betreten hatten, blieb er stehen, er schien mit sich selbst zu kämpfen. Endlich schlug er einen Fußsteig nach links zu ein, der nur eine kleine Strecke weit noch vorhanden war; dann kam erst niedergetretenes Gesträuch, dahinter ein trockener Graben, und jenseit desselben sah man die drei Tannen einen kleinen dreieckigen Platz bilden; und wieder blieb Wolfgang stehen.

Sie gingen nun über das Gestrüpp durch den Graben in die Tannen hinein; hier hielten sie an, der Amtmann schien auf jemand zu warten. Als auch der Aktuar und der Gerichtsdienst über den Graben zu ihnen gelangten, war der Platz nur eben groß genug, um die kleine Gesellschaft zu fassen. Nun sagte Jul, erst auf den Graben, dann auf eine Stelle zeigend, wo die frisch aufgeworfene Erde deutlich zu erkennen war:

„Hier also war es, Herr Waldheim, wo Sie vor drei Wochen, an einem Mittwochabend unter dunklem Gewitterhimmel die Gebeine fanden, sie sorgfältig sammelten und mit Ihren bloßen Händen eingruben: war es nicht so?“

Wolfgang antwortete nicht, er blickte starr vor sich hin.

Der Amtmann winkte jetzt den Gerichtsdienst zu sich und flüsterte ihm etwas zu, worauf dieser an der bezeichneten Stelle die Erde sorgfältig abhob. Es zeigte sich eine Schicht Knochen, die sehr akkurat neben einander gelegt waren. So wie dieser gräßliche Fund zu Tage kam, ging mit Wolfgang eine große Veränderung vor. Er hatte von Anfang an bleich und elend ausgesehen, aber jetzt legte sich ein Ausdruck tödlicher Angst über seine Züge. Er wandte die Augen zur Seite, er wandte sich hin und her, als suchte er einen Ausweg zur Flucht. Überall traf er auf entsetzte Gesichter, die ihn anklagend ansahen.

„Herr Waldheim,“ sagte der Amtmann feierlich, „ich fordere Sie jetzt auf vor Gott, Ihrem Gewissen und diesen Zeugen zu bekennen, wer der war, dem diese Gebeine angehörten.“

„Ich weiß es nicht,“ stammelte Wolfgang.

„Sie wissen es nicht? Und doch erschreckt Sie so der Anblick dieser stummen Zeugen Ihrer mörderischen That? Haben Sie nicht gerufen, als Sie diese Überreste in dem Graben hingestreut sahen: ‚Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?‘“

Wolfgang atmete schwer; er starrte auf die Knochenschicht, die so sorgsam gelegt war, seine Lippen waren weiß, aber er antwortete nicht.

„Wolfgang Waldheim,“ sagte jetzt der Amtmann noch feierlicher, „Sie sind des Brudermordes schuldig . . . Sie haben Leo Waldheim erschlagen . . . hier oder anderswo . . . vielleicht in dem dunklen Gange, der sein blutbeflecktes Tuch barg, und haben ihn an dieser Stelle verscharrt.“

„Meinen Bruder? Sagen Sie, ich habe meinen Bruder erschlagen?“ rief Wolfgang außer sich. „Nein! und tausendmal nein!“

Dann gewann er etwas mehr Fassung und sagte ruhig und fest:

„Nein! Es ist nicht wahr! . . . Ich liebte meinen Bruder; wir alle liebten Leo . . . ich habe ihm nie etwas zu leide gethan. Ich freute mich seines Glückes, warum sollte ich ihn töten? Überdies, wenn ich einer solchen Unthat fähig gewesen wäre, würde ich die Überreste meines Opfers den ganzen Winter über hier frei liegen lassen?“

Es trat eine Pause ein, dann sagte der Assessor:

„Es könnte sein, daß die Gebeine schon früher verscharrt waren, aber durch Füchse und anderes Getier herausgekratzt wurden. Die Worte des Angeklagten bei ihrem Anblick

hätten dann erst einen Sinn, nämlich: wer befreit mich von diesen Totengebeinen, die immer wieder zum Vorschein kommen.“

„Herr Assessor, Herr Assessor,“ raunte ihm Jul mit sarkastischem Lächeln zu, „lassen Sie das ja niemand hören; es könnte sonst die alte Anklage erhoben werden, daß wir Juristen Wortverdreher sind. Hoffentlich legen Sie Ihr Corpus Juris besser aus als die Bibel.“

„War das eine Bibelstelle?“ fragte Verries naiv.

Während die beiden Herren dieses kleine Gespräch miteinander hielten, hatte sich der Aktuar gebückt, um von einem Unkrautplänzchen einen Ring abzulösen, durch welchen sich der Keim zum Emporwachsen einen Weg gesucht hatte. Der Ring hatte nur noch stellenweise seinen Glanz, er trug schwarze Flecke an sich. Der Aktuar wuschte ihn ab, hielt ihn dicht vor die Augen und las die innere Umschrift:

„Leo und Karoline, den 31. August 1840.“

„Es ist der Trauring,“ sagte der Amtmann nach kurzer Besichtigung, „und somit schwindet jeder Zweifel an der Identität des Ermordeten.“

Er hielt den Ring dem Angeklagten hin. Bei diesem Anblick erbebt Wolfgang aufs neue. Er war völlig fassungslos, hielt sich an der Tanne fest und stöhnte laut:

„O Leo, Leo! So warst du es, den ich mordete, und ich hoffte immer noch, es sei ein anderer! Ja, ja, das Gesicht war verhüllt, darum erkannte ich dich nicht!“

Alle starrten entsetzt auf Wolfgang. Selbst die, welche noch gezwweifelt hatten, mußten jetzt überzeugt sein. Dann sagte er mit einer Fassung und Würde, die selbst bei einem überführten Verbrecher noch etwas Achtungsgebietendes hatte:

„Forschen Sie nicht weiter, meine Herren. Ja, ich bekenne es, ich bin Leos Mörder; ja leider, ich unglücklichster der Menschen, ich habe ihn gemordet und nicht verscharrt, bis vor drei Wochen. Mein Geschick muß sich erfüllen; es gibt keinen Ausweg mehr!“

In diesem Moment trat Calm dicht vor seinen Herrn und machte Miene, Protest einzulegen. Aber Waldheim scheuchte ihn mit finsternem Blick zurück und zeigte mit der erhobenen Schenkelhand nach oben. Calm wich zur Seite.

Der Gerichtsdienst trat nun vor mit einem fragenden Blick auf seinen Vorgesetzten. In seinen Händen, halb vom Armel verdeckt, bligten ein Paar Handschellen. Wolfgang fuhr entsetzt zurück, das Blut schoß ihm ins Gesicht.

„Herr Waldheim,“ sagte Jul, „wollen Sie Ihr Wort geben, daß Sie uns ruhig folgen und keinen Fluchtversuch machen wollen, so sollen Sie ritterliches Gefängnis erhalten.“

„Ich verspreche es,“ erwiderte Wolfgang, „und hoffe, Sie werden mir dagegen gestatten, meinem Haushofmeister in Ihrer Gegenwart einige Aufweisungen zu geben.“

Der Amtmann bejahte.

Nachdem das Nötige besorgt war, begab man sich an den Wagen. Die Herren stiegen mit Wolfgang ein, der Gerichtsdienst wieder auf den Bod. Er stellte den gefüllten Sack neben sich zum Entsetzen des Kutschers, der sich, so weit er konnte, nach der andern Seite hinüberbog.

Der Wagen fuhr in raschem Trabe nach Neumünster zu, als ihnen ein Reiter entgegenkam, es war Martin. Mit wahren Entsetzen hielt er sein Pferd an und betrachtete die seltsame Fuhre; das entstellte Gesicht seines Herrn, den Gerichtsdienst auf dem Bod. Dann jagte er spornstreichs weiter und sprang an der Waldecke vom Pferde, denn hier stand Calm schluchzend und händeringend. Es dauerte eine Weile, ehe er alles aus ihm herausbekam, dann aber rief er zornig:

„Und Ihr habt das zugegeben, Alter? Ihr habt nicht den Mund aufgethan zum Reden?“

„Was sollte ich machen?“ fragte Calm und sah dem Burschen so fest in die Augen, daß dieser beschämt schwieg. „Ich war allerdings nahe daran, alles zu sagen, denn mich faßte die Verzweiflung, aber Herr Waldheim mahnte mich an

meinen Eid mit aufgehobener Hand. Wir haben es dem seligen Herrn in die Hand geschworen, Martin, das nie zu verraten."

"Aber Calm, wenn sein Leben auf dem Spiele steht! Haben wir nicht auch geschworen, das Recht und das Wohl der Familie zu fördern nach allen Kräften? Wie können wir das, wenn der letzte von ihnen zu Grunde geht? Welcher Eid soll dann mehr gelten?"

"Es gibt wohl noch andere Mittel, Martin," erwiderte Calm, dem die Besonnenheit zurückgekehrt war, als er seinen jungen Gefährten so steuerlos sah. "Wenn wir dieses Geheimnis verrieten, so würde unsere Hoffnung ganz verloren sein auf das holde Fräulein, deren Bild sie zum Glück nicht entdeckt haben... was aber hülfte unserm Herrn das Leben, wenn er sie verlieren müßte?"

"O Calm, die ist von der rechten Art, die hat ein Herz und einen Blick wie eine Löwin; sie würde ihn trotzdem lieben!"

"Sie vielleicht, aber ihr Vater würde sie nicht hergeben, und Herr Wolfgang würde das Opfer nicht annehmen. Aber alles kann noch gut werden, Martin. Sieh, all das Elend in der letzten Zeit kommt von den unbegrabenen Gebeinen her, die er da gefunden hat. Wenn es bewiesen werden könnte, klar und bündig, daß er den unglücklichen Leo nicht umgebracht, Martin, ich setze meinen Kopf zum Pfande — wer weiß, ob es nicht derselbige Timm ist, der jetzt unsern Herrn ins Unglück stürzen möchte... Zuerst müssen wir Beweise sammeln dafür, daß Herr Wolfgang in all den Tagen immer von anderen begleitet gewesen ist. Du mußt noch heute abend nach Kamped reiten und sie dort alle aufstreifen, ich will indes in Haus und Hof Zeugen sammeln, die beweisen können, daß er Tag und Nacht nie allein gewesen ist, sogar im Bette nicht, denn da habe ich bei ihm gegessen. Er müßte es geradezu im Schlafe gethan haben. Vor Gericht muß man alles beweisen, sogar daß es bei Tage hell und bei Nacht dunkel gewesen ist, sonst glauben sie einem nicht. Morgen mit dem Frühesten will ich zu Herrn Rittler hinüber; ich soll ihm ein dickes Portefeuille und Schlüssel übergeben. Jetzt komm herein und verschnaufe dich; derweilen wollen wir den Bleffen satteln lassen und mit Christine beraten, sie hat einen feineren Kopf als wir. Komm, trink ein Glas Wein; die Herren haben ihn nicht angerührt; das wollte mir gleich nicht gefallen. Und nun fasse dich, Martin, vor den Leuten; wir leben ja nicht in China, wo man die Menschen köpft und hängt ohne Urteil und Recht."

"Den Timm erdrossle ich!" rief Martin grimmig, als er den Braunen den Waldpfad hinter sich herzog.

"Ich will ihm schon einen Strick drehen, an dem er faulen soll," sagte Calm nicht weniger grimmig. "Ich weiß, daß er dem mutmaßlichen Mörder, dem Steffen Holst, Quartier gegeben hat bis zu der unglückseligen Nacht. Die zwei haben selbänder den jungen Herrn umgebracht, oder ich will Pott heißen!"

30. In der Amtsstube.

An dem grünen Tische des Gerichtszimmers zu Neumünster saß der Amtmann Nul mit seinem Beisitzer, dem Aktuar und dem Schreiber. Auf dem Tische stand wieder der verdeckte Korb: zu Leos blutigen Kleidern war jetzt noch der Befund aus Träkamp hinzugekommen. Es waren viele Personen versammelt, die Calm und Martin zusammengebracht hatten, unter ihnen auch Rittler. Alle Aussagen zusammen genommen gaben das Resultat, daß Wolfgang nicht nur in jener verhängnisvollen Nacht, sondern auch in den darauf folgenden Tagen und Nächten nicht einen Augenblick unbeobachtet gewesen war, und daß er unmöglich den Mord ausgeführt haben könne. Es blieb also von der ganzen Anklage nichts übrig, als das Geständnis des Angeklagten.

"Ich gestehe, daß ich von Anfang an sehr schwer daran gegangen bin, Herrn Waldheim für schuldig zu halten," sagte jetzt der Amtmann. "Das Motiv zu einer solchen That

konnte man nur in einer alles verschlingenden heftigen Aufwallung der beiden Brüder finden, wozu allerdings bei beiden einige Wahrscheinlichkeit vorlag. Nachdem dieses Motiv durch die Aussage der Greth Conrad hinfällig geworden war, war es einzig und allein das sonderbare Benehmen des Angeklagten, das aufs neue unsern Verdacht rege machte; sein eigenes Geständnis stempelte diesen Verdacht zur Gewißheit. Diese Gewißheit nun, die wir schon in Händen zu haben glaubten, wird heute durch die in allen Punkten übereinstimmende Aussage vieler unverdächtiger Zeugen zur materiellen Unmöglichkeit. Wie läßt sich dieser Widerspruch erklären?" fragte der Amtmann mehr bei sich selbst als zu dem Affessor gewandt.

"Wäre es nicht denkbar," meinte Rittler, "daß der Schreck, die Aufregung, der Kummer über die Katastrophe, bei Waldheim eine momentane Verwirrung der Gedanken hervorgerufen hat, so daß er nicht mehr wußte, was er sagte?"

"Wer weiß, ob dies überhaupt Menschenknochen sind," meinte Berries; "es sind vielleicht Überreste von einem Tiere, und der junge Herr hat nur seinen Trauring dort verloren, ebenso wie das Taschentuch," setzte er halbblau gegen den Amtmann hinzu.

"Auch diese Eventualität habe ich in Erwägung gezogen und deshalb den Doktor Raase gebeten, uns sein Gutachten über den Befund unter den Tannen zu geben," sagte der Amtmann. "Er weiß nichts von allem Vorgefallenen," fügte er auf einen besorgten Blick Rittlers hinzu, "Niels, führen Sie den Angeklagten herein!" wandte er sich an den Gerichtsdienner, der sogleich hinausging.

"Es sollte mich aufrichtig freuen," fuhr der Amtmann fort, "wenn sich schon bei der Voruntersuchung die Sache so erledigte, daß kein weiteres gerichtliches Verfahren eingeleitet zu werden brauchte."

Aller Augen blickten gespannt auf die Thür, durch die jetzt Wolfgang eintrat. Rittler erschrak über die Veränderung, die diese wenigen Tage in Wolfgang hervorgebracht hatten. Er sah so elend, so durchsichtig aus, und sein ganzes Wesen, seine Haltung, seine Blicke zeigten eine hoffnungslose Schwermut. Das Herz derer, die an ihm hingen, zog sich zusammen bei seinem Anblick, und herzliches Bedauern war das allgemeine Gefühl, das der unglückliche Mann erregte.

"Angeklagter," sagte Amtmann Nul mit sanfter Stimme, "antworten Sie mir mit Vorsicht und Überlegung, denn auf Ihre Antwort kommt viel an. Wann und wo haben Sie Ihren Bruder Leo Waldheim ermordet? Bleiben Sie bei Ihrer Aussage oder nicht?"

Wolfgang sah den Richter mit einem seltsamen, abwesenden Blick an, dann sagte er tonlos:

"Ich weiß es nicht... es kann sein, daß es ein Traum war."

"Genug, Herr Waldheim. Niels, geben Sie Herrn Waldheim einen Stuhl."

Aber schon war Rittler vorgetreten; er bot Wolfgang den Arm und führte ihn zu einem Lehnstuhl hin, der am entgegengesetzten Ende des Zimmers stand. Die Veränderung in der Anrede des Richters gab ihm die beste Hoffnung, daß er ohne weiteres von der Anklage werde freigesprochen werden.

In diesem Augenblick trat Doktor Raase ein. Auch sein Anblick erregte bei denen, die ihn zuletzt in dem Vollgefühl seines Stolzes und seiner Schönheit gesehen hatten, eine Teilnahme, die aber doch nicht so ungemischt war, als sie bei Wolgangs Anblick gewesen. Der schlimme Zug um den Mund schien sich noch vertieft zu haben; er trug eine breite schwarze Binde von Seidenzeug über dem linken Auge. Seine Haltung, seine Bewegungen hatten viel von der früheren Sicherheit verloren; dazu sein schäbiges Äußere, das gerade Gegenteil seiner früheren Sorgfalt. Es war im ganzen ein trauriger, um nicht zu sagen ein erbärmlicher Anblick. Unwillkürlich hatten sich die Zeugen in die Ecke des Zimmers gedrängt, wo Waldheim, von Rittler unterstützt, saß, so daß Raase nur einen Menschenknäuel sah. Der Platz vor der

Gerichtstafel war ganz frei. Jul hob jetzt das Tuch von dem Korbe.

„Haben Sie die Güte, Herr Doktor, diese Knochen einer gründlichen Besichtigung zu unterziehen und uns zu sagen, ob sie von einem Tiere oder von einem Menschen stammen, und ferner, wenn dies möglich ist, welche Todesart hier wohl vorliegen mag.“

So sprach der Amtmann mit ernstem, eindringlichem Tone, und Raase leistete sofort der Aufforderung Folge. Früher würde er wohl eher mit einer solchen Aufgabe fertig geworden sein, aber der Leser wird sich erinnern, daß er nur über ein Auge zu gebieten hatte. Endlich sagte er:

„Diese Knochen sind die eines Menschen, eines Mannes, das zeigt die Schädelbildung. Sie sind vollständig fleischlos, was nicht davon herrühren kann, daß sie schon lange begraben waren, sie sind vielmehr noch ziemlich frisch und können nicht lange gelegen haben. Nach meiner Ansicht muß dieser Mensch von einem wilden Tier zerrissen worden sein; wenigstens gleichen sie darin ganz den Tierknochen, die im vorigen Herbst der Wolf zurückließ, der unsere Gegend hier unsicher machte. Man sieht deutlich den Abdruck der Zähne in der zum Teil abgerissenen Knochenhaut. Es muß ein hungriges Vieh gewesen sein. Nur das eine wundert mich, daß man gar nicht weiß, wohin der Wolf gekommen ist; man hat nie gehört, daß er irgendwo erlegt wurde.“

„Das ist vollkommen zufriedenstellend, Herr Doktor,“ sagte der Amtmann sichtlich erleichtert. „Ich danke Ihnen.“ Dann stand er auf und sprach feierlich:

„Herr Wolfgang Waldheim, ich spreche Sie hiermit von der gegen Sie erhobenen Beschuldigung vollständig frei und erkläre Sie, indem ich von jeder weiteren gerichtlichen Prozedur Abstand nehme, für einen durchaus unbescholtenen Mann!“

Das Erstaunen Raases über diese unerwartete Entwicklung wäre zu beobachten interessant gewesen, aber diese Wahrnehmung ging ganz unter in dem, was nun folgte. Derjenige, dem die befreienden Worte des Richters Freude und Trost geben sollten, hatte sie nicht gehört, er lag in tiefer Ohnmacht. Schon einmal, an Leos und Karolinens Verlobungstage hatte man ihn in so todähnlichem Zustande, so bleich und starr gesehen!

Raase trat heran und sagte nach einem raschen Blick auf den Kranken:

„Schnell das Fenster auf! Die Kleider gelöst. Bringen Sie ihn gefälligst in horizontale Lage. Jemand hole kaltes Wasser, ihn damit zu besprengen und auf den Kopf zu legen.“

Alles griff zu; die Anordnungen des Doktors wurden pünktlich ausgeführt; doch dauerte es diesmal viel länger, ehe er zu sich kam. Endlich erholte sich Wolfgang und wurde von Calm und Martin fortgeführt. Raase sah ihnen nach und sagte in seiner cynischen Weise:

„Kataleptisch! Wenn das noch öfter kommt, gebe ich nicht viel für sein Leben. Aber was war das?“ fuhr er fort, auf den Korb deutend; „woher kommen diese Gebeine?“

„Es sind die irdischen Überreste von Leo Waldheim,“ erwiderte Jul mit tiefem Ernst.

„Von Leo Waldheim?“ Ein Lächeln schadenfrohen Triumphes ging über des Doktors Gesicht. „Nun, dann hat eine Bestie die andere gefressen!“

„Herr Doktor!“ rief Jul unwillig.

„Habe ich etwa nicht seine Tage gespürt?“ schrie Raase mit der größten Leidenschaft und riß die schwarze Binde ab, so daß die furchtbare Entstellung des einst so schönen Gesichts allen sichtbar wurde. „Ich kann es beweisen, daß es Leo Waldheim war, der mich wie ein reißendes Tier überfiel, mich niederriß und so mißhandelte, als ich hilf- und wehrlos am Boden lag.“

Er zog sein Taschenbuch heraus, nahm daraus ein kleines Stück blutgetränkter Spitze und hielt es an eine der Manschetten im Korbe.

„Sehen Sie gefälligst her, Herr Amtmann. Dieses Stück von der Manschette des zur Hochzeit gepuhten Bräutigams

wurde bei mir zwischen Hemd und Halstuch gefunden, wohin es sich verschoben hatte, als Zeugnis über diese Gewaltthat. In meiner Todesangst hatte ich zugebissen, erwischte aber nicht die Hand, sondern nur die Manschette. Alle die wilden Flüche, die ich über ihn ausgoß, als ich mich den Weg entlang auf allen Vieren schleppte, sind ihm gefolgt und haben sich über seinem Haupt entladen. Ha! das war der erste gute Augenblick! Ich habe doch nun meine Rache, und ich kann wieder schlafen!“

Raase sah schrecklich aus in seinem gräßlichen Triumph; manches Auge wandte sich mit Abscheu von ihm ab. Einige aber fühlten mit ihm. Es war dieser Ausbruch weder schön noch edel, aber er war vielleicht menschlich und natürlich. Niemand antwortete ihm eine Silbe. Dieses Schweigen, bededter als Worte, schien ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Er band die Hülle wieder um, nahm seinen Hut und ging fort, noch einen Blick befriedigter Rache auf die Überreste seines toten Feindes werfend. Als er aber die Treppe hinab durch den Flur ging, schlich er doch recht traurig an seinem schönen Konterfei vorüber, eine gefallene Größe.

Auch als er fort war, machte niemand eine Bemerkung. Der Richter entließ die Zeugen; sie schiedten sich zum Fortgehen an. Da wandte sich Rittler noch einmal an den Amtmann.

„Es steht wohl nichts im Wege, daß ich Waldheim mit nach Hause nehme? Ich habe meinen Wagen hier.“

„Gewiß nicht, Herr Rittler, sobald der arme Mann wohl genug ist, Sie zu begleiten. Ich habe ihn einstweilen in mein Zimmer bringen lassen, da das Gefängnis sich nicht mehr für ihn schicken würde. Wie froh bin ich, daß sich die Sache so schnell erledigen ließ ohne eigentliche gerichtliche Prozedur; sonst hätte es sich monatelang hinziehen können.“

„So löst sich denn dies alles in einen Unglücksfall durch einen Wolf auf?“

„Nicht ganz, Herr Rittler,“ sagte Jul mit einem eigenen Lächeln. „Ein Wolf würde schwerlich so viel Rücksicht an den Tag gelegt haben, das Opfer seiner Freßbegier zu entkleiden. Es muß wenigstens einer, vielleicht sind's auch zwei, dem genus humanum angehörend, dabei beteiligt gewesen sein. Der eine ist natürlich Steffen Holst; er hat sich selbst verraten, indem er die Kleider in ein Tuch band, das seinen vollen Namen trägt. Solche Dummheiten kommen bei Verbrechern öfters vor. Nun sagt mir Calm, der infame Ankläger, der Timm, habe den Steffen Holst, wider Willen und Wissen seines Herrn, ja gegen sein ausdrückliches Verbot aufgenommen, und von seiner Käte aus sei Steffen fortgewandert.“

„Das kann ich bestätigen,“ sagte Rittler, „ich weiß es von ihm selbst.“

„Dieser Andreas Timm,“ fuhr der Amtmann fort, „ist allein schuld an der ganzen Verwicklung mit Herrn Waldheim, und er soll es mir büßen. Mag er nun mit schuldig sein oder nicht, er soll mir ein Weilschen sitzen, und wir wollen ihm die Hölle schon heiß machen, damit er weiß, wie es thut, seinen Herrn aus ganz unmotivierter Rachsucht in solche Not zu bringen.“

Martin kam jetzt wieder herein mit einer Bitte von Herrn Waldheim an Herrn Rittler, doch gleich zu ihm zu kommen.

„Sie erlauben?“ fragte Rittler.

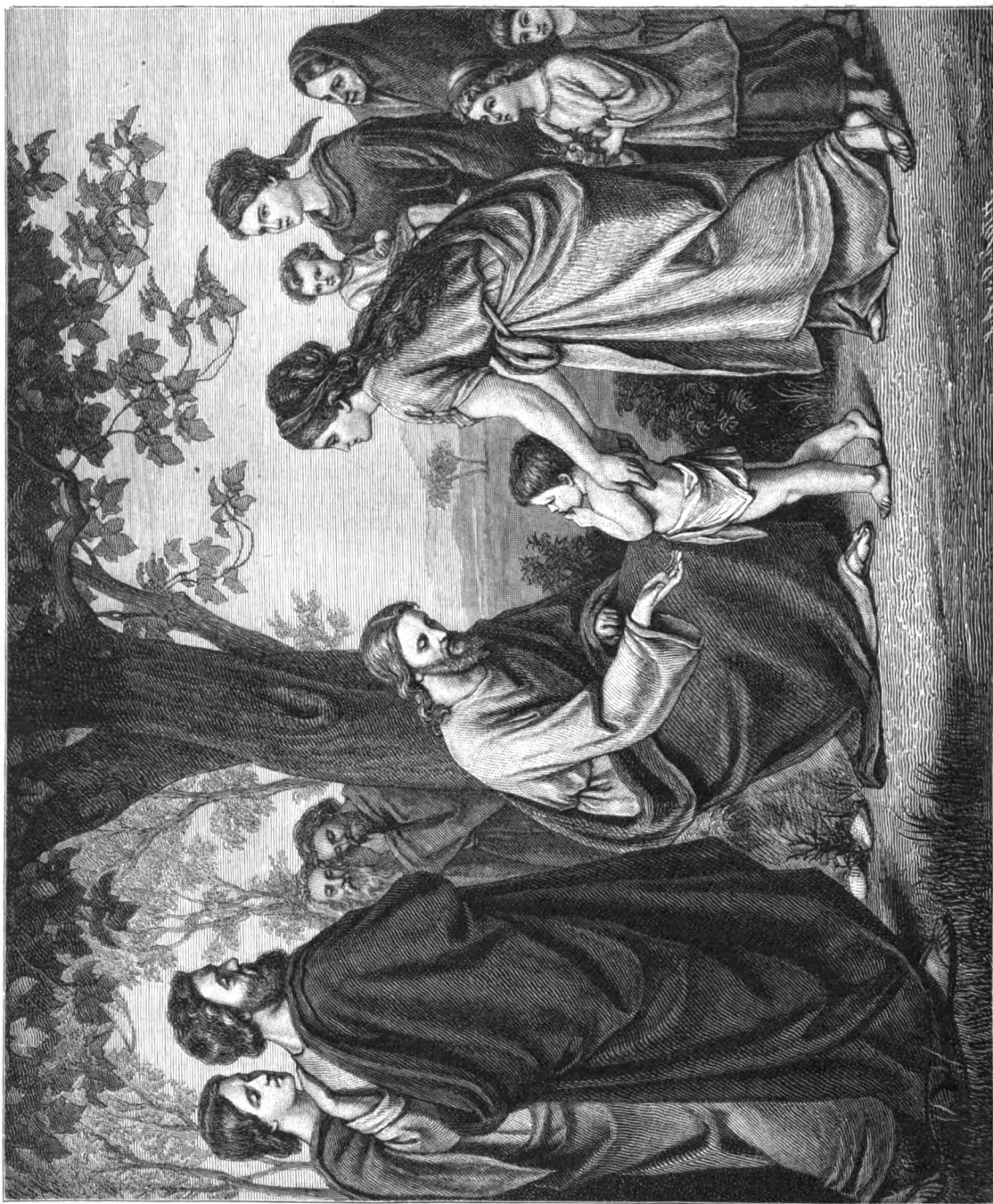
„Bitte, ich habe hier nichts zu erlauben, noch zu verbieten. Herr Waldheim ist ein Gast in meinem Hause, nichts anderes.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Weindersteigerung im Kloster Eberbach.

Von Ferdinand Gehl-Wiesbaden.

Als der heilige Bernhard von Clairvaux die Cistercienserabtei Eberbach am Rheine — deren Gebäudeumrisse ihm ein Eber mit dem Rüssel vorgezeichnet haben soll — gründete, da dachte er sicher nicht daran, daß er den Grundstein legte zur Hochschule des Weinbaues und zu einer Hochburg des Weinhandels für unsere Tage.



Raffet die Kindlein zu mir kommen. Gemalt von F. Schubad.

Wer kennt sie nicht dem Namen nach, „das ritterliche Geschlecht“ der Fässer in den „Hallén des Rheinweins“, jenen Kellern, die tief im verborgenen die Schätze bergen, welche die Rebberge des alten Rheins an ihren grünen Thyrsestäben zeitigen? Wer gedenkt nicht der Lobsprüche und frischen Rhein- und Weinelieder auf die edlen Steinberger, Hattenheimer, Gräfenberger und Markobrunner, welche hier lagern — im vielgepriesenen Kabinett?

Nur hier und in den Kellern zu Rüdesheim befinden sich die Auslesen der jetzt königlich preussischen Domäne, nur hier und im fürstlichen Besitz derer von Metternich zu Johannisberg können und dürfen die Weine den berechtigten Anspruch auf die Bezeichnung „Kabinettswine“ erheben.

Freilich stand das Eberbacher Kabinett einmal in Gefahr, edle Perlen zu verlieren. Das war im Kriegsjahre 1866. Damals wurden von nassauischer Seite die besseren Weine nach Straßburg geflüchtet. Ein Teil wurde aber nach dem Friedensschluß wieder erworben, und seitdem bemüht sich die preussische Verwaltung redlich, den alten, ererbten Ruf des Kabinetts zu erhalten und zu mehren.

Sie haben sich in der That große Verdienste erworben, die Herren Cistercienser von Eberbach, denen die Benediktiner von Johannisberg nachsahen, als sie hier die Berge anrobeten zu den alle Zeit viel gepriesenen Tropfen aus rheinischer Rebe. Aber ihnen ist nicht nur das Verdienst der Anbauung jener Hochgewächse, ihnen ist auch die Veredelung und Behandlung in sachverständiger Weise, sowie der altverbürgte Ruf des „Dichtertrankes“ zu verdanken. Sie schufen außerdem die Stapelplätze für den Weinhandel drunten in Reichartshausen am Rhein, in Bacharach und Köln, und ihnen gebührt auch der stete Dank des Rheingauers, selbst dann, wenn jahrelange Mißernten den Fleiß und die Mühe der Bebauung nicht lohnen; der allgemeine Wohlstand des Rheingaus findet heute noch in der Thätigkeit der Mönche seine geschichtliche Erklärung. Was die Vorzeit geschaffen hat, ist von sachkundiger Seite weitergebildet und gepflegt worden, und was von Edelweinen erzeugt wird, die besten Marken finden sich eben nur hier. Nicht als ob nicht Rauenthal und Geisenheim, kurz jeder Weindistrikt, jeder Weinproduzent auch gleiche oder doch ähnliche Sorten an Güte erzeugte — die Kabinettswine halten aber für alle besseren Weine des Rheingaus die Siegesfahne hoch über jeden Wettbewerber anderer Landesstriche.

Nun ist's ein altes Herkommen, daß die königliche Domäne, so wie vordem die herzoglich nassauische Verwaltung, deren Rechtsnachfolgerin die erstere ist, keine Weine aus der Hand verkauft. Was nicht zu Zwecken des Hofes oder zu Geschenken an befreundete Höfe abgegeben wurde, ward, wie heute noch, einer öffentlichen Auktion ausgesetzt. Dieses Beispiel nachahmend, haben auch alle anderen bedeutenden Weinbergbesitzer die käufliche Erwerbung ihrer Edelweine der öffentlichen Versteigerung anheimgegeben. Nur selten geschehen, auch bei Privaten, Verkäufe aus freier Hand, weil im ganzen der Erlös durch eine Auktion größer ist und ein berechtigter Stolz des Weingutsbesizers gern eine größere Menge Kundiger durch die Öffentlichkeit des Verfahrens von seiner trefflichen Probenz unterrichten will. Dies geschieht durch die öffentliche Probe, und eine solche mit anschließender Versteigerung wollen wir dem Leser zu schildern suchen, indem wir hoffen, ihm dabei manches minder Bekannte vorführen zu können. Sind doch Weinmarkt und Weinhandel von nicht geringer Wichtigkeit für einen großen Teil deutschen Landes: für Rheingau, Pfalz, Bayern u., nicht minder aber auch für den — Trinker.

Die wichtigsten Monate für den Weinhandel am Rhein sind der April und besonders der Mai — der Wonnemonat. Es vergeht in diesen beiden Monaten nicht ein Tag, an dem nicht Rhein auf und ab, in Bingen und Rüdesheim, in Mainz und Neustadt an der Hardt, in Hochheim und Geisenheim irgend eine Weinversteigerung stattfände, und männiglich zieht

zu den öffentlich bekannt gegebenen Orten, um zu kaufen oder auch nur, um zu — probieren.

Das glanzvolle Ende dieser Versteigerungsperiode bilden die zwei amtlichen Haupttage in Eberbach und Rüdesheim, stets am Ende des Maimonats.

Ein sonnenfrischer Morgen lagert über dem Gelände am Rheinufer. Von Wiesbaden aus fahren, ganze Koupees füllend, die Sachverständigen und Kauflustigen mit Eilzug der Station Hattenheim entgegen. Nur heute hält ausnahmsweise der Eilzug an dieser Station. In Mosbach gesellen sich die Kaufherren aus Frankfurt und Mainz — der Metropole des Weinhandels — den Erstgenannten hinzu. Im Bahnzuge befinden sich auch die königlichen Beamten, der Dezernent für Weinbau, und der um die Weinkultur im Rheingau hochverdiente Inspektor Herr Andreas Czéh, welcher auch die Versteigerung leiten wird. Ihn, der früher in fürstlich Metternichschen Diensten als Beamter auf Schloß Johannisberg thätig war, hat die preussische Regierung nach dem Ableben ihrer eigenen Stützen in diesem Zweige der Verwaltung unter großen Dienstbegünstigungen in das preussische Amt herüber genommen. Und dies mit volstem Rechte. Hat doch Czéh fleißig weiter gearbeitet an der Veredelung und Behandlung der Edelweine, hat er doch auch die Neuerung geschaffen, welche jetzt den ganzen Weinhandel erregt — eine Neuerung, die ihm Widerstand genug eingetragen, die aber für das Weingeschäft und seine Unantastbarkeit von außergewöhnlicher Wichtigkeit ist.

Wieviel Tausende von Flaschen Wein kommen auf die Tafeln Reicher, oder glänzen auf den Karten der Hotels unter dem Namen „Kabinettswine“, die es nicht sind. Czéh hat nun der Regierung den Vorschlag unterbreitet, die Lagerung aller Domänenweine im Werte von über 3600 Mark für das Stückfaß (etwa 1600 Flaschen) und über 1800 Mark für ein Halbstück (gleich 800 Flaschen), auch nach dem Anlauf in Eberbach zu gestatten, die Weine bis zur Flaschenreise gegen Vergütung amtlich weiter zu behandeln, und dort nach Abfüllung die Flaschen mit amtlich gebranntem Stopfen zu schließen, das Siegel der Domänekellerei anlegen und die Etikettierung der Flaschen an Ort und Stelle vornehmen zu lassen, kurz, allen Weinen, welche in Wahrheit höherpreisige Kabinettswine sind, ein untrügliches Ursprungszeugnis mit auf den Weg zu geben.

Hierob Entsetzen im Lager des Zwischenhandels, denn das Etikett, die Aufschrift auf den Flaschen war bis dahin gebulbig — der Kabinettswine wird sich mindern. Handelskammerberichte und Eingaben an die Ministerien folgten der neuen Einrichtung, Kartelle der Großhändler wurden geschlossen, bei der Domäne nicht mehr zu kaufen — umsonst! Die Regierung blieb fest, und die großen Händler murren zur Zeit noch. Nicht, als ob — wie erwähnt — nicht auch andere Weinberge gleich gute Weine geben, aber Kabinettswine sind es eben nicht, die Regierung hat nunmehr nicht mehr nötig, ihre Firma — gebrauchen zu lassen. Dem Publikum ist aber Gewähr geleistet, daß der so versicherte Wein gut, rein, ungetauft und unverschnitten ist, denn er ist amtlich „petischert“, und wer Kabinett trinken will, der mag auch den Preis daran wenden, der ihm gebührt. Noch ist der Kampf im gegnerischen Lager nicht zu Ende, denn noch strebt man nach Änderung, aber der „Landgraf blieb hart“ bis heute, und gerade dies war wohl mit die Ursache, weshalb die diesjährige Versteigerung so massenhaft besucht war. Jeder wünschte Originalkabinettswine zu erwerben, sobald die Preise sich nicht zu hoch stellten, und wenn des Kartells wegen der Betreffende nicht unter eigener Firma bieten wollte, dann waren die zahlreichen Kommissionsäre im Weinhandel, welche landesüblich zwei vom Hundert für ihre Bemühungen berechnen, bereit, es für ihn zu thun. Deshalb — zum Teil auch aus Neugierde — kamen heute vom Niederrhein, von Köln, Koblenz, von Bingen und Rüdesheim die Käufer mit allen Zügen und Dampfbooten in Mengen heran. Aber auch Stettin, Leipzig, Berlin (Kaiserhof, Knoop Söhne), Bremen, die Pfalz und Bayern waren

vertreten, alle des Zieles und der anzulegenden Preise sich bewußt. Denn die meisten der Weintwanderer hatten ihr Urteil über die Güte der einzelnen Fässer schon gebildet. Finden doch schon Wochen vor der Auktion öffentliche Proben an bestimmten Tagen und zwar an den Fässern im Kloster statt. So kommt's, daß jeder Steigerungslustige schon seine Notiz in der Tasche hat, wie hoch er auf diesen oder jenen kostbaren Tropfen bieten will.

In Hattenheim strömt nun alles zusammen. Ein- und Zweispänner, sowie Omnibusse aus dem ganzen Rheingau haben sich hier stationiert, um einen Teil der Wanderer (jetzt schon mehrere Hundert an Zahl) in kurzer Fahrt hinauf ins Kloster zu führen. Prüfend mustert jeder die Konkurrenz und berechnet nach den allseitig bekannten Persönlichkeiten die Preise, auf welche die Weine heute gebracht werden können. Lustig treiben die Kutscher die zum Teil primitiven Behälter an, der Humor des Rheinländers kennzeichnet sich schon durch eine kleine Wettfahrt den Berg hinauf, sind doch einige Wagen mit dreien bespannt. Eine Klosterwallfahrt zu Wagen und zu Fuß ganz eigner Art ist es, ähnlich dem gemeinsamen Ausfluge eines gelehrten oder nicht gelehrten Vereines. Aber alle Eile hilft nicht, denn es ist noch früh am Morgen, und vor elf Uhr mittags wird das Versteigerungslokal nicht eröffnet. An der Trennanstalt Eichberg zur Rechten, zur Linken an dem gerühmten Steinberg, dem edelsten Flecken rheinischer Rebekultur vorüber, erreichen wir das erste Thor der in der Einsattelung dreier Bergfegeln gelegenen früheren Abtei. Hier befindet sich eine kleine Wirtschaft „beim Dörchen“, die heute ihren glänzendsten Tag hat, denn wir dürfen sicher darauf rechnen: bis zum Abend ist hier kein Stücklein Fleisch, kein Ei mehr zu haben — der Konsum des Kompakten steht jenem des Flüssigen vor und nach der Versteigerung nicht nach. Ein Frühstück, wie es jetzt noch die Wirtschaft bieten kann, stärkt für die schwere Tagesarbeit. Einzelne Käufer, welche das erste Mal hier erscheinen, besichtigen das interessante Kloster, welches seinerzeit auch das Interesse unsers Kronprinzlichen Paares im höchsten Grade erregte. Den Teil des weiten Gebäudes, wo noch heute Strafgefangene ihren Fehlbüßen abtun, lassen wir unbefichtigt, um so mehr aber fesselt uns die frühgotische Kirche mit ihren alten Grabmälern, sowie jener Turm, den Oxyntierma im dreißigjährigen Kriege bewohnt hat, der Kapitelsaal, das Sommerrefektorium, jetzt Kelterhaus, in dem sechzehn große Kellern, sämtlich aus der Klosterzeit und darunter eine noch aus dem XVI. Jahrhundert, in stattlicher Reihe von der Bedeutung des Ortes für den Weinbau Zeugnis geben. Doch wir wollen nicht Gebäude, sondern das sich nun entwickelnde Leben schildern.

Das berühmte Kabinett, die übrigen Keller und das Versteigerungslokal, das ehemalige eigentliche Refektorium, bleiben fest geschlossen. Proben, die einzelne noch verlangen, werden nicht mehr verabreicht.

Vor den Thüren des Versteigerungssaales sammelten sich nun nach und nach wohl 500 Personen, welche vor der geschlossenen Pforte geduldig oder auch nicht geduldig ausharrten, bis einige Käufer noch ein paar Tische durch den Menschenknäuel hindurchzwängen wollten. Das war aber ein vergeblich Beginnen, das an der Unmöglichkeit, freie Bahn zu schaffen, scheiterte.

Noch harret die Menge — da ertönt die Schelle, Schlag elf Uhr — und nun entwickelte sich ein Drängen und Drücken, gegen welches der bekannte „Einlaß ins Burgtheater“ ein reines Kinderspiel ist. Als wenn Vermögen davon abhingen, schoben und trieben Großkaufherren, Weinkommissionäre, Gastwirte und Privatleute — darunter voraussichtlich ziemlich viele Schmarozker, die sich einen guten Tag machen wollten — dem ersehnten Platze zu. Weingrüne Gesichter und rote Nasen leuchteten durch das halbbunkelne Vorzimmer, und im Innern begann ein Sturm auf die zahlreichen dort aufgestellten Tische, als gelte es einen Kennpreis zu erringen. Lange dauerten die Kämpfe um Stuhl und Bank, endlich aber erschien die Kommission, auf erhöhtem Podium durch Schranken

von dem übrigen Publikum abgeschlossen. In der Mitte der Beamteten der beauftragte Kommissar der Regierung, Herr Czéh. Selbst der Regierungspräsident von Würmb nahm, der Wichtigkeit gerade dieses Tages entsprechend, an der Verhandlung als stiller Beobachter teil, wurde doch heute eine prinzipielle Frage für die Regierung ausgetragen.

Sehen wir uns im Lokale um. Hinter dem Podium der Kommission steht ein alter, durch die Bemühungen des Herrn Czéh und auf Anregung des Herrn Regierungspräsidenten von Würmb von dem Kunstschler Karl Pottenrot in Johannisberg stilgerecht wieder renovierter Schrank im Renaissancestile, ein vortreffliches Stück der Erinnerung an die früheren Tage des Klosters. Von den Wänden schauen die alten Prioren und Äbte des Ordens, sowie aufgefärbte Heilige aus der Zeit der Cistercienser in weißen Gewändern und mit noch weißeren Gesichtern hernieder auf die Köpfe der erregten Menge. Der Saal selbst ist im Barockstile neu hergestellt, reicher Stuck ziert die prächtig gezeichnete Decke, braune Holztäfelung die Wände. — Wir sitzen, — Späterkommende aber finden keinen Sitzplatz mehr und auch nur wenig Probe, denn die Domäne gibt nur eine gewisse Anzahl Flaschen von jedem Fasse preis. Diese Flaschen werden nach und nach und jede Sorte für sich durch sechs Käufer heringebracht und jedem Einzelnen wird eine Probe — kein „voller Becher“ — in das vor ihm stehende Glas gegossen. Ist's vorüber mit dem Vorrat, so hat der Rest der Anwesenden das Nachsehen, wobei freilich zu bemerken ist, daß die Käufer recht gut ihre wirklichen „Kunden“ kennen. Auf den Tischen verteilt stehen leere Flaschen mit Blechtrichtern, um nach genommener Probe den Rest in diese Flaschen ausleeren zu können, denn frische Gläser gibt es begreiflicherweise nicht. Bei den ersten Proben, welche die billigeren Sorten umfassen, wandert wohl ein trübseliger Rest noch in die Blechtrichter zurück — später aber — nimmt jeder Tropfen einen anderen Weg, nämlich den für die Gottesgabe bestimmten.

Der königliche Inspektor eröffnet die Handlung, und der Herr Rentmeister verliest die Versteigerungsbedingungen, welche übrigens jeder Anwesende gedruckt in der Hand hat, ebenso wie ein Verzeichnis der zur Versteigerung kommenden Weine und Sorten, mit Angabe des Jahrganges und des Inhaltes der Fässer in Litermaß. Unter den Bedingungen sind folgende bemerkenswert: „Die Weine werden mit den Fässern verkauft, als geringstes Weitergebot können nur zehn Mark eingelegt werden. Der Wein liegt auf Gefahr des Käufers und ist unter Siegel zu legen. Bis zum 15. Juli müssen alle Weine bezahlt sein, widrigenfalls sie die königliche Domäne auf Kosten des Käufers wieder versteigert, der den Mindererlös zu vergüten hat. Für trüben Wein bei Bezug wird heller Wein gegeben. Alle Bezugskosten trägt der Käufer. Entsteht unter zwei Bietern nach erfolgtem Zuschlage ein Streit, so wird das betreffende Faß neuerdings versteigert. An bestimmten Tagen werden die Kellereien für die Steigerer zum Nachsehen und Auffüllen ihrer hier lagernden Weine geöffnet. Kosten für küfermäßige Behandlung sind besonders zu vergüten u. s. f.“

Nun beginnt das Angebot des ersten Fasses. „Nr. 1. Was wird geboten?“ — Pause. — Noch ist die Stimmung mäßig, denn der Preis ist voraussichtlich nicht so hoch, daß der Wein als Kabinettwein gelten könnte. Nur bis zu 1500 Mark das Stück (1600 Flaschen) gingen die ersten Weine hinauf. Mit dem mächtigen Kellerschlüssel wird nach alter Sitte — einmal, zweimal, dreimal! — zugeschlagen, daß der Tisch von den Schlägen erdröhnt. Neue Proben erscheinen, neues Ausgebot erfolgt. Die Stimmung steigt zusehends, besonders als der Name Steinberg erschallt.

„Wer bringt der schlante Schenke da heran?
Vom Steinberg ist's der hochberühmte Ritter;
Ich weiß, er rang zu Boden manchen Mann,
Der mächtig schlug den Degen und die Rithier.“

Doch auch hier bleiben bei den ersten Fässern die Preise noch mäßig, sie erzielten etwa 2800 Mark für 800 Flaschen.

Die Hitze nimmt im Raume zu, die Köpfe werden durch das Probieren und Bieten immer heißer, die besseren Sorten melden sich — die Stimmung wächst augenscheinlich. Da erscheinen die sehr guten Auslesen von Steinberg vom Jahre 1884, feine — „süffige“ sagt der Rheinländer — über alle Erwartung geratene, treffliche Weine. Nun ist Kauflust und Weinlaune entfesselt, alles schreit und bietet wirr durcheinander, kaum erhalten die Beamten noch mühsam die Ruhe. Dröhnend fällt der Schlüssel auf den Tisch. Vergebens! Wortwechsel entspinnt sich, zwei Bieter wollen gleichen Preis gerufen haben. „Das Faß ist zugeschlagen — wem gehört's?“ Der Streit wird geschlichtet, das Faß nochmals ausgetoben, plötzlich steigt der Preis wieder, und erst bei 6450 Mark für 1600 Flaschen wird der Wein zugeschlagen. Ein Hurra begrüßt die Steigerer besonders dann, wenn bekannte Firmen als Erwerber genannt werden, so bei den Fässern, welche der Frankfurter Hof in Frankfurt, C. Uder in Wiesbaden, das Sanatorium in Heidelberg, M. Ulmer ebendasselbst und der Kaiserhof in Berlin errungen haben. Am nächsten Tage verkünden dann sämtliche rheinische Blätter den Sieg. Die Physiognomie der fünfhundert „drangvoll in qualvoll fürchterliche Enge“ eingekleisterten Menschen ist jetzt eine andere. Das naturwüchsige Element des Rheingauers bricht überall durch. Der eine hat eine halbe Wand in Rottfarbe auf dem Rücken, der andere sitzt auf einer Tischdecke, um wenigstens während des beinahe vier Stunden dauernden erblichen Kampfes einmal einen Stützpunkt für Leib und Kopf zu finden, und der dritte sagt sich still, daß er sobald von gleichem Nektar nicht wieder zu kosten Gelegenheit finden wird; es sei denn bei der nächsten Versteigerung. Der letztere gehört zu den sogenannten „Kurgästen“ der Auktion und ist überhaupt nur des kostenfreien Trunkes halber mit anwesend. Zwei biedere Landleute haben sich einen Platz erobert, ob es Weinbauern droben aus der Pfalz sind, wer weiß es — es ist kaum anzunehmen, denn einer sagt zum andern bereits redselig durch den Genuß: „Siehste, Schambetist (Johann Baptist), dazu e Stidelche Käs, da sollstest emol sehe, wie des Weinche erscht schmedt!“ — Übrigens wird zur Auffrischung des Geschmades und der Probezunge von Zeit zu Zeit in Scheiben geschnittenes Weißbrot körbewise durch die Rüfer herumgereicht. Auch Resttrinker hatten sich eingestellt, sie machten sich über die zusammengeschütteten Weine in aller Stille her, im wahrhaften Sinne des Wortes „Rassauer“, Freidenker in diesem Falle und — Freitrinker.

Drüben, mitten unter den Weinhändlern ersten Ranges hat sich der Schullehrer eines kleinen Rheinörtchens — ein steter Gast aller Weinversteigerungen im Rheingau — angesiedelt. Er spielt Käufer! Die gedruckten Versteigerungsbedingungen in der Hand, den Bleistift hinter dem Ohr, notiert er Preise und Käufer so ernst wie jeder Sachbeteiligte. Verständnissinnig probiert er, scheu und vorsichtig wirft er einen Blick umher, und sobald er sich unbeachtet glaubt, läßt er mit einem kräftigen Zug und Schluck mit gewandter Handbewegung das ganze Proböchen auf natürlichem und vorge-schriebenem Wege verschwinden. Schnell aber ist das leere Glas über dem Blechtrichter, als wolle er den Rest der Probe großmütig der allgemeinen Abgußflasche zurückgeben — aber, eine Million dem, der noch einen Tropfen dem Glase entfallen sieht! So probiert der Mann sechsundfünfzig Sorten und wird schon deshalb nicht müde, weil die letzten Weine stets die besten sind. Den Heimweg scheint er trotzdem immer zu finden, denn — er kommt im Laufe des April und Mai zu allen Versteigerungen täglich wieder, mit ungeschwächter Kraft und Zunge.

„Wer bietet auf das nächste, vorletzte Faß? Nr. 55? — Fünftausend Mark zum Ersten!“ — „6000 Mark!“ — „6500 Mark!“ 6500 Mark zum ersten, zum zweiten — „und zehn“ — „und zehn“ — „und zehn“ — so schreit es durch den Raum. Je höher der Preis steigt, um so höher steigt auch der Enthusiasmus — und mit ihm steigt auch das Publikum höher. Bänke und Stühle werden verlassen

und erklettert, allgemeiner Jubel bei Nennung der Firma, welche obliegt.

„7270 Mark zum ersten, zweiten und — dritten!“ und knapp 800 Flaschen werden mit 7270 Mark dem Kaiserhof in Berlin zugeschlagen, ein Preis, zu dem noch Lagergeld und sonstige Spesen (Füllwein, um das Verflüchtigte des Inhaltes zu ersetzen, Flaschen, Etiketten, Stopfen, Siegelung und Abfüllung — etwa 400 Mark ohne den Transport der Weine) entfallen. Die Flasche kostet also hier an Ort und Stelle ohne Zinsverlust schon rund zehn Mark — ein Beweis, daß solche Weine nur teuer verkauft werden können.

Wohl erinnern das Geräusch, der wirre Lärm, die Aufregung der Beteiligten an das Treiben und Leben der Hamburger und Frankfurter Börse, aber alles ist doch um eine Schattierung launiger und poetischer, und diesen Grundzug der Versteigerung erklärt die frische Laune des Rheinländers und — der Wein.

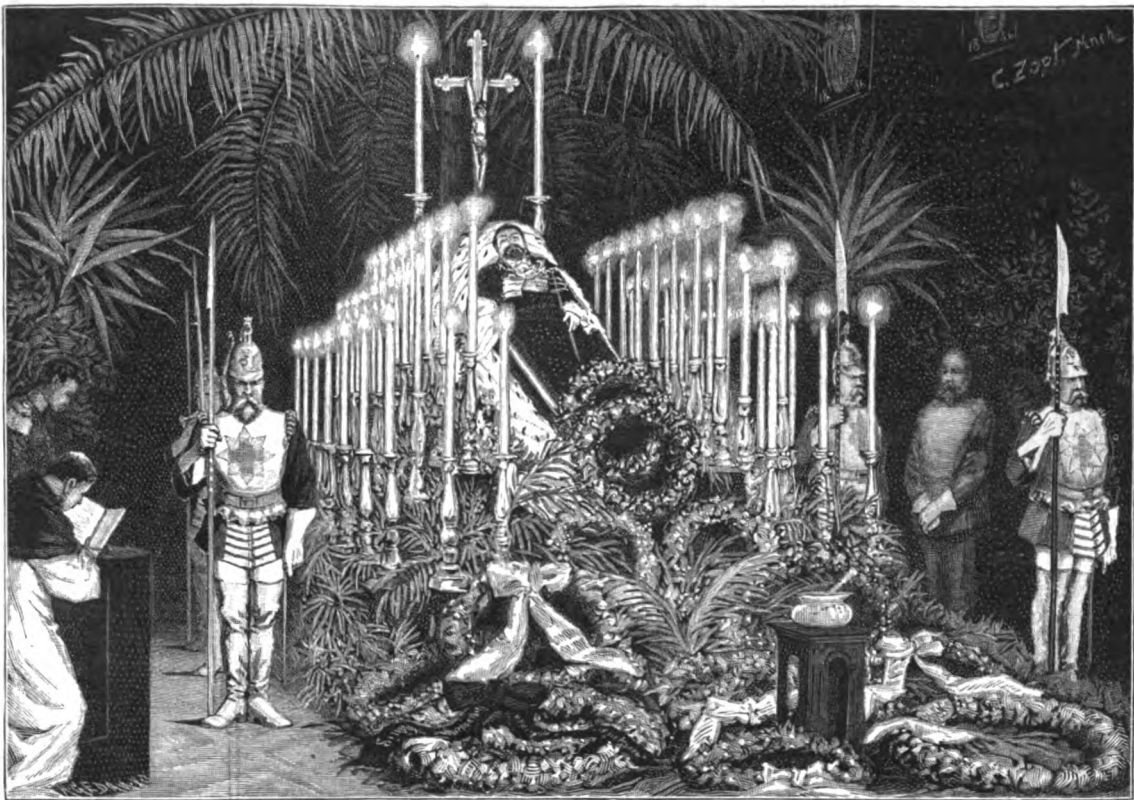
Man darf nur hören, welch schallendes Gelächter ertönt, wenn der Name eines Ansteigerers genannt wird, der nur entfernt einen Anlaß für den Ausbruch des vorhandenen Humors bietet. „Es ist zugeschlagen!“ — „Wer hat das Faß?“ — „Quetsch in Kiedrich!“ Allgemeiner Jubel, denn Quetsch erinnert an die Kelter und an die Pflaumen (am Rheine — Quetschen oder Zwetschen). Diese Munterkeit reißt auch den ernststen Norddeutschen mit. Deshalb hat eine Weinversteigerung am Rhein bei allem Ernste des Geschäftes doch so gar nichts von dem Charakter jener Versteigerungen in Holland, welche Kaffee, Tabak und dergleichen an den Mann zu bringen suchen.

Darum, wer ein Stück echt rheinischen Lebens kennen lernen will, der versäume nicht, eine entsprechende Gelegenheit im Frühjahr zu benutzen. Freilich soll der Zutritt für die Folge durch besondere Legitimation beschränkt werden, aber die königliche Domäne wird ihre bisherige Liberalität mit der notwendigen Beschränkung zu vereinigen wissen, so daß der Charakter dieses rheingauischen Volksfestes immer noch gewahrt bleiben wird.

Sofort nach jedem Zuschlag wird dem Steigerer eine versiegelte Probeflasche und ein Schlussettel erteilt, der ihn zum Besitzer des betreffenden Fasses macht. Sobald die Versteigerung geschlossen ist, eilen die neuen Besitzer mit dem eigenen Petschaft bewaffnet in die Kelter, um die Fässer zu siegeln. Von da ab lagern sie auf des Käufers Gefahr. An dem mitgebrachten Petschaft könnte man demnach die ersten Bieter am besten erkennen. Die Domäne vereinnahmte an diesem Tage etwa 186 000 Mark, im Durchschnitt also 4771 Mark für 1800 Flaschen ihres Weines. Ein Betrag, der die vorhergegangene eigene Tage der Kellerverwaltung gewaltig überstieg, trotz aller Kartelle und Vereinbarungen der Händler. Am andern Tage wiederholte sich dasselbe Bild, dieselbe Erregung und Munterkeit in Rüdesheim. Hier wurden die Altmannshäuser und Rüdesheimer Auslesen feilgeboten und erzielten etwa 103 440 Mark, so daß also die königliche Domäne an diesen beiden Tagen über eine Viertelmillion Mark für ihre Weine erzielte. Und so kehrt dieser „Weinmarkt“ in jedem Jahre wieder. Immer frisch und ursprünglich.

Wir aber verlassen mit der Masse der Bieter den dem Wein geweihten Raum und folgen den 500 weinfröhlichen Menschen, die draußen erquidtet in rheinischer Luft aufatmen, froh daß „linde Lüfte wehen“ — welche bei den meisten das Gleichgewicht bald wieder herstellen. Bei einigen freilich nicht, und diese wenigen dienen auf dem Weg hinab zum Rheine der fröhlichen Genossenschaft als Anlaß zu den heitersten Scherzen.

Am Ufer unsers schönen Stromes werfen wir noch einen Blick auf die eben frisch grünenden Rebberge hinter uns und wünschen, daß Geschick und Geschichte dem Lande jedes Wirrsal ersparen, und daß keines Feindes Fuß hierhergelangen möge, Winzer und Käufer bei ihrer fröhlichen Arbeit zu stören.



König Ludwig II in der Tracht der Hubertusritter auf dem Paradebett in der alten Hofkapelle des Residenzschlosses. Prinz Luitpold verrichtet seine Andacht.

Das Trauerspiel in Bayern.

Der Fremde, der während der letzten fünfzehn Jahre nach Bayern kam, wurde nicht müde, sich von den Einheimischen von dem seltsamen Treiben ihres Königs erzählen zu lassen. Kein Wunder, denn was er vernahm, klang wie ein Märchen aus „tausend und eine Nacht“ und sollte doch reine Wahrheit sein. Im XIX. Jahrhundert hauste ein König einsam bald auf diesem, bald auf jenem verlorenen Bergschloß

und erschien nur wie im Fluge einmal für kurze Zeit in seiner Residenz. Nicht nur der Teil seiner getreuen Unterthanen, den man das Publikum nennt, sondern auch die Großen des Landes, ja selbst die Minister bekamen ihn nie zu Gesicht. Was die letzteren dem Fürsten mitzuteilen hatten, lief durch die Hände eines Kabinettssekretärs, der seinerseits dem hinter einem Vorhang verborgenen König Vortrag halten mußte. Nur die Bauern des Gebirges erblickten ihn wohl einmal in nächtlicher Stunde auf einsamem Pfade. Er fuhr dann in



Der Zug mit der königlichen Leiche auf dem Wege nach der Michaelskirche, wo König Ludwig beigesetzt wurde.



Die Sägelmänner beim Begräbnis
des Königs Ludwig II.

einem Schlitten, von dessen Pracht man Wunderdinge erzählte, bei Fackelschein leuchtend, durch die schneebedeckte Landschaft. In seinen Schlössern aber sollte es erst recht wunderbar zugehen. Im dritten Stock des Münchener Schlosses war, so erzählte man, inmitten einer Tropenlandschaft ein Teich angelegt, und auf diesem Teich fuhr der König in einem, wie eine Muschel gestalteten Boot umher, während eine im Gebüsch verborgene Sängerin Arien aus Wagnerschen Opern vortrug. Das klang nicht unglaublich, denn es war Thatsache, daß der König für sich ganz allein Opernvorstellungen geben ließ. War aber jener Teich vorhanden, so durfte man auch den Gerüchten glauben, die von den Wundern berichteten, welche die Bergschlösser bergen sollten. Wer hat nicht von der Hundingshöhle gehört, einem mit dem edelsten Rauchwerk ausgefüllten Raum, der in der seltsamsten Weise beleuchtet werden konnte! Wer nicht von dem Bettvorhang, der 250 000 Gulden gekostet haben sollte und so schwer war, daß er schließlich gar nicht angebracht werden konnte! Märchenhafte Pracht enthielten diese Schlösser ohne Zweifel, und doch genügten sie immer noch nicht. Raum war das eine fertig, so entstand ein neues, größeres, prächtigeres. Herrenchiemsee sollte das Versailler Schloß noch bei weitem übertreffen. Und in keines dieser Schlösser kam je ein anderer Mensch als der König und das unentbehrlichste Gefinde. Damit noch nicht genug, selbst der Anblick der Schlösser sollte womöglich jedermann entzogen werden. Ein künstlicher Wald sollte die Zugänge verbergen, die Aussicht absperrten.

„Aber der König muß ja geisteskrank sein!“ rief dann wohl der Fremde.
„Ketneswegs,“ war die Antwort. „Sobald es darauf ankommt, sobald es sich um wichtige Staatsgeschäfte handelt, ist er ein verständiger, klar denkender Fürst.“

So trug man denn das seltsame Treiben des Königs durch viele Jahre hindurch. Erst als die Rechnungen, welche von den Lieferanten für die königlichen Bauten eingereicht wurden, unbezahlt blieben, wurde man unruhig, doch schien es sich immer noch wesentlich um pekuniäre Dinge zu handeln. Sobald hier ein Ausweg gefunden wurde — und das konnte ja nicht allzu schwer sein — war alles wieder in Ordnung. So erschien es dem Publikum, die Angehörigen des Königs aber und die Minister blickten mit steigender Sorge auf das Gebaren des Königs, das immer seltsamer wurde. Man war allmählich daran gewöhnt worden, daß der König mehr und mehr alle gebildeten Elemente aus seinem Hoflager ausschied und sich fast nur noch mit seinem Gefinde umgab, aber jetzt kamen ganz merkwürdige Befehle aus der Vergeinsamkeit nach München. Schon Ende August des vorigen Jahres erhielt der Finanzminister ein königliches Handschreiben, in welchem er aufgefordert wurde, Vorschläge zu machen zur Tilgung von $6\frac{1}{2}$ Millionen Schulden und zur Beschaffung der Mittel für Fortführung der Bauten. Als der Minister das für unmöglich erklärte, erhielt ein Generaladjutant den Auftrag, ihm einen mündlichen Verweis zu erteilen. Am 26. Januar dieses Jahres erhielt sodann der Minister des Innern ein Handschreiben, worin der König erklärte, daß ihm, wenn er nicht fortbauen könne, alle Lebensfreude genommen sei und ihm nichts übrig bleibe als Selbstmord oder Verlassen des Landes. Ihm sei mit der Tilgung der Schulden nicht

gebiend, er brauche noch weitere 20 Millionen. Zwei Tage darauf erhielt der Flügeladjutant Graf Dürckheim durch Handschreiben den Auftrag, angesichts der drohenden Beschlagnahme königlichen Eigentums zuverlässige Mannschaften aufzutreiben, behufs Vertreibung des „Gerichtsgesinde.“

Mußten diese Handschreiben die Minister schon stutzig machen, so war die Kunde von seltsamen Anleiheversuchen, die heimlich vom Hoflager aus an fremde Höfe ergingen, erst recht geeignet, die lebhafteste Sorge um den König wachzurufen. Zwei eindringliche Vorstellungen, die das Gesamtministerium im November 1885 und Januar 1886 an den König gerichtet hatte, waren ohne jeden Erfolg geblieben. Dazu fiderte, so schweigsam sich auch die Umgebung des Königs verhielt, doch manche Nachricht durch, welche eigentlich keinen Zweifel mehr darüber übrig ließ, daß der König nicht mehr zurechnungsfähig war. Der Stallmeister Hornig, der Hof-fourier Fesselschwerdt, der Friseur Hoppe, ja gewöhnliche Lakaien und gemeine Soldaten vermittelten schließlich den Verkehr nach außen, und das tägliche Treiben des unglücklichen Fürsten gestaltete sich immer wilder.

So entschloß man sich denn im März, den Irrenarzt von Gubden zu konsultieren. Da dieser leider nur konstatieren konnte, daß unzweifelhaft Geisteskrankheit vorliege, mußten die Minister sich entschließen, die Einsetzung einer Regentschaft ins Auge zu fassen. Das Ministerium wandte sich unter dem 5. Mai noch einmal mit einer Gesamtvorstellung an den König, aber das Schicksal derselben war das traurigste. Der kranke Monarch übergab sie dem Hof-fourier zur Begutachtung und zur Ausfindigmachung einer Strafe für die Minister, und ließ sodann durch den Friseur an seinen früheren Kabinettssekretär Dr. von Ziegler den Auftrag gelangen, ein neues Ministerium zu bilden.

Nun durfte nicht länger gezögert werden. Am 8. Juni gaben die vier hervorragendsten Irrenärzte Bayerns: Obermedizinalrat Dr. von Gubden (München), Hofrat Hagen (Erlangen), Professor Dr. Grashof und Direktor Hubrich (Unterfranken) ein Gutachten ab, nach welchem der König schon seit lange geisteskrank und zwar unheilbar geisteskrank war.

Am 10. Juni kündigte ein Armeebefehl des Prinzen Luitpold an, daß der Prinz die Regierung und den Befehl über die Armee übernommen habe. Zugleich wurden Graf von Hohenstein und Graf Törring zu Kuratoren der Zivilliste ernannt.

Schon am Nachmittag des vorhergehenden Tages hatte sich eine aus dem Minister von Crailsheim, Graf Hohenstein und Obersthofmarschall von Malfen bestehende Deputation zu dem auf Schloß Schwanstein weilenden König begeben, um namens des Ministeriums seine Einwilligung zu der Einsetzung der Regentschaft zu erbitten. Eine ärztliche Deputation war ihr gefolgt. Da man die fragliche Proklamation erst nach Unterzeichnung durch den König veröffentlichten wollte, war der Bezirksamtmann in dem nahen Füssen, Herr Sonntag, gewissermaßen nur privatim von der Einsetzung der Regentschaft unterrichtet worden.

Schloß Schwanstein, eine vom König auf hohem Felsenfelsen erbaute Burg, liegt etwa zwanzig Minuten von Schloß Hohenschwangau, das seinerseits fünfviertel Stunden südöstlich von Füssen über dem gleichnamigen Dorfe gelegen ist. Eine Fahrstraße verbindet die beiden Schlösser.

Als die Herren Crailsheim, Malfen, Hohenstein, Törring und Gubden, nebst Oberstleutnant von Washington — der dem König künftig als Adjutant dienen sollte —, Professor Dr. Erb-Heidelberg und Legationsrat Dr. Kumpfer nebst vier Krankwärtern sich dem Schloß Neu-Schwanstein näherten, blickten ihnen Gewehrläufe entgegen. Man hatte im Schloß von der Ankunft der Deputation erfahren, und der König hatte befohlen, daß die Gendarmerie niemand einlassen solle. Zugleich sollte ein Telegramm die Jäger aus Rempten herbeirufen, und Boten alarmierten die Feuerwehr von Füssen, die sofort herbeieilte, um den König zu beschützen.

Als die Deputation sich überzeugt hat, daß sie nicht ins

Schloß kann, begibt sie sich nach Hohenschwangau, sie wird aber bald von Gendarmen und den Füssenern wieder abgeholt und auf Neu-Schwannstein als gefangen erklärt.

Die Situation war kritisch, denn die Füssenener waren sehr geneigt, in den Mitgliedern der Deputation Hochverräter zu sehen. Es war vielleicht ein Glück für die Bedrohten, daß die Befehle des Königs sich jetzt als die eines Wahnsinnigen erwiesen. Jeder der Herren sollte bis aufs Blut gezeigelt, jedem von ihnen ein Auge ausgestochen werden. Diese Befehle ließen sich natürlich nicht ausführen, man beschloß daher gegen Abend die Deputierten in Freiheit zu setzen.

Als am folgenden Tage (11. Juni) die Proklamation der Regentschaft in Füssen eingetroffen war, fügte sich auch die Umgebung des Königs, und Dr. von Gudden konnte diesen in Behandlung nehmen. Der König war im höchsten Grade aufgeregt und erschien ganz von Selbstmordgedanken beherrscht. In dem auf steilem Bergfegeln liegenden Schwannstein konnte man nicht bleiben, auch der Lindenhof kam mit Rücksicht auf die aufgeregte Stimmung des Landvolkes im Gebirge nicht in Frage — so entschied man sich denn für Schloß Berg, das nun in aller Eile für den Aufenthalt des Kranken hergerichtet wurde. Maßregeln, den Park gegen den See hin abzusperren, ließen sich aber natürlich so schnell nicht treffen. Sie sollten später ins Werk gesetzt werden. — In den Frühstunden des 12. Juni brach der Zug nach Berg auf. Der König war verhältnismäßig gefaßt. Er begrüßte unterwegs eine ihm persönlich bekannte Wirtin und zeichnete den Führer der Gendarmen in Berg durch ein paar freundliche Worte aus. Auch sonst benahm er sich in Schloß Berg unerwartet ruhig und geduldig, so daß sich der erfahrene Gudden täuschen ließ. Es lag diesem alles daran, dem König das Gefühl der Gefangenschaft zu nehmen, darum hielt er ihm die Wärter möglichst fern. Außerdem waren Vorkehrungen getroffen, daß nichts Schneidendes in die Hände des Kranken gelangen konnte. Gudden wußte nicht, daß der König einem Diener gegenüber geäußert hatte, er wolle mit dem „Spion“ schon fertig werden.

Am 13. Juni machte der Arzt mit seinem Kranken einen größeren Spaziergang. Ein Gendarm ging voraus, ein Wärter folgte. Der König benahm sich musterhaft. Etwa einen Kilometer vom Schloß befand sich, nur neunzehn Meter vom See entfernt, eine Bank (vgl. das Bild in Weil. Nr. 41). Auf dieser hatte der König eine Weile geruht in verhältnismäßig verständigem Gespräch.

„Es geht hier über Erwarten gut,“ telegraphierte Gudden nach München.

Am folgenden Tage, am Pfingstsonntage hatten der König und Gudden am Vormittag wieder einen Spaziergang gemacht

und auf jener Bank gesessen. Gegen Abend ordnet der König an, daß um acht Uhr gespeist werden soll, und fordert Gudden abermals zu einem Spaziergang auf. Es ist etwa halb sieben Uhr. Anfangs folgt dem Paar ein Wärter, aber Gudden winkt diesem, wie es scheint, auf Wunsch des Königs, zurückzubleiben. Er ist vielfach gewarnt worden, aber er verläßt sich auf seine Geistesgegenwart, seinen Scharfblick, im schlimmsten Fall auf seine ungewöhnlichen Körperkräfte.

Der Assistenzarzt Dr. Müller traut dem Frieden nicht und schickt gegen Guddens Befehl einen Wärter hinter den beiden her, aber Gudden bemerkt ihn und weist auch ihn zurück.

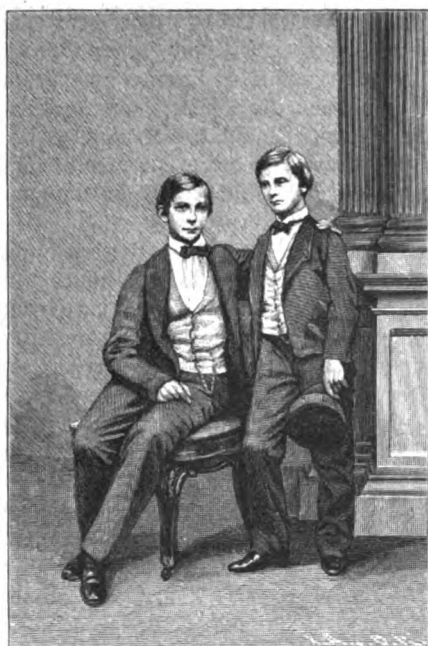
Was geschehen ist, nachdem der König und sein Begleiter sich entfernt hatten, hat kein menschliches Auge gesehen. So viel steht fest, daß der König von der oben erwähnten Bank aus dem See zueilte und von Dr. Gudden erreicht

wurde. Vielleicht hat der Irre seinem Begleiter erst einen Faustschlag versetzt, jedenfalls ergriff der Arzt den Fliehenden im Wasser am Kleide und packte so fest zu, daß Kopf und Überkopf in seiner Hand blieben. Dann kam es zu einem furchtbaren Ringen, in dem der Kranke Sieger blieb und entweder mit seinem Opfer umkam oder nachträglich sein trauriges Vorhaben ausführte. Jedenfalls wurde kein Ruf, kein Schrei ausgestoßen, denn die patrouillierenden Gendarmen ahnten nichts von der Katastrophe. — Als der König länger ausblieb, als man erwartet hatte, wurde man im Schloß unruhig, sandte Boten aus, durchsuchte den Park. Vergeblich. Endlich fand man die Hüte der Toten, dann, an der Stelle, die unser Bild (in Weil. Nr. 41) wiedergibt, 19 m vom Ufer entfernt, ihre Leichen. — Nachdem Tode des Königs gab seine Dienerschaft ihre bisherige Zurückhaltung auf, und aus ihren Berichten



Die Schlösser König Ludwigs II.: Hohenschwangau.

ergab sich, daß der König schon seit geraumer Zeit vollständig geisteskrank war. Seit sechs Jahren brauchte er Chloral, um schlafen zu können, seit lange litt er an Wahnvorstellungen, sah Dinge, die nicht da waren, und geriet außer sich, wenn sie ihm nicht gereicht werden konnten. „Da liegt ein Messer!“ rief er wohl aus. Sagte der Diener nun, es läge dort keins, so wurde er wegen Ungehorsam bestraft, that er aber, als ob er es aufhöbe, so verlangte der König es zu sehen. Die Dienerschaft wurde überhaupt arg mißhandelt. So wurden Kammerdiener Peller, weil er eine Anleihe von fünfundzwanzig Millionen nicht zu schaffen wußte, und ein Vorreiter, weil er einen Vogel nicht einfangen konnte, nach Amerika verbannt, am Halse gedrosselt u. ä. So hat Kammerlakai Maier ein Jahr lang nicht anders, als mit einer schwarzen Maske vor dem König erscheinen dürfen, ein anderer Lakai trug ein Lacksiegel vor der Stirn, weil er so dumm gewesen, daß seine Stirn versiegelt werden müsse. Andere Diener durften nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens genannt werden. Tief gebückt, mit



Jugendporträts König Ludwigs II und König Otto I.

versehrt, so ergriff die Nachricht vom Tode des Königs die Herzen der Bayern aufs tiefste. Vergessen war alles, was man dem Toten einst vorgeworfen hatte, man dachte nur an die herrlichen Gaben des Königs, die einst zu so reichen Hoffnungen Anlaß gegeben hatten, an den hohen Flug seines Geistes, an seine Schönheit und Lieblichkeit, ehe die Krankheit sich geltend machte. — Und er hatte ja einst auch die größten Hoffnungen erregt. Geboren am 25. August 1845 als ältester Sohn des reichbegabten Königs Maximilian II und der Königin Maria, geborene Prinzessin Wilhelm von Preußen (Bruder Friedrich Wilhelms III) hatte er zugleich mit seinem Bruder Otto (geb. am 27. April 1848) eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten. Man meint jetzt vielfach, daß die damaligen Prinzen (vgl. das obige Bild) allzu streng erzogen, von Altersgenossen und den Spielen der Jugend allzusehr fern gehalten worden wären, allein auf solche nachträg-

gefehltem Haupt, mußte die Dienerschaft sich dem König nahen, nur durch Zeichen durften sie sich, ohne ihn anzusehen, verständlich machen. Mitunter rasste der Kranke und stieß furchtbare Flüche aus, dann wieder erging er sich in Plänen, wie er Bayern verkaufen und ein absolutistisch regiertes Land erwerben würde. — Hatte schon die Proklamierung der Regentschaft das Land in Aufregung

liche Betrachtungen ist nicht viel zu geben. Jedenfalls war Prinz Ludwig zu einem herrlichen Jüngling erblüht, der, voll Begeisterung für alles Große und Schöne, eben im Begriff war, auf die Universität Göttingen zu gehen, als der Tod seines Vaters am 10. März 1864 ihn auf den Thron rief. Leider begannen die Erzentritäten, von denen wir heute ausgingen, sehr bald; seinen Regentenpflichten aber genügte der König, wenn auch in wunderlicher Form, doch durch viele Jahre. Bayern war während der zweiundzwanzig Jahre seiner Regierung ein sehr gut verwaltetes Land. Welchen Anteil der König an der Aufrichtung des deutschen Reiches nahm, ist allbekannt.

Die Leichenfeierlichkeiten fanden unter ungeheurer Teilnahme der Bevölkerung statt. Die Bayern eilten, ihren unglücklichen König, den sie im Leben so selten gesehen hatten, wenigstens noch als Toten zu erblicken. Man hatte die Leiche in der alten Hofkapelle des Residenzschlosses ausgestellt und von früh bis spät wogte die Menge tieferschütterter Menschen an ihr vorüber. Der König war in die schwarze Tracht der Hubertusritter mit Spitzenjabot und Armelspitzen gekleidet. Die Rechte hielt einen von der Kaiserin von Österreich gespendeten Jasminstrauß — die Lieblingsblume



Königin Mutter von Bayern.

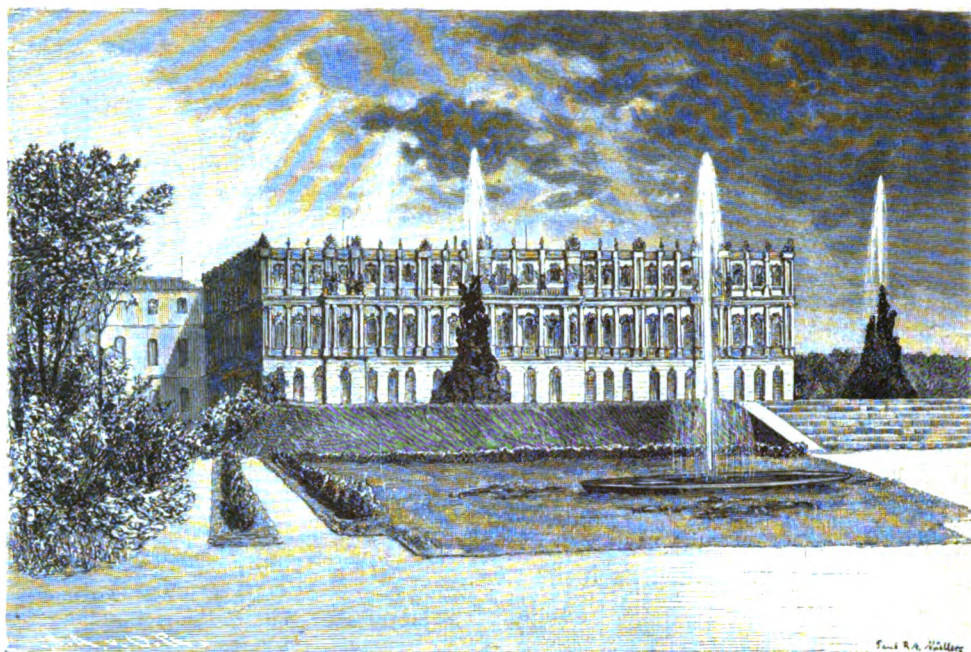
des Toten — die Linke ruhte auf dem Schwertknäuf. Das Haupt war unbedeckt. Rechts und links hielten je drei Hartschiere, weiterhin drei Offiziere des Leibregiments resp. drei Hofchargen die Totenwache. Von fünfzig Leuchtern strahlte der Kerzenglanz aus, der Duft unzähliger Blumenpenden erfüllte den Raum. (Vgl. die Abbildung S. 665.) Die Beisehung selbst fand Sonnabend den 19. Juni statt. Der ausgedehnte Zug setzte sich um 12³/₄ Uhr in Bewegung und langte erst um 2¹/₂ Uhr vor der St. Michaels-Hofkirche an. Hinter dem mit acht verhüllten Pferden bespannten Leichenwagen, den die



Die Schlösser König Ludwigs II: Neuschwanstein.

General- und Flügeladjutanten, sowie königliche Kämmerer und Edelknaben umgaben, und dem Trauerpferde schritt Prinz Luitpold. Ihm folgte der Kronprinz des deutschen Reiches mit dem Kronprinzen von Österreich, dann die bayerischen Prinzen und zahlreiche fürstliche Leidtragende. Als der Zug hielt, trugen sechs Männer in der historischen Gugel, einer nur die Augen freilassenden Kapuze, den König zum Hochaltar (S. 666). Nachdem sodann der Gottesdienst beendet war, trug man den Sarg in die Gruft. Dort spendete das Trauergesleit mit einer silbernen Kelle von einer bereitstehenden Silberplatte je ein Häufchen Erde, dann wurde der Sarg verschlossen und versiegelt. Das Leichenbegängnis war zu Ende. — Sobald die Nachricht vom Tode König Ludwigs als authentisch nachgewiesen war, wurde sein jüngerer Bruder, Prinz Otto, zum König ausgerufen. Leider ist auch der neue König unheilbar geisteskrank, was wohl als Beweis dafür dienen kann, daß des verstorbenen Königs Ausschreitungen Folge seiner Krankheit waren, nicht aber diese eine Folge von jenen. Bei dem jetzigen König äußerte sich das Leiden zuerst im Beginne der sechziger Jahre. Man internierte den Kranken anfangs in Nymphenburg, es erwies sich aber bald, daß er einer strengerer Überwachung bedurfte. Erregte der Prinz doch im Jahre 1873 dadurch das peinlichste Aufsehen, daß er in München am Fronleichnamstage plötzlich die Kanzel der Domkirche bestieg und das Glaubensbekenntnis hersagte. Man brachte ihn infolge dessen nach Schloß Fürstenried. Dieses zwei Stunden von München an der Straße nach Starnberg liegende Schloß wurde eigens für den Prinzen hergerichtet. Eine hohe Mauer umgibt Garten und Park, in dessen Mitte das Schloß steht.

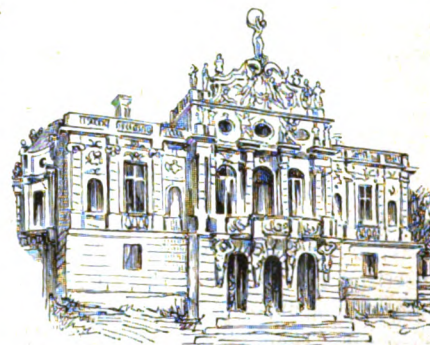
Der Geist des Königs ist leider völlig umnachtet. Als man ihm meldete, daß er jetzt der König geworden sei, erfreute es ihn, daß er nun mit „Majestät“ angeredet würde, und er wurde nicht müde, sich immer wieder „Majestät“ nennen zu lassen. Das mechanische Durchblättern von Zeitungen und



Die Schloßer König Ludwigs II: Herrenchiemsee, Vorderfront.

Erdbeeren suchen sollen seine Lieblingsbeschäftigungen sein. Die Mutter des Königs (vgl. das Porträt S. 668), die seit dem 12. Oktober 1874 der römischen Kirche angehört, lebt seit lange in tiefster Zurückgezogenheit.

Während der letzten Jahre hatte auch sie allen Einfluß auf König Ludwig verloren. Die letzten, schrecklichen Ereignisse fanden sie schwer krank. — Das zweite Opfer der Katastrophe von Schloß Berg, der



Die Schloßer König Ludwigs II: Linderhof.

Obermedizinalrat Dr. Bernhard von Gudden wurde am 7. Juni 1824 in Kleve geboren und wirkte zuerst als Assistent des berühmten Irrenarztes Jakobi in Siegburg. Von 1851 bis 1855 war er unter Geheimrat Koller an der Anstalt Jllnau in Baden beschäftigt und übernahm dann

die Leitung der kgl. Irrenanstalt Werneck. 1869 wurde er Professor in Zürich und 1872 Direktor der Kreisirrenanstalt München. Er war nicht nur ein ausgezeichnete Irrenarzt, sondern auch ein höchst liebenswürdiger Mann. Ohne Zweifel war es auch sein Bestreben, den König möglichst wenig unter seiner Krankheit leiden zu lassen, was die unselige Katastrophe herbeiführte. Sein Schicksal fand so allgemeine Teilnahme, daß ganz München seiner Leiche folgte. — Von den Schloßern, die wir unsern Lesern vorführen, wissen wir leider nur herzlich wenig zu berichten, denn sie waren, mit Ausnahme von Hohenschwangau, von Anbeginn an oder wenigstens seit lange für jedermann unnahbar. — Hohenschwangau wurde 1832 auf den Trümmern einer Ritterburg erbaut und von M. von Schwind, Lindenschmitt und anderen Künstlern mit schönen Fresken geschmückt. Besonders erwähnenswert sind der Schwanrittersaal und der Schyrenrittersaal (die Wittelsbacher hießen früher Schyren). Bedeutend sind auch die Darstellungen, welche die Thaten Dietrichs von Bern behandeln, im „Heldensaal“. Hohenschwangau sowohl wie Neuschwangau, das an Stelle der alten Burg Vorderchwangau erbaut wurde, haben eine entzückende Lage,



Die Schloßer König Ludwigs II: Herrenchiemsee, Schloßhof mit Anfahrt.

mit wundervollen Ausichten aus allen Fenstern. — Das dem König besonders teure Schloß Linderhof liegt vier Stunden von Hohen Schwangau, hart an der österreichischen Grenze, unfern von Plansee.

Schloß Berg, in dem der König während der ersten Jahre seiner Regierung vielfach residierte, ist allen Besuchern des Starnberger Sees seinem Aussehen nach wohl bekannt. Es liegt, eingebettet in einen herrlichen Park, eine Viertelstunde von Leoni.

Schloß Herrenchiemsee endlich, die letzte Schöpfung des Königs, liegt auf einer Insel des gleichnamigen Sees. Dieser enthält drei Inseln: die Krautinsel, Frauenwörth mit einem Kloster, und Herrenwörth, auf dem sich früher ein Benediktinerkloster befand. Auf der zuletzt genannten großen Insel erhebt sich jetzt das Schloß, das die Versailler Bauten an Pracht weit übertreffen sollte, und dessen Bau so ungeheure Summen verschlang, daß es schließlich den Anstoß zu den traurigen Vorgängen gab, deren Verlauf wir hier in zusammenhängender Darstellung wiederzugeben suchten.

Die Genußmittel im Welthandel.

Genußmittel stehen begrifflich im Gegensatz zu Nahrungsmitteln; wenn diese notwendig zur Erhaltung der Lebensenergie sind, so sind jene nur die angenehmen Zuthaten, die Ergänzung des unmittelbaren Bedarfs. Indessen deckt sich diese Erklärung des Begriffes keineswegs mit den Thatfachen. Art, Zeit und Gelegenheit verschieben die Grenzen zwischen Nahrungs- und Genußmitteln häufig in anscheinend ganz willkürlicher Weise, sie setzen hier Genußmittel an die Stelle von Nahrungsmitteln und lassen dort diese durch jene vertreten, sie verwandeln das eine direkt in das andere. Wenn wir hier von den Genußmitteln im Welthandel sprechen wollen, müssen wir daher darauf verzichten, streng logisch den Begriff selbst abzugrenzen oder ihn ganz zu erschöpfen, wir müssen uns damit begnügen, dem allgemeineren Sprachgebrauch nach einzelne bestimmte Handelsartikel als Genußmittel zu bezeichnen und ihrem vielverschlungenen Weg von Kontinent zu Kontinent, von Volk zu Volk zu folgen, ihre Bedeutung für das wirtschaftliche Leben zu betrachten. Genußmittel im weiteren Sinne sind schließlich auch die Gärungs- und Destillationsprodukte: der Wein, das Bier, der Branntwein, alle Gewürze könnte man als zu demselben Gebiet gehörend zusammenfassen, wir beschränken uns indessen darauf, den Zucker, den Kaffee, den Thee und den Kakao, schließlich den Tabak nebst den ihm verwandten Reizstoffen in den Bereich unserer Betrachtungen zu ziehen, deren zahlenmäßige Angaben sich im wesentlichen auf das vortreffliche, kürzlich erschienene Werk: „Das wirtschaftliche Leben der Völker“ von Dr. C. v. Scherzer stützen.

Just vierhundert Jahre ist es her, daß in Venedig das Raffinieren der aus dem Zuckerrohr gewonnenen Substanz erfunden, etwa dreihundert Jahre, daß das Zuckerrohr auf dem Umwege über Madeira und die kanarischen Inseln nach Amerika gebracht wurde und vor kaum einem Jahrhundert entdeckte der Berliner Professor Markgraf die erste Methode der Zuckergewinnung aus der mißachteten Runkelrübe. Vor hundert- und fünfzig Jahren wurde, der gesamte Zuckerkonsum Europas auf wenig über eine Million Meterzentner*) geschätzt, heute erreicht er den fünfundzwanzigfachen Betrag, dessen Marktwert mit tausend Millionen Mark eher zu niedrig als zu hoch veranschlagt sein dürfte.

An der Zuckergewinnung aus dem Zuckerrohr sind alle Erdteile beteiligt — selbst Europa durch Spanien, dessen Zuckerplantagen in den Provinzen Malaga, Almeria und Algeciras etwa 375 000 Meterzentner erzeugen. Der Löwenanteil fällt jedoch Amerika mit einer Produktion von über vierzehn Millionen Meterzentner zu, Asien bringt etwa die Hälfte, Afrika etwas über zwei Millionen, Australien gegen 600 000 Meterzentner hervor: die gesamte Rohrzuckergewinnung der Erde kann auf etwa 26 Millionen Meterzentner veran-

schlagt werden, wobei zahlreiche kleinere, nur dem einheimischen Bedarf dienende Produktionsfelder noch immer ganz unberücksichtigt bleiben. Im großen ganzen liegt in den letzten Jahren die Rohrzuckergewinnung darnieder; während sie auf einzelnen Gebieten, z. B. in Hawaii und in einigen zentralamerikanischen Staaten sich zwar kräftiger denn je zu entwickeln scheint, trat gerade innerhalb der Hauptproduktionsstätten, in Cuba, in Brasilien, in Java ein empfindlicher Rückschritt hervor. Die Indolenz der Plantagenbesitzer, die sich nur langsam zu einem ergiebigeren, rationelleren, aber der bisherigen Methode gegenüber unbequemerem Betrieb entschließen, liegt zum Teil an der rückgängigen Entwicklung, einschneidender ist die Konkurrenz des europäischen Rübenzuckers, der sich bereits den Weltmarkt zur Hälfte erobert hat. Dank den Fortschritten der Technik gewinnen wir heute aus einer gleichen Menge Rüben 73 Prozent mehr Rohzucker als vor fünfzig Jahren, und die Intensivität, mit welcher die europäischen Fabrikanten sich die wissenschaftlichen Errungenschaften zu nütze machen, läßt eine noch weitere Verschiebung des Produktionsverhältnisses zwischen beiden Zuckerarten wahrscheinlich erscheinen. Von der auf fast 50 Millionen Meterzentner geschätzten gesamten Zuckerzeugung der Erde fallen dem Rübenzucker schon jetzt etwa 23 Millionen zu, und Deutschland mit einer Produktion von annähernd $9\frac{1}{2}$ Millionen ist zweifellos das bedeutendste „Zuckerland“ unsers Planeten.

Wo bleiben diese ungeheuren Massen? Man sollte es nicht für möglich halten, aber das kleine England verbraucht allein jährlich $10\frac{1}{2}$ Millionen Meterzentner Zucker oder auf den Kopf der Bevölkerung fast 30 Kilogramm, es wird in letzterer Beziehung nur noch von seinen australischen Kolonien übertroffen, in denen der Bedarf zwischen 40 und 50 Kilogramm schwankt. Die angelsächsische Rasse muß überhaupt eine starke Vorliebe für Süßigkeiten haben, denn auch Nordamerika konsumiert über 20 Kilogramm auf den Kopf, während die meisten Europäer sich mit 6—8, Italiener und Russen mit gar 3 Kilo begnügen. Eigentümlich ist, wie schnell der Konsum sich gerade in Deutschland in dem letzten Dezennium gesteigert hat: 1872 betrug der Verbrauch pro Kopf nur $5\frac{1}{2}$ und 1883 bereits fast $8\frac{1}{2}$ Kilo; eine ähnliche, wenn auch nicht so rapide Steigerung finden wir übrigens auch beim Kaffee, während der Theekonsum sich ziemlich gleich geblieben ist.

Die Kaffeeproduktion zeigt zwei große Centren: Mittel- und Südamerika einerseits und die Sundainseln, sowie Britischindien anderseits. In Amerika wird weit über die Hälfte der auf etwa 7 Millionen Meterzentner geschätzten Gesamtproduktion der Erde erzeugt, in Asien etwa ein Drittel, der Rest verteilt sich auf Afrika und seine Inselgruppen, sowie die Südseearchipele. Der Marktwert des im Welthandel umgesetzten Kaffees dürfte tausend Millionen Mark übersteigen, welcher Summe noch der auf Kaffeesurrogate, namentlich Zichorie, entfallende Betrag von 90 bis 100 Millionen hinzugezählt werden muß. Hamburg allein, das sich, selbst London und Rotterdam überflügelnd, im letzten Jahrzehnt zum ersten Kaffeeflapplatz Europas emporgeschwungen hat, führt jährlich über eine Million Meterzentner Kaffee ein.

Interessant sind die statistischen Daten über den Kaffeekonsum der einzelnen Völker — interessanter als diejenigen über den Zuckerverbrauch, weil sie sich in ihrer wechselnden Höhe leichter auf bestimmte, deutlich erkennbare Ursachen zurückführen lassen. Die weinbauenden Völker einmal, die vornehmlich theetrinkenden zum anderen haben einen weit geringeren Bedarf als alle übrigen: Österreich, Italien, die iberische Halbinsel konsumieren jährlich höchstens ein Kilo pro Kopf der Bevölkerung, England und Rußland noch weniger, Frankreich nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Kilo, während der Deutsche $2\frac{1}{5}$, der Nordamerikaner über 3 Kilo verlangt und der Niederländer gar 7 Kilo beansprucht.

Die Theeproduktion der Erde ist, da das Haupttheeland, China, sich jeder Berechnung entzieht, schwer auch nur annähernd zu schätzen. In den Welthandel kommen aus China etwa 130, aus Indien 30 und aus Japan etwa 20 Millionen

*) 1 Meterzentner ist gleich 100 Kilogramm.

D. R.

Kilo — rechnen wir noch rund 20 Millionen Kilo hinzu, die Brasilien und Paraguay von dem sogenannten Matéthee exportieren, so ergibt sich eine Gesamtsumme von etwa 200 Millionen Kilogramm, im Werte von rund 500 Millionen Mark, von denen England allein über zwei Drittel konsumiert — der Britte verbraucht jährlich $2\frac{1}{2}$ Kilo Thee, während keine andere Nation auch nur annähernd die Hälfte dieses Bedarfs erreicht; selbst Rußland, das man doch als das Land der Theetrinker par excellence zu nennen pflegt, begnügt sich mit noch nicht ganz einem Pfunde pro Kopf und wir Deutschen stehen mit 0,02 Kilo beinahe in letzter Linie.

Wesentlich geringere Zahlen weist der Kakaohandel auf. Man schätzt die Produktion auf jährlich 425 000 Meterzentner im Werte von etwa 60 Millionen Mark, den Londoner Marktpreis zu Grunde gelegt. Auch hier ist der Verbrauch pro Kopf der Bevölkerungen ein sehr verschiedener; im allgemeinen konsumieren die romanischen Nationen ungleich mehr Kakao bezüglich Schokolade, als die germanischen. In Spanien rechnet man z. B. jährlich einen Bedarf von einem Kilo auf die Person, in Frankreich ein halbes Pfund; immerhin nimmt auch bei uns der Kakaoverbrauch zu, er hat sich seit 1860 fast verdoppelt und beträgt 0,05 Kilo jährlich.

Und nun schließlich der vielgeschmähte, vielgeliebte Tabak. Hoffentlich erschrecken die Liebhaber des edlen Krautes (*herba sano sancta*, sagte das XV. Jahrhundert) nicht zu sehr, wenn sie erfahren, daß von den $7\frac{1}{2}$ Millionen Meterzentner der Gesamtproduktion der Erde auf Cuba nur 120 000 Meterzentner und davon wieder nur etwa drei Viertel auf die beiden berühmtesten Habanabezirke: Yuelta Abajo und Partidos entfallen, daß endlich zwei Millionen Meterzentner auf europäischem Boden wachsen, weniger allerdings immerhin als allein Nordamerika in seinen Tabaksdistrikten: Virginia, Kentucky, Maryland, Ohio und Florida produziert. Bedeutender als man gemeinhin annimmt, ist die asiatische Tabakserzeugung; die Philippinen exportieren annähernd ebensoviel als Cuba, dessen Erzeugnis freilich hoch über dem Manilatabak steht. Niederländisch Indien führt über 85 000 Meterzentner, Ostindien etwa 50 000 Meterzentner und die asiatische Türkei 120 000 Meterzentner jährlich aus — der türkische Tabak ist bekanntlich für die Pfeife ebenso vortrefflich, wie der cubanische für die Zigarre. Bei der sehr verschiedenen Preislage der Tabaksorten ist leider selbst eine nur annähernde Schätzung des Wertes der gesamten Tabakproduktion ganz unmöglich — wie enorm aber der Anteil dieses Artikels am Welthandel sein muß, geht vielleicht am besten aus der Tatsache hervor, daß die Vereinigten Staaten, Frankreich, England, Österreich, Italien, Rußland und Deutschland zusammen aus den Monopolen oder der Besteuerung des Tabaks jährlich rund die angenehme Kleinigkeit von 730 Millionen Mark gewinnen.

Der Tabakskonsum zeigt jedenfalls sehr bedeutende Differenzen. Obenan stehen mit etwa $2\frac{1}{2}$ Kilo pro Kopf der Bevölkerung — beim Tabak übrigens ein kleines Kuriosum der Statistik, da Frauen und Kinder in die Zahl mit eingerechnet sind und dem holden Genuß doch nur „ausnahmsweise“ huldigen — die Niederländer, die Belgier, die Nordamerikaner, die Österreicher und die Schweizer. Der Deutsche begnügt sich mit der Hälfte, der Franzose verpaßt nicht ganz ein Kilo und der mäßige Italiener wenig mehr als ein Pfund.

Von geringerer Bedeutung für die Allgemeinheit, aber von hoher Wichtigkeit für einzelne Produktionsgebiete ist eine Anzahl narkotischer Reizmittel: das Opium, der Haschisch, die Koka, die Betel- und die Kolanuß. Wenn man bedenkt, daß allein Britisch-Ostindien jährlich für etwa 260 Millionen Mark Opium erzeugt, daß die Ausfuhr Bolivias an Koka sich auf annähernd 30 Millionen Mark bewertet, daß der Haschischgenuß einerseits, das Rauen der Betel- und Kolanüsse in halb Asien und Afrika verbreitet ist, so kann man die Höhe der Werte wenigstens ahnen, welche in diesen stimulierenden Stoffen umgekehrt werden.

Wenden wir uns noch einmal unserm eigenen Vaterlande, Deutschland zu — dem armen Deutschland mit seinen

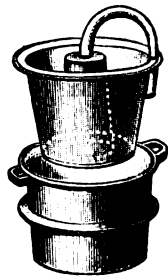
bescheidenen Vermögensverhältnissen, die ja, wenn man gewissen Berichten Glauben schenken soll, neuerdings unter der Ungunst der wirtschaftlichen Lage sich so bedeutend verschlechtert haben sollen. Es lohnt sich wohl, den durchschnittlichen Konsum an Genußmitteln vor etwa anderthalb Jahrzehnten und heute zu vergleichen, wir stellen daher die älteren Zahlen in Parenthesen zu den jetzigen: Der Deutsche verzehrt, vertrinkt oder verraucht also an Zucker jährlich 8,2 (5,4), an Kaffee 2,34 (2,20; vor 1865: 1,95), an Thee 0,03 (0,02), an Kakao 0,05 (0,03) und an Tabak 1,2 (1,8) Kilogramm — nur der Tabakskonsum hat demnach etwas abgenommen. Im ganzen konsumiert Deutschland jährlich rund vier Millionen Meterzentner Zucker, 1,07 Millionen Meterzentner Kaffee, 760 000 Meterzentner Tabak, 15 900 Meterzentner Thee und 23 000 Meterzentner Kakao und Schokolade — ganz hübsche Pöstchen, wie mir scheint, wenn man berücksichtigt, daß alle diese Artikel noch vor hundert Jahren fast nur den oberen Schichten der Bevölkerung zugänglich waren.

Und darin liegt schließlich die erfreulichste Seite unserer Betrachtungen, daß der höher entwickelte nationale Wohlstand in Verbindung mit der gesteigerten Produktion und den erleichterten Verkehrsbeziehungen die Genußmittel, die ihrer Eigenart nach voll berechtigt neben den reinen Nahrungsmitteln stehen und als deren notwendige Ergänzung angesehen werden müssen, zu allgemeinen Verbrauchsartikeln gemacht haben. Unzweifelhaft ist diese Tatsache ein Beweis dafür, daß es mit der sozialen Lage denn doch nicht gar zu schlimm bestellt sein kann. Wohl ist es möglich, daß hier und dort Not und Elend schroffer hervortreten denn ehemals, daß der Abstand zwischen Reichtum und Armut sich in einzelnen Fällen schärfer ausprägt, gewiß aber auch ist, daß solche Fälle heute nicht wie früher unbekannt und unerörtert bleiben — gewiß, daß die große Masse der Bevölkerung besser lebt und sich über die bloße Notdurft hinaus Genüsse verschaffen kann und zu verschaffen gewohnt ist, die unseren Urgroßeltern noch fast unbekannt waren. Sp.

Um Familientisch.

Die Milch ist angebrannt!

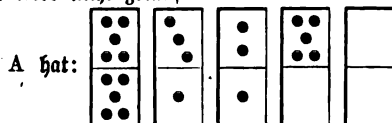
Wer kennt nicht diesen kleinen häuslichen Unglücksfall, der in gleicher Weise der Hausfrau Verdruß, der Küchenfee Ärger, dem Ehegatten Mißstimmung verschafft, ohne daß es, um mit Wilhelmine Buchholz zu reden, „irgend jemand gewesen sein will.“ Und doch ist es eigentlich unglaublich, daß heute, am Ausgang des XIX. Jahrhunderts die Milch überhaupt noch den Frevel begehen kann überzukochen oder anzubrennen, trotzdem daß unsere Patentämter eine ganze Sektion unfehlbarer „milchnichtanzubrennenlassender“ Apparate patentiert haben. Leider Franken diese meist an zwei Fehlern: entweder sie sind zu teuer oder zu kompliziert, oder endlich der Herr Erfinder hat diese beiden Faktoren in sinnreicher Weise zu kombinieren verstanden. Neuerdings ist nun aber von Otto Hartmann ein Milchkocher in den Handel gebracht worden, den wir besonders in anbetracht, daß die liebliche Pundstagsglut und damit das Sauerwerden der Milch uns wohl auch in diesem Jahr nicht erspart werden wird, aus eigener Erfahrung wirklich empfehlen können. Der aus dem Anglistischen Magazin, Berlin, Potsdamerstraße 1 zu beziehende Kocher ist vor allem einfach und daher auch leicht zu reinigen, er besteht, wie die nebenstehende Skizze zeigt, aus einem Gefäß, dessen Inneres die Milch aufnimmt, während zwischen seinen Doppelwänden, sobald der Apparat in kochendes Wasser gesetzt wird, sich Dämpfe sammeln, die ihrerseits die Milch überraschend schnell zum Kochen bringen, ohne daß diese selbst bei langem Kochen und starkem Feuer je anbrennen kann. Weiterhin ist der Kocher aber billig, denn er kostet für einen halben Liter Inhalt nur 2,50 Mark, welcher Preis sich je nach der Größe bis auf fünf Mark für einen Kocher von fünf Liter Rauminhalt steigert, und endlich eignet er sich vortrefflich für Zubereitung aller Arten von Milchspeisen. Hoffentlich sorgt meine Empfehlung dafür, daß in Zukunft keine Küche unserer Leserinnen mehr in den „schlechten Geruch“ übergekochter Milch kommt. Ganz besonderen Dank aber erwarte ich von der kommenden Generation, den Herren und Fräulein Babies nämlich, denen bisher beklagenswerter Weise so manch Täßchen angebrannter Milch ohne Wissen der Frau Mama kredenzt wurde — denn ach: Mit der Küche Mächten ist kein ewiger Bund zu schließen, und die Milch kocht gar zu schnell. S. S.



In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B, C, D, E nehmen je fünf Steine auf. Drei Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gefaßt.



A setzt aus. B, C und D passen. E setzt an. A setzt an. B und C passen. D setzt an. E setzt an. A setzt an. B, C und D passen. E setzt an. A setzt an. B, C und D passen.

E sperrt die Partie mit an Eins.

A gewinnt von B, C und D je 30 Points, von E 5 Points.

D hatte 5 Doppelsteine. Die Summe der Augen auf den neun gesetzten Steinen betrug 46, auf den drei Steinen im Talon 27.

Welchen Stein hatte D gesetzt? Welchen Stein behielt E übrig? Welche drei Steine lagen im Talon?

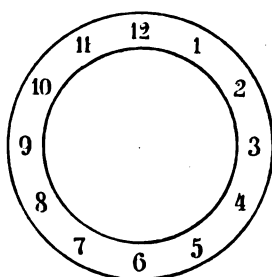
2. Aufgabe.

Aus den Buchstaben, welche das Sprichwort „Ehrlich Hand geht durch alle Land“ enthält, lassen sich sieben Wörter zu je vier Buchstaben bilden. Diese nennen: 1. einen deutschen Dichter, 2. den mächtigsten Herrscher unter den Menschen, 3. einen Nebenfluß des Rheins, 4. einen Nebenfluß der Donau, 5. eine Stadt in der Schweiz, 6. einen Mann, der eine vielbesungene, in Wirklichkeit aber sehr prosaische Tätigkeit ausübt, 7. eine durch die griechische Sage und künstlerische Darstellungen bekannte Frau.

3. Füllrätsel.

D...-B.t.r.-B.ü.h.r.-f.ß-b.i.
-W.i.-.nd-r.g.-e..dn.e-l.t
-f.i.-.ob=N.s-i.h.-er-F.I.
m.r.c.a.l-e.h.b=U.b-r.e.-m.r
-ä.l.t-e.n.-u.n.t.t.d-i.-h.r
-S..r.-.i.-i.h.-o-v..l.s.-.ß
=B.ß.-i.-w.-.an-d.-K.p.
-..h.-ü.ßt=.a-r.r.t.e.-i-e
w.h.-h.n.-b-b-r-r=..s-R..f.
f.c.-.ü.n.f.e-i.h.-n.-h.r=D..
-f.ü..e.-b.r.-.h.e-f.h.a.=
.n.-..ßt.-f..n.-G.e.i..n.u.
(.t.r.)

4.



Ergänzt man die Zahlen des Kreises durch die entsprechenden Buchstaben, so ist:

- 1 2 3 4 ein Vorname
- 3 4 5 6 ein König
- 5 6 7 8 ein Soldat
- 6 7 8 9 10 eine Waffe
- 10 11 12 1 ein Bierfüßler
- 12 1 2 3 ein Gott der Griechen.

Inhalt: Die Bräute von Moorstadt. Forts. Erzählung von P. Steenhufen. — Lasset die Kindlein zu mir kommen. Nach dem Bilde von F. Schubad. — Eine Weinversteigerung im Kloster Eberbach. Von Ferdinand Heyl-Wiesbaden. — Das Trauerspiel in Bayern. Mit elf Illustrationen. — Die Genußmittel im Welthandel. — Am Familientisch: Die Milch ist angebrannt. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Pöhlmann-Expedition (Pöhlmann & Laßing) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Bilderrätsel.



5. Räffelsprung.

| | | | | | | | | | | | |
|------|-------|------|------|-------|--------|--------|--------|-------|------|------|-------|
| | | zu | Auf | nom | das | mehr | che | be | che | | |
| | | men | Buch | noch | sprach | ver | Wie | sie | Bu | | |
| die | sie | mei | le | auf | künst | ist | li | Bu | ha | gen | ge |
| nen | sen | und | Was | stilt | gött | mei | li | Die | ben | die | ich |
| mit | Bu | den | den | Mit | heit | che | das | Let | Blät | doch | sa |
| Wer | Blät | an | Weis | Wird | Ganz | chen | nen | Weis | Buch | doch | und |
| che | ein | fin | grün | li | Buch | ge | in | tern | tern | dir | tern |
| tern | ger | che | hing | nen | er | Kannst | Stehst | drauf | hatt | Buch | nicht |
| an | zu | mag | frei | Das | mensh | ih | we | weiß | von | Let | lin |
| ne | Stehn | der | sam | tur | ne | kom | du | chen | Ens | ich | Das |
| | | lich | die | ge | chen | sen | mensh | auch | das | | |
| | | men | spra | fei | Na | das | men | Bon | li | | |

6. Dreißilbige Scharade.

Mit Glück errang die Erste schon
Nacht Hagit bis zur Million;
Doch nimmer ist sie avanciert,
Wenn nur mit Null sie operiert.
Oft treibt damit Natur ihr Spiel;
Oft dient im Spiele sie als Ziel.

Die beiden Letzten schließen ein
Dein Hab und Gut im Kämmerlein,
Und sind der Ersten sie gefüllt,
Als Ganzes sich vor Augen stellt,
Geschmückt mit Bild und sinn'gem Reim,
Ein vielberühmtes Künstlerheim. Pf. Z.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in
Nr. 41.

Bilderrätsel.

Thut ein Narr auch einmal etwas Gutes,
So taugt es doch nichts.

Damspielaufgabe.

- 1. e5—f6
- 2. Dc1—h6
- 3. g3—f4
- 4. Dh6—a7 gewinnt.
- 1. e7—g5
- 2. Df8—c1
- 3. Dc1—g5

1. Arithmogriph.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | p | h | r | o | d | i | t | e |
| P | f | e | f | f | e | l | | |
| H | e | y | s | e | | | | |
| R | o | m | | | | | | |
| O | | | | | | | | |
| L | i | d | | | | | | |
| I | o | k | a | i | | | | |
| H | e | r | o | d | o | t | | |
| P | h | i | l | o | m | e | l | e |

2. Zweisilbige Scharade. Stammbaum.

3. Arithmetische Aufgabe.

$\frac{17}{83}$ und $\frac{20}{80}$.

4. Zweisilbige Scharade. Freimut.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Juli 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 43.

Die Bräute von Moorstätt.

Erzählung von J. Steenhufen.

(Fortsetzung.)

31. Das Wappenbild.

Mit banger Erwartung, wie er wohl den armen Kranken finden werde, machte sich Rittler auf den Weg. Er traf ihn halb liegend auf dem Sofa an, vor ihm auf dem Tische lag ein kleiner Taschenkalendar. Calm war noch bei ihm, entfernte sich aber gleich bei Rittlers Eintritt.

„Mich verlangt sehr, mit Ihnen zu sprechen,“ sagte Wolfgang mit matter Stimme. „Mein Herz ist voll, und ich habe Ihnen viel zu sagen.“

„Aber nicht jetzt, wo Sie so angegriffen sind. Wäre es nicht besser, eine günstigere Zeit zu erwarten?“

„Ich habe nicht viel Zeit mehr,“ erwiderte Wolfgang mit einem seltsamen Blick auf den Kalender.

„Aber doch bis wir nach Hause kommen? Ich wollte Sie bitten, mit mir zu kommen, mein Wagen wird bald angespannt sein.“

„Ich danke Ihnen für den Freundschaftsdienst; ich sehe daraus, daß Sie mich nicht verurteilt haben, auch Gertrud nicht, dem Himmel sei Dank! Aber ich kann dennoch nicht mit Ihnen fahren. Wenn Sie mich gehört haben, werden Sie es begreifen. Martin ist da mit meinem Wagen. Ich fahre nach Träkamp, sobald...“ er atmete schwer, „sobald es geht.“

Rittler blickte ihn voll Teilnahme an, aber er drang nicht weiter in ihn, man muß ja Kranken ihren Willen lassen.

Nach einer längeren Pause begann Wolfgang:

„Sie erinnern sich des Wappens, das ich Ihnen bei Ihrem letzten Besuch in Träkamp zeigte?“ Rittler bejahte.

„Wie dieses Wappen in unsere Familie gekommen ist, sagt keine Chronik, keine Sage. Es verliert sich im Dunkel der Zeiten. Jedenfalls ist der Ursprung ebenso furchtbar, als die Folgen, die sich daran knüpfen. Die beiden Wölfe mit dem kreuzweis verschlungenen Bande, sie mahnen uns stets

daran, daß wir zwei sind, über denen das Unheil schwebt, daß wir gebunden sind mit hundertjährigen Banden, und daß hinter uns das Verhängnis steht, schattenhaft, unklar, aber mit dräuenden, gierigen Augen.

„Lange war ich das einzige Kind meiner Eltern; ich war schon zehn Jahre alt, als mein Bruder Balduin geboren wurde. Ich wußte, daß von jeher in unserm Hause zwei Söhne gewesen waren, die immer wieder Wolfgang und Balduin genannt wurden. Wir lebten sehr enig zusammen, obwohl wir ganz verschieden waren; denn ich war lebhaft und energisch, Balduin hingegen ein blonder, schüchterner Knabe, den zu schützen und zu leiten ich mich berufen fühlte. Es fiel mir auf, daß die gesamte Dienerschaft, ausgenommen Calm, der Kammerdiener meines Vaters, mir scheu aus dem Wege ging, während Balduin der allgemeine Liebling war. Ich dachte zuweilen über die Ursache nach und hörte eines Tages mit Verwunderung, wie Calm zu einem andern Diener sagte: „Wenn auch Wolfgangs Augenbrauen dicht zusammen und gerade sind, wenn auch seine Stirn sich faltete, er ist darum doch kein Wolf, ich sage euch, sein Gemüt ist liebevoller, als das des sanften, weichen Balduin.“ Diese Worte machten mir zu schaffen; ich schlich mich in meiner Mutter Zimmer und betrachtete mein Gesicht im Spiegel, was ich noch nie gethan hatte. Ja, das war nicht zu leugnen, ich sah anders aus, als andere Knaben, die ich kannte. Darauf ging ich in den Park, und immer sinnend, was die Worte Calms bedeuten möchten, geriet ich in einen abgelegenen Teil des Parkes, der mir unbekannt war. Hier lebte in einem niedrigen Häuschen ein eisgrauer Mann von neunzig Jahren, Calms Vorgänger im Dienst, der hier das Gnadenbrot aß. Er saß auf einer Bank vor dem Häuschen und stand ehrerbietig auf, als ich näher kam. Doch ich bat ihn, sich neben mich zu setzen, ein

Wort gab das andere, und ich teilte ihm mit, was mich so sehr beschäftigte. Er wunderte sich, daß ich es nicht wisse, und weigerte sich anfangs Auskunft zu geben; aber ich drang in ihn, mir doch wenigstens die drei Wölfe auf dem Wappen zu erklären, das, wie überall, auch hier über der Thür angebracht war. 'Seit undenklichen Zeiten,' begann jetzt der alte Mann, 'gab es in der Familie Waldheim eine furchtbare Heimsuchung. Von den zwei Söhnen wird aber immer nur einer mit dem höllischen Fallstrick gebunden und muß zu Grunde gehen, der andere geht frei aus. Bald ist es der Ältere, bald der Jüngere gewesen, keiner kann es vorher wissen, wen es treffen wird.' 'Aber was bedeutet der dritte Wolf?' fragte ich neugierig. 'Gott bewahre uns vor dem,' rief der Alte, 'wenn der dritte Wolf kommt, wenn dem Hause drei Söhne geboren werden, dann ist es aus; der dritte Sohn wird den Untergang des Geschlechtes herbeiführen.'

'Diese Mitteilung machte auf mich einen gewaltigen Eindruck. Als ich aber meinem Vater von ihr erzählte, wurde er sehr zornig und verbot mir, wieder zu dem alten Schwäher zu gehen. Er sagte, das sei purer, blanker Aberglaube, und der Greis schon lange nicht mehr richtig im Kopfe. Aber trotzdem konnte ich nicht vergessen, was ich gehört hatte, es prägte sich mir so fest ein wie etwas wirklich Erlebtes. Stundenlang saß ich auf der Klippe, die in das Meer hinausragt — ach, ich sehne mich oft nach seinem Rauschen — und überdachte die Sache nach allen Seiten. Im ganzen war ich nicht unglücklich darüber, daß mich wahrscheinlich das Schicksal meines Hauses treffen werde, denn dadurch wurde mein Bruder frei, er, der so zart, so hilfsbedürftig war. Es mischte sich ein Gefühl des Stolzes hinein, daß ich, als der Älteste, auch die Bürde tragen sollte, und vielleicht — so schwach ist das menschliche Herz — eine Regung der Eitelkeit darüber, daß ich zu einem ganz besonderen, eigenartigen Unglück ausersehen sei.

'So standen die Sachen, als mein Bruder Leo geboren wurde. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese Kunde im Hause, in der ganzen Umgegend erregte. Ealm ging treibeweis umher. „Der dritte Wolf,“ flüsterten die Eingeweichten. Denn nicht alle kannten den genauen Inhalt der drohenden Gefahr; die meisten wußten nur, daß drei Söhne den Waldheims Unglück bedeuteten. Auch hörte ich bald darauf, daß der Greis im Gartenhaus gestorben sei. Schreck und Kummer hatten seinen schwachen Lebensfaden zerrissen. Im nächsten Jahre wurde unsere Zahl noch durch Beatriz vermehrt, und mein Vater sagte triumphierend: „Nun ist doch endlich einmal die alte Regel umgestoßen, und somit hat auch alles das ein Ende, was damit zusammenhing.“

'Er schien auch recht zu behalten, denn unser Leben floß schön und friedlich dahin. Leo freilich zeigte von früh an einen sonderbaren Charakter; er setzte stets seinen Willen durch und herrschte unumschränkt im Hause. Mein Vater liebte ihn sehr, er pflegte zu sagen: „Leo ist kein Wolf, er ist ein Löwe.“ Doch lassen Sie mich über ein Jahrzehnt meiner Jugend weggehen, ich verbrachte es fern vom Elternhause bei einem kinderlosen Oheim, dessen Erbe ich sein sollte. In dieser Zeit starb Beatriz, und es war Leo, dessen unvorsichtige Laune ihren Tod herbeiführte.“

Rittler nickte, er wußte dies schon durch Karoline, hatte es wenigstens geahnt. Wolfgang fuhr fort:

'Infolge dessen kränkelte meine Mutter und schwand dahin. Als ich nach des Oheims Tode in das Vaterhaus zurückkehrte, war es nur, um neues Unglück zu schauen. Mein Bruder Waldwin that einen unglücklichen Sturz, und wieder war es Leo, der die Veranlassung dazu gab. Da ward mein Vater, der sich stets geweigert hatte, an das düstere Geschick unsers Hauses zu glauben, plötzlich von tödlicher Angst ergriffen. Er rief uns zu sich und befahl uns in den heftigsten Ausdrücken, das Schloß sowie alles Land zu verkaufen und fortzugehen, weit fort von dem Boden, auf dem ein solches Unglück lastete. Wir gelobten es beide. Ich that es mit tiefem Schmerz, denn mein Herz hing an der heimischen Scholle, Leo mit verbissenem

Ingrimm gegen mich, denn er glaubte, des Vaters wohlverdienten Jorn mir zuschreiben zu müssen. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode thaten wir, wie er es gewünscht hatte. Wir nahmen nur drei unserer treuesten Leute mit und siedelten uns hier an.

'Das übrige wissen Sie, aber Sie wissen nicht, was wir beide innerlich durchmachen mußten. Leos seltsames Wesen brachte mich auf den Gedanken, daß er dennoch, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, trotz unsers veränderten Standes, dazu ausersehen sei, als dritter Wolf den völligen Untergang unsers Geschlechtes, von dem wir beiden die letzten Sprossen waren, also seinen eigenen Untergang herbeiführen werde, denn daß die eigentliche Heimsuchung, das Familienübel, auf mich allein fallen werde, davon war ich immer noch überzeugt. Auch Leo glaubte das letztere, daher wir uns oft gegenseitig beobachteten und zusammenschraaken, wenn sich unsere forschenden Blicke einmal begegneten.“

Rittler hatte dies alles mit einer nicht zu beschreibenden Verwirrung und Unruhe angehört. Diese seltsame Geschichte, in der ein mittelalterlicher Spuk sein Wesen trieb, an den sich aber doch wieder so furchtbare Konsequenzen reichten, nahm ihm fast den Atem. Auch er fing jetzt an, Wolfgang zu beobachten, als sich gleichsam unter seinem Blick das ganze Wesen des Kranken zu wandeln schien. Er lächelte vor sich hin, schlug den Blick dann frei und offen empor, wie in seinen besten Stunden, und fuhr fort:

Plötzlich, wie der Mond in dunkler Nacht, ging mir eine Hoffnung auf. Leo kam zu mir mit ganz verändertem Wesen; er hatte sich mit Karoline verlobt. Erst war ich bestürzt über das neue, unerwartete Ereignis, allmählich aber kam mir die trostvolle Vorstellung, daß Leo gerettet sei, daß die Macht der Liebe ihn schützen werde, daß er nicht der Verderber unsers Geschlechtes, sondern derjenige sei, der es fortführen werde. Mir fiel eine Last von der Seele. In den nächsten Tagen machte ich mein Testament und setzte Leo und seine Gattin zu Erben meines gesamten Vermögens ein. Dann beschloß ich, sobald das junge Paar sich häuslich niedergelassen hätte, wegzuziehen und mein Leben einsam zu verbringen, damit ich nicht Unglück brächte über die Teuren. Wohl tauchte hier und da in mir die Hoffnung auf, daß wir vielleicht beide frei und glücklich sein könnten, denn ich liebte ja Gertrud... aber ach, sie entschwand immer bald wieder.“

Jetzt endlich kam Rittler zu der Frage, die er schon längst hatte thun wollen.

'Bitte, sagen Sie mir doch, lieber Wolfgang, worin bestand denn die Heimsuchung, vor der Sie sich so fürchteten? Ist es eine Krankheit?'

'Ach nein, nein, eine Krankheit ist es nicht; wenn es nur das wäre!'

Er beugte sich vor und flüsterte:

'Derjenige von uns, den dieses Los trifft, muß zu gewissen Zeiten, bei den Mondphasen z. B., bei Tag oder Nacht, je nachdem, in Wölfsgestalt durch die Wälder streifen. O, wie mich's schüttelt in tiefster Seele! Meine Glieder sträuben sich gegen die schreckliche Verwandlung. Ich bin ein Werwolf!'

Mit Entsetzen starrte Rittler auf den unglücklichen Mann. Das also war die Lösung des Geheimnisses! Er war von einer Vorstellung beherrscht, die nach und nach zur fixen Idee geworden war. Und was er dunkel schon geahnt, doch nie auszudenken gewagt hatte, Leos blutige, unnatürliche That war die eines Wahnsinnigen gewesen! Großer Gott, an welchem schweren Unglück war Karoline haarfarr vorübergegangen! Und dann wieder mitten im Schreck überkam ihn ein Gefühl innigsten Mitleids mit Wolfgang. Welch eine Fülle von Liebe, von Selbstverleugnung wohnte in diesem kranken Gemüt! Was sollte er sagen? Er hatte einmal gehört, daß man einer fixen Idee nicht widersprechen dürfe, weil sie dadurch nur hartnäckiger werde; er sagte stoßend:

'Das ist aber doch bis jetzt nur eine Befürchtung; selbst wenn eine solche Verwandlung möglich wäre, was... ich nicht... recht... glauben kann...'

„Das habe ich mir auch schon oft zum Trost gesagt; ja noch mehr, ich habe geglaubt, es sei dem Unglück ein Genüge geschehen. Leos Grausamkeit gegen den Doktor Raase, worin er mehr einem Tiere als einem Menschen gleich, brachte mich auf den Gedanken, daß Leo ein Wolf in Menschengestalt gewesen sei, daß nun der alte Fluch erst abgeschwächt, mit Leos Tode aber ganz verschwunden sei. Können Sie es glauben, daß für mich Leos Tod eine Beruhigung war? Daß ich mich erleichtert fühlte, weil ich hoffte, nun gelöst zu sein von dem Strick der beiden Wölfe? Es war unedel, höchst selbstsüchtig von mir, aber ich sehnte mich so nach Glück, nach einem Wesen, das mich lieben könnte. Von da an wagte ich es, mich der Liebe hinzugeben, die mich zu Ihrer Gertrud zog. Können Sie mir verzeihen, daß ich Ihres Kindes Frieden störte? Ich hätte es nicht gethan, wenn ich nicht diesen ganzen, glücklichen Winter hindurch so fest an die neue Lebenshoffnung mich geklammert hätte.“

Rittler reichte ihm die Hand; er liebte Wolfgang selbst so warm, daß ihn der tiefste Schmerz erfüllte. Endlich sagte er:

„Und wie kamen Sie auf den alten unseligen Gedankengang zurück?“

„An jenem Abend, da ich die Gebeine fand. Ich wußte nicht, wie sie dahin gekommen waren, aber die Furcht überkam mich, daß ich, ohne es zu wissen, bereits in den Stand der Verwandlung eingetreten sei. In höchster Unruhe ging ich zu Bett, und in der Nacht vollzog sich das Schreckliche. Ich wanderte als Werwolf im Walde umher, ich sprang vom Wege in das Dickicht und riß dort einen Mann zu Boden. Er lag unter mir; mit beiden Vorderbeinen stand ich über seinem Antlitz, aber es war verhüllt, ich kannte es nicht. Als ich endlich wieder zu mir kam, lag ich, in Schweiß gebadet, im Bette. Calm stand bei mir; er hatte mein ängstliches Rufen gehört und mich geweckt. Er wollte mich überreden, es sei ein Traum gewesen.“

„Natürlich war es ein Traum,“ fiel Rittler eifrig ein, wider Willen zum Widerspruch hingerissen. „Lieber Wolfgang, sehen Sie denn nicht ein, daß diese ganze Werwölfsidee nur die Ausgeburt einer kranken Phantasie ist? Sie haben das als Kind von dem abergläubischen alten Manne gehört, und es hat sich Ihnen fest eingeprägt. Ist es da ein Wunder, daß Sie sich im Traum in Wölfgestalt erblickten? Es kommt sehr oft vor, daß wir im Traume uns als ein anderes Wesen sehen, dabei aber unserer Identität uns bewußt bleiben. Wie oft habe ich, auch noch im Mannesalter, mich im Traum als kleiner Knabe abgeängstigt, weil ich meine Lektion nicht wußte, für mich ein Beweis, daß mir das in der Kindheit öfter passiert ist und mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat. Das beste Mittel, sie loszuwerden, ist, die Gedanken von ihnen auf etwas anderes zu lenken. Haben Sie dies nicht selbst schon mit Erfolg versucht durch fleißiges Schaffen in Ihrer Wirtschaft? Vergessen Sie, was hinter Ihnen liegt, greifen Sie Ihr Werk wieder mutig an. Mit Mut und Gottvertrauen kann man auch den ärgsten Feind besiegen.“

In seinem Eifer hatte er nicht bemerkt, wie das Gesicht des Kranken immer trüber und trostloser dreinschaute. Als Rittler aufsaß, schüttelte Wolfgang den Kopf und sagte mit matter Stimme:

„Das ist eine vergebliche Hoffnung. Sie hörten den Ausspruch des Arztes. Ein Wolf, ein Wolf hat Leo zerrissen, und dieser Wolf war ich! Sie geben mir selbst den Schlüssel zu dem, was mir noch rätselhaft sein konnte. Zugegeben, es war ein Traum, aber der Traum gibt nur wieder, was in der Wirklichkeit vorgegangen ist. Das Gesicht war ja verhüllt, ich kannte es nicht. Vielleicht hätte ich doch, auch als Werwolf, meinen Bruder verschont, wenn ich ihn gekannt hätte.“

Rittler verstummte vor dieser unerbittlichen Logik des Wahnsinnes, der aus allem, was ihm entgegnet wird, nur die Folgerungen zieht, die seinem einmal eingeschlagenen Ideen-

gange entsprechen. Er wußte nach diesem mißglückten Versuch, mit vernünftigen Vorstellungen durchzubringen, nicht mehr, was er sagen sollte, und es war ihm nicht unlieb, daß ein Klopfen an der Thür der peinlichen Unterredung ein Ende machte.

32. Schwere Stunden.

Rittler ging an die Thür und öffnete sie. Draußen stand Calm und meldete, daß alles zur Abfahrt fertig sei, wenn sein Herr die Fahrt zu unternehmen imstande sei. Wolfgang war sogleich bereit, er sehnte sich gewiß fortzukommen. Gleich darauf kam der Amtmann.

Man merkte es Jul an, wie peinlich es ihm war, gegen einen Unschuldigen, der noch dazu in seinem leidenden Zustande keine Aufregung vertragen konnte, eine wenn auch unabsichtliche, doch immerhin schädliche Härte geübt zu haben, und er bemühte sich, es durch große Herzlichkeit wieder gut zu machen. Er bot Wolfgang an, falls er sich noch schwach fühle, die Nacht in seinem Hause zu bleiben, er erbot sich, ein Zimmer im Gasthof für ihn zu bestellen, und bat ihn schließlich, doch Gebrauch von den Erfrischungen zu machen, die eben hereingetragen wurden. — Wolfgang lehnte in sehr höflicher, aber bestimmter Weise ab. Dem Amtmann mochte es wohl einfallen, wie er selbst in Träflamp den armen alten Calm mit seinem Präsentierbrett fortgeschickt hatte — er seufzte und ließ ab, in Wolfgang zu dringen. Doch sah man deutlich, daß die Weigerung des Kranken nicht aus Groll entsprang, sondern aus einer Art von Apathie, die schon bei der Gerichtsverhandlung vorhin auffällig gewesen war. Die drei Herren stiegen die Treppe hinab, und Calm ging noch einmal zurück, um den Kalender und ein Arzneigläschen von dem Tische zu holen. Als er beides seinem Herrn brachte, erklärte Waldheim dem Amtmann, daß ihm diese Arznei schon vor langer Zeit von einem Arzt verordnet und immer wohlthuend gewesen sei. Er stieg in den Wagen, und nachdem sich Jul verabschiedet hatte, stand Rittler noch eine Zeitlang am Schläge. Wolfgang's Hand in der seinen haltend, sah er ihm besorgt ins Gesicht. Bei dem hellen Tageslicht zeigte es sich erst recht, wie jämmerlich Wolfgang aussah. Sein Blick war matt; aber plötzlich kam Leben hinein; ein sanftes Lächeln schwebte um die bleichen Lippen.

„Grüßen Sie Gertrud,“ sagte er leise, „grüßen Sie sie, die ich nicht meine Braut habe nennen dürfen, obwohl sie es in der That und Wahrheit ist; meine liebliche Gertrud, mein höchstes, einziges Erdenglück. Wenn wir uns auf Erden nicht wiedersehen sollten, lieber Rittler, so nehmen Sie jetzt meinen Dank für all die schönen Stunden, die ich in Ihrem Hause, mit Ihnen und den Ihrigen verlebte.“

„Wir sehen uns morgen,“ sagte Rittler hastig, „pflegen Sie sich, Wolfgang, ich bitte Sie um unser aller Willen. Morgen früh komme ich zu Ihnen und bringe meinen alten Rissen mit, der wird Ihnen schon wieder auf die Beine helfen.“

Der Wagen fuhr fort, und Rittler sah ihm nach, bis er um die Ecke war. Dann schickte er sich mit schwerem Herzen zur Heimfahrt an. Er hatte viel zu denken, und die Zeit verging ihm schnell.

Als er über die Brücke fuhr, sah er schon die hellen Kleider von Frau und Tochter vor der Hausthür; gewiß hatten sie schon eine gute Weile nach ihm ausgesehen. Als der Wagen hielt, stieg er langsam ab und ging eben so langsam auf die beiden zu. Er fürchtete sich ein wenig vor ihren Fragen. Sie fragten ihn aber nicht; sie sahen ihm nur ängstlich forschend ins Gesicht.

„Beruhigt euch,“ sagte jetzt der Hausherr, sich gewaltsam zum Reden zwingend, „Waldheim ist vollständig freigesprochen. Die ganze Anklage war ein Unsinn. Aber nun laßt uns erst in Ruhe und Frieden zu Abend essen, denn ich bin hungrig wie . . .“ ein Wolf, hätte er bald gesagt; aber da stockte er.

Man setzte sich bereitwillig zu Tische; denn da alle den Tag über wenig oder nichts gegessen hatten, war einige Eßlust vorhanden. Rittler bemühte sich seine Unruhe zu verbergen; er lenkte das Gespräch von Neumünster ab, indem er

ihnen versprach, nach Tische alles zu erzählen, und fragte nach den Erlebnissen des Tages. Da erfuhr er denn zu seiner Freude, daß ein Brief von Karoline gekommen war, der ihre Ankunft auf morgen meldete. Das war eine rechte Hilfe in der Seelennot der nächsten Zeit, denn er sah, besonders für seine arme Gertrud, noch viel mehr Leid voraus, als sie bisher erfahren hatte.

„Sie ist lange ausgeblieben,“ sagte er, „aber es war nicht mehr als billig, daß sie auf den Wunsch der freundlichen Menschen, die soviel für sie thaten, die arme gelähmte Tochter ins Bad begleitete. Hat es denn wirklich Erfolg gehabt?“

Karolinen Brief gab Stoff genug her, bis das Essen abgeräumt und Mittler in der Sofaede des Wohnzimmers mit seiner Pfeife etabliert war, denn von der schönen Sitte, die Erholungstunden gemeinschaftlich zu genießen, war man seit dem Winter nicht wieder abgewichen. Endlich war auch das letzte Stück abgeräumt, die Frauen saßen mit ihrer Handarbeit bereit, Mittler wußte wohl, wie gespannt vor Erwartung. Er hatte sich unterwegs alles überlegt und sich vorgenommen, so wohl über Wolfgang's fixe Idee, als auch über Leo's mutmaßliche Geistesstörung zu schweigen, so lange es anginge; nicht nur um Gertrud's willen, sondern auch aus Rücksicht für Wolfgang. Dagegen betonte er Wolfgang's leidendes Aussehen und augenscheinliches Uebelbefinden, und seine Besorgnis darüber verbar er durchaus nicht. Es war ihm das aber recht schwer, und er fühlte sich erleichtert, als Anderßen kam, um die Disposition für den andern Tag zu holen.

Am nächsten Morgen wartete Mittler vergebens auf Doktor Nissen, um mit ihm nach Trätkamp zu gehen. Endlich ließ sich seine Unruhe nicht mehr beschwichtigen; er ging ohne ihn fort, hinterließ aber die Bitte an den Doktor, schleunigst nachzukommen. In der Hoffnung, ihm noch zu begegnen, wollte er die Chaussee gehen. Als er eben über die Brücke ging, sah er von Trätkamp her zwei Männer kommen; er blieb stehen, um sie zu erwarten. Er erkannte jetzt den Gerichtsdienner und neben demselben, die Arme kreuzweis gebunden, den Rätner Timm, der finster vor sich hinstarrte und bei Mittlers Anblick scheu zurückwich. Der Diener der Gerechtigkeit, ein etwas roher Mensch, wenn er sich selbst überlassen war, zog den langen Strich, an dem er Timm hielt, heftig an, so daß dieser taumelte und fast gestürzt wäre. Niels aber sagte, mit einem triumphierenden Seitenblick auf Mittler:

„Warte, Kanaille!“

Mittler wandte sich mit Widerwillen ab. Als er zurück sah, erblickte er Calm, der eben von dem Feldweg her auf die Hausthür zuging. Erkehrte rasch um, und den alten Mann, von dessen Gesicht er sogleich eine schlimme Nachricht ablas, hastig in sein Zimmer führend, rief er aus:

„Wollen Sie mich holen, Calm? Ist Herr Waldheim kränker?“

Der schwache, zitternde Greis hielt sich an einem nahe stehenden Gegenstand fest, sein Hut fiel zur Erde, und die schneeweißen Haare fielen ihm über das Gesicht. Mittler holte schnell einen Stuhl herbei, setzte den Alten hinein und blieb angstvoll vor ihm stehen. Endlich war Calm imstande, unter Schluchzen hervorzubringen:

„Er ist tot!“

„Tot?“ rief Mittler entsetzt.

„Mit Sonnenaufgang ist er sanft eingeschlafen . . . Ihm ist endlich wohl. . . Ach, er hat nichts als Leid auf Erden gehabt. Er hat mir noch in der Nacht einen Brief diktiert an das liebe Fräulein, seine Braut, wie er sagte. Wir sollten sie ehren und ihr dienen wie ihm selber. Kurz vor seinem Tode sagte er noch: „Ich sterbe gern, ich hätte sie doch nur unglücklich gemacht;“ und dann zuletzt noch: „Es war doch wohl nichts weiter als ein Traum, Calm, ich habe Leo nie ein Leid gethan; Sorge, daß wir in einem Grabe ruhen.““

„O Calm, das ist eine schreckliche Nachricht,“ sagte Mittler, der wie betäubt dies alles gehört hatte. „Aber wissen Sie denn auch gewiß, daß er tot ist? Wäre es nicht möglich, daß es wieder eine Ohnmacht ist?“

„Er ist tot,“ sagte Calm bestimmt. „Ich habe ihn oft in Ohnmacht gesehen, das war anders. Er wußte und fühlte, daß es der Tod war.“

Als Gertrud bald darauf, da sie von Calms Anwesenheit gehört, ins Zimmer trat, waren beide schon nach Trätkamp aufgebrochen. Sie sah sich bestürzt um und erblickte auf dem Spiegeltischchen etwas Weißes und daneben ein Bündel seltsam geformter Schlüssel. Es war ein Brief mit der Aufschrift: „An meine Gertrud,“ von Wolfgang's eigener Hand. Es waren seine letzten Worte an sie, von Calms unsicherer Hand geschrieben. Er lautete:

„Traure nicht, Geliebte, wenn Dir diese Zeilen sagen, daß ich aus einem Leben voll Angst und Schmerzen geschieden bin. Noch eine Bitte habe ich an Dich, eine dringende Bitte, und ich weiß, Du wirst sie nicht versagen. Trätkamp und mein gesamtes Vermögen habe ich schon früher an Leo und im Fall seines Todes an seine Witwe, Karoline Waldheim vermacht, unter der Bedingung, daß sie in Trätkamp wohnen bleibt, damit mein armes Haus mit allen Wesen und Dingen, die mir lieb sind, nicht herrenlos bleibe. Aus diesem Grunde wünsche ich auch, daß die Testamentsöffnung sobald als thunlich statfinde. Was ich aber noch besonders von euch beiden Schwestern erbitte, ist, daß Du mein Zimmer für Dich einrichtest, mit allem, was mir persönlich angehörte, wozu ich auch meinen Fido rechne — er liegt jetzt an meinem Bette, und seine traurigen Augen fragen mich, wann ich ihn wieder hinausführen werde in Feld und Wald. — Nie mehr, mein armes, treues Tier, nie mehr auf irdischen Gefilden, aber vielleicht gibt es auch für uns ein Wiedersehen in einem andern Land. — Eine sanfte Herrin gebe ich dir. Eine liebe Hand wird dich führen, und treue, milde Augen werden über dir wachen. Meine Gertrud, es war mir in den letzten schweren Wochen ein Trost, daß Du oft in diesem Raume weilen wirst, und daß mein Andenken in Deinem Herzen bleiben wird immerdar! Karoline wird es Dir nicht wehren. Es ist mir so süß zu denken, daß Ihr wie Engel des Friedens in meinem lieben Trätkamp walten werdet; und daß unter euren sanften Händen meine alten Diener und alle Creaturen, die ich gehegt und geliebt habe, sich wohl befinden werden. Auf dem grünen Hügel zu Kamped, wo die wilden Rosen im Winde schwanken, wo kein Baum die Aussicht auf Trätkamp stört, wünsche ich mit Leo zu ruhen. Calm kennt den Platz. Unser Wappenschild sollen sie abnehmen und auf den Sarg legen, denn wir sind die letzten unsers Geschlechts, und es ist gut, daß es so ist.“

Und nun noch ein Wort, meine Gertrud, meine Braut. Dein köstlicher Glaube hat mir oft wohlgethan, obwohl ich ihn nicht teilen, mich dadurch nicht trösten lassen konnte. Jetzt aber hoffe ich, daß, da ein barmherziger Gott im Himmel wohnt, er sich auch über mich erbarmen werde und mir vergeben, was ich nicht recht gethan und — geglaubt habe. Mein Herz war immer so traurig und schwer, ich konnte Ihn hinter den Wolken nicht finden. Jetzt gehe ich in ein besseres Land, wo man Ihm wohl näher sein kann; vielleicht nimmt Er mich auch bei der Hand und spricht: Wach auf!

Grüße Deinen lieben Vater; er war mir oft ein Halt in meiner Trübsal, und bleibe treu der Liebe, mit der Dich grüßt

Dein Wolfgang.

Die Unterschrift war von der Hand des Sterbenden.

(Fortsetzung folgt.)

Alt-Heidelberg I.

Zur fünften Säcularfeier der ehrwürdigen Karola - Rupertia
2.—7. August 1886.

Es war ein genialer Gedanke jenes kühnen und weitblickenden Fürsten, der gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts die Pfalz beherrschte, seine Residenz Heidelberg zu einer jener Bildungsstätten zu erheben, die als Leuchten des wissenschaftlichen Lebens die vorgeschrittensten Länder West- und Südeuropas schmückten.

Schon im XI. und XII. Jahrhundert zogen Tausende von wissenschaftlichen Jünglingen und Männern über die Alpen



Eine Gutenbergbibel. Gemalt von Vinc. St. Perche.

nach Italien, um in Palermo Heilkunde, in Bologna kanonisches und Zivilrecht zu studieren, und bald nach ihrer Gründung (1140) lockte die Pariser Universität die Theologen und Philosophen in Scharen herbei. Erst hundert Jahre später folgte Deutschland nach und zwar zunächst im Osten und Westen des Reiches.

Der hochgebildete Kaiser Karl IV aus dem Hause Luxemburg, in seiner Jugend am französischen Hof Zeuge von der Bedeutung der Pariser Hochschule, wünschte seiner schönen Residenz Prag die Zierde einer Universität, und schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt (1348) sah er sich am Ziel seiner Wünsche. Die Organisation der Universität Prag beruhte ganz auf dem Pariser Vorbild, und da es dem Kaiser gelang, berühmte Lehrer zu gewinnen, so sehen wir die Universität bald nach ihrer Gründung zu herrlicher Blüte sich entfalten. Dem feingebildeten Kaiser nahe befreundet war der edle Kurfürst Ruprecht I von der Pfalz bei Rhein. Obwohl wissenschaftlichen Studien fremd, der gelehrten Bildung seiner Zeit fernstehend, nur der Muttersprache kundig, war er doch dem Kaiser, der den hochverständigen Fürsten wohl zu schätzen wußte und in wichtigen Angelegenheiten seinen Rat einholte, lieb und wert, und mehrfache Besuche Ruprechts am kaiserlichen Hof hatten dieses Band noch mehr gefestigt. Dem scharfen Blick des durchaus aufs Praktische gerichteten Fürsten war es nicht entgangen, welchen Aufschwung Prag infolge der Gründung der Universität genommen hatte; warum sollte es nicht möglich sein, seiner kleinen Residenz am Neckar, die eben anfang, zur Stadt zu erblühen, die gleichen Vorteile zuzuwenden? Noch bestand im Westen des Reiches keine Universität; die alte Verkehrsstraße, die von Süd nach Nord in dem reichbevölkerten, durch Natur und Menschenarbeit so gesegneten Rheinthale dahinzog und den Zufluß der wissensdurstigen Jugend so sehr begünstigte, die am linken Ufer des aus dem Gebirge nach der Ebene zu strömenden Neckar liegende Stadt, alles schien den Plan zu begünstigen, und energisch wie er war, beschloß Ruprecht nicht zu zögern und den schon vorhandenen geistlichen Bildungsstätten seiner kleinen Residenz, dem Augustinerstift, dem Franziskaner- und Benediktinerkloster, sowie dem später mit der Universität verbundenen Jakobitenkollegium die Hochschule als geistigen Mittelpunkt hinzuzufügen.

Mit gewohnter Thätigkeit förderte Ruprecht die Verwirklichung seines Planes und im Jahre 1386 ließ er von dem von ihm anerkannten Papst Urban VI seiner Schöpfung die kirchliche Autorisation erteilen. Damit war die erste hohe Schule im Westen Deutschlands gegründet.

Wie Karls IV war es auch Ruprechts ernstliches Bemühen, tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen. Er hatte schon bei einer früheren Begegnung einen Mann kennen gelernt, der durch sein gelehrtes Wissen und seine ganze Persönlichkeit ihm imponiert hatte. Marsilius ab Inghen, bisher eine Zierde der Pariser Hochschule, aber durch seine theologische Richtung — er war Nominalist — seinen dortigen Kollegen unbequem, folgte der Einladung seines fürstlichen Gönners und ließ sich an der neugegründeten Universität nieder, ja man kann ihn, da er dem Kurfürsten bei ihrer Organisation mit seinem Rat zur Seite stand, als einen der Mitbegründer bezeichnen.

In sechs Diplomen verließ Ruprecht der Universität, die er gern seine geliebte Tochter nannte, ihre Privilegien, Freiheiten und Gerechtsame.

Nach diesen Diplomen sollte die Universität, wie die von Prag, aus vier Fakultäten bestehen, der theologischen, juristischen, medizinischen und artistischen; an ihrer Spitze sollte ein alle Vierteljahre neu zu wählender Rektor stehen; alle Mitglieder derselben sollten dem Rektor Gehorsam und Beobachtung der Universitätsgesetze schwören. Ferner wird den Lehrern und Schülern freies Geseit und Genuß aller Vorrechte und Freiheiten zugesichert, wie sie die Universität Paris ihren Angehörigen gewährt. Der zeitweilige Vogt oder Schultheiß hat für die persönliche Sicherheit der Universitätsangehörigen Sorge zu tragen. Die Jurisdiktion ist dem Bischof von Worms übertragen für Aleriker, den Laien ist der Vogt und Schult-

heiß als Richter bestellt; beide sind verpflichtet, alle Jahre dem Rektor feierlich zu geloben, sich keinerlei Eingriffe in die Freiheiten und Privilegien der Universität zu erlauben. So wurde denn am 18. Oktober 1386 die Universität mit einem feierlichen Hochamt in der Kapelle zum heil. Geist eröffnet. Am folgenden Tag begannen die Vorlesungen. Marsilius las über Logik, sein Kollege Reginald v. Uva, ein Cisterciensermönch, über den Brief Pauli an den Titus, und der der Artistenfakultät angehörige Heilmann Wunnenberg von Worms als Magister der freien Künste über Aristoteles.

Die medizinische Fakultät erhielt erst 1387 ihren Vertreter, der Lehrkörper aber wuchs bald durch Berufung namhafter Dozenten. Dietmar de Swerth aus Prag las über kanonisches Recht, Joh. van der Noyt über das vierte Buch der Dekretalen. Erster Rektor wurde durch Wahl seiner Kollegen Marsilius. Noch besaß die Universität kein eigenes Gebäude. Die Professoren hielten ihre Vorlesungen meist in den Räumen des Augustinerklosters oder in der Kapelle der St. Peterskirche. Erst im Jahre 1393 erhielt die Hochschule an dem Kollegium in der Burs ein eigenes Gebäude, und hier wurden nun die meisten Vorlesungen gehalten.

Die Lehrmethode an der neugegründeten Universität erhob sich nicht über die an den übrigen Hochschulen herrschende. Man diktierte die Grundtexte, da es an Büchern fehlte, und glossierte dieselben im Geiste der damals herrschenden Scholastik. Die Theologen legten meistens die Bibel zu Grunde, die Juristen das kanonische und bürgerliche Recht, die Mediziner den Avicenna, Hippokrates und Galen, die Artisten den Aristoteles, Porphyrius und Priscian. Mit den Vorlesungen wechselten Disputationsübungen, welche Zeugnis ablegten von dem unfruchtbaren Formalismus, der die ganze Lehrmethode charakterisierte.

Wie glücklich der Wurf gewesen, den Kurfürst Ruprecht gethan, zeigte sich bald. Einer der ersten Akte der neugegründeten Hochschule war die Anlegung einer Matrikel, eines Albums, worin die Namen sämtlicher anwesenden und künftigen Scholaren eingezeichnet werden sollten, nachdem sie den Eid des Gehorsams in die Hand des Rektors abgelegt hätten. Dieses Album weist schon im ersten Jahr an Lehrern und Schülern 525, im zweiten 236, im dritten 289 auf, so daß im Jahre 1390 die Summe der Eingeschriebenen sich auf 1050 belief. Die Lehrer kamen meist aus Paris und Prag, die Scholaren waren meist Angehörige der Diözesen Speier, Mainz, Würzburg, Eichstätt, Straßburg, viele kamen vom Niederrhein und von Köln, auch aus Brabant, Flandern und Holland; sie hatte einen internationalen Charakter.

In diese erste Zeit fallen auch die Anfänge der später so berühmt gewordenen Bibliotheca palatina. Zwar scheint es nicht, als habe Kurfürst Ruprecht selbst durch besondere Stiftungen den Grund dazu gelegt; wenigstens ist nirgends eine Andeutung darüber. Daß er aber nach dieser Seite hin thätig gewesen, scheint daraus hervorzugehen, daß er den Gewerben, welche sich mit dem Abschreiben und dem Verkauf von Büchern, sowie mit der Verfertigung von Pergament beschäftigten, durch Erteilung gleicher Rechte und Freiheiten wie den Magistern und Scholaren die Niederlassung in Heidelberg erleichterte. Gewiß aber haben die Lehrer selbst einen Teil der Einkünfte, womit der Kurfürst die Universität begabte, zum Ankauf von Büchern verwendet. Denn schon 1396 wird das Vorhandensein einer Bücherammlung erwähnt, die der Artistenfakultät angehörte, und in demselben Jahre setzte Marsilius die Universität zur Erbin seiner Bibliothek ein. Durch die Vertreibung der Juden 1391 gelangte die Universität nicht nur in den Besitz neuer Gebäude und erhielt einen bedeutenden Zuwachs ihrer Einkünfte, sie vergrößerte auch ihren Bücher-schatz. Ständige Bibliothekare gab es noch nicht; die Aufsicht über die Bibliothek hatten der Rektor und die übrigen Dozenten der oberen Fakultäten. Die Artisten hatten ihre eigene Bibliothek, welche vom Dekan und den Senatoren dieser Fakultät verwaltet wurde.

Abgesehen von vorübergehenden Störungen durch Kriegerunruhen genoß die junge Hochschule einer erfreulichen Blüte,

und bei seinem am 16. Februar 1390 erfolgten Tode konnte der edle Begründer derselben mit Stolz und Freude auf seine geliebte Schöpfung blicken.

Das XV. Jahrhundert, durch die Namen Sigismund, Wenzel und Friedrich III, durch die Konzile zu Konstanz und Basel, wie durch die Hussitenkriege hinreichend bekannt, war eines der trübsten der deutschen Geschichte. Auch in Bezug auf die Hochschulen. Zwar wandten die Kurfürsten Ludwig III, der Administrator Otto und sein Nachfolger Ludwig IV der Universität ihre ernstliche Fürsorge zu, bestätigten ihr alle Rechte und Privilegien und thaten alles, was in ihren Kräften stand, um ihren Glanz zu erhöhen. Selbst der streitbare Friedrich I unterließ nichts, um seine Universität zu fördern. Er gab der Universität neue Statuten, worin ältere Bestimmungen erneuert, neue hinzugefügt wurden. Und schon unter Friedrich spürte man das Wehen eines neuen Geistes, der, aus dem Süden kommend, langsam aber sicher in Deutschland Eingang fand. In Italien war seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts neben und trotz der Kirche aus dem Studium antiker Schrift und Bildwerke zugleich mit der Entwicklung der nationalen Sprache und Litteratur eine neue Bildung erblüht, die gleich in ihren ersten Anfängen im Gegensatz stand zu der kirchlichen Bildung, die bisher die Geister beherrscht hatte. Dante, Boccaccio, Petrarca, das sind die Namen, an die sich vorzugsweise die neue Geistesrichtung knüpft. Wie aus langem Schlaf erwachte die antike, zunächst die römische Kultur und bemächtigte sich der Besten des Volkes. Mit glühender Begeisterung schöpfte man aus den Quellen antiker Litteratur. Doch nicht sogleich drang die neue Bildung über die Alpen. Erst als der neuerfundene Buchdruck seine Wirkungen zu äußern begann, hielt der Humanismus auch in Deutschland seinen Einzug.

Doch war er hier ernster gerichtet und trug in seinen besseren Vertretern einen ethischen Charakter. In Heidelberg fand er willkommene Aufnahme an dem Hof des jugendlichen geistreichen Kurfürsten Philipp I (1476—1508), der dem kriegerischen Friedrich in der Kurwürde folgte, und der friedlicher gesinnt war. Der junge Fürst war selbst wohlunterrichtet und versammelte auf seinem Schlosse einen Kreis ausgezeichneten Männer, Leuchten des deutschen Humanismus um sich. So ward Heidelberg's Fürstenhof im XVI. Jahrhundert der Hauptstiz desselben am Rhein. Konrad Celsus, der Stifter der ersten litterarischen Gesellschaft Süddeutschlands, Johann Reuchlin, Willibald Pirtheimer, der hochgebildete Kurator der Universität Johannes von Dalberg gehörten zu diesem Kreis. Allein erst nach langem Widerstand öffnete sich die alte Ruperta dem neuen Geist. Sogar Luthers Auftreten in Heidelberg 1518, der in Angelegenheiten seines Ordens mehrere Wochen daselbst verweilte und vor Hof, Universität und Bürgerschaft vierzig Thesen verteidigte, hatte auf die Zustände an der Hochschule selbst keinen nachhaltigen Einfluß. Um so tiefer war der Eindruck, den er auf die jungen Männer wie Bucer, Brenz, Schnepf und Billican machte, die in der Reformierung Süddeutschlands eine so hervorragende Rolle gespielt haben.

Die Universität gab der neuen Lehre und „sunst emporung der versampten der Bawerschaft“ die Schuld, daß die Hochschule leer stehe und fast mehr Lehrer denn Zuhörer vorhanden seien, und der friedliebende Kurfürst Ludwig, Philipps Nachfolger selbst war einer Neuerung in Sachen des Glaubens nicht hold. Allein auf die Dauer konnte dieser Widerstand nicht anhalten.

Ludwigs Nachfolger Friedrich II war ein der Reformation und den humanistischen Studien günstig gesinnter Fürst. Die Heidelberger Bürgerschaft hatte sich der neuen Bewegung angeschlossen. Aber noch zögerte der Kurfürst mit der Einführung der Reformation. Da entschieden die Bürger selbst die Sache, indem sie während des Gottesdienstes in der heiligen Geistkirche das Lied anstimmten: „Es ist das Heil uns kommen her“ (1545). Nun gab der Kurfürst nach, und schon traf er Vorbereitungen zur Einführung der Reformation, als er im Jahre 1556 starb.

Mit dem Regierungsantritt des Kurfürsten Otto Heinrich (1556—1559) begann für die Pfalz und Heidelberg eine neue Zeit. Mit energischem Geist ging Otto Heinrich an die reformatorische Umgestaltung seines Landes und seiner Hochschule und kaufte die wenigen Jahre, die ihm vergönnt waren, redlich aus. Von Melanchthon beraten, legte er der Reformation seines Landes die augsburgische Konfession zu Grunde, schaffte die Messe ab, hob die Klöster auf und berief evangelische Lehrer an die Hochschule.

Schon gleich bei seinem Regierungsantritt hatte er erklärt, er wolle die Anstalt wieder emporbringen, und wenn es ihm auch den letzten Heller kosten sollte. Was seine Vorgänger seit dreißig Jahren vergeblich angestrebt hatten, eine gründliche Reform der Universität, das gelang ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit. Der Scholastizismus wurde vollständig beseitigt und dem neuen religiösen und wissenschaftlichen Geist Thür und Thor geöffnet.

So war die alte Ruperta durch mancherlei Wandlungen hindurch weiter zu hoher Bedeutung gelangt und war eine Hochburg des Protestantismus geworden. Flüchtlinge, welche ihr protestantisches Bekenntnis aus ihrem Vaterland Italien oder Frankreich vertrieben, fanden gastliche Aufnahme und beförderten durch ihren Wohlstand oder ihren Gewerbleiß das wirtschaftliche Aufblühen des Landes. Aber es war eine kurze Blüte.

Noch leuchtete die Sonne des Glückes dem schönen Land, als Friedrich IV seine Augen schloß; aber es sollte anders kommen. Sein Sohn und Nachfolger, ein Freund der Künste und Wissenschaften, wie der Vater, ließ sich bereden, die ihm angebotene Königskrone von Böhmen anzunehmen. „Die Pfalz ging nach Böhmen,“ und nach kurzer Königsherrlichkeit vertrieb die Schlacht am weißen Berg den Fürsten aus seinem neuen Reich; unniät und flüchtig irrte er umher, um 1632 halbvergesen in Mainz ein unrühmliches Ende zu finden.

Schwer mußte die Pfalz die Unbesonnenheit des unglücklichen Fürsten büßen. Tilly's Scharen überschwemmten das Land, die Professoren der Universität wurden vertrieben, die herrliche Bibliothek wanderte als Geschenk des Kurfürsten Maximilian von Bayern nach Rom. Als der päpstliche Bibliothekar des Vatikans Leo Allatius, ein gelehrter Grieche, nach Heidelberg gekommen war und sich anschickte, die Schätze zu verpacken, fand sich in ganz Heidelberg nicht eine Hand, die sich zur Beihilfe angeboten hätte, auswärtige Arbeiter mußte er kommen lassen, samt allem Nötigen an Risten, Packtuch, Nägeln u. aus Speyer, Worms und Frankfurt. In 196 Risten wurde das Wertvollste weggeführt. Am 5. August 1623 kam er mit seinen Schätzen in Rom an. Erst in unserm Jahrhundert gelang es den Bemühungen der preussischen Regierung, die Rückgabe eines kleinen Teils der Bibliothek zu erwirken. Jetzt beläuft sich die Zahl der Handschriften, Bücher u. auf nahezu eine halbe Million Bände.

Wohl brachte der westfälische Friede dem Lande und der Universität kurze Ruhe. An Karl Ludwig, dem trefflichen Sohn des unglücklichen Winterkönigs, waren die traurigen Geschehnisse seines Hauses nicht ohne tiefe Eindrücke vorübergegangen. Als er die Regierung der Pfalz antrat, war er voll redlicher Bemühungen, die durch den Krieg dem Lande geslagenen Wunden zu heilen.

Ganz besonders wendete er seine Sorge der tiefgeschädigten Hochschule zu. Es gereichte ihm zur größten Ehre, daß er mit religiöser Weitherzigkeit allen Konfessionen freie Religionsübung in seinem Land gewährte, daß er die Lehrer der weltlichen Fakultäten nur auf das Wort Gottes und die ältesten ökenumischen Symbole verpflichtete, daß er Männer wie den größten Rechtslehrer und Philologen Samuel Pufendorf, die Theologen Hoffinger von Zürich, Spanheim von Genf und Fabricius von Speyer nach Heidelberg berief. Aber nur wie ein letzter Scheideblick der untergehenden Sonne sollte der Universität die Freude ihrer dritten Säcularfeier zuteil werden.

Noch waren nicht drei Jahre verflossen, als der „große“ Ludwig XIV, angeblich um im Namen seiner Schwägerin,

Elisabeth Charlotte, der Tochter Karl Ludwigs, das pfälzische Erbe in Besitz zu nehmen, mit seinen wilden Scharen das unglückliche Land überflutete.

Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte groß und klein;
Da leuchteten vom Feuer
Der Redar und der Rhein.

Der 16. Februar und der 2. März 1689 waren Unglückstage für Stadt und Universität. Heidelberg war mit Sturm genommen worden, und dem Befehl Louvois' nachkommend, ließen die Befehlshaber, Mélac voran, die Stadt in Brand stecken, so daß der größte Teil derselben ein Raub der Flammen wurde. Was wilde Zerstörungslust und roher Fanatismus vermögen, davon geben die Trümmer der Schlösser noch heute beredtes Zeugnis. Im Jahre 1693 wiederholten sich die Greuel. Was noch übrig war an Wohnungen und öffentlichen Gebäuden, unter anderen sämtliche der Universität gehörigen Häuser, wurde eingeeßert, das Zerstörungswerk am Schlosse fortgesetzt.

Wir kennen die tieferen Gründe dieser Greuel. Die pfälzische Erbschaft war der Vorwand, das eigentliche Ziel die Ausrottung des Protestantismus. Das Unglück wollte für die Pfalz, daß mit dem Kurfürsten Karl Philipp 1685 eine neue, den Jesuiten ergebene Linie an die Regierung gekommen war, welche diese gegenreformatorischen Bestrebungen unterstützte.

Während der Kriegsjahre hatte die Universität sich nach Frankfurt geflüchtet, wo sie, wie so manche andere Flüchtlinge, gastliche Aufnahme fand. Um Heidelberg näher zu sein, wurde sie nach Weinheim verlegt und kehrte im Jahre 1700 wieder nach der Neckarstadt zurück.

War Heidelberg bis zum Jahr 1688 eine Hochburg des Protestantismus gewesen, so wurde sie nun unter den Nachfolgern Karl Philipps, unter Johann Wilhelm, Philipp und Karl Theodor, eine Domäne der Jesuiten, Lazaristen, Franziskaner und Dominikaner, eine Hochburg der geistlosesten Scholastik. Man glaubte sich in das XIII. Jahrhundert zurückversetzt. Um den Schein einer gewissen Toleranz zu wahren, duldete man übrigens noch die protestantische theologische Fakultät.

War es zu verwundern, daß das neuertwachende Geistesleben, das sich an die Namen Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller knüpft, an der alten Ruperta, wenigstens bis in die letzten Decennien des Jahrhunderts, fast spurlos vorüberging? Welche Anziehungskraft konnte eine Hochschule ausüben, an der die wichtigsten Lehrstühle in den Händen von untüchtigen Klostergeistlichen waren und die unter der Herrschaft eines Zensurkollegiums stand, das nicht nur Voltaire und Montesquieu, sondern auch Homer und Vergil auf seinen Index setzte?

Damit sind wir schon in die Regierungszeit eines Fürsten eingetreten, der wie wenige seiner Vorgänger, sich der Sympathie seines Volkes erfreute. Karl Theodor war ein Bewunderer und Vertreter des patriarchalischen Despotismus. Er war der erste Cavalier in seiner abeligen Umgebung, sagt Weber von ihm in seinen Heidelberger Erinnerungen, und teilte mit der französischen Aristokratie die Liebe für Kunst, für wissenschaftliche Bildung und Litteratur. Und wenn auch die Universität Heidelberg der geistlichen Atmosphäre nicht entzogen ward, so hat doch Karl Theodor durch Gründung von wissenschaftlichen Anstalten nach dem Muster des Nachbarstaates auch die Pfalz in den Kreis der Kultur und Zeitbildung zu ziehen gesucht. So entstand die Pfälzische Akademie der Wissenschaften, durch welche die ältere Landeskunde gefördert ward, so trug die physikalisch-ökonomische Gesellschaft, die in der Folge als staatswirtschaftliche hohe Schule neben die Heidelberger trat, viel zur Hebung des Landbaues und der Kameralwissenschaft bei, so nahm die „deutsche Gesellschaft“ in Mannheim regen Anteil an der litterarischen Bildung der Nation. Die Sternwarte, die Hofbibliothek, die wissenschaftlichen Sammlungen aller Art, die Bildergalerien und Kunstkabinette, die Schloßkapelle, das Theater für Oper und Schau-

spiel erfreuten sich eines großen Rufes. Dennoch wurden die Protestanten aus allen Regierungsämtern und von allen Lehrstühlen, mit alleiniger Ausnahme der reformierten Theologie, allmählich verdrängt.

Unter Karl Theodor fand die glänzendste Jubelfeier, die die Universität seit ihrer Gründung erlebt hatte, statt. Sie währte vom 6. bis 9. November 1786.

Aber nicht lange sollte die Freude währen. Schon ließ sich das ferne Rollen des nahenden Revolutionssturms im Westen vernehmen, und nur wenige Jahre waren ins Land gegangen, als die französische Republik ihre Scharen dem Rhein zuwälzte und das linke Rheinufer unter dem Namen Departement des Mont Tonnerre annectierte. Damit brachen auch für die alte Ruperta schwere Leidenstage an.

Da ihre materiellen Lebensquellen auf dem linken Rheinufer flossen und in den Erträgen der dort gelegenen Güter bestanden, so waren ihr die Avern ihrer materiellen Existenz unterbunden und ihre Auflösung stand bevor. Anfangs glaubte man auf eine Zurückgabe des Verlorenen rechnen zu dürfen, da der französische Regierungskommissar eine Zusage in diesem Sinn gemacht hatte; als jedoch die Einverleibung der Pfalz in Frankreich durch den Frieden von Luneville vollzogen war, da wurde der Verlust ein unwiderruflicher.

Vielleicht wäre damals die Auflösung der Hochschule erfolgt, hätte nicht Kurfürst Maximilian Joseph, Karl Theodors Nachfolger, die Katastrophe dadurch abgewendet, daß er zur Bezahlung der rückständigen Besoldungen der Professoren der Universität 14 000 Gulden auf das Stift Neuburg anwies. Außerdem schickte er eine Menge goldener und silberner Kirchengüter der Oggersheimer und Mannheimer Kapellen im Wert von etwa 50 000 Gulden, die in früherer Zeit vor der Raubsucht der Franzosen nach München gerettet worden waren, nach Mannheim, um sie ausmünzen zu lassen zum Besten der Universität. So fristete die alte Ruperta ein kümmerliches Dasein; sie schien auf den Aussterbeetat gesetzt zu sein.

Da kam die rechtsrheinische Pfalz, die bisher zu Bayern gehört hatte, an Baden.

Fromm und gottesfürchtig, allem Edeln und Höhen zugewandt, ein Befreier des Landmanns, und zugleich der Gönner Klopstocks und Jung-Stilling's, dabei ein Freund und Beförderer der Wissenschaften — übernahm Karl Friedrich die Regierung seiner neu erworbenen Lande mit gewinnender Sorgfalt und Treue.

Eine seiner ersten Regierungshandlungen war der Erlass jenes berühmten dreizehnten Organisationsedikts, durch welches er das gesamte Schulwesen seines Landes von der Universität an bis zur Dorfschule herab einer durchgreifenden Umgestaltung unterzog. In erster Linie galten seine Reformbestrebungen seiner neuen Landesuniversität. Es wurde aus der alten Ruperta die neue Karola-Ruperta.

Bald war Heidelberg wieder das Wanderziel einer zahlreichen wissenschaftlichen Jugend und seine Hochschule ein Sammelpunkt geistigen Lebens, wie in der schönsten Zeit humanistisch-protestantischer Bildung.

Und was Karl Friedrich begonnen, das haben seine Nachfolger in gleichem Sinne fortgesetzt. Es war wiederum der protestantisch-humanistische Geist, der, wie im XVI. Jahrhundert, der Universität den Glanz verlieh, und Badens Fürsten haben ihr abermals jenen kosmopolitischen Charakter aufgeprägt, den sie schon unter Ruprechts Auspizien empfangen hatte.

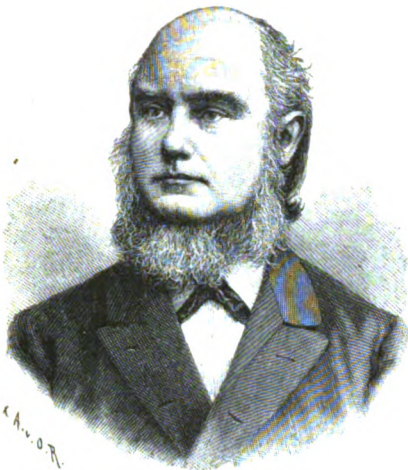
Mit Freuden begrüßen wir die bevorstehende fünfte Säcularfeier. Durch fünf Jahrhunderte, welche Wanderungen und Wandelungen! Wir aber rufen der Hochschule zu:

Möge sie in ihrem neuen Lebensjahrhundert sein und bleiben, wozu sie von ihren beiden fürstlichen Vätern, deren Namen sie trägt, berufen worden: ein Hochsitz freier deutscher Wissenschaft, eine Segensquelle für unsere Jugend und durch sie für unser Gesamtvolk, eine Hüterin echt vaterländischer Gesinnung und Gesittung.

Heidelberg.

W. Frommel.

Der neue Generalsuperintendent von Posen.



Johannes Hefekiel.

Auf die für den kirchlichen und nationalen Frieden so erfreuliche Besetzung des lange verwaisten Bistums von Posen durch einen deutschen Mann, den bisherigen Probst Julius Dinder (vgl. Beil. Nr. 26) ist sehr bald die nicht minder wichtige Ernennung des bisherigen Pfarrers von Sudenburg, Johannes Hefekiel zum Ge-

neralsuperintendenten von Posen gefolgt. Allerdings ist die Stellung eines Generalsuperintendenten sehr wesentlich von der eines Bischofs verschieden. Neben dem die Geschäfte leitenden weltlichen Präsidenten des Provinzialkonsistoriums steht er zunächst nur als ein stellvertretend dirigierendes Mitglied; aber — wenn auch nicht mit dem Nimbus römisch-katholischer Machtfülle umkleidet — ist er dennoch ein „pastor pastorum“, ein Oberhirt, dem in Posen 230 Geistliche, Hirten von einer halben Million Seelen — etwa einem Drittel der Gesamtbevölkerung der Provinz — unterstellt sind. Überwiegend sind es Deutsche, doch ist die Zahl der evangelischen Polen keineswegs unbedeutend, was daraus hervorgeht, daß in zwölf Kirchspielen Gottesdienste in polnischer Sprache stattfinden.

Für dieses so wichtige und schwierige Amt, welches ein ganz besonderes Maß geistlichen Tactes, und neben großer Friedensliebe doch auch große Charakterbestimmtheit und Energie erfordert, hätte sich kaum ein geeigneterer und berufenerer Mann finden lassen als Johannes Hefekiel. Geboren zu Halle a. d. S. am 31. Mai 1835, kam er sehr jung nach Altenburg, wohin sein Vater als Generalsuperintendent berufen wurde. Nachdem er das dortige Gymnasium mit bestem Erfolge absolviert, studierte er in Jena, Leipzig und Erlangen Theologie. Bald nach Beendigung seiner Universitätszeit begann für ihn die Arbeit auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit, welche für seine ganze Entwicklung von hervorragendem Einfluß werden und ihn zu einer in den weitesten Kreisen der deutschen evangelischen Kirche bekannten und wertgehaltenen Persönlichkeit machen sollte. — Drei Jahre lang diente er nach gut bestandenen Examen dem rheinisch-westfälischen Jünglingsbunde als Agent; darauf wurde er von der Elberfeld-Barmer Gefängnisgesellschaft als Gefängnisprediger nach Elberfeld berufen. Auf diese segensreiche Thätigkeit folgten für ihn die so anregenden Jahre gemeinsamer Arbeit mit Dr. Wichern, dem Vater der inneren Mission, in seiner Stellung als Reiseprediger des Berliner Zentralaussschusses für innere Mission. Fünf Jahre lang zog er in unserm Vaterlande umher, besonders in Süd- und Mitteldeutschland, überall bemüht, die Zustände des Volkes gründlich kennen zu lernen und Pastoren wie Laien für die Aufgaben der inneren Mission zu begeistern. Seine liebevoll milde und doch so würdige Art gewann ihm allerorten die Herzen von hoch und niedrig; gleich gut verstand er

es, heute zu einer Schar Eisenbahnarbeiter und morgen zu Geistlichen auf einer Pastorkonferenz zu sprechen, und sein Verdienst ist es, daß in Baden, Bayern und Thüringen insbesondere die innere Mission einen festen Boden gewann und die freie Liebesthätigkeit in das rechte Verhältnis zu der organisierten kirchlichen Arbeit trat. In dem Kriegsjahre 1866 war er auch auf den Gefechtsgebieten der Mainarmee organisierend in der freiwilligen Krankenpflege thätig. Im nächsten Jahre veranlaßten ihn Gesundheitsrücksichten, von der ihm so lieb gewordenen Thätigkeit zurückzutreten; aber zahlreiche Gemeinden und Gemeindeglieder, denen er im Dienste des Zentralaussschusses nahegetreten war, blieben ihm in Liebe und Dankbarkeit verbunden. Auch haben seine innigen Beziehungen zu Wichern, zu dem Rauhen Hause und zum Zentralaussschusse niemals aufgehört.

Die Gemeinde Sudenburg bei Magdeburg, deren Pastor er im Jahre 1868 wurde und bis jetzt trotz zahlreicher ehrenvoller Berufungen geblieben ist, bot von Anfang an die mannigfachste Gelegenheit zu neuschaffender Thätigkeit aller Art. An Stelle der alten verfallenen Kirche entstand unter seiner Leitung ein neues prächtiges Gotteshaus, vor allem aber zog unter seiner treuen, seelsorgerlichen Arbeit neues kirchliches Leben in die Gemeinde ein. Und während er auch den geringfügigsten und äußerlichsten Aufgaben seines Amtes mit großer Gewissenhaftigkeit oblag, behielt er doch immer Zeit für die weitergehenden Ziele des Werkes der inneren Mission. Die Provinz Sachsen dankt seinem fruchtbaren Organisations-talente und seiner wirksamen Anregung die Begründung einer großen Anzahl blühender Anstalten und Liebeswerke aller Art. Insbesondere ist für seine neue Arbeit als Oberhirt einer Provinzialkirche von Bedeutung seine zehnjährige Thätigkeit als Leiter der gemeinsamen Arbeiten der meist aus dem Kreise der Geistlichen gewählten Synodalvertreter für innere Mission. Auch diese unter sichtlichem Segen arbeitende Institution ist seine eigenste Schöpfung, welche seitdem in anderen Provinzen erfolgreich nachgebildet worden ist. In diesem Kreise hat er seine Befähigung zum „pastor pastorum“ seit lange auf das trefflichste bewährt. Seiner dort bewiesenen Gabe für die kirchliche Arbeit hat auch die Anerkennung der theologischen Wissenschaft nicht gefehlt. Im Jahre des Lutherjubiläums hat ihm die theologische Fakultät der Universität Halle die Würde eines Doktors der Theologie verliehen.

So sieht denn die Provinz Sachsen Johannes Hefekiel mit großem Schmerze scheiden, während die Provinzialkirche von Posen ihren neuen Generalsuperintendenten mit Dank und Freude begrüßen wird.

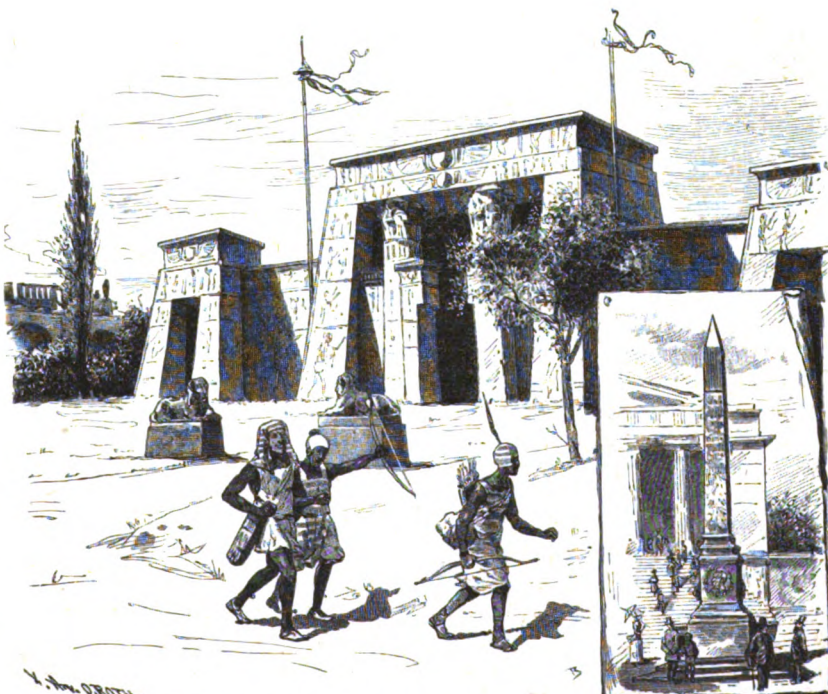
Die Segenswünsche unsers greifen Kaisers, welcher am ersten Pfingstfesttage sich in eingehendster und verständnisvollster Weise mit ihm über die seiner in Posen wartenden Aufgaben in einer langen Audienz unterhielt, begleiten Hefekiel auf seinen neuen Posten. Dem ehrwürdigen Haupte der evangelischen Landeskirche werden sich gewiß alle Glieder derselben von Herzen anschließen.

Im Sophtenstift.

Erzählung von Hans Warring.

„Wo habe ich dieses Gesicht schon gesehen?“ fragte er sich, als er einen Augenblick stehen blieb, um dem großen,

etwas gebeugt gehenden Herrn nachzublicken, der langsam die sonnenbeschienene Straße hinabschritt. Dieser hatte, aus einer Seitengasse tretend, seine Schulter gestreift und dann nach einigen höflichen Worten der Entschuldigung, wobei er gleichgültig vor sich hingeblickt hatte, wie Kurzsichtige pflegen, seinen Weg mit leise hinkendem Schritte fortgesetzt. „Wo habe ich dieses Gesicht schon gesehen?“ fragte sich der Nachblickende noch einmal. „An seinem inneren Auge glitten die Bilder der Vergangenheit rasch vorüber. Die letzten Jahre boten wenig, was des Verweilens wert gewesen: Sor-



Das Pergamonfest in Berlin: Ägyptischer Tempelbau im klassischen Dreieck.

Obelisk vor dem Zeus-tempel.

gen aller Art — nüchterne, angestrenzte Arbeit, und endlich als Lohn der Mühe: die Aussicht auf bessere Tage. Weiter zurück mußte er greifen, zurück in die Tage der Jugend, jene Tage, die mit unvergänglichem Glanze umwoben sind. Und plötzlich wie ein Blitzstrahl kam ihm die Erkenntnis — er hatte gefunden, was er suchte. Vor ihm tauchte eine Jünglingsgestalt auf, hoch und schlank, eine vornehme, ritterliche Erscheinung. Wie von Sonnenschein umgeben sah er das blonde Haupt mit den feinen Bügen und dem ernsten, tiefen Blick. „Also hierher hat er sich geflüchtet, in die Einsamkeit dieser alten, stillen Bischofsstadt! Das ist das Ende der stolzen Hoffnungen, die eine zärtliche Mutter auf ihn gebaut! Armer Mann, er hätte besseres verdient! Er war ein guter Mensch und ein klarer Kopf — er hätte es weiter bringen können. Denn seine schönen Gaben wurden von einem Namen unterstützt, der einen guten Klang hat in den Annalen unserer vaterländischen Geschichte. — Groß — Richard von Groß! — Wie doch Zeit und Entfernung auslöschen können, was man für unauslöschlich gehalten! Ich habe mich zu dem ernsten, sinnigen Gesellen mehr hingezogen gefühlt, als zu irgend einem andern Gefährten jener glücklichsten Zeit meines Lebens, und doch konnte mir sein Bild so entschwinden, daß ich mich sogar auf seinen Namen besinnen mußte!“

Mit leisem Kopfschütteln blickte er der Gestalt nach, und ihm kam der Wunsch, dem ehemaligen Studiengenossen die Hand zu drücken. Aber er verwarf diesen Gedanken rasch wieder, durfte er sich in ein Leben drängen, das den Frieden im Vergessen alles Vergangenen suchte? — Jener Mann hatte mit der Vergangenheit gebrochen — sollte sein Erscheinen ihn wieder an jene Tage erinnern, die ihn aus seiner Lebensbahn gerissen? Nach kurzem Zögern wandte er sich entschlossen ab und schritt die Straße in entgegengesetzter Richtung hinauf. Wozu Fäden wieder anknüpfen, die einmal zerrissen waren? Auch für ihn hatten jene Tage Schmerz gebracht, an dem er manches Jahr getragen. Jetzt war er zur Ruhe gekommen. Der Weg ernster Pflichten hatte unerfüllbare Wünsche in ihm zum Schweigen gebracht, und ein gesegneter Weg war es gewesen, ein Weg, der ihn innerlich und äußerlich zum Manne gereift. Lächelnd schaute er an sich nieder. „Ich könnte mich meiner breiten Schultern und meiner stämmigen Glieder fast schämen neben diesen schmalen Städtlern,“ murmelte er. „Und nun gar neben ihm, mit seinem früh ergrauten Haar und seiner gebeugten Gestalt! — Nein, besser ist besser! Was hätten wir uns auch zu sagen! Er wird vermeiden, von seinen Erfahrungen zu sprechen, und die meinigen lohnen des Erzählens kaum. Arbeit und immer wieder Arbeit — das ist der Anfang und das Ende!“

„Heiß, unerträglich heiß!“ sagte er, als er seinen Weg durch die sonnendurchglühten Straßen verfolgte — „für meinen Klee zuträglich, als für mich! Sie werden den letzten heute einbringen — ganz ohne Regen — was für ein Futter! — Und wenn es bei diesem Wetter bleibt, hauen wir noch in diesem Monat den Roggen an.“ — Er lächelte. „Immer mit allen Gedanken bei der Wirtschaft! Und dennoch meinte ich einst das schwerste Opfer zu bringen, als ich meiner juristischen Laufbahn entsagte, um das verschuldete Gut zu übernehmen. Nun, es ist besser gekommen, als ich zu hoffen wagte. Ich habe mich in die übernommenen Pflichten gefunden, und was mir anfangs eine Last war, ist jetzt Glück und Zweck meines Lebens geworden. — Glück und Zweck? — Ja, warum nicht! Wenn man die Arbeit nicht als das Mittel betrachten darf, einer geliebten Frau das Leben schön und leicht zu gestalten, seinen Kindern den Weg zu bahnen, dann muß man sich begnügen, sie als Zweck seines Lebens gelten zu lassen.“ — Er blieb stehen, und wieder ging ein Lächeln über sein Gesicht. „Was doch diese alten Erinnerungen für eine Macht über uns haben! Diese an meine einstige Liebe und ihr rasches Ende macht mich sentimental, mich, den praktischen Realisten! Vergiß nicht, Freund Hochmark, daß du in die Stadt gekommen bist, Rapps- und Woll-

geld einzustreichen, denke an deine Besorgungen und mache dir keine Kopfschmerzen über Vergangenes!“

Er zog aus der Brusttasche seines Überrocks eine Brieftasche hervor und ließ seinen Blick über die Reihe seiner für den Stadtaufenthalt notierten Besorgungen streifen. „Abgemacht! — abgemacht! — Wahrhaftig fertig bis auf den Justizrat und die Pachtung! Den Rest meiner Zeit habe ich also noch für dieses wichtigste Geschäft frei. Wenn es mir gelänge, die Pacht zu erhalten — Herrgott, was würde das für eine Wirtshaft! Die Flußwiesen sind unbezahlbar und versagen nie. Meinen Viehstand könnte ich verdoppeln, meine Meierei mit Zentrifugalmaschine einrichten! Und den Jüngferchen im Stifte sollte dieses Geschäft auch nicht zum Schaden gereichen. Also mit dem Justizrat gesprochen! Er hat eine gewichtige Stimme im Kuratorium, und von seiner alten Freundschaft darf ich auf seinen Beistand hoffen!“

Er knöpfte seinen Überrock wieder zu und schritt entschlossen vorwärts. Manches Auge haftete an der mächtigen Gestalt, an dem sonnengebräunten, von braunem Haupt- und Barthaar umgebenen Gesicht, und an den hell und offen bliden Augen des Mannes, aber er merkte es nicht, auch nicht, daß es meist schöne lachende Frauenaugen waren, die ihm folgten. Unbeirrt durchschritt er die breiten Straßen der Neustadt, machte durch seinen wuchtigen Schritt die Planken der alten Brücke erzittern, die nach dem ältesten Teile der Stadt, dem jenseit des Flusses auf einer Halbinsel gelegenen stillen grünen Domviertel führte, und suchte sich seinen Weg durch die engen, gewundenen, von hohen Giebelhäusern eingefassten Straßen nach dem Domplatze, wo in dem ehemaligen Kapitels- hause der Justizrat Vergentien, der erste Kurator des Sophienstiftes, wohnte. Als er nach einer halben Stunde wieder aus dem Hause trat, hatte sein Gesicht einen zufriedenen, zuverlässigen Ausdruck.

„Das ging glatter ab, als ich dachte — seine Stimme ist mir sicher! — Und die anderen Herren würden auch überzeugt sein, daß sie die Stiftsländereien keinem zuverlässigeren Pächter anvertrauen könnten. Wie schmeichelhaft! — Es ist eigentlich nur Gerechtigkeit, aber doch freut man sich, wenn man für sein bescheidenes Wirken ein bißchen Anerkennung findet.“ — Er schritt die Stufen vor dem Hause hinab. „Das Schicksal ist stärker als der Wille,“ murmelte er mit leisem Lächeln. „Es steht in den Sternen geschrieben: ich soll ihn wiedersehen. Also Rendant des Stiftes ist er — eine bescheidene Stellung für einen Groß! Und bei ihm soll ich Karten und Bedingungen einsehen. Das entscheidet! Gegen Abend soll er am wenigsten beschäftigt sein — wohl, so gehe ich gegen Abend! Denn wenn er Lust hat, unsere alte Bekanntschaft zu erneuern, soll ihn Mangel an Zeit nicht daran hindern. Bis dahin kann ich noch einmal auf die Maschinenausstellung, um mir die Zentrifugalmaschine anzusehen. Mir scheint, ich werde sie brauchen können!“

Er schritt über die Brücke zurück und wandte sich der am Flusse gelegenen Gießerei und Maschinenfabrik zu.

Die Sonne sandte schon schräge Strahlen und durchleuchtete im roten Schein das Blättergewirr des alten Stiftsgartens, als Hochmark durch den niedrigen Thorbogen trat, welcher die kleine stille Welt des Sophienstiftes von der außenliegenden schied. Sein Weg war zu beiden Seiten mit zerbrockeltem Mauerwerk eingefast, über welches sich die Wipfel hoher alter Bäume erhoben. Rings war es still, nur das Summen der Mücken hörte man in der von der Sonnenhitze des Tages noch flimmernden Luft. Nach etwa hundert Schritten öffnete sich der Weg. Rechts auf freiem Platze erblickte er ein kleines, von hohen Linden beschattetes Kirchlein, die Miserikordienkapelle, das älteste Baumerk der Stadt, die jetzige Kirche der Stiftsgemeinde. Links lag ein weiter, schattiger Hof, zwischen dessen Steinplatten das Gras üppig empor- schoß. Einen Augenblick blieb er am Eingange stehen und blickte um sich. In welche stille, abgeschiedene Welt war er hier getreten! Dort zwischen Hof und Garten lag „das alte Stiftshaus“, das einstige Bischofschloß, ein hoher, alters-

grauer Bau, der düster in den stillen Hof schaute. Dem Eingange gegenüber erhob sich ein Haus neueren Ursprungs, weniger hoch und imponierend, aber viel wohlicher und behaglicher ausschauend. Die dritte Seite des Hofes wurde von einem einstöckigen Hause mit hohem Dache und großem Giebel eingenommen. „Das Beamtenhaus,“ sagte sich der Besucher, und hierher lenkte er seine Schritte. Was für einen lauten Widerhall weckte sein Fuß auf diesem stillen Plage!ögernd trat er in den weiten, halbdunkeln Flur. Rechts auf kleiner Porzellanplatte las er: „Freiherr von Kroß.“ Ein Lächeln zuckte um seinen Mund — der Freiherrntitel schien ihm zu der Stellung eines Rendanten nicht recht zu passen. Im nächsten Augenblicke aber machte er sich ob dieser Regung der Ironie Vorwürfe. „Er hat doch das Recht, den Titel zu führen — weshalb sollte er es aufgeben?“ fragte er sich. Dann wandte er sich der gegenüberliegenden Thür zu, die, wie ein Schild meldete, zum Bureau und zur Kasse des Stiftes führte. Leise klopfte er, und „herein!“ rief eine Stimme innen.

„Kann ich Herrn von Kroß sprechen?“ fragte der Gast. Einen Augenblick stand er geblendet von dem grüngoldenen Licht, das durch die Fenster ins Zimmer strütete. Auch dieses Haus war auf der Rückseite von grünem Laubgewirr umwoben, das bewegliche Schatten auf Dielen und Wände zeichnete. Und in diesem raschen Wechsel von Licht und Schatten sah er eine Gestalt sich vom Schreibtische erheben. „Womit kann ich dienen? ich bin der, den Sie suchen!“

„Justizrat Bergentien hat mich hergewiesen. Es handelt sich um die zu vergebende Pacht des Stiftsgutes Dombangen, dessen Karte ich einzusehen wünsche. Die Ländereien grenzen an meine Besitzung — die Pachtung liegt daher in meinem besonderen Interesse.“

Er überreichte seine Karte, die jener mit einer Verbeugung in Empfang nahm. Als er aber seinen Blick darauf heftete, gewahrte Hochmark, daß er leicht zusammenschrak und daß seine Wangen sich mit plötzlichem Rot färbte. Einen Augenblick stand er abgewandt, dann sagte er höflich: „Haben Sie die Güte, sich zu setzen, Herr Hochmark — ich lege Ihnen Karten und Bedingungen sogleich vor. Die alten Bestimmungen sind nicht ganz bequem für den Pächter, da sie ihm gewisse Naturalprästationen auferlegen, die sich ohne Einbuße für die Stiftsdamen bisher nicht haben ablösen lassen. Darauf aber wird bei Bestimmung der Pachtsumme Rücksicht genommen. Sie werden finden, daß dieselbe — —“

Seine Worte wurden für den Gast unverständlich, da er sich eifrig in den tiefen Fächern eines Wandchranks zu thun machte. Endlich hatte er gefunden, was er suchte — mit Schriften und Karten im Arm, trat er an den Tisch.

„Dies ist die neueste Karte von Dombangen — sie ist ganz zuverlässig und genau. Und da die Größe und Bodenqualität jeder einzelnen Parzelle vermerkt ist, wird sie Ihnen bei der wünschenswerten Neueinteilung der Felser von Wert sein. — Aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? Es wird freilich in diesem Zimmer etwas früh dunkel. Ich werde sogleich nach Licht klingeln — —“

Seine Hände zitterten, als er die Papiere auf dem Tische ausbreitete. Der Gast hatte sich noch immer nicht gesetzt. Er stand neben dem Tische und blickte auf den über die Schriften gebeugten, erregten Mann hinab, durch dessen Haar sich schon mancher Silberfaden zog. Die einstige Jugendschöne hatte die Zeit verweht, aber die feinen, edlen Züge des sympathischen Gesichtes, den Ausdruck von Wärme und Güte hatte sie ihm nicht rauben können. In dem Herzen des Gastes wallte es warm auf. Einem raschen Impulse folgend, hatte er mit seinen beiden kräftigen Händen die weiße schmale Rechte seines Wirtes ergriffen und hielt sie mit herzlichem Drucke fest.

„Kroß, — lieber Kroß!“ sagte er leise.

„Also du bist es wirklich — das — das ist mir in der That eine große, unerwartete Freude!“ sagte Kroß mit einer Stimme, die sich erst allmählich festigte. „Mein Gott, wie lange ist es her, daß wir uns nicht gesehen haben!“

„Als ich zuletzt von dir hörte, lebstest du in H. — das sind freilich schon mehrere Jahre her.“

„Ja, seitdem habe ich meinen Wohnsitz mehrfach geändert. In meiner jetzigen Stellung bin ich seit fünf Jahren.“

„Und ich hatte keine Ahnung davon, obgleich ich hier auf meinem Gute lebe, kaum vier Meilen von dir entfernt! Es ist kaum glaublich, daß wir uns heute erst zusammenfinden.“

„Ich lebe sehr still und verlasse unser Stiftsviertel nur selten. Deinen Namen habe ich freilich ab und zu im Fremdenblatte gelesen. Aber da ich nicht wußte, daß auch du deiner juristischen Laufbahn untreu geworden bist, so konnte ich in dem Herrn Hochmark auf Kettlau nicht meinen einstigen Studien-genossen vermuten.“

„Ja, siehst du, auch ich habe meinen ehrgeizigen Plänen entsagt. Du entsinnst dich doch, daß wir allerlei Großes vom Leben erwarteten?“

„Junge Köpfe und junge Herzen!“ sagte jener mit trübem Lächeln.

„Aber die Vorsehung hat es gut mit mir gemeint. Was mir ein Opfer war, ist zu meinem Glücke ausgeschlagen. Jetzt bin ich mit Leib und Seele Landwirt und kehre um alles in der Welt nicht wieder zu den Akten zurück.“

„Und weshalb mußtest du sie aufgeben?“

„Auch ich hatte für etwas Liebes zu sorgen — für meine junge Schwester,“ setzte er rasch hinzu, als er ein Zucken im Gesichte des anderen bemerkte. „Sie war hilflos und von zarter Gesundheit, und es galt, ihr und mein kleines Vermögen zu retten, das bei einem notwendigen Verkauf des Gutes gefährdet war. So bin ich Landwirt geworden.“

„Du lebst jetzt mit deiner Schwester zusammen — oder bist du verheiratet?“

„Nein, ich lebe allein, meine liebe Schwester habe ich vor vier Jahren verloren. Du kannst dir denken, daß so ein Leben auf dem Lande, ohne weitere Gesellschaft, als meine beiden Inspektoren, und als einzige Repräsentantin des schönen Geschlechtes meine alte Wirtin, nicht eben sehr gemüthlich ist. — Aber erzähle mir etwas von dir! Daß du Wittwer bist, weiß ich. Hast du Kinder?“

„Zwei.“

„Dann weißt du doch, für wen du lebst und sorgst! Es muß doch ein großes Glück sein, Kinder zu haben.“

„Jawohl!“ sagte der andere tonlos.

„Allerdings mag dir und ihnen die Hausfrau und Mutter fehlen. Wer erzieht die Kinder — wer achtet auf sie, wenn du in deinem Bureau bist?“

„Meine Cousine Elisabeth nimmt sich meiner Kinder an. Entsinnst du dich ihrer?“

Die Sonne war untergegangen, und Dämmerung füllte den hohen Raum. Aber dennoch hielt Hochmark es für nötig, sein Gesicht in größere Entfernung von seinem Freunde zu bringen. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, und erst nach einer Pause kam seine Antwort.

„Jawohl, ich erinnere mich,“ sagte er.

„Es ist ihr gegangen, wie es oft vielumworbenen Mädchen geht: sie hat sich nicht verheiratet. Jetzt lebt sie hier im Stifte bei einer alten Tante, der Schwester ihrer und meiner Mutter. Ich kann dir nicht sagen, wie viel die Kinder und ich ihr in diesen Jahren schuldig geworden sind!“

Es entstand eine Pause im Gespräche — die beiden Männer schienen in Gedanken versunken.

„Also hier — auch sie!“ sagte Hochmark endlich leise.

„Ja, sie lebte seit dem Tode meiner Mutter, die sie bis zur letzten Stunde treu gepflegt hatte, bei Verwandten. Dann, als ich hier Rendant wurde, zog sie zu den alten Stiftsfräulein, um sich meiner Kinder anzunehmen. — Aber verzeih, ich bin ein nachlässiger Wirt! — Für Karten und Pachtbedingungen ist es heute doch schon zu spät geworden. Deshalb schenke mir den Abend — laß es dir an meinem einsamen Tische gefallen!“

(Fortsetzung folgt.)



Das Pergamonfest in Berlin: Die Quadriga des Königs im Festzuge.

Das griechische Fest der Berliner Künstler.

Seitdem die Trümmer der pergamenischen Bildwerke einen der größten Schätze der königlichen Museen in Berlin bilden, tauchte auch das Verlangen auf, durch ergänzende Nachbildung und passende Aufstellung derselben der schaffenden Phantasie einen Anhalt zu geben, sich jenen berühmten Altar des Heiligtums zu Pergamon aufzubauen, von dem die alten Schriftsteller als von einem Wunderwerke berichten. Als nun die zur Jubiläumsausstellung gehörige Parkdecke, welche der Berliner mit bekannter Schlagfertigkeit der Bierauschanke

wegen seiner Zeit das „naße“ Dreieck benannt hatte, durch den Bau eines griechischen Tempels sich in das „klassische Dreieck“ verwandelte, trug man jenem Verlangen insofern Rechnung, als dem gewaltigen Unterbau restaurierte Abgüsse von den Resten des pergamenischen Frieses eingefügt wurden. An diesen architektonischen Versuch der Wiederbelebung barbarisch zerstörter Schönheit knüpfte sich dann der Gedanke, die an-



Das Pergamonfest in Berlin: Im Feldlager.

titifizierende Szenerie zu einer Darstellung zu benutzen, welche in Form eines Kostümfestes für die kurze Zeit weniger Stunden ein Bild antiken Lebens darboten sollte, so gut dies auf Grund der Überlieferungen und der Kunststufe mit neuzeitlichen Mitteln möglich ist.

Es würde zu weit führen, die emsige und eifrige Thätigkeit der Vorbereitungen zu schildern, nur sei hervorgehoben, daß Künstler und Gelehrte sich zu gemeinsamem Schaffen verbanden, das um so energischer wurde, je mehr sich herausstellte, daß „die Heimkehr des siegreichen König Attalos“ nicht nur Gelegenheit zur Entfaltung eines glänzenden Triumphzuges gäbe, sondern auch eine Anzahl ethischer Momente enthalte, deren Ausführung das Durchschürfen des Altertums erforderte.

Der bloße Prunk des Festzuges konnte nicht genügen, es mußte der Thatfache Rechnung getragen werden, daß von der untergegangenen ehemaligen Größe und Pracht nur Bruchstücke eines Altars erhalten blieben, eines den Himmlischen geweihten Werkes von Menschenhand, an welchen noch heute erkannt wird, daß die Ehrfurcht vor dem Göttlichen der Grund war, auf dem irdisch Herrliches erblühte. Darum galt es auch, diese Ehrfurcht in einer feierlichen Handlung aus alter Zeit zu versinnbildlichen und zwar in dem Dankopfer des siegreichen Königs von Pergamon, der Schwert und Lorbeer der Pallas Athene darbringt, die Segnungen des Friedens preisend, unter dessen Schutz die Künste köstliche, das Leben verschönernde Gaben wirken. Wir alle, in deren Erinnerung sich die große Zeit unauslöschlich einprägte, welche durch heiße ruhmreiche Kämpfe dem Deutschen Reiche Einigung und Frieden brachte, müssen in diesem herrlichen Spiel eine tief ernste Symbolik erblicken, und wie die Kunst oft durch Allegorie und Symbolik spricht, ward es auch hier klar, daß dieses Künstlerfest — gleichsam ein lebendes Bild in kolossalem Maßstabe — mit seiner Feier die Gegenwart versinnbildlichte, deren Blätter in der Geschichte den Wahrspruch tragen werden: „Durch Kampf zum Frieden.“

Der Kaiser, auf dessen Wunsch das Fest früher gefeiert



Das Pergamonfest in Berlin: Reiterkampfspiele.

werden sollte, als ursprünglich beabsichtigt war, ließ sein Erscheinen nach der Katastrophe in Bayern ablagen, besuchte jedoch den Ausstellungspark am Tage vorher während der Vorbereitungen und trat auch in das Caprihaus ein, dessen originelle Ausstattung ihm große Freude bereitete. Der hohe Herr zeigte dadurch, daß er die Vorarbeiten in Augenschein nahm und das Künstlerheim mit seiner Gegenwart beehrte, einen wie außerordentlichen Anteil er an dem Feste der Berliner Künstler nähme. Die humoristischen Schöpfungen der



Das Pergamonfest in Berlin: Oteria zum klassischen Dreieck.

Plastik und Malerei, welche der Oteria den ihr eigenen Reiz verleihen, betrachtete der Kaiser mit vielem Wohlbehagen und äußerte dem Relief gegenüber, das den Schöpfer des Caprihauses, den Maler Chrentaut darstellt, wie derselbe den Pegasus und den Erbauer, den Baurat Thiede, mit Berliner Weißbier begeistert: „Dies Bildwerk muß erhalten bleiben.“ Nicht minder amüsierte der Kaiser sich über ein parodistisches Konterfei des Zeus-tempels, dessen polychromes Giebelfeld auf das scherzhafteste durch Spielwarenpuppen tarifiert wird. Der Obelisk, mit welchem der Erbauer des Tempels sein eigenes Werk in unerklärlicher Weise beeinträchtigte, präsentierte sich in Gestalt einer Riesenzigarre, die ebenso gut wie das Original die Aussicht versperrt. Als der Kaiser, von lautem Hochrufen begleitet, die Oteria verlassen hatte, blieb das wehmütige Gefühl, den Kaiser an dem Feste vermissen zu müssen, zurück; den Zug der Herzensgüte aber und die Leutseligkeit, die in diesem Besuch sich aussprachen, wird niemand vergessen, dem das Glück zu teil ward, den Heldengreis und Friedensfürsten mitten unter den Künstlern zu sehen.

Es war, als wäre dem Kaiser das Hohenzollernwetter gefolgt, denn ungewohnte Kälte und strömender Regen verstellten die Aufführung des Festes, das erst acht Tage später stattfinden konnte, nachdem von der Sternwarte eine Aufbesserung der Witterung in Aussicht gestellt worden war. Am Freitag den 25. Juni bot das klassische Dreieck einen außergewöhnlichen Anblick. In zwei Halbkreisen erhoben sich Tribünen, die dem Platz das Ansehen eines antiken Amphitheaters verliehen, als die Zuschauer, etwa gegen siebentaufend, die Sitz- und Stehplätze eingenommen hatten, von denen die letzteren unnötig gewesen wären, wenn der Obelisk sowohl aus künstlerischen wie praktischen Gründen einen anderen Aufstellungsort gefunden hätte. — Kurz vor sechs Uhr erschien zur freudigen Überraschung der Versammlung der Kronprinz mit Gemahlin und Töchtern, und das Fest begann. — Schweigend und ernst lag der hellschimmernde Tempel da mit seiner Riesentreppe, und erwartungsvoll schwiegen die Zuschauer, als der Herold (Professor Hertel, in leuchtendes Rot gekleidet) unter lang-

gezogenen Posaunenklängen vortrat und mit vernehmlicher Stimme den Prolog sprach, aus dem wir folgende Strophen anführen:

Was ihr Deutschen erlebtet am Vaterland,
Des' schaut ihr ein Gleichnis in fremdem Gewand:
Denn so wie der Tempel, die Burg, der Altar
Verschüttet, auch Deutschlands Ehre war;
Da auferstand in gewaltiger Zeit
Des alten Reiches Herrlichkeit.
Wie das, was verborgen der Erde Schacht,
Ans Licht der Sonne ward neu gebracht —
Daß die Völker staunen und lauschen —
So Deutschlands Name, verkannt und verlacht,
Zu neuem Klang ist er herrlich erwacht,
Und die alten Eichen, sie rauschen:
Dank Kaiser Wilhelms heiliger Macht!

Bei diesen Worten brachen die Zuschauer in laut brausenden Jubel aus, in den sich schmetternde Fanfaren mischten. Von diesem Augenblicke an machte sich eine weihevollte Stimmung, die wahre Feststimmung geltend, das Publikum hatte die Absicht der Künstler erkannt und gab sich von nun an willig den beziehungsreichen Eindrücken hin. Der Herold schloß seine Anrede mit den Versen:

Posaunen erwecken die alte Zeit,
Lebendig wird Längstvergangenes heut.
Zweitausend Jahre denket zurück:
Ihr schauet die Tage von Pergamons Glück.
Barbaren bedrohten Reich und Land,
Der König schlug sie mit starker Hand;
Nun kehrt er heim, mit dem Siege geschmückt,
Die Seinen umjauchzen ihn hochentzückt.
Zu opfern naht dem Altar
Held Attalos mit Heereschar!

und der Zauber der Kunst — hier die Kunst der Darstellung von Künstlern ausgeübt — erweckte Längstvergangenes zu flüchtigem Leben in beweglichen Bildern.



Das Pergamonfest in Berlin: Händler mit bemalten Vasen und Figürchen.

Ferne Tubenklänge antworteten den Trompeten der Heroldsbälser. Der Herold selbst trat in den Tempel zurück, und schweigend wie vorher lag der Festplatz mit der Feststraße da. Immer näher aber erklang die Musik des nahenden Zuges,

bis der Rat der Älten, Greise, die Stirnen mit Grün bekränzt, rote Mäntel über den schweren, langen weißen Gewändern, goldene Stäbe in der Hand, durch die gurlandenumwundene Triumphpforte zogen und würdigen Schrittes dem Tempel zu wandelten. Ihnen folgten die Bläser mit Musikinstrumenten, die alten Bildwerken nachgeformt waren und deren Klang etwas Fremdartiges, Wildes hatte. Während die Spielleute vor dem Obelisken Stellung nahmen, schritt der Rat der Älten fürbaß. Ihm schlossen sich Hirten



Das Pergamonfest in Berlin: Griechenland beim Weißbier.

und Landleute an, mitlaufendes Volk, das dem Areopag nacheilte, um den König vor dem Tempel zu empfangen, die Gefangenen zu sehen, welche er voraussendet, und die Beute aus fernen Landen.

Die Männer und Knaben, in Felle gekleidet oder in dürftiges Gewand, Hirtenhüte auf den Köpfen oder die phrygische Mütze, mochten manchem wohl „ungriechisch“ vorkommen, aber auch sie waren nach alten Bildwerken und Mosaiken kostümiert, da doch das Volk damals nicht herumliefe, wie die Gewandstatuen und Götterbilder der Museen. Den Hirten folgten Jäger mit erlegtem Wild, Hunden, Speer und Netz, die Gärtner und Gärtnerinnen brachten Blumen und Früchte.

Noch bevor der Rat der Alten, geleitet von Professor Döpler, den Tempel erreicht hatte, schritt aus der Vorhalle der Zug der Priester in weißen Gewändern, das Haupt bekränzt, die Treppe hinab. Ihnen folgten Priesterinnen in weiß, Goldbinden um die Stirne, Palmenzweige in den Händen tragend. Diesen schlossen sich die Sänger an, hundertfünzig an der Zahl, farbig gekleidet, mit Rosen bekränzt. So wallte der Priesterzug dem Königszuge entgegen: ein Moment voller feierlicher Würde und Ernst. Nicht Kinder oder Knaben spielten hier, sondern ergraute Männer, deren Namen die Kunstgeschichte bereits verzeichnete, wirkten mit zur Verkörperung einer künstlerischen Idee. Unter den Sängern — die außerlesensten Stimmen Berlins — waren Professoren der Universität und der Gymnasien, Mediziner, Sänger von Beruf, die sich mit großer Bereitwilligkeit den mühseligen Proben unterzogen hatten.

Während der immer mehr und mehr anwachsende Königszug die Freitreppe des Tempels hinaufstieg und sich oben auf der Plattform gruppierte, stellten Priester, Priesterinnen und Sänger sich bei dem Obelisten auf, den König erwartend, dessen Ankunft die Leibwache zu Fuß in Rüstung, Helmen mit blauen Roßhaarkämmen, ankündete. Vorher aber erschienen in farbenreichen Gruppen gefangene Völker: asiatische Barbaren, Syrer, Parther, Judäer, ein Wagen mit gefangenen Frauen und Jungfrauen von Döpler d. J. arrangiert. Hoch oben auf diesem stoffelbäumig aufgebauten Wagen erhob sich die rührende Gestalt einer gefesselten Fürstin, deren Schönheit den Siegeszug verherrlichen mußte.

Immer farbenprächtiger entwickelt sich der Zug, die erbeuteten Schätze werden von rüstigen Kriegerern getragen, die Opferstiere mit vergoldeten Hörnern, die Mauerbrecher, Steinschleuderer, festlich bekränzt, werden dem Zuge eingereicht. Eoögeschrei, triumphierende Musik ertönt, Auge und Ohr werden im wahren Sinne des Wortes bestürmt von diesen lebensvollen Rundgebungen.

Da schweigt die tobende Siegerfreude. Sanfte Flötenmusik ertönt. Die Priesterinnen der Athene in rubinroten Gewändern, Knaben mit Blumen und Zweigen ziehen lieblich daher, und nun erscheint in dem Triumphbogen die Quadriga des Königs (Professor Paullen).

Vor dem goldenen, mit Elfenbein und farbigen Steinen ausgelegten Siegeswagen sind vier milchweiße Rosse mit kurzen starren Mähnenkämmen, genau nach antikem Vorbilde angeordnet, eine goldene Nise erhebt sich in leicht schwebender Neigung auf dem Hinterrande des Wagens und hält den goldenen Kranz über den Standplatz des Triumphators. Attalos selbst, in ein langes gelbseidenes Untergewand gekleidet, das mit Gold gestickt von dem ebenfalls goldornamentierten Purpurmantel überwallt wird, trägt auf der Brust das glänzende Sonnenschild, auf dem Haupte Goldkronen mit frischgrünem Lorbeer.

In diesem Augenblicke bricht die Abendsonne durch das Gewölk und bestrahlt ein goldiges, farbenprächtiges Bild von einer nicht mit Worten wiederzugebenden Höhe und Schönheit. Die Priester erheben die Hände, den König zu segnen, und der Sängerkhor begrüßt ihn mit festlichem Hymnus: „Heil Attalos dir!“ Knaben und Mädchen, Thyrsosstäbe schwingend, begrüßen die Quadriga, der die Feldherren folgen und die reitende Leibwache. Wettkämpfer und Volk beschließen den Zug.

Von der Ausdehnung des Zuges gibt die Zahl der Mitwirkenden einen Anhalt zur Schätzung. Es nahmen gegen dreizehnhundert Personen daran teil, worunter acht Gespanne und sechzig Reiter — von der malerischen Wirkung, von den charakteristischen Gruppen, von der Pracht und Feierlichkeit des Ganzen läßt sich jedoch keine Beschreibung machen, die auch nur annähernd dem Gesehenen entspräche.

Als nun der König vom Oberpriester (Baumeister Fingerling) die Stufen des Tempels hinauf zum Altar geleitet worden war, entflammte dort das Feuer auf den Befehl des Königs:

Entzündet die Lohe und preiset mit mir
Den Siegverleiher, den Gott der Schlacht,
Ihm reichet Attalos Schätze und Macht.

Sanfte Flötenmusik erklingt. Die Priesterinnen tragen in feierlichem Umzuge die goldene Statue der Athene um den Altar und stellen sie auf ein Postament hinter demselben, so daß sie im Widerschein der Flamme erglänzt. Die Priesterin der Athene (Frl. Gekner), in weiß und gold gekleidet, tritt vor und spricht zum König eine poetische Mahnung, deren Schlußworte mit bezug auf Pallas Athene lauten:

Im Frieden waltet sie — den Frieden hege,
Erhab'ner Fürst, der Gottheit weise dich,
Die meine Jungfrau'n jetzt dir feierlich
Entrollen und befehlen deiner Pflege:
Athene schau, der Friedenskünste Hort,
Ihr diene dein beglücktes Volk hinfort!

Attalos legt Schwert und Lorbeer zu Füßen der Friedensgöttin nieder, während die Priesterinnen in feierlichem Rhythmus den Opferreigen tanzen.

Aber nicht nur mit dem Worte bekennt der siegreiche König die Absicht, dem Frieden zu dienen, großmütig schenkt er den Gefangenen die Freiheit.

Auf diese Botschaft durchzittert ein tausendstimmiger Jubelruf die Luft. Die Entfesselten stürzen zum König hinauf, den Saum seines Kleides dankbar zu berühren, die Hand zu küssen, welche die Freiheit gab. Blumen werden dem Könige zugeworfen. Schwärme von Tauben flattern auf, der Großmut huldigt das Volk.

Diese Szene war von einer derart ergreifenden Unmittelbarkeit, daß mehr als einem Zuschauer die Augen feucht wurden, sie bildete den Höhepunkt des Festes.

Nun galt es, von dem ernststen Teile der Feier zu dem Volksfeste überzuleiten, zu dem Teile, der heiterer Fröhlichkeit gewidmet werden sollte. Die gymnischen Spiele, Wettlauf mit brennenden Fackeln, Speerwerfen, Ringkämpfe, Schwertertänze, Reitergefechte erregten die Teilnahme der Zuschauer in hohem Grade, und die hierauf folgende Pantomime von Dr. Emil Jacobsen „der Bildhauer von Tanagra“ entsprach altgriechischer Gepflogenheit, nach welcher dem Zuschauer auf die erschütternde Tragödie ein Satyrspiel geboten werden mußte. Der Versuch, hier die Massen der griechischen Komödie zur Anschauung zu bringen, fand den Beifall der Versammlung; die Darven waren von dem genialen Bildhauer Hundrieser modelliert und ließen deutlich erkennen, wie große Wirkungen vor zweitausend Jahren erzielt worden sein mochten.

Der Zug ordnete sich wieder, und nachdem der König noch am Dionysostempel vom Priester des heiteren Gottes (Julius Rohmeyer) mit schwungvollen Versen begrüßt worden war, zog die Solbateska in das Feldlager, das noch bis spät hin entzündende Bilder aus dem Kriegerleben darbot.

Das Volksfest begann.

Der Ausstellungspark war in einen antimodernen Jahrmarkt verwandelt worden, auf dem sich in der künstlichen Mondnacht des elektrischen Lichtes ein so lustiges Leben und Treiben entwickelte, eine solche Fülle von Humor und Scherz gependet ward, daß selbst die Veranstalter des Festes überrascht wurden. Da war Kränzwinderei, ägyptisches Antiquariat und Entschleierung des Bildes von Saiz, eine ägyptische Rutschbahn, Fächermalerei, Garküche, in der man spartanische schwarze Suppe haben konnte, Olivenverkäufer, Schmuckhändler, atheniensische Anöchelbude, Zuckerbäckerei nach pompejanischem Modell, Nektarausschank, Magierbude, Diogenes,

Wechselbude, Thonwarenhandlung, attische Singspielhalle, Arzneibude, worin dreifach destilliertes Milchwasser verkauft wurde, Sanitätswache, Tierbude, Herkuleskrastmesser, das trojanische Pferd, Überfahrt über den Styr (eine ganz grauliche Sache, man landete im Charonsnachen an einer düsteren Felsengrotte, wo Trion und Tantalus ihre Marter erduldeten) das Orakel von Delphi, mit einer alten Pythia und einer jnnigen, deren geistreiche Antworten außerordentlich imponierten, der Isiszug, die Schindung des Marzhas und mancherlei des Schalkhaften mehr, fast zu viel, um an einem Festabend übersehen, geschweige in allen seinen Details gewürdigt zu werden. Die so reichlich gebotene Unterhaltung hielt die Besucher des Festes bis zur späten Stunde und selbst am grauenenden Morgen saßen Griechen und profane Sterbliche einträchtlich bei der Weißen oder beim Kaffee zusammen und erklangen Tanzweisen, nach denen „Kostüm und Zivil“ sich fröhlich drehten. Ganz fanatische Griechen, Perser, Nubier und Ägypter soll die Morgensonne noch entdeckt haben.

Die Veranstaltung des Festes erforderte eine große Summe geistiger Arbeit und Anstrengungen mannigfacher Art. Dem Festkomitee, welchem der Bildhauer R. Neumann, Maler Köchling und Max Koch, die dem Daheimleser wohlbekannten Künstler, und Theuerkauf angehörten, stand der treffliche Bildhauer Kaffack vor, dessen Energie, Umsicht und Unermülichkeit das gute Gelingen allermeist zu danken ist. Freilich that jeder Mitwirkende seine Schuldigkeit in erfreulichster Weise, aber ein Leichteres ist es, einen Teil auszuführen, als das Ganze zu leiten. An der Formung der Grundidee des Festes betätigte sich Professor Krülle, der feingeistige Künstler, die Kunstgelehrten Dr. Fabricius, Dr. Buchstein u. a. Den Prolog und die Ansprachen dichtete Geheimrat Dr. Jordan, der Direktor der königlichen Museen, den Paan der Krieger Julius Wolff. Einen die Opferzeremonie begleitenden Hymnus für das unter Roßbergs Leitung stehende Orchester hatte Prof. Joachim komponiert, den herrlichen Sängchor dirigierte Th. Krause, dessen Komposition der Königsbegrüßung „O strahlendes Licht, dein Leuchten erhellt den Tag voll Freude“ von machtvoller Wirkung war. Die originelle Musik zu der Pantomime schrieb Stolzenberg. Die Besspannung der Quadriga (ausgeführt vom Hofstallmeister Hartmann), sowie den kavalieristischen Teil der Reiterei hatte der königliche Stallmeister Hint in klassischer Weise angeordnet. Es wären noch viele Männer zu nennen, würde das Register nicht zu umfangreich werden, sie alle partizipieren an der Anerkennung, welche dem Feste als einem märchenhaft schönen und einzig gelungenen gezollt wird.

Die Kosten des Festes beliefen sich auf etwa sechzigtausend Mark, die durch das Entree gedeckt wurden, wenigstens ist bis jetzt von keinem Defizit gesprochen worden. Dieses Geld kam der einheimischen Industrie zu gute, den Handwerkern, Schneidern, Tischlern, Gipsern, Webern, Färbern, Schuhmachern (allein gegen tausend Sandalen waren nötig), Gärtnern, für Kränze, Blumen und Palmenzweige, Goldwirkern, Stickerinnen, Näherinnen und allen den Professionisten, deren Geschicklichkeit zur Herstellung außergewöhnlicher Arbeiten verlangt wurde. Dies mögen diejenigen bedenken, welche das Fest eine Verschwendung nannten und nicht zu fassen vermögen, daß bei der Durchführung einer idealen Aufgabe die Künstler weder Arbeit noch Anstrengung scheuen und den Mammon nur als Mittel zum Zweck betrachten.

Julius Stinde.

Um familiäntisch.

Gesunde und behagliche Wohnungen.

In dieses Kapitel gehört vor allem das Thema der Heizung und Lüftung, das wohl oft schon lang und breit besprochen worden ist, dessen Fragen aber immerhin noch nicht genügend beantwortet erscheinen. Zwar sind wir in die Jahreszeit eingetreten, wo dieser Gegenstand weniger Interesse zu bieten scheint, wo aber andererseits gerade die Gelegenheit zu der Anlage der betreffenden Einrichtungen oft vorhanden ist. Und da uns soeben eine von der Akademie der Wissenschaften zu Metz und der industriellen Gesellschaft zu Mül-

hausen preisgekrönte Schrift darüber vorliegt (die rationelle Heizung und Lüftung von Ed. Denny, verdeutschte von E. Hanssack, Verlag von Ernst und Korn in Berlin), so wollen wir mit Hinweis auf diese sehr beachtenswerte Schrift kurz darauf eingehen und auf einige Hauptpunkte hinweisen. Bezüglich der Lüftung war man bisher noch uneinsichtig, ob es besser sei, die frische Luft von oben oder von unten zuzuführen und die schlechte Luft in entgegengesetzter Weise abzuleiten. Anerkannte Fachmänner hatten darüber verschiedene Meinungen. Die Sache läßt sich jedoch einfach entscheiden, denn man wird sich leicht überzeugen können, daß Dunst und Rauch, also schlechte Luft mit der meisten Wärme oberhalb in den Aufenthaltsräumen sich ansammelt und folglich von da abgeführt werden muß. Auch ist leicht einzusehen, daß man der zugeführten frischen Luft nicht Gelegenheit geben darf, sich mit dieser schlechten Luft zu mischen, weshalb es wohl sicher am besten ist, die frische Luft von unten zuzuführen. Wird nun diese frische Luft wegen gewünschter Heizung im gehörig angewärmten Zustande vom Fußboden oder vom unteren Teile der Wände aus zugeführt, so steigt dieselbe in dünnen Strömen, ohne Rücksicht auf die gehörige Wärmeverteilung rasch empor. Um nun die Wärmeververschwendung zu vermeiden und überhaupt die Durchheizung des Raumes herbeizuführen, darf man dieser Luft oberhalb keinen Abzug gestatten, sondern muß in solchem Falle die schlechte Luft unten abführen. Infolgedessen werden der Wärmeverteilung oder Heizung wegen die Atmungsorgane benachteiligt und darum ist eine derartige Heizung verfehlt, wie dies ja in der Regel mit Luftheizungen der Fall ist. Überhaupt soll man nicht die frische Luft gleichzeitig auch zur Heizung benutzen wollen, weil Heizung und Lüftung je für sich eine entsprechende Regelung erfordern. Wir müssen uns hier mit dieser Andeutung begnügen. In der bezeichneten Schrift wird jedermann, der für diese Fragen sich interessiert, weitere und gründliche Belehrung finden.

Th. Schwarze.

Gesundheitsrat.

Schwarth. Auf unsere Anfrage nach einem besonders billigen Aufenthalts- und Kurort für eine brustkranke Lehrerin werden uns genannt: St. Andreasberg im Harz, wo sich ein Asyl für unbemittelte Lungenkranke befindet, unter der Leitung von Dr. Ladendorf; Bad Einsiedel bei Seiffen im sächsischen Erzgebirge, mit allerdings ungewöhnlich niedrigen Preisen; ferner wurde uns von verschiedenen Seiten gleich warm empfohlen die von der Gräfin Büdler in Görsbergsdorf gegründete Anstalt für unbemittelte Patienten.

M. A. und M. G. Sie würden briefliche Antwort erhalten haben auf nicht anonyme Anfrage. Abonnet Reimscheid: ungeeignet.

M. B. 12. Wir können Ihnen nur abraten, sich an die genannte „Schulbuchhandlung“, den „Dr. Müllerschen Mirafalloballam“-Händler oder den Berliner Dr. M. zu wenden. Die erste Bedingung jeder ärztlichen oder überhaupt jeder heilenden Thätigkeit und jeder erfolgreichen Behandlung muß die persönliche Untersuchung sein. Darüber kann kein noch so ausführlicher Brief und kein noch so gewissenhaft aussehender „Fragebogen“ hinweghelfen.

B. K. in K. Hat es nicht für die Gesundheit einer jungen Mutter, sowie die des Neugeborenen schädliche Folgen, selbst nähren zu wollen, obgleich sie äußerst nervös und blutarm ist? d. h. sehr dünnes, hellfarbiges Blut hat und infolgedessen an starken Kopfschmerzen leidet? — Welches ist wohl außer einer Amme der beste Ersatz für Muttermilch?

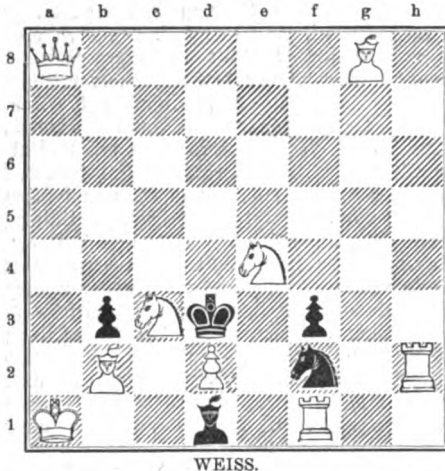
Es ist ein Unglück, daß jetzt jede junge Frau zum Selbststillen zu nervös und zu blutarm ist oder sein soll! Wohin soll das führen?! Man sollte dem Korsett ernstlich einmal den Krieg erklären. Denn daß das nicht nur die Brüste schädigt und zu ihrer Aufgabe untauglich macht, sondern auch die jungen Mädchen selbst in ihrer ganzen Konstitution schwächt und blutarm macht durch die jahrelange Beschränkung der Atmung und die ununterbrochene Störung der Blutzirkulation in Lungen und Unterleib, ist ja ganz ohne Frage. Im speziellen Fall muß man aber den Hausarzt fragen und zwar etwa so: „Herr Doktor, meine Frau wird doch stillen können?! Oder halten Sie es für besser, wenn sie das Stillen unterläßt?“ Manche Frau ist schon bei dem Stillen gesundet.

Der beste Ersatz für die Muttermilch ist nach unsern vielfachen Erfahrungen die nach E. Scherffs Patent kondensierte und ohne jeden Zusatz konservierte „Holsteinische Kuhmilch“ des Domänenpächters E. Drendhan in Stendorf bei Eutin, die überall hin in Flaschen verschickt wird und sich unverändert erhält.

Junge Mütter in Alt. Die beste Befestigungsweise für die langen Kinderstrümpfe bleiben immer noch die seitwärts angebrachten, am Leibchen befestigten Gummistrümpfhalter. Dieselben richten Schaden nur dann an, wenn sie beim Geradestehen des Kindes noch einen gewissen Grad von Spannung zeigen. Strümpfhalter aber, die bei aufrechter Stellung gerade eben locker sind, können irgend welches Unheil nicht anrichten. Verkrümmungen der Beine nach außen: X-Beine, wie man sie beim Gebrauch dieser Strümpfhalter so oft entstehen sieht, haben ihren Grund stets nur in der Eitelkeit der Mütter, welche dem „adretten Sitz“ der Strümpfe zuliebe die Strümpfhalter gern zu straff anziehen. Zu genauerem Studium dieser Frage wie der Kinderhaltung überhaupt, empfehlen wir Ihnen das „Buch für junge Mütter“ von Hofrat Dr. Piderit (Verlag von Behagen & Alasing).

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von E. N. Frankenstein.



Weiße setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Wort-Kompositions-Aufgaben.

Für die folgenden Begriffe sollen die Wörter gesetzt werden, derart, daß aus zweien, nachdem vom ersten Wort der letzte, vom zweiten aber der erste Buchstabe gestrichen ist, ein Wort gebildet wird. Beispiel: Kasse — Guben = Kassuben.

Die Wörter bedeuten:

- A. 1. Form eines Medikaments, 2. kirchliche Handlung, 3. Trinkgefäß, 4. griechischer Gott, 5. Wasserfahrzeug, 6. atmosphärischer Niedererschlag, 7. weiblicher Vorname, 8. deutscher Viederkomponist, 9. Gott der Babylonier, 10. Nebenfluß der Donau.

Diese zehn Wörter sollen nun so zusammengelegt werden, daß sie nach Ausschreibung der oben näher bezeichneten Buchstaben ergeben:

- B. 1. Einen männlichen, alttestamentlichen Namen, 2. ein Wasserfahrzeug, 3. einen preussischen Ostseehafen, 4. eine Stadt auf Sizilien, und 5. einen griechischen Schriftsteller.

2. Dreisilbige Scharade.

Zwar teilen meine ersten Weiden Der Haremsdamen Freud' und Leiden, Doch während diese sich nur puzen, Gereichen jene uns zum Nutzen.

Die Letzte in die Höhe leitet, Wo dir ein Ausgud ist bereitet; Doch soll sie ihren Schatz dir zeigen, Dann mußt du in die Tiefe steigen.

Willst du das Ganze übersehen Mit seinen Wäldern, Städtchen, Auen, Soll eine Grabschaft dich beglücken, Die strahlend liegt zu deinen Füßen.

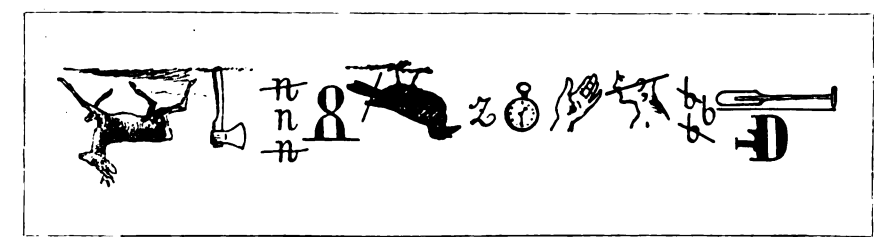
Pf. 3.

3. Homonym.

Meine Werke, von der Welt bewundert, Dauernd von Jahrhundert zu Jahrhundert, Könden dennoch nimmer meinen Ruhm; Tönt ihr Lob auch noch so ungemessen, Wird' ich dennoch ungenannt vergessen, Nimmer werden sie mein Eigentum.

Ja, der Undank — wird man's glauben können?

Pflegt der Einfalt Bild mich gar zu nennen. St.



4. Dreisilbige Scharade.

So wie die ersten Weiden zu werden Sei unser Streben alhier auf Erden; Der Herr hat selber dies Ziel uns gesetzt.

Wer treu die Dritte besitzt hienieden, Dem ist ein liebliches Loos beschieden; Er sorge nur, daß er nie sie verlegt.

Das Ganze hat für die Ersten geschrieben Ein Mann, den sie vertrauensvoll lieben, Und der von Herzen das Ganze ist. R. R.

5. Vierisilbige Scharade.

Des Frühlings und der Sonne zarte Kinder, Erfreuen meine Ersten Herz und Sinn; Doch sind die Letzten eure Lust nicht minder Obgleich des Herbstes Deute und Gewinn.

Das Ganze will zumeist nur Gutes geben Und sucht aus Gutem auch das Beste aus; Doch zielt auch oft aufs Schlechteste sein Streben Und deut mit Absicht einen Unkrautstrauch.

Damit wir uns vor Giftkraut klüglich wahren, Den Dornen tapfer stets zu Leibe gehn Und nimmer unsre Art und Sichel sparen, Wo wir ein böses Unkraut stehen sehn.

Pf. 3.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 42.

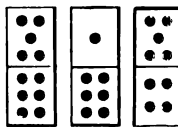
Bilderrätsel. Eisenreiter.

1. Dominoaufgabe.

D hatte gesetzt. E behielt

übrig.

Im Talon lagen:

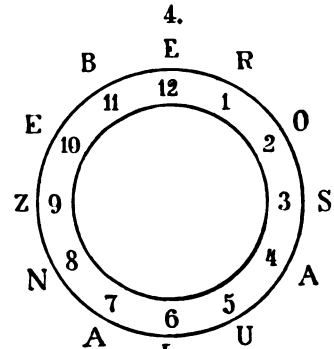


2. Aufgabe.

1. Dahn 2. Geld 3. Lahn 4. Lech
5. Chur 6. Hirt 7. Leda

3. Füllrätsel.

Der Vater Blücher saß beim Wein, Und rings ertönte laut sein Lob, Als sich der Feldmarschall erhob Und rief: „Mir fällt ein Kunststück ein! Ihr Herrn, die Ihr so vieles wißt, Wißt Ihr, wie man den Kopf sich küßt?“ Da rieten sie wohl hin und her, Das Kunststück dünkte ihnen schwer, Der Blücher aber lachte schlaue Und — küßte seinen Gneisenau. (Sturm.)



- 1 2 3 4 Rosa
- 3 4 5 6 Saul
- 5 6 7 8 Ulan
- 6 7 8 9 10 Lange
- 10 11 12 1 Eber
- 12 1 2 3 Eros.

5. Schlüssel zum Räffelsprung.

| | | | | | | | |
|----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|
| 93 | 72 | 29 | 8 | 91 | 70 | 27 | 6 |
| 30 | 9 | 92 | 71 | 28 | 7 | 90 | 69 |
| 11 | 32 | 73 | 94 | 55 | 44 | 119 | 108 |
| 74 | 95 | 10 | 31 | 118 | 107 | 56 | 45 |
| 33 | 12 | 105 | 116 | 43 | 54 | 109 | 120 |
| 96 | 75 | 42 | 53 | 106 | 117 | 46 | 57 |
| 13 | 34 | 115 | 104 | 51 | 40 | 123 | 112 |
| 76 | 97 | 52 | 41 | 114 | 103 | 60 | 49 |
| 85 | 14 | 99 | 78 | 39 | 50 | 113 | 124 |
| 98 | 77 | 36 | 15 | 102 | 81 | 18 | 61 |
| 79 | 100 | 17 | 38 | 125 | 82 | 63 | 20 |
| 16 | 37 | 80 | 101 | 62 | 19 | 126 | 83 |

Auflösung des Räffelsprungs.

Das Buch und die Buche. Wie das Buch und die Buche zusammen gekommen,

Das weiß ich nicht; doch ich habe vernommen, Was sie miteinander sprachen.

Das Buch fing an: „Mit künstlichen Lettern Steht menschliche Weisheit auf meinen Blättern; Kannst du das auch von dir sagen?“

Die Buche sprach: „Auf meinen Blättern Stehn freilich keine menschlichen Lettern, Doch geben sie mehr noch zu lesen; Wer gerne mag die Natur ergründen, Wird göttliche Weisheit in ihnen finden!“ — Ganz still ist das Buch drauf gewesen.

von Enslin.

6. Dreisilbige Scharade. Malfasten.

Inhalt: Die Bräute von Moorhütt. Forts. Erzählung von Y. Steenhufen. — Alt-Heidelberg I. Von B. Frommel. — Eine Gutenbergbibel. Nach dem Bilde von Vinc. St. Verhe. — Der neue Generalsuperintendent von Posen. Mit dem Porträt Johannes Hefeli's. — Im Sophienstift. Erzählung von Hans Warring. — Das griechische Fest der Berliner Künstler. Von Julius Stinde. Mit sieben Illustrationen. — Am Familientisch: Gesunde und behagliche Wohnungen. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Dohm-Expedition (Felsagen & Alasing) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Juli 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 44.

Die Bräute von Moorflätt.

Erzählung von P. Steenhüsen.
(Fortsetzung.)

In Wolfgang's Zimmer, an seinem Sarge saß Gertrud in tiefer Trauer; zu ihren Füßen lag Fido, er hatte den zottigen Kopf auf ihren Schoß gelegt. Sie saß schon lange da in tiefes Sinnen verloren, in der Hand seine letzten Worte, die ihre bleichen Lippen so bereit zu wiederholen schienen. „Ja,“ flüsterte sie jetzt leise, „so soll es sein und bleiben, geliebter Freund, nichts soll je zwischen uns treten; ich bin Dein für immer!“

Da öffnete sich leise die Thür, und Karoline Waldheim trat ein. Sie war größer geworden, und ihr Gesicht hatte einen ganz anderen Ausdruck gewonnen. Es war noch derselbe reine, treue Sinn, der aus ihren Zügen sprach, aber eine starke, bewußte Willenskraft, ein reiches Gemütsleben abelte ihn noch mehr. Sie war jetzt schöner als Gertrud, die sehr mitgenommen erschien von allem was sie durchlebt, und deren durchsichtiges, verklärtes Antlitz fast die Besorgnis erwecken konnte, sie werde nicht lange auf Erden weilen, Wolfgang werde sie nach sich ziehen. Karoline freilich beweinte in Leo mehr ihre fröhliche Jugendzeit, die für immer dahin war. Aber was ihrer Trauer an Stärke vielleicht fehlte, das ersetzte ihr Mitgefühl für die Schwester. Gertrud fühlte deutlich, als sie so fest umschlungen an der Wahre standen, daß sie sich jetzt ebenso auf Karoline stützen könne, wie diese sich sonst auf sie gestützt hatte.

Im achteckigen Zimmer machte eben Martin das Wappenschild über der Thür los, um es auf dem Sarge zu befestigen. Er ging damit hinaus, und Gertrud hörte die dumpfen Hammerschläge, sie hörte das große Posthor knarren, sie hörte die Gloden, die von Ramped herübertrönten und sich mit dem dumpfen Gemurmel auf der Tonne mischten, wo der Sarg stand, der schon Leos Gebeine barg. Dies alles vereinigte sich in ihr zu dem einen schmerzvollen Empfinden, daß man in den

nächsten Augenblicken den letzten Waldheim hinaustragen werde, um ihn auf dem grünen Hügel zu betten, daß eine ganze Welt voll Liebe und Glück mit ihm untergehe und daß ihr eigenes Herz fortan nur eine Grabstätte sein werde.

Rittler hatte bei dem Eintritt der Mädchen Gertrud's todblaßes Antlitz und ihre brennenden Augen gesehen, die ihn so groß und starr ansahen; auch Karoline bemerkte es mit Besorgnis. Gertrud war an der Wahre so gefaßt gewesen; erst als sie sich über den Toten gebeugt und wieder aufgerichtet hatte, war sie so bleich geworden und hatte sich im Fortgehen immer wieder umgeschaut, bis sich die Thür hinter ihnen schloß. Sie hatte geschauert, als sie durch die in ein Trauergemach umgewandelte Tonne und an dem Sarge vorüberging, der dort stand, umgeben von den Nachbarn und Dienstleuten, die ihn abwechselnd tragen wollten. Auch Krischan Duhs war unter den Leidtragenden.

Auf einen Wink ihres Vaters führte Karoline die Schwester zu einem der Ruheplätze an der Wand, und Rittler selbst trat jetzt mit einem halbgefüllten Glase starken Weines zu Gertrud und nötigte sie, es zu leeren, während Cäcilie sie umfaßte und küßte. Dann zog Rittler seine Uhr hervor und sagte leise zu Karoline, doch so, daß Gertrud es nicht hören konnte:

„Doktor Nissen zögert lange. Ich habe ihm fest versprechen müssen, unsern teuren Toten nicht vor seiner Ankunft in den Sarg legen zu lassen. Wollte Gott, es wäre vorüber!“

33. Der sonderbare Traum.

Es war am Nachmittag des folgenden Tages, als Gertrud die Augen aufschlug. Sie lag in ihrem Bette. In dem Zimmer herrschte eine leise Dämmerung, denn man hatte die Fenstervorhänge herabgelassen, um das helle Sonnenlicht zu

dämpfen. Im ersten Augenblick hatte sie nur ein wohliges Gefühl, gemischt aus Schwäche und Behagen, so daß sie nicht die mindeste Lust spürte, sich zu regen oder auch nur ihrer Umgebung sich bewußt zu werden. Sie wandte aber doch den Kopf ein wenig, als sich ein liebliches Gesicht über sie neigte: es war Karoline.

„Wo bin ich?“ fragte Gertrud, sich allmählich sammelnd.

„Zu Hause,“ erwiderte Karoline. „Du hast lange geschlafen, Schwesterchen.“

Gertrud hatte sich jetzt aufgerichtet und sah sich verwundert um.

„Warum habt ihr mich bis an den hellen Tag schlafen lassen?“ fragte sie dann. Sie blickte noch immer traumverloren auf die tanzenden Sonnenflecken, die sich durch die Vorhänge stahlen, bis Karolinens gespannter Blick einem Ausleuchten der dunkelschimmernden Augen begegnete. Sie trat schnell ans Fenster und zog die Rollvorhänge auf, so daß der helle Strahl von außen das Zimmer wohlthuend durchdrang. Dann setzte sie sich an Gertruds Lager und sah sie mit aufmerksamem Blick liebevoll an.

„Es muß ein tiefer Schlaf gewesen sein,“ sagte endlich Gertrud, die wieder sinnend dagelegen hatte. „Ja, es war ein tiefer Schlaf,“ wiederholte sie und sah zum erstenmal die Schwester mit voll bewußtem Blicke an — „und ... o Karoline, ich habe einen wunderbaren Traum gehabt.“

„Erzähle mir deinen Traum,“ bat Karoline.

„Wir standen beide in Wolfgangs Zimmer an seiner Bahre ...“ hier stockte Gertrud und schien wieder in die alte Traumbefangenheit zu versinken. Karoline sah mit angehaltenem Atem, mit ängstlichem Ausdruck auf das liebe, blasse Gesicht und die weitgeöffneten Augen, während die Hände, in dem dunkeln Bodenhaar halb vergraben, das noch immer müde Haupt stützten. Endlich fuhr Gertrud mit fester Stimme fort:

„Ja, wir standen wieder an der Bahre, und mich überkam plötzlich eine unbegreifliche Sehnsucht, Wolfgang im Tode zu küssen, da ich es nie im Leben gethan hatte. Ich beugte mich zu ihm nieder, und als ich meine Lippen auf die seinen drückte, da waren sie nicht so kalt und todesstarr, als ich es gedacht hatte. Ja, ich fühlte ein leises Zucken und erschraf darüber ...“

Karoline hatte gespannt auf jedes Wort gehorcht, jetzt neigte sie wie zustimmend den Kopf, aber sie brachte keinen Laut hervor.

„Nachher träumte mir,“ fuhr Gertrud fort, „daß ich mit euch in dem achtedigen Zimmer war. Die Thür öffnete sich, und es kam ein großer, magerer Mann herein, mit langem grauen Haaren und Feueraugen. Die Augen schauten jedem durch und durch, und ich fürchtete mich vor ihnen. Ich wußte auch, wer er war; im Traum, weißt du, versteht man alles auch ohne Worte. Es war ein fremder Arzt, den Doktor Rissen mitgebracht hatte. Sie sprachen miteinander, viel und in leisem Tone, und ich schmiegte mich fester an die Mama, denn mir war sehr bange. Dann aber hörte ich eine unbekannte Stimme sagen, daß sie miteinander zu Wolfgangs Leiche gehen wollten. Ich wollte folgen, es hielt mich jemand, aber ich riß mich los und ging wie schwebend über die Tonne bis an Wolfgangs Thür. Da kam Calm mit bestürztem Gesicht heraus — ich könnte es malen, so deutlich seh' ich es vor mir — er kam auf mich zu und jammerte: „Ach liebes Fräulein, das sollten Sie doch nicht leiden. Die Ärzte da drinnen wollen meinem lieben seligen Herrn nicht mal Ruhe im Tode lassen. Der eine hat einen Spiegel und eine große Nadel in der Hand; damit will er gewiß sein armes gequältes Herz durchbohren. Ich mußte die Vorhänge herunterlassen und soll nun zwei Lichter bringen, denn es wird schon dämmerig. Ich kann ja nichts dagegen thun, aber Sie haben doch das Recht, es zu verbieten.“ So stammelte der treue Mensch, und mir kam der Gedanke, Wolfgangs Hülle vor Unbill zu schützen. Ich öffnete die angelehnte Thür und schlüpfte hinein. Niemand achtete auf mich. Ich sah den fremden Mann zu Füßen der Bahre stehen, und wirklich hatte er einen Spiegel

und eine lange Glasröhre mit scharfer Spitze in der Hand. Das sah ich, als Calm die Lichter brachte und auf ein Tischchen setzte. Der Fremde nahm eins davon und hielt es hoch empor; dann gab er Rissen das Licht in die Hand; beide traten dicht heran und schauten in Wolfgangs Gesicht. Endlich hob der fremde Mann die Augenlider des Toten in die Höhe; sie sahen beide hinein und sprachen leise miteinander. Mir krampfte sich das Herz zusammen, ich hatte ein Gefühl, als wäre dieser Mann ein Totenrichter, wie sie in der Unterwelt zu Gericht saßen bei den alten Griechen. Ich konnte aber keinen Laut hervorbringen. Jetzt nahm der fremde Arzt Wolfgangs Hände und hielt sie abwechselnd gegen das Licht; zuletzt aber, da griff er nach der Nadel; er trat noch näher, bog sich ganz zu Wolfgang nieder und horchte. Ich fühlte mich wie mit Gewalt vorwärts getrieben, trat heran und legte die Hand auf die Decke zu Wolfgangs Füßen. Voll Angst sah ich seinem Thun zu. Er mußte wohl ein Gefühl davon haben, denn er hob die Augen auf und sah mich lange an, so lange, daß mir das Herz laut klopfte unter dem forschenden Blick. Plötzlich streckte er den Arm zu mir herüber und nahm meine Hand. Sie mußte wohl sehr heiß sein, denn seine Hand kam mir kühl vor. Er zog mich näher heran und legte meine Hand auf Wolfgangs Herz. Ich fühlte deutlich eine leise Bewegung und da ... o Karoline! Da schlug Wolfgang die Augen auf! ... von da an weiß ich nichts mehr.“

Karoline sah sie noch immer forschend an und sagte langsam und bedeutsam:

„Du hattest das Bewußtsein verloren. Aber Gertrud, höre, liebe Schwester, was du mir da eben erzählt hast ... war ... kein Traum. Du hast es alles wirklich erlebt.“

„Nicht möglich, Karoline,“ erwiderte Gertrud, sie anstarrend. „Ich kenne das Gefühl, das man im Traume hat, zu genau. Es war ein Traum.“

„Ja, das machten die Tropfen, die dir Vater in den Wein gethan hatte. Du solltest darnach schlafen, und dir sollte das furchtbare Begräbniß erspart bleiben. Die Überspannung deiner Nerven aber — so erklärte es Doktor Dalbye — verhinderte das. Du verlorst das Bewußtsein nicht ganz, sondern gerietest in einen traumartigen Zustand, wo du alles nur halbbewußt empfandest.“

„Der fremde Arzt? Wer ist er?“ fragte Gertrud stammelnd.

„Rissen hatte die Verantwortung nicht allein auf sich nehmen wollen, weil man Tod und Starrkrampf so schwer unterscheiden kann. In seiner Herzensangst schrieb er an einen berühmten Seelenarzt, der schon sehr merkwürdige Kuren gemacht hat. Weil Doktor Dalbye nicht so bald eintreffen konnte, als Rissen dachte, mußte das Begräbniß so lange verschoben werden.“

„Und Wolfgang?“ fragte Gertrud mit vor innerem Beben kaum hörbarer Stimme.

„Es kam alles so, wie du es gesehen hast,“ entgegnete Karoline. „Wolfgang war nicht tot, er lag in einer tiefen Ohnmacht. Dr. Dalbye wiederholte mehrmals, ohne deine Hilfe hätte er ihn nicht zu sich selbst bringen können. Er sah deine Angst, deine Verzweiflung; er bekam eine Ahnung davon, daß du Wolfgangs Verlobte seiest, Rissen hatte ihm etwas davon angedeutet. Dalbye sagt, Wolfgang hat durch die starre Hülle seines Körpers, im Centrum des Lebens deine Nähe, deinen Kuß gefühlt, und da er schon ein wenig Bewußtsein von seiner Umgebung hatte, weckte ihn der Druck deiner heißen Hand aus seinem todähnlichen Schlafe.“

„Er ist nicht tot?“ fragte Gertrud. Sie konnte offenbar nicht fassen, was sie sagte.

„Nein, Gertrud, er ist nicht tot.“

„Und der Sarg und das Grab?“ fragte Gertrud weiter. Aber sie sagte es mechanisch, denn ihre Seele war in Trärlamp, an dem Lager des Geliebten.

„Das Grab ist nicht leer geblieben,“ erwiderte Karoline mit bebenden Lippen. „Was von meinem armen Leo noch übrig war, ist hineingesenkt worden.“

Karoline war, nachdem sie ihre schwere Aufgabe durchgeführt und die Schwester sanft vom Traum zur Wirklichkeit zurückgeleitet hatte, nun ihrerseits schwach geworden, und ihre Hand zitterte in Gertruds Hand, als sie fortfuhr:

„Wir haben stündlich Nachricht von Träfkamp gehabt. Es geht ihm den Umständen nach gut, nur ist er sehr matt und wird wohl längere Zeit bedürfen, ehe er wieder aufstehen und seine Glieder ordentlich brauchen kann. Bei guter Pflege aber wird er gewiß genesen. Doktor Dalbye ist drüben in Vaters Zimmer. Er will die Nacht hier zubringen, morgen noch einmal drüben nachsehen und dann abreisen. Die vorige Nacht hat er bei Wolfgang gewacht. . . ah, da kommt die Mutter. O Mutter, sie wacht und weiß alles!“

„Liebe, gute Mama!“ rief Gertrud vor Freude weinend aus, indem sie Cäcilie umschlang. „Ach, ich bin so glücklich, daß ich's fast nicht tragen kann. . . hilf mir, Mama! Es ist zuviel für ein armes Menschenherz!“

34. Psychiatrisches.

Indes saß Doktor Dalbye mit dem Hausherrn in eifrigem Gespräch. Beide schienen Gefallen aneinander zu finden.

„Sie glauben also, daß Waldheim alles vergessen hat, was sich in diesen letzten Monaten mit ihm zugetragen hat?“ fragte eben Rittler.

„Vollständig,“ erwiderte der Arzt. „Es ist das einer jener seltenen Glücksfälle, die dem Arzte manchmal ganz unerwartet zu Hilfe kommen. Ohne dies gänzliche Vergessen würde der Patient nicht die nötige Zeit gewinnen, seine Kräfte, besonders die Spannkraft seiner Nerven wieder zu erlangen. Träte während dieser Zeit irgend eine Aufregung böser Art hinzu, so würde er kaum zu retten sein. Selbst die große Schwäche, die ihn nötigt, noch wochenlang das Bett zu hüten, ist günstig. Er ist so viel leichter vor Reminiscenzen zu bewahren, bis er soweit erstarrt, um sie ertragen zu können.“

„Wäre es denn nicht möglich, daß ihm die Erinnerung daran nie wiederkehrte?“ fragte Rittler. „Dies scheint mir das Wünschenswerteste zu sein, weil dann alle Gefahr für immer beseitigt wäre.“

Dalbye schüttelte den Kopf. „Das wäre eine unsichere Gewähr,“ sagte er, „und außerdem ist es auch nicht wünschenswert. Verzeihen Sie, daß ich so unhöflich bin, Ihr Argument umzuwerfen. In diese verschlungenen Pfade findet sich ein Laie schwer hinein, weil darin eben nicht die gesunde Vernunft, sondern vielmehr die Unvernunft die Fühler führt.“

„Nun, dann erklären Sie mir gütigst, warum es nicht wünschenswert ist,“ erwiderte Rittler. „Ich lasse mich gern belehren.“

„Eine solche Lücke im Gedächtnis wäre doch immer etwas Unnatürliches und würde das Vorhandensein eines geistigen Defekts konstatieren. Außerdem haben wir ein viel probateres Heilmittel in der Hand. Ihr Fräulein Tochter ist Waldheims Braut, wie er mir selbst gesagt hat. Sie allein besitzt die Macht, erfolgreich den Dämon seines Lebens zu bekämpfen. Bereinigen Sie die beiden so schnell als möglich, und der Erfolg ist gesichert.“

„Wie?“ rief Rittler entsetzt aufspringend; „können Sie mir im Ernst zumuten, mein liebes Kind, meine Gertrud, einem Wahnsinnigen zur Frau zu geben?“

„Herr Waldheim ist nicht wahnsinnig,“ erwiderte Dalbye fest und bestimmt.

„Aber er leidet doch an fixen Ideen!“ rief Rittler mit steigender Heftigkeit. „Er bildet sich ein, daß er ein Werwolf ist, daß er seinen Bruder zerrissen hat!“

Es entstand eine Pause. Dann sagte Dalbye in ganz ruhigem Tone:

„Ich hätte Lust, Ihnen zu erzählen, auf welche Weise ich Psychiater geworden bin. Es gehört zur Sache. . .“ fügte er auf Ritters verwunderten Blick hinzu, „und wird uns beläufig dazu dienen, wieder ruhig Blut zu bekommen.“

Rittler fühlte den leisen Vorwurf. Er setzte sich nieder

mit der Miene eines Mannes, der nichts Wichtigeres zu thun hat, als aufmerksam zuzuhören.

„Als ich ein kleiner Knabe war,“ begann Dalbye, „gehörte es zu meinen unbequemsten Pflichten, meiner Mutter, einer sehr fleißigen Hausfrau, das Garn zu halten. Da ich einen unruhigen Geist hatte, so quälte ich sie mit meinen Fragen über alle möglichen Dinge so lange, bis sie mir streng untersagte, beim Garnhalten zu sprechen, um so mehr, da ich durch meine lebhaften Bewegungen dabei die Garnsträhne nur zu oft in einen ‚Fitz‘ verwandelte, wie sie es nannte. Das vermehrte mein Unbehagen, und um doch etwas zu thun zu haben, das die tödliche Langeweile vertriebe, legte ich mich auf ein Gedankenspiel, d. h. ich stellte mir die Fragen in Gedanken und beantwortete sie nach kindischen Ideen. Dies gewöhnte mich früh daran, einen Gegenstand zuerst in der Stille zu verarbeiten. Dabei prägten sich mir aber auch die kleinen Unfälle bei dem Abwickeln des Garnes und die gelegentlichen Bemerkungen meiner Mutter darüber unauslöschlich ein. Diese frühen Eindrücke leiteten mich dann später zu der Beobachtung eigener und fremder Seelenzustände, bis dieses Studium mir so anziehend wurde, daß ich es allen anderen vorzog. Und seltsam genug: das Garnknäuel meiner Mutter wurde mir zum Ariadnefaden, der mich sicher durch ein Labyrinth vielfacher Rätsel leitete. So kam ich zu meiner Anschauung über die Natur der Geisteskrankheiten.“

Er hielt inne. Ritters Gesicht zeigte, daß er mit Spannung der weiteren Auseinandersetzung entgegen sah.

„Wie das Garn,“ hob Dalbye wieder an, „in dem Strähn von Anfang bis zu Ende in der Hauptsache richtig seinem Ziele zustrebt, auch wenn es sich einmal verzieht, so ist der menschliche Geist, wenn auch mit Schwächen behaftet, nicht ungesund, schieb und verkehrt aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Er ist seiner Natur nach gesund, und deshalb bin ich fest überzeugt, daß es keinen angeerbten Wahnsinn gibt.“

„Aber man findet doch so häufig wiederkehrende Fälle in einer und derselben Familie. . .“ wandte Rittler ein.

„Man findet dieselben Neigungen, Anlagen und Mängel in vielen Fällen, obwohl nicht in allen,“ entgegnete Dalbye, „aber es ist durchaus nicht gesagt, daß das Kind sie gleich in hinreichender Stärke mitgebracht hat, um entgegenstehende Einflüsse unwirksam zu machen. Meine Mutter pflegte zu sagen: ‚Wenn man einmal durchsteckt‘ — also vom rechten Wege abgeht — ‚muß man es immer thun.‘ Durch Unfälle und besonders durch ungeschickte Hände, durch Unachtsamkeit und Leidenschaft wird viel Wirrwarr angerichtet. Darum ist die Erziehung jetzt eine so schwierige Aufgabe und wird es mehr und mehr werden. In der guten alten Zeit war es hinreichend, ein einigermaßen vernünftiges System aufzustellen, wonach alle Kinder eines Hauses erzogen wurden, ein fester Rahmen gleichsam, worin sie sich frei entwickeln konnten, so verschieden sie auch sein mochten. Man lernte Wurzel schlagen, sich schmiegen und bücken und ein gelegentliches Wetter aushalten. Jetzt ist das alles anders. Die Welt ist manchmal ein Irrgarten, wo Dinge, die sich auf ein Paar ähnlich sehen, grundverschieden sein können. Es ist die Zeit der Haarspaltereien. Das Nervenleben wird immer mehr verbraucht. Reizbarkeit, Unentschlossenheit, Leichtsin, diese Temperamentschwächen werden zu Ungeheuern, die den Standpunkt des Menschen allmählich lodern und ihn hinauswerfen in den unsicheren Tiefenland. Doch das führt uns zu weit. Ich wollte Ihnen meine Theorie des Wahnsinnes auseinanderlegen. Denken, Fühlen und Wollen, das sind die Angeln, auf denen sich das menschliche Leben bewegt. . . nur wo alle drei grundverderbt sind, herrscht der Wahnsinn. Unheilbar aber nenne ich nur diejenige sittliche Verkommenheit, die jede Spur des göttlichen Ursprungs vernichtet und deren letzter Ausweg der ewige Tod ist.“

„Es kann aber doch ein ganz gesunder Mensch durch irgend eine körperliche Ursache, durch eine Störung im Gehirn wahnsinnig werden,“ sagte Rittler.

„Dann ist der Geist nicht krank, es ist ihm nur die Möglichkeit entzogen, sich folgerichtig zu äußern. Er verliert, so lange dieser Zustand währt, die Herrschaft über die Sinne, und diese können sich falscher Vorstellungen nicht erwehren, wodurch denn das Urteil des Geistes wiederum irre geführt wird. Da haben wir den Boden, auf dem die fixen Ideen wuchern. Abgesehen von solchen rein körperlichen Ursachen, die in vielen Fällen sich von selbst wieder verlieren, gibt es auch auf dem seelischen Gebiet krankhafte Zustände, die ihrer Natur nach durchaus heilbar sind, wenn nur nicht durch ungeschickte Hände oft so viel dabei verdorben würde! Findet man doch auch im verwirrten Fix durch Geduld und Umsicht den Faden oft wieder. Meine Mutter besaß diese beiden Eigenschaften in hohem Grade und hat sie mir als schönstes Erbe hinterlassen. Nie haben wir zusammen ein Gebind Garn zu Grunde gerichtet, und ich hoffe und glaube fest, es soll kein zu Grunde gerichtetes Menschenleben auf meinem Gewissen lasten.“

„So ist also doch nach Ihrer Meinung bei Waldheim irgend eine kranke Stelle, körperlich oder geistig vorhanden, die Sie aber Hoffnung haben zu heilen?“ fragte Rittler, nachdem er längere Zeit, in peinliches Nachdenken versunken, geschwiegen hatte.

„So schlimm ist es nicht einmal. Waldheim ist von Haus aus gesund an Leib und Seele. Er hat alle Anlagen, aus denen sich ein schönes, fruchtbares Leben entwickeln kann...“

„So ist er mir bis vor kurzem immer erschienen,“ warf Rittler ein. „Aber diese Werwolfsidee...“

„Ist keine fixe Idee!“ erwiderte der Arzt mit steigender Lebhaftigkeit. „Sie ist auf natürliche, begreifliche Weise entstanden und kann auf gleiche Weise entfernt werden. Nur seine durch heftige Gemütserschütterungen angegriffene Gesundheit, sein gesunder Lebensmut müssen gestärkt, seine Isolierung von der übrigen Welt muß aufgehoben werden, und ich stehe für den Erfolg!“

Da Rittler schwieg, fuhr er ruhiger fort:

„Die ersten Eindrücke jener furchtbaren Erzählung des alten Dieners sind für unsern Kranken nur deshalb so unauslöschlich gewesen, weil er so einsam aufgewachsen war. Der Oheim, bei dem er so lange gelebt hat, ist gewiß auch ein Sonderling gewesen. Wenn diese Familie auch nicht von der alten Werwolfsstradition gesprochen hat, so glaube ich doch aus allem schließen zu müssen, daß mancherlei seltsame Ideen und ein Hang zum Düsternen und Wunderbaren unter ihnen geherrscht haben. Ein melancholisches Temperament, vermischt mit cholerischem, das sie nicht zu zügeln gewohnt waren, kam hinzu. Selbst der etwas leichtblütigere Vater, obwohl er einige Anstrengungen macht, sich von dem alten Aberglauben loszumachen, erliegt endlich den immer erneuten Schicksalsschlägen, in denen er nicht die natürlichen Folgen falscher Erziehung, sondern die Wirkungen eines alten Fluches sieht! Welcher Mensch, der nur einigermaßen eigenartig, hat nicht einzelne Vorstellungen und Begriffe, die er vor seinen Nebenmenschen verbirgt, weil sie zum mindesten für Rezerereien angesehen werden würden. Mein lieber Herr, wenn's darauf ankommen soll, müßten wir samt und sonders für wahnsinnig erklärt werden. Und nun gar erst das Vereich dessen, was der Mensch für möglich hält! Aber um auf Waldheim zurückzukommen. Er hat also eine seltsam abgeschlossene Jugend in einer romantischen Umgebung am Strande des Meeres verbracht. So prädisponiert, hört er die Sage von dem alten Familienschuch, die sich ganz speziell auf seine Person zu beziehen scheint, und zwar in einem Alter, wo sich der Übergang vom Knaben zum Jüngling vollzieht, und sein großes, liebevolles Herz zieht gleich daraus die Konsequenzen, die seinem Charakter zuzagen. Er selbst soll ein Opfer für die anderen sein! Das melancholische Temperament ist — wenn mit viel Phantasie verbunden, ebenso erregbar wie das sanguinische, nur daß bei ihm alles in die Tiefe geht und der Traurigkeit zuneigt, so daß, wenn ihm nicht eine Hilfe, eine Ergänzung durch persönliche Einflüsse zu teil wird, es sich

leicht in unfruchtbare Grübeleien verliert. Die ihm inwohnende Energie, die Pflicht, für seine Brüder eine Stütze zu sein, hat Waldheim lange aufrecht erhalten. Da kommt die Liebe zu einem edlen Mädchen, das für ihn geschaffen zu sein scheint, und wirkt heilsam ein auf sein Inneres. Aber das Unglück will, daß ihn ein Schlag nach dem andern trifft. Die alte Idee, nur zurückgedrängt, nie gründlich beseitigt, taucht wieder auf. Ein unseliger Traum vollendet dies Werk. Es hätte ihm beinahe das Leben gekostet, denn die Nervenlähmung, die ihn mehrmals befallen hat, war nur eine Folge des Schreckens darüber, daß das furchtbare Wahnbild aus der Vergangenheit nun doch in die Wirklichkeit eingetreten sei, gleichsam Fleisch und Blut angenommen habe! Aber ich wiederhole es, die Nervenschwäche war eine Folge des Schreckens, nicht ihre Veranlassung. Die Vorstellung, ein Werwolf zu sein, ist bei ihm auf ebenso natürliche Weise entstanden, wie bei den alten Ägyptern der Glaube an die Seelenwanderung; und nur auf natürliche Weise kann er davon befreit werden.“

„Aber wie?“ fragte Rittler.

„Durch den Augenschein. Es ist wirklich ein Wolf in der Gegend gesehen worden, wie mir Rissen versichert. Sollte es so schwer sein, die Beweise dafür herbeizuschaffen, daß es ein veritabler Wolf und nicht ein verwunschener Mensch war? Sobald Waldheim durch den Augenschein davon überzeugt wird, vorausgesetzt, daß sein Gesundheitszustand wieder normal ist und bei gehöriger Sorgfalt, ihm alle solche düstere Bilder fern zu halten, wird er wieder in die rechte Bahn gelenkt werden. Darum rate ich Ihnen, die Tannen umhauen und den Platz im Wäldchen ganz umgestalten zu lassen. Schon der Umstand, daß er überhaupt mit Ihnen von seiner Idee gesprochen hat, ist ein gutes Zeichen. Sobald solche Dinge an die Oberfläche treten, schwächen sie sich ab.“

Da Rittler schwieg, fuhr er fort:

„Aber bis dahin, lieber Herr Rittler, kann noch einige Zeit vergehen. Um aber in einen normalen Zustand zu kommen, bedarf Waldheim der Hilfe desjenigen Wesens, das allein so viel Macht und Einfluß über ihn hat, um erfolgreich gegen ein Zurückfallen in den alten Gedankengang anzukämpfen. Glück gegen hartnäckiges Unglück, Liebe gegen Verhängnis, zusagende Gesellschaft gegen das nagende Gefühl der Vereinsamung des Herzens und des Geistes. Geben Sie ihm Ihre Tochter, und er ist gerettet.“

Rittler ging wieder unruhig hin und her. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Endlich blieb er vor Dalbye stehen und rief:

„Doktor! Wissen Sie, wie es einem Menschen zumute ist, dem man das Herz aus der Brust reißt?“

„Es handelt sich nicht um Waldheim allein,“ fuhr Dalbye, der ihn unausgesetzt beobachtet hatte, unbeirrt fort. „Ihre Tochter in erster Linie. Ich bin ein wenig Physiognomiker, und ich sage Ihnen, sie hängt mit allen Fasern an diesem Manne. Reißen Sie sie gewaltsam von ihm los, so ist sie geliefert. Vereint wird eins das andere retten! Getrennt gehen sie beide zu Grunde.“

„Aber meine Tochter hat keine Ahnung davon, daß Waldheim... krankhafte Ideen hat. Wer weiß, welchen Eindruck es auf sie machen wird, ob ihr nicht der Mut ausgeht...“ Er klammerte sich offenbar an diese letzte Hoffnung, obwohl ihm sein Herz sagte, daß sie nur ein Strohhalm war.

Da trat der Arzt auf den betrübten Vater zu, sah ihn mit den Feueraugen, die auf Gertrud selbst in ihrem halb-bewußten Zustand einen so mächtigen Eindruck gemacht hatten, fest an, und aus seinen Worten Klang hervor, was auf kein warmes, tapferes Herz des Eindruckes verfehlt, die Macht der Überzeugung:

„Sie wird den Mut haben und es wird ihr gelingen,“ sagte er.

Wieder schwieg Rittler, endlich blickte er auf und begegnete mit festem Blick den Augen Dalbyes.

„Ich will mit Gertrud reden.“

(Fortsetzung folgt.)



Künftlers Familienbild. Gemalt von H. Siebner.

Im Sophtenstift.

Erzählung von Hans Warring.

(Fortsetzung.)

Die Einladung wurde mit warmer Herzlichkeit gesprochen, aber die Antwort kam zögernd — erst nach einigem Bedenken. „Werde ich sie wiedersehen?“ fragte sich der Gast. „Und was wird die Folge davon sein?“ Es ging ihm durch den Sinn, daß es klüger wäre, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Aber im nächsten Augenblicke richtete er sich auf. „Klug wohl, aber nicht tapfer!“ beantwortete er sich seine Frage. Dann sagte er laut: „Gern! so werde ich auch deine Kinder kennen lernen!“

„Wir werden sie wohl im Garten bei Elisabeth finden. Die schönen Abende verleben wir gewöhnlich im Freien.“

Die beiden Männer verließen das Haus, schritten über den Hof und traten durch ein niedriges Mauerpförtchen in den Garten.

„Also ich werde sie wiedersehen!“ sagte sich Hochmark, und er fühlte eine seltsame Beklemmung, wie er sie schon lange nicht empfunden. War es möglich, daß sein Herz noch so unruhig pochen konnte? Seit manchem Jahr hatte das Hämmern da innen aufgehört. Gleichförmig und regelmäßig wie sein Leben, war Puls- und Herzschlag gewesen, und nun raubte der Klang eines Namens, das Auftauchen einer alten Erinnerung ihm plötzlich seine bequeme sichere Ruhe. Ein Lächeln der Selbstironie glitt über seine Züge. „Was erwartest du noch?“ fragte er sich. „Du bist sechs- unddreißig Jahre alt — wenn du je etwas Anziehendes für Frauenaugen gehabt hast, so hast du das im Laufe der Jahre längst eingebüßt. Du hast dich sehr in die Breite gelegt, Robert Hochmark — der schlanken Sylphide Elisabeth wirst du heute noch weniger gefallen, als damals. Nimm also deinen männlichen Stolz zusammen und erinnere dich, daß sie dich mit deiner Liebe schon einmal hat gehen heißen!“ Aber während er so zu sich sprach, tönte ganz leise eine Stimme in ihm, die ihm zuflüsterte: „Und du hast ihr doch gefallen, das hast du oft genug in ihren schönen hellen Augen gelesen, und diese Augen konnten nicht lügen! Sie waren klar und wahr, wie sie selbst!“ — Aber mit unwilligem Kopfschütteln verwies er diese Stimme zum Schweigen. „Ihr lebt hier wirklich wie in einem Märchenlande,“ begann er das Gespräch. „Von den Stürmen und dem Lärm der Welt bringt nichts in eure grüne Einsamkeit. Hier in der Stille eures Stiftsgartens wähnt man sich hundert Meilen von jeder Stadt entfernt.“

„Ja, still genug ist es hier! Für den, der nichts mehr vom Leben zu erwarten hat, mag es eine gute, sichere Zufluchtsstätte sein. Aber wer noch Forderungen an das Leben stellt oder Hoffnungen hegt, sollte uns fern bleiben. Es ist ein Ort der Resignation — und du, der du noch mitten im Leben stehst, würdest die Melancholie desselben nicht lange ertragen.“

„Ich bin von äußeren Eindrücken weniger abhängig, als du denkst, auch meine ich, wo man eine befriedigende und nützliche Thätigkeit gefunden hat — wo man den Platz ausfüllt, an den man gestellt ist, da kann man auch sein bescheidenes Teilchen Glück finden, das man genießen sollte ohne Melancholie und ohne mehr Resignation, als das Leben jedem Menschen aufgelegt. — So, hier sind wir wohl an Ort und Stelle — sind das deine Kinder?“

Sie waren aus der tiefdunklen Allee auf eine Lichtung getreten, auf der noch der letzte Widerschein des Abendrots lag. Auf dem kurzgeschorenen Rasen spielten zwei Kinder mit einem Hund, und jenseits, halb abgewandt, so daß sie den Nahenden im Profil sichtbar war, saß auf einer einfachen Bank eine hellgekleidete Frauengestalt. Es war noch hell genug, um die Einzelheiten der Erscheinung zu erkennen. Hochmarks Schritt wurde ungleich — die schlanke Gestalt, das feine Profil, das glänzende Haar waren dieselben geblieben — aber in der gedankenvollen, selbstvergessenen Haltung, in dem starren Blick, den sie gerade vor sich auf den Abendhimmel gerichtet hatte, in der Wendung des Hauptes lag ein friedvoller Zauber, den das schöne, heitere Kind, das er einst ge-

liebt, nicht befehlen. Auf dem zarten Gesichte las man einen Ausdruck, der von Kampf und Leid, aber auch von Sieg und wiedergefundener Ruhe sprach.

„Also auch dieses Sonnenkind, dem ewige Jugend beschieden schien, hat das Leben Resignation gelehrt!“ murmelte Hochmark beim Anblick dieses ernsten, gedankenvollen Gesichtes. „Sie ist noch schön, noch begehrenswert — und dennoch hat sie sich aus der Welt in diese Einsamkeit zurückgezogen, um eine alte Verwandte zu pflegen und die Kinder eines lebensmüden Betters zu erziehen!“ War das Pflicht der Dankbarkeit? Wollte sie den Enkeln die Liebe und Sorgfalt abtragen, die sie einst von der Großmutter derselben empfangen? Oder war es ein noch mächtigeres Gefühl gewesen, das sie dem Manne nach in diesen weltverlorenen Erdenwinkel gezogen hatte? Sein Auge streifte aufmerksamer als bisher seinen Begleiter. Es war nicht zu leugnen, es war noch immer eine vornehme, interessante Erscheinung, er konnte wohl noch den Frauen gefallen, trotz des zerstreuten, gleichgültigen Blickes und trotz des leise hinkenden Ganges. „Mein Gott, sollte es Kroß gewesen sein, der mir damals im Wege stand?“ fragte er sich. „Und er, obgleich mit ihr unter einem Dache lebend, hatte keine Ahnung davon? Sie mußte es ansehen, wie er sich dem Mutterhause immer mehr entfremdete — wie er rettungslos dieser Leidenschaft für eine Unwürdige anheim fiel! — Also feinettwegen hat sie mich und manchen anderen braven Mann ausgeschlagen — feinettwegen auf jedes Glück verzichtet! Und er spricht davon, daß sie das Schicksal vieler sehr umworbener Mädchen teile, das Schicksal, keinen Gatten zu finden! Er ahnt nicht, wer ihr dieses Schicksal bereitet hat — in sich versunken geht er neben ihr her — o blinder Thor — blinder Thor!“

Mittlerweile hatte sein Erscheinen Aufmerksamkeit erregt. Die Kinder hatten ihr Spiel eingestellt und standen schüchtern von fern, mit großen Augen auf den Gast blickend. Das Hündchen aber war zuversichtlicher und kletterte als seine Gespielen — es kam den Nahenden entgegenelaufen und erhob ein lautes Bellen. Das merkte die Träumerin. Hochmark sah, wie sie sich rasch erhob, wie sie mit der Hand über die Stirne fuhr, als wollte sie die Wolke verscheuchen, die darauf gelagert hatte, und wie sie dann ruhig stehen blieb, den Ankommenen mit klarem Blicke entgegensehend.

„Ich bringe dir einen alten Freund mit, Elisabeth! Sieh ihn dir einmal an, erkennst du ihn?“ sagte Kroß. — Sie standen sich gegenüber — langsam hoben sich die Augen der Dame und blickten fragend in das Gesicht des Gastes. Dieser stand regungslos, den Hut in der Hand, aber seine Brust hob sich schnell und sein Atem ging hörbar. Seine Augen waren auf das glänzende Blondhaar der vor ihm Stehenden gerichtet, dessen Flechten ein paar Löckchen entschlüpfen waren, die sich auf der weißen Stirn kräuselten. „Eigensinniges Haar,“ hatte sie es einst genannt. Das Haar war noch so wie früher, auch das Gesicht darunter hatte sich wenig verändert — und doch war sie eine andere geworden! Der Glanz sprühender Lebensfreude, der Sonnenschein ihres schelmischen Lächelns waren aus diesem Antlitz entschwunden — aber was sie dafür eingetauscht, war unendlich edler, schöner, rührender. Und jetzt, da sie ihn erkannte, lächelte sie auch, aber es war nicht das Lächeln von einst, das, ein Spiel schelmischer Grübchen, nur Kinn und Wangen entziffelte — es war ein ernstes Lächeln, das kaum die Lippen spaltete, das nur Stirn und Augen berührte, daß sie aufleuchteten, als zöge eine Wolke, die sie beschattet, vorüber.

„Herr Hochmark!“ sagte sie und reichte ihm die Hand. „Wie ich mich freue, Sie wiederzusehen! Das ist wie ein Gruß aus fernem Heimaltslande.“

Auch ihre Stimme hatte sich verändert, sie klang tiefer und sanfter, und doch schlug sie so bekannt an sein Ohr, daß eine unüberwindliche Rührung ihn überkam. Schweigend beugte er sich über ihre Hand.

„Also doch wiedererkannt!“ sagte Kroß. „Das wundert mich eigentlich, Elisabeth! Denn Hochmark hat sich sehr ver-

ändert, und eure Bekanntschaft war, wie ich glaube, nur flüchtig."

"Das ist ein zwiefacher Irrtum, lieber Vetter! Herr Hochmark und ich waren schon damals gute Freunde, und es sollte mich freuen, wenn der Fortsetzung dieser Freundschaft nichts entgegenstände. Ich wenigstens bin bereit, da wieder anzuknüpfen, wo wir vor Jahren auseinander gingen. Und verändert hat er sich nicht. Allerdings ist er zum Manne gereift, aber sein Gesicht ist das gleiche geblieben, offen und ehrlich, wie es stets war."

Hochmark murmelte etwas, er wußte selbst nicht recht, was. Er war sich mit peinlicher Deutlichkeit seiner Unbeholfenheit bewußt, — aber zu seiner Beruhigung sah er, daß seine Erregung ihn in der Schätzung der Dame nicht herabzusetzen schien. Sie sah offen und lächelnd in sein Gesicht, und in ihren Augen lag ein warmer Blick, der zu sagen schien: lieber, lieber Freund! — Dann zuckte es plötzlich wie von aufsteigender Behmüt um ihren Mund, und über ihre Augen legte es sich, wie ein Schleier. Sie wandte sich rasch und rief die Kinder herbei.

"Kommt her, Kinder, und reicht einem neuen Onkel, der ein alter Freund von Vater und Tante ist, die Hand!" rief sie heiter.

Das kleinere der Kinder, ein schöner, schlank aufgewachsener blondhaariger Knabe, kam sogleich herein und reichte Hochmark mit offenem Blick und Lächeln die Hand. "Wie du deinem Vater gleichst!" sagte der Gast, über den hellen Kopf des Kindes fahrend. "Wie heißt du?"

"Axel von Kroß!" — Das "von" wurde in knabenhaftem Stolz vielleicht etwas mehr als nötig betont — ein Lächeln glitt über Hochmarks Gesicht. "Nun, Axel, ich hoffe, auch wir werden gute Freunde werden! — Du mußt mich einmal mit dem Vater besuchen!"

"Hast du Pferde?" fragte das Kind mit leuchtenden Augen.

"Freilich, eine ganze Menge. Auch Hunde findest du."

"Können sie auch apportieren?"

"Nicht alle verstehen diese Kunst, aber meine Diana ist ein wohlgeschulter Hund — mit ihr wirst du zufrieden sein."

"Bist du Jäger?" fragte Kroß mit rasch erwachtem Interesse.

"So, so! Aber mit einem Gefährten jage ich mit Vergnügen. Kettlau hat gute Jagd — vortrefflicher Schnepfenstreich! — Ich hoffe, du kommst bald mit deinem Knaben und versuchst, wie es sich in meinem Kettlau lebt."

Das kleine Mädchen hatte unterdessen mißtrauisch beiseite gestanden. Erst als Elisabeth den Arm um sie geschlungen und sie an sich gezogen hatte, war sie näher getreten.

"Hast du auch ein Schloß?" fragte sie jetzt, da sie vor dem Gaste stand und zu ihm aufblickte. Hochmark schaute in ein schmales, scharfgeschnittenes Kindergezicht, aus dem ihn zwei dunkle Augen unter einem Gewirr schwarzbrauner Haare anblickten. Beim ersten Blick in dieses Gesicht durchzuckte es ihn wie ein Schreck. Was für eine Ähnlichkeit mit ihrer Mutter! Da waren dieselben scharf und fein geschnittenen Züge, die schmale Stirn, die gerade Braue und die beweglichen, roten Lippen, hinter denen die weißen Zähne bligten. Es überkam ihn etwas wie Widerwille beim Anblicke dieses Gesichtes, das ihm die Frau vergegenwärtigte, die das Leben seines Freundes verheert hatte. Vielleicht las Elisabeth diese Empfindung auf seinem Gesichte, denn noch inniger und wärmer umfaßte ihr Arm das scheue kleine Mädchen.

"Mit einem Schlosse kann ich nicht dienen, aber ich habe ein großes Haus, in dem ich euch alle bequem unterbringen könnte," sagte Hochmark.

Das Mädchen fragte nicht weiter, es mochte mit der Feinfühligkeit des Kindes gemerkt haben, daß die Stimme des Gastes jetzt weniger freundlich geklungen hatte, als vorher. Sie machte sich plötzlich mit einer hastigen Bewegung von Elisabeths Arm frei und wandte sich ab, einen Ausdruck von Born und Trotz auf ihrem Gesichte.

"Wir wollen doch noch rasch einen Blick auf unsern Abendisch werfen, um vor unserm Gaste mit Ehren zu be-

stehen. Komm, Mariechen! Das ist eigentlich deine Pflicht, denn du bist die Tochter des Hauses. Aber ich will dir dabei helfen, wenn..."

Sie beugte sich zum Kinde hinab und sprach ihm freundlich zu. Es schien nicht ganz leicht, die kleine Trotzige zu versöhnen, aber endlich übten die süßen Worte ihre Wirkung. Hochmark sah, wie die Kleine sich verstoßen die Augen trocknete und dann, an Elisabeths Arm geschmiegt, dem Hause zuschritt.

"Sie scheint dein kleines Mädchen sehr zu lieben," sagte Hochmark.

"Vielleicht ist es auch nur Erbarmen mit dem Kinde. Es ist nicht leicht zu erziehen — ich vermag es nicht — nur Elisabeth allein hat Gewalt über dieses trotzige, scheue Gemüt."

Die beiden Männer schritten im Gespräch die Allee mehrmals auf und ab, bis Axel zu melden kam, daß Großtante und Tante sie drinnen erwarteten.

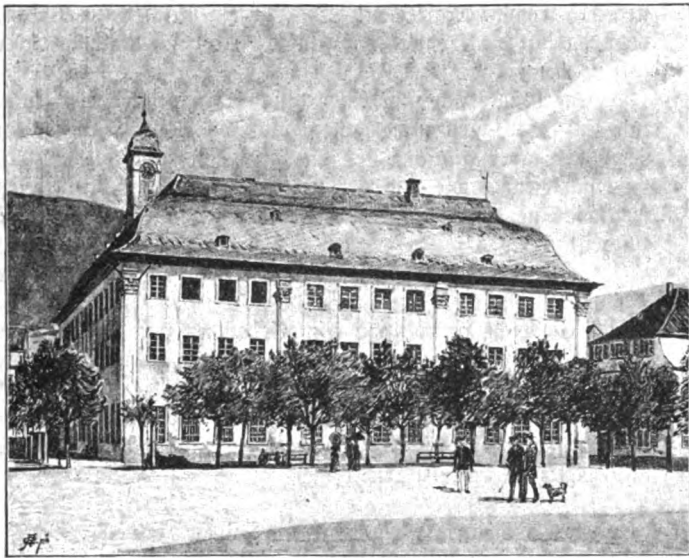
Als Hochmark spät am Abend seinen Heimweg antrat, that er es in der Überzeugung, daß die Familie den Wunsch hege, die wieder angeknüpften Beziehungen aufrecht zu erhalten. Er hatte das Versprechen geben müssen, während seines jetzigen Aufenthaltes in der Stadt noch einmal zu kommen, "schon der Karten und Pachtbedingungen wegen," hatte Elisabeth gesagt. Gedankenvoll schritt er der Stadt zu. Zwischen den Gartenmauern, unter dem Laubwerk war es schwül, trotz der späten Abendstunde. Er nahm den Hut ab, denn die Stirn brannte ihm, und allerlei alte Erinnerungen fuhrn ihm durch den Sinn. Er dachte an die Mutter Richards von Kroß, in deren Haus er vor Jahren verkehrt hatte. Was für eine würdige, zugleich rührende und Achtung gebietende Gestalt war sie gewesen! Noch heute empfand er den Zauber, mit dem ihn die ruhige, vornehme Stille ihres Hauses damals umspinnen, und er empfand auch mit Dank, daß ihr Einfluß es gewesen, der ihm Geschmac und Urteil geläutert und den Sinn für schöne, edle Einfachheit geschärft hatte. Der Verkehr in ihrem Hause hatte ihn in Fragen seines Umganges wählerisch gemacht, er hatte immer einen Vergleich ziehen müssen und war endlich zu dem Schlusse gelangt, daß er verzichten müsse, ein Haus zu finden, in dem so wie in jenem Feinheit der Sitten sich mit Anspruchslosigkeit und Einfachheit paarte. Und heute, als er zu den Damen ins Zimmer getreten, hatte ihn der alte Zauber wieder umspinnen, denn sichtlich waltete hier derselbe Geist, dieselbe Anmut, die ihm unvergeßlich geblieben waren. Alles grüßte ihn lieb und vertraut, sogar die Möbel waren die gleichen — ein Geist liebevoller Pietät gegen die Verstorbene hatte sichtlich das ihr Liebgewordene bewahrt und in ihrem Sinne benützt.

"Das blaue Eckzimmer aus der Marktgrafenstraße zu R.!" hatte er ausgerufen, als er über die Schwelle getreten war.

"Erkennen Sie es wieder? Was für ein gutes Gedächtnis Sie haben!" hatte Elisabeth geantwortet. Und dann war die Erinnerung an die schöne Zeit, wo er sie fast täglich gesehen, mit aller Macht über ihn gekommen, und ohne zu überlegen, hatte er mit einem Seufzer ausgerufen: "Gewisse Dinge vergißt man nie!" — Aber sogleich nachdem er die Worte gesprochen, war ihm das Bewußtsein gekommen, daß sie an ein gefährliches Thema streiften, und Elisabeth, die wohl derselben Ansicht gewesen sein mochte, war ihm rasch zu Hilfe gekommen.

"Sie finden hier altmodische Leute, die sich an Neues schwer gewöhnen und sich etwas mißtrauisch dagegen verhalten," hatte sie gesagt. "Wir sind eben konservative Menschenkinder — konservativ bis auf der Väter Hausrat und der Väter Gewohnheiten herab. Ich fürchte, das wird uns in Ihren Augen schaden, denn Sie huldigen anderen Ansichten. Woher ich das weiß? Ich habe Ihren Namen in den Berichten verschiedener Wahlversammlungen gelesen und meine Schlüsse daraus gezogen. — Und nun kommen Sie, lieber Freund, lassen Sie sich unserm alten Tantchen, der ältesten Schwester meiner und Richards Mutter vorstellen!"

(Fortsetzung folgt.)



Aus Heidelberg: Die Universität.

Alt-Heidelberg II.

Zur fünften Säcularfeier der ehrwürdigen Karola-Ruperta
2. — 7. August 1886.

Daß Heidelberg stets eine „Stadt fröhlicher Gesellen an Weisheit schwer und Wein“ gewesen ist, das werden nicht nur alle zugeben, die in älterer und neuerer Zeit hier studiert haben, das bezeugt auch die Überlieferung, soweit sie vom Studententum Heidelbergs uns Kunde gibt. Ob die Weisheit mit dem Wein, wenigstens bei dem jüngeren Geschlecht, gleichen Schritt gehalten, darüber dürften nach den Quellen gerechte Zweifel erlaubt sein, denn die Urkunden melden vieles, wobei der Wein offenbar eine wichtigere Rolle gespielt hat, als die Weisheit.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß Heidelbergs Ruperta je und je einen mehr internationalen und kosmopolitischen Charakter gehabt hat. Schon daß sie nach dem Vorbild von Paris und Prag eingerichtet worden, spricht dafür. Denn jene ältesten Hochschulen trugen durchaus dieses Gepräge; der Begriff einer Landesuniversität, wie er erst in viel späterer Zeit auftaucht, war jenen Zeiten völlig fremd. Deshalb bildeten denn die eigentlichen Pfälzer auch nur einen kleinen Bruchteil der akademischen Bevölkerung, die größere Mehrzahl bestand aus Leuten von allerlei Volk und Sprache. Daß es bei einer so zusammengewürfelten Gesellschaft, trotz aller Verordnungen und Vorsichtsmaßregeln, öfter zu Reibereien kam, ist nicht zu verwundern, und diese arteten oft zu höchst gefährlichen Kämpfen aus, zumal bei der mangelhaften Sicherheit der Straßen in jenen Tagen das Waffentragen, trotz wiederholter Verbote, nicht unterdrückt werden konnte. Schon zwei Jahre nach der Gründung der Universität melden uns Urkunden von Kaufhändeln, in welche Studenten mit adeligen Junkern des kurfürstlichen Hofes gerieten. Angeblich beim harmlosen Spiel sich vergnügend, wurden sie von etlichen vom Adel angefallen und mißhandelt, worauf Untersuchung der Sache und Abbitte der Schulbigen angeordnet wurde.

Viel gefährlicher und für die Universität bedrohlicher war der in der Geschichte derselben wohlbekannte Studentenkrieg von 1406 unter der Regierung Ruprechts III, des deutschen Kaisers, der ebenfalls in Reibereien zwischen Adeligen und Studenten seine Veranlassung hatte, aber dadurch größere Dimensionen annahm, daß, wie es scheint, die Prinzen des kaiserlichen Hauses mit dem Adel gemeinschaftliche Sache machten und die Bürgerschaft gegen die Studenten dabei Partei nahm.

Die Erhebung des kurfürstlichen Hofes zu einem kaiserlichen hatte nämlich eine Menge junger Edelleute nach Heidelberg gelockt, welche weniger der Wissenschaft obzuliegen im

Sinn hatten, als vielmehr beim Hof Zutritt zu erlangen, um mit den jungen Prinzen und deren adeligen Genossen in ritterlichem Waffenspiel, Jagd- und anderen Vergnügungen sich zu ergözen. Die Kaiserin-Kurfürstin begünstigte dieses Treiben, und der wachsende Übermut der vornehmen Schar gegenüber der übrigen akademischen Bevölkerung führte zu heftigen Zusammenstößen. Lassen wir den Annalisten reden, der uns die Vorgänge folgendermaßen berichtet: „Allhier entstande den 12. Juli 1406 ein großer Aufruhr und gefährlicher Studentenkrieg; denn als des abends zweien junge Studenten mit einem Hofdiener in einen Bank gerieten und von den Worten zu den Streichen kamen, da eilten viele Edelleute auf das Geschrei des beleidigten Hofjunktlers herbei in Begleitung eines zahlreichen bewaffneten Pöbels. Nicht weit vom Schauplatz (am heutigen Burgweg) lag die Wohnung des Rectors, wohin die Studenten sich flüchteten und welche sie zu besetzen angingen. Adelige und Volk mit Spießen, Stangen, Bogen, Ärten begannen nun eine regelrechte Belagerung, konnten aber nichts ausrichten. In diesem Tumult wurden die Glocken geläutet, wobei die Weiber trefflich geholfen; auch wurde dem Schultheißen im Namen des Kaisers, welcher jedoch nichts davon wußte, der Todesbote (nuncius mortis nennt ihn der Annalist) gesandt mit dem Befehl, stürmen zu lassen. Auf dieses Sturmgeschlagen ist das Volk noch rasender geworden, weil es meinte, es wäre auf des Kaisers Befehl geschehen, drangen je länger, je mehr auf des Rectors Haus, schlossen alle Stadthore, schrien, man sollte alle Plattenträger und Langmäntel totschlagen.“

„Als der Tumult und das Geschrei überhand nahm, kam der hochangesehene Bischof Rhaban von Speier und mahnte sie im Namen des Kaisers ab, aber vergeblich. Damit er nun die Unschuldigen ins Haus retten möchte, gebot er Stillstand; aber das Völklein stürmte je länger je mehr, brach die vordere Thür auf und fiel mit ganzer Macht ins Haus hinein. Da erhob sich ein Geschrei und Bejklagen der unschuldigen Jugend, einer lief da, der andere dorthin, etliche verkrochen sich unter die Bänke oder sprangen mit großer Gefahr zum Fenster hinaus, andere stiegen auf das Dach und hielten sich an den Wänden; aber sie konnten vor dem rasenden Völklein sich nicht retten, denn man zog sie hervor und schlug sie grausamlich, und traktierte sie übel mit Spießen und Stangen.“

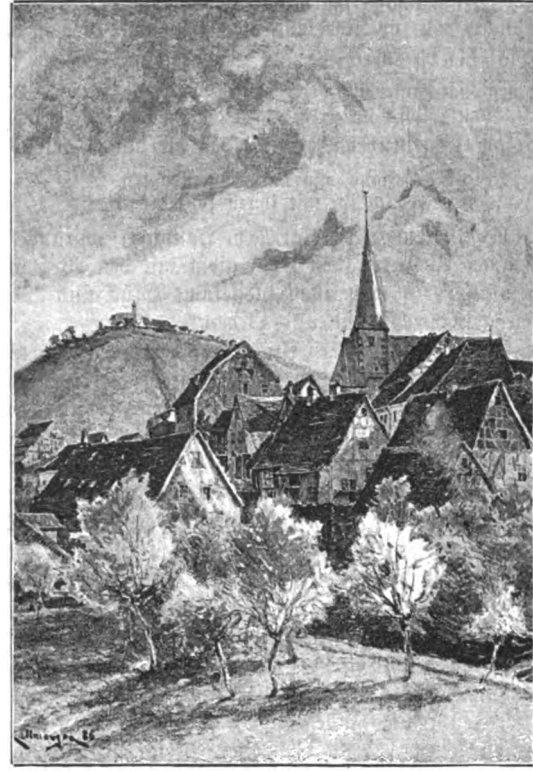
Erst durch die persönliche Intervention des Kaisers, der von der ganzen Sache nichts wußte, wurde der Handel beigelegt. Der Rector verfügte sich am andern Morgen zum Kaiser und trug im Namen der Universität die Plage vor. Ruprecht war über den Mißbrauch seiner Autorität höchlich aufgebracht und versprach volle Genußthung. Mit Todesstrafe und Verlust des Vermögens bedrohte er alle, die sich unterstehen würden, ein Mitglied der Universität zu beleidigen. Am dritten Tag erschien der Kaiser selbst mit seinen Söhnen und Räten im Augustinerkloster, traf Anordnungen zur ferneren Verhütung ähnlicher Auftritte und befahl den Professoren, ihre Vorlesungen wieder aufzunehmen. Allein das Verhalten



Aus Heidelberg: Dunsen's chemisches Laboratorium.



Aus Heidelberg: Das neue Haus der Westfalen am Fuße des Schloßberges.



Aus Heidelberg: Neckarsteinach.

der Kaiserin und der Prinzen hatte Verdacht erregt; man konnte sich nicht beruhigen, und erst als auf neue Vorstellungen der Universität Ruprecht seine drei Söhne Ludwig, Stephan und Otto in Gegenwart aller Lehrer der Universität und vieler vom Adel die Erklärung abgeben ließ, daß es ihre Absicht nicht gewesen, noch sei, irgend ein Glied der Universität „zu beschweren oder zu betrüben, sondern daß sie alle Universitätsangehörigen nach Pflicht und Gewissen wollten verteidigen und beschützen,“ erst dann wurde der Friede vollständig hergestellt. Die Übeltäter, deren man habhaft werden konnte, wurden nach Verdienst bestraft. Worin die Strafe bestand, meldet die Geschichte nicht.

Aber schon in den Jahren 1421 und 1426 erneuten sich die Streitigkeiten. Im Jahre 1426 kam sogar der Fall vor, daß Hofleute einen Universitätsangehörigen kurzer Hand an einen Baum aufknüpften. Alle diese Streitigkeiten hatten in Standesunterschieden und jugendlichem Übermut ihren Grund; widerrwärtiger waren diejenigen, die auf Lehrgesegensätzen beruhten. Nominalisten und Realisten, seit Friedrich dem Siegreichen an der Hochschule gleichberechtigt, lieferten sich förmliche Schlachten, die Realisten reichten gegen die Nominalisten eine Klagschrift beim Senat ein, worin sie dieselben beschuldigen, sie seien an ihrer Burse vorbeigegangen mit dem Ruf: „Das Schwert muß noch drei Realisten fressen. Ich will nicht von hinnen ziehen, ich hab' denn einem Realisten den Flügel abgehauen.“ — Auch im XVI. Jahrhundert fehlte es nicht an Streitigkeiten. Diesmal sind es wieder die Hofleute, mit denen die Studenten ihre Kämpfe auszufechten haben. Es scheint in dem Jahre 1545 zu recht hitzigen Gefechten gekommen zu sein, dem weiteren Umsichgreifen wurde dadurch gesteuert, daß der Senat den

Studenten bei strenger Strafe verbot, sich nach acht Uhr abends auf den Straßen sehen zu lassen, und der Kurfürst den Hofleuten untersagte, nach der „Weinglocke“ in der Stadt sich aufzuhalten. Wer auf der Straße zur verbotenen Zeit betroffen würde, sollte in polizeilichen Gewahrsam gebracht werden, eine Bestimmung, die für die Studenten dahin abgeändert wurde, daß dieselben nicht im städtischen Wachtlokal untergebracht werden dürften, sondern in einem besonderen „Hüßlin bei der Realistenburse.“ Das war der erste Karzer der Universität.

Aber auch von anderen „seltsamen Sitten und Gewohnheiten“ haben wir zu berichten. Schon früh bildete sich die Gepflogenheit auf unsern Hochschulen aus, daß die älteren Studenten sich gegen die neueintretenden allerlei rohe Scherze erlaubten. War der junge Student angekommen und hatte seine Absicht kundgegeben, in ordinem studiosorum aufgenommen zu werden, so wurde ihm bedeutet, daß er noch keineswegs sich dazu schide, daß er vielmehr erst ein Probejahr durchzumachen habe, nach dessen Ablauf darüber entschieden werden könne, ob er würdig sei, in den Orden aufgenommen zu werden. Die erste Prozedur, der er sich unterziehen mußte, war die Deposition. Der Beanus, der krasse Fuchs neueren Stils,

mußte sein Schülerkleid und ungehobeltes Wesen ablegen. Er wurde nun im eigentlichen Sinne des Wortes gestriegelt und gehobelt. Die Beani erscheinen zuerst in Prozession unter dem Ruf des Führers: „Kommt Bacchanten, kommt herbei, euch will ich auf euer Fest deponieren auf das best.“ — Mit enormer Schere wird das Haar abgeschnitten:

Weil du kannst manches Haar,
Du Gottelbode entbehren,
Dum muß zur Ehrbarkeit
Ich deinen Kopf bescheren.

Mit einem Kolben wird das Ohr gereinigt:



Aus Heidelberg: Mollenkuranstalt.

Vor Narrenthätigkeit laß dein Gehör geschlossen,
Ich säubere dich zur Wehr' und nicht zu schlimmen Pöffen.

Es folgt die Ausbrechung der Bacchantenzähne:

Laß den Bacchantenzahn der Läst'ung dir ausziehen,
Verleumdung sollst du stets wie selbst die Hölle fliehen.

Mit einer ungeheuren Feile werden die Nägel geseilt:

Ich feile dir die Hand, um damit anzudeuten,
Daß du, was redlich ist, mit ihnen sollst arbeiten.

Nach beendigtem Akt folgt der Handkuß, worauf der Depositär ihnen Wein auf den Kopf gießt mit den Worten:

„So wünsch' ich euch allen insgesamt Glück und Wohlfahrt zu eurem neuen Stand und Orden.“

Das Waffentragen der Studierenden, das trotz aller Dekrete nicht unterdrückt werden konnte, beförderte die Roheit des Lebens ungemein; Schlägereien mit scharfer Waffe, Zweikämpfe mit tödlichem Ausgang auf öffentlicher Straße waren nichts Seltenes, und das ganze XVI. und XVII. Jahrhundert hindurch hören wir Klagen über die zunehmende Verwilderung der studierenden Jugend. Der dreißigjährige Krieg begünstigte diese betrübenden Zustände in hohem Maße. Dazu kam, daß alle Verordnungen gegen die Unsitte des maßlosen Trinkens ohne alle Wirkung blieben. Wie Luther die Unversitteten seiner Zeit beurteilt, geht aus folgender Äußerung hervor: „Aus diesen Nordgruben gehen herfür die Heuschrecken, welche die ganze Welt, beide geistlich und weltlich, regieren, daß auch der Teufel von Anbeginn der Welt nichts Kräftigeres hätte erdenken können, denn die hohen Schulen;“ und selbst der milde Melancthon schildert die Studenten seiner Zeit mit den Worten: „Daß sie sich tobend wie Centauren und Cyclopen ganze Nächte auf den Straßen umhertrieben, alles mit wildem Geschrei erfüllten, friedliche, unbewaffnete Leute anfielen und mit Schimpfreden, Steinwürfen und Waffen angriffen, ja die Häuser der Bürger belagerten, Thüren und Fenster erbrachen, Wöchnerinnen, Kranken und Greisen den Schlaf raubten, die Läden auf dem Markt, Wagen und was ihnen sonst vorkäme, auseinanderwürfen.“ Es wird am Redar nicht besser gewesen sein.

Auch das ganze XVIII. Jahrhundert hindurch blieb von der früheren Roheit noch viel zurück, und Zacharia hat uns in seinem „Renommisten“ ein ergötzliches Bild des wilden Studententums seiner Zeit hinterlassen. Doch wollen wir dabei der Worte Robert von Mohls nicht uneingedenk sein, daß neben diesem allen doch auch die „stillen Tugenden des Fleißes und des wissenschaftlichen Strebens“ vorhanden waren, nur eben nicht zur Aufzeichnung kamen.“

Die Unglücksjahre, die die napoleonische Herrschaft über Deutschland gebracht, sowie die patriotische Erhebung im ersten und zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts haben auf die akademische Jugend entschieden veredelnd gewirkt. Aus den alten Landsmannschaften und den Ordensgemeinschaften, wie sie sich unter dem Einfluß der Geheimbünde des vorigen Jahrhunderts herausgebildet hatten, entwickelten sich die Korps, und unter dem Einfluß der politischen Erhebung, durchseht und tiefdurchdrungen von romantischen Anschauungen, bildeten sich die Burschenschaften, zwei charakteristische Erscheinungen unsers Studententums bis in die neueste Zeit hinein.

„Lange Jahre hindurch waren die Ausdrücke Landsmannschaft und Korps gleichbedeutend. Für die äußere Form der Korps gaben die Orden mit ihrer strengeren und geschlossenen Organisation das Vorbild, so auch für die Korpszeichen, die Formen der Aufnahme u. dgl. m. Sachlich war den Orden das Prinzip entnommen, daß im Korps alle für einen und einer für alle eintreten sollten. Der Aufnahme in das eigentliche Korps als vollberechtigter Korpsbursche geht eine Prüfungszeit voraus, während welcher der Fuchs zwar im weiteren Sinn dem Korps angehört, aber keine eigentlichen Rechte besitzt. Während dieser Zeit wird der junge Student zum braven Burschen erzogen, nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten als Penial gequält und geknechtet (s. o.), sondern in freier Selbstbestimmung zu einem tüchtigen Charakter ausgebildet.“ (Festschrift des S. C.)

Im Gegensatz hierzu entwickelt sich die Burschenschaft auf breiterer Grundlage. Jene feste, geschlossene Organisation geht ihr ab, der strenge Kommet findet keine Aufnahme, dagegen gewinnen allmählich politische Strebungen Eingang, denen die Korps prinzipiell fern geblieben sind. Die Ermordung Kogebues durch den der Burschenschaft angehörigen Studenten Sand 1819 hatte die Unterdrückung der Burschenschaft und die strafrechtliche Verfolgung ihrer Mitglieder zur Folge.

Ein von den Korps mit besonderer Sorgfalt gepflegtes Institut ist das studentische Duell, die sogenannte Mensur. Wie tief sie eingewurzelt ist und wie man in Korpskreisen darüber urteilt, mag eine Stelle aus der eben angeführten Festschrift beweisen: „Wer je das Hochgefühl gekostet hat, auf der Mensur einem ebenbürtigen Gegner gegenüber zu stehen und seine jugendliche Kraft und Geschicklichkeit nicht nur auf dem gefahrlosen Fechtboden, sondern mit offenem Visir und scharfer Klinge zu messen, der wird für alle Zeiten davon überzeugt sein, daß nichts so sehr als gerade die Mensur den Charakter stärkt und zugleich das Gefühl der vollen Manneskraft erweckt und fördert.“

Daß im allgemeinen die studierende Jugend auch außerhalb der Korps ganz ebenso denkt, darf als Thatsache betrachtet werden. Auf diesen Verhältnissen beruht nun auch das studentische Gesetzbuch, der sogenannte Kommet, wie die obengenannte Schrift sagt: jene ehrwürdige Norm der Rechte und Pflichten des einzelnen Studenten, der einzelnen Korps und der Gesamtheit der Studentenschaft. Der Kommet ist so alt, wie das Studentenleben selbst und gleich diesem den Wandlungen und Änderungen der Zeit selbst unterworfen.

Der erste bekannte geschriebene Kommet der Universität Heidelberg datiert vom 1. Juni des Jahres 1810.

Auch das Zusammenleben der Korpsbrüder ist genau geregelt. Galt es früher als eine besondere Eigentümlichkeit Heidelbergs, daß jedes einzelne Korps seine freie Zeit in einem besonders zum voraus bestimmten Kaffeehaus zubachte, so ist darin seit einigen Jahren eine wohlthätige Änderung dadurch eingetreten, daß alle Korps sich ein eigenes Heim geschaffen haben, in dem nicht nur die Korpskneipe sich befindet, sondern auch Räume und Gärten für Unterhaltung, Lektüre zc. vorhanden sind. Diese Einrichtung eigener Korps Häuser verdanken die Korps meist ihren früheren Mitgliedern, den sogenannten alten Herren, welche überhaupt für das Korpsleben von ganz besonderer Bedeutung geworden sind.

So haben sich die Sargoborussen im altberühmten Riesenstein häuslich eingerichtet. Das Haus stellt nach außen sehr wenig vor, bietet aber im Innern allen nur wünschenswerten Komfort. Von der Decke des Kneipzimmers hängen allerhand wunderbare Trophäen herab, deren Deutung wir dem Scharfsinn des Lesers überlassen wollen. Für diejenigen, bei denen der Wein über die Weisheit gesiegt und die im Nirwana nun zur Ruhe gekommen sind, ist sogar ein Bokal hergerichtet, das den bedenklichen Namen „Leichenkammer“ trägt, wie Figura zeigt (S. 701). Am Fuß des Schloßberges, da, wo der neue Schloßweg von der östlichen Stadt sich hinaufwindet, sehen wir das stattliche, eben der Vollendung entgegengehende Daheim der Westfalen (S. 697), und weniger hervortretend, aber an seinem hohen mit Pferdeköpfen geschmückten Dach kenntlich, die Vandenburg. In der östlichen Hauptstraße erblicken wir das Korpshaus der Rheinania und hinter der Peterskirche, ebenfalls im Bau begriffen, das der Suevia.

Die neue Zeit von 1803 an verlief auch nicht ohne mancherlei Kämpfe zwischen den Studenten, akademischen Behörden und den Studierenden unter sich. Das erste bedeutende Ereignis dieser Art fällt in das Jahr 1804. Ein unbedeutender Konflikt zwischen Burschen und Militär führte zu einem Auszug der Studentenschaft. Zweihundert Mann stark zog dieselbe am 12. Juli über die Redarbrücke und errichtete in Neuenheim ein Lager. Bürgerfahrd und Magistrat sandten zum Stadtdirektor, um die Rückkehr der Studenten herbeizuführen; der Rektor deputierte den Syndikus nach Neuenheim,

erhielt aber zur Antwort, daß erst vollständige Satisfaction gegeben werden müsse. Nun fuhr der Rektor zum Kurfürsten, der ihn ermächtigte, im Fall der Rückkehr Genugthuung zu versprechen. Infolge dieser Zusage kehrten die Studenten zurück am Abend des zweiten Tages nach dem Auszug, je zwei und zwei mit türkischer Musik, welche von unaufhörlichen Böllerschüssen der Heidelberger Bürgerschaft auf dem andern Ufer des Neckars begleitet wurde.

Syndikus und Professoren gingen den Einziehenden entgegen und geleiteten sie in die Aula, wo der Rektor eine Rede hielt, in der er nochmals Satisfaction versprach. Auf dem Paradeplatze wurden dann Hochs auf den Kurfürsten, den Senat und die akademische Freiheit ausgebracht, während türkische Musik spielte und die Professoren aus den Fenstern Weifall winkten.

Die bald folgende Rheinbundszeit brachte auch für die Studenten manche Unannehmlichkeit. Die vielen Konflikte mit dem Militär führten zur Unterdrückung der Landsmannschaften, und als im Jahr 1813 die nationale Erhebung begann, da leerten sich die Kollegien, und ein großer Teil der Studenten eilte zu den Waffen.

Die neue Ordnung der Dinge machte sich bald auch auf der Universität bemerklich. Die alten Landsmannschaften verschwanden; an ihre Stelle traten die Korps. Das älteste ist die Suevia (1810), die Erbin und Nachfolgerin der aufgelösten altberühmten Landsmannschaft gleichen Namens.

Ihr folgte bald die Guesphalia (1818) mit der Devise gloria virtutis comes (Ruhm ist die Genossin der Tugend) und mit den Farben grün, schwarz, weiß. Zwei Jahre später that sich das Korps der Sagoborussen auf (1820) mit den Farben weiß, grün, schwarz und dem Wahlspruch virtus sola bonorum corona (Tugend allein ist die Krone der Guten). Es hatte landsmannschaftlichen Charakter, was sich auch darin zeigt, daß es die Geburtstage der Könige von Preußen und Sachsen festlich beging. Viele Jahre später erst entstand das Korps der Vandalia (1842) mit den Farben gold, rot, gold und dem Wahlspruch „Eintracht hält Macht.“ Das Korps erwarb sich sehr bald eine geachtete Stellung auch außerhalb Heidelbergs, besonders unter dem Seniorat des tüchtigen von Klinggraeff (1846—49), auf dessen Anregung auch die Zusammenberufung der Vertreter aller deutschen Korps zu Jena im Sommer 1848 stattfand, woraus dann später durch dauernde Einsetzung des Rösener Kongresses der gemeinsame Mittelpunkt aller deutschen Korps geworden ist.

Im Jahre 1849 folgte dann die Rhénania, die Erbin der früheren Massovia, mit den Farben blau, weiß, rot mit Gold und dem Wahlspruch virtuti semper corona (der Tugend immer die Krone). Unter mancherlei Schicksalen, mehrfachen Suspensionen u., gewann es doch immer wieder Boden. Es hat sich bis jetzt erhalten und besitzt seit 1882 sein eigenes Haus in der östlichen Hauptstraße.

Daß die tollen Jahre acht- und neunundvierzig nicht ohne Abenteuer auch an unserer Studentenschaft vorübergehen würden, ließ sich von vornherein annehmen. Die bedrohliche Haltung der Landbevölkerung des benachbarten Odenwaldes und des städtischen Pöbels führten zur Bildung einer Bürger- und Studentenwehr. An der Spitze der ersteren stand der Professor Jolly (kürzlich in München gestorben), an der Spitze der letzteren der Vandalen senior von Klinggraeff. Als nun die Odenwälder, „ungeachtet der von der Bürgerwehr besetzten Wachen,“ sich doch in die Stadt „eingeschlichen“ hatten und den Platz vor dem Rathaus besetzt hielten, wurde Generalmarsch geschlagen, der Feind umzingelt und dergestalt eingeschüchtert, daß er um Gnade bat und die Waffen streckte. Die Studentenwehr ließ dann die Aufständischen passieren und brachte die wunderlichsten Waffen im Triumph zum Kommandanten. Ein anderes Ereignis, dessen sich noch viele erinnern werden, war der Studentenauszug nach Neustadt a. d. H. im Sommersemester 1848. Es hatte sich nämlich ein allgemeiner Studentenverein gebildet, an dessen Spitze besonders semitische Redner glänzten. Als nun die Führer des Vereins

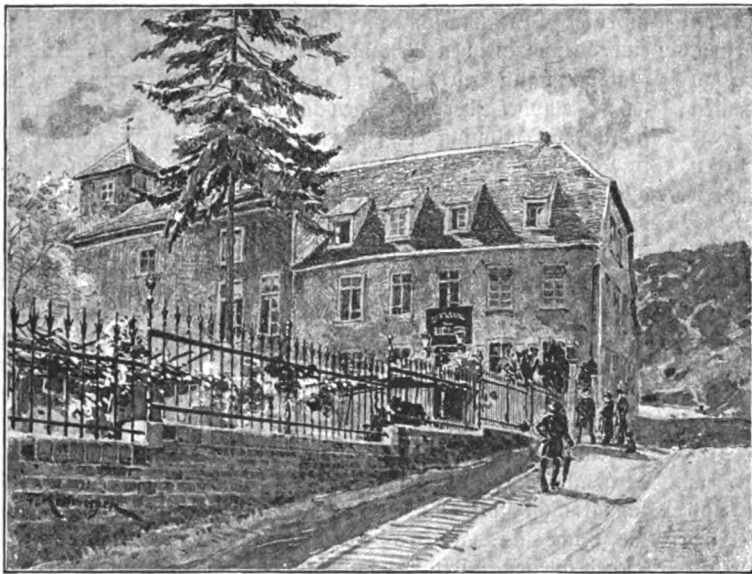
in einer Proklamation am schwarzen Brett die Einführung einer demokratischen Republik proklamierten und der Universitätsamtmann den Anschlag eigenhändig entfernte, wandten sie sich empört über diese Gewaltthat an den Senat. Darauf folgte die Auflösung des Vereins. Nun sollte eine Deputation in Karlsruhe die Zurücknahme der Maßregel bewirken. Als alle Schritte vergeblich waren, beschloß der Studentenverein den Auszug der gesamten Studentenschaft nach Neustadt.

Ein Anschlag am schwarzen Brett erklärte „das Vaterland in Gefahr“, und der Auszug erfolgte am 17. Juli. Dreihundertvierundsechzig Studenten nahmen daran teil, unter der Anführung eines Professors. In Neustadt begann nun ein höchst vergnügtes Leben, die Politik war bald vergessen, und man fand an dem Abenteuer mehr Vergnügen, als dem Geldbeutel der Herren Eltern zuträglich war. Ende Juli waren die meisten der Auszügler wieder harmlos in Heidelberg, als wäre nichts geschehen. Eine ernstliche Untersuchung scheint nicht stattgefunden zu haben. Offenbar beurteilte man die Sache als das, was sie wirklich war. Bei allen diesen Begebenheiten spielte jedoch ein Lokal der Heidelberger Universität eine nicht zu unterschätzende Rolle, das wir nicht unerwähnt lassen dürfen: der Karzer. Wir haben schon oben erwähnt, daß es einen solchen erst seit dem Jahre 1545 gibt: es war damals jenes oben erwähnte „Hüßlin“, das aber damals mehr die Bestimmung hatte, den Inhaftierten einen provisorischen Aufenthalt zu gewähren, als ein Strafort zu sein. Das änderte sich jedoch bald. Das Bedürfnis eines eigenen Strafortes stellte sich durch die Einführung der akademischen Gerichtsbarkeit als notwendig heraus, und so blieb es denn auch bis auf unsere Tage. Der Aufenthalt im Karzer gestaltete sich allmählich recht angenehm und gemüthlich. Man saß seine Strafe gemeinsam mit Bekannten ab; die Inzassen der einzelnen Zellen, welchen man anmutige Namen beilegte, wie Bellevue, Palais royal, Sanssouci (S. 701), besuchten sich gegenseitig, und manche gemüthliche Karzerbowle ist hier getilgt worden. Wer künstlerisch oder poetisch begabt war, verewigte sich an den Wänden in Bild oder Lied, oder beiden, so daß kürzlich sogar eine Anthologie dieser Karzerpoesie veröffentlicht werden konnte.

Unter den „Rechten und Privilegien“, die das Jahr 1849 gänzlich hinwegschwemmte, ist eines nicht zu vergessen, das im Jahre 1655 der Kurfürst Karl Ludwig den Studenten eingeräumt hatte, die nicht Theologie oder Medizin studierten, „als welche beyde Professionen sich zum Weidwerk nicht wohl schiden,“ das Recht, in gewissen, genau bezeichneten Bezirken diesseits und jenseits des Neckars zu jagen. Der Mißbrauch, der sich bald einschlich, veranlaßte den Kurfürsten, im Jahre 1671 den Studenten das Jagdrecht diesseits des Neckars zu nehmen und dasselbe jenseits des Neckars nur innerhalb genau bezeichneter Grenzen zu gestatten. Dieses Recht wurde von dem Kurfürsten Karl Philipp auf alle Studenten ausgedehnt und von Karl Theodor 1746 bestätigt. Bei der Immatrikulation erhielt jeder Studiosus seine Jagdkarte. Dieses nur der Universität Heidelberg eigentümliche Recht erhielt sich bis zum Jahre 1848. Damals wurde das Jagdrecht den Gemeinden innerhalb ihrer Gemarkungen überwiesen. Die Sage berichtet, es habe sich in dem ganzen Jagdbezirke nur ein einziger Hase befunden, der wegen der vielen vergeblichen Attentate auf sein Leben den Namen Louis Philipp erhielt.

Das Jahr 1866 brachte nur vorübergehend einen kaum bemerkbaren Wechsel in das alltägliche Studentenleben, da eine Anzahl Studierender, die als dienstpflchtig bei der Mobilmachung eingezogen wurden, die Universität verließ, um jedoch bald nach dem Friedensschluß zurückzukehren.

Tiefer war der Eingriff, den das Jahr 1870 brachte. Die allgemeine Bewegung ergriff mit ganz besonderer Macht die studierende Jugend. Die Hörsäle leerten sich. Alles eilte zu den Fahnen. Auf den Schlachtfeldern Frankreichs haben sie für Deutschlands Ehre gekämpft, oder an den Verwundeten Samariterdienste gethan, und die Namen derer, die gefallen,



Aus Heidelberg: Das Wirtshaus zum Hirsch in der Hirschgasse, wo sich der Paulsboden befindet und große Kommerje abgehalten werden.

hat die dankbare Nachwelt der Vergessenheit entrisen. Innerhalb der nördlichen Eingangspforte der Peterskirche sind ihre Namen aufgezeichnet. Neue Zeiten erzeugen neue Bildungen. Die alten Burschenschaften haben sich meist den Aufgaben der neuen Zeit gemäß umgestaltet. Das alte Schwarz-Rot-Gold ist dem neuen Schwarz-Weiß-Rot gewichen.

Zu den schon aus früherer Zeit vorhandenen Corps und Verbindungen haben sich in den letzten Jahren zwei neue Vereine aufgethan, die, auf christlicher Grundlage ruhend, das Studentenleben diesen Anschauungen gemäß zu gestalten suchen, von der gewiß richtigen Annahme ausgehend, daß Christentum und Studententum keine einander ausschließende Begriffe sind. Gleichwohl bestehen zwischen beiden Vereinen wieder Unterschiede. Während der Wingolf gewisse Bekenntnisnormen aufgestellt hat, welche bei der Aufnahme seiner Mitglieder maßgebend sind, hat der Verein deutscher Studenten die Grundlage breiter gelegt. Er tritt ein für Deutschum und Christentum und hat die Devise: „Mit Gott für Kaiser und Reich.“ Er trägt bisher keine Farben. An der studentischen Satisfaktion hält er zur Zeit noch fest, während der Wingolf dieselbe, als mit dem christlichen Prinzip unvereinbar, verwirft. — Der Wingolf hat bereits eine vierzigjährige geschichtliche Vergangenheit, und ein Zweigverein desselben hat früher auch in Heidelberg ein wenn auch nur kurzes Dasein gehabt. Durch die in dem letzten Jahrzehnt stärker hervortretende studentische Toleranz ist es ihm auch hier möglich geworden, mit Farben hervorzutreten und er erfreut sich einer für hiesige Verhältnisse immerhin bedeutenden numerischen Stärke.

Der Verein deutscher Studenten in Heidelberg bildet seit 1883 einen Teil des Kyffhäuser Verbandes, der sich zur Aufgabe setzt, deutsch-nationales Leben auf den deutschen Hochschulen zu pflegen und zu fördern, zugleich allen den Strömungen entgegenzuarbeiten, die ihrer zersetzenden Natur nach dem Bestand des jungen Reichs Gefahr drohen. Nach Überwindung ernster innerer Krisen haben beide Vereine einen fröhlichen Aufschwung

genommen und entfalten eine erfreuliche Thätigkeit. — Und auf welch schönem Fleck Erde treibt sich das fröhliche Volk umher! Es ist in der That, wie ein Freund mir einst sagte: „Das Heidelberg thut's einem an!“ Was ist's anders als was Scheffel singt: „Auch mir steht du geschrieben ins Herz gleich einer Braut; es klingt wie junges Lieben dein Name mir so traut!“ Der flüchtige Besucher bewundert die Schönheit, den Zauber der Umgebung Heidelbergs, wenn er von irgend einem der „berühmten“ Punkte, etwa von der Schloßterrasse, der Kanzel oder dem Philosophenweg herab sein entzücktes Auge schweifen läßt über Stadt und Hügel hinaus in die dörfchenbesäte Rheinebene bis hinüber in die gesegnete Rheinpfalz mit den schönen Linien ihrer Haardtberge. Aber was Scheffel meinte mit jenen wenigen, innigen Worten, das verstehst du erst, lieber Leser, wenn du das tiefere Geheimnis dieses Zaubers gelöst, der einen Kranz tiefempfundener Poesie um Schloß und Stadt, um Berg und Thal gewunden, wenn du tiefer hinetauschaut in die Wunderwelt ihrer Umgebung.

Siehe, da lockt dich das grüne Neckarthal zu einer Wanderung hinauf am Fluß. Eine fröhliche Schar begleitet dich, es tönen dir zur Seite die alten lieben Weisen, und freundliche Erinnerungen tauchen vor dir auf. Drüben winkt dir das Stift Neuburg, noch heute an seine alte klösterliche Bestimmung erinnernd durch die ephraumrannte Kapelle, und zu seinen Füßen dehnt sich das gärtendurchzogene Ziegelhausen mit seinen zahlreichen Villen. Der Weg biegt ab von der Landstraße, du steigst mäßig in die Höhe und bald wölbt sich über dir der lauschigste Weg, den du dir träumen kannst. Unter dir rauscht ein Bahnzug vorüber, fröhliche Stimmen bringen herauf vom Fluß, auf dem bewimpelte Boote ziehen. Nach zweistündiger Wanderung öffnet sich vor dir der Wald und du blickst hinaus ins offene Thal. Von der Terrasse des Rümmlbacher Hofes schaust du hinab auf das alte Städtlein Neckargemünd, und über ihm im Hintergrund erhebt sich auf

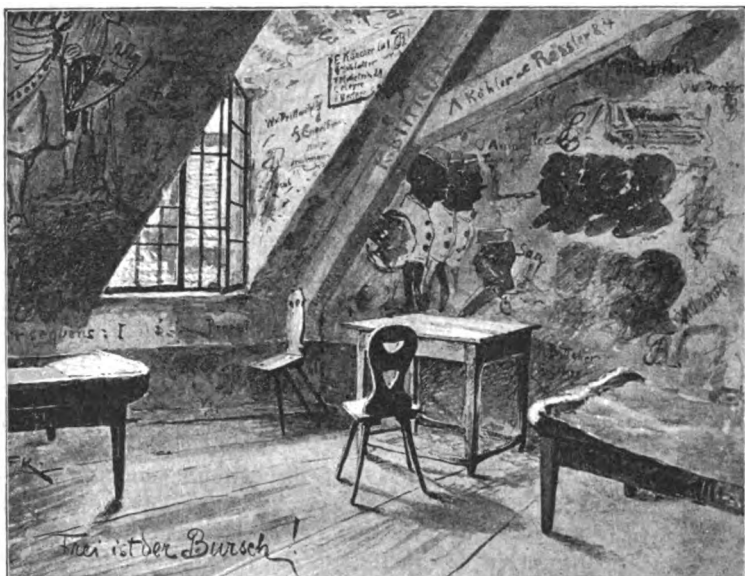
kühner Bergwarte das in der Geschichte der Pfalz vielgenannte früher befestigte Dorf Dilsberg, das von Lillu, den Schweden und Franzosen manchen Sturm erlebt hat. Auf einer fliegenden Brücke setzt du über den Neckar, und in kurzer Zeit führt dich am Fuß rauschender Wälder hin ein Pfad nach dem vielbesungenen, durch Geschichte und Natur berühmten Steinach, dessen Burgen dich von ferne grüßen (S. 697). Allerdings bekommst du durch unser Bild nicht den vollen Eindruck von der Romantik des Ortes; nur aus der Ferne schaut



Aus Heidelberg: „Tante Felig.“ Gasthaus zum roten Hasen in Handschuhshaus, alter berühmter Ausflugsort der Studenten.

Dilsberg noch einmal herüber. Drei Burgen sind's, die unsere Blicke fesseln: die untere von der Familie Derer von Dorch bewohnte, von hohen Kastanienbäumen umrauscht; die mittlere Schadeck, wo das edle in der Pfalz wohl bekannte Geschlecht der Landschad von Steinach gehaust hat, deren einer, Herr Bigger von Steinach, durch seinen „Umhang“ auch in der Geschichte unserer Literatur einen Namen gewonnen; endlich das eigentliche Schwalbennest, von dessen kühn gebautem Bergfried dein Blick hinüberschweift über Fluß und Thal nach den fernen Höhen des Odenwalds.

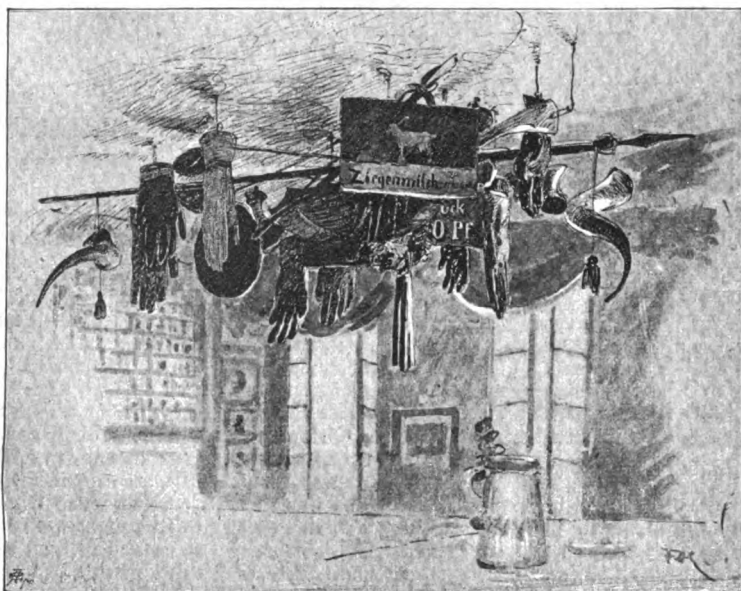
Oder du wanderst über die alte Brücke, der Goethe das hohe Lob gesungen, daß sie eine der schönsten der Welt sei,



Aus Heidelberg: Karzer Sanssouci.

und nach kurzer Wanderung stromaufwärts biegt du links ab von der Landstraße. Ein liebliches Seitenthal des nördlichen Höhenzugs nimmt dich auf und führt dich sachte hinauf an grünen Hängen vorüber in die Waldeinsamkeit. Doch ehe du weiterziehst, laß dir sagen, daß du dich auf der berühmten Hirschgasse befindest. Links am Wege erhebt sich, von Gärten und Wiesen umgeben, ein Komplex von Gebäuden, harmlos als Wirtschaft mit dem Hirsch im Schild sich präsentierend, aber drinnen ist das Kleinod der fehdelustigen Jugend, wie Kriemhilds Rosengarten — hier werden die Kämpfe ausgefochten, hier ist ihr Waffendepot, hier werden die großen Kommerse gehalten, hier wird auch bei außerordentlichen Veranlassungen getagt und beraten (S. 700).

Wie herrlich schaut das Schloß herüber und begleitet uns mit seinem Blick bis fast hinauf auf die Höhe, wo die Straße, den Bergwindungen folgend, sich ins Gebüsch verliert! Wie lauschig ist es hier, wie weltabgeschieden! Doch bald entläßt uns das Thal, und auf halber Höhe des Michaelsberges hinwandernd überblickst du entzückt des Schönen so viel, daß es dir schwer wird, alles in ein Bild zu fassen. Dir gegenüber siehst du Schloß und Stadt vom Königsstuhl überragt, der, nach Ost und West sanft absteigend, das belebte Thal mit seinen Bewohnern umschließt, begrenzt von der im blauen Duft sich verlierenden Rheinebene. Das Thal hinaufschauend winkt dir noch einmal freundlich das helle Stift



Aus Heidelberg: Trophäen an der Decke der Sago-Vorussen-Kneipe.

Neuburg aus grüner Dämmerung zu — und wieder klingt Scheffels Weise dir ins Ohr: „Klar ziehn des Stromes Wellen, Blauäuglein blitzen drein.“ Von der Philosophenhöhe, deren Aussichtsturm als der vierte der nächsten Umgebung in die Lüfte ragt, senkt sich die Straße nach dem freundlichen villengeschmückten Neuenheim mit seiner reineren Luft und ländlichen Stille. Hier beginnt die berühmte Bergstraße, in alten Tagen durch ihre Schönheit und Reize den Wanderer lockend und entzündend, jetzt nur von weitem bewundert und gegrüßt, wenn die eisende Welt mit Dampf besflügelt jenseits des Neckars vorüberfliegt. Im Frühjahr, wenn vom lindem Süden der Frühling kommt ins Land, dann webt er ihr aus Blüten ein schimmernd Brautgewand — dann steht hier alles vom Blütenschnee bedeckt. In der Ferne winkt die malerische Kirche von Handschuhsheim, mit ihrem kurzen Turm und hohen Dach. Zunächst glaubt man sich einer Villenstadt zu nähern. Das unruhige, aufreibende Leben der Neuzeit scheucht so manches Menschenkind heraus in die Stille und Einsamkeit, um der alten Wahrheit zu leben: „Bene vivit qui bene latet,



Aus Heidelberg: „Leichenkammer“ in der Kneipe der Sago-Vorussen.

köstlich lebt, wer im Verborgenen lebt.“ — Auch Handschuhsheim weiß zu erzählen von Krieg und Kriegsgeschrei. Ehemals Wohnsitz des edlen Geschlechtes derer von Handschuhsheim, dessen letzter Sproß im siebzehnten Lebensjahre auf dem Markte in Heidelberg im Jahre 1600 von der Hand eines Edlen von Hirschhorn den Tod gefunden, hat er in den Schreckensjahren von 1622, 1688 und 93 der Kriegsfurie ihre Opfer gebracht.

Zwei Sehenswürdigkeiten birgt Handschuhsheim, an denen wir nicht vorübergehen wollen — die eben genannte alte Kirche mit ihren Grabdenkmälern der Ritter und Herren gleichen Namens, in den Jahren 1051 bis 1056 vom Abt Arnold von Lorsch erbaut, und — die „Tante Felix“, die Studententante vieler Generationen, die gerne hinausgebummelt sind, um im Garten des roten Döfchen ihren Kaffee oder ihre Bowle

zu trinken. Wir treten links im Thormweg des Gasthauses in das Herrenstübchen ein (S. 700).

An den Wänden hängen Hunderte von Photographieen, gestiftet der Tochter des Hauses von scheidenden Musensohnen, die manche schöne Stunde hier zugebracht. Fix in Rede und Gegenrede wußte sie im Verkehr mit den Studiosen nicht nur stets den rechten Ton anzuschlagen, sie hat auch vielen derselben in Zeiten der Bedrängnis mit Rat und That aus der Not geholfen.

Reges Leben herrscht zur Zeit in Heidelberg. Stadt und Universität beginnt sich ernstlich aufs Fest zu rüsten. Den alten Häusern wird ein neues Gewand angelegt, Unvollendetes rasch zu Ende geführt. Auf dem Exercierplatze an der linken Neckarseite erhebt sich in riesigen Dimensionen die Festhalle mit monumentaler Eingangspforte an der Westfront. Innerhalb schaut der gestirnte Himmel herab auf die Feiernden, die inmitten von Wappen und Fahnen und anderem Schmuck sich der Festfreude hingeben. Auch die alma mater selbst will nicht zurückbleiben. Ihre Erbauung fiel in eine Zeit, die leider für stilvolle Architektur wenig Verständnis besaß, wie Figura zeigt (S. 696). Unter Kurfürst Johann Wilhelm wurde 1712 der Grund gelegt an Stelle des im Orleans'schen Kriege zerstörten Collegium Casimirianum und erst im Jahre 1735 unter Karl Philipp der Bau vollendet. Lange genossen die Deckengemälde der Aula eines gewissen Rufes; aber ihre frostige Allegorie und Symbolik hat sich überlebt und es wird ein großer Gewinn sein, wenn die farbenprächtige Kunst Ferdinand Kellers uns bald in lebensvollem Schmuck die Bedeutung des Hauses und Raumes vor die Augen führen wird.

Auch der altherwürdigen Kirche zum heil. Geist hat das Jubiläum eine Neuerung gebracht, von der wir wünschen, daß sie dauernd werden möchte: die Niederlegung der seit 1705 mit kurzer Unterbrechung (1719) bestehenden Scheidemauer zwischen Chor und Langhaus. Die Kirche war seit 1546 evangelisch, wurde aber durch die katholischen Kurfürsten den Evangelischen entzogen und seit 1705 zu einer Simultankirche gemacht und durch die Scheidemauer in zwei Teile zerrissen. Dadurch wurde der künstlerische Wert des Gebäudes vollständig vernichtet. Nun erst, da der schöne Rhythmus des Grundplans im Chor ausklingen kann und das Licht durch die hohen, zum Teil mit reichem und schönem Maßwerk geschmückten gotischen Fenster bricht und den ganzen Raum beleuchtet, nun erst macht die Kirche einen imposanten und wirklich bedeutenden Eindruck.

Sie ist bestimmt, dem Eröffnungsgottesdienst und einem der akademischen Feste ihre Räume zu erschließen. Während die akademischen Festlichkeiten in der heil. Geistkirche und Aula stattfinden und einer nur verhältnismäßig beschränkten Zahl von Festteilnehmern zugänglich sein werden, hat die Stadt beschlossen, unabhängig von der Universität der Bedeutung des Tages durch die Veranstaltung eines historischen Festzuges einen Ausdruck zu geben. Das ausgegebene Programm und die schon früher dem Publikum vorgeführten Farbenskizzen des genialen Hoff und seiner Schüler lassen etwas Ungewöhnliches erwarten. Ein uns vergönnter Blick in die Werkstätte gibt uns ein Bild des angestrengten Fleißes, womit an der Herstellung der Kostüme für Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Zuges, wie des Sattel- und Baumzeuges für dreihundert Pferde gearbeitet wird. Mehr als tausend Personen werden am Zug teilnehmen, dreihundert Pferde und vierzehn Prachtwagen werden seinen Glanz erhöhen. Er wird die Geschichte der Pfalz und der Universität in ihren Hauptepochen und Hauptträgern von Ruprecht I an bis zu Karl Friedrich herab an uns vorüberführen. Ruprecht I, als der Begründer der Stadt und Universität, eröffnet den Zug und bildet mit seiner Gemahlin, seinen Räten, den Professoren der neugegründeten Hochschule und zahlreichem Gefolge die erste Gruppe; ihm folgt die poetische und ritterliche Gestalt des siegreichen Friedrich I mit vorwiegend kriegerischer Begleitung; an ihn schließt sich die reichausgestattete Gruppe Otto Heinrichs, der als

Freund der Wissenschaft und Kunst eine außerlesene Schar hervorragender Gelehrten, unter ihnen Melanchthon, und Architekten um sich gesammelt hat. Es war die schöne Zeit, da das neue Leben an der Universität erblühte und ein fröhliches Volksleben sich in der Sonne des Glückes entfaltete, deshalb schließt sich hier die malerische und höchst lebendige Gruppe der fröhlichen Pfalz an, die in der Personifikation des Wein- und Getreidebaues in Bacchus, Ceres, Silen und seinen Begleitern, umschwärmt von Wägern und Wägerinnen ihren Ausdruck findet; sie bilden gleichsam die Avantgarde des großen Fasses, das als Wahrzeichen der fröhlichen, lustigen Pfalz die Gruppe schließt.

Den Höhepunkt bildet der glänzende Einzug des prachtliebenden Kurfürsten Friedrich V mit seiner jungen Gemahlin Elisabeth, der schönen Tochter Jakobs I von England, der Enkeltochter Maria Stuarts. Eine Menge historisch interessanter Persönlichkeiten, dem kurfürstlichen Paare teils verwandt, teils befreundet, hervorragende Glieder des höchsten englischen Adels in der Begleitung der Kurfürstin, mit großem Gefolge werden jedenfalls diese Gruppe zur interessantesten und glänzendsten gestalten. Die Vollständigkeit erforderte, daß auch die böhmische Gesandtschaft und die Zeit des dreißigjährigen Krieges ihre Vertretung finde. Daran schließt sich Karl Ludwig mit seiner geliebten Raugräfin. Zur Charakteristik des Lebens am pfälzer Fürstenhof im XVIII. Jahrhundert schließt sich daran der Jagdzug des Kurfürsten Karl Philipp. Ein erlegter Reiter und andere Jagdbeute, umgeben von zahlreichem Dienertroß, musizierenden Jägern, berittenen Hengsten, Falkenmeistern, Reiterinnen und Kavaliern wird uns die mythisch gewordene Gestalt des „Jägers aus Kurpfalz“ wieder lebendig werden lassen. Während uns Karl Theodor mit vergoldeter sechsspänniger Staatskarosse mit zahlreichen Läufern und Lakaien die Rokokozeit vor die Augen führen wird, weht uns ein neuer Geist aus der folgenden Gruppe entgegen. Es ist der schlichte, im Feuer napoleonischer Trübsal geläuterte Vater seines Volkes, Karl Friedrich, im Vergleich zu den früheren Herrschern schmucklos und einfach. Man sieht, eine neue Zeit ist angebrochen. Auch die Studentenschaft ist anders geworden. Neben den Corps mit ihren Fahnen ziehen, auch darin den neuen Geist verkündend, die Burschenschaften und Verbindungen neueren Datums mit ihren Bannern stolz und selbstbewußt einher.

Sie bilden die Ehrenwache des neuen deutschen Reichsbanners, die Gegenwart an die Vergangenheit anknüpfend und den Blick hinauslenkend in die ferne Zukunft, auf welche schauend Scheffel in seinem letzten Lied gesungen:

Und jubelnd dürfen alt wie jung
Spät nach vielhundert Jahren
In heiliger Begeisterung
Wied'rum des Weges fahren.
Der Geist ist's, der das Rechte weiß,
Der Wahrheit schafft und Leben,
Der starke, freie, deutsche Geist,
Der uns das Reich gegeben.

W. Frommel.

Um Familientisch.

Neue Luxusgläser.

Eine höchst reizvolle und eigenartige Verbindung von Glas und Metall zu allerlei Luxusgläsern ist kürzlich der Heddertischen Glasfabrik zu Petersdorf patentiert worden. Die fertigen Gläser scheinen wie mit Goldnetzen und Arabesken übersponnen, zwischen denen Budel und Facetten sich gleichsam hindurchdrängen, ohne daß es möglich wäre zu unterscheiden, wo das Glas aufhört und das Metall anfängt. Die Art und Weise der Fabrikation ist gerade in ihrer Einfachheit höchst originell: Die Metallnetze und Fassungen (Grillagen) werden teils durch Flechten, teils auf galvanischem Wege in Form des zu verzierenden Glases angefertigt und alsdann in die etwas größer als sie bemessenen Holzformen hineingestellt. Wird in letztere das eigentliche Glas eingeblasen, so bringt die flüssige Masse durch die Faserung des Netzes hindurch und bildet Budel und Vorsprünge, die nach dem Erkalten geschliffen, graviert oder bemalt werden. Die Fabrikation gestattet eine ganz ungemeine Abwechslung in den Motiven sowohl wie ganz besonders in der Zusammenstellung farbiger Glasmassen mit den bald dunkler, bald heller abgetönten Metallverzierungen. In erster Linie

eignen sich die Gläser, welche in Berlin bei Raddatz & Komp., Leipzigerstraße 101, zu haben sind, zu dekorativen Zwecken — sie sind für unsere modernen Zimmereinrichtungen wie geschaffen und im besten Sinne des nur zu oft gemißbrauchten Wortes stilvoll. Unsere altbewährte, schlesische Glasindustrie feiert mit ihnen einen neuen Erfolg. S. S.

Das Pinakoskop oder die verbesserte Zauberlaterne.

Das Pinakoskop, zu deutsch „Bildanzeiger“ gehört zur Klasse der durch die bekannte Laterne magica oder Zauberlaterne repräsentierten Projektionsapparate, mittels welcher durchsichtige Glasbilder infolge durchgehenden Lichtes auf einem weißen Hintergrunde zum Vorschein gebracht und einem mehr oder minder großen Zuschauerkreise sichtbar gemacht werden können. Andere derartige durch ihre Einrichtung charakterisierte Apparate sind unter der Bezeichnung Scioptron, Phantaskop etc. bekannt. Das Pinakoskop, welches vom Photographen J. Ganz in Zürich konstruiert und nach jahrelangen Versuchen zu großer Vollkommenheit gebracht worden ist, dürfte seiner ausgezeichneten Wirkung und Vielseitigkeit, sowie seines verhältnismäßig billigen Preises wegen den Vorzug vor anderen Apparaten dieser Art verdienen. Die Beleuchtung, welche im Pinakoskop mittels einer verbesserten Petroleumlampe bewirkt wird, ist außerordentlich hell, so daß auch große Bilder einer zahlreichen Zuschauermenge mit großer Deutlichkeit vorgeführt werden können; Rauch und übler Geruch sind dabei nicht bemerkbar, und selbst bei stundenlangem Gebrauche tritt keine Erhitzung des Apparates ein. Für die kleinste Form des Apparates, in welcher derselbe aber noch so helle und große Bilder liefert, daß 50–60 Personen dieselben deutlich sehen können, beträgt der Preis 85 Franc (68 Mark). Durch Vorführung naturwissenschaftlicher, künstlerischer und anderer interessanter, in Glasphotographien dargestellter, besonders auch mikroskopischer Gegenstände in bedeutender Vergrößerung ist dieser Apparat als ein vortreffliches Unterhaltungs- und Belehrungsmittel für Familienkreise, Schulen und Vereine zu benutzen. Besonders interessant ist die mit demselben zu bewirkende Vorführung physikalischer und chemischer Experimente. Durch die daran anzubringende sogenannte Opavorrichtung läßt sich das Pinakoskop auch noch zur Lichtbildentwerfung undurchsichtiger Bilder, das ist gewöhnlicher Photographien, Illuststrationen etc., sowie undurchsichtiger Gegenstände aller Art benutzen. Noch ist darauf hinzuweisen, daß die von Herrn Ganz ausgeführten, zur Vorführung durch das Pinakoskop gelieferten durchsichtigen Glasphotographien von Belehrungs- und Unterhaltungsgegenständen, darunter auch sinnreichen Scherz- und Verwandlungsbildern hoch über den gewöhnlichen Zauberlaternebildern stehen. Interessenten können von dem Genannten bezügliche Kataloge beziehen. Auch ist noch auf das Schriftchen „das Pinakoskop und seine Anwendung“ von J. Scherrer, Reallehrer (Speicher in Appenzell, im Selbstverlage des Verfassers) aufmerksam zu machen. Th. Schwarze.

Einige Bemerkungen über das Bleichen.

Eine Zuschrift aus dem Kreise der geehrten Leser des Daheim gibt Veranlassung zu den folgenden Bemerkungen. Die uralte Luft- oder Regenbleiche — im Gegensatz zu der mit Chemikalien bewirkten Kunstbleiche — beruht im wesentlichen auf der Wirkung des Sonnenlichtes, unter dessen Einflusse bekanntlich die Pflanzen Sauerstoff auscheiden, der in dem Moment des Auscheidens sich in besonders wirkungsfähigem Zustande befindet. Diese Wirkung fehlt entschieden in der Nacht, wo die Pflanzen Kohlenäure ausatmen, die keine bleichende Eigenschaft besitzt. Auch die atmosphärische Luft ist infolge ihres Sauerstoffgehaltes im Sonnenlicht zugunsten des Bleichprozesses thätig, indem das Sonnenlicht eine Erhöhung der Verwandtschaft zwischen dem Sauerstoff und den oxydierbaren Bestandteilen der dem rohen Leinen noch anhaftenden Farbstoffe bewirkt, die in der Hauptsache aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen und demnach durch den Sauerstoff zu Kohlenäure und Wasser oxydiert werden. Das Wasser wirkt beim Bleichen insofern, als dasselbe Sauerstoff aus der Luft aufnimmt und in innigste Berührung mit dem Gewebe bringt. Sauerstoffhaltiges frisches Brunnen- oder Quellwasser ist daher für das Bleichen wirksamer als gestandenes Wasser oder Flußwasser. Wirksam ist natürlich auch Regen und Tau, weil in diesem Wasser viel Sauerstoff enthalten ist. Vom Mondschein ist sicherlich keine bleichende Wirkung zu erwarten, weil dessen Licht viel zu schwach und kalt ist, denn bei dem Bleichen wirkt die Sonnenwärme besonders förderlich. Th. Schwarze.

Gesundheitsrat.

Hr. K. in J. Ich habe mich noch nie vor Ansteckungen gefürchtet, obgleich meine Geschwister schwere ansteckende Krankheiten durchzumachen hatten. Neulich las ich nun, daß die Schwindsucht eine sehr ansteckende Krankheit und daß namentlich der Auswurf der Kranken in dieser Beziehung gefährlich sei. Wir wohnen hier nun in einer Herberge, wo täglich viele aus- und eingehen, auch manche Kranke. Diese nehmen sich nun mit dem Auswurf gar nicht in acht; früher habe ich das gar nicht beachtet, seit ich aber das gelesen habe, sehe ich es aller Orten und Enden. Die Dienstmädchen nehmen sich natürlich gar nicht in acht und schleifen mit ihren langen

Kleidern darüber hin, ebenso die Damen aus dem Hause. Ich glaube, Sie lachen mich aus, wenn ich es Ihnen sagen wollte, ich halte es aber doch auch wieder für meine Pflicht, es zu thun, so daß ich voller Zweifel bin, was zu thun sei.

Ihre Frage hat gewiß auch viele andere bewegt und verdient in der That alle Aufmerksamkeit. Es hat seit alter Zeit Ärzte gegeben, welche die Schwindsucht für direkt ansteckend erklärten; ja in einer italienischen Stadt — Venedig, wenn wir nicht irren — wurden vor mehreren Jahrhunderten Abperrungsmaßregeln gegen die einzelnen Schwindkranken ergriffen, die an Härte und Grausamkeit fast die gegen den Ausfall üblichen noch übertrafen. Man hat in ärztlichen Kreisen wegen gewisser Eigentümlichkeiten der Krankheit nie den Gedanken fallen lassen wollen, daß sie zu den ansteckenden Krankheiten gehöre. Nur konnte man nie den strikten Beweis dafür liefern, so daß selbst die weitest gehenden Anhänger der Lehre von der Übertragbarkeit der Krankheit in Verlegenheit zu setzen waren durch die Forderung, sie sollten auch nur einen einzigen ihre Anschauung beweisenden oder stützenden Fall namhaft machen. In der Praxis des täglichen Lebens, sowie in der Krankenhausbehandlung wurde eben wegen mangelnder Beweise jener Anschauung nicht im mindesten Rechnung getragen, und Vorsichts- oder Abperrungsmaßregeln gegenüber den Schwindkranken zur Verhütung der gefürchteten Ansteckung kannte und versuchte man nicht.

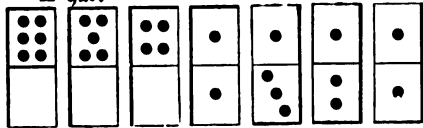
Eine gewaltige Verschiebung der Frage brachte die Entdeckung von Professor R. Koch, als deren wesentlichen Inhalt man den Satz betrachten kann: keine Tuberkulose ohne Tuberkelbacillus. So wichtig dieser Satz, dessen Richtigkeit heute wohl von niemand mehr bestritten wird, auch sein mag, so ist man doch über die Art und Weise wie über den Weg der Ansteckung noch ziemlich im Unklaren. Jedenfalls ist die Gefahr der Ansteckung auf dem direkten Wege von Person zu Person eine ziemlich geringe. Freilich liegt jetzt, wo man den Krankheitsträger kennt, eine große Zahl von Experimenten und Einzelsfällen vor, welche die direkte Übertragung der Tuberkulose aufs deutlichste veranschaulichen. So kann man bei Hunden dadurch mit großer Sicherheit Tuberkulose erzeugen, daß man sie den getrockneten und zu Pulver verriebenen Auswurf Schwindkranker länger Zeit einatmen läßt; ebenso wie man Kaninchen tuberkulös zu machen vermag durch die Einimpfung tuberkulöser Krankheitsprodukte auf die Hornhaut des Auges. Ja, es sind sogar in neuerer Zeit Thatsachen bekannt geworden, welche den Charakter eines (allerdings unbeabsichtigten und unfreiwilligen) Experimentes am Menschen an sich tragen. So wurde kürzlich ein Fall bekannt, in welchem bei einem an einer anderen Krankheit gestorbenen Arzt Tuberkulose des Bauchfelles und der Eingeweide gefunden wurde. Und zwar ging in diesem Fall die Krankheit entschieden von einer Stichwunde aus, welche sich der Arzt zum Zweck der Morphiumeinspritzung am Bauche beigebracht hatte. Von der benutzten Spritze stand es aber fest, daß sie öfter zu Einspritzungen bei einem Schwindkranken benutzt worden war. Derartige Thatsachen kennt man jetzt in größerer Zahl, so daß man entschieden die Tuberkulose zu den Krankheiten zählen muß, die unter Umständen anstecken können, während sie nach einer langen ärztlichen Erfahrung in Wirklichkeit sehr selten ansteckt. Es geht mit der Tuberkulose wie mit vielen anderen Dingen, es muß eine Anzahl günstiger Vorbedingungen zusammentreffen, wenn wirklich Tuberkulose entstehen soll. Daß dabei vor allem der Tuberkelbacillus nicht fehlen darf, versteht sich von selber. Gesunde, kräftige und gut ernährte Menschen befinden sich ebenso oft wie Schwächliche in der Gefahr, da der Tuberkelbacillus wohl so ziemlich überall in einer die Ansteckung ermöglichenden Menge vorhanden sein mag. Auch sie nehmen den Tuberkelbacillus z. B. auf dem Wege der Atmung in ihre Lungen auf, aber die gesunden Säfte, die kräftige Konstitution befähigen sie, die Ansteckungsgefahr, d. h. den eindringenden Tuberkelbacillus zu überwinden, gleichsam zu verzehren oder wenigstens unschädlich zu machen. So erklärt es sich denn auch, daß manche in der That jahrelang einen tuberkulösen Herd, tuberkulöse „Drüsen“ mit sich herumtragen und sich dabei einer blühenden Gesundheit erfreuen. — Vor allem kommt wohl bei der Entstehung der Tuberkulose die Erblichkeit in Betracht. Wie es Familien gibt, deren Mitglieder dem Typhusgift eine besonders geringe Widerstandskraft entgegenzusetzen haben und andere, in denen Krebsleiden oder Geisteskrankheiten besonders häufig vorkommen, so gibt es auch Familien, deren Mitglieder eine ungemein große Empfänglichkeit für die Tuberkulose besitzen. Außer diesen erblich Belasteten befallt die Tuberkulose besonders leicht in der Ernährung sehr heruntergekommene oder durch langdauernde Krankheiten resp. durch die Verhältnisse und die Lebensweise (Mauern, Rauchhusten, Gefängnis) Ausgemergelte.

Aus diesen Gründen muß man also Schutzmaßregeln des Einzelnen ebenso wie Abperrungsvorkehrungen gegen die Schwindkranken als vergeblich und wirkungslos bezeichnen. Dennoch entspricht es, da man ja gar nichts über die eigene Empfänglichkeit gegenüber der Tuberkulose weiß, nur berechtigter Vorzicht, daß man nicht unnötigerweise mit Schwindkranken zusammenkommt und daß man den Auswurf Schwindkranker als den möglichen Ausgangspunkt einer schweren Krankheit sorgfältig aus dem Zimmer entfernt, ehe er trocknet. Aus demselben Grunde sollte man strenge darauf halten, daß alle an chronischem Husten Leidende stets ihren Auswurf in Spundnapfe entleeren, die täglich mit frischen Sägespänen gefüllt werden, nachdem die alten verbraucht worden sind.

In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.

Dominoaufgabe.
A, B, C, D nehmen je sieben Steine auf.
A hat:

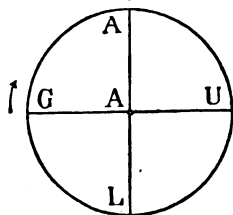


A setzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er zuerst seine Steine los wird.
B behält einen Stein, C und D behalten je sieben Steine übrig.
A gewinnt von C und D zusammen 113 Points, von C fünf Points weniger als von D.
D hatte keinen Doppelpfeil und nur eine Zwei. Welche beiden Steine hatte C außer fünf Doppelpfeilen? Welchen Stein behält B übrig?

1.

Aus den Buchstaben, welche die fünf Wörter "Vater", "Zinne", "Eise", "Thur", "Graf" bilden, ist der Name eines beliebigen deutschen Dichters und der seines Geburtsortes zusammenzusetzen.

2.



Die fünf Buchstaben der Figur ergeben drei Wörter, das eine von vier, die beiden andern von je drei Buchstaben.

Nach dem gegebenen Muster ist eine andere Figur zu bilden, in welcher ein Wort einen weiblichen Vornamen, ein anderes einen Fisch, ein anderes einen berühmten General unseres Jahrhunderts bezeichnet.

3. Homonym.

Ein Augenblick — ich eil' ins Wette;
Und wo den Weg ich lenke hin,
Da ist der Schrecken mein Geleite,
Verderben nur liegt mir im Sinn.
Ich schmücke weit Italiens Fluren
Mit wundervoller Blütenpracht,
Und habe meiner Schönheit Spuren
Dem kalten Norden selbst gebracht. W. H.

4. Buchstabenrätsel.

Mit B tritt fest in mich hinein,
Mit Z will fest ich gehalten sein,
Dann frisch gewagt, nicht lange besonnen
Mit S werd' ich leicht dann von dir gewonnen. D. H.

5. Homonym.

Manche erfreu'n sich an mir beim Spiel mit
genügsamer Seele,
Andere suchen in mir lärmende Freuden sich auf;
Setzt man ein Zeichen noch ein, so verbleib' ich nicht länger im Lande;
Über das wogende Meer bin ich auf einmal entrückt.

6. Homonym.

Mild und sanft und doch voll starrer Größe;
Demutvoll und doch so stolz und kalt;
Tiefbewegt und doch voll tiefsten Schweigens;
Ew'ger Jugend voll und doch so alt;
Liebewarm und doch Verderben bringend;
Schmerzgerührt und doch voll eif'ger Ruh;
Göttliches mit treuem Arm umfassend
Und doch ird'ischer Hoheit Abbild du! E. W.

Inhalt: Die Bräute von Moorflätt. Forts. Erzählung von J. Steenhufen. — Künstlers Familienbild. Nach dem Bilde von H. Stelzner. — Im Sophienstift. Forts. Erzählung von Hans Warring. — Alt-Heidelberg II. Von W. Frommel. Mit zehn Illustrationen. — Am Familientisch: Das Pinatoflopp oder die verbesserte Zauberlaterne. — Einige Bemerkungen über das Bleichen. — Gesundheitsrat. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unbenutzter eingekaufener Manuscripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frantatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Asenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Dohm-Expedition (Vielhagen & Alsen) in Leipzig. Druck von Julius Altkamp in Leipzig.

10. Kapselrätsel.

Eine Rose aufblühte zur Winterzeit
Mit all des Frühlings Herrlichkeit;
Und wo sie stand und wo sie war,
Da war die Luft so mild und klar,
Als thät' ein Maitag sie umweben
Mit allem seinem Zauberleben;
Als hätte der Winter nicht Macht und Gewalt
An ihrer freundlichen Liebesgestalt,
An ihrem leuchtenden Engelsgemüt,
Und war doch im Winter aufgeblüht! —
Da lachte der Sommer den Winter aus:
"Du bist nicht Herr in dem eignen Haus! —
Die Rose entfaltet ihr zartes Leben,
Kannst du nicht der blühenden widerstreben,
Daß sie gehorche der herrschenden Zeit,
Und sich hülle in dein frostiges Kleid?"

Die obigen Verse von Theodor Körner enthalten (aber in anderer Reihenfolge):
1. Einen Rurort, 2. einen männlichen Vornamen, 3. einen Planeten, 4. einen Kaiser, 5. eine Bezeichnung für Mittagsruhe, 6. einen Gott der Griechen, 7. ein Gewässer, 8. einen weiblichen Vornamen, 9. einen Vierfüßler, 10. einen Nebenfluß des Rheins, 11. einen andern Fluß, 12. einen großen See in Asien.

11.

Ein Kaufmann, welcher genötigt war, sein Kontor zu vergrößern, ließ die Trennungswand des anstoßenden Zimmers entfernen. Nachdem dieses geschehen, wurde von einer Ecke oben rechts nach der gegenüberliegenden Ecke unten links gemessen und für diese Entfernung 13 Meter gefunden. Wie groß ergibt sich hiernach Länge, Breite und Höhe des neuen Kontors, wenn man außerdem noch weiß, daß diese Dimensionen durch ganze Zahlen ausgedrückt werden? P. p.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 43.

Bilderrätsel.

Vieher ein Nachbar zur Hand,
Als ein Bruder über Land.

Schachspielaufgabe.

1. Sc3 — d5 1. Kd3 — c4 oder e2
2. Da8 — a6 ♚

A.

1. . . . 1. Kd3 — c2 oder e4:
2. Sd5 — b4 oder Lg8 — h7 ♚

B.

1. . . . 1. Ld1 — c2 oder — e2
2. Sd5 — f4 oder — b4 ♚

C.

1. . . . 1. Sf2 beliebig
2. Sd5 — b4 ♚

1. Wort-Kompositions-Aufgabe.

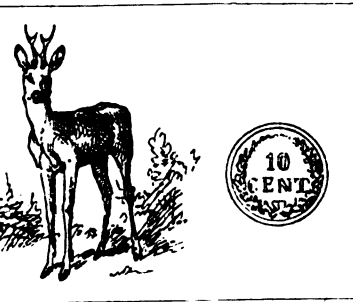
ad A: 1. Pille ad B: richtig zu zweien
2. Meße zusammenge stellt.
3. Tasse Ab — is — el
4. Pluto Bart — et — affe
5. Barke Will — et — au
6. Lau Meß — el — ina
7. Vina Plut — om — arch
8. Abt
9. Bel
10. March

2. Dreißilbige Scharade. Henneberg.

3. Homonym. Pinsel.

4. Dreißilbige Scharade. Kinderfreund.

5. Vierzilbige Scharade. Blütenlese.



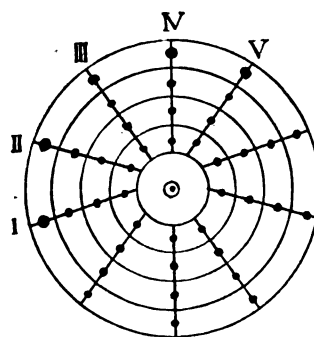
7. Arithmoglyph.

1 2 3 4 5 6 7 eine aus der Herkules-
sage bekannte Königin.
8 5 3 4 5 7 6 ein hochberühmter
Maler.
7 8 9 7 10 7 7 amerikanischer Vin-
nenfer.
10 5 6 2 9 5 11 ein Salz.
12 8 5 13 5 14 12 eine Gummiart.
7 9 10 15 5 7 8 ein großer Bierfüßler.
10 16 2 5 12 8 5 eine Insel im indischen
Archipel.

Anfangs- und Endbuchstaben ergeben die Namen eines durch Sage und Dichtung verherrlichten griechischen Geschwisterpaares.

Aus den in den fünf senkrechten Binnenreihen stehenden Buchstaben lassen sich dann folgende sieben Wörter zu je fünf Buchstaben bilden: 1. eine Stadt in Italien, 2. ein deutscher Dichter, 3. eine Stadt in Südtirol, 4. der Beiname eines deutschen Gegenkönigs, 5. ein äthiopisches Volk in Ostafrika, 6. eine Stadt in Brasilien, 7. eine Insel in Westindien.
(ae = ä.)

8.



Mit Hilfe der folgenden Angaben ist jeder Punkt der Figur durch einen Buchstaben zu ersetzen. Zu suchen sind fünf Wörter von je neun Buchstaben mit gemeinsamem Mittellaut.
1. Ein Name aus der griechischen Mythologie.
2. Ein Fluß, dessen Name durch einen Sieg des Atheners Simon allgemein bekannt ist.
3. Eine dramatische Dichtung von Körner.
4. Eine Stadt in Sachsen-Altenburg.
5. Ein Maß.

Die Anfangsbuchstaben der fünf Wörter nennen einen sehr berühmten Dichter unserer Zeit.

9. Buchstabenrätsel.

Mit S werd' ich vom Reiter überm Haupt
geschwungen,
Im heißen Strauß, im Siegesdrang,
Mit H hab' ich die Luft waghalsig übersprungen,
Dum preiset mich des Dichters Sang.
D. H.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 7. August 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 45.

Der Daheim-Kalender für 1887 ist da

und tritt auch dieses Jahr wieder bereichert, vergrößert und verschönert in stattlichem Umfang und neuem Einbände zum alten Preise von 1¹/₂ Mark vor seine Leser, um freundliche Aufnahme bittend. Nachdem er nun durch fünfzehn Jahre sein unscheinbares Jugendkleid beibehalten, hat ihm dasselbe nachgerade ein wenig abgetragen erscheinen wollen, und da er mittlerweile auch ins Wachsen gekommen ist, so hat er sich ein neues Gewand gewünscht, in welchem er sich hierdurch seinen Freunden vorstellt. Möge er in demselben den alten gefallen und neue dazu erwerben.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Die Bräute von Moorstädt.

Erzählung von V. Steenhufen.
(Fortsetzung.)

35. Die stille Feier.

Vor dem Herrenhause zu Graskamp hielt der Kutschwagen. Johann saß schön gepuht auf dem Bock, einen mächtigen Strauß im Knopfloch. Die Leute standen in Gruppen plaudernd umher, unter ihnen Anderessen mit fröhlichem Gesicht. Es war der Hochzeitstag der Tochter des Hauses, und sollte er auch ganz in der Stille gefeiert werden, so war doch, auf Gertruds besonderen Wunsch, allen Dienstleuten und Tagelöhnern eine stattliche Mahlzeit bereitet worden.

Oben in dem Zimmer der beiden Schwestern stand Gertrud in bräutlichem Schmuck. Ein einfaches weißes Gewand umhüllte die schlankte Gestalt. Das seither oft so blasser Gesicht war heute von einer sanften Röte angehaucht und sah, von Myrtenkranz und Schleier umgeben, lieblicher aus als je, erhellt von den strahlenden Augen, die einen verklärten Ausdruck hatten, als sei sie selbst von der Pforte des Todes zurückgekehrt ins Leben. Neben ihr kniete Karoline, die noch einiges an den Falten des Brautkleides ordnete. Ihr Gesicht war heute bleich und ihre sanften Augen trübe. Thränen, die sich nicht mehr zurückhalten ließen, blendeten den Blick, und sie konnte lange nicht mit ihrem Werk zustande kommen.

XXII. Jahrgang. 45. k.

„Meine liebe Karoline, meine arme Schwester,“ sagte jetzt Gertrud, sich zu ihr niederbeugend, denn auch ihr kam die Erinnerung an jenen Tag, wo sie vor Jahresfrist etwa die Schwester zum Altar geschmückt hatte. „Wie weh thut es mir, daß du nicht bei unserer Trauung sein wirst... aber ich kann dir's ja nicht verdenken, gerade in Träskamp...“

Da brach der Thränenstrom unaufhaltsam hervor, und Karoline barg ihr Gesicht in den Händen. Aber gleich darauf trocknete sie ihre Thränen und sagte, sich gewaltsam fassend:

„Wie unrecht ist es von mir, daß ich dein Brautkleid mit meinen Thränen neze! Aber es soll kein Unglück bringen, du Gute, Liebe! In meinem Herzen bete ich immer für dich, daß dich Gott behüten und dich glücklich machen möge nach so großem Leid. Und du wirst glücklich werden, mir sagt's mein Herz!“

„Und du wirst kommen, mich in Träskamp zu besuchen?“ Karoline schüttelte den Kopf. „Du hast es noch in Gedanken von dem einen Mal, da du es im Trauerslor gesehen hast,“ sagte Gertrud dringender; „darum schreckt es dich. Aber das wird vergehen, wenn wir es Arm in Arm durchwandern. Du wirst es mir zuliebe thun; versprich es mir, Karoline.“

„Daß mir Zeit,“ bat das unglückliche junge Weib, das, kaum achtzehnjährig, schon Witwe war.

In diesem Augenblick öffnete Cäcilie die Thür. Auch ihre schönen Augen waren trübe. Die Trennung von Gertrud, Carolinens Leid und ihr eigenes tiefes Weh... eine zunehmende Hoffnungslosigkeit drückte sie zu Boden.

Als Cäcilie und Gertrud fortgingen, folgte ihnen Karoline nur bis zur Stubenthür. Sie öffnete das Fenster nach dem Garten zu und horchte hinaus, bis sie den Wagen fortfahren hörte. Dann schloß sie das Fenster, that ein paar Schritte ins Zimmer hinein und warf sich plötzlich in nicht mehr zu unterdrückender Bewegung auf die Kniee. Sie rang in wildem Schmerz die Hände und jammerte:

„O, mein Liebster! Mein Liebster! Mein schöner, fröhlicher Leo! Heute feiern sie Hochzeit in Trätkamp. Der Wagen fährt fort mit einer Braut, wie damals! Du aber liegst unter dem feuchten Rasen, deine armen Glieder zernagt von dem schrecklichen Untier! Nach und nach werden sie dich alle vergessen. Ich aber kann's nie vergessen, daß du so einsam dort liegst im Winde, im Angesichte von Trätkamp, wo wir so glücklich sein wollten! O, läg' ich bei dir! Läg' ich bei dir!“

Wieder war in Trätkamp die Tenne geschmückt und das Zimmer, in welchem Wolfgang lag, aber nicht mit dem traurigen Prunk des Todes. Durch die geöffneten Fenster drang Blüten-duft. Dem Betttschrein gegenüber stand ein Tisch mit einer schönen Decke belegt, darauf ein Kreuz von Marmor und eine Bibel, zwei Ringe erglänzten auf silberner Schale. Wolfgang lag ein wenig aufgerichtet auf seinem Kissen. Die Stirn war klar und frei, die dunkeln Augen blickten nicht mehr traurig, das noch bleiche, aber lebensvolle Antlitz hob sich schön und bedeutend aus den weißen Hüllen des Bettes. Auf einem kostbaren Fell, seiner Hand erreichbar, lag Fido. Er sah aber nicht ganz zufrieden aus, hatte es lange nicht begreifen können, daß er heute den Platz zunächst dem Bette seines Herrn nicht einnehmen sollte. Calm hatte viel Not mit dem Tiere gehabt. Wolfgang horchte gespannt auf jeden Ton von außen, während Calm, noch immer ordnend, sich geräuschlos um ihn her bewegte. Da streckte plötzlich Wolfgang die Hand nach ihm aus und sagte:

„Komm her, alter Getreuer! Ich weiß, daß dein Herz heute wieder ganz jung geworden ist über meinem Glück. Aber wirst du's auch machen wie Fido, wirst du neidisch sein, wenn du mich nicht mehr tyrannisieren kannst? Wenn die neue Herrin manches anders haben will, als du dir's in den langen Jahren eingerichtet hast?“

„O, mein lieber gnädiger Herr,“ stammelte der Alte und zog die schlantgewordenen Finger an seine Lippen. „Ich habe mich ja so darnach gesehnt, das gute, schöne Fräulein als Herrin auf Trätkamp zu begrüßen. Sie soll alles nach ihrem Willen haben, alles; und der alte Calm wird sich in sie einstudieren, gewiß und wahrhaftig.“

In dem Augenblick hörte man draußen Stimmen, und Calm eilte hinaus, um als Majordomus die Braut am Thor zu empfangen. Kurze Zeit darauf erschien er wieder in der Thür von Wolfgangs Zimmer. Dieser winkte ihm ungeduldig zu. Von ihren Eltern geleitet, trat Gertrud herein, die Wangen von Purpurglut übergossen. Sie trat an das Lager, wo des Bräutigams Arme die Erschente umfingen. Als die beiden Glücklichen aufschauten, da begegneten ihnen von allen Seiten teilnehmende Blicke. Zuerst trat der junge Geistliche heran, jetzt Pastor Schramm in Kampeß, dann Dalbye und Nissen. Hinter ihnen aber drängte sich in bescheidener Entfernung das gesamte Dienstpersonal von Trätkamp, vom Vogt bis zum Stalljungen, in ihrem besten Staat.

Die rührende Zeremonie ging vor sich. Kein Auge blieb trocken dabei. Pastor Schramm selbst war tiefbewegt, und seine Worte schienen aus tiefstem Herzen zu kommen; doch faßte er sich möglichst kurz.

Als alles vorüber war, winkte Dalbye Mittler bedeutend zu. In der That, Wolfgangs Lieder hatten sich über die

freudestrahlenden Augen gesenkt, und als die Segenshand des Geistlichen sich von seinem Haupte hob, da sank es müde in die Kissen, und er schlief ein, Gertruds Hand noch in der seinen haltend.

Alle verließen leise das Zimmer. Die Gäste gingen hinüber in das achteckige Zimmer, wo Cäcilie an Gertruds Stelle die Wirtin machte. Über der Thür war an Stelle des Wappens mit den unheimlichen Wölfen Gertruds Bild in schönem Rahmen getreten. Mittler hatte sich auf Dalbyes Rat von Wolfgang Vollmacht geben lassen zu allerlei notwendigen Veränderungen, und so war auch dieses früher etwas leere, öde Gemach recht freundlich und ansprechend ausgestattet worden. Die kleine Gesellschaft war still fröhlich bei dem Mahle, das freilich nicht lang ausgebehnt wurde. Calm hatte wieder den Posten bei seinem schlafenden Herrn eingenommen, und Cäcilie hatte Gertrud geholfen, in dem ihr bestimmten Gemach, dicht an dem großen Raume des Anbaues, ihren Brautstaat mit einem eleganten Hauskleide zu vertauschen. Bald nachdem sie so verwandelt erschienen war und dann mit ihren Gästen ein trauliches Kaffeestündchen gehalten hatte, kamen alle einzeln zu ihr, um Abschied zu nehmen. Doktor Dalbye überreichte ihr ein schöngebundenes, verschließbares Büchlein und sagte:

„Sie finden hier alle meine Verhaltensmaßregeln kurz zusammengestellt, sowie auch schnelle Hilfe bei bedenklichen Zufällen. Ich habe Ihnen einen Plan aufgesetzt für alle Tages- und Nachtzeiten, für alle Fälle, an die ich nur denken konnte. Aber eines möchte ich Ihnen noch besonders ans Herz legen. Achten Sie genau auf jedes kleinste Symptom, das ein wiederkehrendes Erinnern der jüngsten Vergangenheit andeutet, und geben Sie mir sogleich Nachricht davon. Mein Freund Nissen wird mich überdies über den Zustand Ihres Herrn Gemahls auf dem Laufenden erhalten.“

Gertruds überströmendes Herz dankte diesem edlen Manne, der das Werkzeug ihres Glücks geworden war, aufs innigste. Mittler umarmte seine Tochter stumm, doch er war nicht mehr so niedergeschlagen. Cäcilie aber hatte Mühe, sich zu fassen, als sie Gertrud zum Abschied küßte. Ihr war es, als habe sie der gute Genius ihres Lebens verlassen.

Stumm fuhrn die Gatten dahin. Beide hatten so viel zu denken, daß sie das Sprechen vergaßen. Mittlers Gedanken weilten noch bei den letzten Eindrücken, aber Cäcilien Geist eilte den Pferden voraus zu Karoline, um die sie schon einige Zeit sehr besorgt war. Seit Karoline Leos schreckliches Schicksal erfahren hatte, war es mit ihrer stillen Resignation zu Ende. Es erging ihr wie jenem Reiter, der, ohne es zu ahnen, über den Bodensee auf fester Eisddecke geritten war und nachträglich noch von der Wucht des Entsetzens über die kaum überstandene Gefahr übermannt wurde. Bisher hatte sie nur sein Verschwinden, sein Nichtmehrda-sein als etwas Abstraktes aufgefaßt und nur darüber getrauert, daß sie ihn entbehren mußte. Aber die furchtbare Tragik seines Geschickes durchschauerte sie, und sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie nicht früher darnach geforscht, nicht mit mehr Weh und Leid als sie gethan, seinen Tod betrauert hatte. Immer hatte sie an Leo nur gedacht als an den Toten, von allem Leid Entrückten, jetzt konnte sie über die entsetzlichen Begebenheiten jener Nacht, die auf ihre schönste Lebensstunde gefolgt war, nicht wegkommen.

36. Wolken vor der Sonne.

Die Erntezeit war vorüber. Diesmal hatte es für Mittler doppelte Arbeit gegeben, so daß er kaum zur Besinnung gekommen war. Er mußte ja in der ersten Zeit die Trätkamper Wirtschaft immer mit im Kopfe haben, um Gertrud mit Rat und That beistehen zu können, solange Wolfgang noch so schwach war. Selbst eingreifen konnte sie freilich nicht viel, da der teure Kranke sie ganz in Anspruch nahm, aber sie mußte doch von allem unterrichtet sein, damit sie, sobald Wolfgang anfangen würde, Interesse für seine Angelegenheiten zu zeigen, ihm Auskunft geben konnte.

Es war Ende August in den Nachmittagsstunden, als Rittler den oft betretenen Weg nach Trätkamp einschlug. Sein Gang, seine Züge waren noch immer der stumme Ausdruck eines gedrückten Sinnes, und doch war keine unmittelbare Ursache dazu vorhanden. Die Ernte war in ganz Moorstätt vorzüglich ausgefallen und ohne jeglichen Unfall vor sich gegangen. Wolfgang war seit vierzehn Tagen wieder auf und im Gange, nachdem er schon vorher, in dem Maße als seine Körperkräfte zurückkehrten, mehr und mehr Interesse für seinen Hof gezeigt hatte. Daß seine völlige Genesung noch in die Erntezeit fiel, war einer jener seltenen Glücksfälle, die Dalbye rühmend erwähnt hatte; Vater und Tochter aber gaben ihnen einen anderen Namen. Das fröhliche Schaffen im Verein mit Gertrud förderte in kurzer Zeit das Wohlbefinden Wolfgang's in einer Weise, die allen sichtbar war. Die beiden waren vorher unzertrennlich gewesen, jetzt aber diente die durch die Tagesgeschäfte nötige Trennung nur dazu, die Freude des Zusammenseins immer neu zu beleben. Kein Wöllchen hatte bisher dieses Glück getrübt. Warum war denn Rittler sorgenvoll?

Es war zu viel über ihn gekommen, und es dauerte lange, ehe er seine frühere gleichmütige Stimmung sich zurückerobern konnte. Auch war sein eigenes Heim jetzt nicht der Ort, wo er sich erlaben konnte. Nicht nur, daß Karolinens Leid wie ein Druck auf dem Hause lag, auch Cäcilie war ganz verändert seit Gertruds Hochzeit. Hatte er sich früher manchmal auf der Vorstellung ertappt, Cäcilie hege ein wärmeres Gefühl für ihn in ihrem Herzen, so fing er jetzt an zu glauben, nur Gertruds sonnige Art habe einen Schimmer über ihr Zusammenleben geworfen, ein künstliches Feuer, das nach ihrem Fortgange erloschen war. Cäcilie, obwohl sie mit derselben Gewissenhaftigkeit wie vorher ihre einmal übernommenen häuslichen Pflichten besorgte, hatte sich immer mehr in sich zurückgezogen und ausschließlich mit Karoline verkehrt, weil sie zu bemerken glaubte, daß ihr Mann fortan den Mittelpunkt seines Lebens in Trätkamp suchen werde. So drohte ein erkältendes Element die kaum erwachten Blüten gegenseitigen Vertrauens wieder zu ertöten. Mutter und Tochter aber konnten sich nicht gegenseitig stützen, sie konnten nur miteinander leiden, denn beide waren gleich schwach und hilflos in dem einen, das sie quälte und verzehrte.

Rittlers Gesicht heiterte sich auf, als er den Trätkamper Hof betrat. Martin hielt die braune Stute, Gertruds Eigentum seit dem Tage, da Wolfgang zuerst auf seine Füße trat. Der Sattel war aufgelegt, und Gertrud, im langen Reitkleid, hatte soeben ihre erste Reitübung gemacht. Sie streichelte und klopfte jetzt den schlanken Hals des schönen Tieres, das den Kopf zutrauensvoll der neuen Herrin zuwandte und mit sichtlichem Wohlgefallen auf die sanfte Stimme lauschte. Wolfgang sah mit Vergnügen ihrem Thun zu und behauptete, daß ihr Ritt um den Hof herum schon vielversprechend gewesen sei. Beide waren hocherfreut, als sie den Vater erblickten, denn er mußte stets an all ihren kleinen Plänen seinen Anteil haben; das Vergnügen wäre sonst nicht vollständig gewesen. Dann gingen die beiden Männer auf einem Umweg ins Haus und in das Gärtchen, wo Gertrud bald darauf zu ihnen stieß, gefolgt von Calm, und nun saßen die drei um den Kaffeetisch; Rittler aber fand Zeit, die Eindrücke der letzten halben Stunde zu sammeln und sich klar zu machen, wie die Dinge hier lagen.

War es nun die gedrückte Stimmung, in der er schon gekommen, oder war wirklich etwas vorhanden — genug, ihm schien Gertruds Gesicht zuweilen die eigene Sorge zurückzuspiegeln, so sehr sie sich auch mühte, ihre lieben Gäste zu unterhalten. Auch Waldheim war heute stiller und nachdenklicher, als er es in der letzten Zeit gewesen. Was konnte es sein? Um einen unverfänglichen Gegenstand aufs Tapet zu bringen, sagte Rittler:

„Denke nur, Gertrud; es ist mir endlich gelungen, den wüsten Heidesack, wo das Bienenhäuschen steht, auf gute Manier wieder los zu werden. Daniel Sauer, der Sohn von dem alten Imker, der Matrose, ist von seiner Seereise

zurück. Er hat das Seeleben gründlich satt bekommen, hat sich da drüben auf irgend eine Art ein Stück Geld verdient, und sein größter Wunsch war, seines Vaters alten Fleck zu kaufen, um sich dort ein Haus zu bauen und die Heide urbar zu machen. Das ist wieder ein Beweis, wie wir Moorstätter an der Scholle hängen. Er hat sich vorerst im Bienenhause einquartiert; es wird ihm aber bald zu eng werden. Den Keller habe ich überdies zuschütten und die Lustlöcher zumachen lassen.“

„Warum hast du das gethan, Vater?“ fragte Gertrud verwundert.

„Weil es ein so schlechtes, feuchtes Loch war,“ erwiderte Rittler hastig und mit einem so sonderbaren Ausdruck, daß ihn beide erstaunt anblickten.

„Dann aber,“ fuhr Rittler fort, „muß ich die Güll an mich zu bringen suchen, denn ich bin fest entschlossen, das alte Hegenloch so fest zuzudecken, daß es niemand wieder aufdeckt.“

„Die Güll!“ wiederholte Wolfgang mit seltsamem Tone, halb abwesend, halb furchtsam — „das bodenlose Gewässer, die nasse Grabkammer, nicht wahr?“

In diesem Augenblick begegnete Rittler einem Blick von Gertrud, der ihn zusammenfahren ließ, so viel kummervolle Sorge lag darin. Dann stand sie auf und sagte mit erzwingener Heiterkeit:

„Wir sind schöne Wirte, lieber Schatz. Wir haben ja noch nicht einmal dem Vater die neue Anlage gezeigt, die wird ihn doch gewiß sehr interessieren. Ah, da kommt Calm. Calm! wollen Sie den Schlüssel holen zu der kleinen Pforte?“

Eine halbe Stunde später, als Gertrud ihren Vater bis in die große Allee begleitete, stand sie plötzlich still, trat nahe an ihn heran und sagte leise:

„Vater! Wolfgang fängt an sich zu erinnern.“

„Woraus schließt du das?“ fragte Rittler bekümmert.

„Aus mancherlei. Es trifft ihn manchmal ein Wort, das man ahnungslos sagt, wie ein Blitzstrahl. Er sieht dann sonderbar gespannt aus, mit abwesendem und doch wieder suchendem Blick, wie du ihn eben gesehen hast. Ich muß an Doktor Dalbye schreiben; es läßt mir keine Ruhe mehr. Oder willst du es für mich thun? Ich fürchte so sehr, mein Mann möchte es merken.“

„Das will ich gern, Kind. Aber ängstige dich nicht zu sehr. Ich will gleich heute Abend schreiben, denn morgen möchte ich nach der Heide reiten, um mit dem jungen Sauer noch einiges zu ordnen.“

Er war schon einige Schritte gegangen, da holte ihn Gertrud nochmals ein, sah ihm freundlich bittend ins Gesicht und fragte: „Wie steht's um die Mama?“

Rittlers Stirn umwölkte sich sogleich. „Sie hat nur Sinn und Ohren für Karoline,“ sagte er mit bitterem, mutlosem Tone. Er blickte auf und sah Gertruds Augen voll Thränen. Ein unendlich weicher, mitleidiger Klang lag in ihrer Stimme, als sie sagte:

„Die arme Mama! Sie trägt schon so schwer an ihrem eigenen, wunden Herzen.“

Er drückte ihr stumm die Hand und wandte sich wieder zum Gehen. Die böse Gertrud! So schickte sie den Vater heim, mit einem Stachel im Herzen!

Am nächsten Tage gegen Mittag, als Gertrud vor dem großen Herd auf der Tenne stand, um für Wolfgang ein Lieblingssgericht selbst zu bereiten, kam ein kleiner Junge, die Mütze in der Hand und sich scheu an der Wand hindrückend, an sie heran, sah sie an und zog ein Briefchen hervor, das er ihr hinreichte, um dann sogleich wieder fortzulaufen. Erst jetzt begann sie sich auf ihn; es war Jens, der alte Kuhhirten junger Sohn. Sie hätte ihm gern eine kleine Freude gemacht, aber er war schon über alle Berge. Das Briefchen war von ihrem Vater und lautete:

„Liebes Kind, ich habe eine Entdeckung gemacht und schreibe sogleich noch einmal an Dalbye. Du wirst in kurzem mit Deinem Manne eine Exkursion machen müssen. Bis die Antwort kommt, übe fleißig Deine Reittünste. Es handelt

sich um einen weiten Umweg; im Wagen geht es nicht; zu Fuß ist es zu weit. Verbrenne dies.

In größter Eile

Dein Vater Ph. R."

37. Steffen Dansk.

Die Tage, die nun folgten, waren für Gertrud mehr als sorgenvoll. Seit die dringendsten Arbeiten erledigt waren und Wolfgang mehr Ruhe hatte, versank er oft in Nachdenken, selbst mitten im Gespräch. Gertrud zermartete sich, um Gegenstände der Beschäftigung und des Interesses für ihn aufzufinden, bei denen er doch die Absicht nicht merken durfte, um ihn nicht zu Atem kommen zu lassen. Sie war voll von neuen Plänen, suchte Belehrung bei ihm über Dinge, an die sie bisher nie gedacht hatte, veranlaßte ihn, mit ihr zu lesen, und übte das Reiten mit einem Eifer, der Wolfgang höchlich amüsierte. Gern erfüllte er ihren Wunsch, an jedem Tage etwas weiter zu reiten, damit sie ihre Angstlichkeit und Ungeschicklichkeit überwinden lernte, wie sie sagte.

Hätte Gertrud gewußt, daß sie durch all diese schlaueersonnenen Hindernisse den rückläufigen Prozeß des Denkens und Erinnerns bei Wolfgang nur intensiver machte und beschleunigte, so würde sie sehr unglücklich gewesen sein, und doch erwies sie ihm damit eine Wohlthat, indem sie ihn davon abhielt, seine eigenen vagen Vorstellungen zu langen Grübeleien auszuspinnen und sich dadurch zu beunruhigen und zu schwächen.

An einem schönen Septembermorgen, etwa zehn Tage nach Ritters Besuch in Träskamp, vermiste sie ihren Mann und suchte ihn im ganzen Hause vergebens. Als sie wieder in sein Zimmer trat, sah sie ein aufgeschlagenes Buch und daneben ein beschriebenes Papier. Sie blickte genauer hin — es war ein naturgeschichtliches Werk, und auf dem Papier befanden sich Notizen über die Natur und die Lebensart des Wolfes!

Gertrud fühlte sich von einem furchtbaren Angstgefühl durchbebt. Als sie so da stand, die Hand auf dem hochklopfenden Herzen, sah sie Wolfgang mit gesenktem Kopfe am Fenster vorübergehen. Er kam gleich darauf herein, und als er Gertrud erblickte, fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen, als wollte er etwas verschweigen. Dann sagte er:

"Ich habe sie wiedergefunden."

"Was?" stammelte sie.

"Die drei Tannen, oder vielmehr den Ort, wo sie gestanden haben."

Ehe sie antworten konnte, kam Calm herein, um seiner Herrin einen Besuch zu melden. Gertrud eilte hinaus und fand unweit der Thür Christine ihrer harrend, die den Finger auf den Mund legte und die Tanne entlang schritt. Sie öffnete dann die Thür ihres eigenen Zimmers dicht neben der Gefindestube, schloß sie schnell hinter Gertrud, ging auf Calm zu und flüsterte, sich die Augen trocknend:

"Es ist Frau Karoline Waldheim; vor einem Jahre stand sie als Braut auf dem Kirchplatz, wißt Ihr noch, Calm?"

Calm nickte mit trauriger Miene, und Christine fuhr fort:

"Sie will sich nicht sehen lassen, damit der Herr nicht an seinen toten Bruder erinnert wird. Mir ist recht bange, Calm, daß wir noch nicht am Ende sind. Unser Herr ist nun wieder gesund, und die beiden leben wie ein Paar Turteltauben... aber wer weiß..."

"Sie hätten das Wappen der Waldheims nicht fortnehmen dürfen, so lange noch ein Waldheim lebt," grollte der Alte. "Die Tannen haben sie auch umgehauen, ohne den Herrn zu fragen. Der superkluge Doktor mischt sich in alles und hat vor nichts Respekt."

Er hätte wohl noch weiter gebrummt, aber Christine hatte nicht Zeit, ihn anzuhören; sie ging, um das Frühstück zu bereiten. Indes saßen die Schwestern, eng aneinander geschmiegt, auf dem kleinen Sofa der Wirtschaftlerin in dem zwar kleinen, aber freundlichen Stübchen.

"Und du willst allein hier bleiben?" fragte eben Gertrud, "bei deinem ersten Besuch bei uns?"

"Eben deshalb," erwiderte Karoline; "ich habe so manches mit mir selbst durchzumachen. Sage nur deiner Christine Bescheid, daß sie mich überall hinführt. Besonders in Leos Zimmer möchte ich eine Weile allein sein. Aber nun dürfen wir nicht länger plaudern. Vater erwartet euch um elf Uhr in Rittsbüll, und das Stallathal, zu dem er euch mitnehmen will, ist noch eine Stunde weiter."

"Aber müssen wir nicht Lebensmittel mitnehmen?"

"Wir haben schon Leute vorausgeschickt mit Körben, Decken und allem, was zu einer ordentlichen Waldpartie gehört. Doktor Nissen hat uns erst neulich auf diesen romantischen Punkt aufmerksam gemacht, der ein Lieblingsort der Bramstedter sein soll. Allerdings muß man bei der vorgerückten Jahreszeit die Mittagsstunden benutzen; es wird bald dunkel. Der Doktor Nissen wollte auch gern mit, er konnte es aber nicht gewiß versprechen, weil er Besuch hat. Jedenfalls fährt er gegen Abend auf Stalla zu und erwartet euch dort mit dem Wagen; dann könnt ihr die Pferde zurückschicken."

Karoline sagte das alles mit unterdrückter Aufregung, wie im Fieber. Gertrud hielt es für das beste, ihr Zeit und Ruhe zu gewähren, über die nächsten Eindrücke hinwegzukommen. Sie ging, um mit Christine alles Nötige zu verabreden und ihr Karoline anzuempfehlen. Dann trat sie in Wolfgang's Zimmer. Wie sie erwartet hatte, saß er wieder an seinem Buche. Sie schlich sich hinter seinen Stuhl, legte ihm die Hand vor die Augen und rief neidend:

"Wer ist das?"

"Mein herzliger Schatz!" gab Wolfgang zur Antwort, fröhlicher als sie es gehofft hatte, und zog sie zu sich nieder. Er hörte ihren Vorschlag freundlich an und war sogleich bereit. Indem trat Calm mit dem Frühstück herein; Martin wurde gerufen, die nötigen Vorbereitungen gemacht, und eine gute halbe Stunde später ritten sie durch das Wäldchen auf die Chaussee zu. In einiger Entfernung folgte Martin.

Gerade als sie von der Chaussee ab sich nach links wenden wollten, kam ein leichtes Gefährt von Bramstedt her an ihnen vorüber. Der junge Reisende, der selbst fuhr, hielt an, um zu grüßen, und Gertrud erkannte ihn sogleich. Es war der Kaufmann Peters, der vor Jahresfrist an Karolinen's Geburtstag der Else Brams so sehr den Hof gemacht hatte und von dem Forstbesessenen aus dem Sattel gehoben wurde. Im Augenblick ging alles das an ihrem Geiste vorüber. Wolfgang aber blieb ganz unbefangen, denn er erkannte ihn nicht, obwohl er ihn höflich grüßte.

Peters war sehr nachdenklich, als er die Chaussee dahin auf den Weidenbusch zufuhr. Dieser ehemalige Krug hatte sich mittlerweile zu einem Gasthof erweitert und war unter den Händen des jungen, strebsamen Wirts, Niklas Beer, und seiner Annemarie zu einer einträglichen Gastwirtschaft geworden, wo nicht bloß Fuhrleute und Dörfler einkehrten, sondern durch eine aufgesetzte Etage Platz für feinere Durchreisende geschafft worden war.

Der junge Kaufmann war sichtlich erstaunt über die Veränderung und sagte, indem er aus dem Wagen sprang und die Zügel dem Knecht hintwarf:

"Beinahe hätte ich den Weidenbusch nicht wieder erkannt. Ei, der Tausend! Das ist ja ein Palast geworden. Guten Morgen, Herr Wirt."

Er zog höflich den Hut vor dem breitschulterigen und trotz der frühen Stunde von Kopf bis zu den Füßen sauber und anständig aussehenden Gasthofsbesitzer, der mit ebenso höflichem Gruß ihm entgegentrat. Dann fuhr er zu diesem gewandt fort:

"Früher bin ich oft des Weges gekommen, habe in diesem Jahre in einem anderen Distrikte Geschäfte gemacht, bin aber froh, wieder in diese Gegend versetzt zu sein, zumal ich jetzt auf eigene Rechnung reise. Hoffentlich werde ich nun auch mit Ihnen Geschäfte machen."

Während der Knecht das Pferd in den Stall führte, nahm der Wirt den Fremden mit in die geräumige Gaststube;



Frühlingsluft. (Motiv von der Weichsel.) Gemalt von Ernestine Friedrichsen.

Peters setzte sich in eine der großen Fensternischen, und nachdem ihm der Wirt das Verlangte, eine Tasse Kaffee, selbst gebracht hatte, kamen sie ins Gespräch.

„Wie gesagt, ich bin das ganze Jahr nicht in Moorstätt gewesen; das Letzte, was ich hier erlebte, war die famose Kampecker Hochzeit, wo der Bräutigam flöten ging. Was ist denn eigentlich aus der Geschichte geworden?“

„Nicht viel Gutes. Von dem armen jungen Manne sind nur nachher noch im Trätkamper Wäldchen die Knochen gefunden worden. Es wird allgemein angenommen, daß er ermordet und dann von einem Wolf gefressen wurde, und daß Steffen Holst der Mörder ist, weil die blutigen Kleider in seinem Tuch gefunden wurden, aber ich glaube das nicht. Der Steffen war gar kein übler Mensch. Viel eher glaube ich, daß es der Andreas Timm, der Trätkamper Kätner, gethan hat, denn er hatte ja Steffens Kleider in Verwahrung, auch war es höchst verdächtig, daß er die Schuld auf den armen Herrn Waldheim wälzen wollte. Der wäre um ein Haar verurteilt worden, wir haben ihn nur mit großer Mühe losgeeist,“ sagte Herr Niklas Beer und warf sich in die Brust, während seine Halsadern aufschwoollen. Es war das offenbar der Glanzpunkt seines Lebens, und er war nicht wenig stolz darauf.

„So? Hat man denn den Timm nicht gefast und überführt?“

„Leider nicht. Er hat wohl eine Zeitlang bei Wasser und Brot gegessen, aber sie konnten ihm nichts beweisen und mußten ihn wieder laufen lassen. Aber in Moorstätt darf er sich nicht mehr sehen lassen.“

„Die arme junge Frau!“

„Ja, sie hat ihren Mann nicht lange gehabt; nur vom Altar bis zur Kirchthür. Sie hat ihm ein hohes Grabmal setzen lassen, das man weit und breit sieht. Das Sonderbarste aber ist, daß er das Modell dazu selbst vorgezeichnet und ihr zum Geburtstag geschenkt haben soll.“

„So? Das also war das Brautgeschenk! Darum durften wir es nicht ansehen. Ich sage dir, Herr Beer, denn ich war ja an dem merkwürdigen Tage in Cäcilienlust zu Gast. Den Tag vergesse ich nie.“

„Graskamp, Herr Peters, Graskamp! Das Gut ist ja wieder umgetauft worden, weil niemand den anderen Namen behalten konnte. Ja, was ich sagen wollte, auf dem Denkmal steht mit goldenen Lettern: Hier ruht Leo Waldheim. Die junge Witwe soll noch immer untröstlich sein.“

„Was ist denn aus den anderen Moorstätter Bräuten geworden, die bei dem Brauttanz figurirten?“

„Nun, da ist zuerst meine Frau, die Annemarie; ich denke, sie ist nicht schlecht mit mir gefahren“ — die starke Seite des Wirts vom Weidenbusch war offenbar sein Selbstbewußtsein — „der lange Klas, mit dem sie den Brauttanz getanzt hat, ist vor die Hunde gegangen.“

„Und das blonde Marielken?“

„Die sitzt auch in der Wölle drin. Der alte Duhs ist in diesem Frühjahr gestorben. Er ist im Lehnstuhl sanft eingeschlafen.“

„Und die schöne Försters-Else?“ fragte Peters mit sichtlicher Besorgnis.

„Ach, das arme Ding! Die sieht sich gar nicht mehr ähnlich. Der schlechte Mensch hat sie sitzen lassen und ein reiches Mädchen dafür ins Unglück gebracht.“

Es entstand eine Pause, während welcher Peters sich mit seiner Kaffeetasse zu schaffen machte. Dann fragte er weiter: „Und Dörthe Wertens? Die ist doch die Unglücklichste von allen.“

„Die?“ lachte der Wirt. „Die sieht sich auch nicht mehr ähnlich, aber auf andere Weise. Sie ist jetzt eine reiche Kaufmannsfrau, wohnt in Bramstedt und ist so rund wie eine Kugel.“

„Na, was ist denn aus dem Doktor Raabe geworden, der hier im Hause krank lag, gerade als ich zuletzt hier einkehrte?“

„Dem ist es recht schlecht ergangen. Die Pastorstochter von Kampeck, die sie die Klarinette schimpften, hat damals alle Segel aufgespannt, um ihn zu fangen, fragen Sie nur die Annemarie, ihm Lederbissen geschickt, Briefchen geschrieben zc. Er ging in die Schlinge, und nun hat er die böse Sieben am Hals, die faul und unordentlich ist und nichts versteht. Als der alte Pastor starb, zog erst seine Schwiegermutter hin, aber sie behandelte beide so schlecht, daß sie es nicht lange aushielt und zu ihrem Sohne ging. Seitdem geht alles den Krebsgang. Der Doktor ist an den Trunk gekommen, und niemand hat mehr Vertrauen zu ihm. Kein Wunder, zu Hause setzt es schmale Bissen und ewigen Zank; wird einmal ein schlechtes Ende nehmen.“

Indes hatte Peters sein Frühstück beendet und sah sich nach Feuer für seine Zigarre um. Der Wirt stand auf und ging an das andere Fenster, um dort ein Schwefelholz in dem Phosphorfläschchen anzuzünden — da gewahrte er zu seiner Verwunderung in der Fensternische hinter dem halbzugehobenen Laden einen anderen Gast, von dessen Anwesenheit er keine Ahnung gehabt hatte. Er saß mit dem Rücken nach der Stube zu, in einem Anzug von der Art, wie ihn Tagelöhner und Knechte Sonntags zu tragen pflegen, von grobem Stoff, aber sehr anständig. Als der Pfropfen in der Flasche zischte, wandte er sich um, und Beer sah bei dem Gladerschein des langen Schwefelholzes ein fremdes Gesicht. Nur einen kurzen Moment, denn gleich darauf wandte es sich wieder ab, der dunkeln Ecke zu. Was bedeutete das? Kopfschüttelnd ging der Wirt mit dem brennenden Hölzchen nach der Seite hin, wo sein fraglicher Gast saß, der sich indes in einen Brief vertieft hatte. Auf dem Wege aber erlosch das unsichere Flämmchen, und als Beer wieder seine Zucht zu dem Phosphorzünder nahm, war das Fenster leer. Der stille Gast hatte sich eben so unbemerkt entfernt, als er gekommen war. Beer hatte gar keine Zeit, sich darüber zu wundern, denn als Herr Peters seine Zigarre in Brand gesetzt hatte, fragte er weiter:

„Das dunkellockige Fräulein, um das sich an dem bewußten Abend der Herr Adjunkt so sehr bemühte, hat also ihren Schwager, den Besitzer von Trätkamp geheiratet. Eben bin ich ihnen begegnet. Schon in Bramstedt hörte ich die wunderbare Geschichte und daß der junge Chemann schon mal tot gewesen ist. Hu! es gehörte doch Courage dazu, ihn zu heiraten. Nun, hat sich der Herr Adjunkt getrüftet?“

„Ja wohl; Herr Schramm ist Pastor in Kampeck geworden, und es heißt, er wird das Hedenröschen heimführen. So nennt man nämlich hier die Rosa, die jüngste Tochter von Förster Brams. Sie ist eigentlich die richtige böse Sieben, denn sie hat alle ihre sechs Schwestern auf den Backofen gesetzt, hä, hä, hä!“

„Nicht alle,“ sagte Peters fast hörbar vor sich hin. Er hatte in dem Augenblick den Entschluß gefaßt, die schöne Else heimzuführen, es koste was es wolle. Zum Glück wurde dieser unwillkürliche Ausruf von Beers selbstgefälligem Lachen über seinen eigenen Witz verschlungen; und sie fingen an von Geschäften zu reden.

Wäre der Wirt nicht so sehr in Anspruch genommen worden und hätte er es der Mühe wert gehalten, dem fremden Knecht, der ohne etwas zu verzehren fortgegangen war, nachzuspüren, so hätte er ihn sehen können, wie er mit langsamen, unsicheren Schritten durch die Trätkamper Koppel quer über den Feldweg nach Trätkamp zu wanderte.

(Schluß folgt.)

Im Soppienstift.

Erzählung von Hans Warring.

(Fortsetzung.)

Dann war sie mit ihm ins Speisezimmer getreten, wo sich aus der Sofaecke eine alte, kleine Dame erhoben hatte. Der Name, den er hörte, erinnerte ihn an manche siegreiche Schlacht aus den Kriegen der beiden letzten Jahrhunderte — er war auch im letzten großen Kampfe mit Auszeichnung von

Mund zu Mund gegangen. Und hier stand er vor einer Trägerin dieses berühmten Namens und blickte verwundert auf diese bescheidene, schlichte Erscheinung herab. Das Kleid, das sie trug, war einfacher, als es heutzutage die Tochter eines wohlhabenden Kleinbürgers trägt, aber die vornehme Dame darin war dennoch nicht zu verkennen. Und als sie zu ihm aufblickte, sah er in ein feines, kleines, runzelvolles Gesicht, aus dem ein Paar helle Augen, erstaunt und weltfremd wie Kinderaugen, schauten. Er hatte sie zu Tische geführt und den Ehrenplatz an ihrer Seite erhalten. Und obgleich sie und ihre Unterhaltung ihm anfangs etwas befremdend gewesen waren, so hatte die offene, warmherzige Güte ihres Wesens ihn doch rasch gewonnen, und er hatte ihre weltkundigen Fragen zuvorkommend und eingehend beantwortet und dafür einen dankbaren Blick von Elisabeth erhalten, die ihm am Tische gegenüber saß. Daß sie der Mittelpunkt dieser kleinen Welt war, hatte er bald erkannt. Sie hatte ein aufmerksames Auge für jeden — legte den Kindern vor und verwies sie durch freundliche Winke zur Ruhe, wenn ihr Plaudern für die Unterhaltung störend wurde. Sie sorgte, dachte und antwortete für ihre alte Tante, nicht der alten Dame ermutigend zu und half bereitwillig ein, wenn ihr irgend ein Ausdruck versagte. Am bewunderungswürdigsten aber war sie ihrem Vetter gegenüber, und in Hochmark hätte sich darüber fast ein Gefühl des Jornes und der Eifersucht geregt. Wie zartfühlend und achtungsvoll sie ihm begegnete, wie sie auf seine Mienen achtete und ihn verstand, noch ehe er ein Wort gesprochen! Und wie sie sich selbst in den Schatten zu stellen wußte, um ihm und immer ihm das Recht des Familienhauptes zu wahren! „Sie will ihn in seinen eigenen Augen wieder heben — sie will sein gebeugtes Selbstbewußtsein wieder neu beleben!“ sagte sich Hochmark. „Aber thut sie es aus Erbarmen — oder ist es Liebe?“

Er fand auf diese Frage keine Antwort und vergaß über dem Wohlbehagen, das ihn an diesem Familientische überkam, auch bald, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Es war nur ein einfaches Mahl gewesen, das man ihm vorgesetzt, aber die Art, wie man es that, ließ ihn keinen Augenblick vergessen, daß er es in der besten Gesellschaft einnahm. Selbst Kropf hatte seine müde Gleichgültigkeit abgeschüttelt und war wieder der vornehme, formensichere Mann geworden, als den er ihn einst gekannt hatte. Und was Elisabeth anbetraf, so hätte sie, meinte Hochmark, in ihrer Würde und Anmut einer Fürstentafel präsidieren können. Ihr gegenüber und in dem Kreise ihrer Familie war das Bewußtsein von der Leere des eigenen Lebens mit erschreckender Deutlichkeit über ihn gekommen. Er dachte an sein großes, ödes Haus, an die mit seinen Wirtschaftsbeamten hastig und wortkarg eingenommenen Mahlzeiten und fragte sich, ob es immer so bleiben werde?

Und noch eine Frage drängte sich ihm auf, als er durch die abendstillen Straßen seinem Gasthause zuschritt. Wie war es möglich gewesen, daß neben einer Mutter, wie er sie gehabt, Kropf jener Verblendung anheimfallen konnte, die für sein ganzes Leben so verhängnisvoll geworden war? Und doppelt unbegreiflich war es ihm, da neben der Mutter Elisabeth gestanden, von ihr erzogen, ein Abbild ihres Wesens, der Sonnenschein ihres Hauses! „Unbegreiflich, ganz unbegreiflich!“ murmelte er, und dennoch war's geschehen, und wenn er sich alle Umstände vergegenwärtigte, war es gar nicht so unbegreiflich, wie es auf den ersten Blick erschien. In der norddeutschen Universitätsstadt, wo die beiden jungen Männer studierten, und wo auch Frau von Kropf als Witwe Wohnung genommen, war plötzlich eine schöne, elegante Frau mit ihrer noch schöneren Tochter erschienen. Sie führten einen in der Stadt bekannten, geachteten Namen und konnten sich auf die Verwandtschaft mit einigen hochangesehenen, wohlhabenden Kaufmannshäusern berufen. Leben und Auftreten der beiden ließen auf reiche Mittel schließen. Die Mutter war weltklug und gewandt, und bei der imponierenden Sicherheit ihres Wesens gelang es ihr bald, eine hervorragende Stellung in

der guten Gesellschaft der Stadt einzunehmen. Zwar gab es gewisse Häuser, die sich der schönen Witwe durchaus nicht erschließen wollten, auch zirkulierten unklare Gerüchte von gewissen unaufgeklärten Punkten, die in ihrer Vergangenheit liegen sollten. Aber mochten die Antecedentien der Mutter auch zu wünschen übrig lassen — der Tochter konnte man nichts Schlimmes nachsagen. Sie war ein schönes, lebhaftes Mädchen, dem die Lebensfreude und Lebenslust aus den dunkeln Augen sprühte. Vielleicht zeigte sie gar zu sehr, daß sie gefallen wollte — vielleicht nahm sie jede Huldigung, jeden bewundernden Blick mit zu großer Bereitwilligkeit entgegen. Aber gerade die Offenheit und Natürlichkeit, mit der sie es that, versöhnte wieder mit dieser Schwäche. Man bedauerte, daß sie an der Mutter keinen festeren Halt finde, und meinte, daß Ernst und Maß mit den Jahren kommen würden, wenn sie, dem Einflusse der Mutter entrückt, in dem sicheren Schutze eines Vaters stünde. — Inzwischen aber war sie die gesuchteste Tänzerin auf allen Bällen, umschwärmt und unworben von den Söhnen der besten Häuser. Auch Richard von Kropf hatte zu der Schar ihrer Bewunderer gehört. Er hatte sich Zutritt zu den Kreisen zu verschaffen gewußt, wo sie verkehrte, und dem Freunde war es bald kein Geheimnis mehr, daß der junge, ernsthafte Mensch diesen schönen Schmetterling mit der ganzen Glut einer ersten, tiefen Leidenschaft liebte. Das hatte Hochmark mit ernster Sorge erfüllt, denn er selbst hatte sich keinen Augenblick durch die Anmut des Mädchens über ihre Oberflächlichkeit und Haltlosigkeit täuschen lassen. Er sah, daß die Mutter seine Sorge teilte. Er war einmal Zeuge gewesen, wie sie die Mutterangst zu nicht mißzuverstehenden Andeutungen getrieben, die in dem Aussprüche gipfelten, daß das Vorurteil gegen Töchter gewisser Familien, deren Mütter keinen makellosen Ruf hätten, eigentlich kein Vorurteil sei — daß Ansichten von Ehre und Sittlichkeit meist von der Mutter auf die Tochter übergingen. Da war der Sohn in heftigem Jorn aufgeflammt und hatte die Mutter, deren Urteil er sich bisher stets untergeordnet, der Lieblosigkeit und Härte angeklagt. Diesem Ausbruche war freilich ein ebenso heftiger der Reue gefolgt, aber an seinem Verhalten hatte dies nichts geändert, umsomehr, als es zweifellos war, daß die Mutter des Mädchens seine Werbung begünstigte. Er galt der Frau vermutlich für eine gute Partie, denn für seine wirklich schönen und seltenen Eigenschaften hatte sie kein Verständnis. Es genügte ihr, daß er einen der ältesten und geachteten Namen der Provinz führte, daß er von Adel und der einzige Sohn und Erbe einer für sehr wohlhabend geltenden Mutter war. Die würdige und durchaus standesgemäße Lebensweise dieser letzteren schien diese Ansicht zu rechtfertigen. Man konnte allerdings nicht wissen, daß das Vermögen nur sehr bescheiden war, und daß es zahlloser stiller Opfer bedurfte, um die Würde des Namens nach außen hin zu wahren. Für Hochmark hatte stets etwas unaussprechlich Rührendes in der Pietät gelegen, welche die Witwe dem Andenken und dem Namen ihres verstorbenen Vaters bewies. Sie widmete sich diesem Kultus mit der selbstlosesten Hingabe. Und in diesem Standesbewußtsein lag nichts Berlegendes — es war ein opferwilliges Aufgeben des eigenen Ich zu gunsten eines geliebten Verstorbenen und der Idee, die ihm im Leben die leitende gewesen.

Inzwischen hatten die beiden jungen Männer ihr erstes juristisches Examen gemacht, und etwa ein halbes Jahr später hatte Hochmark die Stadt verlassen, um sich in der Hauptstadt der Nachbarprovinz für den praktischen Dienst vorzubereiten. Ehe er gegangen, hatte er Elisabeth seine Liebe erklärt, und sie hatte ihm unter Thränen gesagt, daß sie seine Hand nicht annehmen könne. Ihre Lippen hatten gezittert, als sie leise — so leise, daß er sich tief zu ihr hinabbeugen mußte, um ihre Worte zu verstehen — gesagt hatte, „sie müsse auf den Schutz seiner treuen, starken Hand verzichten — und er zumal verdiene Besseres, als — — als — —“ Dann hatte sie aufschluchzend ihr Gesicht mit den Händen bedeckt und rasch das Zimmer verlassen. Das war ein Korb, zwar in der

schonendsten und liebenswürdigsten Form, aber immer doch ein Korb! Ihn hatte es nicht länger in der Stadt gelitten, und er war abgereist.

Was später geschehen, hatte er nur von gemeinsamen Bekannten erfahren. Ohne vorhergehende Krankheit, mit erschreckender Plötzlichkeit war die Mutter des Mädchens dahingerafft worden. Mit ihrem Tode aber war der ganze Schwindelbau dieser Existenz zusammengebrochen und hatte die gänzlich hilflose Lage der Zurückgebliebenen enthüllt. Die Verwandten ihres verstorbenen Vaters hatten sich von Mutter und Tochter stets fern gehalten. Sie zeigten sich zwar bereit, der letzteren eine Unterstützung zu gewähren, versagten ihr aber bestimmt den Eintritt in ihr Haus. Die Familie der Mutter aber erwies sich als ganz ungeeignet, der Waise Schutz und Stütze zu sein. Die hilflose Lage des geliebten Mädchens versetzte Krosz in Verzweiflung, und in dieser drängenden Not hatte er einen raschen, zwar edelmütigen aber unüberlegten Entschluß gefaßt. Er quittierte den Justizdienst, der ihm erst in Jahren eine sichere Stellung geboten hätte, und ging zur Subalternkarriere über. Das Glück der Ehe sollte ihm Ersatz bieten für das, was er aufgab. Und das Mädchen, für das er dieses Opfer brachte, nahm dasselbe ohne Bedenken an. Sie erklärte sich mit der gebotenen bescheidenen Stellung zufrieden und reichte dem jungen Manne, der auf diese Weise aus seiner Lebensbahn gerissen worden war, ihre Hand.

Nun waren mehrere Jahre vergangen, ohne daß Hochmark von dem Leben des Freundes etwas erfahren hatte. Er sei in die Hauptstadt einer fernen Provinz versetzt worden, hieß es. Dann tauchten in dem Bekanntenkreise allerlei dunkle Gerüchte auf. Die Ehe sollte eine unglückliche sein — die Frau verstände nicht, sich in die Verhältnisse zu schicken — sie lebe über ihre Mittel und strebe über ihre Stellung hinaus. Die Nachrichten, die von einem zum anderen gingen, waren vorsichtig gefaßt und ließen mehr erraten, als sie aussprachen. Dann endlich wieder nach einiger Zeit war durch verschiedene Zeitungen die Kunde von einem Duell gegangen, das zwischen einem Herrn von Krosz und einem Mitgliede einer in jener Provinz reichbegüterten Adelsfamilie stattgefunden. Das war für lange Zeit die letzte Nachricht gewesen, die Hochmark über den einstigen Gefährten erhalten. Die Wendung, die sein eigenes Schicksal genommen, hatte ihn weit fortgeführt aus der Heimatprovinz und seinem Bekanntenkreise entfremdet. Nur zufällig hatte er noch erfahren, daß das Ehepaar getrennt lebe, und dann wollte irgend jemand aus Krosz' eigenem Munde gehört haben, daß seine Frau in einer kleinen Stadt am Oberrhein gestorben sei.

Das waren die Erinnerungen, die durch Hochmarks Kopf gingen, als er langsam durch die schon menschenleeren Straßen schritt. Mit tiefstem Erbarmen dachte er an das gebrochene Leben des einstigen Freundes. Aus dem hoffnungsvollen, lebensfrohen Jüngling war ein früh gealterter, gebeugter Mann geworden. Ihm hatte sich keine Hoffnung erfüllt — selbst in sein Vaterglück mischte sich, wie er heute wahrgenommen, ein Tropfen Bitterkeit. Wenn das Mädchen, wie sie äußerlich das Ebenbild ihrer Mutter war, auch ihr heißes Blut, ihren Durst nach Lebensgenuß, ihren Leichtsinns geerbt hätte? Diesen Gedanken hatte er heute auf der Stirn des Vaters zu lesen geglaubt — er erklärte ihm den trüben Blick, mit dem dieser das Kind gemessen. Aber was durfte er fürchten! War nicht Elisabeth da, erzog sie nicht das Kind? Elisabeth? Vor diesem Namen verschwanden alle anderen Bilder, und nur sie stand vor seinem Auge. Er versank in tiefe Gedanken, aus denen er, als er die Treppe zu seinem Zimmer erstieg, mit der Frage erwachte: würde sie wieder nein sagen, wenn ich sie jetzt fragte? — Im nächsten Augenblicke aber schüttelte er lächelnd den Kopf. „Nimm dich in acht, Robert Hochmark,“ sagte er. „Versuche das Schicksal nicht noch einmal! Ich fürchte, es hat auch jetzt keine andere Antwort für dich! Denn der Grund, der damals bestand, besteht — ich sehe es deutlich — auch heute noch. Und dieses Glück, dieses unermesslich große Glück lag in seinem Bereich — er

hätte nur die Hand darnach ausstrecken dürfen. — Blinder Thor — armer, blinder Thor!“

„Also schon heute reisen Sie ab?“ fragte Elisabeth, und in ihrer Stimme glaubte Hochmark einen Anflug von Trauer zu vernehmen.

„Ja, Fräulein Elisabeth, heute nacht mit dem Zwölfuhrzuge. Ich habe schon telegraphiert und mir den Wagen zur Station bestellt.“

„Es helfe also nichts, wenn wir um Verlängerung Ihres Aufenthaltes bäten?“

„Sie sind sehr freundlich, aber ich muß nach meiner Wirtschaft sehen. Wir haben die Kornerte vor der Thür!“

Sie saßen in der Laube von wildem Wein einander gegenüber, Elisabeth mit einer Handarbeit beschäftigt, Hochmark seinen Freund erwartend, der noch in seinem Bureau beschäftigt war.

„Was für ein eifriger Landwirt Sie geworden sind! Ist der Pachtkontrakt abgeschlossen?“

„Ja, ich habe ihn in der Tasche — Sie sehen also in mir den Pächter Ihrer Stiftslandereien.“

„Das freut mich — zuerst Ihre Wege, da Sie die Pachtung wünschten, aber auch unsern! Denn ich habe dadurch die Zuversicht erlangt, daß Sie uns nicht wieder für Jahre entschwinden werden. Ihre Geschäfte werden Sie hin und wieder zu meinem Vetter führen, und bei dieser Gelegenheit werden Sie, hoffe ich, auch unserer gedenken!“

„Wenn Sie es gestatten, Fräulein Elisabeth, werde ich öfter kommen, als Geschäfte mich rufen — vielleicht schon im September. Krosz hat mir seinen Besuch zum Beginn der Jagdzeit zugesagt. Ich komme dann selbst, um ihn zu holen.“

„Das ist freundlich, sehr freundlich von Ihnen!“ sagte sie und es flimmerte in ihren Augen. „Also er hat zugesagt, Sie zu besuchen? Das ist ein großer Fortschritt, den wir Ihnen verdanken, Sie lieber Freund! In den letzten Tagen, seitdem er Ihnen begegnet, ist er ein anderer geworden. O, wenn es Ihnen gelänge, ihn weniger menschenscheu, wieder der Welt da draußen etwas zugänglicher zu machen! — Wenn Sie ihm wieder etwas von dem zurückgeben könnten, was das Leben ihm vor der Zeit genommen — etwas von jenem schönen, jugendlichen Enthusiasmus — von seinem ernststen, zielbewußten Willen! Und wenn einer dies kann, so sind Sie es, lieber Freund, Sie, der Gefährte seiner glücklichsten Jahre! Seien Sie großmütig, tragen Sie diese glückseligen Erinnerungen oft in sein freudloses Haus — und ich will Ihnen danken, wie für eine mir persönlich erwiesene Wohlthat!“

Sie hatte ruhig zu sprechen begonnen, aber im Verlauf ihrer Rede war eine zitternde Erregung über sie gekommen, welche ihre Worte beflügelte. Hochmark blickte in ihre schimmernden, flehend zu ihm erhobenen Augen, und die Erkenntnis, daß er keine Macht über dieses Herz habe, noch je haben werde, daß es noch heute wie damals unwandelbar jenem Manne gehöre, der diesen Schatz nicht zu heben verstand, diese Erkenntnis kam mit voller Bitterkeit über ihn.

„Ich werde thun, was Sie wünschen, Fräulein Elisabeth! Gebieten Sie über mich! Sie wissen, daß ich schon vor Jahren Ihnen treu ergeben war. Daran hat Zeit und Entfernung nichts ändern können — auch die Erkenntnis, daß ich Ihnen persönlich nichts bin — daß Sie mich nur um eines anderen willen willkommen heißen, vermag in meinen Gefühlen keine Änderung hervorzubringen. Ich werde mich darein zu finden suchen — ich werde —“

„Sprechen Sie nicht so, mein Freund!“ sagte sie, ihm die Hand über den Tisch reichend und rasch ihrer Bewegung Herr werdend. „Sie sollten mir nichts sein — Sie, an den ich öfter gedacht habe, als Sie ahnen? Sie wissen nicht, wie hoch wir Sie schon damals stellten — wie in späteren Zeiten die Erinnerung an Sie, an Ihr ernstes, redliches Pflichtbewußtsein — an Ihren geraden, tüchtigen Sinn, mich oft gestählt hat! Ich schulde Ihnen mehr, viel mehr, als Sie ahnen!“

(Schluß folgt.)



Ludwig Spöhr.

Deutsche Musiker.

III. Ludwig Spöhr.

„Ich habe seit fünfzig Jahren alle großen Violinspieler gehört. Keiner, mochte mich auch vielfach die technische Vollendung ihres Vortrags, ihre staunenswerte Fertigkeit, ihr süßer, schmeichelnder, gewinnender Ton zu lautester Bewunderung hinreißen, keiner von ihnen hat doch den Eindruck, den Spöhrs wahrhaft großes Spiel auf mich machte — und ich hörte ihn erst, da er sechzig Jahre alt war — zu verweisen oder nur zu erreichen vermocht. Man vergaß ihm gegenüber vollständig den Virtuosen, hatte nur den Eindruck des seelenvollsten und entzückendsten Gesanges. Die immensen Schwierigkeiten seiner Konzertsstücke erschienen so einfach, so selbstverständlich und ungezwungen, wie die Blüten am Baum und die Blumen auf der Wiese.“ So schildert H. M. Schletterer in seinem anziehenden, vom Hauch warmer Pietät getragenen Vortrage über Spöhr den Eindruck, welchen er von diesem Fürsten unter den Geigern empfangen hat, den zu hören uns Jüngeren nicht mehr vergönnt gewesen ist. Damals stand Spöhr schon dem Greisenalter

XXII. Jahrgang. 45. k.

nahe; über das Spiel des Zwanzigjährigen berichtet uns in der Leipziger musikalischen Zeitung von 1804 J. Rochlig, der berühmte, damals tonangebende Kritiker: „Herr Spöhr gehört ohne allen Zweifel unter die vorzüglichsten jetzt lebenden Geiger, und man würde über das, was er, besonders auch in so jungen Jahren, leistet, staunen, wenn man vor Entzücken zum kalten Staunen kommen könnte. — Die Seele, die er seinem Spiel einhaucht — der Flug der Phantasie, das Feuer, die Zartheit, die Innigkeit des Gefühls, der feine Geschmack, und nun seine Einsicht in den Geist der verschiedenen Kompositionen und seine Kunst, jede in diesem ihrem Geiste darzustellen, das macht ihn zum wahren Künstler“ — und, möchten wir Heutigen hinzufügen, charakterisiert ihn als den Vater des spezifisch-deutschen Violinspiels, d. h. jener hauptsächlich in Deutschland vertretenen Richtung, die es als die erste Aufgabe des Künstlers betrachtet, das Werk, nicht sich selber, zu spielen, die höchste Virtuosität der ausübenden Kunst bescheiden und rückhaltlos in den Dienst des Tonwerkes zu stellen, um dessen Interpretation es sich eben handelt, nicht aber das Werk nur als ein Mittel zu benützen, um das Licht seiner Kunstfertigkeit leuchten zu lassen. Diese Unterordnung

der höchsten Virtuosität unter die Sache, unter das vorzutragende Werk, diese klassische Objektivität zeigte sich bei Spöhr auch äußerlich in dem kleinen Zuge, daß er nie auswendig spielte, sondern stets das Notenblatt vor sich hatte, auch wenn er daselbe nicht brauchte; der Hörer sollte wissen, daß Spöhr einerseits das Werk nicht rein-gedächtnismäßig abspiele, wie ein auf eine Anzahl von Vortragskunststücken eingeprägter Virtuoso, andererseits sich streng an die Sache binde, nicht mit subjektivistischer Willkür das Werk verbräme. — In unsere Jugendtage klangen schon wie eine Sage die Berichte von den wunderbaren Eindrücken, welche Spöhrs, von dem Harfenspiel seiner Gattin begleitetes Violinspiel hervorgerufen hat, wo nur das Künstlerpaar sich zeigte. Mit Andacht sahen wir uns dann immer wieder das Bild des großen Geigenmeisters an, welches unserer Violinschule vorgebunden war. Das herrliche Spiel, das unsere Väter entzückt hat und an das solche, die es noch gehört haben, am meisten durch Joachims Vortragsweise erinnert werden, ist längst verstummt; es wird nicht mehr lange dauern, so wird keiner mehr leben, der uns aus eigener Anschauung von dem Geiger Spöhr, von dem königlichen Anstand, mit dem er vor sein Publikum trat, von dem sonoren, fatten Gesangston, den er dem Instrument zu entlocken wußte, von dem seelenvollen Gesang, zu dem sein Bogen daselbe zwang, zu erzählen im Stande sein wird. Spöhrs Künstlergeist aber lebt heute noch fort in seinen Werken, von welchen nur zu wünschen wäre, daß sie von den Konzertgebern und Konzertleitern nicht gar zu sehr zurückgestellt würden, wie es leider augenblicklich der Fall ist. Welch eine Erhebung haben uns doch erst jüngst wieder „Die letzten Dinge“ bereitet, als wir uns trotz mannigfacher Warnung vor „diesem veralteten“ Werk doch daran wagten: welch ein innig frommer Geist, welch eine heilige Weihe, welch eine liebevolle Versenkung in das Offenbarungswort weht uns aus dieser Musik entgegen! Es ist ja wahr, Kirchenmusik im strengen Sinne des Wortes ist es nicht; Spöhr spricht auch hier, wo er mit den Klängen seiner Kunst vom Heiligsten zeugen will, die eigene ihm vertraute Sprache — aber es ist eine fein gewählte, in heilige Zucht genommene, geweihte Ausdrucksweise, wie sie der heilige Gegenstand fordert und wie sie des Heiligtums würdig ist. — Eine wahre künstlerische Erhebung gewährt es dem Musikfreund jedesmal, wenn ein Meister der Violine uns nicht etwa bloß die „Gesangsszene“ vorträgt, die man zur Not noch zu hören bekommt, sondern eines jener kaum mehr gekannten Violinkonzerte, welche nicht bloß vortreffliche Musik darstellen, sondern die eigentümliche Kraft und Schönheit des ausdrucksreichsten und befeeltesten Musikinstruments, der Violine, in der reichsten Fülle entfalten, weil sie nicht etwa dem Instrument bloß angepaßt, sondern aus seinem Geist und Eigentum heraus komponiert sind. Wenn man die große Anzahl von Kompositionen überblickt, welche Spöhr nicht nur für sein Instrument, sondern in allen Gattungen der Musik, geschaffen hat — wenn man schon Zeuge gewesen ist und mitempfunden hat, wie diese Kompositionen heute noch auf jeden Unbefangenen und Empfänglichen wirken, so wird man recht wehmütig berührt von der Flüchtigkeit und Wandelbarkeit des musikalischen Geschmacks, um nicht zu sagen der musikalischen Laune und Mode, die so vornehm über Spöhr weggeht. Spöhrs „Jugend war noch“, wie Richard Wagner von ihm sagte, „von der hellstrahlenden Sonne Mozarts unmittelbar beleuchtet.“ Das Schaffensideal Mozarts war auch das seine: Schönheit und Ebenmaß der Form, Natürlichkeit und Ungezwungenheit der Melodie und Harmonie, Gesetzmäßigkeit und Folgerichtigkeit der Modulation auch beim ausgiebigsten Gebrauch dieses Ausdrucksmittels — kurz logische und grammatische Korrektheit der musikalischen Ausdrucksweise — das waren ihm Haupt- und Grunderfordernisse des musikalischen Kunstwerks. Die späteren Werke Beethovens schienen dem in den Traditionen der Mozartschen Schule Großgewordenen diesen Grundforderungen nicht

immer ganz zu genügen, er hat sich daher gegen dieselben ablehnend verhalten, viel zu ehrlich, da Bewunderung zur Schau zu tragen, wo er keine empfand, das gut zu heißen, was er für einen Mangel hielt und sich selbst nicht nachgesehen hätte. Staunend aber und mit tiefster Verehrung hat er an dem Genius Beethovens überhaupt aufgeblüht, und mit dem Gewicht der ganzen Persönlichkeit ist er jederzeit für diejenigen Werte des genialen Tonmeisters eingetreten, welche nach seinem Dafürhalten sich auf der Höhe der Klassizität hielten und der Periode geundten Schaffens angehörten.

Der selbe Spohr aber, der so unerbittlich auf die Einhaltung der Schönheitslinie drang und in seinem Urteile sich nach den Gesetzen der musikalischen Logik und Symmetrie richtete, war unbefangenen genug, einem Wagner die Hand zu reichen zu einer Zeit, da dessen Größe und Bedeutung noch von wenigen Tonkünstlern erkannt, geschweige denn anerkannt war. Als 1845 der „Tannhäuser“ zum erstenmal aufgeführt worden war, das Publikum aber, Künstler und Laien, sich dieser großartigen, völlig neuen Schöpfung gegenüber auffallend kühl verhielt und fast niemand die großartigen Intentionen des kühnen Revolutionärs zu verstehen vermochte, da trat der ehrwürdige Spohr hervor und begrüßte denselben in einem überaus herzlichen Briefe, in welchem er seine „innige Freude ausdrückte, einem jungen Künstler zu begegnen, dem man es in allem ansehe, daß es ihm um die Kunst ernst sei.“ Damit bewies Spohr nicht bloß auch dem verkannten jungen Komponisten gegenüber die Hochherzigkeit der Gesinnung, auf welche jeder bei ihm rechnen durfte, dem es um wahre Kunst zu thun war — er bewies damit einen Scharfblick, eine Billigkeit des musikalischen Urteils, wie sie die musikalische Kritik vielfach vermissen ließ. Auch Spohr — ja ihm am wenigsten — konnte es nicht entgehen, daß Wagner mit den Regeln der bisher gültigen musikalischen Grammatik recht frei und led umspringe; aber er ging offenbar auf Wagners Standpunkt ein, beurteilte von diesem aus das Werk, und legte darum an die Musik denselben, die nur die poetische Wirkung des Dramas erhöhen wollte und sollte, nicht ohne weiteres den Maßstab an, den man an die absolute, nicht durch das Wort oder durch die Handlung beleuchtete, sondern nur auf sich selbst, auf die eigenen Darstellungs- und Ausdrucksmittel angewiesene Musik anzulegen berechtigt ist.

Vielleicht hat Spohr empfunden, daß hier, im Tannhäuser, etwas erreicht sei, wonach auch er immer gerungen hatte: eine aus einheitlichem Kern hervorquellende, in Wort und Ton deutsche Oper, in welcher die Musik die Aufgabe zu lösen hat, die Wirkung von Handlung und Rede zu verstärken, die dramatische Täuschung zu vollenden, den Stimmungsgehalt dem Hörer unmittelbar zu vermitteln, ohne sich breit zu machen auf Kosten der Einheit und Geschlossenheit der Handlung. Spohr selbst hat mit klarem Bewußtsein sich bestrebt, in seinen dramatischen Schöpfungen, in „Faust“, in „Jessonda“ u. a. die Forderung musikalischer Gesetzmäßigkeit und Architektur mit dem Prinzip des dramatischen Ausdrucks zu verbinden und dem Gang der Handlung, den Wendungen der Rede und Gegentrete, mit der Musik genau zu folgen; aber der an den Klassikern genährte und gebildete Geschmack verbot ihm jede Gewalttätigkeit in der Behandlung der Tonformen, gestattete ihm nicht jene drastischen Wendungen, jene schroffen Akkordwechsel und jene verblüffenden Klangkontraste, welche Wagner im Interesse des dramatischen Ausdrucks anwendet in der Überzeugung, daß im musikalischen Drama selbst das Gesetz der Schönheit dem Prinzip der dramatischen Wahrheit schlechthin unterzuordnen sei. So ist bei Spohr in seinen dramatischen Werken die Zeichnung zu fein und zu weich, die Farben sind zu mild abgetönt, er malt immer wie ein feinsinniger Historienmaler, auch da wo er Dekorationsmaler sein, gröbere Striche, grössere Farben verwenden müßte um der Wirkung vor den Lampen willen. Der Musiker in ihm beugte den Dramatiker, der Dramatiker aber redete wieder dem Musiker zu viel darein, so daß die Musik zu vieldeutig wird, in die Stetigkeit der Tonbewegung durch die dem Wortausdruck sich anschmiegende, oft im Übermaß angewendete Modulation eine gewisse Unruhe und Verschwommenheit kommt, dem streng klassischen Geschmack die Form schon allzu sehr durchweicht erscheint, der auf Schärfe und Gewalt des Ausdrucks ausgehende Romantiker aber alles noch viel zu akademisch findet. Aus dieser Mittelstellung, welche Spohr als Opernkomponist zwischen den Klassikern und den Romantikern einnimmt, erklärt es sich, daß Werke von so berückender Schönheit wie die „Jessonda“ doch kein längeres Dasein auf der Bühne gehabt haben. Dem Klassizismus war Spohr schon zu romantisch, den Neuromantikern ist er noch viel zu klassisch.

Seinen Lebens- und Entwicklungsgang hat Spohr in einer anziehenden Selbstbiographie gezeichnet. Er ist geboren am 5. April 1784 zu Braunschweig, verbrachte aber die ersten Jugendjahre in Seesen, wohin sein Vater als Medizinalrat versetzt worden war. Den ersten Musikunterricht erhielt er bei dem Konzertmeister Manncourt und dem Violonisten Franz Ed, welchen er, achtzehn Jahre alt, nach Petersburg begleitete. Mit neunzehn Jahren wurde er Kammermusikant in Braunschweig, 1805, nachdem er eine größere Konzertsreise gemacht und den Ruhm eines vollendeten Künstlers errungen hatte, Konzertmeister in Gotha. Hier gründete er den eigenen Hausorchester, indem er sich mit Dorothea Scheidler, einer vortrefflichen Harfenvirtuosin, verehelichte. Diese begleitete ihn von nun an auf seinen Kunstreisen, und das wunderbare Zusammenspiel der beiden

Gatten machte auf die, welche es noch gehört haben, einen unausslöschlichen Eindruck. So erzählte G. F. Haer in Ansbach seinem Schüler, dem trefflichen H. W. Schletterer, noch nach Jahrzehnten mit leuchtenden Blicken von dem Konzert, welches das Künstlerpaar Spohr in Erlangen gegeben hatte. „Wir war's, als hörte ich die Engel im Himmel singen! Ich habe nie wieder Ähnliches gehört, nie wieder solchen Eindruck vom Spiele eines Geigers, von einem so vollendeten Ensemble erhalten.“ 1812—1816 weilte das Künstlerpaar in Wien; darauf reiste dasselbe nach Italien, wo Spohr 1817 mit dem größten unter den italienischen Violonisten, mit Paganini, konzertierte. 1817—1820 war er als Kapellmeister in Frankfurt am Main, 1822 ließ er sich dauernd in Kassel als Hofkapellmeister fesseln. 1834 verlor er die geliebte Gattin, die ihm zugleich eine ebenbürtige und verständnisvolle Kunstgenossin gewesen war. 1836 verheiratete er sich zum zweitenmale mit der kunstsinntigen und kunstgeübten Pianistin Marianne Pfeiffer. In seiner Stellung zu Kassel hat er die ganze Kraft für den Idealismus der Kunst eingesetzt und sich durch vielfache Kränkungen und Anfechtungen darin nicht entmutigen lassen: wie in der Kunst, so auch im Leben bewährte er einen großen Charakter: es war für den Hofkapellmeister des Kurfürsten von Hessen-Kassel eine Mannesthat, daß Spohr — in den Nationalverein eintrat. 1857 wurde er als Generalmusikdirektor pensioniert. Nur zwei Jahre überlebte er seine Versetzung in den Ruhestand; er starb am 22. Oktober 1859, als Mann, als ausübender Künstler, als schaffender Meister vor allem ein Deutscher: das war der Grundzug seines Wesens und gab auch seinem künstlerischen Wirken und Schaffen das eigentümliche, charakteristische Gepräge. H. A. Köstlin.

Aus dem Seemannsleben.

Der schrecklichste der Schrecken.

Von Chr. Benkard.

In Berners Buch von der deutschen Flotte ist gesagt, die beiden Hauptfragen, mit denen man dem Seemann im Binnenlande entgegentritt, seien: „Haben Sie schon einen Sturm erlebt?“ und „Haben Sie schon den Äquator passiert?“

Auf die erste Frage erwartet man die Schilderung eines schrecklichen Seesturmes, die Bestätigung einer früher gehörten oder gelesenen Schauerballade, in welcher der „Dichter“ davon zu erzählen weiß, wie die eisernen Anker gleich Strohhalmen weggeblasen und den Menschen die Haare vom Kopf geweht wurden. Zuweilen findet sich auch ein Schalk, der dies bestätigt, ja noch stärker austrägt und dadurch die Fragende — in der Regel sind nur die Damen so wißbegierig — in ein reizvolles Gruseln versetzt.

Mit dem Äquator hat es eine andere Bewandnis. Man erinnert sich aus der Schule recht gut der „rings um die Erde gezogen gedachten, von den Polen überall gleich weit entfernten Linie;“ so ganz klar ist die Vorstellung, die man sich davon macht, jedoch nicht. Denn daß die Trennung der Erde in eine nördliche und südliche Hälfte durch eine „gedachte“ Linie bewerkstelligt werden könne, ist etwas unwahrscheinlich; es muß doch zu merken sein, wenn man diese auf den Karten so deutliche Linie passiert, und auf der anderen Seite muß es unzweifelhaft abwärts gehen. Über diese Punkte möchte man sich ums Leben gern Gewißheit verschaffen, aber wer will „so dumm“ fragen? — Jedenfalls sind wenige ehrlich genug dazu und reizen den Erzähler nur mit dem Stoßseufzer: „Da mag es schön heiß sein!“

„Allerdings, gnädiges Fräulein, die Anker werden dort beinahe glühend, so daß man Pfannkuchen darauf backen kann, und die Fische schwimmen gekocht im Wasser herum.“

Dies ist ein wenig stark gelogen und wird nicht geglaubt, aber die junge Dame will nun absolut etwas Schreckliches hören und erschöpft sich zuletzt in Erkundigungen nach chinesischen Seeräubern, tausendarmigen Kraken, dem fliegenden Holländer und der ganzen unheimlichen Funst der Seegeister. Endlich kann sie nicht länger an sich halten und plagt mit der Frage heraus: „Was ist wohl das Schrecklichste auf See?“

„Nun, was meinen Sie wohl?“

„Ich weiß es nicht, darum frage ich eben.“

„Dann will ich es Ihnen sagen: Alle Mann: sich, Zeug, Pängematten und Bezüge waschen.“

„Sie scherzen; das ist nicht wahr.“

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, kann ich Ihnen nicht helfen.“

Der Mann hat vollkommen recht; des Matrosen Schreck ist weder Sturm noch Brand, weder Hunger noch Durst, son-

bern das Waschen. Nicht etwa aus gewohnheitsmäßiger Unreinlichkeit fürchtet er sich davor, denn die Reinlichkeit ist bekanntermaßen nirgends mehr zu Hause als auf See. Der Grund liegt also anderswo.

Zwei Stücke hellgraues Arbeitszeug, zwei Stücke weißes Überzeug, zwei Stücke extraweißes Paradezeug, zusammen sechs Stücke Zeug, die außer dem Exerziertragen und den Strümpfen allwöchentlich in dem Zeitraum einer guten halben Stunde zu reinigen sind. Dazu kommen alle vierzehn Tage noch Hängematten und Matrazenüberzug. Nun wasch man zu.

Am Sonntagabend wird die schmutzige Wäsche in ein Bündel zusammengepackt und vor den Blicken der Stabsgefreiten im Zwischendeck sorgfältig verborgen; kann man auch einen Eimer verstecken, dann um so besser. Die Stammliste der Kameraden wird durchgegangen, ob nicht einer dabei ist, der seine Freundschaft vielleicht durch das Spenden von Süßwasser bethätigen kann. Der Lastmann ist der Trinkwasser-Verwalter, aber er läßt sich wohlweislich nirgends blicken, die Stewards haben Sonntags auffallend viel Landsleute, die ihnen am nächsten stehen, und der Koch ist der raffinierteste Kerl an Bord. Warum? weil er den Schlüssel des Hahns an dem großen Kochkessel immer mit in die Hängematte nimmt, seitdem ihm nächtlicherweise das Wasser herausgestohlen wurde, und weil er es sogar dahin gebracht hat, daß vor seiner Kom-büse ein Posten steht. Außer den Genannten ist kein Mensch im Stande, Süßwasser zu liefern, das Kommando gibt keins aus, da das Schiff schon zwei Monate auf See ist, und mit Salzwasser zu waschen ist unmöglich.

Salzwasser! — Die reinste Ironie. Der Mensch schwimmt auf dem Wasser und erduldet Tantalusqualen, ja er ist noch schlimmer daran als der arme Verdamnte, denn das Wasser ist ihm erreichbar, und doch kann er es nicht trinken, nicht damit waschen. Wie viele Chemiker haben sich schon über dies Problem den Kopf zerbrochen, nämlich über die Erfindung einer guten Salzwasserseife, aber noch keiner ist durchgedrungen.

Kurz nach Mitternacht steht einer der vielen Schläfer im Zwischendeck leise auf und schleicht sich, nach allen Seiten ängstlich auspähsend, an der Bordwand hin. Der Mann hat offenbar kein gutes Gewissen, sonst würde er nicht so vorsichtig sein, und nun dieser unheimlich triumphierende Blick; aha! — ein Dieb.

Er zieht einen Gegenstand hinter den Kleidersäcken hervor, einen Eimer, dessen Inhalt — einige nasse Kleidungsstücke — er wieder hinlegt, während er mit dem Gefäß verschwindet. Aber nicht genug an einer Spitzbuberei, er braucht auch Wasser. Da steht noch ein Eimer, das Zeug darin ist kaum angefeuchtet, aber wenn man es kräftig drückt, kann man doch noch einige Tropfen herauspressen. — So, auch hier einen Fingerhut voll, und da hat sich einer ein Restchen Thee zurückgestellt, um seinen Durst zu löschen; gleichviel: her damit!

Die Blicke des Verbrechers ruhen mit Wohlgefallen auf dem Eimer; die schmutziggelbe Flüssigkeit darin ist schon bis zu Handhöhe gestiegen, es kann losgehen. Er holt ein Bündel Wäsche, ein Stück Seife herbei und sucht ein Plätzchen, wo er vor den Argusaugen des Stabswachtmeisters sicher ist. „Dort der Hohlund — der Schornsteinmantel verbirgt mich ihm,“ nein, in der Batterie zwischen den Geschützen ist's sicherer. Aber leise, ganz leise, damit es der Feuerwerksmaat nicht hört, und hübsch sparsam mit dem Wasser umgegangen. Nicht etwa die ganze Bluse eingetaucht, behüte Gott! Erst ein Ärmel, dann der andere, und so Stück für Stück weiter; jedesmal wieder tüchtig ausgedrückt, damit die Seifenbrühe nicht verloren geht.

Aber hier, wo er jeden Augenblick abgefaßt werden kann, kann er unmöglich bleiben; doch wohin soll er sich wenden? Er geht auf das Oberdeck und verkriecht sich zwischen die Boote; auch hier ist's „nichts Genaueres.“ Wie wäre es, wenn er aufenterte? Oben im Mars ist Platz genug und vorn im Gallion auch; gern will er den Schlaf opfern, um vorbereitet zu sein, wenn die Hauptschlacht beginnt.

Es ist auch notwendig. Kaum ist der letzte Ton der Reveille verhallt, so stürzt schon ein jeder nach seinem Kleidersack; hier sucht einer vergeblich seine Seife, dort ringt ein anderer, dem man den Eimer samt dem Wasser gestohlen, verzweifelt die Hände.

„Alle Mann: sich, Zeug, Hängematten und Bezüge waschen!“

„Ja, herzlich gern; aber —“

Um eine kleine Bütte gedrängt, stehen sechs, acht Matrosen und seifen das zu einer unkenntlichen Masse zusammengestampfte Zeug ein. Dieser sucht ein Hosenbein hervor und bearbeitet es mit den Fäusten, jener eine Bluse; schnell, schnell, als ging's auf Tod und Leben. Ein Stück ist fertig und kann beiseite gelegt werden, da — wahrhaftig! — er hat sich in der Eile geirrt und das Zeug des Kameraden gewaschen, statt das eigene. „Daß! zum Henker!“ knurrt er mit einem vernichtenden Blick auf den ob des unverhofften Glückes grinsenden Nebenmann, „ich nehme erst meine Hängematte vor.“

Diese ist nun allerdings nicht so leicht zu verwechseln mit der großen schwarzen Nummer in weißem Felde. Das Deck ist zwar schon belegt, aber ein bescheidenes Plätzchen findet sich immer noch, vielleicht auch ein Schrubber, ein Besen. — Halt! Das ist mein Besen. — Wer hat meine Seife weggenommen? — Her mit dem Eimer! Zum Donnerwetter, da spült schon einer mit Salzwasser! — Na, warte nur!

„Auscheiden mit Zeugwaschen. Alle Mann, klar bei Waschlollen!“

Das Zeug ist halb gewaschen, die Seifenbrühe noch nicht ausgespült, Hängematte und Matrazenbezug sind kaum naß. Hilft alles nichts, es muß aufgehängt werden; es muß!

„Kein Mensch muß müssen,“ sagt Nathan der Weise; hätte er gedient, dann würde er anders reden.

„Heiß! Waschlollen!“ — Hei! Da geht der Kram hoch und das Zeug wie ein Zebra gestreift, die Hängematte wie ein Pardelfell gefleckt, flattert lustig im Winde. Nun werden das Oberdeck und die Batterie gewaschen, wonach der tägliche Dienst wieder beginnt.

In der Mittagsstunde erscheint der erste Offizier an Deck und wirft einen Blick nach dem aufgehängten Zeug über seinem Kopf. Wie tausend Flaggen weht es in der Takelage und die Hängematten —

„Läufer! Rufen Sie den Stabswachtmeister.“

„Stabswachtmeister,“ sagt er, als der Gerufene erscheint, „notieren Sie die Nummern der schmutzigen Hängematten da oben und stellen Sie die Eigentümer zum Rapport; man muß sich ja vor den anderen Schiffen schämen. Die oberste Reihe ist rein, die scheint ordentlichen Leuten zu gehören.“

„Zu Befehl, Herr Kapitän!“

Kurz darauf ertönte das Kommando: „Alle Mann, klar bei Waschlollen.“ Alles eilt an Deck, sein Zeug zu bergen, dreivierteltausend Arme zappeln in der Luft und haschen nach den gefierten Jollen.

Die oberste mit den wirklich reinen Hängematten will nicht herunter; man zieht, man reißt, frach! bricht der Steertblock, und die ganze Bescherung fällt auf den frisch geschwärmten Schornstein herab. Rasch klettert ein Matrose am Großmast hinauf und klärt die Fülle, aber es ist zu spät; die am besten waschen und die Nachtruhe opferten, haben jetzt das schmutzigste Zeug. Und nicht allein das schmutzigste, sondern auch zerrissen und zertreten, ohne Knöpfe und Bänder, jammervoll anzusehen.

Und das Ende vom Lied?

Zwölf Stunden Strafarbeit wegen nächtlichen Zeugwaschens ohne Erlaubnis.

Zwölf Stunden mit der Hängematte an Deck stehen wegen schlechten Waschens, und:

Drei Tage Vordarrest wegen unbegründeter Behauptung: der Schornstein sei schuldig.

Dies ist schlimmer als Hunger und Durst, schrecklicher als Sturm und Brand; kurz es ist: — wer sollte es widerlegen können? — der schrecklichste der Schreden.



Der Kilimandscharo. Aus Johnstons Reiseverf.

Der Kilimandscharo.

Gegen 3000 Meter ist die Zugspitz hoch, der höchste Berg der bayerischen Alpen und damit des deutschen Reichs. Das ist gegen die hohen Gipfel, welche Österreich, Italien, die Schweiz, Frankreich besitzen, immerhin nur eine bescheidene Höhe. Ziehen wir aber jetzt die Kolonialbesitzungen hinzu, so haben wir jene Länder ausgestochen, wir sind ihnen in bezug auf Gipfelhöhe über und stehen nur noch hinter den Engländern zurück, denen allerdings im Himalaya die höchsten Berge der Welt gehören. Mit den Erwerbungen der ostafrikanischen Gesellschaft haben wir den höchsten Gipfel Afrikas — so weit bis jetzt bekannt — erhalten, nämlich den 5730 Meter hohen vulkanischen Schneeberg Kilimandscharo, der nur wenige Grade südlich vom Äquator liegt und eine wunderbare Erscheinung ist, da man bei ihm durch alle Regionen von den tropischen Palmen und Bananen, durch die Nadelhölzer der gemäßigten Zone bis zu den Alpenpflanzen und dem ewigen Schnee hinaufsteigen kann.

Wie dieser Kilimandscharo, politisch genommen, jetzt zu Deutschland gehört, so ist er deutsch auch seiner Entdeckung nach. Denn zuerst drang von der Ostküste aus 1848 der deutsche Missionar Rebmann bis zu seinem Fuß vor; daß er dort einen hohen Schneeberg entdeckt habe, wurde bezweifelt; aber vor einem Vierteljahrhundert bestieg ihn ein Märtyrer der deutschen Afrikaforschung, Baron von der Decken, bis zu 3200 Meter Höhe, und seinem Begleiter Dr. O. Kersten verdanken wir die erste ausführliche Schilderung des wunderbaren Berges, bei dessen Anblick der Missionar Rebmann, überwältigt von der unerwarteten Schönheit und Majestät des in der Tropensonne erglänzenden Schneedomes auf die Kniee gefallen war und den hundertsten Psalm gebetet hatte. Ein junger Engländer, H. Johnston, hat im Verlauf des Jahres 1884 den Berg, seine Tier- und Pflanzenwelt, sowie die denselben umwohnenden Menschen näher erforscht, und seinem höchst anziehenden und wissenschaftlich hervorragenden Werke (Der Kilima Ndjaro. Autorisierte deutsche Ausgabe, mit vielen Abbildungen und Karten. Leipzig, Brockhaus, 1886) verdanken wir nun eine sehr interessante Beschreibung desselben.

Von Mombasa an der Ostküste, teils durch lachende Kulturlandschaft, teils durch brennende Wüsten zog Johnston seinen Weg. Von der im Tiefland herrschenden Hitze erhalten wir aus folgender Schilderung einen Begriff:

„Gegen Mittag strahlte die Sonne in streng weißer Hitze, der Himmel funkelte und verlor alle Farbe, so daß er einem silbernen Schilde zu gleichen schien und der hartgebadene erhitzte Boden schien die Stiefelsohlen zu verschlingen. Nur Champagner half, wenn auch warm, gegen das gänzliche Versiegen der letzten Kräfte. — Als ein Sturzbecher Moët ausgetrunken war, verspürte ich eine zauberische Wirkung. Bevor das schäumende Getränk über meine Lippen kam, war ich ein armes, verzweifelter Geschöpf von Erde, durch körperliche Anstrengung und geistige Niedergeschlagenheit an den gemeinen Erdboden gefesselt; sobald ich den funkelnden Wein hinabgestürzt hatte, fühlte ich mich umgewandelt. Meine fieber-trodene Haut durchbrach Schweiß, der launige Puls nahm einen kräftigen Schlag, und ich fühlte mich im Stande, überall hin zu marschieren.“

Auf wüste Strecken folgten, dem Berge näher kommend, paradisiäische Landschaften. Wie in einem Zauber Spiegel erschien im frühen Morgenrot der Kilimandscharo mit seinen beiden schneebedeckten, erloschenen Kratern, und das Land ringsum strotzte von Fruchtbarkeit, Bewässerung und Wild. „Während wir dahin marschierten, defilierten Herden von Gnus, Elefantilopen und Büffeln

vor uns und gingen langsam ihres Weges zu dem gewohnten Trintplage. Aber in den Waldtunneln, durch welche die durstigen Geschöpfe zum Wasser eilen, lauerten im Hinterhalt die Löwen, die Leoparden und die menschlichen Jäger, bewaffnet mit vergiftetem Pfeil und dem breiten spitzen Speer. Der Anblick von all diesem Wilde war mächtig genug, selbst in der Seele des abgejagtesten Reisenden das Jagdfieber zu erwecken.“ Zebras und Elefanten, Löwen und Strauße spielen dort eine Rolle, wie bei uns Kaninchen und Finken. Welcher deutsche Nimrod sollte sich nicht dorthin sehnen!

Bei Mandara, dem Häuptling von Moschi, fand Johnston ein Standquartier, von dem aus er die Erforschung des Berges vornehmen konnte. Nach Norden zu erhob sich der schneeweiße Dom des Berggriesen, klar absteckend gegen den blauen Himmel. Die mittleren Teile desselben waren gewöhnlich verdeckt, und die Palmen im Vordergrund schienen mit ihren nehmenden Gipfeln den Schnee zu berühren. Ringsum eine Ebene mit Flüssen und Wäldern und Feldern. Künstliche Kanäle, sehr geschickt von den Eingeborenen hergestellt, bewässerten die fruchtbare Landschaft, und unsere Achtung vor den Wadschagga, den Negern am Fuße des Berges, steigt,



Von den Siebenbürger Sachsen: Mädchen und Bursche im Sonntagsstaat.

wenn wir erfahren, daß sie selbst ihre Bändereien von Unkraut säubern, letzteres verbrennen und mit der Asche den Boden düngen. Für Kolonisations- und Plantagenzwecke ist der Kilimandscharo wohl im tropischen Afrika der vornehmste und geeignetste Boden, da sein Höhenklima zugleich gesund und erfrischend ist. Johnston sieht daher auch im Geiste an seinem Abhänge bereits schöne Städte aufblühen.

Die kleinen Völkerstämme am Berge leben in fortwährenden Kämpfen untereinander, und Johnston hat verschiedene Kriege mitgemacht, ja thätig in solche eingegriffen. Zum erstenmale sah er im Kriege erschlagene Menschen, und der Anblick eines afrikanischen Schlachtfeldes war kaum minder grausig, als derjenige eines europäischen. „Die Waffen, welche das größte Blutbad angerichtet hatten, waren die großen schaufelartigen Speere. Flinten sind in der Hand ungeübter Wilden, welche nicht zu zielen verstehen, fast unschuldige Waffen, während die Speere im Handgemenge schreckliche Wunden zurückschleppen. Man sah Leichname, denen durch einen Stoß und nachfolgende Drehung des Speers die sämtlichen Eingeweide herausgerissen waren. Anderen war der Rücken buchstäblich gespalten dem Rückgrat entlang. Die abgeschlagenen Köpfe waren durch das kurze Schwert, welches die Dschaggakrieger führen, vom Körper getrennt.“

Bis zum Gipfel des Berges ist Johnston nicht vorgebrungen. Aber er ist weit höher, als sein Vorgänger v. d. Deden gelangt. Mühsam, ohne Alpenstock, erstieg er den Riesen. „Es kam mir vor, als ob ich nie meine Kräfte wieder sammeln könne, um zurückzukehren, und als ob ich hier in dieser schrecklichen Einöde von Felsen und Schnee bleiben und sterben müßte. Erst als ich etwas Kognak nahm, kehrte mir der Mut zurück. Mich fror erbärmlich, da der fallende Nebel mich bis auf die Haut durchnäßt hatte; das Thermometer stand auf $+2^{\circ}\text{C}$. Der höchste von mir am Kilimandscharo erreichte Punkt lag in 4973 Meter (Mont Blanc 4810 M.). Ich blieb also reichlich 750 Meter unter dem Gipfel, dessen Höhe gewöhnlich zu 5730 Meter angenommen wird.“

Bei den Volksgenossen in Siebenbürgen.

Von Johannes Reichart.

Wohl jeder Deutsche, der überhaupt eine Zeitung liest, hat während der letzten Jahre von jenen wackeren Deutschen in Siebenbürgen gehört, die, allen Lockungen wie allen Vergewaltigungen seitens der Magyaren zum Trotz, gäh an ihrem Volkstum, an deutscher Art und Sitte festhalten. In so manchem ist wohl auch schon der Wunsch aufgestiegen, jene tüchtigen Männer einmal in ihrer Heimat aufzusuchen, sich an ihnen zu erfreuen, sie an seinem Teil in dem schweren Kampf, den sie kämpfen müssen, durch persönliche, herzliche Teilnahme zu stärken.

Nun, wer sich etwa mit solchen Plänen trägt, der sollte seine Reise im August dieses Jahres nach Kronstadt in Siebenbürgen lenken*), denn dort werden dann die „Sachsen“ jenes Landes von allen Seiten zusammenströmen, um eine Anzahl Vereinsfeste gleichzeitig zu begehen. Der Verein für Siebenbürgische Landeskunde, der Gustav-Adolf-Verein und noch sieben andere Vereine, in denen das geistige Leben des Landes seinen Ausdruck findet, werden dort nebeneinander tagen; es wird daher Gelegenheit geboten sein, die tapferen „Sachsen“ nach allen Richtungen hin gründlich kennen zu lernen.

*) Ein empfehlenswerter Führer ist: E. A. Bieler. Siebenbürgen. Ein Handbuch für Reisende. Wien 1885. C. Graeser.



Von den Siebenbürger Sachsen: Ehepaar im Wintergewande.



Von den Siebenbürger Sachsen: Ehepaar im Sonntagsstaate.

Kronstadt liegt im sogenannten Burgenlande. Dorthin wollen auch wir heute unsere Schritte lenken und vorläufige Umschau halten unter Land und Leuten.

Sobald wir die langweiligen Ebenen Ungarns durchflogen und unser Ziel erreicht haben, befinden wir uns in einem der schönsten Landstriche Siebenbürgens und in einem der fruchtbarsten Europas. Männer unseres Volkes schufen hier in harter Arbeit aus einer Einöde, dem Tummelplatz zuchtloser, nomadisierender Horden, ein kleines Paradies, einen blühenden Garten Gottes. — Das geschah

aber also. Als König Andreas II von Ungarn sah, welch treue Schirmer der Krone die von Géza II ruhmwürdigen Andenkens nach Siebenbürgen gerufenen und um Hermannstadt angesiedelten Deutschen waren, entschloß er sich, seinen durch eignen Bankerrott und des Adels Anmaßung morsch gewordenen Thron durch ebenso feste Säulen der Treue zu stützen. Damals hatte eben der deutsche Ritterorden mit dem heiligen Lande den Schauplatz seiner Wirksamkeit verloren. Hier im Burgenlande nun war, wenn anders es einer christlichen Bildung zugeführt werden sollte, eine ähnliche nötig. Denn auch hier mußte gegen die Ungläubigen gekämpft, konnten kranke Brüder gepflegt, sollten Glaube

und geistiges Leben ausgebreitet werden. Andreas II lud deshalb unter Vermittlung des Landgrafen von Thüringen, dessen Sohn die heilige Elisabeth gefreit hatte — das Beste, was der Magyarenstamm bisher noch den Deutschen bot — den Ordensmeister Hermann von Salza ein und verlieh dem Orden ausgedehnte Freiheiten. Der Ordensmeister folgte der Einladung, und im Jahre 1212 wurde das Burgenland von den deutschen Rittern in Besitz genommen. Als bald erhoben sich auf den umliegenden Bergen schirmende Burgen. Diese und die Eisenhand des Ordens verleibete den wilden Rumaniern die Beute- und Raubzüge. Der deutsche Bauer, der in des letzteren Gefolge kam, konnte Wälder roden, Fluren schaffen, Dörfer gründen; der deutsche Bürger konnte Städte bauen, Handwerk treiben und sich Wohlstand erwerben. Vom „Eau“ päpstlicher und königlicher „Gnade beträufelt, wuchs die kleine Pflanze der Ansiedelung zu einem mächtigen Baume,“ wie Papst Honorius III 1223 schrieb.

Aber zu weitgehende Pläne des Ordens, und Feinde desselben am königlichen Hoflager brachten es endlich trotz des Papstes oftmaliger Vermittlungsversuche dahin, daß der Orden 1224 das Burgenland preisgeben mußte. Ihm winkte ja überdies eine weit herrlichere, in ihren Folgen viel wirksamere Aufgabe: die Urbarmachung und Verchristlichung Preußens. So sind denn nach dem geheimnisvollen Gange der Vorsehung die Kreuzritter Paten Preußens wie des Burgenlandes geworden. Nur daß das eine die Hauptmacht des deutschen Reiches wurde, während das andere nur eine freundliche Insel des Deutschtums inmitten der flutenden Wogen eines Völkermeeres geblieben ist.

Als der Orden von dannen zog, erfüllte sich des Dichters

schweremutsvoller Sang: „Ach, die Ritter sind verschwunden, Nimmer klingen Speer und Schild — ihre(r Burgen) Dächer sind zerfallen, Und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin.“ Aber das Kolonisationswerk ging nicht unter trotz der Stürme der Zeiten, welche in Gestalt von Krieg, Mißwachs und Seuchen über diesen Gau gebräust haben. Es hat sich vielmehr diese Siedelung erhalten bis auf diesen Tag, und heute noch gehören die Burgenländer zu den stattlichsten deutschen Siebenbürgens. Hier auf dieser 16 Quadratmeilen großen, 5—600 Meter über dem Meere gelegenen Ebene, die im Schutze der Siebenbürger Hochgebirge ruht, stehen zur Stunde noch 13 sächsishe Gemeinden, jede eine Augenweide für den Beschauer, ein schöner Schmuck des Landes. Fast keine ist kleiner als unsere Landstädtchen gewöhnlicher Art.

Im Mittelpunkt einer jeden Ortschaft erhebt sich das evangelische Gotteshaus, dessen gewöhnlich mit weithin sichtbarem Blechdach versehener Turm glitzernd aus der Ebene hervorragt. Feste Ringmauern umschließen oft doppelt und dreifach die Kirche, so daß diese nicht nur die Stätte des Trostes war und ist, sondern auch in Zeiten schwerer Kriegsgefahr das leibliche Leben der Dorfbewohner vor Türken und Tataren schirmte. Heute noch sieht man die Verteidigungstürme und die den einzelnen im Umkreis der Mauern gehörigen „Häuschen“, welche das praktische Geschlecht dieser Zeit in Speck- und Getreidekammern umgewandelt hat. Der Verteidigungszweck dieser Mauern ist hinfällig geworden, da sich endlich, wenigstens im Leiblichen, das Gebet der meisten siebenbürgisch-sächsischen Gloden: *Veni cum pace, o rex gloriae!* (Komm mit deinem Frieden, o König der Ehren!) erfüllt hat. An die Kirche schließt sich das Rathaus, zu dem „gevarnt“ die „Altschaft“ zu raten und thaten strömt. Noch vor etlichen Jahren kamen die Mitglieder in würdigem Kirchenrock und tranken sich Erquickung zu nach heißem Wortkampf, indem der „Wortmann“ die Altschaft gegen das „Amt“, nämlich den „Herrn den Hannen“, seine „Vorger“ und den „Schreiber“ vertrat. Eine neue Ordnung der Dinge hat diese idyllisch-patriarchalische Sitte leider vernichtet.

In der Nähe der Kirche befinden sich ferner das Pfarrhaus, rühmlichst bekannt durch apostolische Gastfreundschaft, die Wohnungen der Lehrer und die Schulgebäude. Auf Schulen, gute deutsch-evangelische Schulen, haben unsere Brüder gehalten, seit sie dort wohnen, und sie der Obrigkeit ans Herz gelegt, damit nicht durch ihren „Unfleiß dieses Vaterland wieder in heidnisches Wesen gerate“ (Honerus). Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß neben der Kirche auch das Wirtshaus steht. Und zwar gehören diese beiden in jeder Sachsen-gemeinde — ich sag' es nicht zur Ehre — so zusammen, wie das Amen zur Predigt.

Dies der Mittelpunkt der Gemeinde. Von ihm laufen nun die Gassen aus nach allen vier Winden, gebildet von stattlichen Baugehöften, die je nach Ort und Sitte zwar im einzelnen verschieden, im allgemeinen aber gleich gebaut sind.

Die Macht des Beharrens, die der sächsische Bauer in allen diesen Bauten an den Tag legt, zeigt sich noch in zwei schönen Einrichtungen, die unter ähnlichen Verhältnissen der Nachahmung nicht unwert wären. Wir meinen die „Brüder-“, bezüglich „Schwester-“ und dann die „Nachbarschaft.“ Erstere ist ein kirchlich-gesellschaftlicher Verein, der die Aufgabe hat, den eingeseigneten „Knecht“ und die „Maid“ durch die Kraft christlichen Gemeinschaftslebens auch nach dem Austritte aus der Schule zu erziehen und den Übergang in das praktische Leben zu vermitteln. An der Spitze steht der an unseren Hochschulen gebildete Ortspfarrrer, dem rüchlich der Brüderschaft zwei von dem „Presbyterium“ (Ortskirchenrat) gewählte „Knechtväter“ helfend beistehen, hinsichtlich der Schwesterschaft der „Preister“ (Pfarrgehilfe). Die Artikel dieser Jugendvereinigung gebieten ehrbaren Wandel, anständige Sitte, regelmäßigen Kirchenbesuch und ähnliches. Wird gegen sie gefehlt, so haben die von der Bruder- und Schwesterschaft gewählten „Altknechte und „Maiden“, „Aufsichter und Aufsichtserinnen“ im „Zugang“, der am ersten Sonntag jeden Monats statt-

findet, darüber zu berichten. Strafen verschiedener Art, auch Geldbußen, veröhnen die verletzten Artikel, über denen „steif, fest und unbeweglich zu halten“ die Beamten und Beamtinnen versprechen. Aus den Straf- und anderen in die Brüder- und Schwesterschaft „lade“ fließenden Geldern, wird teils der an einigen Sonntagnachmittagen übliche Tanz, den aber vorher die Altknechte vom „wohlachtbarwürdigen Herrn Pfarrer“, vom „würdigen Herrn, dem Preister“ und „Seiner Weisheit“ dem Herrn Richter, erbitten müssen, bestritten; der größere Teil aber wird wohlthätigen Zwecken, besonders der Armenpflege, zugeführt.

Wenn der Jugend Rosentage entschwunden und „Knecht und Maid“ zur Ehe sich verbinden, verlassen sie die Brüder- und Schwesterschaft, um in die „Nachbarschaft“ einzutreten, die im Burgenlande nicht selten auch „Viertel“ genannt wird, weil das Dorf gemeinlich in vier Nachbarschaften geteilt ist. Jeder Hausvater darf die Nachbarschaft um Hilfe angehen, wenn er „etwas Schweres zu heben hat, so ihm alleine zu schwer ist: es möge sein was es wolle, zu Ehren, Freud oder Kummer.“ So hebt sie ihm denn den Dachstuhl auf das zu bauende Heim und senkt ihn dereinst ein in der Erde kühlen Schoß. Früher waren die Befugnisse der Nachbarschaft viel weitgehendere, aber der Zeitgeist hat auch den sonst am Ererbten so fest hängenden Bauer nicht ganz unberührt gelassen. Durch Bruderschaft und Nachbarschaft sind die Sachsen das Volk der Treue, ein „Zuwel im heiligen Diadem des Ungarnreiches“ geworden. So ein Königswort.

Nun noch einen Blick auf Kronstadt, die größte Handelsstadt Siebenbürgens einst und jetzt und das geistige und leibliche Haupt des Burgenlandes. Da liegt sie vor den Augen des Beschauers, zu den Füßen der buchenbefränzten „Zinne“ und streckt ihre Arme hinauf in die Berge, hinab in die Ebene, die zur Frühlingzeit ein „Meer von Ahrenwogen.“ Steigt man in bequemem Zickzackwege auf die Zinne, diesen prächtigen „Eugins Burgenland“ (1000 Meter), so breitet sich vor den verwunderten Augen die kleine aber herrliche Ebene des Ländchens aus. Gegen Abend erblickt man die Kette, die sie vom übrigen Siebenbürgen abschließt. Zur Rechten und Linken schließen Berge sie ein. Den Morgen lagern sich die mächtigen Bergriesen, welche Siebenbürgen von der Tiefebene Rumäniens trennen. Ihre Höhe ist zwar nicht ganz die des Hochgebirges, aber doch breitet sich zu ihren Füßen herrlicher Sommer, an ihren Knien fruchtrugender Herbst, um die Brust spielt lieblicher Lenz, auf ihrem Haupt ruht den größten Teil des Jahres starrer Winter. In diese paradiesische Umgebung, die sich wohl mit der von Salzburg messen kann, haben die Sachsen einst die Stadt Kronen gesetzt und sie mit festen Mauern umgeben, deren Türme und Bastionen der Stadt jetzt nur zum altertümlichen Schmuck dienen, und über ihr eine schirmende Burg erbaut, von welcher nur noch die Grundmauern zeugen. Im Innern hat die Stadt ganz deutschen Anstrich. Auf ihrem schönen, viereckigen Marktplatz steht das getürmte Rathaus. Nicht weit davon der ehrwürdige gotische Dom mit der größten Glocke und Orgel Ungarns, mit dem schönsten gotischen Altare Siebenbürgens: ein erhebendes Zeugnis einstiger Bürgerfrömmigkeit und einstigen Bürgerreichtums. Neben der Kirche erhebt sich das evangelische Gymnasium mit seinen Nebengebäuden, welches seinem Gründer, dem „Apostel des Ungarlandes“ zu Ehren Honerussgymnasium genannt wird.

Aber wer kann alle die Kirchen nennen? Kronstadt ist ja in nationaler und konfessioneller Beziehung sozusagen ein Auszug Ungarns: die Sachsen bilden den festen Stamm, um sie reihen sich Sekler und Magyaren, Rumänen und Griechen, Armenier, Juden und Zigeuner. Jede Glaubensgenossenschaft, die fast mit der Stammgemeinschaft eins ist, besitzt ihre Kirche oder ihr Bethaus. Der römische Priester, der evangelische Pfarrer, der griechische Pope und Mönch, der Rabbiner: sie alle beleben die Straßen. Dazu noch das vielsprachige Volk der nahen Umgebung: der handfeste Burgenländer, der feurige Sekler, der langsame Rumäne verleihen dem Verkehr besonders

an Markttagen ein farbenprächtiges Bild und gewähren dem Ohr durch das „Tschorremorre (Murmeln) von Zungen“ ein kleines Abbild der babylonischen Sprachverwirrung. Ja fürwahr, der Besucher wird von diesem Treiben lebhaft angeregt werden und fühlen, was der Volksdichter Viktor Käftner in seinem mundartlichen Gedichte singt, dessen erste Strophe wir auch hochdeutsch herschreiben:

O Krüme Stadt der Ehren,
 A mieh ich dich gefahn,
 A schwerer moht' ich schüren
 De Schmerz bäm Fördergahn.
 Verzuwert möht te loan
 Döf am Gebörj voof Froocht,
 Als weerst t' ous döje Bergen
 Vu Kiesen uch vun Zwergen
 Mät Törren und Bastoan
 Gehuowen üwer Noocht.

Kronstadt, du Stadt der Ehren,
 Je mehr ich dich gesehn
 Je länger mußt sich nähren
 Der Schmerz beim Weitergehn.
 Geseit liegst du im freien
 Gebirge voller Pracht,
 Als wärst du aus den Bergen
 Von Kiesen und von Zwergen
 Mit Türmen und Bastionen
 Gehoben über Nacht.

Um familiäntisch.

Von der Weichsel.

(Zu dem Bilde auf S. 709.)

Jedes Bild Ernestine Friedrichens erweckt in einem Westpreußen, vor allem in einem Danziger, alte willkommene Erinnerungen. Auch das frühlingstfrohe Bild in unserer heutigen Nummer verjagt mich zurück in die Tage der Jugend. Da leben sie vor mir auf, die jarmatischen Nomaden, die „Klissaten“ (Klösser) oder „Dschimlits“, wie wir sie als Jungen am liebsten nannten. Sommerlich kamen sie zu tausenden auf ihren weizenbeladenen Rähnen und Rössen aus den Gegenden der Oberweichsel und des Bug nach Danzig. Noch sehe ich die knochigen, mulattenartig gebräunten, halbnackten Burjchen mit den gelben Zwickelbärten am Weichselufer neben den riesigen Weizenbergen um die Wachtfeuer lagern und ihren durch ein paar Talglücker gewürzten Größbri mit Schagen verzehren. Dann aber sprang einer auf und fragte auf seiner Geige einen wilden Tanz, zu dem die übrigen sich in den wunderlichsten Bewegungen umherdrehten. Auch an Weibern fehlte es nicht. Wir nannten sie „Maruschas“. In ihren langen, blauen, um den Leib mit einem Strich zusammengebundenen Röcken von größtem Wollenzug, über welchen sie eine möglichst bunte Schürze trugen, sahen sie nicht gerade elegant aus, aber sie verstanden es, den Kopf ganz anmutig mit weißen Tüchern oder Käppchen zu schmücken. Meist gingen sie barfuß, nur auf dem Wanderzug, den sie gegen Ende des Sommers nach der Heimat antraten, banden sie sandalenartige Holzschuhe unter die Füße und schnürten sie um die mit weißen oder bunten Lappen bewickelten Füße fest. Eine Schnur von Glasperlen oder Rechenpfennigen um den Hals vervollständigte die Toilette. Die Kinder hatten sie sehr lieb, und oft habe ich eine glückliche und fröhliche Mutter unter ihnen beobachtet, die der auf unserm Bilde ganz ähnlich war.

R. K.

Eine Reiserinnerung.

Es war in den Pflingstagen des Jahres 1858, als sechs Erlanger Studenten von Bamberg aus das schöne Maintal hinauf nach Thüringen wanderten. Unterwegs berührten sie das auf prächtiger Waldhöhe über dem Maingrund thronende ehemalige Kloster, jetzige Schloß Bang. Während sie sich dort in dem schönen Schloßgarten ergingen, sahen sie einen schlicht in Grau gekleideten Herrn. In der Meinung, es sei ein Obergärtner oder Inspektor, ging einer von den Studenten auf den Herrn zu und fragte, ob es seinen Kameraden und ihm gestattet sei, Garten und Schloß sich anzusehen. Auf's freundlichste gab der Herr diese Erlaubnis, rief einen in der Nähe arbeitenden jungen Menschen heran, sagte ihm einige leise Worte und befahl ihm dann, die Studenten in Garten, Schloß, Bibliothek und Kirche herumzuführen. Der Diener zeigte nun das weitläufige, architektonisch aber wenig bedeutende Schloß, die interessante alte Klosterbibliothek und die mächtige, im Barockstil gebaute Kirche. Nachdem die Studenten alles gesehen, wollten sie dankend weiterziehen, wurden aber von dem Diener noch in ein Zimmer im Erdgeschoß genötigt. Dort sahen sie zu ihrem Erstaunen einen verlockend ausgestatteten Frühstücksstisch, darauf sechs Krouverts und sechs Flaschen Wein. Der Diener bat freundlich Platz zu nehmen. Verwundert meinten die Studenten, es müsse ein Mißverständnis sein. „Na, ja Mißverständnis mit“, antwortete der brave Bayer, „Königliche Hoheit haben es so befohlen!“ — „Wie? Was?“ fuhrten die Studenten auf. „Königliche Hoheit?“ — „Du habest's ja draußen geschaut im Garten.“ Wichtig, der Herr war's gewesen, den sie für einen Gärtner gehalten hatten. So ließen sie sich nicht länger nötigen, aßen und tranken und ließen die Gläser fröhlich auf das Wohl des hohen Gastgebers erklingen. Doch die Stunde des Weiterwanderns war da, falls das Tagesziel, Koburg mit seiner Feste, an diesem Tage noch erreicht werden sollte. So schossen sie denn ein Trinkgeld zusammen, und der Älteste von ihnen wollte beim Abschied dem Diener einen Thaler

in die Hand drücken. Doch fast entsetzt zog der ehrliche Bayer seine Hand zurück. „Na, ja Trinkgeld nit, was würden Königliche Hoheit sagen!“ Nun, die Studenten nahmen auch das nicht übel, ließen sich bei Königlicher Hoheit tausendmal bedanken und zogen fröhlich von dannen.

Der gütige Gastgeber war — der jetzige Regent von Bayern, Prinz Luitpold!

M-r in M-f.

Ein alpines Jubiläum.

Am 8. August d. J. werden es hundert Jahre, daß der Montblanc zum erstenmale erstiegen wurde. Schon im Juni 1786 gelang es dem Jacques Balmat, den bis dahin für unersteigbar geltenden Berg bis zu einer Höhe von 12000 Fuß zu erklimmen, aber erst zwei Monate später erreichte er bei einem mit dem Arzte Baccard unternommenen neuen Besteigungsveruche den Gipfel. Die Nachricht davon machte so ungeheures Aufsehen, daß der König von Sardinien dem kühnen Bergsteiger gestattete, seinem Familiennamen Balmat den Zunamen Montblanc beizufügen. — Am 2. August des folgenden Jahres (1787) bestieg der berühmte Horace Benoit de Saussure den Gipfel des Berges und maß nach barometrischen Beobachtungen dessen Höhe, die er auf 14676 Fuß angab. In unseren Tagen wird la bosse de Dromedaire, so heißt der höchste Punkt des Montblanc, oft selbst von Damen erklimmen.

R. F.

Gesundheitsrat.

Junge Ehefrau in St. Petersburg. Zwei warme Seifenbäder täglich sind nicht nur für eine siebzehnjährige junge Frau, sondern überhaupt für jedermann des Guten wohl etwas zu viel und das um so mehr, wenn ein „Gefühl von unbeschreiblicher Schwäche und Mattigkeit“ infolge dieser Bäder eingetreten ist. Ihr Mann befindet sich in Irrtum, wenn er glaubt, daß alle deutschen Frauen täglich zwei warme Bannenbäder nehmen. Ja, es möchte langen Suchens bedürfen, ehe es gelänge, eine Frau zu finden, welche regelmäßig täglich auch nur ein warmes Bad nimmt.

Hr. H. Schm. in M. Als ein derartiges, ruhigen, angenehmen Aufenthalt bietendes und dabei sehr billiges Seebad möchten wir Ihnen die Nordseebad Langsöog empfehlen, wo von seiten des „Klosters Loccum“ eine Station errichtet worden ist zu dem Zweck, vorzugsweise evangelischen Geistlichen einen billigen Aufenthalt an der Nordsee zum Baden zu ermöglichen. Sie werden näheres erfahren durch den (evangelischen) Abt Uhlhorn in Hannover.

Past. Kl. in F. Man heißt jetzt ohne Bedenken „Flechten“ jeder Art, wenn und soweit sie überhaupt heilbar sind. Ebenso gut nämlich, wie man die Krankheiten aller anderen Körperteile und Organe nach Möglichkeit zu heilen bestrebt ist, ohne Nachteile davon für den übrigen Körper zu erwarten, darf man auch die Flechten, die ja nichts anderes sind, als wohl charakterisierte Krankheiten der äußeren Haut, zur Heilung bringen. Einen Spezialarzt für Hautkrankheiten gibt es in der genannten Stadt unseres Wissens nicht.

W. L. in G. Als besonders empfehlenswerte Anstalt für Stotternde nennen wir Ihnen diejenige von Rud. Denhardt; dieselbe befindet sich nicht mehr in Burgsteinfurt, sondern in Eisenach in Thüringen (Villa Hainstein).

N. in Kamenz. Zwei Brillen, die eine ohne Einfassung und von unrichtiger Pupillenweite, die andere von richtiger Pupillenweite und mit Einfassung der Gläser, abwechselnd zu tragen, wie Sie das als Ihre Gewohnheit schildern, kann den Augen allerdings nicht zuträglich sein. Eine Brille muß überhaupt, um unschädlich zu sein, die richtige Pupillenweite haben und die Gläser müssen am Rande eingefast sein; daher sind die jetzt viel getragenen Brillen mit breiter goldener Randeinfassung die empfehlenswerteren.

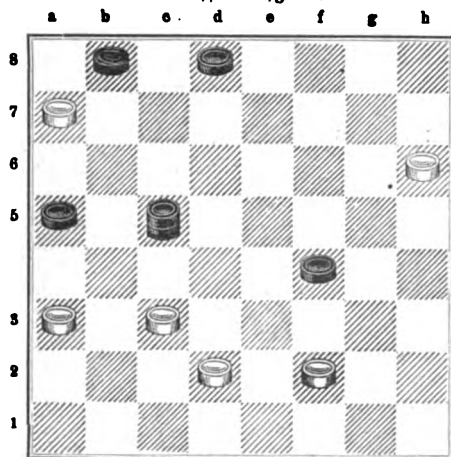
„Eine treue Abonnentin“, die sich das Paar durch Ratron grau gemacht hat und Irene v. S. bitten wir um Einsendung Ihrer Adresse. Unschädliche Haarfärbemittel gibt es allerdings; näheres darüber finden Sie in dem Buch „die Haut und das Haar“ von Dr. Clasen (Stuttgart, Gunders). Ebenso F. W. in Reudnitz. Desgleichen G. B. Westfalen (hinsichtlich der Mäßigkeit resp. Schädlichkeit kalter Abreibungen), Clara L. in St. und vieljähriger Abonnent.

Briefkasten.

H. v. R. in G. Ist an die von Ihnen angegebene Adresse zurückgegangen. — C. L. in Gr. Pom. Infolge Ihrer Reklamation, welche wir der kaiserlichen Postamt-Inspektion hier übergeben haben, sind seitens der Behörde Nachforschungen angestellt, welche ergeben, daß Sie selbst Schuld an dem verspäteten Empfang der Zeitsummern tragen, indem Sie dieselben nicht früher von der Post abholen. Das Dabem trifft stets am Freitag in Gr. Pom. ein. — Fr. v. R. in D. Wenn Sie den armen Kranken im Hospital dadurch eine Freude bereiten wollen, daß Sie ihnen ein Blumensträußchen an ihr Lager bringen, denen ein biblischer Trostpruch oder ein Liebesvers angehängt ist, empfehlen wir Ihnen die von der Christenniederlage der Anstalt Bethel bei Bielefeld herausgegebenen Spruchkärtchen von der Hand der Anstalt C. A. L. gemalt (Preis pro 100 Stüd 1 Mark). Vortreffliche Zusendung gegen Einsendung des Betrages.) Die Auswahl der Sprüche ist überaus feinsinnig und art getroffen, meist ein fragendes Wort der Reklamation und ein trostvoller Antwortspruch dazu. Blumen wachsen ja jetzt überall in reicher Fülle; das Kärtchen ist durch eine kleine Staffelei ja eingerichtet, daß sie sich leicht hineinschieben und mit demselben aufstellen lassen.

In unserer Spielecke.

Damesspielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Homonym.

Mein Rätselwort, ein Janusangeficht,
Läßt rückwärts uns und vorwärts schauen.
Dort wahr es unser Selbstgefühls Gewicht,
Hier faßt es uns mit dunklem Grauen;
Dort grüßt stiller uns die Vergangenheit,
Schaut aus der Höhe auf uns nieder;
Hier sieht's als Ränzlein über uns und schreit
Und schüttelt frostig sein Gefieder.

2. Geographisches Kreuzrätsel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| A | A | A | A | A | A | A |
| C | C | C | C | D | D | H |
| E | E | E | I | I | O | O |
| O | O | O | O | U | M | M |
| N | N | N | N | N | P | P |
| P | R | R | R | S | S | S |
| T | T | T | T | T | T | V |

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und einen preussischen Regierungsbezirk ergibt. Die andern sechs wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Eine Stadt in Österreich-Ungarn.
2. Eine schwedische Provinz.
3. Einen preussischen Regierungsbezirk.
4. Eine Stadt in Spanien.
5. Eine Stadt auf der Insel Sicilien.
6. Eine Stadt in Italien.

3. Dreifaltige Scharade.

Die Erste ist ein Tempel gar schön und wunderbar,
Biel Sänger wohnen drinnen mit Stimmen hell und klar.
Die beiden andern nennen dir einen wackern Mann,
Der etwas Tücht'ges leisten und neu erdenken kann.
Einst rief in Jubelklängen ein selig Weib dies Wort,
Als sie nach bangem Sehnen gefunden ihren Port.
Das Ganze wächst im Ersten und duftet wunderbar,
Wo! mancher hat's gefunden, der in den Tempel kam.
C. R.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Inhalt: Die Bräute von Moorhätt. Forts. Erzählung von J. Steenhuisen. — Im Sophienstift. Forts. Erzählung von Hans Warring. — Deutsche Musiker III. Mit Porträt von Ludwig Spöhr. — Aus dem Seemannsleben. Von Chr. Bentz. — Der Kili-
mandscharo. Mit einer Illustration. — Bei den Volksgenossen in Siebenbürgen. Von Johannes Reichart. Mit sieben Illustrationen. —
Am Familientisch: Von der Weichsel. Zu dem Bilde: Frühlingsluft. Von Ernestine Friedrichsen. — Eine Reiseerinnerung. — Ein alpines
Subiläum. — Gesundheitsrat. — Briefkasten. — In unserer Spielecke.

Für die Ausföndung unversandt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Pöschel-Expedition (Pöschel & Alsfing) in Leipzig. Druck von Julius Alsfing in Leipzig.

Bilderrätsel.

Die Anfangsbuchstaben ergeben, richtig zusammengesetzt, den Namen eines alten Freundes unseres Lesers.

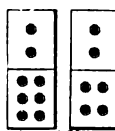


Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 44.

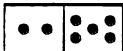
Bilderrätsel. Rezensent.

Dominoaufgabe.

Außer fünf Doppelsteinen hatte C:



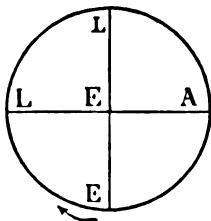
B hatte außer Blank-Blank, zweimal Blank und dreimal Eins. Der Stein, welchen er übrig behielt, war:



1.

Aus den Buchstaben, welche die fünf Wörter „Bater, Rinne, Este, Thur, Graf“ bilden, erhält man „Frisch Reuter — Stavenhagen.“

2.



3. Homonym. Granate.

4. Buchstabenrätsel.

Bügel, Hügel, Hügel.

5. Homonym. Domino, Domingo.

6. Homonym. Jungfrau.

7. Arithmogriph.

Omphale

Raphael

Eriese

Salmiak

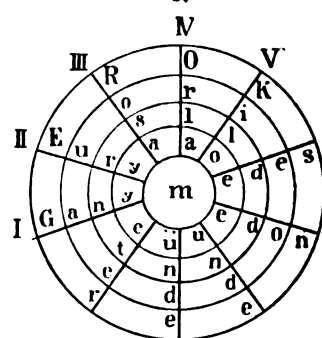
Fragant

Eisbaer

Sumatra

Die aus den senkrechten Binnenreihen zu gewinnenden Wörter sind: 1. Parma; 2. Seume; 3. Meran; 4. Raspe; 5. Galla; 6. Bahia; 7. Haiti.

8.



9. Buchstabenrätsel. Garraß — Harraß.

10. Kapselrätsel.

- (1) Eine Rose = Nero
- (2) sie stand = Siefta
- (3) Klar Als = Alara
- (4) Klar Als = Alal
- (5) allem seinem = Ems
- (6) hätte der = Eder
- (7) Sommer den = Erde
- (8) Herr in dem = Rind
- (9) Die Rose = Eros
- (10) Rose entfalten = See
- (11) sie gehorchte = Sieg
- (12) der Winter = Erwin

11.

Die Länge, Breite und Höhe des neuen Kontors sind entsprechend 12, 3, 4 Meter.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 14. August 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 46.

Die Bräute von Moorstätt.

Erzählung von J. Steenhufen.

(Schluß.)

Es begegnete ihm niemand auf dem ganzen Wege, nur in der Nähe des Trätkamper Hofthors arbeitete ein Knecht. Er blickte auf, und als er sah, daß der Fremde gerade auf das Hofthor zuing, rief er warnend:

„He! nehm Er sich ja in acht! Der Hund, der Fido, hält Wacht binnen am Thor. Das könnt' Ihm schlimm ergehen!“

Da aber der Angeredete gar nicht auf seine Warnung achtete, kam der Knecht heran und wartete, mit dem Phlegma unserer Landleute auf seinen Spaten gestützt, wie sich die Sache entwickeln werde.

Sobald das Thor sich öffnete, hörte man Fido wütend losbellen. Er sprang dem Eindringling entgegen, als ob er ihn zerreißen wollte. Dieser legte ruhig seine Hand auf den Kopf des Hundes, und der Knecht sah mit offenem Munde zu, wie sich der Hund niederbog, mit dem Schweif wedelte, dann freudig in die Höhe sprang und sich an den fremden Knecht anschniegte, endlich aber ihm dicht auf den Fersen dem Hause zuschritt. Der Trätkamper Knecht schüttelte den Kopf und ging wieder an seine Arbeit, indem er murmelte:

„Muß hier wohl bekannt sein; hat hier wohl schon mal gedient.“

38. Der Augenschein.

Indes hatten Wolfgang und Gertrud in Martins Begleitung den etwas öden Weg bis Knittebüll zurückgelegt und waren dem unruhig harrenden Rittler ein willkommener Anblick. Er gesellte sich bald zu ihnen, und unter der Führung eines Knaben ritten sie nun durch die herbstliche Landschaft auf zum Teil sehr engen Wegen zwischen den Knicks und Stoppelfeldern hin.

Nach einer Stunde Wegs gelangte man an eine Schlucht, die ganz mit Wald bedeckt war und eine ziemliche Ausdehnung zu haben schien. Ein schmaler Seitenpfad führte hinein; der

Junge lief voran, und Martin folgte, um den Weg zu erproben. Die anderen ritten einzeln im Schritt hinterher, da es schon bergab ging. Bald gelangten sie zu einem kleinen Plateau, und hier fanden sie die Leute mit den Sachen. Sie stiegen ab, und Martin erhielt die Weisung, die Pferde abzuäumen und grasen zu lassen. Er sollte, wenn wirklich Nissen mit einem Wagen zur Stelle wäre, die Pferde nach Trätkamp zurückbringen; sie wollten dann über Kampeck zurückfahren. Wolfgang ging auf alles bereitwillig ein. Er war heute ungewöhnlich heiter, hatte ganz seine alte Weise angenommen, die Gertrud wie ihrem Vater vom Winter her in so angenehmer Erinnerung war, obwohl es ihnen vorkam, als lägen Jahre dazwischen.

Die drei gingen nun mit dem Knaben einen sanften Abstieg zwischen prächtigen Bäumen hin.

Bei einer Biegung angekommen, erblickten sie über sich einen Fußpfad, der hinauf zu einem breiten Landweg führte, und hier hielt der erwartete Wagen. Ein lauter Hurraruf begrüßte sie; hinter einer dichtbelaubten Buche hervor traten zwei Männer, die ihnen mit dem Taschentuch zuwinkten. Das Signal wurde in gleicher Weise erwidert. Der vorderste war Nissen, in dem anderen schlankeren und jüngeren Gefährten hatte Gertruds scharfes Auge Doktor Dalbye erkannt. Die beiden Herren machten sich sogleich daran, den etwas steilen Pfad hinabzukletterten, und Rittler jagte mit gutgepieltem Erstaunen, als er Dalbye die Hand hinstreckte:

„Wie, Doktor, Sie machen uns die Freude, einmal wieder unsere Gegend aufzusuchen? Das ist freundlich von Ihnen. Warum mir aber Nissen ein Geheimnis aus Ihrer Identität machte, weiß ich nicht.“

„Ich wollte Sie einmal gründlich überraschen,“ sagte Nissen, der sich schon in Bewegung gesetzt hatte, halb zurückgewandt.

Gertrud blickte halb scheu, halb ergötzt über dies Schauspielertalent der beiden Freunde zu ihrem Manne auf, an dessen Arm sie ging. Er sah sie mit seinen schönen, dunklen Augen so strahlend an, daß ein Gefühl innigen Glücks ihre Brust höher hob. Als sie um sich sah, begegnete sie einem bedeutungsvollen Blick des Psychiaters; er sah höchst befriedigt aus. Jetzt führte Nissen die Gesellschaft zu einem geräumigen, von Bäumen umgebenen Platz. Dieser war mit Steintischen und rohgezimmerten Bänken, sowie mit einer Feuerstelle versehen. Der Junge wurde nun zurückgeschickt, um die Leute mit den Sachen und Martin herzuholen, selbst aber bei den Pferden zu bleiben, bis er abgelöst werde. Martin sollte dann mit Hilfe der anderen alles ordnen und Feuer anmachen.

Man begab sich nun unter Nissens Führung abwärts. Es war ein unbequemer Weg, wahrscheinlich durch herabstürzende Fluten zerrissen. Der Rand des kleinen Thales zeigte wunderbar zerklüftete Felsen, die zwischen dem üppigen Grün hervorragten. Der gewundene Pfad führte endlich tief unten an einen von dichten Bäumen umstandenen See. Als sie unten ankamen, war der Pfad so schmal, daß sie einzeln gehen mußten. Plötzlich blieb Nissen stehen und sagte:

„Warten wir hier ein wenig. Wir sind heiß vom Steigen, und weiterhin möchte es zugig sein.“ Sie blieben stehen, und Wolfgang hüllte Gertrud sorgsam in ein mitgenommenes Shawltuch. Nach einer kleinen Weile gingen sie vorwärts und standen vor einem Felsenvorprung, der in den See hineinragte. Ein Ausruf der Bewunderung ließ sich hören. Vor ihnen lag der langgestreckte See; aus dem Wasser hob sich ein kegelförmiger Berg, auf ganz eigentümliche Art bewachsen. Bis zu den höchsten Felspitzen waren die Ranten geklettert und wiegten sich im goldenen Sonnenschein. Dazu das Farbenspiel der Bäume rund um den See, das üppige Grün des Rasens, das man sonst nirgends sah. Doktor Nissen erzählte, daß hier im Frühling und Sommer eine Unzahl von Vögeln nisteten, jetzt aber herrschte eine tiefe Stille, und diese wirkte so eigen auf das Gemüt, daß alle unwillkürlich leise sprachen. Dann aber erhob Nissen die Stimme, und ein doppeltes Echo hallte von dem Berge zurück.

Nachdem sie sich satt gesehen hatten, kehrten sie zu dem Rastort zurück, der indes unter Martins Anordnung ein ganz behagliches Aussehen gewonnen hatte. Der Aufenthalt im Freien hatte den Appetit geschärft. Auch Wolfgang ließ es daran nicht fehlen.

Es mochte drei Uhr sein, als Rittler zum Aufbruch mahnte. Martin erhielt Befehl, für die rechtzeitige Rücksendung der Sachen Sorge zu tragen, und die Pferde nach Träkampt zu bringen. Nun erkletterte man den Fußsteig und bestieg den geräumigen Wagen. Als derselbe sich in Bewegung setzte, sagte Gertrud: „Es ist recht schade, daß Oskar nicht mit uns war. Er liebt solche Ausflüge ganz besonders.“

„Oskar wird wohl bald mehr frische Luft genießen, als ihm lieb ist,“ entgegnete ihr Vater. „Die Zeit rückt heran, daß er sich zum Militär melden muß, da er in Träkampt geboren ist.“

„Er kann sich aber freilosens,“ meinte Nissen.

„Das wünsche ich gar nicht; mag er immerhin die Militärzeit durchmachen; es schadet ihm nicht. Halt!“ rief er dem Kutscher zu, „hier geht der Weg nach links ab! Stellen Sie sich vor,“ wandte sich jetzt Rittler an Dalbye, „in dem kleinen Moorstrich, der sich in dem kürzlich verkauften Territorium befindet, hat der Daniel Sauer einen Fund gemacht. Ja, sperren Sie nur die Augen auf, Nissen, er hat dort altnordische Schmuckstücke und wunderbarlich geformte Geräte gefunden. Diese Gegend scheint noch viel solche Reste zu bergen. Um sie in Augenschein zu nehmen, schlage ich vor, daß wir nach dem Bienenhäuschen fahren, d. h. soweit der Weg fahrbar ist.“

Alle stimmten freudig ein, und die Fahrt durch eine anmutige Gegend an der wasserreichen Aue hin wurde fröhlich zurückgelegt. Da, wo der Weg nach Kampt abführte, ließ Rittler den Wagen halten. Sie stiegen aus, und nun begann ein etwas beschwerlicher Weg durch öde Heide, doch dauerte

es nicht zu lange. Bald erblickten sie das Häuschen, in dessen Nähe Daniel Sauer beschäftigt war. Als er die Ankömmlinge erblickte, warf er den Spaten hin und kam auf sie zu. Es war ein noch junger, untersehter Mann, mit einem gutmütigen Gesicht und einem hellen Augenpaar. Sein ganzes Gehaben ließ auf Mut und Unternehmungsgeist schließen. Die Art, wie er den Hut abnahm und schwenkte, die unbefangene und doch höfliche Weise, mit der er auf alles Rede und Antwort gab, zeigte von vornherein ein ganz anderes Wesen als das etwas verschlossene der hiesigen Landbewohner. Man sah, daß man es mit einem weitgereiften Manne zu thun hatte.

„Sauer,“ sagte Rittler nach den ersten Erörterungen, „wir sind hergekommen, um uns die alten Sachen anzusehen und den Ort, wo Ihr sie gefunden habt.“

Bereitwillig führte Daniel die kleine Gesellschaft zu dem nicht sehr fernen Moor. Hier entspann sich unter den Herren ein lebhaftes Gespräch über Alter, Wert und Eigentümlichkeit der ausgegrabenen Gegenstände; sowie über die Natur und Eigenschaft des Fundorts, während Gertrud mehr den Gedanken nachhing, wie wohl Leben und Anschauungen der Menschen beschaffen gewesen sein mochten, die diese Gerätschaften gebraucht und diesen Schmutz getragen hatten. Endlich sagte Nissen: „Wollt Ihr nicht diese Altertümer an das Museum in Schleswig abgeben? Ihr bekommt sicherlich ein ordentlich Stück Geld dafür.“

„Das will ich wohl,“ erwiderte Daniel schmunzelnd. „Aber das beste Stück haben die Herrschaften noch gar nicht gesehen. Das geb' ich auch nicht weg. Ich hab's zu Nest getragen und drinnen aufgestellt zum Andenken, denn ich bin auch so ein Narr mit alten Sachen, grad' wie der Herr Doktor.“

Alle lachten, und man begab sich zu dem Häuschen zurück, um auch dieses Hauptstück in Augenschein zu nehmen. Sauer ging so rasch voraus, daß man ihm kaum folgen konnte. Er stand mit der Klinke seiner Hausthür in der Hand, sie erwartend, still; plötzlich kehrte er um, blieb ein paar Schritte vor ihnen stehen, kraute sich den Kopf wie in großer Verlegenheit und sagte endlich zögernd:

„Ja! nu ist mir's erst eingefallen. Wenn man die Herrschaften nicht bang werden. Da drin hab' ich auch einen Wolf.“

„Einen Wolf?“ riefen alle, wie im höchsten Erstaunen. Gertrud fühlte, wie Wolfgang zusammenfuhr; Rittler hatte indes einen raschen Blick mit Dalbye gewechselt, und dieser trat an Wolfgangs andere Seite.

„Ja,“ fuhr Sauer fort, „es klingt wohl schlimm, aber bang zu werden is da nix nich. Der Wolf is da drinn, das heißt sein Kopf, aber er is tot; er thut keinem was. Ich dachte nur, die junge Madam fürchtete sich vielleicht vor so'n Undiert.“

Bei diesen Worten öffnete Sauer die Thür, und sie traten in den kleinen Hausflur. Über der Rükenthür grinste ihnen ein Wolfskopf, ausgestopft und vorzüglich präpariert entgegen.

„Wie kommt Ihr zu dem Wolfskopf?“ fragte Rittler nach einem kurzen Schweigen.

„Das is ja der Wolf, den sie in St. Pauli aus der Menagerie hatten auskneifen lassen. Das Undiert hat viel Schaden hier herum angericht, wohl an zwanzig Schafe gefressen. Ich hab' ihn doch belauert; ich hab' ihn erschossen und die Prämie eingesackt.“

„Wo habt Ihr ihn erschossen?“ fragte Dalbye.

„Im Träkamper Holz, an dem breiten Graben; nich weit davon stehn drei Tannen. Den Fled vergeß' ich mein Lebtag nich. Da hab' ich mal große Angst ausgestanden, mehr Angst als im Sturm auf der See.“

Gertrud hielt Wolfgangs Hand fest in der ihren, sie drängte sich nah an ihn heran; sie fühlte, wie sein Herz schlug.

„Erzählt uns das doch mal, Daniel,“ sagte Rittler.

Daniel sah sich im Kreise um; überall begegnete er gespannten Blicken, und es war ihm wohl nicht unlieb, so dankbare Zuhörer für seine Heldenthat zu haben. Er fuhr mit der Hand durch sein rötliches Haar, lehnte sich an den Thürpfosten und begann:

„Ich wollt' schon immer zur See gehen, als ich meine Militärzeit hinter mir hatte. Die Leute sagen ja, da drüben über See kann sich einer bald 'nen Haufen Geld verdienen mit Schießen, und ich konnte ganz famos schießen. Aber mein Geld langte nicht zur Ausrüstung und zur Reise nach Hamburg, und mein Bruder Jochen gab nix her. Da hört' ich von dem Wolf, der hier herum die Schafe fraß, und daß sie in Hamburg eine große Prämie ausgelegt hatten. Ich hörte auch, daß sie ihm schon viel aufgelauret hätten, aber nicht gefunden. Heibi! das war Wasser auf meine Mühle!

„Vergangen Herbst, an dem Abend, wo bei uns die große Trauung in der Kirche war und sie nachher den Bräutigam suchten, da war das ganze Dorf auf den Beinen, überall war Spektakel, nur nach Trätkamp zu war alles still. Da denk' ich bei mir selbst: „sollst mal sehen, ob du nicht den Wolf belauern kannst.“ Denn der Wolf hat bange, wenn er schon viel geheßt und geängstigt ist und versteckt sich gern.

„Wie ich nu so von Kamped her auf die Chaussee zu steuere, kommt einer aus dem Seitenweg von Graskamp raus und geht vor mir her. Ich kenn' ihn gut; es war der Steffen Holst, der hat mal bei uns mit gedroschen, und es war Mondschein. Ich ru' ihn nicht an, denn er lief spornstreichs, und ich hatt' nix zu laufen. Nach 'ner Weil' seh ich, daß er in die Trätkamper Käte geht, und das wundert mich, denn ich hatte Tamm noch in dem Kampeder Krug gesehen, wo er sich einen gehörigen Rausch angetrunken hatte.

„Na, ich gud' mich da um und denk', ob wohl der Wolf in dem Holz versteckt is, und simuliert, wie ich es am besten anstell', denn leicht is das nicht, ganz allein ein hungrigen Wolf zu Leibe zu gehen. Wie ich so hintern Baum steh', da kommt der Steffen wieder an mir vorbei. Er hat aber sein Werttagszeug an und ein Bündel in der Hand. Die roten Schlippen von seinem Halstuch sah ich ganz deutlich, und ich gud' und seh', daß er in das Holz geht, da prasselt was im Busch dicht bei mir, ein großes Tier rennt wie der Wind an dem Baum vorbei und ins Holz. Das war der Wolf!“

Er hielt inne. Als alle beklommen schwiegen, fuhr er fort: „Also ich denk' bei mir, das is der Wolf!“ seh' mein Gewehr in Stand und schleich' hinterdrein. Da hör' ich einen kurzen Schrei und krieg' das mit das Laufen, denn mir fiel der Steffen ein. So lauf' ich was ich kann quer durch den Wald auf die Chaussee und gud' mich überall um, aber nix war zu sehen. Da kam mir vor, als hör' ich von rechts was rascheln, und ich ging und suchte und kroch überall durch die Büsche, aber nix war mehr zu hören und zu sehen. Ich geh' also wieder zurück auf den Fußsteig und sah da das Bündel liegen, was Steffen in der Hand gehabt hat. Das mach' ich auf und find die guten Kleider drin, die Steffen erst anhatte, ehe er in die Käte ging. So mußte ihm doch was passiert sein. Wie ich so dasteh' und denk', da raschelt es wieder, aber dasmal kam's von links her. Ich werf die Sachen hin und schleich' mich ins Gebüsch bis an den Graben, ja, da fand ich denn die Bescherung. Der Wolf war fort, aber der arme Steffen lag da mauzetot und schon halb gefressen. Dertweil ich am andern Ende suchte, hatte der Wolf seine Mahlzeit gehalten. Der Mondschein fiel zwischen die Tannen herein, prall auf Steffen sein Gesicht. Ich seh's noch jetzt ganz deutlich vor mir, die schwarzen Haare und die roten Lippen von seinem Halstuch. Weiter unten war's gräflich, das konnt' ich nicht ansehn. Statt dessen gud' ich mich um, wo irgend ein Versteck war; denn das wußt' ich, der Wolf würd' wiederkommen, er würd' nicht ruhen, bis er ihn ganz verzehrt hat. Da seh' ich einen Ast von den großen Buchenbaum, der geht quer über den Graben weg, wo Steffen lag. Denn klettere ich darauf und seh' mich rittlings auf den Ast, dicht an den Stamm und sitz' da still und ganz versteckt.“

„Um welche Zeit war das wohl?“ fragte Rittler.

„Genau kann ich's nicht sagen, aber als ich schon eine ganze Weile dageessen hatte, fiel der Schein vom Mond durch den Quertweg zwischen die Zweige herein und grad auf mich, da zog ich meine silberne Taschenuhr heraus. Die Uhr war halb

zwei. Da saß ich nun, und wie der Mond immer heller heretinschien, da kriegte ich's mit der Unruhe und konnt' nicht mehr stillsitzen. Mir fiel ein, am Ende hat sich der Wolf so dick gefressen, daß er nicht mehr kann, liegt irgendwo versteckt und schläft. Wer ihn fänd', konnt' ihn totschlagen! Ich steig' also leise herunter und spä' und schleich' was ich kann, aber das Beest hatte sich zu gut versteckt. Wie ich nu wieder an den Quertweg komm, is das Bündel fort. Ich lauf' nach der Chaussee und seh' ganz von fern jemand nach Neumünster zu gehn. „Der da läuft hat das Bündel mitgenommen,“ denk' ich und ärger' mich, denn ich meint', auf Steffen sein Zeug hat ich das nächste Recht, weil ich ihn gefunden hatte und den Wolf totmachen wollt.“

Rissen und Rittler sahen sich an, dann sagte Rissen:

„Könnt Ihr uns nicht ungefähr die Zeit angeben?“

„Ich hatte nicht daran gedacht, wieder nach der Uhr zu sehen. Ich ging nach Kamped, um mich aufs Ohr zu legen, denn ich war hundsmüde. Als ich ans Dorf kam, schlug's drei.“

Wieder entstand eine Pause. Dalbye war dem Erzähler näher getreten und musterte ihn mit so durchdringenden Blicken, daß er sich davon geniert fühlte und ein wenig abwandte. Endlich fuhr er fort:

„Ich hatt' so fest geschlafen, daß es helllichter Tag war, und ich mußte warten, bis es dunkel wurde. Ich packte alle meine Siebensachen zusammen, und zum Abschied bat ich Jochen um einen großen Sack. Er suchte, bis er den schlechtesten fand, und so gingen wir auseinander. Seine Frau steckte mir ein verbes Stüd Speck und Brot zu. Das machte mir Freude, aber noch viel mehr freute ich mich, als ich hinter dem Garten, wo der Garten vorbeilief, eine tote Kaze fand. . .“

„Warum das?“ fragte Rittler.

„I, der Wolf frißt lieber Totes als Lebendes und wittert es auch besser. Ich wollt' ihn damit anlocken. Ich steckte die Kaze in den Sack; sie waren alle beide gleich viel wert. Als ich an die Tannen kam, da hatte der Wolf den armen Steffen gefressen bis auf die großen Knochen. Ich werf' die Kaze dazu und klettere wieder auf den Ast und warte da zwei lang und zwei breit, denn ich dachte, der Wolf würd' wohl noch Hunger spüren. Endlich hör' ich da unten die Büsche knaden, und es fängt da an zu schmazen und zu knirschen. . . Ich kriech' also leise vor und brenne ihm eins auf den Pelz. Dann ist es unten ganz still. Ich will nun erst vorsichtig zusehen, ob ich den Wolf getroffen hab'. Ich bückte mich aber zu weit vor, kriege das Übergewicht. . . Pardau! fall' ich in den Graben und fühle die Kute von dem Wolf im Gesicht. Na, da lag ich und hatte so 'ne Todesangst, ich traute nicht einen Finger zu rühren. „Ach,“ denk' ich, „wär's doch nur diesmal geträumt!“ Aber nee, es war die pure, blanke Wahrheit. Ich lag im Graben zwischen den abgenagten Knochen, und dicht bei mir lag der Wolf. Wenn er nicht tot war, so war's mit mir vorbei.“

„Er war aber tot und ich rapple mich endlich auf, zieh' den Wolf aus dem Graben und steck' ihn in den Sack. Selbige Nacht marschiert' ich auf Hamburg, kriegte die Prämie von den Leuten in der Menagerie. . . Sie waren heilfro, daß sie die Geschichte los waren, denn sie sollten für allen Schaden aufkommen. Sie schenkten mir auch den Wolf, und ich ließ mir den Kopf ausstopfen.“

„Es ist gut, Sauer, wir danken Euch,“ sagte Rittler.

„Es wird hohe Zeit, daß wir heimkommen.“

Man verabschiedete sich von Daniel Sauer, der von jedem einzelnen freundlichen Dank erhielt, nicht nur in Worten, sondern in klingender Münze. Dabei vergaßen sie ganz, nach dem seltenen Gefäß zu fragen, dessen Besichtigung er ihnen in Aussicht gestellt hatte.

39. Wieder daheim.

Die fünf gingen schweigend eine Strecke nach der Richtung hin, wo der Wagen stand. Dann aber blieb Wolfgang stehen. „So war es also nicht Leo, den der Wolf zerrißen hat,“ sagte er tief aufatmend. Er war die ganze Zeit stumm

gewesen, nur das bewegte Spiel seiner Züge hatte die innere Erregung verraten. „Steffen hat ihn nicht ermordet, auch Timm nicht, was soll man nun denken?“

„Daß Ihr Bruder noch lebt,“ sagte Dalbye mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn. „Er muß es gewesen sein, der das Bündel auftrug und mitnahm. Nach der Aussage der beiden Zeugen hat er sich in einem sehr aufgeregten Zustande befunden. Seine Flucht und sein Verschwinden zeigen, daß er in dem Augenblick von Verfolgungsangst gefoltert war. Darum hat er seine auffallenden Kleider mit den gefundenen vertauscht und das Bündel nachher ins Wasser geworfen.“

„Und der unter dem hohen Monument in Ramped liegt, ist nicht Leo, sondern Steffen,“ sagte Gertrud leise zu ihrem Vater. „Der arme Mensch hat viel unverbiente Schmach gelitten,“ erwiderte ihr Vater ebenso leise. „Er genießt jetzt ungeahnte und ungekannte Ehre. Ihm kann es aber gleich sein; er hat ein unvergängliches Haus gefunden.“

Der Rest des Weges wurde schweigend zurückgelegt. Es begann schon recht kühl zu werden, als endlich der Wagen vor dem Hofthor von Träkamp hielt.

Martin kam schnell heraus, um beim Aussteigen zu helfen. Mittler öffnete eben den Mund, um zu fragen, ob Karoline noch da sei, da bemerkte er einen seltsamen Ausdruck in des Burschen Gesicht. Aber auch Wolfgang bemerkte es. Er sah Martin scharf an und fragte: „Was ist vorgefallen, Martin?“

„Etwas ganz Wunderbares!“ stammelte der junge Mensch, der außer Stande schien, sich zu fassen. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen sagte Wolfgang ganz ruhig:

„Ist mein Bruder zurückgekommen?“

„Haben Sie es denn schon erfahren?“ fragte Martin, seinen Herrn mit offenen Munde anstarrend.

Indes waren alle auf der Treppe angekommen; Christine kam ihnen sogleich entgegen. Wolfgang winkte ihr mitzukommen, und sie gingen zusammen in das achteckige Zimmer, wo schon so viel erschütternde Szenen sich abgespielt hatten.

„Ich war im Milchseller,“ erzählte Christine, „da kam Calm blaß und zitternd zu mir und sagte, es wäre ein fremder Knecht mit Fido zur Thür hereingekommen, und gleich an ihm vorbei ohne Umstände in Herrn Leos Zimmer gegangen. Mir schlug der Schreck ebenso in die Glieder wie ihm, denn ich wußte ja, was er nicht wußte, daß Frau Waldheim in ihres Mannes Zimmer war. Ich stürzte die Kellertreppe hinauf und wie ein Pfeil hinein. Da sah ich den fremden Menschen in dem großen Lehnstuhl sitzen und Frau Waldheim daneben stehen. Sie sah aus, wie der Kalk an der Wand und zitterte an allen Gliedern. Wie ich aber herankam und er die Augen aufschlägt, da seh' ich . . .“

„Daß es Leo war, nicht wahr?“ fragte Wolfgang.

„Ja, es war Herr Leo,“ erwiderte Christine, ebenfalls erstaunt, aber gefasster als Martin. „Es war kein Wunder, daß Frau Karoline so erschrocken war; sie hatte ja zuerst gedacht, es wäre sein Geist. Ich rief Calm herbei, wir machten sein Schlafzimmer zurecht und schafften ihn ins Bett. Der arme Herr war sehr matt und schlief auch bald ein. Er mußte wohl weit gewandert sein, hatte keinen Pfennig Geld bei sich, nur ein kleines Dienstbuch, das war dänisch geschrieben und lautete auf Steffen Danst. Die Madam hatte ihm gleich Wein und Biskuit eingefloßt, und ich mußte ihm Kräftbrühe bereiten. Ach, er ist gewiß sehr krank.“

Christine ging nun, um Karoline von der Rückkehr der anderen in Kenntnis zu setzen. Bald darauf kam sie herein. Laut schluchzend sank sie ihrem Vater, der ihr rasch entgegen kam, ans Herz und weinte sich satt.

„O, ich bin so dankbar!“ sagte sie, als sie endlich Worte fand. „Leo macht freilich einen traurigen Eindruck, aber er war so glücklich, wieder bei uns zu sein. Die Sehnsucht, daheim zu sterben, hat ihn hergetrieben. Wenn er nicht lange mehr leben kann, so ist es doch tröstlich, daß ich ihn pflegen kann, und daß er nicht draußen im Walde von einem wilden Tier zerrissen worden ist.“

Bald darauf brachte Calm die Nachricht, daß Leo er-

wacht sei und sie alle zu sehen wünsche. Sie gingen nun vorsichtig nacheinander hinein, und jeder begrüßte ihn liebevoll, worüber sich der Kranke zu freuen schien. Dalbye wurde ihm als Wolfgangs Arzt ebenfalls vorgestellt. Leo sah bleich und elend aus, hatte aber einen freundlichen, wohlthuenden Ausdruck, und sein Blick erinnerte die Geschwister an jenen letzten schönen Moment, wo sie miteinander an der Kirchthür standen. Nach und nach brachten sie aus ihm heraus, daß er, nachdem er das Bündel — wie Dalbye ganz richtig vermutet — in die Schlei geworfen hatte, an der Pforte eines großen Gebäudes ohne Besinnung hingefallen sei. Es war zum Glück ein Krankenhaus gewesen. Sie hatten ihn hereingebracht und dort gut gepflegt; er hatte ja auch genug Geld bei sich. Sie hatten ihn aber Steffen Danst genannt, was ihn wunderte, bis er inne wurde, daß der Name in dem kleinen Dienstbuch stand, das in der Seitentasche seiner Jacke lag.

„Sie waren sehr gut gegen mich,“ berichtete Leo; „nur recht grob und ordinär war alles, und wenn ich was Besseres verlangte, meinten sie, es sei doch gut genug für einen Knecht.“

Es vergingen nun vierzehn Tage. Der heimgekehrte Wanderer wurde auf das liebevollste gepflegt. Karoline wich nicht von seinem Bette, außer wenn Ermattung sie nötigte, sich durch Schlaf wieder zu stärken. Dann verbrachten die Brüder manche schöne, friedliche Stunde miteinander. Leo erzählte Wolfgang viel von den Besuchen des Anstaltsgeistlichen; auch Pastor Schramm kam fast täglich und wurde ein lieber, gern gesehener Gast des Hauses.

In der Umgegend wurde, wie man denken kann, über dieses Begebnis viel hin und her gesprochen. Im ganzen sah man das Träkamper Gut mit noch größerer Scheu an als früher und meinte, daß Leo Waldheim seit Wochen dort liege und nicht leben und nicht sterben könne, weil sein Name auf dem Grabstein zu Ramped stehe. Die Abergläubischen raunten sich zu: „Ja, ja, die Hege hat's immer gesagt: wer bei Mondschein an die Güll geht, muß zweimal begraben werden; Dörthe mag sich vorsehen.“ Natürlich erfuhr auch Dörthe, daß ihr Steffen in jener Nacht einen so schrecklichen Tod gefunden hatte. Die Prophezeiung ging übrigens an ihr nicht in Erfüllung.

Doch zurück zu Leo. Seine Kräfte sanken immer mehr, trotz aller Pflege. Die beiden Ärzte hatten gleich den Kopf geschüttelt und wenig Hoffnung gegeben. Dennoch war dieses Sterbelager nicht, wie man allgemein annahm, eine schreckliche, sondern eine schöne, friedliche Zeit für die schwergeprüfte Familie. Die Liebe zwischen Wolfgang und Gertrud hätte kaum größer werden können, als sie schon war; aber wenn sie Leo und Karoline, die sonst nur immer Lust und Scherz gekannt hatten, jetzt so ernst und innig miteinander verkehren sahen, dann war es ihnen, als schaue der Himmel in das dunkle Erdenleben glückverheißend herein.

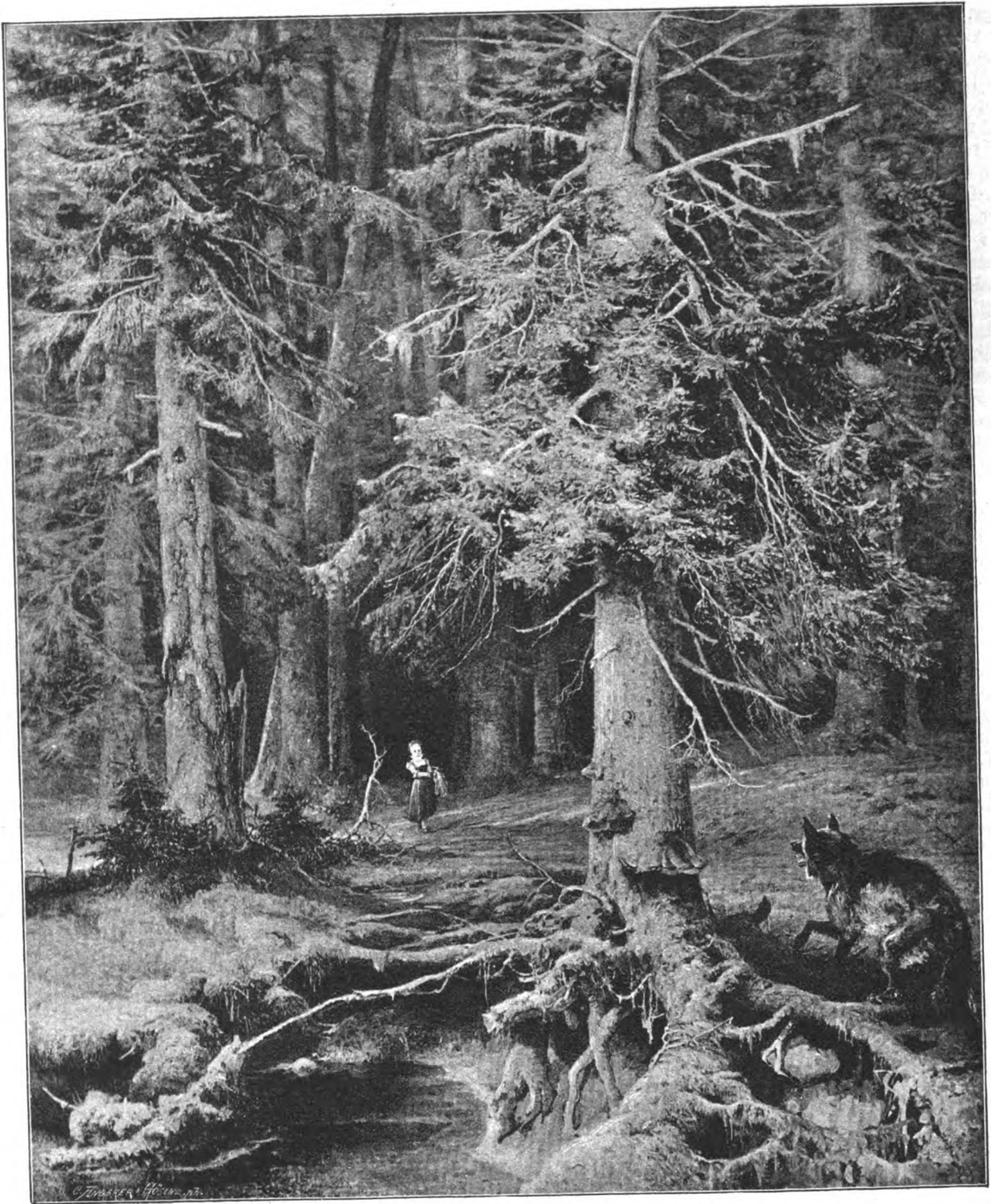
Eines Nachmittags war Leo längere Zeit mit Karoline allein gewesen. Er hatte schon eine Weile still gelegen und in den goldenen Abendsonnenschein hinaus geblickt. Jetzt wandte er sich zu ihr und sagte:

„Pastor Schramm erinnerte mich heute an ein Wort, das der Geistliche in Schleswig öfter anführte: ‚Wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde.‘ Ach, ich wußte es niemals; ich that nur was mir einfiel. Jetzt aber kann ich nichts mehr thun und möchte doch so gern; ich habe mein Leben vergeudet. Ich glaube, ich würde ruhiger scheiden, wenn du mir eins versprechen wollest, Karoline.“

„Was ist es, Leo?“ fragte Karoline liebevoll.

„Daß du für mich mit Gutes thun willst. Daß uns eins sein nicht nur im Leben, sondern auch im Tode. Sieh, ich weiß wohl, daß wir nicht durch Werke selig werden können, sondern nur durch unverbiente Gnade. Aber es scheint mir, wenn du hin und wieder etwas Gutes thun wollest zu meinem Andenken, und weil ich dich darum gebeten habe, so hätte ich doch nicht ganz umsonst gelebt.“

Die Thränen standen ihm in den Augen, als er das sagte. In der folgenden Nacht war Leo sehr unruhig und ver-



Kotläppchen. Ölgemälde von Julius von Klever.

langte mehrmals, umgebetet zu werden. Die Seinen erkannten nur zu wohl, daß dies das erste Zeichen von dem Drang der Seele war, ihre irdische Wohnung zu verlassen. Am nächsten Morgen bemerkte Nissen auf den ersten Blick, daß eine Aenderung in dem Zustand seines Patienten vorgegangen war, und teilte der Familie schonend mit, daß das Ende nicht mehr fern sei. Leos Gedanken verwirrten sich öfter im Laufe des Tages. Er fragte nach nichts und äußerte keinerlei Wünsche oder Bedenken mehr. Auch das Auge des Laien mußte erkennen, daß diese Lampe dem Erlöschen nahe war. Der Puls ging so matt, daß man ihn kaum mehr spürte. Er nahm willig alles aus Carolinens Händen an, aber er schien sie nicht mehr zu kennen; er nannte sie Aurelie und sprach in abgebrochenen Sätzen von Szenen und Orten, die den Umstehenden fremd waren.

Drei Tage später gegen Abend stand wieder ein Sarg auf der Tenne zu Trätkamp. Eben war Pastor Schramm gegangen, der am Sarge eine ergreifende Ansprache an die kleine Hausgemeinde gehalten hatte. Der Sarg war geschlossen und alle horchten gespannt auf das Schnauben und Stampfen der Pferde im Hofe. Martin spannte die Grauschimmel an, die Leo den letzten Dienst leisten sollten; denn Leo, der sonst den Brunk so sehr geliebt, hatte ausdrücklich verlangt, in der einfachsten Weise und ohne Gefolgschaft begraben zu werden. Der Sarg wurde dicht neben dem ersten, der des armen Steffens Gebeine barg, beigesetzt.

Langsam schlichen den Zurückgebliebenen die Stunden hin; endlich kehrten die Getreuen heim. Jetzt rüstete sich auch Karoline nach Graskamp zurückzukehren. Die Geschwister redeten ihr zu, noch in Trätkamp zu bleiben, aber sie sagte:

„Ich habe es meinem Herzliebsten versprochen, Gutes zu thun, wo ich weiß und kann, und ich will gleich damit anfangen. Mein Platz ist bei den Eltern. Zu lange habe ich nur meinem Schmerze gelebt. Den will ich suchen zu überwinden und zu vergessen; aber nie will ich meinen Leo vergessen, niemals!“

Als die drei nach Hause kamen, war es schon spät geworden, und Cäcilie bestand darauf, daß sich Karoline durch einen ordentlichen Schlaf stärke. Sie begleitete sie selbst hinaus und blieb bei ihr, bis sie eingeschlafen war.

Als Cäcilie wieder in das Zimmer trat und ihre Arbeit nehmen wollte, um ihrerseits Ruhe zu suchen, bemerkte sie, daß ihr Mann mit unruhigen Schritten hin und her ging. Jetzt vertrat er ihr den Weg und sagte:

„Es ist nun alles, was seit einem Jahre uns in Kummer und Nöte gebracht hat, zum Frieden gewendet worden mit Gottes Hilfe. Gertrud ist versorgt; Karoline wird voraussichtlich noch lange nicht, vielleicht nie wieder heiraten... Es ist Zeit, daß auch wir miteinander zur Klarheit kommen.“

Cäcilie war es bänglich zu Mute bei diesen Worten; sie blickte forschend in ihres Mannes Gesicht; es war sehr ernst.

„Erinnerst du dich noch dessen, was ich in diesem selben Zimmer dir gesagt habe?“

Ob sie sich dessen erinnerte! Jedes Wort hatte sich ihr in die Seele gebrannt.

„Damals versprach ich dir, daß ich dir helfen wolle, dich in dir selbst zurechtzufinden. Ich habe wenig für dich thun können, du hast auch meiner Hilfe nicht bedurft. Du bist selbst die steile Bahn hinangekommen, mit einem Mut, mit einer Ausdauer, die mich oft in Verwunderung gesetzt haben. Ich habe die größte Hochachtung vor dir.“

Sie schlug die sanften, traurigen Augen zu ihm auf.

„Hochachtung?“ fragte sie kaum hörbar; „was soll ich damit anfangen, Philipp? Hast du weiter nichts für mich?“

„O ja,“ rief er mit großem Eifer; „ich will gerecht gegen dich sein. Da sich unser Verhältnis einmal so gestaltet hat, da es von Anfang an nicht Liebe war, noch Liebe geworden ist in all den Jahren, war es eigentlich nicht recht von mir, wenn ich so lange zugehört habe, wie du dich mit meiner Haushaltung plagtest und dich der Meinigen annahmst. Ich fühle, daß ich dir Ersatz schuldig bin für so viele Opfer.

Deine Selbständigkeit, ein Leben, das deinen Neigungen angemessen ist, wäre dir wohl zu gönnen. Du kannst es ja auch genießen. Dein Vermögen, das ich stets unangetastet gelassen und nach Möglichkeit vermehrt habe, steht zu deiner Verfügung. Wäre es dir da nicht lieber, an einen andern Ort zu ziehen und ganz nach deinem Sinne zu leben?“

Er hatte immer fortgesprochen, ohne sie anzusehen, jetzt als er aufblickte, sah er sie hoch aufgerichtet, ihre Augen sprühten, und die bleichen Lippen stammelten:

„Jetzt erst erkenne ich, daß ich mich mit thörichten Hoffnungen getragen habe. Ich hoffte auf deine Vergebung; ich hoffte, du würdest aus all meinen Bestrebungen, so unvollkommen sie auch sein mochten, das Eine herausfühlen, daß ich dich liebe... Ja, Philipp, heißer und besser liebe ich dich, als ich es je für möglich gehalten hätte. Aber du hast recht; es war eine Thorheit von mir zu glauben, das was ich verschuldete, könne je gesühnt werden. Unter diesen Umständen noch unter einem Dach mit dir zu leben, ist mir unmöglich. Ich will dir nicht länger zur Last fallen.“

Die Stimme versagte ihr; sie wandte sich, um fortzugehen, Verzweiflung im Herzen. Da fühlte sie sich zurückgehalten. Sie wandte sich und staunte über den Ausdruck im Gesicht ihres Mannes. Mit leuchtenden Augen zog er sie an sich; er küßte ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen.

„Du hast auch die letzte Probe bestanden,“ sagte er weich. „Du bist mein, mein bestes Kleinod. Denkst du, ich werde dich aus den Händen lassen?“

Im Soppienstift.

Erzählung von Hans Warring.

(Schluß.)

Wieder wurde ihr Blick unsicher, wieder wollten sich Thränen in ihre Augen drängen. Aber sie wehrte ihrer Rührung tapfer und blickte lächelnd zu ihm herüber.

„Kommen Sie,“ sagte sie aufstehend und ihre Arbeit beiseite legend, „lassen Sie uns einen Gang durch den Garten machen! Mariechens Kleid, das ich ihr zum morgenden Schulfeste versprochen, muß eben noch etwas warten. Ich mache es fertig, wenn Sie zum Bahnhof gehen — ein paar Stunden Schlaf opfere ich gerne für einen Spaziergang mit einem lieben Freunde.“

„Opfer, nichts als Opfer!“ murmelte er vor sich hin, als er neben ihr hinschritt — „und für wen? Für eine alte kindische Frau — für einen Mann, der sie nicht zu schätzen weiß, und für die Kinder dieses Mannes, die ihr ebenso lohnen werden, wie er!“

„Sehen Sie,“ sagte Elisabeth, seine bitteren Gedanken unterbrechend — „sehen Sie, wie der Regen des Vormittags Gras und Blumen erfrischt hat! — Spüren Sie, wie erquickend nach der Hitze des gestrigen Tages der Duft der Resedabeete zu uns herüberweht? — Das erinnert mich immer an unseren Garten zu R. — wie oft haben wir die schönen Sommerabende zusammen darin zugebracht!“

Sie verstummte plötzlich — Bilder der Vergangenheit stiegen vor ihr auf. Wie deutlich erinnerte sie sich des Abends, als die Ahnung von der Neigung, die der Mann an ihrer Seite ihr wehte, zum erstenmale durch ihre Seele gegangen war! Auch damals waren sie wie heute über regenfeuchte Gartenwege geschritten, und noch meinte sie das Klopfen ihres Herzens zu fühlen, daß jene Wahrnehmung hervorgerufen. Aber es war nicht eine Regung des Glückes gewesen. Denn so hoch sie auch den jungen Mann schätzte — ihre Neigung hatte, so lange sie zurückdenken konnte, ihrem schönen, ritterlichen Vetter gehört, zu dem sie mit anbetender Bewunderung aufschaute. Und das Bewußtsein, in Hochmarck diese Neigung, wenn auch wider Willen und Wissen, hervorgerufen zu haben, das Bewußtsein, ihm eine Täuschung bereiten zu müssen, hatte sich wie eine Schuld auf ihre Seele gewälzt. Wie oft hatte sie allen ihren Mut zusammengenommen, um seinem Geständnisse mit dem ihrigen zuzuvorkommen! Aber im entscheidenden Augenblicke hatte mädchenhafte Scham ihre Lippen geschlossen

— sie hatte ihr Geheimnis nicht preisgeben können! Und dann war die Stunde gekommen, wo er vor ihr gestanden und ihr von seiner Liebe gesprochen hatte. Sie hatte geantwortet, wie sie mußte — und er war gegangen! Wie oft hatte sie später an den trüben Blick der ehrlichen Augen denken müssen, den er noch zuletzt auf sie gerichtet!

„Das war der Abschied meiner glücklichen Jugend — hernach kamen Schmerz und Sorge!“ murmelte sie. — Und weiter schweiften ihre Gedanken, sie vergegenwärtigte sich, wie sie den Mann ihrer Liebe nach Jahren wiedergesehen — den Mann, der in ihr stets in strahlender Jugendschöne fortgelebt. — Es waren mehrere Jahre seit seiner Heirat vergangen. Der Born der Mutter über das Aufgeben der mit tausend Opfern erkaufenen Karriere hatte Zeit gehabt, zu verkühlen. Beängstigende Gerüchte waren zu den beiden Frauen gelangt, und die Sorge um Sohn und Enkelkinder hatten das letzte Widerstreben der Mutter besiegt. Unter Elisabeths Schutz hatte die Gebeugte die Reise nach dem Wohnsitz des Sohnes gemacht. Und was hatten die beiden Frauen gefunden? Ein zerstörtes, unordentliches Haus, eine vernachlässigte, auseinanderfallende Wirtschaft, eine Familie ohne Halt und Stütze! Und was das Traurigste war: einen gebeugten Mann, der unter der doppelten Last seiner ohne Freude und ohne Hoffnung geübten Berufsgeschäfte, und unter der noch schwereren Aufgabe, in den vernachlässigten Haushalt Ordnung und Maß zu bringen, fast zusammenbrach.

Mit Blitzesschnelle waren diese Bilder an ihrem inneren Auge vorübergezogen. Sie erwachte jetzt plötzlich aus ihrem Sinnen und blickte auf. Sie sah, wie Hochmarks Augen sich fest auf sie gerichtet hatten.

„Fräulein Elisabeth,“ sagte er, „Sie haben mich Ihren Freund genannt — und ich hege den aufrichtigen Wunsch, mich Ihnen als solchen zu beweisen. Wollen Sie mir aber auch die Rechte eines Freundes gewähren und mir die Frage gestatten, was Sie zum Ausstehen in diesem weltverlorenen Erdenwinkel bewegt? Haben Sie etwa Ihrer verstorbenen Pflegemutter ein Versprechen geleistet?“

„Nein,“ sagte sie, zu ihm aufblickend, „mich bindet kein Versprechen — einzig die Erwägung, daß ich hier notwendig bin. Was sollte aus meiner alten Tante, was aus meinem Wetter und den Kindern werden, wenn ich mich nicht ihrer annähme? Es mag Ihnen ziemlich anmaßend und selbstgefällig klingen — aber die Kinder, namentlich die kleine Marie, können mich kaum entbehren.“

„Sie sprechen immer von dem Bedürfen anderer — hat denn Ihr eigenes Glücksbedürfnis keine Berechtigung?“

„Vieher Freund, ein alterndes Mädchen lernt bald, in dieser Beziehung anspruchslos sein. Und habe ich es nicht hundertmal besser, als die meisten meiner Schicksalsgenossen? Gerade an einem Orte wie dieser, hat man Gelegenheit, Selbstbeobachtung zu lernen. Die meisten dieser ‚alten Jüngferchen‘, wie Sie sie nennen, kommen in dieses Friedensasyl, nachdem sich in ihrem Leben eine stille, aber herzbrechende Tragödie abgespielt hat. Sie alle sind jung gewesen, alle haben von Liebe und Glück geträumt und haben entsagen müssen, gewöhnlich weil die äußeren Verhältnisse einen standesgemäßen Haushalt versagten. In solchem stillgetragenen Martyrium verzehrt sich oft der beste Teil eines Frauenherzens. Aber ein echtes Frauenherz ist gar nicht umzubringen — es lebt stückweise fort — es klammert sich immer wieder an, muß immer wieder für etwas Viebes sorgen und schlagen. Es rührt mich oft zu Thränen, wenn ich sehe, wie jede von den alten Dämchen in jenem Hause noch irgend jemand da draußen in der Welt hat, für den sie sparen und darben kann. Die eine für einen jungen lebenslustigen Neffen, die andere für Schwester oder Nichte. Und wenn ich diese selbstlose Liebe sehe, muß ich es nicht wie ein großes Glück empfinden, daß es mir vergönnt ist, im Kreise meiner eigenen Blutsverwandten des Hausfrauenamtes zu walten — in einem Kreise, der mir freiwillig viel mehr Rechte einräumt, als ich je zu beanspruchen wagte? — Ich habe Mutterglück kennen gelernt, ohne

ein eigenes Kind besessen zu haben! Und gerade die Kinder des Mannes sind es — —“

Sie stockte plötzlich — sie mochte sich bewußt werden, daß sie offenerherziger gesprochen, als sie anfangs beabsichtigt hatte — daß sich jetzt sogar ein Geständnis über ihre Lippen drängen wollte, daß sie bisher in Stolz und Scheu vor jedem Menschenauge verborgen hatte. Ein flüchtiges Rot bedeckte Stirn und Wangen und in Verwirrung schlug sie die Augen zu Boden.

„Sprechen Sie es doch aus, Elisabeth, was mir schon lange kein Geheimnis mehr ist!“ sagte Hochmark. „Aber täuschen Sie sich nicht! Daß Sie den Mann einst geliebt haben, glaube ich — aber daß Sie ihn heute noch lieben — verzeihen Sie — daran muß ich zweifeln! — Blicken Sie in Ihr Herz und vergleichen Sie das Gefühl, das einst darin lebte, mit dem, das Sie heute zu Ihrer Selbstaufopferung treibt, und Sie werden finden, daß es nicht Liebe, sondern Erbarmen heißt.“

„Und ist es deshalb schlechter geworden?“ fragte sie, indem sie ihn mit großen Augen ansah. „Alles in der Welt ist einer Wandlung unterworfen, unsere Gefühle ebenso, wie wir. Glück, wenn diese Wandlung zum Besseren ist! — Von mir selbst will ich dies nicht behaupten, lieber Freund — aber meine Liebe ist ernster, opferwilliger, selbstloser geworden — sie begehrt nichts mehr für sich selbst — sie will nur das Glück anderer — oder, wenn Ihnen das besser gefällt — sie findet ihr Glück in dem anderer.“

„Glück? Das nennen Sie Glück!“

„Jeder Mensch hat das Recht, sich sein Glück nach eigenem Bedürfen zu gestalten — ich habe mir das meinige frei gewählt!“

„Sie begehen ein Unrecht an sich selbst — Sie machen sich zur Skavin der Vergangenheit!“

„Es sind nicht die schlechtesten Menschen, die diese Sklaverei auf sich nehmen,“ sagte sie lächelnd. „Ich wenigstens möchte von denen nicht viel halten, die sich rasch und leicht von der Vergangenheit loslassen, weil sie ihnen Verpflichtungen für die Zukunft auferlegt. Von meiner Vergangenheit gebe ich nichts auf, gar nichts! Jedes Gefühl, das damals in mir lebte, hat auch für Gegenwart und Zukunft seine Berechtigung.“

„Also sie liebt ihn noch!“ sagte Hochmark leise zu sich. „Sie liebt ihn noch, freilich auf andere Art als damals, als ihre jungen Augen bewundernd zu dem schönen, glänzenden Wetter aufblickten.“

In ihm war es stille geworden — der Blick in dieses mutig entlagende Frauenherz hatte auch seine Wünsche zum Schweigen gebracht. Aber seine Bewunderung und Hochachtung waren noch gestiegen. Er war stolz auf den Titel Freund, den sie ihm gegeben, und seine tüchtige energische Natur, die in Arbeit und Bewegung ihr Lebenselement suchte und fand, ließ ihn sogleich den richtigen Weg finden, wo er sich als Freund bewähren konnte.

Er mußte sich einige Male räuspern, ehe er seiner Stimme die Hülle des Tones zutraute, die zur Wiederanknüpfung eines unbefangenen Gesprächs notwendig war — aber endlich gelang es ihm, möglichst heiter und harmlos zu sprechen.

„Also in etwa sechs Wochen hole ich Proß zu mir, und es soll nicht an mir liegen, wenn ich ihn Ihnen nicht mit frischem, braunen Gesicht und lustigen Zägeraugen zurückbringe,“ sagte er. „Er wird freilich mit meiner Junggesellenwirtschaft fürlieb nehmen müssen. Ich habe mich an manche Entbehrung gewöhnt, die ihm, der Besseres kennt, vielleicht unbequem fallen wird.“

„Ist denn für Ihre Behaglichkeit so wenig gesorgt, lieber Freund?“

„Bis jetzt war ich zufrieden — erst in den allerletzten Tagen ist mir beim Anblick Ihrer zierlichen Häuslichkeit die Erkenntnis aufgegangen, daß manches anders sein könnte. Es gibt manches zu bessern! Da ist zum Beispiel die Treppe nach dem Garten! Schon vor Jahren wollte ich eine neue

machen lassen, mit breitem Balkon und einem Zeltbache darüber. Man hätte dann einen schönen Platz im Freien vor dem Gartensaale, aber wozu? Das alles verlohnt nicht die Mühe!"

"Sprechen Sie nicht so, lieber Freund! Es lohnt immer die Mühe zu bessern und zu schaffen!"

"Es hat doch aber niemand eine rechte Freude daran!"

"Sie selbst werden die beste Freude haben, Ihr schönes Eigentum zu schmücken. — Und außerdem, lieber Freund, Sie sind jung — Sie sind viel jünger als wir — Ihnen kann und wird das Leben noch viel Schönes bringen! Schütteln Sie nicht den Kopf — ich hoffe zu erleben, daß außer Ihnen noch jemand an dem schönen Platz vor dem Gartensaale Freude hat. — Sehen Sie, da kommt mein Vetter, und da kommen die Kinder — gehen wir ihnen entgegen!"

"Hast du mein Kleid fertig, Tante Else?" rief Marie schon von weitem.

"Nein, du Wildfang, aber du sollst es haben, du weißt, ich halte Wort. — Kommen Sie, lieber Freund, schenken Sie uns den Abend bis zu Ihrer Abfahrt! Wir alle werden unsere Freude daran haben, namentlich aber mein kleines Tantchen, deren Herz Sie im Fluge gewonnen haben." —

Es war ein etwas trübes Lächeln, mit dem Hochmark der Voranschreitenden folgte.

"Wir wollen langsam gehen, lieber Krok, wir kommen doch noch zur Zeit. Zehn Minuten nach zwölf geht der Zug ab — wir können daher noch in Ruhe plaudern. Und das freut mich, denn mir liegt noch allerlei auf dem Herzen, was ich mit dir besprechen möchte."

Die beiden Männer schritten durch die schweigenden Straßen zum Bahnhof. Von den Türmen der Stadt schlug es halb zwölf. "In einer halben Stunde muß ich es ihm gesagt haben," murmelte Hochmark, "wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen!"

"Du wolltest mir etwas sagen?" fragte Krok, nachdem er eine Weile gewartet und hin und wieder einen Blick auf den neben ihm schreitenden Freund geworfen hatte. "Wenn es etwas war, was die Nacht betrifft —"

"Nein, es war nichts Geschäftliches," unterbrach ihn Hochmark — "also im September sehen wir uns wieder! Ich hoffe, es soll eine angenehme Zeit werden! Die Jagd ist gut, und im übrigen wird meine alte Berner entzückt sein, einmal einen Gast bewirten zu können. Damit freilich ist alles erschöpft, was ich dir zu bieten habe — und wie ich schon sagte, du wirst fürlieb nehmen müssen —"

"Ich bitte dich, lieber Freund, mache dir keine Unruhe meinetswegen! Das Zusammensein mit dir wird mir unter allen Umständen erfreulich und erquickend sein!"

Wieder gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander. Unruhig suchte Hochmark nach einem Gesprächsthema, das ihn auf Umwegen zum gewünschten Ziele brächte — denn daß er es dem Freunde und Elisabeth schuldig war, hier die Vermittlerrolle zu spielen, war ihm in den letzten Stunden klar geworden. Wenn es nur nicht so schwer wäre, davon anzufangen! Er schluckte ein paarmal — dann räusperte er sich.

"Weshalb — weshalb?" — fing er an. Krok sah ihn gerade unter einer Straßenslaterne fragend und gespannt ins Gesicht. So ging es nicht — er mußte warten, bis sie wieder ins Dunkel traten.

"Ja, was ich sagen wollte — weshalb benutzest du deine Mußestunden nicht wie ehemals zu schriftstellerischen Arbeiten? Deine Essays waren ein gesuchter Artikel in gewissen Journalen!"

"Also du erinnerst dich dessen noch?"

"Wie sollte ich nicht! Du zeigtest eine ungewöhnliche Begabung. Hast du diese Versuche ganz aufgegeben?"

"Nicht ganz! Zuweilen, wenn ich mich mit irgend einem wissenschaftlichen Gegenstande eingehend beschäftigt habe — und ich habe Muße genug, es zu thun — kommt mir die unwiderstehliche Lust, meine Gedanken darüber zu Papier zu bringen. Aber ich bringe es nie über flüchtige Skizzen hinaus, die dann unvollendet in meinem Schreibtische liegen bleiben."

"Das ist sehr unrecht, lieber Krok, sehr unrecht! Ein Talent, wie das deine, muß man nicht einschlafen lassen! Suche sogleich eine dieser Skizzen hervor und vollende sie! Denke an die Freude, welche Elisabeth —"

Er stockte plötzlich, sie waren gerade wieder an eine Gaslaterne angelangt, und Krok war jäh stehen geblieben und hatte sich Hochmark gegenüber gestellt.

"Elisabeth?" sagte er. "Da bist du auf Umwegen endlich zum Ziele gelangt! Du hättest nicht so viel Umstände machen dürfen, denn schon seit dem ersten Abend sah ich, was bevorstand. Und glaube nicht, lieber Freund, daß ich so egoistisch bin, mich über euer Glück nicht zu freuen, weil wir, meine Kinder und ich, dadurch —"

Seine Stimme wurde plötzlich unsicher, aber er bezwang sich und fuhr fort: "Schon eure Bewegung beim ersten Wiedersehen rief alte Erinnerungen in mir wach. Und seitdem ist es mir klar geworden, daß jene Neigung wieder in euch aufgelebt ist. — Hochmark — es gibt nicht viele Frauen wie sie — sie ist des besten Lohnes wert — du wirst es ihr bereiten!"

"Ich — ich! Mein Gott, wie du nur so —"

"Und wenn ich sie einem gönne, so bist du es! Auch ihr fällt endlich ein Glücksschrahl ins Leben! Du hast ihr eine schöne, reiche Zukunft zu bieten — du —"

"Möchtest du mich endlich auch ein paar Worte sprechen lassen? — Es ist traurig, wenn man in die Lage gebracht wird, mit seinen Körben renommieren zu müssen — aber ich bin in dem Fall, wenn ich dir anders rasch zum Verständnis der Lage helfen will. Also: vor Jahren habe ich deiner Kousine meine Hand angeboten — sie mußte ablehnen, weil sie einen anderen liebte. Und heute wäre ich fast so dumm gewesen, mir einen zweiten Korb zu holen, wenn sie mir nicht zartfühlend mit dem Geständnisse zugekommen wäre, daß ihre Gefühle sich nicht verändert hätten. Das ist's, was ich dir mitteilen wollte — ich überlasse es dir, diese Kunde dir zu Nutzen zu machen."

"Hochmark, das ist ein Irrtum! — ich der Krüppel — ich — nieder gebeugt — ohne Hoffnung, ohne Kraft — in bescheidenster Stellung —"

"Das ist alles Ausgeburt deiner krankhaften Phantasie! Nichts fehlt dir, als ein bißchen Glück, um wieder zu werden, der du warst. Arbeite, schaffe, strebe — sie wird dir Teilnehmerin, Helferin, Trösterin sein! — Bei Gott, da läutet es schon! — Lebwohl, lieber Freund — hoffentlich höre ich bald von euch!"

Als er vom Waggon aus zurückblickte, sah er Krok noch auf derselben Stelle des Perrons stehen, wo er ihn verlassen. Er winkte mit der Hand, aber jener blickte starr in die Weite, ohne seinen Gruß zu sehen.

Es war ein paar Wochen später, als Hochmark eines Abends vor der Hofstreppe seines Hauses vom Pferde stieg. Der Tag war sehr heiß gewesen, aber da die Arbeit gedrängt hatte, war er tagüber nicht viel aus dem Sattel gekommen.

"Wie erhitzt und ermüdet Sie aussehen, Herr Hochmark!" sagte seine alte, freundliche Haushälterin, die ihm im Flur entgegenkam.

"Ja, wir haben alle mit Hand angelegt, denn wir bekommen Gewitter zur Nacht und wollten den Weizen noch unter Dach bringen."

"Und er ist wirklich drin?"

"Noch nicht, aber er wird es vor Nacht sein. Ja, das war heute eine tüchtige Leistung! Halten Sie für die Leute eine Erfrischung bereit — sie haben es reichlich verdient! — auch mir könnte ein kühler Trunk nicht schaden."

"Sogleich — und mittlerweile finden Sie Zeitungen und Briefschaften auf Ihrem Schreibtische."

Die alte Dame schickte pünktlich wie immer die gewünschte Labung. Als sie indessen etwa eine Stunde später zu ihrem Herrn ins Zimmer trat, mußte sie zu ihrer Verwunderung wahrnehmen, daß dieselbe noch unberührt auf dem Tisch stand.

"Aber weshalb lassen Sie das Bier denn warm werden,

Herr Hochmark?" fragte sie vorturfsvoll. „Hat das Schreiben nicht bis morgen Zeit?"

„Nein, Frau Berner, auch diese Arbeit drängt! Richten Sie sich ein — wir bekommen Handwerker ins Haus — Tischler — Maler — Tapezierer! — Auch den Balkon und die Treppe vor dem Gartensaale will ich noch in diesem Jahre machen lassen.“

„Jetzt im Herbst? Wäre es nicht gut, damit bis zum Frühjahr zu warten?"

„Das geht nicht, Frau Berner, wir bekommen in einigen Wochen Besuch.“ — „Ja, Sie sprachen schon davon. Aber so

ein einzelner Herr nimmt schon für-
lieb, und die Jagd
wird ihm doch
die Hauptsache —“

— „Von einem
einzelnen Herrn
ist nicht die Re-
de, Frau Berner!
Er bringt Frau
und Kinder —
seine ganze Familie
mit. Zwei Da-
men und zwei Kin-
der!“ — „Zwei Da-
men! — Für Da-
men sind wir gar
nicht eingerichtet!“

— „So müssen
wir uns einrichten!“

— Sie sprachen
einmal von neu-
en Gardinen und
Sofabezügen. Ich
genehmige alles —
messen Sie nach,
notieren Sie das
Nötige. Und dann
fahren Sie nach der
Stadt und kau-
fen Sie ein. Ich
will, daß meine
Gäste sich behaglich
bei mir fühlen!“ —

Als er sich jetzt vom
Schreibtische er-
hob und der alten
Dame sein Gesicht
zuwandte, konnte
diese sich nicht ent-
halten auszurufen:

— „Wie glücklich
Sie aussehen, Herr
Hochmark! Sie
haben wirklich eine
rechte Freude über
diesen Besuch!“

„Die habe ich auch!“ sagte er lächelnd. „Wir hätten wirklich kein größeres Glück passieren können, da mir doch einmal nicht beschieden —“

Frau Berner hörte den Schluß des Satzes nicht, denn Hochmark hatte das Fenster geöffnet und den Kopf hinausgestreckt.

„Da kommen eben die Wagen!“ sagte er. „Ich muß doch hören, ob dies das letzte Fuder ist.“

Er ging mit starken Schritten hinaus. Die alte Dame blickte ihm nach — es war ihr gewesen, als hätte seine Stimme einen eigentümlich dunkeln Klang gehabt. Das aber war wohl ein Irrtum, denn draußen hörte sie ihn in seiner gewöhnlichen Weise zu den Leuten sprechen.

Die letzten Lebenstage und der Tod Friedrichs des Großen.

Von B. Rogge.

Es war längst um Friedrich den Großen her sehr einsam geworden und von den Freunden, die seinem Alter geblieben, war ihm einer nach dem anderen vorange-
gangen, als er selbst, trotz einer von Jugend auf schwächlichen Natur und ungeachtet der übergroßen Anstrengungen, denen er in seinen Feldzügen ausgesetzt gewesen war, noch immer mit ungebrochener geistiger Kraft und Frische und auch in ver-

hältnismäßig leib-
licher Gesundheit
seines hohen Amtes
wartete. Schon im
Jahre 1771 war
der Marquis d'Ar-
gens, mit welchem
der König den leb-
haftesten Brief-
wechsel unterhal-
ten hatte, in seiner
französischen Hei-
mat gestorben. Im
Jahre 1773 war
ihm Fouqué ge-
folgt, der in stiller
Zurückgezogenheit
als Domprobst in
Brandenburg lebte,
und dessen Besuche
trotz der zunehmenden
Schwerhörig-
keit des Jugend-
freundes dem Kö-
nige jedesmal eine
besondere Freude
gewesen waren.
Während des bay-
rischen Erbfolge-
krieges war der
Vord Marschall
Keith heimgegan-
gen, dem Friedrich
der Große ganz
in der Nähe von
Sanssouci ein
Haus bauen und
einrichten ließ,
über dessen Ein-
gang Keith die
Worte setzte: Fri-
dericus II nobis
haec otia fecit
(Friedrich II hat
uns diese Ruhe
geschaffen. Er hieß
allgemein nur „der



Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen: Friedrich der Große. 1764 gestochen von J. F. Bause.

Freund des Königs.“ Fast gleichzeitig mit diesem war Voltaire gestorben, der selbst durch seine maßlose Eitelkeit, die sein Ver-
bleiben am Hofe Friedrichs unmöglich machte, die Zuneigung und Verehrung seines königlichen Freundes nicht zu verschmerzen vermocht hatte. Im Jahre 1783 machte auch der Tod d'Alem-
berts dem geistvollen Briefwechsel ein Ende, den Friedrich viele Jahre hindurch mit seinem „Anagoras“, wie er den gelehrten Philosophen zu nennen pflegte, geführt hat.

Die Gefährten und Genossen der Feldzüge mit ihren heißen Kämpfen und glorreichen Siegen waren ebenfalls fast alle vom Schauplatz abgetreten, bis auf den alten Bieten, der als echter Avantgardengeneral, wie Friedrich selbst sagte, seinem Könige nur wenige Monate vor dessen Tode am 27. Januar 1786 vorangegangen ist.

Was Wunder, daß der vereinsamte Monarch, dem auch die Freuden des Familienlebens völlig versagt waren, der von seiner Gemahlin entfernt lebte, der den Geschwistern und Verwandten, mit Ausnahme der bis ans Ende in innigster Liebe ihm verbundenen Schwester, fast völlig entfremdet war, in den Tagen seines Alters je länger je mehr einer unmutigen Verbitterung Raum gab, die hier und da bis zur düsteren Menschenverachtung sich steigerte, und die ihn launisch und ungenießbar, ja zu einer Last für seine Umgebung machte!

Wie ganz anders und wie viel freundlicher und glücklicher hat sich in dieser Beziehung bei einem noch viel höheren Alter, als es Friedrich dem Großen beschieden war, der Lebensabend Kaiser Wilhelms gestaltet! Man kann sich einer gewissen Wehmut nicht erwehren, wenn man sieht, wie der sonst so große und von der Welt bewunderte, von seinem Volke vergötterte König in seinen alternden Tagen sich je länger je mehr mit fast ängstlicher Scheu von der ihn umgebenden Welt abschloß und dadurch mit dem Verständnis für die Aufgaben einer in der Vorbereitung begriffenen neuen Zeit zugleich die rechte Freude an den großen Erfolgen seiner eigenen Regierung verlor. — Aber je mehr der König in seinem Alter an alle dem verarmte, was ihm in früheren Jahren zur Freude und zur Erholung von den Aufgaben seines hohen Berufes gedient hatte, um so ernster nahm er es mit den Pflichten desselben, und um so größer wurde die Selbstverleugnung, mit welcher er dieselben erfüllte. So schreibt er zehn Jahre vor seinem Tode an Voltaire: „Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch wie sonst. Je mehr man sich in acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden.“

Wer gedächte bei diesen Worten nicht an ganz ähnliche Aussprüche unseres Kaisers, mit denen er die an ihn herantretenden Zumutungen einer größeren Schonung wiederholt aufs entschiedenste zurückgewiesen hat? Fast rührend klingt es, wenn der König die Erfolge, die er in der Urbarmachung wüster Ländereien, in der Austrocknung von Sümpfen, in der Anlage künstlicher Wiesen, in der Hebung des Seidenbaues und der Bienenzucht erzielt hat, seine „Kinderklappen“ im Alter nennt, indem er hinzufügt: „Solche Freuden kann der Geist, wenn auch die Imagination erloschen ist, noch immer genießen.“

Zwar häufen sich im letzten Jahrzehnt seines Lebens in den uns aufbehaltenen Briefen des Königs die Klagen über zunehmende Beschwerden, die ihm Gicht und Podagra verursachten, und die ihn, wie er schreibt, vorbereiteten, „das abgenutzte Futteral seiner Seele zu verlassen.“ Er macht die Wahrnehmung, daß sein Namensgedächtnis schwinde, die Lebhaftigkeit seines Geistes abnehme, daß seine Füße den Dienst versagen und seine Augen blöde werden. Ein heftiger

Anfall der Gicht, der ihn im Gebrauch der rechten Hand hindert, veranlaßt ihn, zur Linken seine Zuflucht zu nehmen, und er lernt auch mit ihr noch leserlich schreiben. Aber daneben fehlt es nicht an zahlreichen Äußerungen, in denen sich eine ungebrochene Lebenskraft und Lebensfreudigkeit kundgibt und die, abgesehen von jenen alljährlich wiederkehrenden Beschwerden, auf eine noch immer erfreuliche Gesundheit schließen lassen.

Erst im Jahre 1785 beginnen die Anzeichen einer ernstlichen und dauernden Erkrankung. Der Egerbrunnen, den der König alljährlich zu gebrauchen pflegte, hatte in diesem

Jahre seine Wirkung versagt. Dennoch unternahm er die gewöhnlichen Dienstreisen zu militärischen Musterungen in die Provinzen. — Im August war die ganze schlesische Armee zu einem großen Manöver in Groß-Tinz, unweit Strehlen vereinigt. Der König legte um so größeren Wert darauf, diesem Manöver bis ans Ende persönlich beizuwohnen, je weniger er mit dem vorjährigen in Schlesien zufrieden gewesen war. Am vorletzten Tage der Revue saß er sechs Stunden lang unter heftigen und kalten Regenschauern zu Pferde und kehrte völlig durchnäßt in sein Quartier zurück. Dennoch ließ er es sich nicht nehmen, die anwesenden fremden Offiziere an seiner Tafel zu bewirten, und erst nach derselben gönnte er sich die nötige Ruhe. Aber seine gute Natur und seine Willenskraft trugen auch diesmal wieder den Sieg davon, so daß er nicht bloß imstande war, am folgenden Tage dem Schlusse des Manövers beizuwohnen, sondern auch an einer Reihe von Festlichkeiten teilzunehmen, die in Breslau zu Ehren des Herzogs von York veranstaltet wurden. In leidlichem Wohlbefinden kehrte er nach Potsdam zurück, um auch noch die jährliche Revue bei Berlin und Potsdam abzuhalten,

die durch eine große Anzahl auswärtiger Gäste, welche ihr beizuwohnen, eine besonders glänzende werden sollte. Aber er konnte nur noch an dem Artilleriemanoöver bei Berlin am 10. September teilnehmen. Er ahnte wohl nicht, daß er an diesem Tage Berlin zum letztenmal sehen sollte. Bald darauf, drei Tage vor dem großen Herbstmanöver, wurde er von einem so heftigen Stichtfluß befallen, daß seine Umgebung schon damals sein Ende nahe glaubte. Traurig mußte er das Zimmer hüten, und wenn er auch noch persönlich die Dispositionen für das Manöver anordnete, so mußte er doch den Prinzen von Preußen, seinen Nachfolger, mit der Leitung desselben beauftragen.

Von da an kränkelte er ununterbrochen, und nachdem er im November seine Sommerwohnung in Sanssouci mit dem Potsdamer Stadtschloß vertauscht hatte, zeigten sich immer unverkennbarer die Vorboten der Wassersucht. Die Beängstigungen durch Brustbeschwerden und Hustenanfälle, bei denen er es im Bette nicht aushalten konnte, wurden immer häufiger. Dennoch lehnte der kranke König anfangs jede ärztliche Behandlung ab.

Erst im Januar 1786 wurde der berühmteste Berliner Arzt Geheimrat Dr. Selle zugezogen, der von Anfang an die Krankheit für verzweifelt hielt und seine Mittel nur auf eine



Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen: Friedrich in den Jahren nach dem siebenjährigen Kriege.
Gezeichnet von Chodowiecki. (Darunter Friedrichs Unterschrift aus der Zeit zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege.)

Erleichterung der Beschwerden richten konnte. Da auch eine solche nicht einmal eintrat, wurde der König auch dieses Arztes bald überdrüssig und setzte seine Hoffnung allein noch auf den kommenden Frühling. An manchem warmen Tage, den der April brachte, ließ er sich vor dem nach Süden gelegenen Portale des Stadtschlosses in die Sonne setzen, um sich an der milden Luft zu erquicken. — Mit besonderer Sehnsucht zog es ihn diesmal nach seinem geliebten Sanssouci hinaus, wohin er am 17. April übersiedelte, nachdem er eine weite Rundfahrt über Caputh, Baczow und Baumgartenbrück gemacht hatte. An demselben Tage noch hatte er eine lange Unterredung mit Mirabeau. Von Sanssouci aus unternahm der König im Frühjahr noch verschiedene, wenn auch kurze, Spazierritte auf seinem Lieblingspferde Condé, zum letztenmal am 4. Juli. — Etwa zwei Wochen später wurde Condé wieder vorgeführt, aber vergeblich. „Adieu, mein Condé,“ mochte der König im Stillen denken, als das treue Tier fortgeführt wurde, das seinen königlichen Reiter nie wieder tragen sollte. Die asthmatischen Beschwerden steigerten sich von Woche zu Woche und bereiteten ihm qualvolle Tage und schlaflose Nächte. Als ihn eines Morgens der Herzog von Kurland besuchte, sagte er in scherzhaftem

Tone zu ihm: „Wenn Ihr vielleicht einmal einen Nachtwächter gebraucht, so würde ich sehr gut dazu passen.“

Trotz des geringen Zutrauens, das Friedrich der Große zur Kunst der Ärzte hatte, und trotz der Überzeugung von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, die sich ihm je länger je mehr aufdrängte, wandte er sich doch noch in wiederholten persönlichen Schreiben an den durch seine Schwester, die verwitwete Herzogin von Braunschweig, ihm aufs dringendste empfohlenen Dr. Zimmermann in Hannover, der für einen der berühmtesten Ärzte der damaligen Zeit galt und vielfach von fürstlichen Personen zu Rate gezogen wurde. Zimmermann ließ sich bereit finden, persönlich nach Potsdam zu kommen. Vom 23. Juni bis zum 10. Juli hat derselbe den hohen Patientten täglich zweimal besucht und über die mit dem Könige geführten Unterredungen in einem sehr eingehenden Tagebuche ausführlichen Bericht erstattet.

Wie aus seinen Berichten ersichtlich, erkannte auch Zimmer-

mann gleich bei dem ersten Besuche jede Aussicht auf Heilung für ausgeschlossen, aber er hoffte, die aus Verdauungsstörungen herrührenden Leiden, in denen er die Hauptquelle der Krankheit sah, durch den andauernden Gebrauch eines zur Honigdick eingekochten Saftes von Löwenzahn zu erleichtern. Doch gelang es trotz der einschmeichelndsten Liebenswürdigkeit, die er anwandte, nicht, den König zu einem regelmäßigen Gebrauche des verordneten Mittels zu bewegen. Noch weniger vermochte er gegen die groben Diätfehler, durch welche der

König jede ärztliche Hilfe vereitelte, etwas auszurichten. — Mit offenem Freimute erklärte Zimmermann die Köche des Königs für dessen schlimmste Feinde. Die Suppen, die der König zu sich nahm, wurden aus den allerstärksten und aus den hitzigsten Ingredienzien zubereitet; das Rindfleisch liebte er am meisten, wenn es in starkem Brantwein gedämpft war. Eine Lieblingschüssel des Königs war die Polenta, ein italienisches Gericht, das zur Hälfte aus türkischem Weizen, zur Hälfte aus Parmesanfäse bestand, worüber der Saft von ausgepresstem Knoblauch gegossen wurde; das Ganze wurde dann in Butter gebacken, bis eine harte fingerdicke Rinde umher entstand. Die Malpastete, die auf des Königs Tisch kam, war so heiß und stark gewürzt, daß



Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen: Friedrich der Große zu Pferde.
Gemalt von Daniel Chodowiecki, gestochen 1777 zu Berlin von Daniel Berger.

es schien, sie sei in der Hölle gebacken; auch die Melonen, die der König besonders liebte, konnten ihm unmöglich zuträglich sein.

Wiel anziehender aber als die eingehenden Mitteilungen Zimmermanns über die großen Diätfehler des Königs sind die von ihm gelegentlich berichteten Äußerungen desselben, welche überraschende Blicke in dessen innerstes Leben thun lassen, und aus denen man ersieht, wie er auch unter den schwersten eignen Leiden nicht aufhörte, an allen Dingen, die das Wohl seiner Unterthanen betrafen, den lebhaftesten Anteil zu nehmen, und wie ihn bis in die letzten Tage alle Fragen des geistigen Lebens anregten und beschäftigten.

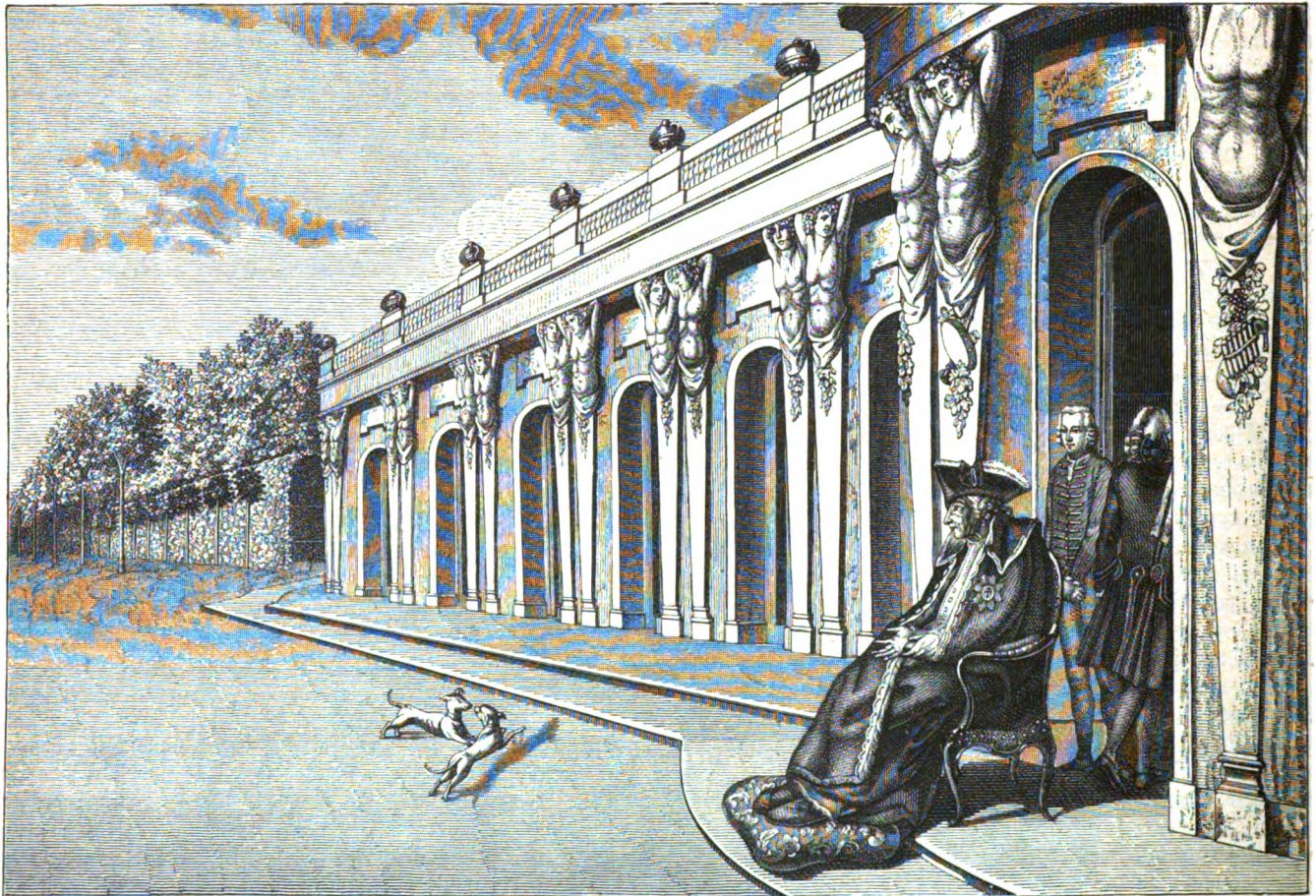
Da hören wir den König eines Tages sagen, als auf die vielen von ihm ausgeführten und veranlaßten Bauten die Rede kommt: „Ich habe nie ein größeres Vergnügen, als wenn ich einem armen Manne kann ein Haus bauen lassen.“ Da äußert er sich ein andermal mit Befriedigung über den

Auffschwung des Weinbaues in seinen Landen. Dann wieder beschäftigen ihn die Mängel, an denen das Lazarettwesen in seinen Kriegen gelitten hat. Über die Geschichtsschreiber Hume, Robertson und Gibbon, über Locke und Newton hören wir ihn mit dem Arzte Gedanken austauschen, oder er spricht auch mit außerordentlicher Offenheit über seine fürstlichen Zeitgenossen, über den Papst, mit dessen Macht es nach seiner Meinung aus wäre, über die Vorzüge der republikanischen Verfassungen, unter denen er besonders die der Schweiz mit Anerkennung hervorhebt.

Am 11. Juli wurde Zimmermann unter dem Ausdruck der vollsten Zufriedenheit mit seiner Behandlung wieder ent-

nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige. Die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Noch bis in die allerletzten Tage erteilte er dem Kommandanten von Potsdam, Generalleutnant von Rodich, die militärischen Befehle über den täglichen Dienst in der Garnison. Nach Erledigung dieser Geschäfte empfing er dann für einige Stunden die Herren seiner Umgebung, die bei ihm in Sanssouci wohnten, den Marquis Lucchesini, den General Graf Görz, den General und Oberstallmeister Graf Schwerin und den Oberst Graf Pinto, zu denen in den letzten Wochen noch der Minister von Herzberg kam. Als ob keine Krankheit



Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen: Friedrich der Große im Lehnstuhl auf der Terrasse von Sanssouci sitzend, der untergehenden Sonne nachschauend, mit der Unterschrift „Bald werde ich dir näher kommen!“ Gleichzeitiger Stich von J. F. Zügel.

lassen. „Ich bitte alle Ihre Kranken um Verzeihung, daß ich sie so lange Ihrer Hilfe beraubt habe. Ich danke Ihnen für die Gefälligkeit, mit der Sie so lange bei mir gewesen sind,“ sagte der König beim Abschied und fügte hinzu: „Adieu, mein guter, mein lieber Herr Zimmermann, vergessen Sie den alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben.“

Inzwischen erledigte der König, trotz aller Beschwerden und Schmerzen, die ihn plagten, mit gewohnter Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit die Geschäfte der Regierung, und selbst in den kleinsten und geringfügigsten Angelegenheiten erließ er persönliche Anordnungen. So findet sich in den Akten des Magistrats von Potsdam ein noch in den letzten Lebenstagen des Königs von ihm vollzogener Befehl: „Dem Bäckermeister Schröder allhier den erbetenen Freipaß auf einhundert Wispel Roggen und fünfzig Wispel Weizen aus Preußen zu bewilligen.“ Alltäglich diktierte er noch morgens selbst Depeschen und Briefe, die ihm dann am Nachmittag zur Unterschrift vorgelegt werden mußten, die er aber nie unterzeichnete, ohne sie vorher aufmerksam durchgelesen zu haben.

In den letzten Monaten bestellte er seine Kabinettsräte, die sich früher um sieben Uhr bei ihm einfanden, schon um vier Uhr morgens. „Mein Zustand nötigt mich,“ sagte er entschuldigend, „Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie

da wäre, unterhielt er sich mit ihnen heiter und unbefangen über Litteratur, Geschichte oder auch über Angelegenheiten und Ereignisse des Tages. Am Abend ließ er sich, solange seine Krankheit es gestattete, von seinem Vorleser Dantal meist von ihm selbst gewählte Abschnitte aus den alten Klassikern Cicero, Plutarch und anderen, oder auch aus neueren französischen Werken vorlesen. Zum letztenmal geschah dies am 30. Juli. Seitdem mußten die Vorlesungen eingestellt werden, weil der König so häufig in einen Zustand schwerer Betäubung verfiel, daß er nicht mehr zu folgen vermochte.

Der letzte, von Friedrich dem Großen eigenhändig geschriebene Brief trägt das Datum des 10. August 1786. Er ist an seine Schwester, die verwitwete Herzogin von Braunschweig gerichtet und lautet in deutscher Übersetzung:

„Meine verehrungswürdige Schwester — der hannoversche Doktor hat sich bei Ihnen wichtig machen wollen, meine gute Schwester; aber die Wahrheit ist, daß er mir nichts genützt hat. Die Alten müssen den Jungen Platz machen, damit jedes Geschlecht für sich Raum findet, und wenn wir den Lauf des Lebens genau untersuchen, so besteht er darin, daß man seine Mitgeschöpfe gestorben und geboren werden sieht. Inzwischen habe ich mich während der letzten paar Tage etwas erleichtert gefühlt. Mein Herz bleibt Ihnen, meine gute Schwester, un-



Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen: Johann George Zimmermann, königlich großbritannischer Leibarzt in Hannover, welcher von Friedrich dem Großen nach Sanssouci berufen wurde, und den großen König da vom 23. Juni bis 10. Juli 1786 behandelte. Nach einer Abbildung aus dem Jahre 1768 von J. Rod. Holzhalb.

veränderlich ergeben. Mit der größten Hochachtung, meine verehrungswürdige Schwester, Ihr treuer Bruder und Diener Friedrich.“ Immer mehr begann der Lebensstag des Königs sich seinem Ende zuzunehmen, und hin und wieder klingen wohl auch in seinen Worten Todesgedanken an. Nachmittags ließ er sich gern auf seine Terrasse vor dem Schlosse in die Sonne hinaustragen und eines Tages hörte man ihn, als er der untergehenden Sonne seinen Blick zugewendet hatte, äußern: „Bald werde ich dir näher kommen!“ (S. 732.) Als der Graf Schwerin zu einer Reise nach Braunschweig um Urlaub bat, verabschiedete er ihn mit den Worten: „Run, so reiset denn, Ihr werdet mich aber bei Eurer Zurückkunft nicht mehr am Leben finden.“ Um die Mitte des August traten die ersten Anzeichen der nahenden Auflösung ein. Am Dienstag den 15. August erwachte der König ganz gegen seine sonstige Gewohnheit erst um elf Uhr vormittags. Als er aufblickte, schien er anfangs verwirrt, besann sich aber bald und hieß den General Rodich und die Sekretäre, die so lange im Vorzimmer gewartet hatten, eintreten, um ihnen mit gewohnter Genauigkeit die erforderlichen Befehle zu erteilen. Dem Erstgenannten gab er eine bis ins kleinste ausgeführte Anordnung über ein am folgenden Tage stattfindendes Manöver der Potsdamer Garnison. Einem der Sekretäre diktierte er unter anderen Sachen eine Instruktion für einen gerade abreisenden Gesandten, vier Quartseiten lang, die, wie der Minister v. Herzberg sagte, „dem erfahrensten Minister Ehre gemacht haben würde.“ Am Abend unterzeichnete er dann noch, wie gewöhnlich, die von den Sekretären inzwischen bearbeiteten Befehle. — Es war die letzte Regierungshandlung des Königs. — Am folgenden Morgen zeigte sich ein starkes Röcheln, und der König verfiel in einen halb bewußtlosen Schlaf. Als die Kabinettssekretäre angemeldet wurden, gab er zu verstehen, daß sie warten sollten, später versuchte er in einem lichten Augenblicke, dem Kommandanten Rodich wie gewöhnlich die Parole zu geben; aber alle Anstrengung war vergebens, er vermochte nicht mehr zu sprechen. Mit einem klagenden Blick, welcher zu sagen schien: „es geht nicht mehr,“ wandte er sein Haupt und sank in die Kissen des Lehnstuhles zurück. Rodich verließ mit Thränen in den Augen den geliebten König. — Als am Nachmittag Dr. Selle erschien, der durch einen Eilboten aus Berlin herbeigerufen war, schien der König wieder etwas mehr Bewußtsein zu haben, aber zum erstenmale während seiner ganzen Regierung fragte er nicht mehr nach den laufenden Geschäften des Tages, der deutlichste Beweis für die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes. Ge-

gen Abend verfiel er auf seinem Sessel, den er seit Monaten weder Tag noch Nacht verlassen hatte, unter warmem Schweiß in einen sanften Schlaf, klagte aber bald wieder über Frost und verlangte beständig, mit Kissen zugedeckt zu werden. Durch Bewegung der Hand nach dem Munde deutete er an, daß er zu trinken begehrt. Man reichte ihm Fenchelwasser, seinen gewöhnlichen Stärkungstrank, und er ergriff das Glas mit beiden Händen — seine letzte Erfrischung in dieser Welt.

Ein beständiger, kurzer Husten mit starkem Röcheln auf der Brust stellte sich ein, der das Atemholen immer mehr erschwerte. Als die über seinem Kopfe hängende Wanduhr elf schlug, fragte er: „Was ist die Glocke?“ Und als man ihm antwortete: „Elf Uhr,“ erwiderte er: „Um vier Uhr will ich aufstehen.“ Eins seiner Windspiele saß auf einem Schemel neben ihm, und als der König bemerkte, daß das Tier vor Kälte zitterte, winkte er einem der Diener, dasselbe mit einem Kissen zuzudecken. Als nach einem heftigen Hustenanfall der Schleim sich endlich löste, sagte er: „La montagne est passée, nous irons mieux.“ („Wir sind über den Berg, jetzt wird es besser gehen.“) Der Atem wurde immer schwächer, das Auge immer matter, das Röcheln immer leiser, bis zwanzig Minuten nach zwei Uhr das Herz, das so warm für seines Volkes Wohl geschlagen hatte, stille stand und der König in den Armen seines Kammerdieners Strüßli verschied.

Fast zwei Stunden hatte derselbe, um dem Sterbenden seine Lage zu erleichtern, vor ihm gekniet und den Rücken mit seinen Armen gestützt. Erst nach dem letzten Atemzuge ließ er den Schlafenden aus seinen Armen, um ihm die Augen zuzubücken.

Nur der Arzt und wenige treue Diener waren Augenzeugen dieses Unterganges einer großen Fürstenperson. Die in Sanssouci anwesenden Herren des Gefolges weilten in den Nebengemächern und traten erst in das Sterbezimmer ein, als die Seele, um mit Friedrichs eigenen Worten zu reden, die abgenutzte Hülle verlassen hatte. Der Minister von Herzberg beeilte sich, sofort dem neuen Könige, dem Sohne des ältesten Bruders Friedrichs des Großen, die Todeskunde zu überbringen.



Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen: Friedrichs des Einzigen Übergang in die Gefilde der Eternität. Potsdam, den 17. August 1786 um 2 Uhr und 20 Minuten morgens. (Der Thronfolger Friedrich Wilhelm II ist herbeigerufen worden, der treue Kammerdiener beleuchtet die Büge des im Lehnstuhl Entschlafenen.) Gezeichnet von J. W. Bod, gestochen von J. Berger, Berlin 1797.



Notre vie est un passage rapide du moment de Notre Naissance à celui de notre mort, pendant ce court espace l'homme est destiné à travailler pour le bien de la société dont il fait Corps. Depuis que je parvins au maniement des affaires, je me suis appliqué avec toutes les forces que la nature m'avait données, et selon mes faibles lumières à rendre heureux et florissant cet état que j'ai eu l'honneur de gouverner, j'ai fait régner les lois et la justice, j'ai mis de l'ordre et de la netteté dans les finances, et j'ai entretenu l'armée dans cette discipline qui l'a rendue supérieure aux autres troupes de l'Europe. Après avoir rempli ces devoirs envers l'État, j'aurais un reproche éternel à me faire si je négligeais ce qui concerne ma famille, c'est donc pour éviter les brouilleries qui pourraient s'élever entre mes proches à l'égard de mon héritage que je déclare par cet acte solennel ma volonté dernière.

Hier folgen Punkt 1 bis 32 und dann weiter:

Mes derniers vœux au moment où j'expirerai seront pour le bonheur de cet Empire puisse-t-il toujours être gouverné avec justice, sagesse et force, puisse-t-il être la plus heureuse des États par la douceur des lois, le plus équitablement administré par rapport aux finances, et le plus vaillamment défendu par un Militaire qui ne respire que l'honneur et la belle gloire, et puisse-t-il durer en florissant jusqu'à la fin des siècles.

33 Je nomme pour mon exécuteur testamentaire Le Duc Régnant Charles de Brunswick, de l'amitié de la droiture, et de la probité duquel je me promets qu'il se chargera de faire exécuter ma dernière volonté.
Fait à Berlin Le 8 de Janvier 1769

Friedrich

Erklärung zu vorstehendem Facsimile.

Revidierter französischer Text.

Notre vie est un passage rapide du moment de notre naissance à celui de notre mort. Pendant ce court espace l'homme est destiné à travailler pour le bien de la société dont il fait corps. Depuis que je parvins au maniement des affaires, je me suis appliqué avec toutes les forces que la nature m'avait données, et selon mes faibles lumières, à rendre heureux et florissant cet État que j'ai eu l'honneur de gouverner. J'ai fait régner les lois et la justice, j'ai mis de l'ordre et de la netteté dans les finances, et j'ai entretenu l'armée dans cette discipline qui l'a rendue supérieure aux autres troupes de l'Europe. Après avoir rempli ces devoirs envers l'État, j'aurais un reproche éternel à me faire si je négligeais ce qui concerne ma famille; c'est donc pour éviter les brouilleries qui pourraient s'élever entre mes proches à l'égard de mon héritage, que je déclare par cet acte solennel ma volonté dernière.

Mes derniers vœux, au moment où j'expirerai, seront pour le bonheur de cet empire. Puisse-t-il toujours être gouverné avec justice, sagesse et force; puisse-t-il être le plus heureux des États par la douceur des lois, le plus équitablement administré par rapport aux finances, et le plus vaillamment défendu par un militaire qui ne respire que l'honneur et la belle gloire; et puisse-t-il durer en florissant jusqu'à la fin des siècles!

33 Je nomme pour mon exécuteur testamentaire le duc régnant Charles de Brunswick, de l'amitié, de la droiture et de la probité duquel je me promets qu'il se chargera de faire exécuter ma dernière volonté.

Fait à Berlin, le 8 de janvier 1769.

(L. S.) FEDERIC.

Deutsche Übersetzung.

Unser Leben ist ein reißend schneller Lauf von dem Augenblick unserer Geburt zu dem unseres Todes. Während dieses kurzen Zeitraumes ist der Mensch bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft, deren Glied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zu der Führung der Staatsgeschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir geschenkt, und nach dem Maße meiner schwachen Einsicht mich bemüht, diesen Staat, welchen ich die Ehre hatte zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe die Geseze und die Gerechtigkeit walten lassen, ich habe Ordnung und Klarheit in die Finanzen gebracht, und ich habe die Armee in jener Disziplin erhalten, welche sie den anderen Truppen Europas überlegen gemacht hat. Nachdem ich diese Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir einen ewigen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte; um daher die Zwistigkeiten, welche sich zwischen meinen Verwandten in betreff meines Erbes erheben könnten, zu vermeiden, erkläre ich durch diesen feierlichen Akt meinen letzten Willen.

Meine letzten Wünsche im Augenblicke meines Abcheidens werden dem Glücke meines Reiches gelten. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Geseze der glücklichste, möchte es in seinen Finanzen der am gerechtesten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein und möchte es dauernd blühen bis an das Ende der Zeiten!

33) Ich ernenne zu meinem Testamentsvollstrecker den regierenden Herzog Karl von Braunschweig, von dessen Freundschaft, Geradheit und Rechtsschaffenheit ich erwarte, daß er die Verantwortlichkeit für die Ausführung meines letzten Willens auf sich nehmen wird.
Gegeben zu Berlin, den 8. Januar 1769.

(L. S.) Friedrich.

Derfelbe erschien schon in aller Frühe des Morgens in Sanssouci und erteilte die nötigen Anordnungen über die Bestattung der irdischen Hülle. In den Zeitungen wurde die nachfolgende, vom Minister von Herzberg unterzeichnete Kundgebung über das erfolgte Hinscheiden des Königs veröffentlicht:

„Donnerstag den 17. August 1786, morgens um zwei Uhr zwanzig Minuten, endigte sich zu Sanssouci das große und thatenreiche Leben Friedrichs des Zweiten, des Großen, Königs von Preußen. Er starb mit der Standhaftigkeit und Gelassenheit eines Weisen, alt vierundsiebzig Jahr sechs Monate drei Wochen und drei Tage, nachdem seine unvergeßliche Regierung sechsundvierzig Jahr und zweieinhalb Monat gedauert hatte.

„Wenn die allgeredteste Bewunderung reden will, so macht der allgeredteste Schmerz verstummen. Sein Volk betete Ihn an, Europa suchte Ihm nachzuahmen, die Welt bewunderte Ihn, und die Nachwelt wird erstaunt die Geschichte Seiner Thaten kaum glaublich finden. Wenige Könige waren so groß wie Er, noch kleinere so gut wie Er; kaum Einer so groß und gut zugleich wie Er! Wer Gefühl für Geistesgröße und für Thätigkeit zur Beförderung für Menschenglück hat, wird Seinen Namen nie anders als segnend aussprechen.“

Nachdem der Bildhauer Eckstein die unten abgebildete Totenmaske in Wachs abgenommen hatte — dieselbe befindet sich jetzt im Hohenzollernmuseum — wurde der Leichnam in der Uniform des ersten Bataillons Garde von zwölf Unteroffizieren dieses Bataillons in den Sarg gelegt und abends acht Uhr auf einem achtpännigen Leichenwagen, dem nur drei Kutschen folgten, nach dem Stadtschloß überführt, wo derselbe im Audienzzimmer unter dem dort befindlichen Baldachin in Parade aufgebahrt und von vier Obersten bewacht wurde.

Eine nach Tausenden zählende Menge füllte die Straßen, durch welche der stille Zug sich bewegte. Die Soldaten traten aus eigenem Antrieb in Reih und Glied und folgten dem Leichenwagen; manches rauhe, in den Feldzügen des großen Königs verwetterte Gesicht konnte sich der Thränen nicht erwehren. Übrigens herrschte allgemeines Schweigen, wie das Schweigen der Mitternacht; nur hier und da hörte man ein schwer verhaltenes Schluchzen und den Seufzer: „Ach, der gute König!“ — „Wer wird nun die Welt regieren?“ — in diesen Worten eines Bauern fand die Stimmung, welche die Kunde von dem Tode des großen Königs allenthalben hervorrief, einen ebenso schlichten wie beredten Ausdruck. — Am folgenden Tage, dem 18. August, war die Leiche in dem genannten Gemache des Stadtschlusses öffentlich ausgestellt, und Tausende strömten aus Berlin und Potsdam wie aus der Umgegend herbei, um zum letztenmal das Antlitz zu sehen, dessen nun für immer geschlossene Augen so oft blizartig in die Welt hinausgeleuchtet und so treu über Preußens Ehre gewacht hatten. Am Abend des 18. August wurde dann der Leichnam in die königliche Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam überführt, um in aller Stille neben dem Sarge

Friedrich Wilhelms I in dem schlichten Grabgewölbe unter der Kanzel beigelegt zu werden. Eine öffentliche Leichenfeier, für welche die mit schwarzem Tuch ausgeschlagene Kirche mit allegorischen Darstellungen der Thaten und Verdienste Friedrichs des Großen und mit Schildern, auf denen die Namen der wichtigsten Schlachten, die er geschlagen, verzeichnet standen, geschmückt wurde, fand erst drei Wochen später am 9. September statt. Ein in der Mitte der Kirche errichteter Tempel und die Aufführung einer vom königlichen Kammerherrn Marquis de Lucchesini verfaßten lateinischen Trauerkantate sollte die Aufnahme des Königs in den Himmel zur Darstellung bringen. Im Sinne des Verstorbenen, der in seinem Testamente ausdrücklich bestimmt hatte, ohne feierliches Gepränge bestattet zu werden, ist diese mit großem Pomp in Szene gesetzte Feier nicht gewesen, aber sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II glaubte zu Ehren des entschlafenen Königs nicht weniger thun zu dürfen, als dieser selbst dereinst bei der Bestattung seines Vaters gethan hatte. Bei der für alle Kirchen der Monarchie angeordneten Gedächtnisfeier wurde als Text der Predigt das Schriftwort 1. Chron. 18, 8 vorgeschrieben: „Ich bin mit dir gewesen, wo du hingegangen bist, und habe deine Feinde ausgerottet vor dir und habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben.“

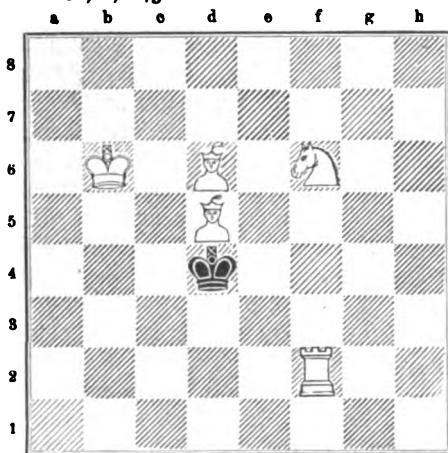
Zum Schlusse noch ein Blick in das Testament des großen Königs, welches — bereits sieben Jahre vor seinem Tode von ihm eigenhändig aufgesetzt — nach verschiedenen Seiten höchst charakteristisch und interessant ist. Nach dem von uns im Faksimile mitgetheilten Eingange lautet dort Nr. 1 der Bestimmungen: „Ich gebe gern und ohne Bedauern den Lebensodem, welcher mich beseelt, der wohlthätigen Natur zurück, die ihn mir geliebt, und meinen Körper den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt war. Ich habe als Philosoph gelebt und will wie ein solcher beerdigt werden, ohne Gepränge, ohne Prunk, ohne Pomp; ich will weder feziert, noch einbalsamirt werden; man beerdige mich in Sanssouci auf der Höhe der Terrassen, in einem Grabgewölbe, welches ich mir habe herrichten lassen. — Wenn ich in Kriegszeiten sterbe oder auf der Reise, soll mein Leichnam an dem nächstgelegenen Orte beigelegt und im Winter nach Sanssouci transportirt werden, an den Ort, den ich vorhin bezeichnet habe.“ — In dem vorletzten Abschnitt heißt es (32): „Ich empfehle meinem Nachfolger, sein Blut in der Person seiner Onkel, seiner Tanten und aller Verwandten zu ehren. Der Zufall, welcher das Geschick der Menschen regiert, bestimmt die Erstgeburt, aber obgleich man König ist, ist man darum doch um nichts besser als andere Leute. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in Eintracht zu leben, und, wenn es nötig ist, ihre persönlichen Interessen dem Wohle des Vaterlandes und dem Vorteile des Staates zu opfern.“ Hierauf folgen sodann die von uns im Faksimile wiederum mitgetheilten Schlußworte: „Meine letzten Wünsche etc.“, welche besser als alles andere Zeugnis davon geben, wie das Wohl und die glückliche Zukunft seines Volkes und Reiches bis an sein Ende den König aufs lebendigste beschäftigt haben.



Zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen: Totenmaske Friedrichs des Großen. Nach dem Wachsabguß im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von W. E. Arnold.



WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Arithmoglyph.

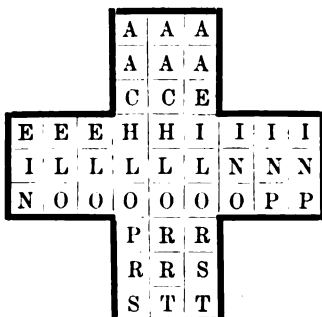
- 1 2 3 3 4 5 6 ein deutscher Klassiker,
2 7 2 8 7 4 9 eine in den Perserkriegen
zerstörte Stadt auf
einer der größeren
griechischen Inseln,
3 10 11 9 12 9 1 ein Raubtier,
3 9 1 2 7 5 13 Stadt in Unteritalien,
4 14 3 8 2 14 8 ein durch eine Schlacht
bekanntes Dorf in
Schleswig,
5 13 7 15 2 7 8 ein männlicher Name,
6 9 1 13 8 8 4 ein Name aus einem
Stücke des in der ersten
Zeile genannten Klas-
sikers.

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben
von oben nach unten dieselben Namen wie die
erste und letzte Zeile.

2.

Mit Fuß ein Prophet, ohne Fuß eine
Landschaft des alten Griechenlands. — Mit Fuß
eine Rolle in einer Oper von Meyerbeer, ohne
Fuß eine Rolle in einer Oper von Gounod. —
Mit Fuß eine Rolle in Schillers Wallenstein,
ohne Fuß ein Fluß. — Mit Fuß ein Meer-
bewohner, ohne Fuß ein berühmter Ort in
Griechenland.

3. Kreuzrätsel.



Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen,
daß die drei wagerechten Reihen gleich den
entsprechenden senkrechten lauten.

Die einzelnen Reihen bezeichnen:

1. Eine wohlriechende Blume,
2. eine wegen ihrer herrlichen Kunstbauten
berühmte Burg des Altertums,
3. einen Bestandteil des türkischen Reiches.

Inhalt: Die Bräute von Moorflätt. Schluß. Erzählung von J. Steenhuisen. — Rotlappchen. Nach dem Bilde von Julius
von Klever. — Im Sophienstift. Schluß. Erzählung von Hans Warring. — Die letzten Lebensstage und der Tod Friedrichs des Großen.
Von B. Rogge. Mit acht Illustrationen. — In unserer Spielecke.

Für die Ausföhrung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Garantur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Aoenig und Theodor Hermann: Pantentus in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantentus.

Verlag der Dabim-Expedition (Fefhagen & Alafing) in Leipzig. Druck von Julius Allardardt in Leipzig.

Bilderrätsel.



4. Citatenrätsel.

Eine bekannte Stelle aus Goethe besteht
aus neun Wörtern, welche der Reihe nach in
den neun folgenden Citaten enthalten sind, also
das erste Wort in 1, das zweite in 2 u. s. w.

1. Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen;
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.
2. Wer ist der Verherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder.
3. O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit, der jungen Liebe.
4. Wo in der Wildnis alles schwieg,
Vernehm ich das Geläute wieder;
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.
5. Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend sah,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.
6. Denn, was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.
7. Wozu der Värm? Was steht dem Herrn zu
Diensten?
8. Am Brunnen vor dem Thore, da steht ein
Lindenbaum;
Ich träumte in seinem Schatten so manchen
süßen Traum!
9. Sei hoch befehlt oder leide:
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Geteilte Freud' ist doppelte Freude;
Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

5. Wortfette.

Zu suchen sind 16 Wörter, welche eine
Wortfette bilden, d. h. die Endsilbe eines jeden
Wortes ist gleich der Anfangsilbe des nächst-
folgenden und die Endsilbe des letzten gleich
der Anfangsilbe des ersten. Auf ein drei-
silbiges folgt immer ein zweisilbiges Wort, dann
wieder ein dreisilbiges u. s. f.

Die 16 Wörter, aber in anderer Reihen-
folge, bezeichnen:

1. Eine Göttin der Römer,
2. eine Meerenge,
3. einen Kaiser,
4. eine tropische Frucht,
5. einen großen Strom in Afrika,
6. einen der griechischen Heroen,
7. einen Nachbar der Deutschen,
8. einen Kaiser,
9. eine Insel des Mitteländischen Meeres,
10. ein vielgelesenes Buch,
11. einen Nebenfluß des Rhein,
12. eine Prophetin,
13. einen Kurort im südöstlichen Frankreich,
14. ein chirurgisches Instrument,
15. einen atmosphärischen Niederschlag,
16. eine Einfassung.

6. Vierfüßige Scharade.

Die beiden Ersten zeigen an,
Daß wir jetzt auf der Höhe stehen,
Und nun bergab auch wieder gehn.
Sie nennen dir zugleich den Mann,
Der seinen Ohrs die Welt belauscht,
Und davon lustig weiter „plauscht.“
Die beiden Letzten findest du,
Wenn grad der kühle Morgen graut,
Und neues Leben niedertaut.
Das Ganze heut willkommen Ruß
Im Wald, am Meer, im Moor zulezt,
Wenn matt du bist und abgehezt.
Pf. 3.

7. Vierfüßige Scharade.

Meine ersten Beiden strahlen
Liebespendend Fürsten gleich,
Und doch sind sie nichts als Zahlen
In des großen Meisters Reich,
Der also auf weiter Flur
Schrieb der Sphären Partitur.

Meine Letzten mußten weichen
Vor der deutschen Kaisermacht —
Wie die Sterne matt erbleichen,
Wenn der Tag verschleucht die Nacht,
Wie sich bucht der Geier Schar
Vor dem sieggewaltigen Aar.
Stetig geht die Zeit indessen
Ihre Wege bis zulezt.
Ihre Stunden sind gemessen,
Und ihr Ziel — es ist gesezt.
Sich, das Ganze, eh' man's denkt,
Wieder in die Tiefe lenkt.
Pf. 3.

(Die Ausföhrungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 45.

Damesspielaufgabe.

1. d 2 — e 3
2. h 6 — g 7
3. a 3 — c 5
4. a 7 — c 5 gewinnt.
1. f 4 — b 4
2. D c 5 — g 1
3. D g 1 — b 6

Bilderrätsel.

Distel, Apfel, Haus, Esel, Jude, Muschel.

1. Homonym. Ahnen — ahnen.

2. Geographisches Diamanträtsel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| T | R | O | P | P | A | U |
| S | C | H | O | N | E | N |
| S | T | E | T | T | I | N |
| P | O | T | S | D | A | M |
| C | O | R | D | O | V | A |
| C | A | T | A | N | I | A |
| C | R | E | M | O | N | A |

3. Dreisilbige Scharade. Waldmeister.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 21. August 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 47.

Maria, die Fremde.

Erzählung von H. Pichler.

Schräg durch das kleine Fenster in der dicken Mauer fiel ein breiter Sonnenstrahl ins enge Turmgemach hinein. Gerade in der Lichtzone stand ein junges Weib, die eine Hand fest zur Faust geballt auf den altfränkischen Tisch gestützt, die andere in die Seite gestemmt. Sie mußte eben gesprochen, heftig gesprochen haben, denn noch bebten ihre Rippen, und ein dunkelblaues Augenpaar schleuderte förmlich Blitze nach jenem alten Manne hinüber, der da hinter dem Tische in einem altfränkischen, roßhaarbezogenen Kanapee saß, die Hände zwischen den Knien gefaltet und mit dem weißen Kopf bedächtig vor sich hin nickend.

Ein merkwürdiges Menschenpaar, der alte Mann und das junge Weib. Er eine große, einst herkulisch gewesene Gestalt, die erst in aufrechter Stellung zur Geltung kam, breite Schultern, die nun durch Alterslast nach vorn sich etwas krümmten und einen mit kurzen weißen Haaren bedeckten Kopf trugen, dessen Gesicht wie ein überjähriger, verschrumpfter Apfel aussah.

Sie eine zart und doch üppig gebaute Figur mit südlich warmer Färbung der Haut; eine Krone tiefschwarzen Haars zierte den kleinen Kopf, in seltsamem Kontrast standen zu ihm die germanisch blauen Augen, die jetzt freilich vor Erregung funkelten. Die ganze Gestalt stand vom Licht überflutet, welches nach den Ecken zu abnahm und die äußersten Winkel des tiefgelegenen Zimmers kaum erhellte. Sie wartete eine Weile, um von dem Alten eine Antwort zu erhalten. Dieser schwieg aber, wie in tiefen Gedanken verloren. Der kleine Fuß im derben Schuh trat etwas hart auf die Bohlen des Fußbodens, und sie fragte: „Hab' ich recht oder unrecht, Großvater? Kannst du nichts darauf sagen?“ Der Großvater guckte bei dem ungestümen Fragen nicht auf, sondern antwortete vor sich hin: „Du bist noch jung, Maria, und in

deinem Kopfe sieht's anders aus, als unter meinem weißen Schädel, der schon manchen harten Wind und manche Sturzsee gespürt hat; außerdem steckt viel von dem heißen Blut deiner Mutter in dir, da kann ich dich wohl begreifen. Hast aber drum doch nicht recht, und es steht dir schlecht an, über Sitte und Herkommen auf unserer Insel zu schmälen.“

Maria war in die tiefe Fensternische getreten und schaute über Deiche und Außenland hinweg auf das stutende Meer, das im Glanze klarer Wintersonne ausgebreitet lag. Fest drückte sie die Hand auf die klopfende Brust und antwortete: „Ja, das heiße Blut meiner Mutter wird mir vorgehalten, jedesmal, wenn ich nicht will, wie es der engen, klugen Sippe, auf dem Wer' beliebt. O, ich begreife wohl, warum meine Mutter so früh starb, sie konnte mit ihrem warmen Blut unter diesen Fisköpfen nicht leben und machte sich darum schnell wieder auf die Reise.“

„Versündige dich nicht,“ rief der Alte ruhig, doch in einiger Erhebung der Stimme. „Von deiner Mutter darfst du noch recht viel lernen; obwohl sie ‚die Fremde‘ war, hatte jeder sie gern, weil sie sich zu uns hielt, als der Eingeborenen eine, und sie hatte das Salzwasser lieb, als wäre sie darauf geboren, und erst, als mein Eilt Peter, dein Vater, so schlimm zu Grunde gegangen war, da packte sie das Heimweh und daran starb sie.“

Es trat eine Pause ein, man hörte von außen das dumpfe Brausen der See, und im engen Gemach tickte eine alte Uhr gleichmäßigen Schlages, Sekunde um Sekunde; rinnen- und rinnen-ende Zeit. Maria wandte sich wieder zu dem Großvater, dessen ernste Worte ihre erregten Gefühle etwas beschwichtigt hatten, es klang weniger leidenschaftlich als trotzig, als sie nun sagte: „Es ist schon gut, Großvater. Bin ich meinem Seligen keine brave Frau gewesen? Hat er über mich zu

klagen gehabt? Er oder du? Nach irgend wem anders brauche ich nicht zu fragen. Mein Seliger war ein guter Mann, aber ich nur ein dummes Ding, als ich ihn nahm. Bin nun ein paar Sommer klüger geworden, und wenn ich wieder heiraten will, weiß ich wo anders anzufragen, als bei den Bettern und Basen, die jede Witwe mit dem Bruder des Mannes zusammen-splissen, damit nur das bißchen Gut zusammen bleibt. Ich lasse mir das nicht gefallen und nehme den Hans Frerik nicht und wenn er —“

Sie brachte den Satz nicht zu Ende, denn die Thür hatte sich leise geöffnet, und „guck, guck!“ rief ein Kinderstimmchen hinein. Maria, das dreijährige Töchterchen der jungen Witwe steckte sein Blondköpfchen durch die Spalte, und Marja slog auf die Thür zu, hob den kleinen Liebling hoch in die Luft und tanzte in ihrer ungestümen Weise rund um, daß die dunklen Wollenröcke um ihre Hüften sich blähten und das Papierschifflein, welches die Kleine an einem langen Zwirnsfaden in der Hand trug, seine erste Reise ebenfalls durch die Luft des Stübchens wirbelte. Das Kindchen jauchzte, und nachdem es wieder festen Boden unter den Füßen hatte, kletterte es auf Urgroßvaters Kniee, zeigte sein Schifflein und bat mit ihm hinauszugehen an die „Elbe,“ um mit dem Fahrzeug gen Hamburg zu segeln. Und der Großvater strich des Kindes Köpfchen und versprach, ihm eine große Bark zu bauen, mit welcher sie zusammen weit hinaus nach England und nach dem schönen Odeffa segeln wollten, von wo die Großmutter hergekommen. Marja fing an, ein einfaches, reimloses Lied in monotoner Weise zu summen, und klein Maria fiel mit dünnem Stimmchen ein, auch das Kind kannte bereits das Lied:

Ein fröhlich Herz schlägt in meiner Brust,
Über ein harter Stein liegt darauf;
Was helfen meine starken Glieder,
Kann ich nicht atmen wie ich will?

Diese eintönige Weise und der Name Marja waren das einzige, was noch an die seltsame Abstammung mütterlicherseits bei der jungen Frau erinnerte, aber es genügte, um bei den Eingebornen der Insel auch ihr die ehemalige Bezeichnung der Mutter zu geben, man nannte Marja ebenfalls „die Fremde.“ Der Großvater, welchen dies Epitheton ärgerte, denn er fühlte sich als Alteingeseffener, hatte darauf bestanden, daß dem Osten entstammende „Marja“ bei dem Kinde in eine deutsche Marie umzuwandeln; hartnäckig hielt aber die junge Mutter wenigstens an dem Endbuchstaben a fest.

Ein grober, klobiger Bau, jener Turm auf der Insel Neuwerk an der äußersten Ecke des nordwestlichen Deutschlands gelegen; das Volk nennt ihn die „Blüse“. Eine wunderliche Insel, bald zur Zeit tieffter Ebbe mit dem Festlande durch den schlammigen Meeresgrund zu einem Ganzen verbunden, bald ein abgetrennter, einsamer Wachtposten im brandenden Meere, wenn die Flutwelle steigt und das Watt fällt. Ein seltsames Bauwerk, der uralte Turm, der weitbauchig, gar vielerlei Dienste übt und in seinen dicken Mauern vielen Menschen Gelaß und Unterkunft gewährt, aber sein Haupt trägt die mächtige Laterne, in welcher zweiunddreißig Lampen brennen, deren Licht, durch Metallspiegel verstärkt, weit hinausstrahlt auf das nächtig dunkle Meer und den Führern zahlloser Schiffe das ersuchte Merkzeichen gibt, nach welchem sie durch die „Sande“ der Elbmündung ihren Weg finden. Der Turm hat Geschlecht um Geschlecht niedersinken sehen, er ist an die fünfshundert Jahre alt, und Krieg, Mord, Gewaltthat von Menschenhand und die Vernichtungskraft des Meeres haben angeichts seiner gespielt und gewüthet. Gar mancherlei Menschen hat das altersgraue Dach beherbergt: hohe Herren, die von hier aus über das mächtige Stromgebiet regierten, trogige Seeräuber, die Handel und Schifffahrt der blühenden Stadt Hamburg gefährdet hatten und hier ihres Rechts- und Urteilspruchs warteten; auch manch schiffbrüchige Mannschaft eines verunglückten Schiffes fand in den alten Mauern gastliche Aufnahme. Selbst fremde Herren hatten im Laufe der Zeiten sich dann und wann auf der Insel eingenistet und residierten im alten Turm. Das ist nun alles lange her. Auch darüber,

daß Marja, „die Fremde,“ den Frieden der kleinen Gemeinde innerhalb des Deiches störte, hat tausendmal Ebbe und Flut gewechselt, und kaum mag noch eine alte Frau leben, die von dem seltsamen Gebaren der Fremden zu erzählen weiß, aber hier und da gibt's einen graubärtigen Seewolf, der von Hörensagen einer lange versunkenen Nacht gedenkt, da das leitende, rettende Feuer auf der „Blüse“ fehlte und Grauen und Tod vieler Menschen durch das ungestüme Pochen eines einzigen kleinen Menschenherzens heraufbeschworen wurde.

Nun verblich das Tageslicht. Von ihrem hohen Standpunkt aus hatte Marja dem Hinabsinken des roten Sonnenballes zugehört. Das that sie jeden Abend. Und nachdem das letzte zitternde Streiflicht verschwunden und die schwarzblaue Dede der Dämmerung über dem murrenden Ozean lag, erinnerte sie sich ihrer häuslichen Pflichten. Großvater schickte sich an, seines Amtes zu warten, der alte Peter Gilt war ja Inselvogt und zugleich Wärter des Leuchtturmes auf Neuwerk, und klein Maria, die noch nicht genug hatte des Erzählens aus fremden Ländern, wo Blumen wachsen so groß wie der Teller, von welchem klein Miezchen sein Süppchen ißt, begleitete den Alten. „Man wird mit der süßen Dirne selbst zum Kinde und schwagt die Sonne vom Himmel 'runter,“ sagte der alte Peter Gilt, als er die dunkle Treppe hinan stieg, um seine Blendspiegel noch einmal zu putzen, ehe er die Laterne entzündete. Marja haschte ihr Kind noch einmal und liebte es so stürmisch, daß die Kleine schreiend sich wehrte und dem Großvater nachstrampelte. „Ich gehe Wasser holen,“ rief Marja den beiden nach und sie nahm zwei Eimer und stieg hinab. Als sie aus dem hochgelegenen Thor trat, blieb sie einige Minuten regungslos stehen, ehe sie die hölzerne Treppe hinabstieg, um zum Brunnen zu gelangen, dem kostbaren, einzigen Brunnen, der mit der „Blüse“ in der zweiten, engeren Eindeichung der Insel liegt. Auch das that Marja jeden Abend. Sie konnte von der kleinen Plattform der Treppe aus immer noch über den engeren Deich hinwegsehen und — konnte von den zwischen beiden Deichen gelegenen Häusern auch gesehen werden und das war die Hauptsache. So weit mußte das Dämmerlicht noch reichen.

Warum Marja, wider die alte Sitte der Insulaner sich sträubend, Hans Frerik, den Bruder ihres verstorbenen Mannes nicht heiraten wollte, das hätte der leicht begriffen, welcher an diesem Abend, eine halbe Stunde später, als die tiefen Schatten des Winterabends schützende Schleier dem Tagessehen gewährten, das junge Weib in den Armen eines stämmigen, blondhaarigen Burschen gesehen hätte. Das Pärchen hatte sich in sein abendliches Versteck geflüchtet, an der Ostseite der „Blüse“, da, wo die Ecken am dunkelsten, und wo der raue Nordwind nicht paffen konnte. Viel zärtliches Liebesgeflüster war es nun gerade nicht, was die beiden redeten, jeder faßte das Verhältnis von seinem individuellen Standpunkt auf, doch hatten beide gerade genug von Landes Denken und Empfinden eingefogen, um nicht sentimental zu werden.

„Der Alte hat mir wieder scharf zugefegt wegen Hans Frerik, und vor Mittag war die Ruhme Meta bei uns und wußte mir natürlich viel von konträrer Gesinnung zu reden, und mir sei nicht zu trauen, weil ich fremd. Es wird mir zu viel damit. Was sagst du dazu, Dick?“ Das junge Weib hatte beide Hände auf die Schultern des Burschen gelegt; er stand einen Augenblick mit gesenktem Kopfe, dann faßte er die Gestalt der Liebsten um die Hüften und hob sie hoch in die Höhe, dann ließ er los und fing die Fallende in seine Arme auf, sie fest und gewaltig an sich pressend. „Daß das dumme Gethue!“ sagte Marja, schlang aber selber die Arme um seinen Hals und küßte ihn. „Antworte!“

„Ich meine,“ antwortete Dick, „du gibst nach. Hans Frerik ist ein ansehnliches Mannsbild, und ein tüchtig Erbe kommt zusammen.“

„Du? Du? Du räst mir dazu?“ rief Marja leidenschaftlich, doch gedämpft. Sie riß den Burschen so heftig am Arme, als wolle sie ihn hervor ans Licht, vor die Schranken des großen Gerichts ziehen.

„Schnack! Schnack!“ lachte Dicks, „nur nicht gleich so wild. Bist doch ein resolutes Frauenzimmer, welches wohl verdiente, daß sich unser einer den Hals drum bräche.“

„Daß das,“ grollte Marja, „sag deine Meinung rein 'raus!“

„Nicht so stürmisch! Zeigst mir den Wind zu oft von vorn, das macht müd. Konntest doch denken, daß ich mit Hans Frerik das nur zum Spaß sagte, um zu sehen, wie du bei diesem Pfiff segelst.“

„Und du bleibst mein? Wir beide müssen zusammenkommen?“ fragte Marja atemlos hastig.

„Nun freilich, du wilder Schatz,“ lachte Dicks, faßte sie mit beiden Händen und küßte sie, bis ihr der Atem versagte. „Dich sollt' ich fahren lassen? Du hast mich das Küssen gelehrt und die andern Leut' auf dem Werk' wissen gar nicht, was liebhaben heißt. Nur du und ich, wir wissen es. Was?“

„Es wär' auch schrecklich, wenn's anders wär,“ flüsterte Marja. „Dir hab' ich mich hingegeben, weil du nicht trüg' und langsam bist und nicht kalt und störrisch wie diese Fischeköpfe unter dem Nebelhimmel, wie Hans Frerik einer ist.“ Und nun begann ein Geflüster und ein Raunen, daß das junge Weib in Liebeseligkeit den Großvater und sein Leuchtfeuer, das Kind und die gefüllten Wassereimer, ja, die Insel selbst und das weite Meer, die ganze Welt vergaß. Sie trug alles das in sich, sie liebte zum erstenmale, und die vererbte Blut des Morgenlandes kochte in ihren Adern. Der Nordwind schüttete nach kurzer Zeit eine Graupelsbö über die Insel aus, und Dicks schüttelte sich in dem ungemütlichen Wetter und nahm Abschied von der Liebsten auf längere Zeit, denn er wollte anderen Morgens mit Hochwasser nach Hamburg, wo er von dem Herrn Senator Michelsen eine Stelle als Aufseher in dessen Pachthäusern erhalten hatte.

„Ein frühlich Herz schlägt in meiner Brust,
Aber ein harter Stein liegt darauf —“

Sie summt das trübe Lied vor sich hin, als sie mit den Eimern ihre kleine Küche aufsuchte; das trübe Lied eines unglücklichen Volksstammes hatte Marja, die Großmutter, aus den Niederungen des Dnjepr an den Nordseestrand verpflanzt.

Peter Eilt, der alte Vogt, hatte dertweil sein Feuer angezündet, sich hier und da noch zu schaffen gemacht, wie es seine Art, auch wenn er alles Gewerk in Rüd und Schid wußte; er überzeugte sich lieber dreimal von dem tadellosen Zustande seiner Laterne, als daß einmal ihm genügt hätte. „'s hängt Gut und Blut von dem Blusenfeuer ab,“ sagte er wohl, „und wenn ein hiebzijähriger Mensch seine Arbeit nicht ordentlich machen kann, soll er's Arbeiten ganz lassen.“

Weithin strahlte das Licht, in der Nähe fast blendend. Draußen am Eingang der Laterne auf der rundum laufenden Galerie kauerte klein Maria, die Hände in das grobe, blaue Schürzchen gewickelt, denn es pfiß der Wind rund um den Turm, und in die Laterne durfte Miezchen bei Leibe nicht eintreten, das war vom Großvater ein für allemal verboten, ebenso das Herumlafen auf der Galerie. Und so saß das Kind zusammengehoßt und freute sich der großen und kleinen Fahrzeuge, die tief unter ihm in dem verschwimmenden Dämmerlicht gespenstisch segelten. Der Wind blies in die Segel, und alle gingen einen Kurs dem Strome entgegen, der großen Handelsstadt am Elbflusse zu. Es blickten grüne Sterne aus der gähnenden Tiefe herauf, hier eins, dort eins, so viel Schiffe, so viel Lichter, grüne Lichter an Steuerbord ausgehängt. Diese Sternlein bildeten des Kindes höchste Freude, allein um ihretwillen zappelte es dem Großvater allabendlich zur Laterne nach.

Hier und da mischte sich ein rotes Sternlein unter die grünen, wenn ein großer Rauffahrer angesichts der Insel vor Anker gegangen war und, mit der Strömung seinen Kopf der See zuwendend, das Signal seines Backbords zeigte.

Klein Miezchen wußte auch, daß all die Lichtlein aus dem finstern Grunde, die großen, schattenhaft hingleitenden Schiffe alle nach der einen großen Leuchte des Großvaters schauten. Und das Kind guckte in die Höhe, und von dort

winkten ebenfalls Sternlein herab, es pustete der Wind, als müsse er hunderttausend Lichter mit seinem Odem verlöschen, und klein Miezchen schauerte und duckte zusammen. Dann kam der Großvater und nahm sein gehorsames Kindchen mit hinab in die warme Stube.

Hier hatte sich unterdes ein Gast eingefunden, der auf den ersten Blick als der Bruder von Dicks gelten konnte. Es war aber nur ein Vetter von dem blonden Liebhaber der dunkeln Marja, er hieß Hans Frerik, hatte eben so gelbe Haare wie sein Vater und ein Paar blaue Augen, die ein bißchen schwermütig dreinguckten, aber um seinen Mund lag es wie Eisen, und seine Hände packten alles reichlich kräftig an. Das war Hans Frerik, der Schwager und — wie die Überlieferung der durch und durch verschwägerten Insel wollte — der zukünftige Mann der „Fremden“, den diese jedoch hartnäckig ausschlug. Hans Frerik war Erbe eines schönen Hofes; auf dem „Vorlande“ außerhalb der Deiche weideten stämmige Rinder in beträchtlicher Anzahl, die einst sein eigen werden sollten. Er hätte sich also ein recht bequemes Leben machen können. Aber von jung auf hatte er große Neigung fürs Wasser gehabt, und solange der Bube dem Vieh am Meeresstrande aufpassen konnte, genügte ihm das Herumtreiben am Strande bei gutem und schlechtem Wetter. Später aber wollte er mehr und ließ sich in Cuxhaven eine Schaluppe für den Fischfang bauen. „Obgleich er das Fischen nicht nötig hatte,“ wie jedermann „auf dem Werke“ wußte, fand man doch, daß Hans Frerik mit dem Fischen ein schönes Stück Geld verdiene, und die Ärmern der Insel gingen gern mit ihm hinaus, wenn die Zeit da war, wo der Schellfisch beißt. Man schrieb Ende September; der Fisch konnte jeden Tag eintreffen und daher wollte Hans Frerik morgen hinausgehen, zumal es in Haus und Hof für ihn nichts Nennenswerthes zu thun gab.

„Guten Abend, Vogt,“ sprach aus dem Dunkel der Stube dem eintretenden Peter Eilt eine Stimme entgegen.

„Viel Dank, Hans Frerik,“ antwortete der Alte, „warte 'nen Augenblick, daß ich das Kind zu seiner Mutter bringe.“

Gleich danach kam der Alte wieder und trug eine Zinnlampe mit offener Flamme, die er auf den Tisch setzte. Hans Frerik hätte gar nicht so laut mit seinen neuen Angelhaken in der Tasche zu klumpen brauchen, welche den Vorwand zur Motivierung seines Besuchs abgeben sollten, der Vogt fing gleich von der Person zu sprechen an, um die es dem jungen Fischermann zu thun war, von Marja. „'s ist kaum mit der Deeren auszuhalten,“ sprach der alte Vogt, indem er mittels eines an der Lampe baumelnden Hakens die qualmende Flamme höher stockerte, „sie weiß, daß ein alter Fahrersmann kein Duster leiden kann, fällt ihr aber nicht bei, Licht zu bringen, und auf unsern Pannfisch müssen wir heut' auch länger warten wie gewöhnlich. Sie ist rabbiat, wie ein Fahrzeug, das bei Sturm über Stag gehen soll, von wegen der Heirat. Mein Junge, es sieht mißlich damit aus. Ich mag das Kind nicht zwingen, denn sie ist das Letzte, was mir altem Menschen geblieben ist, und sie läßt sich auch nicht zwingen, eher beißt sie sich alle zehn Finger ab.“

„Sollt' sie auch nicht zwingen, Vogt, es kommt kein Glück dabei 'raus,“ antwortete Hans, der seine Angelhaken vor sich auf den Tisch gelegt hatte und die verschiedenen Spitzen so angelegentlich prüfte, als gebe es keine wichtigere Sache auf der Welt. Nach einer Weile fuhr er fort: „Es ist ein schlimmes Ding, das Soll und Muß; wir Mannsleut' lernen damit rechnen von klein auf, die See und der Wind haben kein Erbarmen, und wir lernen das Sollen und Müssen so gut, daß wir endlich meinen, alles was wir thun, sei unser eigener Wille. Anders ist es mit den Frauen; sind gebrechliche Dinger, aber sie haben 'nen eignen Willen, und manche mag eher von dem oberen Kranz der Bläse runterspringen, ehe sie gegen ihren Willen thut. Das kommt davon, weil bei den Weibern der Wille nicht wie bei uns im Kopfe sitzt, sondern im Busen.“

Der Alte hatte sich Holzfram und ein Messer herbeigekannt und schnitzte nun an einem Stücke herum, das einem kleinen Schiffsmodell immer ähnlicher wurde. Doch legte er

sein Gewerk nieder und rückte das Licht seitwärts, um seinem Gast groß, verwundert in die Augen zu sehen. „Hans, du redest ja wie ein gelehrter Herr, woher kommt dir das? So etwas denken kann man ja, aber in Worte bringen — Junge, was ist mit dir?“ Der große, breite Hans Frerik ward rot wie ein Schulbube und meinte dann verlegen: „Se nun, wenn die Deine ausliegt und ich habe auf den Fisch zu warten, dann kommen einem auf dem blauen Wasser so die Gedanken und dann — sehe ich ja auch, wie es mit der Marja steht.“ Peter Eilt, der greise Vogt und Leuchtturmwärter seufzte tief. „Ja, ja, hätte gern meinen Platz 'nem strammen Jungen aus meiner Familie hinterlassen, mein Eilt ist mir vorweg gesehelt und Marja — na, jetzt ist's zu spät. Wo bleibt die Dirne nur? Will doch nachsehen.“

„Laßt mich gehen,“ sagte Hans Frerik, „wollte ihr doch guten Abend bieten, ehe ich gehe.“

Der Alte stieg nach oben, sein Feuer zu inspizieren, und Hans steckte seinen blonden Kopf in die kleine verräucherte Küche. Das Feuer glimmte, und die junge Frau schüttelte den steifen Fischbrei in der Pfanne, daß er kroß bade, ohne anzubrennen. Ihre Wangen glühten, war es der Schein der roten Glut? oder brannte etwas anderes auf dem hübschen Gesicht?

„Was bringt dich her?“ fragte das junge Weib in rauhem Tone.

„Weißt ja, Marja, immer daselbe Werk,“ antwortete Hans. Er stellte sich neben sie und schaute in das Torfeuer, als müsse er die springenden Funken zählen; sie aber hantierte mit ihrer Pfanne so ungestüm herum, als wollten ihre Ellbogen den unbequemen Gast zur Thür hinausstoßen.

„Wegen meiner brauchst dich nicht mehr zu rühren, weißt ja, wie ich den!“

„Gar nicht denkst du,“ fiel ihr Hans ins Wort, „sonst müßtest wissen, daß ich dich gern hab' und nicht wegen des bißchen Gut auf dich veressen bin, oder weil es die Sippchaft will. Seit heut' aber weiß ich, daß wir nicht zusammenkommen können, du — du —“ er stockte, und beide Augenpaare begegneten sich mit feindseligem Ausdruck.

„Dicks,“ rief Marja unbedacht.

„Also Dicks war es? Dicks, der leichte Gesell? Nun ja, so zu schwagen und zu schwenzeln, so zu ledern und zu schlecken wie der, versteh' ich nicht. O, Marja, daß du dich an einen, der schon ein Mädchenglück als Ballast mit sich schleppt, so konntest wegwerfen, daß du mit ihm im Dunkeln zusammenkommst, heimlich, das ist —“

„Schweig,“ fiel Marja ihm hocherglühend in die Rede, „halt deinen Mund. Das Lot, das ihr Fischköpfe hier auf dem Werk gebraucht, um die Menschen zu messen, paßt nicht für mich und ihn. Wenn du gelauscht hast, so schäm dich in deine dunkle Seele hinein. Komm mir nicht mehr nah', denn ich hasse dich, hasse dich so, daß ich dich —“ Sie war dicht vor ihn getreten und hielt ihm die kleinen festgeballten Fäuste vors Gesicht, die ganze Gestalt zitterte vor Aufregung. Und zum erstenmale kam es über den ruhigen, besonnen denkenden Hans Frerik wie ein zündender Strahl von oben. Er wußte nicht, was er that, aber im Nu hatte er die zornsprühende Frauengestalt in seine mächtigen Arme gefaßt und den bösen, kleinen Mund, die funkelnden Augen mit dichten Küffen bedeckt. Nur einen Augenblick, dann ließ er sie los und fühlte zugleich einen heftigen Schlag auf seiner Wange.

„Wer soll nun für dein Kind sorgen?“ fragte der junge Mann, als er den Rücken wandte, um im Dunkeln die Treppe hinunter zu tasten.

Der Großvater erhielt zur Abendmahlzeit verbrannten Pannfisch, und klein Maria hatte eine unruhige Nacht, denn die blaugewürfelten Kissen ihres Bettchens waren in beständiger Bewegung, und wenn sie schlaftrunken das Händchen ausstreckte, um den Ruhestörer zu entfernen, dann fiel daselbe auf ein heißes Gesicht, welches das Händchen faßte und wieder küßte.

(Schluß folgt.)

Fürst von Pückler-Muskau.

Wer von Görlitz aus, der blühenden an der Lausitzer Neiße gelegenen Stadt, dem Laufe des Flusses nordwärts folgt, tritt sehr bald in eine Feidegegend, die sich viele Quadratmeilen weit über das Land breitet. Kiefernbüsche auf sandigem, von Moor und Teichen unterbrochenem Boden, hier und da eine Mühle, ein einsames Wirtshaus, auch wohl eine Rodung mit ärmlichen Dörfern, ist alles, was die Gegend bietet. Nur am Flusse selbst zeigt sich etwas frischeres Leben. Wer nun über Rothenburg und Priebus die Neiße immer weiter begleitet, gelangt endlich in die Standesherrschaft Muskau; und wenn er sich dem Hauptort derselben nähert, thut sich plötzlich vor ihm ein überraschendes Landschaftsbild auf: ein weit gedehnter großer Park mit üppig grünem Boden, mit Gruppen herrlicher Laub- und Nadelbäume, von dem Flusse und von kleinen Höhen malerisch durchzogen, und als Mittelpunkt, in Blumenanlagen gebettet, ein fürstliches Haus, ein reicher, vornehmer Adelsitz, außen und innen auf reichen Geschmack seines Gründersweisend. Es ist das Werk des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau.

Wir wollen aber noch weiter wandern. Wer von Muskau die Richtung nordwestlich tiefer in die Niederlausitz nimmt, auf Rottbus zusteuern, findet verschmachtet fast und ausgedörrt im endlosen Sande nahe jener Stadt eine noch überraschendere Dase als Muskau: den Park von Branitz. Noch überraschender, weil die Bedingungen zu solcher Schöpfung hier weit ungünstiger als dort lagen. Hier war nichts als ein meilenweit sich breittendes Sandfeld mit ärmlichen Kiefern; und auch hier hat ein thatkräftiger Mann mit sehr großen Opfern, aber auch mit lohnendem Erfolge die Natur gezwungen, sich aus ärmlichster Häßlichkeit in anmutende Schönheit zu verwandeln. Auch dieser Landschaftsdichter war der Fürst von Pückler-Muskau.

Muskau und Branitz sind bleibende Denkmale, welche der Lausitzer Standesherr sich errichtet hat; dauernde Erinnerungen an ein abenteuerreiches, bewegtes Leben, das aber seinen Mittelpunkt in der ärmlichen Sandscholle der angeborenen Heimat suchte und sein Bestes für die Verschönerung derselben aufwandte. In dem Branitzer Sande ruhen die Reste jenes glänzenden Kavalliers, der in Europa, Afrika und Asien umherwanderte und auch in unserer Literatur zu seiner Zeit eine Erscheinung war, die weit über Deutschland hinaus Aufsehen erregte. Sein Leben und seine Art mögen daher hier kurz vorgeführt werden.

Graf Hermann Pückler, der Sproß eines alten reichsgräflichen Geschlechtes, ward am 30. Oktober 1785 auf dem Schlosse zu Muskau geboren. Sein Vater war Graf Ludwig Erdmann, Herr von Branitz, seine Mutter Gräfin Clementine Callenberg, welche ihrem Gemahl die Herrschaft Muskau zugebracht hatte. Die Ehe war unglücklich. „Von den schönsten und reinsten menschlichen Eindrücken, denen einer edlen und liebevollen Häuslichkeit,“ so schrieb Pückler später selbst über seine Kindheit, „erhielt das arme Kind nie den entferntesten Begriff.“ Von dem Vater unbeachtet, von der Mutter bald verhätschelt, bald verabsäumt, fremden Händen überlassen, schloß sich der kleine Knabe in seinem Liebesbedürfnis an die bäuerliche Amme seiner Mutter leidenschaftlich an. Mit sieben Jahren ward er der damaligen Herrnhutischen Erziehungsanstalt in Uhlst übergeben und in der frommen Art der Brüdergemeinde erzogen. Fünf Jahre später kam er dagegen auf das Pädagogium in Halle unter die rationalistische Leitung A. G. Riemeyers. Doch war seines Bleibens hier nicht lange. Er ward zunächst auf die Dessauer Stadtschule gegeben und kehrte dann nach Muskau heim, wo ein paar bessere Hauslehrer ihn übernahmen. Die Scheidung seiner Eltern war inzwischen vollzogen. Gegen eine jährliche Zahlung von 6000 Thalern hatte Graf L. E. Pückler die Herrschaft Muskau für sich übernommen; seine bisherige Gemahlin heiratete sehr bald einen Grafen Seydewitz, der als Oberst in bayrischen Diensten stand.



Volkstfest im Mittelalter. Von Paula Monje.

1801, im sechzehnten Jahre, ward der junge Graf Hermann Büdler auf die Universität nach Leipzig geschickt. Er hatte einen sogenannten Hofmeister zur Seite, einen närrischen und liederlichen Menschen, der mit dazu beitrug, den üblen Ruf des jungen Kavaliere zu vermehren, der in Wissenschaften nichts lernte und in Sittenlosigkeit und Schuldenmachen rasche Fortschritte zeigte. Der Vater drohte und zürnte, aber den vernünftigen Vorschlag des Sohnes, ihn zu einem Onkel nach Frankreich zu geben, wo er gute Lebensart und die französische Sprache gründlich lernen könne, wies er ab, gestattete dagegen den Eintritt als Offizier in die sächsischen Gardes du Corps in Dresden, wo das tolle, abenteuernde, verschwenderische Leben Hermanns erst recht in Blüte trat. Die Geldvergeudung führte zum Bruch zwischen Vater und Sohn, der 1804 den Abschied nehmen mußte und zunächst ganz hilflos war, denn das Anerbieten seiner Mutter, er möge bei seinem Stiefbruder Max Seydewitz gegen freien Unterhalt Hofmeister werden, wies Graf Hermann ab. Endlich vermittelte der ihm sehr ergebene Sekretär seines Vaters, Wolf, eine Ausöhnung, wodurch ihm jährlich viertausend Thaler zugesichert wurden, um fern von Muskau auf einer Reise über sein Schicksal nachzudenken.

Im Sommer 1806 reiste Graf H. Büdler über Prag langsam nach Wien, wo er bis in den September 1807 unter der reichen, jungen, österreichischen Aristokratie lebte und mit seinen Mitteln natürlich nicht ausreichte. Dann ging er nach München, um von hier aus ein neues Abkommen mit seinem Vater zu treffen, dessen Verhältnisse durch den Krieg sehr gelitten hatten und der seine Hand wieder von dem verschwenderischen Sohne ganz abziehen wollte. Dieser machte den Vorschlag, ihm zwölfhundert Thaler Jahresgehalt auszuwerfen, womit er unter fremdem Namen in die Welt gehen wolle. Ehe dieses, wieder durch Wolf hauptsächlich, geordnet war, lebte der junge Graf unter dem Namen eines Sekretär Hermann in Ulm in einem Dachstübchen, ärmlich, kränkelnd, sich selbst die Stiefeln putzend, von Januar bis April 1808. Mit dem Frühling wanderte er dann zu Fuß in die Schweiz, ging über den St. Gotthard nach Mailand, und von da nach dem südlichen Frankreich. Hier blieb er längere Zeit in Marseille, mit Ausarbeitung seines Reisetagebuches beschäftigt, das später zum Teil in seinen Jugendwanderungen gedruckt ward. Wir finden genaue Beobachtungen, Interesse für Natur, Volksleben und Kunst, und mäßige Geschicklichkeit in der Beschreibung.

Nachdem aus der Heimat Geld eingetroffen war, ging Büdler zur See nach Genua und wanderte von hier zu Fuß im Januar 1809 bei Kälte, Schnee und Regen bis Rom. Er wollte sein Inkognito auch hier bewahren, aber das zufällige Zusammentreffen mit dem Prinzen Friedrich von Gotha, der ihn von Wien her kannte, vereitelte es, und nun galt es, seine Dürftigkeit möglichst in Ehren zu verdecken. Er lebte in der großen Welt, ließ sich durch den Ausbruch des Vesuvius auf einige Wochen nach Neapel locken und knüpfte auch hier angenehme Verbindungen. Im Juli 1809 verließ er Rom wieder und ging zunächst nach Venedig, von hier aus nach Straßburg, wo er sich einwinterte. Er trug sich mit dem Gedanken, in sächsische oder bayrische Militärdienste zu treten, erklärte sich aber gegen den Vater, der ernstlich erkrankt war, bereit, heimzukehren, wenn er zuvor Paris besuchen dürfe. Die Erlaubnis traf ein, und so lebte Graf Hermann Büdler vom Februar bis Mai 1810 in der damaligen Hauptstadt Europas, im bewegtesten Leben, unter den aus allen Ländern zusammengeraubten Kunstschätzen und Reichtümern. Dann kehrte er in das stille, kleine Lausitzer Muskau heim.

Am 10. Januar 1811 starb sein Vater. Damit war er Standesherr von Muskau und Besitzer von Branitz geworden. Mit Feierlichkeit und schönen Reden trat er „die Regierung“ an, die in Muskau fast unumschränkt von oben war. Es galt zunächst die Geldverhältnisse einzurichten, welche es sehr bedurften. Seine Neigung zur Verschönerung der Muskauer Umgebung regte sich.

Als im Frühjahr 1813 die Russen in die Lausitz einrückten, wollte der Graf Dienste in ihrem Heere nehmen, ward aber durch Erkrankung verhindert. Dafür ließ ihn Napoleon während des Waffenstillstandes verhaften und die Güter durch Württemberger verwüsten. Um so mehr eilte Büdler nach der Schlacht bei Leipzig zu den Fahnen der Verbündeten. Der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar nahm ihn als Generaladjutanten in seinen Stab und er fand Gelegenheit, in den Niederlanden an einigen Gefechten teilzunehmen. Im April 1815 kehrte er nach Muskau zurück.

Der Teil der Lausitz, worin die Standesherrschaft liegt, ward durch die Wiener Kongreßakte von Sachsen an Preußen abgetreten. Graf Büdler verlor bei der Einverleibung in den preussischen Staat die meisten Vorrechte, die er unter Sachsen gehabt, unter anderen die Steuerfreiheit, da er nicht zu den früheren Reichsunmittelbaren gehörte. Er wehrte sich lange und führte kostspielige Prozesse. Oft kam er nach Berlin und erregte durch Kleidung und seltsamen Aufzug (so fuhr er einmal mit einem Biergespann gezähmter Hirsche herum), sowie durch allerlei Wagemstücke viel Aufsehen. Er gefiel sich im Absonderlichen.

In Berlin verlobte er sich auch am 20. November 1816 mit Gräfin Lucie Pappenheim, der Tochter des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, einer Weltbame voll Geist und Energie, aber von verblühter Schönheit, denn sie war bereits vierzig Jahre alt und somit neun Jahre älter als der Bräutigam. Liebe hatte das Paar nicht zusammengeführt, wenigstens Büdler empfand nichts davon, und mit Sorge sah er der Hochzeit entgegen, die nach der förmlichen Scheidung Luciens von Graf Pappenheim am 9. Oktober gefeiert ward.

Es war eine eigentümliche Ehe. Das Paar lebte in keiner Herzensgemeinschaft, aber doch in einer geistigen Verbindung, die es Büdler zum Bedürfnis machte, seiner Gemahlin, auch als sie es nicht mehr war, über alles selbst aus weitester Entfernung die genauesten Mitteilungen zu machen. Beide hatten die gleiche Neigung zum vornehmen Leben, denselben Gang zur Verschwendung, im Grunde dieselbe Art, die Dinge zu betrachten. So lebten sie sich allmählich fest ineinander, so sehr die Launen Büdlers und die unruhige Heftigkeit Luciens daran rüttelten. Wäre sie einige Jahrzehnte jünger und sehr reich, so würde er kein Weib so sehr lieben wie sie, erklärte er ihr oft genug.

Die Gemahlin teilte auch mit ihm die Liebe für Muskau, das unter seiner künstlerischen, freigebigen Hand aufzustreben begann. Er verpflanzte Höhen und Wälder und wirkte Wunder. Bei der Umgestaltung des Schlosses war Schinkel sein Ratgeber.

1818 ging Graf Büdler nach Aachen, wo die Gewalthaber Europas und die glänzendste Gesellschaft des Kongresses halber versammelt waren. Er hoffte durch seinen Schwiegervater einen Gesandtschaftsposten, etwa in Madrid oder Konstantinopel, zu erhalten, aber umsonst. Trotzdem kehrte er befriedigt heim, denn er hatte sich in der großen Welt mit Glanz gezeigt, und manche vornehme männliche und anziehende weibliche Bekanntschaft gemacht, unter anderen mit der geistreichen Pariser Schriftstellerin Sophie Gay, die ihn weit mehr anzog, als die ebenfalls in Aachen glänzende schöne Madame de Récamière.

Graf Büdler lebte in den nächsten Jahren viel in Berlin und gab durch Seltsamkeiten und tolle Reiterstücke der Unterhaltung der Residenz viel Stoff. Er erreichte auch 1822 den Fürstentitel, der ihm viertausend Thaler Taxen und sehr viel Neid kostete. Man fragte ganz laut, wie denn Graf Büdler zu der Fürstenthrone käme, die von dem König nur einem Blücher und Hardenberg verliehen worden sei? Büdlers Gegenrede, es sei eine Entschädigung für ihm entzogene Ehrenrechte, versing wenig. Aber seine Freude an der Rang-erhöhung ließ er sich dadurch nicht stören. Jeder äußere Schmuck freute ihn aufs höchste, und daß ihn Lucie darin durch ihre Verbindungen fördern konnte, war sehr wichtig.

Am 26. November 1822 starb sein Schwiegervater, der

Staatskanzler, auf der Reise zum Veroneser Kongreß in Genua. Der Verlust ging dem Gemüthe Bücklers nicht nahe, da ihm Fürst Hardenberg nur selten freundlich gewesen war. Die Erbschaft erschien zunächst als willkommene Rettung, denn die Vermögensverhältnisse des fürstlichen Ehepaares waren durch eine ungeheure Verschwendung beider in der schlimmsten Verwirrung, und des Fürsten Jugendfreund Leopold Schefer, den er zu seinem Generalbevollmächtigten gemacht hatte, war sehr wenig geeignet, Ordnung hineinzubringen.

Das beste, was Bückler damals that, waren die landschaftlichen Schöpfungen um Muskau. Mit feinstem Verständnis der Natur, mit glücklichster Benutzung der Bodenverhältnisse, führte er die darin liegenden Andeutungen großartig und mit genialer Entschiedenheit in den künstlerischen Formen aus. Als Vorbild betrachtete er den berühmten englischen Landschaftsgärtner Repton, den er 1822 zur Prüfung seiner Anlagen nach Muskau hatte kommen lassen. Auch Schinkel war in jenem Jahre wegen der Schloßbauten wieder dort gewesen.

Alles das kostete aber Geld, sehr viel Geld, weit mehr zusammen mit dem fürstlichen Leben, als die Herrschaft brachte. Da erhielt Bückler am 31. Oktober 1823 von seiner Gemahlin einen Brief, worin sie ihm freiwillige Scheidung antrug, erstens, damit er von der alternden Frau frei werde, zweitens damit er sich durch eine reiche Heirat aufhelfen könne. Dieses Selbstopfer Luciens, „seiner alten Schnude,“ wie er sie zärtlich zu nennen liebte, rührte Bückler, aber er besann sich nicht lange, es anzunehmen, weil er nur von dem großen Lose oder einer reichen „Surrogatfrau“ bei dem Darniederliegen aller Holz- und Maunpreise Rettung sah. Die Scheidung ward eingeleitet und nach längerer Zeit, 1826, in Berlin ausgesprochen.

Fürst Bückler glaubte die Goldprinzessin im reichen England zu finden. Nach zärtlichem Abschiede von Lucie, die ihn bis Baugen begleitete und von dort nach Muskau zurückkehrte (denn an wirkliche Trennung dachte sie nicht), reiste er im September 1826 nach London. Er suchte hier wie auf dem Lande in den drei Königreichen, in adeligen wie in bürgerlichen Familien, aber wie sehr er suchte, die gewünschte goldene Braut fand er nicht. Durch die Zeitung wußte die englische Gesellschaft von seinem Rotplane. Ein böshafter Artikel von Professor E. Gans in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: Bückler wolle sich um die reiche Hand der schwarzen Kaiserin-Witwe von Sanyt bewerben, und sei deshalb nach England gegangen, zog sein Beginnen ins lächerliche, und damit war es von Anfang vereitelt.

Aber der Fürst nutzte den kostspieligen Aufenthalt auf britischem Boden, um das englische höhere Leben und die Schlösser und Gegenden Englands und Irlands kennen zu lernen. Er schilderte lebhaft, eingehend und mit kleinen Abenteuern gewürzt, auch nicht selten mit Ironie, seine Eindrücke und Erlebnisse der Freundin daheim in seinen Briefen, und Frau Lucie teilte dieselben Barmhagen mit, der gleich seiner Rahel auf die Veröffentlichung drang. Als Fürst Bückler im Februar 1829 nach Muskau zurückgekehrt war, unterzog er sich der Einrichtung der Briefe für den Druck. Sie erschienen 1830 als „Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich.“

Kein Geringerer als Goethe führte „den Verstorbenen“ durch eine lobende Anzeige der ersten beiden Bände in die Litteratur ein; Barmhagen schloß sich unmittelbar mit ausführlicher empfehlender Besprechung an. So konnte Börnes Verurteilung wohl verschmerzt werden. Eine englische Übersetzung kam bald. Aber im allgemeinen fand das Buch in England eine herbe Kritik: es schien unerlaubt, daß ein kleiner, armer Prinz, noch dazu ein deutscher, sich Urteile über das große England und die vornehme britische Gesellschaft herausnahm. Dagegen verschlangen die Nordamerikaner die Briefe; sehr rasch folgten sich hier acht Auflagen einer Übersetzung.

Seit 1828 hatte Regierungsrat Grävell die Verwaltung

von Muskau übernommen und die verwirrten Verhältnisse zu ordnen gesucht. So viel blieb immer zur Verfügung, daß Fürst Bückler mit seiner geschiedenen Gemahlin oft in Berlin sein und vorübergehend ein glänzendes Haus hier machen konnte. Er suchte auch in den litterarischen Kreisen Verbindungen: mit dem Barmhagenschen Paare, mit Ludwig Robert, Stägemann, Bettina von Arnim war ein ziemlich lebhafter Verkehr. Bettinen gegenüber bewährte Bückler schließlich einen sehr richtigen Takt.

Die Schulden wuchsen, die Gläubiger drängten. Da kam der alte Heiratsplan wieder auf das Tapet. Aber bei den Kaufmannstöckern in Hamburg und Leipzig war der elegante Fürst von Muskau nicht glücklicher als bei den Engländerinnen. Die Väter scheuten die zu bedenkende Schuldenlast, und die Frauen lockte der Fürstenhut nicht so stark, daß sie alles, was daneben lag, hätten verschmerzen mögen.

Inzwischen schrieb Bückler wieder an einem Buche. Im Februar 1837 erschienen „Tutti Frutti“, allerlei Früchte mit Recht genannt eines bewegten Lebens, witzige und scharfe Äußerungen und Mitteilungen aus öffentlichem und privatem Leben, Plaudereien und novellistische Erzählungen, ein Buch, das der Verfasser selbst von Anfang bis zu Ende eine örtliche Satire nannte und deshalb für Ausländer unverständlich erklärte. Tutti Frutti vermehrten den schriftstellerischen Ruf Bücklers, stießen aber vieler Orten an. Auch ein Duell brachten sie mit Oberst von Kurfell, der die Familie seiner Gattin durch eine in dem Werke erzählte Geschichte gekränkt glaubte. Am 9. September 1834 schossen sich die beiden Gegner, die sich mit der Pistole in der Hand zum erstenmal sahen, bei Berviers. Der Oberst ward verwundet, und eine öffentliche Ehrenerklärung schloß den Handel.

Von dem Plaze des Duells aus trat Fürst Bückler die mehrjährige Reise nach Spanien, Afrika, Kleinasien und Konstantinopel an, die er als „Semilassos Weltgang“ in einer Reihe von Bänden beschrieben hat. Schon in Tarbes stellte er aus seinen Tagebüchern die ersten beiden Bände zusammen. Die Durchsicht des Manuskripts besorgten Lucie, Leopold Schefer und Barmhagen, nicht immer zu des Verfassers Zufriedenheit. Das Honorar war so bedeutend, daß die Reisekosten fast dadurch gedeckt wurden.

Vom Januar bis März 1835 weilte der Reisende in Algier. Er machte eine Unternehmung gegen die Kabylen mit und bestieg den Berg Hammal im Atlas. Von Algier ging er nach Tunis, wo ihn der Bei mit der größten Auszeichnung behandelte und seine Ausflüge in die Wüste, die er in reichem, phantastischem, orientalischem Kostüm unternahm, auf jede Art förderte. Auch in Malta, wohin er von Tunis fuhr, fand er eine glänzende Aufnahme. Zu Weihnachten landete er in Griechenland. Er bereiste den Peloponnes, blieb längere Zeit in Athen, wo ihm König Otto Hypparissia bei Sparta schenken wollte, und fühlte sich bei seinen Streifereien durch die freien Berge und die Trümmer einer großen poetischen Geschichte ungemein frisch und jugendlich trotz der erreichten fünfzig Jahre. Über Randia, wo er wieder fürstlich empfangen ward, segelte Bückler nach Ägypten, das er zu Neujahr 1837 betrat.

Auch hier ward er wie ein Fürst im Auftrage des großen Vizekönigs Mehemet Ali empfangen, dem es daran lag, auf den einflußreichen Schriftsteller den günstigsten Eindruck zu machen. Bücklern ward in Kairo ein schönes Quartier angewiesen, edle Kasse standen zu seiner Verfügung, er erhielt eine Ehrenwache. Doch fehlte es auch nicht an Zeichen, daß Mehemet Ali und Ibrahim Pascha sehr wohl wußten, wie es eigentlich um die Fürstenkrone bestellt war. Am 21. Februar 1837 brach der Reisende von Kairo südwärts auf, die Wunder des alten Ägyptens und Nubiens und die Geheimnisse der Wüste zu schauen. Der Vizekönig förderte die Reise. Bückler drang bis zum 13. Breitengrade vor, bis Duad Medina. In seinem Buche „Aus Mehemet Alis Reich“ hat er beschrieben und besprochen, was er erlebte und beobachtete. All das Neue, Baulichste, Gewaltige, mit dem sich nichts im Abendlande

vergleichen ließ, regte sein ganzes Wesen ungemein an. Aber die Strapazen in dem tropischen Klima griffen seinen gestählten Körper doch schließlich an, und im Juli mußte er sich zur Rückreise entschließen, die er über Kartum, Meroe, Macharif, Dongola, Argo, Philae, Siena, Selseh, Edfu, Theben, Rhene machte, wo er länger ausruhte. Ende September langte er wieder in Kairo an. Einige freimütige Bemerkungen über Land und Beamte störten sein Verhältnis zu Mehemet Ali, um so unangenehmer war ein Unfall, der ihn zu längerem Verweilen nötigte. Doch schied er von dem Vizekönig mit äußerer Freundlichkeit, ja derselbe stellte ihm ein Schiff zur Verfügung, auf dem Fürst Büdler am 14. Januar 1838 von Alexandrien absegelte, um sich nach Syrien zu begeben, wo er in Jaffa landete, auch hier wieder, auf Mehemets Befehl, mit Auszeichnung empfangen. Er besuchte Jerusalem und die heiligen Orte, das tote Meer, ritt den Jordan entlang zum See Tiberias, wo die Rabbiner auf einen aus Amsterdam erhaltenen Befehl den berühmten Reisenden aufsuchten und ihm ihre Dienste boten, und dann über Nazareth nach Akko und über Saïda weiter nach Beirut. Von hier folgte er der Einladung der wunderlichen Engländerin Lady Hester Stanhope, die in der Nähe in einem Felsen Neste hauste, und weilte acht Tage bei ihr. Für seinen Wunsch, eine Unternehmung gegen die Druzen mitzumachen, hatte aber weder Ibrahim Pascha noch Soliman Pascha Gehör. So ging er denn von Damaskus aus, wo er länger verweilte, über Homs und Hama nach Haleb, edle arabische Rasse kaufend, so weit die Mittel reichten. In Antiochia war er von der herrlichen Natur ganz bezaubert. Dann folgte eine stürmische Seefahrt, bei der er weder Cypern noch Rhodus genießen konnte. Die Aufmerksamkeit, die er in Ägypten und Syrien Mehemet Ali verdanken durfte, empfing ihn auch in Kleinasien, wo ihn auf Befehl des Sultan Mahmud der Vizekönig in Adin mit allen Ehren empfing und auf Regierungskosten nach Smyrna beförderte. Hier langte er am 13. Januar 1839 an. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt zog Büdler weiter über Magnesia, Sardes, Nicaea, Brussa nach Konstantinopel, überall von den türkischen Beamten und Befehlshabern als ein Schriftgewaltiger gewürdigt. In Stambul kam der Fürst kurz vor dem Tode des Sultan Mahmud an, doch sah er den Herrscher der Gläubigen noch bei seinem letzten öffentlichen Erscheinen und sah auch das Fest der Schwertumgürtung des Nachfolgers Abdul Medschid. Entzückt genoß er die wunderherrliche Natur des alten Byzanz.

Hier am Bosporus erreichte den Reisenden, der aus der orientalischen Zauberwelt in das nüchterne Abendland hinüber zu treten sich rüstete, ein Antrag des Grafen Renard, ihm Muskau zu verkaufen. Büdler ging darauf ein, in Wien sollte der Handel abgeschlossen werden. Aber Lucie fuhr dazwischen, die sich über diesen Gedanken empörte, den König, den Fürsten Wittgenstein und Fürst Metternich in Bewegung setzte, um den Plan zu hindern, dem einstigen Gemahl selbst bis Pest entgegenreiste und hier in der That durchsetzte, daß Büdler die Verhandlungen abbrach. Nach längerem Aufenthalte in Wien langte Semilasso mit edlen Rassen und einer Fülle afrikanischer und asiatischer Geräte und Gewebe im September 1840 auf Muskau an.

In Afrika hatte er auch drei junge Sklavinnen gekauft, von denen er seinen Liebling Nachbuba, eine zierliche Abessinierin, auch in Europa bei sich behielt. Sie ward in Pest und Wien von den vornehmen Damen freundlich behandelt, wofür Büdler dankbar war. Trotz des Widerstandes Luciens brachte er sie auch mit nach Muskau. Nachbuba, die schon leidend gewesen, starb hier nach wenig Wochen Ende Oktober 1840, von dem Fürsten aufrichtig betrauert.

Fürst Büdler suchte sich nun in der Heimat wieder zu recht zu finden. Wo er sich zeigte, staunte man ihn, seine Mohren und schönen Rasse an. Er war viel in Berlin. Insbesondere kam er zu dem neuen Herrscher Preußens, König Friedrich Wilhelm IV., in kein befriedigendes Verhältnis. Schon auf dem Aachener Kongreß hatte ihm der damalige Kronprinz

seine Abneigung nicht verhehlt. Wenn der König auch später ihm zuweilen freundlicher begegnete, so war es doch nur vorübergehend. Dafür zeigten Prinz und Prinzessin von Preußen und Frau Prinzessin Karl sich ihm gnädig.

1845 kam es zum Verkauf von Muskau; der Fürst wollte endlich den Druck des verschuldeten Besizes abschütteln und freier atmen können. Die damaligen Käufer gaben übrigens die Herrschaft 1847 an den Prinzen Friedrich der Niederlande weiter, womit Büdler sehr zufrieden war.

Seit 1847 beschäftigte er sich auf Luciens Drängen und anfangs gegen seinen Willen, mit der schweren Aufgabe, aus seinem Stamm- und Sandgute Branitz eine erfreuliche Landschaft zu machen. Hier schuf er aus der dürrsten Wüste, wie schon anfangs gesagt ist, ein Kunstwerk, das über die traurige Natur täuschen konnte. Binnen fünf Jahren war, freilich mit sehr großem Aufwand, das wesentliche geschehen. Dann lud er Lucie, zu der er das freundschaftliche vertraute Verhältnis, in dem er sich wie ein Sohn zu seiner Mutter fühlte, festhielt, nach Branitz ein, und hier ist die Fürstin am 8. Mai 1854 achtundsiebzig Jahre alt gestorben und begraben.

Seit der Heimkehr aus dem Orient hat Fürst Büdler mit Ausnahme zweier Ausflüge nach Paris und zweier kurzer Streifereien nach Venedig und Mailand Deutschland nicht mehr verlassen. Doch reiste er hier sehr viel umher, an mehreren kleinen Höfen ein regelmäßiger Gast, auch der Gesundheit wegen öfter in Bädern, und ab und zu nach einem kleinen Landfuge im schöneren Süddeutschland ausspähend. In Berlin war er häufig und nahm an der Anlage von Babelsberg sehr thätigen Anteil, gab auch für den Koblenzer Schloßgarten und die Anlagen in und um Weimar wiederholt seinen Rat.

Im öffentlichen Leben spielte er keine Rolle. Wenn er auch freieren Ansichten, namentlich über das kirchliche Leben huldigte, so fühlte er doch für die Politik keine Ader in sich und er blieb daher auch 1848 dem Parteitreiben ganz fern, lehnte auch eine Wahl in das Frankfurter Parlament ab.

Im Oktober 1861 wohnte er den Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg bei; er erhielt hier das Prädikat Durchlaucht beigelegt, das er bisher nicht amtlich führen durfte. Auf der Rückreise freute er sich an dem Schloß Marienburg und an Danzig. Mit seiner jungen Nichte, Gräfin Ida Seydewitz, die seine Einsamkeit zuweilen erheiterte, besuchte er 1861 Venedig, 1862 Paris. Fast wäre ihm seine Branitzer Schöpfung zerstört worden, denn die Ingenieure der Berlin-Görlitzer Eisenbahn hielten es für notwendig, mitten durch den Park ihre Linien zu ziehen. Es bedurfte des entschiedenen Eingreifens des Königs, diese Barbarei zu verhindern.

Das Alter trat sehr langsam an Fürst Büdler heran, aber es berührte ihn doch mit manchen Schwächen und Leiden. In der Einsamkeit, die damit über ihn kam, gab er sich ernsteren Betrachtungen hin, aber auch sehr gern einem phantastischen Spiele. Er schrieb Briefe an verstorbene berühmte Frauen, wie an lebende, ihm unbekannte Damen, oft an ganz erträumte, und führte diesen Briefwechsel zuweilen bis in eine leidenschaftliche Beziehung hinein.

Als im Sommer 1866 der Krieg zwischen Preußen und Österreich drohte, bat er den König, als General en suite, welche militärische Stellung er hatte, dem Hauptquartier sich anschließen zu dürfen. Es ward ihm gewährt, doch fühlte er bald, wie überflüssig er sei. Sein Gewinn war ein neuer hoher Orden. Seinen Geburtstag beging er in jenem Jahre ganz einsam in einer Fischerhütte am märkischen Plattensee, „das angenehmste verlebte Geburtstags-anniversario seit vielen Jahren.“

Als er 1868 in Wildungen zur Kur war, vermochte der Zweiundachtzigjährige noch lange, einsame Ritte zu machen. Aber das ganze Jahr 1869 war durch Krankheit getrübt. Er lag einsam auf seinem Schloße in Branitz und klagte, daß ihn alles verlasse, auch die Gunst des Hofes nagten die Weiden an. Gern wäre Fürst Büdler 1870 noch mit nach Frankreich geritten, aber der König lehnte das Anerbieten des Franken

Greises höflich ab. Doch erlebte er die großen Siege und die Kapitulation von Paris am 28. Januar 1871. Wenige Tage später, in der Nacht vom 4. zum 5. Februar entschlief Fürst Büdler in Braniß, drei Monate über fünfundsachtzig Jahre alt. In einer der von ihm errichteten Erdbpyramiden in Mitte eines Teiches wurden die Reste seines Körpers nach seiner Anordnung beigelegt.

Fürst Hermann Büdler war mit trefflichen Gaben des Leibes und Geistes ausgestattet worden. Eine schlanke, hohe Gestalt, die durch ritterliche Übungen ebenso fest als biegsam geworden, ein ausdrucksvoller Kopf mit schönen, blauen Augen und hoher Stirn, hoben ihn über die Menge heraus, auch wenn man seinen Namen nicht wußte. Zu Abenteuern jeder Art geneigt und das Seltsame liebend, ein tollkühner Reiter, ein weidlicher Jäger in den Forsten der Ebene, wie in den Alpen und in der Wüste, Gefahren trotzend, seine Pläne eigensinnig verfolgend, das Gold verstreuend, wenn er es hatte, von Frauengunst bis ins Alter umschmeichelt, war er ein vornehmer Herr, der in altem aristokratischen Stil sein Leben angelegt hatte und es darin bis zuletzt führte. Dabei war er klug genug einzusehen, daß die modernen Strömungen ganz anders gingen, daß das Bürgertum und auch der Arbeiterstand ihre berechtigten Forderungen hätten, er streifte wohl selbst zuweilen an ein oppositionelles Grollen, aber er wünschte, daß wenn der große Sturm komme, für ihn eine Ausnahme gemacht werde. Im Grunde genommen war ihm die Welt, vornehme und niedrige, nur so viel wert, als sie ihn förderte und ehrte, ihm schmeichelte und ihn vergnügte. Der sittliche Ernst des Idealismus war ihm nicht eigen, daher auch kein geschichtlicher und nationaler Sinn. Die Geschichte der Staaten und Völker waren ihm gleichgültig. Er stand im Kosmopolitismus des XVIII. Jahrhunderts und gehörte überdies dem höheren Adel an, der als internationales Institut sich fühlt. Starke Erfolge bezauberten ihn, auch wenn ihnen alle sittliche Berechtigung abging, wie bei Napoleon III. Er hatte auch vor dem Schlechten Achtung, wenn es nur stark auftrat.

Doch lag in seinem Innersten wieder so viel guter Kern, daß es ihm Freude machte wohl zu thun. In seiner letzten Zeit übte er sich durch Schopenhauers Philosophie angezogen,

setzte sich aber für alle Fälle des Hausbedarfes auch seinen eigenen christlich-aufklärerischen Katechismus zusammen. Methodische Konsequenz in diesen Dingen war nicht seine Sache; feste Schulung hatte sein Geist nie erfahren. Aber er besaß natürlichen Scharfsinn, richtigen Takt und eine feine Weltbildung. Sein großes Formengefühl in der Natur kam auch seiner rednerischen Darstellung zu gute. Er war witzig, satirisch, von ausgezeichnetem Gedächtnis und war deshalb ein ebenso vortrefflicher Plauderer im Salon, wie ein unterhaltender Schriftsteller. — Wenn er auf die aristokratische Unart der Mischung französischer und deutscher Sätze verzichtete und

nicht allzubiel unnütze Fremdwörter in träger Nachlässigkeit einstreute, schrieb Fürst Büdler ein gutes Deutsch, oft etwas eitel und sichtlich mit dem Gefühl, daß er mit den plumpen, weltunkundigen Burtschen von der Lohnfeder nichts gemein habe und daß er die Leute, die sonst wenig von gewissen Dingen erfahren, gnädigst von denselben zu unterhalten geruhe. Aber dann schrieb er auch wieder natürlich, frisch und anmutig, und es war begreiflich, zumal er soviel Neues, Fremdes und Merkwürdiges beschrieb und erzählte, als einer, der alles selbst erlebt und geschaut hatte, daß seine Bücher einen sehr großen Erfolg hatten. Auch die Einnahmen daraus waren glänzend. Er hat selbst seine Honorare auf dreißig bis vierzig Tausend Thaler veranschlagt und scherzend hinzugefügt, daß er dieses „Sündengeld“ gut angewandt und seinem eigenen Ver-

gnügen keinen Thaler daran gegönnt habe. Daß diese Äußerung mit großem Vorbehalt aufzunehmen ist, ergibt sich schon daraus, daß die Honorare des Semilasso die große Reise wesentlich bezahlen mußten.

Über seine Schriftstellerei urteilte Fürst Büdler am Abend seines Lebens sehr bescheiden. Eine bleibende Bedeutung gab er ihr deshalb nicht, weil sie nur äußere Eindrücke zum Gegenstand gehabt habe, nicht das Leben der Seele, den tiefsten Stoff. Sein Verdienst um die Litteratur liege nur in einer geschmackvollen Behandlung und in einem gefälligen Stil.

Heinrich Laube, der in Muskau viele stille Wochen verlebte und dort zum Weidmann ward, hat vielleicht recht, wenn er des Fürsten Buch über den Gartenbau für seine eigenste wertvollste Schrift erklärte, die ihm niemand nachthun könne, so skizzenhaft sie auch gehalten sei. Hier liege seine



Dr. Claus. Dr. R. v. d. Steinen. Maler W. v. d. Steinen.
Von den Steinens Entdeckungsreise im Innern Brasiliens: Die Porträts der Reisenden.

besondere Stelle in unserer Litteratur, denn einen so erfahrenen selbständigen Naturästhetiker gebe es nicht als ihn.

In die Wirkung dieser künstlerischen Begabung legte Fürst Büdler in scharfer urteilenden, ruhigen Stunden, wie das Alter sie ihm mit sich brachte, selbst die Bedeutung seines ganzen Lebens. Dem jungen Grafen hatte Goethe bei einem Besuche gesagt: „Die Natur ist das dankbarste wenn auch unergründlichste Studium, denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will.“ Und Büdler schrieb als seine letzte Bemerkung im Dezember in das Tagebuch: „Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch im Reiche der Natur geübt.“

So erscheint eine geläuterte Auffassung des Lebenszwecks am Schlusse seines Weltganges in dem ganz müde gewordenen Wanderer. Er hatte die Wahrheit begriffen, daß nicht im eiteln Drange der irdischen Freuden und Genüsse das Glück liege, sondern in der ruhigen Beschaulichkeit als der Frucht eines Lebens, das der Menschheit gebietet habe. In der liebevollen, thätigen Hingabe an die Natur hatte er das Pfund zum Tucher gebracht, das ihm Gott verliehen hatte.

R. W.

Eine deutsche Entdeckungsreise im Innern Brasiliens.

Daß im Mittelpunkte Südamerikas, im Innern Brasiliens, noch eine Entdeckungsreise möglich war, wie jene des Dr. von den Steinen aus Düsseldorf, hat selbst unter den Fachleuten, den Länder- und Völkerkundigen, Aufsehen erregt. Es ist unserm Landsmann gelungen, dort einen Riesenstrom, einen Nebenfluß des Amazonas, geographisch festzulegen, zum erstenmale seiner ganzen Ausdehnung nach zu befahren und an diesem Strome Indianer zu finden, die völlig unberührt von der Außenwelt dahinlebten, an denen alles, was seit der Entdeckung Amerikas geschehen, spurlos vorübergegangen war, welche keine Ahnung von weißen Menschen hatten und Metalle nicht kannten!

Der Fluß ist der Schingu (oder Kingu der Karten), die Reise fand 1884 statt, und Teilnehmer an derselben waren: Dr. Karl von den Steinen, welcher die anthropologisch-ethnographischen Forschungen zu übernehmen hatte, dessen Vetter Maler Wilhelm von den Steinen und der Physiker Dr. Claus. Die Schilderung der epochemachenden Reise ist in einem stattlichen, mit vielen Bildern, Karten und Sprachtabellen versehenen Bande jetzt bei Brockhaus in Leipzig erschienen; sie führt den Titel „Durch Zentral-Brasilien“ und ließt sich, da Dr. von den Steinen ein so guter Schriftsteller wie Reisender ist, ganz vortrefflich.

Mit der Erforschung des Schingu, des durch dreizehn Breitengrade sich hinziehenden Stromes — der Rhein geht nur durch fünf Breitengrade — haben unsere Reisenden nur deutsches Werk fortgesetzt, denn der deutsche Jesuit Rochus Hundertpfund war der erste, welcher vom Amazonas aus eine Strecke weit in die Mündung des Schingu vordrang; ihm folgte 1843 kein geringerer als Prinz Adalbert von Preußen, der den Schingu aufwärts bis zum vierten Grade südlicher Breite gelangte. Damit aber waren die Forschungen zu Ende, denn große Stromschnellen und Wasserfälle hinderten das Eindringen der Dampfschiffe vom Amazonas her, und wo der Strom entsprang, das war völlig unbekannt; die Karten zeigten Phantasiegebilde.

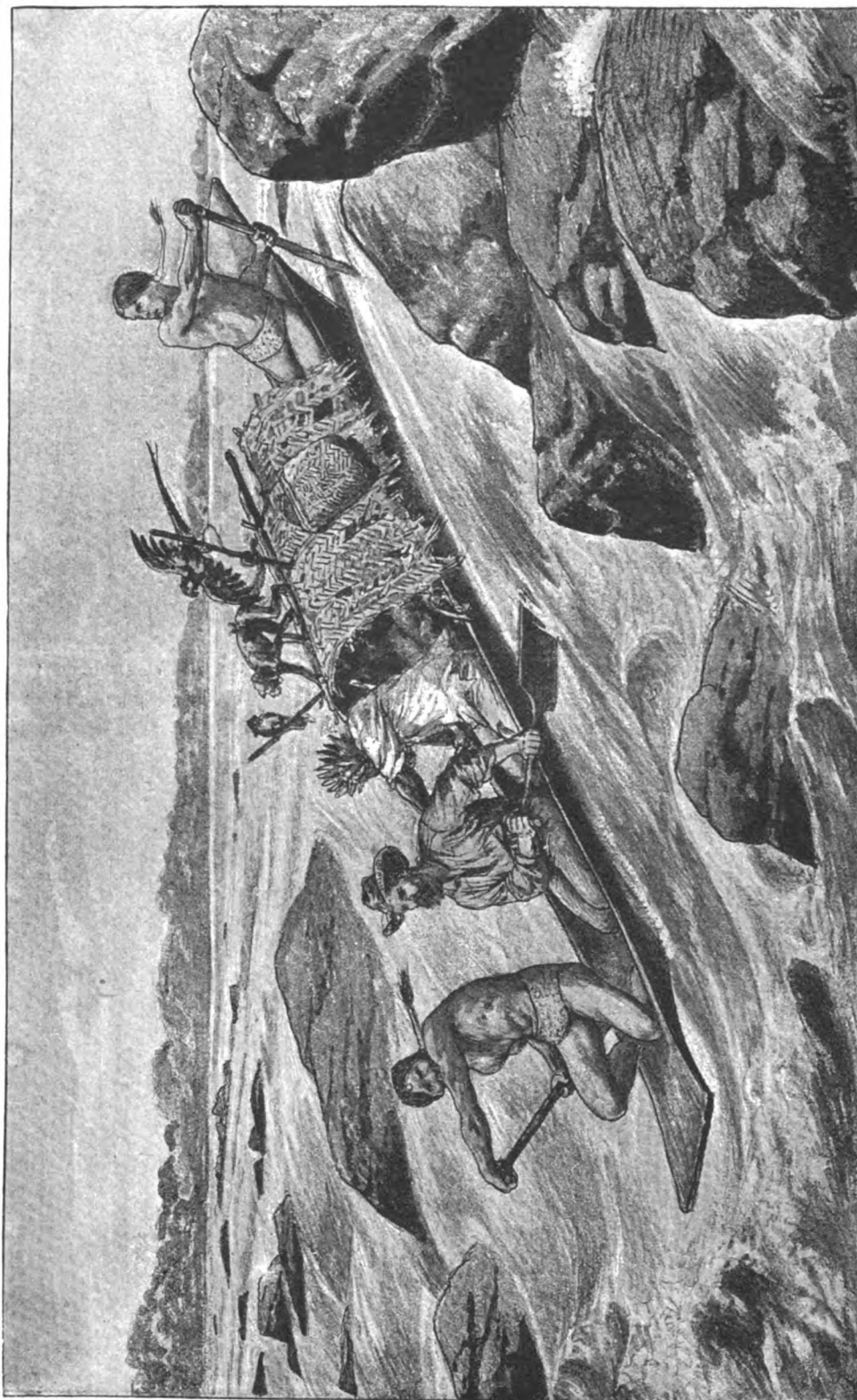
Da kam Dr. von den Steinen, um die Aufgabe zu lösen; das brasilianische Städtchen Cuyaba in Matto Grosso wurde sein Ausgangspunkt, und die brasilianische Regierung erwieß sich seinen Bestrebungen insofern günstig, als sie ihm eine militärische Begleitung zur Verfügung stellte. Sie war aber zum Teil auch danach! Der Hauptmann, Tupy mit Namen, unterschlug die Expeditionsgelder, und die Forscher kamen dadurch in die größte Verlegenheit; sie mußten die Hälfte der Mannschaft zurückschicken und mit elf Mann unter einem Leutnant, der sich brauchbar erwies, die Expedition fortsetzen.

Nicht allzuweit nördlich von Cuyaba hörte alle Kenntnis

von Land und Leuten auf; das letzte, wovon man Kunde hatte, waren die sogenannten zahmen, d. h. zum Christentum bekehrten Bakairiindianer, die übrigens noch in sehr ursprünglicher Weise leben, doch etwas portugiesisch sprechen und sich bekleiden. Hier that man einen glücklichen Griff, indem man einen jungen Bakairi, namens Antonio, für die Reise anwahr, um ihn später etwa als Dolmetscher gebrauchen zu können. So war man bis zur Grenze der Zivilisation gelangt, was nördlich davon lag, war unfruchtbares Land und begann mit einer Einöde, Sertao, die höchstens zur Viehzucht geeignet ist. Das Tierleben, das wir nach Schilderungen der Tropen uns gern so reich vorstellen, ist hier eher dürftig zu nennen; was aber erlegt wurde, verzehrten die brasilianischen Soldaten: den Ameisenbären, das Gürteltier, die Landschildkröte. Eine Delikatesse ist das Chamäleon und, nach von den Steinen, auch ein nicht zu alter Brüllaffe, „wenngleich er, wie ein anatomisch präparierter Säugling aufrecht am Spieße stehend, mit seinem fatalen Grinsen einem den Appetit verderben könnte.“ Manchmal trat Hungersnot während der Reise ein, dann ward selbst der Jaguar verzehrt; Fische gibt es massenhaft im Strome. Anfangs mundeten sie, aber später wurden sie den Reisenden zuwider.

Nordwärts vordringend fand man einen siebenzig Meter breiten Fluß, auf dem man sich einzuschiffen begann und der glücklicherweise sich später als ein Quellstrom des Schingu erwies. Unter Antonios Leitung wurden Rähne verfertigt, indem man die Rinde des Jatobabaumes ablöste, zurechtbog und so gegen acht Meter lange, aber nur sechzig Zentimeter breite Fahrzeuge herstellte, auf denen die fünfzehn Menschen, einige Hunde und das Gepäd untergebracht wurden. Eine mühselige Fahrt begann; das Flußbett war flach und felsig; immer wieder mußte ausgestiegen, mußten die Rähne über die Steine geschoben, entladen und die Last auf den Schultern getragen werden. Aber oft genug ereignete sich Schiffbruch; das Fahrzeug prallt im Strudel gegen einen Felsblock, und im Wasser liegen die Bohnen, der Reis, das Gepäd und die Instrumente. Dann muß erst alles am Ufer getrocknet und ein neues Kanu gezimmert werden. „Die Nahrungsmittel verderben sämtlich; wir haben keinen Gegenstand bei uns, der nicht mindestens einmal im Wasser gelegen hätte; wunderbar sieht es unter den Gerätschaften des Malers aus, die Skizzenbücher fangen an zu schimmeln, seine Ölskizzen, ja eines schönen Tages auch das Bündel Schlafdecken sind davon geschwommen. Sobald das dumpfe Brausen eine neue Schnelle angekündigt, legt man sich Waffen, Ruder und Instrumente zurecht, um sie vor dem Sprunge ins Wasser ergreifen zu können. Wir werden es schließlich herzlich überdrüssig, zumal sich bereits bei einigen Fieber eingestellt hatte.“

Nachdem auf diesem Quellflusse, dem Batovy, hundert- und zwanzig Schnellen passiert und acht Rähne verloren waren und nachdem allerlei Spuren darauf hindeuteten, daß Menschen in der Nähe seien, entdeckte man endlich Hütten von Bienenkorbform. Atemlos wartet alles der Dinge, die da kommen sollen. Ein völlig unbekleideter Indianer erscheint und ist nicht minder erstaunt über die Ankömmlinge, über weiße Gesichter, über Kleider — ein nie gesehenes Ding — über Waffen, Metalle! Wie mag die große Welt, die ihm und seinen Stammesgenossen hier nahe trat, in seinem Gehirn sich wiederspiegelt haben? Antonio begrüßt ihn in der Bakairi-sprache, und er antwortet darin! Nun ist alles gut, ein lebhafter Verkehr in der freundlichstlichen Weise entspinnt sich, und nur das Schießen verbaten diese unverfälschten Kinder der Natur sich. Man schenkte ihnen Kleider, aber um sie anzuziehen, bedurften sie dringend der Hilfe. Die Hosen versuchten sie über die Arme zu stülpen; einen Rock allein anzuziehen war ihnen ein Ding der Unmöglichkeit; eine Schere erregte die größte Bewunderung, denn diese Indianer lebten noch vollständig in der Steinzeit. Sie haben keine Speere, aber Bogen und Pfeile, keine Bananen, keine Hunde; Tabak war ihnen unbekannt. Knochen, Zähne, Muscheln dienten neben dem Steinbeil als Werkzeuge.



Von den Steinen's Entdeckungsorte im Innern Australiens: In der Gachoeira. (Wasserfälle des Schingu.)



Von den Steinens Entdeckungsteile im Innern Brasiliens: Zeichnung Enlaidianer.

Solche in den niedrigsten Kulturzuständen stehende Indianerhorden trafen die Reisenden noch wiederholt, und es gewährte einen eigentümlichen Genuß, die Schilderungen derselben zu lesen. Es ist gerade so, als ob wir in die Zeiten der frühesten Entdeckung Amerikas zurückversetzt würden, oder als ob wir Cooks Zusammentreffen mit den Südpazifikinsulanern läsen. Zumeist war der Verkehr ein friedlicher, und nur einmal kam es zu einem feindlichen Zusammenstoß.

Die Trumai erschienen in einer feierlich entwickelten Linie von vierzehn Rähnen beim Lagerplatz der Reisenden, die nackten Körper schwarz und rot bemalt, Federhauben auf dem Kopfe, mit Bogen und dicken Pfeilbündeln wohl bewaffnet. Nach langen Verhandlungen kamen sie ans Ufer: unglücklicherweise entlud sich ein Schuß, und alles stürzte sich in panischer Flucht zu den Rähnen, dabei aber noch mit großer Geistesgegenwart alles stehend, was in der Eile zu erfassen war. Als man ihnen nun nachsetzte, begannen sie zu schießen — aber als dagegen die Gewehre knallten, waren sie sofort im Walde verschwunden und hatten alles zurückgelassen. — So fortschreitend, ward nach fünfwöchentlicher Fahrt auf dem Batovy endlich unter 12 Grad südlicher Breite ein großer, mächtiger, fünfhundert Meter breiter Strom erreicht, der zum Glück sich später als der Schingu erwies und auf dem die Fahrt weiter fortgesetzt wurde. Hier traf man mit den gleichfalls wilden Suja-Indianern zusammen, mit denen sich jedoch ein friedlicher Verkehr entwickelte. Gleichen die Suja auch in manchen Stücken den Trumai, so waren sie doch in einem wesentlich von ihnen unterschieden: alle Männer waren durch eine, wagrecht wie ein Tellerchen vor den Rähnen stehende, oben rot lackierte Scheibe in der Unterlippe greulich entstellt. Bei keinem stand das Mundwerk nur einen Augenblick still — welch' prächtiges Geschnatter und welche wunderbare Mimik, wenn das Ding in der Erregung nach der Nase zu schnappen schien! Messer und Spiegel eröffnen den friedlichen Verkehr mit diesen Menschen der Steinzeit, welche diese seltsamen Dinge sich nicht zu erklären vermögen, zu denen weder Tier noch Pflanze, weder Fels noch Fluß, nichts in der ihnen sinnlich faßbaren Natur den Stoff geliefert hat. Aus dem tiefsten Urzustande heraus hat sich langsam die Entwicklung dieser Horde bis zu ihrem gegenwärtigen, immerhin noch äußerst niedrigen Stadium vollzogen, heute aber übersprang ihr Blick einige Jahrtausende nach vorwärts! Im Übermut läßt Dr. von den Steinen das Sonnenbildchen, welches er in der blanken Fläche eines Spiegels auffing, über ihre Körper gleiten, und schreiend stürzt die Bande auseinander, denn der fremde, weiße Mann kann die Sonne vom Himmel herabzaubern. Dann aber wird der Verkehr freundschaftlich, die Reisenden entdecken Sinn für die Anfänge der Kunst, sie gewahren schöne ornamentale Muster bei diesen Naturmenschen, und in mondendurchglänzter Zaubernacht sitzen sie am Strande des Schingu bei ihren Gästen und zeichnen mit Bleistift auf Papier — Dinge, von denen sie bisher keine Ahnung hatten — allerlei Linienmuster, die von gutem Geschmack zeugen.

Dann geht es weiter in langer, langsamer Kanufahrt,

unterbrochen nur durch Stromschnellen und einmal (unter 9³/₄ Grad südlicher Breite, was bemerkt zu werden verdient) durch ein regelrechtes deutsches Stattspiel, das erste am Schingu am 14. September 1884. Fast alle waren nun am Fieber erkrankt und mußten Chinin nehmen; dazu schlechte Nahrung. Hin und wieder wird ein Jaguar erlegt, dessen Fleisch wie fettes Schweinefleisch schmeckt. Endlich kommen die müden Kanufahrer in das Gebiet der Juruna, von denen man wußte, daß sie mit den Brasilianern am Amazonas Verkehr unterhielten. „Bom dia“ — guten Tag — tönt der Gruß der ersten den Deutschen entgegen. Gerührt über die Laute einer europäischen Sprache, wenn auch aus Indianermunde, möchten sie die braunen Leute umarmen, Berge sind ihnen vom Herzen gewälzt, und das Ziel winkt. — Noch aber waren böse Strom-

schnellen zu überwinden, nochmals wird Schiffbruch gelitten und manch kostbares Beutestück verloren; aber der Sieg naht, und das Stückerchen einer zerbrochenen Porzellantasse, welches sie am Ufer finden, deutet sicher die Nähe oder frühere Anwesenheit zivilisierter Menschen an. Unter 3° 41' südlicher Breite wird der erste Weiße getroffen, dort wohnt ein Rautekutschmaler, und in seiner Hütte werden Lampe, Tische, Stühle bewundert. „Alles ist neu und entzückend.“ Edamer Käse, Zucker, Portwein, längst entbehrte Genüsse werden aufgetischt, und „wir essen, es ist nicht zu leugnen, gierig; wir lassen von der Käserinde auch nicht die rote Farbe übrig.“ Und immer häufiger werden die Ansiedelungen, die weißen Menschen, je näher der Mündung des Schingu in den Amazonas. „Hier aber wurde uns erst deutlich, wie schrecklich wir aussahen. Uns geschah wie unsern Voreltern im Paradiese, als sie die verbotene Frucht verspeißt hatten; un-

sere Augen wurden aufgethan und wurden gewahr, daß wir naßend waren.“ Gleich einem Meeresarme mitten im Lande stieß majestätisch der Schingu dem riesigen Amazonas zu. Von der Quelle ab hatte man ihn verfolgt und kartographisch niedergelegt. „Welche Kinder,“ so ruft von den Steinen aus, „sind unsere europäischen Ströme im Vergleich mit solchen Giganten. Acht Kilometer breit, ein Nebenfluß nur, vereinigt sich der Schingu dem so viel gewaltigeren Genossen.“ Daß der Kaiser von Brasilien die deutschen Reisenden empfing und auszeichnete, daß ihnen in Rio de Janeiro Festessen gegeben wurden, war einfache Pflicht der Dankbarkeit und diente als Abschluß einer der belangreichsten Reisen der Gegenwart.

Deutsche Musiker.

IV. Der Uhländ-Sänger.

Es war am 21. Juli 1838, als zu Neuborf bei Wien der Kapellmeister des Josephstädter Theaters, Konradin Kreuzer, den schwäbischen Dichter Ludwig Uhländ traf, und es wird uns berichtet, daß „ein Strahl freudiger Überraschung über Uhländszüge ging, als der Komponist ihn mit dem lebhaften Ausdruck innerer Bewegung begrüßte.“ War doch der Komponist nicht bloß sein Landsmann im engeren Sinne, sofern er aus dem politisch zu Baden gehörigen, dem Volkscharakter nach aber schwäbischen Städtchen Mößkirch stammte, sondern dieser Komponist war der unserem schwäbischen Dichter am meisten sympathische musikalische Interpret seiner Lieder; von seiner Auffassung und musikalischen Wiedergabe fühlte sich Uhländ im



Konradin Kreuzer.

Innersten angesprochen, in Kreuzers Komposition fand er sich verstanden und getroffen, fand er die durch seine Seele klingende, das dichtestliche Wort hervortreibende und durchhauchende Melodie, welche der Dichter im rhythmischen Wohlklang des Gefüges nur anklängen lassen kann, zu wirklichem Klang verförperts. Kreuzer selbst aber verdankte seinerseits der Anregung durch Uhlands Muse sein Bestes: es ist, als hätte dieselbe ihn jedesmal über sich selbst hinausgehoben, ihn in jene Sonntagsstimmung versetzt, da dem musikalischen Lyriker auf Einen Wurf gelingt, was er in der prosaischen Stimmung des Werktags nur mit saurerer Mühe sich erarbeitet, ohne daß es ihm doch zu einem Ganzen zusammenfließen will. Mit Uhlands „Frühlingsliedern“ und „Wanderliedern“ hat sich Kreuzer als Sänger zuerst eingeführt und die Herzen erobert, als er 1816 eine Konzertsreise machte. Unter den vierstimmigen Gesängen sind wieder die Uhlandschen gerade diejenigen, die sich durch Frische und Stimmungsgehalt auszeichnen und darum noch heute unserm Volke gern gehört. Die Lieblinge sind, denn wo kennt man nicht „Droben siehet die Kapelle“, „Das ist der Tag des Herrn“, „Dir möcht ich diese Lieder weihen“ — die „Märznacht“, die „Siegesbotschaft“? Wo, in frohlichem Kreise kennt man nicht die beiden von urkräftigem Behagen durchwehten Lieder „Wir sind nicht mehr am ersten Glas“, und „Was ist das für ein durstig Jahr?“ Erst kürzlich saßen wir im engeren Kreise zusammen, ein trefflicher Liederjäger sang uns Löwische Balladen vor, dann ein Brahms'sches Lied, zuletzt „Es zogen drei Burche“ von Konradin Kreuzer — das Lied fiel durchaus nicht ab nach Löwe und Brahms, im Gegenteil, ganz eigenartig ergreifend wirkte diese schlichte Volksmäßigkeit, wie ja das Auge nach den in den tiefsten Farben leuchtenden Blumen, welche die Kunst des Gärtners gezogen hat, immer wieder gerne an den frischsten Kindern der Waldwiese sich weidet und erfreut.

In der volkstümlichen musikalischen Lyrik — weniger im eigentlichen Volksliede, als im volkstümlichen Kunstliede, dem vierstimmigen Lied für den Männerchor — lag denn auch Kreuzers Hauptstärke. Darin allein hat er Bleibendes geschaffen, was seinen Namen auf die Nachwelt bringt, und nicht dem „Musiker“, sondern dem Liebhaber der Männerchöre, dem gemüthvollen Liedermeister Kreuzer ist zu Möstkirch im bairischen Schwarzwald ein Denkmal errichtet worden. Was Kreuzer an Kammer-, Konzert- und Salonmusik hervorgebracht hat, das zeigt wohl den formgewandten Komponisten, ragt aber nur selten über das Niveau des Gewöhnlichen hinaus: es fällt unter den Begriff der sogenannten „Kapellmeistermusik“, die, geschaffen für den Augenblick, mit diesem dahingeht. Denn Glätte der Form, Frische der Melodie, Sinnigkeit der harmonischen Schattierung genügen, um eine Musik der jeweils lebenden Gegenwart zu empfehlen, nicht aber, um sie unsterblich zu machen: dazu gehört der zündende Funke des Genies, dazu gehört die eigentliche Schöpferkraft, für welche das gefällige Äußere der Tonform nur die sinnliche Hülle bildet, darin sie zur Erscheinung kommt. Dieser zündende Funke fehlt auch den Opern unseres Liedermeisters, so geschickt sie gemacht, so gefällig sie gearbeitet sind. Wo weiß man noch etwas von Kreuzers „Freudore“, „Hos in Phrygien“, „Baron Lust“, „das Mädchen von Montfermeil“, „Melusine“, „Fridolin“, „Hochländerin“ u. c.? Wo weiß man auch nur noch etwas von seinen „Kaufleuten“, von seinem „Konradin von Hohenstaufen“? Sie sind verschwunden, vergessen — von „Libussa“ hört man ab und zu noch die Ouvertüre auf Kurplätzen und von jenen kleinen sogenannten böhmischen Kapellen, deren Notenschatz manches bewahrt, was der großen Musikwelt längst abhanden gekommen ist. Aber zwei dramatische Werke unseres Liedermeisters leben heute noch fort: der „Verschwender“ und die Oper „Das Nachtlager von Granada.“ Solange man überhaupt noch Gehör nach an dem Raimund'schen Volksstück haben wird — und um keinen zu haben, muß man schon recht blaßiert sein — so lange wird man auch Kreuzers Musik zu demselben in Ehren halten, nicht etwa, weil sie besondere dramatische Kraft entwickelte, wohl aber, weil sie in volkstümlicher Faltung und gemüthsinnigem Ton dem Raimund'schen Stück wie angegossen sitzt. Beim „Nachtlager von Granada“ ist es wiederum nicht die dramatische Gewalt der Musik, welche dieser Oper die Liebe des Volkes erhalten hat, sondern die frische Melodie. Nicht dem Opernkomponisten, sondern dem Liedermeister verdankt diese Oper ihre Fortexistenz auf der Bühne, es ist der Genius des Liedes, wie er insbesondere aus Uhlands Liedern uns anblickt, der den Musiker in Kreuzer zum Künstler geädelt hat, denn wo er Großes schuf, war's immer da, wo ihn durch den Dichter der enge Rahmen gegeben und die Stimmung vorgezeichnet war.

Das Wanderleben des treuerhizigen Meisters ist in diesen Blättern im Jahrgang 1881 (S. 124 ff.) eingehend geschildert worden, aus Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages, wir wollen daher unsere Leser nicht mit der Aufzählung aller Stationen der Künstlerfahrten Kreuzers ermüden. Es berührt einen wehmützig, zu sehen, wie es dem Sänger, der doch seiner Zeit und seinem Volk recht aus dem Herzen und nach dem Munde gesungen hat, nicht vergönnt war, in der Heimat einen Ruheort, einen festen Sitz zu gewinnen. Fern im Nordosten, in Riga, hat er das Haupt zur Ruhe niedergelegt — deutsche Klänge geleiteten ihn dort zum Grabe — die Liedertafel sang ihm den Abschiedsgruß. Möge das Lied des deutschen Meisters zum Dank für die Gastfreundschaft, die ihm gewährt worden, den deutschen Geist stärken helfen, der in jenen Landen jetzt so viel Stürme zu bestehen hat.

H. A. Köstlin.

Der Wiesbadener Verein vom roten Kreuz.

So vortrefflich die Leistungen der Diaconissen und der barmherzigen Schwestern sind, ihre Zahl genügt bisher beinahe nirgends zur Deckung des Bedürfnisses an Pflegeträgern; fast überall, vor allem in den größeren Städten, ist man genötigt, zahlreiche Privatkanenpflegerinnen zu verwenden.

Nügen nun unter den Frauen, die diesen Beruf ergriffen haben, auch manche sein, die den hohen Anforderungen desselben in bezug auf Kenntnisse und Charakter entsprechen, die meisten lassen viel, wenn nicht alles, zu wünschen übrig. Davon wissen die Ärzte, deren Erfolge oft genug durch die schlechte Ausführung der gegebenen Vorschriften in Frage gestellt werden, davon wissen viele Familien, die solche Wärterinnen zu nehmen gezwungen waren, ein Lied zu singen. Für unbemittelte Kranke kommt der Übelstand hinzu, daß die Privatkanenpflegerinnen sehr teuer sind.

Abhilfe für diesen mehr und mehr hervortretenden Mangel anzubahnen, war der jüngsten Zeit vorbehalten. Und zwar wurde diese schöne Aufgabe nicht durch den Staat oder die Gemeinde gelöst, sondern wie so manche andere durch freie Vereinstätigkeit, die dann mitunter später die Unterstützung der Gemeinde fand.

Nach und nach entstanden in einer Reihe größerer Städte Vereine zur Ausbildung und Verwendung von Krankenpflegerinnen, welche zu Genossenschaften vereinigt, das Bedürfnis der betreffenden Städte und zum Teil auch größerer Bezirke zu befriedigen geeignet waren. In vielen Fällen traten hochherzige deutsche Fürstinnen an die Spitze dieser Organisationen, so die Kronprinzessin des deutschen Reiches, die Königin von Sachsen, die Großherzogin von Baden, die verewigte Großherzogin Alice von Hessen. Eine Zentralisation der Vereine hat bisher nicht stattgefunden, man hat nur gesucht, sie durch Delegiertenkonferenzen in eine gewisse Fühlung zu einander zu bringen, und so weichen begreiflicherweise trotz des im großen und ganzen gleichen Zieles die Einrichtungen in den einzelnen Vereinen und in den von denselben geleiteten Pflegerinneninstituten ziemlich stark von einander ab.

Vielleicht wird uns die Zukunft eine vergleichende, kritische Beschreibung aller Schöpfungen auf diesem Gebiete bringen; heute ist jedoch eine derartige Arbeit noch nicht ausführbar, man muß sich auf Einzelbilder beschränken, und da sei es uns denn gestattet, in wenigen Strichen ein solches von dem „Wiesbadener Verein vom roten Kreuz“ zu entwerfen. Dieser Verein ist allerdings einer der jüngsten und kleinsten, aber gerade deshalb dürften einige Mitteilungen über seine Entstehung und Einrichtung für viele von Interesse sein, denn großartige Organisationen wie die Berliner und ähnliche sind nur äußerst selten möglich, während es Duzende von Städten gibt, die in ähnlicher Lage wie Wiesbaden sind.

Auch in Wiesbaden ist ja eine erhebliche Zahl von barmherzigen Schwestern und Diaconissen in der Krankenpflege thätig; dem Bedürfnis, das in dieser Stadt als Kurort etwas größer sein mag als anderswo, wird aber in keiner Weise genügt. Dieser Übelstand war von verschiedenen Seiten schon wiederholt beklagt worden; auch waren die städtische Armenverwaltung und deren Ärzte zu der Erkenntnis der Notwendigkeit einer gewissen Pflege der nicht in das Hospital übergeführten, sondern in ihren Wohnungen verbliebenen erkrankten Stadtarmer gekommen. Jeder, der einigermaßen weiß, wie es in solchen armen Familien hergeht, wird ohne weiteres begreifen, welche außerordentlichen Vorteile es nicht nur in hygienischer, sondern auch in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung hat, wenn die Erkrankten von gebildeten Pflegerinnen besucht werden, die für die richtige Ausführung der speziellen ärztlichen Vorschriften, für Reinigung und Lüftung der Wohnung, wenn die Mutter die Erkrankte ist, für die nötigste Wartung der Kinder sorgen u. c. Durch eine sofort und in praktischer Weise eingreifende Pflegerin kann unendlich viel geschehen zur rascheren Wiederherstellung der Kranken und zum Schutz gegen Übertragung der Krankheit wie zur Verhütung des moralischen und wirtschaftlichen Verfalls der Familie. Eine auf der nötigen Höhe der Geistes- und Charakterbildung stehende, technisch tüchtige Krankenpflegerin bringt nicht nur für den Augenblick Segen in das Haus des Armen, ihr wohlthätiger Einfluß kann ein lange nachwirkender, ja ein dauernder sein.

Der Wiesbadener Verein stellte sich von vornherein die doppelte Aufgabe: für die Privat- wie für die Gemeindefrankenpflege Kräfte zu schaffen, doch sollte letzteres Hauptzweck sein, so daß die Pflegerinnen nur soweit sie in der Armenkrankenpflege entbehrlich sind, zahlenden Privaten zur Verfügung gestellt werden.

Grundsätzlich sollen als Pflegeschwestern nur fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahre alte Frauen oder Jungfrauen, welche der Verein selbst beruflich hat ausbilden lassen, angestellt werden. Da aber das Bedürfnis ein dringliches war, da der Gemeinderat alsbald eine jährliche Subvention von 1000 Mark versprach, wenn dauernd zwei Schwestern zur Pflege erkrankter Stadtarmer gestellt würden, und da dank der energischen Thätigkeit des Prinzen Nicolaus von Nassau, des Leiters und der Seele des ganzen Unternehmens, von allen Seiten reichliche Beiträge flossen, entschloß man sich, provisorisch mit bereits anderwärts in Thätigkeit gewesenen Pflegerinnen zu arbeiten.

Daß ein solches Provisorium gewisse Nachteile hat, ist natürlich, von maßgebender Seite wurde aber anerkannt, daß trotzdem während der bezüglichen 1½ Jahre das Krankenpflegerinneninstitut des Vereins

sehr segensreich gewirkt habe. Das höchste Maß der Leistungen, die volle Harmonie nach außen, wie im Innern der Schwesterngenossenschaft, ist allerdings erst erreicht worden, seitdem letztere lediglich aus sorgfältig vom Vereinsvorstande ausgewählten und unter seinen Auspizien gleichmäßig für ihren Beruf vorbereiteten Pflegerinnen besteht.

Bei der Auswahl unter den zum Eintritt sich Meldenden hält man daran fest, daß die Schwestern in bezug auf soziale Stellung und allgemeine Bildung in annähernd gleichen Verhältnissen sein müssen, und zwar wird, insbesondere mit Rücksicht auf die bei der Armenkrankenpflege maßgebenden Gesichtspunkte, eine höhere Vorbildung als die durch Elementarschulen zu erreichende verlangt. Die fachliche Ausbildung der als Lehrschwestern Aufgenommenen erfolgt in dem unter dem Protektorat der Frau Kronprinzessin stehenden „Viktoriahaus für Krankenpflege“ in Berlin, welches in freundschaftlicher Weise den bezüglichlichen Wünschen des Wiesbadener Vereins entgegenkam.

In einjährigen Kursen (am 1. April, beziehungsweise 1. Oktober beginnend) werden die Aspirantinnen theoretisch und praktisch mit den Anforderungen der Hospital- wie der Gemeindefrankenpflege vertraut gemacht. Die Haupterziehung findet in dem großen städtischen Krankenhaus im Friedrichshain statt.

Diese berufliche Ausbildung, die ein einzelner sich gar nicht in so mustergültiger Weise verschaffen könnte, erfolgt auf Kosten des Vereins, der nicht nur für freie Station, Wäsche und Dienstkleidung der Lehrschwestern sorgt, sondern ihnen auch noch ein angemessenes Taschengeld zukommen läßt. (Tritt eine Schwester in den ersten drei Jahren ihrer definitiven Anstellung freiwillig aus der Genossenschaft aus, so hat sie allerdings dem Verein diese Auslagen zu erstatten.) Auf die Lehrzeit folgt dann eine halbjährige Probezeit in Wiesbaden und hierauf die Aufnahme in die Genossenschaft der Pflegegeschwestern.

Die Pflegegeschwestern erhalten neben freier Station, Wäsche und Dienstkleidung ein Gehalt, das von 240 Mark jährlich nach und nach auf 480 Mark steigt. Nach zehnjähriger Dienstzeit tritt Pensionsberechtigung ein.

Hier bietet sich für Töchter achtbarer, gebildeter Familien eine Gelegenheit, sich eine selbständige, ehrenvolle Existenz zu erringen, wie sie günstiger selten zu finden ist. Für den ersten Oktober dieses Jahres sind noch zwei Lehrschwesternstellen frei. Aspirantinnen können nähere Auskunft durch Fräulein Antonie Effner in Wiesbaden erhalten.

F. Kalle.

Um familiäntisch.

Liebe und Trompetenblasen.

(Zu dem Bilde auf S. 741.)

„Liebe und Trompetenblasen nützen zu viel guten Dingen,“ singt Scheffel. Auch der trefflichen Düsseldorfer Malerin, Paula Monje, sind sie Sporn und Anstoß zum vorliegenden Sittenbilde geworden, welches uns an den Ausgang des Mittelalters führt und nach niederländischer Art einen weiten Blick in das Jahrmart-treiben einer alten deutschen Stadt gewährt: Gaukler und Marktschreier, sittige Hausfrauen, welche die Kinder lehren, Mägdelein, welche Linnen laufen, Wäfler und Trinker, alles das sehen wir von der Tribüne der Musikanten wie aus der Vogelschau. Und neben Scheffel dürfen wir wohl auch Geibel hier anführen: „Eine Musikantenfehle, die trinkt als wie ein Loch.“ Der Papfer da unten hat tüchtig zu thun, um die großen Zinnkannen zu füllen, und das feine lockbare Mägdelein kredenzt. „Seht, wie sie sich dreht, so flint, so gewandt, die Kann’ unterm Arme, das Glas in der Hand!“ um mit Wilhelm Müller zu reden. Daß ihr der Trompeter gefällt, der eben pausierend sein Instrument absezt, wer wollte es bezweifeln? Das hat uns Paula Monje deutlich im Mittelpunkt des Bildes offenbart. Dazu unter dem grünen Laubdach der Linde das ganze bunt zusammengewürfelte Orchester, dem selbst der Dubeisack nicht fehlt. Ja, das war ein Bogenschießen, war ein Schmettern, ein Gegeige! Wie die Heuschreck hüpfte leicht die Klarinett’ durchs Tongewimmel, doch der Brummbaß stöhnt, als klag’ er ums verlorne Seelenheil. Hinten im Orchester wirkte Mubribus, er schlug die Pauke. Ob sich ein dauerndes Verhältnis zwischen dem Trompeter und dem Gretchen mit der Zinnkanne entsponnen hat, ob er nur vorübergehend mit ihr scharmuht oder sie als Ehegespons heimgeführt hat, vermögen wir nicht zu sagen. Nehmen wir an, das letztere sei der Fall gewesen.

Der Papierverbrauch auf der Erde.

Man spricht so viel von unserem papierenen Zeitalter, aber man macht sich doch eigentlich nie eine Vorstellung von den Quantitäten Papier und Papierstoff, welche die Menschheit alljährlich verbraucht. Nach den statistischen Zusammenstellungen C. v. Scherzers wird die gesamte Produktion der Erde auf rund 14½ Millionen Meterzentner geschätzt, und diese Angabe scheint eher zu niedrig als zu hoch, denn der sicher höchst bedeutende Bedarf Chinas und Japans ist in ihr kaum ganz genügend gewürdigt. In Europa verbraucht der Deutsche und der Engländer am meisten Papier, nämlich etwa 6 Kilogramm jährlich, der Franzose begnügt sich mit 4 Kilo, der Italiener gar mit 1 Kilo, während der Nordamerikaner fast 8½ Kilo

für sich beansprucht. Nun ist in diese Beträge allerdings alles eingerechnet, was überhaupt aus Papier hergestellt wird, von Eisenbahnrädern bis zu Lampenschirmen, den Hauptanteil tragen aber zweifellos doch die Druck- und Schreibpapiere und man kann deshalb vielleicht den Papierverbrauch mit mindestens ebenso großem Recht, als den Seifenverbrauch als Kulturmesser annehmen. Interessant ist, mit den oben gegebenen Ziffern eine weitere Zahlenreihe zu vergleichen, die das Dictionary of Statistics über die jährliche Ausgabe für Bücher und Journale in verschiedenen Ländern zusammenstellt. Nach demselben gibt der Engländer den höchsten Satz, nämlich über 9 Mark jährlich, für diesen Zweck aus, der Nordamerikaner 8 Mark, der Franzose fast 6½, der Deutsche nicht ganz 6 Mark — immerhin bei der ungleichen Wohlhabenheit unserer Bevölkerung noch ein recht respektabler Betrag, der mit der oft gehörten Klage, daß der Deutsche keine Bücher kauft, nicht recht zusammenstimmen will. Oder ist es die Zeitung, die auch bei uns den Löwenanteil an jener Ausgabe beansprucht? Fast scheint es so, und man möchte wohl hinzufügen: Leider! Erscheinen doch im deutschen Reiche nicht weniger als 4400 Zeitungen, erlaubt sich doch jeder achtzehnte Einwohner Deutschlands — wohlverstanden Frauen und Kinder mit eingerechnet, den Luxus eines täglich erscheinenden Blattes! Sp.

Nur Geschichte des Branntweins.

Den alten Kulturvölkern war der Branntwein unbekannt. Erst die Araber stellten durch Destillation des Weines ein derartiges Getränk her, das sie aber nur als Arznei verwerteten. Der arabische Arzt Abul Kasem im XI. Jahrhundert erwähnt seiner zuerst. Die Bereitungsweise wurde nach Sitte der damaligen Zeit sehr geheim gehalten und erst im XIV. Jahrhundert durch Artur von Villeneuve verraten. Mit dem arabischen Worte Alkohol bezeichnete man dergleichen durch mechanische oder chemische Mittel möglichst gereinigten und verfeinerten Stoff. Villeneuve nannte ihn zuerst Weingeist (spiritus vini) und, da er in ihm eine wunderthätige Essenz zur Verlängerung des menschlichen Lebens gefunden zu haben vermeinte, Aqua vitae (Lebenswasser). Im XVIII. Jahrhundert noch war der Genuß des Branntweins nur bemittelten Leuten zugänglich.

R. F.

Durst und Trinken bei heißem Wetter.

Die Stillung des Durstes bei heißem Wetter will unter Umständen zuweilen nicht recht gelingen. Man trinkt, transpiriert um so stärker und muß deshalb immer wieder trinken, wodurch schließlich ein unbehagliches Gefühl herbeigeführt wird. Es ist, als ob die dem Körper zugeführte Flüssigkeit sofort gewaltsam sich aus allen Poren wiederum herausdrängte, und so wird der eigentliche Zweck des Trinkens, dem Körper die mangelnde Flüssigkeit zuzuführen, verfehlt, so daß man wohl auf den Gedanken kommen könnte, lieber den Durst mit aller Kraft zu unterdrücken, um dem unbehaglichen Gefühl der Überschwemmung des Magens mit Flüssigkeit und der erhöhten Transpiration zu entgehen. Es sind indessen einige Umstände hierbei in Betracht zu ziehen. Unzweifelhaft ist der Durst als eine Mahnung der Natur nach Ersatz der durch Ausscheidung dem Körper verloren gegangenen Flüssigkeit anzusehen. Bei Nichtbeachtung dieses Naturruses werden die Gewebe durch weiteren Flüssigkeitsverlust eine ungebührliche Austrocknung erleiden, und das Blut wird verdickt werden. Der Flüssigkeitsmangel im Körper führt folglich den Nachteil herbei, daß das verdickte Blut den Stoffwechsel nicht mehr in der gehörigen Weise durchzuführen vermag und daher so stark mit schädlichen Stoffen beladen werden kann, daß seine Versehung und somit selbst der Tod eintritt. Man spricht alsdann vom Sonnenstich, welcher durch zu große Überhitzung des Körpers und Verjaugung der Flüssigkeitszuführung verursacht werden kann. Abgesehen von dieser schlimmsten Folge der Durstübergehung ist doch nicht zu verkennen, daß infolge des aus Flüssigkeitsmangel geschwächten Stoffwechsels die Körperernährung beeinträchtigt und dadurch wenigstens ein unbehaglicher Zustand herbeigeführt wird. Nach alledem erscheint es also nicht ratsam, den Durst vollständig zu unterdrücken, aber man trinke langsam und mäßig und merke auf, wenn dem Bedürfnis Genüge geschehen ist. Am besten ist es, reines Wasser zu trinken, dem man etwas Säure, am besten Zitronensäure, zusetzen kann. Wir möchten in dieser Beziehung auf die bequemere und billigere Benutzung der reinen Salzsäure (acidum muriaticum purum der Apotheken) hinweisen, welche bei fünfzehn bis zwanzig Tropfen auf ein Halbliterglas der Zitronensäure vollständig im Geschmack gleicht und welche in sehr zweckmäßiger Weise die vom Wassertrinken verdünnte Magensäure, die ja auch Salzsäure ist, wiederum ersetzt.

Th. Schwartz.

Briefkasten.

G. v. S. in Z. Der vierhundertjährige Gedächtnistag des Regierungsantritts Friedrich des Weisen fällt auf den 26. August. Ein kurzgefaßtes, durchaus vollständig gehaltenes und dabei auf den neuesten Forschungen (L. v. Ranke, Klotz u. a.) beruhendes Lebensbild des Fürsten hat C. Valtin u. b. T.: „Friedrich der Weise, Kurfürst zu Sachsen“ im Verlag von Friedrich Jakob zu Torgau herausgegeben. Ein gutes Bildnis ist dem Buchlein beigelegt; dasselbe kostet 1 Mk.; der zu erhebende Uberschuß des Ertrages soll zum Weiten des in Torgau zu erbauenden evangelischen Vereinshauses („Lutherhaus“) verwendet werden. Für Schüler- und Volksbibliotheken besonders zu empfehlen. — Fr. G. in B. Sie haben recht: Wurgeland in Nr. 45 (Artikel über Siebenbürgen) ist ein Druckfehler, es muß Wurgentland heißen.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 28. August 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 48.

Marja, die Fremde.

Erzählung von H. Pichler.
(Schluß.)

Schon mit Tagesanbruch hatten die beiden Rivalen die Insel verlassen, Dicks war mit einem Schollenfischer nach Hamburg gegangen, und Hans Frerik hatte die Flut benützt, um mit seiner Schaluppe in See zu gehen. Sein Maat, auch ein berber Friesenbursche von echtem Schlage, holte das Anker ein, und nachdem das Segel gesetzt, trieb der Morgenwind das Boot schnell in tiefes Wasser. Beide Männer, zu denen noch ein halbwüchsiger Junge gehörte, hatten über ihre dicken Friesjacken gelbe Djacken gezogen, und der Junge bündelte nun eine strohumflochtene Flasche hervor, die er dem Maat mit halbverschmihtem Grinsen zusteckte. Dieser reichte sie erst Hans Frerik, der schüttelte aber abwehrend mit dem Kopfe und arbeitete an dem Angelzeug. Immer weiter wich der Inselstrand zurück, nur wie ein schmaler Streif blieb er im grauen Morgenlicht noch sichtbar. Der Leuchtturm stand wie ein troziger Seeheld am trüben Horizont, vor ihnen quirlten weiße Schaumkämme an der Sandbank von Scharhörn, und indem sie einen Strich mehr West steuerten, ließen sie die von großen Schiffen besonders gefürchtete Bank über Steuerbord liegen. Es erwachte das Leben auch auf der See; einige Fahrzeuge, die vor Anker gelegen hatten, nahmen dieselben auf. Man hörte von nah und fern den eigentümlichen, halb schwermütigen, halb übermütigen Matrosenruf, der nur in zwei Lauten besteht und bei den deutschen Seeleuten die Stelle des Liedes vertritt. Bitternd schwebten die Töne auf der bleigrauen Wasserfläche einher, die Möwen huschten und kreischten, und hie und da tanzte eine mit Kraut und Seegetier übertaucherte „Tonne“ an ihrer Kette auf und ab. Schon mehrere Male hatte Hans Frerik die „Luft“ gemustert. Seit einer halben Stunde sprang der Wind unruhig hin und her, bald aus dieser, bald aus jener Ecke pfeifend, der Wind „malt“, sagen die Schiffer. Das war nichts Neues, doch

abnorm fanden die Männer im Fischerboot die gelbe, harte Färbung der oberen Atmosphäre, die gleichmäßig unter dem Firmament lagerte und nicht von der Sonne herrühren konnte, die noch unter dem Horizont stand. Dicht über dem Meere aber hing grauer, hin- und herwallender Dunst.

Es war ein böser Tag. Peter Gilt hatte Ursache, über Marja bedenklich den Kopf zu schütteln, und nahm das Kind an sich, damit es unter der üblen Laune der Mutter nicht leide. Marja selbst befand sich in schlimmer Verfassung, unter den schwarzen Haaren wühlten sich die Gedanken gleich brennenden Pfeilen ins Gehirn, sie that ihr Werk heute wie gestern und sang ihr Lied dazu. Doch hielt sie oft inne und lachte wie die Möwe, welche den Turm umflatterte und mit scheuem Fittich das Fenster streifte; auch hörte der Alte sie laut mit sich reden, Worte, die er nicht verstand.

Peter Gilt, der wetterkundige, vielgefahrene Seemann, spürte die nichts Gutes vorbereitende Änderung des Wetters ebenfalls. Von seiner luftgetragenen Galerie aus hielt er Umschau im frühesten Morgengrauen, da er seine Leuchte auslöschte, und, wie seine Art war, darnach ein stilles Dankgebet nach oben sandte für die ruhige Nacht, die kein Schiff und kein Menschenleben gefährdet hatte. Über die seltsame Färbung der oberen Luftschichten mußte auch er den Kopf schütteln.

„Gott behüt' uns!“ murmelte der greise Seemann, „der Hans Frerik wird's ja draußen merken und zeitig heimkehren.“

„Ich wollte, er bliebe außen, daß keine Maus und keine Plankse seines verwünschten Schiffes wieder unsern Strand sähe und ich und du und alles könnte nur gleich mitvergehen im Wetter, 's wär' das Beste, zur Ruhe zu kommen.“ In dumpfem Tone hatte Marja die Worte gesprochen. Übermächtig, mit brennenden Augen und mühsam atmender Brust war sie zur Laterne emporgestiegen, um mit einigen Atemzügen

in freier Luft die Seele zu erquicken. Über ihre frevelhafte Rede faßte der Großvater sie hart an und schalt, doch als er ihr verstörtes Gesichtchen sah, packte es ihn mit Angst um das Leben des Kindes, und obwohl kein weichherzig winselnder Stadtmensch, legte der alte Mann doch seinen zitternden Arm um ihre Schultern, und sie lehnte einen Moment ihren Kopf an die Stütze, riß sich aber gleich los, als er sagte: „Du bist krank, Marja.“

„Ja, ihr habt mich krank gemacht, aber ich helfe mir selbst. O, ich helfe mir selbst! will doch nicht wie ein angebohrtes Schiff wegsinken!“

Sorgfältiger noch denn sonst hielt der Alte an diesem Tage Ausguck von der Blüse. Nicht nur auf die Vorgänge auf See, auch auf die Dinge, die sich auf dem „Butendieksland“ vollzogen, richtete er sein besonderes Augenmerk. Außerhalb der beiden Deiche dehnen sich weite Graswiesen, die allmählich in sandigen Strand übergehen und mit der blauen Flut verschmelzen. Sie verdanken ihr Dasein dem Meere und sind das wichtigste Gut der Inselbewohner, die, mehr Bauern denn Seelente, ihren größten Reichtum in Viehherden besitzen, welche auf den merkwürdigen Seewiesen des „Butendiekslands“ ein gemächliches Dasein führen, welches nur ab und zu gefährdet wird, wenn die alte See, gierig nach ihrem Eigentum, mit wilder Wut ihr eigen Werk zu zerstören strebt.

Es war ein unheimlicher Tag, trotz der weit vorgerückten Jahreszeit schwül und drückend, die Sonne kam nicht recht zum Durchbruch, lugte nur zuweilen wie durch einen schwefelgelben Vorhang hindurch, und der Wind spielte aus allen Himmelsgegenden. Die Hirtenbuben auf dem Außenland hatten viel Mühe und Arbeit, denn das sonst so besonnene Rindvieh stellte sich schier unklug an, brüllte und sprang, als sei ein Gewitter im Anzuge, und mehr denn einmal hatten die Buben ein sonst vernünftiges Stück Vieh vor dem Versinken in einem der zahlreichen, natürlichen schlammigen Prielen (Wassergräben) zu bewahren.

Marja brauchte nicht bis zum Dunkelwerden mit dem Wasserholen zu warten, denn Dicks war in Hamburg, und sie mußte auf lange auf seine Liebeswerbungen verzichten. Sie hatte ihn lieben müssen, denn in der ersten Liebesstunde hatte er gesagt, er sei durch sie ein anderer besserer Mensch geworden und bereue sein wildes Leben, welches über ein Mädchen und dessen Familie bitteres Herzeleid gebracht hatte. Der Gedanke, einen Mann zu bessern, ist aber das sicherste Fangnetz für ein Frauenherz. Dicks genoß nicht des besten Rufes, und deshalb hatte Marja das Liebesverhältnis geheim gehalten, bis — ja bis sie sich heiraten konnten; wann das geschehen würde, lag außerhalb der Berechnung, denn Dicks selbst ging scherzend über den Punkt hinweg. Und nun hatte das junge Weib selber dem verhassten Hans Frerik das Geheimnis verraten, und sie quälte sich in ohnmächtigem Borne und heißem Verlangen nach dem Liebsten ab.

In der Mittagsstunde fanden sich gleich Marja mehrere Frauen und Mädchen an dem Süßwasser spendenden Teich, „am Brunnen“ ein, und ein Geschwätz, wie es eben nur am Brunnen entsteht und geführt wird, war alsbald im Gange. Jedes der Weiber brannte vor Begier, die „Fremde“ selbst über das unerhörte Geschehnis gestern Abend zu hören und darnach — zu richten.

„Geküßt hat er sie“ —

„Und sie hat ihn geschlagen“ —

„Wütend wie eine wilde Raue hat sie sich angestellt, und hatt' er nicht schnell die Rükenthür zugezogen, es wäre der brennende Torf an seinen Kopf geflogen —“

„Und er ist in Bösem heut hinausgegangen, und wenn er nicht wiederkommt, sondern sich ein Leid anthut, dann ist die Fremde schuld —“

„Das hat man davon, wenn ein Ungehöriges sich zwischen vernünftige Sippchaft drängt.“

Als Marja hinzutrat, hörte das Gezischel auf, doch sie hatte genug gehört, um Thränen der Wut in ihren Augen quellen zu fühlen. Sie ging mit dem gefüllten Eimer zurück,

ohne ein Wort gesprochen zu haben, und hinter ihr brandeten die Wogen des Geschwäzes doppelt hoch.

Also geschwätzt hatte Hans Frerik gestern Abend auch noch? Vielleicht auch über ihr Einvernehmen mit Dicks?

Leider wußte Marja nicht, daß während ihres Stellbichens Jenz, der Gehilfe des Großvaters, auf dem Wege zu seinem Wachtposten bei der Laterne, gerade vor der Rükenthür vorbeigegangen war und sich nun freute, mal was Besonderes unter die Leute bringen zu können.

Peter Eilt verließ sich nicht auf seinen Gehilfen, auch nicht in der Nacht, wo er die vier Stunden ruhigen Schlafes, die ihm zulamen, oft unterbrach, um nach seinem Feuer zu gucken, und am Tage entbehrte er ihn ganz, dann schweifte sein Falkenauge nach allen Richtungen über Land und See, etwaigen Notständen Hilfe zu senden. Heute paßte der Alte besonders auf, denn es war Zeit des Neumondes und allerlei bedrohliche Anzeichen in der Luft.

Erst gegen Abend, als die Leute „auf dem Werk“ schon sorglosen Gleichmut sich erlaubten, schob sich im Westen aus dem Meere eine blauschwarze Wolkenwand hervor, die mit Windeiseile in die Höhe stieg und, von den Fittichen des Sturmes getragen, so rasch dahingefegt kam, daß Peter Eilt von seiner hohen Warte aus nicht schnell genug Zeichen geben konnte zur Rettung der bedrängten Herden auf dem Außenlandsland. In böser Gemeinschaft kam der Sturm, er brachte mit sich die Dunkelheit und die Flut. Noch hätte von Rechts wegen das Tageslicht regieren sollen, aber fast nächtliche Finsternis breitete tiefhängende Wolkenmassen über die gängstigte Schöpfung. In wilder Hast wälzte sich die Flut heran, stieg unter rasendem Sturmespfiffe, und in wenigen Minuten wogte durch das Watt eine aufgeregte See, die türmend, Kopf über Kopf brechend, höher und höher den Inselstrand erfaßte.

Mehr noch als den Wächter des Leuchtturmes hatte das Wetter die Hirtenbuben und ihre Herden überrascht; einige Donnererschläge, mit denen es einsetzte, brachten das Vieh in Verwirrung. Statt den rettenden Deich zu gewinnen, stürzten einige der schönen Tiere gerade der brüllenden Flut entgegen, die übrigen teils ihnen nach, teils in wüster Verblendung durch- und auseinander nach allen Richtungen rennend. Ihnen nach die tapferen, kleinen Hirten, welche, die Gefährdeten zu retten, selber in arge Bedrängnis gerieten. In den gefährlichen „Prielen“ blieben die Tiere stecken, und indem die Buben sich mühten mit der Befreiung der Widerspenstigen, versanken auch sie in den schlammigen Rissen und Löchern des unsicheren Bodens, und darüber kam die steigende See näher und näher.

Nun bligte von der „Blüse“ das Leuchtfeuer auf. Zugleich wurden die Szenen am Strande noch belebter, denn alles, was kräftige Beine und gesunde Arme hatte, war herbeigeeilt zur Hilfe und kämpfte energisch gegen die verderblichen Gewalten. Schon waren einzelne Tiere, die auf kleine Erhöhungen sich geflüchtet, von der Brandung fortgerissen worden, ihr Todesgeschrei verhallte im Brausen von Sturm und See; mit ihnen ging einer der Buben zu Grunde, der verzweifelt Mutes voll sich in die stürmende Flut gewagt hatte, seine Schutzbefohlenen von dem Sandhaufen landwärts zu treiben, eine hohe Brandungswelle riß ihn herab.

Schlimmer als auf der Insel gestalteten sich die Dinge auf See. Wenn auch alle die großen und kleinen Fahrzeuge, welche die weite Wasserstraße belebten, genügend auf den Empfang des wilden Gastes vorbereitet gewesen wären, dieser Wucht schien kein Gebild von Menschenhand gewachsen. Die Sturmflut drängte mit unwiderstehlicher Kraft in die Mündungen der Flüsse hinein, und es türmten sich hier durch den Kampf der nach auswärts drängenden Wassermassen der Flußströmungen und der anstürmenden Sturmflut Sturzseen von rasender Höhe, und der Wind wuchs zum Orkan, der das Meer aufwühlte, als sollte es die Erde verschlingen. Welcher Anker hätte in diesem Chaos halten können? Welches Fahrzeug unbeschädigt bleiben?

Auf der Insel hatte man mit der eigenen Bedrängnis

zu viel zu thun, um der auf See sich abspielenden Schrecken gedenken zu können. Endlich war geborgen, was geborgen werden konnte, der schützende Damm hatte alles in sicherheitgewährenden Schutz genommen, und die Inselaner richteten ihr Denken auf die Szenen der Anstrengung, des vergeudeten Mutes und ohnmächtiger Verzweiflung, die sich da draußen abspielen mußten. Dicht zusammengedrängt, um vom Sturme nicht herabgerissen zu werden, standen sie auf der Kuppe des Deiches, ängstlich in die gärende Finsternis starrend, in welche das Leuchtfeuer grelle, unheimlich erhellende Strahlen warf. Es waren von den Thüren welche draußen; der Name Hans Frerik flog von den Lippen. Mit erneuter Wut rüttelte ein Sturmstoß an den Felsen der Erde, und ein vielstimmiger Schrei mischte sich in das Getöse — das Feuer des Leuchtturmes war erloschen.

Hatte der Orkan den Turm gestürzt? War die ganze Insel im Untergang begriffen? oder — war da oben ein Unglück geschehen? Man wartete einige Minuten in bangem Schweigen, erwartend, das Licht wieder aufflammen zu sehen. Es blieb dunkel.

„Ich muß doch wohl 'nauf, es könnte was passiert sein,“ sagte eine ängstliche Stimme. „Jens, Kerl! bist du hier? Warum bist du nicht oben auf deinem Posten?“ schrien mehrere dem Burschen zu, und zugleich begann ein Rennen im Finstern den Deich hinab an das Thor des Turmes, welches alsbald unter dröhnendem Klopfen und Pochen erbebt. Jens rechtefertigte sich mit der Erklärung, der Vogt habe ihn zur Hilfe auf das Butendiebsland hinausgeschickt. Niemand hörte auf ihn, die erregte Menge suchte das Hauptthor zu öffnen. Aber weder erreichte man die Lösung der festen eichenen Thür, wie der anderen Nebeneingänge, die sämtlich verschlossen waren, noch ward von innen geöffnet.

In das vielstimmige Orchester der Elemente mischte sich jetzt ein dumpfdröhnender Ton, nach wenigen Augenblicken wiederholte sich derselbe. Kanonenschüsse! Ein großes Schiff muß in äußerster Gefahr sich befinden, und es fehlt die Leuchte, die ihm und vielen anderen sagt, wo sie sich befinden, daß Land in der Nähe, Sandbänke und Küsten und Menschen, die helfen werden, sobald deren Kraft dem Wettergraus gewachsen ist.

Umsonst alles Mühen! Hier ist das Menschenhäuflein ein Nichts! Ein Bollwerk, von Menschenhänden errichtet, spottet des Ursprungs; die Menschen haben über sich selbst hinausgebaut, da singt ihnen die Natur das alte Lied von der Vernichtung in die Ohren und gibt kein Zeichen, daß sie auch zum Leben erweckt. — — —

„Ein fröhlich Herz schlägt in meiner Brust
Aber ein harter Stein liegt darauf —“

sang Marja „die Fremde,“ als im Morgengrauen das Thor, mit Beilen erbrochen, den Weg zur Laterne freigegeben hatte. Sie saß auf der obersten Treppenstufe des Turmes, hatte beide Arme um die hochgezogenen Kniee gelegt, und ihre flackernden Augen huschten über das schäumende, dämmerungsfahle Meer.

„Donnerwetter, die Dirne ist verrückt geworden!“ murmelte einer von den Leuten, und die Menge staute sich in dem dunklen Treppengewinde, weil Marja, keine Notiz von ihr nehmend, ruhig sitzen blieb.

Der Sturm hatte ausgetobt, in einzelnen schnaubenden Stößen nahm er nach und nach Abschied. Noch entzog das matte Zwielficht die Spuren seiner Verheerungen den spähenden Augen, die Bresche, welche die See in den äußersten Damm der Insel gerissen, die Versandung und Verflammung der Wiesen und vor allem den gekenterten Rumpf eines großen Bootes, der auf- und abgeschaukelt endlich spielend auf den Strand geworfen ward, und die Brackstücke, die auf den Wellen trieben, eine Planke, ein Faß, ein Rundholz. Das Zwielficht verhüllte aber auch ein Fahrzeug, das mit dem abnehmenden Winde östlich der Insel anzulegen suchte. Arg mitgenommen sah das Fahrzeug aus, in Felsen hing Segel und Tauwerk an zerknicktem Mast, aber der Rumpf hielt zusammen und

barg in seinem Raume eine Anzahl bleicher, erschöpfter Männer, vor einer halben Stunde aufgegeben von den Stücken des voneinander brechenden Schiffes, das in der Nacht vergeblich seinen Kanonendonner um Hilfe ausschickte.

Das Land wurde glücklich erreicht.

„Schaff die Leute zur Unterkunft nach der Blüse, ich gehe voraus, zu sehen was dort passiert ist,“ sagte Hans Frerik, der Führer des Fahrzeugs. Fünf Minuten danach bahnte er sich den Weg zur Laterne. „Laßt mich zu ihr,“ schrie er, als er hörte, um was es sich handle, und kaum hatte er gerufen und sein von der nächtlichen Anstrengung hohles Gesicht erschien dicht unter Marijas Füßen, als Marja ihn anstarrte und nach kurzem gellendem Lachen in bitteres Weinen ausbrach. Ohne weiteres nahm er die nicht Widerstrebende auf seine Arme, trug sie in das Stübchen hinunter, und hier legte sie ihren Kopf an seine Brust und beichtete in kurzen, abgebrochenen Sätzen, was in der schrecklichen Nacht geschehen. Sie hatte das Leuchtfeuer gelöscht, um Hans Frerik das Wiederkommen unmöglich zu machen, und hatte dem Großvater geholfen, es aufs neue zu entzünden, und in dem Kampf auf der Galerie in Sturm und Finsternis war der Großvater plötzlich leblos niedergefallen, sie aber hatte Wacht gehalten. Und da trugen sie ihn auch schon herab, den alten getreuen Peter Eilt, der für seine Pflicht starb. Marja fiel gleich nach ihrem Bekenntnis in hitziges Fieber und raste in wildesten Selbstanklagen. Nebenher schlummerte ihr Töchterchen. Das Kind war der einzige Mensch, über dessen glückliche Sinne die Schrecken der Nacht keine Macht gehabt hatten.

Trübe dumpfe Stimmung lagerte für die nächste Zeit über der Insel. Man hatte viel zu beklagen. Außer schmerzlicher Einbuße an kostbarem Hab und Gut, außer den Schäden, die der zernagte Inselstrand aufwies und die mit schweren Opfern nur ausgeglichen werden konnten, blickte man auf den schlichten Sarg des braven Peter Eilt, der, auf einen Leiterwagen gesetzt, seine letzte Fahrt durch das Watt nach dem Festlande machte, wo er in geweihter Erde seine Stätte finden sollte; und außerdem suchte man zwei der mutigen Hirtenjungen vergebens, sie waren zu Grunde gegangen bei der Sturmflut.

Die friesischen Volksstämme sind keine Maulhelden; denen, die in unmittelbarem Verkehr mit der See stehen, wird das Reden sauer. Gesprochen wurde in den nächsten Wochen auf der Insel noch weniger denn sonst, desto mehr aber gearbeitet an den Ausbesserungen der Deiche, und diejenigen, welche ihr Wasserfahrzeug in jener schlimmen Nacht behalten hatten, setzten es in Stand, um im Fischfang ein Stück Geld zu verdienen. Alle Hände rührten sich, den Leck zu stopfen. Auch Hans Frerik feierte nicht, er hatte seine Schaluppe aufgebracht, um sie wieder in seetüchtigen Zustand zu versetzen, und klopfte und meisterte daran herum so unermüdet, als gelte es ein Unruhiges, Quälendes totzuschlagen. Die physische Anstrengung war nur der Ableiter für das Quälende, was in ihm lag, und das waren die Gedanken um Marja. Man sah es dem phlegmatisch ruhigen Gesichte nicht an, wie es im Innern wühlte und bohrte. Hans Frerik war mit mancher heiklen Sache schon zurechtgekommen, er ward auch fertig mit dem eigenen Fühlen. Mit jedem Plankenstück, was er seinem Boot einsetzte, nahm er ein Stück Egoismus von der eigenen Seele — er wollte Marja nicht mehr um seinetwillen, nein gewiß nicht, was man so übermäßig gern hat, darf nicht durch uns gequält werden —; mit jedem „Draht,“ den der Dichthammer in die Nähte trieb, entledigte er sich thörichter Wünsche — er fand, daß der Mensch am besten dabei wegliegt, wenn er nicht immer dem eigenen Verlangen nachlebt, sondern an die Menschen denkt, die nun mal von Natur und Rechts wegen links und rechts neben ihm durchs Leben gehen — und als der neue Mast in seiner „Spur“ festgesteckt ward, da fand der Hans, daß er an jenem denkwürdigen Abend sehr rauh gehandelt habe; wie konnte er nur ein zartes Weibsbild so „butt“ in seine groben Arme drücken!

Nur um eins sorgte Hans Frerik noch, um Marijas Leben; er wollte sie ja nicht zur Frau, gewiß nicht, mochte sie

doch den Dick's nehmen, wenn sie glaubte, mit ihm gut zu fahren; nur durfte sie nicht sterben, nein, sterben durfte sie um alles nicht, und Hans guckte jedem Vorübergehenden nach den Augen, ob nicht die Unglücksbotschaft von Marjas Dahinscheiden darin zu lesen sei, aber er fragte niemand. Nur an eins dachte Hans Frerik nicht, an Marjas Schuld, er wußte nicht mehr, daß sie, um sich von ihm zu befreien, eine That verübt, die einem Verbrechen gleich sah. Freilich war sie nicht bei Sinnen gewesen, die Krankheit hatte schon in ihren Adern getobt, die Krankheit, welche mehr und mehr das junge Leben dem Tode zutrieb. Die hohen Herren aus Hamburg und Riga büttel, die gar bald nach jener Nacht „auf dem Werk“ sich einstellten, um die Sache mit dem Verlöbten des Leuchtfuers zu untersuchen, hatten das auch gefunden, und nachdem sie den beklagenswerten Thatbestand aufgenommen und eine provisorische Versorgung des Leuchtturmes eingesezt hatten, waren sie wieder gegangen, woher sie gekommen. Auch an seine Heldenthat, wie er mit ledem Boote die Unglücklichen von dem auseinander schlagenden Schiffe gerettet, dachte Hans Frerik nicht. Die Schiffsbrüchigen hatten in dem geräumigen Turme Unterkunft und gute Verpflegung erhalten und waren längst mit einem Ewer nach Hamburg gegangen; es hätte aber jeder brave Schiffer an seiner Stelle dasselbe gethan, das wußte Hans.

Die milde Oktobersonne brachte Hans Frerik auch eine recht große Freude, so eine Freude, von der man kein Aufhebens macht, sondern sie still verschließt und sich an ihr ergötzt, wie an dem Licht der Sterne. Diese Freude brachte die kleine Maria, Marjas Kind. Die Kleine fühlte sich, seit der Großvater in seinem schwarzen Rasten über das graue Watt gefahren und nicht wiedergekehrt war, und seit die Mutter krank lag, recht verlassen; außerdem hatten die fremden hohen Herren den Aufgang zur Laterne fest verwahren lassen, klein Maria konnte nimmer die Sternchen im Meere und in der Himmels Höhe von da oben zählen, und der Jenz, der gute dumme Junge war auch fort, da war es so langweilig in der „Blüse“, wo die Basen abwechselnd um die kranke Mutter sich mühten und keiner Zeit hatte für Mariechen. So lief sie viel ins Freie, und es dauerte nicht lange, so hatte sie Hans Frerik auf seinem Zimmerplatz gefunden, und hatten die beiden sich immer gut verstanden, so wurden sie jetzt die besten Freunde von der Welt. Der Hans schaute schon am frühen Morgen aus, bis die Kleine in ihren Holzpantöffeln über den Deich gelaufen kam und sich auf einen Klotz setzte und plauderte.

Die Schaluppe wurde bald fertig. Eines Tages kam klein Miezen nicht allein, an seinem Händchen zog es eine Frauengestalt mit sich. Wie ein Schattenbild, gegen den Horizont sich abzeichnend stand dieselbe einen Moment auf der Höhe des Deiches still und kam dann langsam, schleppend, wie todesmüde den grasigen Hang herab. Hans wußte, wer da kam, und brummte zu sich selber: „Dummes Ding, sei still!“ denn es hämmerte plötzlich wie mit Häuften gegen seinen Brustkasten.

Der Gang hatte sie angegriffen, sie mußte sich sogleich setzen. „Viel Glück zur Gesundheit, Marja,“ sagte Hans, „es ist hübsch, daß du mit dem Kind kommst und nicht mehr grollst, aber es hat dich stark mitgenommen, bist weiß wie ein neues Segel geworden, willst du nicht einen Brocken anbeißen oder einen Schluck trinken?“ Er hatte seinen frugalen Imbiß herbeigeht und bot ihr ihn an. Sie schüttelte den Kopf und strich die schwarzen Haare aus der durchsichtig klaren Stirn: „Bleib nur bei deiner Arbeit, das ist mir lieber, als wenn du mich so bedauerlich anguckst, auch kann ich dann besser reden, was ich zu sagen hab'.“ Hans Frerik, ich muß deine Frau werden! Sag's aber keiner Menschenseele, daß ich mich dir anbot; ich bin drum mit dem Kind gegangen, weil uns hier niemand hört.“ Hans Freriks Mund blieb eine halbe Minute offen stehen, dann faßte seine Hand den Hammer und schlug so heftig auf einen Bolzen im Schiff, daß die blasse junge Frau zusammenslog vor Schreck. Hans warf den Hammer

weg und sagte: „Nimm's nicht schief, daß ich wieder so täppisch war, bin nun 'mal ein plumper Gesell. Marja, schau nicht nach dem Vieh da unten, das findet ohne dich sein Futter, schau mir ins Gesicht und dann sag, warum du jetzt den Burschen zum Mann willst, den du bislang nicht ausstehen konntest?“

„Ich fordere dich nicht zum Mann, aber ich muß deine Frau werden,“ antwortete Marja und wich den Blicken nicht mehr aus.

„Ist das nicht einerlei?“ fragte Hans Frerik. Sie schüttelte den Kopf. „Der Großvater sagte mir am letzten Tage noch, du seiest der Klügste auf dem ganzen Werk und hättest Dinge gedacht, die keinem Menschen sonst einfelen. Wenn das wahr ist, mußt du mich jetzt auch begreifen können. Sollte ich elendes Geschöpf wirklich so fremd auf der Insel sein, daß gar niemand mich versteht?“

Hans Freriks Gesicht drückte in diesem Augenblick nichts weniger denn kluges Verständnis aus, aber er antwortete doch: „Kann ein Schiff richtigen Kurs halten, wenn es kein Steuer hat? Kann ich wissen, wie du zu der Sinnesänderung kommst, ohne daß du mir sagst, wie es unter deinen schwarzen Haaren aussieht? Aber nein, ihr Frauensleut' habt den Verstand im Busen; damit wird's also wohl zusammenhängen.“

„Diesmal nicht,“ erwiderte Marja, „dich wollte ich los werden und that in einer bösen Stunde eine schwere Schuld. Mir hat keiner ein schlimmes Wort drum gesagt, aber in mir ist's unruhig, und ich komme nicht eher zum Frieden, bis ich dein Weib bin, das heißt, wenn du mich noch willst nach dem Schrecklichen; ein treues, ehrliches Weib will ich dir sein.“

Sie hatte immer rascher gesprochen und sah nun angstvoll zu ihm auf, als erwarte sie mit der Verneinung einen zerschmetternden Donnerschlag. Hans Frerik stemmte seine breiten Schultern gegen eine der hinteren Stützen, die das Boot in aufrechter Lage erhielten, und mit gehöriger Anstrengung wick das Holz und schlug in den Sand; noch eine der Stützen löste er und noch eine, das Boot war fertig und konnte morgen ins Wasser gebracht werden. So hantierte der ehrliche Bursch, um Zeit zu gewinnen für eine weit größere Anstrengung, als die körperliche. „Sag mir doch ein Wort,“ bat die junge Frau endlich. Er legte die Hände auf den Rücken und vermied, sie anzusehen, er beobachtete vielmehr ein auf die Insel abhaltendes Boot. „Sieh, Marja, du mußt noch scheußam behandelt werden, und ich weiß das nicht anzufangen. Aber gesagt muß es sein, ich kann dein Anerbieten nicht annehmen.“

Sie schrie nicht auf, aber dunkle Rote der Scham stürzte in ihr Gesicht. „O Hans Frerik, bedenke doch, daß ich nicht bei Verstand war, als ich die Laterne ausdrehete, o mein Herrgott, was soll nun aus mir werden? Wenn ich das Kind nicht hätte, wäre ich am besten im Wasser aufgehoben. Ich hätt' es aber wissen können, daß du eine Person verachten und verschmähen mußt, die dir solches that.“ Sie stöhnte und suchte sich zu erheben. „Schweig mit solchem Zeug,“ rief Hans fast rauh, „was weißt du, wie ich jetzt von dir denke? Aber,“ fügte er milder hinzu, „du kennst dich selbst nun nicht. Du willst mich freien, weil du mich nicht ausstehen kannst, und je saurer dir das wird, je lieber ist's dir, weil du glaubst, damit das Unrecht gut zu machen. Sag, ist es nicht so?“ Sie nickte, und er fuhr fort: „Deine Schuld ist nur eingebildet, denn der Herrgott hatte in der Stunde deine Gedanken verwirrt, du wußtest nicht, was du thatest, der Sturm aber mit seinem Elend kam ohne dein Zutun, und der Herzschlag, an welchem der Bogt starb, kam auch nicht von dir. Soll ich dich jetzt aber zum Weib nehmen, wo ich weiß, daß du die Ehe mit mir als Strafe ansiehst? Nein, Marja, hast manchmal geschimpft auf uns Fischköpfe, die am alten Herkommen festhalten; aber so kaltblütig sind wir nicht, daß wir dem Herkommen zuliebe das Unglück eines Menschen auf uns nehmen. Sei ruhig, kein Lebendiges noch Totes wird von unserer Rede erfahren, da hast du meine Hand darauf. Und nun geh nach Hause, es möchte dir wieder schlimm werden in der scharfen Luft. Komm, Maria, ich trage dich heim.“



Auf der Flucht. Originalzeichnung von R. Warthmüller.

Marja hastete voraus, ihr war zu Mute, als müsse die Himmelsdecke über ihr einbrechen, und die Worte von Hans Frerik bohrt sich tief und tiefer in ihr Herz und bauten dort einen Altar und setzten darauf ein Bild, das glich genau dem stillen, festen Gesicht von Hans Frerik.

„Laßt nicht so eilig,“ rief eine Stimme hinter ihnen her. Die Gehenden hielten inne, es waren drei Männer, unter ihnen Jens, die eben mit dem Ewer gelandet waren und ihnen nun nachkamen.

„Na, wie sieht es in Hamburg aus?“ fragte Hans.

„O, wunderbar!“ antwortete Jens, dem das Wort auf der Zunge brannte. „’ne greuliche Geschichte ist passiert, und ein Bursch von dem Werk ist die Hauptsache dabei.“

„Dicks?“ rief Marja.

„Ja, Dicks,“ bestätigte Jens und berichtete nun die ungeheuerliche Mär, die durch gelegentliches Fluchen und Schimpfen von den beiden anderen gewürzt wurde. Dicks hatte in Hamburg nicht sauber gewirtschaftet. Nur wenige Tage in dem neuen Dienst geblieben, dann wegen unordentlichen Lebenswandels von der hochangesehenen Firma entlassen, hatte Dicks kurze Zeit ein lustiges Leben in den unterirdischen Quartieren der Hafenstadt geführt. In einem der berühmtesten Keller des Gängeviertels ward geknöchelt mit leidenschaftlicher Wut aller Beteiligten, und hier war Dicks seit einigen Tagen ständiger Gast gewesen. Gestern Abend war es in der wüsten Gesellschaft zu blutigem Streit gekommen, Dicks hatte sein neuestes Liebchen bei falschem Spiel ertappt und ihr Vorwürfe gemacht, die sie mit dem Gebrauch ihrer Zähne und Nägel erwiderte. Der Tumult brach los, und daran, daß die ganze Bande auf Seite des Mädchens stand, und aus sonstigen verschiedenen unsauberen Anzeichen merkte der Bursch, wem er ins Garn gelaufen sei, und in blinder Wut hatte er dem Mädchen sein Messer in die Brust gestochen. Nun saß Dicks hinter Schloß und Riegel und wartete seines Urteils.

Auf dem Werk herrschte darob gewaltige Aufregung, jeder Inselaner fühlte seine eigene Ehre durch das Verbrechen angegriffen. Man kam unter Vorbehalt des neuen Vogtes überein, Dicks, den unwürdigen Sohn der Insel, der schon früher grobes Argernis gegeben und nun ein notorischer Verbrecher geworden, aus der Gemeinde auszustoßen, mochte er, wenn der hohe Senat ihm das Leben schenkte und er eine Anzahl Jahre im Kerker gefessen hatte, zusehen, wo die Welt Platz für ihn hatte, nur nicht auf der Heimatsinsel.

Ein Mann hatte sich an dieser Beschlusfassung nicht beteiligt, das war Hans Frerik. Man verdachte es ihm nicht; wenn auch die ganze Einwohnerschaft mehr oder weniger mit-sammen verschwägert war, so stand Hans Frerik dem Geäch-teten als richtiger Better doch am nächsten. Den wahren Grund von Hansens Ablehnung kannte niemand, nur Marja vermutete ihn und traf mit ihrer Vermutung das Rechte: Hans Frerik wollte Marja nicht weh thun durch seine Ein-willigung zur Ausstoßung von Marjas „Geliebten.“ Ach Gott! Geliebter? Marja war die Einzige, die über Dicks nicht einmal mehr den Mund wieder aufthat; wie es in ihr auslag, wußte kein Mensch. An jenem Tage aber, da Jens die Nach-richt überbrachte, packte Marja ihre Habseligkeiten zusammen, nahm ihr Kind an die Hand und verließ die „Blüse“ für immer, sie siedelte zur Muhme Meta über.

Wohl mußte die junge Frau am ersten Tage häufig den Wänden entschlüpfen, ihr fehlte die Luft, der freie weite Blick auf dem Turme, sie glaubte oft zu ersticken unter dem niedrigen Dache der neuen Behausung, und trat sie hinaus, so empfand sie den Deich, der das Auge hemmte, als eine Fessel, die sie von der geliebten See trennte. Doch mußte die alte Muhme sich im stillen sagen, daß das unruhige, fremde Blut sich kraftvoll beherrschte und stets demütig einherging und Spinnrad und Webstuhl nicht verachtete.

Der Fisch war da. Was die Insel an Fischerfahrzeugen besaß und behalten hatte in jener Sturmnacht, rüstete zum Ausbruch. In Gemeinschaft gingen die Boote aus, und alle Hände hatten zu thun. Auch die der Frauen, denn sie besorgten

den nötigen Fischlöcher, Würmer, die sie mühsam aus dem Sande dicht am Meere ausgraben mußten. An diesem Geschäft beteiligte sich Marja jetzt ebenso gut, wie sie bereitwillig die Obliegenheiten der Frauen im Hause teilte; das Graben nach „Pieren“, wie der egelartige Rödterwurm genannt wird, war ihr die liebste Arbeit von allen, denn sie fand am Strande, außerhalb der beengenden Deiche statt. Hier wanderten nun die Frauen gebückt, mit ihrem zackigen Grabstich den Sand umwerfend, in dessen Tiefe der Wurm wühlt und lebt. Marja war eifrig, sie fühlte den frischen Seeodem um ihre Wangen spielen, und über ihr zogen die grauen Wolken, rundum aber kreischten und flatterten die Möwen und in der Ferne glitt Segel um Segel vorüber — mehr wollte Marja nicht, und sie arbeitete wie irgend eine.

Mit passender „Tide“ mußten die Boote abgehen, das war zur Zeit des Hochwassers, wenn die Ebbe eintritt und das zurückgehende Wasser die Fahrzeuge mitnimmt. Die Weiber mußten sich sputen, denn bereits nahte die Flut ihrem höchsten Stand. Plötzlich ein wildes Geschrei vom unteren Ende des Strandes, wo die Männer in der kleinen Bucht ihrer Schaluppen sorgten, dann Todesstille, und die Frauen alle horchten und legten eine Hand über die Augen, um erspähen zu können, was dort vorgegangen sei. Marja fühlte ihre Kniee beben, ihr Herzblut stockte, noch war sie reizbar genug, um zu glauben, jedes Ungemach auf diesem weltverlorenen Eilande könne nur sie allein betreffen; „Maria“ glitt es von ihren Lippen. Maria, die Kleine, hatte allerdings den Schrecken der Männer hervorgerufen, denn das Kind war, von niemand gesehen oder beobachtet, plötzlich in großer Lebensgefahr erblickt worden. Aber da brachte er es schon heil und gesund — natürlich der gute Hans Frerik — zwar zitternd und pudelnaß, aber doch unverfehrt brachte er das schreiende, zappelnde kleine Ding an Land. Sie hatte sich spielend zu weit hinausgewagt, war auf einer sandigen Bodenerhebung von der Flut überrascht worden, die im Nu den Rückweg abschnitt und ein winziges Inselchen formte, von welchem aus das Kind sein klägliches Geschrei erhob. Das Wasser ist ein schlechter Leiter für Tonnellen; ehe die Männer das Geschrei hörten, stieg das Wasser dem Kinde schon über die Füßchen, und eine nachfolgende Welle warf es um und trug den kleinen Körper mit hinweg. Jetzt sah Hans Frerik zufällig von seiner Arbeit auf und — im Sturmeslauf drang er gegen die Flut, dem weißen Gesichtchen nach. Hier und da tauchten die Holzpantoffeln auf, die Wellen spielten Fangball mit ihnen.

„Es ist ihm nichts geschehen,“ meinte Hans Frerik, als Marja an der Spitze der Weiber herbeigerannt kam, „bring es heim und zieh ihm trockne Kleider an und Koch ihm ’nen Thee.“

„Hans Frerik, willst du nicht nachher kommen und selbst ’mal nach meinem Kinde sehen? Ich bitte dich darum,“ sagte Marja und eilte dann, daß sie, dem Schwarm Neugieriger enttrinnend, ihr Heim erreichte.

Eine Stunde nachher trat Hans bei Marja ein. Sie saß bei dem Spinnrad der Muhme Meta, über ihr Gesicht flogen helle und dunkle Lichter in steter Abwechselung, aber es war nur die Unruhe der Erwartung. Zu ihren Füßen saß Mariechen auf einem Fußbänkchen und versuchte sich ebenfalls an einem Mädchen, ohne doch in Takt kommen zu können.

„Da bin ich, weil du es haben wolltest, ’s ist nur gut, daß dem kleinen Schelm die Salztaxe nicht geschadet hat,“ sagte Hans. Marja schob Rad und Wollbündel zur Seite und trat dicht vor den Ketter ihres Kindes hin.

„Hans, ich hab’ dir nochmal was zu sagen,“ ihre Rede stockte, doch blieb ihre Hand auf seiner Schulter liegen. Den beiden Menschen wurde es mit einemmal merkwürdig heiß und schwül, sie atmeten kurz und wagten nicht, sich zu rühren.

Dann nahm Marja, wie einer Eingebung folgend, plötzlich ihr Kind in die Höhe, reichte es Hans Frerik hin und sagte: „Mariechen, bitte du doch, daß er dein Vater und mein Mann werden möchte, weil wir beide ihn so lieb haben wie nichts auf der weiten Welt.“

„Maria, Maria, ist das wahr?“ schrie Hans Frerik, indem er seine langen starken Arme um Mutter und Kind zugleich legte. Sie nickte, und dann war klein Miezchen etwas überflüssig, denn die beiden anderen hatten viel mit sich selber zu thun, so ging sie an der Mutter Spinnrad und zottelte an Garn und Wolle herum und fing an zu singen:

„Ein fröhlich Herz schlägt in meiner Brust,
Aber ein harter Stein liegt darauf —“

„Nicht doch, Marie,“ sagte die junge Mutter, unter Thränen lachend, „das Lied singen wir nicht wieder, sondern wir lassen uns ein anderes lehren, wie es hier gesungen wird, wenn in den langen Abenden das Spinnrad schnurrt und der Wind heult, und wir werden es so gut singen lernen, daß die weißen Wellenköpfe verwundert über den Deich gucken werden, um auf uns zu lauschen.“

Der brave Hans nahm sein glückliches Weib wieder in seine Arme, und dann kam die Ruhe und sorgte dafür, daß die schöne Geschichte von Marias Sinnesänderung möglichst rasch auf dem ganzen Werk verbreitet ward. Von dem Tage an hörte Maria auf, die „Fremde“ zu sein und zu heißen.

Der Herr Geheimrat.

Humoreske von Hermann Ferschke.

„Nee, Herr Kanzleirat, mich machen Sie keene Fise-mattenten vor — mich nich! Dazu bin ich zu helle, wenn ich auch man bloß n' simpler Schlächter gewesen bin. Ich sage Ihnen, Ihre ganze Art und Weise gegen mich paßt mich nich. Sie sind Kanzleirat — jut... ich bin Rentier — ooch jut... aber Sie sehen mir über die Achseln an —“

„Aber lieber Nachbar —“

„Weiß schon..., schöne Wörter, aber keene Thaten. Meine Ansicht wird durch das Gefühl bestimmt..., ich fühle mir durch Ihnen beleidigt, Sie sehen mir herab und das indigniert mir. Wenn einer heiratet, so heiratet er nicht bloß das bloße Frauenzimmer, sondern er heiratet die ganze Familie mit — das is 'ne alte Geschichte. Wenn also Ihr Willem — ach nehmen Sie et nich übel, wollte sagen der Herr Assessor meine Minna heiraten würde, dann heiratet er mir mit — davon wäscht ihn keen Regen ab. Meine Frau ist tot, Ihre Frau ist tot; die waren jute Freundinnen zusammen zeitlebens, das verjesse ich nich; Ihr Willem — sonst allen Respekt vor ihm — mag ja ein ganz juter Junge jejen mich gewesen sein..., na ja, das war er ja auch — aber wird er es bleiben, wenn er Minna und mir jeheiratet hat? Ich jlaube es nich..., er wird sich meiner schämen und deshalb kann aus die Geschichte nichst werden — und das, Herr Kanzleirat, ist mein letztes Wort! Ich will geachtet sein von meinem zukünftigen Schwiegersohn..., über die Achseln lasse ich mir nicht ansehn.“

Diese für zwei junge liebende Herzen bedeutungsvolle Unterredung, bei welcher der Vertreter der einen Partei nicht einmal zu Worte kommen konnte, fand in zwei nicht großen, aber recht hübschen benachbarten Gärten über den Baun weg, oder vielmehr durch den Baun hindurch zwischen dem Herrn Rentier Christian Friedrich Lehmann und dem Herrn Kanzleirat Burchard, welche seit langen Jahren vor den Thoren einer größeren Provinzialstadt der Mark nachbarlich nebeneinander wohnten, statt, während der letztere ruhig lächelnd seine Rosen aufband, der erstere jedoch, sich mehr und mehr in die Hitze redend, die Gießkanne längst fortgeworfen hatte und an dem Baun entlang lief wie ein geärgelter Hofsund. Als der alte, etwas korpolente Herr endlich anfang, sich ein wenig zu beruhigen und seine Gießkanne wieder in Funktion setzte, glaubte der Kanzleirat, das Thema wieder aufnehmen zu können.

„Nachbar Lehmann,“ sagte er in seiner ruhigen und begütigenden Weise, „wir haben so lange in Ruhe und Frieden nebeneinander gewohnt, unsere Frauen waren von der Schule her Freundinnen, unsere Kinder sind miteinander aufgewachsen, Ihr Minchen hat eine vorzügliche Erziehung erhalten, mein Wilhelm hat etwas Tüchtiges gelernt und erwartet alle Tage seine Anstellung als Amtsrichter; diese unsere beiden einzigen

Kinder lieben einander und werden schwerlich Ihren Widerspruch begreifen und sich dadurch beeinflussen lassen —“

„Dann soll ein Donnerwetter dreinschlagen —“

„Lassen Sie mich doch auch einmal aussprechen, alter Freund,“ beschwichtigte der Kanzleirat den aufs neue aufbrausenden Nachbar. „Ich verstehe Sie vollkommen und achte Ihre Gesinnung hoch. Sie fürchten, Ihre Tochter einem Manne zu geben, der später in einer anderen Lebensstellung sich bewegen wird, als Sie. Sie lieben Ihr Kind und befürchten es zu verlieren — das ist der Kardinalpunkt Ihrer Weigerung. Daß Sie mir Stolz vorwerfen, ist ein Unrecht, das Sie mir anthun. Das habe ich in den langen Jahren unserer Bekanntschaft nicht verdient; denken Sie nur darüber nach. Erinnern Sie sich gefälligst, daß ich nicht immer Kanzleirat war, sondern jahrelang ein einfacher Subalternbeamter, der, hätte meine Frau nicht einiges Vermögen besessen, niemals daran hätte denken können, hier ein eigenes Haus zu bewohnen. Meinen Sohn dürften Sie doch genugsam kennen — ich weiß ja, daß Sie ihn von jeher lieb hatten, wie ich Ihr Minchen — niemals werden die beiden sich Ihrer schämen —“

„Ja, da müßte auch neunundneunzigmal der Deibel dreinschlagen —“

„Wenn ich daher zu Ihnen im Namen unserer Kinder spreche,“ fuhr der Kanzleirat ruhig fort, indem er seine Gartenarbeit einen Augenblick beiseite ließ, „so geschieht es, um endlich einmal die Sache zu Ende zu bringen. Ihr Widerstand kommt uns allen ganz unerwartet; Sie müssen doch seit Jahren bemerkt haben, daß die Jugendfreundschaft unserer Kinder in Liebe aufgegangen ist, und mußten sich sagen, daß sich die beiden schließlich heiraten würden, sobald mein Sohn in der Lage sein würde, eine Frau zu ernähren. So weit sind wir jezt.“

„Nein, nein, Herr Kanzleirat,“ schrie der erboste Rentier, „so weit sind wir noch lange nicht und werden auch niemals dahin kommen — da kennen Sie Lehmann schlecht! Das sind allens Fise-mattenten! Sie haben ganz recht, ich liebe mein einziges Kind und weil ich es liebe, jebe ich es dahin nicht weg, wohin ich ihr nicht folgen kann. Dat fehlte mir noch, daß sich die Frau Amtsrichterin vor ihrem Vater schämte —“

„Aber Vater!“ rief eine bittende Mädchenstimme von oben.

„Aber Onkel!“ intonierte eine Männerstimme, ebenfalls von oben.

Diese beiden Stimmen gehörten den Hauptpersonen dieser wahrhaften kleinen Geschichte, nämlich Minchen Lehmann und dem Assessor Wilhelm Burchard, welche beide, jede in ihrem nach dem Garten belegenen Zimmer, unbemerkt zum Fenster hinaus sahen, einander längst eifrig Fußhändchen zugeworfen hatten und aufmerksame Zuhörer der Unterredung ihrer Väter gewesen waren.

Nach diesem doppelten Zuruf blickte Herr Lehmann höchst ärgerlich nach oben und rief:

„Na ja, da haben wir den Salat! Nu wird's jut! Das is ja wie bei Wallnern — die reine Theaterkomödie! Und ich der dumme Komödienvater, der von allen Seiten geuzt wird, bis er endlich segnend die Arme ausbreitet und der Vorhang zur Befriedigung des jechzten Publikums fällt. Aber da kennt ihr Lehmann schlecht! Nicht wird's! Und ich habe die Ehre, mir erjebenst zu empfehlen.“

Herr Christian Friedrich Lehmann warf die Gießkanne von sich und sauste in sein Haus hinein, während gleichzeitig der Kopf seines Töchterchens im Fenster verschwand. Minchen, die ernstlich um ihre Zukunft Sorge zu tragen begann, eilte die Treppe herunter und folgte ihrem Vater in dessen Zimmer.

„Aber lieber, guter Vater,“ rief sie, und das Weinen war ihr näher, als das Lachen, „was hast du nur mit einmal gegen Wilhelm Burchard? Du weißt doch längst, daß wir einander lieben, und hast niemals etwas dagegen eingewendet; jezt, wo wir dem Ziele unserer Wünsche nahe sind, erklärst du dich gegen unsere Verbindung — das kann doch

unmöglich dein Ernst sein, lieber Vater; du bist immer ein guter Vater gewesen —“

„Ein Ochse bin ich gewesen!“ schrie der erzürnte Papa. „Ja, ein Ochse war ich! Aber daran ist nur die sadermentische Bildung schuld. Die liebe Tochter mußte über ihren Stand erzogen werden, franschösch, Klavier und all den andern Firtlesanz lernen — mit Vaters Geld natürlich. Und nanu sind wir eine Dame geworden, die über ihren Stand hinaus heiraten möchte und die sich dann ihres Vaters schämen wird —“

„Aber lieber Vater!“ bat Minchen, und eine große Thräne rollte über ihre Wange.

„Stille biste!“ rief der Vater. „Ich kenne die Welt und hab's bei andern oft genug erlebt. Ich sage, ich war ein Rhinoceros, daß ich deiner seligen Mutter nachgab. Wär's nach mich gegangen, dann behielt ich mein schönes Tschäfte und du ständest jetzt mit'n weißer Pichelschürzken hinter's Marmorbüffett und einen ordentlichen Mann hättest du auch bekommen . . . Frau Amtsrütern! Ich, Schwerebrett, das klingt fermost — aber ich frage dir, Mädel, wo bleibt dann dein alter Vater?“

„Bin ich dir nicht immer eine gute Tochter gewesen, Vater? Und hat Wilhelm jemals die Achtung gegen dich aus den Augen gesetzt?“ fragte Minchen und sah ihrem Vater treuherzig in die Augen.

„Du? Ja — das ist wahr, das leugne ich nicht. Er? Du dummes Ding, du kennst die Welt nicht. Solange er was von mich will, bin ich natürlich ‚Onkel Lehmann‘ hinten und vorne, wenn er's aber hat, dann wird er eine andere Melodie pfeifen, die mich schwerlich gefallen wird — und dich am Ende auch nicht, wie ich zu deiner Ehre annehmen will. Aber dann ist es zu spät. In der Bibel steht, du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen, und damit haben sich die Herrn Eltern zu trösten, wenn ihr einziges Kind dann seine eigenen Wege geht. Da kennt ihr aber Lehmann schlecht! Nicht wird's! Ich passe nicht in die Amtsrücherei rein, ich weiß, daß mir die Bildung nicht drückt, ich will aber mein einziges Kind nicht verlieren und hinter ihr herschleichen. Meine Tochter soll sich meiner nicht schämen und deshalb kann aus der Heirateri nichts werden, und das ist mein letztes Wort in der Sache.“

Minchen Lehmann kannte ihren Vater zur Genüge und wußte, daß vorläufig von ihm nichts weiter zu erreichen sei; sie begab sich daher auf ihr Zimmer, selbstverständlich in keiner Weise überzeugt oder abgesehen und mit dem Eigensinn, der merkwürdigerweise allen Liebenden eigen ist, daß das letzte Wort in Liebesachen dem Pastor gehört.

Herr Christian Friedrich Lehmann blieb zwar als Sieger zurück, aber wir können nicht behaupten, daß er große Freude darüber empfand. Er fühlte sich im Recht, und auch der geneigte Leser wird ihm seine Achtung nicht vorenthalten können. War es doch einzig und allein die Liebe zu seiner Tochter und ein gewisses Bangen um ein einsames Alter, was ihn zum Widerstand gegen diese Verbindung veranlaßte. Er wußte, daß sein Bildungsgrad nicht genügte, um später im Hause seiner Tochter eine Stellung einzunehmen; er kannte die Welt genug, um befürchten zu müssen, einst achselzuckend geduldet zu werden, und das verletzte seinen Stolz und sein Vatergefühl. Obgleich seit Jahren mit dem benachbarten Ranzleirat Burchard bekannt und in einer Art Freundschaft lebend, hatte ihm das zwar freundliche, aber kühle und überlegene Wesen desselben niemals gefallen. Die Freundschaft der Frauen konnte er nicht hindern, die erwachende Liebe der Kinder hatte er vielleicht nicht bemerkt, die nunmehr gefestigte Liebe derselben mußte er als Thatsache hinnehmen, die nicht mehr zu ändern war; jetzt aber, wo zuerst vom Heiraten die Rede war, kam ihm der ganze Ernst der Situation in den Sinn und regte alle die Bedenken in ihm auf, die er heute ausgesprochen. Und aus diesen, von seinem Standpunkt aus betrachtet, gerechtfertigten Bedenken war sein Widerstand erwachsen — der Familienkrieg war fix und fertig, und aus dem ersten feindlichen Zusammenstoß schien er zweifellos als Sieger hervorgegangen zu sein. Aber wie schon gesagt, eine große Freude

darüber wollte nicht in ihm aufkommen und er fühlte, wie einst Pyrrhus, daß es mit dem bloßen Siegen eine eigentümliche Sache sei — was nützte ihm der scheinbare Sieg ohne die Erfolge desselben? Damit war es aber augenscheinlich nichts. Minchen schmolte zwar, aber liebte ihren Wilhelm ruhig weiter, und letzterer that gar nicht, als sei irgend etwas vorgefallen, sondern spielte völlig den Unbeteiligten, betrachtete sich nach wie vor als den Verlobten seiner schönen Nachbarin und gab durch allerlei unzweideutige Liebesbeweise, bald durch Übersendung der ersten Weichen, bald durch ganz offene Gespräche und Plaudereien über den Baun hinweg, sowie auch zum Hinterfenster hinaus, zu erkennen, daß ihm Onkel Lehmanns derzeitige Laune, wie er es nannte, ganz ungeheuer wenig imponierte.

Christian Friedrich Lehmann, welcher im Grunde genommen nicht die geringste Anlage zum Haustyrannen hatte und dem die freundlichen, klaren Augen seiner Tochter ein Lebensbedürfnis waren, fing sehr bald an, am meisten unter dem von ihm angefangenen Kriegszustand zu leiden, denn in seinem Hause begann es sehr ungemütlich zu werden. Er durfte jedoch keine Schwäche zeigen, deshalb übte er sich zunächst eifrig in der Rolle des polternden Vaters. Da aber Minchen dabei die immer dienstbare, freundliche, wenn auch traurig scheinende Tochter blieb, so kam er sich in seiner Rolle sehr bald recht dumm vor; er legte dieselbe daher wieder ab und wurde gegen seine Tochter freundlich und lieb wie zuvor. Nichtsdestoweniger blieben seine Gedanken unausgesetzt bei der Sache, und er zerbrach sich den Kopf, wie er es anfangen sollte, die Liebenden auseinander zu bringen. Endlich hatte er eine Idee.

„Es wäre ja möglich,“ dachte er, „daß dieser gute Wilhelm in Memel oder Wesel Amtsrücher würde — dann läge ein ganz hübscher Endeken zwischen ihnen . . . Trennung, habe ich 'mal gelesen, soll das reine Mattenpulver vor die Liebe sein. Wie nun aber, wenn er hier angestellt wird? Das Beste also wird sein, wir gehen auf einige Zeit fort — Zeit gewonnen, alles gewonnen. — Minchen!“

„Was denn, lieber Vater?“

„Höre 'mal, liebes Minchen, ich habe dir was zu sagen. Mich ist seit einiger Zeit nicht ganz wohl, der Doktor hat mir Luftveränderung angeraten, und auch dich dürfte das sehr nötig sein, denn du siehst mich seit einiger Zeit ein bißchen blümerant aus — das machen die verdammtten Liebesfismattanten — na, laß man jut sein — ich will ja nur dein Bestes . . . also mit einem Wort: mache dir man immer nach und nach parat, wir reisen im Bade . . . und zwar sobald als möglich.“

Wenn Herr Lehmann glaubte — und so ein sperrbeiniger Vater soll in der Regel sehr mißtrauisch sein — Fräulein Minna würde Einwendungen machen, so irrte er sich. Im Gegenteil ging dieselbe darauf sofort ein und sagte:

„Du weißt, lieber Vater, daß mir deine Gesundheit über alles geht, und ich freue mich daher, daß du endlich einmal etwas dafür thun willst, denn bis jetzt hast du dich stets dagegen gewehrt. Jetzt im April ist es jedoch noch viel zu früh, und es könnte uns passieren, daß wir wieder eintwintern, wobei deine Gesundheit jedenfalls noch mehr leiden würde.“

Der diplomatische Papa machte, mißtrauisch wie er einmal war, im Hinblick auf die letzten Worte ein kreuzdummes Gesicht, denn er hatte sich niemals wohler gefühlt, als jetzt. Er mußte den Einwand seiner Tochter jedoch gelten lassen und sagte, klein beigegebend:

„Das ist ja richtig; aber ich sehne mich wirklich fort, in andere Luft, sobald also alles grün ist und die Nachtigallen singen, rücken wir aus.“

„Welches Bad hat dir denn der Arzt anbefohlen?“ fragte Minchen.

„Der Arzt? Anbefohlen?“ meinte der Papa und nahm eine nachdenkliche Miene an. „Im . . . sieh mal, Minchen, mit die Doktorisch ist das so 'ne Sache. Den einen salzen sie ein, den andern schwefeln sie aus . . . da hat nu jeder die Wahl . . . ich habe mir vor das Einsalzen entschieden; weißt du, das kenne ich von unser altes Gewerbe her am



Die Schwäne an der Friedrich-Wilhelmsbrücke in Berlin. Originalzeichnung von F. Wittig.

besten und das konvertiert am meisten. Wir gehen also in ein Soolbad mit Wald und Berge — ich habe mir nach allerhand erkundigt und mir vor Frankenhäusen entschieden.“

Da Fräulein Tochter dagegen wiederum nichts einzuwenden hatte, so war die Sache abgemacht, und der Papa wunderte sich im stillen ausnehmend, daß sein schlau angelegter Plan so ohne alle Einwendungen angenommen worden war. Die beabsichtigte Trennung der Liebenden war also vorbereitet; von Urlaub für den lieben Wilhelm war absolut keine Rede, und Herr Lehmann war überzeugt, daß es seiner

XXII. Jahrgang. 48. k.

Tochter im Bade nicht fehlen könne, andere Bekanntschaften zu machen, die vielleicht geeignet wären, den Nachbarn vergessen zu machen.

„Ach, Lehmann, was kennst du die Frauen schlecht! Wenn die lieben, ist ihnen Kamerun nicht zu weit und der Himmel nicht zu hoch. Und zehn Minuten später hatte Niede, das treue Dienstmädchen, dem Assessor nebenan ein Briefchen zugestekt, in welchem er benachrichtigt wurde, daß Lehmanns in einigen Wochen nach Frankenhäusen ins Bad gehen würden.“

„Papa will uns augenscheinlich trennen,“ hieß es darin ...

„wie kennt der uns schlecht! Denke einmal darüber nach, lieber Wilhelm, ob sich aus dieser Reise nicht für uns ein Vorteil erringen läßt.“

„Der sonderbare Schwärmer!“ lachte der Assessor nach Lesung des Briefes. „Na, was gemacht werden kann, wird gemacht — die Geschichte muß endlich ein Ende nehmen.“

Der Frühling war mit all den von tausend Dichtern und solchen, die es werden wollen oder sich einbilden zu sein, besungenen Herrlichkeiten ins Land gekommen, und Lehmanns reisten ins Bad — nach Frankenhäusen. Wilhelm und Minchen hatten bereits einige Tage früher von einander herzlichen Abschied genommen, denn ersterer hatte seine Ernennung als Amtsrichter und zwar in Berlin erhalten. Sogar der erste Brief mit Angabe seiner Adresse war von dort schon eingetroffen — und Papa Lehmann wußte von gar nichts, denn er hatte sich, als er noch den Haustyrannen spielte, verboten, diesen Namen zu nennen. Er hatte nämlich einmal gelesen, daß die obstinaten Väter dies in der Regel thun. Es war daher kein Grund vorhanden, der Minchen veranlassen konnte, traurig zu sein, und so reiste sie denn fröhlich und hoffnungsreich mit dem Papa ab.

Für diejenigen unserer freundlichen Leser, welche von dem Badeort Frankenhäusen bisher noch nichts gehört haben, sei bemerkt, daß derselbe am Südbahang des Kyffhäusergebirges liegt, dessen wunderbare Felsformationen den hübschen Ort überragen, und dessen herrliche Wald- und Bergpartien so recht zu stiller Muße einladen und den nervösen Großstädter ganz besonders anheimeln.

Unterwegs wurde zwischen Vater und Tochter so gut wie gar keine Unterhaltung geführt, denn Papa Lehmann war in tiefe Gedanken versunken, und alles, was in den letzten Monaten sein Herz bewegt hatte, ging ihm durch den Kopf. Immer aber kam er wieder auf den einen Punkt zurück: seine Tochter dürfe nicht über ihren Stand hinaus heiraten, denn er selbst mit seiner mangelhaften Bildung, der er sich vollständig bewußt war, könne ihr dahin nicht folgen. So kamen sie nach Feldrungen, dem Ende der Eisenbahnfahrt, und bestiegen dort, nicht ohne zuvor einen Blick auf die gegenüberliegenden Waldberge der Hainleite mit den beiden Sachsenburgen geworfen zu haben, die Post, welche sie in anderthalb Stunden nach Frankenhäusen brachte.

Als das gelbe Gefährt im langsamsten Schritt über den Anger wackelte, lösten sich rechts und links, heute wie täglich, zwei Gestalten los, welche dasselbe rechts und links eskortierten — es sind dies der Hausknecht aus dem „Thüringer Hof“ und der aus dem „Möhr.“ Sobald der Wagen vor dem Postgebäude hielt, rissen beide a tempo auf beiden Seiten die Wagenthüren auf und riefen gleichzeitig: „Thüringer Hof!“ „Möhr!“ Die Reisenden entschieden sich für den letzteren, gaben ihren Gepäckschein ab und wanderten über den schönen Platz dem dort gelegenen Hotel zu — und bald wußte ganz Frankenhäusen, welches zu dieser Zeit noch Toilette für die zu erwartenden Fremden machte, daß im „Möhr“ die ersten Badegäste eingetroffen seien.

Ja, es war noch sehr still im Städtchen, denn so früh im Jahre pflegen, so schön es auch im Walde ist, so herrlich auch Umfeln, Droffeln und Nachtigallen schlagen, die Sommerfremden nicht zu kommen. Herrn Lehmann war das auch ganz egal; für seine Zwecke war es sogar wünschenswert, denn in der Einsamkeit ist der Mensch am ersten geneigt, Einkehr in sich selbst zu halten — und Minchen sollte das thun, sie sollte zur Erkenntnis ihres verfehlten Strebens kommen. Aber die Erkenntnis, die einzigen Fremden hier zu sein, brachte auch unsern Christian Friedrich Lehmann auf eine Idee, mit der er sich schon lange trug.

„Der Kanzleirat ist so stolz auf seinen Titel,“ dachte er, „ich möchte man bloß einmal wissen, wie man sich vorkommt, wenn man mit „Herr Rat“ angeredet wird. Hier sind wir ganz allein, hier kennt uns kein Mensch, ich kann mir also nicht verschnappen — ich versuche es!“

Gesagt, gethan. Als George, der Kellner, ihm das

Fremdenbuch vorlegte, ergriff er hastig die Feder und — da stand es: „Lehmann, Geheimrat aus F.“ Als Minchen einen Blick in das Buch warf und ihres Vaters Niederschrift las, erschrak sie heftig; aber es war zu spät — der Herr Geheimrat Lehmann war fertig und eine Änderung unmöglich. Dagegen nuzte auch das Weinen nichts.

„Was du man hast!“ sagte der neugeborene Geheimrat. „Hier kennt uns kein Mensch, wir bleiben für uns, und ich will bloß 'mal sehen, ob sich's in der Geheimratsrolle anders lebt als in der eines Rentiers. Heule nicht! Wenn die Geschichte mich nicht mehr paßt, reisen wir wo anders hin, und dann bin ich wieder, der ich war.“

„Dann thue mir wenigstens den Gefallen und sprich mit keinem Menschen, Papa,“ flehte Minchen, „du kannst ja in die allergrößte Verlegenheit kommen.“

„Na ja, da haben wir es schon!“ schrie der Vater, der jetzt selbst wohl einsah, daß er eine Dummheit begangen hatte, „du schämst dich deines Vaters — das ist es ja eben. Die verdammtten Mir's und Mich's — als ob das nicht ganz Wurst wäre! Na, ich werde mir — mich schon vorsehen, sei man ruhig.“

Gegen Abend machten sie eine Promenade in das unmittelbar an der Stadt liegende schöne Kalkthal, und Herr Lehmann nahm beim Weggang mit großer Genugthuung den unterwürfigen Diener des Kellners und seinen Abschiedsgruß: „Adieu, Herr Geheimrat!“ entgegen, während Fräulein Minchen dabei sehr verlegen und rot bis über die Ohren wurde. „Was soll daraus nur werden!“ dachte sie im stillen. „O, ich schreibe es sofort an Wilhelm, der muß uns erlösen.“

Wenn die Frauen allein sein wollen, dann schaffen sie sich mit leichter Mühe eine Migräne an. Minchen schüttelte daher Müdigkeit und Kopfschmerzen vor und blieb nach dem Spaziergang auf dem Zimmer, der Herr Geheimrat jedoch begab sich in die Gaststube, wo er von dem Wirt und Kellner zu seiner großen Genugthuung ehrfurchtsvoll begrüßt und placiert wurde. Während Minchen oben eifrig ihrem Wilhelm schrieb, saß nun der Herr Geheimrat unten bei einem Glas Bier und langweilte sich, denn von einer Gesellschaft fand er keine Spur — der Gasthof war wie ausgestorben. Verdrüsslich las er eine Zeitung nach der anderen, als schließlich zur Abwechslung Abendbrot und langweilte sich weiter, denn es ließ sich kein Mensch blicken. Endlich schlug die Uhr neun, und schon wollte er sein Zimmer und Bett aufsuchen, als ein Gast erschien, ein kleiner, alter Herr mit einem Schnurrbart, ohne Kopfbedeckung, also jedenfalls ein ganz in der Nähe wohnender Stammgast.

„Guten Abend, Herr Amtmann!“ rief George, der Kellner, eilte geschäftig hinaus und kam nach einiger Zeit mit einem Glas Grog wieder zurück, welches er dem alten Herrn diensteifrig vorsetzte; bestellt hatte er nichts.

Nach kurzer Zeit trat ein zweiter, ebenfalls kleiner, doch etwas jüngerer Herr ein, derselbe trug lange Reitstiefel und Klirrsporen und setzte sich nach kurzem Gruß neben den zuerst Angekommenen.

„Guten Abend, Herr Kommerzienrat!“ rief George, faufte, ohne eine Bestellung abzuwarten, hinaus und brachte ebenfalls ein Glas Grog.

„Na, Albert, wie geht's?“ fragte der mit „Kommerzienrat“ Angeredete.

„Wie soll's gehen?“ erwiderte der Zuerstgekommene und schlürfte an seinem heißen Getränk. Draußen zeigte das Thermometer zwanzig Grad Wärme. Die Unterhaltung schien beendet. Gegen zehn Uhr erschien ein dritter Gast mit graumeliertem, militärischem Bart — dieselbe Begrüßung fand statt; die drei saßen hier augenscheinlich nicht zum erstenmale beisammen.

„Guten Abend, Herr Hauptmann!“ rief George, rannte hinaus und brachte wiederum ein Glas Grog, welches der Herr Hauptmann zunächst prüfend gegen das Licht hielt.

„Zu wenig Kognak drin!“ knurrte er, und George stürzte diensteifrig nach der Flasche, um das alte bewährte Rezept zu verbessern.

(Schluß folgt.)

Krieg im Frieden.

Von Friß Alién.

Manöverleben, Blütezeit militärischer Poesie! Wie freut sich das Soldatenherz, wenn du in einigen Wochen in Aussicht stehst, wie räsonniert es auf dich, wenn du zu lange dauerst und den braven Krieger anstatt der erwarteten Freuden schlechte Quartiere und anhaltendes Regentwetter bringst. Aber in der Erinnerung bist du immer schön. Gibst du doch wenigstens ein ungefähres Bild, wie es zugeht, wenn der Soldat aus dem Zustand der Vorbereitung heraustritt in die wahre Ausübung seines Berufs, für seinen König zu streiten, bietest du doch, Offizieren sowohl wie Gemeinen, eine Abwechslung in dem Einerlei des Alltagslebens, ein weites Versuchsfeld für sein militärisches Können. Hinweg von dem vielen Wachtdienst und Hülsenputzen geht es in die freie Gotteswelt, voll Hoffnung auf neue Erlebnisse und Abenteuer.

Es ist doch ein ganz anderes Ding, anstatt morgens von sechs bis sieben Uhr in der Instruktionsstunde mit dem sich wiederEinstellenden Schläfe zu kämpfen, herauszutreten in die frische Morgenluft, von den braven Wirtsleuten mit einem biedernden Händedruck zu scheiden, an sein Tagewerk zu gehen und in echt kriegsgemäßer Weise nicht zu wissen, wann und wo man am Mittag sein Haupt niederlegen wird und wo die Furiere den Tisch gedeckt haben.

Wie reizvoll ist doch ein solcher Marsch in den dämmernden Morgen hinein! Während die Pfeife lustig dampft, plaudert man mit seinen Nebenleuten und erzählt einem stauenden Rekruten, was man im letzten Quartier für ein Schoßschwerenöter gewesen ist.

Bald sind die Vorposten erreicht. Mit etwas blaffen Gesichtern, die Hände in den Hosentaschen stehen die Leute, welche bei „Mutter Grün“ ein geräumiges, aber etwas kühles Quartier gefunden haben, um die letzten glimmenden Scheite des Strohfeuers oder lagern in dem zusammengebundenen Stroh. Sie schauen auf die heranziehenden Truppen, wie etwa ein knurriger Hockföter, welcher die ganze Nacht gewacht hat, auf ein verwöhntes Schoßhündchen blicken würde, welches es sich zu derselben Zeit in seinem mit warmen Rissen ausgepolsterten Korb hat wohl sein lassen, und freuen sich auf den baldigen Aufbruch, der auch ihren erstarrten Gliedern neue Wärme zuführen soll.

Bald geht es auch los. Der Avantgardenkommandeur hat den um ihn versammelten Offizieren seinen Auftrag und seine Absichten auseinandergesetzt, die Kavallerie reitet an, dann setzt sich die Infanterie in Bewegung und die rasselnben Geschütze; Kavalleriepatrouillen jagen zu beiden Seiten der Straße über das freie Feld.

„Ja, die Kavallerie,“ seufzt da manch armer Fußsoldat, „die hat es gut. Frei wie der Vogel in der Luft sieht sie sich die Welt von oben an und hat für uns arme Sand-schleicher höchstens ein Lächeln des Mitleids.“ Gemach, lieber Freund, ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last. Wie fatal ist es z. B. für so eine Kavalleriepatrouille, wenn sich ihrem Thatenrang in Gestalt eines breiten Bachs mit steilen Rändern ein unüberwindliches Hindernis entgegenstellt. Sie reitet an demselben entlang in der Hoffnung, einen Übergang zu finden. Aber derselbe will und will nicht kommen, und die für den Patrouillenritt gegebene Zeit ist knapp. Endlich, nach einer halben Stunde scharfen Trabens ist eine Brücke erreicht und zwar eine prächtige, handfeste, die Roß und Reiter wohl sicher an das andere Ufer befördern soll. Aber siehe da! Aus dem Schatten der Bäume tritt ein neues ungeahntes Hindernis in der Gestalt eines muntern Füsiliers, der mit dem vergnüglichen Lächeln von der Welt mitteilt, daß diese Brücke abgebrochen sei. Dem Gefreiten von den Kürassieren will das natürlich gar nicht in den Kopf, sieht er doch die Brücke, auf die er sich so lange gefreut hat, wohlbehalten vor sich. Er will den spaßigen Kollegen von der Infanterie, gleiches mit gleichem vergeltend, ein bißchen anreiten, aber die Angabe des Füsiliers ist von einer schriftlichen Order des Divisionskommandeurs kräftig

unterstützt, und unser Gefreiter ist lange genug Soldat, um zu wissen, daß in der Armee immer derjenige recht hat, welcher das höhere Gehalt bezieht. Mit tiefem Schmerz sieht er die Brücke in ein wesenloses Nichts verschwinden, und begibt sich kopfschüttelnd auf den Rückweg, indem er sich unterwegs mit lebhaften Farben ausmalt, was wohl „der Alte“ für ein Gesicht machen wird, wenn seine Patrouille mit abgetriebenen Säulen und unverrichteter Sache wieder bei ihm eintrifft.

Unterdessen ist die Kolonne, unbekümmert um diese kleinen Ärgernisse in ihrer rechten Flanke, weitermarschiert. Plötzlich entsteht eine lebhafte Bewegung. „Alles scharf rechts heran,“ ertönt es bei der Infanterie, und vorbei sprengt der Höchstkommandierende mit seinem ganzen Stabe von Adjutanten, Ordonnanzoffizieren und Meldereitern. Gleich darauf sausen die Geschütze vorbei, daß die Räder nur so springen und den aufgefressenen Mannschaften die Köpfe wadeln und die Barden auf und nieder tanzen. Es geht zum Kampf! Auch den gemeinen Mann packt dieser Gedanke. Vorwärts! Die Haltung wird unwillkürlich straffer, die Bewegungen schneller, die Herzen schlagen höher und die Augen blitzen; man vergißt für Augenblicke ganz, daß es ja nur Manöver ist.

Aufsteigende Dampfvolken, denen erst nach langer Zeit ein dumpfer Knall folgt, zeigen, wo der Feind zu suchen ist.

Der Höchstkommandierende beobachtet die feindliche Stellung durch sein Glas, und man sieht es ihm an, während er seinem Adjutanten Befehle diktiert, daß auch er sich im vollsten Gefechts-eifer befindet. „Diese Meldung in größter Eile an das Gros“, lautet der Auftrag an einen der meldereitenden Husaren, und dieser, eingedenk der drei bedeutungsvollen Kreuze auf seinem Koubert, sprengt davon wie eine Windsbraut.

Der Höchstkommandierende wendet seine Aufmerksamkeit wieder dem Feinde zu; seine Mienen drücken Befriedigung aus, alles ist prächtig eingeleitet, und in der Ferne winkt verlockend der Sieg.

Aber der Kriegsgott, der in seinem Helm die Rose für die Streitenden schüttelt, greift auch zuweilen tückisch ein in die Geschicke der Staubgeborenen und macht selbst die besten Pläne derjenigen zu schanden, denen er nicht hold ist. Das Gefecht nimmt einen ganz andern Verlauf, als wie es sich der Führer gedacht hat, und die Frage, welche er sich schon selbst vorgelegt, wird ihm bei der Kritik seitens des leitenden Vorgesetzten noch einmal in recht tabelnder Form nahe gelegt:

„Wie kam es, Herr Oberst, daß Ihr Gros nicht zur rechten Zeit eingriff? Es ist dies ein ganz unverzeihlicher Fehler, durch dessen Unterlassung das ganze Gefecht eine für Sie höchst günstige Wendung hätte nehmen können.“ Ja, wer nur wüßte, daß der im vollen Pflichteifer davonsprengende Husar das Gros erst erreichte, nachdem er im nächsten Dorf ein höchst bedenkliches Renkontre mit den erklärten sprichwörtlichen Vertretern derjenigen Eigenschaft bestanden hatte, gegen welche bekanntlich selbst Götter vergeblich kämpfen!

Während nun die Herren Führer bei der Kritik Lob und Tadel ernen, durch deren gerechte Verteilung man nach dem Ausdruck des großen Königs Helben erziehen soll, obgleich sich mancher, wenn er von der Versammlung forttritt, durchaus nicht wie ein Held vorkommen mag — hat die Infanterie die Gewehre zusammengefaßt, die Kavallerie und Artillerie ist abgeessen. Im freien Feld, wo jeder gerade steht, lagern sich die Krieger und lassen sich die heiße Septembersonne auf den Kopf scheinen. Der Feuereifer ist verraucht, und das irdische Erbteil, der ermüdete Körper, macht sich geltend. Das einzige, was die Leute vielleicht noch interessiert, ist die Frage, ob „der faule Marktentender, der sich während des ganzen Manövers noch nicht hat blicken lassen, sich heute einmal heransinden wird.“ Taucht aber der Vielgescholtene mit Peitschenschwingen und dem unvermeidlichen gehörigen Lärm mit seinem Gespann auf, so ist aller Groll vergessen. Zubelebend umringt man den Karren, und selbst das mangelhafteste Bier schmeckt wie ein Göttertrank.

Besonders die edle Musik macht auch im Waffenrock von ihrem guten Vorrecht, zu jeder Tageszeit den größten Durst zu entwickeln, ergiebigen Gebrauch. Wenn alle üb-



„Diese Brücke ist abgebrochen.“



Welberitt mit Hindernissen.



Durstige Seelen.

übrigen wieder zu ihren Truppteilen eilen, da es vermutlich gleich weiter gehen wird, beden diese Wadern den Rückzug und ruhen nicht eher, als bis das Fäßchen so leer ist wie ihre Baskuba. Der alte Marktelender blickt ihnen mit innigem Dank nach, und man kann den ihn bewegenden Gefühlen kaum einen besseren Ausdruck verleihen, als durch den Refrain jenes alten Liedes: „Gelobet seist du jeherzeit, Frau Musica.“

Schnell wechselnd, aber in allen seinen Teilen male-
risch und fesselnd ist das Manöverleben. Nach dem Wogen
des Kampfes, dem Knattern des Kleingewehrfeuers, den
dumpfen Schlägen der Geschütze, den schmetternden Signa-
len und dem kräftigen, erfrischenden Hurrarufen aus
tausend jugendlichen Soldatenkehlen, thut sich das Lager-
leben vor unsern Blicken auf mit seinem bunten Gewirr,
in welchem man aber doch bei näherem Hinsehen die größte
Ordnung findet. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt
alles umher; aber jedermann hat seine ganz bestimmte
Beschäftigung. Hier tritt eine Abteilung mit Kochgeschirren
an, um Wasser zu holen, dort wird Stroh abgeladen. An-
dere wieder spalten Holz oder graben unter Leitung eines
Unteroffiziers Kochlöcher. Die Kavallerie und Artillerie
sorgt für ihre Pferde, welche, in ihre Weilsacks gehüllt, den
vollen Futterbeutel vor dem Maul sich höchst wohl fühlen.

Auch die Herren Offiziere warten nur auf das Ein-
treffen der Bagage, um ihre Thätigkeit zu beginnen und
es sich im Bivak wohlthlich einzurichten. Aber eine Viertel-
stunde nach der anderen verrinnt, und von der Bagage ist
noch nichts zu sehen. Die in Aussicht auf gutes Bivak-
wetter rosige Laune des Hauptmanns beginnt zusehends zu
schwinden. Der mit dem Kochen beauftragte Offizier,
welcher die Zeit gar nicht erwarten kann, seine Künste zu
zeigen, steht, umgeben von seinen Helfershelfern, mißmutig
um das flackernde Feuer. Nur dem jüngsten Leutnant er-
scheint dieser Zwischenfall als höchste Poesie des Kriegerlebens.
„Das ist doch ganz so, wie in der Wirklichkeit, wie man es
schon tausendmal in Schlachtenberichten gelesen hat,“ jubelt
er im Innern, „staubig von oben bis unten, todmüde und
nun auch nichts zu essen und zu trinken.“ Um sein Glück
voll zu machen, fehlte eigentlich nur noch ein kleiner Alarm
mit obligatem Gefecht. Glückliche Jugend!

Unterdessen raust sich in dem eine halbe Stunde ent-
fernten Hohlweg ein unglücklicher Fuhrmann die Haare
aus. Bei einer scharfen Biegung des Weges fuhr das
Vorderrad gegen einen großen Stein, und da liegt nun
die Bescherung: Kisten, Koffer, Zelte, Tische, Stühle, alles
bunt durcheinander. Der bei diesem Wagen gebliebene
Offiziersbursche ist nicht minder verzweifelt: „Ach herrje!“
meint er, „daß das auch gerade bei unserer Kompanie
passieren mußte: die schönen Teller und der schöne Rum,
na, das wird einen Krach geben!“

Nach langem Mühen und Placken kommt aber doch die
Bagage glücklich im Bivak an, und die Situation ändert
sich. Der Hauptmann wird durch die Aussicht, nun bald
etwas Warmes zu bekommen, wieder versöhnlicher gestimmt,
und auch der Jüngste wendet sich, da es mit dem Hungern
und Alarmieren diesmal doch nichts zu sein scheint, ohne
besonders schwere Seelenkämpfe materiellen Interessen zu.
Ganz strahlend aber ist der Kochkünstler. Jetzt fühlt er sich
völlig in seinem Wirkungskreis. Den an ein langes, dünnes
Scheit gebundenen Büffel als Kommandofaß in seiner
Rechten, steht er, umgeben von sämtlichen Burtschen, am
Herde und erteilt mit lauter Stimme seine Befehle. „Runze,
noch ein paar Scheite auf das Feuer — Lehmann, rühren
Sie die Suppe um, damit das Dide unten nicht ansezt
— Peters, sind die Kartoffeln schon aufgesetzt?“ In
seinem Feuereifer merkt er gar nicht, daß sich ein höchst
kunstverständiges Auditorium um ihn versammelt hat.
Drei allerliebste junge Damen stehen dicht vor ihm am
Kochherd und verfolgen seine Thätigkeit mit gespanntestem
Interesse. Sie stoßen sich verstohlen an, kichern dann zu-

sammen und scheinen überhaupt im allgemeinen von der Kochkunst eines Leutnants keine allzuhohe Meinung zu haben. Aber unser Künstler ist vielseitig. Er will nicht nur ein vorzüglicher Koch sein, nein, er schmachtet auch nach dem Ruhm eines galanten Kavaliere und eines gewandten Redners. Mit dem verbindlichsten Nicken taucht er seinen Kommandostab in den Suppentopf und bietet ihn dem reizenden kleinen Gerichtshof mit den Worten dar: „Meine Damen, ich könnte mir keinen schöneren Lohn für meine Mühewaltung denken, als von so verständnisvollen und so schön...“ hier hüstelt er etwas, „Tippen ein endgültiges Urteil über die Güte und den Wert dieses Erzeugnisses zu vernehmen.“ Das Nicken seitens der jungen Mädchen erneuert sich, errötend schieben sie sich gegenseitig vor, aber schließlich gelingt es dem Redestrom des jungen Mannes, eine nach der anderen zum Kasten zu bewegen. Die auf so pikante Art angeknüpfte Unterhaltung würde wahrscheinlich nicht so bald ihr Ende erreicht haben, wenn nicht ein lautes Murren von rückwärts her unseren galanten Koch daran erinnert hätte, daß es ein verheirateter und noch dazu hungriger Hauptmann unter allen Umständen vorzieht, den Bedürfnissen seines Magens gerecht zu werden, als liebenswürdigem Getändel junger Leutnants von weitem zuzusehen.

Endlich sitzen die Offiziere vergnügt um die dampfende Schüssel und sind angefangen der vorzüglich geratenen Suppe geneigt, ganz zu vergessen, daß es auf dieser unvollkommenen Welt hochbepackte Wagen, Hohlwege und ungeschickte Kutscher gibt. Die noch aus der Ferne neugierig herüberblickenden drei kleinen Mäusen der Kochkunst scheinen aber auch unsern Freund zu ganz besonderen Leistungen begeistert zu haben. Er hat, wie auch der Hauptmann, welcher doch als Verheirateter in diesen Dingen als Autorität gelten kann, bemerkt, sich selbst übertroffen. Auf die Erbsuppe, durch einen Schuß Portwein gewürzt, folgen frische Koteletten, so saftig und braun, daß schon das Ansehen Appetit erweckt, und grüne Bohnen aus einer Konservebüchse. Dazu schmeckt ein Glas Mandorrenrotwein, wenn auch Frankreichs blühende Gefilde sicher nicht an seiner Wiege gestanden haben, ganz vortrefflich. Nur der Arrangeur dieses opulenten Mahles kommt, wie es auch einem richtigen Koch geziemt, nicht zum ruhigen Genuß der von ihm bereiteten Herrlichkeiten. Überall ist seine helfende Hand vonnöten. Jetzt muß er dafür sorgen, daß die Kartoffeln gehörig abgegossen und alsdann noch eine Weile über dem Feuer geschwenkt werden, dann winkt ihm das schwierige Geschäft, eine Konservebüchse kunstgerecht zu öffnen, schließlich fällt ihm ein, daß als richtiger Magenschluß noch eine Tasse guten Kaffees erwünscht sein möchte.

Ist aber das Diner glücklich beendet, der Rest den Burschen zugeteilt und die Disposition für die Abendmahlzeit getroffen, dann ist es endlich Zeit, an sich zu denken. Die zufällige Begegnung mit jungen, hübschen Damen legt ja den Gedanken nahe, nun auch dem äußeren Menschen das Aussehen zu geben, welches sich für einen frischen, schneidigen Leutnant geziemt. Daszelt wird zu einer Badeanstalt umgewandelt, und besteht das Waschgefäß auch nur aus einem Kochgeschirrbedel, so ist die Kunst, das wenige Wasser so herumzuspritzen, daß der ganze Körper etwas abbekommt und erfrischt wird, eine nicht zu unterschätzende Errungenschaft zahlreicher mitgemachter Bivaks. Frische Wäsche und ein gereinigter Anzug trägt dazu bei, das Gefühl des Wohlbehagens zu einem vollständigen zu machen, und selbst der Hauptmann, welcher im allgemeinen der festen Ansicht ist, das Manöver sei von einem eingefleischten Junggesellen erfunden, bequemt sich zu dem Zugeständnis, daß so ein Bivak, wenn das Wetter schön, der Körper erfrischt und gestärkt sei, doch seine ganz behaglichen Seiten habe. Will man noch ein übriges thun, so vertraut man den seit zwei Tagen üppig sprossenden Bart den Händen eines Kompaniebarbiers an, was allerdings, da dieser junge Mann meistens die ganze Kompanie unter seinem einzigen Messer hat, nicht ganz unbedenklich ist. Führt aber ein gütiges Geschick einen gewandten Friseur und Rasen in die Nähe, so ist das schon ein ander Ding. Behaglich streckt man die Füße

Lustiges von unsern Manövern. Originalzeichnungen von Richard Knödel.



Kritische Beobachter.



Was alles bei der Bagage passiert.



Der Barbier im Bivak.

von sich, und nach einer blut- und schmerzlosen Operation von wenigen Minuten steht man auf und fordert die ganze Welt, insbesondere den etwa im Lager anwesenden Damenstolz in die Schranken. Ist das Glück hold, so erscheint vielleicht der freundliche Wirt des letzten Quartiers mit seiner ganzen Familie, und man hat die beste Gelegenheit, seine Gewandtheit als Cicerone zu zeigen. Übt doch ein jedes Bivak auf unsere durch und durch soldatisch fühlende Civilbevölkerung einen Reiz aus, welcher sich nie abstumpft. Auch die geringste Kleinigkeit ist für sie von Interesse, und mancher würde, um das Vergnügen bis auf den Grund genießen zu können, am liebsten mitbivakieren. Besonders dem weiblichen Geschlecht erscheint das Thun und Treiben in einem Feldlager höchst anziehend, und sie können gar nicht begreifen, wie so mancher ältere Soldat behauptet, mit dem dritten, vierten Bivak vollkommen genug zu haben. Alles müssen sie sehen, vor allem aber sind sie gespannt, wie wohl das Innere eines solchen Zeltes eingerichtet ist. Es soll aber schon vorgekommen sein, daß der Vorwitz der jungen Dämchen sich gerächt hat und sie am Eingang des Zeltes entsezt zurückgeprallt sind, wenn sie plötzlich einen wildfremden Menschen im tiefsten Schlaf auf dem Stroh ausgestreckt fanden, oder unfreiwillige Zeugen von der Kunstfertigkeit eines Burschen im Scheitelziehen wurden.

Wer nun im Bivak nicht für Damengesellschaft schwärmt, der sucht wohl einen guten Freund und Kameraden bei einem andern Truppenteile auf und plaudert mit ihm bei einem Glase Bier oder Rotwein von allerhand Ergötzlichem aus vergangenen Zeiten. Aber auch die Mannschaft weiß im Bivak ihr Vergnügen zu finden und entwickelt, besonders wenn sie im Manöver zum letztenmal unter freiem Himmel nächtigt, eine große Lustigkeit, und der Humor des deutschen Soldaten ist ein gesunder, kräftiger Humor. Zuweilen etwas derb, bleibt er doch harmlos und ohne Zwang und besondere Aufsicht stets in den Grenzen des Erlaubten. Wahrlich, das Benehmen unserer Leute bei Lust und Scherz im Bivak ist der größte Triumph unserer Disziplin, welche den Untergebenen nicht künstlich eingeimpft wird, sondern in Fleisch und Blut übergeht. Die Offiziere nehmen daher auch an der Fröhlichkeit ihrer Untergebenen regen Anteil und schauen ihren kleinen Aufführungen und Scherzen gern zu. Häufig wird in dem sich zur Manege vorzüglich eignenden Ring der Soldaten ein Jirkus mit möglichster Naturtreue zur Darstellung gebracht, in einigen Armeekorps ist es auch Sitte, daß die Leute, welche zur Reserve entlassen werden, am letzten Bivakstage mit größter Feierlichkeit ihre Köpfe begraben. Das beliebteste Vergnügen bleibt aber doch das Bataillonsergieren. Statt des Gewehres einen Holzkloben in der Hand, auf den zur größeren Pierde oft noch ein Köffel als Bajonett gesteckt wird, treten die Leute an. Die Hauptpaßmacher fungieren als Bataillonskommandeur und als Adjutant. Helm, Schärpe, Spaulen sind mit größerer oder geringerer Kunstfertigkeit aus Stroh nachgebildet, und die Stelle des Degens vertritt ein langer Span. Verritten haben sich die beiden hohen Herren auf zwei stämmigen Kameraden gemacht, welche sich im Schweife ihres Angesichts abmühen, in ihren Bewegungen das Feuer eines Vollbluts zu zeigen. Sie tänzeln und kurbettieren, so daß ihre Reiter zum größten Vergnügen der Umstehenden häufig ihre

martialische Haltung verlieren und bedenkliche Neigung vertragen, sich von ihrem wilden Roß zu trennen. Ein Hauptpaß ist es aber stets, wenn bei diesem Ergieren Eigentümlichkeiten und Redensarten des wirklichen Herrn Majors mit unterlaufen, und die Vorgesetzten finden auch meist keine Veranlassung, dagegen einzuschreiten. Klingt doch aus diesen kleinen Scherzen am Schluß der Dienstzeit weder etwas Achtungsverlegendes noch etwas gegen die Disziplin Verstößendes. Ja, wenn der davon Betroffene zufällig vorübergeht und seinen so phantastisch aufgeputzten Doppelgänger erblickt, vermag er wohl selbst ein leichtes Lächeln nicht zu verbergen.

„Still! — ge — — stan — — den! Nicht — euch,“ ertönt das Kommando, und der hohe Stab galoppiert an den rechten Flügel, daß die Strohbüsche hin und her wackeln. „Will der Rotkist im zweiten Gliede der dritten Kompanie wohl seine Nase geradeaus nehmen,“ und ein rotköpfiger Muskettier, welcher diese Bezeichnung schon häufiger vernommen, zuckt aus alter Gewohnheit zusammen. — Ungeheurer Jubel — „Nach der Mitte in Kolonne, links und rechts — um — Marsch. — Vordermann, Vordermann, dritte Rotte in der vierten Kompanie mehr rechts, mehr rechts — — — reechts!! alter Siebenschläfer!! — Wer ist denn der Mensch da in der zweiten Kompanie, so lang, daß er mit Bequemlichkeit aus einer Dachrinne trinken könnte, Gefreiter Hipprich, Herr, ich sperre Sie ins Loch, wenn Sie nicht aufpassen.“ — Erneuter Jubel!! „Nun bitt' ich mir zum Schluß noch einen schönen Parademarsch aus — die Beine raus! — nicht gestutzt! ruhig weitermarschirt! und wenn auf dem Boden auch „Horkeln“ sind, so müßt ihr erst recht treten.“

Die Linien defilieren bei dem mit feierlicher Miene haltenden Bataillonskommandeur vorüber. In alter Gewohnheit fliegen die Beine stramm und gestreckt heraus, die Kloben zeigen in die Höhe starrend eine Linie, und die Gesichter glänzen förmlich vor Lust und Freude. Strammes, munteres, deutsches Soldatentum, mögest du dem Vaterlande erhalten bleiben! — Die Nacht bricht herein. In den Ringen werden die Bivakfeuer angezündet. Die Spielleute loden und die Mannschaften, die soeben noch gescherzt und getollt haben, treten still an. „Mühen ab zum Gebet,“ ertönt das Kommando, und die herrlichen Klänge des Abendsegens steigen zum Himmel auf. Der süße Wohlklang trifft auch das unmusikalische Ohr, greift auch in das härteste Gemüt. Die Gedanken fliegen zu denen, die in der Ferne in Liebe und Sorgfalt unserer gedenken, und die Herzen erheben sich zu dem, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt, der auch einen treuen, braven Soldaten in seinen Schutz nimmt. Nach dem Gebet begibt sich jedermann ruhig in seinen Ring. Tiefe Stille liegt über dem Lager. — So endet der Manövertag, frisch begonnen, reich an Mühe und Arbeit, aber nicht ohne Erholung und Freuden. Wenn man sich am andern Morgen fröstelnd von seinem harten Lager erhebt und mit sich kämpft, ob man sich bei dieser Kälte wohl wäscht oder nicht, erscheint der „Krieg im Frieden“ allerdings weniger angenehm. Aber sind die Glieder erst wieder warm, und scheint die liebe Gottessonne auf uns herab, so sind bald alle Leiden vergessen, und naht im nächsten Jahre das Manöver wieder, so freut man sich wie zuvor; es ist und bleibt nun doch einmal: die Blütezeit militärischer Poesie.



Bivaktscherze: Bataillonsergieren.

Um Familientisch.

Die Schwäne in Berlin und Potsdam.

(Zu dem Bilde auf S. 761.)

Leben im Wasser, Leben auf der Brücke, Leben am Ufer — überall reges Leben!

So zeigt sich die Friedrichsbrücke in Berlin, die vom Museum zur Börse führt, gar oft, denn in der Nähe derselben halten sich die Schwäne vorzugsweise gern und in großen Scharen auf, teils weil das Gewässer hier ziemlich ruhig und wenig befahren ist, anderseits aber auch, weil der Berliner, namentlich die Jugend, sie sehr liebt und gern mit ihnen das Frühstück teilt.

Und wie stattlich sieht es aus, wenn eine Schar von ihnen, mit ausgebreiteten Flügeln segelnd, nach dem Winde fährt! Kein Wunder, daß Mythologie und Märchen sich dieser Vögel mit Vorliebe bedienen. Hier aber haben sie mit der Poesie nichts zu thun, sondern dienen vielmehr einem rein praktischen Zweck, nämlich dem, gute, weiche Betten für den Hof zu liefern.

Denn es sind alles königliche Tiere, d. h. sie gehören dem Hof, und es ist bei Strafe verboten, eines derselben zu fangen oder zu töten. So ist es gehalten seit ihrer Einführung in der Mark, welche, wie es heißt, der Königin Sophie Dorothea zu verdanken ist. Sie brachte einige Paare her zum alten Schloß, wo sie sich seitdem so vermehrt haben, daß ihre Zahl jetzt etwa zwölf bis vierzehnhundert beträgt. Diese große Schar ist in zwei Sektionen geteilt; die eine reicht von Berlin bis Sattow und ist einem Spandauer Schwanmeister unterstellt, die andere von dort bis Brandenburg unter der Aufsicht eines Potsdamers mit dem gleichen Titel. In letzter Zeit allerdings nehmen sie an Zahl nur wenig zu, da die Dampfschiffahrt wie der andere rege Verkehr auf der Spree und der Havel sie stören und weil die Schiffer, obgleich es verboten ist, nach ihren Eiern sehr eifrig suchen. Jedes Paar hat sein eigenes Revier am Lande, wo das Weibchen in das mit Daunen wohl ausgefüllte Nest sechs bis acht Eier legt, die es in fünf Wochen ausbrütet, während das Männchen über seine Familie wacht.

Dreimal im Jahre werden alle Schwäne zusammengetrieben und eingefangen; zweimal im Sommer in Käthen, und zwar im Mai und im August oder September. Fortfliegen und so ihren Häusern entweichen können sie nicht, denn ihnen allen wird, wenn sie ganz jung sind, der rechte Flügel geknickt, was man aber später in keiner Weise sehen kann, dann wird die eine Sektion nach Spandau, die andere nach Potsdam gebracht, und dort werden sie, wie das Volk sagt, gerupft, wie es aber amtlich heißt, gepflückt, da sie zum Wild gerechnet werden. Das geschieht durch Frauen, von denen einige dreißig das Werk in höchstens zwei Tagen vollbringen; eine Frau ergreift das Tier bei einem Fuß und dem Schnabel, die andere pflückt oder rupft es, d. h. zieht ihm die zarten Daunen aus, die es an der Brust hat und die nicht so zarten Federn unter den Flügeln. Die Tiere haben das sehr gern, so daß es keine Grausamkeit ist, wie man oft meint, denn sie mauern wie die Kanarienvögel, und der Nachwuchs der jungen Daunen und Federn ist ihnen unbedeutend und juckt sie in lästiger Weise. Die Daunen werden dann bei Hofe abgeliefert, um die königlichen und prinziplichen Betten zu stopfen; die Federn, die auch zart und weich sind, wenn auch nicht so sehr wie jene, bleiben zu Reservebetten in Verwahrung oder werden für das Hopperlinal verwandt. Das Resultat im letzten Mai war in Spandau sieben Kilo Daunen und sechsundvierzig Kilo Federn, im Herbst sieben Kilo Daunen und siebenundsechzig Kilo Federn; in Potsdam neun Kilo Daunen und zweiundsechzig Kilo Federn.

Wenn aber der Winter kommt und das Wasser zufriert, so werden sie wieder eingefangen und zu Wagen oder auf Schlitten in die großen Havelseen gebracht, wo ihnen offene Stellen erhalten werden. Sie können nun im Wasser bleiben oder ans Land gehen, sie schlafen aber gern im Wasser, den Kopf unter den Flügel gesteckt. Nur wissen sie sehr genau die Stunde, wo sie — des Tags nur einmal — gefüttert werden, und kommen dann in großen Scharen und ebenso nach Nahrung lästern, wie sie auf unsemr Bilde sind, zu der feststehenden Stelle, wo ihnen vom Schwanmeister ihr Futter, meist Gerste, gereicht wird.

Und so führen diese schönen Tiere ein idyllisches Leben, dem Hofe nützlich, dem Volke lieb und den Kindern ein großes Ergötzen. Cofmann.

Hinter Klostermauern.

Noch heute spielt das Kloster in dem evangelischen Schwabenlande eine hervorragende Rolle. Die meisten seiner künftigen Pastoren und Lehrer verbringen einen großen Teil ihrer Jugend hinter Klostermauern; denn die „niederem evangelisch-theologischen Seminare“, in welchen sie ihre Vorbereitung für das Lütlinger Stift erhalten, werden noch immer „Klosterschulen“ oder „Klöster“ genannt, wie einst im Jahre 1556, als Herzog Christoph sie aus dem Vermögen der aufgehobenen katholischen Klöster zur Bildung guter evangelischer Geistlicher und Lehrer stiftete.

Das Leben in einer solchen Klosterschule hat uns neuerdings einer, der ihr selbst vier Jahre lang angehört, in seiner Erzählung: „Hinter Klostermauern“*) sehr anschaulich vorgeführt. Grafen-

heim, wie Ernst Salzmann den Schauplatz seiner Schuljahre nennt, ist in Wirklichkeit das in der württembergischen Geschichte vielgenannte und durch seine landschaftlichen Schönheiten weitberühmte Urach. Der „Direktor“ der Grafenheimer Schule heißt auf gut württembergisch „Ephorus“; der „Inspektor“ — „Repetent“ zc. Und ob auch sonst noch manch frei erfundener dichterischer Zug sich in die Erzählung mischt, im großen und ganzen ist sie ein lebensvolles Bild der Wirklichkeit aus den sechziger Jahren.

Die vierjährigen Erlebnisse Ernst Wedels im „Wilhelmsbau“ bilden ein würdiges Seitenstück zu den bekannten „Schuljahren Tom Browns.“ Von Anfang an gefesselt, begleiten wir den klein und schwächling in die Anstalt eintretenden Knaben durch die verschiedenen Stufen seiner Entwicklung bis zu seiner körperlichen und geistigen Reife für die Hochschule. Wir lachen von Herzen über die mit köstlichem Humor geschilderten Schülerstreiche: die Abwendung des Froschpafetes an die Frösche des Wilhelmsbaues, die nächtlichen Kämpfe mit Kopfstößen, Bettdecken, Pantoffeln zwischen den Trojanern und Achibern, die verbotenen Trinkt- und Rauchgenüsse beim „Barbier von Sevilla“, den Kampf um den Kaffee zc. Wir belustigen uns an so mancher ergötlichen Gestalt aus dem Grafenheimer Stilleben: an dem kugelrunden Kunstmühlenbesitzer Fischotter, an der sentimentalen Oberkriegsrätin Bonzelius, die ihren jungen Freund in türkischem Kostüm empfängt und für Schillers Laura schwärmt; an dem bärbeißigen Oberamtmann, den man zähmen konnte, wenn man ihn um Erzählung seiner Geschichte vom „Besuch bei Tag und bei Nacht“ bat; vor allem an dem Kamulatsdiener Karl Schmed, der verständnisvoll und nach ästhetischen Grundätzen die Stiefel der Röglinge putzte, während er sein Liebling: „Ib immer Treu und Redlichkeit“ piffte, oder Monologe über die Beendigung seines Junggejellenstandes hielt; nicht zu vergessen den prachtvollen schwarzen Angorakater des Direktors, der mit stillvergnügtem Schnurren verständnisinnig den hebräischen Privatstunden seines jungen Freundes beizuwachte. Wir verfolgen mit Anteil die etwas überschwängliche, aber harmlose Schülerliebe Ernst Wedels zu Klärchen Fischotter, mit der er bei Herrn Blümchen sehr gefühlvoll vierhändig spielt, die er dichterisch anseufzt, der er auf der Flöte: „Fern im Süd das schöne Spanien“ vorbläst zc., bis das seinen Studien jedenfalls nicht sehr förderliche Jodel durch Verrat ein jähes Ende findet und Papa Fischotter den Badfisch zur Verhütung weiteren Unheils in die Residenz schickt. Wir trauern mit unserm jungen Helden über den schnellen Tod eines seiner Freunde, des Opfers einer gemeinsam unternommenen waghalsigen Entdeckungsfahrt in die Heidenlöcher der Umgegend. Die sich durch das ganze Buch ziehenden Schilderungen der Natur Schönheiten von Urach: des herrlichen Wasserfalles, der im Winter zu einem Kristallpalast gefriert, der Ruinen von Hohenurach u. a. zeugen für des Verfassers hohe, dichterische Begabung. Endlich tritt der eigenartige pädagogische Charakter vieler altberühmten und altbewährten Bildungsorte in seinen Licht- und Schattenseiten überall lebendig hervor, wodurch dieses Buch sich weit über eine Unterhaltungsschrift erhebt, das vielmehr als ein dauernd wertvoller Beitrag zur Geschichte deutscher Kultur und Pädagogik bezeichnet werden darf. R. R.

Das erste Sedanwort des Kaisers.

Bei der Sedanfeier wird so oft an das Wort erinnert: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ Dieses Wort bildet den Schluß der Depesche, welche der Kaiser am 2. September 1870 1¹/₂ Uhr nachmittags abjandte. Es ist aber eigentlich nicht das erste Sedanwort des Kaisers, sondern es gibt ein älteres, nicht minder schönes. Schon am 1. September abends 7¹/₄ Uhr sandte der Kaiser folgende Depesche ab:

Der Königin Augusta in Berlin.

Auf dem Schlachtfelde vor Sedan 1./9. 70 7¹/₄ Uhr A.

Die französische Armee ist in Sedan eingeschlossen und der Kaiser Napoleon hat mir seinen Degen angeboten. Ich habe ihn angenommen und verlange die Kapitulation der Armee als Kriegsgefangen. Gott hat uns sichtlich gesegnet. Wilhelm.

Diese Depesche war von Sr. Majestät selbst geschrieben, nachdem kurz vorher General Reille den bekannten Brief des Kaisers Napoleon überbracht hatte. Die mit ihrer Beförderung an die beim Großen Hauptquartier befindliche Feldtelegraphenabteilung Nr. 4 beauftragten Ordnonnanz haben wahrscheinlich die Telegraphenstation nicht zu finden vermocht, weil dieselbe in Barennes, fast acht Meilen von Sedan etabliert war, indem das Material zunächst nicht weiter gereicht hatte. Die Ordnonnanz übergaben schließlich die Depesche der Feldpost, und von letzterer erhielt sie die Abteilung in Rheims. Die Depesche wurde dann auch noch weiter befördert, aber wohl wegen ihres verspäteten Eintreffens nicht veröffentlicht, und ist deshalb unbekannt geblieben.

Es wäre aber zu bedauern, wenn sie auch ferner unbekannt bliebe, denn sie enthält das erste Sedanwort des Kaisers: „Gott hat uns sichtlich gesegnet!“ Das andere, so oft wiederholte: „Welch eine Wendung zc.“ ist thatsächlich das zweite. Für die Wichtigkeit der Abschrift der Depesche (auch in der Rechtschreibung) sowie der übrigen Angaben bürgt der hiesige Ingenieursoffizier vom Plaze, Herr Major Saedel, dem ich diese Mitteilungen verdanke.

Glogau.

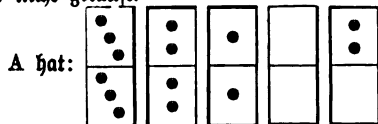
Abel, Divisionspfarrer.

*) Hinter Klostermauern. Eine Erzählung aus Grafenheimer von Dr. Ernst Salzmann. Tübingen, Osiandersche Buchh.

In unserer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je fünf Steine auf. Acht Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.



A setzt einen Doppelstein aus. B und C passen. D setzt an. A setzt an. B und C passen. D setzt an. A sperrt die Partie. A behält zwei Doppelsteine, D drei Doppelsteine übrig. Die Summe der Augen auf den fünf gesetzten Steinen beträgt 12.

Wie viel betrug die Summe der Augen auf den fünf Steinen des D? Welche fünf Steine sind gesetzt? Was lag im Talon?

1. Arithmetische Aufgabe.

Welche Zahl ist um ebensoviel kleiner als 9, als das Fünffache ihres Quadrats größer als 9 ist?

2. Zweifelhige Scharade.

Erste Silbe.

Meine Bogen so blau, meine Ufer so grün,
O wie schön fährt sich's über die Tiefe dahin!
Und so süß meiner Töchter Sirenen gesang,
Wie Kolsharfen und Glockenlang!

Zweite Silbe.

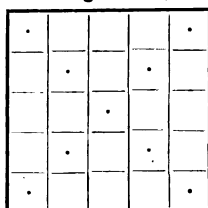
Nicht sing ich, und hab doch Sirenen gewalt,
Ich bezaub're, und lasse die Herzen doch kalt.
Mehr als Schönheit und Lieb', mehr als Ehre
und Recht
Trachtet mich zu erringen der Menschen Ge-
schlecht.

Das Ganze.

Die Zweite, versenkt in der Ersten Schoß,
Zog aus Licht erst ein Meister, in Tönen groß,
Der das Ganze als Glied einem Ganzen ver-
band:

Ein Vermächtnis der Kunst und dem Vater-
land. E. W.

3. Diagonalmrätsel.



Die 25 leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die schräge Reihe von links oben nach rechts unten einen Baum nennt, ebenso die schräge Reihe von links unten nach rechts oben. Die fünf wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Einen deutschen Dichter,
2. ein Insekt,
3. einen weiblichen Vornamen,
4. einen Vierfüßler.
5. eine Krankheit.

4. Buchstabenrätsel.

Mein Ganzes, hat es Kopf und Fuß,
Der Hand als Werkzeug dienen muß,
Um in des Stoffes feste Schranken
Zu bannen flüchtige Gedanken.

Fehlt ihm der Fuß, brauchst du's beim Geigen,
Willst du uns deine Künste zeigen.
Kommt Weibes, Kopf und Fuß, abhanden,
Macht's manches gute Schiff zu Schanden.

Pf. J.

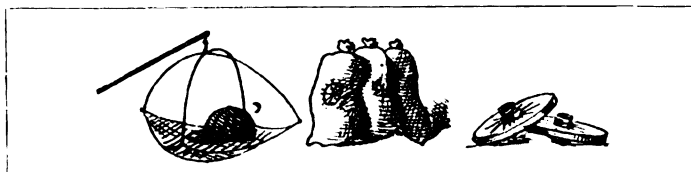
Inhalt: Maria, die Fremde. Schluß. Erzählung von H. Böhler. — Auf der Flucht. Nach dem Bilde von R. Barthmüller. — Der Herr Geheimrat. Humoreske von Hermann Ferscht. — Krieg im Frieden. Von Fritz Kien. Mit sieben Illustrationen von Richard Knötel. — Am Familientisch: Die Schwäne in Berlin und Potsdam. Zu dem Bilde von F. Wittig. — Hinter Klostermauern. — Das erste Gebotwort des Kaisers. — In unserer Spielecke.

Für die Auslieferung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Garantur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redaktion: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Pöschel-Expedition (Pöschel & Koenig) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Bilderrätsel.



5. Zweifelhige Scharade.

Aus der Wolken dunklem Schoß,
Aus der Ofen Feuerchlund
Klingt sich meine Erste los,
Stürzt sich auf das Erdenrund,
Füllt die Form „aus Lehm“ gebrannt,
Schmückt mit zierlichem Gebild,
Wie euch allen wohlbelannt
Süßer Lederbissen Schilb.

Meine Zweite zäh und blant
Ist des Feuers stolzer Sohn,
Der die zähe Kraft sich trant
Aus der Nixe Minnelohn.
Als sie stürmisch ihn geküßt;
Oder hat, wenn ungetaucht,
Falls ihr's etwa besser wißt,
Nolus ihn angehaucht?
Hochberühmt das Ganze ist
In der ganzen weiten Welt,
Heiße, Muselmann und Christ
Es wetteifernd sich bestellt. Pf. J.

6. Homonym.

Vor dir stehend bin ich dir lieb,
Vor mir stehend zittert der Dieb.
R. F.

7. Dreifelhige Scharade.

1.

Majestätisch stolzer Würde
Eint sich häufig schwere Würde,
Aber seltener man es findet,
Daß sich Anmut ihr verbindet;
Wer mich meine Bahn sieht zieh'n,
Weiß, daß Beides mir verleiht'n.

2. und 3.

Nichts an unserm Wert verloren
Wir, seit Deutschland neugeboren,
Aber wohl an solchen Ehren,
Die der Name kann gewähren,
Und, vielleicht sind wir verdammt,
Auszufterben alleamt.

Das Ganze.

Durch bedeutungsvolles Walten
Oder künstlerisch Gestalten
Bei der Nachwelt fortzuleben,
Ist gar Vieler eifrig Streben;
Wer gleich mir den Preis erringt,
Dessen Name nicht verflingt.

M. C.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 47.

Damepielaufgabe.

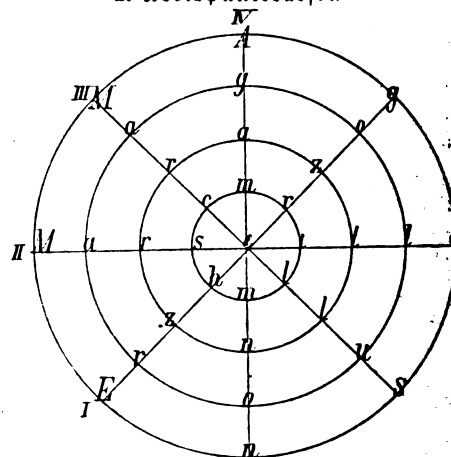
1. f6 — e7
2. e3 — f4
3. g5 — f6
4. c3 — d4 und gewinnt; der Verlust der Dame durch d4 — c5 kann nicht mehr verhindert werden.

Bilderrätsel. Schwiegermutter.

1. Arithmetische Aufgabe.

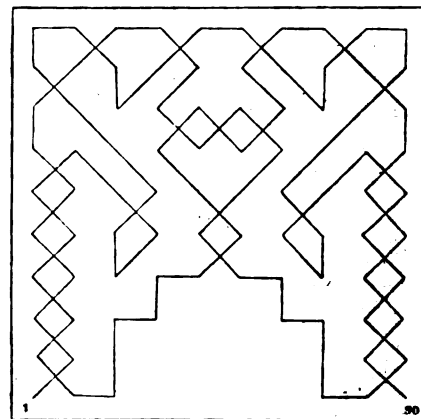
Die vier Zahlen: 15, 19, 23, 27.

2. Kreispunktmrätsel.



3. Homonym. Bruch.

4. Schlüssel zum Königszug.



Auflösung des Königszugs.

O Worte gibts, die nie verhallen,
Sie sind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen schwarz und tief.
Und die von Kant' zu Rante springen
Und stets von neuem aufwärts klingen
Wenn scheinbar längst ihr Ton entschlief.
Es sind die Worte, die sich senken
In unsres Herzens tiefen Schacht:
Aus der Vergessenheiten Nacht
Klingt ewig neu ihr Angedenken.

Moritz Hartmann.

5. Homonym. Admiral.

6. Homonym. Verschieden.

7. Ergänzungsaufgabe.

Danknote, Canon, Canovas, Czernowiz,
Dinorah, Grenoble, Hannover, Hypnose, Juna-
cenz, Kanone, Lenore, Mennonit, Monogramm,
Monopol, Phänomen, Sinope, Spinola, Spi-
noza, Stenograph, Synode, Tarnopol, Tar-
nowiz, Tenorist, Tirnowa, Tinnover.

8. Zweifelhige Scharade. Zeitraum.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 4. September 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 49.

Simson und Delila.

Eine Reichstadsnovelle von Gottfried Böhm.

„Was gibt es denn schon wieder?“ rief Tante Salia und streckte den Kopf in aller Eile zum Fenster hinaus.

Die Arbeiter am Wege ließen die Hände sinken und schauten staunend auf, alle Thüren öffneten sich und die Gassenjugend wälzte sich im dichtesten Schwarm die Straße entlang.

„Es ist ein Skandal!“ „Er gibt ein öffentliches Argernis!“ „Und noch dazu ein Stadtkind!“ „Er muß rein übergeschnappt sein!“ „Das wird ein sauberer Pfarrer!“ — so rief es durcheinander in den Gruppen, die sich hinterher bildeten und das Ereignis so eifrig besprachen, daß die Köpfe im Nacken wie Pendel hin und her schwankten und sich wie Schlangen ringelten und drehten.

Der Zug war unterdessen vor dem Hause angekommen, in dem Tante Salia den Kopf herausschreckte, die schwarze Wolke des Volkshaufens zerteilte sich, und allmählich trat die Erscheinung in den Vordergrund, welche die allgemeine Entrüstung in so hohem Grade in die Schranken gerufen hatte. Sie stach in der That von ihrer Umgebung gewaltig ab, und wenn man ihre freiwallenden Haare mit den Köpfen und Puderlocken, ihre rauhe, grüne Friesjacke mit den Fräcken und gestickten Westen, oder gar ihre riesigen Kanonensstiefel mit den zierlichen Schnallenschuhen der Zeitgenossen verglich, konnte man sich kaum des Eindruckes erwehren, ein Bewohner des Urwalds habe sich unter überzivilisierte Menschen verirrt.

Onkel Christoph hatte die Hausthüre nur halb vor dem Ankömmling aufgethan und sie hurtig wieder zugeschlagen, um ihn so bald als möglich den neugierigen Blicken zu entziehen. Nun starrte er ihn verlegen und sprachlos an, während Tante Salia, seine Schwester, neben ihm stand, die Hände in die Seite stemmte und den Kopf schüttelte, daß der Puder wie Schneeflocken davon flog. Auch eine dritte, fesselndere Erscheinung hatte sich zwischen die beiden gedrängt, ein

reizendes Kokodämchen mit einem herausfordernden Stumpfnäschen und Mond und Sonne als Schönheitspflasterchen im Gesicht. Sie blickte auf den bloßen Hals und die offene Brust des Ankömmlings, verbarg ihr erröthendes Gesichtchen in der Battischürze und rief:

„Aber Michel, das schickt sich ja gar nicht!“

Dieser allgemein ablehnenden Haltung gegenüber nahm der Angeredete nun selbst die Initiative der Begrüßung. Er ergriff Onkel Christophs Hand, schüttelte sie, als sei sie der Henkel eines Pumpbrunnens, umarmte die ältliche Dame unter Augenzudrücken, und nur durch schleunige Flucht konnte Schöndoris, die Mündel und Nichte beider, sich vor dem gleichen Schicksal retten.

Sie floh die Treppen hinauf in die Empfangsstube; die andern folgten ihr zögernd nach. Man setzte sich etwas gezwungen auf die steifelnigen Stühle nieder, und es gab keinen Gegenstand in dem ganzen Gemach, der nicht in seiner peinlichen Ordnung und verschnörkelten Pierlichkeit stillschweigend gegen die urwüchsige Formlosigkeit des Eindringlings protestiert hätte. Die glänzenden Möbel, auf denen auch nicht ein Stäubchen lag, spreizten sich wie im Gefühl ihrer größeren Vornehmheit, die blanken Messingbeschläge der Kommoden funkelten ordentlich boshaft, und die Damenbilder an der Wand hielten die Hände stolz abwehrend vor den Busen.

Tante Salia, gleich als sei sie die Mandatarin all dieser stummen Gegenstände, musterte den Jüngling vom Fuß bis zum Kopf und sprach dabei ein „Aber,“ welches dem so flagranten Stilwiderspruch den kraftvollsten Ausdruck lieh.

„Ihr meint wohl meinen Anzug?“ frug Michel, eine leichte Bekommenheit niederkämpfend.

„Er ist etwas auffallend,“ sagte Onkel Christoph, indem er mit einer geschickten Handbewegung den Vorhang nieder-

ließ und so der Neugier der Nachbarschaft den letzten Zutritt raubte.

„Er ist sehr häßlich,“ ließ Doris einschießen.

„Er ist rein absurd und unmöglich!“ entschied Tante Valia. „Eigenes Haar! Kann es etwas Unanständigeres geben!“

„Man hat das jetzt so auf der Universität,“ verteidigte sich Michel. „Es ist bequem, praktisch und gesund; — der passendste Ausdruck von dem, was die Zeit bewegt, was in allen Köpfen gärt und in allen Herzen stürmt, was auf allen Lippen schwebt, was wir ersehnen und brauchen“ ...

„So, was brauchen wir denn?“ frug Christoph, die dünnen Augenbrauen in die Höhe ziehend.

„Natur und Freiheit! Krieg gegen die Unvernunft!“ — rief der Jüngling, seine Stimme etwas erhebend.

Onkel Christoph fuhr zusammen und schaute sich ängstlich in der Stube um. „Um Gotteswillen, leiser,“ flehte er.

„Laß ihn reden!“ gebot Tante Valia mit fester Stimme. „Es ist mir lieber, wenn er redet, damit wir wissen, wie wir mit ihm daran sind.“ Dann setzte sie sich in Positur und starrte ihn mit ihren hellen, wimperlosen Augen an, wie jemand, der die Öffentlichkeit mehr herauszufordern, als zu scheuen gewohnt ist. „Rede!“

Er redete. Anfangs heiser und unsicher, dann laut und mutig. „Dem freien Geist wird es zu eng in den morschen Schranken des Althergebrachten; er sprengt die Fesseln, welche Tyrannei und Thorheit um ihn schlagen. Und die Veränderungen des Innern sollen auch im Äußern sichtbar werden... Die Spießbürger und Philister müssen aufgeschreckt werden aus ihrem künstlichen Schlummer, aus der dichten ägyptischen Finsternis, welche die Geister umlagert; sie sollen erfahren, wie viel es draußen vor ihren chinesischen Reichsstadtmauern geschlagen hat und daß sie auf die alte Weise nicht mehr im stande sind, die neuen großen Aufgaben des Jahrhunderts zu erfüllen“ ...

Onkel Christoph wurde es schwül und unbehaglich; er verrückte die Perücke und trocknete sich die Schweißtropfen von der Stirn.

„Der langen Rede kurzer Sinn ist,“ schloß Tante Valia, „du willst in diesem Aufzuge hier herumlaufen.“

„Ja, das will ich,“ entgegnete Michel, sich in die Brust werfend.

„Am Tage?“ frug der alte Herr.

„Am hellen Tage!“

„Es gibt aber doch gewisse Rücksichten,“ meinte Christoph schüchtern. „Rücksichten gegen deine alte Großmutter, gegen die Obrigkeit, gegen uns.“

„Ich kenne nur Rücksichten gegen die Wahrheit.“

Onkel Christoph lächelte gezwungen. „Du bist ja ein ganzer Himmelsstürmer geworden.“

„Nur eins möchte ich wissen,“ warf nun Fräulein Valia dazwischen, der es offenbar eine Herzenssache war, allen Dingen vollständig auf den Grund zu sehen, „wie sich dieses Gebaren mit der Theologie verträgt?“

„Auch in sie ist ein freierer Geist gezogen,“ sprach Michel mit himmelndem Gesichtsausdruck. „An die Stelle des verhärteten Dogmas die reine Lehre...“ Er fuhr lange fort zu sprechen und seine Rede verlor sich allmählich ins Verschwommene.

Der sanftere Klang seiner Stimme, der wieder harmlose Ausdruck seines Gesichtes, die Worte vom Naturevangelium, von Menschenliebe und Ideal lockten auch wieder Schön-Doris aus ihrem Versteck hinter dem Ofenschirm hervor, wo sie Zuflucht gegen Michels Anfechtungen gesucht hatte.

„Da hat sich ja alles groß verändert!“ — hatte Herr Scheid zuletzt halb ironisch, halb traurig gesprochen. Michel stand darauf hin auf, haschte nach der Koufine und frug: „Auch du, Dorothe?“

Sie stellte rasch einen Stuhl als Turnierschranke zwischen sich und ihn und antwortete: „Urteile selbst!“

Der gezwungene Ausdruck wich aus seinem Gesichte,

seine Züge erweichten sich ordentlich und es war, als werde sein Auge feucht, als es nun über die zierliche Gestalt der Koufine dahinschweifte.

„Ja,“ sagte er dann im Tone der Überzeugung, „du bist hübscher geworden. Aber, war dies vorhin eine Art, seinen Bräutigam zu begrüßen? Gib mir einen Kuß!“

„Nimmermehr, so lange du dekolletiert gehst!“ rief sie und stampfte mit dem roten Absatz auf den Boden.

„Nun, so wenigstens eine Hand!“

„Auch keine Hand!“ wehrte sie ihm schnippisch. „Wer dem Teufel eine Hand gibt, dem raubt er sicher auch einen Kuß.“

Aber wie sie noch fremd that und sich abweisend gebärdete, benutzte Michel einen unbewachten Augenblick, den Arm um ihre Taille zu legen und sie an seine Brust zu ziehen. Er küßte Mond und Sonne in ihrem Gesicht, daß die schwarzen Pflästerchen sich erweichten, und blies in ihre kunstreiche Frisur, daß der weiße Puder auf das blaue Nieder niederrieselte.

„Was soll der künstliche Schnee in dem blonden Frühling und was der Firtlesanz von Bändern, Schleifen, Spitzen? Ist das alles einer deutschen Jungfrau würdig?“

Schön-Doris stieß einen Schrei aus und suchte sich Michel zu entwinden, indem sie die beiden Arme gegen seine Brust stemmte. Als er nicht nachgab und sie gewaltsam zurückhielt, kam ihr Anzug in Unordnung, und sie rief nun ernstlich erboht: „Das ist grob! Ich verbitte mir’s!“

Die zarte Grenzlinie zwischen Scherz und Ernst war überschritten; Valia starrte ihren Bruder mit dem strengen herausfordernden Blick an, mit welchem man jemand zum Zeugen einer Unthat aufruft, indem man ihm zu gleicher Zeit zu verstehen gibt, daß er sich zum Mitschuldigen derselben mache, wenn er nicht auf der Stelle einschränke. Als aber Herr Christoph dieser Sommatation gegenüber sich darauf beschränkte, die Achseln zu zucken und ihren strafenden Blicken auszuweichen, fand sie in dem Gefühle dessen, was auf ihr lag, ihre ganze Würde wieder.

„Es scheint, daß wir vor lauter Veränderungen nicht mehr für einander passen,“ begann sie aufstehend. „Unser Haus ist eben noch nach altem Stil, und wenn es Himmelsstürmern und Titanen zu eng scheint, so gibt es ein sehr einfaches Mittel, es zu erweitern.“ — Sie blickte dabei beziehungsweise nach der Thür, und Michel schien der dunklen Rede Sinn vollkommen begriffen zu haben, denn eine flammende Röte stieg in sein Gesicht, und er schlich sich nach kurzem Abschied kleinlaut von dannen.

„Du warst zu schroff,“ sagte, der Senator, als die Thüre hinter Michel ins Schloß gefallen war. „Es wäre mir lieber gewesen, wir hätten ihn bis zur Dämmerung aufgehalten; der Leute wegen.“

„Was liegt mir an den Leuten?“ äußerte Valia wegwerfend und gab durch den Ton ihrer Stimme einem bestehenden Gegensatz einen neuen Ausdruck. — Eine und dieselbe etwas engherzige und spießbürgerliche Umgebung, welche die intimsten Vorgänge des Familienlebens unter das Mikroskop ihrer steten Beobachtung stellte, hatte in diesem verschieden beanlagten Geschwisterpaare zwei sich vollkommen entgegengesetzte Extreme reifen lassen: Herr Christoph hatte einen beinahe krankhaften Heimlichkeitsstrieb, während bei Valia alle Äußerungen eines lebhaften Temperamentes, jede Einsicht, die ihr Geist gewann, einer Bethätigung nach außen sich entgegendrängten. Jedes von beiden hatte hierbei viel zu seiner Beschönigung anzuführen: Christoph fand sich weltklug, rücksichtsvoll, verschwiegen; Valia rühmte sich, klar, offen und ohne Falsch zu sein.

Allein der kluge Senator verspürte in diesem Augenblicke keine Lust, den alten Streit wieder aufzunehmen. Er ging stillschweigend über Valias letzte Bemerkung hinweg und sagte einlenkend: „Der gute Junge hat die Schlagworte der Zeit in sich aufgenommen. Das ist alles! — Es ist eine Jugendkrankheit; junger Most gärt.“

„Und ich habe ihm den Ausgang gezeigt, damit er das Faß nicht zersprengt,“ rechtfertigte sich Valia mürrisch. Aber man merkte, daß sie selbst nicht mit sich zufrieden war.

„Du hast den Jungen nie leiden können,“ klagte Herr Christoph.

Lalia warf den Kopf gekränkt auf die Seite. „Das sind einfach falsche Anschuldigungen,“ sagte sie, „wie du sie zu machen liebst. Mich spricht mein Gewissen frei. Ich habe die Ungezogenheiten des gnädigen Prinzen stets mit himmlischer Geduld ertragen und mich immer von ihm „Tante“ nennen lassen, obgleich er — Gott sei Dank! — gar nicht mit uns blutsverwandt ist.“

„Ja, aber die guten Worte, die du ihm im Laufe seines Lebens gesagt hast, hat man zählen können.“

„Andere haben sie ihm gesagt. Es war nicht nötig, daß ich seiner Großmutter half, das Wunderkind zu verhätscheln. Wohin ein solches Erziehungssystem führt — darüber habe ich mich freilich nie einer Täuschung hingegeben. Und überhaupt: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Sein Vater war gerade so; voll Wankelmuth und Neuerungsucht. Von seiner Mutter rede ich gar nicht. Sie war die reine Schneeflocke und zerfloß in nichts, als das Schicksal sie anblies.“

Christoph Scheid stand auf. „Ich denke,“ sagte er ernst, „wir lassen die Toten ruhen. — Du hast auch deine Fehler, liebe Schwester.“

Lalia zuckte die Achseln und seufzte. Da aber der Bruder einer weiteren Replik ihrerseits dadurch aus dem Wege ging, daß er das Zimmer verließ, blieb ihr nichts anderes übrig, als zu dem Strickzeug zu greifen und ihrer Entrüstung durch das beschleunigte Tempo, mit welchem sie die klirrenden Nadeln in Bewegung setzte, Luft zu machen.

Doris stand am Fenster und blickte in den regnerischen Himmel hinaus; sie hatte die Worte mit angehört, aber der Sinn des Streites war ihr entgangen, denn ihre Gedanken hatten wo anders verweilt: „So läßt ihn mir der Vormund nicht,“ philosophierte sie für sich, „so gibt Tante Lalia niemals ihre Zustimmung, so bekommt er sein Lebtag keine Pfarre und so — möchte ich ihn selbst nicht mehr!“ —

II.

Der Herbst war vergangen; die ersten Schneeflocken stoben draußen auseinander und es war — wie Doris mit trübem Lächeln scherzte — als hätten die Engel im Himmel droben die alten Liebesbriefe der letzten Ankömmlinge zerrissen und streuten nun die Fragmente derselben auf die lieblose, festgefrorene Erde.

Sie selbst saß vor ihrem kleinen Schreibtisch mit den eingelegten Papageien, kramte in alten Papieren und hielt Revision. Zuerst in Gedanken. Ihre Augen waren auf das Tintenzeug von Meißener Porzellan gefallen, auf dem zwei Amoretten sich ein gegenseitiges: „Ich liebe dich“ ins Stammbuch eintrugen. Es war ein Geschenk Michels und datierte aus der Zeit der ersten leisen Geständnisse und verkappten Andeutungen. Die Sache selbst war noch älter. Sie waren schon als Kinder für einander bestimmt gewesen. Familieninteressen hatten ihren Bund geschlossen, noch ehe ihre Herzen ihn mit voller Verantwortlichkeit ratifizieren konnten.

Es war nicht alles klar in den Beziehungen der beiden Patrizierfamilien Scheid und Zandt. Es gab dunkle Punkte, von denen längst niemand mehr sprach, von denen aber in der Erinnerung älterer Leute eine Spur zurückgeblieben war. Man wußte von einem langjährigen Familienzwiste, der zwischen Tante Lalia und Michels Vater seinen Ausgang genommen und schließlich alle Glieder dieser angesehenen Geschlechter in seinen Wirrwarr mitverstrickt hatte.

Tante Lalia war vor Jahren ein schönes, vielumwobenes Mädchen gewesen. Jetzt freilich lag auf ihren welken Wangen nicht die leiseste Spur von dem Schmelz der Jugend mehr, die einstige „Perlenreihe“ ihres Mundes wies manche unersetzliche Lücke auf, die dunkeln Augen, welche ihre Verehrer als feurig besungen, erschienen stehend, ihre Gestalt, deren Grazie sie zu der beliebtesten Tänzerin ihres Jahrganges stempelte, war steif und eckig geworden, ja sogar ihre Stimme hatte den früheren Wohlklang eingebüßt. Jetzt klang es

unglaublich, daß sie vor einer Reihe von Jahren eine große Leidenschaft eingelöst und erwidert haben sollte. Und doch war es der Fall gewesen; Lalia war leidenschaftlich geliebt worden und noch dazu von einem Manne, der sich durch die Eigenart seines Wesens merklich von der Umgebung abhob, aus der er hervorgegangen war, den man nicht mit Unrecht eine Zeitlang den Phönix seiner Vaterstadt nannte und von welchem selbst seine Widersacher Außergewöhnliches erwarteten.

Frühe schon hatte Gotthold Zandt — der Vater Michels — Proben seiner reichen Begabung abgelegt und die Studien mit spielender Leichtigkeit und einem Glanz absolviert, der selbst noch auf seine reiferen Jahre hinstrahlte.

Viele seiner Mitbürger waren der Ansicht, daß ihm die kleine Reichsstadt als eine zu beschränkte Sphäre zur Entfaltung seiner Fähigkeiten erscheinen werde und daß er, wie sie meinten, höher hinauswolle. In der That hatte Gotthold Zandt, wie alle seine besseren Zeitgenossen, Kopf und Herz voll von Verbesserungsplänen und gärenden Ideen. Aber, sei es, daß das Heimatgefühl bei ihm stärker war als der Ehrgeiz, sei es, daß die Liebe zu Lalia ihm die Flügel der Sehnsucht in die Ferne band, er knüpfte alle seine wissenschaftlichen Arbeiten und neuen Theorien in der einen oder in der anderen Weise an die Verhältnisse seiner Vaterstadt an, und nie hörte man ihn den Wunsch äußern, fern von ihr seine Penaten aufzuschlagen.

Nur ein einziges Jahr wollte er schließlich noch in dem damaligen Kleinparis Leipzig verbringen, um seinen Studien den letzten Schluß zu geben und den Grad des juristischen Doktors zu erwerben. Vorher aber wurde ein glänzendes Verlobungsfezt abgehalten, an welchem alle die zahlreichen Vettern und Vasen der Verwandtschaft teilnahmen und das die Gelegenheitsdichter der Stadt in ellenlangen, beziehungsreichen Poemen besangen, die der Nachwelt durch den Druck aufbewahrt blieben.

Gottholds Abschied von der Geliebten gestaltete sich ungemein rührend und ist lange allen denen in Erinnerung geblieben, die Zeugen davon gewesen sind. Mit einiger Feierlichkeit richtete der junge Mann an seine künftigen Schwiegereltern, die damals noch lebten, die Bitte, ihn kurze Zeit mit seiner Braut allein zu lassen. Er zog sich hierauf mit ihr in ein Nebenzimmer zurück. Was sie dort besprachen, ist allen ein Geheimnis geblieben; ein jovialer Vetter, der sich den Scherz gemacht hatte, an der Thür zu horchen, konnte nur konstatieren, daß die Unterhaltung in einem sehr ernststen Tone geführt wurde und schließlich offenbar mit einem förmlichen Schwure abschloß.

Als Lalia dann wieder unter den Gästen erschien, lag der Ausdruck einer gewissen erhöhten Wichtigkeit in ihren Zügen, den freilich alsbald die reichlichen Thränen verwischten. Sie geberdete sich fast wie eine Wahnsinnige, und es wurde allgemein als von übler Vorbedeutung aufgenommen, als die Pferde des Reisewagens über ihre Weherufe scheuten und nicht von der Stelle wollten.

War Lalias Schmerz auch stürmisch, so war er doch nicht von sehr langer Dauer. Gielten ihm doch frohe Aussichten für nicht ferne Zeit die Wagschale, glaubte sie doch als Braut des schönsten, geistvollsten und angesehensten Jünglings der Stadt es sich und ihm schuldig zu sein, den Kopf nicht allzutief hängen zu lassen. Zudem zeigte sich schon damals eine Eigenschaft im Keime, deren Auswüchse jetzt ihr ganzes Wesen überwucherten und verdunkelten, nämlich der unglückselige Drang nach der Öffentlichkeit. Sie sprach beständig und mit jedem über ihre glänzenden Aussichten, sie rühmte sich des Geistes und des Vermögens ihres Bräutigams, ja sie zeigte sogar seine Briefe, die in immer neuen Wendungen seine Liebe beteuerten, und vergaß vollständig, daß nur der seines Glückes sicher ist, der es zu hüten weiß.

Wer es ihr endlich raubte, hat man nie mit Bestimmtheit in Erfahrung bringen können, denn über diesen Punkt beobachtete selbst Lalia nach außen hin lange ein unverbrüchliches Stillschweigen. Später sagte sie oft, daß sie es selbst

nicht wisse und es sich nicht erklären könne, und es ist in der That nicht anzunehmen, daß sie, die in allen Dingen so überaus offen war, sich hierin einer Unwahrheit schuldig machte.

Daß Gotthold Zandt nach Ablauf des festgesetzten Jahres nicht zurückkehrte, ließ sich ohnedem nicht verheimlichen, und als Lalia immer blässer, immer tragischer, immer verbitterter wurde, zweifelte bald niemand mehr daran, daß sie definitiv in die klagenden Reihen der Verlassenen eingetreten sei.

Zandts Widersacher sahen sich im übrigen für sein Ausbleiben reichlich durch die Rückkehr einer anderen Persönlichkeit entschädigt, die gewissermaßen als ein Gegenstück von ihm gelten konnte. Es war dies der jetzt „regierende“ Bürgermeister Wendel Voß, welcher damals gleichfalls noch Student war.

Seinen Vorfahren gegenüber, welche im Stadtreiment seit Jahrhunderten bedeutende und einflußreiche Stellungen einnahmen, mußten die Zandt als Emporkömmlinge erscheinen. Allein niemand konnte darum die augenscheinliche Überlegenheit von Gotthold über Wendel in Abrede stellen. War der erstere lebhaft, frisch, vielseitig, genial und groß angelegt, so war der letztere trocken, kleinlich, engherzig, ängstlich, borniert. Was Gotthold die Inspiration des Augenblicks und eine glückliche Auffassungsgabe sozusagen in den Schoß warf, das mußte Wendel durch zähen Fleiß und eine allerdings unentwegbare Beharrlichkeit sich erringen. Von Kindheit auf blickte er denn auch mit unsäglichem Neid auf den glücklicheren Nebenbuhler und ein immer wachsender Haß gegen ihn erfüllte seine Seele.

Dieser Umstand hätte ihn wohl selbst seinen Anhängern widerlich erscheinen lassen müssen, wenn er nicht eine Eigenschaft besessen hätte, welche bei gewissen niederen Organismen gewissermaßen einen Teil des Selbsterhaltungstriebes zu bilden scheint — eine große Verstellungskunst. Er that so bescheiden und machte sich so klein, daß er die Harmlosen täuschte, insbesondere aber legte er für Gotthold stets eine Art von unterwürfiger Verehrung an den Tag, die man für um so aufrichtiger halten mußte, als er ihn noch außerdem in großen und kleinen Dingen mit lächerlicher Konsequenz nachahmte.

Zandt machte dies oftmals ungeduldig, aber er hielt an sich und fuhr fort, Wendel, obwohl er ihn vollkommen durchschaute, mit ausgesuchter Zuvorkommenheit zu behandeln, da er um keinen Preis den Schein auf sich laden wollte, sich in einen Wettstreit mit einer Persönlichkeit einzulassen, die er als tief unter sich stehend betrachtete. In Wahrheit unterschätzte er seinen Rivalen in der Volksgunst etwas und beherzigte nicht genug den tiefen Sinn der schönen Fabel von dem schnellfüßigen, feurigen, aber sorglosen Füllen, das im Wettlauf mit der langsamen, unsympathischen, aber beharrlichen Schnecke unterlag.

Die öffentliche Meinung schien im übrigen das Richtige zu treffen, indem sie annahm, daß wer der Freund von Wendel Voß sei, sich damit implicite gegen Gotthold Zandt erkläre.

Wendel war angeblich nur zum kurzen Ferienbesuche in die Stadt gekommen; umsomehr war man überrascht, als sich eines Tages das Gerücht verbreitete, der Ratskonsulent sei plötzlich zurückgetreten und Wendel Voß trotz seiner Jugend und notorischen Unzulänglichkeit zu seinem Nachfolger bestimmt. Die Stelle eines Ratskonsulenten, d. h. eines juristischen Beistandes des Rates, war in der Reichsstadt eine äußerst wichtige und hatte sich schon in einer Anzahl von Fällen, wie die Chroniken sich etwas pompös ausdrücken, „als Vorstufe zu der obersten Gewalt,“ d. h. zu der Bürgermeisterwürde erwiesen. Man glaubte daher vielfach in der Stadt, Gotthold Zandt bereite sich auf diese Stelle vor, und obgleich dies von seinen Freunden in Abrede gestellt wurde, brachte man doch sein Ausbleiben mit dem Schwinden jeder Aussicht in dieser Richtung in Zusammenhang.

Die Frauen freilich waren anderer Meinung; sie ließen es sich nicht nehmen, daß es nichts anderes, als eine neue und noch leidenschaftlichere Liebe gewesen sein könne, was Gotthold seiner ersten Neigung untreu werden ließ.

Was man über ihn hörte, unterstützte indessen diese romantische Annahme nur wenig. Er hatte sich nach Hamburg gewandt, wo ein Verwandter von ihm sich Ansehen und Reichtum erworben hatte. Es war dies ein Erbkunzel im eigentlichen Sinne des Wortes, mit dem auch die Familie Scheid verschwägert war und auf den auch sie die schönsten Hoffnungen setzte. In dem ausgedehnten Handelsgeschäfte desselben wirkte Gotthold mehrere Jahre, bis er sich endlich von einer seiner Reisen nach Südamerika eine Frau mitbrachte. Obgleich dieselbe allen Anforderungen, die man an den südländischen Schönheitstypus stellt, vollkommen entsprach, so war doch der Erbkunzel sehr wenig entzückt über diese Wahl. Ihm, der sich die dereinstige Bereicherung und Hebung seiner Verwandten in der fernen Vaterstadt zur Lebensaufgabe gestellt, hatte immer eine Ausöhnung zwischen Gotthold und Lalia als das Wünschenswerteste vorgeschwebt. Es kam in der Folge zu unliebsamen Erörterungen zwischen Neffe und Oheim, und als Gotthold in der Blüte seiner Jahre auf einer abermaligen Seereise am gelben Fieber starb, fand sich in seinem letzten Willen die Bestimmung, seine Frau möge nicht in Hamburg bleiben, sondern mit ihrem Kinde in seine Vaterstadt ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr Geheimrat.

Humoreske von Hermann Ferschle.

(Schluß.)

Unser „Geheimrat“ hoffte nunmehr, nachdem er sich stundenlang gelangweilt hatte, auf einige Unterhaltung, bei der er wenigstens als Zuhörer sich beteiligen konnte; damit war es aber nichts. Die drei Grogtrinker murmelten sich zwar dann und wann etwas zu, von einer Unterhaltung jedoch war keine Rede. Dabei tranken sie anhängig ein Glas Grog nach dem andern, legten sodann die Beche stillschweigend neben das leere Glas und gingen schließlich mit ebenso kurzem Gruß, wie sie gekommen, gegen halb zwölf Uhr nach Hause. „Donnerwetter,“ sagte Herr Lehmann, der, obwohl anfangs müde, doch studienhalber bis zuletzt geblieben war und schließlich an der schweigsamen Gesellschaft seinen Spaß hatte, „sagen Sie mal, Herr Oberkellner, was waren denn das für Herren?“

„Drei alte Stammgäste, Herr Geheimrat,“ belehrte ihn George, „die hier seit Jahren alle Abende ihren Grog trinken.“

„Im Sommer auch?“ fragte Lehmann.

„Winter und Sommer, einen Tag wie den andern,“ sagte der Kellner.

„Allerhand Achtung!“ lachte Lehmann, „das ist alles, was sein kann. Sind sie denn immer so schweigsam? Das muß ja 'nen ollen Hund jammern.“

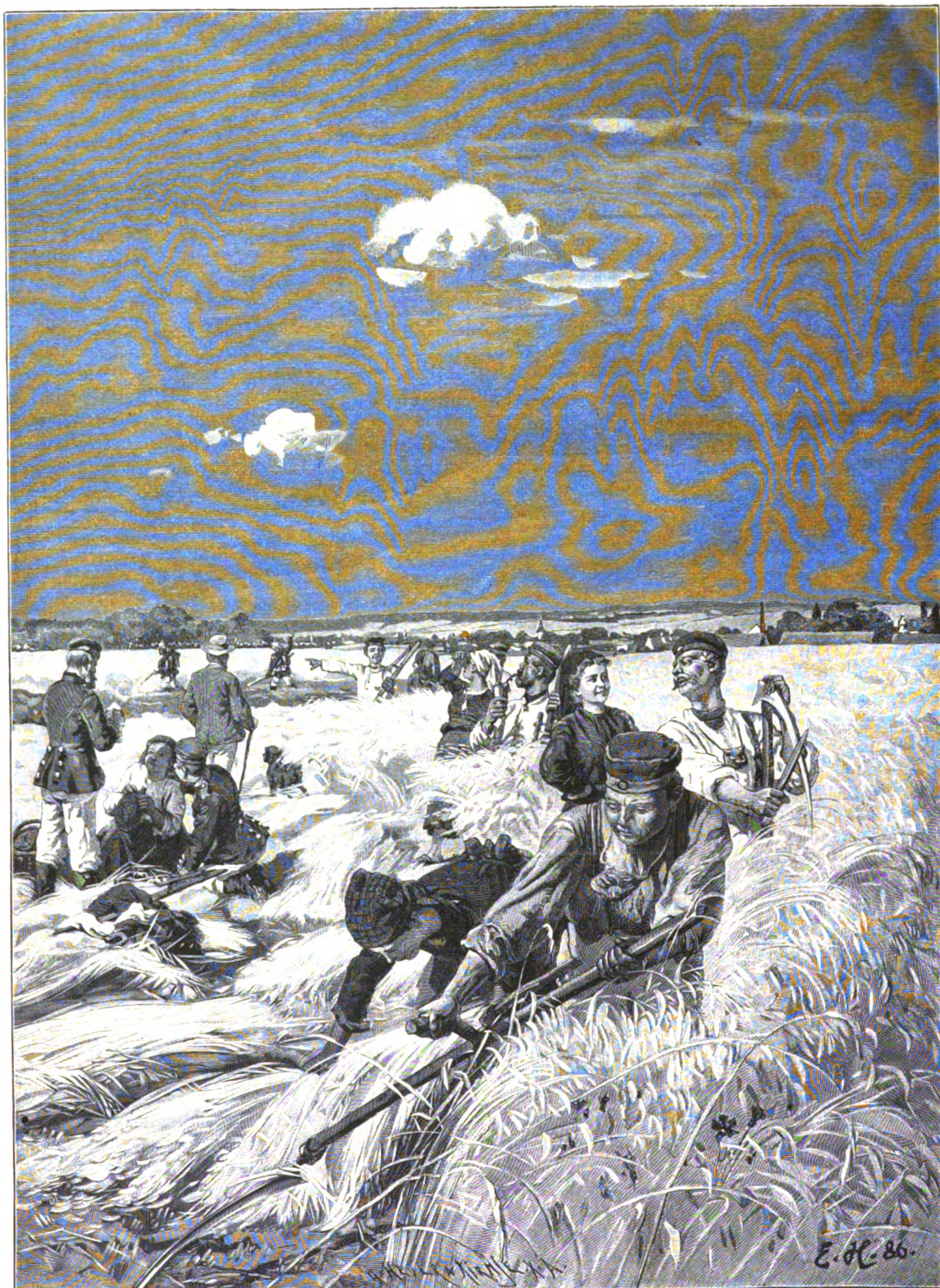
„Ja, sehen Sie, Herr Geheimrat, die Sache ist so: Vormittags sind die Herren beim Frühschoppen im Barbarossagarten beisammen; ehe sie heute hierher kamen, haben sie bei Werner vier Stunden zusammen Regel geschoben; was sie miteinander zu reden hatten, haben sie bereits abgemacht und abends ruhen sie sich bei uns aus. Das ist alle Tage so,“ berichtete der Kellner.

„So, so,“ lachte der „Geheimrat,“ „das nennt man ja wohl Tagesordnung? Na,“ brummte er vor sich hin, „da kann sich München beruhigen, die werden sich den Geier um mir — mich scheren, die werden mich — mir nicht gefährlich.“

Während Vater und Tochter sich die Zeit mit längeren und kürzeren Spaziergängen vertrieben und ersterer bereits anfang, der Langeweile zu erliegen, möge der geneigte Leser mit mir einen Abstecher nach Berlin machen, um den neu ernannten Amtsrichter Wilhelm Burchard aufzusuchen.

Minchens Brief war pünktlich eingetroffen und die Nachricht, sein Schwiegervater in spe habe sich als „Geheimrat“ in das Fremdenbuch eingetragen, hatte Wilhelm ungemein heiter gestimmt.

„Die Sache muß ausgebeutet werden! Paragraph 360, Ziffer 8 des Reichsstrafgesetzes!“ lachte er. „Warte, Schwieger-



Zur Ernte beurlaubt. Gemalt von E. Henseler.

vater, nun mußt du klein begeben! Wie aber soll ich es anstellen? Ich selbst kann höchstens in drei bis vier Tagen hinreisen, eher habe ich keine Zeit." Er promenierte die Linden entlang und war so in Gedanken versunken, daß er nicht bemerkte, wie ihn ein feingekleideter, etwas lang aufgeschossener Herr fixierte; erst als letzterer ihn mit fröhlichem Gruß anredete, blickte er auf.

"Ah, grüß dich Gott, Schnuppe! Alter Junge, wie geht es dir?" rief Burchard erfreut und schüttelte seinem alten Korpsbruder die Hand.

"Wie es geht?" lachte dieser. "Brillant, mein alter Wilhelm, ganz brilliant. Der reine Hamlet! Ich lebe von der Luft und werde mit Versprechungen gefüttert — man kann Kapaunen nicht besser mästen! Die Verleger sind mir gut und ich ihnen; es gibt kein besseres Leben, als Journalist zu sein. Honorare wie Sand am Meere, leider sinkt der Zinsfuß immer mehr; es ist eine wahre Not, heutzutage Kapitalist zu sein."

"Also immer noch der alte fidele Kerl," sagte Burchard, "das freut mich ungemein. Hast du augenblicklich etwas vor?"

"Allerdings, mein Junge, allerdings!" sagte Dr. Schnuppe. "So, wie du mich hier siehst, gehe ich auf Entdeckungen aus. Ich suche nämlich irgend einen anständigen Menschen, der mit mir eine Flasche Wein zu trinken bereit ist."

"Lösch deine Laterne aus, moderner Diogenes," lachte Burchard und nahm seinen alten Freund unter den Arm, "der Mann ist gefunden. Laß uns gen Dreffel pilgern und beim trauten Traubentrank alte Erinnerungen und neue Erlebnisse miteinander austauschen."

Sie gingen Arm in Arm zu Dreffel, wo beide Freunde sich in einer gemütlichen Ecke niederließen und sich in die Geheimnisse einer "grüngeiegelten" vertieften. Während Dr. Schnuppe, nunmehr ganz in seinem Element, immer gesprächiger wurde und in seiner schonungslosen Art Tagesfragen, Stadtklatsch und alles mögliche sonst durchhechelte, kam dem Amtsrichter in bezug auf seine augenblicklich brennende Frage eine Idee. Er lachte plötzlich laut und sagte:

"Höre mal, alter Schnuppe, ich befinde mich augenblicklich in einer kleinen Verlegenheit —"

"Um Gotteswillen, Junge," rief Schnuppe mit Entsetzen, "sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, nur pumpe mich nicht an."

"Darüber kannst du vollständig beruhigt sein, altes Haus," lachte Wilhelm, "darum handelt es sich nicht; die Sache liegt anders. Ich bin verliebt und der Alte will nicht —"

Und nun erzählte er seinem Freunde die Geschichte seiner Liebe und setzte ihm die Gründe auseinander, die Herrn Lehmann zum Widerstand bewogen.

"Schnuppe," schloß er seine Mitteilung, "ich weiß, du bist mein Freund, und wenn du dir auch gern den Anschein eines leichtsinnigen Menschen gibst, so bist du doch zuverlässig."

"Donnerwetter, Wilhelm," rief der so Gelobte, "du fütterst mich außer mit Kaviar und Rheinwein auch mit Lobsprüchen — das hat etwas zu bedeuten; schieße los, und was ein armer Mann, wie Hamlet, thun kann, daran soll's nicht fehlen; gebiete deinem Diener."

"Hast du zwei bis drei Tage Zeit, um auf Reisen zu gehen?" fragte der Amtsrichter.

"Massenhaft!" versicherte der Gefragte, in elegischem Tone aber setzte er hinzu: "Zeit und Lust, aber —"

"Das ist meine Sorge, Schnuppe," rief der Amtsrichter — "ganz selbstverständlich. Doch höre zu: Du fährst sofort nach Frankenhäusen, kehrt dort im Gasthof zum Mohren ein und mußt daselbst meine Braut und ihren Vater vorfinden. Letzterer hat sich dort infolge einer Laune als 'Geheimrat' eingeschrieben. Das ist der Hebel, an welchem wir die Sache anzufassen haben. Du, mein alter Schnuppe, bist ganz der Mann dazu, diesen fingierten Geheimrat so in die Enge zu treiben, daß er es als Erlösung ansehen soll, wenn ich sodann auf der Bildfläche erscheine und dich vertreibe. In drei Tagen hoffe ich mich hier auf kurze Zeit losmachen zu können,

dann komme ich nach und hoffe, das Terrain so vorbereitet zu finden, daß es nur meines Erscheinens bedarf, um den Sieg davon zu tragen. Nur um eins bitte ich dich: sei verschwiegen und bringe die Geschichte nicht in die Öffentlichkeit."

"Sei unbesorgt, guter Wilhelm," rief Schnuppe und trank sein Glas aus, "du sollst mit mir zufrieden sein. Das ist einmal ein Auftrag, den ich mit Freuden übernehme, und ich werde auch selbst meine Freude an mir haben. Ich schreibe dir natürlich sofort und werde für die erforderliche Inszenierung dieses Lustspiels Sorge tragen, damit du dein Stichwort erhältst und rechtzeitig auftrittst. Stoß an, alter Freund: Es lebe die Liebe, es lebe der Humor!"

Am andern Tage rumpelte wiederum die Helbrunger Post im langsamsten Schritt über den Ager zu Frankenhäusen und wiederum, wie täglich, wanderten die beiden blaugeschürzten Hausknechte, der aus dem Thüringer Hof und der aus dem Mohr, als Eskorte nebenher, bis der alte Kasten still hielt. Wiederum riß jeder der beiden eine Wagenthür auf und rief a tempo: "Mohr!" "Thüringer Hof!"

"Der Mohr im Fiesko ist mir weilkäufig verwandt," sagte der einzige Passagier, ein Herr mit ziemlich langen Beinen, in der Mitte der Dreißiger, indem er vorsichtig aus dem Wagen kletterte und eine kleine Reisetasche dem Hausknecht aus dem Mohr übergab. "Gehen wir in den Mohr, Knecht des Hauses!"

"Haben Sie noch mehr Gepäc?" fragte dieser.

"Gepäckwagen und Dienerschaft folgen nach, Ehler von Birstenberg," sagte der Reisende. "Gehe du voran."

Dr. Schnuppe — denn der war natürlich der angekommene Fremde — war nun da und hatte gar nicht nötig, das Opfer seiner bevorstehenden gesandtschaftlichen Thätigkeit lange zu suchen. Man saß noch beim Mittagstisch und mit einem Blick hatte der Doktor Herrn Lehmann und Fräulein Tochter weg, welche, in Gesellschaft einiger Reisenden und noch immer die einzigen Badegäste im Städtchen, einen ziemlich gelangweilten Eindruck machten; namentlich der Papa. Die einsamen Spaziergänge mit seiner Tochter hatte er längst satt, der Zwang, den er sich infolge seiner eigenmächtigen Standeserhöhung auferlegen mußte, lastete schwer auf ihm und die stets dienstfertige Anrede des Wirtes und Kellners: "Herr Geheimrat!" die ihm anfangs so schmeicheltig erschienen, fing an, ihm gleichgültig, ja widerwärtig zu werden. Es war im höchsten Grade langweilig, und einen Erfolg seiner Taktik in betreff der ihm mißliebigen Liebesgeschichte konnte sich der arme "Geheimrat" auch nicht versprechen, denn Minchen hatte ihm bereits wiederholt sehr energisch erklärt, daß sie von ihrem Wilhelm niemals lassen würde, und wenn er sie nach Spaparanda führte.

Mit der Ankunft des eleganten und redegewandten Dr. Schnuppe kam nun sofort Abwechslung in das stagnierende Dasein von Vater und Tochter. Da neben dem "Herrn Geheimrat" ein Stuhl frei war, so ergriff der diplomatische Abgesandte diese Gelegenheit, stellte sich den Herrschaften vor und begann eine Unterhaltung, welche Vater und Tochter fesselte und ihm nach kurzer Zeit deren Gunst gewann. Man verabredete denn auch zu Abend einen gemeinschaftlichen Spaziergang — und Schnuppe hatte alles erreicht, was er vorläufig erreichen wollte.

Vom Ralkthal aufwärts gelangt man auf gut erhaltenen Wegen, immer durch Busch und Wald dahinwandernd, zu einem lauschigen Plätzchen, "das stille Glück" genannt. Hier saß Minchen täglich mit ihrem Vater und häfelte, las oder träumte, während der letztere eine Zigarre nach der anderen rauchte und genügend Zeit hatte, seine selbstverschuldete Verbannung zu bereuen. Da die Badesaison noch lange nicht ihren Anfang nahm, so störte kein Mensch die Einsamen und nur die Nachtigall sang ihr ewig schönes Lied und wunderte sich über die beiden sonderbaren Menschenkinder.

Heute nun war das anders. Vater und Tochter saßen in Gesellschaft des Dr. Schnuppe in ihrem Buen retiro, und wo Schnuppe weilte, da gab es Unterhaltung. Vorläufig

hatte er den Liebenswürdigen gespielt, da die Zeit aber knapp war, so mußte er sobald als möglich zum Angriff übergehen und seine Pflicht erfüllen.

„Mir kommt es vor, Herr Geheimrat, als wollten Sie hier eine Art Infognito beobachten,“ sagte Schnuppe, nachdem er wiederholte vergebliche Versuche gemacht hatte, Herrn Lehmann in ein längeres Gespräch zu verwickeln, denn immer antwortete Minchen und entthob damit ihren Vater des Sprechens, „Sie mögen sich meiner kaum erinnern, als ich noch als Referendar im Kultusministerium arbeitete, ich aber erinnere mich Ihrer ganz genau.“

„Nanu!“ hob Herr Lehmann erstaunt den Kopf. „Sie erinnern sich meiner ganz genau?“ Auch Minchen blickte den eifrigen Plauderer verwundert an.

„Versteht sich, Herr Geheimrat,“ fuhr der Doktor fort. „Sie hatten damals ja das Gutachten über meinen Sprachreinigungsbericht abzugeben. Ich nämlich war es, der den Buchstaben ‚h‘ aus der Welt geschafft hat, und Sie haben die Güte gehabt, meinen Ansichten zuzustimmen.“

„Ich?“ fragte verblüfft der Rentier.

„Allerdings! Erinnern Sie sich nur, Herr Geheimrat,“ sprach der Doktor weiter. „Die Sache war nämlich die: jedes ‚h‘ braucht einen Tropfen Tinte, hiervon ging ich aus; da nun das Jahr über viele Millionen ‚h‘ und mithin unzählige Tropfen Tinte unnötig verschwendet werden, so schlug ich im volkswirtschaftlichen Interesse vor, diesen überflüssigen Buchstaben auszumergen — die Tintenfabrikanten haben zwar meinen Namen an den Pranger geschlagen, aber das thut nichts, es werden alljährlich Tausende von Litern Tinte erspart, und ich tröste mich mit dem Bewußtsein, mit Ihrer gütigen Hilfe, Herr Geheimrat, ein gutes Werk gestiftet zu haben.“

„Sie sind sehr freundlich, aber —“

„Ja, aber gehen Sie nur heraus aus Ihrem Infognito, wenigstens mir gegenüber,“ fuhr der redselige Doktor fort. „Freilich — und dabei drohte er schalkhaft mit dem Finger — „mit den ‚r‘‘ hatte ich weniger Glück bei Ihnen.“

„Das wird ja immer besser —“

„Nein, Herr Geheimrat, mich täuschen Sie nicht,“ plauderte Schnuppe weiter, „aber mit den ‚r‘‘ war es, wie gesagt, nichts. Ich hatte nämlich, wie Sie sich erinnern werden, die Absicht, auch diesen Buchstaben über Bord zu werfen; es war allerdings ein wenig Egoismus dabei, ich liebte nämlich ein Mädchen —“

„Aber Herr Doktor!“ rief Minchen, welche anfangs, ihren Begleiter für geisteskrank zu halten.

„Fürchten Sie nichts, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr der Doktor unerbittlich fort, „ich spreche nichts, was Sie verletzen könnte. Mein liebes Mädchen nämlich hatte die kleine Schwäche, das ‚r‘ nicht aussprechen zu können, und da man als Liebender alles thut, um seinem Gegenstand eine Freude zu machen, so arbeitete ich darauf hin, diesen fatalen Buchstaben ebenfalls auszumergen. Leider hat mir Ihr Herr Vater diese Freude verdorben.“

„Nee, das ist aber zu toll!“ pläzte Herr Lehmann heraus. „Ich schlage vor, wir gehen nach Hause — das wird mich — mir doch zu bunt.“

Dr. Schnuppe war mit dem Erfolg seines ersten Angriffs vollständig zufrieden, der arme „Geheimrat“ schwitzte, wie man zu sagen pflegt, Blut und Wasser und schien in eine hochgradige Aufregung versetzt worden zu sein. Er lief daher, ohne sich um die Nachfolgenden zu kümmern, den ziemlich steil abfallenden Weg hinunter, als wollte er seinem Peiniger entfliehen. Langsam folgten ihm der Doktor und seine Tochter, die ebenfalls ganz verwirrt erschien und ersteren kaum anzusehen wagte, nach.

„Gnädiges Fräulein,“ raunte Schnuppe ihr zu, „Sie dürfen mir nicht böse sein. Alles, was ich thue, geschieht zu Ihrem und Wilhelms Besten.“

„Wie, Herr Doktor,“ rief Minchen überrascht, „Sie kennen den Amtsrichter Burchard?“

„Ich bin ein alter Korpsbruder von ihm und er hat mich selbst hierher gesandt, um in seinem und Ihrem Interesse zu wirken,“ sagte der Doktor.

„Ist es möglich, Herr Doktor?“ rief Minchen erstaunt. „O, nun begreife ich alles! Mein armer Papa, wie thut er mir leid!“

„Seien Sie unbesorgt, mein verehrtes Fräulein,“ versicherte Schnuppe, „die Geschichte endigt wie im Lustspiel — zuletzt kriegen sie sich. Der ‚Herr Geheimrat‘ gibt nach, das versichere ich Sie, denn was Arznei nicht heilt, das heilet Eisen, und Feuer heilt, was Eisen nie geheilt! Ich bin gerade der rechte Doktor dazu, und Sie sollen sehen, ich heize dem ‚Herrn Geheimrat‘ ein, daß er froh sein soll, wenn ihn Wilhelm, den ich zu übermorgen herbestelle, erlöst.“

„Er kommt also selbst?“ fragte erfreut und erstaunt das Fräulein.

„Natürlich — gerade so wie im Lustspiel,“ lachte der frohlebige Doktor. „In der letzten Szene tritt er auf . . ., allseitige Veröhnung . . ., allgemeine Rührung . . ., der Segen des Vaters . . ., große Umarmungsszene mit Schnuppe . . ., liebes Fräulein, was wollen Sie noch mehr?“

„O, Sie sind ein Schalk, Herr Doktor,“ schmolte Minchen und drohte ihm mit dem Finger. „Dieser unselige Gedanke meines Vaters, sich hier als ‚Geheimrat‘ einzuführen, bringt uns in große Verlegenheit, und ich wünsche von Herzen, daß der Papa mit mir abreißt und dieser fatalen Situation ein Ende macht. Segen Sie dem armen Vater nicht zu sehr zu, er leidet jetzt schon sichtlich.“

„Nicht mehr, als nötig ist,“ lachte der Doktor. „Und was das Abreißen betrifft, so versteht sich das von selbst, jedoch nur Arm in Arm mit ihm, den dieses schöne Herz erkoren. Aber nun leben Sie vorläufig wohl — ich schlage mich seitwärts in die Büsche — morgen wieder lustig.“

Damit schlug er einen Seitenpfad ein, während Minchen ihrem Papa nacheilte, den sie, in tiefe Gedanken versunken, auf einer Bank am Fuße des Bergabhanges vorfand.

„Ist der verfluchte Kerl fort?“ fragte der ganz niedergeschmetterte alte Herr seine Tochter.

„Ja, lieber Vater,“ entgegnete diese, „er wollte noch ein wenig spazieren gehen.“

„Möchte er nie wiedertekhren!“ rief der Rentier. „Na, da sitze ich ja in einer schönen Tinte drin! Der Schwäger redet mir schließlich noch ein, daß ich wirklich Geheimrat bin; sein Unsinn hat mir ganz kopfverrückt gemacht. Komm nach Hause, Minchen, ich gehe gleich zu Bette.“

Doktor Schnuppe war keineswegs spazieren gegangen, sondern auf einem kleinen Umwege in die Stadt und zur Post geeilt, woselbst er ein Telegramm nach Berlin aufgab. Dasselbe lautete: „Übermorgen ist die Frucht reif; wir erwarten dich.“ Dann begab er sich in den Mohr, woselbst er in seiner unverfrorenen Weise mit den drei grogtrinkenden Stammgästen Bekanntschaft machte und dieselben, die übrigens sonst sehr gemüthliche Herren waren, mit seinen Schwänken und Schnurren auf das angenehmste unterhielt.

Papa Lehmann hatte schlecht geschlafen und war am andern Morgen ziemlich verdrießlich, das hinderte unsern allzeit fidelen Schnuppe aber keineswegs, seinen gestern begonnenen Feldzug mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen, so daß der alte Herr, um dieser Tortur zu entgehen, keinen andern Rat wußte, als schließlich auf seinem Zimmer zu bleiben. Dies langweilte den Doktor, und er fing an zu befürchten, daß sein auf morgen festgesetzter Generalangriff dadurch vereitelt werden könnte. Als er daher anderen Tages den Rentier zu Gesicht bekam, änderte er, um sein Opfer nicht kopfscheu zu machen, seine Taktik und benahm sich sehr gemessen und artig gegen den alten Herrn, so daß dieser förmlich aufatmete und nicht umhin konnte, die Einladung des Doktors, am Nachmittag einen gemeinschaftlichen Spaziergang zu machen, anzunehmen. Damit war „der Herr Geheimrat“ in der Falle. Es handelte sich nur noch darum, diesen Spazier-

gang sofort nach dem Mittagessen anzutreten, um zu verhindern, daß der Rentier den gegen halb drei Uhr mit der Post ankommenden Amtsrichter vorher bemerkte; aber auch dies gelang, und die Familie Lehmann ging, Fräulein Minchen natürlich mit heftig klopfendem Herzen, bereitwillig auf den Vorschlag Schnuppes ein, gleich nach dem Essen nach dem stillen Glück zu wandern, um den herrlichen Tag, wie sich Schnuppe ausdrückte, unter des Himmels tiefblauem Gezelte im grünen Walde so recht *con amore* zu verleben.

Raum waren sie über den Hunger gegangen, als auch mit gewohnter Pünktlichkeit und Langsamkeit der kaiserlich deutsche Postkasten angewandelt kam. Ein Herr übergab seine leichte Handtasche dem Hausknecht vom Mohren und folgte demselben dahin. Wir brauchen dem geneigten Leser nicht erst zu versichern, daß dies der Amtsrichter Wilhelm Burchard war.

Auf die Erkundigung des Amtsrichters nach dem Herrn Geheimrat Lehmann und dem Herrn Dr. Schnuppe wurde ihm von dem dienstbesessenen George mitgeteilt, daß die Herrschaften bereits im Walde wären, wenn der gnädige Herr aber der Herr Amtsrichter Burchard aus Berlin sei, so habe ihm der Herr Doktor aufgetragen, den Herrn Amtsrichter nach dem stillen Glück zu bestellen, der Herr Amtsrichter möge nur erst etwas essen, die Herrschaften blieben gewöhnlich mehrere Stunden weg, er, George, würde sofort einen Jungen rufen lassen, welcher dem Herrn Amtsrichter den Weg dahin zeigen sollte.

Mit dieser Auskunft war denn der Herr Amtsrichter durchaus zufriedengestellt, und da er, seiner Instruktion gemäß, seinem Sachwalter einige Zeit lassen mußte, so ließ er sich ruhig servieren, nachdem er sich auf seinem Zimmer von dem Reisesstaub gereinigt hatte.

Mittlerweile war der „Herr Geheimrat“ mit Tochter und Begleiter unter allerlei Gesprächen auf dem Glück angelangt, woselbst Schnuppe, um Zeit zu gewinnen, sich so zahn als möglich benahm, so daß der Rentier schon hoffte, der redselige Doktor würde ihn mit seinen Ministerialerinnerungen verschonen. Leider aber gab Herr Lehmann selbst Veranlassung, daß der Doktor in seine alte Tonart zurückfiel. Es war von den drei Stammgästen die Rede, welche allabendlich bei jedem Thermometerstand ihren Grog im Mohr trinken.

„Das erinnert mir — mich an die Ostpreußen,“ sagte der Rentier. „Die trinken auch im Sommer nach Sonnenuntergang Grog; das liegt im Klima. Als ich in Königsberg arbeitete —“

„Studierte, wollen Sie sagen, Herr Geheimrat,“ unterbrach ihn lächelnd der Doktor. „Oder haben Sie früher dort bei der Regierung gearbeitet?“

Der Herr „Geheimrat“ machte ein äußerst verblüfftes Gesicht — er hatte nämlich vor Jahren als Geselle in Königsberg gearbeitet — und wußte absolut nicht, was er antworten sollte. Minchen sah den Doktor bittend an, und dieser that, als wenn er gar keine Antwort erwartet hätte, sondern sprang sofort auf etwas anderes über.

„Da Sie von Königsberg sprechen, Herr Geheimrat, so fällt mir eine Geschichte ein, die mir vor einigen Jahren in einem dort in der Nähe liegenden Seebadeorte passierte. Ich hatte mich nämlich in eine reizende junge Dame verliebt. Die Eltern meiner Angebeteten waren stolz und reich und ich war ein vermögensloser Referendar, da plagt mich der Ruck, und ich weiß heute noch nicht, wie ich auf die verrückte Idee gekommen bin, mir einen Titel beizulegen — ich schrieb mich als „Legationsrat“ in das Fremdenbuch.“

Der Rentier horchte hoch auf und wurde bald blaß, bald rot.

„Mit dieser selbstfabrizierten Standeserhöhung wollte ich den Eltern imponieren,“ fuhr der unerbittliche Doktor fort und spielte dabei durchaus den Harmlosen. „Es war ja ein Unsinn, eine jugendliche Thorheit, aber sie hätte mir teuer zu stehen kommen und meine ganze Karriere, die ich ja damals noch glaubte vor mir zu haben, zerstören können. Die Geschichte kam heraus und meine Angebetete gab mir den Ab-

schied. Da mir das schon öfter passiert war, so wußte ich mich darüber zu trösten, aber es gibt da einen fatalen Paragraphen im Strafgesetzbuch, welcher die unberechtigte Annahme von Würden und Titeln verbietet und mit Strafe bedroht.“

Dem „Herrn Geheimrat“ rann der Angstschweiß das Gesicht herunter, und Minchen blickte den Doktor flehend an, dieser aber fuhr unerbittlich fort, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte.

„Ich wurde wirklich angeklagt und wäre auch schwerlich ohne Strafe davon gekommen, wenn mich nicht ein Freund und Korpsbruder, einer der tüchtigsten Juristen der Gegenwart, der es sicher noch bis zum Justizminister bringen wird, der damalige Referendar, jetzige Amtsrichter Wilhelm Burchard, durch sein ebenso großartiges Rednertalent wie seine tief sinnige juristische Begabung herausgerissen hätte.“

„Was?!“ rief der in die Enge getriebene und schwer geängstigte Rentier. „Was?! Sie kennen den Wilhelm Burchard? Dann will ich Ihnen mal was sagen: der Wilhelm ist ein braver Junge, aber Sie scheinen mich — mir ein Votativus zu sein und ich komme mir vor, als wäre ich ein Esel gewesen. Ich wünschte, wir wären zu Hause oder der Wilhelm wäre hier —“

„Lieber, guter Vater!“ rief Minchen und flog ihrem Vater an den Hals.

„Na, laß man sein, Minchen,“ sagte dieser weich, „ich weiß schon. Aber, mein Herr Doktor, Ihre ganzen Fisemattanten kommen mich ungemein sonderbar vor. Ich will Ihnen nur sagen, der Wilhelm wird mein Schwiegersohn —“

„Lieber Vater!“ riefen zwei Stimmen zu gleicher Zeit und Minchen und Wilhelm, der soeben angekommen war, umarmten den alten Herrn und küßten ihn tüchtig ab.

„Wilhelm, Junge,“ rief der von einem schweren Alp befreite „Geheimrat“, „wo kommst du denn her?“

„Direkt von Berlin, lieber guter Papa,“ lachte der Amtsrichter und drückte seine liebliche Braut herzlich an sich. „Ich denke, wir reisen morgen alle zusammen ab, denn es scheint mir vorläufig noch nicht die rechte Badezeit zu sein... Guten Tag, mein alter Schnuppe.“

„Ja, Wilhelm, kennst du denn diesen Donnerwetterkerl wirklich?“ fragte der Papa, indem er einen keineswegs freundlichen Blick auf den ungeheuer lustig blinzelnden Doktor warf.

„Allerdings, lieber Vater,“ sagte der Amtsrichter, indem er seinem Freunde gerührt die Hand schüttelte. „Doktor Schnuppe ist mein Freund und hat mir geholfen, mein Glück zu erobern. Habe Dank, Schnuppe, auf meiner Hochzeit tanztst du mit meiner Frau den ersten Walzer.“

„Das soll ein Wort sein!“ rief Schnuppe und küßte der errötenden jungen Braut galant die Hand.

„Das waren also allens Fisemattanten?“ fragte erstaunt der nunmehr ganz glückliche Rentier.

„Allens Fisemattanten, Herr Geheimrat — aber drum keine Feindschaft nich!“ erwiderte mit Zerknirschung der Intrigant und schüttelte dem alten Herrn kräftig die Hand.

Als Herr Christian Friedrich Lehmann, nachdem er noch einige Tage mit seiner Tochter in Berlin geblieben, woselbst Schnuppe den lebenswürdigsten Führer machte, wieder in seinem behaglichen Heim war, kamen ihm die leztvergangenen Tage wie ein böser Traum vor. Der verdamnte Kerl, der Doktor, wie er Schnuppe fast immer nannte, hatte ihm doch zu sehr zugesetzt und er konnte jetzt selbst kaum begreifen, wie er auf solche verrückte Ideen gekommen war. Über die Gründe seines Widerstandes gab es natürlich noch eine Auseinandersetzung zwischen ihm und den Brautleuten, aber namentlich der Bräutigam mußte ihn mit seinen Versicherungen so sehr beruhigt haben, daß er schließlich selbst auf eine Beschleunigung der Hochzeit drang, indem er sagte:

„Na Kinder, ich will euch ja gerne glauben; ihr werdet mir nicht über die Achseln ansehen und mir auch ein bißchen lieb haben — eins aber weiß ich genau: „Einmal Geheimrat gespielt und nie wieder!“

Luiſe Michel, „die rote Jungfrau.“

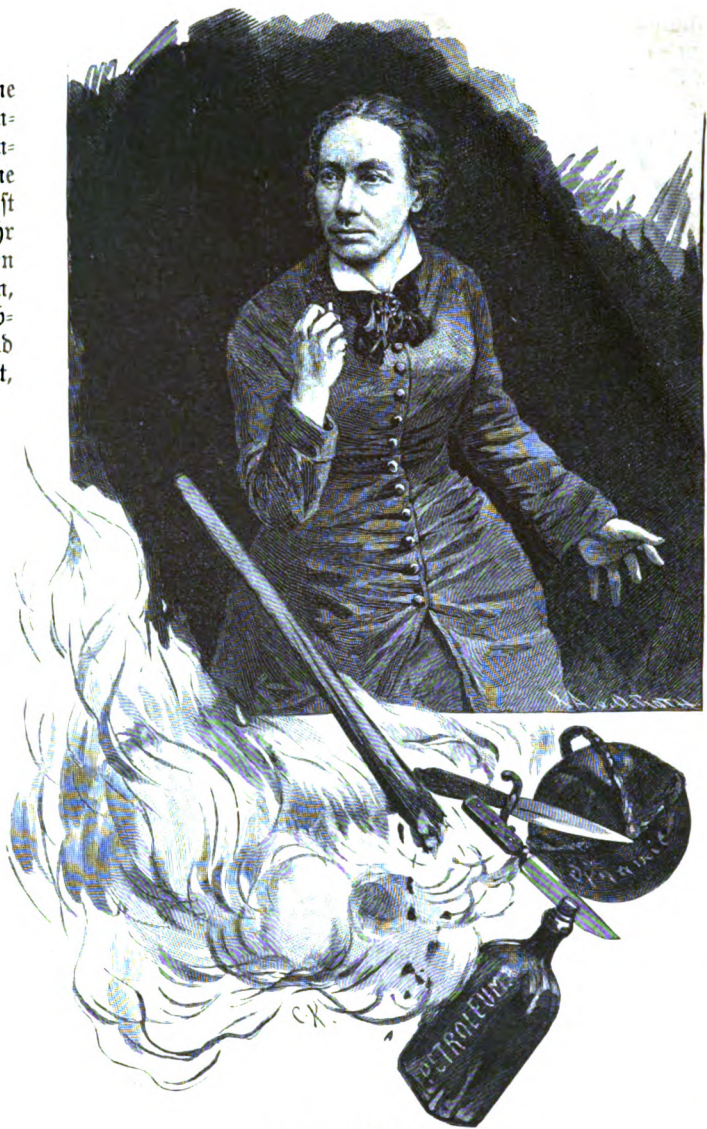
„Für die große Menge des Publikums iſt L. Michel eine Art von Schreckgeſpenſt; ein erbarmungsloſer Satan in Frauengeſtalt, Menſchenfreſſerin, ein Ungeſtüm mit menſchlichem Angeſicht. Allenfalls würde man ſie anklagen, daß ſie kleine Kinder mit Haut und Haaren verzehre. Wie verſchieden iſt von dieſer Legende die Wirklichkeit! Diejenigen, welche ihr nahen, ſind erſtaunt, ſich einer Frau gegenüber zu befinden von ſympathiſchem Auſeren mit ſanfter Stimme, mit klugen, lebendigen Augen, die von Herzensgüte bereitetes Zeugnis ablegen. Sobald man eine Viertelſtunde mit ihr geredet, ſind alle Vorurteile verſlogen. Man fühlt ſich von ihr entzückt, geſeſſelt, bezaubert. Sie iſt ein dichteriſch begabtes, inniges Gemüt, das ſich in Idealen verzehrt. Es iſt in Wahrheit etwas von einer barmherzigen Schweſter in ihr. Sie iſt die verkörperte Entſagung und Selbſtverleugnung. Ohne es zu wollen, ſpielt ſie in ihrer Umgebung die Rolle der Vorſehung!“

So beſchreibt die große Bürgerin der Herausgeber der von ihr ſelbſt geſchriebenen Erinnerungen in der Vorrede. — Wer ſollte nicht begierig ſein, die auf der einen Seite ſo Geſeierte, in den Himmel Erhobene, auf der anderen Seite ſo Verabſcheute perſönlich kennen zu lernen, aus eigener Anſchauung ein wahrheitsgetreues Bild zu gewinnen von der Vielgeprieſenen und viel — Verſpotteten.

Die Gelegenheit läßt nicht auf ſich warten. Maueranſchläge fordern die Sozialiſten aller Schattierungen auf zu einer feierlichen Prozeſſion auf den berühmten Kirchhof Père Lachaiſe, um dort den Manen der vor fünfzehn Jahren geſallenen Barrikadenkämpfer Kränze zu bringen und dann in einem großen Ballſtalle ihr Gedächtnis durch Reden über die großen Freiheitskämpfe der Kommune zu ehren.

Nachdem wir 25 Centimes Eintrittsgeld bezahlt, kommen wir in einen ungeheuren, wenigſtens ſeit zwanzig Jahren nicht angeſtrichenen Saal, in dem weder Stuhl noch Tiſch zu ſehen iſt, ſondern nur zwiſchen den Ankündigungen: „Bier und Vikör à 25 Centimes“ — und auf der anderen Seite: „Schinken und Sauerkraut“ eine Art Rednertribüne. — Auf dieſer befindet ſich ein Bürger, der ſich alle Mühe gibt, die Aufmerkſamkeit der anderen Bürger und Bürgerinnen auf ſich zu ziehen, indem er mit einem handfeſten Spazierſtock die Tiſchplatte bearbeitet. Endlich gelingt es ſeinem Klopfen und Ruſen: „Ruſe, wenn ich bitten darf,“ die harmlos ſich unterhaltende Menge, in deren Mehrzahl kein Menſch Umſturzmänner und zum Petroleum greifende Furien erwarten ſollte, zu bewegen, daß ſie ihre Unterhaltung abbricht. „Wollen die Bürger und Bürgerinnen Präſidenten und Sekretäre ernennen,“ bittet der Mann mit dem Spazierſtock. Sofort beleben ſich die Augen, die Hände fangen an zu geſtikulieren und aus Hunderten von kräftigen Männerkehlen erſchallt der Ruf: „Wir ſind Anarchiſten, wir wollen keinen Präſidenten, volle Redefreiheit muß hier herrſchen.“ Wieder rührt der Mann ſeinen Spazierſtock und verkündet, daß er ſich dem Willen des ſouveränen Volkes füge. Es werde alſo keinen Präſidenten geben. Doch müſſe einer da ſein, welcher die ſich zum Wort meldenden Redner notiere. Ob die Verſammlung ihm dieſes Ehrenamt laſſen wolle? Mit Bravorufen wird ſeinem Geſuch gewillfahrt.

„Bürger Allemane wird über die Kommune und die Revolution als erſtes Thema reden.“ — Bürger Allemane, der im Schnitt ſeines Geſichtes und Bartes merkwürdig an Napoleon III erinnert, beginnt eine Verherrlichung der Kommune und ihrer Anhänger, wird aber ſofort durch heftiges Gebrüll: „Feigling, du haſt mit den Verſailler Banditen verhandeln wollen“ unterbrochen. Die Uneinigkeith der gemäßigten Sozialiſten und der wirklichen Anarchiſten, die mit Mord und



Luiſe Michel.

Brand vorgehen wollen, trat hier in noch grellerer Weiſe hervor als ſchon am Morgen und Nachmittage bei der Prozeſſion auf den Kirchhof.

Umſonſt verſuchte der arme Allemane ſich von dem Vorwurf zu reinigen, umſonſt immer wieder und wieder um Einigkeit zu bitten an ſolchem Tage, umſonſt ſeine Zuhörer zu fesseln durch rührende Schilderungen von dem Hunger des armen Volkes und den Schwelgereien eines Jules Favre, Trochu und Gambetta, umſonſt mit Anſtrengung aller rhetoriſchen Mittel, alſo daß der Knoten ſeiner Kravatte ſich löſt, das Hemd auf der Bruſt ſich öffnet, ſeine Zuhörer zu begeistern mit dem Ruf: „Wie Rato im römischen Senat ſtets wiederholte: Endlich ſage ich, Karthago muß zerſtört werden, ſo ſage ich: Das Privatkapital muß aufhören und den hungernden Arbeitern werden!“ Immer wieder wurde der Redner unterbrochen und mußte minutenlang aufhören. Aber war das Zufall oder Abſicht — die letzten Worte wurden begleitet von dem kläglichem Geheul eines Hundes, und der Redner — oder war es der Hund — wurde belohnt mit jauchzendem Beifallsklaſchen.

Der Bürger Chabert, Mitglied des Pariſer Stadtrates, erhebt ſich und beginnt. „Wie vielerlei uns auch trennt, zu welcher ſozialen Schule wir uns auch bekennen, wir ſind einig in dem unverſöhnlichen Haß gegen die Bourgeoiſie.“ Dieſer Eingang ſcheint ihm einmütige Zuſtimmung vom ſouveränen Volk einzubringen. Doch nein, den donnernden Beifall unterbricht ein kleiner Bürger in grauem Anzug und mit grauem Haar durch den Ruf: „Wir wollen keine Munizipalräte, wir ſind Anarchiſten.“ Man gebietet ihm Schweigen, drohende

Fäuste erheben sich gegen ihn, aber für ihn erheben sich andere, und einen Augenblick scheint es, als ob es zu allgemeinem Handgemenge kommen werde. — Doch das scheint bei den heißblütigen Franzosen manchmal nur so. Im Nu hat sich der Spektakel auch in Wohlgefallen aufgelöst, dadurch, daß man den kleinen Herrn — bitte um Verzeihung — Bürger, wollte ich sagen, auf die Tribüne hebt und ihm befiehlt: „Jetzt rebe!“

Mit einer selbst für die Romanen ungewöhnlichen Gesticulation die Arme bewegend, als wolle er alle niedermähen, ruft er: „Wir sind Anarchisten, wir wollen keine Stadträte, wir wollen keine Minister, wir wollen keine Regierung. Alle Beamten, alle Stadträte sind Diebe wie die anderen.“ Allgemeines Hallelujah; hier Bravorufen, dort Pfeifen und der Ruf: „Vor die Thür.“ Da ruft einer mit Stentorstimme: „Gebt ihm ein Glas Wasser“ und — vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt — im Nu wird dem Bürger mit dem vom Wein geröteten Gesicht vor den noch offenen Mund ein volles Glas Wasser gehalten und was dieser nicht zu fassen vermag, ihm über das Gesicht geschüttet. Unter nicht enden wollendem Jauchzen verschwindet der kleine Herr von der Bildfläche.

An seinen Platz tritt nach einer im ganzen mit Beifall gehörten, in der Form geschickten, dem Inhalte nach unsinnigen Rede des Bürgers Chabert „die rote Jungfrau“ Luise Michel; eine hagere Gestalt von kaum mittlerer Größe, im Alter von etwa fünfzig Jahren, mit sehr ausgebildeter Stirn, die dann mit einemmal scharf zurücktritt. Die Nase und der untere Teil des Gesichtes stehen weit vor. Ihre Züge sind außerordentlich hart. Von dem milden Ausdruck, der an die barmherzige Schwester erinnert, konnte ich mit dem besten Willen nichts finden. Sie ist das Mannweib in einer das Abstoßende mit dem Lächerlichen wunderbar verbindenden Form, wie man es nicht besser als Typus finden könnte. „Es lebe Luise Michel, es lebe die soziale Revolution,“ so wird ihr Auftreten fast einstimmig begrüßt.

Auch sie bittet zunächst um Eintracht, da man ja in der Hauptsache eins sei, im Haß gegen die besitzenden Klassen, in der Hoffnung, daß jetzt bald der große Tag anbrechen werde, wo auch die Frauen, die Kinder die mageren Hände bewaffnen und ohne Angst vor den Kanonen die Barrikaden verteidigen werden. „Dann werden wir uns nicht mehr begnügen, einige Spione, einige heuchlerische Jesuiten niederzuschießen, da wird es sich nicht darum handeln, einige wenige Häuser niederzubrennen, nein, da gilt kein Baudern mehr, du hast durch das Blutbad unter unseren Brüdern jede Versöhnung unmöglich gemacht, du mußt ganz sterben, feige Bourgeoisie! Die Reaktion ist nur noch ein toter Leichnam, der von der gegenwärtigen Regierung aufgenommen ist, aber diese wird gleich einem giftigen Gewürme zertreten werden, wenn das Volk, das noch wie ein Strafgefangener seine Ketten schleppt, uns befreien wird von den Menschen, die uns (die Mitglieder der Kommune) ins Verderben gestürzt haben. — Die Religionen verschwinden wie Spreu vor dem Winde, und wir sind von jetzt an die Herren unserer Geschichte. Wir wollen die Freiheit, d. h. wir verlangen für jedes menschliche Wesen das Recht und die Mittel, zu thun, was ihm beliebt. Mit dieser Freiheit halten wir für unverträglich die Existenz irgend einer Gewalt, welches auch ihr Ursprung, ihre Form sei, ob sie monarchisch oder republikanisch, ob von Gottes- oder von Volksgnaden sei. Auch wenn unsere Partei morgen aus Ruher käme, würden wir keine Regierung wünschen, denn diese würde manches wollen, was andere nicht wollen, würde gerade wie jetzt mit Gewalt ihren Willen durchzusetzen suchen und das wäre der Tod der Freiheit. — Das Hauptübel liegt in der Idee, daß man eine Regierung haben müsse, in dem Autoritätsprinzip.“

Mit donnerndem Applaus wurde die Rednerin öfter unterbrochen. Man hatte das Gefühl, daß sie aus Überzeugung spricht und nicht eigennützige Interessen verfolgt. Manchmal erinnerte ihre Haltung und das Feuer ihrer Rede „an die

blutleuchtende Wölfin,“ womit sie einmal der Staatsanwalt verglichen hat, und einer ihrer Genossen hat nicht so unrecht, wenn er in ihr das Prinzip des Hasses zu sehen meint, das allein fähig ist, große Revolutionäre zu schaffen.

Fürsten und republikanische Minister, die ihre Umsturzideen nicht teilen, nicht jeden thun lassen wollen, was ihm beliebt, sind für sie gleichermaßen vom Übel und müssen abgethan werden sobald wie möglich. „Als Kind,“ erzählte sie, „hat ich einst für eine Wölfin, die man gefangen hatte und zu Boden schlug. Nimmer würde ich dies thun für Menschen, wie die Zaren, welche die Sklaverei und den Tod einer Nation bezeichnen. Nein, ich würde sie zu töten nicht mehr zögern, nicht mehr Mitleid haben, als wenn ich eine gefährliche Schlange, die über meinen Weg kröche, umbrächte.“ — Unsere republikanischen Staatsmänner, die sich damit genügen lassen, das Volk stets mit neuen politischen Freiheiten und mit leeren Versprechungen bezüglich ernster sozialer Reformen zu füttern, sind in ihren Augen nicht besser als die fluchwürdigsten Fürsten. „Wozu die Namen ändern,“ ruft sie aus, „wenn die Sache dieselbe bleibt? Endlich erhebe sich das Volk. Lange genug hat man den alten Löwen mit Peitschenhieben traktiert. Endlich wird er doch seinen Maulkorb zerbrechen! Fragt man, was wird das Ende sein? Was geht es uns an? Über uns schreitet man weg wie über eine Brücke. Zu etwas weiterem sind wir doch nicht nütze. Gewiß, die Revolution ist schrecklich, aber ihr Ziel ist das Glück der Menschheit! Um die Menschheit aus dem Sumpfe zu erretten, bedarf es mitleidsloser Kämpfer! Nur daß das Morgenrot der Freiheit sich erhebe, nur daß aus dem Blut die Rache erwache, wie der junge Rasen aus dem mit Wasser getränkten Boden!“

Schon lange vor dem Kriege und der Kommune hat sie also für den Umsturz gearbeitet. — Von den fünfziger Jahren an hatte sie eine kleine Privatschule für Mädchen, zuerst in der Provinz, dann auf dem Montmartre in Paris. Schon damals predigte sie ihren Zöglingen mit dem leichtesten Materialismus, daß der Mensch in keiner Weise für sein Thun und Lassen verantwortlich, daß er nach seinem Tode zu nichts anderem gut sei als den Boden zu düngen, glühenden Haß gegen die bestehende Ordnung. Des Morgens singt sie mit ihren Kindern, anstatt das damals noch in den französischen Schulen übliche Morgengebet zu halten, auf den Knien die Marseillaise, und wenn sie alles Gebet zu dem lebendigen Gott vor ihren Schülern als eine Dummheit verspottet, so stellt sie Fürbitte für den Kaiser geradezu als eine Frevelthat dar. Außerhalb der Schulzeit macht sie, die Lehrerin, sich ein Vergnügen daraus, den Anhängern des Kaiserreichs mit roter Kreide Felsöhren an die Hausthüren zu malen und gelegentlich auch auf die Röcke. Aber öffentlich tritt sie erst hervor bei dem berühmten Begräbnis des Viktor Noir und bei den ersten Regungen der Kommune am 31. Oktober 1870, vor allem aber am 18. März 1871. — Auf dem Montmartre haben sich zwei Komitees der Wachsamkeit gebildet, das eine aus Männern, das andere aus Frauen bestehend. Sie gehört, was charakteristisch und worauf wir noch zurückkommen werden, als eins der eifrigsten Mitglieder dem Komitee der Männer an und leitet von da, meistens mit der Uniform eines Nationalgardisten bekleidet, die für die Volkskämpfer und deren hungernde Weiber und Kinder für nötig erachteten Requisitionen an den öffentlichen Kassen und in den Privathäusern.

Zu ihrer Ehre muß betont werden, daß man ihr wohl nie ernsthaft nachgesagt hat, sie habe, wie so manche andere unter den damaligen Häuptern der Revolution, scheinbar für das Volk requiriert, das beste aber für sich behalten. Nein, in der Beziehung ist sie rein. Ihre Passion ist eine andere, nämlich zu herrschen, genannt zu werden. Mit stolzer Freude erzählt sie, daß das achtzehnte Arrondissement, in dem ihr Klub die Herrschaft führte, der Schrecken der Pariser Bevölkerung gewesen; wie der Ruf „Montmartre steigt herab“ die Bourgeoisie in ihre Löcher getrieben. — Nicht zum

wenigsten durch ihre Schuld werden am 18. März die Generale Clement Thomas und Lecomte, welche den Kommunarden die Kanonen wegnehmen wollten, erschossen. „Laßt sie nicht los, gebt ihnen, was sie verdienen,“ ruft sie, als darüber beraten wird, was man mit den Gefangenen anfangen solle. Und als diese nun mißhandelt, tot am Boden liegen, spricht sie ihre Freude darüber aus. „So ist's recht; nur ein Glück, daß Clemenceau nicht einige Augenblicke früher gekommen, er hätte es nicht gelitten.“ — Sie bietet sich den Häuptern der Kommune an, nach Versailles zu gehen und den Präsidenten der Republik, den alten Thiers, zu ermorden, und fordert in einem Manifest vom 18. Mai die Aufhebung sämtlicher Gerichtsbarkeit und sämtlicher Kulte, die Gefangennahme aller Priester und im Zeitraum von vierundzwanzig Stunden den Tod einer der Geiseln. An dem Brande der Stadt nimmt sie thätigen Anteil. Bald zu Fuß, bald, nachdem sie verwundet, in einem requirierten Wagen eilt sie von einem Punkt zum andern und mahnt die Barrikadenkämpfer, nicht zu erlahmen, vor nichts zurückzuschrecken. „Den Einbrechern von Versailles wollte ich einen undurchdringlichen Damm von Flammen entgegensetzen,“ ruft sie, „und dieses Flammenmeer ist auch ein Morgenrot der Freiheit! Um der Hoffnung willen, daß auch hierdurch der Tag näher kommen werde, an dem der Mensch, gewissenhaft und frei, weder den Menschen noch das Tier quälen wird, verlohnt es sich wohl der Mühe, durch Grausen und Schrecken hindurchzugehen.“

Vom Kriegsgericht zu lebenslänglicher Verbannung nach Neu-Caledonien verurteilt, kehrt sie von dort im Jahre 1881, nachdem für die sämtlichen Kommunarden eine allgemeine Amnestie von den Kammern bewilligt war, nach Paris zurück. Ein nicht geringer Teil der Pariser Arbeiterbevölkerung empfängt sie mit Jubel und veranstaltet ihr zu Ehren große Bankette, bei denen sie ihre Hoffnungen wie ihre Ansichten in längeren Reden kundgibt. In diese Zeit gehört das berühmteste Wort: „Man muß die Schwerter schärfen, denn wenn die Schweine fett geworden, schlachtet man sie.“

So ist sie, wenn nicht die Anstifterin der großen Demonstration vom 9. März 1883, so doch diejenige, welche dabei von Worten zur That übergeht. Die arbeits- und brotlosen Arbeiter waren für diesen Tag auf den Invalidenplatz zu einer großen Volksversammlung eingeladen worden, welche beraten sollte, wie den notleidenden Arbeitern Verdienst geschafft werden könne. Es war durch den allgemeinen Niedergang von Handel und Wandel viel, viel Not in Paris, und folgender Maueranschlag: „Man kennt die Hungerleidenden, aber man kennt auch die heuchlerischen Tugendhelden, welche, während das Volk mit den Feinden kämpfte, bei Brébant (einem der ersten und teuersten Restaurants) schwelgten. Brébant besitzt eine Erinnerungsmedaille mit der Inschrift: „Während der Belagerung von Paris haben einige Personen, welche gewohnt waren, alle vierzehn Tage bei Brébant zu speisen, auch nicht ein einziges Mal an dem Essen merken können, daß sie in einer belagerten Stadt von zwei Millionen Menschen tafelten.“ (das nun folgende Namensverzeichnis führt eine ganze Reihe von bekannten, meist republikanischen Persönlichkeiten auf), trug nicht wenig dazu bei, die Massen zu erbittern. — Ungefähr 15 000 Männer und Frauen sind um zwei Uhr auf dem großen Plage versammelt. Ein nicht geringer Teil ist durch Louise Michel hergeführt worden. „Sie werden sich niedermeßeln lassen, Bürgerin,“ hat ihr einer auf dem Hinmarsch zugerufen. „Ist mir Wurst,“ antwortet sie in ihrer burlesken Sprache. „Wenn man mich tötet, werde ich in dem Lande der Würmer bei weitem nicht so viel Ungerechtigkeit sehen wie hier.“ Sie steigt, umringt von der Menge, auf eine Bank und ruft: „Bürger, ich danke euch, daß ihr unserer Einladung gefolgt seid. Ihr thut heute mehr für euch als alle Potentaten der Welt für euch hätten thun können. Mit euch wollen wir jetzt Paris durchziehen und Arbeit und Brot verlangen. Es lebe die soziale Revolution!“ Eine Bande zieht nun über die Brücke mit dem Rufe: „Zum Palast des Elisee!“ und wäre um ein Haar durchgedrungen.

Ein anderer Schwarm zieht nach Osten, dem Boulevard St. Michel, ihm voran Luise Michel mit schwarzer Fahne, während eine ihrer Begleiterinnen eine rote Schärpe umbindet. Da ruft einer aus ihrem Generalstabe, auf einen Bäckerladen zeigend: „Brüder, ihr habt Hunger, hier ist Brot.“ Im Nu ist der Laden geplündert, andere folgen, und die Bitte der Luise Michel: „Wenn ihr Hunger habt, nehmt das Brot, aber thut den Bäckern kein Leid“ wird nicht gehört. Ist sie selbst auch uneigennützig, andere sind es nicht, und die sie rief, die Geister, wird sie nicht mehr los, bis das Militär endlich dem Aufmarsch ein Ende macht. Sechs Jahre Gefängnis sind der Lohn für diesen Streich.

Am Anfang dieses Jahres beagnadigt, beginnt sie selbstverständlich ihre Thätigkeit als Aufwieglertin gegen die bestehende Ordnung von neuem. Bei ihrem neuesten Auftreten hat sie jedoch oft arges Mißgeschick betroffen. In den Pariser Versammlungen wie früher hoch gefeiert, ist sie in der Umgegend von Paris, in Versailles, Vincennes und St. Germain teils kaum zu Wort gekommen, teils mit Schimpf und Spott davongejagt worden. In letzter Stadt ist sie schon am Bahnhofe mit Pfeifen und Föhlen empfangen worden. — In Vincennes ergeht es ihr noch schlimmer. Man wirft ihr Kohlstünke und faule Äpfel an den Kopf und durchsägt an den Rädern des Wagens, der sie nach Paris zurückführen soll, mehrere Speichen, so daß derselbe unterwegs umfällt und die Volksrednerin nur durch ein Wunder großer Gefahr entgeht. — Solche Vorfälle beruhigen nun die große Menge der Pariser Bürger wieder vollständig. Daß aber bei der letzten Abgeordnetenwahl ein Mann von der Partei der Luise Michel, der offen den Umsturz gepredigt, in Paris mehr als 100 000 Stimmen erhalten, ist ein nicht zu unterschätzendes Zeichen, wie diese Revolutionsideen, offen gepredigt, doch auf fruchtbaren Boden fallen.*)

Wir haben uns von Luise Michel nicht „gefesselt und bezaubert“ gefühlt, im Gegenteil gänzlich abgestoßen. Wie ist's möglich, fragen wir aber, daß sich ein solcher Frauencharakter bilden konnte? — Zum nicht geringen Teil trägt ihre ganze Erziehung daran schuld. Aufgewachsen in einem Hause, in dem Mutter und Großeltern begeisterte Anhänger Voltaires sind, der eine Großvater sich wirklich dem Teufel mit seinem Blute verschrieben hat — wo anderseits eine bigotte Tante, die Nonne geworden, das Kind an sich zieht, lernt sie schon im zartesten Alter aus Büchern und Gesprächen Dinge kennen, von denen sonst erwachsene Mädchen fern gehalten werden. — Ihr eigener Wille ist allein ihr Herr, denn sie wird nach dem Grundsatz erzogen, man braucht den Menschen nur sich frei entwickeln zu lassen, so wird er gut. Darum ist's nicht nur ihr Vergnügen, solche, die sie nicht leiden kann, mit lebendigen Fröschen zu werfen, sondern sie lügt, sie stiehlt, ohne auch nur das Gefühl zu haben, dies sei unrecht. Schon als Kind hat sie sich einen Schlüssel zu dem Geldschrank des Großvaters zurechtgefeilt, um nach Belieben nehmen zu können. — Freilich meistens, um es an andere zu verschenken.

Der andere Grund ihrer Verbildung ist der ungezähmte und doch unerfüllbare Wunsch, ein Mann zu sein! Sie bringt es doch nur zur Karikatur eines Mannes. Das weibliche Gefühl erscheint ihr als etwas Unwürdiges. Sie ist ebenso herzlos wie frivol. Einem braven Manne, der aber ein Glasauge hat und sie als ganz junges Ding zur Ehe begehrt, weil er meint, in ihr ein unverdorbenes, unschuldiges Mädchen zu bekommen, kann sie mit höhnischem Lachen antworten: „Ist das andere auch ein Glasauge?“ Als Mann mit der roten Fahne vor auszuziehen, als Mann auf den Barrikaden zu kämpfen, das ist ihre Lust — durch das alles sucht sie den Fehlgriß der Natur zu korrigieren, und bleibt doch nur ein beklagenswertes verhöhnies Mannweib, wenn auch eins, das für seine Sache aus Überzeugung, uneigennützig kämpft. — s.

*) Sie selbst ist am 12. August vom Assisen-Gerichtshof wegen Aufreizung zum Morde zu vier Monaten Gefängnis und zu hundert Frank Geldbuße verurteilt worden. Die Redaktion.



Wilhelm Scherer †.

Wiederum hat die Universität Berlin und mit ihr die deutsche Wissenschaft einen schweren Verlust erlitten. In der Vollkraft des Lebens und geistigen Schaffens und mitten im Gefühl kürzlich wiedererlangter Gesundheit ist Wilhelm Scherer, der Germanist und Litteraturhistoriker, am 6. August durch einen plötzlichen Tod seiner umfangreichen Thätigkeit und seinem häuslichen Glück entzogen worden.

Wilhelm Scherer wurde am 26. April 1841 zu Schönborn in Niederösterreich geboren. Um Gymnasiallehrer zu werden, bezog er 1858 die Universität Wien. Bald fesselte ihn die deutsche Philologie noch mehr als die klassische. Julian Schmidts Litteraturgeschichte hatte ihn für die neuere deutsche Litteratur gewonnen und Gustav Freytag war sein Lieblingsdichter geworden. Franz Pfeiffer, der aus Stuttgart um jene Zeit als Professor nach Wien berufen war, führte den strebsamen Studenten in die altdeutsche Philologie ein. Gerade damals gingen die Kämpfe um das Nibelungenlied und seine Entstehung sehr hoch. Gegen dreißig Jahre hatte Karl Lachmanns Ansicht, daß das berühmte Epos aus einer Vereinigung von Volksliedern verschiedener Verfasser hervorgegangen und durch einen späteren Ordner zu einem Ganzen zusammengefügt worden sei, allgemeine Zustimmung gefunden. Dagegen hatte sich zuerst Holzmann in Heidelberg 1854 erhoben, dem sich dann Barnde in Leipzig u. a. angeschlossen, welche die Einheit des Gedichtes behaupteten. Auch Scherers Lehrer, Franz Pfeiffer, stand zu den Gegnern Lachmanns und wollte sogar in dem Minnesänger von Künreberg den Dichter des Nibelungenliedes entdeckt haben. Inzwischen hatte Lachmanns Theorie neue hervorragende Vertreter gefunden. Unter ihnen nahm Karl Müllenhoff in Berlin die erste Stelle ein. Er bildete Lachmanns Ansichten über die Entstehung des Gedichtes fort und modifizierte sie in einzelnen Punkten, hielt aber in der Hauptsache daran fest. Um ihn selbst zu hören, ging Scherer 1860 nach Berlin. Bald hatte er sich für seinen neuen Lehrer vollständig begeistert und seinem Standpunkte in dem Nibelungenstreite aus eigener wissenschaftlicher Überzeugung angeschlossen. Demselben ist er auch in seiner weiteren Entwicklung treu geblieben und hat dafür mehr Schule gemacht als irgend ein anderer Lachmannianer. Die Schüler Scherers schworen auf das Urteil des Meisters, welches sich in die folgenden Worte zusammenfaßte: „Das

mittelhochdeutsche Epos macht den Eindruck einer alten Kirche, an der mehrere Baumeister gebaut haben, von denen einige die Intentionen ihrer Vorgänger sorgsam weiterzuführen suchten, andere willkürlich ihrem Kopfe folgten; kleinere Geister haben Wülber und Schnörkel und Nebenbauten angebracht, und über das Ganze hat die Ferne der Zeiten das gleichmäßige Grau des Alters gesponnen.“

Professor Müllenhoff hatte inzwischen ein solches Vertrauen zu seinem jungen Wiener Schüler gewonnen, daß er sich mit ihm zur Herausgabe der „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa“ verband. In demselben Jahre (1864), in welchem dieses bedeutende Werk, das Scherer in ganz Deutschland einen Namen verschaffte, erschien, hatte der dreundzwanzigjährige Gelehrte sich in Wien als Privatdozent habilitiert. Nun fing er an, die bis dahin unzugänglichen und von ihm mit erschlossenen Quellen deutscher Litteratur und Kulturgeschichte zu verwerten. Das namhafteste Ergebnis dieser Studien war die „Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert“, welche aber erst im Jahre 1875 veröffentlicht wurde.

Im Mai 1868 starb Franz Pfeiffer. Der von ihm eingenommene Lehrstuhl für altdeutsche Sprache und Litteratur wurde Scherer anvertraut. In demselben Jahre erschien sein Werk „Zur Geschichte der deutschen Sprache“, in welchem er der Anwendung der vergleichenden Sprachkenntnis auf das Verständnis unserer Muttersprache neue Bahnen wies. Auf die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Das aber muß hervorgehoben werden, daß bereits in diesem Werke Scherer sein ganzes Wissen und Wirken in den Dienst des deutschen Volkstums stellte. Der Ehre und Größe der deutschen Nation galt all sein Wirken und Schaffen. In der Widmung dieses Buches an seinen Lehrer Müllenhoff sagt er: „Was jeder für sich wünschen und in bescheidener aber gründlicher Überlegung zu seiner und zu des Ganzen Wohlfahrt anstreben darf, das wünschen und erstreben wir noch in viel höherem Maße für den menschlichen Verein, dem wir alles Größte und Beste danken, was wir besitzen und was unsern edelsten Wert ausmacht: für unsere Nation.“

Aus seiner Liebe zu Deutschland ging auch die „Geschichte des Elsass“ hervor, welche er während des Krieges von 1870/71 mit seinem Freunde Ottomar Lorenz herausgab. Dieses Werk veranlaßte 1872 seine Berufung als ordentlicher Professor der deutschen Litteratur nach Straßburg. Fünf Jahre darauf erging an ihn der Ruf an die Berliner Universität, dem er freudig folgte. Es war ihm dabei die besondere Aufgabe gestellt, über die neuere deutsche Litteratur Vorlesungen zu halten. Neun Jahre hat er dort vor stets gefüllten Auditorien seine einflußreiche Lehrthätigkeit geübt, seit 1884 auch der preussischen Akademie der Wissenschaften als Mitglied angehört. Seine fesselnden Vorlesungen über die romantische Schule und über Goethe machten ihn zum Liebling der studierenden Jugend, aber auch seine sprachwissenschaftlichen Vorlesungen zogen dieselbe mächtig an. Einer seiner Zuhörer erzählt: „Selbst der Bruder Studio leichteren Schlags, welcher sonst stets geneigt war, das akademische Viertel auf ein akademisches Halbes auszudehnen, konnte kaum den Glodenschlag erwarten, bis Scherer in dem Hörsaal erscheinen mußte. Hatte dann der verehrte Lehrer endlich das Katheder bestiegen, war das Manuskript aufgeschlagen, die Brille vom Beschlage gereinigt und hatten die sonst so fleißigen Hände in den Hosentaschen Ruhe gefunden, um als Verkünder des reichen Geistes von dem keineswegs volltönenden, aber äußerst ansprechenden Organ abgelöst zu werden, dann hingen alle mit Spannung an seinen Lippen, welche es so wunderbar verstanden, selbst die trockenste grammatische Regel mit der genießbaren Hülle des Gesamtinteresses zu umkleiden.“

Weit über die Fachkreise hinaus wurde Scherer aber erst bekannt durch seine „Geschichte der deutschen Litteratur“, in welcher er in engbegrenztem Rahmen ein glänzend und geistreich geschriebenes, freilich sehr subjektiv gehaltenes Bild derselben von den ältesten Zeiten bis auf Goethes Tod entwarf.



Dessiné par Jeanne L'Écuyer de S. A. S. de Savoie.

A Paris chez Mlle Graveur du Roi, Quay des Augustins.

Gravé par Chevillet.

Ein Kostümbild aus der Rokokozeit.

Eine Hauptarbeit seines Lebens hat er nicht vollenden können. Die Goethegesellschaft, welche ihm wesentlich ihre Entstehung und Fortentwicklung verdankte, hatte auf seine Mitwirkung bei der geplanten kritischen Goetheausgabe in erster Linie gerechnet und ihm die Abfassung der Goethebiographie anvertraut. Beides hat er unvollendet zurücklassen müssen.

Wilhelm Scherer hat ebenso begeisterte Anhänger als entschiedene Gegner gehabt, und es wird lange dauern, bis sich ein ruhiges, abgeklärtes Urteil über seine Gesamttätigkeit gebildet hat. Das aber werden alle, die ihn gehört oder auch nur eine seiner Schriften gelesen haben, zugeben, daß er es wie wenige Gelehrte verstanden hat, Zuhörer wie Leser nachhaltig anzuregen; auch, wer nicht überall mit ihm gehen konnte, ja sich ihm oft scharf gegenüber stellen mußte, wird ihm dennoch dankbar bleiben für das, was er aus den reichen Ergebnissen dieses ebenso gelehrten wie scharfsinnigen Forschers gelernt hat. R. R.

Das Heizungsproblem.

Es gibt kaum etwas Unerfreulicherer für den sparsamen Haushalter, als die Kenntnis der Thatsache, daß wir in unseren Öfen schlecht gerechnet sechzig Prozent des teuren Brennmaterials völlig nutzlos verkohlen lassen und daß, wer etwa gar den Luxus eines Kamins sich leistet, sogar ¹⁰/₂₀ der erzeugten Wärme in die Luft jagt. Aber die Thatsache selbst ist leider da, der simple Grönländer in seiner festverschlossenen Schneehütte heizt eigentlich rationeller als wir, womit ich freilich nicht sagen will, daß ich sein qualmendes Herdfeuer mit meinem gemüthlichen Ofen vertauschen möchte.

Die Großindustrie, die bis vor nicht allzulanger Zeit fast ebensoviel Brennstoff verschwendete als die Heizungsanlagen unserer Wohnräume, ist neuerdings dem Ubel energisch zu Leibe gegangen und hat sparsamer wirtschaften gelernt. Vor allem hat die von dem Hüttendirektor Bischof zu Rüggesprung schon 1839 angeregte Gasheizung, die ihre wesentlichste Ausbildung aber erst durch Friedrich Siemens erhielt, durchgreifende Veränderungen hervorgerufen: Die Erkenntnis, daß einmal alle früheren Feuerungsanlagen das Brennmaterial ungenügend vergasen, daß zum andern die Temperaturhöhe, unter welcher eine Verbrennung vor sich geht, von dem maßgebendsten Einfluß auf den Nulleffekt ist, führte zur Trennung der Vergasungsanlage von der eigentlichen Feuerstätte und zu jenem charakteristischen System von Heizkammern, welches die Siemens'schen Regenerativöfen auszeichnet: Räume nämlich, in denen sowohl die zu verbrennenden Gase, wie die bei dem Verbrennungsprozeß jenen beigemischte Luft stark vorgewärmt werden sollen. Es würde zu weit führen und ohne ein Eingehen in Details unmöglich klar zu entwickeln sein, wollte ich hier die einzelnen Gestaltungen und Wandelungen, die das System der Regenerativgasheizung durchgemacht hat, eingehender erörtern oder alle die Umformungen berühren, mit denen es sich den verschiedenen Industriezweigen angepaßt hat. Übrigens ist gerade die Gasheizung für industrielle Zwecke noch in voller Entwicklung begriffen.

Die Gasheizung ist zweifellos auch die Zukunftsheizung für unsere Wohnungen. Es werden bei ihr, sagt der Bauinspektor Häfede in seiner trefflichen Bearbeitung der preisgekrönten Schrift von Ed. Denny: Die rationelle Heizung und Lüftung (Berlin, Ernst & Korn, 1886), alle Ansprüche befriedigt, welche man an eine rationelle Heizung stellen kann: die gemeinschaftliche Herstellung und Verbreitung des Wärmestoffes, verbunden mit beliebiger, jedem Einzelnen überlassener, momentaner Freimachung der Wärme in dem gerade gewünschten Maße, ohne Rauchentwicklung; die sofortige Beschaffung, Regelung und Einstellung der Wärme bedarf nur der Drehung eines Hahnes. Bisher fehlte indessen ein Apparat, welcher die durch die Verbrennung des Gases erzeugte Wärme genügend ausnützte, ganz vor kurzem hat sich aber Friedrich Siemens einen derartigen Gasofen patentieren lassen, der allem Anschein nach allen Anforderungen vollauf gerecht wird. Der hohe Preis des zur Zeit ausschließlich zur Verfügung stehenden Leuchtgases stellt sich allerdings vorläufig noch der allgemeinen Verbreitung der Gasheizung entgegen; ob die Gasanstalten, vielleicht auch durch die Konkurrenz des elektrischen Lichtes getrieben, ihre Preise erniedrigen werden, um ihr Produkt für Heizungszwecke verwendbar zu machen — ob neben ihnen besondere Anstalten und Leitungen für ein wohlfeileres Heizgas entstehen werden, kann erst die Zukunft entscheiden. Daß aber die Möglichkeit vorliegt, ein recht billiges Gas für Heizungszwecke zu produzieren, steht bereits fest: das vielgenannte „Wassergas“, ein Gemenge von Generatorgasen mit überhitztem Wasserdampf, scheint alle gewünschten Eigenschaften zu besitzen.

Aber — die Gasheizung ist eben die Heizung der Zukunft, und die Gegenwart verlangt vor allem ihr Recht! Außerdem wird jene im allgemeinen doch nur für größere Städte durchführbar sein, den Einzelwohnenden bleibt sie wohl sicher stets ein frommer Wunsch. Auch die vor einigen Jahren vielgerühmten Distriktheizungen, welche in Amerika mehrfach angewendet, den Häusern durch eigene Leitungen Heizdampf zuführten, gehören in diese Kategorie — es ist übrigens

von ihnen merkwürdig still geworden, wie sich überhaupt neuerdings gewichtige Stimmen gegen eine zu große Zentralisation der Heizanlagen erheben, weil diese meist dem ausgesprochenen individuellen und sehr wechselnden Wärmebedürfnis des Einzelnen nicht voll zu entsprechen vermögen: ein Uebelstand, der fast allen Zentralheizungen, von der Gasheizung allein abgesehen, mehr oder weniger anhaftet und ihre anfängliche Beliebtheit bei dem Publikum selbst arg verringert hat.

Die Heizungsfrage gleicht also der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wird man mir sagen: Unser guter, alter Ofen ist schlecht, der Kamin ist noch schlechter, Gasheizung können wir gar nicht oder doch noch nicht haben, und jeder anderen Art Zentralheizung haften schwere Fehler an — was bleibt dann eigentlich?

Es gibt eben nichts Vollkommenes auf der Welt, wir müssen uns also mit dem relativ Besten begnügen, und das Eine ist denn doch zu konstatieren, daß die letzten Jahre uns Ofenkonstruktionen gebracht haben, die sehr hoch über den unvollkommenen Anlagen stehen, mit denen man sich bisher behelft.

Unsere bisherigen Öfen waren von einer solch unglaublich primitiven Einrichtung, daß wir die neueren Konstruktionen leicht als etwas kompliziert ansehen, ein Wortwurf, der so ungerecht wie nur möglich ist. Das ganze System der ersten beruhte darauf, daß ein Körper — gleichviel ob aus Kacheln oder Eisen geformt — stark erhitzt wurde und dann die aufgenommene Wärme mehr oder weniger schnell an die Zimmerluft abgab; durch die klassischen Ofenklappen überberückichtigten Angebotsens sollte dabei die Hitze möglichst festgehalten werden. Der erste Fortschritt bestand in dem Fortfall dieser Ungeheuer, die mehr Menschenleben gekostet haben, als manches blutige Gefecht; ihr Ersatz durch luftdicht schließende Ofenthüren, welche den Zug im Ofen aufhoben und also den gleichen Zweck wie jene ohne Gefährdung der menschlichen Gesundheit erfüllten, ist heute wohl überall durchgeführt. Für die Heizung selbst wichtiger war die zweite Neuerung: Die Öfen hörten auf, nur durch Strahlung nach außen zu wirken, die zu erwärmende Luft wird vielmehr heute direkt durch den Heizkörper selbst geführt. In dieser Beziehung waren die sogenannten Mantelöfen bahnbrechend; bei ihnen liegt bekanntlich zwischen dem Heizkörper und dem „Mantel“ ein leerer Raum, in welchen die Zimmerluft unten eingesaugt wird, um erwärmt oben wieder auszufließen, während gleichzeitig den Feuerwegen frische Luft zugeführt und damit deren Verbrennung befördert, die Rauchbildung vermindert wird. Die neueren Meibingerschen Regulieröfen, die seit einigen Jahren von Amerika eingeführt sind, sogenannten Marienglasöfen, die vortreffliche Konstruktion von Rothweiler in Konstanz beruhen auf diesem Prinzip. Verbindet man damit eine Anfeuchtung der durch den Ofen streichenden Luft vermittelst Einschaltung einer mit Wasser gefüllten Verbundstoffschale, so genügen diese Öfen in der That allen billigen Anforderungen. Ganz besonders empfehlenswert scheint aber eine neue Konstruktion von Denny, die mit der Heizungsfrage zugleich das Ventilationsproblem energischer zu lösen anstrebt, als die Mehrzahl der bisher genannten Öfen. Durch eine zweckmäßige Leitung der Luftzüge vermeidet er vor allem die zu starke Erhitzung des oberen Raumes und die zu erwärmende Luft wird nicht dem Zimmer, sondern von außen entnommen, ist daher frisch und noch nicht verunreinigt. Dietrich & Co. in Niederbronn im Elsaß vertreiben diese Öfen, die besonders bei der Verwendung von Koks oder Steinkohlen als Heizmaterial zu empfehlen sind. Eine ausgezeichnete Kachelofenkonstruktion hat sich neuerdings der bekannte Ofenfabrikant Tietz in Berlin patentieren lassen: einen Kachelofen nämlich mit Eiseneinfaß, bei welchem durch einen Mittelschacht die Stuben- oder Außenluft durch den Ofen hindurchgeführt wird. Die Öfen haben sich im praktischen Gebrauch außerordentlich bewährt, kosten in einfacher Ausstattung etwa 250 Mark, sind jedoch auch in erster Linie für die sich immer mehr einbürgernde Koksheizung konstruiert. Die verschiedenen Heizmaterialien erfordern aber durchaus ihre Berücksichtigung, und mancher Vorwurf, den man einer sonst wirklich guten Ofenanlage macht, ist lediglich auf die Verwendung eines Brennmaterials begründet, für welches die betreffende Konstruktion sich nicht eignete. Für Holz, Braunkohle, Briquettes und Torf bleibt der Kachelmassenofen in Verbindung mit Eisenflächen und unter Anlage von Schächten zur Durchführung der Zimmer- oder besser wiederum der Außenluft empfehlenswert; die sogenannten Feilnerschen Öfen haben sich in diesem Genre einen wohlverdienten Ruf erworben.

Und nun noch eine allen bisherigen Anschauungen fast direkt entgegenstehende und doch von unseren ersten Autoritäten warm empfohlene Neuerung: wir sollen unsere Öfen nicht mehr an die Rückwand, sondern an die Fensterwand setzen! Ganz besonders lebhaft tritt Herr Bauinspektor Häfede in seiner oben angeführten Schrift für dieses Prinzip auf, nicht nur weil hier die Zuführung guter Außenluft direkt in den Ofen leichter und bequemer zu ermöglichen ist, sondern weil nur bei einer derartigen Anordnung die Wärmequelle gerade dort sich befindet, wo die Abkühlung der Zimmerluft erfolgt. Steht der Ofen in den Ecken des Zimmers an der Fensterwand oder zwischen den Fensterpfosten, so vollzieht sich der Ausgleich der Temperatur ohne die lästigen Zirkulationsströmungen im Zimmer selbst, der Fußboden ist warm, die Zimmerluft mit dem geringsten Quantum von außen zugeführter Luft frisch und rein zu erhalten, während sich zugleich die Undichtigkeiten der Fenster am wenigsten fühlbar machen. Die Anordnung der Öfen an der Fenster-



Idealisierende Photographie, erläutert an zwei durch übereinanderphotographieren verschiedener Originalgemälde (a u. c) entstandenen Durchschnittbildern (b u. d) Washingtons.

wand wird in vorhandenen Häusern allerdings meist nur schwer zu ermöglichen sein — bei Neubauten sollten unsere Herren Architekten die sehr einleuchtenden Vorschläge des Herrn Häsele aber stets in Erwägung ziehen.

Heizung und Lüftung spielen in unserm Klima eine so wichtige Rolle, daß wir allen Grund haben, uns mit den in betracht kommenden Fragen eingehend zu beschäftigen. Nicht nur unser Geldbeutel, unser ganzes Wohlergehen ist dabei interessiert. Und doch liegt, zumal auf dem Lande, die Einrichtung der Heizungsanlagen, die in gewöhnlichen Räumen bei der Lüftung ja das Hauptwort mitzusprechen haben, häufig in den Händen von unwissenden Gesellen, die fast stets nur nach dem alten, vom Großvater übernommenen Schema arbeiten: hier muß der Hausherr meist selbst mit dem Verständnis des gebildeten Mannes eingreifen. Ihm hierbei einen kleinen Anhalt zu bieten, war der Zweck dieser Skizze.

Hanns von Spielberg.

Idealisierende Photographie.

Man wirft der photographischen Abbildung mit Bezug auf Porträtdarstellung vor, nur den momentan vorhandenen und deshalb meist mehr oder minder gezwungenen, oft unnatürlich starr erscheinenden Gesichtsausdruck wiederzugeben, während von einem guten Porträt doch verlangt wird, daß ein Moment des Mienenspiels zur Darstellung gelange, wo das Wesen und der Charakter des abgebildeten Menschen am deutlichsten zum Vorschein kommt. Seit kurzem ist jedoch ein photographisches Verfahren erfunden worden, durch welches dem angedeuteten Uebelstande abgeholfen wird und vielleicht sogar ein hoher wissenschaftlicher Erfolg erzielt werden kann. Wir meinen das Verfahren der sogenannten zusammengesetzten Photographie (composite photography), welches vor etwa Jahresfrist in Amerika zuerst auftrat und von Dr. Francis Galton erfunden worden ist. Dr. Galton war der Meinung, daß gewisse Krankheiten sich im Gesichtsausdruck ausprägen, und er kam dadurch auf das bezeichnete, weiterhin zu beschreibende photographische Verfahren, um diesen Gesichtsausdruck möglichst getreu zur Darstellung zu bringen. Späterhin versuchte er dasselbe Verfahren auch zur Darstellung von Rassetypen, Familientypen, Verbrechertypen und so weiter zu benutzen.

Das Verfahren der zusammengesetzten Photographie läßt sich überhaupt zur Lösung von zwei Aufgaben in der Gesichtsdarstellung benutzen. Erstens von einer Anzahl verschiedener, in einer gewissen Beziehung zu einander stehender Personen die diese Beziehung charakterisierenden Gesichtszüge zu einem Porträt zu vereinen, und zweitens dieselbe Vereinigung der charakteristischen Gesichtsbildung mit Benutzung verschiedener Porträts ein und derselben Person auszuführen. Die letztere Aufgabe ist jedenfalls die einfachere und auch diejenige, welche in dem photographischen Porträtverfahren die meiste und denkbarste Anwendung finden könnte. Möglichstweise läßt sich das Verfahren der zusammengesetzten Photographie auch noch auf die Darstellung anderer Gegenstände als Gesichtsbildungen

ausdehnen. Wir fassen hier jedoch nur diese zunächstliegende Benutzung ins Auge und lassen mit Bezug darauf die Beschreibung des Verfahrens folgen.

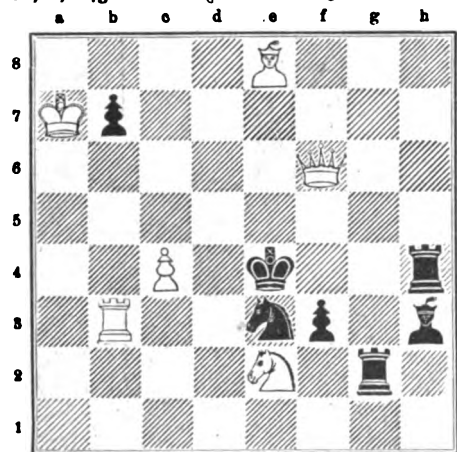
Wir setzen voraus, daß gegenwärtig jedermann mit dem photographischen Verfahren genügend bekannt ist und weiß, daß das von einem Glaslinienapparate aufgefangene Bild des abzubildenden Gegenstandes auf eine lichtempfindliche Platte geworfen wird, deren präparierte Oberfläche nach der durch Licht und Schatten des Bildes stattfindenden verschiedenartigen Lichtwirkung eine entsprechend verschiedenartige chemische Umwandlung erleidet, infolge deren alsdann durch Behandlung mit gewissen Chemikalien das Bild zum Vorschein gebracht werden kann, welches Bild aber vorläufig ein sogenanntes Negativ ist, indem darauf die hellen Stellen des Originals dunkel und die dunklen hell erscheinen, weshalb man nunmehr ebenfalls wiederum mit Hilfe des Lichts und einer lichtempfindlichen Bildfläche das Positiv hervorzubringen hat.

Soll nun die zusammengesetzte Photographie zur Darstellung des idealisierten Porträts einer gewissen Person verwendet werden, so würde der Photograph am besten thun, von dieser Person, während dieselbe bei möglichst gleichbleibender Kopfrichtung in einem anregenden Gespräch begriffen ist, eine Reihenfolge von Momentphotographien abzunehmen. Von diesen Negativen werden dann Positives genommen, und diese werden endlich zur Herstellung der zusammengesetzten Photographie benutzt. Zu dem Zweck bringt man diese Photographien der Reihe nach vor den photographischen Apparat und zwar mittels einer besonderen Vorrichtung in der Weise, daß die Augen sämtlicher Bilder (nehmen wir an, es seien deren sechs) genau übereinander fallen. Da nun bei diesem übereinanderphotographieren jedes Bild nur kurze Zeit, etwa drei bis fünf Sekunden, dem Apparate vorgelegt wird, so kommen immer nur die Hauptzüge zum Vorschein, und da diese Hauptzüge bei allen sechs Aufnahmen wiederkehren und also in der zusammengesetzten Photographie sechsmal übereinander photographiert werden, so treten dieselben in dem angefertigten zusammengesetzten Bilde schließlich sehr scharf hervor. Man hat in dieser Weise auch ein zusammengesetztes photographisches Bild von einer größeren Anzahl (zwanzig bis dreißig) Personen eines desselben Standes, zum Beispiel von Ärzten, Juristen, Geistlichen etc. hergestellt, um dadurch typische Porträts zu erhalten, jedoch erscheint es sehr fraglich, ob dieser Art und Weise der Benutzung dieses an sich interessanten Verfahrens ein Wert zuerkennen ist. Mehr Wert kommt jedenfalls der Herstellung idealisierter Photographien einzelner Personen zu. Sehr interessant ist in dieser Beziehung die jüngst von dem Photographen W. Curtis Taylor in Philadelphia ausgeführte Herstellung einiger zusammengesetzter Photographien des großen amerikanischen Staatsmannes Washington, wozu neun von verschiedenen Malern angefertigte Porträts und eine Platte benutzt wurden. Diese Bilder wurden entsprechend der Gesichtsdrehung zu je fünf gruppiert und jede Gruppe für sich in der angegebenen Weise zu einem Bilde vereinigt. Wir legen diese beiden Bildergruppen nach den vom Herrn W. Curtis Taylor uns zugesendeten Photographien unsern Lesern im Bild vor.

Th. Schwarze.

In unserer Spielecke.

Schwanfauge von H. E. und J. Bettmann.



WEISS.

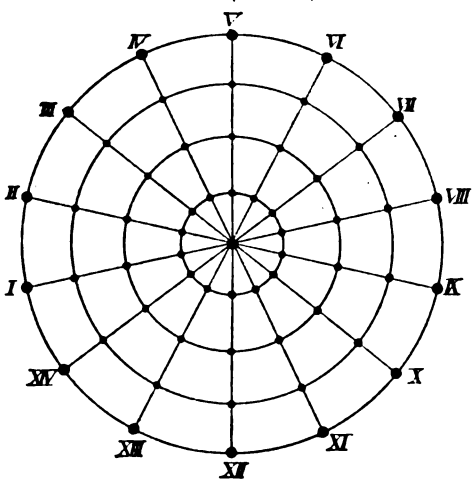
Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Rätsel.

Hast du mich, verjagst du mich,
Fehl' ich dir, so plagst du dich;
Würze kann mich machen,
Doch würz' ich erst die Sachen.

४. ५.

2. Kreispunkträtzel.



Nach dem Muster der obigen Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchstaben bezeichnet, sind 14 Wörter von je fünf Buchstaben mit dem gemeinsamen Endlaut s zu suchen.

Die 14 Wörter bezeichnen:

- I. Eine griechische Insel,
- II. einen König des Alterthums,
- III. einen orientalischen Dichter,
- IV. einen der vier Evangelisten,
- V. einen Schriftsteller der Gegenwart,
- VI. einen großen Strom in Asien,
- VII. eine portugiesische Festung,
- VIII. einen Namen, bekannt aus der Sage von
der Gründung Roms,
- IX. einen Fluß in Oesterreich,
- X. einen weiblichen Vornamen,
- XI. eine griechische Insel,
- XII. ein Gebirge in Europa,
- XIII. einen Propheten,
- XIV. eine Rätselart.

Die Anfangsbuchstaben der 14 Wörter nennen einen hervorragenden Theologen.

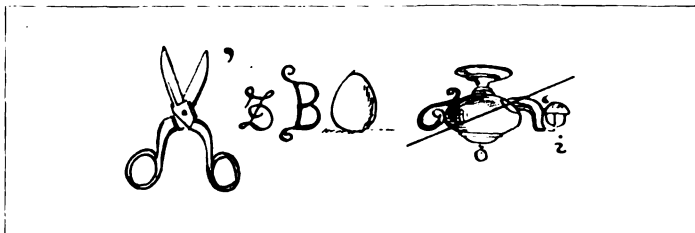
Inhalt: Simson und Delila. Eine Reichsadtenovelle von Gottfried Böhm. — Der Herr Geheimrat. Schluß. Humoreske von Hermann Fersche. — Zur Ernte Beurlaubte. Nach dem Bilde von E. Heuseler. — Luise Michel, „die rote Jungfrau“. Mit dem Porträt der Luise Michel. — Wilhelm Scherer. Von R. K. Mit dem Porträt Wilhelm Scherers. — Ein Kostümbild aus der Kolofotozeit. — Das Heizungsproblem. Von Hanns von Spielberg. — Idealisierende Photographie. Von Th. Schwarze. Mit zwölf Illustrationen. — In unserer Splelecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Freimarken gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Roenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. S. Pantenius.

Verlag der Dabeim-Expedition (Fefhagen & Maßing) in Leipzig. Druck von Julius Alinshardt in Leipzig.

Bilderrätsel.



3. Buchstabenversetzung.

| | | | |
|--------|---------|---------|-------|
| Rheber | Garbe | Rinde | Alma |
| Norden | Eliß | Star | Main |
| Atem | Bascher | Ditane! | Nelle |
| Tanger | Abel | Anfer | Farof |
| Nar | Leheran | Traun | Suez |

Aus jedem der obigen 20 Wörter läßt sich durch Umstellen der Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen 20 Wörter ergeben den Anfang eines sehr bekannten Liebes.

4. Arithmogriph.

| | | | | | | | | |
|----|----|---|---|----|----|----|---|----|
| | | | 1 | 9 | 6 | | | |
| | | | 2 | 10 | 13 | | | |
| | | | 3 | 3 | 3 | | | |
| 1. | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 5 | 8 |
| 9 | 10 | 3 | 5 | 11 | 12 | 8 | 6 | 11 |
| 6 | 13 | 3 | 6 | 12 | 5 | 11 | 6 | 5 |
| | | | 7 | 8 | 11 | | | |
| | | | 5 | 6 | 6 | | | |
| | | | 8 | 11 | 5 | | | |

Ersetzt man die Zahlen der Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so lauten die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten und bezeichnen:

1. Einen namhaften Theologen unser^s Jahrhunderts,
2. eine beliebte Oper,
3. eine der Goetheschen Frauengestalten.

5. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl 30 läßt sich so in 3 Summanden zerlegen, daß, wenn man den ersten mit 4, den zweiten mit 9, den dritten mit 17 multipliziert, die Summe der drei Produkte 202 beträgt.

6. Füßrätzel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | S | E | S | |
| W | | | | r |
| R | | | | n |
| T | | | | i |
| | r | s | e | |

Die neun leeren Felder der Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die drei wagerechten und die drei senkrechten Reihen bekannte Wörter von je fünf Buchstaben ergeben.

Diese sechs Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:

- | | |
|---|--|
| 1. Einen Ort in Italien, | 4. Buchstabenrätsel. Griffe. |
| 2. einen Komponisten, | 5. Zweifelhafte Schärade. Buchstahl. |
| 3. einen großen Strom, | 6. Homonym. Bericht. |
| 4. einen andern großen Strom, | 7. Dreifelhafte Schärade. Schwanthalter. |
| 5. einen Wahrsager, | |
| 6. einen namhaften Schriftsteller unserer Zeit. | |

7. Citatenrätsel.

Eine bekannte Stelle aus Schillers Gedichten besteht aus sechs Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden sechs Citaten enthalten sind:

- (1)
O Gott, das Leben ist doch schön.
(2)
Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
(3)
Aus der Wolke quillt der Segen, strömt
der Regen.
(4)
Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde
Schar.
(5)
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
(6)
Gleich saß mich der Strudel mit rasendem
Loben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach
oben.
(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 48.

Dominoaufgabe.

Die Summe der Augen auf den fünf Steinen des D betrug 34. Gesezt sind:

Im Talon lag: Viermal Zwei und viermal Eins. Die Summe der Augen auf den acht Steinen im Talon betrug 48.

Bilderrätsel. Kabinetssekretär.

1. Arithmetische Aufgabe.
Entweder $\frac{9}{5}$ oder — 2.
2. Zweifelhafte Schärade. Rheingold.
3. Diagonalkrätsel.

3. Diagonalrätsel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| B | i | e | n | e |
| L | u | c | h | s |
| S | a | c | h | s |
| G | i | c | h | t |
| E | l | i | s | e |

4. Buchstabenrätsel. Griffel.
5. Zweifelhige Schärade. Fußstahl.
6. Homonym. Gericht.
7. Dreifelhige Schärade. Schwantaler.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 11. September 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 50.

Simson und Delila.

Eine Reichsstadtnovelle von Gottfried Böhm.
(Fortsetzung.)

Allein der Südländerin war das deutsche Klima und vielleicht auch so mancher Kummer, den ihr das ernste, nachdenkliche Wesen ihres Gatten und sein Zwiespalt mit dem Erbonkel bereitete, schlecht bekommen und sie trug selbst den Keim eines unheilbaren Brustleidens in sich, als sie endlich in der Reichsstadt anlangte.

Gottholds Mutter nahm die Leidende und den schönen Knaben, der damals zwei Jahre zählte, mit offenen Armen auf, aber die Verständigung zwischen den beiden Frauen wurde dadurch sehr erschwert, daß Frau Bandt senior etwas taub war und Frau Bandt junior sich als der deutschen Sprache nur in einem äußerst unvollkommenen Grade mächtig erwies. Merkwürdig war, daß sie vor allem anderen zuerst nach Lalia verlangte. Lalia lehnte diese Einladung anfangs mit Entrüstung ab, und als sie endlich dem Drängen der Schwerkranken, sei es aus Neugierde, sei es aus einer besseren Regung, nachgab, war es zu spät.

Die Witwe ihres einstigen Bräutigams war auf der Reize ihres Lebens angelangt, als Lalia das Krankenzimmer betrat. Die Krankheit hatte das schreckliche Werk der Zerstörung beinahe vollendet, und der graziose, kleine Körper bestand, wie Lalia später versicherte, gleich dem eines jungen Raben eigentlich nur mehr aus zwei außergewöhnlich großen schwarzen Augen, welche fieberhaft funkelten. Die Kranke that alles, sich verständlich zu machen. Sie nannte Gottholds und Lalias Namen, sie preßte die Hand der letzteren, sie starrte nach oben, deutete auf den blondlockigen Knaben, der zu ihren Füßen spielte, und machte endlich eine Bewegung, als wolle sie mit einem unsichtbaren Schlüssel ein nicht vorhandenes Schloß öffnen. Aber, was sie meinte, konnte niemand enträtseln, und Lalia verließ sie endlich erregt und verwirrt, indem sie sich leidenschaftlich die Hand abwischte, an deren Finger sich der kleine Knabe angeklammert hatte.

XXII. Jahrgang. 50. k.

Gottholds Witwe starb noch in derselben Nacht, und kurze Zeit darauf segnete auch der Erbonkel das Zeitliche, nachdem er eine ziemliche Anzahl von denen überlebt hatte, die auf seinen Nachlaß den hinfälligen Plan ihres Lebensglückes gebaut hatten. Seine Handelsbücher waren in musterhafter Ordnung und sein Vermögen, wenn es auch nicht ganz den fabelhaften Vorstellungen entsprach, die viele sich davon gemacht hatten, immerhin für jene Zeit ein beträchtliches zu nennen. Nur das Testament, an dem er seit seines Lebens in Gedanken gearbeitet hatte, das Testament mit den wohlthätigen Stiftungen und weisen Anordnungen, welche auf lange Jahre hinaus das materielle Gedeihen seiner Familie sicher stellen sollten, fand sich nicht vor.

Die Familien Bandt und Scheid wußten angesichts dieses Mangels nichts Besseres zu thun, als daß sie sofort einen Prozeß anhängig machten und sich auf das erbitterteste zu befehdigen begannen. Die Scheidsche Partei der Erbinteressenten behauptete hierbei, es könne gewiß nicht in den Intentionen des Erblassers gelegen haben, dem Sohne von Gotthold Bandt irgendwelche Zuwendung zu machen, nachdem er mit der Ehe der Eltern desselben so gar nicht einverstanden gewesen sei; die Interessenten der Bandtschen Familie aber machten geltend, daß es nur den ungewöhnlichen Fähigkeiten von Gotthold Bandt zu danken sei, daß das Vermögen des greisen Onkels nicht nur intakt, sondern sogar vermehrt auf die Gesamtverwandschaft gekommen sei.

So durchaus unjuristisch diese Vorbringungen waren, so dienten sie doch einigen höchst komplizierten Beweisaufgaben und sehr frivolen Verurteilungen an höhere Instanzen zur Grundlage. Keine Partei ließ eine Gelegenheit vorübergehen, die andere zu schikanieren, und je mehr sich der Prozeß in die Länge zog, um so mehr wuchs der gegenseitige Haß.

Der tiefe Zwiespalt, der zwischen den beiden angesehenen Familien bestand, fing nachgerade an, in seinen Äußerungen öffentliches Argernis zu geben, als plötzlich einer der hitzigsten Kämpen auf Scheidischer Seite, Dorchens Vater, an einer ansteckenden Krankheit dahin starb und seine Frau ihm am selben Tage in den Tod nachfolgte.

Der Fall hatte etwas Tragisches und erregte allgemeine Teilnahme. Beide hatten in der Blüte ihrer Jahre gestanden; ihre Wohlhabenheit war, ganz abgesehen von den glänzenden Aussichten, die mit dem Prozeß zusammenhingen, eine notorische, ihre Charaktere paßten vollkommen zusammen und alle Verhältnisse, die sie umgaben, schienen sie auf ein dauerndes Glück rechnen zu lassen. Es fehlte nicht an solchen, die nun in dieser plötzlichen Trennung einen Wink von oben erkennen wollten und so, daß die Beteiligten es hören konnten, von dem unchristlichen Streit, von dem Grabe, welches versöhnt, von der Nichtigkeit der irdischen Dinge und dergleichen zu reden begannen.

Allein die Mitglieder der Handtischen Familie schienen nichts von Friede und Versöhnung hören zu wollen, und keiner von ihnen folgte den beiden Särgen, die auf einem Trauerwagen zur ewigen Ruhe gefahren wurden. Erst am offenen Grabe ereignete sich eine an sich unscheinbare Szene, die auf alle Augenzeugen den tiefsten Eindruck hervorbrachte.

Schon hatte der Geistliche die Trauerrede beendet, die Sterbelieder waren verhallt und eben fielen die ersten Erdschollen mit schrecklichem Geräusch in das offene Grab, als aus den Reihen der Leidtragenden, wo ihn bisher niemand bemerkt hatte, ein blondlockiger Knabe trat. Er trug einen Blumenstrauß in der Hand, den er schüchtern und sichtlich beklommen Dorchens hinhielt, die, so jung sie war, herzzerreißend schluchzte. Sie blickte zögernd durch ihre Thränen hindurch auf ihn und alle Anwesenden blickten fragend auf beide.

„Michel Handt,“ sagte sie endlich.

„Du darfst nicht so laut weinen,“ richtete er das Wort an sie, „sonst können sie nicht ruhen in ihrem Grabe.“

Sie schluchzte statt aller Antwort nur noch heftiger auf und er stand eine Weile mit seinen Blumen in der Hand ratlos vor ihr. „Nimm sie,“ sagte er dann, und gleich als fühle er, daß er einer Vermittelung bedürfe, um seine Gabe genehm zu machen, fügte er hinzu: „Mein Vater und meine Mutter sind auch im Himmel.“

Es war ein so tröstender Ton in seiner Stimme, seine sanften, braunen Augen blickten so treuherzig, daß Dorchens jede Scheu überwand. Sie nahm den Strauß und ließ sich von dem Knaben vom Grabe hinwegführen. Hand in Hand gingen sie dann den Weg vom Kirchhof in die Stadt, und so natürlich mußte allen die Verbindung der beiden Waisenkinder erscheinen, daß niemand etwas dagegen zu sagen wagte.

Man erfuhr später, daß Michels Schritt ein durchaus spontaner war. Der doppelte Verlust Dorothes hatte einen so tiefen Eindruck auf den phantasievollen Knaben gemacht, daß er sich Tag und Nacht damit beschäftigte und endlich seinen Gefühlen durch die geschilderte Demonstration Luft machte.

Das Beispiel der Kinder wirkte energischer auf die Erwachsenen, als die Ratschläge der Advokaten. Man erachtete die Zeit gekommen, Frieden zu schließen; eine allgemeine Nachgiebigkeit trat an die Stelle der früheren Widerspenstigkeit, man ließ sich zu Vergleichen und Vereinbarungen herbei, unter die auch die Bestimmung aufgenommen wurde, daß Michel und Dorchens ein Paar werden sollten, für welchen Fall ihnen ohne weitere Auseinandersetzungen die Hälfte der streitigen Erbschaftsmasse zugewiesen wurde.

So hatten äußere Umstände eine allgemeine Erschütterung der Gemüter und einen etwas schnellen und radikalen Umschlag herbeigeführt, dem nur Tante Valia innerlich nicht beigetreten war. Indessen erhob sie auch keinen förmlichen Protest, sondern beschränkte sich vielmehr darauf, ihrerseits auf jeden Anteil aus der streitigen Erbschaft von vornherein feierlich Verzicht zu leisten.

Michel und Dorothe sahen sich von nun an öfter. Der Plan ihrer Verbindung war natürlich vor den beiden Kindern geheim gehalten worden, allein sie begegneten sich stets mit einer Bärtlichkeit, als ahnten sie etwas von den festeren Banden, welche das spätere Leben um sie schlingen sollte. Bis Michel auf die Universität kam, hatte Doris das leitende und tonangebende Element gebildet, und seit seinem ersten Schritt am offenen Grabe, der auch mehr eine Äußerung des Gefühles, als der Thatkraft gewesen war, hatte er sich ihr gegenüber kaum je zu einer Initiative aufgerafft. Er gab in allen Dingen nach und tröstete sich damit, daß immer der Geschickere nachgebe, obgleich er in Wahrheit der Überlegenheit ihres aufgeweckteren Geistes und lebhafteren Temperamentes gehorchte.

Die Briefe, die er von der Universität aus geschrieben hatte, lagen vor ihr, wohl numeriert und mit seidenen Bändchen umwunden...

Alte Briefe, wie seltsam berühren sie das Herz! Welch wehmuthsvoller Zauber liegt auf ihnen! Was sie auch erzählen von fröhlichen Stunden und glücklichen Tagen, was sie auch wissen von heißen Gefühlen und hoffnungsvollen Plänen, der laute Tag lauscht nur mehr kopfschüttelnd der leisen Stimme der Vergangenheit, die keine Thräne auslöscht und keine Sehnsucht mehr zurückführt!

Dorchens Hand zögerte, ehe sie den alten Erinnerungen die Gefängnisthüre öffnete. Aber die unsichtbaren Geister kamen von selbst und ungerufen; sie stiegen zu ihr empor und umschwebten sie. Da und dort zog ein Stück ihrer Jugend an ihrem Blick vorüber, und es war ihr, als höre sie manch lautes, unvergeßliches Wort in der Stille ihres Zimmers.

Endlich fing sie an zu lesen. „Wie der Mensch sich doch verändern kann!“ rief sie einmal um das andere, wenn sie an Stellen kam, wo er ihr seine Verzagtheiten gestand und sie in das Geheimnis des tiefen, unüberwindlichen Heimwehs einweihte, an dem er anfangs gelitten. Damals waren die Studien seine einzige Zuflucht. Er hatte sich die Theologie zum Lebensberuf gewählt, nicht nur, weil er von Jugend auf eine merkwürdige Gabe gezeigt hatte, schön und bilderreich zu reden und Gedichte mit dem richtigen Ausdruck vorzutragen, sondern weil in der That sein Gemüt mit aufrichtiger Frömmigkeit erfüllt war. In den ersten Monaten seiner Anwesenheit auf der Hochschule war er voll Begeisterung für die Wissenschaft und ihre Lehrer. Dann schienen ihn andere Interessen und neue Beziehungen in Beschlag genommen zu haben. Er redete zu Doris etwas von oben herab und seine Briefe ließen einen leisen Zweifel durchschimmern, ob sie ihn wohl noch verstehen werde. Zuletzt wurden seine Mittheilungen überhaupt seltener.

Dorothe hatte die Tage gezählt bis zu seiner Rückkehr und sich in Gedanken ausgemalt, wie sie ihm an die Brust sinken, in Thränen ausbrechen und eine jener so überaus rührenden Szenen aufführen werde, wie sie die Romane der Zeit schilderten, und die gewiß den besten Beweis liefern würde, daß sie ihn noch verstehe.

Aber ihr Naturell hatte ihr hierbei einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie konnte die Sentimentalität nicht äußern, die allenfalls noch in ihr lag, und hätte sich selbst auslachen müssen, wenn sie angefangen hätte, sich elegisch und schmachtend zu gebaren.

So entstand eine Kluft zwischen beiden. Sie konnte die Schwenkung, die er gemacht hatte, nicht mitmachen; wenigstens nicht äußerlich und vielleicht auch nicht innerlich. Sie prüfte und wog ihr Herz und es machte ihr schweren Kummer, daß sie es zu leicht befand.

III.

Tante Valia trat in die Stube. Ihr Gesicht war geröthet und ihre Augen funkelten.

„Wenn ihr wüßtet, was mir zu Ohren gekommen ist,“ begann sie, nachdem sie auch den Bruder zur Vermehrung ihres Auditoriums herbeigerufen hatte. „Dorchens, Dorchens,

ich sage dir, du darfst Gott danken, daß du so glimpflich von ihm losgekommen bist."

Dorothee blickte erschreckt auf; sie fühlte sich nichts weniger als „von ihm losgekommen."

„Du übertreibst natürlich, wie immer," unterbrach der Senator die Schwester. „Man muß die Jugend austoben lassen."

„Austoben?" wiederholte die Tante, indem sie dem Bruder einen Blick voll Befremdung zuwarf. „Nun, ich danke . . . Gottlob, daß es für diese Art von Tobsucht noch Narrenstübchen gibt. Das bessert."

„Ich will nicht hoffen," stammelte der Senator.

„Du kannst dich darauf verlassen, er sitzt," sagte die Schwester voll Befriedigung.

Doris sprang bei diesen Worten von ihrem Stuhle auf, eilte auf Christoph zu, blickte ihn bittend an und wiederholte in vorwurfsvoll mahnendem Tone: „Dnkel, er sitzt."

Dann umflogten sich ihre Augen und sie verließ das Zimmer, um ihre Thränen zu verbergen.

„Du hast ihr wehe gethan," sagte Christoph.

„Wehe," wiederholte Lalia bitter; „man hat mir auch wehe gethan seinerzeit."

Der Senator zuckte die Achseln; er wich auch diesmal der Diskussion aus, welche Lalia herbeizusehen schien, und nahm statt aller Antwort seinen Hut zur Hand. Er begab sich auf das Rathhaus, um Erkundigungen einzuziehen.

Michel hatte kaum zwei Tage in dem stillen traulichen Heim seiner Großmutter von den Strapazen der Wissenschaft ausgeruht, als er Besuch erhielt. „Universitätsfreunde" nannten sich die beiden Jünglinge, die ihn um eines Kopfes Länge überragten, noch wilder flatternde Mähnen trugen, noch trotziger blickten und noch himmelsstürmender ausschritten. Der jüngere der beiden, Theodor Veit mit Namen, hatte noch einen heiteren schelmischen Zug im Gesicht und etwas Frisches in seinem Wesen, das ihn lebenswürdig erscheinen lassen mußte. Dem älteren aber, David Walker genannt, fehlte der geistige Zug gänzlich und sein etwas vierschrötiges Aussehen entsprach durchaus dem Bilde, welches die Satiren der Zeit von dem auch heutigen Tages auf deutschen Universitäten nicht ganz ausgestorbenen Typus des „Renommisten" entwerfen.

Vergebens lockten ihn die angenehmen Musen,
Ein krieg'risch Feuer brannt' in seinem Busen,
Zum Korporal gemacht und nicht zum Musensohn,
Sprach er den Grazien und Wissenschaften Hohn.

Es wäre zu viel gesagt, wenn man auf beide die zwei weiteren Verse desselben Heldengedichtes anwenden wollte:

Ihr Sengen war ein Schreien und ihre Freude Raufen,
Sie haßten Buch und Fleiß und ihr Beruf war Saufen.

Allein es darf auch nicht verschwiegen werden, daß beide in dem damaligen Studentenkomment trefflich Bescheid wußten, einen noch viel tieferen Abscheu vor dem Spießbürgertum empfanden als Michel, und auf noch gespannterem Fuße zu den Philistern standen, als er.

Gleich in der ersten Nacht nach ihrer Ankunft war denn auch die tiefe Ruhe unterbrochen worden, die sonst zu den hauptsächlichsten Merkmalen des reichstädtischen Schlummers gehört hatte. An vielen Hausglocken war stürmisch geläutet worden, viele Klopfer hatten unsichtbare Hände auf das ungestümmte in Bewegung gesetzt, man hatte ein Wogen der Rapiere auf dem Pflaster, ein Pörschreien vernommen, daß den Bürgern darüber die Haare zu Berge standen.

Als sie sich aber des anderen Tages klagen an den Herrn Amtsbürgermeister gewandt hatten, um zu fragen, wo denn die öffentliche Gewalt geblieben sei, um diesem freventlichen Unfug zu steuern, fanden sie den nächsten Vertreter derselben — selbst ein Bild des Entsetzens — vor den Schranken des Bürgermeisterstuhles.

Vermummte Gestalten — so berichtete er — hatten ihn jählings überfallen und ihn seines Hornes und seiner Hellebarde beraubt, um allsogleich damit wieder im Dunkel der Nacht zu verschwinden. Glücklicherweise fand man die Trophäen des

anderen Tages zierlich verschränkt über dem Stadtwappen am Rathhaus wieder. Der Nachtwächter aber ließ sich nicht nehmen, daß die drei Vermummten Gespenster gewesen seien, und als man ihm entgegenhielt, daß so ätherische Leiber sich selten zu Gewaltthaten dieser Art hinreißen lassen, berief er sich auf das Zeugnis dreier Zeugen, die er leider nicht sofort namhaft machen konnte. Er hatte nämlich seiner Aussage nach im Morgengrauen auf der Rathhaustreppe — drei Leichen gefunden; wenigstens schienen sie nach den blassen Gesichtern, den blauumranderten Augen, den schweren, unbeweglichen Gliedern zu schließen, Wesen zu sein, „welche das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt hatten." Indessen gelang es seinem tüchtigen Rütteln und Schütteln, sie soweit wieder ins Bewußtsein zurückzurufen, daß er sie fragen konnte, ob sie nicht vielleicht drei vermummten Gestalten, respektive Gespenstern begegnet seien.

„Allerdings!" antworteten sie einstimmig, indem sie sich zugleich als Opfer dieser Erscheinungen ausgaben. Sie seien eben ehrsam vom Wirtshaus zum „goldenen Lamm" nach Hause geschritten, als ihnen auf einmal drei Vermummte den Weg versperrten, die einen so höllischen Schwefeldampf um sich verbreiteten, daß die Heimkehrenden davon betäubt den Nachhauseweg verloren.

Auf das strengste nach weiteren Anhaltspunkten inquiriert, besann sich der bedrängte Nachtwächter endlich, daß die Stimme der einen der drei Leichen eine ganz sonderbare Ähnlichkeit mit dem wohlklingenden Organe des ehrenwerten Candidatus Theologiae Michael Zandt besessen habe. Dieser zufällige Umstand trug demselben eine Citation vor den regierenden Herrn Amtsbürgermeister ein und bei diesem Anlaß sah Seine Herrlichkeit den Sohn seines einstigen Rivalen nach langer Zeit zum erstenmale wieder.

Das Äußere von Wendel Boß stand nur wenig mit den Schilderungen in Einklang, die wir oben von seinem Charakter gegeben haben. Er war in seiner Jugend ein blonder, blauäugiger Jüngling gewesen und erschien jetzt als ein wohlbeleibter älterer Herr, dessen etwas aufgedunsenes Gesicht die rösigsten Tinten schmückten und den gewiß so mancher Maler sich als Modell zu einem Gambrinus erbeten haben würde, wenn seine großen Augen nicht die Eigentümlichkeit gehabt hätten zu schielen. Aber es war dies nicht etwa jenes bekannte unsympathische einseitige Nachinnenblicken, sondern die beiden Augen des Herrn Bürgermeisters starrten, wie etwa feurige Rösse, die von der Deichsel abstreben, in entgegengesetzten Richtungen nach außen. Man konnte in seiner Gegenwart nie ganz die geheime Angst los werden, es möchten diese beiden, nicht durch das Joch eines gemeinsamen Blickes verbundenen Augen den Gegner umgehen, sich plötzlich vor ihm vereinigen und ihn durch eine blitzartige Rückwärtswendung durchbohren.

Die lange Gewohnheit der Herrschaft war im übrigen nicht ohne Einfluß auf sein Wesen geblieben. Er hatte zwar die Maske der Demut nicht abgelegt, aber er lüftete sie nun manchmal, besonders den Schwachen gegenüber, und zeigte sein wahres Gesicht, welches ganz Hochmut, Dünkel und Eitelkeit war.

Es war nicht schwer, Michel Zandt zu durchschauen; er glich offenbar mehr der Mutter, als dem Vater; alles in seinem Wesen ließ auf eine gewisse Weichheit schließen, die ihn unfähig machte, in einem entscheidenden Augenblick einen ernstlichen Widerstand zu leisten.

Von diesem Eindruck geleitet, faßte der Bürgermeister den Plan, ihn auf dem Wege wohlwollender Zusprache zu einem umfassenden Geständnis zu bewegen, das bis in seine äußersten Konsequenzen auszubenten er fest entschlossen war. Allein bei aller Weichheit war Michels Natur in solchen Momenten keine mitteilsame. Schon die Schüchternheit band seine Zunge und das Einzige, was aus ihm herausinquiriert werden konnte, war die Berufung auf das Zeugnis seiner Kommilitonen Theodor Veit und David Walker.

Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als auch diese



Einzug Friedrich Barbarossas in Hagenau im Jahre 1167 und Überreste des Freskogemäldes in der Bahnhofskirche

auf das Rathaus zu citieren, und mit ihrem Erscheinen nahmen denn auch alsbald die Verhandlungen einen dramatisch bewegteren Gang an. Mit gut gespielmtem Erstaunen ließen sie sich die Vorgänge der letzten Nacht vorhalten, warfen sich in die Brust und setzten den erhobenen Anklagen die Würde der beleidigten Unschuld gegenüber. Sie bedienten sich der devotesten Ausdrücke, aber sehr viele ihrer Reden hatten einen ironischen Doppelsinn, der dem Bürgermeister nicht entging. Sein Gesicht rötete sich und seine Augen glänzten wie die Glaskugeln, mit denen die Kinder um Ostern auf den Straßen spielen; er wurde sehr ernst, dann zornig; endlich fing er an zu drohen.

Allein, nichts vermochte die Studenten aus der Fassung zu bringen; sie logen mit staunenswerter Unverfrorenheit und tischten, um ein Alibi zu beweisen, Geschichten auf, die den Stempel der Erfindung wahrlich deutlich genug an der Stirne trugen.

Wendel Voss murmelte etwas von „vorlauten Grünschnäbeln“ zwischen den Zähnen, die Studenten beantragten eine Vormerkung dessen im Protokolle, es kam zu einer sehr hitzigen Auseinandersetzung, und schon hatte der beleidigte Doge der Reichsstadt die Glocke gezogen, um die Delinquenten abführen zu lassen, als ihm Senator Scheid gemeldet wurde.

Der würdige alte Herr hatte noch selten so viele Qualen ausgestanden als an diesem Morgen, und wie viel Schädigung auch der Schwester reger Sinn für die Öffentlichkeit seinem tiefwurzelnenden Heimlichkeitsstribe brachte, das ihm Bevor-

stehende schien doch alles in dieser Hinsicht überstandene noch zu übertreffen. Obgleich die Straßen fast ganz leer von Menschen waren, kam es ihm doch vor, als müsse er durch eine Spießrutenallee hämischer, neugieriger, boshafter Blicke hindurch, und erst als die Thüre des Privatkabinetts des Bürgermeisters sich hinter ihm schloß, atmete er wieder erleichtert auf.

Es war merkwürdig, welche Macht der stille, bescheidene Senator über des regierenden Bürgermeisters Herrlichkeit ausübte. Obwohl Herr Christoph Scheid fast nie in einer Ratssitzung das Wort ergriff, so wußte man doch, daß der Bürgermeister nie Maßregeln zustimmte, die Scheids Beifall nicht hatten, und oft reichte ein mißbilligender Blick seines Auges hin, die Ansicht des Oberhauptes der Stadt wesentlich zu modifizieren.

Dieser allen unerklärliche Einfluß bewährte denn auch an jenem Morgen seine Kraft. Nach einer kurzen Unterredung mit dem Senator kehrte der Bürgermeister vollkommen umgestimmt in den Sitzungsaal zurück. Die Purpurröte war aus seinem Gesichte gewichen, er bemühte sich wieder gutmütig und wohlwollend auszu sehen und erklärte nach kurzem Räuspern, daß er der Sache keine weitere Folge zu geben gedenke, da er den Alibibeweis für erbracht erachte.

Theodor Veit und David Walker führten Michel wie im Triumph die Rathaustrampe hinab, nicht ohne vorher seiner Herrlichkeit ein bedeutungsvolles: „auf Wiedersehen!“ zugerufen zu haben.



Einigung der Reichskleinodien in die Kapelle der Pfalz zu Hagenau.
zu Strahburg von H. Knadfuß.

IV.

Tante Valia ließ es sich trotz dieses Alibibeweises nicht nehmen, daß Michel die Hand im Spiel gehabt habe, und Doris schloß sich im stillen ihrer Ansicht an. Es befiel sie ein geheimer Schauer, wenn sie sich den Geliebten im Kampf mit verummten Gestalten und Gespenstern vorstellte, aber eine kleine Auflehnung gegen die Obrigkeit in Person des Nachwächters erfüllte sie durchaus nicht mit dem schuldigen Respekt. War doch auch sie eine Tochter ihrer Zeit; ihr kleines Köpfchen steckte voll Auflehnungsgedanken gegen den Zwang des Hergebrachten, und unter dem Panzer des Schnürleibes schlug ein Herz, das keinen Kleinmut kannte.

Nur eines wollte ihr an der Sache nicht gefallen. Wo immer sie von tragischen Geschichten und heldenmäßigen Unternehmungen gelesen hatte, überall war es Brauch und Sitte gewesen, daß der Liebende die Geliebte zur Vertrauten seiner Pläne machte, um aus dem Feuer ihrer Augen Mut und Begeisterung zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Fliedner, der Begründer von Kaiserswerth.

Geschilbert von seinem Sohne Fritz Fliedner.

Auf dem hohen, sonnenbeglänzten Friedhof in Stirling, dem kein Besucher der Hochlande vorbeigehen sollte, steht in der Mitte der herrlichen Denkmäler aus Schottlands Helbenzeit ein Sonnenzeiger mit der Umschrift: „Ich bin ein Schatten — du auch. Ich zeichne die Zeit. Du auch?“ *) Wem ist

*) I am a shadow — so art thou. I mark time; doest thou?

es in unserer schnelllebenden, entdeckungs- und erfindungsreichen, überproduktiven Zeit gegeben, seinen Stempel derselben unverlöschlich aufzudrücken? Einst predigte ich in Philadelphia; da kam eine Zuhörerin ein paar Meilen weit her, um den Sohn zu hören, weil sie vor einunddreißig Jahren den Vater eine halbe Stunde lang kennen gelernt und den Eindruck nimmer hatte vergessen können. Dieser Mann hat nicht nur allen, die mit ihm in Berührung kamen, trotz seiner Einfalt und Schlichtheit einen bleibenden Eindruck hinterlassen: er hat im wahren Sinne des Wortes die Zeit gezeichnet, und wohl nicht nur das Jahrhundert, an dessen Schwelle (21. Januar 1800) er in dem kleinen nassauischen Epstein geboren wurde. Sein Name und Ehrentitel ist:

Theodor Fliedner, durch Gottes Gnade Erneuerer des apostolischen Diakonissenamts in der evangelischen Kirche.

Als Vorfeier zum Jubeltage der fünfzigjährigen Gründung des ersten Diakonissenmutterhauses in Kaiserswerth am Rhein will das Daheim seiner besonders gedenken. Doch sollen diese Zeilen keine Beschreibung seines großartigen Wirkens enthalten; eine solche hat das Daheim bereits kurz nach seinem vor fast zweiundzwanzig Jahren erfolgten Heimgang (4. Oktober 1864) gebracht und die Erfolge desselben will es in einem anderen Artikel seinen Lesern vorführen. Fliedners kurzgefaßte, treffliche Lebensbeschreibung ist ferner eben in neuer Auflage erschienen. *) Nur einen Blick in Haus und

*) Verlag der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth. Pr.: 40 Pf.

Arbeit, eine persönliche Bekanntschaft mit diesem Großen im Reiche Gottes möchte ich daher heute den Daheimlesern ermöglichen, wenn ich gleich dem Wandsbeder Boten ein wenig Öl auf den Grabstein des Mannes gießen will, der nicht nur „mir von Segen trauerte“, dessen ganzes Wirken der evangelischen Kirche zum höchsten Segen gereichte.

Der Vater.

Die ersten Kindeserinnerungen knüpfen sich an die morgendliche Hausandacht und an die Abende in der bücher- und fächerreichen Studierstube. Der grundlegende und aufbauende Teil seines Lebens lag schon hinter ihm. Die Kollektentreise, durch welche der junge Pfarrer im Jahre 1823 seine dem Untergang nahe evangelische Gemeinde in Kaiserswerth am Rhein, in einem Winkel des alten Kur-Köln gelegen, rettete und fundierte, hatte seinem offenen Auge zugleich die Anfänge christlicher Liebesthätigkeit in Holland und England gezeigt. Rasch und energisch, wie er bis zuletzt war, begann er in dem nahen Düsseldorf den Gefangenen allsonntäglich zu predigen; dort gründete er im Verein mit Freunden, die er für die Sache zu erwärmen wußte, am 18. Juni 1826 die erste Gefängnisgesellschaft in Deutschland. Im Jahre 1833 schloß sich daran das Asyl für entlassene weibliche Gefangene und Magdalenen, Kaiserswerths erste Anstalt. Überzeugt von der besonderen Gabe des weiblichen Geschlechtes für die Armen und Kranken, durchdrungen von dem Gedanken, daß die apostolische Einrichtung der Diakonissen in der evangelischen Kirche wieder aufleben müsse, besprach er sich nicht mit Fleisch und Blut, kaufte im Jahre 1836 im Vertrauen auf den großen Schatzmeister, der ihn sein Leben lang nicht hat zu schanden werden lassen, ein Haus und gründete so die Diakonissenanstalt in Kaiserswerth am Rhein. Wie das Senfkorn zum Baume heranwuchs, der weit und breit seine schattenreichen Äste spreizte, wie die Mutteranstalt, von Tochterhäusern umgeben, innerlich und äußerlich erstarkte — das in dem oben-erwähnten Büchlein lebendig anzuschauen, wird keinen Leser gereuen. Die Arbeit in der Anstalt und die Reisen nach draußen, das unermüdete Werben für die große, heilige Sache, der er sein Leben gewidmet, die rastlosen, unverzagten und doch oft so beschwerlichen Kollektengänge, welche auch manche schwere Krankheit im Gefolge hatten, riefen ein Lungenleiden verbunden mit heftigem Husten hervor, welches den allzeit rührigen Arbeiter in den letzten Jahren fast ganz an seine Heimat und die dortigen Anstalten fesselte. Ein Blick in dieses deutsche Pfarrhaus am Rhein wird sicherlich niemand gereuen.

Vater pflegte regelmäßig um fünf Uhr aufzustehen, im Sommer wie im Winter, und erwartete von seinen Söhnen das gleiche. Hatten sie sich einmal verschlafen, und rief er nach der Bodenkammer hinauf, so flogen die Knaben mit beiden Füßen aus dem Bett. „Wie könnt ihr nur den schönen Morgen verschlafen? Morgenstund' hat Gold im Mund!“ war alles was er sagte. Allein sein Beispiel wirkte noch mehr als seine Worte. Wenn er anfang zu husten, wußten wir, daß er wach und aufgestanden war. Dann mußte es hurtig in die Kleider und ins Arbeitszimmer gehen, wo er uns bereits an der Arbeit zu finden erwartete, und von wo aus vielleicht der zuletzt gekommene festlich mit einem Fuß vortretend ihm den guten Morgen bot, während er das unbestrumpfte Bein weit nach hinten hielt, um es dem Blick des Vaters zu entziehen. Beim Frühstück war er nicht anwesend; zur Hausandacht um halb acht Uhr wurde er heruntergerufen. Nach dem Gesang kommt ein Kapitel der Bibel, so daß klein und groß der Reihe nach einen Vers lesen muß. Er konnte uns mitten im Lesen unterbrechen: „Siehst du nicht das Komma? — Lies noch einmal, da steht ein Punkt, da mußt du die Stimme sinken lassen.“ So benutzte er auch diese kurzen Minuten zur Unterweisung; seine Kinder sollten gut lesen lernen, denn „an dem Lesen erkennt man die Bildung.“ Das Schlußgebet sprach er stehend; nur wenn der Husten ihn hinderte, bat er Mutter, es an seiner Statt zu thun.

Nur kurze Minuten ließ ihm die Arbeit für seine Kinder

übrig. Wie hat er sie ausgenutzt! Während er bei Tisch die Korrespondenz und die Zeitung las, entging seinem Blick gewiß keine interessante Geschichte oder Anekdote, um die Kinder damit zu ergötzen. Sein Blick war uns freilich meist nicht so ergötlich. Bei der großen Mittagstafel, an der oft Fremde, immer eine Reihe Angestellter aßen und die Kinder wie billig am untersten Ende ihren Platz hatten, sah er das geringste, was bei ihnen vorging. Und ward es dort einmal zu lustig, so brauchte nur eins zu flüstern: „der Vater guckt!“ und sofort ward es mäuschenstill. Auf gute Haltung und Manieren hielt er sehr.

Er war ein strenger Vater, der die Rute nicht schonte, wenn die Jugendfröhlichkeit in ausgelassenes Toben ausartete, oder die Lüge das Kinderherz besaßte hatte. „So muß der Vater seinen Sohn strafen, wenn er böse ist,“ sagte betrübt die Mutter, als mein älterer Bruder die noch nach Wochen sichtbaren Striemen auf meinem Rücken bemerkte. Daß es ihm heiliger Ernst war mit der Gottesfurcht, mit der Selbstverleugnung und Bekämpfung des eigenen Willens, das haben manche Mitarbeiter, viele seiner geistlichen Töchter bei tief einschneidender Strafe und Warnung auf der Studierstube mit bitteren Thränen erfahren. Und so wie seine Kinder es nie vergessen können, wie er mit ihnen nach Bekenntnis und Strafe und Neue niederkniete und Gottes Beistand, „Kraft zu allen Zeiten, Schutz und Schirm wider alles Arge“ für sie erflehte, so ist für viele Hunderte dieses Zimmer eine Pforte des Himmels geworden.

Jeden Abend kamen seine Kinder, wie Orgelpfeifen eins hinter dem andern, zum Abendsegen in die Studierstube, einen Psalm oder einige Liebesverse aufzusagen. War es aber nicht ganz wörtlich gelernt oder stockten wir in der Mitte, so ward's nicht angenommen. Dann ward ein Abendlied gesungen: „Müde bin ich, geh zur Ruh!“ oder „Meinen Heiland im Herzen!“, zuweilen auch als besondere Vergünstigung ein Apfelsfeuer angezündet. Auf dem eisernen Ofendekel loderten getrocknete Apfelschalen in bläulicher Flamme, und die Kinder ringsum sangen mit heller Begeisterung Nonnes Vaterlandslied: „Flamme empor! Steige in lodern den Strahlen von den Gebirgen und Thälen glühend empor!“ (Da mag er oft seiner Studentenzeit gedacht haben, als er in den Jahren 1817 bis 1819 in Gießen und Göttingen mit jugendlicher Begeisterung an der neuen Geistesregung, welche sich besonders in den Burschenschaften ihre Stätte bereitet hatte, regen Anteil nahm, ohne sich doch in ihre politischen Wege zu verlieren.) Nachher gab es aus der „Mähmähschachtel“ (es war ein Lämmchen darauf) irgend ein Badwerk noch vom Christfest her, einen Kuchenmann oder einen Spekulationsvogel, von welchem der eine den Schwanz, der andere die Füße, der dritte den Schnabel etc. erhielt mit der ernststen Warnung: „Junge, nimm dich in acht, daß du dir nicht den Magen verdirbst!“ eine im Elternhause glücklicherweise schwer zu begehende Verirrung. — Tüchtiges, gründliches Lernen, ernste Arbeit, Treue im Kleinen, dann einfache aber um so vergnügtere Freudenfeste, die in frischen Gesang ausklangen, das war es, was er von seinen Kindern, und nicht nur den leiblichen, forderte, was er ihnen bot.

Alle Kopfhängerei oder „sauertöpfische Frömmigkeit“ war ihm im tiefsten Grunde zuwider. Einen fröhlicheren Vater, eine lustigere Kinderschar hat es nimmer gegeben. Das eine Mal troch er auf allen Vieren als Reittier; ein ander Mal mußten die Duben ihn fangen, und wenn sie endlich den langen Schlafrock erwischt, war dieser auch schon ausgezogen und über die Verfolger geworfen, daß sie übereinander purzelten. Oder es kam die Schar hinauf zum Abendlied, noch eifrig die gelernten Verse „überholend,“ als plötzlich die Thüre sich öffnete und der Vater mit einer großen Wasserschale erscheint (die seiner Krankheit wegen zur Luftfeuchtung diente), um die Kinder zu begießen, die mit jauchzendem Geschrei nun die Treppe hinunterkollern. Der erste Brief, den er mir von Ems schrieb, war ein langer Papierstreifen, auf dem als Antwort auf eine ihm berichtete ergötliche Geschichte dreizehnmal ha, ha, ha! stand. Ein andermal teilte der in den Ferien zu Hause weilende Sohn auf dem Spaziergang dem Vater

den Albumvers mit: „Unsre Freundschaft die soll brennen wie ein dickes Dreierlicht; Freunde wollen wir uns nennen, bis der Rater Junge krieget;“ ward aber kleinlaut unter dem Blick der Mutter, die deutlich solche Dummheit tabelte. Aber Vater blieb stehen und mußte so herzlich lachen, daß er ins Husten kam. Er ist ein fröhlich Kind all sein Leben lang geblieben.

Aber welchen Respekt stößte er uns zugleich ein! Weichlichkeit konnte er nicht leiden. Wie er selbst nicht ohne Beschäftigung sein konnte, so durfte keines um ihn müßig sein. Angefangene Arbeit mußte vollendet werden; er selbst ging mit gutem Beispiel voran; keine Arbeit war ihm zu gering, kein Werk zu schwer. „Du sollst, wie mir scheint, ein Padesel aller Welt sein,“ schrieb er mir einst; „nun so laß dir ruhig alles aufpassen, denn das ist unser Beruf.“ Seine Willigkeit zum Dienen befähigte ihn eben zum Erneuerer des christlichen Diaconates; auf eignem Vorgang und Beispiel beruhte sein großer erzieherlicher Einfluß.

Der Hirte und Lehrer.

„Christus hat etliche zu Aposteln gesetzt,“ sagt der größte Lehrer der christlichen Kirche, „etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werke des Dienstes, dadurch der Leib Christi erbauet werde.“ Ein treuer Hirte, nicht nur seiner Gemeinde, sondern jedes verirrtten Schäfleins, das ihm der Erzhirte in den Weg führte, ist Fiedner gewesen. Es ist nicht zufällig, daß die einzige Predigt, die er in Druck gegeben, „die besondere Seelsorge, eine hohe Pflicht der Pfarrer und Ältesten“ behandelt auf Grund des Textes: „So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde.“ Wie verstand er es, dem Einzelnen nachzugehen! „Wo steht geschrieben, daß das Verkündigen der Heilslehre von Christo bloß in der Kirche geschehen soll? Wie oft hat der Herr, wie oft haben die Apostel nur einem Einzelnen gepredigt!“ Nach diesen seinen Worten handelte er, siebenundzwanzig Jahre lang als Pfarrer in der evangelischen Gemeinde in Kaiserswerth, von 1822 an, dann noch fünfzehn Jahre als Pastor der Anstaltsgemeinde, welche eine eigene Parochie wurde. Ist doch auch die von ihm erneuerte Diaconie, das Werk des Dienstes an den Armen, Kranken, Gefallenen, nichts anders als die Nachfolge des guten Hirten, der sich der verlassenen und verlorenen Schäflein erbarmt. Die Zubereitung anderer zu solchem Dienst erfordert aber eine ganz besondere Lehr- und Erziehungsgabe, und diese hat Fiedner in hohem Maße besessen. „Wenn ich nicht ein Pfarrer wäre, möchte ich wohl ein Lehrer sein,“ pflegte er oft zu sagen. Er stand im Begriff, ein Examen für den höheren Unterricht abzulegen, als er ins Pfarramt berufen wurde. Seine Lehrgabe sollte der ganzen evangelischen Kirche zugute kommen. Wir denken dabei nicht nur an die vielen Hunderte von Kleinkinder- und Elementarlehrerinnen, die aus dem Kaiserswerther Seminar hervorgingen, oder an die segensreichen Erziehungsanstalten der Diaconissen in Smyrna, Jerusalem, Beirut, Bukarest, Florenz und Hildes, die von ihm ihre treffliche Organisation empfangen; sondern die Diaconissensache selbst dankt ihre Ausbreitung, ihren Erfolg nicht zum wenigsten der Erziehung, die er seinen Schwestern gab. „Was ich am meisten an Ihrem seligen Vater bewundere,“ sagte mir sein alter Freund, Pastor Passavant in Pittsburg, der das Diaconissenwerk nach Amerika verpflanzt hat, „ist sein Wirken nach innen. Es lag ihm nichts an äußerer Ausdehnung oder Erfolg; er verwandte seine ganze Kraft auf treue, tüchtige Ausbildung der vorhandenen Kräfte. Das brachte den äußeren Erfolg von selbst. Wir haben dies zu wenig beachtet. Wir haben Gebäude und Anstalten, die allgemeine Teilnahme fehlt uns nicht; eben ist uns in Milwaukee ein Haus mit Einrichtung und Garten geschenkt. Aber an tüchtigen, ausgebildeten Arbeiterinnen fehlt es.“

Gleich von Anfang an hatte Fiedner Unterrichtsstunden für die Schwestern eingerichtet. Abends ging er in die junge Pflanzschule der Diaconissen, unterrichtete, las und erzählte aus dem Reiche Gottes; während seiner Abwesenheit suchte er durch Briefe sie zu erziehen. Das Wort: Verba docent,

exempla trahunt,*) das er so oft seinen Kindern wiederholte, leitete ihn dazu, daß er ganz besonders durch Lebensbeschreibungen edler Männer und Frauen zu wirken suchte, in welchen auch seine liebste Unterhaltungslektüre von Jugend an bestand. Drum verfaßte er das Buch der Märtyrer und anderer Glaubenszeugen der evangelischen Kirche, das er dann in verkürzter Gestalt herausgab, damit man jeden Tag des Jahres sich an dem Leben eines Christen erbauen könne. Dabei besaß er selbst wie wenige die Gabe, das Unterrichten zu lehren. Die Lehrerin, welche den Kindern eine biblische Geschichte erzählen sollte, mußte sie abends vorher ihm vortragen; dann ging er in die Schule und hörte zu, wie sie's dort machte. Was er selbst sagte, war knapp, deutlich, anschaulich, und was er einmal erzählte, vergaß man nimmer. Um zu zeigen, wie Judas die Silberlinge in den Tempel geworfen, ward ein freilich nur mit Knöpfen gefüllter Geldbeutel in die Schultube geworfen; und als einst Claudius' Lied gesungen ward: „War einst ein Riese Goliath,“ und man an den Vers kam: „da fiel der große Esel hin, so lang und dick er war,“ ließ er sich unter Gepolter plötzlich zu Boden fallen, zu allgemeinem Gaudium. Die lebendige Beschreibung seiner Zwetschenreise, da er auf der Wanderung von Würzburg nach Nürnberg meist von Pflaumen lebte, und, weil ihm auf dem Heimweg das Geld ausging, bei seiner Ankunft in Frankfurt vom fürsorglichen Fuhrmann am Rock gehalten wurde, bis seine Schwester die Reiseschuld bezahlte, oder die Schilderung der vierwöchentlichen Reise durch Norddeutschland mit einem Goldstück als Behrpfennig, machte aus seinen Kindern begeisterte Fußgänger. Dabei verstand er es meisterhaft, die individuelle Entwidlung der Jüglinge zu fördern. Es war mir manchmal verwunderlich, daß er dem Jüngling, der in den Ferien vom Gymnasium oder der Universität in Waters Studierstube arbeitete, die Gegenwart bei mancherlei Verhandlungen innerer Angelegenheiten des Werkes gestattete. Jetzt danken ihm viele, daß er sie in seine reiche Erfahrung hineinwachsen ließ. Denn mehr als alles andere lehrte und erzog sein Beispiel. Seine Aufgabe stand ihm klar vor Augen. Er nennt einmal das Werk in Kaiserswerth eine „Anstalt, errichtet zum Besten der leidenden Menschheit.“ Voll und ganz hat er sich um des Herrn willen in den Dienst der elenden Brüder gestellt. Daher sein offener Blick für alle Schäden, daher die Mannigfaltigkeit seiner Anstalten, um auf allen Gebieten weiblicher Liebeshätigkeit zu helfen. Krankenhäuser und Versorgungsanstalten, Kleinkinderpflegen, Schulen und Erziehungsanstalten, Waisenhäuser und Pflege der Armen und Kranken in den Gemeinden, Mägdeherbergen und Mägdebildungsanstalten, Asyle, Magdalenenstifte und Rettungshäuser, Heilanstalten für Gemütskranke, Missionärskliniken und Seminare, Buchhandel und Landwirtschaft, alles dies wuchs aus derselben Wurzel hervor. Als er starb, zählte Kaiserswerth allein 425 Schwestern im Mutterhause und auf mehr als 100 auswärtigen Stationen in vier Weltteilen. In dem einen Jahre 1864 waren 26 000 Kranke, 8000 Kinder, im ganzen mehr als 80 000 Personen ihrer Pflege anvertraut. Und wer kann die Segensströme messen, welche durch die Erneuerung des Diaconissenamtes aller Orten sich ergossen! Auf dreißig war die Zahl der selbständigen Mutterhäuser gestiegen, und 1500 Diaconissen dienten dem Herrn in seinen hilfsbedürftigen Gliedern auf über 400 Arbeitsplätzen. Da war es kein Wunder, daß Fiedners Zeit und Kraft nicht reichte, so treu er sie auch auszunutzen verstand. Wie er sich im Dienste des Herrn verzehrte, war allen, die ihm nahe standen, ein in der That leuchtendes Beispiel. „Denn,“ sagte er einst einem Freunde aus der Schweiz, der ihn zur Schonung seiner Kraft aufforderte; „wir sind wie die Lichter; wir leuchten nur, indem wir uns verzehren.“

Der evangelische Christ.

„Dieser Jünger stirbt nicht.“ Das Wort gilt von allen, in denen Christus eine Gestalt gewonnen, auch wenn sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Jesu

*) Worte lehren, Beispiele ziehen nach sich.

Jünger war sein Ehrentitel. Wer kann trefflicher das Wesen der Diaconie der evangelischen Kirche schildern als mit den Worten, die er seinen Diaconissen bei der Einsegnung ans Herz legt: „Dienerinnen Jesu, Dienerinnen der Armen und Kranken um Jesu willen, Dienerinnen untereinander!“ Von Anfang an hat er seine Gabe und sein Werk in den Dienst seiner teuren evangelischen Kirche gestellt, Wunden zu heilen und zu verbinden; allein wo es sein mußte, war er auch unerschrocken im Kampf. Da er die Gerechtigkeit aus dem Glauben, ohne eigen Verdienst, als sein höchstes Gut schätzte, so war es ihm ein heiliges Anliegen, sie denen zu bringen, welchen Rom und der Papismus sie geraubt hatte. Noch klingt mir der fröhliche Ton in den Ohren, mit dem er eines Abends, als er gelesen, wie Italien (damals noch mit Ausnahme des Kirchenstaats) dem Evangelium geöffnet war, ausrief: „Nun wollen wir auch dem Papst auf den Leib rücken!“ Die Frucht dieses Gedankens war die Erziehungsanstalt in Florenz, der damaligen Hauptstadt Italiens. Vielen Kindern der böhmischen und mährischen Pfarrer und Lehrer, die oft kaum das tägliche Brot hatten, verschaffte er Unterricht und Erziehung, und nahm am Gustav-Adolf-Verein wie an aller Arbeit für die evangelischen Gemeinden in der Zerstreuung lebendigen Anteil nach dem Wort: „Sei wacker und stärke das andere, das sterben will.“

Drei Stüde treten in seinem Christenleben sonderlich hervor. Zuerst sein Eifer für das Reich Gottes. Gott hat ihm in seiner zweimaligen Ehe darin treue und für das Werk wohl vorbereitete Gehilfinnen gegeben. Die erste, Friederike, geborene Münster, gestorben am 22. April 1842, stand im Dienste der armen Kinder in Düsseldorf, als er sie heimholte. Sie wurde die erste Anstaltsmutter. Seine zweite Frau, Karoline, geborene Bertheau, aus einer Hugenottenfamilie, lernte er als Vorsteherin der weiblichen Abteilung des Hamburger Krankenhauses kennen. Von den neun Kindern erster Ehe gingen ihm sechs in die Ewigkeit voran, von den acht der zweiten eines, und eine erwachsene Tochter folgte ihm nach. Seine älteste Tochter, zuerst Vorsteherin der Heilanstalt für Gemütskranke, ward die Gattin seines Gehilfen und Nachfolgers, Pastor Düsselhoffs, die zweite Tochter, Diaconissin, ist die dritte Vorsteherin der Anstalt, der älteste Sohn ebenfalls dort Pastor und stellvertretender Vorsteher; von den anderen sechs Söhnen sind noch fünf Geistliche, einer Arzt, also auch „im Dienst der leidenden Menschheit.“ Fliedner hatte ein überaus glückliches Familienleben; allein seine Familie stand ihm erst in zweiter Linie. Gottes Reichs Sache war das erste. Nicht nur das eigene Ich, auch Weib und Kind mußten dann zurücktreten. Sie haben dabei nicht verloren. Der Trautext, den ihm der alte Pastor Rautenberg in Hamburg mitgegeben: „Die Leviten sollen kein Teil noch Erbe haben. Der Herr ist ihr Erbe!“ hat sich wörtlich erfüllt. Bei Fliedners Tode sorgten Freunde reichlich für Witwe und Kinder. Keine reichere, auch keine verantwortungsvollere Erbschaft konnte er den Seinen hinterlassen, als seinen Namen und sein Vorbild. Ein kaum vier Monate vor seinem Tode geschriebener Brief an seinen Sohn ist ein köstliches Zeugnis seines Geistes: „Da sitze ich Sonntag abend sechs Uhr an der grünen Bank, die Abendsonne spiegelt sich im Rheine und ich will dir meine Segenswünsche zu deinem Geburtstage schreiben. Was soll ich dir, was kann ich dir besseres wünschen, als daß der Segen des dreieinigen Gottes über dich komme, wie ein Strom, die Gnade unseres lieben Heilandes Jesu Christi, daß das Gefühl von deiner Unwürdigkeit und deiner unverdienten Erlösung von Strafe und Verdammnis dich zu seinen Füßen niederziehe voll Scham und Dank, und du dein Herz ihm ganz und gar übergebest; die Liebe des Vaters, daß dieser allmächtige Magnet dich immer mehr losreißt von der Selbstliebe und Weltliebe und das selige Gefühl der Kindschaft in dir erwecke und stärke; und die Gemeinschaft des heiligen Geistes, daß dieser Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht dich halte und durchbringe, daß du ernstlicher und anhaltender den Kampf gegen Fleisch und Welt und Sünde und Teufel kämpfst und das Feld behaltest. So leide dich denn, mein lieber Sohn,

als ein guter Streiter Jesu Christi! Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht. Aber im Kampfe wächst der Mut, wie die Perlen in gesalzener Flut.“

Das zweite Hauptstück seines Christenlebens war seine herzliche, aufrichtige Demut, die aus dem anhaltenden, innigen Gebetsumgang mit Gott geboren und dadurch vertieft wurde. Darin beruhte das Geheimnis seines beispiellosen Erfolges. Gott kann oft seine Kinder nicht mit so reichem Segen überschütten, wie er gern thäte, weil sie leicht hochmütig werden und ihrem Eifer und Talent zuschreiben, was Gott gethan hat. Fliedner kannte diese Gefahr und floh sie. Eine hochgestellte Besucherin der Anstalten sprach ihm ihre Bewunderung aus über seine „großartigen Schöpfungen.“ „Der Mensch kann nicht schaffen,“ war seine kurze Antwort, „das hat sich Gott allein vorbehalten.“ Als sie fortfuhr zu loben, stand er auf und verließ sie mit den Worten: „Wissen Sie, was Sie sind? Sie sind eine Giftmischerin.“ Er wußte, daß Menschenlob das Mark eines Gotteskinds vergiften kann. Im echt evangelischen Glauben an die allein seligmachende Gnade ist er heimgegangen. Unter seinen letzten Worten waren die: „Wie selig, solchem Herrn zu dienen, der unser Sündentilger ist! Mein einziger Wahlspruch bleibt: Hier kommt ein armer Sünder her, der gern ums Lösgeld selig wär.“ Und mit süßem Lächeln setzte er hinzu: „Gottlob, daß dies mein einziger Wahlspruch ist.“

Endlich aber war sein ganzes Leben ein lauttönendes Loben und Danken, das auch keine Trübsal unterbrach. In das Gesangbuch seiner seligen Frau, das er seiner Tochter schenkte, schrieb er am Tage nach ihrem Tode: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen? Sollt' ich ihm nicht dankbar sein? Alles Ding währt seine Zeit; Gottes Lieb in Ewigkeit! Dies gern und mit Gebet darin und lerne daraus so fröhlich dem Herrn Jesu lobsingern, wie deine verklärte Mutter, die nun steht vor seinem Throne und ihm dienet und lobsinget in Ewigkeit. Dein weinender aber doch Gott lobender Vater.“ Er betete stets, daß Gott ihn dankbarer machen möchte. Darum durfte er auch erfahren: „Je mehr man dankt, desto mehr bekommt man zu danken.“ Sein ganzes Herz liegt in den köstlichen Zeilen, die er auf einer der letzten Reisen für seine teure Frau dichtete.

Ihr güldenen Fäden der göttlichen Liebe,
Die ihr mir das Dunkel und wilde Getriebe
Des flutenden Lebens stets lieblich erleuchtet,
Mich herrlich geführt, wenn's auch schrecklich gelehret:
O lehret mich fallen auf betende Kniee,
Anbeten und preisen, daß du so viel Mühe,
O Vater, so oft schon hast an mich gewendet,
Mit großer Geduld mir Heil, Segen gesendet.
O laß sie mich sehen, laß sie mich halten,
Die Fäden von deinem allmächtigen Walten!
Nicht heut nur, nein, morgen, und immer und immer
Erglänzt mir ihr leiser und seliger Schimmer.
Dann wird, ob die Leiden von innen und außen
Die jagende Seele wild, finster umrausen,
Sie doch nicht verzagen, nicht allzu hart klagen,
Im Glauben sich freuen, zum voraus Dank sagen.

In Loben und Danken klang auch in den letzten Leidens-tagen sein Leben aus: „O wäre jeder Puls ein Dank, und jeder Odem ein Gesang!“ Sein letztes Wort war: „Todesüberwinder, Sieger!“ und billig stand über der Pforte, aus der die Hülle seiner Wallfahrt hinausgetragen wurde: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“

Fliedner hat der barmherzigen Samariterliebe, wie kaum einer vor ihm, Bahn gebrochen. Denn gleich jenem Knaben, welcher dem durch dichten Schnee hindurch vorangehenden Vater zurief: „Ich komme schon nach; denn ich setze meine Füße immer in deine Fußstapfen;“ so find ihm viele geistliche Söhne und Töchter nachgefolgt, auf dem Pfad demüthiger, helfender Nächstenliebe, den er gebahnt, und haben, nicht aus seinen Werken, vielmehr aus seinem Leben und Wirken, den Ruf vernommen: „Seid meine Nachfolger, gleichwie ich Christi.“

Noch einmal Franz Liszt.

„Wir werden niemals seinesgleichen sehen“ — diese Klage hallt aus all den Nachrufen, Gedenkworten, Erinnerungsblättern wieder, welche der Hingang des merkwürdigen Künstlers hervorgerufen hat. Das Wort hat seine volle Berechtigung, wenn man dabei den ganzen Liszt im Auge hat, denn selten wird es einen Künstler geben, der wie er, den vollendeten Virtuosen mit dem vielseitig gebildeten, schaffenden Meister und dem ritterlichen Menschen in seiner Person vereinigt. Aber jenes Wort gilt ganz besonders von der phänomenalen Erscheinung des Klavierspielers Liszt, und wehmütig berührt alle, die das Glück gehabt haben, einmal dem Spiele dieses Mannes zu lauschen, der Gedanke, daß das nun für immer vorbei sein soll, daß nur noch die Erinnerung die Eindrücke festhalten und weitergeben kann, welche das wunderbare Spiel in jedem Hörer hervorrief.

„Thalberg ist der erste, Liszt aber der einzige“ — so bezeichnete man in den Pariser Salons treffend und schlagend das neue, was in dem damals kaum vierzehnjährigen „petit Liszt“ frappte und überraschte: das war nicht die vollendete Meisterschaft in der Technik — wer konnte darin einen Thalberg übertreffen, dem die Töne wie leuchtende Perlen unter den Fingern hervorquollen! — sondern das war der faszinierende Zauber der Unmittelbarkeit, die geistige Beseeltheit des Vortrags, welche demselben freilich das Gepräge des durchaus Persönlichen aufprägte, aber dafür die zündende Frische einer unmittelbaren Offenbarung des künstlerischen Wert unter Anteilnahme des ganzen Selbst nachschaffenden Geistes verlieh.

Nicht unbedingte Billigung hat die Subjektivität des Lisztischen Spiels gefunden. Als er einst auf dem Landhause der George Sand in dem erlesenen Kreise, den diese merkwürdige Frau um sich versammelte, ein Chopinsches Nocturno vortrug und dasselbe ins Lisztische überlegte, da war der anwesende Komponist keineswegs zufrieden, er unterbrach ihn und sagte: „Ich bitte dich, lieber Freund, wenn du mir die Ehre erweistest, etwas von meinen Kompositionen zu spielen, so spiele sie entweder so, wie sie geschrieben sind, oder spiele etwas anderes!“ — worauf Liszt meinte: „Eh bien, so spiele selbst!“ Man darf es ja auch als oberste Regel festhalten: daß der Künstler das Werk spielen soll, nicht sich selbst — aber wer will es einem Genius verargen, wenn er im Gefühl der eigenen Kraft eben das ihm selbst Kongeniale in dem Werke des Tonbilders einseitig auf sich wirken läßt, wenn das eigene Empfinden ihn fortreißt. Mit Recht charakterisiert Robert Schumann Liszts Spiel mit den Worten: „Das Instrument glüht und sprüht unter seinem Meister — es ist nicht mehr Klavierspiel dieser oder jener Art, sondern Aussprache eines kühnen Charakters überhaupt, dem zu herrschen, zu siegen das Geschick einmal statt gefährlichen Werkzeugs das friedliche der Kunst zuteilte.“ Liszts Spiel hatte immer etwas von der Improvisation an sich, er gab immer sich selbst, sein augenblickliches Sein und Empfinden, die Wirkung des Kunstwerks, das er vortrug, auf sein eigenes Wesen. Das schloß keineswegs die Fähigkeit aus, mit dem feinsten Zartfönn in die Eigenart, in das Auffassen und Empfinden eines andern einzugehen. Das hat er einmal gerade dem Künstler gegenüber bewiesen, den er ein andermal durch das Hinein-

tragen Lisztischer Eigentümlichkeit in seine Komposition unfreiwillig gedrängt hatte. Es war gleichfalls im Salon der George Sand. Man bat Chopin, zu spielen. Um sich ganz dem Eindruck des von träumerischer Melancholie durchhauchten Chopinschen

Spiels hingeben zu können, löschte man die Lichter aus und zog die Fenstervorhänge zu. In dem Augenblicke, da Chopin sich ans Klavier setzte, raunte Liszt demselben etwas ins Ohr, Chopin setzte sich seiltab auf einen Lehnstuhl, und an seiner Stelle spielte

Liszt, so treu der Eigenart des Freundes folgend, daß niemand die Täuschung merkte, bis die Lichter wieder angezündet wurden. Die Pariser Causerie weiß zu erzählen, daß Liszt damals mit seinem Lächeln zu denen, die ihre Verwunderung äußerten, gesagt habe: „Nun bin ich einmal Chopin gewesen, aber — kann Chopin auch Liszt sein?“ Er wußte ja wohl, daß der feinsinnige Poet am Klavier, dessen eigenartige Größe keiner williger und freudiger gefeiert hat als Liszt, doch nicht an die alle Register und Stile beherrschende Vielseitigkeit hinanreiche, über welche der „Paganini des Pianoforte“ gebot.

Es läßt sich denken, daß der Zauber des Lisztischen Spiels am mächtigsten wirkte im engsten Kreis von gleichgestimmten Künstlern: hier, wo Liszt sich in den feinsten Wendungen verstanden fühlte, wo er selbst im Spielen Eindrücke und Anregungen empfing, wo der Rapport zwischen dem Gebenden und dem Empfangenden ein besonders lebendiger und inniger war, gab der im Spiele dachtende Meister gewiß sein Bestes und Tüchtigstes. Solch einen Kreis führt uns die Zeichnung des Malers Kriehuber vor: am Pianoforte Franz Liszt — die Haltung schon läßt erkennen, daß Hände und Finger völlig im Dienste des künstlerischen Gebankens, der dachtenden, sich frei ergebenden Eingebung stehen. An der einen Seite des Flügel steht mit verschränkten Armen Meister Czerny, Liszts Lehrer: wunderbar, vielleicht auch verwunderlich mögen ihn, den Erben und Hüter der Wiener klassischen Epoche, die „Offenbarungen“



Jugendporträt Liszts. Nach einer Zeichnung von B. Kaulbach gestochen von C. Gonsenbach. Verlag der Kunsthandlung von Mey & Widmeyer in München.



Malcr Kriehuber.

Berlioz.

Czerny.

Liszt.

Ermst.

Eine Matinee bei Liszt in Wien im Jahre 1846. Nach der gleichzeitigen Darstellung von Josef Kriehuber.

seines großen Schülers berührt haben, der alle Fesseln der Konvention abgestreift hatte und im Dienst der musikalischen Idee durch die Tasten stürmte. Verständnißvoll sieht Hector Berlioz auf den Spieler: ihm, dem geistreichen, ja bizarren Neuromantiker spielt er ja aus der Seele, das ist seines Geistes Frucht — durch die Berührung mit Berlioz ist „le petit Liszt“ der große Liszt, der Vater der modernen Romantiker geworden, von Berlioz hat er dazu den Anstoß, die Ideen empfangen. Hinter Liszt sehen wir den Komponisten der vielgespielten „Elegie“, den berühmten Violinisten Ernst — links, in tiefes Sinnen versunken, lauscht der Maler, der dieses Zusammensein durch seinen Stift festgehalten hat. Damals schrieb man 1846: also war Liszt fünfunddreißig Jahre alt, auf der Höhe seines Künstlererlebens.

Nur einmal war es dem Schreiber dieses vergönnt, Liszt zu hören. Eine mit Recht gefeierte Pianistin hatte eben dem anwesenden Meister zuliebe den von Liszt auf das Klavier übertragenen „Karnaval von Venedig“ vorzutragen und die Zuhörerschaft durch ihr Spiel hingerissen. Auf allgemeines Andringen setzte sich endlich der Meister selbst an den Flügel, spielte daselbe Stück, aber unter seinen Händen ward's ein völlig neues. Wenn man den Spielenden ansah, dessen Auge sich träumerisch sinnend über den Flügel hinweg in die sich eben niederlassenden Abendsschatten draußen verlor, so wußte man: hier ist ein Dichter, ein echter Rhapsode, der durch die Töne mit uns reden will. Gedachte er bei den Tönen des „Karnavals“ des Geigerkönigs, dessen zündende Erscheinung ihn einst zur Kunst zurückgerufen hatte? Wer will es sagen? Jedem sagten diese Töne etwas anderes, jedem eben das, was auf dem Grunde gerade seiner Seele ihm unbewußt schlummerte: denn es ist der Segen der hohen Musik, daß sie nicht durch Begriffe und Worte doziert und predigt, sondern in den Grund der Seele eindringt, das Geheimleben derselben aufrührt, gleichsam an die Oberfläche des Bewußtseins drängt, um es in das Gleichmaß der Harmonie zurückzunehmen.

Mag der enthusiastische Jüngling von damals in die Töne weit mehr hineingeheimnist haben, als der Spieler selbst sich dabei dachte — schon die geistige Berührung mit einem Genius bleibt unvergänglich und wehmütig klingt's durch die Seele: „Wir werden niemals seinesgleichen sehen.“

Das Raumburger Kirscheft.

Von Fritz Klien.

Es war an einem prächtigen Himmelfahrtsmorgen, als ich in Begleitung meines Vaters das schöne Saalthal zwischen Sulza und Raumburg durchfuhr. Leuchtenden Auges schaute ich in die sonnige Landschaft, in welche der Lenz soeben seinen Einzug gehalten hatte. Auch in meinem Herzen blühte ja der Frühling. Vor einigen Tagen zum Offizier befördert, eilte ich meinem Eintritt in das Leben entgegen und die Landschaft, welche je mehr wir uns Raumburg näherten immer lieblicher wurde, schien mir wie ein glückverheißendes Bild der eigenen Zukunft.

Und Raumburg hat das gehalten, was es mir am Tage meiner Ankunft versprochen. Auf sechs glückliche Jahre meines Lebens, ebenso reich an geistiger Anregung wie an geselligen Freuden, blicke ich zurück.

Welch allerliebste Abwechslung war es z. B., wenn man nach des Tages Last und Hitze zu Fuß, zu Wagen oder mit dem Dampfboot nach dem nahen Rösen eilte und dort die Ungebundenheit des Badelebens in vollen Zügen genoß. Mit der Anspruchslosigkeit der Jugend amüsierte man sich im „Ruchengarten“ oder im „Blutigen Knochen“, wie das Gasthaus zum „mutigen Ritter“ mehr drastisch als schön von uns Jungen genannt wurde, ebenso wie ein anderer in Hamburg oder Wiesbaden. Wie viel Scherz und Kurzweil bot die Rückfahrt mit dem nächtlichen Bummelzug, welchem die eifrigsten Tänzer und Verherrlicher der Reunion jedesmal zum Opfer fielen. Je nach der gerade herrschenden Stimmung bekamen die Wartesäle des Bahnhofs das Aussehen einer feistlichen Halle oder eines großen improvisierten Schlafgemachs.

Nachte der Herbst, so wurden die öffentlichen Weinberge oder die kleinen Besitztungen befreundeter Familien das Ziel anmutiger Spaziergänge. Trauben selbst gepflückt und durch eine tüchtige Bewegung verdient schmecken doch ganz anders, als wenn sie uns nach luxuriösem Mahl auf silberner Platte geboten werden.

Als der Glanzpunkt des Raumburger Lebens muß aber doch in seiner Eigenartigkeit und Harmlosigkeit das berühmte Kirscheft angesehen werden.

Die Veranlassung zu diesem Volksfest fällt in jene Zeiten, wo sich bereits die Sage mit der Geschichte zu mischen beginnt und es dem Forscher schwer macht, die Wahrheit von der Dichtung zu unterscheiden. Das lustige Kirscheftlied:

„Die Hussiten zogen vor Raumburg.“

welches man als Kind sang, erzählt den Vorgang in erschöpfender Weise und gerade so lebt er in dem Gedächtnis jedes echten Raumburger Kindes. Zur Zeit der Hussitenkriege soll der wilde Prokop, der bedeutendste Führer der böhmischen Glaubensstreiter, auch vor das damals noch befestigte, blühende Raumburg gerückt sein und es von allen Seiten eng eingeschlossen haben. Auf der Vogelwiese, dicht vor den Thoren der Stadt, stand der Sage nach das Zelt des gewaltigen Kriegers. Das Entsetzen und die Not der Stadt stieg von Tag zu Tag und schon war man gewillt, den fanatischen Horden die Thore zu öffnen, als ein braver Schulmeister auf den Gedanken kam, mit seinen Kindern auszugehen und den Prokop zu bitten, von der schwer heimgesuchten Stadt abzulassen. Der harte Krieger zeigte sich denn auch in der That als ein großer Kinderfreund. Freundlich hörte er die Bitten der Kleinen an, beschenkte sie mit Kirschen, welche er wohl schwerlich, wie es im Liede heißt, zu kaufen sich bewogen gefühlt haben wird, und was die Hauptsache war — er hob die Belagerung auf.

„Kommandierte rechts um lehrte
Hinterwärts von Raumburg.“

Was an der Darstellung wahr ist, wer will es entscheiden; aber ein eigener Zauber liegt in dieser Sage. Spricht sie nicht für die unwiderstehliche Macht unschuldiger, freundlich bittender Kinderaugen, zeigt sie nicht, wie Gott auch in den Schwachen mächtig ist?

Ist infolge dessen auch das Kirscheft in erster Linie ein Vergnügen, welches von so und so viel Kinderherzen mit Ungeduld herbeigesehnt und mit Jubel begrüßt wird, so finden doch auch die Erwachsenen, vor allem die zahlreichen Jünger der Jurisprudenz und die jungen Offiziere ihre volle Rechnung bei der allgemeinen Freude.

Lange vor Beginn des Kirschefts entfaltet sich auf der Vogelwiese, einem nicht allzugroßen, länglich-viereckigen Platz in nächster Nähe der Stadt, eine emsige Thätigkeit. Karussells, Würfelbuden, Restaurationszelte, Menagerieen wachsen aus dem Boden empor und ein nicht Eingeweihter ist versucht zu glauben, daß sich hier ein ganz gewöhnlicher Jahrmarsch zu entwickeln im Begriff steht. Aber bald erhält der Platz durch lange Reihen von sich eng aneinander schließenden kleinen Zelten ein anderes Gepräge. Die betrübliche Thatsache, daß alles Volkstümliche in Tracht sowohl wie in Sitten und Festlichkeiten immer mehr in den Bogen des modernen Lebens untergeht, muß leider auch hier festgestellt werden. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es der Stolz jeder alteingesessenen Raumburger Familie, ihren festen angestammten Zeltplatz auf der Vogelwiese zu haben. Von der Güte des Platzes konnte man einen fast untrüglichen Schluß auf das Alter und das Ansehen der betreffenden Familie ziehen. In dem leinenumspannten kleinen Raum wurde alsdann während der acht-tägigen Dauer des Kirscheftes eine allerliebste kleine Häuslichkeit improvisiert, an deren Segnungen jeder uneingeladen teilnehmen konnte, der mit den Zeltbesitzern in irgend welchen Beziehungen stand. Leider ist dies anders geworden, die Reihe der Zelte wurde von Jahr zu Jahr kleiner und manches der lustigen Häuschen, welches noch vor kurzem eine Fülle echt Raumburger Kirscheftjubiläum in sich barg, schützt jetzt vielleicht im Manöver brave Krieger vor Nässe und Frost. Fast nur noch der kleine Bürger und das Referendarat läßt sich die Pflege des alten Kirscheftlebens angelegen sein und ihnen ist es zu danken, wenn diese ehrwürdige Erinnerungsfeier noch nicht auf den Standpunkt eines gewöhnlichen Jahrmarschs herabsinkt. Wie unterhaltend ist es, abends die Zeltreihen entlang zu schreiten und das Leben und Treiben in dem erleuchteten, geschmückten Innern zu beobachten. Während man

in einem Zelt noch mit Emsigkeit und einer der Wichtigkeit dieses Aktes angemessenen Stille die leiblichen Bedürfnisse befriedigt, ist man in dem zweiten schon bei dem Zustand des gemüthlichen Plauderns angelangt oder hat in einem dritten jenen Höhegrad der Freude erreicht, der uns das gefüllte Glas in die Hand drückt und uns zu einer Rede begeistert, deren Inhalt die Versicherung, gänzlich unvorbereitet zu sein, überaus glaubhaft macht.

Der wichtigste und wenn man so sagen darf, offizielle Teil des Festes ist der Auszug der Kinder. Schon am frühen Morgen des Kirchfestsonntags sieht man die Straßen durch festlich gekleidete, fröhliche Kinderscharen belebt. Jede Größe, jedes Alter, jeder Stand ist vertreten. Besonders die kleinen Mädchen sind niedlich anzuschauen. Mögen sie ein elegant gesticktes Pikeeröschchen tragen, oder ein gewaschenes Rattunfährchen, alle sind sie frisch und sauber, alle haben sie Blumenkränze im Haar und helle Festesfreude auf dem Antlitz. Nach Schulen geordnet, versammeln sich die Kinder auf dem Markt und marschieren nach der Hauptkirche, woselbst ein kurzer Gottesdienst stattfindet. Nun kommt der Hauptakt, der eigentliche Auszug der Kinder. In langen Reihen quillt unter den Klängen der Musik die Schar der Kleinen aus dem Jakobs-*thor* hervor, an der Spitze der Magistrat und die Vertreter der Bürgerschaft. Zuerst kommen die Knaben mit ihren Schul-fahnen und den dem Palladium zur Seite marschierenden, würdevoll dreinschauenden Chargierten, alsdann die Mädchen, von den größeren, die es eigentlich ein wenig unter ihrer Würde halten, noch im Zuge zu sein, an bis zu den kleineren, die sich untereinander angefaßt halten, und den ganz kleinen, die noch auf dem Arm getragen werden. „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein,“ muß man unwillkürlich denken, wenn man die schier kein Ende nehmende kleine Schar an sich vorüberziehen läßt, „es wird dir auch künftighin nicht an Bürgern und Soldaten und an tüchtigen Hausfrauen und Müttern fehlen.“ Auf der Vogelwiese angekommen, schließen die Kinder einen großen Kreis. Jedes bekommt zur Erinnerung an den splendiden Prokop sein Häuflein Kirschchen und hört andächtig zu, was für eine große Rolle seinesgleichen einmal früher gespielt hat. Und nun beginnen unter Leitung der Lehrer jene Spiele, die trotz ihrer Einfachheit und geringen Abwechslung das Herz des Kindes so gefangen nehmen, daß es darüber, was viel sagen will, sogar Essen und Trinken vergessen kann. Zeigen sich Erwachsene inmitten dieser kleinen Welt, so sehen sie sich plötzlich von einer Kette jubelnder Kinder eingeschlossen und nur ein freundliches „Bitte, bitte,“ vermag den Bann zu lösen. Wehe demjenigen, der entgegen dem alten Brauch versucht, die Kinder mit Scheltworten hinwegzutreiben. Mit unglaublicher Geschwindigkeit verdoppeln und verdreifachen sich alsdann die Ringe, und entschließt sich der Unglückliche, der die Vorrechte der Kinder an einem Tage, wie am Kirchfest, nicht anerkennen wollte, nicht noch nachträglich zu einer Bitte, dann wird er seine Quälgeister überhaupt so bald nicht wieder los und bleibt für den ganzen Tag ihr „Altenpiegel,“ wie der Plattdeutsche sagt.

Die übrigen Tage der Kirchfestwoche haben freilich kein so lebhaftes Gepräge wie der erste. Man beschränkt sich darauf, gemüthlich in seinem Zelt zu leben, die zahlreichen Restaurationen zu besuchen, und genießt im allgemeinen die sich bietenden Jahrmarktsfreuden. Der Sammelpunkt der jungen Welt ist aber zu jeder Zeit das große Referendarienzelt. Zur Zeit des Kirchfestes bildet nämlich das Naumburger Referendariat einen förmlichen kleinen Staat im Staate. Ganz bestimmte Geseze und Gebräuche überliefern sich von Generation zu Generation und werden mit gewissenhafter Treue gepflegt. Der alte, brave Prokop, der über dem Zelt in herrlichster Farbenpracht prangt, ist der fingierte König dieses Staates. Er hat seine Minister, den jedes Jahr gewählten Vorstand, seine Polizei — den ebenfalls gewählten Büttel, ja sogar seine eigene Presse — die Kirchfestzeitung. Die spaßhaften Ereignisse des verflossenen Jahres werden hier in Wort und Bild durch bis dahin wenig bekannte Talente der Nachwelt

überliefert und manche Perle von Witz und Humor ist in diesen Blättern zu finden. Im allgemeinen führt aber Se. Majestät Prokop ein mildes und lustiges Regiment. Nur wenn ein zum Eintritt Unbefugter sich in sein Reich verirrt, waltet der Büttel mit komischer Würde seines Amtes. Zu einem höchst erfreulichen Ereignis gestaltet sich dieser Zwischenfall aber dann, wenn die Widerseßlichkeit des Eindringlings eine Verstärkung der Polizeigewalt aus den Reihen der Zeltinsassen nötig macht.

Dient der Kirchfestsonntag hauptsächlich den Kindern zur Freude, so ist der darauf folgende Freitag der Hauptfesttag für die Erwachsenen. In den beiden großen Sälen des Schützenhauses findet Tanzvergnügen statt. In die Nacht hinaus klingen die munteren Weisen, das Jauchzen der Tänzer, das Abklatschen der Ordner. Auch den jungen Leuten aus der ersten Gesellschaft macht es großen Spaß, sich einmal unter die Tanzenden aus den niederen Volksschichten zu mischen oder von oben dem bunten Treiben zuzusehen. Das ewig-Weibliche zieht uns eben hinan in jeglicher Gestalt. Und wahrlich! Es verlohnt sich in Naumburg sich hinanziehen zu lassen. Wer, wie ich, sechs Jahre daselbst verlebt hat, der kann leuchtenden Auges zugestehen, daß der alte Reim:

„In Sachsen, in Sachsen,
Wo die schönen Mädchen wachsen“

für Naumburg seine volle Berechtigung hat.

Auch für das Referendarienzelt ist der Freitag der Haupttag. Verehrer Naumburgs und des Kirchfestes — und außer mir gibt es deren noch viele im lieben Vaterland — eilen, wenn sie nicht allzufern sind, zu diesem Tage herbei. In dem geräumigen Zelt, ja sogar vor demselben sind lange Tische aufgeschlagen, und was zur Justiz gehört oder mit ihr in geselliger Verbindung steht, versammelt sich an denselben zu fröhlichem Thun. Der Kanzler des kleinen Reichs, der erste Vorsitzende, verliest nach altem Herkommen die Thronrede. Er gibt darin einen Überblick über das vergangene Jahr, streift in humoristischer Weise die kleinen Begebenheiten in der Stadt und in der Gesellschaft, und selten wohl hat sich eine Thronrede eines so allgemeinen frenetischen Jubels zu erfreuen. An die Thronrede schließt sich ein regelmäßiger Kommerz und gegen Mitternacht der feierliche Umzug. Paarsweise geordnet, mit Lampions und Fackeln bewaffnet, so setzt sich der Zug unter Vorantritt der Musik in Bewegung. Aus hundert jugendlichen Kehlen schallt das alte Kirchfestlied gen Himmel:

„Die Hussiten zogen vor Naumburg“

und die umstehende Menge fällt jubelnd ein. Daß es hierbei an kleinen übermüthigen Scherzen nicht fehlt, läßt sich denken. Den neugierigen Zuschauern werden z. B. plötzlich die Lampions dicht vor das Gesicht gehalten, welche kleine Aufmerksamkeit von den Männern meist durch einen kräftigen Fluch, von den weiblichen Wesen aber durch ein die allgemeine Freude steigernes Gefreisch beantwortet wird. Nach vollendetem Umzug werden die Fackeln vor dem Zelt unter den feierlichen Klängen des „Gaudeamus igitur“ verbrannt und es wird erzählt, daß hierbei schon manch ein Hut, welcher sich von seinem Besitzer unfreiwillig getrennt, den Flammentod erlitten habe. Aber auch darin zeigt sich das Kirchfest als ein echtes und rechtes Volksfest, daß nie ein Mißton die allgemeine Festesfreude trübt.

Allmählich leert sich die Vogelwiese und im Referendarienzelt wird es still. Der Platz, noch vor kurzem von jubelnden Menschen bedeckt, liegt dunkel und öde da. Nur noch einige unverbesserliche Nachtschwärmer wandern der Stadt zu und aus ihren schon etwas angegriffenen Kehlen tönt es:

Und zu Ehren des Mirakel
Ist alljährlich ein Spektakel,
Das Naumburger Kirchfest,
Wo man's Weib in Zelten läßt.
Hurra! Vittoria!



Begrüßung des Kaiser Wilhelm durch die elsässische Landbevölkerung
Freskogemälde in der Bahnhofshalle

Neu-Pompeji.

Vor etwa dreißig Jahren ging ein Dominikanermönch, namens Radente, durch die Straße della Sapienza in Neapel und stand dort vor einem Antiquitätenladen still, in welchem sich auch allerlei Heiligenbilder befanden. Dergleichen Läden findet man überall in der Stadt zu Hunderten, namentlich in der Altstadt. Alles Mögliche und noch mehr ist dort — ein seltsames Chaos im engen, dunklen Raum und vor demselben auf der Straße aufgehäuft, Heiliges und Unheiliges, alte Weinflaschen und kleine Heiligenstatuen, bunte, oft schmutzige Heiligenbilder und abgesetzte Kleidungsstücke, Stricke, Blechwaren aus unvordenklichen Zeiten, schwerverletzte Hüte, zerrissene Bücher, verrostetes Eisenwerk, Küchengeschirr, Weingläser, Messer ohne Hefte, Schuhe ohne Sohlen etc., und der staunende Beschauer begreift nicht, wie die Inhaber solcher Magazine zumal bei einer enormen Konkurrenz ihr Leben fristen. Vor solch einem Laden stand Radente still, denn es war ihm ein Bild aufgefallen, welches die Madonna als Geberin des Rosenkranzes darstellte. Dieses Bild interessierte ihn speziell, hatte doch einst, so sagte ihm sein Lehrer, die Madonna dem St. Dominikus den Rosenkranz (Rosario) überreicht. In seiner Zelle fehlte ein Bild dieser Art, er kaufte also dasselbe, zahlte den Preis von vier (schreibe vier) Frank und trug seinen Schatz seelenfroh heim. Ein Kunstwerk hatte er nicht erworben, das wußte er, aber was kümmerte ihn die Kunst? Er wollte nur ein Bild für die Erregung seiner täglichen Andacht. Er ahnte nicht, welchen Schatz er besaß, und ebenso

wenig ahnte der obsture Maler, welcher dieses Bild mehr bunt, als schön gemalt hatte, welchen Ruhm sein Bild erlangen würde.

Etwa zehn Jahre hindurch war dies Bild in der einsamen Zelle des großen Dominikanerklosters zu Neapel, da geschah etwas, was Radente nicht für möglich gehalten. Es war 1865 im Oktober, dem Vorabend des Rosenkranzfestes, welches damals mit großartigem Pomp alljährlich gefeiert wurde. Zu genanntem Feste fand nämlich eine gigantische Prozession statt. Die Dominikaner trugen dann die Statue ihrer Madonna, etwa 40 000 Menschen folgten, ein Regiment Soldaten pflegte den Zug zu begleiten und in alten Zeiten mußten sogar die Kanonen des Castello nuovo diesen Zug begrüßen. Am Vorabend dieses Festes hatten sich also die Dominikaner zum Vespertgottesdienst in ihrer Kirche versammelt. Da erschien im Kloster ein Beamter der Regierung und befahl auf Grund des Gesetzes über die Aufhebung der Klöster die sofortige Räumung des Klosters. Der Befehl lautete: „Binnen vierundzwanzig Stunden.“ — Das war hart für die Mönche, aber kein Remonstrieren half, in genannter Frist ward die Räumung ausgeführt und mit Thränen im Auge verließ Padre Radente, sein Bild unterm Arm, die geliebte Zelle. Das Kloster aber, in welchem einst der große Thomas von Aquino zahlreiche Schüler um sich versammelte, wie eine Inschrift noch heute besagt, dient jetzt profanen Zwecken und wenig geschieht für seine Instandhaltung. — Unser Radente gab sein Bild einer Familie in Verwahrung, von der



f den Hausbergen vor der Feste Kronprinz am Vormittag des 3. Mai 1877.
e zu Straßburg von G. Knackfuß.

er wußte, daß sie demselben einen Ehrenplatz gönnen würde, er selbst suchte sich ein kümmerliches Unterkommen, wie die übrigen Genossen, die eine kleine Pension von der Regierung erhielten.

Die Vorgeschichte unsers Bildes ist beendet, und es beginnt jetzt die eigentliche Geschichte, um die es sich handelt.

Begeben wir uns nach Pompeji. Der Führer hat uns durch die Totenstadt, zuletzt zum Amphitheater geleitet und zeigt uns den Weg, der uns schnell von da aus über den Erdwall auf die Straße bringt, welche an Pompeji vorüber nach Scafati, dann nach Nocera, La Cava, Salerno und von dort durch Calabrien führt. Wenige Schritte bringen uns zu dem allbekannten Hotel del Sole, wo der Speisewirt Don Nicola uns für wenig Münzen mit Speise und Trank erquickt und mit gewaltigem Wedel die Fliegen verjagt, welche dort in Legionen die Gäste umschwärmen.

„Nun, Erzählen!“ — sagt Don Nicola, „habt ihr schon unsere neue Kirche gesehen?“

Auf unsere Erkundigung erfahren wir so viele seltsame Dinge, daß wir uns zu einer Besichtigung entschließen. Obendrein liegt sie nur wenige Schritte entfernt, man sieht sofort ihre hochragende bunte Kuppel an der Straße und bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß hart am Erdwall des antiken Pompeji sich eine Art Neu-Pompeji angesiedelt hat, welches sich ein gut Stück an den Wegeseiten hinzieht.

Die Kirche ist ein stattliches Bauwerk, faßt einige tausend Menschen und nähert sich jetzt ihrer Vollendung. Im

Innern sehen wir außer dem Hauptaltar sechs Seitenaltäre, wir erblicken viel Goldschmuck, finden verschiedene Maler in Arbeit, welche die Kuppel ausschmücken, erfahren, daß diese Leistung unentgeltlich geschieht, hören, daß die Kirche der Madonna del Rosario (Rosentranz) geweiht ist, daß die Hunderttausende, welche für den Bau verausgabt wurden, größtenteils durch Kollekten, in allen Teilen des Landes gesammelt, zusammen kamen, und zuletzt zeigt uns der berebte Führer den eigentlichen Schatz der Kirche, ein Madonnenbild, dem man ein mit kostbaren Steinen versehenes Diadem aufs Haupt gesetzt hat und für welches jetzt ein Thron konstruiert wird, der einzig auf Erden dastehen und die Summe von mehr als 100 000 Frank kosten wird.

Unser Führer, ein feingekleideter Mann mit energischen Gesichtszügen — Advokat Bartolo Longo — macht uns in Hinsicht des Bildes folgende Mitteilung: „Das Bild gehörte einst dem Dominikanermönch Rabente, der es viele Jahre hindurch in seiner Zelle hegte, dann hat er es uns geschenkt, als wir beabsichtigten den Kultus der Madonna del Rosario in dieser Gegend neu zu beleben. So kam dies Bild in die früher hier befindliche, halbzerfallene kleine Pfarrkirche und von Stund an hat es der Madonna gefallen, durch Vermittelung dieses Bildes ihre Macht zu offenbaren. Dies Bild ist seit einer Reihe von Jahren ein wunderthätiges (imagine portentosa), ohne Unterlaß werden durch dasselbe Wunder (Miracoli) gewirkt. Dies Bild hat uns die Mittel verschafft, hier diese neue Kirche zu bauen, dies Bild, einst

für 4 Frank beim Antiquar gekauft, hat diese stets wachsende An siedelung, Neu-Pompeji, geschaffen, dies Bild hat den Ruhm unserer Madonna überall verbreitet, denn nicht nur aus verschiedenen Ländern Europas, sondern auch aus Amerika und Asien gehen Dankeschreiben und Beiträge für den Tempelbau ein, von fern und nah kommen Pilger, oft in Scharen zu diesem Heiligtum gewallt, um zu den Füßen unserer Madonna zu leben, oder Gelübde zu lösen, und schon jetzt fängt dies Heiligtum an, die benachbarten Wallfahrtsorte zu überstrahlen. Neuerdings hat man unser Neu-Pompeji zur Poststation gemacht, darauf zur Eisenbahnstation, und bei großen Madonnenfesten vermag dieser Tempel nie die Zahl andächtiger Pilger zu fassen. Nicht lange wird es dauern, da haben wir hier ein Waisenhaus, wie wir jetzt schon eine Druckerei besitzen, verbunden mit einer Buchhandlung, in der unsere Monatschrift: *La nuova Pompeji* erscheint, und von der Hunderttausende von Druckschriften, Bildern zc. in alle Welt gehen. Alles dieses hat das wunderthätige Bild gewirkt, oder die Madonna durch dasselbe.“

Somit haben wir unser Bild wiedergefunden und aus dem Munde eines gebildeten Mannes diejenigen Gedanken vernommen, welche zweifellos die Überzeugung nicht nur des Genannten, sondern vieler Tausende aller Stände bilden.

Wer von der Höhe des Amphitheaters zu Pompeji nach dem benachbarten Städtchen Scafati schaut, überblickt eine überaus fruchtbare Ebene, durchströmt vom Flusse Sarno und einem Kanal, welcher denselben Namen trägt. Vor etwa zehn Jahren sah man in dieser Ebene hier und da zerstreut nur wenige Bauernhäuser, bewohnt von armen Pächtern, nirgends eine Schule, nur in der nächsten Nähe des antiken Amphitheaters die bereits genannte baufällige Kapelle, welche etwa hundert Menschen faßte, wo sonntäglich ein aus Nola kommender Geistlicher den Gottesdienst verwaltete. Jene Kapelle mußte vor etwa vier Jahren wegen ihres miserablen Zustandes abgebrochen werden. „*Valle di Pompeji*“ heißt dieses Thal, dessen Bewohner sich vor zehn Jahren im Zustande gänzlicher Verwahrlosung befanden. Kürzlich ward von dem genannten Advokaten Longo eine Schrift publiziert, betitelt: *Geschichte des werdenden Heiligtums von Pompeji*. Verfasser erzählt, daß er vor zehn Jahren mit verschiedenen Einwohnern des Thales religiöse Gespräche angeknüpft und sich von der unglaublichen Verwahrlosung derselben überzeugt habe. Er fragte z. B. einen armen Bauern: Weißt du, daß es einen Gott gibt? Antwort: Wie Ew. Erzellenz befehlen! Er fragte einen andern: Wer hat dich erschaffen? Antwort: Meine Mutter. Er fragte weiter: Weißt du, daß die Madonna ist die Gottesmutter, welche man durch die Rosenkranzgebete ehrt? Antwort: Onorfi (Dialekt für *Si Signore*), aber wir Thalleute haben nichts der Art. Frage: Wo befindet sich denn die Madonna? Antwort: Ich kenne nur sieben Madonnen, sieben Schwestern, die Madonna in Scafati, die Madonna bei St. Clemente, genannt *Mater Dei*, die Madonna in Torre Annunziata zc. zc. Frage: Kennst du den heiligen Joseph? Antwort: Onorfi. Wer ist denn St. Joseph? Antwort: L'Eterno Padre (der ewige Vater). Frage: Wie? Weißt du nicht, daß St. Joseph ein Mensch war, wie wir, und daß der ewige Vater der liebe Gott ist? — Antwort: Herr, Ihr müßt meiner nicht spotten. Der Pfarrer hat es ja in der Predigt gesagt, daß St. Joseph der ewige Vater ist, und dem Pfarrer glaube ich. — So geht die Unterredung weiter, und im weiteren Verlauf kommen Antworten zum Vorschein, die wir lieber mit Stillschweigen übergehen. — Wer die Bevölkerung Kampaniens kennt, den können Antworten, wie die obigen, durchaus nicht überraschen. In Hunderten von Fällen habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß das Volk daselbst ebenso tief im Polytheismus steckt, wie die antiken Pompejaner. Es gibt wohl keine Stätte der Erde, wo berühmte Wallfahrtsorte so dicht bei einander liegen und so zahlreich sind, als Kampanien. Ich könnte ein Duzend und mehr aufzählen, die alljährlich von Hundert-

tausenden besucht werden, fast lauter Madonnenheiligtümer. Jede Madonna hat ihre besondere Bezeichnung (*titulo*), jede Madonna ist in der Volksanschauung eine besondere Gottheit, niemals aber hat das Volk den Gedanken, daß überall die eine Madonna unter verschiedener Bezeichnung verehrt wird.

Ich habe das Werden des Heiligtums in Neu-Pompeji von Anfang an bis heute genau verfolgt und ich bestätige hiermit die Thatsache, daß dasselbe in kurzer Frist zu hohem Ruhm gelangt ist. Wiederholt hatte ich Gelegenheit, bei einem der vielen „Feste“ daselbst anwesend zu sein. Eine unabsehbare Reihe eleganter Wagen hielt den Weg am Heiligtum besetzt, sie hatten Vertreter der höchsten Aristokratie dorthin gebracht — lange Züge von Pilgern mit Fahnen und Standarten kamen und gingen, jeder Wagnzug brachte Andächtige, und zu den gewöhnlichen Zügen kamen Extrazüge, welche eigens für die Festpilger bestimmt waren. Von Knieenden war das Heiligtum erfüllt, Andacht herrschte überall bei Hohen und Niedrigen, bei Reichen und Armen. Es war mir nichts Neues, Hunderte von Andächtigen, Männer, Weiber, Kinder in kriechender Stellung sich durch das Schiff der Kirche nach dem Hochaltar fortbewegen zu sehen, wobei mit der ausgestreckten Zunge der Fußboden geleckt wurde. In den verschiedensten Heiligtümern habe ich das immer wiedergesehen, es gilt als Ausdruck der höchsten Devotion und ist durchaus nichts Auffallendes und Ungewöhnliches.

Einen Kommentar zu dem, was man in Neu-Pompeji sieht und hört, bilden die Schriften, welche in Hinsicht jenes Heiligtums erschienen sind und fortwährend erscheinen. Ich habe diese Litteratur von Anfang an bis heute verfolgt. Bemerkenswert ist namentlich die schon erwähnte Monatschrift: *La nuova Pompeji*, welche in zierlicher Ausstattung erscheint und in nächster Nähe der neuen Kirche gedruckt wird. Die Redaktion befindet sich in den Händen des Advokaten Longo, welcher im Verein mit der Gräfin de Fusco eine unablässige Thätigkeit für die Förderung des Heiligtums und die Ehre der dort thronenden Madonna entfaltet. Jene Schrift bringt genauen Bericht über die Kollekten für die Kirche und wir sehen, daß die Beiträge überwiegend von den Ärmern eingehen, welche nur Kupfermünze in monatlichen Raten zahlen. Wir erfahren ferner, daß alle diejenigen, welche 12 Frank jährlich entrichten, für „*Wohlthäter*“ erklärt und ihre Namen in Marmor verewigt werden — ferner, daß sich um dieses Heiligtum eine Bruderschaft des Rosenkranzes schart, die mit 300 Mitgliedern begann und jetzt 80000 zählt; ferner, daß einzelne Beiträge aus Nordamerika, Brasilien, Ostindien eingegangen sind, und daß fünfunddreißig Familien aus der Aristokratie Neapels das Madonnabild mit dem erwähnten Diadem schmückten. Wir lesen von Pilgern, die aus fernem Ländern gekommen sind, z. B. von der Lady Herbert, welche der Madonna ein Waisenhaus in Neu-Pompeji gelobte, falls ihr Sohn durch die Macht der letzteren die protestantische Kirche verlassen und zur katholischen übertreten werde. Den größten Raum füllen in jener Monatschrift die Berichte über die „*Wunder*“, welche von der Madonna durch „*Vermittelung* (per mezzo) des Bildes“ fortwährend gewirkt werden. Das erste „*Wunder*“ bestand in der vollständigen Heilung eines epileptischen Mädchens und geschah damals, als man jenes Bild auf den Altar der alten Pfarrkirche gestellt hatte und mit dem Gedanken umging, eine neue Kirche für die Madonna zu bauen. Die Tante jenes Mädchens gelobte der Madonna zu Pompeji einen Beitrag für die neue Kirche und sofort ward die Kranke gesund. Mehrere andere Heilungen folgten nach und an dieselben schlossen sich „*Erscheinungen der pompejanischen Madonna*“ an verschiedenen Orten, bei welcher Gelegenheit sich die Himmelskönigin in Unterredungen einließ. Alle Berichte in dieser Hinsicht nennen genau Namen und Adressen, fügen auch Zeugen hinzu und Ärzte bescheinigen, daß die betreffenden Personen schwer krank waren, dann sich schnell

besserten und jetzt vollkommen gesund sind. Solche Zeugenversicherungen finden wir aber nur in Hinsicht der ersten „Wunder,“ später und bis heute sind die Berichte hinsichtlich letzterer so zahlreich, daß man es nicht mehr für erforderlich zu halten scheint, eine allgemein als wahr und wirklich angenommene Tatsache durch Beweise zu erhärten. Einer der letzten Berichte lautet dahin, daß Leo XIII jenes Heiligtum und alle die es besuchen, sowie diejenigen, welche für dasselbe Beiträge leisten, unter seinen „apostolischen Segen“ gestellt hat.

Oberflächlich betrachtet ist Neu-Pompeji mit seiner Madonna, seinem Heiligtum, seinen „Wundern“ eine rätselhafte Erscheinung. Wer gibt uns den Schlüssel zur Lösung?

Antwort: Die vollständige Erklärung jenes Neu-Pompeji finden wir einzig und allein in Alt-Pompeji.

Zwei Welten stehen im alten und neuen Pompeji für unsere unmittelbare Anschauung so nahe bei einander, wie sonst nirgends auf Erden: die Welt des I. und die Welt des XIX. Jahrhunderts. Wer nun der Meinung wäre, daß die Menschenwelt des ersten von der des neunzehnten hier durch eine brückenlose Kluft geschieden sei, der irrt sich gründlich. Das Heiligtum in Neu-Pompeji ist aus demselben Gestein erbaut wie die Gebäude Alt-Pompejis, und die Menschenwelt, welche sich heutzutage auf dem Boden Kampaniens bewegt, wo einst die Menschenwelt Alt-Pompejis atmete, ist in den wesentlichen Grundzügen, den wesentlichen religiösen und sittlichen Anschauungen durchaus dieselbe, wie die letztere. Ein gewisser Alexander verteilte vor 1600 Jahren Drakelsprüche, welche, an Türen geheftet, die Pest abwehren sollten. Als in Neapel und Umgegend 1884 die Cholera wütete, sah man eines Tages Tausende von Türen mit eben solchen Sprüchen und Beschwörungen besetzt, welche im Namen der Madonna der Krankheit Halt geboten. Diese Weisspiele mögen genügen.

Mancher Italiensfahrer meint, daß das Altertum nur durch die oft so trümmerhaften und elenden Baureste bis in die Gegenwart hineinragt. Diese toten Reste haben freilich für den Archäologen einen Wert, wertvoller und ungleich wichtiger aber sind die Lebensreste aus der Welt vor Jahrtausenden, keine Trümmer, keine öden Mauern, sondern volles Menschenleben in Religion, in Sitte und Brauch, Dinge, bei denen es sich um des Menschen Herz, um seinen Glauben und sein Lieben, um sein Leid und seine Freude, um seine Angst und sein tiefes Weh, um sein Dichten und Trachten, um sein Heiligstes handelt. Jenes antike Leben ist hier niemals besiegt, am wenigsten damals, als man den alten Göttern die Tempel verschloß, und wir könnten außerdem aus Sitte und Brauch, aus dem Leben drinnen und draußen viele Beweise beibringen, welche uns die Tatsache vor Augen führen, daß selbst in kleinen Dingen, z. B. in Spindel und Hade, in Spiel und Tanz, in Kohlenbuden und Weinbau, das antike Leben sich bemerkbar macht. Zweifellos wird Neu-Pompeji nach Jahren ein größerer Ort sein, eine Fortsetzung des alten Pompeji. Faktisch bilden sie eine Einheit. Es gilt hier: Aus demselben Gestein erbaut.

Th. Trede.

Um Familientisch.

Die Wandgemälde von Knackfuß in der Empfangshalle des Straßburger Bahnhofs.

(Zu den Bildern auf S. 780—781 und 788—789.)

Während in Frankreich auf die monumentale Ausbildung und künstlerische Ausstattung des Stationsgebäudes kein Wert gelegt wird, selbst in der Hauptstadt nicht, war es eine der ersten Sorgen der deutschen Verwaltung, an Stelle des veräuferten, gänzlich unzulänglichen Bahnhofsgebäudes in Straßburg einen monumentalen Prachtbau zu errichten, welcher den Bedürfnissen eines Verkehrszentrums von solcher Bedeutung zu entsprechen geeignet war. In der der Stadt zugekehrten Empfangshalle des im Jahre 1882 vollendeten Zentralbahnhofs hat der unseren Lesern als Zeichner wie

als Schriftsteller vorteilhaft bekannte Professor an der Kunstakademie in Kassel Hermann Knackfuß im Frühjahr 1883 die beiden Gemälde auf Goldgrund ausgeführt, welche wir in Holzschnitt wiedergeben. In epigrammatischer Kürze und in klarer, auf den ersten Blick überflüssiger Schilderung, den unentbehrlichen Eigenschaften des echten Monumentalmalers, hat der Künstler das Sonst und Jetzt, zwei Ereignisse aus der Geschichte des Elsaßes einander gegenübergestellt, welche die Beziehungen des segneten Landes zum alten und zum neuen Reiche illustrieren.

Hoch oben an der Wand zu seiner Linken erblickt der Eintretende den Einzug Kaiser Friedrich Barbarossas in Hagenau im Jahre 1167. Friedrich I besaß in Hagenau eine Pfalz, welche der Maler im Hintergrunde seines Bildes in wohlgeleitener Restauration hat wieder entstehen lassen. In der Kapelle dieser Pfalz beschloß er, die Reichskleinodien aufzubewahren, und er verließ der Stadt selbst, als der ersten im Elsaß, welche dieses Vorzugs teilhaftig wurde, die Reichsunmittelbarkeit. Der Maler hat den Moment dargestellt, wie die Bürgerchaft dem Kaiser entgegenzieht, um ihren Dank für jene Begnadigung darzubringen. Hinter dem Kaiser tragen vier Edelknaben einen kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Schrein, welcher die „Clenodia regni“ enthält und an dessen Seite ein Ritter mit dem Reichsbanner einherreitet.

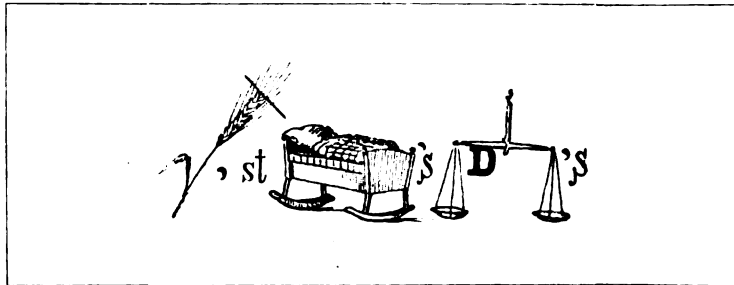
Blickt man zur Rechten empor, so fällt das Auge auf die ehrfurchtgebietende Gestalt unsers erhabenen Kaisers, welcher den Mittelpunkt der zweiten Komposition bildet. Es ist keine bloße Zeremonie, sondern wiederum ein bestimmter geschichtlicher Moment, der hier dargestellt worden ist, die Begrüßung des Kaisers durch die elsässische Landbevölkerung auf den Hausbergen vor der Feste „Kronprinz“ am Vormittag des 3. Mai 1877. Da der Unterzeichnete den Vorzug gehabt, damals diesem ihm unvergeßlichen Schauspiel beizuwohnen, mag es ihm gestattet sein, aus seinem für die „Post“ geschriebenen Berichte die Schilderung jenes Moments hier einzuflechten. „Der Himmel strahlte in reinem Blau, und die Sonne beleuchtete ein farbenreiches Bild, dessen lebendige Staffage von etwa fünftausend Menschen gebildet wurde, die sich auf dem Plateau der Hausberge vor der Feste Kronprinz zur Begrüßung der kaiserlichen Majestät eingefunden hatten. Ein tausendstimmiger Jubelruf erbrauste aus der amphitheatralisch aufsteigenden Volksmenge, als der Kaiser, der Kronprinz und das hohe Gefolge die Wagen verließen und die Front der aufmarschierten Kriegervereine abstritten. Vor dem Eingang zur Feste nahm der Kaiser die Begrüßung der elsässischen Landgemeinden entgegen. Einhundert und zwei Bürgermeister hatten sich mit ihren schwarz-weiß-roten Schärpen, den Zeichen ihrer Amts Gewalt, eingefunden, um vor dem Kaiser ihre Gemeinde zu vertreten. Aber die Gemeinden hatten sich mit dieser offiziellen Vertretung nicht begnügt. Sie wollten auf eigene Hand, in ihrer vaterländischen Weise dem greisen Monarchen ihre Verehrung und ihre freudige Zustimmung zu dem Gewordenen darbringen und hatten demnach die kostbarsten ihrer Besitztümer abgeordnet — ihre schönsten Mädchen im Sonntagsstaat. Sechzig Dorfgemeinden des Elsaßes, fünf Stunden im Umkreise von Straßburg, hatten je vier- und zwanzig Mädchen in ihren eigen- und verschiedenartigen Nationaltrachten in vier- und sechsspännigen Wagen zur Begrüßung des Kaisers auf die Hausberge geschickt. Die sechzig Wagen, in vollständige Blumenkörbe verwandelt, aus deren buntbebänderten, tannenreisbefrägten Reifen die entzückendsten Mädchengesichter hervorglugen. Alle Wagen trugen große Schilde mit dem Namen der Landgemeinde und dem Willkommengruß: Heil dem Kaiser! Heil Kaiser Wilhelm! Die elsässische Landbevölkerung hatte begreiflicherweise alles aufgeboten, um ihre solide Wohlhabenheit und Behäbigkeit auch äußerlich zu Schau zu tragen. Die Trachten der Mädchen bestanden überwiegend aus schweren Seidenstoffen und echtem Samt. Vornehmlich zeichneten sich die Mädchen von Wangenau durch ihre Hauben von blauem und rosa Samt aus, welche die in ein Nest zusammengeflochtenen Haare völlig umschlossen.“

Wenn der Leser diese unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten niedergeschriebene Schilderung mit dem Bilde vergleicht, kann er selbst beurteilen, mit welcher Kunst der Maler trotz der knappen Ausdrucksmittel der monumentalen Darstellungsart die Vertreter aller Elemente, welche sich damals in ungeheurer Masse zusammengefounden, in seine Komposition aufgenommen hat. Auf der linken Seite sieht man auch zwei von den zweihundertunddreißig berittenen Bauernburschen, welche von dem Dorfe Mundolsheim ab vor dem kaiserlichen Zuge einhertrabten. Die Figuren der Mittelgruppe sind Porträts. Die beiden jungen Mädchen, welche dem Kaiser den Ehrenwein kredenzen, sind zwei Bürgermeisterstöchter, Fräulein Nagler und Fräulein Weber. Hinter ihnen stehen die beiden ältesten Bürgermeister des Landkreises Straßburg, Brunter und Ammel. Hinter dem Kronprinzen sieht man den Feldmarschall Grafen Moltke, zu seiner Rechten den damaligen Oberpräsidenten von Württemberg, hinter diesem in einer Gruppe General von Fransecky, zu dessen Linken den Generaldirektor der Reichseisenbahnen von Elsaß-Lothringen Mebes, zu seiner Rechten den damaligen Bürgermeisterverwalter Bad. Hinter diesem steht der Stadtrat Bergmann als Vertreter der eingeborenen Bürgerchaft von Straßburg.

Adolf Rosenber.

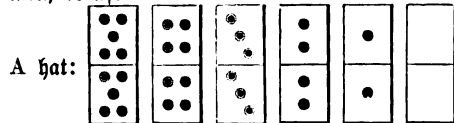
In unserer Spielecke.

Bilderrätsel.



1. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. A und C spielen zusammen, ebenso B und D.

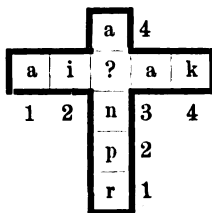


A setzt aus. B paßt. C setzt an. D paßt. A setzt an. B setzt an. C sperrt die Partie. A und C gewinnen zusammen von B und D 111 Points, die Summe der Augen, welche auf den noch nicht gesetzten 19 Steinen gezählt werden.

Die Summe der Augen auf den fünf gesetzten Steinen beträgt 22, auf den vier Steinen, welche A übrig behält, 20.

Welche Steine hat C gesetzt? Wie groß ist die Summe der Augen auf den vier Steinen, die er übrig behält? Was liegt im Talon?

2. Kreuzrätsel.



In dem Kreuz sind die Buchstaben so zu ordnen, daß sie von unten nach oben bei 1, 2, 3, 4 eine Münze, von links nach rechts einen alttestamentlichen männlichen Namen ergeben. Ersetzt man das Fragezeichen durch den betreffenden Buchstaben, so nennt die senkrechte Reihe, von unten nach oben, eine italienische Stadt und Provinz, die wagerechte Reihe eine Feuerstätte.

3. Ergänzungsaufgabe.

an ba de do grill harbt la for le me ne or ral rah to zer.

Die obigen 16 Silben sind die Anfangs- und die Endsilben von acht dreisilbigen Wörtern. Diese letzteren bezeichnen:

1. Eine Stadt in Spanien,
2. den Titel eines Dramas,
3. einen Himmelskörper,
4. eine Frucht,
5. einen Dichter,
6. ein Land,
7. eine militärische Charge,
8. Einen früheren preussischen Minister.

Die acht Wörter lassen sich so ordnen, daß ihre Mittelsilben einen allgemein bekannten Namen ergeben.

4. Dreisilbige Scharade.

Ist sie verkürzt auch um ein Zeichen,
Wirft in der Eins du doch erkennen
Das Wort, mit dem man seinesgleichen
Gewöhnlich schlechtweg pflegt zu nennen.
Die Zwei und Drei hoffst du zu werden,
Wenn dieses Leben überwunden;
Doch ist auch mancher hier auf Erden
Gewesen sie in schönen Stunden.
Nur solche preist man als das Ganze,
Die es durch Freundschaft im Leben
Bekunden, daß sie selbst im Glanze
Der Hoheit sich nicht überheben. Fr. St.

5. Dreisilbige Scharade.

Die Erste ist ein Heidegott,
Verdient mit Recht der Leute Spott
Und doch ist sie von guter Art,
Wenn Haus und Hof sie uns verwahrt.
Die Zweite Berg und Hügel schmückt
Und Aug' und Herzen hoch entzückt —
Gleichwie aus einem Gotteshaus
Strömt von ihr reicher Segen aus.
Schärfst du der Dritten Konsonant,
Wird sie zum Npler wohlbekannt,
Der jauchzend kündigt, was die Brust
Ihm schwellt mit froher Sangeslust.
Das Ganze einen Künstler nennt,
Den jeder Kunstfreund sicher kennt;
Er sucht' und fand in der Natur
Den Griechen gleich der Schönheit Spur:
Doch wie der Geist Natur verkärt,
Das hat ihm Einer nur gewährt —
Er, der den Tempel aufgebaut
Und segnend auf uns niederschaut.

Pf. J.

6. Zweisilbige Scharade.

Es macht die Erste gewöhnlich alt,
Aber alt über alle Maßen;
Wer die Zweite sucht, der gehe zum Wald,
Auch an Heden, Wege und Straßen.
Doch kennt, wer im Frühling sie nur gesehen,
Sie kaum noch bei herblichen Sturmeswehn.
Ist Zwang und viel Mühe dein Geschick,
Empfängst du das Ganze mit frohem Blick.
St.

7. Dreisilbige Scharade.

Die beiden Ersten sind das Dritte.
Sie sind's an Ehren und an Jahren,
An Gnade, die bei jedem Schritte
Den Ersten vielfach widerfahren,
Die ihnen Kraft verlieh'n, das Ganze
Zu wecken zu erneutem Glanze. Fr. St.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 49.

Schachspielaufgabe.

1. Le 8 — h 5 Nun
1. Th 4 — g 4 oder droht L h 5 — f 3 #
2. D f 6 — e 6 oder — f 4 #
1. L h 3 — g 4 oder — f 5
2. D f 6 — f 4 oder — d 4 #
1. T g 2 — f 2 (g 3)
2. Se 2 — g 3 #
1. Se 3 — f 5
2. D f 6 — e 6 #

Bilderrätsel. Scherz beiseite.

1. Rätsel. Hunger.

2. Kreispunkträtsel.

- I. Samos
- II. Cyrus
- III. Sais
- IV. Lucas
- V. Ebers
- VI. Indus
- VII. Elvas
- VIII. Nemus
- IX. Maros
- X. Agnes
- XI. Chios
- XII. Samus
- XIII. Elias
- XIV. Nebus

„Schleiermacher.“

3. Buchstabenversetzung.

„Heil dir im Siegerkranz.“

| | | | |
|--------|---------|---------|-------|
| Herder | Edgar | Jnder | Lama |
| Donner | Ilse | Kast | Iran |
| Meta | Sprache | Italien | Enkel |
| Garten | Elba | Kante | Kroat |
| Naa | Athener | Natur | Zeus |

4. Arithmogriph.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | S | L | I | | | |
| | | | c | o | p | | | |
| | | | h | h | h | | | |
| S | c | h | w | e | i | z | e | r |
| L | o | h | e | n | g | r | i | n |
| I | p | h | i | g | e | n | i | e |
| | | | z | r | n | | | |
| | | | e | i | i | | | |
| | | | r | n | e | | | |

5. Arithmetische Aufgabe.

Die 3 Summanden sind: 20, 6, 4.

6. Füllrätsel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | S | E | S | |
| W | e | b | e | r |
| R | h | e | i | n |
| T | e | r | n | i |
| | r | s | e | |

7. Citatenrätsel.

Doch der Segen kommt von oben.

Inhalt: Simson und Delila. Forts. Eine Reichstadtnovelle von Gottfried Böhm. — Theodor Fliedner, der Begründer von Kaiserswerth. Von seinem Sohne Fritz Fliedner. — Noch einmal Franz Liszt. Von R. Mit zwei Illustrationen. — Das Raumburger Kirchfest. Von Fritz Allen. — Neu-Pompeji. Von Th. Trede. — Am Familientisch: Die Wandgemälde von Knackfuß in der Empfangshalle des Straßburger Bahnhofes. Von A. Rosenberg. Zu den Bildern von G. Knackfuß. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Pöschel-Expedition (Friedrich & Altmann) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 18. September 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 51.

Simson und Delila.

Eine Reichstadtnovelle von Gottfried Böhm.
(Fortsetzung.)

Wie ganz anders Michel! Er mied sie ordentlich, und seit seiner Wiederkehr hatte sie keine einzige Unterredung unter vier Augen mit ihm gehabt. Wo immer sie ihn sah, ging er in Mitte seiner beiden Freunde, die sie aufrichtig zu hassen anfang, obwohl sie nie ermangelten, sie äußerst artig zu grüßen, so oft sie sie sahen. Vergebens ging sie „zufällig“ an dem Hause seiner Großmutter vorbei, vergebens machte sie Gänge aller Art; Michel und seine Freunde mußten immer wo feststehen und kamen so lange nicht zum Vorschein, daß Doris sich endlich entschloß, dem trügen Zufall durch ein kleines Briefchen auf rosa Papier zu Hilfe zu kommen, in welchem sie ihn „in seinem eigenen Interesse“ einlud, sich am nächsten Nachmittag punkt halb vier Uhr in der Anlage vor dem Thore einzufinden, da sie ihm eine sehr wichtige Mitteilung zu machen habe.

Auch bei dieser Gelegenheit war sie die Erste an Ort und Stelle, obwohl sie sich aus Schicklichkeitsgründen eine volle halbe Stunde später, als punkt halb vier Uhr auf den Weg gemacht hatte.

Die Anlage auf dem Stadtwall war um diese Stunde vollkommen menschenleer und zu günstigeren Jahreszeiten außerordentlich geeignet zu Besprechungen intimer Natur. Nun aber waren die lauschigen Büsche, in denen im Frühjahr die jungen Säger nisteten, ihres Laubes beraubt, und die sandsteinernen Amoretten trugen Perücken von Schnee.

Doris nahm mit zierlicher Hand den Kartouche in die Höhe und stolzierte vorsichtig durch die labyrinthisch verschlungenen Wege der Anlage, bis sie an die Statue der Flora kam, hinter welcher sie Posto faßte, um Michel zu erwarten. Endlich erschien auch er. Er riß im Vorüberweg an den Stauden, daß der Schnee davonstob, ließ sich trotz der herrschenden Kälte auf der Steinbank zu den Füßen der Göttin nieder und seufzte.

Doris trat leise hinter ihn her, hielt ihm ihre beiden niedlichen Hände vor die Augen und frug mit verstellter Stimme: „Wer ist es?“

„Laß mich!“ entgegnete er fast unwillig. „Du hast mich ohnedem schon blind gemacht.“

Sie ließ die Arme entmutigt sinken und blickte ihn befremdet an.

„Was willst du von mir?“ frug er in einem Tone, in dem mehr Ungeduld als Härlichkeit lag.

Über ihr Gesicht lief ein Schatten. „Du sollst deine Probepredigt halten,“ sagte sie, „zum Beweis, daß du es noch ernstlich meinst mit mir und ein ordentlicher Mensch geblieben bist. Sonst ist es aus zwischen uns, und der Onkel wird unsere Verlobung rückgängig machen.“

„Probepredigt!“ „Ordentlicher Mensch!“ Er lachte bitter.

„Einst gab es eine Zeit, wo du dich darauf freutest,“ erinnerte sie.

„Es gab schon viele Zeiten,“ entgegnete er, „und sie gingen vorüber.“ Dann fuhr er, eine plötzliche Veränderung in ihren Zügen bemerkend milder fort: „Ich will es dir aufrichtig sagen, Doris, ich bin wahrscheinlich zu etwas Besserem geboren, als zu einem Landpfarrer.“

„Zu etwas Besserem?“ wiederholte sie ganz erstaunt, als ob es überhaupt nicht leicht etwas Besseres gäbe.

„Ja! denn ich bin vielleicht ein Originalgenie.“

Sie trat einen Schritt zurück und lächelte ihn schelmisch an. Dann wurde sie ernster.

Es war ein kalter, klarer Tag gewesen; der Himmel hatte ausgesehen wie die Palette eines Miniaturmalers, so voll sanfter, zarter Tinten. Nun ging die Sonne hinter den fernen Hügeln unter und durchglühte die Wolken. Michel hob sich wie von einer goldenen Folie ab; seine Augen waren

wie zwei Strahlen gen Himmel gerichtet, mit seinen langen Boden spielte der Sturm, der sich erhoben hatte und über ihre Häupter dahinzog mit dem Rauschen flatternder Gewänder. Ein leiser Schauer lief durch Doris und sie dachte bei sich: „wer weiß?“ „Du liebst mich nicht mehr,“ sagte sie dann.

„Ja,“ entgegnete er fast unwillig gegen sich selbst, „ich liebe dich noch, obgleich du dem Ideal einer deutschen Jungfrau nicht ganz entsprichst. Aber heiraten? — sage selbst, welche Poesie ist dahinter? Die prosaischesten und gewöhnlichsten Naturen heiraten; der Philister heiratet . . .“

„Ja,“ sagte sie, „aber: auch sehr poetische Naturen heiraten.“

Michel seufzte. „Warum muß gerade zwischen uns alles gar so trostlos einfach, so philiströs, so unpoetisch sein? Kein einziges ernsthaftes Hindernis, nichts weit und breit, an dem man den Sturm und Drang des Busens bethätigen könnte.“

„Du versündigst dich,“ entgegnete sie verletzt, indem sie sich von ihm abwandte. Sie blickte in die dünnen Äste über ihr, und Bilder der Vergangenheit traten vor ihre Seele. Jeden Frühling hatten sie an dieser Stelle die ersten Weiden gesucht in demselben Grase, das nun braun und erstorben unter dem Schnee lag, hier hatten sie das erste Wort der Liebe gesprochen und die ersten Abschiedsthränen geweint.

Wie schien ihr jetzt der Gegensatz zwischen damals und heute so groß! — „Ich glaube wahrhaftig,“ gestand sie gepreßt, „ich passe nicht mehr für dich; du bist zu hoch für mich geworden.“

Er warf sich in die Brust und blickte mit einer Art von Mitleid auf sie herab. „Fühlst du denn gar keinen Sturm und Drang in dir?“ frug er sie.

„Gar keinen!“ gestand sie tonlos.

„Hast du denn kein anderes Ideal, als Landpfarrerin zu werden?“

„Nein,“ entgegnete sie, und das Bewußtsein von der Trostlosigkeit dieses Seelenzustandes erfüllte sie mit solcher Gewalt, daß sie endlich in Schluchzen ausbrach.

Michel, weit entfernt, sie aufzurichten, sprach: „Ja, Mädchen, du bist tief gesunken; oder vielmehr, wenn man gerecht sein will, du bist nicht mitgestiegen.“

„O, lehre mich mitsteigen,“ bat sie, „sage mir, wie man steigt.“

„Durch andere und durch Lektüre,“ belehrte er sie mit vollkommenem Ernst. „Hast du den Siegwart nicht gelesen? Das ist so ein Buch.“

„Nein; nur Gellerts Fabeln und die Romane von Lafontaine.“

„Der Umgang mit gleichgestimmten Seelen ist freilich noch wichtiger. Hier ist leider nichts dergleichen zu finden. Meine Freunde . . .“

„O, die!“ rief sie wegwerfend.

„Keine Idealität, aber Kraft,“ verteidigte er sie.

„Bringe mir die Bücher! Vielleicht bin ich noch zu retten.“

„Und dann,“ begann er mit himmelndem Blick.

„Dann gehen wir nach Krauthausen,“ fiel sie ein. „Dort ist eine städtische Pfarre frei.“

„Nun und nimmermehr,“ wehrte er mit edlem Stolz.

„Dann fliehen wir nach Amerika, wo ein jugendliches Volk um seine Freiheit kämpft.“

Die Dämmerung senkte sich jetzt hernieder, und sie schickten sich an aufzubrechen. „Übers Meer!“ wiederholte er kraftvoll. Dann schritt er stolz und aufgerichtet, wie es Titanen geziemt, sie still und niedergedrückt, wie es Menschen mit beladenen Herzen zukommt, durch das enge Einlaßpförtchen des Stadthors.

V.

Dorchens Ruhe war hin! — Sie fand ihre frühere Heiterkeit, ihre schelmische Laune nicht mehr. Ihr Standpunkt zu Michel war verrückt; Michel war ein anderer geworden,

zu dem weder ihre Erinnerungen, noch die Art ihrer Liebe mehr paßte.

Doris, deren ehrliches Herz keinen Wandel und keinen Wechsel kannte, berührte es tief schmerzlich, wie er nicht nur seine Vergangenheit, sondern auch seine Natur verleugnete. Alle Heiterkeit wich aus ihrem Wesen, ihre helle Stimme hallte nicht mehr klingend durch das Haus und ihr einst so elastischer Schritt war träg und schleppend geworden. Onkel Christoph frug sie nicht nach dem Erfolg des Ultimatums, das er Michel hatte entbieten lassen. Die Antwort stand zu deutlich auf Dorchens bleichen Wangen geschrieben. Im übrigen nahm der Senator wohl nicht mit Unrecht an, daß es Michel vor allem darum zu thun sei, Zeit zu gewinnen, und daß er sich zu keinem Zugeständnis an die Anforderungen des bürgerlichen Lebens bereit finden lassen werde, solange er seine Freunde Zeit und Walker im Hause habe. Unter diesen Verhältnissen schien es dem klugen Manne am besten zuzuwarten; nur dauerte ihm die Sache etwas zu lange, und zuweilen ging die leise Angst durch seine Stimmung, es möchte endlich zu spät werden.

Tante Valia wenigstens prophezeite Unheil über Unheil und kehrte fast jeden Abend mit einem Füllhorn schlimmer Nachrichten nach Hause zurück. Ohne daß sie es sagte, wußte der Bruder, daß sie häufige Unterredungen mit dem Bürgermeister hatte. Sie traf ihn an dritten Orten, insbesondere in den schon damals gefürchteten Kaffeeschlachten, welche Seine Herrlichkeit nicht verschmähte von Zeit zu Zeit mit ihrer Gegenwart zu beehren.

Das Verhältnis zwischen diesen beiden Personen war von jeher ein sympathisches gewesen, und Valia hatte nie der Stimme Glauben schenken wollen, welche Wendel Boß als einen geheimen Widersacher ihres einstigen Verlobten bezeichnete. Es hieß sogar, der strebsame Herr habe sich vor unerdenklichen Zeiten einen Korb bei Fräulein Valia geholt, und manche waren der Ansicht, daß er die Hoffnung noch immer nicht ganz aufgegeben habe, eines Tages ihr Herz und — woran ihm vielleicht noch mehr lag — ihr Vermögen sein eigen zu nennen.

Allein Valia gehörte zu denen, die von sich rühmen, daß sie sich nicht zweimal in Herzensangelegenheiten täuschen lassen. Die fortgesetzten Huldigungen des Bürgermeisters, die respektvolle Art seines Benehmens, das gut gespielte Interesse, das er ihren längsten Erzählungen und geringsten Aussprüchen zollte, berührte die alternde Dame sehr angenehm, aber ihr Herz blieb bei dreifachem Erz umpanzert, und jede zärtlichere Anspielung diente nur dazu, die alte, nie vernarbte Wunde aufzureißen.

Christoph versuchte vergebens, die Berichte der Schwester als übertrieben hinzustellen; er wußte selbst, daß die ganze Stadt sich über das Treiben der Kommilitonen Michels beklagte, und vermied aus Bangigkeit vor dem, was er darüber zu hören bekommen könnte, fast jeden menschlichen Umgang.

In der That erschien das erste Zusammentreffen der Studenten mit dem Bürgermeister bald nur mehr als ein harmloses Vorpostengefecht. Die Arretierung Michels und der geringschätzigste Ton, welchen der Bürgermeister gegen seine Alibizeugen angeschlagen hatte, wirkte wie eine förmliche Kriegserklärung der Philister auf die kampflustigen Jünglinge, und Schabernack folgte auf Schabernack, der eine immer toller als der andere.

In den Kneipen wurden mit ehrsamem Bürgern betrügerische Freundschaften abgeschlossen und verräterische Schmolis getrunken. Wer die Annäherung zu den drei Studenten vermeiden wollte, wurde zur Zielscheibe ihres stets wachen Witzes, wer darauf einging, überzeugte sich sehr oft, wenn die Geister des Weines ihn wieder verlassen hatten, daß er das Opfer einer kleinen Bosheit geworden war. Bald sah er sich an seinen Stuhl angenagelt und konnte sich nicht schnell erheben, ohne ein erkleckliches Stück seiner Kleidung verloren gehen zu sehen, bald war sein Kopf mit einer Anzahl anderer in einen Rattenkönig zusammengebunden, und es setzte Streitig-

keiten aller Art ab, bis die Sache sich endlich aufklärte und jeder sich überzeugt hatte, woher dieses unaussehbliche Herren und Reissen an seinem Hinterhaupt rührte.

Wo immer ein Diener der öffentlichen Gewalt sich zeigte, wurde ihm unvermerkt ein Täfelchen, ein symbolisches Tierbild oder etwas dergleichen angehängt, und es konnte vorkommen, daß, wenn er bescheidenlich seines Weges dahinging, plötzlich ein Tintenstrom aus heiterem Himmel auf sein Haupt herniederregnete, ohne daß je festzustellen war, von wannen er kam.

Am schlimmsten aber ging es Seiner Herrlichkeit selbst. Weder am Tage, noch bei der Nacht blieb er von Anfechtungen verschont, obgleich beständig ein Stadtsoldat vor seiner Thüre auf und ab patrouillierte. Konnte er verhindern, daß eines Morgens sich sämtliche Pfründner des städtischen Spitals bei ihm einstellten, um ein Mittagmahl und ein Geldgeschenk entgegenzunehmen, zu dem sie fälschlicherweise geladen worden waren; daß er selbst zu Leichenbegängnissen von Personen gebeten wurde, die sich nie so wohl befanden; daß eines Nachts sämtliche Stadthebeamten mit dem Ungestüm der höchsten Eile an seiner Glode läuteten, die zu ihm gesandt worden waren, ohne daß irgend ein Anlaß dafür vorlag? Zuweilen fielen des Nachts erschreckende Schüsse in unmittelbarer Nähe seiner Behausung, und sehr oft wurde er nicht minder unsanft durch einen blinden Lärm aus dem ersten süßen Schlummer aufgeweckt. Unerklärt ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, wie es trotz der Wachsamkeit der Polizei immer wieder gelang, störende „Ragenmusiken“ mit ziemlich starker Beteiligung unmusikalischer Kräfte der verschiedensten Art zu veranstalten.

Wendel Voss wurde ob dem allem, wie er sagte, schließlich ganz nervös. Überall, wo er stand und ging, glaubte er ein Rufen, ein Pfeifen, ein heiseres Lachen zu hören; es erfüllte ihn eine beständige, quälende Angst vor einem Attentat, das denn auch nicht ausbleiben sollte. Als er einst in der Dämmerstunde ermüdet von den Staatsgeschäften vom Rathaus nach Hause zurückkehrte, wurde er — die Federn der Chronisten sträubten sich, es niederzuschreiben — seiner schönsten Manneszier, seines Stolzes und seiner Freude — seines ellenlangen Bopfes schmählich durch eine unsichtbare Schere beraubt.

So manche ließen es sich nicht ausreden, daß der leibhaftige Teufel die Hand im Spiele haben müsse, indem sie es für unmöglich hielten, daß die vereinte Thätigkeit dreier Menschen eine so mannigfaltige und unausgesetzte Wirkung hervorbringen könne. Diese verschlossen die stille Klage im Busen und ergaben sich ins Unvermeidliche. Andere waren von verhaltener Wut erfüllt, die um so mehr anwuchs, als es trotz aller vorhandenen Indizienbeweise sich stets als unmöglich erwies, der Thäter in flagranti habhaft zu werden.

Es lag wie eine Gewitterschwüle in der sozialen Luft der Stadt, und jedermann war auf einen Donnerschlag gefaßt. Man fühlte, daß ein wichtiger Schlag erfolgen müsse, um diese unerhörten Redereien für immer zurückzudrängen und unmöglich zu machen. Noch zuvor aber sollte ein Ereignis in die Welt der Erscheinungen treten, welches allen vorausgegangenen Freveln sozusagen die Krone aufsetzte.

VI.

Der Bürgermeister hatte die Senatoren zu einer außerordentlichen Sitzung auf das Rathaus verbesschieden, um ihnen einen unerhörten Frevel kund zu machen. Da saßen sie nun mit entsezten Mienen, Angstschweiß auf den Stirnen, und lauschten atemlos auf die vor Entrüstung bebende Stimme ihres Vorstandes, der kein anderes Wort hervorzubringen wußte, als den Ruf: „Ein Pasquill, meine Herren.“ Zum Ausdruck seiner übrigen Gefühle versagte ihm die Stimme, und mit Mühe bot er so viel Kraft und Selbstbeherrschung auf, dem Protokollführer das Schriftstück zur Verlesung behändigen zu können.

In einer Zeit, wo so ziemlich alles bei offenen Thüren und Fenstern verhandelt wird und in der es fast nichts gibt,

was der Diskussion ganz entrückt wäre, begreift man nur schwer das Gewicht, welches Rundgebungen beigemessen wurde, die entfernt einem Pasquill ähnlich sahen. Es äußerte sich darin die Angst vor dem schlummernden Riesen der Öffentlichkeit, dem alle Autoritäten sehr mit Unrecht eine lebendig zerstörende Wirkung zuschrieben. Sobald sich dieses Gespenst von unbekannten Dimensionen auch nur in der Ferne zeigte, geriet alles in die heilloseste Verwirrung, und die Betroffenen stoben durcheinander wie Eulen und Fledermäuse, deren empfindliche Sehorgane ein Sonnenstrahl getroffen hat.

Die kleine Dichtung, welche der Protokollführer nun mit feierlicher Stimme verlas, war in Wahrheit von ziemlich harmloser Natur. Sie besang den Kampf der städtischen Nachtwächter gegen die Gespenster der Ruhestörung mit komischem Pathos und gedachte dabei des Auftretens und Gebarens des „Vaters der Stadt“ in einer Weise, die nicht ohne attisches Salz war. Aber die Spießbürger des XVIII. Jahrhunderts konnten nichts mehr auf die leichte Achsel nehmen; die humoristische Ader des Volkes schien zu schlagen aufgehört zu haben, und der gute Biß, der ihren Vorfahren über so manche Drangsal der Zeit hinweggeholfen, war ihnen ausgegangen.

Atemlos lauschten alle, und in jedem Gesicht war die Befürchtung zu lesen, es möge schließlich auch sein Besitzer an die Reihe der Geißelung kommen. Als nach den ersten Strophen ein Refrain wiederkehrte, hatten ihn zuerst einige leise, dann andere laut mitgesprochen, und zuletzt wiederholten zwölf Donnerstimmen, wie von einer geheimnisvollen Kraft angetrieben, die kuchen-lateinischen Worte:

„Magistratus, Magistratus,
Stultus, simplex et constans...“

(Magistrat, Magistrat, dumm, einfältig und aufgeblasen...)

Es tönte wie ein altes Kirchenlied durch die Hallen der Ratsstube, und das ungewohnte Geräusch versammelte bald ein Häuflein Neugieriger auf der Straße.

Sie brauchten nicht lange zu warten, um zu erfahren, was dort oben vorging, denn kaum war der Refrain verhallt, so erschien auch schon eine stolze Kavallade obrigkeitlicher Personen auf dem Markte, die nach obligaten Trompetenstößen ein Ratsdekret verlasen, das die Unthat nach allen vier Himmelsgegenden hin verkündete. Dann stiegen die Reiter von ihren Pferden und näherten sich einem kleinen Feuer, das, von einer unheimlichen Gestalt angefaßt, lustig in den Abendhimmel hineinprasselte. Es war dies der Scharfrichter, welchem die „Scharbschartele“ zum Verbrennen übergeben wurde. „Gegen die infamen Pasquillanten aber,“ besagte das Ratsdekret, „wofern sie ausfindig gemacht werden sollten, bleibt die exemplarische Strafe hiermit vorbehalten.“

Michel Bandt sah dem feierlichen Akt hinter halbgeschlossenen Läden zu, die drohenden Worte des Ratsdekrets gaben ihm eine Gänsehaut, und seine Angst wurde nicht geringer, als er erfuhr, daß seine Freunde Zeit und Walker bereits auf das Rathaus abgeholt worden waren. Er fühlte sich nicht mehr sicher in seinem großmütterlichen Haus, und zum erstenmal seit seinem verunglückten Antrittsbesuch lenkte er die eiligen Schritte wieder zu der Wohnung seiner Braut. Seiner halbtrognigen Aussage nach kam er eigentlich nur, um den Beweis zu liefern, daß er vollkommen unschuldig an der ganzen Sache sei, in Wahrheit aber suchte er Schutz und Zuflucht bei Onkel Christoph.

Der Senator war bei anbrechender Dämmerung vom Rathaus zurückgekommen, wo er nach jener stürmischen Sitzung noch eine sehr bewegte Unterredung mit Seiner Herrlichkeit gepflogen hatte. Der Bürgermeister erwies sich hierbei viel weniger nachgiebig als sonst und berief sich bei seiner Ansicht, daß die Zeit der Schonung nunmehr vorbei sei und daß ein Exempel statuiert werden müsse, merkwürdigerweise wiederholt auf Tante Salias Zeugnis.

„Die Sache steht sehr schlimm,“ unterbrach Herr Christoph jetzt den perorierenden Michel. „Du magst unschuldig sein so viel du willst, der Schein ist gegen dich, und es wird eben heißen: mitgegangen, mitgehangen.“

Michel erblaßte. Die sonst so gesprächige Tante Lalia schwieg, und nur ihre wimpernlosen Augen leuchteten den Sieg der gerechten Sache.

Weniger als Onkel Christoph und Michel verlor Dorchchen die Fassung, ja es war, als ob ihr der Mut angesichts der Gefahr ordentlich wachse. „Wenn er unschuldig ist,“ meinte sie, „wird man ihm nichts anhaben können, und es handelt sich also nur darum, den Beweis hierfür zu erbringen.“

Onkel Christoph ging unruhig im Zimmer auf und ab; er hatte sich noch nicht einmal Zeit genommen abzulegen, und der Ratsmantel umrauschte seine kleine, zierliche Gestalt wie Rabenflügel. „Ja,“ stöhnte er, „das ist es ja eben; der Beweis muß erbracht werden! Aber ein bloßes Leugnen wird hier nichts helfen, er mußte sich offen von den unsauberen Gesellen lossagen, welche die Stadt seit einiger Zeit unsicher machen, er mußte in einer allen offenkundigen Weise mit einem Schläge beweisen, daß er ein ordentlicher Mensch geblieben ist, daß er ein ernstes Streben hat und daß die Umsturzideen der Zeit keinen Eingang in sein Herz gefunden haben.“

„Das ist sehr einfach,“ sagte Dorchchen, „er muß seine Probepredigt halten.“

Michel gab es, wie man vollstündlich zu sagen pflegt, „einen Riß.“ „Niemals!“ rief er und warf sich in die Brust.

„So hast du denn am Glauben Schiffbruch gelitten?“ frug der Senator.

„Nein.“

„Oder ist dir die Theologie sonst verleidet worden?“

Diese Frage beantwortete er nicht direkt. „Ich mag keinen Zwang und keine Unnatur an mir dulden,“ sagte er ausweichend.

„O, das Haar!“ lachte Doris geringschätzig und bitter. „Aus Eitelkeit willst du dich ins Unglück stürzen.“

Michel erröthete.

„Weil du dich vor deinen Freunden schämst,“ fuhr Doris fort.

„Ich schäme mich vor mir selber,“ sagte Michel.

Es trat nun eine Pause ein. Onkel Christoph zog ein roteingebundenes altes Buch aus dem Bücherschrant und blätterte darin. Michel kannte es wohl; es war Kaiser Karls V. peinliche Gerichtsordnung.

„Nicht wahr,“ frug Doris, „es sind schon genug Unschuldige verurtheilt worden.“

„Man sagt es,“ entgegnete der Senator, dann fuhr er, zu Michel gewandt, fort: „du darfst jedenfalls auf eine langwierige Untersuchung gefaßt sein.“

Als er auch daraufhin noch verstoßt blieb, fand es Doris geraten, mildere Saiten aufzuziehen.

„Deine Haare sind in der That recht schön,“ sagte sie schmeichelnd, indem sie ihm mit sanfter Hand darüber strich. „Wunderschön und weich wie Seide. Aber mir zuliebe könntest du die Kandidatenperücke schon einmal aufsetzen, wenn dir auch selbst nicht mehr viel an deiner Freiheit und an unserm Glücke liegt.“

Sie hätte bei den letzten Worten beinahe angefangen zu schluchzen, während er, vom Spiel ihrer Hände gebannt, da saß. Zuletzt hatte sie ihm die Haare an den Schläfen zurückgestrichen. „So sieht man deine hohe Stirne besser,“ versicherte sie. „Ich weiß gar nicht mehr, wie dir die Perücke steht. Gib mir doch eine der deinen, Onkel, ich will einmal sehen, wie ihm Perücken stehen.“

Herr Christoph trat an einen kleinen Verschlag, in welchem er seine Toilettengeheimnisse verbarg, und reichte Dorchchen eine kleine Stutzperücke mit Haarbeutel. Sie setzte sie Michel auf und bearbeitete ihn mit der Puderquaste.

Dann klatschte sie in die Hände. „Sie steht dir sehr gut,“ fand sie, „sieh doch einmal in den Spiegel.“

In diesem Augenblicke ließ der Klopfer der Hausthüre sich vernehmen.

„Was gibt es?“ rief Herr Christoph in die Nacht hinaus.

„Ist der Kandidatus Theologiae Michael Bandt hier anwesend?“ frug eine seltsam unangenehm stöhnende Stimme.

„Ja, aber er kann nicht gestört werden,“ antwortete Christoph. „Er studiert.“

„Er studiert?“ wiederholte es von unten, und was eine menschliche Stimme an Zweifel in ein einziges Wort legen kann, lag darin.

„Auf seine Probepredigt,“ setzte Christoph hinzu.

„Wann wird er sie halten?“

Der Senator schaute fragend nach Michel um.

„Am Sonntag über vierzehn Tagen, weil es denn sein muß,“ erwiderte Michel. Dann trat er vor den Spiegel, um die Veränderungen zu prüfen, die Dorchchen mit seinem Kopfe vorgenommen hatte.

„Am Sonntag über vierzehn Tagen,“ wiederholte der Senator in die Nacht hinaus.

„Das ist etwas anderes. Dann will ich ihn nicht stören,“ flötete es von unten herauf.

„Empfehle mich zu Gnaden,“ sagte Christoph und schloß das Fenster.

„Wer war es?“ frug Lalia.

„Der Herr Amtsbürgermeister in eigener Person,“ entgegnete der Bruder, indem er sich den Angstschweiß von der Stirne wischte.

VII.

Der Sturm legte sich wieder, und eine kühlere Auffassung des Vorgefallenen machte den Übertreibungen des ersten Augenblicks Platz. Theodor Weit und David Walter wurden ihrer Haft entlassen, theils weil abermals kein Beweis gegen sie erbracht werden konnte, theils weil sie mit einer Beschwerde beim Kaiser drohten, theils und hauptsächlich endlich, weil sie versprochen hatten, die Stadt „ohne dem“ binnen kurzem zu verlassen.

In der That zeigten sie sich von jetzt an, wie um die Gemüther einigermaßen auf diesen schmerzlichen Abschied vorzubereiten, weniger auf den Straßen und in den Wirtshäusern der Stadt. Auch Michel verschwand ganz vom Schauplatz und zeigte sich insbesondere nicht mehr in dem Hause seiner Braut. Dorchchen wagte nicht, sich zu beklagen, denn es hieß, er studiere seine Predigt ein, obwohl er sich berühmt hatte, er werde extemporieren. Eingeweihte Personen aus der Nachbarschaft wollten freilich finden, daß er hierbei etwas zu viel die Hilfe seiner beiden Kommilitonen in Anspruch nahm und daß selten eine Kehle durch so reichliche Anfeuchtungen zum Predigtamt präpariert worden sei.

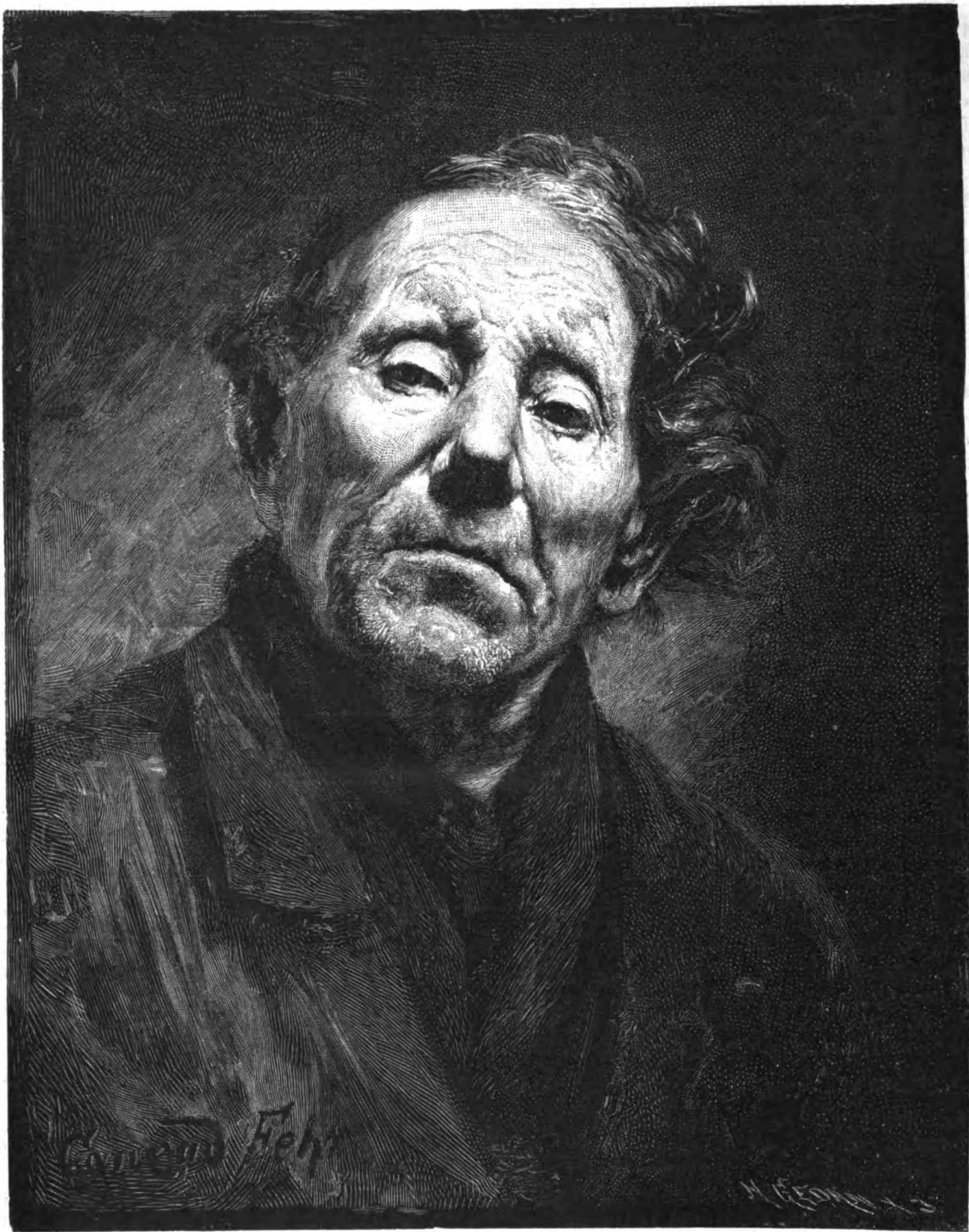
Doris zählte die Tage und Stunden, bis der entscheidende Sonntag herankam. Mit klopfendem Herzen saß sie als eine der ersten in der Kirche und wagte kaum die Augen zur Kanzel aufzuschlagen.

Der Eingangschoral war ausgeklungen, die Orgel spielte ausfüllende Akkorde; die Augenblicke schwand dahin, und eine gewisse Unruhe bemächtigte sich der Versammlung, denn die Probepredigt eines Stadtkindes war für sie alle ein Ereignis.

Endlich kam er. Er trug die vorschriftsmäßige Kandidatenperücke, aber sie saß ihm etwas schief, und die Näherstehenden behaupteten später, sein Gang sei von Anfang an etwas unsicher und schwankend gewesen.

Nun stand er auf der Kanzel und begann zu sprechen. Seine Stimme klang zuerst etwas heiser, dann gewann sie an Umfang, und zuletzt tönte sie so stark und klangreich wie irgend eine Predigerstimme. Das Organ gefiel, und auch der Inhalt seiner Predigt schien erbaulich.

Doris war entzückt und ließ ihre leuchtenden Augen triumphierend im Kreise umherschwelgen. Allein, wenn nach dem Ausspruch eines griechischen Weisen niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen ist, so ist es am allerwenigsten ein Redner. Schon war er glücklich bei dem zweiten Theile angelangt, als auf einmal der Strom der Worte langsamer floß,



Studienkopf. Gemalt von Konrad Fehr.

dann wie ein Bächlein zu fidern begann und nur mehr tropfenweise aus seinem Munde floß, bis er zuletzt ganz versiegte.

Diese Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne; er strich sich mit einem Tuche darüber, so daß die Perücke ganz in Unordnung kam und ihm endlich vollends vom Kopfe rutschte, so daß die so schwer beanstandeten schwellenden Lockenhaare in ihrer ganzen Fülle wieder zum Vorschein kamen. Ja nicht einmal soviel Geistesgegenwart hatte er mehr be- sessen, das traditionelle: „Amen“ auszusprechen. „Er schwieg,“ wie die Chroniken berichten, „stodstille.“ Dann lehnte er sich, wie ein Mensch, dem es sterbensweh ums Herz ist, an die Rückwand der Kanzel an, und die Säulen der Kirche mit ihren Wappenschildern, die Wände mit ihren Epitaphien, die Zuhörerschaft mit ihren hundert Köpfen, alles schwamm durcheinander und führte vor seinen Blicken einen wilden Fandango auf.

Die Gemeinde hatte dies alles so nach und nach kommen sehen. Nichts aber ist ansteckender und teilt sich schneller mit, als die Angst eines Redners. Den Mißgünstigsten wurde es unbehaglich zu Mute, die Stillsten wachten vom süßen Kirchenschlummer auf und stierten mit dem Ausdruck blöden Entsetzens nach der Kanzel. Die Ratsherren winkten nach der Orgel hin, die Orgel gab einige schrille Mißakkorde von sich, brach dann jäh ab und spielte endlich eine Weise, die mehr an ein Menuett als an einen Choral erinnerte. Einige begannen zu singen, andere blättern ratlos in ihren Gebetbüchern, die meisten glaubten den eingetretenen Lärm dazu benutzen zu sollen, sich ihre Ansicht über diesen höchst sonderbaren Fall mitzuteilen, wobei sie selbst vor der Notwendigkeit, sich zur weiteren Ausbreitung der Wahrheit einem benachbarten Kirchenstuhl zu nähern, nicht zurückschreckten. Dazwischen schrien plötzlich zwei Stentorstimmen: „Ru—he!“ und „ad loca!“ Alle blickten dräuend nach der Stelle, von welcher der Schall herkam und wo die Kandidaten Veit und Walfer standen mit einem so ernsten, strengen Ausdruck im Gesicht, wie ihn niemand ihnen zugetraut hätte. Diesem Unbild gegenüber fand jeder seine ganze Fassung wieder; keiner versäumte seiner Entrüstung über dieses ungebührliche Benehmen und was damit zusammenhing und ihm vorausgegangen war, Ausdruck zu leihen, und der Lärm und das Durcheinander der Stimmen wuchs noch.

Der Mesner war dem verunglückten Prediger zu Hilfe gekommen und führte ihn nun vorsichtig die steinernen Stufen der Kanzel herab. Allein es wäre fast unmöglich gewesen, durch die dichte Menge der Neugierigen hindurchzukommen, wenn nicht Doris sich an die Spitze der kleinen Prozession gestellt und in einem Tone, dem man unwillkürlich nachgab, gerufen hätte: „Macht Platz! Seht ihr nicht, er fühlt sich unwohl!“ Am Eingang der Sakristei stellte sie sich dann auf, wie eine Schutzwehr, so daß die niedere Thüre sich vor ihm aufthun und schnell wieder hinter ihm schließen konnte.

VIII.

Die wenigsten hatten das Ende des Gottesdienstes abzuwarten vermocht. Die größere Anzahl trieb es mit un- widerstehlicher Gewalt ins Freie. Dort aber erhob sich ein Disputieren, ein Sichereifern, ein Geschrei, ein Geschnatter, von dem es schwer ist, sich eine Vorstellung zu machen.

Das Schlimmste an der Sache war, daß sich das Ge- rücht mit Blitzesschnelle verbreitete, Michel habe die voraus- gegangene Nacht in Gesellschaft seiner Kommilitonen durch- zecht; „er habe,“ sagten die Leute, „Gott versucht, und deshalb habe Er ihn auch sinken lassen.“ Dieser Annahme gegenüber vermochte die Stimme der Milde nicht durchzudringen, welche alles auf ein Sichüberstudieren, auf ein plötzliches Unwohl- sein zurückführte und das Mitleid in Anspruch nahm, das unverschuldete Unglücksfälle verdienen.

Michel hatte anfangs das Gefühl in seiner ganzen Wucht empfunden, welches die Schrift mit dem Milde bezeichnet: „Ihr Berge, fallet über mich her und bedeket mich!“ Er rannte von Ort zu Ort, wie eine Maus, die von einer Raze

verfolgt wird und ihre trauliche Wohnung im Innersten der Erde in der Verwirrung der Angst nicht finden kann, er scheute das Antlitz der Menschen und empfand ein unsägliches Hinaus- weh aus der Vaterstadt, aus der Gesellschaft der Menschen, aus dem Leben. Gäbe es nur einen Weg, aus dem Leben in den Tod zu kommen, er hätte ihn vielleicht eingeschlagen, so aber scheiterte die Sache glücklicherweise an der Dual der Wahl, die von selbst eine gewisse Überlegung und Geistesruhe über ihn brachte.

Seine alte taube Großmutter hatte von dem ganzen Vorfall nicht das Mindeste erfahren, und als sie ihm freude- strahlend um den Hals fiel, nahm er ihre Glückwünsche ohne Einsprache hin und setzte sich mit Würde an das zu Ehren der ersten Predigt bereitete Festmahl.

Gegen seine beiden Kommilitonen Veit und Walfer war anfangs eine wilde Glut in seiner Seele aufgeprallt. Er haßte in ihnen, nicht ganz mit Unrecht, die Urheber alles Un- heils und ging nach Überwindung der Selbstmordgedanken zu Racheplänen gegen sie über. Wäre ihm sogleich eingefallen, auf was, durch wen und unter welchem Vorwand er sie fordern solle, er würde sie sicherlich gefordert haben und ihrem, allem nach zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Leben wäre vielleicht — wer kann alle Fälle voraussagen? — ein frühes Ende beschieden gewesen. Aber auch dazwischen kam etwas; nämlich sie selbst. Sie erschienen mit einer Miene, als ob es sich um etwas Selbstverständliches handle, beim Festmahl, und zeigten eine so aufrichtige Bewunderung für Michels „Wurftig- keit“ gegen die Philister und für das Ereignis, das sie einen wahrhaft famosen „Geniestreich“ nannten, daß nur ein für Freundschaft ganz unzugängliches Herz versöhnlichen Gedanken sich hätte verschließen können.

Bald klangen die Gläser in vollen Akkorden aneinander, ein Toast voll saftiger Würze folgte auf den anderen, und es schien, als ob sie nicht feurigen Wein, sondern aus der köst- lichen Quelle schlürften, welche die Alten Vethe nannten.

(Schluß folgt.)

Sein jüngerer Bruder.

Novellette von Moriz von Reichenbach.

I.

Kurt Drallburg stand vor dem Spiegel. Er dachte, daß es eigentlich unmännlich sei, einen Spiegel zu Rate zu ziehen, aber er beruhigte sich damit, daß er sich nicht betrachtete, um sich zu bewundern, sondern nur um zu konstatieren, daß sein Schnurrbart im Laufe der letzten Wochen wirklich viel ansehn- licher geworden war und daß die neue Leutnantsuniform tadellos saß. Sie war noch sehr neu, diese Uniform. Kurt hatte erst seit sechs Wochen das Recht, sie zu tragen — und er war doch schon zwanzig Jahre alt. Ja, wenn sein älterer Bruder nicht darauf bestanden hätte, daß Kurt das Abiturienten- examen machen mußte, ehe er beim Regiment eintrat, da wäre er nun gewiß schon seit drei Jahren Offizier. Er hatte durch das lange Sitzen auf der Schulbank viel versäumt, aber er wollte es nachholen — er war auf dem besten Wege dazu — o, wenn Reinhard, sein älterer Bruder, das wüßte!

Da trat er gerade ins Zimmer, der Herr Assessor Drall- burg. Er war zehn Jahre älter als der Leutnant und hatte an diesem, nach dem frühen Tode des Vaters, sozusagen Vater- stelle vertreten.

„Ich komme, um dich zu fragen, ob du heute abend mit mir ins Theater gehen willst,“ begann der Assessor. „Es wird ein neuer Schwank von Moser gegeben, und die Truppe spielt gar nicht schlecht.“

Kurt machte ein wichtiges; etwas geheimnisvolles Gesicht.

„Es thut mir recht leid — ich kann unmöglich mitgehen, ich muß zu Feldreichs.“

„Zu Feldreichs? Bist du dort eingeladen?“

„Nun — das nicht gerade — das heißt, ich bin einge- laden so oft ich hingehen will, wie Fräulein Greta mir sagte,

— aber heut muß ich hin, um Fräulein Greta ihren Fächer wiederzubringen.“

„Wie kommst du zu ihrem Fächer?“

„Sie hat ihn mir in Pension gegeben.“

Der Assessor ging schweigend einigemal durch das Zimmer. Ihm hatte Fräulein Greta nicht gesagt, daß er ein- für allemal eingeladen sei. Er blieb vor Kurt stehen.

„Hör einmal, lieber Junge, ich muß dir ein Wort in Beziehung auf Fräulein Helldreich sagen. Sie ist ein sehr verzogenes Kind, gewöhnt, allen Launen nachzugeben —“

„Erlaube einmal —“

„Es ist, wie ich sage, und ihre neueste Laune besteht in einer übergroßen Freundlichkeit gegen dich.“

„Erlaube einmal, Reinhard —“

„Ich wollte dir nur sagen, hüte dich! Kompromittiere sie nicht in Gesellschaft, indem du ihr wie ein Schatten folgst, und mache dich nicht lächerlich, indem du gewisse airs annimmst, wenn du von ihr sprichst —“

„Jetzt bitte ich dich aber ernstlich, mir zu erlauben, daß ich dich unterbreche! Ich gebe mir keine ‚airs‘ und kompromittiere diese Dame, die ich sehr verehere, durchaus nicht. Im übrigen bin ich Offizier und erwachsen, und wenn ich auch nie vergessen werde, daß du mein älterer Bruder bist, dem ich Dank schulde, so bitte ich dich doch sehr ernstlich, dich nicht in meine intimsten Privatangelegenheiten zu mischen. Guten Abend — und amüsiere dich gut!“

Damit ging der Leutnant kühl grüßend zur Thür hinaus, und der Assessor warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in die Hand. So weit war es also gekommen! Solche Dinge sagte ihm Kurt! Warum war er aber auch heftig geworden, als er von Greta Helldreich sprach? Es war richtig, es wurde ihm schwer, sich daran zu gewöhnen, daß „das Kind“, der Kurt, erwachsen war, er konnte es nicht lassen, ihn zu bevormunden, er hatte vielleicht zuviel gesagt. Aber konnte er es ruhig mit ansehen, daß Greta sich in so auffallender Weise mit Kurt beschäftigte, daß sie diesem seinen Kindskopf ganz und gar verdrehte? Greta, Greta! Welches Rätsel ist doch so ein Mädchen! Wo war die Zeit, da Reinhard glaubte, daß er selbst ihr nicht gleichgültig sei? Kurt war ja gewiß ein lieber Mensch, niemand wußte das besser als sein älterer Bruder. Aber er war so unreif, jünger als Greta, ohne eine Spur von Verständnis für die tiefangelegte Natur dieses Mädchens. Es war unsäglich! Gewaltig riß der Assessor sich aus seinem Nachsinnen empor, und da er sich unfähig fühlte, an diesem Abend zu arbeiten oder einen lebenswichtigen Gesellschafter abzugeben, führte er seinen ersten Vorstoß aus und besuchte das kleine Theater, das sich für einige Winterwochen in der Provinzialstadt niedergelassen hatte. Den Theaterzettel in der Hand haltend, saß er auf einem Eckplatz, ohne dem Stücke besonders aufmerksam zu folgen. In der Pause machte ihn ein Bekannter auf eine Notiz des Theaterzettels aufmerksam, da stand: „In Vorbereitung ‚Der Medizinalrath‘. Original Lustspiel von ***. Wir machen auf diese Novität, welche in etwa acht Tagen zur Aufführung kommt, besonders aufmerksam, da dieselbe aus den Kreisen des p. t. Publikums stammt und noch nirgends anders aufgeführt wurde.“

„Wer dichtet denn hier bei uns Dramen?“ fragte der Assessor.

„Ja, das ist eben die Frage,“ erwiderte der Leutnant J.

„Wir wollen uns doch in der Pause beim Direktor erkundigen.“

Der Direktor machte indessen ein geheimnisvolles Gesicht und behauptete, sich zur Diskretion verpflichtet zu haben. Kurz, es war nichts herauszubringen.

II.

Am nächsten Morgen, als der Assessor an seinem Schreibtisch saß, kam sein Bruder zu ihm.

„Sei mir nicht böse, Alter, weil ich gestern so heftig wurde,“ sagte er, die Hand auf des Assessors Schulter legend.

„Mein guter Junge!“ — Die Brüder umarmten sich.

Im Grunde genommen liebten sie sich doch recht brüderlich und der Assessor war ganz gerührt über den „Prachtjungen“, bis dieser wieder begann, mit geheimnisvollem Gesicht von Fräulein Greta zu sprechen, was den Assessor nervös machte, so sehr er auch dagegen ankämpfte. Kurt entfernte sich auch bald wieder; die Treppe hinabsteigend, streichelte er seinen sprossenden Schnurrbart, warf einen Blick nach der Thür zurück, hinter welcher sein Bruder arbeitete, und murmelte:

„Es thut mir leid um den Alten, denn er nimmt es sich offenbar zu Herzen. Aber — wenn es sich um Frauen handelt, da ist sich denn doch jeder selbst der nächste. Er kennt Greta seit einem Jahr — kann ich dafür, daß ich die sechs Wochen meiner Bekanntschaft mit ihr besser benutzte als er? Kann man überhaupt dafür, wenn man Glück hat? Der Alte muß sich eben daran gewöhnen, in mir einen Mann und kein Kind zu sehen! Ich bin allerdings zwei Jahre jünger als Greta — aber was thut das? Man hat doch schon oft erlebt, daß —“ er lächelte, blinzelte mit den Augen wie ein Rater, der einen Späßen vorüberfliegen sieht, und begann Luftschlösser zu bauen. Der Assessor war inbessen seufzend von seinem Schreibstisch aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab, ohne Arbeits-Laune und -Luft finden zu können. Als er sich endlich an den Schreibtisch setzte, krügelte er den Namen Greta auf sein Löffelblatt und sprang wieder auf, ohne daß seine Laune sich gebessert hätte.

III.

In den nächsten Tagen bekam er seinen jüngeren Bruder fast gar nicht zu sehen. Eines Abends kam ein Kollege zu ihm und machte ihm Vorwürfe über seine Verschlossenheit.

„Die ganze Stadt weiß ja doch, daß es dein Bruder ist, der das Lustspiel geschrieben hat, das morgen gegeben werden soll.“

„Mein Bruder? Das ist unmöglich! Er hat nie die leiseste Spur von poetischer Begabung gezeigt. Und dann — wenn er sich als Lustspielsdichter versucht hätte, so wüßte ich es.“

„Trotz alledem ist er der Dichter des Lustspiels; auf wiederholtes Drängen hat es der Direktor verraten.“

Kurt selbst unterbrach die Diskussion.

„Gut, daß du kommst,“ rief ihm Reinhard entgegen, „ist es wahr, daß du ein Lustspiel geschrieben hast?“

„Es wäre doch kein Unrecht —“

„Hast du den ‚Medizinalrath‘ geschrieben oder nicht?“

„Wenn man es behauptet, wird es wohl wahr sein. Im übrigen bitte ich dich über die Sache nicht zu sprechen. Geh morgen ins Theater und sieh dir das Ding an.“

„Aber Kurt, ich begreife nicht, daß du mir kein Wort davon gesagt hast!“

„Du hättest mir doch nicht dabei geholfen.“

„Und wenn du dich blamierst — der Gedanke ist mir ganz unerträglich!“

„Ich werde mich nicht blamieren.“

„Du hast doch keine Idee von Bühnentechnik —“

„Jeder muß eben anfangen.“

„Ja, wenn es nur nicht gerade hier wäre, wo du lebst, wo man dich kennt — hätte ich eine Ahnung davon gehabt, ich hätte die Sache verhindert.“

„Darum ließ ich dich eben nichts ahnen!“

Der Leutnant ging, einen Narisch vor sich hin pfeifend, in das Kasino, und der Assessor verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am Abend der Aufführung war das Theater überfüllt. Kurt bewegte sich mit lebhaft gerötetem Gesicht unter dem Publikum, der Assessor kam spät und sah blaß aus. Endlich begann die Vorstellung. Der erste Akt wurde flott gespielt, das Publikum lachte, einer der Kameraden überreichte Kurt in der Pause einen Lorbeerkranz. „Es ist ein unreifes Ding,“ dachte der Assessor, „ich hätte Kurt doch etwas weniger Reife zugebracht.“

In der Pause erschien der Geheimrat Helbreich mit seiner Tochter. Sie nahmen die Plätze neben dem Affessor ein. „Nun, wie gefällt Ihnen das Stück?“ fragte Fräulein Greta lächelnd.

Er sah sie sehr ernst an.

„Sie haben darum gewußt, Fräulein Greta?“

„Freilich wohl!“

Er schüttelte den Kopf.

„Es thut mir sehr leid, daß Sie meinem Bruder von dieser Thorheit nicht abrieten. Ich gäbe viel darum, wenn ich sie ungeschehen machen könnte!“

„Aber das Stück gefällt ja, wie Sie sehen.“

„Man lacht meinen Bruder aus, und es ist mir, als ob ich Spießruten laufen müßte.“

Fräulein Greta sah nachdenklich aus. Der zweite Akt war sentimental. Das Publikum bemühte sich, liebenswürdig gegen den jungen Autor zu sein, in Wahrheit aber begann es sich zu langweilen. Fräulein Greta blickte ab und zu verstohlen zu ihrem Nachbar auf. Seine Anschauungsweise teilte sich ihr wie durch Magnetismus mit. Sie sah mit seinen Augen, sah, was sie bisher nicht gesehen hatte, daß das Stück wirklich sehr schwach war.

„Es ist ein großer Unterschied, ob ein Dialog auf dem Papier steht, oder ob man ihn gesprochen hört,“ sagte sie kleinlaut.

„Und ich habe alle Kraft daran gewendet, meinen Bruder zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen. Und das ist seine erste Leistung — ein Beweis von Untüchtigkeit und Selbstverblendung,“ seufzte der Affessor.

Fräulein Greta senkte schweigend den Kopf. Sie war jetzt ebenso blaß wie ihr Nachbar.

„Daß es gerade mein Bruder sein muß,“ murmelte der Affessor, „o, ich ahnte nicht, daß er noch so unreif war! Es ist eine sehr schwere Enttäuschung, wenn man geglaubt hat, daß einem Menschen ein gewisser Ernst innewohne, und wenn man plötzlich entdeckt, daß er seine Zeit mit Kindereien vergeudet und ohne alle Selbstkritik ist.“

„O bitte, bitte, fassen Sie es nicht so furchtbar ernst auf,“ flüsterte Fräulein Greta zaghaft. Er sah sie an. Helle Thränen schimmerten in ihren Augen. So nahe ging ihr also Kurts Mißerfolg!

„Wenn Sie wahrhaft teilnehmen an dem, was meinen Bruder betrifft, bewahren Sie ihn in Zukunft vor dergleichen Fehlgriffen,“ sagte er. Das Herz war ihm schwer dabei. Er hatte nicht bloß die Enttäuschung zu überwinden, die ihm durch seinen Bruder geworden war. Vor dem Ende des letzten Aktes stahl er sich aus dem Theater. Die Welt erschien ihm sehr grau an diesem Abend. Er erwartete Kurt — doch dieser kam nicht.

„Natürlich, er ist bei Helbreichs und läßt sich dort über seinen Mißerfolg trösten,“ dachte der Affessor und suchte vergebens die Bitterkeit niederzukämpfen, die sich seiner bei diesem Gedanken bemächtigte.

Am andern Morgen erhielt er ein Billet.

„Ich muß Sie in einer besonderen Angelegenheit so bald als möglich sprechen und erwarte Sie bestimmt im Laufe des Vormittags.“

Greta Helbreich.

Eine Stunde später ließ er sich in der Villa des Geheimrats melden.

Greta kam ihm entgegen und zog die Thür des Salons eilig hinter ihm zu.

Ihre Wangen glühten, und die Hand, die sie dem Affessor entgegengereicht hatte, war sehr kalt.

„Ich habe eine schlaflose Nacht verbracht,“ sagte sie, „ich glaube, ich würde überhaupt nie wieder schlafen können, wenn ich Ihnen nicht alles sagte, was Sie wissen müssen.“

„Um Gottes willen, Fräulein Greta, was ist geschehen?“

„Ahnen Sie denn gar nichts?“

„Wie sollte ich —“

„Ihr Bruder — er hat also wirklich gar nichts von unserm Geheimnis verraten?“

„Es handelt sich um ihn? Fräulein Greta, haben Sie diesen Schritt auch überlegt? Sie sind durch Ihren Herrn Vater sehr verwöhnt worden — jede Ihrer Tugenden wird erfüllt — aber bedenken Sie, daß es sich hier um das Glück eines ganzen Lebens handelt!“

„O mein Gott, mein Gott, sagen Sie doch das nicht, ich will ja alles wieder gut machen, alle sollen es wissen, nach diesem Mißerfolge bin ich ihm Genugthuung schuldig.“

„Ich beschwöre Sie, überlegen Sie was Sie thun. Sobald alle es wissen, ist der Schritt fast unwiderruflich, mein Bruder ist soviel jünger als Sie — er ist ja gewiß ein prächtiger Mensch, aber gerade der gestrige Abend hat wieder bewiesen, wie unreif er noch ist. Ein solcher Schritt —“

„Aber wovon sprechen Sie denn? Sie können doch nicht im Ernst glauben —“

„Fräulein Greta, in solchen Sachen scherzt man nicht!“

Sie sah ihn an, und während noch Thränen in ihren Augen schimmerten, spielte ein fast mutwilliges Lächeln um ihre Lippen. „Aber lassen Sie mich doch ausreden — der Entschluß ist mir wirklich schwer genug gefallen zu bekennen, — daß — ich das unglückliche Lustspiel geschrieben habe!“

„Sie???“

„Ja, ja, ich, und weil Sie hier einmal sagten, daß Sie schreibende Frauen verabscheuten, hat ich Ihren Bruder, für mich mit seinem Namen einzutreten. O, ich war so thöricht, ich dachte, Sie würden das Stück mit günstigem Vorurteil betrachten, wenn Sie glaubten, Ihr Bruder sei der Autor — Ihr Kurt war so stolz darauf, und ich — ich war blind, bis mir gestern die Augen aufgingen und das Herz weh that, wenn ich in Ihr blaßes Gesicht sah. So, nun wissen Sie es, und heute nachmittag gebe ich einen Damentee und sage es allen, daß ich die Autorin des Stückes bin, wenn Ihr lieber, prächtiger Kurt auch in seinem eigensinnigen Kindskopf keine Vernunft annehmen und den Mißerfolg durchaus auf sich sitzen lassen will!“

Das ernste Gesicht des Assessors hatte sich, während sie sprach, durch ein immer strahlender werdendes Lächeln erhellt. Jetzt ergriff er Gretas beide Hände:

„O wie danke ich Ihnen, wie danke ich Ihnen! Welche Zentnerlast nehmen Sie mir von der Seele. Mögen die Leute doch glauben was sie wollen — wenn ich nur weiß, daß mein Bruder nicht der Autor ist!“

„Mir schadet das weniger, meinen Sie?“

„Mein Gott, Fräulein Greta, Sie sind nie aus dem wohlumhegten Frieden Ihres Hauses hinausgetreten — woher sollten Sie die Welt kennen? Eine Naivität, wie Ihr Lustspiel sie atmet, ist bei einem jungen Mädchen nur ein Reiz mehr — ein junger Mann aber darf sie nicht besitzen!“

„Und Sie verabscheuen mich nicht?“

„Weil Sie zu allem Luxus, der Sie umgibt, auch noch den hinzufügen wollten, ein Lustspiel geschrieben zu haben?“

„Und weil ich dann Ihren Bruder dafür eintreten ließ!“

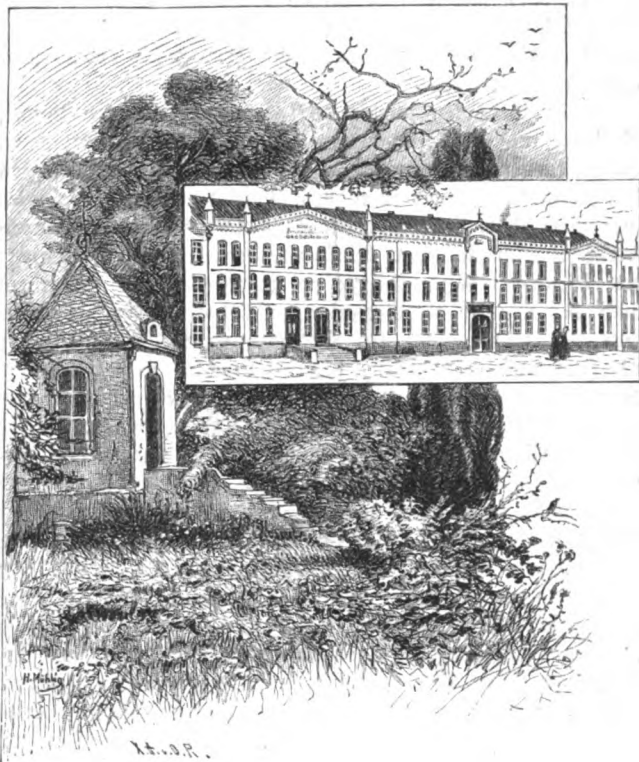
Er lächelte. „Ich glaube, Sie könnten mir in diesem Augenblick ein Verbrechen beichten — ich würde einen Entschuldigungsgrund dafür finden!“

„Ach, und Sie sind ja auch, im Grunde genommen, schuld an allem, denn vor Ihrer Kritik fürchtete ich mich, und Ihnen gerade wollte ich doch auch ein bißchen imponieren. Zu dumm, nicht wahr?“

„Greta!“

Acht Tage später stand Kurt Drallburg wieder vor dem Spiegel, um etwas zu konstatieren.

„Greta hat recht, ich sehe ihm wirklich ähnlich,“ murmelte er. „Sie sagte, in zehn Jahren würde ich ganz wie er aussehen, und wenn sie sich jetzt nicht mit ihm verlobt hätte, würde sie sich dann unfehlbar in mich verliebt haben. Das kann ebensogut ein Kompliment als eine Grobheit sein. Die Weiber muß man kennen — o! Aber Erfahrungen machen den Mann; und ich will Greta schon noch beweisen, daß sein jüngerer Bruder ein ganzer Mann ist!“



Zur Kaiserwerther Jubelfeier:
Gartenhaus in Kaiserwerth, Mutterhaus in Kaiserwerth.
die Wiege der Anstalt.

Die Jubelfeier in Kaiserwerth.

Von Wilhelm Baur.

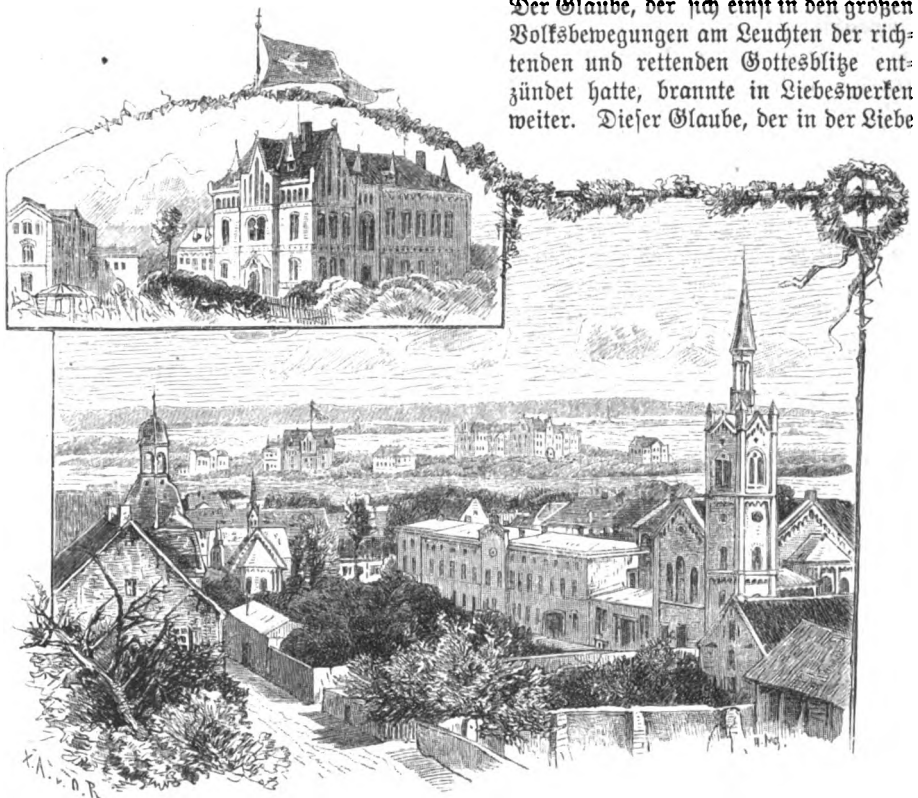
Wie ein Wunder Gottes steht das Werk, dem die Festtage in der niederrheinischen Stadt gelten (22. und 23. September), vor unsern Augen. Bis zur Gründung des Diakonissenhauses in Kaiserwerth 1836 gab es keine Diakonisse in der deutschen evangelischen Christenheit: heute stehen aus sechzig Mutterhäusern 6000 Schwestern in der Arbeit gläubiger Liebe.*) Als die weibliche Diakonie ihre ersten Wege in die Gemeinde wagte, da kam über viele ein Schrecken wie vor einem mittelalterlichen Gespenst: heute läßt sich in vielen Gemeinden ein wahrer Hunger nach Diakonissenhilfe spüren. Die Schwester, „die fromme Schwester“, ist für die Kinder, die von ihren nach Brot gehenden Müttern mutterseelenallein gelassen werden, für die Alten, die im Siechenhause ihre letzten Tage hinbringen, für die Armen im Dachstuhl und im Keller, für die Kranken im Hospital oder in der eigenen Wohnung eine überaus willkommene Erscheinung. Aus dem großen Kriegs- und Siegesjahre klingt mir noch immer durch die Seele der schmerzliche und herzliche Witzruf: „Schwester! Schwester!“ den die verwundeten oder ruhrkranken Soldaten hören ließen, wenn sie der Erquickung bedurften, und wenn ich jetzt auf meinen amtlichen Reisen durch das Land fahre, wie freue ich mich, von

*) Eine umfassende, lehrreiche Darstellung des Diakonissenwerkes gibt: Schäfer (Vorsteher der Diakonissenanstalt zu Altona), Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfange dargestellt. Drei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart, D. Gün-
dert 1886.

der Kanzel aus mitten in der Gemeinde die Schwestern an ihrer Tracht zu erkennen und nachher die mancherlei Stätten zu besuchen, an denen sie ihre stille und gesegnete Arbeit unermüdlich thun!

Wie ein Wunder Gottes ist das vor fünfzig Jahren erneuerte Werk der weiblichen Diakonie. Wunderbar wie in anderen Führungen Gottes erweist sich auch in der Erweckung der Liebe, in welcher der Mensch für den Menschen eintritt, Gottes Weilen und Eilen. Er ist selbst die aus den Tiefen der Ewigkeit quellende Liebe; er hat in Christus diese Liebe in einen offenen, allen zugänglichen Brunnen gefaßt; die „Welt ohne Liebe“ ward seitdem mit der Botschaft von der Liebe erfüllt und durch das Werk der Liebe vor dem Zusammensturz bewahrt; in diesem Werk war in der alten Kirche die weibliche Diakonie besonders lebendig, geschäftig, mächtig. Was geschah? Was ließ Gott geschehen? Die Liebe, die ihre Kraft in der Freiheit hat, ward in der römischen Kirche in die Bande falscher Geseßlichkeit geschnürt, und als Luther die große Predigt that, daß der Christenmensch im Glauben ein Herr aller Dinge und durch die Liebe jedermanns Knecht sei, da konnte die evangelische Kirche doch nicht alsbald in die Wege der apostolischen Kirche sich zurückfinden, in welcher Jungfrauen und Wittven Christi Dienerinnen an der Gemeinde waren, in völliger Freiheit und mit ganzer Hingabe der Person. Aber die Liebe, welche keinen Anfang genommen, hört auch nimmer auf. Gott wartet seiner Stunde. Es ist wahr: „Gottes Mühlen mahlen langsam.“ Es ist auch wahr: „En peu d'heures Dieu labeure“ (Gott arbeitet in wenig Stunden), davon zeugen die fünfzig Jahre weiblicher Diakonie im evangelischen Deutschland. — Wenn aber der wunderbare Gott zur rechten Stunde ein Neues schaffen will, so ersieht er sich dazu eine schöpferische Persönlichkeit. Die Menge der Menschen würde nur eine lange Reihe von Nullen bilden ohne den Einer, von welchem Schiller einmal sagt: „Ein Mann ist viel wert in so teurer Zeit.“ Aber mit dem Einer voran gewinnen die Nullen ihren Wert. Solch ein Einer, ein Mann der schöpferischen Liebe, Weisheit, Kraft und Beharrlichkeit war Theodor Fliedner.

Zwei Jahrzehnte waren seit den Befreiungskriegen vergangen. Der Segen, den unser Volk durch Gottes Züchtigung und Rettung empfingen, wirkte fort. Der Glaube, der sich einst in den großen Volksbewegungen am Leuchten der richtenden und rettenden Gottesblitze entzündet hatte, brannte in Liebeswerken weiter. Dieser Glaube, der in der Liebe



Zur Kaiserwerther Jubelfeier:
Ansicht von Kaiserwerth vom Mühlturm aus; im Hintergrunde die Anstalt für Gemüthskranke, Wohngebäude, das neue Verwaltungshaus und das Balnehaus.
Oben das neue Verwaltungshaus zu den neuen Krankenanstalten, welches am Jubiläumstage eingeweiht wird.

thätig sein will, ahnte, hoffte, verkündete durch einzelne Männer und Frauen eine neue Offenbarung seiner Kraft. Zuerst muß bei der Jubelfeier ein Vorgänger, ein Freund Liedners genannt werden. Franz Klönne war vom theologischen Studium als freiwilliger Jäger mit gegen die Franzosen gezogen und hatte Paris mit erobern helfen. Mit dem Eichenlaub des Siegers heimgekehrt vollendete er seine Studien. Schon als Kandidat (1820) ließ er, der nachher Pfarrer in Bislich und Calcar geworden ist und Bibelverbreitung und Heidenmission pflegte, einen Aufsatz drucken, zu welchem ihn die Frauenthätigkeit in den Befreiungskriegen angetrieben hatte: „über das Wiederaufleben der Diaconissen der altchristlichen Kirche in unsern Frauenvereinen.“ Er sandte ihn auch der Prinzessin Wilhelm von Preußen. Sie war nach dem Heimgang der Königin Luise Preußens erste Frau, während des Krieges die Führerin auf den Wegen der Barmherzigkeit. Demütig und zur Stille und Zurückgezogenheit geneigt antwortete sie Klönne: „Ich habe oft selbst eine solche Einrichtung gewünscht, doch ist die Sache, wie Sie sich denken, so, daß sie vom König selbst erst befohlen werden müßte.“ — Wie die erste Frau Preußens hat Preußens größter Staatsmann und Napoleons mächtigster Gegner, der Freiherr vom Stein, in den Tagen des Friedens im Glauben und in der Liebe sich bewährt und der weiblichen Diaconie nachgedacht. Ihm war beim Besuch katholischer Anstalten an den barmherzigen Schwestern der Ausdruck von innerem Frieden, Ruhe, Selbstverleugnung, frommer Feiterkeit der Schwestern, ihre stille, geräuschlose Thätigkeit, die liebevolle, segensbringende Behandlung der ihrer Pflege anbefohlenen Kranken auffällig gewesen. „Mit allen diesen Erscheinungen,“ so äußerte er, „machte einen belebigen Kontrast der Ausdruck von Unbehaglichkeit aufgeregter, wegen nicht befriedigter Eitelkeit über Vernachlässigung gekränkter, unverheirateter, alternder Jungfrauen aus den oberen und mittleren, zum Broterwerb durch Handarbeit nicht berufenen Ständen, die wegen ihrer auf tausendfache Art gestörten Ansprüche, wegen ihres Müßiggangs eine Leerheit, eine Bitterkeit fühlten, die sie unglücklich und anderen lästig machte. — Dieser Zustand der Unbehaglichkeit wirkte wieder nachteilig auf ihre Gesundheit. Die Frage war wohl natürlich: warum finden sich nicht ähnliche Institute, wie das der barmherzigen Schwestern, bei den protestantischen Konfessionsverwandten?“ Stein ward zu seinen Vätern versammelt, ehe das Diaconissenwerk wieder auferstand. Mit ihm begegnete sich in dem Gedanken, wie eine Jungfrau auch im Alter heiter bleiben könne, Amalie Sieveking in Hamburg. Steins Anschauung, die ihr der nachmalige Minister von Bodelschwingh, der Vater des Bielefelder Pastors, bekannt gegeben, dazu Gofners und anderer Zureden brachte sie zur ernstesten Erwägung, ob sie nicht berufen sei, eine evangelische barmherzige Schwesternschaft zu begründen. Es ist bekannt, daß sie zu solcher Gründung nicht gekommen, daß sie aber in ihrer Vaterstadt den „weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“ ins Leben gerufen, ein Saatkorn vieler ähnlicher Vereine. Sie ist dadurch die Führerin derjenigen Frauen und Jungfrauen geworden, welche ohne Diaconissenkleid die ihnen zu Gebote stehende Zeit und Kraft der Armen- und Krankenpflege schenken. — Merkwürdig ist es, wie in nächster Nähe Liedners, nur ein Jahr, ehe dieser sein Werk begann, Graf Adalbert von der Rede-Volmerstein durch die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel: „Die Diaconissin oder Leben und Wirken der Dienerinnen der Kirche für Lehre, Erziehung und Krankenpflege“ für die Erneuerung des Diaconissenamtes eintrat. Im Herbst 1835 gedachte er in Düsseldorf ein Diaconissenstift zu gründen. Der Kronprinz, dem er das Heft zugesandt, antwortete ihm am 6. November: „Ihre Gedanken über die Wiederbelebung der Ordnung der Diaconissinnen habe ich mit wahrem Jauchzen aufgenommen. Mir selbst hat die Wiederbelebung schon manches Jahr als ein ersehntes Ideal vorgegeschwebt, als etwas von dem vielen, was unserer Kirchengemeinschaft wahrhaft not thut und ihr fehlt, als ein Mangel, der Verunzierung

vergleichbar, welche eine mangelnde Nase z. B. in einem menschlichen Antlitz hervorbringt. Ich bin vorzüglich mit der Ansicht einverstanden, daß das Amt förmlich als ein Kirchenamt anerkannt werde.“

Die Gedanken waren da: Erneuerung der weiblichen Diaconie aus dem Jungbrunnen der göttlichen Liebe; durch diese Erneuerung Verwertung der in die Gemeinde gelegten, den christlichen Frauen in reichem Maße verliehenen Gabe der Barmherzigkeit; Vinderung der vielfältigen Not, an welcher das Menschengeschlecht leidet; Einfügung der weiblichen Diaconie in den Dienst der Gemeinde als ein geordnetes Amt. Gott gab auch den Mann, die Gedanken zur That werden zu lassen. Vor Jahrzehnten hat ein Dubliner evangelischer Theolog, W. Flemming Stevenson, das neu erwachte Liebesleben der deutschen evangelischen Kirche in einem Buche geschildert, dem er den Titel „Gebet und Arbeit“ gab und in welchem er uns die vier Männer: Liedner, Wichern, Böhe und Harms vorführt. Die letzten drei sind sämtlich 1808 geboren. Der älteste ist Liedner (geb. 1800). Vor Wichern schon hat er ohne den Namen das Werk der innern Mission betrieben, in der Fürsorge für seine Diasporagemeinde, die er vor dem Untergang rettete, und für die Befangenen, denen er das Evangelium predigte. Aber in demselben Jahre (1833) haben die beiden angefangen, ihr Rettungswerk in besonderen Anstalten zu thun, Liedner in dem Haus seines Pfarrgartens, in welchem er die erste Magdalene aufnahm, Wichern unter dem Strohdach des rauhen Hauses, unter welchem er mit einigen verwahrlosten Kindern einzog. Hinfort gehen beide nebeneinander, der Süddeutsche und der Norddeutsche, der eine in dem kleinen Taunusstädtchen Eppstein, der andere in der mächtigen Hansestadt Hamburg geboren, der eine als der Erneuerer der weiblichen, der andere als der Erwecker der männlichen Diaconie. Ist es der christlichen Weiblichkeit eigen, durch den frommen Wandel ohne Wort eine große Mission zu erfüllen, der christlichen Mannhaftigkeit dagegen, auch vor großen Versammlungen durch geistbewegtes Wort mächtige Gedanken wie keimkräftige Samenkörner auszustreuen, so zeigt sich dieser Unterschied auch in der Weise, wie die beiden Propheten und Meister der weiblichen und männlichen Diaconie ihr Werk betrieben. Nicht, als ob Liedner stumme Thaten vollbracht oder Wichern leere Worte geredet hätte. Aber während Liedner meistens schon die Gründung eines bestimmten einzelnen Werkes im Auge hatte, wenn er umherreiste und im Zwiesgespräch bald mit dem König, bald mit dem begüterten Kaufmann eindringliche, unwiderstehliche Worte sprach, trat Wichern in große Volksversammlungen, als Kandidat im Schneideramthaus in Hamburg, im thatkräftigsten Mannesalter auf dem Wittenberger Kirchentag, und mit einer aus der Tiefe quellenden, mächtig rauschenden Verebtheit deckte er die großen Volkschäden auf, trieb zur freien Liebesthat, gab eine sich drängende Fülle von Lebensgedanken und öffnete das Auge für eine große Zukunft unseres Volkes. Dieser Verschiedenheit der beiden Männer entspricht es, wenn sich Liedners Wirksamkeit in einem größeren Reinertrag von Anstalten der Barmherzigkeit, Wicherns Bedeutung sich neben der vorbildlichen Gründung von Anstalten zugleich in einem die ganze Kirche befruchtenden Geisteseinfluß darstellt. In einem aber sind sich beide außerordentlich ähnlich: die Not, welche sie als Männer zu lindern gesucht, hatten sie in der Jugend selbst empfunden. Beide sind aus einem innerlich reichen, äußerlich armen Familienleben hervorgegangen; beide haben beim frühen Tod des Vaters der Mutter in der Ernährung der Kinder beigestanden; beide haben neben der Familiennot etwas von der großen Volksnot gespürt; beide haben bei dürftigen Geldmitteln sich eines Studentenlebens voll hoher Gedanken und Entwürfe erfreut; beide haben in den Jahren, in welchen die Menge nur an fröhlichen Lebensgenuß denkt, mit geheiligter Willenskraft sich dem Wohle der Familie und des Volkes in den Dienst gestellt. Wichern war fünfundzwanzig Jahre, als er das rauhe Haus gründete. Mit dreiundzwanzig Jahren begann Liedner seine Kollekten-

reisen zum Besten seiner bedrängten Gemeinde und damit seine große Arbeit. Manchem jungen Theologen, welcher in den Jahren des Theologenmangels und des Stellenüberflusses zu zärtlich gegen sein Fleisch geworden ist, möchte man neben Johann Valentin Andreäs gereimter Pastorallehre nichts Dringenderes zur Buße empfehlen als den Anblick des allezeit gegen sich selbst strengen, im Erbarmen mit dem Volk herzensweich, schlichten, genügsamen, arbeitsvollen Fliedner.

Im Gartenhäuschen des Pfarrgartens hat Fliedner, wie erwähnt, sein Anstaltsleben begonnen. Es wuchs aus der Sorge für die entlassenen weiblichen Gefangenen hervor. Was man heute die Magdalenensache nennt, hatte vor dem Holländer Helbring in ihm schon seinen Mann gefunden. Eine Freundin des Fliednerschen Hauses, eine fromme, wohlhabende Jungfrau, Katharina Göbel aus Braunsfels, übernahm die Pflege der Magdalenen. Für den Tag gewährte das Häuschen, das zwölf Fuß im Gevierte hatte, leidlichen Bodenraum. Kam die Schlafenszeit, so ward eine Leiter an die kleine Dachluke gelegt: die beiden ersten Magdalenen stiegen hinauf, schlüpfen hinein, legten sich nieder. Die Leiter wurde dann wieder weggenommen. Das Asyl für die Magdalenen ist drei Jahre älter als das Diakonissenhaus. Das ist eine mächtige Predigt. Kaum liegt für ein anderes Werk der Barmherzigkeit der biblische Grund so klar zu Tage als für die Rettung der Gefallenen: Jesu That und der Apostel Wort. Und kaum sind auch Christenseelen für ein anderes Werk so schwer zu erwärmen als für dieses: der Pharisäersinn, der in jedem Menschen tiefe Wurzeln hat, der Mangel an Glauben an die Gnade, die doch mächtiger ist, als die mächtigste Sünde, halten zurück. Da war es eine That der Liebe, daß Fliedner wie der Heiland nicht Steine auf die Sünderin warf, sondern wie Paulus den unehrlichsten Gliedern am Leibe die größte Ehre anzuthun bereit war. Es ist ein großes Ding, daß im Kaiserswerther Asyl Hunderte von verlorenen Töchtern unseres Volkes Aufnahme gefunden und zu einem guten Teil gerettet worden sind. Es ist ein Werk der ernstesten Selbsterleugnung, daß auf den Wunsch Friedrich Wilhelms IV in der Berliner Charitee seit langen Jahrzehnten Kaiserswerther Diakonissen den kranken Dirnen dienen. Es ist ein Gedanke von christlicher Hoheit, der durch den Vorgang Kaiserswerths kräftige Gestalt gewonnen hat, daß der jungfräuliche Sinn vor dem sittlichen Schmutz der Gefallenen die Hand nicht zurückzieht. Man hat die Magdalenensache das „Aschenbrödel der inneren Mission“ genannt. Ich habe in Berlin im Palaste der Fürstin rühmen dürfen, das Aschenbrödel beginne als Prinzess sich zu enthüllen. Ich freue mich von Herzen, daß auch bei der Jubelfeier in Kaiserswerth die Durchsichtigkeit des Werks sich offenbaren wird. Denn bei dem Gartenhäuschen, welches bisher der Pfarrei gehörte und welches die Schwestern dem Diakonissenhaus als Festgabe bieten werden, wird das Fest seinen Anfang nehmen und der Magdalenensache die Ehre geben, die ihr gebührt.

Drei Jahre nach der Gründung des Asyls ward das Diakonissenhaus eröffnet. Am 20. Oktober 1836 trat die erste Diakonissin Gertrud Reichardt aus Ruhrort ein. Die Bereitwilligkeit der weiblichen Diakonie, auch den geringsten Dienst zu thun, vergegenwärtigt uns das Magdalenenasyl. Aus der Tiefe des Dankes für empfangene Gnade, die sich in der Rettung Verlorener vorzugsweise offenbart, entfaltet sich eine Fülle des Liebeswerkes, die so mannigfaltig ist wie das menschliche Bedürfnis. „Ich bin Mensch und nichts Menschliches eracht' ich mir fremd,“ hat ein Heide gesprochen, der menschlichen Sünde und Schwäche, die er an sich trug, gedenkend. Anders des Menschen Sohn, der es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich sein, der versucht ward allenthalben gleich wie wir, nur ohne Sünde, der unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich genommen. Anders auch die Diakonissen, die mit der geschmückten Lampe ihrem Herrn entgegengehen und mit Öl und Wein der Barmherzigkeit ihm nachfolgen. Nichts Menschliches soll ihnen fremd sein: wo immer weibliche Geschicklichkeit, Zartheit, Geduld,

Barmherzigkeit die Not lindern kann, da sollen sie herzueilen. Zu dem Triumph, dem das Christentum auch in unsern Tagen des Abfalls entgegenschreitet: daß kein menschliches Weh ohne den Balsam der göttlichen Barmherzigkeit bleibe, sollen auch die Diakonissen mithelfen. „Die Neigung, sich anderer zu erbarmen, hat das weibliche Geschlecht an sich mehr als die Männer,“ sagt Luther. Und er fügt hinzu: „Die Weiber, so die Gottseligkeit lieb haben, pflegen auch sonderliche Gnade zu haben, andere zu trösten und ihre Schmerzen zu lindern.“ Man denke aber bei der weiblichen Diakonie ja nicht bloß an Krankenpflege. Sie umfaßt das ganze bedürftige Menschenleben, so weit Frauenherzen und Frauenhände ihm wohlthun können. Es beginnt mit der Geburt. Auch wo die Diakonisse nicht etwa in einer Krippe thätig ist — wie viel Veranlassung hat sie, am Bette der armen Wöchnerin die neugeborenen Kinder zu Herzen und zu pflegen! Früh hat sich Fliedner bereitet, Kleinkinderlehrerinnen zu bilden. Wie viele sind von Kaiserswerth ausgegangen, seit das Seminar dort gegründet ward! Und wie viel Tausende lieber deutscher Kinder sammeln sich täglich um sie, werden aufgezogen und erzogen, lernen springen und singen, beten und gehorsam sein! Auch für die Kinder im schulpflichtigen Alter haben sie Gnade und Gabe. Im Marthahof in Berlin halten sie als geprüfte Lehrerinnen Volksschule für die Mädchen der umherwohnenden armen Familien. In Hilden steht eine höhere Töchterschule unter ihrer Leitung. In Florenz bewähren sie sich längst als Bildnerinnen der Töchter aus verschiedenen Nationen. Verwaiste und Verwahrloste werden ihnen übergeben. Welch ein herzbeweglicher Anblick: Diakonissen in einem Solbad von einer großen Schar kranken Kinder umringt, die Schwestern beschäftigt mit Beseitigung des Schmutzes und Ungeziefers, mit Verbinden der Wunden und Darreichung der Speise, und die Kinder von Tag zu Tag frischer, kräftiger, fröhlicher! Und wenn wir in ein eigentliches Kinderhospital eintreten — es möchte Einem der Anblick des zusammengehäuften Kinderelends das Herz abpressen, aber im Anblick der geschickten Hilfe, welche die weibliche Hand ihnen bietet, wird das Herz wieder getroßt. — Für die konfirmierten Töchter haben die Diakonissen einen großen Beruf, besonders die Gemeinbediakonissin. „Das ist unser dritter Pfarrer!“ so stellte mir ein Geistlicher die Gemeinbeschwester vor. „Die Seele der Armenpflege ist Seelenpflege,“ hat Chalmers gesagt. Und ohne Frage kommt an manche Seele die Diakonisse, weil sie auch dem Leibe Erquickung bietet, leichter heran, als der Geistliche, der nur Geistliches bietet. Die Kraft der Armenpflege ist Familienpflege, so möchte ich fortfahren. Und wer wäre, wo diese Pflege von außen kommen muß, dazu mehr geeignet, als die barmherzige Freundin des Hauses, die Diakonisse? Ein großes Stück der Familienpflege ist die Herstellung der Häuslichkeit auch nach ihrer äußeren Seite: Reinlichkeit, Ordnung, Schmuck, Behagen. Auch dazu soll die Gemeinbediakonisse anleiten: sie soll zeigen, wie man wäscht und lehrt, wie man die Dinge zurechthellt und den Tisch deckt, wie man Gardinen ans Fenster steckt und Blumen zieht. Und wenn sie für ihre Wanderungen durch die Gemeinde die Namen der konfirmierten Töchter mitnimmt — welch schöner Beruf, diese zum Kirchgang und zum Sonntagsverein anzuhalten! — Wir sehen den Marthahof in Berlin abgebildet, nur eine unter vielen gleichartigen Anstalten. Er stellt die Fürsorge für dienende weibliche Jugend in den großen Städten dar. Wenn Fliedner bei seinen Schwestern in der Charitee die Hunderte Gefallener sah, da fragte er sich, ob denn die weibliche Jugend, die vom Land in die Stadt komme, nicht vor dem Fall bewahrt werden könne? Aus dieser Erwägung ist die Gründung des Marthahofes erfolgt, in welchem von draußen nach Berlin zugezogene, auch wohl einheimische Dienstmädchen beherbergt, auch jüngst Konfirmierte zu Dienstmädchen erzogen werden. Eine Vermietung der Mädchen ist mit der Anstalt verbunden. — Trefflich bewähren sich die Schwestern auch in Armen- und Siechenhäusern. — Eine große Fülle von Diakonissenarbeit ist schon genannt — die Thätigkeit, an

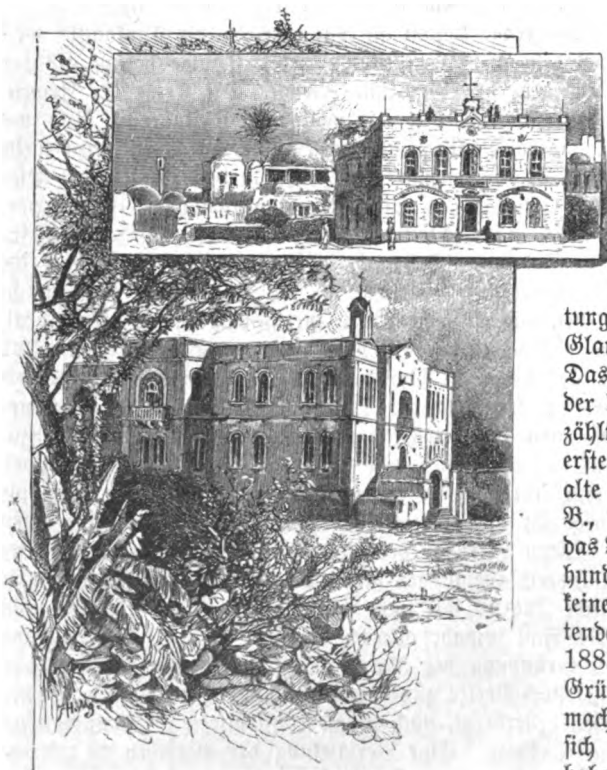
welche man bei dem Namen der weiblichen Diakonie zunächst oder ausschließlich zu denken gewohnt ist, bedarf kaum besonderer Erwähnung — die Krankenpflege, sei es in Privathäusern oder in Hospitälern, in gewöhnlichen Zeiten oder bei außerordentlichen Unfällen, beim Ausbruch des Krieges und der Seuche. Nur auf die gesegnete Arbeit der Kaiserswerther Schwestern an weiblichen Geistes- und Gemütskranken, wie sie in der meisterhaften Anstalt auf dem Frohnberg getrieben wird, sei noch ausdrücklich hingewiesen. — Wir haben die reiche Mannigfaltigkeit der Kaiserswerther Arbeit mit Verwunderung betrachtet. Staunenswert ist auch ihre Ausbreitung auf der Erde. Das Gleichnis vom Senfkorn, dem kleinen Samenkorn, aus welchem ein weithin schattender, fruchtbarer Baum wächst, hat sich kaum an einem andern Werk im Reiche Gottes so bewährt als an diesem. Wie klein war das Samenkorn — das Gartenhäuschen im Pfarrgarten; wie groß ist der Baum — die zweihundert und mehr Anstalten! Wir haben es in unsern Tagen, in welchen gelegentlich auch die Wohlthätigkeit schwungvoll betrieben wird, dann und wann erlebt, daß ein Anstaltsgelände über das Bedürfnis groß erbaut wurde und daß ihm dann die Menschen fehlten, die es füllen sollten. In Kaiserswerth ist aus dem unscheinbaren Mutterhaus ein Bau nach dem anderen wachstümlich entstanden — und wer im Wilde die alten Gebäude mit den neuen und neuesten vergleicht, der mag die Wundergnade Gottes preisen, die durch ihren Segen Schritt für Schritt zur Erweiterung des Werks getrieben hat. In und bei Kaiserswerth blühen elf Tochteranstalten mit 99 Schwestern. Es konnte aber die weibliche Diakonie, welche Fliedner wieder ins



Zur Kaiserswerther Jubelfeier: Th. Fliedner, der Begründer der Diakonissenanstalt in Kaiserswerth.

Leben gerufen, nicht auf die kleine evangelische Gemeinde inmitten der katholischen Stadt beschränkt bleiben. Eine Missionarin zog sie aus, zunächst ins Rheinland und nach Westfalen, Provinzen, an deren Kirche sie sich innig angefügt hat. Sie überschritt dann, zur Hilfe gerufen, die Grenze, durchzog Preußen und Norddeutschland. In Deutschland außerhalb Kaiserswerths hat sie 13 Tochteranstalten mit 54 Schwestern. Sie nahm ihren Flug auch in die Länder fremder Zunge, nach Italien, Kleinasien, Syrien, Palästina, Ägypten und gewann dort elf Tochteranstalten mit 64 Diakonissen. Wir haben damit zunächst auf die 35 Anstalten hingewiesen, welche Eigentum des Kaiserswerther Diakonissenvereins sind. Dazu kommen, als Eigentum selbständiger Vorstände, in der Rheinprovinz 107 Arbeitsfelder mit 222 Diakonissen; in Westfalen 36 mit 96 Schwestern; im übrigen Preußen und Deutschland 16 mit 67 Diakonissen; acht außerdeutsche mit 33 Diakonissen, darunter Budapest, Bukarest, Konstantinopel, Beirut, Rochester, sonst Pittsburg, in Amerika und endlich — das Weihnachtsgeschenk des vergangenen Jahres — die Gemeindepflege in Rom. — So hat Kaiserswerth an seinem Teile bewiesen, was zunächst der Heiden-

mission zu beweisen zukommt, daß das Evangelium mit seiner Heilskraft bis an die fernsten Enden der Erde hinausstrebt. Wie Ludwig Harms einst die Missionsgemeinde seines Dorfs in der Lüneburger Heide, darunter die schlichtesten Bauernleute, auf dem Wege des Christenglaubens und der Christenliebe in die innigste Verbindung mit fernen Völkern gebracht hat, so schickt Kaiserswerth seine deutschen evangelischen Töchter als Missionarinnen in Kraft der christlichen Weiblichkeit ins Morgenland. Wie die Missionare in Westafrika das deutsche Reich begrüßen, so hat der preussische Kronprinz, als er einst bei der Eröffnung des Suezkanals das Morgenland durchreiste, in Ägypten, Palästina und Syrien der Grüße der Kaiserswerther Diakonissen sich erfreuen dürfen. Fliedners Aufenthalt in Kairo während des Winters 1856 auf 1857, der ihm zur Herstellung seiner Gesundheit verordnet worden war, führte zur Gründung des Diakonissenhospitals in Alexandrien. Fünfundzwanzig Jahre hatten die Schwestern dort still und treu gearbeitet, als sie im Jahre 1882 durch den Aufstand Arabi Paschas und das Bombardement der Engländer in die größten Schrecken geführt wurden und die herrlichsten Rettungen erfahren durften. Gottes Treue antwortete auf das Werk des Glaubens, die Arbeit in der Liebe und die Geduld in der Hoffnung. Das Haus ward eine Zuflucht für die Bedrängten. Unter diesen war auch der berühmte Afrikareisende Dr. Schweinfurth. „Mir war es,“ so erzählt er, „als beträte ich eine jener Krypten, in welchen die Christen der ersten Jahrhunderte sich vor ihren Verfolgern zu sichern wußten, und das alte Alexandrien verwirklichte sich vor meinen Augen. — Die Schwester B., liebevoll, besonnen und fest in guten wie in bösen Tagen, bot allen das Beispiel eines wahren Christen sinnes, wie die Religion der ersten Jahrhunderte in seiner blendenden Reinheit. Da gab es kein Wehklagen, keine angstvolle Unruhe; sie und alle die übrigen Schwestern waren leuchtende Vorbilder mannhafter Entschlossenheit und Ruhe.“ — Am 15. Februar 1885 ward auch in Kairo ein Diakonissenhospital eingerichtet, um dessen Gründung sich besonders der bisherige Pfarrer M. Gräber verdient gemacht hat. — Überaus wohlthuend ist es für das evangelische Herz, daß sich unsere Kaiserswerther Schwestern auch in Jerusalem niedergelassen haben. Der selige Bischof Gobat lernte sofort nach seinem Amtsantritt in der heiligen Stadt die Not der Kranken in ihren Mauern und ihrer Umgebung kennen. Er bat Fliedner um Hilfe. Friedrich Wilhelm IV



Zur Kaiserswerther Jubelfeier:
Oben: Deutsches Hospital auf dem Berge Zion in Jerusalem.
Unten: Anstalt Taubthum in Jerusalem.

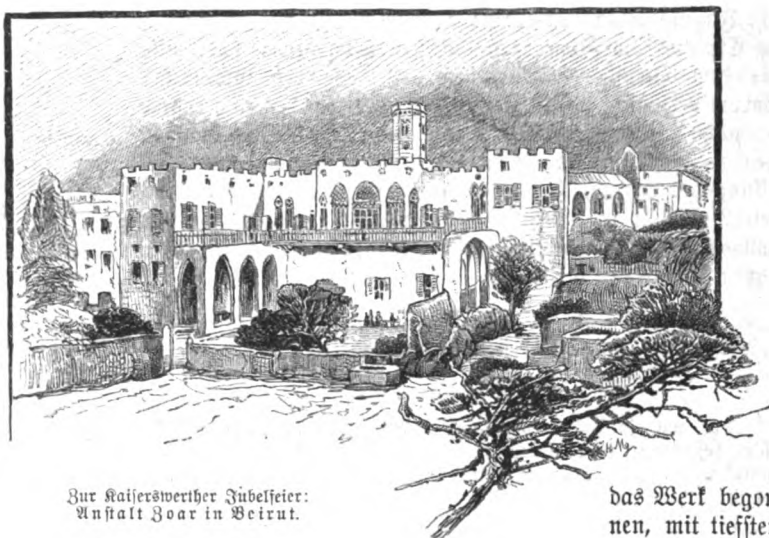


Zur Kaiserswerther Jubelfeier: Marthahof in Berlin.

schenkte ein kleines Haus. Am 17. April 1851 ritt Fliedner mit vier Diakonissen in Jerusalem ein. Das Hospital in der Stadt ward gebaut. Zu ihm gesellte sich für die Erziehung arabischer Mädchen Talithakumi, jetzt auf der Gottfriedshöhe vor dem Jaffa-Thore. Aus vielen Schülerinnen sind Lehrerinnen geworden, die in Ägypten, Syrien und Palästina in arabischen Schulen unterrichten. Wir können uns denken, wie die Leutseligkeit unseres Kronprinzen bei seinem Besuch im November 1869 an diesen evangelischen Ansiedelungen seine Freude hatte. Bei dem Bette eines dreijährigen kranken Mädchens mit schwarzem Antlitz ließ er sich auf das Knie nieder, um mit der Kleinen wie ein Vater zu spielen. „Hier im irdischen Jerusalem werden wir uns nicht wieder sehen,“ sagte er den Schwestern zum Abschied, „aber doch, wenn Gott Gnade gibt, im himmlischen.“ — Wer in der heiligen Schrift heimisch ist, der weiß nicht bloß, daß um Jerusalem her Berge sind, der kennt auch das Rauschen des Libanon. Als dort im Jahre 1860 furchtbare Christenverfolgungen geschehen waren, machten sich Johanniterritter und Rauhhäusler Brüder zum Dienste der Elenden auf und errichteten in Sidon ein Hospital. Nach Beirut verlegt, nahm sich dasselbe durch die Hand der Kaiserswerther Schwestern auch der weiblichen Kranken an. In Beirut zu Füßen des Libanon schaut das Hospital, von Kaiserswerther Schwestern be-

dient, von einem Felsen ins blaue Meer. Die Passionsblume und die Waldbrebe, der Weinstock und die Kletterrose bilden Lauben, unter denen Gepflegte und Pflegerinnen die Stunden zubringen — mitten in einer Welt voll Herrlichkeit der Schöpfung und Finsternis der Sünde eine Ansiedlung der heilsamen Gnade und der dauernden Liebe. — Noch werfen wir einen Blick nach Kleinasien. Dort hat Smyrna, eine der apokalyptischen Gemeindestädte und die Märtyrerstadt des Bischofs Polycarp, ein blühendes Diakonissenlehrhaus und Waisenstift und übt in stiller Kraft evangelische Mission unter den Völkern des Halbmonds. — Nur mit flüchtigen Strichen haben wir die Kaiserswerther Jubilarin vorgeführt, aber der geneigte Leser erkennt auch in der unvollkommenen Zeichnung die Züge des reichen Gottessegens, unter welchem dieselbe gewachsen und gereift ist. Ein Gottessegen war vor allem der

Anfänger des Werks, Theodor Fliedner, der sich im Eifer um den Herrn und seine Gemeinde verzehrt hat; ein Gottessegen, daß Fliedners Frau, Friederike, geb. Münster, mit welcher er



Zur Kaiserswerther Jubelfeier: Anstalt Soar in Beirut.

das Werk begonnen, mit tiefstem Verständnis sich

demselben hingab und daß nach ihrem Heimgang Karoline geb. Bertheau als seine zweite Frau, in Weisheit und Liebe ihm ebenbürtig, bis zu seinem Tod und lange Jahre über seinen Tod hinaus in dem Diakonissenwerk lebte und webte. Und nun Vater Fliedner hinausgerufen worden und Mutter Fliedner ihre Thätigkeit auf Ratgeben und Fürbitten beschränkt, ist es ein Gottessegen, daß Pfarrer Diffelhoff, mit einer Tochter Fliedners vermählt, in seinem Sinne die Arbeit fortführt und daß eine andere Tochter, Mina Fliedner, als Vorsteherin für die Schwestern, und ein Sohn, Georg Fliedner, mit ihm zusammen arbeiten. Auch darin erkennen wir dankbar einen Gottessegen, daß Kaiserswerthers Sache je und je auch durch geschickte Federn geführt worden ist. In dieser Zeit, in welcher die christlichen Volkskalender von Jahr zu Jahr sich mehren, geht der treffliche Kaiserswerther noch immer in 113500 Exemplaren ins Land. Das Jubelbüchlein, welches Kaiserswerth zu Luthers vierhundertjährigem Geburtstag herausgab, ist in 755 000 Exemplaren verbreitet worden. Auch für die Jubelfeier der weiblichen Dia-



Zur Kaiserswerther Jubelfeier: Oben das Hospital in Kairo. Unten das Hospital in Alexandrien.

tonie sind die Kaiserswerther Federn nicht träge gewesen. Den Mann, der die erneuernde That gethan, hat uns sein Sohn Georg durch ein frisches Lebensbild in Erinnerung gebracht; das Werk in allen seinen Verzweigungen schildert uns Düsselhoff in seiner Festschrift „Jubilae.“*) Es wird viel Jubelns sein in Kaiserswerth, in allen Tochteranstalten, in allen Diakonissenhäusern, weit und breit in der evangelischen Christenheit. Ob auch unter den Katholiken? Das ärgste, das über die erneuerte evangelische weibliche Diakonie gesagt worden ist, hat ein katholisches Blatt gesagt: es verglich Friedners Werk als eine Nachäfferei katholischer Werke mit dem Werk Julians des Abtrünnigen. „Die laß man lügen immerhin — sie haben's keinen Frommen,“ hat einst Martin Luther gesagt. Wie ein Wunder Gottes und ein Zeugnis der aus dem Evangelium stammenden Liebeskraft, steht inmitten der kleinen, überwiegend katholischen Stadt die evangelische Anstalt und breitet sich um die Stadt her aus.

In Kaiserswerth brauchen wir Evangelischen vor den Katholiken uns nicht zu schämen. Möchte endlich eine andere Beschämung von uns genommen werden, die nämlich, daß es verhältnismäßig mehr barmherzige Schwestern als evangelische Diakonissen gibt. „Warum werden die Töchter unserer evangelischen Kirche nicht lieber fröhliche Diakonissen als traurige alte Jungfrauen?“ so hat einst Stein gefragt. Die Frage darf heute erneuert und an unsere evangelische weibliche Jugend gerichtet werden: Warum erhebt sich eure Seele, der Christus die Flügel zum höchsten Flug befreit hat, nicht aus dem Dienste der Welt in die Höhe des Glaubens? Warum vertauscht ihr die kleinlichen Interessen des eingeengten Ich nicht mit den großen Angelegenheiten des Reiches Gottes? Warum sucht ihr sorgenvoll nach Beschäftigung und Ausfüllung des Lebens, da euch die Liebe Geschäft und Fülle darbietet? Wollt ihr, deutsche Jungfrauen, jauchzen, wie die Schwestern bei der Jubelfeier thun, so dienet auch ihr dem Herrn mit Freuden!

Am Familientisch.

Bulgarisches.

Jetzt, wo die Palastrevolution in Bulgarien allerseits die Gemüter beschäftigt, ist es interessant zu erfahren, daß der Fürst schon einmal nur durch die Treue eines Offiziers dem Schicksal entging, das ihn jetzt erreicht hat.

Man hatte es auf mancherlei Weise versucht, ihn aus Bulgarien zu entfernen, und hatte zuerst gehofft, ihm durch fortwährende Verhöhnung der Parteien das Leben so sauer zu machen, daß er von selbst gehen sollte. Als das nichts fruchtete, griff man zu einem Mittel, wie es kräftiger nicht gewählt werden konnte. Als nämlich die russischen Generale Soboleff und Raulbars in Sofia als Duumviren herrschten, ereignete sich folgender Vorfall. In einer Nacht betraten diese Generale den fürstlichen Palast und verlangten, vor den Fürsten geführt zu werden. Dem wachhabenden Offiziere, damaligen Leutnant, später bei Skwiza gefallenen Hauptmann Marinoff, schien die Sache nicht geneuer, und er verweigerte trotz des ausdrücklichen Befehls seines direkten Vorgesetzten, des Kriegsministers, die Erlaubnis. Als sie nun doch eindringen wollten, widerlegte er sich mit Gewalt und erstattete dem Fürsten Meldung. Man untersuchte nun in aller Eile die Umgebung des Palastes, und was fand man? Einige fertig bespannte Wagen und zugleich gedruckte Proklamationen, in denen gesagt wurde, daß das brave Volk der Bulgaren, müde der Mißregierung des Fürsten, sich empört, den Fürsten gefangen gesetzt und über die Grenze gebracht habe. Dazu hatte man gleich die Wagen mitgebracht. Außerdem enthielt die Proklamation noch die Mitteilung, daß unter dem Vorsitz der Herren Soboleff und Raulbars eine provisorische Regierung errichtet worden sei. Nun kam das Ding freilich anders: Fürst Alexander blieb in Sofia, aber die Herren Soboleff und Raulbars wurden höflich aufgefordert, Bulgarien zu verlassen und lieber anderwärts Revolution anzuhäufeln.

Ohne den wackeren Marinoff aber, der aus Liebe und Hingebung zum Fürsten seinen Kopf aufs Spiel setzte, würden wir in Europa eines Tages in einer Depesche gelesen haben, daß das brave Volk der Bulgaren, müde der Mißregierung des Fürsten etc.“

*) Jubilae! Denkschrift zur Jubelfeier der Erneuerung des apostolischen Diakonissenamtes und der fünfzigjährigen Wirksamkeit des Diakonissenmutterhauses zu Kaiserswerth a. N. Von Julius Düsselhoff. Kaiserswerth, Verlag der Diakonissenanstalt. 1886. — 360 S. Reich illustriert. Pr.: 6 M. (Vgl. Nr. 50 S. 789.)

So erzählt A. von Huhn in seinem interessanten Buch: „Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit. Politisch-militärische Geschichte der bulgarisch-rumelischen Ereignisse im Jahre 1885. Leipzig, Dunder & Humblot 1886,“ das noch vor den jüngsten Ereignissen erschien. So unglaublich die oben mitgeteilte Thatsache auch klingt, so kann doch nicht wohl an ihrer Wahrheit gezweifelt werden, da Herr von Huhn in so intimen Beziehungen zu dem Fürsten stand, daß er durchaus in der Lage war, die Wahrheit zu ermitteln.

Sehr interessant ist auch die folgende Äußerung Karaweloffs, die ebenfalls in unserm Buche mitgeteilt wird und zu der die jüngsten Ereignisse eine seltsame Illustration geben. „Es gab eine Zeit,“ erzählt Herr von Huhn, in welcher die Absetzung des Fürsten durch die Mächte erwartet wurde“ und Fürst Alexander hatte sich selbst auf diesen Fall vorbereitet und seine Entschlüsse gefaßt. Wenn man als Preis seiner Absetzung die vollendeten Thatsachen anerkannt und den Bulgaren die Vereinigung zugestanden hätte, so wollte er seinem Volk kein Hindernis sein, sondern auf die Krone verzichten und das Land verlassen. Ich sprach hierüber am 8. Oktober mit Karaweloff und dieser sagte mir: „Der Entschluß des Fürsten, sich für sein Land zu opfern, ist sehr edelmütig, aber wir lassen ihn nicht fort. Wenn die Mächte den Fürsten haben wollen, so sollen sie ihn holen, gutwillig geben wir ihn nicht. Wir wissen erst jetzt, was wir an ihm haben. Volk und Fürst sind eins, und wie das vereinigte Bulgarien dem Fürsten Alexander, so gehört Fürst Alexander dem vereinigten Bulgarien.“ Auf meine Frage, wie man sich denn aber verhalten werde, wenn Fürst Alexander trotz aller Bitten das Land verlassen wolle, entgegnete Karaweloff kurz und bestimmt: „Dann werde ich ihn mit Gewalt zurückhalten. Übrigens,“ setzte er hinzu, „wird das gar nicht nötig sein, denn wenn der Fürst uns verlassen wollte, so würde das Volk ihm ganz von selbst die Pferde aus dem Wagen spannen und ihn im Triumph nach seinem Palast zurückfahren. Es wäre niederträchtig und ehrlos, wenn die Bulgaren anders handeln wollten.“

Die früheste Geschichte des Pferdes.

Schon in ihrer Urheimat kannten, wie die Sprachforschung nachgewiesen hat, die Indogermanen das Pferd; aber nur allmählich ist dasselbe zu Zwecken des Verkehrs benutzt worden. Nachdem es zuerst vor den Streitwagen der Assyrier und Ägypter gebiegt, ist es zunächst vor den leichtgebaute Reisewagen gespannt worden. So legen schon in der Odyssee Telemach und Pisistratos ihre Reise von Pylos nach Laledämon mit einem Rossegespann zurück. Aber zum Ziehen oder Tragen von Lasten oder zur ländlichen Arbeit, wie zum Ausstampfen des Getreides, wozu später auch die Pferde verwendet wurden, wird bei Homer das Rosß noch nicht herangezogen. Diese ganze Last liegt noch dem Stier und Maultier ob. Später wird auch dieses anders, und es ist vielleicht nicht zufällig, daß in den meisten neueren Sprachen Europas, wenigstens soweit der römische Einfluß reicht, die alten Namen des Pferdes verschwinden oder in den Hintergrund gedrängt und durch neue ersetzt worden sind, welche auf untergeordnete Pferdesorten in die römische Volkssprache zurückgehen.

Das zu gemeinem Dienste verwendete Pferd hieß in der Sprache des bairischen Lateins caballus, während das feinere Pferd als equus bezeichnet wurde. Nun ist aber von dem bairischen caballus das spanische caballo und das französische cheval abgeleitet, und davon stammen dann weiter unsere Kavallerie, ja der feine Chevalier und der hocharistokratische Kavaliere!

Im Altdeutschen hieß das Pferd ehu, ein Wort, das mit dem Sanskritworte für Pferd stimmt, jetzt aber im Deutschen völlig verloren gegangen ist; auch das altdeutsche „Rosß“ wird verhältnismäßig wenig gebraucht und wird als edlere Form, in dichterischer Beziehung etc. benutzt. Den Sieg in der Sprache davongetragen hat das „Pferd,“ woher stammt nun dieser undeutsche Name? Im Mittellateinischen gab es ein Wort, welches Paraveredus lautete und aus dem griechischen para = vor und reda = Postkutsche zusammengesetzt war, also ein Geschöpf, welches vor die Postkutsche gespannt wurde; daraus ist unser Pferd entstanden.

So lassen sich aus der Sprache interessante kulturgeschichtliche Beziehungen ablesen; mit Glück hat dieses namentlich Dr. Otto Schrader in Jena neuerdings in verschiedenen, hochbedeutenden Werken gethan, die nicht nur bei den Gelehrten, den Sprachforschern und Kulturhistorikern Aufsehen erregten, sondern auch bei dem großen gebildeten Publikum Anklang fanden. Das vorstehende Beispiel entnehmen wir seinem neuesten Buche, auf das wir hier nachdrücklich hinweisen: „Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde“ (Jena, Hermann Costenoble, 1886).

Deutsche Offiziere in Afrika.

Die deutschen Offiziere, welche in den letzten Jahren hinausgegangen sind, um im Auftrage der deutsch-afrikanischen Gesellschaft an der Erforschung des schwarzen Erdtheiles teilzunehmen, haben im vollsten Maße ihre Aufgabe gelöst und sich mit Ruhm bedeckt. Einige von ihnen haben ihr Leben als Tribut dabei dargebracht, die Namen der Leutnants Wismann, von François, Kund und Tappenbeck sind aber für alle Zeiten unter jene der afrikanischen Entdecker eingeschrieben. Ihre Züge, Abenteuer und Kämpfe

an den südlichen Zuflüssen des Congo, die von ihnen entdeckt und in die Karte eingetragen wurden, sind vollaus so großartig und interessant wie die so berühmt gewordene Fahrt Stanleys — nur sind sie nicht mit solcher journalistischen Gewandtheit in die Welt hinausposaunt und infolgedessen nicht so angestaunt worden. Namentlich reich an wechselvollen Ereignissen und blutigen Kämpfen ist der Zug der beiden Leutnants Rund und Tappenbeck im Südbongobeden, welcher quer durch das Land ging, wobei die Riesenströme Kongo, Wambu, Tschia, Kuilu, Santurru und Lulenje überschritten wurden, von denen der letztere erst durch sie entdeckt wurde.

Die Märche und Entdeckungen an den letzteren beiden Strömen (Santurru und Lulenje) im Jahre 1885 sind ein hochinteressantes Stück afrikanisches Reiseleben. Nur von einer kleinen feigen Truppe von Trägern begleitet, wurde unter Hunger und Not der Santurru überschritten. Nach anstrengenden Märschen wurden Dörfer, bewohnt von Kannibalen, erreicht, deren Bewohner sämtlich vor den Weißen entwichen. Sie sammelten sich bisweilen in großen Häufen in der Ferne, schreiend und gestikulierend, womit sie andeuten wollten, die Fremdlinge sollten das Land verlassen. Europäische Waren wurden zurückgewiesen, Nahrungsmittel waren nicht gutwillig zu erhalten, und so mußten denn die Manioffelder beraubt werden. Ein Monat verging, ohne daß man mit einem Eingebornen in nahen Verkehr kommen konnte. Alle Dörfer wurden leer gefunden, dabei aber war die Karawane stets umschwärmt von schwarzen, im Graue und Walde verborgenen Gestalten. Nur schwierig war der Weg im Urwalde zu finden, da viele Pfade von den Dörfern nach den Jagdplätzen ausliefen, und mancher Pfad wurde stundenlang verfolgt, der schließlich im Urwald sich verlor. Dabei wurde fortwährend in heimtückischer Weise nach den Reisenden geschossen, durch deren Karawane auch einmal eine wütende Büffelherde durchbrach.

Da kündigten wieder einmal Manioffelder mitten im Walde Menschen an, und ganz unvermittelt eröffnete sich plötzlich der Blick auf eine unabsehbare Dorfstraße, von einer Breite, die Rund mit jener der „Rinden“ in Berlin vergleicht. Da standen saubere Hütten dicht bei einander mit den Giebeln nach der Straße, hinter denselben erhob sich auf beiden Seiten eine breite Bananenpflanzung, dazwischen Palmen — alles machte den Eindruck der Ordnung, und auf der Straße bewegte sich friedliches Volk mit intelligenten Gesichtszügen. „Uns kam es vor, als wären wir in eine neue Welt versetzt. Da waren Köpfe, wie man sie unter uns bei Leuten findet, die ihr Leben lang streng geistig gearbeitet haben, hohe Stirn und intelligente Gesichtszüge, die, wenn sie bei uns in weißer Haut umhergingen, für Gelehrte oder Parlamentarier gehalten würden.“ Dies war das Volk der Bassenge, bei denen man wieder Lebensmittel erhielt. Nach Osten vorjährend, gelangten die Reisenden aber wieder zu wilden Kannibalen, welche ihnen beständig Njo, Njo! zuriefen, was etwa bedeutet „Gott mit euch!“ Durch das Land derselben strömt der mächtige, von Rund und Tappenbeck entdeckte Lulenje, dessen Entdeckung aber mit Blut erkauft werden mußte. Ein regelrechtes Gefecht entspann sich in einem Dorf, wo die friedlich Dahinjehenden meuchlerisch überfallen wurden und zwei Tote und sieben Verwundete verloren. Auch fünf Traglasten mit Patronen, Bettdecken und Konserven gingen verloren — ein um so empfindlicherer Verlust, als nun erst recht die Kämpfe mit Menschen und dem Hunger begannen.

Am Lulenje angelangt, setzten die Eingebornen die Fremdlinge gern in ihren Kähnen über den Fluß, die nun jenseits in einer völligen Einöde, ohne Pfade, ohne Menschen sich befanden und nach zweitägigem Umherirren sich zur Rückkehr entschließen mußten. Als sie aber wieder am linken Lulenseufer landen wollten, da belebt sich das Ufergebüsch von unzähligen schwarzen Gestalten, deren wahnsinnig wütende Gebärde beim Speerschwingen, Abschließen der Bogen und wütendes Geheul geradzun unbeschreiblich sind. Das ganze Ufer ertönt vom dumpfen Klang der Eisenbeinhörner und Trommeln, die Pfeile und Speere fliegen, und ein Lenden ist nicht möglich. Trübe ziehen die Deutschen und ihre Begleiter sich nach dem unwirklichen rechten Ufer zurück, nun verfolgt von den Kanoes der Schwarzen. Da thut, auf eine Entfernung von mindestens 350 Meter, Tappenbeck einen Weisterschuß; einer der aufrecht im Kahn stehenden Verfolger stürzt getroffen in den Fluß, das Kanoe schlägt um, panischer Schrecken überkommt die Verfolger, sie flüchten und das Ufer wird frei. Daß europäische Waffen auf so weite Entfernung wirken, hatte die Eingebornen so in Schrecken versetzt, daß sie zunächst die Fremden in Ruhe ließen.

Aber beim Weitermarschieren folgten weitere Kämpfe mitten im

Urwalde, denen diesmal Leutnant Rund beinahe erlag. Ein Pfeil traf ihn tief in den Unterleib, ein zweiter saß in der rechten Schläfe fest und ein dritter durchbohrte ihm den linken Oberarm. Sein Begleiter war feige davongelaufen; so saß er einsam, mitten im Dickicht, umgeben von Hunderten von wuschelhauben Schwarzen, zusammen, die ihn, den Blutüberströmten, Wehrlosen, jede Minute töten konnten. Da begannen sie erstaunt zu schreien und flüchteten von dannen. Der Grund zu diesem auffälligen Gebaren war Aberglaube; sie glaubten nämlich, der Weiße, in dessen Körper drei Pfeile steckten, sei nicht zu töten; sie hielten ihn für unsterblich und daher ihre Flucht. Nachdem Tappenbeck die Pfeile herausgeschossen, wurde der Verwundete in einer Hängematte weiter transportiert; ein fürchterlicher Kampf begann im Urwalde unter fortwährenden Wollenbrüchen, ohne Nahrung und Obdach. Kaum vermochten die ermatteten Träger die Lasten noch zu schleppen. „Masset, heute können wir dich noch tragen; morgen haben wir keine Kraft mehr, da werden wir sterben,“ sagten sie. Und doch wurde der Lulenje an einer passenden Stelle wieder erreicht, wo man Kähne baute, auf denen man diesen neuentdeckten Strom abwärts bis zum Congo fuhr, wo Hilfe bereit war.

Diese deutsche Expedition hat im ganzen über vierhundert deutsche Meilen in bisher ganz unbekannten Landesteilen fast nur auf Landwegen zurückgelegt. Es ist ihr gegliedert, drei große, schiffbare Ströme zu entdecken, die von unendlicher Wichtigkeit für die Aufschlüsselung Innerafrikas sind.

Das papierne Zeitalter.

Man kann behaupten, daß das Papier an Vielseitigkeit der Verwendung alle anderen Stoffe übertrifft. Neben den altbekannten Benutzungsweisen, die schon an und für sich durch ihre Ausdehnung den Papierverbrauch auf eine von unseren Voreltern ungeahnte Höhe gebracht haben, ist gegenwärtig das Papier noch zu sehr vielen anderen Zwecken als ein sehr geeignetes Material herangezogen worden. Die bei ihrer Einführung vielfach bespöttelte Papierwäse hat sich mehr und mehr eingebürgert. Ferner muß aber das Papier auch Holz, Metall und Steine ersetzen. Papierboote und Papierfässer sind wegen ihrer Leichtigkeit, Dichtigkeit und Haltbarkeit beliebt geworden. Bewundernswürdiger noch sind die papiernen Eisenbahnwagenräder, die 1869 in Chicago erfunden wurden und seitdem auf den amerikanischen Bahnen allein in mehr als 60 000 Stück Verwendung gefunden haben, aber auch auf europäischen Bahnen schon benutzt wurden. Diese Papierräder sind zwar in der Herstellung teurer als Eisenräder, aber sie zeichnen sich durch elastischen Gang und infolge dessen durch mindestens dreifache Dauer der Haltbarkeit vor denselben aus. Durchschnittlich durchläuft ein solches Papierrad 800 000 bis 900 000 Kilometer Bahnstrecke, bevor dasselbe durch ein anderes ersetzt werden muß, während ein Eisenrad nur höchstens 250 000 Kilometer aushält. Allerdings bestehen diese sogenannten Papierräder nicht ganz aus Papier, sondern Stäbe und Kranz sind von Eisen, aber beide Teile sind durch eine aus etwa 250 dicken Papierblättern unter starkem Druck zusammengeleimte Scheibe von metallartiger Härte und Festigkeit miteinander durch Verschraubung fest verbunden. Wie die Newyorker Papierhandelszeitung kürzlich mitteilte, hat seit kurzem ein dortiges großes Wäsegeschäft Bettdecken, Kopfpfühle und Matratzen aus Papier in den Handel gebracht, deren Leichtigkeit gerühmt wird und die im Sommer kühl, im Winter aber warm halten sollen. Ferner ist in New York seit einiger Zeit Schuhwerk aus Papier in die Mode gekommen; diese papiernen Pantoffeln, Schuhe und Stiefel sind leicht und dabei wasserdicht und sollen die Füße sehr gut gegen Erkältung schützen. Endlich ist noch auf die Verwendung des Papiers zur Nachahmung von Stein, Eisen und Metallverzierungen, sowie von feineren und hölzernen Konstruktionsteilen für architektonische Zwecke hinzuweisen. So werden von Papier Rosetten, Kamine, Konsolen, Säulenkapitäl und Figuren, sowie sogar Fensterrahmen und Thürschwänke hergestellt, wobei die Masse den Vorteil darbietet, daß sie nicht rissig wird und sich nicht verzieht, wie dies bei Holz oft der Fall ist. Mit einem geeigneten Anstrich hält diese Masse besser als gewöhnlicher Sandstein und bronziert ist sie vom Metall nicht zu unterscheiden. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Amerikaner bereits an den Bau ganzer Häuser aus Papier denken. In der That ist die Papiermasse hierzu sehr gut geeignet, denn sie ist fest, dauerhaft, wärmedicht und selbst ziemlich feuerfest, indem sie wegen ihrer Dichtigkeit nicht durchbrennt. Th. Schwarze.

Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt der laufende Jahrgang des Daseim. Wir ersuchen daher unsere Leser, das Abonnement, insbesondere dasjenige bei der Post, rechtzeitig erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung entstehe.

Zugleich machen wir die Mitteilung, daß wir für den ablaufenden Jahrgang, wie für die früheren, zu demselben Preise von 1 M. 40 Pf. eine elegante dauerhafte

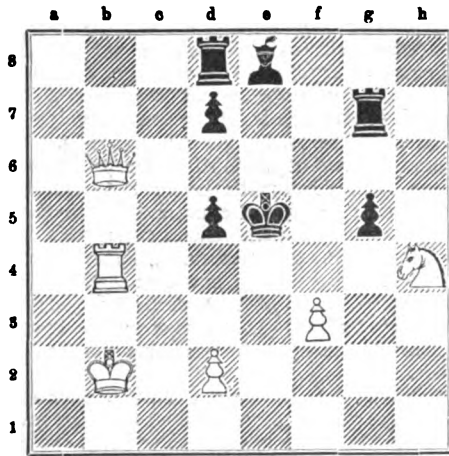
Einbanddecke

mit Golddruck und Pressung haben anfertigen lassen, welche sogleich bezogen werden kann. Verloren gegangene Nummern, deren Betrag inkl. Porto den Aufträgen in Briefmarken beizufügen ist: Für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf. und Feste (jedes Fest inkl. Porto 60 Pf.), sowie einzelne Quartale liefern wir, soweit unser Vorrat reicht, gern nach. Bestellzettel auf Decke, Nummern, Feste und Quartale befindet sich für die Wochenansgabe im Daseimanzeiger Nr. 51, für die Festsansgabe auf dem Umschlage des 18. Festes und bitten wir die geehrten Abonnenten, sich dieser Zettel bei ihren Bestellungen bedienen zu wollen.

Daseim-Expedition in Leipzig.

In unserer Spielecke.

Schachaufgabe von Karl Konbelle.



WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Zweifilbige Scharade.

Steht die Erste auch vorne an,
Bezeichnet sie doch den Hintermann.
Die Zweite ist das Ganze noch nicht,
Auf das Ganze ist aber niemand erpicht.

R. F.

2. Ergänzungsaufgabe.

a a a ba bel bas car cus
cha cou cu de din de de e
fer ge gon he i kel kles kon
kel le mus ma mo mi munt
o pa pi py ra ra rat sy
ja spi tel thon tor tus to
ten tow wa pa.

Die obigen 50 Silben sind
die Anfangs- und die End-
silben von 25 dreifilbigen
Wörtern, die eine gemein-
same Mittelsilbe haben?
Welche 25 Wörter sind
gemeint?

3. Homonym.

Auf der Schanze zum Trutz,
Am Schwerte zum Schutz,
Auf dem Rücken eine Last,
In der Liebe verhaßt.

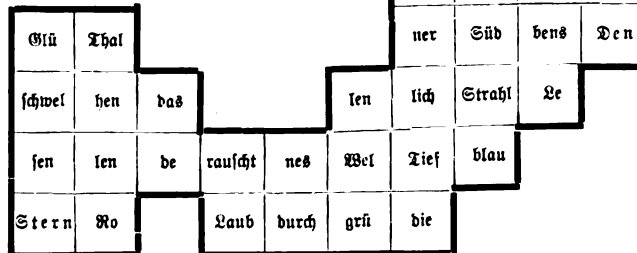
R. F.

4. Kapselrätsel.

Die folgenden Verse von
Goethe enthalten (aber in
anderer Reihenfolge):

1. Eine Bergwiese,
2. einen Körperteil,
3. einen männlichen Vor-
namen,
4. ein Haustier,
5. einen alttestamentlichen
männlichen Namen,
6. ein berühmtes italieni-
sches Geschlecht.

Füllest wieder Busch und
Thal
Still mit Nebelglanz,
Lößest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.
Breitest über mein Gesicht
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge
mild
Über mein Gesicht.



Inhalt: Simson und Delila. Fortf. Eine Reichsstadtnovelle von Gottfried Böhm. — Studentenlopf. Nach dem Bilde von Konrad Fehr. — Sein jüngerer Bruder. Novellette von Moritz von Reichenbach. — Die Jubelfeier in Kaiserwerth. Von Wilhelm Baur. Mit sieben Illustrationen. — Am Familientisch: Vulgarisches. — Die früheste Geschichte des Pferdes. — Deutsche Offiziere in Afrika. — Das papierne Zeitalter. — In unserer Spielecke.

Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: H. A. Pantenius.

Verlag der Papein-Expedition (Verlag & Anstalt) in Leipzig. Druck von Julius Altmeyer in Leipzig.

Bilderrätsel.



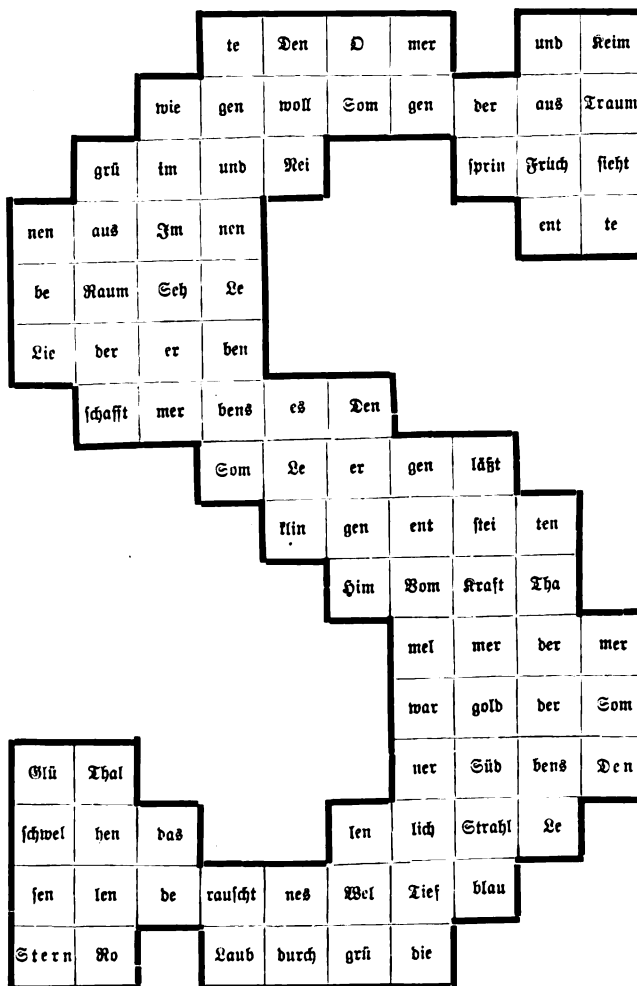
5. Vierfilbige Scharade.

Die Ersten ruhen frei von Sorgen
In meinem letzten Silberpaar,
Und den, der still sie dort geborgen,
Macht uns das Ganze offenbar.

6. Rätselfrage.

Mit Kopf und Fuß eine Rolle in einer
Oper von Meyerbeer, ohne Kopf und Fuß eine
andere Rolle in derselben Oper.

7. Königszug.



8. Homonym.

Einst wohl lautete man den Sprüchen
Meines Mundes, wenn die Zukunft
Dunkel war und Not vorhanden;
Doch es lachte meine Schelmzunft
Hinter manches Thoren Rücken,
Den ich wußte zu bestriden.
Bitternd ihre Lippen bebten
Geistumnacht, trost- und haltlos,
Wenn ich über sie des finstren
Wahnes Fluten rieselnd ausgoß,
Und die fahlen Schredgespenster
Lugten durch der Seele Fenster.
Da hilft nicht des Regenbades
Schirm, wie vor des Himmel Flut mir,
Wenn sie brausend niederget:
Nur der Glaube ist dann Gut dir
Als der Schild, den du empfangen
In des Lebens Not und Dingen.

Pf. J.

9. Zweifilbige Scharade.

Meiner Ersten schlichte Laute
Sind des Wissens Untergrund,
Drauf sich alle Weisheit baute
Schon vor Alters bis zur Stund'.
Doch um vor uns auszubreiten
Alles an den rechten Platz,
Braucht den Raum du meiner Zweiten
Für des Geistes reichen Schatz.
Alles steht korrekt im Glicke:
Jetzt tritt wohl mein Ganzes ein.
Aber — wenn es treulos schiebe!?
Wenn's verloren? Welche Pein!!
Ach, es ist ein schlimmes Gehen
Mit des Jambus Hinlegang,
Und ein höchst bedenklich Stehen,
Wenn des Ganzen Flucht gelang!

Pf. J.

(Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 50.

1. Dominoaufgabe.

C hat: gesetzt.

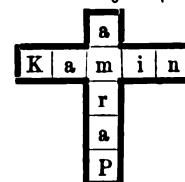
Die Summe der Augen auf den vier
Steinen, welche er übrig behält (viermal
Blau), beträgt 15.

Die vier Steine im Talon (viermal
Fünf) haben zusammen 35 Augen.

Bilderrätsel.

Erst wieg's, dann wag's.

2. Kreuzrätsel.



3. Ergänzungsaufgabe.

Kanaan Korporeal Toledo Leonhardt
Deborah Banane Grillparzer Meteor.
Napoleon Bonaparte.

4. Dreifilbige Scharade. Deutselig.

5. Dreifilbige Scharade. Thorswaldfen.

6. Zweifilbige Scharade. Urlaub.

7. Dreifilbige Scharade. Kaiserreich.

Dahleim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXII. Jahrgang. Ausgegeben am 25. September 1886. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1885 bis dahin 1886. 1886. № 52.

Simson und Delila.

Eine Reichstadtnovelle von Gottfried Böhm.

(Schluß.)

Nach der Aussage aller Seelenärzte hat kein Organ des Menschen eine bessere Heilhaut, als das Selbstgefühl. Kaum waren einige Tage nach der verunglückten Probepredigt vergangen, so verlor auch schon Michel die Scheu vor der Öffentlichkeit wieder; ja, wer ihn so dahinschreiten sah durch die Straßen der Philister mit wallenden Locken und „himmelnden“ Augen, ohne seine jüngste Vergangenheit zu kennen, der mochte sich wohl zweifelnd fragen, ob dieser Jüngling kurz vorher einen ungeheuern Erfolg, ein tragisches Geschick oder eine kolossale Blamage erfahren hatte.

Dorchen war freilich eine schwarze Wolke am Himmel seiner Stimmung, nachdem sie kurze Zeit lang der einzige Stern daran gewesen. Er hatte ihr entrüstetes Gesicht wohl bemerkt, damals als sie die Neugierigen von ihm abwehrte und seinen Rückzug deckte; lange klang ihm ihr Mitleid heischender *Eccie homo*-Ruf süß im Ohr und er hätte eine Welt dafür gegeben, wenn sie in jener bösen Stunde mit ihrer weichen Hand über seine heiße Stirne hingestrichen hätte, wie damals als sie ihm die Kandidatenperücke aufsetzte, wenn er an ihrem Herzen den Schluchzkrampf hätte überstehen dürfen, zu dessen unwillkommenem Zeugen er den Mesner hatte machen müssen. Sein Herz war von Dankbarkeit gegen sie erfüllt, und ihr Bild erstahlte ihm in einem so hellen und warmen Lichte, daß der falsche Schein seiner anderen Beziehungen dagegen erblaßte. Bald aber nahmen seine Freunde Beit und Walker wieder Besitz von ihm; sie redeten ihm ein, er müsse sich zerstreuen; in ihrer lauten Geselligkeit aber hielt die weiche Stimmung nicht an und andere Erwägungen gewannen schnell die Oberhand. „Sie ist eine Spießbürgerin wie die übrigen,“ sagte er sich, „und wird mir das Vorgefallene nachtragen.“

So vergingen mehrere Tage, bis er Doris eines Morgens bleich und abgehärmt — so schien es ihm — an dem wohl-

bekannten Erkerfenster sitzen sah. Da schlug ihm das Gewissen und eine widerwillige Sehnsucht befiel sein Herz. Er schrieb ihr einen leidenschaftlichen Brief, der sie verletzete. Dann einen zweiten und dritten, die sie gleich unbeantwortet ließ, weil sie auf einem Besuch seinerseits bestehen zu können glaubte. Daraufhin gelangten Büllete an sie, die von einem ewigen Abschied, von der Liebe bis zum Tod, von einer Thräne auf das Grab zc. handelten. Dies gab Doris zu denken. Was es Gefährliches um den Trieb der Nachahmung sei und um die Krankheiten der Zeit, hatte Michels bisheriges Gebaren bewiesen. Konnte er nicht schließlich noch die letzten Konsequenzen ziehen und sich à la Werther den Kopf durchlöchern, wie er ihn à la Werther zu verlieren gewünscht hatte?

Wenn sie daran dachte, schlug ihr das Herz vor Angst schneller, denn sie liebte ihn in Wahrheit, nicht mit jener Liebe, die von Eitelkeiten lebt und sich an etwas Großem und Starkem emporranken möchte, sondern mit jenem halbmitleidigen Gefühl, das sich zu Gefallenen herabläßt und die Schwächen verzeiht.

So vergaß sie denn das Verbot des Oheims und beschloß — Michels Großmutter einen Besuch abzustatten.

Michel war ihr bis zur Thüre des Hauses entgegengegangen, als er sie kommen sah. In dem Vorplatz, in dem sie schon als Kinder Braut und Bräutigam gespielt hatten, standen sie sich wieder gegenüber. Hier herrschte ein dämmeriges Licht und von den feuchten Mauern stierten ausgerangierte Ahnen hernieder, rauchig und mürrisch, als wollten sie ihre Nachkommen fressen.

„Ist deine Großmutter zu Hause?“ frug Doris flüchtig und als ob sie gar nichts mit ihm zu thun haben wolle.

„Ja!“ entgegnete er trozig. „Geh nur hinauf.“

Sie that, als ob sie hinaufgehen wollte, aber als sie auf

der dritten Stufe der Treppe angelangt war, machte sie plötzlich Halt und rief: „Michel!“

„Dorothe!“ entgegnete er etwas heiser, indem er auf sie zutrat.

Sie nahm ihn beim Kopfe und sagte: „O, du!“ — Diesem: „O, du!“ fügte sie kein weiteres Beiwort hinzu, aber es lag alles darin, was sie ihm zu sagen hatte, jeder Vorwurf, jedes Widerstreben, der ganze Kummer, den sie um ihn zu leiden gehabt hatte.

„Was hast du gegen mich?“ frug er erleichtert, denn er sehnte sich nach Vorwürfen.

„Dein Haar wird immer länger,“ erwiderte sie ausweichend, indem sie Teile davon durch ihre Finger gleiten ließ. „Du wirst demnächst darüber stolpern.“

„O, du!“ wiederholte nun auch er, indem er sie an seine Brust zog und küßte.

Sie schluchzte plötzlich auf. „Was soll aus uns werden?“ frug sie trostlos, nachdem sie sich von ihm auf die Steinbank des Vorplatzes hatte führen lassen.

„Ich widme mich der Kunst,“ sagte er.

„Welcher?“

„Der, welche die menschlichen Leidenschaften weckt, indem sie sie darstellt.“

„Komödiant! Allmächtiger Gott!“ — Sie hielt sich an seinem Arme fest, um nicht umzusinken, so groß war der Eindruck, den diese unerwartete Mitteilung auf sie hervorbrachte.

„In der hiesigen Stadt?“ frug sie tonlos.

„Gerade hier!“ betonte er. „Sie sollen sehen, daß ich doch noch zu etwas gut bin. Ich will sie bewegen in den Tiefen ihrer Seelen und die verschlafenen Gefühle in ihren Herzen aufrütteln. Ging es nicht auf der Kanzel, vielleicht geht es auf den Brettern, welche die Welt bedeuten.“

Doris blickte starr auf die roten Steine des Vorplatzes. „Haben sie es dir geraten?“ frug sie endlich. Sie bezeichnete dieses sie nicht näher, aber er verstand nichtsdestoweniger, wen sie damit meinte, und der stille Vorwurf, der in ihren Worten lag, entging ihm nicht.

„Ich fühle selbst den Drang in mir,“ sagte er ausweichend. Dann wandte er sich von ihr ab mit der Bewegung eines Menschen, der eine Genugthuung erfährt, die nur seiner Vorausicht schmeichelt, nicht seinen Wünschen.

Sie kämpfte ihre Bewegung nieder und reichte ihm die Hand. „Du hast recht,“ sagte sie fest. „Versuch es! An mir sollst du keinen Widerstand finden.“

Die taube Großmutter kam jetzt herbeigetrüppelt. „Ich kann mir schon denken, von was die Rede war,“ lächelte sie. „Ich habe eine ganze Truhe voll selbstgesponnenen Linnenzeugs für dich, Dorchchen, und meine goldene Brautkrone bekommst du auch.“

IX.

Eine wandernde Schauspielertruppe war in der Reichsstadt eingetroffen und hatte die hohe obrigkeitliche Erlaubnis erhalten, in einem Stadel einige Vorstellungen geben zu dürfen.

Die Herren Veit und Walfer glaubten es ihrem Rufe schuldig zu sein, sich auch an diesem „Fokus“ zu beteiligen und machten Michel scherzweise den Vorschlag, als Schauspieler aufzutreten. Er aber hatte die Sache ernst genommen und war spornstreichs zu dem Direktor der Gesellschaft gegangen, um ihm sein Anliegen vorzutragen. Der Direktor, der sich von dem Auftreten eines jungen Mannes aus einer der angesehensten Familien der Stadt eine ungewöhnliche Zugkraft für sein Unternehmen versprach, nahm ihn mit offenen Armen auf und übertrug ihm ohne weiteres eine Rolle in einem ganz neuen und zeitgemäßen Stück.

Probe folgte auf Probe, und Michel wußte bald seine Rolle besser auswendig, als vor kurzem seine Predigt. Man war übereingekommen, die Sache bis auf weiteres geheim zu halten, um das Publikum seinerzeit zu überraschen. Allein die Nachricht hiervon verbreitete sich auf dem Wege der vertraulichen Mitteilungen durch die Stadt und gelangte insbesondere mit Blitzesschnelle zu den Ohren Tante Lalias.

Die würdige Dame war darüber wie vom Donner gerührt; alle ihre patrizischen Gefühle kamen in Wallung und wenn schon sie, wie sie versicherte, von Seiten Michels eigentlich auf alles gefaßt war, so hätte sie es „doch nicht für möglich gehalten, daß er der Familie eine solche Schmach anthun könne.“

Was sie aber beinahe noch mehr empörte als die Tatsache selbst, waren die stoische Ruhe, mit welcher der sonst gegen alle Kundgebungen der Öffentlichkeit so empfindliche Bruder die Nachricht aufnahm, und die Beschönigungsgründe, welche Doris dafür vorzubringen wagte. „Er thut es ja nicht für Geld,“ sagte sie, „und Talent zu etwas haben, ist keine Schande.“

Da der Aufschrei ihres tiefverletzten Stolzes in ihrer eigenen Familie so wenig Widerhall fand, blieb Lalia nichts anderes übrig, als sich abermals an den Mann zu wenden, bei welchem ihre Klagen stets ein geneigtes Ohr gefunden hatten.

Der Bürgermeister hatte insbesondere eine Eigenschaft, die sie um so mehr an ihm schätzte, als keiner ihrer anderen Bekannten sie im gleichen Grade besaß: er ließ sie ausreden. So konnte sie auch in dem gegebenen Falle, ohne daß er ein Zeichen der Ungebuld sichtbar werden ließ, alle Einzelheiten der Sache beleuchten, ihrer ganzen Entrüstung Luft machen und alle Nachteile schildern, welche von einem solchen Vorkommnis für das Patriziat und somit für das Wohl der Republik überhaupt zu befürchten stünden. „Was gedenken Eure Herrlichkeit all dem gegenüber zu thun?“ interpellierte sie ihn endlich am Schlusse ihrer Philippika.

„Ich sammle Beweise,“ entgegnete Wendel Boß, welchen die fruchtlosen Untersuchungen der jüngsten Zeit sehr vorsichtig gemacht hatten.

Lalia langte unter ihrem Mantel ein abgegriffenes Buch hervor und reichte es ihm hin. „Hier lesen Sie!“ sagte sie.

Der Bürgermeister las: „Die Räuber, ein Schauspiel in fünf Akten von Friedrich Schiller. Personen . . . Libertiner, nachher Banditen.“

„Und weiter unten ein Hausknecht,“ fiel Lalia ein. „Nicht wahr, das ist eine saubere Gesellschaft?“ „Aber sehen Sie auch das Titelblatt an: zwei Löwen, die einander anfallen; darunter die Devise: in tirannos . . . Das ist direkt gegen Eure Herrlichkeit gerichtet.“

„Und noch dazu so unverblümt,“ nickte der Bürgermeister.

Lalia nahm den Band wieder an sich. „Der Verfasser räumt es selbst ein, hören Sie nur, wie naiv er in der Vorrede schreibt: ‚Die Ökonomie des Stückes machte es notwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Härlichkeit unserer Sitten empört. . .‘“

Lalia schlug das Buch zu. „Werden Eure Herrlichkeit dulden, daß dergleichen hier aufgeführt wird?“ frug sie.

Wendel Boß war von seinem Stuhle aufgesprungen und ging mit gravitätischen Schritten im Zimmer auf und ab. „Ich habe die hohe obrigkeitliche Bewilligung gegeben,“ sagte er, „aber ich wußte nicht, was ich that. Es ist offenbar eine Fortsetzung des Pasquills von neulich geplant. . .“

„Mehr als das,“ fiel Lalia ein; „es ist ein Glied in der Kette, eine Äußerung der allgemeinen Auflehnung dieser Zeit gegen die Obrigkeit, ein Attentat gegen die guten Sitten.“ Dann verstummte sie, aber wie jemand, der noch mehr zu sagen weiß, und als der Bürgermeister sie fragend ansah, sprach sie von Banden aller Art, die sie mit dem Verblendeten verknüpften. Allein es war ihr letzter Rückhalt, und das Stadium der Erregung, in welchem sie sich befand, gestattete keine Umkehr auf halbem Wege. Ihre Wangen waren hochgerötet und ihre Stimme hatte einen gewissen gereizten Ton angenommen. Sie hätte in diesem Augenblick fortgesprochen, und wenn sie sich, wie man zu sagen pflegt, um ihren eigenen Kopf geredet hätte. Sie fühlte noch, während sie sprach, daß sie unrecht daran that, daß ihr und ihrer Familie aus ihren

Mitteilungen Nachteile, Anklagen, falsche Stellungen erwachsen könnten, allein der aus Rechthaben, aus Sucht zu glänzen und anderen unlauteren Ingredienzien zusammengesetzte Antriebs zu reden erwies sich für sie stets als unwiderstehlich.

„Eure Herrlichkeit wissen nicht alles,“ begann sie mit einer gewissen Feierlichkeit. „Michel Bandt gehört einem der geheimen Studentenorden an, die in diesen bösen Zeiten schon auf den Universitäten ihr Wesen treiben und keinen anderen Zweck verfolgen, als den Umsturz der bestehenden Ordnung.“

„Beweise! Beweise!“ stöhnte der Bürgermeister und seine verdrehten glaskugelförmigen Augen sprangen fast aus den Höhlen.

„Ich war nur einmal, seit Michel zurück ist, in dem Hause seiner Großmutter,“ fuhr Lalia fort, indem sie ihr Organ zu einem heiseren Flüstern herabstimmte. „Ich habe nichts dort zu suchen und gehe nur hin, alle heiligen Zeiten einmal, um den Schein der Gehässigkeit und Feindseligkeit zu vermeiden. Die alte thörichte Frau führte mich, ohne daß ich es verlangt hatte, in das Zimmer ihres Enkels. Ich kann Ihnen versichern, es sieht darin aus, wie in einer Mörderhöhle. An der Wand hängen verschränkte Papiere über verrosteten Visieren und Szenen aus dem Raufboldleben, und die Unordnung, die dort herrscht, ist grenzenlos. Unter dem Spiegel ist eine sargähnliche Truhe angebracht.“ „Sie enthält sein Heiligstes,“ erklärte mir seine Großmutter. Sie habe nur einmal einen Blick hineinsehen können und mit schwarzen Bändern umwickelte Papiere darin gesehen. Was sie enthalten, wisse sie aber nicht. . . Ich weiß es, Eure Herrlichkeit: es sind die Papiere und Korrespondenzen seines Ordens und die Ordensinsignien hängen darüber in einer Kapsel an blauem Bande.“

Diesen bestimmten Aussagen gegenüber schwand jeder Zweifel des Bürgermeisters, und er frug nun nicht mehr nach Beweisen. „Sie haben einen männlichen Scharfblick,“ sagte er statt dessen, „und Verständnis für die Zeit.“

Ein Ausruf der Entrüstung rief sodann den anderen hervor, sie redeten sich in Übertreibungen hinein und glaubten endlich aufrichtig, einer weitverzweigten Verschwörung auf der Spur zu sein.

Als sich Lalia anschickte, zu gehen, wurde der Bürgermeister sentimental. Er sprach von Seelen, die sich verstehen, und seufzte auf, wie jemand, dem das Herz zu voll ist.

Lalia ging nicht auf diesen Ton ein, allein sie entzog ihm diesmal ihre Hand nicht, als er sie an seine Lippen und dann an sein Herz preßte.

X.

Ohne Vorwissen von Christoph und Lalia hatte Doris Michel Vorschub geleistet, so viel sie konnte, und ihm seine Rolle einstudieren helfen. Auch am Abend der Aufführung hatte sie sich heimlich bei Michel eingefunden, um ihm auch im letzten Augenblick mit Rat und That beizustehen. Die halbe Stadt war auf den Beinen; alles strömte nach dem Theater, um Zeuge von Michels Triumpfen zu werden.

Schon stand er in schwarzem Trikot, den Degen an der Seite und einen phantastischen Federhut auf dem Kopfe vor dem Spiegel, als er auf einmal erklärte, er könne nicht spielen.

„Warum nicht?“ frug Doris die Farbe wechselnd.

„Ich kann nicht,“ sagte er mit gepreßter Stimme, während ihm der Angstschweiß auf die Stirne trat.

„Du bist Verpflichtungen gegen den Direktor eingegangen,“ erinnerte Doris; „das Publikum erwartet dich.“

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ keuchte Michel. „Denke nur an die Lampen!“

„Auf die Lampen kannst du dich nicht hinausreden, denn die Beleuchtung ist spärlich genug.“

„Aber die Leute!“

„Nun, wenn du Theologe geblieben wärest, hättest du auch wieder vor die Leute hintreten müssen.“

„Aber ist je ein Prediger ausgepiffen worden?“

„Es scheint nicht,“ sagte Doris beziehungs voll.

„Nun also,“ schloß er.

Doris war ganz zornig geworden. Sie warf den Federhut auf den Tisch und sprach mit erregter Stimme: „Ich weiß nicht, was das alles heißen soll. Zuerst verseztst du die ganze Stadt in Alarm, vollführst den größten nächtlichen Unfug — Geniestreich über Geniestreich . . . wollte ich sagen . . .“

„Nicht ich,“ unterbrach sie Michel schüchtern. „Weit und Walker!“

„Beleidigst die vornehmsten Personen der Stadt, schneidest den Leuten die Köpfe ab, legst Pasquille . . .“

„Nicht ich, Weit und Walker waren es.“

„Gehst halbrunken auf die Kanzel . . .“

„Weit und Walker hatten es mir angethan,“ unterbrach er sie abermals. Aber sie hörte nicht auf ihn . . . „Und nun hast du nicht einmal,“ redete sie weiter, „Mut genug, auf einem elenden Theater aufzutreten. Wo bleibt da Sturm und Drang und das Originalgenie . . .?“ Sie drehte sich dabei auf ihrem roten Absatz um und wandte sich unwillig von ihm ab.

„Werde nur nicht böse,“ flehte er unterwürfig.

„Ich will dir etwas sagen,“ begann sie, ihn über die Achseln ansehend, wieder, „du bist nichts weniger, als ein Originalgenie; du bist nur ein Abklatsch! — Immer müssen die anderen hinter dir stehen und dich antreiben, wenn etwas daraus werden soll. Ich wollte, sie wären da, daß du dich vor ihnen schämen müßtest.“

Ach, sie waren weit über Berg und Thal, wo Dorchens Ruf sie nicht mehr erreichen konnte! — Ihr neuerliches, vorlautes Benehmen in der Kirche war der Tropfen gewesen, welcher den übervollen Becher zum Übersäumen gebracht hatte. Sie waren aus der Stadt verwiesen worden.

Michel teilte keineswegs den Wunsch, den Dorchens soeben ausgesprochen hatte. „Sei froh, daß sie fort sind,“ sagte er aufrichtig. „Nun steht nichts mehr zwischen uns und nichts soll sich mehr zwischen uns drängen.“ Er ergriff ihre beiden Hände, wie um sich daran festzuhalten, und schaute ihr tief in die treuen Augen, deren Blicken er so lange schuld bewußt ausgewichen war.

In diesem Augenblick begann man den Klopfer der Hausthüre auf das ungestüme zu bearbeiten.

„Sie kommen, mich abzuholen!“ rief Michel erblaffend. „Soll ich mich verstecken oder fliehen?“

„Weder das eine, noch das andere,“ entgegnete Doris fest und ging selbst, die Thüre zu öffnen.

Michel benutzte diesen Augenblick dazu, die Lichter auszulöschen, und in dem dunklen Korridor des Hauses fand alsbald eine Begegnung statt, welche beiden Begegnenden einen Schrei des Entsetzens erpreßte: Lalia, welche in der seltsam gekleideten Gestalt eine Erscheinung des leibhaftigen Beelzebubs zu erblicken glaubte, Michel, welcher die feindlich gesinnte Tante erkannte.

Nun trat auch der Bürgermeister hinzu, legte Michel die Hand auf die Schulter und sagte: „Im Namen des Geßes.“

Die Lichter wurden wieder angezündet, und sie traten in Michels Stube, wo Lalia sofort auf die Kapsel am blauen Bande zuslog, um sie dem Bürgermeister triumphierend auszuhandigen.

Wendel Boß öffnete sie nicht ohne Anstrengung, und nie hatten seine Augen stierer geblickt, als jetzt, da sich ihnen — ein reizendes, offenbar etwas geschmeicheltes Miniaturporträt Lalias aus ihrer Jugend zeigte.

Das Original des Bildes geriet in nicht geringe Verwirrung, als es seines Irrtums gewahr wurde. „Die Truhe muß die Beweise enthalten,“ stammelte sie mit unsicherer Stimme.

Der Bürgermeister öffnete nun auch die ominöse Truhe, die nach Lalias Aussage wie ein kleiner Sarg aussah. „Was verbergen Sie?“ inquirierte er weiter.

„Es sind die Papiere meines seligen Vaters,“ erwiderte

Michel, die Hand wie schützend und abwehrend darüber breittend.

Einen Augenblick lang begegneten sich die Blicke der beiden Inquisitoren fragend, einen Augenblick lang zögerten ihre Hände, in diese Reliquien einzugreifen, aber die Neugierde und der Verdacht gewannen alsbald wieder die Oberhand, und rücksichtslos wurden die kleinen Pakete der Bänder beraubt, die sie zusammengehalten hatten wie Sargschleifen. Es begann ein hastiges Suchen und Kramen und bald lag die Stube so voll von vergilbten Papieren, wie Waldwege im Herbst von vergilbten Blättern.

Michel hatte die Wahrheit gesagt: Die Truhe enthielt die Papiere seines verstorbenen Vaters, Aufzeichnungen, Zeugnisse, Dokumente, Briefe von Lalia, Christoph und von vielen anderen. Lalia griff ohne Auswahl in den Wust von Papieren und las mit gierigen Blicken da und dort einen abgerissenen Satz: „... Du hast recht,“ schrieb Christoph, „sie hat sich schwer an dir vergangen, indem sie trotz deiner Bitten, trotz deines Schwures das Geheimnis deines Planes, dich hier niederzulassen und dereinst um die Ratskonsulentenstelle zu bewerben, der Öffentlichkeit preisgegeben hat. Aber sie hat sich dadurch selbst am tiefsten getroffen, denn eure frohen Hoffnungen sind jetzt in Frage gestellt. Wendel Boff ist auf die Vorteile dieser Stelle und auf die Gefahr deiner Wettbewerbung aufmerksam gemacht worden und setzt Himmel und Hölle in Bewegung, dir zuvorzukommen... Wendel Boff hat gesiegt; er hat die Stelle erhalten, oder vielmehr, er hat sie gekauft, denn man spricht von sehr beträchtlichen Summen, mittels derer er seinen Vorgänger zum Rücktritt bewogen hat... Lalia ist trostlos über dein Schweigen, noch mehr über dein Ausbleiben. Strafe sie nicht zu hart...! O, wenn es wahr ist, daß dein Herz mit allen seinen Fasern mit der Heimat verwachsen ist, kehre zurück und sage nicht, daß sie zu eng sei für zwei Männer, wie du und Boff!... Was habt ihr gemeinsam und welchen Eintrag kann deinen Talenten sein niederes Strebertum thun?... So ist also keine Aussicht mehr, so hat also Lalia mit deinem Vertrauen auch deine Liebe verloren!“...

Die Augen der Suchenden wurden immer trüber, ihre Hände immer unsicherer. Jetzt war sie auf einen noch unentriegelten Brief gestoßen, den ihr Gotthold Bandt kurz vor seinem Tode geschrieben zu haben schien... „Das Schicksal hat es nicht gewollt, daß die Träume unserer Jugend sich verwirklichten. Wir sind getrennt geblieben unser lebenslang, ja bis auf die letzte Zeit ist ein dumpfer Groll in meinem Herzen gegen dich fortbestanden, und ich glaubte alle meine einst so heißen Gefühle gegen dich erkaltet und erstorben... Meiner Einsamkeit müde, habe ich spät eine Frau genommen, die einsam und verwaist war, wie ich selber... Sie ist beauftragt, dir meine letzten Grüße zu überbringen und, wenn es dich darnach verlangt, auch meine herzlichste Verzeihung!... Sie wird dir auch meinen jungen Sohn zuführen, nimm dich seiner an mit deiner thätkräftigen Verständigkeit, sei ihm eine Freundin, und wenn es not thun sollte! — eine zweite Mutter!“...

Lalia deckte die Hände über die Augen und brach schluchzend zusammen. Der Bürgermeister hatte ihr jeden Brief, in den sie einen Blick warf, aus den zögernden Händen genommen, und je mehr er selber las, um so auffälliger wurde die Veränderung, die in seinem Gesichte vorging. Seine Augen nämlich, die gewöhnlich nach rechts und nach links zu schielen pflegten, fingen auf einmal an, wie um sich zu verbergen, nach innen zu sehen, während seine unruhige Haltung das Unbehagen ausdrückte, das er empfand.

Noch ehe Lalia sich von ihrem Weinkrampf erholt hatte, erschien Senator Scheid auf der Schwelle. Dorchon war fortgerückt, ihn zu Hilfe zu rufen, als sie statt des erwarteten Theaterdirektors den gefürchteten Bürgermeister mit Tante Lalia das Haus betreten sah. Onkel Christoph war eben im Begriffe gewesen, die Ratskutsche zu besteigen, um als Vertreter des Rates zu der am folgenden Morgen stattfindenden

Installation des neuen städtischen Pfarrers nach Krauthausen zu fahren.

Lalia streckte dem Bruder die Hand unter Thränen entgegen. „Du hättest mir viel Kummer erspart,“ sagte sie auf die umherliegenden Briefe deutend, „wenn du gesprochen hättest.“

„Du hättest dir größeren Kummer erspart, wenn du geschwiegen hättest,“ gab ihr der Bruder zurück. „Hätte ich uns nach allem auch noch mit dem Bürgermeister und seinem ganzen Anhang verfeinden sollen?“

In diesem Augenblicke bemerkten beide, daß der, von welchem die Rede war, sich plötzlich spurlos aus dem Staube gemacht hatte. Lalia zeigte sich sehr beunruhigt über diese Entdeckung. „Wißt es nur,“ sagte sie, „er führt Arges gegen Michel im Schilde. Diese Nacht hätte er arretiert werden sollen, denn man hofft, da nun seine Kommilitonen fort sind, auch die Wahrheit über die famose Pasquillgeschichte aus ihm heraus zu inquiren.“

„Es wird gut sein, wenn er in aller Stille die Stadt auf einige Zeit verläßt,“ nickte Christoph. „Ich nehme ihn zunächst mit nach Krauthausen zu dem neuen Pfarrer.“

„Man wird euch nicht unangefochten passieren lassen,“ warnte Lalia. „Allen Thorwächtern ist Michels Signalement zugegangen, und sie werden ihn leicht an seinen langen Haaren erkennen.“

„Immer wieder das unglückselige Haar!“ seufzte Christoph. „Was ist da zu thun?“

„Das ist sehr einfach,“ entschied die resolute Doris, „man slicht einen Bopf daraus.“

„Einen Bopf!“ wiederholte Michel und in seinen Augen malte sich etwas wie Entsetzen.

„Wenn du dich lieber arretieren lassen willst“...

„Run denn in Gottes Namen!“ entschloß er sich endlich, indem er Dorchon mit einem Blicke bat, ihm auch bei dieser Umgestaltung behilflich zu sein.

„Und, wann werdet ihr denn dann ein Paar werden?“ frug Lalia, in deren Herzen eine verspätete Theilnahme aufgeblüht war.

„Wir? O, zwischen uns ist alles aus,“ seufzte Michel.

„Das heißt,“ fiel Doris ein, indem sie anfang ein ellenlanges Band um seinen Bopf zu flechten, „du wirst mich nicht ein zweites Mal über deine wahre Natur täuschen... Du, ein Stürmer und Dränger!... O, du meine Güte!... Du bist ein Philister vom reinsten Wasser.“

„Du liebst mich also nicht mehr?“

„Ja,“ sagte sie ihm ins Ohr, so daß weder Onkel noch Tante es hören konnten, „aber wieder wie früher.“

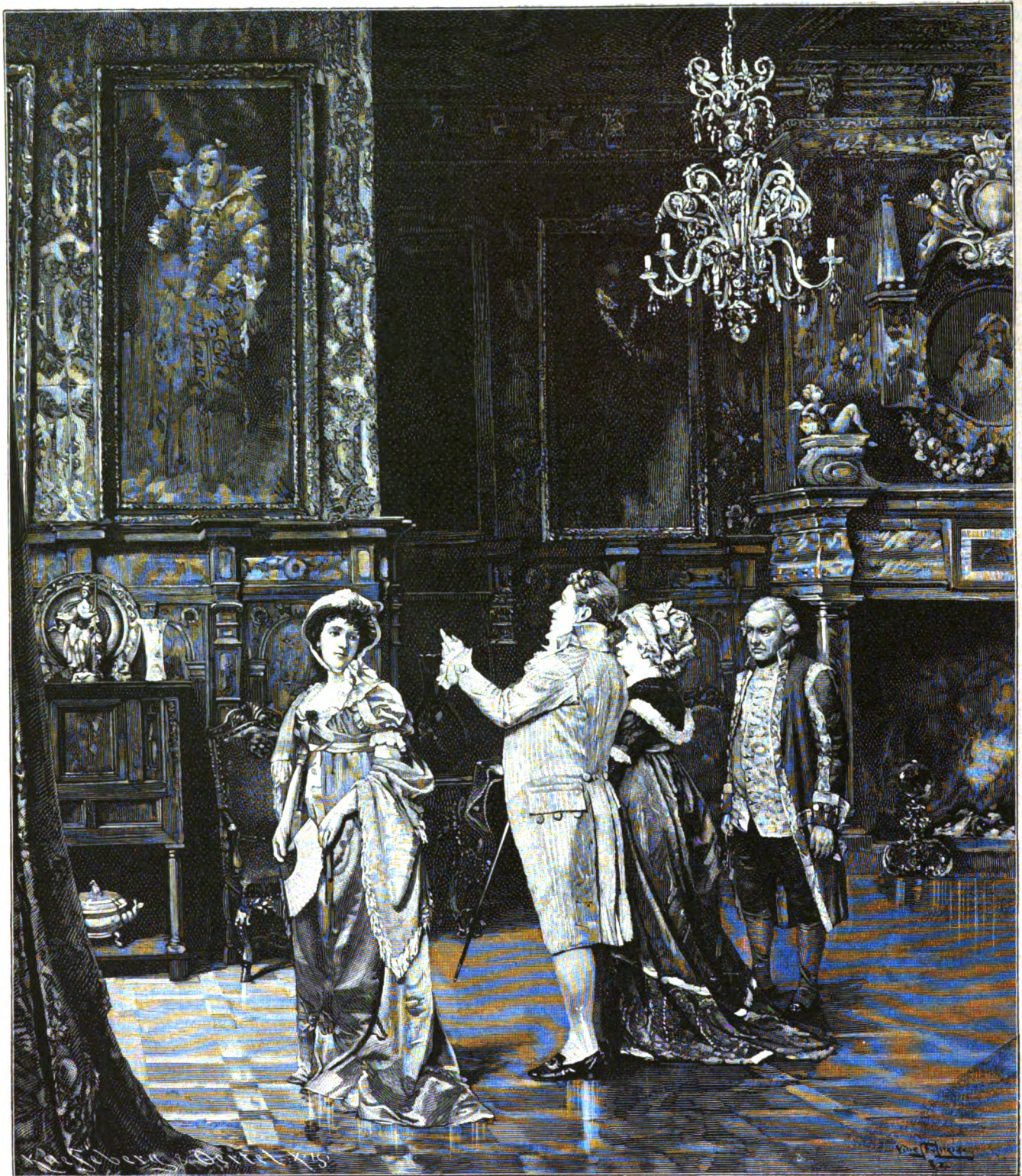
Michel atmete tief und erleichtert auf. „Die frühere Art paßt auch besser für mich,“ sagte er. „Ihr könnt es mir glauben, es gibt keine größere Thorheit, als Rollen zu übernehmen, denen man nicht gewachsen ist, und sich in Richtungen hineindrängen zu lassen, die seiner Natur fremd sind.“

„Krauthausen,“ knüpfte Herr Christoph wieder an, als er so viel Lebensweisheit aus dem Munde des Jünglings vernommen hatte, „Krauthausen hast du leider auf diese Weise verpaßt. Allein demnächst erledigt sich eine Pfarre außerhalb des städtischen Territoriums, auf der unserer Familie das Präsentationsrecht zusteht.“

„O,“ warf Doris ein, „da wird es wieder eine Probepredigt zu halten geben. Willst du wieder extemporieren?“

„Nie mehr im Leben!“ versicherte er. „Ich habe schon den rechten Text,“ fügte er dann lächelnd bei, indem er sich Doris zuwandte, die noch immer an seiner Frisur arbeitete, „Buch der Richter, Kapitel 16.: Delila aber sprach zu Simson: Lieber, sage mir doch, womit kann man dich binden, daß man dich zwingt? Er antwortete ihr: wenn du sieben Locken meines Hauptes slichtst mit einem Flechtbande, so würde ich schwach und wie ein anderer Mensch“...

Doris klatschte in die Hände. Der Bopf war fertig, und alle bewunderten seine Länge und seine Stärke. Drunten



Verschiedene Moden. Gemalt von V. St. Leger.

knallte der Ratskutscher mit der Peitsche; Onkel Christoph drängte zum Aufbruch.

Über all dem Lärm war auch die taube Großmutter aufgewacht und erschien nun in einem sehr interessanten Negligee unter den Versammelten. Als sie die Veränderung gewahrte, die mit Michel vorgegangen war, faltete sie die Hände wie segnend und sprach: „Gott sei Dank, nun siehst du doch wieder aus, wie ein Christenmensch!“

Michel umarmte die Großmutter, Doris und — selbst Lalia. Dann schwang er sich auf das Trittbrett des Wagens, als sei er ein Diener des Rates; so fuhr er unangefochten durch das Stadthor, in die sternenhelle Nacht hinaus — einer glücklichen Zukunft entgegen.

Die Wrangeldore.

Ein Bild aus dem Berliner Leben von Adolph Schütze.

Es war ein bitterkalter Dezemberabend. Der Schnee wirbelte in Gestalt von Millionen kleiner kristallener Sternchen durch die Luft, und der Ostwind trieb die Flocken immer wieder auf, wenn sie das Pflaster erreicht hatten. Die Flammen der Straßenlaternen waren nur in nächster Nähe zu unterscheiden. Von weitem gesehen glich jede einer großen, matten Dunscheibe, ähnlich der von grauen Nebelwolken verschleierten Sonne. Die Menschen, welche man hier und da erblickte, huschten wie gespenstische Schatten in größter Eile an den Mauern der Häuser entlang, um so schnell als möglich wieder unter das schützende Dach und in die warme Stube zu kommen.

Nur der Schutzmannsposten auf dem Michaelkirchplatz durfte diese geschäftige Hast nicht teilen. Den Kopf nach vorn gebeugt, um wenigstens die Augen vor den prickelnden Eiskörnern zu schützen, setzte er, mühsam aber beharrlich gegen das Unwetter ankämpfend, seine Runde um die Kirche fort. Er hatte den Pelztragen hochgeschlagen und ihn außerdem noch mit einer wollenen Schnur zusammengebunden, um dem eifigen Winde das Eindringen zu verwehren; allein dieser wußte die warmen Stellen an seinem Halse dennoch zu finden und setzte sich unbarmherzig darin fest. Auch in die blauen Mantelärmel wußte er sich Eingang zu verschaffen, obgleich Schwarz, wie wir den Schutzmann nennen wollen, sie als eine Art Muff zu benutzen suchte, um die halb erstarrten Hände vor der Kälte zu schützen. Er hätte sie freilich lieber in die Manteltaschen gesteckt, aber die Mäntel der Schutzleute haben keine Taschen, weil — nun weil eben die Schutzleute die Hände nicht hineinstecken sollen.

Immer die Kirche zur linken Hand lassend, wie die Instruktion es befragt, hatte Schwarz auf seinem Patrouillengange inzwischen die nach der Michaelkirchstraße gelegene Seite des Platzes erreicht, wo die dort zum Verkauf aufgestellten Weihnachtsbäume ihm einigen Schutz gegen das Unwetter gewährten. Erleichtert atmete er auf und war bemüht, das Eis aus seinem Schnurrbart zu entfernen.

„Hundewetter!“ murmelte er, „möchte nur wissen, wer bei einem solchen Schneetreiben, acht Tage vor Weihnachten, hier die Anlagen beschädigen soll?“

Gleichzeitig holte er die Uhr aus der Tasche seines Beinkleides und warf einen Blick auf das Zifferblatt:

„Na, dreiviertel zehn ist es ja glücklich geworden,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „noch einmal herum, und ich kann nach Hause gehen... brrr!...“

Als Schwarz an dem letzten Stapel der Weihnachtsbäume angekommen war und eben im Begriff stand, um die Ecke zu biegen, vernahm er den festen, elastischen Schritt eines Mannes auf dem knirschenden Schnee, und im nächsten Augenblick befand er sich dem du jour habenden Polizeioffizier gegenüber.

„Nichts Neues, Herr Leutnant!“ meldete Schwarz in strammer, dienstlicher Haltung, während er gleichzeitig das Postenbuch hervorzog, um es dem Offizier zu überreichen.

„Wie spät haben wir es denn?“ fragte dieser, indem er das Buch aufschlug.

„Neun Uhr siebenundvierzig, Herr Leutnant,“ sagte Schwarz und suchte mit seinem Körper das Buch vor dem Wind zu schützen, um dem Offizier das Eintragen der Kontrolle zu ermöglichen.

Alein Meister Blasius schien heute Abend alles auf den Kopf stellen zu wollen: er fuhr mit solchem Ungestüm zwischen die Blätter, daß es dem Offizier, dessen Finger ebenfalls erstarrt waren, schlechterdings nicht gelingen wollte, seinen Namen einzutragen. Spähend sah er sich nach einer gedeckten Stelle um.

„Treten Sie doch etwas näher hierher,“ sagte er, indem er sich den aufgeschichteten Weihnachtsbäumen zuwandte, um hinter denselben Schutz vor dem Winde zu suchen.

Hier gelang es ihm endlich, die Blätter festzuhalten, und er hatte bereits die Feder angelegt, um seinen Namen einzutragen, als er plötzlich das Buch sinken ließ und gespannt den Kopf emporrichtete.

Ein eigentümlicher Ton, der zwischen Schnarchen und Stöhnen die Mitte hielt, war an das Ohr der beiden Männer gedrungen. Es war kein gewöhnlicher Laut, der Ton hatte jene eigentümliche Färbung, welche nur furchtbare Qual oder tiefes, namenloses Weh dem Menschen auspressen, und die instinktiv das Blut des Hörers erstarren macht. Mit einem Schlage hatten die Beamten Sturm und Kälte um sich her vergessen und lauschten aufmerksam, ob das Geräusch sich nicht wiederholen würde.

„Ist hier jemand?“ fragte der Leutnant nach kurzer Pause, und zu dem Schutzmann gewendet, fuhr er fort: „Sollte es vielleicht der Wächter von den Weihnachtsbäumen gewesen sein?“

„Naum, Herr Leutnant,“ antwortete Schwarz, „ich habe ihn erst vor einer Viertelstunde dort an der Ecke in den Budenkerkeller gehen sehen...“

In diesem Augenblicke wiederholte sich der Ton: klagend, wimmernd und doch kaum vernehmbar.

Mit raschen Schritten trat Schwarz, die Zweige zur Seite biegend, tiefer in den von den Bäumen gebildeten Schatten. In der nächsten Sekunde stieß er einen Ruf der Überraschung aus.

„Hier liegt ein Mensch, Herr Leutnant,“ rief er, indem er sich niederbeugte, um zu sehen, mit wem er es zu thun habe.

„Es ist wohl ein Betrunkener,“ meinte der Offizier etwas erleichtert.

„Es scheint ein Frauenzimmer zu sein,“ antwortete Schwarz, indem er nach den Armen der Unglücklichen tastete. „Heda, Sie! fuhr er in kräftigem Tone fort, „was ist denn los mit Ihnen?“

Es erfolgte keine Antwort; nur ein dumpfes, halbersticktes Stöhnen ließ sich vernehmen.

„Bringen Sie sie doch mal vor,“ sagte der Leutnant, näher tretend, da seine Augen den dunklen Schatten nicht zu durchdringen vermochten.

Mit Ausbietung aller Kräfte und nicht ohne den Beistand des Offiziers gelang es Schwarz endlich, die Unglückliche emporzurichten; allein sie vermochte sich nicht auf den Füßen zu halten. Sie stieß nur einige unzusammenhängende lassende Worte hervor und sank dann wieder kraftlos in sich zusammen.

Der Leutnant von Berg — dies war der Name des Offiziers — befand sich einigermaßen in Verlegenheit. Augenscheinlich war das Frauenzimmer bereits halb erfroren und bedurfte schneller Hilfe; andererseits schien sie aber auch im höchsten Grade betrunken zu sein, denn es ging ein scharfer, ekelhafter Schnapsgeruch von ihr aus. So viel sich bei dem unsicheren Scheine der Straßenlaterne erkennen ließ, war die Frau nur in Lumpen gekleidet, ihre Hände und das Gesicht zeigten infolge der Kälte eine eigentümliche bläulich-bleiche Färbung und nur in den Augen glühte noch der letzte Widerschein eines unheimlichen, irren Feuers — die letzten sterbenden Flammen des genossenen Fusels.

Natlos blickte Herr von Berg um sich. Was sollte er thun? Weit und breit war kein Mensch zu sehen, der Hilfe

hätte leisten können, und es war doch nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Auf seinem Gesicht war deutlich das Grauen zu lesen, welches er vor dem widerlichen, Abscheu einflößenden Geschöpf empfand. Er sowohl wie auch der Schutzmann Schwarz dienten noch nicht lange genug, um schon gegen dergleichen abgestumpft zu sein; allein sein Zaudern dauerte nur einen Augenblick, dann trug das Pflichtgefühl den Sieg davon, und mit kräftiger Hand ergriff er den Arm der Willenlosen.

„Kommen Sie, wir wollen sie nach der Wache bringen,“ sagte er zu Schwarz, und unter Ausbietung aller Kräfte, halb tragend, halb schleppend, machten die beiden Männer sich mit ihrer Last auf den Weg und langten nach kurzer Zeit vor der Wache des nächsten Polizeireviers an.

Auf das Klingeln des Leutnants erschien sehr bald ein Schutzmann, um sich nach der Ursache des Alarms zu erkundigen. Mit seiner Hilfe wurde die Unglückliche nach der im ersten Stock belegenen Wache befördert, während Herr von Berg, nachdem er zuvor noch seinen Namen in das Postenbuch eingetragen hatte, eiligst seine unterbrochene Kontrolle fortsetzte.

II.

„Nanu Dore, bringen sie dir noch wieder mal angeschleppt!“ sagte der Telegraphist, ohne das geringste Erstaunen zu verraten, als die beiden Schutzleute mit dem verkommenen Weibe in der Thür des Wachzimmers erschienen. „Alle Hagel, hat die aber heute einen weg!“ fuhr er fort, als er die stieren, glanzlosen Augen der Bejammernswerten gewahrte. Mit dem sicheren Griff eines Arztes, der seinem Patienten den Puls fühlt, faßte er gleichzeitig in die Tasche ihres Kleides und zog eine leere Selterflasche heraus, die augenscheinlich mit Schnaps gefüllt gewesen war.

Jetzt erst hatte auch der Schutzmann Schwarz Gelegenheit, sich die Unglückliche näher anzusehen. Welch ein schreckliches Bild bot sich ihm dar! Die Frau vor ihm, welche er soeben dem sicheren Tode entrißen hatte, mochte etwa fünfundvierzig Jahre zählen; aber die Spuren von Glend und Laster in ihren Zügen ließen sie als eine Sechzigjährige erscheinen. Das spärliche, graue Haar, welches schon seit Monaten keinen Kamm mehr gesehen hatte, klebte in unordentlichen, wirren Strähnen an der niedrigen Stirn, während das von der Stubenwärme auftauende Schneewasser in breiten Furchen über das schmutzstarrende, hagere Gesicht lief. Eine große, blutunterlaufene Beule über dem linken Auge, welche sie sich wahrscheinlich durch einen Sturz in der Trunkenheit zugezogen hatte, verlieh den ohnehin schon hohlen und stieren Augen einen wahrhaft abschreckenden, gespenstischen Ausdruck. Um den Kopf hatte sie zwei mit Stecknadeln zusammengeheftete Stücke einer alten Küchenschürze gebunden. Die Schultern waren von einem nur noch in Fetzen zusammenhängenden, schmutzigen, grauflarrierten Umschlagetuch bedeckt, und das Kleid, welches sie trug, mußte früher, als die Schleppen noch Mode waren, einmal die Gesellschaftsrobe einer vornehmen Dame gewesen sein, denn obgleich es hinten schon mit Bindfaden aufgeschürzt war, schleppte es dennoch teilweise beim Gehen auf der Erde. An den Füßen trug sie vielfach durchlöcherter Gummischuhe. Die abgelaufenen Sohlen derselben hatte sie bei dem einen durch ein Stück Packleinwand und bei dem andern durch die Überbleibsel eines mit Watte gefütterten schottischen Kindermantels ersetzt, welche mit Bindfaden notdürftig befestigt waren. Auch die übrigen Löcher hatte sie teilweise mit Bindfaden zusammengezogen, was jedoch nicht verhinderte, daß an mehreren Stellen das rohe, blutige Fleisch der erfrorenen Füße hervorquoll.

Die Schutzleute hatten die Betrunkene auf eine Bank in der Nähe des Ofens niedergelassen, wo sie nun in die Ecke gelehnt und den Kopf auf die Brust gesenkt, regungslos da saß.

Mit einem Gemisch von Grauen und Mitleid betrachtete Schwarz die Unglückliche. Was sollte aus ihr werden? Sie konnte doch unmöglich in diesem Zustande auf der Wache bleiben.

Er richtete seine Blicke auf den Telegraphisten, der die zu ergreifenden Maßregeln anzuordnen hatte. Dieser saß an

seinem Apparat und verzehrte in größter Gemütsruhe ein Stück Süßke, welches ihm von seinem Abendbrot übrig geblieben war.

Ein Gefühl der Empörung ergriff den jungen Beamten: „Aber wir können doch die Frau hier nicht so sitzen lassen, Herr Wiese,“ sagte er heftig, „sie stirbt uns ja unter den Händen; wollen Sie denn nicht den Krankenwagen bestellen und sie nach dem Krankenhause bringen lassen?“

„Die sterben! . . . Krankenhaus! . . .“ rief der Telegraphist, in lautes Lachen ausbrechend.

„Aber Sie sehen doch, daß die Frau schon halbtot ist,“ fuhr Schwarz fort.

„I da müssen Sie die Brangelbore erst kennen lernen,“ versetzte Wiese, immer noch lachend; „passen Sie mal auf, wie ich sie gleich lebendig machen werde.“

Er nahm eine kleine, weiße, noch halb gefüllte Schnapsflasche von dem Regal über dem Apparat, entkorkte dieselbe und brachte, indem er mit dem feuchten Kork an derselben auf- und abfuhr, ein pfeifendes Geräusch hervor:

„He Dore! . . . hörst du nicht! Hier gibt's Wudki!“ . . . rief er laut.

Und wirklich, die Unglückliche richtete sich, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, empor; die erloschenen Augen begannen von neuem zu funkeln, eine unheimliche, dämonische Glor leuchtete in ihnen auf, der ganze Körper begann konvulsivisch zu zittern, und langsam, tastend streckte sie die Finger nach der goldig leuchtenden Flüssigkeit aus, während ein gurgelndes, unartifizielles Kreischen ihrer Brust entstieg.

„Na komm Dore, komm!“ sagte der Telegraphist, immer noch die Flasche in die Höhe haltend.

Wie gebannt hingen die Augen des unglücklichen Geschöpfes an der Flasche. Als ob sie von einer unsichtbaren Feder gehoben würde, richtete sie sich langsam auf und wankte einen . . . zwei . . . drei Schritt auf den Beamten zu, ohne auch nur eine Sekunde den Blick von der Flasche abzuwenden.

„Na, was sagen Sie nun, Schwarz?“ rief der Telegraphist lachend, indem er die Flasche wieder an ihren Platz stellte; und zu der unglücklichen Frau gewandt, fügte er hinzu: „Na, nun setz dich nur wieder hin, Dore, Schnaps gibt's heute nicht mehr, du mußt erst deinen Rausch ausschlafen.“

Schwarz vermochte nicht zu antworten; er war tief erschüttert. Mit Grauen betrachtete er das elende Wesen, welches dort vor ihm stand und in herzerreißenden, unartifizierten Lauten nach der verschwundenen Flasche verlangte.

Ein Ausdruck qualvoller Enttäuschung prägte sich auf ihren Zügen aus, als sie sah, daß man sie nur zum besten gehabt hatte. Die künstlich hervorgerufene Spannkraft verließ sie, und sie wäre ohne Zweifel zusammengebrochen, wenn Schwarz nicht rasch zugesprungen wäre und sie nach ihrer Bank zurückgeleitet hätte.

„Ja, ja, mein lieber Schwarz,“ sagte der Telegraphist, als er den Ausdruck tiefster Bewegung auf dem Gesicht seines jungen Kollegen bemerkte, „so etwas können Sie hier noch oft erleben: das geht einmal so in der Welt.“

„Gott im Himmel, wie kann ein Mensch nur soweit herunterkommen,“ erwiderte Schwarz, indem er sich mit der Hand auf den Tisch stützte, während sein Blick auf der leise wimmernden Frau ruhte.

„Ja, ja, der leidige Soff, der hat schon manchen auf den Hund gebracht,“ antwortete Wiese, indem er den blauen leinenen Dienstfittel anzog, der den Telegraphisten für die Nacht geliefert wird, und sich der Länge nach auf das Feldbett warf, um der Ruhe zu pflegen.

„Haben Sie denn die Frau schon öfter hier gehabt?“ fragte Schwarz.

„O, das Vergnügen haben wir alle paar Tage. Passen Sie nur auf, morgen früh, wenn sie ausgeschlafen hat, ist sie wieder ganz mobil; dann geht sie betteln, sowie sie einige Pfennige zusammengebracht hat, läßt sie sich aber ihre Selterflasche wieder füllen und trinkt sich von neuem einen an. Für heute abend lassen Sie sie nur ruhig auf ihrer Bank liegen

und gehen Sie in Gottes Namen nach Hause; Dore ist das harte Schlafen gewöhnt; die drückt sich nichts entzwei.“

„Wie mag nur die Frau zu diesem Laster gekommen sein?“ fragte Schwarz, der sich immer noch nicht beruhigen konnte.

„Das lassen Sie sich gelegentlich von dem Budiker, Vater Rau in der Köpfnikerstraße erzählen, der kann es Ihnen ganz genau sagen;“ versetzte Wiese, indem er sich zum Schlafen zurecht legte.

Mit einem schweren Seufzer setzte Schwarz seinen Helm auf und ging.

III.

Am zweiten Tage nach der eben geschilderten Szene war Schwarz dienstfrei, und der Wunsch, näheres über das Schicksal der „Wrangelbore“ zu erfahren, trieb ihn nach dem Budikerkeller des alten Rau — des Vater Rau — wie er von den bei ihm verkehrenden Gästen, zu denen auch die im Revier stationierten Schutzleute gehörten, genannt wurde.

Vater Rau, ein alter biederer Schlesier, der in den fünfzehn Jahren, während deren er in dem Keller sein Bier abzog, nur selten an die frische Luft gekommen, war das Urbild eines echten Berliner Budikers. Sein volles, rotes Gesicht hatte auffallende Ähnlichkeit mit dem Titelbilde des Kladderadatsch, obgleich es gutmütiger darschaute. Nur wenige seiner Gäste konnten sich rühmen, ihn jemals anders als in seiner blauen Schürze und mit aufgeschlagenen Hemdärmeln gesehen zu haben, die kurze Ulmerpfeife, aus der er einen undefinierbaren Knaster rauchte, zwischen den Zähnen.

Als Schwarz bei ihm eintrat, hatte er gerade die letzten Spuren des Mittagessens von den weißgeschuerten Tischen beseitigt, denn Vater Rau hielt großen Mittagstisch: Suppe, Gemüse, Braten, Kompot; à la Koubert, mit Bier, fünfundvierzig Pfennig.

„Bei mir geht's reell zu,“ pflegte er zu sagen, „auf Schleiuderpreise lasse ich mich nicht ein; hier kommt nur frische Ware auf den Tisch, kein Abfall.“

„Mahlzeit, Vater Rau,“ sagte Schwarz, indem er an dem großen, runden Stammtische in der Nähe des „Büffetts“ Platz nahm.

„Mahlzeit, Herr Wachtmeister,“ war die Antwort des Alten; „kleine Weiße?“

„Nehmen Sie nur gleich eine Große und trinken Sie auch mal mit,“ sagte Schwarz.

„Nanu, Sie haben wohl heute die Spendierhosen an?“ schmunzelte der Alte, indem er die Strippe von der Weißbiertruke entfernte; „profit, Herr Wachtmeister,“ fuhr er dann fort und stellte die schäumende Weiße vor Schwarz auf den Tisch.

„Sagen Sie mal Herr Rau, kennen Sie die Wrangelbore?“ fragte Schwarz, nachdem sie getrunken hatten, direkt auf sein Ziel lossteuernd.

„Ach Sie meinen die alte Mahlern aus der Wrangelstraße? O ja, die kenne ich sogar ganz genau; was ist's denn mit der? Ist sie vielleicht gestorben?“

„Rein, aber sie war nahe daran,“ versetzte Schwarz und erzählte in aller Kürze die Szene von vorgestern abend.

„Ja, ja, Unkraut vergeht nicht; da hätten Sie nicht bange zu sein brauchen,“ meinte der Alte, nachdem Schwarz geendigt hatte.

„Auf welche Weise ist die Frau nur so heruntergekommen? Bitte, erzählen Sie mir doch etwas von ihr,“ fuhr Schwarz fort.

„Ja, sehen Sie, Herr Wachtmeister, bei der sieht man auch so recht, wie es manchmal kommen kann in der Welt,“ hub der Alte an. „Vor sechs Jahren hätte wohl kein Mensch daran gedacht, daß es der Frau noch einmal so gehen könnte. Ihr Mann war Schuhmacher und hatte ein sehr schönes Geschäft hier in der Adalbertstraße, gleich um die Ecke im Keller. Er hatte drei Gesellen sitzen und verdiente schönes Geld. Die Frau verstand sich auf den Haushalt, die beiden Kinder gingen schon nach der Schule, mit einem Wort, die Leute hatten keine

Not. Der Mann kam öfters des Abends herum zu mir, trant seine Weiße, auch wohl einen Großen dazu und spielte eine Partie Billard, oder wir erzählten uns ein Stückchen. So hatte er schon jahrelang bei mir verkehrt und es war den Leuten immer gut gegangen. Da bekamen zuerst die Kinder, ein paar hübsche, blondlockige Jungens, den Typhus und starben beide in einer Woche. Das ging ihnen sehr ans Herz, aber, na, es hätte sich am Ende noch verwunden, mit der Zeit gibt sich ja alles wieder; aber nun war es der Frau abends zu einsam im Hause, was man ihr am Ende ja auch nicht so sehr verdenken kann, und da kam sie denn öfters mit ihrem Manne zu uns. Na und nun wissen Sie ja, wie das in der Kneipe so geht; bald kam der eine, bald der andere gute Bekannte und trant ihr zu, und sehen Sie, auf die Art ist sie so langsam dahinter gekommen. Erst wollte sie gar nicht, dann nippte sie bloß an dem Glase, und schließlich trant sie ihren Großen in der Reihe mit, ebensogut wie die Männer.

„Unsererins dachte sich ja dabei gar nichts. Wenn ich hätte ahnen können, daß es einmal so kommen würde, ich hätte mir lieber einen Finger abhacken lassen, als daß ich der Frau für einen Pfennig Schnaps gegeben hätte. Und das wäre schließlich alles noch nicht so schlimm gewesen, denn sie trant ja immer noch nicht aus Gewohnheit; aber da wurde der Mann krank und lag fast ein Jahr fest, ehe er starb. Was das kostete, können Sie sich denken. Nachdem er tot war, verkaufte sie das Geschäft, und als sie die Beerdigungskosten bezahlt hatte, blieben ihr kaum noch ein paar Pfennige übrig, daß sie sich eine Stube mieten konnte. In der ersten Zeit schlug sie sich denn noch so kümmerlich durch. Des Morgens früh trug sie Zeitungen aus und nachher hatte sie noch einige Aufwartestellen; aber wissen Sie, das Zeitungstragen hat ihr den Rest gegeben. Sehen Sie, wenn die armen Frauen alle Tage früh um vier schon bei Wind und Wetter nach den Expeditionen laufen müssen, ohne auch nur einen Tropfen Kaffee im Leibe zu haben, da ist es wirklich kein Wunder, daß sie sich mit einem kleinen Schnäpschen zu erwärmen suchen. Nun kam bei ihr auch noch der Kummer und der Gram dazu und ... na kurz und gut, auf solche Weise ist sie denn nach und nach immer mehr heruntergekommen ...“

Schwarz war tief erschüttert. Die schlichte Erzählungsweise des alten Mannes hatte ihm trotz ihrer Einfachheit ein so ergreifendes und vor allen Dingen wahres Bild aus dem Leben der Großstadt entrollt, daß er lange Zeit an nichts anderes zu denken vermochte.

„Wie ist sie eigentlich zu dem Namen ‚Wrangelbore‘ gekommen?“ fragte er endlich.

„Den haben ihr die Kinder gegeben,“ fuhr Vater Rau fort. „Als es mit ihrem Trinken immer schlimmer wurde, verlor sie ihre Aufwartestellen und zum Zeitungstragen war sie auch nicht mehr zu gebrauchen, weil sie schon ein paarmal in der Betrunktheit die Treppen hinabgestürzt war. Nachher konnte sie die Miete für ihre Stube nicht mehr bezahlen, und als der Wirt sie schließlich vor die Thür setzte, zog sie zu einem Produkthändler in der Wrangelstraße, in dessen Keller sie auch jetzt noch in einem Winkel ihr Lager hat.“

„Wovon lebt sie denn nur, wenn sie nichts verdient?“ fragte der Beamte weiter.

„Nun vom Betteln. Wenn sie nüchtern ist, hilft sie ihren Wirtsleuten auch wohl den Lumpenwagen schieben, doch das kommt natürlich nicht oft vor.“

„Aber warum hat man sie denn nicht ins Arbeitshaus gesteckt, um sie zu bessern?“

„Da haben sie sie schon ein halbes Jahr drin gehabt. Acht Tage hielt sie es nachher auch aus, aber dann war es vorbei, am neunten Tage haben sie sie schon wieder mit dem grünen Wagen nach dem Wolkenmarkt gebracht, weil sie so betrunken war, daß sie sich nicht einmal mehr auf ihren Namen beginnen konnte. Ich will Ihnen sagen, Herr Wachtmeister, wen der Schnapsteufel erst einmal gefaßt hat, den läßt er nicht wieder los. Nie wieder.“

IV.

Am Kopfe des Berliner Intelligenzblattes steht regelmäßig der Polizeibericht. Etwa acht Tage nach der Unterredung mit Vater Rau fiel das Auge des Schuhmanns Schwarz auf folgende Stelle in dem Bericht:

„Am 24. d. M. abends wurde die dem Trunke ergebene, verwitwete Dora Mahler von Schiffen in der Nähe der Dranienbrücke als Leiche aus dem Luisenstädtischen Kanal gezogen. Ob dieselbe dort absichtlich den Tod gesucht oder ob sie in der Trunkenheit in das Wasser gestürzt ist, konnte nicht sofort festgestellt werden. Die Leiche wurde nach der Morgue geschafft.“

„Am 24. d. M. abends...“ Wie kalt und gleichgültig stand das da! Und doch hatte an diesem Abend der metallene Mund der Weihnachtsglocken der armen Dore ihr Totenlied gesungen. Von allen Türmen war es in die klare Winternacht hinausgeklungen: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Auf Millionen Weihnachtsbäumen hatte es in goldenen Buchstaben geleuchtet: „Und Friede auf Erden!“ Aus Millionen und aber Millionen roßiger Kinder Mund war es hinausgejubelt bei dem hellen Scheine der Weihnachtskerzen, und in den Herzen der glücklichen Eltern hatte es in tiefer Bewegung nachgezittert: „Und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Und bei dem allgewaltigen Jubel der ganzen Christenheit, als Himmel und Erde erfüllt waren von den verhöhnungsvollen Worten, mit denen zuerst auf dem Felde von Bethlehem die himmlischen Heerscharen der Welt den Frieden verkündeten, da hatte auch die arme Dore Friede gefunden: ein kurzes, stummes Ringen, einige krampfhaft Griffe in die Luft, dann hatte das eijße Wasser des Kanals ihr den Atem benommen, die dunklen Fluten hatten sich über ihr geschlossen und während sie leise plätschernd weiterzogen, stimmten sie, unbekümmert um die kurze Unterbrechung, von neuem ein in die Töne der Glocken, in das Summen der Weltstadt.

Zum hundertjährigen Geburtstage Justinus Kernalers.

Am 18. September hat die alte Schwabenstadt Weinsberg den hundertjährigen Geburtstag Justinus Kernalers mit großem Pomp gefeiert. Mit vollem Rechte; denn ihm, der über vier Jahrzehnte in ihren Mauern gewohnt und gewirkt, verdankt sie größeren Ruhm, als Bürger, der einst die Mär von ihren treuen Weibern besungen. Auch sonst hat man diesen Tag in deutschen Landen in Ehren gehalten: der Dichter Justinus Kernaler verdient es, in der dankbaren Erinnerung seines Volkes fortzuleben. Er selbst hat freilich nicht an seinen Dichterruhm glauben wollen. In dem launigen „Prognostikon“, welches er im Jahre 1841 sich gestellt, sagt er:

„Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.“

Aber selbst die medizinische Fakultät der Universität Tübingen, welche ihm 1858 zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum ein Ehrendiplom übersandte, gedachte darin des Dichters. In der Aufzählung seiner Ehrentitel nennt sie ihn „den Trost der Kranken, die Geißel der Dämonen, die Wonne der Mäusen.“

Voran steht freilich der Arzt. Charakteristisch für ihn ist es, wie er es geworden. Schon in seinen Knabenjahren, die er sehr ergötlich in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“*) beschrieben, hatte er sich zu den Naturwissenschaften hingezogen gefühlt und Tiere aller Art in seinem Zimmer zum Studium zusammengebracht. Dennoch als er endlich im Herbst 1804 — achtzehn Jahre alt — dem Kontor Valet sagen und auf

die Universität gehen durfte, war es ihm unklar, welches Spezialfach er wählen sollte. Als er nun eines Abends im Mondschein vor Tübingen ankam, war er von der langen Fußwanderung so ermüdet, daß er auf einer Bank unter dem Gefäuel der nahen Pappeln einschlief. Als er erwachte, wehte der Luftzug ihm ein beschriebenes Papier entgegen; es war ein ärztliches Rezept, das der Wind aus einem offenstehenden Fenster des Armenspitals getrieben hatte. In dem zugewehten Blatte glaubte er eine Weisung von höherer Hand zu erkennen. „Dieses Blatt“, sagte er vor sich hin, „ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufes gesandt; du sollst ein Arzt werden!“ Vier Jahre darauf hatte er sein Ziel erreicht. Als ehrenvoll promovierter Dr. med. konnte er nun seinem Wandertriebe folgen. Über Jahr und Tag durchstreifte er die deutschen Lande und Österreich. Im Jahre 1810 ließ er sich als praktischer Arzt in dem Schwarzwälder Wildbad nieder. Von da an bis 1851, wo ihn die zunehmende Blindheit nötigte, seine Stelle als Oberamtsarzt zu Weinsberg niederzulegen, hat er seinen Beruf mit Treue und Selbstverleugnung ausgeübt. Auch eine Reihe medizinischer Werke hat er veröffentlicht. Sein Buch über das bis dahin fast unbeachtete Wildbad, welches neben den chemischen und medizinischen Belehrungen über die warmen Heilquellen desselben die herrliche Natur jenes „unterirdischen Thales“ in poetischer Sprache schildert und die romantischen Sagen aus seiner Umgegend fesselnd erzählt, erschloß die Wohlthaten der „Enzfeh“ zum erstenmal einem weiteren Kreise von Leidenden. Auf zwei anderen Stationen seiner ärztlichen Wirksamkeit — Welzheim und Gailsdorf — gelang es seinen unermüdeten Forschungen und chemischen Untersuchungen, die unter dem dortigen armen Landvolke häufig vorkommenden Vergiftungen durch den Genuß verdorbener Würste in ihren schrecklichen Wirkungen wissenschaftlich darzustellen. Und 1831 war er einer der ersten Mediziner, welcher gegenüber der drohenden Cholera auf die hygienischen Erfordernisse: Licht, Luft und Wasser in den Häusern als auf das Hauptschutzmittel gegen die moderne Pest hinwies. Seinen Patienten war er ein herzlich teilnehmender Freund, der nicht selten ganze Nächte bei ihnen durchwachte. Jedermann hatte ihn lieb. Wenn er morgens seine Gänge durch Weinsberg machte, wurden ihm überall aus den Häusern Grüße zugerufen, und die Kinder sprangen ihm jauchzend entgegen und reichten ihm ihre Händchen.

So hatte sich Justinus Kernaler bereits vielfach als „Trost der Kranken“ bewährt, als eine neue Seite seiner Thätigkeit sich erschloß, welche in dem oben erwähnten Ehrendiplom mit dem Ausdruck: „Geißel der Dämonen“ gekennzeichnet ist. Schon als Knabe hatte er den tierischen Magnetismus kennen gelernt, war selbst in einer schweren Krankheit von einem berühmten Arzte magnetisiert worden, hatte seitdem „magnetische Träume“ gehabt und dadurch eine Vorliebe für die Erscheinungen des Nachtlebens der Natur gewonnen. Varnhagen von Ense, der ihn auf der Universität kennen lernte, schreibt schon damals von ihm: „Seine Augen haben etwas Geisterhaftes — er selbst hat etwas Somnambules, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet.“ Und weiterhin: „Württemberg ist recht die Heimat des Spuk- und Gespenstwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. — Kernaler ist in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der unteren Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volkstümlichen sich mischen. Seine Natur wirkt so entschieden, daß in seiner Gegenwart mehr möglich scheint, als sonst, daß die Empfänglichkeit anderer Gemüter durch ihn wächst.“

So überraschte es denn seine Freunde nicht, als er 1824 die „Geschichte zweier Somnambulen“ erscheinen ließ. Es war die erste und zugleich die frischeste und naivste seiner Schriften auf diesem Gebiete. Aus den darauffolgenden sei hier nur die berühmteste noch genannt, welche seinen Namen rasch in weite Kreise trug: „Die Seherin von Prevorst; Enthüllungen über das innere Leben des Menschen und über das

*) Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Von Justinus Kernaler. Zweiter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Karl Krabbe. 1886.

Hereinragen einer Geisterwelt in die unsre," welche 1829 erschien. Die darin geschilderte, merkwürdige Frau Friederike Hauffe, geb. Wanner, war 1801 in dem württembergischen Dorfe Prevorst geboren. Im neunzehnten Jahre verheiratet, hatten die körperlichen Beschwerden, denen sie seit ihrer Kindheit unterworfen war, von Jahr zu Jahr zugenommen, und sie war zuletzt in einen Zustand höchster Nervenzerrüttung geraten, aus welchem sich der Somnambulismus in ihr entwickelte. Im Jahre 1826 wurde sie nach Weinsberg gebracht, um von Kerner einer magnetischen Behandlung unterworfen zu werden. Aber bald mußte er erkennen, daß für die unglückliche Frau keine Genesung zu erhoffen sei, er war deshalb nur darauf bedacht, ihr Seelenleiden zu ergründen, das unter seiner Behandlung zu sehr auffälligen Ergebnissen führte. Während zweier Jahre gab sie im schlafwachen Zustande allerhand Aufschlüsse über das innere Leben und den Verkehr der Geisterwelt mit den Lebenden zc., bis sie im Mai 1829 zu ihrer Familie nach Löwenstein in der Nähe ihres Geburtsortes zurückkehrte, wo sie bald darauf starb. — Sehr merkwürdig ist, was David Strauß, welcher sich längere Zeit in Weinsberg aufhielt, über das Buch seines Freundes urteilt. Er sagt in seinen „Charakteristiken und Kritiken“: „Für uns ist die Meinung derer gar nicht vorhanden, welche den Thatbestand von Kerners Schrift in der Art angreifen, daß sie teils Betrug der kranken Frau, teils durchgängig falsche Beobachtung des Arztes unterstellen — eine Vermutung, von deren Grundlosigkeit sich zu überzeugen nicht bloß Augenzeugen, wie der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes, sondern alle unbefangenen Leser der Kernerschen Schrift in den Stand gesetzt sind.“ Die Seherin selbst schildert er in folgenden Worten: „Das leidenschaftliche aber edel und zart gebildete Gesicht, von himmlischer Verklärung überglänzt, die Sprache das reinste Deutsch, der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Rezitativ; der Inhalt überschwengliche Gefühle, die bald wie lichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerfloßen, bald stärkere, bald sanftere Lustzüge durch die Saiten einer Aolsharfe, Unterhaltungen mit oder über seltsame oder unselige Geister mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, teilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt, vor uns zu haben.“ — Auf diese seltsame Erscheinung, wie auf die Heilung von Besessenen, welche in den folgenden Jahren von Kerner ausgeführt wurden, näher einzugehen, kann um so eher in diesem Erinnerungsblatte unterbleiben, als Kerner durch sie in der That nur „flüchtig“ fortlebt, während sein dauernder Ruhm seine Poesie ist. „Eine natürliche Poesie," sagt Wilhelm Scherer von ihm, „war seinem Wesen eingepflanzt,

er besaß im höchsten Grade das Talent, poetisch zu leben, d. h. Poetisches zu erleben oder Erlebtes zu poetisieren.“ Man lese nur einmal das oben erwähnte reizende „Wilberbuch," in welchem er von den ersten achtzehn Jahren seines Lebens ein farbenreiches, humorvolles und auf die Kulturzustände der Jahre 1786—1804 helle Schlaglichter werfendes Bild entwirft, und man wird diesem Urteile beistimmen. Auch der Charakter seiner Dichtung erklärt sich zu gutem Teil schon aus diesen Jugenderlebnissen. Durch die Versetzung des Vaters, eines höheren Regierungsbeamten, aus seiner

Vaterstadt, dem neumodischen, langweiligen Ludwigsburg in die mittelalterliche Cistercienserabtei (Klosteroberamtei) Maulbronn gekommen, wurde die Phantasie des neunjährigen Knaben in lebendigster Weise erregt. In hellen Mondschein Nächten liebte er es durch die alten unheimlichen Kreuzgänge zu schreiten und die Erscheinung eines Mönchsgeistes in schwarz und weißer Kutte mit langem Barte zu erblicken. Schon damals fing er an, seine Erlebnisse und Gedanken in Verse zu kleiden:

„Würde wahrlich nicht erschauern,
Schwebet ihr aus Grabesmauern,
In den Kuten, schwarzen, weißen,
In den Bärten, langen, greisen,
Im Gesichte Geistertrauern zc.“

fang der Knabe, der aber dann doch ein andermal, trotz seiner kühnen Herausforderung, von Angst gepackt und in seiner Phantasie von einem fliegenden Mönche verfolgt, die Flucht ergriff und atemlos und geisterbleich im Eternhause ankam. Nach dem Tode des Vaters kehrte der dreizehnjährige Knabe nach

Ludwigsburg zurück und wurde bald nach der Konfirmation auf das Kontor der damaligen herzoglichen Tuchfabrik gethan. Da lebte er nun inmitten unsympathischer Kameraden, und seine nächsten Nachbarn waren auf der einen Seite Verbrecher, auf der anderen Verrückte, mit denen er öfters in Verührung kam, denn das Zucht- und Irrenhaus waren mit der Tuchfabrik verbunden; und während die faden Gespräche seiner Arbeitsgenossen ihn umschwirrten, das Geheul und Kettengerassel der Irren in den Zuchtställen zu ihm drang, saß er von morgens bis in die Nacht auf den letzten Sprossen einer Tuchsleiter. Vor ihm stand ein langer Tisch, auf welchem hohe Berge neu aus der Fabrik hergebrachter Tücher lagen. Für diese Tücher mußte er Säcke von farbiger Glanzleinenwand zuschneiden und sie in dieselben vermittels Bindfadens und einer langen Nadel einnähen. Während dieser Arbeit, die er mechanisch verrichtete, und unter dem Einfluß der Gedichte Höltys, Schillers zc., die er insgeheim las, entstanden seine ersten Gedichte, ja, wie er erzählt, ganze Bücher mit Versen, von denen sich nur wenig erhalten hat. Schon damals drängten sich ihm vielfach Bilder des Sterbens auf. „Auf den Tod einer Nonne“ ist eine seiner jugendlichen Poesien betitelt, die hier mitgeteilt werden mag:

„Ha! Verschwunden ist die Blume,
Die mit Purpur übermalt,
Einsam in dem Heiligtume
Jenes stillen Bergs gestrahlt.
Über dunklen Felsengründen
Blühte sie dem Himmel nah,

Wo, zum Strauße sie zu binden,
Niemand sie ein Jüngling sah.
Doch in ihrem stillen Glanze
Hat ein Engel sie erblickt,
Und sie lächelnd zu dem Kranze
Seines Gottes abgepflückt.“

Viele seiner dichterischen Erzeugnisse aus jener Zeit trugen aber einen scherzhaften Charakter. Sogar ein Lustspiel in Jamben dichtete er damals auf seiner Leiter; es hatte den Titel: „Die zwölf betrogenen württembergischen



Justinus Kerner in seinem 74. Lebensjahre nach einer Photographie aus dem Jahre 1860.



Friederike Hauffe, die Seherin von Prevorst.

same Erscheinung, wie auf die Heilung von Besessenen, welche in den folgenden Jahren von Kerner ausgeführt wurden, näher einzugehen, kann um so eher in diesem Erinnerungsblatte unterbleiben, als Kerner durch sie in der That nur „flüchtig“ fortlebt, während sein dauernder Ruhm seine Poesie ist. „Eine natürliche Poesie," sagt Wilhelm Scherer von ihm, „war seinem Wesen eingepflanzt,

Pastores," demselben lag eine wahre Begebenheit aus damaliger Zeit zu Grunde: die Verschwindelung mehrerer württembergischer Pfarrer durch einen Juden, der sich für einen französischen emigrierten Grafen ausgab und vorschützte, er sei auf dem Wege nach Deutschland seiner Effekten und Gelder beraubt worden, nur eine mit edlen Steinen besetzte Repetieruhr sei ihm verblieben, die er nicht verkaufen dürfe, weil sie das teure Andenken seines guillotinierten Vaters sei, er wolle sie aber als Pfand für eine hohe Summe versehen, die er bald zurückzahlen und das Kleinod zurücknehmen werde u.

In Tübingen kam der achtzehnjährige Student der Medizin in die Luft der Romantik, welche damals die poetisch strebsame Jugend erfüllte. Er fand dort einen Studiosus juris, zu dem er, wie dieser zu ihm sich bald innig hingezogen fühlte; es war Ludwig Uhland, mit dem er gute Kameradschaft schloß, die bis an beider Lebensende dauerte. In den Jahren 1805—1808 erschien die von Arnim und Brentano unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegebene Volkslieder Sammlung. Die beiden Freunde wurden mächtig davon angeregt. Beide verstanden es, die Töne des Volksliedes anzuschlagen und melodische, leicht singbare Lieder zu dichten. Ihre Erstlinge erschienen mit denen anderer Freunde 1807 in dem von ihnen handschriftlich herausgegebenen „Sonntagsblatt für ungebildete Stände.“ So gut wußte Kerner die Art des Volksliedes zu treffen, daß die Herausgeber des „Wunderhorns“ eines seiner namenlos abgedruckten Lieder als ein altes Volkslied aufnahmen; es ist das Lied, welches mit folgenden Zeilen anfängt:

Wir träumt', ich flög' gar bange,
Weit in die Welt hinaus,
Zu Strassburg durch alle Gassen,
Bis vor feins Liebchens Haus u.)

In der von Arnim, Brentano und Görres zu Heidelberg herausgegebenen „Zeitung für Einsiedler“ traten die beiden Dichter zuerst vor ein größeres Publikum.

Noch einem anderen Dichter sollte aber Kerner in seiner Studienzeit nahe treten, dessen Anblick und Verkehr vielleicht dazu beigetragen haben, den melancholischen Tiefsinn zu nähren, der sich späterhin in Kerners Poesie so oft geltend macht. Es war der unglückliche Dichter Friedrich Hölderlin, welcher schon damals völlig geisteskrank, dem jungen Studenten der Medizin zur Beobachtung und Behandlung überwiesen wurde. Glücklicher wirkte auf ihn die Bekanntschaft und Verlobung mit Friederike Ehmann, seinem treuen „Ridele.“ Seine Tochter, Marie Riethammer, hat in ihrem Buche: „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“ dieses Brautidyll sehr ansprechend geschildert. Aus den darin mitgetheilten reizenden Briefen des Dichters ersieht man am besten, wie seine Gedichte entstanden. Auch das vielgesungene Wanderlied „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein,“ das die Wandersehnsucht und Heimatsliebe des deutschen Herzens so

ergreifend zum Ausdruck bringt, und das er auf der Reise nach Heidelberg zwischen Bergen und Burgen gedichtet, findet sich zuerst in diesen Briefen an seine Braut. Marie Riethammer zeigt aber auch, wie über das ganze Eheleben ihrer Eltern bis ans Ende ein dichterischer Hauch ausgebreitet lag, und wir lernen das Haus genau kennen, welches der Dichter 1822 am Fuße der Weibertreue sich errichtet hatte und in welchem er eine Gastfreundschaft übte, welche der Familie oft kaum Platz zum Schlafen ließ. Da kehrten Könige und Fürsten ein: Gustav IV von Schweden, Prinz Adalbert von Bayern, Graf Alexander von Württemberg u. a. Aber auch jeder Wanderbursch und reisende Händler wurde willkommen geheißen. Vor allem war das Haus eine Dichterherberge: Uhland, Schwab, Matthiesson, Tieck und viele andere von nah und fern waren dort häufige Gäste. Lenau hat dort einen Teil seines „Faust“

gedichtet. — Auch nach dem Tode seiner treuen Frau, welcher er in einigen seiner schönsten Gedichte ein verdientes Denkmal gesetzt, hörte die Gastfreundschaft des Kernerschen Hauses nie ganz auf, und noch acht Tage vor seinem Tode, am 13. Februar 1862, hatte er auf den Abend alle Weinsberger Freunde zu sich eingeladen, um mit ihnen das ihm kurz zuvor vom Prinzen Adalbert von Bayern überjandte Münchener Bier zu genießen, wobei er sich lebhaft unterhielt, wie in seinen besten Tagen. — Bis an sein Lebensende hat Justinus Kerner gedichtet, und auch nach der Herausgabe der „Winterblüten“ im Jahre 1859 im „Morgenblatt“ noch immer Verse abdrucken lassen. Es ist vielleicht zu bedauern, daß er die künstlerische Strenge Uhlands, nur das Vollendete mitzuteilen, nicht besaß, und es wäre wünschenswert, in einem kleinen Bande das Beste seiner Poesie in strenger Auswahl vereinigt zu sehen. Daraus erst würde man ganz erkennen, was wir an dem Dichter Kerner besitzen. Die wehmütigen Töne dunkler Schwermut, welche selbst in dem Preise der Tanne und in



Der junge Octavian (Augustus).
Büste im Vatikan.

dem schönen Flachsliede durchklingen, würden darin ausgeglichen erscheinen durch so manches fröhlich helle Gedicht, das jetzt in der großen Sammlung übersehen wird, und durch so manches christlich trostreiche Lied, das ihn von seinen Nachtretern, den Welt Schmerzsängern, scharf unterscheidet. Nur zwei Proben, um dies zu beweisen. Wie anziehend und herzbewegend weiß er das häusliche Glück zu schildern, wenn er singt:

„Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Lust,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Brust.“

Dann drück es fester an das Herz,
Wo's anschlägt bang und laut:
Hab acht! es zieht heraus den Schmerz,
Recht wie ein heilend Kraut.

Blick ihm ins Auge unverwandt,
Tief in den sel'gen Grund:
Hab acht, du siehst das beste Band
Allein in seinem Rund.“

Dann leg es ganz ins Herz hinein
Und schließ das Herz zu,
Und laß nichts andres zu ihm ein,
Hab acht! — so heilest du.“

Und wie ernst ruft er die innerlich Versinkenden zum Kampfe auf, um sie vor Verzweiflung zu bewahren:

Ruf auf, ruf auf den Geist, der tief
Als wie in eines Kerkers Nacht,

*) Ein getreues Faktumile des Liebes in Kerners eigener Handschrift teilt Aime Reinhard mit in seinem höchst lehrreichen Lebensbilde des Dichters: „Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg.“ Gedendblätter aus des Dichters Leben. Zweite Auflage 1886. Tübingen, Osiandersche Buchhandlung.

Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!
Aus hartem Fieselfeine ist
Zu loden ird'schen Feuers Glut.
O Mensch, wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht,
Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht."

Auch der fröhlichen Lust und einem gesunden Humor war Kerner keineswegs abhold. Außer seinem mehrerwähnten „Wilderbuch“ zeugen dafür die „Reisefschatten“, die er 1811 unter dem Pseudonym des Schattenspieler Luchs herausgab und die wohl eines der besten Erzeugnisse der humoristischen Prosadichtung genannt werden dürfen. Besäßen wir aber auch nur die zwei Wanderlieder: „Wohlauf noch getrunken“ und „Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht“ zc. und die beiden Balladen: „Der reichste Fürst“ und „Der Geiger von Gmünd“, so würde Justinus Kerner es verdienen, unter den Dichtern unseres Volkes für alle Zeiten einen Ehrenplatz einzunehmen.

Robert Koenig.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern auf S. 821 u. 827.

Wohl vollzieht sich alljährlich ein Wechsel in unserer Tracht, aber die Mode macht ihre Herrschaft meist in so sanfter Weise geltend, daß wir uns des Wechsels kaum bewußt werden. Erst wenn wir die Bilder unserer Vorfahren betrachten, werden wir uns der einschneidenden Veränderung, die allmählich eingetreten ist, bewußt. Würde doch die Enkelin um keinen Preis in dem Gewande der Großmutter über die Straße gehen.

Drollig ist nun die Vorstellung, daß die spanische Tracht auf die Träger von Kolofolleibern ebenso verwunderlich wirkte, wie die letzteren auf uns.

Der Maler unseres reizenden Bildes, Vincent Stollenberg-Verche, ist ein Norweger (geb. 1837 zu Tönsberg), er studierte aber von 1856—1858 in Düsseldorf. Die Verbindung von Architektur und Genre sind seine Spezialität, in der er die anmutigsten Bilder geschaffen.

Höchst fesselnd wirkt der Kopf des jungen Augustus, der eine Zierde der Vatikanischen Sammlungen ist. Immer wieder sind Bildhauer aller Nationen damit beschäftigt, nach dem Original Kopien anzufertigen, welche das Entzücken der Kunstfreunde bilden. Der spätere feinsinnige Kenner der griechischen Kunst war eben schon als Knabe selbst mit dem ganzen Liebreiz ihrer Schöpfungen umkleidet.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 51.

Schachspielaufgabe.

1. Th 4 — f 4 1. Ke 5 oder
2. Db 6 — d 6 oder g 5 — f 4:
- d 2 — d 4 ♯
- A.
1. ... 1. Tg 7 — f 7 oder — g 6
2. Sh 4 — g 6 oder Tf 4 — f 5
- B.
1. ... 1. d 7 — d 6
2. Db 6 — e 3 ♯
- C.
1. ... 1. Beliebig anders.
2. Db 6 — f 6 oder Tf 4 — f 5 ♯

Bilderrätsel. Ein beherzter Mann.

1. Zweifelhafte Scharade. Nachteil.

2. Ergänzungsaufgabe.

| | | | |
|----------|-----------|------------|---------|
| Acarat | Aragon | Aratus | Arabas |
| Carrara | Charade | Courage | Curator |
| Crato | Ferrara | Herakles | Grade |
| Konradin | Marathynn | Mirafel | Morawa |
| Krafel | Parabel | Piraten | Piraten |
| Pyramus | Saratow | Spirale | Syracus |
| | | Zebramunt. | |

3. Homonym. Korb.

4. Kapselrätsel.

- (1)
Busch und = Hund.
- (2)
Thal Still = Hals.
- (3)
Lösest endlich = Este.
- (4)
Einmal Meine = Alm.
- (5)
Freundes Auge = Esau.
- (6)
Auge mild = Emil.

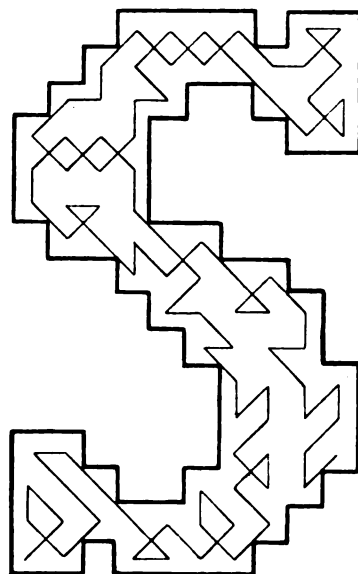
5. Vierzeilige Scharade. Totengräber.

Albertthal — Bertha (Meyerbeers Prophet).

7. Auflösung des Königszugs.

Den Lebensommer, der der Kraft
Thaten läßt entfeigen,
Den Lebensommer, der erschafft
Liebe aus Sehnen und Reigen!
Den Sommer, der aus Keim und Traum
Früchte sieht entspringen!
O wollte, wie im grünen Raum,
Im Leben es erlingen:
Vom Himmel warmer, gold'ner Strahl,
Süßlich blau die Wellen,
Tiefgrünes Laub durchrauscht das Thal,
Glühende Rosen schwellen! Stern.

Schlüssel zum Königszug.



8. Homonym. Schauer.

9. Zweifelhafte Scharade. Briefwechsel.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt der XXIII. Jahrgang des „Dahleim“. Wir ersuchen unsere Leser, das Abonnement, insbesondere das bei der Post, rechtzeitig zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zusendung entstehen kann.

Wir werden den neuen Jahrgang mit einer höchst fesselnden Erzählung von C. von Hellen: „Und dennoch!“ eröffnen. C. von Hellen tritt zum erstenmal vor unsere Leser; dieses reiche, sympathische Erzählertalent hat aber schon vorher in höchst anmutigen, in Buchform erschienenen Dichtungen (Ursula, der Herr Diakonius) weite Leserkreise anzuziehen und festzuhalten gewußt. Auch: „Und dennoch“ wird allseitig willkommen sein. Wir werden ferner im Laufe des Jahres Romane und Erzählungen veröffentlichen von: C. von Wellnig: „Kein Glück!“ Frau Bernhardine Schulze-Smidt (Verfasserin von „Er lebt“): „Der letzte Gast!“ Reinhold Werner: „Schlimme Gefellen!“ Anton von Persall: „Aus der Goldzeit!“ Eugenie Tafel: „Wiedergewonnen!“ A. von der Elbe: „Weltflucht!“ Th. S. Pantenius: „Räthchen Hortensius“ u. a. m. Außerdem wird es natürlich an allerlei lustigen Geschichten von Hans Arnold und anderen fröhlichen Dauten nicht fehlen.

Daß wir den Werken christlicher Liebesthätigkeit auch im neuen Jahrgang unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden werden, brauchen wir unsern Lesern nicht erst zu versichern. Auf diesem Gebiet harret so mancher interessante Artikel seiner Veröffentlichung. Außerdem liegen zahlreiche zum Teil reich illustrierte Aufsätze vor, welche deutsches Leben in Heer oder Marine wie im Fabrikraum oder in der Werkstätte schildern; andere, die deutsches Land in Deutschland und in seinen jungen Kolonien vorführen, und wieder andere, die uns zurückführen in Freude und Leid unserer Vorfahren.

So können wir denn hoffen, daß wir auch in diesem Jahre — unterstützt von so manchem der Besten im deutschen Land — eine reiche Fülle gesunder Unterhaltung und erwünschter Anregung werden bieten können.

Die Redaktion des Dahleim.

Inhalt: Simson und Delila. Schluß. Eine Reichsstadtnovelle von Gottfried Böhm. — Die Brangeldore. Ein Bild aus dem Berliner Leben von Adolf Schulze. — Zur hundertjährigen Geburtsstagsfeier Justinus Kerners. Von Robert Koenig. Mit zwei Porträts. — Am Familientisch: Zu unsern Bildern. — Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 51.

Für die Ausendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Garantur in deutschen Reichsmark gleichzeitig beigelegt ist.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. S. Pantenius.

Verlag der Dahleim-Expedition (Verlag von A. Altmann) in Leipzig. Druck von Julius Altmann in Leipzig.

89124532276



b89124532276a